4° Per. 5 h

(17

Digitized by Google

<36617645930012

<36617645930012

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,

mit

besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen

in

Deutschland.

Siebzehnter Jahrgang.

17
1844

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1844.

Digitized by Google

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Digitized by Google

Alphabetisches

Inhalts-Verzeichniß.

Jahrgang 1844.

A.

Abdel Dschelil, s. Barbareskenstaaten unter Afrika.
Aden Schilderung von – (Nach Harris), s. Asien.
Adler ein merkwürdiger – 1240.
Aerzte, seltsame – in Konstantinopel: 760.
Afrika Aegypten und die anstoßenden Länder Großer Canal: 60. Plan einer Wasserversorgung in der nubischen Wüste: 71. Gründung eines wissenschaftlichen Journals; Canalbau: ibid. Smaragdminen: 88. Der Canal von Suez: 296. Artesische Brunnen zwischen Cairo und Suez: 308. Nachrichten über die Natronseen: 355, 360. Wanderungen in Nubien: Damer: 572, 575. Schendy: 579, 583, 587. Koban, der; Ibrim; Nabe: 623, 627. Reise längs dem Nil: 631, 635. Politische Einrichtung des Landes; Araberstämme; Dongola: 703, 708, 712. Schilderung der Eingebornen; die eigentlichen Nubier und die Araber: 723, 727. Suakin: 759, 763. Berber: 803, 807, 811. Der Schutt in den ägyptischen Städten: 1013. Die Wüste von Nubien: 1021, 1025, 1031. Der Tempel zu Derr; Omm el Hebal: 1037. Daran: 1061. Die thebaische Wüste; Siwah: 1069. Der Osiristempel zu Kalabschi: 1133. Atbara: 1157. Assuan: 1213. Mehemed-Ali-Abad: 1424.
— Abyssinien. Franzosen und Engländer in – 505, 510, 514, 518, 522. Gradams Bericht über Abyssinien: 597. Die französische Expedition nach – s. Chronik der Reisen. Diran: 1001. Nachrichten über A. durch die H.H. Gallinier und Ferret: 1262.
— Barbareskenstaaten. Die Neger in Marocco: 223. Nachrichten über Tripoli: 307. Scenen aus der Steppe von Barca: 705. Frankreich und Tunis: 713. Tuggurt im Wadi Reagb: 769. Betrachtungen über Marocco: 1097, 1102. Der Handel Marocco's mit dem Innern Afrika's: 1143. Die Lage von Tripoli: 1145. Die Geschichte Abdel Dschelils: 1165, 1170, 1173. Spaziergänge in Marocco. Einleitung: 1291. Erster Spaziergang: Tanger: 1295, 1299, 1303, 1307, 1311. Zweiter Spaziergang: Reise nach Tetuan: 1319, 1323, 1327, 1331. Die vier Hauptstämme des Landes: 1335, 1339.
— Algier. Skizzen aus Algier – 1. Die Hospitäler und die Behandlung der Kranken: 3, 7, 11, 15. 2. Die französisch-afrikanischen Truppen: 35, 39. Die Tebibs, s. d. Die Kaffeehäuser von Algier: 437, 442. Alterthümer: 844. Durieu's Ausflug in den Süden und Westen: 961. Verbindung mit dem Innern: 980. Die Dercawi: 1079. Der Handel Als mit dem Innern: 1117, 1121, 1126 Der Handel von El Goleah: 1136. Beförderung des innern Handels: 1252. Grundeigenthumsrecht: 1269. Fromme Anstalten: 1284. Auswanderung von Arbeiterinnen nach – 1232. Der Karogös und die Kaffeehaus-Sängerinnen: 1389. Die Baumpflanzschulen: 1416. Die Juden: 1421, 1456. Einwanderung in –: 1456.
— Negerländer. Die Hanssklaverei an der Negerküste: 99 Nachricht von dem ostafrikanischen Flusse Haines-River: 171. Der Maravi-See: 251. Die Eingebornen von Senegambien: 361. Mozambique: 577 Die afrikanische Guano-Insel Itschiboe: 627, 995, 1096. Erforschung der Ostküste Afrika's: 889. Entdeckungen in Senegambien: 1092. Der Süßwassersee im südlichen Theil: 1357.
— Cap. Ausflug eines schwedischen Reisenden ins Innere: 145, 151. Eine merkwürdige Höhle am Kuruman: 1356.
Ahmed-Pey von Constantine. Erster Abschnitt: 127, 131, 135, 139, 143, 147. Zweiter Abschnitt: 195, 199, 203, 207, 211, 215, 219, 223.
Aleila, die Ramusi: 947, 952, 956, 959.
Albanien, Rumelien und die österreichisch-montenegrinische Gränze: 757.
Ali Usta, Lebensbeschreibung des – 529, 535.
Alpaca, Einführung des – in Belgien: 343.
Amerika, nördliches – Anzahl des Stammes der Tschippewä: 52. Nachricht über das Oregongebiet: 237. Das Land zwischen Missouri und den Felsengebirgen: 357. Der Fluß Brazos: 407. Das Pflanzerleben im Westen: 489, 494, 498, 501 Amerikanische Auswanderung nach Oregon: 816. Notizen aus dem Oregongebiet. 1. Der Oregonfluß: 945. 2 Die Bevölkerung: 969. Auszüge aus dem Werke: Texas und der Golf von Mexico. 1. Neuorleans: 1116, 1119, 1123. 2. Galveston: 1155, 1159, 1163. 3. Ausflug in das Innere: 1183, 1188, 1191, 1195, 1199. Die Indianer unter der Hudsonsbay-Compagnie: 1433.
— Mittelamerika. Mdme. Calderon de la Barca in Mexico: die Dienstboten; die Frauen: 37, 43. Ruinen im Norden: 39. Die Niederlassung der Engländer in Balize: 57. Die Stellung von Yucatan: 292. Die Landenge von Panama: 241, 246, 250,

Digitized by Google

254, 257. Etwas über die Verbindung des atlantischen Meeres und der Südsee: 268. Weg über den Isthmus von Panama: 412. Skizzen aus Mexico: die Tertulias; das Rauchen der Damen: 457; Besuch einer Silbergrube: 465; Pferde und Maulthiere: 517. Die belgische Colonie von Santo Thomas: 553. Die Blattern in Mexico: 645. Wanderung durch Centralamerika: 649, 654, 657, 661, 666, 670, 673. Zwei Nächte im südlichen Mexico: 753, 758, 762, 766, 770. Scene aus Nordmexico: 941. Panama und Nicaragua: 964. Der Isthmus von Tehuantepec: 1020. Garella über den Isthmus von Panama: 1120. Messungen an dem Isthmus von Tehuantepec: 1121. Katholische Mission in Guatimala: 1184.

— Westindien. Die Negerverschwörung auf Cuba: 491. Bemerkungen über diese Insel: 761. Der Negeraufstand auf Dominica: 869, 1253. Die Arbeiterversorgung: 905. Die Folgen der Julusrevolution auf Martinique: 1178. Der Negerjargon daselbst: 1187. Die Insel St. Lucia: 1231.

— Südamerika. Die chilenische Provinz Coquimbo: 123. Schilderung der Begebenheiten der Revolution in Columbia: 321, 326, 330, 334, 338, 342, 346, 349. Die Stadt Carmen am Rio Negro: 416. Eine Zusammenkunft mit den Araucanos: 487, 491, 495, 499, 503, 507, 511. Die Laplatastaaten: 565. Dampfschifffahrt auf den Gewässern der Banda Oriental: 575. Cartago: 693, 698. Ein Ausflug an den See Guattvata: 701. Lapaguiera und seine Umgebungen: 707. Das Gnadenbild zu Chiquinkira: 749. Hamiltons Erinnerungen an Columbien. Erster Abschnitt: 965, 969, 975. Zweiter Abschnitt: 1065, 1070, 1074. Dritter Abschnitt: 1109, 1114, 1118. Vierter Abschnitt: 1141, 1146, 1150, 1153. Der Bund von Montevideo und den benachbarten Provinzen: 1032. Montevideo und Paraguay: 1045. Die Schifffahrt auf dem Amazonenstrom: 1193. Smyths Reise von Lima nach Paca. 1. Fahrt auf dem Huallaga: 1197, 1201, 1206, 1210, 1213. 2. Aufenthalt zu Sarayacu: 1217. 3. Abfahrt von Sarayacu; Marañon: 1249, 1254, 1257. Nachrichten über Bogota: 1227, 1231, 1236. Eine Procession und ein Klostee: 1247. Etwas über Caraccas: 1353.

— Vereinigte Staaten. Die Botschaft des Präsidenten Tyler: 41, 46. Etwas über den Nachdruck: 149. Arbeiten der New-Yorker historischen Gesellschaft: 368. Der New-York- und Erie-Canal: 385, 390. Amerikanische Spracheeinigung: 512. Die Native Americans: 819. Ueber den Anschluß von Texas: 841, 846. Wollerzeugung 872. Zunahme der Fabrikstadt Lowell: 900. Schulden: 920. Zahl der Sklaven: 924. Baumwollenausfuhr: 956. Amerikanische Dampfschifffahrt: 1228. Ein Fortschritt der Sklavenemancipation: 1280. Eisenindustrie: 1292. Einwanderung aus England: 1440.

— Brasilien. Zwei Arten von vegetabilischem Wachs: 51. Brasilien im vierten und im Anfang des fünften Jahrzehnts des neunzehnten Jahrhunderts: 277, 281, 286. Die Lage B.s im Jahre 1844. 1. Rio Janeiro und die Provinz Minas Geraes: 853, 858, 862, 866, 869. 2. Die Regierung, die Kammern und die Gesellschaft: 881, 886. 3. Verwaltung, Industrie und Handel: 897, 902.

Antisslavery-Society, die — und die westindischen Inseln: 271. Nachricht von dem Stande der — 647.

Aquileja, Nachricht von dem alten — 373.

Araucanos, eine Zusammenkunft mit den — s. Amerika.

Artesische Brunnen zum Behuf der Bewässerung: 412.

Asien. Japan. Die holländische Sprache die gelehrte Sprache der Japaner: 328. Ueber den Plan einer holländischen Gesandtschaft nach —: 581.

— China. Englisch-chinesische Schule auf Hongkong: 9. Schilderung von Hongkong: 245. Spanische Missionäre von 1000 Jahren: 328. Ein Besuch auf der Insel und in der Stadt Amoy: 337. Der Porcellanthurm und die Königsgräber bei Nanking: 525. Denkschrift des Mandarinen Schu über den engl.-chines. Krieg und die Zustände seines Landes: 609, 614, 618, 621, 626, 629, 634, 637. Skizzen aus — 1. Tschamu in der Provinz Fokien: 689, 694. 2. Tschintschiu. 3. Tschusan: 733, 4. Schanghai: 741. 5. Ning-po-fu: 793, 797. 6. Die Hauptstadt von Futschuen: 981. Ein chinesisches Kunststück: 872. Etwas über die Religion der Chinesen: 949, 955. Ueber die Entwerfung einer neuen Karte von —: 1149. Behandlung der Cholera: 1221. Das Atelier eines chinesischen Malers: 1237, 1244. Der Canton- oder Tigerfluß: 1365.

— Indien. Skizzen aus — (Nach Davidson): 17. Der indische Pferdehändler: 91. Ueber die Bekehrung von Ceylon: 207. Die Wedahs in C.: 211. Die Rodiyas: 216. Die Höhlentempel in J.: 217. Wölfe in J.: 263. Die Veste Gwalior: 336. Ein Aufenthalt von Madras: 339, 344, 348. Die Patans in J.: 381. Die alten Seen und Deiche auf Ceylon: 421. Zauberei und Aberglaube in C.: 445. Bestreben die Menschenopfer unter den Khunds abzuschaffen: 460. Reichthum der Parsen in Bombay: 468. Die Tempel von Dambul auf Ceylon: 497. Kunstfertigkeit der Eingeborenen: 559. Theebau im Dheyra-Dhun: 612. Die Höhlen von Ajunta: 640. Das Vorrücken Rußlands gegen Indien: 653. Die Räubebanden in J.: 767, 771. Kuliauswanderung: 796. Krappbau: 804. Die Kasten in Indien. 1. Allgemeine Eintheilung und Unterabtheilungen: 857. 2. Die rechte und die linke Hand: 877. 3. Die verworfenen Kasten: 893, 898. 4. Die Wanderkasten: 917. Die Mahratten im Westen: 1055, 1059, 1063, 1067, 1071, 1075, 1079, 1083, 1087. Verhältnisse in Ostindien. 1. Allgemeine Bemerkungen: 1221, 1226, 1230. 2. Die Armee: 1301, 1305. Die Vergifter: 1317. Die Badagaleute auf den Nilgherris: 1337. Schlechte Erwartungen vom Theebau in Assam: 1396. Die Pagoden von Ramisue: 1413.

— Indischer Archipel. Bekämpfung der malayischen Seeräuber: 532. Vorschlag zu einer deutschen Ansiedlung auf Borneo: 576. Mittheilung über die Bewohner von Java und Celebes: 1099, 1104, 1108, 1111. Verhältniß der Engländer und Holländer auf Borneo: 1204. Neue Unternehmung der Engländer gegen letztere Insel: 1400.

— Persische Länder. Politische Verhältnisse in Afghanistan: 77. Die Belagerung von Herat. (Nach russischen Berichten): 561, 566, 569. Persische Skizzen. 1. Teheran: 805, 811, 814, 818, 821. 2. Religiöser Zustand: 829, 834, 838. 3. Der administrative und politische Zustand: 845, 850. Das persische Theater: 901, 906, 910, 914, 917, 921, 925. Notizen über den Schah von Persien: 1163. Die Städteverwaltung Centralasiens: 1461.

— Arabische Länder. Wanderung durch Südarabien: Reise von Dschidda nach Taif: 19, 24, 27, 32. Taif; Mekka: 47, 51, 56. Sitten und Gebräuche der Mekkaer: 63, 68, 72, 75. Handel und Tempeldienst in Mekka: 83, 87, 91. Die Stämme um Mekka: 107. Ueber die Unfälle der Pestoelanee: 80. Verkehr der Araber mit Indien: 393. Streitkräfte des Pschaliks Bagdad: 495. Der Missionär Samuel in Bassora: 601. Schilderung von Aden. (Nach Capitän Harris): 731, 735, 740, 743, 748, 752. Damaskus: 891, 895, 900, 904, 907, 911. Die Verhältnisse in Mesopotamien: 977, 982, 986, 90. Obermesopotamien: 997. Die Druse: 999, 1004, 1007. Der Meidan von Damaskus; ländliche Bevölkerung; der Aga des Quartiers; ländliche Lustbarkeiten: 1263, 1267.

— Transkaukasien. Witterung: 364. Die alten Denkmäler von Tiflis: 429, 434, 438. Alte und neue georgische Städte. (Nach Josselian): 835, 847, 852, 856, 867, 888, 940, 951, 963, 967, 971, 973.

— Sibirien. Einiges über die Tungusen. 1.: 317. 2.: 329. Goldgewinn im östlichen S.: 356. Die Goldsandlager: 417. Ethnographische Erforschung des Landes: 449. Die Tungusen im Kreise Nertschinsk: 455. Lehranstalten in Irkutsk: 752. Physische Epidemie bei den Buräten an der Lena: 817. Ungeheurer Ertrag eines Goldsandlagers: 1428.

Ateschgah, biographisches Werk über die persischen Dichter: 97.

Aussatz, Auftreten des — in Canada: 596.

B.

Baikalsee, der —: 885, 889, 894.

Bataillon, eine Geschichte aus den Pampas: 420, 423, 427, 431, 436, 439.

Digitized by Google

Batterie, unterseeische –: 584.
Baumwolle, die ameeikanische und ostindische –: 669.
Beke, Reclamation Dr. –s: 1275.
Belgead, Eindruck des türkischen –: 1162.
Bernstein, im südlichen Rußland aufgefunden: 33.
Bettler, die – in Mittelasien: 1344.
Bezahlung, ungeheure – für ein Musikstück: 1000.
Bienen, neue Art –: 28. Dieszüheige Industrie der –: 1264.
Birkenwälder, die – im Norden: 569.
Blitz, merkwürdige Wiekung eines –es: 156.
Bogah-Baum, dee –: 435.
Branntweintrinken, Mittel gegen das –: 340. Das – der Bauern im nördlichen Rußland: 549.
Bui-Spiel, das – in Jaroslaw, s. Rußland.
Bulgaeen. 1. Die – Ausbreitung des Volks: 169. 2. Eintheilung der Bevölkerung; Städte und Dörfer: 189.

C.

Caeous, die – in der Bretagne: 621.
Caraiben-Albino, ein –: 779.
Carenci, das Souterrain von –: 432.
Carmen, die Stadt – am Rio Negro, s. Amerika.
Ceylon, s. Asien.
Chronik der Reisen. Hr. A. Deleffert in Indien: 59. Robert Schomburgks neueste Reise in Guiana: 95, 99, 104. Anchee d'Eloy's Reisen im Orient: 311, 316, 319, 323, 327, 332. Middendorfs Reise im nordöstlichen Sibirien: 375, 379, 383, 387. Nachtrag: 391, 395, 399. Reisen in Südamerika: Besuch der deutschen Colonie Sao Leopoldo; die Bucros: 535, 539, 543, 547, 551, 555, 559, 563. Michael Kottlers Reisen im europäischen Rußland und in Sibirien. Zweiter Abschnitt: 595, 599, 603. Dritter Abschnitt: 643, 647, 651, 655, 659, 663. Vierter Abschnitt: 775, 779, 783, 787, 791, 795, 799. Die französische Expedition nach Abyssinien: 607. Ein Aufenthalt in Cochinchina: 816, 819, 823, 827. Johnsons Reise in Abyssinien. 1. Tadschura: 831, 835. 2. Reise von Tadschura nach dem Salzsee: 839, 843, 847. Dvidiopol; Dniestr; Akerman: 855, 859, 863, 867, 871, 875, 879, 883. Tschichatschews Reise über die Anden und durch die Pampas. 1. Reise über die Anden: 979, 983, 988, 991, 995. 2. Ritt durch die Pampas: 1023, 1027, 1031, 1035, 1039, 1043, 1047, 1052. Reise eines russischen Officiers um die Welt. 4. Fahrt von Manilla nach Kamtschatka und Aufenthalt daselbst: 1203, 1207, 1211, 1215.
Columbus, ein Porträt von –: 255.
Comorn, Besuch der größten unter den –-Inseln: 1168. Die Bewohner der –: 1199.
Communismus, etwas über den –: 785.
Corinthen, der Bau der – auf den jonischen Inseln: 1043.
Corfica, einiges übee – (Nach Blanqui): 1179. Wendettageist: 1240.
Cyrene, Ruinen von –: 1077.

D.

Damascener, über die –-Klingen: 675.
Damascus, Bewässerung und Umgebung von –: 1285; s. auch Asien.
Dampf, übee den – als Mittel zum Löschen: 347.
Dampfschifffahet, die – auf dem Parana: 113.
Dguano, die Bauern in der Nähe von –: 340.
Drachenfest, Darstellung des –s in England: 1440.
Dschangir, der Chan der innern Kirgis-Kaisaken-Horde: 711.
Dschennat und Boka, eine tschetschnische Novelle: 125, 130, 134, 138, 141, 146, 149, 153.
Duino, das Schloß – in Istrien: 507.

E.

Eigenthumsrecht, das – des Staats an gewisse Urkunden: 683.
Einhoen, Nachweisung dee Existenz des –s: 545.
Eis, über das – in der Südsee: 76. Handel mit – in Nordamerika: 1111.
Eisenbahnen, die – und die Geldmacht: 745.
Elephant, über die verschiedenen Namen des –en: 197.
Embarek, Lebensgeschichte des Sidi –: 773, 778, 782, 786, 790, 794, 797.
England, easche Zunahme des Kohlenbetriebs im nördlichen –: 11. Nationalmusik: 64. Neumodische Tauschhandel ibid. Armenunterstützung: 68. Betrag der Peeise bei Wettrennen ibid. Verbindung zu einer Eisenbahnreform: 108. Der Rapelub: 112. Zahl der Katholiken: 132. Fälschung von Lebensmitteln: 139. Sir Hudson Lowe's Papiere: 144. Englische Sports: Einleitung: 173, 179. 1. Pedestrianism: 181, 186. 2. Das Boren: 209, 214, 218, 222. 3. Ringen: 233. 4. Ballspiel: 261, 266. 5. Nationalgymnasium: 301. 6. Wasseespiele: 309, 314, 318, 322. 7. Wettrennen: 353, 357, 361. 8. Die Jagd: 389, 394, 398. 9. Schießübungen: 413. 10. Das Angeln: 418, 422, 426. 11. Die Hahnenkämpfe: 430. 12. Hündisches: 433. Condors nach E. gebracht: 184. Angekündigter, aber nicht vollzogener Verkauf des Parks von Chillingham: 192. Die Eeöffnung des Parlaments: 193. Die Samminngen dee letzten englischen Südpolar-Expedition: 199. Strenge der Patentgesetze: 240. Neue aechäologische Gesellschaft: 244. Historischer Congeeß: 256. Denkmal für Sie W. Scott ibid. Der jetzige Zustand des englischen Theaters: 293. Carricaturen: 312, 496, 632, 984. Etwas über den englischen Zuckerhandel: 325. Vermehrung der zoologischen Sammlungen im brittischen Museum: 331. Zahl der den Tunnel der Themse Passirenden: 332. Ueber den Tabak- und Theehandel: 360. Lord Ashley's Vorschlag zur Verminderung der Arbeitsstunden in den Fabriken: 377. Ueber neuere englische Dichter: 405. Chinesische Merkwürdigkeiten in London: 456. Die niedern Classen und das Parlament: 485, 490. Ueber die Arbeitseinstellung der Kohlenarbeiter an der Tyne: 516. Das chinesische Opiumeauchen und die Parlamentsdebatten: 520. Gefangenschaft des Dampfboots Britannia: 524. Die Engländer und die Ausländer. Einleitung: 541. 1. Die Engländer und die Franzosen: 546, 550, 554, 557. 2. Die Engländer und die Deutschen: 573, 578, 582, 586. 3. Die Engländer und die Nordamerikaner: 593, 598, 602, 605. Die Gesellschaft der Freunde zur Unterstützung hülfsbedürftiger Fremden: 556. Thätigkeit der Gegner der Verbindung zwischen Staat und Kirche: 576. Posteinkünfte: 583. Missionsgesellschaft für die Heimath: 592. Bücher für die arbeitenden Classen: 600. Foetschritte der Wasserheilkunde: 608. Unterstützung des Bankiers Brown in Liverpool durch die Regierung: 616. Der Freibrief der englischen Bank: 617. Zollbetrügereien: 636. Lungenschwindsucht: 640. Die Sammlungen für die schottische Kirche: 644. Maaßregeln dee Regierung gegen das Wetten: 656. Die englischen Zuckerzölle: 697. Punch über die englischen Missionäee: 700. Schwindsuchtsspital: 724. Die Witterung ibid. Eisenbahnverbindung zwischen London und Newcastle: 756. Kaffeeeinfuhr: 768. Kirscheneinfuhr ibid. Vorschlag zu einee afrikanischen Compagnie: 789. Das Eisenbahngesetz: 825. Bereicherung der Nationalgalerie: 836. Gefangenschaft wegen Schulden: 840. Zahl der Guanoschiffe ibid. Werth des Gold- und Silbergeschirrs im Windsorschloß ibid. Orfoeder Aechitekturgesellschaft: 860. Transport des Leuchtthurms von Sutherland: 884. Die Nelsonsaule: 892. Maschinenkraft: 928. Niederer Fahrpreis auf Eisenbahnen: 932. Verbrechen der Frauen ibid. Fortschritte der Seedampfschifffahrt: 987. Cistercienserkloster: 1000. Nachricht über Warners Zerstörungsmaschine: 1012. Beschäftigung des Volks: 1025. Die Kohlenlager: 1028. Notizen über die englische Bevölkerung: 1049. Die archäologische Gesellschaft: 1056. Die englische Flotte: 1072. Die barmherzigen Schwestern: 1076. Das englische Eisenbahnwesen und seine jetzige Gestalt: 1101, 1106. Plan zu einer großen atmosphärischen Eisenbahn: 1112. Die brittische archäologische Gesellschaft: 1125. Nasmyths Kriegsdampfboot: 1128. Zustand der Feldarbeitee: 1137. Kohlenerzeugung: 1140. Zustand dee Städte in Bezug auf Reinlichkeit: 1152. Bau von

Digitized by Google

Kriegsschiffen in England: 1168. Die Colonial Gazette: 1169. Eisenbahnausgaben und Einnahmen: 1192 Beschränkung der Papiercirculation: 1201. Ueber die Naturforscherversammlung zu York: 1223, 1239, 1271, 1275, 1279, 1284, 1363, 1368, 1372, 1384, 1388, 1392, 1395, 1400, 1404. Chinesischer Granit: 1380. Schwere Lacalabgaben: 1432. Unglaublich wohlfeiles Reisen: 1436.

Eon, Chevalier b'–: 916.

Epidemie, psychische – bei den Baräten an der Lena; s. Asien.

Erfindungen. Neue Gasbeleuchtung und Gasheizung: 16. Neue Rechenmaschine: 56. Bretter aus Kautschuk und Kork: 160. Schnelle Daguerreotypie: 164. Uebertragung der Lichtbilder auf Stein: 168. Eine neue explodirende Kraft: 175. Aeolische Seesignale: 220. Neue Bomben: 519. Neue Papierfabrication: 524. Der Revertor: 644. Neue Verbesserung in der Eisenerzeugung: 655. Weizenstrohpapier: 784. Tannenzapfen zum Gerben verwendet: 800. Wasserbauten vermittelst pneumatischer Kraft: 923. Fäden aus Aalhaut: 924. Anwendung der Elektricität zum Eisenschmelzen: 948. Telegraphen auf der See: 968. Wiederbenützung alter Seide: 1016. Ericsons Caloric Engine: 1092. Neues Rettungsboot: 1132. Nähmaschine: 1196. Neue Filtrirmaschine ibid. Maschine zum Setzen und Verwerfen der Buchstaben ibid. Neue Straßenart: 1272. Verwendung von Kohlenstoff: 1288. Dampfpfeife ibid. Verbesserte Stahlfedern: 1436.

Exacostüm in Irland: 1116.

F.

Fahrt, eine – auf dem rothen Meere: 1251.

Finnland, Nationalgeist in –: 400. Bemerkungen über die Stellung –s: 837.

Frankreich. Merkwürdiges Hüttenwerk in St. Dizier: 44. Ueber Erhaltung von Alterthümern: 48. Die Lehrstühle der französischen Akademie: 117. Veränderung des Klima's: 148. Legislative Maaßregeln gegen den Handelsbetrug: 204. Kunstschule für Bauleute: 224. Zunahme des Postverkehrs: 260. Staatsgrundeigenthum: 284. Ein französischer Cercle: 313 Die religiöse Malerei: 409. Secundärunterricht: 472. L'hôpital des incurables femmes et les sœurs de charité catholiques: 521, 525, 530, 533. La maison des diaconesses protestantes: 537, 542. Beispiel wunderlichen Tättowirens: 568. Gelehrte Eitelkeit in Paris: 588. Antiquarische Nachrichten: 615. Bierverfälschung: 716. Statistik des Primärunterrichts: 824. Die Post: 844. Die Ausstellung: 848. Der Krieg mit Marocco: 861. Pariser Excentricitäten: Aler. Dumas; der ewige Jude; Mickiewicz: 865. Skizzen aus –: 1. Dauphiné: 919, 924. 2. Orleans: 928. 3. Ausflug in die Provence: 931, 936. Silbererz: 920. Sammlung der Akademie der Inschriften: 929. Arbeitervereine zu gegenseitiger Unterstützung in Paris: 930. Französische Städte. (Nach Blanqui): 989, 994. Die Galeerensklaven: 1009, 1013, 1018. Die Eisenproduction: 1047. Die Beförderung der indischen Post: 1064. Die französische Flotte: 1072. Reisbau in der Camargue: 1076. Forschungen über das französische Mittelalter: 1113. Kohlenerzeugung: 1140. Seidenbau: 1204. Preisschrift auf Colbert: 1276. Pflanzensendung aus Guiana: 1316. Tabakeinkauf der Regierung: 1392. Die Colonie Mettray: 1432. Pensionsanstalt für Arbeiter: 1460. Denkmal Parmentiers ibid.

G.

Galveston und seine Bay: 401. S. auch Amerika.

Gambier-Inseln, Nachrichten über die – s. Oceanien.

Georgien, s. Asien.

Gesellschaft, die asiatische in London: 129. Die amerikanisch-orientalische: 477, 483. Die ethnographische – zu New-York: 524. Wissenschaftliche – zu Alten in der Finnmark: 544. Die Camden –: 552. Die brittische archäologische – ibid. 776. Die British and foreign Bible Society: 560. Die Medaillen der Londoner geographischen –: 664. Versammlung der nordischen Alterthums – in Kopenhagen: 739. Die brittische archäologische –: 776. Jahresbericht der asiatischen – zu Paris: 1081, 1085, 1090, 1093. Eine syrisch-ägyptische – in London: 1156. Eine hellenische – in London: 1288. Erste Sitzung der syroägyptischen –: 1420.

Glaciarium, das – in London: 508.

Golfstrom, über den – und einige andere Meeresströmungen: 1229, 1234, 1238, 1242.

Graham, die Stadt – s. Kolonialnachrichten.

Griechen, sind die Neugriechen slawischen oder hellenischen Ursprungs? 369, 373, 378, 382, 386. Cyprien Robert über die –: 1273, 1278. Der Zug der 10,000 –: 1327.

Guano-Insel, die – Itschiboe, s. Afrika.

H.

Hängebrücke, prächtige – in London: 912.

Handelsverkehr über den – zwischen Nordamerika und Europa: 369.

Harris, Reise des Major – in Abyssinien: 81.

Herat, die Belagerung von – (Nach russischen Quellen), s. Asien.

Heuschreckensturm, der –: 1195.

Hinrichtungen, Abschaffung öffentlicher –: 472.

Höhlendünger, der –: 728.

Holzschnitt, der älteste –: 1384.

Hong-kong, Schilderung von – s. Asien.

Honolulu, die Hauptstadt von Oahu, s. Oceanien.

Hosenbandorden, Unkosten des –: 1444.

Houston, Samuel – Präsident von Texas: 1241.

Hudsonsbaycompagnie, die – und das Oregongebiet: 249.

J.

Javathee, Erzeugung von –: 1173.

Jararies, ein ehemaliger Arm des –: 1456.

Jeanne, die Gräfin –: 668.

Jerusalem, ein Vorfall in –: 633, 639.

Johnston, Dr. –s Reise nach Abyssinien: 826.

Jonische Inseln, die – 1. Corfu: 1127, 1131, 1135, 1139, 1143, 1147, 1151. 2. Santa Maura: 1167. 3. Thiaki: 1172. 4. Cephalonien: 1176. 5. Zante. 6. Cerigo. 1180.

Irland, das Beindaus in –: 27. Statistische Angaben über –: 341. Torfmoore: 764. Glendalough: 777. Der Torfmoor von Allen: 1185. Etwas aus Johnsons Tour in –: 1352.

Isly, das Gemälde der Schlacht von –: 1456.

Istrien, die slawischen Bewohner –s: 511.

Italien. Schilderung der neapolitanischen Provinzen Basilicata, Capitanata, Terra di Bari, d' Otranto u. s. w. Dritter Artikel: 17, 21, 26, 30, 34, 38, 42. Vierter Artikel: 61, 65, 70, 74, 78, 82, 86, 89. Fünfter Artikel: 101, 106, 109, 114, 118, 121. Skizzen aus Ober –: Venedig: 155, 159, 163, 167, 171, 175; Mailand: 283, 288; von Verona nach Padua: 296, 300; von Padua nach Venedig: 304; von Verona nach Mailand: 304, 308; von Mailand nach Chamouni: 471, 475, 479. Ausflüge in die Umgegend Roms. 1. Die römische Campagna: 185, 190, 194, 198, 202, 205. 2. Streiferelen durch das Sabiner- und Albaner-Gebirge: 225, 230, 234, 238. Bemerkungen auf einer Reise durch Sicilien im Sommer 1843: 709, 714, 718, 722, 725. Neapolitanische Spitzbubenschliche: 1033. Ausflug durch Italien: 1041, 1046, 1050, 1054, 1057, 1062. Etwas über italienische Belletristik: 1345. Cosenza: 1369. Die Umgebung von Reggio: 1435. Volterra und seine Umgebung: 1437.

Inden, Bewegung unter den – in England: 608

Jütland, die Nordwestküste von –: 137.

K.

Kaffee-Erzeugung, über die –: 1100.

Kalmükensteppen, das Klima in den –: 664.

Karapapaken, die –: 464.

Kaspisches Meer, der nordöstliche Theil des –es: 243, 247, 251, 255. Skizzen vom – 1. Von der Insel Sara: 397. 2. Lenkoran: 401. 3 Baku: 402. 4. Astrabad: 406. 6. Aschur-Ade ibid. 7. Apscheron: 410. 8. Astrachan: 411.

Keg, die Insel – im weißen Meere: 1067.

Kekokali, ein neues Säugethier: 16.

Kirche, große eiserne –: 44; eine ähnliche für Jamaica in England gebaut: 1284.

Digitized by Google

Kirgisensteppe, das Klima der –: 1315, 1317, 1321, 1326, 1329.

Kislár, Mittheilungen über – 1. Die Steppennatur jenseits des Terek; die Stadt; Häuser; Straßen; Tataulen; Bazare; Pappelmädchen; der Terek: 111, 115, 119, 124. 2 Sagen über den Namen der Stadt; Ansiedlungen der Griechen, Tataren und Russen am untern Terek; Gründung der Stadt; Einfall der Berydewohner: 183, 187, 191.

Kolonialnachrichten. Lage der Dinge in Canada: 21. Flucht von Negern aus Französisch-Westindien: 104. Zuckerausfuhr aus Englisch-Westindien ibid. Theebau auf Mauritius: 156. Landverkauf in Canada: 404. Zunahme von Neusüdwales: 452. Allgemeine Bemerkungen über die Colonien: Neusüdwales: 453, 781; Neuseeland: 461, 467, 937, 944. Unterwerfung der Boeren unter die englische Regierung: 652. Einfluß der Missionäre in Neuseeland: 804. Neue Stellung der Dinge in Canada: 809. Nachrichten vom Cap: 895. Metallminen in Südaustralien: 896. Klagen über die Missionäre in den englischen Colonien: 907. Die Stadt Graham: 933. Bündniß der Engländer auf dem Cap mit den Geiquas: 1036.

Kunstausstellung, die – im Louvre: 417.

Kuran, Beschiffung des –: 1412.

Kurgane, über die – Erster Artikel: 1425, 1431. Zweiter Artikel: 1441, 1447.

L.

Läufer, ein neuer norwegischer –: 1083.

Lagunen, etwas über die – Venedigs. I.: 367, 372. II.: 403, 407, 411.

Landhausirer, der – eine finnische Skizze: 957, 962, 966.

Lappen, eine Begegnung mit –: 25.

Lazzaro, die Insel San – bei Venedig: 567.

Letten, die kurischen – in ihren vormaligen und heutigen Gewerbsbetrieben dargestellt: 589.

Limonenpflanzungen, die – am Gardasee: 761.

Löwenjagd, eine – bei den Azebo-Gallas: 1257.

London, die Metropolitan-Association: 84. Brod- und Mehlverbrauch: 128. Die Brodpreise: 959. Skizzen aus – (Von Gambihler.) 1. Die Hinreise: 1017. 2. Die Bevölkerung Londons unter dem statistischen Gesichtspunkt einer Bürgerschaft: 1073, 1078. 3. Das Colosseum: 1085. 4. Das neue Parlamentshaus: 1161. 5. Die Gesellschaft zur Verbreitung religiöser Tractätchen: 1177, 1182. 6. Volksschulwesen: 1261, 1266. Aufhöhung des Bodens: 1084. Die Beleuchtung der Stadt: 1096 Vereinigung zum frühen Schließen der Läden: 1304. Polyglotten-Institut für Handels- und juridische Documente: 1308. Zunahme der Sterblichkeit: 1336.

M.

Madeira, einige Bemerkungen über das Klima von –: 248.

Malerei, die religiöse – in Frankreich, s. d.

Märtyrer, zwei – in Cirta: 1416.

Mammuthhöhle, Ausflug nach der – in Kentucky: 671, 675, 679, 683, 687, 691, 695, 699.

Mandracchio, der – bei Piranv: 523.

Marawi, der See – im südlichen Afrika, s. d.

Melusine, Nachricht über das Schloß der –: 849.

Menschenhandel, der neue – 1. Die Kuli-Auswanderung: 93. 2. Die Einfuhr von Chinesen in Westindien: 109. Weißer – in Brasilien: 1123.

Menschentiger, die – in Indien: 1393.

Miösvand, der – in Norwegen: 1049.

Mönchsritter, neue –: 1296.

Mogadur, der Name –: 1024. Zeit der Erbauung der Stadt: 1084.

Mongolenländer, die –: 1409.

Monolith, der – zum Sarkophage Napoleons: 1236.

Montenegriner, die – Eine Erzählung aus der neuesten Zeit: 259, 263, 267, 271, 275, 279.

Moskau, Bevölkerung von –: 32.

Münzen, die – der goldenen Horde, siehe antiq. Notizen. Verkauf von – in London: 1044.

Mumienweizen, Anbau von –: 976.

N.

Natronseen, Nachricht über die – in Aegypten: 355, 360.

Neger, die – in Marocco, s. Afrika. Auswanderung der – aus Sierra Leone nach Westindien: 504.

Nestorianer, über die Unfälle der – s. Asien.

Nio, etwas über die Insel –: 29.

Notizen, antiquarische – Himjaritische Inschriften: 5. Neue Ansicht von ägyptischen Königsnamen: 13. Alte Begräbnißweisen in England: 105. Alterthümer im Schelif-Thal: 120. Ueber ein silbernes Gefäß im Besitz des Grafen Stroganoff: 191. Antiquarische Nachrichten aus Frankreich: 203. Etwas über georgische Münzen: 219. Auffindung eines gallischen Grabes in Frankreich: 224. Die Trümmer einer gallorömischen Stadt: 228. Etwas über die Pyramiden in Mittel- und Unterägypten: 236. Inschriften zu Delphi: 244. Büste des Königs Ptolomäus von Mauritanien: 256. Das Chimäragrab im Xanthus-Thal: 279. Etwas über amerikanische Alterthümer: 280. Die Münzen der goldenen Horde: 288. Etwas über die eugubischen Tafeln: 315. Die Münzen des Herzogs von Devonshire: 396. Christliche Katakomben in Griechenland: 468. Untersuchungen über celtische Alterthümer in Skandinavien: 480. Das alte Vetulonia: 528. Die Höhlentempel zu Ellora: 599. Etwas über gemalte Vasen: 661. Die celtische Sprache: 701. Goldbilder aus dem Guativata-See: 720. Runa, antiquarische Zeitschrift für den Norden: 732. Aegyptische Alterthümer in Frankreich ibid. Lebas in Kleinasien über lycische Alterthümer: 833. Ueber einige alte Vasen und Töpferdruchstücke im brittischen Museum: 859. Ueber einen Palmpracylinder im brittischen Museum: 863. Bildnisse der alten Pharaonen: 880. Aegyptisch-persische Antiquität: 1056. Die Siegel der Könige von Frankreich: 1160. Die römische Wasserleitung zu Nismes: 1216. Eine Statue des Haepokrates: 1276. Alterthümer in Cuma: 1309. Gallorömisches Basrelief: 1348. Antiquarisches aus Algier: 1388. Die Abteikirche St. Julien zu Tours: 1452. Sonderbare Gräber im Dep. Haute Vienne: 1456. Alterthümer in Mesopotamien und Persien: 1457.

— ethnographische –: Ueber australische Sprachen: 364. Uebereinstimmung der canaresischen und der Gondsprache: 387. Der amerikanische Menschenstamm: 425. Verwandtschaft der Tschirokesen und Azteken: 696. Instruction an Hrn. Castren: 875. Unbekannte Indianerrace auf Trinidad: 1060. Der Neger-Jargon auf St. Lucia: 1187. Ethnographische Bemerkungen über Alt-Aegypten: 1224. Abnahme der Indianerbevölkerung in Guiana: 1414.

— geologische –: Vulcanischer Ausbruch auf den Sandwich-Inseln: 147. Erdbeben in Schottland: 196. Geologisches Ergebniß submariner Forschungen: 327. Reste vorweltlicher Thiere in Frankreich: 380. Erdbeben im Jahre 1843: 384. Umfang der Gletscher im obern Adda-Thal: 412. Plötzliches Steigen und Fallen des Meeres bei Algier: 448. Eine Explosion unterirdischen Wassers: 563. Angebliche fossile Menschenknochen in Frankreich: 688; Erklärung hierüber: 924. Erdbeben im westlichen Frankreich: 732. Die fossile Riesenschildkröte: 808. Etwas über den Ursprung der Knochenhöhlen: 967. Schichten fossiler Knochen in Nordamerika: 1000. Versteinerter Wald bei Cairo: 1063. Riesenhaftes fossiles Beutelthier: 1232. Die Soufrière auf Sta. Lucia: 1349.

— literarische –: Neuentdeckte griechische Manuscripte: 7. Arabische Werke über Indien: 64. Ein lateinischer Vorläufer von Shakspeare's Richard III: 124. Neue dramatische Stücke in Paris: 192. Georgische Geschichte: 228. Lobrede auf Ch. Nodier: 304. Die Jahrbücher der vier Meister: 319. Theure Ausgabe des Boccacio: 348. Historische Documente in England: 440. Schwedische Volkssagen ibid. Urkunden zur schwedischen Geschichte: 548. Ateneo italiano ibid. Die Kopenhagener Bibliothek: 564. Mangel an Katalogen im brittischen Museum: 568. Wilsons jakobitische Ueberreste: 580. Der zehnte historische Congreß in Frankreich: 604. Katalog des brittischen naturgeschichtlichen

Digitized by Google

Museums ibid. Die Autorschaft des Gilblas: 664. Rodiers Bibliothek: 672. Bibelsammlung des Herzogs von Sussex: 792. Französisch-derberisches Wörterbuch: 843. Die Aelfric-Gesellschaft: 864. Geschichtliche Preisaufgaben der französischen Akademie: 984. Das archäologische Journal in England: 1003. Preisfrage über Ersetzung des Rüntelrübenbaues: 1088. Culturgeschichte Litthauens: 1148. Tamulische oder malabarische Druckerei: 1255. Berangers Arbeiten: 1256. Bearbeitung des Herbariums von Delessert: 1316. Meteorologisches Archiv in Italien: 1340. Herausgabe von Richelieu's Briefwechsel: 1376. The jewish Chronicle: 1424.

— naturwissenschaftliche —: Ein ungewöhnlicher Nebel: 8. Vegetabilische schwarze Farbe: 48. Der Kastanienkürbis: 96. Atricha clamosa: 176. Epacris nivalis und impressa: 180. Merkwürdiger leuchtender Fleck im Meere ibid. Ungeheurer Rezensturz: 200. Der Moa oder Riesenvogel von Neuseeland: 221. Nähere Nachrichten über denselben: 1124. Gurken am Nordcap: 232. Anzeichen der jährlichen Mitteltemperatur: 248. Eigenthümlichkeit der Giraffe: 280. Ueber die Sternschnuppen: 320. Wichtigkeit der Sternschnuppen für die Meteorologie: 333. Zug der Wallfische nach dem Norden des stillen Meeres: 356. Merkwürdiges Mittel gegen die Wasserscheu: 447. Merkwürdiges Insect: 539. Ungewöhnlich tiefer Stand des Shannon-Flusses: 612. Das Wetter in Europa und Amerika: 712. Die Wassermasse des Brunnens von Geenelle ibid. Senkung des kaspischen Meeres: 776. Die meteorologischen Beobachtungen am Cambridge Observatory für 1843: 860. Ueber die temporäre Rothfärbung des rothen Meeres: 871. Rattennoth in Navarra: 940. Aneinandergewachsene Zwillingslerchen: 976. Versteinerter Wald in Texas: 996. Schallverhältnisse in den Gebirgen: 1035. Ueber die Seewassertemperatur: 1048. Urtica nivea ibid. Python natalensis: 1076. Ein dreifüßeliger Vogel: 1148. Merkwürdiges Beispiel rascher Vegetation: 1235. Ein Ungeheuer von Dicke: 1236. Wirkung einer Winddose: 1244. Einwirkung des Lichts auf Pflanzen: 1248. Die Schlangen des Jardin des Plantes: 1256. Das Herz auf der rechten Seite: 1348. Etwas über Mollusken: 1385. Zusammenhang der Mondsumläufe mit den atmosphärischen Störungen: 1397. Phosphorescenz im Regenwasser: 1400.

O.

Obelisk, der — von Fayum: 4.
Oceanien. Die östlichen Inseln. Die christliche Religion auf den Sandwichinseln: 213. Nachricht über die Gambier-Inseln: 253. Die Bewohner von Warrelauri: 395. Die Bewohner der Marquesas-Inseln: 527. Die Zukunft der französischen Besitzungen: 533. Honolulu, die Hauptstadt von Oahu: 585, 590, 594. Die Schule auf der Sandwichinsel Maui: 637.
— Australien. Die Eingebornen von Port Phillip: 49. Plan zur Durcheisung Australiens: 420. Geographische Forschungen im südlichen —: 721. Bevölkerung von Neusüdwales: 744. Bevölkerung von Südaustralien: 1200. Die Cederholzsäger: 1456.
Oregon, Nachrichten über das — gebiet, s. Amerika.
Orus, über den alten Lauf des —: 201.

P.

Panama, die Landenge von — s. Amerika.
Paris, Umfang von —: 20. Zahl der Diebe: 136. Wasservertheilung des Brunnens von Grenelle und Einwirkung der Erdbeben: 157. Das Pflaster: 229. Bordersäle: 299. Wasserversorgung: 436. Zahl der Armen: 452. Haushalt der Stadt: 473, 478, 482. Zahl der Engländer: 476. Zahl der täglich ausgegebenen Journale: 488. Fleischverbrauch: 540. Zahl der Armen und Hülfsbedürftigen: 840. Austernhalle: 964. Einführung der Filtrirung im Großen: 1008. Einrichtung von Seebädern: 1108. Anlegung eines Hippodroms: 1131. Handel mit Theaterbilleten: 1405.
Patans, die — in Indien, s. Asien.
Paß, langer — eines reisenden Engländers: 492.
Pau, Schilderung von —: 873, 877, 882.
Petschoragebiet, einige Nachrichten über das —: 265. Latkins Reise in dem —: 1377.
Pirano, die Bewohner von —: 411. Etwas über —: 1209.
Piffapapflanze, die — in Brasilien: 979.
Podbalanen, die — s. Slawenländer.
Poitiers, Schilderung —: 613, 617.
Pola, der Marktplatz zu —: 427.
Prairievogel, Notiz über Murray's Roman, der —: 267.
Prisrend, Nachricht von der Stadt —: 737.
Proceß, merkwürdiger — zu Cayenne: 133.
Pygmäen, Gräber angeblicher — in Amerika: 44. Angebliche — in Afrika: 55.

Q.

Quecksilber, chinesisches — kommt allmählich in den Handel: 408.

R.

Rachman-Ajaz, der Turkomane —: 516, 519, 523, 527, 531.
Raphael-Tapeten, die — in England: 707.
Räuberhöhle, Spuren einer ehemaligen —: 288.
Regenmädchen, das — bei den Neugriechen: 1305.
Reisenotizen. Milne's Reise in China: 160. Der Reisende Westergaard: 276. Nachricht von abyssinischen Reisenden: 363. Nachricht von Audubon: 396. Wissenschaftliche Sendung Hrn. Roberts: 620. Der Reisende St. Croix Pajot: 624. Der R. Chancourtois in Kleinasien: 640. Nachrichten von dem Grafen Castelnau: 688, 1339. Unternehmung nach Westafrika: 692. Plan zur Erforschung von Nordafrika: 719. Der R. Lebas: 824. Der R. Bonomi: 1072. Der R. Delamarche: 1107. Der R. Delegorgue: 1156. Der R. Dr. Schwaner: 1204. Der R. Ochoa: 1376. Lieut. Ruxtons Reise nach dem Oranjefluß: 1448.
Rothschild, die —s ercommunicirt: 1460.
Rückblicke. Einleitung: 1341; Maghreb: 1345; Arabien und seine Nebenländer: 1349; die Türkei: 1354, 1357; der Kaukasus: 1361, 1366; Persien; Buchara; Indien: 1370; die Engländer in Asien: 1375, 1377; die Sklavenfrage: 1381, 1385; die schwarze Race in Amerika: 1389; Nordamerika: 1393; Mittel- und Südamerika: 1397; Bewegungen in der Südsee: 1401; das englische Colonialwesen: 1405, 1410, 1414; England: 1417, 1421, 1426; die romanischen Völker: 1429, 1434, 1438, 1442; die germanischen Völker: Niederland: 1445; Skandinavien: 1449; die slawischen Völker: 1453, 1458; Schluß: 1461.
Rußland. Champagnereinfuhr: 44. Reisebriefe von Bulgarin: 45, 50, 54. Die Bevölkerung von Petersburg: 159. Einige Bemerkungen über Weißrußland: 161. Flüchtige Bemerkungen auf einer Reise von Moskau nach Odessa: 227, 232. Das Beispiel in Jaroslaw: 292. Etwas über die russische Literatur im Jahre 1843: 297. Ausflug jenseits des Onegasees: 414. Jagdzüge im Nordosten: 481. Ansicht des Landes zwischen dem weißen Meer und der Wologda: 493. Die Zugvögel im Norden: 503. Wasserscheide zwischen Dwina und Wolga: 513. Forschungen über die russischen Städte. 1. Der Einfluß der asiatischen Civilisation: 681, 686, 690. 2. Der europäische Einfluß. a. Griechisch-römische Städte: 1181, 1186, 1189, 1194. b. Deutsche Städte: 1265, 1270. Besuch in Nowgorod: 717. Zahl der geschlagenen Platinamünzen: 792. Eiserne Brücke über die Newa: 1159. Ausfuhr von russischen Producten: 1224. Notizen aus dem Innern: 1260. Fortschritte der Dampfschifffahrt: 1288. Dampfbootfahrt von Rostow nach Taganrog: 1297.

S.

Salpetersieder, die wandernden — aus Schlesien: 771.
Samojeden, Bemerkungen über die —: 1281, 1286, 1290, 1294.
Samuel, der Missionär — in Bassora, siehe Asien.
Sardellenbank, eine — in der Gironde: 24.
Schildkröte, Fang einer merkwürdigen — im Mittelmeere: 475.

Digitized by Google

Schlammbäder, die – zu Sak in Südrußland: 1219.
Schwertfisch, Beschädigung von Schiffen durch den –: 488.
Schwindsüchtige, Spital für – in London: 439.
Seeruf, der –: 1321.
Seesignale, äolische – s. Erfindungen.
Senfbaum, der – der Bibel: 448.
Sesam, Einfuhr von – in Frankreich: 141.
Shawls, etwas über die Geschichte der – in Europa: 679; ein meekwürdiger –: 852.
Skandinavien. Dampfschiffahrt in Schweden: 67. Schweden beim Tode Karl Johanns: 345. Bemerkungen über – 1. Schweden: 625. 2. Dänemark: 641, 646, 650. Die Parteien in Norwegen: 685. Das Trinken in Norwegen: 813. Die Leserei in Schweden: 827. Ein norwegischer Bauernhof: 909, 915. Die Motala-Werkstätte in Schweden: 1128. Schwedische Zustände: 1205. Physische Charakteristik Schwedens: 1233. Etwas über die Geistlichkeit Schwedens: 1289. Schweden im J. 1843. Von Th. Mügge: 1333, 1338.
Sklavenhandel, Antheil der Engländer am –: 100. Betrieb des – s in Brasilien: 1172. Der – an der Ostküste Afrika's: 1189.
Slawenländer. Zora dalmatinska: 72. Slawische Briefe: die Slawen in Wien; Thätigkeit der Slawen daselbst; Magyarismus: 73. Slawische Sagen: 140. Slawische Nachrichten: 351, 632, 736. Alte Ueberreste russischer Kirchen in Krakau und Wolhynien: 651. Uebersicht der neuern polnischen Literatur bis zum Jahre 1842. Erster Abschnitt: 729, 734, 738, 742, 746, 750. Zweiter Abschnitt: 801, 806. Lehrstühle für allgemeine slawische Sprachenkunde: 903. Die Pobhalanen: 933, 938, 941, 946, 950, 953. Die Slawen in Schlesien: 993, 998, 1002, 1006.
Spanien. Kurze geschichtliche Anzeige über die Abelantados: 236. Die Bettler der Mancha: 359. Spanische Culturbilder. I.: 611, 615. II.: 715, 719. III.: 755. Botanische Eintheilung des Landes: 640. Alt-Castilien und seine Hauptstadt: 1005, 1010. Eintritt in Alt-Castilien; Toledo: 1029. Somosierra, Buytrago, Madrid: 1053, 1058. Logroño: 1089. Die Umgegend von Irun: 1095. Zahl der Beamten: 1100. Vitoria: 1105. Zustände in – (Nach Tanski.) 1. Die Verwaltung: 1277, 1282. 2. Die Finanzen: 1293, 1298, 1303. 3. Unterrichtswesen: 1313. 4. Justiz; Räuber: 1325, 1330. Reisebriefe über – I.: 1343, 1348. II.: 1360, 1364. III.: 1407. IV.: 1419, 1423.
Sternschnuppen, über die Wichtigkeit der für die Meteorologie, s. naturhistorische Notizen.

T.

Taglioni, Mlle. – nach Amerika engagirt: 1248.
Talipotbaum, der –: 428.
Taneis, der Handel von –: 1245.
Tebibs, die – in Algier: 269, 273, 278.
Teleskop, der Riesen – des Lord Roß: 992.
Texas, der Anschluß von – s. Vereinigte Staaten.
Thee, Gewinnung von – in Frankreich: 904.
Themsetunnel, der – als Speculation: 1188.
Tiflis, die alten Denkmäler von – s. Asien.
Tinbsee, bee – in Norwegen: 985.
Torresstraße, Aufnahme der –: 120.
Trapezunt, etwas über das Paschalik –: 69.
Tunguſen, einiges über die – s. Asien.
Tunnelbau, Ermäßigung der Preise im –: 1340.
Tuckomanen, die Gebichte der –: 1129, 1134, 1137.
Turners-Fall, der – in Massachusetts: 509.

U.

Ungarn, Scenen aus – 1. Die Walachen: 273. 2. Die Kirchweihe zu Oszenitza: 281. 3. Eine Jagd im Banat: 289.
Upas-Baum, Nachricht von einem nach England gebrachten –: 776.

V.

Venedig, das Volksleben in –: die Riva dri Schiavoni: 443, 447, 451; der nordwestliche Theil der Stadt; der Ghetto: 459, 463.
Vincenti, das Schloß San – in Istrien: 371.
Violet, Hrn. –s Fahrten und Abenteuer. Erster Zug: 1, 5, 10, 14. Zweiter Zug: 53, 58. Drittee Zug: 85, 90, 94, 98, 102. Vierter Zug: 157, 162, 165, 170, 174, 177. Fünfter Zug: 285, 290, 293, 298, 302, 305. Sechster Zug: 441, 446, 450, 454, 457, 462, 465, 469.
Völkerzüge, über – im illyrischen Dreieck: 365.

W.

Walachei, über den gegenwärtigen Zustand der Literatur in der –: 1373, 1379, 1383.
Wallfische, Zug der – nach den nördlichen Theilen des stillen Meeres: 356; an der irischen Küste: 704.
Warner, Zerstörungskraft Capit. –s: 925.
Wellington, die Statue –s in London: 811.
Wilkie, Statue des Sir D. –: 272.
Winter, der verstoffene – in Canada: 484.
Wogulen, Nachricht über die –: 657.
Wolff, Ankunft des Missionärs – in Mesched: 644.
Wölfe, große Zahl der – in den Vogesen: 92.
Wotjäken, die – im Gouv. Kasan. 1. Die Hochzeit: 913. 2. Die Todtenfeier: 921. 3. Feste: 931.

X.

Xanthus, die Marmorreste aus –: 1012, 1015, 1020.

Z.

Zähne, die Folgen falscher –: 1268.
Zaffarin-Inseln, die –: 1284.
Zauberge wehr, das – Eine bosnische Sage: 665.
Zucker, neue Art von – auf dem Weltmarkt: 660.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,

mit

besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen

in

Deutschland.

Siebenzehnter Jahrgang.

1844.

Januar.

Stuttgart und Tübingen,

in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1844.

☞ Dem Wunsche vieler Leser des Auslandes zu entsprechen, werden wir künftig für jeden Monat einen Umschlag mit Inhalts-Anzeige drucken lassen, um dieses Journal monatweise geheftet an diejenigen Abonnenten zu verschicken, welche es in dieser Form verlangen werden.

An diejenigen Abnehmer, welche sich hierüber nicht bestimmt aussprechen, erfolgt die Zusendung des Blattes auf die bisher übliche Weise.

Es erscheint von dieser Zeitschrift täglich ein Blatt, auch werden derselben zur Versinnlichung interessanter Aufsätze von Zeit zu Zeit Lithographien und Karten beigegeben. — Der Preis des Jahrgangs ist 16 fl. oder 9 Thlr. 8 gr. — Sämmtlich respecetive Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen darauf an. Erstere liefern sie täglich, letztere von acht zu acht Tagen oder in monatlichen Heften.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Der Beisatz zum Titel unserer Zeitschrift: „Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker" bezeichnet die allgemeine Bestimmung desselben, die freilich dem jeweiligen Redacteur einen weiten Spielraum läßt. Zeitgeschichte, namentlich fremder Welttheile, Schilderung der Sitten und Zustände anderer Völker ist die eigentliche Aufgabe, die jedoch immer nur sehr bruchstückweise gelöst werden kann, denn der Umfang ist groß, und es handelt sich deßhalb hauptsächlich darum, aus dem reichen Schatze der Nachrichten dasjenige auszuwählen, was für den Augenblick interessant und wichtig ist. Entwicklung der Thatsachen aus ihren verschiedenen Ursachen ist dabei ein Haupterforderniß. Dieser Zweck unserer Zeitschrift erfordert mannichfachen Wechsel, je nachdem die öffentliche Aufmerksamkeit sich auf diesen oder jenen Gegenstand der Weltbegebenheiten hinlenkt, und in diesem oder jenem Welttheile sich Merkwürdiges ereignet, und neue Erscheinungen sich kund geben.

Die Redaction glaubt diesem Zwecke um so gewisser treu zu bleiben, wenn sie es sich zur Aufgabe macht, das Gebiet der Erd- und Völkerkunde zu ihrem Hauptgegenstande zu machen, in so weit dieß, ohne in wissenschaftliche Erörterungen einzugehen, möglich ist. Diese Quelle hat sich auch so ergiebig gezeigt, daß die Verlagshandlung und die Redaction sich veranlaßt sahen, hinsichtlich dieses speziellen Gegenstandes eine Erweiterung eintreten zu lassen in der „Sammlung von Reisen und Länderbeschreibungen"; wenn auch diese noch so reichlich ausgestattet wird, so bleibt immer noch dem Auslande genug Ausbeute übrig.

So leicht die Aufgabe des Auslandes hinsichtlich andrer Welttheile zu stellen ist, so schwierig und noch weit fragmentarischer werden die Mittheilungen über Europa. Mit der steigenden Bevölkerung und Bildung werden die Verhältnisse, nicht nur die politischen, sondern auch die gesellschaftlichen, verwickelter, unklarer, und unterliegen mannichfachern Deutungen. Wer könnte auch dieß Gebiet übersehen, und mit nie wankendem Geiste die mannichfachen Erscheinungen erklären! Die europäische Welt ist in einem Uebergangsprozesse begriffen, in einem socialen nicht weniger als in einem politischen, wie wenig Begebenheiten stellen sich in dieser trüben Gährung klar heraus, und wie sehr werden sie durch Leidenschaften aller Art entstellt! Auch ist in Bezug auf Europa dem Ausland die Gränze schärfer gezogen; Alles was auf Tagspolitik Bezug hat, gehört nicht in sein Gebiet, und nur die rein menschliche Seite davon, die oft genug entstellt wird, darf es herausheben und zum Gegenstand seiner Schilderung machen.

Wenn man nach diesen allgemeinen Andeutungen über den Zweck des Auslandes die Ausführung betrachtet, so kann das Fragmentarische und Lückenhafte wohl keinem entgehen, und es ist auch um so verzeihlicher, da der mit jedem Tage wachsende und sich erneuernde Stoff nicht gestattet, Versäumnisse nachzuholen. Daß indeß die Leser des Auslandes dem großen Umfange des gesteckten Ziels Rechnung getragen, und sich an dem Fragmentarischen und Lückenhaften nicht gestoßen haben, ermuthigt die Redaction, die einmal betretene Bahn trotz ihrer Schwierigkeiten nicht zu verlassen.

Die Unterzeichnete erlaubt sich die Leser des Auslands auf nachfolgende mit demselben in engster Verbindung stehende Werke aufmerksam zu machen:

Reisen und Länderbeschreibungen

der ältern und neuesten Zeit,

eine Sammlung der interessantesten Werke über Länder- und Staatenkunde, Geographie und Statistik.

Herausgegeben von **Dr. E. Widenmann** und **Dr. H. Hauff.**

Von dieser Sammung, welche thätigst fortgesetzt wird und als Erweiterung des Planes des „Auslandes" zu betrachten ist, erscheinen jährlich ein paar Lieferungen, je nachdem interessanter Stoff vorhanden.

Die Lieferungen werden einzeln verkauft, und wie man finden wird, zu den billigsten Preisen, für welche sie durch jede solide Sortiments-Buchhandlung bezogen werden können.

1ste Lfg. **Irlands gegenwärtiger Zustand.** Preis 1 fl. oder 16 gr.

2te — **Algier wie es ist.** Mit einer großen Karte. 1 fl. 30 kr. oder 21 gr.

3te — **Alexander Burnes' Reisen in Indien und nach Bukhara,** Erster Band. Mit einem Steindruck. 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

4te — **Washington Irvings Ausflug auf die Prairien zwischen dem Arkansas und Red-River.** 1 fl. oder 16 gr.

5te — **Alfred Reumonts Reiseschilderungen.** 1 fl. 12 kr. oder 18 gr.

6te — **Briefe in die Heimath,** geschrieben zwischen October 1829 und Mai 1830 während einer Reise über Frankreich, England und die Vereinigten Staaten von Nordamerika nach Mexico, 1 fl. 24 kr. oder 20 gr.

7te — **Alexander Burnes' Reisen in Indien und nach Bukhara.** Zweiter Band. 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 gr.

8te — **John Barrow, jun., ein Besuch auf der Insel Island im Sommer 1834.** Mit Holzschnitten. 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr. 4 gr.

9te — **Thomas Pringle, südafrikanische Skizzen.** Aus dem Englischen übersetzt. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 gr.

10te — **Mexico in den Jahren 1830 bis 1832.** Vom Verfasser der „Briefe in die Heimath." Erster Band. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 gr.

11te — **Montenegro und die Montenegriner.** Ein Beitrag zur Kenntniß der europäischen Türkei und des serbischen Volks. Preis 1 fl. 24 kr. oder 20 gr.

12te — **Francis J. Grund, die Amerikaner** in ihren moralischen, politischen und gesellschaftlichen Verhältnissen. Aus dem Englischen übersetzt vom Verfasser. Preis 3 fl. 12 kr. oder 2 Rthlr.

13te — **Mexicanische Zustände aus den Jahren 1830 bis 1832.** Vom Verfasser der „Briefe in die Heimath ꝛc." Zweiter Band. Preis 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

14te — **Astoria oder Geschichte einer Handelsexpedition jenseits der Roky Mountains.** Aus dem Englischen des Washington Irving. Preis 1 Rthlr. 16 gr. oder 2 fl. 42 kr.

15te — **Reise durch Abyssinien im Jahre 1836.** Von A. v. Katte.

16te — **Skizzen aus Irland oder Bilder aus Irlands Vergangenheit und Gegenwart** von einem Wanderer. Preis 1 fl. 12 kr. oder 18 gr.

17te u. 18te Lfg. **Der Geist des Orients,** erläutert in einem Tagebuch über Reisen durch Rumili während einer ereignißreichen Zeit von Dr. Urquhart. A. d. Engl. übersetzt von Dr. F. G. Buck. 2 Bde. 3 Rthlr. 8 gr. oder 5 fl.

19te Lfg. **Rußland und die Tscherkessen.** Von K. F. Neumann. Preis 1 fl. 30 kr. oder 21 gr.

20ste — **Reisen auf den griechischen Inseln des ägäischen Meeres.** Von Dr. Ludwig Roß. Erster Band. Mit zwei Kupfern. gr. 8. brosch. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 gr.

21ste — **Ein Besuch auf Montenegro.** Von Heinrich Stiegliz. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 gr.

22ste — **Acht Wochen in Syrien.** Ein Beitrag zur Geschichte des Feldzuges 1840. Mit einer Karte vom Kriegsschauplatz. Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 4 gr.

23ste — **Reise durch Rußland nach dem kaukasischen Isthmus** in den Jahren 1836, 1837 und 1838 von Karl Koch. Brosch. Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 8 gr.

24ste — **Beschreibung von Kordofan und einigen angränzenden Ländern,** nebst einem Ueberblick über den dasigen Handel, die Sitten und Gebräuche der Einwohner und die unter der Regierung Mehemed Ali's stattgefundenen Sklavenjagden. Von Ignaz Pallme während dessen Anwesenheit in den Jahren 1838 bis 1839 verfaßt. Gr. 8. brosch. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 gr.

25ste — **Reisen auf den griechischen Inseln des ägäischen Meeres.** Von Dr. Ludwig Roß. Zweiter Band. Mit einem Kupfer, einer Karte und mehreren Holzschnitten. gr. 8. Velinp. brosch. Preis 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

Stuttgart und Tübingen. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

Inhalts-Verzeichniß.

Größere Aufsätze.

Hrn. Violets Fahrten und Abenteuer. Erster Zug. Nr. 1—4. Zweiter Zug. Nr. 14. 18. Dritter Zug. Nr. 22—26. — Skizzen aus Algier. 1) Hospitäler und Behandlung der Kranken Nr. 1—4. 2) die französisch-afrikanischen Truppen. Nr. 9. 10. — Himjaritische Inschriften. Nr. 2. — Englisch-chinesische Schule zu Hong-Kong. Nr. 3. — Neue Ansicht von ägyptischen Königsnamen. Nr. 4. — Schilderungen aus den neapolitanischen Provinzen Basilicata, Capitanata, Terra di Bari, d'Otranto. u. s. w. Dritter Abschnitt. Nr. 6—11. Vierter Abschnitt. Nr. 16—23. Fünfter Abschnitt. Nr. 26—31. — Wanderungen in Südarabien. Reise von Dschidda nach Tayf Nr. 5—8. Tayf und Mekka Nr. 12—14. Sitten und Gebräuche der Mekkaer Nr. 16—19. Handel und Tempeldienst Nr. 21—23; die Stämme um Mekka. Nr. 27. — Englische Colonien: Canada. Nr. 4. — Begegnung mit Lappen. Nr. 7. — Etwas über die Insel Rio. Nr. 8. — Bernstein im südlichen Rußland. Nr. 9. — Madame Calderon de la Barca in Mexico: Dienstboten; die Frauen. Nr. 10. 11. — Die Botschaft des Präsidenten Tyler. Nr. 11. 12. — Russische Briefe von Bulgarin. Erster Brief. Nr. 12—14. — Die Eingebornen um Port Philip. Nr. 15. — Die Niederlassung der Engländer in Balize. Nr. 15. — Skizzen aus Indien nach Davidson. Nr. 17. — Etwas über das Paschalik Trapezunt. Nr. 18. — Slawische Briefe. Erster Brief: die Slawen in Wien; litterarische Thätigkeit daselbst; der Magyarismus. Nr. 19. — Afghanistan. Nr. 20. — Ueber die Unfälle der Nestorianer. ibid. — Reise des Major Harris in Aegypten. Nr. 21. — Der neue Menschenhandel: die Kuli-Auswanderung. Nr. 24. Einfuhr von Chinesen in Westindien. Nr. 28. — Ateschkedah, ein biographisches Werk über die persischen Dichter. Nr. 25. — Alte Begräbnißweisen in England. Nr. 27. — Mittheilungen aus Kislär: 1) die Steppennatur jenseits des Terek; die Stadt; Häuser; Straßen; Tataulen; Bazare; Pappelwäldchen; der Terek. Nr. 28—31. — Dampfschifffahrt auf dem Parana. Nr. 29. — Die Lehnstühle der französischen Akademie. Nr. 30. — Die chilenische Provinz Coquimbo. Nr. 31.

Chronik der Reisen.

Hr. A. Delessert in Indien. Nr. 15. — Hrn. Robert Schomburgks neueste Reise in Guiana. Nr. 24—26.

Kleinere Mittheilungen.

Der Obelisk in Fayum. Nr. 1. — Neu entdeckte griechische Manuscripte. Nr. 2. — Ungewöhnliche Nebel. ibid. — Rasche Zunahme des Kohlenbetriebs im nördlichen England. Nr. 3. — Der Ketotaki. Nr. 4. — Neue Gasbeleuchtung und Gasheizung. ibid. — Umfang von Paris. Nr. 5. — Sardellenbank in der Gironde. Nr. 6. — Das Beinhaus in Irland. Nr. 7. — Neue Bienenart. ibid. — Bevölkerung von Moskau. Nr. 8. — Ruinen in Nordmexico. Nr. 10. — Merkwürdiges Hüttenwerk in St. Dizier. Nr. 11. — Eine große eiserne Kirche. ibid. — Angebliche Pygmäengräber. ibid. — Champagner-Einfuhr in Rußland. ibid. — Erhaltung von Alterthümern in Frankreich. Nr. 12. — Vegetabilische schwarze Farbe. ibid. — Zwei Arten vegetabilisches Wachs in Brasilien. Nr. 13. — Anzahl des Stamms der Ojibbeway. ibid. — Die angeblichen Pygmäen in Afrika. Nr. 14. — Eine neue Rechenmaschine. ibid. — Großer Canal in Aegypten. Nr. 15. — Nationale Musik in England. Nr. 16. — Arabisches Werk über Indien. ibid. — Neumodischer Tauschhandel. ibid. — Schwedische Dampfschifffahrt. Nr. 17. — Armenunterstützung in England und Wales. ibid. — Betrag der Preise bei Wettrennen in England. ibid. — Nachrichten über Aegypten: Plan zu einer Wasserversorgung in der nubischen Wüste; Gründung eines wissenschaftlichen Journals; Canäle. Nr. 18. — Zora dalmatinska. ibid. — Ueber das Eis in der Südsee. Nr. 19. — Die Metropolitan Association in London. Nr. 21. — Smaragdmine in Aegypten. Nr. 22. — Der indische Pferdehändler. Nr. 23. — Wölfe in den Vogesen. ibid. — Der Kastanienkürbis. Nr. 24. — Die Haussklaverei an der Negerküste. Nr. 25. — Antheil der Engländer am Sklavenhandel. ibid. — Flucht von Negern aus französisch Westindien. Nr. 26. — Zuckerausfuhr aus englisch Westindien. ibid. — Verbindung zu einer Eisenbahnreform in England. Nr. 27. — Der Ray Club. Nr. 28. — Alterthümer in Schelisthal. Nr. 30. — Aufnahme der Torresstraße. ibid. — Ein lateinischer Vorläufer von Shakespeare's Richard III. Nr. 31.

Nr. 1.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

1 Januar 1844.

Hrn. Violets Fahrten und Abenteuer.

Unter diesem Titel ist, wie wir schon im vorigen Jahre gelegentlich erwähnt, ein Werk von dem bekannten Capitan Marryat herausgekommen, das durch den Namen des Verfassers schon als „Wahrheit und Dichtung" gestempelt wurde. Es ist natürlich, daß die Neugierde nicht wenig gespannt war zu wissen, wo die Dichtung begann und die Wahrheit endete, oder auch, aus welchen Quellen Capitan Marryat seine immerhin interessante Erzählung schöpfte. Bis jetzt ist dieser Schleier nur zum Theil gelüftet worden, und zwar durch einen im englischen Spectator erschienenen und aus Paris vom 14 Nov. datirten Brief eines gewissen Thomas Falconer, der an dem famosen Zug der Texaner nach Santa Fé Theil genommen. Dieser führt nämlich mit einer nicht abzuweisenden Bestimmtheit an, welche Schriften Cap. Marryat in Betreff seiner Nachrichten über Texas benützte: die betreffenden Capitel sind zum Theil aus einigen kleinen Schriften und Zeitungsartikeln Hrn. Falconers selbst und einiger andern wörtlich abgeschrieben. In wie weit Hr. Falconer Recht hat, andere Dinge, die zum Nachtheil der allerdings schlimm mitgenommenen Texaner lauten, geradezu für erfunden zu erklären, wissen wir nicht, und eben so wenig, woraus der übrige nicht auf Texas bezügliche Theil seiner Erzählung genommen ist; ohne Zweifel hat er handschriftliche oder auch gedruckte, aber seltene Nachrichten gesammelt, und die Dichterfreiheit benützt, sie in ein zusammenhängendes Ganzes zusammenzuschmelzen; dieß bildet immerhin, wenn auch der Rahmen, wie in den Mährchen der Tausend und eine Nacht, gleichfalls ersonnen seyn sollte, ein belebtes und auch lehrreiches Bild des dortigen Lebens, aus dem wir unsern Lesern einiges vorführen wollen. Das einzige, was wir hier noch bemerken, lauft darauf hinaus, daß der Verfasser, wie auf die Texaner, so auch auf die Amerikaner selbst gar nicht gut zu sprechen ist, weßhalb wir denn allerlei spitzige Bemerkungen über dieselben ganz übergehen, oder, wo dieß des Zusammenhangs wegen nicht thunlich ist, unsere Leser bitten sie mit dem gehörigen Mißtrauen aufzunehmen.

Des Rahmens, in welchen die Erzählung eingereiht ist, haben wir schon im vorigen Jahre gedacht: ein französischer Legitimist, der sich den erdichteten Namen Mr. Violet beilegt, und ein ehemaliger italienischer Carbonaro, Prinz Serravalle, entschließen sich, jenseits der Felsengebirge unter den Schoschonen oder Schlangenindianern sich niederzulassen und diese zur Civilisation emporzuheben. Als dieß Unternehmen ausgeführt wurde — im Jahre 1833 — war der angebliche eigentliche Verfasser des Buchs, der Sohn des Hrn. Violet, erst 13 Jahre alt. Mehrere Unfälle störten das Ganze, und alle Plane wurden endlich dadurch vereitelt, daß die stolzen Jäger und Krieger sich nicht entschließen konnten zu arbeiten gleich Knechten, und ihr Vorschlag, die Felder durch Sklaven, die sie den benachbarten Stämmen im Kampfe abnehmen würden, bestellen zu lassen, von Prinz Serravalle nicht angenommen werden konnte. So wurde die Ackerbauniederlassung aufgegeben, und beschlossen, wo möglich einige Mexicaner und Canadier zu bewegen, die Ackerbauarbeiten in diesem Lande an einer andern Stelle zu beginnen. Der junge Violet, welcher inzwischen in allen Künsten und Sitten der Indianer erzogen worden war, und durch einen schlau geleiteten Zug gegen feindliche Indianer sich bereits einen Namen gemacht hatte, wurde damit beauftragt: er sollte nach Monterey gehen, um dort einige Mexicaner zusammenzubringen; im Fall dieß nicht gelänge, sollte er mit einer Abtheilung Apatschen, die mit den Schoschonen stets in Frieden leben, nach Santa Fé ziehen, wo sich immer eine große Anzahl Franzosen und Canadier findet, die von den Pelzcompagnien gemiethet werden und von St. Louis aus dorthin gehen.

Erster Zug.

Alles war endlich in Ordnung, ich erhielt meine letzten Instructionen und Briefe an den Gouverneur von Monterey nebst einem schweren Sack voll Dublonen für meine Ausgaben. Ich sagte dem Fürsten und meinem Vater Lebewohl und schiffte mich mit sechs wohlbewaffneten Indianern und dem bei uns sich aufhaltenden Padre Marini in einem langen Kahn auf dem Buona Ventura ein, dessen rasche Strömung

Digitized by Google

uns bald die einsame Ansiedlung aus dem Gesicht verlieren ließ. Wir sollten dem Strom folgen bis an die südlichen Seen, dort unsere Indianer lassen und mit einigen baldigen Watschinangos, welche mit eingefangenen wilden Pferden nach Monterey zurückkehrten, meine Reise dahin fortsetzen.

Es war ein schöner Ausflug, gerade am Anfang des Frühjahrs; beide Flußufer waren mit Immergrün bedeckt, allenthalben stand üppiges Gras, und unermeßliche Büffel- und Pferdeheerden grasten in allen Richtungen. Zu Zeiten kam ein edler Hengst mit wallender Mähne und fliegendem Schweif an den Rand des Wassers heran galoppirt, und schien unsere Bewegungen zu beobachten. Wenn er sich überzeugt, daß wir nichts schlimmes im Schild führten, schritt er langsam zurück und drehte nur hie und da den Kopf, als wäre er von unsern friedlichen Absichten doch nicht so ganz überzeugt. In der dritten Nacht lagerten wir am Fuße eines Obelisken, inmitten einiger prächtigen Ruinen. Es war dieß eine bei den Schoschonen geheiligte Stelle; ihre Sagen berichteten von einem andern Geschlecht, das früher hier gelebt, und von ihnen nach dem Süden gedrängt worden war. Das mußte vor langen Jahrhunderten geschehen seyn, denn die Hand der Zeit, so mild in diesem Klima, und die Hand des Menschen, so wenig geneigt zum muthwilligen Zerstören, hatten schon die unglückliche Stadt schwer heimgesucht. Wir blieben am folgenden Tage hier, da Padre Marini gern einige Sculpturen oder Hieroglyphen entdeckt hatte, aus denen einer oder der andere Schluß zu ziehen gewesen wäre, aber unsere Bemühungen waren umsonst und wir konnten nicht länger zögern, da wir fürchten mußten, die Pferdejäger möchten ihre Lager abbrechen, ehe wir ankamen. Wir setzten somit unsere Reise weiter fort unter mannichfachen Gesprächen zwischen mir und dem Padre über den hohen Grad von Civilisation, die unter dem verlornen Geschlecht, das so zierliche Gebäude aufgeführt, bestanden haben mußte.

Nach vier Tagen gelangten wir an das südliche Ufer des San Jago-Sees, entließen hier unsere Indianer, kauften zwei gute Maulthiere und setzten in Gesellschaft mit den Pferdejägern die Reise fort, umgeben von Hunderten ihrer Gefangenen, die laut ihr Geschick beklagten und ihr Gefühl für die erlittene Ungerechtigkeit zeigten, indem sie alles, was in den Bereich ihrer Hufen kam, mit den Vorderfüßen von sich stießen. Trotz dieses höchst unruhigen Benehmens kamen wir am sechsten Abend glücklich zu Monterey an.

Dieser liebliche Ort liegt an einer tiefen blauen, mit schlanken Bäumen wohl umwachsenen Bay. Rings umher dehnt sich eine mit hübschen, wilden Blumen bedeckte Prairie aus, auf der Hunderte, von Weinreben umrankte Häuschen standen. In der Mitte ist das Presidio oder Haus des Gouverneurs, auf der einen Seite eine Kirche mit zierlichem Thurme, auf der andern die massiven Mauern eines Klosters. Ueber all diesem wölbt sich ein tiefblauer Himmel, in herrlichem Contrast mit dem dunklen Grün der schlanken Fichten, und den unbestimmten und unbeschreiblichen Tinten am Horizont dieser westlichen Prairien. Alles athmet hier Frieden und Freundlichkeit, selbst die Hunde, und die Pferde welche hier stets in freier Luft grasen, kommen daher gesprungen, als wollten sie den Ankömmling begrüßen; der Grund ist aber, daß jeder Reisende einen Sack mit Salz an seinem Sattel hangen hat, an dem die Pferde die Nasen reiben und so um ein Stückchen betteln, da sie das Salz sehr lieben. Die Gastfreundschaft ist hier unbegränzt. „Die heilige Jungfrau segne dich," sagte ein alter Mann, der uns ankommen sah, „bleibe hier und ehre mein Dach." Ein anderer kam herbei, schüttelte uns die Hand mit freundlich glänzenden Augen; ein dritter nahm unsere Maulthiere am Zügel und führte sie nach seiner eigenen Thüre, worauf ein halbes Dutzend hübscher Mädchen mit blitzenden schwarzen Augen und zierlich geformten Fingern darauf bestand unsere Reitkamaschen aufzuknöpfen, und uns die Sporen abzunehmen. Aber trotz aller dieser dringenden Einladungen ging Padre Marini nach dem Kloster, und ich nahm meine Wohnung bei dem Gouverneur.

Alles war mir neu und angenehm dazu, den ich hatte kaum 18 Jahre, und in solchem Alter hat man allerlei Träume von schlanken Taillen und hübschen, schlau lächelnden Gesichtern. Ich erinnerte mich an ältere Zeiten, wo ich noch eine Mutter und Schwester hatte. Jetzt hatte ich Gesellschaft, nach der ich mich so lange gesehnt, und eine lustige Zeit begann, wozu mir mein Dublonensack nicht wenig behülflich war. Eine Woche nach meiner Ankunft hatte ich einen prächtigen Sattel mit silbernen Buckeln, Sammthosen statt der Tuchkamaschen, einen Federhut, rothe Schärpe und den großen Mantel, das ewige und manchmal das einzige Kleidungsstück eines westmexicanischen Herrn in Winter und Sommer, bei Tag und bei Nacht. Ich sagte, es war eine lustige Zeit: ich tanzte, ich sang und machte den Damen den Hof; mein alter Reisegefährte, der Missionär, machte einige Vorstellungen, aber die Mädchen lachten ihm ins Gesicht, und ich bewies ihm klar, daß er Unrecht hatte. Der Gouverneur, General Morreno, war ein alter Soldat aus achtem, castilischem Stamm, stolz auf sein Blut, stolz auf seine Töchter, auf seine Würden, kurz auf alles, aber dabei war er das Wohlwollen und die Gastfreundschaft selbst. Sein Haus stand jedermann, d. h. allen die weißes Blut in den Adern hatten, offen, und die Zeit verging in unaufhörlichen Festen, in Musik, Tanz, Liebäugeln und Küssen. Unglücklicherweise muß man aber vom Vergnügen ausruhen, wie von der Arbeit, was sehr schade ist, denn das Leben ist so kurz und Ruhe ist verlorene Zeit — so dachte ich mit achtzehn Jahren.

Monterey ist eine sehr alte Stadt, die im 17ten Jahrhundert von einigen portugiesischen Jesuiten angelegt wurde, welche hier eine Mission gründeten. Auf die Jesuiten folgten die Franciscaner, ein gutmüthiges, sanftes, wenn auch etwas lassiges Völkchen, voll Munterkeit, aber sittlich, das gegen Feste und Liebe donnerte und doch leichte Bußen auflegte und völlige Absolution ertheilte. Die Regierung von Mexico, welche gern den Reichthum derselben an sich gebracht hätte, wies ihnen die Thüre. Statt der freundlichen, gastfreien Mönche kamen

Digitized by Google

Agenten und Beamte aus dem Innern, die, durch kein Band an Monterey gebunden, sich wenig um das Glück seiner Einwohner kümmerten. Die Folge ist, daß die Californier dieser Agenten der Erpressung herzlich müde sind; sie haben eine natürliche Abneigung gegen alle Zollbeamten, und namentlich geben sie nicht gern ihr Geld zu den mexicanischen Kriegen her, um die sie sich nichts kümmern. Eines schönen Morgens werden sie — und sie waren schon einmal nahe daran — die mexicanische Flagge von dem Presidio abnehmen, die Comisarios und Zollhausbeamten verjagen und ihre Häfen allen Nationen öffnen.

Monterey hat etwa 3000 Seelen mit Einschluß der Halbblütigen und der Indianer, die sich in verschiedenen Häusern als Diener finden. Die Bevölkerung ist reich und hat keine Gelegenheit ihr Geld wegzuwerfen, wie in den östlichen Städten, denn alle ihre Vergnügungen kosten nichts, — daeum statten sie ihre Kleidung, ihre Pferde und Sättel so reichlich aus als sie können; ein Sattel von 500 Dollars an Werth ist etwas ganz gewöhnliches unter den reichen, jungen Leuten in Monterey. Auch die Frauen kleiden sich reich und mit bewundernswerthem Geschmack, die Mädchen in weißen Atlaß, die Stirne im Hause mit reichen Juwelen geziert, und wenn sie ausgehen, das Gesicht mit einem weißen Schleier bedeckt. Die verheuratheten Feauen ziehen bunte Faeben vor, und waheend die Mädchen ihr langes, schwarzes Haar auf die Schultern fallen lassen, stecken diese es mit einem Kamm fest an den Kopf. Zu Monterey gibt es immer Belustigungen, und unter Hahnengefechten, Wettrenneu, Fandangoranzen, Jagen, Fischen u. s. w. vergeht die Zeit schnell. Die gesunde Luft der Stadt ist merkwüebig; nie war hier eine epidemische Keankheit, und übeehaupt sind Krankheiten hier fast unbekannt; darum haben die Mouteeepee das seltsame Speuchwort: el que quiere morir, que se vuyn del pueblo (Wee zu sterben wünscht, muß die Stadt verlassen.)

In dem muntern Leben verflossen vice Wochen, und ich muß zu meiner Schanbe gestehen, daß ich zwei Gelegenheiten nach Santa Fé zu reisen mit Willen versteeichen ließ. Eines Moegens abee wueden alle meine Teaume von weiteen Veegnuzungen und Feeuden mit einemmal zu nichte. Ich dachte gerade über meine erste Liebeserklärung nach, als unser alter Diener mit vice indianischen Führern anlangte; er hatte die Niederlassung vor sieben Tagen verlassen und fast den ganzen Weg zu Wasser gemacht. Mein Vater sanbte ihn, um mich zurückzubringen, wenn ich noch in Monterey sey. Seine Nachrichten waren unglücksvoll: der Prinz Serravalle war von den Krahenindianeen eemordet worden; die Schoschonen hatten sich zu einem Kriegszug aufgemacht, um den Tod des Prinzen zu rachen, und mein Vater seldst, dessen Kräfte mehr und mehr abnahmen, eewartete in kurzem seinen Freund in einer bessern Welt wieder zu finden. Alle Liebesgebanken fielen nun aisbald zu Boden, augenbicklicke Rückkehr war eine heilige Pflicht, und zudem eewarteten die Schoschonen, daß ich meinen ersten Kriegszug mit ihnen machen werde. Der alte Gouverneur hielt es füe eathsam, daß ich den Weg zur See nehme, da die Arapahos gerade damals Feinde der Schoschonen waren, und versuchen würden mich aufzufangen, wenn ich den Buona Ventura hinauf führe. Vor meiner Abreise besuchte mich ein jungee Irländer, Namens Roche, der aus einem amerikanischen Schiffe desertirt war, und den eine wilde Abenteuerlust tried sich mir zum Begleiter anzubieten. Wir schifften uns ein, begleitet von dem Gouverneur, seinen Töchtern und allen denen, die Raum in den Booten finden konnten, sie gaben mir bis an die Noebseite der Bay das Geleite und mit schwerem Herzen sagte ich ihnen allen Lebewohl.

(Foetsetzung folgt.)

Skizzen aus Algier.

(Von einem ehemaligen Mitglied der Fremdenlegion.)

Hospitäler und Behandlung der Kranken in Algier.

Zwei Tage lang lag ich fast besinnungslos im Hospital von Mustapha, und erst am dritten lichtete sich der Schleier, der in dieser Zeit meinen Geist umhüllte. Ich war zum Skelett geworden, doch gerettet vom Tode — immerhin die Hauptsache. So lange ich krank war, bemerkte ich nicht welch' schecklichee Aufenthaltsart ein afrikanisches Hospital ist, doch als ich von Tag zu Tag mich erholte, empfand ich ihn bald in seiner ganzen Geäßlichkeit.

Das Hospital von Mustapha bilden mehrere steinerne Baracken, welche von den übrigen im Lager gleichen Namens abgeschlossen sind. Die meisten Säle enthalten zwischen sechzig und siebzig Feldbetten, die ganze Anstalt ungefähr tausend. Den Boden in den Baracken bildet ein grobes Steinpflaster, anstatt der Fenster schließen Bretterläden die Luftlöcher. Vom Morgen bis zum Abend liegt die Sonne auf den Dächeen und verursacht eine abscheuliche Hitze. In den schmalen, kahlen Höfen herescht eine backofenähnliche Gluth, kein Baum gewährt einigen Schatten, keine Bank ist vorhanden. Niemand erhält hier Krankenkleider, und selbst die Hemden und Betttücher werden nur im höchsten Nothfall gewechselt. Diese Umstände, verbunden mit Mangel an Reinlichkeit, füllen das Hospital mit Ungeziefer aller Art. Drei Arten L...., Wanzen, Spinnen, Legionen Flöhe und Fliegen, Ratten und Mäuse — das sind die bösen Geister, mit denen man außer der Krankheit zu kämpfen hat. Ein solches Hospital wäre verzeihlich, wenn Algier erst vor zehn Monaten erobert wäre, aber nach zehnjährigem Besitz ist es eine Schande.

Hr. Besseron, der mich und meine Leidensgefährten behandelte, ist vielleicht ein geschickter Arzt, aber seine Grobheit übersteigt alle Begriffe, und wenn es nicht ein gar zu harter Vorwurf für einen Mediciner wäre, würde ich ihn selbst „unmenschlich" nennen. Drei Vorfälle, wobei ich zugegen, mögen das Gesagte rechtfertigen.

Ein Soldat der Fremdenlegion, welcher das Fieber und die Dysenterie in hohem Grade hatte, lag schon mehrere Tage im Hospital bei strenger Diät, ohne daß sein Zustand sich in den Augen des Hrn. Besseron verbesserte. Der Kranke fühlte sich aber innerlich wohler, und bat um ein wenig Reis oder Suppe durch einen Dolmetscher, denn er selbst sprach kein Wort französisch. „Sacre teufel," erwiederte ihm der Arzt, „warum sprichst du nicht französisch; du bleibst auf Diät; deine Eltern werden froh seyn, wenn du stirbst." Und so blieb der arme Deutsche zehn Tage lang ohne alle Nahrung, außer einigen

Digitized by Google

Töpfen Tisane. Der Hunger trieb ihn endlich zu einer verzweifelten That. Er suchte sich mit einem Rasirmesser den Hals abzuschneiden, doch seine Kräfte reichten nicht hin ganz zu vollenden. In seinem Blute schwimmend, fiel er zusammen, und als er wieder zu sich gekommen, beichtete er einem Priester, daß ihn Hr. Besseran allein zu diesem Schritt bewogen, indem er ihn täglich um etwas Essen vergebens gebeten hätte, und er durch einen raschen Tod sich dem Hungertode habe entziehen wollen. Am andern Morgen starb der Unglückliche; der Abbé machte von dem traurigen Ereigniß Anzeige, und He. Besseron erhielt einige Tage Arrest.

Mir zur Seite und gegenüber lagen ebenfalls zwei Legionäre, von denen der eine am Fieber, der andere an einer schon monatelangen Diarrhöe litt. Mein Nachbar, ein Jude aus Wiesbaden, erhielt regelmäßig jeden Morgen von Hrn. Besseran mehrere Schläge mit dem Krankenhefte, und mußte überdieß eine Behandlung erdulden, die für einen Gesunden zu empfindlich gewesen seyn würde. Der arme Jude hat mich eines Tages ihm als Dolmetscher zu dienen, denn er glaubte, wenn er Hrn. Besseron seine Krankheit auseinandersetzte, glimpflicher behandelt zu werden. Ich ließ ihn bei diesem Glauben und übersetzte dem Doctor ungefähr was folgt: „Ich bin bereits zweimal im Hospital gewesen, aber nicht curirt, denn es ist eine Krankheit, an der ich schon seit mehreren Jahren leide, und die weder die Bäder Wiesbadens, noch die in Ems geheilt haben. Man rieth mir Seebäder zu gebrauchen, und da ich arm bin, engagirte ich mich in die Fremdenlegion, um hier im Meere zu baden. Aber so lange ich in Afrika bin, war ich immer im Hospital“..... „und wirst auch darin sterben, unterbrach ihn Hr. Besseron, denn du frissest mehr, als ich dir gebe.“ Dieß sagend, schlug er ihn mit dem Heft auf den Bauch und ging weiter.

Der Fieberkranke mir gegenüber war ein Preuße aus Breslau. Hr. Besseron schlug ihn ebenfalls regelmäßig alle Tage, überzeugt, daß er andere Sachen äße, als das Vorgeschriebene. „Ich will froh seyn, sagte er ihm mehreremale, wenn du crepirt bist, und die Legion wird es auch seyn.“ Der maltraitirte Preuße suchte bei mir Trost, und so erfuhr ich, warum er sein Vaterland verlassen. Er war, um Arzt zu seyn, von einem preußischen Regiment aus Mainz desertirt, da ihn sein Capitän, Feldwebel und Unteroffizier grad behandelt, auch oft geschlagen hatten. „Als ich auf meiner Flucht diesen Umstand einem Mann erzählte, der das Ansehen eines alten Soldaten hatte, — so schloß er seine Geschichte, — rieth mir dieser nach Frankreich zu gehen, denn dort, sagte er, sey die Höflichkeit zu Hause. Das war mir eben recht, ich eilte Frankreich zu erreichen, und engagirte mich freudig in die Fremdenlegion. Vielleicht hat jener Mann, der mir die französische Höflichkeit so sehr rühmte, nicht in der Legion gedient, denn man wird darin noch gröber als in den preußischen Regimentern behandelt, und das kann ich Sie fest versichern, nie hat mich dort, wie hier, ein Doctor im Spital geprügelt.“ Darin hat der Preuße vollkommen recht, niemals habe ich in preußischen Lazarethen einen Arzt gesehen, der wie Hr. Besseron die Kranken maltraitirt. Wohl aber sah ich noch einen ihm ähnlichen in Afrika. Hr. Robert, Chirurgien-Major im 48sten Linienregiment, verweigerte einem Sergenten dieses Regiments, der an heftiger Diarrhöe und am Fieber litt, den Eintritt ins Hospital, ihn nicht krank genug dazu findend. „Man muß bald crepirt seyn, um ins Hospital zu kommen (il faut être la moitié crévé pour entrer à l'hôpital), das waren seine Worte, mit denen er den Sergenten zu seiner Compagnie zurückschickte. Was soll man zu solchem Benehmen denken? Ist es nicht menschlicher gehandelt, hundert ins Hospital zu schicken, als Einen sterben zu lassen aus Eigensinn?

So sehr ich auch meine beiden Landsleute bedauerte, zumal sie nach wenigen Tagen höchst ungern das Zeitliche segneten, so mußte ich doch darüber lachen, daß, um Meerbäder zu gebrauchen, ein Nassauer Jude, um höflich behandelt zu werden, ein Breslauer Preuße sich in die Fremdenlegion nach Afrika engagirten. Das geänzt doch ohne Zweifel an Großartigkeit oder — Dummheit.

Es gehen in Afrika viele Dinge vor, die sehr schwer zu begreifen sind. Die Lebensmittel im Hospital sind im allgemeinen gut, die Bedienung nicht die aufmerksamste und beste, die Aufsicht aber über alle Beschreibung nachlässig. Ich gestehe, ein Arzt, der das Bewußtseyn hat, alles zu thun, einen Kranken herzustellen, kann die Geduld verlieren, wenn er seine Mittel vergebens angewandt, wenn er seine Vorschriften nicht gehalten, sondern gröblich übertreten sieht. Wie ist es möglich, daß demjenigen, welchem er eine leichte Suppe verordnet, ein wenig Reis zu essen gibt, eine doppelte Ration Brod, harte Eier, Fleisch, Wein u. s. w. gut bekommen und die Arzneien die zu erwartenden Wirkungen hervorbringen können? Diese Fälle ereignen sich täglich, denn so wie die Lebensmittel ausgetheilt werden, gleichen die Krankensäle Jahrmärkten. Hier kauft oder verkauft man, dort wird getauscht; viele fasten am Morgen, um am Abend mit der doppelten Ration sich eine Indigestion zuzuziehen. Ueberdieß bringen die Krankenwärter selbst oder ihre besonders dazu angestellten Commissionäre Brod, Wein, Fleisch, Gemüse in Menge, und verkaufen demjenigen, der ihnen Geld gibt, ohne sich darum zu bekümmern, ob er krank oder gesund ist. Leider gibt es viele der letztern in den Hospitälern. Und an wem liegt die Schuld dieses heillosen Zustandes? Ich kann's dreist sagen, allein an den Beamten der Administration. Wenn diese Herren ihrer Pflicht als Menschen, ihrem schwer bezahlten und doch so leichten Dienst als Aufseher nur einigermaßen gewissenhaft nachkämen, es wäre ja nicht möglich, daß solch' abscheulicher Handel und solche Unordnungen in einem Hospital herrschen könnten. Aber was will, was kann man von Leuten verlangen, deren einziges Bestreben ist gut zu leben, Maitressen, Pferde u. a. m. zu haben und obendrein noch Geld zu ersparen. Es ist wahr, die Administration ist so eingerichtet, daß fast alle ihren Zweck erreichen, und niemand ist stolzer, eingebildeter, aber auch niemand verhaßter als diese Administrationsbeamten.

(Fortsetzung folgt.)

Obelisk in Luxor. Die Litt. Gaz. vom 16 Dec. theilt die Abbildung eines merkwürdigen Obelisk mit, der in der Nähe des Dorfes Ebdschij, etwa eine Stunde von Medinet Elfaioum, in zwei Stücke zerbrochen und halb im Boden begraben in einem Kornfelde liegt. So viel man durch das Ausgraben eines Loches sehen konnte, ist die dem Boden zugekehrte Seite ohne alle Verzierung, aber auf den beiden Nebenseiten ist eine königliche Inschrift in großen, prächtigen Hieroglyphen, welche den Vornamen Ostertsen enthalten, und der demselben König gewidmeten Inschrift auf dem Obelisk von Materieh (Heliopolis) ungemein gleichen. Diese Inschriften sind parallel mit der Abbildung auf der obern Fläche oder dem Vordertheil des Obelisk, wo in fünf Abtheilungen kleine Vollbilder dieses Pharaoh zu sehen sind in einer Stellung des Erstaunens vor mehrern Göttern und Göttinnen. Unter diesen Abbildungen sind dreizehn perpendiculäre Linien von Hieroglyphen, von denen Dr. Lepsius Abdrücke genommen hat, die aber zum Theil sehr verwischt sind.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 2.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

2 Januar 1841.

Entdeckung himjaritischer Inschriften.

Cairo, den 20. Nov.

Ein Franzose, Namens Arnaud, hat in Südarabien eine für Archäologie sehr wichtige Entdeckung gemacht. Er ist ein Apotheker, der sich mehrere Jahre in Yemen aufgehalten hatte, und im Anfang dieses Jahrs nach Dschedda gekommen war, wo er den als Orientalisten berühmten französischen Consul Fresnel traf. Dieser ist bekanntlich der erste Europäer, der sich mit der himjaritischen Sprache, die vor Muhammed in ganz Südarabien gesprochen wurde, und jetzt noch in einem Theil von Hadramaut lebt, beschäftigte; seit er die Aufmerksamkeit der Gelehrten darauf gerichtet hatte, haben Wellsted, Cruttenden u. a. Reisende in Südarabien eine Anzahl Inschriften in himjaritischer Sprache und Schrift gefunden, und diese sind von Gesenius und Rödiger in Halle gelesen und, wenigstens theilweise, übersetzt worden. Fresnel machte Arnaud mit dem Zustand dieser Studien bekannt und drückte ihm den Wunsch aus, besonders die Inschriften von Mared zu erhalten. Dieses war die alte Hauptstadt von Yemen, in der wahrscheinlich die Königin von Saba, die zu Salomo kam, gewohnt hat; die Stadt ist durch den Durchbruch ihres Damms berühmt, der eine Epoche in der arabischen Geschichte bildet, und zu der Verlassung der Stadt führte, die seitdem in Ruinen liegt. Arnaud übernahm es Mared zu besuchen, und versicherte, er sey der einzige Europaer, der im Stande sey dorthin zu gelangen, was bei dem Zustande von Südarabien eine überaus gefährliche Unternehmung sey. Er reiste nach Yemen ab, begab sich nach Sanna, wo er drei himjaritische Inschriften fand, und von da nach Mared, das er auch nach zahllosen Gefahren erreichte und wo er 54 Inschriften abschrieb, die er zum Theil auf den Resten des großen Damms, zum Theil in den Ruinen der Stadt fand. Er kam auch glücklich wieder zurück nach Sanna, von wo er nach Aden ging, wo er natürlich in völliger Sicherheit ist. Er will seine Inschriften an die asiatische Gesellschaft in Paris schicken, damit diese sie in ihrem Journal herausgebe. Es ist zu hoffen, daß Fresnel sie mit einem Commentar begleite, aber jedenfalls werden sie in Rödiger und andern deutschen Gelehrten Erklärer finden, und ohne Zweifel ein großes Licht auf die überaus dunkle Geschichte des himjaritischen Reichs und die Civilisation von Saba werfen.

Hrn. Violets Fahrten und Abenteuer.

(Fortsetzung.)

Am vierten Tage landeten wir an der Südspitze eines Berges, welcher das krumme Rückgrat (crooked backbone) genannt wird. Die Indianer gelangten zuerst ans Ufer, um zu sehen, ob die Küste auch frei sey, und am Abend, als der Schooner, der uns hergeführt hatte, schon wieder auf dem Rückweg war, gruben wir eine Cachette,*) und verbargen darin alles was wir nicht sogleich fortbringen konnten. Unter andern Gegenständen, mit denen man mich in Monterey beschenkte, fanden sich auch zwei zinneene Kisten mit englischem Feuerwerk, die im Verlauf der Ereignisse Wunder thaten, und manchen Scalp retteten, als schon alle Hoffnung auf Hülfe aufgegeben war. Die Montereyer lieben die Feuerwerke außerordentlich, und jedes Schiff, das Handel mit Californien treibt, ist stets reichlich damit versehen. Als alle unsere Habe versteckt war, zogen wir zuerst in östlicher, dann in nordwestlicher Richtung in der Hoffnung auf einige zu dem Stamm gehörige Pferde zu stoßen. Dieß geschah auch: mit Tagesanbruch betraten wir eine natürliche Kleeweide, wo Hunderte derselben schliefen und grasten, als wir aber mehr als 30 (engl.) Meilen zurückgelegt hatten, beschlossen wir auszuruhen, ehe wir unsere Wanderung weiter fortsetzten.

Ich hatte kaum eine Stunde geschlafen, als mich ein leiser Schlag auf die Schulter weckte. Ich glaubte anfangs es sey ein Traum, als ich aber meine Augen öffnete, sah ich einen meiner Indianer, der mit dem Finger auf den Lippen mir Stillschweigen befahl, während seine Augen auf die offene Prairie gerichtet waren. Ich blickte in dieselbe Richtung, und

*) Dieser französisch-canadische Ausdruck ist auch bei den englischen Biberfängern und Jägern im Gebrauch.

Digitized by Google

das Schauspiel, das sich mir bot, verscheuchte sogleich allen Schlaf. Einige tausend Schritte vor uns stand eine Schaar von 20 Indianern, zum Kriege bemalt und ausgerüstet, und in aller Stille und Ruhe beschäftigt, Pferde zu binden. Das waren natürlich keine von unserem Stamm, sondern sie gehörten zu den Umbiquas, einem diebischen Volk an unserer Nordgränze, das, namentlich wo es ohne Gefahr geschehen konnte, gern Pferde stahl. Da die Schoschonen bereits gegen die Krähen ausgezogen waren, hielten sie sich für ganz sicher und wählten gemächlich unsere besten Thiere aus. Zum Glück für uns hatten wir in dichtem Gebusch gelagert, an einer für Vierfüßler schwer zugänglichen Stelle, sonst waren wir verloren gewesen. Wir weckten unsere Gefährten, und hielten unverzüglich Rath. Ein Gefecht mit ihnen anfangen konnten wir nicht, sie aber mit den Pferden ziehen lassen, war doch ganz unthunlich, es blieb also nichts übrig, als ihnen zu folgen, und die Gelegenheit abzupassen, einen entscheidenden Streich zu führen. Um Mittag hatten die Räuber so viele Thiere eingefangen, als sie etwa geleiten konnten, wendeten uns nun den Rücken zu und zogen westwärts in der Richtung der Fischereistation, wo wie unser großes Boot in einem Hause untergebracht hatten.

Wir folgten ihnen den ganzen Tag, und aßen nichts als die wilden Beeren der Prairie. Am Abend brach einer meiner Indianer, ein erfahrener Krieger, allein auf, um das feindliche Lager auszuspähen, drang auch glücklich in dasselbe vor, und erkannte den Zweck der feindlichen Expedition aus gewissen Zeichen, die seinem Scharfblick nicht entgingen. Die Fischereistation enthielt ein großes Segelboot, nebst sieben oder acht Ruderfahrzeugen. Auch war unser Vorrath an getrockneten Fischen nebst Fischereiapparat, als Netze u. dgl. hier aufgehäuft. Da wir seit mehrern Jahren in Friede gewesen waren, so hatte das Haus oder der Posten keine Besatzung, außer daß zehn oder zwölf Familien um denselben der angesiedelt waren. Nun war die ursprüngliche Absicht der Umbiquas bloß gewesen, Pferde zu stehlen, da sie aber in Erfahrung gebracht hatten, daß ein halbes Duzend zu diesen Familien gehöriger Krieger nach der Niederlassung gezogen war, um Feuerwaffen und Munition zu holen, so beschlossen sie den Posten anzugreifen und einige Skalps mitzunehmen, ehe sie mit unsern Netzen, Booten, Fischen u. s. w. zue See und zu Lande nach Hause zurückkehrten. Dadurch wurde die Sache von größerer Bedeutung, denn wir hatten unsern Zimmermann und unsern Schmied verloren, und da unsere kleine Flotte auf diese Weise für uns noch kostbarer geworden war, so beschlossen wir sie um jeden Preis zu erhalten. Einen Indianer nach der Niederlassung zu schicken wäre nutzlos gewesen, denn es hätte nur unsere ohnehin geringe Macht wesentlich geschwächt, und überdieß hätte Hulfe nicht zu rechter Zeit ankommen können. Es war also besser, wo möglich den Posten vor den Umbiquas zu erreichen, denn hier unter dem Schutz dicker Baumstamme und mit unsern Büchsen waren wir dem Feinde gewachsen, der nur zwei Gewehre, sonst nichts als Lanzen, Bogen und Pfeile hatte. Unser Spion hatte auch durch Behorchung ihres Gesprächs heraus gebracht, daß sie zur See gekommen seyen, und daß ihre Kähne irgendwo an der Küste in der Nähe des Postens verborgen lägen.

Es führten zwei Wege nach dem Posten, ein sehr kurzer gerader, auf dem aber nach dem ersten Tagmarsch weder Wasser noch Gras zu finden war; zudem war der Boden uneben, mit dickem Gebüsch bedeckt, so daß sie die Pferde nicht leicht durchbringen konnten. Deßhalb schlugen die Umbiquas den weitern Umweg ein, wir aber beschlossen den geraden einzuhalten und ein sonderbarer Zufall begünstigte unsere Absicht, so den Posten fruher zu erreichen. Die Indianer und mein alter Diener schliefen, während ich mit dem Irländer Wache hielt; bald bemerkte ich, daß etwas in der Prairie hinter uns sich bewege, aber was — konnte ich nicht errathen. Die Büffel kamen nie so weit westlich, und es war auch nicht die Jahrszeit für die Wölfe. Ich kroch aus diesem Busche heraus, und befand mich nach wenigen Minuten unter einer Schaar Pferde, die sich nicht hatten fangen lassen, aber der Spur ihrer Gefährten gefolgt waren. Ich kehrte um, weckte die Indianer, und diese brachen auf mit ihren Lassos, während ich und Roche uns zum Schlafen niederlegten.

Lange vor Tage geleitete uns der indianische Führer über eine Stunde weit westlich hinter eine Erhebung der Prairie, um den Spähern der Umbiquas desto leichter auszuweichen. Hiee fanden wir sieben kräftige, mit den Lassos eingefangene und auch damit gezügelte Pferde. Sie hatten keine Sättel, aber die Noth lehrte uns auch ohne sie reiten. Die Indianer hatten auch ein einjahriges Füllen getödtet, und genug Fleisch für zwei Tage mitgenommen, so daß wir beim Aufbruch, welcher lange vor dem der Umbiquas erfolgte, die Aussicht hatten den Posten 36 Stunden oor ihnen zu erreichen.

Wir wußten, daß sie zwei Stunden bei Tage ausruhen würden, da sie natürlich darauf bedacht waren, die gestohlenen Pferde auf der langen Reise, die sie oor sich hatten, in gutem Zustand zu erhalten. Bei uns war der Fall anders: wir hatten nur 30 Meilen zurückzulegen, und kümmerten uns nicht darum, in welchem Zustande die Thiere ankamen. Wir schonten also ihrer Beine nicht, und die muthigen Rosse, so dick sie auch von ihrer zweimonatlichen Weidefreiheit waren, trugen uns rasch genug davon. Als wir am Ufer eines kleinen Flusses anhielten, um sie zu tränken und etwas ausruhen zu lassen, schienen sie nicht sehr ermüdet, obgleich sie 28 Meilen zurückgelegt hatten.

Gegen 11 Uhr erreichten wir den Saum des felsigen Bodens, blieben hier drei Stunden, und nahmen ein Mahl ein, das wir sehr nöthig hatten, denn seit unserer Landung hatten wir nichts als wilde Beeren genossen, da das Ausgraben der Cachette uns so sehr beschäftigt hatte, daß wir vergaßen Lebensmittel mit uns zu nehmen. Wir erreichten unser Ziel ohne auf etwas bemerkenswerthes zu stoßen, anderthalb Tage vor den Umbiquas, waren also zu ihrem Empfang gerüstet. Die Frauen, Kinder und alles was von Werth war, wurde, nebst einer Menge Wasser für den Fall, daß der Feind vor

Digitized by Google

ſuchen ſollte das Haus in Brand zu ſtecken, hineingeſchafft. Zufälligerweiſe war die Nähe einer feindlichen Kriegspartei zwei Tage zuvor entdeckt worden: drei Kinder waren nach einer kleinen Bay gegangen, um einige junge Robben zu fangen, und hatten vier Kähne am Fuße eines Felſens bemerkt, während in einiger Entfernung zwei junge Männer an einem Feuer ſaßen, und in größter Ruhe Stücke von einem gefangenen Robben zubereiteten. Die Kinder kehrten natürlich ſogleich um, und drei alte Männer, die einzigen die an dem Poſten zurückgeblieben waren, gingen hin, um ihre Skalps zu holen. Sie waren, als wir ankamen, noch nicht zurück, kamen aber am Abend mit den Skalps der beiden Umbiqnas, die ſie überfallen hatten und mit den Kähnen zurück, die gleichfalls in dem Vorrathshaus untergebracht wurden.

Unſere Stellung war ziemlich ſtark: vor uns gegen Norden hatten wir einen großen, reißenden Strom, gegen Süden einen 40 Fuß breiten und 10 Fuß tiefen Graben, der das Gebäude von einem ganz offenen Raum trennte; die zwei Flügel waren durch kleine, 20 Fuß hohe Backſteinthürme gebildet, mit Schießſcharten und einer 10 Fuß vom Boden entfernten Thüre, deren Leiter, wie natürlich, eingezogen war; der einzige andere Eingang war zu Waſſer und man konnte ſich demſelben nur ſchwimmend nähern. Das Fort war aus natürlichen und Backſteinen aufgeführt, und die aus dicken Pfoſten gemachte und mit Kupferplatten beſchlagene Thüre hätte geraume Zeit der Gewalt ihrer Aexte und des Feuers getrotzt. Beſorgt waren wir nur über die Entzündbarkeit unſeres Dachs, das mit Fichtenſpänen gedeckt war. Dagegen ſuchten wir uns aber zu ſchützen, indem wir nach den obern Räumen Waſſer brachten, und das Dach an den ausgeſetzteſten Theilen, ſo gut es eben gehen wollte, mit Thon überſchmierten; zudem konnten wir nöthigenfalls jeden Augenblick Löcher in das Dach machen, um deſto leichter das Feuer auszulöſchen.

Wir waren nun zehn Männer, davon ſieben mit Feuergewehren bewaffnet und ihres Schuſſes ziemlich ſicher; auch hatten wir ſechzehn Frauen und neun Kinder, denen allen für den Fall eines nächtlichen Angriffs verſchiedene Poſten angewieſen waren. Die ſechs Krieger, welche nach der Niederlaſſung gegangen waren, um Feuerwaffen zu holen, mußten bald zurückkommen, und bis dahin hatten wir nichts zu thun, als vorſichtig zu ſeyn, den Feind abzuwarten, und ſelbſt den erſten Angriff auszuhalten, ohne von unſern Feuerwaffen Gebrauch zu machen, damit ſie unſere Stärke nicht errathen möchten. Ein alter Mann, der ſeiner Zeit ſich als tüchtiger Krieger ausgezeichnet, ſchlug einen Plan vor, den wir willig befolgten. Es ſollte ihn einer nach der Stelle begleiten, wo die Kähne verſteckt geweſen waren, und das Feuer unterhalten, ſo daß der Rauch allen Verdacht einſchläfern ſollte. Die Umbiqnas würden bei ihrer Ankunft unfehlbar einen ihrer Leute abſenden, und die, welche zur Aufſicht der Kähne zurückgelaſſen waren zu berufen; dieſen einen wollten ſie lebendig zu fangen und alsbald nach dem Poſten zu bringen ſuchen. Einer der Kähne wurde deßhalb in den Fluß gelaſſen, und ſpät am Abend brachen die beiden Indianer mit Flinten wohl bewaffnet nach ihrer Beſtimmung auf.

(Fortſetzung folgt.)

Neu entdeckte griechiſche Manuſcripte.

Der National vom 11 Dec. meldet, wir wiſſen nicht aus welcher Quelle, Nachſtehendes: „Die von mehrern Reiſenden gewonnene Einſicht in die literariſchen Schätze, welche in den Klöſtern des Berges Athos aufgehäuft ſind, haben das Intereſſe der weſtlichen Welt geweckt, und Hr. Villemain ſandte vor einiger Zeit Hrn. Minoi de Mynas nach Griechenland, um die in dieſen orientaliſchen Bibliotheken vergrabenen Schätze aufzuſtöbern. Nach vierjähriger Unterſuchungen iſt endlich Hr. Mynas zurückgekehrt und hat unter andern werthvollen Schriften nachſtehende mit ſich gebracht: eine Sammlung von Fabeln in choliambiſchen Verſen, von Babrias, von denen bis jetzt nur Fragmente bekannt geweſen waren; ein Stück des zwanzigſten Buchs von Polybius; mehrere Stücke von Dexippus und Euſebius; ein Fragment des Geſchichtſchreibers Prokeas; eine neue Reihe äſopiſcher Fabeln mit einer Lebensbeſchreibung des Fabeldichters; ein Werk über die griechiſche Syntax, von Gregor von Korinth; einige Sammlungen bürgerlicher und kanoniſcher Geſetze, Wörterbücher, Grammatiken, Scholien u. ſ. w. Die ſichere Ankunft dieſer Schätze wird in ihrem Werth noch erhöht durch die von Mynas mitgetheilte Nachricht, daß das Intereſſe, welches die weſtliche Welt an dieſen literariſchen Schätzen nimmt, den ungetreuen Hütern einen beſſern Begriff von dem beibringt, was ſich in ihrem Verwahrſam befindet, denn bis jetzt hatte man nicht bloß die Fenſter mit den Manuſcripten verklebt und die Ritze in den Wänden ausgeſtopft, ſondern die Fiſcher hatten auch Pergamentſtücke als Lockſpeiſe an die Angel gehängt.“

Skizzen aus Algier.

Hoſpitäler und Behandlung der Kranken in Algier.

(Fortſetzung.)

Warum eſſen die Krankenwärter nicht wie in Frankreich auch hier in einem gemeinſchaftlichen Saal oder Zimmer, warum bleiben nicht Aufſeher während der Mahlzeiten der Kranken in den Sälen? Das würde den Kauf und Tauſch der Lebensmittel verhindern, und eine oft wiederholte Runde bei Tag wie bei Nacht jede andere Unordnung unmöglich machen. Aber dieſe Herren frühſtücken und diniren faſt um dieſelbe Zeit wie die Kranken, nachher müſſen ſie doch Kaffee trinken, Billard oder Karte ſpielen, ſpäter ſpazieren reiten oder gehen, am Abend dürfen ſie wiederum nicht im Café fehlen, und die Nacht iſt der Liebe geweiht, alſo bleibt ihnen wenig Zeit ihrem Dienſt gehörig nachzukommen, der deſſen ungeachtet regelmäßig an jedem erſten des Monats vom Gouvernement viel zu theuer bezahlt wird. Rechnet man dazu die Vortheile, die ſie von den Directoren der Hoſpitäler genießen, als freie Tafel, oft auch Geld u. ſ. w., wer wird es da nicht begreiflich finden, daß eine Menge junger Leute ſich dieſer Carrière widmet, und ſich wohl dabei befindet, wenn ſie ſonſt kein Gewiſſen haben. Aber die Gewiſſen der franzöſiſchen Adminiſtrationsbeamten in Afrika ſind gar ſonderbarer Art. Dieſem Umſtande mögen es die Herren auch

Digitized by Google

zuſchreiben, daß die Armeeofficiere ſie in der Regel verächtlich behandeln, und nur mit ihnen ſprechen, wenn es der Dienſt erheiſcht, oder wenn man ſie benutzen will. Ebenſo iſt das Verhältniß zwiſchen militäriſchen Krankenwärtern (Infirmiers militaires), die ein Corps der Armee ausmachen, und den wirklichen Soldaten. Das Corps der Infirmiers, in dem man, beiläufig geſagt, les beaux hommes de France nicht ſuchen muß, treibt in den Hoſpitälern im Kleinen, was ſeine Chefs darin im Großen treiben. Es iſt betrübend, daß dieſes Corps ſeine Beſtimmung, die moraliſch nichts höheres über ſich hat, ſo beſchmutzt, daß es zu Verachtung und Haß zwingt, während es hohe Achtung und Dank verdienen müßte, wenn es ohne ſo erbärmliche Nebenabſichten dieſelbe erfüllte.

Nach drei Wochen war ich geneſen, und benutzte eine Erlaubniß in die Stadt gehen zu dürfen. Kanonendonner vom Fort l'Empereur kündigte mir, als ich zur Stadt ging, etwas Außergewöhnliches an. Ich erkundigte mich bei jemand, und erfuhr, daß es der Anfang des Julinsfeſtes ſey. Wahrlich, man hat Recht mit Kanonen an dieſe glorreichen Tage zu erinnern! Immer mehr gerathen ſie in Vergeſſenheit, und der Enthuſiasmus, der in den erſten Jahren ihre Feier begleitete, iſt jetzt zum Spott geworden.

In der Straße Babaſuhn drängte ſich ein Haufe Knaben aller Nationen, in deren Mitte einige Huſaren langſam vorwärts ritten. Sie kamen vom Gouverneur zurück, dem ſie zwei Araberköpfe und drei Pferde präſentirt, die ſie am Morgen beim maison carrée erbeutet hatten und jetzt im Triumph durch die Stadt führten. Die Köpfe waren mit einem Strick, der durch Hals und Mund gezogen worden, an den Sätteln der gefangenen Pferde befeſtigt. Was wollte man damit denn eigentlich bezwecken? Dem Marſchall eine Freude machen, der einheimiſchen Population Furcht einflößen oder gar franzöſiſchen Muth zur Schau tragen? Das letztere, dächte ich, habe man auf ſolche Weiſe nicht zu thun nöthig, und daß der Anblick dieſer Köpfe die Araber mehr zur Rache angefeuert, als Frucht hervorgebracht hat, iſt als ſicher anzunehmen. Dem Marſchall endlich genügte gewiß der ſchelmiſche Rapport dieſer Heldenthat, doch man wollte ihm wahrſcheinlich erſt die Trophäen zeigen, und dann berichten, daß außer mehrern Bleſſirten auch fünf Franzoſen die Köpfe in dem Kampfe beim maison carrée am frühen Morgen abgeſchnitten worden waren.

Auf dem Gouvernementsplatz tanzten Neger ihre originellen Tänze; ein Hariekin amuſirte durch ſchlüpferige Darſtellungen menſchlicher Schwächen Soldaten, Kinder und Freudenmädchen in großer Anzahl, und im Hafen flaggten die vor Anker liegenden Schiffe. Das waren die hauptſächlichſten Feierlichkeiten am letzten der Julustage. Keinen reinlich gekleideten Araber ſah ich in dem Gedränge, aber eine zahlloſe Menge verſchleierter Mauriunen, Dienerinnen der Venus. Ihr Coſtüm iſt wirklich ſehr vortheilhaft für Frauenzimmer dieſer Gattung, und nicht ſelten wird es von Franzöſinnen benützt, deren Geſicht und Geſtalt im Laufe der Zeit verblüht, und die zu bekannt ſind, um unverſchleiert das tägliche Brod noch zu verdienen. So aber locken ſie, graziöſer und koketter als die wirklichen Mauriunen, die verliebten Sterblichen in ihre Behauſung, die, ebenfalls mauriſch, in ihrem abſichtlich vermehrten, wollüſtigen Dunkel ſelten den Betrug bemerken läßt, zumal dieſe Damen in der komiſchen Sprache der Moresken, in welcher dieſe ſich den Franzoſen verſtändlich machen, vollkommen bewandert ſind.

Nachdem ich den Platz verlaſſen und durch die Rue de Toulon ging, erinnerte ich mich, daß in ihr ein Bekannter von mir wohne, der mich ſchon mehreremale eingeladen hatte ihn zu beſuchen. Bald fand ich ſeine Wohnung, und eine alte Jüdin machte mir auf meine Frage auch ihm in ihrem Kauderwälſch verſtändlich, daß er ſich auf der Terraſſe des Hauſes befände. Ich ſtieg zu ihr hinauf und ſah Hrn. Bélard mit einem Fernrohr die Metidſchah betrachten. Nach den herkömmlichen Begrüßungsformeln fragte ich ihn, was er ſo aufmerkſam in der Plaine beobachte. „Meine brennenden Grundſtücke beim maison carrée," erwiederte er ſeufzend, „die Araber haben ſie ſchon heute Morgen angezündet." Ich nahm das Glas, richtete es auf die Ebene, und in der That, ſo weit man ſie überſehen konnte, bedeckte ſie weißer, dicker Rauch, durch den zuweilen helle Flammen zuckten. *)

Hr. Bélard, früher Aſſocié des Bankiers Bacquet, hat allein die Folgen ihres gemeinſchaftlichen Bankerots tragen müſſen, da Hr. Bacquet raſch das Meer zwiſchen ſich und ſeine Gläubiger brachte, und jetzt durch eine vortheilhafte Heirath, wohl auch durch ſeinen algieriſchen Bankerott in den Stand geſetzt iſt, in Marſeille von ſeinen Renten zu leben. Hrn. Bélard fielen bedeutende Ländereien bei ihrem Arrangement zu, und man ſah heute, welch' großen Nutzen ſie ihm bringen.

Als ich jetzt wieder den Gouvernementsplatz betrat, ſtand die algieriſche Nationalgarde auf demſelben, um eine Revue vor dem Marſchall zu paſſiren. So elegant und vorſchriftsmäßig viele derſelben gekleidet waren, ſo erregte es doch einen komiſchen Anblick, wenn man neben dieſen die verſchiedenartigſten und ſelbſt lächerlichſten Anzüge bemerkte. Ich ſah Artilleriſten mit farbigen Zeugſtiefeln, Infanteriſten im Frack, ſchwarzen Hut und Stiefeln, in blauen Kitteln, Strohhut und Schuhen und Sammetweſten, Fez und Holzpantoffeln u. ſ. w., nur die Marineſoldaten und Cavallerie, letztere gut beritten, waren durchaus militäriſch uniformirt. Nachdem die Infanterie, begleitet von einer leidlichen Muſik, beim Marſchall vorbeimarſchirt war, folgte die Cavallerie, an ihrer Spitze einen einzigen Trompeter.

Am Abend waren mehrere Gouvernementsgebäude und Cafés illuminirt, unter denen die tempelartig erbaute Banane im Hafen ſich am beſten ausnahm. Die Metidſchah aber hatten die Araber auf eine großartige Weiſe illuminirt. Sie ſchien ein Feuermeer, das ſich am Himmel und im Golf wiederſpiegelte.

Später als es erlaubt, kehrte ich ins Hoſpital zurück, doch ward ich von niemand bemerkt, ja ſelbſt die Schildwache ſah mich nicht, denn ſie ſchlief geſtützt auf ihr Gewehr. Dieß war an einem ſo feierlichen Tage allerdings verzeihlich.

(Fortſetzung folgt.)

Die ungewöhnlichen Nebel, welche den Monat December auszeichnen, fangen an die Meteorologen zu beſchäftigen; daß London um dieſe Zeit öfters den ganzen Tag in Nebel gehüllt iſt, kann als nichts ungewöhnliches angeſehen werden, daß aber daſſelbe Phänomen auch in Paris ſtatt hatte, und ſich, wie die franzöſiſchen Blätter meldeten, von Paris bis nach London ununterbrochen ausdehnte, gehört ſchon zu den ſeltenen Erſcheinungen. Jetzt meldet der Moniteur (25 Dec.) nach Blättern aus Nantes und Bordeaux, daß ein kalter, dichter Nebel Tage lang auch dieſe Städte eingehüllt habe, ſo daß die Schifffahrt zum Theil dadurch gehemmt wurde.

*) Das Manuſcript iſt aus dem Jahre 1840.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 3.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

3 Januar 1844.

Anglochinesische Schule in Hong-Kong.

Die Engländer und Amerikaner in Canton haben nach dem Tode des Missionar Morrison zu seinem Andenken eine Gesellschaft unter dem Titel Morrison education Society gestiftet, deren Zweck ist chinesischen Knaben eine europäische Erziehung zu geben. Sie fing im Jahr 1836 ihre Wirksamkeit an, aber sie konnte nur wenig thun, bis sie im Jahr 1839 einen Lehrer, Namens Brown, aus Amerika kommen ließ; dieser scheint ein intelligenter Mann zu seyn, und die Schule hat unter ihm große Fortschritte gemacht, die Knaben werden nämlich Vormittags unter einem chinesischen Lehrer nach chinesischer Art und in allem was in China zu einer guten Erziehung gehört, unterrichtet, und Nachmittags im Englischen, Arithmetik, Algebra, Geschichte, Geographie u. s. w. Das Resultat ist, daß sie dadurch ihrem Land nicht entfremdet werden, sondern vielmehr im Stande sind ihre chinesische Carrieren leichter als wenn sie bloß chinesische Schulen besucht hatten, zu machen. Man hat dabei die Bemerkung gemacht daß sie im Englischen schnellere Fortschritte machen als in ihren chinesischen Studien, welche gänzlich auf Uebung des Gedächtnisses beruhen, und wenn sie eine Zeitlang in der Schule waren, so ziehen sie es immer vor englisch zu schreiben. Man hat in dem letzten Bericht der Gesellschaft (September 1842) mehrere ihrer englischen, uncorrigirten Aufsatze abgedruckt, und obgleich sie Sprachfehler enthalten, so zeigen sie doch eine für die Kürze der Zeit auffallende Leichtigkeit im Gebrauch der Sprache. Einige der Schüler sind ausgetreten und haben vortheilhafte Anstellungen in Canton gefunden, und im Verhältniß als ihre Zahl zunimmt, müssen sie ein immer wichtigeres Zwischenglied zwischen den Europäern und ihrer Nation bilden. Die Knaben wohnen in der Anstalt und werden von ihr genährt und mit Büchern versehen, und dieß hat bisher verhindert ihrer mehr als zwanzig zugleich aufzunehmen. Aber die Gesellschaft hofft die Zahl vermehren zu können, indem sich jetzt viele Knaben melden, deren Eltern für ihren Unterhalt zu bezahlen willig sind. Die Gesellschaft hat ein Haus in Hongkong gebaut, das aus drei Flügeln besteht, deren Einer die Zimmer der Knaben (jeder hat ein eigenes), der zweite die Lehrsale und Bibliothek, der dritte die Wohnung der Lehrer enthielt; denn die Gesellschaft erwartete täglich einen zweiten Lehrer aus Amerika, um den wachsenden Bedürfnissen der Schule zu genügen. Das Schulhaus hat 3000 Dollars gekostet, welche der reiche Opiumhandler Dent vor seiner Abreise aus China dazu gegeben hat. Die jährlichen Ausgaben werden sich etwa auf eine gleiche Summe belaufen, und werden durch Subscriptionen gedeckt. Die Knaben werden nicht zur Bekehrung zum Christenthum ermahnt, nur wird ihnen Sonntags ihr Pensum zum Auswendiglernen aus der Bibelübersetzung von Morrison gegeben; dieß ist freilich ein geringer und unscheinbarer Anfang, aber der Plan ist so vernunftig daß er doch große Folgen haben kann, indem jeder der jüngern Leute, die aus der Schule hervorgehen, als Lehrer, als Beamter und besonders als Schriftsteller einen Einfluß ausüben kann, den ein Europaer nie in China erhalten könnte. Nichts ist schwerer als in ein altes und abgeschlossenes System von Erziehung, Denkungsart und Regierung ein neues Element einzuführen, die Jesuiten hatten es selbst zur Zeit wo sie die Gunst der Kaiser hatten und die ersten Stellen im Staat bekleideten, umsonst versucht; es könnte nur durch eine Eroberung und die daraus folgende gewaltthätige Zerstörung des ganzen gegenwärtigen Zustands, oder durch Erziehung von Eingebornen in europäischen Schulen geschehen. Das erste wäre ein sehr zu bedauerndes Mittel indem mehr als zweifelhaft ist, ob im Ganzen der neue Zustand ersetzen würde, was der alte Gutes hatte, und ein ungewisses, indem man in Indien gesehen hat, daß es nicht hingereicht hat die Nation aus ihrem alten Geleise herauszubringen, und dieß wäre wahrscheinlich in China noch viel mehr der Fall; daher ist der Plan der Erziehungsgesellschaft bei weitem der beste und man muß hoffen, daß die Sympathie der Europäer ihr die Mittel gibt, ihn in viel größerem Maaßstab zu verfolgen als bisher.

Digitized by Google

Hrn. Violets Fahrten und Abenteuer.

(Fortsetzung.)

Die Umbiquas kamen endlich und ihr Mangel an Vorsicht ließ uns sichern Erfolg hoffen. Jedenfalls ahnten sie nicht, daß Feuerwaffen in dem Posten seyen, denn sie hielten nur etwa 70 Schritte von dem östlichen Thurm, und man mußte Roche mit Gewalt vom Feuern abhalten. Sie hatten die Pferde nicht bei sich, nach kurzer Zeit aber sahen wir dieselben auf dem andern Ufer des Flusses unter der Aufsicht von zwei Umbiquas, von denen sie eine Stunde oberhalb über den Fluß hinüber getrieben worden waren, zu dem doppelten Zweck, um sie für den Nothfall in der Nähe zu haben und ihnen besseres Futter zu verschaffen. Darauf hatten wir nicht gerechnet, indeß gereichte es uns später dennoch zum Vortheil.

Die Wilden untersuchten den Bau genau und überzeugten sich bald, daß es durchaus unmöglich sey, den Platz auf die gewöhnliche Weise anzugreifen. Sie schossen einige Pfeile ab, und feuerten auch einmal mit einem Gewehr nach den Schießscharten, um sich zu versicheen, ob streitbare Manner darin seyen; wir hielten uns jedoch ruhig, was ihre Zuversicht vermehrte; einige folgten nun auch dem Ufer des Flusses um zu sehen was an dem Haupteingang zu bewerkstelligen sey. Diese Untersuchung schien indeß ihre Hoffnungen niederzuschlagen und sie zogen sich etwa hundert Schritte zurück, um sich zu berathen. Augenscheinlich schlugen einige vor, das Gebäude in Brand zu stecken, doch waren dieser, wie wir aus den Gesticulationen abnehmen konnten, nicht viele; andere schienen vorzustellen, daß in einem solchen Falle die darin befindliche Beute mit verbrennen würde, und dieser könne man sich doch, da wenig Gefahr zu fürchten sey, leicht bemächtigen. Endlich wies einer, der ein Hauptling zu seyn schien, zuerst mit den Fingern in der Richtung hin, wo sie die Kahne gelassen, dann nach dem Fluß, und endlich hinter sich, nach der Stelle wo die Sonne aufgeht. Als er geendet, standen zwei seiner Leute auf und gingen südwestlich. Ihr Plan war nun ganz klar. Diese beiden sollten mit den zwei andern, welche zur Obhut der Kahne zurückgelassen worden waren, diese letztern um den Laubvorsprung herum und nach dem Flusse bringen. Dazu brauchten sie die ganze Nacht, und am andern Morgen wollten sie dann die vordere Thüre mit ihren Tomahaks angreifen und zerstören.

Mit der Dunkelheit der Nacht kam eine gewisse Unruhe über uns, denn wir konnten doch nicht recht wissen, welchen Plan die Feinde entworfen hatten; inzwischen stellte ich Wachen an jede Ecke, und wir warteten schweigend, während unsere Feinde ein großes Feuer anzündeten und ihre Lebensmittel kochten. Die Hälfte von ihnen legte sich dann zum Schlafen nieder, und gegen Mitternacht war die Stille von keinem Laut unterbrochen, während zugleich ihre halb verbrannten Baumklötze keine helle Flamme mehr von sich warfen. Da ich wußte, welche Arbeit am Morgen unsrer harrte, so hielt ich es für besser, mich durch einige Stunden Ruhe zu stärken; aber dieß sollte nicht gelingen. Ich hatte kaum meine Augen geschlossen, als ich das dumpfe, regelmäßige Anschlagen der Art an Bäume vernahm; ich horchte aufmerksam. Die Töne kamen aus der Ferne von dem Flußufer, hinter dem Lager der Wilden bewegten sich dunkle Gestalten nach allen Richtungen, und endlich bemerkten wir, daß die Umbiquas Leitern verfertigten, um die obern Thüren unsrer kleinen Thürme zu erklettern. Dieß war für uns von geringer Bedeutung, denn wir waren wohl gerüstet, sie zu empfangen; auch beschlossen wir ihnen unsere Stärke nicht zu erkennen zu geben, bis wir sicher waren, mit unsern Feuerwaffen fünf von ihnen auf die erste Salve zu erlegen. Unsere Indianer nahmen ihre Bogen und wählten solche Pfeile aus, wie sie Kinder beim Fischen gebrauchen, um die Feinde glauben zu machen, innen im Gebaude vertheidigten sich nur einige kecke, entschlossene Knaben.

Am Morgen erschienen die Umbiquas mit zwei Leitern, und blickten oft nach den Schießscharten, aber das Tageslicht war noch zu schwach, als daß sie uns hätten entdecken können; überdieß waren sie durch die Todtenstille, die wir die ganze Nacht hindurch eingehalten hatten, in Sicherheit gelullt. Sie glaubten das Gebäude sey verlassen, und die Vorsicht, mit der sie heran rückten, war mehr das Ergebniß indianischer Schlauheit und Gewohnheit, als die Furcht auf irgend eine Art von Widerstand zu stoßen. Die beiden Leitern wurden gegen einen der Thürme angelehnt, und an jeder stieg ein Indianer hinauf. Anfangs warfen sie forschende Blicke durch die Löcher auf beiden Seiten der Thürme, aber wir hatten uns sorgfaltig versteckt, dann bildeten sammtliche Umbiquas mit ihren Bogen und Speeren einen Kreis um die Leitern, und bewachten die Schießscharten. Auf Befehl des Häuptlings wurden die ersten Streiche geführt, und die Indianer auf den Leitern begannen die Thüren mit ihren Tomahaks zu bearbeiten. Während der Umbiqua an der östlichen Thüre sich zum dritten Schlag anschickte, begann er zu taumeln und fiel von der Leiter herunter; seine Brust war von einem Pfeil durchbohrt; in demselben Augenblick ertönte ein lauter Schrei vom andern Thurme her, und zeigte, daß dort ein Gleiches geschehen sey.

Die Umbiquas zogen sich unter einem Schrei der Wuth, dem drei Knaben auf unsern Befehl mit einem schrillen, trotzigen Kriegsruf antworteten, eilfertig mit ihren Todten zurück. Das Kriegsgeschrei der Knaben machte die Umbiquas ganz wüthend, aber sie waren jetzt vorsichtiger geworden. Die Pfeile, durch welche ihre Cameraden das Leben eingebüßt hatten, waren zwar Räuberpfeile, doch war leicht zu erkennen, daß sie von Kriegern abgeschossen worden waren. Sie zogen sich hinter einen vorspringenden Felsen am Ufer des Flusses zurück, nur 40 Schritte von uns, aber ganz gegen unsere Schüsse gedeckt. Hier hielten sie Kriegsrath und warteten auf ihre Leute und ihre Kahne, die schon lang hatten kommen sollen. In diesem Augenblick zerstreute sich der leichte Nebel, der über dem Fluß geschwebt hatte, das andere Ufer wurde sichtbar und zeigte uns einen Anblick, der unsere ganze Auf-

Digitized by Google

merksamkeit auf sich zog. Gerade uns gegenüber befand sich ein Kahn, derselbe auf dem unsere Indianer den Tag zuvor auf ihre Unternehmung ausgezogen waren. Die beiden Umdiquas, welche die gestohlenen Pferde bewachten, befanden sich nur wenige Schritte davon; sie waren augenscheinlich erst vor wenigen Minuten gekommen und unschlüssig was sie thun sollten; sie hatten den Kriegsruf und das Geschrei ihrer eigenen Leute gehört, und befanden sich in nicht geringer Verlegenheit; sobald aber der Nebel ganz weg war, sahen sie ihre Leute hinter dem Felsen, und schickten sich, wahrscheinlich auf einige ihnen gemachte Zeichen an, über den Fluß zu gehen. In dem Augenblick, wo sie den Kahn losbanden, blitzte es auf, zwei scharfe Schüsse folgten und die Indianer stürzten nieder — sie waren todt. Unsere beiden, bisher hinter einem Gebüsche versteckten Leute traten jetzt vor und schnitten ganz kaltblütig die Scalps ab, trotz eines Hagels von Pfeilen, den die wuthentbrannten Umdiquas abschossen. Dieß war aber noch nicht alles: in ihrer Wuth hielten sich unsere Feinde nicht hinlänglich hinter dem Felsen gedeckt, sie boten ein leichtes Ziel dar, und gerade als der Häuptling hinter sich blickte, um zu sehen, ob ihm nicht von dem Gebäude her eine Bewegung drohe, fielen noch vier andere seiner Leute unter unserm Feuer.

Das furchtbare Geschrei, welches jetzt erfolgte, kann ich nicht beschreiben, obwohl die Ereignisse dieses meines ersten Gefechts noch frisch in meiner Seele sind. Die Umdiquas nahmen ihre Todten und wandten sich östlich in der Richtung des Gebirges, wo sie allein der Vernichtung entgehen zu können hofften. Sie waren jetzt auf zehn Mann reducirt und ihre Niedergeschlagenheit zeigte sich offenkundig; sie fühlten daß sie niemals ihre Heimath wieder sehen würden. Wir vernahmen jetzt von unsern Vorposten am jenseitigen Ufer, daß die sechs Krieger des Postens aus der Niederlassung zurückgekehrt seyen und irgendwo im Hinterhalt lägen; dieß bestimmte uns, an den Leitern, welche die Umdiquas zurückgelassen hatten, hinabzusteigen und den Weg nach der Prairie einzuschlagen, um ihnen allenthalben den Rückzug abzuschneiden. Um die Geschichte der Vernichtung kurz abzumachen, die Umdiquas fielen völlig achtlos in den Hinterhalt und verloren noch weitere vier Mann; die übrigen zerstreuten sich in der Prairie, wo sie vergebens in den Schluchten eine augenblickliche Zuflucht suchten. Noch vor Mittag waren sie sämmtlich vernichtet, mit Ausnahme eines einzigen, der über den Fluß entkam; aber auch er sah seine Heimath nicht wieder, denn lange Zeit nachher erklärten die Umdiquas, es sey von der unglücklichen Pferdediebstahl-Expedition auch nicht Einer zurückgekehrt.

So endete mein erster Kampf, in welchem ich jedoch nicht einen Schuß gethan; mehrmals zielte ich, aber mein Herz schlug heftig bei dem Gedanken, einem Menschen das Leben zu nehmen. Dieß hinderte indeß nicht, daß ich hohes Lob einerntete, von nun an war Owato Wanischa — diesen Namen hatten mir die Schoschonen beigelegt — ein Krieger. Am nächsten Tage verließ ich den Posten mit meinen Leuten, d. h. mit denen, die mit mir von Monterey gekommen waren. Da wir sämmtlich gute Pferde ritten, so erreichten wir bald die Niederlassung, von der ich über drei Monate abwesend gewesen war.

(Schluß folgt.)

Rasche Zunahme des Kohlenbetriebes im nördlichen England.

Im Jahre 1770 gab es an der Tyne nur 13 Kohlengruben, im Jahre 1803 über 30. Im Jahre 1828 war die Zahl auf 41 an der Tyne und auf 18 an dem Meere gestiegen, welche zusammen 5,887,522 Tonnen Kohlen lieferten. Im Jahre 1836 war diese Zahl abermals vermehrt, und sie konnten jetzt über 9 Millionen Tonnen beschaffen, eine Zunahme von mehr als 50 Procent. Im Jahre 1826 wurden zum erstenmal Kohlen auf dem Tees verschifft, und diese Verschiffung stieg bis zum Jahre 1836 allmählich auf etwa eine halbe Million. In der nächsten siebenjährigen Periode von 1836 bis 1843 ist der Fortschritt eben so rasch. Abgesehen von den Unternehmungen einzelner haben sich zwei Compagnien jede mit einer halben Million Pfd. St. gebildet, überall wurden neue Muthungen eröffnet und sieben Kohleneisenbahnen allein in der Grafschaft Durham angelegt. So haben sich die Kohlenwerke nach allen Richtungen ausgedehnt, und man kann die Vermehrung des Ertrags auf nicht weniger als 3 Millionen Tonnen anschlagen, so daß dieser Distrikt jetzt 12½ Mill. Tonnen liefert, mehr als doppelt so viel wie im Jahre 1828. (Newcastle Advertiser.)

Skizzen aus Algier.

Hospitäler und Behandlung der Kranken in Algier.

(Fortsetzung.)

Obgleich meine Krankheit gänzlich gehoben, so war ich doch noch sehr schwach und meine Füße noch immer geschwollen. Der Arzt entließ mich jedoch am 1 August aus dem Hospital und schickte mich nach dem Lager Birkadem, in welchem ein Depot für Reconvalescenten eingerichtet ist. Wir wurden in zwei Trainwagen dahin gefahren, die auf Achsen standen, und den Körper wie die Seele erschütterten. Die Reconvalescenten befinden sich in Birkadem fast besser als im Hospital von Mustapha, und haben doch den Vortheil einige Stunden im Freien, sey es am Tage oder gegen Abend, spazieren gehen zu können. Ein Zufall führte mich in das Bureau des Directors des Depots, und da es ihm wie mir convenierte, übernahm ich eine Art Secretärstelle, die er mir anbot. In kurzer Zeit arbeitete ich mich ein, und sah nun tiefer, als man wohl wünschte und erwartete, in die Administration der Hospitäler.

Wenn ich schon erwähnte, daß dieselbe so eingerichtet ist, ihren Verwesern gleichsam gezwungen Vortheile zu gewähren, so kann ich doch versichern, daß dieselben neben jenen auch noch andere und zwar bedeutende daraus zu ziehen wissen. Hr. ....., frühereer Director des Hospitals du Dey ove Algier, dessen wunderbar schnell erworbene Reichthümer ihn zwangen, seinen Abschied zu nehmen, ist Besitzer des Café Apollo*) auf dem Gouvernementsplatz, den es, erbaut nach einem früheren Plan, durchaus entstellt. Man hat ihm bedeutende Summen

*) Die Baukosten desselben sollen sich auf 300,000 fl. belaufen haben.

geboten, um das Gebäude dem neuen Plan der Stadt angemessen zu verändern, allein Hr. ..... ist halsstarrig, und er hat Recht, denn das Gouvernement hat ihn, wie er sagt, ungerecht behandelt, indem es ihn gezwungen seinen Abschied zu nehmen, da er doch ein so vorzüglicher Administrationsbeamter war. In einer andern Stadt der Regence lebte der Directeur des Hospitals mit einem seiner nächsten Untergebenen in Hader. Dieser, die zerrütteten Umstände des erstern, der ein Lebemann en gros war, kennend, suchte ihn durch eine Denunciation beim Sous-Intendant gänzlich zu stürzen. Er berichtete diesem, die Vorräthe, die der Director auf seinen Rechnungen angegeben, seyen fingirt, die Magazine leer, die größte Unordnung herrsche im Hospital u. s. w. Er bot den Intendanten ihn zu begleiten, um sich von der Wahrheit des Gesagten zu überzeugen. „Sie wissen, mein Herr," erwiederte ihm der Chef der Administration, „daß Sie eine schwere Verantwortlichkeit auf sich ziehen, daß die Strafe auf Sie zurückfällt, wenn Sie nicht die bündigsten Beweise Ihrer Anklage liefern. Sie beharren auf Verfolgung dieser Angelegenheit? gut; ich werde mich selbst überzeugen, was Wahres daran ist; Sie werden später von mir hören." Damit entließ ihn der Sous-Intendant, und, wie es nicht fehlen konnte, in kurzer Zeit wußte der Director, was ihm bevorstand, denn er hatte als ein Lebemann Freunde überall. Er soll allerdings etwas betroffen gewesen seyn, doch sein Magazinaufseher versprach, de la tirer d'affaire, wenn er ihm freie Hand lasse. Man kann sich denken, wie gern dieser Vorschlag angenommen ward, und in derselben Nacht herrschte eine besondere Thätigkeit im Magazin, wie im Bureau des Hospitals.

Wie es zu erwarten war, erschien im Laufe des folgenden Tages der Sous-Intendant und verlangte die Vorräthe u. s. w. des Etablissements in Augenschein zu nehmen. In Begleitung sämmtlicher Beamten, natürlich unter ihnen der Denunciant, begab er sich zuvörderst ins Magazin. Es war vollständig und aufs beste assortirt. „Was enthalten jene zahlreichen verschlossenen Töpfe?" wandte er sich an den Aufseher des Magazins. „Butter, Herr Intendant," und einen derselben öffnend, stach er mit einem Löffel hinein und präsentirte davon in vorzüglicher Qualität. Andere Töpfe wurden geöffnet, dasselbe Resultat. In einer Nebenkammer sah man einen beträchtlichen Vorrath Kohlen — kurz nichts fehlte. Der Sous-Intendant verließ höchst befriedigt und ohne weiter ins Bureau zu gehen das Hospital, dem zur Leiche gewordenen Denuncianten einen Blick zuwerfend, der ihm sein Urtheil sprach. Er verließ bald darauf die Stadt, vielleicht nicht wissend, daß die Buttertöpfe mit Sand gefüllt waren und nur einen kleinen Aufguß von Butter hatten, und daß die Kohlensäcke in ihrem Innern einen Steinhaufen bargen. So rettete der schlaue Magazinaufseher seinen Herrn vielleicht von einer harten Strafe.

Ich erwähne diese Thatsachen, da sie mir von Beamten der Administration selbst mitgetheilt sind, und von ihnen erfuhr ich auch, daß der Directeur des Hospitals du Dey (das größte um Algier) ein monatliches Einkommen von 10 bis 15,000 Fr., seinem monatlichen in circa 250 Fr. betragenden Sold mit eingerechnet, haben soll. Ohne allen Zweifel stehen sich die Directoren der übrigen Hospitäler verhältnißmäßig. Genug über dieß häßliche Thema, das ich mit den Worten eines Administrationsbeamten abbreche, die er einem Fremde sagte, als dieser sich mit ihm über den Zustand der Administration unterhalten wollte. N'en parlons pas, *car l'administration est une chose tout à fait immorale.*

Vier Monate blieb ich in Birkadem, und sie vergingen rasch. Die Gegend um dieses Lager ist reizend, das kleine Dörfchen gleichen Namens würde gewiß bald bedeutend seyn, wenn Friede wäre. Täglich fast zeigten sich Schwärme Araber in der Nähe Birkadems, verbrannten und zerstörten, was sie auf ihrem Wege fanden, und kehrten, ehe die gegen sie abgesandten Truppen sie erreichen konnten, in die Ebene zurück, deren Heer sie sind.

Da ich es vorzog meine Erlösung von der Fremdenlegion im Hospitol abzuwarten, und ohnehin die Geschwulst meiner Füße mehr zu- als abgenommen hatte, ließ ich mich, als das Depot der Reconvalescenten in Birkadem aufgehoben ward, nach dem Hospital der Salpetrière versetzen, das sich an der westlichen Seite Algiers unter dem des Dey befindet. So wie das letztere früher die Gärten des Herrschers von Algier waren, so diente ihm die erstere zum Magazin für Salpeter, Pulver u. s. w. In den ersten Jahren nach der Besitznahme Algiers wurde eine Geniecommission in die Salpetrière geschickt, um sie zu untersuchen, ob sie zu Pferdeställen benützt werden könnte. Die Commission berichtete verneinend, da man das ungeheure Gewölbe zu feucht, zu sehr den Ausdünstungen des wenige Schritte entfernten Meeres ausgesetzt, also zu ungesund fand. Bald darauf richtete man es zu einem Hospital ein, und 334 Krankenbetten enthält es jetzt unter seinen Bögen!

Außer diesem Keller befinden sich noch einige Baracken von Holz und Stein in den Höfen, so daß dieß Hospital im Ganzen gegen 600 Kranke aufnehmen kann. Dasjenige des Dey faßt dagegen beinahe 2000, und ist das gesündeste, so wie das besteingerichtete. Die Aufsicht in der Salpetrière ist wo möglich noch nachlässiger als in Mustapha. Nächte durch wird gespielt, Gelage finden statt und alles ist für Geld hier zu haben.

Ein sonderbares Soldatengesetz herrscht bei den Spielen, die trotz des strengen Verbots nie aufhören. Der älteste Fechtmeister (maitre d'armes), der sich im Hospital befindet, hat allein das Recht, Karten, Würfel oder Lotto zu haben, und diejenigen, welche eines dieser Spiele spielen wollen, sind gehalten bei ihm dieselben gegen einen festgesetzten Theil des in jeder Partie fallenden Gewinnstes zu nehmen. Dagegen muß der Fechtmeister die Verluste ersetzen, welche die Spielenden erleiden, im Fall sie dabei überrascht und Geld wie Karten u. s. w. confiscirt werden. Ein solcher Fechtmeister verdient sich viel Geld, und seine zahlreichen Commissionäre, Aufpasser und Spione sind in der Regel Soldaten, die, wie er, das Hospital dem Dienste vorziehen.

Den Directeur der Salpetrière, der den berühmten Namen Laffite trägt, sah ich nur zweimal auf einige Augenblicke im Hospital. Das erstemal begleitete er den Intendanten der Armee, das zweitemal einige Generale, die uns besuchten. Das waren Tage! Die Bouillon roch noch zwiebeln und Muscatnuß, die Fleischportionen hatten das volle Gewicht — alles war, wie es immer seyn sollte. Hr. Laffitte liebt das Hospital nicht, sagt man, er befinde sich wohler bei seiner Maitresse, die unstreitig die hübscheste Mohoneserin in Algier ist. Das sind schon immerhin recht triftige Gründe für seine seltenen Besuche in den ihm anvertrauten Hospital. Doch Hr. Laffitte hat einen Stellvertreter in demselben, der sich Albertini nennt, und mit einer lächerlich stolzen Wichtigkeit seinem Amte zuweilen obliegt.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 4.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

4 Januar 1841.

Neue Ansicht von ägyptischen Königsnamen.

Die Gelehrten haben über diesen Gegenstand schon so viel geschrieben, daß man wohl einmal einen Dilettanten hören mag. Ein englischer Architekt, Namens Wathen, hat eine mit Abbildungen begleitete Schrift unter dem Titel: Arts, Antiquities and Chronology; from Observations in 1839 herausgegeben. Der merkwürdigste und originellste Theil desselben ist eine Abhandlung über die Ovale, in welche gewöhnlich die Königsnamen eingeschlossen sind. Man nahm bisher an, daß die in den ovalen Ringen eingeschlossenen Zeichen besondere Titel der Könige oder phonetische Zeichen seyen, die gleich so vielen Buchstaben die besondern Namen bildeten. Hr. Wathen glaubt, sie seyen noch viel mehr als das. Aus einer Analysis der bekannten hieroglyphischen Namen der Ptolomäer zieht er den Schluß, daß diese Symbole die Abstammung, die Familienverbindungen und die Herrschaft bezeichneten, kurz daß sie eine Aehnlichkeit mit den spätern Wappenschilden hätten, deren Ursprung vielleicht auf diese Ovale zurückweise. Was es nun auch hiemit für eine Bewandtniß haben mag, so kommt Hr. Wathen jedenfalls auf ein interessantes Resultat, zu dem vielleicht eine architektonische Bemerkung den ersten Anlaß gab. Die Pyramide von Cheops gilt gewöhnlich als eines der ältesten Gebäude in Aegypten, die Eigenthümlichkeiten dieses Riesenbaues aber machen es höchst unwahrscheinlich, daß die Errichtung in die Kindheit des ägyptischen Reichs falle. Die Schwierigkeiten, welche bei dem Bau dieser großen Pyramide überwunden werden mußten, sind sehr bedeutend, das Mauerwerk ist vielleicht das beste in Aegypten, die ungeheuren Granitblöcke, welche die Einfassung der Grabkammer bilden, mußten ein paar hundert Stunden weit von der äthiopischen Gränze nach der Spitze des Delta gebracht werden. Dieser Umstand mag wohl in Hrn. Wathen die Vermuthung erweckt haben, daß diese Pyramide, so wie die zwei andern dazu gehörigen, nicht so alt seyen als man annehme.

Die Engländer verbinden gerne die biblische Geschichte mit ihren Alterthumsforschungen, und dieß thut Hr. Wathen hier nicht ohne Glück. In der Bibel ist öfters von der Reiterei Aegyptens die Rede, während die alten Maiereien kaum ein Beispiel von einem ägyptischen Reiter, wohl aber viele Wagen in ihren zahlreichen Schlachtscenen zeigen. Wenn man nun die Ovale der ägyptischen Könige, welche in der jüdischen Geschichte auftreten, näher untersucht, so findet man, daß die meisten entweder von äthiopischer Abkunft oder wenigstens mit der äthiopischen Königsfamilie verwandt waren. Hieraus kann man schließen, daß die Reiterei aus ihren äthiopischen Unterthanen oder Verbündeten bestand. Sisak, der ägyptische König, welcher unter Rehobeam Jerusalem einnahm und den Tempel plünderte, soll nach den jüdischen Geschichtschreibern eine größtentheils aus Aethiopiern bestehende Armee gehabt haben. Hr. Wathen meint, dieß werde durch den Namen des ägyptischen Königs bestätigt, indem eines der Zeichen innerhalb seines Ovals die „Krone des obern Landes" sey. Durch eine Reihe von Beweisen kommt Hr. Wathen zu dem Schluß, daß die Dynastie von Cheops, dem verabscheuten, tempelschänderischen Tyrannen, der die große Pyramide gründete, durch die Todtengerichte aus den Nationalarchiven ausgelöscht worden sey, und daß diese Auslöschung die Zweifel und die Dunkelheit veranlaßt hätten, welche so lange über der Geschichte dieser Könige schwebten; die Angabe von Herodot und Diodor, welche diese Dynastie ins zehnte Jahrhundert vor Chr. setzen, stimme zwar nicht mit Manetho überein, sey aber dennoch die richtige, und die großen Pyramiden, weit entfernt die ältesten Gebäude Aegyptens zu seyn, seyen nahezu die letzten Werke der Pharaonen. Nach dieser neuen Chronologie regierte Cheops etwa 30 bis 40 Jahre nach Sisak, der beladen mit den unermeßlichen Schätzen des salomonischen Tempels nach Aegypten zurückkehrte, und diese Schätze hätten Cheops und seine nächsten Nachfolger in den Stand gesetzt, die drei großen Pyramiden zu bauen, „deren Errichtung ein Königreich seines halben Reichthums hätte berauben können." Diese Ansicht ist sehr sinnreich, ob sie sich freilich sprachlich und historisch durchführen läßt, muß vorerst dahin gestellt bleiben.

Digitized by Google

Hrn. Violets Fahrten und Abenteuer.

Erster Zug.

(Schluß.)

Die Sachen hatten sich besser gestaltet als ich erwartet hatte; mein Vater schien sich schnell von dem erlittenen Schlag zu erholen. Unser Stamm hatte auf einem kecken Einfall in das südliche Gebiet der Krähen furchtbare Rache genommen. Unsere Leute kehrten zurück mit 150 Scalps, 400 Pferden und dem ganzen Vorrath von Mänteln und Tabak, welchen die Krähen kurze Zeit zuvor von den Yankees für ihre Pelze erhalten hatten. Auf lange Zeit hinaus waren die Krähen entmuthigt und gebrochen; kaum trauten sie sich dieß Jahr auf ihre Jagdgründe. Nachstehendes ist die Geschichte des Todes des Fürsten Serravalle, wie ich sie von Augenzeugen habe.

Das Jahr nach unserer Ankunft aus Europa hatte der Fürst die Gelegenheit ergriffen, durch eine Gesellschaft heimziehender Handelsleute Briefe nach St. Louis in Missouri zu senden. Ueber drei Jahre waren ohne Antwort verflossen, aber wenige Tage nach meiner Abreise hatte der Fürst von einer Abtheilung Schoschonen vernommen, daß eine große Karawane im Fort Hall erwartet werde; er beschloß selbst dahin zu gehen, theils um mehrere nothwendige Waaren zu kaufen, theils um neue Instructionen nach St. Louis zu senden. Bei seiner Ankunft im Fort fand er nicht bloß Briefe und mehrere Waarenballen vor, sondern auch einen französischen Gelehrten, den eine gelehrte Gesellschaft nach Californien sandte und der Bischof zu St. Louis an uns empfohlen hatte, und der als Führer fünf französische Biberfanger mitbrachte, welche viele Jahre ihres Lebens damit zugebracht hatten, von den Felsengebirgen nach den südlichen Ufern von Californien zu wandern. Der Fürst ließ seine Schoschonen im Fort, um die Waaren gelegentlich nachzubringen, und brach mit seinen neuen Gästen nach unserer Niederlassung auf. Am zweiten Tage ihrer Reise stießen sie auf eine starke Kriegspartei der Krähen, aber da die Schoschonen damals mit allen ihren Nachbarn im Frieden waren, so hegte man keine Furcht. Die verrätherischen Krähen aber, welche so wenig wie der Fürst um die Nähe einer starken Jagdpartei der Schoschonen wußten, beschlossen eine so gute Gelegenheit, ohne viele Gefahr eine reiche Beute zu machen, sich nicht entschlüpfen zu lassen. Sie ließen die Weißen ihren Weg fortsetzen, folgten ihnen in einiger Entfernung und überfielen sie am Abend so plötzlich, daß sie nicht Zeit hatten zu den Waffen zu greifen.

Die Gefangenen wurden mit Pferden und Gepäck nach der Stelle geführt, wo die Krähen für den Abend angehalten hatten, und sogleich wurde eine Rathsversammlung gebildet. Der Fürst redete den Anführer an und warf ihm bitter seine Verrätherei vor; er kannte die Krähen nicht, welche als die ärgsten, verworfensten Spitzbuben bei allen Jägern und Indianern bekannt sind, denen nur ein Fremdling traut, und die eben so feig als grausam sind. Der Anführer hörte dem Fürsten mit verächtlicher Miene zu, ein deutliches Zeichen, daß er wußte, wer der Fürst sey, und daß er ihm keineswegs sonderlich gewogen sey. Seine Hinterlist und seine Habgier überwogen indeß seinen Haß, und er fragte die Gefangenen, mit was sie sich freikaufen würden. Serravalle versprach zwei Büchsen, zwei Pferde und 100 Dollars, der Krähenanführer erwiederte aber, alles was sie bei ihrer Gefangennahme besessen hätten, sey schon sein Eigenthum und er erwarte weit mehr. Er verlangte, daß ein Canadier mit fünf Krähen und einer Anweisung des Fürsten auf 60 Mäntel, 20 Büchsen und 10 Fäßchen Pulver nach Fort Hall gehen solle. In der Zwischenzeit würde man die Gefangenen in das Land der Krähen bringen, und nach Empfang der Waaren sollten die Weißen in Freiheit gesetzt werden. Der Fürst erkannte nun die Absicht der Feinde, daß man ihn, einmal in den Bergvesten der Krähen, nicht mehr ziehen lassen würde, und verwarf das Angebot; da er indeß Zeit zu gewinnen wünschte, so machte er mehrere andere Vorschlage, die indeß wie natürlich nicht angenommen wurden. Als der Anführer sah, daß er schwerlich etwas weiteres erhalten würde, als was er schon in seine Gewalt bekommen hatte, warf er seine heuchlerische Maske ab, und begann seine Opfer zu verhöhnen.

„Die bleichen Gesichter," sagte er, „sind niedrige Hunde, zu feig gegen die Krähen zu fechten. Sie sind weniger als Weiber, denn sie verbergen sich in den Wohnungen der Schoschonen und leihen ihnen ihre Büchsen, so daß der Stamm, weil er jetzt Waffen und Munition in Fülle hat, stark und von allen gefürchtet ist. Jetzt aber wollen wir die bleichen Gesichter umbringen und sehen, welche Farbe das Blut von Feiglingen hat. Wenn sie todt sind, können sie den Schoschonen keine Büchsen und Pulver mehr geben, dann werden diese wie Prairiehunde sich in ihre Löcher begraben und nicht mehr einem Krähen in den Weg zu kommen sich getrauen."

„Die Krähen," erwiederte der Fürst mit Verachtung, „sollten nicht so laut reden, damit sie nicht von den tapfern Schoschonen gehört werden, und Lügen sollte man nicht in offener Luft aussprechen. Was waren die Krähen, ehe die Weißen an die Ufer des Buona Ventura kamen? Sie hatten kein Land mehr, denn den einen Theil hatten ihnen die Schwarzfüße genommen, den andern die Arapahos und die Schoschonen. Damals waren die Krähen wie Tauben, die der Geier in den Bergen jagt. Sie lagen in tiefen Erdspalten verborgen, und trauten sich nur bei Nacht heraus, so sehr fürchteten sie auf einen Schoschonen zu treffen. Aber die Weißen sammelten die Schoschonen um ihre Niederlassung und lehrten sie in Frieden zu leben mit ihren Nachbarn. Dieß dauerte vier Jahre und die Krähen hatten Zeit andere Wigwams zu bauen. Warum handeln sie wie Wölfe und lästern ihre Wohlthäter, statt ihnen ihre Dankbarkeit zu zeigen?"

Der Fürst, obwohl ein alter Mann, hatte viel Kraft, namentlich wenn sein Blut aufgeregt war. Er war, die Wildheit ausgenommen, ganz zum Schoschonen geworden und verachtete die schurkischen Krähen von ganzem Herzen. Der Häuptling aber faßte fest den Griff seines Tomahaks, denn die bittern Vorwürfe seines Gefangenen hatten ihn tief

Digitized by Google

verletzt. Plötzlich hörte man ein Rascheln, dann einen scharfen Büchsenschuß, und einer der Krähen fiel nach einem Sprung in die Luft todt nieder.

„Der Anführer hat zu laut gesprochen," sagte der Fürst; „ich höre den Schritt eines Schoschonen, die Krähen würden besser thun in die Berge zu entweichen oder ihr Fleisch wird die Hunde unseres Dorfs nähren!"

Wuth und Haß malte sich in den Zügen des Häuptlings, aber er stand regungslos gleich seinen Leuten, und alle horchten aus welcher Richtung her die Gefahr komme. „Furcht hat die Krähen in Steine verwandelt," begann der Fürst abermals; „was ist aus ihren leichten Füßen geworden? Ich sehe die Schoschonen."

„Der Hund von einem Weißen soll sie nicht mehr sehen!" rief der Wilde und spaltete das Haupt des Unglücklichen mit einem Streich seines Tomahak. Die andern Gefangenen, welche gebunden waren, konnten natürlich keinen Widerstand leisten. Der französische Gelehrte und zwei seiner Führer wurden in Einem Augenblick niedergemetzelt, ehe aber den übrigen dasselbe geschehen konnte, erfolgte eine Salve auf die dichte Schaar der Krahen, die alsbald nach den Waldern flohen und zwanzig Todte und Verwundete neben ihrem grausamen Anführer zurückließen. Hinter dem Dickicht stürzten dreißig Schoschonen hervor, die sogleich die Jagd begannen und nur einen Mann zurückließen, um die drei übrigen Jäger zu befreien, und über dem Leichnam ihres ermordeten Freundes und Gesetzgebers zu wachen.

Ein hitziges Gewehrfeuer entspann sich zwischen den Schoschonen und Krähen, in welchem letztere zehn weitere Scalps verloren, bis sie endlich einen steilen Berg voll Rissen und Buschwerk erreichten, der ihre weitere Flucht deckte. Die Erschlagenen wurden nach der Niederlassung gebracht, und an demselben Tag, wo man sie begrub, brachen die Schoschonen auf nach dem Lande der Krähen. Den Erfolg dieses Zuges habe ich bereits gemeldet; die drei Jäger fand ich bei meinem Vater, zwei derselben rüsteten sich zum Aufbruch nach Californien; der dritte aber, ein junger Pariser, Namens Gabriel, blieb bei uns.

Als ich in der Versammlung des großen Rathes den Stamm von dem Angriff der Umbiquas auf die Fischerstation benachrichtigte, erhob sich ein lauter Ausruf der Freude. Ich wurde sogleich zu einem Kriegshauptling ausgerufen, und man beschloß alsbald einen Zug gegen die Umbiquas zu unternehmen, um sie zu strafen. Mein Vater erlaubte mir nicht demselben beizuwohnen, da viel zu thun war, um die Angelegenheiten des Fürsten in Ordnung zu bringen, und die im Fort Hall gemachten Schulden zu bezahlen, ich mußte also zwei Monate lang den Commis machen, Rechnungen schreiben u. dgl., ein Geschäft das mir schlecht behagte. Die Expedition gegen die Umbiquas war noch glücklicher als die gegen die Krahen, und das Jahr war höchst ruhmvoll für die Schoschonen, die seiner lange gedenken werden als eine Zeit, wo Gamaschen und Mocassins wörtlich mit Menschenhaar genäht waren, und die auf der Prairie zerstreuten und begrabenen Gebeine ihrer Feinde selbst die Wölfe abschreckten über den Buona Ventura zu gehen.

Ich hatte die Cachette an unserm Landungsplatz nicht vergessen. Alles wurde nach der Fischerstation gebracht, und da die heißen Sommertage bereits die Niederlassung unangenehm machten, so zogen wir nach dem Meeresufer, während der größte Theil des Stamms nach den Rollprairien des Südens auf die Büffeljagd ging. Die Geschenke der Montereyer waren für meinen Vater ein großer Gewinn. Es befanden sich viele Bücher darunter, die er sich zueignete, und da er zu alt und schwach war, um die Anstrengungen eines Indianerlebens zu ertragen, so lebte er sehr zurückgezogen und beschäftigte sich mit Lesen. Gabriel und Roche blieben bei mir, und obwohl wir in einiger Hinsicht nicht auf einem Fuße der Gleichheit standen, so vereinigte uns doch die Gewohnheit stets beisammen zu seyn und dasselbe Zeit zu theilen zu brüderlicher Freundschaft.

Skizzen aus Algier.

Hospitäler und Behandlung der Kranken in Algier.

(Schluß.)

Der Arzt, der mich hier behandelte, ist durchaus in seinen Manieren das Gegentheil von Hrn. Befferon. Hr. Ceccaldi, Chirurgien-Major, verbindet mit einer außerordentlichen Geschicklichkeit jene feste Sicherheit in seinem Fache, die, auf ein tiefes Studium der Chirurgie gestützt, glücklich benutzte Erfahrung allein geben kann. Die humane Behandlung seiner Kranken, die stete Erfüllung ihrer Wünsche, so weit sie in seiner Macht steht, das ist's, was Hrn. Ceccaldi so hochverehrt vor jedermann macht. Wer sieht nicht mit Vergnügen die Brust eines solchen Mannes mit dem Ehrenkreuz geschmückt?

Ich war Hrn. Ceccaldi von einem seiner Freunde empfohlen, und ich kann nicht umhin hier von den Gefälligkeiten und Höflichkeiten, womit er mich fortwährend behandelte, eine zu erwähnen, auf die ich stolz bin. Ich bat Hrn. Ceccaldi eines Morgens bei der Visite um Erlaubniß, in die Stadt gehen zu dürfen. Er bewilligte mir sie sogleich, und sich zu dem Aufseher wendend, sagte er ihm: „donnez à cet homme une permission." Ich muß gestehen, mir stieg das Blut ein wenig ins Gesicht, denn wenn man von jemand stets mit zuvorkommender Höflichkeit behandelt ist, schmerzt selbst die kleinste Unhöflichkeit. Am dritten Bett von mir legte Hr. Ceccaldi sein Heft nieder und richtete ungefähr folgende Worte an die ihn begleitenden jungen Aerzte. „Es ist eine häßliche Angewohnheit, meine Herren, sich des Ausdrucks „cet homme," wie ich es so eben that, zu bedienen. Obgleich er wohl richtig ist, so hat er doch, ich glaube, etwas Gehässiges für den, den er bezeichnet. Warum sagt man nicht besser „ce militaire, „ce malade," doch was kann man gegen alte Angewohnheiten machen, sie sind schwer zu bekämpfen." Jedenfalls war dieß eine der feinsten Höflichkeiten, die vielleicht je ein oberer Officier einem Subalternen bewiesen hat, und die mich um so mehr überraschte, da die einst weltberühmte Höflichkeit der Franzosen ganz außerordentlich im Abnehmen ist, und bald dahin führen wird, daß man ihnen Grobheit vorwirft.

Neben Hrn. Ceccaldi erwähne ich die Herren Doctoren Gebelder Monard, von denen der ältere dem Hospital des Dey's, der jüngere

Digitized by Google

der Salpetrière als Arzt vorsteht. Seiten vielleicht findet man ein so originelles, edles Brüderpaar. Sie sind unzertrennlich von frühester Jugend auf, und ihr ganzes Bestreben richtet sich auf Pflege und Sorgfalt für das kranke Militär. „Ja, wenn es ein Paradies gibt, äußerte sich ein von einer schweren Krankheit genesener Artillerist, die HH. Manaed müssen es einst bewohnen.“ Diese Aeußerung gibt den besten Beweis, wie hoch man diese schätzbaren Aerzte achtet und wie beliebt sie sind.

Wenn Aerzte wie Hr. Cercaldi, die Herren Gebrüder Monaed und gewiß noch viele andere, die ich nicht kenne, eine Wohlthat für das so vielfach leidende Militär in Afrika sind, so muß ich doch auch erwähnen, daß sich unter der Menge angehender Medicaner, die hier fungiren, eine große Anzahl befindet, die durchaus nicht an ihrem Platze ist. Es ist wahr, Afrika verlangt mehr Aerzte, als Frankreich in diesem Augenblick liefern kann. Das Gouvernement sieht sich genöthigt junge Leute für den afrikanischen Bedarf zu engagiren, die gar keine oder sehr wenig Erfahrungen in der Arzneikunde besitzen. Studenten, die ein Jahr, oft mehr, oft auch weniger Zeit ihrem Berufe obgelegen, Pharmaceuten, die kaum ihre Lehrzeit bestanden haben, werden nach einer nichtssagenden Prüfung nach Afrika geschickt, um wenigstens die nothwendigste Zahl der officiers de santé zu completiren. Es ist erklärlich, daß viele junge Leute gern in ein Verhältniß treten, das sie zum Officier macht und ihnen 2000 Fr. jährlicher Einkünfte bringt. Aber was nützen sie hier? was kann aus ihnen werden? Nichts, das steht fest. Diese Art Officiere der Gesundheit, die man chirurgiens sous-aides auxiliaires nennt, sind mit wenigen Ausnahmen vielleicht zu allem anderm nützlich, außer zu dem wozu sie bestimmt sind. Ist es erlaubt, ist es verzeihlich, daß ein Peavisor, der drei Jahre in Nancy, ein halbes in Paris Pillen gedreht, Pflaster geschmiert und Recepte gemacht hat, einem Hospital vorsteht, Kranke besucht und behandelt, sie ins Lazareth schickt oder gar Medicamente verordnet? Diese Art Mediciner folgt der Visite und schreibt oft mit Mühe, ich habe es gesehen, die Verordnungen des praktizirenden Arztes auf, ohne zu wissen warum oder wozu. Kaum ist die Visite vorüber, und sie haben ihre Auszüge für Lebensmittel und Medicamente gemacht, dann fliehen sie aus dem Hospital, erholen sich in den Cafés und in ihren Pensionen, und denken so wenig an theoretische Ausbildung, wie sie die praktische vernachlässigen. Afrika ist ein Unglück für diese angehenden Aerzte; denn abgesehen, daß das Klima erschlafft und wenig Lust zum Studiren verleiht, erlaubt ihnen das reichliche Einkommen alle die mannichfachen Gelegenheiten zu benützen, die Algier darbietet, um sich zu belustigen. So sind denn die Cafés, Restaurateurs und Freudenhäuser die gewöhnlichen Aufenthaltsorte dieser jungen Medicaner, und ich gestehe es offen: es herrscht im allgemeinen ein Ton unter ihnen, der stark an diese Orte erinnert. Ausnahmen gibt es zwar hier wie überall.

Von den vielen merkwürdigen Krankheitsfällen, die ich während meines Aufenthalts in der Salpetrière beobachtet, erwähne ich nur einen, der seiner Seltenheit wegen gewiß interessant ist. Mein linker Nachbar, ein alter Corporal der Veteranen, litt an heftigen Schmerzen in der rechten Lende. Man setzte ihm Schröpfköpfe, bedeckte das leidende Glied mit Cataplasmen, doch der Schmerz verminderte sich wenig, und als sich der Patient eines Morgens behulfsam im Bett umzudrehen suchte, brach der kranke Lendenknochen mit einem Knall, der einem Pistolenschuß glich. Die Aerzte untersuchten und konnten sich den Fall nicht erklären. Hr. Cercaldi aber sagte den armen Veteran, ob er an venerischen Krankheiten gelitten, und der alte Corporal gestand, in seiner Jugend mehrmals damit behaftet gewesen zu seyn. Da nun in jener Zeit diese Krankheit ausschließlich mit Mercur geheilt wurde, so schloß man, und wahrscheinlich höchst richtig, daß der so sonderbare Beinbruch eine Folge davon sey. Man legte, wohl mehr zur Beruhigung des der Verzweiflung nahen Kranken, als in der Absicht eine Heilung zu bewirken, Bandagen an, doch nach wenigen Wochen starb der gute Corporal, während wir frühstückten, an Entkräftung.

Stunden- und tagelang saß ich an der Mauer, welche die Salpetrière vom Hospital des Dey trennt, und schaute auf das ewig neue Meer, das zu meinen Füßen wogte, und mich allein vom Tode der Langweile rettete. Ja, wer nie ein Meer gesehen, wer nie auf seinen Fluthen geschwommen, kann sich keine Idee machen, welchen Reiz, welche Anhänglichkeit dieses furchtbare, kolossale Element im fühlenden Menschen hervorbringt.

Sind die Tage im Hospital schon gräßlich, wie viel mehr sind es nicht die Nächte. Schlaflos liegt man da, Gedanken auf Gedanken durchirren, verwirren den Geist, bis der Ruf eines Schwerkranken, das Stöhnen eines Sterbenden dieselben und die unheimliche Stille des Gemaches unterbricht. Sind dem Kranken seine Bedürfnisse gereicht, hat der Sterbende vollendet, so tritt wieder Ruhe ein, und neben mir liegt — ein Todter. Neuer Stoff zu quälenden Gedanken. Dann plötzlich vom Fieber ergriffen tobt ein anderer in Wahnsinn und Schmerz, bis seine Kräfte ihn verlassen und er erschöpft zusammensinkt. O könnte man schreiben, was oft der Geist in der Fieberhitze hervorspendelt, wahrlich man würde wunderbare Dinge lesen.

Und nun am frühen Morgen, wenn man die gestern noch Lebenden hinausträgt, — wohin wir alle einst kommen, und neue Kranke sich in das Bett legen, wo man vor wenigen Minuten noch einen Todten sah, — wer mag es nicht mit mir fühlen, wie froh ich war, als ich diesen Aufenthalt verließ, der alles in sich schließt, die menschliche Gebrechlichkeit in ihrem gräßlichsten Lichte zu zeigen.

Miscellen.

Der Kokolaki. Dieß ist der indianische Name eines Thieres, das der bekannte Naturforscher Audubon auf seiner Reise in Nordamerika unter 49° 10′ N. B. aufgefunden hat. Das Thier gleicht dem Känguru. Es setzt sich gewöhnlich auf die Hinterbeine, seine Vorderfüße oder Arme sind kurz und mit scharfen Klauen bewaffnet. Um die Mitte des Leibes hat es eine Art Beutel, der viel Oel enthält. Sein Kopf hat zwei Hörner, die denen des Damhirsches gleichen. Sein brauner Pelz ist vortrefflich. Das Gewicht des Thieres, welches vom Kopf bis zum Schwanz 3,12 Metres mißt, beträgt 300 Kilogramme. Das Thier, dessen indianischer Name so viel als der Springer bedeutet, wird gegessen, und das Fleisch soll ganz vortrefflich seyn. Auch läßt sich das Thier leicht zähmen. (Globe vom 24 Dec.)

Neue Gasbeleuchtung und Gasheizung. Das Journal du Commerce d'Anvers meldet, daß Hr. Pelletan aus London wieder in Brüssel eingetroffen sey, und das neue Gaslicht mitgebracht habe, das er erfunden und das schon in England stark in Aufnahme gekommen sey. Jeder Kaufladen, jedes Haus kann zu gleicher Zeit beleuchtet und erwärmt werden, und zwar mit geringern Kosten, als durch alle bis jetzt entdeckten Mittel.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 5.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

5 Januar 1844.

Schilderungen aus den neapolitanischen Provinzen.

Basilicata. — Capitanata. — Terra di Bari. — Terra d'Otranto ꝛc.

(Von Dr. Schnars.)

Dritter Abschnitt.

Ich verließ gegen 7 Uhr an einem kalten Morgen Ariano, wo ich die Nacht einen harten Kampf mit den Feinden des Herrn Nicolai bestanden, begleitet von zwei vierspännigen Landkutschen, die mit Menschen der verschiedenartigsten Stände übermäßig vollgepfropft waren; es war so kalt, daß ein dicker Beduinenmantel kaum Schutz gewährte, und an dem Punkte, Campo reale genannt, hausten die Winde dergestalt, daß die Pferde kaum dagegen fortarbeiten konnten. Mein Kutscher nannte diesen Windpaß „Gambriale" (faule neapolitanische Mundart), und machte mich auf ein Kreuz aufmerksam, welches einem im Winde verunglückten Fuhrmann zu Ehren errichtet seyn sollte. Bald senkte sich der Weg und wir zogen in das Valle di Bovino hinunter, einst der hier hausenden Räuber wegen Valle Tremenda genannt, und wahrlich! die Zeit ist noch nicht lange verstrichen, wo der Unglückliche, über den eine Reise durch dieß Thal verhängt worden, vorher sein Testament machte, die letzten Tröstungen der Religion empfing und seine Familie und seine Freunde wie zu einem ewigen Abschiede umarmte. Mehrere Miglien lang schlängelt sich dieses Thal nicht ohne manche pittoreske Punkte aus dem Gebirge in die Ebene Pugliens; früher waren die Berge rechts und links mit Wald bekleidet, jetzt ist dieser Wald gelichtet; an mehreren Stellen befinden sich Gendarmerieposten, die Räuber sind eingefangen und man reist bei Tage ziemlich sicher hindurch. Man hat die Provinz Capitanata betreten; Trevico und Bovino *) bleiben rechts hoch oben auf kalter Felsenhöhe und ersteres erinnert an die Villa „Lacrymoso non fine fumo" und an den Wanderer, der vor beinahe zweitausend Jahren dort oben durch die feuchten Waldungen fröhlich und guter Dinge dahinzog. Das Thal wird breiter und zeigt die Spuren einer fürchterlichen Wasserverheerung vom September des Jahres 1841; an einer steilen Wand arbeiteten mehrere Leute fast in der Luft schwebend, an dürrem Gestrauch sich haltend, schwindelfrei aber dennoch in Lebensgefahr; man erreicht eine große Taverne in der Nähe des sogenannten Ponte di Bovino, der Anfang der pugliesischen Ebene erscheint, die Straße theilt sich in zwei Arme, von denen der rechtslaufende direct nach Cerignola führt; wir verfolgen den linken Arm nach Foggia: das Terrain wird immer baumloser und sumpfiger, endlich überschreitet man einen Hügel, Monte Calvello genannt, und nun öffnet sich den überraschten Blicken die ganze große Ebene, das Schachbrett Apuliens (Tavoliere di Puglia) genannt. In der Mitte dieser baumlosen, durchaus flachen Strecke liegt eine Häusermasse, das ist Foggia, links schimmert das Gargano-Gebirge hervor, gerade vor uns das Meer, rechts verliert sich der Blick in der einförmigen unermeßlichen Fläche, jetzt noch mit frischem Gras und weidenden Heerden bedeckt, bald aber ein verbrannter, glühender und unwirthbarer Landesstrich. Nach Schatten und Kühlung mich sehnend kam ich bald nach Mittag in dem freundlichen und wohlhabenden Foggia, der dritten Stadt des Reichs diesseits des Pharus, an, Troja und das alte Luceria links lassend.

Bevor ich das originelle, nicht uninteressante Foggia, welches die Pugliesen mit Stolz, — weil es eine Villa reale und neapolitanisches Straßenpflaster hat — Klein-Neapel nennen, in seinem Innern schildere mögen einige Bemerkungen über das Tavoliere di Puglia selbst hier ihre Stelle finden. Hierüber ist in neuerer Zeit mancherlei zusammengeschrieben, ja einige Franzosen haben es mit denselben Augen angesehen, wie Frau von Genlis die Lünedurger-Haide, und der Stolz der gastfreien und wackern Pugliesen ist bitter gekränkt worden, einem „peuple sauvage" oder noch poetischer: „theokritischen Rinderhirten" gleichgeschätzt worden zu seyn. Mit gerechter Entrüstung vertheidigt daher der Professor Cagnazzi in seiner Schrift: „Lettera sul Tavoliere di Puglia," diesen Landstrich gegen einige Behauptungen in Sismondi's: „Nouveaux

*) Bovino ist das alte Vibinum.

Digitized by Google

principes d'Economie politique ou de la Richesse dans ses rapports avec la population." Paris 1819. — Staatsmänner und Oekonomen wie Filangieri, Tommasi, Gagliardi, Targioni, de Dominicis, Galanti ꝛc. haben dem Tavoliere ihre besondere Aufmerksamkeit in Werken und Schriften geschenkt; der thätige Alfan di Rivera hat großartige, — obschon vielfach angefochtene Plane zur Verbesserung desselben den Ministerien eingereicht und die ganze Provinz Capitanata erfreut sich der sorgfältigsten geographischen und statistischen Bearbeitungen. Aus der größeren Masse führe ich hier nur folgende Schriften an:

Vivenzio: Considerazioni sul tavoliere di Puglia.
Rosati: Le industrie di Puglia. Foggia 1808.
Patini: Saggio sopra il systema della Puglia, suoi difetti e mezzi di riformarlo. Nap. 1783.
Cagnazzi: Saggio sulla popolazione del regno di Puglia nei passati tempi e nel pressente. Nap. 1820.
Perifano: Diomede in Puglia. Nap. 1823.
Longano: Viaggio per la Capitanata. Nap. 1790.
Itinerario da Napoli a Lecce e nelle provincia di Terra d'Otranto. (p. G. C. G.) Nap. 1831.
Le Puglie: p. Cesare Malpica. Napoli 1841.

Alfons I von Aragonien, dem Industrie ganz besonders am Herzen lag, war durch die Einführung spanischer edler Racen von Schafen u. s. w. bemuht, der Wolle *) Apuliens, so wie der ganzen Viehzucht dieses Landes wiederum zu ihrem alten Rufe und Glanze zu verhelfen; er schuf demnach Gesetze, die mit der Zeit zu einem förmlichen Codex heranwuchsen und diejenigen, welche sich ausschließlich der Viehzucht widmeten, auf Kosten der Ackerbauer begünstigten. Im Laufe der Zeiten entwickelten sich hieraus große Nachtheile und Streitigkeiten, zumal in den Theilen des Tavoliere, welche zu den benachbarten Provinzen gehörten. Unter der bourbonischen Regierung beschäftigte man sich ernstlich mit der Abhulfe derselben, mit einer Regulirung der von Alfons im fünfzehnten Jahrhunderte festgestellten Ansichten und Einrichtungen, aber große Hindernisse, im Feudalsysteme beruhend, die ich hier nicht berühren kann, stellten sich entgegen — Hindernisse, die selbst einen Filangieri abschreckten. Wahrend der militarischen Occupation Neapels erschienen nun Gesetze, welche allzu gewaltsam und einseitig alle Vorrechte der Viehzucht aufhoben und ohne Berücksichtigung der Localverhältnisse, der mangelnden Bevölkerung, der klimatischen Eigenthümlichkeiten, Frucht und Ackerbau aufs schleunigste hervorrufen sollten. Hierüber entstanden neue große Verwirrungen; der Handel mit den Küsten des schwarzen Meers überschwemmte diejenigen des Mittelmeers mit Cerealien, deren Preise im Vergleich mit denen der Wolle stets schwankten; es kam noch hinzu, daß auf alle diejenigen, welche ihrem Könige nach Sicilien gefolgt waren, durchaus keine Rücksicht genommen war und somit hatte die wiederkehrende Regierung wahrlich einen schweren Stand bei der Regulirung dieser, das Tavoliere di Puglia andetreffenden Angelegenheit. Dennoch wurde diese schwierige Fragr gelöst, man ging den weisen Weg eines juste milieu und stellte in einem Gesetze vom 15 Januar 1817 manches zu Gunsten des fruher bestandenen fest, ohne jedoch alle die alten Gebrechen wieder mit aufzunehmen. Seitdem sind noch manche sorgfältige und weise Verfügungen erlassen, die der aufmerksame Beobachter als solche erkennt und worüber er bei dem Besuche der gegenwartig blühenden Städte und Ortschaften herzliche Freude empfindet, die jedoch Phantasten und übelwollende Raisonneurs vielfach verdächtigt haben. So glaube ich in aller Kürze diesen Gegenstand beleuchtet zu haben. Das ganze Tavoliere enthalt 15,600 Carri oder 936,000 Moggia *), 12,341 in der Provinz Capitanata, 3,259 Carri in den Provinzen Basilicata und Bari. Die ganze Provinz Capitanata enthalt 2,359 Quadrat-Miglien und ungefahr 270,000 Einwohner. Durch verschiedenartige Institute ist sowohl für die Beförderung des Ackerbaues als auch der Viehzucht nach Kraften gesorgt und es steht zu hoffen, daß auch hier endlich beide, wie Varro 1,2 sagt, „in harmonischen Accorden wie zwei gleichgestimmte Flöten" sich vereinen.

Foggia, an der Stelle erbaut, wo einst das alte Arpi stand, macht einen sehr freundlichen Eindruck; von weitem verglich ich es mit der hannover'schen Stadt Celle und im Innern wurden ebenfalls häufig Erinnerungen an Städte des deutschen Vaterlandes in mir rege; es hat breite und helle Straßen mit modernen Gebauden und eleganten Laden, schöne Kirchen, freie Plätze, stattliche Magistratsgebaude und eine reinlichere, mit mehr Ruhe und Anstand auftretende Bevölkerung als die meisten Stadte des Mittelmeers — eine Bemerkung, die auf alle von mir besuchten Ortschaften der adriatischen Küste vollkommen paßt. Eine Art von Vorstadt wird, nach der Seite von Troja hin, durch zwei Reihen einstöckiger Hauser gebildet, die in einem spitzen Dachwinkel enden, offenbar eine Nachahmung von Zelten und somit ein nicht unpassender Vorhof für die Hauptstadt des heerdenreichen Pugliens. Der beste Gasthof, von einem Fajella geleitet, nahm mich auf und ich sollte hier — so recht nach neapolitanischer Weise — geprellt werden. So beschloß es wenigstens das saubere Personale, die Wirthin an der Spitze, im Nebenzimmer und ich hörte mit großem Ergötzen diesen Plan mit an; man wollte mir unter anderem ein Zimmer mit drei Betten geben die ich denn alle drei honoriren sollte; man hielt mich für einen Milordo inglese, rieb sich denteluftig die Hände und ihre gierigen Blicke durchbohrten in der Phantasie meinen Geldbeutel, den ich Gottlob noch gefüllt in der Tasche hatte. Ich schickte nun in aller Stille meinen Bedienten zu den Herrn V. A. und G. an welche ich empfohlen war, ging mit einem derselben, der sich freundlich und gefällig sogleich zu mir bemüht hatte, zum Wirthe und setzte diesem auseinander, daß ich zufallig Ohrenzeuge eines Complots gegen mich ge-

*) Velleribus primis Apulia, Paetna secundis Nobilis; Altinum tertia laudat ovis. Mart. Epigr. 14. cf. Horat. Od. 3, 15, 14.

*) Ein pugliesischer Moggio besteht aus 1,200 Quadratschritten und ein Schritt (passo) ist der tausendste Theil einer italienischen Meile (60 auf einen Grad).

Digitized by Google

worden, weßhalb ich seine Räuberhöhle mit einem anständigeren Hause vertauschen werde. Diese Erklärung in Gegenwart eines ihm wohlbekannten geachteten Mannes beschämte ihn tief; Wirthin, Töchter und Mägde fingen an zu weinen und ein verschmitzter neapolitanischer Kellner warf mir sogar einige drohende Blicke nach und verrieth sich somit als den Anstifter der ganzen Komödie. Ich ging in ein Privathaus zu sehr wackern Leuten, die in ihrem Patriotismus sich durch den mir gewordenen Empfang im Gasthause beleidigt fühlten, mich auf ihren Händen trugen und zu längerem Bleiben einluden. Da der große Umweg von Campobasso über Avellino hieher mir jedoch drei Tage geraubt hatte, so mußte ich meine Zeit sehr genau eintheilen und leider auf manche andere angenehme Bekanntschaften verzichten.

Man führte mich zuerst durch einen schönen Porticus mit vielen Säulen, in die neue Villa, die nach dem Muster der neapolitanischen, mit vielerlei Pflanzen und Blumen ausgestattet und mit einem Bosket versehen ist, aber auch denselben steifen Charakter tragt. Ich zweifle, daß hier in hohen Sommertagen Schatten zu finden seyn wird, aber ich zweifle noch mehr, daß überhaupt dieser Garten zu irgend einer Jahreszeit fleißig besucht wird. Foggia ist Hauptstadt der Provinz und mußte als solche mit einer Villa, einem stattlichen Theater, einem botanischen Garten, einer Bibliothek versehen werden. So wollte es der Anstand, die Mode. Der botanische Garten ist ein verwildertes Stück Gartenland, in welchem alles wie Kraut und Rüben durcheinander wächst, das neue Theater ein geschmackvolles, im Innern sehr bequem eingerichtetes Gebäude und die kleine Bibliothek eine sehr artige Sammlung werthvoller Werke größtentheils von neapolitanischen Schriftstellern. Der Minister Santangelo, die Herren Lotti, Perifano und Varo haben sich Verdienste um dieselbe erworben, letzterer indem er seine Privatbibliothek der Stadt schenkte und sie hieher verlegte. Sie enthalt auch eine kleine Sammlung von Mineralien, Petrefacten und mehreren Vasen, welche in der Gegend des alten Siponto und auf dem Schlachtfelde von Cannae gefunden worden.

Ich besuchte dieselbe zweimal, um einige Notizen aus Giustiniani's Dizionario grografico del Regno zu nehmen, fand aber stets das Local verschlossen. Der Campo santo, ebenfalls eine Schöpfung Santangelo's, des früheren Intendanten dieser Provinz, verdient ebenfalls einen Besuch; die Kirchen sind freundlich und an manchen derselben gothische Bauart in Fragmenten zu erkennen, Kunstschätze enthalten sie aber nicht; ein Krankenhaus und ein Armenhaus sollen gewissenhaft verwaltet werden und das neu erbaute Waisenhaus, das Christinenstift genannt, um das Andenken der verstorbenen, überaus wohlthätigen Königin zu ehren, gehört zu den schönsten und schimmerndsten Gebäuden der Stadt. Die Schulen der Stadt sollen von trefflichen Lehrern geleitet werden, jedes Jahr soll eine große öffentliche Prüfung stattfinden, ebenso ein Jahrmarkt, der zu den größeren und besuchteren des ganzen Königreichs gehört. Eine Kunst-, Producten- und Gewerbeausstellung ist in neuester Zeit alljährlich für die Provinz angeordnet worden. Höchst interessant für den Fremden sind die großen Getreide-Magazine der Stadt, welche Piano della Croce genannt und nach altehrwürdiger Weise, — wo das Vertrauen und die Ehrlichkeit die Hauptwächter und Hauptverwalter sind — beaufsichtigt werden; es sind große unterirdische Hallen in verschiedene Abtheilungen für die verschiedenen Besitzer getheilt. Der erste Aufseher soll besondere Vorrechte genießen, das Recht haben ein besonderes Costüm zu tragen und dieß erinnert ganz an das Zunftwesen des Mittelalters, wovon sich in den norddeutschen Handelsstädten noch so manche barocke, von den Vätern des Staats wohlgenährte Ueberreste vorfinden.

(Fortsetzung folgt.)

Wanderungen im südlichen Arabien.

Reise von Dschidda nach Tayf.

Der Weg von Dschidda nach Tayf führt zuerst über öde Sandbeege, wo keine Quelle sprudelt, wo kein Baum Schatten spendet. Nach einem dreistündigen Marsch betraten wir eine hügelige Gegend, woselbst wir ein Kaffeehaus fanden und einen Brunnen, Ragam geheißen. Wir setzten unsere Reise in einem breiten sich durch diese Hügel windenden Thal fort, und hielten uns eine kurze Zeit, nachdem wir drei Meilen zurückgelegt hatten, bei dem Kaffeehaus und Brunnen El Beyadhie auf. Von da erreichten wir in anderthalb Stunden eine ähnliche Station, wo wir eine Karawane Pilgrime einholten. Besagte Kaffeehäuser sind elende Gebäude mit halbzerfallenen Mauern und Dächern aus Strauchwerk, und man kann nichts anderes als Wasser und Kaffee erhalten. Früher, so sagt man, waren an dieser vielbesuchten Straße zwölf Kaffeehäuser, welche dem Wanderer zwischen Dschidda und der heiligen Stadt Mekka Erfrischungen jeder Art darboten. Die wenigen Kaffeebuden, welche noch vorhanden sind, werden von Arabern vom Stamm Lahia gehalten, dessen Familien Beduinen sind und mit ihren Heerden zwischen den Hügeln hausen. Nach acht Stunden, um Sonnenaufgang, erreichten wir Bara, eine Gruppe von etwa zwanzig Hütten mit Brunnen und Palmbäumen; in zehn Buden wurden Reis, Butter, Datteln und Kaffeebohnen verkauft. Dieß ist, was die Araber einen Suk oder Marktplatz nennen, dergleichen man bei jeder Station in dieser Bergkette bis nach Yemen antrifft. Nachdem wir zwei Stunden weiter über die Ebene gezogen waren, hielten wir bei Hadda, einem dem vorigen ähnlichen Suk. Zwischen Bara und Hadda gewahrt man auf einem in der Ebene isolirt liegenden kleinen Hügel die Ruinen einer alten Veste.

Die Karawane von Dschidda nach Mekka bleibt während des Tages zu Bara oder Hadda; so verlangt es der allgemeine Brauch der Hedschasaraber, die nur des Nachts reisen, um den Kamelen Zeit zum Fältern zu lassen, indem diese merkwürdigen Thiere niemals bei der Nacht fressen. Wir ließen uns zu Hadda im Schatten eines geräumigen Kaffeehauses nieder, wo wir einen bunten Schwarm von Türken und Arabern, die auf der Pilgerfahrt nach Mekka begriffen waren, jeden auf seinem schmalen Teppich ausgestreckt, fanden. Einige Kaufleute von Tayf hatten eben eine Ladung Trauben hereingebracht; sobald die Körbe geöffnet wurden, fiel die ganze Reisegesellschaft darüber her und bald war der ganze Vorrath verzehrt; der Eigenthümer wurde jedoch nachher bezahlt. In Hadda ziehen die Bewohner von Dschidda, wenn

Digitized by Google

ſie eine Wallfahrt nach Mekka machen, den Ihram oder das Pilgerkleid an. Nach dem Geſetz der Moslems iſt jeder verbunden es zu tragen, er mag einen Rang haben welchen er will, wenn er das heilige Gebiet von Mekka betritt; bis er den Tempel beſucht hat, darf er es nicht ablegen; ein rechtgläubiger Mahammedaner geht niemals nach Dſchidda, ohne ſeinen Ihram mitzunehmen. Einige türkiſche Soldaten, welche hier waren, legten des Mittags das Pilgergewand mit der vorgeſchriebenen Ceremonie an; dieſe beſteht in einer Abwaſchung und gänzlichen Reinigung, in einer lauten Erklärung des Acts der Einkleidung, einem Gebet von zwei Strophen und wiederholten frommen Ausrufungen. Wenn es eine Zeit des Kriegs iſt, tragen die türkiſchen Soldaten über dem Pilgerkleid ihre blanken Waffen.

In großen Krügen wird zu Hadda das gute Waſſer aufbewahrt, welches von einem eine halbe Stunde entfernten Brunnen herbeigeſchafft wird. In Hütten von Geflechach wohnen arme arabiſche Taglöhner, mit harter Arbeit ihr Leben friſtend. Die Kaffeehäuſer von Hadda ſind auch nichts anderes als geräumige auf Pfählen ruhende Hütten, in welchen des Kaffeewirths Herd in einer Ecke angebracht iſt. Sie werden von zahlreichen Ratten, die dreiſter ſind, als ich ſie je ſah, heimgeſucht.

Wir ſchieden von Hadda um fünf Uhr Abends; die Straße führte über die Ebene fort; der dürre Sandboden iſt an einigen Stellen mit Thon gemiſcht und könnte leicht durch Graben von Brunnen cultivirt werden. Eine Stunde von Hadda ſahen wir zu unſerer Linken auf der Ebene einige Dattelbäume; es fließt hier ein klarer Bach, der früher einige Felder bewäſſert hatte. Nach zwei Stunden gelangten wir an das Kaffeehaus Shemeiſa, hinter welchem man den Berg gleichen Namens erblickt; von dieſem Dſchebel Shemeiſa wurde, den Hiſtorikern von Mekka zufolge, der Marmor zu mancher Tempelſäule der heiligen Stadt genommen, und der arabiſche Poet Askali hat in einem didaktiſchen Gedicht dieſen berühmten Berg gefeiert. An dem Berge, nahe bei der Hütte, wo guter Kaffee geboten wird, iſt ein Brunnen mit trefflichem Waſſer; dieſer ſchöne Born, ſingt Askaki, ſpendet den müden Wallfahrern ſeinen köſtlichen Labetrank, und ſie fühlen ſich geſtärkt durch die Gnade Gottes und ziehen weiter durch die Thäler von Hodſchas. Eine Meile weiter iſt der große Brunnen von Hadſchali, welcher die Kameltreiber der ſyriſchen Pilgerkarawane verſorgt.

Da ich, ſeit ich Dſchidda verlaſſen, keinen Augenblick geſchlafen hatte, legte ich mich in den Sand und ſchlief bis zu Tagesanbruch, während meine Geſellſchaft ihren Weg nach Mekka fortſetzte. Mein Führer allein blieb bei mir zurück; aber ſeine Sorge für die Sicherheit der Kamele geſtattete ihm nicht, die Augen zu ſchließen. Die Straße von Dſchidda nach Mekka iſt ſtets von verdächtigen Perſonen beſucht, und da man des Nachts reist, werden einzelne Wanderer leicht geplündert. Nahe bei dem Brunnen von Hadſchali ſind die Trümmer eines alten von Steinen erbauten Dorfes, und in dem Thal gewahrt man Spuren früherer Cultur.

Eine halbe Stunde von Hadſchali kamen wir zu einer kleinen von Mauern umgebenen Dattelpflanzung, in deren Schatten der hochverehrte Scheik Mahmud begraben liegt, ein Heiliger, den das Volk der Umgegend in hohen Ehren hält. Nach kurzer Raſt erreichten wir die Ebene, wo die Karawane der ſyriſchen Pilger gewöhnlich lagert; dieſe Ebene iſt von niedrigen Bergen umgeben, drei Meilen lang und eine breit und durch eine dichte Reihe von Hügeln von dem Thal von Mekka getrennt; über dieſe Hügel hat man mit lobenswerther Anſtrengung eine Straße gebahnt, die über Höhen und Felſen ſich hinwindet. Dieſe Straße ſtiegen wir hinan und kamen an zwei Wachtthürmen vorbei, welche der Scherif Galib erbaut hat. Schlängelnde Thäler, von größerer oder geringerer Breite, mit Sand bedeckt und beinahe von aller Vegetation entblößt, mit gleich unfruchtbaren Hügeln zu beiden Seiten führen nach Wadi Muna. Hier fließt der Canal vorbei, welcher Mekka mit ſüßem Waſſer verſorgt, und man gewahrt den kegelförmigen Dſchebel el Nur, den von den Pilgern für heilig gehaltenen Berg. An einem großen aus Steinen gebauten Waſſerbecken kamen wir vorbei, welches zur Erquickung der frommen Pilger während der großen Wallfahrt mit Waſſer aus dem vorbeifließenden Canal gefüllt wird. Eines der Seitenthäler zwiſchen Mekka und Wadi Muna heißt Mahab; es wird viel beſucht, denn es knüpfen ſich an dieſes Thal große Erinnerungen aus dem Leben des Propheten. El Faſi, der Hiſtoriker, ſagt, daß vordem zwiſchen Mekka und Wadi Muna ſechzehn Brunnen geweſen ſeyen. Nahe bei der Straße erblickten wir ein kleines, von einer Salzquelle bewäſſertes Feld, wo einige Beduinen Zwiebeln und Lauch für den Markt von Mekka bauen.

Bei Bir Baſchan öffnet ſich die Gegend weit nach Norden und Süden und man erblickt die Berge von Taif in ihrer vollen Höhe. Dann erreichten wir Alamin, zwei ſteinerne Gebäude, an jeder Seite der Straße eines, etwa hundert Schritte von einander entfernt, zwiſchen welchen die Pilger, wenn ſie nach Arafat ziehen, beſonders aber wenn ſie von da zurückkehren, durchgehen müſſen. Sie ſind von großem Mauerwerk, weiß getüncht und fallen von einem ägyptiſchen Bey erbaut ſeyn. Zur Linken, am Ausgang der Ebene, erblickt man den niedren Berg von Arafat, ein Heiligthum der Moslems. Die Ebene iſt mit allerlei Geſträuch, Kameldorn und Akazienbäumen bedeckt; von dieſen darf man nicht das kleinſte Aeſtchen nehmen, weil die Bäume auf heiligem Boden ſtehen. Als wir zum äußerſten Ende der Ebene gelangt waren, erreichten wir eine maleriſche Gruppe arabiſcher Hütten, denen von Hadda ähnlich; ſie werden von Kareiſchiten bewohnt, von Nachkommen jenes glorreichen Beduinenſtammes; in einem Thal, das ſich ſüdwärts erſtreckt und von einem muntern Bächlein durchplätſchert wird, bauen ſie Gemüſe für den Markt von Mekka, halten auch einige Dutzend Ziegen und eine kleine Schafheerde. Wir ruhten hier einige Stunden, labten uns mit Milch und Dattelkuchen und plauderten mit den Kareiſchiten. Nun kam noch eine kleine Karawane von Taif, die den Arabern vollauf zu thun gab. Es wurden zwei Schafe geſchlachtet, aus den Hütten Töpfe und ſonſtige Kochgeſchirre herbeigeholt, Frauen und Knaben liefen hin und her; zur Mithülfe bereit. Bald praſſelte vor den Hütten ein mächtiges Feuer, in denſelben war man gleichfalls thätig für uns mit Röſten, Sieden, Braten und Backen; unweit davon wurden die Kamele getränkt und einige Schritte weiter gewahrte man drei ſchöne Magrebim betend und in Andacht verſunken, bekleidet mit dem weißen Pilgergewand. Es war eine complete orientaliſche Idylle, die ſchönſte, die ich je ſah; es war eine wahrhaft pittoreske Scene, würdig des Pinſels eines Nikolas Pouſſin. (Fortſetzung folgt.)

Umfang von Paris. Die Oberfläche deſſelben, wie ſie von der jetzigen Umfangsmauer eingeſchloſſen wird, beträgt 34,398,800 □ Metres. Wenn Paris die jetzige fortlaufende Ringmauer zur Gränze haben wird, ſo wird die Oberfläche 267,558,000 □ Metres oder ungefähr die Oberfläche der Stadt London haben. (Monit. industr. 24 Dec.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 6.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

6 Januar 1841.

Englische Colonien.

Canada.

Am 29 September wurde das vereinigte canadische Parlament eröffnet, und Ende Novembers ist bereits das Ministerium aufgelöst und der General-Gouverneur will nach einer noch nicht einjährigen Amtsverwaltung nach England zurückkehren, augenscheinlich weil er die Hoffnung aufgegeben, die dort streitenden Elemente zu versöhnen. Wäre dieß bloß ein Streit, der die innern Verhältnisse Canada's betrifft, so könnten wir denselben nahezu ganz übergehen, aber der Einfluß desselben hat eine viel weitere Bedeutung. So viel uns jetzt, namentlich nach der Colonial Gazette *) die Acten des Streits vorliegen, so scheint derselbe hauptsächlich sich darüber entsponnen zu haben, daß die französisch-canadische Partei und ihre Verbündeten unter den Engländern Montreal in Unter-canada zur Hauptstadt der vereinigten Lande machen wollten, während die streng englische Partei den Sitz der Regierung zu Kingston in Obercanada behalten wollte. Dieß war indeß nur die Veranlassung, denn der Streit liegt wieder in der Verschiedenheit der Racen. Die Regierung, dem republicanischen Geist der englischen Obercanadier mißtrauend, neigt sich zu den französischen Canadiern, diese aber benützen die augenblickliche Gunst der Regierung, um ihrem Stamm wieder zu größerer Macht zu verhelfen. Bei der durch die Macht des englischen Parlaments ausgesprochenen Union wurden die französischen Canadier, obgleich die Hälfte der Gesammtbevölkerung, nur mit einem Viertheil der Repräsentanten bedacht, um sie in politischer Unterwürfigkeit zu halten. Das neue französisch-canadische Ministerium aber trug auf einen Census Niedercanada's an, augenscheinlich mit dem Zweck im Hintergrund, die ungerechte Behandlung gehörig ins Licht treten zu lassen, und die Vertheilung der Repräsentantenzahl mit der Zeit zu ändern. Auf der andern Seite strebte dieß Ministerium, die bisherige Colonisationsordnung, welche den französischen Canadiern sehr nachtheilig war, zu verändern, um auch die Ausbreitung dieser letztern zu sichern, und dadurch einem künftigen Uebergewicht der Engländer zu entgehen. Dieß regte einen wahren Sturm auf. Als sich die Repräsentantenkammer mit einem Mehr von 2:1 für Montreal als künftigen Regierungssitz aussprach, entfernte sich die streng englische Minorität völlig, und da die Mehrzahl des sogenannten legislativen Raths gleichfalls aus strengen Engländern oder aus politisch nicht bedeutenden Leuten besteht, welche nicht wagen dem Sturm Trotz zu bieten, so reichte dieser seine Entlassung ein, so daß jetzt Sir Ch. Metcalfe dasteht als der Beschützer einer dem englischen Interesse feindseligen französisch-canadischen Partei, die sich im Besitz der Macht oder wenigstens des Ministeriums befindet, und als Gegner der eigentlich englischen Partei. Zudem spuken wieder geheime Gesellschaften im Lande, die man durch ein eigenes Gesetz bekämpfen zu müssen glaubt. Sir Ch. Metcalfe kann in keiner Hauptfrage seinen Willen geltend machen, und hat unter dem Vorwand schlechter Gesundheit seinen Posten niedergelegt. Der alte Racenstreit ist wieder in vollem Zuge und die Nordamerikaner, ohnehin mit England wegen Texas und dem Oregongebiet sehr gespannt, werfen wieder begehrliche Blicke hinüber nach Canada. So scheint die Arbeit mehrerer Jahre umsonst, und Lord Durhams System einer Ausgleichung des Streits ist gescheitert.

*) Diese ist jetzt in den Händen eines Mannes, der augenscheinlich mit dem Colonialamt liirt ist, und die Auszüge aus den Colonialblättern in einer Art gibt, daß man den Grund des Streits nicht genügend erkennen kann. Es bedarf indeß nur einiger Kenntniß des frühern Zustandes — in welchem Betracht wir auf Nr. 69 u. 304 des Jahres 1842 verweisen — um die Gründe ohne Mühe zu errathen.

Schilderungen aus den neapolitanischen Provinzen.

Basilicata. — Capitanata. — Terra di Bari. — Terra d'Otranto ꝛc.

(Fortsetzung.)

Das interessanteste, was Foggia in meinen Augen aufzuweisen hat, ist das schwache Fragment des herrlichen Kaiserpalastes des herrlichen Hohenstaufen Friedrichs II. Es

Digitized by Google

befindet sich in der Nähe des Thors, welches nach Manfredonia zuführt und besteht aus einem gothischen Portal, zweien Adlern zur Seite, einer lateinischen Inschrift *) und der Jahreszahl 1222 (wenn ich nicht sehr irre). Hätte ich nicht gewiß vermuthet, daß dieses Fragment mittelalterlicher Architektur von dem kenntnißreichen und thätigen Dr. Heinrich Schulz, — auf dessen Bekanntschaft so viele tüchtige Männer der Provinzen, die ich bereiste, stolz waren — wie so viele andere Fragmente dieser Epoche gezeichnet und gehörig gewürdigt worden, ich würde keine Mühe und Kosten gescheut haben, alle die schwachen Ueberbleibsel jener schönen Geschichtsperiode in Abbildungen zu sammeln. Im Kaiserpalaste zu Foggia starb Friedrichs dritte Gemahlin, die schöne Isabelle von England. Ein ähnliches Portal soll sich in der Stadt Troja finden, doch das italienische Troja besuchte ich leider nicht. Im bischöflichen Palaste daselbst war 1204 die Stadt Foggia abgemalt. „Unter Friedrich II ward die gothische Baukunst mit großer Einsicht und vielem Geschmack auf Schlösser und Paläste angewendet," sagt v. Raumer und wahrlich, man findet dieß an vielen Orten bestätigt, in Lucera, im Castello di Pesile, in der Basilicata, in Altamura, in Apulien u. s. w. Im Jahre 1240 hielt Friedrich in Foggia eine Art von Parlamentsversammlung, Manfred schlug hier das Heer Innocenz IV und Karl von Anjou strafte die Stadt, weil sie sich für Conradin erklärt und dem rechtmäßigen Herrscherstamme treu gezeigt hatte. — In der Umgegend Foggia's und in Foggia selbst werden Münzen gefunden mit den griechischen Wörtern: *APIIANOY* oder *APIIANΩN*, einem Eber, einem Stier, einer Karnädre oder einem springenden Pferde und Mazzacchi glaubt, daß von diesem Eber, aper, die Stadt die hier stand, den Namen Apri empfangen; es kommen jedoch auf anderen Münzen die Wörter *HOYAII* und *HYAIO* vor und der Geograph Stephanus behauptet, daß Arpi früher Lampe, dann Argyrippa **) und nach der Zerstörung Troja's von Diomedes mit neuen Mauern umgeben und *Ἄργος Ἵππιον*, Argos Hippium genannt worden sey. Strabo und Virgil II, 243 lassen sie von Diomedes erbauen. Noch im vierten Jahrhundert wird auf dem Concilium von Arles eines Bischofs von Arpi erwähnt, dann verschwinden Stadt und Name spurlos.

Ich hatte alles gesehen was in Foggia zu sehen war, sagte meinen freundlichen Führern herzlichen Dank und fuhr nach anderthalbtägigem Aufenthalt an einem überaus kühlen Frühlingsmorgen nach Manfredonia, 20 Miglien von Foggia entfernt. Der Weg ist langweilig und nur das immer näher rückende Gargano-Gebirge, das jedoch an Reichthum und Schönheit der Formen dem eigentlichen Apenninenkamme weit nachsteht, tröstet einigermaßen. Hinter Foggia sind einige Getreidefelder, dann beginnt das Terrain der Heerden; ich sah große Heerden von Ziegen, Schafen und Büffeln; letztere wild und scheu umherblickend, aber von den Glockenklängen meiner Pferde die Flucht ergreifend. Die Milch der Büffelkuh wird überall für gesund und leicht nährend gehalten; ich habe sie häufig genossen und schätze sie, sowie alle die schönen vielnamigen Gerichte die man aus ihr bereitet (Latticini und Bessolini genannt) sehr hoch. Auf der Hälfte des sehr gut erhaltenen Weges kommt man auf einer Brücke über den Fluß Candelaro, der große Strecken der Ebene versumpft, durch den Pantano also geht und sich träge ins adriatische Meer hineinschleppt. Die Kräuter-Vegetation dieser Ebene schien mir nicht sehr reich, eine Art großen wilden Fenchels bildete lange Boskets; die Blüthen desselben zieren die Karren der Frachtfuhrleute, die aus ganz Puglien nach Neapel ziehen, gerade so wie bei uns das junge Birkenreis, an manchen Orten Deutschlands „Maienbäume" genannt, und ich wunderte mich nicht wenig, nach dem Namen dieser großen gelben Blumen fragend, die wie die Aloeblüthen sich verästeln, einstimmig die Antwort „Maggio" (Mai) zu erhalten. Hinter dem Ponte di Candelaro hebt sich der Weg etwas; man gelangt zu den Ruinen einer alten Kirche und eines alten Klosters, San Leonardo genannt, und ich stieg aus um die schönen Fragmente theils gothischer, theils byzantinischer Architektur, — aus der Zeit der Normannen herrührend — zu betrachten; ich fand zwei herrliche Portale, einen Hof mit verschiedenen Mauerornamenten und eine orientalische (persische?) Inschrift.

Die Außenseite einer im Innern ganz zerstörten Capelle war ebenfalls schön verziert, das übrige Gebäude, mit welchem ein Hospital verknüpft gewesen, liefert wenig Bemerkenswerthes und dient jetzt einer großen Anzahl von pugliesischen Hirten zum Wohnorte. Rechts und links von der Chaussee tritt der Kalk, glatt und in Schichten die von Menschenhand polirt erscheinen, an die Oberfläche; man sieht deutlich, daß man auf uraltem Meeresboden dahinfährt und an manchen Stellen könnte man wie auf schief gestellten Tafeln in das nahe Meer hinabrutschen. Hie und da haben die Hirten Höhlen in das Gestein hineingegraben, um den glühenden Sonnenstrahlen zu entfliehen und ein paar Miglien vor San Leonardo scheint sich so ein kleines Dorf gebildet zu haben, das wie in einem Steinbruche liegt und über dessen natürliche Steindächer man dahinrollt. In der Nähe des Meers, bei der Kirche der Madonna di Siponto, wo einst das alte Siponto blühte, beginnen wieder Garten, Bäume und Getreidefelder und durch ein enges Thal fährt man in die kleine Handelsstadt Manfredonia ein. Hier zog ich in das Haus meines wackeren Gastfreunds, des Herrn Baldassare Pollio, der mich bereits lange erwartet und alles zu meiner Aufnahme eingerichtet hatte. Bei ihm genoß ich nach zehn Reisetagen zum erstenmale ein paar Stunden wirklicher Ruhe, nahm ein vortreffliches Mittagessen ein, zu welchem der fischreiche Meerbusen, die Waldungen des Gargano und die Heerden Pugliens reichlich beigesteuert hatten und besichtigte dann in fröhlicher und angenehmer Gesellschaft Stadt und Umgegend. Von der Stadt ist außerordentlich wenig zu sagen;

*) Federic. Imperat . . . . . hoc opus feliciter . . . . plum, etc.
**) cf. Virgil. Aen. 10, 23 und 11, 246, wo es heißt; Ille urbem Argyripam patriae cognomine gentis. Victor Gargani condebat Japygis agris.

Digitized by Google

ſie beſitzt nur eine einzige lange und anſehnlichr Straße, ein paar freie Plätze, ein paar Kirchen mit mittelalterlichen architektoniſchen Ueberreſten, ſehr wenige ſtattliche Gebäude, einen mittelmäßigen Hafen und ein in ſchlechtem Zuſtande befindliches Caſtell.

Manfred gründete ſie, gab ihr ſeinen Namen und befahl daß aus jeder Stadt Pugliens eine oder ein paar Familien ſich hier anſiedeln ſollten; er beſchenkte die Stadt mit einer großen, weithin tönenden Glocke, damit bei plötzlichen feindlichen Ueberfällen auch die Landleute der Umgegend zu Hülfe eilen könnten. Der gegenwärtige Handel Manfredonia's iſt nicht unbedeutend; welch ein Verkehr würde ſich jedoch eröffnen, wenn dieſem größere Freiheit gegeben würde, wenn Dampfſchiffe aller Nationen hieſelbſt landen dürften und eine Eiſenbahn oder wenigſtens eine bequemere, ebenere Landſtraße Manfredonia mit Neapel verbände! Mögen die edlen Bemühungen tüchtiger Männer zu dieſen Zwecken den gewünſchten, glücklichen Erfolg haben!

Vom alten Siponto, zwei Miglien von Manfredonia, exiſtiren keine zuſammenhängenden Ueberreſte mehr, wohl aber eine weit umher zerſtreute Maſſe von Säulenfragmenten und alten Werkſtücken. Die obenerwähnte Kirche Sta. Maria di Siponto iſt theilweiſe aus alten Bauſtücken zuſammengeſetzt; ſie hat ein ſchönes Portal und herrliche Ornamente; in der Unterkirche befinden ſich viele Säulen aus dem alten Siponto mit bozantiniſchen Capitälern und ein paar größere Säulen, freilich ſehr beſchädigt, ſtehen auf dem freien Platze zwiſchen der Capelle und Landſtraße. Etwas weiter in ſüdlicher Richtung liegen die ſogenannten Catacomben, die ich für einen Steinbruch halte, aus welchem die Steine zum Bau der alten Stadt geholt wurden, der aber nachher zum Begräbnißort diente (wie die Catacomben von Neapel). Es ſind Höhlen, die unter der Oberfläche des Kalkſteins fortlaufen, nicht allzuſehr in die Tiefe gehen (der Nähe des Meers wegen) und an beiden Seiten ſargähnliche Grabkammern enthalten. Manche dieſer Höhlen ſind in eine eigne Art von Meer-Tuff eingehauen, der höchſt wahrſcheinlich aus dem Sande ſich gebildet hat, den das einſt hier ſtrömende Meer abgeſetzt und zurückgelaſſen; es finden ſich verſchiedenartige foſſile Conchylien in dieſem Tuff, in der Nähe ſprudeln ſalziniſche Quellen aus dem Boden, deren Hauptbeſtandtheil Kochſalz iſt und die ganze Umgegend erzeugt eine Maſſe ſalziniſcher Gewächſe, wie z. B. Salsola fruticosa, Salicornia herbacea u. a. m. Plinius nennt die Stadt Sipontum und Strabo Σηπιας, *) von den Sepien die ſich hier in großer Anzahl finden. Letzterer ſchreibt dem Diomedes die Gründung zu und der Numismatiker Seſtini beſchreibt eine ſipontiniſche Münze mit der Umſchrift ΣΙΠΟ um eine Sepia: La Magna Grecia, brevemente descritta da Giuseppe Castaldi. Napoli 1842. p. 50.

Von Manfredonia fuhr ich nach Monte San Angelo, dem Hauptort des Gargano-Gebirges, welches ſich mir am vorigen Tage in ſeiner ganzen Länge dargeſtellt hatte. Ich verglich dieſes Gebirge mit dem ebenſo iſolirt daſtehenden, freilich viel kleinern Monte Circello bei Terracina. Beide ſind vom großen Apenninenzuge gänzlich getrennte Maſſen; ſie ragten einſt als Inſeln aus den Fluthen des Meers empor, jetzt ſind es theils Sümpfe, theils Ebenen, die ſie vom Hauptſtock trennen. Von Manfredonia bis an den Fuß des Gebirges fährt man vier bis fünf Miglien durch herrlich angebautes Land; große Feigen, Aprikoſen und Fruchtbäume wechſeln mit Wein, Getreide und Oliven. Eine beſondere Art Eichen bildet kleine Gehölze und ringsumher liegen Bauerngehöfte wohlhabenden reinlichen Anſehens. Die herrliche neuerbaute Straße ſchlängelt ſich nun in unzähligen Windungen, bald von Oſten, bald von Süden den Berg umkreiſend, ins Gebirge hinein; man glaubt mehreremale die Kuppe erreicht zu haben, aber ſtets wendet ſich der Weg und es erſcheinen aufs neue ein duzend Zickzacks, endlich erblickt man Sant Angelo in der Nähe, aber dennoch geht es rechts und links über eine halbe Stunde bergan. Mein Kutſcher verglich dieſe Schlangenwindungen mit dem Giro, welchen die Maccaroni machen, bevor ſie aus der Schüſſel in ſeinen Magen gelangen. Die Ausſichten, die ſich bei dieſen Krümmungen eröffnen, ſind überaus herrlich; rechts die unbegränzte Fläche des adriatiſchen Meers, die vielfachen Buchten des Gargano, links und rückwärts die Ebene Pugliens bis zu den Bergen des Principato ultra und bis zum Matese. Es war Sonntag und wir trafen pilgernde Landleute aus Benafro; mit langen Pilgerſtäben und Blumen geſchmückt, zogen ſie auf näheren aber ſteileren Fußpfaden den Berg herab; ſie kamen aus der Grotte des heiligen Michael, wohin ſie, um ein Gelübde zu löſen, die lange Wanderſchaft unternommen hatten; ich dachte an die Gemſenjäger der Schweiz, es fehlte freilich der Schnee der Alpen, aber die Gebirgsſtraße durfte ſich ſchon meſſen mit den größeren Straßenbauten jenes Landes. Kurz vor der Stadt, die über 14,000 Einwohner zählen ſoll, ſah ich eine Gruppe von Männern auf nackten Felſen gelagert, ſie trugen weite Beinkleider, eine farbige Leibbinde, ein violettes albaneſiſches Käppchen und eine lichtbraune, roth und weiß beſetzte Fiſcherkapuze. Ich fühlte mich wie mit einem Zauberſchlage nach Griechenland verſetzt, denn ſo hatte ich oft in Syra, Tinos, Samos u. ſ. w., maleriſche Gruppen beobachtet; ich betrat die Stadt und ſah faſt alle Kinder wie kleine Türken und Türkinnen herausgeputzt, ſogar letztere in Pantalons, Blumen und ſeidenen Bändern im Haar; die Tracht der erwachſenen Frauenzimmer ähnelte ebenfalls der orientaliſch-griechiſchen, war jedoch nicht ſo auffallend wie die der Kinder. Mein Erſcheinen brachte eine Maſſe von Menſchen in Bewegung und eine Fluth von Fragen beſtürmte mich. Ich ging zum Canonicus Paſquale Capoſele, an welchen ich von Manfredonia aus empfohlen war; derſelbe ſaß an einer wohlbeſtellten Mittagstafel und ließ ſich vor mir verläugnen; er nahm meinen Brief in Empfang, ließ ſein Haus verriegeln und durch ſeine Haushälterin meinem Diener erklären, der Herr ſey auf Beſuch gegangen. Erſt nach halbſtündigem unaufhörlichem Pochen gelang es mir das Haus zum zweitenmale geöffnet zu erhal-

*) Silius Italic. 7. 633 und Lucan. 5, 377.

Digitized by Google

ten, faſt mit Gewalt hineinzudringen und meinen Brief zurückzufordern, der mir endlich halb zerknittert wieder übergeben wurde. Nach dieſem Empfang zweifelte ich kaum mehr, mich wirklich in Griechenland zu befinden, wo ich ähnliche und noch abſchreckendere Scenen von Gaſtfreundſchaft erlebt. Auf beſonderes Anſuchen vieler wackeren Geiſtlichen im Königreiche Neapel publicire ich hiemit dieſen Vorfall in Monte Sant Angelo als wahrhaft einzig in ſeiner Art, da auf der Gaſtfreundſchaft der Bewohner und namentlich der Geiſtlichkeit in allen Provinzen wahrlich kein Flecken haftet. Der herzliche und wackere Syndacus Pepe und der Apotheker della Torre nahmen ſich meiner mit deſto größerer Aufmerkſamkeit an und ließen mir vor allen Dingen die ſeltſame Grotte des Erzengels Michael öffnen, das Ziel ſo vieler frommen Wallfahrer.

(Fortſetzung folgt.)

Wanderungen im ſüdlichen Arabien.

Reiſe von Dſchidda nach Tayf.

(Fortſetzung.)

Bei Arafat wird die Straße ſteinig, und die Berge ſchließen ſich faſt und ſind von Thälern durchſchnitten, welche in jeder Richtung die Straße durchkreuzen. Akazienbäume gibt es hier in großer Menge. Nach einigen Stunden kamen wir wieder auf ſandigen Boden in dem Thal Wadi Naman, wo gegen Süden einige Brunnen ſind und kleine Pflanzungen von den arabiſchen Stämmen Kebabeh und Riſcha bebaut werden. Bald kamen wir an einem Lager des Beduinenſtammes von Hodheil vorbei, wo die Hunde unſere Kamele ſo heftig anfielen, daß ich, obgleich ich ritt, ſehr viele Mühe hatte, mich ſelbſt gegen ihre Zähne zu vertheidigen. Wir paſſirten Schedad, eine Gruppe von Hütten, Kaffeehäuſern und einigen Brunnen mit trefflichem Waſſer. Die Berge, welche das Thal Muna bilden, ſind von jenem rothen und grauen Granit, wie er in Arabien häufig vorkommt, zuſammengeſetzt; an einigen Stellen ſind ſie mit Schichten von Grünſtein untermiſcht. Wir ſtiegen eine ſteile Straße hinan, die Gegend umher war ſehr wild, mit großen Blöcken losgeriſſener Felſen bedeckt, dazwiſchen einzelne Akazienbäume. Mir fielen des Dichters Worte ein:

Böſen Felsweg auf und nieder
Tröſten mich des Hafis' Lieder!

Nach einer Stunde kamen wir zu einem Bau von loſen Steinen, Kaber Rafik, d. i. Grab des Gefährten, genannt. Folgende Ueberlieferung, von meinem Führer mitgetheilt, erklärt den Namen. Vor etwa hundert Jahren wurde ein von der Wallfahrt zurückkehrender Beduine von den Thoren von Mekka an von einem andern, der dieſelbe Straße zog, begleitet; ſie erreichten in Geſellſchaft dieſen Ort, wo einer von ihnen ſich ſo krank fühlte, daß er nicht weiter konnte. In dieſer betrübten Lage wollte ſein Gefährte ihn nicht verlaſſen; er baute aus den Aeſten der Akazienbäume zwei Hütten, eine für ſeinen Freund, die andere für ſich, und fuhr fort ihn zu warten und zu pflegen mit liebevoller Sorgfalt und heiſchte Almoſen von vorüberziehenden Reiſenden zum beſten des Freundes, bis er ſich erholte. Allein darauf bekam der edle Mann dieſelbe Krankheit, und wurde nun von dem geneſenden Gefährten mit derſelben Sorgfalt, aber nicht mit gleichem Erfolg gepflegt, denn er ſtarb und wurde von dem trauernden Freunde an dieſer Stelle begraben. Der einfache Grabhügel iſt zugleich ein Denkmal der Großmuth eines Beduinen, und dient dazu, den zufälligen Gefährten auf der Straße Wohlwollen und Freundſchaft gegen einander einzuflößen.

Von Dſchebel Kora hat man eine herrliche Ausſicht nach der niedern Gegend, die von den Arabern Tehama genannt wird. Eine große Dattelpalme, nahe an der Quelle, welche über die Felſen herabrieſelt, gewährte mir Schatten, und ein angenehmer kühler Weſtwind linderte die drückende Hitze, die wir ſeit unſerer Abreiſe von Dſchidda ertrugen. Die nunmehr beginnende Straße fanden wir ſehr ſteil; ein berittener Reiſender darf ſchwerlich hoffen, den Gipfel zu erreichen, ohne abzuſteigen. An einigen Stellen ſind Stufen eingehauen, und der Weg iſt dadurch an einigen Punkten wenigre ſteil gemacht, daß er in vielen Windungen bis zur Spitze geführt wird; auch ſind einige Ruheplätze an der Seite des Berges angebracht, wo die müden Karawanen Athem holen; bei dieſen iſt nicht mehr als nicht Quadratfuß flacher Raum. Ueber die Quelle, welche nahe am Gipfel herabfließt, muß man einigemale gehen. Nahe an der Straße begegnete ich manchem Hodheil-Beduinen mit ſeiner Familie und ſeiner Schafheerde. Einer von ihnen gab mir etwas Milch, wollte aber kein Geld dafür annehmen, denn das Verkaufen der Milch wird von dieſen Beduinen als eine Schandthat betrachtet, obgleich ſie davon großen Gewinn haben könnten, denn zu Mekka wird das Pfund Milch mit zwei Piaſtern bezahlt. Ich unterhielt mich frei mit den Männern und der Frau eines derſelben. Sie ſcheinen mir eine Race abgehärteter Bergbewohner, und obgleich ſie augenſcheinlich arm ſind, haben ſie doch ein kräftiges Anſehen und eine geſündere Farbe als die nördlichen Beduinen, was hauptſächlich dem guten Klima und dem trefflichen Waſſer zuzuſchreiben iſt. Die Beni Hodheil, berühmt in der alten Geſchichte Arabiens, waren dem Namen nach dem Scherif von Mekka, in deſſen Gebiet ſie leben, unterworfen; in der That aber waren ſie unabhängig und häufig mit ihm in Fehde.

Wir brauchten zwei volle Stunden bis auf die Spitze des Berges, von welcher wir eine herrliche Ausſicht auf die ganze arabiſche Niederung genaſſen; ein großer Theil von Hedſchas, das ganze heilige Gebiet der Mohammedaner, lag vor unſern Blicken ausgebreitet; wir erkannten Wadi Muna, Mekka mit der großen Vorſtadt Moabede, und ſo weit das Auge reichte, erſchienen nach Norden und Süden ſchlängelnde Hügelketten auf ebener Oberfläche mit ſchmalen Streifen weißen Sandes dazwiſchen, hie und da Dattelu, Nebekbäume und Akazien, aus deren Holze einſt die Abeahamiden ihre Stiftshütte gemacht. Nachdem wir etwa eine halbe Stunde langſam herabgeritten waren von dem Berggipfel der Wüſte, kamen wir in ein kleines Dorf Ras el Kora genannt.

(Fortſetzung folgt.)

Sardellenbank in der Gironde. Die franzöſiſchen Blätter vom 27 December melden die Erſcheinung einer ſtarken Sardellenbank in der Gironde, was man dort vorher nie geſehen. Man konnte die Fiſche mit den Händen herausnehmen. Ebenſo waren weiter öſtlich an der franzöſiſchen Küſte zahlreiche Stockfiſche erſchienen, eine eben ſo unerhörte Erſcheinung namentlich in dieſer Jahreszeit. Man betrachtete die Sache als ein Anzeichen plötzlich eingetretener großer Kälte im Meere.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 7.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

7 Januar 1844.

Eine Begegnung mit Lappen.

(Aus S. Laings Reise in Norwegen. Uebersetzt von Lindau.)

Ein hübsches Lappenmädchen kam an einem Novembertage auf ihrem Wege vom Gebirge in unsere Küche. Sie war sehr geputzt; ein Mütze von blauem und rothem Tuche, mit einer Goldschnur eingefaßt, ein rothes wollenes Tuch um den Hals, ein Rennthierpelz, der bis auf die Kniee reichte, und eine wollene Schärpe als Gürtel. Ihre Beinkleider waren von Rennthierhaut, ihre Schuhe hatten Sohlen, die rings über den Fuß hervorstanden und oben zierlich ausgenäht waren, und über einer Schulter trug sie, wie eine Hochländerin, einen grünen Ueberwurf. Sie war sehr munter und lebhaft in ihren Bewegungen. Sie gehörte nicht zu den wandernden Berglappen, sondern zu denjenigen, die nur im Sommer ihre Rennthiere im Gebirge weiden lassen, im Winter aber feste Wohnsitze in den Thalgegenden haben und ihre Thiere gemietheten Wärtern übergeben. Dieß ist schon ein Schritt naher zu einem gesitteten Leben. Die Lappen dieser Classe haben entweder ansehnliche Rennthierheerden, die ihnen Käse, Milch, Wildpret und Häute zum Verkaufe während des Winters liefern, oder sie betteln von Haus zu Haus. Das hübsche Lappenmädchen wollte mir Schuhe und Fausthandschuhe verkaufen oder vielmehr Bestellungen für den Winter haben. Ich fand, daß sie mit der Nadel umzugehen und alle weiblichen Arbeiten so gut zu machen wußte als die norwegischen Mägde auf dem Lande. Wie man mir sagte, hatte sie wohlhabende Verwandte, und doch bemerkte ich, daß man sie nicht einlud, sich zu setzen. Der Lappe wird in Norwegen gering geschätzt, und selbst die untersten Volksclassen mögen nicht mit ihm essen, sich zu ihm setzen oder mit ihm umgehen. Als ich Kaffee für das Mädchen bestellte und sie neben mir Platz nehmen ließ, sahen mich die Mägde mit Verwunderung an und lachten. Die Norweger sind jedoch nie barsch oder unfreundlich gegen die Lappen, wobei wohl etwas Aberglauben im Spiele seyn mag. Sie halten es für unglückbringend, sie unter ihr Dach aufzunehmen. Der Gedanke an Zaubergewalt ist noch nicht verschwunden, und die Bauern erzählen allerlei Geschichten von den übernatürlichen Kräften der alten Bergiappinnen. Man hielt es daher für klug von mir, daß ich so freundlich gegen das Lappenmädchen war, da ihre Verwandten mir Glück für den Winter verschaffen könnten.

Im Herbste zogen viele Lappen durch unser Thal. Sie richteten sich für den Winter ein und brachten ihre Weiber, Kinder und kränklichen Verwandten und ihre verkäuflichen Dinge in die unteren Gegenden des Landes. Als sie sahen, daß ich sie gern aufnahm, war ich selten ohne Besuch.

Eine Gesellschaft von neun Lappländern besuchte mich auf dem Rückwege aus dem Gebirge. Es waren ein Vater und eine Mutter mit fünf Kindern und zwei sehr hübschen jungen Weibern, alle Nachbarn, die ihre festen Winterwohnsitze in den unteren Landesgegenden hatten. Sie führten fünf Rennthiere für den Lebensunterhalt im Winter mit sich, die das Gepäcke der Familie fortschafften.

Ich brauchte frisches Wildpret zum Wintervorrath und suchte ein feistes Rennthier. Es wurden mir zwei Kühe angeboten, die übrigen waren verschnittene Böcke und sehr feist. Diese verschnittenen Thiere hatten ein ruhiges gezahmtes Aussehen, und mit der anderer Rennthiere verglichen, war die Schnauze nicht spitzig, sondern breit. Nach einer langen Besprechung mit den Weibern, die sich besser als die Männer auf den Handel zu verstehen schienen, wurde unser Kauf abgeschlossen um sechs und einen halben Thaler für das feisteste Rennthier, ein paar Winterhandschuhe von Rennthierhaut für ein Ort, zwei oder drei paar Lappenschuhe (Komager), jedes für einen halben Thaler, und außer diesen Kaufsummen mußte ich einen Krug Branntwein geben. Eine junge Frau, die schon oft auf unserem Hofe gewesen war, schenkte mir einen jungen Hund von der feinhäutigen Art, den sie auf der Brust in ihrem Pelze über dem Gürtel getragen hatte, wo die Lappen Alles verwahren. Als der Handel abgeschlossen und das Geld bezahlt war, kam die junge Frau, nach einer Besprechung mit ihren Freunden, betrübt zurück und legte das Geld wieder auf den Tisch. Sie hätte vergessen, sagte sie, die Bedingung zu machen, daß ihre Angehörigen das Thier

Digitized by Google

tödten ſollten. Dieß ſollte ſogleich und unentgeltlich geſchehen; denn es würde Unglück bringen, wenn man ſonſt jemand geſtattete, ein Rennthier zu tödten. Ich fragte meine Haushälterin, die, aus Finnmarken gebürtig, die Sitten des Volkes gut kannte; ich erfuhr von ihr, daß dieß ein allgemeines Vorurtheil unter den Lappen iſt, und ſie verſicherte, daß die Lappen das Thier weit beſſer und reinlicher ausſchlachten würden als unſer Knecht. Das Thier war alt und feiſt genug und hätte, da es an Heu nicht gewöhnt war, nicht lange fortkommen können, und ſo gewährte ich das Verlangen. Der Lappe führte das Thier auf eine reinliche beſchneite Stelle und ſtieß ſein kleines Meſſer zwiſchen Kopf und Hals. Das Thier fiel und war augenblicklich todt. Dann ſtieß er das Meſſer hinter dem Vorderbug nach dem Herzen, ohne es ſogleich zurückzuziehen, und bewegte die Glieder des Thieres, damit ſich das Blut nach den innern Theilen ergießen ſollte. Einige Tropfen, die nach dem Herausziehen des Meſſers aus der Wunde floſſen, wurden mit einer abergläubigen Sorgfalt, wie es mir vorkam, in Schnee aufgeſammelt, den man zu einem Ballen knetete, ſo daß das Blut nicht ſichtbar war, und dann bei Seite legte. Der Lappe zog dann die Haut ab, öffnete das Thier auf dem Schnee mit großer Geſchicklichkeit und Reinlichkeit, indem er immer Schnee in die Hand nahm, wenn er das Fleiſch anrühren mußte. Er nahm alle Eingeweide heraus und ſchöpfte endlich das Blut aus, das die Weiber in ein Gefäß goſſen und mit Salz umrührten, um Blutwürſte daraus zu machen. Mit ihren Meſſern, die ſie in hölzernen Scheiden bei ſich trugen, zertheilten der Mann und ſein älteſter Knabe das Rückgrat und die übrigen feſten Theile mit der größten Leichtigkeit, wie ein guter Vorſchneider ein Huhn zerlegt, und ſo reinlich, daß kaum eine Blutſpur auf dem Schnee zu ſehen war, wo ſie gearbeitet hatten.

Ich war ſo zufrieden mit ihnen, daß ich ſie mit Suppe, Kartoffeln, Häringen, Kaffee und Branntwein in Ueberfluß bewirthete. Sie waren ſehr erfreut, als ſie ſich wie andere Leute behandelt ſahen und ſich niederſetzen durften, während ſie gewöhnlich, in einem Winkel ſtehend, aus der Hand eſſen müſſen. Ich hatte ſie vielleicht durch nichts ſo ſehr erfreuen können, als durch dieſe kleine Aufmerkſamkeit, da auch ſie ihren Stolz haben. Beim Abſchiede ſchenkten ſie mir einen Rennthierkaſe, und zu Weihnacht erhielt ich von ihnen einen ſehr hübſchen und ungemein nützlichen Rennthierpelz, nach ihrer Landesſitte gemacht, und für meinen Schlitten einen Zugriemen, der ſehr nett aus Rennthierſehnen geflochten war. Sie würden nichts für dieſe Sachen genommen haben, wenn ich nicht darauf beſtanden hätte. Dieſes unſchuldige Völkchen hat gute Anlagen, wenn ſie nur ausgebildet würden, was aber nicht geſchieht. Die Norweger ſüdlich von Dofre-Fjeld wiſſen ſo wenig von den Lappen als wir in England. Von dem norwegiſchen Bauer werden ſie als eine geringeee Menſchenart behandelt, was ſie auch hinſichtlich der körperlichen Stärke und des Wuchſes, und jetzt auch in geiſtigen Fähigkeiten ſind, aber ſie haben viele gute Seiten und kaum eine böſe. Vom Nordcap bis Röraas ſagt man allgemein von dieſem verachteten Volk, daß ein Finne nie etwas ſage das nicht wahr iſt, und nie etwas anderes nehme, als was ihm gehöre. Dieß iſt ein gutes Zeugniß für eine ausgeſtoßene Nation.

Schilderungen aus den neapolitaniſchen Provinzen.

Baſilicata. — Capitanata. — Terra di Bari. — Terra d'Otranto ꝛc.

(Fortſetzung.)

Dieſe Kalkſteingrotte befindet ſich bei der Kathedrale und iſt wie eine Feſtung mit Mauern, Gräben und dicken, eiſernen Thüren wohl geſchützt und geſchloſſen. Eine breite, ſchöne Treppe, in welche die meiſten Pilger eine Fußſohle einſchneiden, als Zeugniß ihrer Anweſenheit und geheiligtes Symbol der Nacheiferung für Kinder und Kindeskinder, die es ſich jedoch, wenn ſie ſchreiben lernen, bequemer machen und ihre Namen hinterlaſſen können, führt in die kühle Tiefe hinab. Eine natürliche Höhle iſt nach verſchiedenen Richtungen künſtlich erweitert. Man zeigte mir die Statue des Erzengels, mehrere Reliquien in den Nebengrotten und ließ mich das klare, friſche Waſſer koſten, welches der heilige Michael zur Erquickung der müden Wanderer hinter dem Hauptaltare durch die poröſe Felsmaſſe durchſickern und durchtröpfeln läßt. Dieſes Waſſer wird wie das Manna des heiligen Nicolaus zu Bari gegen viele Krankheiten angewendet, Aerzte und Prieſter verſchreiben es im buchſtäblichſten Sinne des Worts als Recepte und ſowohl hier wie in Bari iſt immer großer Vorrath vorhanden; hier ſchöpft man es aus einem Brunnen oder vielmehr einer Ciſterne, ohne daß die Gebeine eines Heiligen damit in Berührung kommen. Der heil. Franz von Aſſiſi beſuchte dieſe Grotte, wagte aber, aus frommer Scheu vor dem Erzengel, nicht bis in die Tiefe bis zum Hauptaltar vorzudringen; ein Gemälde an der Pforte erinnerte an dieſe chriſtliche Demuth und beſchämte mich ſehr.

Im J. 492, während Gelaſius I Papſt war, verirrte ſich der Engel Michael hier oben im Gebirge, bewohnte und heiligte dieſe Grotte. Mein Diener und mein Kutſcher kauften ſich einen kleinen Erzengel aus Marmor und waren ſehr glücklich und zufrieden. Ich verfügte mich in eine alte, verfallene Kirche, die unverkennbare Spuren ſaraceniſcher Bauart trug, ein Viereck mit einer Kuppel nach Südoſt, *) Fragmente eines Hauptaltars, ſaraceniſche Schnitzwerke als Ornamente, alſo höchſt wahrſcheinlich eine Moſchee, die ſpäter für chriſtlichen Gottesdienſt umgeſchaffen wurde.

Da nirgends dieſer intereſſanten Ruinen Erwähnung geſchieht, ſo mache ich auf dieß Ueberbleibſel ſaraceniſcher Baukunſt im Gargano-Gebirge ganz beſonders aufmerkſam. Das am höchſten Punkte der Stadt befindliche Caſtell ſinkt täglich mehr in Schutt und Trümmer dahin und dient den Bewohnern hier (wie an ſo vielen andern Orten Italiens) zum großen, allgemeinen — Stadtabtritt. Eine ſchnöde Verhöhnung altritterlichen Glanzes und Stolzes! Vom Caſtelle aus

*) Alſo nach Mekka hin.

Digitized by Google

eröffnet ſich nun freilich eine ſehr ſchöne Ausſicht aufs Gebirge, deſſen höchſte Spitze ich in Monte Sant Angelo faſt erreicht hatte — ich glaube, es liegt an 2800 Fuß hoch — mich trieb es aber dennoch weiter; ich hoffte eine Anhöhe zu erreichen, von wo aus ich die nördliche Küſte, den Lago di Varano und das adriatiſche Meer mit den Tremiti-Inſeln, wohin Auguſtus die berüchtigte Julia, Karl der Große den Prieſter Paul Warnefried verbannte, und wohin noch jetzt Uebelthäter aller Art geſchickt werden, erblicken könnte. Eine fahebare Straße führet noch eine gute Strecke weit ins Gebirge; dieſe ſchlug ich ein und richtete meinen Spaziergang auf den Monte Saivadore (Sauro hier genannt) hin, der mir als der höchſte Gipfel bekannt war. Mit Bedauern muß ich aber eingeſtehen, dieſen Plan nicht vollſtändig ausgeführt zu haben, weil ich mein Wort gegeben, den Abend wieder in Manfredonia einzutreffen; ich erreichte jedoch auf halbem Wege eine Anhöhe, die mich auf den geöffneten Theil des Garganо hinabblicken und auch die genannten Inſeln klar und deutlich erſchauen ließ. Große, tiefe, romantiſche Thäler erblickte ich nirgends, ſtattliche Bäume *) ſah ich auch nicht, an friſchen Quellen ſcheint es mir ebenfalls zu mangeln, die Umriſſe der Berge ſind nicht ſo pittoresk wie die des eigentlichen Apenninenſtocks, und obſchon ich San Marco in Lamis und Viesti nicht kenne, glaube ich dennoch behaupten zu können, daß eine Reiſe in dieß Gebirge den Maler und Freund der großartigen Bergnatur keineswegs befriedigen werde. Wer aber Pflanzen ſammeln will, ſchöne Coſtüme und noch ſchönere griechiſche Geſtalten und Profile bewundern will, der wandere hieher, er ſey jedoch ſtets eingedenk, daß er es mit einem Menſchenſchlage zu thun habe, der mit griechiſcher Verſchlagenheit italieniſche Leidenſchaften verbindet.

Der Ausſichtspunkt, bis wohin ich kam, heißt Monte degli Umbri und liegt ganz nördlich von der Stadt Monte Sant Angelo; wie die Berge Griechenlands, ſo war auch er mit ſtark duftenden Kräutern bewachſen, mit Thymus und Meliſſa. Ich kenne keine einzige italieniſche Reiſebeſchreibung, die das Garganogebirge gründlich behandelt; in botaniſcher Beziehung iſt mir der Bericht eines Gaëtans Balelice an den Profeſſor M. Tenore bekannt, der unter dem Titel: „Viaggio botanico a Monti S. Angiolo e S. Marco in Lamis“ abgedruckt iſt, jedoch ſehr unvollkommene Reſultate enthält, inſofern der botaniſche Wandersmann die ganze Nordſeite von Viesti bis Cagnano unbeſucht ließ. Ueber die Ruinen eines großen Gebäudes am M. Sauro oder M. Sacro konnte ich ebenſo wenig gründlichere Notizen bekommen; man hält es für gothiſch, es kann aber auch ebenſo gut ſaracenisch, griechiſch oder römiſch ſeyn.

(Fortſetzung folgt.)

Das Beinhaus in Irland.

Die Lim. Gaz. vom 23 Dec. enthält ein Schreiben von einem Hrn. Murphy, in dem es heißt: „Zu Caledon in der Grafſchaft Tyrone findet ſich ein eigenthümlicher Ueberreſt des Alterthums, der noch gar nicht bekannt zu ſeyn ſcheint. Man nennt es das Beinhaus, und es gleicht einigermaßen einem griechiſchen Porticus, indem es ſechs viereckige Pfeiler hat, wovon drei Seiten aus Knochen und die vierte, der Mauer zunächſt befindliche, aus Stein beſteht. Es findet ſich kein Dach, da aber das Ganze ziemlich zerfallen iſt, ſo mag doch wohl früher eines dagewesen ſeyn. Die Knochen liegen alle ſo, daß nur die Enden ſichtbar ſind; ſämmtliche Knochen ſind alle von demſelben Thier, aber von welchem, das hat man bis jetzt nicht herausgebracht. Der Sage nach hat ein gewiſſer O'Neale es aus den Knochen der in einem Kampf erſchlagenen Feinde aufgeführt; es mögen Fußknochen von irgend einem Thier, vielleicht aber auch menſchliche Armknochen ſeyn. Dieſer außerordentliche Ueberreſt des Alterthums verdient näher bekannt zu werden, eben ſo wie die cubiſchen Porcellanſiegel von der Größe eines Würfels, die man in Irland findet, und welche Inſchriften haben, die einigermaßen denen gleichen, die man in mehreren ägyptiſchen Gräbern fand und für chineſiſch hielt. Man kennt bis jetzt ſechs dieſer merkwürdigen Ueberreſte und ein ſiebentes befindet ſich ſeit 30 Jahren im Beſitz eines Hrn. Cheiſty in der Grafſchaft Down, der es in einem Graben tief vergraben fand.“

Wanderungen im ſüdlichen Arabien.

Reiſe von Dſchidda nach Tayf.

(Fortſetzung.)

Da ich ſehr ermüdet war, beſtand ich darauf, hier zu raſten, und befahl meinem Führer, unſere Schläuche mit friſchem Waſſer zu füllen, auch Schöpſenfleiſch und Aſchne oder Dattelkuchen herbeizuſchaffen. Das Dorf und die Umgegend von Ras el Kora iſt der ſchönſte Fleck in ganz Hedſchas, maleriſcher und angenehmer als irgend ein Ort, den ich ſeit meiner Abreiſe vom Libanon in Syrien geſehen habe. Der Gipfel des Dſchebel Kora iſt flach, aber große Granitmaſſen liegen zerſtreut auf ihm, deren Oberfläche von der Sonne geſchwärzt iſt, wie die der Granitfelſen nahe bei dem zweiten Nilfall. Einige kleine Bäche fließen von dieſer Kuppe herab und bewäſſern die Ebene, welche mit grünenden Feldern und großen ſchattigen Bäumen an der Seite der Granitfelſen bedeckt iſt. Für die, welche den brennenden Sand der niederen Gegend von Hedſchas kennen, iſt die Scene eben ſo bewundernswerth, als die ſcharfe Luft, welche hier weht; es ſind erfriſchende Alpenlüfte wie auf den Höhen von Steyermark oder den ſchwediſchen Kjölen. Die Araber ſind ganz entzückt, wenn ſie von Ras el Kora ſprechen, und ihre Poeten nennen es ein irdiſches Paradies. Viele der europäiſchen Feuchtbäume werden hier angetroffen, Feigen, Aprikoſen, Mandel- und Granatäpfelbäume, auch Reben, deren Erzeugniß von der beſten Qualität iſt. Die Felder bringen Weizen und Korn hervor, aber da der Boden ſteinig iſt, gedeihen dieſe nicht ſo gut als das Obſt. Jedes Feld iſt von einer kleinen Mauer umgeben und das Eigenthum eines Hodheil-Beduinen.

Nachdem wir dieſe liebliche, wunderſchöne Gegend recht betrachtet hatten, hielt ich am frühen Morgen, als jedes Zweig an den Bäumen, jeder Grashalm mit einem balſamiſchen Thau bedeckt war und jeder Strauch einen ſüßen Duft verbreitete, nahe an dem größten der Bäche, welcher, obgleich nicht breiter als zwei Fuß, an ſeinen Ufern einen grünen Raſen nährt, den der mächtige Nil mit all ſeinem Ueberfluß nie hervorbringen kann. Einige Araber brachten uns Mandeln und

*) Doch ſagte einſt Horaz Aquilonibus querceta Gargani laborant, Od 2, 9, 7. ſ. Lucan. 9. 184.

Digitized by Google

Rosinen, für welche wir ihnen Zwieback gaben; aber obgleich die Trauben reif waren, kauften wir doch keine erhalten, da sie gewöhnlich von den Kaufleuten von Tayf, die sie nach Mekka bringen, an dem Weinstock gekauft und dann von ihren eigenen Leuten bewacht werden, bis sie gelesen sind. In ganz Hedschas sind diese Weintrauben wegen ihrer Süße berühmt, und das Wasser von Ras el Kora wegen seiner Vortrefflichkeit. Zu der Zeit, als Mehemed Ali, gegen die Wahabiten zu Felde liegend, zu Mekka und Dschidda sich aufhielt, erhielt er regelmäßig einen Vorrath Nilwasser zum Trinken, welches ihm mit jeder Flotte in großen zinnernen Gefäßen aus Aegypten geschickt wurde; als er aber bei Ras el Kora vorbei kam, fand er das Wasser dieses Platzes geeignet, das Nilwasser zu ersetzen, und es kam täglich ein Kamel hieher, um eine Ladung desselben nach Tayf zu bringen, wo die türkische Hoheit längere Zeit ihr Hauptquartier hatte.

Die Häuser der Hodheil-Beduinen, welchen diese Pflanzungen gehören, sind in Gruppen von vier oder fünf zusammen über das Feld zerstreut. Sie sind klein, aus Stein und Lehm gebaut, aber mit mehr Sorgfalt, als man von der rohen Hand ihrer Besitzer erwarten sollte. Jede Wohnung umfaßt drei oder vier Zimmer, von welchen jedes von dem andern durch einen engen offenen Raum getrennt und so geformt ist, als wäre es eine kleine abgesonderte Hütte. Diese Räume empfangen kein anderes Licht, als durch den Eingang; sie sind sehr niedlich und reinlich, und enthalten das Geräthe des Beduinen, einige gute Teppiche, wollene und lederne Säcke, hölzerne Schalen, irdene Kaffeetöpfe. Des Nachts lag ich auf einer großen wohlgegerbten Kuhhaut und die Decke war aus einer Anzahl kleiner niedlich zusammengenähter Schafefelle gemacht. Für ihre Felder mußten diese Beduinen den erobernden, siegreich vordringenden Wahabiten Tribut zahlen; vorher, erzählten sie mir, kannten wie keine Landessteuer, keine Abgabe, im Gegentheil erhielten wir jährlich von dem Scherif und von allen denen von Mekka, welche diese Straße nach Tayf zogen, Geschenke mancher Art. Nach den Nachrichten, die ich einzog, gibt es auch fürwärts von hier manche Flecke, wo Beduinenstämme, wie die Hodheil, in abgelegenen Theilen des Gebirgs den Boden bauen, der eben so schön und fruchtbar ist, als der, den wir in der obenerwähnten Bergkette gesehen.

Wir verließen Ras el Kora, an das ich mich erinnern werde, so lange ich für die Reize romantischer Scenen empfänglich bin, und ritten etwa eine Stunde über unebenen unfruchtbaren Boden mit Anhöhen und Abhängen. Unter den Sandsteinfelsen gewahrt man manche groteske Formen. Wir kamen an einen steilen Abhang und brauchten eine gute halbe Stunde bis wir herunterkamen. Von der Höhe erblickt man die berühmte Stadt Tayf. Dann betritt man das fruchtbare Thal Wadi Moram, wo die Wallfahrer von Yemen die weißen Pilgergewänder anziehen. Gleich dem obern Bziek ist dieses Thal mit Fruchtbäumen bedeckt, von plätschernden Bächen bewässert, von muntern Vögeln umschwirrt. Ein Dorf, welches die Wahabiten fast ganz zerstört haben, steht an dem Abhang mit einem kleinen Thurm, der von den Einwohnern zur Sicherheit ihrer Feldfrüchte gegen die Einfälle der Feinde erbaut wurde.

Die Landwirthe von Wadi Maram ziehen das Wasser aus ihren Brunnen in ledernen Eimern. Die Kühe, welche ich hier sah, sind, wie alle in Hedschas, klein, aber von starkem und knochigem Bau; sie haben gewöhnlich nur kurze, stumpfe Hörner und auf dem Rücken, gerade über den Schultern, einen Höcker; sie sind in dieser Hinsicht den nubischen Kühen sehr ähnlich und haben, wie die im obern Nilthal, eine treffliche Milch. Nach den Reden der Oekonomen von Wadi Morum soll die ganze Bergkette von hier südwärts bis in die Gegend, wo die Kaffeepflanzungen anfangen, von lieblichen, ähnlich bebauten Thälern durchschnitten seyn. Zwei und eine halbe Stunde von Wadi Morom empfingen uns gastfreundliche Söhne der Wüste vom Stamm Tekif; wir bestiegen in ihrer Gesellschaft einen Hügel und erblickten von dessen Spitze Tayf vor uns liegend. Um Mittag langten wir daselbst an, nachdem wir, von den Tekifbeduinen geleitet, eine öde Sandebene durchschritten hatten.

Der Kadi von Mekka, ein schöner und einflußreicher Mann, befand sich damals in Tayf seiner Gesundheit wegen. Vor Sonnenuntergang machte ich ihm einen Besuch und fand bei ihm seinen Secretär, einen Gelehrten aus Konstantinopel. Der Kadi Sedik Effendi war ein wahrer orientalischer Hofmann, von ansprechendem Benehmen, feinen Manieren und besaß alle Anmuth des Ausdrucks, wodurch sich die wohlerzogenen Eingeborenen Stambuls so sehr auszeichnen. Nachdem wir einige verbindliche Phrasen gewechselt hatten, lud er mich zu dem Abendessen ein. Vor demselben war in Andacht das Vespergebet gesprochen worden. Bei Tische erzählte der Kadi folgende Histörchen.

Während ein etwas einfältiger Scheik in einer kleinen Moschee seine Andacht verrichtete, taumelte ein starker schwarzer Sklave, über die Maßen betrunken, mit einem Dolch in der Hand, herein, pochte ihn mit mächtiger Faust und wilder Gebärde und drohte ihm auf der Stelle mit dem Tode, wenn er ihn nicht mit nach Hause nehme und ihm etwas zu essen gebe. Der erschrockene Scheik war genöthigt zu gehorchen und setzte seinem wilden Gaste alles vor, was er im Hause vorräthig hatte.

Jetzo, sagte der Schwarze, gib mir auch etwas zu trinken und koche mir einen guten Kaffee.

Als alles nach seinem Befehl geschehen war, stand er auf, um wegzugehen; da nahm sein Wirth sich die Freiheit und fragte, wessen Sklave er wäre.

Ich heiße Abdallah, versetzte der Schwarze, und bin somit der Sklave Gottes.

Am folgenden Tage wurde derselbe Scheik von einem schwarzen Sklaven ganz anderer Art besucht; dieser war gesittet, manierlich und höflich in seinem Benehmen. Nachdem er den Scheik auf die verbindlichste Weise begrüßt hatte, setzte er sich zu ihm nieder und bot ihm nicht nur Rosinen, Dattelkuchen und andere mitgebrachte Speisen dar, sondern verehrte ihm auch beim Scheiden einen Piaster mit der ergebensten Bitte, daß der fromme Scheik in seinem Gebet seiner gedenken möchte.

Mein würdiger junger Freund, rief der Scheik verwundert aus, darf ich fragen, wessen Sklave du bist?

Des Teufels Sklave, erwiederte rasch der junge Mann.

Da hub der Scheik seine Augen gen Himmel und sprach mit feierlicher Gebärde: Lebendiger, allgütiger Gott! Solltest du in Zukunft Sklaven nöthig haben, so ersuche den Teufel, die welche zu verschaffen!

(Schluß folgt.)

Neue Bienenart. Ein Hr. Vallot hat aus Dijon an die Akademie Beobachtungen über die Organisation und Gewohnheiten einer neuen in den Bädern sich eingenistenden Bienenart eingesandt, welche er dasypoda hadiens nennt. (Echo du Monde Savant vom 24 Dec.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 8.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

8 Januar 1844.

Etwas über die Insel Nio.

(Aus Buchons Wanderungen im griechischen Archipel. Revue de Paris 20 August.)

Wir nahmen von Amorgos aus die Richtung nach Anaphi, mußten aber endlich, da der Wind uns fortwährend entgegen war, nach Io oder Nio, wie die Europäer sagen, umwenden. Mit Tagesanbruch fiel der Wind, und wir befanden uns sehr nahe an der Insel Sikinos, auf welcher ein kleiner, vollkommen erhaltener Apollotempel noch als Kirche dient. Wir kamen langsam vorwärts, gelangten aber doch gegen 10 Uhr in den kleinen Hafen von Nio, in welchem sich nur zwei unbedeutende Fahrzeuge fanden, wie denn auch nur wenige Häuser am Molo stehen; die Stadt liegt in geringer Entfernung weiter oben, man muß aber eine halbe Stunde lang über rauhe Felsen hinaufsteigen, bis man dahin gelangt. Hart neben der neuen Stadt sind die Ruinen der alten; die völlig erhaltenen hellenischen Mauern umgeben die flache Höhe des Berges. In der Akropolis sind zwei kleine Capellen gebaut, ich fand aber weder an ihren Mauern, noch im Innern eine Spur des Alterthums. Anders ist es mit zwei in der neuen Stadt gelegenen Kirchen; namentlich in einer derselben fand ich eine lange griechische Inschrift und daneben die Reste eines antiken Tempels.

Die Bevölkerung von Nio hat eine ganz andere Physiognomie als die des benachbarten Amorgos. Auf letzter Insel hat alle Welt das griechische Costüm und die griechischen Gewohnheiten beibehalten; in Nio herrschen fränkisches Costüm und fränkische Sitten fast ausschließlich. Ich forschte nach der Ursache und man erzählte mir folgendes. In der letzten Hälfte des 16ten Jahrhunderts ließ sich ein Franzose, Namens La Valette, der sich für einen natürlichen Sohn des Großmeisters Johann de La Valette ausgab, dessen der sich durch seine heldenmüthige Vertheidigung der Insel Malta gegen Soliman einen großen Namen gemacht hatte, auf der Insel nieder, trieb mit Erfolg das Seeräuberhandwerk, und siedelte sich endlich ganz auf der Insel an, wo seine Familie sich fortpflanzte. Er hatte stets fränkisches Costüm getragen, und seine Familie, die sich unter den bedeutendsten der Insel behauptete, trug es fortwährend bis auf die jetzige Zeit, wo noch ein Valetta auf der Insel wohnt, während sein Bruder unter Maurokordatos Minister des öffentlichen Unterrichts in Athen wurde. Die Bewohner von Nio erinnern sich noch vollkommen, daß der Großvater dieser beiden Valettas das fränkische Costüm zu einer Zeit beibehielt, wo sonst niemand es trug. Seitdem ist es allgemein geworden; vielleicht wollten die Einwohner ihren Landsmann Valletta, auf den sie stolz sind, dadurch ehren.

Ein russischer Officier, der im J. 1770 als Freiwilliger die russische Expedition nach Griechenland mitmachte und im J. 1771 die Cycladen besuchte, der Graf Pasch van Krienen, hat ein Werk in italienischer Sprache herausgegeben, worin er versichert, das Grab Homers auf Nio gefunden zu haben. Er hatte in Begleitung des Großvaters der jetzigen beiden Valetta, Spiridion Valletta, Nachgrabungen angestellt, worüber ein durch Zeugen beglaubigtes Certificat dem Werke Paschs van Krienen angehängt ist. Nachforschungen wurden also gemacht, aber das Resultat läßt sich, da die entdeckten Gegenstände sich nicht mehr finden und die geöffneten drei Gräber wieder ausgefüllt wurden, nicht mit Bestimmtheit angeben. Die Stelle ist anderthalb Stunden von der Stadt Nio, und man hätte die von Pasch gemachten Ausgrabungen von neuem beginnen müssen. Diese Nachforschungen konnten einen Monat lang dauern und der jetzige Augenblick — es wüthete bei meiner Ankunft gerade ein epidemisches Fieber auf der Insel, *) — war dazu eben nicht sonderlich günstig. Wir nahmen deßhalb Abschied von dem Dimarchen und schifften uns wieder auf unserm Kutter ein, um die Insel Siphnos zu gewinnen.

*) Dieß Fieber wüthete auch auf Amorgos, und hatte sämmtliche 3000 Einwohner mehr oder minder ergriffen, 500 lagen schwer daran nieder, und alle hatten ein bleiches Aussehen. Eben so war es auf Nio, wo jedoch ein geschickter Arzt, ein Calabrese, sich aus Liebhaberei niedergelassen hatte, und auch obgleich er der einzige Lateiner war, die Zuneigung des Volks sich so sehr gewann, daß man ihm ein Haus in der Nähe einer lateinischen Capelle schenkte und einen Jahrgehalt von 2400 Drachmen aussetzte.

Digitized by Google

Schilderungen aus den neapolitaniſchen Provinzen.

Baſilicata. — Capitanata. — Terra di Bari. — Terra d'Otranto ꝛc.

(Fortſetzung.)

Als ich Abends wieder nach Manfredonia hinabfuhr, genoß ich eine herrliche Ausſicht auf die fruchtbaren Abhange von Mattinata *) und die Bucht am ſogenannten Saracenenthurm, dann auf das weite Meer und die in fernem Nebel verſchwimmende Küſte Dalmatiens bis an die Berggränzen des alten Epirus. Am Thor von Manfredonia empfing mich mein Gaſtfreund; mit ihm und einigen ſeiner Freunde brachte ich den Abend ſehr vergnügt hin, ſchlief in einem koloſſalen — nicht zweiſchläfrigen, ſondern zwölfſchläfrigen Bette an der Seite meines Freundes — ſo will es der Gebrauch — und fuhr am andern Morgen raſchen Trabes über Foggia nach Lucera, 29 Miglien, ohne nur eine Secunde anzuhalten. Zu ſpät um mich bedanken zu können, entdeckte ich ein großes Tuch voll von Käſepräparaten Pugliens, z. B. caccio-cavallo, pruovole, scamorzi etc. in der Taſche meines Wagens.

Der Weg von Foggia nach Lucera iſt wo möglich noch langweiliger als der von Foggia nach Manfredonia oder Cerignola und deßhalb ſchweige ich gänzlich davon, den Hrn. C. Malpica beneidend, der ihn „göttlich und herrlich" gefunden — weil er ihn an der Seite des erſten Mannes der Provinz, des Intendanten, zurücklegte. In Lucera fand ich den gelehrten Canonicus F. Lombardi nicht anweſend, wurde aber aufs freundlichſte von dem königlichen Richter Gennaro Riccio, der ein ausgezeichnetes Werk **) über Münzen geſchrieben und eine der erſten Sammlungen beſitzt, die ich mit vielem Intereſſe kennen lernte, aufgenommen. Lucera's Straßen und Gebäude haben ganz mittelalterliches Anſehen und der ſchöne Dom nimmt unter dieſen die erſte Stelle ein. Dahin wendete ich mich zuerſt. Die Façade nebſt Portal iſt in ſchönem einfachem, gothiſchem Styl gebaut, und harmonirt ganz mit dem Aeuſte und der Würde des Innern; dieſes enthält fünf Schiffe, einen kühnen Bogen am Hauptſchiff, viele kleine Saulen von verſchiedenen ſeltenen Steinarten und vierzehn große aus Verde antico. Unter den Gemälden ſoll eines von Guido Reni und eines von Parmegianino ſeyn; beide ſind ſehr ſchön und in den Seitencapellen ſind ebenfalls einige von nicht unbedeutendem Kunſtwerthe; auch an alten Sculpturen fehlt es nicht. Diomedes ſoll an der Stelle des heutigen Doms der Minerva einen Tempel gebaut und die Aſche und die Waffen Daomedons hier beigeſetzt haben; ſpäter hatten die Saracenen hier eine Moſchee und Karl II von Anjou weihte den Ort dem chriſtlichen Glauben, nachdem jene fortgetrieben. Das Jahr der Erbauung iſt mir jedoch nicht bekannt, noch weniger das des herrlichen, großartigen Caſtells, deſſen in den verſchiedenſten Epochen Erwähnung geſchieht: hier hauſten Griechen, Römer, Samniter, Saracenen, Longobarden, Kreuzfahrer u. ſ. w. Die koloſſalen Ringmauern trotzten unzähligen Stürmen und ſtehen noch immer als erhabene Ueberbleibſel eines kräftigeren Zeitalters aufrecht.

Ich bewunderte die Kraft und Stärke der Mauern, der Corridore, Bruſtwehren und Thürme; man zeigte mir die Gefängniſſe und die geheimen unterirdiſchen Gänge, die unter der Stadt weg ins Freie führten und machte mich auf ein kleineres Caſtell in den großen Ringmauern aufmerkſam, das aus enormen Werkſtücken beſteht und gewiß der älteſte Theil des Ganzen iſt. Vom höchſten Punkte ſieht man faſt bis ans Meer weit über Formaggiore und San Severo, zwei volkreiche Städte, die in herrlich cultivirter Ebene liegen, hinaus; links ſchweift der Blick bis in die Gegend des Fortore und der Stadt Volturara; man erkennt, daß man ſich auf einem Hügel befinde, der hier nach Norden zu ſteiler abfällt, während er nach Oſten unmerklich mit der Ebene verſchmilzt; die Gegend weſtlich von Lucera iſt überhaupt anmuthiger und mit kleinen Hügeln geziert; Saaten und Fruchtgärten gewähren hier mehr Abwechslung und Reiz als die einförmigen Viehtriften rund um Foggia. Luceria und Canoſa ſtanden im Alterthume im Rufe nicht allein die beſte Wolle, ſondern auch die beſten Fabricate aus derſelben zu liefern. cf. Horat. Od. 3, 15, 14 und Mart. 14, 127. Vom Caſtelle herabſteigend, das wie der Dom und die Stadt fünf Thore zählt, machte ich noch einen Gang durch die uralte Stadt, die herrlichen geſchichtlichen Erinnerungen mir ins Gedächtniß rufend. Diomedes ſoll ſie gegründet haben; die Römer wollten bekanntlich Luceria — ſo war der alte Name — entſetzen, als ſie die ſchmachvolle Niederlage von den Samnitern unter Herennius in den caudiniſchen Engpaſſen erlitten; aber bald darauf rachten jene den Schimpf und ließen in Luceria die Samniter das Joch paſſiren, welche ſich nachher oftmals vergeblich bemühten die Stadt wieder zu gewinnen. Als römiſche Colonie empörte ſich Luceria zu Gunſten der Samniter und wenig fehlte, ſo ware ſie zu Grunde gegangen; auch ſpäterhin herrſchte nicht viel Vorliebe für Rom in ihren Mauern. Hier wurde Vitellius geboren. Unter den Longobarden ſoll ſie von Grund aus zerſtöret und erſt (mit Dodona) von Friedrich II wieder hergeſtellt worden ſeyn, der ſie den Saracenen aus Sicilien zum Wohnort anwies, weßhalb ſie ſich Luceria de' Saraceni nannte. Dann trat Manfred in Lucera auf, nachher Karl II von Anjou, der die Saracenen verjagte u. ſ. w.

Die Straße von Foggia nach Cerignola führt über zwei kleine Flüſſe, den Cervaro und Capellaro. Rechts bleibt der Wallfahrtsort die „Incoronata" von Baumen umgeben. Hier wird Ende Aprils ein großes Volksfeſt und ein Jahrmarkt gehalten; links führt ein Weg zum Lago di Salpi, einem Weiler „Tanerredi" genannt, vorüber. Am ſüdlichen Rande desſelben lag das alte Salapia, welches der ungeſunden Luft wegen M. Hoſtilius, nach Vitruv. 1, 4 ans Meer verſetzte.

*) Der alten Stadt Matinus oder Matina gedenkt Horaz in ſeinen Od. 4, 2, 27; 1, 28, 1 und Epod. 16, 28; Lucan. 9, 181. Der Philoſoph Archytas ſoll hier Schiffbruch gelitten haben und begraben ſeyn.

**) Das Buch iſt betitelt: Le Monete delle antiche famiglie di Roma fin' all' Imperadore Augusto etc., dal Giudice *Gennaro Riccio*. Nap. 1836.

Digitized by Google

Hier soll man auf dem Grunde des Meers Säulen, Capitäle und Marmorwerkstücke erblicken und ein schönes Basrelief gefunden haben, welches ein Archäologe aus Bari näher beschrieben. Plinius 3, 11 spricht von Salapia *) mit den Worten:

„oppidum Salapia Annibalis meretricio amore inclytum.“

Erst gegen 10 Uhr Abends näherte ich mich der Stadt Cerignola — ich hatte 58 Miglien d. h. 14 deutsche Meilen zurückgelegt — und fand die Straße von einer Büffelheerde als Schlafstätte in Beschlag genommen. Bitten und Befehle aufzustehen und uns Platz zu machen, halfen hier gar wenig; wir mußten die struppigen schwarzen Schläfer mit Steinwürfen fortschaffen und uns den Eintritt in das Städtchen mit Mühe erkämpfen. Ich bin überzeugt, daß die große Landstraße das allnächtliche Lager dieser Thiere ist; sie schlafen dort ungestört, weil Niemand später als bis Sonnenuntergang reist. In Cerignola, einem freundlichen, bevölkerten Orte mit breiten Gassen und reinlichen Häusern — wie ich am andern Morgen sah — übernachtete ich in einem recht guten Gasthofe, dessen Namen ich vergessen. Ein gesunder Schlaf erquickte mich und mit Sonnenaufgang befand ich mich bereits auf einem Hügel der Stadt, von wo aus ich die schönste Aussicht nach Süden genoß. Hinter den niedrigeren Gipfeln jenseits des Ofanto erhob sich der Monte Volture malerisch mit zwei Spitzen; ich gedachte des Horaz, der dort oben als Knabe einschlummerte und von wilden Tauben mit zartem Myrthen- und Lorbeerlaube bedeckt wurde: „Fronde nova puerum palumbes texere.“ Od. 3, 4. In noch größerer Entfernung schimmerten die hohen Bergspitzen der Basilicata bei Avigliano, Ruoti und Bella hervor; links erschien wie ein heller weißer Wolkenstreif Minervino, rechts Ascoli, auf Hügeln gelegen, das alte Asculum, wo die Römer unter Curius und Fabricius im Jahre 471 Roms den siegreichen Pyrrhus schlugen. Melfi, Venosa und Canosa konnte ich nicht erspähen, wohl aber zogen sie mit allem Schimmer einer großen Vergangenheit meinen geistigen Blicken vorüber; ich stand zwischen zwei großen Schlachtfeldern: hier wandelten Pyrrhus und Hannibal, Horaz, Curius, Fabricius, Marcellus, Paulus Aemilius; hier zogen Schaaren von Saracenen, Normannen und Kreuzfahrern vorüber, hier weilten Boëmund und später die hohenstaufischen Kaiser, vor allen der größte derselben Friedrich II.

Ich kehrte in die Stadt zurück und copirte die Inschrift des auf dem Marktplatze befindlichen römischen Meilensteins. Ich will hier nicht untersuchen, ob die Via Appia durch Cerignola durch oder dichtvorbeigeführt habe — fern konnte sie nicht seyn, da Canusium, welches sie berührte, ganz in der Nähe — ebenso wenig den alten Namen von Cerignola (Cerannia?) ausfindig zu machen suchen, wohl aber will ich Stolberg und Riedesel widerlegen, welche diesen Meilenstein für eine Ehrensäule halten, welche hier dem Trajan nach seinem siegreichen Feldzuge gegen die Dacier errichtet worden. Beide Herren haben übersehen, daß es am Fuße dieses Steins, den man überhaupt nicht Säule, noch weniger Ehrensäule nennen kann, ganz deutlich heißt: daß Trajanus. Aug. Germ. Dacic. etc. „Viam a Benevento Brundusium Pecunia sua fecit.“ Vielleicht steckte jedoch damals diese Antiquität halb in der Erde und dann ist der Irrthum zu entschuldigen. In der Villa zu Trani kann ferner Jedermann drei ganz gleiche — natürlich nur mit anderer Meilenzahl bezeichnete — Meilensteine sehen, die bei Corato und Ruvo gefunden worden, jetzt wahrscheinlich zur Zierde der Villa dienen sollen aber noch nicht aufgerichtet sind. Es wäre doch in der That komisch gewesen, den Trajan mit solchen Zwittersäulen zu complimentiren; aber man muß ganz Laie seyn und ebenso wenig von der Archaologie verstehen wie meine Wenigkeit, um dergleichen Irrthümer ergötzlich zu finden und darüber in eine humoristische Stimmung zu gerathen! die Herren Gelehrten nahmen die Sache zu ernst, wir Laien und Dilettanten, wie dieß jeder Leser längst gemerkt haben muß, zu leicht. Mit solcher Leichtfertigkeit will ich nun lieber das sogenannte Thor 300 Schritte vor Canosa für einen dem Trajan nach seinen Siegen über die Dacier errichteten Triumphbogen erklären — damit würde Trajan schon zufrieden gewesen seyn! — und ruhig abwarten wie man mir mit solchen Hypothesen nach Hause leuchtet. Welch ein Gesicht würde aber wohl ein moderner Eroberer schneiden, wenn man ihm statt einer Ehrenpforte, einer Ehrensaule, einen gewöhnlichen Chausseestein auf die Straße stellen wollte?

Meine munteren Pferde, welche vermuthlich ein ebenso gesundes Schläfchen gemacht wie ihr unbarmherziger Gebieter, galoppirten rasch an den Ponte di Canosa zum Ofanto hinunter. Ich sagte somit der Apulia Daunia, der kriegerischen Daunia (Horaz) mein Lebewohl und betrat die Apulia Peucetia *). Der heutige Ofanto, der alte Aufidus, scheidet gegenwärtig die Provinzen Capitanata und Terra di Bari von einander; ich machte nach drei Wochen die nähere Bekanntschaft mit allen seinen Eigenschaften, die Horaz an ihm rügt und werde dann Gelegenheit haben, bei meiner Reise nach Lavello, Venosa und Melfi gründlich zu beweisen, daß das von ihm behauptete „horrenda meditatur“ noch jetzt buchstablich paßt und bei einem unschuldigen Reisenden wirklich in Ausführung gebracht werden sollte. — Man sieht Trümmer einer alten Brücke bei der neuen und fährt dann den Hügel hinauf, auf dem Canosa mit einem alten Castelle liegt; meinen trajanischen Triumphbogen, ein paar alte Grabmäler und andere Fragmente läßt man rechts und erkennt an diesen Spuren deutlich, daß sich das alte Canusium sehr weit in die Ebene hinaus erstreckt habe, denn von hier bis zur heutigen Stadt beträgt die Entfernung noch immer zwischen 350 bis 400 Schritte. Der Triumphbogen steht aufrecht, ist aber

*) Lucan. 5, 377. wo es heißt: Quas recipit Salapina palus, et subdita Sipus Montibus.

*) Apulia führte den Namen vom Könige Apulus, der diese Länder beherrschte: Peucetia vom Peucetus, Sohn des Lycaon, Königs von Arkadien, welcher mit seinem Bruder Oenotrus nach Italien hinüberwanderte. Diese Küsten sollen damals von den Pädiculi, höchst wahrscheinlich Illyriern, bewohnt gewesen seyn. cf. Ovid. Metam. 14, 513.

Digitized by Google

feines Marmors und feiner Ornamente beraubt, und wenn Hr. Castaldi sagt: „conserva tuttora belli pilastri ornati di eleganti marmi," so ist er sehr im Irrthum oder übertreibt auf ächt neapolitanische Weise. In Canosa nennt man diesen Bogen, der Richtung wegen, Porta Romana, auch Porta Varrense, dem Consul Terentius Varro — also nicht dem Trajan — zu Ehren erbaut, als er die römischen Legionen durch die Stadt führte. Diomedes soll auch diese Stadt gegründet haben, die Ebene rings umher hieß Campus Diomedis, welches so emporblühte, daß man sie das zweite Rom nannte; hierauf beruht nun wieder eine andere Uebertreibung des Abate Damadeno, welcher einen Commentar über hier gefundene, aus den Zeiten des Kaisers Severus herrührende Bronzetafeln geschrieben und behauptete, daß die Stadt damals noch 16 Miglien Umfang gehabt habe. Jetzt mag sie auf eine halbe Miglie zusammengeschrumpft seyn und höchstens 6000 Einwohner zählen; im Jahre 437 Roms wurde sie vom Consul L. Planeius der römischen Republik unterworfen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Bevölkerung von Moskau.

Die Nordische Biene vom 3 (15) December enthält eine officielle Angabe der Bevölkerung von Moskau, die im Ganzen 375,185 Seelen am 1 Januar 1843 betrug. Der Unterschied zwischen dem weiblichen und männlichen Geschlecht ist so auffallend wie in Petersburg, denn die Zahl der Weiber beträgt nur 135,043, die der Männer 222,142. Daran trägt hauptsächlich der Umstand Schuld, daß die Zahl derjenigen, welche als Diener oder als Taglöhner und sonstige Arbeiter sich in der Stadt befinden, auf Seite des männlichen Geschlechts bei weitem größer ist, als auf Seite des weiblichen. Die Männer betragen 115,902, die Frauen nur 40,860, also bereits ein Unterschied von mehr als 75,000. Im geistlichen Stande ist mit Einschluß der Nonnen ein Ueberschuß von nahezu 600 Frauen. Dagegen scheinen ungewöhnlich viele Officierswittwen in Moskau zu leben, denn während von Generalen und Oberofficieren, von denen doch wohl viele verheirathet sind, nur 3077 aufgezählt werden, zählt man im weiblichen Geschlecht nicht weniger als 8462. Dagegen scheinen die meisten Soldaten, wozu freilich auch die aus dem Dienst entlassenen zu zählen sind, in unerkannter Ehe oder in kaum minder unerkanntem Concubinat zu leben, denn während 18,288 Soldaten aufgezählt werden, finden sich auch 14,584 Soldatenfrauen (? Soldatki), „welche bei ihren Männern sich aufhalten oder auf Päss in der Stadt leben." Die Zahl der Mönche beträgt 232, der Nonnen 261. Nicht unbedeutend ist auch die Zahl der ziemlich herangewachsenen Soldatenkinder, die bereits beim Militär eingereiht sind; man zählt ihrer 2267, also ein volles Neuntel der gesammten activen Mannschaft.

Wanderungen im südlichen Arabien.

Reise von Dschidda nach Tayf.

(Schluß.)

Drei Derwische verabredeten eine Reise miteinander. Sie begaben sich also zu einem Schiffshauptmann, der von Syrien nach Cypern segeln wollte und ersuchten ihn um einen Platz in seinem Schiffe. Der Hauptmann war nicht abgeneigt, bestand aber darauf, daß jeder Derwisch ihm ein Goldstück zahlen sollte.

Es ist uns nicht möglich, Geld für die Ueberfahrt zu zahlen, sagte der älteste Derwisch.

Woran denn nicht? versetzte der Hauptmann.

Weil wir, antwortete der Derwisch, heilige Männer sind und gewisse göttliche Gaben besitzen!

Laßt doch hören, fuhr der Hauptmann fort, was dieß für göttliche Gaben sind?

Nun, sagte der älteste Derwisch, ich vermag einen Gegenstand in der Entfernung einer Jahresreise zu erkennen!

Und ich, rief der zweite Derwisch, kann eben so weit hören, als mein Bruder sieht.

Und du, sagte der Hauptmann zu dem dritten Derwisch, sag' an, welche Gottesgabe hast denn du?

Herr, antwortete dieser, ich bin ein Ungläubiger!

Ein Ungläubiger! rief der Hauptmann aus; geh' deiner Wege, ich führe ein dem Sultan gehöriges Schiff und kann unmöglich einen Ungläubigen an Bord nehmen. Deine Gesellen mögen mit mir fahren, du aber mußt zurückbleiben.

Um Verzeihung, Herr, sagten hierauf die beiden andern Derwische, wir können ohne unsern Gefährten nicht reisen, wir müssen alle drei miteinander fahren oder sämmtlich hier bleiben.

Wenn dem so ist, erwiederte der Schiffshauptmann, so will ich in Anbetracht der göttlichen Gaben, welche ihr beide besitzet, die Ungläubigkeit eures Freundes übersehen und euch alle drei mitnehmen.

Also schifften sich die drei Derwische ein und das Schiff hatte günstigen Wind. Als sie während der Reise mit dem Hauptmann auf dem Verdeck saßen, sagte der älteste Derwisch: Schau, schau! dort sitzt die Tochter des Sultans von Indien am Fenster ihres Palastes und arbeitet an ihrer Stickerei!

Pest über deine Augen! rief der zweite Derwisch aus; in diesem Augenblick ist ihr die Nadel aus der Hand gefallen und ich höre sie auf dem Boden klingen!

Herr, sagte hierauf der dritte Derwisch zu dem Schiffshauptmann, soll ich ein Ungläubiger seyn oder nicht?

Komm' mit mir in die Cajüte, antwortete der Hauptmann, ich will mich fortan mit dir zum Nichtglauben bekennen!

Ein junger durch seine Schönheit und Anmuth ausgezeichneter Mann war mit einem über die Maßen garstigen Weib verheurathet: sie schielte, hinkte und hatte einen Höcker. Eines Abends, als beide traulich beisammen saßen, sprach er: meine Holde, freue dich mit mir, ich bringe gute Botschaft: wir beide sind sicher, ins Paradies zu gelangen!

Möge der Himmel, sagte das Weib, dich stets zum Bringer guter Botschaft machen! Aber woher kommt eigentlich dein heutiger beglückender Zuspruch?

Nun, antwortete der Mann, ich komme sicherlich ins Paradies; es war mein Loos, ein solches Weib, wie du eines bist, zur Ehe zu haben, und ich habe es geduldig ertragen. Du wirst ebenfalls ins Paradies kommen, weil du dankbar bist dafür, daß ich dir gegeben ward. Denn Gott selbst hat zu seinem Propheten Mohammed gesagt: der Geduldige und der Dankbare werden eingehen in die Freuden des Paradieses!

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 9.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

9 Januar 1844.

Bernstein im südlichen Rußland.

(Russisches Journal des Ministeriums des Innern. November.)

Der geheimnißvolle Stoff, in welchem die Einbildungskraft der Alten die Thränen der untröstlichen Schwestern Phaëtons sah, worin aber die strenge Wissenschaft unsrer Zeit nichts anders als versteinertes Baumharz erblickt, der Bernstein, findet sich auch in den südlichen Strichen Rußlands, im Bassin des Dniepr in den neurussischen Steppen. Der Hauptfundort des Bernsteins seit undenklichen Zeiten ist das südöstliche Ufer des baltischen Meeres, namentlich um Danzig und Königsberg; hier sammelt man es in ungeheurer Menge, indem es theils vom Meere ausgeworfen, theils aus demselben aufgefischt, theils auch aus dem Seesand gegraben wird. Auf letzterer Art gewinnt man es nicht selten auch im innern Lande in nicht geringer Entfernung vom Meere, z. B. in Gallizien, in den Karpathen, im mittlern Deutschland, in Frankreich u. s. w.; aber der Bernstein findet sich auch im südlichen Europa an den Ufern des Mittelmeers in Oberitalien und in Sicilien, endlich wie es sich nun herausstellt, auch an den Ufern des schwarzen Meeres. Im Cabinet des Ministers des Innern befindet sich ein ungeheures Stück, das vor einigen Jahren im Kreise Nowomoskowsk im Gouvernement Jekaterinoslaw am Ufer der in den Dniepr fallenden Samara aufgefunden wurde. Dieß Stück wiegt 60 Solotnik (22 bis 23 Loth); leider aber sind die nähern Umstände dieses merkwürdigen Fundes unbekannt geblieben.

Jetzt hat man zuverlässige Nachricht, daß der Bernstein um den Dniepr in Neurußland keine Seltenheit ist. Nachstehender Brief des Protoierei zu Berislaw, Joh. Kasarrwski, läßt hierüber keinen Zweifel. „Schon lange ging das Gerücht, daß der Bernstein an den Ufern des Dniepr, namentlich in den deutschen Colonien am rechten Ufer dieses Flusses, 8 bis 14 Werste von der Stadt Berislaw sich finde. Um die Wahrheit kennen zu lernen, begab ich mich in die nächste Colonie Schlagendorf, wo einer der Colonisten Joseph Zimmer mir ein Stück röthlichen Bernstein von 14 Solotnik Schwere zeigte, das sein Sohn im J. 1841 an dem Ufer des nahe vorbeifließenden Bachs gefunden hatte, und er so wie andere Colonisten versicherten mich, daß ähnlicher Bernstein, so wie auch von anderer Farbe, sich seit langer Zeit schon an den Ufern des Dniepr um Berislaw in Stücken verschiedner Größe fände, noch häufiger aber in andern Colonien, wo ein kleiner Arm, der drei Werste oberhalb Schlagendorf sich aus dem Dniepr abscheidet, an dieser Colonie in zahlreichen Krümmungen vorbeifließt und Sandaufwürfe bilde. Auf solchen Sandaufwürfen findet man gewöhnlich den Bernstein, und zwar, wie alte Leute versichern, nur nach heftigen Frühjahrsüberschwemmungen, weßhalb sie auch der Ansicht sind, daß er nur aus andern Orten hergeführt werde. Man kann diese Vermuthung um so mehr als Wahrheit annehmen, als man den Bernstein nicht jedes Jahr und nicht zu allen Zeiten findet, sondern namentlich nach solchen Ueberschwemmungen welche auch die höhern Stellen mit Wasser bedecken."

Hr. Kniashewitsch, Präsident der Odessaer Gesellschaft für Geschichte und Alterthümer, an den der Brief des Protoierei so wie das von dem Colonisten Zimmer aufgefundene Bernsteinstück gesendet wurde, übergab letzteres dem Hrn. Hasbagen, Professor der Chemie und Geologie an dem Richelieu-Lyceum, der alsbald erklärte, nach allen Kennzeichen sey dieß wirklicher Bernstein, nur etwas gröber als der gewöhnlich in Preußen aufgefundene.

Die Stadt Berislaw liegt 76 Werste oberhalb Cherson von Jekaterinoslaw, wo die Samara in den Dniepr fällt, 232 Werste unterhalb an diesem Fluß. Es finden sich Spuren, daß hier einst eine Handelsniederlassung der Griechen war, denen vor Alters der Dniepr, wenigstens bis zu den Schnellen, wohl bekannt war. Aber noch vor ihnen kannten die Phönicier, welche zuerst den Bernstein in den Handel brachten, die Länder an dem Norduser des schwarzen Meeres und standen mit denselben in Verbindung. Ist es nicht wahrscheinlicher, daß sie hier früher mit dem Bernstein bekannt wurden, als daß sie nach dem entlegenen kurischen Haff gelangten, das zu jener Zeit noch in dem fabelhaften Dunkel der Hyperboräer begraben lag? Dieß ist eine für die Geschichte des Alterthums nicht ganz unwichtige Frage.

Digitized by Google

Schilderungen aus den neapolitaniſchen Provinzen.

Baſilicata. — Capitanata. — Terra di Bari. — Terra d'Otranto ꝛc.

(Fortſetzung.)

Strabo ſagt von Arpi und Canoſa: „duas urbes quondam Italiotidum maximas,“ und verſteht unter Italiotides die griechiſchen Städte Italiens. Horaz ſpricht von dem harten und ſchlechten Brod zu Canoſa (nam Canusi lapiderus est. Sat. 1. 5.) und nennt die Einwohner „bilingui,“ weil ſie griechiſch und lateiniſch redeten (wahrſcheinlich liegt in „bilingui“ etwas Spott über die Schnitzer, welche die Canuſiner in dieſen beiden Sprachen machten!) In den Memorie dell' Academia Ercolanense (Napoli) finden ſich Fragmente und Inſchriften, welche auf dieſen Zwitterzuſtand hindeuten. Dieſe Einwohner von Canuſium wollten die Elegants, die Dandies vorſtellen, indem ſie griechiſche Sprache und Sitten cultivirten, wie mancher Deutſche ſich herabwürdigt den Affen der Engländer oder der Franzoſen zu ſpielen, und nicht wenig wurde ich ſpäter in Taranto überraſcht, bei einem jungen Geiſtlichen ganz einen ſolchen „bilinguis“ zu finden. Um ihn zu curiren, erzählte ich ihm von meinen Reiſen in Griechenland, von Griechen des Feſtlandes und der Inſeln, zog eine Parallele zwiſchen Griechen und Türken, zwiſchen Griechen und Juden, zwiſchen Griechen und — ſo weiter, und hatte endlich die Freude ihn von dieſem tic douloureux wo nicht auf immer, doch auf Momente befreit zu ſehen. Dieſer Herr war übrigens die Liebenswürdigkeit ſelbſt.

Ein Herodes (Atticus?) verſah Canuſium mit friſchem Waſſer, an welchem es gegenwärtig wieder ſehr fehlt, und leitete dieſes aus den Bergen von Venoſa in einem ſtattlichen Aquäduct über die ſogenannten Murgie von Minervino und den Fluß Lacone weg hieher. Spuren dieſer Waſſerleitung finden ſich an verſchiedenen Punkten. Der Archidiakonus M. Caracciolo in Canoſa hatte die Gefälligkeit meinen Führer abzugeben. Wir gingen zuerſt auf den neuen Campo Santo, der hier wie faſt überall in den Provinzen in gehöriger Entfernung von der Stadt mit Geſchmack und Eleganz angelegt wird, ſtießen unterwegs auf ein großes, römiſches Fundament und wandten uns darauf an mehrern antiken Gräbern vorüber einer kleinen, ſchön bepflanzten Anhöhe zu, die nordöſtlich von der Stadt liegt. Hier war der alte, römiſche Leichenhof, wo man Vaſen, Thränengläſer, Knochen, Staub, Lanzen und Waffen in großer Anzahl gefunden. In einem Caſino der reichen, prachtliebenden Familie Scoechera, la Grotta genannt, findet ſich ein ſehr wohlerhaltenes Grab, und ein Franzoſe, Millin wenn ich nicht irre, hat in franzöſiſcher Sprache Canoſa's Gräber beſchrieben; man erzählte mir, daß es in Canoſa Leute, eine Art von Schatzgräbern gebe, welche an dem Colorit der Kräuter und Blumen den Ort erkennen, wo tief unter ihnen ein Grab befindlich! Wir beſuchten darauf die Vaſenſammlung eines andern Geiſtlichen, — ſie enthält wenige aber recht gute Stücke, — ſahen einige werthvolle, geſchnittene Steine, z. B. einen ſterbenden Fechter, und ſtiegen darauf in zwei unterirdiſche, uralte Kammern hinab, welche ſich unter dem Palaſte Savino-Barbaroſſa befinden. Die eine iſt regelmäßig viereckig, die andere gewölbt, beide mit Ornamenten und Stuck verziert und gut erhalten; vielleicht gehören ſie der griechiſchen Zeit an. Inſchriften ſind vorhanden; ich ſah eine in der Mauer der Locanda; Münzen vom alten Canuſium ſind ſelten.

Die Kirche S. Sabino oder Savino enthält außer verſchiedenen Säulen und Bruchſtücken altrömiſcher Zeit mehrere mittelalterliche Gegenſtände; ſie iſt ſehr dunkel, hat eine Unterkirche und geht mit raſchen Schritten ihrem Verfall entgegen; an ihrer rechten Seite befindet ſich das Grabmal des berühmten, hochgefeierten Boëmund — gegenwärtig (April 1843) in Schmutz und Unrath dermaßen verſunken und vernachläſſigt, daß man in der That einen gewiſſen Unwillen gegen die Bewohner Canoſa's, namentlich gegen die in glänzenden Vierſpännern einherjagenden, bekommen muß, die doch wahrhaftig mit wenigen Carlinelli dieſem intereſſanten Denkmal des Haupthelden der Kreuzfahrer wieder zu Würde und Anſtand verhelfen könnten, während ſie für Feſtioläten und Feuerwerke eine Summe Geldes unnütz verſchleudern. Boëmund I, Robert Guiscard's Sohn, Fürſt von Antiochien und Tarent, Herzog von Apulien und Calabrien, in Taſſo's unſterblichen Liedern beſungen, wurde hier nach eigenem, ausdrücklichem Wunſche begraben, am 28 Febr. 1111. Das Denkmal iſt im orientaliſchen Geſchmack, mit einer Kuppel verſehen; die Bronzethüren enthalten Erinnerungen an ſeine Heldenthaten, und die Mauern der Grabkammer ſelbſt ſind mit Marmor bekleidet, den orientaliſche Sculpturen ſchmücken. Für die damalige Zeit wird es ein glänzendes Grabmal geweſen ſeyn.

Das Caſtell iſt ein Schmutz- und Trümmerhaufe, rings von den Baracken der Armuth umgeben; es dient den Bewohnern und den Schweinen zu einer Miſtniederlage, und der üble Geruch verbreitet ſich faſt über die ganze Stadt, ja ich bin überzeugt, daß man im ſchönſten Palaſte derſelben nicht die Fenſter öffnen kann, ohne die Zimmer damit zu parfumiren; es war meine Abſicht von dort oben das Schlachtfeld von Cannä — vom alten Cannä, ein Paar Miglien von Canoſa exiſtirt nichts mehr — zu überblicken, ich mußte mich jedoch an einen andern Ort begeben. Obſchon ich weder den Livius in der Taſche hatte noch einen Ritt durch dieſe berühmte Campagna machte, konnte ich mir dennoch die Stellung des römiſchen und karthaginienſiſchen Heers aus den einfachen Umſtanden recht wohl combiniren, daß die Römer die Nachmittagsſonne im Geſicht, und den Südweſtwind vom Monte Volture (ventum volturnum) her hatten. Doch was würde hier eine Schilderung ohne beigelegten Plan aller Oertlichkeiten nützen! Die Schlacht wurde jedoch mehr in der Ebene vom Ofanto nach Cerignola hin als in der Nähe von Cannä *) und Canoſa gefochten; Hannibal drängte die Römer immermehr vom Ofanto zurück; ſo entſtand vielleicht hinten ein freier Raum, den ein flüchtiger Haufe benutzte, um ſich nach

*) cf. Juven. Sat. 2, 155. Sil. Italic. 8, 246 und Elor. 2. 6.

Canosa zu retten; 10,000 andere Römer erreichten bekanntlich Venosa und ihr Gesammtverlust belief sich auf 70,000 Menschen. Die Afrikaner waren jedoch wohl nur an Kriterei, keineswegs an Kämpfern den Römern überlegen. Von dem Grabe oder dem Hause der menschenfreundlichen Busa, welche die Flüchtlinge erquickte, sah ich nichts, dennoch wird jeder Gassenbube dir erste beste Ruine dafür ausgeben und jeden Durchreisenden dahin geleiten, wenn man ihm 5 Gran dafür spendet; dasselbe ist mit der Quelle der Fall, an welcher der tapfere Paulus Aemilius den letzten Labetrank genossen.

Den fruchtreichen Hügel hinter Canosa hinanfahrend, sah ich Weinreben so kurz gehalten, daß man sie für Kartoffelstauden hätte nehmen können, und diese Art den Wein zu bauen war nun schon die vierte von Neapel bis hier. Bei Ariano zog man ihn bis zu mittlerer Höhe, was mich an Franken und an die Rheinländer erinnert, aber um so schmerzlicher erinnert hatte, je ungenießbarer von Avellino bis Foggia der Wein gewesen war; ich begrüßte diese bescheidenen barefüßigen Weinreben jedoch mit einer gewissen Ehrfurcht, denn ich wußte recht gut, daß ich von nun an guten und feurigen Wein — die Hitze des Kalkbodens soll denselben mitkochen helfen — zu trinken bekommen würde. So war es auch in der That und schon in Trani labte mich ein herrlicher Muskatwein, der weit und breit berühmt ist. Ueberall auf dem Wege von Canosa nach Andria erblickt man in südlicher Richtung wie einen Pharus das berühmte Castello del Monte, des großen Friedrichs II Lieblingsschloß; es ist in Trümmern dahingesunken, wohl aber zeugen diese Trümmer, diese Mauerreste von einstiger Kraft und Größe; hochoben genießt man eine der weitausgedehntesten Fernsichten über ganz Apulien. Der erste Ursprung dieses merkwürdigen Schlosses ist unbekannt; man weiß nicht ob Griechen, Sarazenen oder Longobarden es gebaut, (Pratilli 4. 15) und es wird mit mancherlei Namen belegt: Castrum Naktil (Chron. S. Sophiæ ap. Pratill. p. 358) heißt es schon im Jahre 1009. Im Jahre 1029 kommt Castrumonte vor (Chron. Cavens. ap. Pratill. p. 432) dann: Alti Montis Oppidum, Apsum, Castromonte, Bellomonte, Castello di Andria. Es erhellt aus Urkunden deutlich, daß Robert Guiscard und Roger den Bau des Schlosses unternommen und ausgeführt, nachdem der dort befindliche Thurm hinweggeräumt, ja es findet sich eine Erzählung von der Entdeckung eines großen Schatzes, aus welchem der kostbare Schloßbau bestritten wurde. Die Bronzethür, welche sich gegenwärtig in Castelmore zu Neapel findet, soll diesem Castelle entnommen seyn. Der Abate D. Placido Troyli beschreibt sowohl Thür als Castell und gibt außerdem Notizen über Friedrich II, z. B. über seine Jagdfreuden am Lago-Pesile. Daß dieser Hohenstaufe das herrliche Schloß vielfach verschönerte, erleidet wohl keinen Zweifel; von allem Glanze aber ist fast keine Spur mehr vorhanden, auch der von Giustiniani angeführte Marmorkopf über dem Portale, der die Züge Pietro's delle Vigne darstellen sollte, ist verschwunden. In der neu erschienenen „Storia della città di Andeis des Canonicus Riccardo d'Urso. Napoli 1842“ lese ich von einem Basrelief welches eine Frau darstellt, welche in demüthiger Stellung einen Herrführer mit kriegerischem Gefolge empfängt. Die unter diesem Bilde befindliche Inschrift:

D.ᵉ J. D. C.ᵉ D. B.ᵉ C. L. P. S. JIA.

vermochte jedoch der Canonicus ebenso wenig wie das Bild zu erklären. Ich mache alle diejenigen, welche sich für den großen hohenstaufischen Kaiser interessiren, auf die angeführte Schrift aufmerksam und glaube daß selbst ein Kenner manche Notiz darin finden wird, die ihm nicht ganz bedeutungslos erscheinen mag. Ich bin genöthigt mich ganz kurz zu fassen und muß aufrichtig bekennen, daß ich Castello di Monte nicht besuchte, weil ich in Andria, Trani und Bari vernommen, daß durchaus keine Alterthümer, keine Skulptur-Ueberreste des Mittelalters, keine Inschriften dort mehr vorhanden.

(Fortsetzung folgt.)

Skizzen aus Algier.

Bestandtheile der französisch-afrikanischen Armee.

Die französisch-afrikanische Armee besteht aus den von Frankreich auf eine gewisse Zeit hergesandten Truppen und aus den Specialcorps, deren Gesammtzahl sich im Jahre 1840—41 auf 60,000 Mann belaufen mochte, von denen die Hälfte vielleicht kampffähig war.

Wenn schon französische Armeen in den Jahrhunderten ihrer Kriege viel gelitten haben mögen, so glaube ich doch, daß es nie eine gab, die mehr und anhaltender ausgestanden hat, als die afrikanische. Es ist nicht der Krieg allein, der diesen Umstand herbeiführt, sondern das Klima, und vielleicht mehr noch die geringe Sorge, die man für das Militär in allen seinen Bedürfnissen trägt. In den Lagern, selbst nicht bei Algier, schläft der Soldat auf dem Boden, selten wird ihm das Glück zu Theil in einer Hängematte zu ruhen. Die Lebensmittel sind nicht zum besten, das Fleisch gewöhnlich schlecht. Die Hospitäler habe ich beschrieben, der Wachtdienst ist streng — alles dieses könnte guter Wille und aufmerksame Sorge verbessern, und selbst das ungewohnte Klima würde dann weniger bösen Einfluß auf das Militär ausüben.

Wenn mir jemand in Europa erzählte, wie es den französischen Truppen in Afrika wirklich ergeht, ich würde es nie glauben; ich habe es jedoch gesehen, selbst erfahren, und ich bedauere aufrichtig die brave Armee, wenn nicht bald eine Aenderung eintritt. Aber wer wird sie bewirken? Ehrlich nicht die Generale und hohen Officiere in Afrika, denn sie leiden nicht. Die Klagen der Subalternofficiere und Soldaten dringen nicht bis nach Paris, und selbst wenn sie sich einen Weg dahin bahnen sollten, glaubt man ihnen nicht, beachtet sie daher gar nicht oder schickt sie an den Gouverneur zurück, mit dem Auftrag, sie zu untersuchen und die Uebel abzustellen, wenn es möglich u. s. w.*) Aber der Gouverneur der hat andere Dinge zu thun. Schickt ihm der Kriegsminister neue Truppen, wenn er welche verlangt? wer fragt danach, wie und warum hier Tausende umkommen? Es ist genug, wenn man weiß, sie fehlen, und in Frankreich fehlt es nicht an Soldaten

*) Marschall Soult, jetziger Kriegsminister (1841), dem vielleicht die öfters in den Zeitungen hierüber erschienenen Artikel nicht behagten, hat Officieren wie Soldaten aufs strengste verboten, auf diesem oder einem andern öffentlichen Wege ihre Meinungen, Wünsche und Hoffnungen u. s. w. ferner bekannt zu machen.

Digitized by Google

oder wenigſtens an jungen Leuten, die man dazu machen kann und die nichts koſten. Hielte das Directorium des hieſigen Theaters z. B. um Abſtellung von Mißbräuchen und Mängeln an, wahrſcheinlich würden ſie abgeſtellt, denn der Marſchall liebt das Theater, dem Militär iſt er aber nicht gewogen. *)

Die Infanterie iſt es vorzüglich, die in Afrika leidet und den Krieg führt; denn ſeit December 1839 wollen die Araber nichts mehr mit der franzöſiſchen Cavallerie zu thun haben. Aber die Infanterie, die mit Sack und Pack in der glühenden Sonne durch die Ebenen marſchirt, Flüſſe durchwatet, Berge erſteigt, Schluchten durchklettert, hier ſchießend, dort das Bajonnett gebrauchend, verdient wahrhaft Bewunderung.

Die Schützen, deren Errichtung die Reiſe des Herzogs von Orleans durch Tyrol hervorgerufen, haben rühmlich hier gekämpft, aber unendlich gelitten. Sie kannten den Feind nicht, ſie glaubten mit Ihresgleichen zu thun zu haben; Afrika hat ein anderes Klima, andere Manöverplätze als Vincennes — das war ihr Verderben, von ſechshundert dieſer Braven ſind mehr als die Hälfte geblieben. Ihre Uniform iſt anſprechend (blaue Litefka mit gelbem Vorſtoß und weißen Knöpfen, grüne Epaulettes, graue Faltenhoſen mit einer gelben Litze), ihre Carabiner à la percussion ſind eine vortheilhafte Waffe, obgleich ſie auf den Schlachtfeldern Afrika's nicht die Wirkung hervorbringen, die ſie vielleicht in jedem andern Kriege hervorbringen würden. In jeder Schützencompagnie befinden ſich fünfzehn große Carabiner, die übrigen ſind den gewöhnlichen Soldatengewehren faſt gleich, nur ſind ſie größer. Dieſer Umſtand verlangt bekanntlich ein bei weitem ſichereres Zielen, und wie iſt das möglich, wenn der Schütze bepackt wie jeder andere Infanteriſt, ermüdet, außer Athem, in den Bergen herum kletternd, von ſeiner Waffe Gebrauch machen muß. Die großen Carabiner, die ungefähr vierzehn Pfund wiegen, tragen bis auf ſechshundert Schritt ſicher, und ſelbſt weiter noch ſind ihre Kugeln tödtlich.

Der Reſt der Schützen iſt nach Frankreich zurückgekehrt, und ſoll den neun neuen Bataillons, die in St. Omer formirt werden, zum Stamm dienen. Wahrſcheinlich werden die kleinen Carabiner abgeſchafft, und das ganze Corps erhält große, die unbedingt den Vorzug verdienen. Jedenfalls ſind in Algerien die Schützen nützlicher zur Vertheidigung der Blockhäuſer, Lager u. ſ. w. als im offenen Kriege.

Die Zuaven ſind unſtreitig das nützlichſte und ausgezeichnetſte Infanteriecorps der afrikaniſchen Armee. Ihre Zuſammenſetzung hat manches gegen ſich, aber ihre Chefs wußten die über Steaſe überſtandenen Diebe, die mauvaises têtes, Taugenichtſe, ſubordinationswidrige Subjecte u. a. m., ſo wie die darin befindlichen Araber zu einem Ganzen zu formen, das vielleicht nichts zu wünſchen übrig läßt, als ein wenig Moral. Dieſe iſt dem Corps fremd, aber ein braveres, alle Entbehrungen und Fatiguen mit fröhlicherem Muth ertragendes Corps iſt wohl ſchwerlich mehr zu finden. Ihre Uniform iſt dem Lande angemeſſen; ſie kennen den Krieg ſo gut wie die Araber ſelbſt, und ihre Chefs waren und ſind die Zierde der Armee. Duvivier iſt an ihrer Spitze General geworden, Lamoricière **) ebenfalls, und ihr jetziger Commandeur, Obriſtlieutenant Cavaignac, ſteigt ſeinen Vorgängern gewiß bald.

*) Hier iſt alſo von Bugeauds Vorgängern die Rede. Das Raiſonnement überhaupt wird der Leſer mit einem billigen Abzug aufnehmen. A. d. R.

**) Lamoricière war 1830 Lieutenant im Genniecorps — 1840 General.

General Lamoricière, dieſer Bayard d'Afrique, iſt jetzt Commandant der Provinz Oran, und ſeine Thätigkeit, ſeine genaue Kenntniß des Landes, der Bewohner und deren Sprache wird gewiß die glänzendſten Reſultate für jene Provinz herbeiführen. Hier hat man ihn höchſt ungern verloren, doch nur allen beklagen die Zuaven ihren grande calotte — wie ſie ihren geliebten Chef zu nennen pflegten. Lamoricière hat den Zuaven viel zu danken, aber er hat auch einen großen Theil an ihrem Ruhme. Man wirft dem General Charlatanismus vor. Gott möge doch ſo gnädig ſeyn und denen, die dieß thun, den Verſtand und Muth Lamoricière's verleihen, und man wird ihnen gern ſeinen Charlatanismus verzeihen. Napoleon, Friedrich II waren auch Charlatans in einer gewiſſen Beziehung, ſie wußten ſo gut wie Lamoricière, daß Klappern zum Handwerk gehört. Aus dieſem Vorwurfe gegen Lamoricière blickt zu deutlich der Neid.

Ich höre mit Vergnügen die Zuaven von Lamoricière erzählen. Bald war es ſeine Liſt und Kühnheit im Kriege, die ſie prieſen, bald gedachten ſie ſeiner cameradſchaftlichen Behandlung außer, wie ſeiner Gerechtigkeit im Dienſt; niemand beſchwerte ſich über ihn, alle liebten und verehren dieſen ausgezeichneten Mann, deſſen Name, ſo lange die Zuaven exiſtiren, nicht vergeſſen werden wird.

Bevor ich mich hier von dieſem braven Corps trenne, erwähne ich von den unzähligen Zügen des größten Muthes, großer Kaltblütigkeit und Geiſtesgegenwart, die ſich in ſeinen Annalen befinden, nur einen, und zwar um ſo lieber, da er zugleich einen Beweis liefert, wie ſich der Herzog von Orleans in der Armee beliebt zu machen wußte.

Ein alter Soldat, der es unter den Zuaven zum Fourier gebracht hatte, erhielt während der Expedition gegen Medeah einen Schuß durch ſeine Hoſentaſche in die Lende. Er fiel zu Boden in dem Augenblick, als der Herzog von Orleans bei ihm vorbeiritt. „Sie ſind verwundet Fourier, fragte der Kronprinz, gefährlich?“ — Ce n'est rien, Monseigneur, mais les cochons d'Arabes ont cassé ma pipe je suis aux cent coups! Mit dieſen Worten zeigte er dem Herzog die Stücke der zerbrochenen Pfeife und warf ſie, begleitet von einem ächt militäriſchen Fluch, weit von ſich weg. „Ich werde Ihnen, lieber Camerad, dieſe Pfeife durch eine andere erſetzen, fuhr der Kronprinz fort, für jetzt denken Sie hauptſächlich an ihre Wunde, und wenn ich Ihnen in ſonſt etwas nützlich ſeyn kann, ſchreiben Sie mir direct und ohne den Brief zu frankiren.“ Er forderte hierauf den Namen des Verletzten und empfahl ihn dem Chirurgien en Chef der Armee.

Savin befand ſich im Hoſpital und beinahe geneſen, als ihm eines Tages ein Paket vom Wagenmeiſter gebracht wird, das von Paris kam. Der Fourier öffnet daſſelbe, und findet eine ſchöne Pfeife, Tabaksbeutel, Stahl, Stein und Schwamm, ſo wie ſelbſt zierlich zuſammengelegt Zibibus. Der Herzog von Orleans ſchickte ihm dieſe Gegenſtände, und löſte ſo ein Verſprechen, an das Savin ſchon gar nicht mehr dachte. Dreiſt dadurch gemacht, ſchrieb er nach ſeiner Geneſung an den Kronprinzen, bedankte ſich kurz für das Geſchenk und bat noch kürzer um einen Urlaub nach Frankreich. Er wurde ihm ſofort bewilligt. Doch kaum in Toulon debarquirt, hört Savin, daß in acht Tagen eine neue Expedition von Algier nach Miliana und Medeah unternommen werden ſoll. Dabei dachte und konnte er aber ſeiner Meinung nach nicht fehlen. Er vergißt Heimath und Familie, ſchreibt tauſend Schönes auf dem vaterländiſchen Boden an die Seinigen und kehrt nach Algier zurück. (Schluß folgt.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 10.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

10 Januar 1844.

Madame Calderon de la Barca in Mexico.

Mexicanische Dienstboten. — Die Frauen in Mexico.

In ihrem neunzehnten Briefe äußert sich Madame über die mexicanischen Dienstboten. Die Klagen über diesen Artikel werden zu unsrer Zeit allenthalben sehr laut, und insofern mag es etwas Tröstliches haben, wenn wir durch Vergleich finden, daß es diesseits des atlantischen Oceans um nichts schlechter, vielmehr um ein Gutes besser mit dem Gesinde beschaffen sey, als im freien Amerika. Wir hören über Mexico in dieser Beziehung ungefähr Folgendes.

Ihr fragt mich, wie ich die mexicanischen Dienstboten finde? Ich habe bisher dieses unangenehme Thema vermieden, weil ich davon ganz ermüdet bin. Ueber die Nichtswürdigkeit des Gesindes beklagen sich sogar die Eingebornen; wie viel mehr Gründe dazu müssen sonach die Fremden finden, zumal gleich nach ihrer Ankunft. Wir hören von ihrer Geneigtheit zum Diebstahl, von ihrer Trägheit, Trunkliebe, Unreinlichkeit und einem Heer von andern Lastern. Uebrigens sind auch die Einrichtungen gar nicht darnach, um das Gesinde den Werth der entgegengesetzten Tugenden einsehen zu machen. Einmal nimmt man Dienstboten auf, ohne daß man sie veranlaßt eine Empfehlung von ihrem letzten Hause mitzubringen, und dann werden solche Empfehlungen, wenn sie vorkommen, aus übelangebrachter Gutherzigkeit Leuten gegeben, die sie gar nicht verdienen. Eine Magd, die in einem Jahre in zwölf verschiedenen Häusern herumgekommen ist, steht deßwegen um gar nichts schlechter da. Da ihnen, vielleicht mehr als allen andern Töchtern Eva's, Putzliebe angeboren ist, so geht manches Mädchen nur auf so lange in Dienst, bis sie sich genug verdient hat, um sich ein gesticktes Hemde zu kaufen, und wenn sie noch überdieß ein paar kleine, alte Atlaßschuhe erhascht hat, so erklärt sie, sie wäre jetzt der Arbeit müde und wolle heimgehen para descansar, um auszuruhen. So wenig ist nothwendig, wenn der Mensch mit Tortillas (dünnen Kuchen) sich sättigen kann und sich nichts daraus macht, auf einer Matte zu schlafen und sich in Lumpen zu kleiden.

Eine anständige, alte Weibsperson, die bald nach unsrer Ankunft ins Haus kam, um zu waschen, verließ uns nach einem Monat para descansar. Bald hernach erschien sie öfter mit ihren sechs Kindern, diese wie sie ganz in Lumpen, und bat den Gärtner, ihr etlichen Abfall von Gemüse zu schenken, so viel er eben entbehren könne. Mein Stubenmädchen fragte sie, warum sie denn bei ihrer Armuth einen guten Platz verlassen habe, wo sie alle Monate 12 Thaler eingenommen. Jesus, sagte sie, ihr wißt gar nicht, was es für ein Vergnügen ist, nichts zu thun.

Ich wünschte mir ein kleines Mädchen heranzuziehen und sie lesen, nähen und dergleichen Dinge zu lehren. Ein Kind von 12 Jahren aus einer großen, von fremden Wohlthaten lebenden Familie wurde mir überlassen, und ich versprach der Mutter, daß sie lesen lernen, regelmäßig in die Kirche geschickt und in allen weiblichen Arbeiten unterrichtet werden sollte. Es war ein niedliches Ding, sehr verständig, obgleich übermäßig arbeitsscheu, und hatte zwar keine Strümpfe, wollte aber doch nichts anders am Fuße tragen, als schmutzigweiße Atlaßschuhe. Einmal in der Woche pflegte ihre Mutter, eine Cigarre im Munde, sie zu besuchen, begleitet von einer Freundin, der Freundin Freundin und einem Zug von Mädchen, ihren Töchtern. Die Hausmeisterin machte ihnen dann nach Landesbrauch ein Mittagmahl zurecht, nach welchem sie alle ihre Cigarren anzündeten und in Gesellschaft der kleinen Josefita zusammensaßen und seufzten, und sich beweinten und über das schwarze Verhängniß des Mädchens jammerten, das jetzt im fremden Dienst seyn müsse. Nach solchen Besuchen war Josefita zu nichts mehr zu gebrauchen. Sollte sie nähen, so saß sie so bedauernswürdig da und that so wenig, daß es besser schien, ihr alle Arbeit zu schenken. Damit war sie ziemlich zufrieden, setzte sich auf eine Matte, faltete ihre Hände und stierte gedankenlos ins Blaue. Nach meinem Versprechen brachte ich sie öfter zu ihrer Mutter, aber eines Tages, wo ich abgehalten war, sandte ich sie allein im Wagen und trug den Bedienten auf, sie sicher zurückzubringen. Abends kam sie wieder begleitet von der ganzen Familie, welche alle schrien und lärmten: Aber, Señora mia, bei unsrer lieben Jungfrau, bei der allerreinsten Empfängniß u. s. w.

Digitized by Google

Ich fragte was vorgefallen ſey, und nach vielen Schwierigkeiten bekam ich's heraus, daß ihr Entſetzen aus keiner andern Urſache kam, als weil ich ſie in dem Wagen allein geſchickt hatte. Zufällig war die Gräfin S. bei mir, und ihr theilte ich die Urſache des Aufruhrs mit. Zu meinem Erſtaunen verſicherte ſie mich, daß die Frau dießmal Recht habe, und daß es ſehr gefährlich war, ein zwölfjähriges Mädchen dem Kutſcher und dem Bedienten zu übergeben und ſie ſo von einer Straße zur andern zu ſchicken. Da ich über meinen Mißgriff aus ſo guter Quelle belehrt war, ſo bat ich die Mutter ſich mit einem Beſuche des Monats zufrieden zu ſtellen, und könnte ſie dann nicht ſelbſt zu ihrer Tochter kommen, ſo würde ich dieſe unter gehöriger Aufſicht zu ihr ſchicken. Sie gab dieß zu; aber als ich eines Tages dem Mädchen erlaubt hatte die Nacht bei ihrer Mutter zuzubringen, erhielt ich nächſten Morgen ein ſchmutziges Billet, das ſehr ſchwer zu leſen war und unter Anflehung des Schutzes unſrer lieben Frau für mich mit dieſen Worten ſchloß: „aber mit dieſem Leidweſen muß ich mein Kind der ausgezeichneten Fürſorge Ew. Excellenz entziehen, denn es bedarf der Ruhe und iſt gegenwärtig aller Arbeit müde.“ Die Frau wandte ſich dann wieder dem Bettel zu, den ſie für unendlich weniger entwürdigend anſah.

Ein Portier wurde uns von ſeiner vorletzten Dienſtherrſchaft als muy honrado, ſehr ehrenwerth, empfohlen. Es war ein gutgekleidetes, trübblickendes Individuum. Zu gleicher Zeit nahmen wir ſeine Frau als Wäſcherin und ſeinen Neffen als Bedienten für unſern Attaché und hatten ſo die ganze Familie unter unſerm Dach, da wir es geſcheidter Weiſe für ganz ausgemacht hielten, daß, da er ſo ehrenwerth, auch ſeine Verwandten ehrenwerthe Leute ſeyn müßten. Eine engliſche Dame aber die mich beſucht hatte, ſagte mir, als ich den Beſuch erwiederte, daß der Mann, der ihr das Thor geöffnet, ein berüchtigter Dieb ſey, auf den die Polizei ſchon lange gefahndet habe. Wir ſagten an dieſem Abend noch nichts zu dem Menſchen, aber er ſah bleicher und erbaermenswerther aus als gewöhnlich, wahrſcheinlich weil er vorhee ſah, was aus dem Beſuch jener Dame entſtehen konnte. Sein Geſicht wurde todtenblaß, aber er wagte keine Aeußerung. Nach einer halben Stunde kam er und bat, mit meinem Gatten ſprechen zu dürfen. Er bekannte, daß er des gezlehenen Verbrechens ſchuldig ſey, er habe ſich in ein Spielhaus verleiten laſſen und dort nicht allein ſeine eigene Baarſchaft, ſondern auch fremde verloren und einen ihm anvertrauten Shawl von mehreren hundert Thalern Werth verpfändet. Er erkläete ſich für vollkommen reuig — es ſey ſein erſtes und werde ſein letztes Verbrechen ſeyn — aber wer kann ſich auf die guten Vorſätze eines Spielers verlaſſen? Wir mußten ihn entfernen, um ſo mehr als das andere Geſinde bereits einigen Verdacht gegen ihn laut weeben ließ und alles, was im Hauſe weggekommen, von jetzt an wohl auf ſeine Rechnung geſetzt weeden ware.

(Schluß folgt.)

Schilderungen aus den neapolitaniſchen Provinzen.

Baſilicata. — Capitanata. — Terra di Bari. — Terra d'Otranto ꝛc.

(Fortſetzung.)

In Folge eines unklugen Wettreunens welches mein Kutſcher, um weniger Staub einzuathmen, mit einem anderen Corrieolo anſtellte, gelangte ich unvermuthet ſchnell nach dem lieblichen Andria, das in Mandel- und Aprikoſengäeten halbverſteckt liegt und daraus mit ſchlanken Thürmen, die mich an die Minaeets des Orients erinnerten, hervorragt. Links bleibt ein ſtattliches Kloſter, der Madonna d'Andria geweiht, und durch blühende Obſtgärten, die ſich wellenförmig rings um die Stadt ziehen, hält man ſeinen Einzug. Andria ſoll das alte Netium odee Naetium — nicht mit Natium zwiſchen Giovenazzo und Bitonto zu verwechſeln — ſeyn und von Noa-Noë den Namen (Noëtium) geführt haben. Diomedes, Sohn des atoliſchen Tydeus, der Städtegründer Pugliens und Gemahl der Tochter Daunus II, ſoll die Stadt Naetium vergrößert und ihr wie ſo vielen andeeen Städten aus Vaterlandsliebe den Namen Andria von der griechiſchen Inſel Andros oder einer Stadt Andria am Helleſpont — was ganz einerlei ſcheint — gegeben haben. Auf ähnliche Weiſe wueden Angos Hippium, Naſſo (zwiſchen Ceriguola und Foggia, jetzt ſpurlos verſchwunden) und Paetium getauft. Gegen dieſen uralten Urſprung der Stadt ſteeiten die Anſichten vieler anderer, welche den Normannen Peter, Grafen von Trani, 1046 als Gründer Andria's anſehen. Herr Riceaedo d'Ueſo wird, obſchon unterſtützt von allen Andrianern, einen ſchweren Stand haben den ſündfluthigen oder blomedeiſchen Urſprung gründlich nachzuweiſen und ich vernehme, daß der Streit bereits einen hitzigen Anfang genommen. Mit den wenigen in Andria geſundenen Grabeen, Idolen, Vaſen und Scherben, Carniolen und Priapen wird er ſchwerlich den Sieg erkämpfen, da ihm Inſchriften und claſſiſche Autorltäten fehlen. Im Jahre 44 ſoll der Apoſtel Petrus Andria mit einem Beſuche beehrt haben und die Straße, die er zuerſt betreten, führt beßhalb noch heute den Namen del Paradiſo. Die Kirche des heiligen Andreas ſoll aus dieſer Zeit herſtammen, obſchon Normannen ſie renovieten. Der heilige Richard erſter Biſchof im Jahee 446 iſt der Schutzpatron der Stabt.

Unter Peter dem Normannen wurde Andria befeſtigt, vergrößert und verſchönert. Normänniſche Grafen hereſchten hier bis 1190 und bee letzte derſelben wurde vom Conte della Cerra verratherisch ermoedet. Aus dieſem Zeitalter ſtammen einige Gebaude, z. B. ein Theil des Campanile der Kathedrale, die Kirche di Porta Santa, das Haus di Rimedio. Die Kathedrale iſt wohl noch etwas älter, der Palazzo ducale, ein wohl zu beſichtigendes Gebäude, trägt an verſchiedenen Stellen Spuren halb gothiſcher, halb orientaliſcher Architektur, doch darf man wohl annehmen, daß hier immer der Sitz der Heerſcher geweſen, die daran ſtets gebaut, ausgebeſſert und verſchönert. Erſt im Jahre 1221 kam Andria aus den Händen des Marſchalls Jacobo, Grafen von Andria, unmittelbar unter die Herrſchaft Friedeichs II und es möge mir hier ausnahms-

Digitized by Google

weiſe geſtattet ſeyn, bei dieſer Periode einige Minuten zu verweilen. Ob Friedrich nach der Vermählung mit Jolante (Jola) in Brundusium am 9 November 1225 Andria beſucht habe, weiß ich nicht; drei Jahre nachher aber ſtarb hier in Andria die Kaiſerin im Wochenbette, welches durch die Beſchwerden der Reiſe beſchleunigt worden. Sie begleitete ihren Gemahl auf der Reiſe nach Brundusium und Jeruſalem. Die aufrichtige Trauer und Theilnahme der Andrianer entging dem Herzen des Kaiſers nicht; er ließ die Hülle ſeiner Jolante in der Kathedrale beiſetzen und ſeinen neugebornen Sohn Conrad hier taufen, begab ſich nach Caſtello di Monte und ſchiffte ſich endlich am 11 Auguſt desſelben Jahrs nach dem Orient ein. Nun erfolgten die ungerechten Operationen des Papſtes Gregors IX gegen ihn, ganz Puglien wurde mit Krieg von ſeinen Schüſſelträgern überzogen und verwüſtet und das ſtattliche Andria erlitt bittere Tage. Da erſcholl der Ruf von Friedrichs plötzlicher Landung. Brindiſi's Einwohner jauchzten und er grüßte die Stadt mit den Worten: „filia solis ave nostro gratissima cordi“! Nun ſchickte ihm auch Andria Botſchaft entgegen und fünf Jünglinge aus den erſten Geſchlechtern luden ihn ein, in ihre Stadt zu gehen; ſie ſprachen:

„Rex felix Federice veni, Dux noster amatus,
Est tuus adventus nobis super omnia gratus.
Obses quinque tene, nostri cognamine amoris:
Esse tecum volumus omnibus diebus et horis,“

Die Einwohner überhäuften ihn mit Feſten und mit Beweiſen der Liebe und Ehrfurcht; er war gern unter ihnen und ordnete von hier aus oder von dem nahegelegenen Caſtello di Monte die ſchwierigen Geſchäfte des Landes; er ſchenkte den Andrianern Privilegien und erließ ihnen Abgaben. Als er Andria ihnen zog und ſie ihn um die Erhaltung der kaiſerlichen Huld und der menſchenfreundlichſten Liebe baten, da antwortete er ihnen:

„Andria fidelis nostris affixa medullis,
Absit quod Federicus sit tui muneris iners.
Andria vale felix, omnisque gravaminis expers.“ —

Noch heute lieſt der Wanderer mit Rührung dieſe Zeilen, welche ein Thor der Stadt zieren. Andria blieb im Beſitz aller Vorrechte und der kaiſerlichen Huld bis zu Manfreds Zeit, der ungeſtüm die väterlichen Gaben zurückforderte. So kam das liebliche Andria zu dem Namen „Andria fidelis“ und ſeine freundlichen Bewohner und vor allen ſeine wunderſchönen Mädchen und Frauen machen noch heutzutage dem Lobe des großen Hohenſtaufen Ehre. Wie lieb ihm Andria geweſen ſeyn mag, ergebt auch aus ſeinen Verſen an die ungehorſamen und beſtraften Einwohner von Benevent:

Andria tua soror *) multo te prudentius egit
Ad nos quæ venit, cum nobis poëmata legit:
Propterea incolumis permansit, inultaque nobis
Quod tibi nunquam erit in multis implicita globis.

(Schluß folgt).

*) Beide vom Diomed gegründet.

Ruinen in Nordmerico.

Die Litt. Gaz. vom 23 Dec. meldet nach dem Texas Telegraph folgendes. Ein Mann, der einen großen Theil des Indianerlandes von Texas, ſo wie zwiſchen Santa Fé und dem ſtillen Ocean durchwandert hat, meldet, daß ſich Spuren alter Städte und zerſtörte Schlöſſer oder Tempel am Rio Puerco und am weſtlichen Colorado finden. An einem der Arme des Puerco, wenige Tagereiſen von Santa Fé, iſt ein ungeheurer Ruinenhaufen, der zu einem alten Tempel gehört zu haben ſcheint. Theile der Mauer ſtehen noch aufrecht und beſtehen aus regelmäßig behauenen ungeheuren Kalkſteinblöcken. Er iſt zwei oder drei Stockwerke hoch, hat kein Dach, aber viele, meiſt viereckige Zimmer ohne Fenſter, und die untern ſind auch ſo finſter, daß ſie mehr Höhlen als menſchlichen Wohnungen gleichen. Die Steine ſind vom Regen ſtark beſchädigt, und zeigen, daß der Bau mehrere Jahrhunderte geſtanden haben muß. Aehnliche Ruinen finden ſich am weſtlichen Colorado; etwa 400 (engl.) Meilen von ſeiner Mündung iſt ein großer Tempel, deſſen Mauern und Thürme kaum eine Spur von Verfall zeigen, ſo daß er noch bewohnbar wäre, wenn er ein Dach hätte. In der Nähe am Abhang eines Berges ſind die Ruinen einer großen Stadt und die Spuren einer in den feſten Fels gehauenen Waſſerleitung ſind noch ſichtbar. Weder die Indianer in der Nähe, noch die älteſten ſpaniſchen Anſiedler können vom Urſprung dieſer Gebäude irgend eine Nachricht geben, und ſie wiſſen bloß, daß ſie in der älteſten Zeit, zu der ihre Traditionen hinaufreichen, bereits ſtanden.

Skizzen aus Algier.

Beſtandtheile der franzöſiſch-afrikaniſchen Armee.

(Schluß).

Miliana's Garniſon, vielleicht diejenige, welche mehr gelitten, furchtbarer ausgeſtanden hat, als noch je eine, ſeit Garniſonen exiſtiren, ſah Anfang Octobers endlich die Erlöſungsſtunde von ihrem unbeſchreiblichen, beinahe viermonatlichen Elende in den Suaven herannahen, welche die Avantgarde der Armee bildeten. In dieſer Expedition wurde Fourier Savin abermals verwundet und blieb lange in den Hoſpitälern. Doch ſeine gute Conſtitution ſiegte, er ward wiederum hergeſtellt.

Während den jüngſten Expeditionen, bei denen Savin natürlich nicht fehlte, kam ſein Offizierspatent, was der Herzog von Orleans für ihn ausgewirkt hatte, in Algier an. Seine Freunde gratulirten ihm und bemerkten, es ſey Schade geweſen, daß das Patent nicht einige Tage früher angekommen, denn es wäre jedenfalls angenehmer, die Expeditionen als Officier mitzumachen. „Daran liegt mir wenig, erwiederte der Grognard, aber wenn ich gewußt, daß mein Brevet in Algier ſey, ſo hätte ich wenigſtens den infamen Sack nicht mehr getragen.“

Der Herzog von Orleans beſaß durchaus die Liebe der Armee, die er ſich durch ſein Benehmen gegen dieſelbe erworben. Ich habe mich davon aufs beſtimmteſte überzeugt, und nur als Soldat iſt dieß möglich. Der Kronprinz würde einſt als König die Früchte davon geerntet haben, denn ſein Benehmen im hieſigen Kriege, wie gegen die hieſigen Soldaten, wird ſtets in der Armee im friſchen Andenken bleiben; man würde ſtolz geweſen ſeyn, ihm zu dienen, wenn er König geworden. Nicht ſo beliebt iſt der Herzog von Nemours, und vom jugendlichen Commandanten, Herzog von Aumale, läßt ſich weiter noch nichts ſagen, als daß er die Feuerprobe gut beſtanden hat und ein ziemlich hübſcher Officier iſt.

Digitized by Google

Die leichten afrikaniſchen Bataillone ſind aus den aus der ganzen franzöſiſchen Armee weggeſchickten mauvais sujets, ſo wie aus den begnadigten Sträflingen zuſammengeſetzt. Dieß war früher größtentheils das Recrutment der Zuaven, doch ſeit Entſtehung der leichten Bataillone erhalten ſie meiſtens nur Freiwillige oder Ausgeforderte aus franzöſiſchen Infanterieregimentern, und vorzüglich aus denen, die nach ihrer vorgeſchriebenen Zeit nach Frankreich zurückkehren, alſo ſchon an Klima und Krieg gewöhnte Leute. An guten Soldaten fehlt es den leichten Bataillonen nicht, aber man kann ſich denken, wie ihr moraliſcher Zuſtand beſchaffen iſt. Sie ſind ſehr ſtreng gehalten, und führen in der Soldatenſprache den Namen „Zephyre," ſo wie die Zuaven „Schakals" genannt werden.

Jedenfalls ſollte man der Infanterie in Afrika eine Uniform geben, die, wie die der Zuaven, dem Lande und dem Klima angemeſſen iſt. Die engen Pantalons hemmen die Bewegungen der Knie und Schenkel ungemein, ſo wie Dornen und Diſteln ihren untern Theil zerfetzen. Der ſchwere Capotte iſt am Tage eine Laſt, und das wenig graziöſe Kaskett fällt alle Augenblicke, ſey es im Laufen, ſey es beim Durchkriechen des Gebüſches, vom Kopf. Wie leicht marſchirt dagegen der Zuave: die weiten türkiſchen Beinkleider berühren ihn kaum, die ledernen Gamaſchen bis ans Knie ſchützen ſeine Waden vor Dornen und Diſtein, die kneze Jacke genirt ihn in nichts, und der Turban oder Fez ſitzt feſt auf dem Kopf. Und kommt er ins Lager, hängt er ſeinen Capuchon um, und iſt tauſendmal mehr vor Kälte und Dünſten geſchützt, als andere in dem großen Capotte.

Von der franzöſiſch-afrikaniſchen Cavallerie ſah ich hier nur das erſte Regiment Chaſſeurs d'Afrique, die Ueberreſte der aus Frankreich im December vorigen und Januar dieſes Jahres (1841) hergeſandten zwölf Escadrons Huſaren und Chaſſeurs, ſo wie die mauriſchen Gendarmen. Die letztern ſind ein nützliches, größtentheils auch ſehr braves Corps. Das erſte Regiment Chaſſeurs d'Afrique behauptet ſeit ſeiner Entſtehung unter Obriſt von Schaumburg, den leider der Tod vor mehrern Jahren ſchon ſeiner thätigen, ruhmvollen Laufbahn entriſſen, einen Kriegerruf der ausgezeichnetſten Art. Tüchtige Officiere, tüchtige Soldaten, gute Pferde — wie könnte es auch anders ſeyn? Aber es herrſcht ein Uebelſtand in dieſem Regiment, der ſchon zu mannichfachen Klagen Anlaß gegeben und der in Wahrheit tadelnswerth iſt. Es ſind dieß die Menge Protégés, die ſich in ihm befinden, um die Epaulettes oder das Kreuz zu erhalten — zu verdienen, wäre nicht der paſſende Ausdruck — und ſie erreichen auf eine etwas wirklich auffallende Weiſe ihren Zweck.

Die Armee erhält ihre Officiere auf dreierlei Art: von der Schule, durch Wahl oder in Folge der Ancienneté. Gegen die erſtern iſt gewiß nichts einzuwenden, es ſind gebildete, unterrichtete junge Leute, die aus eigenem Antriebe ſich dem Stande gewidmet haben. Ihre Cameraden in der Armee ſehen ſie nicht gern; ihre artigen, feinen Manieren ſtechen gegen diejenigen der aus den Caſernen und Bureaux ernannten Officiere höchſt merklich ab, und ihr vielſeitiges Wiſſen läßt dieſe zu hart fühlen, wie tief ſie unter ihnen ſtehen. Die Unteroffiziere ſehen ſie ebenfalls mit ſcheelen Augen an, denn ohne ſie wär vielleicht an ſie das Avancement gekommen. „Schon wieder einer, der uns die Epaulettes ſtiehlt," hörte ich mehrere Unteroffiziere des zweiten leichten Infanterieregiments ſagen, als ein junger Officier von St. Cyr nach dem Lager von Birkadem kam, um in das Regiment als Unterlieutenant einzutreten. „Noch ein allewiſſender Gelbſchnabel, der uns mit ſeinem hohen Ton, ſeiner theoretiſchen Kriegskunſt ennuyiren wird," ſagten am Abend die meiſten Officiere. Deſſen ungeachtet geben die jungen Officiere von St. Cyr in Afrika Beweiſe des größten Muthes, und beſchämen oft ihre ältern Cameraden durch geſchickte und einſichtsvolle Manöver und Anordnungen. Von den Soldaten ſind dieſe Officiere durchgängig geliebt.

Wenn die Wahl der dem König vorgeſchlagenen Officiere allein auf wirklichem Verdienſt beruhte, wer würde ſich dann darüber beſchweren! Aber hier öffnet ſich das Feld der Intrigue, das iſt die Hoffnung der Protégés. Dieſe Art Officiere müſſen überall Neid erregen, und mit Recht beſchweren ſich die braven Unteroffiziere des erſten Regiments der Chaſſeurs d'Afrique über die Menge der Protégés, die ſie unter ſich haben.

In einem Artikel, der in einer franzöſiſch-deutſchen Zeitung gegen Ende des Jahres 1839 von mir erſchienen, ſprach ich meine Meinung über das Abſenden franzöſiſcher Pferde nach Afrika aus. Sie hat ſich beſtätigt; aus jenen zwölf Escadrons iſt beinahe die Hälfte der Pferde geſtorben, und der Reſt vegetirt jetzt noch im erſten und zweiten Regiment der Chaſſeurs d'Afrique; jene Escadrons ſind aufgelöst, Pferde und Soldaten in die beiden genannten Regimenter vertheilt, die meiſten Unteroffiziere aber, ſo wie ſämmtliche Officiere, die Afrika wahrſcheinlich ſatt bekommen haben, ſind nach Frankreich zurückgekehrt. Es erregt Mitleid die armen franzöſiſchen Pferde zu ſehen. Sie ſchwinden dahin, wie ſüdliche Pflanzen im Norden. Sie vernunftalten förmlich die Escadrons, in denen ſie ſich befinden, ſie ſcheinen in der That kaum Pferde neben den arabiſchen, und das Regiment wird froh ſeyn, wenn das letzte dieſer kläglichen Thiere ſeinen Geiſt aufgibt.

So wie ich der Meinung bin, daß die Infanterie in Afrika ſämmtlich aus Zuaven (alſo Specialcorps) beſtehen ſollte — und man würde, zumal ihr Sold den der übrigen Infanterie überſteigt, in den franzöſiſchen Regimentern hinlänglich Freiwillige dazu finden, die jedoch ſchon zwei oder wenigſtens ein Jahr Dienſt haben müßten — ſo erſcheint mir eine Verwandlung der regulären Cavallerie in Dragoner nach ihrer Beſtimmung von beſonderem Nutzen. Die Chaſſeurs d'Afrique ſind — die Umſtände erheiſchten es — ſchon öfter zum Infanteriedienſt benutzt worden, und da ihre Gewehre denen der Infanterie faſt gleich ſind, ſo bedürfte es nur einiger Abänderungen und Einübung, um dieſe Regimenter eben ſo furchtbar zu Fuß zu machen, als ſie es zu Pferde ſchon ſind.

Wie oft iſt es nicht ſchon im hieſigen Kriege vorgekommen, daß die Cavallerie die Araber bis an die Schluchten ihrer Berge verfolgte, aber ihre Verfolgung einſtellen mußte; wahrſcheinlich würde ſie jenen großen Schaden zugefügt haben, wenn ſie in dieſem Augenblick abgeſeſſen und als geregelte Infanterie den ermüdeten Feind angegriffen hätte. Die Chaſſeurs d'Afrique werden ſchwerlich wieder Gelegenheit finden, wie im Anfang des jetzt nach dauernden Krieges, feindliche Infanterie aber Cavallerie zu chargiren. Abdelkader verſucht alles im Kriege, er gibt ſeine Truppen den Chaſſeurs d'Afrique nicht mehr preis. So lange nun die Armee in der Ebene marſchirt, ſchützt ſie die Cavallerie vor jedem ernſtlichen Angriff, aber in den Bergen und Schluchten beginnen die Araber ihren verderblichen Krieg, und die Cavallerie kann nicht an demſelben Theil nehmen. Die meiſten Escadrons haben auf dem Zuge nach Miliana nicht ein einzigesmal ihre Säbel gezogen, und auch ihren Gewehren ebenfalls keinen Gebrauch gemacht.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 11.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

11 Januar 1844.

Die Botschaft des Präsidenten Tyler.

Je mächtiger und rascher das jugendliche Nordamerika sich entwickelt, mit desto größerer Spannung sieht man jedes Jahr der Botschaft entgegen, welche nicht bloß eine Uebersicht der innern und äußern politischen Verhältnisse gibt, sondern auch durch die scheinbar kunstlose und doch augenscheinlich wohlberechnete Anordnung sehr deutlich die Richtung bezeichnet, welche von den Leitern des großen Landes eingeschlagen werden soll. So ist es gewiß nichts absichtsloses, daß die dießjährige Botschaft mit einer langen Aufzeichnung derjenigen Punkte beginnt, die zwischen Nordamerika und England strittig sind, dann die freundschaftlichen Verhältnisse zu Frankreich und Rußland heraushebt, auf den wahrscheinlichen Abschluß eines Handelsvertrags mit dem deutschen Zollverein hinweist, in dessen Hintergrunde die schon früher angedrohten Differentialzölle gegen England liegen, und endlich das gute Einverständniß mit allen amerikanischen Staaten, Mexico ausgenommen, anrühmt. Daß Nordamerika mit Mexico nicht in gutem Vernehmen steht, ist mit eine Folge des Verhältnisses zu England. Wenn man auch die Beschuldigung der Engländer, daß die Ansiedlung von Texas, der Aufstand und die Unabhängigkeitserklärung sämmtlich vorausberechnete Schritte waren, um dieß mexicanische Land dem nordamerikanischen Staatenbunde einzuverleiben, so ändert dieß an der jetzigen Lage der Dinge nicht das Mindeste. England hat, so gut wie Nordamerika, die Unabhängigkeit von Texas aus eigennützigen Gründen anerkannt, und sucht hier einen Einfluß zu begründen, der hauptsächlich gegen die nordamerikanische Union gerichtet werden und diese hindern soll, ihre Verbindungen weiter nach Westen auszudehnen und sich am stillen Ocean festzusetzen. *) Wenn nun auch gegenwärtig der Plan besteht, Texas in die Union aufzunehmen, so ist dieß nur die natürliche Folge der Bestrebungen der Engländer. Der Stand der Sache ergibt sich am deutlichsten aus nachfolgender Stelle der Botschaft, worin es nach Aufzählung der Gründe, welche Mexico zur Anerkennung der Unabhängigkeit von Texas bestimmen sollten, heißt: „Die Vereinigten Staaten haben ein unmittelbares Interesse dabei, dem Zustand von Feindseligkeit zwischen Mexico und Texas ein Ende gesetzt zu sehen. So neutral auch immer unsere Politik bleiben mag, so können wir doch nicht hoffen, den Folgen eines solchen Geistes der Feindseligkeit von Seite beider Staaten zu entgehen. Ebenso wenig kann die Regierung der Vereinigten Staaten gleichgültig bleiben gegen die Thatsache, daß ein solcher Krieg, wie er zwischen beiden Völkern geführt wird, beide schwächen und sie endlich, namentlich das schwächere von beiden, einer Einmischung von Seite der stärkern und mächtigern Nationen aussetzen muß, die, bloß zur Förderung ihrer eigenen besondern Absichten, früher oder später versuchen werden, als Bedingung ihrer guten Dienste Ausgleichungsvorschläge durchzusetzen, welche der Würde des darauf eingehenden Staates ebenso sehr entgegen als den Interessen der Vereinigten Staaten nachtheilig sind. Niemand wird erwarten, daß wir eine solche unsern Interessen nachtheilige Einmischung geduldig mit ansehen werden." Es handelt sich hier möglicher Weise um zwei Dinge, entweder daß Texas zu England in ein völliges Abhängigkeitsverhältniß gesetzt, oder daß von Seite Mexico's Californien an England abgetreten wird. Zu keinem von beiden Zwecken fehlen die Mittel. England erhebt Ansprüche auf ausgedehnte Ländereien in Texas, und verspricht, wenn Mexico die Unabhängigkeit von Texas anerkennt, letzteres zur Uebernahme eines bedeutenden Theils der mexicanischen Staatsschuld zu bewegen, zu welchem Ende es dann mit einem Anlehen bereit ist, um diesen Schuldentheil zu decken. Beides kann und muß fast Texas in Abhängigkeit von England bringen, wozu noch der Umstand kommt, daß Texas die nahezu zollfreie Einfuhr englischer Manufacte gegen eine Ermäßigung der englischen Zölle auf seine Stapelwaaren, Baumwolle und Tabak gewähren würde, woraus dann noch für die Union der weitere Nachtheil erfolgte, daß die Einfuhr englischer Waaren aus Texas nach den Vereinigten Staaten gar nicht zu hindern wäre. Darauf deutet die Stelle der Botschaft hin, wo es heißt: „In Erwägung, daß Texas von den Vereinigten Staaten bloß durch eine geographische Linie getrennt ist, daß

*) Siehe hierüber die Rückblicke des vorigen Jahres Nr. 353.

Digitized by Google

seine Bevölkerung und deren Beschäftigung mit denen der anstoßenden Unionsstaaten homogen sind, daß es dem Welthandel dieselben Artikel wie diese liefert, ist die Unionsregierung durch ihre Interessen sowohl als ihre Sympathien verbunden, darauf zu achten, daß Texas hinsichtlich seiner innern Angelegenheiten frei handle, ungeschreckt durch die Macht und ungehemmt durch die Politik oder die Absichten anderer Länder."

(Schluß folgt.)

Schilderungen aus den neapolitanischen Provinzen.

Basilicata. — Capitanata. — Terra di Bari. — Terra d'Otranto ꝛc.

(Schluß.)

Erst im Jahre 1235 schritt Friedrich zu einer neuen Vermählung mit der schönen Isabelle, welche sechs Jahre später in Foggia ein ganz gleiches Schicksal ereilte wie Jolante. Sie starb daselbst im Wochenbette am 21 December des Jahres 1241. Die meisten Städte Apuliens stritten sich nun um die Hülle der Kaiserin. Friedrich jedoch schenkte sie seiner getreuen Stadt Andria und ließ sie an der Seite Jolante's ruhen (Murator. Ann. d'Ital. 1241. Giannon. libr. 17. p. 439. Vol. 2.)

Diese beiden Grabmäler sind fast spurlos verschwunden; es geht das Gerücht, daß die Andrianer, um sich der Regierung der Anjous gefällig zu zeigen, die Gebeine der beiden Kaiserinnen durcheinander gemengt und dann auf dem Platze vor der Kirche eingescharrt, nachdem Sarkophage und Grabmäler zerschlagen — und italienische, neapolitanische Geschichtschreiber haben nicht die Mittel und den Muth dergleichen Schande von sich zu weisen. *) Riccardo d'Urso, der allerneueste unter ihnen, suchte in dem sogenannten Soccorpe der Kathedrale nach diesen historischen Gräbern; ein panischer Schrecken ergriff ihn aber in der Dunkelheit und er entfloh. Dieß schreibt ein neapolitanischer Geschichtschreiber des Jahres 1842 in seinem Werke p. 69. Die Worte lauten: „mentre venni arrestato da un occulto timore eccitato della tristezza del luogo e dall' incerto vampeggio della fiaccola. Mi persuasi essere questi i due avelli, che contenessero gli augusti avanzi delle due Imperatrici." — Man erzählte mir in Andria, daß die beiden Mausoleen im orientalischen Geschmack erbaut gewesen und zeigt das Piedestal eines Taufbeckens und die Basis einer Säule als schmähliche Ueberreste der kaiserlichen Denkmale. Andria fidelis, nostris affixa medullis!! Jetzt prangt in der Kirche das Grabmal einer Beatrix, Tochter Karls II von Anjou, früher Gemahlin eines Azzo von Este, Marchese von Ferrara, nachher die Frau von Beltrano del Balzo. Herr von Raumer, der wackere Geschichtschreiber der Hohenstaufen, war schwerlich in Andria; er würde Jolantes und Isabellens Gräbern gewiß mit Sorgfalt nachgeforscht haben.

*) Entehrte sich doch auch das apulische Troja so weit, daß es um Roger zu gefallen Rainulfs Leichnam ausgraben ließ, welches jedoch von Rogers Sohne aufs höchste gemißbilligt wurde.

Ich übergehe nun Andria's Geschichte unter Conrad und Manfred. Andria kam unter die Herrschaft der Anjous, ward 1504 und 1656 von einer Pest, 1731 von Erdbeben und 1837 von der Cholera heimgesucht. — Der gegenwärtige Zustand der Stadt schien mir sehr blühend und erfreulich; das Jahr 1842 ergab eine Einwohnerzahl von 21,854 Einwohnern. Der Handel, besonders mit Mandeln, gewinnt von Jahr zu Jahr eine größere Ausdehnung, und gedeihen die Mandeln ausnahmsweise ein Jahr nicht, so entschädigt gewiß die Weinernte die glücklichen Bewohner. Der Boden ringsumher ist sehr fruchtbar und Andria ist reich an Ländereien; auch Oliven und Getreide werden gebaut, die Luft ist gesund und freundliche Villen zieren die nächsten Umgebungen. Vier treffliche Landstraßen führen nach Corato, Barletta, Trani und Canosa. Die Ringmauern und Wälle der Stadt sind verschwunden und neue Gebäude dafür entstanden. Vor den mittelalterlichen Häusern stehen schöne Mädchen und Frauen mit schwarzblauen Augen, frischem rosenrothem Antlitz, das schwarze Haar nach hinten gestrichen und in großer Flechte um das Hinterhaupt gewunden; ihr Wuchs ist schlank und edel und voll Sittsamkeit ziehen sie sich rasch zurück, sobald ein allzu aufmerksamer Blick des vorüberwandelnden Fremden sie trifft. Die Männer sind unterrichtet und gastfrei, der Sinn für Wohlthätigkeit offenbart sich in der Unterhaltung guter und ziemlich reinlicher Hospitäler, die jedoch schon vor langer Zeit gegründet worden. Der Campo Santo ist fast vollendet und mit Geschmack vollendet, aber woher mag es kommen, daß das wohlgemeinte königliche Decret vom Jahre 1817 „die Leichen fern von den Behausungen der Lebendigen einzuscharren" erst jetzt in Ausführung gebracht wird? Fast überall in den Provinzen wird noch an diesen Leichenhöfen gebaut.

Nach mehrstündigem Aufenthalt verließ ich das wohlhabende, glückliche und zufriedene Andria, dem nichts zu fehlen scheint als frisches Wasser — denn das mir an verschiedenen Orten gereichte Cisternenwasser schmeckte abscheulich und alle Versuche Quellen zu finden, scheiterten. Nun waren wir im Lande des feurigen Weins und es fehlte an der ersten Lebensquelle, an Wasser!

Mit sinkender Sonne, die über Land und Meer rosigen Schimmer ergoß, fuhr ich von den Höhen auf welchen Andria hingebreitet ruht, raschen Triebes dem adriatischen Meere zu. Das inuntere Trani war mein Ziel; nach langer deutlich war mir, hinter ihm das Meer in unabsehbarer Ferne, rechts und links die flachen städtereichen Küsten; Barletta, Bisceglie und Molfetta waren klar zu unterscheiden. Der Gasthof des Herrn Dionisio ist einer der besten der Provinz und freundliche ehrliche Leute wirken und schaffen darin. Meine Hoffnung hier in Trani den Freund so vieler Deutschen in Neapel, den wackeren königlichen Procurator Lauria, anzutreffen, ging leider nicht in Erfüllung. Die Freuden der großen Messe von Gravina hatten auch ihn angelockt; ich mußte mein Abendbrod einsam verzehren und studirte im Bette den in Andria empfangenen letzten Provincialbericht vom Jahre 1842, verfaßt vom thätigen und kenntnißreichen Onofrio Bonghi, dem

Digitized by Google

Generalsecretär der Provinz, dessen Güte und Freundschaft ich späterhin so vieles zu danken erhielt. Dieser kurze, treffliche Bericht ließ mich schon hier in Trani manches mit ganz anderen Augen ansehen als wie Neapolitaner und andere die Verhältnisse der Provinzen gewöhnlich darzustellen pflegen.

Am anderen Tage führte mich der Secretär des Herrn Lauria mit großer Aufmerksamkeit durch die Stadt, welche ich im vierten Abschnitt in aller Kürze schildern werde.

Madame Calderon de la Barca in Mexico.

Mexicanische Dienstboten. — Die Frauen in Mexico.

(Schluß.)

Wer eine mexicanische Köchin nehmen will, muß starke Nerven und einen guten Appetit haben, wenn ihm das was sie zubereitet, auch dann froh schmecken soll, wenn sie ihm einmal unter die Augen gekommen. Ein Blick auf ihre langen Haare, die sie in voller Länge und ungekämmt hängen läßt, auf ihre schmutzige Toilette, und es ist für immer vorbei. Die Dienstboten mitzubringen ist ein gefährliches Wagniß; in zehn Tagen fangen sie an sich für Herren und Damen anzusehen — die Bedienten heften sich ein Don vor ihren Namen und dann heurathen sie entweder und miethen Kaufläden oder werden unerträglich frech. Ein nicht ungeschickter französischer Koch ist allenfalls auch zu haben, aber man muß seine Dienste mit Gold aufwiegen und ein Auge zudrücken zu allen seinen Erpressungen und Unterschlagungen. — Die mexicanischen Dienstboten haben übrigens alle ohne Ausnahme einige gute Eigenschaften. Sie sind die Vollendung von Höflichkeit, bescheiden, verbindlich, ungemein gut gelaunt und werden denen mit welchen sie leben, leicht sehr anhänglich. Und wenn, was freilich selten ist, eine gute mexicanische Hausmeisterin gefunden wird, so kann man in der That alle Beschwerden des Haushalts auf ihre Schulter legen, und da sie an die liebenswürdigen Schwächen ihrer Landsleute gewöhnt ist, so sehen sie diese weder in Erstaunen, noch in Aerger.

An einem anderen Orte spricht Madame noch etwas ausführlicher über das weibliche Geschlecht in Mexico, als sie es in einer früher angeführten Stelle gethan. Diese spätern Aeußerungen scheinen anzudeuten, daß sie mit etwas geschärfterem Blicke in die Zustände gesehen und lauten wie folgt;

Ihr fragt mich, wie die Frauen in Mexico erzogen werden? In meiner Beantwortung dieser Frage muß ich einige wenige glänzende Ausnahmen bei Seite setzen und im allgemeinen sprechen, was eine sehr schwierige Aufgabe ist, denn diese Ausnahmen steigen immer wie anklagende Geister vor mir auf und ich denke immer an Individuen, wenn ich an die Masse denken sollte. Im Durchschnitt also sag' ich, die frommen Fräulein von Mexico schreiben, lesen und machen etwas Musik, nähen und bekümmern sich um Hauswesen und Kinderzucht. Wenn ich sage, sie lesen, so mein' ich, die können lesen; wenn ich sage, sie schreiben, so mein' ich nicht etwa orthographisch, und wenn ich sage, sie spielen ein Instrument, so behaupte ich nicht, daß sie im allgemeinen irgend Kenntnisse von Musik besitzen. Wenn wir ihre Erziehung mit der der Mädchen in England oder in den Vereinigten Staaten vergleichen, so ist das keine Vergleichung, sondern ein Contrast. Stellt ihr aber diese Erziehung mit der der spanischen Weiber zusammen, so werdet ihr auch mit ihren Nachfolgerinnen im süßen Farniente weniger streng seyn. Erstens einmal verführt das Klima jeden zur Trägheit, sowohl zur physischen als moralischen. Man kann nicht über einem Buch sitzen, wenn der blaue Himmel immer zum Fenster hereinlacht; geht man nach zehn Uhr aus dem Hause, so erinnert uns die Sonne ganz verständlich an unsere tropische Zone, und wenn auch ein frischer und angenehmer Wind weht, so hat doch niemand Lust, weit zu gehen oder zu fahren. Was auch die Ursache seyn mag, ich bin überzeugt, daß es unmöglich ist, hier zu Lande dieselben geistigen oder körperlichen Anstrengungen zu machen, wie in Europa oder in den nördlichen Staaten. Was dann die Schulen betrifft, so gibt es keine die den Namen verdienen, und auch keine Gouvernantinnen. Die jungen Mädchen haben gar keinen Wetteifer, denn sie kommen nie zusammen. Es gibt etliche gute fremde Lehrer, von denen die meisten nach Mexico gekommen sind, um ihr Glück zu machen durch Unterrichtgeben oder durch Heurath oder durch beides, und ihr Zweck ist natürlich so viel Geld als möglich in der möglichst kurzen Zeit zu machen, damit sie heimkehren und es genießen können. Die Kinder scheinen fast alle außerordentliches Talent für Musik und Zeichnen zu besitzen, doch gibt es wenige Mädchen, die es in dem einen oder dem andern weit gebracht haben.

So lange sie noch sehr jung sind, gehen sie allenfalls in die Schulen, wo Knaben und Mädchen in Gemeinschaft lesen lernen oder was ihnen sonst noch das alte Weib, das der Schule vorsteht, beibringen kann; aber mit zwölf Jahren hält man sie schon für zu reif um diese gemischten Versammlungen ferner besuchen zu können und man stellt dann Lehrer für Zeichnen und Musik ein, um die Erziehung zu vollenden. Ich fragte neulich eine Dame, ob ihre Tochter in die Schule ginge. Großer Gott! sagte sie ganz entsetzt, sie ist ja schon eilf Jahre vorbei. Es kömmt öfter vor, daß die Kinder der tüchtigsten Männer die dürftigste Erziehung genießen, da diese nach dem Brauche der Väter zufrieden sind, wenn sie regelmäßig beichten, die Kirche fleißig besuchen und etwas sticken und singen können: im Ganzen glaube ich nicht, daß es mehr als ein halbes Duzend Frauen oder ebenso viele Mädchen über vierzehn Jahre gibt, welche abgesehen von dem Meßgebetbuch im ganzen Jahre nur ein Buch durchlesen. Aber so unwissend ein mexicanisches Mädchen auch seyn mag, sie läßt es selten merken. Sie haben durchschnittlich ungemein viel Tact, verirren sich nie über ihren Horizont hinaus und verrathen weder durch Wort noch Zeichen, daß sie über den Gegenstand des Gespräches nicht gut unterrichtet sind. Sie haben eine Fülle von natürlichen Talenten und wenn diese durchgebildet worden, so werden sie von keinen ihres Geschlechts übertroffen. Was man sonst literarische Gesellschaft nennt, ist begreiflicher Weise nicht zu finden.

Digitized by Google

Es gibt in Mexico einige Familien aus der alten Schule, Leute von hohem Range die eben sehr selten in Gesellschaft kommen, den Fremden im Ganzen wenig bekannt sind und die ihre Töchter ganz und gar zu Hause halten, damit sie nicht durch böses Beispiel angesteckt werden. Diese auserwählten wenigen, reich ohne Prunk, thun gewiß alles in ihren Kräften stehende um die Nachtheile zu verhüten, welche aus dem Mangel geeigneter Schulen oder geschickter Lehrerinnen für ihre Töchter erwachsen möchten. Da sie fast alle miteinander verwandt sind, so bilden sie eine Art von Clan und kommen häufig ohne Zwang und Etiquette zusammen, und was sich an guten Elementen in Mexico findet, ist bei ihnen anzutreffen. Die Väter sind gewöhnlich Männer von Talent und Wissen, und die Mütter Frauen von der höchsten Ehrenhaftigkeit, deren Namen über allen Verdacht erhaben sind.

Uebrigens braucht der Fremde in der That lange Zeit, ehe sich ihm über den Stand der Moralität in diesem Lande nur Vermuthungen aufdrängen, denn wie auch immer der heimliche Lebenswandel der Leute beschaffen seyn mag, im äußern Benehmen herrscht das vollkommenste Decorum. Ueberdieß sind sie sehr loyal gegen einander und schwatzen mit völligem esprit de corps vor Fremden selten von den Verirrungen ihrer Nächsten; im Gegentheile, wenn man auf so etwas hindeutet, verläugnen sie alles Wissen von der Sache. So lange der äußere Anstand bewahrt erscheint, sind sie aus Gewohnheit ziemlich gleichgültig gegen bedenkliche Verhältnisse unter ihren nächsten Freunden, und so lange eine Frau regelmäßig in die Kirche geht, eine Wohlthäterin frommer Stiftungen ist und durch ihr Benehmen in der Gesellschaft kein Aergerniß gibt, kann sie so ziemlich thun was sie will.

Es gibt keine Weiber, die in ihren Manieren wärmer und theilnehmender sind als die von Mexico. Ein Fremder, besonders wenn er ein Engländer und ein scheuer Mann und an die Kälte seiner schönen Landsmänninnen gewöhnt ist, braucht in der That nur wenige Jahre hier zu leben, die Sprache zu verstehen und sich etwas an den eigenthümlichen Styl mexicanischer Schönheit zu gewöhnen, um die hiesigen Fräulein ganz unwiderstehlich zu finden.

Daß dieß wirklich der Fall ist, ergibt sich aus den vielen Beispielen von Engländern die sich mit Eingeboenen verheuratheten und aus diesen vortreffliche Frauen machten. Aber wenn ein Engländer hier heurathet, so soll er auch hier sich niederlassen, denn es ist sehr selten, daß eine Mexicanerin außerhalb ihres Vaterlandes leben kann. Sie vermissen das Klima, jene Wärme des Umgangs, die allgemeine Herzlichkeit von der sie hier umgeben sind. Sie vermissen das Laissez-aller, den Mangel aller Etiquette in Kleidern, Toilette u. s. w. Sie finden sich unter Frauen, so verschieden erzogen, daß sie ihnen doppelt fremd sind, den Gefühlen nach sowohl als dem Vaterlande. Ein paar Fälle gibt es, wo Mädchen sehr jung heuratheten, nach Europa kamen und dort in gute Gesellschaft eingeführt wurden, welche dann europäische Ansichten gewannen und sogar andre Länder ihrem eigenen vorzogen; dieß kömmt aber so selten vor, daß es kaum eine Ausnahme bildet. Sonst sind sie ansleichtige Patriotinnen und der sichtbare Horizont begränzt ihre Wünsche. In England vornehmlich sind sie ganz außer ihrem Element. Eine Sprache, die für sie fast nicht zu erlernen ist, eine Religion, die sie für Ketzerei ansehen, äußere Kälte, welche die innere Wärme ganz verdeckt, ein ewiger Krieg zwischen Sonne und Nebel, Etiquette bis zum Uebermaaß, eine unerträgliche Steifheit und Regelmäßigkeit in der Toilette, Cigarren für Barbarei erklärt — so fühlen sie sich wie aus dem Paradies vertrieben und leben nur in der Hoffnung einer baldigen Heimkehr.

Miscellen.

Mechanischer Betrieb eines Hammerwerkes. In St. Dizier wurde kürzlich ein Hammerwerk in größerem Maßstabe, als sich bis jetzt eines im Departement befindet, angelegt. Der ganze Mechanismus wird durch zwei Dampfmaschinen von je 160 Pferdekraft in Bewegung gesetzt und die Kessel derselben durch die aus den Hochöfen bisher nutzlos verlorene Flamme geheizt. (Moniteur industriel vom 24 Dec.)

•

Champagnereinfuhr in Rußland. Die Zahl der in diesem Jahre über Kronstadt eingeführten Bouteillen Champagner beträgt 536,250. (ibid. 28 Dec.)

•

Eine große eiserne Kirche. Ein Brüsseler Journal meldet, daß die Gemeinde Hasnu die erste seyn wird, welche einen großen Bau aus Eisen ausführen läßt. Man baut daselbst gegenwärtig eine sehr große Kirche in griechischem Styl, aber mit Spitzbögen, in welcher alles, Säulen, Capitäle, Spitzbögen, Fensterrahmen u. s. w., durchaus von Eisen ist. Die Pläne für dieß Gebäude wurden der strengen Prüfung von Kunstverständigen unterworfen, und man hofft somit, daß das Ganze gelingen wird; ist dieß der Fall, so werden wohl bald andere Bauten folgen, und die Gemeinde Hasnu wird der wichtigen Eisenindustrie einen sehr großen Dienst geleistet haben. (ibid. 31 Dec.)

•

Angebliche Pygmäengräber. Eine Abhandlung, wahrscheinlich von Dr. Morton in Philadelphia, über die angebliche Pygmäenrace, die einst das Mississippithal bewohnt haben soll und deren Grabstätten sich in Tennessee nahe an den Cumberland-Bergen finden, hat neuerdings viel Aufsehen erregt; Dr. M'Call untersuchte die Grabstätte und verschaffte sich eines der größten Skelette, das man dort bisher gefunden. Die Särge sind gewöhnlich 18 bis 24 Zoll lang, 18 Zoll tief und 15 weit, und bestehen aus sechs Stücken von unbehauenem Kalk- oder Sandstein. Die Körper sitzen rückwärts gelehnt, mit aufwärts gezogenen Knien und den rechten Arm auf einen irdenen Topf gestützt. In einigen Gräbern finden sich Schüsseln und Schalen von Pfeifenerde, vermischt mit kleingestoßenen Muscheln. Dr. Morton (der bekannte amerikanische Schädelkundige) hält das ebenerwähnte Skelett für das eines Knaben von 12 bis 14 Jahren, und glaubt, die angeblichen Pygmäen seyen nichts als Kinder, die man aus einem religiösen oder sonst unbekannten Grunde getrennt von den Erwachsenen begrub, wie dieß noch jetzt an manchen Orten gewöhnlich ist. (Litt. Gaz. nom 23 Dec.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 12.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

12 Januar 1844.

Russische Briefe an Bulgarin.

Erster Brief.

Wir in Kleinrußland gewesen und den Charakter dieses edlen slawischen Stammes kennen gelernt hat, mußte wohl die ungewöhnliche Anhänglichkeit der Bewohner des Landes an ihre Heimath bemerken, so wie den manchmal die Gränze überschreitenden Stolz auf ihren Stamm. Der Kosake ist stolz auf sein Kosakenthum, der Edelmann auf seinen Adel und seine Verwandtschaft mit den Hetmansfamilien. Unter den Adeligen selbst ist eine gewisse Eifersucht auf den Vorrang. Die Adeligen, deren Namen auf „zki" endigen, achten sich höher als diejenigen, deren Namen auf „enko" oder „an" ausgeht, indem die ersten aus der alten einheimischen Schlachta, die andern von Kosaken, d. h. von gemeinen Leuten, bewaffneten Bauern, abstammen. Fast in allen adeligen Familien bewahrt man sorgfältig Urkunden auf, nämlich hetmanische Universalien oder Verordnungen, Briefwechsel mit Obersten und Anführern des kleinrussischen Heeres, und verschiedene schriftliche Ueberlieferungen über die alte Zeit, die jedoch nicht über Chmielnizki *) hinaufreichen. Ältere Urkunden sind sehr selten. Außerdem finden sich in den angesehensten kleinrussischen Familien Porträte zahlreicher Hetmane und Aeltesten, alte Waffen, Geräthschaften u. dgl. Der Sagen und Erzählungen von den Thaten der Vorväter ist kein Ende. Mit Einem Wort, der charakteristische Zug der Kleinrussen ist Anhänglichkeit an ihr Land und Familienstolz, und aus diesen Gefühlen entsprang ganz folgerichtig das dritte, Liebe zu den nationalen Ueberlieferungen, zur Geschichte ihrer Heimath. In der ganzen Welt gibt es kein Land, wo sich mehr Localpatriotismus fände als in Kleinrußland! der Kleinrusse hält seine Heimath für das irdische Paradies, und seine Landsleute — ihn selbst natürlich mit eingeschlossen — für das erste Volk auf dem Erdkreis. Innerhalb ihres Landes lieben und hadern die Kleinrussen, wie Nachbarn zu thun pflegen, und processiren nach den Formen ihres litthauischen Statuts, aber außerhalb der Heimath reichen sie sich allenthalben, wie man zu sagen pflegt, die Hände. Trotz aller dieser leidenschaftlichen Liebe zu ihrer Heimath und zu ihren Landsleuten, und trotz aller ungewöhnlichen Werthschätzung ihrer Ueberlieferungen und ihrer Vorfahren haben die Kleinrussen doch noch immer keine Geschichte, wie sie solche verdienen. Dieß ist um so mehr zu verwundern, als Kleinrußland stets reich war an verständigen und gelehrten Leuten. Mindestens drei Viertheile der russischen Gelehrten, d. h. Lehrer, Professoren, Aerzte und Juristen, stammen sicherlich aus Kleinrußland.

Der erste kleinrussische Geschichtsschreiber, Erzbischof Georg Konißki, ein gelehrter Mann und feuriger Patriot, war Bischof von Mohilew, als Weißrußland noch zu Polen gehörte, und schrieb seine Geschichte zu der Zeit, wo der Katholicismus und die Union in diesem Lande überwogen, voll feuriger Erinnerungen an den Kampf der griechischen Kirche. Die Geschichte Konißki's, reich an Thatsachen und voll Liebe zur Heimath, hat dieselben Mängel, wie die Geschichten der neuern Schriftsteller oder richtiger gesagt Abschreiber, d. h. es ist eine Geschichte des kleinrussischen Heeres und nicht des Volks.*) Der Patriarch der slawischen Nationalität, der Gelehrte dessen Name jeder Slawe mit Achtung aussprechen sollte, Schaffarik, hat in seiner 1842 erschienenen slawischen Volksschilderung die Zahl der Kleinrussen auf 13,144,000 Seelen angegeben, von denen 10,370,000 Rußland angehören, und 2,774,000 unter österreichischem Scepter stehen, nämlich 2,149,000 in Galizien und 625,000 in Ungarn; außerdem wohnen noch 216,000 im Königreich Polen; alle diese bekennen sich zur griechisch-unirten Kirche, während 10,154,000 der rechtgläubigen (griechisch-russischen) Kirche angehören. Der Stamm, den Schaffarik Kleinrussen nennt, ist derselbe den die Polen seit den ältesten

*) Der bekannte Anführer der Kosaken im Kampfe gegen die Polen.

*) In den frühern Jahrhunderten war gewiß die Geschichte des kleinrussischen Heeres auch die Geschichte des Volks; in spätererer Zeit hinderte wohl Rußland selbst die Abfassung einer wahren Volksgeschichte, denn man war von Mazeppa's Zeit an emsig bemüht die Heereseinrichtung und damit die nationale Kraft des Volkes zu brechen. A. d. U.

Digitized by Google

Zeiten in ihrer Geschichte, ihren Rechtsbüchern, in öffentlichen Acten, wie im Privatgebrauch mit dem Namen Ruslnen und die von ihnen bewohnten Länder mit dem Namen Rus bezeichnen. Diese Ruſinen bewohnen die jetzigen westlichen Gouvernements in Weißrußland, Kleinrußland, in der Ukraine und Galizien. Die Hauptverschiedenheit zwischen den Großrussen im Norden und Nordosten und den Kleinrussen im Süden und Westen besteht in der Sprache oder richtiger in der Mundart, und diese seit undenklichen Zeiten bestehende Scheidung trennte auch Rußland unter dem Namen Groß- und Kleinrußland in zwei Theile. In den Urkunden finden wir diese Benennungen von der Zeit an, wo der großfürstliche Thron aus Kiew nach Wladimir verlegt wurde.

Das unglückliche Theilungssystem, das die russischen Slawen der Kräfte und Mittel zum Widerstand gegen die Fremden beraubte, unterwarf den Norden oder Großrußland dem tatarischen Joch und fremdem Einflusse und überlieferte das südliche oder Kleinrußland in die Hände Litthauens. *) Im J. 1321 errang Gedimin einen blutigen Sieg über die Fürsten des westlichen Rußlands, und bemächtigte sich der jetzigen Gouvernements Wilna, Grodno, Kowno, Minsk, Mohilew und Witepsk. Der eigentlichen Litthauer oder Samogitier (Schmudiner) waren sehr wenig, und sie bewohnen jetzt nur noch drei Kreise des Gouvernements Wilna. Die ganze Kriegsmacht der litthauischen Fürsten bildeten die westlichen Kleinrussen. Während Großrußland unter dem tatarischen Joch und unter der innern Zwietracht seiner Fürsten seufzte und immer tiefer in asiatische Barbarei versank, schritt Kleinrußland unter dem Namen Litthauen — weil litthauische Fürsten es beherrschten — rasch vorwärts auf der Bahn der Civilisation, da es über Polen und Galizien die Aufklärung des Westens in sich aufnahm. Wie einst die russischen Fürsten aus Ruriks Stamm als officielle und Schriftsprache die Sprache der Mehrzahl des Volks, nämlich der Slawen, annehmen mußten, so erkannten auch die litthauischen Fürsten die westrussische Sprache als die Schriftsprache an.

(Fortsetzung folgt.)

Die Botschaft des Präsidenten Tyler.

(Schluß.)

So würde der Präsident wohl kaum sprechen, wenn er nicht ziemlich sicher wäre, daß die Bemühungen der Engländer Texas für sich zu gewinnen, an der verwandtschaftlichen Anhänglichkeit desselben für die Vereinigten Staaten bereits gescheitert wären, und daß England genöthigt ist sich auf die Seite Mexico's zu schlagen, um dort seine Vortheile zu verfolgen. Daher der gereizte Ton der Botschaft gegen Mexico, dem man nicht gestatten will den Krieg gegen Texas fortzusetzen. Zudem hat letzteres eine Maaßregel ergriffen, welche dem Vordringen der Nordamerikaner gegen Westen Schranken setzen soll, indem es allen Landhandel an seiner Nordostgränze verbot. Diese Maaßregel läßt sich zwar vorerst kaum durchsetzen; indeß macht Santa Anna Anstalten derselben ein größeres Gewicht zu geben, indem er die nördlichen Provinzen Mexico's möglichst rasch zu bevölkern beabsichtigen soll. *) Derlei Maaßregeln sind indeß nur geeignet die Sache zum Bruch zu bringen, wenn sie überhaupt von Bedeutung und nicht bloße Worte sind. Ist aber England dabei betheiligt, so ist die Absicht klar, hier dem Vordringen der Nordamerikaner über das Felsengebirge Schranken entgegenzusetzen, um solches auch im Norden gegen das Oregongebiet desto leichter thun zu können.

Hinsichtlich des letztern ist die Sprache der Botschaft sehr bestimmt, und die schon Ende Jahrs 1842 ausgesprochenen Absicht eine Postenkette über die Felsengebirge bis ans stille Meer zu ziehen, reift ihrer Vollendung entgegen. Fortwährend ziehen Schaaren von Nordamerikanern hinüber, und ein feindlicher Zusammenstoß mit der Hudsonsbay-Compagnie ist in Bälde abzusehen. Damit ist nicht gesagt, daß einer oder der andere Theil alsbald mit einer Kriegserklärung auftreten werde, denn bekanntlich haben sich dort die Engländer selbst unter den Firmen der Nordwest- oder Hudsonsbay-Compagnie bekämpft, ohne daß man weiter Notiz davon genommen hätte, aber es bleibt ein ewiger Anlaß zu Hader, der bei jeder Gelegenheit benützt werden kann, um einen Ausbruch herbeizuführen. Bei den Engländern steht die Absicht die nordamerikanische Union in möglichst enge Gränzen einzuschließen, so fest, als bei den Nordamerikanern der Plan die Engländer ganz vom amerikanischen Festland zu verdrängen. Wo diese beiden Bestrebungen auf eine Art zusammentreffen, daß keine Ausgleichung als mit dem Schwert mehr möglich ist, bleibt natürlich der Zukunft überlassen; so viel aber ist gewiß, daß eher die Engländer als die Amerikaner den Bruch herbeiführen werden, denn die Zeit ist für die letztern.

Von diesen äußern Verhältnissen wenden wir uns zu der finanziellen Lage des Landes, nicht der Regierung, denn dem augenblicklichen Defizit, worin diese sich befindet, ist auf die einfachste Weise abzuhelfen, sondern zu dem ökonomischen Zustand, worin das Land nach der furchtbaren Erschütterung, die

*) Diese Ansichten oder wenn man will diese Darstellung ist nicht ganz richtig. Die Kraft des ältern russischen Reiches, oder des Großfürstenthums Kiew, beruhte in den Kleinrussen; die nordöstlichen Fürstenthümer, meist aus kleinrussischen Ansiedlungen im finnischen Lande hervorgegangen, behaupteten sich durch ihre Schwäche und Bedeutungslosigkeit, bis sie im Laufe zweier Jahrhunderte heranwuchsen zum Widerstand gegen das Tatarenjoch. Litthauen vergrößerte sich im Laufe des 14ten Jahrhunderts auf Kosten der Tataren, Galizien fiel dann als ziemlich machtlos ihm zu, aber Großrußland widerstand ihm durch die Hülfe der Tataren, welche im J. 1399 nach dem Siegeslauf der litthauischen Fürsten durch eine blutige Schlacht ein Ende machten.

A. d. U.

*) Die neuesten Nachrichten sprechen von gewissen Landbewilligungen die einem gewissen Alexander de Grot in Tamaulipas gemacht worden seyen, unter der Bedingung binnen zehn Jahren wenigstens 10,000 Familien, Deutsche, Belgier oder Schweizer daselbst anzusiedeln. Dieß ist nun aber sicherlich falsch, denn in Tamaulipas sind keine unbesetzten Ländereien mehr. Wenn etwas wahres an der Sache seyn sollte, so müßten die Ansiedlungen weiter nördlich unternommen werden.

Digitized by Google

sein Credit erfahren hat, sich befindet. Nicht umsonst ist diese Erschütterung an dem Lande vorübergegangen, es hat sich eine theuer bezahlte Lehre daraus geholt, und diese besteht darin, daß es keinem Privaten, keiner Bank gestattet seyn soll, Papiergeld in Circulation zu setzen, so wenig als es jemanden anders als dem Staate gestattet ist, Geld zu schlagen. Tyler spricht diese Ansicht, welche noch vor wenigen Jahren als ketzerisch und verderblich ausgeschrien worden wäre, frei und offen in den Worten aus: „Dieselben Gründe, welche dem Congreß verbieten würden, sich seiner Macht über die Münze zu entschlagen, gelten fast in gleicher Stärke für jedes Ersatzmittel der kostbaren Metalle, welche als Zahlungsmittel umlaufen. Papier, das an die Stelle des baaren Geldes tritt, setzt einen Werthmesser fest, nach welchem die Geschäfte der Staatsgesellschaft regulirt werden, und was Entwerthung des Papiergeldes bewirkt, trifft auch die Staatsgesellschaft fast in demselben Umfang, wie eine Verschlechterung der Münze." Es ist dieser Grundsatz, wenn man die Macht und den Einfluß erwägt, den die Banken in den Vereinigten Staaten ausübten, in der That ein großes Resultat, das man als bedeutsame Lehre aus einer furchtbaren Vergangenheit sich abgezogen hat. In Uebereinstimmung mit diesem Grundsatz geschah es, daß Hr. Tyler, um dem Handel und Verkehr doch die nothwendige Erleichterung zu geben, die Creirung von 15 Mill. Dollars unverzinslicher Schatzkammerscheine vorschlug, wodurch zugleich dem Staat die Ersparniß der für die aufgenommenen Anlehen gezahlten Zinsen zu Theil geworden wäre. Der Antrag wurde in zwei Sessionen gemacht, aber jedesmal verworfen, weil die eine Partei eine Nationalbank nach altem Schnitt, die andere das von Van Buren vorgeschlagene Subtreasurysystem verlangte.

Trotz dieses Streits der Parteien im Congreß und des Congresses mit dem Präsidenten über die Finanzverwaltung hob sich doch der Credit der Unionsregierung fortwährend, und die Papiere stiegen. Dieß war die Folge einerseits der Baarzahlung der Zölle, *) andrerseits der Vernichtung des Papiergeldes, und so nahm auch, ganz abgesehen von dem höhern Tarif, die Einfuhr ab, und die Ausfuhr lieferte den Ueberschuß an baarem Gelde, das jetzt alle Adern des amerikanischen Verkehrs durchdringt, den Zinsfuß drückt, alle Unternehmungen erleichtert, und auf den Credit der Union, wie der einzelnen Staaten den vortheilhaftesten Einfluß gehabt hat. Uebelwollende Kritiker haben es dem Präsidenten vorgeworfen, daß er die einzelnen Staaten nicht stärker an die Erfüllung ihrer Pflichten gegen die auswärtigen Gläubiger gemahnt, allein Hr. Tyler hat dieß, ebenso wie Van Buren vor ihm, in frühern Botschaften eindringlich gethan, und mochte es der Delicatesse gemäß finden, jetzt, wo sich die öffentliche Meinung in den Vereinigten Staaten immer lauter gegen die Repudiationslehre ausspricht, *) nicht wieder formell denselben Ton anzustimmen, und er wies deßhalb nur darauf hin, daß die Wiederherstellung des Credits der Union der sicherste Vorläufer eines bessern Finanzzustandes auch der einzelnen Staaten seyn werde.

Was indeß den ökonomischen Zustand des Landes hob, die verminderte Einfuhr, hat auf der andern Seite die Finanzen des Landes in Verlegenheit gesetzt, weil die Union im Frieden keine andern Steuern, als die Zölle erhebt; so wie aber der Congreß, was nicht unwahrscheinlich ist, in einen Zoll auf Kaffee und Thee willigt, so ist das Deficit schnell gedeckt und die Regierung reichlich mit den Mitteln versehen, um ihre Rüstungen, namentlich die zur See, wie der Präsident vorschlägt, mit Leichtigkeit fortzusetzen. Ueberhaupt kann nichts irriger seyn, als die auch von englischen Blättern hochmüthig hingeworfene Ansicht, das bankerotte Amerika könne unmöglich einen Krieg führen, indem niemand ihm Geld leihen würde. Für einen solchen Fall fände die Unionsregierung die Mittel zu einem Kriege in vollem Maaße in sich selbst, und wird sie auch immer mehr finden, je länger der jetzige Tarif und die jetzige Baarzahlung der Zölle fortdauern.

*) Frühere hatten die einführenden Kaufleute sechs bis neun Monate Frist die Zölle abzutragen, während welcher Zeit sie ihre Waaren längst abgesetzt, und vielleicht eine zweite und dritte Ladung empfangen hatten. Ihnen kam beim Verkauf der Waare der noch nicht gezahlte Zoll zu gut, und wucherte in ihren Händen; sie hatten also ein besonderes Interesse möglichst viel einzuführen; die Baarzahlung des Zolls aber nöthigt sie ihre Einfuhr auf den wahrscheinlichen Bedarf und sichern Absatz zu beschränken.

*) Auch der Gouverneur von Virginien hat sich bei der diesjährigen Eröffnung der Legislatur aufs stärkste gegen die Repudiation ausgesprochen.

Wanderungen im südlichen Arabien.

Tayf. — Mekka.

Die Stadt Tayf liegt inmitten einer Sandebene, die etwa vier Stunden im Umfang hat und von niedrigen Bergen, Dschebel Gazaa genannt, umgeben ist. Diese sind eine untergeordnete Reihe der großen Kette, welche einige Meilen weiter östlich fortzieht und sich dann in die Ebene verliert. Tayf ist ein unregelmäßiges Viereck, umschlossen von einer Mauer und einem Graben. Die Mauer hat drei Thore und wird von einigen Thürmen vertheidigt; doch ist sie viel weniger fest als die Mauern von Dschidda, Medina und Yembo. An der Westseite ragt das Schloß empor, vom Scherif Galib erbaut; es hat keinen andern Anspruch auf den Namen eines Schlosses, als daß es größer ist als die übrigen Gebäude in der Stadt und daß seine Mauern stärker sind. Die Häuser in der Stadt sind meistentheils klein, aber gut gebaut; die Wohnstuben und Frauengemächer sind im obern Stockwerk und man sieht selten Zimmer oder Salons im Erdgeschoß, wie es in der Türkei gewöhnlich ist. Die Straßen sind breiter als in den meisten östlichen Städten; der einzige öffentliche Platz ist in der Fronte des Schlosses, ein großer offener Raum, der zum Marktplatz dient.

Allmählich erholt sich Tayf von den Drangsalen des Kriegs, und viele Vertriebene kehren zurück, um sich wieder anzubauen. Lange befand sich Tayf in einem großen Zustande des Verfalls, indem eine Menge Häuser gänzlich demolirt waren. Als nämlich im Jahre 1802 die Wahabiten eindrangen, zerstörten sie viele Gebäude, weil die Einwohner von Tayf sie erbittert hatten. Ich sah zwei kleine, recht solid gebaute Moscheen, eine davon gehört den Hindus, die sich zum Islam

Digitized by Google

bekennen. Das Grabmal des heiligen Abbas, welches eine gute Kuppel hatte und sehr häufig von Pilgern besucht wurde, ist von den fanatischen Wahabiten gänzlich zerstört worden.

Tayf wird von zwei reichlichen Brunnen mit Wasser versehen; der eine ist innerhalb der Mauern, der andere vor dem Thor; das Wasser ist wohlschmeckend, aber schwer. Die Stadt ist in ganz Arabien ihrer schönen Gärten wegen berühmt; sie liegen am Fuß der Berge, welche die Sandebene umgeben; die unmittelbare Nachbarschaft ist gänzlich von Grün entblößt, was den Aufenthalt hier so melancholisch als in irgend einer arabischen Stadt macht. Die nächsten Gärten sind auf der Südwestseite, eine gute halbe Stunde von der Stadt entfernt; auf dieser Seite ist auch eine verlassene, von der Stadt getrennte Vorstadt mit einigen Beduinenhütten und Dattelbäumen zwischen ihren Ruinen; sie wurde lange vor dem Einfall der Wahabiten verlassen; Schakale hausen jetzt daselbst, zuweilen auch verwegene Räuber, Schnapphähne und Weglagerer.

In einigen Gärten sind kleine Pavillons, wo die Einwohner von Tayf ihre festlichen Stunden zubringen; der Garten von Wadi Schemal mit seinen Palmen, Granatbäumen, Rosenbeeten und Sprudelquellen ist mit Recht weit und breit berühmt. Sämmtliche Gärten von Tayf werden von Brunnen und Bächlein bewässert, die von den Bergen herabfließen; zahlreiche Fruchtbäume werden hier angetroffen nebst einigen Weizen- und Gerstenfeldern. Die Früchte, welche ich in Tayf kostete, waren Weintrauben von ausgezeichneter Größe und trefflichem Geschmack, sodann Feigen, Quitten und Granatäpfel. Die Gärten von Tayf sind auch berühmt wegen der Menge der Rosen, welche, wie die Trauben, über ganz Hedschas verbreitet werden. Früher brachten die großen Kaufleute von Mekka einen Theil des Sommers in diesen Gärten zu, und der Scherif selbst verweilte hier während der heißen Jahreszeit; sie hatten alle ihre Häuser und Einrichtungen da, und verloren beträchtliches Eigenthum, als Tayf von den Wahabiten geplündert wurde.

Die eingebornen Bewohner Tayfs sind Araber vom Stamm Tekif, welche sich hier niederließen; in ihrem Besitz sind alle die Gärten bei der Stadt und die meisten Buden mit Lebensmitteln innerhalb der Mauern. Wenige Mekkaer sind hier angesiedelt, und bei weitem der größte Theil der Fremden sind indischen Ursprungs. Wie in Dschidda, haben diese auch hier, obgleich in Arabien geboren und seit mehreren Generationen angesiedelt, immer noch die Kleidung, Sitten und Bräuche der indischen Muselmänner beibehalten; einige von ihnen sind Kaufleute, die meisten aber Derwischen, welches Gewerbe in Hedschas wegen der großen Vorliebe aller Klassen für Drogueriewaaren, Parfumerien u. s. w. vortheilhafter ist, als in andern Gegenden. Ich zählte in allem etwa fünfzig Kramläden. Vor dem Einfall der Wahabiten war Tayf eine Handelsstadt, nach welcher die Araber der Umgegend und aus der Entfernung von manchen Tagereisen kamen, um Kleidungsstücke zu kaufen, während die Bergbewohner in Karawanen Weizen und Gerste brachten; Tayf war auch eine beträchtliche Niederlage für Kaffee, der von den Beduinen von den Bergen Yemens gebracht wurde, welche dergestalt die schweren Eingangszölle, die in den Häfen der arabischen Küste erhoben werden, umgingen. Gegenwärtig werden aus dem Innern nur Datteln von den Ateybe-Arabern, welche manche fruchtbare Pflanzung in ihrem Bezirk haben, eingeführt.

Von Tayf besuchte ich Wadi Liam, ein fruchtbares, drei Stunden langes Thal mit Obstgärten und Dattelpflanzungen. In östlicher Richtung erblickt man Zeyme, ein halbzerstörtes Castell mit pittoresken Umgebungen. Ein Flüßchen bewässert die Ebene, welche schöne Weiden im Ueberfluß darbietet. Dann machten wir einen Ausflug nach dem Dschebel Dueа, auf dessen Gipfel wir einige angenehme Stunden zubrachten. Gegen Abend stiegen wir den Berg herab; allein ein Regenschauer nöthigte uns in einer geräumigen Höhle an der Seite der Straße Schutz zu suchen, welche bei ähnlichen Gelegenheiten von Schäfern des Hodheilstammes benutzt wird. Auch die Ateybiten besuchen mit ihren Kameelen und Schafen diese Gegend. Nach Sonnenuntergang gelangten wir zu den Kaffehütten an der Bergwand, wo die Karawanen Halt machen. Hier zündeten wir ein großes Feuer an und kochten einen irdenen Topf von den Arabern, in welchem wir Reis zu unserem Nachtessen kochten.

Neu gestärkt betraten wir am nächsten Morgen die Straße nach Mekka. Wir brachten die Mittagsstunden in einem Kaffeehause zu, wo sich einige Beduinen mit Schießen nach einem Ziel unterhielten. Sie gaben Beweise ihrer großen Geschicklichkeit, indem sie einigemale einen Piaster, den ich etwa vierzig Ellen weit entfernt aufstellte, trafen. Kaffee und Wasser ausgenommen, kann man in diesen Hütten an der Straße nichts anderes erhalten; der Kaffee wird nicht in einzelnen Tassen gebracht, wie dieß in den meisten Theilen der Levante üblich ist, sondern wer denselben verlangt, dem wird ein kleiner irdener Topf mit heißem Kaffee vorgesetzt; dieser Topf enthält zehn bis zwölf Tassen, denn diese Quantität trinkt ein Araber oft dreimal des Tages; man nennt diese Töpfe Magrabe; in die Mündung wird ein Büschel trockener Kräuter gesteckt, durch welche der Kaffee rinnt.

Nach einem kurzen Marsch von Schedad aus lag Mekka vor uns, die heilige, aller Orten gepriesene Mutterstadt des Islam, von den Arabern mit manchem hochtönenden Namen bezeichnet. Firuzabadi, der berühmte Verfasser des Kamus, hat eine ausführliche Abhandlung über die verschiedenen Namen Mekka's geschrieben. Die Stadt liegt in einem engen und sandigen Thal, und die Hügel, welche dieses Thal umschließen, sind kahl und baumlos. Die vorzüglichste Hügelkette liegt auf der Ostseite der Stadt. Der größte Theil der Stadt liegt in dem Thal selbst, einzelne Theile sind an dem Abhang der Hügel hinaufgebaut, wo die ersten Wohnungen der Koreischiten und die alte Stadt gewesen zu seyn scheinen.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Erhaltung von Alterthümern in Frankreich. Der Minister des Innern hat auf Antrag des historischen Comité's der Künste und Denkmäler befohlen, daß das schöne alte Haus zu Rheims, das unter dem Namen Hôtel des Grafen von Champagne bekannt ist, und welches der Stadtrath zu Erweiterung der Straße niederreißen wollte, unbeschädigt erhalten werde. — Ebenso hat dieser Minister sich mit dem Kriegsminister über die Fortificationen von Carcassonne, einem der merkwürdigsten Ueberreste der Feudalzeit im südlichen Frankreich, besprochen und es ausgewirkt, daß diese hergestellt und möglichst erhalten werden. (Fr. Bl.)

Vegetabilische schwarze Farbe. Der Calcutta Englishman vom 17 Oct. berichtet, daß man in den östlichen Provinzen (Assam oder Tenasserim?) eine vegetabilische schwarze Farbe gefunden habe, die eine sehr dauerhafte Färbung von großem Glanz gebe.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 13.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

13 Januar 1844.

Die Eingebornen um Port Philip in Australien.

(A Summer in Port Philip. By the Hon. R. Dundas Murray.)

Alles was auf die Eingebornen dieser Länder Bezug hat, gewährt ein mannichfaches Interesse, und darum halten wir es nicht für überflüssig über die rasche Abnahme derselben um Port Philip das Zeugniß eines unverdächtigen Mannes mitzutheilen.

„Jede Station wird zuweilen von den Eingebornen besucht, welche noch immer an den Orten hängen, an denen sie aufwuchsen, obgleich der Weiße mit seinen Heerden eindrang, deren anwachsende Zahl das Wild verscheuchte, das vor Ankunft der Colonisten ihr Hauptnahrungsmittel war. An der Station, wo ich wohnte, schien eine kleine Abtheilung ihren Aufenthaltsort für geraume Zeit fixirt zu haben, gegen die Gewohnheit der Stämme, welche keine Lockung bewegen kann ihr Wanderleben aufzugeben und sich an einem bestimmten Orte aufzuhalten. So eingewurzelt ist diese Neigung, daß alle andern Rücksichten davor in den Hintergrund treten; sie verlassen selbst manchmal einen reichlichen Jagdgrund, und ziehen nach einem Ort, wo alle ihre Jagdgeschicklichkeit sie kaum nährt, nur um das Vergnügen der Ortsveränderung zu genießen. Die Wanderung hat freilich nicht die geringste Schwierigkeit, da sie außer ihren Jagdgeräthschaften so gut wie nichts zu tragen haben. Nachts biegen sie einige Zweige zusammen, um sich gegen die Witterung zu schützen; sind sie aber im Besitz eines Stücks Wollenzeug oder eines Mantels aus Opossumfellen, so strecken sie sich ohne anderes Obdach auf den Boden hin mit den Füßen nach dem Feuer gerichtet. Seit der Besetzung dieses Districts hat ihre Zahl rasch abgenommen, und der Tag ist nicht fern, wo einige einzelne Vagabunden allein noch an die ehemaligen Besitzer des Bodens mahnen werden. Die frühesten Ansiedler, d. h. diejenigen welche vor etwa acht Jahren kamen, wurden häufig besucht, manchmal auch belästigt von zahlreichen Schaaren, von denen jetzt nur noch schwache Reste ihr ehemaliges Gebiet durchziehen. Die Ursachen dieser raschen Verminderung in so kurzer Zeit konnten wir nicht ergründen, wenigstens werfen weder die Gewohnheiten noch die Ueberlieferungen der Eingebornen ein Licht auf die Frage, ob ihre Zahl auch schon vor Ankunft der Weißen in Abnahme war, deren Auftreten in diesen, wie in andern wilden Ländern den Schluß zu rechtfertigen scheint, daß sie den Urbewohnern den Samen des Verfalls mitbringen. Die Einführung europäischer Krankheiten, ihre innern Kämpfe, so wie die veränderte Nahrung werden von denen, welche die Frage lösen wollen, als Gründe angeführt. So sehr dieselben indeß auch das allmähliche Aussterben erklären mögen, so können dieß doch nicht die einzigen Ursachen einer Sterblichkeit seyn, die fast ganze Stämme dahin raffte. Ich fürchte sehr, daß eine genaue Untersuchung dieses Gegenstandes Thatsachen ans Licht bringen würde, welche den ersten von denen, die ihre Heerden unter diesen „wilden Schwarzen" weideten, nicht sehr zur Ehre gereichen werden. Es würde sich vielleicht finden, daß nicht immer der wilde Eingeborne das Blut seines Nachbars suchte. Wenn umlaufende Erzählungen wahr sind, so gibt es Stellen in der Provinz, wo Scenen vorfielen, in denen die Weißen eine grausame, mitleidslose Rolle spielten, wo wegen des Vergehens einiger Wenigen Rache an Schuldigen und Unschuldigen genommen, der kräftige Mann mit dem Knaben, die Mutter neben ihrem Kind niedergeschossen wurde. Solche Abscheulichkeiten sollen vorgefallen seyn, nicht von Seite der eigentlichen Ansiedler, deren Freundlichkeit und Menschlichkeit gegen die Eingebornen nur Lob verdienen, sondern von ihren Dienern, die im Anfang der Colonie größtentheils deportirte Verbrecher waren, Leute die sich aus solchen Thaten kein Gewissen machten, namentlich wenn ein ihnen selbst oder dem Eigenthum ihres Herrn zugefügtes Unrecht einer solchen Wiedervergeltung einen Anschein von Gerechtigkeit verlieh. Obwohl diese Classe in der Colonie jetzt fast erloschen ist, so scheinen doch noch einzelne Leute da zu seyn, welche der schauderhaftesten Thaten fähig sind. Erst noch im vorigen Jahr (1842) ereignete sich ein Vorfall, der unter den Colonisten große Sensation erregte, indem eine Abtheilung von sechs oder mehreren Europäern drei einheimische Frauen nebst einem Knaben erschossen und eine vierte Frau verwundeten. Der Gouverneur

Digitized by Google

setzte einen Preis von 50 Pfd. St. auf die Entdeckung der Missethäter aus, aber trotz der aufrichtigen Bemühungen vielee Colonisten kam nichts an den Tag."

Russische Briefe an Bulgarin.

Erster Brief.

(Fortsetzung.)

Die Vereinigung Litthauens mit Polen im 16ten Jahrhundert änderte an der Ordnung der Dinge nichts, weil die litthauischen Fürsten, nachdem sie polnische Könige geworden, Litthauen abgesondert und unumschränkt beherrschten, wahrend sie in Polen den Reichstagen unterworfen waren, und weil die polnischen Könige ihren Vortheil dabei fanden, die beiden Länder und Völker, d. h. das Land Rus und on nicht miteinander zu verbinden. In Kleinrußland, d. h. im südlichen und westlichen sogenannten Litthauen, redeten Adel, Bürger und Bauern russisch. Die Schriftsprache war russisch; die Gesetze, d. h. das litthauische Statut, waren gleichfalls russisch abgefaßt. Im J. 1337 bestieg Fürst Bolesiaw in Masovien den Thron seines Großvaters, aber seine Herrschaft war bereits auf Rothrußland beschränkt, auf welches die in Podolien hausenden Tataren Einfluß übten. Boleslaws Bruder Semowit trat, beunruhigt durch die Ansprüche der Tataren und Ungarn, seine Herrschaft im J. 1340 an den polnischen König Casimir den Großen ab, und von dieser Zeit an beginnt der polnische Einfluß auf Rothrußland, der jedoch bis jetzt den Charakter des gemeinen Volkes nicht ändern konnte. Die Bauern in Rothrußland wie in ganz Galizien sind jetzt noch Rusinen oder Russen des südlichen Stammes, d. h. Kleinrussen, und sprechen Eine Sprache mit den Galiziern und unsern jetzigen Kleinrussen und Ukrainern. Warum haben aber die litthauischen Fürsten als Schrift- und officielle Speache nicht die kleinrussische oder ukrainische Mundaet angenommen, welche noch jetzt von der Mehrzahl des südwestlichen oder Kleinrussen gesprochen wird? Weil die litthauischen Fürsten in Troki oder Wilna lebten, unter einem Volk, das die weißrussische Mundart redete, und da zu jener Zeit auch die Grundherren (Semjäne, spater Schlachta, jetzt Dworjäne, Hofleute, Adelige genannt) nicht polnisch verstanden, und dieselbe Mundart wie ihre Bauern redeten, so versteht es sich von feldst, daß die litthauischen Fürsten die Sprache dee ihnen benachbarten Bojaren annahmen, der Gefährten ihrer Siege über das übrige südliche Rußland.

Der Adel Litthauens, d. h. des jetzigen westlichen Gouvernements und Weißrußlands *), war der russisch-griechischen Kirche und seiner russischen Sprache so sehr zugethan, daß er sich in keiner Weise mit den Polen vermengen wollte, und die polnische Regierung nannte den dortigen Adel in den öffentlichen Urkunden nie anders als die „russische Schiachta," um ihn von der polnischen Schlachta zu unterscheiden. In der Folge wurde durch die höhere poinische Civilisation und den Katholicismus die polnische Sprache Umgangs- und Schriftsprache, aber dieß geschah erst im 17ten Jahrhundert. Vergebens forderte der polnische Adel auf dem Reichstag zu Petrikau bei der zweiten Vereinigung Litthauens und Polens, daß die polnische Sprache und Gesetzgebung auch auf Litthauen und alle dazu gehörigen Länder ausgedehnt würde. König Sigismund August willigte nicht ein, trotz der offenen Empörung des polnischen Adels. Nach heftigem Widerstreben und erst nach dem Tode des Fürsten Nicolai Radziwill, mit dem Beinamen der Schwarze, des eifrigsten Vertheidigers der russischen Nationalität in Litthauen, erfolgte endlich die schließliche Vereinigung zweier Völker — so heißt es in den Acten — auf dem Reichstag von Lublin im Jahre 1569. Preußen, Podlasien, Wolhynien, Podolien und Litthauen vereinigten sich mit der polnischen Krone und bildeten nicht mehr abgesondeete Provinzen. Seit dieser Zeit wurden die Reichstage für beide Völker in Warschau gehalten, und obwohl Litthauen bei seinem Statut blieb, so wurden doch die politischen Rechte gleichmäßig auf alle ausgedehnt. Wie wenig Litthauen, d. h. das südwestliche Rußland, an dieser Vereinigung Gefallen fand, ergibt sich daraus daß es nach dem Tode des letzten polnischen Königs aus dem Hause Jagello, Sigismund Augusts II, im J. 1542 den Zaar Iwan den Schrecklichen als König und Großfürst wählen wollte, bloß um seine Sprache und seine Religion, gegen welche in Polen schon gewaltig operirt wurde, zu behaupten. Seit der Vereinigung zu Lublin beginnt der offene, thätige Einfluß der polnischen Civilisation auf Litthauen. Die Schlachta, welche an den Warschauer Reichstagen Theil nahm und sich am Hofe des Königs befand, war genöthigt die polnische Sprache zu erlernen. Die Schulen waren in den Händen der katholischen Geistlichkeit, welche den Katholicismus ausdreitete, nnd nach Verlauf eines Jahrhunderts war der russische Adel Litthauens, mit Ausnahme Kleinrußlands, fast ganz zum Katholicismus übergegangen, besonders da die Reichstage die Verordnungen bestatigten, kraft deren nur Katholiken im Senat sitzen, auf den Reichstagen stimmen und allein Aemter im Reiche bekleiden konnten. Um diejenigen anzulocken, welche allzufest an der russisch-griechischen Kirche hingen, wurde die sogenannte Union ausgesonnen, und endlich ging man so weit, daß die alte russische Nationalität und die griechische Kirche sich nne in der Ukraine, in Kleinrußland und zum Theil in Weißrußland behaupteten, bis endlich offendare Unterdrückung und Verfolgung die Ukraine unter dem Hetman Bogdan Chmielnizki im J. 1654 von Polen losrissen.

Obwohl nun das südliche Kleinrußland und die Ukraine dem Einfluß Polens hinsichtlich der Sprache und des Glaubens nicht unteeworfen wurden, so wirkte die polnische Bildung doch mächtig auch auf dem linken Ufer des Dniepr ein. In die Akademie zu Kiew drangen die Wissenschaften aus dem Westen Europa's durch Polen ein über Lemberg und Krakau, und was noch mehr verwundern muß, eine Menge rechtgläubige Jünglinge, feldst solche die sich dem geistlichen Stande widmeten, wurden auf den spater von Jesuiten geleiteten Akademien in Krakau und Wilna und in den Jesuitencollegien

*) So genannt, weil es von jedem fremden Joche frei blieb.

Digitized by Google

zu Lemberg und Polozk erzogen. Zur Zeit des Hetman Chmielnizki und selbst noch weit später verstand der gesammte alte kleinrussische Adel und die ganze Geistlichkeit die polnische Sprache, sehr viele sogar Latein und schrieben selbst ganz regelrecht in diesen Sprachen; die Akademien zu Kiew verbreiteten mächtig die Saat der Bildung, und als Peter der Große Rußland umsoemen wollte, fand er die dazu nöthigen Materialien in Rußland selbst d. h. im südlichen Rußland. Der geeße Reformator konnte nur für materielle Neuerungen sich der Fremden bedienen, d. h. zum Abrichten von Soldaten, zum Bau und zum Commando von Schiffen, zu architektonischen und Jugenieuearbeiten, aber Fremde konnten ihm zur Begründung der Aufklärung in Rußland nicht helfen, sie konnten nicht mitwirken zur Umgestaltung des geistigen Lebens, zur Einführung von Unterrichtsanstalten, zur Begründnng der Gerichtsordnung. Dazu mußte er Leute desselben Glaubens und desselben Stammes haben, und in diesen wichtigen Unternehmungen unterstützten ihn vor allen andern Kleinrussen, nicht bioß aus unserm jetzigen Kleinrußland, sondeen auch aus dem polnischen Theil Südeußlands, aus Weißrußland und selbst aus Galizien. Sie arbeiteten schon unter seinem Vater, Alexei Michailowitsch, auf demselben Felde, ja sie streuten noch vor der Thronbesteigung des Hauses Romanow in Großrußland den Samen der Aufklärung aus. Wir erwähnen den Architypographen von Kiew, Berynda, den Metropoliten von Kiew, Hiob Borezki, den Erzbischof von Polozk Meletius Smotrizk, Fedor Iwanowitsch Gridojedow oder Gribowski, welchen Zaae Alexei Michailowitsch aus Litthauen kommen ließ um das Gesetzbuch abzufassen, endlich untee den Mitarbeitern Petees auf dem Felde der Wiedergeburt Rußlands Stephan Jawoeski aus Lemberg, Gabriel Bushinski, den Uebersetzer Pufendorfs nnd anderer wichtigen Weeke, den Weißrussen Ilja Kopiewitsch, einen der thatigsten Literatoren zu Peters Zeit, und den Kleineussen Wasili Kirillowitsch Tretiakowsky, der seinee Zeit durch geiehrte Aebeiten dee Bildung geoßen Vorschub that. Es sind dieß nur die Namen einiger wenigen unter denen, die sich durch ihre Werke einen Namen machten und wichtige Stellen einnahmen, aber wie viele Geistliche, Leheer, Juristen und andere, die man aus Kleinrußland kommen ließ, sind unbekannt geblieben! Man durchgehe die Archive jener Zeit und man findet allenthalben, daß die ersten Begründer der neuen Ordnung und der neuen Einrichtungen Klein- und Weißrussen waren.

(Schiuß folgt.)

Zwei Arten vegetabilisches Wachs in Brasilien.

Ein Hr. Sigand theilt hierüber in dem Echo du Monde Savant vom 31 December faigendes mit: Die erste Aet, weiche den Namen Carnauba führt, ist das Prodnct einer Palme, die in den nördlichen Peacinzen Brasiliens, namentlich in Ceara, in Menge wächst. Das Wachs findet sich an den Blättern, auf deren Oberfläche es eine dünne Schichte bildet; man schneidet dir Blätter ab, läßt sie im Schatten trocknen, und bald machen sich blaßgelbe Schuppen los, die am Feuer schmelzen und eine Masse von wirklichem Wachs geben, deren einziger Fehler ist, etwas brüchig zu seyn. Die ersten Proben von diesem Wachs wurden an den Gouverneur der Provinz Rio Grande do Norte, den Grafen von Galeas, geschickt, der sie seinerseits an Lord Grenville nach London sandte. Hr. Blande, Mitglied der königlichen Gesellschaft, machte im Jahre 1811 in den Philosophical Transactions eine Analyse bekannt. Er suchte ein Mittel das Carnauba-Wachs zu bleichen, was ihm aber nicht gelang; glücklicher war er in seinen Versuchen Kerzen daraus zu fabriciren. Diese Versuche wurden neurelich in Rio Janeiro wiederholt, das Resultat war günstig, und jetzt ist diese Substanz ein Handelsgegenstand geworden, der auf dem Markte von Rio Janeiro guten Absatz findet, und den manche Schiffe selbst in Ceara holen, um ihn nach England zu führen. — Die zweite Art Wachs, welche im Lande unter dem Namen Oeuba bekannt ist, kommt aus Para, und scheint sich auch im französischen Guiana zu finden. Der ziemlich buschige Baum, der jedoch kaum 30 Palmen hoch wird, wächst in sumpfigem Boden, und findet sich deßhalb an den Ufern des Amazonenstromes, so wie seiner zahlreichen Zuflüsse sehr häufig. Er gibt eine Frucht von der Form und Größe einer Gewehrkugel, mit einem Kern, der von einer dichten rothen Schale überzogen ist, welche dem Wasser eine prächtige purpurrothe Farbe gibt. Nach dem ersten Waschen behält der Kern seine schwarze Farbe, man stößt ihn dann zu Brei, kocht diesen und gewinnt daraus ein Wachs, das auf der Oberfläche schwimmt. Dieß rohe Wachs gleicht sehr dem der Bienen, hat aber auch große Aehnlichkeit mit dem Ibuenuba-Wachs, welches Humboldt beschrieben hat. Bei der Reinigung wird es blendend weiß, und gibt ein Licht ähnlich dem des Gases. Zu Belem, der Hauptstadt von Para, gibt man sich schon seit langer Zeit mit dieser Industrie ab, und fabricirt dort zu einem sehr niedern Preise Kerzen von ausgezeichneter Weiße. Aus 16 Kilogramm Samen gewinnt man 3 Kilogramm Wachs. Es gibt eine große Menge dieser Bäume in Para längs dem Amazonenstrom, und in den Monaten Januar, Febeuar und März ist man mit dem Einsammeln der Früchte beschäftigt, wie in Europa im September und Octaber mit der Traubenlese.

Wanderungen im südlichen Arabien.

Tayf. — Mekka.

(Fortsetzung.)

Man kann Mekka eine hübsche Stadt nennen; seine Straßen sind im allgemeinen breiter, als die anderer Städte des Orients; die Häuser hach und aus Stein erbaut, und die airlen Fenster nach der Straße zu geben ihr ein angenehmeres und mehr europäisches Ansehen, als den Städten von Aegypten und Syrien, wo nur wenige Fenster auf die Straße gehen. Wie Dschidda, hat auch Mekka viele dreistöckige Häuser, deren dunkelgrüne Farbe dem Auge wohler thut, als das blendende Weiß der Häuser von Dschidda. In den meisten Städten der Levante tragen die engen Straßen zur Kühlung bei, und in Gegenden, wo Wagen nicht gebräuchlich sind, wird ein Raum für zwei beladene Kamele für hinreichend gehalten. In Mekka aber waren wegen der Menge Menschen, die sich hier versammeln, breite Straßen nothwendig, und in den für die Aufnahme der Pilger und anderer Gäste eingerichteten Häusern sind die Fenster so angebracht, daß man auf die Straße sehen kann.

Die Stadt ist von allen Seiten offen; die benachbarten Hügel

Digitized by Google

würden eine gute Schutzwehr abgeben, wenn sie gut vertheidigt werden. Vor Zeiten hatte Mekka drei schützende Stadtmauern; eine lief quer durch das Thal, die andere im Quartiere von Shebeika, die dritte da, wo sich das Thal nach Mesfale zu öffnet. Der einzige öffentliche Platz im Innern der Stadt ist der geräumige Platz vor der großen Moschee. Weder Gärten noch Bäume ergötzen das Auge, und die Scene wird einzig während der Wallfahrtszeit durch die große Menge wohlgebauter Schuppen, die man in jedem Quartier findet, belebt. Vier oder fünf große dem Scherif gehörige Häuser, zwei Medresses oder Collegien und die Moschee mit einigen Gebäuden und Schulen, die zu ihr gehören, ausgenommen, kann Mekka sich keiner öffentlichen Gebäude rühmen, und in dieser Beziehung ist es schlechter bestellt, als irgend eine andere Stadt des Orients von gleicher Größe. Weder Khans zur Bequemlichkeit der Reisenden und zur Aufbewahrung der Kaufmannsgüter, noch prächtige Paläste, noch Moscheen, welche jedes Quartier anderer Städte des Orients zieren, werden hier gesehen. Man kann vielleicht diesen Mangel glänzender Gebäude der Verehrung zuschreiben, welche die Bewohner für ihren Tempel haben; dieß hält sie von der Erbauung eines Gebäudes ab, welches möglicherweise mit ihm wetteifern möchte.

Jedes Haus hat seine Terasse, deren Boden aus Kalksteinen eine kleine Neigung hat, daß das Regenwasser durch Rinnen in die Straße fließt, denn der Regen ist hier so unregelmäßig, daß es nicht der Mühe werth wäre, ihn, wie in Syrien, in Cisternen zu sammeln. Die Terrassen sind durch eine kleine Brustwehr den Blicken entzogen, denn im Orient wird es für unanständig gehalten, wenn ein Mann auf der Terrasse erscheint, und er könnte leicht beschuldigt werden, daß er sich nach den Frauen der Nachbarschaft umsehe; die Weiber dagegen bringen ihre meiste Zeit, mit diversen häuslichen Verrichtungen beschäftigt, auf den Terrassen zu. Die Europäer zu Aleppo allein erfreuen sich des Vorrechts, ihre Terrassen zu besuchen, welche oft sehr schön von Stein gebaut sind. Hier bleiben sie während der Sommerabende, essen oft da zu Abend und bringen die Nacht daselbst zu.

Alle Häuser der Mekkaer, die der vornehmsten und reichsten Einwohner ausgenommen, sind zum Vermiethen eingerichtet, indem sie in viele getrennte Wohnungen eingetheilt sind, deren jede ein Wohnzimmer und eine kleine Küche hat. Die Straßen sind alle ungepflastert; im Sommer verursachen Sand und Staub auf denselben eben so große Beschwerlichkeit, als der Schmutz in der Regenzeit, während welcher man sie nach einem heftigen Gußregen kaum passiren kann, denn im Innern der Stadt fließt das Wasser nicht ab, sondern bleibt bis es aufgetrocknet ist. Man kann es dem zerstörenden Regen, welcher, abgleich von kürzerer Dauer als in andern Tropenländern, mit großer Gewalt herabströmt, zuschreiben, daß kein altes Gebäude in Mekka gefunden wird. Die Moschee selbst hat unter verschiedenen Sultanen so viele Reparaturen erfahren, daß man sie ein neues Gebäude nennen kann. Ich glaube nicht, daß unter den Häusern eines älter als vier Jahrhunderte ist. Der Reisende findet darum an diesem Orte keine so interessanten Proben der Baukunst oder so schöne Ueberbleibsel von saracenischen Gebäuden, wie sie immer noch in Syrien, Aegypten, Nordafrika und Spanien bewundert werden. In dieser Beziehung wird das alte weltberühmte Mekka von der kleinsten Provincialstadt Syriens übertroffen. Dasselbe kann von Medina gesagt werden, und ich glaube, daß die Städte von Yemen im allgemeinen arm an Denkmalen der Baukunst sind.

Mekka ermangelt aller solcher polizeilichen Einrichtungen, die in andern Städten des Orients gebräuchlich sind. Des Nachts sind die Straßen ganz finster und keine Art Lampe brennt; die verschiedenen Quartiere sind ohne Thore, und in dieser Hinsicht von den meisten orientalischen Städten verschieden, wo jedes Quartier regelmäßig nach dem letzten Abendgebet geschlossen wird. Man kann daraus die Stadt zu jeder Zeit der Nacht durchkreuzen, und der Sicherheit der Kaufleute sowohl als der Hausbesitzer wird nicht diejenige Aufmerksamkeit erwiesen, wie in den syrischen oder ägyptischen Städten von gleicher Größe. Der Schmutz und Kehricht der Häuser wird in die Straßen geworfen, welche nach der Jahreszeit bald staubig, bald kothig sind. Dieß scheint auch in alten Zeiten gebräuchlich gewesen zu seyn, denn ich bemerkte in den Umgebungen der Stadt keine solche Schutthaufen, welche gewöhnlich in der Nähe der großen türkischen Städte gefunden werden.

In Bezug auf das Wasser, das nothwendigste unter allen Bedürfnissen, nach dem unter den Asiaten immer zuerst gefragt wird, ist Mekka nicht besser als Dschidda versorgt. Es sind wenige Cisternen da, welche das Regenwasser sammeln, und das Brunnenwasser ist so salzig, daß es meist nur in der Küche gebraucht wird, ausgenommen zur Zeit der Wallfahrt, wo die niedrigste Classe der Pilger es trinkt. Der berühmte Brunnen von Zemzem in der großen Moschee ist vielleicht stark genug, die ganze Stadt zu versorgen, aber, obgleich heilig, ist sein Wasser von schlechtem Geschmack und verhindert die Verdauung. Ueberdieß dürfen die ärmern Classen ihre Wasserschläuche nicht nach Belieben füllen. Das beste Wasser in Mekka wird mittelst einer Wasserleitung aus der Nähe von Arafat, sieben Stunden weit, herbeigebracht. Dieser Aquäduct ist ganz aus Stein gebaut, und die Theile, welche über der Erde erscheinen, sind mit dicken Lagen von Mörtel bedeckt. Im Innern von Mekka sind zwei Plätze, wo die Wasserleitung über der Erde wegführt; da wird das Wasser in kleine Canäle und Brunnen geleitet, bei welchen einige Sklaven des Scherifs aufgestellt sind, um von denjenigen Personen, welche ihre Schläuche füllen, eine kleine Abgabe einzutreiben. Während der Wallfahrtszeit sind diese Brunnen Tag und Nacht von Haufen Menschen umgeben, die sich zanken und streiten, um zum Wasser zu kommen, wie weiland Abrahams und Lots Hirten. Die Geschichte dieser Wasserleitung, eines Werks von gewaltiger Arbeit und Größe, wird von den arabischen Historikern sehr ausführlich erzählt. Zobeida, Harun Alraschids Gemahlin, ist die eigentliche Gründerin, denn sie zuerst führte die Hauptquelle von ihrem Ursprung am Dschebel Kora nach der Stadt.

Die kleine Quelle Beit el Sad, welche unter den Felsen hinter dem großen Palast des Scherifs hervorsickert, wird für das beste Wasser der ganzen Gegend gehalten; aber ihr Vorrath ist sehr gering. Die Quelle ist eingeschlossen und wird lediglich für die Familie des Scherifs verwendet. Bettler oder schwache und dürftige Pilger ersuchen die Vorübergehenden oft um einen Trunk süßen Wassers. Sie umgeben vorzüglich die Wasserstände, welche an jeder Ecke gesehen werden, wo man für einen Para so viel Wasser erhält, daß man einen Krug füllen kann. (Fortsetzung folgt.)

Der Stamm der Ojibbwä- (oder Tschippewä-) Indianer, von dem sich gegenwärtig einige Mitglieder zur Begrüßung der Königin in England befinden, zählt immer noch 26 oder 27,000 Seelen. Der ältester in England anwesende Mann zählt 75 Jahre, und focht an der Seite des berühmten Tecumseh in der Schlacht, wo dieser fiel. (Lit. Gaz. vom 30 Dec.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 14.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

14 Januar 1844.

Hrn. Violets Fahrten und Abenteuer.

Zweiter Zug.

Die Schoschonen befanden sich stets im Frieden mit ihren Stammverwandten, den Comantschen und Apatschen, waren aber mit ihren eigenen Abkömmlingen, den Arrapahos, so wie mit den gesammten Stämmen der Dacotah und Algonquin, den Krähen, Rikaris, Schwarzfüßen, durchbohrten Nasen (Nez percés) und andern stets im Kriege. Wir haben schon bemerkt, daß die Krähen den Weißen, die sich unter den Schoschonen niedergelassen hatten, nicht sehr gewogen waren; diese Gesinnung aber war nicht bloß auf die Krähen beschränkt, sondern alle Stämme auf 200 bis 300 Meilen vom Buona-Venturaflus theilten dieselbe, und zwar nicht ohne Grund. Die Ankunft der Weißen hatte im Leben der Schoschonen manches geändert, und sie furchtbarer gemacht als früher. Auf Anrathen des Fürsten Serravalle hatten die Schoschonen den Schild als lästig weggeworfen und ihre ganze Anstrengung auf Verbesserung des Gebrauchs der Lanze und auf regelmäßige Ordnung im Angriff verwendet; Prinz Serravalle hatte die europäische Reitertaktik mit der indianischen Fechtart auf eine geschickte Weise verbunden, und die Schoschonen waren verständig genug, die Vortheile, welche ihnen die neue Einrichtung gewährte, einzusehen. Die Schoschonen griffen jetzt schwadronenweise mit der Lanze an, bildeten Vierecke, und den allerseltsamsten Anblick gewährte es, wenn sie die indianische Kampfweise mit der europäischen verbanden und auf einmal hinter ihren Pferden verschwanden. Es ist eine der merkwürdigsten Reiterkünste der Schoschonen, so wie der Apatschen und Comantschen, daß sie beim Angriff längs dem Pferde herunterhängen, so dem Feinde unsichtbar und ganz unverwundbar sind, außer durch den Körper des Pferdes hindurch. Und in dieser eben so schwierigen als gefährlichen Stellung brauchen sie noch ihre Waffen mit Gewandtheit und Sicherheit. Die Art, wie sie sich schwebend erhalten, ist ganz einfach: sie stecken den rechten Arm bis an die Schulter durch die Schleifen des Lasso, der am Sattelknopf oder um den Nacken des Pferdes hängt; für ihre Füße finden sie eine Stütze in den zahlreichen Schleifen von Rehfellen, die am Sattel herunterhängen; somit ist der linke Arm völlig frei um den Bogen zu handhaben und der rechte wenigstens hinreichend, um den Bogen zu spannen. In dieser Lage warten sie die Gelegenheit ab, und wenn sie nicht vorher verwundet werden, verfehlen sie selten das Ziel. Der Eindruck ist höchst seltsam, wenn man eine Schaar tapferer Reiter zum Angriff heransprengen sieht, und auf ein gegebenes Zeichen jeder Reiter verschwindet und die Pferde in vollkommener Linie ohne Reiter auf die Reihen des Feindes zurennen.

Es wird hier nicht unpassend seyn über die Waffen und Ausrüstung der Schoschonen einiges anzufügen, um so mehr, da dasselbe von den Apatschen, Comantschen und Arrapahos gilt, nur daß die Schoschonen sich durch größere Gewandtheit auszeichnen. Ein Schoschone ist stets zu Pferd, sitzt fest auf einem kleinen, leichten Sattel von eigener Arbeit ohne Steigbügel, deren sich nur die Häuptlinge und berühmten Krieger bedienen, bei denen sie um so mehr eine Auszeichnung sind, da sie gewöhnlich von einem besiegten Feinde im Kampf erbeutet wurden. Die Schoschonen haben den guten Geschmack, ihre Pferde nicht zu schmücken, wie die Mexicaner, Krähen und östlichen Indianer thun; die einzige Auszeichnung, die sie auf ihren Pferden anbringen, und auch hier wiederum nur die Häuptlinge, ist eine schöne Feder oder einige Adlerkiele, die hinter das linke Ohr gesteckt werden; da der Schoschone sein Pferd als Freund behandelt, stets streichelt, reinlich hält und nie mißhandelt, so ist das Thier immer in vortrefflichem Zustand, zeigt eine majestätische Haltung und sein Blick ist stolz. Die elegante Kleidung und die hübsche Gestalt eines Schoschonen-Reiters harmoniren vortrefflich mit dem wilden, stolzen Ansehen des Thieres. Der Schoschone läßt seine wohlgekämmten Locken im Winde fliegen, und hält sie bloß durch eine kleine Metallkrone, an der Federn, ähnlich denen am Kopfe seines Rosses, stecken, fest. Diese Krone ist von Gold oder Silber, und wer nicht reich genug ist sich diese Metalle zu verschaffen, macht sie aus Schwanenpelz oder Rehfellen, die wohl gegerbt und zierlich mit Stacheln vom Igel gestickt sind. Die Arme sind nackt und nur an den Gelenken trägt er Bracelette von

Digitized by Google

demselben Stoff wie die Krone. Vom Hals bis zur Lende ist sein Körper mit einem kleinen, weichen Leibchen von Rehfell bedeckt, das ohne eine Falte eng anschließt; von den Lenden bis zum Knie trägt er eine gefältelte Toga von schwarzem, weißem, braunem oder rothem Wollen- oder auch Seidenstoff, die er zu Monterey oder San Francisco ankauft; seine Beine stecken vom Knöchel bis zur Hüfte in einer Art Strümpfe von Rehfell, die mit vegetabilischen Säuren roth oder schwarz gefärbt und mit Menschenhaaren zusammengenäht sind, die gekämmt oder in Zöpfen außen hinabhangen. Die Strümpfe sind etwas oberhalb mit Metallspangen befestigt, während der Fuß in zierlich gearbeiteten Mocassins steckt, die häufig mit hübschen, kleinen, rothen Muscheln, nicht größer als eine Bohne, eingefaßt sind; man findet diese runden Muscheln unter den Fossilien des Landes. Rund um die Hüfte, um die Toga zu halten, tragt der Schoschone eine Scharpe, die gewöhnlich von den Frauen aus den zarten Fasern des Seidenbaums, einer Art Baumwollenstaude, gemacht wird, welcher stets von langen, außerordentlich dünnen, aber sehr starken Faden bedeckt ist. Diese werden gewoben und prachtig gefarbt. Ich bin überzeugt, daß in Paris oder London diese 12 bis 15 Fuß langen Schärpen in der vornehmen Welt gut bezahlt werden würden. Ich hatte öfters eine solche Scharpe in der Faust, und sie ließ sich so eng zusammenballen, daß kaum etwas zwischen den Fingern hervorsah.

An dieser Scharpe hängt das Messer auf der linken, der Tomahak auf der rechten Seite. Bogen und Köcher sind über den Schultern an drei Zoll breiten Bändern von Schwanenpelz aufgehangen, während die lange, reich geschnitzte und mit einer glänzenden Kupfer- oder Eisenspitze versehene Lanze horizontal an der Seite des Pferdes geführt wird. Die, welche einen Caradiner besitzen, haben ihn auf der linken Seite durch einen Ring und einen Hacken befestigt, so daß der Kolben nahe an der Schärpe ist, und die Mündung etwas über das Knie hinaussteht. Die jungen Krieger, die keine Caradiner haben, führen statt derselben einen kleinen Bündel Wurfspeere, mit denen sie sehr gut umzugehen wissen, denn ich habe oft gesehen, wie sie auf eine Entfernung von 10 Fuß einen solchen Speer einem Büffel mehr als zwei Fuß tief in die Seiten hineinschleuderten. Zur Vervollständigung ihrer Angriffswaffe führen sie den wohlbekannten Lasso, der vom Sattelknopf herabhängt.

Die naturliche Kriegskunst der Schoschonen war durch die Einrichtungen des Fürsten Serravalle noch sehr erhöht worden, so daß die Taktik und die Einheit der Handlung, die der Stamm erworben hatte, allein schon demselben ein Uebergewicht über alle seine Feinde gaben, abgesehen von der ungeheuren Macht, welche die Menge der Feuerwaffen und der fast unerschöpfliche Vorrath an Munition ihm verliehen. Dadurch waren alle andern Nationen eifersüchtig geworden, und diese Eifersucht hatte allmählich eine Höhe erreicht, daß sie sich endlich vereinigten, um einen großen Schlag auszuführen, nicht bloß um das Uebergewicht der Schoschonen zu zerstören, sondern auch um sich des unermeßlichen Reichthums zu bemächtigen, den die Europäer, wie sie thörichter Weise meinten, nach der Niederlassung gebracht hatten. Lange vor der Expedition gegen die Krähen und Umbiquas, deren ich oben erwähnte, waren Boten zwischen den Stämmen hin und her gegangen, und alle besondern Streitigkeiten wurden begraben, um einen Bund gegen den gemeinsamen Feind, die Schoschonen, zu bilden. Ohne Zweifel war dieser Bund die Veranlassung, daß die Krähen und Umbiquas sich so keck zeigten, aber die rasche und glückliche Rache, welche die Schoschonen nahmen, kühlte den Kriegsgeist ein wenig, der rund um uns her kochte. Da jedoch endlich auch die Arrapahos sich dem Bunde anschlossen, so eröffneten sie mit einemmal den Feldzug und brachen in allen Richtungen in unser Land ein.

(Schluß folgt.)

Russische Briefe an Bulgarin.

Erstes Brief.

(Schluß.)

Sehen wir ab von den heldenmüthigen Hetmanen, den zahlreichen nützlichen und ausgezeichneten Männern, welche das südwestliche Rußland, nach der Vereinigung „zweier Völker," wie es in der Urkunde heißt, Polen lieferte, so finden wir außerdem noch, daß die Familien der Fursten Ostrozki, Koribat, Oleikowitsch, Czartoryski, Sapieha, Sanguszko, Oginski, die Bojarengeschlechter der Chodkiewitsch, Senowitsch, Paz, und so viele andere keine polnischen, sondern litthauische Geschlechter aus Süd- und Westrußland waren. Alle diese berühmten Geschlechter waren griechisch-russischen Glaubens, sprachen und schrieben russisch, und achteten sich als Mitglieder des besondern russischen Volks, nicht als Polen noch als Moskowiter. Hier muß man einen sehr wichtigen Umstand erwagen, der alle Ansichten unserer Historiker völlig umstößt. Das von Gedimin und Witowt gegründete, unter dem Namen Litthauen bekannte Reich, dessen Bewohner — mit Ausnahme dreier Kreise im Gouvernement Wilna, des eigentlichen Samogitiens, Schamaiti oder Schmud — sich Russen und ihr Land Rus nannten, hatte stets eine der polnischen entgegengesetzte politische Richtung. Die Politik Polens bestand darin, seine Herrschaft und seinen Einfluß nach Westen, Süden und Norden auszudreiten, gegen die Kreuzritter, gegen Schlesien, die sachsisch-slawischen Fürstenthümer, gegen Galizien, Böhmen, Ungarn, die Moldau und Walachei, aber die Politik des von Gedimin gegründeten Reichs oder Litthauens, d. h. des südwestlichen oder kleinen Rußlands war stets bestrebt sich im Osten zu verstärken und ein Uebergewicht über die Großfürsten von Großrußland zu gewinnen. Darum waren die litthauischen Fürsten im Verband mit den freien nördlichen Provinzen, Pskow und Nowgorod, mit den Fürsten von Smolensk, Rjasan und Twer, und sie betrachteten die Fürsten von Sluzk, Mstislaw, Starodub und vielen andern Gebieten im nördlichen und weißen Rußland als ihre Vasallen.

Die litthauischen Fürsten suchten unaufhörlich die Theil-

Digitized by Google

fürsten von Großrußland abzuhalten, die Oberherrlichkeit des Großfürsten von Moskau anzuerkennen, indem sie ihnen einredeten, die Fürsten von Moskau unterwürfen sich absichtlich den tatarischen Chanen, welche ihnen die andern russischen Fürstenthümer in Abhängigkeit halten hälfen, und versprachen ihnen bei ihrer Vereinigung mit dem weißen, d. h. dem freien Rußland, sie von der Unterwerfung unter die Chane und von der Bezahlung des Tributs zu befreien. Vor der Thronbesteigung Johanns III war das Fürstenthum Litthauen oder Kleinrußland weit stärker als Großrußland und das moskowitische Großfürstenthum, und wenn nicht in Großrußland ein Held, der wahre Begründer des russischen Zaarthums, Johann III, aufgestanden wäre, so würden am Ende die litthauischen Fürsten ganz Rußlands sich bemächtigt haben, und die Vereinigung sämmtlicher russischer Provinzen wäre sicherlich im 15ten oder 16ten Jahrhundert und nicht erst im 18ten eingetreten. Obwohl dann die Hauptstadt eines solchen mächtigen russischen Reichs nicht Moskau gewesen wäre, so würde doch das ganze Reich wirklich russisch mit griechisch-russischem Glauben und russischer Sprache gewesen seyn. Johann III verhinderte, was die litthauischen Fürsten gegen Ostrußland im Schilde führten, vernichtete alle Theilfürstenthümer im nördlichen Rußland, warf das tatarische Joch ab, gründete das russische Zaarthum aus Provinzen Großrußlands, und überließ seinen Nachfolgern die Anrechte auf die Vereinigung Kleinrußlands mit dem von ihm gegründeten Reich — eine Vereinigung die auch allmählich stattfand in Bezug auf Kleinrußland im 17ten und auf das litthauische Rußland am Ende des 18ten Jahrhunderts.

Von diesem Gesichtspunkt muß man die Geschichte Kleinrußlands betrachten! Man muß sie beginnen mit der Gründung des Großfürstenthums Kiew, man muß sie verfolgen durch die Zertrümmerung des südwestlichen Rußlands in Theilfürstenthümer hindurch bis zur Vereinigung der letztern unter der Herrschaft der litthauischen Fürsten, von dem Abfall eines Theils von Galizien erst an Ungarn, dann an Polen bis zur Vereinigung des größten Theils aller dieser Länder mit Großrußland; man muß das Leben von dreißig Millionen Russen darstellen, von denen allerdings viele ihre alte russische Nationalität verloren haben, die mit den Großrussen allerdings um jeweiliger Vortheile willen öfters in Kampf geriethen, aber endlich doch als Genossen Eines Volkes unter Einer Herrschaft in dem großen russischen Reiche sich vereinigten.

In dieser Geschichte des südwestlichen Rußlands bildet die Geschichte der Hetmanschaft oder der Kampf der Ukraine mit Polen um ihre Glaubensfreiheit und ihre Rechte nur eine Episode, und wie man denselben bei uns darstellt, nur eine unvollständige Episode, weil alle unsere kleinrussischen Geschichten nur Erzählungen von Kämpfen und kühnen Thaten der Kosaken enthalten, während die kleinrussische Geschichte nicht bloß den physischen Kampf darstellen sollte, sondern auch in einem lebendigen Gemälde den Streit der Meinungen, Ansichten und Leidenschaften schildern, die Sitten und Gewohnheiten der verschiedenen russischen Stämme zeichnen, und nicht bloß die Thaten der kecken Streiter in Scene zu bringen hätte, sondern auch das Thun aller muthigen, gelehrten und begabten Männer, welche die Entwicklung der Aufklärung und Bildung unter ihren Landsleuten förderten, und zur Vereinigung der Stämme nicht bloß mit den Waffen, sondern auch mit der Feder und dem Wort beitrugen. Welch mächtiges Drama würde dann nicht die Geschichte des südwestlichen Rußlands darstellen mit seiner Literatur, mit dem Einfluß orientalischer und occidentalischer Kunst, mit seinen drei Brennpunkten der Bildung in Lemberg, Wilna und Kiew, mit der politischen Verbindung, deren eines Ende in Rom, das andere in Moskau war. Zur vollständigen und klaren Darstellung dieses prachtvollen Bildes fehlt es nicht an Materialien, nur muß sich dazu ein begabter Mann finden, der mit Geduld, Sachkenntniß und Liebe zur Wissenschaft sich an die Arbeit macht, — bis dahin werden wir nur eine Geschichte des kleinrussischen Kosakenthums, keine Geschichte Kleinrußlands haben. Bisher sind überhaupt fast alle russischen Geschichten nichts als die Biographien der Herrscher; wenn aber die Geschichte in den Beziehungen geschrieben würde, wie wir sie eben auseinandergesetzt haben, so würde eine Geschichte der großen russischen Familie, des russischen Volks, zu Tage kommen, und eine solche kann es nicht geben, so lange nicht eine Geschichte Kleinrußlands, d. h. der südwestlichen russischen Stämme geschrieben ist.

Die angeblichen Pygmäen in Afrika.

Der Missionär Krapf gibt in den „Monatsberichten der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin“ einen Bericht über das in südwestlicher Richtung von Schoa gelegene Land der Dokos, welche nicht größer seyn sollen, als Knaben und Mädchen von 9 bis 10 Jahren, also ein vollkommenes Pygmäengeschlecht. Zugleich werden sie als ganz thierisch beschrieben, sie sollen ohne eigentliche Ehe gleich den Thieren in Bambuswäldern und besonders auf den Bäumen leben, von wo die Sklavenhändler sie durch Vorzeigen glänzender Sachen herunterlocken, um sie zu Gefangenen zu machen. Letzteres Umstand verdächtigt schon im voraus die Behauptung, daß sie Pygmäen seyen. Wenn wirklich Tausende dieser Armseligen als Sklaven fortgeführt werden, so müßten sie doch auch den Weg nach Schoa, den gewöhnlichen Zug der Sklaven, finden, und die Existenz eines solchen Pygmäenstammes wäre durch solche Sklaven längst außer Zweifel gesetzt; denn dieselbe Erzählung von der Rohheit der Dokos und der Art, wie man sie zu Sklaven macht, ist nicht neu, vielmehr schon ziemlich alt, nur war früher mit der Erzählung nicht die Zugabe des Pygmäenthums verbunden. Die Erläuterungen, die Dr. Beke darüber gibt, wecken aber noch mehr Mißtrauen in die nicht nur von dem Missionär Krapf, sondern auch vom Major Harris in seiner jetzt herausgekommenen Reise nach Südabyssinien *) mitgetheilte Nachricht, die beide aus derselben Quelle schöpften, worüber Dr. Beke in der Lit. Gaz. vom 30 Dec. voc. J. sich also vernehmen läßt. „Der Sklave Dilbo, der mir zuerst in Schoa dieß Volk (die Dokos) schilderte, erwähnte mir nie von etwas Auffallendem in ihrer Statur, obwohl er mir einige merkwürdige Einzelnheiten hinsichtlich ihrer Gewohnheiten u. s. w. mittheilte. Später habe ich weitere Er-

*) Unter dem Titel: the Highlands of Aethiopia.

Digitized by Google

kundigungen über die Dokos von andern Personen in Godscham eingezogen, aber auch diese schwiegen gänzlich über die Frage ihres Wuchses. Nachdem ich Schoa verlassen, that He. Krapf weitere Fragen an Dilbo, der ihm alle die Einzelnheiten über die Dokos, so wie mehrerer andern Völker und Länder im Südwesten von Schoa, wie sie in den Monatsberichten der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin mitgetheilt sind, erzählte. Dieselben Einzelnheiten wurden, augenscheinlich auf dieselbe Autorität, nämlich die Dilbo's, hin, und fast in den gleichen Worten von Major Harris in der neuesten Zusammenkunft der ethnologischen Gesellschaft mitgetheilt. Ich gebe gern zu, daß das Stillschweigen meiner Gewährsmänner, — für so bezeichnend über einen so wichtigen Umstand man es auch nicht mit Unrecht ansehen mag, — nicht in Anschlag kommen kann gegen positives, unwiderſprochenes Zeugniß; wenn aber He. d'Abbadie, *) welcher sehr viele Nachrichten über dieselben Länder aus unabhängigen Quellen sammelte, die Bewohner von Doko als ſehr groß und musculös beschreibt, so muß die Behauptung, dieß Volk seyen Pygmäen oder auch nur von auffallend kleinerer Gestalt, wie die übrigen Menschen, als sehr zweifelhaft betrachtet werden." Wahrscheinlich suchte der Missionär Krapf aus dem Sklaven Dilbo immer mehr Nachrichten über jene unbekannten Länder herauszupressen, und da der vielleicht eben so schlaue als unwissende Mensch nichts mehr wußte, so fing er an zu lügen, und mußte dann seine Lügen auch ganz consequent gegen Major Harris fortsetzen.

Wanderungen im südlichen Arabien.

Tayf. — Mekka.

(Fortsetzung.)

Bei dem Eintritt in die Stadt von der Seite von Dschidda her erblickt der Reisende, indem er um die Ecke eines sandigen und kiesigen Thales herumkommt, zwei runde Wachtthürme, zur Vertheidigung der heiligen Stadt erbaut. Aehnliche Thürme kann man bei den andern Eingängen in die Stadt sehen; sie sind geräumig genug, um etwa zwanzig Mann zu fassen. Da die Hügel sehr nahe an den Eingängen der Stadt liegen, beherrschen diese Thürme den Paß. Hier, so scheint es, war früher ein Thor, von dem jetzt nur noch die Schwellen übrig sind, in der Nähe eines kleinen Hauses, wo die Beamten des Scherifs von den Kaufmannsgütern, die in die Stadt gebracht werden, den Zoll erheben. Hier ist auch eine Reihe Schuppen und niedere, zum Theil verfallene Wohnhäuser, bekannt unter dem Namen Haret, oder das Quartier, El Dschernel. Rechts umfaßt es ein Lager, in welchem die Beduinen leben, welche den Handelstransport zwischen Mekka und Dschidda besorgen; sie gehören zu den Stämmen Harb, Metreß und Lahawi.

Durch die breite Straße Haret el Bab gelangt man in das Quartier Shebeika, eines der reinlichsten und trockensten der Stadt mit vielen guten Häusern. Die Hauptstraße ist mit Kaffeehäusern besetzt, von welchem jeden Abend die Briefpost nach Dschidda abgeht. In diesen Kaffeeläden halten sich die Karawanenmäkler auf, durch deren Unterhandlung die Beduinen ihre Kamele für die Reisen nach Dschidda und Medina ausleihen. Auf der westlichen Seite von Shebeika, nach den Bergen zu, ist ein großer Begräbnißplatz, in welchem Hütten und Zelte der Beduinen zerstreut sind und einige elende Wohnungen der niedrigsten Classe öffentlicher Dirnen. Obgleich nach den Ueberlieferungen eine große Anzahl Freunde und Anhänger Mohammeds hier begraben liegt, so ist es doch aus dem Gebrauch gekommen, hier die Todten zu beerdigen. Alle von der ersten und zweiten Classe der Mekkaer bedienen sich des ausgedehnten Begräbnißplatzes auf der Nordseite der Stadt. Es gibt wenig Kaufläden in Shebeika; auch werden in diesem Quartier während der Wallfahrtszeit wenig Fremde untergebracht, indem es von vornehmen und wohlhabenden Leuten bewohnt wird, die es unter ihrer Würde halten, Wohnungen zu vermiethen; Shebeika ist gleichsam das Faubourg St. Germain von Mekka.

Eines der besten Gebäude der Stadt ist das von einem Weſir Sultan Soliman II erbaute, sehr geräumige Badhaus, welches vorzüglich von Fremden besucht wird; die eingeborenen Araber sind wenig an den Gebrauch der Bäder gewöhnt, und ziehen es vor, die durch ihre Religion vorgeschriebenen Abwaschungen in ihren Wohnungen zu verrichten. Das Bad mit einigen Nebenstraßen, die zur Moschee führen, bildet das Quartier Haret Bab el Omra, welches von einer Menge von Fakeern, welche Metowef genannt werden, bewohnt wird; auch ist es angefüllt mit türkischen Pilgern, die in dieser Gegend am liebsten logiren. Die Straßen sind eng und schmutzig, aber die frommen Wallfahrer ziehen dieses Quartier vor, weil es in der Nähe der Moschee das vorzüglichste ist; auch deßhalb wohnen sie sehr gern in diesem Viertel, um sicher zu seyn, daß sie kein Gebet unterlassen; wenn sie im Schlafe gestört werden, haben sie den Tempel zur Hand, um durch Gebete ihre bösen Träume zu vertreiben. Man sieht mitten in der Nacht verhüllte Gestalten nach der Moschee eilen, wo sie den Gang um die Kaaba machen, den schwarzen Stein küssen, ein kurzes Gebet aussprechen, von dem Wasser vom Brunnen Zemzem trinken und dann wieder zu ihren Betten zurückkehren.

Ueber einen kleinen Abhang steigt man in die Straße hinab, welche der kleine Markt genannt wird und von dem Thor der großen Moschee Bab Ibrahim begränzt ist. Die Häuser zu beiden Seiten dieser Straße sind niedrig und von den gemeinen Classen bewohnt. Es ist hier eine Reihe von Buden, in welchen alle Arten von Lebensmitteln, vorzüglich Korn, Butter und Datteln, verkauft werden; in einigen Buden sind gedörrte Heuschrecken zum Verkauf ausgestellt; sie werden maasweise abgegeben. Der Markt wird vorzüglich von südarabischen Beduinen besucht, welche Holzkohlen hieher bringen. Einige arme Negerpilgrime aus Afrika wohnen in elenden Hütten und verfallenen Häusern in diesem Theil der Stadt, und haben hier einen Handel mit Brennholz eingerichtet, das sie in den umliegenden Bergen sammeln.

Im Quartier Haret el Hadschela wohnen in erträglichen Häusern die Verschnittenen, welche die Moschee bewachen; hier hausen sie mit ihren Weibern, denn sie sind alle mit Negersklavinnen verheirathet. Es ist dieß der niedrigste Theil von Mekka, und so oft während der Regenzeit große Fluthen das Thal überschwemmen, fließt das Wasser auf seinem Wege nach dem platten Lande durch diese Straße. Auch sind hier einige Reste der alten Wasserleitung sichtbar.

(Schluß folgt.)

*) Im Bulletin de la Société de géographie.

Neue Rechenmaschine. In der Londoner Gesellschaft der Künste erklärte der Secretär eine von einem Dr. Roth erfundene Rechenmaschine (automaton calculator), wodurch jede beliebige Zahl, die nicht über 999,999 Pfd. 19 Sch. 11¾ D. ist, auf eine rasche und sichere Weise addirt (wie es scheint aber nicht multiplicirt oder dividirt) werden kann. (Lit. Gaz. vom 30 Dec.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 15.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

15 Januar 1844.

Ueber die Niederlassung der Engländer in Balize.

(Nouv. Annal. des Voyages. Oct.)

So lange Mexico in der Gewalt Spaniens war, hielten sich die Engländer auf einem sehr geringen Umkreis um Balize beschränkt, aber seit der Unabhängigkeit des spanischen Amerika hat diese Niederlassung eine ungewöhnliche Ausdehnung gewonnen. Sie gingen in ihren Unternehmungen zum Fällen des Campecheholzes vor bis an die Flüsse Norte und Nuevo, und dieß genügte ihnen bis zum Jahre 1827. Damals waren sie im Besitz des größten Theils des Handels von Mittelamerika. Eine Stadt wurde am Rio Balize selbst gegründet, die Colonie blühte, aber noch war nichts auf dem bewohnten Gebiet von Yucatan unternommen worden. Die Annahme des mexicanischen Tarifs im Jahre 1827 war das Signal zu weiterem Umsichgreifen: sie sahen in der Erhöhung der Zölle eine Gelegenheit offene Schmuggeldepots zu errichten, und die Märkte von Yucatan und selbst von Tabasco mit ihren Waaren zu überschwemmen. Zu diesem Endzweck war ihnen der Besitz des einzigen bedeutenden Flusses der Halbinsel, des Rio Hondo, nothwendig; sie gingen deßhalb auf das rechte Ufer hinüber, vertrieben die Yucatecos-Indianer und einige weiße Hacienda-Besitzer und hatten selbst einige Gefechte mit mexicanischen Truppen, welche im J. 1829 aus dem Militärposten Los Habaneros verjagt wurden. So sicherten sie sich im J. 1830 die Besitznahme des Flusses und der Inseln an seinem Ufer, wodurch sie ein doppeltes Resultat gewannen. Der Rio Hondo, fast in seinem ganzen Laufe schiffbar, erstreckt sich von Ost nach Südwest vom Meer der Antillen gegen den mexicanischen Golf hin und geht fast durch ganz Yucatan. Wenn man ihn hinauffährt, kann man leicht eine Verbindung mit der Laguna de Terminos eröffnen, so wie mit jenem Theil des Landes, wo das Farbholz von außerordentlicher Güte ist. Hiezu kommt die Leichtigkeit, Schmuggelwaaren ohne Gefahr und auf eine nicht kostspielige Weise ins Innere des Landes zu führen.

Mexico hatte Ursache darüber unruhig zu werden, denn die drei Staaten Yucatan, Tabasco und Chiapas verloren dadurch nicht allein ihre Einkünfte, sondern Yucatan auch in dem Farbholz einen großen Theil seines Reichthums. Wo der Boden kein Campeche-Holz trägt, erzeugt er die vortrefflichste Baumwolle in Menge, und die Erwerbung dieser Provinz wäre in diesen beiden Hinsichten von unschätzbarem Werth für England. Die Geldforderung Englands an Mexico kann einen sehr plausibeln Vorwand liefern. In Yucatan ist man darüber sehr ungehalten, und einige Mitglieder der Repräsentantenkammer verlangten daß man die Engländer vom Rio Hondo vertreibe, und daß die Föderativregierung von dem Londoner Cabinet verlange, daß dieselben sich nach dem Rio Balize zurückziehen. Ihre Stimme wurde erstickt und ihre Vorsicht unwirksam gemacht durch persönliche Interessen und Bestechungen, die in diesem Lande unwiderstehlich sind. Wenn die Provincialregierung stumm blieb, wenn man dem englischen Schmuggel keine Gränzen zu setzen suchte, so lag der Grund darin, daß die ersten Beamten durch England gewonnen waren, oder wenigstens aus dem unerlaubten Handel selbst am meisten Gewinn zogen. Die englische Colonie ist jetzt in jeder Beziehung geschützt gegen die schwachen Kräfte Yucatans, und was die mexicanische Macht betrifft, so ist zu bemerken daß das Klima jeden Angriff nicht akklimatisirter mexicanischer Truppen verhindern würde. *) Yucatan auf sich selbst beschränkt ist aber ganz unmächtig gegen Balize.

Die englischen Niederlassungen in Yucatan seit der im J. 1827 begonnenen und im J. 1830 vollendeten Besetzung des Rio Hondo dehnen sich auf der ganzen Ostküste der Halbinsel zwischen 16° und 18° 30′ N. B. aus, und erstrecken sich etwa anderthalb Grade ins Innere des Landes. Die Bevölkerung wird auf 12,000 Weiße, Neger und Mulatten geschätzt, von denen der größte Theil mit dem Fällen und Fortschaffen des Acajou- und Farbholzes beschäftigt ist. Außer dieser Bevölkerung von englischen Unterthanen gibt die Colonie auch mehreren Indianerstämmen Zuflucht, die während der letzten Unruhen des Landes sich aus Guatemala entfernen mußten, nämlich den Caraiben und Mosquitos, so wie denjenigen Stäm-

*) Dieß zeigt sich auch aus dem Verlauf der vorjährigen mexicanischen Expedition gegen Yucatan.

Digitized by Google

men, welche von den Spaniern nie unterworfen wurden, wie die Ytzaes, Locanbones u. a., die das Innere von Yucatan, die unter dem Namen Verapaz bekannten Landstriche und den Ostabhang der Gebirge von Guatimala bewohnen. Angezogen durch die große Toleranz der englischen Regierung haben mehrere Indianer, namentlich Caraiben, dauernde Niederlassungen in der Colonie gebildet.

Die große Wichtigkeit dieser Niederlassung von Balize liegt bis jetzt noch keineswegs in ihren Erzeugnissen, denn man findet noch keine der tropischen Culturen, und selbst das Fällen des Farbholzes hält kaum die Concurrenz mit dem der Lagnna (be Terminos?) aus, wo die Engländer gleichfalls einzudringen suchen; das Hauptinteresse, welches sich daran knüpft, liegt darin, daß es als Entrepot für Manufacturwaren dient, welche von da aus in die benachbarten Theile von Guatimala und namentlich nach Yucatan hineingeschmuggelt werden.

Hrn. Violets Fahrten und Abenteuer.

Zweiter Zug.

(Schluß.)

Wir waren überrascht, und in den ersten drei Wochen drangen die Feinde allenthalben mit Glück vor, denn die Mehrzahl unserer Krieger war noch auf der Jagd; als sie aber Nachricht von der Gefahr erhielten, kehrten sie eilig zurück und nun gewannen die Sachen schnell ein anderes Ansehen; die Arrapahos litten stark und zogen sich deßhalb vom Bunde zurück, so daß wir nun vom Süden her nichts mehr zu fürchten hatten, und uns gegen die Angriffe an die Nordgränze wandten. Die verdünbeten Stämme waren uns indeß immer noch dreifach an Zahl überlegen, aber es fehlte ihnen an Einheit und Zusammenwirken. Man zählte über 15,000 Krieger von den Umdiquas, Callapus, Bonuares, Cayus, Durchbohrten Nasen, Flachköpfen und einigen Krähen, die an ihrer letzten Züchtigung noch nicht genug hatten. Die Ueberlegenheit unserer Waffen, unserer Taktik, Disciplin und Verschanzungskunst nebst den guten Diensten zweier plumpen alten spanischen Vierpfünder, setzten uns nicht bloß in den Stand, den Bund in kurzem aufzulösen, sondern auch einige unserer verrätherischen Nachbarn fast gänzlich zu vernichten. Da es etwas langweilig wäre, den Bewegungen eines ganzen Feldzugs zu folgen, so will ich bloß denjenigen Theil beschreiben, dem ich selbst beiwohnte, vorher noch aber einiges über den indianischen Krieg sagen, der von dem europäischen so sehr abweicht.

Wenn eine europäische Armee ins Feld zieht, so ist sie stets von Munitions- und Proviantwagen begleitet, und es ist ein Commissariat eingerichtet, um für den Unterhalt der Truppen zu sorgen. Bei den Indianern findet sich nichts der Art, sondern der Krieger macht sich auf mit einigen Pfunden getrockneten Wildprets, einem Pfund Pulver und einer entsprechenden Menge Blei, wenn er ein Gewehr hat, sonst aber mit Lanzen, Bogen, Pfeilen und Tomahak. In Berg- und Waldland verläßt er sich hinsichtlich des Wassers und der Feuerung auf die Bäche und die Bäume des Waldes, in der Prairie auf die Sumpflöcher und Wasserpfühle und auf den Büffelbung zur Feuerung. Sein Gewehr und seine Pfeile werden ihm stets hinreichend Nahrung geben. Aber dieß reicht nicht für eine große Anzahl Menschen aus, z. B. nicht für zehntausend Mann. Eine Wasserpfühe würde von den ersten 2 — 200 Mann erschöpft seyn, und die übrigen müßten abziehen ohne ihren Durst zu löschen. Ebenso würde ein größeres Heer, wenn es nicht gerade auf eine Büffelheerde stieße, nie im Stande seyn die Mittel zum Lebensunterhalte zu finden. Ein Büffel oder drei bis vier Rehe können jeden Tag von den Jägern erlegt werden; das genügt für einen kleinen Haufen, aber nie für einen größern. Die Büffeldistricte ausgenommen, wo die Comantschen, Apatschen und Schoschonen manchmal in Schaaren von Tausenden gehen, ziehen die meisten Kriegszüge der Indianer in Abtheilungen von etwa 100 Mann. Den ersten Tag dringt eine Abtheilung zum Recognoseiren auf, den nächsten Tag folgt eine zweite mit den großen Anführern aber auf einem andern Wege, dann eine dritte und eine vierte, bis endlich 3 bis 400 Mann beisammen sind. Hierauf fangen sie ihre Operationen an, neue Abtheilungen nehmen den Platz derjenigen ein, die schon durch den Kampf gelitten haben, bis auch sie wieder durch andere ersetzt werden. Jeder Neuankommende bringt etwas Lebensmittel mit, den Ertrag seiner Jagd auf dem Herwege, so daß die Fechtenden nicht um ihren Unterhalt verlegen sind. So sind von 2000 Kriegern immer nur 4 — 500 wirklich im Kampf.

Wir waren in vier Kriegsparteien getheilt: die eine zog gegen die Bonnares und Flachköpfe im Nordosten; die zweite gegen die Cayus und Durchbohrten Nasen an der Gabeltheilung des Buona Ventura und Calumet; die dritte blieb an der Niederlassung, um sie gegen einen Ueberfall zu schützen, während die vierte sehr kleine, bei der ich mich befand, unter meines Vaters Befehl an der Fischereistation blieb. Abgesehen von diesen vier Abtheilungen wurden wohlbewaffnete Schaaren zu Land und zur See in das Gebiet der Umbiquas abgeschickt.

Anfangs beschränkte sich unsere Kriegsführung an den Ufern des stillen Meeres bloß auf Scharmützel; als aber die Callapus mit einer starken Schaar zu den Umbiquas stießen, wurde die Sache ernsthaft; wir verloren unsere bereits errungenen Vortheile, und mußten uns allmählich auf den Posten zurückziehen. Dieß war indeß unsere Rettung; wir hatten nur 100 Mann, unsere Gegner dagegen 480, und doch fiel ein volles Fünftheil ihrer Zahl an einem einzigen Nachmittag während eines wüthenden Angriffs, den sie auf unsern vortrefflich befestigten Posten unternahmen. Das Dach war mit Kupferplatten gedeckt und Löcher in die Mauern geschlagen worden zum Gebrauch unserer Kanonen, von denen der Feind nichts wußte. Der erste Angriff war äußerst muthvoll und unsere Schießscharten staken voll Kugeln und Pfeilen. Sie rückten in einer dichten Schaar mit Fackeln und Leitern heran unter einem wahrhaft dämonischen Geschrei. Auf eine Entfernung von 80 Schritten feuerten wir unsere mit Kartätschen geladenen Kanonen auf sie ab, die eine furchtbare Wirkung thaten, aber dennoch drang der Feind mit wahrhaft

Digitized by Google

heldenmüthiger Entschlossenheit vor. Nochmals wurden unsere Kanonen so wie unsere sämmtlichen Gewehre abgefeuert, worauf 40 Mann einen Ausfall machten, vor welchem der Feind mit Zurücklassung von Todten und Verwundeten nach allen Richtungen entfloh. Noch an demselben Abend erhielten wir eine Verstärkung von 38 Mann aus der Niederlassung, nebst einem tüchtigen Vorrath von Büffelfleisch und 25 jungen fetten Füllen. Dieß kam uns gerade recht, denn schon seit mehrern Tagen hatten wir von getrockneten Fischen gelebt.

Sieben Tage lang sahen wir nichts von den Feinden, aber unsere Späher waren allenthalben und unser großes Boot überraschte in einer Bay 36 lange Kähne, in denen die Callapus gekommen waren. Die Kähne wurden zerstört und ihre Hüter scalpirt. Da die Hitze sehr heftig war, verließen wir die engen Mauern des Postens, und bildeten östlich davon ein geraumiges Lager mit starken Brustwehren. Dieß rettete uns wahrscheinlich von ansteckenden Krankheiten, denn der Geruch der getrockneten Fische und die schlechte Luft in dem Gebäude hatten bereits, namentlich auf die Verwundeten, einen schlimmen Einfluß geäußert.

Am Ende der Woche erschien der Feind wieder, schweigsam und entschlossen sich zu rächen oder zu sterben; der Kampf mußte furchtbar werden. Sie lagerten in einer kleinen, offenen Prairie auf der andern Seite des Flusses und zählten etwa 600 Mann. Die erste Kriegspartei hatten die Bonnares auf ihrem Zug zu den Flachköpfen geworfen und zerstreut; da sie nun nicht zu den letztern stoßen konnten, vereinigten sie sich mit den Cayus und Durchbohrten Nasen. Diese drei vereinten Völker wichen nach einigen zerstreuten Gefechten vor der zweiten Kriegsabtheilung, und die Bonnares, durch ihre Verluste und die Gewißheit, daß sie im Falle des Sieges der Schoschonen vernichtet werden würden, aufs äußerste gebracht, vereinigten sich jetzt mit den Umdiquas, um unsere kleine Schaar anzugreifen. Nichts hätte uns retten können, wenn die Flachköpfe länger ausgehalten hätten, aber die Schwarzfüße, ihre unversöhnlichen Feinde, ergriffen die Gelegenheit und drangen in ihr Gebiet ein. Sie baten um Frieden, und nun eilten Schaaren von unsern beiden Kriegsabtheilungen zu unserer Hülfe herbei. Unsere Läufer gaben uns hievon Nachricht, und in Folge einer Verabredung mit meinem Vater zog ich allein ihnen in den Pässen der Minenberge entgegen. Die Zahl der rückkehrenden Krieger betrug 700, und sie hatten in den beiden Expeditionen nicht mehr als 13 Mann verloren; sie theilten sich in drei Schaaren, und es gelang ihnen unentdeckt die Prairie, in welcher der Feind lagerte, zu umringen; hierauf wurde ein Indianer über den Fluß geschickt, um meinen Vater zu benachrichtigen.

Der Mond ging um ein Uhr Morgens auf, und es wurde verabredet, daß die Besatzung der Fischereistation, welche durch eine viertägige enge Belagerung schon sehr gelitten hatte, zwei Stunden vor dem Aufgang des Mondes die Feuerwerke, welche ich zu Monterey zum Geschenk erhalten hatte, abbrennen und dann die Ufer auf ihrer Seite wohl bewachen sollte; denn wir wollten den Feind im Augenblick überfallen, wo er über ein so ungewohntes Schauspiel von Staunen ergriffen wäre. Alles ging nach Wunsch. Bei den ersten Raketen waren sämmtliche Bonnares, Callapus und Umbiquas auf den Beinen, denn sie fürchteten einen Ueberfall, der jedoch von Seite der Besatzung nicht ausgeführt werden konnte; Staunen und Bewunderung verdrängten indeß bald jedes andere Gefühl. Die Raketen zischten, die Räder streuten das Feuer in glänzenden Kreisen umher und die Wilden gafften in schweigender Verwunderung. Aber auf das Staunen folgte Furcht vor übernatürlichen Kräften, sie geriethen in Verwirrung und endlich wurde das Schweigen durch mehrere hundert Stimmen unterbrochen. Der Augenblick war jetzt gekommen, die Schoschonen rückten auf ihre erschreckten Opfer an, und eine Stunde später, als der Mond aufging und die Prairie beleuchtete, fielen seine milden Strahlen auf 400 Leichen. Sämmtliche Bonnares und Umbiquas fielen, die Callapus aber litten wenig, indem sie gleich im Beginne des Gefechts sich zerstreut hatten und nach dem Meeresufer geflohen waren.

So endete der große Bund gegen die Schoschonen, von dem die Sagen der Indianer lange sprechen werden. Aber diesen aufregenden Ereignissen folgte ein schwerer Verlust für mich. Mein Vater hatte trotz seines Alters während des letzten Kampfes eine große Thätigkeit gezeigt, und viele Entbehrungen und Anstrengungen erduldet. Sein kräftiger Geist hielt ihn bis ans Ende des Kampfes aufrecht, als aber alles vorüber war, und der Knall der Gewehre nicht mehr an seine Ohren schlug, sank er zusammen: in zehn Tagen nach dem letzten Gefecht starb er von Alter, Anstrengungen und Kummer aufgerieben. Nicht weit von den Ufern des stillen Meeres richtete ich sein Grab auf, und der ganze Stamm der Schoschonen wird lange wachen über dem Grab des „Bleichen Gesichts“ aus fernem Land, der einst ihr Lehrer und Freund war.

Auch meine beiden Freunde, Gabriel und Roche, waren schwer verwundet worden und es dauerte lange, ehe sie sich erholten. Wir brachten den Rest des Sommers damit zu Luftschlösser zu bauen, und beschlossen endlich nach Monterey zu gehen, um dort den Winter über zu bleiben. Das Schicksal aber wollte es anders, und riß mich in einen Strom von Abenteuern, dem ich nicht widerstehen konnte.

Chronik der Reisen.

Hr. Adolph Delessert in Indien.

Unter dem Titel Souvenirs d'un Voyage dans l'Inde executé de 1834 — 1839 ist von Hrn. Adolph Delessert ein Octavband in Paris mit 35 Platten erschienen. Er trat die Reise an in Aufforderung Hrn. Benjamin Delesserts, des bekannten Mitglieds der französischen Akademie. Naturgeschichte und namentlich Botanik bildeten den Gegenstand seiner Forschungen. Der Titel seines Buchs ist nicht ganz richtig: denn einen großen Theil der Zeit von 1834 — 1839 brachte Hr. Delessert auf einer Reise im Archipel auf der Corvette Astrolabe zu, so daß er in Pondichery und der Umgegend, wohin das eigentliche Ziel seiner Reise gerichtet war, nur etwas über ein Jahr blieb. Der Hauptgegenstand seiner Reise war ein Besuch des Neilgherris im Südwesten von

Digitized by Google

Pondichery, die eine nicht bloß vom Küstenland, sondern auch von den hohen Plateaux im Innern ganz verschiedene, der Alpenflora nahe kommende Pflanzenwelt darbieten. Auf der Hinreise nach Indien hatte Hr. Perrottet, bekannt durch seine botanischen Arbeiten über Senegambien, ihn begleitet, und sich während der zwei Jahre, welche Hr. Delessert auf der Astrolabe zubrachte, in den Neilgherries heimgetrieben. Seine Beschreibung derselben, die, so viel wir wissen, noch nicht öffentlich bekannt wurde, hat Hr. Delessert benützt und einen sehr interessanten Auszug daraus in seinem Werke mitgetheilt.

Wanderungen im südlichen Arabien.

Tayf. — Mekka.

(Schluß).

Ziemlich gut gebaut und mit einigen ansehnlichen Häusern versehen ist jenes Quartier, welches Mesfale genannt wird. Handelsleute von verschiedenen Beduinenstämmen hausen hier, die in Friedenszeiten nach Yemen, besonders nach Mokowa reisen, woher sie Korn, Kaffeebohnen und getrocknete Weintrauben einführen. Es ist auch der Wohnplatz vieler armen Indier, die sich in Mekka niedergelassen haben; diese vermiethen ihre Häuser an ihre Landsleute, die während der Wallfahrt die Stadt besuchen; in den zerstörten Wohnungen haben Negerpilgrime ihren temporären Aufenthalt; einige von ihnen sind in Mekka angesiedelt, und ihre Weiber bereiten aus Durra das berauschende Getränk Buza, welches die gemeinern Einwohner sehr lieben. Am Südende des Mesfale ist ein großer verfallener Khan, der neu ein Hauptgebäude gewesen seyn muß; er war zur Bequemlichkeit der Pilgerkarawane bestimmt, welche früher zu Lande der Küste entlang von Yemen kam; eine andere Pilgerkarawane aus Yemen kam über das Gebirge.

Wenn man auf dieser Seite aus der Stadt geht, erblickt man einen Wachtthurm auf der Ebene, der hinsichtlich seiner Bauart denen am Eingang von Dschemel ähnlich ist. Ein weites Thal führt von hier in südlicher Richtung nach dem zwei Stunden entfernten Dorf Hosseinye, wo einige schöne Dattelpflanzungen sind. Hier hatte Scherif Galib einen kleinen Lustgarten und ein Landhaus, und hier hielt er eine Heerde von ägyptischen Büffeln, aber sie gedieh nicht. Eine Meile über die gegenwärtigen Umgebungen der Stadt hinaus trifft man Ruinen früherer Wohnungen an; unter diesen sind einige große, tiefe und wohlgebaute Cisternen, die mit wenig Arbeit wieder hergestellt werden könnten, um ihrem frühern Zweck, Regenwasser zu sammeln, zu entsprechen. Bei Birket Madjen, wo sich die Karawane von Yemen mit Wasser versorgt, bauen die Bewohner des Mesfale einige Felder mit Gurken und Melonen, unmittelbar wenn der Regen gefallen und der Boden gut bewässert ist. Viele Beduinenhütten und Zelte der Stämme Jahum und Dschehadeie sind über dieses Thal zerstreut; die Bewohner derselben ernähren sich vom Einsammeln von Gras und wilden Kräutern in den Bergen, welche getrocknet und in Büscheln gebunden auf dem Markt zu Mekka verkauft werden. Diese Beduinen ziehen auch einige Schafe, aber obgleich sie arm sind, unterscheiden sie sich doch durchaus von den niedern Classen der Mekkaer und verschmähen die Bettelhaftigkeit dieser nachzuahmen. Einige wenige von ihnen sind Wasserträger für die Stadt.

Unter allen Straßen Mekka's ist die sogenannte lange oder große Straße, Mesa genannt, am besten gebaut. Weil sie mit Buden angefüllt ist, mit Kramladen jeder Art, ist dieß der lärmendste und am meisten besuchte Theil der Stadt. Die Buden sind von derselben Beschaffenheit, wie die in Dschidda, wozu hier noch zwölf Zinngießer kommen, die zinnerne Flaschen von jeder Größe machen, in welchen die Pilger bei ihrer Rückkehr Wasser von dem heiligen Brunnen Zemzem mit nach ihrer Heimath nehmen. Die Buden sind gewöhnlich Waarenlager im Erdgeschoß des Hauses, vor dem eine steinerne Bank angebracht ist. Hier sitzen die Kaufleute unter dem Schatten einer einfachen Dachung von Matten, welche an langen Stäben befestigt sind. Dieser Brauch herrscht durch das ganze Hedschas. Alle diese Häuser sind von türkischen Pilgern gemiethet. Bei der Ankunft einer Schaar Wallbrüder von Dschidda, was vier Monate des Jahres fast jeden Morgen geschieht, wird ihr Gepäck in dieser Straße niedergelegt, dann besuchen sie die Moschee und darauf sehen sie sich nach Quartieren um. Auf diese Weise findet man die lange Mesastraße täglich mit neuen Ankömmlingen, Neuigkeitskrämern und Führern angefüllt.

Viele Buden werden von europäischen und kleinasiatischen Türken gehalten, welche verschiedene Kleidungsstücke verkaufen, die verstorbenen Pilgern oder solchen gehörten, die aus Mangel an Geld ihre Habseeligkeiten verkaufen mußten. Schöne Säbel, gute englische Uhren und schöne Exemplare des Koran, die werthvollsten Artikel im Gepäck eines türkischen Pilgers, werden hier beständig zum Kauf ausgeboten. Pastetenbäcker aus Konstantinopel verkaufen hier Pasteten, Confituren, Schafsbraten und Gallerte. Hier sind auch zahlreiche Kaffeehäuser, vollgepfropft von drei Uhr Morgens bis eilf Uhr in der Nacht. In zwei Buden werden des Nachts berauschende Getränke verkauft; bei Tage ist es ihnen nicht gestattet. Ein Getränk wird von gährenden Rosinen bereitet, und obgleich ein guter Zusatz von Wasser darunter ist, so ist es doch so stark, daß einige Gläser einen Rausch verursachen; das andere ist eine Art Buza mit Gewürz gemischt und heißt Sudi, ein Getränk, das man auch in Kairo kennt.

In der Mesa steht ein ansehnliches Gebäude, welches von einem ägyptischen Sultan aufgeführt wurde, welcher hier eine große öffentliche Schule mit zweiundsiebzig Gemächern errichtete. Er versorgte sie auch mit einer beträchtlichen Bibliothek. Der arabische Historiker Kotbeddin, der hundert Jahre später hier Bibliothekar war, bedauert, daß nur noch 300 Bände vorhanden gewesen, indem die andern von gewissenlosen Vorgängern gestohlen worden seyen.

In der Nähe des alten Platzes von Merwa, wo Abbas, einer der vielen Oheime des Propheten, wohnte, sind die Barbierbuden, wo die Pilger nach Verrichtung gewisser Ceremonien ihre Häupter scheren lassen. Manche dieser Barbiere sind so lustig und fidel, wie der von Sevilla, und ergötzen ihre Kunden durch Erzählung von Bonmots, Anekdoten, wahren und unwahren Geschichten. Man sieht in diesen Buden Exemplare von allen mohammedanischen Nationen; in einer derselben traf ich einige schöne Mauren aus Nordafrika, Magrebim von den Arabern genannt, drei Afghanen, zwei persische Pilger aus Mesched, einen Kaufmann von Aleppo, einen von Nissa, einen von Smyrna und einen ägyptischen Dorfscheik mit drei armen Teufeln von Fellahs.

Großer Canal in Aegypten. Das Athenäum vom 30 Dec. berichtet nach einem Schreiben aus Kairo vom 20 Nov., daß in der Nähe des ersten Katarakts ein Canal eröffnet werden soll, der das Wasser des Nils längs dem Abhang der libyschen Kette und also über dem Thal bis Mittelägypten hinabführe.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 16.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

16 Januar 1844.

Schilderungen aus den neapolitanischen Provinzen.

Basilicata. — Capitanata. — Terra di Bari. — Terra d'Otranto ꝛc.

(Von Dr. Schnars.)

Vierter Abschnitt.

Motto:

Postera tempestas melior, via pejor, adusque
Bari moenia piscosi.

Horat. Sat. 1, 5, 97.

Trani hieß bei den Alten Tirenum oder Turenum, von seinem Gründer Tirenus oder von den Tyrrhenern so genannt, und wie wir aus der Prutinger'schen Tafel ersehen, derjenigen Landkarte, welche unter Throdosius vom Reiche des Occidents entworfen wurde, veränderte es wenig oder gar nicht seine Lage hart am adriatischen Meere. Mir ist keine Monographie dieser Stadt bekannt und somit vermag ich nur sehr dürftige historische Notizen über dieselbe beizubringen. Unter Antoninus Pius, wie aus einer Inschrift im Palaste Beltrani erhellt, mag Trani municipium Romanum gewesen seyn. Griechen, Longobarden und Normannen zerstörten es und mißhandelten es zu verschiedenenmalen, erstere jedoch bauten es wieder auf, vergrößerten und verschönerten es, erweiterten den Hafen und erhoben es zu einer bedeutenden Handelsstadt. Als Puglien unter die Söhne und Krieger Tankreds von Hauteville vertheilt wurde, fiel der Bezirk von Trani Peter dem Normannen zu, und dieser erbaute, wie es irgendwo heißt: „ex villis et domorum congregationibus," Andria, Corato, Barletta und Biscegliе. Trani rühmt sich einer derjenigen Städte zu seyn, welche schon sehr früh zur christlichen Religion übergetreten, und es geschieht eines Bischofs aus dem Jahre 195 und eines Märtyrers aus dem Jahre 257 Erwähnung. Der treffliche Hafen, den es früher besaß, machte es gleich Brindisi zu einem der Hauptüberfahrtsorte nach Epirus und Griechenland, zu den Zeiten der Normannen und der Kreuzzüge. Friedrich II erbaute das Castell in Trani und soll hier den Sohn des venetianischen Dogen, Tiepolo, der ihm nach dem Siege bei Cortenuova in die Hände gefallen, im Angesicht des Vaters, des Befehlshabers der venetianischen Flotte, welche die Städte der adriatischen Küste verbrannte und zerstörte und sogar die Schiffe der rückkehrenden Kreuzfahrer den Flammen überliefrte, auf eine grausame Weise im Zorngefühl der Rache im J. 1240 haben hinrichten lassen. Italienischer Schriftsteller entstellten jedoch dieß Ereigniß auf so partheiische Weise, daß schon deßhalb an der Glaubwürdigkeit gezweifelt werden darf.

Im J. 1259 landete hier im Hafen von Trani die wunderschöne 17jährige Helena, die Tochter Michaels, des Beherrschers von Aetolien und Epirus, als glückliche Braut des damals glücklichen Manfred. Unter Gesang, Tanz, Erleuchtung und Festen aller Art empfing man sie hier und führte sie im ganzen Lande umher, dessen Bewohner sie durch Anmuth und Herablassung entzückte. Vergl. Daranzati *) Dissert. sulla seconda moglie del Re Manfredi e su loro figliuoli. Napoli 1791 Fol. und Saba Malaspina in Muratori: 8, 781.; v. Raumers Geschichte der Hohenstaufen 4, 425 und 492. Im Jahre 1266, nach der Schlacht bei Benevent und nach Manfreds Tode ward Helena durch Bettelmönche und den Burgvogt von Luceria, als sie eben im Begriff war von Trani aus nach Epirus zu entfliehen, mit ihren vier Kindern und vielen Schätzen dem grausamen Karl von Anjou verrathen, der sie durch eine harte Behandlung im Gefängnisse hinopferte und die unschuldigen Kinder 31 Jahre im Castello dell' Uovo zu Neapel in Fesseln hielt.

Wir gingen zuerst zum Hafen, der wie ein Becken in die oval gebaute Stadt hineingreift und mich lebhaft an die Bay von Sta Lucia in Neapel erinnerte. Kriegsschiffe und Handelsschiffe aus Venedig, Dalmatien, Griechenland und dem Orient ankerten hier einst in großer Zahl, und zu den Zeiten der Anjous war dieser Hafen von Trani sogar mit einem Arsenal verbunden, wo nicht wenige Galeeren gezimmert wurden. Die Tempelritter hatten hier und bei Molfetta ein

*) Das Werk Daranzati's wird von Hrn. von Raumer als ein sehr gründliches, scharfsinniges bezeichnet, das alle ähnlichen neapolitanischen Untersuchungen weit übertrifft.

Digitized by Google

Haspital gegründet, wo alle aus dem Orient kommenden Kranken und Verwundeten alsobald Schutz und Hülfe fanden. Dieser schöne Hafen versandete fast gänzlich und gewährte zuletzt kaum den Barken der Fischer einen gefahrlosen Eintritt; man ließ deßhalb vor wenigen Jahren eine Dampf-Baggermaschine kommen, um das Becken zu reinigen, gab Feste, spendete große Summen und lebte in der festesten Ueberzeugung, daß damit alles geschehen sey, bis man sich nach mancher Täuschung überzeugte, daß 14,000 Ducati unnütz ins Meer geworfen seyen und daß es Anstrengungen und Einrichtungen ganz anderer Art bedürfe, um der Stadt zu dem alten, tiefen Hafen wieder zu verhelfen. Die Commune von Trani schuldet gegenwärtig der königlichen Marine noch immer eine bedeutende Summe für die gelieferte Hafenreinigungsmaschine, und sieht mit Schmerz, wie andere Städte, z. B. Mola und Molfetta, durch ihr Schicksal gewarnt, zu Sachverständigeren ihre Zuflucht nehmend, allmählich zu sicheren und guten Häfen gelangen. Am Ufer des Hafens von Trani stehen schöne, stattliche Gebäude, und mit Vergnügen weilt der Blick auf Stadt, Meer und Land. Ganz in der Nähe, auf den alten Bastionen der Stadt gebaut, befindet sich die neue, anmuthige Villa, welche, je nachdem Mauern und Wälle sich krümmten und vorsprangen, die verschiedenartigsten Aussichtspunkte darbietet. Die neuen Anlagen, Gänge, Baum- und Blumengruppen, ein kleiner Pavillon mit schöner Aussicht aufs Meer, verrathen Kunst und Geschmack, wenn gleich französische Manier, wie Le Notre sie unter Ludwig XIV einführte und anwendete, nicht ganz zu verkennen ist. Wie ich höre, soll die tranesische Villa, sobald die Finanzen der Stadt sich gebessert, mit Statuen und andern Kunstdenkmälern geschmückt werden und die faggianische dann weit übertreffen, was schon jetzt in Bezug auf die erhöhte Lage und das rings umher fluthende Meer der Fall ist. Dann werden auch hoffentlich die drei Meilensteine aufgerichtet werden, welche jetzt störend im Wege liegen.

Zu den schönsten Gebäuden der Stadt gehören Dom und Campanile. Letzterer steht neben dem erstern hart am Meere, und erhebt sich schlank und kühn mit Bögen und Einschnitten in vielen Stockwerken von gothischen Säulen getragen, in die Luft. Der Baumeister dieses Glockenthurms hat wahrlich Grazie mit Kraft und Kühnheit mit Einfachheit zu verbinden verstanden: der ganze schöne Bau erhebt sich über einem schönen, weiten Bogen, der als Thor dient, und trotzt bereits Jahrhunderte den Stürmen und den Fluthen des Meeres. Der Dom selbst zeigt außerhalb halb byzantinische, halb gothische Bögen, Portale und Ornamente, eine schöne Fensterrose, viele Arabesken und wunderbare Thiergestalten, dem Geschmack des 14ten und 13ten Jahrhunderts gemäß; eine schöne Treppe und Thüren von Bronze *) führen in das Innere, das mit Ernst und Würde anspricht; vor einem Altare lagen viele Mädchen und Frauen auf den Knien, die meisten waren schön zu nennen und alle zeichneten sich aus durch die frische, weißrothe Hautfarbe, durch feurige, blauschwarze Augen und schlanke edle Körperform.

Das von Friedrich II erbaute Castell liegt am nördlichen Ende der Stadt, bietet eine schöne Aussicht, aber wenig architektonische Merkwürdigkeiten dar. Es befindet sich auf dem höchsten Thurme desselben der Telegraph, dessen Dirigent in Ermangelung politischer Beschäftigung mit seinen Ferngläsern naturhistorische Beobachtungen in den Zimmern und Schlafgemächern tranesischer Schönheiten anstellte und uns freundlich einlud daran Theil zu nehmen. *) Wir sahen die hellen lustigen und gesunden Gefängnißräume, welche gegenwärtig, Dank der trefflichen milden Verwaltung dieser aufgeklärten Provinz, im Castell selbst im Bau begriffen sind, und schlugen dann nicht unpassend unseren Weg zu den Gerichts- und Tribunalgebäuden ein, wo in großen einfachen und geschmackvollen Sälen von anerkannt wackeren und braven Männern Recht gesprochen wird, deren Häuser jedem Fremden freundliche Asyle für wissenschaftliche und geistvolle Unterhaltung sind.

Die Privatsammlungen der Tranesen sollen, — obschon die große Vasen-Fundgrube Ruvo ganz in der Nähe, — nicht von großer Bedeutung seyn. An einer öffentlichen Bibliothek, an einem Casino, Leseclub u. s. w. fehlt es meines Wissens bis zu dieser Stunde gänzlich. Das Theater sah ich nicht, es soll nicht zu den ganz kleinen und ganz schlechten der Provinz gehören. Das erzbischöflicher Seminar zählt eine Masse von Schülern und Lehrern und die französische Sprache wird eifrig betrieben. Die niedere Classe der Bevölkerung beträgt sich, wie schon oben bemerkt, mit viel mehr Anstand als namentlich in Neapel, und selbst in den engsten Gassen und in den abgelegensten Winkeln herrscht viel mehr Reinlichkeit als anderswo; das Straßenpflaster ist fast in der ganzen Provinz gut unterhalten und bildet den schreiendsten Contrast namentlich mit den Städten der Basilicata und auch theilweise mit der Terra d'Otranto, wo man durchaus genöthigt ist auszusteigen, sobald man das Thor irgend einer Stadt berührt hat.

Trani hat eine ganz ovale Form und ist von Mauern und Bastionen aus alter Zeit umgeben; ein Gang um die Stadt ist sehr belohnend durch den Wechsel der Aussichten auf das Meer und die reichbebaute Ebene, deren Horizont unzählige Kirchthürme unzähliger Ortschaften schmücken. Auf einer kleinen Haidinsel, die sich spitz ins Meer hineinschiebt, liegt ein großes Gebäude; auf dem Wege dahin, hart am Strande wo seltsam geformte Buchten sich gebildet haben, sollen mineralische Quellen seyn, welche früherhin stark benutzt wurden und vielleicht mit eine Veranlassung zur Gründung

*) Es sind ihrer zwei, die eine mit der Jahreszahl 1176, die andere mit dem Namen des Verfertigers Barisanus. Vergl. Kuglers Kunstgeschichte p. 498 und bei Serradifalco: Duomo di Monreale p. 62, Nr. 22 eine Uebersicht ähnlicher Arbeiten.

*) In den traurigen Bürgerkriegen, nach dem Tode der Königin Johanna II, spielt das damals (1437) reiche Trani nebst seinem Castelle eine nicht unbedeutende Rolle. Der Cardinal Giovanni Vitelleschi zog gegen die Stadt, welche ein Palagano vertheidigte, und verwüstete bis über Biseeglie und Giovinazzo hinaus das ganze Land. Für jeden abgehauenen Olivenstamm gab er seinen Söldlingen einen Ablaß von 100 Tagen. Graf Platen s. „Geschichten des Königreichs Neapel" erzählt die Begebenheiten der damaligen Zeit.

Digitized by Google

eines Hospitals abgaben. In den Gassen Trani's sieht es aus wie in den Städtchen am Rhein und am Main; schwere, solide Bauart, gothische Fenster, ebensolche Bögen, Säulen und Säulchen; krumme enge Gassen wo die Häuser vor- und zurückspringen, alte Kirchen, verwitterndr Klöster, bedeckte Durchgänge, vielwinkliche Plätze u. s. w. In dem freundlichen guten Hôtel des Herrn Dionisio, dessen Weine seinem Namen Ehre machen, hatte ich auch Gelegenheit den vielgepriesenen Reichthum an Fischen kennen zu lernen, der fast alle Städte der italienisch-adriatischen Küste auszeichnet. Triglien und Merluzzen, Cefalus und Spinolas, Alici und Angnille von seltener Größe und Güte paradirten auf der reinlichen und geschmackvoll geordneten Wirthstafel, von welcher ich mich nur mit Mühe trennte um noch, über Barletta hinaus, eine Spazierfahrt zu den berühmten Salinen am Lago Salpi zu machen. Der Weg nach Barletta führt durch Obst- und Weingärten und durch Getreidefelder; überall erblickt man Gruppen von Mandelbäumen, Johannisbroddäumen (Ceratonia) und Feigenbäumen und unter ihnen sprießt Haber und Gerste üppig hervor. Die Weinfelder gewähren, weil die Reben sehr kurz gehalten werden, einen etwas sterilen Anblick, wozu die felsige Beschaffenheit des Bodens, die überall trotz Cultur und Fleiß hervortritt, wesentlich beiträgt; überhaupt mangelt der Gegend — und das gilt von der ganzen Küste bis Monopoli (zwischen Bari und Brindisi) — der Reiz der Abwechslung, der Harmonie und der Zauber der ungestört schaffenden und wuchernden Natur. Betrachten wir alle Einzelnheiten eines wohlgeordneten adriatischen Küstengartens, so erfreut uns allerdings der üppige Wuchs des Getreides, das kraftvolle Hervorbrechen der Reben, die Größe der Feigen und ihrer Blätter, die Fülle der Granatblüthen, der Reichthum der Oliven- und Mandelbäume, wir gestehen uns, daß das schöne blaue Meer einen herrlichen Hintergrund bildet, wir fühlen daß der Anblick der Städte auf sonderbare Weise abendländische und morgenländische Erinnerungen miteinander verschmilzt, wir erkennen und loben den mühevollen Fleiß der Bewohner, — dennoch aber macht uns die Gegend nicht warm und erhebt uns nicht. Man könnte einwenden, wir seyen durch Neapels, Sorrents, la Cavas und Amalfi's großartige Reize verwöhnt, das ist es aber nicht; — es ist vielmehr das Mißverhältniß zwischen ungekünstelter Naturreinfachheit, Naturkraft und dem Streben der Menschen, die Natur und ihre Kräfte sich dienst- und zinsbar zu machen. Wir wandeln z. B. unter dem zerstückelten Schatten einzelner Gruppen von Oliven, Feigen und Carruben, aber der Schatten labt und erquickt nicht; es entsteht die Sehnsucht nach ungekünsteltem Waldschatten und müde und erschöpft verschmähen wir dennoch den Eintritt in die überall ringsumher zerstreuten steinernen Winzerhütten, welche hier die Stelle der Masserien vertreten; es sind kegelförmig aufgethürmte, ziemlich spitz zulaufende Steinhaufen, inwendig ausgehöhlt und mit Mörtel beworfen, ein niedriger Eingang führt ins Innere und einige Fuß über dieser Pforte befindet sich eine zweite Oeffnung.

Oft haben sie die Form eines Festungsthurms mit breitem vorspringendem Unterbau; manche sind mit einer Art Kuppel gedeckt, welche ein Kreuz schmückt. Sie finden sich überall in der Provinz von Bari und dienen den Winzerfamilien und den Bauern zur Zeit der Ernte als kühle Wohnungen; von außen erscheinen sie sehr leicht und flüchtig wie aus losen Steinen zusammengefügt; im Innern erkennt man erst ihre Festigkeit, ihren Zweck und Nutzen. Graf Stolberg liefert Theil 3, p. 166 seiner italienischen Reise sehr gelungene Abbildungen solcher Steinhütten.

(Fortsetzung folgt.)

Wanderungen im südlichen Arabien.

Sitten und Gebräuche der Mekkaer.

Die verschiedenen Quartiere der heiligen Stadt Mekka veranlassen den Reisenden zur Beobachtung verschiedener Scenen des Volkslebens in Hedschas. Es werden auf dem Platze Merowa jeden Morgen öffentliche Versteigerungen gehalten, wo Geräthschaften jeder Art an den Meistbietenden ausgeboten werden. Um der türkischen Pilger willen wird bei dieser Gelegenheit ihre Sprache gebraucht, und es gibt daher kaum einen Knaben in Mekka, der nicht mit ihr, wenigstens mit den türkischen Zahlen, bekannt wäre. Nahe an diesem Platze ist auch ein öffentlicher Brunnen, das Werk eines großmüthigen Sultans; er wird von der Mekkaer Wasserleitung versorgt und ist den ganzen Tag von Pilgern umringt, welche kommen, ihre Wasserschläuche zu füllen.

Sonneiga ist die netteste Straße in der Stadt, indem sie regelmäßig gereinigt und mit Wasser besprengt wird, was bei keiner andern der Fall ist. Hier legen die reichen indischen Kaufleute ihre feinen Musseline und Kaschmirshawls zum Verkauf aus. In dreiundzwanzig Buden werden wohlriechende Oele, Räucherwerk, Balsam, Zibet und Aloeholz verkauft; das letztere wird im ganzen Orient gebraucht, indem es, in kleinen Schnitten auf den brennenden Tabak in der Pfeife gelegt, einen angenehmen Geruch verbreitet. In andern Buden werden Korallenschnüre, Perlen, Rosenkränze von Sandel- oder Kaiembakholz, glänzende Halsbänder von geschnittenen Karneolen, Porcellanwaaren und Karneole für Siegelringe verkauft. Diese Buden werden von Indiern gehalten und ihre Waaren sind indische Producte. Gegen diese Indier herrscht in Arabien ein großes Vorurtheil; man glaubt allgemein, daß sie Götzendiener seyen, und daß sie nur äußerlich und zum Schein den Cultus und die Bräuche des Islam mitmachen; es sind arge Heuchler, sagte einst ein Mekkaer zu mir; nicht alle, die den Gang um die Kaaba machen, sind wahre Moslems. Diese geheimnißvollen Frömmler kaufen altes Gold und Silber auf und senden es nach Surate, woher sie meistens kommen. Einige von diesen Indiern leben bereits über zwanzig Jahre in Mekka und verrichten ängstlich jede religiöse Ceremonie; sie bewohnen ein großes Haus, in welchem sie zusammen leben, und erlauben niemals andern Fremden, einen Theil desselben einzunehmen, wenn auch Zimmer leer sind. Gegen die Gewohnheit aller andern Mohammedaner bringen diese Indier niemals ihre Frauen mit zur Wallfahrt, obwohl sie die Kosten ganz gut bestreiten könnten. Meine Bemühungen, authentische Nachrichten über ihre Geheimlehre zu erhalten, waren fruchtlos. Mit der merkwürdigen Secte der Ismaili in Syrien, Mesopotamien,

Digitized by Google

Perſien und Indien ſollen dieſe Mekkaer Separatiſten in Correſpondenz ſtehen.

In der Sonnengaſtraße werden auch die abyſſiniſchen männlichen und weiblichen Sklaven zum Verkauf ausgeſtellt, und da Schönheit ein allgemeines Anlockungsmittel iſt, ſind die ſteinernen Bänke vor den Häuſern jederzeit von alten und jungen Pilgern umgeben, welche oft vorgeben, mit dem Verkäufer handeln zu wollen, nur um einige Augenblicke die ſchönen Sklavenmädchen in den anſtoßenden Zimmern zu ſehen. Viele derſelben werden von den Türken mitgenommen, die für eine ausgezeichnete Schönheit 200 Dollars zahlen.

Am Ende von Sonneiga iſt die Straße von einem hohen gewölbten Dach aus Stein bedeckt, das zu jeder Seite auf einigen maſſiven Gebäuden ruht, welche den reichen Konſulenten zu Waarenhäuſern dienen. Sie ſind das Werk eines Paſcha von Damaskus, der vor einigen Jahrhunderten lebte, und gehören jetzt zur Moſchee. Da dieß zu Mittag die kühlſte Stelle in der Stadt iſt, wird ſie ungemein ſtark beſucht. Hier ſoullenzen alle die vornehmen Pilger Morgens und Abends und rauchen in behaglicher Ruhe ihre Pfeifen. Ich machte Bekanntſchaft mit einem der Räucherwerkverkäufer und brachte täglich eine Morgenſtunde bei ihm zu, indem ich mich auf die Bank vor ſeiner Bude ſetzte, meine Nargyle rauchte und meinem Freunde mit Kaffee aufwartete. Hier hörte ich die Neuigkeiten: ob ein großer Pilgerzug in der vergangenen Nacht angekommen, welche Rechtsfälle vor den Kadi gebracht worden, was in der Armee des Paſcha von Aegypten vorgefallen oder welche große Waarenkäufe abgeſchloſſen worden ſeyen. Manchmal wurden auch europäiſche Neuigkeiten beſprochen.

In den zahlreichen Buden der benachbarten Straßen findet man Seidenſtoffe aus Damaskus und Aleppo; Gombrik, welcher in dem Bezirk von Nablus fabricirt wird; Gold- und Silberfaden, Bedrinentücher, Keffi genannt, Seide vom Libanon, feine Teppiche aus Anatolien und von den turkamaniſchen Hirten, getrocknete Früchte, Nüſſe und Piſtazien aus den ſyriſchen Gefilden.

In dem gut gebauten Quartier Gerara wohnen reiche Kaufleute; die Häuſer ſind durchgehends zwei oder drei Stock hoch, manche ſtimmernd bemalt und haben geräumige Zimmer. Wenn die indiſche Flotte in Dſchidda anlangt, begeben ſich die Kaufherren dorthin, um wo möglich vortheilhafte Einkäufe zu machen.

Auf einem Hügel, der in der Stadt ſelbſt liegt, erbaute der Scherif ein Fort, das von feſten Thürmen gedeckt iſt. Der Hügel, auf welchem es ſteht, iſt unter dem Namen Dſchebel Lola bekannt und wird von den arabiſchen Dichtern oft erwähnt. Dieſem Hügel gegenüber, in ſüdöſtlicher Richtung, auf dem Gipfel eines Berges aus der Umgebung der Stadt, ſteht ein anderes kleines Fort, Dſchebel Hindi genannt, weil ein großer Scheik oder Frommer aus Kaſchmir hier begraben wurde. Der Thurm wird jetzt von einigen indiſchen Familien bewohnt, die ſich des Vortheils einer herrlichen Ciſterne für Regenwaſſer erfreuen.

In der Straße Gefaſ ſind unter vielen kleinen Wohnungen einige gute und hohe Gebäude, eine Anzahl Kaffeehäuſer, einige Büchſenſchmiede und ein Bad. Hier reſidirt der Hakem oder Polizeipräſident, welcher der erſte Beamte nach dem Scherif von Mekka iſt. Ein Theil der Straße iſt an dem niedrigen Abhang des öſtlichen Berges (Dſchebel) Kabeis gebaut, zu welchem auf dieſer Seite enge, ſteile Gäßchen führen. Gefaſ iſt ein Lieblingsquartier der Pilger, indem es breit, luftig und den nördlichen Winden offen iſt. Die Fortſetzung dieſer Straße nimmt den Namen Haret Suk an, welcher ein ausgedehntes Quartier begreift, woſelbſt Mouled Nebi oder des Propheten Geburtsſtätte gezeigt wird.

Das Quartier Moamele, der Töpfer berühmte Niederlaſſung, liegt an der Seite des Dſchebel Kabeis und enthält etwa ein Dutzend Oefen, deren vorzüglichſtes Product Krüge ſind, namentlich ſolche, welche für das Waſſer aus dem berühmten Brunnen Zemzem gebraucht werden. Dieſe Krüge von Moamele, obgleich ſie hübſch gearbeitet ſind, ſind zu ſchwer und verſchieden von den ſchönen Töpferwaaren der Oberägyptier und Bagdader, welche ſo leicht ſind, daß ein leerer Krug von einem Windſtoß umgeworfen werden kann. Das Moamele allein verſieht gegenwärtig das ganze Hedſchas mit dieſen Waſſergeſchirren, und wenige Pilger kehren nach ihrer Heimath zurück, ohne einige Krüge als Proben der Mekkaer Geſchicklichkeit mitzunehmen.

Einige tiefe Brunnen mit ſalzigem Waſſer befinden ſich in der Straße Gefaſ; hier findet man auch Werkſtätten der Zimmerleute und Meubliree aus der Türkei, der Leichenbeſorger, welche ſowohl die Geſtelle machen, auf welchen die Mekkaer ſchlafen, als diejenigen, auf welchen ſie zu Grabe getragen werden. Großhändler mit Früchten und Vegetabilien, welche von Taif und Wadi Fatme gebracht werden, theilen hier früh am Morgen den Kleinhändlern von ihren Vorräthen aus. Am nördlichen Ende, wo ſich die Straße beträchtlich erweitert, wird täglich Markt mit Kameln und Kühen gehalten. An der Oſtſeite, nach dem Berg zu und zum Theil an deſſen Abhang, liegt das Quartier, in welchem Ali das Licht der Welt erblickte; hier wohnten ehedem die berühmten Kareiſchiten; die Häuſer dieſes Viertels ſind geräumig und in einer luftigen Lage. In den anſtoßenden Seitengaſſen haben Grabſchmiede und türkiſche Schloſſer ihre Werkſtätten.

(Fortſetzung folgt.)

Miscellen.

Nationalmuſik in England. Wir haben ſchon im vorigen Jahr gemeldet, daß einzelne Muſiker ſich bemühten, Nationalmelodien und Lieder aus den verſchiedenen Theilen Großbritanniens zu ſammeln und vorzutragen. Der Einfall gelang und ſcheint auch auf einer Reiſe in den Provinzen während der „Saiſon“ gute Früchte, namentlich in Edinburgh, getragen zu haben. Jetzt hat ſich dieſe Muſikergeſellſchaft verſtärkt wieder in London zuſammengefunden, und man hafft bald auch walliſiſche Lieder in Begleitung der Harfe und hochſchottiſche in Begleitung der Sackpfeife (pibroch) zu hören. (Lit. Gaz. vom 23 Dec.)

Arabiſches Werk über Indien. He. Munck hat auf der k. Bibliothek in Paris ein bisher gänzlich unbekanntes arabiſches Werk über Indien gefunden, das über Literatur, Philoſophie, Wiſſenſchaften und Sitten der Hindus merkwürdige Auskunft gibt. Obgleich das Werk weder Titel, Datum noch Namen des Verfaſſers hat, ſo ergibt ſich doch aus mehreren Stellen, daß es im Anfang des 11ten Jahrhunderts von dem berühmten Aſtronomen Abul Rehan el Biruni verfaßt wurde. Das Werk wird viel Licht auf manche hiſtoriſche Data der Sanſkritliteratur werfen. (Journal asiatique. Avril.)

Neumodiſcher Tauſchhandel in England. Die Noth ſcheint die kleinen Händler allmählich wieder zum primitiven Handel, d. h. zum Tauſch, zu treiben. Die Shipp. and Merc. Gaz. vom 5 Jan. ſpricht von der beabſichtigten Errichtung eines Bazars, wo man Waaren gegen Lebensmittel und andere Bedürfniſſe faſt austauſchen können.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 17.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

17 Januar 1844.

Skizzen aus Indien.

(Aus Davidsons: Adventures in Lepper India.)

Ein aristokratischer Bettler. Als ich eines Tages unter meinen Pferden herumschlenderte, trat ein hübsch gekleideter, schöner Mann, ein Patan, zu mir in Begleitung eines Dieners und mit einem sehr schönen Säbel an der Seite. Er redete mich an und bat in einem ziemlich unverschämten Tone um ein Almosen, er sehe, ich sey ein reicher Mann und werde ihn wohl freigebig unterstützen, denn er wünsche ein gutes Mahl zu halten. Ich nahm sogleich die Miene eines Bairadschi an und bat ihn mit gefalteten Händen und einem demüthigen Krächzen um ein Almosen für einen Unglücklichen, der seit dem Frühstück nichts gegessen; in diesem Bettlerungestüm fuhr ich fort, bis der Patan und sein Diener unter dem Gelächter der umstehenden Menge abzogen. Ich hatte keine Wache bei mir, und trug deßhalb meinen Dienern auf in der Nacht wohl auf der Hut zu seyn, indem er wahrscheinlich mich zu berauben suchen würde.

Verfall Indiens. Der Reichthum, der sonst zum Bau großer Städte und zur Aufführung prächtiger Serais, die zum Theil 6 bis 8000 Menschen fassen konnten, ungeheurer Brücken, glanzender Moscheen und Tempel verwendet wurde, ist völlig dahin. Alle Städte Indiens mit sehr wenigen Ausnahmen liegen in Ruinen. Delhi ist von Trümmern umgeben; Arga, Behrampur, Aurengabad haben ungeheure, zerfallene Vorstädte. Das ganze Dekkan ist ein Ruinenhaufen; viele Städte Centralindiens, die sonst hunderttausend Menschen hatten, sind jetzt ganz wörtlich unbewohnt und schwarmen von Leoparden, Tigern, Elennthieren und Büffeln. In dichten Wäldern stößt man auf Hindutempel, mohammedanischr Thore, steinerne Teiche von 800 Ellen im Geviertr, ungeheure Brunnen, Begräbnißorte von vielen Jaucherten im Umfang, kurz auf alle Begleiter und Beweise von ehemaligem Reichthum, Macht und Volkszahl. Indien ist ein großer Wald mit sehr vielen angebauten Flecken.

Schutz der Wölfe. Die Nachbarschaft von Murgaon in Bundelkund ist sehr von Wölfen gefahrdet; nur wenige Tage vor meiner Ankunft war rin schönes Mädchen von sechs Jahren von denselben fortgeschleppt und gefressen worden. Dennoch thaten die Eingebornen mit ihrer gewöhnlichen Apathie nichts, was diesen furchtbaren Verheerungen ein Ziel setzen konnte. Die Höhlen der Wölfe waren in den Schluchten in der Nähe der Dörfer, jeden Morgen und jeden Abend konnte man sie hinaus- und hineingehen sehen; man konnte sie ausgraben und in Netzen fangen ohne alle Gefahr; die Kandschars (Dorfwächter) hätten dieß um rinr Kleinigkeit gethan, aber auch diese Kleinigkeit wollte man nicht geben. Man rechnet, daß in Agra nicht weniger als 200 Kinder jährlich von den Wölfen gefressen werden. Man hat alles mögliche gethan, um die niedern Classen zu bewegen ihre Kinder nicht mehr einer solchen Gefahr auszusetzen, aber umsonst. Man hat Prämien ausgesetzt für jeden todten Wolf, der den Magistraten eingeliefert würde, und ich glaube, man hat sogar vorgeschlagen die Mütter der von den Wölfen zerrissenen Kinder auf Esel zu setzen und sie zur Strafe durch die Straßen herumzuführen! Man wird es wohl kaum glauben, aber es ist wahr, daß die Eingebornen die Wölfe für eine besondere Geißel des Himmels und es darum für gottlos halten sie zu vernichten.

Schilderungen aus den neapolitanischen Provinzen.

Basilicata. — Capitanata. — Terra di Bari. — Terra d'Otranto ꝛc.

(Fortsetzung.)

Auf der Mitte des Weges von Trani nach Barletta verliert man an mehreren Stellen das Meer aus dem Gesichte. Die Gegend wird etwas hügelig und man nähert sich kurz vor Barletta wieder den überaus langweiligen Vichtriften der Capitanata. Ich fuhr um die Stadt herum und erreichte bald die lange schmale Brücke, welche hier über den tiefen und reißenden Ofanto, ganz in der Nähe seiner Mündung ins Meer führt. Rechts und links sah man die Spuren seines letzten Uebermuths. Gleich hinter der Brücke trennen sich die Straßen von Cerignola und den Salinen, und ich fuhr raschen

Digitized by Google

Trabes über eine sumpfige Ebene den letzteren zu. Der Anblick derselben ist höchst sonderbar; rechts am Strande des Meers steht eine lange einfache Reihe von Häusern, die fast von den Fluthen bespült werden; vor ihnen eine große Zahl schwarzer Stroh- und Laubhütten, die Wohnungen der Arbeiter; etwas weiter vorwärts erstrecken sich in unabsehbaren Reihen kolossale Haufen präparirten Salzes und vor diesen befinden sich die Lagunen mit ihren Canälen, worin der einfache, jedem bekannte Proceß der Salzgewinnung *) von Statten geht. Die Gegend ist, einige Kalipflanzen ausgenommen, ganz ohne Vegetation, eine traurige, rechts vom Meere, links von Sümpfen, oben vom Salpisee, unten von dünnen Sandflächen begränzte baumlose Einöde. Am Ein- und Ausgange wachen Salzaccise-Beamtete und belästigen sogar die wenigen Fremden, welche diesen Ort besuchen. Eine Capelle der heiligen Philomena, welche in reichem Flitter prangte und einen schönen Lockenkopf darbot, steht am Eingange dieses Salinendorfs, welches an 4000 Einwohner zählen soll. In der Apotheke fand ich einen freundlichen und gebildeten Pharmaciſten, der mich überall umherführte und mir die einfachen Umstände mittheilte, welche bei der Salzbereitung und dem Salzgeschäft interessiren. An das nordwestliche Ende der Salinen gränzt der Lago Salpi, über welchen C. A. de Rivera ein Werk folgenden Titels geschrieben hat: Memoria sul mezzo di ritrarre il massimo profitto dal Lago Salpi, coordinando quest' impresa a quella più vasta di bonificare e migliorare la pianura della Capitanata. Napoli 1838.

Hier finden sich interessante Bemerkungen und Ansichten über die Formation der Ebene zwischen dem Gargano-Gebirge und dem Ofanto, über den früheren Culturzustand dieser Gegend, über die Gründe der gegenwärtigen Versumpfung und die Mittel derselben abzuhelfen. Der Lago Salpi, Salapina Palus der Alten (vgl. Lucan. 5, 377: quas avius Hydrus, antiquusque Taras, secretaque littora Leucae, quas recipit Salapina palus u. s. w.), enthält nach der Karte des neapolitanischen Königreichs von Rizzi Zannoni (in 32 Blättern,) 11 Miglien Länge und 1¼ Miglien Breite. Rechts hat der Ofanto, links der Carapella Sandgeschiebe vorgeworfen, so daß die natürliche Communication mit dem Meere gehemmt ist, von welchem er seiner ganzen Länge nach durch eine 500 Palmen schmale Sanddüne getrennt ist, wie wir es an der Ostsee in Ostpreußen und Curland so häufig finden. Daß der Salpi-See früherhin eine ganz andere Beschaffenheit gehabt, geht schon aus dem Umstande hervor, daß Salapia, wovon ich früher geredet, ein guter Hafen für das wohlhabende Argyrippa war. Lucan 5, 377. Auch muß damals das Klima ein gesundes gewesen seyn, wie aus den Trümmern einzelner Städte und Ortschaften ringsumher zu ersehen ist. Casaltrinità gegenüber, auf einer kleinen Insel, sollen Trümmer eines Castells mit uralten Fundamenten, ebenso an der Nordwestseite einige wenige Spuren der auf einigen alten Karten verzeichneten Stadt Anxanum zu finden seyn. Zu Hannibals Zeiten muß diese Gegend noch sehr bevölkert gewesen seyn; mit der Verminderung der Bevölkerung verschlechterte sich die Luft und mit dem Untergange der Wälder, welche die Ebenen Capitanata's rings umschlossen, veränderten auch die Flüsse ihren Lauf, den Niemand fernerhin mehr regulirte und durch Dämme unschädlich zu machen strebte. Einfälle der Barbaren und bürgerliche Unruhen machten Wohnsitze auf Felsen und Bergen wünschenswerth und nothwendig, und so sank allmählich diese einst blühende Gegend zu einer Einöde herunter, welche schon die Römer, die Kosten einer Wiederurbarmachung scheuend, zu periodischen Viehtriften bestimmten (pastorizia errante). Gegenwärtig erscheint der Lago di Salpi wie eine ebene Lagune, die im Sommer größtentheils austrocknet; der früher so berühmte Fischfang in demselben, welcher dem Principe von Bisignano zehn bis zwölftausend Ducaten jährlich abwarf, scheint seine Bedeutung verloren zu haben. Man leitete aus dem Carapella süßes Wasser in den See und setzte ihn nördlich an mehreren Punkten mit dem Meere in directe Verbindung, wodurch hier, wie im mare piccolo bei Taranto, welches jedoch bei seinem Reichthume an süßen Quellen solche Zuführung gar nicht bedarf, eine unglaubliche Menge von Fischen herbeigelockt wurde, welche man durch zeitgemäßes Absperren des Meerwassers festhielt und in Schaaren einfing.

Der Name Salapia, Salpi soll von dem Rhodier Elpias herrühren, der Salapia gegründet. Ueber Salapia und Anxanum ist sehr wenig historisch Gewisses vorhanden. Ich bedauere hier die geistreichen interessanten Propositionen des Commendatore de Rivera über die Bonification der Capitanata, der Volturno-Mündungen u. a. m. nicht näher erörtern zu können und bemerke nur, daß auch in diesem Zweige der Staatsökonomie das Königreich Neapel Schritt hält mit anderen italienischen Staaten, deren Gelehrte durch größere und ausgedrettetere Connexionen im Auslande mehr Gerede von ihren und ihres Fürsten Bestrebungen zu machen verstehen.

Eine Stunde vor Sonnenuntergang traf ich wieder in Barletta ein und durchschlenderte die Stadt, welche wie Trani mit Mauern umgeben ist, die hier jedoch kein Oval, sondern mehr ein Oblongum bilden. Barletta hat breitere Straßen als Trani, mehr große Gebäude und freiere Plätze; es ist überhaupt größer und zählt mehr Einwohner (22,170; Trani nur 17,606: Zählung von 1841), dennoch aber erscheint es menschenleerer und melancholischer. Historische Notizen über Barletta finden sich in Giustiniani's Dizionario Theil 2, ferner in einer Schrift „F. Paolo de Leon: Memoria ragionata del Monte di Pieta a Barletta und in G. P. Grimaldi's." Vita di S. Ruggiero. Napoli 1607, 4. p. 128.

Eine sogenannte Monographie über Barletta existirt meines Wissens nicht. Da wo heute diese Stadt steht, stand früher Bardulium, dessen bei den Alten fast nirgends Erwähnung geschieht. Soll der Dichter Wilhelm von Apulien eine Autorität abgeben, so erbaute der Normanne Peter, Graf von Trani sie. („Buxilias, Barulum magis ædificavit in oris.") Andere behaupten fälschlich, sie sey auf den Ruinen von Cannae gebaut, welches 6 Miglien landeinwärts lag; andere

*) Man vgl. das Werk von D. Vincenzo *Pecorari*: Memoria sulla regia salina di Barletta.

Digitized by Google

ſchreiben ihre Gründung dem Heraclius zu, andere Friedrich dem Zweiten im Jahre 1242. Im Jahre 1276 geſchieht ihrer zuerſt Erwähnung als Stadt: (vgl. Colenucci: istoria del Regno N.) es heißt nämlich in einem Geſetze Karls von Anjou: „exceptis civitatibus Neapolis, Capuae, Aquilae et Barlettae.“ Ferdinand von Aragonien krönte ſich hier in der Kirche S. Maria Maggiore. Von 1459 bis 1529 war es oft der Schauplatz von Kriegen und Feindſeligkeiten zwiſchen Spaniern und Franzoſen. Ferdinand, Sohn von Alfons von Aragonien, rief den Georg Caſtriota von Epirus zu Hülfe und beſchenkte ihn nachher mit den Städten Trani, Siponto u. ſ. w.

Im Jahre 1689 verwüſtete ein Erdbeben die Stadt, welche die Vaterſtadt des unter Friedrich II berühmten Andr. Bonello, de Barulo genannt, war, vgl. Giuſtiniani: Memorie degli Scritt: legali I. p. 161. Barletta iſt gegenwärtig eine nicht unbedeutende Handelsſtadt, leidet aber mit Trani an demſelben Uebel, an einem ſchlechten, verſandeten und unſicheren Hafen. Der Anblick der klaglichen Hafenwerke, der ſchwachen Steindämme flößen in der That Mitleiden ein.

Mehrere Kirchen, deren Namen ich zu bemerken vergeſſen, zeichnen ſich durch ſtattliche byzantiniſch-gothiſche Architektur aus, beſonders die in der Nähe des Caſtells und die auf dem Marktplatze; auch an vielen Häuſern finden ſich mittelalterliche Verzierungen. Das Caſtell ſoll, — aber nur einem alten Sprüchworte zufolge, — eins der ſchönſten und älteſten von ganz Italien geweſen ſeyn, mit ihm wetteiferten das von Cremona, das von Prato in Toscana und Fabriano in der Mark Ancona. An das viel großartigere und ſolidere von Luceria dachte man nicht.

Ob das Erzbisthum von Nazareth, welches zu Ende des 13ten Jahrhunderts nach der Verjagung der Chriſten aus Paläſtina durch die Saracenen hieher verlegt wurde, noch immer in Barletta florirt, vergaß ich zu erfragen, vermuthe es jedoch, weil dergleichen ſonſt ſehr beſtändig an Ort und Stelle zu haften pflegt. Die größte Merkwürdigkeit Barletta's iſt die koloſſale Bronzeſtatue des Kaiſers Heraclius auf dem großen Marktplatze, ohne großen künſtleriſchen Werth. Ueber dieſen Koloß iſt natürlich viel Gelehrtes und Ungelehrtes zuſammengeſchrieben worden, welches der Archäologe in folgendem Werke zuſammen geſtellt findet: *F. Marulli*, Discorso storico-critico sopra il colosso di bronzo (Eraclio) esistente nella città di Barletta. 8. Nap. 1816. Paolo Giovio behauptet, daß dieſe Statue bei Erbauung der Stadt durch Heraclius errichtet ſey; Scipione Ammirato widerlegt dieſen Herrn und beweist ſehr gelehrt, daß ſie bei Gelegenheit der Gründung des Hafens aufgeſtellt ſey, und zwar in den Jahren 610 bis 641. L. Alberti, der confuſe venetianiſche Geograph, erzählt, daß kein Bürger in Barletta den Urſprung dieſer Statue kenne. Dann kommt Villani und behauptet, ſie ſtelle einen alten, apuliſchen König dar, endlich tritt aber G. P. Grimaldus auf und erzählt, „daß dieſe Statue in Konſtantinopel von Poliforo, einem griechiſchen Künſtler gemacht, daß die Venetianer ſie daher geſchleppt und für Venedig beſtimmt hätten, daß ſie jedoch bei Barletta Schiffbruch gelitten und der Koloß ins Meer gefallen, da habe denn der Künſtler Fabius Aldanus ihn aufgefiſcht, aufgerichtet und zurecht geflickt.“ Das Volk, die Dicke und Größe beſonders ins Auge faſſend und andere Eigenſchaften überſehend, macht einen Heiligen daraus und kümmert ſich nicht um die Antiquare. Zwiſchen den Füßen des Heiligen ſtanden Körbe voll ſchöner Zwiebeln und Rüben, welche hier ebenſo wie Waſſermelonen und Granaten ganz beſonders ſchmackhaft gedeihen. Denjenigen Reiſenden von gutem Geſchmack und Appetit, welche bei ihren wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen nebenher noch einen Blick auf die Producte des Landes werfen, empfehle ich die Schrift des Mönchs Vincenzo Corrado: Notiziario delle particolari produzioni delle provincie del Regno di Napoli 2. ediz. Napoli 1816. Zu p. 101, 100 und 112 muß jedoch hinzugefügt werden, „daß Meſagne, Barletta, Trani und Molfetta ſich durch wunderhübſche Mädchen und Frauen vortheilhaft auszeichnen.“ Zu dieſer Bemerkung hatte ich am Abend dieſes Reiſetages, in Trani, mehr als zehnfache Gelegenheit in einer fröhlichen und angenehmen Geſellſchaft, wo das Glück der Reiſenden hochgeprieſen wurde und die Mehrzahl der anweſenden Schönen, ſelbſt auf die Gefahr hin in Konſtantinopel oder Cairo als Sklavinnen verkauft zu werden, zu einer Reiſe in den Orient ſich bereit erklärten. Ich ſchmückte ihnen die orientaliſchen Bilder zum Leidweſen der Mütter und Ehemanner, mit allen Farben einer norddeutſchen Phantaſie und allen Erinnerungen aus dem Orient aufs ſtattlichſte heraus, erregte Neid und Bewunderung, ärgerte mich aber beim Nachhauſegehen über das Mißgeſchick, kein Sklavenhändler zu ſeyn und kein Schiff zur raſchen Entführung im Hafen von Trani vor Anker zu haben, um Theorie ſogleich in Praxis zu verwandeln.

(Fortſetzung folgt.)

Schwediſche Dampfſchifffahrt.

Das Aftonbladet vom 17 Oct. voc. J. enthält eine Ueberſicht der ſchwediſchen Dampfſchifffahrt, die nicht ohne Intereſſe iſt. Schweden zählt 53 größere und etwa 20 kleinere Dampfboote, die alle in Schweden gebaut ſind; ſechs darunter ſind von Eiſen. Die Poſt allein braucht fünf zu ihren regelmäßigen Verſendungen. Nur wenige Dampfboote haben 100 Pferdekraft und darüber, die meiſten ſind von 40 bis 80 Pferdekraft. Die Mehrzahl der ſchwediſchen Dampfboote unterhält die Verbindung der Hauptſtadt mit den andern am Meere gelegenen Städten, und dieſe Verbindung hat auch in dem letzten Jahre eine Ausdehnung erhalten, die kaum etwas zu wünſchen übrig läßt. Mehr als 50 Städte und Marktflecken haben eine regelmäßige Verbindung mit Stockholm ein-, zwei-, auch dreimal die Woche, manche täglich. In Stockholm kommen täglich eilf Dampfboote an, beſondere Vergnügungsfahrten, deren ſehr viele ſind, ungerechnet. Wir glauben, daß mit Ausnahme der Rhein- und Rhoneſtädte kaum Eine Stadt des Continents einen ſo lebendigen Dampfbootsverkehr hat. Im letzten Jahre ſind vier eiſerne Dampfboote gebaut worden, und die unmäßige Wohlfeilheit des Eiſens, welche gegenwärtig herrſcht, wird wohl die Zahl derſelben bald vermehren

Digitized by Google

Wanderungen im südlichen Arabien.

Sitten und Gebräuche der Mekkaer.

(Fortsetzung.)

Gewürzkrämer, Droguisten, Tabaksverkäufer, Kleinhändler jeder Sorte, Sandalenmacher und eine große Anzahl Verkäufer alter Kleider hausen in dem hochgelegenen Quartier Moia; hier ist auch ein vielbesuchter Markt, wohin die Beduinen ihre Schafe zum Verkauf bringen; hier sind auch die Schrannen der Fleischer, in welchen Rind-, Schaf- und Kameelfleisch verkauft wird. In derselben Straße ist eine Capelle oder kleine Moschee, indem für die täglichen Gebete die große Moschee etwas zu entfernt ist, aber die Freitagsgebete werden stets in der letztern verrichtet. Gegen das nördliche Ende von Moia hören die steinernen Häuser auf und es folgen einzelne Reihen von Schuppen und Ständen, wo nun die östlichen Beduinen, welche des Getreides wegen nach Mekka kommen, Lebensmittel verkauft werden. Hier ist ein Kaffeehaus, Kahoret el Haschascheln genannt, wo das berauschende Haschisch — ultimum assassinorum remedium — verkauft wird. Dieses Haus wird von den niedrigsten und unordentlichsten Personen der Stadt besucht; der Scherif legte eine hohe Taxe auf den Verkauf des Haschisch, um eine schlimme Gewohnheit, welche geradezu das Gesetz verletzt, zu unterdrücken.

In den Nebenstraßen von Moia haben die reichsten indischen Kaufleute ihre Häuser; hier empfangen sie ihre Kunden, indem sie zu stolz sind, öffentliche Buden oder Waarenhäuser zu eröffnen. Ein Indier dieses Quartiers, ursprünglich von Surate, Namens El Schamsi, wird für den reichsten Mann in ganz Hedschas gehalten.

In dem Zokak Seini oder der chinesischen Straße haben Gold- und Silberschmiede ihre Werkstätten; sie arbeiten in der plumpsten Manier, sind jedoch sehr beschäftigt, vorzüglich mit dem Verfertigen von silbernen Ringen für Männer und Frauen, welche ein unter den Arabern sehr gebräuchlicher Schmuck sind. In dem benachbarten Quartier Zokak Hadschar wurden Fatme, Mohammeds Tochter, und Abubekr, des Propheten Nachfolger im Kalifat, geboren. Diese Straße hat ihren Namen von dem Hadschar oder Stein, welcher wunderbarlich Mohammed, den großen Gesandten Gottes, mit dem Gruße Salam aleik zu grüßen pflegte, wenn er bei seiner Rückkehr von der Kaaba diesen Weg ging; er ist stumm seit den Tagen des Propheten, ragt aber immer noch aus der Mauer eines Hauses hervor, welches dem merkwürdigen Stein zu Ehren in jeder Weise conservirt wird.

Ein ziemlich verfallener und ruinirter Bezirk von Mekka ist das Schab Amer, bewohnt von dürftigen Beduinen, Taglöhnern und Freudenmädchen. Indessen befinden sich hier einige große Mühlen, welche von Pferden getrieben werden; es gibt in der Stadt keine andern von beträchtlicher Größe, denn es ist in Mekka üblich, Handmühlen zu gebrauchen, welche gewöhnlich von den Sklaven der Familie und unter den ärmern Classen von den Frauen gedreht werden. Hier sind auch die einzigen Plätze in Mekka und vielleicht im ganzen Hedschas, wo Leinwand und Kattun mit Indigo und Safran gefärbt werden. Wollenzeug wird hier nicht gefärbt.

Da eine Menge öffentlicher Mädchen im Schab Amer wohnen, wird dieses Quartier gerade nicht unter die achtungswerthen in Mekka gezählt. Der Scherif legte diesen wilden Mädchen eine regelmäßige Taxe auf, und verlangte noch mehr von solchen, welche während der Wallfahrt den Pilgern nach Arafat folgten. Eine ähnliche Taxe wird zu Kairo und in allen großen Städten Aegyptens erhoben. Mekka ist reich an solchen gebrechlichen Schwesterschaften, deren Anzahl während der Wallfahrt zur Kaaba durch Abenteurerinnen aus fremden Ländern vermehrt wird; sie sind etwas ehrbarer als die öffentlichen Frauen in Aegypten, und erscheinen auf der Straße nie ohne Schleier; es befinden sich unter ihnen wunderschöne abyssinische Sklavinnen, deren frühere Herren nach einer Uebereinkunft den Gewinn ihres Berufes theilen; einige sind Sklavinnen, welche Mekkaern gehören. Die arabischen Dichter spielen häufig auf Schab Amer an; so sagt Ibn el Fared:

Ist Schab Amer, seit wir es verließen, noch bewohnt?
Ist es noch der Ort des Stelldichein für Liebende?
Wo schöne Habeschmädchen deine Blicke fesseln,
Mit wilden Küssen zur Umarmung reizend.

Die Vorstadt Moabde besteht theils aus niedrigen und schlecht gebauten steinernen Häusern, theils aus Hütten. Sie wird ganz von Beduinen bewohnt, die sich hier vor Jahrhunderten niedergelassen haben, um zwischen der Stadt und ihren Stämmen Handel mit Korn, Datteln und Vieh zu treiben. Ich habe unter ihnen Araber von den Stämmen Koreisch, Tekyf, Hodhell und Ateyba gesehen, und man sagt, daß in Friedenszeiten Individuen von allen großen Stämmen der Wüste und von Nedschd gelegentlich hier gesehen werden können. Sie leben ganz in derselben Weise, wie in der Wüste; ihre Häuser enthalten kein anderes Geräthe, als solches, das man in dem Zelte eines wohlhabenden Beduinen findet. Da sie von der großen Moschee entfernt wohnen, haben sie ein Viereck mit niedrigen Mauern umschlossen, wo die, welche einige Regelmäßigkeit in ihrem Gottesdienste beobachten, ihre Gebete auf dem Sande hersagen, wie dieß in der Wüste gebräuchlich ist.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Armenunterstützung in England und Wales. Im Jahre 1841 gab es 580 Unions (so viel als Arbeitshäuser), in denen 136,442 Menschen Unterstützung fanden, während 814,425 außerhalb Unterstützung erhielten. Die Kosten für die erstern betrugen 741,700 Pfd., für die letztern 2,494,694 Pfd., Verwaltungskosten 763,120 Pfd., also eine Gesammtsumme von beinahe 4 Mill. Pfd. Im folgenden Jahre stieg die Zahl der Armen ein wenig, und obwohl die Verwaltungskosten etwas ermäßigt wurden, so betrug doch die Gesammtausgabe etwas mehr als 4,100,000. Im März 1842 betrug die Zahl der in den Arbeitshäusern unterhaltenen Armen 182,148, die, welche außerhalb Unterstützung erhielten, 998,824, im Ganzen also nicht weniger als 1,180,927 Personen, welche öffentliche Unterstützung in Anspruch nahmen, oder etwa $\frac{1}{25}$ der Bevölkerung. (Examiner vom 16 Dec.)

Betrag der Preise bei Wettrennen in England. Während der letzten Wettrennen-Saison waren in England, Schottland und Wales nicht weniger als 196,471 Pfd. als Preise ausgesetzt. Die Zahl der Pferde, die um den Preis liefen, betrug 1460. Ein einziges Pferd, Gatherstone genannt, gewann 13,790 Pfd. Obrist Peel, Bruder des Ministers, gewann nahe an 14,000 Pfd. mit 14 Pferden, Lord G. Bentinck nahezu 5000 Pfd. mit 27 verschiedenen Pferden, Lord Eglinton gegen 4000 Pfd. mit drei Pferden. Alles dieß ganz abgesehen von den besondern Wetten u. dgl. (ibid. vom 9 Dec.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 18.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

18 Januar 1844.

Etwas über das Paschalik Trapezunt.

(Nach einem Correspondenzartikel der Times vom 2 Januar.)

Trapezunt ist nicht nur der Hafen für Erzerum, Tebris und Teheran geworden, sondern das Hauptentrepot für Centralasien und Europa überhaupt, und man kann ohne Mühe voraussehen, daß es durch seine geographische Lage immer mehr an Wichtigkeit gewinnen muß. Zugang nach Centralasien von der Ostküste des schwarzen Meeres her ist durch die hohe Kaukasuskette gehindert und von Syrien her höchst beschwerlich durch die Wüste, welche das große Dreieck zwischen dem Euphrat, dem Mittelmeer und Arabien größtentheils ausfüllt. Den Zwischenraum zwischen diesen beiden Zugängen Centralasiens füllt die kleinasiatische Halbinsel aus, und daher das Emporkommen Smyrna's, so lang die Schifffahrt auf dem schwarzen Meer gehemmt war, und Karawanen die ganze Länge des Landes von Osten nach Westen durchzogen; jetzt aber, wo die Hemmnisse der Schifffahrt auf dem schwarzen Meere entfernt sind, bietet Trapezunt, das so zu sagen im Nacken der Halbinsel liegt, einen so bequemen Zugang dar, daß es den Verkehr mit Europa fast allein an sich reißt. Nur Aleppo, welches das südliche Littoral des asiatischen Continents versieht, hat Antheil an dieser Bedeutung. Wie sehr indeß die Zufuhr europäischer Waaren die Ausfuhr überragt, kann man aus der einfachen Angabe sehen, daß im vorigen Jahre die Ausfuhr nach Konstantinopel, wohin beinahe alles geht, kaum 300,000 Pf. St. überstieg, während die Einfuhr nicht weniger als 1,200,000 Pf. St. ausmachte.

Der District von Dschanik, welcher sich über 50 deutsche Meilen an der Küste ausbreitet, und wovon Samsun der Hauptort ist, kann ein Beispiel der Verwaltung in diesem Theil der Türkei darbieten. Dschanik hat von Höhenzügen unterbrochene, weit ausgedehnte Ebenen mit einem kräftigen, reichen Boden. Mehr als ein Drittheil dieses Districts ist das Privateigenthum der Familie Hasnadar geworden, welche seit dreißig Jahren die Verwaltung leitet. Die Haupterzeugnisse sind Hanf, Leinsamen, Tabak und Seide. Der Hanf, wovon im Jahre 1842 etwa 25,000 Centner gewonnen wurden, darf nicht ausgeführt werden. Diese Waare ist einer Abgabe von 7000 Ctr. jährlich unterworfen, der übrige Theil der Ernte wird geschätzt und von dem Pascha für Rechnung der Regierung angekauft. Um die der Regierung zukommende Quote von Hanf herbeizuschaffen, wird jeder verhältnißmäßig besteuert, und wer nicht so viel anbaut als ihn trifft, zahlt das übrige in Geld. Gegen diese Abgabe ließe sich wenig einwenden, wären die Einwohner, wie es bei Einführung derselben bestimmt wurde, frei von dem Militärdienst geblieben, aber sie erscheint als höchst ungerecht, seit das dieser Ackerbaubevölkerung zugleich mit der Einführung ertheilte Privilegium bei Seite gesetzt wurde. Die Aushebung wird in Dschanik so streng wie irgendwo durchgesetzt, und man sieht häufig Recruten für den Redif (die Landwehr) zu Compagnien von hundert Mann, mit Fesseln am Halse, die ihnen erst beim Augenblick der Einschiffung abgenommen werden.

Man zieht in diesem District jährlich etwa 30,000 Ballen Tabak, wovon der Pascha die Abgabe von der Pforte gepachtet hat. Im J. 1842 überließ die Pforte diese Abgabe an den Pascha um 125,000 Piaster, und der Pascha verkaufte alsbald sein Recht an andere mit einem Gewinn von 160,000 Piaster. Außer dieser Abgabe, die von der grünen Pflanze erhoben wird, gibt es noch Zölle bei der Ausfuhr. Seide, die in sehr großem Umfang gewonnen werden könnte, ist mit einer Abgabe belastet, die den Preis des Rohproductes um 23 Proc. steigert; dennoch verbessert sich die Seidenzucht selbst unter dieser Last. Außer diesen und andern Abgaben, die auf der Production liegen, hat noch jeder erwachsene Einwohner den Saiian zu zahlen, eine unregelmäßige Abgabe von 100 Piastern (etwa 12 fl. rh.), die dreimal und auch öfter im Jahre wiederkehrt. Eine weitere, sehr drückende Last ist das unentgeltliche Fällen und Zuhauen des Holzes je nach den Bedürfnissen des Arsenals in Stambul. So viel über die Verwaltung von Dschanik, das den Kern des reichen Paschaliks von Trapezunt bildet. Was von Dschanik gilt, gilt im allgemeinen auch von der Verwaltung der übrigen Theile der Küste. Willkürregierung und das alte Auflagensystem herrschen allenthalben noch, und die Monopole, obwohl dem Namen nach

Digitized by Google

abgeschafft, bestehen noch thatsächlich in den Händen des Pascha's, während die Ausfuhrproducte auch noch mit den in den europäischen Verträgen bestimmten Zöllen belastet sind. Corruption und Gewalt sind die herrschenden Züge der Localverwaltung. Die innern Taxen der Pforte sind meist von den Paschas gepachtet und im voraus bezahlt, und damit diese sich wieder bezahlt machen können, läßt man ihnen unbeschränkte Macht, das Volk auszupressen.

Schilderungen aus den neapolitanischen Provinzen.

Basilicata. — Capitanata. — Terra di Bari. — Terra d'Otranto ꝛc.

(Fortsetzung.)

Die Städte Corato, Ruvo, Terlizzi mir auf die Rückreise versparend, fuhr ich am andern Morgen über Bisceglie, Molfetta nach Giovinazzo und von dort nach Bitonto, in eines der erbärmlichsten Nachtquartiere, welches ich auf der ganzen Reise zu erdulden hatte.

Von Trani nach Bisceglie reist man wie durch einen wohlangebauten Obstgarten. Links erfreut der Anblick des Meeres, an dessen Rande ein Thurm nach dem andern emportaucht. Bisceglie ist in einem Halbkreise von freundlichen Landhäusern umgeben, und wohin das Auge blickt, wird es durch frisches Grün und heitere Farben erfreut. Kurz vor Bisceglie überschreitet man auf einem brückenartigen Damm eine Schlucht, offenbar früher ein Flußbett, jetzt ein lieblicher Garten, in welchem Feigen, Mandeln, Aprikosen, Pfirsiche, Carruben und Getreide aller Art wuchsen, während die Wände mit duftenden und farbigen Frühlingsblumen wie mit einem Teppich überkleidet waren, und ein Feld voll Reben, wie einst das Wasser, bis zu den Wellen des Meeres sich hinabschlängelte.

Patriotische Biscegliesen behaupten, daß ihre Stadt von Diomedes gegründet, daß sie 432 Jahre älter als Rom sey, und verweisen, wenn man sie nach den Belegen fragt, auf diesen oder jenen gelehrten Canonicus ihres Kirchsprengels, der ein sehr altes Buch besitze, worin das alles haarklein enthalten. Der alte Name Vigiliae, Vigliae oder Vigila soll von den Wachtthürmen entstanden seyn, welche die Apulier und die mit ihnen als Bundesgenossen der Römer vereinigten Lukanier hier gegen die Samniter erbaut. Im J. 118 soll hier der Bischof Maurus den Martyrertod erlitten haben, und auf dem nicäischen Concil kommt eine Unterschrift vor von „Sergius, Episcopus Vigiliensis." Aus Vigiliae ist Bisceglie corrumpirt. Gewiß ist, daß der Graf von Trani Bisceglie erweiterte und verschönerte, gleichwie Giovinazzo, Corato u. s. w. Robert Guiscard in Verbindung mit Drogo, Graf von Venosa, nahm dem Grafen Peter von Trani bei Gelegenheit eines Streits diese Städte, schenkte sie ihm jedoch mit Berücksichtigung der Verwandtschaft und der Verhältnisse sehr bald wieder. Die Einnahme von Otranto durch die Türken im J. 1480 trieb die Einwohner Bisceglie's (wie bereits früher bei Einfällen der Saracenen) von den rings umher gelegenen blühenden Ortschaften, deren Giustiniani an zehn bis zwölf namhaft macht, in die Stadt, deren Mauern sie verbesserten und deren Thore sie sämmtlich bis auf eins vermauerten; vergl. Giuseppe Pascale: Discriptio civitatis Vigiliensis und Giustiniani Dizionario, Theil 2. Letzterer gibt an, daß der Hohenstaufe Heinrich VI Bisceglie ausgezeichnet und daß der aragonesische Ferdinand es mit Privilegien mannichfacher Art beschenkt habe. Die spätere Geschichte der Stadt, welche unzähligemale gekauft und wieder verkauft wurde, ist ohne alles Interesse. Der gegenwärtige Zustand schien mir ein sehr glücklicher und blühender; ich sah viele schöne Gebäude in der Stadt und vor der Stadt; die obern Stockwerke ansehnlicher Paläste ragen über die Stadtmauern hervor und gewähren mit ihren blumengeschmückten Terrassen und hängenden Gärten einen sonderbaren Anblick. Auf einem mittelalterlichen Thurme ist der Telegraph errichtet, und von hier aus erscheinen Molfetta und Giovinazzo wie eine einzige, überaus große und ausgedehnte Stadt, indem der sie trennende Raum durch einen Theil der Stadt Molfetta zugedeckt wird. Der Adel der Umgegend verweilt gern in dem freundlichen Bisceglie, wo edle und gebildete Gastfreundschaft herrschen soll. Die Schulen Bisceglie's stehen in sehr gutem Rufe, ebenso seine Mandeln und Oliven. Die Stadt zählt gegenwärtig 16,883 Einwohner.

Nicht minder angenehm als der von Trani nach Bisceglie ist der Weg von hier nach Molfetta. Bevor man es erreicht, erblickt man links am Meere ein großes, mittelalterliches, zerstörtes Gebäude ohne bedeutende Architekturüberreste, Malereien, Monumente, Statuen und Gräber; ich möchte diese Ueberreste für diejenigen eines der beiden großen Hospitäler nehmen, welche hier oder in Molfetta für die Kreuzfahrer, die sich in Brindisi oder Otranto ein- und ausschifften, im 11ten Jahrhundert errichtet wurden. Wir wissen, daß Boëmund neben der Kirche der S. Maria bei Martiri ein Hospital errichtete, und die Lage widerstreitet der Ansicht nicht. Ein Kloster am Meere, in der Nähe der Stadt, wird von einer uralten Palme überragt, und dieß erweckt noch mehr Erinnerungen an den Orient und die dort geführten Kriege. Molfetta selbst spiegelt sich mit hohen Mauern und alten Gebäuden im Meere. Es hat 20,444 Einwohner und theilt sich in Alt- und Neustadt. Erstere hat enge schmutzige Gassen, Häuser mit byzantinischen Bögen, kleinen schmalen Fenstern, ein Paar alte Kirchen mit Thürmen an der Seite, ähnlich demjenigen von Trani, aber nicht so hoch. Die Straßen sind menschenleer, man sieht weder Boutiken noch sonst eine Art Verkehrs, keine Pferde, keine Wagen und die Bewohner liefern ein Bild der Armuth. Anders ist es in der Neustadt, wo sich alle Wohlhabenderen angesiedelt haben; da findet sich ein kleines, aber geschmackvolles Theater, da sind breite und schöne Straßen, stattliche Gebäude, Kirchen, Laden und Gewölbe voll Waaren; hier ist die Bibliothek, das sehr gute Seminar, das geschätzte Lehrer besitzt und gegenwärtig 198 Schüler (Seminaristen und Studenten) zählt. Am Hafen sah ich viel Leben, und obgleich nur kleine Schiffe (Tradacoli) hier ohne Gefahr vor Anker gehen können, so überraschte mich doch

Digitized by Google

ihre Zahl; hier werden die Producte von Ruvo, Terlizzi, Bitonto und Palo eingeschifft, der Fischfang ist bedeutend und die Verfertigung von Seilen und Ankertauen ernährt nicht wenige Menschen. Man nannte Molfetta's Einwohner schon im Mittelalter: „Olandesi (die Holländer) di Terra di Bari" und noch jetzt verdienen sie diesen Beinamen. Die Stadt hat oft um einen Hafen, jedoch vergebens: Bürger und Kaufleute vereinigten sich oft zu diesem Zwecke, brachten aber niemals etwas bedeutendes und dauerndes zu Stande; mögen sie gegenwärtig, wo mit manchen Opfern abermals ein neuer kräftiger Hafenbau auf ihre Kosten beabsichtigt wird, sich in ihren Hoffnungen nicht getäuscht finden! Außer der oben angeführten Bücherssammlung besitzt Molfetta noch ein kleines naturhistorisches Museum und mehrere Wohlthätigkeitsanstalten, darunter ein gut dirigirtes Hospital, in dessen Kirche drei sehr gute Gemälde sich befinden, eine Flucht nach Aegypten, welche dem Correggio, ein junges Mädchen, welches dem Leonardo da Vinci und einen heiligen Hieronymus, welcher dem Bassano zugeschrieben wird. In den übrigen Kirchen der Stadt — die Kathedrale ist die sehenswürdigste — finden sich keine Kunstschätze irgend einer Art.

In der Nähe Molfetta's — der Name erinnert an Melfi und Amalfi, — sind Alterthümer gefunden: Waffen, Vasen, Gräber u. s. w. und man meint, daß die alte Stadt Respa hier gelegen sey. Franc. *Lombardi:* Notizie istoriche della città di Molfetta I. p. 3 läßt sie 2800 Jahre nach Erschaffung der Welt und 1200 Jahre vor Rom erbauen, ganz und gar nach seinem phantastischen Gutdünken. Ueber diesen Schriftsteller urtheilt *Soria:* „Memorie storico-critiche degli Storici Napolitani" daß er selbst dem abgestumpftesten Anachoreten und Phlegmatiker die Geduld zu rauben im Stande sey. — Die alte Stadt Respa mag von römischen Colonisten erbaut und bevölkert seyn, wir wissen wenig Gewisses darüber. Im Jahre 988 zerstörten Saracenen Molfetta. Ihre Verhältnisse unter den Hohenstaufen und Anjous sind ziemlich unbekannt. 1529 nahmen die Franzosen von ihr Besitz, vgl. den Schriftsteller Giuseppe Martinelli. Im Jahre 1631 nannte sich Cesare Gonzaga Herzog von Guastalla und Prineipe di Molfetta. Sie ist die Vaterstadt mehrerer bedeutender Männer, z. B. des C. Ant. de Luca und des Giuseppe Saverino Poli, welcher das berühmte Werk: Testacea utriusque Siciliae eorumque historia, 2 Bde. Fol. 1791 — 95 herausgegeben.

Eine Salpetermine, welche hier im Jahre 1785 entdeckt seyn sollte, machte seiner Zeit großes Aufsehen, bis man die Unwahrheit erkannte. Ein Baron von Salis und Zimmermann „Voyage à la nitrière naturelle qui se trouve à Molfetta" gingen näher auf die Sache ein. Luigi Targioni bei Gelegenheit einer Reise durch Puglien, auf Befehl des Königs, erläutert umständlich in einer Abhandlung die ganze Sache, im Magazzino Georgico des Jahrs 1787.

Die Landstraße nach Giovinazzo führt fortdauernd am Meer entlang, ich fand sie sehr belebt mit stattlichen Equipagen, Corricoli, Karren und Fuhrwerk aller Art; ich traf zwei schnurrbärtige griechische Geistliche an, welche sich in Bari oder Brindisi nach Griechenland einschiffen wollten, mein Kutscher fand überall Vettern und Freunde; die große Messe von Gravina hatte einen großen Theil der Bevölkerung dieser glücklichen Provinz in Bewegung gebracht; Leben und Freude herrschte überall. Giovinazzo liegt auf einer Landzunge die sich ins Meer erstreckt, ist von den fruchtbarsten Landereien umgeben und gewährt mit Mauern, Thürmen und Häusern einen freundlicheren Anblick als Molfetta. Obschon es nur 7479 Einwohner zählt, herrscht dennoch viel Leben in der Stadt und große schöne Gebäude, worunter sich namentlich der Palast eines reichen Privatmannes mit korinthischer Säulenfaçade und das große Hospizgebäude auszeichnen, zieren den Platz vor dem Thore oder vielmehr die Vorstadt, durch welche die Landstraße führt.

L. Paglia hat eine recht gute „Istoria della città di Giovinazzo" geschrieben. Napoli 1700. 4., und auf diese muß ich meine Leser verweisen. Die Endung „nazzo" hat Pontano zu der irrigen Ansicht veranlaßt, daß sie auf den Ruinen des alten Egnatia erbaut sey. Schon die Stelle im Horaz: Satir. 1, 5, 97, wo es nach dem Besuche Ruvos und Baris heißt: „Dein Gnatia ..... dedit risusque jocosque" u. s. w. beweist den Irrthum deutlich. Pratilli in seinem Werke über die „Via Appia" sagt, Giovinazzo läge auf den Ruinen von Raetilo oder Natiolo und stützt sich auf Strabo, wo die Reihenfolge der Städte von Osten nach Westen folgende ist: Egnatia, Celia, Netium, Canusium und Herdonia. Vgl. Cellarius in s. Geogr. antiq. 2, 9. p. 894. Unter Natium ist höchst wahrscheinlich Andria zu verstehen, wie bereits von mir bemerkt worden, doch mag hier oder in der Nähe „klein Raetium" oder Natiolum, Nazziolo gestanden haben, wenn einmal die beiden Endsylben in Giovinazzo durchaus einen uralten Stamm verrathen sollen. Wie oft lassen sich aber Gelehrte durch Assonanzen, Alliterationen u. dgl. bei ihren etymologischen Untersuchungen irre leiten! Wie komisch ist z. B. die Etymologie Galosaro (Meerstrudel bei Messina) von Kalos, schön und Pharos Leuchtthurm, weil die Strudel (Scylla und Charybdis) bei den Leuchtthürmen der messinesischen Meerenge sind! vgl. Stolbergs Reise. Thl. 3. p. 257; sollte Stolberg, der doch selbst Beispiele von Versetzung der Buchstaben im Siellianischen und Neapolitanischen anführt, niemals an die Garofalo-Nelke gedacht haben? Sollte ihm im Bilde der Nelke der sich kräuselnde Meerstrudel nicht homerisch-poetisch genug erschienen seyn? Andererseits, — wie eng sind oft so ganz verschieden lautende Worte miteinander verbunden, z. B. dies, Tag, und giorno, jour durch das Adjectivum diurnus, djurnus!

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten über Aegypten.

Project einer Wasserversorgung in der nubischen Wüste. — Gründung eines wissenschaftlichen Journals. — Canäle.

Hr. Jomard theilt im Echo du Monde Savant 1844, Nr. 1 nachstehende nicht unwichtige Nachrichten mit. Hr. d'Arnaud hat den Auftrag erhalten, die große nubische Wüste zwischen Korosko und Abu

Digitized by Google

Hamed, d. h. zwischen der ersten und vierten Katarakte, zu berufen. Nach einem Schreiben Dr. Perrons soll es die Absicht der ägyptischen Regierung seyn, sich auf dieser Strecke um jeden Preis Wasser zu verschaffen, denn gegenwärtig legen einzelne Reisende, wie ganze Karawanen diesen Weg nur mit Gefahr zurück. Hr. d'Arnaud ist gleich nach Vollendung der doppelten Schleuse von Assó zu seiner neuen Bestimmung abgereist. Die dritte und letzte Expedition zur Entdeckung der Nilquellen ist dadurch vertagt. — Nach den Briefen von Dr. Clot Bey und Dr. Perron soll ein zugleich wissenschaftliches und populäres Journal erscheinen, um richtige Begriffe über medicinische Gegenstände, über Thierarzneikunde, so wie über Landbau und Gewerbe zu verbreiten. Bemerkungen über das Anschwellen des Nils und meteorologische Beobachtungen werden gleichfalls darin Platz finden. Ingenieure, Aerzte und Landbauer sollen die Artikel liefern, und das Journal von dem Gesundheitsrath unter dem Namen „der ägyptische Lakman" herausgegeben werden. Man beabsichtigt, eine gute Anzahl Exemplare unentgeltlich zu vertheilen. — Die Bewässerungsanstalt Oberägyptens, so wie die Dämme sind nach dem Bewässerungssystem des Hrn. Linant de Bellefonds beendigt, so daß man jetzt auch bei einer schwachen Anschwellung eine hinreichende Menge Land überschwemmen zu können hofft. Derselbe Ingenieur hat einen Canal vorgeschlagen, der am Berge Silsili beginnen, der Wüste bis Fayum folgen und bis zum See Mariut gehen soll.

Wanderungen im südlichen Arabien.

Sitten und Gebräuche der Mekkaer.

(Fortsetzung.)

Die Einwohner Mekka's können alle, wenige Hedschasbeduinen oder ihre Abkömmlinge, die sich hier angesiedelt haben, ausgenommen, Fremde oder Nachkommen von Fremden genannt werden. Der alte Stamm Koreisch, der in einen wandernden und in einen angesiedelten Zweig getheilt wurde, ist beinahe erloschen; es sind noch immer einige Koreischbeduinen in der Nachbarschaft, aber die angesiedelten Koreischiten, welche zur Zeit Mahammeds Mekka bewohnten, sind in Folge der vielen einheimischen Kriege entweder vertilgt worden oder ausgewandert. Gegenwärtig werden bloß drei Koreischfamilien, die von dem alten Stamm dieses Namens herrühren, in Mekka gefunden; das Haupt der einen von diesen ist der Schließer der Moschee, die beiden andern sind arm und gleichfalls im Dienste der Moschee angestellt. Die Nachbarschaft des großen Marktes zu Dschidda, die jährliche Ankunft von unzähligen Karawanen und das heilige Haus haben jedoch eine hinreichende Menge Fremder angezogen, den Platz der Koreischiten auszufüllen. Bei jeder Wallfahrt bleiben Pilger zurück; der Mohammedaner, wenn er sich einige Zeit in einer Stadt aufhält, nimmt ein Weib und wird so häufig veranlaßt, sich für immer an dem Orte niederzulassen. Daher sind die meisten Mekkaer Abkömmlinge von Ausländern aus den verschiedenen Theilen der Erde, die arabische Sitten angenommen und durch Heirath eine Race erzeugt haben, die von den eingebornen Arabern nicht mehr unterschieden werden kann. Wenn man die Besitzer der Buden, Kaufleute, Ulemas, Metowafs und Leute jeder Art fragt, so findet man, daß sie Söhne, Enkel oder Nachkommen von Fremden sind. Die zahlreichsten sind die, deren Väter aus Yemen und Hadramaut kamen; nach diesen sind die Abkömmlinge der Indier, Aegyptier, Syrer, Mageebins und Türken die stärksten an der Zahl. Es gibt auch Mekkaer persischen Ursprungs; Tataren, Bucharen, Kurden, Afghanen, Menschen aus jedem mohammedanischen Lande der Welt haben sich hier niedergelassen, und der Mekkaer erhält sorgfältig durch Tradition die Kunde seines Stammlandes.

Es ist jedoch ein Zweig der alten Araber in Mekka übrig geblieben; dieß sind die eingebornen Scherifs; sie leiten ihren Stammbaum von Hassan und Hassein, den Söhnen der Fatme, der Tochter Mahammeds ab, einer Abkunft, auf die auch von andern Scherifs Anspruch gemacht wird, deren Geschlechtsregister man aber für weniger authentisch hält. Die Mekkascherifs bilden eine große Classe, in welche kein Fremder aufgenommen wird, und die über viele Theile Arabiens verbreitet ist.

Obgleich nun die Bevölkerung gemischt ist, tragen die Bewohner von Mekka doch dieselben Kleider und haben dieselben Bräuche, und obschon verschiedenen Ursprungs, scheinen sie doch weniger hartnäckig an ihren Nationalkleidungen und Sitten in dieser heiligen Stadt zu hängen als anderswo. In Syrien und Aegypten behalten die Fremden aus allen Theilen Asiens mit der größten Genauigkeit die Tracht und Lebensweise ihres Vaterlandes bei, obschon sie sich für ihr ganzes Leben an den neuen Wohnorten niedergelassen haben — ein Umstand, welcher den Anblick eines orientalischen Bazars unbeschreiblich interessanter als irgend eine große Versammlung Europäer macht. In Hedschas dagegen vertauschen die meisten fremden Besucher ihre heimathliche Kleidung mit der der Einwohner des Landes, und ihre daselbst geborenen Kinder werden ganz nach Art der Mekkaer erzogen und gekleidet. Die Indier machen von dieser allgemeinen Regel eine Ausnahme; sie bilden eine abgesonderte Colonie und behalten ihre Muttersprache.

Die Farbe der Mekkaer und Dschidaer ist ein gelbliches Braun, heller oder dunkler nach der Abkunft der Mutter, die sehr oft eine abyssinische Sklavin ist. Ihre Gesichtsbildung kommt der der Beduinen weit näher, als ich an andern Stadtbewohnern des Orients bemerkte; dieß ist vorzüglich sichtbar an den Scherifs, welche mit sehr hübschen Gesichtern begabt sind; sie haben das Auge und die Adlernase des Beduinen, sind aber fleischiger. Die untere Classe der Mekkaer ist im allgemeinen stark und hat musculöse Glieder; die höhern Stände dagegen unterscheiden sich durch ihre magere fleischlose Gestalt, und so sind ebenfalls die Einwohner, welche ihre Abkunft von Indien oder Yemen herleiten. Die Beduinen, welche Mekka umwohnen, sind, obgleich arm, doch besser beleibt als die reichern Beduinen im Innern der Wüste, wahrscheinlich weil sie weniger herumschweifen und Beschwerden langer Reisen ausgesetzt sind. Die Mekkaer, kann man im allgemeinen sagen, stehen an Stärke und Größe den Syrern und Aegyptiern nach, aber übertreffen sie weit an ausdrucksvollen Gesichtern, besonders durch die Lebhaftigkeit und das Feuer des Auges.

(Schluß folgt.)

Zora dalmatinska, die dalmatinische Morgenröthe. Unter diesem Titel soll in Zadra eine neue Wochenschrift in illyrischer Sprache herauskommen, welches die böhmische Kwety in ihrer ersten Nummer von diesem Jahre mit den Worten ankündigt: Eine neue Zeitung in romanischen oder deutschen Ländern ist eine ziemlich alltägliche Sache und wenige kümmern sich darum, anders aber ist es in den slawischen Ländern, namentlich im Süden. Aber woran das westliche Europa übersättigt ist, das hat Dalmatien noch gar nicht gekostet, denn außer dem jährlich einmal erscheinenden „Magazin" des Hrn. Petranowic ist bis jetzt in Dalmatien noch kein in nationaler Sprache verfaßtes Journal erschienen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 19.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

19 Januar 1844.

Slawischt Briefe.

Die slawische Bewegung, d. h. das Erwachen der verschiedenen slawischen Stämme zu größerer geistiger Thätigkeit ist, wie wir schon mehrmals zu bemerken Gelegenheit hatten, immer noch im Fortschreiten, nimmt aber je nach Ländern und Verhältnissen ganz verschiedene Formen an, die nicht immer einen eigentlichen Commentar zulassen. Wir theilen darum aus den verschiedenen slawischen Zeitschriften, die uns zu Gebot stehen, Auszüge mit, und überlassen es den Lesern, sich selbst ihren Commentar zu machen. Daß der Ton nicht sehr freundlich, ja manchmal sehr feindlich gegen Deutschland und seine Bewohner ist, darf uns hiebei um so weniger irren, als von einer Befürchtung, daß das geistige Leben, was man unter den Slawen, namentlich in Böhmen, Mähren und Ungarn zu erwecken bestrebt ist, das Uebergewicht über die Geistescultur und Geistesthatigkeit Deutschlands erlange, nicht die Rede seyn kann. Mit so voller Ueberzeugung wir dieß auch aussprechen, so muß man sich doch auf der andern Seite wohl hüten, dieß geistige Leben zu gering anzuschlagen und seine Aeußerungen als unbedeutend zu verachten, denn die Bestrebungen sind nicht immer harmlos, und der Haß, den selbst wohlgesinnte Männer gegen Deutschland predigen, kann unter Umständen sehr schlimme Folgen nach sich ziehen. Wir halten es darum fürs Beste, sine ira et studio Auszüge aus slawischen Blättern zu machen, und dabei mißliedige Ausdrücke, wenn sie nicht etwas besonders bezeichnendes haben, eher zu unterdrücken als besonders herauszuheben. Das Nachstehende ist der ersten Nummer der böhmischen Kwety von diesem Jahr entnommen, und wir glauben dabei die Bemerkung anfügen zu müssen, daß dieß Blatt geneigt scheint, sich mehr und mehr zum Vorkämpfer des Slawenthums zu machen.

Die Slawen in Wien. — Literarische Thätigkeit der Slawen daselbst. — Magyarismus.

Wien ist ein wahres Babel; auf den Straßen, in den Hörsälen, in Kaffeehäusern hört man eine solche Mischung von verschiedenartigen Sprachen, daß man ein kleiner Mezzofanti seyn muß, um alles zu verstehen. Nach dem Deutschen ist die slawische Sprache ohne Widerspruch die allgemeinste. Für das Slawenthum ist Wien sehr wichtig, besonders wenn unsere Nationalität sich mit der Zeit aus der fremden Hülle schält, in welche die Geschichte sie in einer eigenthümlichen Ironie eingewickelt hat. In Wien kann seine neutrale Mitte seyn, hier ist der rechte Boden zum gegenseitigen Austausch, hier kann sich ein eigenthümliches, slawisches Leben entwickeln, wenn gleich seine Heimath nicht hier seyn kann. Wenn nur jeder Slawe von Hause einen genügenden Vorrath nationalen Gefühls, nationaler Denkungsart und nationalen Stolzes mit sich brächte, wenn er hier noch mehr dazu erweckt würde, so fände er Mittelpunkte und Austausch. Schauspiele, Zeitschriften, Universität, Bibliothek, welche Hülfsmittel könnten sie bieten! Eitle Wünsche! Wien zwar hat seinen Namen von den Slawen (Vindobona) und ein eigenes Gefühl bemächtigt sich unser, wenn wir uns erinnern, daß auf slawischem Boden, auf den Gräbern unserer Väter, ja mit unsern eigenen Kräften der Deutsche seine großen historischen und geistigen Bauten aufgeführt hat. Wie viele Slawen in Wien sich finden, sieht man gleich, wenn man durch die Straßen geht; welche Menge slawischer Namen in Aufschriften und Aushängeschilden! Wohin man blickt, glaubt man sich in einer Sprachenkatakombe zu befinden, denn solche Namen sind wie eine Grabschrift, weil allenthalben die slawischen Klänge und das slawische Geschlecht erstorben sind. Hast du etwas empfindliche patriotische Nerven und engherzige, grammatische Ansichten, so blicke nicht hin, du möchtest sonst einen Krampf bekommen beim Anblick dieser sprachlichen und orthographischen Ungeheuer. Dem Tschechen freilich passiet dieß nicht, denn er ist an solche schöne Dinge von Hause her gewöhnt und abgestumpft. Es ist wahrlich zum Lachen und zum Aergern. Da sind Magyaren, zum Theil mit erzdeutschen Namen, an denen auch nicht ein Jota finnisch zu finden ist, und doch sind sie nach magyarischer Orthographie geschrieben. Daran könnte der Tscheche sich ein Muster nehmen.

Daß indeß hier ein slawisches Leben sich kund gibt, ersieht man daraus, daß unsere Zeitschriften in vielen Kaffeehäusern

Digitized by Google

ſich finden, daß viele Buchhändler unſere Bücher haben. Mancher wird hier ein Vaterlandsfreund, der es zu Hauſe nicht war, manche legen freilich auch bei den bekannten Fleiſchtöpfen Aegyptens dieſe Unart ab. — Die Muttergeſellſchaft in Agram läßt die Osmanide von Gundulic drucken und wird mit Herausgabe der berühmten Werke der ragusaniſchen Dichter fortfahren. Schade nur, daß dieſe Schätze ſo lange auf Befreiung warten müſſen. Gaj ſchrieb eine Geſchichte der Südſlawen. Stanko Vraz bereitet ſeine Gedichte zum Druck vor. Wie ich höre, ſchreibt Konecny, Verfaſſer einer böhmiſchen Grammatik, an einem kleinen deutſch-böhmiſchen und böhmiſch-deutſchen Wörterbuch. W. Furch gibt das zweite Heft ſeiner Gedichte heraus. Teredelsko aus Mähren arbeitet an einer vergleichenden allgemein ſlawiſchen Sprachlehre. Koutecky gab „böhmiſche Klänge von der Donau“ heraus. Prof. Hromadko trägt in dieſem Jahre nicht bloß an der Univerſität, ſondern auch an der polytechniſchen Schule und im Joſephinum böhmiſche Sprache vor. Es iſt eine beſondere Aufforderung zur Erlernung der böhmiſchen Sprache höheren Orts ausgegangen. Was die ſlowakiſche Zeitung betrifft, ſo iſt ſie noch keine Wirklichkeit. *) Es ſcheint ſich indeß manches dort bedeutend zu regen, wie nie vorher. Wie tüchtig die Südſlawen begonnen haben, iſt ohnehin bekannt. Dort iſt Leben! Wie kräftig die Magyaren hinſichtlich der Sprache auftreten, erſieht man aus den Zeitungen. In ſechs Jahren ſoll alles magyariſirt ſeyn. Es iſt ſchön, daß ſie wenigſtens noch dieſe Galgenfriſt gewährt haben; noch beſſer iſt es aber, daß ſie die Welt gern überzeugen möchten, es geſchehe den Slawen keine Gewalt, und nur wenige ſlowakiſche Pamphletiſten machten ſo viel Lärm über die Sache. Indeß werden ſie kaum ihr Ziel erreichen, denn es iſt ein allgemeines Geſetz, daß entgegengeſetzte Pole ſich hervorrufen. Welche Geſinnung bei den Südſlawen herrſcht, hatte ich ſelbſt Gelegenheit bei einigen hochgeſtellten Männern dieſes Volks zu vernehmen.

Schilderungen aus den neapolitaniſchen Provinzen.

Baſilicata. — Capitanata. — Terra di Bari. — Terra d'Otranto ꝛc.

(Fortſetzung.)

Trajan ſoll die Stadt zuerſt mit Mauern umgeben, dann ſollen die umwohnenden Völker ſie mehreremale zerſtört haben. In den Zeiten der Normannen erduldete ſie ebenfalls mannichfachen Glückswechſel; Otto unterwarf ſie, 1213 ward ſie von der Peſt verheert; Manfred ſchenkte ſie dem treuen Jordanus Lancia (1257) mit dem Titel einer Grafſchaft; er beſaß ſie aber leider nur wenige Jahre. Ferdinand, 1461, beſchenkte ſie mit beſonderen Privilegien, dann ſtritten Spanier, Franzoſen und Deutſche um dieſelbe; die Gonzagas jedoch beſaßen ſie über ein Jahrhundert. Giovinazzo iſt die Vaterſtadt des Matteo Spinello; vgl. Ceſare Malpica „Il giardino d'Italia p. 139.“

*) Die Slowaken ſchmeichelten ſich mit der Erlaubniß in Peſth oder Preßburg eine Zeitung zur Vertheidigung ihrer Intereſſen in ſlowatiſcher, d. h. böhmiſcher Sprache herausgeben zu dürfen.

In Giovinazzo gibt es weder Alterthümer noch Kunſt- und Architekturgegenſtände des Mittelalters zu beſichtigen, deßhalb beſuchte ich mit deſto größerer Sorgfalt das vortreffliche Oſpizio, von Francesco I gegründet, welches ſeinen wohlthätigen Einfluß auf zwei Provinzen bis zum Capo di Leuca hin äußert und mit beſonderer Liebe vom jetzigen König berückſichtigt wird, der die Verwaltung des großen, 458 Zöglinge zählenden Inſtitutes ſehr tüchtigen Männern, den HH. de Giorgio und Vincenzo Molo anvertraut hat. Am Eingange des großen, einſt den Padri Predicatori gehörenden Gebäudes ſteht eine Schildwache mit Gewehr und Lederzeug, gebildet von den jungen Bewohnern ſelbſt; mit freundlicher Höflichkeit ward ich von dieſen an einen ältern Mann gewieſen, der mich durch das ganze Local führete. In verſchiedenen Sälen werden hier theoretiſch und praktiſch Handwerker aller Art gebildet: Leinen-, Wollen- und Baumwollenweber, Schneider, Schmiede, Holzarbeiter, Schuſter, Färber und Tuchwirker. Geſchickte Lehrer leiten die Arbeiten, und man zeigte ſogar ein hier fabricirtes, ſehr künſtlich componirtes Gewehr vor. Die Muſik wird ganz beſonders geübt, und man erzählte mir, daß die beſten Muſikbanden Pugliens, welche bei den zahlreichen Kirchenfeſten und Feuerwerken reichlichen Erwerb finden, hier gebildet werden. Der Muſikſaal iſt ſehr paſſend conſtruirt. Ich ging von hier ins Magazin der verarbeiteten Gegenſtände und freute mich über die geſchmackvollen Teppiche, Leinen- und Wollenfabricate, ſah dann die Schulanſtalt, den Speiſeſaal, die reinlichen, luftigen Schlafzimmer und das kleine Hoſpital von fünfzig in verſchiedene Räume vertheilten Betten, welchem ein Arzt mit mehrern Krankenwärtern vorgeſetzt iſt. Ueber den Thüren der verſchiedenen Officinen ſtehen die Liſten der innerhalb beſchäftigten jungen Arbeiter, welche zu den Spiel- und Bewegungsſtunden militäriſch zuſammen getrommelt, aufgerufen und commandirt werden. Einzelne unter ihnen, welche man namhaft machte, zeichneten ſich ſogar durch Talente in den bildenden Künſten aus, und mit Sorgfalt, Rückſicht und Wohlwollen war man bemüht auch ihnen fortzuhelfen. An dem Tage, wo ein junger Hoſpizbewohner das Haus verläßt, welches ihn vom Bettler zum nützlichen Mitgliede der Geſellſchaft machte, ihn Jahre lang mit Wohlthaten überhäufte, und ihn vielleicht vor Gefängniß und Galeere ſchützte, empfängt er ein nicht ganz unbedeutendes Geldgeſchenk und alle Geräthſchaften, welche ihm zu einem ſelbſtändigen Etabliſſement nothwendig ſind.

Ich will hier keineswegs mit hochtrabenden Worten die Verdienſte Franceſco's und Ferdinands II um ſo manche vortreffliche Landeseinrichtung preiſen, wohl aber will ich ſchmähende und ungerechte Reiſebeſchreibenten auf Giovinazzo und ſein Hoſpiz aufmerkſam machen, auf Giovinazzo, deſſen Namen ſie vielleicht nie gehört, wo ſie nie geweſen, wohin ſie im vielgereisten Uebermuth auch niemals reiſen werden, und ſie, alſo belehrt und zurecht gewieſen, zum Widerruf ſchiefer Urtheile auffordern.

Aus den Fenſtern des Hoſpizes genießt man eine der freundlichſten Anſichten auf Giovinazzo; die Scene gehört

Digitized by Google

nicht zu den lärmenden, buntscheckigen und blendenden der Hauptstadt, wohl aber zu den friedlichen, bescheidenen und zum Herzen sprechenden. An dem schönen, mit Pinien reich gezierten Garten entlang, der hinten an das Hospiz angränzt, fuhr ich nun, von der geräuschvollen Landstraße am Meere abdiegend, in die stillen Oelwälder hinein, welche die Landschaft von Giovinazzo bis Bitonto bedecken. Mein Wägelchen schwankte freilich, vermöge der Schlaglöcher, welche diese wenig und nur von Oelkarren befahrene Nebenstraße darbot, gewaltig hin und her. Kutscher und Pferde mußten aufmerken und thätig seyn, dennoch aber entfaltete diese Gegend einen ganz eigenthümlichen, neuen Reiz für mich. In unzähligen Krümmungen schlängelt sich der sechs Miglien lange, schmale Fahrweg dahin. Obschon Oliven vorherrschen, deren uralte, knorrige Wurzelstämme oft sonderbare Formen bilden, so fehlt es doch nicht an großen Gärten von Mandel-, Pfirsich- und Aprikosenbäumen; die Strecken die mit Wein bepflanzt sind, werden von hohen Granat- und Feigenbäumen beschattet, so daß Grün in allen Abstufungen vorherrscht, vom Graugrün des Oelbaums bis zum saftvollen Schwarzgrün der Feigenblätter. Da weder Felsen noch Ortschaften hervortreten, da man auf ebenem, uraltem, jetzt aber sorgfältig cultivirtem und mit Gras, Getreide oder Frühlingsblumen bedecktem Meeresboden dahinfährt und der schmale Weg zwischen kräftigen Olivenstämmen jeden Fernblick vorwärts und seitwärts hemmt, so konnte sich nur eine einzige andere Farbe zum Grün gesellen: das Blau des Himmels, der in krystallähnlicher Klarheit sich über mir wölbte. Die sinkende Sonne warf hin und wieder ihre Strahlen in die lichteren Stellen des Fruchtwaldes und schattirte auf originelle Weise die saft- und kraftvolle grüne Fläche. Die Stille der ganzen Landschaft — kein Dorf liegt auf dem ganzen Wege — ward nur zweimal durch den Gesang einiger Arbeiter unterbrochen, welche bei einem Kalkstein- oder Gypsbruch beschäftigt waren, in der Nähe von Vertiefungen, welche deutliche Spuren alter Benutzung zu größeren Steindauten, — vielleicht des Städtchens Natiolum oder Naetium, — zeigten. Sonst ertönten nur aus der Ferne die Glocken der Ziegen, die Klänge der Rohrpfeifen einzelner Hirten und das Gezwitscher unzähliger Vögel. Kurz vor Bitonto wird die Gegend lichter und bei einer Pyramide, welche nach allen vier Weltgegenden hin in schwülstigen lateinischen Phrasen den bekannten Sieg der Spanier über die Deutschen (25 Mai 1734) ausposaunt (Devictis juxto bello Germanis!), erblickt man zuerst die freundliche, wohlhabende Stadt. Die Hoffnung auf eine archäologische und historische Ausbeute bewog mich hier zu übernachten, obschon ich das nur 9 Miglien entfernte Bari noch recht gut hätte erreichen können. Der erste Gasthof von Bitonto, welches 19,665 Einwohner zählt, ist eine schmutzige Fuhrmannskneipe voll Ungeziefer und ich sah mich gegen meine Gewohnheit genöthigt, vermittelst einer meiner vielen Schutz- und Empfehlungsbriefe ein reinlicheres Unterkommen zu suchen; zu meinem Erstaunen ward mir jedoch der Bescheid, daß jenes Albergo das Beste darbiete, was die Stadt und die Gastfreundschaft liefern könne. Ich wollte meine Zeit nicht mit langen Untersuchungen verlieren, beauftragte meinen Bedienten mit der Reinigung meines Stalles und der Bereitung eines frugalen Abendessens, begab mich auf die Wanderschaft in und um Bitonto und war bei meiner Rückkehr nicht wenig überrascht, als mir der Wirth seinen Stallknecht unter dem Titel eines so eben angekommenen Fremden, der das zweite Bett in meinem Schlafraume zu occupiren wünsche, vorstellte. Diese Speculation, mich ein zweites Bett, ohne es zu nutzen, zahlen zu machen, belustigte mich ungemein und ich erklärte dem Wirthe zu seinem größten Erstaunen, daß mir diese Gesellschaft — da ich des Nachts ohnedieß mich fürchte allein zu schlafen — überaus willkommen sey. Er wußte nichts zu antworten, schüttelte den Kopf, äußerte gegen meinen Bedienten, ich müsse wohl schon sehr lange in Italien umhergereist seyn, und entschuldigte beim Abendessen sehr höflich den sogenannten fremden Herrn, der es vorgezogen, gleich mir ein Zimmer allein zu nehmen. Ohne Gesellschaft blieb ich nun freilich die Nacht dennoch nicht, denn Millionen Flöhe, — einige Wanzen geben die Touren an, — führten einen überaus muntern Contretanz auf meinem Körper auf. Ein Oellämpchen, welches ich, nach griechischer Sitte, zu ihrem Verderben als festliche Tanzillumination unter mein Bett gestellt hatte, zeigte mir am andern Morgen Hunderte von schwarzen Leichen, welche den Todessprung in das verführerische Flämmchen gemacht hatten.

(Fortsetzung folgt.)

Wanderungen im südlichen Arabien.

Sitten und Gebräuche der Mekkaer.

(Schluß).

Die Kleidung der höhern Classen besteht aus einem Benisch oder Ueberrock und einem Dschubbe oder Unterrock von Tuch, wie sie in allen Theilen der Türkei getragen werden. Ein glänzend seidener langer Rock, gebunden mit einem dünnen Kaschmiergürtel, ein weißer Musselinturban und gelbe Pantoffeln machen den Rest der Kleidung aus; im hohen Sommer trugen sie statt des tuchenen Benisch einen von sehr leichtem Seidenstoff von indischer Manufactur. Die höhern und höchsten Classen, welche in ihrer Kleidung die türkische Mode nachahmen, trugen unter dem Turban rothe tunesische Kappen; die Elegants und Dandies haben Käppchen von feiner Leinwand, reich mit Seide gestickt, die kunstreiche Arbeit der Mekkanerinnen und ein gewöhnliches Geschenk der Frauen an ihre Liebhaber; manchmal sind auf denselben in großen Buchstaben Sprüche aus dem Koran gestickt.

Die langen Gewänder wohlgekleideter Leute des Mittelstandes sind gewöhnlich von weißem, indischem Musselin; sie werden Beden genannt, sind ohne Aermel und sehr kühl. Ueber den Beden wird ein Dschubbe von leichtem Tuch oder indischem Seidenzeug getragen, den die Männer bei großer Hitze über die Schultern werfen. Die Hemden sind von indischer Seide, oder ägyptischer oder anatolischer Leinwand, und so fein, als sie der Besitzer bezahlen kann.

Die untern und mittlern Classen tragen statt der Schuhe Sandalen, ein in diesem heißen Klima sehr zuträglicher Brauch, da sie den Füßen Kühlung gewähren; die besten Sandalen kommen von Yemen, wo alle Arten von Ledermanufacturen blühen.

Digitized by Google

Im hohen Sommer tragen viele die blaße Mütze ohne den Turban; der gewöhnliche Turban beſteht aus indiſchem Cambrik oder Muſſelin, welchen jede Claſſe auf eine eigene Art um den Kopf ſchlägt. Die, welche ſich Ulemas oder Gelehrte nennen, laſſen das Ende in einem ſchmalen Streif bis auf die Mitte ihrer Wangen herabfallen. Die Mekkaer ſind reinlicher in ihren Kleidern als irgend ein anderes orientaliſches Volk, das ich ſah. Da weißes Neſſeltuch oder weißer Cambrik den Haupttheil ihrer Kleidung ausmacht, müſſen ſie häufig gewaſchen werden, und dieß geſchieht regelmäßig, ſo daß ſelbſt die Aermſten darauf bedacht ſind, ihre Wäſche wenigſtens einmal in der Woche zu wechſeln; die höhern und mittlern Claſſen wechſeln ſie weit öfter. Der Reiche trägt jeden Tag ein anderes Kleid, und es iſt nicht ungewöhnlich, daß viele deren dreißig oder vierzig beſitzen. Das Volk aus Hedſchas hat an den Kleidern weit mehr Vergnügen als die nördlichen Mahammedaner, und der Verdienſt der untern Stände wird meiſtentheils auf Kleider verwendet. Wenn ein Mekkaer aus ſeiner Bude oder nach einem kurzen Gang in der Stadt nach Hauſe kommt, kleidet er ſich augenblicklich um, hängt ſeine Kleider über einen Riemen, der durch ſeine Wohnſtube gezogen iſt, nimmt den Turban ab, wechſelt ſein Hemd und dann ſetzt er ſich auf ſeinen Teppich, nachdem er ſein Haupt mit einer dünnen Untermütze bedeckt hat. In dieſem Hauskleide nimmt er Beſuche an, und wenn man einen Mekkaer zeichnen wollte, müßte er dargeſtellt werden, wie er in der Nähe eines offenen vergitterten Fenſters in ſeinem Hauskleide ſitzt, in der einen Hand eine Art Fächer, der aus Stücken von Dattelblättern gemacht iſt, mit dem er die Fliegen verjagt, und in der andern Hand das lange Rohr ſeiner perſiſchen Pfeife.

An Feſttagen zeigen ſie ihre Liebe zu Kleiderputz auf eine auffallende Weiſe; jedermann, der Reichſte wie der Aermſte, muß dann ganz neu gekleidet ſeyn, und wenn er es nicht erſchwingen kann, eine neue Kleidung zu kaufen, miethet er eine aus den Verkäufern auf zwei oder drei Tage. Bei ſolchen Gelegenheiten werden oft mehr als 100 Piaſter für Miethe ausgegeben. An hohen Feſttagen iſt niemand mit einer ſeinem Stande ungemeſſenen Kleidung zufrieden, ſondern eignet ſich die des Standes über ihm an. Die gemeinen Schuppenbeſitzer, welche das ganze Jahr hindurch in ihrem kurzen Rock mit einer Seealette um die Lenden herumgehen, erſcheinen in einem blaßrothen, mit Atlaß beſetzten Beniſch, einem goldgeſtickten Turban, einem reichen ſeidenen Gürtel mit Silberdrath geſtickt und einem krummen Meſſer mit einem Griff von Elfenbein, welches in ihrem Gürtel ſteckt; die Scheide iſt ebenfalls mit Zierrathen bedeckt. An Feſttagen ſind die Kinder auf dieſelbe verſchwenderiſche Weiſe gekleidet, und eine Perſon würde ſich eher Dieb ſchelten laſſen, als daß ſie erlaubte, daß einer aus gleichem Range ſie an Putz überträfe. Im allgemeinen werden flimmernde Farben vorgezogen, und die Farbe des Ueberrocks muß immer im Contraſt mit dem Unterkleid ſeyn. Jeder Mekkaer aus Vermögen hat ein Sortiment von Turbanen und Kaſchmirſhawls in ſeiner Garderobe. Nach dem Feſte wird die feine Kleidung bei Seite gelegt, und jeder kehrt zu ſeinem gewohnten Zuſtande und zu ſeinen Werktagskleidern zurück. Jeder erwachſene Mekkaer trägt einen langen Stock, und ein Ulema wird nie ohne ſeinen Stock geſehen.

Die Frauen aus Mekka und Dſchidda kleiden ſich in indiſche Seidenröcke und ſehr lange bis an die Knöchel reichende blaugeſtreifte Beinkleider, die unten mit Silberfäden geſtickt ſind; überdieß tragen ſie einen weiten Rock, Habea genannt, aus ſchwarzem Seidenzeug aber einen blau- und weißgeſtreiften ſeidenen Mellaye von indiſcher Manufactur. Das Antlitz wird durch einen weißen oder hellblauen Schleier verborgen. Der Kopfputz iſt weniger mit Goldmünzen, Perlen und Juwelen geziert, als der der Frauen Aegyptens und Syriens; viele tragen goldene Hals- und Armbänder und ſilberne Ringe um die Knöchel; auch ſieht man ſehr häufig Bracelets aus Haar, Glas oder Bernſtein.

Die Kinder zu Mekka werden von ihren Eltern nicht ſo verdorben, wie die in andern Städten des Orients; ſobald ſie ſicher allein gehen können, wird ihnen erlaubt, auf der Straße vor dem Hauſe, mit einem leichten Kleidchen bedeckt oder faſt halb nackend, zu ſpielen. Daher ſind ſie wahrſcheinlich ſtärker und geſünder als die eingebundenen, verhätſchelten Kinder in Syrien und Aegypten, von denen man oft in Wahrheit ſagen kann, daß ſie zu Tode gepflegt und gewartet werden.

Es gibt zu Mekka wenige Familien von mäßigem Vermögen, die nicht Sklaven halten. Mahammed fand den afrikaniſchen Sklavenhandel in Arabien ſo feſt eingewurzelt, daß er keinen Verſuch machte, ihn aufzuheben, und ſo hat er dieſen Handel mit allen Grauſamkeiten, die ihn begleiten, noch neben denen, welche der Verbreitung des Islam folgten, beſtätigt und durch ganz Nordafrika ausgebreitet. Das männliche und weibliche Geſinde ſind Neger oder Nubas (Nubier), die gewöhnlich aus Sualem gebracht werden; die Concubinen ſind ſtets abyſſiniſche Sklavinnen. Kein reicher Mekkaer zieht den Hausfrieden der Befriedigung ſeiner Leidenſchaften vor; alle halten neben ihren geſetzlichen Weibern noch Maitreſſen, aber wenn eine Sklavin ein Kind geboren hat, heurathet ſie der Herr gewöhnlich; thut er es nicht, wird er von der Gemeinde getadelt. Das Halten abyſſiniſcher Concubinen wird immer herrſchender; viele Mekkaer und Dſchiddaer haben keine andern als abyſſiniſche Frauen, indem die Arabercinnen mehr Aufwand machen und weniger geneigt ſind, dem Willen des Gatten zu gehorchen. Daſſelbe pflegen viele Ausländer zu thun, welche ſich nur kurze Zeit im Hedſchas aufhalten. Bei ihrer Ankunft kaufen ſie eine Gefährtin mit der Abſicht, ſie bei der Abreiſe wieder zu verkaufen, aber manchmal wird ihr Aufenthalt verlängert, die Sklavin gebärt Kinder, der Herr heurathet ſie und wird in der Stadt eingebürgert. Es gibt ſehr wenige Männer, die unverheurathet oder ohne Sklavinnen ſind. Dieß iſt im ganzen Orient der Fall und nirgends mehr als in Mekka. Die Miſchung mit abyſſiniſchem Blut hat ohne Zweifel den Mekkaern die gelbe Farbe der Haut gegeben, welche ſie von den Eingebornen der Wüſte unterſcheidet.

Ueber das Eis in der Südſee. In der Sitzung der franzöſiſchen Akademie der Wiſſenſchaften am 2 Jan. theilt Hr. Hombron eine „topographiſche Ueberſicht über die Länder und Eismaſſen in dem Südpolarmeere“ mit, worin er durch eine große Menge Beobachtungen zu beweiſen ſucht, daß die allgemeine Geſtaltung der Südpolarländer zwei aus- und zwei einſpringende Winkel darbiete, welche die ganze Ausdehnung umfaſſen. Immer war es im Hintergrund der einſpringenden Winkel, daß die Verſuche, die höchſten Breitengrade zu erreichen, am meiſten Erfolg hatten, wie aus der Ueberſicht der um den Südpol ausgeführten Reiſe hervorgeht. Das auffallendſte iſt die Aehnlichkeit der Hinderniſſe, auf welche man ſtieß, und der in denſelben Seeſtrichen erhaltenen Reſultate. Es möchte ſchwer ſeyn, aus den bisherigen Thatſachen den Beweis zu ziehen, daß die Stellung des Eiſes gegen den Südpol hin dem Wechſel unterworfen ſey. (Echo du Monde Savant 1844, Nr. 2.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 20.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

20 Januar 1844.

Afghanistan.

Seit die Engländer dieß Land geräumt haben, sind nur sehr vereinzelte, verworrene Nachrichten oder vielmehr Gerüchte über Indien zu uns gedrungen, und so gut auch die englische Regierung durch ihren Gesandten in Persien von der Lage der Sachen unterrichtet seyn mag, so wenig dringt in das Publicum und in die Journale. Es ist indeß nicht ohne Interesse, wieder einmal einen Blick auf jene Länder zu richten, in denen augenscheinlich die Bewegungen, welche der Besetzung des Landes durch die Engländer vorangingen und dieselbe veranlaßten, aufs neue begonnen haben. Wenn die anglo-indischen Blätter mit einer gewissen Schadenfreude berichten, daß Dost Mohammed sich noch immer nicht recht im Lande festgesetzt habe, daß er wahrscheinlich mit seinem Sohne Mohammed Akbar Chan selbst zerfallen sey, daß in Candahar dieselbe üble Wirthschaft wie vor der englischen Besetzung herrsche, so zeigen sie deutlich, daß sie weder den Vortheil Britisch-Indiens, noch die Lage der Dinge in Afghanistan sonderlich richtig beurtheilen, denn eine möglichst kräftige und gesicherte Herrschaft Dost Mohammeds wäre für Britisch-Indien weit das Zuträglichste, indem dadurch persischem und russischem Einfluß in diesem Lande am sichersten gesteuert würde. Die anglo-indischen Blätter skandalisiren sich, daß Akbar Chan zum Haupt der östlichen Gebirgsstämme ernannt wurde, was vermuthlich nur der Vorläufer eines Angriffs auf Peschawer seyn werde, allein man darf nicht vergessen, daß die Gewalthaber in Afghanistan nach dem Besitz von Peschawer streben müssen, um den durch Randschit Singhs Eroberungen aufgestacheiten fanatischen Geist zu befriedigen, und zudem sind sämmtliche dortige Gebirgsstämme in solcher Aufregung, daß sie, wenn Dost Mohammed und sein Sohn die Leitung des Kampfes nicht übernehmen, solchen selbst ausführen, und dann ist Dost Mohammeds Familie verloren. Häuptlinge, die mit den Engländern selbst während ihres Aufenthalts in Afghanistan in der engsten Verbindung standen, *) und sonach mit Dost Mohammed nicht in gutem Vernehmen stehen können, haben bereits Anstalt gemacht sich an die Spitze der Bewegung zu stellen. Dost Mohammed ist um so mehr genöthigt die Blicke auf Peschawer zu werfen, da die Regierung in Lahore Willens scheint, einen Sohn Schah Schudschas zu unterstützen, und ihn als Vasallen in Peschawer einzusetzen.

Man kann also wohl sagen, ein Angriff Dost Mohammeds auf Peschawer sey eine Sache, nicht der Wahl, sondern der Nothwendigkeit. Dabei ist aber noch zu bemerken, daß auch alle künftigen Aussichten seiner Familie daran hängen. Man hat immer gesagt, und Burnes hat den Satz auch ziemlich bewiesen, daß eine afghanische Monarchie nur durch den Besitz von Peschawer und Kaschmir möglich sey. Der Grund ist einleuchtend: von den rohen, sich ziemlich republicanisch regierenden Stämmen ist wenig Geld zu erheben und wenig Unterwürfigkeit zu erwarten, wenn man nicht durch überlegene Macht ihnen imponirt; diese überlegene Macht ist aber nur durch gut bezahlte stehende Truppen zu erlangen, und um das nöthige Geld sich zu verschaffen, muß man Handelsstädte, wie Peschawer, und unterwürfige Provinzen wie Kaschmir haben. Hier aber stößt Dost Mohammed nicht nur mit dem jetzt zerrissenen Sikhstaat, sondern mit dem anglo-indischen Reich zusammen, das sich schon als den Erben des letztern betrachtet, und namentlich eine so wichtige Provinz wie Kaschmir sich nicht entreißen lassen wird. Ohne Peschawer und Kaschmir aber wird Dost Mohammed und seine Familie niemals eine gesicherte Herrschaft in Afghanistan erringen, und sie werden höchstens die Häupter einer sehr turbulenten Aristokratie werden. Von größern Unternehmungen, von Machtentfaltung nach irgend einer Seite hin kann dann ohnehin nicht die Rede seyn, und damit eben ist den Planen Persiens und Rußlands am besten gedient. England arbeitet also, wenn es Peschawer und Kaschmir nicht in die Hände Dost Mohammeds fallen läßt, seinem eigenen Interesse entgegen.

Eine Machtentfaltung Afghanistans gegen Norden und gegen Westen wäre für dieß Land selbst, wie für Indien, in hohem Grade nützlich und nothwendig. Buchara hat angefangen seine Macht auszubreiten, hat im Norden den Staat

*) Namentlich Thara Baz Chan, Häuptling von Lalpura, oberhalb des Kheiberpasses.

Digitized by Google

Kokand sich einverleibt, und ist beschäftigt die kleinen Turkomanenstaaten südlich vom Orus bis an den Hindukusch hin zu unterwerfen. Diese Häuptlinge, früher dem Duranireich unterworfen, haben sich wiederum an Dost Mohammed gewandt und ihn um Hülfe gegen Buchara gebeten; ob er sie leisten, und die Ausdehnung der bucharischen Herrschaft bis an den Hindukusch hin verhindern wird, steht dahin. Inzwischen behandelt ihn Buchara feindlich, und hat durch allerlei ausgestreute Gerüchte, daß er die Karawanen ausplündere, den Zug derselben über Cabul gehindert, und somit Dost Mohammeds Einkommen sehr geschmälert. Letzterer hat sich deßhalb veranlaßt gesehen, eigenhändig an die bedeutendsten Kaufleute nach Buchara zu schreiben, und sie zu fragen, weßhalb sie nicht mehr den Weg über Cabul einschlügen; sie ertheilten ihm die Antwort, daß sie von ihm ausgeplündert zu werden fürchteten. Gelingt es Dost Mahammed nicht, den unterbrochenen Karawanenzug wieder über Cabul zu leiten, so steigt seine Schwäche und Hülflosigkeit, Buchara wird Herr bis an den Hindukusch, und seine Turkomanenschaaren können sich bewogen finden, einmal wieder den Weg über den Hindukusch nach Indien zu suchen. Dabei ist nicht zu vergessen, daß die Afghanen Sunniten sind, und den Fürsten von Buchara gewissermaßen als ihr geistliches Oberhaupt betrachten, so daß es gar nicht unmöglich wäre, daß Dost Mohammed selbst in eine Art Vasallenverhältniß zu Buchara käme. *)

Nicht besser als im Norden sieht es im Westen gegen Persien hin aus. Yar Mohammed in Herat, der seinen Herrn Kamran Schah wahrscheinlich entthronte und ermordete, hat, wie die angloindischen Blätter wissen wollen, dem König von Persien gestattet, in Herat Münzen zu schlagen, d. h. er hat seine Oberherrlichkeit anerkannt, ein sicherer Beweis, daß er nicht mit afghanischer Hülfe gegen Persien sich behaupten zu können glaubt. Andere Blätter wollen sogar wissen, er habe den König von Persien angegangen, Herat mit einem Truppencorps zu besetzen, und der persische Minister habe ihm geantwortet, dieß soll demnächst geschehen, und dann auch in Uebereinkunft mit den Sirdars von Candahar diese Stadt besetzt werden, zu welchem Ende Yar Mohammed dafür sorgen solle daß eine hinreichende Menge Korn in Herat sich finde, um die Truppen zu versorgen. Somit würde von Persien gegenwärtig wieder derselbe Weg eingeschlagen, wie im J. 1837, und dießmal wäre von Seiten der Engländer kein Widerstand in Herat zu besorgen.

Daß man im Orient der Meinung ist, England müsse gegen die persischen Piane einschreiten, zeigt sich aus dem Umstande, daß die politischen Flüchtlinge aus Persien sich nach Indien wenden, und von der indischen Regierung Unterstützung hoffen. Nicht bloß ein Sohn Kamran Schahs ist daselbst eingetroffen, sondern auch ein gewisser Aga Chan, früher Gouverneur von Kerman und ein Schwiegersohn Feth Ali Schahs. Er soll das geistliche Haupt der Secte der Ismaeliten seyn und in Südpersien großen Einfluß ausüben, den er wahrscheinlich dazu anwandte, der Turkomanenherrschaft entgegenzuarbeiten. Wie die englische Regierung diese Flüchtlinge aufnahm, wird nicht gemeldet, jedenfalls aber möchte der Beistand derselben zu schwach seyn, um dem Vordringen des von Rußland geleiteten Persien entgegenzuarbeiten. Dazu wäre Dost Mohammed als Haupt von Afghanistan und mit englischer Hülfe der Mann gewesen, wie aber jetzt die Sachen stehen, möchte eine Verbindung Dost Mohammeds mit England, die im J. 1838 leicht gewesen wäre, nach allem was vorgefallen, kaum mehr ausführbar seyn.

*) Es ist auffallend, daß man gegenwärtig in Afghanistan Dost Mohammed nicht mehr wie früher Emir nennt, womit man in jenen Ländern den Begriff eines unabhängigen Fürsten verbindet, sondern Sirdar, der in Persien gewöhnliche Ausdruck für Gouverneur, Vicekönig.

Schilderungen aus den neapolitanischen Provinzen.

Basilicata. — Capitanata. — Terra di Bari. — Terra d'Otranto ꝛc.

(Fortsetzung.)

Bitonto wird bei den Alten Bituntum, Botuntum, auch Bobruntum, Botruntus genannt. Vgl. Volaterrano, Razzano und Leandro Alberti; die beiden letzteren schreiben Botuntum und erinnern an Bonumtutum, mit Beziehung auf die schöne wohlhabende Stadt, die überaus fruchtbaren Ländereien, das gesunde Klima, die erfrischende vortheilhafte Nähe des Meers u. s. w. Martial erwähnt in seinen Epigrammen zweimal der Stadt; 2, 48 und 4, 55. Ughelli in seiner „Italia Sacra," Marino Freccia: „de Subfeudis, etc." und der Mönch von Montecassino, Angelo Sangrini, loben und preisen sie nicht minder; letzterer dichtet von ihr:

„Clara et heroum generosa divum
„Urbs olivetis decorata laetis
„Vineis cincta et bonitate agrorum
Cultu et aquarum."

Noch jetzt gibt es Einwohner, welche ihre Vaterstadt Bitonto das apulische Athen nennen — mit dem modernen Athen ist der Vergleich keineswegs unrichtig und unbescheiden — und da wird dann auch, auf Münzen gestützt, die Behauptung geltend gemacht, die Stadt sey wahrhaft athenienſischen Ursprungs. Die gefundenen Münzen stellen nämlich einen behelmten Kopf der Pallas dar, oder eine Kornähre, oder eine Eule, oder Pallas im Waffenschmuck, oder eine Eule auf einem Oelzweige u. s. w. Dabei findet sich die Legende: *BYTONTINΩN.* — Mazzocchi leitet den Namen aus dem hebräischen ab und verlegt die Stadt an das Meeresufer, weil auf einer Münze ein Krebs mit der angeführten Legende vorkommt. Er irrt gewiß; Plinius 3, 11 und Frontin, „de coloniis" p. 127 widersprechen ihm; ersterer nennt die Einwohner Butuntinenses und Frontin spricht von einem Agrum Butuntinum. Rings um Bitonto finden sich Thäler und Vertiefungen, welche einst Flüsse und kleine Landseen einschließen konnten und so brauchte Mazzocchi sich wegen des Krebses wahrlich nicht mit der ganzen Stadt bis ans Meer

zu verlaufen. Das Caſtell und ein Theil der Mauern mit Befeſtigungswerken ſcheinen ſehr alt, ein Theil der Fundamente des Caſtells iſt gewiß römiſche Architektur, doch fällt es auf, daß unter Carl von Anjou, wo faſt allen Caſtellen Caſtellane, Krieger, Diener u. ſ. w. zuertheilt werden, des hieſigen keine Erwähnung geſchieht. 975 nahmen die Saracenen die Stadt ein und verwüſteten das Land; in dem Katalog der Barone, welcher unter Wilhelm dem Guten verfertigt und von Boecllt herausgegeben wurde, finden wir die Namen mancher Beſitzer von Landereien um Bitonto herum z. B. Boemondo di Cagnano, Ugone di Altavilla, Guglielmo Napolleſe, Ferrazzano Venuſio, Criſpino di Gravina u. ſ. w. Ferdinand I, der Katholiſche, ſchenkte die Stadt, nebſt vielen anderen Ortſchaften, dem Gonzalvo Ferdinando Cordova, Gran Capitano genannt, im Jahre 1507. Im Jahre 1734 ſiegten hier die Spanier unter dem Duca di Montemar über die Deutſchen. Ueber dieſe Schlacht vergleiche man den Brief, den der General ſelbſt an Monſignore Ratta ſchrieb und welchen der neapolitaniſche Rechtsgelehrte Giuſeppe Senatore in ſ. Giornale storico, Part. 1. p. 125 abdrucken ließ.

Das heutige Bitonto theilt ſich ebenfalls in eine Alt- und Neuſtadt. Erſtere hat ſehr enge Gaſſen, von denen ein alter neapolitaniſcher Reiſebeſchreiber ſagt, „daß ſie dem Fremden Seufzer abzwingen und ihn in eine bittere melancholiſche Stimmung verſetzen.“ Manche Gebäude ſcheinen ſehr alt, mittelalterlicher Bauſtyl tritt häufig hervor. Die Kathedraie iſt ein ſchönes, reich verziertes Gebäude, an welchem ſaraceniſche Ornamente wie gewöhnlich in dieſen Gegenden, mit den gothiſchen und byzantiniſchen gemiſcht erſcheinen. Es wäre ſehr zu wünſchen, daß alle die ſchönen mittelalterlichen Kirchen und Monumente dieſer Provinzen endlich einmal ausführlich und gründlich beſchrieben würden; in dem neuen Handbuche der Kunſtgeſchichte von Dr. F. Kugler, Stuttgart 1842, iſt auch nicht eine einzige von den vielen Kirchen namhaft gemacht und wenn in dieſem Werke p. 497 von den „Thüren in dem Heiligthum auf dem Berge Gargano,“ die Rede iſt, ſo erlaube ich mir die Bitte um nähere Bezeichnung dieſes „Heiligthums“ und um beſtimmtere Angabe des Berges Gargano, denn Monte Gargano (Provinz Capitanata) iſt ein großes Gebirge, welches aus tauſend einzelnen Bergen beſteht.

Andere Kirchen Bitonto's tragen ebenfalls mittelalterliche Verzierungen, ſtehen jedoch alle denen der ſchönen Kathedraie bei weitem nach. Giulio Medici (Clemens VII) und Aleſſandro Farneſe (Paul III) ſtanden einſt an der Spitze der Geiſtlichkeit dieſer Kathedrale von Bitonto, nebſt vielen hiſtoriſch berühmt gewordenen Männern z. B. Cornelius Muſſo, G. Urſini, F. G. Pantalerio u. a. m. Hier blühte einſt die ſogenannte Accademia degl' Infiammati und ein zahlreicher gebildeter Adel wählte von jeher dieſe Stadt zu ſeinem Lieblingsſitze. Ihr Wappen zeigte zwei Löwen und einen Oelbaum mit der Umſchrift: „Ad pacem promptum designat oliva Bitontum.“ — Eine Inſchrift aus der Zeit der Normannen in einem Winkel der Stadtmauer, in der Nähe des Gartens der Teatiner, enthält untee mehreren die Worte: „Pacis honore et belli gloria florentem Botuntum undique bonum, cui merito in Oliva et leonibus gloria“ u. ſ. w. Vier, den vier Himmelsgegenden zugewendete Thore zieren die Stadt. Unter den neueren Gebäuden wird in ſehr kurzer Zeit das großartige Orfanotrofio (Waiſenhaus) den erſten Rang einnehmen. Es iſt für die Waiſen der beiden Provinzen di Bari und d'Otranto beſtimmt. Ein altes überflüſſig gewordenes Klariſſenkloſter wird zu dieſem edlen Zwecke verwendet. In den großen ſchönen Räumen wird thätig gearbeitet und man hielt die Vollendung des Ganzen für nicht ſehr fern. Außerdem ſoll ein großes ſogenanntes „Ptocotrofio“ für hülfloſe Bettler errichtet werden und an noch anderen Wohlthatigkeitsanſtalten iſt kein Mangel vorhanden. Auch die Schulen werden gut verwaltet und fleißig beſucht; erſt ganz kürzlich eröffneten die Canonici Lateranenſi eine Lehranſtalt, wo gegenwärtig 18 Schüler von 6 ſogenannten Profeſſoren unterrichtet werden. Vgl. Onofrio Vonghis Bericht des Jahres 1842. Bari. Ein Maler Roſſi aus Bitonto hat viele Kirchen, Klöſter und Capellen ſeiner Vaterſtadt mit Gemälden verſoegt; ſeine beſſeren Werke finden ſich in einem anmuthig gelegenen Kloſter, eine Viertelſtunde voe der Stadt, an der alten Landſtraße nach Bari.

Bevor ich mich von Bitonto trennte, beſtieg ich den höchſten Thurm des Caſtells, welches gegenwärtig zum Theil dem Herrn Ravanas als Oelmagazin überlaſſen iſt. Die Sonne war eben aus dem Meere emporgeſtiegen, dennoch die ganze Landſchaft ohne Nebel. Wohin das Auge blickte, erſchienen die unermeßlichen Oelwälder, nur hin und wieder durch Weinpflanzungen und Gärten von Obſtbäumen unterbrochen; aus dieſem grünen Meer ragten unzählige Städte hervor, z. B. Palo, Bitetto, Modugno, Terlizzi, Ruvo, Grumo, S. Ricandro u. ſ. w. Bari erſchien hell und klar mit dem ſchönen blauen Meer dahinter. Der Umfang des alten Bitonto trat ſehr deutlich hervor, man ſah wie nach und nach die Stadt zu eng geworden und ſich vor den Thoren ausgebreitet hatte. Anmuthige Hügel an der Oſtſeite von Thälern durchſchnitten, in denen einſt Bäche dem adriatiſchen Meer zueilten, waren mit weißen Landhäuſern bedeckt, Höhen und Vertiefungen mit ſorgfältiger Auswahl cultivirt, Baſilicata's Gebirge begränzten nach Süden hin den Horizont.

Im Begriff abzureiſen, bat mich mein Führer, den ich für einen wohlhabenden Bürger gehalten, um Erlaubniß, mir etwas ins Geheim ſagen zu dürfen: ich ging mit ihm in den Stall des Wirthshauſes und er ſprach mich, zu meinem größten Erſtaunen, um eine kleine Gabe für ſeine hungernde Familie an. Dieſer Mann beſaß einen Schatz von Kenntniſſen, war ſehr anſtändig gekleidet und ward von jedem Bürger mit Achtung gegrüßt; er hatte Abends vorher um die „Erlaubniß und die Ehre“ gebeten meinen Führer abgeben zu dürfen. Er empfing natürlich ein kleines Geſchenk, ich ſah aber aus ſeinen Mienen, daß er ein viel größeres erwartet hatte und nur ſeine Bitte bereue.

Unter mannichfachen Betrachtungen über dieſen Vorfall in dem reichen, nobeln Bitonto kam ich nach Palo, mit

Digitized by Google

7799 Einwohnern, ebenfalls mitten in Frucht- und Olivengärten gelegen. Eine neue Landstraße führt von Bitonto nach Palo, Bitetto, Modugno und Bari. Alle diese kleinern Städte haben große schöne Kirchen aus dem 12ten und 13ten Jahrhundert. Der Wein von Palo ist sehr berühmt und der Principe della Roeca-Filomarino, dessen Villa den schönsten Punkt der Umgegend krönt, hat große Besitzungen in der Umgegend. Bitetto soll im 9ten Jahrhundert gebaut seyn. Die Saracenen zerstörten mehreremale die Stadt, dann Wilhelm der Böse und endlich Kaisee Conrad, weil sie 1251 zu Innocenz IV übergegangen. Unter den Anjous erholte sie sich wieder; 1503 ward sie durch eine ansteckende Krankheit der Hälfte ihrer Einwohner beraubt, späterhin unzähligemale gekauft und wiederum verkauft, sie zählt jetzt 4775 Einwohner. In Modugno hat die große Oelfabrik des Franzosen Ravanas neues Leben hervorgerufen; sie befindet sich in einem vormaligen Kloster vor der Stadt, auf dem Wege nach Bari und verdient mit Aufmerksamkeit besucht zu werden; in wenigen Jahren ist es dem Hrn. Ravanas gelungen, das apulische Oel so zu verfeinern, daß es jetzt mit dem der Provence wetteifern kann. Bei allem Reichthum an Oel und Wein leidet Modugno mit fast 8000 Einwohnern den größten Mangel an Wasser, welches hier, wie in Bari und anderen Orten, nur käuflich zu erhalten ist. Die Kirche von Modugno ist in schönem Styl erbaut. Friedrich II schenkte die Stadt Modugno der Kirche von Bari, eine bei seinem Widerwillen gegen die Barenser auffallende Handlung.

(Fortsetzung folgt.)

Die Unterdrückung der nestorianischen Christen.

Das Athenäum vom 6 Jan. enthält eine Zuschrift Dr. Grants, dessen wir schon vor mehrern Jahren als eines ärztlichen Mitgliedes der amerikanischen Mission in Kurdistan gedacht haben, über die zuerst durch das Journal des Débats vom 8 Sept. v. J. verbreitete Nachricht, daß „die religiösen Streitigkeiten der Amerikaner, der englischen Puseyiten und der französischen Katholiken“ Ursache an diesem Unheil gewesen seyen. Hr. Dr. Grant stellt dieß geradezu in Abrede, und sagt, daß sie, die Amerikaner, mit den Mitgliedern der katholischen Mission in den freundlichsten Beziehungen gestanden, und wenn dieß mit den Puseyiten nicht in dem Maaße der Fall gewesen, so liege die Schuld an dem persönlichen Charakter derselben, auf keinen Fall aber habe das schlechte Einvernehmen mit den Puseyiten Einfluß auf die Unfälle der Nestorianer. Nach diesen Vorbemerkungen führen wir die eigenen Worte des Verfassers an:

„Ich kann vielleicht der Sache nicht besser Genüge thun, als wenn ich den Anfang und die Fortschritte der Feindseligkeiten, welche zu den neuerlichen Unfällen dieses unglücklichen Volks führten, in Kürze schildere. Das Schlagwort des Muslem ist „den Koran, Tribut oder das Schwert,“ und somit kann man wohl annehmen, daß die Existenz eines unabhängigen Christenvolks, das sich mitten im Reich des Propheten selbst 12½ Jahrhundert lang glücklich der Anwendung dieses Spruchs erwehrte, ein Schimpf in den Augen der Gläubigen war, den sie stets gern abgewaschen hätten. Dieß war aber schwierig, da die Nestorianer durch einen doppelten Wall fast ungangbarer Berge und ununterjochter Kurdenstämme vertheidigt waren, die unter sich selbst zu uneinig waren, um die Bezwingung ihrer nestorianischen Nachbaen zu versuchen. Endlich wurden durch die von dem verstorbenen Reschid Pascha angerathene und streng durchgeführte Politik die Kurden so weit bezwungen, daß man Hoffnung hatte, sie zur Bezwingung der Bergnestorianer benützen zu können, und bei meinem ersten Besuch in Mossul fand ich den Pascha, der unbestrittenen Besitz des Berglandes bis an die Gränze der Nestorianer erlangt, eifrig beschäftigt einen Kriegszug gegen sie vorzubereiten. Schon im Herbst desselben Jahres, während ich mich unter den Nestorianern befand, fielen einige Feindseligkeiten vor. Als ich im Frühjahr 1840 nach Dschulamerk zurückkehrte, hatte der Häuptling der Hakary-Kurden Nurullah Bey mit dem Pascha von Erzerum einen Bund geschlossen, dessen Hauptzweck die Unterjochung der unabhängigen Nestorianer war. Auf meiner Reise nach Konstantinopel traf ich diesen Häuptling bei dem Pascha von Wan, welcher dem von Erzerum untergeordnet ist und an die Stelle des alten Pascha hergesendet worden war, um den Plan gegen die Nestorianer auszuführen, aus dem er kein Geheimniß machte. Zu gleicher Zeit war der Pascha von Mossul nach Amadiah, 12 Stunden von Zizary, gezogen, in der Absicht, gegen die Nestorianer auszurücken, und Hr. Ainsworth schrieb (s. Journal der geographischen Gesellschaft Vol. XI. p. 32) an demselben Tage, wo ich Wan verließ, aus Amadiah: „heute ist der Pascha von Mossul hieher gekommen und hat seine Zelte eine Meile von der Stadt aufgeschlagen; seine Officiere freuten sich nicht wenig über die alsbaldige Unterjochung der chaldäischen Bergvölker, die sie als gewiß betrachten.“ So standen die Sachen als ich nach Amerika ging, und nicht ohne Grund sagte ich in meiner 1841 in London erschienenen Schrift über die Nestorianer, diese hätten nie in größerer Gefahr geschwebt von der moslemitischen Macht unterworfen zu werden.

„Bei meiner Rückkehr nach dem Orient im Jahre 1841 erfuhr ich, daß diese Pläne durch die Abberufung Hafiz Pascha's aus Erzerum, den Tod des Pascha's von Wan und den Umstand, daß der Pascha von Mossul wegen eines Angriffs der Perser auf Suleimanieh zurückbleiben mußte, verschoben waren. Aber der Häuptling der Hakary hatte sich mit Beder Chan Bey, dem mächtigen Häuptling von Buhlan, verbunden, und beide griffen vereint den nestorianischen Stamm der Diz an, verbrannten das Haus des Patriarchen und zogen sich nach einigen weitern Verheerungen zurück, ohne die mächtigern Stämme der Tizary u. s. w. zu beunruhigen. Die Nestorianer erhalten sich indeß nicht mehr von diesem Schlag, der ihren Muth beugte, Uneinigkeit unter sie brachte und ihr gänzliches Unterliegen vorbereitete. Von dieser Zeit an sprach der Hakary-Häuptling das ganze nestorianische Land als sein Eigenthum an. Inzwischen raubte der Pascha von Mossul den Nestorianern einige Heerden und erschlug etliche Leute, aber ein Heer, das er spät im Herbst dieses Jahres (1841) gegen sie aussandte, kehrte wegen des schlechten Wetters unverrichteter Dinge um, und die Nestorianer nahmen ihre Rache durch Verheerung einiger benachbarten Dörfer des Pascha's, der sich mit dem Gedanken tröstete, im nächsten Frühjahr (1842) wirksamere Anstalten zu treffen. Dieß gelang indeß nicht, da die zwischenliegenden Kurden sich empörten und Amadiah auf eine Zeit lang verloren ging. Auch der Pascha von Erzerum war anderwärts beschäftigt, da ein Krieg mit Persien drohte, und so geschah nichts zur beabsichtigten Unterjochung der Nestorianer, als daß die Unternehmung vorbereitet wurde, welche in diesem Jahre endlich so vollständig gelang. — In dem Augenblick, wo ich dieß schreibe (16 Oct. 1843), bricht leider der Krieg durch einen Aufstand der niedergetretenen Nestorianer von neuem aus.“

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 21.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

21 Januar 1844.

Reise des Major Harris in Abyssinien.

Es ist in diesen Blättern schon mehrfach erwähnt worden, daß Major Harris, derselbe welcher sich durch seine Jagdabenteuer in Südafrika einen Namen gemacht hat, an die Spitze einer Mission nach Abyssinien an den Hof von Sahale Salassi gestellt wurde. Während die Gesandtschaft noch im Zuge war, wurde über alles, was dieselbe betraf, das strengste Geheimniß beobachtet, und seine wissenschaftlichen Begleiter durften durchaus nichts schreiben, was irgend auf die Mission Bezug hatte. Natürlich spannte dieß die Erwartungen, man sah seinem Reisebericht mit Begierde entgegen, derselbe ist jetzt in drei Bänden unter dem Titel „the Highlands of Aethiopia" erschienen, und hat die Erwartungen keineswegs befriedigt. Das Athenäum vom 6 Januar äußert sich darüber folgendermaßen:

„Major Harris ist dem Lesepublicum bereits durch seine Reise ins Innere von Südafrika bekannt. Unter dem gewinnenden Titel „wilde Jagden" (wild Sports) erhielt das Werk einen Ruf, indem man die Popularität des Thema's glücklich benützte, um dasselbe herauszustreichen. Wir glaubten jedoch, daß ein Reisender in einem neuen Lande etwas besseres seyn sollte als ein bloßer Jäger, und deckten frei die Fehler des Werkes auf. Major Harris hätte wohl gethan, wenn er auf unsern Rath gehört hätte, aber er beachtete nur seine Schmeichler, und diese haben ihn jetzt zu Grunde gerichtet, denn nur die Schmeichler konnten ihn bewegen, ein so leichtfertiges, tadelnswerthes Werk und noch dazu unter dem affectirten Titel „die Hochlande von Aethiopien" herauszugeben. Nicht ohne Widerstreben tadeln wir so streng das Werk des Mannes, der an der Spitze der von der Regierung nach Schoa gesendeten Mission stand; Leute welche Bücher kritisiren, die sie nicht gelesen haben, finden Gefallen an einem Werk, dessen offenkundige Leerheit sie gegen den Vorwurf schützt, auf eine ungenügende Weise Bericht erstattet zu haben; indeß werden wohl wenige so gewissenlos oder so unvorsichtig seyn, des Verfassers hochtrabendes geschwätziges Werk über die Hochlande Abyssiniens zu loben. Das lesende Publicum will Belehrung und gesunden Menschenverstand, und ob es gleich manchmal nachsichtig ist, und sich mitunter selbst gern betrügen läßt, so weckt doch ein gar zu offenkundiger Versuch, ihm den Mund mit Steinen statt mit Brod vollzustopfen, ganz natürlich seine Entrüstung."

Das Athenäum bleibt den Beweis für diesen scharfen Tadel nicht schuldig. Von seinen Gefährten sagt Hr. Harris gar nichts, und eben so schweigsam ist er über die Einzelnheiten der Zeit; er gibt kein Journal über seinen 18monatlichen Aufenthalt, ganze Monate schienen von der Gesandtschaft in tiefem Schlaf hingebracht worden zu seyn, und endlich schließt auch der letzte Band, ohne daß er ein Wort von seiner Rückkehr sagt. „Man muß sich auch erinnern," fährt die Kritik fort, „daß das Land, welches Harris betrat, in letzter Zeit von vielen Reisenden besucht wurde. Die Missionäre Krapf und Isenberg, Hr. Dufey, Kielmayer, Airston, Rochet d'Hericourt und Dr. Beke kamen alle über Tadschura nach Schoa, während Tamisier und andere das Land von Norden her besuchten. Rochet suchte die Abyssinier in der Bereitung von Zucker und Pulver zu unterrichten, und scheint einen Handelsvertrag zwischen Frankreich und Schoa im Schilde geführt zu haben. Höchst wahrscheinlich hatte der Verkehr mit so vielen wohl unterrichteten Europäern einen starken Eindruck auf den einsichtsvollen König gemacht, und manche Fragen mußten doch wohl an Major Harris über alle diese Leute gerichtet werden. Aber er erwähnt auch nicht Einen Namen eines neuern Reisenden, und sein Schweigen geht in der That so weit, daß Zweifel über die Richtigkeit seiner eigenen Erzählung aufsteigen.

„Unser Vertrauen in die Wahrhaftigkeit seiner Erzählung sinkt noch mehr, da sein Styl manchmal höchst extravagant, aufgeblasen, dunkel und affectirt ist. Hiezu kommt noch eine engherzige unfreundliche Gesinnung gegen alle Eingebornen Afrika's, welcher Race sie auch seyn mögen. Fast auf jeder Seite stößt man auf die Ausdrücke, Wilder, Barbar, Spitzbube, schmutziger Schurke, Mörder, und mit solchen Ausdrücken wird selbst der König von Schoa nicht verschont, obgleich er dem Charakter desselben augenscheinlich wider Willen Gerechtigkeit widerfahren lassen muß."

Digitized by Google

Endlich ſchließt die Kritik mit den Worten. „Wir können von Major Harris' politiſcher Miſſion nicht Abſchied nehmen, ohne zu bemerken, daß wir an dem Erfolg ſehr zweifeln. Wenn wir recht unterrichtet ſind, wurde die Miſſion nicht nur kalt empfangen, ſondern der König von Schoa hatte auch kaum ihre Bekanntſchaft gemacht, als er auch ſchon den Entſchluß faßte, künftig keinen Europäer in ſeinem Gebiet zuzulaſſen. Es ſpricht gewiß wenig für den gerühmten Einfluß des Major Harris über den abyſſiniſchen Fürſten, daß die Miſſionäre der engliſchen Kirche aus Schoa ausgewieſen und ihr Eigenthum confiscirt wurde, während der engliſche Botſchafter, wie er ſich nennt, im Lande ſich aufhielt. Wie ſeltſam, daß dieſe Thatſache in dem vorliegenden Werk gar nicht erwähnt iſt. Wie könnten mancherlei ähnliche Myſtificationen nachweiſen, welche nur die Zeit aufklären kann."

Schilderungen aus den neapolitaniſchen Provinzen.

Baſilicata. — Capitanata. — Terra di Bari. — Terra d'Otranto ꝛc.

(Fortſetzung.)

Die wenigen Miglien nach Bari, dem ſchönen, dem wein- und fiſchreichen, aber auch dem treuloſen, wankelmüthigen und waſſerarmen legte ich raſch zurück und befand mich ſchon in aller Frühe im Hauſe wackerer freundlicher Landsleute, die meinen Aufenthalt auf alle erdenkliche Weiſe zu verſchönern bemüht waren. Bari, der Einwohnerzahl nach die zweite Stadt im Reiche diesſeits des Phaeus — es zählt freilich nur 26,097 Einwohner — macht einen großartigen und freundlichen Eindruck zugleich durch die neue Promenade, durch den Palaſt der Intendanz, die ſtattlichen Gebäude der Neuſtadt, die belebte Marine und die alten ehrwürdigen Kirchen der Altſtadt; ein paar ſehr gute Gaſthöfe: das Hôtel de France und der ſogenannte Cuoco Italiano, der ſeinen Namen nicht wie lucus a non lucendo führt, wie ich rühmlichſt bezeugen kann, ſtellen dieſe Hauptſtadt der Provinz ebenfalls in ein vortheilhaftes Licht.

Wir beſitzen eine „Iſtoria di Bari" von P. A. Beatillo, Nap. und ein Werk eines Venetianers Marilia über dieſe Stadt, deren hiſtoriſche Hauptmomente ich hier kurz berühren will. Bari ſoll in älteſter Zeit Japige vom Sohn des Dädalus geheißen haben und dieſer Name nachher auf das ganze Land vom Promontorium Salentinum bis zu Samnium hin übertragen worden ſeyn. Man vgl. hierüber: Ant. de Ferrariis: *) De situ Japygiae in der Delect. script. p. 598, Giovane (Juvenis) De antiq. et rar. Tarentinorum fortuna I, und P. A. Taeſia in ſeiner Historia Conversani I, p. 664. (Delect. script.) Plinius 3, 11 ſagt: Pediculorum oppida: Rhudia Egnatia, Barion (anta Japyx a Daedali filio, a quo et Japygia). — Der ſpätere Name Bari, Bario, Bareto, Baria, ſoll von dem Anführer kriegeriſcher dalmatiſcher Einwanderer entnommen ſeyn. Die hier gefundenen Münzen ſtellen ein bärtiges Haupt mit einem Lorbeerkranze dar, zwei Sterne dahinter, auf der anderen Seite den Vordertheil eines Schiffes mit einem geflügelten Genius, der einen Pfeil abſchießt und der Legende: *BAPINΩN*; zuweilen kommt auch ein Delphin, ein Trophäen-Hauſe vor; vgl. Avellino: Italiae vet. numism. p. 49. Das gekrönte bärtige Haupt ſtellt höchſt wahrſcheinlich den Schutzgott des Landes (nume tutelare), den Jupiter Apulus dar und nicht, wie einige wollen, den Dalmatier Bario, den Emanuele Mola in ſehr gelehrter Abhandlung, auf Veranlaſſung eines über dieſen Gegenſtand erhobenen Streits, für eine ganz fabelhafte Perſon erklärt. Dem ſey wie ihm wolle: Barion ſpielte lange eine große Rolle neben dem Sohn des Dädalus bei den auf das Alter ihrer Stadt ſtolzen Bareſen und über einem Thore ſtand die Inſchrift: Urbem, quam Barion auxit, fundavit Japyx. Wenn einige ferner behaupten, daß das alte Barium ſich drei bis vier Miglien weit landeinwärts ausgedehnt habe, ſo iſt dieß ebenfalls eine Fabel. Die in dieſer Entfernung gefundenen Alterthümer gehören der alten Stadt Celia an, welche ſehr wohl von der Stadt Caelium bei Brundusium zu unterſcheiden iſt; die erſtere nennt ſich heutzutage Ceglie, die andere Ceglia. — Der Kaiſer Nero machte die Stadt Barium zu einem Municipium. Taciti Annal. 16, 9. Bis zu den Zeiten der Gothen fehlt es an zuverläſſigen Nachrichten; dann wurden die griechiſchen Kaiſer Beſitzer. Im Jahre 690 nahm ihnen Romualdo, Herzog von Benevent, die Stadt mit Brindiſi und Benevent. 755 ſoll Pipin in Bari das Kloſter S. Benedetto gegründet haben; vgl. Cronic. Caſſineſe 4, 109.

Im Jahre 802 nahm Sicardo, Principe von Benevent, es wieder in Beſitz, dann kamen Saracenen; Michael III verjagte dieſe 860 vgl. Cron. Volturneſe. Bis 950 dauerten dieſe Kämpfe zwiſchen Griechen und Saracenen. Kaiſer Otto nahm die Stadt den Griechen ab, aber einige Zeit nachher bekommen dieſe ſie wieder in Beſitz; noch viele Jahre hindurch dauerten die Einfälle der Saracenen fort, namentlich heftig waren dieſe in den Jahren 988 und 1002. Vgl. Antonio Dentice: Relazione del Monte Gargano. Im J. 1013 brach in Bari ſelbſt eine Empörung gegen die griechiſche Oberherrſchaft aus; der Zuſtand des fruchtbaren, reichen und blühenden Landes war damals der zerrüttetſte von der Welt, die vielen kleinen Fürſten unter ſich uneinig, die Herrſchaft des griechiſchen Kaiſers fern und ungeordnet, die des römiſchen ein leerer Anſpruch; das apuliſche Volk wird von damals lebenden Männern folgendermaßen geſchildert: (Raumers Geſchichte der Hohenſtaufen Bd. I. p. 548).

> Sed vulgus stolidum, pravum, rude, futile, vanum
> Moribus incultum, fragili male corpore firmum,
> Otia longe sequi solitum fugiensque laboris
> Mente manuque pigrum, nec pace nec utile bello.

So waren die Verhältniſſe bei der Ankunft der Normannen, welche zuerſt dem Fürſten Pandolfo von Capua, dann dem Guaimar von Salerno und zuletzt dem Kaiſer Michael dem Paphlagonier gegen die Saracenen in Sicilien beiſtanden.

*) *Ant. de Ferrariis:* De situ Japygiae und *Galateus:* De situ Japygiae iſt ein und daſſelbe Werk.

Digitized by Google

Von letzterem getäuscht und betrogen kehrten sie nach Italien zurück, verstärkten ihre Macht (fanden schon 1031 in Bari Beistand), eroberten mit starker Hand viel Land und wählten Melfi zum ersten festen Sitze. Im J. 1042 stand Wilhelm Eisenarm als erster Graf von Apulien an der Spitze, Humfried wurde Herr von Bari und als er 1057 starb, stellte er seinen Sohn Abagelard unter die Vormundschaft seines Bruders Robert Guiscard. Mittlerweile hatten die Normannen sehr große Fortschritte in der Eroberung des Landes gemacht und namentlich durch Gegenlist die List der Griechen unschädlich gemacht. Robert Guiscard war Dux Appuliae et Calabriae geworden (1059) und Roger behauptete Sicilien. Dennoch trotzten die Einwohner des reichen und festen Bari dem Fürsten Robert, welcher es erst nach dreijährigem Widerstande (1071) in seine Gewalt brachte. Er ehrte solche Tapferkeit und verschonte die Stadt. Im J. 1079 brach in Bari eine Empörung zu Gunsten Abagelards aus, aber auch diese dämpfte Robert Guiscard; nach seinem Tode fiel Bari nebst Oria, Tarent und Hydrunt an Boemund, der sich aber von hier aus mit seinen Mannen nach dem gelobten Lande einschiffte. Mit ihm hatte sein Neffe Tankred das Kreuz genommen und so wandte sich das Uebergewicht normannischer Macht von der älteren Linie Robert Guiscards zu der jüngeren Rogers von Sicilien.

Als im Jahre 1111 Graf Roger I starb und ihm sein Sohn gleiches Namens folgte, der im J. 1123 sogar Sicilien mit Calabrien und Apulien vereinigte und 1130 in Palermo zum König gekrönt wurde, konnten die Barone und einzelnen Städte, welche fast wieder unabhängig geworden waren, nicht lange widerstehen. Obschon sich Robert von Capua, Grimoald von Bari, Sergius von Neapel vereinigten und mit Heeresmacht, unterstützt vom Papste, gegen ihn auftraten, unterwarf er sie sich dennoch alle nach und nach. Bari ward jedoch nach mancher Empörung und dafür erlittenen Züchtigung 1132 von Roger vollständig unterworfen; vergl. Pellegrini Histor. Princip. Longobard. II. p. 178. und Alessandro Telesino II 1, 2, 3, 4. Im Jahre 1137 vereinigten sich vor Bari Kaiser Lothar und Herzog Heinrich von Bayern, und allmählich gingen Bari, Neapel, Amalfi und Salerno für Roger verloren. Das Castell von Bari von Roger, um die Stadt im Zaum zu halten, erbaut, ward verbrannt. Nach Lothars Entfernung setzte sich jedoch Roger schnell wieder in den Besitz des Verlornen, nahm den Papst gefangen und söhnte sich 1139 unter sehr günstigen Bedingungen vollständig mit ihm aus. Am längsten widerstand wiederum Bari unter Jaquinus und ergab sich erst als die Lebensmittel ausgingen und der König allen Einwohnern Sicherheit versprach. Nur durch die größte Strenge ward es möglich, diese vor neuen Empörungen zurückzuschrecken. Roger starb 1154, und unter König Wilhelm I gelang es dem heimtückischen Majo von Bari, eines Oelhändlers Sohn, aufs neue Kampf und Empörung in Apulien anzufachen. Der griechische Kaiser Emanuel versuchte das Land wieder zu gewinnen, und sein tüchtiger Feldherr, Michael Palaeologus, setzte sich wirklich in den Besitz von Bari, Trani, Giovinazzo und Monopoli. Da erschien Wilhelm I mit einem starken Heere und zerstörte im gerechten Zorn über so oft gebrochene Treue die Stadt Bari fast gänzlich im J. 1156, welche erst 1166 wieder erbaut wurde.

Zwei Jahre nach Bari's Zerstörung ward durch des ehrgeizigen Majo's Vermittlung ein Friede geschlossen zwischen König Wilhelm, den Griechen und dem römischen Stuhle. Nun kam Bari niemals wieder in griechische Hände. Heinrich VI und Constanze waren oft in Bari und behandelten es mit Vorliebe; dennoch ging es nach Heinrichs Tode eine Zeitlang unter päpstliche Herrschaft und empörte sich alsobald 1228, als gegen Kaiser Friedrich II der Bann ausgesprochen war; diesem schreibt man folgende lateinische Verse zu:

„Gens infida Bari verbis tibi multa promittit
Quae velut imprudens statim sua verba remittit.
Ideo, quae dico, tenebis corde pudico,
Ut nudos enses, studeas vitare Barenses
Cum tibi dicit ave, velut ab hoste cave."

Im Jahre 1233 züchtigte er die wankelmüthige Stadt und ordnete den Castellbau an von Bari, Trani, Brindisi und Monopoli; 1234 schenkte er der Stadt eine Marktgerechtigkeit und begann 1239 einen großartigen neuen Hafenbau bei S. Cataldo, von welchem jedoch gegenwärtig auch nicht eine Spur mehr aufzutreiben ist, weßhalb ich vermuthe, daß dieser Bau, der stürmischen Brandung an dieser Landspitze wegen, bald wieder aufgegeben worden. Im Jahre 1250 bei Friedrichs Tode, pflanzten die Bareser sogleich des Papstes Fahne auf. Conrad IV wollte die Stadt deßhalb züchtigen, Manfred rettete sie aber durch seine Fürsprache; 1253 fand neue Empörung zu Gunsten Innocenz IV statt, dann ging sie zu Manfred über. 1258 waren in Bari bei des Kaisers Balduin Gegenwart große Tourniere und Feste, denn er hielt es mit Karl von Anjou. Ritter Robert von Bari, ein jämmerlicher Schmeichler Karls von Anjou, welcher über den unschuldigen Conradin das Todesurtheil sprach und ihm dasselbe auf Karls Befehl auf dem Richtplatze noch einmal laut vorlas (vgl. Raumers Gesch. der Hohenst. Bd. 4), befleckte seine eigne Ehre und die Ehre seiner Vaterstadt auf unauslöschliche Weise. Nachdem versank Bari in Dunkelheit und ziemliche Vergessenheit.

(Schluß folgt.)

Wanderungen im südlichen Arabien.

Handel und Tempeldienst in Mekka.

Die Bewohner von Mekka haben nur zwei Aeten von Beschäftigung: den Handel und den Dienst bei dem Beitullah oder dem Tempel; aber der erstere hat den Vorzug, und es sind sehr wenige Ulema oder Personen in der Moschee angestellt, welche nicht an einigen Handelsgeschäften Theil haben, obgleich sie zu stolz sind, sie öffentlich zu betreiben. Einige Töpfereien und Färbereien ausgenommen, haben die Mekkaer keine einzige Manufactur, sondern sind, wie die Bewohner Dschidda's, um ihre Bedürfnisse zu befriedigen, von andern Ländern abhängig. Mekka hat darum einen beträchtlichen fremden Handel noth-

Digitized by Google

wendig, der vorzüglich während der Wallfahrt und einige Monate vorher von reichen Pilgern geführt wird, welche aus allen muſelmänniſchen Ländern deren Producte entweder zur See oder durch die Wüſte von Syrien nach Dſchidda bringen, um ſie untereinander auszutauſchen oder von den Kaufleuten Mekka's indiſche und arabiſche Waaren, welche ſie das ganze Jahr hindurch in ihren Magazinen aufgehäuft haben, zu erhalten. Zu dieſer Zeit wird Mekka einer der größten Märkte des Orients und wegen der Mannichfaltigkeit der Nationen, die ihn beſuchen, der intereſſanteſte. Der Werth der Ausfuhr von Mekka übertrifft den der Einfuhr bedeutend, und es wird eine beträchtliche Summe in Dollars und Ducaten erfordert, ſie zu balanciren. Von dieſer findet ein Theil ſeinen Weg nach Yemen und Indien und etwa ein Viertel bleibt in den Händen der Mekkaer. Dieſer Handel iſt ungemein einträglich, und man darf ſich darum nicht wundern, daß alle Mekkaer Kaufleute ſind. Eine große Anzahl Hadſchis iſt mit der arabiſchen Sprache unbekannt, und deßhalb den Mäklern und Dolmetſchern preisgegeben, verſchmitzten, durchtriebenen Creaturen, die niemals verfehlen, ſich ihre Dienſte theuer bezahlen zu laſſen; in der That ſcheinen alle Mekkaer darin übereinzukommen, die Pilger zu prellen.

Viele aus der Mittelclaſſe kaufen junge Schönheiten aus Abyſſinien auf Speculation, erziehen ſie in der Familie, lehren ſie kochen, nähen und andere weibliche Arbeiten und verkaufen ſie dann mit Gewinn an Fremde. Uebrigens machen die Mekkaer keinen Unterſchied zwiſchen Söhnen, die von abyſſiniſchen Sklavinnen geboren ſind, und denen von freien arabiſchen Frauen.

In Zeiten des Friedens mit dem Innern iſt der Handel mit den Beduinen beträchtlich, namentlich mit den Bewohnern der Flecken und Städte des Nedſchd, welche indiſche Waaren, Gewürze, Kleidungsſtücke nöthig haben, die ſie entweder von Medina oder Mekka kaufen. Der Kaffee, welcher in der Wüſte ſo ſtark conſumirt wird, wird von den Bewohnern von Nedſchd ſelbſt eingeführt, indem ſie ihre eigenen Karawanen in das Kaffeeland von Yemen ſchicken.

Die Mekkaer, beſonders ſolche, welche nicht reich genug ſind, mit indiſchen Waaren zu handeln, verwenden ihr Capital im Handel mit Korn und Lebensmitteln. Das war früher viel gewinnreicher als jetzt, denn da Mehemed Ali dieſe Artikel zu einem Monopol gemacht hat, iſt das Volk gezwungen, das Getreide zu Dſchidda nach dem von dem Paſcha beſtimmten Preiſe zu kaufen und mit einem mäßigen Gewinn bei dem Wiederverkauf in Mekka zufrieden zu ſeyn. Dieſer Handel gewährt doch noch, nach Abzug der Fracht, einen Gewinn von 15 bis 20 Proc., und iſt namentlich für kleinere Capitale anziehend, da er, indem die Preiſe ſehr veränderlich ſind, wie eine Lotterie iſt, in welcher das Geld manchmal in kurzer Zeit verdoppelt wird.

Bei der Annäherung der Wallfahrt ſteigen alle Lebensmittel an Werth und im Verhältniß jeder andere Handelsartikel. Diejenigen, welche ihre Magazine mit Korn, Reis und Zwieback gefüllt haben, ſind ſicher, einen bedeutenden Gewinn zu machen. Es iſt keine Kleinigkeit, auf die Dauer der Wallfahrt für den Zuwachs einer Bevölkerung, der ſechzigtauſend menſchliche Weſen beträgt, und für zwanzigtauſend Kameele Nahrung und zugleich Lebensmittel für die Rückkehr zu beſchaffen. Jeder Mekkaer, der einige Dollars beſitzt, verwendet ſie darauf, Proviant zu kaufen. Wenn das Innere von Arabien den Karawanen offen iſt, kaufen die Beduinen der ganzen Umgegend ihren jährlichen Kornbedarf zu Mekka. Es muß bemerkt werden, daß der Verbrauch des Getreides in Arabien viel größer iſt, als in den angränzenden Ländern, denn der größte Theil der Bevölkerung lebt beinahe nur von Weizen, Gerſte, Binſen oder Reis, braucht kein Gemüſe, aber große Quantitäten Butter.

Man wird Mekka für eine reiche Stadt halten und ſie würde dieß wirklich ſeyn, wenn die untern Claſſen ihren Gewinn nicht ſo ſchnell für perſönliche Bedürfniſſe verwendeten. Die Getraidehändler ſind reich, und da ihr ganzes Geſchäft mit baarem Gelde betrieben wird, ſind ſie weniger als andere orientaliſche Kaufleute Verluſten ausgeſetzt. Die meiſten von ihnen haben Niederlagen zu Dſchidda und der Handel beider Städte iſt eng verbunden. Durch Mäkler, von denen viele Indier ſind, wird der Handel betrieben.

Im allgemeinen iſt die Genoſſenſchaft der Indier die reichſte in Mekka. Sie ſtehen in directer Verbindung mit allen Häfen und Handelsſtädten von Hindoſtan, und können es oft dahin bringen, daß ſie wohlfeiler verkaufen, als ihre arabiſchen Concurrenten. Manche von ihnen ſind hier ſtationär, während andere zwiſchen Indien und Hedſchas hin- und herreiſen. Sie ſind gewohnt, das Arabiſche mit hinduſtaniſchen Buchſtaben zu ſchreiben. Man ſagt, daß ſie außerordentlich karg ſeyen, und nach dem, was ich in den Häuſern einiger ihrer erſten Kaufleute ſah, ſcheinen ſie dieſe Benennung zu verdienen. Sie ſind verſchmitzte Kaufleute und häufig ſelbſt den Arabern überlegen. Die Mekkaer beſchuldigen ſie der Hartherzigkeit und behaupten von ihnen, daß ſie den Armen wenig oder nichts geben, und wegen dieſes Mangels an Mildthätigkeit verhöhnt man ſie öfters. Unter ſich manifeſtiren ſie ein lebhaftes, keckes Weſen, und man findet unter ihnen geiſtreiche und gewandte Männer mit der ſchönen Gabe anmuthiger Converſation. Die geringern Kaufleute und Budenhalter zu Mekka finden es oft zweckmäßiger und zuträglicher, von dieſen Indiern auf kurzen Credit zu kaufen, als nach Dſchidda zu gehen, wo jedes Ding mit baarem Geld bezahlt werden muß.

(Fortſetzung folgt.)

Unter dem Namen Metropolitan Aſſociation bildet ſich gegenwärtig in London eine Geſellſchaft, um den Armen zu wohlfeilem Preis beſſere Wohnungen zu verſchaffen, und zu verhindern, daß das Zuſammendrängen ganzer Familien, ja mehrerer Familien in Einem Zimmer ferner einen ſo demoraliſirenden Einfluß ausübe. Man will große Gebäude bauen, in denen unverheurathete Leute wenigſtens ein eigenes, wenn auch ſehr kleines Zimmer für ſich haben; dazu ſollen die obern Stockwerke benützt und das Erdgeſchoß ſoll als gemeinſchaftliches Zimmer gebraucht werden, das erwärmt, mit Gas erleuchtet und mit nützlichen Büchern zur Unterhaltung verſehen iſt, um die Veranlaſſung zum Beſuch der Branntweinſchenken und Bierkneipen zu vermindern. Indem man auf dieſe Weiſe Frugalität und Sparſamkeit aufmuntert, will man auch die Gewohnheit, das Geſparte in Sparbanken anzulegen, befördern. Bis jetzt war natürlich die Vermiethung von Wohnungen an ſolche arme Leute in den Händen von Menſchen, die nur einen möglichſt hohen Zins aus ihrem aufgewendeten Capital herauszupreſſen ſuchten; man will jetzt die nöthigen Fonds zum Bau neuer, beſſer eingerichteter Häuſer durch Actien zuſammenbringen, jeder Actienbeſitzer iſt Mitglied der „Metropolitan Aſſociation“ und zu einem Zins von höchſtens fünf Procent berechtigt; alles übrige ſoll auf die wohlthätigen Zwecke der Geſellſchaft verwendet werden. (Athenäum vom 6 Januar.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 22.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

22 Januar 1844.

Hrn. Violets Fahrten und Abenteuer.

Dritter Zug.

Mit Einbruch des Herbstes, einige Monate nach meines Vaters Tode, jagte ich mit Gabriel und Roche auf den Rollprairien des Südens am Ostufer des Buona Ventura. Eines Abends waren wir nach einer glücklichen Jagd besonders gut aufgeräumt, und meine beiden Freunde kamen auf ein Thema zu sprechen, das sie nie erschöpften, Gabriel auf die Wunder von Paris und Roche auf die Schönheiten seines Landes, die er mit ächt irischer Beredsamkeit beschrieb, und dabei die alten irischen Localsagen wiederholte, welche mir eigenthümlich und höchst poetisch erschienen. Plötzlich wurden wir von einer Abtheilung von etwa 60 Arrapahos umringt, und zwar so rasch, daß Widerstand und Flucht gleich nutzlos waren; sie behandelten uns indeß ehrenvoll, und begnügten sich damit uns streng zu beaufsichtigen und unser Entkommen zu verhindern. Sie kannten uns wohl, und obgleich mein Pferd, mein Sattel und meine Büchse allein schon eine Beute für einen Häuptling war, wurde uns doch nichts genommen. Ich redete den Anführer, den ich kannte, also an: „Was habe ich dem Morgenstern der Arrapahos gethan, daß man mich gefangen nimmt und bewacht wie ein Schaf der Watschinangos?“

Der Häuptling lächelte, legte die Hand auf meine Schultern und sagte: „die Arrapahos lieben den jungen Owato Wanischa *) und die bleichen Gesichter, seine Brüder, denn es sind große Krieger, und sie können ihre Feinde mit schönen blauen Feuern vom Himmel schlagen. Die Arrapahos wissen alles, sie sind ein kluges Volk; sie werden Owato Wanischa zu ihrem Stamm führen, damit er ihnen seine Geschicklichkeit zeige und sie zu Kriegern mache. Er soll genährt werden mit den fettesten und süßesten Hunden. Er wird ein großer Krieger unter den Arrapahos werden. So wünschen unsere Propheten; ich gehorche dem Willen der Propheten und des Volks.“

„Aber,“ erwiederte ich, „mein Manitu wird mich nicht hören, wenn ich ein Sklave bin. Der Manitu der bleichen Gesichter hat nur Ohren für freie Krieger. Er wird mir sein Feuer nicht leihen, wenn nicht Raum und Zeit mein eigen sind.“

Der Häuptling unterbrach mich: „Owato Wanischa ist kein Sklave und kann keiner seyn. Er ist bei seinen guten Freunden, die über ihm wachen, sein Feuer schüren, ihre schönsten Decken in seinem Zelt ausbreiten und es mit dem besten Wild der Prairie füllen werden. Seine Freunde lieben den jungen Häuptling, aber er muß ihnen nicht zu entfliehen suchen, sonst möchte der böse Geist die jungen Arrapahos trunken machen wie einen thierischen Krähen, und sie in ihrer Thorheit anreizen, die bleichen Gesichter zu tödten.“

Da im Augenblick nichts zu thun war, unterwarfen wir uns unserm Schicksal und mußten eine lange, trübselige Reise machen nach dem Ostufer des westlichen Colorado, bis wir endlich an einem der zahlreichen und schönen Dörfer der Arrapahos ankamen. Hier brachten wir den Winter in einer Art ehrenvoller Gefangenschaft zu; ein Versuch zur Flucht wäre das Signal wo nicht unsers Tods, doch einer harten Gefangenschaft gewesen. Wir waren von ungeheuren Sandwüsten umgeben, die von den Keulen (Pius), einem grausamen, zum Theil menschenfressenden Volk, bewohnt sind. Hier kann ich nicht umhin zu bemerken, daß die meisten Stämme am westlichen Colorado Menschenfresser sind, selbst die Arrapahos bei gewissen Gelegenheiten. Einst stießen wir auf ein verlassenes Lager der Keulen, und fanden hier die Ueberreste von etwa 20 Leichen, deren Knochen augenscheinlich mit ebenso viel Behagen abgenagt worden waren, als ein europäischer Gourmand einen Fasanenflügel abgenagt hätte. Der Winter ging sehr trübselig vorüber, denn einige hübsche Wäldchen abgerechnet, die da und dort wie Oasen in der großen Wüste zerstreut liegen, ist das Land entsetzlich unfruchtbar und zerrissen. Vierzig englische Meilen oberhalb des Golfs von Californien ist der Colorado nicht mehr schiffbar, und zeigt von seinem Ursprung an 700 Meilen weit nichts als eine Reihenfolge schäumender Cataracten, die auf beiden Seiten durch eine Kette perpendiculärer, an 700 Fuß hoher Felsen eingeschlossen sind, während das Land umher durch heftige vulcanische Ausbrüche bis in seine Tiefen erschüttert worden zu seyn scheint.

*) Hrn. Violets Indianer-Name.

Digitized by Google

Der Winter ging endlich vorüber und mit den ersten Frühlingswochen erneuerte sich auch unsere Hoffnung auf Entkommen. Die Arrapahos ließen in ihrer Wachsamkeit nach und boten uns sogar an, sie auf einem Zuge gegen Osten zu begleiten. Wir willigten natürlich ein, und betraten bald die schönen Prairien von Nord-Sonora. Das Glück begünstigte uns: eines Tags verfolgten die Arrapahos eine Spur von Apatschen und Mericanern in der Absicht sie zu überfallen und zu vernichten, fielen aber selbst in eine Schlinge, wurden geschlagen und eine gute Anzahl von ihnen kam um. Wir machten uns kein Gewissen daraus sie zu verlassen, spornten unsere Rosse, und fanden bald, daß unsere unabsichtlichen Befreier einige Officiere von Monterey waren, die unter dem Geleite von 22 Apatschen und zwölf oder fünfzehn Familien Ciboleros nach Santa Fé zogen. Ich kannte die Officiere und war sehr erfreut, Nachrichten aus Californien zu haben. Des Gouverneurs Tochter war so schön, wie je, aber nicht mehr ganz so aufgeräumt; Padre Marini, der Missionär, hatte sich nach Peru eingeschifft, und die ganze Stadt Monterey war so vergnügungssüchtig als ich sie verlassen hatte. Die Officiere derebeten mich, sie nach Santa Fé zu begleiten, von wo ich mit der nächsten Karawane leicht nach Monterey zurückkehren konnte.

Ein Wort über die Ciboleros mag hier nicht ohne Interesse seyn. Jedes Jahr ziehen große Schaaren Mericaner theils mit Maulthieren, theils mit Ochsenkarren in diese Prairien, um sich ihren Jahresvorrath von Büffelfleisch zu holen. Sie jagen namentlich zu Pferde mit Bogen und Pfeilen oder mit Lanzen, manchmal auch mit dem Gewehr, wo sie dann ihre Ladung bald voll haben. Sie bewahren ihr Fleisch selbst in der Mitte des Sommers ohne Schwierigkeit auf, indem sie es in dünne Scheiben schneiden und an der Sonne aufhängen oder ausbreiten; wenn sie große Eile haben, wird es auch einem leichten Rauch ausgesetzt. Sie befolgen dabei die indianische Sitte die Fleischschnitten mit den Füßen zu stampfen, was zu dessen Erhaltung beitragen soll. Die außerordentliche Reinheit der Atmosphäre zeigt sich dabei auf eine merkwürdige Weise. Man zieht eine Schnur längs dem Wagen von einer Ecke zur andern, und hängt die Fleischschnitten daran, die Tag für Tag bleiben, bis sie hinreichend gedörrt sind, um eingepackt zu werden. Dieß geschieht ohne Salz, und das Fleisch wird selten stinkend. Eine andere Folge der dünnen durchsichtigen Atmosphäre ist die hier sehr starke Luftspiegelung, so wie die entsprechende Erscheinung, daß ferne Gegenstände weit näher und größer erscheinen.

(Fortsetzung folgt.)

Schilderungen aus den neapolitanischen Provinzen.

Basilicata. — Capitanata. — Terra di Bari. — Terra d'Otranto ꝛc.

(Fortsetzung.)

Karl der II von Anjou machte der Kirche S. Nicola reiche Geschenke und ließ sich am 3 Nov. 1304 zum Canonicus derselben wählen, ein Scherz, welchen bis auf unsere Tage Neapels Herrscher fortgesetzt haben, deren Bildnisse, mit dem Mantel der Canonici geschmückt, in der Sakristei mit vielem Stolze gezeigt werden. Dieser Stolz der Geistlichkeit ging jedoch wohl zu weit, wenn sie behauptete, daß Roger sich auch in Bari in der Kirche S. Nicola krönen ließ. Eine Inschrift unter einem Bilde, welches den Heiligen darstellt wie er dem Könige die Krone aufsetzt, beweist gar wenig und Tasso's Verse haben noch weniger historisches Gewicht: er sagt:

„E Bari, ove a' suoi Regi albergo scelse
Fortuna e diè corone e insegne eccelse."

Nach Karl II von Anjou ging Bari durch Kauf rasch hintereinander in viele und sehr verschiedene Hände über. Seit Karl III, welcher im Jahre 1741 mit seiner Gemahlin Bari besuchte und den Kirchenschatz von S. Nicola vermehrte, fing es wieder an aus seiner jahrelangen Unbedeutenheit sich emporzuheben und machte bis zur heutigen Stunde erfreuliche Fortschritte: es folgt, wie gesagt, mit 26,097 Einwohnern sogleich auf Neapel mit seiner halben Million.

Die ausgezeichnetsten ältesten Gebäude Bari's sind die Kirchen S. Nicola und der Dom. Wir wissen, daß die Leiche des Heiligen aus Myra in Lycien 1087 hieher gebracht, und der Kirchenbau in demselben Jahre auf derselben Stelle begonnen wurde, wo früher die Wohnung des griechischen Catapans stand. Urban II bestattete die Gebeine und weihte die noch jetzt überaus hochgefeierte Gruft. 1140 mag Roger den Hauptaltar in der oberen Kirche gegründet haben. Dr. H. Schulz, welcher die apulischen Kirchen einer besonderen Aufmerksamkeit würdigte, wird ohne Zweifel auch Bari's alterthümliche Gebäude in seinem neuen Werke nicht unberücksichtigt lassen, und somit darf ich mich mit der Erklärung begnügen, daß der Anblick derselben, wo byzantinische, romanische und gothische Architektur wunderbar gemischt erscheinen, einen ganz besondern Eindruck auf mich gemacht. Der junge Geistliche, der mich umherführte, Fran. Saverio Abrescia, wird nächstens ein ausführliches Werk über diese Kirche, unter dem Titel: La Basilica di S. Nicola a Bari mit vielen Abbildungen herausgeben. Man zeigte mir die Sakristei mit reichem Kirchenschatze, die königlichen Canonici in einem Versammlungszimmer daneben, das Monument der Königin Bona, die reiche Capelle der uralten Familie Dottula mit einem sehr guten Gemälde, andere gute und alte Gemälde, eins darunter ganz einem Dürer ähnelnd, ferner viele antike Säulen und endlich die famose Krypte, das Ziel unzähliger andächtiger Wallfahrer mit den heiligen, Manna ausschwitzenden Gebeinen Nicolas. In einer Vertiefung unter dem Altare der Unterkirche, welcher mit Bronze und Marmorarbeiten übermäßig verziert ist, befindet sich die Begräbnißstätte; unter den streng vorgeschriebenen Formeln und Gebeten ward die schmale Thür des Altars geöffnet, ein Canonicus kroch auf Händen und Füßen hinein und senkte ein Lichtstümpfchen in die Tiefe; mittlerweile hatte sich die Krypte mit vielen Menschen gefüllt, denen die Oeffnung des heiligen Grabes von ganz besonderer Wichtigkeit war; alles lag auf den Knien, murmelte Gebete

Digitized by Google

und meine aufrechte Stellung kam mir selbst etwas unheimlich vor; endlich forderte man mich auf hineinzukriechen und ich sah nun in einer Tiefe von etwa 12 Fuß — einen feuchten Knochen, matt vom Kerzenlichte beleuchtet, der das Manna ausscheidet. Von diesem Manna, welches eine helle, geruch- und geschmacklose Flüssigkeit bildet, ähnlich dem Tropfsteinwasser, besitzen die gefälligen Canonici einen großen Vorrath; es gibt tausendjähriges, hundertjähriges, fünfzigjähriges und einjähriges von verschiedenen Preisen, ich kostete mehrere Sorten und fand keinen Unterschied, es erhält sich stets frisch und soll in Krankheiten aller Art wunderbare Heilkraft bewährt haben; vom Verfertigen der Flaschen, in welchen das vielbegehrte Manna verschickt wird, ernähren sich sehr viele Leute in Bari und daraus kann man ungefähr auf die Einnahme der Kirche aus diesem Artikel schließen — eine Einnahme welche nicht selten den Neid der Geistlichkeit der Kathedrale erregte.

Diese Kirche, auch der Dom genannt, scheint aus etwas späterer Zeit; alle ihre architektonischen Formen verrathen ein Streben nach lebhafterer Entwicklung, wenn gleich es sich nur in einer ornamentalen Weise zu äußern vermag. — Das Castell von Bari ward von Friedrich II gebaut — die früheren Castelle und Thürme von Roger und den Griechen gingen in den langjährigen Stürmen und Kämpfen zu Grunde — und befindet sich noch heutzutage in gutem Zustande; ein paar Portale aus dem dreizehnten Jahrhundert stehen gut erhalten da und ich zweifle nicht, daß bei sorgfältigem Nachsuchen noch mehr dergleichen Ueberbleibsel aufgefunden werden können. Jetzt sind Gefängnisse in dem Castelle, Seilerwerkstätten und Säle für Musikproben; die Gefangenen sind den verschiedenen Ständen gemäß abgesondert und über den Räumen finden sich die classificirenden Tafeln: das Priestergemach fanden wir leer, das der öffentlichen Mädchen überfüllt. Vom Castelle führt ein sehr angenehmer Spaziergang, zuerst freilich durch die engen und finsteren Gassen der alten Stadt, dann aber über die luftigeren Bastionen, die kühn ins Meer hinausgebaut sind, an die andere Seite der Stadt, wo der moderne, leider immer noch nicht hinlänglich gesicherte Hafen sich befindet. Hier interessirte mich der Anblick einer Oelverladung. Aus den Magazinen, großen und tiefen Kellern wird das Oel hervorgeschöpft, dann in Schläuche gefüllt, diese werden mit geübter Hand am oberen Ende zugeschnürt und riesigen, muskulösen Lastträgern über die Schultern geworfen. Diese schleppen es in das nahegelegene Schiff und gießen es in große Fässer, welche den Schiffsraum ausfüllen.

(Schluß folgt.)

Wanderungen im südlichen Arabien.

Handel und Tempeldienst in Mekka.

(Fortsetzung.)

Die Mekkaer, welche nicht öffentlich Handel treiben, sind bei der Regierung oder der Moschee angestellt; alle aber haben sich mehr oder weniger in einige Handelszweige eingelassen, und die ganze Bevölkerung erwartet die Periode der Wallfahrt als die Hauptquelle ihres Einkommens. Die Personen, welche bei der großen Moschee angestellt sind, haben regelmäßigen Gehalt, nehmen Theil an den allgemeinen Geschenken, die ihr gemacht werden, erwarten manche Privatgabe von mildthätigen Gläubigen und theilen sich in die Stipendien, die von den syrischen und ägyptischen Karawanen gebracht werden. Diese Stipendien, Surra genannt, leiten ihren Ursprung wegzüglich von den Sultanen von Konstantinopel ab, welche nach ihrer Thronbesteigung gewöhnlich eine gewisse jährliche Summe für den Unterhalt der Armen und der würdigsten Individuen zu Mekka und Medina festsetzten. Sie werden in beiden Städten von dem Kadi nach seinem Gutdünken ausgetheilt, aber wenn eine Person einmal mit einem Stipendium begabt worden ist, erhält sie es ihr Leben lang und es fällt auf ihre Kinder. Der mit einem Stipendium beschenkte Mann empfängt einen Zettel, der vom Kadi, Scherif und dem Surraschreiber unterzeichnet ist, und ihr Name wird zu Mekka in ein Register eingetragen, von welchem eine Abschrift jährlich durch die zurückkehrende osmanische Pilgerschaar nach Konstantinopel geschickt wird, wo die Namen in das allgemeine Sueraduch eingetragen werden. Die Suera werden zu Konstantinopel in einer großen Anzahl kleiner Pakete zurecht gemacht, jedes enthält die festgesetzte Summe und ist mit dem Namen des Individuums bezeichnet, für das sie bestimmt ist. Wenn eine feische Summe zur Vertheilung ankommt, vertheilt sie der Kadi, berichtet darüber dem Suerainspector zu Konstantinopel, wem das Geld gegeben worden sey, und im folgenden Jahre werden neue Pakete mit den Adressen der neuen Pensionäre der alten Summe beigefügt. Einige der Sueras werden aus Aegypten gebracht, aber bei weitem der größte Theil kommt von Stambul auf dem Wege durch Syrien und dieser Theil wird sehr regelmäßig erhalten. Jede Karawane hat ihren eigenen Surraschreiber, dessen Pflicht es auch ist, den Tribut, welchen die Karawane den Beduinen bezahlt, gewissenhaft zu vertheilen.

Die Stipendien für Mekka werden unter den Fenstern des Hauses, wo der Kadi wohnt, ausgetheilt, zuweilen auch unter den Fenstern der Moschee. Es gibt Personen, die nur einen Piaster erhalten; die größere Zahl empfängt zehn bis zwanzig Piaster; einige wenige Familien sind da, welche jährlich bei zweitausend Piaster empfangen. Obgleich diese Suera nicht immer den Würdigsten verliehen wird, so erlangen doch viele arme Familien von dieser Vergünstigung Hülfe, und die Surra ist für sie eine große Wohlthat. Die Zettel können übertragen werden; Kadi und Scherif müssen alsdann die Cessionsurkunde unterzeichnen, und der neue Name wird, wenn der Schreiber des Kadi ein kleines Geschenk erhält, einregistrirt und nach Konstantinopel geschickt. In den guten alten Zeiten hätte ein Mekkaer kaum bewogen werden können, seine Suera zu verkaufen, welche er nicht nur für eine Ehre, sondern auch für das gewisseste Einkommen seiner Familie betrachtete.

Die müßigsten, unverschämtesten und nichtswürdigsten Individuen zu Mekka wählen das Gewerbe der Führer (Metowaf oder Dehyl) oder Lohndiener für die fremden Hadschi; sie sind sehr zahlreich, da während der großen Wallfahrt viel Nachfrage ist nach kundigen Führern durch die heilige Stadt und ihre Umgebungen. Diese Metowafs begleiten die guten Hadschis zu allen Orten und Stellen des heiligen Bezirks, welche nach dem vorgeschriebenen Ritus besucht werden müssen, und sind zu jedem Dienst in der Stadt bereit. Aber ihre Brauchbarkeit wird durch ihre lästige Unverschämtheit mehr als aufgewogen. Sie halten

Digitized by Google

das Zimmer des Hadschi von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang beſetzt, und geſtatten ihm kaum, etwas zu thun und zu verrichten, ohne ihre Hülfe aufzudringen: ſie ſetzen ſich mit ihm zum Frühſtück, zum Mittageſſen, zum Abendbrod; ſie verleiten ihn zu allen möglichen Ausgaben, damit ſie einen Theil davon einſtecken können; ſie laſſen keine Gelegenheit vorbei, ihn um Geld zu bitten, und wehe dem armen unwiſſenden Türken, der ſie in einem Handelsgeſchäft zu Dalmetſchern braucht.

Einige dieſer Führer halten ſich beſtändig in der Nähe der Kaaba auf und warten darauf, zu dem Gang um dieſelbe gemiethet zu werden, und wenn ſie einen Pilger ſehen, der allein geht, nehmen ſie unberufen an ſeiner Seite Platz und fangen an die Gebete vorzuſagen. Die Belohnung für dieſen Dienſt iſt etwa ein halber Piaſter, und man ſieht ſie an der Thüre des Heiligthums mit den Hadſchis handeln, ſo daß ſie jedermann hört. Die ärmern unter ihnen ſind mit einem Viertelpiaſter zufrieden. Viele Budenhalter und Leute der dritten Claſſe ſchicken ihre Söhne, welche die Gebete auswendig können, an dieſen Platz, um das Handwerk eines Metowaf oder Führers zu erlernen. Diejenigen, welche die türkiſche Sprache verſtehen, verdienen viel. Da die türkiſchen Hadſchis gewöhnlich über Dſchidda, in Partien von acht bis zwölf Perſonen, welche die Heimath zuſammen verlaſſen haben, ankommen und zu Mekka in Geſellſchaft leben, ſo bedient ein Führer gewöhnlich die ganze Partie und erwartet einen ihrer Anzahl entſprechenden Lohn. Es geſchieht oft, daß die Hadſchis bei ihrer Heimkehr ihn einer andern Geſellſchaft ihrer Landsleute empfehlen, welche, wenn ſie Dſchidda erreicht haben, ihm den Auftrag zuſchicken, für ſie Quartiere in Mekka zu beſorgen, ſie in Dſchidda abzuholen, auf ihrer Reiſe nach der heiligen Stadt zu geleiten, auch bei den Gebeten, welche bei dem Eintritt in dieſelbe geſprochen werden müſſen, zu unterſtützen. Einige dieſer Führer werden in den drei Monaten vor der Wallfahrt beſtändig in Dſchidda angetroffen, und man gewahrt ſie auch auf der Straße nach Mekka, wo ſie an der Spitze ihrer Geſellſchaft, von der ſie mit großer Achtung und Höflichkeit behandelt werden, einher reiten — ein intereſſanter Gegenſtand für einen, der orientaliſche Scenen und Lebensbilder malen wollte. Ein Türke aus Europa oder Kleinaſien, der kein Wort arabiſch verſteht, iſt erfreut, einen glattzüngigen Araber zu finden, der ſeine Sprache ſpricht und ihm alle Arten von Bequemlichkeiten in Mekka verheißt. Ein Metawaf, welcher einen Monat lang zwölf türkiſche Hadſchis zu beſorgen hat, gewinnt gewöhnlich ſo viel, daß er das ganze Jahr ſeine Haushaltung beſtreiten kann, ausgenommen neue Kleider für ſich und ſeine Kinder. Es iſt keine Uebertreibung, wenn man die Zahl der erwachſenen Metawafs auf achthundert angibt, außer den Jungen, welche dieſes Gewerbe lernen. Wenn ein Kaufmann ſeine Kunden verliert oder wenn ein armer Gelehrter ſo viel Geld zu gewinnen wünſcht, daß er eine abyſſiniſche Sklavin kaufen kann, wird er ein Delyl oder Metawaf — ein Pilgerführer. Der Stand iſt wenig geachtet, aber mancher wohlhabende Mekkaer iſt in einer Periode ſeines Lebens ein Glied deſſelben geweſen.

Die Reichthümer, welche vom Handel, den Beſoldungen und Stipendien und dem Gewinn, der von den Hadſchis gemacht wird, jährlich nach Mekka fließen, ſind ſehr beträchtlich, und möchten es leicht zu einer der reichſten Städte des Orients machen, wenn nicht die maaßloſe Verſchwendung ſeiner Bewohner dagegen wäre. Der große Gewinn, den ſie während drei oder vier Monaten machen, wird in Wahlleben, prächtigen Gewändern und Befriedigung der Sinnenluſt durchgebracht, und da ſie des Gewinns im künftigen Jahre verſichert ſind, tragen ſie wenig Sorge, einen Theil des gegenwärtigen zu ſparen. Im Monat Moharrem, ſobald die Wallfahrt vorüber iſt und die meiſten Pilger abgereiſt ſind, werden gewöhnlich die Hochzeits- und Beſchneidungsfeſte gefeiert. Dieſe werden zu Mekka auf eine ſehr glänzende Art begangen, und ein Mann, der jährlich nicht mehr als dreihundert Thaler zu verzehren hat, verwendet die Hälfte dieſer Summe auf die Hochzeit oder Beſchneidung ſeines Kindes. Weder die Heiligkeit der heiligen Stadt, noch das feierliche Verbot des Koran vermögen die Einwohner von Mekka von dem Genuß geiſtiger Getränke und allen Ausſchweifungen, welche die gewöhnlichen Folgen der Trunkenheit ſind, abzuſchrecken. Die indiſche Flotte führt große Quantitäten Raki in Fäſſern ein; dieſer Branntwein wird mit Zucker und einem Zimmetextract unter dem Namen Zimmetwaſſer verkauft. Die Scherifs, die großen Kaufleute und Ulemas, alle Vornehme ſind gewohnt, dieſen Liqueur zu trinken, welcher, wie ſie ſich ſelbſt überreden, weder Wein noch Branntwein iſt, und darum von dem Geſetz nicht verboten wird. Die minder reichen Einwohner können einen ſo theuern Genuß nicht bezahlen, trinken deßhalb ein aus Roſinen gegohrenes Getränk, das von Tayf eingeführt wird, während die niedern Claſſen Buza trinken.

Die Mekkaer ſind in ihren Häuſern ſehr luxuriös und verſchwenderiſch; die Zimmer ſind mit feinen Teppichen und zahlreichen mit Brocat überzogenen Kiſſen und Sophas bedeckt; unter dem Hausgeräth ſieht man ſehr ſchönes Porcellan und einige mit Silber verzierte Nargils. Ein geringer Krämer würde ſich ſchämen, ſeine Bekannten in einem weniger glänzend ausgerüſteten Hauſe zu empfangen. Auch ihr Tiſch iſt weit beſſer verſehen, als in irgend einem andern Lande des Orients, wo ſelbſt angeſehene Familien in dieſer Beziehung ökonomiſch leben. Ein Mekkaer, auch von der untern Claſſe, muß auf ſeinem Tiſch täglich Fleiſch haben; ſein Kaffeetopf kommt niemals vom Feuer weg, und er, ſeine Frauen und Kinder führen beinahe beſtändig die Nargil, und der Tabak, welchen ſie brauchen, kann keine kleine Ausgabe ſeyn.

Die Frauen haben die in der Türkei nicht ungewöhnliche Mode eingeführt, daß ſie einander wenigſtens einmal in der Woche mit allen ihren Kindern beſuchen; der Beſuch dauert den ganzen Tag, und bei dieſer Gelegenheit wird für eine reichliche Bewirthung geſorgt; die Eitelkeit jeder Hausfrau veranlaßt das Bemühen dieſer, ihre Freundinnen an Staat und Pracht zu übertreffen. Zu den Hauptausgaben muß auch das Kaufen der abyſſiniſchen Sklavinnen, welche von den Männern gehalten werden, aber das Geld gerechnet werden, welches an öffentliche Mädchen, denen man Beſuche macht, gewendet wird. Auf ähnliche Weiſe werden beträchtliche Summen zur Befriedigung eines laſterhaften Sinnengenuſſes verſchwendet, der ſowohl in den Städten des Hedſchas, als in einigen andern Theilen Aſiens, wie ehedem in Aegypten unter den Mameluken, vorherrſcht. Von ſolchen Befleckungen ſind die Lager der arabiſchen Beduinen rein, obgleich ihre Vorfahren in dieſer Hinſicht nicht unbefleckt waren, wenn man einigen ſcandalöſen, von orientaliſchen Hiſtorikern erzählten Anekdoten Glauben beimeſſen darf.

(Schluß folgt.)

Smaragdmine in Aegypten. Der Paſcha hat einen jungen in Paris erzogenen Armenier beauftragt, die in der Nähe des rothen Meeres gelegene Smaragdmine anzudeuten. (Echo du Monde Savant 1844, Nr. 1.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 23.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

23 Januar 1844.

Schilderungen aus den neapolitanischen Provinzen.

Basilicata. — Capitanata. — Terra di Bari. — Terra d'Otranto ꝛc.

(Schluß.)

Bari ist jetzt das Haupt aller Handelsstädte der adriatischen Küste und wird allem Anscheine nach, sobald der Hafen erweitert und verbessert, sobald andere Schwierigkeiten beseitigt sind, welche bis jetzt österreichische, englische und andere Dampfschiffe und Fahrzeuge hinderten hier einzulaufen, sich immer mehr heben und so allmählich den alten Handelsruhm des adriatischen Meeres auf sich und seine Bewohner hinüberpflanzen. Mit speculativem Geiste in die Zukunft blickend, siedelte sich bereits mancher Ausländer in Bari an und genießt früher als er selbst es zu hoffen wagte, die Früchte seiner Bestrebungen. Der Deutsche, der Schweizer, der Franzose der in das heitere Bari einzieht, findet schon heutzutage hier mannichfache Anklänge an die Heimath, nach längerer Entbehrung kann er hier wieder seine Muttersprache reden und was die Gastfreundschaft anbetrifft, die überraschendsten und angenehmsten Erfahrungen machen. Der gastfreie Pugliese, Barese und Leceese wetteifert freilich in diesem Punkte mit den genannten Nationen, aber dieser Wetteifer führt ihn nicht selten zu weit, und erzeugt im Gastfreunde das unheimliche Gefühl allzu viele Umstände zu verursachen. So wäre denn also die Gastfreundschaft zu den Tugenden zu rechnen die man nur im juste milieu zu cultiviren und auszuüben hätte. Dieses juste milieu wird indessen immer nur der Gebildete recht verstehen und anwenden. Ich war in Bari so glücklich in dem halbdeutschen, halbschweizerischen Hause Zublin und Marstaller die ächte wohlthuende Gastfreundschaft zu finden, deren man sich noch lange nachher mit freundlichen und angenehmen Empfindungen erinnert.

Unter den neueren Gebäuden und Instituten Bari's zeichnet sich das große Gebäude der Intendenza vortheilhaft aus, obschon im Innern große architektonische Fehler vorhanden sind. Hier wohnte zuerst der Marchese di Montrone (das Stammgut Montrone liegt 7 Miglien von Bari) als Intendant, der auch als Schriftsteller auftrat, als Verfasser des Gedichtes „König Manfred," von welchem Könige er bei einer anderen Gelegenheit sagt:

„Potea solo Re Manfredi, il quale più che ogni altro cognosceva la natura e l'indole di questi popoli, perchè nato e nutrito fra loro, fortemente governarli e stabilire un regno sicuro e felice, ma egli cadde, e seco caddero le migliori speranze, etc."

Sein würdiger Nachfolger als Statthalter der Provinz ist Herr Eduard Winspeare, ein sehr wissenschaftlich gebildeter Mann. Ihm zunächst steht der Segretario Generale, Herr Onofrio Bonghi, dem ich ganz besonderen Dank schuldig geworden bin für seine vielfachen Bemühungen, mir meine Reisen durch die Provinzen von Bari, Otranto und Basilicata zu den allerangenehmsten zu machen. In seiner liebenswürdigen Familie, in seiner geistreichen und freundlichen Unterhaltung, bei seinen Kunstschätzen, Büchern und Karten brachte ich mehrere Stunden sehr genußvoll zu; durch ihn wurde ich mit den meisten Gelehrten Bari's bekannt, mit den Aerzten Chiaja und Brandonisio u. v. a. Nur den Monsignor Clary verfehlte ich, dessen gastfreies Haus ebenfalls ein kleines Kunstmuseum bildet. Von den Schulen und Bildungsanstalten Bari's hier viel zu reden, wäre in der That überflüssig. Wir haben bereits gesehen, daß die kleineren Städte damit reichlich versorgt sind, und hier bedarf es nur der Bestätigung daß das Lyceum und das erzbischöfliche Seminar zu den ausgezeichneten Instituten des Königreichs gehören; letzteres zählt gegenwärtig 138 Schüler. An Wohlthätigkeitsanstalten aller Art ist ebenfalls kein Mangel, die Hospitäler sind gut verwaltet und sehr reichlich gehalten, nur fehlt es noch an einer ordentlichen Bibliothek und an öffentlichen Sammlungen; ein sogenanntes Casino nimmt während des Winters und zur Zeit des Carnevals die elegante Welt der Stadt in seine stattlichen Säle auf und unter der kunstfertigen Leitung des Antonio Nicolini erhebt sich eines der schönsten, größten und geschmackvollsten Theater der ganzen Monarchie. Ich wohnte der Darstellung eines Lustspiels in dem hölzernen Interimstheater an der Marine bei, gestehe jedoch, daß die wunderschönen, halb griechischen halb italienischen Frauengestalten in den Logen

Digitized by Google

meine Aufmerksamkeit mehr fesselten als Schauspieler und Schauspielerinnen auf der Bühne. Zur Anlegung einer großen und schönen Villa, wobei man natürlich die Städte Leece, Trani und Foggia zu übertreffen streben wird, ist bereits der Befehl gegeben und wie ich höre, wird von der ökonomischen Gesellschaft — einem überaus nützlichen durchs ganze Königreich verzweigten Institute — nächstens ein landwirthschaftlicher Mustergarten eingerichtet werden.

Unter den literarischen Notabilitäten früherer Zeiten Bari's muß hier noch des Giacinto Gimma gedacht werden, welcher das Werk „Italia letterata" herausgab. Er war Director der Accademia de' Pigri, an welcher auch Tommaso Niccolo d'Aquino, der Verfasser der Delizie Tarantini, lehrte.

Ich hatte ein Paar höchst genußreicher Tage in Bari verlebt, und konnte mit Fug und Recht dem horazischen „Barium piscosum" noch andere Adjectiva auf „osum," z. B. vinosum, gratiosum etc. anhängen, als ich endlich meine Abreise über Monopoli nach Brindisi, Leece und zum Capo di Leuca antrat. Meine Freunde hatten mich mit 21 Empfehlungsbriefen für ungefähr 14 Tage bis zu meiner Rückkehr nach Gallipoli, Leece, Taranto u. s. w. versehen, und außerdem waren mir durch den Oberingenieur, Hrn. de Giorgio, die ausführlichsten Notizen über Fahr-, Reit- und Fußwege in diesen Gegenden zu Theil geworden. Den letzten Abend brachte ich in S. Spirito, dem Portici von Bari zu, wo die reichsten Bareser ihre Villen haben und die schönsten Gärten sich befinden. Hier wurde ein Kirchenfest gefeiert, welches die halbe Bevölkerung der Stadt herausgelockt hatte. Der schöne, blaue Himmel, die lachenden Gärten, die eigenthümliche gelbe Färbung der Gebäude in der Nähe, der Mauern, Thürme und Straßen der Stadt — das Baumaterial besteht aus einem weichen, muschelreichen Kalkstein — die einzelnen Gruppen Trinkender und Essender erinnerten mich lebhaft an den Orient: mitten im Sande befanden sich Kohlen- und Aschenhaufen, an welchen Kastanien geröstet und Kaffee gekocht wurde, dazu die dunkelbraunen Gesichter, die halbnackten Buben, einzelne phantastische Frauenzimmertrachten, lange Pfeifen, lebhafte Gesticulation, schreiende Unterhaltung, Staub und Hitze, und wahrlich ohne große Anstrengung des Erinnerungsvermögens fühlte ich mich wieder mitten in Aegypten oder wenigstens mitten in Alexandrien hinein versetzt.

Meine Leiden und Irrfahrten nach Brindisi, in den unermeßlichen spur- und bahnlosen Oelwäldern, auf der alten Via Appia und in tausendjährigen, tief in den Felsen eingefahrenen Wagengeleisen hart am Meeresufer, will ich im fünften Abschnitte mittheilen.

Hrn. Violets Fahrten und Abenteuer.

Dritter Zug.

(Fortsetzung.)

Wir hatten eine angenehme Reise, obgleich uns der Hunger manchmal hart bedrängte; indeß waren Gabriel, Roche und ich über unser Entkommen allzu vergnügt, um uns zu beklagen. Wir waren nicht nur einer langen Sklaverei entgangen, sondern auch der magern, zähen Hunde der Arrapahos, die im Winter kaum eine andere Nahrung haben, herzlich müde. Die Apatschen, die von unsern Thaten gehört hatten, bewiesen uns große Achtung, was uns aber ihre Gunst noch weit mehr gewann, war Roche's Geschicklichkeit auf der Geige. Ein mexicanischer Officier, der im letzten Herbst von Monterey nach Santa Fé berufen worden war, hatte seine Geige vergessen, ein sehr schönes Instrument von einem alten italienischen Meister. Auf Verlangen des Eigenthümers hatte einer der Officiere dieselbe mit seinem Gepäcke auf den Wagen eines Cibolero geladen; wir wurden bald davon unterrichtet, und wenn wir nichts zu essen bekommen konnten, trösteten wir uns mit Musik. So müde wir waren, tanzten wir doch, wenigstens die bleichen Gesichter, stundenlang an dem Haltplatze, bis der arme Roche erschöpft keinen Finger mehr rühren konnte.

Wir wurden endlich unsers unfreiwilligen Fastens ledig, denn wir stießen jetzt täglich auf Heerden von fetten Büffeln, und lustig machten wir Jagd auf den mächtigen Herrn der Prairien. Einer davon versetzte meinem Pferde eine Todeswunde, und hätte auch ohne Gabriels sichern Schuß wahrscheinlich meinen Abenteuern ein Ende gemacht. Ich hatte thörichter Weise, um meinen Gefährten meine Geschicklichkeit zu zeigen, Bogen und Pfeile genommen statt des Gewehrs; meine Eitelkeit kam mich theuer zu stehen, denn ob ich gleich dem Bullen sieben Pfeile in den Nacken geschossen hatte, so verlor ich doch mein treffliches Pferd, und mein rechtes Bein wurde bedeutend verletzt.

Endlich überschritten wir den Rio Grande und einige Tage später langten wir zu Santa Fé an. Viel ist schon über diese reiche und romantische Stadt geschrieben worden, wo man, wenn den Berichten der Reisenden zu trauen wäre, die Pesos und Dublonen nur aufzulesen brauchte; ich vermuthe indeß, daß die Leute, welche solches geschrieben, den Ort nie gesehen haben, denn es ist ein erbärmliches, schmutziges kleines Nest mit etwa 3000 Seelen, fast lauter nackten und verhungerten Halbblütigen. Man sieht hier Elend und Laster, wie kaum irgendwo, harten Despotismus, Unsittlichkeit im höchsten Grade, Trunkenheit und Schmutz. Man hat die Bedeutung des Santa Fé-Handels sehr übertrieben. Diese Stadt war der Punkt, nach welchem man am leichtesten Waaren über Land nach Mexico bringen konnte, aber seit der Colonisation von Texas ist dieß anders; jetzt ist der Handelsgewinn weit nicht mehr das was er früher war. Die Reise von St. Louis in Missouri ist sehr langweilig, da die Entfernung 1200 Meilen beträgt, auch ist die Reise zu Santa Fé noch nicht einmal zu Ende, denn man muß weiter bis Chihuahua. Waaren kommen hier ins Land mit einem geringen Zoll in Vergleich mit dem, der an der Küste bezahlt wird, denn für jeden Wagen, sein Inhalt mag seyn welcher er will, bezahlt man nur 500 Dollars, und dieß Privilegium hält den Handel. Aber der eigentliche Markt beginnt erst zu Chihuahua, denn nördlich von diesem trifft der Reisende nichts als das ärgste moralische und physische Elend.

Digitized by Google

Unsere Zeit verfloß, wie natürlich, sehr langweilig, denn die Halbblütigen waren zu dumm, als daß wir uns mit ihnen hätten unterreden können, und die Yankee-Händler waren unaufhörlich betrunken. Wäre Gabriel nicht mit der Nachbarschaft wohl bekannt gewesen, wir wären glaube ich vor Langerweile gestorben. So aber machten wir einige Ausflüge zu den Rancheros oder Viehzüchtern, besuchten einige Indianerstämme, mit denen wir jagten, und warteten ungeduldig, bis eine Karawane nach Westen abgehen würde.

Eines Tages hatte ich ein ziemlich ernsthaftes Abenteuer. Gabriel und Roche waren auf eine Bärenjagd gegangen, während ich in einem Rancho, wo wir einige Tage vergnügt zugebracht hatten, ermüdet zurückblieb. Nachmittags kam mir die Lust an Fische zu essen, und da man mir sagte, daß anderthalb bis zwei Stunden weiter unten ein Bach sey, der schöne Barsche enthalte, so nahm ich meine Büchse, Angelruthe und Hacken, fand bald die Stelle und suchte nun nach irgend einem Vogel oder Eichhörnchen, dessen Fleisch ich als Köder brauchen könnte. Während ich die Büchse in der Hand herum ging, und die Aeste der Bäume durchsuchte, fühlte ich an meinen Mocassins etwas kratzen, ich sah hinunter und bemerkte einen jungen Panther, der um meine Füße herumsprang, und mich gleichsam einlud mit ihm zu spielen. Es war ein hübsches, kleines Thier, kaum größer als eine gewöhnliche Katze. Ich setzte mich nieder, schmeichelte das kleine Thier, das bald sehr vertraut wurde, und dachte eben daran, es mit mir zu nehmen, als ich hinter mir ein lautes, wohlbekanntes Gebrüll hörte, das kleine Thier lief etwas weg, und über meinen Kopf stürzte ein dunkler, schwerer Körper hin. Es war ein vollgewachsener Panther, die Mutter des Jungen, an die ich gar nicht gedacht hatte.

Ich stand sogleich auf, das Thier hatte seinen Sprung schlecht bemessen und war fünf Schritte vor mir niedergefallen. Da lag es, peitschte den Boden mit seinem langen Schweif und blickte mich wild an. Unsere Augen begegneten sich, und ich gestehe, mir sank der Muth. Ich hatte allerdings meine Büchse, aber die geringste Bewegung zum Anschlagen wäre das Signal gewesen, auf mich einzuspringen. Endlich kroch das Thier immer liegend zurück, bis es endlich etwa zwölf Schritte entfernt war. Dann umkreiste es mich ohne mein Gesicht je aus den Augen zu lassen, denn das Junge spielte noch zu meinen Füßen. Wäre das kleine Thier zwischen mir und der Mutter gewesen, sie hätte es aufgenommen und wäre damit fortgerannt, aber so wie die Sache stand, war ich in einer höchst fatalen Lage: fliehen konnte ich nicht und der Panther wollte sein Junges nicht dahinter lassen; er fuhr fort einen Kreis um mich zu beschreiben, und ich drehte mich mit ihm, hob aber allmählich mein Gewehr höher, bis ich es an der Schulter hatte; das Junge hatte sich in einem Sprung weh gethan und schrie, die Mutter antwortete mit einem dumpfen Geknurre, und gerade als sie springen wollte, schoß ich mein Gewehr ab: sie stürzte zurück und war todt. Meine Kugel war unter dem linken Auge eingedrungen, hatte den Schädel zerschmettert und einen Theil des Gehirns mitgenommen. Es war ein furchtbares Thier: selbst noch todt mit ausgestreckten Tatzen und mit heraushängender Zunge flößte es mir Schrecken ein. Ich zog ihm das Fell ab, hing dieß an einen Baum, nahm das Junge auf und eilte nach Hause, da ich den Appetit zum Fischen und Fischessen für diesen Abend ganz verloren hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Der indische Pferdehändler.

(Davidsons Travels in Upper India.)

Wenn ein Engländer in Indien ein Pferd kaufen will, so wendet er sich an einen Pferdehändler oder Delal, nennt ihm Farbe, Größe und Alter des Pferdes, das er zu haben wünscht, und in wenigen Stunden vielleicht sind ihm ein Dutzend Pferde vorgeführt. Ist die Wahl getroffen, so entfernt sich der Delal und der Eigenthümer des Pferdes einige Schritte, ein Tuch wird ausgebreitet, unter das beide die Hand stecken und mit den Fingern handeln; ein Finger gilt hundert, ein Gelenk fünfzig. Nach wenigen Minuten gibt der Delal den niedersten Preis an, und erhält dann seine Mäklergebühr, welche fünf Rupien vom Pferde beträgt. Es ist ein merkwürdiger Umstand, daß unter hundert Engländern nicht Einer ein Pferd allein und ohne Beistand kaufen kann. Er muß die Sprache vollkommen kennen, nie zornig oder ungeduldig werden, eine gute Lunge haben, endlich noch ein vollendeter Pferdekenner seyn, und dennoch nimmt es jeder Delal mit ihm auf. Der Grund ist, daß kein Eingeborener die Wahrheit sagt, ohne vorher hundertmal gelogen zu haben. Fragt man nach Untersuchung des Pferdes den Eigenthümer nach dem Preise, so streicht er noch einmal alle guten Eigenschaften heraus, und verlangt 1000 Rupien für ein Pferd, das 150 werth ist. Der Engländer steckt die Hand in die Hosentasche, murmelt etwas zwischen den Zähnen, das wie „verdammter Schurke" lautet, und geht weg. Ganz anders der Indier; „wadschibi bolo, bai" (sage die Wahrheit, Bruder), ich will dir hundert geben, und nach einer oder zwei Stunden geht der Verkäufer zu einem Schroff (Geldwechsler) hin und läßt die 150 Rupien untersuchen, ob sie gutes Geld sind. Nun beginnt erst noch ein Streit pro forma: es gilt nämlich für ein Glück, den Stallhalfter und den Strick umsonst zu erhalten, folglich für ein Unglück, solche herzugeben. Der Eigenthümer des Pferdes wirft das Geld, um dessentwillen er vielleicht eine Reise von mehrern hundert Stunden gemacht hat, auf den Boden und schwört beim Koran oder Ganges, er wolle sein Pferd wieder haben; der andere schwört eben so eifrig, er habe von Anfang an diese Gegenstände mit in dem Kauf begriffen, wendet sich an die umstehende Menge, von der ihn vielleicht keiner je gesehen hat, und wird von ihr eifrigst unterstützt; endlich geht der Streit zu Ende, indem der Käufer mit einem alten Stallhalfter fortgeht, der vielleicht beim Ankauf kaum eine Viertelrupie gekostet hat.

Wanderungen im südlichen Arabien.

Handel und Tempeldienst in Mekka.

(Schluß).

Die Einwohner von Mekka und Dschidda besitzen im allgemeinen einen lebhaftern Charakter, als die Syrer oder Aegyptier. Man sieht

Digitized by Google

hier keine ſolche ſchweigenden, ernſten Anlamaten, die in andern Theilen der Levante ſo gewöhnlich ſind. Der Charakter der Mekkaer gleicht in dieſer Beziehung dem der Beduinen, und verzerrte nicht oft Gewinnſucht ihre Geſichtszüge, ſo würde man ſtets das Lächeln der Freude auf ihren Lippen ſehen. In den Straßen und Bazars, in den Häuſern und ſelbſt in der Moſchee lachen und ſcherzen die Mekkaer gern; auch der alte arabiſche Annaliſt Ibn Juſſuf Samhoudi nennt ſie ein kecks, fröhliches, zu allen Späßen aufgelegtes Volk. Wenn einer mit dem andern handelt oder über einen ernſthaften Gegenſtand ſpricht, wird oft ein Sprüchwort, ein Wortſpiel oder ſonſt eine witzige Anſpielung angebracht und erregt Gelächter. Da ſie bei der Lebhaftigkeit ihres Temperaments viel Verſtand, Schnellſinn und große Anmuth der Sitten beſitzen, welche ſie ſehr gut mit ihrem angeborenen Stolz zu verbinden wiſſen, iſt ihre Unterhaltung in der That ſehr anziehend und angenehm, und wer eine nur oberflächliche Bekanntſchaft mit ihnen pflegt, wird ſelten ermangeln, ſich ihrem Charakter zu befreunden. Sie ſind ſowohl untereinander als auch gegen Fremde höflicher, als die Einwohner von Syrien und Aegypten, und beſitzen manchmal die Gutmüthigkeit der Beduinen, von denen ſie ihren Urſprung ableiten. Wenn einer den andern das erſtemal im Laufe des Tages auf der Straße trifft, küßt der jüngere Mann die Hand des ältern oder der dem Range nach Niedrigere die des Vornehmen, während der letztere durch einen Kuß auf die Stirne wieder grüßt. Perſonen von gleichem Rang und Alter küſſen ſich gegenſeitig die Hände. Den Fremden reden ſie mit Gläubigen oder Bruder an, und die Worte des Propheten, daß alle Gläubigen Brüder ſeyen, ſchweben beſtändig auf ihren Lippen. Wenn man in irgend einer Angelegenheit der Dienſte eines Mekkaers bedarf, ſo ſagt der Angerufene: Unſere ganze Exiſtenz verdanken wir nächſt Gott euch frommen Hadſchis, euch guten, lieben Pilgern! Können wir anders als dankbar ſeyn? Wenn ein Fremder in der Moſchee der Sonne ausgeſetzt iſt, ſo macht ein Mekkaer für ihn an einem ſchattigen Orte Platz; wenn er bei einem Kaffeehaus vorbeigeht, hört er Stimmen, die ihn hereinrufen und eine Taſſe Kaffee anbieten; wenn ein Mekkaer von einem öffentlichen Waſſerverkäufer einen Krug zum Trinken nimmt, bietet er ihn einem Fremden an, ehe er ihn an den Mund ſetzt, und bei der geringſten Bekanntſchaft ſagt er zu ſeinem neuen Freunde: Wann wallen Sie mich in meinem Hauſe beehren und mit mir ſpeiſen? Wenn ſie ſich untereinander zanken, hört man keine von den poſſenhaften Namen und ſchlechten Redensarten, die in Aegypten und Syrien ſo häufig gebraucht werden; Schläge werden nur höchſt ſelten ausgetheilt, und die Ankunft einer achtbaren und angeſehenen Perſon macht jedem Streit und Hader alsbald ein Ende; auf deren Ermahnung zum Frieden ſagen ſie: Wir ſind große Sünder und leichtſinnige Geſchöpfe, aber Gott hat uns die Tugend ſchneller Reue ertheilt!

Bei dem Händegeben ergreifen die Bewohner des Hedſchas einer des andern Daumen mit der ganzen Hand, drücken ihn und öffnen die Hand drei- oder viermal wieder. Dieß ſoll eine Gewohnheit Mohammeds geweſen ſeyn.

Mit dieſen liebenswürdigen Eigenſchaften vereinigen die Mekkaer noch andere, um deren willen ſie gelobt werden müſſen; ſie ſind ein ſtolzes Geſchlecht, und obgleich ihr Stolz ſich nicht auf innern Werth gründet, ſo iſt er doch der kriechenden Sklaverei vieler andern Levantiner weit vorzuziehen, welche ihre ſklaviſche Unterwerfung gegen Höhere durch den übertriebenen Stolz gegen Niedere wieder einbringen.

Die Mekkaer ſind ſtolz darauf, Eingeborene der heiligen Stadt, Landsleute ihres hochverehrten Propheten, zu ſeyn, ſeine Sitten einigermaßen bewahrt zu haben, ſeine reine Sprache zu ſprechen, auf den zu erwartenden Genuß aller Ehren in der andern Welt, die den Nachbarn der Kaaba verſprochen ſind, und daß ſie edlere und freiere Menſchen ſind, als irgend einer der Fremdlinge, welche nach ihrer Stadt pilgern. Sie zeigen ihren Stolz gegen ihre eigenen Obern, die ſie gelehrt haben, ſie mit großer Nachſicht und Behutſamkeit zu behandeln, und ſie betrachten alle andern mohammedaniſchen Nationen als Völker unter ihrem Rang, gegen die ihre Freundlichkeit und Höflichkeit eine Wirkung ihrer Herablaſſung iſt. Dieſer Stolz hinderte das Volk von Mekka, ſo tief in Sklaverei zu ſinken als einige ſeiner Nachbarn. Der hochmüthige ſyriſche Maſirm, welcher Aleppo oder Damaskus Om el Dunia, „die Mutter der Welt,“ nennt, und glaubt, daß kein Stamm ſeinem eigenen ähnlich, noch eine Sprache ſo rein als die ſyriſche ſey, muß ſich in Mekka mit großer Beſcheidenheit aufführen und Höflichkeit wenigſtens affectiren.

Die Mekkaner glauben, daß ihre Stadt mit allen Bewohnern unter des Himmels beſonderer Fürſorge und Obhut ſtehe, und inſofern vor allen andern Städten und Völkerſchaften begünſtigt ſey. Das iſt Mekka! das iſt die Stadt Gottes! rufen ſie aus, wenn jemand ſein Erſtaunen ausdrückt, daß der größere Theil von ihnen während des Stillſtandes des Handels und der Abweſenheit der Wallfahrer in der Stadt zurückbleibt. Keiner, ſagen ſie, ermangelt hier jemals ſeines täglichen Brodes; keiner fürchtet hier den Einfall der Feinde. Daß Saud die Stadt vor Plünderung bewahrte, daß keine Plünderung ſtattfand, als die türkiſche Reiterei unter Muſtaphn Bey die Stadt von den Wahabiten wieder eroberte, daß die Gefangennehmung des Scherif zu keinem Blutbad innerhalb Mekka führte, ſind ihnen eben ſo viele ſichtbare Wunder des Allmächtigen, um die Wahrheit der Koranſtelle zu beweiſen, wo es heißt: Laßt ſie anbeten den Gott der Kaaba, der ſie ſpeiſt, wenn ſie hungrig ſind und von aller Furcht befreit!

Eines intelligenten und muthigen deutſchen Mannes muß hier ehrenvolle Erwähnung geſchehen, des in jeder Hinſicht tüchtigen Reiſenden Johann Ludwig Burkhard von Baſel, der im Auftrag der Londoner geographiſchen Geſellſchaft das Morgenland bereiſte. Bekanntlich haben Leake und William Ouſeley ſeinen für Statiſtik, Geſchichte und ſonſtige Kunde von Arabien ſo ſchätzbaren, in engliſcher Sprache geſchriebenen Nachlaß bekannt gemacht. Seine gründliche Kenntniß der arabiſchen Sprache und Sitten hatte ihn in den Stand geſetzt, den angenommenen mohammedaniſchen Charakter mit ſo glücklichem Erfolg durchzuführen, daß er in Mekka während der ganzen Dauer der Wallfahrt ungeſtört wohnte und bei dieſer Gelegenheit alle die verſchiedenen merkwürdigen Ceremonien mitmachte, ohne auch nur im mindeſten hinſichtlich ſeiner wahren Herkunft und Endzwecke Verdacht zu erregen. Burkhard lebte als Scheik Ibrahim unter dem Volk von Hedſchas als ein Muſelmann. Zu Mekka durchwachte er viele Nächte vor der Moſchee, wo ſtets kühle Lüfte wehen; hier auf ſeinem Teppich ſitzend, den ſein Sklave vor ihm ausgebreitet, hing er ſeinen Erinnerungen nach und gedachte der fernen Heimath und der ſchönen Rheinufer, während Pilger und Wallbrüder eifrig bemüht waren, ihre Gebete zu verrichten und um die Kaaba herum zu wandeln.

Wölfe in den Vogeſen. Nach offiziellen Nachrichten hat man von 1817 bis 1842, alſo in 25 Jahren, in dem Departement des Vosges nicht weniger als 700 Wölfe, 478 Wölfinnen und 434 junge Wölfe getödtet. (Voleur vom 10 Januar.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 24.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

24 Januar 1844.

Der neue Menschenhandel.

Die sogenannte Kuli-Auswanderung.

Immer zahlreichere Stimmen erheben sich in England selbst gegen dieß furchtbare System, das alle Uebel des Sklavenhandels zu erneuern droht. Wir verweisen nicht bloß auf den Antislavery Reporter, der in seiner Nummer vom 27 December vorigen Jahes einen eigenen Artikel unter der Aufschrift „der Kuli-Sklavenhandel" enthält, sondern auch auf die Times vom 4 Januar, welche diesem Gegenstand einen eigenen Aetikel widmet und sich unter anderm also äußert: „wir haben von Anfang an das Publicum gewarnt, was die Folgen der Einfuhr von „freien" Kuliarbeitern in unsern Zuckercolonien zum Ersatz der emancipirten Sklaven seyn würden. Dieser Handel ist gesetzmäßig bloß auf Mauritius beschränkt, und trotz der strengen Bestimmungen der Passengers Act und der genauen Aufmerksamkeit auf die praktische Wirkung dieser Maaßregel hören wir doch wiederholte Klagen über Betrug und Grausamkeit, welche gegen die unglücklichen Kulis geübt werden. In mehrern Fällen ist eine Art vollkommenen Sklavenhandels entdeckt worden, der jedoch zur Entdeckung und, wie wir mit Vergnügen hören, auch zur Anwendung rascher Abhülfe führte." Der Antislavery Reporter vom 13 December bringt die Geschichte dieser Entdeckung, die eben nicht für schnelle Abhülfe zeugt. Im verflossenen September bemerkte man in der Nähe von Calcutta einen Menschen im Hoogly mit dem Tode ringen; man fischte ihn noch glücklich heraus, und als er wieder zur Besinnung gekommen war, warf er sich seinem Retter zu Füßen und bat um Hülfe; der Unglückliche war aus Verzweiflung, weil man ihn mit Trug und Gewalt fortgeschleppt hatte, um ihn nach Mauritius zu führen, aus dem Schiffe gesprungen, um sich wo möglich durch Schwimmen zu retten. Ein so großer Zufall gebörte dazu um ein organisirtes System von Menschenraub ans Licht zu bringen. Man lockte Leute unter allen möglichen Vorwänden auf Schiffe, führte sie nach Calcutta und sperrte sie dort bis zur Fortschiffung nach Mauritius ein. Das System ist also ganz organisirt, und ähnliches wird wohl auch in Madras und Bombay getrieben. Wenn es so mit der „freien" Auswanderung der Kulis aussieht, so kann man sich denken, wie es in Mauritius mit der Bezahlung aussehen mag, daß man gehörige Abzüge auch vom Lohn machen wird, um sich für Mühe und Kosten der Hinschiffung bezahlt zu machen und die Seelenverkäufer, die man in Indien aufstellt, zu entschädigen. Die Times bemerkt sehr richtig: nicht darum habe England 20,000,000 Pfd. Sterl. an die Pflanzer gezahlt, daß nachher ein zweiter Sklavenhandel entstehe, und dieser wiederholt sich auch um so vollkommener, als hier, wie bei dem afrikanischen Sklavenhandel, die Ausfuhr von Männern in gar keinem Verhältniß zu den Weibern steht, wovon Scheußlichkeit und unnatürliche Laster die natürliche Folge sind. Der Antislavery Reporter berechnet, daß gleich anfangs 30,000 Kulis nach Mauritius gebracht wurden, später wiederum 20,000, und daß nur 3000 nach Indien zurückkehrten. Erwägt man nun, daß die Zahl der gegenwärtig auf Mauritius befindlichen Kulis auf 20,000 angeschlagen wird, so müßten 27,000 gestorben seyn. Nehmen wir nur die Hälfte davon an, so ergibt sich immerhin eine furchtbare Sterblichkeit, furchtbarer als je beim afrikanischen Sklavenhandel, und um so schrecklicher als die Unglücklichen wahrscheinlich nicht auf der Ueberfahrt, auf den wohl versehenen Schiffen, sondern auf Mauritius selbst sterben. Es fragt sich nur, und Times wie Antislavery Reporter werfen diese Frage auf: ist der Menschenraub, die Gewaltthat und der Betrug, wie sie notorisch in Indien geübt werden, um sich Arbeiter zu verschaffen, ein diesem Auswanderungssystem anhängiges, nicht wohl davon zu trennendes Uebel oder nicht? Ist das erstere der Fall, so muß man diese Auswanderung der Kulis verbieten, wie dieß auch die ostindische Compagnie selbst, obwohl vielleicht aus eigennützigen Gründen *) wünscht. Dieser Frage kann man wohl noch die zweite beifügen: ist die Sterblichkeit, wie sie sich auf Mauritius zeigt, eine Folge der harten Arbeit und des ungewohnten Klima's? Ist dieß der Fall, wie kaum zu zweifeln, so hat man diesmal dem

*) Wenn die westindischen Colonien und Mauritius in ihrer Zuckerproduction zurückgehen, so fällt der Vortheil davon Ostindien zu.

kräftigern Negerstamm den schwächern Hindu substituirt, und die Zahl der Menschenopfer ist gestiegen.

An diesen Thatsachen und Argumentationen möchte sich nicht wohl etwas abdingen lassen; jetzt kommen wir aber zur Kehrseite, auf das Geschrei der Pflanzer und der beim Flor des Zuckerbaues in Westindien betheiligten Personen. Diese rechnen dem guten englischen Volke vor, daß die hundert Millionen Pfund Sterling Capital, welche in Westindien stecken, in den letzten Jahren England keine Zinsen getragen hätten, und daß diese ausbleibenden fünf bis sechs Millionen Pfund, die sonst nach England flossen, einen großen Antheil an der im Lande herrschenden Noth hätten (S. Morning Herald vom 10 Januar). Das Capital könne unter den gegenwärtigen Umständen nicht nach Westindien fließen und sich fruchtbar erweisen, weil sich nicht hinreichend Arbeiter dort fanden; erst wenn Arbeiter gefunden seyen, dann werde das Capital hinströmen und in Fülle. Es ist dieß die Lehre von der Weltsklaverei und dem neuen Menschenhandel, die wir in den Rückblicken des vorigen Jahres gezeichnet haben. Der Morning Herald verlangt, daß man die andern Zuckercolonien rette, wie man Mauritius gerettet habe, und verwirft jede Behauptung, daß die „freie Kulianswanderung" einem Mißbrauch unterliegen könne. Das Schönste aber ist, daß man damit auch noch der Civilisation und der Menschheit einen Dienst zu erzeigen sich das Ansehen geben will, indem der Morning Herald — durchaus keine vereinzelte Stimme in dieser Beziehung — geradezu sagt: „Ob die Civilisation irgendwo blühen kann, wo kein Reichthum vorhanden, unterliegt einem starken Zweifel, daß aber das Wachsthum der Civilisation in Westindien nur durch das Anwachsen des Reichthums gesichert werden kann, ist ein Satz, den man vernünftiger Weise nicht bezweifeln kann. Das Anwachsen des Reichthums in diesen Colonien kann aber dauernd nur durch Vermehrung der Stapelerzeugnisse (Zucker und Kaffee) gesichert werden." Mit solchen Trugschlüssen sucht man sich und andere zu verblenden, es wird sich aber immer mehr herausstellen, daß England nicht den Ruhm der Philanthropie und den baaren Vortheil des Menschenhandels zugleich davon tragen kann.

Hrn. Violets Fahrten und Abenteuer.

Dritter Zug.

(Fortsetzung.)

Eine Woche nach diesem Vorfall kam eine Gesellschaft Handelsleute aus St. Louis an; sie waren von Indianern angegriffen worden, und ihr Aufzug war kläglich; sie hatten einmal sechs Tage lang keine andere Nahrung genossen als verdorrtes Gras. Es ist nicht unangemessen, hier einige Worte über den Ursprung dieses Landhandels und die Gefahren der Handelsleute beizufügen.

Als Capitan Pike im J. 1837 von seiner Entdeckungsreise im Innern des amerikanischen Continents zurückkehrte, benachrichtigte er die Kaufleute der Vereinigten Staaten, daß für einen sehr vortheilhaften Handel mit den innern Provinzen Mexico's anfangen könnten, und im J. 1812 bahnte sich eine kleine Abtheilung Abenteurer, Miller, Knight, Chambers, Beard ꝛc., im Ganzen nicht über zwölf, mit einer geringen Menge Waaren einen Weg von St. Louis nach Santa Fé. Es war stets die Politik der Spanier Fremde am Eindringen ins Innere ihrer Colonien zu hindern. Da Mexico damals in einem Revolutionszustande war, wurden Fremde und namentlich Amerikaner mit großem Mißtrauen betrachtet, und so kam es, daß diese Handelsleute gefangen genommen, ihre Waaren confiscirt und sie selbst in den Gefängnissen von Chihuahua eingesperrt wurden, wo sie mehrere Jahre lang eine strenge Behandlung erfuhren. Im J. 1821 kehrte endlich Chambers und die übrigen Gefangenen nach den Vereinigten Staaten zurück, und bald darauf machte ein Vertrag den Handel gesetzlich. Die erhaltenen Berichte bewogen einen Capitän Glenn aus Cincinnati sich mit ihnen zu einer Handelsexpedition zu verbinden, und eine zweite Karawane von 20 Mann brach nach Santa Fé auf. Sie suchten einen kürzern Weg vom Arkansas aus, aber anstatt an der sogenannten canadischen Gabeltheilung aufwärts zu ziehen, zogen sie nur an dem Hauptfluß fort, und kamen hier in eine furchtbare Einöde, die sich bis zu dem Cimaron ausdehnt und wo kein Tropfen Wasser zu finden ist. Sie mußten ihre Hunde tödten und ihren Maulthieren zur Ader lassen, um ihren brennenden Durst zu stillen, aber ganz entmuthigt kehrten sie endlich an den nächsten Punkt des Arkansas zurück, wo sie wenigstens gewiß waren Wasser zu finden. Inzwischen waren ihre Lastthiere völlig unbrauchbar geworden, sie mußten deßhalb ihre Waaren vergraben, und kamen ohne weitere Gefahr nach Santa Fé, wo sie andere Maulthiere kauften und dann zu ihrer Cachette zurückkehrten.

Indeß war schon im Frühjahr 1820 eine Gesellschaft von Franklin im Staate Missouri aufgebrochen, um mit zwölf wohlbeladenen Maulthieren den Weg nach Santa Fé zu suchen. Sie zogen durch Prairien, in die kein weißer Mann je eingedrungen war, hatten keine Führer als die Sterne des Himmels und vielleicht einen kleinen Taschencompaß; täglich kamen sie an feindlichen Stämmen vorbei, aber trotz dieser und vieler andern Schwierigkeiten, wozu auch die Unkenntniß der Pässe und der Mangel an Wasser gehörten, kamen sie nach Santa Fé. Im Herbst kehrten sie nach Missouri zurück mit ungeheurem Gewinn trotz ihres kleinen Capitals. Ihr günstiger Bericht machte tiefen Eindruck, und im nächsten Frühjahr brach Oberst Cooper mit 20 Gefährten und 14 wohlbeladenen Maulthieren auf. Dießmal ging der Zug rasch und glücklich von statten; die Kaufleute von St. Louis wurden deßhalb immer kecker, und bildeten im J. 1822 eine Karawane von 70 Mann, welche Waaren zum Belauf von 40,000 Dollars mit sich führte.

So begann der Handel mit Santa Fé, der einen immer regelmäßigeren Charakter annahm. Gesellschaften brachen im Frühjahr auf, um im Herbst mit außerordentlichem Gewinn zurückzukehren; der Handel stieg, die Kaufleute verminderten die Zahl der Bewaffneten, bis endlich wiederholte Anfälle der

Digitized by Google

Wilden sie nöthigten, sich um ihrer Sicherheit willen zu einer großen Schaar zu vereinigen. Anfangs schienen die Indianer geneigt, sie unbelästigt ziehen zu lassen, aber im Sommer 1826 begannen sie die Maulthiere und Pferde der Wanderer zu stehlen, doch wurde vor dem Jahre 1828 niemand getödtet. In diesem Jahre zog eine kleine Karawane auf dem Rückweg von Santa Fé längs dem nördlichen Arm des canadischen Flusses fort. Zwei Mitglieder derselben, welche der Karawane vorausgegangen waren, um Wild zu schießen, schliefen am Ufer eines Baches ein. Eine Schaar Indianer, die ihrer ansichtig wurde, überfiel sie, nahm ihnen die Gewehre, scalpirte sie und entfernte sich dann, ehe die Karawane an dem Bache angekommen war, wo man zusammen zu treffen sich verabredet hatte. Als die Karawane ankam, athmete das eine der Opfer noch, man führte ihn bis zu dem Cimaron, wo er starb, und nach der Sitte der Prairie beerdigt wurde. Kaum war diese Ceremonie zu Ende, als auf einem benachbarten Hügel vier Indianer erschienen, die augenscheinlich von dem Vorgefallenen nichts wußten. Die erbitterten Kaufleute luden sie ins Lager ein, und ermordeten sie alle mit Ausnahme eines einzigen, der, obwohl verwundet, entkam.

Diese grausame Wiedervergeltung führte ihre Strafe mit sich, denn von diesem Augenblick an schworen die Indianer einen ewigen Krieg, einen Krieg bis zum Messer „in den Wäldern und Prairien, in der Mitte der Ströme und Seen, und selbst in den mit ewigem Schnee bedeckten Bergen.“ Kurz nach diesem Ereigniß stießen die Wilden auf eine andere Karawane, griffen sie an, und nahmen 38 Scalps, 250 Maulthiere und Waaren zum Betrag von 20,000 Dollars mit sich fort. Diese schrecklichen Schauspiele wurden unaufhörlich in diesen ungeheuren westlichen Einöden aufgeführt, und das Schicksal der unglücklichen Handelsleute blieb unbekannt, bis eines Tags vielleicht ein lebendiges Skelett, ein ausgehungertes Wesen, bedeckt mit Blut, Koth und Staub an einem der militärischen Grenzposten anlangte, und von einer furchtbaren Mezelei berichtete, welcher er allein entronnen war.

Im J. 1831 zogen Sublette und seine Gesellschaft mit 25 Wagen in die Prairien. Er und seine Gefährten waren alle in den Felsengebirgen wohlbekannte Jäger, die der Golddurst in Kaufleute umgewandelt hatte. Sie zogen ohne Führer und keiner von ihnen hatte je die Reise gemacht. Alles was sie wußten, beschränkte sich darauf, daß sie den Grad der Länge kannten, von dem sie aufbrachen. Sie kamen an den Arkansas-Fluß, aber von da bis an den Cimaron ist keine Straße, außer die zahlreichen Büffelwege, welche die Prairien durchschneiden und sehr oft den Wanderer täuschen. Als die Karawane diese Wüste betrat, war der Boden völlig trocken, die Wanderer verfehlten ihren Weg und zogen manche Tage allen Qualen des Dursts unter einer brennenden Sonne ausgesetzt umher. Oft wurden sie durch das trügerische Aussehen eines Büffelwegs vom rechten Wege abgezogen, und in dieser gefährlichen Lage beschloß Capitan Smith, einer der Eigenthümer der Karawane, einen dieser Pfade zu verfolgen, der, wie er glaubte, unfehlbar ihn zu einer Quelle oder zu einem Sumpfe leiten mußte. Er war allein, aber er hatte nie Furcht gekannt; er war der entschlossenste Abenteurer, der je die Felsengebirge überstieg, und wenn, was man von ihm erzählt, nur zur Hälfte wahr ist, so würden seine gefahrvollen Wanderungen und Abenteuer viele Bände von höherem romantischen Interesse füllen, als die besten amerikanischen Romane. Der Unglückliche! so viele Jahre lang war er den Pfeilen und Kugeln der Indianer entgangen, endlich aber mußte er unter dem Tomahak fallen und seine Gebeine bleichen in der Wüste. Er war etwa fünf bis sechs Stunden von seinen Gefährten entfernt, als er beim Umwenden um einen kleinen Hügel den lange gesuchten Gegenstand seiner Wünsche entdeckte. Ein kleiner Fluß floß sanft inmitten der Prairie hin, — es war der Cimaron. Er eilte vorwärts, um seine ausgedörrten Lippen zu benetzen, aber eben wie er sich über das Wasser beugte, fiel er von zehn Pfeilen durchbohrt. Eine Schaar Comantschen hatte ihn ausgewittert und ihm aufgelauert. Trotz seiner Wunden focht er aber noch tapfer, und die Indianer haben später gestanden, daß er noch vor seinem Tode drei der ihrigen niederstreckte.

Dieß war der Ursprung des Santa-Fé-Handels und solcher Art die Gefahren, denen man sich selbst jetzt noch in den großen Einöden des Westens aussetzt.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Hrn. Robert Schomburgks neueste Reise in Guiana. *)

He. Schomburgk verließ Georgetown im vergangenen Februar und erreichte Pieara am 24 März, wo er mit den andern Herren der Expedition wieder zusammentraf. Erst am 30 April waren alle Anordnungen zum Aufbruch von Pieara getroffen. Sie schifften sich am genannten Tage ein und führeten ihr Gepäck in zwei großen Booten mit sich. Die Reisenden scheinen die günstigste Zeit für ihre Abfahrt gewählt zu haben, denn die Regen hatten den Rupununi so geschwellt, daß sie zum unbegränzten Erstaunen der Indianer dieses Distrikts höher hinauffahren konnten, als man bis jetzt je mit solchen Fahrzeugen gekommen war. Endlich mußte aber die Reise über Land fortgesetzt werden, und He. Schomburgk war genöthigt die Boote unter Befehl Hrn. Freiers zurückzuschicken, während er in Gesellschaft mit Hrn. Gordall, dem Künstler, seine Wanderung über die Cacawani-Berge antrat. In Watu Tieaba blieben sie mehrere Tage, da sie nur mit Schwierigkeit sich Indianer am linken Ufer des Rupununi verschaffen, welche ihnen als Lastträger dienen sollten. Endlich wurde dieß Hinderniß besiegt und am 4 Junius die Reise fortgesetzt; sie sagten jetzt den Savannen Lebewohl, um die mächtigen, fast undurchdringlichen Wälder, welche das Innere des Gebirgs bedecken, und den undulirenden Boden zu durchziehen, der häufig mit Manicasümpfen bedeckt ist, in denen eine Art Cacao (theobroma) wächst, nach der die Indianer sehr begierig sind, da die breiartige Samendecke einen angenehmen Weingeschmack

*) Wir haben von Hrn. Richard Schomburgk mehrere Mittheilungen empfangen mit interessanten Einzelnheiten über seine Reise, aber die Gesammtübersicht der Reise Hrn. Robert Schomburgks, der mit der Gränzbestimmung des englischen Guiana's beauftragt war, hatten wir bisher noch nirgends gefunden, und theilen nun solche nach Simmonds Colonial Magazine vom Januar d. J. mit.

Digitized by Google

hat. Seltsamerweise schienen sie aber die Eigenschaft des Samens selbst, der ein köstliches Aroma hat, gar nicht zu kennen. Sie zeigten das größte Erstaunen, als sie die HH. Schomburgk und Goodall die Samen sammeln und eine Chocolade daraus bereiten sahen, die von beiden für die köstlichste erklärt wurde, die sie je genossen. Hr. Schomburgk fand diese Bäume an diesem (5 Junius) und dem folgenden Tag in unzählbarer Menge, und die unerschöpflichen Vorräthe dieser hochgeschätzten Frucht dienen hier bloß den Aguti (eine Art Wildschwein), den Affen und Ratten zur Speise.

Am 8 Junius erreichten sie eine Niederlassung der Taruma-Indianer nahe am Flusse Cuyuwini. In dieser Nachbarschaft hatte Hr. Schomburgk auf seiner Expedition im Jahre 1837 sich aufgehalten; die Niederlassung war inzwischen etwas näher an den Fluß verlegt worden, aber viele der Bewohner, die Schomburgk früher gesehen hatte, waren todt, und noch ärger hatte der Tod unter den Atorais, den unmittelbaren Nachbarn der Tarumas, gewüthet, denn von 200 Seelen waren kaum noch 30 übrig; solche Verheerungen hatten Pocken und Masern angerichtet. Hier mußten die Reisenden ihre Rindenkähne in Bereitschaft setzen, um auf dem Cuyuwini hinab nach dem obern Essequebo zu fahren, den sie am 21 Junius erreichten. Etwas oberhalb der Verbindung beider Ströme hielt er sich einige Tage in einer Niederlassung von Taruma-Indianern auf, und entdeckte hier eine Art Bohnen, die eine Wurzel oder Rübe haben, welche der größten Yam an Größe gleichkommt. Sie waren damals noch nicht vollkommen reif, hatten aber ungefähr einen Mittelgeschmack zwischen der Yamswurzel und der süßen Batate. Die Taruma-Indianer nennen sie Cuyupé. Hr. Schomburgk glaubt, es wäre möglich diese Wurzeln nach der Küste zu verpflanzen, was eine sehr werthvolle Zugabe zu den dort gewöhnlichen Lebensmitteln wäre.

An der Mündung des Uraaa in den Essequebo, etwa unter 1° 37' N. B., verließen sie ihre Rindenkähne, setzten die Reise zu Land fort, zogen über eine Bergkette und befanden sich am 13 Julius an den Quellen des Ouroro, eines Nebenflusses des Essequibo; nachdem sie noch hundert Fuß höher gestiegen waren, befanden sie sich an den Quellen des Caphiwuni oder Apinian, den obern Gewässern des großen Flusses Trombetas, der sich später Phanis oder Obedos gegenüber in den Amazonenstrom ergießt. Die etwa 2000 Fuß hohe Bergkette ist also die Wasserscheide zwischen den Flüssen, die südwärts in den Amazonenstrom und nordwärts oder westwärts in den Essequebo fließen.

Von dieser Stelle aus brachte ein Gang von wenigen Meilen die Gesellschaft nach einem Dorfe der Maopity-Indianer. Hier waren zwei Gebäude von seltsamer Bauart, das eine, von ungewöhnlicher Größe, hatte 86 Fuß im Durchmesser und eine entsprechende Höhe. Sie waren ziemlich nach Art der Pagoden mit zwei Dächern gedeckt, ein Dach über dem andern, und zwischen diesen fand der Rauch seinen Ausgang. Die Gesellschaft empfing hier die Begrüßungen der Indianer und betrat das größere Gebäude, das, wie Schomburgk sagt, „die Reste des einst mächtigen Stammes der Maopity oder Mawackwas in sich schlaf." Dieß Volk unterscheidet sich von den übrigen Stämmen durch sehr markirte eigenthümliche Züge, und noch mehr durch eine auffallende Eigenthümlichkeit in der Anordnung des Haares. Dieß wird in einem zehn bis zwölf Zoll langen Zopf getragen, der den Rücken hinunter hängt, mit einem Palmblatt umwunden und mit rothen Baumwollenstreifen und Papagaienfedern reich verziert ist.

Hier erfuhren die Reisenden, sie müßten den Caphiwuni eine Strecke hinabfahren, und da die Maopitys von der Flußschifffahrt nichts verstanden, so mußten sie abermals Rindenkähne verfertigen. Das Dorf besaß fast keine Lebensmittel, und die Indianer zerrieben faules Holz mit dem wenigen Cassavamehl, das sie besaßen, um die Masse des Brodes zu vermehren, das aber dadurch keineswegs besser, sondern bitter und unansehnlich wurde. Die Reisenden verschafften sich deßhalb nur mit Mühe Lebensmittel auf acht Tage, denn so lange, sagte man ihnen, würden sie bis zur nächsten Station brauchen. Nur durch reiche Geschenke konnten sechs Indianer bewogen werden, die Expedition zu begleiten, und überhaupt erwiesen sie eine ziemlich unfreundliche Gesinnung. Die Reisenden brachen nun nach dem Gebiet der Pianaghatto- und Drio-Indianer auf, das an der Quelle des Curtini oder Cuewwini seyn sollte, unter welchem Namen Hr. Schomburgk den Corentyne vermuthete. Dieser Theil der Reise scheint besonders gefährlich gewesen zu seyn. Der Fluß, den sie hinabfahren mußten, der Caphiwuni, hat viele Fälle, zum Theil von 40 bis 50 Fuß Höhe, und auf einer Strecke von 60 Meilen kamen sie um 305 Fuß tiefer.

Am 29 Julius langten sie an der Vereinigung des Caphiwuni mit dem gleich großen Wanamu an, und beide zusammen bildeten einen Strom, den die umwohnenden Indianer Kaphn nannten. Die Reisenden waren jetzt von ihrem letzten Ausgangspunkt bereits elf Tage unterwegs, und hatten den Tag zuvor von einer Familie Zurumata-Indianer, die eben ein neues Stück Feld umbrach, erfahren, daß sie den Wanamu acht Tage hinauffahren müßten, ehe sie eine ladianische Niederlassung finden könnten.

Die Ufer des Kaphn sind einige Tagereisen von der ebengenannten Vereinigung der beiden Flüsse von den Tschikiana-Indianern bewohnt, und weiter östlich ist das Gebiet der furchtbaren Malpurischana oder Cortolpity- (Tapir-) Indianer, welche von den andern Stämmen als Cannibalen beschrieben werden. Sie sollen ihre Feinde auffressen und aus den Schädeln derselben Trinkgefäße machen. „Aber, bemerkt Schomburgk, von den kriegerischen Frauen oder Cunhapuyara-Indianern war keine weitere Nachricht zu bekommen; unsere diesmalige Reise scheint sie aus ihrer letzten Veste, dem obern Rio das Trombitas, verjagt zu haben. Herrera und Acunha sagen, daß Orellana, als er an der Mündung des Cunuriz, — des heutigen Trombitas, — landete, von Indianern angegriffen wurde, an deren Seite auch Weiber fochten, und da weder Brasilianer noch Europäer je im Stande waren, diesen Strom hinaufzufahren, so wurde der Sitz dieser Weiberrepublik nahe an die Quellen desselben verlegt. Es that uns beinahe leid, die letzte Hoffnung verscheuchen zu müssen, diese romantischen Berichte, die von Indianern und Europäern gleichmäßig verbreitet wurden, verwirklicht zu sehen."

(Fortsetzung folgt.)

Der Kastanienkürbis. Ein Mitglied der Société d'émulation des Departements Ain hat in der vorjährigen Sitzung der Gesellschaft einige Körner einer neuen Kürbisgattung ausgetheilt, welche den Namen Kastanienkürbis (courge-marron) führt. Sie zeichnet sich durch ein viel zarteres, fastigeres Fleisch vor andern Kürbisarten aus, und das Fleisch hat, wie der Name zeigt, einen Kastaniengeschmack, ohne eben so zuckerhaltig zu seyn. Die Frucht ist ganz rund, die äußere Schale sehr hart, das Fleisch fest und gleichartig. Sie läßt sich sehr leicht im Wasser kochen und wird dann mehlig und schmackhaft. (Voleur vom 10 Januar.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 25.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

25 Januar 1844.

Atesch-Kedah,

ein biographisches Werk über die persischen Dichter von Hadschi Lutf Ali Bey von Isfahan.

(Journal of the R. Asiatic Soc. XIV.)

Die Geschichte der persischen Dichter ist dir Geschichte des persischen Volkes, die Lebensbeschreidung seiner größten Männer, deren Thaten, Gesinnungen und Neigungen alle mehr oder minder mit Poesie verflochten oder von poetischen Antrieben influencirt sind. Der geringstr Unterthan hat diesen Einfluß über die mächtigsten Fürsten ausgeübt, und die ernstern Geschichtschreiber theilen zahllose Anekdoten von Männern mit, die allein durch dieß Verdienst zu Rang und Macht erhoben wurden und die unbegränzte Gunst ihrer Fürsten genossen. Durch den Einfluß der Poesie allein hat man Lehrn geopfert und geschont, Stadtr vernichtet oder erhalten, Reiche zerstört oder wieder hergestellt, und ein wohlgesetztes Compliment in Versen hat mehr als einmal einen Busen beschwichtigt, in dem alle ungezügelten Leidenschaften eines orientalischen Despotismus todten. Selbst die Geschichte hat diesen Geschmack angenommen, und wenn sie auch nicht in Versen geschrieben ist, so sind doch ihrr Schilderungen stets mit poetischen Citationen bereichert, während dir ältesten Annalen des Reichs nur in den poetischen Legenden des Schah Nameh lrben.

Viele gelehrtr Perstr haben den Lebensbeschreidungen ihrer Dichter und der kritischen Untersuchung ihrer Werke ihre Ardeit gewidmet, meist war der Biographr selbst rin Dichter, und durch Studium und Neigung seiner Aufgade um so besser gewachsen. So war Dschami, der in seinem Beharistan ein Capitel der Literärgeschichte widmete, selbst ein Dichter und in allen Zweigen der Dichtkunst, wo nicht der erste, doch riner der rrsten. Sam Mirza, Verfasser drr Tuhfahi Sami, und Doulet'schah von Samarkand besaßen gleichfalls poetisches Talent, wenn auch nicht von besonderem Werthe. Doulet'schahs Werk „Teskeret el Schoara" (Denkwürdigkeiten der Dichter), galt bisher immer für das beste, steht indeß dem Atesch Keda (wörtlich: der Feuertempel) namentlich an Umfang bedeutend nach; das Beharistan umfaßt nur 28 der früheren, besonders bewunderten Dichter, Doulet'schahs Werk 140, Sam Mirza vervollkommnete nur die Liste durch Hinzufügung der neuen Schriftsteller. Doulet'schahs Werk endet im J. 892 der Hedschra = 1487 n. Chr. Hadschi Lutf Ali Bey der Verfasser des Ateschkedah war damit noch im J. 1179 d. H. = 1765 n. Chr. beschäftigt, umfaßte also die zwei Jahrhunderte nach Sam Mirza, und zugleich noch eine Anzahl älterer, bisher ganz unbekannter Dichter, im Ganzen 842 an der Zahl.

Lutf Ali's Werk wurdr zuerst von Hammer in seiner „Geschichte der schönen Redekünste Persiens" im J. 1818 erwähnt, aber er konnte sich kein Manuscript desselben verschaffen, seitdem sind aber nach und nach acht Exemplarr desselben vorgefunden worden, so daß man hinreichend Materialien besitzt, um ein geordnetes Ganze darzustellen. Lutf Ali's Werk unterscheidet sich von allen andern sowohl in der Ausdehnung als auch in der Anordnung. Statt der chronologischen Ordnung, welche Dschami in seinem Beharistan und Doulet'schah in seinem Teskeret annahmen, so wie statt der geographischen Eintheilung Sam Mirza's, folgt Lutf Ali der alphabetischen Ordnung unter den Namen der Geburtsstatten oder Aufenthaltsorte der Dichter. Er spricht sich darüber in der Vorrede aus, und so manches sich auch gegen den Plan einwenden laßt, so ist er doch noch den andern Methoden vorzuziehen. Man erhält viele nützliche topograhische Notizen, wodurch manche Lücke in streng wissenschaftlichen Werken ausgefüllt wird. Auch ist es gar nicht ohne Interesse, gleichsam eine Art Statistik des poetischen Talents zu haben, und die literarischen Hülfsquellen jeder Prooinz und jeder Stadt in dem weiten Gebiete kennen zu lernen, wo persische Literatur gepflegt wurde, so wie zu wissen, in welchem Verhaltniß jeder Theil zu dem großen Literaturmarkt beitrug.

Auch der Titel des Werkes ist bemerkenswerth. Atesch-Kedah, der Feuertempel, scheint ein sonderbarer Name für das Werk eines Mohammedaners. Der Verfasser spricht in der Vorrede auf rine sehr sinnreichr Weise über das Passendr des Titels, führt aber doch keinen Grund an, warum er einen Titel wahlte, der den Vorurtheilrn eines Schiiten, wie eines

Digitized by Google

Sunniten gleich sehr widerstreben mußte. Anspielungen auf das heilige Feuer der Gebern und den Magierdienst kommen in persischen Gedichten häufig vor, und im Diwan von Hafiz selbst bis zum Uebermaaß; dennoch schaden in seinen Versen so wie in denen der meisten sogenannten Sufis solche, wenn auch nicht immer allegorische Anspielungen ihrem orthodoxen Rufe nicht, obgleich dieser keineswegs ganz unverdächtig ist.

Man kann es nur bedauern, daß in diesem wie in andern ähnlichen Werken der biographische Theil sehr unbedeutend im Vergleich mit der Anthologie ist; die Bemerkungen über jeden einzelnen Dichter beschranken sich gewöhnlich auf das Lob seiner mannichfachen Eigenschaften, und enthalten über seine Geschichte wenig anderes, als seinen Geburts- oder Wohnort, und vielleicht die Zeit seines Todes. Hiezu kommt noch der Name seines Lehrers in geistlichem oder weltlichem Wissen und die Art seiner Lebensbeschäftigung; dieß nebst der Pilgerfahrt, dem Herumwandern nach den Schätzen des Wissens, dem Besuch der Wallfahrtsörter von Seite des Derwisches oder der Flucht des Höflings vor dem Zorn eines launenhaften, beleidigten Herrn machen die sammtlichen Angaben über das Privatleben eines Dichters aus, und man muß diese biographische Magerkeit wohl der charakteristischen Monotonie orientalischer Sitten zuschreiben.

Hrn. Violets Fahrten und Abenteuer.

Dritter Zug.

(Fortsetzung.)

Wir waren allmählich unserer Unthätigkeit herzlich müde; zudem hatte ich das Heimweh, denn ich besaß Gegenstände von großem Werth in der Niederlassung, die mir nicht wenig am Herzen lagen. So entschlossen wir uns eines Tages allein aufzubrechen, und auf einem andern Wege, als über Monterey nach der Niederlassung zurückzukehren. Wir ritten von Santa Fé aus nordwarts, und erst als wir Taos, die letzte mexicanische Niederlassung überschritten hatten, gehörten wir uns wieder selbst an, und waren guter Dinge. Gabriel kannte den Weg; unserer waren zu wenige, als daß wir nicht hinreichend zu essen hätten finden sollen, und was das Zusammentreffen mit feindlichen Indianern betraf, so mußten wir es darauf hin wagen. Einige Tage, nachdem wir Santa Fé verlassen hatten, in der Nähe der spanischen Gipfel, etwa unter 30° N. B., stießen wir auf eine zahlreiche Schaar Comantschen. Es war das erstemal, daß wir sie in größerer Zahl sahen, und der Anblick war prächtig. Es sind vortreffliche Reiter, und sie waren sammtlich gut beritten. Sie befanden sich auf einem Zuge gegen die Pani-Wölfe (Pawnee-Loups) *), und behandelten uns mit der größten Freundlichkeit. Der Häuptling kannte Gabriel und lud uns ein, mit ihnen nach ihrem Lager zu gehen. Es war ein großer, schöner Mann, mit sehr ebenmäßigen Zügen. Er sprach gut spanisch, und die Unterredung wurde in dieser Sprache geführt bis zum Abend, wo ich ihn in Schoschonensprache, welcher schöne Dialekt den Comantschen, Apatschen und Arrapahos gemeinsam ist, anredete, und ihm die Umstände unserer Gefangenschaft an den Ufern des westlichen Colorado erzählte. Er war eine Zeitlang stumm vor Erstaunen, bis er endlich das gewöhnliche indianische Ceremoniell bei Seite warf und mich fest bei der Hand faßte. Er wußte, daß ich weder ein Yankee, noch ein Mexicaner sey, und schwor, daß um meinetwillen jeder Canadier oder Franzose, der in ihre Gewalt falle, als Freund behandelt werden sollr. Nach dem Mahle setzten wir uns gemächlich ums Feuer, und horchten auf die verschiedenen Reden und Erzahlungen der Krieger.

Eines fiel mir in meiner Unterredung mit dem edlen Krieger besonders auf. Nach seiner Angabe waren die Comantschen anfangs sehr günstig für die Texaner gestimmt, da sie tapfer und zum Theil auch edelmüthig gesinnt waren. Später aber, sagte er, als ihre Anzahl sich mehrte und sie ihre Macht im Lande begründeten, wurden sie ein böses Volk, Feiglinge und Mörder. Ein Vorfall namentlich erbitterte die Comantschen, und seit dieser Zeit herrscht ein Vertilgungskampf zwischen ihnen und den Texanern. Ein alter Comantsche mit einer Tochter hatte sich von dem Stamme getrennt; er war ein Häuptling, hatte aber mehrere Unfälle erlitten, und da er krank war, begab er sich nach San Antonio, um die Kunst der weißen Aerzte zu versuchen. Seine Tochter war ein schönes Mädchen und zog bald die Blicke eines jungen Arztes aus Kentucky, Namens Cobbet, auf sich. Er war in den Vereinigten Staaten wegen eines Mordes verfolgt worden, und erwies sich als ein arger Schurke, da er aber ein entschlossener Mensch war, wurde er von den Texanern gefürchtet und geachtet. Er sah wohl, daß seine Anschläge auf das Mädchen nicht gelingen könnten, so lange sie bei ihrem Vater sey, und somit brachte er es dahin, daß der alte Mann ins Gefängniß geworfen wurde; hierauf lockte er das Mädchen unter dem Vorwand, mit ihr die Mittel zur Befreiung ihres Vaters zu besprechen, in sein Haus, that ihr Gewalt an, und mißhan-

*) Das Wort Pani bedeutet „Verbannte," und es ist deßhalb nicht zu verwundern, daß die drei Stämme, welche diesen Namen führen, nicht zu derselben Nation gehören. Die Großen Pani stammen von den Dacotahs und wohnen längs den Ufern des Platte-Flusses, die Pani-Wölfe sind vom Stamm der Algonquins, sprechen eine ganz andere Sprache und bewohnen das Land zwischen den obern Zuflüssen desselben Stroms. Beide Stämme sind den Biberfängern unter dem Namen der „östlichen Krähen" bekannt, d. h. als verrätherisch und raubsüchtig. Sie schneiden ihre Haare mit Ausnahme der Scalps kurz, wie das unter den Völkern gewöhnlich ist, von denen sie abstammen. Der dritte Stamm dieses Namens heißt Pani-Piet, welche von den Comantschen und Schoschonen stammen, ihr Haar lang tragen und dieselbe Sprache reden wie alle Stämme der westlichen großen Prairie. Sie wohnen am Rothen Fluß, der Gränze zwischen Nordtexas und dem amerikanischen Gebiet und wurden von Hrn. Catlin besucht, der sie in seinem Werke erwähnt. Die Piets sind stets im Kriege mit den beiden andern Pani-Stämmen, und obwohl ihre Dörfer fast tausend engl. Meilen von denen ihrer Feinde entfernt sind, durchziehen doch ihre Kriegsabtheilungen fast fortwährend das Land der „Verbannten des Ostens." Pawahneis.

delte sie, da sie sich sträubte, dermaßen, daß sie wie todt liegen blieb. Gegen Abend, als sie wieder zu Kräften gekommen war, fand sie eine Zuflucht in der Wohnung eines menschlichen Mexicaners. Der alte Indianer kam bald wieder auf freien Fuß, fand seine Tochter, aber auf ihrem Todtenbett, erfuhr von ihr die Umstände der schändlichen That und schwor Rache. Ein Mexicaner verklagte Cobbet vor Gericht, aber die texanische Jury sprach denselben frei, aus dem Grunde, weil die Gesetze nicht zum Vortheil der Comantschen gemacht seyen. Die Folgen sind kurz erzählt. Dr. Cobbet wurde eines Tags mit einer Wunde im Herzen und skalpirt in einem benachbarten Feld gefunden. Der Indianer war entflohen, stieß auf eine Abtheilung Comantschen und erzählte diesen das erlittene Unrecht und seine Rache. Sie nahmen ihn wieder in den Stamm auf, die erfahrne Unbill war der Nation zugefügt und somit noch nicht genügend gerächt: in derselben Woche noch verloren 23 Texaner ihre Scalps und 14 Frauen wurden in die Wildniß geführt, um dort in der Gefangenschaft zu sterben.

Der Häuptling der Comantschen rieth uns, hart an den Ufern des Rio Grande zu bleiben, damit wir nicht auf Abtheilungen der Pani-Wölfe stießen; er hatte so großes Gefallen an uns gefunden, daß er uns mit seinen Leuten etwa 30 Meilen weiter begleitete, wo wir dann so ziemlich außer Gefahr seyn würden. Als wir am nachsten Morgen aufbrachen, ritten der Häuptling und ich neben einander, sprachen von den Schoschonen, und tauschten zum Zeichen unserer Freundschaft die Messer aus. Als wir schieden, berief er alle seine Leute, und hielt folgende Rede: „Der junge Häuptling der Schoschonen kehrt zu seinem tapfern Volke über die rauhen Berge zurück. Lernt seinen Namen kennen und theilt ihn euren Kindern mit, daß sie an Owato Wantscha einen Freund haben. Er ist weder ein Schakanath (Engländer), noch ein Kischemot Comoanak (ein langes Messer, ein Yankee). Er ist ein Häuptling unter dem Stamme unserer Urgroßväter, obgleich er sehr jung ist.“ In diesem Augenblick kamen alle Krieger, einer nach dem andern, heran, und schüttelten uns die Hande; als diese Ceremonie vorüber war, begann der Häuptling aufs neue: „Owato Wantscha, wir fanden uns als Fremde, wir trennen uns als Freunde. Sage deinen jungen Kriegern, daß du unter den Comantschen warst, und daß wir sie gerne kennen lernen möchten. Sie sollen zu unsern Watkiams (Wohnungen) kommen, wenige oder viele; sie werden den Moschkotai (Büffel) in Fülle finden. Lebe wohl, junger Häuptling mit einem bleichen Gesicht und einem indianischen Herzen; die Erde möge dir und den Deinigen leicht seyn. Möge der weiße Manitu deinen Pfad im Gebirge ebnen, und mögest du immer an Opischka Toakt (den weißen Raben) deinen Comantschenfreund denken, der gern mit dir seine Wohnung, seinen Reichthum und seine weite Prairie theilen möchte. Ich habe gesprochen, junger Bruder, lebe wohl!“

Die Thränen standen in unsern Augen, als die Schaar in raschem Ritt umwandte; wir folgten ihnen mit den Augen bis sie am Horizont verschwunden waren. Zwei Tage später überschritten wir den Rio Grande und betraten die öden Bergpfade in dem feindlichen und ungastlichen Lande der Nawahos und der Krähen.

(Schluß folgt.)

Hausklaverei in Afrika.

(Aus dem Journal des amerikanischen Missionärs Wilson am Gabonaus.)

Hausklaverei besteht in einer ziemlich eigenthümlichen Form in fast unbegränzter Ausdehnung. Jeder Mann von einiger Bedeutung besitzt 20 Sklaven und darüber, einige selbst mehr als hundert. Das System ist, in so weit man unter Sklaverei harte Arbeit versteht, nicht sehr drückend, denn im allgemeinen thun die Sklaven nur sehr wenig Arbeit, und meistens nur so viel sie mögen. Der Herr hat fast kein Mittel seine Sklaven zur Arbeit zu bewegen, als daß er ihnen schmeichelt, denn er weiß, wenn er zu harten oder strengen Maaßregeln griffe, würde der Sklave davon laufen. Ferner hält den Herrn die Furcht vor Zauberei von Strenge ab. Die meisten Sklaven kommen aus dem Innern, und die Herren scheinen zu glauben, daß ihre Zaubermacht einigermaßen mit der Entfernung, aus welcher sie kommen, im Verhältniß stehe. Die Sklaven werden gewöhnlich sehr jung gekauft, und von dieser Zeit an bis zur Mannbarkeit sehr streng gehalten; dieß ist die einzige Zeit, von der man sagen kann, daß sie eigentliche Dienste leisten. Sind sie völlig herangewachsen, so bleiben sie manchmal aus Anhänglichkeit bei ihrem Herrn, wohnen auf seinem Grund und Boden, und leisten Dienste, wie sie eben nöthig sind; manchmal laufen sie weg und kehren in ihr Land zurück. Hie und da fangen sie ein Geschäft an und werden nützliche Glieder der Gesellschaft. Die Kinder des Sklaven gelten stets für frei und der Herr des Vaters hat keine Gewalt über sie. Ein Herr kann seinen Sklaven peitschen, hat aber nicht Gewalt über Leben und Tod. Wird ein Sklave eines Capitalverbrechens angeklagt, so wird er vor die Vornehmsten des Orts geführt und genau ausgefragt, ehe ein Urtheil gefällt wird. Die Vorurtheile des Volks sind gegen die Sklaven, und es trifft sich nicht selten, daß man sie der Zauberei anklagt, und ohne irgend einen eigentlichen Schuldbeweis verurtheilt und hinrichtet. Im allgemeinen haben sie sehr wenig Selbstachtung, sind verworfene Menschen und häufig beinahe blödsinnig. Sie bilden manchmal große Gesellschaften und schleppen vom Eigenthum ihres Herrn fort, so viel sie erwischen können; sind sie vollends bewaffnet, was gewöhnlich der Fall ist, so ist es dann schwer ihrer habhaft zu werden.

Chronik der Reisen.

Hrn. Robert Schomburgks neueste Reise in Guiana.

(Fortsetzung.)

Unsere Reisenden fuhren fort, den Wanamu hinaufzufahren, und als sie am 5 August sich bewohnten Plätzen näherten, verdoppelten sie ihre Ruderschläge, in der Hoffnung hier Lebensmittel zu finden. Hrn. Schomburgks Boot war voran, und als er eben um eine Windung des Flusses herumbog, sahen sie zwei Kähne mit Indianern auf sie zukommen. Da Hr. Schomburgk einige Tage vor seiner Abreise aus der Niederlassung der Maopityn zwei Boten über Land abgesendet hatte,

Digitized by Google

um die Pianaghottos von seinem baldigen Besuche zu benachrichtigen, so glaubte er, die Indianer seyen von diesem Stamme und kämen ihm entgegen. Kaum hatten indeß die Wilden die Boote erblickt, als sie voller Schrecken flohen. Die bei Hrn. Schomburgk befindlichen Maopitys riefen sie in ihrer Sprache an, aber umsonst; nichts konnte ihre Flucht aufhalten. Hr. Schomburgk eilte nun ihnen vorauszukommen und vor ihnen zu landen, damit sie nicht einen unnützen Schrecken verbreiteten, aber die Flüchtlinge eilten ans Ufer, ließen ihre Kähne im Stich und flohen in die Wälder. Die andern Boote waren nun gleichfalls herangekommen, und alle miteinander eilten das Dorf zu erreichen, ehe die Unruhe sich auch dahin verbreite; sie fanden indeß das Dorf bereits völlig verlassen, Hamaks, Cassadabrod in den Pfannen, Hunde, kurz alles war in der Eile zurückgelassen worden. Zahlreiche Aexte, Pallosche und Messer lagen umher, sämmtlich von holländischer Manufactur, und wurden von den Maopitys mit gierigen Augen betrachtet, aber Hr. Schomburgk gab strengen Befehl nichts zu nehmen. Dieß wurde auch befolgt, doch ließen sich die Maopity-Führer nicht abhalten, über das Brod und das getrocknete Fleisch gleich gierigen Raben herzufallen.

Jetzt stiegen die Strapatzen und Schwierigkeiten der Reisenden durch die dringendere und furchtbarere Gefahr des Verraths und der Desertion. „Ich hatte mich kaum, erzählt Schomburgk, in meinen Hamak niedergelegt, niedergeschlagen durch die Täuschung der lange gehegten Hoffnung, die Pianaghottos zu treffen und eine schnelle Reise nach der Seeküste zu machen, als einer meiner Wopisi-Indianer, der uns von Watu Ticaba her begleitet hatte und etwas von ihrer Sprache verstand, mich benachrichtigte, daß er eine Verabredung der Maopitys behorcht habe, uns um Mitternacht zu verlassen und alle werthvollen Gegenstände aus dem Dorfe mit fortzuschleppen. Mein Entschluß war sogleich gefaßt, — die sechs Maopitys wurden in eine der Hütten gebracht, vor der ich mich selbst nebst einem zuverlässigen Indianer als Wache aufstellte, und sie bedrohte von unsern vor ihren Augen geladenen Feuerwaffen Gebrauch zu machen, wenn sie zu entfliehen versuchten. Das Tageslicht gab uns den stärksten Beweis von ihren schlimmen Absichten; nicht eine Axt, nicht ein Pallosch, nicht ein Messer war mehr zu sehen, alles dieß hatten sie nebst andern werthvollen Gegenständen nach Einbruch der Dunkelheit bei Seite geschafft, um es für die Ausführung ihres Planes in Bereitschaft zu halten.“ Hr. Schomburgk behielt nun die Vornehmsten als Geisel zurück, und befahl den übrigen, das Gestohlene wieder zur Stelle zu schaffen, was auch in wenigen Stunden geschehen war. Dann befahl ihnen Hr. Sch. die flüchtigen Indianer aufzusuchen, da er entschlossen war, seine Geisel so lange gefangen zu halten, bis das gute Vernehmen mit den Pianaghottos hergestellt sey. „Unsere Lage, sagt Sch., war jetzt ausnehmend kritisch. Sie hatten uns den Fluß aufwärts, von dem sie wußten, daß er in den Amazonenstrom fließe, kommen sehen und für Portugiesen gehalten, und die Nachricht, welche wir früher erhalten hatten, daß eine Abtheilung Brasilianer, welche den Triosfluß heraufgekommen, mit Ausnahme eines Indianerknaben sämmtlich niedergemacht worden war, mußte unsere Befürchtungen steigern. Unsere Kundschafter brachten uns mehrmals Nachricht, daß sie in verschiedenen Richtungen Indianerfußstapfen bemerkt hätten, ohne Zweifel um allenthalben die Indianer zusammenzurufen, und Zeichen fanden sich in der Nähe unseres Lagers, welche bewiesen, daß man uns recognoscirt hatte.“

Mitten unter diesen Schwierigkeiten und Gefahren kam noch ein anderer Unfall über den muthigen Reisenden. Die Wachen, die er und He. Goodall jede Nacht zu thun hatten, und vielleicht große Aengstlichkeit, mochten den letztern ernstlich krank, während Hr. Schomburgk selbst sich unwohl fühlte. Indeß stießen nach 24 angstvollen Tagen die Spähee auf die obenerwähnte Familie von Zurumata-Indianern, und diese ließen sich leicht bewegen ins Lager der Reisenden zu kommen, von wo die jüngern Mitglieder derselben mit Geschenken beladen abgesandt wurden, um die Befürchtungen der Pianaghottos zu beschwichtigen.

Unsere Reisenden wandten sich nun nordwärts, fuhren den Irian hinauf und gaben zum zweitenmal ihre Kähne und mit diesen fast all ihr Gepäcke preis, da die geringe Zahl der getreuen Macusis, welche sich jetzt bei ihnen befanden, nur die werthvollen Instrumente zu tragen im Stande waren. „Ich hatte eine Ahnung, sagt Schomburgk, daß ich meine naturhistorischen und ethnographischen Sammlungen nicht mehr sehen würde.“ Sie setzten auf einer Furt durch den Irian, der sich in den Wanamu ergießt, wateten durch Sümpfe, erstiegen 3 bis 400 Fuß hohe Berge und erreichten am 21 August den ersten kleinen Fluß, der nordnordwestlich gegen den Corentyne floß. Sie befanden sich also abermals auf der Höhe, welche das Bassin des Amazonenflusses von dem der nördlichen Flüsse trennt. Endlich näherten sie sich einer Niederlassung der Drio-Indianer, und nach den überstandenen Gefahren und Schwierigkeiten kann man sich ihre Freude denken, als sie sich von diesen Waldbewohnern freundlich bewillkommt sahen: der Häuptling versprach, daß am nächsten Morgen eine Abtheilung seiner Leute das zurückgelassene Gepäck nachholen sollte.

Das Dorf, wo unsere Reisenden jetzt glücklich angekommen waren, liegt nahe an den Quellen des Cutari, des westlichen Armes des Corentyne. Der östliche Arm, Cuenni oder Curuwini genannt, liegt 30 Meilen weiter gegen Osten, und an ihm wohnen die Cocoipoty- oder Adler-Indianer. Die unmittelbaren Nachbarn derselben sind die Mornu- oder Buschnegee von Surinam, welche die Ufer des Meiskoro, eines der Oberaeme des Marowini, bewohnen. Die Pianaghottos sowohl als die Drios unterhalten einen freundlichen Verkehr mit diesem Volk, und tauschen allerlei indianische Waaren gegen Pallasche, Aexte und Messer aus, „welche letztere sämmtlich auf der Klinge mit „F. Lauer“ bezeichnet sind,“ sagt Schomburgk. Nach den hier eingezogenen Nachrichten schätzte er die Zahl dieser Marons auf 6 bis 8000 Seelen.

(Schluß folgt.)

Antheil von Engländern am Sklavenhandel. Trotz der strengen Strafen, welche in England auf dem Antheil am Sklavenhandel stehen, scheinen manche Engländer doch Antheil zu nehmen; darunter sogar ein Parlamentsglied. Es werden Schiffe ausgerüstet, deren Ladungen nur zum Sklavenhandel taugen und die jeden Augenblick in Sklavenschiffe umgewandelt werden können. Das Schiff geht ab, legt unter dem Vorwand schlechten Wetters in Cadix an, nimmt dort für ein anderes Schiff die Instructionen mit und fährt nach der Sklavenküste. Wird es angehalten, so hat es nur die Instructionen zum Sklavenfang für ein anderes Schiff an Bord; erreicht es aber ungefährdet den Ort seiner Bestimmung, so findet es dort Instructionen für sich selbst vor, die auf eben solchem Umwege dahin gelangt sind. (Antislavery Reporter vom 10 Januar.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 26.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

26 Januar 1844.

Schilderungen aus den neapolitanischen Provinzen.

Basilicata. — Capitanata. — Terra di Bari. — Terra d'Otranto ꝛc.

(Von Dr. Schnars.)

Fünfter Abschnitt.

Motto:

Nec non Brundusium,
Quo desinit Itala tellus.
Sil. Italic.

Von Bari nach Mola trägt der Weg ganz den früher bezeichneten Charakter: überall Cultur, Wein, Frucht und Getreidebau bis hart an das Meeresufer hinab. Das Meer selbst verliert man nie aus den Augen und landeinwärts winken die Thürme von größeren und kleineren Städten, z. B. Noja, Capurso, Rutigliano freundlich herüber. In Noja herrschte im Jahre 1815 eine verheerende pestartige Krankheit, welche ganz Puglien und selbst die Hauptstadt mit Schrecken erfüllte — vgl. Morea: Storia della peste di Noja, Napoli 1817 und Ragguaglio istorico della peste sviluppata in Noja nell' anno 1815. Napoli 1816. Das Städtchen Mola, durch welches die Straße führt, macht keinen so heiteren Eindruck als die bisher besuchten Ortschaften. Das Alter desselben ist unbekannt. Vor 1117 wo hier Constanze im Namen Boemunds, ihres Sohnes, herrschte, war es ohne Bedeutung. Alberti und Pratilli (Via Appia 4, 15) machen eine sehr ungünstige Schilderung von den Einwohnern; es sollen noch heutzutage viele griechische Abkömmlinge unter ihnen seyn, die jedoch als Seefahrer, Fischer und Handelsleute sich auszeichnen. Zur Verbesserung des Hafens geschieht in diesem Augenblick alles mögliche. Am Meere befinden sich viele Thürme, welche ein Marchese von Polignano erbaut haben soll. Auch Mola ward häufig gekauft und wieder verkauft, z. B. im J. 1436 von Alfons I, für 6300 Ducati.

Von Mola nach Polignano geht es durch üppige Fruchtfelder hindurch, die hin und wieder mit tiefen Einschnitten und pittoresken Kalksteingebilden versehen sind. Diese sind oft tief landeinwärts zu verfolgen, früher höchst wahrscheinlich Flußbetten, jetzt abwechselnd mit Getreide, Wein und Feigen angebaut. Vor Polignano liegt ein Kloster am Meere und hier öffnet sich die tiefste solcher Schluchten und gewährt einen höchst malerischen Anblick; eine Brücke führt hinüber. Hohe Felsvorsprünge, seit undenklichen Zeiten von tobenden Meereswellen bespült und zu unzähligen Grotten ausgehöhlt, geben der Stadt von der Seeseite eine abenteuerliche kühne Lage. Diese vielfach zerklüftete Felswand zieht sich mit der Stadt auf ihrem unterminirten Rücken im Halbkreise einer Bucht herum; am östlichsten liegt eine Vorstadt mit schnurgeraden Straßen und kleinen weißen, von den geringeren und ärmeren Leuten bewohnten Häusern. Diese erstrecken sich weit an das Meeresufer hinab, das aber auch hier noch steil abfällt. In dieser Richtung liegt eine kleine unbedeutende und unbewohnte Felseninsel, höchst wahrscheinlich vom Festlande losgerissen oder vielmehr losgespült. In der alten Stadt, an der Wasserseite gibt es zwei Punkte, die einen sehr guten Ueberblick gewähren, doch versäume kein Reisender ein Boot zu nehmen, die Stadt vom Meer aus zu betrachten und in den einzelnen Grotten, in den wunderlichen Gestaltungen der bröcklichen Felsmassen die kraftvollen Spielereien des Wasserelements zu bewundern. Die Felsen sind an mehreren Punkten 80 Fuß hoch: die Tiefe des Meers sehr beträchtlich, die Brandung daher oft überaus heftig. Der Reichthum an delikaten Fischen aller Gattungen soll ungeheuer seyn. Die Luft ist sehr gesund, aber leider herrscht großer Mangel an Wasser und man bedient sich fast allgemein des Cisternenwassers. Der Getreidebau ist der felsigen Beschaffenheit des Bodens wegen nicht sehr ausgebreitet, desto mehr Weinberge sind in der Nähe und die sogenannten Vigne di Polignano, mit zahllosen kleinen Masserien, nehmen einen nicht unbedeutenden Raum ein. In der Nähe der Abtei von S. Vito sollen Spuren der alten Via Appia vorkommen, die ich jedoch nicht sah.

Die Stadt soll früher Mariano geheißen haben und von Julius Cäsar zerstört seyn, der hier in der Nähe Turris Cäsaris erbaute. Einer meint, daß Turris Cäsaris (auf der

Digitized by Google

Peutinger'ſchen Tafel genannt) mit Turris Juliana gleichbedeutend ſey. Vgl. Pratilli S. Appia 4, 15. p. 540. Dann fallen Griechen ſie gebaut und ihr wegen der erhöhten Lage den Namen Polymnianum gegeben haben (Ughelli: Italia sacra.) Im J. 1785 fand man hier in der Nähe einen reichen Vaſenſchatz in vielen Gräbern, ebenſo einige Münzen mit der Legende *NEAΠ* (Neapolis, Polis Nea, Polignano). Eine der gefundenen Vaſen iſt über 4 neapolitaniſche Palmen hoch, enthält ſehr geſchätzte Darſtellungen, befindet ſich im Muſeo Borbonico und iſt von M. Santoro näher beſchrieben. — Die Alt- und Neuſtadt von Polignano zeichnen ſich weder durch ſtattliche moderne Gebäude, noch durch mittelalterliche Kirchen, Thore u. ſ. w. aus; es fehlt an hohen Thürmen und an allem was ſonſt angenehm in die Augen fällt; die Einwohnerzahl beträgt 5865. — Wenige Miglien von Polignano liegt Converſano mit mehr als 10,000 Einwohnern, (vgl. Tarsia: Istoria Conversani) zu den Zeiten der Normannen und Kreuzzüge oft genannt. Der tapfere hochgefeierte Tankred war Herr dieſer Stadt. Die ſchöne Gräfin Sibylla von Converſano feſſelte durch ihre Reize den jungen Robert von der Normandie ſo ſehr, daß er darüber den Thron von England verſcherzte (1101), welchen ſein jüngerer Bruder Heinrich I, ein Mann von großen Anlagen und ungemeiner Kraft des Charakters in Beſitz genommen hatte. Auch hier fand man viele ſogenannte etruskiſche Vaſen.

Der Weg von Polignano nach Monopoli iſt etwas einförmig. Monopoli aber macht mit drei oder vier hohen Thürmen, ſeinen Mauern, Häuſern und der lichten weißen Farbe desſelben, ſeinen reichen ſtattlichen Klöſtern, ſeinen Fruchtgärten, ſeinen Weinfeldern, ſeinen Orangen einen friſchen, herrlichen Eindruck. Ein plötzliches Unwohlwerden meines Kutſchers, dem der feurige Wein ein faſt nicht zu ſtillendes Naſenbluten zugezogen, feſſelte mich hier einen halben Tag, aber ich erinnere mich dieſes Aufenthalts nicht mit Unluſt. Der Gaſthof des Herrn Raſaele Miiordi hieſelbſt gehört zu den beſten und reinlichſten der Provinz, dennoch aber mußte mein Bedienter den Koch machen, weil nur Macearoni zu haben waren; für wenige Gran kaufte er eine Samminng der friſcheſten Fiſche, die in Neapel das Zehnfache gekoſtet haben würden, und nach einer halben Stunde hielt ich eine ſehr anſtändige Faſtenmahlzeit.

(Fortſetzung folgt.)

Hrn. Violets Fahrten und Abenteuer.

Dritter Zug.

(Schluß.)

Wir waren acht Tage lang auf einem furchtbar ſteinigen Wege fortgezogen, und erreichten endlich das Quelland des weſtlichen Colorado, waren aber ſehr erſchöpft, denn ſeit fünf Tagen hatten wir nichts als zwei kleine Klapperſchlangen und etliche am Wege gepflückte Beeren verzehrt. Am Morgen hatten wir einen großen grauen Bären gejagt, aber umſonſt, unſere armen Pferde und wir ſelbſt waren zu erſchöpft, um ihm lange folgen zu können, und mit ſeinem Entkommen verſchwand auch alle Hoffnung auf ein Mahl. Es war Abend bis wir den Fluß erreichten, und der Hunger plagte uns allmählich ſo entſetzlich, daß wir alles Ernſtes daran dachten, eines unſerer Pferde zu ſchlachten. Glücklicher Weiſe bemerkten wir jetzt in einem kleinen Thale einen aufſteigenden Rauch; daß dieß feindliche Indianer ſeyen, daran war nicht zu zweifeln, allein der Hunger kann Helden machen, und wir beſchloſſen, auf ihre Koſten uns ein Mahl zu holen. Die Burſche waren glücklich geweſen, denn um ihre Zelte hingen an langen Stangen Stücke Fleiſch zum Trocknen. Sie hatten keine Pferde, und nur einige Hunde ſtrichen um das Lager her. In aller Stille zogen wir an der Ebene hin, und mit Einbruch der Dunkelheit kamen wir auf etwa 300 Schritte ihrem Lager nahe, waren aber durch vorſpringende Felſen, die eine Art Gürtel um daſſelbe bildeten, gedeckt.

Jetzt war es Zeit. Wir erhoben den Kriegsruf der Schoſchonen, machten ſo viel Lärm wir möglich, ſpornten unſere Roſſe, und in wenigen Augenblicken hatte jeder von uns ſich eines Stücks Fleiſch bemächtigt. Das Lager enthielt 15 Krähen und drei Arrapahos; als die erſten den Kriegsruf vernahmen, erſchracken ſie ſo ſehr, daß ſie alle davon rannten, ohne ſich umzuſehen, aber die Arrapahos hielten Stand, und griffen uns, als ſie ſich von ihrem erſten Schrecken erholt hatten, mit Lanzen und Pfeilen an. Roche hatte ſich durch den Fall ſeines Pferdes verletzt, und meine Piſtole rettete ihm das Leben, indem ich ſeinen Gegner, der ſich mit dem Tomahak näherte, niederſchoß. Gabriel hatte ganz kaltblütig ſeinen Gegner mit dem Laſſo niedergeriſſen, während der dritte gleich im Anfang des Angriffs von mir niedergeritten worden war. Gabriel ſprang ab, trat in die Hütten, ſchnitt die Sehnen aller Bogen, die er finden konnte, durch, wir raften noch einige Stücke Fleiſch weiter auf, und jagten dann davon, da wir keine Luſt hatten zu warten, bis ſich die Krähen von ihrem Schrecken erholt hätten. Obgleich unſere Pferde ſehr ermüdet waren, ritten wir doch noch die Nacht 13 Meilen weit, und langten gegen 10 Uhr an einem ſchönen Fleck an, wo Gras und kühles Waſſer im Ueberfluß vorhanden waren. Erſchöpft ſtreckten wir uns nieder, und würzten unſer Mahl mit Scherzen über den ausgeführten Räuberſtreich, zu dem uns der Hunger genöthigt hatte.

Am folgenden Tage brachen wir zeitig wieder auf und ſetzten nun raſch unſern Weg nach der Niederlaſſung der Schoſchonen fort. Zehn Tage lang zogen wir durch ein ſchönes Land, wo wir jeden Augenblick auf Wild ſtießen. Wir kamen in das verlaſſene Land der Bonnarrs, und waren kaum noch zwei Tagreiſen von der öſtlichen Schoſchonengränze entfernt, als unſer böſes Geſchick uns noch einmal mit unſern alten Feinden, den Arrapahos, zuſammen führte. Dießmal aber waren wir entſchloſſen, uns nicht noch einmal auf Hundekoſt ſetzen zu laſſen, und nöthigenfalls um unſere Freiheit zu fechten.

Wir waren umringt, aber noch nicht gefangen genommen; wir hatten Raum vor uns, und keiner unſerer Feinde führte

Digitized by Google

Feuergewehre, wie wir recht gut wußten. Ihr Kreis wurde immer enger, bis wir nur noch 200 Schritte von ihnen entfernt waren; ihre Pferde waren dick und plump, von der kleinen, wilden Zucht, und nicht im Stande es mit unsern schlanken, schönen mexicanischen Reitpferden aufzunehmen. In diesem Augenblick hob Gabriel die Hand als Signal auf, und wir brachen wie der Blitz durch die Linie der Krieger, die allzu verblüfft waren, um auch nur ihre Bogen zu gebrauchen. Bald aber erholten sie sich von ihrem Erstaunen, erhoben den Kriegsruf und jagten uns unter furchtbarem Geschrei nach.

Ihre Pferde konnten, wie gesagt, es mit den unsrigen nicht im raschen Rennen aufnehmen, aber in dem langen Laufe gewannen ihre abgehärteten kleinen Thiere allmählich einen Vortheil, besonders da unsere Pferde durch die lange Reise schon heruntergekommen waren. Während der zwei ersten Stunden verloren wie sie aus dem Gesicht, aber gegen Abend, als unsere Pferde ermatteten, sahen wir ihre Gestalten immer deutlicher und deutlicher am Horizont, während wir, um unsere Flucht noch hoffnungsloser zu machen, uns vor einer nicht sehr hohen, aber steilen und zerissenen Beegreihe befanden. „Vorwärts, wir sind gerettet," schrie Gabriel; zu Erklärungen war es jetzt keine Zeit, so jagten wir fort, und nach zehn Minuten hielten wir am Fuße der Berge: „Nicht ein Wort! thut, wie ich!" fuhr er fort, sprang ab, wir thaten deßgleichen, nahmen unsern Pferden die Zügel ab, und jagten sie fort; die armen, ermüdeten Thiere sprengten südwärts, als ahnten sie die drohende Gefahr.

„Ich verstehe, Gabriel," sagte ich; „die Wilden können in dem Schatten der Berge uns nicht mehr sehen, und werden sich nach dem Klang des Hufschlags richten."

„Allerdings," sagte er; „aber dieß ist noch nicht alles, ich weiß ein Boot an der andern Seite des Berges, und der Ogdenfluß wird uns in die Nähe des Buona Ventura bringen."

Ich sprang auf; „oh, du irrst dich, wir sind mehe als 30 Meilen vom Flusse."

„Vom Hauptflusse, ja," antwoetete er und schüttelte mir die Hand, „aber manche Otter habe ich in einem hübschen See, zwei Meilen von hier an der Südseite des Berges, getödtet. Dort ist ein Boot, wohl verborgen, wie ich hoffe; im See ist eine Insel, wo wir allen Arapahos und den Krähen dazu Trotz bieten können. Von dem See an haben wir nur 30 Mei. zu rudern auf einem ganz ruhigen Canal, den entweder die Natur oder ein früheres Menschengeschlecht ausgegraben hat."

Ich brauche nicht zu sagen, wie vergnügt wir diese zwei Meilen zurücklegten, trotz des Gewichts unserer Sättel, Gewehre und sonstigen Ausrüstung. Die Höhe war bald erreicht, und vor uns erblickten wir eine Wasserfläche, in der bereits das blasse, zitternde Licht einiger Sterne wiederstrahlte. Als wir das Ufer des Sees erreichten, waren wir von ungeheuren, prachtvollen Ruinen, ähnlich denen am Buona Ventura, aber weit romantischer als diese, umgeben. Gabriel hieß uns auf seinem Jagdgrund willkommen, und zog bald unter einer Art Gewölbe einen hübschen, kleinen Kahn hervor. „Dieser Kahn," sagte er, „gehörte einem der armen Bursche, die mit dem Fürsten Serravalle ermordet wurden. Wir brachten ihn vor sechs Jahren in der größten Stille hieher. In der Mitte des Sees ist eine Insel, wo er und ich mit einander lebten, und wo wir Monate lang bleiben können ohne Furcht vor Indianern oder vor Hunger."

Wir alle drei stiegen in den Kahn und ließen unsere Sättel zurück, um sie am folgenden Tag zu holen. Nach einer Stunde waren wir auf der Insel, einer prächtigen, mit Ruinen bedeckten Stelle; zierliche Obelisken waren von dem Blatterwerk riesenhafter Bäume überschattet, und das sanfte Licht des Mondes, das sich an den Ecken der zerstörten Gebäude brach, gab der ganzen Seenerie den Anhauch einer italienischen Landschaft. „Hier sind wir sicher," sagte Gabriel, „und morgen sollt ihr sehen, daß es meinem alten Ruheplatz nicht an allen Bequemlichkeiten fehlt."

Da wir sehr ermüdet waren, legten wir uns nieder, schliefen bald ein, und vergaßen in diesem kleinen Paradies die Gefahren und Mühseligkeiten des Tages. Die Ruhe unseres Gastwirthes war indessen kürzer als die meinige, denn lange vor Tag war er ausgegangen, um unsere Sättel zu holen. Roche und ich hätten wahrscheinlich geschlafen bis zu seiner Rückkehr, hätte uns nicht der Knall einer Büchse geweckt, die ein tausendfaches Echo zu uns herübertrug. Eine Stunde verfloß in ängstlicher Spannung, bis wir endlich Gabriel auf uns zurudern sahen. Der Knall der Büchse hatte jedoch unsee Versteck verrathen, und als Gabriel sich der Insel naherte, war das entgegengesetzte Ufer voll von Feinden, die aller Wahrscheinlichkeit nach in der Nähe gelagert hatten. Als mein Freund landete, wollte ich ihn eben wegen der Unbesonnenheit, unter unsern jetzigen Umständen sein Gewehr zu brauchen, ausschelten, als ein Blick auf den Kahn mir zeigte, daß er ein ähnliches Abenteuer wie ich in der Nähe von Santa Fé bestanden hatte. In dem Kahn lag das Fell eines schön gefleckten Jaguars, und ein junges Thier daneben, das mit dem Scalpmesser spielte, welches noch von dem Blute seiner Mutter rauchte.

„Konnte nicht anders, — Selbstvertheidigung!" rief er aus, indem er ans Ufer sprang. „Jetzt wissen die rothen Teufel wo wir sind, das wird ihnen aber wenig helfen. Der See ist zehn Klafter tief, und sie werden nicht eine Stunde weit unter den Mündungen unserer Gewehre schwimmen wollen. Wenn sie müde sind uns fischen zu sehen und lachen zu hören, werden sie abziehen, wie betrogene Füchse."

So geschah es. Wir nahmen noch an demselben Tag unsere Gewehre, fuhren in dem Kahn bis auf hundert Schritte von den Indianern, fischten nach Forellen, und luden sie ein, daran Theil zu nehmen. Sie erhoben ein grauliches Geschrei, und belegten uns mit allen Namen, die sie in der Wuth ausfindig machen konnten. Endlich zogen sie sich in der Richtung des Flusses zurück, in der Hoffnung, uns doch noch in ihre Gewalt zu bekommen; wir hatten aber so wenig zu

Digitized by Google

fürchten, daß wir uns entſchloſſen einige Tage auf der Inſel zu bleiben und von unſern Anſtrengungen auszuruhen. Als wir unſere Reiſe fortzuſetzen beſchloſſen, mußten Gabriel und Roche ihre Mutter zurücklaſſen, da der kleine Kahn uns und unſer Gepäck nicht zugleich tragen konnte; der Verluſt war indeß unbedeutend, da er in der Niederlaſſung leicht zu erſetzen, und die Sättel bis dahin nutzlos waren. Wir fuhren jeden Tag 45 bis 50 Meilen luſtig fort auf dem klarſten und kühlſten Waſſer der Welt. Während der Nacht landeten wir, und ſchliefen am Ufer. An Wild fehlte es nicht, denn faſt jeden Augenblick kam ein Hirſch oder ein Büffel ans Ufer um zu trinken. Wir kamen an vier andern prächtigen Seen vorüber, aber keiner trug Spuren früherer Civiliſation, wie die Ufer des erſten. Als wir 240 M. auf dem Ogden zurückgelegt hatten, trugen wir unſern Kahn 3 M. weit nach einem der Zuflüſſe des Buona Ventura. Die Strömung war jetzt zu unſern Gunſten und ſchon nach vier Tagen befanden wir uns unter unſern Freunden, den Schoſchonen, die uns nach neunmonatlicher Abweſenheit mit faſt kindiſcher Freude empfingen. Sie hatten uns für todt gehalten, und da ſie die Krahen in Verdacht hatten, an unſerm Verſchwinden Schuld zu ſeyn, einen Kriegszug in ihr Land unternommen.

Sechs Tage nach unſerer Ankunft kamen unſere drei Roſſe über den Fluß geſchwommen; die treuen Thiere waren alſo unſern Feinden gleichfalls entkommen, und hatten den Weg zu ihren Herren und ihren heimiſchen Prairien zurückgefunden.

Chronik der Reiſen.

Hrn. Robert Schomburgks neueſter Reiſe in Guiana.

(Schluß).

Zum drittenmal im Laufe ihrer ſchwierigen Reiſe mußten ſie Rindenkähne bauen, in denen ſie nach der Küſte hinabzufahren hofften. Am 6 September waren die ſchwachen Fahrzeuge fertig, und da der größere Theil des Gepäcks, mit Ausnahme jedoch der Zelte, der Sammlungen und unglücklicherweiſe auch des Salzes, angekommen war, die Herbeiſchaffung des Reſtes jedoch einen fernern Verzug von acht Tagen veranlaßt hätte, ſo machten ſie ſich abermals auf den Weg. Die Nachrichten, welche ſie über ihre ferner einzuhaltende Richtung einzogen, ſcheint ſehr unbeſtimmt geweſen zu ſeyn. Nur Ein Indianer wollte je den Corentyne eine größere Strecke hinabgefahren ſeyn, und behauptete, ſie würden am zehnten Tage eine indianiſche Niederlaſſung antreffen. Caſſadabrod war nicht in großer Menge zu haben, aber unſere Reiſenden bereiteten ſelbſt einen Korb voll Mehl als Aushülfe, beluden ihre Boote, ſo viel ſie konnten, mit Damewurzeln, und ſo traten ſie, begleitet von ihren ſtets treuen Waruſis, die Hinabfahrt nach der Küſte an. Am Abfahrtsort war der Fluß faſt nur ein Bach, und oft durch hineingefallene Bäume gar acht bis neun Fuß im Durchmeſſer vollkommen geſperrt; dieſe mußten durchhauen werden, um den ſchwer beladenen Booten einen Durchweg zu öffnen. Der Fortgang war deßhalb ſo langſam, daß ſie nach ſechstägiger mühevoller Reiſe erſt 15 Meilen zurückgelegt hatten.

Indeß nach der Aufnahme des Amatan von der linken Seite her wurde der Fluß breiter, und wenige Meilen weiter unten erhält er den zweiten Zufluß im Curini oder Cuenwini, der von Weſten her einmündet, und eben ſo groß und von derſelben Farbe iſt, wie der Cutari. An der Vereinigung beider Flüſſe, die einen Stream von 300 Yards Breite bilden, iſt ein prächtiger Waſſerfall. Hierauf folgen raſch auf einander mehrere Schnellen, die, obgleich nicht gefährlich, doch für die Reiſenden höchſt mühſelig waren; ein ſtärkerer Fall, den ſie am 12 Sept. erreichten, war furchtbarer, die Boote mußten ausgeladen und das Gepäck über Land getragen werden. Das Waſſer ſtürzt hier über zwei abhängige Flächen hinab, die erſte 8 bis 10, die zweite 15 bis 18 Fuß hoch, und bildet einen ſchönen, impoſanten Waſſerfall, der noch maleriſcher wird durch zwiſchenliegende, mächtige Querfelſen, die ſo dicht mit Glimmer beſäet ſind, daß ſie an Raleighs Ausdruck mahnten, in dieſem Lande ſey jeder Felſen Gold; darum nannte auch dieſen Fall Schomburgk nach Sir Walter Raleigh.

Vierzehn Tage waren jetzt ſeit ihrer Einſchiffung verfloſſen, und immer noch erſchienen keine Anzeichen einer Niederlaſſung, die ſie nach der Angabe der Indianer am zehnten Tage erreichen ſollten. Ihre Lebensmittel waren alle verzehrt, mit Ausnahme des Korbs mit Mehl; Hunger und Mangel ſtellte ſich abermals ein, und die Klugheit gebot, daß alle auf die ſchmale Ration von 6 Unzen Mehl des Tages geſetzt würden. Die Geſchichte der nächſten zehn Tage berichtet nur von überwundenen Schwierigkeiten und Gefahren, und von Entbehrungen, die jedoch von allen muthig und ohne Klage getragen wurden. Unter allen Strömen, die Hr. Schomburgk je beſucht, ſchildert er den Corentyne als denjenigen, der am gefährlichſten zu beſchiffen iſt. Ein Fall folgt auf den andern, und die Reiſenden mußten oft die Kähne dreimal im Tage aus- und einladen, und jedesmal das Gepäck mehrere hundert Yards weit über Land tragen. Schomburgk, als der erſte Entdecker dieſer Fälle, benannte ſie auch und gab einigen der bemerkenswerthеſten die Namen Friedrich Wilhelm von Preußen, Lord Stanley und Gouverneur Light.

Am 24 September entdeckten ſie zur unausſprechlichen Freude aller den Pfad, der von dem Corentyne nach dem Eſſequebo führt. Am Morgen des 29 Septembre erreichten ſie den Fuß der großen Katarakte, welche Hr. Schomburgk im Jahre 1836 beſucht hatte. Am 1 October wurde das letzte Reſtchen Mehl ausgetheilt, das kaum etwas mehr als zwei Unzen für jeden betrug. Gedrängt durch die Noth, raften ſie nochmals alle ihre Kräfte zuſammen und ruderten ununterbrochen zehn Stunden lang. Dieſe Anſtrengung wurde auch mit Einbruch des Abends durch den Anblick der erſten Caraiben-Niederlaſſung belohnt, wo Hr. Schomburgk, ſobald er ankam, alle Bedürfniſſe ſeiner Reiſegeſellſchaft von dem Häuptling befriedigt ſah. Endlich am 13 October erreichte die ganze Geſellſchaft Georgetown, nachdem ſie in Zeit von nahezu drei Jahren den ganzen Umkreis der Colonie von der Seegränze bis auf 42 (engl.) Meilen vom Aequator bereiſt hatten.

Miscellen.

Flucht von Negern aus franzöſiſch Weſtindien. Man ſagt, daß während der durch das Erdbeben veranlaßten Verwirrung auf Guadeloupe mehr als 1000 Neger nach den britiſchen Inſeln entflohen ſeyen. (Antislavery Reporter vom 15 Nov.)

Die Zuckerausfuhr aus Engliſch-Weſtindien betrug im verfloſſenen Jahre nur 125,000 Tonnen, etwa um 100,000 T. weniger als vor 6 bis 8 Jahren. (Shipp. and Merc. Gaz. vom 13 Jan.)

München, in der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 27.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

27 Januar 1844.

Alte Begräbnißweisen in England.

Ein englischer Geistlicher, Namens Hartshorne, hat eine kleine Broschüre herausgegeben, „ein Versuch die Grabüberreste in Northamptonshire u. s. w. zu classificiren." Wir entlehnen dieser nur 58 Seiten großen Schrift nachstehendes „über die früheren Begräbnißarten in Großbritannien." Man begrub 1) unter Cairns oder Steinhaufen; 2) unter Cromiechs, welche aus drei oder mehr aufrechtstehenden Steinen mit einem darüber gelegten flachen Stein bestehen; 3) innerhalb Kreisen von aufrecht stehenden Steinen: 4) unter Erdaufwürfen (tumuli). Diese vier Begräbnißarten gehen der römischen Eroberung voran, obgleich einzelne Gräber auch noch in spätere Zeit fallen mögen. Cairns findet man hauptsächlich auf Bergen oder in hügeligen Strichen, wo Steine zum Bau in der Nähe sind. Die Berge in Schottland, Irland und Wales zeigen zahlreiche Proben; sie finden sich auch in fast gleicher Anzahl in Cornwall und an der wallisischen Gränze; in Shropshire sind mehrere, und viele mögen noch der öffentlichen Aufmerksamkeit entgangen seyn, da sie sich in unbevölkerten Bergstrichen finden. Noch wenige Cairns sind geöffnet worden, wo es aber geschah, zeigen sie eine auffallende Aehnlichkeit unter einander, und alle weisen auf einen sehr rohen Gesellschaftszustand hin. Cromlechs (bretag. crom-lleç, ein geneigter Stein) galten bisher irrthümlich für druidische Altare, oder Steine, auf denen die Druidenpriester ihre geheimen Ceremonien, wohl auch Menschenopfer verrichteten. Diese irrthümliche Ansicht ist sehr allgemein verbreitet, immer schrieb einer den andern ab, und niemand gab sich die Mühe eines dieser Denkmäler aufzugraben, um sich des Zwecks der Errichtung zu versichern. Dieß ist indeß neuerer Zeit in den Canalinseln Jersey, Guernesey, Alderney und Sark durch Hrn. Lukis geschehen und der Befund stellt die Sache außer Zweifel. Hr. Petrie, ein irischer Alterthumsforscher, hat dieselben Entdeckungen in Irland gemacht. Der gewöhnliche Inhalt der Cromlechs namentlich auf der Insel Guernesey bestand in einer Schichte verbrannter menschlicher Gebeine und grober ungebrannter Töpfergeschirre. Alle Leichen scheinen ursprünglich mit einer gewissen Ordnung und Sorgfalt niedergelegt worden zu seyn: die Oberfläche des natürlichen Bodens wurde mit flachen Steinen roh gepflastert, hierauf kam eine Schichte Kies, dann die Gebeine und die Töpfergeschiere; auf die verbrannten Gebeine wurden wie in der untersten Schichte flache Steine gelegt und über diese eine dicke Schichte von Tellermuscheln. Manchmal lagen die Gebeine in ziemlich erhaltenen Urnen, gewöhnlich aber waren die Bruchstücke letzterer unter den Gebeinen zerstreut. Reibsteine, Steinamulette, Thonkügelchen und Steinbeile waren die gewöhnlichen Gegenstände, die man darin fand. Die Cromiechs sind manchmal von einem Steinkreis umgeben, was mich auf die dritte Classe von Grabdenkmälern bringt. Hier muß ich abermals einen herrschenden Irrthum berichtigen. Während man die Cromiechs für Deuldenaltäre hielt, betrachtete man diese geschlossenen Kreise von aufrechten Steinen als Bardenkreise, d. h. als solche innerhalb deren die Druiden ihre poetischen Triaden wiederholten. Diese Ansicht ist so vag und unrichtig, wie die frühern. Ich konnte mir nicht vorstellen, daß wilde Stämme die Dichtkunst in einem solchen Umfang betreiben sollten, daß die Gipfel der höchsten Berge dem Absingen von Liedern gewidmet und mit einschlägigen Denkmälern fast bedeckt werden sollten. Ich habe diese Ansicht offen ausgesprochen, ehe mir noch die Arbeiten des Hrn. Lukis bekannt waren, der innerhalb der Steinkreise zu Killimillie in der Grafschaft Sligo, wo die Spuren von nicht weniger als 60 Cromlechs auf dem Gipfel eines einzigen Berges noch sichtbar sind, Ausgrabungen anstellen ließ. Diese Frage wurde vollends durch die Zeugnisse entschieden, die uns kürzlich aus Copenhagen zukamen, wo Denkmale dieser Art sehr häufig sind.*) Das Buch von Hrn. Sjöberg ist in dieser Beziehung höchst wichtig. — Die letzte Classe von Monumenten, die Grabhügel oder Tumuli, gehören einer etwas spätern Zeit an als die vorhergehenden, und sie finden sich im ganzen Lande zerstreut.

*) Wohl nicht bei Copenhagen selbst, sondern in Skandinavien überhaupt, und namentlich im südlichen Schweden und in Jütland, so viel wir wissen, wo Celten Jahrhunderte lang gehaust haben müssen. A. d. U.

Digitized by Google

Schilderungen aus den neapolitanischen Provinzen.

Basilicata. — Capitanata. — Terra di Bari. — Terra d'Otranto ꝛc.

(Fortsetzung.)

Alessandro Nardelli in seinem Werke: La Minopoli o sia Monopoli manifestata. Napoli 1773, 8 leitet den Namen von Minos, König von Creta her, der die Stadt erbaut haben soll. Der Wahrheit näher liegt jedoch, daß sie nach Egnatia's Zerstörung entstand, etwa im J. 545 zur Zeit Totila's, Königs der Göthen. (Volaterrano.) Griechen sollen bei der Erbauung besonders thätig gewesen seyn und der griechische Name Monopoli (urbs sola, solitaria) von der isolirten Lage entstanden seyn. Dennoch fand sich folgende Inschrift: *ΜΑΙΑ ΕΤ ΕΡΜΗΣ ΠΑΡΑ ΜΙΝΩΠΟΛΙΝ.* In dem Buche des D. F. Glianes: Istoria e miracoli della Madonna della Madia. Trani 1643. 4° finden sich historische Notizen über Monopoli Im Cronac. Cavese heißt es vom J. 1042: „Maniochus Catapanus apprendit Monopoles Urias et Materam cum magna civium strage.“ Die spätere Geschichte bietet keine bedeutungsvollen Momente dar; Franzosen occupirten die Stadt und venetianische Waffen fügten ihr mancherlei Leid zu.

Monopoli erscheint keineswegs als eine alte Stadt; fast alle Gebäude sind modernisirt und weiß angestrichen. Die Kathedrale ist eine gute geräumige Kirche, die einer viel größeren Stadt Ehre machen würde: sie enthält vielen Marmorschmuck, zwei antike Saulen und ein Paar guter Gemalde. Der Plasond nnd die Seitenwände sind mit Stuck überzogen, der recht täuschend den Marmor nachahmt. Der Thurm hat eine schlanke Form, man sieht jedoch dem ganzen Ban an, daß er aus viel spaterer Zeit ist als die Kirchen von Trani, Bari, Barletta u. s. w. Die Kirche S. Domenico ist ebenfalls sehenswerth. Das Castell der Stadt ist höchst wahrscheinlich von Friedrich II erbaut (einige geben den Vicekönig Peter von Toledo als Erbauer an), liegt aber jetzt in Trümmern da. Auf den beiden zerfallenen Bastionen am Nord- und Südende der Stadt, in der Nahe des Meeres, hat man eine sehr schöne Aussicht. Der sehr mittelmäßige Hafen, der auch hier gegenwärtig ausgebessert wird, windet sich in einer langen, aber schmalen Bucht mitten in die Stadt hinein. Am Ufer war der Fisch- und Oelmarkt; unzählige Oelfässer, dem Hrn. Rasanas gehörig, der auch hier seine Agenten unterhalt, lagen wie eine hölzerne Mauer vor den Hausern und verbreiteten höchst unangenehme Düfte. Ein anderer Hafen, nur für die Fischer destimmt, erstreckt sich an der nördlichen Seite in die Stadt; er ward gebildet, indem man ein altes Flußbett austiefte und das Meer hineindrlugen ließ; die Fischerhütten sind an beiden Seiten in den Felsen hineingegraben und haben das Ansehen natürlicher Grotten, oben mit Saatfeldern, Weinreben und Obstbäumen bedeckt. Die schönsten, anmuthigsten Spaziergange macht man in östlicher Richtung. Hier liegen mehrere große Klöster, das schöne Civilhospital, der stattliche Camposanto (einer der schönsten, den ich an der ganzen Meeresküste sah), viele Masserien und die Villen der reicheren Monopolitaner.

Mein Weg führte mich in eine Thalschlucht und dann in uralte Steinbrüche, die in verschiedenen Abstufungen bearbeitet waren. Sie waren mit Fruchtbäumen von herrlichem Wuchse und Gedeihen, mit jungem, frischem Grün bedeckt, mit Getreide, Wein und blühenden Bohnen ausgefüllt. Solche Steinbrüche finden sich überall in Puglien, in der Nähe jeder Stadt und nicht selten auch an einsamen Orten, deren frühere Bedeutung, Namen und Geschichte man nicht mehr kennt. Der Pfad, den ich verfolgte, senkte und hob sich, und von einem kleinen Hügel überblickte ich ein herrliches Gemälde: es erschien Fasano, die bewaldeten Berge hinter der Stadt, die zahlreichen Villen der Fasanesen strahlten im schönsten Sonnenglanze herüber; hinter Fasano erhoben sich die Hügel der Küste allmählich wieder zu Bergen und man konnte wieder von einer Bergkette der Apenninen reden, ein Name, den sonst die Hügelzüge der Provinzen von Bari und Otranto wahrlich nicht verdienen. Selbst das ferne Ostuni zeigte sich in herrlichster Beleuchtung, es ruhte auf einem bewaldeten Abhange und zu seinen Füßen breiteten sich die Oelwälder bis an das Meeresufer hinab. Die Meeresküste verfolgte ich bis in die Gegend von Serranuova mit meinen Blicken. Nicht minder schön war der Rückblick auf die Stadt, deren Gebäude die sich senkende Sonne überaus scharf abzeichnete.

Ich gerieth auf die neue, im Bau begriffene Landstraße, die über Fasano, Ostuni, Carovigno nach Brindisi geleitet werden soll; sie führt bei Monopoli durch einen wahren Wald von Fruchtbäumen, ein üppiger Thalgrnnd mußte ausgefüllt werden, damit die Straße im gleichen Niveau bleibe, nnd dadurch ging ein herrlicher Orangengarten zu Grunde, deren Bäume mit der duftenden Blüthenkrone an beiden Seiten des Weges hervorragten und eine der schönsten Einfassungen bildeten, die ich jemals sah. Ich traf hier viele höfliche Spaziergauger, die sich ganz ausnahmsweise mit dem Gruße begnügten und keine Unterredung veranstalteten. Auf einem Trümmerhaufen, an der Ostseite der Stadt, unter den Fenstern eines Klosters, sah ich die Sonne untergehen, und die Mönche desselben, ohne Interesse für das schöne Schauspiel, machten sich in albernen Reden und Vermuthungen über mich lustig: der eine nahm mich für einen Schauspieler, der andere für einen Oelreisenden, ein dritter für einen Schweizerofficier und ein vierter für einen Spion, der von den Franzosen abgeschickt sey, um die Landungsplatze der Küste auszukundschaften. Alberti, welcher im Jahre 1525 reiste, lobt Monopoli sehr, obschon es nicht groß, er spricht von ihren schönen Marmorstatuen (von dem Florentiner Lodovico gemeißelt) und ihren Palasten, er rühmt ihre Mauern und Walle und ihre drei Thore und enblich die angränzenden Olivenwälder von 24 Miglien Länge nnd 6 Miglien Breite. Jetzt besitzt das schönste Haus der Stadt, am Hafen, der Cavaliere Martinelli; die Festungswerke sind verfallen, dafür aber schöne, freie Platze entstanden, worunter der Platz vor

dem Gasthofe die erste Stelle einnimmt. Hier vereinigte sich nach Sonnenuntergang die elegante Welt in schöner Kleidung und schönen Equipagen, deren ich über ein Dutzend zählte; ein großer Gerüstbau, zu einem Kirchenfeste und Feuerwerk bestimmt, wurde von der ganzen Einwohnerschaft geprüft und besichtigt, namentlich drehte sich die Unterhaltung der zahlreichen Geistlichkeit einzig und allein um diesen Bretterbau. Monopoli zählt 17,590 Einwohner, unter welchen Wohlstand und Bildung herrschen soll. Die Stadt wird ebenfalls in Alt- und Neustadt eingetheilt; das Seminarium zählt 74 Schüler und mehrere gute Lehrer; die französische Sprache wird eifrig geübt und auch die schönen Künste werden — so viel als möglich — gehegt und gepflegt. Camillo Querno, welcher im J. 1529 zwei Bücher „de bello Neapolitano" schrieb, war Monopolitaner.

Als ich am andern Morgen früh vor Sonnenaufgang abreisen wollte, bat mich der Wirth aufs inständigste, meinen Plan, über Egnatia und Serranuova nach Brindisi zu gehen, aufzugeben und die neue Straße über Fasano zu wählen; er behauptete, es sey durchaus unmöglich an der Meeresküste und in den Oelwäldern den Weg zu finden, auch würde ich Brindisi oder Mesagne nie in Einem Tage erreichen, und ebenso wenig ein Nachtlager unterwegs antreffen. Ein Gendarmerieofficier bestätigte diese wohlgemeinten Rathschläge, und fügte noch hinzu, daß die Bergstraße viel interessanter sey, schönere Aussichten über Land und Meer darbiete und durch den Wechsel der Städte ergötze; ich aber hatte es einmal auf die Trümmer Egnatia's und die Via Appia abgesehen und schlug diesen Weg ein.

(Fortsetzung folgt.)

Wanderungen im südlichen Arabien.

Die Stämme in der Umgegend um Mekka.

Im Süden von Mekka hausen zahlreiche Beduinenstämme, deren Sitten und Bräuche seit Sa'omo's Tagen sich wenig verändert haben. Taroba ist ein sehr beträchtlicher Ort, so groß als Tayf und merkwürdig wegen seiner Pflanzungen, welche die ganze Umgegend mit Datteln versehen, berühmt auch durch den Widerstand gegen die türkischen Truppen des Mehemed Ali. Taroba ist mit Primwäldern und Gärten umgeben und von zahlreichen Bächen bewässert; in der Nähe sind einige Hügel, an deren Fuß die Araber Durra und Gerste pflanzen; die Bewohner gehören zu dem Stamm Begum und sind rüstige, sehr tapfere Leute. Die Wittwe eines getödteten Scheiks hat ihren Namen unsterblich gemacht, indem sie ihr Eigenthum zur Vertheidigung der Stadt verwandte und im Rathe der Häuptlinge thätigen Antheil nahm. Man hat Taroba mit einer Mauer umgeben und einige feste Thürme erbaut. Von da bis Kolak ist das ganze Land von den Atrebiten, dem zahlreichsten Stamm in Hedschas, bewohnt.

In vier Tagereisen gelangt man nach Beische, welches der wichtigste Platz ist zwischen Tayf und Sana; es ist ein sehr fruchtbarer Bezirk und außerordentlich reich an Dattelbäumen. Die Truppen des Pascha von Aegypten fanden hier bei ihrem Feldzug gegen die Wahabiten für einen mehrtägigen Halt Lebensmittel die Fülle. Die Araber nennen Beische den Schlüssel von Yemen, es liegt an einer der großen Straßen, und schwer beladene Kamele können auf keinem andern Wege von Mekka nach Yemen kommen. Bei Beische wurden zwischen Scherif Gelib und Saud, dem Anführer der Wahabiten, einige Schlachten geliefert; als letzterer siegte, erbaute er in der Nähe der Stadt zwei Castelle und übergab sie zur Aufsicht dem Ibn Schokban, den er auch zum Haupt des Stammes Beni Salem, der Bewohner von Beische, erhob; dieser Stamm kann 10,000 Streiter ins Feld stellen. Ueber alles Land von Tayf bis Beische hatten in frühern Zeiten die Scherifs von Mekka eine nominelle Herrschaft; sie residirten zuweilen in Beische und hatten in ihrem Heere zahlreiche Hülfstruppen vom Stamm Beni Salem.

Beische ist ein breites Thal, sechs bis acht Stunden lang, reich an Bächen, Quellen und Gärten. Die Häuser sind besser als die zu Tayf und unregelmäßig über die ganze Strecke zerstreut. Das Hauptcastell ist sehr fest, mit hohen Erdwällen und einem Graben umgeben. Etwa drei Tagereisen nach Südosten ist die Ebene mit zahlreichen Beduinenlagern bedeckt; es sind Kabaniten, welcher Stamm lange vor Mohammed im Heidenthum blühte. Einige von diesen Beni Kaban wanderten nach Aegypten aus, wo sie der Historiker Mesud als Bewohner von Assuan kennt. Die Wahabiten hatten große Mühe, diesen Stamm zu unterwerfen, welcher jedoch später große Anhänglichkeit an die Eroberer zeigte. Die Beni Kaban besitzen vortreffliche Weiden und eine herrliche Pferdezucht; auch die große Zahl ihrer Kamele ist in Arabien sprüchwörtlich geworden.

Alle Araber von Taroba bis Beische und von da westwärts sind Pflanzer und Ackerbauer; die, welche südlich und östlich hausen, sind Beduinen oder wandernde Nomaden. Im Sommer ziehen viele nach den feuchtbaren Weiden von Nedschd. Sie lieferten dem Saud und seinen Wahabiten etwa dreitausend Kameelreiter. Ehedem pflegten sie zu Mekka den nördlichen Pilgern Straußfedern zu verkaufen, und viele Hausirer von Mekka kamen im Winter zu ihnen, um Kattun gegen solche Federn auszutauschen. Angränzend an sie leben die famosen Beni Kelb, Beduinen, von denen im Hedschas viele alberne Fabeln erzählt werden; so sagt man, daß die Männer nie arabisch sprechen, sondern stets wie Hunde bellen — eine Bemerkung, die vielleicht von dem Namen Kelb, welcher Hund bedeutet, entsprungen ist. Ihre Frauen jedoch, wird hinzugefügt, können arabisch sprechen; die Wahrheit ist, daß der Fremde, der in ihren Zelten einkehrt, von den Weibern und nicht von den Männern bewirthet wird.

Von ihren Behausungen gelangt man in ein fruchtbares Thal zwischen steilen Felshöhen, wo der Paß so eng ist, daß zwei Kamele nicht nebeneinander gehen können. Das Thal ist von kleinen Bächen bewässert und voll von Dattelbäumen. Die Araber, die da hausen, bestehen aus Ansiedlern und Beduinen; die ersteren sind Schiiten oder Ketzer der persischen Secte, Anhänger Ali's; die Beduinen dagegen sind meistentheils Sunniten oder rechtgläubige Moslems. Die letztern sind in stetem Zwist mit den benachbarten Häretikern, aber wenn ein fremder Feind in ihr Thal einfällt und ihre Freiheit gefährdet, sind beide Parteien einig. Wenn einer von diesen Beduinen eine Reise unternimmt, sendet er sein Weib in das Zelt eines guten Freundes, der in jeder Beziehung die Stelle des Ehegatten während dessen Abwesenheit vertreten muß; nach der Rückkehr übergibt er ihm das liebevolle Weibchen.

Die Bergbewohner sind gegen die Hirten der niedern Bezirke

Digitized by Google

feindlich und oft unter sich selbst im Streit. Sie sind alle sehr kriegerisch, und nur dem Wahablienchef Saud gelang es, ihren Privatfehden Einhalt zu thun. Ganz nahe bei der Bergkette, wo häufig Straußenjagden stattfinden, liegt der Marktplatz Toga mit Hütten aus Schilf und Strauchwerk. Die Bewohner stehen in freundschaftlicher Verbindung mit den Scherifsfamilien zu Mekka, denen sie öfters in den früheen Bürgerkriegen ein Asyl gewährten.

Das Land westlich von dee Bergkette bis zum Meere hin wird Tehama genannt. Die Bewohner dieser Niederung sind arm, denn es gibt wenig fruchtbare Stellen; in der untern Tehama sind im ganzen Jahr oft nur dei oder vier Regentage. Die Beduinen dieser Gegend hatten sich fast alle ins Gebirge zurückgezogen, als Mehemed Ali im Hedschas einfiel, nicht aus Furcht vor den Türken, sondern weil sie nicht sicher waren, von heerumstreifenden Beduinen feindlicher Stämme angegriffen zu werden.

Die große Wüste östlich von Beische, die sich bis zu den Gränzen von Oman erstreckt, wird von den Beduinen Roba el Kali, die leere oder verödete Wohnung genannt. Im Sommer ist sie ganz verlassen, da sie keine Quellen hat. Nach dem Regen im Winter, wenn der Sand Kräuter hervorbringt, weiden alle die großen Stämme von Nedschd, Hedschas und Yemen ihre Heerden in dem Theil der Wüste, der an ihr eigenes Land gränzt. Der sandige Boden wird häufig von Straußen besucht, welche von lauernden Beduinenjägern getödtet werden. Die einzige bewohnbare Stelle in dieser traurigen Sandfläche ist das Wadi Dschebrin. Da führt die Straße vorbei, auf welcher die Nedschdaraber nach Hadramaut reisen; es ist ein langer Grund mit Dattelbäumen und Brunnen, aber das schlimme Klima schreckt die Menschen ab, sich hier niederzulassen. Die Datteln werden von vorüberziehenden Reisenden gepflückt.

Die Gegend südlich von Mekka nahe an der Seeküste, westlich an der Bergkette, ist flach und mit Hügeln durchschnitten, die nach und nach verschwinden, wenn man dem Meere naht, dessen Küste fast nach jeder Richtung hin eine flache Ebene von einigen Stunden Umfang darbietet. In Friedenszeiten wird diese Landstreße von Karawanen sehr besucht, welche entweder der Küste entlang nahe bei den Häfen oder am Fuße der Berge hinziehen. Hier haust der Stamm der Beni Harb, der mächtig und zahlreich ist in dem Lande zwischen Mekka und Medina.

Ein Achtung gebietendes Heer von 30,000 Streitern könnte dieser mächtige Stamm der Beni Harb ins Feld stellen. „Söhne des Krieges" bedeutet Beni Harb, und wirklich üben sie sich von frühester Jugend an in den Waffen. Ein Theil der Mitglieder des Stammes sind Landwirthe, ein Theil Beduinen oder wanderude Hirten. Die syrische und ägyptischr Pilgerkarawane bringen ihnen sehr ansehnlichen Gewinn. Einst waren sie die Herren von Hedschas und die Scherife von Mekka schlossen oft mit ihnen Schutzbündnisse. Diese tapfern Söhne des Schwertes waren die letzten, welchr sich den vordringenden Wahabiten unterwarfen. Die Beni Harb machen häufig Streifzüge bis in die reichen Ebenen von Hauran, Beute machend, Menschen und Thiere fortführend, wie weiland in den Tagen der jüdischen und syrischen Herrscher, wie zu den Zeiten des Jojakim oder Benhadad.

Bei den Beni Harb, wie unter den andern Beduinenstämmen ist das größte Fest das der Beschneidung. Die Knaben erfahren diese Operation zu allen Jahreszeiten in einem Alter von 6 oder 7 Jahren. An dem Morgen des für die Beschneidung bestimmten Tages schlachtet der Vater des Knaben ein Schaf, und sein Oheim oder nächster Verwandter bringt gleichfalls ein geschlachtetes Schaf ins Zelt. Alsdann wird ein Kameisattel vor das Zelt gelegt und über denselben ein rothes Tuch gebreitet und an den vordern Theil Straußenfedern gesteckt. Die Frauen des Lagers versammeln sich auf dieses Zeichen, welches Mafana genannt wird, und vertreiben sich die Zeit mit Singen, während die Männer im Zelte schmausen. Nach Beendigung der Mahlzeit wird der Knabe beschnitten und die Frauen erhebren diesen Act mit einem lauten Gesang. Die Männer verlassen nun das Zelt, nehmen ihre Lanzen und besteigen ihre Stuten. Jeder von ihnen reitet dreimal um die Mafana, dann ordnen sie sich zu beiden Seiten des Zeltes in zwei Linien und beginnen ihre kriegerischen Evolutionen. Ein Reiter der einen Linie galoppirt hinüber nach der andern und fordert einen von ihnen heraus zum Kampf. Letzterer naht sich ihm augenblicklich und sucht vor der Stute desselben den Vorsprung zu gewinnen. Ist er bei der andern Linie angelangt, so fordert er seinerseits einen heraus, und so währet das Kampfspiel herüber und hinüber länger als eine Stunde, zu Ehren des Zeltes, wo die Beschneidung stattgefunden hat. Die weiblichen Zuschauer singen die ganze Zeit über ihren Ahnen und preisen den besten Reiter oder den Besitzer der flüchtigsten Stute.

Während des Ramazan umgeben diese Beduinen ein großes Viereck mit Mauern von lockern Steinen und verrichten hier ihre Andacht, indem sie diesen umfriedigten Raum als eine Capelle (Meßched) betrachten. Nach dem Morgengebet üben sie oft ihre Rosse auf der Ebene vor der Capelle auf die eben beschriebene Weise.

Wenn die Abwesenheit eines Verwandten aus der Heimath ungewöhnlich lange sich verzögert hat oder wenn es bekannt ist, daß er sich in eine gefährlichr Unternehmung eingelassen hat, so thut seine Familie das Gelübde, bei seiner Rückkehr einige Straußenfedern auf den Gipfel des Zeltes zu pflanzen, damit, wenn er dieselben aus der Ferne erblickt, er von der freudigen Hoffnung belebt werde, bei seiner Ankunft herzlich begrüßt zu werden. Ein Araber thut manchmal auch das Gelübde, Gott ein Kamel zu opfern, wenn seine Stute ein weibliches Füllen zur Welt bringt. In diesem Fall schlachtet er dann das Kamel und sein Fleisch gewährt allen Freunden einen festlichen Schmaus.

Eisenbahnreform in England. Nach dem Athenäum vom 13 Januar ist bereits eine peaelsorische Cammittee in London zusammengetreten, um eine Eisenbahnreform-Verbindung zu begründen, deren Zweck seyn soll, die Regierung zu bewegen, alles Eisenbahneigenthum für den Staat zum Marktpreis anzukaufen und sie mit dreiprocentigen Consols zu bezahlen; dann sollen alle Fahrpreise gleich gestellt und sämmtlich vermindert werden, und zwar auf ein Sechstel des jetzigen Durchschnittspreises, wobei dach noch auf einen Gewinn gerechnet wird. Jeder Wagenzug zwischen London und Birmingham führt jetzt im Durchschnitt etwa 80 Personen, während dos Zehnfache dieser Zahl mit wenig vermehrten Kosten geführt werden könnte. Dieser Plan, klug ausgeführt, könnte allerdings dem Handel einen großen Vorschub geben, dem Publicum fünf Millionen an directen Abgaben sparen, die Regierung in den Stand setzen Sir Rowland Hills Plan einer Postreform vollkommen durchzusetzen und vor allem den Armen einen unberechenbaren Vortheil gewähren, da sie durch die prohibitorischen Fahrpreise jetzt von dem Vortheil des Eisenbahnreisens ausgeschlossen sind.

München, in der Literaetsch-Artistischen Anstalt der J. G. Catta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 28.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

28 Januar 1844.

Der neue Menschenhandel.

Einfuhr von Chinesen in Westindien.

Noch ist diese Einfuhr, so viel wir wissen, nicht im Gange, aber alle Vorbereitungen dazu sind getroffen, und der Colonialminister Lord Stanley hat seine Erlandniß dazu gegeben. Das betreffende Document ist vom 4 September vorigen J. datirt, und wir ersehen daraus zugleich auch den wahren Grund, weßhalb es mit der „freien" Einwanderung afrikanischer Schwarzen nicht gehen will; die nicht unbegründete Eifersucht und der Verdacht fremder Staaten würde erwachen, da man in Afrika eigentlich keine Freien habe, sondern nur den Häuptlingen Sklaven abkaufen oder, wie Lord Stanley sich ausdrückt, sie von den Häuptlingen frei kaufen kann; „ein solches Verfahren würde, wenn man es zugäde, wo nicht zu den wirklichen Uebeln des Sklaoenhandels führen, doch aber fremden Staaten gerechten Grund zur Eifersucht geben." Das Resultat ist also: man kann aus Afrika, wenn man nicht einen neuen Negerhandel einführt, keine irgend genügende Zahl von Arbeitern erhalten. Man muß sich also anders wohin wenden, und hier kommen, wie schon früher eewahnt, zuerst die Kulis, dann die Chinesen in Betracht. Lord Stanley setzt in der gedachten, von seinem Secretär Hope unterzeichneten Depesche die Bedingungen auseinander, unter denen er die Einführung von Chinesen in Westindien und Guiana gestatten will. Die erste Bedingung ist, daß die Anwerdung nur in den englischen Besitzungen in der Malaccastraße, Malacca, Singapur und Pinang stattfinde. Der Grund dieser Beschränkung liegt augenscheinlich darin, daß man an allen andern Orten durchaus keine Aufsicht üder die Anwerdung führen könnte' Man hat au dem Beispiel der Kulianswanderung gesehen' zu welchen Abscheulichkeiten diese gestattete Auswanderung troß der Aufsicht der anglolndischen Regierung geführt hat, und will somit der Hadsucht der Seelenverkäufer nicht ganz Zaum und Zügel schießen lassen. Indeß erhedt sich eine Hauptschwierigkeit, hinsichtlich deren man dem Lord Stanley nicht ungegründete Vorwürfe macht: er gestattet, wenn auch unter einschränkenden Bedingungen, daß Contracte mit den Einwanderern auf fünf Jahre geschlossen werden, ehe sie in der Colonie anlangen, wo sie dann erst die Verhältnisse des Landes in Bezug auf Arbeit und Preis der Lebensmittel aus eigener Ansicht kennen lernen können. Man hat namentlich in Guiana das Beispiel des sogenannten „Gladstone-Sklaoenhandels" oor Augen, wo zwei HH. Gladstone Kulis in Indien anwarben und zugleich einen fünfjäheigen Contract oor ihrer Ankunft im Lande mit ihnen schlossen, wodurch sie allen Launen ihrer Hereen ausgesetzt wurden, und in großer Anzahl durch die harte Arbeit hinstarben. Indem man einen Veetrag mit den Chinesen oor ihrem Eintritt in die Colonie abschließt, will man sie durch geeingern Lohn, als gewöhnlich in der Colonie gezahlt wird, die Uebeefahrt aus und wieder nach Ostindien zahlen lassen, und wenn sie nicht bei dem Herrn bleiben, der sie uesprünglich angeworben und ihre Ueberfahrt bezahlt hat, so verlieren sie die Ansprache auf die Ueberfahrt zurück nach Ostindien. Man hält sie also durch die bei den Chinesen stets so lebendige Hoffnung auf Rückkehr in ihr Vaterland fest, daß sie bei dem ersten Herrn, wie auch dessen Behandlung seyn mag, bleiben sollen. Mau kann nun dem Plan folgende Alternative stellen. Entweder wird dieß System der vorausgehenden Contracte gebilligt und ausgeführt, dann ist das Ganze nichts anderes als eine Art Seelenverkauf; oder die Chinesen lassen sich diese Contracte, auch wenn sie solche vorher eingegangen haben, nach ihrer Ankunft in der Colonie nicht gefallen, und dann möchte man wohl kaum gerathen finden, Leute aus Singapur und Malacca herzuholen, um ungefähr denselben Lohn zu zahlen wie jetzt, denn es ist in keiner Weise zu erwarten, daß die Zahl der einwandernden Chinesen so groß werden wied, daß der Tagiohn wesentlich gedrückt würde.

Schilderungen aus den neapolitanischen Provinzen.

Basilicata. — Capitanata. — Terra di Bari. — Terra d'Otranto ꝛc.

(Fortsetzung.)

Schon eine halbe Stunde hinter Monopoli begann das Verirren; unzählige Pfade kreuzten sich auf ganz unebenem

Digitized by Google

Boden und wir gelangten in die Nähe einer Masserie am Meere, von wo aus wir wieder landeinwärts geschickt wurden. Nun ging es eine Stunde lang durch Oelwälder, dann mußten wir mehrere Buchten des Meers umkreisen und geriethen auf dem steinigen Boden in so tief ausgehöhlte Wagengeleise, daß nur im langsamsten Schritt fortgefahren werden konnte. Ich zweifle nicht, daß dieß ein Stück der Via Appia. Die Wagenspuren, in welche ohnedieß kein modernes Fuhrwerk mehr hineinpaßt, gehen in ganz gerader Richtung auf Torre d'Egnazia oder Torre d'Ennazzo zu. Ich mußte das eine Pferd ausspannen und das Netz für das Gepäck unter dem Wagen aufbinden lassen, um weiter zu kommen, und verwendete zwei Stunden auf einen vier Miglien langen Weg. Dicht vor Torre d'Egnazia mußte auch das zweite Pferd ausgespannt, und um nicht alles zu zerbrechen, mein Wägelchen mit unsern eigenen Händen über das abschüssige und unebene Terrain vorsichtig weiter gefördert werden. Und wie bitter ward ich nach solcher Arbeit durch die Ruinen Egnatia's enttäuscht! Außer einem mittelalterlichen Thurme, der aus antiken Fragmenten zusammengefügt scheint, existirt von dem alten Egnatia nach welchem eine große Landstraße den Namen führte, nichts mehr — der Küstenweg hieß früher Via Egnatia, später Via Trajana und war belebter als der andere Arm der Via Appia über Venosa und Gravina nach Tarent und Brundusium — von welchem Strabo, Plinius, Pomponius Mela, Ptolemäus und Horaz reden. In dem ofterwähnten Buche des Pratilli über diese alte Heerstraße, welche Cicero „militaris" nennt, findet sich sogar ein Plan der Ruinen: Nach der Meerseite hin liegen die Gräber in Felsen gehauen, in der Mitte der heutige Thurm Torre d'Anazzo oder Enazzo; dahinter das Castell, zur Seite desselben eine antike Fontäne und eine unterirdische Wasserleitung; dann durchschneidet die Via Egnatia (Via Appia) die Stadt der ganzen Länge nach; auf der andern Seite befinden sich die Trümmer eines großen viereckigen Gebäudes, aus dessen Fundamenten auf Thermen zu schließen seyn sollte. Von allem diesem sah ich nichts, wohl aber fand ich in einiger Entfernung Spuren von Gräbern und mächtige Steinbrüche, aus denen wahrscheinlich das alte Egnatia erbaut wurde. Thermen, Mauern, Tempelüberreste, Inschriften (wie z. B. eine auf Campanius Flaccus) und Stücke eines Meilensteins auf welchen die Zahl 143 zu erkennen (Pratilli), fand ich nicht heraus. Nicht einmal die bei den Alten ofterwähnte Quelle süßen frischen Wassers, welche wahrscheinlich der Nymphe Hippona geweiht war, wie aus einer in Capua gefundenen Inschrift: Hipp. Egnatiæ Neptuno cum Cerere u. s. w. erhellt, konnte ich ausfindig machen, dagegen sprudelten in der Nähe des obenerwähnten mittelalterlichen Thurms einige salinische Quellen aus dem Boden. Eine Tafel mit einer langen Inschrift aus dem vorigen Jahrhundert ließ ich unberücksichtigt. Die Umgebungen haben einen sterilen Charakter und Cluverius hat ganz Recht, wenn er schreibt, „agro circumjecto aridissimo" und darauf die bekannten Verse des Horaz bezieht: „Dein Gnatia lymphis iratis extructa dedit risusque jocosque: dum flamma sine thura liquescere limine sacro persuadere cupit." Horat. Sat. I, 5, 97. Man vgl. über diese Fabel Plinius II, 107. Götter, Nymphen und Menschen haben jetzt diese Gegend verlassen, die übrigens niemals einen großen Reiz gewährt haben kann, dennoch hatte Egnatia im Alterthume einen gewissen Ruf. Hier wie in Brundusium schifften sich Reisende nach Griechenland und Asien ein und sogar jenseits in Dyrrhachium soll die Fortsetzung des Wegs nach Macedonien und Thracien mit dem Namen Via Egnatia bezeichnet worden seyn, weßhalb Cicero sie auch einmal „die berühmte Heerstraße nennt, die vom jonischen Meere bis zum Hellespont führt." Die Zeit der Zerstörung Egnatia's ist nicht genau bekannt, man nennt Totila, Lothar und die Griechen; gewisser ist die Entstehung Monopolis nach dem Untergange Egnatia's. Die Abtei S. Stefano ward von Goffredo dem Normannen im Jahre 1086 gegründet. Hier und bei dem sogenannten Torre di Canne erkennt man noch die schwachen Spuren der alten Straßen. Münzen mit dem Namen der Stadt sind, so viel ich weiß, niemals in Egnatia und der Umgegend gefunden worden.

In sehr verdrießlicher Stimmung, unter den kräftigsten Kernflüchen meines Kutschers und der Verwunderung meines Dieners setzte ich den beschwerlichen Weg fort. Wir kamen noch an mehreren Steinbrüchen vorüber oder vielmehr in dieselben hinein, die alle würfelförmig und treppenartig ausgehauen waren und hatten vollauf zu thun, einen mehr rechts, nach Fasano hin gelegenen Oelwald zu erreichen, wo der Weg es gestattete, daß die Pferde uns Menschen ablöseten. Fasano zeigte sich mit seinen zahlreichen Masserien und weißen Casinos in herrlicher Lage und preßte mir, der ich diesen ganzen und vielleicht auch noch den folgenden Tag auf ähnlichen Pfaden mich abquälen zu müssen wähnte, manchen reuevollen Seufzer aus. Zu meiner freudigen Ueberraschung wurde jedoch in dem Oelwalde der Weg viel besser. Ein ziemlich fester Rasen war mit den schönsten Frühlingsblumen bedeckt und in raschem Trabe kam ich, weit über Fasano hinaus, bis in die Richtung von Cisternino welches landeinwärts zwischen Fasano und Ostuni liegt. Cisternino soll das alte Saturnium seyn und Diomedes es gegründet haben. Ein Thurm daselbst soll die Spuren des grauesten Alterthums an sich tragen, auch bei dem Monte delle forche, bei der Kirche S. Cataldo sollten sich deutliche Merkmale der alten Stadt und in der Hauptkirche mehrere antike Säulen finden. Die Griechen stellten im siebenten Jahrhundert die Stadt wieder her, welche sich unter den Normannen hob. 1520 ward sie an die Venetianer verpfändet, aber 8 Jahre später vom Marchese del Vasto wieder gewonnen.

Da, wo der Oelwald aufhörte, erstreckte sich eine blumen- und kräuterreiche Ebene bis an das Meer; das Ufer ist überall mit Wachtthürmen versehen, deren Wächter den Schleichhandel hindern sollen. Mein Weg führte wiederum an den hier sandigen Strand, wo in einzelnen Buchten einsame Landungsplätze gebildet waren. Kleine Seen in der Nähe, mit üppigen Schilfgewächsen umgeben, gewährten ein sehr anmuthiges Bild

Digitized by Google

nur fehlte, Waſſervögel und Inſecten ausgenommen, der Landſchaft alles Leben. Bei dem Caſtello di Villanova, von wuchernder Vegetation rings umgürtet, ſo daß Blumendüfte aller Arten die Atmoſphäre erfüllten, fanden wir arme Leute beſchäftigt, welche Seegras ſammelten und zu Aſche verbrannten, an einzelnen Plätzen ſtreuten andere etwas Salz zu gewinnen und ich freute mich zu bemerken, daß ſie daran durchaus nicht von den benachbarten Zollwächtern gehindert wurden. Jetzt rückte Oſtuni näher, in ſeiner Felſenlage höchſt ſtattlich anzuſchauen, wir kamen an einer Taverne vorüber, wo eine lange Inſchrift in prahleriſchen Worten verkündete, daß unter der Regierung dieſes oder jenes Königs dieſer einſame und gefürchtete Weg zum Nutzen und Frommen der Wanderer ausgebeſſert und mit Herbergen verſehen worden. Dieſe fand ich jedoch verſchloſſen und alles Schreien und Rufen blieb ohne Erfolg. Ungefähr an dieſem Punkte beginnt die Provincia d'Otranto, das alte Meſſapia, nördlich von den Calabri, ſüdlich von den Salentini bewohnt. Manche Geographen, z. B. Cluverius, begreifen das Gebiet der Salentiner mit unter dem Namen Calabria (welches nicht mit dem heutigen Calabrien zu verwechſeln iſt) und in dieſem Sinne ſpricht die bekannte Grabſchrift des Virgil: „Mantua me genuit, Calabri rapuere;“ andere theilen Japygia, welches hin und wieder für Meſſapia gebraucht wird, in das Land der Calabri, Salentini und Meſſapi ein und nehmen an, daß die eigentlichen Meſſapier zwiſchen den beiden erſteren gewohnt haben. Dichter nehmen ſich die Freiheit den Namen Calabria ſogar auf Apulien und den Gargano überzutragen. Vgl. Horat. Od. 1, 31 („aestuosae gratа Calabriae armenta.“) Japygiens Gebiet dehnte ſich einſt bis Croton aus, ward aber nachher in die alten Gränzen zurückgewieſen.

Das Caſtello di Villanuova war einſt der Hafen von Oſtuni und iſt vielleicht das Aſtone des Villani (VI, 18) wo nach einigen Chroniken und Geſchichtſchreibern Friedrich bei ſeiner Rückkehr aus Jeruſalem landete. Oſtuni ſelbſt nicht geſehen zu haben bedauere ich ſehr. Unſtreitig iſt es eine uralte Stadt, wenn auch nicht gerade vom Oſtonius, dem zweiten Sohn des Diomedes, erbaut; es hat enge und bergige Straßen; eine Mauer mit Spuren von Thürmen und Baſtionen umgibt, wenn gleich theilweiſe in Trümmern daliegend, die Stadt. Zwei Caſtelle vertheidigten einſt die Stadt: das erſtere, von unbekannter Hand erbaut, auf der höchſten Spitze des Hügels gelegen, das andere aus normänniſcher Zeit. Holſtenius meint, daß hier der Ort: „ad speluncas,“ der häufig auf den Itinerarien vorkommt, zu ſuchen; ich vermuthe jedoch, daß darunter vielmehr der Punkt zu verſtehen, der heutzutage Taverna nuova genannt wird, denn hier fand ich ganz in der Nähe die Spur der Via Appia und die Meilenzahl XXI von Egnatia ſtimmt ebenfalls. In Oſtuni finden ſich Trümmer eines Palaſtes der Königin Bona und zwei Miglien von der Stadt liegt in ſchöner romantiſcher Gegend ein ſtattliches Kloſter an der Stelle wo der erſte Biſchof und Märtyrer Orontius in einer Höhle einen Zufluchtsort fand vor den Verfolgungen des Befehlshabers von Lecce. Mehrere Miglien landeinwärts, hinter dem Monte di S. Benedetto, liegt das Städtchen Ceglia, wie oben erwähnt, nicht mit dem Ceglie bei Bari zu verwechſeln. Die von verſchiedenen Numismatikern beſchriebenen Münzen mit der Legende *KAIAINΩN* gehören höchſt wahrſcheinlich alle dem brindiſiniſchen Ceglia an, welches immer Caelium geſchrieben wird, während Celia bei Bari ſtets ohne Diphthong vorkommt. Strabo nennt es *Kelia*; auf der Peutinger'ſchen Tafel kommt es in der Entfernung von 9 Miglien von Bitonto vor. Ich ſprach bereits von den Trümmern Celia's, wo meines Wiſſens bis jetzt keine Münzen aufgefunden wurden. Plinius III, 11 nennt Caelium und ſetzt es in die Nähe von Brindiſi.

(Fortſetzung folgt.)

Mittheilungen über Kislär.

(Ruſſiſches Journal des Miniſteriums des Innern. Nov.)

1. Die Steppennatur jenſeits des Terek. — Die Stadt. — Schiiten. — Häuſer, Straßen, Tataulen. — Baſare. — Pappelwäldchen. — Der Terek.

Jenſeits Mosdok auf der Straße nach Kislär neigen ſich die kaukaſiſchen Steppen merklich dem ſchwarzen Meere zu, und erhalten ein wilderes, öderes Anſehen. Links von der Straße bemerkt man die Wachthäuschen der Cordonkoſaken und die Majaks,*) rechts in blauer Ferne ziehen die kaukaſiſchen Bergketten hin. In Naur theilt ſich die Poſtſtraße; gegen Südoſten windet ſie ſich nach den Ufer-Stanitzen fort bis zur Fähre von Amir-Adſchinet,**) und gegen Nordoſten führt der Weg nach Kislär nahe an der Sandſteppe hin. Sogenannte Salzlaken (solontschaky), tiefe, mit einer Salzkruſte überzogene Gruben, ſind über die Steppe hin verbreitet. Juſtri, wilder Hanf, Burian und das graue Pfriemengras bedecken die Seiten des Weges und in der Ferne ſieht man die rauchigen Hütten der Kasanogaier. Die Sammeeſchwärme in den waſſerloſen Einöden, die Mücken und andere Inſecten machen den Weg außerordentlich beſchwerlich; zum Glück ſind jetzt die Poſtſtationen beſſer eingerichtet, und man hat nicht mehr ſo viel Aufenthalt zu erfahren, wie früher. Damals fing der Nogaier die wilden Pferde mit der Schlinge auf der Steppe ein und ſpannte ſie ſo gut es gehen wollte dem Reiſenden vor; ein Haufe Nogaier ſtellte ſich vor die Pferde und hielt ſie an den Mähnen. Wenn nun der Poſthalter und der Reiſende ſich geſetzt hatten, theilte ſich der Haufen und man ließ den Pferden den Zügel ſchießen. Der Nogaier hält dieſe nicht an, ſondern treibt ſie an mit lautem Geſchrei und durchdringendem Pfeifen, und ſucht ſie nach der Stelle zu lenken, wo die nächſte Station iſt. So ging es einige Werſte weit am heißen Mittag im Sande fort, die Pferde fielen nicht ſelten auf dem Wege oder wurden ſo ermattet, daß ſie nur in langſamem Schritt fortkommen konnten. Häufig ereignet es ſich bei ſolcher Fahrt, daß der Wagen zerbricht und umſtürzt, ſo daß

*) So nennt man eine hohe Stange, an denen ein Pechfaß oder mit Theer überſchmiertes Stroh befeſtigt iſt. Der wachthabende Koſak zündet, wenn er Räuber kommen ſieht, dieſen Majak an; das Signal pflanzt ſich von Piket zu Piket fort und die Koſaken eilen nach der bedrohten Stelle.

**) Auf dieſer erſt im Jahre 1838 angelegten Straße wird die Verbindung mit den detaſchirten Corps auf der linken Flanke der kaukaſiſchen Linie unterhalten.

Digitized by Google

man den Reisenden für todt aufhebt, bedeckt mit Sand und Insecten, von denen die glühende Steppe voll ist.

Bei Karagaglinka, einem grusinischen Dorfe neun Werste von Kislär, ist eine Fähre über die Perowa *) eingerichtet. Die Fülle und Mannichfaltigkeit der Erzeugnisse einer südlichen Natur erkennt man auffallend an diesem breiten und reißenden Arm des Terek. Zahlreiche Heerden von Rindvieh und Schafen decken die fruchtbaren Thäler, allenthalben grünen die Tschaltuken (Reisfelder) und Weingärten. Hellrothe Fasanen und plumpe Trappen fliegen einem entgegen, Rebhühner, Tauben und Schnepfen verschiedener Art bedecken die Ufer, Kraniche und Reiher wandern in Schaaren an den Sümpfen herum. Schwäne schwimmen auf den Seen, gewöhnliche Wildenten und Rothenten oder Gagaren, Flamingos (rothe Reiher), wilde Gänse, Sichelschnäbel, Löffelgänse, Möwen, Lerchen mit schwarzem Halsband und andere große und kleine Vögel erfüllen die Luft mit ihrem Geschrei, und fliegen vor und über einem umher. Menschen verschiedenen Stammes und verschiedener Herkunft, schwarze, weiße und olivenfarbige, Leute in Filzmänteln, bunten Tataren, in Mänteln von Roßfellen (jergak), in Tscherkessentracht und Schafpelzen und in gleich mannichfaltigen Mützen begegnen einem jeden Augenblick zu Fuß, zu Pferd und auf zweirädrigen Karren.

Sieben Werste von Kislär beginnen schon die Gärten; das ist keine Straße, das ist eine reizende, aromatische Allee, auf beiden Seiten von hohen, schlanken Pappeln beschattet, von tiefen, aus dem Terek hergeleiteten Canälen bewässert, aus denen das Wasser geräuschvoll sich in die Gärten ergießt. Wenn man aus dieser zauberhaften Allee heraus und an dem grusinischen Kirchhof vorübergekommen ist, sieht man in der Ferne Kislär auf einer weiten Ebene ausgebreitet am linken Ufer des Terek. Eine dunstige Weinatmosphäre umgibt einen, wenn man sich der Stadt nähert, und Krähen fliegen in solcher Menge auf, daß sie das Licht der Sonne verfinstern.

Kislär besteht aus der Stadt, der Veste, der Soldatenvorstadt und den Feldanlagen, von den Tataren Kiedy-aul genannt. Zur Stadt gehören: 1) die armenische Abtheilung, „Armenkyr" genannt, 2) die georgische (grusinische) Stadt Kueze-aul, 3) die Staniza der terischen Kosaken, 4) die Abtheilung der Neubekehrten oder Kristi-aul, 5) die tatarische Abtheilung, bewohnt von Persern (Tesik-aul), Nogaiern und Kumyken (Okotschie-aul) und kasanischen Tataren (Kasante-aul). Die Erdwälle der Veste erheben sich einsam über die weite Ebene zwischen der Soldatenvorstadt und der Stadt; ihr öder, einförmiger Anblick ist geeignet Niedergeschlagenheit zu erwecken. Das nördliche und südliche Thor sind vernagelt, die andern mit Zugbrücken an eisernen Ketten mahnen an die Zeit, wo Parole und Losung hier nicht bloß zur Uebung der Truppen da waren. Die eisernen Kanonen, die von dem Angriff Scheich Mansurs bis auf den Einfall Kasy-Mullahs keinen Schuß mehr gethan hatten, liegen friedlich an den Mauern. Das Wasser in den Gräben ist mit grünen Wasserpflanzen und mit Schilf überwachsen.

*) Aus dem Terek wurde 7 Werste oberhalb Kislär ein Canal abgeleitet, um die Felder und Gärten im Norden der Stadt zu bewässern. Dieser Canal leitete durch die Heftigkeit der aus dem Terek in ihn strömenden Gewässer den Fluß Borozda, aus welchem im Jahre 1813 in nördlicher Richtung ein starker, reißender Bach durchbrach und sich einen Weg ins kaspische Meer bahnte. Dieser Bach erhielt den Namen Perowa (wörtlich: der Durchriß).

Die Soldatenvorstadt liegt westlich von der Veste. Entlassene und ausgedient Soldaten, Civildiener, Invaliden, Soldatenfrauen und viele Kleinbürger wohnen in diesem entlegenen Theil der Stadt. Russen und andere Reisende nehmen meistentheils hier ihren Aufenthalt, denn die übrigen Einwohner nehmen mit Ausnahme der Russen nicht gern Fremde bei sich auf, wer sie auch seyn mögen.

Kirdy-Aul ist durch einen breiten leeren Raum von der ganzen Stadt getrennt. Hier sind eine Menge Wein-, Frucht- und Gemüsegärten, die den Einwohnern von Kislär gehören.

Russisch-griechische Kirchen sind in Kislär fünf, armenische drei und Moscheen fünf, sämmtlich von Holz. An den Moscheen sind Schulen errichtet, wo die Kinder der Mohammedaner vom Morgen bis zum Abend in singender Weise den Koran lesen und die arabischen Buchstaben malen lernen. Die Mullahs, welche die Stelle der Lehrer vertreten, erhalten von den Eltern für ihre Mühe eine ziemlich bedeutende Bezahlung; in einer dieser Schulen soll der später durch seine Raubzüge so bekannte Kasy Mullah erzogen worden seyn. Die meisten Moslems von Kislär sind Schiiten.

In Kislär findet sich mit Ausnahme der Regierungsgebäude in der Festung kein einziges steinernes Haus; doch haben viele steinerne Fundamente. Die Häuser der reichen Armenier sind größtentheils mit zwei Flügeln nach dem Hof zu gebaut, welche durch eine Galerie mit einem großen Vorhang verbunden sind. Die eine Hälfte des Hauses ist die Frauenabtheilung, welche sich von der der Männer durch Fenster mit eisernen roth angestrichenen Gittern auszeichnet. Die Thore sind stets geschlossen; für die Dienerschaft sind Erdhütten an beiden Seiten des breiten Hofes gebaut, wo auch das Hausvieh, Geflügel u. s. w. ein Unterkommen findet. Die vierte Seite des Quadrats nimmt in einigen Häusern ein mächtiger hölzerner Bau ein, nämlich die Branntweinbrennerei, über welche der knorrige Krahn (anber) des Brunnens hervorschaut. Dann folgt der Weingarten, der an vielen Stellen von Canälen durchschnitten ist, die aus dem Terek in die Stadt geleitet sind. Die Gartenalleen führen nach einem zweistöckigen Pavillon, der von Aprikosen- und Maulbeerbäumen beschattet ist. — Die Häuser der armen Einwohner, welche von den angesehenern Bürgern verächtlich Parzaj genannt werden, was wörtlich übersetzt der „Reine" bedeutet, sind aus Flechtwerk erbaut, das mit Lehm verschmiert ist, worunter man geschnittenes Stroh und Spreu gemischt hat, oder sie sind aus ungebrannten Backsteinen aufgeführt, manchmal aber bestehen sie bloß aus zwei Gerüsten, deren Mitte mit Erde und Sand ausgefüllt ist. Die Dächer sind flach, von Erde und mit Gras bewachsen. Sie dienen im Sommer als Zufluchtsort gegen die dumpfe Luft, und manchmal weiden Ziegen und Schafe darauf. Alle diese Gebäude sind nicht fest, auf feuchtem Boden angelegt und der Gesundheit nachtheilig.

(Fortsetzung folgt.)

Ray-Club. Unter diesem Namen will man in England eine Gesellschaft zur Beförderung der Naturgeschichte bilden, indem man Originalwerke über Zoologie und Botanik, neue Ausgaben bewährter Schriften, seltene Abhandlungen und Manuscripte, welche Licht auf die Geschichte dieser Zweige der Wissenschaft werfen können, drucken und unter den Mitgliedern verbreiten läßt. Namentlich hofft man dadurch für die Zoologie und Botanik Englands viele Kräfte zu sammeln. (Lit. Ges. vom 13 Januar.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 29.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

29 Januar 1844.

Die Dampfschifffahrt auf dem Parana.

(Nach den Nouv. Annales des Voyages. Dec. 1843)

Ein gewisser Hernan Overhagen, Bürger der argentinischen Republik, hat in einer kleinen Schrift, betitelt „Versuch über die Topographie der Flüsse Plata, Parana, Paraguay, Vermejo und Pilcomayo," die Vortheile der jetzt beginnenden Dampfschifffahrt auf dem Parana zu entwickeln gesucht. Er vergleicht den Aufschwung, den dieses ganze ungeheure Landergebiet nehmen könnte, demjenigen des Mississippi-Bassins seit der Besitznahme Louisiana's durch die Nordamerikaner, und wenn auch im Paranagebiet ein bedeutendes Element, nämlich eine eben so strebsame Bevölkerung fehlt, so ist doch kein Zweifel, daß Landanbau und Handel einer unglaublichen Zunahme fahig sind, und daß sich für Europa ein neues Feld tropischer, nicht durch Sklavenarbeit gewonnener Producte und neue Absatzwege öffnet. Ohne uns bei den Vortheilen aufzuhalten, welche den innern Provinzen der argentinischen Republik selbst daraus erwachsen müßten, wollen wir namentlich das Verhaltniß Bolivia's hervorheben, welches dabei besonders in Betracht kommt. Dieser Staat hat bis jetzt nur einen und nicht eben sehr vorzüglichen Hafen an der Südsee, Cobija, welcher den innern Provinzen Moros, Chiquitos und Santa Cruz de la Sierra so gut wie gar nichts nützt, denn die schweren Waaren, welche diese Provinzen hauptsachlich zu liefern im Stande wären und bei ihrer geweckten, fleißigen Indianerbevölkerung auch sehr bald liefern würden, lassen sich nicht über die Anden transportiren, wohl aber sehr leicht den Parana und seine Nebenflüsse hinab nach Buenos Ayres. Gegenwartig nimmt der Hafen von Cobija allein die Aufmerksamkeit der bolivischen Regierung in Anspruch, welche die Interessen und die Wohlfahrt der innern Provinzen, die doch zwei Drittheile ihres Gebiets ausmachen, ganz außer Acht läßt; um weitere Absatzwege zu erhalten, liegt Bolivia in ewigem Unfrieden mit Peru, das seinerseits, um eine für Chili nachtheilige Verbindung von Bolivia und Peru zu hindern, letzteres fortwährend unterstützt. Diese Ursache zum Streit würde alsbald wegfallen, wenn den innern Provinzen Peru's solche Absatzwege geöffnet würden, wie die Dampfschifffahrt auf dem Parana sie bietet. Der Parana ist schiffbar von seiner Mündung unter 35° S. B. bis zur Vereinigung des Jaurn mit dem Paraguay unter 16° 20', also auf der ungeheuren Strecke von 19 Breitegraden.

Was von dem Parana nnd Paraguay gilt, gilt ebenfalls von dem breiten und tiefen Pilcomayo, der bis auf geringe Entfernung von Chuquisaca und Santa Cruz de la Sierra schiffbar ist. Man würde aus den dichten Wäldern an diesem Strom Honig, Wachs, Pelzwerk und namentlich kostbare Hölzer bekommen, und die durch einen solchen Absatz erweckte Thätigkeit würde auf die Civilisation der Indianer in diesen weiten Strichen sehr vortheilhaft einwirken. Auch Brasilien würde durch die Provinz Matogrosso an dieser Bewegung Theil nehmen, nicht aber, wie manche glauben, dadurch verlieren, denn ein stärkerer Handel mit Bolivia auf dem Amazonenstrom ist bis jetzt noch ein Traum, einestheils weil der Weg, den die Waaren zu Lande zurücklegen müßten, zu groß ist, anderntheils weil die Flüsse, die befahren werden müssen, unermeßliche Einöden unter einer tropischen Sonne durchziehen; die Beschwerden solcher Reisen könnten vielleicht wilde oder halbcivilisirte Indianer ertragen, gewiß aber nicht der Europäer, wenigstens nicht auf lange Zeit. Das Verfahren Brasiliens gegen Rosas scheint sich zum Theil aus der Forderung des erstern zu erklären, daß Rosas die Schifffahrt auf dem Paranastrom freigeben solle, die er jetzt durch die befestigte Insel Martin Garcia gesperrt hält.

Schilderungen aus den neapolitanischen Provinzen.

Basilicata. — Capitanata. — Terra di Bari. — Terra d'Otranto ꝛc.

(Fortsetzung.)

Doch nun zurück auf den Weg nach dieser Stadt! Hinter jener ungastlichen und verschlossenen Taverne beginnen die berühmten brindisinischen Oelwalder, von denen uns die Geographen Mazzella und Alberti Wunderdinge erzählen. Bedecken sie auch heutzutage nicht mehr eine Strecke von 24 Migl.

Digitized by Google

Länge und 6 bis 8 Miglien Breite, so sind sie doch immer noch ansehnlich genug, um von sich reden zu machen. Unzählige Spuren von Oelkarren leiteten in den Wald, und wir wußten in der That nicht, welchen Pfad wir einschlagen sollten, um zu einer der beiden Kneipen: Taverna nuova oder Serrannova genannt, zu gelangen. Aufs Gerathewohl fuhren wir weiter. Das Terrain war fest und die Fahrt daher rasch und angenehm. Sonderbare Wurzelformen, knorrige, vielästige Stämme verriethen das hohe Alter der Olivenbäume, denen hier keine andere Pflanze, kein anderer Baum beigemischt war. Hin und wieder standen sie so dicht, daß sie mit ihren schmalen Blättern den angenehmsten Schatten gewährten. Die Einsamkeit wird durch nichts unterbrochen. Jede halbe Stunde trafen wir eine Oelpresse (trappeto) im Walde an, aber in dieser Jahreszeit (Ende April) natürlich ohne Arbeiter. Endlich öffnete sich der Wald, und es erschien eine Art Dorf in der Ferne, das meine Karten durchaus nicht andeuteten; dieß Dorf schien mit großen schattengebenden Bäumen geschmückt, in deren Nähe ein See und sonderbare Felsmassen. Dieß Bild überraschte mich sehr; ich ließ den Wagen halten, um mich näher zu orientiren, eine Jagdgesellschaft aus Carovigno, worunter auch zwei stattliche Geistliche mit Doppelflinten bewaffnet, kam aus dem Walde und erfreute mich mit der Nachricht, daß ich den Weg durchaus nicht verfehlt. Da sah ich dann, daß ich es hier, wie früher einmal auf dem Wege von Alexandrien nach Cairo, mit einer Luftspiegelung zu thun hatte, die alle Gegenstände in einem wundersam vergrößerten und verschönernden Lichte erscheinen ließ. Es war an diesem Tage ungewöhnlich warm, in der Atmosphäre der eigenthümliche italienische Schimmer, der dem Scirocco so oft vorhergeht, und ein Glitzern der Lufttheilchen, dem bunten Gekräusel der Wellen vergleichbar, welche aus vollkommener Ruhe plötzlich durch den Hauch eines Luftzuges leicht und sanft erweckt werden, während der Himmel noch rein und blau und ohne Wolken darüber strahlt. Die Luftbilder wechselten und zerfielen: es kam mir vor, als ob stets neue sich bilden wollten, jedoch mit dieser Bildung nicht fertig werden könnten. Endlich kam ich dem Pseudodorfe näher und entdeckte nun die armselige, einsame Taverne; ein Stall und eine Mauer hatten Häuser, Thüren und Wände vorgestellt, ein Paar Feigenbäume hatten sich zu Akazienen emporgeschwungen und ein Wassertümpel in der Nähe die Rolle eines Sees gespielt. Eine kranke, altliche Frau mit einem schwächlichen Kinde an der Brust erklärte mir, daß in dieser sogenannten Taverna nuova weder Hafer für die müden und hungrigen Pferde, noch andere Nahrungsmittel für Menschen vorhanden seyen, daß sie selbst täglich von dem nächsten Wachthurm am Meere ihre Kost empfange, jedoch heute zufällig in einer zehn Minuten entfernten Masserie, welche einem Bürger aus Carovigno gehöre, eine Mahlzeit gehalten werde, weil die Familie zum Besuch an die Meeresküste herabgestiegen sey. Ich benutzte diesen Wink, und schon nach einer halben Stunde war ich im Besitz einer Flasche Weins, einer Portion Brod und Käse und eines Gerichts delicater Fische, welches ich mir sehr wohl schmecken ließ. Ohne diesen glücklichen Zufall hätte ich — so arg peinigte mich der Hunger — die Gastfreundschaft des nächsten Zollwächters anrufen müssen. Die Familie aus Carovigno besuchte mich bald darauf, es waren zwei Frauen, Mutter und Tochter, beide mit ganz orientalischen Gesichtszügen, dabei, und ich empfing von diesen braven und gefälligen Leuten interessante Notizen über den Oelhandel dieses Küstenstrichs, über die Cultur des Bodens, über die Jagd daselbst, über die fürchterliche Malaria, die hier im Julius losbricht, über die in Brindisi herrschende Krankheit, typhus tetanicus genannt, welche in 14 Tagen über 300 Menschen hinweggerafft hatte, u. dgl. mehr. Sie baten und warnten mich nicht nach Brindisi zu gehen, wenigstens dort nicht zu übernachten, richteten dann eine Unzahl von Fragen an mich über Heimath, Familie, Stand und Religion und führten mich an mehrere ganz nahe befindliche Punkte, wo man in einer Tiefe von 1 bis 2 Fuß das Pflaster der Via Appia ganz deutlich erkannte, ja sogar so weit das Auge reichte, zwei Linien nach Ost und West verfolgen konnte, welche den Lauf der Straße an ihren erhöheten Einfassungen herausstellten. Ich wundere mich, daß Pratilli, dessen Werk ich sorgfältig nachgeblättert habe, über den Lauf der Via Appia von Egnatia nach Brindisi so Ungenügendes vorbringt. Wer eine Landstraße beschreiben will, muß mit eigenen Augen sehen und sich nicht, wie Hr. Pratilli, damit trösten, daß die um Mittheilung Gefragten zuverlässige und gelehrtere Männer als der Autor selbst gewesen. Pratilli sah niemals dieß letzte Stück des Weges selbst, und nach ihm gab sich niemand die Mühe die allerdings beschwerliche Reise zu unternehmen. Ich freue mich deßhalb doppelt über meinen Ausflug hieher. Es stellt sich jetzt mit ziemlicher Gewißheit heraus, daß die Via Appia von Egnatia nach Brindisi in der Nähe des Meeres fortlief, keineswegs über Ostuni leitete — man findet die Spuren bei Torre di Canne, bei der Taverna del Pillone ꝛc. — und daß von Fasano, Elsternino, Ceglia und Ostuni Nebenarme auf dieselbe hinabführten. Am linken Horn des Hafens von Brindisi endet sie mit einem Triumphbogen des Trajan, wie dergleichen in Benevent am Anfange und in Canosa in der Mitte des Weges ebenfalls errichtet waren. Auf den brindisinischen Triumphbogen komme ich später zurück, kann jedoch nicht umhin hier noch einmal an meine Hypothese über das „sogenannte alte Thor von Canosa" zu erinnern. Bei näherer Untersuchung wird es immer wahrscheinlicher, daß dieser Bogen keineswegs ein Stadtthor (auch müßte dann links der vor Canosa befindlichen Gräber innerhalb der Stadt gewesen seyn), sondern ein dem Trajan auf der Mitte der Via Egnatia oder Via Trajana errichtetes Ehrendenkmal gewesen.

Ich nahm herzlichen Abschied von meinen freundlichen Wirthen, welche mich dringend baten ein paar Tage bei ihnen in Carovigno zuzubringen; der kranken Frau schenkte ich zwei Bouillontafeln, nachdem ich ihr vorher die Zubereitung beigebracht und großes Erstaunen mit der zauberhaft schnell entstandenen Kraftbrühe erweckt hatte. Auf der alten

Via Egnatia selbst setzte ich nun meine Reise fort, und kam nach einer halben Stunde abermals in einen dichten Oelwald. Rechts blieb ein großes, menschenleeres Gebäude, Serranuova genannt, ganz geeignet einer Räuberbande Obdach zu gewähren, wenn anders beim Räuberhandwerk in diesen einsamen Gegenden etwas Vortheil zu erreichen wäre. Hier oder bei der so eben verlassenen Taverne wird der Ort „ad speluncas" zu suchen seyn. Nun hörte im Walde jede Spur auf, dickes Farrnkraut bedeckte den Boden und entblößte Baumwurzeln machten das Vorwärtsschreiten fast unmöglich; auf den Zannonischen Karten ist ein kleiner Bach angegeben, der von den rechts gelegenen Hügeln zwischen Serranuova und Brindisi ins Meer fließt; ich fuhr die Kreuz und die Quere, konnte aber weder Bach noch Flußbett finden, dabei fehlte es an jeder Aussicht in dem schattigen Oelwalde und der Stand der Sonne allein gab mir die Richtung an; ein alter Schweinehirt, den wir endlich antrafen, wußte uns nicht die mindeste Auskunft zu geben, er war in 54 Jahren von Serranuova aus nie weiter als bis San Vito gekommen. Wir hatten uns demnach vollständig verirrt und machten uns schon darauf gefaßt, die Nacht in einer Oelpresse zuzubringen, als auf einmal der Wald lichter wurde, Hügel im Hintergrunde und auf dem höchsten Hügel eine Stadt mit hohen Thürmen erschienen. Brindisi konnte es nicht seyn; es fragte sich nur, ob es San Vito oder Mesagne. Die ermatteten Pferde mußten alle ihre Kräfte aufbieten, aus dem unebenen Terrain herauszukommen; endlich kamen wir an ein großes Lupinenfeld, wo uns drei junge Landmädchen staunend und freundlich begrüßten und uns die tröstliche Nachricht gaben, daß der am Horizont zu erblickende Ort das 5 Miglien entfernte Mesagne sey. Eine Fahrstraße dahin gab es nicht; durch Aecker, über Gräben, über steinigen Boden mußten wir uns, fast immer berganstrebend, die besten Stellen des Weges heraussuchen. Zwei Miglien von Mesagne liegen ein paar Masserien und wir trafen zweimal unterwegs eine sonderbare Cavalcade an: ein armer Esel trug einen Sattel oder vielmehr eine Art Gestell mit drei Sitzen, einen auf dem Rücken des Thiers, die andern auf beiden Seiten, und diese drei Sitze waren von Bäuerinnen occupirt, welchen wiederum meine Equipage aufstieß. Es konnte nicht fehlen, daß einige originelle Fragen und scherzhafte Mittheilungen ausgewechselt wurden.

Mit Sonnenuntergang hielt ich meinen Einzug in Mesagne, wo eine überaus freundliche Wirthin mich aufnahm und die Leiden und Freuden dieses reichen Reisetages ein Ende fanden. Brindisi, das entvölkerte und verpestete, konnte erst am folgenden Tage erreicht werden. Ich ließ mich zu dem Dr. Guarini führen und machte in seiner und eines sehr gebildeten ältern Arztes Gesellschaft einen kurzen Spaziergang nach einem Kloster vor der Stadt, welches mit seinen Umgebungen einen merkwürdig freundlichen und friedlichen Eindruck gewährte. Bei dieser Gelegenheit vernahm ich, daß schon seit dem Herbste 1842 in der Umgegend von Lecce z. B. in Campi und weiter in Ceglia und Francavilla eine Krankheit herrsche, welche gleich Pest und Cholera oft schon in 12 bis 24 Stunden die Befallenen hinwegraffe. Die Herren hielten die Krankheit für ein bösartiges, apoplektisches Fieber, hin und wieder mit intermittirendem Charakter; es überfällt die Kranken ohne alle Vorboten ein heftiger Schüttelfrost, dann folgen Krämpfe, hauptsächlich in den Hals- und Nackenmuskeln, die den Kopf oft ganz in den Nacken oder auf die Brust ziehen und von großen Schmerzen begleitet sind (man bezeichnete diese Formen als opistholonus und emprosthotonus), darauf das Stadium der Hitze, der Congestion, welches entweder unter heftigen Delirien rasch zum Tode führt oder in eine complicirte febris nervosa übergeht, wo dann die meisten vom 21sten bis zum 28sten Tage sterben. Hauptsächlich werden Kinder ergriffen und Leute, welche lange an Rheumatismen und langwierigen Wechselfiebern gelitten. Ansteckend soll die Krankheit nicht seyn, ja in Brindisi (wo sie sich am fürchterlichsten äußerte) bis jetzt noch kein Durchreisender von ihr ergriffen worden seyn. Die ätiologischen Momente sind wie bei der Cholera bis jetzt unbekannt; Brindisi, wie das ägyptische Alexandrien, von jeher ein Herd giftiger Krankheitsstoffe, litt wiederum am meisten, noch gegenwärtig starben täglich 15 bis 20 Menschen, über 400 hatte der Tod bereits von der schwachen und armen Bevölkerung in diesem Frühjahr hinweggerafft. Das beste Heilverfahren soll, allen bisher gemachten Erfahrungen gemäß, in der Verbindung von kräftigen antiphlogistischen Mitteln, namentlich örtlichen Blutentziehungen, mit China, Chinin, Arnica u. s. w. bestehen. An eine Absperrung wird nicht gedacht, die Regierung bekümmert sich wenig um diese Seuche, und so gut wie es in ärztlicher Beziehung mit Mesagne steht, so traurig soll es in Brindisi aussehen, wo seit vielen Jahren kein tüchtiger Arzt seine Wohnung aufzuschlagen wagte. Auffallend war es mir, daß beide Aerzte in Mesagne auf meine Erkundigungen über die Ansteckungsfähigkeit der Krankheit, welche allgemein, aber medicinisch unrichtig und unlogisch, mit dem Namen „typhus tetanicus" bezeichnet wird, als strenge Anti-Contagionisten dennoch höchst selten nach dem nahe gelegenen Brindisi um Beistand zu leisten hinübergeeilt waren, und mir, nachdem ich ihnen von meiner Disposition zu Rheumatismen und Wechselfiedern erzählt, dringend abriethen Brindisi zu besuchen. (Fortsetzung folgt.)

Mittheilungen über Kislär.

1. Die Steppennatur jenseits des Terek. — Die Stadt. — Schilfen. — Häuser, Straßen, Tatarlar. — Basare. — Pappelwäldchen. — Der Terek.

(Fortsetzung.)

Große Straßen gibt es in Kislär nur eine. Sie beginnt an dem die Festung umgebenden Platze und führt in gerader Linie bis zu dem Platz vor der steinernen armenischen Kirche, wo sie sich unter einem rechten Winkel links wendet, und weithin in der Richtung nach dem Terek zum tatarischen Bazar erstreckt. Die Reinlichkeit in den Straßen, namentlich in den Sackgassen, ist völlig asiatisch. Im Sommer hat man wegen des Unraths, den man aus den Häusern auf die Straße

Digitized by Google

wiest, keinen freien Durchgang, und im Frühjahr und Herbst kann man weder gehen noch reiten wegen des Schmutzes, der im December und Januar in Wellenform gefriert. Wehe dem Unerfahrenen, wenn er, ohne an das Thauwetter zu denken, durch die Straßen geht! Häufig kommt es vor, daß Wagen, die sich an den Seitengassen des Armenier begegnen, wegen der Zähigkeit und Tiefe des Koths nicht ausweichen können, und bis zum Frühjahr oder selbst bis zum Sommer im Koth stecken bleiben. Die Tatauen, wie man in Kislär die schmalen, aus dem Treck nach den Gärten geleiteten Canäle nennt, gehen an mehrern Orten auch durch die Stadt, nehmen aber keine Straßenabläufe auf, die man erst einrichten müßte. Wenn man aus dem Treck nur noch einen einzigen Tatau ableitete und ihn im Querdurchschnitt mit den vorhandenen Canälen verbände, so könnte man größere Reinlichkeit in der volkreichen Stadt und eine größere Frische der Luft selbst bei der unerträglichen Sommerhitze erwarten. Außer der Unreinlichkeit und dem Schmutz ist es die Tschagra, d. h. die Hefe aus den Branntweinbrennereien, welche diese Gruben ausfüllt und durch das Verfaulen die Luft verpestet. Das sind die Ursachen der hartnäckigen Krankheiten und der großen Sterblichkeit in Kislär, wozu noch die Begierde kommt, mit der man über das unreife Obst, namentlich Pfirsiche, Aprikosen, Trauben, Melonen u. dgl., herfällt. Die umliegenden, durch das Austreten des Terek gebildeten Sümpfe haben gleichfalls Einfluß auf das Klima von Kislär.

Die Kaufläden sehen trotz des bedeutenden Handels ziemlich schlecht aus. Man theilt sie ab in rothe Läden, welche Tuch und andere Zeuge führen, und in Fruchtläden. Galanteriewaaren, Glas, Porcellan, Eisen u. s. w. findet man in den Fruchtläden. Der kleinen Läden oder Dukane ist eine große Menge, und sie finden sich in allen Theilen der Stadt, namentlich in den Quartieren der Tataren und Armenier, zerstreut. In einem dieser Dukane verkauft man Tschichir (ungegohrenen Wein), in andern persischen Tabak nebst allen Rauchrequisiten, und in einer Reihe damit am offenen Fenster Brod und saure Milch. Der ganze Waarenvorrath eines solchen Dukan hat nicht über 30 Silberrubel Werth. Die Faulheit und Unthätigkeit begnügt sich bei der hiesigen Wohlfeilheit aller Lebensmittel mit wenigem, und der Kaftan aus Bergtuch*) und mit Lederstücken bunt ausstaffirt unterliegt keiner Mode. Der Parsaz weiß nichts von Anstand, demzufolge es für den Diener unschicklich wäre, ohne Gürtel oder für den Kaufmann in einer Kutschermütze unter die Leute zu gehen.

Außer den bezeichneten Läden und Dukanen gibt es in Kislär außerhalb der Stadt Buden und Balagane (Bretterhütten) für die Jahrmärkte, welche am Dreifaltigkeitstage und am 12 Oktober abgehalten werden.

Bazare finden sich zwei, der tatarische und armenische. Der erste befindet sich an der großen Moschee in der Nähe der tatarischen Dukane, der zweite läuft von den Gemüseläden und dem Terek längs einem Tatau hin und nimmt den freien Platz der Festung gegenüber ein; letzterer mahnt durch seine Mannichfaltigkeit und die Vermischung der Sprachen an den babylonischen Thurmbau.

Im Herbst beim Traubenschneiden, im Frühjahr bei den „Terkali" und im Sommer beim grünen Aufbinden**) ist der Platz zwischen der Stadt und Veste ganz bedeckt mit Bergbewohnern, welche in Schaaren nach Kislär kommen, um sie aufzubinden. Jeder Stamm bildet einen besondern Kreis, setzt sich nieder mit untergeschlagenen Beinen, meist ohne Hemden, nur die schwarze Brust mit einem Fetzen von einem zottigen Mantel bedeckt und mit kurzen Pfeifen im Munde. Nach den verschieden geschnittenen Mützen aus Schaffell kann man die Namen der Auls benennen, aus denen diese Wilden gekommen sind. In Gewartung eines Arbeitgebers scherzen sie unaufhörlich und zeigen dabei ihre weißen Zähne. Diebstahl und Raub, Weizenbrod und Pulver, — Brod als der höchste Leckerbissen und Pulver als die Hoffnung ihrer Zukunft, — bilden den gewöhnlichen Gegenstand ihrer Gespräche. Uebrigens liest man auf ihren sehr ausdrucksvollen Gesichtern deutlich genug die einzigen Gedanken, die sie beschäftigen: „ich habe keinen Bissen Brod, — das letzte Bischen Tabak ist in meiner Pfeife, — meine barfüßige Frau hat ihre Füße an den Steinen zerrissen. — Hüte dich, Gjaur, und falle mir morgen nicht jenseits des Terek in die Hände."

Diese wilden Halbmenschen sind in Kislär unter dem allgemeinen Namen Bergbewohner, Tauliuzen, bekannt, indem Tau im Tatarischen Berg bedeutet. Die Kumpfen verschiedener Geschlechter, Kisten, Tschetschenzen, Osseten, Lesghier und andere Stämme werden mit einerlei Namen bezeichnet, sind aber in Wirklichkeit sehr verschieden von einander; sie haben eigenthümlichen Gesichtsschnitt, Gewohnheiten, Ueberlieferungen und Aberglauben. Unter den sitzenden, stehenden und umherwandernden Haufen bemerkt man den Osseten, welcher Käse und Filzmäntel verkauft, den Tscherkessen mit gelben Schuhen wilden Haarigs, den Lesghier mit einem kupfernen Gefäß, den Kisten und Tschetschenzen mit Gewehren und Säbeln, den Karanogaier mit Schafen und Ziegen, kalmükischen Tulupen,*) Jergaken und Lammfellen, den terskischen Kasaken mit Geweben und Fischen. Der Kumyke von Kastiuk führt Holz und Pfähle herbei, der Alsaier bietet seine Felle und Schafwolle aus, Armenier und Georgier legen Beere, Gemüse und Früchte aus. Näher am Treck sitzen die rothwangigen Kosakenfrauen aus den terskischen Stanitzen auf ihren Wagen, die mit Rehsen, Melonen, Gurken, Rüben, Kohl u. s. w. beladen sind. Der Soldat bringt selbstgearbeitete Stiefel, von ihm geschaffene Trappen und Fasanen herbei; die Soldatenfrauen rufen ihr Backwerk, der Armenier seine Dschureks, Padeschans**) und Kapern, der Russe Weizenbrod in ungeheuren Laiben aus; Roggenbrod ist hier eine große Seltenheit. Kamele, die einen Truchmenen auf ihren zweihöckerigen beladenen Rücken schaukeln, erheben sich über die Menge; sorgsam dem durch die Nasenlöcher gezogenen hölzernen Steck legen sie sich, indem sie die Füße unter ihren Leib biegen, auf den Boden, um den Reiter ab- oder aufsteigen zu lassen. Auf den Seiten des Bazars, jenseits des Tatauls, finden sich gleichfalls Dukane, in denen Tschichir, andere in denen Thee verkauft, Waffen geschmiedet, Mützen genäht, Sättel gefertigt werden u. dgl. Schreien und Gezänke bemerkt man kaum auf dem Platz wegen ihrer geringen Anzahl. Um die erstern sammeln sich namentlich Tataren, die große Freunde des „russischen Araki" sind, wie sie den Kornbranntwein nennen.

(Fortsetzung folgt.)

*) D. h. wohl von den Bewohnern des Gebirgs gefertigt.

**) Terkali bedeutet einen Pfahl, an die man, wie gewöhnlich, die Rebe aufbindet, was im Frühjahr und Sommer geschieht, letzteres heißt das „grüne" Aufbinden. A. d. U.

*) Eine besondere Art Schafe.

**) Dschureks sind ganz dünne kleine Weizenkuchen, wie man sie gewöhnlich in Asien statt des Brodes macht; die Armenier backen sie manchmal auch in einer Größe von zwei Ellen im Durchmesser; sie sind ziemlich schmackhaft und verderben nicht leicht. Padeschanen (solanum melongena) haben eine violette ins Graue gehende Farbe und gleichen den Gurken; sie sind eine Lieblingsspeise der Armenier, welche sie daraus gekocht mit Fleischbrühe, theils auch gebraten essen.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 30.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

30 Januar 1844.

Die Lehnstühle der französischen Akademie.

Paris, den 17 Januar.

Man baut gegenwärtig neun Sitzungssäle für das Institut, und eine der Schwierigkeiten des neuen Bauplans, der überhaupt viele hat, ist, daß die französische Akademie für ihre gewöhnlichen Sitzungen einen eigenen Saal will, anstatt wie bisher den gemeinschaftlichen zu benützen. Der Grund dieses Wunsches ist, damit sie ihre eigenen Lehnsessel haben könne, auf deren Rücken die bisherigen Inhaber eines jeden mit goldenen Buchstaben eingeschrieben werden könnten. Unter den fünf Akademien die das Institut bilden, hat nur die französische diesen Gebrauch der individuellen Lehnstühle beibehalten, und da sie fast nichts zu thun hat, so ist es natürlich genug, daß sie an solchen Zierlichkeiten hängt. Wenn eines von den vierzig Mitgliedern stirbt, so heißt es: der Lehnstuhl von N. N. ist vacant, und ehe ihn sein Nachfolger einzunehmen berechtigt ist, muß er eine öffentliche Lobrede auf seinen Vorgänger halten, was meistens pikant genug ist, da der Tod seine Würfel oft ungeschickt schüttelt. Diese Rede ist ein großes Capitalstück für die Pariser, und die Neugierde die sie erregt, ist, glaube ich, der Hauptgrund, warum das Publicum die französische Akademie über die andern stellt, bei denen das neue Mitglied seinen Platz stillschweigend in einer gewöhnlichen Sitzung einnimmt. Wenn man hier im Gespräch von einem Mitglied der Akademie hört, so ist immer die französische Akademie verstanden, bei den übrigen sagt man entweder im allgemeinen „Mitglied des Instituts," oder der Akademie der Wissenschaften, der Inschriften u. s. w. Die große Masse kennt nur Eine Akademie, und zwar die, welche am wenigsten leistet (mit Ausnahme der Akademie der schönen Künste) und nur alle fünfzig Jahre eine Ausgabe ihres Wörterbuchs herausgibt. Ihre Popularität hängt sogar großentheils gerade daran daß sie nichts zu thun hat, denn wenn sie eine positive Arbeit hätte, wenn sie z. B. die Geschichte der französischen Literatur, welche die Benedictiner angefangen hatten, fortzusetzen übernommen hätte, anstatt sie der Akademie der Inschriften zu überlassen, wenn sie, wie man von ihr erwarten könnte, eine kritische Geschichte der französischen Sprache bearbeitete, kurz wenn sie sich ein gelehrtes Ziel vorgesetzt hätte, so müßte sie Gelehrte von Fach Historiker, Philologen u. s. w. aufnehmen, während sie jetzt alle durch Politik oder schöne Literatur berühmten Leute aufnimmt, deren Namen natürlich dem Publicum bekannter sind als die bloßen Gelehrten; Chateaubriand, Pasquier, Molé, Scribe, Victor Hugo u. s. w. sind für das Publicum große Namen, obgleich sie für eine Akademie, welche Arbeiten vor sich hätte, gänzlich unbrauchbar wären. Als gelehrte Corporation verfehlt sie daher ihren Zweck gänzlich, aber sie ist doch nicht ohne Nutzen, indem die Art von Aberglauben, der an ihr hängt, dazu dient der Literatur hier eine Stellung zu geben, die sie sonst nicht hätte, indem niemand in Frankreich zu hoch gestellt ist, daß es ihm nicht schmeichelte in sie aufgenommen zu werden. Sie ist daher ein Gegenstand des Ehrgeizes für jeden, der für das große Publicum schreibt, und der Erfolg ist unstreitig, daß manche sich und ihre Leser mehr respectiren als sie thun würden, wenn sie nicht fürchteten sich das Thor der Akademie zu verschließen. Auf die Sprache hat sie gegenwärtig nur noch wenig Einfluß, obgleich ihr Wörterbuch eine beständige Protestation gegen die Einführung neuer Worte ist; sie beschäftigt sich nicht mehr mit grammatischen Discussionen wie zur Zeit ihrer Errichtung, wo sie die Sprache grammatisch festsetzte und einen im Ganzen sehr heilsamen Einfluß darauf übte, denn das Französische verdankt ihr vor allem die Klarheit, die es vor den übrigen neuern Sprachen auszeichnet. Der Barbarismus hat sich freilich jetzt nicht nur in die Worte, sondern noch mehr in die Wendungen und den grammatischen Gebrauch eingeschlichen, namentlich durch die Journale, aber der alte Gebrauch steht doch als Regel fest, auf die jeder gute Schriftsteller möglichst zurückzukommen sucht. Gegenwärtig bildet sich eine Gesellschaft von Akademikern und andern, welche sich vornimmt die „Geschichte der Lehnstühle der Akademie" zu schreiben, was nach den Namen, die man nennen hört, eine sehr pikante Geschichte der französischen Literatur seit zwei Jahrhunderten geben wüede.

Digitized by Google

Schilderungen aus den neapolitanischen Provinzen.

Basilicata. — Capitanata. — Terra di Bari. — Terra d'Otranto ꝛc.

(Fortsetzung.)

In meinem Gasthofe fand ich ein erträgliches Abendessen bereit und nach Beendigung desselben besuchten mich zwei Geistliche, welche gleich mir — Gott mag wissen aus welchen Absichten — eine Reise durch die Provinz von Otranto machten. Sie reisten zu Pferde, machten täglich nur 15 Miglien, besuchten in allen Klöstern und Kirchen ihre Standesgenossen, und wußten weder von der Geschichte, Geographie, noch von der Kunst und den Alterthümern einen genießbaren Brocken; dennoch nannten sie ihre Reise eine wissenschaftliche und waren ungemein stolz auf diese kühne und allerdings seltene Unternehmung. Ich hatte Gründe zu vermuthen, daß einer derselben wegen eines kleinen Verbrechens auf ein paar Monate vom Amte suspendirt war, welche Zeit er nun nützlich aus zufüllen sich bemühte. Diese beiden Herren fragten mich auf eine so zudringliche Weise aus, daß ich in ihrer Gegenwart meine Kleider wechselte und mich ins Bett legte; sie schoben daraus zwei Stühle an mein Bett, und ich bat sie nun, keine weiteren Fragen an mich zu stellen, dagegen einen genauen Bericht ihrer Reise abzustatten. Wie lange sie ihre Erzählung fortgesetzt, weiß ich nicht, denn bald darauf schlief ich ein und beim Erwachen fand ich sie schon reisefertig mit Stiefeln und Sporen, um die kühne, wissenschaftliche Entdeckungsreise neugestärkt nach Brindisi fortführen zu können. Sie bezeichneten mir den Gasthof des Hrn. Cupido als Ort des Wiedersehens, aber mich fesselte in Brindisi weder der mythologische, noch der gastronomische Cupido.

Bevor ich Mesagne verließ, machte ich noch einen Gang durch die Stadt und die Umgegend. Mesagne liegt auf dem breiten Rücken eines Hügels, nach drei Seiten von Oelwäldern umgeben; es hat im Innern ein heiteres, wohlhabendes Ansehen, breite Straßen und große, schöne Kirchen; eine unter den letzteren, mit hohen Mauern, blieb unvollendet, sie liegt wie eine Ruine da und aus der Ferne hielt ich sie für ein Castell, der innere Raum hat 30 Schritte Breite; eine Palme steht daneben. Mesagne hat ein Hospital und andere Wohlthätigkeitsanstalten. Es kommt auch der Name Meseiagne vor; nach einigen, z. B. Pratilli, soll sie aus den Trümmern der alten Stadt Messapia entstanden seyn, welche Messapus, König von Lakonien, gegründet; vergl. Strabo 6 und Virgil Aen. 7, 691. Andere behaupten dagegen, daß Massafra dieser glückliche Ort; ich vermuthe jedoch, daß Messapia (sc. tellus) gar nicht auf eine Stadt, sondern vielmehr auf eine Gegend zu beziehen, welche entweder einen Theil der Salentina terra bildete oder, wie oben bemerkt, als selbständiger District zwischen dem Gebiet der Calabri und Salentini lag. Vergleiche Stefan. Byzantino: De urbibus et populis p. 460 (edit. Amstelod. 1678) und Chronac. Cavense, wo es 866 heißt: „cepit Venusium, Materam et Oream et Messapios.“ Die Mauern, Gräben und das Castell sind jetzt sehr verfallen. Mesagne ist der Geburtsort des Epifanio Ferdinando, welcher eine Messapographia schrieb, die jedoch Manuscript blieb, vom Pratilli aber sehr gelobt wird. Eine Art Akademie, mit dem sonderbaren Namen Accademia degli Affumicati, blühte eine Zeitlang hieselbst. Ob der vom Tarent nach Brindisi laufende Arm der Via Appia durch Mesagne geführt, ist nicht so ausgemacht als die Mesagnesen es annehmen.

Ich befand mich bereits 4 Miglien hinter Mesagne als mein Bedienter mir die angenehme Nachricht mittheilte, daß er meinen Nachtsack, in der Erwartung daß wir von Brindisi nach Lecce wieder über Mesagne fahren würden, daselbst zurückgelassen. Da er nun bisher niemals geographische Betrachtungen der Art über meine Reiseroute angestellt hatte, so kam mir diese Motivirung seines Vergehens ungemein komisch vor. Ich mußte indessen wieder zurückfahren, weil von Brindisi der Weg nach Lecce ein ganz anderer. In der Vorstadt waetete ich einige Augenblicke und hatte das Glück vor der Thür eines einfachen Hauses eines der schönsten Gesichter zu sehen, das mir, Griechenland und Kleinasien mit eingegriffen, jemals auf meinen langen Reisen vorgekommen. Nie sah ich ein schöneres Oval; nie einen anmuthigeren und edleren Ausdruck in den Zügen bei so vollendeter Schönheit aller einzelnen Theile; aller Liebreiz des Orients war hier mit italienischem Feuer und griechischer Grazie verschwistert. Und dieses wunderbar schöne, sympathische siebzehnjährige Mädchen kämmte sich mit großer Unbefangenheit die dunkelbraunen Haare, scherzte mit einem kleinen Knaben, der zu ihren Füßen spielte und schien nicht die geringste Notiz von dem armen Reisenden zu nehmen, der wie festgebannt in seinem Wägelchen vor ihrem Hause hielt. Mein Bursche kam viel zu früh mit dem Nachtsacke; ich mußte endlich mich losreißen, frohlockte jedoch über den Zufall, der mich nach Mesagne zurückführte, oder dankte vielmehr meinem Reisegenius, der nicht zugeben wollte, daß ich die Stadt verließ, ohne vorher das Schönste was sie enthält gesehen und gewürdigt zu haben.

Die wenigen Miglien nach Brindisi waren bald auf guter Straße zurückgelegt; ein trüber Nebel bedeckte die unheimliche Stadt, die sich wie ein großer Leichenacker darstellte, als ich durch Bastionen und ein enges Thor hineinfuhr. Uralte kolossale Mauern umschließen einen Raum, den einst eine blühende Stadt mit 100,000 Einwohnern einnahm; jetzt nehmen Gärten und Trümmer drei Viertheile in Anspruch und die Zahl der Bewohner ist auf 5000 heruntergekommen. Links liegt ein mächtiges Castell, die Stadt beherrschend. Nach dem Meere zu senkt sich der Boden und bald erblickt man den einst so ausgezeichneten zweihornigen Hafen, links eine Landzunge mit einem anderen Castell, in der Mitte einige Inseln, dahinter das offene Meer und rechts die flachere Strecke, die im Cap Cavallo endigt. Ueber Brindisi, so wie über Taranto, ließe sich ohne gar große Mühe ein stattlicher Foliant zusammenschreiben, so reichhaltig ist an beiden Orten der historische und archäologische Stoff. Eine kurze Uebersicht mag hier genügen und wer sich näher unterrichten will, den verweise ich auf Cluverius, Pratilli und Giustiniani,

Digitized by Google

beſonders aber auf: Memorie istoriche della antichissima e fedelissima città di Brindisi. Lecce 1674. 4°. Dieſer benutzte die Schriften Marcino's und Caſimirio's, welche leider niemals gedruckt wurden. Auch Ferd. Ollanes ſchrieb über Brindiſi; vgl. G. Papatodera: Fortuna d'Orla p. 42. Bei den Alten iſt häufig von Brindiſi die Rede, z. B. bei Varro, Cäſar, Cicero, Horaz, Livius, Paterculus, Florus, Strabo, Lucan, Silius, Plinius, Tacitus u. v. a., dann in den Itinerarien, bei Appian, Ptolemäus, Stephanus u. ſ. w. Die Stadt hieß früher Brunduſium, Breudeſium, Brenda, Brunduſiopolis, Βρεντήσιον (nach Stephanus: de urbibus et populis p. 182.) Die Einwohner wurden Brunduſini, Βρεντησῖνοι genannt, Der Name ſoll von Brentus, einem Sohne des Hercules, nach allgemeiner Annahme jedoch von βρέντιον, welches in meſſapiſcher Sprache Hirſchgeweih heißt, herrühren und ſich auf die Geſtalt des Hafens beziehen, der in zwei Hauptarme ausläuft, in welche kleinere Arme und Aeſte einmünden. Brunduſium wird von Strabo für eine kretenſiſche Colonie der Gefährten des Theſeus ausgegeben. Zu dieſen, die aus Gnoſſus herüberkamen, geſellten ſich ſpäter diejenigen, welche Japyr aus Sicilien herüberführte.

Nach anderen iſt Diomedes der Gründer, welcher Aetoler hieher verſetzte. Juſtin. 12, 2. Nach Strabo war Brunduſium Hauptſtadt Meſſapiens, als Phalanthus mit ſeinen Lacedämoniern einen Theil des brunduſiniſchen Gebiets und die Stadt Tarent einnahm, doch wird ſie auch Hauptſtadt der Calabri und Salentini genannt. Hier herrſcht überhaupt große Verwirrung. Einige wollen unter Salentia, der Stadt nach welcher die Salentier genannt wurden, Brunduſium verſtehen, und Strabo ſpricht ſogar von einem Könige dieſer Stadt; nach Inſchriften, welche Gruter und Muratori anführen, hatte ſie aber republicaniſche Verfaſſung. Als Pyrrhus, von den Tarentinern gegen die Römer zu Hülfe gerufen, herüberkam, trat Brunduſium ebenfalls feindſelig gegen die letzteren auf und wurde unter den Conſuln M. Attilius Regulus und L. Jul. Libo in Beſitz genommen, im J. 486 oder 487. Florus 1, 20. Eutrop. Tabul. Capitolin. bei Gruter p. 296. c. 2. Im J. 509, unter dem Conſulat des Torquatus und Sempronius ward hier eine Colonie gegründet. Vgl. Velleius Paterculus 1 und Cicero ad Attic. 4, 1, welcher ſogar des Stiftungstages der brunduſiniſchen Colonie erwähnt. So ward Brunduſium allmählich der große berühmte Kriegshafen für Aſien, Afrika und Griechenland (Aulus Gellius, Noct. Attic. 9, 1 und Zonara, Annal. libr. 3) und der beſuchteſte Ueberfahrtsort nach Epidaurus oder Epidamnus, bei den Römern Dyrrhachium und heutzutage Durazza genannt. Brunduſium gehörte zu den 18 Colonien, welche den Römern gegen Hannibal Beiſtand leiſteten. Von den Vorfällen zwiſchen Cäſar und Pompejus handelt Appianus und Cäſar ſelbſt im Bell. Civ. 1. 13 u. ſ. v. Die Stadt litt dabei ſehr. Später noch mehr durch die Einfälle der Barbaren, Peſt, Erdbeben, durch die Kämpfe der Griechen mit den Normannen. 1062 nahm Robert Guiskard die Stadt. Im J. 1070 oder 1071 fand abermals ein blutiger Kampf ſtatt, wobei 40,000 Menſchen in Brunduſium umgekommen ſeyn ſollen. 1348 verheerte eine fürchterliche Peſt die Stadt. 1352 ward ſie von den Ungarn unter Ludwig verwüſtet, und die Königin Johanna eilte den Brindiſinern zu Hülfe. 1383 verheerte ſie Ludwig van Anjou, 1456 abermals eine Peſt. Vgl. Andrea della Monica p. 510 und Coſtanza: Istoria del R. N. — König Ferdinand von Aragonien, um ſie wieder zu bevölkern, gab den Einwohnern große Privilegien, welche Giuſtiniani aufzählt, that vieles für Verbeſſerung der Luft, Hafenbau u. ſ. w., kannte es jedoch ebenſo wenig wie alle ſeine Nachfolger bis zur heutigen Stunde, ungeachtet der größten Koſten und der edelſten Beſtrebungen, zu etwas Erheblichem bringen. Das Bedürfniß eines ſicheren und geräumigen Kriegshafens an der offen daliegenden und jedem Anfalle preisgegebenen adriatiſchen Küſte veranlaßt die jetzige Regierung aufs neue ihr Augenmerk auf Brindiſi zu richten, und die Energie des jugendlichen Herrſchers, der das Land in wenigen Jahren unglaublich gehoben, erreicht auch hier vielleicht Reſultate, welche überraſchen und erfreuen werden.

Was Alterthümer, Münzen und Inſchriften anbetrifft, ſo wird der Liebhaber hier eine viel geringere Ausbeute machen, als er es gehofft. Die Ueberreſte der Vorzeit liegen in Schutt und Trümmern, von den Inſchriften ſind die meiſten verſchleppt und der Münzen wenige vorhanden. Mazzocchi will, daß letztere alle älter als die römiſche Colonie, alſo älter als 509, weil Colonialſtädte kein Recht gehabt Münzen zu prägen, was jedoch wohl nicht ſo unbedingt anzunehmen iſt. Bei den Münzen, welche mit den Legenden ΒΡΕΝΔΕΣΙΝΩΝ und BRVN vorkommen, wie ſie von Goltz und Magnan angegeben werden, weiß man nicht, welches die ältern ſind. Mögen dieß die Numismatiker unter ſich ausmachen.

(Schluß folgt.)

Mittheilungen über Kislär.

1. Die Steppennatur jenſeits des Terek. — Die Stadt. — Schiiten. — Häuſer, Straßen, Tataulen. — Baſare. — Pappelwäldchen. — Der Terek.

(Fortſetzung.)

Da einmal von den Bazars die Rede iſt, ſo kann ich nicht umhin auch des Sklavenmarktes (jasyr Bazar) zu gedenken, der noch vor etlichen Jahren auf dieſem Platz gehalten wurde. Hieher führten die Bergvölker ihre Jasyrs, d. h. Gefangene jedes Alters und Geſchlechts, der Baranta *) verfallene Bergbewohner, Georgier und mehr noch Armenier. Als nach der Bezwingung von Dſchar der Verkehr der Bergvölker mit Anapa, wohin die Türken zum Menſchenankauf kamen, ſchwieriger wurde, blieb der Handel mit Gefangenen hauptſächlich in Andrejewskja, einem Dorfe der Kumpylen jenſeits des Terek, 90 Werſte von Kislär, und in Kislär ſelbſt. Die Regierung geſtattete dieſen Handel bloß darum, um Chriſten deſto leichter aus der Gefangenſchaft zu befreien. Die Bewohner von

*) Baranta heißt bei den Bergvölkern ein Raubzug auf Menſchen und Vieh zur Vergeltung eines ähnlichen Raubes. Die Baranta geht von Geſchlecht zu Geſchlecht, und Mord und Brand bezeichnen dieſelbe nicht ſelten.

Andere zweckten zogen große Vortheile daraus. Wenn sie bei den Tschetschenzen, Lesghiern und andern Bergstämmen größtentheils gegen Pulver, Brod, Salz, selten um Geld die Gefangenen eingetauscht hatten, blieb ein Theil davon im Dorfe selbst, dessen „Jasyr-Bazar“ in allen Bergen und Thälern des Kaukasus bekannt war, den Rest führte man nach Kislär, wo sie gegen Geld verkauft wurden. Aber bei jedem Kauf mußte der Käufer seinen und des Gefangenen Namen, so wie den Betrag des dafür bezahlten Geldes auf der Polizei einschreiben lassen. Gewöhnlich zahlte man für einen einfachen Gefangenen 60 Silberrubel, früher aber wurden nicht selten, wenn 30 bezahlt wurden, 50 und darüber angegeben, um für den Gefangenen den Tag der Freiheit hinauszuschieben, die er durch Abarbeit des für ihn Bezahlten erwarb. Es wurde bestimmt, daß man den Gefangenen eine Jahresarbeit nebst Kost und Kleidung für 24 Rubel Assignaten anrechnen sollte. *) Viele furchtbare Vorfälle erzählt man von diesen Unglücklichen. Viele stachen in der Gefangenschaft vor Kummer oder nahmen sich selbst das Leben. Einem Sklaven riß man das Herz aus, um es als Heilmittel für eine kranke Frau zu gebrauchen. Dieser fruchtbare Aberglaube erhielt später noch eine Bestätigung durch eine ähnliche Operation an einem todten Sklaven. Jetzt hat die Regierung diesen traurigen Auswuchs asiatischer Sitten durch wohlthätige Verordnungen (1835) ausgerottet, und selbst der Name „Jasyr“ (Gefangener, Sklave) ist verboten.

Die Umgebungen von Kislär sind reizend. Von zwei Seiten Gärten, auf der dritten der Pappelwald, auf der vierten der Terek und hinter ihm die jungfräuliche Steppe. Der Pappelwald beschattet das linke Ufer des Terek auf einer Strecke von etwa zwei Werften. Von Astrachan an bis Kislär und weiter hinauf am Terek ist kein anderer Wald zu sehen. Viele Nogaire, die in den sandigen Steppen herumziehen, haben nie einen Wald gesehen, und wenn sie zum erstenmal nach Kislär kommen, gehen sie mit unwillkürlichem Scheu nach dem Pappelwald und staunen ihn als ein Wunder an. Der Wald ist wirklich schön. Seinen Namen erhielt er wahrscheinlich von früher hier gewachsenen Pappeln, jetzt aber findet man hauptsächlich Weiden, rothe Rüstern, Eschen, weiße und schwarze Maulbeerbäume u. dgl., von Buschwerk Mispeln, Faulbäume, Weißdorn u. s. w.

An dem einen Ende des Wäldchens gegen den Fluß hin findet sich eine kleine, aber hübsche armenische Kirche, vor deren Thüre sich das Volk an Sonntagen vom frühen Morgen bis zur Nacht sammelt. Nicht bloß die Christen, sondern auch die Perser (Tekker) kommen mit Gaben dahin. Die Armenier verrichten häufige Gebete, und bringen nicht weit von der Kirche ein Opfer, indem sie Kühe und Hämmel schlachten. Dieß Opfer zerlegt man in Stücke, theilt diese „dem Gelübde gemäß“ an die Armen aus und behält nur die besten Theile zum Imbiß, bestreut sie mit Pfeffer, kocht sie an einem hölzernen Bratspieß und verzehrt sie im Wäldchen, wobei unter den gewöhnlichen Toasten Tschichir getrunken wird. „Dem Gelübde gemäß“ wandern die Armenierinnen lange Zeit um die Kirche herum, andere machen den Weg zehn- bis zwanzigmal auf den Knien, viele gehen barfuß von Haus nach dem Wäldchen, was einige sogar im Winter thun. Auf den heiligen Hügeln, wie man die in der Nähe der Kirche befindlichen Grabhügel der armenischen Heiligen nennt, steckt man Wachslichter in die Erde, und an finstern Abenden scheinen diese Gräber wie mit Flammen übergossen. — Am andern Ende des Pappelwaldes ist eine alte russische Capelle mit einem Bilde des Propheten Elias. Am Eliastage, 20 Julius, wird in derselben Gottesdienst gehalten, und dann strömt das Volk namentlich aus der Soldatenvorstadt und der Staniza herbei.

Die Bewohner von Kislär feiern den Beginn des Frühjahrs und des Sommers mit Weibern, Kindern und Dirnern im Pappelwalde, dann dauert die Orgie bis in die späte Nacht. Georgische, tatarische, armenische und russische Lieder und Tänze, Händeklatschen, Geschrei und Gewehrschüsse erfüllen den Wald. Unter dem einen Baum fiedelt der Geiger, unter dem andern tönt der Saz, *) weiterhin erschallt die Trommel, während auf dem freien Felde der Ringerkampf, der Wettlauf und das Pferderennen vor sich geht. Ein Armenier schlägt Purzelbäume, ein anderer setzt die Zuschauer in Erstaunen, indem er sich auf dem Wege wie ein Stück Holz fortrollt. Diese Künste gefallen ihnen nicht ohne Grund, denn es sind Fälle vorgekommen, daß Armenier auf solche Weise sich aus der Gefangenschaft retteten, wenn in einem Nachtlager mitten in der Steppe die Räuber nach anderer Beute auszogen und die Gefangenen, an Händen und Füßen gebunden, allein zurückließen. Man erzählt von einem Armenier aus Mosdok, Namens Chatschatur Tawakaloff, der in einer Sommernacht sich eine Strecke von zwei Werften weit bis in die Nähe eines Quarantänepostens wälzte: die Schildwache nahm den Armenier für einen verstohlen heranschleichenden Räuber und gab Feuer auf ihn; zum Glück versagte das Gewehr in dem feuchten Morgennebel und der entstandene Lärm rief den Commissär aus dem Bett, der armenisch verstand, sonst hätte ein russisches Bajonnett für immer den armen Chatschatur des Vergnügens beraubt, seine ungewöhnliche Wanderung zu erzählen.

(Schluß folgt.)

*) Sonst mußte er doch zehn Jahre dienen, denn früher, wo der Silberrubel zum R. A. wie 4:1 stand, stieg also der Ankauf gewöhnlich auf 240 R. A., zu deren Abverdienung damit zehn Jahre erforderlich waren. A. d. R.

Miscellen.

Alterthümer im Schelifthal. In Orleansville (im Gebiet der Wansefs im mittlern Schelifthal) entdeckte man kürzlich eine sehr schöne römische Marmorbüste, die mit Ausnahme der Nasenspitze, die schon seit langer Zeit verloren ging, sehr gut erhalten seyn soll. Man setzt die Nachgrabungen fort. — Bemerkenswerth ist auch, daß man kürzlich auf algierischem Gebiet, — es ist nicht gesagt wo, — auf schöne Marmoradern stieß, von einer Art, die sich zu Monumenten eignen soll. Schon die Römer bezogen bekanntlich eine große Masse schönen Marmors aus Afrika. (Echo du Monde Savant Ne. 4.)

Aufnahme der Taceesstraße. Die englische Regierung läßt gegenwärtig die Taceesstraße möglichst genau aufnehmen durch den Capitän Blackwood. Eine Hauptarbeit dabei ist die genaue Bezeichnung des einschließenden Riffs (barrier reef, wie es scheint eine Korallenbank), welche unter 22° 14′ S. B. und 152° 59′ W. L. beginnt und in nördlicher Richtung sich bis 21° 5′ S. B., also etwa 17 deutsche Meilen weit, erstreckt. Man scheint sich von dieser Expedition, welche in der Shipp. Gaz. vom 17 Jan. erwähnt ist, in Bezug auf Geographie und Ethnographie ziemlich viel zu versprechen. Kenntniß des benachbarten australischen Continents scheint mit eine Hauptabsicht der Expedition zu seyn.

*) Ein musikalisches Instrument, dem Tamburin ähnlich, man spielt dasselbe nicht mit den Fingern, sondern mit einem dünnen Rohr.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 31.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

31 Januar 1844.

Schilderungen aus den neapolitanischen Provinzen.

Basilicata. — Capitanata. — Terra di Bari. — Terra d'Otranto ꝛc.

(Schluß.)

Der interessanteste Gegenstand in Brindisi ist unstreitig der Hafen, und hierüber mögen noch ein paar Worte ihre Stelle finden. Strabo sagt von ihm: „daß er alle andern Häfen übertreffe, weil sich hier in einer Bucht, wie die Hörner eines Hirsches, mehrere Häfen, geschützt gegen den Wellenschlag, vereinigen." Unzählige andere alte Schriftsteller reden von ihm, z. B. Plinius 3, 11 „Brundusium, in primis Italiae portu nobile" etc. Julius Cäsar, um dem Pompejus den Ausgang abzuschneiden, schloß den Hafen mit großen Erdwällen und Dämmen; vgl. Cäsar de bello civ. 1, 18. Später wurde er wieder geöffnet und mit großer Sorgfalt hergestellt; ein großes römisches Arsenal war mit ihm verbunden. Unter den Normannen und Hohenstaufen geschah auch manches für ihn; noch mehr unter den Anjou's. Karl II von Anjou erbaute zwei Thürme am Eingange und öffnete einen andern Ausgang. G. A. Orsino, Principe von Taranto, verdarb den herrlichen Hafen böslicherweise, indem er große Lastschiffe mit Steinen versenken ließ, so daß Alfons und Ferdinand von Aragonien den früher bestandenen Eingang nicht wieder öffnen konnten. Die Luft im Hafen und in der Nähe desselben war schon bei den Alten verrufen; in den Zeiten der Kreuzzüge starben hier Unzählige an schlechter Luft. Dieß ging mit kurzen Unterbrechungen so fort bis 1775, wo die Sterblichkeit in Brindisi ungemein bedeutend war. Ferdinand IV beauftragte den Andr. Pigonati mit der Ausbesserung des bereits ganz verschlammten Hafens, der Ableitung einiger Gewässer und allen den Arbeiten wodurch die tödtlichen Miasmen entfernt werden möchten. In drei Jahren wurden 57,000 Ducati verausgabt, ohne großen Erfolg; ein großer Canal von 1800 Palmen Länge und 200 Palmen Breite ward gegraben, um den äußern Hafen zweckmäßiger mit dem innern zu verbinden, die Eingänge besser geschützt und ein Obelisk errichtet, der Ferdinands Verdienste preist. Stolberg, welcher im Jahre 1792 hier reiste, beschreibt den Hafen recht gut und gibt zugleich ein klares Bild von den damaligen Arbeiten und Bestrebungen. Er sagt sehr richtig, daß am Eingange Strömungen vorhanden, die viel Schlamm, woran das adriatische Meer überhaupt reich seyn soll, mit sich bringen, welcher den innern Hafen verderbt, aus dem wiederum keine äquivalente Gegenströmung (oder vielmehr gar kein Ausfluß) statt findet, so daß das Wasser an beiden Seiten austreten und stagniren muß. Dazu kommen nun noch Gewässer eines Baches, der oft vom Regen anschwillt, Seegräser verschiedener Arten, faulende Fisch- und Thierstoffe, Insecten, Schmutz der Einwohner selbst, Mangel an Vegetation u. a. m. Stolberg ward vom Ingenieur Pollis herumgeführt, der damals bemüht war die sumpfigen Stellen zu überschütten, Gärten und Bäume anzupflanzen, vorlaufende Dämme von Steinen aufzuführen, Seegras aufzufischen und trocknen zu lassen, den innern Hafen mit Steinen einzufassen, auszubaggern, die Regenbäche abzuleiten, und ich glaube, daß im Jahre 1843, ohne gar große Veränderungen, nach denselben Principien fortgefahren wird. Aber der Hafen bleibt von Schiffen unbesucht, die Stadt entvölkert sich anstatt sich zu bevölkern, an Handel wird wenig gedacht, und die Malaria ist dieselbe geblieben.

Es würde in der That zu weit führen hier die Geschichte der Hafenarbeiten und Luftverbesserungsbestrebungen bis auf die gegenwärtige Zeit nachzuholen. Man macht überall viel Gerede von diesen Anstrengungen und verkündet glänzende Resultate; ich muß aufrichtig bekennen, daß diese noch sehr fern liegen. Man hatte mich abseiten der Intendanz von Bari an den Oberingenieur in Brindisi empfohlen, und es war mir die Ehre zugedacht gleich Stolberg den äußern und innern Hafen genau in Augenschein zu nehmen, da ich jedoch bei zweimaligem Besuche den Herrn nicht zu Hause traf, so unterblieben alle diese weitläufigen Excursionen, und diejenigen, welche für Brindisi's Hafen, Luft und Handel schwärmen, mögen sich immerhin damit trösten, daß ich den Hafen und die Arbeiten nicht ordentlich untersucht und deßhalb kein gültiges Urtheil fällen könne. Fünf kleine Inseln, le Petagne genannt, liegen vor dem großen Hafen; ein großes Fort,

Digitized by Google

Forte di mare genannt, vertheidigt den Eingang, daneben ist das Lazareth. Alfons ließ hier zuerst einen Thurm bauen, 1481, dem Philipp 1583 die Fortificationen hinzufügte, welche einst 800 Personen bewohnten. Eine Beschreibung des brindisinischen Hafens liefert Zonara Annal. lib. III. Am Hafenende der Stadt standen zwei große corinthische Säulen auf hohen Fußgestellen; die eine steht noch aufrecht. Sie ist von schönem weißem Marmor. Höchst wahrscheinlich dienten diese Säulen zur Bezeichnung des Hauptlandungsplatzes am innern Hafen; sie trugen vielleicht Bildsäulen römischer Kaiser, keineswegs, wie einige gemeint, eine Leuchte, welche von der See aus schwerlich gesehen seyn würde. Man machte mich auf eine Art von Auswuchs oben an der Säule aufmerksam und stellte die Vermuthung auf daß eine Maemor- oder Bronzekette oder Guirlande beide Säulen verbunden habe, vielleicht diente jedoch dieser Vorsprung nur als Anheftungspunkt von natürlichen Blumenguirlanden, Waffen, Fahnen oder Siegeszeichen.

Von dem römischen Hause, welches Graf Stolberg beschreibt, wußte man mir nichts zu zeigen, dagegen sah ich, mitten in der Stadt, eine Rotonde mit sechs antiken Säulen, ohne allen Zweifel ein alter Tempel. Um diese Säulen hatte man eine Mauer herumgeführt, diese mit einem halb gothischen, halb byzantinischen Portal geschlossen und so eine Kirche daraus gemacht, welche gegenwärtig nicht mehr benutzt wird. — Die beiden Brindisiner, Annibale de Leo und Mola, gaben im „Giornale letterario di Napoli" häufig Inschriften heraus, die in Brindisi gefunden worden. Die Originale wurden nachher sehr zerstreut, manche unter ihnen sind von großem historischem Interesse. Auch Gruter gibt mehrere an, z. B. eine auf den Trajan, welche mit den Worten schließt: Brundusini Decuriones et Municipes; eine andere auf den Julius Cäsar: Securitati Perp. C. Jul. Cæs. Dict. Perp. P. P. Brundisini; eine dritte gleichfalls auf Julius Cäsar, dem Patri Patriæ; andere auf den Marc Aurel, L. Verus, den M. Lollius Arpocras, den epikurischen Philosophen Eukratides u. s. w. Bei den Hafenbauten fand man noch kürzlich im Fort auf der Insel eine dem Trajan gewidmete Inschrift. — Man erkennt an vielen Gebäuden die Spuren antiker Substructionen; früheren Reisenden zeigte man die Trümmer eines Palastes des Cäsar, einer Curie und die Häuser welche Cicero und Virgil bewohnt. In der Nähe des Thors, durch welches man nach Mesagne fährt, liegen die Ueberreste einer gestuften Pyramide und in der Nähe viele andere antike Brocken; vielleicht ist dieß der Ort, wo in alter christlicher Zeit am Ostermorgen die Episteln und Evangelien in griechischer Sprache gesungen wurden. In der Nähe dieses pyramidalischen Stumpfes befindet sich das feste und geräumige Castell, welches Kaiser Friedrich II nach altrömischem Styl und aus Bausticken, die früher zu römischen Gebäuden gehört, aufführen ließ; es ist mit Staatsverbrechern gefüllt und deßhalb unzugänglich. Die weitläufigen Stadtmauern würden bei näherer Besichtigung manchen altrömischen Gedenkstein darbieten; ich konnte mich dabei nicht aufhalten. Ferdinand von Aragonien ließ die Mauern Brindisi's nach der Seite des Isthmus hin theils ausbessern, theils neu anfertigen, 1480. Die Thore nach Mesagne und Lecce sind von Karl V, 1550. Die Quelle, deren Plinius 2, 107 erwähnt „Brundusii in portu fons incorrupta praestat aquas navigantibus," konnte man mir nicht bestimmt nachweisen; ich weiß auch nicht, ob damit dieselbe Quelle gemeint ist, welche anderswo fons Appia, fons magna genannt wird und welche eine Inschrift aus dem J. 1192 zieren soll. Im J. 1715 schwanden nach Giustiniani die letzten Spuren der Via Appia am Thore von Brindisi selbst durch den Bau eines neuen Thors; schwerlich vereinigten sich beide Arme, wahrscheinlich trat der südliche Arm rechts in die Stadt, der nördliche (die V. Egnatia) links und westlich; es scheinen früher Brücken über die Hafenarme geführt zu haben; von dem allem ist keine Spur mehr vorhanden, ebenso wenig von der Triumphpforte des Trajan. Durch den Bau der großen, oft genannten Heerstraße, welche Pratilli (1, 3) 543 vollenden läßt, hob sich der Handel der Brundusiner, wie dieß aus den Erzählungen der Alten und aus Inschriften erhellt, ungemein; deßhalb führt die Via Appia die ehrenvollsten Beinamen: magna, regina viarum, praeclarissima (Strabo), dignissima (Procop). Appius Claudius Caecus legte sie bekanntlich an, 444, und vollendete sie bis Capua, 457. Appius Claudius Caudex, Bruder oder Sohn des Caecus, führte sie bis Brundusium, 489. Der zweite Hauptarm führt die drei Namen Egnatia, Trajana, Appia zugleich. Strabo sagt: „aus Griechenland und Asien führt für alle diejenigen, welche nach Rom wollen, der kürzeste Weg über Brundusium," und bei dieser allgemein verbreiteten Ansicht mag das Zusammenströmen der Fremden sehr bedeutend gewesen seyn.

Doch nicht allein die Stadt, auch die Umgegend und die Producte preisen die Alten. Varro, de re rustica 1, 8, spricht von den Weinbergen, Strabo lobt Honig und Wolle, Bohnen und Gemüse. Vitruvius 8, 3 und Plinius reden von den wunderbaren Eigenschaften und Erfolgen hiesiger Mineralquellen, und die jetzt pozzo della comunione und dell' estrema unzione genannten Quellen sind gewiß uralt. Isigonius, ein alter Schriftsteller über Heilquellen, erhebt ebenfalls von ihnen. Hier, wie in Taranto, werden die Muscheln gefunden, aus welchen die lana pesce oder lana penna bereitet wird, die zu vielen Handarbeiten dient. Die großen Oelwälder werden oft gepriesen. L. Alberti spricht von der schlechten Bevölkerung, lobt dagegen das Gebiet, besonders die Olivenpflanzungen. Vgl. auch Mazzella Descriz. del regno p. 185. Im Kriege, welchen die Venetianer mit den Türken führten, ankerten stets viele Schiffe der erstern im Hafen von Brindisi, und der hiedurch herbeigeführte große Absatz des trefflichen und feurigen Weines der Umgegend verführte die Bewohner viele Olivenwälder im Umkreis der Stadt in Weingärten zu verwandeln, woraus nachher große Verarmung entstand. So findet man jetzt die Strecke von Brindisi nach S. Pietro Veernotico, welche noch im 16ten Jahrhundert ein herrlicher Olivenwald bedeckte, fast ganz uncultivirt, während der Boden überaus fruchtbar und ergiebig. Heutzutage sind

Digitized by Google

die Wollenarbeiten, die Pasten, das Gemüse und der Wein Brindisi's gerühmt und geschätzt. In alten Zeiten soll hier eine epikurrische Schule geblüht haben, unter dem Philosophen Eukratides. Mehrerer tüchtigen Männer geschieht oft Erwähnung. Cicero lobt den M. Lenius Flaccus, einen gebornen Brindisiner; Livius den Rammius, Publius Dasius (Liv. 42, 17 und 21, 48.) Auch Marrus Pacuvius, berühmter Poet und Maler, war Brindisiner.

Auf meiner mehrstündigen Wanderung durch die arme, unglückliche Stadt sah ich unter den modernen Gebäuden nicht ein einziges, welches einer Erwähnung werth gewesen. König Roger baute den Dom und den bischöflichen Palast. Ueberall stößt man auf Schutt und Trümmer; große Garten sind zwischen diesen angelegt; die kolossalen Stadtmauern, Wälle und Gräben springen überall in die Augen und vermehren das Unheimliche des Eindrucks. Am linken Hafenhorn fand ich zwei jammernde und weinende Mütter, von tröstenden Nachbarinnen und Freundinnen umringt. Es hatte der typhus tetanicus die letzte Nacht wiederum mehrere Opfer gefordert und auch ihre Kinder dahingerafft. In der Nähe und Ferne ertönte das Sterbeglöckchen und Leichenbestatter durchkreuzten mehr als einmal meinen Pfad. Zwei der Herren, an welche ich empfohlen war, darunter der Bruder des wackern Arztes Chiaja in Bari, lagen schwer erkrankt zu Bette; die Einwohner schlichen betrübt und sorgenvoll durch die Gassen. Ich nahm ein sehr melancholisches Frühstück ein und fuhr wenige Stunden nach Mittag zur größten Freude meines Kutschers, der unaufhörlich Cigarren geraucht hatte, um das Miasma fern zu halten, auf und davon. Die gastfreundlichen Brindisier wagten keine Bitte zum längern Bleiben und die beiden Geistlichen waren gar nicht in die Stadt hineingeritten. Sie hatten sich Brindisi von der gestuften Pyramide links vom Thor von Mesagne aus angesehen und waren zu der freundlichen Wirthin daselbst heimgekehrt, die auch von meinem Nachtsacke sich nicht hatte trennen wollen. Ich fuhr über eine Art Damm — in sehr alter Zeit mag hier eine Brücke gewesen seyn — am rechten Hafenhorn entlang; am Camposanto waren viele Geistliche und Leidtragende zu trauriger Geschäftigkeit versammelt; bald zeigte sich links das erfrischende und belebende Meer; auf schnurgerader Straße, durch unbebautes Land, wo Genisten und unzählige Büsche von Rosa sempervirens einen fast betäubenden Duft verbreiteten, kam ich rasch nach dem freundlichen und gesunden San Pietro-Vernotico. Kopfschmerz und Uebelkeit nöthigten mich die hiesige Apotheke zu betreten und den Director um ein stärkendes Magenelixir zu bitten. Mit Ernst und Würde holte er verschiedene Ingredienzien zusammen, mischte diese und überreichte sie mir endlich in einem Glase, welches von Oel, Spinnengewebe und Fliegenschmutz triefte. Ich zog es natürlich vor diese Arznei ungenossen zu lassen, zahlte dem mischenden Künstler die üblichen fünf Gran und ließ es mir gefallen, daß er unter mehreren Verdeugungen, während ich mein Wägelchen wieder bestieg, den Trank auf meine Gesundheit mit eigenem Munde leerte. Von Vernotico bis Lecce ist die neue Straße noch nicht beendigt, ein sandiger Fahrweg leitet nach Squinzano; zwei große Masserien bleiben links vom Wege; einige Trümmer und Steinbrüche in der Nähe deuten auf das Dagewesenseyn eines größeren Ortes, vielleicht der Stadt Valentium oder Valetium; *) sie liegen auf und an einem Hügel, der im eiförmigen Oelwalde einen angenehmen Effect macht. Auch an einem sehr alten, bald verfallenem Castell mit einer Capelle, S. Susanna genannt, kommt man vorüber. Das Städtchen Trepuzze zeigt sich von Orangen und Granaten umgeben; Palmen in der Nähe der Hauptkirche zieren fast alle diese Ortschaften, deren Einwohner freundliche, thätige und reinliche Leute zu seyn scheinen. Wenige Miglien vor Lecce kommt man auf die große, von Taranto herüberführende Straße, rechts erscheint wie in einer Niederung gelegen, obschon das Auge hier nirgends mehr Hügel und Berge erblickt, die Stadt Campi; der Oelwald hört auf und aus sandiger, baumloser Ebene taucht die kahle mit Thürmen gezierte Häusermasse von Lecce auf, die Hauptstadt der ganzen Provinz. Nachdem ich drei Gasthöfe mit Kennerblicken inspicirt, faßte ich endlich den Muth im vierten bei den freundlichen Geschwistern Centonze am großen Markt mich auf zwei Tage häuslich niederzulassen, theils um Lecce gehörig kennen zu lernen, theils um die Vorbereitungen der nun schwieriger werdenden Reise zur südöstlichsten Spitze Italiens zu treffen.

Die chilenische Provinz Coquimbo.

(Aus den Documens sur le Commerce extérieur.)

Nach den Provinzen Santiago und Valparaiso ist Coquimbo die wichtigste Provinz Chili's durch ihre Bevölkerung, ihren Handel, ihre Industrie und ihren Mineralreichthum. Sie ist 30 Myriametres breit und erstreckt sich auf einer Länge von 125 Myriametres zwischen der großen Wüste Atacama, der Andenkette, der Südsee und dem Fluß Chacyo, der sie von der Provinz Aconcagua trennt. Die bedeutendsten Städte sind Coquimbo, la Serena, Huasco, Copiapa, Avalle und Illapel, alle ziemlich bevölkert; aber seit einigen Jahren haben Coquimbo, la Serena, welches von dem erstern Hafen um einige Myriametres entfernt ist, und Copiapa einen noch immer wachsenden Aufschwung genommen, und der Mineralreichthum dieser drei Punkte zieht viele Capitalien dahin. Eine große Menge fremder Fahrzeuge, welche die Küsten der Südsee besuchen, begeben sich nach Coquimbo, Huasco und Copiapo, um Kupfererz zu holen, das man mit Vortheil nach England und den Vereinigten Staaten ausführt; in neuerer Zeit haben auch französische Handelsleute an diesem Verkehr Theil genommen, um ihre Ladungen voll zu machen.

Obwohl der Boden der Provinz Coquimbo im allgemeinen dürr und felsig ist, genügen doch einige Regentage im Jahre, um die schönste Ernte zu sichern. Kaum ist die Erde befeuchtet, so entwickelt sich die Vegetation, die Ebenen und Bergabhänge bedecken sich mit Gras und

*) Einer legt Valetium an den Ausfluß des Baches Patino, der nur bei Regenwetter noch existirt. Es kommen für Valetium auch noch die Namen: Baletium, Balentium vor; Strabo schreibt Βαλέτιον, und Plinius nennt: Aletini, Basterbini, Neretini, Valentini, Veretini u. s. w.

Digitized by Google

Blumen und die Getreidefrüchte wachsen mit außerordentlicher Schnelle. Indeß ist es nicht selten, daß die Trockenheit mehrere Jahre hindurch andauert, und wegen dieses Hindernisses der Ackerbauarbeiten hat sich der Thätigkeitsgeist auf die Ausbeutung der Minen geworfen mit einem Eifer, der durch die daraus gewonnene Anhäufung von Reichthümern immer neue Nahrung erhält. Reiche Kupfer-, Silber- und selbst einige Goldminen sind auf dem ganzen Gebiet der Provinz zerstreut. Sie liegen namentlich am Abhang der Cordilleren, an den Hügeln in der Nähe des Meeres und an der innern Bergkette, bis jetzt aber waren die Arbeiten hauptsächlich auf die Ausbeutung der Kupferminen gerichtet, die durch den Reichthum ihrer Adern fast sichern Gewinn liefern. Ueberdieß kann man den Bau einer Kupfermine mit einem geringen Capital beginnen, und schon nach einigen Monaten weiß man, was etwa zu hoffen ist, während die Ausbeutung der Gold- und Silberminen große Auslagen verursacht und die Aufwendung bedeutender Summen erfordert.

Die Bewohner von Coquimbo haben sich deßhalb auf die Ausbeutung der Kupferminen geworfen, und in diesem Hafen sammeln sich wie oben schon bemerkt, die englischen und amerikanischen Schiffe, welche hier Rückladungen suchen. Die erstern nehmen Erz, das sie nach Swansea führen, die andern Kupfer in Barren. Nach neuen Angaben kommen jeden Monat zwanzig Fahrzeuge unter diesen beiden Flaggen nach Coquimbo. Auch finden sich französische Etablissements dort, namentlich das eines Hrn. Lambert, eines ehemaligen Schülers der polytechnischen Schule, der die besten Reverberiröfen in Chili gebaut hat.

Wie Coquimbo der Mittelpunkt der Kupferminenausbeutung ist, so Copiapo der der Silberminen. Man berechnet, daß dieser Hafen über Valparaiso seit 1831 für 12 Millionen Piaster Silber nach Europa geschickt hat. Copiapo, eine in einem dürren, von aller Vegetation entblößten Thalgrunde gelegene kleine Stadt ist demnach sehr bevölkert, darum auch das Leben außerordentlich theuer. Sie ist der Sammelplatz aller Abenteurer, die in der Hoffnung, bedeutende Reichthümer zu erwerben, ihr Vermögen daran wagen; man bemerkt hier viel Luxus, und die Verschwendung der Eingeborenen übersteigt allen Glauben. Der Handelsverkehr von Copiapo ist sehr lebhaft. Es ist der gewöhnliche Aufenthaltsort der größten Capitalisten der Republik, von denen einige, ohne ihr Einkommen aus den Minen zu rechnen, eine Million Piaster im Vermögen haben. Ein Franzose hat sich daselbst niedergelassen, um das Silbererz nach der elektrochemischen Methode des Hrn. Becquerel auszubeuten.

Mittheilungen über Kislär.

1. Die Steppennatur jenseits des Terek. — Die Stadt. — Schiffen. — Häuser, Straßen, Tataulen. — Basare. — Pappelwäldchen. — Der Terek.

(Schluß).

Die Landschaften am Ufer des Terek, dieses Wohlthäters der kaukasischen Provinz, sind schön und wild. Er tränkt die Gärten der Stadt, treibt die Räder der Mühlen und flößt die Eichenstämme von den schwarzen Bergen herab. Er nährt zahlreiche große und kleine Fische in seinen tiefen Buchten. Im Winter windet er sich schmal von einem Ufer zum andern in seinem breiten Bette. Dann springt die wilde Ziege hinüber und der Tschetschenze geht ungehindert von dem jenseitigen Ufer gegen Kislär hin auf Beute aus. Im Frühjahr dagegen, sobald die Sonne den Schnee seiner heimischen Berge schmilzt, schwillt er an und tritt über seine Ufer. Kajuken, d. h. lange Fischerkähne, fahren dann auf seiner grauen, wirbelnden Oberfläche umher, die manchmal höher steht, als der Marktplatz der Stadt. In einem solchen Fall retten bloß die Faschinen und Erdwälle des linken Ufers, die sich sehr weit ausdehnen, Kislär vor einer Ueberschwemmung. Das Wasser im Terek ist trübe, wenn man es aber eine Zeitlang stehen läßt, wird es rein und leicht.

In commercieller Beziehung kann man nur bedauern, daß der Terek nicht schiffbar ist. Die Beschiffung dieses großen Flusses würde der kaukasischen Provinz ungemeine Vortheile gewähren. Die Bewohner von Kislär würden dann ihre Erzeugnisse bis zur Mündung des Terek auf dessen Rücken versenden, und von da zur See nach Astrachan; sie wären von der Unbequemlichkeit befreit, solche zu Wagen bis ans Meer zu liefern. Dann würden die Waaren, welche die Armenier auf dem Jahrmarkt von Nishegorod theils für sich selbst, theils für den Handel mit den kaukasischen Völkern und mit Persien einkaufen, auf dem Wasserwege nach Kislär und nicht durch die öden Sandsteppen längs dem kaspischen Meere hingehen. Dann würde man vom Meere her Bauholz beziehen, dessen Transport auf Wagen jetzt sehr theuer zu stehen kommt. Dieß würde eine Reform im Häuserbau bewirken, wodurch die mißgestalteten Häuser weggeschafft und die Krankheiten vermindert würden, die jetzt durch die feuchten Gebäude aus Luftziegeln und durch die Erdhütten veranlaßt werden. Durch eine solche Schifffahrt würde auch die größere Hälfte der Kosten erspart, welche jetzt die Lieferung von Lebensmitteln an die linke Flanke des kaukasischen Truppencorps veranlaßt; früher wurden dieselben aus Astrachan zur See nach dem Landungsplatz Schendrukawskoja gebracht, der nur 60 Werste von Kislär entfernt ist; seit man aber diesen Landungsplatz für unbequem erklärte, hat man den von Seerebälkowskaja ausgewählt, der etwa 150 Werste von Kislär entfernt ist, aber gleichfalls als unpassend bekannt ist; dennoch wird derselbe immer noch mit nicht unbedeutenden Kosten unterhalten.

Um den Terek schiffbar zu machen, brauchte man bloß irgend einen seiner breiten Arme auszutiefen, welche durch den seit so vielen Jahren herabgeführten Schlamm seicht wurden. Im Jahre 1824 ist einiges geschehen: unter Aufsicht Hrn. Hanerts vom Corps der Straßenbauten wurde ein Wehr angelegt, um das gewaltsame Eindringen des Wassers in den Borosda-Arm und in die obenerwähnte Prorwa, wodurch die anstoßenden Felder und Weingärten überschwemmt wurden, zu verhindern. Dadurch strömt jetzt das Wasser wieder stärker in den Hauptarm, hat der Verschlammung desselben einigermaßen gesteuert und den Einwohnern großen Nutzen geleistet. Was die Kosten der Schiffbarmachung betrifft, so würde erstens eine in Geld zu erhebende temporäre Steuer von den Nogaiern, welchen jetzt die Last des Getreidetransports von dem Landungsplatz nach vielen Magazinen der kaukasischen Linie obliegt, und zweitens eine Umlage auf den Handels- und Gewerbeverkehr in Kislär die nöthigen Summen liefern.

Ein lateinischer Vorläufer von Shakespeare's Richard III. In der Bibliothek des Emanuel College zu Cambridge entdeckte man kürzlich eine große literarische Curiosität, nämlich ein vor Shakespeare geschriebenes lateinisch abgefaßtes Schauspiel über König Richard III. Man hat dasselbe der Shakespeare-Gesellschaft geliehen mit der Erlaubniß, eine Abschrift davon zu machen. (Shipp. Gaz. vom 17 Januar.)

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilagen: Intelligenzblatt Nr. 1 und Umschlag zum Monat Januar.)

Digitized by Google

№ 1.

Intelligenz-Blatt zum Ausland.

Mittwoch, 31 Januar 1844.

[1] Bei **Vandenhoeck & Ruprecht** in **Göttingen** ist erschienen:

Bulwer, E. L., the Pilgrims of the Rhine. Accentuirt, mit erläuternden Anmerkungen unter Hinweisung auf Wagners engl. Grammatik und Melforde synonym. Handwörterbuch und mit einem vollständ. Wörterbuche von *L. Georg*. Gr. 8. 22 gGr.

Duncker, L. (Professor), des heil. *Irenäus* Christologie im Zusammenhange mit dessen theologischen und anthropologischen Grundlehren dargestellt. Gr. 8. 1 Rthlr.

Eichhorn, C. Fr., deutsche Staats- und Rechtsgeschichte. 2ter Thl. 5te verbesserte Ausgabe. Ge. 8. 3 Rthlr. 8 gr.

Gesenius, Aug., Materialien zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische für die mittleren Gymnasialclassen. Zweite vermehrte Ausgabe von Dr. A. G. C. Seffers. Des ersten Cursus erstes Heft. Gr. 8. 12 gr.

Liebner, Prof. Dr. Th. A., Predigt zur tausendjährigen Jubelfeier des Vertrages von Verdun. Ge. 8. 2 gr.

Petri, M., Beiträge zur bessern Würdigung des Wesens und der Bedeutung des Pusepismus, durch Uebertragung einiger der wichtigsten betreffenden engl. Schriften nebst einer Einleitung. 1stes Heft. Gr. 8. 18 gr.

Wappäus, Dr. *J. E.*, die Republiken von Südamerika, geographisch-statistisch, mit besonderer Berücksichtigung ihrer Production und ihres Handelsverkehrs und vornehmlich nach amtlichen Quellen dargestellt. 1ste Abtheil. 1 Rthlr.

---

[2] In Unterzeichnetem sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte

von

Chr. J. Matzerath.

8. in Umschlag broschirt. Preis 2 fl. 12 kr. oder 1 Rthlr. 3 gr.

Die Erscheinung dieser Gedichte ist für die Rheinlande um so mehr von Interesse, je länger diese schöne Gränzprovinz des Gesammtvaterlandes durch ihre frühere Geschichte von der allgemeindeutschen Litteratur ausgeschlossen worden, und je dringender es daher gilt, in dem schönen Fortschritt dieser Litteratur auch sie würdig zu repräsentiren.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[3] **Antike Marmorwerke**

zum

erstenmale bekannt gemacht

von

EMIL BRAUN.

Erste und zweite Decade.

Folio. In Carton. 8 Thlr.

Leipzig, im September 1843. **F. A. Brockhaus.**

---

[4] **Höchst interessante Neuigkeit!!!**

Die Geheimnisse von London.

Von Ainsworth.

Erstes Bändchen mit Illustration. Schillerformat.

16. brosch. 5 Ngr. oder 24 kr.

Dieser Roman welcher die neuesten Zeitereignisse, wie z. B. die Rebellionen ꝛc. in sich verwebt, erscheint in 16—20 Bändchen, zu obigem sehr billigen Preise, welche schnell hintereinander folgen.

Leipzig, den 2 Januar 1844. **C. Bergers Buchhandlung.**

---

[5] Bei Friedrich Fleischer in Leipzig erschien so eben:

Gemälde des Wiener Congresses

1814 — 1815.

Erinnerungen, Feste, Sittenschilderungen, Anekdoten,

von

Graf de la Garde.

Uebersetzt von

Dr. Ludwig Eichler.

Drei Bände. Velinp. Preis 3 Thaler.

Die Masse feiner Beobachtungen, lebendiger Darstellungen und Schilderungen des Thun und Treibens der damals versammelten Fürsten und Fürstinnen und großen Staatsmänner, welche dieses Werk auszeichnen, dürfte es unstreitig als eines der interessantesten Bücher neuerer Zeit erklären lassen.

---

[6] In der **liter.-artist. Anstalt** in **München** ist erschienen:

Ueber

die Urbewohner Rätiens

und

ihren Zusammenhang mit den Etruskern.

Von Ludwig Steub.

8. brosch. Preis 21 gGr. od. 1 fl. 21 kr. rhn.

Die Frage über die Herkunft der alten Rätier hat seit dem Erscheinen der römischen Geschichte von B. G. Niebuhr ein erhöhtes Interesse gewonnen, welches durch die Bekämpfung der Ansichten dieses Forschers, wie sie von Neuern ausgegangen, nur gesteigert werden konnte. Der Verfasser obengenannter Schrift hat sich zur Aufgabe gemacht, aus den urkundlichen und den noch vorhandenen Localnamen von Tyrol und Graubünden auf die Sprache der alten Rätier zu schließen, diese als identisch mit den etruskischen nachzuweisen und endlich die Niebuhr'sche Hypothese, daß die ursprünglichen Sitze der Rasener nicht in Italien, sondern in den Alpen zu suchen seyen, zu historischer Evidenz zu bringen — ein Resultat dessen Sicherstellung nicht ohne wesentlichen Einfluß auf die Behandlung der Urgeschichte Italiens bleiben wird.

Digitized by Google

[7] **Interessante Neuigkeit!**

In meinem Verlage ist neu erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Caucasus

eines deutschen Edelmanns.

Zweiter Theil.

Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr.

Der erste Theil erschien 1841 zu demselben Preise.

Leipzig, im September 1845.

F. A. Brockhaus.

---

[8] Zu haben bei **Leopold Voss** in **Leipzig:**

Beiträge zur Kenntniss *des russischen Reiches und der angränzenden Länder Asiens.*

Auf Kosten der k. Akademie der Wissenschaften herausgegeben von **K. E. v. Baer** und **Gr. v. Helmersen.**

Sechstes Bändchen. Reise nach dem Ural und der Kirgisensteppe in den Jahren 1825 und 1826 von Gr. v. Helmersen. 2te Abth. Mit einer geognost. Karte u. Gebirgsprofilen. Gr. 8. St. Petersburg, 1845. 3 Thlr. 15 Ngr.

Achtes Bändchen, gemischten Inhalts. I. Neuer Beitrag zur Geognosie Esthlands und Finnlands von *E. Eichwald.* II. Ueber die Obolen und den silur. Sandstein von Esthland und Schweden, von *E. Eichwald.* III. Ueber das Seifengebirge des Ural und seine organischen Einschlüsse, von *E. Eichwald.* IV. Bericht über die ornithologischen Ergebnisse der naturhistorischen Reise nach Lappland während des Sommers 1840, von *A. Th. v. Middendorff;* Nachtrag von *K. E. v. Baer.* Mit 6 Tafeln. Gr. 8. St. Petersburg, 1845. 2 Thlr. 26 Ngr.

---

[9] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das Turnen.

Ein deutsch nationales Entwicklungs-Moment.

Von Dr. **W. F. Klumpp,**

Professor am k. Obergymnasium in Stuttgart.

8. br. Preis 30 kr. od. 9 gr.

Inhalt: Einleitung. — Geschichtliche Entwicklung. — Hellenische Gymnastik. — Leibesübungen bei den Deutschen: a) Aeltere Zeit. b) Die Gymnastik der Philanthropine. c) Das Turnen durch Jahn. — Deutsch-nationaler Charakter des Turnens. — Eigene Erfahrungen des Verfassers. — Statistik des Turnens. — Preußen, Sachsen, Anhalt, Kurhessen, Schwarzburg-Sondershausen, Bayern, Baden, Darmstadt, Schweiz, Dänemark, Würtemberg. — Begriffliche Entwicklung. — Der physische Gesichtspunkt, der ethische, der nationale. — Die fernere Gestaltung der Sache. — Das Turnen, als Sache der Schule, mit allgemeiner Verpflichtung. — Als nationales Institut. — Als Vorschule der allgemeinen Wehrhaftigkeit. — Turnfeste. — Turnplätze, Zeit, Lehrer, Kosten. — Turnübungen für das weibliche Geschlecht. — Schlußwort.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[10] Bei Friedrich Fleischer in Leipzig erschien so eben:

Nordische Elfenmährchen und Lieder

von **H. Püttmann.**

Preis ⅚ Thlr.

Früher erschien in demselben Verlag:

Irische Elfenmährchen, herausgegeben von den Brüdern **J.** und **W. Grimm.** 8. 1⅔ Thlr.

Nordische Sagen. Der deutschen Jugend erzählt. Mit e. wissenschaftl. Anhang. Von **E. Rußwurm.** 1½ Thlr.

---

[11] In Unterzeichnetem ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Geschichte der Hexenprocesse.

Aus den Quellen dargestellt.

Von Dr. **W. G. Soldan,**

Gymnasial-Lehrer zu Gießen.

gr. 8. Velinp. Preis 3 fl. 45 kr. oder 2 Rthlr. 6 gGr.

Eine Geschichte der Hexenprocesse gehört unter die längst ausgesprochenen Bedürfnisse. Ihre Nothwendigkeit ist nicht nur in verschiedenen Zeiten anerkannt worden, sondern es hat auch nicht an vielfachen Bestrebungen zur Herstellung derselben gefehlt. In allen bisherigen Sammelwerken ist indessen dem Bedürfnisse noch nicht abgeholfen. Die Gegenwart will das Ganze im Zusammenhange begreifen; man hat ihr jedoch selbst die äußere Erscheinung meist nur fragmentarisch vorgeführt und läßt den Schlüssel zum Verständnisse vergeblich suchen. Wo auf den Hexenproceß die Rede kommt, durchkreuzen sich die widersprechendsten, oft sehr wunderliche Ansichten, ja selbst hinsichtlich der einfachen Thatsachen werden noch täglich die irrigsten Voraussetzungen laut.

Bei dem gegenwärtigen Kampfe des Alten und des Neuen in der Theologie wie in der Strafgesetzgebung dürfte daher eine Schrift, welche die traurigen Extreme, zu welchen theologische und richterliche Befangenheit im Vereine mit dem Inquisitionsprocesse in ihrer Consequenz hinzuleiten vermag, historisch vorführt, das Interesse des Theologen und Juristen, wie des Geschichtsfreundes überhaupt, anzusprechen wohl berechtigt seyn. — Stuttgart und Tübingen, 1844.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[12] In Unterzeichnetem ist erschienen, und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Ueber

Gleichgewicht und Bewegung

gespannter elastischer fester Körper.

Mit einem Anhange

über die Berechnung des Widerstands und die vortheilhafteste Gestalt der Eisenbahnschienen.

Von **J. P. G. v. HEIM,**

königlich würtembergischem Artillerie-Hauptmann.

Mit drei Steintafeln.

gr. 8. Preis 5 fl. 24 kr. oder 3 Rthlr. 8 gr.

Diese Abhandlung verdankt ihr Entstehen den Auflösungen einzelner, den Widerstand der festen Körper betreffender Aufgaben, welche der Verfasser zu unternehmen Veranlassung fand, und welche erst, als sie einen größern Umfang erreichten, in ein zusammenhängendes Ganzes geordnet wurden.

Ohne sich mit speculativen Untersuchungen über die Ableitung der Gesetze der Spannkraft von allgemeineren Naturkräften zu beschäftigen, hat der Verfasser bei seiner Arbeit, nebst den Anwendungen der Lehre von dem Gleichgewichte und der Bewegung elastischer fester Körper auf die wichtigsten Theile der Maschinenkunde, vorzugsweise die wissenschaftliche Entwicklung dieser Lehre im Auge gehabt, und er glaubt nicht, daß eine solche Richtung des Unternehmens diesem zum Vorwurfe gereichen werde, da eben die, für die Sicherheit der Anwendungen unerläßliche, wissenschaftliche Begründung der genannten Lehre bis jetzt noch so Manches zu wünschen übrig läßt, und durch die mit jedem Tage mehr hervortretende praktische Bedeutsamkeit derselben um so höheres Interesse gewinnt.

Stuttgart und Tübingen. **J. G. Cotta'scher Verlag.**

[13] In Unterzeichnetem ist erschienen und kann durch alle Buchhandlungen und löblichen Postämter bezogen werden:

Das Zollvereinsblatt,

ein Centralblatt für alle Interessen des Handels und der Schifffahrt, der Industrie und des Ackerbaues, der Handelspolitik und der National-Unternehmungen Deutschlands und insbesondere des deutschen Zollvereins, so wie überhaupt für die Discussion aller die National-Oekonomie und die materiellen Interessen Deutschlands betreffenden Fragen.

Herausgegeben

von **Dr. Fr. List.**

Preis des Jahrgangs 6 fl. 48 kr. oder 4 Rthlr.

Inhalt. Nr. 48 von 1843. Luginsland. — Briefe über die großen Fragen des Tages. Zwölfter Brief. — Stimme aus Oesterreich. — Der Nürnberger Correspondent von und für Deutschland und die deutschen Industrie-Interessen. — Industrielle Zustände im Herzogthum Nassau. — Miscellen: Flachs aus Neuseeland. Neusüdwales und Deutschland. Jamaica-Baumwolle. Irlands Handel.

Nr. 49. An unsere Abonnenten. — Luginsland. — Briefe über die großen Fragen des Tages. Zwölfter Brief. (Forts.) — Correspondenz aus Mexico. — Oesterreichs Handelsbewegung von 1831 bis 1840. — Oesterreich und der Zollverein. — Miscellen: Ein Riesen-Teleskop. — Ein feuerfestes Kleid. — Amerikanische Producte. — Lord Ashburton. Eine neue Webmaschine. — Beilage: Oesterreich und der Zollverein. Litterarische Anzeige.

Nr. 50. Luginsland. — Briefe über die großen Fragen des Tages. Zwölfter Brief. (Schluß.) — Der Nürnberger Correspondent und die deutsche Industrie. — Braunschweigs Lage im Zollverein. — Miscellen: Die Zuckereinfuhr in England. — Handel zwischen Rußland und China. — England und Brasilien. — Die Wollwaaren-Ausfuhr Englands. — Beilage: Die atmosphärischen Luft-Eisenbahnen.

Nr. 51. Luginsland. — Briefe über die großen Fragen des Tages. Dreizehnter Brief. — Ueber die deutsche Leinen-Industrie und den deutschen Leinwandhandel zu Ende des Jahres 1843. — Miscellen: Gesalzenes Rindfleisch und Weizen aus Australien. Die französischen Colonien. Kastengeist. Die englische Flotte.

Nr. 52. An unsere Leser. — Luginsland. — Briefe über die großen Fragen des Tages. Vierzehnter Brief. — Ueber die deutsche Leinen-Industrie und den deutschen Leinwandhandel zu Ende des Jahres 1843. (Schluß.) — Die Minister und die Pächter-Versammlungen in England. — Miscellen: Die neue Straßenkehrmaschine. Der nordamerikanische Handel. Ein Dampfpflug. Englische Agriculturstatistik. Wohlfeile Eisenbahnschienen.

Nr. 1. 1844. Luginsland. — Briefe über die großen Fragen des Tages. Fünfzehnter Brief. — Die Industrie des Herzogthums Nassau. — Miscellen: Weizenausfuhr aus Canada nach England. Neuseeland ein dereinstiger Concurrent Deutschlands auf dem englischen Productenmarkt. Productenzufuhr in England aus Nordamerika. Die amerikanische Flotte. — Beilage: Die nordöstliche Ansicht über den deutschen Zollverein. — Chinesischer Zolltarif. — Miscellen: England, Frankreich und Brasilien.

Nr. 2. Luginsland. — Briefe über die großen Fragen des Tages. Fünfzehnter Brief. — Schilderung der englischen Gewerbszustände. — Preußen und der Zollverein. — Die Eisenerzeugung in Oesterreich. — Ein nördliches Zollvereinsblatt. — Miscellen: Der englische Kornmarkt. Englische Handelsverträge. Englischer Humbug. Englische Vernunft gegen deutsche Unvernunft. Die Seemacht von Frankreich und England. Die immergrüne Pimpinelle. Die Spitalfieldweber. Die Maschinenfabrication in Frankreich und die polytechnischen Schulen in Deutschland. Die Eisenbahnen und die Schlächter.

Nr. 3. Luginsland. Das Edinburgh Review und das Morning Chronicle gegen das Zollvereinsblatt. Die norddeutschen Separatisten. — Bülow Cummerow und die deutsche National-Oekonomie. — Schilderung der englischen Gewerbszustände. — Vergleichende Uebersicht des Handels in den Vereinigten Staaten von Nordamerika während der Jahre 1840, 1841 und 1842. — Die Separation Braunschweigs von Hannover. — Miscellen: Der Spectator über die französische Colonisations-Politik. Oeffentliche Bäder für die arbeitenden Classen.

In das Abonnement kann jedes Vierteljahr für den Rest des Jahres eingetreten werden.

Stuttgart und Tübingen. **J. G. Cotta'scher Verlag.**

---

[14] **Deutsches Heldenbuch von Dr. Karl Simrock.**

In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Das Amelungenlied.

Von Dr. **Karl Simrock.**

Erster Theil:

Wieland der Schmied. Wittich Wielands Sohn. Ecken Ausfahrt.

(Des Heldenbuches vierter Band.)

Gr. 8. Velinpapier broschirt. Preis 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr.

Das Heldenbuch soll unsere gesammte nationale Heldendichtung umfassen. Ueber die beiden ersten Bände, welche die Nibelungen und die Gudrun, „ihre wunderbare Nebensonne" enthalten, haben wir in früheren Anzeigen das Nöthige bemerkt. Der

Digitized by Google

dritte Band wird unter dem Titel des kleinen Heldenbuchs die besten derjenigen kleinen Dichtungen unseres heimischen Sagenkreises begreifen, die man zu verschiedenen Zeiten in ein Heldenbuch zu vereinigen versucht hat, als Rosengarten, hörnerner Siegfried, Alphart, Otnit und Wolfdietrich, wozu hier noch Walther und Hildegunde kommt. Näheres darüber nach dem Erscheinen desselben. Der hier vorliegende vierte Band ist zugleich der erste des Amelungenliedes, welches epellische, dem Herausgeber eigenthümliche Werk den ganzen reichen Inhalt der deutschen Heldensage behandelt, welcher in den bessern alten Gedichten, die in den drei ersten Bänden gesammelt erscheinen, noch durchaus nicht erschöpft ist. Viele ächte Lieder der Siegfrieds- und die meisten der Dietrichssage sind uns nämlich verloren oder nur in späten zum Theil sehr rohen Ueberarbeitungen erhalten, aus welchen wir unsere Heldensage nicht einmal vollständig kennen lernen würden, wenn uns in der Wilkinasaga nicht eine prosaische Auflösung vieler ächten Lieder erhalten wäre. Wenn wir die uns überlieferten Reste, die mit der Edda beginnen, vergleichen und daraus den Zusammenhang der deutschen Heldenpoesie zu überschauen versuchen, so müssen wir über den riesenmäßigen Bau der hier angelegt war erstaunen und bedauern daß nur ein so kleiner Theil desselben ausgeführt worden ist. Er sondert sich uns in drei gewaltige Massen, die wir als Gudrun-, Siegfrieds- und Dietrichssage unterscheiden können. Die Gudrunsage, welche sich von den beiden andern Bestandtheilen entfernt gehalten und nur mit der Dietrichssage in eine lose Verbindung gesetzt hat, ist in dem Gedichte von Gudrun vollständig ausgeführt. Von der Siegfriedssage läßt sich das durchaus nicht behaupten: in den Nibelungen ist sie nur sehr unvollständig enthalten, da Siegfrieds Ahnen, Geburt, Aufenthalt bei Mime, Drachenkampf, Brunhildens Erweckung, Verlobung mit ihr und Bruch dieses Verlöbnisses durch den Zaubertrank darin vergessen sind. Am unvollständigsten ist die Dietrichssage ausgeführt und doch bildet gerade sie den stärksten und reichsten Ast unserer Heldendichtung. Mit ihr hat es daher das Amelungenlied, welches die gesammte deutsche Heldendichtung, so weit sie in den Nibelungen und der Gudrun nicht enthalten ist, in einem einzigen großen Gedichte darstellen soll, zunächst zu schaffen, jedoch mit epischer Einflechtung derjenigen Theile der Siegfriedssage, welche in den Nibelungen nicht enthalten sind. Es zerfällt in mehrere kleinere, für sich selbständige Gedichte, welche doch in ihrer Verbindung Ein Ganzes bilden. Der vorliegende erste Theil enthält:

Wieland der Schmied. Wittich Wielands Sohn. Ecken Ausfahrt.

Der zweite, der fünfte des Heldenbuchs, wird enthalten:

Dietleib. Sibichs Verrath. Dietrichs Aufenthalt bei Etzel. Ravennaschlacht. Heimkehr.

Der Verfasser hat seinen Beruf, der letzte deutsche Homeride zu seyn, durch die erste Auflage des „Wieland der Schmied," welcher nur ein Theil und Vorläufer des Amelungenliedes war, außer Zweifel gesetzt, und die Erwartungen von dem großen Ganzen, welchem er seit mehr als einem Decennium seine Kräfte widmet, stehen hoch und werden hoffentlich durch diesen ersten Band noch höher gespannt werden.

Stuttgart und Tübingen, im Januar 1844. **J. G. Cotta'scher Verlag.**

---

[15] Neu erschien so eben bei F. A. **Brockhaus** in **Leipzig** und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Niederländische Sagen.

Gesammelt und mit Anmerkungen begleitet herausgegeben

von

Johann Wilhelm Wolf.

Mit einem Kupfer.

Gr. 8. Geh. 3 Thlr.

---

[16] In Unterzeichnetem sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu kaufen:

Dichtungen

epischer und episch-lyrischer Gattung

von

Gustav Pfizer.

8. Velinpapier. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 gr.

Das Publicum erhält mit diesen ernstlichen Dichtungen die neuesten Producte eines Sängers, in dessen Geiste die Reflexion mit der Anschauung sich auf jene wunderbare Weise vereinigt, wie sie der Deutsche an den Repräsentanten seiner nationalen Persönlichkeit, insbesondere an Schiller, von jeher als ein eigenthümliches Gut seines Volkes begrüßt und mit Liebe aufgenommen hat. In den Fußstapfen jenes großen Dichters schreitet auch Gustav Pfizer hier von der subjectiven Poesie zur objectiven, von der lyrischen Ideendichtung zur Ballade und Romanze fort. Die Aufnahme seiner frühern Gedichte läßt für diese reifen Erzeugnisse eines tiefsinnigen, aber dabei sich immer klarer werdenden Dichtergeistes die wärmste Aufnahme hoffen.

Stuttgart und Tübingen, 1844.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[17] In Unterzeichnetem sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Aufzeichnungen

eines

nachgebornen Prinzen

aus der

nachgelassenen französischen Handschrift

übersetzt von

G. G. v. N.

gr. 8. in Umschlag broschirt. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 gr.

Inhalt. 1. Die regierenden Familien. 2. Antritt der Regierung. 3. Die Liebe des Volks. 4. Die öffentliche Meinung. 5. Humanität. 6. Die Tagblätter. 7. Die Freiheit. 8. Die Werkzeuge der Herrschaft. 9. Neueres Erscheinen der Regierung. 10. Die Kunst, sich durch Wohlthun beliebt zu machen. 11. Sorge für das Wohlergehen des Volks. 12. Erhalten und Erneuern. 13. Nachahmung und Originalität. 14. Wahl der Werkzeuge. 15. Einfluß der Wohnung auf den Volkscharakter. 16. Die Statistik. 17. Die Zeit. 18. Vertrauen auf die Zukunft. 19. Erziehung und Unterricht. 20. Realismus und Formalismus. 21. Kräftigung des Volks. 22. Beförderung der Geistesbildung. 23. Pflege der schönen Künste. 24. Beförderung des Kunstfleißes. 25. Geheime Gesellschaften. 26. Von den Religionen überhaupt. 27. Die evangelischen Kirchen. 28. Die römisch-katholische Kirche. 29. Nachbarlichkeit. 30. Die Gränzen. 31. Colonien. 32. Die Gemeinden. 33. Geschichtliche Grundlagen. 34. Verbindungsmittel. 35. Der Adel. 36. Ritterorden. 37. Der Hof. 38. Unbeschränkte Herrschaft. 39. Verfassungsmäßige Herrschaft. 40. Die Völker. 41. Die bewaffnete Macht. 42. Auswärtige Angelegenheiten. 43. Rechtspflege. 44. Gesetzgebung. 45. Finanzen. 46. Handel und Verkehr. 47. Austausch der Gedanken. 48. Fortleitung der Ideen. 49. Die Ehe. 50. Klöster. 51. Sittlichkeit. 52. Schnell erworbener Reichthum. 53. Ist eine Nationaltracht möglich? 54. Von etwas, was überall fehlt. 55. Vorhersagungen.

Die Erfahrungen und Ergebnisse eines langen und sehr bewegten Lebens sind in dieser Schrift in der Weise zwangloser Besprechung niedergelegt. Sie umfassen, wie die Inhaltsanzeige ausweist, die wichtigsten Gegenstände des öffentlichen Lebens, und wenn die Herausgeber den Titel: **Das Buch vom Fürsten des 19ten Jahrhunderts** nicht wählten, so geschah es lediglich, weil hier die dogmatische Behandlung Machiavells vermieden wurde, und über die durchgeführte Richtung dieser Schrift — Vermittlung des Bestehenden mit den Bedürfnissen der Zeit — leicht Mißverständnisse hätten entstehen können.

Stuttgart und Tübingen, 1844.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,

mit

besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen

in

Deutschland.

Siebenzehnter Jahrgang.

1844.

Februar.

Stuttgart und Tübingen,

in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1844.

☞ Dem Wunsche vieler Leser des Auslandes zu entsprechen, werden wir künftig für jeden Monat einen Umschlag mit Inhalts-Anzeige drucken lassen, um dieses Journal monatweise geheftet an diejenigen Abonnenten zu verschicken, welche es in dieser Form verlangen werden.

An diejenigen Abnehmer, welche sich hierüber nicht bestimmt aussprechen, erfolgt die Zusendung des Blattes auf die bisher übliche Weise.

Es erscheint von dieser Zeitschrift täglich ein Blatt, auch werden derselben zur Versinnlichung interessanter Aufsätze von Zeit zu Zeit Lithographien und Karten beigegeben. — Der Preis des Jahrgangs ist 16 fl. oder 9 Thlr. 8 gr. — Sämmtlich respective Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen darauf an. Erstere liefern sie täglich, letztere von acht zu acht Tagen oder in monatlichen Heften.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Der Beisatz zum Titel unserer Zeitschrift: „Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker" bezeichnet die allgemeine Bestimmung desselben, die freilich dem jeweiligen Redacteur einen weiten Spielraum läßt. Zeitgeschichte, namentlich fremder Welttheile, Schilderung der Sitten und Zustände anderer Völker ist die eigentliche Aufgabe, die jedoch immer nur sehr bruchstückweise gelöst werden kann, denn der Umfang ist groß, und es handelt sich deßhalb hauptsächlich darum, aus dem reichen Schatze der Nachrichten dasjenige auszuwählen, was für den Augenblick interessant und wichtig ist. Entwicklung der Thatsachen aus ihren verschiedenen Ursachen ist dabei ein Haupterforderniß. Dieser Zweck unserer Zeitschrift erfordert mannichfachen Wechsel, je nachdem die öffentliche Aufmerksamkeit sich auf diesen oder jenen Gegenstand der Weltbegebenheiten hinlenkt, und in diesem oder jenem Welttheile sich Merkwürdiges ereignet, und neue Erscheinungen sich kund geben.

Die Redaction glaubt diesem Zwecke um so gewisser treu zu bleiben, wenn sie es sich zur Aufgabe macht, das Gebiet der Erd- und Völkerkunde zu ihrem Hauptgegenstande zu machen, in so weit dieß, ohne in wissenschaftliche Erörterungen einzugehen, möglich ist. Diese Quelle hat sich auch so ergiebig gezeigt, daß die Verlagshandlung und die Redaction sich veranlaßt sahen, hinsichtlich dieses speziellen Gegenstandes eine Erweiterung eintreten zu lassen in der „Sammlung von Reisen und Länderbeschreibungen"; wenn auch diese noch so reichlich ausgestattet wird, so bleibt immer noch dem Auslande genug Ausbeute übrig.

So leicht die Aufgabe des Auslandes hinsichtlich andrer Welttheile zu stellen ist, so schwierig und noch weit fragmentarischer werden die Mittheilungen über Europa. Mit der steigenden Bevölkerung und Bildung werden die Verhältnisse, nicht nur die politischen, sondern auch die gesellschaftlichen, verwickelter, unklarer, und unterliegen mannichfachern Deutungen. Wer könnte auch dieß Gebiet übersehen, und mit nie wankendem Geiste die mannichfachen Erscheinungen erklären! Die europäische Welt ist in einem Uebergangsprozesse begriffen, in einem socialen nicht weniger als in einem politischen, wie wenig Begebenheiten stellen sich in dieser trüben Gährung klar heraus, und wie sehr werden sie durch Leidenschaften aller Art entstellt! Auch ist in Bezug auf Europa dem Ausland die Gränze schärfer gezogen; Alles was auf Tagspolitik Bezug hat, gehört nicht in sein Gebiet, und nur die rein menschliche Seite davon, die oft genug entstellt wird, darf es herausheben und zum Gegenstand seiner Schilderung machen.

Wenn man nach diesen allgemeinen Andeutungen über den Zweck des Auslandes die Ausführung betrachtet, so kann das Fragmentarische und Lückenhafte wohl keinem entgehen, und es ist auch um so verzeihlicher, da der mit jedem Tage wachsende und sich erneuernde Stoff nicht gestattet, Versäumnisse nachzuholen. Daß indeß die Leser des Auslandes dem großen Umfange des gesteckten Ziels Rechnung getragen, und sich an dem Fragmentarischen und Lückenhaften nicht gestoßen haben, ermuthigt die Redaction, die einmal betretene Bahn trotz ihrer Schwierigkeiten nicht zu verlassen.

Die Unterzeichnete erlaubt sich die Leser des Auslands auf nachfolgende mit demselben in engster Verbindung stehende Werke aufmerksam zu machen:

Reisen und Länderbeschreibungen

der ältern und neuesten Zeit,

eine Sammlung der interessantesten Werke über Länder- und Staatenkunde, Geographie und Statistik.

Herausgegeben von **Dr. E. Widenmann** und **Dr. H. Hauff.**

Von dieser Sammlung, welche thätigst fortgesetzt wird und als Erweiterung des Planes des „Auslandes" zu betrachten ist, erscheinen jährlich ein paar Lieferungen, je nachdem interessanter Stoff vorhanden.

Die Lieferungen werden einzeln verkauft, und wie man finden wird, zu den billigsten Preisen, für welche sie durch jede solide Sortiments-Buchhandlung bezogen werden können.

1ste Lfg. **Irlands gegenwärtiger Zustand.** Preis 1 fl. oder 16 gr.

2te — **Algier wie es ist.** Mit einer großen Karte. 1 fl. 30 kr. oder 21 gr.

3te — **Alexander Burnes' Reisen in Indien und nach Bukhara,** Erster Band. Mit einem Steindruck. 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

4te — **Washington Irvings Ausflug auf die Prairien zwischen dem Arkansas und Red-River.** 1 fl. oder 16 gr.

5te — **Alfred Reumonts Reiseschilderungen.** 1 fl. 12 kr. oder 18 gr.

6te — **Briefe in die Heimath,** geschrieben zwischen October 1829 und Mai 1830 während einer Reise über Frankreich, England und die Vereinigten Staaten von Nordamerika nach Mexico, 1 fl. 24 kr. oder 20 gr.

7te — **Alexander Burnes' Reisen in Indien und nach Bukhara.** Zweiter Band. 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 gr.

8te — **John Barrow, jun., ein Besuch auf der Insel Island im Sommer 1834.** Mit Holzschnitten. 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr. 4 gr.

9te — **Thomas Pringle, südafrikanische Skizzen.** Aus dem Englischen übersetzt. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 gr.

10te — **Mexico in den Jahren 1830 bis 1832.** Vom Verfasser der „Briefe in die Heimath." Erster Band. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 gr.

11te — **Montenegro und die Montenegriner.** Ein Beitrag zur Kenntniß der europäischen Türkei und des serbischen Volks. Preis 1 fl. 24 kr. oder 20 gr.

12te — **Francis J. Grund, die Amerikaner** in ihren moralischen, politischen und gesellschaftlichen Verhältnissen. Aus dem Englischen übersetzt vom Verfasser. Preis 3 fl. 12 kr. oder 2 Rthlr.

13te — **Mexicanische Zustände aus den Jahren 1830 bis 1832.** Vom Verfasser der „Briefe in die Heimath ꝛc." Zweiter Band. Preis 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

14te — **Astoria oder Geschichte einer Handelsexpedition jenseits der Roky Mountains.** Aus dem Englischen des Washington Irving. Preis 1 Rthlr. 16 gr oder 2 fl. 42 kr.

15te — **Reise durch Abyssinien im Jahre 1836.** Von A. v. Katte.

16te — **Skizzen aus Irland oder Bilder aus Irlands Vergangenheit und Gegenwart** von einem Wanderer. Preis 1 fl. 12 kr. oder 18 gr.

17te u. 18te Lfg. **Der Geist des Orients,** erläutert in einem Tagebuch über Reisen durch Rumili während einer ereignißreichen Zeit von Dr. Urquhart. A. d. Engl. übersetzt von Dr. F. G. Buck. 2 Bde. 3 Rthlr. 8 gr. oder 5 fl.

19te Lfg. **Rußland und die Tscherkessen.** Von K. F. Neumann. Preis 1 fl. 30 kr. oder 21 gr.

20ste — **Reisen auf den griechischen Inseln des ägäischen Meeres.** Von Dr. Ludwig Roß. Erster Band. Mit zwei Kupfern. gr. 8. brosch. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 gr.

21ste — **Ein Besuch auf Montenegro.** Von Heinrich Stiegitz. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 gr.

22ste — **Acht Wochen in Syrien.** Ein Beitrag zur Geschichte des Feldzuges 1840. Mit einer Karte vom Kriegsschauplatz. Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 4 gr.

23ste — **Reise durch Rußland nach dem kaukasischen Isthmus** in den Jahren 1836, 1837 und 1838 von Karl Koch. Brosch. Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 8 gr.

24ste — **Beschreibung von Kordofan und einigen angränzenden Ländern,** nebst einem Ueberblick über den dasigen Handel, die Sitten und Gebräuche der Einwohner und die unter der Regierung Mehemed Ali's stattgefundenen Sklavenjagden. Von Ignaz Pallme während dessen Anwesenheit in den Jahren 1838 bis 1839 verfaßt. Gr. 8. brosch. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 gr.

25ste — **Reisen auf den griechischen Inseln des ägäischen Meeres.** Von Dr. Ludwig Roß. Zweiter Band. Mit einem Kupfer, einer Karte und mehreren Holzschnitten. gr. 8. Velinp. brosch. Preis 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

26ste — **Reise durch Rußland nach dem kaukasischen Isthmus** in den Jahren 1836, 1837 und 1838. Von Karl Koch. Zweiter Band. Gr. 8. broschirt. Preis 4 fl. 48 kr. oder 2 Rthlr. 20 gr.

27ste — **Geschichte der Entdeckung und der Eroberung Peru's** von Francisco de Xerez, Pizarro's Geheimschreiber. Aus dem Spanischen von Dr. Ph. H. Külb. Nebst Ergänzung aus Augustins de Zarate und Garcilasso's de la Vega Berichten. Gr. 8. brosch. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 12 Sgr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalts-Verzeichniß.

Größere Aufsätze.

Dschennat und Sota. Eine tscherkessische Novelle. Nr. 32—39. — Achmed Bey von Constantine. Erster Abschnitt. Nr. 32—39. Zweiter Abschnitt. Nr. 49—56. — Die asiatische Gesellschaft in London. Nr. 33. — Merkwürdiger Proceß zu Cayenne. Nr. 34. — Jütlands Nordwestküste. Nr. 35. — Sesameinfuhr in Frankreich. Nr. 36. — Ausflug eines schwedischen Reisenden in Südafrika. Nr. 37. 38. — Etwas über den Nachdruck in den Vereinigten Staaten. Nr. 38. — Skizzen aus Oberitalien · Venedig. Nr. 39—'44. — Hrn. Bioletts Fahrten und Abenteuer. Vierter Abschnitt. Nr. 40—45. — Wasservertheilung des Brunnens von Grenelle und Einfluß der Erdbeben. Nr. 40. — Einige Bemerkungen über Weißrußland. Nr. 41. — Die Durchsuchungsverträge und der Sklavenhandel. Nr. 42. — Die Buschaaren. 1. Ausbreitung des Volks. Nr. 43. 2. Eintheilung. Bevölkerung. Städte und Dörfer. Nr. 43. — Die englischen Sports. Einleitung. Nr. 44. 45. 1) Pedestrianism. Nr. 46. 47. 2) Das Boxen. Nr. 53—56. 3) Das Ringen. Nr. 59. — Mittheilungen über Kislär. 2) Sagen über den Namen der Stadt. Ansiedelung der Griechen, Tataren und Russen am untern Terek. Gründung der Stadt. Einfälle der Bergbewohner. Nr. 46—48. — Ausflüge in die Umgegend Roms. 1) Die römische Campagna. Nr. 47—52. 2) Streifereien durch die Sabiner- und Albanergebirge. Nr. 57—60. — Die Eröffnung des englischen Parlaments. Nr. 49. — Ueber verschiedene Namen des Elephanten. Nr. 50. — Ueber den alten Lauf des Orus. Nr. 51. — Die christliche Religion auf den Sandwichinseln. Nr. 54. — Die Höhlentempel in Indien. Nr. [illegible]. — Der untergegangene Riesenvogel von Neuseeland. Nr. 56. — Die Neger in Marokko. ibid. — Flüchtige Bemerkungen auf einer Reise von Moskau nach Odessa. Nr. 57. 58. — Das Pflaster zu Paris. Nr. 58. — Kurze geschichtliche Anzeige über die Adelantados in Spanien. Nr. 59. — Nachrichten über das Oregongebiet. Nr. 60.

Kleinere Mittheilungen.

Brod- und Mehlverbrauch in London. Nr. 32. — Zahl der Katholiken in England. Nr. 33. — Diebe in Paris. Nr. 34. — Fälschung der Lebensmittel in England. Nr. 35. — Slawische Sagen. ibid. — Sir Hudson Lowes Papiere. Nr. 36. — Vulkanischer Ausbruch auf den Sandwichinseln. Nr. 37. — Veränderung des Klimas in Frankreich. ibid. — Merkwürdige Wirkung eines Blitzes. Nr. 39. — Theebau auf Mauritius. ibid. — Die Bevölkerung in Petersburg. Nr. 49. — Milne's Reise in China. ibid. — Bretter aus Kautschuk und Kork. ibid. — Schnelle Daguerreotypie. Nr. 41. — Uebertragung der Lichtbilder auf Stein. Nr. 42. — Nachricht von dem ostafrikanischen Flusse, Haines-River genannt. Nr. 43. — Neue explodirende Kraft. Nr. 44. — Atricha clamosa. ibid. — Merkwürdiger leuchtender Fleck im Meere. Nr. 45. — Epacris nivalis und impressa. ibid. — Coopers in England. Nr. 46. — Ueber ein Silbergefäß im Besitz des Grafen S. Stroganow. Nr. 48. — Der Park von Chillingham. ibid. — Neue dramatische Stücke in Paris. ibid. — Erdbeben in Schottland. Nr. 49. — Die Sammlung der letzten englischen Südpolarexpedition. Nr. 50. — Ungeheurer Regensturz. ibid. — Antiquarische Nachrichten aus Frankreich. Nr. 51. — Legislative Maaßregeln gegen Handelsbetrug. ibid. — Ueber die Bekehrung von Ceylon. Nr. 52. — Die Wedahs in Ceylon. Nr. 53. — Die Rodiyas in Ceylon. Nr. 54. — Werk über georgische Münzen. Nr. 55. — Aeolische Seesignale. ibid. — Kunstschule für Bauleute. Nr. 56. — Auffindung eines gälischen Grades. ibid. — Werk über die georgische Geschichte. Nr. 57. — Die Trümmer eines gallorömischen Stadt. ibid. — Gurten am Nordcap. Nr. 58. — Etwas über die Pyramiden in Mittel und Unterägypten. Nr. 59. — Die Bäuerinnen von Dignano. Nr. 60. — Strenge der Patentgesetze in England. ibid.

Nr. 32.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

1 Februar 1844.

Dschemnat und Boka.

Eine Novelle aus dem Lande der Tschetschenzen. *)

Der Himmel hatte allmählich in seinem dunkelvioletten, unnachahmlichen Glanz verglüht, kein Mond stand am Himmel, und auf der Erde herrschte eine jener Nächte ohne helles Licht und schwarze Dunkelheit, welche mich immer an das Fegefeuer mahnen. Das Dorf schien schon lange zu schlafen, hätte man aber durch eine Ritze in der Thür oder durch ein Fensterchen in diese Hütten hineinsehen können, so würde man sicherlich an jedem Kamin die Hausfrau erblickt haben mit einem Ausdruck erwartungsvoller Unruhe auf dem Gesicht. Unter allen Häusern, die so hübsch unordentlich an den Ufern des stillen Wallerik hin zerstreut waren, mußte eines namentlich die Aufmerksamkeit besonders auf sich ziehen. Es hatte zwei Stockwerke mit einem hohen, weißen Schoenstein darüber; das Dach war flach wie eine Schiefertafel, und die Säulen, welche den Balcon des zweiten Stockwerks stützten, waren von einer meisterlichen Art zugehauen; offenbar hatte daran eine russische Hand gearbeitet, was man in diesen Wildnissen an der Tschetschna alsbald erkennt. Dem Hauptbau gegenüber standen zwei Häuschen, hinter denen ein kleiner viereckiger, auf den Seiten mit einem Vorhang versehener Raum hinlief, wie in den Wirthshäusern oder vielmehr Schenken, die man auf den Straßen Rußlands, namentlich Kleinrußlands, trifft. Eines der Häuschen diente zum Stall für die Pferde des Eigenthümers, in dem andern, das nieder, lang und dunkel war, befand sich allerlei Hausgeräthe, Wagen, Säcke, Pferdedecken, alte Teppiche u. dergl. Der viereckige Raum mit dem Vorhang war der Viehhof; der kleine Platz zwischen dem Hauptgebäude und den Häuschen war angefüllt mit hohen Pyramiden von Maiskolben. Mit Vergnügen betrachtete ich diese Berge von rothgelbem Mais, die in dem letzten Schimmer der Sonne hell erglänzten. Hinten ans Wohnhaus stieß ein ziemlich großer Garten, in welchem fast nichts als Fruchtbäume standen, aber etwas weiter hinten gegen das Bett des Wallerik hin standen ungeheure Platanen und Eichen, die unwillkürlich Bewunderung erweckten. Aus allem ersah man, daß der Bewohner oder Eigenthümer aller dieser Gebäude und Anlagen kein armer, sondern vielmehr ein reicher Mann seyn mußte, denn alles dieß kostete gewiß nicht weniger als 3- bis 400 Silberrubel; der Besitzer von 7- bis 800 Silberrubeln aber gilt unter ihnen eben sowohl für reich, als derjenige welcher bei uns 7- bis 800,000 besitzt. Im Aul schwieg alles, nur hie und da bellte ein Hund oder es krähte ein Hahn.

Im obern Stockwerk in einem großen, hohen Zimmer saß vor dem hellodernden Kaminfeuer der bekannte Marsy-Bek, ein gelehrter und muthvoller Mann. Sein langer, weißer Bart wiegte sich auf der breiten, kräftigen Brust, auf seinen Knieen lag ein aufgeschlagener Koran, und die Augen des Greises, voll Verstand und wunderbarem Zauber, hefteten sich auf die Linien; eine seine Pelzmütze deckte den obern Theil seiner hohen, durch Säbelhiebe wie durch Falten gefurchten Stirn. Marsy-Bek trug ein feines Hemd und leichte blaue Pumphosen. In der Ecke auf einem ungeheuren Kissen, das im Nothfall auch, wie eben hier, als Matratze dienen konnte, lag ein Knabe, der Enkel Marsy-Beks, und das Feuer warf hie und da einen hellen Schimmer auf das Gesicht des schlafenden Kindes.

Die Möblirung des Zimmers bestand aus langen, ziemlich gewöhnlichen Teppichen, breite Bretter liefen an den Wänden hin, und auf diesen lagen wie in Kissen zusammengerollte Matratzen; ferner sah man riesenhafte Näpfe und in symmetrischer Ordnung thönerne Teller und Schalen aufgestellt. Aber in der Ecke, da wo man gewöhnlich das Bett für Marsy-Bek und seinen Sohn Boka ausbreitete, waren die Waffen so schön und sinnreich zusammengestellt, daß man in der That an dieser Koketterie, nicht der einzigen die der Tschetschenze sich gestattet, Gefallen finden mußte; die Gewehre Hadschi Mustapha's sahen so glänzend aus, daß man sie für Silber hätte nehmen können: der Schaft, das Schloß, das dicke Ende

*) Von einem Hrn. L. N. Jekein in den Vaterländischen Memoiren mitgetheilt, aber ziemlich weitschweifig erzählt; der Verfasser war, wenn wir recht berichtet sind, einmal bei den Tschetschenzen in Gefangenschaft. A. d. U.

Digitized by Google

des Ladstocks waren mit Silber eingelegt, Säbel, Dolche, Pistolen, Peitschen, Pulverhörner so wie endlich zwei Sättel, alles war mit Silber beschlagen. Der Hausherr, das sah man, liebte diese auserlesenen Waffen, die treuen Gefährten seiner Raub- und Rachezüge. Ueber all diesen Waffen hing ein dreifaches Panzerhemd, Armschienen und ein Helm, das Geschenk eines tscherkessischen Fürsten, aber weder Boka, noch Marsy-Bek hatten sie je angelegt.

Marsy-Bek las fort, Seite um Seite, und vertiefte sich ganz in die harmonischen Lieder, indeß nahten Schritte der Thüre, er legte das Buch weg und hörte bald eine Stimme leise fragen: „Marsy-Bek, schläfst du?" Marsy-Bek kannte die Stimme wohl; es war die seiner Schwiegertochter Dschennat. Er seufzte, ließ sie eintreten, und wies ihr dann Platz auf einem der Schemel an. Sichtlich vermied er dem Blick ihrer Augen zu begegnen, er nahm den Feuerhaken, fing an im Kamin zu stöbern und legte einige Scheite beiseite, damit das Feuer, das er bisher sorgsam unterhalten hatte, keine so helle Flamme werfen möge. Als er damit fertig war, warf er die Feuerzange in die Ecke, setzte sich an seinen vorigen Platz, stemmte die Ellenbogen auf die Kniee und fragte mit etwas unsicherer Stimme: „Nun, was bringst du Neues?"

„Was ich Neues bringe? Höre, Marsy-Bek, du weißt, weßhalb ich mit dir sprechen wollte; vielleicht weißt du aber nicht, daß du allein mich hören wirst? Allerdings könnte ich meinen Kummer auch meiner sanften Rebi erzählen, wenn ich ihre Wiege schaukle, . . (Hier zitterte ihre Stimme.) Wer von uns hat Recht, Marsy-Bek? Fünf Jahre war ich mit ihm verheurathet, vier Jahre danke ich Dschaddar für das Paradies, in welches er mich versetzte, und jetzt . . . Wer ist schuldig von uns?"

„Warte, armes Kind, dulde, das hitzige Fieber wird vorübergehen, und er wird wieder zu dir zurückkehren?"

„Zurückkehren? Nein, ich kenne ihn. Was hat er beschlossen? Sage mir die Wahrheit, im Namen des ewigen Gottes . . ."

Der Greis wollte nicht lügen und wollte die Wahrheit nicht sagen; er schwieg, und seine zusammengezogenen Augenbrauen zeigten, daß etwas ihm finstern Unmuth erwecke; Dschennat faßte seine Hand, küßte sie und sagte: „Sprich! du hast nie gelogen! du weißt, daß er schuldig ist; fürchte dich nicht; ich trage meinen Kummer, mit derselben Stärke, wie ich meine Liebe und mein Glück getragen." Dschennat stand auf, streckte die Hand nach dem Koran aus, Marsy-Bek aber nahm diesen schnell zu sich: „Rasende, laß den Koran, auf ihn sollen die Flüche deiner Eifersucht nicht fallen! Du willst wissen, ob er bald mit dir ein Ende machen wird? . . . er sagt in zwei oder drei Wochen."

Marsy-Bek verstand Dschennat nicht, wenn er glaubte, ihr Kummer sey die Folge der Eifersucht. Sie hatte einen kräftigen Willen, dennoch entrissen ihr die letzten Worte ihres Schwiegervaters einen langen Klageton, in welchem die letzten Saiten der Hoffnun zu springen schienen. Der Alte zitterte gleichfalls: der Knabe erwachte und murmelte etwas, die arme Mutter, voll Liebe und Verzweiflung, umfaßte ihn, drückte ihn an sich und sagte kaum hörbar: „Osu, mein Sohn, dein Vater will mich fortreiben!" Schnell legte sie den Knaben wieder hin und starrte geraume Zeit in das Feuer, ohne ein Wort zu sprechen, als plötzlich ein leichter Luftzug ihnen die Klänge eines fernen Liedes zuführte. Der Greis horchte auf, und seine Lippen schienen sich zu bewegen, als ob er das Lied nachsummte. Nach einer Viertelstunde kam eine Reiterschaar in das Dorf, das mit einemmal sich zu beleben schien; nach wenigen Minuten stieg der Rauch in dichten Wolken aus dem Schornstein empor, die Hunde heulten, und an jeder offenen Thüre erschien eine weibliche Figur, die Knaben eilten in den Hof, um Väter und Brüder zu empfangen.

„Dschennat, bring' Holz herauf und bereite den Gersinisch, hörst du, Boka kömmt . . ." Bei Boka's Namen stand das arme Weib auf und verließ ohne ein Wort zu sagen das Zimmer. Der graue Renner von kabardinischer Zucht stampfte schon im Hofe den Boden, und Osu, so klein er war, ging hinab, den Vater zu grüßen und ihm das Pferd abzunehmen. Boka aber schritt eilig die Treppe hinauf, trat ins Zimmer, reichte seinem Vater die Hand, legte die Waffen ab und warf sich aufs Bett.

„Nun, wer ist gewählt?" fragte Marsy-Bek mit Ungeduld seinen Sohn.

„Ich selbst; die Wahl war stürmischer als ich mich je erinnere, doch Gott sey Dank, alles ist beendigt. Wärst du dort gewesen, Marsy-Bek, hättest du gesehen, wie die Bursche von Atwit lärmten, daß ich nicht die Nochtschu*) führen solle! aber die Atagaer hielten aus, und die Unsrigen aus Giretei waren, wie sich versteht, auf meiner Seite, sie stritten und lärmten, endlich aber schrie Guba, Duglas, Doka und der Wilde von der Moschee dem Volke zu, daß ich das Haupt seyn solle."

„Guba?"

„Ja, Guba, das ist ein Mann, du weißt, daß er der einzige war, der gegen mich auftreten konnte, Doka und der Wilde sind unsere guten Freunde, sie sind reich und zum Kriegszug etwas zu schwerfällig geworden, Duglas wird alt, so blieb nur Guba übrig; sobald er aber sah, daß mein Ansehen überwiege, so entsagte er selbst zuerst, rief dem Volke zu, ich sey gewählt, kam selbst zu mir und bat mich unter meine Muruden aufgenommen zu werden."

„Nun und von den feindlichen Truppen hat man nichts gehört?"

„O ja, es sollen viele aus Wiadikankas un Derbend ausgezogen seyn; bald wird man den Befehl an alle Auls senden müssen, daß sich die Reiter nach Ataga begeben, von da ziehen wir gegen den Terek und sehen, was zu thun ist. Indeß sie werden zur Zeit nicht kommen; der Herbst hat die Wälder kahl gemacht, es ist kein Gras auf den Steppen, warum sollen wir umsonst Tag und Nacht die Ungläubigen bewachen. Ueberdieß . . ." Boka räusperte sich.

*) Die Tschetschenzen nennen sich Nochtschu-tseg.

„Was . . . überdieß? . . ."

Der neue Fürst unterdrückte ein Gefühl der Unruhe und sagte nachlässig: „Meine Heurath, in der That, ich würde mein halbes Vermögen darum geben, sie nicht weiter hinauszuschieben. Dschennat zu sehen ist mir zuwider wie der blasse Tod . . ."

„Sprich nicht thöricht, Boka; kannst du an Heurath denken, wenn dein Volk und Vaterland in Gefahr ist?"

„Sprich du nicht thöricht, Marsy-Bek! Was sagst du mir von Volk und Gefahr? War ich nicht der erste im Kampf, der erste, welcher einen ungeschornen Kopf abhieb? Fürchte dich nicht, wenn die Zeit kommt, will ich wieder gleiche Schläge thun; ich stehe zu meinem Volk und eine Heurath soll meine Arbeit nicht stören . . ." Das Ende seiner Antwort wurde ziemlich unverständlich ausgesprochen und während der ganzen Unterredung hatte er mit dem Zipfel seines Kleides bald sein Gewehr, bald seine Pistolen geputzt, bald seine Säbelklinge abgerieben.

„Osu, bringe Wasser und Schüsseln; es ist spät, wir wollen beten, Marsy-Bek, dann zu Nacht speisen und uns schlafen legen. Osu, sage Dschennat, daß sie ein kräftiges Mahl auftrage." Boka wusch Hände und Füße, Gesicht und Haupt, nahm dann von der Mauer den Gebetsteppich, warf ihn auf den Boden und kniete mit seinem Vater darauf nieder. Nach dem Gebet wurde eine ungeheure Schüssel mit Mehlspeisen vor die beiden hingestellt, und auf einem Teller lagen Rindfleisch und dünne Schnitten Brod. Dschennat saß am Kamin und schürte das Feuer.

Wer jetzt Mann und Frau betrachtete, mußte nicht wenig erstaunen: sie war schön im vollen Sinne des Worts, er aber flößte auf den ersten Anblick Abscheu und Furcht ein; seine Nase, von einer Kugel zerschmettert, war wie in zwei Stockwerke abgetheilt, eine zweite Kugel, welche durch die untere Wange gegangen, hatte diese bis zum Kinn weggerissen, und ein Säbelhieb von dem Ohr bis zum Munde hatte eine unauslöschliche Narbe und eine zerspaltene Wange zurückgelassen. Alle diese Spuren des Kampfes mochten zwar sehr ehrenvoll seyn, entstellten aber entsetzlich; die Fleischknollen, welche da und dort herumdingen, waren widerlich. Aber Dschennat liebte diese in ihren Augen schönheitsvolle Mißgestalt. Als das Essen vorüber war, ließ Dschennat die Gefäße durch Osu hinaustragen und blieb selbst oben; sie wollte mit ihrem Manne sprechen und wußte doch nicht, wie sie es anfangen sollte. Boka sah dieß, und hatte doch noch so viel Gewissen, sie nicht fortgehen zu heißen; aber er wandte sich gegen die Wand und fragte mit dumpfer Stimme: „es scheint, du willst um etwas bitten?"

„Nein; ich will nur wissen, ob deine zweite Frau bald kommen wird, noch vieles muß vor ihrer Hieherkunft vorbereitet werden."

„Binnen vierzehn Tagen — hörst du?"

„Ja."

„Nun gehe und laß mich schlafen."

„Alsbald; erlaube mir nur noch Eine Frage.

„Sprich . . ., du hast dir eine Zeit gewählt . . .

„Die einzige, in der du zu Hause bist; du bringst den ganzen Tag bei Fremden zu; befiehlst du mir hier zu bleiben, oder zu meinen Verwandten zu gehen?"

„Wie du willst, wähle selbst; in jedem Falle gebe ich dir zwanzig Tjumen." *)

„Behalte dein Geld; du weißt ich habe nichts genommen, da ich mich verheurathete; warum sollte ich jetzt etwas nehmen und dein Haus verlassen? Ich bin reich, ich bleibe . . . gebe Gott, daß deine neue Frau dich liebe, wie die alte; ich kenne Cheni, und bleibe um deiner Ruhe willen, Cheni wird deine Geliebte, ich deine Freude seyn . . .

„Aha! um Streit anzufangen."

„Lüge nicht, du kennst mich; ich bin Aslans Tochter und Boka's Weib, wer kann sagen, daß ich streitsüchtig sey."

„Gut, gut, gehe nur jetzt . . ."

„Ich gehe." Sie sammelte alle noch brennenden Kohlen auf einen Haufen, bedeckte sie mit Asche und ging hinaus, indem sie Marsy-Bek und Boka eine gute Nacht wünschte.

„Gute Nacht," erwiederte der Alte; der Fürst schwieg.

(Fortsetzung folgt.)

Ahmed Bey.

(Nach Felix Mornand. Revue de Paris. 3 Dec.)

Erster Abschnitt.

Dieser Mann, der noch vor wenigen Jahren die Provinz Constantine regierte, ist jetzt verschollen, und es ist wohl kaum wahrscheinlich, daß er je wieder auf dem öffentlichen Schauplatz auftritt; da aber seine Lebensgeschichte auf die innern Verhältnisse der Provinz ein mannichfaches Licht wirft, so halten wir es nicht für überflüssig, diese neue Lebensbeschreibung desselben, die auf mancherlei an Ort und Stelle selbst gesammelten Nachrichten beruht, hier mitzutheilen.

Im Jahre 1827, drei Jahre vor seinem Fall, schickte der Dey Hussein, der Bauholz für seine Marine bedurfte, Leute in die schönen Wälder, welche das Gebiet der Beni-Dschened bedecken, eines Kabylenstammes im Südosten von Algier in der Nähe des Dscheedschera- (Jurjura-) Gebirgs. Die Kabylen ließen aber nicht einen einzigen Baum fällen, denn der Wald war heilig für sie, und sie lebten in der Ueberzeugung, daß von diesen prächtigen Bäumen ihr Glück oder Unglück abhänge; um die geheimnißvolle Gottheit, welche in diesen Wäldern haust, sich geneigt zu machen, brachten sie ihr Opfer an Schafen dar. Wir überlassen den Archäologen die Frage, ob diese Sitte ein Ueberrest des heidnischen Götzendienstes ist, der sich durch das Christenthum und den Islam hindurch erhielt, und kehren zu Hussein Dey zurück. Er zürnte über den Widerstand der Kabylen, schickte ein zahlreiches Truppencorps unter Jahja Agu, einem der besten Kriegsmänner von Algier, aus, aber der Himmel erklärte sich für die Kabylen, die algierischen Truppen mußten das Gebiet derselben räumen und fielen zu guter letzt noch in einen Hinterhalt, den die Kabylen ihnen gelegt hatten. Ein so wohl unterhaltener Kugelregen fiel über die Truppen des Dey, daß

*) Ein Tjumen ist etwa 10 R. Silber.

jeder Soldat ſich beeilte vom Pferde zu ſpringen und ſich hinter ſein Pferd zu verbergen. Dieß that der tapfere Jahia Aga ſelbſt, ſo gut wie die andern, und nur Ein Mann blieb ruhig mitten unter dem mörderiſchen Feuer zu Pferde ſitzen, obwohl er bereits eine Wunde erhalten hatte. Dieſe ſeltene Unerſchrockenheit war um ſo auffallender, als derjenige, welcher ſie zeigte, keinen militäriſchen Grad hatte, und die Truppen mehr aus Neugierde begleitet hatte. Es war ein kürzlich von der Pilgerfahrt nach Mekka zurückgekommener Kuloghli. Als die Gefahr vorüber war und jeder über die bewundernswerthe Kaltblütigkeit des neuen Hadſchi (Pilgers) ſein Erſtaunen ausſprach, begann die Muſik des Aga einen militäriſchen Marſch, deſſen muntere Töne bald Ordnung in die Reihen und Vertrauen in die Herzen zurückbrachte. Der heldenmüthige Pilger wandte ſich nun zu ſeinem Nachbar, dem Kaid Juſuf, und ſagte zu ihm mit bewegter Stimme: „Die herrliche Muſik! oh! könnte ich eine ſolche für mich allein haben und dieſelbe nur vierzehn Tage lang nach Gefallen ſpielen hören, ich gäbe gern mein Leben darum.“

„Bei Gott!“ antwortete der Kaid, „das Opfer wäre nicht ſehr groß; du mußt in der That dich um dein Leben ſo wenig kümmern, wie um ein Haar deines Bartes, um es ſo auszuſetzen, wie du eben gethan haſt.“

„Du irreſt dich, mein Freund,“ entgegnete der Sohn des Soldaten, *) „ich ſchätze das Leben ſo gut wie du, aber ich achte es ſchimpflich für einen Krieger ſich zu verbergen, namentlich vor dieſen Kabylen, die ich haſſe und verachte.“

„Meinetwegen,“ entgegnete der Kaid, „aber du biſt ein ſeltſamer Menſch; du biſt verwundet, ich ſehe, daß du blutеſt, und ſtatt dich verbinden zu laſſen, haſt du nichts als Muſik im Kopfe!“

Während des übrigen Marſches ſprach man in der Armee von nichts als von dieſem Zug außerordentlicher Keckheit, die auch zu Algier großes Aufſehen erregte und natürlich hier zu den Ohren des Dey kam. Man erzählt, dieſer habe wenige Tage nachher unſern Pilger nach der Kasbah berufen und ihn vor den verſammelten Mitgliedern des Diwans und den Großbeamten des Staats alſo angeredet: „Man erzählt mir Wunder von deiner Tapferkeit; das iſt ſchön, denn ich kann tapfere Leute brauchen. Auch habe ich gehört, daß du die Muſik liebſt. Du ſollſt eine haben, die der von Jahja Bey nicht nachſteht; ich mache dich zum Bey von Conſtantine.“

So wurde Hadſchi Ahmed, — denn er war der unerſchrockene Pilger, — Gouverneur, oder richtiger geſagt, unumſchränkter Herr der ſchönſten und größten Provinz des Landes. Wir wollen nun einen Blick zurückwerfen auf das Leben dieſes Mannes vor ſeiner Erhebung. Sein Großvater, der denſelben Namen führte, war, hatte bereits gegen Ende des vorigen Jahrhunderts dieſelbe Provinz verwaltet. Mahammed, ſein Sohn, Hadſchi Ahmeds Vater, erhob ſich nur zum Rang eines Chalifah (Stellvertreters) des Bey, und heurathete die Tochter des Häuptlings eines der mächtigen Stämme der Wüſte, mit denen die Gouverneure von Conſtantine ſich gern verbanden, und die wahrſcheinlich wegen der Aehnlichkeit des Namens ſtolz darauf ſind, direct von König David abzuſtammen. Hadſchi Ahmeds Vater nahm ein tragiſches Ende. Er war ein habgieriger Menſch, der, um ſeinen Goldhunger zu befriedigen, ſich alles erlaubte. Müde der Klagen, die jeden Augenblick über den Bedrücker einliefen, befahl der Dey Ali Khodſcha, der, was Strafen betraf, keine halben Maaßregeln kannte, ihn und ſeine ganze Familie wie ein Neſt ſchädlicher Schlangen auszurotten. Der Chalifah wurde erdroſſelt, aber der junge Ahmed wurde von ſeiner Beduinenmutter gerettet und nach den ſchwarzen Zelten Ben Ghana's gebracht.

Hier verfloſſen die Kindheit und die erſte Jugend Ahmeds; hier unter einem glühenden Himmel, am Buſen einer wilden Natur begann er zu leben, d. h. zu denken und zu fühlen, und hier entwickelte ſich jene feurige Sinnlichkeit, jene ungeſtüme Naturanlage, die ſpäter keinen Zügel, kein menſchliches noch göttliches Geſetz kannte. Die Sahara, d. h. die Wüſte, nach dem einmal angenommenen ziemlich unpaſſenden Ausdruck, iſt ſehr bevölkert, und manche ſchätzen bloß die Zahl der dem Scheikh Ben Ghana unterworfenen Zelte auf mehr als 10,000. Ein Eingeborener, Hamdan Ben Othman Khodſchu, macht davon folgende Schilderung. „Es iſt ein ſandiges Land; von Zeit zu Zeit ſieht man einen hohen Berg ſich erheben, dann verſchwindet dieſer Berg wieder, wie durch Zauber, denn er war von Sand, und der Wind, der ihn in Einer Nacht gebaut, hat ihn an einem einzigen Morgen wieder zerſtört. Der Wind verändert unabläſſig den Anblick des Landes, heute füllt er Thäler aus und morgen erhebt er Berge, ſo daß es unmöglich iſt, mitten durch dieß Sandmeer eine Straße zu bezeichnen. Man findet in der Sahara weder Bäume noch Steine, weder Flüſſe noch Bäche, mit Einem Wort kein Zeichen, welches die Schritte des Menſchen mit Sicherheit leiten könnte. Indeß durchwandert das Volk dieſe Länder und weiß ſeinen Weg zu finden; es befragt die Geſtirne des Tags und der Nacht und entdeckt die Waſſerquellen mit einem wunderbaren Inſtinct. Manchmal ſind dieſelben 40, ſelbſt 100 Fuß tief im Sande vergraben, was ſie aber nicht hindert, auf den erſten Blick den Ort der Quelle zu entdecken. Es iſt dieß eine der Gaben, mit denen der Schöpfer dieß Volk geſegnet hat. Man trifft in der Sahara viele giftige Thiere, Schlangen und Scorpionen, deren Biß ſehr gefährlich iſt, und man begreift ſchwer, wie ſich die Bewohner dagegen ſchützen können, denn dieſe Thiere halten ſich im Sande verſteckt. Man findet unter andern auch eine ſehr kleine dünne Schlange, die wie ein Pfeil auf den Menſchen losſtürzt. Sobald ſie ihr Opfer berührt hat, ſpeit ſie Feuer und tödtet ſich ſelbſt, nachdem ſie dem, den ſie gebiſſen, den Tod gegeben. Sie ſoll ſogar, wenn ſie auf Eiſen oder Stahl trifft, einen Eindruck im Metall zurücklaſſen. Darum ſind in dieſem Lande die Steigbügel breit und haben eine aufgebogene Platte, in welcher der Fuß des Reiters eingeſchloſſen iſt. Das Thier beißt in den Steigbügel und läßt auf der Platte ſeinen Eindruck zurück.“ Die Einbildungskraft wird erſchreckt durch ein ſolches Gemälde, von dem man natürlich die feuerſpeienden Schlangen und andere orientaliſche Fabeln abziehen muß.

(Fortſetzung folgt.)

*) Dieß iſt die wörtliche Ueberſetzung von Kuloghli.

Brod- und Mehlverbrauch in London. Man rechnet, daß in den Diſtricten der Hauptſtadt, deren Bevölkerung nach dem letzten Cenſus 1,870,727 Seelen beträgt, wöchentlich 30,000 Säcke Mehl verbraucht werden. Rechnet man fünf Pfund Brod wöchentlich auf den Kopf, ſo gibt dieß 2,338,409 Laibe zu 4 Pfund, und nimmt man an, daß aus einem Sack Mehl 93 ſolcher Laibe gemacht werden, ſo ſind hiezu 25,144 Säcke erforderlich, wo nach 4856 Säcke für Puddings und Bäckereien aller Art übrig bleiben. (Shipp. and Merc. Gaz. vom 17 Januar.)

München in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 33.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

2 Februar 1844.

Die asiatische Gesellschaft in London.

London, 10 Januar.

Die asiatische Gesellschaft von London hat vor einiger Zeit ihren Jahresbericht bekannt gemacht. Man sollte glauben, daß die einzige Gesellschaft in England, welche sich mit dem großen englischen Reich im Orient beschäftigt, vom Staat, von der ostindischen Gesellschaft, von den Universitäten und dem Publicum reichlich unterstützt werde, aber dieß ist nur sehr theilweise der Fall. Der Staat thut gar nichts; die Gesellschaft hatte seit Jahren verlangt, ein Local in Somersethouse zu erhalten — einem Palast, in welchem die Royal Society, die Academie der Künste und andere literarische und artistische Anstalten Raum gefunden haben — aber bis jetzt umsonst. Die Königin thut ebenfalls nichts; die Gesellschaft hatte im verflossenen Jahre gewünscht sich an sie zu wenden, um sie zu bitten eine Goldmedaille zu Peelsen zu stiften, aber Sir R. Peel erklärte, daß er die Bitte nicht unterstützen könne, indem die Finanzen der Civilliste keine neue Ausgaben erlauben, was auch, wenn das Gerücht wahr ist, daß die Civilliste um den Betrag eines ganzen Jahres verschuldet sey, richtig genug seyn würde. Die ostindische Compagnie gibt 105 Pf. St. jährlich, dieß ist wenigstens etwas, aber wenig genug, und sie sollte offenbar mehr thun. Die asiatische Gesellschaft hatte vor einigen Jahren eine Ageiculturcommission niedergesetzt, welche indische Peoducte, die sich zur Einfuhr in Europa eignen könnten, untersuchte. Der bekannte Botaniker Royle und der Chemiker Solly machten in Folge dieser Anstalt die Analyse einer großen Anzahl von Gummiarten und anderer Handelspeoducte bekannt, und der General Briggs publicirte ein sehr merkwürdiges Memoire über die Baumwollencultur und den in Indien dazu geeigneten Boden. Dieß weckte die Compagnie einigermaßen auf, sie nahm Royle in ihre Dienste als Botaniker, verlangte in Indien das Einschicken von Proben aller Waaren und Producte, die auf die Märkte im Innern des Landes kommen und von denen viele gar nicht in den europäischen Handel gelangen, und Preislisten von allen Märkten. Sie hat ohne Zweifel in den letzten Jahren auf diese Art beträchtliche Materialien gesammelt, aber wie nach ihren Vorgängern zu erwarten war, ist alles in ihren Kanzleien stecken geblieben, die Berichte der asiatischen Gesellschaft haben aus Mangel an Fonds und weil man Royle an sich gezogen hatte, aufgehört, und die neue Anstalt ist vollkommen unfruchtbar geblieben.

Es wäre besser gewesen, die Compagnie hätte die Hälfte des Geldes, das sie jetzt auf die Sache verwendet, der Gesellschaft dazu angewiesen, und diese, deren Existenz und Gedeihen von ihrer Wirksamkeit abhängt, hätte ihre Untersuchungen so schnell und so weit verbreitet als möglich. Der Vortheil der größten Publicität aller Facta dieser Art ist so groß für die Compagnie, welche den directesten Nutzen aus allem zieht, was dem Land in Indien Werth gibt, daß man diese Geheimnißthuerei nur begreift, wenn man weiß, wie sehr die kleine Anzahl der Directoren, welche einen wirklichen Einfluß auf die Geschäfte haben, mit Arbeit überhäuft ist, und wie abgeneigt die Bureaux jeder Oeffentlichkeit sind. Die Universitäten, die reichsten literarischen Anstalten der Welt, thun nichts für die asiatische Gesellschaft und für orientalische Studien überhaupt so wenig als möglich. Indien scheint für sie nicht zu existiren, als etwa so weit es Bisthümer und Caplaneien zu vergeben hat, und die einzige Lehrstelle für Sanskrit, welche in Oxford existirt, wurde nicht von der Universität, sondern von einem Obersten im Dienst der Compagnie gestiftet, der dazu ein Capital von 400,000 fl. aussetzte. Die Compagnie, als ob sie nicht wollte, daß auch dieses einzige Licht leuchtete, beeilte sich den (übrigens sehr verdienstvollen) Professor in Oxford zugleich zu ihrem Bibliothekar in London zu ernennen, so daß er bald hier bald dort ist und das Studium keine großen Fortschritte macht. So bleibt der Gesellschaft nichts übrig als das Publicum, welches aber in England in allem, was Indien betrifft, sehr unwissend und wenig neugierig ist. Doch haben in England die Reichen die sehr ehrenwerthe Idee, daß sie die Pflicht haben etwas zur Beförderung gemeinnütziger Zwecke beizutragen, und die meisten werden daher Mitglieder einer oder mehrerer gelehrten Gesellschaften, und in die asiatische Gesell-

Digitized by Google

schaft lassen sich natürlich vor allem diejenigen aufnehmen, welche einen Theil ihres Lebens in Indien zugebracht haben oder deren Söhne und Verwandte dort sind. Die Zahl der Mitglieder beläuft sich auf etwa 300, und ihre Einkünfte auf 900 Pfd. St., was außer allem Verhältniß mit der Größe des Zweckes ist, den sie sich vorgesetzt, und mit der Wichtigkeit, welche derselbe für England hat. Denn von dieser Summe kann nur der kleinste Theil auf die Herausgabe der Schriften der Gesellschaft verwendet werden, indem in England jede öffentliche Gesellschaft Anstandsausgaben hat, welche die bei weitem überschreiten, die in Frankreich oder Deutschland in ähnlichen Fällen gefordert würden. Die asiatische Gesellschaft hat im letzten Jahre bezahlt für ihr Haus 264 Pfd., für Besoldung eines Secretärs und eines Schreibers 200 Pfd., für Domestiken 98 Pfd., für Heizung, Meubles, Post u.s.w. 148 Pfd., im Ganzen für alle Ausgaben außer dem Druck ihrer Schriften 731 Pfd. St. Der Druck des vierzehnten Heftes ihres Journals, das im Laufe des Jahres erschien, mit den dazu gehörigen Lithographien ꝛc. kostet 306 Pfd. St. Wäre die Gesellschaft besser unterstützt, so würden darüber ihre Anstandsausgaben nicht zunehmen, sondern jeder Zuwachs käme den literarischen Ausgaben zu gut, aber so wie es ist, kann sie nur wenig direct thun, und ihr Hauptnutzen ist, daß sie einen Mittelpunkt bildet, um den sich Gesellschaften mit ähnlichen Zwecken gruppiren und an den sie sich anlehnen können. So haben sich um sie namentlich die Gesellschaft für orientalische Uebersetzungen und später die für orientalische Texte gebildet, welche sich im Hause der asiatischen Gesellschaft versammeln und so ihre ganze Einnahme auf ihren Druck verwenden können. Daher sieht man auch, daß diese beiden Gesellschaften, deren Einnahme doch viel geringer ist, mehr leisten können als die Stammgesellschaft. Diese hat in den zwanzig Jahren ihrer Existenz drei Quartbände Memoiren und sieben Bände ihres Journals herausgegeben, die viele wissenschaftlich bedeutende Arbeiten enthalten; aber daß sie nicht mehr thun konnte, beweist die undegreifliche Gleichgültigkeit, welche in England über orientalische Interessen herrscht.

Dschennat und Boka.

(Fortsetzung.)

Als das Vertrauen des Volks die Gewalt in Boka's Hände legte, war er erst 30 Jahre alt. Das Glück war ihm stets günstig gewesen, und so fehlte es ihm an Erfahrung: er kannte die Menschen nicht, nicht einmal seine Landsleute. Er war muthvoll, tapfer, unternehmend bis zur Verwegenheit, aber bei allem dem doch noch ein Knabe. Dabei konnte er sich der Sinnesart seines Volkes in keiner Weise entschlagen: er verachtete die Weiber, die er als Wesen ansah, welche zur Arbeit und hie und da zum Vergnügen des Mannes auf der Welt sind. Darum verstand er Dschennat nicht, die von ihrem Vater Aslan eine gewisse Erziehung genossen hatte, welche sie über ihre Gespielinnen erhob. Aslan hatte seine Gattin wirklich geliebt, und als sie bei der Geburt eines Sohnes starb, wandte sich seine ganze Zärtlichkeit auf Dschennat. Er hatte in Raubzügen gegen Kosakenstanitzas und feindliche Dörfer ein ziemliches Vermögen erworben, widmete sich nun dem Lesen heiliger Bücher und theilte seine ganze Zeit zwischen ihnen und seiner Tochter, eine unter seinem Volk unerhörte Erscheinung. Das Schicksal gab dieser Tochter ausgezeichnete Anlagen; schon von Jugend auf wollte sie mit ihren Freundinnen nicht spielen und scherzen, sondern sie liebte das Umherstreifen in der freien Natur unter den Felsen und Wäldern, und ihr Vater hatte ihren Sinn schon dadurch ernster gemacht, daß er sie in die arabische Sprache und in das Lesen des Koran einweihte, *) dieses einzige Gesetz, das die Tschetschenzen anerkennen.

Der Tschetschenze steht selten vor Gericht, liegt aber stets mit jemand in Fehde; stets wird Blut auf diesen Ebenen und Bergen vergossen, und doch ist das Ganze immer geordnet und furchtbar. Selbst die Ueberlieferung weiß von keinem, der die oberste Gewalt an sich gerissen hätte, was doch in einer rohen Gesellschaft viel leichter geschieht als in einer gebildeten. Aslan, Dschennats Vater, war einer von den Tschetschenzen, welche die Unabhängigkeit um ihrer selbst willen, nicht bloß deßhalb lieben, daß sie ungehinderter rauben und plündern können. Jahre, Nachdenken und eine gewisse Leere, die alles was er früher geliebt hatte, ihm einflößte, alles veranlaßte ihn sich mehr und mehr in sich zu vertiefen, aber dennoch war eine heiße, fast fanatische Liebe zum freien Tschetschenzenlande in ihm das herrschende Gefühl geblieben. Dschennat, von Jugend auf von ihrem Vater erzogen, machte allmählich immer mehr seine Ansichten zu den ihrigen. Sie liebte in Boka weniger den Mann als den tapfern Krieger, den Vaterlandsvertheidiger, darum achtete sie ihn noch, selbst als er sie verstoßen.

Boka hatte an Eheni, einem schwarzäugigen Mädchen, Gefallen gefunden und begehrte sie von ihren Eltern zur Frau, die auch dem mächtigen Boka alsbald zusagten, obwohl Eheni bereits einen ihrer Jugendgespielen, Namens Gaaka, liebte. Dieser stand, als Eheni ihm die Nachricht mittheilte, lange da ohne ein Wort zu reden, aber man sah wohl, daß allerlei Gedanken in seinem Kopfe gährten, denn seine Stirne zog sich bald in Falten, bald glättete sie sich wieder, ohne daß er ein Wort verloren hatte. Endlich brach er sein Schweigen und sagte: „Fürchte dich nicht und alles wird gut gehen, thue wie Vater und Mutter befehlen, das ist unerläßlich; ich aber werde mich bemühen, diesem Fürsten einen guten Dienst zu leisten. Lebe wohl."

„Wohin gehst du? Warte doch noch."

„Ich muß sogleich weiter, denn am Morgen muß ich bei meinen Gefährten eintreffen. Wenn du willst, daß mein Plan gelinge, so halte mich nicht auf." Gaaka sprengte fort dem Laufe des Argunflusses entlang in der Richtung nach

*) Die Frauen lernen nur die Gebete auswendig ohne sie zu verstehen; daß Dschennat das Arabische selbst lernte, war ein unerhörtes Beispiel.

Digitized by Google

Grosnaja, der russischen Veste, hin, und verschwand bald in den Schluchten am Ufer. Es währte nicht lange, so stieß er auf Duglas, welcher von der Volksversammlung nach Hause ging.

Lange schon ging das Gerücht, daß der Fürst eine zweite Frau nehmen wolle, man wußte, daß diese zweite Frau, Cheni, ihn hasse und den hübschen Gaaka liebe. Duglas wußte alles dieß, und als er jetzt den Jüngling traf, dessen Auge glühte, konnte er sich die Gründe wohl erklären.

„Ei, wohin gehst du? Die Sonne ist schon untergegangen."

Duglas war das Haupt der Atagaer und Gaaka konnte nicht umhin bei dieser Frage sein Pferd anzuhalten. „Ich gehe in eigenen Geschäften, Kunach; ist auch die Sonne untergegangen, so leuchtet doch der Mond, und überall findet sich ein Weg."

„Ja, überall findet sich ein Weg, aber entspringt auch ein Vortheil daraus, ich weiß, wohin du deinen Kabardiner jagst, aber ich weiß auch, daß du nicht finden wirst was du suchst."

„Entschuldige, Kunach, du hast Unrecht, ein Freund erwartet mich zu Hause."

„Wirklich? Nun, steig ab, und siehe, wo dein Freund ist."

„Zu Hause; lebe wohl, Kunach."

„Halt! Wohin, Unsinniger? steig ab vom Pferd und folge mir, wenn du willst, daß Cheni die Deinige werden soll."

Gaaka sah ihn staunend an, und folgte unwillkürlich dem Greise, der ihn ins Haus führte. Was sie hier besprochen ist unbekannt; leicht aber wurde es Duglas durch das Versprechen, daß Cheni sein Weib werden solle, den jungen Mann für sich zu gewinnen, welcher versprach zu einer bestimmten Zeit in der Nacht an der Mühle zu Giretei sich einzufinden.

(Fortsetzung folgt.)

Ahmed Bey.

Erster Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Doch kehren wir zu Ahmed Bey zurück. Der Einfluß, den sein Oheim, Ben Ghana, bei Hassan, dem Bey von Constantine, genoß, wirkte ihm allmählich Gnade aus, und im Jahre 1812, — er konnte damals 20 bis 25 Jahre alt seyn, — wurde er zum Kaid der Haraetas, eines der wichtigsten Stämme der Provinz, ernannt; einige Jahre später wurde er Chalifah des Bey, der ihm mit Ertheilung des Amtes, das schon sein Vater bekleidet hatte, auch den größten Theil seines väterlichen, früher zum Vortheil des Beylik eingezogenen Vermögens zurückgab. Ahmed, jetzt der zweite Beamte in der Provinz, trat in die väterlichen Fußstapfen. Er war ränkerisch, gewaltthätig und grausam, alles dieß um seine unersättliche Wollust zu befriedigen. Bald erhob sich ein Schrei der Verwünschung gegen ihn, aber Ahmed, gewandter als sein Vater und durch dessen tragisches Ende gewitzigt, hatte zu Algier mächtige Gönner gewonnen, welche ihn lange gegen die Angriffe und die täglich wiederholten Klagen schützten. Eine Unthat aber, ernster und abscheulicher als die andern, machte endlich alle Bemühungen seiner Freunde unnütz.

Wir der Chalife Harun Arraschid, aber in ganz andern Absichten, durchstreifte er gern die Straßen und Umgebungen der Stadt. Eines Abends hielt er in der Nähe von Constantine an der Thüre eines kleinen Hauses an, wo er auf seinen Abendpromenaden zwei Mädchen von außerordentlicher Schönheit gesehen hatte. Mit Hülfe eines eben so wenig tugendsamen Giafar, wie er selbst war, hatte er schlauer Weise den Vater der beiden maurischen Jungfrauen auf eine Zeitlang aus dem Hause entfernt. Er trat in dasselbe ein, und — das übrige kann man errathen. Der Vater verlangte Gerechtigkeit, und Ahmed mußte seine beiden Opfer heurathen, indem er ihnen auf höheren Befehl ein ansehnliches Witthum aussetzte. Nach kurzer Zeit aber verstieß er kraft des Rechts, welches ihm das moslemitische Gesetz gab, eine nach der andern. Der Bey, welcher sich die Sache sehr zu Herzen genommen hatte, benützte, erbittert über diese Treulosigkeit, die Gelegenheit, um zu Algier seinen Kopf zu verlangen, aber der Dey, zu Gunsten des jungen Chalifah gestimmt, weigerte sich sein Todesurtheil auszusprechen. Da er jedoch ihn weder ganz freisprechen, noch im Amte erhalten konnte, so wählte er einen Mittelweg, der darin bestand, ihn eine Zeitlang aus der Regentschaft zu verbannen und ihn auf die Pilgerreise zum Grabe des Propheten zu senden. Nach seiner Rückkehr aus Mekka setzte er, dem Gebrauche gemäß, seinem Namen den Titel Hadschi bei und ließ sich zu Algier nieder; seine Wallfahrt scheint aber keinen sehr lebendigen Eindruck bei ihm hinterlassen, noch seine Neigungen verändert zu haben, denn nach kurzer Zeit zog ihm ein neuer Streich eine Verbannung nach Medeah zu, von wo er jedoch, durch seine obenerwähnten mächtigen Freunde unterstützt, bald zurückkam.

Kurz darauf fand die Expedition unter Jahja Aga gegen die Beni Dschenad statt, und das Resultat derselben für Hadschi Ahmed kennen wir bereits. Der auffallende Muth, den er in diesem Feldzug gezeigt, war vermuthlich die bestimmende Ursache, aber nicht der einzige Grund seiner Erhebung zu dem lange gewünschten Posten, denn seine Mutter, Ben Ghana's Tochter, war ihm nach Algier gefolgt, versehen mit starken Summen, die sie mit geschickter Hand unter den Rathgebern des Dey austheilte. Diese unwiderstehlichen Beweggründe trugen wahrscheinlich nicht wenig zur Erhebung Ahmeds bei, der indeß trotz aller seiner Fehler und Laster ein Mann von unbestreitbarer Fähigkeit und Energie war. Die Provinz Constantine befand sich damals in einem kläglichen Zustande von Anarchie und Erschöpfung. Der Bey Ibrahim hatte niemand auf seiner Seite zu erhalten gewußt, und blieb isolirt mitten unter einer trotzigen Bevölkerung, die das türkische Joch und namentlich die Auflagen gründlich haßte. Die Finanzen des unglücklichen Beylik waren in einer solchen Lage, daß Ibrahim bei seiner letzten Reise nach Algier, die jeder Gouverneur alle drei Jahre zu machen hatte, nicht nur keinen Tribut mitbrachte, sondern noch im Geheimen von seinem Schwiegervater, dem Dey, eine Summe zugeschickt erhielt, um die Kosten seines Einzugs und seines Aufenthalts in der Hauptstadt anständig zu bestreiten. Die unglückliche Provinz war von innern Parteien zerrissen, die ihre Kämpfe nur zuweilen einstellten, um sich gegen die schwache Verwaltung des Bey zu vereinigen. Große Uebel wollen eine verwegene Arznei. Hussein Dey wollte anfangs Ibrahim erdrosseln lassen, schenkte ihm aber endlich das Leben, und dachte nur daran, ihm einen energischen Nachfolger zu geben, der die Anführer ihren Ungehorsam büßen lassen könnte.

Kein Mensch auf der Welt war besser geeignet als Hadschi Ahmed,

Digitized by Google

als falches Scheckmittel zu dienen. Ee erfüllte ſeine Aufgabe ganz vortrefflich, ja er ſoll ſie dermaßen überſchritten haben, daß der Dey über die Folgen ernſtlich beſorgt wurde. Andere aber behaupten, ee habe mit mehe Mäßigung und Geeechtigkeit regiert, als ſein früheees Leben hätte erwarten laſſen. Gewiß iſt, daß im Jahre 1830, im Augenblick der franzöſiſchen Eepedition gegen Algier, in Folge zahlreicher Zwiſtigkeiten zwiſchen ihm und dem Dey, ſein Stuez beſchlaſſen ſchien. Man wollte die Gelegenheit ſeiner nahen Reiſe nach Algier, wohin ee den Tribut ſelbſt überbringen ſollte, benützen, um ſich ſeiner zu entledigen. Selbſt das franzöſiſche Cabinet kannte dieſen Umſtand, und ſuchte Voetheil daeaus zu ziehen, indem es den Bey von Conſtantine von der Sache des Dey abtrünnig zu machen ſuchte. He. v. Leſſeps, Geneeateonſul in Tunis, eehielt den Auftrag, ſich mit Ahmed deſhalb in Unterhandlungen einzulaſſen, ihn über die Gefaheen, die ſeiner zu Algier waeteten, aufzuklääen nad ihm in dee Ferne eine Art Unabhängigkeit unter fraaözöſiſcher Oberhoheit zu zeigen. Aber man muß es zum Ruhme Ahmeds bemerken, daß er jeden ſolchen Vaeſchlag hartnäckig von ſich wies und ſeinem Herrn teen blieb. Ee hatte von ſeinem türkiſchen Aheherrn eine unerſchütteeliche Geradheit geeebt, und Huſſein, der ihn wahl kannte, ſagte nach ſeiner Niederlage zu General Bonemont: „wenn Hadſchi Ahmed ſeine Unterweeſung unter Feankreich verſpeicht, ſa könnt Ihe ſicher ſeyn, daß ee Wort hält; er hat es nie gebrochen.“

Ahmed Bey zog in der That dem bedeohten Algiee zu Hülfe, und kam früher hin als dee Bey von Titteei, dee doch nue zwei oder drei Tagemärſche entfernt wae. Auf den erſten Blick erkannte ee, daß die von dem unfähigen Ibeahim Aga genommene Stellung ſchlecht ſey, und bemühte ſich, ihm die Nothwendigkeit einer Neuderung des Feldzugsvlans zu beweiſen. „Es iſt unklug, ſagte er, alle Streitkräfte auf einem einzigen Punkt zu veeeinigen. Man muß ſie trennen und einen Theil weſtlich von Sidi Ferruſch ſenden, damit die Franzoſen, weun ſie uns folgen, ſich von iheem eigentlichen Ziel, Algier, entfernen. Auf ſolche Weiſe können wir ſie zueeſt angreifen, was unendlich beſſer iſt, indem wir die paſſendſte Stelle zum Kampf auswählen und von unſeeer Localkenntniß Voetheil ziehen. Was wird geſchehen, wenn ihr fortfahet ihnen geradezu den Weg verſperren zu wollen? Unſer Rückzug wird ihnen als Führee bis untee die Mauern dee Stadt dienen. Ich ſage unſer Rückzug, denn wir können uns nicht gegen die Franzoſen halten. Darüber darf man ſich nicht täuſchen. Was ſind unſere Teuppen? Zwanzig bis dreißigtauſend Mann, meiſt hergelaufenes, ſchlecht bewaffnetes Geſindel, das faſt Hungers ſtirbt, und aus Mangel an Lebensmitteln ſchon anfängt davon zu laufen. Weder mit meinen Teuppen noch mit den Eueen, weder mit den 1000 Mann des Bey von Titteri — dieſee hatte 20,000 verſpeochen, — noch mit der Handvoll Reiter, die uns dee Ghalifah des Bey aus Oean zuführte, und eben ſo wenig mit dieſen Mitchändleen, — ſo nannte man ieontſch die Hirten dee Metidſchah, — können wie in offener Schlacht gegen eine ſo wohlgeübte, tapfeee und gut veefehene Armee, wie die Franzoſen, aushalten. Wenn ihe mir glauben und das Ausreißen verhindern wollt, ſo macht jeden Anführee perſönlich verantwoetlich für die Bewaffnung und Verköſtigung dieſer Araber nnd Kabylen, die voll guten Willens ſind, aber uns jeden Tag veelaſſen, da man ſich nicht einmal die Mühe nimmt ſie zu ermuntheen.“

Das waren Rathſchläge eines veeſtändigen und erfaheenen Mannes, aber Hadſchi Ahmed hatte es mit der anmaßenden Dummheit eines Parvenus zu thun, den ſein hübſches Geſicht und ſeine herculiſche Geſtalt, welche die Augen der Tochter des Dey auf ſich gezogen, allein zu ſeinem hohen Poſten befödeet hatte, deſſen Bedeutung ihm völlig den ſchwachen Kopf verdrehte.

„Seyd unbeſorgt, ſagte ee zu Ahmed; ich habe einen unfehlbaren Plan, mit den Franzoſen fertig zu werden; gewandte und ſichere Leute werden ſich ins Lager der Chriſten begeben und ſich für ihre Anhänger ausgeben. Sie werden ſie täuſchen durch falſche Berichte über die Lage des Landes, und ſie duech das Verſpeechen, ihnen beizuſtehen und ſie nach dem Kaiſerfort zu führen, veranlaſſen, einen Theil iheer Teuppen zwiſchen Algier und Sidi Ferruſch zu landen. Morgen ſpäteſtens wird dieſe Liſt ausgeführt werden, und während meine Vertrauten die franzöſiſche Aemee auf einen ſchwierigen und waſſerloſen Weg führen werden, wollen wir ſie angreifen und ſie vernichten; ich habe zu dem Ende an jeden Soldaten zehn Patronen austheilen laſſen.“

„Und wenn dieſe zehn Patronen verſchoſſen ſind?“ fragte Ahmed.

„Wenn dieſe veeſchoſſen ſind?“ fragte Ibrahim im geößten Erſtaunen, „dann haben wir die halbe franzöſiſche Aemee getödtet, und die andere Hälfte wird um Gnade bitten, oder wir vernichten ſie mit dem Säbel in dee Fauſt. Jedenfalls iſt es ganz unnöthig, weitere Patronen zu vertheilen.“

Ganz verblüfft über eine ſolche Dummheit konnte Ahmed kaum ſeinen Unwillen mäßigen, ſchwieg aber doch und wandte dem Aga den Rücken. Sein Mißvergnügen hinderte ihn jedoch nicht, bei dem Gefecht von Staweli großen Muth zu entwickeln, und ſeine prachtvollen Kleider und Waffen, ſo wie die Schönheit ſeiner Pferde machten ihn allenthalben bemerklich. Nach dem Verluſt der Schlacht und während des Angriffs auf das Kaiſerfort nahmen ſeine Truppen Stellung in der Ebeue Hammad und auf dem Kamm der Hügel, welche die Rhede von Algier einſchließen. Ee ſelbſt verlegte ſein Hauptquaetier nach Huſſein Dey, einem Luſtſchloß des Dey am Meere, und nahm von hier aus thätigen Antheil an den letzten Feindſeligkeiten.

(Fortſetzung folgt.)

Miscellen.

Kathotieismus in Geoßbritannien. Das Roman Catholic Directory for 1844 enthält eine ſtatiſtiſche Ueberſicht des jetzigen Standes des Katholieismus in England, ſo weit man dieſen aus der Zahl dee Capellen, Collegien und Klöſter entnehmen kann. Die Geſammtzahl der Kiechen und Capellen iſt 578, abgeſehen von 27 Stationen, wo gleichfalls Gottesdienſt gehalten wied. Nimmt man nun im Durchſchnitt 300 Menſchen für jede Kieche und Capelle an, was ehee zu viel als zu wenig iſt, ſo kommen etwa 180,000 Katholiken unter einer Bevölkerung von 19 Millionen heraus. Lancaſhire hat bei weitem die geößte Zahl katholiſcher Capellen, nämlich 97. Auch ſind 8 katholiſche Collegien in England und eines in Schottland, ferner 26 Convente und drei Klöſter. Die Zahl dee „Miſſionspeieſtee“ in Geoßbritannien beträgt 740.

•

Seepfeed. Die Beetingſke Tidende vom 27 Nov. v. J. meldet nach einem Peovincialblatt, daß zwei Schiffer, Kaſſod und Oeſter, ein lebendes Seepfeed mitgebeacht hätten, das ſie bei Spitzbergen gefangen. Dieß meekwüedige und ſeltene Thier iſt zwar plump und hat einen ſchleppenden Gang, folgt aber doch ſeinen Führern wie ein Hund.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 34.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

3 Februar 1844.

Merkwürdiger Proceß zu Cayenne.

((Nach dem Voleur vom 20 Januar.)

Die Pflanzung La Marianne am rechten Ufer des Mahury ist eine der ältesten in Guyana, und hat etwa 120 Neger, zur Hälfte Afrikaner, zur Hälfte Creolen. Man hatte auf derselben früher bloß mit Erzeugung von Früchten sich beschäftigt, und erst im Jahre 1830 war sie in eine Zuckerplantage umgewandelt worden. Die Neger, glücklich weil sie fast nichts zu arbeiten hatten, waren sich selbst überlassen, und der Himmel weiß, was aus einer solchen sich selbst überlassenen schwarzen Bevölkerung wird. Deßhalb war auch die Plantage verrufen und man erzählte von ihr die schrecklichsten Dinge. Hier gab es Aerzte für alle Uebel, und sie rühmten sich der Gewalt nicht bloß über die Körper, sondern auch über die Geister. Ihr Einfluß ist unermeßlich auf die Neger, und der Name eines Piayeur flößt Schrecken ein.

Ein Hr. Mille hatte im Jahre 1825 die Pflanzung angekauft und sie bis zum Jahre 1838 selbst verwaltet; um diese Zeit übergab er sie einem Hrn. Fourier, und zog sich auf die benachbarte Pflanzung Franchise zurück. Hr. Fourier war ein junger, kürzlich erst angekommener Europäer, der aber bereits drei Zuckerplantagen verwaltet und sich einen Ruf als geschickter und thätiger Mann erworben hatte. Als Hr. Mille im Jahre 1840 die Colonie verließ, ließ er einem achtungswerthen Kaufmann, Namens Goyrienna, Vollmacht zurück. Seit Fouriers Eintritt auf die Pflanzung hatte der Ertrag derselben zugenommen, und eine vollkommene Ordnung, die Frucht einer geschickten Verwaltung, schien das Beste zu versprechen. Indeß trat eine ungewöhnliche Sterblichkeit ein: unbekannte Krankheiten, heftige Koliken rafften zahlreiche Opfer hin; die einen starben in wenigen Stunden, andere siechten sichtlich unter der Last von innern Schmerzen, welche ihr Leben zu einem langsamen Todeskampf machten. Der Magistrat, welcher die Pflanzung zu bereisen hatte, um die Klagen der Neger zu vernehmen, hatte hier nie eine vernommen; nur einmal beklagten sich dieselben, daß das Maaß das sie im Zuckerfeld zu bearbeiten hätten, zu groß sey. Man ließ aus der benachbarten Zuckerplantage den Aufseher kommen, und vor den Augen der versammelten Neger das Maaß, wie es bei ihm gebräuchlich war, abschreiten; die Neger verglichen es mit dem ihrigen, fanden daß es nicht größer sey, und kehrten zufrieden zu ihrer Arbeit zurück. Hr. Fourier, untröstlich darüber, daß er die Ursache des Uebels, an der seine Plantage litt, nicht entdecken konnte, verlangte wiederholt seinen Abschied und erhielt ihn auch endlich.

Hr. Quinton-Dupin, Schwiegersohn des Hrn. Mille, war inzwischen in die Colonie gekommen, und übernahm selbst die Verwaltung, aber die Sterblichkeit nahm nicht ab. Erschreckt über das furchtbare Schauspiel, das vor seinen Augen aufgeführt wurde, ohne daß er die geheimen Fäden entdecken konnte, verdoppelte er seine Aufmerksamkeit; endlich glaubte er den Schuldigen ausgefunden zu haben, und übergab ihn den Gerichten. Es war dieß der Neger Adrien, Sohn der Negerin Pomponne, deren Namen unter den Piayeurs berühmt war. Mehrere Zeugen wurden vernommen, aber der Schrecken schien ihre Zunge zu lähmen. Die Negerin Antoinette war die einzige, die endlich zu sprechen wagte, und ihr Zeugniß war sehr belastend für den Angeklagten. Diese Frau war, seit Adrien ihr etwas zu essen gegeben hatte, von einer Krankheit ergriffen, die sie langsam verzehrte. Eines Abends kam Adrien zu ihr und fragte sie, ob sie geheilt werden wolle. Auf ihre bejahende Antwort sagte er: „ich will es thun, aber ich muß erst meinen Hauptmann fragen.“ Adrien war seitdem nicht wieder erschienen, der Hauptmann hatte es also nicht gestattet, und dieser Hauptmann war kein anderer als Pomponne, Adriens Mutter. Dieß war die Angabe Antoinettens. Adrien wurde nichtsdestoweniger freigesprochen, da die Richter keine hinreichend begründete Klage fanden, um ihn vor die Assisen zu stellen.

Während Adrien angeklagt und verhaftet war, ging etwas wichtiges bei Hrn. Goyrienna vor. Hr. Quinton-Dupin war zu diesem Kaufmann gekommen, und bei ihm zum Essen geblieben. Das Gespräch bei Tische betraf die Ereignisse auf der Plantage La Marianne; Hr. Goyrienna bezeichnete das

Digitized by Google

Gift oder Piapr als die Urſache der dortigen Sterblichkeit, als Hr. Quinton-Dupin, der eine Zeitlang ſtumm und nachdenkend geſeſſen hatte, auf einmal ſagte: „Ich bin jetzt meiner Sache gewiß; Criſpin hat mich auf die Bahn gebracht. Die eigenen Worte des Negers waren: Herr, das Gift wird alle Eure Neger tödten, wenn nicht Hr. Fourier der Gerechtigkeit überliefert wird.“ Zwei oder drei Tage nachher war Adrien auf freien Fuß geſtellt, und auf ſeine, ſeiner Mutter Pomponne, Criſpins und mehrerer anderer Neger Anklage Hr. Fourier gefangen genommen und ins Gefängniß geworfen, wegen barbariſcher Mißhandlung der Neger unter ſehr erſchwerenden Umſtänden, nämlich Vorbedacht und mehr als 20tägige Arbeitsunfähigkeit in Folge der Mißhandlungen.

Wir können die Einzelnheiten des Proceſſes völlig übergehen und bemerken nur das Reſultat. Man konnte Hrn. Fourier nicht Eine Mißhandlung nachweiſen, und die zuverläſſigſten Ausſagen waren völlig zu ſeinen Gunſten. Die boshafteſte Rolle ſpielte die Negerin Pomponne; ihrer Ausſage nach war ſie allenthalben gegenwärtig geweſen, wo Fourier ein Verbrechen beging, indeß wurde ſie von andern mehrfach Lügen geſtraft, und ihr ſelbſt bei mehreren Fällen ein Alibi nachgewieſen, ſo daß ſie als falſche Zeugin vor Gericht geſtellt werden mußte. Die Anklage war, noch ehe der Advocat des Angeſchuldigten das Wort nahm, bereits zernichtet; dieſer aber verbreitetr ſich in ſeiner Rede über das Unglück der Zeit und zeigte, wie die bürgerliche Geſellſchaft der Colonien allen Leidenſchaften einer wahnſinnigen Rache preisgegeben ſey, wie man eine Anklage auf Vergiftung gegen einen Neger in eine Anklage auf Mißhandlung gegen einen Weißen umgedreht habe, und ſchilderte die Colonie als in einer furchtbaren Kriſe begriffen, wo die Privatrache ſich in den Mantel öffentlicher Rache hülle. Hr. Fourier wuede völlig freigeſprochen, und das zahlreich verſammelte Publicum entfernte ſich unter trüben Betrachtungen über das Schickſal, welches die Coloniſten mitten unter den gäheenden Elementen bedroht.

Dſchrunat und Boka.

(Fortſetzung.)

Drei Tage nach der Wahl Boka's zum Fürſten ſaßen Abends zu Aſchwota, als das Volk ſich ſchon zum Schlafen nach Hauſe begeben hatte, in der Nähe der Moſchee auf einer Bank zwei Menſchen, augenſcheinlich in ein intereſſantes Geſpräch verflochten, aber es ſchien ſich von etwas Geheimnißvollem zu handeln, denn ſie flüſterten nur mit einander. Vor dem einen derſelben ſtand eine Schüſſel, die er zum Waſchen mit ſich genommen, der andere hielt die beiden Hälften einer Säbelſcheide in den Händen und ſtrich manchmal mit dem Dolche darüber. Beide waren in Halbmäntel gehüllt, die aber vorn offen ſtanden, ſo daß man den mit Silberfaden geſtickten Leibrock wohl darunter hervorſah.

„Ja, Kunach,“ fing endlich der eine an, „ich hätte nicht geglaubt, daß dieß Volk ſo thöricht wäre, zu ſeinem Führer einen Unſinnigen zu wählen, der unſere Sitten und unſere Freiheit unterdrücken will; zu ſpät wird man ſehen, was dieſer Boka für ein Vogel iſt, und zu ſpät wird man es bereuen.“

„Sprich doch nicht ſo thöricht; woher weißt du, was Boka im Schilde führt?“

„Woher? Mein Bart iſt grau geworden im Blute der Feinde; mein Verſtand iſt geſchärft durch Jahre und Erfahrung; ich weiß, worauf der neue Fürſt ſinnt; ich weiß, daß er ſeit langer Zeit den Gedanken hegt, das Land zu unterdrücken.“

„Höre, Duglas, wenn du nur darum mich gebeten haſt, hier zu bleiben, ſo iſt es eine überflüſſige Mühe. Was ſollen alle dieſe Umſchweife; ſprich gerade heraus oder ich gehe.“

„Halt, Raſender! Denkſt du noch daran, wie wir zum letztenmal auf Beute auszogen, du mit den deinigen, ich, Doka, der Wilde und Boka; denkſt du noch daran, wie wir das Vieh raubten, die Kornfelder niederbrannten und dann auf dem Felde übernachteten? Vergiß nicht, daß Boka zum drittenmal erſt die Seinigen anführte und doch ließ er drei arme Teufel durch ſeine Murnden peitſchen, weil ſie einen Koſaken hatten entkommen laſſen, ohne Schuld, denn ihre Pferde waren gänzlich erſchöpft, und der Koſak ritt ein friſches, kräftiges Pferd. Am Abend, als wir in unſern Mänteln uns neben einander niederlegten, ſprach ich mit ihm darüber, aber wie drückte er ſich aus! Ruhm und Herrſchſucht verdrehten ihm den Kopf, ſonſt hätte er nicht ſo vertraut mit mir geſprochen. Als er geendet, machte ich ihn auf die Unklugheit aufmerkſam, die er begangen; da forderte er mich auf, niemand etwas von dem zu ſagen was ich gehört; ich hatte weder Säbel noch Piſtolen bei mir, Boka aber führte den Dolch im Gürtel und ſeine Hand lag auf dem Griff, ... ich ſchwor, aber dieſer Schwur lag mir ſchwer auf dem Herzen, und jetzt, wo wir in Gefahr ſind, gegen wen kann ich mich beſſer ausſprechen, als gegen dich?“

„Du haſt unrecht gehandelt; du mußteſt ihn entweder erwürgen oder ganz ſchweigen.“

Finſter blickte Duglas unter ſeinen grauen Augenwimpern hervor und ſagte endlich verächtlich: „ich ſehe, Guba, ich habe mich betrogen, du haſt dich als Fürſt wie als Ehemann verdrängen laſſen; leb' wohl!“

Die Beleidigung war der Art, daß ein Tſchetſchenze ſogleich den Dolch auf ſeinen Gegner zuckt, aber Guba ließ ſich nicht hinreißen; er hatte es noch nicht mit Duglas zu thun, der Alte ſollte ihm ſeiner Zeit zahlen; jetzt raffte er alle ſeine Kräfte zuſammen, um demjenigen zu vergelten, der ihn um ſeinen Ruhm und die Liebe einer herrlichen Frau gebracht hatte. Er begriff alsbald, daß Duglas ihm ein vortrefflicher Bundesgenoſſe ſeyn könne: man liebte und achtete ihn, ſeine Stimme beſaß großen Einfluß, und ſeine Paetei, wenn auch nicht groß, beſtand aus lauter tüchtigen Kämpfern.

„Halt, Vater,“ ſagte er zu ihm, „du biſt ein ächter Nachtſchu, ſage mir, was du zu thun gedenkſt.“

Duglas ſah, daß Guba Feuer gefangen hatte, und verabredete nun mit ihm einen Plan, Boka als Landesverräther er-

Digitized by Google

scheinen zu lassen. Lange sprachen die neuen Freunde mit einander, die Nacht deckte mit ihrem Schleier die Erde und den Himmel, dunkle Wolken strichen nieder dahin und der Wind fing an in einzelnen Stößen zu wehen. Die Namen Cheni und Dschennat wurden häufig von den beiden Mururden ausgesprochen. Als die ersten schweren Regentropfen auf das Dach der Moschee niederfielen, nahm Duglas seine Schüssel und sagte: „es ist Zeit nach Hause zu gehen." Die Hände der beiden Freunde vereinigten sich zum Gebet, und ein kaum hörbarer Schwur verband beide mit den engsten Banden.

Im Hause der armen Cheni wurde inzwischen alles hergerichtet zur Hochzeit, der Teppich war da, jeden Augenblick bereit die Braut zu bedecken; gestickte Pistolenhalfter, Gehänge von Pulverhörnern, gestickte Sacktücher u. dgl. das war alles, was Cheni auf dem Zuge nach dem Aul ihres Mannes begleiten sollte. Aber die arme Cheni stand traurig in der Ecke; ein langes Hemd von rothem Zeuge umschloß fest den Schwanenhals und fiel, nur vom Gürtel festgehalten, in malerischen Drapierungen hinab; ein blaues Leibchen von fremdem Atlaß, eine nie gesehene Seltenheit, das Geschenk des Bräutigams, zeigte den leichten, geraden, schlanken Wuchs, Beinkleider von gestreifter Seide waren um die Knöchel mit Silberschnüren festgebunden, an denen gleichartige Troddeln herabhingen, und die in goldgestickte schwarze Strümpfe gekleideten Füßchen staken in hohen tatarischen Pantoffeln. Als Ueberwurf diente ein blauer langer Rock mit aufgeschlitzten Aermeln; ein schwarzes Tuch faßte das Haar zusammen und zwei Zipfel davon hingen über das Gesicht herab, welches mit einem weißen Schleier bedeckt war, der die ganze Gestalt einhüllte. Im Hof des Hauses war das Festmahl hergerichtet, an dem Väter und Brüder die Gäste bewirtheten. Plötzlich krachte ein Schuß Sie kommen! sie kommen! rief die Menge, und die Gewehre erhoben sich in die Luft zur Antwort. In der Ferne zeigte sich ein von Reitern umgebener Wagen, zu dessen Begrüßung Salve auf Salve abgefeuert wurde. Der unförmliche Wagen kommt endlich heran, die Begleiter werden bewillkommt und bewirthet, aber man darf nicht zögern. Cheni besteigt den von Ochsen gezogenen Wagen und alsbald hüllt der ungeheure Teppich sie und das wunderliche Fuhrwerk ein, und wird durch lange Schnüre an demselben befestigt. Alle Geschenke, welche die Braut erhalten, werden gleichfalls hineingelegt, und nun geht der Zug fort unter dem Jubel der Anwesenden und dem Abfeuern der Gewehre. Das Fest aber wird lauter und lauter, je weiter der Wagen sich entfernt.

Man kann sich denken, wie viel Menschen sich bei Boka, dem reichen Mann, dem Fürsten, sammelten. Marsy-Bek nahm alle freudig, ehrenvoll auf; Dschennat empfing jeden, welcher herbeikam, sich über die Freude ihres Mannes zu freuen, mit einem Lächeln. Man glaubte sie trübselig, oder vielmehr sie gar nicht zu Hause zu finden, im Gegentheil sie war nie gesprächiger, nie spielte eine so schöne Röthe auf ihren Wangen. Man begriff sie nicht und konnte sie nicht begreifen. Und als der Wagen mit der Braut vor dem Hause hielt, nahm Dschennat Cheni mit der größten Freundlichkeit auf und sagte: „setze dich und besiehl, was geschehen soll, du beschenkst meinen Mann mit glücklichen Augenblicken und mich mit Heil." Im Hofe, im Zimmer und im Garten hätte kein Apfel auf die Erde fallen können. Ein dumpfes Getöse wogte über dieser Menge; an vielen Orten wurde Musik gemacht; am Ufer des Flusses wirbelten ungeheure Rauchsäulen empor, denn hier wurde eine Unmasse von Rindfleisch zubereitet für die zahlreichen Gäste.

Alle diese drei Tage war Boka nicht zu Hause; er hatte sich zu einem entfernten Verwandten begeben und wartete das Ende der langweiligen Feste ab, wie ein Gefangener die Minute abwartet, wo er weiß, daß man ihn freilassen wird. Hier muß bemerkt werden, daß drei Tage oder eigentlich zwei und ein halb Tage lang der Bräutigam sich nicht zu Hause zeigen darf. Inzwischen befanden sich auch bei dem Fürsten eine Menge Gäste, aber hier waren keine alten Männer, sondern Leute im kräftigen Mannesalter. Boka unterhielt sich gern mit Guba, weil seine Unterredung etwas neues für ihn war. Endlich gingen die drei Tage vorüber, und in der dritten Nacht bereitete Dschennat das Lager für die Brautleute; Marsy-Bek staunte nicht wenig über ihre Munterkeit, aber sie freute sich, daß Boka aus seinem Leben wenigstens noch einige glückliche Minuten gewinne.

(Fortsetzung folgt.)

Ahmed Bey.

Erster Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Als alles beendet war und das Schicksal zu Gunsten der Ungläubigen entschieden hatte, dachte Ahmed daran, nach der Hauptstadt seines Beylik zurückzukehren. Eine bedeutende Anzahl der reichsten Einwohner der Stadt, bestürzt über die Capitulation der Hauptstadt und im Wahne, daß jetzt ihre Häuser geplündert werden würden, eilte zu ihm, mit allem, was sie Kostbares fortschaffen konnten, und bat den Bey sie unter seinen Schutz zu nehmen. Einige Stunden lang dauerte längs der Vorstadt Babazun diese Auswanderungsbewegung fort, und hätte endlich die ganze Stadt entvölkert, wenn General Lahitte nicht auf die Flüchtigen die Artillerie des Kaiserforts gerichtet hätte. Auch etwa 1500 Türken reihten sich um den Bey von Constantine, der, von dieser Menge gefolgt, den Rückweg nach seiner Provinz antrat. Ueber fünfhundert Frauen figurirten in diesem malerischen und reichen Karawane. Beim Vorüberziehen an der Kassanta, einem ungeheuren, der algierischen Regierung gehörigen Pachthof, bemächtigte sich Ahmed der dortigen Heerden und Gestüte. Auch die andern Pachthöfe, die auf seinem Wege lagen, erfuhren dasselbe Schicksal; das war Kriegsbrauch: ein Feind, der sein Handwerk versteht, konnte eine so schöne Gelegenheit, sich auf Kosten des neuen Herrn des Landes zu bereichern, nicht entschlüpfen lassen. Nicht ganz so war es mit der Beraubung Ibrahim Aga's, des unglücklichen Generalissimus der Truppen des Dey, der das Schicksal seines Schwiegervaters nicht theilen wollte und mit allen seinen Schätzen sich zu Ahmed flüchtete. Dieser nahm ihn sehr freundlich auf und schickte ihn halb ausgezogen bald wieder fort. War dieß Aeger

über den impertinenten Hochmuth, welchen Ibrahim gezeigt hatte, oder blaße Habſucht?

Um nach Conſtantine zu gelangen mußte ein ungeheurer, ſehr coupirter Landſtrich voll berberiſcher, d. h. cänbeciſcher Bevölkerungen durchzogen werden, die, was Plünderung betrifft, zwiſchen Chriſten und Moslems keinen Unterſchied machen, und deren natürliche Habſucht durch den Anblick des reichen Zugs, der an ihm vorüberzog, noch mehr gereizt werden mußte. Ahmed zeigte ſich als ein Mann von Entſchloſſenheit, und bewies eben ſo viel Energie als Menſchlichkeit: durch ſeine feſte Haltung imponirte er den Bergſtämmen, die ihn zehnmal durch Herabwallen von Steinen hätten vernichten können, und ſorgte für alle Bedürfniſſe der furchtſamen Menge, die ſich an ihn drängte, wie Schafe hinter einen kräftigen kampffertigen Hund. Es war keine leichte Sache, für den Unterhalt aller dieſer hungerigen Mäuler zu ſorgen, denn in der Uebereilung und dem Schrecken hatte jeder nur daran gedacht, ſich mit möglichſt vielen Koſtbarkeiten und Gold zu beladen, ohne daran zu denken, daß man auf dem Marſche auch leben müſſe; doch mit einigen harten Entbehrungen und einigen durch Hunger und Anſtrengung veranlaßten Todesfällen kam man endlich unbeläſtigt nach Conſtantine, wo aber andere Gefahren und nicht minder kritiſche Umſtände Hadſchi Ahmeds warteten.

Beim Abzug aus Algier hatte er den Türken, die ihm folgten, einen halben Sold verſprochen, unter ihnen befand ſich aber ein gewiſſer Hamud-ben-Schakar, Sohn eines ehemaligen Bey's von Conſtantine, der ihnen allen Sold verſprach, wenn ſie ihn zum Anführer wählen wollten; die Janitſcharen, die ohnehin nur ungern einem Halbblütigen, einem Kuloghli, wie Ahmed Bey, ſich unterwarfen, nahmen den Vorſchlag alsbald an, und verabredeten ſich unterwegs, daß ſie nach der Ankunft zu Conſtantine den Sohn der Beduinenfrau abſetzen und Ben Schakar an ſeine Stelle ausrufen wollten. Sonderbar! obgleich ſo viele Menſchen das Geheimniß theilten, wurde es doch ſo wohl bewahrt, daß Ahmed bis zum Tage der Ausführung keine Kunde davon erhielt. Angelangt unter den Mauern der Stadt, wandten die Türken, ſtatt in dieſelbe einzurücken, plötzlich um und lagerten zwei Stunden von da um ihren neuen Anführer, der die Karawane zuerſt verlaſſen hatte und ſie hier erwartete. Als die Beſatzung von Conſtantine den Aufſtand ihrer Landsleute erfuhr, erklärte ſie ſich gleichfalls gegen Ahmed, und verließ die Stadt, um zu Ben Schakar zu ſtoßen. Von dem gewählten Hauptquartier aus ſchickten die Janitſcharen Abgeordnete an den Bey, um ihm die Wahl und ſeine Abſetzung kund zu thun. Hadſchi Ahmed zeigte unter dieſen Umſtänden eine merkwürdige Feſtigkeit und Geiſtesgegenwart; er hörte die Erklärung der Rebellen ruhig an, und antwortete, er ſey bereit ſich zurückzuziehen; ohne Zeitverluſt aber theilte er den Bewohnern von Conſtantine die empfangene Botſchaft mit, kündigte ihnen an, daß er nicht die Urſache eines innern Kampfes ſeyn wolle, und wenn ihre Anſichten mit denen der Empörer übereinſtimmten, ſo verlange er von ihnen nur Eine Gunſt, nämlich den Abzug ſeiner Familie zu decken, die er mit ſich nach der Sahara zu ſeinen mütterlichen Verwandten nehmen wolle.

Die Bewohner Conſtantine's fürchteten mit Recht die Habſucht und Ausgelaſſenheit einer zügelloſen Soldateska, und da ſie aus Erfahrung wußten, daß ſie bei einem Wechſel der Herren nicht viel zu gewinnen hätten, ſo verſammelten ſich die Angeſehenſten unter Anführung der Ulemas, um ſich über die unter den gegenwärtigen Umſtänden zu ergreifenden Maaßregeln zu berathen. Das Reſultat war nachſtehende Proteſtation, die Ahmed gewonnenes Spiel gab und die Wahl Ben-Schakars für nichtig erklärte:

„Hadſchi Ahmed Bey wurde von Huſſein Paſcha ernannt, der ſeine Gewalt vom Sultan hatte. Wir erkennen nur die Obergewalt dieſes letztern, und ihm allein wollen wir gehorchen. Wenn ſein Stellvertreter zu Algier gefallen iſt, ſo ſind doch noch deſſen Befehle gültig, da derſelbe früher die Beſtätigung der hohen Pforte erhalten hat. Darum iſt Hadſchi Ahmed unſer Oberhaupt und ſoll es bleiben. Nur wenn er ſtrebe und um uns vor Geſetzloſigkeit zu bewahren, könnten wir nach unſerem Gefallen einen andern Bey wählen, aber dieſe Wahl wäre nur proviſoriſch und müßte ſtets der Beſtätigung des Sultans unterworfen werden. Indeß wollen wir unſern Herrn nicht ändern, und namentlich wollen wir um keinen Preis Ben-Schakar, der ein Wüſtling und ein Trunkenbold iſt. Darum erkennen wir nicht nur fortwährend Hadſchi Ahmed an, ſondern glauben auch, daß er, um die Ruhe des Landes zu ſichern, Hadſchi Bey erſetzen müſſe als Paſcha und Bevollmächtigter des Sultans, vorbehaltlich der Beſtätigung oder Verwerfung dieſer Entſcheidung durch Seine Hoheit.“

Verſehen mit dieſem Fetwa, d. h. der geſetzmäßigen Sentenz, welche, von dem Mufti und den Ulemas unterzeichnet, durch ihren religiöſen Charakter eine furchtbare Waffe gegen den neuen Bey und ſeine Anhänger wurde, rief Hadſchi Ahmed die Kuloghlis und die Mauren zu ſeinem Beiſtand auf, und fiel gleich am folgenden Morgen mit überlegener Gewalt über die Empörer her. Dieſer unerwartete Angriff brachte ſie außer Faſſung, und in ihrem Schrecken dachten ſie nur noch daran, den Zorn Ahmeds durch Aufopferung ihres Anführers zu beſänftigen. Hamud-Ben-Schakar, deſſen Vater unter den Dolchen dieſer Prätorianer gefallen war, fiel wie er von ihren Stößen durchbohrt, und Ahmed erhielt mit dem Kopf des Unglücklichen die Unterwerfung der unruhigen Miliz. Er forderte noch, daß ihm die Hauptanſtifter des Aufſtandes, zwanzig an der Zahl, übergeben würden, und ließ ſie auf der Stelle enthaupten. Unter dieſer Bedingung verzieh er den andern, aber dieſe Verzeihung war eben ſo wenig aufrichtig, als es ſeine anſcheinende Nachgiebigkeit gegen die Forderung der Empörer geweſen war. Er hatte eine zu gute Lehre empfangen, um ſich einer zweiten auszuſetzen, und wollte, wie Sultan Mahmud, ſeine Janitſcharen vernichten. Im folgenden Jahre fielen ſie auch faſt alle unter verſchiedenen Vorwänden. Er ſchickte ſie in kleinen Abtheilungen unter die Stämme, wo die Unglücklichen in Folge geheimer Befehle bald durch die Scheikhs ermordet wurden. Hadſchi Ahmeds Chalifah, Ben Aiſſa, war das Hauptwerkzeug dieſer blutigen Hinrichtungen, die einigermaßen entſchuldigt werden mögen, wenn man weiß, daß von fünfzehn Beys, Vorgängern Hadſchi Ahmeds, zwölf ermordet worden waren. Die türkiſche Miliz wurde durch ein Corps Suaven erſetzt, die aus Arabern und Kabylen zuſammengeſetzt und von Ben Aiſſa unter dem Titel „Baſch-Hambah“ befehligt waren.

(Fortſetzung folgt.)

Diebe in Paris. Die Conciergerie iſt gegenwärtig mit Dieben und entlaufenen Verbrechern angefüllt. Man rechnet die Zahl der Diebe, die in Paris arbeiten (travaillent) auf 10,000, darunter etwa 3000 Taſchendiebe und 1000 bis 1200, welche ſich an nächtliche Einbrüche wagen. (Voleur vom 15 Januar.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 35.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

4 Februar 1844.

Jütlands Nordwestküste.

(Aus Bergsöes dänischer Statistik.)

Die vierundzwanzig Meilen lange Strecke zwischen Blaavandshuk und Roshage, so wie Jütlands nördliche oder nordwestliche Küste und die zwanzig Meilen lange Strecke zwischen Roshage und Skagen haben einen eigenen Charakter. Die großen flachen Uferstriche und Inseln außerhalb der Küste hören nämlich gleich nordwärts von Blaavandshuk auf, und bis Skagen hinauf ist in einem geringen Abstand von der Küste reines, oft 6 bis 10 Faden tiefes Fahrwasser. Als Folge hievon hat das Küstenland zur Ebbezeit keine größere Ausdehnung als in der Fluthzeit, um so mehr, als der Unterschied in der Wasserhöhe bei Ebbe und Fluth, der am südlichern Theil der Westküste der Haldinsel im Durchschnitt 9 Fuß beträgt, weiter gegen Norden immer mehr abnimmt, bei Blaavandshuk nur noch 5, und bei Hirshals nur noch 1 bis 2 Fuß beträgt. Hart an der Küste hinaufsegeln kann man indeß doch auch nicht, denn längs der Küste, meistens ziemlich nahe daran erstrecken sich gewöhnlich drei oder wenigstens zwei Riffe oder eigentlich Rücken von starken Sandhöhen, die durch die Wellen hier aufgeworfen wurden, und meistens nur 16, 10 und 4 Fuß Wasser über sich haben, während zwischen ihnen und außerhalb sehr tiefes Wasser, meistens 20 Faden sich findet. Gegen diese Riffe, welche man vom Lande aus leicht unterscheiden kann, da man deutlich die Wellen sich über denselben brechen sieht, wälzt sich das Meer in heftigen Brandungen, selbst wenn es sonst nicht in großer Bewegung ist, und sowohl diese Sandrücken, als die einzelnen Untiefen und Steinriffe, die sich da und dort finden, machen diese ganze lange Strecke unzugänglich nicht bloß für größere Schiffe, sondern selbst für kleinere Kauffahrer.

Ein sicherer Hafen für größere Schiffe findet sich nirgends auf der ganzen Westküste Jütlands, ja man kann fast sagen, auf der Westküste der ganzen Haldinsel, und deßhalb muß jedes Schiff, diejenigen ausgenommen die nicht besonders darnach gebaut sind, unvermeidlich stranden, wenn es durch einen Sturm der Küste nahe getrieben wird, da die Kraft der Brandung selbst die stärksten Schiffe über die Riffe hinein zuschleudern vermag, und wenn sie einmal auf dem Grund festsitzen, sie bald entweder zertrümmert oder unter dem über gespülten Sand begraben sind. Die Strandbewohner am nördlichen Theil der Küste haben deßhalb für den Handel mit Norwegen, zum Theil auch mit England und Altona kleine flache Fahrzeuge von eigenthümlichem Bau, an denen, um sie elastischer zu machen, kein eiserner Nagel ist, sondern Wachholderholznägel. Diese Schiffe bringt man im Winter, oder überhaupt wenn sie nicht gleich wieder in die See stechen sollen, ans Land, indem man sie mit einem westlichen Winde durch die Brandung über die Sandrücken hineinfahren läßt, wobei die Wellen sie quer mit der Seite gegen das Meer gewendet hineinwerfen, worauf man sie dann sogleich aufs feste Land hereinzieht. Man nennt diese Schiffe Sandschüten; sie führen gewöhnlich 18 bis 24 Tonnen, und man muß mit Aus- und Einladen, das, wenn der Handel thätig betrieben wird, so daß man die Schiffe nicht aufs Land hinanzieht, durch kleine Kahne im Meere selbst geschehen muß, höchst vorsichtig umgehen.

Die Unzugänglichkeit dieser Küste ist um so gefährlicher für die Seefahrenden, als das Westmeer (die Nordsee) seinen gewaltsamen Charakter, namentlich an dem nördlichen Theil der Westküste zeigt. Selbst bei stillem Wetter kann es vor und nach dem Sturm so unruhig seyn, daß man das dumpfe Brausen zwei bis drei Meilen weit hört, und erhebt sich einer der in diesen Gegenden so häufigen Weststürme,*) so wälzt er in schäumender Wuth und mit donnerähnlichem Brüllen seine schaumweißen, thurmhohen Wellen gegen den Strand und reißt ungeheure Massen eines feinen Sandes mit sich, von denen zwar ein großer Theil wieder von den Wellen fortgeschwemmt wird, ein Theil dagegen an der Küste in Form bedeutender Hügel zurückbleibt, oder wenn er ausgetrocknet ist, vom Westwind als Flugsand tiefer ins Land hinein getrieben wird.

*) Solche Stürme können in der Regel am Wellengang mehrere Stunden voraus bemerkt werden; denn die Bewegung geht schneller im Meer als in der Luft vor sich.

Digitized by Google

Dschennat und Boka.

(Fortsetzung.)

In der Mühle in einem kleinen Zimmer saß ein Mann vom Kopf bis zu den Füßen in einen ungeheuren Filzmantel gewickelt, sein Gesicht, ohnehin durch die langen Locken fast bedeckt, war gleichfalls nahezu verhüllt. Die Thür war mit einem Haken geschlossen und durch einen Riegel gesperrt; nicht weit davon stand sein Gewehr ohne Ueberzug zum augenblicklichen Gebrauch, im Kamin brannte das Feuer; es war Gaaka, der hier ungeduldig wartete. Die Nacht hatte schon seit einer Stunde die Gäste bei Boka nach Hause getrieben. Seit einer Stunde schon hörte man kein Trinklied mehr, keinen Schuß, Gaaka wurde ungeduldig, als er plötzlich einen Laut hörte, wie wenn der Baumspecht pocht; bald tönte der zweite Laut, Gaaka antwortete sogleich in ähnlicher Weise und alsbald näherten sich die Schritte. Gaaka riegelte auf, ergriff sein Gewehr und eilte nach der Treppe. Hier erwartete ihn Guba mit noch einem Manne, der gleichfalls tief in seinen Filzmantel eingewickelt war.

„Wo ist dein Pferd?"

„Hier."

„Gehe nun! Ist Wasser da?"

„Ja; dank! dank! ich werde dir treu dienen..." Er schüttelte dem Gefährten Guba's die Hand, band das Pferd los, welches etwa 30 Schritte von der Mühle stand und verschwand auf dem Wege nach den Bergen. Guba trat ins Zimmer, nahm die Wasserschüssel, welche in der Ecke stand, goß sie in das Feuer und ging hinaus.

Der Fürst kam nach Hause; Marsy-Bek ging ihm entgegen und sagte ihm, daß die Braut seiner warte. Fröhlich und nur mit Einem Gedanken beschäftigt, eilte er nach der Thüre, verfehlte sie aber und trat in das Zimmer, wo Dschennat eben Tochter und Sohn zu Bette legte. Boka erröthete, aber die gute Frau blickte ihn so fröhlich an, daß er sich nicht enthalten konnte und ihr die Hand hindot; sie ergriff die heldenmüthige Rechte und küßte sie mit Entzücken.

„Gehe, Fürst; deiner wartet eine ausgezeichnete Schönheit; ach! sie ist so gut, so still, küsse sie herzlich."

„Lebe wohl, meine gute Dschennat! ich werde dir ein goldenes Halsband kaufen."

„Wozu? kaufe dir das Glück und ein Geschenk für deine Tochter und Cheni, . . . ich brauche keines . . ." und sie fuhr fort das Kind auf ihren Armen einzuschläfern.

Das Zimmer, wo Cheni den Fürsten erwartete, war dasselbe, worin Marsy-Bek im Anfang der Erzählung verweilt hatte; ein bläuliches Licht spielte um das Holz im Kamin, flammte bald auf, bald erlosch es wieder. Cheni saß am Rande des Bettes, sie lächelte trüb, aber schnell verschwand das Lächeln wieder auf ihren Lippen. Der Fürst trat zu ihr, blickte lange die schönen frischen Züge an, faßte sie dann um den schlanken Leib und drückte einen Kuß auf ihre Lippen. Sie zitterte, er riß das Tuch, welches die üppige Zier der braunen Locken zusammenhielt, ab, und ihre Haare wallten nieder auf Schulter und Brust. Schreckensvoll sprang sie jetzt vom Lager auf und eilte nach der Thüre. Boka hielt sie nicht, denn er glaubte, daß die Scham sie forttreibe, und wartete trotz seiner Aufregung ihre Rückkehr ab. Aber wie ein Pfeil schoß sie nach dem Viehhof; dort stand ein Heuschober, sie flüsterte etwas mit leiser Stimme und vor ihr erhob sich eine Gestalt, die mit dem Finger nach der Einfriedung wies; sie ging dahin, stand aber bald still und schluchzte. „Was weinst du?" fragte der Fremde. Sie antwortete nicht, legte aber ihre kleinen Hände vors Gesicht und fuhr fort zu weinen. Guba verstand sie jetzt, hüllte sie in einen Filzmantel, gab ihr eine Mütze, führte sie mit raschen Schritten längs der Einfriedung hin, bog um den Garten und verschwand.

Inzwischen zählte Boka die Secunden, bis seine neue Gattin zurückkehren würde, aber sie kam nicht. Stille erhob er sich vom Lager, ging hinaus auf den Balcon, und fragte sanft: „Cheni, wo bist du?" Sie antwortete nicht; er wartete noch ein wenig, nichts rührte sich, überall todtes Schweigen. Der Fürst ging hinab in den Garten, nichts... „Cheni!" rief er endlich laut, aber seine Stimme verhallte in der Luft. „Cheni! Cheni!" rief er immer lauter, das Echo wiederhallte den Namen der Schönen, die Hunde schlugen an, und in der Thüre erschien Marsy-Bek. „Was ist es, Boka?" — „Ich kann Cheni nicht finden." — „O sie ist gewiß oben im Zimmer, hat sich aus Scham dir entzogen, und sitzt in irgend einer Ecke." Boka eilte hinauf, durchsuchte alles, fand nichts, und jetzt erst kam ihm der Gedanke an Flucht in den Kopf.

Er faßte die erste Waffe, welche ihm in die Hände fiel, es war ein Säbel, mit diesem flog er hinunter in den Hof, und rief nach Marsy-Bek und Dschennat so laut, daß die Kinder in den benachbarten Häuschen aus dem Schlaf auffuhren. „Nun, was ist's?" — „Sie ist nicht da, Vater! ich ermorde sie wie einen Hund und denjenigen dazu, der ihr zur Flucht behülflich war. Marsy-Bek, sage Dschennat, daß er sie hier suchen soll, gehe du in den Garten, Vater, ich will den Aul durchstreifen." Und wie ein Rasender eilte er fort unter dem Geschrei: „Cheni! Cheni!"

Der Aul kam in Aufregung, in einem Augenblick wußte man was vorgefallen, und Reiter ohne Sattel und Decke sprengten nach allen Seiten dahin. Boka kam nach Hause zurück, und auf dem Hof flog ihm Guba entgegen mit einem gesatteten Pferde: „Fürst, ich habe von deinem Unfall gehört, komm', wir wollen nachreiten." — „Danke, Kunach!" und sein Pferd jagte dahin wie rasend.

Boka schaumte; er liebte Cheni nicht, er verachtete die Weiber alle, aber der Streich war hart, weil er dem Fürsten geschah; für einen andern wäre dieß eine ziemlich belachenswerthe Begebenheit gewesen. Indeß war alles umsonst, weder in Wald noch Feld fand sich eine Seele. Finster kehrte der Fürst mit Tagesanbruch nach Hause zurück; die Murnden, welche mit Ausnahme der Anführer sämmtlich in Girelei wohnten, schwiegen alle. Eine unverdiente Schmach, doch

Digitized by Google

immerhin eine Schmach, deckte zum erstenmal die Stirn und den Namen des Fürsten.

„Fürst, hat nicht vielleicht Gaaka sie entführt?“ sagte Guba, indem er sich zu ihm niederbeugte; „jedermann weiß, daß er Chenl liebte.“

„Möglich, was soll das aber?“

„Man sollte die Abscheulichen in Stücke hauen, wo man sie fände.“

„Und wenn er nicht schuldig ist? .... übrigens ist es jetzt zu spät; ich werde eine Frau nicht quälen, die mich nicht liebt; das ist erniedrigend, sprich mir nicht mehr davon.“

Noch an demselben Tage wurde Befehl ausgeschickt, daß alle sich auf den folgenden Tag in Ataga sammeln sollten. Boka ward mit den lebhaftesten Beweisen der Freude und Hochachtung empfangen, man betrachtete ihn als den Ruhm und die Hoffnung des Volks. Vor und hinter ihm ritten seine Muruden, ernste, bärtige Gesichter. Die Reiterschaar zog gerade nach Duglas Hause, der sie mit dem gewöhnlichen mohammedanischen Gruß empfing, dem Fürsten den Steigbügel hielt und als Boka abgestiegen war, ihn umarmte und ins Zimmer führte. Guba, Doka und der Wilde befanden sich schon hier und hatten seit geraumer Zeit den Anführer erwartet. Boka setzte sich oben an, ihm zur Rechten Guba, links der Wilde von der Moschee, endlich der Wirth Duglas zuletzt; gegen die Thüre zu saßen auf ausgebreiteten Matten die Muruden Boka's und im Hofe sammelte sich das Volk, welches in immer größerer Zahl herbeiströmte.

Die Führer berathschlagten, ob es besser sey, den aus Derbend und Wladikankas heranziehenden Truppen entgegenzuziehen, oder sie an Ort und Stelle zu erwarten. Die Meinungen waren getheilt, aber das Volk war für den Zug über den Terek und Boka erklärte sich gleichfalls dafür; Duglas sollte zum Schutz der Weiber und der Hütten zurückbleiben, Guba aber den Fürsten begleiten; den Auszug setzte Boka auf den Abend fest. Duglas und Guba wechselten, ehe man sich trennte, bedeutsame Blicke.

(Fortsetzung folgt.)

Verfälschung von Lebensmitteln in England.

Man klagt in England nicht weniger als in Frankreich über Verfälschung von Lebensmitteln, und sie gehen dort vielleicht noch mehr ins Große. Die Shipp. and Merc. Gaz. vom 18 Januar enthält darüber folgendes: „Das System von Betrug und Fälschung aeeisbarer Waaren, natürlich solcher, die größtentheils in den täglichen Verbrauch übergehen, existirte nie in einem so hohen Grade wie gegenwärtig, und die Fälle der Entdeckung durch die Beamten in allen Theilen des Landes haben sich auf eine beispiellose Weise vermehret. Da alle diese schändlichen Kniffe an das Accisamt in London berichtet und Proben der verfälschten Waaren zur Untersuchung eingesendet werden, so kann man sich einen Begriff von der Zahl der Verfälschungen machen, wenn man weiß, daß ein vom Accisamt besoldeter Chemiker seit zwei Monaten allein mit Analysirung verschiedener Proben von gefälschtem Pfeffer beschäftigt ist, welche zusammen mehrere Tonnen betragen. Dieß ist indeß nur einer der vielen Artikel, die dem Publicum gefälscht zukommen. Im Cacao und Tabak geht die Fälschung zum Theil noch viel weiter, und in welchem Umfang der Betrug getrieben wird, kann man daraus ersehen, daß z. B. allein wegen gefälschten Pfeffers in der Stadt Worcester sechs, in Sunderland zwölf Klagen anhängig sind.“

Ahmed Bey.

Erster Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Nachdem Hadschi Ahmed sich solchergestalt einer Soldateska entledigt hatte, die zu allen Zeiten die Beys und selbst die Paschas in Schrecken erhielt, dachte er daran, seine Macht zu befestigen, um andern Gefahren, denen er nur zu bald ausgesetzt seyn würde, begegnen zu können. Um seine Unterthanen zu gewinnen, verminderte er die Abgaben, und statt eine Kameelladung Weizen und eine Kameelladung Gerste wie bisher von jedem Eigenthümer eines Pflugs zu erheben, begnügte er sich mit einer Abgabe von 8 Budschus (etwa 15 Franken) von dem Joch Ochsen. Auch regulirte er den Pachtschilling nach einem sehr mäßigen Tarif, und gab die Ländereien des Beylik's an Landleute gegen 15 bis 16 Budschus für so viel Land, als sie in einem Tage mit einem Pfluge bearbeiten konnten. Die Kaids oder Steuereinnehmer machten bei jeder Ernte eine Steuerliste, und es traf sich häufig, daß sie mit den Steuerpflichtigen unterhandelten, ihnen einen Theil der Steuer erließen und den andern für sich behielten. Sie erklärten sodann, sie hätten wegen der Armuth der Steuerpflichtigen nichts erhalten. Ahmed Bey verstand es vortrefflich bei solchen Mißbräuchen die Augen zu schließen, um sich populär zu machen, vergoß aber nichts, und-er wußte gelegentlich schon die unredlichen Steuererheber wieder anzuziehen. Ausgerüstet mit viel Gewandtheit und einem großen Tact in Geschäften verstand er es unter den kriegerischen Bevölkerungen des Südens Bündnisse zu schließen, und that alles mögliche, um die Freundschaft seiner mütterlichen Oheime, Scheikh Abdallah, Scheikh Aschur und Scheikh Hadschi Mohammed Tobbal, zu gewinnen, die durch ihren Einfluß auf die Stämme der Sahara ihm von großem Nutzen seyn konnten.

Er hatte allen Grund, sich zu dieser Taktik Glück zu wünschen, als kurz nachher ein gefährlicher Nebenbuhler den mühsamen Bau seiner Macht zu erschüttern drohte. Nach der Einnahme von Algier zog Mustapha-Bu-Mezrag nach Medeah, und da Hussein Dey ihm einen Augenblick nach Absetzung des unfähigen Ibrahim den Oberbefehl über die Truppen anvertraut hatte, proclamirte er sich selbst zum Pascha der ganzen Regentschaft, organisirte einen Hof, ernannte einen Khasnadschi (Schatzmeister) und einen Aga, ließ Münzen schlagen, kurz eignete sich alle Attribute der obersten Gewalt zu. Nicht zufrieden mit diesem Scheinbild von Herrschaft, notificirte er auch seine Thronbesteigung Ahmed Bey, und forderte ihn auf, ihm Unterstützung an Geld und Munition zur Fortsetzung des heiligen Kriegs zu senden. Der Bey von Constantine antwortete ihm aber: „wir sind gleich, und keiner von uns hat den Vorrang über den andern.“ Zugleich rieth er ihm, seine eigenen Geschäfte zu besorgen, indem er von ihm weder Unterwerfung noch Steuern zu gewärtigen hätte. Bu Mezrag versuchte noch einmal sein Glück und schickte zwei Boten, welche beauftragt waren, Ahmed das Diplom eines Bey von Constantine und den Belehnungskaftan zu

überbringen. Ahmed aber, der seinerseits den Titel eines Pascha angenommen hatte, zeigte sich dießmal minder geduldig. Er ließ einem der Abgesandten den Kopf abschlagen, und da der andere voll Schrecken das gleiche Loos erwartete, weidete sich der Bey eine Zeitlang an seiner Angst und entließ ihn dann mit den Worten: „Ich schenke dir das Leben, damit du deinem Herrn sagen kannst, wie ich seine Botschaft empfangen."

Bu Mezrag erklärte nun den Krieg an Ahmed, sprach seine Absetzung aus, und ernannte zu seinem Nachfolger denselben Ibrahim Bey, der Hadschi Ahmed im Amte vorangegangen war und jetzt ihn wieder zu verdrängen suchte. Ibrahim war ein Schwiegersohn des Scheikhs Ferhad ben Said, die große Schlange der Wüste genannt, eines der beliebtesten und mächtigsten Häupter der Sahara, der damals mit dem Titel eines Aga die Stämme der verschiedenen Oasen beherrschte. Es bildete sich zwischen Mustapha, Ibrahim und der großen Schlange ein drohendes Triumvirat gegen Hadschi Ahmed, welches dieser dadurch aufzulösen suchte, daß er seinen Oheim Ben Ghana an Ferhads Stelle zum Aga der Stämme in der Wüste ernannte. Aber die Angelegenheiten nahmen nicht die Wendung, welche Ahmed gehofft hatte. Die „große Schlange" wich nicht so leicht vom Platze, seine Stämme waren ihm ergeben, und mit ihrer Hülfe trieb er Ben Ghana zurück, der sich mit ungenügender Macht gezeigt hatte, um Besitz von seinem Posten zu nehmen. Ahmed Bey mußte persönlich seinen mütterlichen Oheim unterstützen, schlug zwar anfänglich Ferhad, aber die Mehrzahl der Stämme, die man ihm nehmen wollte, erkannte ihn fortwährend als ihr Oberhaupt an. Der Kampf wurde nun mit abwechselndem Erfolge fortgesetzt, und die „Schlange," die Ahmeds unversöhnlicher Feind geworden war, schickte eine Gesandtschaft an den Herzog von Raolge, um ihn um Hülfe gegen den Bey von Constantine zu bitten. Die Abgeordneten Ferhads wurden von dem Gouverneur aufs freundlichste empfangen und mit reichen Geschenken überhäuft, aber bei ihrer Rückkehr auf dem Gebiet des Stammes El-Uffia angegriffen und ausgeplündert. Man vermuthet, daß Sendlinge Ahmeds die Anstifter dieser Raubthat waren, welche über die vermeintlichen Urheber derselben die blutige Vergeltung herbeirief, die in den Annalen des französischen Afrika's unter dem bezeichnenden Namen der „Metzelei der El-Uffia" bekannt ist.

Dieser Vorfall machte den Unterhandlungen mit der „Schlange" ein Ende, die indeß von diesem Tage an nie aufhörte Ahmed Feinde zu erwecken, den Aufstand gegen ihn anzublasen, und den geringsten Keim von Mißvergnügen gegen ihn auszubeuten suchte. Es ist dieß derselbe Ferhad, der am Tage nach der Einnahme von Constantine zu uns stieß, und da man ihn fragte, weßhalb er nicht früher gekommen sey, die geistreiche Antwort gab: „ich habe mich wohl gehütet. Wenn ich vor der Einnahme gekommen wäre, so hätten die Araber gewiß gesagt, ihr hättet den Sieg nicht allein erringen können. Ich wollte den Glanz eures Triumphs nicht vermindern, indem ich euch eine Hülfe zuführte, deren ihr nicht nöthig hattet."

Dem Schwiegersohn Ferhads, Ibrahim Bey, gelang es, einige tausend Araber in Aufstand zu versetzen, mit denen er unter den Mauern Constantine's ein Lager bezog. Aber Hadschi Ahmed, der sich vortrefflich auf die Bestechungskunst verstand, löste den Bund auf, indem er durch Geschenke und Versprechungen die vornehmsten Scheikhs, welche seinem Gegner Beistand leisteten, für sich gewann. In einer einzigen Nacht soll die ganze unstäte Armee Ibrahims sich zerstreut haben; mit Anbruch des Tages fand er das Lager verlassen, nahm voll Schrecken mit einigen treuen Reitern die Flucht und warf sich in das Gebiet der Regentschaft Tunis, von wo er bald nach dem Beylik Titteri sich rettete. Hadschi Ahmeds Rache verfolgte und erreichte ihn auch hier, denn kurze Zeit nach seiner Wiederankunft in Medeah fand man ihn in seinem Hause ermordet, wahrscheinlich von der Hand irgend eines durch Hadschi Ahmed gedungenen Mörders.

Kurze Zeit vor diesen Ereignissen war Bu Mezrag, der die Oberherrlichkeit Frankreichs nicht anerkennen wollte, durch einen Kriegszug, welchen Clauzel nach Medeah unternahm, gestürzt und durch einen Mauren von Algier, Namens Mustapha Ben Omar, ersetzt worden. Dieser neue Bey, ehemals Kaufmann und ein Mensch von friedlichen Sitten, wie es Leuten seines Standes zukommt, besaß keine der Eigenschaften, die ihn auf dem hohen, aber schwierigen Posten, auf den er berufen war, erhalten konnten. Diese Wahl war einer der Irrthümer des Generals Clauzel. Ben Omar konnte es nie dahin bringen, daß seine nominelle Autorität auch nur von einem einzigen Stamm anerkannt worden wäre. Nach wenigen Monaten mußte man ein Armeecorps ihm zu Hülfe schicken, um ihn von der Blokade zu befreien, worin seine eigenen Untergebenen ihn gefangen hielten. Er war des Oberbefehls herzlich müde, und bat aufs dringendste, daß man ihn nach Algier zurückbringen möchte, was auch im Junius 1831 geschah. Nun fiel ein Chalifah des Kaisers von Maroco über das vacante Beylik her, und hielt es bis zum Anfang des Jahres 1833 besetzt, wo Muley Abderrahman es endlich auf die dringende Aufforderung Frankreichs räumen ließ. Dieß geschah in eben dem Augenblick, wo Hadschi Ahmed sich dessen zu bemächtigen suchte: gleich nach dem Abzug Ben Omars hatte er gesucht, als Bu Mezrags Erbe aufzutreten, und seine Truppen waren auf dem Gebiet von Titteri erschienen, aber Ben Diaf, der Häuptling des mächtigen Stammes der Uled Maadhy und Ahmeds geschworener Feind, trieb dessen Armeecorps aus der Provinz hinaus. Nach dem Abzug der Marocaner erneuerte Ahmed seine Bemühungen mit größerem Erfolg. Es gelang ihm seinen Chalifah Mahammed el Kadschi, einen energischen und gewandten Mann in Medeah, einzusetzen, und dieser verstand es auch, sich durch eine große Anzahl Stämme anerkennen zu lassen; aber schon im folgenden Jahre waren sie seines Jochs müde, suchten ihm einen Nachfolger zu geben und wandten sich deßhalb an Frankreich. Unterhandlungen wurden eröffnet, die aber zu keinem Resultat führten, und Ahmed blieb im Besitz des Beylik's Titteri bis zu dem Augenblick, wo der junge Emir Abdelkader, dessen Stern damals in vollem Glanze emporstieg, über den Schelif ging, das Gebiet von Titteri überzog und die Truppen des Bey von Constantine wie eine Heerde vor sich her trieb. Daher ohne Zweifel der unversöhnliche Haß, welcher diese beiden Männer gegeneinander beseelt.

(Fortsetzung folgt.)

Slawische Sagen. Ein Hr. Mikscick hat zu Brünn ein erstes Heft „Sammlung mährischer und schlesischer Sagen" in böhmischer Sprache herausgegeben. Nach einer Anzeige in den „Blüthen" (Kwety) Nr. 8 sind sie sämmtlich aus dem Munde des Volks gesammelt, und leben noch unter demselben. Das bis jetzt erschienene erste Bändchen enthält eine historische Einleitung über die Slawenapostel Cyrill und Methodius, so wie auch zwei Sagen, die sich an dieselben knüpfen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 36.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

5 Februar 1844.

Sesam-Einfuhr in Frankreich.

(Nach dem Moniteur industriel vom 18 Januar.)

Die Fragr über die Einfuhr und den Verbrauch von tropischen Waaren, die in unsern Ländern nicht erzeugt werden, hat schon genug Stoff zu Streit gegeben; was in England der Kampf zwischen fremdem und einheimischem Korn bedeutet, weiß jedermann, und es ist deßhalb nicht ohne Interesse, die Concurrenz fremder Bodenerzeugnisse mit einhrimischen zu verfolgen, denn bei der stets zunehmenden Schifffahrt wird es immer mehr möglich, daß ganz verschiedenr Länder auch hinsichtlich so massenhafter Waaren, wie Korn, in große Concurrenz mit einander treten, und das Maaß des Schutzes, das der einhrimischen Erzeugung gebührt, ausnehmend schwer zu bestimmen ist. In dieser Beziehung bietet die Sesameinfuhr in Frankreich wieder ein merkwürdiges Beispiel dar. Die Sesampflanze wird in Aegypten, der Türkei und an den Ufern des schwarzen Meeres in großer Menge gebaut; vor noch nicht sehr langer Zeit war davon in Frankreich fast nur als Arzneimittel die Rede, jetzt ist es ein furchtbarer Concurrent für den Olivenbau geworden. Die Pflanze liefert eine ungeheure Menge Oel, 40 bis 50 Proc. ihres eigenen Gewichts, das gewonnene Oel ist gut, geschmacklos, zur einen Hälfte, welche man kalt gewinnt, sehr gut eßbar, und die andere, welche durch Erhitzung gewonnen wird, zur Seifebereitung sehr tauglich. Es ist nicht ganz Olivenöl, wenn aber alles Oel, das man als Olivenöl verkauft, nur eine Mischung von reinem Olivenöl und Sesamöl wäre, so wäre gegen die Fälschung wenig einzuwenden, denn für den größten Theil der Consumenten wäre dieß ein unbestreitbarer Vortheil.

So lange der Sesam in Frankreich als Medicinalpflanze behandelt wurde, zahlte er eine Eingangssteuer von 35 Fr., als man ihn in die Classe der Oelgewächse versetzte, nur noch 2½ Fr. auf französischen, und 3 Fr. auf fremden Schiffen. Diese Besteuerung war nicht mehr als billig, denn dieß ist der Tarif für alle fremden Oelgewächse. Aber der Zoll auf fremdes Oel beträgt 33 Fr. 40 C. auf französischen und 36 Fr. 60 C. auf fremden Schiffen, und wenn der Sesam 50 Proc. Oel gibt, so ist die Abgabe auf Sesamöl nur 6 Fr. Daher kam es denn, daß die Einfuhr in den letzten Jahren ungemein gestiegen ist. Sie betrug 1837 18 Mill. Fr., 1838 20 Mill., 1839 21 Mill., 1840 37 Mill., 1841 49 und 1842 57 Mill. Jetzt erhoben die Oelproducenten im Norden und Süden ein Geschrei, und verlangten eine bedeutende Erhöhung des Tarifs. Bekanntlich ist das Oel eine sehr wichtige Agrieulturindustrie Frankreichs, welche im Norden wie im Süden eine große Menge Ländereien, viele Capitalien und viele Arme in Anspruch nimmt. Außerdem bildet der Oelhandel einen starken, fortdauernden Austausch zwischen dem Nordrn und Süden, denn der Norden zahlt gewöhnlich den Wein welchen er trinkt, mit seinem Oel, und dieß veranlaßt auch eine starke Küstenschifffahrt. Dagegen führt man an, daß die Einfuhr des Srsam selbst für den Ackerbau einen großen Vortheil ergebe, indem die Oelkuchen eine vortreffliche Nahrung für das Vieh liefern, und daß eine bedeutende Anzahl Schiffe dadurch Beschäftigung erhält; man schätzt die Sesameinfuhr auf 80 Mill. Kilogramme oder 80,000 Tonnen, was schon eine große Anzahl Schiffe in Anspruch nimmt. Die Regierung und die Kammern werden bald über diesen Gegenstand, welcher die Aufmerksamkeit mehr und mehr erregt und eine so große Menge Interessen berührt, einen Entschluß fassen müssen.

Dschennat und Boka.

(Fortsetzung.)

Der Abend war schön, die Sonne sank hinter die dunkeln Berge am wolkenlosen Himmel nieder, das Volk zog bewaffnet nach der großen Moschee, und als der Muezzin vom Thurm hinab sein: Allah Ekber! Allah Ekber! rief, standen Tausende, schimmernd von Eisen und Silber, auf dem Felde. Unter ihnen sah man auch trübe Gesichter, aber sie gehörten denjenigen, die zurückbleiben mußten. Der Fürst stand mit dem Gesicht gegen Osten gewendet, und die langen Linien seiner Leute zogen vor ihm durch das Blachfeld; alle beteten, und als sie an der Erde kauernd die Hände gen Himmel erhoben, das Gebet wiederholten, in welchem die Bitte um

Digitized by Google

Tod für den Feind und sich selbst so ausdrucksvoll enthalten ist, glühten die Gesichter von Fanatismus. Als das Gebet beendigt war, führte man dem Fürsten, Guba, Doka und dem Wilden die Pferde herbei. Guba stimmte, als er im Sattel saß, den Gesang an: la ila il' allah, und als die andern diese Hymne, welche der Mohammedaner gewöhnlich bei dem Kriegszug und bei der Arbeit singt, wiederholten, erscholl die Umgegend von den rauhen, furchtbaren Stimmen.

„Lebe wohl, Duglas; sey vorsichtig; wenn etwas vorfällt, so laß mich's gleich wissen. Lebt wohl, Kinder!

„Leb' wohl, leb' wohl, Fürst!" und lange folgten die Atagaer den fortziehenden Landsleuten mit neidischen Blicken.

Zwei oder drei Tage nach dem Auszuge Boka's mit seiner Schaar kam ein Tschetschenze aufs russische Lager zugesprengt; sein Pferd war mit Schaum, er selbst mit Schmutz bedeckt. Er fragte nach dem General, und man führte ihn sogleich ins Zelt des Befehlshabers, der sich lange mit ihm unterredete. Plötzlich wurde der Befehl ertheilt, daß die Kosaken ihre Pferde satteln sollten, und nicht fünf Minuten waren vergangen, so standen sie bereit. Als der General seine Anordnungen beendigt hatte, fragte er den Tschetschenzen: „Wie heißt du, junger Mensch? Hier hast du für das erstemal zehn Ducaten; wenn du ferner dienst, sollst du mehr bekommen."

„Ich heiße Gaaka."

Auf der Ebene zogen die Kosaken hin mit einer leichten Batterie; Gaaka war voran. Wenn man von der Veste Grosnaja her gegen Naur zieht, findet sich zwei Werste links von der Straße eine ehemalige Waldstelle, wo nach dem Bericht die vier tschetschenischen Abtheilungen eintreffen, sich mit Tagesanbruch wieder theilen, dann die Staniza umringen, und alles was in derselben und auf dem Felde sich fände, gefangen nehmen sollten. Es war spät: jeder Nochtschu hielt sein Pferd an einer langen Leine, um im Fall eines Alarms sich augenblicklich hinaufschwingen zu können. Da und dort knatterte ein Hahn oder es rasselte ein im Laufe gelassener Ladstock, und in der Luft wogte ein schwaches Gesumme von Stimmen.

Unter einer hohen Staude saß Guba mit einem Manne, und flüsterte schon seit einer halben Stunde mit ihm. Endlich überreichte er ihm etwas, dieser versteckte es, sagte ihm Lebewohl und verschwand unter den Bäumen. Nach einigen Secunden vernahm man ein Gepraffel, zwischen den Zweigen erschien ein schwarzes Pferd, und neben demselben wieder der Mann, aber in einen Filzmantel eingewickelt; er streichelte den langen Hals seines Pferdes, sprang rasch in den Sattel, bog scharf rechts um und ritt in raschem Trabe davon. Guba wartete eine Zeit lang und begab sich dann wieder zu seiner Schaar.

Die Ebene, auf der die Abtheilung stand, bildete den einspringenden Winkel eines Dreiecks, von dem aus die Masse sich theilen sollte. Doka war beauftragt den Winkel zu suchen, welchen der Fluß anderthalb Werste von Naur bildet, hier durch eine Furth oder schwimmend überzusetzen, rechts den Wald zu umgehen, und dann plötzlich das hintere Thor anzufallen; der Wilde sollte sich auf die Brücke werfen, um die Streitkräfte des Feindes abzuziehen, und Guba links von letzterem sich hinziehen, dann rechts wenden und sich mit Doka vereinigen; der Fürst mit den Seinigen wollte als Nachhut zurückbleiben. Die Theilung der Beute sollte auf Boka's Befehl gleich seyn, und Gefangene denjenigen gehören, welche sie machten. Der Fürst versprach sich einen vollkommenen Erfolg.

Kaum röthete sich der Rand des Horizonts, als Doka sich mit den Seinigen zum Uebergang über den Fluß anschickte; Guba und der Wilde warteten einen Augenblick und brachen dann gleichfalls auf, endlich erschien auch der Fürst selbst, sichtlich nachdenkend, denn es war sein erster Zug, seit er zum Fürsten erwählt worden war, und das Unternehmen gewagt. Doka flog den Seinigen voran nach der Biegung des Flusses, dessen Ufer, sonst allenthalben steil, hier unmerklich sich senkt; er blickte nach der andern Seite hinüber wo der dunkle Wald ihn lockte, und einen sichern Weg versprach; über dem Fluß lag ein dichter Nebel, und die Wellen schlugen tosend an die Felsen.

„Bismillah!" rief Doka, und trieb seinen Kabardiner ins Wasser; alle stürzten ihm nach, die Pferde, bis an die Brust im Wasser, schnaubten, die verworrenen Mähnen funkelten, kein Tschetsche aus der ganzen Schaar sprach auch nur ein Wort, aller Blicke waren nach der entgegengesetzten Seite gerichtet. Hier angelangt, ließ man die Pferde einen Augenblick ausruhen und dann sprengte die Schaar dicht gedrängt in den Wald. Die ziemlich breite Straße wand sich in mannichfachen Krümmungen und lief dann plötzlich gerade aus: der Nebel hing dicht über den Bäumen, auf 20 Schritte konnte man nicht mehr das Geringste unterscheiden. Doka schickte zwei seiner Muruden auf 15 Schritte voran mit dem Befehl Feuer zu geben, sobald sie einen Feind entdeckten. Die Abtheilung rückte vor, war aber doch noch weit vom Ziele.

Plötzlich flammte in einer Entfernung von 100 Klaftern ein Licht auf, dann ein zweites und ein drittes, und ehe der furchtbare Knall, der diesen Lichtern folgte, zum Ohre des Fürsten drang, wälzten sich zehn kecke Reiter im feuchten Sande. Doka warf sich zuerst vom Pferde, sie hielten an, Ein Schrei ertönte aus dem Munde der erschreckten Schaar, der Weg war schmal, der Wald undurchdringlich und inzwischen riß eine Salve nach der andern die Tschetschen nieder.

„Zurück!" rief eine donnernde Stimme; — „zurück, oder wir sind alle verloren!" Der Schrecken ist ansteckend, wie die Pest, alle eilten zurück zum Fluß, aber in wenigen Augenblicken flog eine Schaar Linienkosaken mit zwei Geschützen ihnen nach.

Die Flüchtlinge waren indeß noch nicht außer Gefahr; da wo sie aus dem Wald hervorbrechen mußten, wurden sie von wohlgezielten Kugeln aus Kosakenbüchsen empfangen; ihrer Hundert hatten sich an dem bekannten Uebergangspunkt mit Einbruch der Nacht in den Hinterhalt gelegt. Als Doka mit den Seinigen zum erstenmal übersetzte, hielten sie in Todesstille den Rand des Waldes besetzt. Jetzt fielen Pferde und

Digitized by Google

Menſchen unter den Kartätſchen und Kugeln, und was lebend durchkam, ſtürzte ſich ins Waſſer; noch auf die Schwimmenden wurde gefeuert, an vielen Stellen röthete ſich der Fluß, allenthalben hörte man Stöhnen, Geſchrei und Fluchen.

Inzwiſchen flog der Fürſt, ſobald er den erſten unerwarteten Kanonenſchuß hörte, mit der Hälfte ſeiner Leute nach der Furth, aber als er daſelbſt ankam, war es zu ſpät, dennoch wollte er ſich in den Fluß ſtürzen und den Feind mit dem Säbel in der Fauſt angreifen; man ließ ihn nicht, einer ſeiner Murnden wandte ſein Pferd um, und wie ein Pfeil flogen alle höher hinauf nach dem Walde.

Rechts erſcholl wiederum der den Tſchetſchen ſo wohl bekannte Kanonendonner, der Fürſt wandte ſein Pferd dahin, bald aber kam ihm die Schaar des Wilden geſchlagen, halb vernichtet entgegen. Jetzt erkannte er, daß alle Anſtrengung das Glück des Kampfes zu wenden, vergeblich ſey, und der ächte Muth und die Klugheit kehrten ihm zurück. „Inerail, jage hin zu Guda und ſage ihm, daß er umkehren ſolle; ich will ihn hier erwarten.“ Inerail hatte kaum eine halbe Werſt zurückgelegt, ſo ſtieß er auf Guda, der mit ſeiner Schaar daher zog; ſein Geſicht, gewöhnlich ſo kalt und ruhig, war etwas geröthet. „Fürſt, ein Unfall . . . hier haben wir nichts mehr zu erwarten, führe uns wohin du willſt.“

Die Trümmer der Abtheilungen ſammelten ſich und im raſchen Trabe ging's nach der Ebene hin, auf der ſie übernachtet hatten. Um die Abziehenden her ſchwärmten Koſakenabtheilungen, aber die erbitterten Tſchetſchen wieſen ſie kräftig zurück. Der Verluſt war groß: 300 waren auf dem Platz geblieben und 400 waren verwundet. Das war aber noch nicht alles; als ſie von dem unglücklichen Zuge heimkehrten, kam ihnen die furchtbare Nachricht entgegen, daß Ataga zerſtört worden ſey. Vergebens wollte der Fürſt den Koſaken nachjagen; ſie waren ſchon weit entfernt. Er berief Duglas und verlangte Aufklärung, warum er ihm nicht von dem Einfall der Ruſſen Nachricht gegeben, und wie die Feinde in den Aul hätten einbrechen können.

„Die erſten Berichte trafen ein von deinem Unfall, Fürſt, als Allah uns dieſes Unheil ſandte; es war eine ſchwarze Sturmnacht; diejenigen, welche auf der Warte ſtanden, müſſen eingeſchlafen ſeyn, weil man ſie lebend von da fortführte, ein einziger entkam, wie konnte er aber in ſolcher Nacht noch zu rechter Zeit eintreffen. Wir ſelbſt ſchliefen ohne etwas zu wiſſen! ich war noch am Morgen über die Sundſcha gegangen, um das Land zu durchziehen, und hatte nicht das mindeſte von den Unglaubigen geſehen, — plötzlich in der Nacht, ungefähr um den erſten Hahnenſchrei, hör' ich ein fernes Trampeln, ich ſpringe auf und gehe hinaus, es war nichts zu ſehen, aber mein altes Ohr war nicht zu täuſchen, das mußten Pferde ſeyn, aber was für welche? War irgend eine Heerde losgebrochen? Ich that einen Schuß, bald einen zweiten und einen dritten, das Dorf gerieth in Bewegung, aber ſchon war es zu ſpät; ſichtlich muß ein kundiger Führer ſie geleitet haben. Sie ſteckten die Scheunen in Brand, und dieß Licht beleuchtete Männer, Weiber und Kinder, alle voll Schrecken. Vergebens ſammelte ich einige Duzend Leute, um die Koſaken anzugreifen, alles fiel unter ihren Kugeln. Zu ſpät war es zur Vertheidigung, man mußte an unſer Beſitzthum denken, ſie fingen an das Vieh wegzutreiben, . . . Fürſt, gehe nicht mehr nach Ataga, es iſt allzu traurig, wir ſind alle zu Bettlern geworden. Das Unglück dir zu melden konnte nichts mehr helfen, du warſt ohnedieß nicht fröhlich, und ihnen nachzujagen war durchaus unthunlich. Wir haben Pferde, Vieh und Hausgeräthe verloren; was ſie nicht fortbringen konnten wurde verbrannt, und jetzt iſt von meinem ſchönen Ataga nur noch ein Aſchenhaufen übrig.“

(Fortſetzung folgt.)

Ahmed Bey.

Erſter Abſchnitt.

(Fortſetzung.)

Kurze Zeit nach der Aufnahme, welche der Herzog von Rovigo den Abgeſandten Feehad ben Saids gewährte, hatte Ahmed ſelbſt das Verlangen bezeugt ſich Frankreich zu nähern. Vielleicht hatte ihn die kürzliche Einnahme von Bona erſchreckt und ihn auch einen Angriff auf Conſtantine ahnen laſſen: vielleicht wollte er nur Zeit gewinnen und in einer Unterhandlung die geheimen Abſichten des Obergenerals ſondiren. Dieſer Punkt iſt noch nicht aufgeklärt. Gewiß iſt, daß im Monat Auguſt 1832 der Maure Hamdan-ben-Othman Kodſcha, einer der aufgeklärteſten und angeſehenſten Männer der Regentſchaft, der noch unter der Türkenherrſchaft der geheime Rathgeber Huſſein Dey's geweſen war, und da er lange in Europa gelebt, daſſelbe ſehr gut kannte, zu dem Herzog von Rovigo kam und ihm anzeigte, er wiſſe von dem Marabut Ben Aiſſa, einem ſehr verehrten Mann des Dſcherdſchera-Gebirgs, daß der Bey von Conſtantine mit Frankreich zu unterhandeln wünſche. Er fügte ſogar hinzu, Ahmed habe in dieſem Sinn an ihn ſelbſt geſchrieben, die Briefe ſeyen aber aufgefangen worden. Der Herzog von Rovigo ergeiff mit Begierde die Gelegenheit, eine Annäherung mit einem Mann zu ſuchen, deſſen Macht und Gewandtheit ihn beunruhigten, und ohne weiteres zu unterſuchen, in wie weit er auf Hamdan ſelbſt Vertrauen ſetzen dürfe, beauftragte er dieſen, ſich zu Ahmed zu begeben und ſeine Vorſchläge zu vernehmen.

Dieſer Maure, ein ſchlauer Diplomat und überdieß für Frankreich nicht ſehr günſtig geſtimmt, hatte früher freundſchaftliche, ſo wie auch Geldverhältniſſe mit dem Bey von Conſtantine unterhalten, und dieſe waren ohne Zweifel noch immer im Gange. Man behauptet ſogar, zu der Zeit, wo er ſeine Miſſion erhielt, habe er die Fabel von Ahmeds Wunſch, mit Frankreich in Verbindung zu treten, nur erfunden, um einen Vorwand zu haben, ſich zu Ahmed zu begeben und ſeine Privatangelegenheiten mit ihm zu regeln. Was zu dieſer übrigens nicht ſehr wahrſcheinlichen Vermuthung Veranlaſſung gab, war der Umſtand, daß Hadſchi Ahmed noch 100,000 Budſchus an Hamdan ſchuldete, welche dieſer bis jetzt umſonſt verlangt hatte, denn er ſagte ſelbſt, von Ahmed Geld verlangen heißt in ein Stück Leder beißen. Wie dem auch ſeyn mag, er nahm die ihm vom Herzog von Rovigo anvertraute ziemlich gefährliche Botſchaft an, und es geſchah gewiß nicht bloß, um Frankreich einen Dienſt zu leiſten, daß er den wirklichen Gefahren einer ſolchen Miſſion ſich ausſetzte. Er machte ſich zu Lande auf den Weg von

Algier nach Constantine in Begleitung seines jungen Sohnes Ali, der damals 12 bis 15 Jahre haben mochte, und einer artige, sehr naive Erzählung seiner Reise geschrieben hat.

Die eigentliche maurische Partei, diejenige, welche von einer moslemitischen Restauration träumte, hatte sich ratschirden gegen jede Unterhandlung ausgesprochen, welche eine Versöhnung zwischen Frankreich und dem Bey von Constantine zum Zweck hätte; Hamdan war deßhalb klug genug, den wahren Zweck seiner Reise zu verheimlichen, und gab vor, er wolle bloß seinem Freunde, dem Marabut Ben Aissa, einen Besuch machen. Selbst sein junger Sohn Ali war nicht im Geheimniß, dran er sagt ausdrücklich: „als wir bei dem Marabut angelangt waren, hatte ich noch keinen Gedanken an die Reise nach Constantine, und glaubte, wir wollten nach Algier zurückkehren. Erst am folgenden Morgen theilte mir mein Vater seine Absicht mit, indem er sagte: wir gehen nach Constantine zu Hadschi Ahmed. Ich gerieth sehr in Furcht und sagte zu meinem Vater: Wir spielen großes Spiel; Ahmed wird uns gewiß umbringen lassen, denn es steht geschrieben: hüte dich selbst und ich will auch dich hüten."

Trotz des Schreckens und des Widerstandes seines jungen Reisegefährten setzte Hamdan seinen Weg fort, und beinahe hätte er es in kurzem zu bereuen gehabt. So gut er sein Geheimniß bewahrt hatte, so hatte er es doch den scharfen Blicken seiner Landsleute in Algier nicht ganz verbergen können, und diese hatten beschlossen, ihn unterwegs ermorden zu lassen. Zu diesem Endzweck schickten sie ihm Mörder nach, und wenig fehlte, so wäre die Ausführung gelungen. Glücklicherweise waren die arabischen Banditen eben so ungeschickt als habsüchtig. Der junge Ali erzählt hierüber folgendes: „Gegen Mittag setzten wir, geleitet von berberischen Führern, durch eine Furt, und während wir unsere Maulthiere tränkten, kam plötzlich eine Schaar Araber heran und ließ nahe bei uns ihre Pferde trinken; es waren ihrer zwanzig, alle bis an die Zähne bewaffnet. Während ihre Pferde tranken, fragten sie uns, ob wir nicht zwei Leute gesehen hätten, die aus Algier kämen, um Constantine an die Franzosen zu verkaufen. Aus diesen und einigen ähnlichen Reden erkannten wir unzweifelhaft, daß sie von den algierischen Moslems Geld empfangen hätten, um uns die Köpfe abzuschlagen. Sie sagten zu uns: es sind zwei Leute, ein alter und ein junger; der Kopf des alten wird uns mit 4000 spanischen Thalern, der des jungen mit 100 bezahlt. Bei diesen Worten sagte ich zu mir selbst: bei Gott, mein Kopf ist nicht theuer, da man nur 100 Thaler darum gibt; für den meines Vaters zahlt man doch einen anständigen Preis. Die Kabylen, die uns begleiteten, gaben die Versicherung, daß sie die zwei Leute, die man verfolge, nicht gesehen hätten. Sie schlugen sodann einen andern Weg ein, und so befreite uns Gott aus ihrer Hand."

Nach manchen Gefahren kamen die beiden Reisenden endlich zu Constantine an, Ahmed Bey befand sich aber damals auf dem Gebirt der Haraschas, und sie begaben sich dahin. Der Bey empfing sie sehr gut, stieg ab, als er Hamdan auf sich zukommen sah, umarmte ihn, wies ihm einen seiner Zelte an und gab Befehl, daß man ihm zu essen auftrage. Hier aber erschrack der junge Ali aufs neue, denn er konnte sich trotz des guten Empfangs von Seite Ahmeds noch nicht von dem Schrecken erholen, welchen ihm die Annäherung und die Gegenwart des schrecklichen Gastfreundes seines Vaters verursacht hatte. „Als die Diener des Bey uns das Mahl brachten, das er uns schickte, waren die ersten Schüsseln, die ich erblickte, ein Gerstenbrod und eine Anzahl prächtiger schwarzer Oliven. Da nun nach einem wohlbekannten moslemitischen Brauch ein Häuptling, der jemand ermorden lassen will, ihm eine Schüssel mit Oliven schickt, zum deutlichen Zeichen, daß er an demselben Tage noch sterben müsse, so sagte ich zu mir selbst, als die unseligen Oliven mir zu Gesicht kamen: Wir sind verloren, das ist der Vorbote unseres Todes! Ich hütete mich indeß diesen Gedanken meinem Vater mitzutheilen, aus Furcht, seine letzten Augenblicke zu vergiften, aber ich konnte nichts essen. Mein Vater fragte mich, weßhalb ich nichts anrührte, und ich erwiederte ihm nun in aller Stille: Beim Anblick dieser Oliven ist mein Herz vor Schrecken starr geworden! Fürchte dich nicht, sagte mein Vater, Hadschi Ahmed hat ohne Zweifel nichts besseres uns anzubieten. Es ist bald Mittag, und ich begreife wohl, daß um diese Stunde des Tags kein Essen bei ihm gekocht ist. Ich aß nun, aber immer noch mit Furcht, denn trotz alles dessen, was mein Vater sagte, war ich keineswegs beruhigt."

Sie fanden indeß Hadschi Ahmed in ziemlich guter Stimmung für Frankreich, und nicht sehr abgeneigt, dessen Oberherrlichkeit anzuerkennen. Er hätte sogar eingewilligt Tribut zu zahlen, wenn man ihm die Zollstätte von Bona abgetreten hätte. „Das war nicht, sagte der junge, naive Schriftsteller, ein Abdelkader oder ein anderer Fanatiker derselben Art. Wenn er von den Franzosen sprach, so zeigte er keinen Haß, im Gegentheil er bewunderte ihre Kenntisse, ihre Taktik, ihren Muth, und ihre Tapferkeit. Er redete von ihnen durchaus nicht in derselben Weise, wie unsere moslemitischen Häuptlinge zu Algier. Er wußte wohl, daß er keine Truppen ihnen entgegenzustellen hatte, die den Kampf aushalten könnten, nichtsdestoweniger hoffte er über sie durch List einige Vortheile zu erlangen. Ich erkannte in ihm einen Mann von großem Verstande und bewunderte namentlich seinen Geist und seine Art sich auszudrücken."

Die physische Gestalt dieses merkwürdigen Mannes beschreibt der junge Ali auf folgende Weise: „Er ist von kleiner Gestalt, hat ungeheuer schwarze Augen und eine kurze Adlernase. Sein Gesicht ist gebräunt, aber von Natur sehr weiß. Er ist immer sehr zierlich und reinlich gekleidet. Seine kleinen Hände sind reizend, weiß und voll, mit schwarzen Haaren bedeckt, die glatt auf der Haut liegen, daß es ein wahres Vergnügen zu sehen ist. (Das ist eine neue Art orientalischer Schönheit, die uns der junge Ali hier enthüllt.) Seine Kleider sind sämmtlich mit Seide gestickt und unterscheiden sich wenig von denen der reichen Algierer. Ueber dem Kaftan trägt er einen Haik, den er elegant drapirt. Ein Kaschmirschawi dient ihm als Gürtel und ein zweiter als Turban. Seine Augenbrauen und sein Bart sind sehr schwarz, und sein Schnurrbart so lang, daß er manchmal, wenn er in seinen Träumereien denselben mit den Fingern streicht, maschinenmäßig an der ersten Windung des Turban anstößt. Seine Augen sind drohend und schrecklich; sie haben einen grausamen Ausdruck, den ich mit nichts besser als mit dem stechenden Blick des Löwen vergleichen kann. Wenn wir bei Tische saßen und er den Blick auf mich richtete, verging mir der Hunger und ich begann unwillkürlich zu zittern. Gewiß, solche Blicke sind die eines gefährlichen Menschen. Dennoch kann ich mich nicht enthalten ihn sehr schön zu finden." (Schluß folgt.)

Sir Hudson Lowe's Papiere. Dieser Mann soll in den Händen eines vertrauten Freundes Papiere, darunter auch die Instructionen Lord Bathursts, hinterlassen haben, welche geeignet seyen, seinen Charakter in ein besseres Licht zu setzen. (Athenäum vom 20 Jan.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 37.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

6 Februar 1844.

Ausflug eines schwedischen Naturforschers (Wahl-) beg) in Südafrika. *)

Nachdem ich im August von Pieter-Mauritzburg zurückgekommen und alle meine Sachen in Conzella geplündert worden waren, gab ich meine Wohnung daselbst völlig auf, und erhielt in dem Hause des französischen Naturforschers Delegorgue, das dem englischen Lager weit näher liegt, ein Zimmer. Am 20 August brach ich von Port Natal auf, um in das Land der Amazulu einzudringen. An dem eilften Flusse, Umolatu's genannt, den ich nach neuntägiger Reise passirte, lag das jetzt öde Haus des nordamerikanischen Missionärs Prouth, den Panda kurz zuvor zur Flucht genöthigt hatte, da er ihn nicht länger in seinem Lande dulden wollte und mehrere seiner Leute hatte ermorden lassen. In der Nähe desselben verließ ich meinen Wagen und begab mich, bloß mit einem Stock in der Hand und nur von einem kleinen Kafferknaben begleitet, zu Panda, um von ihm Erlaubniß zu erhalten, am Umfallosi-Fluß zu jagen. Der Pfad, welcher durch ein stark coupirtes Land führte, war sehr ermüdend, aber in allen Kraals gab man mir freundlich Milch und Kafferbier (Itioalla), die ich mit Glasperlen bezahlte. Mein erstes Nachtquartier nahm ich bei Umfigrane, der mich sehr artig empfing, auf seinem Instrument spielte und sang, und mich mit Milch tractirte. Am andern Tage kam ich durch eine Menge Kraals, denn das Land wurde stärker und immer stärker bewohnt, und nahm als es dunkel wurde mein Nachtquartier bei dem Kaffernhauptling Noko, der selbst nicht zu Hause war, dessen Leute mich aber sehr gut aufnahmen.

Am folgenden Tage kam ich zu einem ungeheuren Kraal, wo die Hütten fünffach hinter einander standen und fünf concentrische Kreise bildeten. Ich traf hier Matsläbä, der mich zum König zu geleiten versprach. Wir wanderten ein paar Stunden lang unter einer brennenden Sonne, und kamen endlich zu einem kleinen Kraal, wo ich bleiben sollte bis auf weiteres, während Matsläbä seinen Weg zur Residenz allein fortsetzte. Ich nahm meinen Platz unter einem einzelnen Baum, der einen schwachen Schatten gab, und da es ziemlich lange dauerte, ehe ich berufen wurde, schlief ich hier auf dem brennenden Sande ein, begafft von einer Menge Frauen und Kinder. Endlich kam eine Botschaft von Matsläbä, und ich begab mich zu Panda's Kraal Hamde totala (geh zur Ruhe) genannt, der noch viel größer war als der frühere, denn die Häuser bildeten acht concentrische Kreise. Ich wurde in einem Hause einquartirt, und zugleich benachrichtigt, daß ich nicht vor Sonnenuntergang Zutritt zu dem König haben könne, indem er gegenwärtig ausruhe. Ich erhielt nicht das Geringste, weder zum Essen noch zum Trinken, und um nur Wasser zu erhalten, mußte ich Bezahlung versprechen. Gegen Abend besuchte ich mehrere von Pand'as vornehmsten Hofleuten; sie ließen mich wissen, daß ich nicht vor dem folgenden Tag Zutritt haben könne, erkundigten sich um meine Angelegenheiten, Geschenke u. s. w., und ließen mich merken, daß ich vergebens um Erlaubniß nachsuchen würde am Umfallosi zu jagen, da der König sich diesen Platz selbst vorbehalten wolle.

Am folgenden Morgen war die Sonne bereits hoch am Himmel, als ein Hofmann (Makajan) ankam und mir anzeigte, daß die Audienzstunde sich nahere; aber da das Hinausschieben immer noch fortdauerte, ließ ich denselben wieder rufen und sagte ihm, daß ich nun nicht länger warten, sondern fortgehen würde, wenn Panda mich nicht sehen wolle. Die Veränderung, welche diese Worte veranlaßten, war sehr merklich; es kamen sogleich eine Menge vornehmer Kaffern herbei, welche nun unaufhörlich erzählten, wie günstig Panda für mich gesinnt sey u. dgl., und mir auch Itioalla brachten, wovon wir gemeinsam tranken. Nun kam Umsinleri, Panda's Vertrauter, um mich zu rufen, und ich folgte ihm. Mehrere dichte Zäune umgaben die Königswohnung und der Eingang war ein Zickzack; das Haus war übrigens von gewöhnlicher Form, halbrund, aber ausgezeichnet gut gebaut, geräumig und der Boden glatt und glänzend. Alle Frauen Panda's, etlich' und zwanzig an der Zahl, saßen außen in Parade.

*) Siehe Jahrgang 1843 Nr. 56 ff. Der obenstehende Auszug ist in der schwedischen Staatszeitung enthalten und aus dieser in das Aftonblad vom 21 Oct. 1843 übergegangen.

Digitized by Google

Ich ging hinein und begrüßte ihn, indem ich ihm die Hand reichte. Er war ausnehmend freundlich und saß auf einem kleinen Stuhl, über den ein blauer Filz geschlagen war. Als ich ihm die Geschenke vorlegte, erklärte ich ihm alles oder bezeichnete den Gebrauch, und er ließ niemals außer Acht seine beiden Vertrauten zu fragen, wie ihm dieß oder jenes stehe? Sie sagten stets ja, worauf er dann herzlich lachte und bei seinem durch Dingaan ermordeten Bruder Chaka schwor. Er war entsetzlich fett, so daß die Brust herunterhing. Von allem was ich ihm brachte, zu einem Werth von etwa 50 Thlr., waren eine Art kleiner rother Bänder, rothe Glasperlen und die langen Federn eines Paradiesvogels am meisten werthgeschätzt, obgleich in der That von sehr geringem Werth. Ich benützte den Augenblick, da er nach dem Empfang der Geschenke sehr freundlich gestimmt war, ihm meinen Wunsch, am Umfallosi zu jagen, vorzustellen, und nach einigen Einwendungen gab er mir auch auf einen Monat lang Erlaubniß. Während meiner Unterredung mit ihm stimmten seine außer dem Hause befindlichen Frauen einen melancholischen sanften Gesang an, wozu er manchmal den Tact pfiff.

Ich nahm Abschied und begab mich auf den Heimweg, nachdem ich mich nochmals mit Itioalla erfrischt hatte.

(Schluß folgt.)

Dschennat und Boka.

(Fortsetzung.)

Unfälle kamen auf Unfälle; wohin Boka sich auch mit den Schaaren wandte, allenthalben kam man ihm zuvor, überall wurden die Tschetschen geschlagen, und umsonst suchte er den Tod, der ihn floh; allenthalben wo er selbst war, fiel alles unter seinem scharfen Schwert, aber nur Boka selbst blieb unbesiegt, der Fürst wurde allenthalben geschlagen. Das Volk wurde niedergeschlagen und sah kein Mittel, den Stand der Sache zu bessern; als Fatalisten dachten sie nicht darüber nach, was nöthig und möglich wäre, um den verderblichen Einbruch der Russen zu hemmen; vergebens bewachte man Tag und Nacht die Ungläubigen: plötzlich fiel ein Schwarm Kosaken, wie das Feuer des Himmels, über einen Aul her, und diese unaufhörlichen Unfälle verhäeteten die Gemüther so sehr, daß selten einer, wenn der Ruf: die Russen! ertönte, auch nur noch eine Waffe ergriff; „es muß so seyn," sagten sie, und ließen sich niedermetzeln.

Aber der Mensch sucht stets die Schuld seines Unglücks nicht in sich selbst, sondern in andern; in diesem Falle waren die Tschetschen freilich entschuldbarer als irgend sonst, und sie fingen, vielleicht nicht ohne Grund, an, den Fürsten in einem andern Lichte zu betrachten. Was früher sie in Staunen und Verwunderung setzte, diese augenblicklichen Schläge, fern von der Heimath, schien ihnen jetzt Unsinn und Thorheit. Das Volk sagte, Boka sey ein „unglücklicher" Fürst, er gehöre zu den Leuten, denen von einer gewissen Periode ihres Lebens an alles mißlinge, und die ohne es zu wissen oder zu wollen Unheil über ihr Vaterland herbeiziehen. Jetzt wenn der Fürst einen Befehl erließ, sich zu einem Kriegszuge zu sammeln, waren der Freiwilligen wenige, weil man voraus wußte, daß eine neue Niederlage sie erwarte, und man täuschte sich nicht. Plötzlich verbreitete sich ein finsteres, seltsames Gerücht, man flüsterte sich in aller Stille zu, der Fürst unterhandle insgeheim mit den Russen. Man glaubte es und glaubte es nicht.

Boka war in einer schrecklichen Lage; seine ausgesprochenen Hoffnungen waren vernichtet, sie fielen verachtet und verspottet zu Boden, seine hohen Plane schlugen zum Unheil aus, sein Ruhm sank, und so begann er selbst gleichfalls zu sinken; er war stolz, und darum schmerzte ihn ein Flecken auf seinem Ruhm mehr, als auf seiner Ehre. Mit einer Art Scheu betrachtete er Guba, weil er wußte, daß dieser stets und allenthalben laut zu seinen Gunsten sprach, er, welcher selbst der Gewalt entsagt hatte, um sie ihm, Boka, zu übergeben, und eben diese fast kindische Scheu veranlaßte ihn wiederum, sich demjenigen zu nähern, der freilich, ohne daß er es wußte, die äußersten Mittel aufbot, seine Rache an ihm zu üben.

Das Frühjahr näherte sich, die warmen Strahlen verscheuchten den Schnee, der die Berge deckte, die Natur lebte auf, nur in Boka's Seele fiel kein neuer Strahl. Er lag in seinem obern Zimmer in seine finstern Gedanken vertieft. Er war sehr abgemagert, die Schrammen waren tiefer, die Augen glänzten von einem unheimlichen Licht, seine Wangen waren bleich. Nicht weit von ihm saß Guba, gleichfalls finster.

„Was spricht das Volk?"

„Dasselbe, wie früher . . ."

Der Fürst seufzte, und das Wort „Allah" drängte sich unwillkürlich aus seinem Munde. Beide schwiegen lange. „Freund, gibt es denn kein Mittel?"

„O ja!" erwiderte Guba. Boka sprang auf wie ein Löwe.

„Welches?" Guba schwieg, fuhr mit der Hand über die Stirne, schien seine Gedanken zu sammeln, sah scharf den Fürsten an, und sagte, „Boka, ehe ich zu sprechen anfange, muß ich dir eine Frage thun: glaubst du, daß Guba dein Freund ist."

„Was ist das für eine Frage? Allerdings."

„Ich weiß, Fürst, daß dein Vater mich nicht liebt."

„Laß meinen Vater in Ruhe; er ist alt... aber das Mittel... sprich...."

„Tritt mit den Russen in Unterhandlung."

„Mit den Feinden? . . . ich, verrathen? du wagst es.."

„Sprich nicht so laut, Boka, man könnte uns hören; Unterhandeln mit den Feinden? Ja. Verrathen? Nein; höre, du bist noch jung. Jetzt sagt man, du seyst niedergedrückt, vernichtet, was wird man später noch von dir sagen? Fürst, man liebt dich nicht, man haßt dich, weil der Mensch, wenn er böse ist, irgend etwas hassen muß. Das Schicksal gießt Schmach auf Schmach über dich aus. Du hattest dich zu hoch geschwungen, das mußt du jetzt theuer büßen. Aber du scheinst noch nicht zu wissen, wie süß die Rache ist."

Boka hörte mit Staunen seinen Freund an und konnte nicht begreifen, wohin die Rede ziele. „Was ist dir, Guba? Rachen? An wem rächen? Wovon sprichst du?"

Digitized by Google

Guda faßte ſich wieder. „An wem rächen? . . . An den Feinden! Deine Sachen ſtehen ſchlecht . . . . die Nochtſchu wollen dir nicht mehr glauben . . . ſchreibe an die Ruſſen, bitte ſie, daß ſie dir helfen, die Tſchetſchen vollends zu brechen; wir täuſchen ſie, ziehen uns aus der Schlinge, und dein Name wird mit dem früheren Glanze wieder aus dem Stande ſich erheben, in welchem du jetzt verſunken biſt."

Der Fürſt beſann ſich lange. „Nein, es iſt unmöglich."

„Wie du willſt; wiſſe aber, daß man von neuen Wahlen ſpricht; tritt ein Zwieſpalt unter den deinigen ein, ſo mußt du wieder Schuld ſeyn. Indeß ein Zwieſpalt wird kaum ſtatt finden, denn du kannſt nicht allein gegen alle kämpfen, und daß alle dich verlaſſen werden, darauf kannſt du zählen. Wie iſt es dann? Vom Fürſten ſinkſt du herab zu gänzlicher Unbedeutenheit; die Kinder werden ſagen, er wollte eine Wolke zerreißen und fiel in eine Schmutzgrube; dein Name wird erſt der Name eines „„Unglücklichen,"" dann der eines Thoren und eines Elenden ſeyn . . . Aber wie du willſt, . . . ich ſage dir nur, das iſt das einzige Mittel . . . und wenn du einen treuen Menſchen brauchſt... du weißt, wie ich dir ergeben bin; ich ſelbſt erbiete mich deinen Brief dem General zu übergeben, ich ſetze mich der Gefahr und Schande aus, denn wenn man weiß, daß ich bei den Ruſſen war, ſo wird man ſagen, ich ſey ein Verräther."

Boka entſchloß ſich, der Brief wurde geſchrieben und Guda eingehändigt. „Erwarte mich morgen um dieſe Zeit mit der Antwort. Lebe wohl." Sie küßten einander die Hand und Guda ging.

Boka war ein Knabe, der weder die Menſchen noch die Lage der Sache gehörig kannte, der von ſeinen hochfliegenden Planen heruntergeſtürzt war und den die Umſtände ganz vernichtet hatten. Es war eine Zeit, wo ſein Herz ſtark ſchlug beim Gedanken an ſein Vaterland; er wollte ſeinem Lande hohen Ruhm erwerben, während die andern nur an Raub dachten. Seltſames Land, man findet darin unter Tauſenden kaum Einen, der ſich nicht kaufen ließe; für Geld verkaufen ſie Weib, Tochter und Heimath, nur eines verkaufen ſie um keinen Preis der Welt, ihre Rache. Alle Tugenden haben ihre Zeit; man glaube nur nicht, daß ein Tſchetſche oder überhaupt ein Bergbewohner ein treuer Bürger ſeines Vaterlandes ſey; er ſchlägt ſich, weil die Noth ihn zwingt ſich zu ſchlagen; er iſt tapfer, d. h. erſtaunlich gewandt, aber aus Gewohnheit; Raub iſt das ſicherſte Mittel, um Geld zu erwerben, darum raubt er; gebt einem ſolchen Tapfern hundert Rubel Silber, er wird alles hinopfern und euch dienen, nur ſorgt, daß ihr Oel ins Lämpchen gießt, ſonſt geht er wieder fort, keineswegs aus Liebe zum Vaterlande, nein, aus Geld- und Raubſucht. Ich habe lange unter ihnen gelebt und beſaß alle Mittel, dieſen Punkt kennen zu lernen, der ſo merkwürdig iſt wegen des Rufes, welcher dieſen Wilden eine gewiſſe Ritterlichkeit beimißt; ich habe dieſe Ritter in der Nähe geſehen, im Negligé, und kann verſichern, daß man unter Tauſend kaum Einen ordentlichen Menſchen findet.

(Fortſetzung folgt.)

Vulcaniſcher Ausbruch auf den Sandwichinſeln.

Ein Schreiben des amerikaniſchen Miſſionärs Titus Coan aus Hilo auf den Sandwichinſeln gibt Nachricht von einem furchtbaren Ausbruch des bekannten Mauna Roa. Am 10 Januar 1843 brach ein Lavaſtrom aus dem Krater hervor in einer Höhe von 14,000 Fuß über dem Meere. Der Ausbruch nahm mehrere Wochen lang von Tag zu Tag zu, und ungeheure Lavaſtröme verbreiteten ſich längs den Seiten des Berges herab, bis ſie über eine Strecke von 20 bis 30 Meilen ſich verbreitet hatten. Nach mehreren Wochen erſt wagte es He. Coan den Berg zu beſteigen, und fand hier, daß der Strom ſich einen unterirdiſchen Ausweg gebrochen, ſo daß man in der Nähe des Kraters oberhalb des Lavaſtroms hingehen konnte. (Dieß iſt freilich nicht zu verwundern, da man weiß, daß eine Seite des oft beſchriebenen Kraters ſich über 1000 Fuß hoch erhebt.) Die Hochebene zwiſchen den beiden Bergen Mauna Roa und Mauna Koa wurde von den Lavaſtrömen quer durchſchnitten. (Athenäum vom 20 Jan.)

Ahmed Bey.

Erſter Abſchnitt.

(Schluß).

Um dieß Porträt zu vollenden, fügen wir hinzu, daß Ahmed, wenn auch nur von mittelmäßigem Wuchſe, doch athletiſch gebaut war. Das Auge dieſes „gefährlichen Menſchen" mildert ſich auch nöthigenfalls, und drückt dann nur eine große Lebendigkeit aus. Sein Benehmen iſt, wenn er will, ſehr einnehmend. Seine kurze, abgebrochene Sprache contraſtirt mit dem langſamen Ernſt, den gewöhnlich die Orientalen haben, und zeugt von ſeinem mehr als halbwilden, ungeſtümen Naturell. Bart und Augenbrauen, glänzend ſchwarz zu der Zeit, wo ihn Hamdan und ſein Sohn ſahen, ſind jetzt gebleicht, weniger durch das Alter, als durch ausſchweifenden Sinnengenuß, aber unter dem Schnee brennt noch das Feuer, und man kann ihn ohne Uebertreibung den Vulcanen vergleichen, deren Haupt mit Schnee bedeckt iſt, deren Seiten aber die lachende Maſſe einſchließen, die jeden Augenblick über den Krater ausſtrömen kann.

Hamdan, der nicht die Vollmacht hatte, mit dem Bey einen Vertrag abzuſchließen, mußte ſich beſchränken, ſeine Vorſchläge anzunehmen, ehe er aber abreiſte, begleitete er denſelben auf einem fünfundzwanzigtägigen Zug durch das volkreiche Gebiet der Hannenſchah. Dieſer Zug war durch einen Vorfall bezeichnet, die im Leben orientaliſcher Fürſten ſehr gewöhnlich ſind, denen aber Ahmed Bey öfter ausgeſetzt war, als irgend ein anderer, nämlich eine Verſchwörung gegen ſein Leben. Die Art, wie ſie vereitelt und beſtraft wurde, verdient Beachtung. Wir ſchöpfen wieder aus dem naiven und wahrhaften Beicht des jungen Ali.

Man war auf dem Marſch und wie gewöhnlich führten die Araber, welche Ahmed umgaben, eine „Fantaſia" aus. Ali ſelbſt nahm Antheil an dem kriegeriſchen Spiel, indem er längs der Colonne hinſprengte, und als er mit verhängtem Zügel zurückkam, ſein mit Pulver geladenes Gewehr über dem Kopf des Bey abſchoß. „Als ich, erzählt Ali weiter, meinen gewöhnlichen Platz hinter ihm wieder eingenommen hatte, kam ein Greis auf mich zu und ſagte: Sidi Ali, tretet zur Seite, denn ich habe mit unſerem Herrn zu reden. Ich machte dem Greis Platz, aber mit einer Art Widerwillen und ohne ihm die geringſte Achtung zu zeigen. Er näherte ſich Hadſchi Ahmed, küßte ihn und wurde voll Herablaſſung empfangen. Ich ſah nun erſt, daß der Greis ein ſehr

Digitized by Google

vornehmer Mann, nämlich der Häuptling der Hannenschah wor, und trat weiter zurück. Er flüsterte etwas Hadschi Ahmed ins Ohr, der darüber gelb wie eine Citrone wurde und an allen Gliedern zitterte. Alsbald entfernte sich das ganze Gefolge vom Bey, der einige Schritte vorausritt. Von diesem Augenblick an schien er nachdenkend und biß die Zähne zusammen. Indeß fingen die Araber wieder an, je zwei und zwei in großem Galopp dahin zu rennen. Plötzlich bäumte sich das Pferd des einen heftig und der Reiter wäre beinahe aus dem Sattel geworfen worden. Bei diesem Anblick stieß Ahmed einen Schrei des Schreckens aus. Bei Gott, sagte ich zu mir selbst, als ich ihn so um das Schicksal der Seinigen besorgt sah, dieser Mensch ist nicht so grausam, er hat ein sehr fühlendes Herz und gibt hier eine Probe davon.

„Als wir ins Lager zurückgekehret und vom Pferde gestiegen waren, lud uns Hodschi Ahmed ein, Kaffee mit ihm zu trinken. Wir saßen ihn unter seinem Zelt, umgeben von Arabern, worunter ich auch den Reiter bemerkte, der beinahe gestürzt wäre. Ich saß auf der einen Seite des Bey, mein Vater auf der andern. Nach dem Kaffee wandte sich Ahmed nach einem Diener um, der mit über die Brust gefalteten Händen in achtungsvoller Stellung dastand. Rufe mir fünfzig Esbahya (Spahis) herbei, sagte er. Als ich diesen Befehl vernahm, zitterte ich, und sprach zu mir selbst: jetzt ist unser Ende gekommen; ich glaubte bestimmt, diese Esbahya sollten mich und meinen Vater verhaften. Doch erholte ich mich wieder, denn ich dachte, daß dazu nicht fünfzig Mann nöthig seyen. Als der Diener wieder erschien und Ahmed verkündigte, daß die Esbahya an der Thüre des Zeltes stünden, rief er aus: verhaftet sie! Sogleich traten die Esbahya herein, und ich sah nun wohl, daß sie recht gut wußten, an wen sie die Hand legen sollten. Sie packten ohne Zögerung sämmtliche Araber, die Kaffee mit uns getrunken hatten, darunter auch, wie gesagt, den Reiter, dessen Pferd sich so stark gebäumt hatte. Sie schrien laut: das ist eine Ungerechtigkeit, eine Tyrannei! aber niemand antwortete oder gab sich auch nur das Ansehen, sie zu hören. Ich sagte im Grunde der Seele zu mir: dieser Mensch ist wirklich unbegreiflich; so eben hat er Mitleid mit diesem Reiter gehabt und zitterte, er möchte stürzen, und jetzt läßt er ihn gefangen nehmen. Gott weiß, welches Loos er ihm aufgespart!

„Was ich vorhin gesehen, trat ein: Hadschi Ahmed rief seine Tschauschen und sagte zu ihnen: vertheilt diese Leute in den Zelten und wacht darüber, daß keiner entkomme. Am Abend nach dem Essen kam der Sohn des Scheikh, der Neffe Hadschi Ahmeds, der ihn adoptirt hatte, zu mir und sagte: Sidi Ali, Ihr habt die Leute gesehen, die man heute verhaftet hat? — Ja, erwiederte ich. — Um Mitternacht wird man ihnen den Kopf abschlagen, hier neben euch, denn das Hinrichtungszelt ist ganz nahe an dem unsrigen. — Diese Worte setzten mich sehr in Erstaunen; was haben sie denn begangen, fragte ich. — Ihre Sache steht schlimm; Ihr sollt morgen erfahren, was sie gethan haben.

„Ich erzählte alles dieß meinem Vater und sagte ihm: da die Gefangenen ganz nahe bei uns hingerichtet würden, so würde ich nicht eher schlafen, bis ich die Hinrichtung gesehen hätte. — Du sollst das nicht sehen, sagte er zu mir; du sollst nicht hinausgehen; ich verbiete es dir. Aber den ganzen Abend und namentlich gegen Mitternacht konnte ich kein Auge schließen. Mein Vater begann zu schnarchen, ohne sich im geringsten um das, was vorging, zu kümmern. Ich konnte mich nicht mehr halten, schlich hinaus und lief nach dem Blutteppich (so nennt man die Ochsenhaut, auf welche die Verurtheilten hinknien). Ich fand alle diese Unglücklichen an dem Hinrichtungsorte versammelt; sie hatten die Hände gebunden und schrien mit kläglicher Stimme: es ist nur Ein Gott und Mahammed ist sein Prophet. Ich sah, wie man allen nacheinander mit demselben Yatagan den Kopf abschlug. Ein einziger sehr leichter Hieb des Tschausch genügte, um den Kopf vom Rumpfe zu trennen. Als ich den Sohn des Scheikhs der Sahara wieder sah, fragte ich ihn, was denn diese Leute gethan hätten. Er sagte mir, daß sie den Plan entworfen hätten, Hadschi Ahmed zu tödten, und daß man mit Kugeln geladene Pistolen bei ihnen gefunden habe. Ihr Ankläger und somit die Ursache ihres Todes war jener Greis (der Scheikh der Hannenschahs), der den Abend zuvor meinen Platz neben Ahmed eingenommen und den ich so übel empfangen hatte. Bei Gott, dieser Mensch hatte ein wahres Schlangengesicht. Ich konnte mich, obwohl ich ihn alle Tage sah, da er mit uns an demselben Tische aß, an sein häßliches Gesicht nicht gewöhnen."

Wir schließen jetzt den Bericht über diese Mission, die durch die obenerwähnten episodischen Details interessanter ist, als durch ihre politischen Resultate, und bemerken nur noch, daß Hamdan ben Othman Khodscha nach Algier zurückkehrte, sich aber nicht lange dort aufhielt, sondern bald wieder abreiste, um dem Bey von Constantine die Vorschläge des Herzogs von Rovigo zu überbringen. Sie lassen sich folgenderweise zusammenfassen: Ahmed erkennt die Oberhoheit Frankreichs an, zahlt einen jährlichen Tribut, tritt Bona ab (das übrigens bereits in französischen Händen war) und bezieht die Vorräthe, die er sonst aus der Regentschaft Tunis genommen, ausschließlich aus dieser Stadt. Unter diesen Bedingungen verpflichtet sich Frankreich für den Unterhalt der Truppen des Bey zu sorgen, und seine Herrschaft in denjenigen Theilen der Provinz, wo sie bedroht seyn könnte, zu unterstützen.

Hamdan, durch die Gefahren seiner ersten Reise gewitzigt, begab sich dießmal zur See von Algier nach Bona; aber nach seiner Ankunft in dieser Stadt erhielt er ein Schreiben, worin Ahmed ihm anzeigte, daß seine Ansichten sich geändert hätten, und daß er um keinen Preis die Oberherrlichkeit Frankreichs anerkennen werde. Hamdan setzte nichtsdestoweniger seine Reise fort, in der Hoffnung, den Bey wieder von seinem Entschluß abzubringen, aber er blieb unbeugsam; er könne zwar in einen Tribut willigen, aber nicht in eine Unterwerfung, da er Unterthan der Pforte und nicht Frankreichs sey; nie werde er seine Rechte auf Bona aufgeben, und endlich könnten die Araber den Christen keinen Tribut zahlen. Briefe, die er in der Zwischenzeit aus Algier empfangen hatte, und in denen man ihn aufforderte, auf seiner Hut zu seyn, trugen, wie es scheint und wie er selbst zu Hamdan sagte, zu dieser schnellen Sinnesänderung bei. Wie dem auch seyn mag, die begonnenen Unterhandlungen wurden definitiv abgebrochen, und erst fünf Jahre später mit eben so schlechtem Erfolge wieder angeknüpft. Am Tage vor dem denkwürdigen Sturm, der Constantine den Franzosen in die Hände lieferte, wechselten freilich die Rollen; in diesem letzten Augenblick wollte der Bey unterhandeln, aber es war zu spät, und die Stunde des Sturmes hatte für ihn geschlagen.

Veränderung des Klima's in Frankreich. Hr. Fuster las in der französischen Akademie am 8 Januar eine Abhandlung über diesen Gegenstand vor, worin er zu beweisen sucht, daß die Winter zur Römer Zeit weit härter in Frankreich gewesen und häufig vom October bis April gedauert hätten. Von Julian an mache sich eine wesentliche Milderung im Klima bemerkbar, und die Winter hätten später fast nur aus Regenwetter und Stürmen bestanden. So sey das Wetter geblieben bis zum 12ten Jahrhundert.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 38.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

7 Februar 1844.

Ueber den Nachdruck in den Vereinigten Staaten.

Das Athenäum vom 20 Januar enthält über diesen Gegenstand ein Schreiben, welches zu beweisen scheint, daß man in Amerika ernstlich daran denkt, ein Gesetz gegen den Nachdruck englischer Werke durchzusetzen. Früher widerstrebten Buchhändler, Papierfabricanten und alle andern dahin einschlägigen Gewerbe einem solchen Gesetz, jetzt aber scheinen sie auf andere Gedanken gekommen zu seyn, wahrscheinlich in der Ueberzeugung, daß sie sich mit dem um die Wette getriebenen Nachdruck nur gegenseitig schaden. Es soll deßhalb im Werke seyn, dem gegenwärtigen Congreß ein von den bedeutendsten Buchhändlern unterzeichnetes Memorial in Betreff eines solchen auf Gegenseitigkeit gestützten, schriftstellerischen Eigenthumsrechts (international copyright law) zu übergeben. Ebenso breitet sich der Brief über den schlechten Zustand der eigentlichen amerikanischen Literatur aus, und es heißt darin: „die amerikanische Schriftstellerei ist jetzt, mit einigen schönen Ausnahmen, zu einem vernachlässigten Gewerbe herabgesunken und die größte Production stammt von einer Masse eitler, leerer Scribler, welche von einer thörichten Eitelkeit noch unterstützt werden, her, — die letzte Ernte eines verlassenen literarischen Feldes; die wahren Posten der Ehre und des Einflusses sind nicht besetzt." Ob dieß hauptsächlich oder auch nur großentheils von dem Mangel eines solchen Nachdrucksgesetzes herrührt, wie die Engländer glauben machen wollen, das möchte sehr zu bezweifeln seyn. Immerhin ist es aber interessant, daß sich ein „American Copyrightclub" in Neuyork gebildet hat, welcher manche geachtete Namen unter seinen Mitgliedern zählt, und auch schon eine erste Publication ans Volk erlassen hat, um das Publicum auf die Wichtigkeit des Gegenstandes aufmerksam zu machen. Interessant ist es auch dabei zu bemerken, daß sich in Amerika eine Reaction gegen manche Erzeugnisse einer zügellosen Literatur, namentlich gegen manche französische Werke, kund gibt. Die Kanzel ist schon als Mittel gebraucht worden, um gegen diese Literatur anzukämpfen, und die Freunde eines Nachdruckgesetzes hoffen, daß sie bald die Mehrzahl der Geistlichen für ihre Sache gewinnen werden; ob aber damit wirklich der Ueberfluth von schlechten Romanen vorgebeugt wird in einem Lande, wo man eine unzüchtige Lebensbeschreibung von Ninon L'Enclos und die schlechtesten Stücke von Paul de Kok unter dem Namen Borrows „Bible in Spain," und Fr. Bremers Romanen einschmuggelt, das möchte sehr zu bezweifeln seyn.

Dschennat und Boka.

(Fortsetzung.)

Es war spät, als Guba nach Giretei kam; die Sterne fingen an zu erbleichen, und mit ihnen die Hoffnung des Fürsten auf eine zeitige Rückkehr des Freundes. Vergebens hatte er in dieser langen Nacht Zuflucht zum Gebet genommen: die Worte die sonst seine Andacht erweckten, waren jetzt machtlos; er war durch und durch erschüttert. Endlich kam der Bote seiner Schmach mit dem stets ruhigen Gesicht, als bärge er einen ganzen Ocean von Glück in seinem Busen. „Wo ist Marsy-Bel?" — „Er schläft längst." — „Und Dschennat?" — „Auch sie." — „Ich habe mein Pferd im Garten gelassen, um sie nicht zu wecken. Sie hätten es vielleicht seltsam gefunden, daß ich so spat noch zu dir komme, und morgen hätte der ganze Aul davon gesprochen. Hier ist der Brief vom General; er verlangt deinen Sohn als Geißel, ich nehme ihn mit mir, jetzt wo möglich, und will ihn dann augenblicklich überliefern; ohne ihn wollen die Russen nichts thun; willigst du ein?"

Der Fürst hatte mit Begierde den Brief gelesen, seine Augen funkelten und von der Stirne floß der Schweiß in großen Tropfen; dann setzte er sich nieder, faltete die Hände über der Brust, und sann lange nach; bald frohe, bald traurige Gedanken gingen ihm durch den Kopf; endlich lächelte er fröhlicher und sagte zu Guba: „was hast du von mir verlangt?"

„Deinen Sohn! Hast du denn nicht gelesen, was der General schreibt?"

„Osu? Er ist mein einziger. Aber — alles was mich liebt, muß jetzt dem Fürsten behülflich seyn. Osu ist mein

mit Leib und Seele. Es wird eine Zeit kommen, wo man ihn wird entführen können."

Boka hatte in einem einzigen Tage mächtige Schritte gemacht, doch zu seiner Ehre sey es gesagt, der Gedanke des Verraths hatte noch keine tiefen Wurzeln in seiner Seele geschlagen.

„Wann gibst du mir deinen Sohn?" fragte Guda.

„Jetzt ist es unmöglich; er schläft bei der Mutter . . . ich kann ihn nicht wecken, ohne das ganze Haus aufzuwecken. Morgen schicke ich ihn dir mit einem neuen Briefe; gib ihm einen Tjumen, daß er nicht weine, dann führe ihn fort."

„Rufe auch deine Leute zusammen, das Volk muß..."

„Wozu?"

„Laß alle wissen, was du thust; wenn du die Sache im Geheimen abmachen wolltest, so würde man mit Recht vermuthen, du hattest Verrath im Sinne; thue es offen vor der ganzen Welt, so werden sie dir glauben, daß eine List dahinter steckt und warten. Sind dann Hände nöthig, so werden sich alle erheben, um dir zu helfen."

Boka willigte auch hierein; er sah nicht, daß hier ein offenes Netz sey und fiel hinein. Am folgenden Tage flogen die Muruden nach allen Seiten hin; Boka ließ melden, wenn sie nicht auszögen zum Krieg, so würde er sie strafen, Anführer und Untergebene; zum erstenmal erinnerte er offen und streng an seine Macht. Die Zedulen waren äußerst thatig: sie wußten, daß bald eine neue Wahl statt finden würde, und wollten nicht mit demjenigen streiten, der am Sterben war. Das Volk kam herbei in Erwartung eines neuen Unglücks.

Guda sammelte die Vornehmsten um sich; sie saßen da auf ausgebreiteten Filzmänteln und schauten voll Neugierde auf Guda. „Kunachen," begann dieser, „ehe ich zu euch spreche, schwört mir, daß ihr das, was ich sage, im Fall wir ohne Uebereinstimmung auseinandergehen, niemand mittheilen werdet, weder Vater noch Bruder." Alle schauten ihn staunend an.

„Sprich, sprich, was ist es?"

„Was es ist? — daß wir morgen vielleicht schon nicht mehr frei sind . . . Wollt ihr schwören, oder ich nehme mein Gewehr und gehe." Die Neugierde war aufs höchste gespannt und Duglas spielte meisterhaft seine Rolle; er leistete zuerst den Eid und die andern folgten. Freude glänzte in den schwarzen Augen Guda's; er löste seinen Gürtel, nahm den Dolch und die Mütze ab, warf sie aufs Gras hin und setzte sich mit untergeschlagenen Beinen nieder.

„Morgen oder übermorgen werden die Russen in Giretei seyn; dort . . ."

„Das lügst du, Guda."

„Ich lüge nicht, ich sage, was ich weiß, . . . sie werden dort seyn, weil der Fürst sie hinführt."

Alle fuhren auf: „Was ist das? Sprich deutlicher! Gedenkt der Fürst ohne Kampf aus dem Walde von Giretei zu weichen?"

„Wohl mit Kampf, aber man wird die Unsrigen, nicht die Feinde treffen . . . Freunde, wir sind verrathen, und wer meint ihr, daß der Verräther sey? Fürst Baka! der Elende glaubte, Guda werde die Ehre und Freiheit seines Landes nicht wahren . . . . Hier ist die Bestätigung dessen, was ich sage."

Er zog einige Patronen heraus und übergab sie Duglas; statt Pulver und Kugeln waren aber zusammengewickelte Papiere darin. „Lest diese Briefe; sie sind von Mustapha Molla und dem russischen General . . . lese laut Duglas, möge jeder es hören." Duglas las. Staunen wechselte mit Unwillen auf den rohen Gesichtern, und als die Briefe gelesen waren, zuckte es wie ein Blitz aus aller Augen.

Marsy-Bek, der gleichfalls anwesend war, erblaßte; er sah Guda lange und scharf an, seine Lippen murmelten ein Gebet. Mit leiser Stimme fragte er den Ankläger: „wie fielen diese Papiere in deine Hände?"

„Auf ganz einfache Weise. Der Fürst vertraute mir die Unterhandlungen an; ich führte sie nicht schlecht, wie du siehst; er selbst wollte die Papiere nicht bei sich tragen und gab sie mir."

„Und du verräthst ihn!"

„Ich diene meinem Land . . . Marsy-Bek, dein Sohn wollte uns in die Hände der Russen liefern; ich danke Allah, daß er zu diesem Unternehmen mich als Vertrauten wählte; ein anderer hätte ihm vielleicht um Geld gedient."

Einer der Anwesenden sprang voll Wuth auf, wollte gehen, und als die andern ihn fragten, wohin, gab er nicht undeutlich zu verstehen, daß er Boka ermorden wolle. „Halt," rief ihm Guda zu, „dazu ist es immer noch Zeit; er entkommt uns nicht, jetzt muß man an etwas dringenderes denken; setze dich und vergiß nicht, daß du geschworen hast zu schweigen."

„Ich," begann Marsy-Bek, „habe jetzt nichts mehr hier zu thun; ihr werdet den Tod meines Sohnes aussprechen, er ist ein Verräther, somit muß er sterben, ich selbst stimme zuerst dafür . . . aber ich kann nicht länger hier bleiben." Die Thränen drangen aus den Augen des Greises. „Lebt wohl, Gefährten, leb wohl Guda, wenn du aus Anhänglichkeit an dein Vaterland so gehandelt hast, so danke ich dir, wenn aber aus Neid . . . ."

„Du glaubst? . . ."

„Ich meine . . . Guda, ich kenne dich von deinen Kinderjahren an . . . Lebt wohl. Straft ohne Schonung, als Beispiel für alle — sagt ihm, ich sey erkrankt; ich gehe zu den Kumyken." Und mit raschen Schritten ging der Alte nach dem Wald. Sein hoher Sinn wirkte so mächtig, daß alle mehrere Minuten lang schwiegen.

„Dieß ist ein edler Mann!" begann endlich Guda wieder. — „Ich habe ihn ausdrücklich herberufen, damit er der erste Richter seines Sohnes sey; ich kannte den Alten."

„Was ist aber jetzt zu thun?" fragte einer aus dem Haufen. „Guda, du hast den Verräther entdeckt, sprich du auch zuerst! Soll man ihn nicht tödten?"

„Es ist noch nicht Zeit. Heute wird der Fürst euch seine Befehle geben; bei Nacht theilt dann den eurigen mit was

Digitized by Google

ich euch hier sagte . . . sie werden wüthen, ich weiß es, aber versprecht ihnen, daß er binnen zwei Tagen zu Giretei selbst in seinem eigenen Aul dem Volk übergeben werden soll. Die Krieger sollen noch einen Tag bleiben, weil die Russen kommen werden; je mehr von euch um Boka sich sammeln, desto besser ist es. Haltet euch in seiner Gegenwart auf, wo möglich den ganzen Tag, damit kein müßiger Schwätzer etwas zu seinen Ohren bringe; aber wenn ich mit der Pfeife das Zeichen gebe, muß einer sogleich zu mir in den Wald kommen. Dieß wird in der Nacht oder Morgens früh bei Tagesanbruch der Fall seyn." Guba gab jedem eine Abschrift der Papiere, um dadurch bei dem Volk die Worte der Anführer zu bekräftigen, und auf Boka außer dem Tod auch ewige Schande zu laden. Sie warfen die Mäntel über und entfernten sich auf verschiedenen Pfaden.

(Schluß folgt.)

Ausflug eines schwedischen Naturforschers (Wahlberg) in Südafrika.

(Schluß.)

Nachdem ich etwa eine halbe Stunde gegangen war, kam athemlos ein Kaffer herbei, den mir Panda nachgeschickt hatte, um mir zu sagen, die rothen Bänder seyen ihm besonders willkommen gewesen, und wenn ich noch mehr davon hätte, so wünschte er sie alle mit einander zu erhalten. Am dritten Tage kam ich zu meinem Wagen zurück, und fand meinen Diener übel zugerichtet, indem ihm auf der Jagd nach Flußpferden eines meiner Gewehre in der Hand zersprungen war; er wurde indeß bald hergestellt. Ich kam durch einen Kraal, der Panda's Schwester Nomantna gehörte. Sie kam in eigener hoher Person an meinen Wagen und bettelte um einige Glasperlen; zum Dank dafür schenkte sie mir dann eine Kalebasse voll Milch. Als ich am Umsallosi ankam, fand ich ihn durch die starke Dürre wasserlos, und um uns nur das nöthige Trinkwasser zu verschaffen, mußten wir Löcher ins Flußbett graben; ich nahm mein Quartier in der Nähe eines kleinen Hauses, das sich Hr. Delegorgue hier hatte erbauen lassen, und sandte meine Ochsen nach einem benachbarten Kafferkraal. Das Land wimmelte hier von Büffeln und Elephanten, letztere in Heerden von mehr als 200 Stück; da aber Panda die Jagd darauf nicht gestatten wollte, wollte ich selbst das Verbot nicht übertreten, konnte aber nicht hindern, daß Willem vier Stücke erlegte. Wenn diese Thiere stille stehen, und nichts bemerken, schlagen sie beständig mit ihren ungeheuren Ohren, theils um die Fliegen zu verjagen, theils um sich Luft zuzufächeln; sobald sie aber etwas hören, halten sie die Ohren still, legen sie platt an den Kopf oder richten sie auf. Sobald sie Menschen wittern, richten sie den Rüssel in die Höhe und sehen nach allen Richtungen, nehmen auch dann gewöhnlich die Flucht, manchmal aber werden sie wild und verfolgen den Menschen unter dem furchtbarsten Geschrei, daß die Erde davon erbebt. Hat man sie aufs Korn genommen und fällt ein Schuß, so springen sie gewöhnlich nach verschiedenen Seiten, sammeln sich aber wieder, wählen eine bestimmte Richtung und fliehen dann, die Jungen in der Mitte, eng an einander gedrängt, davon, wobei mancher Baum umgerannt wird. Sie tragen den Schwanz gewöhnlich aufgerichtet und geben häufig ihre Excremente von sich.

Ich verlegte nun meine Station nach der Vereinigung des schwarzen und weißen Umsallosi, und da Willem durch zu starkes Laden auf der Elephantenjagd die Schulter ganz geld und blau gefärbt bekommen hatte und zur Jagd untauglich war, so mußte ich die Arbeit allein fortsetzen; indeß glückte es mir, zwei weiße Nashörner, verschiedene Büffel und auch ein Krokodil zu erlegen, ferner ein altes Kudu Hanne und eine Antilope ellipsiprymnus, aber mit dem Schluß des Monats mußte ich diese herrlichen Jagdplätze auf Panda's Geheiß verlassen. Am Umsiatus tödtete ich einen Tiger und mehrere Rututböcke, und als ich endlich am Umlalaas angekommen war, glückte es mir die in der Capcolonie allgemein bekannte Seebohne zu finden, die man oft genug an das Meeresufer angetrieben findet, und von der man allgemein glaubt, daß sie in der Tiefe des Meeres wachse. Sie kommt hier in den dunkeln und morastigen, von Rhizophoren und Feigenbäumen hauptsächlich gebildeten Walddicklichten an den Flußufern vor, und ihre ungeheuren spiralförmigen Ranken schießen aus einem oft zwei Fuß im Durchmesser haltenden Stamm in einer Länge von 250 Fuß nach allen Seiten hinaus schief aufwärts, bis sie die hohen Baumkronen und das Tageslicht erreichen, und hier die für die riesenhafte Frucht sehr feinen, gelbgrünen Blumen bilden. Die Frucht ist nämlich eine oft 4½ Fuß lange Schote, die bis zu 17 Bohnen enthält. Manchmal sank ich bis ans Knie zwischen den Baumwurzeln in den Schlamm, kletterte mit Mühe bis an die äußersten Spitzen der hohen Bäume hinauf, und frei hin und her schwankend erreichte ich endlich Blumen und Frucht. Gehört nicht diese gewiß auch aus andern Strichen Afrika's bekannte Pflanze zu den längsten, die aus Einer Wurzel aufschießen? Der Durchmesser des Umfangs, den sie einnehmen, ist oft 500 Fuß, und denkt man sich vollends die spiralförmigen Ranken gerade ausgestreckt, so mag man wohl eine Länge von 1000 Fuß erhalten, die gewiß von wenigen Pflanzen erreicht wird.

Als ich an den Tugele zurückgekommen war, fand ich diesen bedeutendsten unter allen Flüssen, welche ich zu passiren hatte, so angeschwollen durch heftige Gewitterregen, daß an eine Ueberfahrt nicht zu denken war. Fast drei Wochen hielt ich mich hier auf, ohne viel ausrichten zu können, und kam jeden Morgen ans Ufer, fand aber den Fluß an einem Tage um einige Fuß gefallen, am andern wieder so hoch wie vorher. Vergebens sandte ich trübe Blicke hinüber auf das andere Ufer. Um diese Zeit in der Nacht des 21 Nov. gerieth ich wiederum in große Lebensgefahr. Ich ging in meinem Wagen zur Ruhe, während der südöstliche Horizont unaufhörlich von Blitzen erleuchtet wurde und hie und da bereits ferne dumpfe Donnerschläge ertönten. Nach einem kurzen Schlummer wurde ich von einem krachenden Donnerschlag, dem ein heftiger Sturz-

Digitized by Google

regen folgte, aufgeweckt, und kurz darauf schlug der Blitz am Wagen nieder, um den wie gewöhnlich meine Ochsen gebunden standen, hinter denen meine zwei Kaffern mit den Hunden am Feuer schliefen. Für einen Augenblick war ich halb bewußtlos, wurde aber aus meiner Betäubung bald durch den Nothruf meines einen Kaffers geweckt. Ungeachtet des heftigen Regens und des tosenden Sturmes war es mir nicht möglich mich anzukleiden; ich warf deßhalb nur meine Kautschukkappe über die Achsel und eilte zu dem Hülferufenden hin. Hier fand ich ein entsetzliches Schauspiel, welches durch das halb erloschene Feuer und die nunmehr schwächer gewordenen Blitze nur undeutlich aufgehellt wurde. Mein einer Kaffer, ein Knabe, lag wie todt da, und der andere erwachsene schrie unaufhörlich, unvermögend sich von der Stelle zu bewegen, doch mit seiner Assagaie bewaffnet, die er drohend zu seiner Vertheidigung empordob; neben ihnen lagen die beiden Hunde getödtet, der größere Theil der Ochsen lag gleichfalls wie todt umher. Mit Ausnahme von zweien kamen indeß diese wieder zum Leben, auch meine zwei Kaffern kamen zu meiner großen Freude wieder zu sich, obwohl der eine auf dem einen Ohre taub geworden war. Bisher hatte ich täglich mich aus einem benachbarten Amazulu-Kraal gegen Glasperlen mit einer genügenden Menge Milch versehen, das man mir in Kalebassen und in Thonkrügen brachte, aber seit dieser Unglücksfall unter ihnen bekannt wurde, wollten sie nicht das Geringste mehr mit uns zu thun haben, auch nichts mehr von uns annehmen, aus Furcht, der Blitz möchte sie dann auch verfolgen. Glücklicherweise sank das Wasser des Flusses in den nächsten Tagen, so daß ich übersetzen konnte; sonst hätten wir hier noch verhungern können, denn mein Proviant hatte sich in der langen Zeit beinahe erschöpft, und Wild war hier selten. Am Ende November kam ich wieder in Port Natal an.

Am 16 Dec. begab ich mich aufs neue nach dem Umwoti-Fluß, um wo möglich Skelette von den Riesen der Thierwelt, Elephanten, Flußpferden und Büffeln zu erhalten. Am Neujahrstage waren Delegorgue, der sich jetzt gleichfalls eingefunden hatte, und ich wohl die einzigen, welche einen jungen Elephantenrüssel und Füße schmausten, die ganz vortrefflich schmeckten. Willem erlegte hier abermals drei Elephanten, da sie aber nicht völlig ausgewachsen waren, wollte ich sie nicht präpariren, und erhielt deßhalb nichts von diesen Thieren als die Zähne; dagegen präparirte ich zwei Büffel und ein Flußpferd-Skelett, und kehrte dann gegen Ende Aprils nach Port Natal zurück. Ich bereite mich nun zu einem neuen Zug ins Innere des Landes vor und zwar wie früher in der Richtung gegen den Makkalis-Berg. Delegorgue ist bereits vor mir dahin gegangen. Nach meiner Rückkehr will ich noch versuchen hier in der Umgegend von Port Natal einen Elephanten zu erhalten, und dann freudig meinen Weg wieder nach der Heimath nehmen.

In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Reisen und Länderbeschreibungen,

26ste Lieferung.

Auch unter dem besondern Titel:

Reise durch Rußland
nach dem kaukasischen Isthmus

in den Jahren 1836, 1837 und 1838.

Von **Karl Koch.**

Zweiter Band.

Gr. 8. broschirt. Preis 4 fl. 48 kr. oder 2 Rthlr. 20 gGr.

Inhalt. Reise über den Kaukasus. — Reise durch Karthli und Ossien. — Ossien und seine Bewohner. — Die Ossen und ihre Gebräuche. — Reise durch Radscha und Imerien nach Kutais. — Beschreibung Imeriens und seiner Hauptstadt Kutais mit den nächsten Umgebungen. — Reise nach Mingrelien und Letschkum. — Reise längs der Meeresküste und durch Gurien zurück nach Kutais. — Rückreise nach Tiflis. — Beschreibung von Gensien. — Beschreibung des grusischen Volkes. — Tiflis und seine wichtigsten Umgebungen. — Ausflüge in die Umgebungen von Tiflis. — Reise durch Grusisch-Armenien nach Ani. — Beschreibung von Humri und Ausflüge nach Ani und Abotz. — Reise durch Russisch-Armenien nach Kulp. — Meine Krankheit und Rückreise über Daratschitschagk nach Tiflis. — Aufenthalt in Tiflis. — Reise durch Kachien und Beschreibung Dagestans. — Rückreise bis Stauropol. — Reise längs der Nordküste des Afoff'schen und schwarzen Meeres. — Odessa; Rückreise.

Stuttgart und Tübingen. 1844. J. G. Cotta'scher Verlag.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 39.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

8 Februar 1844.

Dschennat und Boka.

(Schluß.)

Die ungeheure Ebene, auf der die Russen standen, war links mit einem dichten Fichtenwald umsaumt, vorn standen einige Häuschen der Urus-Martani, rechts waren wellenförmige Erhöhungen. Ueber einem der Häuschen wehte eine weiße Flagge — hier war der Fürst. Das Häuschen war völlig leer, die Wände nicht einmal mit den ärmlichen Bildern geziert, die der Tschetsche so gern darin aufhängt; alles war fortgeschafft in den Wald, und von den alten Bewohnern des Häuschens niemand übrig als Hahn und Henne und eine graue Katze, die das Dach nicht verlassen wollte, unter dem sie herangewachsen war. Das Häuschen war klein, und als die Aeltesten sich hier um den Fürsten sammelten, lud er sie ein sich im Hofe auf ihre Filzmäntel niederzulassen.

„Morgen bleiben wir hier," redete er sie an, „denn die Feinde werden sich nicht rühren, übermorgen aber geht es zum Kampf. Ich habe sichere Nachrichten, daß die Russen nach Giretei kommen wollen. Den Weg, der dahin führt, wollen wir nicht besetzen. Du Guba, gehst in meinen Aul und mußt dort den Feind erwarten; du Duglas und du Abdel-Kader, Ihr zieht euch links und rechts am Waldsaum hin, so daß die Russen zwischen euch durchziehen müssen; ich will mich ihnen von vorn entgegenstellen; niemand darf schießen außer meine Reiter, und ihr andern wartet, bis Guba und ich sie euch entgegentreiben." Sie versprachen seine Befehle zu erfüllen, und nur Guba verlangte, sich auf einen Augenblick entfernen zu dürfen. Boka wollte es nicht gestatten, aber Guba flüsterte ihm zu, er habe in Boka's Hause einige Papiere zurückgelassen. Dabei winkte er Boka mit den Augen; dieser verstand ihn, und sagte: „so gehe und kehre möglichst schnell zurück."

Guba hatte aber ein wichtiges Geschäft vor.

Der Aul war verödet; alles was nur immer die Waffen führen konnte, war ausgezogen, bloß Weiber, kleine Kinder und einige alte Leute, die kaum sich selbst schleppen konnten, waren zurückgeblieben. Dschennat saß auf dem Dach ihres Hauses mit einer weiblichen Arbeit beschäftigt, und ihr Kind lag neben ihr in der Wiege. Vor ihr stand eine Schale mit dem merkwürdigen Schurrageträuk, und auf einem Teller lagen rothe Stücke von einem gekochten Kürbis. Dschennat nahm von beiden hie und da etwas, um ihre kleine Rebi damit zu füttern.

Das Wetter war schön, die Umgegend reizend; Boka's Haus erhob sich über den ganzen Aul, so daß man von dem Dach eine herrliche Aussicht genoß. Es war um die fünfte Stunde und die Sonne stand noch ziemlich hoch am Himmel. Auf einmal hörte Dschennat ihren Namen rufen, und da sie glaubte, es sey eine Frau, so rief sie hinunter, man möchte nur heraufkommen zu ihr auf das Dach, und setzte ihre Arbeit fort. Guba stieg herauf und Dschennat fragte ganz erstaunt: „wie du, Guba? hier? bist du nicht mit der Schaar ausgezogen?"

„Allerdings, aber der Fürst bat mich hieher zu gehen und einige Papiere zu holen, die er niemand anderem anvertrauen wollte. Weißt du, was dieß für Papiere sind?"

„Nein, Kunach, ich weiß nur von dem Koran und einigen heiligen Gebeten, welche Boka aufschried; die liegen wohl in dem Koran. Willst du sie holen?"

„Warte ein wenig, ich bin müde."

„Ah, Kunach, hier ist Schurra, trink' und setze dich dort auf jenes Kissen, ich will sogleich hinabgehen und dir etwas zubereiten lassen."

„Es ist nicht nöthig, ich bin nicht hungrig, . . . überdieß habe ich dir eine schlimme Nachricht zu geben!"

„Was? wieder geschlagen? Ich habe doch die großen Gewehre (die Kanonen) noch nicht gehört."

„Nein, nicht geschlagen; etwas schlimmeres . . ."

„Etwas schlimmeres? Was ist das?"

„Wirst du die Nachricht ertragen, arme Dschennat?"

„Du kennst mich so gut wie Boka, sprich!"

„Osu ist bei den Russen!" Dschennat erbleichte.

„Wie? bei den Russen? Sein Vater hat ihn ja zu dir gesendet; ich sah und hörte es selbst."

Digitized by Google

„Ja, aber heute befindet er sich, und zwar auf Befehl des Fürsten, seines Vaters, im russischen Lager.“

Augenblicklich wurde Dschennat ruhiger, sie glaubte, Guba lüge. „Du glaubst mir nicht,“ fuhr er fort, „und meinst, ich hätte Thorheiten am Wege aufgelesen? . . . Nein — nicht zur guten Stunde haben wir Boka gewählt. Ohne einen seltsamen Zufall wäre unsere Heimath zernichtet, wie jene Wolke, die der Wind auseinanderreißt, — aber Gott und seinem Propheten sey's gedankt, der Verrath ist entdeckt . . . und warum hat er mich zum Werkzeug gewählt, mich, der ihn so achtete und liebte?“

Guba sprach mit so tief überzeugender Stimme und schien so von Kummer ergriffen, daß Dschennat abermals erbleichte. „Aber was ist es denn, Guba? Verrath? Von wem? Und Osu?“

„Ist auf seinen Befehl an die Russen übergeben worden.“

Dschennat richtete sich ihrer ganzen Länge nach auf und sagte mit dem Tone der vollsten Ueberzeugung: „Du lügst!“

„O, unglückliche Dschennat, auch ich glaubte ihm, wie du. Da lies, hier sind die Briefe von seiner Hand an den General und dessen Antworten.“

Er übergab ihr die Briefe; sie las, wurde bald roth, bald bleich; die Finger, mit denen sie die Papiere hielt, zitterten, und die Blatter fielen ihr endlich aus der Hand. Sie ließ den Kopf auf die Brust sinken und ein grauenvolles Schweigen erfolgte. Guba blickte sie scharf an, er hatte sich nicht in ihr getäuscht, sie überlebte den ersten Schlag. Wo möglich haßte er jetzt Boka, der ihm dieß Weib geraubt hatte, noch mehr, als sie jetzt vor ihm stand wie eine Göttin, nicht an Schönheit, sondern an Seelenstärke. „Dschennat, Dschennat,“ rief er, „traure nicht so, er ist es nicht werth.“

Ohne den Kopf aufzurichten, fragte sie nochmals mit zitternder Stimme: „Und Osu?“

„Auf seinen Befehl fortgeführt. Auf dem Wege erwarteten ihn zwei Reiter, bemächtigten sich seiner und nahmen ihn fort.“

„Wann hast du es erfahren?“

„Erst heute.“

„Und du hast ihn nicht ermordet?“

„Es war nicht möglich. Ich wollte mit dir sprechen.“

„Mit mir?... Ja du hast Recht. Ich muß ihn tödten ... sage mir nur wann und wie?“

„Morgen muß er fallen, wenn nicht der Feind eindringen soll . . . Hier ist Gift. Morgen sind wir dort im Walde, bringe ihm gesalzene Speisen zum Abendessen, . . . er wird trinken, dann gib ihm das Gift vor dem Morgenroth.“ Sie nahm es, steckte es in die Tasche und sagte: „Jetzt leb wohl!“ Guba war schon lange fortgegangen, und sie saß immer noch stumm da; endlich sank sie kraftlos nieder und blieb geraume Zeit regungslos liegen. Als sie erwachte, stand der Mond hoch am Himmel und übergoß mit seinem Silberlichte Berge und Wälder. Das Kind schrie. Sie stand auf, küßte es heftig und trug es sorgsam hinab.

Wenn Dschennat bis jetzt nicht gezeigt hatte, daß das kochende Blut asiatischer Rauber in ihren Adern rolle, so flammte es jetzt auf in seiner ganzen Wildheit. Der Schlag war allerdings furchtbar; als Frau hatte sie Boka längst aufgegeben wegen seines Leichtsinns und seines Unbestands, aber daß sie, die noch in seinem Ruhm gelebt hatte, ihn jetzt auch noch als Verräther und Räuber ihres Kindes sehen sollte, das war zu viel.

Mit Tagesanbruch brach das russische Corps auf; obgleich die Entfernung von Urus-Martani bis zum Gicha-Wald *) nur gering ist, so zogen sie doch sehr langsam, da sie erst gegen Nacht an Ort und Stelle einzutreffen gedachten. Die Tschetschen waren vertheilt wie der Fürst es angeordnet, Guba voran, die Abtheilungen von Duglas und Abdelkader rechts und links an der Straße; Guba aber hatte es so angeordnet, daß der Kampf erst gegen Morgen beginnen konnte, und Boka sollte vorher sterben. Seine eigenen Leute haßten ihn so gut wie das übrige Volk, selbst seine Muruden (Leibwache) kannten seine Plane, beschlossen ihn seinem Schicksal zu überlassen und entfernten sich heimlich. Er war allein, keine Hand und keine Stimme erhob sich seinen Fall zu verhindern.

Die Nacht war dunkel, weder Mond noch Sterne leuchteten, schwere Gewitterwolken zogen am Himmel hin. Im Walde, einige hundert Schritte von der Wendung des Weges, saß Boka am Fuß einer Eiche; ungeduldig erwartete er den ersten Schimmer der Morgenröthe und zählte die Minuten. Die Hitze war drückend, und Boka trank nicht, er verschlang das Wasser. In weitem Kreise um ihn schlief alles, nur Dschennat saß in der Nähe; auch sie war etwas eingeschlummert, und ihre schwarzen Haare deckten wie ein Netz die schönen bleichen Züge. Boka rief nach Wasser. Dschennat stand auf, nahm ein großes kupfernes Gefäß über die Schulter und verschwand. Nach einigen Minuten kam sie wieder, und ehe sie ihm das Wasser reichte, fragte sie nach Osu; er gab ihr eine unbefriedigende Antwort. Da reichte sie ihm den Becher, er trank, und Dschennat wandte sich ab, bleich wie Wachs, nur ihre Augen flammten. Duglas und Guba näherten sich jetzt dem Fürsten, der bald schwer zu athmen begann und flüsterten einander zu. Die Gruppe war seltsam und grauenhaft.

„Stehe auf, Fürst,“ begann jetzt Guba, indem er ihn an der Hand schüttelte, „es ist lange Zeit!“ Der Fürst sprang auf; er sah verstört im Kreise umher und sein Blick haftete fragend auf Guba.

In diesem Augenblick vernahm man einen Kanonenschuß, das mit den Russen verabredete Zeichen, und alsbald ertönte auch Gewehrfeuer. Als Boka hörte, daß der Kampf an einer Stelle entbrannt sey, wo auch nicht eine Kugel pfeifen sollte, blickte er stolz umher und sagte mit verächtlichem Lächeln: „Ist das Verrath? Guba!“

*) So nennen die Russen diesen Wald, der Giretel umgibt.

Digitized by Google

„Ja, Boka, das iſt Verrath, und du biſt der Verräther!“

„Ha, Elender, . . du glaubſt . . .“ Jetzt begriff er den ganzen hölliſchen Anſchlag, er wollte auf ſie losſtürzen, aber ſeine Kräfte verſagten ihm, er ſank nieder, kraftlos, ſterbend. Dſchennat trat zu ihm: „Ja Boka, du biſt ein Niederträchtiger, du haſt ſtets gelogen, ... ich habe dich geſtraft: du biſt vergiftet, und ſtirbſt wie ein Hund!..“ Er konnte nicht ſprechen, aber der Blick, mit dem er der wegeilenden Dſchennat folgte, drückte das tiefſte Leiden aus. Noch einige Convulſionen, ein Stöhnen, und Boka war verſchieden.

Jetzt kam die Reihe an Duglas; er fiel unter einem Dolchſtoße Guda's, der einen gefangenen Ruſſen der Thal beſchuldigte. Niemand war mehr übrig, der Guda den Fürſtenrang ſtreitig machen konnte, und die Wahl fiel auf ihn. Sein Zweck war erreicht. Dſchennat verfiel in Trübſinn, und nur die Pflege ihres Kindes vermochte ſie zuweilen herauszureißen. Niemand beſuchte ſie; Marſy-Bek allein hatte noch einen ſchwachen Einfluß auf ſie, und ſprach ihr zuweilen Troſt ein. Lange indeß konnte dieſer Lebensfaden nicht mehr halten.

Eine Räuberſchaar zog in einer finſtern Nacht auf eine Stanitza los, und war nur noch fünf Werſte davon entfernt. Plötzlich hielt ſie, die eine Hälfte ſtieg vom Pferde und blieb zurück, die andere Hälfte zog weiter. Der Regen fing an in ſtarken Tropfen zu fallen, da gab der Vortrab das Signal durch einen dreimaligen Wachteiſchlag. Jeder hielt den Athem an und horchte, das Gewehr unter dem rechten Arm in Bereitſchaft. Aber der Verſuch kam den Räubern theuer zu ſtehen, 150 Koſaken ſprengten heran, Guda und ein ihn begleitender Murude rufen die übrigen herbei; die Säbel klirren, nur einzelne Schüſſe fallen, aber einer derſelben hat den Muruden an Guda's Seite leblos hingeſtreckt; er fiel ohne einen Schrei, ohne einen Seufzer. Guda ſah ihn ſterben und zitterte, was man nie an ihm geſehen hatte. Wüthend hieb er ein auf die Ruſſen, und trieb ſie zurück.

Unter einem Baum im Graſe lag die Leiche und Guda ſaß neben ihr, rings herum im Kreiſe ſein Gefolge; ſchön war das Geſicht des Todten, man riß das Kleid auseinander, um nach der Wunde zu ſehen, ein weiblicher Buſen kam zum Vorſchein, — es war Dſchennat. Guda ſaß finſter am Boden, und die Tſchetſchen ſtanden ſchweigend um ihn her. Der Molla ſprach ein Gebet; dann hob man die Leiche auf und führte ſie nach Giretei. Hier erzählte der Fürſt, daß Dſchennat ihm auf dem Wege entgegen getreten und ihm geſagt habe, daß ſie bald ſterben müſſe. Zuweilen drang Blut aus ihrem Munde und ſie bat ihn um Erlaubniß, die erſte im Kampfe zu ſeyn; wer konnte ihr den Wunſch abſchlagen zu ſterben!“

Von dieſer Begebenheit her heißt der Wald um Giretei bei den Tſchetſchen „Boka-wina-chonach“ (Boka's Mordwald). Wenn ein Tſchetſche dieſe Begebenheit erzählt, ſo ſetzt er ſtets hinzu, Dſchennat ſey eine thörichte Frau geweſen, welche ſich in Dinge gemiſcht, die Weiber nichts angehen.

Skizzen aus Oberitalien.

Venedig.

Mit der ſinkenden Sonne näherten wir uns der Königin der Städte. Endlich waren wir angelandet. Wir fuhren durch den Canale reale ein, bekamen auf dem Paßbureau, wo wir halten mußten, ſtatt des uns abgenommenen Paſſes einen Interimsſchein, der aber auf uns eigentlich nur ſehr unbeſtimmt lautete, wenigſtens für tauſend andere eben ſo gut hätte gültig ſeyn können. Den Herren Italienern nämlich waren unſere fremden Namen ſehr unbequem, ſie ſchreiben daher in höchſt naiver Weiſe nur unſere Vornamen auf den Interimsſchein, und ſo mußte ich denn nun wohl oder übel als Signore Rodoiſa paſſiren, mein Reiſegefährte aber als Signore Alfredo.

Es waren uns verſchiedene Gaſthäuſer empfohlen worden. Trotz der mehrfachen Warnungen, in Italien deutſche Gaſthäuſer zu wählen, nahm ich in Venedig doch ein ſolches, und bereue bis auf die heutige Stunde noch nicht, es gethan zu haben. Wir ließen uns nach der „Stadt Laibach“ (citta Lubiana) fahren, und fanden bei den biedern Oeſtereichern eine faſt herzliche Aufnahme. Es prägt ſich bei dem guten alten Ehepaare die Gemüthlichkeit ſo in jede Weiſe aus, daß man dadurch für kleine Schattenſeiten dieſes Gaſthofes reichlich entſchädigt wird. Da außerdem die Lage deſſelben ſehr günſtig in der Nähe des Marcusplatzes iſt, die Preiſe der Zimmer niedrig ſind, ſo iſt die Citta Lubiana denen ſehr zu empfehlen, die in Venedig einen längeren Aufenthalt zu nehmen gedenken, wohlfeil zu leben wünſchen und keine zu großen Anforderungen ſtellen.

Es wäre Verrath an uns ſelbſt geweſen, wenn wir nicht noch den Abend für Venedig verwendet hätten. Schon die erſten Schritte, die wir aus dem Hauſe thaten, zeigten, daß wir in einer andern Welt waren. Wir gingen zwar nach dem Marcusplatz und gondelten nicht dahin, aber in was für Straßen gingen wir! Straßen hat Venedig allerdings, und es iſt eine ganz irrige Vorſtellung, wenn man meint, die Häuſer ſtänden daſelbſt alle ſo im Waſſer, daß man außer dem Marcusplatze keinen Schritt gehen könne, ſondern überall gondeln müſſe. Das Wahre an der Sache iſt dieß, daß die Fronte der Häuſer dem Waſſer zugekehrt iſt, dort auch den Haupteingang hat, daß die Rückſeite aber, oder wenn Höfe da ſind, das Hinterhaus einen Aus- und Eingang nach der Straße zu, oder vielmehr nach dem Gäßchen hat. Denn die Straßen haben meiſtens nur eine Breite, daß man mit ausgebreiteten Armen die gegenüberſtehenden Häuſer erreichen kann, ſelten nur ſind ſie einige Fuß breiter. Damit ſollte man meinen, es wären lauter Frankfurter Judengaſſen. Doch dem iſt nicht ſo. Die große Reinlichkeit dieſer quadergepflaſterten Gäßchen, die Leichtigkeit der Luft, die Klarheit des Himmels laſſen dem Gefühl des Beengtſeyns nicht Raum, von dem man ſonſt immer in ſo engen Straßen befallen iſt.

In dieſen Straßen iſt überall ein reges Leben. Ueberall offene Läden, offene Handwerkſtätten, Käufer, Verkäufer, herumziehende Männer und Weiber, bald Früchte, bald Waſſer, bald andere Erquickungen für geringe Kupfermünzen ausbietend, alles mit italieniſcher Lebhaftigkeit, ſchneller und ausdrucksvoller Geſticulation, lauten, ja überlauten und in den ſo engen Räumen weit tönenden Stimmen. Wenn nun Abends die Läden noch erleuchtet ſind, ſo erhalten die Straßen ein noch viel helleres Licht, als dieß in breiten Straßen anderer Städte durch die zahlreichſten Gasflammen möglich wird. Die Lebendigkeit iſt Abends

Digitized by Google

aber faſt noch größer als bei Tage, ſo daß dieſe Seite von Venedig durchaus nicht ohnen läßt, man befinde ſich in einer Stadt, deren Blüthe längſt dahin iſt.

Wir traten auf den Marcusplatz, dieſem ewigen, dieſem einzigen Platz. Man kann Vergleichungen mit ihm anſtellen, ſie geben alle etwas von ihm, aber er bleibt doch der einzige. Am meiſten erinnert er an das Palais royal durch ſeine uniformirenden Arkaden und durch die Art, wie dieſelben und die vor ihnen befindlichen Räume des ganzen Platzes von den Beſuchern der dortigen Kaffeehäuſer benutzt werden. Der ganze Platz iſt, wie die früher ſogenannten Herrenplätze, prächtig mit großen Quadern belegt. Einige dieſer Quadern ſind Marmor, keineswegs aber alle aber die Mehrzahl, wie von einigen phantaſiereichen Reiſenden behauptet worden.

Die den Platz auf den beiden Hauptſeiten begränzenden impoſanten Gebäude haben ihre Namen alte und neue Procuratien von ihren breiten Arkaden, durch deren Erbauung die ſtolzen Herren von Venedig ihre Sorge für die Bequemlichkeit der Bewohner bei heißer Sonnengluth und ſchlechtem Wetter zu erkennen geben wollten. In älteſten Zeiten gab es noch andere Procuratien, in der Nähe der älteſten Kirche der Stadt St. Jakob. Man ſieht ſie noch, ſie ſind aber ganz roh. Der Marcusplatz iſt mit Recht das Herz von Venedig genannt worden. Von allem Großen, was geſchehen, iſt der Marcusplatz mit der ſich daran anſchließenden Piazzetta Zeuge geweſen. Er war und iſt noch immer der Sammelpunkt der ſchönen Welt, aller Müßiggänger, aller Geſchäftsleute, er ruft zum Ernſt des Lebens, ſo wie zur Erholung von dieſem Ernſt. Ohne San Marco wäre Venedig nie geworden, was es geweſen.

Als wir den Platz betraten (Abends gegen 9 Uhr) war er belebt als ob ein Feſt wäre. Alle Kaffeehäuſer deſſelben, und ſie ſind in ſehr großer Anzahl vorhanden, die italieniſchen, das franzöſiſche, das deutſche (cafe militare), das türkiſche ſowohl im Innern, als beſonders auf den zu den Kaffeehäuſern gehörenden Theilen des Platzes vor und unter den Procuratien großentheils beſetzt. Auf der Mitte des Platzes ertönte eine große militäriſche Inſtrumentalmuſik; während der Pauſen hörte man hier ein Sängerpaar, dort einen einzelnen Sänger, weiter eine einzelne Sängerin; hier erſchien ein ſchöner Verkäufer mit ſchlechten Toilettenſtücken, aber lockenden Etiquetten, dort ein anderer mit Confituren, hier ein dritter mit Morgenſchuhen von beſtechendem Anſehen für einen unglaublich geringen Preis, dort ein vierter mit Obſt, verzuckerten Aprikoſen u. dgl. So war eine ununterbrochene Abwechslung der Scenerie, und ich konnte begreifen, wie es Leute gibt, Fremde und Einheimiſche, die Jahr aus Jahr ein alle Abende hier einige Stunden zubringen und im Anſchauen dieſes Getreibes ihren Genuß finden.

Was mich dabei am angenehmſten berührte, war, daß jede der erwähnten muſikaliſchen Aufführungen große Aufmerkſamkeit erhielt. Es iſt eine allgemeine Annahme, in Deutſchland ſey viel muſikaliſcher Sinn. Das iſt auch unzweifelhaft wahr. In Italien iſt aber im allgemeinen mehr Kunſtſinn, und zwar in allen Claſſen der Geſellſchaft, namentlich in den niedern. Der Künſtler, beſonders der ausübende, nimmt daher eine höhere Stellung ein, als dieß bei uns der Fall zu ſeyn pflegt. Und dieß überträgt ſich ſelbſt auf ſolche Perſonen, die ſich nur eine gewiſſe Fertigkeit im Techniſchen und Handwerksmäßigen irgend eines Kunſtzweiges erworben haben. — Die Sänger und Sängerinnen, die ich, und zwar zu verſchiedenenmalen, auf dem Marcusplatze gehört habe, gehörten nun aber durchaus nicht der Claſſe der ſogenannten Bänkelſänger an, ſondern verriethen wirklich muſikaliſche Bildung, und wurden auch überall mit Achtung behandelt. Eine Altiſtin zeichnete ſich vorzüglich ſowohl durch den Ausdruck ihres Vortrages, als durch den Umfang und die außerordentliche Kraft ihrer Stimme aus. Als ſie die große Bravourarie aus Mantrechi und Capuletti ſang: „Wer Romeo's Rächerarmen ſoll kein Gott dich nun beſchützen“ u. ſ. w., tönte ſie über den ganzen Platz hin, alles drängte ſich um ſie herum, und es wurde in ihrer Nähe ſtiller, als es ſehr häufig in italieniſchen Theatern iſt.

Die Zahl der Kaffeehäuſer auf dem Marcusplatze iſt, wie ich ſchon ſagte, ſehr groß. Für die bedeutendſten fremden Nationen, mit denen Venedig zu thun hat, haben ſich eigene etablirt, die natürlich auch von jedem andern beſucht werden können und auch beſucht werden. Das verhältnißmäßig theuerſte iſt das franzöſiſche (café Florian), man hat aber auch Grund, mit dem fürs Geld Dargebotenen ſehr zufrieden zu ſeyn. Die Deutſchen ſind meiſt im Cafe militare (imperiales), doch ſind ſie darauf nicht beſchränkt. Die Türken und Griechen ſitzen im türkiſchen Kaffeehauſe ſehr friedlich nebeneinander, und paradiren alle Abende mit ihrer ſehr ſauber gehaltenen Nationaltracht. Sie geben durch ihre abſtechende orientaliſche Kleidung dem Gemälde einen eigenthümlichen Reiz. Ich bin während meines Aufenthalts in Venedig täglich auf einige Zeit im türkiſchen Caſe geweſen, und habe, da mir für jetzt der weitere Oſten verſchloſſen war, in Beobachtung dieſer Perſönlichkeiten und ihres in den Geſichtszügen durchgängig ſcharf ausgeprägten Charakters einen immer wiederkehrenden Genuß gefunden.

Mein Stern war mir günſtig, ich ſah den Marcusplatz auch bei Mondſcheinbeleuchtung. Unbeſchreiblich iſt der Eindruck, den man hat, wenn man um die Procuratien herumbiegt und nun die Piazzetta mit den beiden mächtigen berühmten Marmorſäulen, zur Seite den alten impoſanten Dogenpalaſt vom herrlichſten Mond beleuchtet vor ſich ſieht; die Piazzetta beſpült von dem mit Gondeln bedeckten Canale grande und drüben die Giudecca mit der prächtigen Kirche Santo Maria della Salute.

(Fortſetzung folgt.)

Miscellen.

Merkwürdige Wirkung eines Blitzes. Das Athenäum vom 20 Jan. erzählt nach Jamesons Philosophical Journal folgenden Fall, der vielleicht einzig in ſeiner Art iſt. Während eines heftigen Gewitters wurde ein nach Mildyell in den Shetland-Inſeln gehöriges Fiſcherboot vom Blitze getroffen. Derſelbe fuhr am Maſt herunter, zerſplitterte dieſen und ſchmolz eine Uhr in der Taſche eines Mannes, der nahe am Maſt ſtand, ohne den Mann ſelbſt zu beſchädigen. Nicht nur der Mann ſelbſt blieb unbeſchädigt, ſondern ſelbſt ſeine Kleider, und er merkte nicht eher was vorgefallen, bis er ſeine Uhr herausziehen wollte, und fand, daß ſie in Eine Maſſe zuſammengeſchmolzen ſey.

Theebau auf Mauritius. Ein Privatmann, Namens Jaanet, hat einen ſehr glücklichen Verſuch mit dem Anbau der Theepflanze gemacht. Jetzt will ihn die Regierung unterſtützen, und man hat chineſiſche Arbeiter auf ihre Koſten gemiethet, die ihn bei dem feinern Anbau unterſtützen ſollen. (Lit. Gaz. vom 20 Jan.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 40.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

9 Februar 1844.

Hrn Violets Fahrten und Abenteuer.

Vierter Zug.

Während meiner langen Abwesenheit und Gefangenschaft unter den Arrapahos hatte ich oft über die großen Vortheile nachgedacht, welche eine Vereinigung sämmtlicher Schoschonenstämme zu Einem Bunde gewähren würde, und jemehr ich darüber nachdachte, desto mehr faßte ich den Entschluß, wenn ich je in die Niederlassung zurückkäme, den Häuptlingen im Rathe den Vorschlag zu machen. Die Zahl der Stämme war wie folgt: die Schoschonen beliefen sich auf etwa 60,000, abgesehen von den Bergstämmen, welche man zu weiteren 10,000 anschlagen konnte, die Apatschen etwa 40,000, die Arrapahos ungefähr 20,000, die Comantschen und die von ihnen entsprossenen Stämme zum mindesten 60,000. Alle sprachen dieselbe Sprache, hatten dieselbe Religionsform, dieselben Sitten und Gewohnheiten, und die Sache schien mir völlig ausführbar. Die Arrapahos waren der einzige Stamm, mit dem wir gewöhnlich in Streit waren, sie hatten sich indeß weit später als die andern Stämme von den Schoschonen getrennt, und waren deßhalb noch mehr Schoschonen geblieben als die Apatschen und Comantschen.

Kurz nach meiner Rückkehr bot ich alle Häuptlinge unserer Nation zusammen zu einem großen Rathe, und im August 1839 waren alle außerhalb der Mauern der Niederlassung versammelt. Nach den gewöhnlichen Ceremonien redete ich sie also an: „Schoschonen, tapfere Kinder der großen Schlange! Mein Wunsch ist euch glücklich, reich und mächtig zu sehen. Am Tage denk ich daran und in meinem Schlafe träume ich davon. Endlich hatte ich große Gedanken, Gedanken, welche von Manitu kommen. Hört jetzt die Worte Owato Wanischa's; er ist jung, sehr jung, seine Haut ist die eines bleichen Gesichts, aber sein Herz ist das eines Schoschonen. Als ihr euch weigertet, den Boden anzubauen, thatet ihr Recht, denn es war nicht in eurem Wesen, und des Menschen Wesen läßt sich nicht ändern. Doch verstandet ihr wohl die Mittel, welche einem großen Volke Kraft geben. Reichthum allein kann die Obermacht erhalten, welche die Tapferkeit errungen hat. Reichthum und Tapferkeit geben Stärke, Stärke, die nichts brechen kann, als der große Herr des Lebens. Die Schoschonen wußten dieß schon lange, sie sind tapfer, aber sie sind nicht reich, und wenn sie noch ihre Ueberlegenheit behaupten, so ist es, weil ihre Feinde geschreckt sind durch die Stärke und die Schlauheit ihrer Krieger. Aber um sich zu erhalten, werden die Schoschonen eines Tages genöthigt seyn, stets an ihren Gränzen zu schlafen, um die Feinde zurückzutreiben. Sie werden allzu beschäftigt seyn, um jagen und fischen zu können. Ihre Frauen und Kinder werden hungern. Selbst jetzt schon hat das Uebel begonnen. Im verflossenen Jahre konntet ihr weder fischen noch jagen. Sobald eure Tapfern auf den Jagdgründen angekommen waren, mußten sie wieder umkehren, um ihre Frauen zu vertheidigen und ihre Feinde zu strafen.

„Warum sollten nun die Schoschonen nicht solches Uebel abwehren können? warum sollten sie nicht reich werden? Sie wollen nicht Korn und Tabak pflanzen, und sie haben Recht, da andere Leute dieß für sie thun können; aber es gibt andere Mittel Stärke und Reichthum zu erlangen, die will ich meinen Stamm lehren. Die Schoschonen kämpfen gegen die Krähen, weil die Krähen Räuber sind, gegen die Flachköpfe, weil diese nach ihren Büffeln Begierde tragen, gegen die Umbiquas, weil diese Pferde stehlen. Wäre es nicht darum, die Kinder der großen Schlange würden nie kämpfen, ihre Wohnungen würden sich füllen mit Reichthum, und damit würden sie die Waaren der weißen Männer aus fernen Landern kaufen können. Diese weißen Männer kommen zu den Watschinangos (Mericanern), um die Haute ihrer Ochsen, die Wolle ihrer Schafe zu holen. Sie würden auch zu uns kommen, wenn wir ihnen irgend etwas anzubieten hätten. Wir wollen sie rufen, denn wir haben Tausende von Büffelhäuten, wir haben die Pelze des Bibers und der Otter; wir haben Kupfer genug in unsern Bergen und Gold in unsern Flüssen.

„Nun, hört mich. Wenn ein Schoschonenhauptling glaubt, daß die Krähen seine Wohnung anfallen wollen, so ruft er seine Kinder und seine Neffen zu sich. Eine Nation kann dasselbe thun. Die Schoschonen haben viele tapfere Kinder

Digitized by Google

in den Prairien des Südens, sie haben noch viele andere an den Gränzen der großen Messer. Alle diese denken und sprechen wie ihre Vorfahren; sie sind Ein Volk. Nun, wäre es nicht gut und weise, wenn alle diese tapfern Enkel und Urenkel statt der Krähen, Cayus und Umbiquas unsere Nachbarn und Verbündete wären? Gewiß. Wer würde wagen aus dem Norden zu kommen durch ein Land, das von den kriegerischen Comantschen bewohnt wäre, oder vom Süden und dem Ausgang der Sonne durch die Wigwams der Apatschen? Die Schoschonen würden dann mehr als 30,000 Krieger haben, sie würden das Land durchziehen vom Meere bis zu den Bergen und von dem Flusse des Roedens (Columbia) bis zu den Städten der Watschinangos. Wenn die weißen Männer kämen in ihren großen Schiffen als Handelsleute und Freunde, so würden wir sie gut empfangen; kämen sie als Feinde, so würden wir ihrer lachen und sie fortpeitschen wie Hunde. Das ist es, was ich den Schoschonen mittheilen wollte. Während meiner Abwesenheit habe ich die Apatschen und Comantschen gesehen. Beide sind große Völker. Laßt uns einige weise Männer hinsenden sie einzuladen, daß sie zurückkehren zu ihren Vätern; laßt unsere Häuptlinge ihnen Holz, Wasser und Land anbieten. Ich habe gesprochen."

So lange ich sprach, herrschte das tiefste Stillschweigen in der ganzen Versammlung, sobald ich mich aber niedersetzte, und zu rauchen begann, entstand eine allgemeine Bewegung, welche bewies, daß ich Eindruck gemacht hatte. Der alte große Häuptling stand jedoch auf und das Gemurmel schwieg. Er begann: „Owato Wanischa hat gesprochen; ich habe gehört. Es war ein seltsames Gesicht, ein schöner Traum. Mein Herz wurde wieder jung, mein Körper leichter und meine Augen schärfer. Aber ich kann die Zukunft nicht sehen; ich muß fasten und beten; ich muß den großen Meister des Lebens bitten, mir seine Weisheit zu leihen. Ich kenne die Comantschen; ich kenne die Apatschen und die Arrapahos. Sie sind unsere Kinder; ich weiß es, die Comantschen haben uns vor langer, langer Zeit verlassen, aber die Apatschen und Arrapahos haben noch die Jagdgründe, wo ihre Väter geboren wurden, nicht vergessen. Als ich noch ein junger Jäger war, kamen sie mit jedem Schnee zur Wohnung unseres Manitu, um ihre Geschenke darzubringen. Es geschah dieß lang, ehe irgend ein bleiches Gesicht die Berge überstiegen hatte. Seit der Zeit sind die Blätter der Eichen achtzigmal gewachsen und abgefallen. Sie sind unsere Kinder, und es wäre gut, wenn sie bei uns wären; sie würden unsere Jagd theilen, wir würden unsern Reichthum mit ihnen theilen. Dann würden wir stark seyn. Owato Wanischa hat wohl gesprochen; er hat viele Geheimnisse gelernt bei den Marota Conaga (Schwarzröcke, Priester) er ist verständig. Aber die Häupter der Rothhäute müssen Weisheit suchen von dem großen Meister. Er wird uns zeigen, was gut und was schlecht ist. Beim nächsten Mond wollen wir wieder zum Rath zusammenkommen. Ich habe gesprochen."

Alle Häuptlinge entfernten sich, um die Fasten und Ceremonien vorzubereiten, während Gabriel, Roche, mein alter Diener und ich unsere Maaßregeln verabredeten, um den Erfolg meines Unternehmens zu sichern. Meinen Diener schickte ich nach Monterey, Gabriel nach dem nächsten Dorfe der Apatschen, und da es nach indianischen Ansichten sich gebührte, daß ich während der Ceremonie entfernt seyn solle, um keinen Einfluß auf irgend einen Häuptling zu üben, so ging ich mit Roche nach der Schiffstation, um dort die Zeit bis zum neuen Monde zuzubringen.

An dem bestimmten Tage waren wir sämmtlich abermals versammelt auf dem Rathplatze an den Ufern des Ventura. Die Häuptlinge und Aeltesten des Stammes hatten eine ernste Miene angenommen, und selbst die Arzneimänner und die Hüter der heiligen Wohnungen waren erschienen in der Kleidung ihres Standes, um die Wichtigkeit der gegenwärtigen Verhandlung den Anwesenden recht anschaulich zu machen. Einer der Bewohner der heiligen Wohnungen erhob sich zuerst, machte ein Zeichen mit der Hand und sprach:

„Schoschonen, die Zeit ist jetzt gekommen, wo unser Volk sich erheben muß über alle andern, wie der Bergadler sich erhebt über die kleinen Vögel, oder zurücksinken und von dem Boden der Erde verschwinden wird. Wären wir so geblieben wie wir waren, ehe die bleichen Gesichter zuerst über die Berge zogen, wir hätten keine andere Hülfe nöthig gehabt, als ein Schoschonenherz und unsere scharfen Pfeile, um unsere Feinde zu tödten. Aber die bleichen Gesichter haben doppelte Herzen, so wie eine doppelte Zunge; sie sind Freunde oder Feinde, je nachdem ihr Durst nach Reichthum sie führt. Sie treiben Handel mit den Schoschonen, aber auch mit den Krähen und Umbiquas. Der junge Häuptling Owato Wanischa hat unserem Stamm einen neuen Weg vorgeschlagen. Er ist jung, aber er hat Weisheit empfangen von den schwarzen Röcken, welche die weisesten der Menschen sind. Ich so wie die Aeltesten und die Häuptlinge haben die Mittel vernommen, durch welche er seinen Zweck erreichen zu können glaubt; wir haben gefastet, wir haben gebetet zu dem Herrn des Lebens, daß er uns den Pfad zeige, dem wir folgen müssen. Schoschonen, wir leben in einer seltsamen Zeit. Unser großer Manitu befiehlt uns dem bleichen Gesichte zu gehorchen und ihm zu folgen zum Sieg oder zum Tode. Ich habe gesprochen. Der Hauptling von vielen Wintern wird jetzt seine Krieger und Freunde anreden!"

(Fortsetzung folgt.)

Wasservertheilung des Brunnens von Grenelle und Einwirkung der Erdbeben.

(Aus dem Constit. 13 Jan.)

Das Quartier St. Jacques in Paris, welches durch seine Höhe über der Seine verurtheilt schien, nie ein fließendes Wasser zu besitzen, ist gegenwärtig überflüssig damit versehen; bereits springen gegen zwanzig Brunnen, und in wenigen Monaten werden die höchsten Häuser sich mit Wasser aus dem Brunnen von Grenelle versorgen. Das Reservoir, welches auf der Höhe des Pantheonplatzes angebracht wurde, ist vollendet, aber die Verwaltung will erst im Monat April das

Waſſer hineinſtrömen laſſen, damit der Ueberzug, welcher es bedeckt, alle Härte erhalte, deren der Steinmörtel fähig iſt. — Die beiden Brücken- und Straßen-Ingenieure, welche mit der Vertheilung des Waſſers aus dem Brunnen von Grenelle beauftragt ſind, haben an dem neben dem Brunnen ſelbſt angebrachten Vertheilungsbaſſin eine ſinnreiche Vorrichtung angebracht, um augenblicklich die Waſſervertheilung zu hemmen, ſobald das Waſſer durch irgend einen Umſtand trübe würde. Sie beſteht aus einem ſo genau ins Gleichgewicht geſtellten Schöpfkeſſel, daß derſelbe ſchwankt, ſobald er Waſſer erhält, was ſpecifiſch ſchwerer als reines Waſſer iſt. Führt nun dieſes Waſſer eine größere Menge Sand mit ſich, ſo ſtürzt der Schöpfkeſſel um, und hiedurch kommt das Waſſer nicht in die Vertheilungsröhren. Dieſer Apparat hat ſchon zwei Zeitpunkte der Trübung des Waſſers in dem Brunnen von Grenelle angezeigt. Hr. Lefort hatte vermuthet, daß die erſtere in gewiſſer Verbindung mit dem Erdbeben ſtehe, das man im weſtlichen Frankreich geſühlt hatte, und dieſe Vermuthung wurde zur Gewißheit, als eine zweite Trübung am 25 December eintrat, der nur um zwei Tage ein Erdbeben voranging, welches man zu St. Malo, zu Cherbourg und auf mehrern andern Punkten der Bretagne bemerkt hatte. Die zitternde Bewegung des durch die Erdbeben erſchütterten Bodens zerſtörte die Uferwände des unterirdiſchen Fluſſes, welcher das ſpringende Waſſer nährt, und trübt die Reinheit. Dieſe Erſcheinung bemerkte man indeß auch früher ſchon bei mehrern Erdbeben.

Die Bevölkerung Petersburgs.

Nach den officiellen Bevölkerungsliſten (ſ. Nord. Biene, 8 Jan.) zählt Petersburg 443,360 Einwohner, darunter 292,791 männlichen und 150,569 weiblichen Geſchlechts, ein Verhältniß wie 2:1. Dieß große Mißverhältniß fällt nur zum geringen Theil auf das Militär, indem die Zahl der Unterofficiere und Gemeinen 59,461, die Zahl der Soldatenweiber 10,858 beträgt, zu welchen letztern noch faſt 8000 andere, auf Päſſe in Petersburg ſich aufhaltende Soldatenfrauen kommen. Am ſtärkſten iſt das Mißverhältniß bei Dienſtboten und Bauern. Von den erſtern finden ſich 37,562 männlichen und nur 18,759 weiblichen Geſchlechts, an Bauern 82,437 männlichen und nur 18,571 weiblichen Geſchlechts. Dieſe beiden Claſſen ergeben allein ſchon einen Ueberſchuß der Männer über die Weiber von 82,000, und nimmt man die 40 bis 50,000 unverheiratheten Soldaten und Officiere hinzu, ſo ergibt ſich ein Ueberſchuß von 120 bis 130,000. Hinſichtlich des Glaubensbekenntniſſes finden ſich in Petersburg 383,074 Mitglieder des ruſſiſchen Glaubensbekenntniſſes, 32,869 Reformirte und Lutheraner, 23,083 Katholiken. Kein anderes Religionsbekenntniß überſteigt die Zahl von 1000 Seelen, die Mahammedaner ausgenommen, welche 2214 betragen, wohl größtentheils Soldaten.

Skizzen aus Oberitalien.

Venedig.

(Fortſetzung.)

Auch bei Tage iſt der Marcusplatz belebt und in hohem Grade intereſſant, mehr aber iſt dieß dann von der Piazzetta zu ſagen, die ſich an den Quai der Riva de' Schiavoni anſchließend durch die Schiffe und Gondeln faſt den Charakter eines Hafens gewinnt. Eine Erſcheinung überraſchte mich aber bei Tage auf dem Marcusplatze ſehr. Thiere nämlich bekommt man in Venedig eigentlich gar nicht zu ſehen. Es gibt viele Venetianer, die in ihrem ganzen Leben keine andern Pferde als die ehernen Roſſe an der Marcuskirche geſehen haben. Aber auch Kühe werden nicht gehalten, denn der Milchbedarf kommt alle Morgen erſt vom Feſtlande herein. Ja die Verbannung der Thierwelt ſcheint ſich ſelbſt auf das geflügelte Geſchlecht zu erſtrecken. Um ſo erfreulich überraſchender iſt es daher zu ſehen, wie ein großer Flug Tauben auf dem Marcusplatze ihre Heimath aufgeſchlagen hat. Ungeniert und ungefährdet ſteigen und laufen ſie da umher, wie wohl anderer Orten nur die zahmſten Hausthiere auf ihrem Hofe. Es hat dieſe Anomalie aber auch ihre eigene Bewandtniß. Dieſe Tauben werden öffentlich unterhalten, zwar nicht wie einſt die capitoliniſchen Gänſe auf Staatskoſten, ſondern kraft eines alten Vermächtniſſes, nach welchem eine gewiſſe Familie ſo lange im Nießbrauche eines bedeutenden Capitals bleibt, als ſie die Pflege der Tauben beſorgt. So ſieht man denn nun täglich Mittags, ſobald die Marcusuhr zwei ſchlägt, die Tauben wie durch einen Zauberſchlag nach einem Fenſter der Procuratien ſich eilends begeben, um dort ihr Diner einzunehmen.

Schon als ich zum erſtenmal Abends den Marcusplatz betrat, war es mir vorgekommen, als hätte ein Feſttag alles ſo belebt. Doch ich hatte das Glück, einen Feſttag in Venedig zuzubringen, und ſomit wurde mir die Gelegenheit auch hier wahrzunehmen, daß, wie ungewöhnlich auch die Alltäglichkeit dem Neuling erſcheint, ſie doch durch Feſtlichkeit in den Hintergrund gedrängt wird.

Es war das Feſt Redentore (Erlöſer, 16 Julius). Von frühem Morgen war alles auf den Beinen. Die Glocken läuteten und eine mächtige Proceſſion entwickelte ſich ſchon in der Frühſtunde auf dem Marcusplatze und nahm ihren Weg nach der Kirche del Redentore. Dieſe befindet ſich nun aber auf der dem Platze ſchräg gegenüberliegenden großen Inſel Giudecca. Behufs der leichtern Communication wird für dieſen Feſttag eine breite Schiffbrücke über den Canale grande und den Canale della Giudecca bis zu dieſer Inſel geſchlagen; über dieſe Brücke bewegte ſich die Proceſſion mit Gemächlichkeit, begleitet von einer zahlloſen Menſchenmaſſe jeglichen Standes. Mit Mühe konnten wir mit in die Kirche dringen. Die Kirche war ſo gedrängt voll, daß an eine Betrachtung ihrer Kunſtſchätze nicht zu denken war. Die Andacht war, wie überall bei dergleichen Gedränge, eine ſehr geringe. Das Innere der Kirche ſtrahlte und glänzte von Kerzen, Kränzen, Bändern und Geſchmeiden. Beim Austreten aus der Kirche folgten wir dem Steuer, der uns zu drei Capuzinern führte, die auf einem freien, ſchattigen Platz neben der Kirche einem jeden, der ſich ihnen nahte, unentgeltlich aus großen Kübeln friſches, kühles Trinkwaſſer darboten. Es kann uns im kalten Norden dieß ſonderbar klingen. Wenn man aber weiß, wie äußerſt ſelten in Venedig ein gutes, trinkbares Quellwaſſer zu haben, ein wie ſtarkes Bedürfniß aber eine kühlende Erquickung iſt, dann erſt wird man die Gabe der Capuziner in ihrem ganzen Werthe würdigen können. — Abends war der Marcusplatz überfüllt, mehr aber noch die Piazzetta, denn von hier aus ſah man ein Waſſerfeuerwerk, das an ſich zwar nicht bedeutend genannt werden konnte, in dortiger Umgebung aber doch einen ungewöhnlichen Eindruck machte. Für mich war indeß noch intereſſanter als das Feuerwerk das Leben, das ſich auf dem Waſſer

Digitized by Google

in den Gondeln entfaltete. Ueberall bunteſter Jubel und ſcherzhaftes Spiel; die Gondeln zum Theil erleuchtet, zum Theil dunkel und nur bei aufſteigenden Raketen erkennlich. Ueberhaupt that das plötzliche Erleuchten der Raketen prächtige Wirkung. Beſonders zog eine Gondel die Aufmerkſamkeit auf ſich. In der Mitte derſelben ſtand ein gedeckter Tiſch, an welchem zwei luſtige Brüder ſaßen. Auf dem Tiſche befanden ſich zwei hohe Lampen, die ein bis dahin in Venedig noch ziemlich ſeltenes Licht, Gaslicht, ſpendeten, und den fernen Zuſchauern die Möglichkeit gaben, die verſchiedenen Flaſchen, welche zu Ehren des Feſtes von den Gondelfahrern geleert waren oder noch geleert werden ſollten, zu erkennen. Wie in einer Zauberwelt bewegten ſich ſo die irrenden Lichter auf dem dunkeln Element. Es erſchienen mehrere. Bald näherten ſie ſich neckiſch dem Ufer, bald ſchwanden ſie plötzlich zurück, bald durchkreuzten ſie ihre Bahnen. Dieß lautloſe Kommen und Verſchwinden, — lautlos, da man das Plätſchern bei dem ſummenden Geſpräche der Volksmenge auf dem Molo nicht hörte, — erhöhte die magiſche Wirkung des Ganzen ungemein, denn die Wirkung erſchien, ohne daß die Urſache ſich wahrnehmen ließ.

Um das Bild vom Marcusplatze vollſtändig zu entwerfen, muß ich noch ein Wort ſprechen von den Gebäuden, die dem Platze den Namen gegeben haben. Es ſind dieß die Gebäude der Marcuskirche. Ich muß die Gebäude ſagen, denn das Eigenthümliche iſt, daß dieſe Kirche nicht wie andere mit einem Baue ſich begnügt hat, ſondern in drei verſchiedenen und räumlich von einander getrennten ihre Vollendung gefunden, das ſind 1) die eigentliche Kirche San Marco, 2) der Glockenthurm (campanile) und 3) das Uhrgebäude (torre del orologio).

Die Kirche des heiligen Marcus in Venedig iſt berühmt wie Sanct Peter zu Rom, wie der Dom zu Köln. Sie iſt gepriſen und getadelt worden, und es erſcheint mir ſelbſt wie Ketzerei, wenn ich in dieß traditionelle Loben nicht einſtimmen kann. Aber ich kann nicht. Staunen zwar muß ich; ſtaunen muß ich über die Pracht, die alle Vorſtellungen ſelbſt derer, die reiche Kirchen geſehen haben, überſteigt (es ſoll nach einigen, freilich unverbürgten Nachrichten der Realwerth der Kirche auf achtzig Millionen Ducaten ſich belaufen, während der des Kölner Domes nur auf ſieben Millionen Franken angegeben wird); ſtaunen über die räumlichen Verhältniſſe (der Umfang des Ganzen ſoll 950 Fuß betragen); ſtaunen über die koloſſalen fünf Kuppeln, die, von Goldmoſaik bedeckt, die Kirche überwölben; ſtaunen über die Säulenmaſſe, ihrer fünfhundert an der Zahl. Aber dieſes Staunen, von welchem ich gleich beim Eintritt in die Kirche ergriffen wurde und welches durch jene Notizen nur geſteigert werden konnte, wollte nicht übergehen in Bewunderung, ja mehr noch als das, ſelbſt das Gefühl der religiöſen Andacht, welches doch bei weitem leichter erweckt wird, als die äſthetiſche Andacht der Bewunderung, ſelbſt dieſes trat nicht hervor. Und der Grund ſcheint mir darin zu liegen. Der h. Marcus iſt der Schutzpatron Venedigs. Ihm verdankte die reiche mächtige Republik ihren Reichthum, ihre Macht. Ihm mußte reicher Dank dargebracht werden; er mußte in gnädigem Wohlwollen erhalten werden ſelbſt bei den gewaltvollen Verbrechen, deren die Leiter des Staates ſo vielfach ſich ſchuldig machten; er ſollte endlich als geiſtlicher Repräſentant der Königin des Meeres an Pracht und Reichthum alles, Rom ſelbſt, übertreffen. Daher dieſe ſtrotzende Fülle von Gold und Edelgeſtein, von Statuen und Bildſäulen, von Mosaik und Moſaik; alles hineingedrängt, damit es da ſey, aufgeſammelt und aufgeſpeichert wie in einem Muſeum, nicht aber wie in einem Gotteshauſe, wo alles nur dem Zweck, Andacht zu erregen, ſeine Stelle verdanken muß. San Marco iſt ein reiches Muſeum, worin Gottesdienſt gehalten wird, nicht eine Kirche, die ſich der Kunſt zur Erreichung ihrer Zwecke in würdiger Weiſe bedient hat.

Beſtätigt ſah ich meine Anſicht durch den bekannten Schmuck an der Hauptaußenſeite der Kirche, die berühmten vier bronzenen, vergoldeten Roſſe, welche Marino Zeno oder der Doge Dandolo im Jahre 1204 vom Hippodrom zu Konſtantinopel wegführte, die ſpäter beim Untergang der Republik ebenſo von den franzöſiſchen Siegern nach Paris weggeführt und erſt unter öſterreichiſcher Herrſchaft Venedig wiedergegeben worden ſind. San Marco hatte der Republik den Sieg verliehen über das mächtige griechiſche Kaiſerthum, San Marco's Rüſtkammer wurde mit den Trophäen dieſes Sieges geſchmückt — mit Roſſen! Auf dem Triumphbogen eines Nero, Domitian und Trajan wären ſie an ihrer Stelle geweſen.

Das zweite zur Kirche gehörende Gebäude iſt der Glockenthurm. Auch ihm kann man wegen ſeiner architektoniſchen Schönheit nicht den Preis zuerkennen. Iſt bei der eigentlichen Kirche der Mangel an Einfachheit das Störende, ſo verfällt der Campanile in das entgegengeſetzte Extrem. In einer Höhe von etwa 300 Fuß erhebt ſich ein viereckiges Gebäude in überall gleichmäßigem Umfang ohne Verjüngung, ohne Durchbrechung, ohne Verzierung bis zur Glockenſtube. Das Dach der Glockenſtube, zwar nach Art einer Spitze, aber ohne die ihr eigenthümliche Schlankheit gebaut, ähnlich wie auf den beiden Thürmen des Domes zu Magdeburg, iſt auch nicht im Stande, dem Ganzen einen höhern Schwung zu geben. Und ſo ſtehen dieſe beiden weſentlich zuſammengehörenden und doch weſentlich von einander verſchiedenen Bauten in unvermitteltem Contraſte auch räumlich von einander getrennt nebeneinander — ein ſteinernes Bild einer durch Verſchiedenheit der Charaktere unglücklichen Ehe.

Wie aber ſelbſt das Unſchöne in dieſer einzigen Stadt durch ſeine Eigenthümlichkeit merkwürdig iſt, ſo auch dieſer Marcusthurm. Er iſt in quadratiſchem Viereck erbaut; die Mauern ſind von außerordentlicher Stärke. Der Gang, der auf die Höhe desſelben führt, iſt ohne Stufen in geneigter Ebene ſich erhebend, und ſo breit und bequem ſelbſt an den Umbiegungen, daß man bis in die Glockenſtube ohne die geringſte Beſchwerde reiten kann. Ein anderer Vorzug beſteht darin, daß bei jeder Umbiegung des Ganges der Thurm zu einer Fenſteröffnung durchbrochen iſt, ſo daß auch eine gleichmäßige Helle überall in demſelben herrſcht. Ich habe nie einen ähnlichen Thurmaufgang geſehen.

(Fortſetzung folgt.)

Miscellen.

Bretter aus Kautſchuk und Kork werden gegenwärtig in England von einem Lieutenant Walter fabricirt, und ſollen ſich für die oberen Theile der Dampfboote durch ihre Leichtigkeit und Stärke ſehr empfehlen. (Nav. and Milit. Gaz. vom 20 Jan.)

Milne's Reiſe in China. Die Canton Press vom 16 Sept. v. J. erzählt, daß der Geiſtliche Milne, Miſſionär der Londoner Miſſionsgeſellſchaft von Ningpo über Land zu Canton angelangt ſey. Er legte dieſe Reiſe, eine Strecke von 1300 Meilen, in 38 Tagen zurück in chineſiſcher Kleidung und wurde allenthalben auch als Chineſe angeſehen. Manche Theile des Landes ſollen ausnehmend ſchön, andere aber auch unfruchtbar und ſchwach bevölkert ſeyn.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 41.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

10 Februar 1844.

Einige Bemerkungen über Weißrußland.

(Tygodnik literacki. 1843. Nr. 41.)

Furchtbar ist der Anblick des Landes an der Düna. Das dürre, mit Steinen übersäete Land stellt eine ungeheure Sahara dar, eine Sahara ohne Oasen. Hier sieht man keinen Bauern, der ein fröhliches Lied singt, keine von Glück strahlenden Gesichter, wie man sie in unserm (polnischen) Lande auf jedem Schritt treffen kann. Häuschen ohne Kamine stehen da, um den von der langen Tagesarbeit nach Hause zurückkehrenden Bauer aufzunehmen, und ein Stück rauhes Brod, sogenannter Blin (d. h. schwarzer Kuchen) ist nebst einem Krug mit Wasser sein ganzes Ladsal. Die Leibeigenschaft, welche jetzt noch in Weißrußland herrscht, und die Folge davon, die Bedrückungen der Gutsbesitzer und Civilbeamten, haben aus den Bauern eine in allen Beziehungen beklagenswerthe Menschenclasse gemacht, welche seit vielen Jahren ohne Besserung ihres Looses fortlebend in eine Maschine ihrer Herren sich umgewandelt und ihr Selbstbewußtseyn und das Gefühl ihrer Würde fast ganz verloren hat. Ich will nicht sagen, daß das weißrussische Volk alles Freiheitsgefühls entbehrt, aber es ist nur zu wahr, daß das Joch, welches auf einem ungebildeten Menschen lastet, seinen Geist erdrückt und ihn dem Thiere nähert, und daß der Mensch, dem gar kein Stern künftigen Glückes leuchtet, in Ausschweifungen das Gefühl seiner Last zu ertränken sucht. Darum fand ich hier die Demoralisation auf einen hohen Grad gestiegen, und die Noth ist eben sowohl eine Folge der Demoralisation als der oben erwähnten Ursachen.

Wird ein Kind geboren, so lassen es die Eltern sogleich taufen, und bewirthen die geladenen Gäste. Bei Beerdigungen sieht man niemand weinen, vielmehr herrscht Freude, daß dem Todten jetzt ein besseres Loos bevorsteht; der Priester geht nach der Gewohnheit der Weißrussen zu der Familie des Verstorbenen, zu dem sogenannten Begräbnißfest, wo sich gewöhnlich alles ohne Ausnahme betrinkt. Bei den Heurathen werden noch am meisten Ceremonien gemacht. Ist die Wahl zwischen den Eltern und den jungen Leuten festgesetzt, so zieht der Bräutigam mit seiner Zukünftigen, umgeben von einer Anzahl seiner Freunde, nach dem Herrenhaus, wo er dreimal mit den gewöhnlichen Verbeugungen, d. h. indem er mit der Stirne den Boden berührt, die Herrschaft zur Hochzeit ladet und um ihren Segen oder mit andern Worten um ihre Erlaubniß bittet. Die Herrschaft gewährt dieß nur, wenn es mit ihren Absichten und Interessen übereinstimmt, denn in Weißrußland darf der Bauer nicht einmal ohne Erlaubniß seiner Herrschaft sich verlieben. Wenn sie die gewöhnlich von einem Geldgeschenk begleitete Erlaubniß erlangen, verbeugen sie sich gegen alle Hausgenossen ohne Unterschied, und ziehen dann unter großem Weinen und Wehklagen der jungen Frau und der sie begleitenden Mädchen in gleicher Weise zum Dorfrichter und zu ihren Freunden, wenn es ein vermögliches Paar ist, wohl auch in die benachbarten Dörfer.

Was die weißrussische Schlachta betrifft, so bemerkte ich stets mit Vergnügen die Ordnung des Hauses, die Gastfreundschaft und andere altpolnische Tugenden, und obgleich wir in manchen Beziehungen die alten Zeiten nicht loben und ihrr Rückkehr nicht wünschen dürfen, so sind doch die reinen, einfach polnischen Sitten stets ruhmwürdig. Der Verkehr der Schlachta mit den Unterthanen ist nur allzu häufig hart und drückend, aber die Gutsbesitzer sind daran nicht selbst schuld. Uebrigens betragen sie sich auch nicht alle hart, und ich habe oft Leute gefunden, welche nach Kräften sich bemühten die Lage ihrer Untergebenen zu versüßen, bald durch Hülfeleistungen verschiedener Art, bald durch Verminderung und nähere Bestimmung der wöchentlich zu leistenden Arbeit. — Die Priester in diesem Gouvernement sind meist griechisch-russisch, man trifft nur wenige römisch-katholische. Im Jahre 1838 beschloß die Regierung die Unirten mit der griechisch-russischen Kirche zu verbinden, und sandte zu diesem Zweck eifrige Apostel aus, welche die Ueberzeugung von der Heiligkeit ihrer Mission zu verbreiten verstanden . . . so gelang es den Plan zu Ende zu führen. *)

*) Man ersieht aus der Darstellung, daß der Verfasser sich nicht getraut, in ein Detail über diese Bekehrung einzugehen. A. d. U.

Hrn. Violets Fahrten und Abenteuer.

Vierter Zug.

(Fortsetzung.)

Ein Gemurmel ging durch die ganze Versammlung, die augenscheinlich sehr bewegt schien durch die Rede eines Mannes, den sie gewohnt war als den Dolmetscher des himmlischen Willens mit Scheu zu betrachten. Der alte Häuptling, der bereits im frühern Rathe gesprochen, erhob sich jetzt und begann mit zitternder, aber deutlicher Stimme: „Ich habe gefastet, ich habe gebetet, ich habe geträumt. Alte Männer, welche fast ihr ganzes Leben ausgelebt haben, können die Wünsche des Herrn des Lebens hinsichtlich der Zukunft deutlicher lesen. Ich bin ein Häuptling, und bin 60 Jahre lang ein Hauptling gewesen. Ich habe tief in das Herz unserer Feinde getroffen, ich bin stolz auf die Gewalt, welche ich besitze, und würde sie an niemand abtreten, wenn es nicht der große Manitu befähle. Wenn diese Sonne verschwunden seyn wird hinter dem Salzwasser, so werde ich nicht länger ein Häuptling seyn. Owato Wanischa wird unsere Krieger führen, er wird im Rathe den ersten Sitz einnehmen, denn zwei Manitu's sind mit ihm, der Manitu der bleichen Gesichter und der Manitu der Rothhäute. Hört meine Worte, Schoschonen! Ich werde bald zu meinem Vater und Großvater gehen in die seligen Lande, denn ich bin alt. Aber, ehe meine Gebeine begraben werden am Fuße der Berge, würde es mein Herz glänzend machen, den Ruhm der Schoschonen erhöht zu sehen. Hört meine Worte! Vor langen Jahren haben einige unserer Kinder, welche unsere Jagdgründe nicht weit genug fanden für den Flug ihrer Pfeile, uns verlassen. Sie wanderten zuerst nach Süden und in die schönen Prairien des Ostens, die von den guten Geistern gesegnet sind. Sie wuchsen an Zahl, bis ihre Familien so zahlreich waren, wie die unsern, und da sie Krieger und ihre Herzen groß waren, so breiteten sie sich aus, überstiegen bald die hohen Berge, und ihr Adlerblick erschaute auf beiden Seiten ihres Gebiets das Salzwasser des Ostens und das des Westens. Das sind die Comantschen, ein mächtiges Volk; sie haben noch jetzt ein Schoschonenherz und eine Schoschonenzunge. Owato Wanischa war bei ihnen; er sagt, sie sind Freunde und haben nicht vergessen, daß sie die Kinder der großen Schlange sind.

„Lange, lange nachher, doch nicht lange genug, daß es dem Gedächtniß und den Aufzeichnungen unserer heiligen Männer entgehen könnte, beschlossen einige andere unserer Kinder, als sie von der Macht, dem Reichthum und dem schönen Lande der Comantschen hörten, uns gleichfalls zu verlassen, und verbreiteten sich gegen Süden. Dieß sind die Apatschen. Von den Spitzen der großen Berge blicken sie hinab auf das Bett der Sonne. Sie sehen das grüne Gras der Prairie unter sich und in weiter Ferne das grüne Salzwasser. Ihre Häuser sind zahlreich wie die Steene am Himmel, ihre Krieger so dicht wie die Muscheln im Grunde unserer Seen. Sie sind tapfer, sie sind gefürchtet von den bleichen Gesichtern — von allen; auch sie wissen, daß wir ihre Väter sind; ihre Zunge ist unsere Zunge, ihr Manitu unser Manitu, ihr Herz ein Theil unseres Herzens, und nie hat das Messer eines Schoschonen das Blut eines Apatschen getrunken, noch der Gürtel eines Apatschen den Skalp eines Schoschonen aufgehängt. Später verließen uns wieder mehrere unserer Kinder, aber damals verließen sie uns, weil wir sehr zornig waren. Es waren einige Familien von Häuptlingen, welche stark und stolz geworden waren. Sie wollten über unsere Wigwams herrschen, und wir trieben sie fort, wie der Panther seine Jungen forttreibt, wenn ihre Klauen und Zähne einmal gegen ihn gerichtet waren. Dieß sind die Arrapahos. Sie sind stark und unsere Feinde, und doch sind sie eine edle Nation. Ich habe in meiner Wohnung zwanzig ihrer Skalps; sie haben viele der unsrigen. Sie fechten am hellen Lichte des Tages mit Lanzen, Bogen und Pfeilen; sie hassen Verrath. Sind sie nicht, obwohl widerspänstige und unnatürliche Kinder, doch noch die Kinder der Schoschonen? Wer hörte je, daß die Arapahos die Kriegspfade bei Nacht betraten? Niemand; sie sind keine Krähen, keine Umbiquas, keine Flachköpfe; sie können den Tod geben und wissen ihn zu empfangen, gerade und aufrecht, Knie gegen Knie, Brust gegen Brust, und ihr Auge trinkt den Blick ihres Feindes.

„Diese Arrapahos sind unsere Nachbarn; oft, sehr oft graben sie den Tomahak aus und betreten den Kriegspfad gegen die Schoschonen. Wie? Können zwei Sonnen Eine Prairie beleuchten, und zwei Adler Ein Nest bedecken? Nein. Aber zahlreiche Sterne erscheinen in der Nacht alle mit einander und dienen dem Mond. Schwarzvögel und Papagaien werden ihre zahlreichen Stämme vereinigen und denselben Flug annehmen, um eine gemeinsame Ruhe und Schutz gegen die Nacht zu suchen. Das ist das Gesetz der Natur. Die Rothhäute kennen nur die Gesetze der Natur. Der Schoschone ist ein Adler auf den Bergen, eine glänzende Sonne in der Prairie, so auch der Arapaho. Sie müssen beide fechten und kämpfen, bis eine Sonne in Dunkelheit gestürzt ist, oder ein Adler blind und gelähmt den Felsen hinabfällt und das ganze Nest dem Sieger überläßt. Die Arrapahos kämpfen nicht gegen einen feigherzigen Krähen, außer zur Selbstvertheidigung, denn er riecht nach Aas; ebenso handelt der Schoschone.

„Krähen, Umbiquas und Flachköpfe, Capus, Bonnares und Callapus können alle zusammen jagen und zusammen ruhen; sie sind die Schwarzvögel und die Papagaien; sie müssen so thun, sonst würde der Adler sie während des Tages vernichten oder der Igel während der Nacht.

„Owato Wanischa oder sein Manitu hat ein kecks Wort gesprochen. Ich habe darüber nachgedacht; ich habe gesprochen mit den Geistern der Rothhaut; sie sagten es sey gut, und ich sage, es ist gut. Ich bin ein Häuptling vieler Winter. Ich weiß, was gut, und weiß, was schlecht ist. Schoschonen! hört mich! meine Stimme ist schwach, kommt näher und achtet auf meine Worte. Ha! ich höre ein Flüstern unter dem Plätschern des Wassers, ich höre es in dem Wehen des Gra-

Digitized by Google

ses, ich fühle es im Winde, ha! das ist das Geflüster des Herrn des Lebens."

In diesem Augenblick schien der ehemalige Häuptling ganz versunken, sein Gesicht erglühte, dann folgte ein Zittern, als spräche er mit irgend einem unsichtbaren Geiste. Mit gespannter Aufmerksamkeit und schweigend beobachteten die Krieger den Kampf in seinem edlen Gesichte; die Zeit war gekommen, wo die Schoschonen frei waren von ihren Vorurtheilen, und die Aussicht auf eine künftige allgemeine Herrschaft über den westlichen Continent Amerika's ins Auge zu fassen wagten. Der alte Häuptling hob seine Hand und sprach wiederum.

„Kinder, denn ihr seyd meine Kinder! Krieger, denn ihr seyd alle tapfer! Häuptlinge, denn ihr seyd alle Hauptlinge! Ich habe ein Gesicht gesehen, es war eine Wolke und Manitu war darauf. Die Wolke wich und dahinter sah ich eine mächtige Nation, große Städte, reiche Wigwams, seltsame Boote und große Kriegerschaaren, deren Zug so lang war, daß ich den Anfang und das Ende nicht sehen konnte. Es war in einem Lande, das sich ausstreckte vom Norden, wo alles Eis ist, bis zum Süden, wo alles Feuer ist. Dann hörte ich eine starke Stimme! Es war nicht der Kriegsruf, es war nicht das Geschrei der Feinde, nicht das Aechzen der Gefangenen am Pfahl, — es war eine Stimme des Ruhms, welche den Namen der Schoschonen rief, denn alle waren Schoschonen! Es waren keine bleichen Gesichter daeunter. Owato Wanischa war da, aber er hatte eine rothe Haut und schwaeze Haaee, so waren auch seine beiden Vater, aber sie sahen jung aus; so war auch sein alter, folgsamer Freund, aber seine Gliedee schienen alle Beweglichkeit und Keaft der Jugend wieder erhalten zu haben; so waeen seine zwei jungen Freunde, welche so tapfer an der Schiffsstation fochten, als die feigen Umbiquas in unser Land einfielen. Das ist alles was ich hörte, alles was ich sah, und das Flüstern spaeh zu mir, als das Gesicht hinwegschwand: verliere keine Zeit, alter Häuptling, der Tag ist gekommen. Sage zu deinen Kriegern: hört auf das junge bleiche Gesicht; der große Geist der Rothhaut wird übergehen in seine Brust und ihm einige Woete leihen, welche die Schoschonen verstehen werden.

„Ich bin alt und schwach; ich bin müde; stehe auf, mein Enkel Owato Wanischa; speich zu meinen Kriegern, sage ihnen die Wünsche des großen Geistes. Ich habe gespeochen."

So aufgefordert trat ich vor auf den Platz, den der Häuptling verlassen hatte, und schlug vor, daß zwölf klnge Männer sich zu den Arrapahos begeben sollten, mit zehn jungen Kriegern, Söhnen von Häuptlingen, und zehn jungen Mädchen. Die zehn Mädchen sollten zehn großen Häuptlingen angeboten werden, und diese wiederum zehn ihrer Töchter mit den zehn jungen Kriegern vermählen. Ich selbst wollte zu den Apatschen und Comantschen gehen; die Häuptlingschaft lehnte ich meiner Jugend wegen ab. Als die Rathsversammlung vorüber war, mußte ich mit denen, welche sich Krieger nennen konnten, die Ceremonie des Rauchens und Handschüttelns durchmachen. Am folgenden Morgen wurden 50 prächtige, reich geschirrte Pferde nach der Wiese vor der Rathshütte geführt. Bald erschienen 50 Krieger in ihrer buntesten Tracht, alle mit Lanze, Bogen nnd Lasso bewaffnet, und die Büchse quer über die Schultern gehängt. Dann fand ein Aufzug des ganzen Stammes in zwei Abtheilungen statt; an der Spitze des einen zogen die Häuptlinge und heiligen Männer, an der Spitze des andeen die Jungfrauen. Nun begannen die Tänze. Die Eltern sangen die Thaten früherer Tage als Beispiel für ihre Kinder, die jungen Leute übeten kriegerische Uebungen aus, die Matronen, Weiber, Mütter und Schwestern deejenigen, die mit mir ziehen sollten, bemalten deren Gesichter mit Grün und Roth, als Zeichen der Aet iheee Sendung. Als dieß geschehen war, bildete sich der ganze Zug wieder in Reihen und sang einen Chor, woein sie Manitu um glücklichen Erfolg baten und uns Lebewohl sagten. Ich gab das Signal, alle meine Leute sprangen in die Sättel, und die tapfere kleine Schaar sprengte, nachdem sie zweimal die Rathswohnung umritten, durch die Peairie hin.

Zwei Tage nach uns beach eine andere Abtheiiung nach dem Lande der Arcapahos auf, um eine Versöhnung zwischen den beiden Stämmen zu Stande zu beingen.

(Fortsetzung folgt.)

Skizzen aus Oberitalien.

Venedig.

(Foetsetzung.)

Die Aussicht von der Höhe des Thurmes ist ausgezeichnet schöo, besonders auf der einen Seite über die Lagunen und das Lido hinaus nach dem Meere, auf der andern Seite nach den euganeischen Beegen zu, die von hier aus an dem Horizont in so schönen Contoueen sich abschnitten, daß sie mich lebhaft an die herrlichen Farmen des Siebengebirges erinnerten. Zu Füßen liegt die Inselstadt mit ihren braunrothen Dächern, die zwar meistens die noedische Giebelform und nur in geringer Anzahl die italienische Flachheit haben, doch aber dadurch wieder oan dem nordischen Gepeäge abweichen, daß nur äußerst selten auf ihnen ein heraustretendee Schornstein bemerkbar wird.

So lag sie denn unter mir diese Stadt in ihrer wunderbaren, besondern Schöne, und ich schaute auf sie hinab von Galilei'n geheiligter Stätte.*)

Das Uhrgebäude von St. Maeens (torre del orologio) steht auf der Seite der alten Procuratien. Das Zifferblatt ist von gewaltigem Umfange, so daß selbst die Uhren im Münster zu Straßburg und im Dome zu Frankfurt unbedeutend dagegen erscheinen. Es hat feine goldenen Verzierungen auf himmelblauem Grunde. Zwei eheene, riesenhafte Statuen schlagen die vollen Stunden an, während die Viertel darch den Thürmer auf dem Marcusthurme an eine der fünf Glocken desselben geschlagen werden.

Vor der Marcuskiche zwischen dem Campanile und dem Torre del orologio stehen drei große rothe Maſtbäume noch von alten Zeiten her, Symbole ehemaliger Herrschaft der Republik Venedig über die drei Königreiche Cypern, Candia und Morea. — Einen ähnlichen Schmuck wie der Marcusplatz durch diese drei Masten hat die Piazzetta durch

*) Der Marcusthurm diente Galilei als Observatorium.

Digitized by Google

zwei hohe Granitsäulen, die im Jahre 1125 vom Dogen Domenico Micheli aus dem Archipel nach Venedig geführt sind. Es sollen ursprünglich ihrer drei gewesen seyn, bei der Ausschiffung ist die eine derselben aber ins Meer gefallen. Wiederholte Versuche wurden angestellt, sie dem trügerischen Element wieder abzutrotzen, aber vergeblich, und selbst ein Napoleon mußte an dem Gelingen der auf seinen Befehl erneuerten Versuche verzweifeln. Auf einer der beiden erhaltenen Säulen steht die marmorne Statue des heiligen Theodor, des ehemaligen Schutzpatrons der Stadt, auf der andern ein bronzener geflügelter Löwe, das Sinnbild des heiligen Marcus, des jetzigen Schutzpatrons.

Wie sich doch selbst in historischen Zeiten der Mythus gestaltet! Zwischen diesen beiden Säulen auf der Piazzetta sey die berühmte Hinrichtung des Dogen Marino Falieri (1355) geschehen, behaupten die einen, während andere dieselbe auf die Riesentreppe im Dogenpalast verlegen, noch andere zwischen zwei Säulen in der nach der Piazzetta zu sich öffnenden Säulenhalle. Diese beiden Säulen zeichnen sich nämlich vor allen andern durch die Röthe ihres Marmors aus.

Die Ecke der Piazzetta und des prächtigen, Riva de' Schiavoni genannten Quai's bildet der Dogenpalast. Wie imposant die Wirkung dieses sonderbaren, aus allen Regeln der gewöhnlichen Stylarten heraustretenden Baues ist, läßt sich nicht beschreiben. Der Styl ist förmlich bizarr zu nennen, aber grandios, mächtig, gebieterisch. Da stehen die Säle, die gewaltigen Räume öde und verlassen, die Säle, in denen die Bürger der Republik, wie einst die Bürger Roms auf dem Capitol, über das Geschick von Königen und Königreichen entschieden, wo die großartigsten Plane entworfen und Beschlüsse gefaßt, wo aber auch die furchtbarsten Grausamkeiten in heimtückischer Bosheit ersonnen und mit empörender Kaltblütigkeit ausgeführt wurden. Der große Audienzsaal, dessen Plafond und Wände von goldenen Zierrathen strahlen und hiemit den unermeßlichen Reichthum der Republik verkünden, der mit Gemälden errungener Siege prangt, in welchem die Gesandten mächtiger Reiche vor dem Dogen und dem Senate demüthig sich beugten, dieser erinnerungsreiche Saal steht öde und unbenutzt, ein Denkmal der Vergänglichkeit irdischer Macht. Doch nein, nicht unbenutzt ist er. Alljährlich tritt an die Stelle, wo einst Venedigs Doge gethront, — ein Schulmeister, um an die liebe, folgsame Jugend Prämien der Ermunterung zum Fleiß und zum Gehorsam zu vertheilen.

Ich war begierig, die berüchtigten „Bleidächer" (piombi), so wie die unterirdischen Gefängnisse (pozzi) zu sehen, diese Gefängnisse, deren Namen weiter verbreitet sind, als sonst andere Kunde von Venedig. Es verhält sich mit ihnen aber ganz eigen. Entweder ist von ihnen erschrecklich viel gefabelt worden, oder sie sind in einer Weise verändert, daß man sie kaum wieder erkennt. Namentlich gilt dieß von den Bleidächern. Die Gefängnisse der Bleidächer, wenigstens wie sie jetzt den Besuchern gezeigt werden, sind nicht nur groß und geräumig, sondern auch durch eine horizontale Mauerdecke von dem schrägen Zinkdache getrennt, so daß noch zwischen dem Dache und der obern Zimmerdecke eine bedeutende Luftschicht sich befindet, die allerdings eine ziemlich hohe Temperatur annehmen, wegen der geringen Räumlichkeit doch aber nicht als Gefängniß dienen konnte.

Anders steht es freilich mit den Pozzi. Das sind unterirdische, sehr feste Gewölbe, kalt, finster und schauerlich. In einzelnen herrschte absolute Finsterniß. Durch eine ganz kleine Oeffnung in der Mauer wurde zur Zeit des Essens von einer auf dem Gange angebrachten Lampe gerade so viel Licht eingelassen, als unbedingt nöthig war, um wenigstens die Speisen und Trinkgefäße finden zu können. Unterirdische Gefängnisse mit andern Schrecknissen, wie z. B. mit nassem und sumpfigem Grunde, „da Moich und Unken nisten," oder in der Gestalt und dem Umfange eines großen Sarges u. dgl., wurden mir nicht gezeigt, und als ich nach deren Existenz fragte, äußerte der Diener des Dogenpalastes, es seyen, was man über derartige Gefängnisse erzähle, alles Fabeln. Mein Cicerone indeß, den ich während der Besichtigung der Pozzi nach der Post geschickt hatte, versicherte mich, als ich ihm dieß mittheilte, der Schließer habe gelogen, er selbst sey frühere in den untersten, weit unter dem Wasser der Canäle liegenden, feuchten und schrecklichen Gefängnissen gewesen.

Die übelberüchtigte Seufzerbrücke (ponte de' sospiri) führt von dem Dogenpalast selbst über einen Canal nach einem andern Theil der auch jetzt noch benutzten Gefängnisse. Sie ist ganz ummauert und der Länge nach durch eine Scheidewand in zwei Hälften getheilt, so daß weder von außen irgend jemand auf der Brücke gesehen werden, noch selbst der eine Gefangene auf dieser Seite der Brücke von dem mit ihm zu gleicher Zeit geführten auf der andern wissen konnte. Jetzt wird die Brücke nicht mehr benutzt und ist deßhalb der eine Zugang auch vermauert worden.

Einer der imposantesten und historisch merkwürdigsten Räume des Dogenpalastes ist der große Rathssaal (salla del gran consiglio). In ihm sind die Gemälde sämmtlicher Dogen Venedigs in ihrer chronologischen Ordnung aufgehängt. Wird man in einem jeden, selbst dem historisch bedeutungslosesten Ahnensaal ergriffen, so ist dieß hier ganz besonders der Fall, namentlich aber wenn das musternde Auge plötzlich in der glänzenden Reihe der meist ehrwürdigen Erscheinungen auf eine schwarze Lücke trifft, in der wir statt des dahin gehörenden Bildes nur die schreckenden Worte finden: Hic est locus Marini Falieri pro criminibus decapitati.

Dieser große Rathssaal ist noch in anderer Weise ausgezeichnet, nämlich durch herrliche Kunstwerke vergangener Zeiten. Unter den Gemälden ist zu nennen das über der Eingangsthüre sich befindende kolossale Paradies von Tintoretto. Durch Plan und Ausführung gehört es der Unsterblichkeit an. — Unter den Antiken des Saales finden sich Werke der höchsten Vollendung, so besonders ein sterbender Fechter, ein leyerspielender Apoll, ein Adler mit dem Ganymed und vor allen eine Leda. Die Leda mit dem Schwane hat oft Motive zu künstlerischen Darstellungen namentlich im Gebiete der Malerei gegeben. Zu den gelungensten gehört die Leda von Correggio auf dem Museum zu Berlin. Aber alles, was ich an Darstellungen dieses Gegenstandes je gesehen habe, bleibt weit zurück hinter dieser Antike. Rein sinnliche Wollust, ja höchste Lascivität ist sonst der Ausdruck im Gesicht und der ganzen Haltung Leda's, so daß die erste beste Courtisane als Modell genommen scheint. In dieser Antike aber ist, wie in der Io des Correggio, die Macht des Göttlichen über das Menschliche mit meisterhafter Vollendung an einer Gruppe dargestellt, die in rein sinnlicher Auffassung ganz aus dem Bereich des Hohen, Erhabenen und Göttlichen liegt.

(Fortsetzung folgt.)

Schnelle Daguerreotypie. Hr. Arago hat der Akademie der Wissenschaften angezeigt, daß Daguerre ein Mittel gefunden habe, wodurch das Daguerreotypbild in einer unglaublich kurzen Zeit (en moins d'un millième de seconde) gefertigt würde. (Fr. Bl.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 42.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

11 Februar 1844.

Die Durchsuchungsverträge und der Sklavenhandel.

Es ist jetzt so ziemlich von allen Seiten anerkannt, daß das seit mehr als dreißig Jahren von England verfolgte System Verträge zu Unterdrückung des Sklavenhandels abzuschließen und die afrikanische Küste durch eine bewaffnete Seemacht zu bewachen, seinem Zweck nicht entsprochen hat, und daß England ziemlich umsonst Tausende von tapfern Seeleuten und Millionen Geldes opferte. Als im englischen Parlament die Abschaffung des Sklavenhandels in Bezug auf die englischen Colonien durchging, glaubte man es den letztern schuldig zu seyn, andern gleichfalls zu verbieten, was man sich selbst verbot, damit nicht andere die Vortheile der Sklavenarbeit genössen, während die englischen Colonien derselben beraubt wurden. Von diesem Augenblick an begannen die zahllosen Verträge zur Unterdrückung des Sklavenhandels. Eine Macht um die andere ließ sich, durch die Vorstellungen der Engländer gedrängt, zu einem solchen Vertrag herbei, aber diejenigen, welche am meisten dabei betheiligt waren, Spanien, Portugal und Brasilien, hielten die Verträge nicht, und sahen den Uebertretern durch die Finger. Es möchte indeß wohl schwer seyn zu entscheiden, wie viel Sklavenhandel diese Regierungen hätten hindern können und nicht gehindert haben; England ist mit Vorwürfen gegen diese Regierungen nicht sparsam gewesen; wenn man aber erwägt, daß England mit all seiner ungeheuren Macht seine eigenen Unterthanen nicht ganz am Sklavenhandel hindern konnte, so wird man gegen die Regierungen von Spanien, Portugal und Brasilien etwas nachsichtiger.

Die größten Fehler beging wohl England darin daß es zwar den Sklavenhandel verbot (1807), aber noch 30 Jahre nachher sich nicht ernstlich mit der Erwägung beschäftigte, was an die Stelle desselben gesetzt werden solle. Alle, welche den Negercharakter kannten, und nicht nach philanthropischen Theorien, sondern nach der allerdings nicht sehr erfreulichen Erfahrung handelten, hatten von jeher erklärt, daß der Neger, wenn man ihn nicht mehr mit der Peitsche zur Arbeit treibe, in Trägheit zurücksinken würde. Wer sollte dann in Westindien und im nördlichen Theile Südamerika's den Boden bauen? Das war die Frage, die man sich nie ernstlich gestellt zu haben scheint, und die man mit der damalen Phrase abfertigte, daß der freie Arbeiter, dem der Lohn seiner Arbeit zu Gute komme, mehr arbeiten würde, als der Sklave. Die Erfahrung hat diesen theoretischen Satz auf eine sehr schneidende Weise widerlegt; so wie aber dieß geschah, mußten die englischen Colonien sinken, und in demselben Maaße die spanischen und portugiesischen Besitzungen, namentlich Brasilien selbst, sich heben durch die fortdauernde Sklavenarbeit. Die englische Emancipation war eine Prämie auf den Sklavenhandel nach Brasilien und Cuba. Man hat behauptet, daß wenn von sechs Sklavenschiffen nur Eines den englischen Kreuzern entkomme, der Rheder immer noch von den eingebrachten Sklaven einen großen Gewinn mache. Unter diesen Umständen ist die gewaltsame Unterdrückung des Sklavenhandels so wenig ausführbar, als die Unterdrückung des Schmuggels einer hochbesteuerten und leicht zu transportirenden Waare. Diese Erfahrung haben die Engländer jetzt gemacht; die ganze Maschinerie von Verträgen zur Unterdrückung des Sklavenhandels und über Durchsuchung fremder Schiffe, ein Gegenstand der schon mehrmals England in Krieg zu verwickeln drohte, ist sichtlich abgelaufen, der Sklavenhandel geht so stark wie je, nur mit größerer Grausamkeit als vorher, weil man die Sklaven in schnellsegelnden schmalen Schiffen zusammenpressen muß; England gibt jährlich 4—500,000 Pf. St. umsonst aus, und die Frage, wie man die Sklavenarbeit in den tropischen Landern Amerika's ersetzen soll, ist so ungelöst wie immer.

Hrn. Violets Fahrten und Abenteuer.

Vierter Zug.

(Fortsetzung.)

Um diese Zeit befand sich Californien in einer ziemlich ungünstigen Lage. Große Veränderungen waren in der mexicanischen Regierung eingetreten, neue Menschen waren zur Gewalt gelangt, und ihre Anhänger wurden nun mit Würden

Digitized by Google

und Stellen belohnt. Da aber diese Stellen bereits von andern eingenommen waren, so mußten letztere entfernt werden, und die Regierung hatte sich somit noch mehr Feinde gemacht. Dieß war auch der Fall in Californien, von welchem wir, um die nachfolgenden Ereignisse verständlich zu machen, hier eine kurze Skizze liefern müssen. Californien umfaßt 400 (engl.) Meilen Seeküste. Der einzige Weg, um zu Lande aus dem Innern Merico's dorthin zu gelangen, ist eine Reise von mehreren hundert Stunden weit durch die wilden Wüsten von Sonora und durch die Indianerstämme, welche von den frühesten Zeiten bis auf unsere Tage stets den Spaniern und somit auch den Mexicanern feindlich waren.

So weit indeß auch Californien entfernt ist — allzu weit für die mexicanische Regierung, um es gegen die Indianereinbrüche und gegen die Seeräuber zu schützen, durch welche die Küste schon stark gelitten hat — so erhebt dieselbe doch Steuern von den verschiedenen Niederlassungen, ungeheure und so lästige Steuern, daß diese Länder nie das werden können, wozu ihr Boden und ihre Lage sie befähigen. Die nördlichste mexicanische Niederlassung an der Südsee ist San Francisco, die zweite Monterey, dann folgt Santa Barbara, San Luis, Odispo, Buona Ventura und endlich Diego. Außer diesen Seehäfen gibt es manche Städte im Innern, wie San Juan Campestrano, Los Angeles, die größte Stadt Californiens und San Gabriel. Unruhen entspringen hier nicht selten aus der Unwissenheit oder Käuflichkeit der mexicanischen Behörden, stets neue Beamte werden hergesendet, meist Leute von zerrüttetem Vermögen, deren Erpressungen so unverträglich werden, daß endlich die Californier trotz ihrer Trägheit gegen ihre kleinen Tyrannen aufstehen.

Das war auch jetzt in Monterey der Fall. Ein neuer Gouverneur war angelangt, der alte General Moreno unter falschen Vorwänden entlassen und zur Verantwortung nach Merico berufen worden. Der neue Gouverneur, ein Wüstling aus der niedersten Classe des Volks, halb Mönch und halb Soldat, der sich durch Mord, Raub und sklavische Unterwürfigkeit gegen seine Obern seinen Weg durch die Welt gebahnt hatte, fing bald an seine eiserne Hand über das Volk der Stadt auszustrecken. Die Montereyer können viel ertragen, aber unter ihrer anscheinenden Fügsamkeit und Apathie glüht ein Feuer, das, einmal aufgestört, in zerstörender Flamme ausbricht. Ueberdieß hatten die in Monterey angesiedelten Fremden lange Zeit Vorrechte genossen, die sie nicht gutwillig aufgeben wollten, und da sie im allgemeinen reich waren, so besaßen sie einen gewissen Einfluß über die niedern Classen der Mexicaner. Unmittelbar nach der ersten Erpressung des Gouverneurs erhob sich das Volk in Masse und entwaffnete die Besatzung. Das Presidio wurde von den Insurgenten besetzt und der Tyrann war glücklich genug an Bord eines englischen Schiffs nach Acapulco zu entkommen.

Indeß kündigten diesmal die Montereyer der Regierung in Merico noch nicht den Gehorsam auf, sie verlangten Recht und nahmen es sich mit eigener Hand. Einer der reichsten Bürger wurde einstimmig zum interimistischen Gouverneur gewählt, und dann kehrte alles zurück zu den gewöhnlichen Vergnügungen und der gewöhnlichen Apathie, als ob nichts besonderes vorgefallen wäre. Der Name des verjagten Gouverneurs war Fonseca. Er wußte wohl, daß nur der Erfolg sein Benehmen rechtfertigen könne, deßhalb ging er auch gar nicht nach Merico zurück, sondern verband sich mit einigen Seeräubern, welche eben damals die Küsten von Guatimala beunruhigten, und von Rache und Habsucht gestachelt suchte er Californien für sich zu erobern. Es gelang ihm 150 Landstreicher aus allen Theilen der Welt, entlaufene Matrosen, entsprungene Verbrecher u. s. w. zusammenzubringen; darunter befanden sich auch etlich' und vierzig Sandwichinsulaner, tapfere, entschlossene Bursche, welche die Hoffnung auf Raub anlockte. Ich kann hier nicht unerwähnt lassen, daß eine große Anzahl dieser Sandwich-Insulaner längs der Küste von Californien herumschwärmt, zwischen der und den Sandwichinseln ein sehr lebhafter Handel theils durch die Eingebornen, theils durch die Amerikaner betrieben wird. Die hiezu verwendeten Schiffe sind stets doppelt bemannt, da gewöhnlich, wie sie an den Küsten von Californien anlegen, die Hälfte der Mannschaft ausreißt. Gewöhnt an ein warmes Klima und an ein indolentes Leben finden sie sich in dem neuen Lande bald heimisch, arbeiten hie und da als Taglöhner auf den Viehhöfen, um die Ochsenhäute zusammenzulegen und ergeben sich vom Ertrag ihrer Arbeit einer Völlerei, welche mit der bekannten Enthaltsamkeit der Spanier seltsam contrastirt. Solche Leute hatte Fonseca in Dienst genommen, sich eines kleinen Vorraths von Waffen und Munition bemächtigt, und trat nun seine Expedition an.

Inzwischen hatte der Gouverneur von Sonora die Bewegung von Monterey ersehen, und übernahm es den Ausbruch zu strafen, in der Ansicht, daß sein Eifer von der mexicanischen Regierung sehr belobt werden würde. Gerade um diese Zeit kamen Truppen von Chihuahua, um einen Aufstand der unterworfenen Indianer zu dämpfen; er zog deßhalb in Person zu Felde und rückte gegen Californien vor. Doch ich muß den Ergouverneur Fonseca und den Gouverneur von Sonora eine Zeit lang bei Seite lassen und zu meinen Operationen unter den Indianern zurückkehren.

Ich hatte, wie schon früher bemerkt, meinen alten Diener nach Monterey und Gabriel nach dem nächsten Apatschendorfe gesendet. Dieser letztere hatte eine zahlreiche Abtheilung dieses Stammes an den Ufern des westlichen Colorado gefunden, und kam in ihrer Begleitung gerade aus der Richtung her, welche ich selbst genommen hatte. Wir trafen uns bald: die Apatschen vernahmen mit sichtlichem Vergnügen die Vorschläge die ich ihnen machte, und beschlossen, daß Hundert ihrer Häuptlinge und Krieger mich bei meiner Rückkehr zu den Schoschonen begleiten sollten, um mit den Aeltesten des Stammes die Bedingungen des Vertrags festzusetzen. Bei unserer Rückkehr kamen wir durch das Gebiet der Arrapahos, welche bereits meinen Boten empfangen, und die Bräute, welche eine unauflösliche Verbindung befestigen sollten, angenommen und zurückgegeben hatten. Meine Gesandtschaft zu

Digitized by Google

den Comantschen schod ich wegen der Entfernung und des Zeitverlustes auf der Hin- und Herreise auf, bis der Bund mit den Apatschen und Arrapahos so fest seyn würde, daß er nicht mehr gebrochen werden könnte. Die Arrapahos folgten dem Beispiel der Apatschen, und hundert wohlberittene und ausgerüstete Krieger stießen zu uns, um ihre Väter, die Schoschonen, zu sehen, und mit ihnen die Pfeife des ewigen Friedens zu rauchen.

Wir bildeten jetzt eine Schaar von 250 Kriegern, und um für eine so große Anzahl die nöthigen Lebensmittel herbeizuschaffen, mußten wir einen weiten Abstecher nach Süden machen, so daß wir bis zu den Peairien längs dem Buona-Ventura kamen. Hier führte uns der Zufall in einen Kampf, in den ich später tief verwickelt wurde. Wir hatten kaum den Fluß erreicht, als wir auf eine Gesellschaft von fünfzehn Personen stießen, die aus einigen von meinen alten Montereyer Freunden bestand. Sie waren auf dem Wege nach der Niederlassung, um mich um Hülfe gegen den Gouverneur von Sonora anzugehen, und da die Indianer insgesammt denselben zu züchtigen und sich die Freundschaft der reichen Leute von Monterey zu erwerben wünschten, so gab ich nach und schlug den Weg gegen Süden ein. Mein alter Diener, welcher sich bei der Deputation befand, erzählte mir den ganzen Verlauf der Sache.

Der Gouverneur von Sonora hatte erklärt, er wolle den reichsten Theil der Bevölkerung von Monterey, namentlich die angelsachsischen Ansiedler, deren Vermögen er sich selbst zuzueignen gedachte, peitschen wie Hunde und aufhangen lassen. Hatte er geschwiegen, so würde sein Anschlag wahrscheinlich gelungen seyn, aber die Montereyer erfuhren seine Absichten, noch ehe er die Gränzen von Californien betreten hatte. Deputationen wurden an die benachbarten Städte gesandt, und alsbald brach eine kleine Schaar entschlossener Männer auf, um die Pässe, durch welche der Gouverneur ziehen mußte, zu besetzen. Hier erfuhren sie zu ihrem Schrecken, daß die Truppenzahl, welche sie zu bekämpfen hatten, wenigstens zehnmal so stark sey als die ihrige; sie waren indeß zu tapfer um sich zurückzuziehen, ohne einen Schuß für ihre Unabhangigkeit zu thun; sie gedachten der mit mir geschlossenen Freundschaft und der natürlichen Abneigung der Indianer gegen die Watschinangos oder Mexicaner, und beschlossen uns um Hülfe anzugehen, wogegen sie einen Theil ihres Vermögens an Vieh, Waffen, Munition und andern für Wilde werthvollen Waaren anboten.

Der Gouverneur führte 500 Mann mit sich, darunter 200 Soldaten in Uniform, der Rest halbblütige Vagabunden, die beutelustig genug, aber zu feig waren, um die Beute durch Kampf zu verdienen. Man kam überein, daß ich mit meinen Leuten, welche sämmtlich beritten waren, in der Prairie uns in einen Hinterhalt legen sollten. Die Montereyer und ihre Freunde wollten beim Anrücken des Gouverneurs sich zurückziehen, als schienten sie sich vor dem Kampf, und wenn dann das ganze feindliche Heer in voller Verfolgung begriffen wäre, sollten wir dasselbe in der Flanke anfallen und in die Flucht treiben. Alles kam wie man erwartet. Wir zählten 315 Mann, alle Eines Sinnes und voll Hoffnung des Sieges. Der Gouverneur mit seinen Helden kam heran. Es war ein seltsamer Anblick; trotz des Lärmens, den sie machten, erkannte man wohl, daß sie fürchteten auf Widerstand zu stoßen, denn sie hielten am Fuße des Berges an, und schickten, da sie acht oder zehn Montereyer auf der Höhe des Passes bemerkten, eine weiße Flagge, um zu erfahren, ob man nicht parlamentiren könne. Unsere Freunde stellten sich sehr erschrocken und zogen sich alsbald nach der Prairie hinab; als die Feinde dieß sahen, kam ihnen der Muth; sie liefen und galloppirten ohne Ordnung heran, bis sie recht in unserer Gewalt waren. In diesem Augenblick erhoben wir den Kriegsruf, welchen das tausendstimmige Echo noch furchtbarer machte. Wir feuerten keine Kugel, schickten keinen Pfeil ab, und erhielten doch einen vollständigen Sieg. Soldaten und Vagabunden warfen sich auf den Boden, um dem Tode zu entgehen, während der Gouverneur, der Schnelligkeit seines Pferdes vertrauend, eiligst hinwegritt. Seine Feigheit kostete ihm das Leben, denn sein Pferd stolperte beim Hinabreiten und er brach den Hals. Er war das einzige Opfer dieses Feldzugs.

Wir nahmen die Gewehre und Munition unserer besiegten Gegner, und ließen ihnen nur ein Gewehr auf je zehn Mann, nebst einer hinreichenden Anzahl Patronen, damit sie auf dem Wege nicht verhungerten. Ihr Anführer wurde begraben, wo er gefallen war, und so endete dieser Scheinkampf. Aber eine andere Schlacht mußte geschlagen werden, die, obgleich ebenfalls siegreich, doch auf keine so lustige Weise endete.

(Fortsetzung folgt.)

Skizzen aus Oberitalien.

Venedig.

(Fortsetzung.)

Es bedarf kaum der Erwähnung, wie reich Venedig an Kunstschätzen weniger im Gebiete der Sculptur als in dem der Malerei ist. Es gibt schwerlich eine Kirche, die nicht ein bedeutendes Gemälde aufzuweisen hätte, dann die großen Paläste und außerdem noch besondere Sammlungen, wie die Accademia de' belle arti. Ein Vorzug dieses Instituts ist es, daß man gewöhnlich ganz ungestört und einsam mit Muße der Betrachtung und dem Studium der Bilder sich hingeben kann, daß selbst für die Bequemlichkeit der Schauenden durch Sessel gesorgt ist. Hier findet sich die große Himmelfahrt Mariä von Tizian, mit dem meisterhaften Ausdruck der göttlichen Verklärung im Antlitz der Maria, welches übrigens durchaus keine schönen Formen trägt und eine auffallende Breite hat. Das Abendmahl von Paul Veronese ist wirklich von kolossalem Umfang. Der Künstler hat wohl gefühlt, daß die ganze Breite des Bildes ohne weitere Ruhepunkte zu breit ausfallen würde, und hat deßhalb das Ganze durch Saulsäulen in drei Gruppen getheilt. Dessen ungeachtet ist es ihm aber nicht gelungen, weder den drei Gruppen noch dem Ganzen eine hinreichende Centralisation zu geben. Uebrigens ist die Perspective ausgezeichnet, ebenso die Details, nur der Hauptperson wünscht man eine größere

Hoheit. Aehnliches gilt von der Darstellung im Tempel, die im Detail vollendet ist (besonders die Alte an der Treppe), der es aber ebenfalls an einem genügenden Mittelpunkte fehlt.

Die Sammlung der Gypsabdrücke der Akademie ist reich. Besonders zeichnen sich darunter aus eine Gruppe des Kastor und Pollux, ohne die Rosse, in trauter Umarmung, die Gruppe des Pätus, Niobe mit einer Tochter und viele andere, die man auch in andern guten Sammlungen findet (Laokoon, Venus callipygos u. s. w.). An der Niobe kann man besser als an irgend einer andern Statue oder Gruppe erkennen, was unter plastischer Ruhe zu verstehen.

In der Scuola Rocca befindet sich ein Gemälde von fast gleicher Größe als das Abendmahl von Paul Veronese, in welchem aber doch die Einheit und Centralisation vollendet ist. Ich meine die große Kreuzigung von Tintoretto. Christus selbst ist schon gekreuzigt, für den Sünder zu seiner Rechten wird das Kreuz so eben empor gehoben, das dritte Kreuz liegt noch an der Erde. Die Gruppen sind richtig gewählt, in ihrer Ausführung schön, und alle so berechnet, daß sie zwar als wesentlich hervortretende Fülle, doch aber immer nur als Folie für die Hauptfigur der Mitte erscheinen. Es ist freilich nicht zu verkennen, ein Gemälde mit dem Vorwurf der Kreuzigung hat wegen der Centralisation nicht so große Schwierigkeiten zu überwinden als ein Abendmahl. Die Aufmerksamkeit ist immer nur auf Christus unmittelbar gerichtet, selbst wenn die beiden Sünder neben ihm gekreuzigt werden. Diese müssen dann so in den Hintergrund treten, daß sie dem wesentlichen Mittelpunkt durchaus keinen Abbruch thun können. Anders verhält es sich mit dem Abendmahl. Schon die gedehnte Breite des Tisches für dreizehn in einer Linie sitzende Personen hat etwas Störendes. Drei Personen unter diesen dreizehn aber verlangen fast gleichmäßige Aufmerksamkeit des Zuschauers, während sie doch durchaus nicht so unter den übrigen vertheilt seyn dürfen, daß sie drei symmetrisch geordnete Lichtpunkte der langen Reihe wären, von denen die beiden äußern minder bedeutenden dem mittelsten nach als Relief dienen könnten, sondern Johannes muß unmittelbar an der Seite Christi sitzen, Judas der Verräther darf zwar nicht in allzu großer Entfernung, aber auch nicht in gleicher Nähe wie Johannes seinen Sitz haben. — In der Scuola Rocca ist noch in anderer Weise ein Gemälde herauszuheben, die Darstellung im Tempel von Paul Veronese, und zwar deßhalb, weil es so überaus keusch und sittig gehalten.

Reich an Kunstwerken der Malerei sind, wie gesagt, auch die Kirchen Venedigs. So muß ich, um nur von einigen zu sprechen, zunächst Santa Maria della salute erwähnen. Die Kirche verdankt nach dem Berichte unseres rechtgläubigen Cicerone ihren Namen einem unmittelbaren Einschreiten der Mutter Gottes zu Hülfe der ihrem Untergange entgegeneilenden Stadt. Im Jahre 1630 wurde Venedig nämlich von einer furchtbaren Pest befallen, die in kurzer Zeit über 40,000 Menschen weggerafft haben soll. In höchster Angst und Noth wendete man sich an die gnadenreiche Jungfrau Maria im heißen, inbrünstigen Gebet und alsbald hörte die Pest auf. Zum Dank beschloß die Republik eine prächtige Kirche der Jungfrau zu bauen und gab derselben den vorher bezeichneten Namen. Ihre Inschrift lautet: Indulgenza come in St. Giovanne Laterano in Roma. Balthasar Longhena erbaute sie. Sie hat großartige Verhältnisse, ihre Rotunde ist die größte in Venedig und in hohem Grade imposant. Ueberhaupt kann man nicht läugnen, daß der italienische Kapellenstyl, in welchem fast alle venetianischen Kirchen gebaut sind, etwas Imposantes hat. Hat man sich in unsere nordischen Dome gothischen Styls hineingelebt, die mit ihren emporstrebenden Bogen und Pfeilern in feierlichstem Ernst das Streben in die Unendlichkeit versinnbildlichen und das Gemüth zum Himmel ziehen, so weiß man sich im ersten Augenblick in diesen luftigen Räumen mehr heitern Charakters nicht so ganz zurecht zu finden. Das ist aber nur der erste Eindruck des Neuen. Bald überzeugt man sich, daß, so wie man aus dem Norden den ernsten, strengen gothischen Dom nicht sich rauben lassen kann, so man in Italien die gefügige Kuppel nicht vernichten möchte.

Die vorzüglichsten Gemälde dieser Kirche sind ein ausgezeichneter Tod Abels von Tizian, eine Herodias von Salviate, wo die Schönheit der Hauptfigur wirklich bestechend ist, und die Ausgießung des h. Geistes von Tizian. Bewundernswerth ist in diesem letztern großen Bilde, mit wie meisterhafter Hand die allgemeine Begeisterung, von der alle Jünger ergriffen sind, je nach der Individualität eines jeden in den verschiedenartigsten Formen sich kund that.

Einen unvergeßlichen Eindruck auf mich hat die Kirche del Scalzi gemacht. Nachmittags, als die Sonne sich zwar neigte, doch aber noch strahlte, hoben wir den schweren Vorhang, der bei geöffneter Kirchenthüre in dieser wie bei allen Kirchen hier im Süden dem Blicke das unmittelbare Eindringen in das Innere verbietet, und betraten die durch herabgelassene rothe Fenstervorhänge ganz verdunkelte Kirche. Es war ein feierlicher Vespergottesdienst an dem vorher schon erwähnten Redentore-Fest. Die Kirche, der also ihre natürliche Helle genommen, bekam ein magisches Licht durch eine Unmasse von Kerzen, die auf zweckmäßige Weise an den verschiedensten Orten angebracht waren. Der Hochaltar allein hatte über vierzig sehr schön gruppirte Kerzen, deren einige eine Höhe von fünf Fuß erreichten. Die Erscheinung war um so zauberischer, als das Innere der Kirche aus dunklem Marmor besteht, welcher überall von schönem, dunkelrothem Tuch so weit belegt ist, daß nur die Kanten und Ecken wie dunkle Gemälderahmen hervortreten.

In ähnlicher Weise ist auch die Kirche San Salvadore gehalten. Einfach in ihrer Anlage, von dunklem Marmor, mit den rothen Behängen selbst am Hochaltar geziert, imponirt sie durch ihre Einfachheit, und trägt nur geringen Schmuck durch geschmackvoll geordnete Blumen und goldene Leuchter, ein Kirchenschmuck, der im Süden überhaupt üblich ist. — In der Franciscanerkirche dei Frari ist das Grab Tizians aufgefunden worden. Canova erhielt deßhalb den Auftrag, in dieser Kirche ein seiner Kunst und der Kunst Tizians würdiges Denkmal diesem Heros der Malerei zu errichten. Noch war das Werk des Meisters für den Meister noch nicht vollendet, als Canova selbst der Kunst entrissen wurde. Er hatte sich selbst sein Denkmal gebaut, und seine Schüler übernahmen es, nach diesem Muster für Tizian ein anderes Denkmal auf der gegenüberliegenden Seite der Kirche zu bauen.

(Fortsetzung folgt.)

Uebertragung der Lichtbilder auf Stein. Ein Kupferstecher, Namens Lanzarnolo, in Rom hat ein Verfahren erfunden, vermittelst dessen man die Lichtbilder auf dem Stein fixiren kann, so daß man im Stande ist augenblicklich eine große Anzahl Exemplare abzuziehen. Lanzarnolo soll im Sinn haben, sich und seine Erfindung nach Paris überzutragen. (Voleur vom 30 Jan.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 43.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

12 Februar 1844.

Die Bulgaren.

(Aus Cyprien Roberts: Les Slaves de Turquie.)

1. Ausbreitung des Volks.

Die Bulgaren zählen gegenwärtig 4,500,000 Seelen. Die Tiefe ihres Landes steht mit der Küstenausdehnung im Verhältniß, und das Volk dringt immer mehr ins Innere des Landes ein: in Thracien, welches eine den türkischen Hirten überlassene Wüste ist, baut es mit jedem Tag neuen Boden an; gegen Griechenland hin dehnt es sich bis ins Herz der hellenischen Provinzen aus, deren Eingeborne, in den Städten und an den Küsten concentrirt, seit langer Zeit die Thäler den Auswanderern des Gebirgs überlassen haben. Hier zeigen sich schroff die verschiedenen Neigungen beider Racen: der Slawe will nur das Land bauen, der Grieche dagegen das Meer ausbeuten. Die Geographen haben ohne Rücksicht auf den Gang und die Wanderung der Racen die Provinzen Thracien, Macedonien und Albanien als Gränzen des Bulgarenlandes angenommen, obwohl die bulgarische Race dort in großer Anzahl sich findet, und z. B. den eigentlichen Kern der macedonischen Bevölkerung bildet, denn man spricht serbisch und bulgarisch in allen südwestlichen Districten von der Linie der Berge zwischen Kailari, Chatitza, Ostrovo und Verria bis an die Thäler von Niausta und Vodena; nur im Süden dieser Linie spricht der macedonische Bauer griechisch. Ein kurzer Saum der Küste des Archipels gehört ausschließlich bulgarischen Familien an, welche die kleinen Städte Bujuk Betschik, Bazar Dschedid und Sidero-Kajesch inne haben. Die Zahl der Bulgaren in Salonichi ist so groß, daß man diese große Stadt als gemeinsam von Griechen und Bulgaren bewohnt betrachten kann, und man könnte letztere nicht ausschließen, ohne eine blutige Reaction in der Halbinsel hervorzurufen. In Thracien haben die Bulgaren gleichfalls wichtige Stellungen inne, und bis nahe an Konstantinopel, zu Indschik, einer kleinen Manufacturstadt, bilden sie die Masse der Bevölkerung. Wendet man sich gegen Ostalbanien, so findet man ganze Districte, wo nur bulgarisch gesprochen wird. Endlich gehen die Bulgaren bis Livadien hinab, und man findet sie selbst in Morea. Die Infiltrationskraft dieses Volkes ist eine Folge seines geschmeidigen, arbeitsamen Wesens. Da es aber die Dörfer den Städten vorzieht, und diese gern den Griechen überläßt, so bleibt es unbemerkt, bildet aber nichtsdestoweniger die zahlreichste aller Racen, welche die europäische Türkei bewohnen, selbst die Griechen nicht ausgenommen.

Warum bezeichnet aber der Name Bulgarien jetzt ein so kleines Gebiet? Dieß findet seine Erklärung in der schlauen Politik der Türken, welche die Gränzen der unterjochten Völker absichtlich verwirrt haben, damit es diesen unmöglich sey sich unter einander zu erkennen. Die Türken haben es mit ihrem Reich gemacht wie jetzt der russische Kaiser mit Polen; dieß große Land, das so viele Provinzen umschloß, ist jetzt durch die Verstümmelung in den Augen der Russen nur noch ein Gouvernement, eine Provinz. Das jetzige Bulgarien enthält nur etwa 8 bis 900,000 Seelen, aber außerhalb dieses officiellen Bulgariens sprechen noch ganze Provinzen bulgarisch. Man darf indeß nicht glauben, daß alle Districte, in denen bulgarisch gesprochen wird, Einen politischen Körper zu bilden streben; mehrere dieser Districte haben Interessen, die mit den griechischen so eng verbunden sind, daß man nicht daran denken könnte sie zu trennen. Ein großer Theil der Rajahs Thraciens wird sich stets den Griechen in Konstantinopel anschließen. Schon unter dem griechischen Kaiserthum, wo die Bulgaren noch ein mächtiges Königreich bildeten, waren die Bulgaren Thraciens mit den Herren des Bosporus verbunden und zahlten Tribut, und sie tragen in der Geschichte den Namen Romäi, Romelioten, wie alle Griechen. Noch jetzt sympathisiren sie am meisten mit diesen letzteren, sprechen fast sämmtlich ihre Sprache, und obwohl sie ihre Nationalsprache lieber sprechen, so geschieht es doch mit dem melancholischen Accent der Griechen.

Indeß wandert das Volk gerne aus, man findet es in vielen sehr entlegenen Districten, wie in Serbien und der Wallachei, wo es ganz von dem Mutterlande getrennt lebt, dennoch aber durchaus abgeneigt ist, sich mit einer fremden Nation zu verschmelzen. Nach dem Feldzuge vom J. 1829

Digitized by Google

führten die Russen gegen 30,000 der Compromittirtesten mit sich über die Donau, und man wies ihnen fruchtbare Ländereien längs dem Dniepr an, aber die Russen haben selbst gestanden, daß diese Slawen sich der moskowitischen Regierungsform nicht fügen konnten, und daß sie nach und nach sämmtlich in die Türkei zurückgekehrt sind.

Hrn. Violets Fahrten und Abenteuer.

Vierter Zug.

(Fortsetzung.)

Inzwischen war Fonseca längs dem Ufer hingefahren, da aber Ostwinde ihn verhinderten, nach Monterey zu gelangen, so lief er in der Bay von San Francisco ein. Diese Niederlassung ist sehr reich, da die Bevölkerung meist aus Abkömmlingen von englischen und amerikanischen Kaufleuten besteht, welche im Südseehandel ein Vermögen erworben hatten. Man nennt sie „Yerba buena" (das gute Gras) wegen der schönen Wiesen von wildem Kler, die sich auf hundert Stunden umher ausdehnen. Hier landete Fonseca mit etwa 200 Schurken seines Gelichters, und sein erstes war die kleine Stadt zu plündern und zu zerstören. Die Einwohner flohen natürlich in allen Richtungen, und als sie uns trafen, versprachen sie den Indianern die Hälfte dessen, was ihnen entrissen worden war, wenn wir die Angreifer überwältigen könnten. Ich beschloß die Spitzbuben mitten unter ihren Gelagen zu überfallen, und theilte zu dem Ende mein kleines Heer in drei Schaaren: Gabriel sollte mit den Apatschen die Ufer der Bay besetzen und die Schiffe der Räuber zerstören, so daß sie nicht in denselben entkommen könnten. Die Arrapahos wurden in der Prairie um die Stadt her aufgestellt, um diejenigen aufzufangen, welche eine Flucht zu Lande versuchen möchten. Die dritte Abtheilung befehligte ich selbst; sie bestand aus 50 Schoschonen und 54 Mericanern von der Küste, meist Söhnen von englischen oder amerikanischen Ansiedlern.

Früh am Morgen betraten wir die kleine, noch vor wenigen Tagen ganz hübsche Stadt, die aber jetzt nur noch ein Haufe von Ruinen war, unter denen einige Zelte für die Unterkunft bei Nacht aufgerichtet waren. Die Matrosen und Räuber waren alle betrunken, und lagen an verschiedenen Orten auf dem Boden umher in tiefem Schlafe. Die Sandwichinsulaner lagen in einem Haufen nahe bei den Zelten, und daneben eine Masse von Kisten, Fässern, Säcken u. s. w., der Ertrag der Plünderung. Wir hätten ohne Zweifel uns der Räuber ohne alles Blutvergießen bemächtigt, wenn nicht das Bellen der Hunde die Sandwichinsulaner aufgeschreckt hätte, die auch in Einem Augenblick bewaffnet dastanden, und wüthend auf meinen linken Flügel eindrangen, der aus Weißen bestand. Diese litten nicht wenig, und ihre Reihen lösten sich auf, aber ich eilte mit meinen Schoschonen herbei, die nicht einmal ihre Büchsen brauchten, sondern mit Lanze und Tomahak die Arbeit so schnell abmachten, daß in kaum zehn Minuten nur wenige der Elenden noch lebten, um ihre Wunden zu bejammern. Die Mericaner sammelten sich wieder und fielen über Fonseca und die Seeräuber in ihrer viehischen Besoffenheit her. Nur wenige versuchten Widerstand, die meisten schwankten nach der Meeresbucht, um in ihren Schiffen Schutz zu suchen. Aber die Apatschen hatten schon ihre Arbeit gethan: die meisten Boote waren ans Ufer gezogen, die größern durchlöchert und versenkt. Die elenden Flüchtlinge wurden mit Speeren niedergestoßen, und der Sieg war vollkommen.

Als die an Bord der beiden größern Schiffe zurück gebliebenen Seeräuber sahen, wie die Sachen standen, begrüßten sie uns mit einigen Kartätschenschüssen, die jedoch keinen Schaden thaten; die Matrosen, fast lauter weggelaufene Yankees, waren vermuthlich eben so betrunken, als ihre Gefährten am Ufer. Endlich gelang es ihnen die Anker zu lichten, und von einem Landwind begünstigt fuhren sie alsbald zur Bay hinaus. Seitdem hat man nichts mehr von ihnen gehört.

Fonseca, jetzt seines Schicksals nur allzu gewiß, zeigte sich ebenso niederträchtig und feig, als er vorher tyrannisch gewesen war. Er machte mir glänzende Anerbietungen, wenn ich ihn frei lassen wollte, damit er sein Glück anderswo versuchen könne; als er sah, wie sehr ich ihn verachtete, wandte er sich zu den Mericanern, und bat sie der Reihe nach, als er aber erkannte, daß keine Hoffnung auf Gnade vorhanden sey, begann er so abscheulich zu fluchen und zu lästern, daß ich ihn knebeln lassen mußte. Am nächsten Morgen kamen zwei Compagnien von Monterey an, ein Kriegsrath ward berufen, und zwanzig Bürger bildeten sich zu einer Jury. Fonseca wurde processirt und als Verräther und Seeräuber verurtheilt; da das Erschießen eine zu große Ehre für einen solchen Schurken gewesen wäre, so wurde er in Gesellschaft mit den wenigen überlebenden Sandwich-Insulanern gehängt.

Unsere Abtheilung hatte im Anfang des Gefechts ein wenig gelitten, drei Mericaner waren getödtet und achtzehn verwundet worden, so wie auch zwei Apatschen. Von meinen Schoschonen war keinem auch nur die Haut geritzt, und die Arrapahos, welche die Prairie durchstreift hatten, stießen bald nachher mit einigen Skalps zu uns.

Das Volk von San Francisco hielt sein Versprechen, die genommene Beute wurde in zwei gleiche Theile getheilt, und einer davon den Indianern überliefert, wie versprochen worden war. Am Vorabend unserer Abreise wurden uns zum Danke noch Geschenke gemacht, die von den Indianern, welche im ersten Augenblick unseres Bundes einen so glücklichen und vortheilhaften Zug gemacht hatten, als ein gutes Vorzeichen für die Zukunft angenommen wurden. Da ihre Dienste nicht länger nöthig waren, so wandten sie sich nach Norden und brachen unter der Führung von Roche nach unserer Niederlassung auf, um den ursprünglich beabsichtigten Besuch der Schoschonen auszuführen.

Ich selbst blieb zu San Francisco, denn allerlei Plane kreisten in meinem Kopf, die alle nur Einen Gegenstand hatten, nämlich die Befreiung Californiens von dem mexicanischen Joche. Meine irrten Erfolge hatten meinen Ehrgeiz angereizt; ich

Digitized by Google

kannte die großen Hülfsquellen des Landes, die unübersteiglichen Hindernisse, welche sich dem Marsch einer großen Armee von Mexico her widersetzten, und je mehr ich über die Sache nachdachte, desto mehr überzeugte ich mich von der Ausführbarkeit des Unternehmens; meine Jugend und Unerfahrenheit ließen mich die moralischen Schwierigkeiten übersehen. Ich war neunzehn Jahre alt und als Schoschone aufgezogen worden; diese sind wie alle Indianer, offen, zutrauensvoll und ehrlich, bis man sie betrogen und beleidigt hat. Auf meine Schoschonen konnte ich alles Vertrauen setzen, und glaubte es auf civilisirte Menschen und Christen noch mehr thun zu können, fand aber bald, daß ich viel besser gethan hätte, mich auf die Befestigung des indianischen Bundes zu beschranken.

Ich stellte den Californiern zu San Francisco vor, daß sie unter den jetzigen Umständen nicht im Stande seyn würden, mit Glück einer Truppenmacht zu widerstehen, welche die Regierung von Acapulco aus zur See senden würde; ich bewies ihnen, daß ihre Herrscher froh seyen, einen Vorwand zur Ausplünderung zu haben, und nach dem was vorgefallen war, keine Schonung zeigen würden; wenn sie dagegen jetzt alsbald ihre Unabhängigkeit aussprächen, und den Fremden ihre Häfen öffneten, so würden sie bald reich und mächtig genug werden, um jede Expedition, die man gegen sie aussenden könne, zu überwältigen. Ich schlug vor, da sie keine stehenden Truppen hätten, sie mit 1000 Kriegern zu unterstützen, in diesem Fall aber müßte ich einen Antheil an der neu zu errichtenden Regierung haben. Meine Freunde zu San Francisco hörten mich aufmerksam an, und ich sah wohl, daß der Vorschlag ihnen gefiel, dennoch sprachen nur wenige unter ihnen ihre Ansicht aus, und sie wollten keine bestimmte Antwort geben, ehe sie sich nicht mit ihren Landsleuten zu Monterey verständigt hätten. Sie gaben ihr Ehrenwort, alsbald nach ihrer Ankunft in jener Stadt die Sache zur Sprache zu bringen, Boten an die südlichen Niederlassungen zu senden, und mich das Ergebniß wissen zu lassen.

Da es nunnütz war, vor dieser Entscheidung nach der Niederlassung zurückzukehren, so beschloß ich in der Zwischenzeit in einer der an der Bay gelegenen Missionen bei einigen muntern Franciscanermönchen zu bleiben. Hier brachte ich meine Zeit sehr angenehm zu; die guten Väter waren lauter Leute von Erziehung, wie sie es gewöhnlich in Mexico sind; die Trennung Californiens von Mexico war ihr lebhafter Wunsch, und sie hatten auch Gründe genug, der Regierung gram zu seyn: die Regierung hatte ihnen ihr Eigenthum entrissen, und alle californischen Waaren mit schweren Steuern belegt. Wenn sie ihre Felle und Häute an die fremden Händler verkauften, mußten sie die Hälfte des Empfanges an die Regierung bezahlen, während die andere Hälfte durch die unmäßigen Einfuhrzölle auf alle fremden Waaren sehr reducirt wurde. Man gab mir zu verstehen, daß die Missionen mich nöthigenfalls mit 15, 20, ja 30,000 D. unterstützen würden.

Ich brachte meine Zeit bei den Padres sehr angenehm zu, denn sie waren sämmtlich Bonvivants. Ihre Keller waren mit Constantia-Wein angefüllt, ihre Gärten sehr gut angebaut, ihr Geflügel fett und zart. Wäre ich einige Monate länger geblieben, ich hätte, glaube ich, selbst das Gelübde abgelegt, so sehr behagte mir jetzt das träge, bequeme Leben; aber die Californier waren so rasch zu Werke gegangen, als sie versprochen hatten, und ihre Emissäre kamen zeitig nach San Francisco, um die Bedingungen zu besprechen, unter denen ich ihnen meine Hülfe leihen sollte. Die Ereignisse drängten, ich konnte nicht mehr zurück, und rüstete mich zur That.

Nach einem raschen, herzlichen Lebewohl verließ ich meine frommen, freundlichen Gastwirthe, und kehrte nach der Niederlassung zurück, um die Vorbereitungen zur Eröffnung des Drama's zu treffen, das einige von uns zu hoher Gewalt oder zum Schaffot führen konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Nachricht von dem ostafrikanischen Flusse, Haines-River genannt.

In der neuesten Sitzung der Londoner geographischen Gesellschaft beendigte Lieutenant Cheistopher seine Mittheilung über die Erforschung der Nordostküste Afrika's von Kilwa bis Hasun, und kam dabei auch auf die Entdeckung des wichtigen Flusses, den er nach dem Capitän Haines benannt hatte. Derselbe muß irgendwo am Fuße des Südabhangs des großen abyssinischen Plateau's entspringen, und nähert sich nach einem langen gekrümmten Laufe durch die Ebenen bis auf etwa 10 (engl.) Meilen dem Meere unter 1° 40′ N. B. und 44° 35′ O. L. an einem Ort Namens Galwen; von da läuft er etwa 45 Meilen weit bis Barawa der Küste parallel, wendet sich dann etwas landeinwärts und fällt in einen Binnensee ohne bekannten Ausfluß. Zwischen dem Fluß und dem Meere läuft eine etwa 200 Fuß hohe Sandhügellette, durch welche viel Wasser nach dem Meere zu filtriren scheint. Das Land an den Ufern des Flusses besteht aus einem reichen Boden und ist von einem wohlhabenden gastfreien Volke bewohnt. Lieut. Cheistopher ist der Ansicht, daß alle Erzeugnisse des Orients hier mit Vortheil gebaut werden könnten. Die Bevölkerung längs der Küste ist bedeutend und wohnt zum Theil in steinernen Häusern, die vielleicht einst von Portugiesen errichtet wurden. (Athenäum vom 27 Jan.)

Skizzen aus Oberitalien.

Venedig.

(Fortsetzung.)

Zu dem Gewaltigsten, was an Venedigs ehemalige Größe mahnt, gehört sein weltberühmtes Arsenal. Es ist dieß nicht etwa ein großes Haus, sondern ein ganzer Stadttheil, aus verschiedenen mächtigen Gebäuden, Plätzen, Canälen, Thürmen und Mauern bestehend in einem Umfange von mehr als zwei italienischen Meilen. Es soll früher 16,000 Arbeiter beschäftigt haben, jetzt freilich kaum eben so viel hundert. Im Anfange des 14ten Jahrhunderts wurde der Bau begonnen, erst allmählich mit der steigenden Macht der Republik erweitert und vollendet. Weist schon der äußere Umfang und die Anlage *) auf

*) Der Saal, in welchem die Seile gedreht werden, ist 910′ lang, 36′ breit, 70′ hoch, er ruht auf 92 Säulen. — 92 Schiffe können zu gleicher Zeit im Arsenal gebaut werden.

Digitized by Google

die Macht hin, die Venedig ehemals beſeſſen, ſo findet man im Innern des Arſenals in reicher Fülle noch anderweitige Documente hiefür in den zahlreichen Trophäen und andern Merkwürdigkeiten. Gleich am Eingange zeigen ſich die vier berühmten antiken Löwen von Marmor in verſchiedenen Stellungen und paarweiſe verſchiedener Größe. Sie ſind 1687 aus dem Piräens von Athen hieher als Beute gebracht worden. Der eine von ihnen, auf den Hinterfüßen ruhend, ſoll ſogar ein Denkmal der Schlacht von Marathon ſeyn. Unter den Trophäen gehört zu den intereſſanteſten die große Fahne, die in der Schlacht von Lepanto den Türken abgenommen wurde. Ueberhaupt erinnert die große Zahl der türkiſchen erbeuteten Kriegsinſtrumente den Nordländer daran, daß Venedigs Macht einſt die Vormauer gegen den Orient war, wie denn noch immer in Venedigs Hafen des Orients Flaggen wehen.

Ein anderes Denkmal der gefallenen Größe iſt der Bucintoro. Wer hat vom Bucintoro noch nicht gehört? In welcher Poeſie erſcheint Venedigs Macht, wenn der Doge alljährlich am Tage der Himmelfahrt auf goldenem Schiffe hinausfährt ins adriatiſche Meer, den koſtbaren Brautring in Hadria's Fluthen verſenkt und ſo die Vermählung feiert zwiſchen der Inſelrepublik und dem furchtbaren Element! Eine Poeſie würdig der altheroiſchen des hochbeglückten Hellas. — Im Untergange der Republik zertrümmerte auch der Bucintoro, der Pöbel vernichtete ihn, nur ein Torſo des alten Maſtes iſt erhalten. Es wird aber jetzt ein nach dem Muſter des wirklichen gearbeitetes Modell gezeigt, und nach dieſem ſieht man faſt in jedem Kunſtladen kleinere angefertigt, die als Schmuck auf Nipptiſchen oder dergleichen verkauft werden. Das Schiff iſt von innen und außen vergoldet, außer dem Golde ſieht man nichts als rothen Sammet für die Sitze. Der wirkliche Bucintoro war 100 Fuß lang, ſeine Vergoldung ſoll 80,000 Ducaten gekoſtet haben, die Vergoldung des Modells eben ſo viele Franken. — In einem andern Saal werden einige auch reich verzierte Gondeln gezeigt, die zum Gebrauch für die kaiſerliche Familie beſtimmt ſind. Sie kommen aber an Reichthum bei weitem dem Modell des Bucintoro nicht nahe, welchen übrigens von den gewöhnlichen venetianiſchen Gondeln ſowohl der Form als der Farbe und dem Schmucke nach ab. Dieſe berühmten Gondeln nämlich machen zu Anfang einen unangenehmen Eindruck wegen ihrer meiſt dunkelgeſchloſſenen ſchwarzen Farbe, und haben etwas ſarg- oder leichenwagenähnliches. Sie ſind durchſchnittlich 30 Fuß lang und etwa 4 Fuß iſt ihre größte Breite. Nach vorn und hinten zu hebt ſich die Spitze, die vordere Spitze trägt ein glänzendes, zackiges Eiſen, welches nach Art gewiſſer Schlächterbeile breit gekrümmt iſt, und theils zum Viſirpunkte dient, theils zur Schutz- und Trutzwaffe, um bei etwaigem Gedränge in den Canälen mittelſt der ſcharfen Spitze ſich ſchnellen Durchgang zu verſchaffen, theils endlich, um bei hohem Waſſerſtande dem Fährmann ein Wahrzeichen zu geben, ob er unter einem Brückenbogen hindurchfahren könne, ohne mit dem Dache, welches von gleicher Höhe iſt als die Spitze, anzuſtoßen. — Dieſes Dach bedeckt den Sitzraum, der nur einem außerordentlich weichen und bequemen Polſter für zwei Perſonen beſteht. Zwei kleinere Polſterbänkchen ſind noch an den Seiten angebracht, wenn nothgedrungen mehr als zwei Perſonen in einer Gondel fahren ſollen. An den beiden Seiten des Daches ſind Schiebefenſter, vorn und hinten Vorhänge. Die Polſter ſind mit ſchwarzem Leder, das Dach über in- und auswendig mit ſchwarzem Tuch überzogen, alles Holz an der Gondel iſt ſchwarz beſtrichen. Das iſt düſter. Ein minder trübſeliges Anſehen gewinnen die Gondeln, wenn bei Abend das Dach ganz abgehoben, und bei heißer Sonnengluth ſtatt deſſelben ein luftiger, linnener, buntfarbiger Baldachin geſetzt wird.

Die Preiſe der Gondeln ſind durch eine polizeiliche Taxe feſtgeſetzt worden, und ſtehen weit unter der Höhe des Tarifs, nach welchem man in den meiſten größern Städten die Communicationen durch die ſtädtiſchen Wagen (Fiacre, Droſchken u. ſ. w.) bezahlen muß. Eine einruderige Gondel (mit einem Fährmann) koſtet für die erſte ganze Stunde 20 kr., für jede nachfolgende Stunde 10 kr.; eine zweiruderige für die erſte Stunde 30 kr. und für jede nachfolgende 20 kr., für den ganzen Tag 2 fl. C. M., während die einruderige Gondel für den ganzen Tag mit 1 fl. C. M. bezahlt wird. Dieſe Taxen gelten aber nur innerhalb der Stadt, wenigſtens behaupten dieß die Gondelführer, wenn man nicht vor der Fahrt nach außerhalb mit ihnen beſonders accordirt hat.

Die Gondelführer (gondolieri, barcaroli) zeichnen ſich in der Tracht beſonders durch eine rothe albaneſiſche Mütze aus. Sie beſteht aus rothem, grobem Filz, ohne Schirm, iſt ziemlich hoch und hat vom Wirbel einen blauen Büſchel herabhängend. Sie werden dadurch ſehr maleriſch. Im übrigen ſind ſie ſehr leicht gekleidet. In der Hitze tragen ſie gewöhnlich keine Jacke, ſehr weit offene Bruſt, die, ſo wie der Hals, von der Sonne ganz gebräunt iſt. Sie beſitzen eine große Gewandtheit, in den engſten Canälen mit großer Schnelligkeit zu fahren, die Ecken zu umbiegen und im dichteſten Gedränge ſich den nothwendigen Platz zu verſchaffen. Sie ſind unverdroſſen, höflich und geben in unzweideutiger Weiſe ihre Dankbarkeit zu erkennen, wenn man ihnen eine Kleinigkeit mehr zukommen läßt. Bei einer ſolchen Gelegenheit wollte ſogar ein Gondolier mir die Hand küſſen. — Am Meeresſtrande auf dem Lido hatte ich mir Muſcheln geſammelt; in den leicht anſchlagenden Wellen des Meeres wuſch ich ſie von ihrem Sande. Einer unſerer Gondoliere bemerkte dieß, glaubte mir einen Dienſt zu erweiſen, erbat ſie ſich und ſtellte ſie mir gleich danach wohl gereinigt und in Papier gehüllt wieder zu. Ich dankte ihm durch ein paar freundliche Worte, worauf er mir erwiederte: „Keine Urſache zum Danken, denn," fügte er hinzu, „ſiete il mio padrone, Signore." Dieſer Begriff des padrone, Herr, Schutzherr, Gebieter, iſt auch in eigenthümlicher Weiſe in den Gruß übergegangen. Der zuerſt Grüßende redet den zu Grüßenden bloß mit dem Worte „Padrone" an und erhält von dieſem als Gegengruß „Servo."

Zu den größten Genüſſen, die man in Venedig haben kann, gehört eine größere Gondelfahrt. Die beiden ſchönſten, ja nothwendigſten Fahrten ſind nach dem Lido und durch den ganzen Canale grande, der in Schlangenwindung die ganze Stadt durchzieht. Man fährt faſt eine Stunde, ehe man nach dem Lido kommt, jener merkwürdig langgeſtreckten Inſel, die eine Vormauer und der rettende Schutz Venedigs gegen die Gewalt der Meereswogen iſt, die Befeſtigungen in ſich ſchließt und Vieh und — die Leichen der Ungeweihten. Da liegt in wilder Unordnung Stein neben Stein mit hebräiſchen Charakteren, wenig Grabmäler nur wohl erhalten, weiterhin die Grabſtätte auch für Türken und andere Heiden, ehedem auch für Proteſtanten. Seit Napoleons Regiment iſt aber eine der kleinern Lagunen inſeln für ketzeriſche und rechtgläubige Chriſten angewieſen, die nur durch ein Gitter von einander getrennt ſind. Mein Führer ſetzte dieß ſehr naiv ſo auseinander, daß er ſagte, ſeit dem Kaiſer Napoleon liegen daſelbſt die Chriſten und die Proteſtanten nebeneinander. — Auf dem Lido hatte Lord Byron ſeine Pferde ſtehen, dort gondelte er täglich hin, um einen Ritt zu machen. (Schluß folgt.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 44.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

13 Februar 1844.

Englische Sports.

Einleitung.

Der Mann muß hinaus ins feindliche Leben,
Muß wetten und wagen, das Glück zu erjagen

sagt unser Schiller, und wir möchten dabei einen Nachdruck auf das „muß" legen. Es ist als beklagte unser deutscher Dichter dieß saure „Muß." In England heißt es: der Mann will hinaus, will wetten und wagen.

Dieser Wette- und Wagegeist liegt tief in dem Charakter der englischen Nation und spricht sich besonders in dem leidenschaftlichen Interesse aus, welches sie an denjenigen Vergnügungen oder Beschäftigungen nehmen, die sie „Sports" nennen. Wir haben für dieses Wort kein entsprechendes in unserer Sprache und sind daher fast gezwungen, es ohne Uebersetzung aufzunehmen. Es werden damit Spiele aller Art, Jagdvergnügungen, Wettrennen, Kämpfe zu Wasser und zu Lande, mit der Faust, mit dem Ruder, mit den Beinen, mit dem Prügel, mit dem Ball ꝛc. ꝛc. bezeichnet.

Die Engländer selbst betrachten ihre Sports in so hohem Grade als eine Nationalangelegenheit, das Interesse für sie ist so allgemein verbreitet, der guten Folgen und Einflüsse, welche man sich von ihnen verspricht, werden so viele aufgezählt, sie sind tagtäglich so sehr der Gegenstand des Gesprächs in den Journalen, in den Clubs und in den gewöhnlichen Gesellschaften, daß man bei einer Charakterschilderung der Nation und ihrer Zustände nicht umhin kann ihnen eine besondere Aufmerksamkeit zu schenken — die Fragen, welches die eigentlichen Ursachen dieses außerordentlichen Wett- und Wagegeistes der Engländer sind, — welche Folgen und Einflüsse sich damit verknüpfen, näherzu untersuchen, — den Charakter dieser Sports zu schildern, die Größe des Publicums, das sich mit ihnen beschäftigt, einigermaßen zu bestimmen, — wie tief die Nation von dem „Sporting spirit" ergriffen sey, umständlicher zu zeigen, — welche Kräfte in ihnen geübt und vergeudet werden, anzugeben.

Wie der Charakter der Nation selbst ein ernster ist, so ist es auch selbst der ihrer Spiele und Vergnügungen, ihrer Sports; dieselben werden mit einem wissenschaftlichen Eifer, mit einer Kennerschaft, mit einer Schulgerechtigkeit betrieben, die uns in Erstaunen setzt. Aeußerer Schmuck ist hier wie in allen Dingen den Engländern Nebensache, es kommt ihnen nur auf die Sache selbst, auf den Sport, auf die Kunst und was damit in nächster Verbindung steht, an. Der Kleiderpomp, der Lärm, die Musik, der Blumenschmuck, welcher ähnliche Beschäftigungen in Frankreich und in anderen Ländern zu begleiten und zu zieren pflegt, fällt in England völlig weg und es gibt in diesem Lande Sports genug, an denen das Publicum das leidenschaftlichste Interesse nimmt, und welche die größte Aufregung unter den Leuten verursachen, ohne daß der unbetheiligte Zuschauer auch nur die geringste Spur davon gewahrt.

Die Ruderstechen in Frankreich werden mit Trommel- und Trompetenklang begleitet, die jungen Leute und das Publicum sind dabei in die buntesten Kleider gehüllt und alles gewährt den heitersten Anblick. Die englischen Ruderer halten dergleichen für Tand und das Publicum bewundert nur die nervigen Arme, den tactvollen Ruderschlag, und hat für nichts Auge, als für die Entscheidung des Sieges.

Bei den italienischen Wettrennen werden die Pferde mit Blumen und Bändern geschmückt, und die Auszierung der Rennbahn mit flatternden, bunten Tüchern u. s. w. ist nicht der geringste Theil der Lust. Rasche Pferde, tüchtige Jockeys ist alles was der Engländer bei solchen Gelegenheiten verlangt. — Wie groß ist nicht das Schaugepränge bei den spanischen Stiergefechten, die theatralische Ausstaffirung der Matadores und Picadores. Wie streng sind nicht die Ansprüche der Spanier an die Schönheit und Grazie dieser Leute! Der Engländer blickt bei seinen Bullbitings und Corkfightings nur auf die gegebenen Wunden, auf den triumphirenden Sieger und auf den ermatteten Besiegten. — Die muntere Gesellschaft, das Halloh, der Hörnerklang, welcher unsere deutschen Jagden begleitet, die grünen und zierlichen Uniformen, welche unsere Jäger zieren, sind in England entweder gar nicht da oder Nebensache. Die Jagd und nichts als die Jagd gewährt den Engländern Reiz. — Unsere Büchsen-

Digitized by Google

schützen haben bei ihren Festen alterthümliche Kleidungen, große Processionen, den Sieger erwählen sie zum König und belohnen und zieren ihn stattlich heraus mit silbernen Schilden und anderen hergebrachten Zierrathen. Die englischen Büchsen- und Bogenschützen betrachten dieß alles als überflüssig, da sie so zu sagen weniger den Spaß als den Ernst des Spieles ins Auge fassen.

Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß, während in allen andern Ländern die aus alter Zeit ererbten Sports mehr und mehr in Verfall gerathen, sie dagegen in England nicht nur im Schwung bleiben, sondern gerade in neuerer Zeit mehr wie zuvor emporgeblüht sind.

(Fortsetzung folgt.)

Hrn. Violets Fahrten und Abenteuer.

Vierter Zug.

(Fortsetzung.)

Sechs Wochen, nachdem ich San Francisco verlassen, war ich abermals im Felde, bereit zum Kampfe gegen die Truppen, welche von San Miguel de Sonora und andern Garnisonen gemeinsam heranrückten. Nach der Niederlage der beiden Gouverneure waren etwa 120 Californier aus Monterey und San Francisco zu meinen Leuten gestoßen, entweder aus bloßer Kriegslust, oder wahrscheinlich aus gleich ehrgeizigen Absichten, wie ich. Ich hatte 1200 Indianer bei mir, gut ausgerüstet und berittten, diesmal aber waren meine eigenen Schoschonen in größerer Anzahl als meine neuen Bundesgenossen. Sie zählten 800 Mann in zwei Geschwadern, und ihre Disciplin hätte auf den Militärparaden Europa's Bewunderung eingeerntet. Außer ihnen hatte ich 300 Arrapahos und 100 Apatschen. Da der bevorstehende Kampf ernster werden sollte, als die beiden frühern Scharmützel, so hatte ich im Oberbefehl eine Aenderung getroffen und zweihundertundfünfzig Schoschonen nebst der mexicanischen Compagnie, die vier Feldstücke bei sich hatte, unter meinen besondern Oberbefehl genommen. Die übrigen Indianer waren in Schwadronen von 100 Mann unter ihren eigenen Häuptlingen vertheilt. Gabriel, Roche und meinen alten Diener nebst einigen jungen Mexicanern behielt ich als eine Art Adjutanten bei mir. Wir rückten nach dem Passe vor und fanden den Feind in der Ebene jenseits gelagert. Wir trafen unsere Anordnungen: unsere Artillerie wurde hinter einem Brustwerk aufgestellt in einer fast uneinnehmbaren Stellung in geringer Entfernung von dem Passe, wo wir bereits den Gouverneur von Sonora geschlagen hatten. Wir fanden uns einem an Zahl schwächern, aber wohl disciplinirten Feinde gegenüber, dessen vier Feldgeschütze schwerer als die unsrigen waren. Ihre Anzahl war 950, darunter 300 Mann Reiterei, der Rest leichte Infanterie mit einer kleinen Abtheilung Artillerie.

In unserer Bergstellung konnte unsere Reiterei uns keine Dienste leisten, und sie in der Ebene anzugreifen war allzu gefährlich, da wir ihrer überlegenen Ausrüstung und Disciplin nur 600 Büchsen gegenüber zu stellen hatten. Wären wir in einem Walde gewesen, so hätten die Indianer sich unter dem Schutz der Bäume herangeschlichen und sie vernichtet, ohne ihnen Zeit zu lassen sich umzusehen; wie die Sache aber einmal stand, ließ ich die Apatschen absitzen, und da wir in unserer natürlich festen Stellung uns ziemlich sicher fühlten, so beschlossen wir ruhig zu bleiben bis eine falsche Bewegung oder ein übereilter Angriff des Feindes uns Gelegenheit böte, mit Glück über ihn herzufallen. Ich spielte jetzt hohes Spiel, und der jugendliche Uebermuth, der sonst alle meine Handlungen begleitete, hatte mich völlig verlassen; ich war voll Sorge und, offen gestanden, nicht ohne Furcht, aber ich konnte jetzt nicht mehr zurück, und war überdieß zu stolz nicht zu beendigen was ich begonnen hatte, selbst wenn es auch das Leben kosten sollte. Zudem heiterte der Anblick von Gabriel und Roche meinen Geist auf; ich wußte, daß ich an ihnen zwei Freunde besaß, die mich vielleicht im Glück, gewiß aber nicht im Unglück verlassen würden; wir hatten so lange mit einander gelebt und gejagt, dieselben Freuden und dieselben Entbehrungen erduldet, daß unsere Herzen durch die stärksten Bande verknüpft waren.

Der Befehlshaber, welcher uns gegenüberstand, war ein alter erfahrener Officier, und gegen ihn allein hatten wir schlechte Aussichten gehabt, aber er war einer von den Leuten, welche die frühere Regierung zu schätzen gewußt hatte, und stand darum weder sehr in der Gunst, noch auch nur im Vertrauen der gegenwärtigen. Da er indeß der einzige erfahrne Officier im Westen war, so hatte man nothgedrungen ihn mit der Expedition beauftragt, aber nur dem Namen nach, denn einige Agenten befanden sich bei ihm, um ihn zu überwachen, und diese machten sich ein Vergnügen daraus, allen seinen Ansichten zuwider zu handeln; dieß waren junge Leute ohne Erfahrung, deren einziges Verdienst darin bestand, daß sie mit den Mitgliedern der bestehenden Regierung näher oder entfernter verwandt waren. Jeder wünschte den General zu spielen und betrachtete den alten Befehlshaber nur als ein Auskunftsmittel, dem man im Fall einer Niederlage die Verantwortlichkeit aufbürdete, und im Fall eines Sieges die Lorbeeren zu stehlen gedachte. Dieser Befehlshaber hieß Martinez; er hatte tapfer und muthvoll während des Unabhängigkeitskriegs gegen die Spanier gefochten, aber das war schon lange her und seine Dienste waren längst vergessen. Da er aus wirklicher Vaterlandsliebe gehandelt hatte, und zu stolz und zu ehrlich war, um zum Höfling zu werden und sich vor den neuen Machthabern zu schmiegen, so hatte er Montezuma's Halle voll Widerwillen verlassen. Deßhalb war er unbemerkt geblieben, rückte nicht um einen Grad vor, wurde zwar in Zeiten der Gefahr hie und da benützt, aber bei Seite gesetzt, wenn man seiner nicht länger bedurfte.

Ich konnte deutlich sehen, daß unter den Anführern der feindlichen Truppen keine sonderliche Einigkeit herrschte. Manchmal war die Stellung der Armee sehr gut gewählt, ein andermal war die Infanterie preisgegeben und die Reiterei führte nutzlose Evolutionen aus. Es war augenscheinlich, daß zwei Gewalten einander bekämpften, von denen die

eine regelmäßige Ordnung aufrecht zu halten sich bemühte, die andere nur dem Antrieb einer unstäten und hochmüthigen Sinnesart folgte. Dieß flößte mir wieder etwas mehr Vertrauen ein, und mit nicht geringem Stolze betrachtete ich meine Truppen, die ich allein befehligte.

Schön war der Anblick meiner Schaschonen, welche bereits erkannten, welche Kraft sie aus einem gemeinsamen, gleichmäßigen Verfahren schöpften. Auch die Apatschen hatten in ihren häufigen Gefechten mit regulären Truppen eine gewisse Kenntniß von Reitertaktik erlangt. Wer irgend in Mexico reiste und diese unerschrockenen Krieger sah, staunte über ihre muthvolle Haltung und die Uebereinstimmung ihrer Bewegungen. Auch die Californier, die so viel auf dem Spiele stehen hatten, zeigten ganz das Gegentheil ihrer sanftigen Indolenz, und ihr Vertrauen zu mir war seit unserm Erfolg gegen Fonsera bedeutend gestiegen. Sie waren so zuversichtlich, daß sie häufig in mich drangen, augenblicklich anzugreifen. Ich hatte jedoch meinen Entschluß gefaßt und blieb ihm treu. Die Arrapahos zeigten sich etwas unlenksam; sie sind tapfer, vortreffliche Reiter, so daß sie die Fabel von den Centauren zu verwirklichen scheinen, greifen einen Feind mit Blitzesschnelligkeit an, und verschwinden wieder mit Gedankenschnelle. Jeden Augenblick forderten sie mich zum Angriff auf, aber ich kannte den Werth einer regelmäßigen Infanterie zu gut, und wußte, wie unnütz die Anstrengungen einer leichten Reiterei gegen sie seyn würden. Ich mußte deßhalb ihre Hitze auf jede mögliche Weise zu mäßigen suchen und machte ihnen namentlich bemerklich daß durch einen übereilten Angriff die Beute sicherlich verloren gehen würde.

Endlich kam der Augenblick. Die Klugheit des alten Befehlshabers schien durch seine unwissenden Gehülfen überwältigt. Die Infanterie wurde in Bewegung gesetzt, flankirt auf der einen Seite von der Reiterei, auf der andern von der Artillerie. Es war ein klägliches Manövre, das sie theuer bezahlten. Ich schickte die Arrapahos ab, um die feindliche Reiterei zu überflügeln und auf ein gegebenes Signal anzugreifen; die Apatschen rückten langsam den Hügel hinab der Infanterie entgegen, auf welche wir von unsern vier Feldstücken ein verheerendes Feuer eröffneten. Indeß hielt sie sich gut und behauptete ihre Stellung tapfer. Jetzt wurde den Arrapahos das Signal gegeben, und in demselben Augenblick brachen die Schoschonen, welche bisher ganz unthätig bei mir auf den Hügel geblieben waren, in vollem Galopp auf. Der Angriff der Arrapahos war rasch und schrecklich; als Rauch und Staub sich verzogen hatten, sah ich sie in der Ebene, eine halbe Stunde entfernt, die um die Hälfte verminderte mexicanische Reiterei vor sich her treiben. Die Schoschonen waren durch eine rasche Bewegung zwischen der Infanterie und Artillerie durchgebrochen, hatten die Artilleristen genöthigt ihre Geschütze zu verlassen, schlossen sodann ihre Reihen, schwenkten um und griffen die rechte Flanke der Infanterie an.

Als ich den Arrapahos das Zeichen zum Angriff gab, rückten auch die Apatschen vor, und griffen den Feind in der Fronte an, aber ein regelmäßiges Feuer der wohldisciplinirten Infanterie hielt sie auf, und trotz ihrer entschlossenen Tapferkeit fanden sie an den mexicanischen Bajonnetten eine Schranke, die sie nicht durchbrechen konnten. Nach immer aber standen die Sachen für uns günstig; die mexicanische Artillerie war in unserer Gewalt, die Reiterei zerstreut und schon weit entfernt, die Infanterie aber, obwohl vortrefflich disciplinirt, war vorn und in den Flanken hart bedrängt. Unter diesen Umständen schickte ich Gabriel ab, um die Arrapahos auf den Kampfplatz zurückzubringen, denn ich wußte, daß die mexicanische Reiterei nicht früher als an den Gränzen Sonora's in Ordnung zu bringen seyn würde. Die unbesonnenen Gehülfen des alten Martinez waren natürlich mit der flüchtigen Reiterei verschwunden, und überließen es nun dem alten General die verlorenen Vortheile wieder zu gewinnen, und die Folgen ihrer eigenen Feigheit und Thorheit zu tragen.

Jetzt Herr seiner Handlungen gab dieser muthige Officier die Hoffnung auf einen günstigen Ausgang noch keineswegs auf. Durch ein vortreffliches Manövre bildete er seine Infanterie in zwei Abtheilungen, um beide Reiterschaaren aufzuhalten, bis er sie in ein festes Viereck zusammenziehen konnte. Mit diesem griff er ungestüm die Schoschonen an, setzte sich wieder in den Besitz seiner Geschütze und zog dann ohne weitern Verlust langsam nach dem Punkt zurück, welchen er vor dem Vorrücken eingenommen hatte, und der wegen seiner unebenen Beschaffenheit die Infanterie in den Stand setzte, einen Reiterangriff mit Vortheil abzuschlagen. Dieß Manövre des alten Generals, wodurch er seine Infanterie aus ihrer gefährlichen Lage befreite und seine Geschütze wieder gewann, hatte für ihn auch den Vortheil, unsere Artillerie unnütz zu machen, da wir sie nicht den Berg hinabbringen konnten. Ich beschloß jedoch dem Feind, welcher athemlos und von der Anstrengung erschöpft war, keine Ruhe zu gönnen, sondern alsbald wieder anzugreifen.

(Schluß folgt.)

Neue explodirende Kraft.

Die Times vom 26 Januar, eben so wie mehrere andere Blätter, theilen Nachrichten von dieser Kraft mit, welche ins Außerordentliche gehe, und die Behauptung rechtfertige, daß, wenn alle gehegten Erwartungen sich erfüllen, seit Erfindung des Pulvers nichts eine so gänzliche Veränderung in der Art der Kriegführung herbeigeführt habe. Die Erfindung besteht in einer Verbindung so feiner und doch so mächtiger chemischer Substanzen, daß nichts der zerstörenden Kraft widerstehen kann; zugleich ist es möglich, die Zeit der Explosion so genau zu berechnen, daß man den Augenblick angeben kann, wo dieselbe erfolgen muß. Man gibt dieser Mischung eine runde Form von beliebiger Größe, so daß man sie aus Musketen, Kanonen und Mörsern schießen kann. Eine Kugel, die man einige Minuten vor der Explosion in einer Entfernung von vier Yards an einen großen Baum hinlegte, zerriß denselben völlig. Dabei kann man diese Kugeln vor dem Gebrauche ohne alle Gefahr in der Tasche oder in Kisten forttragen, und

Digitized by Google

ſelbſt mit Gewalt auf Eiſen oder Stein werfen, ohne daß eine Exploſion erfolgt. Die vornehmſten Artillerie- und Ingenieuroffiziere haben ſchon mehreren Proben beigewohnt, die vollkommen günſtig ausfielen, und jetzt will man eine letzte Probe machen, indem man ein ſehr ſtarkes Blockhaus baut, um zu ſehen, ob die Kraft der neuen Miſchung ſich auch hier bewährt.

Skizzen aus Oberitalien.

Venedig.

(Schluß).

Die Fahrt durch den Canale grande gewährt einen oft mit Wehmuth gepaarten Genuß. In gemächlichſter Ruhe und Bequemlichkeit gleitet man in der Mitte des breiten Canales dahin, ein jeder Ruderſchlag gibt eine neue Ausſicht, eine neue Anſicht, eine hiſtoriſch wichtige Localität. Hier ſind alle Paläſte klangvollen Namens, ein Palazzo Piſani, Menfrini, Baebarigo, Morenigo, Peſaro u. m. a. Aber wie wenige dieſer Paläſte ſind von den Nachkommen der berühmten Ahnen bewohnt und im alten Flor! Ueberall Verfall und Spuren der entſchwundenen Herrlichkeit. Man thut übrigens in neuerer Zeit wieder manches für die Erhaltung, und mit Papier verklebt oder mit Bretteen vernagelt ſieht man jetzt nur ſehr ſelten ein verſtecktes Fenſter, während dieß nach dem Berichte früherer Reiſenden vor mehrern Jahren etwas Gewöhnliches geweſen ſeyn ſoll. Auch die Regierung legt ſich bisweilen ins Mittel, theils durch Ankauf berühmter Paläſte zu öffentlichen Inſtituten oder für Behörden, theils durch Maaßregeln der Sicherheitspolizei. So wollte ein reicher jüdiſcher Speculant einen der großen Paläſte, der auf lauter Mahagoniblöcken erbaut warden, heeunterreißen, um das Mahagonibalz zu verkaufen, woraus er eine ſo bedeutende Summe zu löſen hoffte, daß er an derſelben Stelle einen ebenſo ſchönen Palaſt auf andern Pfählen ruhend würde bauen können und daneben noch einen erklecklichen Ueberſchuß gewinnen. Die Regierung aber verbat es. So wird manches erhalten, manches reſtaurirt, und noch immer möchte man mit dem alten Dichter Sannazar ausrufen, wenn man durch den großen Canal fährt:

Videret Adriacis Venetam Neptunus in undis
Stare urbem, et tanto ponere jure mari.
Nunc mihi Tarpejas quantumvis Juppiter arces
Objicit ille tui mœnia Martis, ait,
Si Pelago Tyberim praefers, urbem aspice utramque,
Illam homines dices, *hanc posuisse deos.*

Der Senat von Venedig belohnte den Dichter mit 600 Ducaten und gab ſeinem Bilde, von Tizian gemalt, einen Ehrenplatz im Dogenpalaſt.

In dieſer Stadt von 131 Canälen, von drei großen und 136 kleinen Inſeln mit 450 Brücken, in der man von Straßennamen nur wenig hört und ſieht, iſt es ſehr zweckmäßig, einen „Plagbedienten“ (cicerone) zu nehmen. Sie werden nicht eben theuer bezahlt, und was man an ſie verausgabt, wird reichlich wieder gewonnen durch Zeitgewinn und durch den Schutz, den ſie ſelbſt vor Prellereien gewähren. Unſer Cicerone gab uns überall an, in welcher Höhe wir an den verſchiedenen Oeten die Trinkgelder zu zahlen hätten, und ich muß offen geſtehen, ich würde ohne ſeine Anweiſung überall mindeſtens das Doppelte gezahlt haben. Er iſt überhaupt ein ſehr empfehlenswerther Menſch, und da er auch deutſch ſpricht, ſo will ich für Landsleute, denen ein ſolcher Führer wünſchenswerth iſt, ihn hier nennen. Er heißt Anton Urſchitz und iſt in der Stadt Laibach zu finden. Ueberall nimmt er das Beſte ſeiner Clienten wahr und ſcheut ſich auch nicht, für ſie Unannehmlichkeiten ſich zuzuziehen. So hatte er einen ſehr lebhaften Streit mit einem Gondelführer zu beſtehen, der den zwiſchen ihm und uns geſchloſſenen Contract falſch auslegen wollte. Der Streit war höchſt intereſſant durch die Lebhaftigkeit, mit der er geführt wurde, und die den an und für ſich ſchon ausdrucksvollen Zügen des Gondelführers einen noch erhöhten leidenſchaftlichen Ausdruck lieh.

Eine merkwürdige Ungelegenheit beſaß unſer Cicerone in den Kirchen. Mochte vollſtändiger Gottesdienſt gehalten werden, oder mochten einzelne ihre Andacht verrichten, oder die Kirche leer ſtehen, ihm war alles gleichgültig, er führte uns durch das dichteſte Gedränge und erklärte überall mit lauter Stimme, was er von Kunſtwerken oder Merkwürdigkeiten zu erklären hatte. Nur einmal bemerkte ich, daß er deßhalb von einem Betenden zurecht gewieſen wurde, der ihn wegen ſeiner Störung laut ſchalt, indem er ſich in ſeinem Gebete ſelbſt unterbrach. Der Cicerone war um eine Antwort nicht verlegen und erklärte, wenn der Betende nur in gehöriger Andacht wäre, ſo würde er durch ihn nicht geſtört werden können. Ein andermal wurde er nicht ſcheltend, ſondern corrigirend von einem Mann niederſten Standes, der am Altar kniete und ſeinen Roſenkranz betete, unterbrochen. Der Führer erklärte ein Tizianiſches Bild. Plötzlich rief der Betende, die Erklärung ſey nicht richtig, die Hauptperſon ſpreche andere Worte und die Nebenperſonen ſeyen nicht die vom Führer genannten, ſondern andere. Es iſt dieß in doppelter Beziehung charakteriſtiſch. Einerſeits zeigt ſich darin die Aeußerlichkeit des bloßen Lippengebetes, welches auch nach jener Unterbrechung von dem Betenden ruhig fortgeſetzt wurde trotz unſrer weitern Anweſenheit, andererſeits aber auch das Intereſſe, welches ſelbſt der Ungebildete an der Kunſtdarſtellung nimmt, die ſeinen Heiligen betrifft. Uebrigens beſtätigte es mir auch die Wahrnehmung, daß ein Cicerone ſich durchaus nicht in Verlegenheit bringen läßt, wenn ihm ſein Gedächtniß untreu wird bei Namen, Zahlen oder dergleichen.

Ein merkwürdiges Beiſpiel davon erlebte ich bei dem Beſuche des Dammes, der behufs der Eiſenbahn vom Feſtlande nach der Stadt geführt wird. Der Damm iſt ſchon ziemlich weit gediehen. Wir trafen auf demſelben einen dortigen Arbeiter und fragten ihn, wie lang die erbaute Strecke ſey. Er erklärte, es nicht zu wiſſen, bat uns aber um ein Almoſen. Unſer Cicerone ſprach jetzt dazwiſchen, wies den Bittenden zurück und eröffnete ihm, er ſey zu dumm, als daß er ein Almoſen verdiene. Wenn er, wie das zu entſchuldigen, die Länge des Dammes nicht wiſſe, ſo hätte er doch irgend eine beliebige Zahl nennen müſſen, denn das könnte er ſich ſelbſt ſagen, daß wie die Wahrheit ſeiner Ausſage nicht mit einem Maaßſtocke würden unterſucht haben.

Atricha clamosa. Dieß iſt der von Hrn. John Gould geſchöpfte Name eines in Weſtauſtralien vorkommenden Vogels, den derſelbe als einer ganz neuen Gattung angehörend betrachtet; der Name iſt daher geſchöpft, weil demſelben die ſteifen Haare unten am Schnabel (vibrissæ) gänzlich fehlen. *) Hr. Gould erſtattete über den Vogel Bericht in der Londoner zoologiſchen Geſellſchaft am 9 Jan.; derſelbe haust in dem dichten Gebüſch des Landes, erſcheint nie in den offenen Ebenen oder eigentlichen Wäldern, und iſt deßhalb ſehr ſchwer zu bekommen. Seine Stimme iſt die lauteſte unter allen Buſchbewohnern. (Athenäum vom 27 Jan.)

*) Der Name möchte übrigens nach dem Griechiſchen nicht regelmäßig formirt ſeyn, und ſollte wohl eigentlich „Atrichina“ lauten. A. d. R.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 45.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

14 Februar 1844.

Hrn. Violets Fahrten und Abenteuer.

Vierter Zug.

(Schluß.)

Bis jetzt waren die Californier bloße Zuschauer des Kampfes gewesen. Ich setzte mich jetzt an ihre Spitze und griff das mexicanische Viereck von vorn an, während die Schoschonen dasselbe auf der linken und die Apatschen auf der rechten Seite thaten: fünf oder sechsmal wurden wir zurückgetrieben, indem der alte Martinez allenthalben seine Anordnungen traf und seine Leute aufmunterte. Roche und ich waren beide verwundet, fünfzehn Californier todt, die Reihen der Schoschonen stark gelichtet durch das unablässige Feuer der Artillerie, und die Apatschen wichen in Verwirrung. Ich fing an am Erfolg zu verzweifeln, als Gabriel mit den Arrapahos, die er glücklich von der Verfolgung der flüchtigen Reiterei zurückgebracht hatte, einen wüthenden Angriff auf die bis jetzt noch nicht angegriffene Seite des Vierecks machte, gerade als die letzte verzweifelte Anstrengung der Schoschonen und meiner eigenen Schaar von Californiern die uns gegenüberstehenden Reihen in Verwirrung gebracht hatte.

Der tapfere Martinez erkannte, daß er seine Stellung nicht länger behaupten könne und zog langsam sich zurück, um ein coupirtes Terrain am Fuße der Berge zu gewinnen, wo unsere Reiterei ihn nicht länger angreifen könnte. Ich erkannte seine Absicht und beschloß, wo möglich, seinen Rückzug zu hindern. Da die Arrapahos jetzt angekommen waren, formirten wir uns in eine feste Masse, und machten einen letzten entscheidenden Angriff, der auch unwiderstehlich war. Wir durchbrachen die feindlichen Reihen, und nun hörte für eine Zeit lang mein Commando und meine Gewalt auf, indem die Indianer ihrer Gewohnheit nach alles mitleidslos niederhieben und die Todten skalpirten. Die Hälfte des Feindes war vernichtet, aber Martinez erreichte mit dem Ueberrest die beabsichtigte Stellung.

Indeß erachteten die mexicanischen Truppen einen weitern Kampf für unnütz, und bald sah man den alten General selbst mit einer Stillstandsflagge auf uns zureiten. Die Indianer öffneten ihre Reihen um ihn durchzulassen, und die Californier, welche sein Unglück bedauerten, nahmen als Zeichen ihrer Hochachtung die Hüte ab. Er verlangte freien Rückzug nach Sonora, und die Thränen rollten ihm, während er sprach, über die Wangen herab. Wenn die Rede auf seine jungen Gefährten kam, sprach er nie ein Wort zu ihrem Nachtheil, obgleich seine schmerzhaft verzogene Lippe hinlänglich die Bitterkeit seiner Gefühle verrieth; er wußte, daß sein Schicksal besiegelt sey, und daß er allein die Schmach der Niederlage zu tragen haben werde. So groß war die Achtung der Californier gegen ihn, daß sein Begehren augenblicklich zugestanden wurde, unter der Bedingung, daß er selbst nie nach Californien zurückkehren werde. Als Martinez zurückreiten wollte, bemerkte ein Schoschonenhäuptling, daß sein Pferd schwer verwundet sey, stieg ab, und sagte: „Häuptling der Watschinangos und Bruder! tapferer Krieger! ein Schoschone ehrt auch den Feind, den er bekämpft; nimm dieß Pferd, es war das Pferd eines rothen Kriegers, es wird auch einem bleichen Gesichte treu seyn!" Der General verbeugte sich auf dem Pferde, stieg ab, und sagte in wenigen Worten, daß er jetzt lerne die indianischen Krieger zu achten, die ihn an diesem Unglückstage durch Tapferkeit und Edelmuth besiegt hatten. Als der Indianer die Sattel wechseln wollte, hielt ihn Martinez ab, und sagte: „nein, Bruder, behalte die Hulster und was darin steckt, ihr Inhalt eignet sich besser für einen Sieger und jungen Krieger, als für einen besiegten und gedemüthigten alten Mann." Damit gab er seinem neuen Pferde die Sporen, und befand sich bald wieder bei seinen Leuten.

Wir kehrten ins Lager zurück, und zwei Stunden später sahen wir die Mexicaner in vollem Rückzug gegen Osten. Diese Nacht war eine Nacht der Trauer, unser Sieg war vollständig, aber theuer erkauft. Die Arrapahos allein hatten nicht gelitten, dagegen hatten die Apatschen dreißig Mann, die Schoschonen 112 an Todten und Verwundeten verloren, und auch von den Monterreyern waren mehrere ihrer geachtetsten jungen Krieger gefallen. Am folgenden Tag begruben wir die Todten, und da nun unsere Arbeit gethan war und wir sicher seyn konnten, geraume Zeit unbeschäftigt zu

Digitized by Google

bleiben, so kehrten wir nach San Francisco zurück: die Indianer um die versprochene Belohnung in Empfang zu nehmen, und ich um Anordnungen hinsichtlich unseres zukünftigen Verfahrens zu treffen.

Aus der obigen Erzählung kann der Leser sich eine genaue Vorstellung hinsichtlich der Unfälle in Californien machen: ich erhielt später die mexicanischen Zeitungen mit der Nachricht über das Vorgefallene, und da dieß auch die Organe sind, durch welche Europa in Kenntniß gesetzt wird über die Ereignisse in diesen fernen Gegenden, so führe ich einen Auszug an, um zu zeigen, bis zu welchem Grade man die Wahrheit entstellen kann.

„Chihuahua. — Nachrichten aus dem Westen. — Californischer Aufstand. Heute kam in unserer Stadt ein Courier von dem Bischof von Sonora an mit Depeschen, welche für unsere Regierung sehr wichtig sind. Der Geist des Aufstandes breitet sich aus, Texas hat sich bereits von Mexico getrennt, Yucatan bemüht sich diesem verderblichen Beispiel zu folgen, und Californien hat jetzt gleichfalls die Fackel des Bürgerkriegs angesteckt. Die Monterreyer haben, durch die schlechten Rathschläge von Fremden aufgehetzt, ihren tapfern Gouverneur zur Flucht genöthigt. Dieser kriegerische Officier fand indeß Mittel Depeschen nach Sonora zu senden, während er selbst eine Handvoll tapferer treuer Bürger zusammenraffte und in der Bay von San Francisco landete, um die Rebellen zu züchtigen. Inzwischen war der Gouverneur von Sonora mit der Elite des unter seinem Befehl stehenden Armeecorps zu seiner Hülfe herbeigezogen, wurde aber unter einem friedlichen Vorwand in das Lager der Rebellen gelockt und niederträchtig ermordet. Es gewährt indeß einen Trost, daß selbst ein mexicanischer Rebell ein so schändliches Verbrechen nicht begehen konnte. Der Vollstrecker dieser feigen That war ein unter den Indianern des Westens lebender Franzose, der um eine ärmliche Summe Geld den Rebellen mit vielen Tausenden seiner Wilden zu Hülfe kam. Sein nächster Schritt war, nach San Francisco zu ziehen, und die Abscheulichkeiten, welche er dort beging, erinnern an die blutigen Thaten während der großen Revolution seines eigenen Vaterlandes. Was konnte man aber von einem Franzosen erwarten? Fonsèca wurde hingerichtet wie ein Uebelthäter, die Stadt geplündert, die Beute unter die rothen Krieger vertheilt; außerdem wurde eine ungeheure Geldsumme von den andern Niederlassungen erhoben, oder richtiger gesagt erpreßt, in derselben Weise, wie ehemals durch die Flibustier.

„Als diese Nachrichten an das Centralgouvernement des Westens gelangten, übernahm General Martinez die Verantwortlichkeit einer Expedition, die unter den vorliegenden Umständen seinen Mangel an Beurtheilung und seine gänzliche Unkenntniß militärischer Taktik beurkundete. Er stieß auf 10,000 Indianer und eine starke Artillerie, welche von der Mannschaft zahlreicher Schiffe an der Küste, die einen ziemlich zweifelhaften Charakter an sich trugen, bedient war. Zu spät bemerkte er seinen Irrthum, hatte aber nicht den Muth ihn wieder gut zu machen und zu sterben, wie ein Mexicaner thun sollte. Er floh gleich im Anfang des Gefechts von dem Schlachtfeld, und ohne die verzweifelten Anstrengungen der Reiterei und die wahrhaft ausgezeichneten militärischen Talente von drei oder vier jungen Officieren, die ihn begleitet hatten, wäre das kleine Heer in Stücke gehauen worden. Wir zählten im Ganzen 500 Mann, und hatten nur wenige Verwundete und Todte, während der Feind über 1200 Erschlagene auf dem Schlachtfeld ließ. Die tapfern jungen Officiere hätten ihren Sieg verfolgt und wären nach San Francisco gezogen, wenn die kleine Truppe mit den nöthigen Lebensmitteln und Kriegsvorräthen versehen gewesen wäre, aber General Martinez hatte aus Unfähigkeit oder Verrätherei diese zwei wesentlichen Bedürfnisse einer Armee vernachlässigt. Mit Freude und Stolz können wir sagen, daß Emanuel Bustamante, der junge, ausgezeichnete Officier von einer sehr angesehenen Familie, welcher während des letzten Kampfes in Yucatan sich so hervorthat, die Reiterei befehligte; seiner Geschicklichkeit danken wir den Ruhm, daß unsere Fahne von einem schweren Flecken rein blieb.

„Nachschrift. Wir vernehmen noch, daß der feige Martinez bereits seine wohlverdiente Strafe empfangen hat. Während seiner Flucht stieß er auf einige Indianer und wurde ermordet. Möge die göttliche Vorsehung alle Verräther an der mexicanischen Regierung so bestrafen!"

Leider war die letzte Stelle wahr. Der tapfere Martinez, der bis zuletzt ausgehalten und dem Tod in so manchen Schlachten getrotzt, war niedertrachtig ermordet worden, aber nicht, wie berichtet wurde, von einem Indianer, sondern er war unter dem Messer eines Mörders gefallen, eines Mexicaners, den man zu der schändlichen That erkauft hatte.

Bis jetzt war alles gut gegangen, man nannte mich den Liberator, den Protector Californiens, man machte mir glänzende Anerbietungen, und die Unabhängigkeit Californiens wäre errungen worden, hätte ich nur zwei kleine Fahrzeuge gehabt, um die südlichen Seehäfen zu bezwingen, welche sich noch nicht erklärt hatten, entweder aus Furcht vor den Folgen eines Aufstandes, oder weil sie ihre Freiheit nicht einem fremden Condottiere und einer Schaar Wilden verdanken wollten. Die Apatschen waren heimgekehrt, und führten 80 mit Beute beladene Maulthiere mit sich; die Arrapahos hatten eine fast gleiche Anzahl, meine Schoschonen aber mußte ich mit Versprechungen beschwichtigen, und ich selbst kehrte jetzt gleichfalls zu der Niederlassung zurück, um mich auf die bevorstehenden Ereignisse vorzubereiten.

Ich habe schon oben bemerkt, daß ich meinen alten Diener nach Monterey gesendet hatte. Er hatte einen bedeutenden Theil meiner Juwelen und meines Goldes mit sich genommen, um Ankäufe zu machen, welche meine Macht über den indianischen Bund fest begründen sollten. Ein kleiner Schooner, mit den angekauften Waaren beladen, ging von Monterey ab, kam aber niemals an und ist vermuthlich den von San Francisco abgegangenen Piratenfahrzeugen in die Hände gefallen. Ich hatte mich auf diese Ladung verlassen, um den billigen Forderungen meiner Indianer Genüge zu leisten. Der

Verlust war ein starker Schlag für mich; der alte Häuptling war soeben gestorben, und die Gewalt ging nun auf mich über; ich mußte aber jetzt nach indianischer Sitte mich sehr freigebig zeigen, und bei meinem Antritt des Oberbefehls über den Stamm große Geschenke austheilen. Dieß war in der That so nothwendig, daß ich beschloß, über San Francisco nach Monterey zurückzugehen, um das Nöthige herbeizuschaffen. Dieß war ein verderblicher Schritt, wie man aus der Erzählung des während meiner Abwesenheit Vorgefallenen ersehen wird.

Als die mexicanische Regierung von unsern Bewegungen im Westen hörte, sprach man einige Tage lang von nichts als von Ausrottung. Der Stand der Angelegenheiten brachte sie indeß bald auf andere Gedanken, sie hatte bereits zu viele Arbeit und Californien war sehr entfernt. So verfiel sie auf einen Plan, der zwar ihre Schwäche aber auch ihre Menschenkenntniß zeigte. Während ich Luftschlösser baute, kamen heimlich Agenten aus Mexico nach Monterey, und machten die Sache ab. Sie beriefen die daselbst wohnenden Amerikaner, welche die vermöglichsten und reichsten Einwohner waren, und fragten sie, was sie von der Regierung verlangten? Verminderung der Steuern, antworteten sie; dieß ward zugestanden. Was dann? Verminderung der Zölle auf fremde Waaren. Gleichfalls zugestanden. Endlich noch einige Vorrechte und Aemter.

Zum Dank für diese Bereitwilligkeit der Regierung verlangten die mexicanischen Agenten, daß zwei oder drei Mexicaner aus dem niedern Stande, des Beispiels wegen, aufgeknüpft und daß die Franzosen und seine beiden weißen Gefährten herbeigelockt und der Regierung ausgeliefert würden. Darein willigten die ehrlichen Leute, und so ward ich, der so viel für sie gethan hatte, geopfert. Gerade als alles zwischen ihnen und den Agenten abgemacht war, erschien ich unglücklicher Weise mit Gabriel und Roche in der Mission zu San Francisco. Sobald sie unsere Ankunft vernahmen, wurden wir gebeten, ein öffentliches, zu Ehren unserer Erfolge gegebenes Fest mit unserer Gesellschaft zu beehren. Es war das Judasmahl; wir wurden alle drei ergriffen und den mexicanischen Agenten ausgeliefert. An Händen und Füßen gebunden, brachen wir am andern Morgen unter einer Escorte von 30 Mann auf, um durch die Wüsten und Prairien von Sonora hindurch nach der mexicanischen Hauptstadt zu ziehen, wo, wie wir wohl wußten, der Galgen unser Loos seyn sollte.

Das war der Dank für die von uns geleistete Hülfe, und meine erste Lection im civilisirten Leben.

Englische Sports.

Einleitung.

(Schluß.)

Die Jagden in Deutschland sind bei der Entwicklung des Ackerbaues, bei der zunehmenden Cultur des Landes immer größern Beschränkungen unterworfen. Man betrachtet mehr und mehr das Jagdvergnügen als etwas Barbarisches, und obgleich Diana bei uns der Jünger noch genug zählt, so hat sie deren doch gewiß weniger als früher. Unsere freier gewordenen Bauern widersetzen sich eigensinniger als sonst diesen schädlichen Vergnügungen ihrer Herren. In England, wo man es für ein Vorurtheil hält, daß in der Jagdzeit den Feldern durch das Zertreten des jungen Korns ein Schade zugefügt werde, und wo es keine freibesitzenden Bauern gibt, gehen die wilden Parforcejagden trotz aller Cultur nach stets über Steg und Zaun.

Den spanischen Stiergefechten hat eine humanere Neuzeit fast völlig den Garaus gemacht, während in England die Hahnenkämpfe, die Hundebeißereien und ähnliche grausame Sports noch viele Vertheidiger, selbst unter den Gebildeten finden. Die Bogenschützen-Uebungen sind bei uns fast ganz außer Gebrauch gekommen, während man sie in England fast in jedem Orte noch geübt findet; selbst unsere Büchsenschützen-Gesellschaften haben in neuerer Zeit überall etwas gealtert. Von allen den verschiedenen Volksvergnügungen und Spielen im Freien, die sonst in den Niederlanden und in Frankreich im Schwunge waren, findet man jetzt nur noch unbedeutende Ueberreste. Die steigende Humanität und Civilisation hat bei uns auf dem Continente überall störende und vernichtende Einflüsse auf unsere Sports ausgeübt, während umgekehrt in England mit dem Steigen der geistigen Cultur auch das Interesse für die den Körper mehr in Anspruch nehmenden Sports gleichen Schritt gehalten zu haben scheint.

Es läßt sich kaum ein Sport auffinden, der in neuerer Zeit in England völlig außer Gebrauch gekommen wäre, vielmehr ließen sich viele nennen, welche erst neuerdings in Schwung kamen, und alle die alten werden mit mehr Eifer, mit mehr Aufwand von Geld, Zeit und Kräften als zuvor getrieben. — Während wir die Gesetze und Regeln unserer Sports in alten Chroniken und geschriebenen Traditionen mühsam zusammensuchen müssen, haben die Engländer gerade in neuerer Zeit die Theorie ihrer Sports mehr und mehr entwickelt, und es hat diese Theorie fast dieselben Fortschritte gemacht, wie die der Chemie, der Physik und jeder andern Wissenschaft.

Die Anzahl der Sporting-Clubs ist fortwährend im Steigen. Man schreibt beständig bändereiche Werke über das Wesen und die Eigenthümlichkeiten der Sports. Man hat eigene Sporting-Journals und Sporting-Chronicles begründet, die von den geringsten Vorfällen auf diesem Gebiete menschlicher Thätigkeit die detaillirtesten Nachrichten geben. Der Schriften sind so viele, daß jeder Sportsman sich mit einer ganzen Bibliothek von Schriften über seine Kunst versehen kann. Ein guter Sportsman zu seyn, dazu gehört jetzt eben so viel Erfahrung, Kenntniß und Belesenheit, als dazu, ein guter Jurist oder Mediciner zu seyn. Ein Lexikon, welches alle Kunstausdrücke, die bei den englischen Sports vorkommen, sammeln wollte, würde ein großes Werk werden und einen außerordentlichen Reichthum der Sprache in diesem Fache beurkunden.

Bei uns geht die Tendenz der Regierungen mehr darauf hin, viele der alten barbarischen Sports in Abnahme zu brin-

Digitized by Google

gen. Unsere Gerichte geben möglichst ungünstige Entscheidungen gegen die Jagdherren. Das Raufen und Ringen in den bayerischen und österreichischen Alpen wurde noch neuerdings bei Strafe von Stockschlägen verboten und die Raufer und Ringer werden streng verfolgt. In England ist man dagegen sehr nachsichtig gegen den Boxer, und duldet oder fördert gar seine rohe Kunst auf mannichfaltige Weise, weil sie einen männlichen Geist unter dem Volke erhält.

Mit Ausnahme der Jagdfreuden pflegt man bei uns die meisten Sports in der Regel nur als eine Beschäftigung der niedern Classen und allenfalls der Jugend anzusehen. Unsere Büchsen- und Schützengesellschaften bestehen in der Regel nur unter den Handwerkern und den kleinen Bürgern der Städte. Das Kegelspiel wird in der Regel auch nur von diesen geübt, die Ballspiele überläßt man fast völlig den Kindern. Das Raufen, Ringen, Boxen, Wettrennen und Aehnliches ist fast nur noch bei den Bauern in manchen Gegenden üblich. In England ist es fast gerade umgekehrt. Die Sports aller Arten finden dort gerade unter den höhern und höchsten Classen ihre eifrigsten Verehrer. Der sporting-spirit, von dem diese beseelt sind, theilt sich zwar auch mehr oder weniger den untern Classen mit, doch sind diese verhältnißmäßig in einem hohen Grade sportlos. Das Boxen, Ringen und Wettlaufen wird selbst von Lords und Gentlemen mit Eifer betrieben. Den Ball schleudern Leute von jedem Alter und den Ruhm eines guten cricketer nehmen selbst Familienväter in Anspruch. Zum kunstgerechten Rudern hält sich niemand zu gut, und selbst Damen üben sich in den gymnastischen Spielen, die unsere Frauen unter ihrer weiblichen Würde und der Zartheit ihres Geschlechts zuwider halten würden.

Sogar solche Classen der Gesellschaft, welche bei uns verweichlicht zu seyn pflegen, nehmen in England an den Sports zuweilen den eifrigsten Antheil, so wird z. B. in den Rapports über den Gesundheitszustand der englischen Arbeiterclassen berichtet, daß selbst die Schneider in London an den Wettrennen eifrigen Antheil nehmen. „Viele von ihnen," wird daselbst gesagt, „pflegen des Morgens um 5 Uhr, vor dem Beginn ihrer Arbeit, in den Parks Wettläufe anzustellen und halten oft die Competition mit berühmten Rennern aus andern Classen der Gesellschaft siegreich aus. Pawersham, ein Schneider, wurde vor einigen Jahren als der erste Renner in England betrachtet.

Auch die englischen Damen beschäftigen sich mit den meisten Arten der Sports mehr oder weniger. Sie nehmen lebhaften Antheil an den Wettrennen, den Jagden, den Segelwetten; sie fischen, angeln, schießen mit dem Bogen. — Ein reiches Fräulein, Miß Richards, war ihrer Zeit eine der ersten Cursers. Sie brachte Tage lang auf den ebenen Rasenflächen ihrer Herrschaft zu, und dem Rennen ihrer Hunde beiwohnend, gab sie sich oft die Bewegung einer Promenade von 20 bis 25 Meilen.

Um unsern deutschen Lesern eine Uebersicht aller englischen Sports zu geben, können wir dieselben zuvörderst abtheilen in solche welche auf dem Festlande und in solche welche auf dem Wasser ausgeübt werden. Jene nennen die Engländer „Field oder Rural Sports," diese „Aquatic Sports." Die erstern könnten wir hier abtheilen in solche, bei denen es auf die Erhaschung von Thieren ankommt und bei denen der Mensch mit diesen von der Natur mit so großer Kraft und Raschheit begabten Wesen in Wettkampf tritt; zweitens in solche, bei denen die Menschen ihre eigenen Kräfte unter einander messen, und drittens in solche, bei denen nur die Kräfte der Thiere allein in Thätigkeit gesetzt werden. — Zu den ersten gehören die verschiedenen Jagdvergnügungen, zu den zweiten das Laufen, Ringen u. s. w., zu den dritten die Pferderennen, Hunderennen u. s. w. — Die Jagdvergnügungen theilen die Engländer in hunting, shooting und fishing (Hetzen, Schießen und Fischen).

Unter den Thieren, die Wetteifer und Ehrgeiz genug haben, ihre Kräfte mit einander zu üben, haben sie sich das Pferd, den Hund und den Hahn erwählt, und die zweite Classe von Field-Sports theilt sich daher hauptsächlich in horse-racing, coursing, Hunderennen, und in cockfighting.

(Fortsetzung folgt.)

Merkwürdiger leuchtender Fleck im Meere.

Capitän Wilmot beobachtete auf seiner Reise vom Cap nach England eine merkwürdige, obwohl nicht ganz ungewöhnliche Erscheinung zur See, nämlich eine breite sehr leuchtende Stelle, die durch einen scharfen Strich bestimmt war. Seine Ausdrücke sind folgende: „Der See war mit einer so glänzenden Oberfläche von Silberlicht bedeckt, daß wir lesen konnten, und die Schatten der Stricke waren genau bezeichnet. Wir segelten fast vier Stunden lang hindurch. An einer Stelle hatte der leuchtende Fleck einen Rand, wir segelten etwa eine halbe Stunde lang außerhalb und dann fing die leuchtende Stelle eben so plötzlich wieder an; auch da, wo dieselbe ganz aufhörte, war sie scharf abgegränzt. Man hatte Wasser in einem reinen Gefäß herauf. Dieß geschah etwa unter 10° N. B." Da Capitän Wilmot nur kurze Zeit in England bleiben konnte, so ließ er die Flasche einem Bekannten zurück, der die erste Gelegenheit ergriff, sie Hrn. Faraday zur chemischen Untersuchung zu übergeben. Dieser gab nach einiger Zeit schriftlich die Erklärung: „ich habe das Wasser untersucht und es in einiger Hinsicht eigenthümlich gefunden. Es enthielt viel schwefeligen Wasserstoff und einen Theil festen Niederschlags, der halb aus Schwefel und halb aus organischem Stoff bestand. Es ist ohne Zweifel eine bedeutende Veränderung im Inhalt des Wassers vorgegangen, und ich kann jetzt keine organischen Formen erkennen, aber die Anwesenheit von animalischem Stoff, der Schwefel und der schwefelige Wasserstoff lassen sämmtlich vermuthen, daß das Wasser, als es geschöpft wurde, reich an Thieren oder Thierchen war."

Epacris nivalis und impressa. Diese beiden Pflanzen wurden in der Londoner Gartengesellschaft am 16 Januar vorgezeigt; sie hatten eine Höhe von 6 und eine Breite von 3 Fuß und waren mit Blumen bedeckt. Der Gärtner, ein Hr. Ayres, bemerkte, er habe sie nicht wie gewöhnlich in einem luftigen Glashause, sondern in einem engen Raume bei einer feuchten Hitze von 60 bis 90° F. aufgezogen. (Athenäum vom 27 Jan.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 46.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

15 Februar 1844.

Englische Sports.

I. Pedestrianism.

Ebenso wenig wie die Griechen haben auch die Engländer die Kunst des Gehens und Laufens außer Acht gelassen, und ohne Zweifel ist bei den letztern dieselbe weiter ausgebildet, wie bei irgend einem andern jetzt existirenden Volke. — Die Griechen hatten drei verschiedene Arten des Wettlaufs: den einfachen Lauf, „Dromos," er erstreckte sich nur auf eine kurze Bahn und es kam dabei hauptsächlich auf die Schnelligkeit an. Der Langlauf, „Dolichos," umfaßte ein großes Längenmaaß und machte daher nicht nur Schnelligkeit, sondern auch ungewöhnliche Ausdauer zur Aufgabe. Alsdann hatten die Griechen den Fackel-, den Weinreben-, den Waffenlauf ꝛc. ꝛc. Auch bei den Engländern finden sich die Hauptarten des Wettlaufs wieder. Ihr Dromos besteht in der Regel nur in einer kurzen Entfernung von 100, 150 bis 200 Yards. Sie haben dabei nicht wie die Griechen eine eigene Rennbahn, jedoch benutzen sie in der Regel dazu die Bahnen ihrer Pferderennen. Ihr Dolichos (Langlauf) führt die Wettrenner-Parteien oft durch das ganze Land; 50, 70, 80 bis 100 Meilen werden dabei oft als die Länge des Weges bestimmt und dabei kommt es z. B. häufig vor, daß ein tüchtiger Renner andere herausfordert, mit ihm 50 Meilen in fünf Stunden zu rennen, was beinahe schneller ist, als der Lauf des berühmten Plataischen Renners, welcher den 1000 Stadien betragenden Lauf von Plataä nach Delphi und wieder zurück in Einem Tage vollbrachte.

Die Griechen gaben ihren berühmten Läufern zuweilen Beinamen, so wurde zuweilen der Lycier Hermogenes das Roß (hippos) beigenannt; auch diese Sitte haben die englischen Läufer, fast jeder von ihnen hat irgend einen halb poetischen, halb komischen Beinamen. So kommt ein William Hepper vor, beigenannt der Leichtfuß (lightfoot), ein anderer heißt die Schwalbe (swallow), Winterbottom der Sperling (sparrow). Der „junge Vulcan," der „Blitz," der „Wind," der „Nordstern," die „Antilope," der „Hirsch" sind andere solche Beinamen, welche sich diese Leute geben. Henbly the New Castle phänomenon (das Phänomen), Dick Johnson, the wonder (das Wunder), the flying shuttle (das fliegende Weberschiffchen), Wild, merrylegs (Frohbein), the unknown (der Unbekannte), the american deer (der amerikanische Dammhirsch).

Die griechischen Staatsmänner begünstigten diese Kunst, weil das Amt der Tageläufer, der Eilboten und Schnellposten für Griechenland so wichtig war. Dieser Grund fällt nun in England seit der Erfindung der Eisenbahnen weg, und da der Pedestrianism dort nur seiner selbst wegen ohne alle weitere Nebenzwecke betrieben wird, so muß man den englischen Eifer um so mehr bewundern. Es werden zuweilen schon vier, fünf Wochen im voraus die zu kommenden Matches in den Journalen angekündigt, und nicht selten trifft es sich, daß auf diese Weise sieben bis acht verschiedene Wettläufe in verschiedenen Gegenden des Landes auf Einen Tag bestimmt sind. Wie allen gymnastischen Uebungen geht natürlich auch dem Wettlauf eine Vorbereitung (training) vorher, ebenso wie bei den Griechen. Diese beobachteten eine gewisse Diät, rieben sich die Glieder mit Oel und hatten sonst noch mancherlei Vorübungen. Weil die Milz beim Laufen hinderlich, so gingen sie sogar zuweilen so weit, diese durch gewisse Medicinen, denen sie die Kraft zuschrieben, die Milz zu verzehren und aufzulösen, sogar durch chirurgische Operationen gänzlich wegzuschaffen.

Die Hauptsache beim Wettlauf ist vornehmlich der richtige Anfang, the fair starting, und es ist oft so schwer dieses zu bewirken, daß die Läufer erst nach einer Menge von false starts wirklich in Gang kommen. Ebenso scheint es in Griechenland gewesen zu seyn, wo die Wettrichter ganz mit denselben Unordnungen, Listen und Verrückungen (kakotechnia) zu kämpfen hatten wie die englischen. Schon der geringste Vorsprung entschied bei den Griechen den Sieg, dieß ist ebenso in England der Fall, wo oft bemerkt wird, daß der Sieger den Wettlauf „mit einer halben Elle" gewann.

Bei den kurzen Wettläufen kommt es natürlich nur auf die Schnelligkeit an, und da Schnelligkeit bei den Kunstkennern immer höher steht als Ausdauer, so sind diese einfachen kurzen Wettrennen von 100 oder 150 Ellen das gewöhnlichste.

Digitized by Google

Zuweilen rennen nicht mehrere Personen im Wettlauf, sondern es ist nur eine, die in einem gewissen Zeitraum eine gewisse Länge zu durchlaufen wettet. Natürlich wird dabei jedes Theilchen einer Secunde in Anschlag gebracht. Nicht selten findet sich, daß jemand 100 Yards in zehn oder eilfhalb Secunden durchlaufen hat, was nicht weniger als zehn Yards auf die Secunde macht.

Wie die Griechen sich zuweilen mit Waffen und Schildern beim Wettlaufen beschwerten, so haben auch die Engländer allerlei Weisen, sich das Gelingen zum Ziele zu erschweren. So foedert John Bull, the old original bow-boy, wie er sich selbst nennt, auf, seinem Wettlaufe beizuwohnen, wobei er sich zwischen die Speichen eines Rades befestigen und damit zehn Meilen in einer Stunde machen will. — Gewöhnlich werden die Wettläufe von den Engländern nur nach ihrer Länge genannt. So hört man von mile matches, von three mile matches, von five mile matches oder auch von a quarter of a mile matches.

Bei den Griechen waren die Belohnungen der Sieger ein Oelzweig, zuweilen auch ein „fünffaches Gemisch aus Wein, Honig, Käse, Mehl und Oel," pentaploa genannt; zuweilen rannten die griechischen Wettläufer auch mit Kranzen geschmückt, in der Regel nackend. Dieß alles ist in England nicht so. Statt des Oelzweigs und der Pentaploa läßt sich der englische Sieger 20 Pfund oder 50 Guineen überreichen; zuweilen steigt die Summe, welche die Leute gegenseitig aufs Spiel setzen, auf 100 Pfund und mehr, und die Wetten ihrer Freunde pro und contra gehen wie bei allen Spielen noch weiter.

Zuweilen fordern die englischen Renner in den Journalen einander heraus. Diese Ausforderung ist zuweilen an eine bestimmte Person gerichtet, z. B. „der Roebstern fordert Shields, die Schwalbe, heraus, mit ihm eine Meile um hundert Pfund zu rennen, auf der Rennbahn von Towncastle. Wenn ihm dieß nicht recht ist, so bittet er ihn, ihm andere Vorschläge zu machen." — Zuweilen sind die Herausforderungen an any man in the world (an jeden beliebigen Mann in der Welt) gerichtet; z. B. macht John Stubb, der Hirsch von Berkeley, bekannt, daß er mit jedem Mann in der Welt von einer bis zwanzig Meilen rennen will, und daß sein Geld bei Jack Stank, coach and horses, Slough, fertig liege.

Jeder Laufer entwickelt je nach seiner Fähigkeit entweder mehr Geschicklichkeit im langen oder im kurzen Rennen. Der eine ist ein „Meilenrenner," der andere ein kurzer „Distanzenrenner;" jeder Laufer pflegt daher seine eigene Länge zu haben, und sie gehen mit der Bemessung ihrer Geschicklichkeit so weit, daß sie dabei ihre Kraft auf 50 Ellen Differenz berechnen. So hört man: „Bells Länge ist 200 Yards, Lambs Länge ist 300 Yards; Bell würde daher gegen Lamb nie auf eine Distanz von mehr als 300 Yards laufen, weil Lamb ihn hier durch seine größere Ausdauer besiegen würde. Lamb umgekehrt würde sich nicht darauf einlassen, mit Bell unter 200 Yards zu laufen, weil Bell ihn hier durch seine Schnelligkeit besiegen würde. Wollten sie aber doch zusammenrennen, so würden sie sich über eine mittlere Distanz von etwa 250 Yards vereinigen.

In der Regel sind diese Wettläufe lange vorher bestimmt, doch ist der Wetteifer im Pedestrianism so groß, daß sie auch überall gelegentlich zu Stande kommen. Gute Fußgänger findet man im ganzen Lande, und zuweilen hörte ich besonders im Norden Englands, in Northumberland und Cumberland, die Bauern sich rühmen, wie sie 70 oder 80 Meilen an Einem Tage zurücklegten. Sie laufen dabei oft nur mit sich selbst um die Wette, ja im September 1842 nahm sich Robert Winterbottom, ein alter Mann von 73 Jahren, der eben im Manchester Hospitale hergestellt war, vor, von Manchester nach Doncaster, eine Entfernung von 70 Meilen, in 20 Stunden zu gehen. Er führte dieß aus und übertraf noch sogar seinen Vorsatz, indem er zwei Stunden früher ankam, als er gesagt.

Auch ganz junge Renner sieht man auf dem Kampfplatz erscheinen. So hört man jetzt immer viel von einem kleinen Knaben von 12 Jahren, der mit seinem Vater, einem berühmten Renner, Namens Montjoy, überall Herausforderungen annimmt und aufstellt. Bald fordert Montjoy and his boy für 10 Pf. St. jeden auf 50 Meilen in 5 Stunden zu gehen; bald fordern Montjoy and his boy Morley and his boy auf 50 Meilen für 20 Pf. St. heraus.

Solche Herausforderungen werden immer zahlreich in den Journalen bekannt gemacht. Diese Herausforderungen so wie die Antworten, und die anderer Fragen, welche die Kämpfer vermittelst der Journale an einander richten, sind in der Regel in einem höchst originellen Style abgefaßt. Es herrscht darin ein eigenthümlicher, launiger Witz, eine charakteristische körnige Kürze, und es kommen darin so viele Kunstausdrücke und kräftige Nationallieblingsworte vor, daß man keine interessantere Lectüre für die Charakteristik des Volkes lesen kann.

Zuweilen ist ein Renner mit seiner letzten Niederlage nicht zufrieden, not being satisfied with his last defeat, und er hofft dann, daß ihm sein Gegner abermals eine Gelegenheit geben wird. — Thomas Blower, das Eichhörnchen, ist höchlich verwundert über Henry Hill, den Habicht, daß dieser Hill ihn herausfordert, da er, Blower, ihm schon längst seine Bedingungen, unter denen er mit ihm laufen wolle, bekannt gemacht habe, und da sein Geld bei Master Binns in Derby seit langem bereit liege. — Da Thomas Strange, der junge Novize, jeden beliebigen Mann in England auf jede beliebige Länge unter jeder beliebigen Bedingung herausgefordert hat, so will ihn Bob Bettington, der Veteran von Macclesfield, annehmen, auf zehn Meilen Länge, 50 Pfund Preis (fifty pounds a side).

„Hr. Editor, ich bin sehr begierig, der ganzen Kampf- und Spielwelt zu zeigen, ob ich oder Mosely, der Habicht von St. Helens (the St. Helens hawk), der bessere Mann ist, und indem ich alle meine Ansprüche aus dem letzten Rennen aufgebe, erkläre ich hiermit, daß ich ihm eine andere Gelegenheit geben will und daß ich bereit bin, noch einmal die Meile mit ihm zu rennen, und um ihn dazu williger zu ma-

Digitized by Google

chen, will ich neben seinen 50 Pfund 100 Pfund niederlegen, welche er bekommen soll, wenn er die Partie gewinnt. Mosey kann von mir hören bei Master Speings in dee Castle tavern." So schreibt William Sheppaed, der Eisenbahn-Michel (the railway-Jack). — Sheppaeds favourite distance (Lieblingsdistanee) war 1000 Paeds.

Bei förmlichen Rennen setzen in der Regel die Läufer nach dem Abschuß einer Pistole ab.

Meistens ist nne ein Stock am Ende des Zieles aufgestellt, zuweilen ist aber auch ein Taschentuch daean befestigt, und der, welcher es zuerst ergreift, wird als Sieger angesehen. Der Grund auf dem sie laufen, ist gewöhnlich fest und eben, a piece of level ground. Doch wie die Griechen zuweilen im tiefen Sande oder bergan liefen, so legen auch die Engländer ihren Läufern, damit sie um so größere Geschicklichkeit entwickeln mögen, allerlei Hindernisse in den Weg; zuweilen geht der Lauf über Hügel und Thal, zuweilen werden auf der Bahn Flechtwerke (hurdles), welche zu überspringen sind, auch 20, 30 und mehe hingestellt.

Der eigentliche, einfache, ächte Lauf, in welchem der Pedestrian seine größte Geschicklichkeit entwickelt, findet immee auf ebenem Grunde statt. Völlige Ausartungen von dee Einfachheit der Sports sind solche Partien, wo dem Läufee die Aufgabe gestellt wied, unterwegs auch noch Steine aufzuheben, zuweilen mit den Händen, zuweilen gar mit dem Munde.

Oft verbinden sie alle Schwierigkeiten, und stellen einem Läufer z. B. folgende Aufgaben: binnen 50 Minuten eine Bahn von 200 Ellen Länge zu belaufen, auf welcher jede 10 Ellen ein Geflecht zu überspeingen ist, und auf welcher 200 Ziegel ausgelegt sind, je in der Entfernung einer Elle, die der Läufer einzeln mit dem Munde aufzunehmen und in einem Korb zu tragen habe, und wobei ihm die Aeme auf den Rücken gebunden weeden.

Die Läufer sind in der Regel Leute aus den geringern Classen, Handwerker, Manufacturaedeitee, Bauern ꝛc., doch gibt es auch Herren (gentlemen amateur), die aus Liebhaberei die Kunst des Laufens betreiben. Natürlich gibt es auch Pedestrians von Profession, die weitee nichts sind als solche, und die ihren Unterhalt durch Wetten und Preise gewinnen, und welche das ganze Jahr hindurch mit Fasten und Hungern vor dem Laufe und im Festgetage und Uebermaaß nachdee hinbringen.

(Schluß folgt.)

Mittheilungen über Kislär.

2. Sagen über den Namen der Stadt. Ansiedlungen der Griechen, Tataren und Russen am untern Terek. Gründung der Stadt. Einfälle der Bergbewohner.

Ueber die Herkunft des Namens Kislär weiß man nichts gewisses, es laufen aber unter den Eingeborenen zwei Sagen um.

Ein persischer König, welcher vernahm, daß mehrere unzufriedene Chane seinen Bruder allzu sehr lobten, lud diese zu einem Fest ein, an dessen Ende er die Verdächtigen zugleich mit dem Gegenstande ihrer Verehrung blenden ließ. Als er die Augen seines Bruders sah, die man ihm auf einem goldenen Teller brachte, benetzte er sie mit Thränen und bedeckte sie mit Goldstücken, wobei er die Worte sprach: „Unglücklicher Bruder, jetzt werde ich dich lieben, denn jetzt bist du kein Nebenbuhler des Königs mehr!" Aber der Blinde blieb nicht daheim, sondern begab sich zu den Kumyken und bat diese seine Rache zu übernehmen, und der Chan, sein „Kunach," rief die Bergbewohner gegen den grausamen König auf. Die Ufer des Terek erdröhnten von der Masse der zusammenströmenden Panzerreiter. Plötzlich aber starb derjenige, den sie rächen wollten. Nach dem Genuß eines Pillaus mit einem Fasanen verschied derselbe unter heftigen Schmeezen, und man zweifelte nicht, daß der Schah seinen Bruder habe vergiften lassen, was sich auch duech die Flucht eines seiner Nukers (Waffenträger) bestätigte, der den Blinden in der Stunde seines Todes am Tische bedient hatte. Die treuen Nukers begruben ihren Fürsten an dem Ufer des Terek, nahe an einem Kumyken-Aul und kehrten nicht nach Persien zurück, da sie die Verfolgungen des Schah fürchteten. Sie theilten die Schätze des Verstorbenen zu gleichen Theilen unter sich, fingen an Handel zu treiben, und ließen sich neben dem Kumykendorf nieder, wo sie den Blinden begraben hatten. Seit dieser Zeit heißt der Ort bei den Kumyken Kyslar, die Schönen, wahrscheinlich von den schönen Bärten der Perser, aber Küslar, was in derselben Sprache die Augen bedeutet und das Andenken an den schrecklichen Tod des blinden Fürsten verewigt. Die Sage nennt die Namen der feindlichen Brüder nicht, wenn aber an der Erzählung wirklich etwas wahres ist, so läßt sie sich leicht auf die kislär'schen Tesiks (Perser) beziehen, welche für die ältesten Bewohner der Stadt gelten und einst sehr reiche Kaufleute waren.

Nach der andern Sage fallen in den Aem des Terek, an welchem die Stadt steht, zwei russische Mädchen, Gefangene eines Kumyken-Chans, sich gestürzt haben, da sie den Tod der Gefangenschaft als Frauen eines Tataren vorzogen. Von dieser Zeit an habe der Ort, wo diese Mädchen (Kyslar im Tatarischen) umkamen, noch ihren seinen Namen erhalten. Die Sage schildert die Schönheit eines dieser Mädchen, welche von den Kumyken aus Sarp-tan (Saratow) geraubt wurden, und behauptet, ihre Haare seyen länger gewesen als ihr ganzer Körper.

Am Unterlauf des Terek wohnt seit alter Zeit ein Volk tatarischen Stammes, Kumyken, Kumychen oder Kasy-kumyken geheißen. Weder die Geschichte, noch die Sage gibt eine Zeit an, wenn es sich hier niederließ. Schon Ptolemäus kennt an den Mündungen des Terek ein Volk Kamy oder Kaman. Uebrigens nennen sich die Kumyken selbst Kinder der goldenen Horde (kiptschak aul), was auch ihrer tatarischen Mundart nach, die sich von der nogai'schen unterscheidet, wahrscheinlich ist.

Wie dem indeß seyn mag, so besteht die Sage, daß jenseits des Terek, näher am Meere bei dem sogenannten agrachanischen Vorgebirge, vor noch nicht allzu langer Zeit eine griechische Stadt Staurapol (Kreuzstadt) gestanden habe, deren christliche Bewohner beim Einbruch des Islam in die kaspischen Länder vernichtet aber aus den Trümmern ihrer Stadt verjagt wurden. Daß eine solche Stadt wirklich bestanden habe, ergibt sich auch daraus, daß ein District am agrachanischen Vorgebirge bei den dortigen Bewohnern Chut und Utsch heißt, was „Kreuz" bedeutet, und daß die Bischöfe von Astrachan noch im Anfange des 18ten Jahrhunderts sich Bischöfe von Staurapol nannten. Das jetzige Staurapol, die Provincialhauptstadt von Kaukasien, kannte damals noch nicht zum Verband der astrachanischen Eparchie gehören, weil seine

Gründung erst ins Jahr 1777, der Zeit der Errichtung der kaukasischen Linie, fällt.

Die Ansiedlungen der Russen an dem Unterlauf des Terek begannen nach der Eroberung Astrachans unter der Regierung Iwans des Schrecklichen. Als die Räuber an der Wolga, die Rache des Zaars fürchtend, „nach allen Enden“ entflohen, führte ein großer Gedanke den Kosaken Jermak nach Sibirien, und Ataman Andrei zog mit einer zahlreichen Schaar gegen das kaspische Meer nach den kaukasischen Bergen, wo er sich an der Sundscha in einem befestigten Städtchen niederließ, nachdem er dessen sämmtliche Einwohner in blutigem Handgemenge vernichtet hatte. Hier kämpfte er lange mit Feuer und Schwert gegen die Bergstämme und die tatarischen Murzas, welche auch nach der Uebergabe Astrachans sich Rußland nicht unterwerfen wollten, und theils jenseits der Wolga, theils in den Steppen am Terek herumirrten. Zum Lohn für diese Thaten verzieh der Zaar den Kosaken ihre frühern Räubereien an der Wolga, und da er die kaspische Gränze durch eine wehrhafte Bevölkerung zu decken sich bemühte, versetzte er sie von der Sundscha nach der Mündung des Terek, wo damals das Kumykenstädtchen Terki mit hölzernen Mauern und Thürmen stand. Die von den Kosaken an der Sundscha verlassene Befestigung heißt noch jetzt Andrejewuja-Derewnä (Andreas-Dorf) nach dem kecken Ataman. In den unruhigen Zeiten Rußlands unter den falschen Dimitris unterstützten die Kosaken am Terek in Verbindung mit denen an der Wolga und am Don die Usurpatoren. Da die terischen Kosaken jeden, der ein keckes, zügelloses Leben führen wollte, willig bei sich aufnahmen, so vermehrte sich ihre Anzahl bald so sehr, daß das früher nur von Kumyken, armenischen Kaufleuten und einer kleinen Anzahl moskauischer Streltzen bewohnte Städtchen Terki zu einer großen Stadt wurde, die sich weit bis ans Meer hin ausdehnte.

Unter der Regierung Godunows bauten die Russen am Koisu, in der Nähe von Tarku, die Festung Enderi, konnten sich aber nicht behaupten, denn die Bergbewohner, namentlich die Dagestaner um Taeki, schlugen sie zurück. Im Jahre 1722 baute Peter der Große auf seiner Rückkehr aus Persien im Lande des Schamchals von Tarki, der den Unterthaneneid an Rußland geleistet hatte, in der Nähe des Sniakflusses, 35 Werste vom Meere, die regelmäßige Festung zum heiligen Kreuze. Er nannte sie zu zum Andenken des alten Stanowoi, das ungefähr in derselben Gegend gelegen hatte. Zur Vertheidigung dieser Festung, welche im Munde des Volks den Namen Sniaky führte, versetzte er die Kosaken und die Garnison von Terki dahin, in welch letzterem bald darauf von den rachsüchtigen Dagestanern sämmtliche Thürme und Festungswerke bis auf den Grund zerstört wurden; später überschwemmte auch das Meer den Ort, wo in dem täglichen Kampf mit den Dagestanern, Kumyken und Nogaiern ein Leben voll unruhiger Freiheit geherrscht hatte.

Im Jahre 1725 überfiel der Schamchal von Tarki, Adil Ghirei, auf Anstiften der Türken mit 30,000 Bergbewohnern die neue Veste zum heiligen Kreuze, wurde aber von dem Generalmajor Kropotow geschlagen und gefangen, wegen seines Verraths nach Koln in die Verbannung geschickt und Tarki, seine Residenz, ganz und gar aus verheert. Als die Tschetschen und Kisten von der Festung ruhmlos und ohne die von Adil Ghirei versprochene Beute zurückkehrten, plünderten und verbrannten sie Kisiär, eine Handelsniederlassung von Persern und Armeniern, die mit dem Kumykendorfe, neben welchem der blinde persische Prinz beerdigt wurde, in Eins zusammengeschmolzen war. Der Handel dieser Colonie mit den Bergstämmen, mit Persien und Tiflis, so wie die Verbindungen mit Astrachan konnten den weitschauenden Blicken Peters nicht entgehen. Er beklagte die Zerstörung Kisiärs, und befahl, um es gegen künftige Angriffe sicher zu stellen, eine Veste neben derselben zu erbauen. Dieß geschah im Jahre 1730, und von dieser Zeit an muß man die eigentliche Begründung Kisiärs rechnen. Die in der Festung zum heiligen Kreuze durch die Ungesundheit des Klima's veranlaßte Sterblichkeit und der Friedensvertrag, welcher im Jahre 1735 bei Gandscha mit Persien abgeschlossen wurde, waren Veranlassung, daß die Garnison aus letzterer nach Kisiär verlegt und die terischen Kosaken in der Nähe angesiedelt wurden. Von dieser Zeit an begann die Stadt sich zu erweitern.

Der vortheilhafte Handel mit den Kumyken, Nogaiern und andern Völkern, der Fischfang im Terek und kaspischen Meere, so wie die Nähe der Festung, in welche man bei einem Einfall der Räuber seine werthvollste Habe flüchten konnte, alles dieß trug dazu bei, die Stadt durch neue Ansiedler zu vermehren, und machte sie zum Entrepot für den Handel mit den kaukasischen Völkern und mit Persien. Armenier und Georgier siedelten sich vorzugsweise hier an, aus Furcht vor dem Unbestand und dem Despotismus der persischen Gewalthaber. Die kasan'schen Tataren kamen hieher nach der Pest, welche ihre Stadt heimgesucht hatte. Okotschiren, Tscherkessen und andere Bergbewohner siedelten sich, gelockt durch die Bazars von Kisiär, gleichfalls allmählich hier an. Seit langer Zeit schon zogen Perser und Indier, der Armenier zu geschweigen, durch die terischen Steppen nach dem handeltreibenden Astrachan, wo damals die in Osten und Westen bekannte Tschulfa-Compagnie sich bereicherte. *) Durch die großen Vortheile angezogen blieben sie gern in Rußland. Die Regierung gestattete ihnen sich in Kisiär und Astrachan anzusiedeln, und überließ die Annahme des Unterthanenverbandes ihrem freien Willen. Gärtnerei, Weinbau, Seidenzucht, Waffenschmiede und Kürschnerei, so wie mehrere andere Gewerbe machten nebst Handel und Fischfang die Hauptbeschäftigungen der Bewohner aus. Viele Kisiäer nahmen außer dem Handelsverkehr der Dschulfa-Compagnie auch an der persischen Handelscompagnie Theil, **) deren Errichtung einer der Plane Peters über den orientalischen Handel ins Leben rief. Aus den Zollregistern ersieht man, daß im Jahre 1760 die Zufuhr und die Ausfuhr in Astrachan und Kisiär sich auf 390,000 R. A. belief. Die Freiheiten, welche die Regierung allen in Rußland sich ansiedelnden Armeniern ertheilte, und die auch kleinere Zölle, ja selbst in vielen Fällen Zollfreiheit in sich schlossen, endlich die lange dauernde vollkommene Steuerfreiheit Kisiärs erklären hinlänglich den raschen Aufschwung dieser aus so mannichfachen Elementen zusammengesetzten Stadt.

(Fortsetzung folgt.)

Condors in England. Man hat kürzlich vom Rio Negro in Patagonien drei Condors nach England gebracht, die man für die größten hält, die man jemals in Europa gesehen; sie messen mit ausgebreiteten Flügeln 11 bis 12 Fuß. Man glaubt, die beiden Männchen seyen über 20 Jahre alt. Die Surrey Zoological Gardens haben die Thiere angekauft. (Athenäum vom 27 Jan.)

*) Diese armenische Handelsgesellschaft wurde um das J. 1672 in Astrachan gegründet.

**) Diese wurde im Jahre 1735 zur Unterstützung der russischen Industrie in Astrachan gegründet.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 47.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

16 Februar 1844.

Ausflüge in die Umgegend Roms.

1. Die römische Campagna.

Die römische Campagna hat einen so eigenthümlichen, in manchen Punkten unbekannten oder verkannten Charakter, daß es nicht allein für den Reisenden in jener Gegend, sondern für jeden Gebildeten vom höchsten Interesse ist, sie näher kennen zu lernen, schon weil es sich um classischen Boden handelt. Die folgenden Bemerkungen wurden auf einer im vorigen Jahre in jene Gegenden unternommenen Reise niedergeschrieben.

Unter der Campagna versteht man gewöhnlich, *) wenigstens an Ort und Stelle, die große Ebene im Kirchenstaate, westlich vom Apennin, unter dem 41sten Breitengrade, in deren Mittelpunkte etwa Rom liegt. Die Gränzen nach Süden und Norden sind weniger bestimmt. Der Sprachgebrauch begränzt die Campagna im Norden mit Civitavecchia, im Süden mit Cisterna; der natürlichen Bodenbeschaffenheit und deren Wirkungen nach könnte man mehr oder weniger das ganze Ufergebiet bis nach Lucca einerseits und bis nach den Ruinen von Pästum andererseits, also eine Strecke von circa 60 geographischen Meilen dazu rechnen, indem nur bei Terracina und Sorrent, oder eigentlich nur an letzterer Stelle, das Gebirge bis unmittelbar an das Meer herantritt, während der ganze übrige Uferstrich eine mehrere (oft 10 — 15) Meilen breite, meistens sumpfige Niederung zwischen dem Meere und dem Gebirgsrücken Italiens bildet, hier mehr, dort weniger wüst und ungesund.

Die Campagna um Rom, welche wir hier vorzüglich im Auge haben, also die Umgebung Roms, mit einem Radius von etwa funf Meilen beschrieben, im engsten Sinne die Fläche zwischen Rom und den Gebirgen, worauf auch die folgenden charakteristischen Merkmale in ihrer copulativen Allgemeinheit zu beschränken sind, bietet ein auffallendes Seitenstück zu den südrussischen Steppen dar, wie sie von neueren Reisenden geschildert werden. Ihr Grundcharakter ist Flachheit und Ebenheit des Bodens, Trockenheit, Unangebautheit, Baumlosigkeit, üppiger Graswuchs und Viehzucht in den kälteren, Verdorren aller Vegetation und ungesunde Ausdünstungen in den heißen Monaten. Der Vergleich mit den Steppen läßt sich, abgesehen von den sumpfigen Stellen und gigantischen Baudenkmalen in der Campagna, oft bis in die kleinsten Einzelnheiten verfolgen; nur daß freilich ein kleinerer Maaßstab an die Campagna gelegt werden muß, wie hinsichtlich der Flächenausdehnung überhaupt, so auch bei den einzelnen Analogien.

So ist die Ebenheit des Bodens keineswegs so vollkommen, daß man ein Ansteigen oder Fallen desselben nur mittelbar wahrnähme, oder gar einen entfernten Gegenstand beim Annähern nur allmählich aus der Ebene emporwachsen sähe, wie ein Schiff am Meereshorizonte. Wie gesagt, ein kleinerer Maaßstab findet hier statt: die Unebenheiten des Bodens rücken näher zusammen. Zwar südwestlich von Rom und östlich bis Tivoli ist eine Bodenerhebung kaum zu bemerken; im Norden der Stadt dagegen breitet sich die Campagna in anmuthigen Wellenlinien aus, ja hie und da passirt man wohl eher einen kleinen Hohlweg, und nicht ganz fern der Stadt (die ja selbst schon auf „sieben Hügeln" liegt) erhebt sich der Mons sacer (bekannt durch die erste „Secessio plebis" und die sinnreiche Fabel des Menenius Agrippa), dem sich in nordöstlicher Richtung bald die Sabiner-Gebirge, in nordwestlicher die erloschenen Vulcane bei Bracciano anschließen. Aber diese gehören freilich auch nicht mehr zur Campagna, sind vielmehr deren schärfste Gränzen und Gegensätze und ziehen sich nur, gegen Rom hin, sehr weit in sie hinein, wonach denn die oben der römischen Campagna im Allgemeinen gegebene Peripherie annoch zu modificiren ist.

Die Trockenheit der Campagna rührt weniger von Wasserarmuth, als von der Wirkungslosigkeit des vorhandenen Wassers her, indem die Bodenbeschaffenheit der Verbreitung und Einfangung desselben nicht günstig ist; vielmehr kehrt ein

*) Auf den vortrefflichen Wörl'schen Specialkarten (herausgekommen in Freiburg im Breisgau 1837) ist das Thal des Sacco- oder Tolera-Flusses, zwischen Palestrina und Frosinone, so genannt.

Digitized by Google

Blick auf die Karte, daß nicht wenige Flüsse und Bäche dies Terrain durchschneiden. Rom selbst wird von zwei Wassern durchströmt, vom Tiber und Marino; der Teverone mit neun Seitenbächen auf seinem linken Ufer (also mitten in der Campagna) ergießt sich unmittelbar oberhalb Rom in den Tiber, etwa eben so viel Seitenflüßchen des letztern unterhalb der Stadt, und nicht wenige kleine Küstenflüsse fallen direct ins Meer, soweit es die Campagna begränzt. Aber theilweise fließen alle diese Gewässer in tiefen Flußbetten, so daß sie mit der anliegenden Bodenoberfläche, außer bei nur selten in solchem Maaße eintretenden Ueberschwemmungen, gar nicht in Berührung kommen; theilweise setzt der vulcanische Boden durch Lavaströme u. dgl. jedem Eindringen und Verbreiten des Wassers unüberwindliche Hindernisse entgegen, theils endlich versiegen bei der Sommerhitze die unbedeutenderen Bäche fast oder gänzlich, weil die durch Verdunstung entweichenden Wassertheilchen durch keinen Regen wieder ersetzt werden. — Natürlich ist hier abgesehen von den sumpfigen Gegenden der Campagna, an denen sie leider nicht armer ist, als an den trockenen, sonnverbrannten, und die namentlich zu der ungesunden Atmosphäre beitragen, wovon später noch die Rede seyn wird. Diese sumpfigen Stellen liegen, wenn man von Rom nach Unter-Italien mit der Meeresküste eine Parallel-Linie zieht, sämmtlich zwischen dieser und dem Meere, meist unmittelbar am flachen Strande desselben. Ihre größte Ausdehnung haben sie außerhalb der eigentlichen Campagna in den pontinischen Sümpfen und den toscanischen Maremmen.

Die größte Monotonie und Oede wird dadurch in der Campagna hervorgebracht, daß fast aller Anbau fehlt. Dieß gilt nicht nur von Ansiedlungen der Menschen, sondern auch vom Ackerbau und überhaupt jeder Bodencultur. Kein Städtchen, kein Dorf ist jetzt mehrere Meilen um Rom zu erblicken,*) kaum daß man hie und da auf ein einzelnes Wirthshaus oder Oekonomiegebäude (meistens nur zur Aufnahme der Schnitter und Hirten bestimmt) trifft. Und auf dieser selben entvölkerten Ebene standen noch in den ersten Zeiten der Republik bedeutende Städte, wie Gabii, Fidenä, Veii, unzählige kleine Ortschaften aber bis tief ins Mittelalter hinein.

(Fortsetzung folgt.)

Englische Sports.

I. Pedestrianism.

(Schluß.)

Um etwas genauer zu sehen, wie es bei den englischen Wettläufen hergeht, wollen wir hier einmal einen Bericht über einen solchen hersetzen:

Wettlauf zwischen John Bee, der Lancashire Antilope, und Charles Bee, dem Londoner Hirsch, von Pittswood, den besten Pedestrians des Reichs.

„Diese match, von der so viel gebrochen ist, kam endlich am vorigen Montag in Newton zu Stande, und war eines der splendidesten Specimens von Wettlauf, von welchen wir in den letzten 20 Jahren in Lancashire Zeuge waren; 100 Pfund war auf beiden Seiten der Preis.

„Die Aufgabe: viermal um die Bahn herum. Es waren Tausende von Zuschauern versammelt und unter sie eingestreut viele respectable Gesellschaft (a spruce sprinkling of respectabilities). Die Antilope hatte gefastet und sich vorbereitet unter der Leitung des alten Veteranen Brown, des fliegenden Glasmannes, und der Londoner Hirsch unter der Leitung von Dicky Wood, „des wilden Jägers," und beide wurden von ihren respectiven Beschützern, im zierlichen Wettlaufsornate (pedestrian attire) geschmückt, auf die Bahn gebracht. Die Antilope erschien in bestem Zustande (in first-rate condition), sein rasches, blitzendes und klares Auge, mit der Rosenfarbe der Gesundheit und Kraft auf seinen Wangen strahlend, verbunden mit der schönen Entwicklung seiner Muskeln zeigten, daß der fliegende Glasmann Mühe und kluge Behandlung genug aufgewandt hatte, um seinen Mann in den besten Zustand zu versetzen (to bring his man in the first-rate state). Der Hirsch schien ebenfalls munter und gesund; indeß bemerkte man bei genauerer Betrachtung eine gewisse Schlaffheit an seinem Fleische, welche anzeigte, daß er nicht den gewöhnlichen, strengen Regeln der Vorbereitung sich unterworfen hatte.

„Das Zinn *) ging munter von Hand zu Hand (the tin was sported freely); vor dem Laufe standen die Wetten zum Vortheil der Antilope, im Verhältniß von 3 zu 2. Als sie sich auszogen und man den vortrefflichen Körperbau der Antilope sah, stieg dieses Verhältniß auf 2 zu 1. Die Antilope war also entschieden der Favorite (the favourite).

„Als alles arrangirt war, setzten beide Männer auf das Zeichen eines Pistolenschusses auf einmal in voller Eile los. Anfangs nahm der Hirsch die Anführung (took the lead) und war 3 bis 4 Ellen voraus und dieß führte er während zwei Rundungen aus, indem jedoch die Antilope immer sich nahe hinter ihm hielt, welches dem Hirsche nichts weniger als erfreulich zu seyn schien. Als sie beim dritten Laufe den Hügel hinauf liefen, bot die Antilope lächelnd und offenbar auf Böses sinnend von ungefähr ihrem Gefährten Lebewohl, setzte sich selbst an die Spitze und war auf dem Gipfel des Hügels ihm schon 20 Ellen voraus. Bee schien nicht wenig darüber afficirt. Er schien ermüdet und athmete zu stark, als sie aber zum viertenmal den Hügel hinan liefen, wo er 25 Ellen hinter drein war, machte er noch einen desperaten Versuch. Er stahl sich immer näher zu seinem Vormann heran, und als sie noch eine Viertelmeile vom Hause waren, war es aber-

*) Man darf sich nicht durch die vielen Namen auf den Specialkarten irren lassen; was dort mit Ortschaften bezeichnet ist, sind meist einzelne (gleich im Text erwähnte) Gebäude.

*) „Zinn" heißt auf den englischen Wett- und Kampfplätzen das Geld.

mals zweifelhaft, wer den sovereign davon tragen sollte (who should carry the sovereign). Allein die Antilope, als sie die Gefahr merkte, setzte nun allen Dampf ans Werk und rannte dann auf eine sehr galante Weise und in höchst edler Haltung und Styl am Ziele vorüber, indem sie ihren Mann 15 Ellen hinter sich ließ. Wahrlich, dieß sind zwei gute Männer, die Entfernung betrug über 5 Meilen, sie legten sie in 24 Minuten und 20 Secunden zurück. Jeder Zuschauer war entzückt, und obgleich die backers des Londoner Hirsches ihr Rhino *) freiwillig aufgaben, so kamen doch alle, die Beeiten sowohl als die Bessiten darin überein, daß dieser Lauf ein ausgezeichnetes Specimen von ehrlichem Pedestrianism gewesen sey."

Um die Entscheidung zu geben, ernennen sie gewöhnlich bei solchen Spielen einen Schiedsrichter, umpire genannt. Zuweilen wird von jeder Partei ein solcher umpire ernannt, und auf den Fall, daß diese beiden sich nicht vereinigen können, haben sie da noch einen Oberschiedsmann, referee genannt, dessen Ausspruch anerkannt werden muß.

Jedes Rennen wird wohl auch eine heat (Hitze) genannt. Ein Lauf, über den man nicht entscheiden kann, und in dem beide Kämpfer zugleich angekommen scheinen, heißt eine „dead heat" (todte Hitze).

Die meisten Matches sind running-matches (Laufspiele); etwas weniger zahlreich sind die walking-matches (die Gehwetten), seltener kommen aber auch hopping-matches (Hinkewetten) vor. Auch hiezu fordern sie sich in den Journalen heraus, und gewöhnlich werden dabei die Anzahl der „hopps" bestimmt, 20, 30 oder 40. Eine solche Herausforderung zum Hinken lautet z. B. so: „der junge iron-side will hopp den Welschen Novizen von 10 bis 20 hopps zu 20 bis 30 Pfund."

Das Erste bei jeder Match ist immer das drawing up the articles; dieß geschieht gewöhnlich einige Tage vorher zwischen den Parteien in einem Wirthshause; das nächste ist dann „to pay the stakes," d. h. den Einsatz einzuzahlen und bei einer sichern Person niederzulegen. Hierauf kommt tossing for choice of the place (für die Wahl des Platzes würfeln), wer dabei gewinnt, bestimmt den Kampfplatz. Zur Bestimmung aller dieser Dinge werden vor dem Lauftage selbst eine Menge von Meetings gehalten.

Herausforderung.

Zuweilen schickt ein tüchtiger Läufer ein halbes oder ganzes Duzend Herausforderungen verschiedener Arten auf einmal in die Welt. Er verspricht z. B. mit jedem beliebigen Renner von 1 bis 10 Meilen zu gehen, oder 1 Meile in 7½ Minute zu durchgehen, oder mit dieser oder jener bezeichneten Person ein Rennen auf so und so viel Ellen zu unternehmen, oder zwei Meilen in einer kürzern Zeit zurückzulegen, als es je von einem Läufer der Gegenwart geschehen ist ꝛc.

*) Der Rhino wiederum ein anderer Ausdruck für Geld, das man in einer Wette verlor.

Schnelligkeit.

Ein Läufer lief 18 Meilen in 1 Stunde, 45 Minuten, 30 Secunden.

Zuweilen kommen die Liebhaber des Wettlaufs aus verschiedenen Grafschaften zusammen und stellen Helden ihrer verschiedenen Grafschaften, für welche sie sich interessiren, auf die Arena.

Zuweilen werden die Matches auch so combinirt, daß die Läufer statt vorwärts rückwärts um die Wette gehen, oder daß einer vier Meilen rückwärts zu gehen verspricht in derselben Zeit, in welcher ein anderer 15 Meilen vorwärts geht.

Merkwürdig ist es, daß die Engländer sich nicht so viel aus dem Sprunge zu machen scheinen, und daß sie ihn unter ihren gymnastischen Wettspielen eben so vergessen haben, wie Plato, der große Freund des Wettlaufs, in seinem Buche über die Republik. Die Griechen machten aus dem Sprunge einen eigenen Theil der Kunst, so wie auch unsere deutschen Turner den Sprung sehr cultivirt haben, und ihn in Hochsprung, Weitsprung und Tiefsprung abtheilen. Es gibt keine eigene Classe von Springern in England. Auch hört man überhaupt den Sprung als einen Gegenstand des Wettens und Spiels nur sehr selten erwähnt.

Mittheilungen über Kislär.

2. Sagen über den Namen der Stadt. Ansiedlungen der Griechen, Tataren und Russen am untern Terek. Gründung der Stadt. Einfälle der Bergbewohner.

(Fortsetzung.)

Die Festung von Kislär konnte nicht immer die Bewohner gegen die Einfälle der Bergstämme schützen, besonders da diese größtentheils ganz unerwartet kamen. Im Jahre 1770 brachen die Kisten gerade während der Arbeitszeit in den Gärten in Kislär ein, und führten viele Armenier und Frauen in Gefangenschaft. Als sie von einer russischen Truppenabtheilung gezüchtigt worden waren, gaben sie einen Theil der Gefangenen zurück, verhielten sich ruhig und stellten Geißeln in der Festung von Kislär. Aber nach einem Jahre entflohen die Geißeln und ein neuer Einfall der Kisten war furchtbarer als der erste, weil sie bloß raubten und keine Gefangenen machten, sondern alles ohne Unterschied des Alters und Geschlechts mordeten. Im Jahre 1773 ging der Kumykenfürst von Dschungut, Ali Sultan, im Herbst unterhalb Kislär über den Terek und überfiel bei Tagesanbruch die Stadt. Bis der Alarm sich verbreitete und Hülfe von den terischen Kosaken und der Veste herbeikam, stand der äußerste Theil des Armentors bereits in Flammen, und die Hälfte der Räuber war mit Gefangenen und mit Beute beladen bereits wieder über den Terek gegangen. Im Jahre 1777 setzten die Tschetschen von der Sundscha her gleichfalls unterhalb Kislär über den Terek und verheerten das Quartier der Tesilen. Im Jahre 1783 führten sie abermals einen Einfall aus, der weniger durch seine Verheerung, als durch den verbreiteten Schrecken merkwürdig ist, und von dem man noch jetzt viele Einzelnheiten erzählt.

Um 1785 erschien unter den Tschetschen ein gewisser Scheich Mansur. Man weiß nicht mit Sicherheit, ob es ein Türke war, den die feindlich gesinnte Pforte aussandte, um durch Entflammung des moslemitischen Fanatismus die Bergvölker gegen die Russen aufzuregen, oder ob er, wie

Digitized by Google

die Sage geht, ein tſchetſchniſcher Hirt war. Wie dem auch ſeyn mag, die Bergvölker erkannten ihn als Propheten an und waffneten ſich auf ſeinen Aufruf. Er wußte ſich dieſer wilden Bergſöhne ſo ſehr zu bemächtigen, daß ein Wort von ihm, ein Wink ſie veranlaßte ſich ohne Murren auf die eiſernen Mauern der ruſſiſchen Bajonnette zu werfen und unter dem Koetätſchenhügel das wilde Schlachtfeld mit Leichen zu decken. Um zu beweiſen, wie ſtark der Glaube an dieſen außerordentlichen Menſchen war, darf man nur folgenden Vorfall anführen. Nach der Zerſtörung einer Staniza am Terek verheimlichten einige Boſchilbaier einen Theil der Beute, den ſie nach dem Feldzug der allgemeinen Vertheilung wegen zu Scheich Manſur bringen ſollten. Dieſer rief ihnen zu: „Ihr ſterbt für die Lüge gegen den Propheten, oder ihr geht in eure Berge und ſchneidet die Pfähle mit euren Dolchen zu!“ Die räuberiſchen Boſchilbaier, im Kaukaſus wegen ihrer Diebereі und ihrer Rohheit bekannt, legten ſchweigend zu Manſurs Füßen ihre Soldatenpatronen und das geſtohlene Kupfergefäß nieder, traten aus der Schaar heraus und erſchoſſen ſich einer nach dem andern.

Umgeben von Tauſenden ſolcher folgſamen Krieger näherte ſich Scheich Manſur der Stadt Kislär, um die Bewohner zu Moslems zu machen oder ſie im Fall des Widerſtandes zu vernichten und Stadt und Veſte zu ſchleifen. Nicht weit von Kislär jenſeits des Terek ſtand des Propheten lärmendes Lager. Es exiſtirt ein handſchriftlicher Bericht eines Augenzeugen, eines Georgiers, „über den Einbruch des tſchetſchniſchen Hirtenwolfs Scheich.“ Schimpfen und Fluchen trifft man auf jeder Seite. Die Entwicklung des Räubereinfalls ſchildert er auf folgende Weiſe: „Die Kislärer zitterten, wie das Blatt eines Maulbeerbaumes. Wer nur immer konnte, bewaffnete ſich, ſetzte ſich zu Pferde und ſchickte ſich zur Vertheidigung an. Greiſe, Weiber und Kinder wurden in die Feſtung aufgenommen, wo die Behörden und das Kronseigenthum ſich befanden. Die Civilbeamten bewaffneten ſich. Armenier, Perſer und Georgier und andere Einwohner vergruben ihre werthvollen Sachen in den Boden. Da man den Punkt des Anfalls nicht konnte, ſo ſammelten ſich die terſiſchen Koſaken, die Ruſſen, die Georgier, Armenier, Okotſchiren, Chriſtinnen und andere Einwohner von Kislär in bewaffneten Haufen an verſchiedenen Punkten des Terek. In der Feſtung wurden die Brücken aufgezogen und die Lunten brannten bei den Kanonen. Mit großer Vorſicht ließ man einen in die Feſtung ein, mit noch größerer heraus. Aus den Wagen, die mit Wein, gebackenem Brod und Hammelfleiſch beladen häufig in die Feſtung fuhren, konnte man ſchließen, daß der Commandant die Unmöglichkeit vor ſich ſehe, Gewalt mit Gewalt abzuwehren und auf eine lange Vertheidigung zu ſinnen.“

Hier gedenkt der Georgier des Tſchichirs, den man aus ſeinen Föſſern in die Feſtung genommen, und wird ſo erbittert gegen den „Hirten-Wolf,“ daß er ihn den „Sohn eines Hundes und einer Maus“ nennt. „In der Nacht ſah man den Brand der umliegenden Dörfer und Staniza, man hörte die Schüſſe und die wilden Lieder,*) welche der Wind über den reißenden, in viele Arme getheilten Terek herübertrug. Beim Klang dieſer Töne nahm die Feſtung Vertheidigungsmaaßregeln, da ſie einen unerwarteten Angriff fürchtete. Als man die Feſtungskanonen probirte, fielen die Armenierinnen aus Schrecken zu Dutzenden nieder, und bei dieſer Gelegenheit entdeckte es ſich, daß unter der weiblichen Kleidung ein Mann in die Feſtung gekommen ſey. Der Commandant, welcher Verrath fürchtete, nahm daher eine genaue Durchſicht vor: die Frauen, junge und alte, zogen gegen die Sitte des Orients ohne Schleier an ihm vorüber. In Folge dieſer Beſchauung mußten mehr als zehn junge Armenier, welche ſich unter weiblichen Schleiern verborgen hatten, den von Mauern umſchloſſenen und mit Kanonen beſetzten Zufluchtsort verlaſſen.

„Nachdem man zwei Tage gewartet, erhoben ſich morgens früh jenſeits des Terek Staubwolken. Die Feſtung ſetzte ſich in Bereitſchaft. Die Koſaken gingen über den Fluß dem Feind entgegen, indem einer dem andern ſchwor, Weiber und Kinder nicht dem Strick und dem Schwert preiszugeben, nicht die heimiſchen Hütten verbrennen zu laſſen und „mit dem Rücken in den Terek“ zu fallen, wenn ſie den Hirten-Wolf nicht aufhalten könnten. Tataren, Chriſtianen und Okotſchiren ſtanden auf unſerem Ufer wie eine Mauer. Alle übrigen lagen bei dem Pappelwalde im Hinterhalt. Der Commandant, der mit dem Platzmajor auf den Wällen umherging, ſah durch die Fernröhre. Die Weiber weinten, die Kinder ſchrien, die Greiſe beteten. Die ruſſiſchen und armeniſchen Geiſtlichen zogen mit den Heiligenbildern an den Mauern umher, ſangen Gebete und beſprengten die Chriſten mit Weihwaſſer. Alles war geſchäftig, lärmte und lief umher. Nur die ruſſiſchen Soldaten ſtanden ſchweigend in Reihen da und faßten ihre Gewehre feſter. Ohne Speiſe und Wein warteten ſie den ganzen Tag auf den Hirten-Wolf, die ganze Nacht ohne Schlaf, und dann gingen ſie nach ihren Wohnungen, ohne daß der Scheich gekommen wäre, welcher zwei Staniza am Terek ausplünderte, etliche Dörfer verbrannte und dann unerwartet von Kislär nach den Bergen floh.“

Der Verfaſſer ärgert ſich zum Schluſſe ſehr, daß der Hirten-Wolf ſo wohlfeil davon kam, und daß die Kislärer ihn nicht auf dem Rückweg verfolgten. Im Volk erzählt man, daß die Bergbewohner, welche mit Scheich Manſur nach Kislär zogen, plötzlich in den Sümpfen jenſeits des Terek verſanken, deſſen hohes Schilf ſie in der Nacht für eine Stadt anſahen, und daß jede Schilfſtaude eine menſchliche Stimme von ſich gegeben und ſo die tapfern Panzerreiter in den Moor verlockt habe. Mit ihren Waffen, Helmen und Kleidern ſollen am Morgen alle Sümpfe jenſeits des Terek beſetzt geweſen ſeyen. Wenn man dieſe wunderbare Sage auf natürlichem Wege erklärt, ſo kann man annehmen, daß der Beiat,*) indem er die Schaaren auf verborgenem Wege nach der Stadt führen wollte, um ſie von einer Seite anzugreifen, wo man es nicht erwartete, in der Dunkelheit der Nacht ſich verirrte. Es konnte leicht ſich ereignen, daß er in die beim Austreten des Terek ganz ungangbaren Sümpfe gerieth, denn beim Schmelzen von Eis und Schnee auf dem Kaukaſus tritt der Terek mehr als einmal des Jahres über ſeine Ufer und bildet in den Steppen Seen und Sümpfe. Wahrſcheinlich aber erklärt ſich der raſche Abzug Scheich Manſurs dadurch, daß er Nachricht erhielt von dem Anrücken eines ruſſiſchen Corps von 3000 Mann. So mußten die Bergbewohner abziehen zum Schutze ihrer eigenen Aule; einige machten allerdings auch in den Sümpfen umkommen.

(Schluß folgt.)

*) Buſoir, Trinklieder. „Buſo“ bedeutet eigentlich „Hirſe,“ aus welcher die Bergſtämme ein Bier brauen, und „ir“ das Lied. Wenn man die Buſa mit Boſchilbaier wildem Honig kocht, der eine ſtark ſinnverwirrende Eigenſchaft hat, ſo gilt er noch für beſſer. Bei einem Räuberzug trinken die Bergvölker Buſa in Menge und ſingen dazu chorweiſe ihre Lieder, welche meiſt die Thaten irgend eines kecken Räubers zum Gegenſtande haben.

*) D. h. der Anführer. Von ſeiner Erfahrung und Vorſicht hängt der Erfolg eines Einfalls ab; er iſt ſtets voran bald zu Pferd, bald zu Fuß. Geht der Einfall glücklich aus, ſo hat er zwei Antheile an der Beute.

München, in der Literarisch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 48.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

17 Februar 1844.

Die Bulgaren.

(Aus Cyprien Roberts: Les Slaves de Turquie.)

2. Eintheilung. — Bevölkerung. — Städte und Dörfer.

Man kann zwei Bulgarien unterscheiden, eines im Norden, das andere im Süden des Balkans, ersteres gegen die Donau geneigt, letzteres gegen den an Griechenland gränzenden Theil des Mittelmeeres, bei den Bulgaren Belo-more-to, das Weiße Meer genannt. Das eine dietet alle walachischen und ungarischen Producte, letzteres alle griechischen. Man erkennt die nördlichen und südlichen Bulgaren an sehr unterscheidenden Zügen. Die des Nordens haben außer Ihrem Dialekt, der sich stark dem russischen nähert, viel mehr Tatarisches in ihren Sitten beibehalten, und somit dem Islam mehr Adepten geliefert, als die fast ganz hellenisirten Bulgaren des Südens. Die ersten, wild und roh, sind minder gastfrei gegen den Fremden, unterwürfiger gegen den Herrn, und sprechen mit einer solchen Schnelligkeit, daß ihre Sprache fast unverständlich wird. Die Sprache der südlichen Bulgaren, stark mit serbischen und griechischen Wendungen gemischt, hat einen sanftern, harmonischern Klang. Man bemerkt den Unterschied selbst an den Kindern: die im Süden kommen dem Reisenden lächelnd entgegen, die nördlichen fliehen bei seiner Annäherung. Man hat deßhalb Unrecht, Bulgarien als eine einzige Provinz zu betrachten, vielmehr ist es durch die Natur selbst in fünf oder sechs verschiedene Theile geschieden, wovon jeder eine Stadt von 30 bis 50,000 Einwohner als Hauptort hat. Diese Theile sind 1) Zagora, oder das transdalkanische Bulgarien, welches eine ziemlich starke, mit den Christen untermischte ottomanische Bevölkerung enthält; Hauptstadt Philippopel; 2) die Dobrudscha, die bulgarische Küste des schwarzen Meeres, wo noch jetzt nogaische, aus der Krim ausgewanderte Tataren umherziehen; Hauptstadt Varna; 3) das baundische Bulgarien; Hauptstadt Widdin; 4) Ober- oder Mittelbulgarien, wo sich in unzugänglichen Bergen die alte heilige Hauptstadt Sophia verbirgt, welche für die Nation dasselbe ist, wie Moskau für Rußland; endlich 5) das macedonische Bulgarien, das gegen den Golf von Contessa und den Athos-Berg ausläuft; Hauptstadt Seres. So verkehrt also Bulgarien mit zwei Meeren; über Varna erhält es die Producte Asiens und Rußlands, über Seres und Salonikt gelangt es nach Griechenland und allen Häfen des südlichen Europa's.

Zahlreiche Ursachen tragen zur fortdauernden Vermehrung der Bevölkerung bei, während die türkische Race sich auf allen Seiten zurückzieht. Die Ehen sind fruchtbar und die Sitten des Bulgaren rein, so daß er von den meisten Krankheiten, welche einen frühen Tod herbeiführen, frei ist. Die verheerenden Kriege ziehen über ihn hin, ohne ihn zu treffen; durch den stolzen Osmanen ist er vom Kriegsdienst ausgeschlossen, und die fast unaufhörlich herrschende Pest verschont in Bulgarien die Christen, welche sich zu schützen suchen, und rafft die fatalistischen Moslems hin. Bekanntlich kostet jede große Pest die Türkei eine Million Menschen; die des Jahres 1838 raffte in Bulgarien allein 86,000 Menschen hin, fast lauter Türken; die Städte Sophia und Philippopel zählten allein 29,000 Opfer, und zu Selvi, einer Stadt von 8000 Seelen, verschwand die ganze Bevölkerung.

Kein Theil des osmanischen Reichs ist so stark bevölkert wie Bulgarien; das Land ist voller Dörfer, die man aber an der Straße selten sieht, da sie wie die Hütten der Wilden versteckt sind. Meistens dehnt sich ein solches Dorf (selo) längs einer Wiese oder am Rande eines Baches aus, welcher ihm als Graben und natürliches Schutzmittel dient. Diese Dörfer folgen sich fast von Stunde zu Stunde. Jedes Selo besteht aus vier oder fünf Höfen oder Häusergruppen, welche durch einen Grasplatz von einander getrennt sind. Diese Höfe, von einer dicken Hecke umschlossen, erscheinen wie so viele Inseln im grünen Meere. Die Zahl der Hütten, welche einen solchen Hof bilden, ist gewöhnlich zehn bis zwölf; sie bestehen aus Weidengeflecht, so daß sie großen Körben gleichen, sind in die Erde eingesenkt und mit einem konischen Dach von Stroh oder übereinandergeworfenen Baumzweigen gedeckt. Hier hat jedes Geschöpf seine besondere Wohnung, die Hühner, die Schafe, die Schweine, die Ochsen und die Pferde. Mitten unter diesen zahlreichen Anhängseln bewohnt der bulga-

Digitized by Google

rische Bauer eine Hütte, die ihm als Keller, Kornkammer, Küche und Schlafkammer dient. Man schläft an der Erde auf Fellen, die um den Herd, d. h. um ein rundes Loch, ausgestreckt sind. Diese dunkeln Wohnungen erheben sich nur mit dem Dach über den Boden, man muß, um durch die sehr niedrige Thür einzutreten, einige Stufen hinabsteigen. Nichtsdestoweniger sind diese ärmlichen Gebäude sehr reinlich wegen der steten Aufmerksamkeit der unermüdlichen Baba (Hausfrau), für welche die Beschäftigung so unerläßlich ist, daß sie spinnt, selbst während sie ihre Erzeugnisse zu Markte trägt. Die nationale Eigenthümlichkeit der bulgarischen Städte fällt auf den ersten Anblick weniger auf, doch erkennt sie ein aufmerksames Auge bald. Es herrscht weniger Luxus als in den türkischen Städten, dagegen sind die zum Leben nothwendigen Gegenstände reichlicher vorhanden, während die Waffenbuden, welche im Orient den Glanz des Bazars bilden, in geringer Zahl und schwach besucht sind. Jede große bulgarische Stadt hat ihre Uhr in einem Thurm, welche die Stunden nach der türkischen Weise schlägt. Alle neueren Gebäude sind von Holz und selbst bei den öffentlichen Denkmälern ist der alte osmanische Glanz zur Aermlichkeit herabgesunken. Die meisten Städte, wie Sophia, Ternovo, Widdin, Philide haben nur noch grobe Portale mit übergelegten Balken, so daß man in einen verheerten Pachthof zu treten glaubt. In diesen Städten bildet der Bulgare noch die Mehrzahl, aber seit vierthalb Jahrhunderten kann er nur noch eintreten, indem er vom Pferde steigt; er muß zu Fuß an den türkischen Schildwachen vorübergehen, und höchstens, wenn er sehr reich und angesehen ist, kann er auf einem Esel durch die Straßen reiten.

Ausflüge in die Umgegend Roms.

I. Die römische Campagna.

(Fortsetzung.)

Mit den Wohnungen der Menschen sind auch die Spuren ihrer Arbeit aus dieser Gegend verschwunden. Oestlich von Rom erblickt man fast keine Spur von Bodencultur; auch ist hier das Erdreich derselben in der That nicht günstig, weil die übermäßige Trockenheit so gut Getreide und Gemüse, als Gras und Kräuter verdorren lassen würde. Nach dem Meere zu und überhaupt in den Niederungen ist es fruchtbarer, zum Theil sogar in seinem ungemeinen Grade, weßhalb hier denn auch der Anbau bedeutender ist: so erscheint namentlich der Uferstrich zwischen Albano und dem Meere, wenn man von ersterem aus darüber hinblickt, dem Auge wie ein üppiger Garten. Doch darf man sich dadurch nicht täuschen lassen, denn auch der Graswuchs gewährt zu Zeiten dasselbe Bild. Aus eigener Anschauung, d. h. in der Nähe, habe ich aber die Campagna im Westen Roms nicht kennen gelernt, so daß ich darüber mit Bestimmtheit nichts berichten kann.

Im übrigen ist alles zur Weide brach liegendes Land. Gras und immer Gras ist es, worauf der Blick trifft, ohne auch nur einmal von einer Baumgruppe, ja in der nähern Umgebung Roms ohne auch nur von einem Busche angezogen zu werden. Wie der Anbau im allgemeinen, so fehlt auch jeder Baumwuchs dieser verödeten, schutzlos den Sonnenstrahlen preisgegebenen Fläche. Kahlheit ist der Fluch, der auf Italien zur Zeit noch lastet, und der durch den sorgsamen Garten- und Rebenbau nur künstlich verdeckt wird; nicht nur daß keine Wälder oder größere Baumpartien die Campagna schmücken, kein einziger Stamm breitet auf meilengroßen Flächen seine Krone aus, um dem sonnverbrannten Wanderer oder Arbeiter oder dem lechzenden Vieh Schatten, oder einem erfrischenden Quell in demselben seine Existenz zu gewähren. Denn diese gänzliche Baumlosigkeit ist nicht die geringste Ursache der Dürre und Unbebautheit der Campagna. Wie sehr beide in Wechselwirkung stehen, wie sehr sich Baumwuchs und Feuchtigkeit bedingen, davon liefert Italien den redendsten Beweis. Selbst die „Wälder" an der Meeresküste (Selva di Ostia und di Ardea) scheinen nur einem Euphemismus ihren Namen zu verdanken — ich bin wie gesagt in diesem westlichsten Theile nicht gewesen — wenigstens hindern sie den Blick aufs freie Meer vom Binnenlande aus nicht im geringsten, und die mit demselben Titel beehrten „Wälder" von Cisterna und Perraeina unterstützen die obige Vermuthung bedeutend.

Wenn ich oben sagte, es breite sich vor dem Blicke nur eine unendliche Grasfläche aus, so ist auch dieß noch zu modificiren, indem es nur für die eine Hälfte des Jahres, etwa vom October bis zum Mai gilt. Im letztgenannten Monat nämlich fängt das Gras an unter der Gluth der Sonnenstrahlen zu verdorren, da die letzten Regenschauer im April zu fallen und vor dem Herbste nicht wiederzukehren pflegen. Im Julius und August ist fast kein grünes Hälmchen mehr zu sehen: alles nimmt eine gelbliche oder bräunliche Farbe an, und ist neben den Wegen weithin von einem weißen Staube bedeckt und ertödtet. Die glühende Atmosphäre steht unbeweglich über der schattenlosen Fläche; nur der vollends lähmende Scirocco bringt sie, und zugleich eine erstickende Staubwolke, mitunter wieder in Bewegung. Man kann dann stundenlang gehen, ohne einen Menschen oder nur ein erfreuliches Zeichen seiner Nähe zu erblicken. Ueberall eine wüstenartige Oede und Einsamkeit, überall Todtenstille! In dieser Periode hat die Campagna etwas abschreckendes, etwas trostloses, das man nur zu geneigt ist, für ihren eigenthümlichsten, ständigen Charakter zu halten. Weit entfernt aber, daß dem so wäre, ist vielmehr das üppige Grün, worin die Campagna zu anderen Zeiten prangt, ihr eigentliches charakteristisches Gewand, nicht nur weil überhaupt in den Lebensäußerungen, nicht in den Perioden der Erschöpfung die Grundbeschaffenheit alles Organischen aufzusuchen ist, sondern auch weil diese Periode der üppigen Vegetation die bei weitem größere Hälfte des Jahres vorherrscht, und dann die Campagna ihre einzigen segensreichen Wirkungen für den Menschen äußert.

Von der dann herrschenden Ueppigkeit macht man sich aber auch kaum einen Begriff. Kaum haben die ersten Herbst-

Digitized by Google

regen ihr befruchtendes Naß auf den lechzenden Erdboden ausgeschüttet, so beginnt wieder alles zu keimen und zu grünen. Bei dem Zusammenwirken der großen Wärme und der nöthigen Feuchtigkeit wächst alles unglaublich schnell und bald blüht mit den Gräsern und Kräutern ein ganz neues Leben in der Campagna auf. Unzählige Schaf- und Rinderheerden steigen vom Appennin herab, wohin sie die Dürre, Hitze und Ungesundigkeit der Campagna im Sommer gejagt hatte, und verbreiten sich malerisch über die grüne Fläche; wer ein Stückchen Land urbar gemacht hat, beackert, bepflanzt und pflegt es jetzt; zahllose Wagen und Fußgänger durcheilen nun die Wege der Campagna in jeder Richtung, rückkehrende Römer, welche ihren Sommeraufenthalt (Villeggiatura) in kühlern, gesündern Gegenden genommen hatten, und die Bewohner der Umgegend, deren Verkehr mit der Hauptstadt halb unterbrochen, oder doch auf das Nothwendigste beschränkt war.

Mit der Rückkehr des Frühlings nimmt die Campagna vollends einen freundlichen Charakter an. Das dem Auge wohlthuende Grün bildet durch die oben erwähnten, geringen Bodenungleichheiten sanft anschwellende Hügel, die sich anmuthig wechselnd hinter einander gruppiren, und auf denen das frischgrüne Gras, welches eine bei uns schon wegen der bessern Bewirthschaftung unbekannte Höhe erreicht, in sanften Wellen wogt, wie in Deutschland die Kornfelder. Ueber diesem zarten Saftgrün ruht der reinblaue Himmel, und die Stille, welche in der heißen Jahreszeit wie Grabesstille dünkt, ist jetzt eher der in einem Gotteshause herrschenden vergleichbar, die das Gemüth den Eindrücken des Einfach-Erhabenen öffnet. Ueber den nächsten Umkreis um Rom hinaus, z. B. zwischen Civita vecchia und Monterone, wo Gebüsch in nicht geringer Menge auftritt, prangt dieß dann in schönster Blüthenfülle, namentlich das weißblühende Viburnum, Cythisus und Ginster mit ihren gelben Schmetterlingsblüthen, ja hie und da knospt schon ein Granatbaum zwischen dem dunkeln Grün der Myrthe. Die nächste Umgebung Roms hat dafür einen andern Ersatz, die malerischen Reste antiker Baudenkmale, welche, von Epheu umrankt, im Sommer den traurigen Eindruck der Campagna durch ihr ruinenartiges Aeußere noch erhöhen, im grünen Bilde des Frühlings aber die herrlichsten, imposantesten Anhaltungspunkte für den weitschweifenden Blick gewähren. — Ueberall hingegen bringt die Campagna eine Blume in ungeheurer Menge hervor, welche ihr zur höchsten Zierde gereicht, und, irre ich nicht, zu den Orchideen (Orchis papilionacea?) gehört. Sie hat lange, schmale Blätter, denen der Hyacinthe ähnlich, über welchen sich ein fußhoher Blüthenschaft erhebt, der viele große, rosenrothe Blüthen trägt. Die Blume (dem Gesammteindruck nach unserm blühenden Fumilago Farfara, wenn dessen Blätter noch klein sind, nicht unähnlich), ist für die Campagna, was die Crocus und Hyacinthen für die russischen Steppen, wie denn aus dem bisher Gesagten das Treffende des oben aufgestellten Vergleiches in jeder Hinsicht sich bestätigt.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber ein Silbergefäß im Besitz des Grafen S. Stroganow.

(Aus dem Archiv für wissenschaftliche Kunde von Rußland.)

Dieses merkwürdige, mit erhobener Bildnerei und orientalischen Schriftzügen versehene Kunstwerk ward in der Umgegend von Kertsch (Pantikapäon) gefunden. Eine lithographirte Zeichnung desselben ward auf Anlaß des Hrn. Staatsraths Fähn der Akademie früher vorgelegt; ein galvanoplastischer Abdruck, welcher der Güte des Besitzers verdankt wird, kam später hinzu und gestattete nähere Erörterungen über jenes räthselhafte Monument.

An Erklärung der Schriftzüge wird verzweifelt: der Künstler mochte in ihnen den allgemeinen Eindruck orientalischer Schrift bezwecken, wie auch auf griechischen und etruskischen Kunstdenkmälern eine so mäßige Anwendung der Schrift nicht gar selten ist. Aber auch die künstlerische Beurtheilung der damit verbundenen Bildwerke ist schwierig. Aus den rings umlaufenden Figuren tritt als Hauptgruppe ein hochzeitlich gelagertes Paar hervor; dieses ist nach Gesichtsbildung und Tracht aller griechischen Kunstsitte entfremdet, und wie man dort eher asiatische als griechische Technik erkennen möchte, sind auch die nebenher musicirenden Affen in griechischer Sitte unerhört.

Dennoch trug Hr. G. kein Bedenken, diese Reliefs einer, wenn auch sehr verwilderten, griechischen Kunst beizumessen. Für griechisch kann die ganze übrige Darstellung — Zurüstungen des Hochzeitmahls durch Schweinopfer und herbeigeholtes Getränk — immerhin gelten; entschieden griechisch ist die gegenübergestellte Gruppe eines thronenden, mit dem Arme sein Haupt behaglich stützenden Zeus, vor welchem auf niederem Sitz eine kleinere Figur, vielleicht als Schutzflehender, sitzt. Griechisch ferner ist die Wellenverzierung am Rande des Gefäßes, und als griechisches Symbol des taurischen Chersones ist der Greif zu betrachten, dessen Vordertheil mit einem im Schnabel gehaltenen Kranz über dem Brautpaar schwebt.

Es mag also diese Schale ein Hochzeitsgeschenk vormaliger Bewohner des taurischen Chersones gewesen seyn, dessen aus Griechen und Barbaren gemischte Bevölkerung alle oben berührten Besonderheiten dieses Werkes im allgemeinen erklären muß, bis eine mehr ins einzelne gehende Erklärung aus der Analogie ähnlicher, im Antikenvorrath von St. Petersburg und Odessa vielleicht schon aufbewahrter Werke möglich wird. Hr. G. wußte für jetzt kein anderes ihm kund gewordenes Kunstwerk zu vergleichen, als die im Jahre 1838 bei Busco in der Walachei gefundene goldene Schale, deren Reliefs jedoch nicht baebaeisch-griechisch, sondern spät-römisch sind.

Mittheilungen über Kislär.

2. Sagen über den Namen der Stadt. Ansiedlungen der Griechen, Tataren und Russen am untern Terek. Gründung der Stadt. Einfälle der Bergbewohner.

(Schluß).

Die heranziehende Schaar der Russen, welche von Obrist Persy commandirt und in die waldigen Defileen gelockt wurde, kam im hitzigen Kampfe mit den Bergbewohnern bis auf den letzten Mann um. Die Türken zogen später den Scheich zur Vertheidigung Anapa's herbei, wo er von den Russen gefangen genommen und auf Befehl der Kaiserin

Katharina nach Solomki geschickt wurde. Unter den Tschetschen geht das Gerücht, Schich Mansur sey später wieder in die Berge zurückgekehrt; vielleicht aber war dieß ein Betrüger.

Im Jahre 1831 litt Kisiär durch einen andern Fanatiker, Kasy Mullah. Im September zogen die Schaaren der Bergstämme unter seiner Anführung an drei Punkten zugleich über den Terek. Die eine zog nach dem tatarischen Quartier, die zweite nach der Stanitza, die dritte nach dem Pappelwäldchen, wo eben damals eine Menge Menschen lustwandelten; Kasy Mullah selbst blieb mit der Hauptmacht jenseits des Terek.

Es war an einem Sonntag. Ruhig zogen eben die Armenier aus der Kirche nach Hause, die tertschen Kosaken aber und die Christianen, in deren Kapelle der Gottesdienst früher als in den andern Kirchen zu Ende geht, saßen an ihrem Mittagsmahl. Plötzlich ertönte das Gewehrfeuer und das Geschrei der Bergbewohner in den Straßen mischte sich mit dem verzweifelten Wehklagen der erschreckten Einwohner. Alles gerieth in Alarm, griff zu den Waffen und ein Handgemenge begann. Auf den Straßen und in den Häusern wurden Waffenrufe, Kinder und Weiber gefangen genommen. In den Häusern am Terek konnten viele nicht einmal vom Essen aufstehen und fielen alsbald unter den Streichen der Räuber. Ein junger noch unerwachsener Kosake, der aus einem Hause herausschoß, tödtete sechs Räuber, bis sie sich seiner bemächtigen konnten, und ein ähnlicher Widerstand war in der Stanitza allgemein. Die Einwohner verließen Haus und Habe und flohen nach der Veste. Der ganze Einfall dauerte nicht über zwei Stunden. Die Räuber plünderten ein russisches Kloster, mehrere Kirchen, viele Buden und Häuser, und zogen mit Beute, Gefangenen und ihren todten Gefährten beladen lärmend über den Terek zurück. Viele Kisläer befinden sich noch in Gefangenschaft.

Ein Brand fand nicht statt. Die Vorstadt der Georgier und überhaupt die vom Terek entfernten Theile der Stadt litten keinen Schaden. Der Angriff war so unerwartet, entschlossen und schnell ausgeführt, daß die Kisläer noch bis zum Abend sich nicht von ihrem Schrecken erholen konnten, und nur die Leichen auf den Straßen und in den Häusern, so wie die Spuren der gräulichen Verheerung überzeugten sie, daß es kein Traum, sondern furchtbare Wirklichkeit sey. Die Zahl der Räuber schätzen einige auf 800, andere auf 2000. Im Mai desselben Jahres befanden sich bei dem Angriff auf Turki und die Veste Burnaja, die nur 120 Werste von Kislär entfernt sind, 8000 Bergbewohner bei Kasy Mullah.

Kleine Räubereien, wie das Hinwegführen einiger Menschen und das Fortführen von Vieh, waren früher in Kislär sehr häufig, namentlich zur Zeit, wo die Linie noch wenigen militärisch eingerichtet war. Nachstehendes sind zwei Beispiele unter einer Menge ähnlicher Vorfälle, die im Gedächtniß der Kisläer leben und als Anekdoten erzählt werden.

In einem der Gärten, die sich einige Werste weit am Terek ausdehnen, erwartete an einem späten Abend ein Armenier, Namens Sukur, seinen Freund zum Abendessen. Vor ihm auf einer mit einem schlechten Teppich bedeckten Bank stand in einem länglichen Körbis der Tschichir zwischen hölzernen Schalen mit dünnem Weizenbrod (Tschurek) und Gebirgskäse (Bischiak). Er vernahm ein Geräusch an der Thüre, die aus Vorsicht von innen mit einem hölzernen Riegel verschlossen war, blickte durch das eiserne Fenstergitter hinaus und fragte: „Bist du es Astwagatur?“ Da er die Stimme seines Freundes vernahm, eilte er, den Riegel zurückzuschieben. Die Thüre öffnete sich mit Geräusch und herein traten zwei Tschetschen, und hinter ihnen an einem Strick, mit einem Knebel im Munde und mit auf den Rücken gebundenen Händen Astwagatur, den sie beim Herumstreichen zwischen den Gärten, nicht weit von Sukurs Wohnung, gefangen genommen hatten. Ein Tschetsche eilte sich eines Gewehres zu bemächtigen, das an der Mauer hing, der andere warf einen Strick um den Hals Sukurs, band ihm die Hände, und um seinem verzweifelten Geschrei ein Ende zu machen, verstopfte er ihm gleichfalls den Mund mit einem Knebel. Die stummen Bitten der Armenier und ihre Thränen rührten die Bergbewohner nicht. Sie plünderten das Haus, löschten das Feuer und führten ihre Gefangenen in den benachbarten Garten. Hier standen unter den Bäumen vereinzelt zwei kleine Häuschen und in einem derselben blinkte ein Feuer. Die Räuber schlichen sich an ein unerleuchtetes Fensterchen, zogen die Dolche und schlugen flüsternd den Gefangenen vor, entweder in der Minute zu sterben oder den Nachbar aus seinem Hause herauszurufen. Sie nahmen ihnen zu dem Ende den Knebel aus dem Munde und erneuerten ihre Drohungen. Die beiden Armenier liebten das Leben, und zogen den Verrath dem Tode vor. Der Nachbar fiel wie sie selbst in die Schlinge, und seine Wohnung wurde geplündert. Auf einem Umwege schleppten die Tschetschen ihre drei Gefangenen nach dem Terek und bürdeten ihnen ihre schwere Beute auf. Am Ufer standen ruhig die gesattelten Pferde der Räuber, jeder nahm einen Armenier hinter sich aufs Pferd, den dritten banden sie an den Schweif des einen und so setzten sie über den reißenden Terek. Sukur, der mit schweren kupfernen Gefäßen und einem Fäßchen Kisläer Wein beladen war, verlor das Gleichgewicht, fiel vom Pferde und ertrank im Terek. Die andern Gefangenen wurden auf dem Bazar von Andrejewskaja verkauft gegen Salz und Pulver. Lange gingen sie von Hand zu Hand, bis sie endlich durch einige ungesehene Armenier aus Mosdok losgekauft wurden.

Gegenwärtig bestehen solche Vorfälle nur noch in der Erinnerung der Einwohner von Kislär. (Dieß letztere scheint doch nicht ganz richtig; einigen Nachrichten zufolge soll vor zwei Jahren ein Einfall in Kislär unter Schamyl geschehen seyn, der in die Fußstapfen von Schich Mansur und Kasy Mullah getreten ist, und noch in neuester Zeit sollen ähnliche Vorfälle sich ereignet haben.)

Miscellen.

Der Park von Chillingham, welcher dem Grafen Tankerville gehört, ist seit langer Zeit bekannt durch den Besitz einer Heerde wilden Rindviehes, wohl der einzigen in England und im ganzen Europa; leider wird diese Merkwürdigkeit, welche die Neugierde so vieler Reisenden anzog, wahrscheinlich jetzt verschwinden, denn unglückliche Umstände haben die Eigenthümer genöthigt solche zum Verkauf auszusetzen. So melden die Londoner Blätter nach dem Tyne Mercury.

*

Neue dramatische Stücke in Paris. Im vorigen Jahre wurden in Paris 178 neue Theaterstücke aufgeführt, darunter hatte das Odeon 27, Vaudeville, Variétés und Gymnase je 24, das Palais Royal 21, diese fünf Theater also allein 120 Stücke. (Französische Blätter.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 49.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

18 Februar 1844.

Die Eröffnung des englischen Parlaments.

Man kann nicht sagen, daß dießmal die Erwartung auf die Eröffnung des Parlaments mehr als sonst gespannt gewesen, aber jedenfalls erwartete man nicht eine so folgenschwere Erklärung, wie sie gleich am ersten Tage gegeben wurde, indem Sir R. Peel sich dahin aussprach, daß er keine Aenderung in den Korngesetzen vorzunehmen gedenke. Handelte es sich dabei nur um diese letztern — so wichtig sie auch sind — so könnte man nichts darin erblicken, als das Beharren auf einer allerdings vielfach bestrittenen Ansicht; allein die Erklärung hat eine viel umfassendere Bedeutung, und heißt im Grunde nichts anders als: die vereinigte Aristokratie und Geistlichkeit will vor dem heandrängenden dritten Stande keinen Schritt mehr weichen. Die Schwäche, mit der die Organe der Whigs, als der vermittelnden Partei, sich aussprachen, beweist zur Genüge, daß ihre Zeit vorüber ist, und daß nicht mehr wie früher zwei aristokratische Parteien, sondern die eigentlichen Vorfechter der gesammten aristokratischen Partei und die demokratische Macht im Lande, so weit der Mittelstand sie repräsentirt, mit einander im Kampfe liegen. Diese demokratische Macht ist nur sehr schwach im Parlament repräsentirt, kann höchstens über 30 bis 40 Stimmen gebieten, übt also auf die Berathungen nur einen sehr untergeordneten Einfluß aus. Desto größer ist ihre Gewalt im Lande, und die Aristokratie ist nicht sparsam mit Vorwürfen, daß sie die ganze altenglische Verfassung untergraben wolle. Dieß ist bis zu einem gewissen Punkte allerdings wahr, denn wie jetzt die Sachen in England stehen, sind sämmtliche aristokratische Einrichtungen des Landes, die jetzige Verfassung des Oberhauses, die Hochkirche, das Erstgeburtsrecht, kurz die ganze jetzige Gesellschaftsverfassung bedroht. Diese aristokratischen Interessen haben die Gefahr der whiggischen Vermittlungsvorschläge erkannt, diese zurückgewiesen, und somit die Whigs als Partei vernichtet. Es ist also ergangen, wie bei allen großen politischen und socialen Kämpfen; die Vermittlungspartei, wenn man will, die wohldenkendste, aber auch dem Charakter nach die schwächste, ist zuerst erlegen. Das Schiboleth des Streits sind die Korngesetze, und man erkennt jetzt in England ziemlich allgemein an, daß nach Peels Erklärung der Streit nicht mehr wie seit Jahren um eine Wandelscala oder fixen Zoll, sondern um Wandelscala und gar keinen Zoll geht. Aristokratie und Mittelclasse stehen sich somit jetzt schroff gegenüber, und das politische Schauspiel, welches man seit anderthalbhundert Jahren in England aufführte, wird jetzt mit neuen Schauspielern und in viel ernsterer Weise aufgeführt werden. Wir wollen hier nicht in die Stellung der Anti-Cornlaw-League eingehen, in welche sich, um nicht den gesammten Halt über diese drohende Bewegung zu verlieren, nach altem Herkommen auch einige Personen der vornehmsten Aristokratie aufnehmen ließen; nicht auf Irland, dessen Zustand die Hochkirche zunächst mit einer furchtbaren Bresche bedroht, nicht auf Schottland, dessen freie Kirche einen erbitterten Kampf gegen das Patronat und somit gegen den Adel führt, sondern machen nur auf Nordamerika aufmerksam, mit dem keine Versöhnung zu schließen, außer durch eine gänzliche Aufhebung der Korngesetze. Aber dann sinkt der durchschnittliche Preis des Getreides und mit diesem der Grunddesitz um ein Viertheil bis ein Drittheil. Das alte, mit Schulden überbürdete England muß mit dem jungen fast abgabenfreien Nordamerika in eine Concurrenz treten, der Werth des Geldes muß steigen, die Last der furchtbaren Schuld wird immer drückender und es wird immer schwerer, die jetzigen Abgaben zu erheben. Diese Reihe von Folgerungen steht dem Geiste englischer Staatsmänner klar vor Augen und Peel hat sich darüber auch, ohne Amerika zu nennen, gleich am ersten Tage des Parlaments ohne Umschweife ausgesprochen. Vor dieser Folgenreihe scheut er, wie billig, zurück, und stellt sich auf den alten Standpunkt der Handelsgesetzgebung Englands. Wie lange er da sich halten wird, ist freilich die Frage, denn seine Stellung wird von allen Seiten, von der commerciellen, kirchlichen und politischen gleich stark angegriffen. Sehr wichtig und interessant zugleich ist die Frage, auf welche Seite sich in dem Kampfe der vierte Stand, d. h. die arbeitende Classe schlagen wird. Bis jetzt haben die Tories zuweilen mit ihr kokettirt, und sie hat sich durchaus von der League entfernt

Digitized by Google

gehalten, beides will aber bis jetzt nur wenig bedeuten, am Ende wird wohl diese Classe demjenigen Theil zufallen, der ihr die meisten reellen Vortheilen zu bieten vermag. In dieser Beziehung haben die Tories, weil sie im Besitz der Regierungsgewalt sind, einen großen Schritt voraus, aber sie können diese Classe nur gewinnen, indem sie ihr einen Theil der unerträglich gewordenen Lasten abnehmen, und auf die Schultern der Reichen, d. h. auf ihre eigenen und die der Mittelclasse walzen. Ohne bedeutende Opfer wird also kein Theil siegen.

Ausflüge in die Umgegend Roms.

1. Die römische Campagna.

(Fortsetzung.)

Eines aber vindicirt die Campagna als etwas Eigenthümliches, dem kein Ort in der Welt etwas Aehnliches entgegensetzen kann, — die Aquäducte. Viele der berühmten antiken Baudenkmale Roms liegen in der Campagna zerstreut, z. B. das Grabmal der Cäcilia Metella, der Circus des Caracalla, der Torre degli Schiavi und unzählige andere minder bedeutende. Aber sie gehören als einzelne Bauwerke zu den Merkwürdigkeiten Roms, der Stadt, nicht zu einem Bilde der Campagna; wie fern sie auch zu dem letzteren gehören, ist ihrer schon oben Erwähnung geschehen. Die Aquäducte gehören aber ganz der Campagna an und drücken ihr ein eigenthümliches Gepräge auf. Einzelne Wasserleitungen hat freilich jeder Erdtheil der alten Welt aufzuweisen, und namentlich die arabischen mögen wohl die römischen an einzelnen Schönheiten noch übertreffen. Aber nirgend machen sie wie hier einen Hauptbestandtheil der ganzen Landschaft aus, nirgend sind sie zu so kolossalen Werken aufgethürmt, nirgend zu einer solchen Zahl angewachsen, als bei Rom, und das ist auch sehr natürlich, weil keine Stadt der Welt in solchem Maaße Weltstadt gewesen ist als Rom. In unabsehbaren Linien durchziehen diese Wunderwerke der alten Baukunst die flache Campagna, aus weiter Ferne wie einförmige Mauern oder Erdwälle erscheinend, in der Nähe aber die mannichfachsten, großartigsten und lieblichsten Bilder gewährend. An den höhern Stellen des Bodens genügen einfache Bögen, um das Wasser in der erforderlichen Höhe fortzuleiten, in den Niederungen dagegen ruhen oft 2 bis 3 Bögen über einander. Steht man unmittelbar davor und betrachtet solche übereinander stehende Arkaden, die oft eine Höhe von 60 Fuß haben, alles aus den herrlichsten Quadern zusammengefügt, so kann man die Schönheit und Großartigkeit dieses einzelnen Stückes nicht genug bewundern; und wenn man das Ende dieses Bogenzuges in meilenweiter Entfernung als eine kleine, fußhohe Mauer verschwinden sieht, so kann man sich nicht denken, daß diese ganze Reihe aus solchen ungeheuren Bögen, wie man sie vor sich sieht, bestehe, und schwindelt bei dem Gedanken, daß solcher gigantischer Bogenzüge eine ganze Menge die Campagna überspannen. Entfernt man sich dagegen nur eine Viertelstunde weit von der Reihe, deren Großartigkeit man eben nicht zu erfassen vermochte, so schrumpft sie in der endlosen Umgebung der flachen Campagna alsobald zu einem winzigen Damme zusammen, namentlich nach den beiden Endpunkten zu. Diese ungeheuren Linien hören dann auf als Bauwerk sich darzustellen; sie scheinen gleichsam ein Stück des Bodens, also der Natur auszumachen, der beste Beweis unübertroffener Großartigkeit.

Zwischen Rom und dem Albaner-Gebirge ist vorzüglich diese Welt der Aquäducte. Hier erblickt man noch die Ueberreste der Aqua Tepula, Julia, Virgo, Claudia und des Anio Novus, bald parallel neben einander hinlaufend, bald eine plötzliche Wendung machend, bald sich vereinigend, bald in abgerissenen Fragmenten dastehend. Nur Eine Wasserleitung, die der Aqua Virgo, befindet sich links der Straße nach Tivoli, die Aqua Alsietina und Trajana aber kommen von dem See von Bracciano, nordwestlich von Rom, her, indessen fast ganz in unterirdischen Canälen, weil sich nach dieser Seite Hügel bis nach Rom hinziehen. — Nicht weniger als vierzehn solcher Wasserleitungen führten dem alten Rom seinen Bedarf an Wasser zu, und wenn man bedenkt, wie reichlich die drei jetzt allein noch thätigen die Stadt mit Wasser versehen, so daß nicht allein fast jedes Haus seinen eigenen Brunnen, sondern auch jeder Platz seine Fontaine, einige sogar ungeheure Wasserbassins haben, in welche sich unaufhörlich Ströme von Wasser stürzen, so weiß man kaum, was man mehr bewundern soll, jene unabsehbaren Bauwerke, oder diese ungeheure Wassermasse, deren Bedarf und Verbrauch in der Vorzeit nur die Naumachien einigermaßen zu erklären scheinen. Die drei erhaltenen Aquäducte sind die der „Aqua Virgo" (jetzt Aqua Vergine oder Fontana di Trevi), der „Aqua Claudia" (jetzt Aqua felice oder di Termini) und der „Aqua Trajana" (jetzt Aqua Paolo) genannt. Letztere fließt, wie gesagt, unterirdisch; die Leitungen der beiden erstern haben durch die modernen Restaurationen, gewöhnlich aus massiven, weißübertünchten Mauern bestehend, an ihrer Schönheit viel verloren; desto herrlicher erscheinen die Ueberreste der zerstörten. Sie laufen oft mehrere hundert Schritte vollkommen erhalten hin; dann folgen einige einzeln stehende Bögen, oder hie und da sind sie halb eingestürzt. Diese an und für sich schönen Bogenreihen werden durch die Zeichen des Alters und der Verwahrlosung noch malerischer gemacht. Ueberall ranken Epheu und andere Schlingpflanzen durch die Spalten des alten Gemäuers, auf dessen obern Theilen hohe Doldenpflanzen schwanken, während ein alter Feigenbaum oder sonstiges Gebüsch, namentlich die schöne Cercis siliquastrum, ihren Fuß verdeckt. Man könnte an derselben Wasserleitung von ihrem Anfange bis zum Ende hingehen, und würde an jedem Pfeiler neue Schönheiten entdecken, durch jeden Bogen ein liebliches Bild eingerahmt sehen; denn die Aussichten, deren man in der Campagna genießt, sind zauberisch schön, und gehören zur Vollständigkeit eines übersichtlichen Bildes der Campagna, wenn gleich nicht mehr zur letztern selbst, indem diese Gegenstände, welche den Reiz

Digitized by Google

der Landschaft bilden, eben die Gränzen der Campagna bezeichnen.*)

Sofern wir als deren Grundcharakter Flachheit und Ungebautheit erkannt haben, gehört Rom selbst, die Stadt der sieben Hügel, nicht mehr zur Campagna, sondern liegt inselförmig darin. Sie bietet mit ihren unzähligen Thürmen, prachtvollen Villen, majestätischen Ruinen und weit in die Campagna hinausreichenden Gärten, von fast jedem Standpunkte, vorzüglich aus der Nähe überraschende Ansichten dar. Die schönste Zierde der Landschaft aber, das was ihr den südländischen Zauber aufdrückt, bilden die Gebirge nach Osten, die sogenannten Sabiner- und Albaner-Gebirge.

Sie erscheinen in der Landschaft als ein langer Bergrücken, in den anmuthigsten Linien ausgeschweift, vom kegelförmigen Monte cavo majestätisch überragt, gewöhnlich im tiefsten Blau, worauf die vielen freundlichen Ortschaften Frascati, Albano, Rocca di Papa u. a. m. blendend weiß erglänzen, zuweilen mit jenem sanften Purpur von der untergehenden Sonne übergossen, welcher den italienischen Landschaften ihre wunderbare Farbenpracht verleiht, die man auf Gemälden oft für unnatürlich zu halten geneigt ist. Die violet-rothen Berge nebst den vielen Ortschaften, deren Weiß von einem matten Rosaschimmer angeflogen ist, erscheinen dann wie in einem Heiligenscheine verklärt. Diese Gebirge sieht man natürlich ihrer Höhe wegen von fast jedem Punkte der Campagna, am schönsten aber von den Hügeln Roms, wo irgend ein interessantes Bauwerk, eine schattige Villa oder dergleichen den Vordergrund bildet, die ganze Gebirgskette am vollständigsten überschaut wird, an ihrem südlichen Endpunkte vom Monte cavo, am nördlichen vom alten Horazischen Soracte begränzt, und wo die inmittenliegende Campagna ihrer Flachheit und Einförmigkeit wegen von dem ohne Anhalt darüber weggleitenden Blicke übersehen wird, indem selbst die langen Reihen der Aquadncte, aus dieser Entfernung gesehen, nach dem oben gesagten nicht geeignet sind das Auge zu fesseln.

So viel Reize, der mit Blumen durchwirkte, üppige Grasteppich der Campagna selbst, mit der ausgesuchtesten Staffage an Heerden und Hirten, Landfuhrwerken und Albaner-Mädchen, die schönen Bergformen, die wunderbaren Lichteffecte, die malerischen Wasserleitungen, die einsamen Ruinen können nur einem blöden Auge entgehen. Deßhalb sieht man denn auch unaufhörlich die Maler aller Nationen mit ihrer Mappe und ihren Riesenschirmen die Campagna durchstreifen, um einzelne pittoreske Partien oder die ganze Landschaft auf die Leinwand zu bringen.

Außer diesen unermüdlichen Kunstjüngern trifft der einsame Wanderer in den heißen Monaten nur noch auf eine Art lebender Wesen — die Eidechsen. Zu Tausenden schießen diese behenden Thierchen auf der weiten Fläche umher, in dem hohen Grase und unzähligen Löchern ein sicheres Asyl findend. Sie gehören fast alle den beiden schönen Arten Lacerta ocellata und viridis an; die größten sind mit dem Schwanz über einen Fuß lang. Vorzüglich die letztere Art zeichnet sich durch ihre intensive, saftgrüne Farbe aus, und dient den Bronzearbeitern in Rom häufig zum Modell. Sie machen über ein eben getödtetes Exemplar eine Form, in welche sie die flüssige Masse hineingießen, wodurch das Product nicht nur die naturgetreue Gestalt erhält, sondern ihm auch der Stempel des frischesten Lebens aufgedrückt wird, so daß die Täuschung fast vollkommen ist, da man auch die grüne Farbe des Thieres sehr treu wiederzugeben versteht. Andere Thiere habe ich in der Campagna, Insecten ausgenommen, nirgendwo bemerkt, nicht einmal Vögel. Ob auch sie das Terrain scheuen, oder ob die allgemeine Armuth der Fauna Italiens hier aus natürlichen Gründen am bemerkbarsten hervortritt, weil nämlich die baumlose Campagna weder Schutz noch Nahrung gewährt, mag dahingestellt bleiben.

(Fortsetzung folgt.)

*) Nichtsdestoweniger haben die Unrecht, welche auf diesen Grund hin jede Schönerklärung der Campagna für eine unbegreifliche Sucht, oder für eine Verwechslung der Aussicht mit der Landschaft selbst, worin man sich befindet, erklären; denn wie wir oben sahen, entwickelt der Boden der Campagna selbst zu Zeiten seine ganz eigenthümlichen Reize, die freilich von manchen nicht gesehen, oder wenigstens nicht empfunden werden mögen.

Ahmed Bey von Constantine.

Zweites Abschnitt.

Wir haben jetzt Ahmed in seiner innern Verwaltung zu folgen. Indem er den Titel eines Pascha der Regentschaft annahm, worin ihn die Pforte, wenn auch nicht durch offizielles Decret, doch wenigstens durch die Sendung von Agenten, welche mündlich oder schriftlich ihm diesen Titel gaben, bestätigte, hatte er alle Souveränetätsrechte sich beigelegt. So vereinte er die ganze politische und gesetzgebende Gewalt in seiner Hand, und diese unbeschränkte, auch nicht mehr durch das Gegengewicht der türkischen Miliz gemäßigte Macht artete bald in eine entsetzliche Tyrannei aus. Anfangs behandelte er diese unglücklichen Bevölkerungen mit einiger Milde, bald aber überhäufte er sie mit Steuern und Lasten aller Art. Pomphaft und verschwenderisch fehlte es ihm stets an Geld, er verschaffte es sich aber um jeden Preis, und wenn einige entfernte Stämme, aufgeregt durch die großen Familien, denen sie gehorchten, die Auflagen verweigerten, wurden sie unbarmherzig decimirt, meist aber unterwarfen sie sich sogleich, sobald nur die Truppen des Pascha auf ihrem Gebiet erschienen. Seit die Regentschaft Algier in den Händen der Franzosen war, wußten die Stämme nicht, an wen sie sich wenden sollten, und unterwarfen sich, wenn auch murrend, dem Gesetz der Nothwendigkeit. Daher kam es, daß kein ernstlicher Aufstand während der sieben Jahre seiner Verwaltung nach dem Sturze Hussein-Dey's ausbrach.

Manche Stämme schütteten freilich, im Vertrauen auf die natürliche Vertheidigung, welche ihnen ein von Schluchten und unzugänglichen Bergen durchzogenes Gebiet gewährten, das Joch ab oder trieben Straßenraub. Aber stets ereilte sie die Strafe, und diese war fürchterlich. Wo der Bey nicht mit Gewalt zum Ziel gelangte, nahm er seine Zuflucht zur List, und erreichte so oft noch sicherer seinen Zweck. Man erzählt in dieser Beziehung mehrere Beispiele, unter denen wir nachfolgende ausheben.

Digitized by Google

Im Jahre 1833 hatten einige Leute vom Stamme Ulad Omar, welcher das Gebiet von Zemul bewohnt, Reisende auf der Heerstraße ausgeplündert, und man gab ihnen auch einige Mordthaten Schuld, die zu derselben Zeit in diesem Theil der Provinz verübt worden waren. Ahmed Bey, hievon unterrichtet und nicht geneigt, die Urheber dieser Verbrechen auf die hohen Gipfel ihrer Berge zu verfolgen, stellte sich, als lasse er ihnen Gnade angedeihen und ließ ihnen bloß sagen, daß sie künftig nicht in solche Räubereien verfallen sollten. Die Ulad Omar glaubten an die Verzeihung Ahmeds, aber nach einigen Monaten lud dieser sie ein, in die Nähe von Constantine zu kommen, um sich seinen Reitern auf einer Razzia anzuschließen. Gelockt durch den Reiz der Beute, welche gewöhnlich der Lohn solcher Züge ist, machten sie sich ohne Mißtrauen auf den Weg und lagerten, 110 an der Zahl, in einer Entfernung von 4 Stunden von Constantine. Kurz darauf erschienen bei ihrem Lager die Mkhuli (berittene Musketiere) des Bey, umringten sie von allen Seiten, doch ohne einen feindlichen Anschein, und vergeblich nur, um das gemeinsame Bivouac zu bewachen. Mitten in der Nacht weckte man die Araber und kündigte ihnen an, daß es Zeit zum Aufbruch sey; zugleich gab man ihnen Befehl, je zehn sich zum Oberaufseher zu begeben und Patronen in Empfang zu nehmen. Hier sahen sie den Yataghan in der Faust und von einer starken bewaffneten Truppe umgeben einen der Henker des Bey, der sich der Unglücklichen bemächtigte und sie bis auf den letzten Mann enthauptete. Das Zelt, wo diese blutige Scene vorging, hatte zwei Ausgänge, einen durch welchen die Araber eintraten und den andern, durch den man ihre blutigen Leichen hinausteng. Der Tschausch, der in dieser schrecklichen Nacht das Henkeramt versah und 110 Köpfe abschlug, war ein gewisser Tozbil, der jetzt ruhig zu Constantine als Kaffeeschenk lebt.

Im Jahre 1835 bediente sich Ahmed fast derselben List, um den Stamm der Ulad Jahja-ben-Idir zu strafen, der einige Karawanen, die von Constantine nach Tunis zogen, angegriffen haben sollte. Nur stellte sich der Bey diesmal, als hätte er gar keine Kenntniß von der Sache, und lud die Ulad Jahja, ohne in seinem Brief die geringste Anspielung zu machen, nach einem bestimmten Ort ein, um ihn auf einem beabsichtigten Zug gegen einige widerspänstige Stämme zu unterstützen. Sie kamen an den bezeichneten Ort und Ahmed ließ den künftig Vornehmsten die Köpfe abschlagen, die andern kamen mit einer ungeheuren Geldstrafe los.

Das Jahr zuvor hatte er gegen die Araber des Berges Aureß einen Zug unternommen, und gleich am Abend seiner Ankunft an Ort und Stelle waren fünf seiner Kamele einige Schritte von seinem eigenen Zelt durch Räuber aus einem benachbarten Stamm weggeführt worden. Als Ahmed den Diebstahl erfuhr, gerieth er in einen heftigen Zorn, und sprach von nichts geringerem als einer Ausrottung des ganzen Stammes, zu dem die Räuber gehörten; bald aber bedachte er sich, und befahl in ruhigerem Tone, neue Kamele auf dieselbe Stelle zu führen, wo den Abend zuvor der Diebstahl begangen worden war, aber einige seiner schrecklichen Esbahya erhielten Befehl sich in den umliegenden Gebüschen zu verbergen und scharfe Wache zu halten. Am folgenden Morgen führte man einen Araber herbei, der in die Schlinge gefallen und in dem Augenblick, wo er den Diebstahl erneuern wollte, von den Spahis ergriffen worden war. Ahmed befahl den Unglücklichen seinen hungrigen Hunden, die auf solche Mahlzeiten dressirt gewesen und ihn auf allen seinen Zügen begleitet haben sollen, preiszugeben.

Ein Aufstand des Stammes El Amamrah im August 1835 wurde durch die Hinrichtung von 70 der einflußreichsten und vermöglichsten Männer dieses Stammes bestraft. Ahmed Bey hatte sich durch solche Grausamkeiten den Geist der Bevölkerung mehr und mehr entfremdet, aber er fand eine sichere Hülfe aber vielmehr blinde Werkzeuge in den Arabern der Sahara, unter denen er herangewachsen war, und denen er überdieß durch seine Verwandtschaft mit der Familie Ben Ghana nahe stand. Diese Menschen, welche durch die Entlegenheit ihrer Heimath, durch die Verschiedenheit der Sitten und des Ursprungs den andern Bewohnern der Provinz gleichsam fremd waren, behandelten diese wie ein erobertes Volk. Ihrer Zahl stieg auf 4000 Reiter, ohne Widerspruch die besten der Provinz und vielleicht der ganzen Regentschaft. Die Schnelligkeit ihres Marsches und ihre Gewandtheit im Plündern machte sie zu den unaufhörlichen Razzias, welche die blutige Verwaltung Hadschi Ahmeds bezeichneten, besonders geeignet, und wahrscheinlich hätte dieser ohne solche Hülfe sich mitten unter dem wachsenden Hasse nicht halten können. Aber er beging nicht bloß ein häßliches Verbrechen, sondern auch einen ernsten Fehler, als er, nach allgemeiner Meinung durch seine unersättliche Habsucht getrieben, einen seiner Oheime und Wohlthäter, Bu'l Kheras-ben-Ghana, den Bruder seiner Mutter, der seine Kindheit beschützt und dessen unermeßliches Vermögen für ihn eine unwiderstehliche Lockung geworden war, ermorden ließ. Auch dessen Sohn theilte dieß Schicksal, und dieser doppelte Mord, so sehr ihn auch Ahmed durch die Beschuldigung des Verraths zu beschönigen suchte, richtete ihn für immer in der öffentlichen Meinung zu Grunde.

Er suchte auch mehemals den Scheich der berühmten eisernen Thore, El Hadschi Mohammed Tabbal, der Gelähmte genannt, dessen Herrschaft sich sehr weit ausdehnte und der große Reichthümer besaß, ermorden zu lassen. Der junge Hamdan berichtet, daß dieser Scheich, bei welchem er und sein Vater auf ihrem Wege nach Constantine sich aufhielten, ihnen das Wasser zum Abwaschen nach der Mahlzeit in goldenen Schalen anbieten ließ, und daß die Schüsseln, in denen man es auffing, von demselben Metall waren. Außer Stand, Ahmed offenen Widerstand zu leisten, floh der Gelähmte, der für sein Leben besorgt war, zu dem mächtigen Stamm der Beni Abbas, wo sich der Bey einige Zeit nachher seiner bemächtigte. Er wurde nach Constantine gebracht, wo er über ein Jahr im Kerker blieb, und dann erst sich loskaufen konnte. Dieß geschah nur wenige Monate vor der ersten Expedition der Franzosen gegen Constantine. Während der Belagerung war Hadschi Tabbal, der durch sein gutes Geld sich wieder die Gnade seines Herrn erworben hatte, nebst Ben Aissa mit der Vertheidigung der Stadt beauftragt, und im nächstfolgenden Monat Januar (1837) setzte Hadschi Ahmed seinen keineswegs uneigennützigen Gunstbezeugungen die Krone auf, indem er Hadschi Tobbals Tochter heurathete, welche ihm eine Mitgift von 200,000 Budschus (380,000 Fr.) mitbrachte.

(Fortsetzung folgt.)

Erdbeben in Schottland. Die englischen Blätter melden abermals ein Erdbeben oder vielmehr einige leichte Stöße in dem schon so oft erschreckten Ort Comrie in Schottland. Der Schilderung nach sollte man beinahe vermuthen, als ob die Ursache derselben der Oberfläche der Erde näher rücke, denn man meldet jetzt von einem unterirdischen Rollen, dessen früher, so viel wir wissen, nicht gedacht wurde.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 50.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

19 Februar 1844.

Ueber einige Namen des Elephanten.

Das September- und Octoberheft des Journal Asiatique enthält von Hrn. Pictet einen merkwürdigen, aber auch etwas kuriosen Aufsatz über diesen Gegenstand, dessen wir namentlich darum erwähnen, weil der Verfasser im Sinne zu haben scheint, die Namen mehrerer Thiere in ähnlicher Weise zu behandeln. Wir werden uns wohl hüten, unsere Leser durch das Labyrinth seiner etymologischen Deductionen zu führen, und halten uns bloß an einige Resultate, die in historischer und zum Theil auch in geographischer Beziehung von Interesse sind. Das Merkwürdigste ist ohne Zweifel der Name „Elephant" selbst, der von den Griechen zu allen abendländischen Völkern Europa's ging, während die Skandinavier und die Slaven ganz andere Namen haben. Hr. Pictet leitet mit viel Wahrscheinlichkeit diesen Namen von Airavana oder Airawanta *) dem Elephanten, welcher den Gott Indra trägt, ab, und sagt darüber: „wenn man erwägt, daß dieß lange vierspidige Wort eine wirkliche, keineswegs bloß um des Etymologisirens willen erfundene Form ist, und den König der Elephanten bezeichnet, so wird man zugeben, daß dieß Zusammentreffen des griechischen mit dem Sanskritwort nicht wohl zufällig seyn kann. Ich habe nicht nöthig aufmerksam zu machen, wie wichtig die Uebertragung des indischen mythologischen Namens nach Griechenland ist in einer so frühen Periode wie Homer.**) Es wäre dieß ein neuer, schlagender Beweis des hohen Alters der religiösen Mythen Indiens, die man trotz aller Zeugnisse noch immer manchmal in Zweifel zu ziehen sucht."

Wir wollen diese Ableitung gelten lassen, obgleich Hr. Pictet einen Hauptumstand nicht nachweist, nämlich wie es kommt, daß die zwischen Griechenland und Indien liegenden Völker den Namen nicht haben. Perser und Araber nennen den Elephanten Pil oder Fil, den Hr. Pictet nicht mit sonderlichem Glück gleichfalls aus dem Indischen abzuleiten sucht, und der vielleicht eben sowohl afrikanischen Ursprungs seyn kann, denn Afrika ist so gut ein Heimathland des Elephanten, wie nur immer Indien. Indeß ist so viel richtig, daß der Name Pil oder Fil nicht bloß im Persischen, sondern auch in den indopersischen Dialekten des Sollmangebirgs, bei den Kurden, Armeniern und Georgiern vorhanden, also doch wohl eher den Weg aus Indien nach Nordwesten, als aus Süden genommen hat. Merkwürdig ist es, daß der Name „Fil" in den skandinavischen Sprachen sich wieder findet; die Sache erklärt sich aber sehr leicht, indem die Skandinavier auf ihren Seezügen von den Arabern des Mittelmeers gewiß früher den Elephanten und das Elfenbein kennen lernten, als das lateinisch-griechische Wort „Elephant" durch die Deutschen zu ihnen gelangte.

Nicht sehr glücklich scheint uns Hr. Pictet mit der Ableitung des slawischen Namens für den Elephanten, welcher slon lautet. Er ist zwar nicht verlegen, gleichfalls eine indische Wurzel ausfindig zu machen, bemerkt aber nicht mit Unrecht, daß sich auf keine Weise bis jetzt nachweisen lasse, wie dieser Name aus Indien zu den Slawen habe kommen können, ohne Spuren in den zwischenliegenden Sprachen zu hinterlassen. Diese Worte finden jedoch auch ihre Anwendung auf Hr. Pictets Erklärung des Wortes Elephant, das sich, wie erwähnt, schon bei Homer findet. Am wichtigsten ist wohl die Ableitung des lateinischen Worts barrus, das in dem indischen Varu, der Kriegselephant, seine sicherste Erklärung findet, und wovon dann die lateinischen Worte barrire und barritus zur Bezeichnung des Geschreies der Elephanten abgeleitet sind.

Der Versuch, die verschiedenen Namen des Elephanten historisch nachzuweisen, scheint uns nicht sehr gelungen, indeß ist auf diesem Wege doch für die Erklärung mancher Gegenstände der alten Geographie und der Handelsverbindungen aller Völker noch manches zu gewinnen, wenn gleich das Feld ziemlich dornenvoll ist. Das zweite Thier, was Hr. Pictet wohl zu behandeln versuchen wird, ist das Kamel, dessen verschiedene Namen gleichfalls zu interessanten Untersuchungen Anlaß geben.

*) Der Uebergang von r in l darf nicht stören.

**) Homer braucht das Wort „Elephant" für Elfenbein.

Digitized by Google

Ausflüge in die Umgegend Roms.

1. Die römische Campagna.

(Fortsetzung.)

Hinsichtlich der Menschen ist es nicht allein der Hitzegrad, welcher die Einsamkeit und unheimliche Oede dieses Landstrichs bewirkt, sondern anerkannt die Beschaffenheit des Bodens und der darüber schwebenden Atmosphäre, d. h. die schlechten Ausdünstungen des erstern. Dieß ist ein Gegenstand, über den man schon so viel geschrieben hat, ohne auch nur der wahren Ursache gründlich auf die Spur zu kommen, geschweige eine ausführbare Abhülfe ausfindig gemacht zu haben, daß es nicht nur überflüssig, sondern von einem Laien sogar anmaßend wäre, die Ansichten darüber zu critisiren oder gar neue Hypothesen darüber anstellen zu wollen. Die Thatsache steht fest, daß in der heißen Jahreszeit der Aufenthalt in der Campagna, namentlich an gewissen Stellen, höchst ungesund ist, daß dieß einen Hauptgrund ihrer Unangebautheit abgibt, und daß man noch kein Mittel entdeckt hat, dem Uebel abzuhelfen. So wurde namentlich unter französischer Herrschaft einmal der Versuch gemacht, durch Anpflanzung von Bäumen die Luft zu verbessern, aber ohne allen Erfolg! Freilich fehlt diesem Versuche wohl das Hauptcriterium für die Beurtheilung, nämlich angestrengte Fortsetzung in großem Maaßstabe während der erforderlichen Zeit; denn jetzt, wo sich ungefähr die heilsamen Folgen zeigen könnten, ist die Campagna schon wieder so kahl wie möglich. Ueberhaupt aber möchte allen derartigen Vorschlägen und Versuchen der doppelte Vorwurf entgegenstehen, daß sie einestheils nur eine mitwirkende Ursache, nicht die vielen zusammenwirkenden auf einmal zu beseitigen streben, andrerseits aber das Uebel überhaupt nicht bei der Wurzel angreifen, d. h. die schlechte Gesetzgebung in national-ökonomischer Beziehung und namentlich über dauerliche Verhältnisse verbessern.

(Die ganze Campagna fast gehört nämlich wenigen großen Grundeigenthümern, die ihre Theile entweder verpachten, wobei also der Bewirthschafter kein Interesse zur Verbesserung, sondern lediglich zur Aussaugung hat — wenn er das Land anders nicht lediglich als Weide benützt — oder sie für sich verwalten lassen, wo sie denn zufrieden sind, wenn die ungeheuren Flächen einige Schafe ernähren. Kaum der Anfang ist jetzt gemacht, ich glaube von der überhaupt so liberalen und weiterstrebenden Familie Borghese, den Boden der Campagna zu parcelliren und in Erbpacht zu geben, und der Erfolg soll ein höchst glücklicher seyn. Eine hinreichend sichere Beurtheilung würde auch hier erst möglich werden, wenn die ganze Campagna auf diese Art cultivirt oder resp. mit Waldungen bepflanzt, an den feuchten Stellen aber ausgetrocknet würde).

Woher die schlechten Ausdünstungen kommen, ist in der That fast unbegreiflich; denn während dergleichen Miasmen gewöhnlich aus Sümpfen aufsteigen, ist es hier gerade das Gegentheil, eine trockene, verbrannte Ebene, welche die Luft darüber verdirbt. Zwar sind in der Nähe, nämlich am ganzen Meeresstrande hinunter, auch Sümpfe, denen man jene Wirkung allenfalls zuschreiben könnte; allein dann könnte doch die Atmosphäre über den trocknen, mehr landeinwärts gelegenen Stellen nicht fortwährend gleich ungesund seyn, sondern nur, wenn der Wind von jener Seite her wehte; auch müßte dieser dann das Miasma weiter nach den Bergen zu tragen. Von der erstern Unterscheidung weiß man aber an Ort und Stelle nichts, und ebenso wenig tritt die letzte Folge ein. Vielmehr haftet die schlechte Luft so unbeweglich am niedern Boden der Campagna, daß z. B. in der Stadt Rom die Wohnungen auf dem Monte Pincio, also in dem höchsten Stadttheile, für weit gesünder gehalten werden, als die auf dem Campus Martius und in Trastevere gelegenen. Gerade die Berge aber, welche der Wind, wenn er die schlechte Luft der Campagna erst aus den Sümpfen zuführte, nicht weniger damit versorgen müßte, die Sabiner- und Albaner-Gebirge nämlich, kennen die Aria cattiva so wenig, daß sie vielmehr den vor dem Fieber aus Rom Fliehenden beständig im Sommer zum Aufenthalte dienen.

Das sogenannte klimatische (eine Art Wechsel-) Fieber welches von dieser Aria cattiva (auch mal' aria, ungesunde Luft) erzeugt wird, ist eine furchtbare Plage: alles, was sich länger in solchen Gegenden aufhalt, verfällt ihm. In der Erntezeit nun, wo die Leute aus der Umgegend, und oft von weit her, sich zum Mähen des Grases und des wenigen Getreides in der Campagna verdingen, weil ein hoher Tagelohn der auseinandergesetzten Umstände halber gezahlt wird, wüthet die Krankheit entsetzlich unter ihnen, und mancher trägt den schönen Verdienst nicht wieder in die Heimath. Dann liegen in den (ungeheuer ausgedehnten) Spitälern Roms regelmäßig mehrere Tausende. Nicht besser ergeht es den armen Hirten, die etwa während des Sommers in der Campagna weiden; sie entgehen der Krankheit selten, und siechen elendiglich dahin. Einen wahrhaft grauenerregenden Anblick aber gewährt ein Ort, wo sich trotz der Aria cattiva Menschen bleibend angesiedelt haben. Diese, die eigentlich nie vom Fieber gänzlich genesen, schleichen wie Gespenster umher, abgemagert, kraftlos und bleich, ein bemitleidenswerthes Bild des Jammers. Uebrigens ist diese Aria cattiva keineswegs auf die Campagna, oder auch nur auf die Küstengegenden beschränkt; sie kommt hie und da auch im Innern des Landes vor, oft wo man sie am wenigsten erwartet.

Um mich an die Thatsachen zu halten, und dennoch die allgemeine, wenn gleich noch nicht hinreichend aufgeklärte Ursache sowohl des zuletzt erwähnten Umstandes, als auch der Trockenheit, Unbebautheit und theilweisen Unfruchtbarkeit der Campagna zur eigenen Prüfung vor Augen zu legen, mag hier noch ein kurzer, allgemeiner geologisch-geognostischer Ueberblick dieser merkwürdigen Gegend gegeben werden.

Als der Apennin zuerst sich über den Meeresspiegel erhoben hatte, war die Campagna offenbar noch Meeresgrund. Daß diese Stelle damals einen eigentlichen, tiefen Meerbusen gebildet habe, wird man nicht behaupten können, da das Gebirge, welches gegenwärtig die Campagna nach Süden de-

Digitized by Google

gränzt, das Albaner-Gebirge, vulcanischen Ursprungs ist, und also wahrscheinlich erst mit der Campagna selbst, vielleicht als Agens für letztere, sich gehoben hat, die Hebung des sogenannten Volsker-Gebirges zwischen Velletri und Terracina aber, seiner völlig isolirten Lage wegen, mindestens höchst zweifelhaft ist, indem es sowohl vom Apennin losgerissen, als später gehoben seyn kann. Wahrscheinlich hat sich der Boden der Campagna theilweise durch Niederschläge vulcanischer Bestandtheile unter dem Meere (als sogenannter Peperino) gebildet, und wurde dann, sey es mit einer abermaligen Hebung des Apennins als Fuß desselben, oder durch die an dem ganzen Küstenstriche bemerkbare Thätigkeit der Vulcane gehoben, — theilweise durch spätere Alluvionen des Meeres, wie dieß am äußersten Strande noch jetzt in sehr bedeutendem Maaße zu bemerken ist. Später aber haben Vulcane bei ihrer jetzigen Oberflächen-Gestaltung die Hauptrolle gespielt. Die beiden bedeutendsten Zeugen hiefür sind an den beiden Endpunkten der Campagna die Gebirge um den See Bracciano und die Albaner-Gebirge, zwei unverkennbare große Kraterkegel, deren Spitzen, wie gewöhnlich eingestürzt sind, und deren ringförmige Umwallungen jetzt zum Theil kleine Seen einschließen. Mitten in der flachsten Niederung der Campagna haben sich die Hügel, auf denen Rom liegt, erhoben, die man merkwürdigerweise so selten als Ausnahme von der Flachheit der Campagna betrachtet, obwohl man immer von der Stadt der sieben Hügel spricht, und die inselförmige Erhebung des Albaner-Gebirgs nicht genug bewundern kann. Daß die Hügel Roms einer örtlichen vulcanischen Kraft, nicht der frühern allgemeinen plutonischen Thätigkeit ihre Entstehung verdanken, ist wahrscheinlich, eben ihrer völlig isolirten Erhebung wegen, und weil auf dem Monte Mario sonderbar genug Tertiärformationen vorkommen.

Diesen Bergerhebungen entsprechen in umgekehrter Weise die vielen kleinen Seen der Campagna, deren Charakter und Eigenschaften ihren Ursprung nicht im Zweifel lassen. So liegt der bekannte See Regillus (an welchem der zweite Dictator Aulus Posthumius die von dem vertriebenen Tarquinius Superbus aufgereizten Sabiner schlug) unfern des Dorfes Colonna an der Palästrinischen Straße in einem Kratertrichter von schwarzer, kahler Lava. Zwischen Tivoli und dem auf einem Vorsprunge der Sabiner-Gebirge liegenden S. Antonio liegen die kleinen, schon durch ihre ominösen Namen ihre Beschaffenheit anzeigenden Seen: Lago d'acqua sulphurea, di Tartaro und di S. Giovanni. Der erstere wird von heißen Schwefelquellen gebildet, und entsendet einen kleinen Fluß in den Teverone, der gleichfalls Schwefeldämpfe ausstößt und deßhalb von den alten Römern (die ihn Albula nannten) zu Schwefelbadern benutzt wurde. Der Lago di Tartaro bietet das merkwürdige Phänomen schwimmender Inseln dar, indem er zufällig hineingerathene Gegenstände mit einer Kalkschale incrustirt, aneinanderfügt, und so größere Schollen auf seiner Oberfläche trägt, die dann auch wohl von Vegetation überzogen werden.

(Fortsetzung folgt.)

Die Sammlung der letzten englischen Südpolar-Expedition

ist jetzt ausgepackt und bereits vor ihrer Versetzung in das brittische Museum von mehrern wissenschaftlichen Männern näher untersucht worden. Die Sammlung ist die größte, die seit Cook und Banks je von einer See-Expedition gemacht wurde, was für Hrn. Roß und seine Officiere um so ehrenvoller ist, als ihre Hauptarbeit die Beobachtung magnetischer Erscheinungen war. Die Sammlung besteht aus einer ungeheuren Zahl Seethiere von allen Classen und Ordnungen, von Robben und Fischen bis zu den kleinsten Thierchen, meist von den Ufern der Inseln des antarktischen Oceans zwischen 40 bis 78° S. B. Die große Meeresstrecke, welche diese Schiffe in drei aufeinander folgenden Reisen durchzogen, gab ihnen zahlreiche Gelegenheit zum Fang von Thieren. Man wandte das Zugnetz an von England bis zu 78° S. B., zweimal durch die Tropen und dreimal quer durchs atlantische Meer. Im Südpolarkreise holte man immer in einer Tiefe von 40 bis 400 Faden mancherlei Dinge vom Meeresgrunde herauf, an mehrern Orten auch innerhalb der Tropen und an den Küsten von Brasilien. Man hat dadurch Resultate gewonnen, welche für die Geologie außerordentlich wichtig sind. Während der Landungen wurden Pflanzen gesammelt und Landthiere gesucht: die Inseln im Süden von Neuseeland, Kerguelens und Grahamsland boten dem Botaniker eine große Mannichfaltigkeit, und es wurden mehr als 3000 Arten gesammelt, von denen viele ganz neu sind, oder nur durch die von Banks und Solander mitgebrachten Exemplare bekannt waren. Der Sammlung ist eine große Anzahl Zeichnungen der zartesten und kleinsten Seethiere, nach der Natur colorirt, beigegeben. (Athenäum vom 3 Februar.)

Ahmed Bey von Constantine.

Zweiter Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Ehe wir an die letzte erfolgreiche Expedition der Franzosen nach Constantine kommen, wollen wir über die innere Organisation der Provinz Constantine und die Ausübung der Gewalt von Seite Hadschi Ahmeds oder seiner zahlreichen Untergebenen einiges mittheilen, was man als authentisch ansehen kann, denn es ist großentheils den officiellen Documenten entlehnt, welche das Kriegsministerium den Kammern mittheilen ließ.

Unter der nominalen Oberhoheit der Pforte übte Hadschi Ahmed, wie schon bemerkt, die ganze gesetzgebende, politische und administrative Macht aus. Er stand in directem Verkehr mit allen Stammhäuptlingen, ernannte zu allen Staatsstellen und handhabte die Gerechtigkeit allerdings vielfach sehr willkürlich, aber doch beobachtete er die gesetzlichen Formen. Er gab jeden Morgen seinen Unterthanen, welche Klagen vorzubringen hatten, Audienz, und saß alle Freitage nach dem Mittagsgebet feierlich zu Gericht. Die Kläger warfen sich an den Stufen des Thrones (kursi) nieder und riefen: „Wir verlangen die Gerechtigkeit Gottes gegen unsern Kaid, unsern Scheich u. s. w., der uns benachtheiligt hat.“ Meistens waren es Araber, die ihre Häuptlinge anklagten. Diese wurden dann angefordert, und wenn nicht ein mächtiger Beschützer ihre Straflosigkeit versicherte, sprach Ahmed ihre Entsetzung aus. Im entgegengesetzten Fall wurden die Kläger ins Gefängniß geworfen, erhielten die Bastonnade, und manchmal ergriff Ahmed die

Gelegenheit, den ganzen Stamm mit einer Geldstrafe zu belegen. Wenn der angeschuldigte Kaid oder Scheich abgesetzt wurde, erhielt er Nachricht davon durch einen Brief, worin ihm der Bey befahl, sich nicht mehr in die Angelegenheiten des Stammes zu mischen und das Siegel, das Zeichen seiner Würde, abzulegen. Meistens geschah es, daß der in Ungnade gefallene hingerichtet oder wenigstens ins Gefängniß geworfen wurde, wenn er nicht flug genug war, zu fliehen. Wenn Ahmed Todesurtheile aussprach, wurden die Opfer durch eine, dem Frauengemach nahe Thüre zum Palast hinausgeführt und nach dem Deribah, Richtplatz, geführt, wo sie, je nach ihrem Rang, erdrosselt oder enthauptet wurden. Ihre Leichen wurden dann in einen tiefen Brunnen geworfen, der sich in der Mitte dieses traurigen Orts befand. Diese Hinrichtungen waren außerordentlich häufig, und Aischa, eine der ältern Frauen Ahmeds, die jetzt in Frankreich wohnt, hat versichert, daß wenige Tage vergingen, wo sie nicht aus den vergitterten Fenstern des Harems aus einige Unglückliche die schreckliche Thüre passiren sah.

Unter Ahmed und in seinem Namen theilten sich fünf hohe Beamte in die einzelnen Regierungszweige und bildeten die eigentliche Regierung. Der erste war der Basch-Hambah, ein ganz neues, von Ahmed erst geschaffenes Amt, das er dem Tunesen Hasi entlehnt hatte, um damit seinen Liebling Ben Aissa zu bekleiden. Unter dieser bescheidenen Benennung — denn es bedeutet nur Hauptmann der Hambah oder Leibwache — übte dieser blutgierige Kabylenhäuptling die ausgedehnteste Gewalt aus und vereinte sehr verschiedene Aemter in sich. Er verwaltete persönlich einen Theil des Sahel (Uferlands) und befehligte das Corps der an die Stelle der türkischen Miliz getretenen Suaven, er war Director der Münze und des Zollwesens, und er führte die politischen Verhaftungen, die Confiscationen und Hinrichtungen aus, deren Schauplatz nicht selten sein eigenes Haus war. Er hatte drei Kaids und mehrere große Scheichs, so wie eine persönliche Wache von 60 Reitern (Hambah) unter sich. Man betrachtete ihn mit Einem Wort als einen zweiten, Hadschi Ahmed untergeordneten Bey, und seit letzterer sich zum Pascha gemacht hatte, wurde Ben Aissa häufiger Bey als Basch Hambah genannt.

Nach ihm kam der Chalifah oder Stellvertreter, dessen Geschäft früher darin bestand, dem Dey von Algier zweimal im Jahre den Tribut der Provinz zu bringen und in Abwesenheit des Bey den Oberbefehl in der Stadt zu führen; aber dieser Beamte hatte seit der Vertreibung der Türken und der Einsetzung eines Basch Hambah seine ursprüngliche Wichtigkeit fast ganz verloren und bestand eigentlich nur noch dem Namen nach. Neun Stämme waren ihm untergeordnet und ihre Abgaben bildeten sein Einkommen; auch lieferten sie ihm ein Contingent von 200 Reitern, die unter seinen unmittelbaren Befehlen standen. Er hatte einen Aga und einen Tschausch. Der letzte Chalifah Constantine's war ein Türke, ein Schwager Ahmeds, der aus seiner untergeordneten Stellung nicht herauszutreten suchte und nur geringe Befehlshaberstellen bekleidete.

Der Kaid-edde (Haserichter) hatte die Polizei der Hauptstadt, bezahlte die Miliz und verwaltete die meisten Staatsgüter. Auch hatte er die Aufsicht über die Gärten und die Magazine, welche den Ertrag des Zehnten enthielten. Er war es, der den Auftrag hatte, im Namen des Bey die nach Constantine entbotenen einflußreichen Häuptlinge und Scheichs zu empfangen. Er hatte einen Tschausch, einen Schreiber und 60 Gabdschis oder Stadtwächter unter seinen Befehlen. Der letzte Inhaber dieses wichtigen Postens war ein Türke, Namens Bel Gedschawi, der bei der letzten Erstürmung Constantine's auf der Bresche fiel.

Der Deirah Aga (Vorstand der Umgegend) befehligte etwa 1000 arabische Reiter, die unter den tapfersten und treuesten Stämmen recrutirt wurden. Für ihre Dienste waren die Deirah von einem Theil der den andern Stämmen auferlegten Abgaben befreit. Diese Reiterei bildete die Hauptmacht des Beylifs; sie wurde unter der Oberleitung des Aga von 20 oder 30 Tschauschs befehligt.

Der fünfte der genannten Würdenträger des Staats war der Basch Kateb, Vorstand der Schreiber, erster Secretär des Bey, der sämmtliche wichtige Schreiben Hadschi Ahmeds, so wie die Bestallungen an die Beamten auszufertigen hatte. Man nannte ihn auch Kateb-el-Sere oder den Schreiber der Geheimnisse, und allerdings war Vorsicht und Schweigen die erste Pflicht seines Ranges. Er hatte einen zweiten und einen dritten Secretär unter seinen Befehlen. Dreiundzwanzig Stämme erkannten seine unmittelbare Obergewalt an und lieferten ihm eine besondere Wache von 50 Deiehs. Dieser Würdenträger, vor dem der Herr kein Geheimniß hatte, genoß eines hohen Ansehens, und jeder Beamte suchte sich ihm gefällig zu bezeugen, in der gegründeten Voraussetzung, daß er über die Wahlen und Entscheidungen, die seine Feder zu Papier bringen sollte, nicht ohne Einfluß seyn könne.

Nach diesen fünf genannten Personen, in deren Händen die Centralgewalt vertheilt war, kamen in der hierarchischen Ordnung die Grafbeamten des Hauses Ahmeds. Dieß waren der Basch M'Khuli, Oberhaupt der Musketiere, welche Ahmeds Leibwache bildeten, seine Schreiben beförderten, ihm voranstraten, wenn er aus seinem Palast herausging und während der Feldzüge um ihn her lagerten; der Basch Serradsch (Oberhaupt der Sattler), erster Stallmeister, welcher die Ehre hatte, seinem Herrn, wenn dieser austritt, die Steigbügel zu halten, und einen zweiten Stallmeister und sechzig Stallknechte oder Sais unter seinen Befehlen hatte; der Basch alalam, welcher die Fahnenträger des Fürsten befehligte. Die Fahnen des Beylik, sieben an der Zahl, wurden auf den Mäschen und in den öffentlichen Ceremonien vor Ahmed hergetragen.

Um die Schilderung der Hofes Ahmeds zu vervollständigen, erwähnen wir noch den Aufseher des Palastes, das Oberhaupt der Zeltdiener, den Kaid el Dschebiah, der mit der Briefstasche, welche der Bey am Sattel seines Pferdes hängen hatte, besonders beauftragt war, den Kaid des Sonnenschirmes, der Pfeife; den Kaid el tassah, welcher die silberne Tasse trug, aus welcher der Bey trank, den Basch Kawadschi oder obersten Kaffeeschenk, den Kaid el Deribah, ersten Pförtner des Palastes, und endlich die beiden Tschausch des Bey, welche vereint das Ehrenamt des Henkers verrichteten, und unmittelbar vor dem Fürsten gingen, wenn er sich öffentlich zeigte, und in seinem Namen die Menge grüßten.

(Fortsetzung folgt.)

Ungeheuer Regenfluß. Am 15 September, an demselben Tage, wo zu Nagusa und an mehrern andern Orten ein Erdbeben stattfand, brach über Marseille das ärgste Gewitter aus, das man je daselbst beobachtete. In vier Stunden fielen 140 Millimetres Wasser und im ganzen Tage 150,4. Der mittlere Theil der Stadt war völlig überschwemmt. Man kann diesen außerordentlichen Regen mit demjenigen vergleichen, der am 25 October 1822 in der Umgegend von Genua fiel, und in 24 Stunden 812 Millimetres Wasser ergab. (Echo du Monde Savant vom 4 Febr.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 51.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

20 Februar 1844.

Ueber den alten Lauf des Orus.

Diese vielbesprochene Frage scheint doch allmählich einer Lösung nahe zu rücken. Wir entnehmen aus Karelins Bericht von einer Reise am Ostufer des caspischen Meeres *) nachstehende Data, welche einen Anhalt zur Beurtheilung der Sache liefern können.

„Alle Historiker und Geographen sagen ausdrücklich, daß der Orus oder heutige Amu-Derja sich ins caspische Meer ergoß. In neuerer Zeit regten sich aber Zweifel, die zu der unbegründeten und sehr übereilten Annahme führten, der Orus habe niemals ins caspische Meer gemündet und auch gar nicht in dasselbe münden können. Die Frage über das lang vergessene Bett des alten Orus erhob sich zur Zeit Peters des Großen. Im Jahre 1713 wurde ihm ein turkmenischer Häuptling von dem Volke Somud, seines Namens Chodscha Nefes, vorgestellt, nach dessen Aussage der Fluß Amu-Derja durch einen sandigen und goldhaltigen Boden fließt und weiland ins caspische Meer mündete, aber durch die Chiwaer verdämmt und in den Aral-See geleitet worden war, da sie die allzugroße Nähe des allbereits mächtigen Rußlands fürchteten. Der tscherkessische Fürst Alexander Bekowitsch, welcher den Chodscha Nefes vorgestellt hatte, wurde sofort nach dem Golfe Balkan geschickt, um zu ermitteln, ob wirklich noch Spuren vorhanden seyen, aus denen der frühere Lauf des Amu-Derja ins caspische Meer sich ergäbe, und gleichzeitig schickte Peter den Lieutenant Koshin zur Aufnahme der bis dahin unbekannten östlichen Gestade des caspischen Meeres. Bei seiner Rückkehr bestätigte Fürst Bekowitsch dem Kaiser die Aussagen des Turkmenen und wurde nun mit einem Truppencorps von 4000 Mann ein zweites Mal abgeschickt; dazu erhielt er eine denkwürdige Instruction, die der Czaar eigenhändig niedergeschrieben. Auch Koshin, der in Astrachan war, sollte sich Bekowitsch anschließen; allein er wagte es, dem kaiserlichen Befehl nicht zu gehorsamen und blieb an dem erwähnten Orte. Man kennt das tragische, durch den Unverstand und die Uebereilung des Chefs herbeigeführte Ende der Expedition. Koshin, der vor ein Kriegsgericht gestellt ward, rechtfertigte sein Zurückbleiben damit, daß durchaus keine Spuren vom Laufe des Amu-Derja vorhanden seyen; und der Lieutenant Knjäs Urusow wurde jetzt abgeschickt, um zu untersuchen, ob diese Rechtfertigung Koshins begründet sey. Allein Urusow — mochte es nun aus Unwissenheit oder in der Absicht, seinen Cameraden zu retten, geschehen — suchte die alte Mündung des Amu-Derja am Golfe Krasnowodsk, d. h. an der westlichen Hälfte des Balkan-Golfs, und konnte ihn also natürlich nicht finden. Seitdem wurden die Plane auf diesen Theil Asiens aufgegeben, und dieser Umstand war auch die Veranlassung, daß man die Annahme jenes früheren Laufes des Orus für ungereimt hielt. Im Jahre 1819 ward der Capitän (nunmehr General-Lieutenant) Murawjew nach Chiwa geschickt. Auf dem Wege dahin folgte er eine Zeitlang dem steilufrigen Bette des ehemaligen Amu-Derja oder des alten Orus, und es blieb noch zu ermitteln, ob der Aral-See eine höhere Lage habe als das Niveau des caspischen, um über die Biegung und die Möglichkeit des Laufes des Orus urtheilen zu können. Im Jahre 1824 wurde der Oberst Berg (nunmehr General-Lieutenant) mit einer Expedition an die Ufer des Aral geschickt. Einer von den Zwecken dieser Expedition war, die Landstrecke zwischen Aral und caspischem Meer zu nivelliren, und man kam in Folge dessen auf das Ergebniß, daß die Wasserfläche des ersteren 17 Saschenen höher liege, als die des letzteren. Allein die Schwergläubigen verlangten nun noch, man solle ihnen zeigen, wo der Damm sey, welcher nach mündlichen Ueberlieferungen den Amu-Derja vom caspischen Meer absperrte, als ob durchaus nur dieser Umstand die Veranlassung zur veränderten Richtung seines Laufes hätte seyn müssen.

„Ich will nun anführen, was wir alle, die wir zur Expedition vom Jahre 1836 gehörten, mit eigenen Augen gesehen haben. Vorher sey bemerkt, daß die streitigen Orte nicht bloß von uns besucht worden sind, sondern daß wir auch von dem höchsten Punkte der Balkankette, dem Berge Dirhem-Dagh, welcher sich mehr als 5000 Fuß über den Spiegel des

*) Mitgetheilt in dem „Archiv für wissenschaftliche Kunde von Rußland. 1843. II."

Digitized by Google

caspischen Meeres erhebt, die umliegende Gegend überschaut haben.

„Das Bett des alten Orus zieht an der südlichen Abdachung der großen Balkankette; es hat eingerissene und an beiden Seiten steile Ufer, deren Zwischenraum von 150 Saschen bis zu einer halben Werst beträgt. Es ist nur stellenweise mit salzigem Wasser gefüllt und mündet in den großen, gleichfalls salzigen See Nestepesenym- (?) Derjasi oder Baba-Kabschar, aus welchem es in zwei Armen wieder heraustritt. Der eine Arm, der Adshaib, theilt sich in die Ueberbleibsel des weiland großen Meerbusens von Chiwa; der andere, Aktam genannt, nimmt eine nördliche Richtung und mündet in den Balkan-Golf. Der Aktam hat eine Länge von 40 Werst, ist mit Wasser gefüllt und bis 3 Saschenen tief. An seinen hohen Ufern sieht man, daß sein Bette vormals 160 Saschenen breit war. Zu beiden Seiten fließen viele Bäche, die zu seinem Wassersystem gehören, kreuz und quer durch einander; und zwischen dem Aktam und dem westlichen Abhange des Balkan zieht sich ein ausgetrocknetes Flußbett mit flachen Ufern und von dritthalb Werst Breite. Gefälle hat der Aktam gar nicht und ist so salzig, daß, wie die Turkmenen versichern, Fische, die von starken Stürmen aus dem Golf in sein Bett getrieben werden, in kurzer Zeit erblinden.

„Zu den angeführten Beweisgründen kommt noch: 1) daß das alte Bett des Orus bis auf den heutigen Tag bei den Turkmenen Okus, Ogdus, Oghur und Us heißt; 2) daß es durch die sandige und wasserlose turkmenische Steppe, bald zwischen felsigen Ufern, bald vom Sande fast verschüttet, ohne Unterbrechung sich hinzieht; 3) daß die Ueberschwemmungen des Amu-Derja in den Gränzen Chiwa's die aufgeschwemmten Sandlager von Jahr zu Jahr weiter durchdringen und einem freien, offenen Rinnsale (koryt) sich nähern; 4) daß das Wasser im dießjährigen Frühling in dem alten Bette bis zu dem Orte Sakar-Tschughi vorgedrungen ist, von welchem nur noch fünf Tagreisen bis zum Balkan-Golfe sind. Diese Kunde hat mir Kiat-Chan mitgetheilt, ein ehrenwerther und wahrheitliebender Greis, der an den streitigen Orten wohnt und von allen Naturereignissen seiner Heimath zu jeder Zeit Kenntniß nehmen kann."

Ausflüge in die Umgegend Roms.

I. Die römische Campagna.

(Fortsetzung.)

Ganz besonders zeugen aber die Lavaströme, die in der Campagna häufig vorkommen, von der einst hier stattgehabten vulcanischen Thatigkeit, und zwar zu einer Zeit, wo der Boden der Campagna schon trocken lag, indem ihre Oberflache ziemlich eben, oder doch keineswegs so schlackig und blasig ist, wie man es erwarten dürfte, wenn die heiße Masse unter dem Wasser geflossen, und durch die ungeheure Gasentwicklung aufgeblasen und zerklüftet wäre. Die schönsten Lavaströme finden sich an der Via Appia und bei Veji, wovon später ausführlicher die Rede seyn soll. Der angegebene, generelle Charakter der Campagna gilt, wie gesagt, namentlich für die nächste Umgebung Roms, und ausnahmslos für die Fläche zwischen der Stadt und den Gebirgen; eine desto eminentere Ausnahme bildet die Gegend bei dem alten Veji, nördlich von Rom. Daß dieß selbst eine höchst merkwürdige Ausnahme sey, wurde schon oben erwähnt, und ist allgemein bekannt. Die Hügel Roms sind theilweise, so weit sie nämlich nicht von den Gebäuden der Stadt eingenommen werden, mit den herrlichsten Villen der römischen Großen geschmückt, worin die Vegetation, namentlich auch alle Arten von Bäumen, so üppig gedeiht, daß man die Nähe der kahlen Campagna kaum für möglich hält. Ich nennr nur die Villa Borghese, Mills, Pamphili, den Monte Pincio und Mario, welcher letztere den Uebergang zu einem bedeutenden Gebirge zu bilden scheint, auf der andern Seite indessen sogleich wieder in die Ebene abfällt, die sich auch bis zum See von Bracciano in niedrigen Hügeln hinzieht. Fast überall beginnt unmittelbar hinter den Mauern Roms die Campagna in ihrer ganzen Flachheit und Oede, nur im Westen machen die Berge Mario und Janiculus einerseits, bei den Thoren del Popolo und S. Sebastiano die zu beiden Seiten des Weges hinlaufenden Gärten anderseits eine Ausnahme. Diese erstrecken sich vor letzterem Thore ziemlich weit in die Campagna hinein, nämlich fast bis zum Grabmale der Cäcilia Metella, und überhaupt ist hier deren Charakter in mehr als einer Hinsicht modificirt. Das erwähnte Grabmal liegt nämlich selbst schon auf einem kleinen Hügel, an dessen Fuße der Circus des Caracalla sich ausbreitet, hinter welchem dann wieder verschiedene andere Hügel emporsteigen. Wenn man den Circus der Länge nach durchschreitet, und durch dessen hinteres Thor hinaustritt, erblickt man ein kleines, verfallenes Häuschen, von dessen Mauern man eine unübertreffliche Aussicht auf die ungeheuren Reste der antiken Wasserleitungen und auf die Gebirge dahinter genießt, zugleich aber den Hain der Nymphe Egeria ganz in der Nahe erblickt, der als solcher hier in der Campagna vom höchsten Interesse ist. Er bedeckt freilich nur eine ganz kleine Hügelkuppe, die man in einigen Minuten nach jeder Richtung überschreiten kann; allein um so auffallender ist es, daß sich diese kleine Baumgruppe so vereinzelt erhalt. Die Bäume sind sämmtlich sogenannte wilde Lorbeeren.

Unfern dieses Haines, der von einem Grasmeere umfluthet wird, ist die großentheils von Backsteinen aufgemauerte Grotte (nymphaeum) der Egeria. Von den drei Wasserröhren welche die Grotte einst mit Wasser versorgten, läuft nur noch eine, deren weniges Wasser sogleich in den Almo fließt. Das Thal, welches dieser Bach benetzt, ist durch eine üppige Vegetation ausgezeichnet, wie denn auch die Grotte der Egeria selbst mit einem Kranze sehr kräftiger Bäume umgeben, und von Brombeersträuchern und Epheu höchst malerisch überwuchert ist.

In diesem Thale (della Caffarella) liegt eine kleine Maierei, deren ich noch mit einigen Worten gedenken will, um einen Beitrag zu den vielbesprochenen italienischen Räubergeschichten

Digitized by Google

zu liefern. *) Es war 3½ Uhr nach Mittag geworden, als ich auf einer Tour durch diese Gegenden, aufgehalten durch die Skizzirung einiger Gegenstände, und vom Scirocco erschöpft, durch das Thal der Casarella zurückkehrte. Beim Aufsuchen des Tempels des Gottes Redicnlus gelangte ich in ein altes Gemäuer aus dem Mittelalter, das an der einen Seite von einem dreieckigen Thurme, an der andern von einem alten Feigenbaume hoch überragt wieb. Um mich her weideten Büffel auf der Wiese und an den Abhängen, die alle erstaunt zu mir herschauten, wenn ich bald aus dieser, bald aus jener Oeffnung des alten Mauerwerks auftauchte. Sie gehörten zu der erwähnten Maierei, einem großen, hier in der völligsten Einsamkeit liegenden Gebäude. Ein Mann saß vor der Thüre und strickte, ein braunes, dästiges Gesicht, in Ziegenfell gekleidet, harte, büffelleberne, stiefelartige Gamaschen um die Beine, einem Indianer, oder besser einem Lappländer nicht ganz unähnlich. Wer scheu vorbeigeschlichen wäre, hätte gewiß nach dem Aeußern geurtheilt und sich glücklich gepriesen, diesem wilden Räuber so unbemerkt entkommen zu seyn. Auf meine Frage aber, ob ich hier etwas genießen könne, holte er eilig ein Weißbrod, harten Käse und Wein, und freute sich nebst seinem bald auf einem bösen Pferde ansprengenden Gefährten mich erquicken zu können. Sie ergötzten sich höchlichst über mein Zeichenbuch, namentlich aber über einen Plan Roms, und verlangten für die ganze Bewirthung — einen Bajocco, d. h. 4 pf. oder 1⅔ kr. Das sind die italienischen Banditen und Räuber, die in den Köpfen mancher Reisenden und Zeitungs-Correspondenten hin und wieder spuken.

So viel über die Hügel Roms und deren Fortsetzung und Charakter im Südwesten der Stadt. Weit überraschender ist die Oertlichkeit bei dem alten Veji; der Weg dahin führt aus der Porta del Popolo über den Porto Molle (Tibersbrücke), anfangs auf der gewöhnlichen Chaussee etwa zwei Stunden lang, dann biegt er rechts ab und verfolgt ungefähr die Richtung der alten Via Cassia. Nach einer anderweitigen Stunde erreicht man Isola Veji oder Isola Farnese, der jetzige Name für einige alte Häuser in der Nähe des alten Veji. Es erhebt sich hier ein steiler Fels, an drei Seiten von einer tiefen Schlucht umgeben, nach der vierten (nördlichen) in einen schmalen, sich bald verflachenden Bergrücken auslaufend, auf seinem Scheitel von dem neuen Veji gekrönt. Die Schlucht nach Westen und Süden ist ganz mit frischgrünen Bäumen und Buschwerk bedeckt, unter deren Schatten ein anmuthiger Weg nach einer höchst romantisch am Fuße jenes Bergrückens gelegenen Mühle führt. Das Wasser, welches sie treibt, ist die alte Cremera (jetzt Varca, auf andern Karten Vaica genannt), welche unmittelbar unterhalb derselben einen herrlichen Wasserfall von etwa 50 Fuß Höhe bildet. Ueberschreitet man sie und wendet sich nordöstlich, so gelangt man auf das vollkommen kahle Feld, wo einst das mächtige Veji stand, nach der Zerstörung durch Camill im Jahre 393 v. Chr. so spurlos vom Boden verschwunden, daß nicht einmal Mauerreste davon übrig geblieben sind, sondern nur ein planirtes, mit den Steinen der Zerstörung übersäetes Feld die Stelle verräth, wo die einst so mächtige Hauptstadt der Etrusker stand. In neuester Zeit wurde hier ein Grab aufgefunden und geöffnet, das manches Merkwürdige darbietet, und hoffentlich auf planmäßiges Weiterforschen hinführen wird, da hier eine sehr ergiebige Quelle für etrurische Alterthümer seyn muß (s. unten).

Hinter diesem Steinfelde kommt man an den merkwürdigen Lavastrom, der aus den vulcanischen Bergen bei Baccano (an der östlichen Seite des Kraterringes, welcher den See von Bracciano umschließt) gequollen ist. Ein kleiner Bach, der sich in die Cremera ergießt, hat sich unbegreiflicherweise in diesem harten Gestein, dessen Oberfläche noch von keiner Vegetation bekleidet ist, sein Bett ausgewaschen, und zwar erscheint dieß eben wegen der Härte des Steins mit glatten, senkrechten Wänden, ein bis zwei Fuß tief, in sehr grotesken Formen ausgefressen. Hin und wieder hat das Wasser eine bedeutende Kalksinter-Kruste abgesetzt.

(Schluß folgt.)

*) Als dieß geschrieben wurde, waren in Italien die neuesten Unruhen, in deren Folge immer und überall auch Räuberbanden sind, noch nicht ausgebrochen.

Antiquarische Nachrichten aus Frankreich.

Das Comité historique hat beschlossen, die ursprünglichen Ausgabenrechnungen des Cardinals d'Amboise, Ministers Ludwigs XII, beim Bau des prächtigen Schlosses Gaillon in der Normandie ganz oder theilweise herauszugeben. Das Werthvollste darin sind die Angaben der Preise aller Materialien, der Arbeiten, Kunstwerke u. s. w. — Die heilige Capelle zu Riom in Auvergne soll nach langer Entheiligung der Kirche zurückgegeben werden. Man wendet gegenwärtig in Frankreich sehr viel Aufmerksamkeit auf die mittelalterlichen Denkmale der Auvergne. — Hr. Ardant von Limoges hat kürzlich ein kleines Werk über die Emailmaler von Limoges und ihre Arbeiten im Mittelalter herausgegeben. Dasselbe enthält unter andern merkwürdigen Dingen den Abdruck eines Manuscripts aus dem 11ten Jahrhundert über die Art des Verfahrens bei der Bereitung des Schmelzes. — Das große Werk der Geistlichen Martin und Cahier über die Kathedrale von Bourges geht rasch vorwärts, und der Theil, welcher die gemalten Glasfenster darstellt, ist namentlich ausgezeichnet. — Um die Verkäufe von mittelalterlichen Merkwürdigkeiten an Liebhaber, die sich solche durch unredliche geistliche und weltliche Behörden oft verschaffen, in Zukunft zu hindern, bestehen viele Bischöfe jetzt darauf, daß jeder Geistliche ein genaues Verzeichniß aller in seiner Kirche vorhandenen Gegenstände entwerfe und an die Diöcesanarchive einsende. Er wird dadurch für alles Vorhandene verantwortlich, und ohne des Bischofs Genehmigung kann kein Verkauf mehr stattfinden. (Lit. Gaz. vom 3 Febr.)

Ahmed Bey von Constantine.

Zweiter Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Die Stämme der Araber, Kabylen und Schawiahs, welche die Provinz bevölkern, wurden meistens von Scheichs oder Kaids verwaltet,

welche direct mit Hadschi Ahmed correspondirten, und auch nur von ihm abhingen. Mit dem rothen Burnus oder der Gandurah, einer Art von seidenen Mänteichen, mit dem man den Kopf des Neubestallten bedeckte, und mit dem silbernen Siegel ausgerüstet, das der Bey selbst bei der Ernennung ihm überreichte, waren sie bei den Bevölkerungen in jeder Hinsicht die Abgeordneten und Stellvertreter des Fürsten, und sie übten eine sehr ausgedehnte willkürliche Gewalt aus, die oft in einen wahren Despotismus ausartete. Sie waren übrigens die Kriegsbefehlshabe des Stammes, und mußten, so oft man sie aufbot, sich unter die Fahnen des Fürsten einreihen. Ihnen stand in ihren Amtsverrichtungen ein Kateb (Schreiber) und eine Semalah (Truppe) zu Gebot, welche aus Reitern bestand, denen unter der Bedingung, daß sie die Steuern beitrieben und die Localgewalt unterstützten, gewisse Freiheiten und Vorrechte bewilligt waren.

Im Ganzen waren es zwölf Scheichs, fünfzehn Kaids von Stämmen und vier Kaids in Städten, also mit den übrigen 36, Beamte, welche oft einander feindlich und nur vom Fürsten abhängend die Bevölkerungen der Provinz Constantine, wie so viele große und kleine Vasallen, oder richtiger, wie die Pächter eines einzigen Herrn regierten; natürlich war jeder derselben geneigt seine und seines Fürsten Gewalt so viel als immer möglich auszudehnen. Um diese übersichtliche Darstellung der Regierung Hadschi Ahmeds zu vervollständigen, wollen wir nur noch einige Worte über die Organisation der Streitmacht sagen.

Eine kleine Anzahl Türken, die sich zu Constantine niedergelassen hatten und von Ahmed Bey in dem allgemeinen Gemetzel derselben verschont worden waren, bildeten den Kern der eigentlichen Miliz, die sich aus Kuloghlis, Mauren und Kabylen der Sohel errutirte. Diese Miliz befand sich zu Constantine und lieferte einigen Städten Besatzungen. Ihre Anzahl belief sich nie über 1500 bis 2000 Menschen. Eine Truppe Fußgänger oder Kabylen-Suaven, welche Ben Aissa organisirt hatte, verstärkte diese Miliz, und lieferte sogar in den Jahren 1836 und 1837 der Stadt ihre zahlreichsten und tapfersten Vertheidiger. Die vielen Kriegszüge gegen die Franzosen oder gegen widerspänstige Stämme wurden namentlich von der Reiterei ausgeführt, welche den Namen Machsen führte und aus Arabern bestand, die gegen Landbewilligung und Steuernachlaß sich in dieß Corps aufnehmen ließen. Einen ähnlichen Dienst leisteten die schon erwähnten Semuls oder Semalah. Diese Schaar, obwohl nicht sehr zahlreich, denn sie zählte nicht über 100 Reiter, wurde mit Recht als eine der sichersten Stützen der Gewalt betrachtet, genoß große Vorrechte, und ihr Führer oder Kaid der Semalah hatte gleichen Rang mit dem Aga, einem der fünf ersten Würdenträger der Provinz. Außer dem Machsen hatte dieser auch noch die Deirah, eine Schaar von etwa 1000 Mann, unter seinem Befehl, welche in kleinen Abtheilungen unter den Stämmen vertheilt waren, um die Ausführung der Verwaltungsmaßregeln zu sichern und Aufstände zu unterdrücken. Jeder Kaid oder Scheich hatte endlich eine besondere Wache oder Semalah, welche ihm in seinen Verrichtungen dieselben Dienste leistete, wie die Machsen, die Deirah und die Semuls dem Bey.

Abgesehen von allen diesen Milizen waren die Stämme gehalten, in kritischen Umständen, z. B. in einem Kriege gegen Frankreich, ihre Gunas zu stellen, die sich im Ganzen auf 15,000 Mann belaufen konnten. Das Land hätte in einem dringenden Fall 45,000 Mann stellen können, aber eine solche Macht war niemals beisammen. Die Schwierigkeit, dieselbe in Bewegung zu setzen, wäre noch nichts gewesen gegen die, sie zu ernähren, denn in dem Beylik war von jeher keine Anstalt getroffen, um den Unterhalt der im Feld stehenden Truppen zu sichern. Während der Mäesche hatte nur die Miliz ein Recht auf die Vertheilung von Lebensmitteln, und sie allein erhielt einen bestimmten Sold. Die andern Truppen mußten selbst für ihren Unterhalt sorgen, so daß meist die Plünderung von Freundes- oder Feindesgebiet ihre einzige Hülfsquelle war. Hadschi Ahmed hatte überhaupt in seinem Heere nichts, was auch nur entfernt den regulären Bataillonen und der tollen Reiterei Abdelkaders geglichen hätte. Nur das Fußvolk bildete auf dem Marsch oder im Gefecht eine Art Colonne, die Reiterei griff nur vereinzelt an, und keine Disciplin konnte die Hitze des Angriffs oder die Schnelligkeit der Flucht zügeln. Auf den Märschen hielt sie sich rechts und links von der Infanterie in langen unabsehbaren Linien. Hinter der Masse des Heeres kam der Bey mit seinen M'Khali, Alaneah (Sandalenträger), seinen Tschauschs und umgeben von der Reiterei der Machsen. Auch befand sich bei ihm jene famose Musik, die er früher so sehr gewünscht hatte, und deren Mißtöne noch immer einen großen Reiz auf seine Ohren ausübten.

Ein Einkommen von etwa drei Millionen Franken hielt die Räder der Kriegs- und Verwaltungsmaschine im Gang. Es floß aus verschiedenen Abgaben, dem Aschur oder Zehnten, dem Hokor (Grundsteuer) und der Ghaeamah (Geldsteuer), der Verpachtung der Domänen des Beylik und den Bestallungsabgaben, die jeder höhere Beamte bei der Einsetzung in seine Würde an den Fürsten bezahlte. Schätzt man bloß die Zahl der Einnahme der Provinz, so erscheint die allgemeine Summe, da sie sich auf so viele Köpfe vertheilte, nicht übermäßig, aber man muß bemerken, daß die zum Kriegsdienst verwendeten Stämme schon dadurch von aller Beiziehung zu den öffentlichen Lasten befreit waren, oder nur in einem sehr schwachen Verhältniß beisteuerten. Eben diese Stämme aber waren gerade die reichsten und mächtigsten der Provinz; die Steuern drückten also hart und fast ausschließlich auf den Armen und Schwachen. Uebrigens muß man den Ertrag der Razias hinzufügen, die unter den unbedeutendsten Vorwänden ausgeführt wurden, und nie so häufig waren, als unter der Regierung Hadschi Ahmeds. Die Beute eines Tages entschädigte überreichlich für alle rückständigen Steuern, welche die Steuererheber nicht in Frieden hätten eintreiben können. Nichtsdestoweniger und trotz der wiederholten Anwendung dieses gewaltsamen Mittels war Ahmed stets um Geld verlegen, theils um die Ausgaben seiner Regierung zu bestreiten, theils um seine unmäßige Vorliebe für äußern Pomp und seine zügellosen Leidenschaften zu befriedigen. Eines der Mittel, zu dem er in seinen Geldverlegenheiten griff, war die Verschlechterung der Münze, die er in Uebereinstimmung mit seinem Vertrauten und Helfershelfer Ben Aissa in Ausführung brachte. (Fortsetzung folgt.)

Legislative Maßregeln gegen Handelsbetrug. Die unbeschränkte Freiheit im Handel, die man mit dem laissez faire predigte, erhält mehr und mehr Stöße. Wir haben die zahlreichen Fälschungen, die in England und Frankreich hinsichtlich der Lebensmittel namentlich vorgehen, öfters erwähnt, und gegenwärtig wird sehr häufig gefälschter Wein von der Polizei auf der Straße geschüttet. Jetzt scheint man diesen Maaßregeln eine weitere Ausdehnung geben zu wollen, und in der Deputirtenkammer sind Maaßregeln gegen alle falschen Declarationen und Zeichen im innern und äußern Handel in Vorschlag. Der Moniteur industriel vom 1 Febr. bemerkt freilich, daß dieß eine der dornenvollsten Fragen seyn werde.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 52.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

21 Februar 1844.

Ausflüge in die Umgegend Roms.

1. Die römische Campagna.

(Schluß.)

Die Gegend ist auch hier noch vollkommen kahl, bis sich der Bach mit seinem Lavabette plötzlich in eine enge Felsschlucht senkt, in deren Spalten nun das Wasser sogleich eine üppige Vegetation hervorruft. Wenn man einige hundert Schritte darin hinuntergeht, gelangt man an eine höchst merkwürdige Höhle, die durch eine jene Schlucht quer durchsetzende Felswand führt, und angeblich von den alten Vejentern ausgehauen seyn soll. Einen andern Zweck als das unbedeutende Wasser hindurchzuleiten, werden sie jedenfalls dabei gehabt haben, da die Höhle so hoch und geräumig ist, daß man bequem hindurchgehen kann, die Felswand sich auch sogleich in die Ebene versenkt, so daß das Wasser also viel leichter hätte herumgeleitet werden können. — Wo die Höhle durchführt ist die Wand etwa 40 Fuß hoch, von allerlei Gebüsch und Schlingpflanzen bekleidet, und von Bäumen, darunter einige herrliche Feigenbäume, beschattet. Das Wasser hat sich vor dem Eingange unzählige Gänge gefressen, bildet aber auch theilweise größere Wasserspiegel und ist hier ganz von großen Wasserpflanzen (wenn ich nicht irre einer Caltha-Art) bedeckt. Die Oertlichkeit ist in jeder Hinsicht im höchsten Grade anziehend und interessant.

Auf der andern Seite von Isola Veji nach Rom zu befindet sich in einem schattigen Dickicht, von einem uralten Feigenbaume überwölbt, ein herrlicher Brunnen des klarsten, frischesten Wassers, das eine mehrere Fuß hohe Maureinfassung unaufhörlich überfluthet, und der Vegetation ihr frisches Grün auch im Sommer erhält. Steigt man von hier etwas in die südliche Schlucht hinab, so bietet sich dem von Norden nach Rom Kommenden ein recht südliches Bild dar: der Felsabhang ist hier nämlich ganz mit jener großen Opuntia überwuchert, die man eigentlich erst in Sicilien so verwildert antrifft. Ich wenigstens hatte bisher in Oberitalien immer nur einzelne Exemplare, wenn auch im Freien ausdauernd gesehen; hier sah ich das erste Cactus-System am nackten Felsen kleben.

Isola Veji besteht, wie gesagt, nur aus wenig Häusern, aber auch diese und ihre Bewohner sind von dem Reisenden nicht zu übersehen. Sollten auch des freundlichen Wirthes Lieder, die er während eines unter schattiger Weinlaube eingenommenen, frugalen Frühstückes zur Guitarre vortrug, nicht jedem so wie mir zusagen (er mischte dabei einzelne deutsche Brocken ein, namentlich war der Refrain von einem Liede: nur sempre trinke!), so werden doch die meisten Reisenden ein kleines antikes Geräth zum Andenken gern mit in die Heimath nehmen wollen, was bei dem bestehenden Gebote, alle gefundenen Antiken an die päpstliche Regierung abzuliefern, nicht so leicht ist, oder doch wegen der hohen Preise der durch jene Maaßregel monopolisirten Antikenhändel eine vergleichungsweise bedeutende Ausgabe verursacht. — Hier in Veji, bislang wegen Mangel an Nachforschung noch keine bekannte, oder doch keine berühmte Fundstätte, wird nun ein kleiner Schmuggelhandel betrieben, und zwar mit jenen herrlichen etruriſchen Gefäßen von Terracotta, die glänzend schwarz, oft mit schönen Reliefs geziert, von der allergefälligsten Form sind, und wegen der Dünnheit ihrer Wände und der vortrefflichen Brennmethode wie eine Glocke klingen. Die herrlichsten Schalen, mitunter vasenförmig auf einem Fuße stehend, und andere prachtvolle Gefäße kauft man dort für einige Thaler. Wenn das erwähnte, neu aufgefundene Grab die Aufmerksamkeit der Regierung dorthin lenkt und fortgesetzte Ausgrabungen veranlaßt, wie das zu hoffen ist, so wird dieser Schmuggelhandel wohl schärfer bewacht, wenn nicht ganz unmöglich gemacht werden.

Der letzte interessante Punkt in der Campagna, aber für einen Deutschen auch vom allerhöchsten Interesse ist Cervaro, der Ort, wo das Künstlerfest auf eine wahrhaft überraschende Weise gefeiert wird. Da das Detail in einem Aufsatze von Mayer in den von ihm und Th. v. Kodde herausgegebenen humoristischen Blättern (Nro. 34 v. 25 August 1842) *) schon

*) Auch im Auslande besprochen s. Nr. 143 f. vom Jahre 1842.

beſchrieben, und alle Jahr ungefähr dasſelbe iſt, ſo will ich hier nur den allgemeinen Abriß, vorzüglich aber die Localität und andere Beziehungen hervorheben. — Es wird nur Ein ſolches Feſt in Rom gefeiert, und zwar von den Deutſchen, obgleich alle europäiſchen Nationen ihre Repräſentanten dort haben. Das gemeinſame Leben dieſer Kunſtjünger indeſſen, und die von ihnen allen bald erlernte italieniſche Sprache bringt einen gewiſſen Zuſammenhang unter ihnen allen hervor, in Folge deſſen denn auch von dem Künſtlerfeſte Mitglieder aller Nationen, Engländer und Franzoſen ſogar in großer Menge Theil nehmen. Das Feſt iſt und bleibt indeſſen ſo ſehr ein deutſches, daß die Bekanntmachung und Einladung lediglich in deutſcher Sprache an den frequenteſten Kaffeehäuſern angeheftet, überhaupt alles von den Deutſchen und zwar von der Künſtler-Verbindung, „Ponte molle“ genannt (in specie von deren Präſidenten) angeordnet und geleitet wird. Demnach nahmen denn auch während meines Aufenthalts in Rom zweihundert Deutſche und etwa nur fünfzig Nichtdeutſche am Feſte Theil. Dieß wird gewöhnlich Ende April, alſo wenn die Campagna im üppigſten Grün prangt, gefeiert: die Theilnehmer erſcheinen größtentheils maskirt, und der Zug bewegt ſich zu Fuß, zu Pferde, zu Wagen und zu — Eſel, jede Abtheilung unter eigenen Anführern, übrigens ohne Zwang über Torre de' Schiavi nach Cervaro. Dieſer Ort liegt in öſtlicher Richtung etwa anderthalb deutſche Meilen von Rom, und bietet eine höchſt merkwürdige Localität dar. Durch frühere Steinbrüche iſt nämlich der Boden ausgehöhlt, darüber aber auf einzelnen ſtehen gelaſſenen Säulen eine Art Decke oder ein Gewölbe größtentheils erhalten, etwa wie in den Gefängniſſen der Griechen bei Syrakus, oder an einzelnen Stellen der ſicilianiſchen und neapolitaniſchen Katakomben. In der Mitte zwiſchen dieſen Stützpunkten iſt indeſſen die Decke gewöhnlich eingeſtürzt, und durch dieſe Oeffnungen dringt das Licht und friſche Luft hinlänglich herein. Dieſe unteren Räume ſind ſehr bequem und weitläufig, obgleich mit Steinhaufen zum Theil verſchüttet, und faſſen einige hundert Menſchen mit Leichtigkeit. Einige der luftigſten Höhlen ſind mit mannshohen Kräutern überwuchert und von weidenden Ziegen, welche auf die höchſten Steinwände klettern, belebt.

Eine erquickende Kühle herrſcht hier unten, wohin die glühende Campagna-Sonne nicht dringen kann. In dem größten unterirdiſchen Raume wird ſofort von den umherliegenden Steinen eine Tafel nebſt Sitzen errichtet, und alles mit den rieſigen Blättern der umſtehenden Kräuter bekleidet. Hier wird ein kaltes Mahl eingenommen, wozu das Erforderliche auf beſondern Speiſe- und Weinwagen unter einer ſtarken Gendarmeriebedeckung (natürlich nur aus verkleideten Malern beſtehend) herbeigeſchafft wird. Ein Ort in der Halle wird zur Küche erſehen, die Gendarmerie davor gepflanzt und geſchäftige Ganymede fliegen mit Tellern, Flaſchen und Gläſern fort, um die Tafel zu füllen. An letzterer präſidirt zur Zeit noch Reinhart, unſer gefeierter Landsmann, ein Jugendfreund Schillers, ein liebenswürdiger rüſtiger Greis, der nun ſchon fünfzig Jahre in Rom lebt. Ihm wurde bei meinem Dortſeyn Kiefers herrliches Lied: „Heil dem Manne ꝛc.“ begeiſtert geſungen, welches aus 200 Kehlen an dieſem romantiſchen Orte unter dieſen Umgebungen ſo mächtig klang, daß die Theilnehmer anderer Nationen faſt ſcheu und feierlich dem lauſchten.

Die komiſchſte Seite des Feſtes iſt die feierliche Proceſſion zur Höhle der Sibylle (ein vollkommenes, d. h. oben ganz von einer Decke geſchloſſenes, ſehr tiefes Gewölbe) und deren Befragung über wichtige Tages-, Orts- und Maler-Angelegenheiten; ſodann nach aufgehobener Tafel die ſogenannten olympiſchen Spiele. Dort wird alles in burlesken Verſen abgehandelt, die Stimme der Sibylle ertönt aus dem Innerſten der Höhle, und es macht einen ganz eigenthümlichen Eindruck, dieſe Menſchenmaſſe in den Kleidungen aller Völker und Zeiten nur von einem ſchwachen Fackellicht beleuchtet zu ſehen; tiefe Stille herrſcht, die Stimmen der Sprecher tönen geiſterhaft und urplötzlich ſchweben nach einem betäubenden Knall die allegoriſchen Deutungen der Sibylle in weißgemalten Geſtalten, als Verkörperungen der Zukunft, durch den ſchwarzen Hintergrund der Höhle.

Auf einer andern Scene gehen die olympiſchen Spiele vor ſich im freien Sonnenlichte und friſchgrünem Campagnagraſe. Wettrennen zu Pferd, zu Eſel und zu Fuß werden angeſtellt. Wo wäre eine ſolche Rennbahn wie die Campagna zu finden? Daß hier der Stoff zum Lachen nicht fehlt, dafür bürgt die zweite Kategorie der Rennee, und der von den betreffenden Reitern reichlich beim Mahle genoſſene, edle Frascatiwein. In der That iſt nichts ſpaßhafter als die unbezwinglichen Launen dieſer ſtörriſchen Grauchen, die zwar unter jenem ſüdlichen Himmel eine weit feurigere, kräftigere Natur annehmen als in Deutſchland, nichtsdeſtoweniger aber bei jenem Wettrennen im kritiſchen Augenblicke oft weder im Guten, noch mit Gewalt zum Laufen zu bringen ſind, dann aber plötzlich, wenn ein anderer ſchon das Ziel erreicht und den Preis gewonnen hat, vielleicht erbost ob der erlittenen Unbill, oder geſtachelt zur unrechten Zeit vom Ehrgeize, ventre à terre durch die Campagna fliegen, und nun von dem beſtürzten Reiter, dafern dieſer fortwährend ſeine Stellung behauptet, ſo wenig durch Schmeicheleien, als durch das kräftigſte Zügelreißen angehalten werden können. Die Preiſe für die Sieger beſtehen in nachgebildeten, antiken Gefäßen, eine höchſt ſinnige Erinnerung an dieſen Ort und deſſen Verhältniß zum Künſtlerthume. Die Beſiegten gehen indeſſen gleichfalls nicht leer aus: alle Theilnehmer bekommen den Mezzo-Bajocco-Orden, eine römiſche Kupfermünze von nicht ganz 3 Pf. an Werth, die eigens zu dieſem Zwecke geprägt und mit der Umſchrift Cervaro verſehen iſt.

Aber nicht nur ein bedeutungsloſer Scherz iſt dieſes Feſt: es verhütet jede Vereinzelung und in Folge deſſen Einſeitigkeit unter den zahlreichen Kunſtjüngern verſchiedener deutſcher Gaue und verſchiedenen Charakters; es iſt der Angelpunkt, um den ſich das ganze deutſche Künſtlerleben in Rom dreht. Wie einſam, wie mißmuthig fühlt ſich der Fremdling, auch der

Digitized by Google

Künstler in jener weiten Stadt! Und wenn sich dort auch Bekanntschaften leichter knüpfen, namentlich unter Künstlern, so ist doch Cervaro der Ort, wo eine allgemeine Bekanntschaft aller einzutreten pflegt, durch die Verkleidungen, Scherze, Wein und tausend Zufälligkeiten vermittelt. Der Bekanntschaft folgen Gedankenmittheilungen, Zusammenkünfte und die ganze heilsame Läuterung individueller Schroffheiten, die stets und nur aus gemeinsamem Streben, Denken, Handeln und Beurtheilen hervorgeht. Dieß ist gegenwärtig um so mehr werth, als die Künstler nicht, wie zu Goethe's Zeit, fast ganz zusammen leben, lehren und schaffen, sondern schon wegen ihrer gegenwärtigen bedeutenden Anzahl mehr auseinanderfallen, und größere Versammlungen gemeinschaftlichen, ernstern Untersuchungen nicht eben günstig sind. Außer diesen Bekanntschaften der Jüngern unter einander bringt auch das Fest sie mit den anwesenden Notabilitäten in Berührung. Wie anregend ein gespendetes Lob von diesen, wie heilsam ihre Belehrung ist, das braucht nicht erst bewiesen zu werden. Hieraus geht denn auch eine Einheit der deutschen Kunst zu Rom hervor, eine würdige Tendenz, eine Mäßigung, die erst durch ihre Gegensätze in Rom, namentlich durch die süßlichen oder verzerrten, fast immer aber grellen Gemälde und Sculpturen der Franzosen (wenigstens der jüngern) recht zur Anschauung kommt.

Diese Einheit der Kunst geht aber Hand in Hand mit der politischen Einheit der Deutschen: für beides ist in Rom Cervaro der Mittelpunkt. Und so klein auch die Zahl der Individuen ist, die sich dort versammeln, so groß ist die moralische Anregung, die sie mit in die Heimath nehmen, und wenn auch nicht aus kleinen Anlässen oft große Dinge entständen, so ist doch gewiß für unsere politische Einheit jeder kleinste Umstand, der sie auch nur Einzelnen zum Bewußtseyn bringt, erwünscht und berücksichtigenswerth. Dazu ist aber nun Cervaro ganz der Ort. Schließen sich in der Fremde überhaupt Landsleute leichter aneinander, so ist dieß beim Cervarofeste unter den angegebenen Umständen ganz besonders der Fall. Und weil alle deutschen Länder ihre Contingente nach Rom schicken, und die verschieden benannten Glieder der deutschen Nation dort ihre völlige, vorher vielleicht kaum geahnte Uebereinstimmung zur gegenseitigen Freude kennen lernen, so liegen darin wieder ganz besondere Anlässe, engherzige staatliche Verschiedenheiten fahren zu lassen, um sich der großen Nationaleinheit recht deutlich bewußt zu werden und zu freuen. Ich wenigstens habe nie, selbst nicht in meinem Universitätsleben so warm und theilnehmend in den Gesang patriotischer Lieder eingestimmt, als zu Cervaro, und die begeisterten Blicke der 200 Mitsänger hätten mir auch ohne Worte gesagt, daß dieselben Gefühle sie belebten.

Doch ich will mich nicht zu weit von meinem Gegenstande verirren, und so mögen hiermit denn die Mittheilungen über die römische Campagna, ihre merkwürdigsten Orte und deren Beziehungen zu deutschem Leben überhaupt und deutschem Künstlerleben insbesondere geschlossen seyn.

Ueber die Bekehrung von Ceylon.

Ein Missionär, Namens Selkirk, hat in einem Buche, Recollections of Ceylon, wieder einmal eine Probe gegeben, bis zu welchem Unsinn ein boeurter Eifer sich versteigen kann. Er beklagt sich über die Schwierigkeiten den Singalesen das Gheistenthum beizubringen. Die zahlreichen Legenden und Mährchen des Buddhismus haben tiefe Spuren in der Sprache selbst zurückgelassen, eine Menge Ausdrücke, die in den gewöhnlichen Gebrauch übergingen, erinnern schon an und für sich an irgend einen heiligen Spruch oder eine Legende. Hiezu kommt noch, daß auch der Kastengeist, obgleich kein buddhistischer Glaubensartikel, bei den Singalesen noch strenger beobachtet wird, als von den Hindus, daß er in die Sprache vollkommen überging und einen wesentlichen Theil der grammatischen Beugungen bildet. Der fromme Mann weiß dagegen nun kein anderes Mittel, als „den Singalesen eine neue Religion durch das Medium einer neuen Sprache zukommen zu lassen. Wie das Christenthum unsern sächsischen Ahnherrn durch das Medium des Lateinischen zukam, so schlagen wir vor, es den Singalesen durch das Medium des Englischen beizubringen. Politische Rücksichten verbinden sich mit religiösen Vortheilen, denn es ist eine kluge Politik englische Gesinnungen und Einrichtungen englischen Unterthanen mitzutheilen.“ In diesem Sinne wird nun vorgeschlagen, allenthalben englische Schulen zu errichten, Erwachsene wie junge Leute würden in Masse herbeieilen, die Arbeiten der Missionäre erleichtert werden, und diese nicht mehr über Rückfällige zu klagen haben.

Ahmed Bey von Constantine.

Zweiter Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Dieß war die wankende, aber immer noch imposante Macht, gegen welche die Franzosen zu kämpfen hatten, bis endlich der Augenblick für günstig erachtet wurde, um sich Constantine's, dieser geheimnißvollen Stadt des alten Cirta, zu bemächtigen, das man nur durch die Beschreibung einiger Reisenden und die Berichte der Maler kannte. Schon am Ende des Jahres 1830 hatte der Marschall, damals General Clauzel ein Absetzungsurtheil gegen Ahmed Bey geschleudert, aber von der Drohung bis zur Ausführung war es weit. Als Marschall Clauzel im Julius 1835 abermals an die Spitze der Colonie gestellt wurde, dachte er alsbald daran, den Drohungen seines Absetzungsurtheils Wirklichkeit zu geben, und begann damit, daß er Ahmed Bey einen nominellen Nachfolger gab. Dieß war der bekannte Joussuf, damals Befehlshaber der Spahis von Bona, der schon lange Zeit nach dem Beylik von Constantine strebte, und im Vertrauen auf seinen glänzenden Muth, sein Glück und die freundschaftlichen Zusicherungen mehrerer Stämme, so wie in Hinblick auf die Unpopularität Ahmeds sich die eben so gefährliche als schwere Unternehmung viel leichter und ausführbarer denken mochte. Kaum war er ernannt, so schlug er sein Zelt in dem verschanzten Lager von Drean auf, wo alle Stämme der Ebene von Bona ihm huldigten, und die, welche für Ahmed waren, von dem neuen Bey sich zurückzogen.

Auf diese Nachricht verließ Ahmed eoll Unruhe am Ende Augusts Constantine und stellte sich am Rus el Akba, einem furchtbaren Defilée,

Digitized by Google

auf, dem die Araber den bezeichnenden Namen „Mördergrube“ geben. Dieß sollte der Mittelpunkt seiner Bewegungen werden, um seine Gegner zu schrecken und seine Anhänger zu ermuthigen. In den ersten Tagen Octobers glaubte er diesen doppelten Zweck erreicht zu haben, beschloß seinen Gegner anzugreifen und rückte am 9 Morgens plötzlich mit 3000 Mann gegen das Lager von Dreau los, während 100 Kabylen am Edegh hinab gegen Bona zogen, einigen Reisenden die Köpfe abschlugen und so eine Diversion machten, aber doch die Truppen des Bey nicht vor einer Schlappe schützen konnten. Joussuf griff an der Spitze seiner Türken, unterstützt von 300 Spahis und einigen Chasseurs d'Afrique, die Arabee mit seiner gewöhnlichen Entschlossenheit an, und schickte am Abend 20 Köpfe nach Bona, als Triumphzeichen des theilweisen Siegs, den er erfochten, und als eine glückliche Vorbedeutung für den zu eröffnenden Feldzug.

Gegen Ende Octobers traf der Herzog von Nemours, der an der Expedition Theil nehmen sollte, in Bona ein, und in den ersten Tagen Novembers brach die ganze Armee gegen Constantine auf unter dem Oberbefehl des Marschalls Clauzel. Nach zwölftägigem mühsamem Marsch am 21 November kam das Armeecorps schon erschöpft an Lebensmitteln vor Constantine an. Nirgends stießen, wie man nach den von Joussuf empfangenen Versicherungen gehofft hatte, Verstärkungen zu den Franzosen, und die Araber, durch die eiserne Hand Hadschi Ahmeds zurückgehalten, hatten nicht einmal gewagt, auf dem Wege Lebensmittel zu liefern. Nichtsdestoweniger zweifelte man kaum am Erfolg, so die meisten glaubten, es werde eine Deputation der Einwohner dem Marschall Constantine übergeben und um Schonung bitten. Diese gefährlichen Täuschungen zerstreuten sich bald vor der Wirklichkeit. Einige geschickt abgefeuerte Kanonenschüsse, während zugleich die rothe Fahne unter wildem Geschrei auf der Kasbah aufgezogen wurde, und ein kräftiger Ausfall waren die einzige Botschaft, die der belagernden Armee entgegen kam. Nach dreitägigen nutzlosen Angriffen und nach drei Nächten, die man in einem schrecklichen Bivouac ohne Feuer und unter einem eisigen Regen zubrachte, so daß man jeden Morgen eine Anzahl Leichen, die dem Hunger und der Kälte erlegen waren, aus dem Koth aufhob, fing die Munition wie die Lebensmittel zu fehlen an, und man mußte sich zum Abmarsch entschließen. Der Marschall verbarg seine Besorgnisse unter einem ruhigen Gesicht, und gab den Befehl zum Rückzug mit demselben Ton, wie er den Sieg angekündigt hätte. Wenn, wie man ihm später oft und bitter vorgeworfen, seine Anstalten schlecht getroffen waren, so muß man ihm und seinen Waffengefährten doch die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er in diesem gefahrvollen Augenblick eine bewundernswerthe Ruhe und Kaltblütigkeit zeigte. Er brachte die ganze Nacht vor dem Rückzuge damit zu, die Vorbereitungen zu demselben zu betreiben, die Munitionswagen, die man nicht fortbringen konnte, verbrennen, die Kranken und Verwundeten auf die Militärfuhrwerke bringen und die Gewehre der Todten zerbrechen zu lassen. Am 25 Morgens begann der Rückzug langsam unter dem fortwährenden Feuer der von Ahmed befehligten Araber. Eine Tirailleurlinie hielt aber den ganzen Schwarm in Respect, und sie wandten sich um, sobald die Infanterie Fronte gegen sie machte. Doch die schwache Anzahl des den Nachtrab bildenden Bataillons unter Changarnier, das auf etwa 250 Mann zusammengeschmolzen war, lockte sie zum Angriff. Aber Changarnier stellte seine Truppen im Viereck auf, ließ die Araber ansprengen, auf 25 Schritte Entfernung feuern und bald deckte eine Reihe Menschen- und Pferdeleichen den Boden; die arabische Reiterei wagte auf dem ganzen Rückzug keinen Anlauf mehr.

Ahmed hatte, wie oben schon erwähnt, vor der Belagerung die Stadt verlassen, und den Oberbefehl darin Ben Aissa und Hadschi Mohammed Tobbol, dem Scheich der eisernen Thore, letzterem als Unterbefehlshaber, übergeben. Er selbst hielt an der Spitze einer zahlreichen Reiterei das Feld, setzte dem Anmarsch der Colonne kein Hinderniß entgegen, beobachtete aber alle ihre Bewegungen und folgte ihr Schritt vor Schritt bis an die Thore von Constantine. Hier hatte er seine bloß beobachtende Rolle eingestellt, und während der dreitägigen Belagerung die französischen Truppen, namentlich diejenigen, welche auf der Höhe des Cudiot Aty standen, fortdauernd lebhaft angegriffen, diejenigen aber, welche mit dem Marschall die Höhe von Mansurah besetzt hielten, wurden von der Reiterei des Bey kaum belästigt. Dieß deutete zur Genüge an, welches die verwundbare Seite der Befestigungen sey. Die Höhe von Mansurah, welche durch die Belagerer beherrscht und von Steilabfällen begränzt ist, bot den Angreifern, um das Thor El Kantarah zu erreichen, nur die schmale, lange Straße nach der römischen Brücke über den Rummel. Das Cudiot Aty dagegen beherrschte ein anderes Thor der Stadt, auf welches die Belagerer bequem losmarschiren konnten. Vielleicht lag die Ursache des Mißlingens der ersten Expedition darin, daß der Hauptangriff von der Höhe von Mansurah aus auf das Thor von El Kantarah gerichtet war, wo man vergebens Bresche zu schießen suchte. Bei der zweiten Belagerung hütete man sich wohl in denselben Fehler zu verfallen.

Während des Rückzugs hemmte Ahmed so viel wir möglich den Marsch der Truppen, aber da die kräftige Zurückwerfung durch Changarnier den siegerischen Eifer der Araber bedeutend kühlte, unternahm er nichts Ernstliches mehr, und versuchte nicht einmal den Durchgang abzuschneiden, wozu sich mehrmals Gelegenheit bot. Alle seine Bemühungen liefen auf die Niedermetzelung einiger unglücklichen Verwundeten und Kranken hinaus, die der Colonne nicht folgen konnten, ergriffen und unter dem wilden Jauchzen einer fanatischen Horde alsbald enthauptet wurden. Jeder Kopf eines Franzosen wurde von dem Bey mit 10 spanischen Thalern bezahlt, und seine Soldaten schnitten, um sich diese Belohnung zu verschaffen, selbst den bereits eingescharrten Todten die Köpfe ab.

Einen Augenblick schien Ahmed den Rückzug hindern zu wollen, nämlich am Engpaß von Ben Berda, wo er mit seiner Artillerie sich auf dem Weg der Franzosen aufstellte und wo ein ernstlicher Kampf sich entspinnen zu wollen schien, aber eine Angriffsbewegung der französischen Infanterie verjagte den Bey, und bloß einige unschädliche Kugeln fielen in der Nähe der Schützenlinie nieder. Selbst den berühmten Ras-el-Alba suchte Ahmed nicht einmal zu vertheidigen. Nur einige Kabylen wagten Widerstand, wurden aber bald zurückgeworfen, obwohl hier 2000 Mann guter Truppen leicht die vierfache Zahl aufhalten könnten. Ahmed beging somit einen großen Fehler, den er übrigens kurz darauf an den Ufern der Seybuse wiederholte, denn an den Ufern desselben befanden sich in dem Augenblick, wo die französische Armee dieselben überschreiten mußte, gar keine Truppen, und sie erreichte endlich am 1 December Bona, ohne auf dem langen Wege mehr als 500 Mann zu verlieren, von denen noch überdieß die meisten durch Kälte, Hunger und Krankheit umkamen.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 53.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

22 Februar 1844.

Englische Sports.

II. Das Boxen.

Viel und eifrig haben andere Nationen die Engländer wegen ihres rohen und barbarischen Boxens angegriffen; den Thieren, sagen sie, kommt es zu, mit den Fäusten, Füßen, Zähnen, Tatzen und den andern natürlichen Waffen über einander herzufallen; dem Menschen ziemt es, künstlicherr Waffen in die Hand zu nehmen.

Dir Italiener, die Spanier, Franzosen, Deutschen, ja fast alle andern civilisirten Nationen erklären sich daher bei der Beilegung von Streitigkeiten entschieden für den Dolch, den Degen, das Schwert oder andern künstliche Waffen. Die Wunden, welche die Faust versetzt, sind unangenehmer und widerlicher als die welche Dolch und Degen geben. Dazu ist es entsetzlich, daß das menschliche Fleisch es selbst ist, wrlches diesr Wunden dem Fleisch gibt. Bei dem Schwerterkampfe wird nur das Instrument blutig, während beim Faustkampfe der Mensch sich seldst mit Blut besteckt.

Ein mit Contusionen aller Art bedeckter englischer Borer, dem die Augen unterlaufen, Kopf und Wangen angeschwollrn, die Nase zerstoßen, die Zähne und Rippen zerbrochen sind, und der sich die Fäuste selder auf dem Körper seines Gegnerö zerschlagen hat, ist ein so ekrhaftes Bild für uns Continentalvölker, daß wir alle vor dem rohen Insulaner zurückschrecken. Die Wunden unserer Degen und Dolche sind zierlich, wie die beim Kampf entwickelte Geschicklichkeit selder zierlich ist. — Die Engländer dagegen haben eine entschiedene und allgemeine Antipathie gegen die Stahlwaffen*) und preisen die Faust als das natürlichste, von Gott seldst gegebene „Instrument der Selbstvertheidigung." Alle anderen Waffen erklären sir für unnatürlich und sie weisen dabei auf die Argliſt, Bosheit und Frigheit der sie Gebrauchenden hin, indem sie es für eines kühnen und geradsinnigen Mannes würdig halt n, dem Grgner mit der Faust selber zu Leibe zu gehen.

Von allen Völkern scheint in dieser Beziehung keines mehr darüber mit ihnen einzustimmen, als das der alten Grirchen, und um gleich im voraus dem Gegenstande, welchen wir zu behandeln unternommen haben, etwas von seiner Widerlichkeit zu benehmen, können wir hier von vornherein bemerken, daß sogar Apollo, der hrilige Gott der Musen, der Führer der Pieriden zu Olympia im Faustkampfe gegen den gewaltigen Ares auftrat. Es ist fast undegreiflich, wie er, der schönste der Götter, die geschwollenen Nasen und blauen Augen so wenig fürchtete, daß er sich sogar als Apollo pülites (der Faustkämpfer) Opfer darbringen ließ.

Betrachtet man die griechischen Weisen eines Faustkampfes, die Leidenschaft und die unmenschliche Strenge, mit der sie ihn betrieben, die verstarkten Schläge ihrer Hand mit scharfen ledernen Riemen, mit eisernen Nägeln, mit Blei umwunden und andern Faustrüstungen, welche sie die Glieder zermalmenden und Rippen durchbrechenden nannten, so wird man geneigt, sich mit dem englischen Borer wieder auszusöhnen. Man erzählt sich von griechischen Faustkämpfern Dinge, welche selbst in England vollkommen unerhört seyn möchten. Als dem Faustkämpfer Eurydamas von einem harten Schlage seines Antagonisten alle Zähne eingeschlagen wurden, verschluckte er dieselben ganz ruhig, um seinem Gegner keine Andeutung über den Effect seines Schlages zu geben. Die Ohren waren bei den griechischen Faustkämpfern in der Regel ganz verstümmelt, vernarbt und verknorpelt. Der griechische Faustkämpfer Kleonides verlor den Verstand darüber, daß ihn die Richter des Sieges für unwürdig erklarten. Ein alter Mann, Diagoras, erfreut darüber, daß seine beiden Söhne zu Olympia im Faustkampfe gesiegt hatten, gab vor den Augen der erstaunten Zuschauer seinen Geist auf. Bei einer andern Gelegenheit durchstieß ein wüthender griechischer Faustkämpfer seinem Gegner den Unterleib und riß ihm die Eingeweide aus dem Bauche. Auf mehreren griechischen Urnen finden sich Faustkämpfer abgebildet, bei denen eine Menge

*) Die englischen Matrosen in Neapel haben einen großen Abscheu vor dem italienischen Dolch, während die Italiener umgekehrt mit dem Prügel in der Faust weit leichter in Respect zu halten sind, als mit der schärfsten und blankſten Eisenwaffe.

Digitized by Google

kleine Punkte den Strom von Blut andeuten, der ihnen aus Nase und Mund entstürzt.

Ich sage, wenn eine Nation, die so entschieden allem Schönen huldigte, wie die Griechen, eine so eifrige Verehrerin dieser Kampfart war, wie dieß die eben citirten Facta beweisen, so mögen wir uns im voraus ein wenig mit dem Boxen der Engländer aussöhnen und sie deßwegen nicht gleich als barbarisch und unasthetisch verabscheuen.

Man kann die Kunst des Faustkampfes unter zwei Gesichtspunkten betrachten: erstlich als eine Art die Streitigkeiten beizulegen, und zweitens als ein Mittel, den Muth und die Körperkräfte zu üben. In beiden Beziehungen halten die Engländer dasselbe für vortrefflich. In Hinsicht auf das erste nennen sie das Boxen die schönste Kunst der Selbstvertheidigung (the best art of self-defense). Ihre Ansichten darüber sind von den unsrigen so abweichend, daß wir einen von ihnen selber darüber reden lassen wollen: „Als eine Weise, Streitigkeiten beizulegen," sagt ein englischer Schriftsteller, „ist das Boxen zu gleicher Zeit männlich und preiswürdig, und ist ein sehr humanes Substitut für solche wilde und unmenschliche Uebungen (for those savage practices), zu welchen die Menschen in einem barbarischern Zustande der Gesellschaft nur leider zu oft sich hinreißen lassen. Das Boxen verhindert solche feige und verrätherische Neigungen und Leidenschaften, welche in andern Ländern, wo es unbekannt ist, zu dem unglückseligen Gebrauche des Stilets, des Stoßdegens und anderer solcher gleich blutiger und gräßlicher Instrumente geführt haben, — Neigungen, welche, im höchsten Grade ist es zu beklagen, leider auch in neuerer Zeit in Folge des Mißverstandes und Eifers, mit welchen man öffentliche Faustkämpfe unterdrückt hat, in dem glücklichen England mit widerlicher und empörender (painful, disgusting, savage, barbarous) Häufigkeit in Schwung gekommen sind." Einer der größten Uebelstände beim Faustkampfe als Entscheidungsmittel von Streitigkeiten ist die lange Unentschiedenheit und Dauer des Kampfes, und dadurch wird er gewiß mehr painful, disgusting, savage and barbarous als jede andere Kampfesart.

Als eine Uebung des Muths und der Körperkräfte leistet das Boxen, sagen die Engländer, mehr als diejenigen Kampfesweisen, bei denen ein künstliches Instrument als Vermittler dazwischen tritt. Bei den letztern entscheidet in der Regel mehr Gewandtheit und Schnelligkeit. Bei dem Faustkampf werden diese Eigenschaften eben sowohl als die Kraft und der Muth in hohem Grade in Anspruch genommen. Die unzähligen Schläge die alle treffen, gewöhnen an einen hohen Grad von Duldsamkeit, Ausdauer und Ertragung von Schmerzen. Die Besonnenheit wird um so mehr geübt, da diese Schläge meistens dem Kopf, dem Sitz dieser Eigenschaft gelten. Da der Kampf immer unendlich lange dauert, so ist Ausdauer dabei eine vorzügliche Tugend, und da die Faust an und für sich ohne starken Schwung wenig gefährlich ist, so ist Kraft besonders von Nöthen. Der griechische Arzt Aretheos empfahl den Faustkampf gegen Schwindel und chronischen Kopfschmerz, Solon empfahl ihn angelegentlich den Pädagogen, und Cato der ältere hielt ihn für so wichtig, daß er seinen Sohn selber darin unterrichtete.

Die Engländer glauben dem allen nach für ihre Armee und Marine keine bessere Schule als den „ring" (die Arena des Faustkampfs) zu haben, und sie glauben ihm größtentheils jene unverwüstliche Tapferkeit und starre Ausdauer, welche von der Schlacht bei Hastings bis zu der bei Waterloo ihre Krieger ausgezeichnet hat, zu verdanken.

Es ist der Beachtung werth, daß auch das Boxen, wie alle anderen gymnastischen und athletischen Uebungen der Engländer, während man es seiner Natur nach für einen Ueberrest aus dem ältesten und uncultivirtesten Zustand der Menschheit und der ritterlichen Zeit halten sollte, erst in neuerer Zeit zu so vorzüglicher Blüthe gekommen ist. Zwar mag es immer Boxer gegeben haben und die kühne Bauernschaft (the bold peasantry) des Landes mag immer gedoxt haben. Allein erst seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts scheinen öffentliche „Preisgefechte" in Schwung gekommen zu seyn. Erst seit dieser Zeit werden „berühmte" Boxer genannt, und erst um die Mitte und am Ende des vorigen Jahrhunderts entwickelte sich das Boxen als eine „eigentliche Kunst und Wissenschaft" (science of self defense). Erst seit dieser Zeit fand sie auch unter den höhern Classen Patrone und Gönner. Bis auf die neuesten Zeiten und bis auf die Einführung der neuen Peel'schen Polizei herab scheint es damit crescendo gegangen zu seyn; die Kunst ward eine allgemeine Nationalsache, sie bekam ihre Schulen, ihre Professoren, ihre Literatur. Sonderbarer Weise scheint es sogar, daß Schwerterkampf früher in England mehr gebräuchlich war als jetzt, und daß das Schwert mit dem Aufkommen der Faust in gleicher Weise abnahm. Im Anfang des 18ten Jahrhunderts treten noch Kämpfer mit sword and cudgel in den öffentlichen Ankündigungen darüber neben der Faust auf. Man hatte dazumal vielleicht sogar mehr cudgelers and fencers als Boxer.

So kunstmäßig, mit so ausgebildeter Schulgerechtigkeit wie die Griechen betreiben die Engländer weder das Boxen, noch sonst eine gymnastische Uebung. So viel wie die griechischen Philosophen Plato, Solon ꝛc. beschäftigen sich die englischen nicht damit; auch thut der Staat nicht so viel für Gymnasien und Vorschulen wie in Griechenland; gewöhnlich sind solche Schulen in England Privatunternehmungen. In den größeren Städten gibt es sogenannte Sporting-Houses, in welchen Räume für den Unterricht in der „noblen und männlichen Kunst des Boxens" eingerichtet sind. Leute, die hier wissenschaftlichen Unterricht ertheilen (scientifically taught lautet der Ausdruck), sind gewöhnlich solche, welche sich früher auf der Arena ausgezeichnet und nun davon zurückgezogen haben; „Expugilists" heißen sie und Professoren nennen sie sich oft selbst. Wie unsere Fechtsäle werden diese Vor-Gymnasien von Schülern aller Stände frequentirt; Vorhandschuhe, Kampfcostüme werden gewöhnlich auch von diesen Schulen aus verhandelt. In London, wo überhaupt der Hauptsitz aller trefflichen „Corinthians" — so nennen sich wohl zuweilen die „fighter" auch scherzweise — ist, gibt es natürlich die grö-

Digitized by Google

ten Gymnasien und Sporting-Houses; in der Regel befindet sich in denselben auch ein Theater für die Schaugefechte der Borer von Profession. Diese Theater sind große Räume mit Logen umher; in der Mitte ist ein hölzernes Gerüste errichtet, auf welchem sich die enge Arena für die Kämpfenden befindet. Ernstlich, d. h. mit nackter Faust, darf hier natürlich nicht gekämpft werden, sie müssen sich dazu, wie wir später sehen werden, entlegenere Theile des Königreichs aussuchen. Die Faust ist dabei mit einem ledernen Handschuh bedeckt, und sie nennen diese Art des sanftern Borens sparring, was unserem Rappieren ähnlich ist. Der Kampf kann dabei natürlich nicht entschieden werden, doch können die Zuschauer die Geschicklichkeit der Kämpfer auf die Art und Weise wie sie ihre Schläge anbringen, beurtheilen, und es erscheinen dabei auf der Arena die ersten modern fighters und in den Logen Tausende von patronizers of the P. R., (d. h. Pugillistic Ring, Box-Arena). In dem Jahre 1814 nahmen sogar die Könige und Kaiser der heiligen Allianz an diesen Schauspielen Theil.

(Fortsetzung folgt.)

Die Wedahs in Ceylon.

(Aus Selkirk's Recollections of Ceylon.)

In mehreren Theilen Ceylons, namentlich im Innern östlich von Candy im Lande Bintenne, ist ein Stamm von Eingeborenen Wedahs genannt, über deren Ursprung, Sitten, Religion und Sprache man sehr wenig weiß. Einige derselben sprechen einen gebrochenen singalesischen Dialekt, wonach man glauben könnte, daß sie zwar Singalesen, aber aus irgend einem Grund gezwungen worden seyen, in den Wäldern abgesondert von den übrigen Einwohnern zu leben, oder daß sie sich, als das übrige Volk zu seinem Unterhalt den Boden zu bauen und der Regierung zu gehorchen anfing, in die Gebirge des Landes zurückzogen, wo sie Jahrhunderte lang blieben, unbelästigt von Portugiesen, Holländern und Engländern, in deren Hand nacheinander das Land fiel. Sie sollen heller als die übrigen Bewohner der Insel, gut gebaut seyn, lange Bärte haben und das Haar in einem Knoten auf dem Kopf zusammengebunden tragen; sie sollen sehr wenige Kleidung und einige derselben gar keine tragen. Mit den andern Eingeborenen haben sie wenig Verkehr. Sie leben hauptsächlich von dem Fleisch der Thiere, die sie auf der Jagd tödten, oder von Baumfrüchten. Sie bauen keine Hütten, sondern schlafen entweder in Bäumen, oder am Fuße derselben, oder in unterirdischen Höhlen. Wenn sie Messer, Tuch oder sonst dergleichen brauchen, sollen sie dieß auf einem Talpathblatt anmerken, und dieß Blatt in der Nacht nebst einer gewissen Menge Elfenbein, Wachs oder Honig in der Nähe eines Dorfes niederlegen, in der folgenden Nacht dagegen die gewünschte Waare finden.

Ahmed Bey von Constantine.

Zweiter Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Während die französische Artillerie das Thor von El Kantorah beschoß, war unter dem Einfluß der die Stadt bedrohenden Gefahr zu Constantine ein großer Rath gehalten worden. Mehrere Mitglieder der Versammlung waren der Ansicht gewesen, man müsse die Stadt übergeben, da sie sich gegen die imposante Macht des Feindes nicht halten könne und man sie gegen die Gräuel eines Sturmes schützen müsse. Als Ahmed nach seiner Rückkehr diesen Antrag, der indeß von der Mehrheit verworfen worden war, erfuhr, zeigte er den heftigsten Zorn, und fragte nach den Verräthern, welche von Uebergabe zu sprechen gewagt hatten. Man nannte ihm den Kaid Ebdar, den tapfern Bel-Bedschawi, der bei der zweiten Belagerung fiel, den ehrwürdigen Scheich el Beled, und endlich den Kadi der Hanefiten, zu welcher Secte die Türken und die meisten Kuloghlis gehören. Als Ahmed diese Namen hörte, schäumte er vor Wuth, denn er fühlte, daß seine Rache diese bedeutenden Männer nicht erreichen könne, welche von der Bevölkerung zu sehr geachtet waren, als daß er nicht einem Aufstand sich ausgesetzt hätte. „Sind noch andere da?“ fuhr er fort, „so nennt sie.“ Man bezeichnete ihm zwei angesehene Maneen, Sidi Hussein und Sidi Marabut el Arbi, welche er sogleich enthaupten ließ.

Die menschliche Seite im Charakter Hadschi Ahmeds war längst unter der Herrschaft der zügellosen Leidenschaften und seines blutigen Sinnes untergegangen; sein von Natur heftiges und reizbares Wesen duldete allmählich nicht den geringsten Widerspruch mehr, und zerbrach mitleidlos alles, was, absichtlich oder nicht, seinen Plänen, oder der Erfüllung seiner zügellosen Begierden den geringsten Widerstand entgegensetzte. Er herrschte nur noch durch den Schrecken, und seine Grausamkeit war zu Constantine sprüchwörtlich. Wir wollen hier einige Proben derselben anführen.

Einige Franzosen waren in einem Gefecht, worin seine Truppen geschlagen wurden, gefangen genommen worden, in seinem Zorn über die Niederlage fand er die Enthauptung allzu mild für diese Unglücklichen, und er ließ sie von seinen Händen zerreißen; andere wurden gespießt, und zwei oder dreien soll man auf seinen Befehl den Bauch aufgeschlitzt haben; unter seinen Augen eitlen ihnen die Henker die Eingeweide heraus.

Unter seinen Mißhandlungen starb seine erste Frau, die Tochter eines Kaids der Haracktahs. Eine schwarze Sklavin war damals der Gegenstand seiner Vorliebe, und Kedidscha, — so hieß seine erste Frau, — schon etwas sittlich und über die Vernachlässigung Ahmeds erzürnt, beklagte sich bitter darüber, und warf ihm eines Tages in einem Anfall von Eifersucht vor, er sey der Gemahl einer Negerin. Hierüber gerieth Ahmed in Wuth und versetzte ihr einen Fußstoß in den Unterleib, an welchem sie nach langem Leiden endlich starb. Uebrigens war keine seiner Frauen frei von Mißhandlungen, und selbst seine Mutter, die ihm so viele Proben von Aufopferung und Zärtlichkeit gegeben hatte, und der er doppelt das Leben dankte, selbst diese wurde eines Tages von dem Rasenden, als sie einen Verurtheilten retten wollte, heftig geschlagen. Der Unglückliche war den Tschauschs, die ihn zur Hinrichtung führten, entkommen, und flüchtete sich, als er die Mutter des Bey's erblickte, zu ihr, ergriff den Saum ihres Kleides und bat sie um ihren Schutz. Bei diesem Anblick wichen die Tschauschs, die ihm gefolgt waren, achtungsvoll zurück, aber Ahmed, welcher herbeieilte, schritt auf seine Mutter los und wollte ihr den Unglücklichen entreißen. Gerührt durch die Thränen desselben, bat die Tochter der Ben Ghana anfangs für ihn, als sie aber sah, daß ihre Bitten nichts halfen, befahl sie dem Unglücklichen sich hinter sie zu knien, und schützte ihn so mit ihrem Körper. Während über diesen Widerstand,

Digitized by Google

warf sich Ahmed auf seine Mutter und riß den Unglücklichen von ihr hinweg, um zu beweisen, daß für die, welche seinen Zorn auf sich geladen, keine Zufluchtsstätte unverletzbar sey.

Drei Negerinnen, welche über ihre Einschließung im Harem seufzten, wurden beschuldigt Ahmeds Tod gewünscht zu haben, der freilich allein ihnen die Freiheit geben konnte; er rächte sich für dieß unbegangene Verbrechen auf die fürchterlichste Weise: er ließ sie ergreifen, binden und vor sich führen; dann zog er den Säbel und hieb sie ganz wörtlich in Stücke. So kannte den Haß, welchen er einflößte, so gut, daß wenn er zufällig zwei seiner Frauen miteinander flüstern sah, er ihnen sogleich befahl sich zu trennen. „Was habt ihr zu flüstern?“ rief er mit finsterem Blick, „wahrscheinlich Schlimmes über mich; oh! ich weiß, daß ihr mich haßt, aber hattet euer Schlangenzungen, oder ich reiße sie euch aus.“ Seine Frauen, etwa 200 an der Zahl, dursten augenscheinlich aus demselben Grunde, wenn er nicht anwesend war, nicht miteinander sprechen. Dagegen versammelte er sie Abends gern um sich in den Gärten seines Palastes, und ward hier der Gegenstand ihrer schonen Liebkosungen, womit sie seine sorgenvolle Stirne aufzuheitern suchten. Manchmal lachte und scherzte er sogar, ja er spielte mit ihnen, etwa wie die Katze, welche Sammetpfötchen machen würde, wenn sie mit einem Haufen Mäusen spielte. In seinen seltenen Anfällen von guter Laune zeigte sich Ahmed galant, dienstbeflissen, ließ Kaffee bringen, Tänzerinnen holen und improvisirte eine Art Fest, das für einige Augenblicke die Monotonie des Harems unterbrach. Diejenigen seiner Frauen, die er bevorzugte, wurden von ihm mit reichen Geschenken überhäuft, aber abgesehen hievon machte ihre Stellung als Lieblingssklavinnen sie nicht glücklicher als ihre Gefährtinnen, denn bei der geringsten Unzufriedenheit schlug er sie mitleidslos.

Unter diese letzten gehörte Aischa, deren wir schon erwähnt haben, eine reizende junge Frau, noch im frischen Glanz ihrer Schönheit; sie befand sich im Harem Ahmeds, wohin sie als Kind kam, von 1830 bis zur Einnahme von Constantine. Sie war es, welche die Einzelnheiten über den Harem mittheilte. Ahmed, welcher sie in gesetzmäßiger Weise geheirathet hatte, war für sie stets ein Gegenstand des Schreckens. Nicht nur wurde sie oft von ihm mißhandelt, sondern sie hatte ihm auch den Mord ihres Bruders vorzuwerfen, der wie sie von Barbaresken-Piraten, welche ihre Familie ermordet hatten, aus Chios fortgeschleppt worden war. Während die Schwester zu Alexandrien auf dem Sklavenmarkt zum Verkauf ausgesetzt und für den Bey von Constantine angekauft wurde, war der Bruder nach Algier geführt und hier in die türkische Miliz eingereiht worden. Nach der französischen Eroberung folgte er, wie so viele andere Soldaten Hussein Deys, Ahmed nach der Hauptstadt seines Beylik. Nach seiner Ankunft zu Constantine erfuhr er von einem italienischen Renegaten, der sich daselbst niedergelassen hatte, daß seine Schwester, von welcher er seit ihrer Trennung nichts gehört hatte, im Harem des Bey sich befinde. Erfreut über diese Entdeckung, ging er sogleich zu Ahmed, und fragte ihn, ob er nicht eine junge, vor mehreren Jahren durch Piraten aus Griechenland entführte Italienerin, jetzt Silda Aischa genannt, in seinem Harem habe.

Bei diesen Worten runzelte Ahmed die Stirne. Muselmitischer Ehemänner duldet in ihrer übermäßigen Eifersucht nicht allein nicht, daß man das Gesicht ihrer Frauen sehe, sondern sie verlangen auch, daß man ihre Namen nicht wisse, und sehen jede Indiscretion über diesen delicaten Punkt als eine Beleidigung an. Ahmed maß den jungen Menschen, und sagte dann: „wer bist denn du, daß du eine solche Frage an mich zu richten wagst?“

„Ich bin Aischa's Bruder und wünsche meine Schwester zu sehen,“ antwortete der junge Mensch.

„Wie heißt du?“

„Ahmed, aber so nannte man mich nicht immer. In meiner Jugend nannte man mich Agostino.“

„Wo hat man dich gefangen genommen?“

„Auf der Insel Chios.“

Ohne weiter etwas hören zu wollen, wandte Ahmed dem jungen Menschen den Rücken, ging ins Harem, ließ Aischa rufen und fragte sie, ob es wahr sey, daß sie einen Bruder habe. Sie bestätigte es, und bat ihn dringend, sie ihren Bruder, wenn auch nur ein einzigesmal, sehen zu lassen. „Das ist unmöglich, sagte Ahmed, wenn dir das Leben deines Bruders lieb ist, so schreibe ihm, daß er mich nicht wieder durch eine unangemessene Bitte beleidigen soll, wie er sie diesen Morgen an mich gerichtet hat.“ Vergebens beschwor Aischa ihren Gemahl im Namen jener Vorsehung, welche die beiden Waisen von Chios selbst nach einer so langen und grausamen Trennung zu vereinigen schien, ihr zu gestatten, den einzigen Verwandten, den sie auf der Welt habe, in die Arme zu schließen. Alle ihre Bitten scheiterten minder an der Hartherzigkeit, als an der unmäßigen Eifersucht Hadschi Ahmeds. Der junge Mensch hatte indeß die Hoffnung noch nicht ganz aufgegeben seine Schwester zu sehen, und bestürmte unklugerweise den Bey mit Bitten, ihn zu Aischa zu lassen. Aufgebracht über die hartnäckige Verweigerung eines so erlaubten Verlangens, ließ er sich eines Tages hinreißen, öffentlich die Stimme gegen seinen furchtbaren Schwager zu erheben und ihm keck den Mißbrauch seiner Gewalt vorzuwerfen. Statt aller Antwort rief Ahmed einen Tschausch herbei und ließ dem unglücklichen Agostino den Kopf abschlagen.

Aischa selbst wäre beinahe das Opfer der Eifersucht ihres furchtbaren Gemahls geworden. Nach der Einnahme von Constantine hatte sie den Harem verlassen und sich in das Haus eines Türken, des Mustapha Chalifah, begeben. Ahmed schrieb von Milah aus, wohin er sich zurückgezogen hatte, an letztern, ihm diese Frau zu schicken, und wenn es nöthig sey, sie über den Zweck der Reise zu täuschen, indem er vorgebe, sie nach Tunis zu geleiten, wohin sie zu gehen beabsichtigte, sie dagegen auf Seitenwegen nach einem bezeichneten Ort zu führen, wo er sie in Empfang nehmen würde. Da indeß Aischa ihren Entschluß geändert hatte und Constantine um keinen Preis verlassen wollte, schrieb der Eebey voll Wuth einen neuen Brief an Mustapha Chalifah, worin er ihm anzeigte, wofern sie noch länger sich weigere zu ihm zu kommen, würde er Mittel finden, sich ihrer in Güte oder mit Gewalt zu bemächtigen, wenn er auch um deßwillen insgeheim nach Constantine gehen sollte, und dann würde er sie ihren Widerstand und ihre Untreue durch die entsetzlichsten Martern büßen lassen. Da diese Drohungen natürlicherweise Aischa nicht vermochten zu Ahmed zurückzukehren, schrieb dieser endlich an Mustapha und bat ihn dringend, die Ungetreue zu vergiften, damit sie niemals einem andern gehöre. Glücklicherweise überwog das Mitleid oder die Furcht vor den Franzosen im Herzen Mustapha's über die Belohnung, welche ihm der Erbey für diesen Freundschaftsdienst zugesagt hatte, Aischa aber glaubte, als sie diesen neuen, ihrem Gastfreund gewordenen Auftrag erfuhr, es sey klüger ein Haus zu verlassen, wo sie nach dem Inhalt dieser verschiedenen Botschaften gute Gründe hatte, sich nicht mehr für sicher zu halten.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Intelligenzblatt Nr. 2.)

Digitized by Google

Nr. 54.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

23 Februar 1844.

Die christliche Religion auf den Sandwichinseln.

(Nach J. J. Jarves: Scenes in the Sandwich Isles.)

Der Einfluß, den die amerikanischen Missionäre über die gesammte Bevölkerung errungen haben, ist von mancher Seite beklagt worden; solche Leute wünschen aber, daß der Same gepflegt werde und der Baum wachse, möchten jedoch verhindern, daß seine Zweige sich gegen die Quelle seines Lebens und Lichts neigen. Die Missionäre beherrschen den öffentlichen Geist in hohem Grade, aber diese Herrschaft wurde ehrlich und offen erworben. Wenn irgend jemand die Liebe und Achtung bezweifelt, mit der diese Männer von der Mehrzahl der Bevölkerung betrachtet werden, so mag er ihre Wohnungen besuchen und den Missionär auf seinen Wanderungen begleiten. Lachende Gesichter und ächte Gastfreundschaft werden ihn allenthalben begrüßen, besonders aber innerhalb ihres eigenen Kirchspiels, wo sie durch jahrelangen, treuen und uneigennützigen Dienst dem Volke theuer geworden sind. Die Zahl derer, welche den kirchlichen Ceremonien und Versammlungen beiwohnen, ist verhältnißmäßig größer als in den Vereinigten Staaten, aber man würde Unrecht haben, daraus auf eine größere Sittlichkeit zu schließen, so wenig als man aus den Schulen und der Schülerzahl, so wie aus den nominell betriebenen Lehrgegenständen einen richtigen Schluß auf die Kenntnisse und das Lehrsystem machen kann. Die eigentlichen Mitglieder der Kirche gehen mit dem Beispiel der Ehrerbietung gegen ihre Lehrer voran, aber ein äußerer Anstand herrscht selbst unter den niedersten Classen. Große Massen versammeln sich zum Gebet oder zur Erklärung des Evangeliums, und ein flüchtiger Beobachter möchte daraus den Schluß ziehen, er habe eine äußerst moratische und religiöse Gemeinde vor sich. Für den Augenblick ist dieß auch so, bei einigen ist das Benehmen aufrichtig und dauernd, aber bei der Masse ist es anders, und man setzt die Bemühungen der Missionäre nicht herunter, wenn man sagt, daß unter dem Volke sehr viel Heuchelei besteht. Ein Fremder darf nur denselben Weg unter andern Umständen gehen, und wenn er die verschiedenen Phasen des Nationalcharakters kennen lernen will, es zeigen, daß er kein Missionär ist, denn alle Fremden theilt man in zwei Classen, Missionäre und Nichtmissionäre. Die Maske wird dann manchem abgestreift seyn, der bei der vorigen Gelegenheit den Missionär täuschte. Die niedern Classen haben bezüglich des äußern Anstandes und der innern Wünsche einen Ausdruck, welcher sprüchwörtlich geworden ist und ihre wahren Gesinnungen deutlich bezeichnet, aber nicht mittheilbar ist. Man bemerkt bald, daß die Tugend nur wegen des guten Namens, nicht um ihrer selbst willen geachtet, daß die Masse noch immer sinnlich ist, und daß das äußerlich anständige Benehmen mehr das Ergebniß eines zeitweiligen Zwanges und des Wunsches ist, sich in der Gunst ihrer Obern festzusetzen. Die Scheu vor dem Gesetz ist groß, und die Versuchung in die Kirche zu gehen ebenfalls. Alle Häuptlinge sind offenkundige Christen, die höhern Stellen werden nur von solchen besetzt, es ist eine Rangstufe für den Eingebornen, deßhalb unterwirft sich ein eigennütziger Mensch jedem Opfer, um nur seinen ehrgeizigen Zweck zu erreichen.

Es ist noch immer ausnehmend schwer, den Eingebornen das Wesen der Wahrheit begreiflich zu machen; sie waren von ihrer frühesten Zeit an Trug gewöhnt, so daß man mit Recht bezweifeln kann, ob die Entdeckung einer Lüge eine andere Empfindung als die des Aergers über die Entdeckung bei ihnen hervorbringt. Das Hauptlaster der Nation ist sinnliche Ausschweifung, nicht als ob sie in dieser Beziehung viel schlimmer wären, als tropische Nationen gewöhnlich sind, aber sie ist fortwährend ihr hervorstechender Charakterzug. Vor einigen Jahren noch war sie in den mannichfaltigsten Formen etwas ganz gewöhnliches und wurde ganz offen ohne Scheu geübt; jetzt versteckt sie sich wenigstens. Indeß ist es unwidersprechlich, daß in der Nation eine Menge Leute sich finden, welche ebenso willig sind, religiöse Ceremonien als Handlungen einer empörenden Sinnlichkeit auszuüben, wie es eben dem Geschmack derer, welchen sie zu gefallen wünschen, zusagen mag. Ein anderes Geschlecht muß erst erstehen, ehe die Gewohnheiten des alten völlig ausgerottet werden können. Es ist hinreichend Grund vorhanden, daß ein parteiischer Beobachter eine äußerst günstige Ansicht von dem Erfolge der Mis-

sionsarbeiten gewinnen kann, aber es besteht noch vieles, das die gegentheilige Meinung unterstützt. Die Wahrheit liegt wohl in der Mitte, und die Freunde der Menschlichkeit haben Ursache sich Glück zu wünschen, daß vorerst so viel erreicht ist.

Englische Sports.

II. Das Boxen.

(Fortsetzung.)

In London gibt es fast täglich solche sparring demonstrations oder sparring entertainments, die gewöhnlich ein „benefit" irgend eines berühmten Kämpfers sind. Dergleichen Kämpfer machen zuweilen auch sparring-tours durch das ganze Königreich und geben an verschiedenen Orten sparring lectures and benefits. — Wie für alle Dinge in England, so hat man natürlich auch für das Boxen Clubs, pugilistic-clubs genannt. — Auch eine Literatur sagten wie hat diese edle Kunst. Wir mögen hier kurz den Inhalt einiger dieser Werke citiren. Eines derselben heißt „fistiana" oder „the oracle of the ring" (Faustangelegenheiten oder das Orakel des Rings). Es werden darin alle Regeln des Spiels und die Pflichten der dabei agirenden Personen auseinandergesetzt und dann noch folgende Dinge gegeben: — Verzeichnisse und kurze Biographien von allen champions of England vom Jahre 1700 bis 1842, — chronologische Tabellen aller Hauptgefechte in diesem und im vorigen Jahrhundert, alphabetisch angeordnet und mit der Erzählung des Resultats eines jeden versehen, — eine Liste aller sporting-houses in London und in den übrigen Theilen des Königreichs — praktische Winke für Boxer, eine Geschichte des Pugilismus. Ein ähnliches Werk heißt Boxiana, und so gibt es ihrer noch viele. Bei vielen Londoner Kunsthändlern kann man alle Porträts der berühmtesten Professoren der Kunst haben. Auch werden dort immer die vornehmsten Gefechte des Tages in bildlichen Darstellungen verkauft. Die genaueste Geschichte aller Ereignisse auf dem eing der Gegenwart findet man in Bells sporting-chronicle, wo jeder zu erwartende Kampf auf das genaueste angemeldet wird und jeder stattgehabte Kampf mit einer bewundernswürdigen Umständlichkeit, mit ausgezeichnetem Humor und großer Accuratesse beschrieben wird. Selbst in den größeren Tagesblättern wird des Boxens, des vorzugsweise als national betrachteten Wettspiels, immer ziemlich umständlich gedacht. Auch in Amerika erscheinen solche Blatter; ein solches amerikanisches Blatt ist the whip (die Peitsche).

Die Hauptschauspiele der Kunst sind natürlich weder jene sparring exhibitions, noch die gelegentlich zur Ausmachung von Streitigkeiten sich gestaltenden Gefechte. Es sind dieß vielmehr die sogenannten „Prize-fights," bei welchen die prize fighters ihre Hauptkunst entwickeln. Diese prize fighters sind eine eigene Classe von Menschen, und es gibt unter ihnen mehrere als unter den Wettläufern, die weiter kein Geschäft haben, als die Kunst und die sich bloß von dem gelegentlichen Gewinn, welche sie ihnen bietet, von den Preisen, welche ihre Siege empfangen und von dem Einkommen, das sie aus ihren sparring-benefits beziehen, ernähren. Wie bei den Wettläufern, so sind auch bei diesen Preisfechtern die Namen ganz eigenthümlich und oft charakteristisch genug. Solche Namen sind z. B. folgende: „The Tipton clasher" (der Peitscher von Tipton); am liebsten wählen sie sich den hochklingenden Namen Champion, und man hört von „Champions of England," „Champions of Amerika," „Champions of Australia." Einer der berühmtesten und stärksten Faustkämpfer in diesem Augenblicke ist Charles Freemann, the Champion of America, eine Yankee critter *) (eine Yanky-Creatur). Viele Engländer haben mit ihm ihre Kräfte gemessen, die meisten haben mehr blutige Schläge als Lorbeeren dabei eingeerntet.

Nachdem das Gefecht selber und die Fechter bestimmt sind, d. h. nachdem man ein Paar Fechter willig gemacht hat ihre Kräfte zu messen, nachdem sie selber ihre Backers gefunden haben, die einen Preis von 50 oder 100 Pfund dem Siegee zu bezahlen bereit sind, und nachdem auch dann noch alle andern Artikel des Kampfes festgesetzt sind, scheiten dann zunächst die Kampfer gewöhnlich unter der Leitung irgend eines erfahrenen Kenners zu der Vorbereitung, (they go in the training), darin verbleiben sie oft wochenlang, bis der Tag des Kampfes kommt.

Das Schwierigste ist dann, einen geeigneten Platz auszufinden, die Wahl desselben zu gleicher Zeit vor der Polizei geheim zu halten und doch einem möglichst großen Cirkel von Liebhabern bekannt zu machen. Die Dampfschiffe und die Eisenbahnen erleichtern jetzt sehr die Ausführung ihrer Plane. Der Tag des Gefechtes selbst, die Namen der Fechter, das Wirthshaus, wo sie sich vorläufig versammeln wollen und alles übrige — mit Ausnahme des zum Gefechte bestimmten Platzes — wird der Obrigkeit zum Trotz öffentlich in den Journalen bekannt gemacht. Man miethet ein ganzes Dampfschiff oder man besteigt einen Eisenbahntrain und ist längst in irgend einer entfernten Grafschaft Englands, bevor die Policemen Zeit gehabt haben, die gehörigen Nachrichten und Befehle an Ort und Stelle gelangen zu lassen. Zuweilen aber gelingt ihnen dieß doch und dann erscheint eine Magistratsperson, oder wie die englischen Boxer sagen, ein „Weißfisch," und gebietet den Frieden zu halten (to keep peace). Der Respect vor den Gesetzen und den Magistratspersonen ist so groß, daß selbst die oft zu Hunderten und Tausenden versammelten Liebhaber des Rings, in der Regel nicht eben die sanftmüthigsten Unterthanen des Königreichs, ihr gehorsam Folge leisten, ihr Dampfschiff oder ihren Eisenbahntrain wieder besteigen und sich in eine andere Grafschaft begeben. Oft werden sie von den Weißfischen aus einem Winkel des Landes in den andern getrieben, und dann durchstreifen sie zu Roß, zu Wagen, zu Fuß die Grafschaften der Kreuz und Quer, bis sie endlich eine Wiese oder eine entlegene Haide in einem Districte gefunden haben, in welchem die Magistratspersonen arglos schlummern.

*) critter auf amerikanisch für creature.

Digitized by Google

Hier wird dann rasch von den Commissären des Kampfes ein runder Platz ausgemessen und mit Stricken umgeben. Die Zuschauer gruppiren sich auf dem Rasen und auf den Außenseiten ihrer Wagen rasch umher, und die Kämpfer werden von ihren Freunden hereingeführt. Zuweilen wird die innere Arena noch von einem äußeren Ringe umgeben, in welchem dann die vornehmern fancy people, kurz auch wohl bloß the fancy genannt, d. h. diejenigen Leute, welche bloß eine Liebhaberei (fancy) und weiter kein reelleres Interesse für den Kampf haben, gegen Entrichtung eines Entrée hereingelassen werden. Gewöhnlich haben die Kämpfer ihre eigenen Farben gewählt und ihre verschiedenen Freunde haben sich dann auch mit diesen Farben geschmückt.

Da es bei dem Faustkampf vor allen Dingen auf Gewicht und Stärke der Kämpfer ankommt, so ist es ausgemacht, daß sie an dem Kampftage nicht mehr als eine gewisse Anzahl von Steinen (stones) à 14 Pfund wiegen sollen, und das zuerst vorzunehmende Geschäft ist daher das Abwiegen der Kämpfer. Das gewöhnliche Gewicht eines ordentlichen Kämpfers ist acht bis zehn Stein, doch gibt es zuweilen auch welche, die bis zu siedzehn Stein hinaufsteigen. Die Kämpfer erscheinen vom Kopf bis zum Gürtel nackt, im übrigen sind sie leicht gekleidet, ihre Schuhe oder Stiefeln dürfen nicht mit Nägeln beschlagen seyn. In der Mitte der Arena werden zuweilen zwei buntgefärbte Taschentücher an einer Stange befestigt, welche der Sieger alsdann als Trophäe zu seinem Geldpreise davon führt.

Unter dem Zuruf ihrer Parteigänger und von ihren Secundanten geführt erscheinen die Kämpfer auf dem Platze, treten in die Mitte vor und reichen sich einander die Hände, zum Zeichen, daß es ein schönes, regelrechtes und leidenschaftloses Spiel (a fair play) seyn soll. Danach treten sie langsam in ihren respectiven Winkel zurück, in edler, munterer und kampffertiger Haltung das Zeichen zum Anfang erwartend. — Aller Blicke sind kritisirend auf sie gerichtet und von hundert Zungen wird gesprochen, ob und in wie weit sie das beau idéal männlicher Vollkommenheit (of manly perfection) erreichen. Die Muskelentwicklung jedes ihrer Glieder, die Breite ihrer Brust und Schultern, die herculische Stärke ihrer Arme, ihrr Länge, die Grazie und Elasticität ihres Einherschreitens, Dieses alles wird von den eifrigen Liebhabern des pugilistic-ring auf das genaueste untersucht, und die Fröhlichkeit und Frechheit ihres Auges, das Feuer ihres Blicks, die Zuversichtlichkeit und Unbefangenheit ihres Benehmens, die galante Indifferenz (the look of gallant indifference), mit welcher sie den kommenden Kampf zu erwarten scheinen — die Umstände, durch welche der eine oder der andere der Kämpfer ermüdet seyn möchte, ob er zu Wagen oder zu Fuß gekommen, ob er sich gut vorbereitet und in Speise und Trank mäßig gewesen sey, und inwiefern er alle Sorgfalt aufgewandt habe, durch „well training" seine physischen Qualitäten zu erhöhen, — ob er ein „provincial talent," ob er ein Novize in Faustangelegenheiten (a novice in fistic affairs), — bei welchen Preisgefechten er früher die Lorbeerpalme des Heldenthums (the laurels of championship) davon getragen habe, — dieß alles wird von den „Corinthians" sowohl als „Patricians" eifrig besprochen.

Endlich gibt der „Referee" das Zeichen zum Anfang und die Kämpfer treten gegen einander vor, die Arme und Fäuste, welche zugleich Angriffswaffe und Schild sind, in Parade ausgelegt, — den Kopf zu allerletzt „head after all," die Hauptregel des berühmten Fechters Jackson; denn die Hauptschläge treffen den Kopf, sonst gehen die Schläge von da bis zum Gürtel, die Schläge unter dem Gürtel sind „foul." Zuweilen setzen sie gleich mit ein paar tüchtigen Hieben auf einander los, zuweilen nehmen sie ein verschiedenes System an: der eine verfährt offensiv, um den Gegner gleich vom Anfang herein ein Haar in der Suppe finden zu lassen, — der andere defensiv, um seinen Gegner zu ermüden.

(Fortsetzung folgt.)

Ahmed Bey von Constantine.

Zweiter Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Wir haben schon weiter oben von dem Pomp und der Verschwendung Ahmeds gesprochen. Eine seiner Hauptausgaben war die für Pferde, deren er stets 2 bis 300 wenigstens, alle von ausgezeichneter Race, in seinen Ställen hatte. Jeder dieser edlen Renner hatte eine besondere Gangart, besondere Zeichnung und eine eigene Art von Schönheit. Ahmed kannte sie alle bei Namen, und ließ sie auf eine Art zureiten, die einer Kunstreitertruppe Ehre gemacht hätte. Er selbst führte die Aufsicht über ihre Verpflegung und ihr Geschirr, das stets außerordentlich prächtig war, und mochte seinen Stallknechten das Leben nicht wenig sauer, denn diese mußten stets diesen prächtigen Thieren irgend etwas neues beizubringen suchen, denn der Herr duldete nicht, daß man zwei Pferden dieselbe Courbette lehre. Wenn er zu einem Feldzug auszog, folgte ihm stets das ganze Personal mit allen Pferden. Während der Mäesche setzte er sich jeden Morgen, wenn die Zelte der Infanterie vorangeschickt waren, umgeben von seinen Ebahya und seinen Pferden, auf einen Teppich nieder, um eine Pfeife zu rauchen und sein Frühstück einzunehmen. Einige vornehme Personen, wie der Aga, der Stallmeister, die unmittelbar zu seiner Bedienung bestimmten Beamten und sein Spaßmacher, den wir oben in der Liste der großen Würdenträger des Staats aufzuführen vergaßen, waren gewöhnlich eingeladen, Platz bei ihm zu nehmen. War das Mahl beendet, so gab der Bey durch einen Wink das Zeichen, zu Pferde zu steigen. In einem Augenblick waren alle Spahis im Sattel und stellten sich in zwei Linien einander gegenüber mit einem Zwischenraum von 12 bis 15 Fuß auf. Ahmed schwang sich dann gleichfalls auf sein Pferd, gefolgt von seiner Musik und seinen Beamten, und mit zwei riesenmäßigen Tschauschen zur Seite, welche abwechselnd mit lauter, langsamer Stimme die gewöhnliche Grußformel ausriefen: Selam aleikum wa rachmetu'llahi (der Friede sey mit euch und die Barmherzigkeit Gottes). Zu gleicher Zeit wandte sich Ahmed bald rechts, bald links und machte mit der Hand das Zeichen des Grußes gegen seine Truppen. Seine Pferde waren gewissermaßen abgerichtet, diese Bewegung des Herrn zu wiederholen, und jedesmal wenn er den Kopf beugte und die Hand aufs Herz

Digitized by Google

legte, um den Reitern das Selam zu geben, neigten die klugen Thiere gleichfalls das Haupt und haben den rechten oder linken Fuß, je nachdem der Gruß der rechten oder linken Seite galt. Wenn Ahmed so mit der Hand und dem Pferde grüßend die beiden Reihen der Spahis durchzogen hatte, bildeten sich diese sogleich in eine lange Schlachtlinie, deren Mitte der Bey und sein Gefolge nebst der Musik einnahm. Dann ritten die Reiter an den Flügeln jeder Seite hervor, etwa zwanzig Schritte vor die Marschlinie hinaus, durchjagten den freien Raum in vollem Rennen, als wollten sie einen Angriff ausführen, und wenn sie an dem Bey vorbei kamen, schossen sie ihre Gewehre über seinem Kopfe oder zwischen die Beine seines Pferdes ab. So lange diese „Fantasia" dauerte, ließ Ahmed, einer der besten Reiter des Landes, sein Pferd allerlei Bewegungen ausführen, so daß es in weniger als zehn Minuten außer Athem war; auf ein Zeichen von ihm führte man ein anderes dieser wohlgeschulten Pferde herbei, deren schöne natürliche Eigenschaften, so wie die errungene Gewandtheit niemand besser als er geltend zu machen verstand.

Er war ein großer Jäger und machte sich häufig das Vergnügen mit einer zahlreichen Meute den Eber oder den Schakal zu jagen. Er hatte einen Mameluken, Namens Soliman, nach London geschickt, bloß um Hunde von ächt brittischer Race ankaufen zu lassen. Dieser hatte überdieß zwei Paare prächtiger Neufundländer mitgebracht, die auf seinen Befehl abgerichtet wurden, einen kleinen, sehr eleganten, gleichfalls aus London gekommenen Wagen zu ziehen. Die Erscheinung dieses Miniaturwagens war im Harem, wo selten etwas Neues vorkam, ein wahres Ereigniß. Die Frauen stritten sich um das Vergnügen in diesem seltsamen Wagen eine Spazierfahrt zu machen, und Ahmed machte sich in seinen Anfällen von Lustigkeit ein Vergnügen daraus, irgend eine Person von Bedeutung, wie seinen Minister, Ben Aissa, oder seinen Chalifah Hamelawi, die sich dessen nicht weigern konnten, hineinsteigen zu lassen, und lachte unmäßig über die komische Figur, welche der ernsthafte Basch-Hambah oder der grauhärtige General machte, wenn sie von vier großen Hunden in einem Kinderwagen eiligst davon geführt wurden.

Obgleich der Ausgang des ersten Zugs gegen Constantine den Stolz Ahmeds nicht wenig gesteigert hatte, so war er doch nichts weniger als unbesorgt über die möglichen Folgen der Ausforderung, welche er Frankreich hingeworfen hatte. Darum unterließ er in dem Jahre nach dem mißlungenen Zuge der Franzosen nichts, um sich den nöthigen Beistand an Menschen und Geld aus der Regentschaft Tunis und von der Pforte die oft, aber immer umsonst verlangte officielle Anerkennung zu verschaffen, welche in den Augen der Bevölkerung den Glanz seines hohen Ranges verdoppelt hätte. Die Kapidschis, die aus Tunis oder Konstantinopel anlangten, versicherten ihn unablässig, daß das so sehr gewünschte Diplom als Pascha und Nachfolger Hussein Dey's ihm alsbald von Sr. Hoheit dem Sultan zugesendet werden würde, begleitet von dem Ehrenpelze. Ahmed glaubte, wenn er diese schönen Versprechungen höre, bereits am Ziele seines Ehrgeizes zu stehen, aber die Kapidschis spotteten seiner bloß, und hatten keine andere Absicht, als ihm reiche Geschenke abzupressen, denn jede Ankündigung dieser Art trug dem angeblichen Boten des Sultans prächtige Geschenke ein. Indeß erschienen weder der Kaftan noch das Diplom, und als Ahmed sah, daß er gefoppt sey, suchte er sich auf eigenem Wege die Zeichen seiner usurpirten Würde zu verschaffen. Eines Tages zeigte er den Truppen eine prächtige grüne Fahne, die ihm angeblich mit einem Diplom, das er jedoch nicht vorwies, von dem Großherrn zugeschickt worden war, man erfuhr aber bald, daß die Fahne ganz einfach aus Tunis gekommen sey, wo ein Jude sie hatte für Rechnung des Bey sticken lassen — eine Gefälligkeit, welche Ahmed unmäßig theure bezahlt hatte. Den Ehrenkaftan verschaffte er sich wohlfeiler; der älteste Sohn Ben Aissa's, Sidi Hamdu, hatte sich zu Tunis einen prächtigen mit Gold gestickten Kaftan machen lassen, der ihm auf 3000 Piaster kam. Ahmed, der diese Narrheit des jungen mohammedanischen Dandy erfuhr, zeigte sich darüber gegen seinen Minister sehr ungehalten. „Du mußt, sagte er zu ihm, in meinem Dienst viel Geld gewinnen, daß sich dein Sohn Hamdu reicher kleiden kann als ich." Ben Aissa verstand den Wink, und beeilte sich, zum großen Verdrusse Hamdu's, den Kaftan seinem Herrn anzubieten, der sich sogleich damit schmückte, und dieß Kleid für ein neues Geschenk des Sultans ausgab.

Aber alle diese Künste, welche niemand täuschten, konnten den Sturz Ahmeds nicht aufhalten. Am 6 October 1837 erschien die französische Armee vor den Mauern Constantine's, am 11 wurde die Bresche eröffnet, am 12 war sie gangbar und am 13 Morgens machte ein mörderischer Sturm die Franzosen zu Meistern des Platzes.

Einige Wochen vor diesem Zuge hing es nur von Hadschi Ahmed ab, Bey von Constantine zu bleiben, und er wäre es ohne Zweifel noch, wenn nicht der Stolz auf den anfänglichen Erfolg ihn veranlaßt hätte, die Anerbietungen General Damremonts zurückzuweisen. Man hatte ihm von Seite des Generalgouvernenes durch den Juden Busnach Eröffnungen gemacht, denen zufolge, wenn er nur die Oberherrlichkeit Frankreichs anerkenne, die Regierung des Beylik ihm verbleiben solle. Ahmed konnte allerdings in diesem Vorschlag ein stillschweigendes Geständniß der Ohnmacht Frankreichs sehen, nahm darum das Anerbieten nicht an und suchte nur Zeit zu gewinnen, in der Hoffnung, den Anfang des Feldzugs bis zur Zeit der großen Regen und der verderblichen Fieber hinauszuschieben. Die Unterhandlungen mußten deßhalb abgebrochen werden. Als am 11 Abends die Bresche eröffnet worden war, schickte General Damremont noch am Abend durch einen Eingeborenen einen Brief an Ahmed, und schlug ihm vor zur Verhütung des Blutvergießens ihm den Platz, der sich nicht länger halten könne, zu übergeben, wogegen er sich anheischig machte, die Einwohner, die Moschern und das Eigenthum zu schonen. Der Ueberbringer des Schreibens kam zurück mit der stolzen Antwort: „wenn ihr kein Pulver mehr habt, wollen wir euch welches geben; wenn ihr kein Brod habt, wollen wir euch welches schicken, aber so lange ein Moslem in der Stadt ist, sollt ihr nicht hineinkommen." Am 12 endlich drückte Ahmed, der seit Eröffnung der Laufgräben den linken Flügel unserer Colonne beunruhigt hatte, seinen Wunsch aus, zu unterhandeln, eigentlich aber suchte er nur den Sturm hinauszuschieben, weßhalb General Valée, Damremonts Nachfolger, eine unverweilte bestimmte Erklärung von ihm verlangte. Diese Erklärung kam nicht an, und am andern Morgen fiel Constantine in die Gewalt der Franzosen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Radiyas in Ceylon sind die Parias dieses Landes, welche durch den Haß und Abscheu der andern Landeseingebornen zu einer viehischen Rohheit heruntergesunken sind und ohne Ehe leben sollen. In neuerer Zeit hat man im Distrikt Malele einige vermocht, das Christenthum anzunehmen und sich taufen zu lassen. (Selkirk: Recollections of Ceylon.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 55.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

24 Februar 1844.

Die Höhlentempel in Indien.

Ein Herr Fergusson hat mehrere Jahre Indien durchwandert als Künstler und Alterthumsforscher; es ist ihm gelungen, mehr indische Höhlentempel zu sehen, als vielleicht irgend ein Europäer vor ihm, und obgleich derselbe alle Ansprüche auf eigentliche indische Gelehrsamkeit von sich weist, so kann es doch nicht fehlen, daß er ein großes Licht auf die Sache selbst werfen muß, da er bis jetzt der einzige war, der diese Höhlen in Betreff ihres Alters und ihres Zweckes untersuchte, und mehr Zeit und Mühe darauf verwandte, als irgend ein anderer vor ihm. Seine genauern Beschreibungen sind ohne Zeichnungen nicht verständlich, und wir geben deßhalb bloß seine Eintheilung derselben und seine Schlüsse über ihre chronologische Reihenfolge und ihr Alterthum, das er sehr nieder ansetzt, wenigstens in Vergleich mit den ausschweifenden Annahmen derer, welche sie über die ältesten ägyptischen Tempel hinaufrücken. Hr. Fergusson theilt sämmtliche Höhlentempel in fünf Classen und nennt die erste und älteste Vihara oder Mönchshöhlen, die zwar in Zweck und Einrichtung gleichartig, in der Ausführung aber sehr mannichfaltig sind. Die einfachsten sind natürliche Höhlen, etwas erweitert und bequemer gemacht, manchmal zu einer viereckigen Celle mit einem Vorhof vergrößert, dann aber finden sich auch ausgedehnte Räume mit massiven Säulen, umgeben von Cellen für die Priester, und im Hintergrund, dem Eingang gegenüber, ein besonderer Raum, der als Heiligthum diente, und worin gewöhnlich die Bildsäulen Buddha's und seiner Schüler aufgestellt sind. Bei weitem die Mehrzahl der buddhistischen Höhlen gehören zu dieser Classe; die prächtigsten sind die zu Ajanta, doch finden sich auch sehr schöne zu Ellora und Salsette.

Die zweite Classe sind die Tschaitya-Höhlen; dieß sind buddhistische Tempel, und jeder Höhlenreihe in Indien ist wenigstens Ein solcher beigegeben. Plan und Einrichtung sind in allen vollkommen gleich und die ältesten unterscheiden sich von den neuesten nur in der Größe: sie haben sämmtlich eine Vorhalle, eine innere Galerie über dem Eingang und ein Schiff oder Mittelflügel, mindestens zweimal so lang als breit von einer Wölbung bedeckt mit einem Halbdom über einer Tschaitya oder Dahgope. Das ganze Innere ist von einem schmalen Flügel umgeben, welcher von dem Schiff durch massenhafte Säulen getrennt und überdacht ist. Die vollständigste Tschaitya-Höhle in Indien, und nach Fergussons Meinung auch die älteste, ist die zu Carli.

Die zwei ersten Classen sind buddhistische Höhlen, die dritte Classe sind brahminische, und zwar Copien der buddhistischen Viharas; ehe man sie näher untersuchte, hielt man sie für buddhistische Höhlen, die zu brahmanischem Gebrauch eingerichtet wären, aber in den Einzelnheiten finden sich mehrere Unterschiede. Sie sind nie von Cellen umgeben, da die Brahminen das Mönchsleben nicht gestatteten, und die Mauern sind mit Sculpturen bedeckt, aber nie bemalt, wie in den Vihara-Höhlen. Die schönsten von dieser Art finden sich zu Ellora und Elephanta.

Die vierte Classe besteht nicht eigentlich aus Höhlen, sondern es sind Nachahmungen gebauter Tempel, und da der Felsen, aus dem sie gehauen sind, gewöhnlich viel höher als der Tempel ist, so sehen sie aus wie in Gruben gebaut; man kann sie nie ordentlich betrachten und sie haben ein unscheinbares Aussehen. Sie sind in schlechterem Geschmack als die eben erwähnten Classen, für den Alterthumsforscher indeß von bedeutendem Interesse; der berühmte Kailas zu Ellora gehört dazu.

Die fünfte Classe sind die Dschaina-Höhlen, die wenn man nicht die Indra-Subha-Gruppe dazu rechnen darf — was ziemlich ungewiß ist — gering an Zahl und an Wichtigkeit sind. Sie bestehen aus einer Anzahl kolossaler Figuren, die in den Felsen ausgehauen sind, so daß manchmal, jedoch nicht immer, eine Schirmwand davor stehen geblieben ist und so eine Art Kammer bildet. Die Sculptur ist roh und in schlechtem Geschmack.

In Bezug auf diesen Gegenstand theilt nun Hr. Fergusson einige Bemerkungen über die indischen Religionen mit. Er ist der Ansicht, vor der Erscheinung Sakya Munis im sechsten Jahrhundert vor Chr., habe in Indien eine brahminische Religion, eine Art Feuerdienst, sehr verschieden von dem modernen

Digitized by Google

Brahmanismus bestanden; neben derselben eine buddhistische Religion, die sich wenig von ihr unterschied. Könige und Völker seyen ohne Schwierigkeit und ohne besonderes Aufsehen von einer zur anderen übergegangen und die Schilderungen der Griechen, wie die einheimischen Berichte machen eine Unterscheidung derselben sehr schwierig. Fernere geht seine Ansicht dahin, daß von der Zeit Asoka's (250 J. v. Chr.) bis zum fünften Jahrhundert unserer Zeitrechnung der Buddhismus im Norden Indiens, der Brahmanismus aber im Süden die herrschende Religion gewesen, und wäheend dieser Theilung des Gebiets habe der jetzt herrschende polytheistische Brahmanismus sich ausgebildet. Er schließt daraus, daß die ältesten Höhlengraber in Indien Buddhisten waren, daß die Brahmanen diesen nachahmten, und daß das Alterthum keiner dieser Höhlen über Asoka hinaufsteigt.

Englische Sports.

II. Das Boxen.

(Fortsetzung.)

Wie bei den Griechen sind die Hauptschläge nach den Ohren, den Wangen, dem Kinn, der Stirn, der Nase gerichtet, und wie bei den Griechen wird der Kampf nicht eher als beendigt betrachtet, als bis einer der Agonisten entweder durch Entkräftung oder durch Schmerz der Wunden genöthigt oder aus irgend einem andern Grunde veranlaßt, sich für besiegt erkläet; das bloße Niederfallen des Gegners beendigt nicht den Kampf, sondern nur jeden Gang, der „a round" heißt. Oft besteht ein Kampf aus 30, 60 ja bis 100 solcher rounds, da die Kämpfer, so lange ihnen noch ein Rest von Kräften bleibt, so lange ihre Augen noch nicht zu völliger Blindheit aufgeschwollen sind, so lange sie noch Luft athmen können, immer wieder zu einem neuen round schreiten, zuweilen werden sie halb todtos vom Kampfplatze getragen.

Nach jedem round ziehen sie sich in ihre Winkel zurück, wo sie von den „Bottle holders" (Flaschenhaltern) mit Wasser und einem feuchten Schwamme erfrischt und mit einem Tuche abgetrocknet werden. Es sind dazu nur 30 Secunden bewilligt, deren Ablauf der dazu bestellte umpire, der beständig die Uhr in der Hand hält, ankündigt. Er ruft das Wort „time" aus.

Dieß alles war bei den Griechen beinahe ganz eben so, nur daß sie noch den Kampf mit Flötenmusik begleiteten, was die prosaischen Engländer nicht thun.

Die verschiedenen Schläge haben natürlich alle ihre Namen, einer der wichtigsten geht mitten auf das Haupt, und schlagt, gut geführet, den Gegner nieder, ein anderer mitten auf die Brust, um das Athmen zu benehmen. Ein Schlag, der den Gegner niederwirft, heißt ein „knock-down blow." Es wird von den umpires immer laut erklärt, wer den ersten knock-down-blow gab (First knock-down-blow for Freeman!) Eben so wird der erste blutige Schlag bemerkt und ausgerufen („First blot drawn from the Slashers brow!")

Die Engländer nennen das Faustkämpfen auch wohl „milling" (mahlen oder stampfen), von der leicht aufzufindenden Aehnlichkeit zwischen der Bewegung der Fäuste und der der Flügel oder Stampfer einer Mühle. Das Wetten geht während des „Mahlens" oder „Müllerns," wie die Engländer sagen würden, immer fort, und die Actien eines jeden steigen oder fallen je nach den „milling qualities," welche er entfaltete.

Die Kämpfer überliefern nun ihre „knock-down-blows," ihre „lefts and rights" (so heißen die Schläge, welche mit beiden Händen auf einmal gegeben werden), — pflanzen ihre „powerful feelers" (ihre mächtigen Fühlhörner) bald auf die Augen, bald auf die Rippen, bald auf die Schläfe ihrer Gegner, — bohren ein (bore in), — geben sich bloß right handers oder left handers, — theilen sich upper cuts (Kopfhiebe) mit, — pariren die Stöße ihrer Gegner mit den Armen, — schlagen sich einander nieder, — ziehen sich in ihren Winkel zurück, — waschen ihr Blut ab, — treten nach 30 Secunden und nachdem Time gerufen von neuem auf die Krahe (scratch), — so wird auch wohl der Kampf und auch die mittelste Stelle des Kampfplatzes genannt, — und nach dem Austausche manches „bangbang" und nach manchem „ringtong," — nach langem „lustigem und unermüdlichem Hämmern im magnifiken Style" (after a long merry and unflinching hammering in magnificent style), in welchem sie ihre punishing qualities *) entwickelt, kommt dann endlich das Gefecht zu einem befriedigenden Ende (satisfactory end). Dieses satisfactory end besteht darin, daß entweder der eine der Kämpfer einen Blutsturz bekommt, welcher ihn kampfunfähig macht, oder daß ihm die beiden Augen so anschwellen, daß er blind wird, oder daß ihm so viele Rippen zerschlagen werden, daß er nicht mehr aufrecht stehen kann, oder daß er die Beine bricht, oder daß er so starke Magenkrämpfe bekommt, daß er von der Arena fortgeschleppt werden und seinem Gegner die Trophäe der Schnupftücher überlassen muß, oder daß sonst auf irgend eine andere Weise einer der Kämpfer kampfunfähig wird.

Zuweilen ist der Kampf in kurzer Zeit und wenigen „rounds" entschieden, zuweilen dauert das „milling" drei, vier Stunden lang und die Anzahl der Gänge steigt bis auf zweihundert. Sie fechten dann oft bis tief in die Nacht hinein, weil der Kampf immer an demselben Tage entschieden werden muß. Die Fortsetzung des Kampfes am folgenden Tage würde für einen neuen Kampf gelten, für den man dann neue Arrangements machen müßte. Auch bei den Griechen auf den olympischen und nemaischen Spielen kamen solche Nachtkämpfe vor. So lange nur noch ein Schimmer von Licht in der Atmosphäre bleibt, welcher stark genug ist, daß die umpires die weißen Glieder der Fechter erkennen können, so lange harren alle im eifrigen Fechten sowohl als im gespannten Zuschauen aus.

Es ist eine Hauptregel beim Boxen, daß man den niedergefallenen Feind nicht mehr strafen dürfe; dieß benutzen viele Fechter und werfen sich daher oft, nachdem sie ihren

*) Punishment (Strafe) heißen auch die Stöße, und to punish (strafen) heißt auch das Stoßen und Schlagen.

Digitized by Google

coups ausgeführt, auch ohne vom Gegner gestoßen zu seyn, rasch zu Boden. Ein Gefecht, bei dem jeder sich so lang auf seinen Füßen erhielt, als er konnte, heißt „a fair stand-up fight“ (ein schönes, aufrechtes Gefecht).

Nach dem Gefecht werden die Kämpfer zu irgend einem barmherzigen Samaritaner geführt, der sie curirt und pflegt. Die Preise werden alsdann ausgezahlt, die Einsatzgelder zurückgegeben, die Wetten berichtigt, und der Sieger von seiner Partei mit endlosem Freuden- und Triumphgeschrei begrüßt.

Die Berichte in den Journalen über die stattgehabten Gefechte sind eine höchst merkwürdige Lectüre; sie sind so voll derben Witzes, so jovial und humoristisch, und mit einer solchen Kennerschaft geschrieben, daß man sie oft wahre Meisterstücke in ihrer Art nennen kann.

Diese humoristische Jovialität, verbunden mit der gründlichsten Kenntniß der Sache, ist überhaupt ein charakteristischer Zug alles dessen, was in England über die Sports geschrieben wird.

Den Preisgefechten zwischen berühmten Champions werden unrndlich langr Artikel gewidmet, die in folgende Abtheilungen zerfallen: „Vorbereitungen,“ — „Zustand der Kämpfer,“ (condition of the men), — „das Gefecht“ (the fight), — „kritische Bemerkungen.“ — Unter dem letztern Capitel wird eine jede einzelne der hundert rounds beschrieben und beurtheilt. Obgleich manche dieser Kampfschilderungen zuweilen drei unsäglich eng gedruckte und unendlich langr Columnen einnehmen, glaube ich doch, daß meine deutschen Leser und besonders auch die Freunde von Shakspeare eine Uebersetzung davon mit Interesse lesen würden. Allein ich will mich mit der Uebersetzung einer kleinern Beschreibung begnügen, und wähle dazu

das Gefecht zwischen John Herrick und dem Chequer Lad von Leeds.

(Schluß folgt.)

Georgische Münzenkunde.

In einem Schreiben des bekannten in Petersburg angestellten Forschers in georgischer Sprache und Geschichte, Hrn. Beosset, an Hrn. Raimund in Paris (s. Journal Asiatique Dec. 1813) heißt es: „Es wird hier (in Petersburg) ein sehr schönes Werk über georgische Münzenkunde vorbereitet, das sämmtliche sowohl georgische, als arabische und doppeltsprachige Münzen der Könige von Georgien, so wie die der muslemitischen Herrscher, Araber, Perser, Mongolen und Türken, welche zu Tiflis Münzen schlagen ließen, enthalten wird; dem Ganzen sind prächtig lithographirte Platten beigegeben, von denen ich eine Probe gesehen. Der Fürst Vacatajeff, der aus georgischem Stamm ist und dessen Familie seit langer Zeit in Georgien wohnt, ist der geschickte und eifrige Urheber dieses Unternehmens. Leidenschaftlich für die Numismatik eingenommen, im Besitz einer prächtigen Sammlung, ein geschmackvoller Zeichner und Graveur, will er in einem besondern Werke die wichtigsten Denkmäler für die Geschichte seines Vaterlandes der Nachwelt aufbewahren. Er ist unter anderm auf ein sehr einfaches und höchst glückliches Verfahren verfallen, um Abdrücke von alten Münzen zu nehmen. — Das Werk ist schon sehr vorgerückt, die Platten sind fertig, und der Text soll russisch, französisch und vielleicht auch georgisch gedruckt werden. Es ist dieß die schönste Sammlung dieser Art, welche existirt, denn Fürst Baratajeff, der die Kosten bestreitet, unterläßt nichts, was der Wissenschaft und seinem alten Vaterlande Ehre machen kann.“

Ahmed Bey von Constantine.

Zweiter Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Der Kebey zog sich nach Constantine's Fall mit einer geringen Zahl ihm treugebliebener Anhänger einige Tagmärsche weit zurück. Er hatte noch etwa 1000 Reiter um sich, der Rest hatte sich, sobald die französische Fahne auf Constantine wehte, zerstreut und war nach seinen Duars zurückgezogen. Hadschi Ahmed schien sehr niedergeschlagen, doch hatte er den Muth noch nicht verloren. Sein Plan war fortwährend das Feld zu halten, und alle günstigen Vorkommnisse zu benützen, die für ihn aus der von einer ersten Niederlassung in einem kaum gekannten Lande unzertrennlichen Verwirrung, aus der Unentschlossenheit und den Fehlern des Siegers entspringen konnten. Eine seiner ersten Sorgen war, die Scheichs zu belohnen, die ihm auf seinem Rückzuge gefolgt waren, und Belohnungen, so wie rothe und schwarze Burnus unter ihnen auszutheilen. Sein Schatz, gewiß viel minder beträchtlich als man vermuthet hatte, wurde von ihm nach Elkangah, einer festen Stadt in den Bergen der Beni Furah, gesendet, wo die Verwandten seiner Mutter einen großen Einfluß besaßen und derselbe deßhalb aufgenommen und getreu bewacht wurde, aber die Bevölkerungen in der Umgegend der Stadt lauerten den Abgesandten des Kebey auf und plünderten sie bei ihrem Abzug. Diese Handlung, so wie manches andere feindselige Benehmen der Stämme bewiesen Ahmed, daß er zur Fortsetzung des Kampfes gegen die neuen Herren des Landes auf die Zuneigung und den Beistand seiner ehemaligen Unterthanen nicht sonderlich zählen könne. Wo er sich zeigte, wurde er ziemlich schlecht empfangen. Die Mehrzahl, noch von dem Schrecken erfüllt, welche der Ruf seiner Grausamkeit eingeflößt hatte, speiste ihn mit unbestimmten Versprechungen ab, ohne gerade feindlich gegen ihn zu handeln, aber einige keckere oder stärkere Stämme hatten den Muth ihm den Eintritt auf ihr Gebiet zu verbieten, rückten ihm bewaffnet entgegen und zwangen ihn weiter zu ziehen. Mit Wuth im Herzen, wenn er sich nicht stark genug fühlte, die blutige Beleidigung zu rächen, folgte er der Weisung, und nahm dagegen an minder kriegerischen Stämmen Rache, wo er seinen Durchzug mit Metzeleien und Plünderungen bezeichnete. Während des Zugs, den er nach der Einnahme von Constantine im Süden und Osten der Stadt unternahm, soll er Hunderte von Köpfen abgeschlagen und seine Erpressungen bis über Biscara hinaus ausgedehnt haben, namentlich litt die Stadt Tebessa, die er plünderte und deren Einwohner er zur Hälfte niederhauen ließ.

Durch solche Mittel konnte er freilich die Gehorsamkeit der so lange unter sein eisernes Joch gebeugten Völker nicht wieder gewinnen, und weit entfernt, daß die Zahl seiner Anhänger zugenommen hätte, erinnerten ihn wiederholte Abfälle jeden Tag daran, daß er besiegt sey, und daß der allgemeine Fluch auf ihm laste. Von den tausend Reitern, die ihm anfangs gefolgt waren, zerstreute sich wenigstens die Hälfte in

Digitized by Google

den erſten Monaten, und bald verminderte ſich dieſe Handvoll Leute noch mehr. Yerhad-ben-Said, ſein Todfeind, hatte ſich Frankreich unterworfen, und war dann von Conſtantine ausgezogen in der Abſicht, den Erbey zu verfolgen, erreichte ihn auch wirklich, griff ihn an und ſchlug ihn mit ſeinen überlegenen Streitkräften ohne Mühe; zwar gelang es ihm nicht ſich ſeiner zu bemächtigen, aber er drängte ihn (December 1837) bis an die Gränzen von Tunis zurück.

In dieſem kritiſchen Augenblick, wo alles ihn zu verlaſſen ſchien, eröffnete ſich für Ahmed eine unerwartete Ausſicht: es hing nur von ihm ab, die oberſte Gewalt wieder zu ergreifen und triumphirend nach Conſtantine zurückzukehren. Nach der Einnahme der Stadt trat ein, was auch ſchon im Jahre 1830 in Bezug auf Algier eingetreten war: das franzöſiſche Cabinet fühlte ſich durch ſeine Eroberung ſehr in Verlegenheit geſetzt, ſo daß Marſchall Valée den Gedanken faßte, Hadſchi Ahmed zum Regenten der öſtlichen Provinz unter franzöſiſcher Oberhoheit zu ernennen. Der Grundgedanke dieſes Planes war, der arabiſchen Macht, welche die franzöſiſche Herrſchaft im Weſten ernſtlich bedrohte, eine türkiſche entgegenzuſetzen. Wahrſcheinlich wäre indeß die Ausführung auf Schwierigkeiten geſtoßen, an die der Urheber des Planes nicht dachte, und die allgemeine Meinung iſt, daß ſich die Bewohner der Provinz empört haben würden, wenn man ihnen Hadſchi Ahmed als Herrn hätte zurückgeben wollen. Man hat häufig zu erklären geſucht, weßhalb die franzöſiſche Herrſchaft in dieſem Theil der Regentſchaft ſo leicht angenommen wurde, während ſie anderswo auf ſo hartnäckige Widerſacher geſtoßen iſt und noch ſtößt. War es aber nicht ganz natürlich anzunehmen, daß der Haß, der ſich während der langen und drückenden Verwaltung Ahmeds auf deſſen Haupt ſammelte, nicht wenig zu dieſem glücklichen Ergebniß beitrug? Wie dem nun auch ſeyn mag, Unterhandlungen wurden mit Ahmed eröffnet und das Beylik ihm von neuem angeboten, unter der Bedingung, die Oberherrlichkeit Frankreichs anzuerkennen und demſelben Tribut zu zahlen. Man hätte glauben ſollen, dieſe Bedingungen würden alle Wünſche des Erbey erfüllen, aber wer ſollte es glauben? Dieſer Flüchtling, der nicht wußte, wo er ſein Haupt hinlegen ſollte, fand die Bedingungen, unter der man ihn wieder einzuſetzen gedachte, übertrieben. Er ſchrieb hochfahrende Briefe an den Marſchall, und ſeine Bevollmächtigten, Hadſchi Bey und Hadſchi Mohammed-ben-Attar, erhoben tauſend Chimären über die vorgeſchlagene Uebereinkunft. „Die Mohammedaner, ſagten ſie, können nicht an Chriſten Tribut zahlen, und überdieß würde Hadſchi Ahmed nie einwilligen, durch ein äußeres Zeichen die Oberherrlichkeit Frankreichs anzuerkennen, mit dem er jedoch Frieden zu halten verſprochen wolle.“ Mit Einem Wort, die Frage war ſeit der Zeit, wo der Herzog von Rovigo durch Hamdan mit dem Bey von Conſtantine zu unterhandeln verſucht hatte, nicht um einen Schritt weiter gediehen. Die Unterhandlungen wurden abgebrochen, und Ahmed zog ſich zu ſeinem Oheim, dem ehrwürdigen Scheich el Areb, nach der Wüſte hin zurück. Neue Unfälle, die er auf dieſem Marſch erlitt, und der Abfall mehrerer Häuptlinge, die bis jetzt nach ſeinem böſen Stern gefolgt waren, beugten bald ſeinen Stolz, und er ſchickte Ben-Aiſſa mit einem ſehr demüthigen Schreiben an den Marſchall. Der Generalgouverneur ſchlug ihm jetzt weit härtere Bedingungen vor, als die anfänglichen, Ahmed zögerte ſie anzunehmen, und dieſe Zögerung richtete ihn völlig zu Grunde. Später, als ſeine Lage ſich mit jedem Tage verſchlimmerte, hätte er ſich unbedingt allen Forderungen Frankreichs unterworfen; er bot ſogar (März 1838) dem Marſchall an ihm ſeine Unterſchrift zu ſenden, und ſomit zum voraus in jeden Vertrag einzuwilligen, der ihn wieder in den Beſitz Conſtantine's ſetze, aber es war jetzt zu ſpät; der Gouverneur, über die wahren Intereſſen der Provinz genauer unterrichtet, hatte auf alle Unterhandlungen mit dem Erbey verzichtet, und deſſen letztes demüthiges Anerbieten blieb ſogar ohne Antwort.

Ahmed behielt indeß noch einen Hoffnungsſchimmer, daß er mit den Franzoſen werde unterhandeln können, und der Beweis davon ſcheint in dem Umſtande zu liegen, daß er im Monat Junius folgenden Jahres unerwartet faſt unter den Mauern Conſtantine's erſchien, als wenn er die Antwort auf ſein letztes Schreiben hätte holen wollen. Er hatte einige hundert Araber bei ſich, General Negrier aber, der Oberbefehlshaber der Provinz, marſchirte, ſobald er ſeine Annäherung erfuhr, gegen ihn und trieb ihn bis in die Anrehberge, wo er aus Vorſicht die Verfolgung einſtellte. Zu Conſtantine jedoch erhielt er bald darauf ein unterwürfiges Schreiben, worin der Erbey ſein Wiedererſcheinen unter den Mauern ſeiner ehemaligen Hauptſtadt zu entſchuldigen ſuchte, indem er durch die Dürre und den Mangel an Lebensmitteln aus der Wüſte verjagt worden und in den Tell gekommen ſey, um ſich und ſeine ſchwache Mannſchaft mit Lebensmitteln zu verſorgen; er habe bei ſeinem Erſcheinen auf dem Gebiet von Conſtantine keine ſchlimme Abſicht gehabt und ſey durch reine Privatintereſſen hergerufen worden. Am Schluſſe bat er den General um ſeinen Schutz.

Dieſer Brief blieb, wie der vorhergehende, ohne Antwort, nur ſchrieb man einige Zeit ſpäter an Ahmed und ſchlug ihm vor, die Provinz zu verlaſſen und ſich in Algier anzuſiedeln, wo er eine bedeutende Penſion erhalten und mit allen ſeinem Rang gebührenden Ehren behandelt werden ſollte. Er verwarf dieß Anerbieten, irrte fortwährend in ſeinem ehemaligen Gebiet umher, und ſuchte immer noch einige Stämme für ſich zu gewinnen theils durch Unterredung, theils durch Gewalt, theils durch Liſt, welche Waffe er, wie ſchon bemerkt, mit ſeltener Geſchicklichkeit handhabte. Er ließ ſich von Zeit zu Zeit durch ſeine Agenten von Conſtantine angebliche Schreiben des Marſchalls Valée oder des Generals Negrier fabriciren und zuſenden, worin ihm die glänzendſten Ausſichten eröffnet wurden. So zeigte er namentlich den Haractas einen Brief vor, worin nicht bloß von ſeiner baldigen Wiedereinſetzung im Hauptort ſeiner Provinz, ſondern auch von ſeiner officiell abgemachten Heurath mit einer der Töchter des Königs der Franzoſen die Rede war. Dieſe lächerlichen Fabeln fanden indeß bei den unwiſſenden Menſchen, denen ſie vorgetragen wurden, manchmal Glauben, und von Zeit zu Zeit mehrten ſich die Reihen ſeiner Anhänger durch eine Anzahl ſolcher Getäuſchten.

(Schluß folgt.)

Aeoliſche Seeſignale. Man iſt auf eine neue Methode verfallen, die Bewegung der Meereswellen zu einem praktiſchen Zweck zu benützen, und zwar ſollen die Wellen ſelbſt an einer gefährlichen Küſte als ihre eigenen Warnſignale für Seefahrer dienen. Der Erfinder ſchlägt vor, hohle Boyen in der Nähe einer gefährlichen Küſte oder Sandbank zu befeſtigen und daran Pfeifen in der Art wie Orgelpfeifen anzubringen. Metallzungen, ſo eingerichtet wie bei den Accordions, ſollen an den Pfeifen angebracht werden, ſo daß, wenn die Boyen durch die Wellen auf- und niedergeſtoßen werden, die Luft hindurchdringt, und ſo warnende Töne erzeugt, welche immer lauter und lauter werden, je heftiger die See tobt und je mehr die Gefahr ſteigt. (Athenäum vom 10 Februar.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 56.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

25 Februar 1844.

Der untergegangene Riesenvogel von Neuseeland.

Im Jahre 1839 brachte man aus Neuseeland einen Knochen von einem unbekannten Thiere nach England, das, wie man glaubte, noch in der historischen Zeit auf diesen Inseln gelebt hatte. Professor Owen erklärte den Knochen, welcher ein Schenkelknochen war, dem aber die beiden Enden fehlten, für den Ueberrest eines straußenartigen Thieres, ähnlich dem erloschenen Dodo auf Mauritius. Seit dieser Zeit sind verschiedene andere Knochen, die zu derselben Vogelfamilie, aber zu verschiedenen Gattungen gehören, nach England gekommen und haben die Richtigkeit von Owens Angabe außer Zweifel gestellt. Diese Knochen sind 19 Schenkelknochen, 12 Rohrknochen, 7 Fußwurzeln und 2 Zehenknochen, aber kein Flügelknochen. Am 2 Febr. d. J. hielt Prof. Owen in der Royal Institution eine Vorlesung über „die flügellosen Vögel von Neuseeland." Interessant war dabei vor allem seine Erklärung über die Schlußfolge, welche ihn zu dem Ausspruch führte, daß der einzelne ihm mitgetheilte Knochen einem solchen Riesenvogel angehört habe, der eine Höhe von 14 bis 15 Fuß gehabt haben müsse. Als er ins Innere des Knochens hineinschaute, überzeugte er sich, daß die gegitterte Structur desselben minder fein und faserig sey, als bei irgend einem langen Knochen eines Säugethiers, daß er noch weniger dem Knochen eines Reptils gleiche, da diese gewöhnlich nicht hohl sind, und was die letzte Ordnung des Thierreichs, die Vögel, betrifft, so beweist der Bau des Knochens, seine Dicke und Härte, daß er keinem Vogel angehört haben könne, der zum Flug organisirt war. Bis jetzt hat man auch, wie schon erwähnt, noch keine Flügelknochen gefunden. Prof. Owen glaubt aber, daß man dergleichen gewiß finden könne, und daß sie wohl sehr klein gewesen seyen, wie bei dem Apteryx (dem flügellosen Vogel) von Australien, dem der neuseeländische Dinornis — so nennt Owen diesen Riesenvogel — freilich in riesenhaftem Maaßstab gleiche. Er erwähnte den Apteryx namentlich auch, um gegen diejenigen aufzutreten, welche das ehemalige Daseyn des Dodo läugneten, eines Vogels mit einem Casuarleib und einem Geierschnabel. Herr Professor Owen behauptete, er habe im Haag ein Gemälde gesehen, das bald nach der Besitznahme der Insel Mauritius durch die Holländer gemalt worden sey, und in dessen Ecke eine Abbildung des Dodo, zwar klein, aber so genau ausgearbeitet sich fände, daß ein Zoologe die Art darnach bestimmen könnte. In frühern Perioden, meinte Hr. Owen, müßte die Verbreitung der straußenartigen Vögel über die Erde viel ausgebreiteter gewesen seyn, und er erinnerte in dieser Beziehung an die neuentdeckten Fußspuren eines eben so riesenhaften Vogels in den Sandsteinen von Connecticut. Jetzt sind Strauß, Casuar und Rhea auf die engen Gränzen von Afrika, Südasien, dem indischen Archipel und Südamerika beschränkt, der Emeu ist Australien eigenthümlich, der Dodo war nur auf der Insel Rodrigez bekannt, und der Dinornis scheint, so viel man bis jetzt weiß, nirgends als in Neuseeland existirt zu haben, vielleicht aus einem botanischen Grunde, denn auf diesen Inseln findet sich eine ungeheure Entwicklung der Farrenkräuter, von denen einige sehr mehlreiche Wurzeln haben, die dem Menschen einen reichlichen Unterhalt liefern und wohl wahrscheinlich dem Riesenvogel als Nahrung dienten, denn der Fuß war so eingerichtet, daß er damit, wie die hühnerartigen Vögel, den Boden aufkratzen konnte; ferner ist es nicht unwahrscheinlich, daß er hinsichtlich der Hals- und Rückenknochen ähnlich wie der Apteryx von Australien gebaut war, bei welchem die Halsmuskeln hammerartig auf den Kopf wirken, und den langen Schnabel in die Erde treiben. Wenn man sich erinnert, daß das einzige Thier, welches die Europäer bei der Entdeckung Neuseelands fanden, eine kleine Rattenart war, so wird es sehr wahrscheinlich, daß dieser ungeheure Vogel, der die neuseeländischen Inseln in uralter Zeit bewohnte, ehe sie von Menschen eingenommen wurden, in kurzem ausgerottet worden sey, als Menschen dahin kamen. Owen will sogar die neuseeländische Menschenfresserei von diesem Umstande ableiten; die Menschen hätten sich durch die Jagd auf diesen Riesenvogel an thierische Nahrung gewöhnt, und da sie diese nach Ausrottung des Vogels nicht mehr hätten befriedigen können, so hätten sie einander selbst aufgefressen.

Digitized by Google

Englische Sports.

II. Das Boxen.

(Schluß.)

Sobald die privilegirte Classe der Fancy ihre Plätze in dem innern Ring eingenommen hatte, traten Herrick und der Chequer-Bursche, der seinen Namen von einem Wirthshause, welches er in Leeds gewöhnlich frequentirt, bekommen hat, begleitet von ihren resp. Assistenten, vor, und machten ihre Salaams. *) Herrick wurde secundirt von Cherry Rose Bob und einem „ex-blue“ **); der Chequer Lad von Johnny Broome von Horn-Castle, beide ihre verschieden gefärbten Banner entfaltend. Der Chequer Lad war der Favorite des Publicums, zu 5 und 6 gegen 4. ***) Von dem Umstande, daß Herrick zu dem Kampfplatz herangeritten war, während sein Gegner drei Wochen in dem benachbarten Orte Roehampton unter sorgfältigster Pflege in bestem Futter gestanden hatte, und in Gesellschaft seiner Secundanten in bequemem Wagen herangefahren war, schloß man, daß der Chequer Lad in besserer „condition“ seyn müsse. In Bezug auf Gewicht und Größe wurden sie gleich befunden; jeder maß 5 Fuß 7½ Zoll und wog 10½ Stein. Beide waren nicht unbekannt in der „Milling-Hemisphäre,“ und beide hatten schon in dem P. R. gefochten, der Chequer-Bursche dreimal mit Glück; Herricks Mißgeschick und Glück waren gleich.

Nachdem die Farben an die Stange gebunden, alle die andern Vorrichtungen getroffen und die üblichen Cerrmonien beobachtet waren, begann das Geschäft (business commenced) 10 Minuten vor 1 Uhr. Es war eine lebhafte und animirte „mill,“ wobi durchgefochten in allen ihren 22 muntern Runden und dauertr 43 Minuten. Kopf- und Brustschläge wurden mit strafendem Effect (with punishing effect) gegeben, und die „lefts and rights“ wurden mit gleicher Geschicklichkeit ausgetheilt und mit gleicher Gemüthsruhe empfangen. Dir Strafe, wrlchr jeder durch Hirde empfing, war gleich, aber im Stoßen besaß Herrick eine größerr Geschicklichkeit nnd Kraft, und dadurch erlangtr rr anfangs rinen furchtbaren Vortheil über seinen Gegner. Jedoch sein beständiges Niederstürzen war allein hinreichend, seinen Kampfesmuth zu dämpfen. In der zweiten Runde zapfte er das erste Blut, aber es war nur das erste, denn in der folgruden Runde bekam er so auf den „gob,“ †) daß ein Blutsturz davon dir Folge war. In der achtzrhnten Runde wurde Herrick mit riner rechthändigen Kartatsche gedielt ††) und in drr folgenden Runde wurde diesr Dosis wiedrrhvit und er bekam dazu noch einige Trauerfarbungen unter dem Auge. Der „Chequer-Lad“ wies mit dem Finger auf ihn und lächelte, bevor rr sich in seinen Winkel zurückzog. Herrick erhob sich und begab sich zum neunzehnten Mal auf die „scratch,“ mehr jedoch seinen Freunden als sich selbst zu Gefallen; er machte eine sehr ernste Miene und setzte mit niedergebengtem Kopfe ein. In diesem Augenblick wurden für den Chequer Lad 6 gegen 1 angeboten, aber keine Liebhaber, — drr Chequer Lad parirte den Stoß und gab ihm den upper cut, der auch sein coup de grace war. Herrick stürzte, um an diesem Abend nicht allein wieder aufzustehen. Seine Freunde halfrn ihm von der Stelle und der Chequer Lad, welcher noch einigemal in gerader, munterer Haltung auf dem Kampfplatz auf- und abging, wurde als der Sieger ausgerufen (was hailed the conqueror).

Was die Engländer foul play nennen, nannten die Griechen „Kakomachia.“ Es ist merkwürdig, daß auch noch einige griechische Worte in dem englischen ring ebenso vorkommen, wie bei der griechischen pyx. So heißen die verschiedenen Kampf- und Kriegslisten im Englischen Schemes, im Griechischen Schemata. Es wird zwar in England viel jetzt geklagt, daß die palmy days des rings vorüber sind, daß es nun keine solchr big men wie am Anfange dieses und am Ende des vorigen Jahrhunderts mehr gebe, und daß die Kunst nicht mehr in der Blüthe, sondern bereits „in ihrem gelben und dürren Laube“ stehe. Es ist wahr, der ring hat nicht mehr so mächtige Patronen wie zu den Zeiten Georgs III und Georgs IV, wo selbst bei Preisgefechten oft fürstliche Personen zugegen waren, und wo unter andern bei einem derselben im Jahre 1786 nicht weniger als 40,000 Pfund Einlaßgeld gezahlt wurde, allein ein Verfall dieses Nationalspiels ist daher doch nicht zu fürchten. Es steckt das Boxen den Engländern zu tief in ihrer Natur; das einzige, was man zugeben kann, ist, daß die Vornehmen, deren Mode sehr wechselnd ist, sich in diesem Augenblick nicht so viel darum mehr kümmern. Vielleicht werden sie es nach einiger Zeit wieder mehr thun. Es führt jetzt in England eine zarte Königin das Regiment.

Ich habe schon oben angedeutet, daß man aus den Journalen und zahlreichen Schriften keinen Verfall dieser Kunst wahrnehmen kann. Noch kürzlich wurde in London ein großes neues Sparring-Theater eröffnet, in welchem ich selber mehrere Tausende von Personen mit großem Eifer den „sparring exhibitions“ beiwohnen sah. Die Klagen, wie sehr der fürchterliche Gebrauch des Stiletts und Messers bei der Strenge der Polizei gegen das Boxen zunehme, und das Lob, welches man der Faust als „einem Antidot gegen den Dolch“ und als das beste Mittel die untern Classen zu civilisiren *) zollt, sind in England allgemein. In einem öffentlichen Journal finde ich unter andern für einen Monat zehn öffentliche Preisgefechte angesagt, für einen andern Monat sechs. In einem andern Journal, welches bloß die Begebenheiten einer Woche schildert, sind nicht weniger als fünf stattgehabte Gefechte beschrieben nnd wenigstens ein paar Dutzend

*) „To make their salaams“ (ihren Gruß machen), eine in England jetzt sehr gewöhnliche, auf englische Art modulirte orientalische Redensart.

**) Die „blues“ sind die bekannten englischen Gardecavalleristen.

***) D. h. die Wetten standen im Verhältniß jener Zahlen zu seinen Gunsten.

†) Slang-Ausdruck für „Mund.“

††) „Floored“ Slang-Ausdeuck für „zu Boden geworfen.“

*) Ich finde in einem englischen Buche folgende Stelle „boxing is doing more to civilise the lower orders, than anything else.

Digitized by Google

werden darin auf verschiedene Weise besprochen, dazu kommen noch vierzehn Herausforderungen darin vor. Klagen von Nowlden, daß Burn seine Herausforderung nicht angenommen habe, — Andeutungen des „wälschen Heroen," daß er nach einem „customer" (Kunden) verlange ꝛc. ꝛc. Dieß alles mag einen ungefähren Maaßstab abgeben von der jetzigen Häufigkeit des Borens in England.

Wir haben aus dem griechischen Alterthum Vasen, Urnen und andere Gefäße, auf denen Borer dargestellt sind und die den Kämpfern wohl oft zum Lohn gegeben werden mochten. Auch diese Sitte findet in England statt. Silberne Becher mit pugilistischen Emblemen werden den Fechtern nicht selten von Freunden überreicht.

In Griechenland wurden diejenigen Pankratiasten, welche auf den olympischen Spielen an einem Tage, sowohl im Ringen als im Pankration gesiegt hatten, aufs höchste geehrt, und es wurde ihnen das Ehrenprädicat „Nachfolger des Hercules" gegeben. Es werden uns in den griechischen Schriftstellern alle diese Nachfolger des Hercules der Reihe nach genannt, wie man Könige aufzuführen pflegt. Auch in England gibt es etwas ähnliches, nämlich die „champions of England."

Seit 150 Jahren hat es nämlich immer einige Kämpfer gegeben, welche nicht eher ruhten, als bis sie alle ihre Nebenbuhler niedergekämpft hatten, bis sie entschieden als die Ersten auf dem ring anerkannt wurden, und jenen Titel der „champions of England" erhielten. Es gibt eine ganze Reihe derselben, von denen jeder seine „championship" so lange behauptete, bis er an einem andern emporwachsenden Heros seinen Meister fand und bis er nach einmaliger Besiegung auf jenes Ehrenprädicat verzichten mußte.

Broughton, Mendoza, Humphries, John Jackson, Shaw, Tom Cripp leben eben so in der Sage (live story) wie Theagenes, wie Milon, Kapros, Aristomenes und andere Heraklier.

Die Neger in Marocco.

Der Antislavery Reporter vom 10 Januar theilt nachstehenden Brief aus Tanger vom 20 December mit: „Die Negertruppen stehen bei dem Kaiser von Marocco in ausnehmend hoher Achtung. In Mequinez (Miknäs), der dritten Hauptstadt des Reichs, stehen nicht weniger als 9000 Mann Negertruppen; ferner befinden sich daselbst 2000 Mann Negergarden, welche mit der Bewachung der kaiserlichen Schätze beauftragt sind. Diese Truppen sind nicht immer reine Neger, einige haben maurische Väter, und fast alle sind in diesem Lande geboren. Man schätzt die Reichthümer, welche von den schwarzen Garden zu Mequinez bewacht werden, auf einige Millionen Pfund Sterling an Juwelen, Gold- und Silberbarren und gemünztem Geld, meistens Dublonen und spanische Thaler. Diesen Morgen hatte ich eine Unterredung mit Sidi Muhammed Elmarte, dem Regierungsverkäufer, dessen Geschäft es ist, nicht bloß alle in Tangee eingeführten, sondern auch die hier geborenen und zu der Stadt gehörigen Sklaven zu verkaufen. Die Nachrichten, welche ich aus seiner Unterredung mit entnahm, sind in möglichster Kürze folgende: Der gewöhnliche Preis eines gesunden afrikanischen Jünglings ist 80 Piaster, Knaben von 8 bis 10 Jahren verkaufen sich am besten. Für weibliche Sklaven zahlt man nicht so viel wie für männliche, außer wenn sie sehr schön sind. In Tanger ist kein Markt, und die gewöhnliche Art sie auszuschlagen ist, indem man sie in der Stadt herum, namentlich in der Hauptstraße, feil bietet. Der Sultan verlangt von dem Verkauf der Sklaven keine Abgabe. Man führt sie von allen Theilen Afrika's und der Berberei, auch aus Algier ein, denn Sklaven werden in Algier unter den Mauren immer noch verkauft, da die Franzosen den Handel nicht hindern. Am vergangenen Sonntag wurde eine Sklavin verkauft aus dem Dscherrid, d. h. aus dem Dattellande; sie weinte sehr, als man ihr sagte, daß sie verkauft werden solle, und verlangte ihren letzten Herrn und ihre Frau zu sprechen; dieß beweist, daß selbst in diesem Lande, wo die Sklaverei in einer milden Form besteht, die armen Geschöpfe die Schmach, wie Thiere verkauft zu werden, tief fühlen. Der Verkäufer suchte sie zu beruhigen, indem er ihr einen bessern Herrn versprach. Bei schweren Verbrechen werden die Sklaven vor den Richter geführt, und in derselben Weise gestraft wie die Freien, bei kleinern Verbrechen aber darf der Herr sie nach Gefallen peitschen oder sonst strafen. Entlaufenen Sklaven forscht man oft nicht einmal nach. Manchmal, wenn ein Sklave davon läuft und bei einem neuen Herrn Schutz sucht, schickt dieser zu dem alten Herrn und erbietet sich denselben zu kaufen, und sie gehen so von Hand zu Hand, ohne das abscheuliche System, entlaufene Sklaven öffentlich anzuzeigen, wie dieß in den Zeitungen von Nordamerika geschieht. Die Zahl der Sklaven, die nun jetzt in Marocco einführt, ist sehr groß, nach Tanger aber kommen nur etwa hundert des Jahres. Der größte Markt ist in der Hauptstadt Marocco. Der Sultan hat eine ungeheure Zahl Negertruppen, Abdelkader aber hat keine, dagegen lassen sich seine Araber häufig von Negern begleiten. Wenn die Mauren das Land unter englischer Flagge verlassen, sprechen sie stets die sie begleitenden Sklaven frei, nach ihrer Rückkehr aber werden sie immer wieder als Sklaven behandelt. He. Graberg van Hemsö gibt die Bevölkerung von Marocco auf 8,500,000, die der Neger auf 120,000 an. Er schätzt die Zahl der jährlich eingeführten Sklaven auf 4000, von denen aber wenig mehr als die Hälfte im Lande bleiben soll, die übrigen gehen nach Algier und Tunis. Diese Angaben datiren von 10 Jahren her, ehe der Bey von Tunis den Entschluß faßte, die Sklaverei abzuschaffen."

Ahmed Bey von Constantine.

Zweiter Abschnitt.

(Schluß).

Indeß hatte sein furchtbarer Feind, Ferhad ben Said, ein Bündniß gegen ihn zu Stande gebracht, das aus den Häuptlingen Abdel Salem, Ahmed Scherif und Ben-Aziz bestand und ihn aufs äußerste verfolgten. Auf der andern Seite hatte der Kaid des Haractahs, Hassenawi, ihm den Krieg erklärt und drängte ihn mit überlegenen Streitkräften. Ahmed wäre mehreremale beinahe in die Hände dieses furchtbaren Feindes gefallen, und in einem letzten Gefecht dankte er seine Freiheit und sein Leben nur der Schnelligkeit seiner Flucht. Die kleine Anzahl der Anhänger, die er seit einiger Zeit wieder gewonnen hatte, zerstreute sich von neuem, und die Saharis selbst, diese Araber der Wüste, an welche ihn so viele Bande der Sitten, der Interessen und der Herkunft knüpften,

Digitized by Google

verließen ihn; nur einige wenige, durch die Thränen seiner Mutter bewogen, willigten noch ein, ihm zu folgen. Auf allen Seiten gehetzt, zog er sich zum zweitenmal gegen Tunis zurück, in der Hoffnung, den Bey dieser Regentschaft für sich zu gewinnen und Hülfe zu erhalten. In diesem Augenblick hatte er nur noch Einen Häuptling von einiger Bedeutung, den Kaid Mukker, ferner sieben oder acht Mameluken, etwa vierzig Saharis und eben so viele Negersklaven um sich. Seine alte Mutter, Hadschia Reguia, sein Sohn, seine Tochter und zwanzig seiner Frauen begleiteten ihn. Sein Lager war auf aller Zeite beschränkt, eines für ihn, eines für den Kaid, eines für die Frauen und eines für die acht Mameluken. Die Maulthiere, die sein wanderndes Harem trugen, waren auch noch mit zwei Säcken voll wahrer oder angeblicher Schätze beladen, die jedenfalls aber sehr leicht seyn mußten, denn seit drei Monaten zahlte er niemand und verlor einen seiner letzten Gefährten nach dem andern. Der Bey von Tunis gewährte ihm nicht bloß keine Unterstützung, sondern die Bevölkerung des Landes, unruhig über seine Ankunft, zog ihm gewaffnet entgegen und trieb ihn zurück. Ahmed mußte abermals sich zurückziehen, und Ende Julius 1838 lagerte er südwestlich von Kef, etwa eine Tagereise von dieser Stadt zwischen den Stämmen der Haractahs und Hannenschahs, deren Scheichs in seiner Nähe sich hielten und ihn sorgsam beobachteten.

Seit dieser Zeit hat man nur noch wenige und unsichere Nachrichten über den Exbey von Constantine. Einige Moslems dieser Stadt, welche seine geheimen Anhänger blieben, unterhielten fortwährend einen förmlichen Briefwechsel mit ihm, aber fast zwei Jahre lang hörten die französischen Behörden nichts mehr von ihm. Indeß schien er noch nicht ganz entmuthigt, denn im Frühjahr 1840 übersandte er an Generallieutenant Galbois, dem Nachfolger Negriers im Oberbefehl der Provinz, ein abermaliges Anerbieten einer einfachen Unterwerfung, die jedoch zurückgewiesen wurde; der General wollte nicht einmal den Abgesandten Ahmeds empfangen. Zu derselben Zeit erfuhr man, daß er, den Traum einer unmöglichen Wiederherstellung noch immer verfolgend, an alle bedeutenden Stämme der Provinz geschrieben hatte, um sie zum heiligen Kriege aufzufordern. Die Gewalt des Fanatismus bei diesen Völkern ist so groß, daß einige seinem Aufruf folgten. Es gelang ihm namentlich einige hundert Haractahs zu sammeln, mit denen er über den widerspänstigen Stamm der Ulad Jahja ben Tholeb herfiel, sieben Mann wegnahm, die er enthaupten ließ, worauf er mit den Frauen und Heerden des angegriffenen Stammes sich entfernte.

Dieß geschah im April, im Mai aber, als er seine Erwartung nicht erfüllt sah und der Aufruf wahrscheinlich nur eine sehr vorübergehende Wirkung geäußert hatte, schien ihm seine Prätendentenrolle entleidet, und er kündigte seine Absicht an, nach Tripoli zu gehen und von da sich nach Konstantinopel einzuschiffen. Im Julius aber änderte er aufs neue seinen Entschluß und schrieb an die Stämme, sie sollten aushalten bis zu der nahen Ankunft einer türkischen Armee, die in der Regentschaft Tunis organisirt werde, um ihn wieder auf den Thron zu setzen. Der Bey von Tunis hab allerdings Truppen aus, aber diese Rüstung hatte keineswegs den Zweck Ahmed den Scepter der Provinz Constantine zurückzugeben, vielmehr war er in Uneinigkeit mit dem Diwan von Tripoli, und beschäftigte sich in der Voraussicht eines wahrscheinlichen Kriegs einzig mit den unerläßlichen Vertheidigungsanstalten. Diesmal war die List zu grob, als daß sie irgend jemand hätte täuschen sollen, der Exbey zog sich deßhalb in das Land Dyr, jenseits des Wed Meskiana, zurück, wo er die Ereignisse abwarten wollte und sehr auf seiner Hut war, denn die Haractahs hatten ihn aufs neue verlassen, und die mehr als zweifelhafte Haltung des Nementschahs ließen ihn einen Angriff von dieser Seite fürchten. Die kleine Stadt Dyr, deren er sich zuvor mit Gewalt bemächtigt und deren Kaid er hatte hinrichten lassen, war für ihn eine Art Hauptquartier und Waffenplatz, wohin er sich von Zeit zu Zeit flüchtete und den eine kleine Besatzung während seiner Abwesenheit behauptete.

Im August 1841 griff ihn einer seiner erbittertsten Feinde, der unversöhnliche Hossenawi, aufs neue an. Ahmed wurde geschlagen, verlor 30 Pferde und einen Theil seines Gepäcks. Von diesem Kampf an verlieren wir ihn aus den Augen bis zum Monat Septembre des folgenden Jahres. In dieser Zeit war es ihm gelungen den Stamm der Ulad Nasser in sein Interesse zu ziehen, und mit dessen Hülfe hoffte er den unbezwungenen Kabylen des Sahel die Hand reichen zu können. Am 16 Septembre näherte er sich mit den Leuten dieses Stammes dem französischen Lager von Ain Rummel. Der General Sillègue zog ihm entgegen und erreichte ihn in der Ebene von Behra. Ein Gefecht fand statt, in dessen Folge 20 Reiter des Exbey und eine doppelte Anzahl Pferde in der Gewalt der französischen Colonne blieben. Hadschi Ahmed ergriff die Flucht, ohne daß man erfahren konnte, welchen Weg er eingeschlagen hatte.

Wahrscheinlich machte diese letzte Niederlage das Maaß seiner Unfälle voll, richtete ihn moralisch und politisch im Geist der Bevölkerungen zu Grunde, und öffnete ihm endlich die Augen über die Nutzlosigkeit seiner Anstrengungen. Von diesem Augenblick an zeigte er sich nicht mehr im Umkreis der französischen Posten, und mochte keinen Versuch mehr die Araber zu seinen Gunsten aufzuregen, oder wenn er dieß auch that, so hatte es so wenig Erfolg, daß nicht einmal das Gerücht davon nach Constantine drang. Man hat somit allen Grund zu glauben, daß er einen allzu ungleichen Kampf, zu dessen Fortsetzung ihm vielleicht auch die materiellen Mittel fehlten, aufgab und sich entschloß das eben so lächerliche als hassenswerthe Schauspiel, das er seit so langer Zeit seinen ehemaligen Unterthanen und seinen Religionsgenossen gab, einzustellen. Man glaubt allgemein, daß er sich nach der Sahara zurückzog, wo er bei seinen mütterlichen Verwandten eine Zuflucht finden konnte. Indeß scheint ein solcher Mensch so wenig für den Frieden und ein ruhiges Leben gemacht, daß wir nicht erstaunt wären, ihn demnächst auf dem Schauplatz seiner alten Macht wieder auftreten zu sehen. Dagegen wären wir sehr verwundert, wenn nicht früh oder spät ein blutiger Tod dem von so mannichfachen Verbrechen befleckten Leben Ahmeds ein Ende machte.

Miscellen.

Kunstschule für Baulente. He. Du Pasquier, Professor der Baukunde an der Schule la Martinière zu Lyon, hat eine Schule für Maurer, Steinhauer, Zimmerleute u. s. w. eröffnet, welche die Kunstwerke und Methoden des Mittelalters lernen lernen wollen. Die Schule ist stark besucht. (Fr. Bl.)

Ein gälisches Grab wurde kürzlich in der Nähe von Louviers in der Normandie aufgedeckt. Unter einem großen Druidenstein fand man eine Anzahl Skelette, die wie die Halbmesser eines Kreises geordnet waren mit den Füßen einwärts. (Fr. Bl.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 57.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

26 Februar 1844.

Ausflüge in die Umgegend Roms.

8. Streifereien durch die Sabiner- und Albanergebirge.

Wer zur heißen Jahreszeit in Rom ist, und nur einigermaßen die Zeit eindringen kann, versäume ja nicht, einige Tage in den nahen Bergen zuzubringen: die Mühe, wenn eine solche, etwa durch Fußwanderungen, damit verbunden ist, wird überreichlich gelohnt! Der Reisende, der nur die Westküste Italiens kennt, und von dem sonnverbrannten Sicilien über Neapel durch die Pontinischen Sümpfe in die noch trostlosere Campagna kommt, wo ihn eine stauberfüllte, glühende, ungesunde Atmosphäre empfängt, kann, glaub' ich, nichts mehr wünschen, als eine schattige Bergschlucht, wo sein Fuß einmal wieder auf frischem Rasen unter hundertjährigen Walddäumen wandelt, wo sein Blick das wohlthuende Grün wieder findet, das aus der Campagna dann längst geschwunden ist, und sich mit Hast in die tausend und abertausend Laubwölbungen und Durchblicke stürzt, die jeder Zweig und jeder Baum, jeder Felsblock und jeder Gebirgseinschnitt darbietet, wo endlich eine glühende Staubwolke nicht ewig die Respiration erschwert, sondern jener köstliche Walddust den Sinnen schmeichelt, während ein kühlendes Bächlein am Wege rieselt und muntere Vögel durch die Bäume zwitschern. O welche seltene, unschätzbare Sachen sind das für Italien! Italien — mit Ausnahme vielleicht der Abruzzen — hat, wenigstens für das landschaftliche Auge, den Charakter der Kahlheit und Dürre, weil der kahle, sehr breite Apennin das schmale Land von oben bis an seine äußerste Spitze durchzieht. Alle die üppigen Weingirlanden, die frischgrünen Citronen- und Apfelsinenanpflanzungen und Maisfelder heben diesen Charakter nicht auf, denn sie sind alle in den Ebenen. Diese aber können nie eine Landschaft bilden. Eine solche muß von Bergen begränzt seyn, und sobald diese in Italien hinzutreten, überwiegt ihre kahle Nacktheit das Grün der Thäler und läßt alles öde und dürr erscheinen. Der Apfelsinenhain unter Monreale, die Landzunge zwischen Salern und Sorrent, und die Gegend bei Camaldoli (bei Neapel) sind die einzigen frischen Bilder, die ich südlich von Rom gesehen habe. Man vergesse nur nicht, daß hier von dem Lande Italien die Rede ist: die meisten herrlichen Aussichten sind doch ja Seebilder, wo man mit einer freundlichen Stadt, ja mit einer einzelnen Villa oder Palme, oder selbst mit einem nackten, wildromantischen Felsenufer zufrieden ist.

Mit um so mehr Freude rüstete ich mich also zu einer Fußtour in die Gebirge, die ich täglich von Rom aus in geheimnißvoller Ferne und in zauberischen Farben vor mir liegen sah. Meine Ausrüstung war ungemein einfach, denn ich wollte nun einmal ganz frei, wie in den Bergen meines Vaterlandes, auch hier umherstreifen: ein reines Hemd in der Tasche, das Zeichenbuch unterm Arme, den Regenschirm, der aber seit Monaten schon Sonnenschirm spielen mußte, statt des Wanderstabes in der Hand — so bestieg ich am 23 Junius nach Mittag einen Wagen, der mich zunächst nach Tivoli führen sollte.

Diese Stadt liegt am Abhange der sogenannten Sabinergebirge, ein Name, der lediglich der alten Ethnographie seinen Ursprung verdankt, und deßhalb eben so wenig feste Gränzen hat, als unsere Kenntniß von der Ausbreitung jenes Volkes sicher und wohlbegründet ist. Eine feste Begränzung der jetzt sogenannten Sabinergebirge ist aber der Natur der Sache nach ganz unmöglich, weil man mit jenem Namen einen Theil der Vorberge des Apennins bezeichnet, die von diesem durchaus nicht abgesondert sind, sondern ganz allmählich zu seinem Hauptjoche ansteigen und sich seiner ganzen Länge nach ausdehnen. Man beiegt mit jenem Namen, wie gesagt, ungefähr den Theil des Gebirges nordöstlich von Rom, wo man sich die Wohnsitze der alten Sabiner denkt, also etwa bis zum Mons Soracte, oder allenfalls bis zu Rieti oder Terni hinauf gen Norden. Im Süden sind die Sabinergebirge dagegen so scharf als möglich abgeschlossen: ein Thal trennt sie von dem Albanergebirge, das völlig isoliet daliegt und seine Gränzen nicht alten historischen Erinnerungen zu entlehnen braucht. Ein Mehreres hierüber nachher. An das letztere Gebirge schließt sich das Volskergebirge, das zwar wieder nach den Wohnsitzen eines alten Völkerstammes genannt, aber fast

eben so scharf wie das Albanergebirge von der Natur abgegränzt ist, nämlich durch die Pontinischen Sümpfe einer- und durch das Thal des Garigliano andrerseits.

Von Rom aus erblickt man diese Berge durchaus nicht: sie werden durch das Albanergebirge vollständig verdeckt; dieses und die Sabinergebirge begränzen den Horizont landeinwärts, und ich begab mich ungefähr nach dem Mittelpunkte dieser Kette, als ich nach Tivoli aufbrach. Ich machte diesen Weg zu Wagen, weil er lediglich durch die Campagna führt, die man im Sommer der Einförmigkeit, Hitze und Ungesundheit wegen möglichst meidet. Deßhalb hatte ich denn auch von der Hinreise wenig: ein einsames Wirthshaus mitteweges, nur von dem Geschrei zweier Morra-Spieler in langen, rindsledernen Reitgamaschen belebt — weiterhin bei einigen Häusern das sogenannte Grabmal der Plantier, dem der Cäcilia Metella nicht unähnlich, doch ohne den quadratischen Unterbau des letztern, auch nicht so schön erhalten — dicht vor Tibur endlich noch ein ziemlich großes Columbarium, in der Art der Torre degli Schiavi von kleinen Steinen gemauert, mit Fensterbögen an den Seiten — das waren die sämmtlichen Gegenstände, die in der Campagna meine Aufmerksamkeit fesselten. Als wir uns dem Gebirge näherten, wurde die Gegend anziehender. Tivoli liegt malerisch über einem ungeheuren Olivenwalde auf dem ersten Absatze des Gebirges, und bietet dem von Rom Kommenden einen herrlichen Anblick dar. Zur Linken des Weges blickt St. Antonio stolz von einem vorspringenden Bergrande herab, und rechter Hand streift das Auge zum Albanergebirge hinüber.

Nicht leicht kann man eine romantischere Lage finden als die Tivoli's: die Stadt liegt auf der Höhe einer schmalen Felswand, die nach Westen in die Campagna abfällt und die Aussicht auf das nahe Rom mit dem Meere dahinter gewährt, nach Nordosten aber von der schroffen Schlucht umgürtet ist, in die sich der Teverone (der Anio des Horaz) stürzt, wodurch alle jene Bilder gegeben werden, welche durch die Vereinigung der prachtvollsten Wasserfälle mit einer die Anhöhen kränzenden Stadt und malerischen Bauwerken und Ruinen jeder Art nur irgend denkbar sind.

Zweimal stürzt sich der Fluß in unterirdische Höhlen, verschwindet auf einige Zeit und bricht dann aus schönen Grotten wieder hervor. Das erstemal da, wo er in seinem Laufe auf der Hochebene die Stadt berührt: er kommt dann, etwa 30 Fuß tiefer aus der Neptunsgrotte wieder zum Vorschein, und bildet gleich darunter einen herrlichen Wasserfall zwischen den wildesten, aber zum Theil mit Grün bedeckten Felsen. Doch dem gejagten Flußgotte wird auch hier noch keine Ruhe gegönnt: er stürzt sich sogleich wieder in die Grotte der Sirenen, d. h. in einen unabsehbar tiefen Schlund in einer schönen Felsengrotte, und wird erst wieder ganz unten im Thale sichtbar. Diese, noch immer unbeschreiblich reizenden Partien haben viel dadurch verloren, daß nicht mehr die ganze Wassermasse des Anio den eben beschriebenen Weg nimmt, sondern höchstens ein Viertheil. Ueber der Grotte des Neptun fließt er nämlich unmittelbar an den Häusern der Stadt her, welcher er durch Anschwellung in seinen schmalen Felsenufern und Ueberschwemmung oft Gefahr und Schaden gebracht hat. Deßhalb hat der gegenwärtige Papst die Hauptmasse des Flusses unmittelbar vor der Stadt durch zwei Stollen abgeleitet, wodurch ein weit höherer und in der That wunderschöner Wasserfall hervorgebracht ist, indem er oben vom Flußbette an bis ganz unten ins Thal einen einzigen Sturz bildet. Schade, daß man ihm die künstliche Entstehung ansieht, was jedoch verschwinden wird, wenn das neue Mauerwerk und die Seitenwände erst mehr mit Grün bedeckt sind. Oberhalb des Falls ist eine kleine Gartenanlage mit allerlei kleinen Antiken, wie man denn in Tivoli selbst mehrere Säulen an Häusern und Brunnen findet.

Auch an interessanten Gebäuden aus dem Alterthum ist Tivoli nicht arm, wie dieß kaum anders zu erwarten ist, da das gefeierte Tibur im Sommer der eigentliche Sammelplatz der römischen Großen war, die fast sämmtlich Villen hier besaßen. Das bedeutendste dieser Ueberbleibsel, wenigstens der Ausdehnung nach, ist die Villa des Hadrian, etwa eine halbe Stunde von der Stadt, und zwar unter dem Olivenwalde am Fuße der Bergwand, welche in die Campagna abfällt. Diese Ruinen bedecken einen immensen Raum, sagen einem aber schon nicht recht mehr zu, wenn man durch längeren Aufenthalt in Italien und durch den Anblick seiner herrlichsten Baudenkmale geiernt hat, nicht jedes alte Mauerwerk, weil es aus dem Alterthum stammt, mit heiliger Ehrfurcht zu bewundern, sondern entweder selbstständigen architektonischen Werth zu verlangen, oder Verknüpfung mit unsterblichen Namen oder Thaten, um eine Oertlichkeit unseres Interesses werth zu achten. Hadrians Villa laborirt an dem gänzlichen Mangel eines solchen Interesses, und in ihr namentlich die Theile, von deren einstigem Glanze nur noch der Name, oder höchstens außer ihm noch etwas vierseitiges Mauerwerk vorhanden ist, als: die Arena, die Bäder, die Bibliothek, dioerse Zimmer ꝛc. ꝛc. Nur die Ruinen des Canops-Tempels (?) und der Casernen geben einen Begriff von deren früherer Einrichtung und von der Großartigkeit des Ganzen. Die Villa gehört jetzt dem Fürsten von Braschi in Rom, aus dessen Secretariat man sich jedesmal eine Erlaubnißkarte zum Einlaß holen muß, was natürlich mancher aus Unkenntniß versäumt und dann unverrichteter Sache wieder abziehen muß, wenn Bestechung bei der alten Thürhüterin nicht zum Ziele führt. Sollte dieß jedoch einem der Leser passirt seyn, so mag er sich nicht darüber grämen; die Villa enthält außer einigen hübschen Pinien und Cypressen auch sonst nichts Schönes, da sie ihr gegenwärtiger Besitzer ganz und gar verwildern läßt.

Ganz unten in Tivoli, das sich den Bergabhang etwas hinunterzieht, liegt die berühmte Villa des Maecen, gegenwärtig zu einer Eisenfabrik umgewandelt. Sie ist zwei Stockwerke hoch, mit ungemein hohen, geräumigen Zimmern und zum Theil gewölbten Gängen, deren Inneres, trotz der Spuren des hohen Alterthums, eine ganz eigenthümliche Frische hat, theils und hauptsächlich durch die, Wände und Decken überwuchernden Schlingpflanzen, theils durch die in diesen halb

unterirdischen Steingewölben herrschende, mit der Sommerhitze draußen hinlänglich contrastirende Kühle, theils durch das durchrieselnde Wasser. Ein Arm des Teverone ist nämlich zum Betriebe der Räderwerke hingeleitet und stürzt nach verrichteten Diensten aus dem Fenster in das Thal, wo er sich mit seinem größern Bruder wieder vereinigt. Dadurch werden die sogenannten Caseatellen, oder kleinen Wasserfälle Tivoli's gebildet. Jener eigenthümliche Charakter der untern Räume spricht sich ganz vortrefflich in einigen Radirungen unseres alten Reinharts aus, die derselbe, schon im vorigen Jahrhundeete, wenn ich nicht irre, gearbeitet hat.

Unmittelbar am Rande der schroffen Felsschlucht, worin sich die Neptunsgrotte befindet, liegt das uns vom Alterthume aufbewahrte Kleinod des neuen Tivoli, der allerliebste, trefflich eehaltene, runde, sogenannte Sibyllen-, in der Wahrheit aber ein Vestatempel. Er ist von Travertinquadern gebaut und Numa's Vestatempel in Rom sehr ähnlich. Auf einem kleinen, treppenartigen Unteebau steht eine niedliche, runde Cella mit einer Nische für das Bild dee Göttin; zwei Fenster und eine Thür sind so unregelmäßig angebracht, daß ich sie für spätee angefügt halten möchte, obgleich das Mauerwerk alt erscheint. Diese Cella ist mit herrlichen cannelliereten korinthischen Säulen umgeben, von denen noch zehn stehen, die einen schmalen Fries mit Ochsen- (Ziegen-?) Köpfen und Guielanden, dem am Grabmale der Cäcilia Metella ganz ähnlich, tragen. Das zierliche Bauwerk macht ganz den leichten, lieblichen Eindruck, wie jenee Vestatempel zu Rom, obgleich er wohl ein etwas schwerfälligeres, oder doch ruinenartigeres Ansehen hat, als der letztee, weil dieser ein sehr leichtes, aber ganz unpassendes Schindeldach, etwa wie ein chinesischer Pavillon trägt, während jenee ganz ohne Dach dasteht. Duech die ganze Oertlichkeit dekommt dagegen der Tempei zu Tivoli einen Reiz, daß man kaum recht weiß, ob die architektonische, oder die landschaftliche Schönheit den Blick mehr fesselt, und die Maler Roms fortwährend hierher pilgern, um von der andern Seite diese majestätische, mit allerlei Buschwerk drapirte Felswand zu zeichnen, deren Gipfel so zu sagen, eine seenartige Ruine krönt. In der Wand eines daneben stehenden Gebandes stehen noch vier Säulen des alten Sibyllen-Tempels eingemauert.

An der entgegengesetzten Seite der Schucht, nicht weit von dee Neptunsgrotte, und mit ihr ungefähr in gleichee Höhe (an der sehr schroffen Wand der Schiucht nämlich, keineswegs auf deren oberstem Rande, wie jener Tempel) stehen noch ziemlich bedeutende Ruinen einer Villa des Varus, deren Lage, unmittelbar über dem alten Wasseefalle, nicht ausgesuchter seyn kann. — Zu beiden Seiten der Grotte laufen überdieß Galerien mit eingehauenen Luftlöchern durch den Felsen, der sich wegen seiner porösen, weichen Natur sehr gut zu allen diesen Werken eignet. Das Gestein ist nämlich ein Tuff, der sich hier oft in große concentrische Schalen abgesondeet hat, und viele Blöcke von dem durchbrochenen Kalkgebirge als Trümmermassen einschließt, auch Pflanzen und Conchylien enthält.

Von neueren Anlagen ist nur allenfalls die nahe Villa d'Este zu bemerken, wo man die herrlichste Aussicht auf die Campagna mit Rom, auf das Albanergebiege und die näheren Umgebungen Tivoli's hat. Auch sieht man von hier den sogenannten Tempio delle Tosse, der wohl nur ein Grabmal ist.

(Fortsetzung folgt.)

Flüchtige Bemerkungen auf dem Wege von Moskau nach Odessa.

(Nordische Biene vom 28 Januar.)

Rußland kann unstreitig mit den andern Ländeen Eueopa's hinsichtlich dee Gegenstände, welche den Geist und die Einbildungskraft des Reisenden unregen, noch keine Vergleichung aushalten. Außee dem neiglnellen Moskau sieht man in den andern Städten fast keine Denkmäler dee Kunst, und anziehende Natuebilder sind in den ungeheueen Strecken ziemlich selten. Handel und Ackerbau haben bei uns auch nicht die gehöeige Entwicklung eereicht. Der Handel beschränkt sich auf den innern einsöemigen Veekehr, und der Ackeebau schleppt sich geößtentheils in längst ausgetretenem Geleise hin. Histoeische Erinneerungen sind höchst werthvoll füe den Patrioten, aber unsere alten Geschichten sind nicht duech mannichfache Uebeeeeste, Ruinen und Denkmälee bezeichnet, und außer den Kiechen gibt es fast keine Zeugen des eussischen Altrthums. Die wichtigste Begebenheit unserer alten Geschichte ist der Mnngoleneinbruch, und dieser hat uns wie eine Wolke vor den Augen Europa's verhaegen. Unsere Füesten fäheten in Verbaegenheit ihee Keiege untereinander furt, nicht um politischer und allgemeinee Vortheile willen, sondern aus eigennützigen Absichten. Manchmal stößt man auf großartige Aneegungen, auf Plane dee Vereinigung der zerrissenen Theile des Reichs, aber das sind rari nantes in gurgite vasto. Nur das feste Regiment der muskawitischen Füesten tröstet manchmal den Leser alter Uekunden, hiee trifft man auf den ständigen, großartigen, duech nichts erschütteeten Plan, in Rußland Einen Hirten und Eine Heerde heezustellen. Hätte nicht die tatarische Finsterniß uns ganz von Eueopa abgeschieden, so kann man wohl sagen, wüeden die westlichen Mächte Moskau nicht gestattet haben das Haupt über die andeen Peevinzen Rußlands zu erheben. Deutschland und Italien, die noch jetzt in iheem inneen Veeband getreunt sind, weisen daeauf hin, welches Schicksal Rußland bevoegestanden wäre. Aus dem großen Unglück entsprang füe uns ein geoßes Glück, und die Tataren steeuten, ohne es zu wissen, den Samen der künftigen Macht und Geöße unseres Vateeiandes aus.

Als ich aus Moskau's Mauern heraus wae, sann ich lange über diese wunderbare russische Volksstadt nach. In diesee Stadt ahnt man russischen Geist. Moskau muß Rußland erhalten durch den staeken Einfluß der Industeie und dee Centralisation. Petersbuegs Bewohner kennen das eigentliche Rußland mehe vom Hörensagen und durch Beschreibungen. Uebeigens wenn man auch an Ort und Stelle fuescht, so ist es oft gut eine Auslegung, eine Erkläeung zu suchen, und dieß sind die Ueberreste altee Sitten. Ein solcher Kampf veralteendee Gewohnheiten mit neuen eueopäischen Sitten, so wundersame Aeabesken auf der glatten Oberfläche dee Civilisation stellt uns Moskau praktisch und theoretisch dar: der gezahnte Kreml mit den peesischen Thürmen und das prächtige Senatsgebäude von italienischer Bauart; das großartige Exeeeierhaus und die eckigen bunten Kirchen Wassili des Seligen.

Digitized by Google

Der Bewohner des Stadttheils jenseits der Moskwa, der unter einer Schaar ihn umgebender Diener sich umtreibt, der nichts liest als den Kalender und Visitenkarten, und aus Langweile jeden, der ihm in den Wurf kommt, einladet, und auf der andern Seite, ein gebildeter Mann der Neuzeit, der intellectuelle Gegenstände zu beurtheilen weiß, alles dieß sieht man in einem und demselben Moskau, in einem und demselben Stande, zeigt sich hier nicht der moralische Kampf zwischen Licht und Dunkelheit, zwischen der alten Barbarei und der neuen Civilisation? Solche scharfe und häufige Gegensätze trifft man nur in Moskau. Unsere vaterländische Hauptstadt ist eine camera obscura, in welcher sich Rußland mit scharfen Zügen abspiegelt.

Ich hatte das Unglück die „erstbrauige" *) Stadt im April zu verlassen. Der schlechte Weg wurde für mich noch schlechter durch das elende Fuhrwerk, einer sogenannten Tarantaß, ein vierssitziger Wagen, der auf den schmalen Untersatz eines russischen Bauernwagens aufgesetzt war. Auch hier hatte sich Europa noch nicht mit Asien versöhnt. Der Wagenkasten, der auf dem Rücken des Bauernfuhrwerks schwankte, konnte dem wellenförmigen Schneeweg nicht widerstehen, fiel fast jeden Augenblick, ich Unglücklicher überschlug mich, und wurde so zu sagen bis zur Stadt Podolsk, 25 Werste von Moskau, geschleppt. Hier ließ ich das Mischlingsfuhrwerk, nahm einen breiten, rein russischen Bauernwagen und fuhr so meinen Weg weiter.

Podolsk gleicht einer Stadt gerade so, wie die Vorhersagungen des guten und schlechten Wetters in den alten Kalendern der Wirklichkeit. Das bedeutendste Gebäude, die einzige Kirche in der Stadt, ist neu, und nach dem Plan und der Anweisung des ehemaligen Architekten in Moskau, Bouvé, hübsch ausgeführt. Auf dem Kirchhof ist eine zweite, alte Kirche, in der aber kein Gottesdienst mehr gehalten wird. Podolsk liegt auf einer Anhöhe und die Pachra theilt es in zwei Theile. Es befinden sich hier 15 Kaufleute, worunter drei erster Gilde. Der Boden ist thonicht hier, aber in der Nähe findet sich viel Kalkstein, der beim Häuserbau in Moskau verwendet wird. Die jetzige Stadt war frühee ein Dorf, und wurde erst von der Kaiserin Katharina II mit dem Städtenamen beehrt. Das Volk in Podolsk, Männer und Frauen, ist sehr hübsch gebaut, beau sang.

Die auf dem Wege liegende Stadt Serpuchow hat einige schöne steinerne Häuser und eine reiche Kaufmannschaft, die sich namentlich mit Fabrikgeschäften, besonders mit Zitzdrucken, beschäftigt. Hier fließt die Oka in einem ziemlich schmalen Bette; sie bildet die Gränze zwischen den Gouvernements Moskau und Tula.

Von Podolsk bis Tula geht eine Chaussée und zwar, 32 Werste weit (von Podolsk bis Lopasna), eine sehr gute, aber von Lopasna bis Tula ist der Weg schlecht; das Pflaster auf der Chaussée ist schön und fest, aber von der Chaussée kommt man — gerade in den Koth. Wehe dem, der auf der Kunststraße nicht mit Kunst durchkommen kann.

Tula ist 175 Werste von Moskau. Die Stadt ist groß und schön, hat 50,000 Einwohner und darunter 15,000 Waffenarbeiter. Die Kathedrale zur Himmelfahrt der Mutter Gottes befindet sich in der Festung, die mit einer Steinmauer und runden gezahnten Thürmen umgeben ist. Die Kirche ist reich, geräumiger als die Moskauer Himmelfahrtskirche, der Kreml selbst aber kleiner als der Moskauer. Die beachtenswerthe Allerheiligenkirche auf dem Friedhof ist von dem Architekten Sokalow nach dem Vorbilde der Kirche des Nikolaus Marskoi in Petersburg, aber in größerem Maaßstabe, gebaut. — In Tula ist auch ein Theater, das von der Gemeinde erhalten wird, und worauf man zweimal in der Woche spielt. Das Gebäude ist aus Stein aufgeführt und ziemlich groß; die Preise des Theaters sind sehr hoch; ein Logenplatz kostet 4 Rubel Silber, ein Sperrsitz im Parterre 1 R.

Die Trottoirs an den Straßen sind von weißem Sandstein und weit besser als die von Moskau, die Brücke über die Upa ist sehr hübsch. Equipagen sieht man viele auf den Straßen fahren, Wagen mit vier Pferden und Laquaien sind nichts seltenes. — In Tula wird ein bedeutender Handel mit verschiedenen Waffen, mit eisernen und kupfernen Waaren getrieben. Da des stattgehabten Brandes wegen die große Gewehrfabrik nicht arbeitete, so konnte ich sie nicht sehen; eben so wenig das Frauenkloster.

Jenseits Tula fängt der Boden an schwarz zu werden, aber die Döefer werden seltener. Die Mzenischen Berge scheiden die Gouvernements Tula und Orel. Im letzteren herrscht ein Humus (tschernosem, Schwarzerde) *) vor, der keiner Düngung bedarf. Das Land wird öde und waldloser, die Bauernhäuser sind aus Espenholz aufgeführt und mit Stroh gedeckt. — Mzensk am Flusse Snscha, der in die Oka fällt, ist der Landungsplatz, wohin das Getreide aus Jelez, Liwen, Bjekow und selbst aus Orel gebracht wird. Im Frühjahr gehen gegen 300 Barken mit Getreide ab. In der Stadt ist eine große Mahlmühle welche in 24 Stunden 1350 Säcke Getreide mahlt. Uebrigens ist die Einrichtung alt und die Mechanik nicht besonders zu rühmen. Sie gehört der Kaufmannsgenossenschaft und trägt 40,000 Rubel des Jahres ein. Das Wintergetreide im Gouvernement Orel stellt sich dar wie ein reicher Smaragd. In guten Jahren gibt der Roggen hier das fünfzehnte Korn, — das Sommergetreide noch mehr. Wälder gibt es hier keine, hie und da nur sieht man eine Gruppe Espen und Eichen. Selbst einige Herrenhäuser sind mit Stroh gedeckt. Im allgemeinen wird hier stark Hanf gebaut, und auch eine große Menge Meerrettig gewonnen. Das Volk hier ist hübsch gebaut, und namentlich haben die Weiber einen stolzen Gang.

(Schluß folgt.)

*) Ein Beiwort, das sich wohl auch noch aus der Zeit der Theilfürstenthümer herschreibt, wo der erste, vornehmste russische Fürstensitz (prestol) in Moskau war. A. d. U.

Miscellen.

Georgische Geschichte. Der Forscher der georgischen Sprache in Petersburg, He. Brosset, meldet in einem Briefe an Hrn. Rainaud in Paris, daß er gegenwärtig an einer Uebersetzung und Kritik des Textes der georgischen Annalen arbeitet, von denen man bis jetzt nur Bruchstücke kennt, und daß er zur Vergleichung die Stellen anderer, namentlich orientalischer Schriftsteller citiren wird; fürs erste soll diese Geschichte nur bis ins 15te Jahrhundert gehen, später aber auch fortgesetzt werden, denn die Reihe der georgischen Annalen reiche bis zum Jahre 1824. (Journal asiatique. December.)

Die Trümmer einer gallorömischen Stadt sollen sich im Nivernais mitten in einem düstren Walde noch unversehrt gefunden haben. (Gaz. de Franç. vom 16 Febr.)

*) Murchison hat in neuerer Zeit diese „Schwarzerde" geologisch geschildert, früher auch schon Pusch in seinem Werk über Polen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 58.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

27 Februar 1844.

Das Straßenpflaster von Paris.

Paris, den 22 Febr.

Paris wurde zuerst unter Philipp dem Schönen gepflastert und seit dieser Zeit scheint es sich das Problem gestellt zu haben, mit dem besten Material und den größten Kosten das schmutzigste und larmendste Pflaster der Welt zu liefern. Man bedient sich dazu eines sehr harten Sandsteins aus der Gegend von Fontainebleau, der in kubische Vierecke von 7 bis 8 Zoll grob gehauen und so angewendet wird. Die Steine werden auf einem Bett von feinem, gelbem Sand aufgesetzt, und zwar so, daß zwischen ihnen ein Raum von beinahe einem Zoll frei bleibt, der mit demselben Sand ausgefüllt wird. Der Zweck dieses unsinnigen Zwischenraums ist, daß man einzelne Steine mit Hebeln leicht herausbrechen könne, wenn sie entweder sinken oder zerspringen. Die Räder verwandeln diesen Sand bald in Koth, der dann in den Zwischenräumen liegt und beim geringsten Regen die Straße bedeckt. Die Pariser glauben, daß der ewige Koth von der besondern Art der pariser Erde herkomme, und daß er unter dem Pflaster und zwischen den Steinen hervordringe. Man war lange so sehr davon überzeugt, daß man vor einigen Jahren anfing die Hauptstraßen doppelt zu pflastern, d. h. mit zwei Lagen von Steinen über einander, um dem untern Koth unmöglich zu machen durchzudringen. Diese sehr theure Methode hatte den Vortheil, daß das Pflaster ebener wurde, indem einzelne Steine nicht mehr so leicht sich senkten, aber dem Schmutz wurde auf keine Art abgeholfen, und zwar aus dem einfachen Grunde, daß er nicht von unten kommt. Es ist unbegreiflich, daß man es je glauben konnte, denn man darf nur einen Stein ausheben sehen, um zu bemerken, daß der schwarze Koth von oben etwa zwei bis drei Zoll herabgedrungen, aber weiter unten die ursprüngliche Schichte gelben Sandes vollkommen rein geblieben ist.

Vor etwa 15 Jahren fing man zuerst an, auf größere Reinlichkeit zu denken, und begann damit, daß man Trottoirs an den Häusern errichtete. Die große Schwierigkeit dabei ist die Enge der Straßen; diese werden zwar erweitert so schnell als thunlich ist, indem keine Façade eines Hauses reparirt und noch weniger ein neues Haus erbaut werden darf, ohne daß es auf die Linie zurückgerückt wird, welche die Straße in dem Modellplan der Stadt einnehmen soll; aber obgleich die Stadt dafür jährlich 2 bis 3 Millionen ausgibt, so geht es doch natürlich langsam, bis die große Masse solider steinerner Häuser der Operation unterworfen werden kann. Die Stadt läßt den Hauserbesitzern die Wahl, ob sie Trottoirs vor ihren Häusern legen wollen oder nicht, erzahlt aber denen die es thun eine Prämie, welche nach und nach herabgesetzt wird und jetzt glaube ich, noch das Drittheil der Anlagekosten beträgt. Die Hauptstraßen sind jetzt so ziemlich damit versehen, aber sie sind im allgemeinen viel zu schmal für den Menschenstrom, den die Wagen daranf hindrängen; damit verband man die Einführung der gewölbten Straßen; früher war die Gosse in der Mitte, jetzt lauft sie an den Trottoirs hin, aber zur großen Unbequemlichkeit der Gehenden, welche von den Wagen, die sich dem Trottoir nähern, unbarmherzig mit Kath bedeckt werden. Man hat daher angefangen, die Gosse unter dem Trottoir hinzuleiten, dessen Bordsteine dazu unterhöhlt und ausgehauen werden, wodurch dem Uebel gründlich abgeholfen wird. Aber mit dem allem wurde dem Schmutz nicht abgeholfen, und man fing vor acht Jahren an mit Asphalt zu pflastern: man füllte einen eisernen Cubus mit zerschlagenem Granit an, goß ihn mit Asphalt voll, und bildete so Pflastersteine, welche hart an einander gesetzt wurden und eine glatte Oberfläche bildeten, welche dem Koth keinen Platz ließ, das Gerausch der Wagen aufhob und auf der die Pferde nicht ausglitten; aber die schweren Lastwagen zertrümmerten bald diese künstlichen Steine, der Frost machte sie brüchig und so zerstörten sie sich schnell, so daß das System nach vielfachen Versuchen wieder aufgegeben wurde. Man fing nun an mit Holz nach verschiedenen Methoden zu pflastern, dabei wurde aller Lärm vermieden, die Oberfläche blieb immer glatt, und das Pflaster widerstand den schwersten Wagen, allein die Pferde glitten darauf aus, besonders zu Zeiten von Frost. Man hat viele Versuche gemacht diesem abzuhelfen, Rinnen in die Holzblöcke geschnitten u. s. w., aber bis jetzt noch nicht

Digitized by Google

mit vollkommenem Erfolg. Dennoch ist die gänzliche Vermeidung des Lärmens und Staubs ein so großer Vortheil vor Theatern, Krankenhäusern, Schulen u. s. w., daß noch immer neue Versuche gemacht werden. Die Kosten belaufen sich auf das Doppelte des gewöhnlichen Pflasters, dieß wäre jedoch von geringer Bedeutung; die Stadt gibt gegenwärtig etwa 900,000 Fr. für ihr Pflaster aus, und könnte leicht das Doppelte und mehr bezahlen, wenn man dadurch ein Resultat erzielte, das in allen Rücksichten den Anforderungen entspräche, d. h. reinlich, geräuschlos, nicht schlüpferig und leicht auszubessern wäre. Die ungeheure Consumtion von Pferden und Wagen, welche dabei erspart würde, wäre für Paris eine hinlängliche Entschädigung für alle fast denkbaren Kosten eines bessern Pflasters. Man ist jetzt darauf verfallen, die Pflastersteine genau im Gevierte zu behauen, so daß sie hart an einander gesetzt werden können, ohne Zwischenräume zu lassen, wo sich der Schmutz sammeln könnte. Man hat einige Straßen so ausgeführt, und es ist in jeder Hinsicht besser als das alte, macht weniger Geräusch und die Oberfläche ist eben, allein dennoch ist der Stein eine für die Hufe der Pferde zu harte Materie, das Geräusch ist bei aller Verminderung noch groß, und je vollkommener die Pflasterung ist, um so leichter gleiten die Pferde. Die Kosten sind etwa wie die des Holzpflasters, dagegen ist seine Dauer fast ewig, und es erfordert wenig Reparatur, da die heftigen Stöße der schweren Karren auf dem alten, unebenen Pflaster vor allem die Steine zertrümmerten. Zu gleicher Zeit macht ein Ingenieur en chef, Hr. Polonceau, Versuche mit Backsteinen, die er so hart brennt, daß sie wie Stein werden; sie sind sechseckig und würden daher keine Zwischenräume lassen, weniger Geräusch geben als die Steine und den Pferden durch ihr grobes Korn einen Haltpunkt für die Hufe verschaffen. Ich habe noch keine Versuche derselben gesehen, und zweifle daran, daß sie hart genug seyen, um den tausendartigen Stößen zu widerstehen, welche das Pflaster hier auszuhalten hat. Das Problem des Pflasters ist also hier noch nicht gelöst, aber die Aufmerksamkeit darauf ist so geweckt, das Interesse daran so allgemein und die Stadt so willig Versuche zu machen, daß man hoffen darf, es in einigen Jahren gelöst zu sehen. Daß die Stadt schon jetzt um vieles reinlicher geworden ist, kann nicht bezweifelt werden, aber es ist in dieser Hinsicht noch viel zu thun.

Ausflüge in die Umgegend Roms.

2. Streifereien durch die Sabiner- und Albanergebirge.

(Fortsetzung.)

Am zweiten Morgen nach meiner Ankunft verließ ich Tivoli wieder und trat meine Wanderung ins Gebirge, trotz eines schlechten Omens, oder einer Art sibyllinischen Warnung, die mir Abends vorher im Wirthshause zu Theil ward, an. Ich saß dort nämlich mit einem muntern Landsmanne, der mit nach Algier und Constantine gewesen war, bei der Abendtafel, von einem hübschen jungen Frauenzimmer bedient. Auf des andern Frage nun, ob sie nicht einen Schatz habe, und bald heurathen wolle? gab sie sich uns als Wittwe zu erkennen, und erzählte uns dann mit einem traurigen Gesichte, ihr Mann sey vor einigen Monaten — enthauptet worden, weil er nämlich nebst zwei andern Flurwächtern einen Reisenden ermordet habe. Uebrigens sey seine Decapitation sehr unrecht, indem es gar nicht seine Schuld oder wenigstens kein Verbrechen gewesen sey, den Reisenden zu ermorden u. s. w. Wie sie sich dieß weiter dachte, darnach forschten wir nicht, weil uns doch die Sache und selbst die Person etwas unheimlich wurde, und uns einen doppelten Beweis gab, wie wenig Rechtsgefühl hier im Volke lebt. Mich konnte indessen die Geschichte von meiner Gebirgswanderung nicht abhalten, da es ja auch in Deutschland Mörder und Enthauptungen gibt, ohne daß man deßhalb das Reisen, und namentlich das Fußreisen aufgibt. Es war nicht ganz früh mehr, als ich Tivoli verließ, und ich hatte deßhalb von der Hitze viel auszustehen; doch war der Weg in jeder Hinsicht lohnend. Das erste, was ich auf meinem Wege fand, waren die sogenannten Arci dell' Arce, d. h. das Thor der alten Stadt, und nicht weit davon die Wasserleitung des Nero, die das Wasser aufs Capitol führte, und zuweilen aus zwei Bögen übereinander, zuweilen aus einem großen Bogen besteht. Der Weg führt anfangs durch das Thal, worin der Anio fließt, wendet sich dann aber rechts, und führt unter schönen, mit Kastanien bedeckten Hügeln rechts unter Sieiliano hin, das zuerst hoch oben auf einem Felsen, wie ein Adlernest, in das Thal schaut. Hier ändert sich das Land wie mit einem Zauberschlage: mächtige Bergketten, mit Kastanien und Eichen bewaldet, oder mit Buschwerk überdeckt, von romantischen Schluchten durchzogen, und von hohen Bergrücken, und zum Theil mit Schnee bedeckten Gipfeln des kahlen Apennins überragt, endlich besäet mit solchen Adlernestern, wie Sicilliano, oft noch kühner auf den steilsten Felsenspitzen gelegen, haben mich von hier an immer begleitet. — Mittags kam ich in Gerano an, das sich sehr steil an der Kuppe eines Vorberges hinaufzieht, und gegen 800 Einwohner zählen mag. Ich schlief und aß hier landlich, sittlich — d. h. die Wirthstochter bereitete, als ich Macaroni verlangte, sogleich einen Teig, zerschnitt ihn in ganz feine Striemen, und brachte durch ihre Kochkunst ein ganz erträgliches Aequivalent zuwege, nach der Mahlzeit aber suchte ich mir den schönsten grünen Platz im Orte aus, streckte mich in dem Schatten einer Mauer nieder, ladte mich noch einige Zeit an der überraschenden Aussicht, und entschlief dann sanft unter der Obhut der sämmtlichen Einwohner Gerano's. Diese nahmen mich überhaupt sehr freundlich auf, hatten mich schon, ohne daß ich es jedoch hörte, angerufen, als ich vor der elenden, tief am Wege liegenden Dorfschenke vorüberging, ohne sie zu bemerken, luden mich ein an ihrem Kartenspiele Theil zu nehmen, und die Wirthskinder mußten mich eine gute Strecke Weges geleiten, damit ich die rechte Straße nicht verfehlte. Unmittelbar hinter Gerano geht's nämlich ins

Digitized by Google

Gebirge, und zwar so recht mitten hinein, in Wald und Thal und Wiesengründe. Wie fühlte ich mich damals wieder so ganz in meinem Elemente! — Es war schon gegen Abend, als ich mich von Gerano nach Subiaco auf den Weg machte, der so lohnend ist, daß man seine Beschwerlichkeit darüber vergißt. Hoch über die Berge ragen wieder zwei Felsennester, Rocca di S. Stefano zur Rechten, Rocca di Canteeano gegenüber. Als ich so durch den Thalgrund wandelte, stand ich urplötzlich vor einer ungeheuren sich sonnenden Schlange, wohl gegen fünf Fuß lang, und etwa zwei Zoll dick. Sie war von einer prachtvollen grünen Farbe mit braunee Querzeichnung, wie die eine Gattung der großen italienischen Eidechsen, und ich hatte anfangs, als wir uns beide starr sieieten, Muße sie mit Behagen zu beschauen. Kaum aber machte ich die erste Bewegung, um sie mit Hülfe meines Regenschirms zu fangen, als sie einen kleinen Bergabhang hinabschoß, und unter etwas Gestrüpp spurlos verschwunden war.

Mit Sonnenuntergang sah ich Subiaco (das alte Sublaqueum) vor mir liegen: der Anio rauschte mir wieder entgegen, und die Lage der Stadt, obgleich nicht so gar hoch wie die der andern Ortschaften, kann nicht malerischer seyn. Sie erhebt sich von dieser Seite vollkommen pyramidalisch auf einem Hügel, dessen Spitze von einem alten Schlosse oder Castelle gekrönt ist. Eine Brücke schwingt sich vor der Stadt in einem Bogen über den Fluß, an der einen Seite von einem viereckigen, alterthümlichen Thurme überragt. Die Straßen der Stadt sind, außer der einen Hauptstraße, eng und schmutzig, aber ungemein belebt. Am andern Morgen stieg ich in dem romantischen Anio-Thale, das immer wechselnde Ansichten, namentlich auf Subiaco, daebietet, nach dem Kloster San Benedetto hinauf. Zunächst gelangt man nach dem Kloster Santa Scolastica mit weitläufigen Gebäuden, einem niedlichen Klosteehofe und Glockenthueme, und allerlei kleinen mittelalterlichen Antiquitäten. Daeunter ward gerade eine Brücke über den Anio in ziemlicher Höhe gebaut. Eine Viertelstunde über S. Scolastica liegt S. Benedetto, hoch am Felsenabhange theils angebaut, theils in den Felsen selbst gehauen; doch befriedigte es mich nicht so, wie das untere Kloster und Subiaco selbst, weil die Aussicht zu beschränkt und steil ist. Merkwürdigerweise sind selbst die unteren Berge bei Subiaco nach dieser Seite ganz oder halb kahl, während die nämlichen von der andern Seite wie ein paradiesischer Garten erscheinen.

Hier war ich auch einmal in Rom gewesen, ohne den Papst zu sehen — ein Fall, der mir im wahren Sinne des Worts freilich nicht mehr passiren konnte — im obern Kloster ist nämlich unter der Kieche (die aus einem Kreuzgewölbe besteht und ganz mit sehr alten Freskogemälden bedeckt ist) eine andeee in den Fels gehauen, wie ich bei meiner Zurückkunft erfuhr; doch machte es mir nicht den geringsten Gram, da ich Grotten schon so viel und so schön, wie irgend möglich, gesehen hatte, und der Umstand, daß hier der heilige Benedict von Nursia einige Jahre seiner Jugend gehaust, für mich von keinem besondeen Intereffe war.

Sehr interessant sind hier die geognastischen Verhältniffe. Subiaco steht auf Sandstein; zwischen S. Scolastica und S. Benedetto tritt ein dichter und splitteriger Kalkstein auf, darüber liegt Mergel und dieser soll, nach Hoffmann, wieder vom Sandstein bedeckt seyn, während ein merkwürdiges Travertin-Conglomerat in dünnen Streifen mit Süßwasseekalk und plastischem Thon abwechselnd, gleichsam eine Kappe der benachbarten Höhen bildet. Jener splitterige Kalkstein nun bietet eine ganz eigene Erscheinung dar, indem er in unzähligen, sehr glänzenden Trümmerstücken lose den Bergabhang bedeckt und das Gehen darauf sehr schwierig macht.

Als ich auf meinem Rückwege vom Kloster nach der Stadt eine Ansicht der letztern aufs Papier beachte, ungefähr da wo die neue Brücke gebaut wuede, kam ein Zug beladener Esel des Wegs daher, von einigen muntern Knaben geleitet. Der erste derselben sprang, sobald er meiner ansichtig wurde, rohlockend auf mich zu, küßte, ehe ich es hindeen konnte, meine Hände, und gab mir aufs iedhafteste seine Freude zu erkennen, mich nochmals wiederzusehen. Es war der Knabe, welcher mir am vorigen Tage das Geleit von Geeano gegeben hatte, und der jetzt einem seiner Verwandten, welcher beim Brückenbau beschäftigt war, Lebensmittel und Baumateeialien zuführte. Diese Zuteaulichkeit, die fast wie Anhänglichkeit erschien, that mir in diesem als herzlos verschrieenen Lande ungemein wohl, um so mehr, da es mich an eine ganz ähnliche Situation in dee Schweiz erinnerte, wo mie auch, als ich weit von der Heimath durch einen düstern Hohlweg hoch oben auf dem Gebirge zwischen Bauen und Altdorf pilgerte, ein holdes Kind begegnete, das mir zum Gruß herzlich die Hände küßte — eine Liebkosung oder Ehrenbezeugung, die mir im allgemeinen, als ob sie an Knechtssinn erinnerte, höchst verhaßt ist, von einem unbefangenen Kinde aber nur überraschend liebreich erscheint.

Als ich gegen Mittag nach Subiaco zueückkehrte, bestellte ich einen Esel, der mich Nachmittags nach Civitella hinaufreagen sollte. Die sehr heißen Stunden nach Tisch benutzte ich dazu Subiaco auch von der andern Seite (von wo ich es zuerst gesehen hatte und nun das Sonnenlicht zum Zeichnen günstig fiel) zu skizziren. Als ich aber nach beendigter Arbeit meinen Esel besteigen wollte, machte der Führer Schwierigkeiten wegen des bedungenen Preises, da es schon sehr spät geworden sey. Ich beseitigte sie indessen auf die allereinfachste, den geldgierigen, woetbrüchigen Führer scheinbar etwas seappirende Aet, indem ich ihn nochmals sehr ernsthaft fragte, ob er mich nicht für den bedungenen Preis nach Civitella schaffen wollte, und auf einen verneinenden Gestus sofort und ohne ein Wort weiter zu verlieren zum Thore hinausschritt (ich trug, wie gesagt, meine ganze Equipage immer bei mir) und mich getrost wieder zu Fuß auf den Weg machte. Und wie sehr hatte ich Uesache, mich über diesen easchen Entschluß zu freuen!

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Flüchtige Bemerkungen auf dem Wege von Moskau nach Odessa.

(Schluß.)

Die Poststraße geht hier nach der Stadt Orel, wir schlugen aber den Weg gerade nach Kursk ein, und gewannen so 25 Werste. — Unter den hiesigen Bauern geschieht die Ausmessung der Ländereien nach Achttheilen (Osminen), d. h. nach Stücken von 80 Klafter Länge und 10 Klafter Breite. — An den Gränzen wird das Roggenstroh bereits gewässert, denn warm erhält es sich nicht. Auffallend ist, das hier das großrussische Wort für Bauernhaus, isba, allmählich verschwindet und durch das im Kosakenlande gewöhnliche „chata“ ersetzt wird. — Bei dem Dorfe des Fürsten Echtscherbatow, Orly, entspringt 2 Werste davon im Walde der Fluß Oka. — In diesen Steppengegenden erfreut den ermüdeten Wanderer die auf Kaiser Alexanders Befehl angelegte Allee längs der Straße; die Bäume, meist Bohnen- und Weidenbäume, gedeihen sehr schön.

Am 22 April überfiel uns 17 Werste von Kursk ein Schneesturm, der den ganzen Tag dauerte und den Boden fast einen Fuß hoch mit Schnee bedeckte. Ich zitterte vor Frost und gedachte der finnischen Jerhyre an der Newa! — Die Mitte der Stadt Kursk ist sehr gut gebaut, in den entferntern Straßen stellen sich aber den Augen häßliche Strohdächer dar. Die Stadt hat zwei steinerne Thore, das von Ebersan und das von Moskau; das letzte wurde im Jahre 1823 auf Kosten des Adels wieder neu hergestellt. In Kursk ist der Haupthandel der mit Flachs, Talg und Hanföl; ersteres geht nach Petersburg, letzteres nach Odessa; auch sind die bedeutendsten Talghändler in Petersburg Kaufleute aus dem Gouvernement Kursk.

In diesem Gouvernement finden sich viele Einhöfler, und man nennt die Herren, nach polnischer Art, Pan; auch beginnen in diesem Gouvernement von der Stadt Sudsha an kleinrussische Mundart und Sitten, unter anderem auch die Gewohnheit, welche sich auch über das neurussische Land verbreitet hat, mit den Glocken anzuschlagen, sobald jemand stirbt.

Wir wendeten von der Poststraße ab, die nach Charkow führt, und fuhren nach der Stadt Sumy; man soll auf diese Weise 50 Werste abkürzen. Um Sumy ist ziemlich viel Wald, Eichen, Espen, Erlen, Fichten und selbst Birken. Die Gutsherren haben sehr viel Grund und Boden, die Kronbauern aber wenig. — In der Stadt Senkow (Gouv. Poltawa) wird sehr viel Leinwand von ziemlicher Güte fabricirt. — In Kleinrußland besteht die Sitte, nach der Frühmesse am Charfreitag die Kreuze an den Decken und Querbalken in den Häusern mit denselben Kerzen anzuräuchern, welche die Eigenthümer in der Kirche trugen.

Fort ging's weiter nach Süden und ich gedachte mich jetzt am schönen Sonnenscheio zu wärmen, aber l'homme propose, Dieu dispose. Am 2 (14) Mai war es in der Umgegend von Krementschug und Elisabethgrad sehr kalt, und ich war meines nordischen Pelzes herrlich froh. Krementschug ist eine sehr freundliche Stadt. Die Kriegsbehörden wenden viel Aufmerksamkeit auf eine schöne Bauart. In dem städtischen von einer Steinmauer umschlossenen Garten findet alle Jahre am 1 Mai eine Promenade statt; der Garten ist eine Schöpfung Potemkins. Juden gibt es hier viele und unter ihren Frauen sieht man große Schönheiten. Hier sah ich zum erstenmal den Dniepr. Der Fluß ist reißend und an diesem Orte breiter als die Newa. Krementschug steht auf dem Sande, und die städtischen Einwohner können hier nicht, wie in andern Kreisstädten, sich mit dem Ackerbau abgeben. Sie treiben einen bedeutenden Handel mit Salz aus der Krim und mit Weizen. Im Gouvernement Cherson baut man viel Nenantenweizen, der ein schmackhaftes, aber gelbliches Brod gibt. Man baut auch Roggen, denn es gibt hier Branntweinbrennereien.

Elisabethgrad ist eine hübsche Stadt mit viel Juden. Jährlich findet am 23 April am Tag des heiligen Georg ein Markt statt, auf dem viel Manufacturwaaren, meist aus Moskau, und Vieh abgesetzt werden. Der Umsatz beträgt gegen 4 Millionen R. A. Hier sah ich auch zum erstenmal den Vorläufer des gesegneten Südens, die Pappel. Auf einer der Stationen traf ich mit wandernden Schauspielern zusammen, die einem Gutsbesitzer gehörten. Sie kehrten aus Elisabethgrad zurück, wo sie das hochgeehrte Publicum auf dem Jahrmarkt amusirt hatten. Ich fragte einen dieser leibeigenen Diener des russischen Apollo, welche Rollen er spiele, und der einheimische Garrick antwortete, er spiele sie alle.

Ehe man nach Wosnesensk kommt, ist ein Posthof, den ein Franzose Devon hält, welcher bei Leipzig in Gefangenschaft gerieth. Devon war damals 17 Jahre alt, trägt jetzt russische Kleidung und spricht wie ein Kleinrusse, obgleich man eine etwas fremdartige Aussprache bemerkt. Dieser Gefangene heurathete eine Kosakin, war arbeitsam und wurde wohlhabend. Vom Französischen hat er alles vergessen, außer dem Rechnen. Es ist seltsam, daß das Rechnen in der Muttersprache nie aus dem Gedächtniß verschwindet. Ich sah Devon auf dem Jahrmarkt von Wosnesensk auf einem bemalten Wagen mit zwei raschen Pferden fahren, als wäre er ein englischer Kärrner. Der Jahrmarkt findet am 9 Mai statt, und man trifft daselbst eine Menge Pferde und Hornvieh, aber auch sehr viele Holzwaaren.

Auf der Straße jenseits Wosnesensk erblickt man eine Menge Kreuze, und auf einigen derselben sind steinerne Kreuze aufgestellt. Hier schlugen sich vor Zeiten die russischen Krieger mit den Ungläubigen; blutig sank der Mond ins Meer nieder, und der moskauische Adler schwebt jetzt über dem Pontus Euxinus. — Als ich nicht mehr weit von Odessa war, wurde das Wetter kalt und unfreundlich. Ich schlief ein und sah im Traume einen klaren Himmel, mit hellem Grün bekleidete Wiesen, auf denen die Sonnenstrahlen in rosigem Schiller sich ergossen. Aber mein Schlummer war leicht und unterbrochen, und kaum war ich erwacht, so schreckte mich die rauhe Luft und der trübselige Anblick der Natur so sehr, daß ich schnell wieder die Augen schloß. So langte ich in Odessa an.

Gurken am Nordcap. Von Tromsö meldet man, daß zu Haröfand, wenige Meilen vom Nordcap, es gelang in einem Mistbeet eine große reife Gurke zu ziehen. Dieß gehört nun freilich zu den seltensten Erzeugnissen so hoch oben im Norden, obgleich längs der Küste das Klima so mild ist, daß man Blumenkohl, Kopfkohl, Möhren und verschiedene andere Rüben, auch Thymian im Freien erhalten kann. (Aftonbl. 26 Jan.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 59.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

28 Februar 1844.

Englische Sports.

III. Ringen.

Die Griechen hatten einen Kampf, den sie „pankration" (Allkampf) nannten. Diese Kampfesart hatte daher ihren Namen, weil bei ihr alles erlaubt war, Schlagen, Stoßen mit Händen und Füßen, Greifen, Packen, Würgen, Niederwerfen, Drücken, kurz alle Mittel der Gewalt und List, Kunst und Gewandtheit. Die Schilderungen dieses pankration sind so schrecklich, daß bloß eine Lectüre derselben hinreicht, uns mit Entsetzen zu erfüllen. Die Kämpfer suchten sich dabei gegenseitig die Glieder zu verdrehen, die Finger zu zerbrechen, die Kehle zu würgen, ja sie gebrauchten auch ihre Zähne wie wilde Thiere, und doch wird uns berichtet, daß selbst ein König sich nicht scheute, seine Kräfte mit einem „Pankratiasten" zu messen, Philipp von Macedonien nämlich.

Es gab bei den Griechen sogar auch einen sogenannten liegenden aber wälzenden pankration, bei welchem die Gegner gleich von vorneherein sich zu Boden legten, und dann wie Schlangen auf einander losfuhren und so lang mit einander kämpften, bis der eine regungslos geworden war.

Bei einer solchen combinirten Art von Kampf war es natürlich sehr schwer, Bosheit und Tücke und Regelwidrigkeit (foul play) zu vermeiden. Gewiß macht es den Engländern Ehre, daß sie diese Art barbarischen Wettstreits ganz von ihrem ring verbannt haben. Je mehr man die verschiedenen Arten von Mitteln, mit denen sich zwei Menschen einander besiegen können, von einander sondert, desto besser läßt sich alles beaufsichtigen, desto gründlicher die Regeln der Kunst bestimmen, desto leichter Tücke und Bosheit entfernen.

Aus jenen vielfachen Schematas, die wir von unseren munteren Straßenbuben alle auf einmal bei ihren Raufereien, bei diesem jugendlichen pankration, angewandt sehen, haben die Engländer, wie auch die Griechen, und wie auch die meisten andern Nationen noch ein Schema herausgewählt und daraus eine besondere Kampfesart und Kunst gemacht, nämlich das Ringen, welches ohnedieß aber auch bei allen Völkern als ein besonderes Kampfspiel vorkommt.

Die Griechen hatten zwei Arten des Ringkampfes, den aufrechten und den wälzenden; die Engländer sind stolz darauf, den letztern nicht zu besitzen. Auch hatten die Griechen noch eine andere eigenthümliche Ringweise, welche darin bestand, daß der Agonist einen Kreis um sich herum zog und dem Gegner die Aufgabe stellte, ihn aus demselben herauszubringen. Viele specielle Aufgaben und Leistungen allerlei Art kommen auch noch bei ihnen vor, welche aber nicht auf die Schauplätze der festlichen Agonistik in den großen Nationalspielen gehörten. Auch die Vornehmen liebten das edle Ringspiel und die Weichlinge überbreiteten den Ringplatz mit prächtigen Teppichen.

In England gehören die „wrestler" nur zu den geringern Classen, wie denn überhaupt dieses Spiel als weniger gefahrvoll und daher auch, obgleich edler und anständiger, weniger anreizend und aufregend, nicht so viele Liebhaber hat als der Faustkampf. Aus derselben Ursache hat man das Ringspiel, nicht aber den Faustkampf, in unsere neuere Turnkunst aufgenommen. In Sparta mußten sogar nach den Gesetzen des Lykurgs die jungen Mädchen öffentlich mit einander ringen.

Auch die Kampfschematas des Aufhebens des Gegners, des Umstoßens, des Beiumwegziehens, welche bei den Griechen vorkamen, und die wir auf den griechischen Vasen abgebildet sehen, kommen eben so wieder bei den Engländern vor. Und die griechischen Kunstausdrücke othein, anatrepein, apadein, und viele andere sind gleichbedeutend mit den ihnen parallelen englischen: throwing, flooring, in side striking, hipeing etc.

Wie bei den Griechen auch Knaben öffentlich als Ringer auftraten, selbst in den olympischen und den übrigen großen Festspielen, so ist dieß auch in England Sitte. Man sieht oft in den Journalen die Ringspiele, welche die Schulknaben veranstalteten, kritisirt. Nach der Versicherung von Bells life ist das Ringen selbst in den entferntesten und verschlossensten Thälern von Cumberland und Westmoreland, und überhaupt in jedem Dorfe und jeder Stadt dieser nördlichen Provinzen gäng und gäbe. Es werden dort oft Versammlungen von

Bauern und Bürgern gehalten und Hunderte von Männern „good and true“ ringen daselbst um ausgesetzte Preise. Sie haben verschiedene Arten des Ringens: wrestling by all weights; light weight wrestling; wrestling ohne Schuh, wrestling mit Schuh ꝛc.

Es ist merkwürdig zu hören, wie schon die griechischen Wettspieliebhaber über Kunstgriffe, Listen und Betrügereien klagten, mit denen die Ehrlichkeit des redlichen Spieles verdorben wurde und die ganz dieselben sind, über welche sich die englischen Spielpatrioten als das größte Verderbniß des Spielgeistes beklagen. „Die Kämpfer lassen sich bestechen,“ sagen die Griechen, „und verkaufen contractmäßig den Sieg ihrem Antagonisten. Sie üben auch oft allerlei unerlaubte Kunstgriffe, ihren Gegner zum Fall zu bringen, treten ihm auf die Füße, drücken ihm die Finger, um ihn durch Schmerz zu entkräften, und die Richter, wenn vornehme Patrizier sich für das Spiel interessiren, sind oft parteiisch.“ Buchstäblich so klingen die Klagen der englischen Spieliebhaber noch heutiges Tages.

Keiner der nobelherzigen englischen Champions jedoch hat noch die Ehre gehabt, dem persischen Könige bekannt zu werden. Dieß war mit dem Griechen Milon der Fall, von dem dieß Herodot als etwas Besonderes berichtet.

Wahrscheinlich ist das Spiel als eine gewöhnliche Uebung unter dem Volke in England, wie überhaupt in jedem andern Lande, schon sehr alt. Bei der berühmten Zusammenkunft von Heinrich VIII und Franz I führten beide Könige einige der berühmtesten Ringer ihres Landes mit sich, und einem französischen Schriftsteller zufolge sollen die beiden Majestäten selbst ihre Kräfte in diesem Spiele mit einander erprobt haben.

Das Ringen dauert natürlich nie so lange als das Boxen, weil die Kräfte der Kämpfer dabei nicht völlig erschöpft werden, und weil mit dem Hinstürzen des einen das Ganze gleich beendigt ist; auch deßwegen ziehen diese Kämpfe die Aufmerksamkeit nicht in so hohem Grade auf sich. Uebrigens treibt der kleine Kreis der Bewunderer dieses Spiels seine Kunst mit derselben Kennerschaft, mit derselben Kunstgerechtigkeit und mit nicht geringerem Eifer. In den englischen Sporting-Journals wird immer dem wrestling ebenso gut wie dem boxing und racing ein eigener Artikel gewidmet. Und die Herzen der Bewunderer von Abraham Cann oder des cornischen Heroen (the cornish Champion) oder irgend eines anderen ehrenvollen und edelherzigen Spielers (honourable and noble-hearted player) hüpfen nicht weniger vor Entzücken (thrill with delight), wenn er in splendidem Styl seinen Mann zu Boden wirft (when he floores his man in splendid style), als wenn Jackson dem Tom Britt einen wundervollen knock down blow applicirt. Und die „best men on the wrestling ground“ werden nicht weniger eifrig mit den Lorbeeren des Kämpferthums gekrönt (crowned with the laurels of championship) als die Pugilisten im ring. Die Wrestlers selbst senden ihre Herausforderungen an gewisse Personen oder an die Bewohner gewisser Grafschaften oder Städte, oder ihre challenges to all England eben so in die Welt hinaus, wie dieß bei allen andern Kampfspielen die Mode ist, und wie es Boriana und Fistiana gibt, so werden auch Wrestliana beschrieben, welche die Kunst wissenschaftlich (scientifically) abhandeln.

Ausflüge in die Umgegend Roms.

2. Streifereien durch die Sabiner- und Albanergebirge.

(Fortsetzung.)

Zunächst gelangte ich auf ein Terrain, wo der Sandstein in einer solchen Mächtigkeit und Kahlheit auftrat, wie ich dergleichen noch nie, auch nicht annäherungsweise, gesehen hatte. Mein Fuß berührte während einer halben Stunde nur den nackten, harten, von der Sonne erhitzten Stein, in dem Regengüsse ungeheure Schluchten ausgewaschen hatten, und tiefe Spalten die natürliche Unebenheit — dieser Sandstein bildete förmlich Berg und Thal — noch vermehrten. — Dann pilgerte ich wieder über schöne Berge und durch hohe blühende Kastanienwälder, endlich durch ein auf dem fast nackten Felsboden üppig grünendes Thal, bis ich vor einer ungeheuren, fast senkrechten Felsenwand anlangte, dessen höchsten Kamm Civitella — von dieser Seite Castro Giovanni in Sicilien ähnelnd — krönt.

Mit Sonnenuntergang hatte ich den mühsamen Weg hinauf zurückgelegt; ein weites herrliches Rundgemälde umgab mich, der Apennin mit seinem Schnee, seinen waldbekränzten Vorbergen nebst deren lustigen Felsendörfern, das Meer, Velletri, das Albaner- und Sabiner-Gebirge — doch vieles verschwand schon im Abenddunkel; ich mußte rasch meine von der Anstrengung des Steigens vollkommen durchnäßte Kleidung wechseln, aß mit einem mir von einem römischen Balle her bekannten jungen Engländer das Hinterviertel von einem gebratenen Spanferkel zu Nacht, und legte mich ziemlich ermüdet schlafen, um mit der Sonne zugleich aufzustehen.

Civitella ist nur ein kleiner, auf dem höchsten Kamm des Gebirges liegender Ort. Diese Lage hat man hier, wie in Sicilien, den Ortschaften gegeben, um die unerträgliche Sommerhitze mit ihren schädlichen Miasmen einigermaßen zu mildern; denn wenn die Bergspitzen auch am sichersten von den Sonnenstrahlen getroffen werden, so ist doch auf ihnen immer einiger, meist heftiger Luftzug, das einzige was in dieser Jahreszeit den Körper und die Lebensgeister erfrischt und die Atmosphäre reinigt. Wie freilich die Einwohner von da ihre Geschäfte betreiben, namentlich die Ackerbauer das tägliche Herunter- und Hinaufsteigen aushalten können, das ist mir oft, und so auch bei Civitella, ein Räthsel geblieben. Dieß liegt sicher mehr als 2000 Fuß über den Thalgründen zu beiden Seiten, und demnach etwa 2500 über dem Meeresspiegel. Die Bergkette, welche der Teverone durchfließt, ist überhaupt von bedeutender Höhe, indem die höchsten Gipfel auf der

Nordseite des Teverone (Serra di San Antonio und Monte nero) bis zu 5000 Fuß ansteigen.

In Civitella ist kein eigentliches Wirthshaus, wenigstens keine Herberge für Reisende; ein wohlhabender, kunstliebender Particulier, weit und breit unter dem Namen Don Vincenzo bekannt, öffnet dem Touristen gastfrei sein Haus, und läßt ihn gegen eine sehr mäßige Bezahlung nicht nur vortrefflich bedienen, sondern sorgt auch außerdem in jeder Hinsicht für dessen Bequemlichkeit und Vortheil, d. h. er nimmt Partie für ihn gegen seine prellerischen Landsleute, namentlich beim Verding der Transportmittel. Diese bestehen hier lediglich in Lastthieren, denn für Wagen sind gar keine fahrbaren Wege vorhanden, wenn gleich schwerere und größere Gegenstände allerdings auf einer Art von Karren hinaufgeschafft werden. Don Vincenzo sieht nun streng darauf, daß den Fremden für einen Esel — selbst Pferde gibt es hier oben wenig oder gar nicht — nicht mehr als der ortsübliche Preis abgenommen wird, und hat sich dadurch eine solche Erbitterung der Einwohnerclasse, welche davon zum Theil leben muß, zugezogen, daß ich für seine Sicherheit durch die Aeußerungen, welche mein erboster Führer unterwegs ausstieß, in der That besorgt wurde.

Da ich zur Feier St. Peter und Paul wieder in Rom seyn wollte, so war meines Bleibens hier nicht länger und ich beneidete innerlich meinen englischen Freund, der sich in diesem Paradiese auf einige Wochen ganz wohnlich eingerichtet hatte. Schon um vier Uhr Morgens erhob ich mich wieder; das Thal lag noch in einem magischen Zwielicht und leichte Nebelwolken zogen in seiner Tiefe hin. Bald darauf erschien die Sonne ganz klar und deßhalb nicht mit vieler Farbenpracht, und erleuchtete zuerst mein Kämmerlein, dann die höchsten Bergrücken, aber das Thal blieb noch immer dunkel. O welch ein Anblick! Leider konnte ich ihn nicht in Ruhe genießen, weil ich eilen mußte, um der glühenden Sonne, die schon um sieben Uhr heiß ist, möglichst zu entfliehen. Nur einzelne Blicke warf ich beim Ankleiden umher und beim Wegreiten einen durch das malerische Thor; wohl acht Ortschaften sieht man auf den Gebirgsrücken und Gipfeln in der Runde, die Civitella fast den Rang streitig machen. Ich glaube gewiß, daß diese Aussicht sich der vom Rigi und vom Aetna so ziemlich an die Seite stellen darf. In einer kleinen Stunde erreichte ich das gleichfalls herrlich gelegene Olevermo mit einer alten Ruine geziert. Man steigt bedeutend hinab, und dennoch bedarf es noch einer andern Stunde, bevor man das Thal erreicht. Auf dem Wege, den ich nahm, bleibt das herrlich an der Wand eines Seitenthals gelegene Genazzano zur Rechten liegen, und bald darauf gelangt man zwischen üppigen Kornfeldern, von hundert Schnittern gerade jetzt belebt, nach dem ähnlich gelegenen Cave. Hier wendet man um den hohen kahlen Berg, hinter welchem Palestrina liegt, das man durch ein schönes Kastanienthal in einer Stunde erreicht.

Palestrina kann einem nicht mehr gefallen, wenn man von Subiaco und Civitella kommt; es zieht sich zwar an einem Berge hinauf, aber das eine sieht noch düsterer aus als das andere, und der Berg ist gränlich kahl. Die Aussicht ist freilich auch hier trefflich: sie begreift den Halbcirkel, in welchem das Meer hinter Velletri den Mittelpunkt bildet. In Palestrina, dem alten Präneste, nahm ich zunächst das Mosaik in Augenschein, welches man aus dem alten Fortunetempel in den Palast Barberini gebracht hat. Man sieht ihm freilich an, daß es aus einer ziemlich frühen Zeit stammt, dennoch nehme ich keinen Anstand, es nach der Alexanderschlacht zu Pompeji wegen seiner Größe, genauen, oft höchst gefälligen Ausführung und der wenn gleich geschmacklosen Composition für eines der merkwürdigsten zu erklären, die ich gesehen habe.

Im Vordergrunde ist ein Heer, daß sich einzuschiffen scheint, und die Priester, die das Opfer zur Abfahrt bringen, oder das Schicksal befragen wollen; weiter links ein üppiges Gelage unter einer Weinlaube, nach weiter Kahne, deren Bemannung vierfüßige Wasserthiere bekämpft. Den Mittelgrund bildet Wasser mit Festungen und allerlei Thieren mit ihren Namen in griechischer Sprache, und einem kleinen Fleck Erde, worauf sich Mohren bekämpfen; der Hintergrund endlich ist ganz mit Thieren angefüllt und steigt pyramidalisch in die Höhe. Ich begreife in der That nicht, daß dieß Bild so wenig gekannt, oder doch in Reise- und archäologischen Büchern so wenig hervorgehoben ist.

Der Tempel der Fortuna selbst soll aus drei Etagen und weitläufigen Portiken bestanden haben; im Weinkeller des Seminarium sieht man noch den Altar für das Bild der Göttin, mit zwei Brüstungen mit Gesimsen und Verzierungen davor und einigen Säulen an der Seite und auf dem Hofe; doch ist alles ganz dunkel und vermodert.

Neben dem Palaste Barberini ist eine kleine Marmorcapelle mit einer Seitencelle für die Barberinis, und über einem Altare ein Entwurf Michel Angelo's in Gyps oder weichem Steine, den todten Christus mit Maria und Magdalena in kolossaler Größe vorstellend. Die Arbeit ist ungemein roh, die Formen plump, aber doch Muskeln und Adern angedeutet.

Gegen Abend bestieg ich den hinter Palestrina gelegenen kahlen Berg, mit S. Pietro auf seiner Spitze. Die Besteigung ist ziemlich beschwerlich, aber der Weg lohnend, nicht allein wegen der herrlichen Aussicht auf die Sabiner- und Albanergebirge, Rom mit dem Meere, als glänzenden Lichtstreifen dahinter, das Meer hinter Velletri mit dem Monte Circo bei Terracina, und weiter links die Gebirge hinter Cave (im Rücken ist die Aussicht durch nahe, kahle Berge begränzt), sondern auch weil hier in den ältesten Zeiten eine Festung gewesen ist, von deren Mauern noch lange Strecken stehen, in der ersten cyclopischen Manier, ohne gerade Winkel, und ohne Kitt oder Klammern aufgeführt.

Auch ist hier oben noch die Ruine einer mittelalterlichen Festung höchst malerisch an dem jenseitigen, schroffen Abhange des Berggipfels gelegen. Nach meiner Zurückkunft begab ich

mich bald zur Ruhe, da ich am heutigen Tage tüchtige Touren gemacht hatte, und am andern Tage faſt eben ſo großen Strapatzen entgegenging. Man wollte mir nämlich für einen Eſel nach Frascati einen Paul mehr abnehmen, als ſonſt für dieſe Tour bezahlt zu werden pflegt, und es war einmal Princip bei mir geworden, mich ſolchen Unverſchämtheiten nie zu fügen.

(Schluß folgt.)

Etwas über die Pyramiden in Mittel- und Unterägypten.

Der Engländer Scoles berichtete in der Verſammlung der britiſchen Architekten am 5 Februar über die obgenannten Pyramiden, ſo wie über die von Fayum, ferner über ein gewölbtes Grab in der Nähe von Dſchizeh. In Mittel- und Unterägypten befinden ſich 39 Pyramiden, die auf der Weſtſeite des Nils, namentlich auf den öden Bergen, liegen, und von Norden nach Süden einen Raum von 53 engliſchen Meilen einnehmen. Man unterſcheidet die Hauptpyramiden durch die Namen Dſchizeh, Sakkara, Daſchur und Meidun, und ſie haben in ihren allgemeinen Verhältniſſen eine merkwürdige Aehnlichkeit. Ihre Seiten ſind genau nach den Cardinalpunkten gerichtet, mit einer einzigen Ausnahme, die Eingänge ſind auf der Nordſeite und abſchüſſige Gänge führen nach verſchiedenen Gemächern; dieſe Gänge ſind bis auf eine weite Strecke hinab mit ſoliden Steinblöcken, die gerade in die Oeffnungen paſſen, ausgefüllt. Vier von dieſen Pyramiden beſtehen aus rohen ungebrannten Backſteinen, die aus Lehm, Nilſchlamm und gehacktem Stroh gemacht ſind. Ein Hr. Perring, der alle dieſe Pyramiden unterſuchte, fand, daß man zum Bau einiger Pyramiden den Steinboden der Wüſte mit Sand geebnet, dieſen durch Steinmauern eingeſchloſſen und auf den Sand die Pyramiden gebaut habe. Holz, das die Decke eines der Grabkammern bildet und aus Eichen-, Lärchen- und Cedernholz beſteht, fand ſich im Innern einer der Pyramiden zu Sakkara wunderbar gut erhalten. Die Mauern einiger dieſer Grabkammern ſind mit einem bläulich grünen Porcellan bekleidet, und Ueberreſte von Farbe, Vergoldung und andern Verzierungen zeugten für die Pracht der Erbauer dieſer Mauſoleen. Ein gewölbtes Grab in der Nähe von Dſchizeh iſt aus ſchön gearbeiteten Steinen erbaut und die Fuge kaum bemerklich. Nach den daran befindlichen Hieroglyphen zu ſchließen wurde das Grab unter Pſammetich II um 600 v. Chr. erbaut und iſt wahrſcheinlich eines der älteſten bekannten Bogengewölbe. (Athenäum vom 10 Februar.)

Kurze hiſtoriſche Anzeige über die Adelantados in Spanien.

Man weiß nicht genau den Urſprung der Adelantados, die meiſten kommen darin überein, daß dieſe hohe Stelle ſeit Ferdinand III oder dem Heiligen dauerhaft gewonnen iſt. Der Vater Ferdinands hatte jedoch ſchon einen Adelantado von Leon in der Perſon des Don Martin Sanchez ſeines leiblichen Vetters und Schwiegerbruders, Sohnes des Königs Sancho von Portugal und der Donna Matia Fernelos, wie Duarte Nugnez von Leon ſchreibt. In der Geſchichte des heil. Peters von Arlanzo wird erzählt, daß Ninno Nugnez Rasura, Juſtizia Mayor von Caſtilien, mit Theuda oder Toda, Tochter des Teudo, Adelantado von Leon, vermählt war. Während der Regierung Alfons des Gutn war Don Fernando Fernandez Adelantado von Eſtremadura, welches damals das ganze Gebiet am Duero von Soria bis Portugal begriff, daher die ältern Schriftſteller Soria das Thor von Eſtremadura nennen. Man kann daraus ſchließen, daß die Adelantados ſchon vor jenem Prinzen exiſtirten.

Die Stelle eines Adelantado war ſo erhaben, daß nur der König über demſelben ſtand. In dem Geſetzbuch de las partidas (Alfons des Weiſen) Buch 22, Titel 9, Partida 2 kommt folgende Stelle vor: „Adelantado will ſo viel ſagen als ein Menſch, den man bei einem durch Befehl des Königs bezeichneten Auftrag voraus oder an die Spitze ſtellt, und aus dieſer Urſache wurde in alten Zeiten derjenige, der über das große Land (la tierra grande) geſetzt war, pretor provincia genannt. — Das Amt deſſelben iſt ſehr groß, denn er iſt aus Befehl des Königs Vorſteher über alle Merinos und über alle von den Landbezirken (comarcas) und Weichbildern (alfoces) und auch über alle von den Städten. — Er kann die Appellationen anhören, welche die Leute von den Urtheilen von Stadtobrigkeiten (alcaides) gegen ſie machen, wenn ſie ſich beſchwert glauben, und welche der König ſelbſt anhören würde, wenn er ſich im Lande befände.“ In einem andern Geſetz, Titel 9, Partido 2, gibt man den Adelantados den Titel eines Generalcapitäns (capitan general). Man ſieht aus dieſen geſetzlichen Beſtimmungen, daß ſie im Frieden gleichſam die Präſidenten oder Juſtizias Mayores einer Provinz oder eines Reichs und im Kriege die Vorſteher des Kriegsweſens oder Generalcapitäne waren. Ein anderes Geſetz ſtellt ſie mit den Admiralen gleich, und das 24ſte des angeführten Titels verordnet, daß beide, wenn ſie etwas verbrächen, gleicher Strafe unterliegen ſollen. Es gibt Decrete, welche dem oberſten Kanzler (canciller mayor) die damals beträchtliche Summe von 600 Maravedis als Gebühr des Adelantado anſetzen, auf gleiche Art wie für den Titel eines Admirals oder Herzogs; dieſe drei Stellen waren alſo an Ehren und Einträglichkeit gleich. In den Edicten und Bekanntmachungen war die Formel: „Der König und ſein Adelantado befehlen, es ſoll u. ſ. w.“

Der erſte Adelantado, welchen man aus der Regierungszeit Ferdinand des Heiligen kennt, war Don Alfonſo Perez de Coſtro, er hatte den Titel Adelantado von der Gränze und von Andaluſien, und ſtarb bei Gelegenheit als er dem König eine beträchtliche Verſtärkung nach Cordova zuführte. Hernach war Adelantado ein Bruder des Königs, nämlich Don Rodrigo Alfonſo de Leon mit unbeſchränkter Gewalt in Krieg und Frieden. Der Infant Don Manuel war Adelantado von Murcia.

Zur Zeit Alfons des Weiſen gab es viele Adelantados. Unter Sancho dem Tapfern (el bravo) waren Adelantados in allen von der Mohrenherrſchaft freien Provinzen. Ferdinand IV hatte vierzehn Adelantados, und Don Alfonſo, der letzte dieſes Namens, mehr als ſiebzehn, unter ihnen Don Enrique, Sohn des Königs. Auch zur Zeit Heinrichs II erwähnt die Geſchichte mehrere. Endlich als die katholiſchen Könige Granada eroberten, errichteten ſie außer den ſchon beſtehenden Adelantados einen neuen, den ſie von der Kirche von Toledo titulirten, und welcher wirklich ſeine Gerichtsbarkeit in dieſem Erzbisthum ausübte, während die andern Adelantados blos den Ehrentitel genoſſen. Dieſe Würde iſt hernach in dem Hauſe der Herzoge von Arcos als Herzoge von Maqueda geblieben.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 60.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

29 Februar 1844.

Nachrichten über das Oregongebiet.

(Nach Guillaume-Tell Poussin.)

Unter dem Namen Oregon-Gebiet verstehen die Amerikaner den ganzen Landstrich von 42° bis 54° N. B. zwischen den Felsengebirgen und der Südsee. Man kennt das Land bis jetzt noch sehr unvollkommen; indeß enthalten die officiellen Nachrichten, welche der Marinelieutenant Wilkes sammelte, und der Congreß im Jahre 1843 veröffentlichen ließ, manches Interessante. Das Land ist im allgemeinen bergig und sehr bewaldet, obwohl es auch einige Prairien enthält; namentlich zeichnet es sich aber durch die große Zahl seiner reichen, fruchtbaren Thäler aus, welche die beiden fast parallelen Bergketten durchziehen, von denen das Land zwischen dem Meer und den Felsengebirgen in drei fast gleich große, aber durch Klima, Boden und Erzeugnisse sehr verschiedene Landstriche getheilt wird. Die westlichste dieser Ketten führt den Namen Cascaden, zieht sich dem Ufer parallel in einer mittlern Entfernung von 60 Lieues hin, und bietet eine fortlaufende Reihe Piks dar, welche sämmtlich die hier 2000 Metres betragende Schneegränze übersteigen. Der zweiten Kette zwischen den Cascaden und den Felsengebirgen hat man den Namen der blauen Berge gegeben.

Der Columbia hat ein tiefes Bett, zahlreiche Zuflüsse, und einen Lauf, der an Länge fast dem des Mississippi gleichkommt, aber der Schifffahrt bei weitem nicht so günstig ist. Dieser Strom entspringt unter 54° 40′ N. B. und 116° W. L. von Gr. mitten in den Felsengebirgen, etwa 5000 Metres über dem Meere; von diesem Punkt bis Wallawalla unter 45° B. beträgt sein Lauf 176 Lieues von Norden nach Süden; er empfängt sodann den südlichen Arm, welcher den Namen Saptin oder Lewis führt, und gleichfalls in den Felsengebirgen, aber unter 42° B. u. 110° W. L. nahe an den Quellen des Yellowstone, Platte, Arkansas und Rio Colorado entspringt.

Von Wallawalla, dem Punkt der Gabeltheilung an, ist die Richtung des Columbia bis ans Meer westlich, und dieser Theil seines Laufs hat noch hundert Lieues Länge, wovon aber nur die Hälfte schiffbar ist. An der Mündung des Columbia findet man nur zwölf Fuß Tiefe, indeß ist die gewöhnliche Fluth 6′; da jedoch die Einfahrt überhaupt durch wechselnde Sandbänke gehindert ist, an denen die Wellen namentlich bei den hier herrschenden Süd- und Westwinden sehr heftig anschlagen, so ist dieselbe für unerfahrne Seeleute sehr gefährlich.

Wenn aber die Mündung des Columbia der amerikanischen Marine keinen großen und bequemen Hafen bietet, so findet man dagegen an dem Engpaß von Juan de Fuca und dem Canal Puget, welche zum Oregongebiet gehören, geräumige und sichere Rheden, welche Schiffen von hohem Bord leicht zugänglich sind. Hier beträgt die Fluth sogar achtzehn Fuß, und ist somit der Anlegung von Werften und Marineniederlassungen sehr günstig. Die Vereinigten Staaten werden ohne Zweifel in nicht ferner Zukunft ein Militär- und Marinearsenal hier anlegen, wo ihre Kriegs- und Handelsschiffe zu allen Zeiten eine sichere Zuflucht finden können.

In der Nähe des Meeresufers ist das Klima auffallend mild und gleichmäßig. Die herrschenden Winde sind Südwest und West, im Winter auch Südwinde. Die Winter dauern vom December bis zum Februar, die Regen beginnen im November und dauern bis zum März; Schnee fällt sehr wenig und bleibt selten über drei Tage liegen. Reif beginnt im August, die Nächte sind kalt, der Mais kommt nicht zur Reife, aber dieser Landstrich ist nichtsdestoweniger zu allen Arten von Anbau geeignet; er ist namentlich wohl bewaldet und alle Fruchtbäume gedeihen.

Die atmosphärischen Verhältnisse der zweiten Region sind verschieden; die Sommer sind trockener und wärmer, die Winter kälter; der Thermometer wechselt von 7° 78 C. unter Null im Winter, bis 42° 23 C. über Null im Sommer und im Schatten. Dennoch gilt das Land für gesund, und namentlich sind die mächtigen Prairien und wohlbewaldeten Thäler zur Viehzucht sehr geeignet.

In der dritten Region wird die Temperatur, je mehr man sich den Felsengebirgen nähert, noch wandelbarer, und man kann in vierundzwanzig Stunden alle vier Jahreszeiten

Digitized by Google

erleben. Die Kälte ist sehr streng und die Hitze im Sommer außerordentlich. Es regnet selten und noch seltener sieht man Schnee. Dieser Landstrich ist auffallend dürr, außer in einigen tiefen Thälern, wo die Heerden das ganze Jahr hindurch Nahrung finden, und wo das Steinsalz sie hinlockt. Darum ist das Land auch nicht zum Ackerbau geeignet. Uebrigens kommt dieser Charakter der Düre, Unfruchtbarkeit und Strenge eigentlich nur der Kette der Felsengebirge selbst zu, an den beiden Abhängen ist die Natur freundlicher und die Vegetation gewinnt wieder ihr Recht.

Nach diesen Angaben kann man schließen, daß hier Viehzucht wohl gedeihen und daß somit der Handel mit Häuten, Talg, Pelzwerk, Holz ꝛc. zur Blüthe kommen muß; wahrscheinlich wird auch eine nähere Erforschung des Landes zur Entdeckung von Metallschätzen führen, wie man denn auch am Uferstrich bereits Steinkohlen entdeckt hat. Länder, welche so auffallend den Stempel tragen, daß sie von unterirdischem Feuer durchwühlt wurden, müssen in ihrem Schooß wohl eben so kostbare Schätze tragen, als Arkansas, Missouri, Jowa und Wisconsin, die eine ähnliche geographische Lage haben.

Ausflüge in die Umgegend Roms.

2. Streifereien durch die Sabiner- und Albanergebirge.

(Schluß.)

Am andern Morgen gegen 5 Uhr stand ich schon wieder zur Abreise gerüstet, fand aber noch keinen Menschen zur Bezahlung mobil. Endlich nach langem Klopfen kroch der Wirth aus dem Bette, erschien fast nur im Hemde, und verlangte mir auch für die Zeche einen Paul mehr ab. Nach einigem Zank und Handeln ging ich in ein Café, und siehe da! bald stellte sich auch mein Wirth ein; so fand ich es denn abermals bestätigt, daß der italienische Cafetier nicht allein einzelne Personen, sondern auch Familien, und zwar nicht wenige bedient, denn dieser Wirth hatte eine Frau und erwachsene Töchter.

Heiter und wohlgemuth pilgerte ich nun aus dem Thore, in welches schon einzelne jener kleinen malerischen Fuhrwerke kamen, die der Umgegend Roms so eigenthümlich sind. Bald bot der Weg abwechselnd die anziehendsten Bilder dar, wurde aber immer einsamer, und so geschah es, daß ich, des Weges nicht mehr sicher, um ein Dorf auf dem kürzesten Wege zu erreichen, links durch Weingärten brach, und dort erfuhr, daß ich den kürzesten Weg von Palestrina nach Frascati über Monte Porzio schon verfehlt hatte. War mir dieß nun gleich unangenehm, weil die Hitze schon unerträglich zu werden anfing, so bot doch dieser Punkt manches Belohnende dar.

Das Dorf, wie alle in dieser Gegend auf dem Gipfel eines, freilich sehr kleinen, Hügels gelegen, hieß Colonna, und hatte eine reizende Aussicht nach Rom und Frascati zu auf das Meer. Das Wirthshaus war sehr ländlich sittlich: wir saßen in der großen Hausflur, wo ein paar kolossale hölzerne Bänke und Tische standen. Außer mir war nämlich noch eine noble Gesellschaft dort, eine Art von Schulmeister und zwei Bauern — Gentlemen in Sammtjacken oder Hemdärmeln und Rittermantel. Die letzten spielten in Karten, der erste philosophirte mit mir und entwarf mir auf meine Fragen über die hiesigen Volkszustände nicht das beste Bild von Colonna: die Bevölkerung war ungeheuer im Abnehmen, was doch wohl andern Ursachen als der schlechten Luft in und um dem Orte zuzuschreiben ist, und auch in dieser Hinsicht für die Sanktirung und Cultivirung der Campagna kein glückliches Horoskop stellt. — Herber Wein und Käse erquickten mich. Ich wollte hier einen Esel für den Rest des Weges miethen, konnte aber nur eine Stute bekommen, die mit mir bald den Hügel hinab auf angenehmen Wald- und Wiesenwegen Frascati entgegen trabte, ein hübscher, junger Bursche neben-, ein Füllen hinterher. Wessen Ausdauer ich hier am meisten bewundern sollte, war ich anfangs zweifelhaft, erkannte aber bald dem Italiener den Preis zu, der unermüdlich in den heißen Sonnenstrahlen nebenher lief, auch wohl manchmal zurück, um das Füllen zu suchen, und mich dann, wenn ich mir und meinem Pferde etwas Ruhe gönnen wollte, wohl eher aufforderte, weiter zu traben.

Auf diese Art war Frascati und damit der erste schöne Punkt des Albanergebirges bald erreicht.

Dieß merkwürdige Gebirge ist nach Hoffmanns Meinung das einzige *) im Kirchenstaate, aus dessen Mitte sich ein ausgebildeter, „nach seinem Hervortauchen aus dem Meere noch thätig gewesener" Vulcan erhebt. In der Mitte des vollkommen kreisförmigen Gebirges steigt aus einer ringförmigen Umwallung der eigentliche Auswurfskegel empor, eine ausgedehnte kraterartige Vertiefung umschließend (Campi d'Annibale genannt), und im Monte Cavo die Höhe von fast 3000 Fuß erreichend. In einer Lücke dieses Kegelrandes, aus welcher ein erstarreter Leuzit-Lavastrom wie ein gefrorner Wasserfall furchtbar wild herabhängt, klebt Rocca di Papa, die Krone der ganzen Umgegend. Jene ringförmige Umwallung trägt auf ihrem obern Rande die Trümmer von Tusculum, Monte Compatri und Rocca Pelora nach Norden, die Seen von Nemi und Albano nach Südwest, an den äußern Abhängen aber Monte Porzio, Frascati, Marino, Albano, Genzano und am meisten südlich Velletri; dabei besteht sie merkwürdigerweise wesentlich aus Peperin, während der Kamm des Gehänges aus locker aufgeschütteten scharfen Schlacken und verwitterten Lavasteinen gebildet wird. Dieß zur allgemeinen Charakteristik des Albaner-Gebirges, **) dessen interessanteste Punkte nun ausführlicher besprochen werden sollen.

---

*) Doch möchte dahin auch wohl noch das Gebirge von Bracciano zu rechnen seyn; dafür spricht theils das Vorhandenseyn einer kleinen Solfatara, theils was oben über den Lavastrom bei Veji gesagt ist.

**) Mehr darüber findet man in den „prognostischen Beobachtungen in Italien und Sicilien" von Fr. Hoffmann S. 47 ff. (auch Bd. XIII. des Archivs für Mineralogie u. s. w.) und in Bd. III. des angeführten Archivs S. 361.

In Frascati, dem Tibur der vergangenen Jahrhunderte, begab ich mich nach eingenommenem Mahle sogleich nach den herrlichen Villen, die sich hier in einer Größe und Pracht häufen, wie vielleicht an keinem andern Orte Italiens. Frascati liegt herrlich am untersten Abhange der Albanergebirge, und wie es in der Landschaft immer als ein Glanzpunkt an den blauen Bergen erscheint, so übersieht man auch von seinen Villen, welche terrassenartig über einander aufsteigen, immer dasselbe köstliche Ganze: die Campagna, Rom und das Meer. Ich besuchte in den heißen Nachmittagsstunden die unterste, großartigste und schattigste Villa Borghese (Aldobrandini), welche an saftigem Grün, prachtvollen Aussichten und kühlem Wasser (und einer großen schönen Kaseesorte, Hamaticherus Heros an den alten Eichen) überreich ist.

Gegen Abend stieg ich dann gen Tusculum hinauf. Ein unvergeßlicher, himmlischer Spaziergang! Nachdem ich die sehr steile Straße erklommen und des Treppenzickzack bei den Capuzinern erstiegen hatte, gelangte ich durch die hochgelegene Villa der Königin von Sardinien an den Fuß der Bergkuppe, von den Ruinen Tusculums gekrönt, und mit kleinen Bäumen und Gesträuchen bewaldet. Dazwischen windet sich der Pfad sanft, fast wie in der Ebene, hinauf.

Zuerst gelangte ich an das alte Amphitheater, wo Cicero Vorlesungen gehalten haben soll! Von dem ganzen Bau ist jedoch nichts mehr zu sehen, nur die Vertiefung ist noch vorhanden. Dann wurden die Ruinen häufig und interessant, Grabmale, Häuser und Sculpturen. Alles übertreffend und eins von den Alterthümern, die ich noch wahrhaft mit Freude und Erstaunen begrüßte, ist aber das kleine Theater, welches ich wegen seiner ungemeinen Zierlichkeit anfangs für eine moderne Nachahmung aus Spielerei zu halten geneigt war, theils weil darin allerlei hier gefundene Sculpturen zusammengestellt sind, und ich eine moderne Inschrift im Hintergrunde bemerkte, theils weil alles in der That wunderbar erhalten und von sehr frischem Aussehen ist.

Unmittelbar dahinter, auf der äußersten Spitze des Berges, welcher hier scharf abfällt, ist der Platz der alten Aer, die wohl stark genug gewesen seyn mag, und von wo man einer unbeschreiblich schönen Aussicht auf den unmittelbar gegenüber liegenden konischen Monte Cavo mit Rocca di Papa an der Stirne, und dann zur Rechten ein Rundgemälde auf die Campagna, das Meer, Rom und die Sabiner-Gebirge genießt.

Mein Führer erzählte mir, daß vor einigen Tagen eine Rotte von neun Räubern aus Rom entsprungen und in die Schlupfwinkel des Monte Cavo geflohen sey, wo sie nun die Straßen unsicher machten. Das war mir eine höchst unerwünschte Mähr: denn der Fuß des genannten Berges vereinigt sich mit dem, worauf wir standen. Bald rauschte es auch schon im abendlichen Dunkel durch die Zweige und hervorbrachen — zwei friedliche Landleute, die sich nach einer entlaufenen Ziege oder einem Pferde erkundigten.

Nun nahm ich noch das am weitesten östlich gelegene kleine Thor in Augenschein, das nebst dem antiken Pflaster und einer kleinen Wasserröhre aller Aufmerksamkeit werth ist. Wahrlich, dieß Tusculum muß ein wahres kleines Paradies in Duodez gewesen seyn, und ich glaube, ich würde ihm selbst vor Tibur, trotz dessen donnernden und plätschernden Wasserfällen, den Vorzug gegeben haben.

Auf dem Rückwege trat ich noch in die gewölbten, gut erhaltenen Hallen, welche man die Villa des Cicero nennt. Einen schöneren Platz, als hier am südlichsten Abhange hätte er freilich nicht für sein Tusculanum auswählen können; allein der schmeichelhaften Benennung liegt nicht einmal eine Vermuthung zum Grunde.

Je mehr ich mich aus den schwülen Straßen Frascati's auf die lustige Höhe gewünscht, um so unbegreiflicher fiel mir die drückende Wärme hier oben auf, selbst als die Sonne schon hinunter war. — Beim Eintritt der Dämmerung war ich wieder in der sardinischen Villa, wo ich sonst gern eine herrliche Piniengruppe gezeichnet hatte, und von wo man im Thale rechts ein berühmtes Gebäude erblickt, das Michel Angelo zum Baumeister hat.

Mein Führer erhielt sodann noch einen Esel zum Hinunterführen, den er mir bereitwillig anbot, und zeigte mir schließlich noch die Villa Rufinella, nach der Aldobrandinischen die gefeiertste, namentlich wegen ihrer mannichfachen, theils großartigen, theils neckischen Wasserkünste und des reizenden Durchblicks auf Rom.

Von hier wollte ich am andern Morgen über Rocca di Papa nach Nemi gehen, verfehlte indessen ersteres und trat nach etwa dreistündigem Marsch aus einem frischen Walde an die Ufer des herrlichen Sees von Nemi, von den Alten Spiegel der Diana genannt. Dieser still romantische See, ganz von Wald umgeben, erinnert lebhaft an den Averner bei Pozzuoli, und bildet mit der freundlichen Stadt Nemi auf der einen Seite ein eben so liebliches Bild, als Genzano auf der andern Seite. Diese Stadt ist von Nemi aus bald erreicht, und von ihr führt ein schattiger Weg unter hohen Kastanienbäumen in einer Stunde über Ariccia nach Albano.

Diese Stadt (mit etwa 5000 Einwohnern) ist nicht, wie gewöhnlich angenommen wird, das alte Alba longa, die Mutterstadt Roms. Dieß lag vielmehr am gegenüberliegenden, nordöstlichen Rande des Albanersee-Sees, ungefähr auf der Stelle des heutigen Rocca di Papa. Albano verdankt seinen Ursprung den Villen des Clodius und Pompejus, und hat aus dieser Zeit noch manche antike Merkwürdigkeiten aufbewahret, unter andern Reste einer Wasserleitung, eines Amphitheaters und der kolossalen Bauten Domitians. Die schönsten Baudenkmale sind jedoch zwei Grabmonumente vor dem Thore nach Rom, das herrlich aus Quadern aufgeführte sogenante Grabmal des Ascanius (Gründers von Alba longa), und vor dem nach Genzano führenden Thore das der Horatier und Curiatier, eine ehrwürdige Ruine. Beiden Bezeichnungen liegen — wie das bei so vielen Ueberbleibseln des Alterthums in Italien der Fall ist — durchaus keine historischen Thatsachen zum Grunde, vielmehr ist nichts gewisser,

Digitized by Google

als daß die Denkmale das nicht sind, was ihr Name anzeigt. — Fast noch mehr als diese Alterthümer zieht eine Naturschönheit nach Albano, der drei Viertelstunden entfernte, gleichnamige See. Der Weg dahin führt über Castel Gandolfo, unter uralten immergrünen Eichen und hochstämmigen Ulmen hin, und ist unbeschreiblich romantisch und kühl. In Castel Gondolfo ist der Sommeraufenthalt (Villeggiatura) des Papstes. Sobald man die Höhe des Ortes hinter der Kirche erstiegen hat, erblickt man den kleinen runden See tief unter sich in einem Kessel, der ganz das Ansehen eines Kraters hat, aber kein solcher gewesen ist, eben so wenig wie der ganz ähnliche See von Nemi. Zwar wurde dieß bis auf die neueste Zeit behauptet und ist auch noch jetzt die gewöhnliche Ansicht, wenigstens unter den Laien; allein Hoffmann zuerst hat sich entschieden dagegen erklärt, und der Mangel an Laven und Auswürflingen läßt auch wohl gar keinen Zweifel über die Natur dieser kesselförmigen Vertiefung zu, daß sie nämlich keine gewesenen Krater, sondern bloße Einstürze sind. Trotz der großen Wärme stieg ich zu dem See hinab, um den berühmten Ableiter (emissario) zu sehen. Unten bot sich mir die sogenannte Grotte der Diana dar, wo man vor einigen Tagen ein neues Mosaik auf dem Fußboden entdeckt hatte, zwei Pferde und einen Mebusenkopf darstellend, welcher letztere sehr brav ist. Noch ein anderes sehr beschädigtes Mosaik befindet sich dort; die Grotte ist der Egeria ähnlich, nur viel größer. Einige hundert Schritte von hier trifft man den Emissarius. Dieß ist ein so recht ächtes Römerwerk, als sie ihre Kraft noch kaum zu fassen wußten. Ein ziemlich hoher und etwa zwei Schritte breiter Gang ist durch den Felsen nach der Meeresseite zu gehauen, und führt das Wasser auf der andern Seite des Berges in die Ebene dem Meere zu, doch läuft es nur, wenn der See hoch ist, durch Quellen, Regen oder Strom? ich weiß es nicht; auch sehe ich den Zweck dieser Ableitung nicht ein, da die Ufer zu hoch sind, um eine Ueberschwemmung zu befürchten, und selbst dagegen eben hätte eine Ableitung gemacht werden können. Nach der Sage soll das Werk in Folge eines Orakels zur Eroberung Veji's unternommen seyn, und ist die Sache für jene Zeiten an sich auch gar nicht unglaublich. Hat die Grotte der Diana zur Zeit der Anlage des Abzugs schon existirt, so kann dieser auch angelegt seyn, um das Heiligthum der Göttin vor dem Verderb durch das Wasser zu schützen. Von hier hat man nach dem Gebirge zu eine herrliche Aussicht auf Marino und das gegenüber liegende, steile, terassenförmige Rocca di Papa, nach der andern Seite zu das Meer, das man auch nicht eher wieder aus den Augen verliert, bis man in die Ebene der pontinischen Sümpfe oder der Campagna hinabsteigt.

Verläßt man Albano um nach Rom zurückzukehren, so findet man sich sogleich wieder mitten in der Campagna, und es sind zuerst die ungeheuren Aquäducte, die den Blick fesseln, und die gerade hier in größter Masse und Vollkommenheit stehen; weiterhin kommt man auf die alte Via Appia, die zum Theil noch ihr Pflaster hat, und zwar in einem bewunderungswürdig guten Zustande.

Die Bäuerin in der Gegend von Dignano (Istrien).

(Nach dem Italienischen des Dr. Kandler, von J. Löwenthal.)

Lanam fecit, domum servavit, „sie spann die Wolle, bestellte den Haushalt," sagten die Römer zur Bezeichnung der von ihnen hochverehrten Frauen, wenn diese auch weder die Spindel drehten, noch den häuslichen Geschäften oblagen. Die Dignanerin thut beides. Sie ist Italienerin, spricht ein dieser Gegend eigenthümliches Idiom und kann kein anderes. Es ist schwer zu bestimmen, zu welcher italienischen Familie ihr Stamm gehöre, venetianisch ist er sicher nicht, vielleicht ist es ein Rest der Völkerschaft, welche sich am längsten auf der Halbinsel erhielt, den wir aber nicht als Urstamm zu bezeichnen wagen. Die ältesten Bewohner Istriens gehörten zu zwei von einander abweichenden Hauptstämmen, den Celten und Thraciern; die erstern bewohnten die Küste, hatten sie aber nicht ausschließlich inne, und vermengten sich nie mit den Thraciern. Als aber mit der Besitznahme der Römer diese zerstreut oder vielleicht aufgerieben wurden, lebten die Celten nachbarlich und in freundlichem Vernehmen mit den Römern, deren Sprache und Sitten sie ohne Zwang annahmen.*) Damals herrschte in der Provinz nur eine Mundart, die mit eigenthümlichen Biegungen und Formen früherer Zeiten im Mittelalter sich erhielt. Als die Pest die Provinz verödete und neue Geschlechter entstanden, gewann auch die Sprache eine veränderte Gestalt, und während das Slawische im Innern und das Venetianische an der Küste bis Parenzo vorherrschte, unterschieden sich nur oder fünf Ortschaften Südistriens, vornehmlich Dignano, von der übrigen Provinz durch eigenthümliche Dialekte und Trachten. Der Frauenanzug gleicht jenem in Central- und Süditalien, und würde sich von diesem nicht unterscheiden, wenn die Dignanerinnen das schwarze Filzhütchen, das sie beständig und sogar während der häuslichen Beschäftigung tragen, im Sommer gegen ein gestreiftes Tuch vertauschten. Die Wolle herrscht in allen Kleidern vor und die Unterröcke sind von dunkelm Zeuge, entweder wegen der mit Ocker geschwängerten Erde, deren trockener Staub die Kleider färbt, oder weil sie mehr dem Klima zusagen, vielleicht aber auch aus altem Herkommen. Die Aermel sind derart mit dem Mieder verbunden, daß man sie lösen, hängen lassen und nach Belieben befestigen kann. Diese Kleidertracht ist übrigens nicht ausschließlich der Dignanerin, sondern auch einigen andern Bewohnerinnen Istriens eigen.

Strenge der Patentgesetze in England. Hr. Neilson ist Inhaber des Patents für die Anwendung der erhitzten Luft oder des heißen Gebläses beim Schmelzen des Eisens. Das Verfahren wurde von mehreren nachgeahmt, namentlich von den HH. Baird, und Neilson stellte deßhalb eine Klage an. Der Proceß zog sich sehr in die Länge, und alles zeigte den Anschein, daß die HH. Baird und Consorten den Proceß verlieren würden, da es sich herausstellte, daß die Nachahmung namentlich von Seite der HH. Baird wissentlich in unredlicher Weise geschah. Da gaben sie den Proceß auf und zahlten an Hrn. Neilson eine Entschädigungssumme von 100,000 Pfd. St. (oder etwa 15 Sch. für die Tonne) und 6000 Pfd. für Gerichtskosten. Die anderen Angeklagten werden sich wohl einem Schiedsrichterspruch unterwerfen und für jede Tonne nach Neilsons Verfahren gefertigten Eisens 5 Sch. bezahlen. (Mining Journal vom 3 Febr.)

*) Auch dies deutet, wie verschiedenes andere, darauf hin, daß hier von keinem celtischen, sondern nur von einem pelasgischen, also mit den Römern verwandten Volke die Rede seyn kann. A. d. R.

München in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilagen: Intelligenzblatt Nr. 3 und Umschlag zum Monat Februar.)

Digitized by Google

№ 3.

Intelligenz-Blatt zum Ausland.

Donnerstag, 29 Februar 1844.

[30] **Deutsches Heldenbuch von Dr. Karl Simrock.**

In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Das Amelungenlied.

Von Dr. **Karl Simrock.**

Erster Theil:

Wieland der Schmied. Wittich Wielands Sohn. Ecken Ausfahrt.

(Des Heldenbuches vierter Band.)

Wilhelm Grimm gewidmet.

Gr. 8. Velinpapier broschirt. Preis 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr.

Das Heldenbuch soll unsere gesammte nationale Heldendichtung umfassen. Ueber die beiden ersten Bände, welche die Nibelungen und die Gudrun, „ihre wunderbare Nebensonne" enthalten, haben wir in früheren Anzeigen das Nöthige bemerkt. Der dritte Band wird unter dem Titel des kleinen Heldenbuchs die besten derjenigen kleinen Dichtungen unseres heimischen Sagenkreises begreifen, die man zu verschiedenen Zeiten in ein Heldenbuch zu vereinigen versucht hat, als Rosengarten, hörnerner Siegfried, Alphart, Otnit und Wolfdietrich, wozu hier noch Walther und Hildegunde kommt. Näheres darüber nach dem Erscheinen desselben. Der hier vorliegende vierte Band ist zugleich der erste des Amelungenliedes, welches epischen, dem Herausgeber eigenthümliche Werk den ganzen reichen Inhalt der deutschen Heldensage behandelt, welcher in den besten alten Gedichten, die in den drei ersten Bänden gesammelt erscheinen, noch durchaus nicht erschöpft ist. Viele ächte Lieder der Siegfrieds- und die meisten der Dietrichssage sind uns nämlich verloren oder nur in spaten zum Theil sehr rohen Ueberarbeitungen erhalten, aus welchen wir unsere Heldensage nicht einmal vollständig kennen lernen würden, wenn uns in der Wilkinasaga nicht eine prosaische Auflösung vieler ächten Lieder erhalten wäre. Wenn wir die uns überlieferten Reste, die mit der Edda beginnen, vergleichen und daraus den Zusammenhang der deutschen Heldenpoesie zu übersehauen versuchen, so müssen wir über den riesenmäßigen Bau der hier angelegt war erstaunen und bedauern daß nur ein so kleiner Theil desselben ausgeführt worden ist. Er sondert sich uns in drei gewaltige Massen, die wir als Gudrun-, Siegfrieds- und Dietrichssage unterscheiden können. Die Gudrunsage, welche sich von den beiden andern Bestandtheilen entfernt gehalten und nur mit der Dietrichssage in eine lose Verbindung gesetzt hat, ist in dem Gedichte von Gudrun vollständig ausgeführt. Von der Siegfriedssage läßt sich das durchaus nicht behaupten: in den Nibelungen ist sie nur sehr unvollständig enthalten, da Siegfrieds Ahnen, Geburt, Aufenthalt bei Mime, Drachenkampf, Brunhildens Erweckung, Verlobung mit ihr und Bruch dieses Verlöbnisses durch den Zaubertrank darin vergessen sind. Am unvollständigsten ist die Dietrichssage ausgeführt und doch bildet gerade sie den stärksten und reichsten Ast unserer Heldendichtung. Mit ihr hat es daher das Amelungenlied, welches die gesammte deutsche Heldendichtung, so weit sie in den Nibelungen und der Gudrun nicht enthalten ist, in einem einzigen großen Gedichte darstellen soll, zunächst zu schaffen, jedoch mit episodischer Einflechtung derjenigen Theile der Siegfriedssage, welche in den Nibelungen nicht enthalten sind. Es zerfällt in mehrere kleinere, für sich selbständige Gedichte, welche doch in ihrer Verbindung Ein Ganzes bilden. Der vorliegende erste Theil enthält:

Wieland der Schmied. Wittich Wielands Sohn. Ecken Ausfahrt.

Der zweite, der fünfte des Heldenbuchs, wird enthalten:

Dietleib. Sibichs Verrath. Dietrichs Aufenthalt bei Etzel. Ravennaschlacht. Heimkehr.

Der Verfasser hat seinen Beruf, der letzte deutsche Homeride zu seyn, durch die erste Auflage des „Wieland der Schmied," welcher nur ein Theil und Vorläufer des Amelungenliedes war, außer Zweifel gesetzt, und die Erwartungen von dem großen Ganzen, welchem er seit mehr als einem Decennium seine Kräfte widmet, stehen hoch und werden hoffentlich durch diesen ersten Band noch höher gespannt werden.

Stuttgart und Tübingen, im Januar 1844. **J. G. Cotta'scher Verlag.**

---

[31] In Unterzeichnetem ist erschienen und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Goethe's Porträt

(in seinem 27sten Jahre)

von Schwerdgeburth nach Chodowiecki in Stahl gestochen.

Preis 36 kr. oder 8 gr.

Stuttgart und Tübingen. **J. G. Cotta'scher Verlag.**

Digitized by Google

[32] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Atellanen.

Dramatische Arbeiten

von

Kapp-Jovialis.

Zweite Sammlung.

brosch. Preis 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

Inhalt: I. Gustav Adolph. Trauerspiel in fünf Acten. II. Des Kaisers Zorn, Lustspiel. III. Graf Egmond. Nach Goethe's Schauspiel und Beethovens Musik neu bearbeitet.

Die früher erschienene erste Sammlung, Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 9 gr., enthält:

I. Einleitung. II. Wolkenzug. Komödie. III. Die Gegenkaiser. Ein historisches Schauspiel mit unterlegten Musikstücken. IV. Der Student von Coimbra. Eine Posse im schwäbischen Dialekt. V. Die Acharner. Auszug einer Uebersetzung des Aristophanischen Lustspiels in den schwäbischen Dialekt.

Gegenwärtige Sammlung von Gedichten, die aus keinem Bedürfniss des Tages, sondern aus dem jugendlichen Streben einer poetischen Weltanschauung hervorgingen, die sich bald in antiken, bald in modernen Kunstformen begeisterte, soll den gebildeten Leser, zwischen vielen Schlacken, wenigstens da und dort einen Funken poetischen Feuers, wie wir hoffen, nicht übersehen lassen, so wenig es sonst in unsern Tagen an der Ordnung ist, dass ein über seine Arbeiten hinausgeschrittener Autor seine heimlich gebornen Kinder vor des Auge der Welt stellt. Was die Versuche in schwäbischer Mundart betrifft, so sprechen sie des Verfassers Gesinnung aus: sich nicht, wie manches ungerathene Kind, der angebornen Muttersprache zu schämen, vielmehr sie selbst, so weit sie dessen empfänglich, einiger Cultur anheim zu stellen; den Stoff anlangend, möchten sie zeigen, dass unsere Volkssprache, auch neben dem anerkannt classischen Idyll eines Hebel, noch weiterer Tonarten in der That fähig ist, was unser Sebastian Sailer sel. freilich längst und besser bewiesen konnte.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[33] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Vertheidigung

von

Süddeutschland

gegen

die Franzosen,

mit Zuziehung der Eisenbahnen, unter Berücksichtigung der verschiedenen Spurweite.

Eine strategische Skizze von Pz.

gr. 8. Velinpapier. brosch. Preis 24 kr. oder 6 gGr.

Stuttgart u. Tübingen, Jan. 1844.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[34] Bei mir ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Das

Mährchen vom gestiefelten Kater,

in den Bearbeitungen von

Straparola, Basile, Perrault und Ludwig Tieck.

Mit zwölf Radirungen von

Otto Speckter.

klein 4. cartonnirt. 3 Thlr.

Durch die geistreichen Radirungen Speckters erhält diese Schrift ausser ihrem litterarhistorischen und poetischen zugleich ein artistisches Interesse. Auf eine schöne typographische Ausstattung ist grosse Sorgfalt verwendet worden und es dürfte dieselbe hiernach vorzugsweise zu Geschenken sich eignen.

Leipzig, im December 1843. **F. A. Brockhaus.**

---

[35] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Handbuch für Kaufleute,

oder

Uebersicht der wichtigsten Gegenstände

des Handels und Manufacturwesens, der Schifffahrt und der Bankgeschäfte, mit steter Beziehung auf National-Oekonomie und Finanzen.

Nach dem Englischen des

Dictionary practical, theoretical and historical of Commerce and commercial Navigation,

by **J. R. Mac-Culloch, Esq.,**

in alphabetischer Ordnung frei bearbeitet und mit den übrigen Anmerkungen und Zusätzen versehen

von **C. L. C. Richter.**

Zwei Bände in vier Abtheilungen.

Mit einem Plan der Stadt und Umgegend von New-York, einer Weltkarte nach Mercators Projection und einer Beilage: Die Londoner Docks.

Preis 13 fl. 30 kr. od. 8 Rthlr. 16 gGr.

Supplementband hiezu in drei Lieferungen.

Bearbeitet nach der zweiten Auflage des

Dictionary practical, theoretical and historical, of Commerce and commercial Navigation,

by **J. R. Mac-Culloch, Esq.,**

in alphabetischer Ordnung und mit vielen Zusätzen

von **L. R. Schmidt.**

Mit Situationsplanen von Gibraltar, Helsingör, Konstantinopel, Petersburg und Rio de Janeiro.

Preis 9 fl. 36 kr. oder 6 Rthlr.

Ohne allzusehr ins Detail einzugehen, weitschweifig oder ermüdend zu werden, umfasst dieses Werk das ganze Gebiet des Handels und — soweit diese Wissenschaften auf den Handel Bezug haben — das der Staatswirthschaft, der Erd-, Schifffahrts-, Gewerbs- und Naturkunde, Statistik, Geschichte und Gesetzgebung. Es gibt ein vollständiges Bild von dem Verkehr der Nationen, um den vielfachen Einrichtungen und Anstrengungen, die der menschliche Geist gemacht hat, um ihn zu fördern, oder auch oft um ihm widernatürliche Fesseln anzulegen.

In einer Zeit wie die jetzige, wo die Fragen über Zölle, indirecte Besteuerung und gewerbliche Einrichtungen so vielfach angeregt werden, muss ein Werk dieser Art von doppeltem Interesse seyn und nothwendig zur Berichtigung und Verschmelzung der verschiedenen Ansichten führen.

Nicht nur der Kaufmann, der Schifffahrts-, Fabrik- oder Gewerbetreibende, sondern der Gebildete jeden Standes wird den reichhaltigsten Stoff zu Belehrung und Unterhaltung darin finden.

Die alphabetische Form hat dem Verfasser erlaubt, kurze Notizen, beschreibende und erklärende Artikel neben speculativen Forschungen über die Grundbedingungen jeden Verkehrs in reicher Abwechslung aufzuführen und an gewaltige allgemeine Ansichten immer Thatsachen und Erfahrungen belegend und ergänzend anzureihen.

Er durchgeht die Geschichte aller kaufmännischen und gewerblichen Einrichtungen, der Steuer-, Schifffahrts- und Zollgesetze, des Flors und Abnehmens von Ländern und Städten; überall zählt er Ursachen und Wirkungen auf, und indem er eine klare Anschauung gibt von dem was einst war oder noch ist, mit seinen Vorzügen und Mängeln, entwickelt sich von selbst, ohne das Trockene eines Lehrvortrages, ein System, wie es seyn sollte und vielleicht noch in aufgeklärteren Zeiten einst überall seyn wird.

Die Grundlage dieses Systems ist unbedingte allgemeine Freiheit des Verkehrs über die

Digitized by Google

ganze Erde, damit jedes Land und jedes Individuum die Sphäre ungehindert ausfülle, die ihm von der Natur zugewiesen ist. So lange aber die Zeit nicht reif ist für diese Idee, so lange die Völker noch für weise und nöthig halten sich gegenseitig den Genuß der Gottesgaben zu erschweren, ist wenigstens die Warnungstafel ausgesteckt gegen Irrthum, Mißbrauch und als unabweisbare, unwiderlegliche Grundsätze bleiben festgestellt:

Schutz der Gesetze für Eigenthum und Sicherung des Verkehrs, aber kein directes Einmischen der Regierungen in Handel und Gewerbe, kein Monopol, kein Zunft- und Kastenzwang;

Mäßiger Ansatz von Zoll- und Verbrauchsteuern, wenn zuverlässige steigende Einnahme stattfinden soll;

Zulassung fremder Erzeugnisse, wenn für die eignen ein Verkehr nach außen verlangt wird.

Der Verfasser belegt diese Sätze durch eine Reihe von Thatsachen und Erfahrungen aus allen Zeiten und Ländern, gegen deren siegreichen Spruch keine Einwendung möglich bleibt.

Theoretisch-praktisches

Comptoir-Handbuch

nach

MAC-CULLOCH

und den neuesten zuverlässigsten Quellen in alphabetischer Ordnung

von L. R. Schmidt.

Mit den Plänen von Konstantinopel, Gibraltar, Helsingör, New-York, Petersburg und Rio de Janeiro, und einer Weltkarte nach Mercators Projection.

Preis 8 fl. 36 kr. oder 5 Rthlr. 9 gr.

Sauber gebunden 9 fl. 12 kr. oder 5 Rthlr. 18 gr.

Neben jeder erdenklichen Auskunft in den Fächern der Waaren-, Münzen-, Wechsel-, Usancen-Kunde ꝛc., der Statistik, Geographie ꝛc., welche im Verlauf der Tagesgeschäfte nöthig seyn kann, findet man in diesem Werke eine reiche Quelle der Belehrung und des Studiums für einsamere Stunden. Mit durchaus praktischer Tendenz und in der unterhaltendsten Abwechslung gibt der Verfasser eine vollständige Geschichte des Weltverkehrs älterer und neuerer Zeiten, so wie der Handels- und Finanzgesetzgebung. Jedes Land, jede Stadt, welche eine bedeutende Rolle gespielt haben, jeder Waaren- oder Fabrications-Artikel, dessen Erzeugung und Verbrauch ins Große geht, finden ihre Schilderung. Alle Zusätze der zweiten Original-Auflage und des Supplementbandes, die besonders im Fache der Handelsstatistik und Geographie zahlreich sind und auch die neuesten Veränderungen der englischen Gesetzgebung in Betreff der englischen Bank, der Ostindischen Compagnie, der Sklaverei ꝛc. umfassen, sind darin aufgenommen. Namentlich sind alle bedeutenden inländischen Handelsplätze — die im englischen Originale sammt und sonders übergangen waren — mit ihren Handels-, Münz- und Gewichts-Usancen ausführlich darin behandelt, wie so mancher Waaren-Artikel, dessen frühere Beschreibung irrig oder mangelhaft befunden wurde. **Es ist die vollständigste Handels-Encyklopädie, und ein unentbehrliches Handbuch auf jedem Comptoir.**

Stuttgart und Tübingen. **J. G. Cotta'scher Verlag.**

---

(36) In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Lehrbuch der philosophischen Rechtswissenschaft oder des Naturrechts

von

Dr. Karl Heinrich v. Gros,

k. würt. Geheimen Rathe (vormal. Prof. des Rechts zu Erlangen).

Sechste, unveränderte nach dem Tode des Verf. erschienene Ausgabe.

gr 8. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 Gr.

Obgleich dieses mit seltener Klarheit geschriebene Werk ursprünglich ein Handbuch zum Gebrauch für akademische Vorlesungen ist, so kann doch eben so jeder Gebildete über die wichtigsten Fragen der Rechtslehre auf die einfachste Weise darin Belehrung finden.

Der Verfasser geht nicht vom göttlichen Recht, sondern vom Gesellschaftsvertrage aus. Er leitet die Staatsgewalt aus dem Willen und Interesse der Staatsmitglieder her; er glaubt, daß sie vernünftigerweise nie etwas Anderes seyn könne, als der Ausdruck des Gesammtwillens, und daß sie keinen andern Zweck haben könne, als das allgemeine Beste.

In der Durchführung dieses Grundgedankens bewährt der Verfasser großen Scharfsinn. Immer hält er den Begriff des allgemeinen Besten fest und weist alle weiteren einseitigen Anforderungen an das Naturrecht, so wie alle möglichen Verwechslungen und Täuschungen zurück. Indem er aber unter dem allgemeinen Besten immer nur den wohlverstandenen, überlegten, allen zum Bewußtseyn gekommenen Gesammtwillen versteht, und sogar die Ausübung dieses Willens unter Controle stellt, weist er die einseitige Lehre ab, nach welcher das allgemeine Beste etwas den Menschen Aufgedrungenes seyn soll, vielmehr entspreche nur derjenige Staat der Idee des Rechts, in welchem das Volk durch Personen aus seiner Mitte bei der Ausübung der Staatsgewalt mitwirke.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[37] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Wolfgang Menzels Geschichte der Deutschen

bis

auf die neuesten Tage.

Vierte, umgearbeitete und vermehrte Auflage in Einem Bande.

Mit des Verfassers Bildniß in Stahl und einem Register.

Preis 8 fl. 45 kr. oder 5 Rthlr.

Wir glauben zur Empfehlung dieses der deutschen Lesewelt bereits durch mehrere Auflagen bekannten Werkes nur anführen zu dürfen, daß die neue Auflage alle frühern an Reichhaltigkeit des Inhaltes und Vollständigkeit übertrifft (sie enthält 30 Bogen mehr), indem der Hr. Verfasser unablässig bemüht war, die Ergebnisse aller der zahlreichen einzelnen Forschungen und Mittheilungen, durch welche in jüngster Zeit, namentlich seitdem viele bisher verschlossene Staatsarchive den Geschichtsfreunden geöffnet worden sind, die vaterländische Geschichte, zumal die neuere vom Reformationszeitalter an, ungemein an Aufklärung gewonnen hat, in seine zusammenhängende Darstellung einzutragen. Auch hat derselbe die Entwicklungs-Geschichte des deutschen Volkes bis auf die neuesten Tage fortgeführt und erst mit dem Jahr 1842 abgeschlossen. Die rein patriotische Tendenz des Werkes, die unbestochene Strenge des Urtheils und die Wärme der Sprache sind sich gleich geblieben.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Digitized by Google

[38] In Unterzeichnetem ist erschienen und kann durch alle Buchhandlungen und löblichen Postämter bezogen werden:

Das Zollvereinsblatt,

ein Centralblatt für alle Interessen des Handels und der Schifffahrt, der Industrie und des Ackerbaues, der Handelspolitik und der National-Unternehmungen Deutschlands und insbesondere des deutschen Zollvereins, so wie überhaupt für die Discussion aller die National-Oekonomie und die materiellen Interessen Deutschlands betreffenden Fragen.

Herausgegeben

von **Dr. Fr. List.**

Preis des Jahrgangs 6 fl. 48 kr. oder 4 Rthlr.

Inhalt. Nr. 4. Luginsland. Ein Frankfurter Tauschwerths Theoretiker. Dr. Loezels politisch-ökonomische Vorlesungen in Karlsruhe. — Bülow-Cummerow und die deutsche National-Oekonomie. — **Miscellen:** Der portugiesische Zolltarif. Handel zwischen England und Portugal. Handel von Ungarn. Zucker aus Mais. Entdeckung eines Pflanzen-Schwarz. Die amerikanische Flotte. Eine Kirche von Gußeisen.

Nr. 5. Luginsland. Der Frankfurter Tauschwerths Theoretiker. Der Hamburger Correspondent. — Bülow-Cummerow und die deutsche Linnen-Industrie. — Brennlins neueste Ansichten über die Beschützung der vaterländischen Linnen-Industrie durch Zölle. — Denkschrift, den Antrag des westphälischen Provincial-Landtags auf Verbesserung der Lage der Spinner und Weber betreffend. — Vergleichende Uebersicht des Einkommens und der Einfuhr des Zollvereins in den Jahren 1834 u. 1842.

Nr. 6. Luginsland. Der Frankfurter Tauschwerths-Theoretiker. Aufhebung des englischen Einfuhrzolls auf Baumwolle. Erfreuliche Aussichten für die Rübenzuckerfabrication. — Bülow-Cummerow und die Handelsverträge des Zollvereins. — Neue Zuckerreude. — **Miscellen:** Holz Eisenbahnen. Flachsbereitung in Belgien. Noth unter den Spinnern und Webern im Riesengebirge. Die Verbindung des atlantischen mit dem stillen Ocean. Die Dampfschifffahrt zwischen London und Ostindien.

Nr. 7. Luginsland. Die Handelsübersichten des Zollvereins. Jubel in England, Jammer in Deutschland. Die preußische Linnenindustrie. Der Schutzzoll auf doublirte Garne. Der National-Oekonom des Frankfurter Journals v. d. Oder-Leine. — Bülow-Cummerow und die Handelsverträge des Zollvereins. — Handelsvertrag zwischen dem Zollvereln und Nordamerika. — **Miscellen:** Neuester Stand des Lederhandels in England. Colonisation von Madagascar. Luftschifffahrt. Großer Goldreichthum in der Provinz Sonora in Mexico. Nilarbeiten. Theedau in Brasilien. Jouve's Strickmaschine. Anwendung der Dampfkraft beim Zuckerbau. Truppen-Transport auf den englischen Eisenbahnen. Englischer Theehandel. Eine Ursache des Elends der englischen Arbeiter. Eine transportable Dreschmaschine.

Nr. 8. Luginsland. Die englischen Korngesetze. Die deutschen Auswanderer in der Wallachei. — Bülow-Cummerow und die Handelsverträge des Zollvereins. — Schilderung der englischen Gewerbszustände. — Ueber die wohlfeilsten Eisenbahnen im gebirgigen Lande und über atmosphärische Eisenbahnen. — Die englische Baumwollindustrie im Jahr 1843. — **Miscellen:** Neuester Stand des englischen Getreidehandels. Neueste Zustände des Colonialhandels in England. Colonel Torrens und das englische Auswanderungs-System. Eine besonders vorzügliche Hopfengattung.

In das Abonnement kann jedes Vierteljahr für den Rest des Jahres eingetreten werden.

Stuttgart und Tübingen. **J. G. Cotta'scher Verlag.**

---

[39] In Unterzeichnetem sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Vierundzwanzig Bücher

Allgemeiner Geschichten,

besonders der

europäischen Menschheit,

von

Johannes v. Müller.

Neue Ausgabe in Einem Bande.

Mit dem Bildniß des Verfassers in Stahlstich.

Preis 5 fl. 24 kr. oder 3 Rthlr. 8 gr.

Diese neue Ausgabe des anerkannt ausgezeichnetsten Geschichtswerks deutscher Zunge, welcher wir die beliebte Einrichtung der Ausgaben in Einem Bande gegeben haben, und die sich in Format, Schrift und Papier ganz der Ausgabe von „**Menzels Geschichte der Deutschen**" anreiht, ist durch ein ihren Werth gar sehr erhöhendes Register bereichert worden.

Stuttgart und Tübingen. **J. G. Cotta'scher Verlag.**

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,

mit

besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen

in

Deutschland.

Siebenzehnter Jahrgang.

1844.

März.

Stuttgart und Tübingen,

in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1844.

☞ Dem Wunsche vieler Leser des Auslandes zu entsprechen, werden wir künftig für jeden Monat einen Umschlag mit Inhalts-Anzeige drucken lassen, um dieses Journal monatweise geheftet an diejenigen Abonnenten zu verschicken, welche es in dieser Form verlangen werden.

An diejenigen Abnehmer, welche sich hierüber nicht bestimmt aussprechen, erfolgt die Zusendung des Blattes auf die bisher übliche Weise.

Es erscheint von dieser Zeitschrift täglich ein Blatt, auch werden derselben zur Versinnlichung interessanter Aufsätze von Zeit zu Zeit Lithographien und Karten beigegeben. — Der Preis des Jahrgangs ist 16 fl. oder 9 Thlr. 8 gr. — Sämmtlich respective Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen darauf an. Erstere liefern sie täglich, letztere von acht zu acht Tagen oder in monatlichen Heften.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Der Beisatz zum Titel unserer Zeitschrift: „Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker" bezeichnet die allgemeine Bestimmung desselben, die freilich dem jeweiligen Redacteur einen weiten Spielraum läßt. Zeitgeschichte, namentlich fremder Welttheile, Schilderung der Sitten und Zustände anderer Völker ist die eigentliche Aufgabe, die jedoch immer nur sehr bruchstückweise gelöst werden kann, denn der Umfang ist groß, und es handelt sich deßhalb hauptsächlich darum, aus dem reichen Schatze der Nachrichten dasjenige auszuwählen, was für den Augenblick interessant und wichtig ist. Entwicklung der Thatsachen aus ihren verschiedenen Ursachen ist dabei ein Haupterforderniß. Dieser Zweck unserer Zeitschrift erfordert mannichfachen Wechsel, je nachdem die öffentliche Aufmerksamkeit sich auf diesen oder jenen Gegenstand der Weltbegebenheiten hinlenkt, und in diesem oder jenem Welttheile sich Merkwürdiges ereignet, und neue Erscheinungen sich kund geben.

Die Redaction glaubt diesem Zwecke um so gewisser treu zu bleiben, wenn sie es sich zur Aufgabe macht, das Gebiet der Erd- und Völkerkunde zu ihrem Hauptgegenstande zu machen, in so weit dieß, ohne in wissenschaftliche Erörterungen einzugehen, möglich ist. Diese Quelle hat sich auch so ergiebig gezeigt, daß die Verlagshandlung und die Redaction sich veranlaßt sahen, hinsichtlich dieses speziellen Gegenstandes eine Erweiterung eintreten zu lassen in der „Sammlung von Reisen und Länderbeschreibungen"; wenn auch diese noch so reichlich ausgestattet wird, so bleibt immer noch dem Auslande genug Ausbeute übrig.

So leicht die Aufgabe des Auslandes hinsichtlich andrer Welttheile zu stellen ist, so schwierig und noch weit fragmentarischer werden die Mittheilungen über Europa. Mit der steigenden Bevölkerung und Bildung werden die Verhältnisse, nicht nur die politischen, sondern auch die gesellschaftlichen, verwickelter, unklarer, und unterliegen mannichfachern Deutungen. Wer könnte auch dieß Gebiet übersehen, und mit nie wankendem Geiste die mannichfachen Erscheinungen erklären! Die europäische Welt ist in einem Uebergangsprozesse begriffen, in einem socialen nicht weniger als in einem politischen, wie wenig Begebenheiten stellen sich in dieser trüben Gährung klar heraus, und wie sehr werden sie durch Leidenschaften aller Art entstellt! Auch ist in Bezug auf Europa dem Ausland die Gränze schärfer gezogen; Alles was auf Tagspolitik Bezug hat, gehört nicht in sein Gebiet, und nur die rein menschliche Seite davon, die oft genug entstellt wird, darf es herausheben und zum Gegenstand seiner Schilderung machen.

Wenn man nach diesen allgemeinen Andeutungen über den Zweck des Auslandes die Ausführung betrachtet, so kann das Fragmentarische und Lückenhafte wohl keinem entgehen, und es ist auch um so verzeihlicher, da der mit jedem Tage wachsende und sich erneuernde Stoff nicht gestattet, Versäumnisse nachzuholen. Daß indeß die Leser des Auslandes dem großen Umfange des gesteckten Ziels Rechnung getragen, und sich an dem Fragmentarischen und Lückenhaften nicht gestoßen haben, ermuthigt die Redaction, die einmal betretene Bahn trotz ihrer Schwierigkeiten nicht zu verlassen.

Die Unterzeichnete erlaubt sich die Leser des Auslands auf nachfolgende mit demselben in engster Verbindung stehende Werke aufmerksam zu machen:

Reisen und Länderbeschreibungen

der ältern und neuesten Zeit,

eine Sammlung der interessantesten Werke über Länder- und Staatenkunde, Geographie und Statistik.

Herausgegeben von **Dr. E. Widenmann** und **Dr. H. Hauff.**

Von dieser Sammung, welche thätigst fortgesetzt wird und als Erweiterung des Planes des „Auslandes" zu betrachten ist, erscheinen jährlich ein paar Lieferungen, je nachdem interessanter Stoff vorhanden.

Die Lieferungen werden einzeln verkauft, und wie man finden wird, zu den billigsten Preisen, für welche sie durch jede solide Sortiments-Buchhandlung bezogen werden können.

1ste Lfg. **Irlands gegenwärtiger Zustand.** Preis 1 fl. oder 16 gr.
2te — **Algier wie es ist.** Mit einer großen Karte. 1 fl. 30 kr. oder 21 gr.

3te — **Alexander Burnes' Reisen in Indien und nach Bukhara,** Erster Band. Mit einem Steindruck. 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

4te — **Washington Irvings Ausflug auf die Prairien zwischen dem Arkansas und Red-River.** 1 fl. oder 16 gr.

5te — **Alfred Reumonts Reiseschilderungen.** 1 fl. 12 kr. oder 18 gr.

6te — **Briefe in die Heimath,** geschrieben zwischen October 1829 und Mai 1830 während einer Reise über Frankreich, England und die Vereinigten Staaten von Nordamerika nach Mexico, 1 fl. 24 kr. oder 20 gr.

7te — **Alexander Burnes' Reisen in Indien und nach Bukhara.** Zweiter Band. 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 gr.

8te — **John Barrow, jun., ein Besuch auf der Insel Island im Sommer 1834.** Mit Holzschnitten. 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr. 4 gr.

9te — **Thomas Pringle, südafrikanische Skizzen.** Aus dem Englischen übersetzt. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 gr.

10te — **Mexico in den Jahren 1830 bis 1832.** Vom Verfasser der „Briefe in die Heimath." Erster Band. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 gr.

11te — **Montenegro und die Montenegriner.** Ein Beitrag zur Kenntniß der europäischen Türkei und des serbischen Volks. Preis 1 fl. 24 kr. oder 20 gr.

12te — **Francis J. Grund, die Amerikaner** in ihren moralischen, politischen und gesellschaftlichen Verhältnissen. Aus dem Englischen übersetzt vom Verfasser. Preis 3 fl. 12 kr. oder 2 Rthlr.

13te — **Mexicanische Zustände aus den Jahren 1830 bis 1832.** Vom Verfasser der „Briefe in die Heimath ꝛc." Zweiter Band. Preis 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

14te — **Astoria oder Geschichte einer Handelsexpedition jenseits der Roky Mountains.** Aus dem Englischen des Washington Irving. Preis 1 Rthlr. 16 gr. oder 2 fl. 42 kr.

15te — **Reise durch Abyssinien im Jahre 1836.** Von A. v. Katte.

16te — **Skizzen aus Irland oder Bilder aus Irlands Vergangenheit und Gegenwart** von einem Wanderer. Preis 1 fl. 12 kr. oder 18 gr.

17te u. 18te Lfg. **Der Geist des Orients,** erläutert in einem Tagebuch über Reisen durch Rumili während einer ereignißreichen Zeit von Dr. Urquhart. A. d. Engl. übersetzt von Dr. F. G. Buck. 2 Bde. 3 Rthlr. 8 gr. oder 5 fl.

19te Lfg. **Rußland und die Tscherkessen.** Von K. F. Neumann. Preis 1 fl. 30 kr. oder 24 gr.

20ste — **Reisen auf den griechischen Inseln des ägäischen Meeres.** Von Dr. Ludwig Roß. Erster Band. Mit zwei Kupfern. gr. 8. brosch. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 gr.

21ste — **Ein Besuch auf Montenegro.** Von Heinrich Stieglitz. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 gr.

22ste — **Acht Wochen in Syrien.** Ein Beitrag zur Geschichte des Feldzuges 1840. Mit einer Karte vom Kriegsschauplatz. Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 4 gr.

23ste — **Reise durch Rußland nach dem kaukasischen Isthmus** in den Jahren 1836, 1837 und 1838 von Karl Koch. Brosch. Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 8 gr.

24ste — **Beschreibung von Kordofan und einigen angränzenden Ländern,** nebst einem Ueberblick über den dasigen Handel, die Sitten und Gebräuche der Einwohner und die unter der Regierung Mehemed Ali's stattgefundenen Sklavenjagden. Von Ignaz Pallme während dessen Anwesenheit in den Jahren 1838 bis 1839 verfaßt. Gr. 8. brosch. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 gr.

25ste — **Reisen auf den griechischen Inseln des ägäischen Meeres.** Von Dr. Ludwig Roß. Zweiter Band. Mit einem Kupfer, einer Karte und mehreren Holzschnitten. gr. 8. Velinp. brosch. Preis 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

26ste — **Reise durch Rußland nach dem kaukasischen Isthmus** in den Jahren 1836, 1837 und 1838. Von Karl Koch. Zweiter Band. Gr. 8. broschirt. Preis 4 fl. 48 kr. oder 2 Rthlr. 20 gr.

27ste — **Geschichte der Entdeckung und der Eroberung Peru's** von Francisco de Xerez, Pizarro's Geheimschreiber. Aus dem Spanischen von Dr. Ph. H. Külb. Nebst Ergänzung aus Augustins de Zarate und Garcilasso's de la Vega Berichten. Gr. 8. brosch. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 12 Sgr.

Stuttgart und Tübingen. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

Inhalts-Verzeichniß.

Größere Aufsätze.

Die Landenge von Panama. Schilderung von Gustav Dörr. Nr. 61—65. — Der nordöstliche Theil des kaspischen Meeres. Nr. 61—64. — Hong-Kong. Nr. 62. — Die Hudsons-Compagnie und das Oregongebiet. Nr. 63. — Nachrichten über die Gambierinseln. Nr. 64. — Die Montenegriner. Eine Erzählung aus der neuesten Zeit. Nr. 65—70. — Englische Sports. 4) Ballspiele. Nr. 66. 67. 5) National-Gymnasium. Nr. 70. 6) Wasserspiele. Nr. 78—81. 7) Wettrennen. Nr. 89—91. — Einige Nachrichten über das Petschora-Gebiet. Nr. 67. Die Tedibs in Algier. Nr. 68—70. — Ungarische Scenen. 1) Der Walache. Nr. 69. 2) Die Kirchweih in Ostenitza. Nr. 71. 5) Die Jagd im Banate. Nr. 73. — Brasilien im 4ten und im Anfang des 5ten Jahrzehnts des 19ten Jahrhunderts. Nr. 70—72. — Skizzen aus Oberitalien. Mailand. Nr. 71. 72. Von Verona nach Padua. Nr. 73. 74. Von Padua nach Venedig. Nr. 76. Von Verona nach Mailand. Nr. 76. 77. — Hrn. Violets Fahrten und Abenteuer. Fünfter Zug. Nr. 72—77. — Der jetzige Zustand des englischen Theaters. Nr. 74. — Etwas über die russische Litteratur des Jahres 1843. Nr. 75. — Ein französischer Cercle. Nr. 79. — Einiges über die Tunguſen. I. Nr. 80. II. Nr. 85. — Columbia. Nr. 81—88. — Etwas über den englischen Zuckerhandel. Nr. 82. — Wichtigkeit der Sternschnuppen für die Meteorologie. Nr. 84. — Ein Besuch auf der Insel und in der Stadt Amoy. Nr. 85. — Ein Aufenthalt vor Madras. Nr. 85—87. — Statistische Angaben über Irland. Nr. 86. — Schweden beim Tode Karl Johanns. Nr. 87. — Slawische Nachrichten. Nr. 88. — Nachricht über die Natron-Seen. Nr. 89. 90. — Das Land zwischen dem Missuri und den Felsengebirgen. Nr. 90. — Die Eingedornen Senegambiens. Nr. 91.

Chronik der Reisen.

Aucher d'Eloy's Reisen im Orient. Nr. 78—83.

Kleinere Mittheilungen.

Inschriften zu Delphi. Nr. 61. — Neue archäologische Gesellschaft in England. ibid. — Einige Bemerkungen über das Klima in Madeira. Nr. 62. — Ansichten der jährlichen Mitteltemperatur. ibid. — Der Maram-Zee in Südafrika. Nr. 63. — Ein Porträt von Columbus. Nr. 64. — Büste des Königs Ptolemäus von Mauritanien. ibid. — Geschichtlicher Congreß in England. ibid. — Sir W. Scotts Denkmal. ibid. — Zunahme des Postverkehrs in Frankreich. Nr. 65. — Wölfe in Indien. Nr. 66. — Der Prairie-Vogel. Roman von Murray. Nr. 67. — Etwas über die Verbindung des atlantischen Meeres mit der Südsee. ibid. — Die Anti-Slavery-Society in Westindien. Nr. 68. — Statue für Sir David Wilkie. ibid. — Der Reisende Westergaard. Nr. 69. — Das Chimära-Grab im Xanthusthal. Nr. 70. — Etwas über amerikanisch-Alterthümer. ibid. — Eigenthümlichkeit der Giraffe. ibid. — Staatsgrundeigenthum in Frankreich. Nr. 71. — Die Münzen der goldenen Horde. Nr. 72. — Ehemalige Räuberhöhle. ibid. — Das Bär-Spiel in Jaroslaw. Nr. 73. — Stellung von Yucatan. ibid. — Der Canal von Suez. Nr. 74. — Bazarsäle in Paris. Nr. 75. — Lobrede auf Ch. Rodier. Nr. 76. — Nachricht über Tripoli. Nr. 77. — Artesische Brunnen zwischen Kairo und Suez. ibid. — Englische Caricaturen. Nr. 78. — Etwas über die eugubischen Tafeln. Nr. 79. — Die Jahrbücher der vier Meister. Nr. 80. — Ueber die Sternschnuppen. ibid. — Fortschritte der Marmons. ibid. — Geologische Ergebnisse submariner Forschungen. Nr. 82. — Syrische Missionäre in China vor 1000 Jahren. ibid. — Das Holländische die gelehrte Sprache auf Japan. ibid. — Vermehrung der zoologischen Sammlung des brittischen Museums. Nr. 83. — Zahl der den Tunnel der Themse Passirenden. ibid. — Die Veste Gwalior. Nr. 84. — Mittel gegen das Branntweintrinken. Nr. 85. — Einführung des Alpaca in Belgien. Nr. 86. — Ueber den Dampf als Mittel zum Löschen. Nr. 87. — Theure Ausgabe des Boccacio. ibid. — Goldgewinn in Ostsibirien. Nr. 89. — Zug der Wallfische nach dem Norden des stillen Meeres. ibid. — Die Bettler der Mancha. Nr. 90. — Ueber den Tabak- und Theehandel in England. ibid. — Abyssinische Reisende. Nr. 91. — Australische Sprachen. ibid. — Witterung in Transkaukasien. ibid.

Nr. 61.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

1 März 1844.

Die Landenge von Panama.

(Geschildert von Gustav Dörr.)

Wir hatten zu Kingston auf Jamaica im Anfang des Jahres 1838 volle vier Wochen zugebracht, ich hatte manchen frohen Tag in Kingston verlebt und auf den Zuckerplantagen, wohin ich verschiedene Empfehlungen besessen, eine sehr gute Aufnahme gefunden, namentlich auch mit großem Interesse die damals noch durch unfreie Schwarze betriebene Zuckerfabrication gesehen. Die Hitze war aber stets so ungemein heftig gewesen (Kingston ist nämlich der wärmste Platz auf Jamaica, da es auf der Südseite der Insel am Fuße der blauen Berge, wie ein Treibhaus, angebracht ist) und außerdem hatte sich die Neugierde, andere Länder zu sehen, mittlerweile so sehr in mir geregt, daß ich mit Freude die Matrosen dem Befehl des Capitäns, die Anker zu lichten, Folge leisten sah. Mit einem frischen Nordostwind segelten wir an Portroyal vorbei, die blauen Berge wurden kleiner und kleiner, bis sie nur noch einen dunkeln Streifen am Horizonte ließen und verschwanden bald ganz. So waren wir denn wieder von zwei Elementen umgeben.

Wir erfreuten uns eines guten Windes, der uns 10 bis 12 engl. Meilen in einer Stunde vorwärts brachte, was sehr selten der Fall ist, und berechneten schon im voraus den Tag, an welchem wir bei der Landenge von Panama ankommen würden. Vielen Schiffscapitanen verbietet der Aberglaube, eine solche Berechnung anzustellen, da sie widrigen Wind bringen soll, und wirklich brach der zweite Tag unserer Reise mit trüben Wolken an. Bald verwandelte sich das schöne Bild des Meeres in die graue Farbe der am Firmamente hängenden Wolken. Der Wind fing allmählich an sich zu erheben, wehte stärker und stärker, der Capitän wollte dagegen keine Segel kürzen lassen, um seine Berechnung durchzusetzen, und so geschah es, da er dem endlich ganz entfesselten Elemente trotzen wollte, daß wir unseren Vordermast brachen. Das Schiff wurde dadurch ganz auf die Seite gelegt, und die Bemannung desselben würde sofort ein Frühstück der dort in Masse herumschwärmenden Haifische geworden seyn, hätten wir nicht mit äußerster Geschwindigkeit die Taue gelöst. Es blieb uns nun nichts übrig, als nach Jamaica zurückzukehren, daselbst erhielten wir in Port-Royal einen neuen Mast aus dem königlichen Navy Yard und kamen erst nach vierzehn Tagen wieder in die Lage, die Reise aufs neue der Landenge entgegen antreten zu können. Dießmal wurde die vorige Berechnung nicht wieder angestellt, und froh waren wir, als wir nach vier und einem halben Tage vor Chagres ankamen.

Der erste Anblick dieses kleinen Oertes, ehe man noch in den Hafen selbst gelangt, ist nicht gerade unangenehm, da die alte spanische Festung, welche am Eingange des Hafens links auf einem hohen Fels liegt, das Bild belebt. Befindet man sich jedoch im Hafen, wo die Festung außer dem Gesichtskreise tritt und gegenüber den mit Palmstroh bedeckten Baracken, welche den Ort bilden, so verliert die Ansicht viel, da dicht hinter den Häusern die Bergkette der Anden herzieht und die Aussicht sodann auf eine kleine Strecke den engen Chagresfluß hinauf beschränkt ist.

Dem Orte auf etwa eine halbe Stunde nahe gekommen, zogen wir unsere Flagge auf, der sogleich von dem Castel die columbischen Farben entgegenwehten, und alsbald fand sich der amerikanische Vice-Consul in der Person eines Specereikrämers von Chagres nebst dem Piloten und einem Douanier — letzterer zur Aufrechthaltung der gegen alle ausländischen Erzeugnisse äußerst strengen Zollgesetze — auf unserem Schiffe ein. Unsere erste an dieselben gerichtete Frage war nach dem dermaligen Gesundheitszustand in Chagres, da dieser Ort und Puertobello als die Grabstatten der Europäer, deren schon Hunderte in Folge des außerordentlich schlechten Klima's ihren Tod daselbst gefunden haben, bekannt und benannt sind. Die uns gewordene Antwort war nicht gerade völlig abschreckend, und so segelten wir getrost näher. Der Hafen ist nicht sehr geräumig und die Einfahrt in Folge des Umstandes, daß der Schiffsweg zwischen den Felsen des Castells und verborgenen Riffen hinführt, sehr schwierig.

Vor dem Ort warfen wir unter dem neugierigen Zuschauen der gesammten, aus ihren Baracken hervorgekommenen schwarzen Einwohnerschaft Anker und schickten uns so-

Digitized by Google

dann an, die Waaren, welche aus Manufacten, meistens für Panama bestimmt, bestanden, zu löschen. Dieß beschäftigte uns mehrere Tage, während der ich mir die Unterhaltung verschaffte, das Castell zu besuchen. Dasselbe dient zum Staatsgefängniß und ist mit einer Besatzung von höchstens einem Duzend Soldaten versehen. Diese sind ärmlich uniformirte, barfüßig gehende, übrigens kräftige Bursche, die uns bei einer im Hafen zum Ausbruch gekommenen kleinen Menterei unseres Personals rüstig genug zur Seite standen. Die Einwohner von Chagres, wenige Hunderte an Zahl, beschäftigen sich meist mit der Schifffahrt auf dem Chagresflüßchen, welche sie in ihren Pirogen (aus einem ausgehöhlten Baumstamm bestehenden Kähnen) betreiben.

Nach einigen Tagen waren unsere Waaren in solche Pirognen geladen, der Capitän empfahl das Schiff der Sorge des ersten Steuermanns bis auf unsere Wiederkehr, welche in drei Monaten stattfinden sollte, und fuhr mit mir in einer besondern Pirogue den Waaren auf dem Chagresflusse nach Gorgona zu voraus.

Diese Fahrt ist durch ihre Naturschönheiten im höchsten Grade angenehm und interessant. Der Fluß windet sich in einer Breite von höchstens 60 Fuß zwischen Bergen hin. Die buschichten Palmen, welche sich aus üppig wucherndem, hochgewachsenem Gesträuche auf beiden Seiten des Flusses erheben, strecken ihre breiten Zweige über den Fluß hin, so daß wir unter ihrem Schatten, vor den brennenden Sonnenstrahlen geschützt, dahin fuhren; in dem Landwerk der Gewächse schwärmten ohne Furcht vor unserer Nähe die mannichfaltigsten Vögel in ihrer tropischen Farbenpracht, in der Ferne sah man hin und wieder einen Alligator am Ufer mit aufgesperrtem Rachen die frischere Flußluft einathmen und sich erquicken, und so zogen wir unter dem Gesang und taetmäßigen Ruderschlag unserer Bogas (Fährleute) Gorgona entgegen, wo wir des andern Tages ankamen.

Dieser Ort, ein freundliches Dörfchen auf einer kleinen Anhöhe auf der rechten Seite des Flusses gelegen, in Bauart und Einwohnerzahl Chagres ganz gleich, liegt ungefähr in der Mitte der Landenge. Diese hat in der hier bezeichneten Richtung eine Breite von höchstens 12 Meilen, und wird ganz von dem Andengebirge mit seinen Thälern und Höhen, deren beträchtlichste übrigens 800 Fuß nicht übersteigt, eingenommen. Von Gorgona aus werden die Waaren auf Maulthiere geladen, um über die Anden nach Panama geschafft zu werden, und ein zweiter Speditionsort ist das einige Meilen aufwärts des Chagresflusses gelegene Cruces. Da so viele Maulthiere als wir benöthigt waren, sich nicht vorfanden, auch unsere Waaren noch nicht angelangt waren, so verweilten wir zwei Tage in Gorgona.

Hier hatte ich nun besondere Veranlassung, die neuerdings erlernte spanische Sprache anzuwenden, da, gleich wie auf der ganzen Landenge von Chagres an, nur diese Sprache gesprochen und von den Einwohnern verstanden wird.

Ich ging einigemal auf die Jagd, und hatte dadurch zum erstenmal das Vergnügen, mich in dieser reichen, südamerikanischen Natur zu bewegen, was übrigens in Folge der übergroßen Sonnenhitze nur Morgens und Abends verstattet ist. Die Hauptausbeute waren Fasanen. Ein prachtvoller Anblick war das Abends bei Sonnenuntergang stattfindende Umherschwirren von Hunderten von Colibris zwischen den Blüthen der Gewächse.

Am dritten Tag waren die Maulthiere, zwanzig an der Zahl, in Bereitschaft, und so reisten wir, jedes Thier auf beiden Seiten mit einem Waarenballen beladen, der Capitän und ich auf zweien der schönsten Thiere derselben, welche reich verzierte spanische Sättel mit à jour gearbeiteten, kupfernen breiten Steigbügeln und rothe seine Decken mit lang herunterhängenden Franzen trugen, unter der Begleitung von sechs Führern (guias) der früher so blühenden Stadt Panama, am Strande des stillen Oceans entgegen.

Der Weg — insofern man einen bloß durch Tritte von Menschen und Thieren gebildeten, über Berge, Thäler und durch wilde Wasser führenden Pfad so nennen kann — ist in der Regenzeit, nämlich vom April bis October, sehr schlecht, während der übrigen Monate aber ziemlich gut. Die Kunst hat nur insofern nachgeholfen, als an einer Stelle ein Felsen eine ziemlich lange Strecke durchschnitten ist (dieß jedoch nur so, daß keine zwei Maulthiere an einander vorüber gelangen können, weßhalb die Guias in eine Muschel blasen, um die etwa Entgegenkommenden zum Warten zu veranlassen), und als auf einer andern Stelle in eine Felsenmasse Löcher eingehauen sind, die den Füßen der Pferde und Maulthiere als Stufen dienen, um sie vor dem Ausgleiten, welches in Abgründe führen würde, zu bewahren. Damen machen deßhalb selten diese Tour, und wenn es geschieht, so lassen sie sich gewöhnlich in einem Hamak, welcher an Stangen befestigt ist, über die Beergkette tragen.

Unsere Köpfe zur Wahrung vor dem Sonnenstich unter den Strohhüten mit frischen Blättern bedeckt, zogen wir auf diesem Pfade hin, zuweilen eine Strecke weit unter Palmbäumen, deren Schatten uns angenehm erquickte, bis gegen Mittag, wo wir einen kleinen Halt machten, unsere Hamaks an den Stämmen einiger schattigen Bäume befestigten, und nach dem Genuß eines kleinen Mahls und des starken Champagner ähnlichen gegohrenen Safts aus dem Zuckerrohr, „Guarapo" genannt, die in diesen heißen Ländeen unentbehrliche Siesta hielten.

Der Nachmittag sah uns unsere Reise wieder aufnehmen, und ich gedachte nun bald von den höheren Bergen den stillen Ocean, auf dessen Anblick ich sehr gespannt war, sehen zu können. Es war dieß jedoch erst von der letzten Anhöhe nahe bei Panama möglich, und freudig genug wurde ich durch das Bild, welches sich nun meinen Augen darbot, überrascht! Vor mir der unendliche, an der Gesichtsgränze sich mit dem Himmel vermischende blaue Spiegel des stillen Oceans, an dessen Busen unter mir die alte spanische Stadt Panama mit ihren umfangreichen, früher blühenden, jetzt in Ruinen dastehenden und von Epheu durchrankten Kirchen und Klöstern, mit ihren verfallenen Bastionen und Festungswerken, links

Digitized by Google

der Stadt ein in einem Halbcirkel längs dem Meere sich ausdehnender Wald von Kokos- und Palmbäumen, in der Ferne auf dem Meere einzelne Gruppen beeziger kleiner Inseln, — alles dieses gewährte einen großartigen, und in seiner Großartigkeit friedlich belebten, herrlichen Anblick.

Wir ritten nun, nachdem ich mich an diesem Panorama genug ergötzt hatte, vorbei an manchem steinernen Crucifix und sonstigen Heiligenbildern vorbei, und kamen in die Vorstadt an, welche größer wie die Stadt selbst und unregelmäßig, theils in hölzernen, theils in steinernen Häusern erbaut ist.

In der eigentlichen Stadt angelangt, kehrten wir in dem Hause eines Privatmanns ein, da es keine Wirthshäuser dorten gibt. Unsere für Panama bestimmten Waaren wurden sehr bald an die wenigen in der Stadt vorhandenen Kaufleute abgesetzt, und nachdem ich noch dem Gouverneur den jedem Fremden obliegenden Besuch zur Abgabe meines Passes abgestattet, blieb mir noch einige Muße, um die Stadt näher kennen zu lernen. Dieselbe ist das Bild einer gefallenen Größe. Verlassene, in meist unergiebigem Besitz der reicheren Einwohner stehende Paläste und sonstige Wohngebäude in großer Zahl, und die öden meistens in Ruinen verfallenen Hallen großartiger Klöster erinnern an Zeiten des Reichthums, der Pracht und lebhafter Bevölkerung, die nun verschwunden sind.

Die Einwohner gehören meistens dem Gewerbsstande an. Die ärmeren genießen den leicht gewonnenen Ertrag der wenigen, in der Nähe der Stadt gelegenen, urbar gemachten Felder; ein anderer Theil der Einwohner beschäftigt sich mit den gewöhnlichen Handwerken und mit dem Flechten von Hamacs aus Palmstroh, Heerenhüten aus einer Art Binse (Panama hats), und Halsketten von Golddraht — beide letztere auch zur Ausfuhr, — wenige sind, wie erwähnt, Kaufleute, welche die aus dem Ausland eingeführten Waaren an die Provinzen absetzen, Sarsaparille, Jalappa und andere Arzneimittel, Schildkrot, Perlmutter, Farbhölzer und sonstige Faebstoffe ausführen, und die Spedition der über die Landenge kommenden, für das westliche Südamerika bestimmten Waaren betreiben; die reichen Einwohner speculiren mitunter in der früher bereits schon durch die Spanier sehr ausgebeuteten Perlenfischerei, oder lassen die, meistens auf der westlichen Seite der Landenge befindlichen, wenigen und nicht sehr ergiebigen Goldminen bearbeiten. Alle Einwohner aber, insbesondere die meistens aus Mestizen bestehenden Eingebornen, sind träges, lässiges, dem Vergnügen höchst ergebenes Volk. In ihren Häusern, die nicht mit Scheiben versehenen Fenster mit Läden verschlossen, die Fußböden um der Kühle willen geplattet, liegen sie während des Tages in einem mehr als mi-jour, selten lesend, meistens schlafend oder Cigarren rauchend, in einem leichten deshabillé, in ihren, das Hauptmöbel jedes Hauses bildenden Hamaks.

Das Rauchen ist überhaupt allgemein im Gebrauch; die Männer wie die Frauen rauchen, und macht man irgend einen Besuch, so läßt die Hausfrau Cigarren und Feuer kommen, steckt die Cigarre in den Mund, zündet sie an und läßt sie duech das Kammermädchen überreichen. Dieses soll ein Beweis von großer Achtung seyn. Ist die Dame jung und schön, so läßt man sich diese Auszeichnung gern gefallen, aber wehe deiner Rauchlust, wenn sie alt und häßlich ist, und vielleicht mit dem einen noch übrig gebliebenen Zahn auf die Cigarre beißt und alle Falten des Gesichts sich convulsivisch beim Anrauchen verziehen.

Eine angenehme Sitte ist das tägliche Baden. So wie der Tag graut, speingt fast alles aus den Hamaks, man kleidet sich etwas an, nimmt Handtücher (welche höchst elegant an beiden Enden mit farbigen Blumen gestickt sind) und „Tutumas," ein Gießgefäß aus einer Frucht gemacht, mit, und zieht vor die Stadt landeinwärts nach mehreren daselbst befindlichen Quellen. Männer, Frauen und Kinder, kurz die ganze Bevölkerung der Stadt begibt sich dahin. Nachdem sich nun jedermann recht erquickt hat, geht der Zug wieder nach Haus, woselbst die Señoras und Señoritas anfangen sich die schönen Haare zu flechten, welche mit natürlichen und wohlriechenden Blumen geschmückt werden. Dieses ist auch die ganze Toilette, welche sie in der Regel machen, indem sie im übrigen in nachlässigem Anzug umherschlendern, oder in den Hamacs liegen. In der Regenzeit unterbleibt dieses Baden, indem man sich dann bei den Regengüssen in den Höfen der Gebäude unter die Ströme der Dacheinnen stellt und so bespülen läßt.

(Fortsetzung folgt.)

Die nordöstlichen Theile des kaspischen Meeres.

(Nach Sokolow. Nordische Biene Nr. 8 und 9 v. d. J.)

Der nordöstliche Theil des schwarzen Meeres ist eigentlich ein untiefer Meerbusen oder Bassin, das von den Mündungen des Ural und der Wolga gebildet wird, und sich breit ans Meer anlehnt. Zieht man von dem Landvorsprung Sussin über die sogenannte Muschelbank nach dem Vorgebirge von Tük Karagan eine Linie, so hat man ziemlich genau die Gränze, jenseits der das Meer fast plötzlich tief wird, während im Nordosten dieser Linie die Tiefe von 6 bis 7 Klaftern allmählich abnimmt, bis sie sich auf eine unbestimmbare Weise gegen das Ufer hin im Schilf verliert. Die große Masse süßen Wassers, welche durch die Flüsse hieher geführt wird, ändert hier merklich Geschmack und Farbe des Seewassers, und selbst die Bildung der Ufer, welche dieß Bassin einschließen, ist ganz verschieden von denen an andern Theilen des Meeres. Dieser nordöstliche Theil ist höchst interessant, theils um dieser besondern Bildung, theils um des reichen Fisch- und Seehundsfangs willen, und endlich wegen des hier mit dem Orient betriebenen Handels und der Aussichten, die derselbe in der Zukunft bietet.

Der Theil des Meeres, den wir hier im Auge haben, dehnt sich 175 italienische Meilen weit gegen Nordosten aus, die Breite an seiner Südwestgränze ist 120, weiter oben 100, und der Umkreis, den todten Meerbusen (mertwoi kultuk) nicht eingeschlossen, 450. Mehrere Punkte sind astronomisch bestimmt. Die vier Hügel an der Mündung der Wolga 45° 35' 24" N. B. und 47° 22' 50" O. L. von Petersburg, die Muschelbank 45° 9' 36" N. B. und 19° 29' 5" O. L., das Vorgebirge

Tük Karagan 44° 37′ 15″ B. und 20° 1′ 10″ L., das Städtchen Guriff 47° 6′ 47″ N. B. und 21° 39′ 20′ O. L. Das Baſſin, welches in der Mitte 5 bis 6 Klafter Tiefe hat, wird gegen die Ufer zu allmählich ſeichter, der Grund iſt ganz reiner Muſchelſand, in der Nähe der Ufer mit zahlloſen Inſelchen beſäet, von denen aus ſich ſchmale Erdzungen und Sandbänke unter verſchiedenen Namen *) nach allen Richtungen hin ausdehnen.

Ebbe und Fluth ſind auch hier, wie in dem ganzen kaſpiſchen Meere, nicht zu bemerken, aber heftige Winde heben und ſenken das Waſſer an den Ufern, je nach ihrer Lage, bis auf 4 und 5 Fuß. Sehr verſchiedenartige Strömungen hängen theils von den Flußläufen, deren Gewalt ſich weit ins Meer hineinerſtreckt, theils von der Kraft und Richtung vorangegangener und gerade herrſchender Winde ab. Auch hier bemerkt man Spuren eines periodiſchen Steigens und Fallens des Niveau's im kaſpiſchen Meere, das ein ſchwacher Lenz gezeigt hat, ſein Niveau in gewiſſen Zeiträumen wechſelt; in den letzten 30 oder 40 Jahren hat hier die Tiefe um 6 Fuß abgenommen. Die herrſchenden Oſtwinde, — im ſüdlichen Theile herrſchen Weſtwinde vor, — namentlich ONO. und OSO. halten manchmal Wochen lang an. Das Flußwaſſer miſcht ſich hier in ſolcher Menge mit dem Meerwaſſer, daß bis auf 20 Werſte vom Ufer das Waſſer ganz ſüß iſt, obwohl die Winde die Gränzen des ſüßen Waſſers bedeutend verändern. Das Baſſin gefriert ganz zu. Die Ufer, die es umgeben, ſind äußerſt öde. Von Oſten her hat die Wolga ihre zahlloſen Inſeln ausgebreitet, die theils nieder und mit Schilf bewachſen, theils hoch oben ganz kahl ſind. Auf einigen derſelben ſind Watagen oder Fiſcherdörfer erbaut, auf andern haben ſich Kirgiſen (von Bukei's Horde) und Kalmücken niedergelaſſen und treiben gleichfalls Fiſcherei; da und dort ſtreifen Heerden umher und nähren ſich von dem magern Gras und Schilf; nirgends iſt auch nur ein Fleck angebauten Bodens.

Die Wolga fällt hier mit allen ihren 72 Mündungen ein, aber Gott mag wiſſen, wer ſie gezählt hat, und zu ihrer Zählung könnte nur allenfalls ein Geographenſchreiber verdammt werden. Die Wahrheit iſt, daß, ſo viele Mündungen die Wolga auch haben mag, ſie alle ſo ziemlich verſandet und jetzt nur noch drei Fahrwaſſer: Jamny, Bakianli und Buſchma, übrig ſind. Das erſte iſt noch das beſte, aber obwohl im allgemeinen tief, bildet es doch beim Einfall ins Meer eine Menge Untiefen von 6, 5 und ſelbſt nur 4½ Fuß, welche überdieß noch jedes Jahr ſeichter werden. Mitten in dem Archipel der hier zerſtreuten Inſeln liegt Aſtrachan.

Hier ziehen drei Gegenſtände eine beſondere Aufmerkſamkeit auf ſich. Das erſte iſt Ilmen Kabankul, gewöhnlich Kabanli Ilmen genannt.**) Dieß iſt eine Art Meerbuſen, der durch die Inſeln der Wolgadelta gebildet wird. Bei den Fiſchern hat ſich eine dunkle Sage von einer ehemals hier geſtandenen und plötzlich durch eine heftige Moräna***) (Seewind) überflutheten Stadt erhalten. Auf dem Grunde dieſes Ilmen hat man noch vor nicht ſehr langer Zeit Reihen von Ziegeln, Bauſteinen, Sandſteinfließen u. dgl. bemerkt, jetzt ſey aber alles mit Sand überſchüttet; man wirft auch auf den benachbarten Hügeln noch Löcher nach, ähnlich denen, worin die Tſchigiri (die tatariſchen Maſchinen zum Waſſeremporheben) ſtehen. Alles dieß kann als Fingerzeig dienen beim Aufſuchen der Spuren des alten Phalangier. Das zweite iſt das blaue Meerchen (ſinoje morzo), ebenfalls ein Meerbuſen, und ohne Zweifel daſſelbe blaue Meer, an welchem Jenkinſon *) bei der Abfahrt aus Aſtrachan vorüber fuhr. Alle Umſtände ſeiner Fahrt beſtätigen dieſe Vermuthung. Geiſtliche, die vermuthlich von dem Daſeyn eines „blauen Meerchens“ nichts wußten, glaubten Jenkinſon verführe hierunter den Araiſee, der in ruſſiſchen Chroniken auch das blaue Meer heißt, und beſchuldigten dieſen Reiſenden der Unwiſſenheit oder der offenen Lüge. Im Norden zieht ſich eine vom Meer durch Inſeln abgeſchiedene niedrige, allmählich anſteigende Steppe hin, die faſt ganz unfruchtbar, von Solzlaken und Salzſeen durchſchnitten iſt. Hier hauſen nomadiſche Kirgiskoſaken, auch finden ſich einige Stanitzen uraliſcher Koſaken. Bis zum Ende des 16ten Jahrhunderts wohnten an dieſem Ufer nogai'ſche Tataren, deren Stadt Saroitſchik, 60 Werſte von der Mündung des Ural, bis zum Jahre 1580 beſtand, wo ſie von den Koſaken niedergebrannt und verheert wurde. Ungefähr um dieſelbe Zeit ſetzt man die Erbauung Gurieffs und die beginnenden Niederlaſſungen der Koſaken. In der erſten Hälfte des 17ten Jahrhunderts wanderten Kalmücken hieher, und am Ende des 18ten zogen ſich dieſe, durch die Kirgiſen von der uraliſchen Gränze gedrängt, nach der Wolga und überließen dieſe Gegenden den Kirgiſen, die unter ihrem Chan Bukei im Jahre 1806 hieher zogen und ſeitdem hier geblieben ſind.

(Fortſetzung folgt.)

*) Dieſe Namen, deren ſpecielle Aufführung hier unnütz iſt, ſind theils ruſſiſch, theils tatariſch. A. d. U.

**) Kul bedeutet auf tatariſch „See.“

***) Die ganze Beſchreibung iſt mitunter voll eigenthümlicher, hier gebräuchlicher Ausdrücke, die ſich ſonſt im Geographiſchen nicht finden, das Wort moræna kommt von more, das Meer, her. A. d. U.

Miscellen.

Inſchriften zu Delphi. In der königlichen Literaturgeſellſchaft zu London wurden Inſchriften mitgetheilt, welche Sir H. Wilkinſon zu Delphi abgeſchrieben hatte. Sie waren bis jetzt mit Ausnahme einer einzigen, die auch in Boekhs Corpus inscriptionum graecarum ſteht, unbekannt; ſo weit man die Inſchriften bis jetzt entziffert hat, betreffen ſie Vorrechte, die man den Fremden in Delphi einräumte, und die Freilaſſung von Sklaven. (Literary Gazette vom 17 Februar.)

Eine archäologiſche Geſellſchaft hat ſich in England gebildet unter dem Titel: „Britiſcher archäologiſche Geſellſchaft zur Aufmunterung und Förderung der Forſchungen über Künſte und Denkmäler der ältern Zeit und des Mittelalters namentlich in England.“ Die Geſellſchaft ſoll ihren Hauptſitz in London haben, und mit Untergeſellſchaften im ganzen Lande in fortwährender Correſpondenz bleiben. (ibid.)

*) Die Engländer hatten 1553 bei ihren Verſuchen, einen nördlichen Weg nach China und Indien ausfindig zu machen, das weiße Meer entdeckt, und da Czaar Iwan Waſſiljewitſch eben damals mit dem Benehmen der Hanſa, welche den äußern Handel des Landes zu monopoliſiren ſuchte, ſehr unzufrieden war, ſo hatte er die Engländer nach Moskau einladen laſſen und gewährte ihnen viele Privilegien. So erhob ſich ſchnell ein engliſcher Handel auf demſelben Wege, den früher ein halbes Jahrtauſend lang die Normannen betreten hatten, nämlich über Chalmogor (Holmgard) nach der Wolga. Es bildete ſich in England eine ruſſiſche Handelsgeſellſchaft, und ein Hr. Jenkinſon erhielt den Auftrag, derſelben freien Handel durch Anſtand nach dem kaſpiſchen Meere auszuwirken. Er trat im Jahre 1558 die Reiſe an, die er ſpäter ſelbſt beſchrieben hat. A. d. U.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widnmann.

Digitized by Google

Nr. 62.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

2 März 1844.

Hong-Kong.

Ein Schreiben im Athenäum vom 17 Febr. enthält folgende nähere Angaben über diese viel besprochene Insel nach einem Schreiben vom September vorigen Jahres.

Hong-Kong ist bekanntlich eine der größern Inseln an der Mündung des Tigerflusses, welcher nach Canton hinaufführt. Sie hat etwa acht (engl.) Meilen von Ost nach West und der breiteste Theil ist nicht über sechs, aber ihre Form ist sehr unregelmäßig, da das Land bald da bald dort keck vorspringt und Bayen bildet. Die Insel ist bedeutend länger als breit, völlig bergig und fällt sehr ungleich gegen das Meer ab. Ungeheure Granitblöcke liegen in den Thälern oder Schluchten, die entweder von den reißenden Wilddächen losgelöst wurden oder schon in früherer Zeit herabstürzten. In allen diesen Schluchten findet man vortreffliches Wasser, das zu allen Jahreszeiten fließt, und daher der poetische Name, den die Chinesen der Insel geben, denn Hong-Kong bedeutet die Insel der duftenden Bäche. Während der nassen Jahreszeit, wo der Regen in Strömen herabstürzt, schwellen diese Bäche furchtbar an und reißen alles mit sich fort. Man ersieht aus diesen Angaben, daß sehr wenig ebener, anbaufähiger Boden auf der Insel ist. Der einzige etwas bedeutende Raum ist ein kleines Thal östlich von der Stadt Victoria, von den Chinesen „Wang-nai-tschung," von den Engländern manchmal „das glückliche Thal" genannt; hier finden sich zahlreiche kleine Gärten und wohlbedante Reisfelder.

Die bedeutendsten chinesischen Städte auf der Insel sind Klein-Hong-Kong und Tschick-tschau, beide an der Südseite; an letzterem Orte ist jetzt eine große Militärstation für englische Truppen. Die Stadt Victoria, wie sie jetzt heißt, ist an der Nordspitze längs den Ufern der Bay gebaut, die Häuser aber höchst unregelmäßig angelegt; doch dieß ist von weniger Belang, als daß sie meist sehr schwach und unsicher gebaut sind, denn die Chinesen legen bei der Aufführung von Backsteinmauern fast durchaus die Backsteine nur nach Einer Seite hin und nie in die Quere, weßhalb die Mauern oft einstürzen, noch ehe das Gebäude vollendet ist. Indeß befinden sich jetzt Baumeister hier, welche die Häuser fester aufführen werden. Schon sind Hunderte vortrefflicher chinesischer Läden in der Stadt geöffnet, wo manche Waaren sich so gut finden, als nur immer in Canton, wenn auch, wie es scheint, zu einem etwas höheren Preise. Der Marktplatz ist mit Eßwaaren aller Art reichlich versehen. Ein fester, breiter Weg, welcher längs dem Ufer hinführt, bildet die Hauptstraße der Stadt, und mehrere minder bedeutende Wege wurden von der Regierung in verschiedenen Theilen der Insel angelegt. Bemerkenswerthe Gebäude in der Stadt sind das Missionshospital, das Haus der Morrison'schen Erziehungsgesellschaft, die katholische Kirche, das Regierungsgebäude u. s. w. Es ist auffallend, daß während die Katholiken eine prächtige Capelle haben, die englische Episkopalkirche nur ein mit Matten gedeckter Schuppen ist.

Die Bay ist schön, durch die Berge von Hong-Kong im Süden und die von Can-lun auf dem entgegengesetzten Ufer im Norden geschützt; der Ankergrund ist vortrefflich und Schiffe können hier während der stärksten Stürme sicher liegen. Leider kann ich der Gesundheit des Platzes nicht das gleiche Lob spenden: Fieber herrschen während der heißen Jahreszeit und sind häufig tödlich. Die, welche davon ergriffen werden, fliehen gewöhnlich nach Macao, welches für viel gesünder gilt. Auch die Südseite von Hong-Kong ist vergleichungsweise gesund, und einige Theile des Nordens zum mindesten mehr als andere, aber der Theil nahe dem Westende der Bay, und das oben erwähnte Thal von Wang-nai-tschung scheinen ganz ungesund. Man könnte vielleicht durch Ableitung des Wassers und Entfernung der Reisfelder einigermaßen helfen, aber ich fürchte die Hauptursache wird man nie entfernen, nämlich die Lage der Stadt selbst an der Nordseite der Berge, wo sie gegen die Südwestmonsuns gedeckt ist. Während der heißen Jahreszeit, wo diese erfrischenden Winde nöthig sind, sperren die Berge ihnen den Zugang, und wenn die kalte Jahreszeit kommt, herrschen die Nordwinde vor, die man entbehren könnte; das gegenüberliegende Ufer von Can-lun wäre vermuthlich viel besser und gesünder gewesen.

Während aller meinen Wanderungen durch die Insel fand

Digitized by Google

ich die Eingebornen nicht nur ungefährlich, sondern ausnehmend höflich und freundlich. Ich besuchte ihre Thäler und Berge, ihre Städte und Dörfer, und muß ihnen nach allem Verkehr, den ich mit ihnen hatte, dieß Zeugniß geben. Doch machte ich es mir zur Regel, sie nicht in Versuchung zu führen, und während ich ihnen durch mein Benehmen zeigte, daß ich freundlich mit ihnen verkehren wolle, hatte ich doch stets die Mittel, einen allenfallsigen Angriff abzuwehren. Ich glaube, daß die Chinesen, namentlich in der Provinz Canton, wo sie sehr viel mit Fremden verkehren, äußerst trügerisch und unzuverlässig sind, wenigstens zeigen sich dieselben hier so, denn Hong-Kong ist voll von Dieben, und die vermöglichern Einwohner finden es durchaus nöthig einen eigenen Wächter die ganze Nacht um das Haus die Runde machen zu lassen, um einen Einbruch zu hindern, obgleich auch die Polizei sehr wachsam ist. Seeräuber gibt es zwischen den Inseln an der Mündung des Tigerflusses in Menge, und kleinere Fahrzeuge, welche von Hong-Kong oder Macao mit Passagieren oder Ladungen abgehen, werden häufig aufgefangen, und mehrere Fälle von Mord sind bereits vorgekommen.

Die Landenge von Panama.

(Fortsetzung.)

Sonst verläßt man die Wohnungen in der Regel nur noch Frühmorgens zum Besuch des durch die Tracht der Einwohner und die Farbenmannichfaltigkeit der Producte recht bunt sich darstellenden Marktes. Des Abends aber promenirt jedermann in den Straßen und längs den Bastionen am Meeresgestade, oder die Mädchen und Frauen setzen sich vor die Häuser, Guitarre spielend und singend, wobei es jedem unverwehrt ist sich dazu zu gesellen und mitzusingen.

Die Frauen sind im Ganzen genommen schön zu nennen; alle haben schwarzes Haar und einen etwas leicht bräunlichen Teint, große dunkle Augen mit langen Wimpern beschattet, sehr hübsch gezogene Augenbrauen, mittlere, gut genährte Statur, kleine Hände und Füße, kurz es ist eine spanische Abstammung. Ihr Anzug, wenn vollkommene Toilette gemacht ist, besteht in leichtem Musselinkleid von hellem Grund mit großen vielfarbigen Blumen, weißseidenen Strümpfen und weißen, rothen oder hellblauen Atlaßschuhen. Das Haar ist mit einem hohen eiselirten Schildkrotkamm aufgesteckt, der Hals und die Finger mit Ketten und Ringen geschmückt. Der Anzug der Herren besteht das ganze Jahr hindurch in weißleinenen Beinkleidern und Camisol, um den Hemdkragen ein breites schwarzseidenes Band und ein Panama-Hut als Kopfbedeckung, welcher nach der Feinheit der dazu verwendeten Binse sehr kostspielig (von 10 bis 50 fl. kostend), aber von sehr langer Dauer ist.

Die gewöhnlichen Nahrungsmittel in Panama und auf dem Isthmus überhaupt sind Kaffee, Chocolate, Speisen aus Reis, Mais, Yammwurzeln und Bananen, ferner Seefische und Krappen, dann stets mit einem starken Zusatz von „Culandro" (Coriander) bereitetes Geflügel und sonstiges Fleisch, zuweilen auch „Iguanas" (eine Art großer, grüner Eidechsen von sehr gutem weißem Fleisch) und Armadille mit gutem Schweinfleischgeschmack), dann „Dulces" (Süßigkeiten), die den Schluß jeder Mahlzeit bilden; das Trinkwasser wird in „Tenejas" (rothen irdenen Gefäßen) stets frisch erhalten, außerdem trinken die Vermögenderen billigen und guten Bordeaux, und die Aermeren nebst den Indianern „Chicha," ein Getränk aus gegohrnem Mais.

Da ich gerade zu Ostern ankam, wo mehrere Tage hintereinander Festlichkeiten stattfanden, so hatte ich Gelegenheit die Art der Feier zu sehen. Am ersten Tage fand eine so glänzende Procession statt, wie ich dieselbe nie gesehen hatte. Ganz Panama nahm daran Antheil; dieselbe ging Abends nach eingetretener Dämmerung vor sich. Den Zug begannen mehrere Geistliche, Kreuze und Fahnen tragend, dann kamen Bilder von Heiligen, welche unter Thronhimmeln getragen wurden und mit Massen von brennenden Kerzen umgeben waren. Nachdem schon eine lange Reihe derselben bei mir vorübergekommen war, fing es am Ende der Straße, wo der Zug herkam, an heller und heller zu werden, bis endlich der Tag selbst anzubrechen schien. Es war die heilige Mutter Gottes, auf einem Thron sitzend, von Männern getragen, die daher kam, von einer wahren Unzahl Lichtern umgeben. Nach ihr folgten wieder Heilige unter Himmeln, dann das in Panama befindliche wenige Militär in voller Uniform und den Schluß bildete, wie es den Anschein hatte, die gesammte Bevölkerung der Stadt, Damen und Herren, brennende Kerzen tragend, je zwei und zwei, erstere in schwarzen, langen Schleiern. Prachtvolle Gesichtchen sah man da, welche durch den Kerzenschimmer eine wahrhaft zauberische Beleuchtung erhielten! Der zweite Tag brachte ein anderes eigenthümliches Fest. Nachmittags zog nämlich der Pöbel durch die Straßen mit ausgestopften lebensgroßen Männern, Juden vorstellend, und ganz mit Feuerwerk angefüllt. Unter lautem Jubel wurde nun in den Straßen von einem Hause zum andern ein Drath gezogen, an welchem diese Juden am Halse aufgehängt wurden. Bei Dämmerung wurden dieselben angesteckt, der Lärm und das Jauchzen der Menge wuchs nun immer mehr und war endlich über alle Maßen, besonders so oft ein neues Glied der Puppen platzte. Schrecklich bäumten sich diese Gestalten um den Drath herum; besonders künstlich arrangirt war das Feuerwerk in den Köpfen, indem sich dieselben auf einmal entzündeten und aus allen Oeffnungen Feuerstrahlen sprühten, bis ein plötzlicher tüchtiger Knall den Schädel spaltete und die ganze Gesellschaft der Zuschauer mit Fröschen und Schwärmern überschüttete.

Kurz nach Beendigung dieser Scene, wobei sich, wie ich bemerken muß, kein Jude, deren es übrigens nur sehr wenige in Panama gibt, blicken lassen darf, denn die Volksmenge würde ihn zerreißen, fingen die verschiedenen Balldeinstigungen an. Ich war zu einem gebeten, welchen mehrere der ersten Damen Panama's auf gemeinschaftliche Kosten gaben, und war nicht wenig über die daselbst herrschende republicanische Einfachheit erstaunt.

Digitized by Google

Ein nicht besonders beleuchteter Saal enthielt, im Kreis auf Tabourets umhersitzend, die theilnehmenden Damen und Herren. In der Mitte ging der Tanz vor sich, welcher meistens aus Fandangos besteht, die dorten sehr frivol getanzt werden. Einige Walzer wurden auch getanzt, und ich hatte Mühe, mich in den Tact zu finden, der viel langsamer wie der unsere ist, dadurch jedoch den Tanz weit graciöser und nobler dem Auge darstellt, als unser furchtbares Rasen, wobei man Kopf und Athem verliert. Der Walzer wird polonaisenartig getanzt, und man hat die schönste Gelegenheit, sich dabei mit seiner Dame zu unterhalten. Ein Schmuck, welchen die dortigen Damen vorzugsweise gerne am Halse tragen, ist ein lebendiger Käfer von der Größe einer Kaffeebohne, welcher ein hellgrün leuchtendes Licht von sich gibt, und im Tanze wie das Feuer des schönsten Diamanten strahlt. Erfrischungen, Weine und verschiedene Aguardientes (gebrannte Wasser), welchen letztern die Señores dorten sehr zusprechen, wurden nur spärlich gegeben, und den nicht geladenen Gästen, deren sich auch welche einfanden, nur für Geld verabreicht. An der offenen Thüre drängten sich die verschiedenen farbigen Köpfe des Landvolks und der ärmeren Einwohner der Stadt, und gaben dem Ganzen durch ihre lauten Anmerkungen und Späße eine recht originelle Belebung. Gegen Mitternacht ging das Vergnügen zu Ende und wurden die Señoritas durch die Herren nach Hause geleitet.

Ein auffallender Umstand in Panama ist der, daß die Stadt gar keine Canäle hat und jeder Unrath auf die Straße geworfen wird. Diese enthalten dagegen eine Art Raubvögel von der Größe eines jungen Wälschen, Namens Gallinasso, welche sich meistens auf den Dächern der Häuser aufhalten und jeden Unrath fressen. Diese Gallinassos sind zu Hunderten in der Stadt und erhalten somit die öffentliche Reinlichkeit, auch kostet es 5 Dollars Strafe, einem Gallinasso das Leben zu rauben. Der Vogel ist fast ganz schwarz mit etwas rothem Kopfe und sieht sehr häßlich aus.

Bald nach meiner Ankunft in Panama machte ich die Bekanntschaft eines Franzosen, Namens Alphonse Morel, aus dem südlichen Frankreich, welcher als Ingenieur in Begleitung des kurz vorher verstorbenen und wegen seiner Geschicklichkeit sehr bedauerten Herrn Becasse aus Paris wegen des projectirten Canals über den Isthmus hieher gekommen war. Mit diesem Herrn, einem Muster freundschaftlicher Güte, machte ich öfters Jagdpartien in der Umgegend und lernte solche durch ihn genau kennen. Er versicherte mich, daß die Möglichkeit eines Canals vollkommen vorhanden wäre, und bediente sich des Ausdrucks: „ce n'est l'ouvrage que du gros maçon.“ Am leichtesten schien es ihm, den Canal den Chagresfluß hinauf zu machen, und gegen Cruzes durch Thäler zu schneiden bis zu dem Wasser des Rio Grande, welcher kleine Fluß sich in den stillen Ocean unweit von Panama ergießt. Bei dieser Richtung würde der Canal sodann, da die beiden Meere nicht gleich hoch sind, wie er mir erklärte, großer und vieler Schleußen bedürfen.

Die großen Kenntnisse des Herrn Morel und die unermüdeten Arbeiten, denen er sich für seinen Zweck unterzog, lassen mich seinem Urtheile vollkommenes Zutrauen schenken.

Der Nutzen eines solchen Canals für den Handel und die Civilisation im allgemeinen ist evident. Aber auch die Landenge selbst würde gewiß viele Kräfte dadurch entfalten, die bei der großen Indolenz der Bewohner und der Schwierigkeit der Communication bis jetzt völlig schlummern. Dieselbe enthält meistens unangebautes Land, welches guten Kaffee, Tabak, Reis, auch Indigo liefern, und eine Menge betriebsamer Menschen ernähren, reich und glücklich machen kann.

Insofern die Stadt Panama bei der Ausführung eines Canals in der von Morel angegebenen Richtung in Folge ihrer Lage und Verhältnisse in Berücksichtigung gezogen werden muß, ist zu bemerken, daß größere Schiffe in ziemlicher Entfernung ankern müssen, indem der Hafen in der Nähe der Stadt nur kleinere Fahrzeuge hält.

Auf einer mit Hrn. Morel unternommenen Jagdpartie gelang es uns, einem Alligator auf 20 Schritte nahe zu kommen; derselbe maß gute 12 Fuß. Er schlief mit weit aufgesperrtem Rachen am Ufer des Rio Grande und ich sandte ihm eine volle Ladung dicker Posten in den Schlund, die aber keine weitere sichtbare Wirkung hatten, als daß er sich in das Wasser begab.

(Fortsetzung folgt.)

Einige Bemerkungen über das Klima von Madeira.

In England schickt man Schwindsüchtige im Beginn der Krankheit gern nach Madeira. Nachrichten über das Klima der Insel sind also dort von Wichtigkeit, und die Medical Gazette läßt sich darüber folgendermaßen vernehmen. „Kranke befinden sich auf Madeira nie so gut, als so lange der Wind „Leste“ dauert; er führt einen eigenthümlich klaren, wolkenlosen Himmel herbei, die Luft ist unbeschreiblich angenehm, und man fühlt eine Frische, wie nur selten unter tropischen Klimaten. Auch die Nächte sind köstlich, weich und balsamisch, und die Luft beladen mit den süßesten Wohlgerüchen. Auf den Leste folgt fast unwandelbar Regen und damit der unangenehmste Theil des Klima's von Madeira. Der Vorzug des letzteren besteht in der Gleichheit der Temperatur, die vielleicht an keinem Punkte nordwärts der Tropen einen geringren Unterschied zeigt. Im Winter und Sommer wechselt der Thermometer gewöhnlich nur zwischen 60 und 75° F., und sehr selten kommt es vor, daß er um 5° über diese beiden äußersten Punkte steigt oder fällt.“

Die nordöstlichen Theile des kaspischen Meeres.

(Fortsetzung.)

Der Ural (Jaik) fällt hier in zahlreichen, gleichfalls seichten Mündungen ins Meer. An einer derselben findet sich das unbedeutende Kosakenstädtchen Gurieff. Diesem Städtchen gegenüber liegt im Meere die sogenannte Steininsel (kamenny) und unterhalb derselben die auf der Karte nicht bezeichneten Ofeninseln (petschny), von denen südwärts in drei Klaftern Tiefe Sandbänke auslaufen; neben der Steininsel ist noch die kleine Schilfinsel (kamyschin). Bemerkenswerth ist, daß

Pallas, der im Jahre 1769 hier war und die Strininsel besuchte, von den andern in ihrer Umgebung liegenden Inselchen nichts sah, sondern nur die in Gurieff vernommene Sage erwähnt, es seyen im Jahre 1730 die genannten Inselchen dagewesen, aber durch das steigende Wasser überschwemmt worden. Auf der Seekarte Kolodkins sind sie gleichfalls bezeichnet, und sie sollen vor 30 Jahren wieder unter dem Wasser hervorgetreten seyn. Dieser Umstand bestätigt die Ansicht eines periodischen Wechsels im Niveau des kaspischen Meeres, um so mehr, als die Zeitpunkte des Aufsteigens und Sinkens dieser Inseln mit denen, welche Hr. Lenz beobachtete, zusammenfallen.

Von Osten her stößt an diesen Meerbusen gleichfalls eine niedere, unfruchtbare, stellenweise von wandernden Kirgisen eingenommene Steppe. Längs des mit Schilf bewachsenen Meeresufers strecken sich weithin Sandbänke und kleine Inseln unter sehr mannichfachen Namen aus. Nach den Karten fallen von dieser Seite her zwei Flüsse ins Meer, der Sagis und die Emba, aber ihre Mündungen sind längst versandet, und ins Meer führen diese Flüsse nicht einen Tropfen Wasser. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts hatte man öfters die Absicht an den Mündungen der Emba eine Befestigung anzulegen, um die Kirgisen in Unterwürfigkeit zu halten. Im Jahre 1775 wurde zu dem Ende dem Landmesser Wasiljew der Auftrag ertheilt, eine Beschreibung der Umgebungen der Emba zu entwerfen, die Anlegung einer Festung folgte aber doch nicht darauf.

Unter 46° B. wendet sich das Ufer nach Südost und bildet mit der Halbinsel Busatschi den seichten 90 Meilen langen Meerbusen „Mertwy Kaitak," welcher sich am Ende unter dem Namen Tük-karasu nach Südwesten wendet. An dieser Wendung findet sich die Festung Nowo Alexandrowsk. Die Halbinsel Busatschi liegt zwischen den Meerbusen Tük-kara-su und Katschak; seine Ufer sind etwas hoch und das Wasser in der Nähe ziemlich tief. An seiner Südseite tritt nach Westnordwest hin die Halbinsel Tük-karagan ins Meer vor, welche zugleich mit der Ostseite der Halbinsel Busatschi den Busen Kotschak bildet. Die Ufer dieser Halbinsel sind hoch, aus Muscheikalk gebildet, und schließen viele Salzseen, so wie Quellen von süßem Wasser ein; in der Nähe beträgt die Tiefe des Meeres 9 Klafter. Hier wandern Kirgisen und Turkmenen umher, aber nur von Zeit zu Zeit und nicht in großer Anzahl. Der Hintergrund des von diesen Halbinseln gebildeten Meerbusens heißt Sartaschi, von dem gelblichen, muscheihaltigen, dürftigen Stein des Ufers (sar heißt gelb und tasch der Stein) so genannt. Der Meerbusen Kotschak ist auf den Karten weit tiefer ins Land hineingehend gezeichnet, als er wirklich ist, wahrscheinlich trocknete er aber aus. Der hier befindliche Hafen Mangischlak ist gleichfalls zu seicht geworden und darum schon lange verlassen. An seine Stelle ist der Meerbusen von Tük-karagan getreten, der sich am Vorsprung der Halbinsel befindet. Dieser Hafen ist zwar nicht groß, denn er hat nur zwei Werste im Umfang, aber er ist vollkommen geschützt, hat einen guten Moorgrund, und das Wasser ist in der Nähe der Ufer noch ziemlich tief; auch hat derselbe gutes Brunnenwasser. Unter Peter I baute der Anführer der bekannten Chiwa-Expedition, Bekowitsch, hier eine Festung, die später verlassen und von den nomadischen Völkern gänzlich zerstört wurde. Im Jahre 1803 wurde auf die Bitte der hier umherwandernden Turkmenen vorgeschlagen die Veste aufs neue zu erbauen, der Plan wurde aber, man weiß nicht weßhalb, wieder aufgegeben. In den letzten Jahren wandte sich die Aufmerksamkeit abermals auf diesen Punkt, der wegen des russischen Handels mit dem Orient wichtig ist, man weiß aber noch nicht, was geschehen soll.

Etwa 15 Meilen nördlich von der Halbinsel Tük-karagan liegen die Seehundsinseln, so genannt von dem hier getriebenen Seehundsfang. Es sind ihrer vier, Kulaly, Swätoi, Morskai und Podgorny, von denen die vierte nicht auf der Karte verzeichnet ist, da sie sich erst vor 30 Jahren aus einer Sandbank bildete. Alle diese Inseln sind ziemlich nieder, mit Muschelsand bedeckt oder mit Schilf und zum Theil mit wildem Gras bewachsen. Die größte, Kulaly, erstreckt sich 30 Werste weit nach Nordwest und ist sehr schmal, die übrigen haben nur zwei bis drei Werste im Umfang. Die Seehunde kommen nur auf Swätoi und Podgorny. Auf Kulaly sind einige Wohn- und Vorrathshäuser für die hier überwinternden Fischer erbaut. Kolodkins Karte der nordöstlichen Theile des kaspischen Meeres und dessen Beschreibung wurde in den Jahren 1809 bis 1814 abgefaßt, und die Ufer wurden, wie Kolodkin in der Vorrede zu seinem Atlas sagt, nach wirklichen Messungen gezeichnet. Wir wissen nicht, ob Kolodkin jenen Theil des Meeres genau beschrieb und ob die Karte zu seiner Zeit richtig war, jetzt ist sie es nicht. Sie hat durch die Abnahme der Tiefe und durch viele neugebildete Bänke, Inseln und Untiefen jetzt keinen Werth mehr für die Schiffahrt, sie muß berichtigt werden, und die Ufer müssen zum Theil einen andern Umriß erhalten. Nichtsdestoweniger ist es immer noch die beste Karte, die wir haben.

Der ganze von uns geschilderte Theil des Meeres ist reich an Fischen; die hiesigen Fischereien bilden den bedeutendsten Theil des Fischfangs im kaspischen Meere und sind die größten in ganz Rußland. Das Wasser, in welchem man die Fische fängt, ist abgetheilt, und gehört zum Theil der Krone, zum Theil verschiedenen Eigenthümern. Im Wolgadelta besitzt die Krone die sogenannten Utschugen, die in lebenslänglichem Besitz der Fürsten Kneakin gewesen waren, und im Jahre 1832 in den Kronbesitz übergingen. Der nördliche Uferstrich von dem „reichen Meerbusen" (bogaty kultuk) an bis zur östlichen Mündung des Ural, welche Granny heißt, gehört dem uralischen Kosakenheer. Von da längs dem östlichen Ufer hinab gehen die Gewässer der Emba, die für alle Fischer frei sind, welche sie gegen eine sehr mäßige Abgabe (30 K. A. im Frühjahr und 20 K. A. im Herbst für die Backe) benützen wollen. Der Seehundsfang ist gleichfalls frei, und die Regierung erhebt nur 1 K. A. von dem Pud getödteter Seehunde. Die Gränzen der Antheile sind zwar, so weit dieß am Ufer geschehen kann, ziemlich genau bestimmt, aber die Strecke, wie weit das Recht ins Meer hineingeht, ist nicht bestimmt. Daraus entspringen unaufhörliche Streitigkeiten und Klagen, welche dem Betriebe der Fischerei sehr hinderlich sind. Uebrigens sind jetzt von dem Ministerium der Staatsgüter Maaßregeln zur genauen Bezeichnung der Gewässer ergriffen worden.

(Fortsetzung folgt.)

Anzeichen der jährlichen Mitteltemperatur. Ein Hr. Victor Paquet will gefunden haben, daß die Mittagstemperatur des Tages, an welchem die erste Bienenblüthe sich öffnet, die mittlere Temperatur des Jahres angebe. Hr. Paquet will fünfmal unter siebenmal die Beobachtung gemacht haben, daß diese Bemerkung bis auf einen halben Grad zutreffe. (Fr. Bl.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 63.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

3 März 1844.

Die Hudsonsbai-Compagnie in dem Oregon-Gebiet.

(Nach G. T. Pouffin.)

Die Hudsonsbai-Compagnie dehnt ihre Herrschaft nicht bloß über alle englischen Besitzungen an der Hudsonsbai, sondern auch über das ganze Oregongebiet und selbst über einen Theil von Californien aus. Sie ist für Nordamerika, was die ostindische Compagnie für Asien ist, ein Mittel für die kaufmännische Aristokratie ihr Monopol auszudehnen, und für die Regierung ein Werkzeug der Ausbreitung ihrer Macht. Ein Wort über die Organisation dieser Compagnie ist hier nicht überflüssig. Sie besitzt ein sehr bedeutendes, unter eine Menge Theilhaber vertheiltes Capital, und viele dieser letztern wohnen in Amerika, um selbst über die Interessen der Compagnie zu wachen. Diese führen den Namen Partner, stehen an der Spitze der Comptoire und beziehen eine Besoldung, welche dem achten Theil einer Actie gleichkommt, also 1000 Pfd. St.; die untergeordneten Agenten haben nur die Hälfte. Jedes Jahr versammeln sich die Hauptpartner in einer allgemeinen Versammlung zu York in Ober-Canada, untersuchen die Berichte der untergeordneten Agenten, vereinigen deren Geschäftsführung und berathen den Feldzugsplan für das folgende Jahr, die an die Trappers zu ertheilenden Befehle u. s. w. Alle diese Berichte werden nachher an die Directoren in London eingesendet.

Durch die ihr übertragene Gewalt übt die Compagnie über alle ihre Untergebenen einen vollständigen Despotismus aus; sie hat ein unbeschränktes Recht über Freiheit und Leben aller derjenigen, die in ihrem Dienste sind, als Unteragenten, Geschäftsführer, gemiethete Jäger und Sklaven, denn die Sklaverei besteht unter allen indianischen Stämmen und ist auch im ganzen Gebiet der Hudsonsbai-Compagnie angenommen. Die Partners haben somit das Recht über Leben und Tod aller, die sich nicht den Verordnungen der Compagnie unterwerfen wollen. Sie bestimmen oder entziehen nach Gefallen den Angestellten ihre Besoldungen, setzen den Preis aller Waaren, die sie abgeben, so wie den der Biberfelle fest, welche die Eingebornen an sie verkaufen. So machen sie theils am Ankauf, theils am Verkauf ihrer Waaren einen Gewinn, der sich im Ganzen auf nicht weniger als 300 Proc. beläuft. Die Dienstleute, meist geborne Schotten oder Canadier, werden auf fünf Jahre mit einem Sold von 15 bis 17 Pf. St. gemiethet; die Commis an den Posten aber erhalten mehr. Dieß ganze Personal ist bewaffnet, disciplinirt und der strengsten Ordnung gleich einem Heer unterworfen; ja die Widersetzlichkeit wird sogleich mit dem Tode bestraft.

Jeder Trapper hat zwei oder drei Sklaven bei sich: der Preis eines männlichen indianischen Sklaven ist 10 bis 20 Decken, für eine Frau aber wird mehr gezahlt. Stirbt ein Sklave in den ersten sechs Monaten nach dem Ankauf, so muß der Verkäufer den halben Preis zurückerstatten. Der Preis eines Sklaven ist für den Indianer so lockend, daß der Vater nicht selten seine Söhne verkauft.

Die Compagnie hat das Oregongebiet mit Comptoiren und militärischen Posten bedeckt, welche als Waarenniederlagen und zugleich als Vereinigungspunkte für die Indianer und die Geschäftsführer dienen. Ihr bedeutendstes Comptoir und ihre Hauptniederlage ist im Fort Vancouver auf dem nördlichen Ufer und etwa 36 Lieues oberhalb der Mündung des Columbia, da wo die Segelschifffahrt aufängt. In der Mitte dieses Flusses, da wo sich der Umnqua einmündet, hat sie ein Fort dieses Namens gegründet; sie beherrscht einen Theil Californiens, und hält einen sehr wichtigen Posten besetzt, nämlich die Rhede von San Francisco, eine der schönsten, welche das Westufer Nordamerika's darbietet, und wo Schiffe jeden Ranges einlaufen können. Sie gebietet im Osten der Felsengebirge über 2,500,000 (engl.) Quadratmeilen und im Westen derselben über mehr als eine halbe Million, und nicht zufrieden mit dem Oregongebiet hat sie auch, um die Nebenbuhlerschaft Rußlands auf den chinesischen Märkten zu beseitigen, im J. 1842 alle russischen Niederlassungen an der Westküste Nordamerika's, mit Ausnahme Sitchas, gegen eine jährliche Abgabe von 5 bis 8000 Pf. St. auf zehn Jahre gepachtet.

Digitized by Google

Was die Absichten Englands auf diesen Theil der Welt am deutlichsten beweist, und dir Amerikaner mit Recht beunruhigen muß, sind dir Maaßregeln, welchr die Hudsonsbai-Compagnie neuerlich ergriffen hat, um das Oregongebiet dauernd zu besetzen, denn es wurden Ackerbauniederlassungen und Schulen gegründet, in denen dir Jugend nach ihren Absichten und im Gehorsam gegen sie erzogen wird. Um ihren Handel mit diesen Ländern zu sichern, verfügt dir Compagnie über eine kleine Seemacht, dir aus vier größern Schiffen, zwei Goeletten und einem Dampfschiff besteht, die alle zum Krieg ausgerüstet sind.

Die Landenge von Panama.

(Fortsetzung.)

Nach einem vierzehntägigen Aufenthalt gedachte ich an die Weiterreise nach David in Chiriqui, wohin der Rest der Waaren bestimmt war. Der Schooner Manuel, Capitän Nicholas, lag segelfertig im Hafen, und bei schönem Himmel traten wir unsere Reist an. Obgleich die Geographie stets eine Lieblingsbeschäftigung von mir gewesen war, muß ich doch gestehen, daß ich des Landes von Chiriqui mich gar nicht erinnerte. Es gehört noch zu dem Isthmus und liegt in der Provinz Veragua nordwestlich von S. Jago de Veragua, an der Gränze der zum Staate Guatimala gehörigen Provinz Costa Rica. Von allen Theilen des Isthmus ist dieser gewiß einer der wenigst bekannten und am wenigsten bis jetzt von Europäern besuchten, daher ich mich sehr freute, denselben näher kennen zu lernen.

Im Golfe von Panama, nicht weit von der Stadt, liegen die bereits erwähnten Inseln, wie Tadoga, las Perlas und mehrere andere. Erstere, nämlich Tadoga, wird mit Recht der Garten von Panama genannt, indem von da die meisten Früchte und Gemüse zur Stadt gebracht werden; auch landeten wir an dieser Insel, da sehr gutes Trinkwasser daselbst anzutreffen ist, um unsere Fässer zu füllen. Ich fuhr mit unsern Matrosen ans Land, und machte, während dieselben mit dem Einladen des Wassers beschäftigt waren, einen Spaziergang nach dem bewohnten Ort der Insel. Derselbe besitzt eine recht hübsche, im Schatten von Palm- und Cocosbäumen liegende Kirche, und in seiner Nahe befindet sich, wie mir ein hiezu sich anbietender Junge zeigte, eine steile, aus einem treppenförmig sich herabsenkenden Felsen bestehende Bergwand, über die ein starker Bach herabstürzt. Dieser bildet somit eine stufenartige Cascade. Jede der Stufen ist wie von Menschenhanden rund, nicht tief, ausgehöhlt. Das Wasser ist krystallhell und von den schönsten Baumen überschattet. In diesen Stufen nun wird gebadet und herrlich liegt es sich darin, besonders wenn der mannichfaltige Gesang der Vögel ertönt, dir prachtvollen Schmetterlinge umherschwirren und die bunten Papagayen in den Baumzweigen ihr Spirl treiben!

Mit den schönsten Früchten der Welt beladen, mit Mangos, Orangen, Granaten, Ananas, kleinen Bananen und mehreren dieser süßsaftigen Früchte kehrte ich an Bord zurück. Einige Stunden später stachen wir aus dem Golf in die blaue See und segelten mit einem schönen Westwind auf dem herrlichen stillen Ocean, welcher mit Recht diesen Namen führt, ruhig weiter. Das Schiffsleben ist genug bekannt, doch bot unsere Fahrt eine sehr anmuthige Eigenthümlichkeit dar. Abends nämlich, nach genossenem Abendessen, versammelten wir uns auf dem Deck, breiteten unsere Decken und Matten darauf aus und nun begannen nach der auf den spanischen Schiffen in jenen Gegenden bestehenden Sitte die „Cuentos" (Mährchen). Jeder muß eines erzählen, welches dann, wie wohl allerwärts, mit „Vor vielen Jahren," oder „Es lebte einst" gewöhnlich anfängt. Alte und Junge horchen aufmerksam und ernst zu, und lassen bei manchen grauenerregenden Stellen wohl gar ihre Cigarre ausgehen. Waren diese Mährchenerzählungen vorüber, so wurden noch einige Freiheitslieder aus Bolivars Zeiten gesungen, und jeder schlief nach und nach auf seiner Matte, in die Pracht der herrlichsten Nacht versenkt, das Gesicht den funkelnden Sternen zugewandt, ruhig ein.

So verlebten wir mehrere Tage, welche nur durch einen kurzen Aufenthalt bei S. Jago de Veragua unterbrochen wurden, und kamen endlich nach sechs Tagen im Lande Chiriqui an.

David, einer der Hauptorte, liegt mehrere Meilen landeinwärts von dem dazu gehörigen Hafen entfernt. Dieser Hafen ist sehr schwer zu finden und die Einfahrt äußerst gefährlich, da er hinter kleinen Inseln und aus dem Meere ragenden Felsen verborgen liegt, und nur erfahrene Capitäne, welche den Weg schon öfter gemacht haben, vermögen ihre Schiffe dahin zu führen. Schon viele Schiffe sind tagelang am Hafen herumgefahren und wußten nicht wo einzudiegen. Seekarten von diesen Ufern gibt es wohl, jedoch sehr unvollkommene, da, wie bereits erwähnt, das Land bis jetzt noch sehr wenig gekannt ist. Die Schönheit und der Reichthum desselben, welche mir später bekannt wurden, verdienten freilich, daß das Gegentheil der Fall wäre! Vom Hafen werden die Waaren mittelst Pirogen auf Armen des Meeres und mehreren Landgewässern, welche in allerlei Windungen dem Meere zueilen und das Uferland ziemlich zerschnitten haben, eine Strecke landeinwärts geführt. Ueppige Gesträuche aller Art schießen da aus dem schlammigen Boden hervor, und mancher Alligator ist, sich erfrischend, oder den Rachen zum Fang der Insecten aufsperrend, am Ufer anzutreffen. In der Entfernung von etwa vier Stunden vom Hafen befinden sich einige Häuser, in denen die Spedition zwischen dem noch etwa anderthalb Stunden nordwärts im Lande liegenden David und dem Hafen besorgt wird.

Hier kamen wir bei schon eingetretener Dunkelheit mit unseren Waaren an und blieben über Nacht. Einige braune Gesichter mit furchtbaren Bärten, welche in derselben Stube saßen, in der auch wir empfangen wurden, sich beim Branntwein gütlich thaten und nicht selten dir Worte matar, carajo (Drohwarte und Flüche) hören ließen, erweckten bei mir keine

Digitized by Google

besonders günstige Ansicht von den Bewohnern Chiriqui's, doch waren dieselben, wie ich bald hörte, Bogas, und ich war wieder beruhigt.

Andern Morgens ritt ich wohlgemuth meinen Waaren voraus nach David ab. Dieser niedliche Ort liegt in einer unabsehbaren, schönen, grasigen Ebene, welche sich längs der Gestade des stillen Oceans hinzieht, gegen Norden von den Anden begränzt ist, und von Tausenden von Pferden und Rindvieh begangen wird. Er besteht aus fünf bis sechs kleinen, mit Gras bewachsenen Straßen und enthält einen freien Platz, auf dem die freilich nur einer deutschen Dorfscheune ähnliche Kirche erbaut ist. Mit Staunen wurde ich von den Einwohnern empfangen, denen der Besuch eines Fremden eine Seltenheit ist. Ich hatte von Panama mehrere Empfehlungen an Kaufleute und wurde außerordentlich freundlich aufgenommen.

Diese Kaufleute machen, obgleich sie nur kleine Läden besitzen, doch bedeutende Geschäfte in Landesproducten, die sie ausführen. Ich hatte gegen meine Waaren einen Cargo von Sarsaparille einzunehmen, und da wenig auf dem Platze war und ich so lange zu warten hatte, bis neue Transporte durch die Indianer von den Anden herunter gebracht wurden, so suchte ich mich mittlerweile mit dem Völkchen der Stadt näher bekannt zu machen.

Ein Kaffeehaus mit Billard, welches der Ort, wiewohl er nur einige hundert Einwohner zählt, enthält, bot einen erwünschten Vereinigungspunkt dar, und es dauerte keine zwei Tage und ich war mit den Notabilitäten des Städtchens bekannt, und ich muß sagen, daß die Leute alles thaten, um mir meinen Aufenthalt angenehm zu machen. Eine besondere Unterhaltung ergab sich für mich aus dem Umstande, daß fast jeden Abend im Freien Tanzbelustigungen stattfanden, zu deren Behuf ein eigens eingerichteter Tanzplatz unter Palmbäumen besteht. Die Tanzbelustigung war folgende, und man richte, ob dieselbe, insbesondere die Musik, angenehmer oder eigenthümlicher gewesen ist! Ein alter Graukopf, auf einem Klotz sitzend, schlägt fortwährend mit den Händen auf ein leeres, mit einem Trommelfell überspanntes Fäßchen; ihn begleitet ein anderer mit dem tactmäßigen Gerassel der Guacharraca, eines dicken, drei Fuß langen, inwendig ausgehöhlten, oben und unten mit Trommelfell überspannten und in der Mitte mit einer Handvoll harter Bohnen angefüllten Stücks Bambus, und dabei wird auf vier bis sechs Guitarren einerlei Melodie rasch ohne Variationen gespielt. Dieser Lärm nun wird ununterbrochen fortgesetzt, bis das nämliche Thema hundert bis zweihundertmal wiederholt und der Fandango, der so lange dauert, als Tänzerpaare, die nacheinander auftreten, vorhanden sind, zu Ende ist. Hinter der Musik sitzen und stehen ein zahlreicher Kreis Señoritas und auch ehrwürdige Señoras, welche mit ihren meistens unschönen Stimmen der Musik zu helfen suchen. So groß dieser verschiedene Lärm auch war, so blieben doch sämmtliche Theilnehmer strenge im Tact, was natürlich als Hauptsache betrachtet wird. Guarapo, Aguardiente und Cigarren sind die Haupterfrischungen bei dieser Belustigung, die sich wunderlich genug beim Mondlicht unter den in dessen Beleuchtung scharf sich abgränzenden sichelförmigen Umrissen der majestätischen Palmbäume gestaltete. — Durch Theilnahme an diesen und andern Vergnügungen, durch kleine Gegengefälligkeiten die ich erwies, insbesondere durch das Arrangiren kleiner Bälle, die mit einem Kostenaufwand von höchstens 5 Gulden für Musik, Cigarren und Erfrischungen erledigt wurden, war ich bald so beliebt, daß nicht der geringste gute Bissen in einem Hause verzehrt wurde, ich mußte daran Theil nehmen. Die Leute sind aber auch meistens wirklich gute, wiewohl sehr wenig cultivirte Menschen. Welches Erstaunen erregte ich, als ich sagte, ich sey ein Aleman, ein Volk, von dem außer einigen Kaufleuten, die etwas davon gehört haben mochten, niemand etwas wußte, so daß manche mich fragten, ob das Land weit von Inglaterra läge — wie lächelten und zweifelten sie, wenn ich sagte, im Winter fiele Schnee, frören die Flüsse, fielen die Blätter von den Bäumen! Wie baten mich im Verlauf meiner Anwesenheit die Frauen, am meisten übrigens die alten, das Vater Unser in spanischer Sprache zu lernen, und welche Freude hatten sie, als ich es kannte! (Fortsetzung folgt.)

Der Marawi-See.

Mit diesem Namen ist auf Berghaus' Karte von Afrika ein See im Innern von Mozambique bezeichnet, dessen Erforschung seit langer Zeit das Ziel der Reisenden war. Jetzt theilt die in Grahamstown erscheinende Frontier Times (s. Col. Ges. vom 3 Febr.) Nachricht von der Reise eines Hrn. Bain mit, der von Grahamstown bis zum 24° S. B. vordrang. Sie erreichten eine Stelle, wo sie nur noch 15 Tagereisen von dem vorgeblichen großen See entfernt waren. Zahlreiche Nachrichten, welche Hr. Bain von den Eingeborenen einzog, mochen es ihm wahrscheinlich, daß der vorgebliche See nichts ist als ein Theil des Flusses Zimbisi (Zambeze) in der Nähe seiner Quelle. Der Fluß soll einen nordöstlichen Lauf haben, jährlich seine Ufer überschwemmen, und da das Land umher sumpfig und mit Binsen bedeckt ist, so würde es das Aussehen eines Sees erhalten (und wahrscheinlich auch mehrere Monate behalten). Zwei Stämme, Malubo und Matlumna, sollen in dessen Nähe wohnen. Sie besitzen Feuerwaffen, und Hr. Bain erhielt von den Eingeborenen, welche 14 Tagereisen von dem See entfernt wohnen, ein Stück portugiesisches Tuch, das sie von den Seeanwohnern erhalten hatten — ein Beweis, daß zwischen diesen und den portugiesischen Niederlassungen ein Verkehr besteht.

Die nordöstlichen Theile des kaspischen Meeres.

(Fortsetzung.)

In dem Meerbusen und in den Mündungen der darein fallenden Flüsse fängt man alle Arten von Fische, die im kaspischen Meere vorkommen, mit Ausnahme des Schamoi, den man selten trifft. Man fängt hier Hausen, Störe, Sewrjugen, Weise, Lachsforellen, Steriade, Karpfen, Sandart, Beachsen u. s. w. Gleich im Frühjahr, wenn der Fisch aus dem Meere ins süße Wasser geht, bedecken Tausende von Barken den Meerbusen und alle Mündungen, alles ist voll von Angelhaken und verschiedenartigen Netzen, auch auf den Inseln werden Seehunde getödtet. In der Mitte des Sommers, wenn der Fisch nach der

Digitized by Google

Tiefe zurückkehrt, iſt die Thätigkeit minder groß, ſie beginnt aber im Herbſt aufs neue und dauert bis in den Winter hinein: dann werden Löcher in das Eis geſchlagen und die Fiſche mit Angelhaken gefangen, die Seehunde aber mit dem Gewehr erlegt.

Es iſt unmöglich auch nur annähernd die Capitalien zu beſtimmen, welche in den hieſigen Fiſchereien umgewendet werden, ſo wie die Menge der gefangenen Fiſche und der ausbezahlten Summen anzugeben. Privatleute verbergen ihren Umſatz, und ſelbſt die bis jetzt von den Kronfiſchereien bekannt gemachten Berechnungen ſind unzuverläſſig. Im Jahre 1841 waren bloß mit der Embafiſcherei, freilich der größten, 580 Raſchiwen,*) 1360 Kähne und 5349 Menſchen beſchäftigt. Gegen 2000 im Wolgodelta angeſiedelte Bauern beſchäftigen ſich hier mit Fiſchfang; faſt eben ſo viel kann man Leute rechnen, die aus den obern Gouvernements kommen, ohne die Menge von Kirgiſen und Kalmüken in Anſchlag zu bringen, welche in der Nähe der Wataqen umherwandern und gleichfalls zur Arbeit verwendet werden; einige hundert uraliſche Koſaken und Kirgiſen ſind auch auf den Gewäſſern des Ural beſchäftigt. Rechnet man hiezu die Beaufſichtigung der Fiſcherei, den Transport des Salzes und der Fiſche, die Inſtandſetzung aller zum Fiſchfang nöthigen Werkzeuge, den Bau der Wataqen, der Schiffe, und man kann ſich einen Begriff machen von dem bedeutenden Umfang der hieſigen Fiſcherei und der Größe der darin umgewendeten Capitalien. Außer dem bedeutenden Localverbrauch verſorgen die hieſigen Fiſchereien faſt ganz Rußland und der Ueberſchuß wird in bedeutender Maſſe über die Gränze geſendet.

Nach allgemeiner Meinung ſind die kaſpiſchen Fiſchereien in ſtarkem Verfall und die Maſſe der jährlich gefangenen Fiſche nimmt fortdauernd ab. Da es an ſichern Thatſachen fehlt, ſo kann man dieſe Frage unmöglich entſcheiden. Es iſt kein Zweifel, daß dieſer Naturreichthum, an dem man unaufhörlich ſchöpft, allmählich abnehmen muß, und daran ſind hauptſächlich einige Mißbräuche ſchuld, von denen ſelbſt nach dem Geſtändniß derer, welche Nutzen daraus ziehen, der Fang der kleinen Fiſche zum Ausſchmelzen des Fettes der bedeutendſte iſt. Millionen werden faſt in der Geburt vernichtet, ohne irgend einen bedeutenden Vortheil zu bringen. Auf der andern Seite zieht man bei der geſteigerten Thätigkeit eine viel größere Menge Fiſche aus dem Meere. Man beklagt ſich über den hohen Preis der Fiſche und über die Geringfügigkeit des Fangs der Privaten. Das iſt ſehr natürlich. Die Wohlfeilheit früherer Zeiten war bedingt durch den beſchränkten Abſatz, durch die Wohlfeilheit aller zum Fiſchfang nöthigen Materialien, durch die Wohlfeilheit des Unterhalts und ſomit des niedern Taglohns; der Reichthum des Fangs bei den Privaten entſprang aus der geringen Zahl der Fiſcher. Bei dem allgemeinen und beſonders localen Mangel der Capitalien bezogen die Capitaliſten große Vortheile. Der ſteigende Begehr nach Fiſchen zog Capitalien herbei und ſteigerte den Pachtpreis der Gewäſſer zum Nachtheil der Capitaliſten. Um ſich zu entſchädigen ſteigerten dieſe die Thätigkeit, und daraus entſprang denn die Verminderung des Fangs bei den Privaten; daher auch die Theuerung. Die Höhe der Preiſe von Naturproducten beweiſt noch nicht deren Geſchöpfung. Vergleicht man die Höhe der Pachtſummen mit dem geſtiegenen Preiſe der Fiſche, ſo muß man noch ſtaunen über das Mißverhältniß, das nur durch eine geſteigerte Maſſe von Erzeugniſſen ſich ausgleichen kann. Vom Jahre 1832 an wurde der Waſſertheil, der den Namen Uſchugan führt, um 348,700 R. A. verpachtet; vom Jahre 1838 an zahlte man gegen 450,000 R. und jetzt iſt der Preis auf beinahe 900,000 geſtiegen. Ein anderer Strich, der vor 40 Jahren noch gar nichts eintrug, wurde im Jahre 1838 um 47,000 R. verpachtet, und jetzt zahlt man 110,000 dafür. So ſind auch die andern Antheile im Preis geſtiegen, während wenigſtens in den letzten Jahren das Steigen der Fiſchpreiſe nicht ſehr bemerklich war. Die Klagen über ſchlechte Zeiten hört man allenthalben und immer. Schon in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts hörten Lepechin und Gmelin die Klagen über ſchlechte Zeiten und dem Verfall der Fiſcherei, der erſte in Gurieff, der andere in Aſtrachan.

Ein Muſter der Wohlfeilheit und des Ueberfluſſes früherer Jahre kann man auch noch jetzt bei den Fiſchereien der perſiſchen und turkmeniſchen Ufer ſehen; dort wirft man aus Mangel an Abſatzmitteln die Fiſche, nachdem man den Rogen und Leim herausgenommen, wieder ins Meer. Bei den Turkmenen kauft man den Leim zu 130 R. A., den Kaviar zu 3 R. A. das Pud, 100 Stör mit Rogen und Leim zu 20 bis 50 R. A. Der Wetteifer der Capitaliſten muß auch dort mit der Zeit den Preis erhöhen.

Wir haben nun von dem Fiſchfang auf dem kaſpiſchen Meere überhaupt geſprochen. Einige Theile ſind wirklich im Verfall, namentlich der an der Emba. Verfall muß hier ſtattfinden, wenn bei der jetzigen Höhe der Pachtpreiſe die Zahl der Fiſcher an der Emba, welche einen ſehr mäßigen Zoll zahlen, jährlich abnimmt und die noch übrigen über ſchlechten Fang klagen. Wir bemerken noch, daß ſelten ein Fiſcher ſeinen Fiſchplatz aufgibt, ehe er ſich völlig ruinirt hat, es iſt dieß eine Art Hazardſpiel, das äußerſt lockend iſt, denn manchmal belohnt eine einzige Ausfahrt für den Verluſt mehrerer Jahre. Darum bleibt ein Fiſcher, ſo lange er immer kann, er nimmt Geld zu hohen Zinſen auf, er fährt mit ſchlechtem Schiff und ſchlechtem Geräthe hinaus, fiſcht mit verbotenen Netzen, geht an unerlaubte Orte, in fremde Antheile, geht hinaus bis in die größere Tiefe, kurz er ſetzt ſich allen Gefahren des Meeres, den Angriffen der Kirgiſen und der Gefangennahme durch die Aufſeher aus. Reiche Leute, die einige Dutzend Baarken haben, verlieren durch die Ungleichheit des Fanges weniger; gegenwärtig aber wagen ſich nur wenige mit großen Capitalien dahin, und doch ſollten im Durchſchnitt die Capitalien an der Emba größern Vortheil abwerfen.

Der Verfall irgend eines beſondern Fangorts hängt von verſchiedenen Urſachen ab, von der Richtung der Winde, von dem Wechſel der Strömung, vom Seichterwerden u. ſ. w. Die Verluſte, welche viele Embafiſcher in den letzten Jahren erfahren, kommen theils wirklich von der Abnahme der Fiſche, theils von der unmäßigen Menge der Fiſcher her. Auch der Seehundsfang iſt im Verfall; das beweiſen die officiellen Zahlen, auf welche man ſich hinſichtlich dieſes Zweigs verlaſſen kann, da von jedem Pud ein Zoll gezahlt werden muß und große Unterſchleife unmöglich ſind. Die Urſache des Verfalls iſt hier auch viel klarer; man erſchlägt die Seehunde allenthalben und unaufhörlich, und da ſie jährlich nur Ein Junges werfen, kann ſich dieſe Verwüſtung nicht erſetzen. Uebrigens hat der Seehund die Ufer verloſſen, die er ſonſt betrat, und andere aufgeſucht, wo man ſeiner weniger leicht habhaft wird, wie auf dem Vorgebirge von Tük-karagan, oder wo die Jagd verboten iſt, wie auf den Ofeninſeln. Im Jahre 1841 wurden, wie aus den Berechnungen zu erſehen iſt, 37,000 Stück Seehunde getödtet, in frühern Jahren gegen 100,000 Stück und darüber. (Schluß folgt.)

*) So nennt man die großen Wolgabarken mit einem Oberlof und einem Maſt.

München, in der Literarisch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 64.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

4 März 1844.

Nachrichten über die Gambier-Inseln oder den Mangareva-Archipel.

(Echo du monde Savant, 15 Febr.)

Die Regierung dieser Inseln war seit undenklichen Zeiten monarchisch und erblich, wie es scheint mit steter Ausschließung der Frauen von der Erbfolge. Der König ist der unumschränkte Herr aller Ländereien, und sein erster Minister heißt „Taura tiaki ao," d. h. der Bewahrer der Gewalt; ihm sind die Schlüssel des öffentlichen Schatzes, die Erhebung der Steuern, die Verwaltung der Gerechtigkeit u. s. w. anvertraut. Außer diesem ersten Minister findet sich eine gute Anzahl Unterbeamte, kurz man trifft hier im kleinen, was man anderwärts in viel glänzenderen Formen sieht. Der König hat seine Höflinge und seine Pagen, die Königin ihre Dienerschaft und ihre Ehrendamen. In einem so armen beschränkten Gebiet sind die königlichen Vorrechte sehr bescheiden; sie beschränken sich auf einige Wege und Sitze, welche tabu, d. h. ihm allein vorbehalten sind. Auch ist es gebräuchlich, daß niemand in seiner Gegenwart steht, man muß sich niederkauern oder auf die Fersen setzen. Jeder Unterthan, der eine Gunst zu erbitten, oder für eine solche zu danken hat, muß dem König Füße und Knie küssen. Hierauf beschränken sich die Auszeichnungen und Huldigungen, welche das Volk seinem Herrn darbringt.

Die andern Mitglieder der königlichen Familie genießen gleichfalls besondere Vorrechte, das kostbarste ist aber wohl das einer sorgfältigen Erziehung. Am merkwürdigsten sind die Gebräuche, welche den Thronerben umgeben. Kaum ist er geboren, so entreißt man ihn seiner Familie, und bringt ihn auf den Gipfel eines hohen Berges in eine einsame Hütte, in der alle seine Ahnherren erzogen wurden; hier wächst er ohne eine andere Gesellschaft als die seiner Amme und einiger Dienerinnen völlig unbekannt heran, denn jede Annäherung an seine geheimnißvolle Wohnung ist seinen künftigen Unterthanen streng untersagt. Von der Höhe dieses Berges herab zeigt man ihm die zahlreichen, grünen Thäler, welche einst sein Reich bilden sollen, und so nährt man frühzeitig seinen Stolz; darum betrachten sich auch die Beherrscher von Mangareva als die ersten, oder vielmehr als die einzigen Könige der Welt, denn sie glauben, diese ende mit ihrem Gesichtskreis. Wenn die Zeit herankömmt, wo der junge Fürst von dem Berge herabsteigen soll, d. h. im Alter von 12 bis 15 Jahren, kommen sämmtliche Eingeborne, Männer und Weiber, Kinder und Erwachsene zusammen, um ihm entgegen zu gehen und ihren künftigen Herrn bei seiner Ankunft zu begrüßen. Dieser Tag gilt als eines der schönsten Feste der Insel.

Die Bewohner von Mangareva sind im allgemeinen von hohem Wuchs und kräftigem Bau; schöne Züge verbinden sich mit großer Muskelkraft und den besten Verhältnissen. Hier sieht man weder Stumme noch Taube, weder Buckligte noch Blinde, und der einzige körperliche Fehler, den man bei ihnen bemerkt, sind einwärts gehende Füße. Das Tättowiren steht ihnen nicht übel. Fast alle haben ein Kreuz auf der Schulter, das sehr den Epauletten unserer Soldaten gleicht, und auch das übrige Tättowiren hat mehr als Eine Aehnlichkeit mit der militärischen Kleidung der Europäer. Die seltsamen Figuren, mit denen jeder seine Haut schmückte, vereint mit dem langen Bart und dem fliegenden Haar, gaben ihm ein kriegerisches, schreckliches Aussehen, dem auch sein Charakter nicht widersprach, denn vor seiner Bekehrung galt er für einen der wildesten Bewohner Oceaniens. Man begann die Operation des Tättowirens mit 16 oder 20 Jahren, und die Frauen waren so gut wie die Männer stolz auf diesen seltsamen Schmuck. Gegenwärtig denkt niemand mehr daran, obgleich die Missionäre die Sache nicht verboten haben.

Jetzt wo die Religion das ganze Ansehen dieser Inseln verändert hat, kann man kaum mehr glauben, wie sehr die Mangarevier nach dem Blute ihrer Nächsten begierig waren; sie verzehrten nicht bloß die Fremden, welche der Schiffbruch auf ihre Küste warf, sondern selbst ihre Nachbarn und auch manchmal ihre besten Freunde. Daß man das Fleisch der gefangenen Feinde verzehrte, war und ist der Gebrauch mehrerer Völker; aber auch im Frieden waren diese entsetzlichen Mahlzeiten nicht selten, hier jedoch mußte man, um sich ein Opfer zu

Digitized by Google

verschaffen, zur Hinterlist seine Zuflucht nehmen; man ging förmlich auf die Menschenjagd, und wenn ein Mann seinem Nachbar eine Falle stellen und ihn an einen einsamen Ort locken konnte, so stieß er ihm mit einer höllischen Freude den Dolch ins Herz und verzehrte ihn, wenn die Dunkelheit eingebrochen war, in irgend einem einsamen Thal. Kinderfleisch war namentlich beliebt, und oft preisen sich die bei den Missionären befindlichen Kinder glücklich, daß sie jetzt nicht mehr jeden Augenblick zittern müssen von den Erwachsenen aufgefressen zu werden.

Zu dem Morde des Nächsten kam auch die gewaltsame Besitznahme seines Eigenthums. Wenn die Zeit der Ernte herannahte, ging der Krieger, dem es in seiner Wohnung zu eng wurde, ohne weiteres zum Besitzer des benachbarten Feldes und fing Händel mit ihm an: „Was machst du auf diesem Boden? was nimmst du die Frucht der Bäume, welche ich pflanzte? Geh fort, oder du sollst es bereuen!“ Man kann sich denken, daß der andere nicht sehr geneigt war, seine Ernte ohne Widerstand aufzugeben. Der Streit wird laut und der ganze Stamm eilt auf das Geschrei herbei; die einen ergreifen Partei für den Räuber, die andern für den Beraubten; von Worten kam es dann zu Schlägen, und sobald die ersten Steine geworfen waren, wurde das Gefecht allgemein; man zerriß, man mordete einander, bis der Sieg dem stärksten blieb. Dann verbarg der Besiegte, wenn er je das Glück hatte den Kampf zu überleben, seine Schmach bei einem Bruder oder Verwandten, während sein glücklicher Nebenbuhler sich in den Besitz des Feldes setzte, das ihm sein Muth errungen hatte. Seit die Mangarever Christen geworden sind, gab es zwar auch noch Gränzstreitigkeiten, aber sie waren weder sehr heftig noch schwer zu stillen, und an der hierin vorgegangenen Veränderung konnten die Missionäre abnehmen, wie sehr schon das Gefühl für Gerechtigkeit und Mäßigung Platz gegriffen hatte.

Die Landenge von Panama.

(Fortsetzung.)

Dieser religiöse Sinn ist überhaupt auf der ganzen Landenge sehr rege, übrigens mitunter mit Beschränktheit, Verirrungen und Ausartungen verknüpft, und ohne besondere Erfolge für die Sittlichkeit. Der rohen Osterceremonie gegen die Juden in Panama ist gedacht; in Tadoga traf ich die Nischen an der Außenseite der Kirchenmauern mit menschlichen Todtenköpfen und sonstigen Gebeinen bestellt, um, wie man mir auf meine Frage sagte, die Eintretenden an die Sterblichkeit zu erinnern, und in David verbot mir der Gefe Politico wegen zweier eines Tages gespürter Erdstöße einen auf den Abend von mir anberaumten Ball zu halten, um, wie er sagte, Gott nicht zu erzürnen; ein anderesmal fand ich eines Abends beim Vorübergehen vor der Kirche, durch lautes, mit häufigem hohlem Klopfen verbundenes Beten eines einzelnen aufmerksam gemacht, daß ein Mann sich zwischen jedem Vaterunser, deren er viele hersagte, mit einem schweren Stein wider die Brust schlug, was ihm, wie man mir sagte, von dem Geistlichen als Buße für eine Sünde auferlegt war. Die Geistlichkeit, insbesondere in Panama, wo sie sehr zahlreich ist, überläßt sich ungescheut den weltlichsten Vergnügungen und Lastern, und in David, gleich wie auf dem ganzen Isthmus, leben eine große Anzahl Leute in wilder Ehe.

Letzteres war so zum Gebrauch geworden, daß das Gouvernement am 1 Junius 1838, wo ich mich gerade in David befand, ein Gesetz erließ, wonach alle, welche in wilder Ehe lebten, sich trauen lassen mußten. Da gab es denn eigenthümliche Scenen, wenn die Alguazils in die Häuser kamen und fragten, ob die Ehe kirchlich oder wild wäre. Welche Debatten! Dieser sagte, es ist meine Haushälterin, ich habe nichts mit ihr zu thun; jener hatte eine andere, sein Verhältniß ablängnende Erklärung, und indessen schrien mitunter aus dem Nebenzimmer die Kinder, vor den Beamten sich fürchtend, nach Vater und Mutter! Man heurathet übrigens schon im 18ten, und die Mädchen im 11ten Jahre.

Die Nahrungsquellen der Einwohner von David und der Umgegend beruhen außer dem bereits erwähnten Handel und der gelegentlichen, jedermann, Fremden wie Einheimischen, erlaubten aber keineswegs sehr ergiebigen Perlenfischerei in den benachbarten Meeresstrichen, in dem Besitz unzähliger Rindviehheerden, die übrigens, gleichwie der höchst zahlreiche, jedermanns Bemächtigung freistehende Hochwildstand, bei der Indolenz der Einwohner, der Schwierigkeit der Communication und dem Mangel an Absatz, nur in geringem Grad nutzbar gemacht sind.

Der Heerdenbesitz ist so sehr die Grundlage alles Vermögens, daß die Einwohner nach Köpfen, nämlich nach der Anzahl der Thiere, welche sie besitzen, geschätzt werden, und man z. B. sagt, Antonio ist ein Mann von 1200 Köpfen, jenes Mädchen bekommt 2000 u. s. w. Köpfe. Die Thiere bleiben das ganze Jahr auf der Weide, ernähren sich selbst und werden nur von Zeit zu Zeit gezeichnet. Jährlich wird ein- oder mehreremal geschlachtet, das Fleisch in dandartige Stücke geschnitten, mit Salpeter gebeizt, auf Stangen an der Luft getrocknet, und nach den südlichen Küsten, besonders dem Choco, in kleinen Kistchen, eine Arroda (25 Pfd.) enthaltend, fest verpackt und mit einer Lage Schweinespeck bedeckt, verschickt, meistens für die Bergleute, welche dorten in großer Anzahl in den Gold- und Süderdergwerken beschäftigt sind, wogegen Dublonen und andere dortige Erzeugnisse das Tauschmittel bilden. Außerdem beziehen Nachbarländer, die nicht so sehr durch das Terrain begünstigt sind, einigen Bedarf.

Der Preis für das Stück Rindvieh ist circa 3 Dollars; Pferde, die besonders schön sind, steigen im Preise bis zu 10, 15 und 20 Dollars, für welchen letzteren Betrag man jedoch nur ein Prachtpferd erkauft. Dieselben, obgleich nicht sehr groß, sind doch stark, rasch und munter, und werden zum jedesmaligen Gebrauch von Knaben, die auf ungesattelten Pferden sitzen und mit Lassos versehen sind, auf der Weide eingefangen.

Häufig bewegte sich die Unterhaltung der Männer um den

Digitized by Google

geringen Werth des Viehes, und wie sehr solcher sich erhöhen müßte, wenn es etwa möglich wäre, einen Paß über die Anden zu finden, um Absatz für das Vieh an den Küsten des atlantischen Meeres, besonders nach den vielverbrauchenden westindischen Inseln zu gewinnen. Insbesondere wurde ein etwa nach Boca del Toro in der Laguna de Chiriqui am atlantischen Meer aufzufindender Paß als der vortheilhafteste hervorgehoben, da er der kürzeste sepn würde und Boca del Toro einen Hafen besäße. Auch die sonstigen Vortheile, welche ein solcher Paß für den Verkehr überhaupt darbieten müßte, wurden viel besprochen, und ich wurde durch alles dieß eines Abends zu der Aufforderung veranlaßt, eine deßfallsige Entdeckungsreise vorzunehmen, indem ich mich erbot, daran Theil zu nehmen. Sofort traten mehrere hervor, die ihre Bereitwilligkeit erklärten, unsere Zahl stellte sich auf sechs und alsbald wurde eine Subscriptionsliste zur Kostenbestreitung eröffnet.

In wenigen Tagen nun sollte der Zug angetreten werden. Leider aber kamen schon am andern Tage einige der Theilnehmer, die vielleicht durch den Dunst der Aguardientes zu ihrer Unternehmungslust befeuert worden waren, brachten allerlei Ausreden vor und bedauerten, austreten zu müssen, insbesondere da nächst der Küste des atlantischen Meeres die „Indios valientes" wohnten, welche mit den Indianern auf der Westküste vor etwa 86 Jahren ein Treffen in den Gebirgen gehabt hätten und noch Rache gegen dieselben nährten, und deßhalb die Reise zu unsicher wäre. Als Schlußergebniß zeigte es sich, daß alle sechs Personen, welche sich so eifrig angeboten hatten, zu Hause bleiben wollten. Dieses unschöne Benehmen schreckte mich von dem Plane nicht zurück, im Gegentheil entschloß ich mich nunmehr, die Reise allein zu unternehmen. Ich ließ sofort guten Taglohn für diejenigen ausbieten, welche mich begleiten wollten, und zu meinem größten Vergnügen fand sich nach einigen Tagen ein alter Landbewohner von Doleo, einem nahen Dörfchen, mit Namen Miranda, nebst seinen vier erwachsenen Söhnen ein, welche mir ihre Begleitung zusagten. Diese fünf wackeren Leute waren gerade wie ich sie nur wünschen konnte, und ich dingte bald auch noch drei Indianer.

Der Tag der Abreise wurde nun festgesetzt und ich brachte meinen Compaß, Flinte, Pulver und Blei in Ordnung. Von dem Ertrag der Subscription wurden auf 15 Tage Lebensmittel angeschafft, getrocknetes Fleisch, Reis, Bojas (Wälschkornklöse), Zucker, Salz, Pfeffer, Schiffszwieback und endlich 12 Krüge aus Reis gebranntem Aguardiente. Alle diese Lebensmittel wurden in häutene Säcke gepackt, so auch ein eiserner Topf zum Kochen.

Endlich kam der Tag der Abreise heran, und in leichter, nur aus Hut und weißen Beinkleidern bestehender Reisetracht trat ich mit meinen Begleitern, die sämmtlich mit langen Machetes (Hackmessern) und Lanzen bewaffnet waren, die Reise zu Pferd nach den etwa eine halbe Tagreise entfernt liegenden Anden an. Die meisten meiner Bekannten gaben mir das Geleit und versahen mich noch mit vielem guten Rath über die Indianer, die wilden Thiere, empfahlen mich einer Menge Heiligen, bis ich sie endlich heimschickte, um mich meinen Leuten zuwenden zu können. Zu meinem größten Vergnügen bemerkte ich, daß sie mich recht gut verstanden, und mein Vorhaben vollkommen begriffen.

Unser Weg, obgleich ziemlich eben, ging immer steigend und an manchen hohen Grashügeln vorbei, welche, wie die Leute glauben, alte Grabmäler von Incas sind, da schon mehreremale menschliche Gerippe mit Kochgeschieeen und Tomahaks, so auch kleine kupferne, zuweilen selbst goldene Männchen mit Ringen am Halse, darunter gefunden wurden. Gegen Abend kamen wir am Saume des Gebirge an und schickten unsere Pferde durch einige zu diesem Behufe mitgenommene Jungen heim. Eine verlassene Hütte, die ich hier traf, nahm mich mit meinem Hamak auf, die Leute machten Feuer, bereiteten die frugale Mahlzeit, und bald wiegte ich mich in angenehmen Gedanken über den Nutzen meiner Unternehmung, wenn sie gelange, in den Schlaf ein.

Bei Tagesanbruch wurden wir durch das Gekreische der Papagayen und das Geschnatter der Affen in dem benachbarten Wald erweckt und wanderten muthig in das Gebirge und seine Wälder ein.

(Schluß folgt.)

Ein Porträt von Columbus.

Unter den Gemälden, welche der alten englischen Familie Rawdon gehörten und beim Absterben des letzten Familiengliedes öffentlich versteigert wurden, fand sich auch ein Originalporträt von Columbus. Es stellt ihn dar in schwarzer Kleidung mit gefälteltem weißem Kragen und ähnlichen Spitzenkragen um die Handgelenke. Seine Züge sind männlich und edel, und das Ganze gleicht ungemein der Schilderung des Helden, wie man sie von der Hand seines Sohnes besitzt, nur ist das Haar schwarz, während der Bart roth ist; vermuthlich aber rühret letzteres von irgend einem ungeschickten Schmierer her. Das Gesicht hat die Adlernase und die feische Farbe, die man ihm zuschreibt, und der Name findet sich an der obern linken Ecke angebracht, augenscheinlich ehe der Firniß über das Gemälde kam, und somit gleichzeitig mit diesem. Der Rahmen ist eine prächtige Probe der Kunst am Ende des 16ten Jahrhunderts, nämlich 1590, und trägt das Wappen des Columbus, so wie einige andere merkwürdige Emblème in der Mitte über dem Kopf. Aus genealogischen Forschungen über die Verhältnisse des reichen, weit verzweigten Kaufmannshauses Rawdon kann man wohl annehmen, daß sie die Leute waren, solche Gemälde zu besitzen. Es ist nach Titians Art gemalt und wird wohl seinen Weg in die Nationalgalerie finden, da sich an der Aechtheit kaum zweifeln läßt. (Literary Gazette vom 17 Februar.)

Die nordöstlichen Theile des kaspischen Meeres.

(Schluß.)

Die Räubereien der Kirgisen und Turkmenen, welche an diesen Ufern umherwandern, erschweren den Fischfang gleichfalls einigermaßen. Diese Wilden, die man hier im allgemeinen Kaesaken nennt, fahren auf Barken, die sie den Schiffern mit Gewalt genommen oder am Ufer angebunden gefunden haben, hinaus, überfallen die völlig unbewaffneten

Fischer, plündern, verbrennen oder führen die Schiffe fort und schleppen erstere in Gefangenschaft. Da sie die Waffen nur schlecht handhaben und feig sind, so ziehen sie sich bei dem geringsten Anschein von Vertheidigung zurück oder greifen gar nicht an, wo sie eine auch nur geringe Vorsicht bemerken. Leider sind die Schiffer trotz wiederholter Beispiele von Raub immer noch unvorsichtig, wie früher, bewaffnen sich nicht, und sind stets einzeln zerstreut; oft fahren sie auf den Fischfang fast bis an die Ufer hin, wo die Nomadenlager stehen, oder sie fahren aufs offene Meer hinaus, wo sie bei einer Tiefe von 20 bis 30 Klafter häufigen Unfällen ausgesetzt sind. Indeß hat der Chan von Chiwa seit 1840, nach der Expedition General Perowski's, den Kirgisen verboten, Russen gefangen zu nehmen und als Sklaven zu verkaufen, auch haben die Kirgisen dieser Weisung bis jetzt gehorcht.

Die in der Embo zum Schutz der Fischer stehende Kriegsmacht bestand in den letzten Jahren aus einem Transportschiff, einem Tender, fünf großen Booten und einigen Fischernachen. Bei der Ausdehnung der Gewässer, an denen die Fischer vertheilt sind, konnte diese Abtheilung nicht allenthalben zugleich schützen, und so welchen die Kirgisen, welche ein Kriegsschiff schon von weitem erkennen, auf ihren leichten für geringe Tiefen eingerichteten Kähnen dem Zusammentreffen mit denselben ohne Mühe aus.

Die Handelswege von Astrachan über diesen Meerbusen führen nach drei Punkten, nach Gurieff, nach der Veste Nowoalexandrowsk und Tük Karagan. Nach Gurieff führt man aus Astrachan verschiedene Holzwaaren und Getreide; letzteres geschieht durch die uralischen Kosaken ausschließlich, um es gegen Pelze und Hämmel an die Kirgisen abzusetzen. In der Festung Alexandrowsk, die ausschließlich für den Handel mit Mittelasien gebaut wurde, ist der Handel höchst unbedeutend, wahrscheinlich wegen der Seichtigkeit des todten Meerbusens, über den die Fahrt lang und mühselig ist. Nach dem Meerbusen von Tük Karagan gehen, wie früher, jährlich eine oder zwei Karawanen, im Ganzen gegen 700 Kamele, und eine Karawane aus Astrachan mit 3 bis 500 Kameln. Die Chiwaer bringen dahin größtentheils dieselben Waaren, welche sie in Nowgorod kaufen und verkaufen; die Fahrt zur See ist in den Händen der astrachanischen Tataren, welche zu dem Ende einige Raschiwen besitzen, die nach dem Hafen von Mangischlak benannt sind. Aus Rußland führt man dahin Indigo, Sandelholz, Stangeneisen, Zinn, verschiedene Waaren von Guß- und Schmiedeisen, wie Geschirre, Dreifüße, Steigbügel u. s. w., ferner Tuch, Sammet, Litze, grobe Baumwollenzeuge, Schreibpapier, Alaun, einige Holzwaaren, wie Schalen, Kisten u. s. w. Nach Astrachan führt man rohe Baumwolle und Seide, so wie wollene, baumwollene und seidene Stoffe.

Tük Karagan ist der einzige Punkt am kaspischen Meere, über den der russische Handel nach Mittelasien geht. Dieser Handelsweg ist augenscheinlich sehr vortheilhaft, 30 Tage Karawanenreise aus Chiwa, 120 Meilen Schifffahrt nach Astrachan, die man bei gutem Winde in weniger als 24 Stunden zurücklegt, und endlich von Astrachan die Wolga hinauf nach Nischnei-Nowgorod. Der Handel ist indeß hier sehr unbedeutend; woher mag dieß wohl kommen? Die Karawanenreise durch die Steppe bietet keine besondern Hindernisse dar, wenigstens nicht in Vergleich mit andern Straßen; selbst die Regelmäßigkeit dieses Karawanenzugs beweist es. Die Entfernung von 30 Tagereisen ist nicht sehr groß, und um die Hälfte kürzer, als die Entfernung von Bochara nach Orenburg. Man könnte einen nähern Punkt am kaspischen Meere auffinden, z. B. den Meerbusen von Krasnowodsk, der von Chiwa nur 17 Tage entfernt ist, aber die Schifffahrt von da nach Astrachan ist beschwerlicher und länger, und selbst der Weg durch die Steppe für die Chiwaer gefährlicher. Sicherheit vor den Wanderstämmen ist ein Hauptaugenmerk. Wenn sie den Weg über Tük Karagan auswählten, so war es vermuthlich für sie der bequemere. Erleichterung der Quarantänemaaßregeln nach dem Beispiel der orenburgischen Linie, wo die Zeit des Zugs durch die Steppe mit eingerechnet wird, die Errichtung einer Waarenniederlage am Meerbusen von Tük Karagan und die Dampfschifffahrt müssen allmählich den Handel beleben, aber wird er dann sehr bedeutend seyn? Chiwa an und für sich ist kein reicher Erdwinkel, auf seinem Markt ist kein Raum für große Capitalien. Andere reichere Chanate, fruchtbarere Oasen, Bochara, Kokand, Badakschan u. s. w. liegen östlicher, und sind in unaufhörlicher Fehde mit Chiwa, unter sich und den in der Umgegend wandernden Stämmen. Hier liegt vielleicht überhaupt die Ursache der Armseligkeit des russischen Handels mit Mittelasien. Seit der Zeit Peters, welcher zuerst die Aufmerksamkeit auf den Handel mit dem Orient über das kaspische Meer lenkte, hat man allerlei versucht, um diese Idee zu beleben, bis jetzt sind aber alle Versuche nutzlos gewesen; die Zukunft bietet große Hoffnungen, die Gegenwart aber ist dürftig.

Miscellen.

Büste des Königs Ptolemäus von Mauritanien. Man entdeckte kürzlich zu Scherschel eine Büste von parischem Marmor, eben so vortrefflich gearbeitet, als gut erhalten. Sie zeigt eine auffallende Aehnlichkeit mit dem Bild auf den Münzen des Sohnes Juba II, Ptolemäus, des zweiten und letzten Königs des tingitanischen Mauritaniens. Juba, der Sohn dessen, welcher der Sprache des Pompejus bis ans Ende treu blieb, wurde von Cäsar im Triumph aufgeführt, aber von August freundlich behandelt und erhielt von diesem auch sein Königreich zurück. Er heurathete die Tochter des Marcus Antonius und der Cleopatra, daher der Name Ptolemäus, den er seinem Sohn gab. Sein Königreich Numidien, auf das er durch seine Abkunft ein Anrecht hatte, wurde ihm genommen, und ihm Mauritanien und Tingitanien dafür gegeben. Er baute die Stadt Jol wieder auf, nannte sie Cäsarea zu Ehren des Augustus und machte sie zu seiner Residenz. Eben hier war es auch, wo man die Büste seines Sohnes fand, den Caligula nach Rom fordern und hinrichten ließ. Die Büste zeigt einen Mann in der Blüthe der männlichen Jahre. (Echo du Monde Savant vom 15 Febr.)

Historischer Congreß in England. Die archäologische Gesellschaft, deren wir vor einigen Tagen gedachten (s. Nr. 61), soll die Absicht haben, zu bestimmten Zeiten einen historischen Congreß etwa in der Art der brittischen Naturforschergesellschaft zu halten. Die Mitglieder werden eingeladen werden, sich an einem durch seine historischen Denkmäler bemerkenswerthen Orte zu versammeln. Canterbury oder Winchester sollen zur ersten Versammlung bestimmt werden. (Lit. Gaz. vom 17 Febr.)

Das Denkmal Sir W. Scotts ist aus Mangel an Fonds noch immer nicht zu Stande gekommen, denn es fehlen noch gegen 3000 Pfd. St. Doch hofft man diese noch zusammenzubringen. (Englische Blätter.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 65.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

5 März 1844.

Die Landenge von Panama.

(Schluß.)

Hier galt es nun für meine Leute, mit ihren Machetes Picaduras zu hauen, nämlich Pfade zu unserm Durchkommen, da das Gesträuch mitunter aufs dichteste in einander verwachsen war. Von halber zu halber Stunde verglich ich unsere Richtung mit dem Compaß, und so ging es über Berg und Thal. Vierlei Thiere bekam ich da zu Gesicht, besonders Affen, welche zu Hundeten in Gesellschaften auf den Aesten sehr hoher Baume sitzend, ihr lebhaftes Spiel trieben und wilde Welschen, die uns eine angenehme Zuthat zu unsern Mahlzeiten wurden. Auch die Schlangen, welche überhaupt über den ganzen Isthmus ziemlich verbreitet sind, waren besonders zahlreich im Walde und wir hatten uns hauptsächlich vor dem Bisse einer kleinen Art von etwa zwei Fuß Länge zu wahren. Derselbe ist tödtlich, so daß in David und der Umgegend jährlich im Durchschnitt 6 bis 8 Personen daran sterben, wahrend die größern Schlangenarten, deren es bis zu 14 Fuß Länge gibt, meistens ganz ungefährlich sind. Eine fernere Plage bereiteten uns die Musquitos, Erdflöhe, und eine Art Ameisen, welche sich auf den Blättern der Stachelakacie aufhalten, und durch das bloße Berühren der Haut einen wohl bald vorübergehenden, aber sehr heftigen Schmerz bereiten.

Gegen 4 Uhr Nachmittags machten wir an einem schmalen Bache Halt, um unsere Schlafstatte daselbst aufzuschlagen. Mit Bewunderung sah ich, mit welcher Nettigkeit meine Leute, besonders die Indianer, eine Hütte für mich bauten, deren Dach sie aufs schönste und festeste mit Palmblatteen deckten. Gegen Eintritt der Dämmerung wurden große Feuer rings um unsere Lagerstätte angezündet und sodann die ganze Nacht unterhalten, um uns gegen die boetigen Tiger, deren es viele gibt, so wie die Zachinos zu schützen. Letztere sind eine Art kleiner, wilder Schweine, welche in Truppen von Hunderten Nachts auf Nahrung ausgehen, nicht die mindeste Furcht vor den Menschen zeigen, sondern dieselben sehr tapfer anfallen, und durch ihre Anzahl auch gewöhnlich den Sieg davon tragen, wenn man sich nicht auf Bäume flüchtet, und welche selbst die Bäume noch durch Umwühlen zu fällen suchen, bis sie durch Schüsse oder Lanzenstiche erlegt oder vertrieben werden. Dieses nächtliche Feuer, welches wir, wie natürlich, ferner jede Nacht wiederholten, erreichte seinen Zweck vollkommen und vertrieb zugleich die in der buschigen Waldung herrschenden schädlichen Miasmen.

Das Grauen des Tages traf uns wieder reisefertig und unser Weg führete mich bald einer sehr interessanten Entdeckung entgegen. Ich traf nämlich auf einen etwa 20 Fuß langen, 4 Fuß breiten und 10 Fuß hohen Granitblock, welcher, wie es schien, von Natur oval und glatt geformt war, und auf einer Seite mit allerlei Hieroglyphen, etwa einen Zoll tief, behauen war.

An diesem Tage begegneten wir auch, nachdem uns schon am Morgen eine ganz außerordentlich zahlreiche Affentruppe (der cuva blanca) aufgestoßen war, einer Gesellschaft rother Affen (mono colorado), und diese gab mir Gelegenheit zum erstenmal Affenfleisch zu essen. Meine Leute empfahlen mir nämlich diese Gattung als eßbar und sehr wohlschmeckend und baten mich, auf einen aus der Gesellschaft deutend, solchen herunterzuschießen. Das Thier, welches ziemlich hoch auf dem Baume saß, fiel von meiner Kugel, und meine Leute schleppten den Burschen, der gute 3 Fuß lang und seine 50 Pfund schwer war, noch eine Stunde weiter zu unserm Haltplatz für die Nacht. Daselbst wurde ihm die Toilette gemacht, nämlich die Haut abgestreift, der Kopf abgeschnitten, die Eingeweide ausgenommen und gewaschen, und der Herr sodann am Spieß gebraten. Die Leber war der Herrendissen und wurde mir daher auf einem Stückchen Holz offerirt. Ich konnte mich jedoch kaum zum Kosten entschließen, bis der alte Miranda mir zusprach und sagte, daß ich, wenn ich einmal wieder zu den entfernten Meinen komme, auch sagen könne, ich hätte Affenfleisch gegessen. Dieses bewog mich auch wirklich, und nachdem ein Theil der Leber verzehrt war, wartete man mir mit einer côtelette de singe au naturel auf, die, ich muß es gestehen, mir so gut schmeckte, daß ich mir noch eine zweite ausbat.

Digitized by Google

Immer meinen Begleitern, die meistens den Durchgang hieden, folgend, mitunter genöthigt, eeißende und breite Bergflüsse, weiche unsern Pfad durchschnitten, durchzuschwimmen, was meine Leute, die zum Theil Perlentaucher waren, bestens verstanden, zogen wir bis in den sechsten Tag weiter. Ich hatte bisher unter der reichsten Vegetation von Sarsaparille, Campescheholz, Terpentinbäumen, Kokos und Palmen allee Aeten, die zum Viehtranspoet nöthigen Futteeeräuter und Wasser in überflüssiger Menge angetroffen, und nun waren wir am Fuße des Monte frio, des höchsten Punktes der Anden, in dee mir vorliegenden Richtung angelangt. Deeselbe lag unseeem Ziele nahe und von seinem Gipfel mußte sich das Ergebniß meiner Unternehmung zeigen. Mit erneuertem Muthe stieg ich den Berg hinan, die Waldung trat bald mede und mehe hinter uns zueück, die Vegetation verlor sich, hin und wieder zeigten sich öde Klippen, die mir den seltenen Anblick eines Bergpferdes, welches im Galopp in scheuer Ferne an uns vorüdersprengte, darboten, und über ein nunmehe aus weichem Moos destehendes, sehe ermüdendes Terrain gelangten wir endlich gegen Mittag auf die Höhe des Berges.

Hier fanden wir uns gänzlich von Wolken, die von Norden deeauf zu uns kamen, eingehüllt und die Kälte schneidend auf unsere halbnackten Körpee eindringend. In Erwartung des Wegzugs der Wolken wollten wir Feuer anmachen, aber auch dieses beannte nicht bei der nassen Kälte des Materials. So saß ich nun frierend, von der eisigen Kälte der sich jagenden Wolken angeblasen, auf einem umgestürzten Baumstamm, des Augenblicks, wo die Landschaft sich wieder zeigen wüede, mit stiller Ungeduld gewärtig.

Erst nach andeethalb Stunden trat derselbe ein, und welcher Anblick wurde mir da! Tief zu meinen Füßen, in einer Entfernung von etwa vier Stunden, lag die ganze Laguna von Chiriqui odee Boca del Toeo; jede einzelne Insel der Laguna konnte ich genau unterscheiden, und einzig zeichneten sich dieselben im blauen Meeresgeunde aus, sogae die weiße Brandung an den felsigen Klippen unterschied ich, und in der Ferne ruhte das große, atlantische Meer! Entzückt von diesem Schauspiel und seeudig deehte ich mich zu meinen Leuten um, ihnen meine Ueberraschung mitzutheilen, da sah ich über die Waldgeliege, welche wir bereits überschritten hatten, in der Ferne den blauen Spiegel des stillen Oceans, die beiden Weltmeere demnach zu gleicher Zeit von Einem Punkte! Staunen, Anbetung und Jubel eefüllten als Huldigung gegen die Gottheit für diesen erhabensten aller Anblicke meine Brust!

Lange mochte ich in den Anblick, der außer mir wohl nur wenigen bis jetzt vergönnt gewesen, versunken gewesen seyn, bis das Mahnen meiner Gefährten und der Gedanke an meinen Reisezweck mich meinen Sinnen wieder gab.

Aber jetzt, Kindee, hinunter nach Boca del Toeo, jubelte ich, und mit beflügelten Schritten ging es abwärts. Aber leider! bald sollte uns die Herbe und Bitteekeit des Lebens wieder entgegentreten! Kaum 20 Schritte voewärts gelangt, zeigten sich von Büschen verdeckt, fast perpendiculäre Abhänge, die uns nicht eelaubten weiter zu gehen. Wir suchten demnächst über den ganzen Berg hin nach einem Pfad zum Absteigen, beachten den Rest des Tages damit zu, aber überall die nämlichen Abhänge, die den Viehtransport völlig unmöglich machten. Der beste Wille beseelte meine Leute, mich in meinen Nachsuchungen zu unterstützen, aber jeder Versuch mißlang und leider mußte ich zu meinem geößten Schmerz den Befehl zur Rückkehr ertheilen!

Nach einer fünftägigen Reise, auf der uns außer der Ceiegung einee Tigerkatze, meheerer Paoo Reai und einiger Sachinos nichts Sonderliches vorfiel, kamen wir wieder nach David zueück, wo alles aufs seeudigste mich empfing. Mit tausend Feagen, die ich bis auf die kleinsten Einzelnheiten beantworten mußte, wuede ich 14 Tage lang bestüemt, und des Erzählens wuede kein Ende. Auch der Gefe Politico bat mich um Mittheilung, die ich ihm aufs umständlichste ertheilte. Er sagte mie die geößten Schmeicheleien und ließ mir später eine namhafte Summe anbieten, wenn ich die Reise noch einmal nach einer veränderten Richtung unternehmen wollte.

Jetzt aber erheischte die mittlerweile stattgefundene Erledigung meiner Geschäfte meine Abreise, die ich um so mehr beschleunigen mußte, als ich binnen drei Wochen in Carthagena einzutreffen hatte.

Fleißig beteieb ich demnach die Verladung meines Cargo, dem die Indianer mitunter Stücke Eisenholz beisteckten, um die Sarsaparille an Gewicht zu vermehren, und endlich erschien dee Tag, an dem ich von dem geliebten David mit seinen zutraulichen, offenherzigen, einfachen und fröhlichen Einwohnern mich trennte. Es war ein herrlicher Abend, als ich es verließ. Das halbe Dorf begleitete mich zu Pferd und zu Fuß eine Strecke Weges weit, und herzliche Umarmungen und der Austausch aufrichtiger, seeundschaftlicher Gesinnungen bezeichneten das letzte Scheiden. Unsere Gefühle waren nicht wenig aufgeregt durch den Gedanken, daß ein Wiedersehen in dieser Welt wohl nicht mehr stattfinden wüede, und um mich der meinigen wieder zu bemeisteen, sprengte ich mit meinem Pferde davon. Doch kaum 30 Schritte weiter gekommen, hielt ich still, den lieblichen Schauplatz froh verlebter Stunden nochmals zu übeeschauen. Ruhig wanderten meine Freunde ihren Hütten zu, die in abendlichem Frieden auf der unübersehbaren Wiese ruhten, in der Ferne bewegten sich hin und wieder weidende Heerden, die Abendsonne übergoß mit ihren letzten Puepurstrahlen die Landschaft, die in der Ferne von den Wellenlinien der waldigen Berge, die ich erstiegen, begränzt wuede; die Abgeschiedenheit des Oetes von der übrigen Welt und die Güte von dessen Bewohnern trat meinem Geiste entgegen, wie sollten sich da nicht wehmüthige Betrachtungen übee meine Trennung wiederholen! In Gedanken daeüber versunken kam ich an dem bekannten Speditionsplatz an, den ich am nächsten Morgen mit andern Gedanken über das Land und seine Bewohner verließ, als ich ihn betreten hatte. Nie weede ich Chiriqui vergessen!

In Panama traf ich wieder mit meinem Capitän, wei-

Digitized by Google

cher auf der Landenge heimathlich war und sich mittlerweile bei seiner Familie aufgehalten hatte, zusammen, und ohne Aufenthalt traten wir mit unserer neuen Fracht die Rückreise nach Chagres zu unserer Brigg an. Dießmal schlugen wir den Weg über Cruzes ein, und da wir jetzt den Chagresfluß abwärts fuhren, trafen wir schon am zweiten Tag gegen Mittag in Chagres ein. Unterwegs erzählte mir nun der Capitän, daß mehrere unserer Matrosen inzwischen gestorben seyen; auch sahen wir mit Erstaunen von weitem unsere Brigg noch gar nicht segelfertig, während der Capitän schon vierzehn Tage zuvor deßhalb geschrieben hatte. Welche Wahrnehmungen sollten wir aber auf der Brigg selbst machen!

Hr. Randoll, erster, und Hr. Pratt, zweiter Steuermann, waren nicht mehr zu erkennen, so hatte sie das Fieber verzehrt, und von den vier Matrosen, welche wir an Bord gelassen, lebten nur noch zwei, auch diese nur die Schatten ihrer früheren Kraft.

In dieser großen Noth reiste der Capitän augenblicklich wieder nach Panama, um dort eine neue Mannschaft anzunehmen, zu der in Chagres kein Personal vorhanden war. Während der Abwesenheit desselben erzählte mir der arme Randoll, wie es ihm ergangen und wie krank er sey. Der Quinin, dessen wir ziemlich viel an Bord gehabt hatten, war aufgezehrt; ich hatte noch einen kleinen Vorrath, welchen ich redlich mit den armen Uebriggebliebenen theilte; doch für den armen Randoll war keine Rettung mehr. Als Sohn einer Wittwe hatte er von deren kümmerlichen Ersparnissen in Portsmouth die Seewissenschaft studirt; sein liebster Gedanke war stets die Erwerbung einer sorgenfreien Zukunft für seine Mutter gewesen; er war ein junger Mann von etlich' und zwanzig Jahren, und sollte seine Mutter und seine Heimath nicht wiedersehen! Zwei Tage nach meiner Ankunft, an einem Sonntag Nachmittag bei einem heftigen Regen, unter dem eintönigen Geläute der ärmlichen zum Ave rufenden Glocken von Chagres starb er an Bord des Schiffes in meinen Armen.

So saß ich unter Verwüstung und Tod einsam in einem Winkel des caraibischen Meeres und wehmüthig überfiel mich der Gedanke an meine Angehörigen und die ferne Heimath mit ihrem gemäßigten und gesunden Himmelsstrich und ihren schönen Umgebungen, in denen vielleicht gerade jetzt meine Angehörigen in der Gesellschaft von Freunden in froher Lust auf unserem Landhause oder einem sonstigen Ausfluge sich ergötzten.

Den Matrosen, welche Randoll vorangegangen, war kein Sarg gemacht, sondern dieselben, in alte Segel eingenäht, am Ufer des Meeres begraben worden, da die Einwohnerschaft von Chagres sich weigerte, die Armen, weil sie Ketzer seyen, auf ihren Kirchhof aufzunehmen. Auch Randoll wurde neben dieselben am Meeresgestade, jedoch an einer Stelle, die von der Fluth nicht erreicht werden konnte, an einem schönen, grünen, lichten Plätzchen am Fuße des Castells von Chagres begraben. Ich war seine einzige Begleitung.

Nach fünf Tagen kam der Capitän zurück, brachte vier braune spanische Matrosen mit, erstaunte nicht wenig über den neuen Todesfall und eilte was er vermochte, aus dieser Todtengrube zu kommen. Es wurde schnell geladen, einige der nöthigsten Segel aufgezogen, das Schiff so eilig als möglich in Stand gesetzt und aus dem Hafen von Chagres geflohen. Wie erleichtert fühlte ich mich, als ich wieder auf dem Meere war!

Nach einem kurzen Aufenthalt in Puertobello fuhren wir zunächst an den mit der unermeßlichsten Cocosvegetation überfüllten St. Blas-Inseln vorüber, durch den Golf von Darien nach Carthagena, womit ich nunmehr, nachdem ich Nord- und Mittelamerika bereist hatte, den eigentlichen Süden dieses Welttheils betrat.

Die Montenegriner.

(Historische Novelle aus der neuesten Zeit von Prokop. Chocholousek. Kwety Nr. 91 bis 97 v. vor. J.)

Finstere Nacht ruhte über den Thälern von Montenegro und hüllte dieß freie Slawenland in seinen dunkeln Schleier ein. Schwarze Wolken flogen am Himmel hin und gestatteten nur hie und da dem sternbesäeten Gewölbe einen Blick hinab auf die Erde. Der von Wolken eingehüllte Mond zog langsam vom Balkan her in Dunkelheit seinen Weg, und goß da und dort sein mystisches Licht hernieder, bei dem sich nur die nächsten Gegenstände unterscheiden ließen. Nur wenn er hie und da scheu aus seinem Schleier hervorblickte, konnte man den steilen Felsenkamm von Montenegro und die schmalen Pfade erkennen, welche zu den flachen Gegenden Albaniens und der Herzegovina hinabführen; in der Ferne schimmerten die mit goldenen Halbmonden gezierten Minarets der türkischen Stadt Klobuk, und im Kreise umher blinkten die Sommerwohnungen der reichen Türken aus dichtbelaubten Gärten hervor, mehr festen Schlössern als Lustorten ähnlich.

Bei einem solchen Mondesschimmer sah man zwei Männer durch das Feld von Grahowo dahin schreiten nach dem Pfade, der ins flache Land hinabführet. Es waren dieß hübsche junge Leute, wie sie Montenegro jährlich zu Hunderten in den Kampf mit den Türken aussendet. Nicht allzu hohen Wuchses, von kräftigem, starkem Gliederbau, dem jedoch die nöthige Gewandtheit und Schnellkraft keineswegs abging, hätten sie als Muster männlicher Schönheit dienen können. Jedem schwankte ein langes Gewehr auf den breiten Schultern, und an dem Ledergürtel staken zwei Pistolen und ein Handschar mit elfenbeinernem Griff. Schweigend und raschen Schrittes durchwanderten sie das Feld bis zu einem tiefen Hohlweg, von dem nach beiden Seiten hin eine hohe Felswand sich erhob, auf der montenegrinischen Seite, obwohl steil, doch zugänglich, auf der türkischen aber eine senkrechte Granitmauer.

„So sind wir endlich zur Stelle, Stanko," sagte derjenige, welcher zur Rechten ging, zu seinem Gefährten, indem er seine Schritte anhielt. „Bestehst du noch immer darauf?"

„So wahr der Glanz der Augen Zaire's nicht verlischt," sagte dieser, „nur einer von uns wird hinausgehen auf das Feld von Klobuk."

„Also ans Werk," entgegnete der erste, „ehe die dem Tapfern günstige Stunde entweicht. Du links, ich rechts, lebe wohl, Stanko."

„Lebe wohl, Jephrem."

Digitized by Google

Sie trennten sich, Stanko ging links, Jepheem rechts den Hohlweg aufwärts.

„Jepheem!“ rief Stanko, und hielt an, nachdem er einige Schritte aufwärts gethan hatte.

„Was willst du?“ fragte dieser.

„Einer von uns steigt nicht mehr hinab,“ sagte Stanko, „wir wollen uns noch einmal die Hand reichen.“

Rasch ging dieser dem Freunde entgegen, sie reichten sich die Hände, blickten sich noch einmal an und umarmten sich. Keiner sprach ein Wort, und schweigend schritten sie aufwärts. Der Wind zerriß die Wolken und der Mond stand hell und klar am Himmel. Die Wolken breiteten sich aus über Berge und Thäler, bildeten da lange und riesenhafte Mauern, dort mächtige Felsen und Schlösser. Oben auf der Höhe stehend betrachteten Jephrem und Stanko den großartigen prächtigen Anblick, dann wandten sie den Blick gegen Klobuk.

„Zaida!“ rief Jephrem.

„Du mein Stern,“ entgegnete Stanka.

„Dieser Stern ist nicht aufgegangen, um dir zu leuchten,“ sagte Jephrem.

„Ich denke dasselbe von dir,“ erwiederte Stanko.

„Sie hat noch nicht an deiner Brust geruht, deine Seele hat noch nicht gezittert in ihrer Umarmung,“ fuhr Jephrem fort.

„Gerade darum,“ fuhr Stanko auf; „ich habe dir Freundschaft geschworen bis zum Grabe, aber beim Anblick Zaida's konnte ich den Schwur nicht erfüllen, darum muß einer von uns weichen.“

„Ich bin bereit!“ sagte Jepheem, nahm das Gewehr von der Schulter und spannte den Hahn. Stanko that dasselbe.

Jetzt schritten sie langsam, einer den andern im Auge behaltend, vor bis an den Rand des tiefen Hohlweges, so daß beide nur etwa dreißig Schritte von einander entfernt waren. In einem Augenblick setzten sie beide Gewehre an, zwei Schüsse hallten über die Ebene hin und schlugen in vielfachem Echo an die Felsen von Montenegro an. Stanko wankte, und griff mit der Hand nach der Brust, wo das Blut strammelse aus der Wunde floß. Jephrem beugte sich mit seinem Gewehre noch weiter vor, um so möglich genauer zu sehen. „Hat dich meine Kugel ins Leben getroffen, Stanko?“ fragte er.

„Ich werde Montenegro nicht mehr gegen die Ungläubigen vertheidigen; du hast gut getroffen,“ sagte Stanko mit schwacher Stimme, „grüße Zaida.“

„Wie willst du begraben seyn?“

„Laß das dem Papen.“

„Begehrst du noch etwas?“ fragte Jephrem.

„Nichts, laß mich allein. Stehe im Kampfe an meiner Stelle, denn der Berg hat einen Kämpfer verloren,“ fügte Stanko mit schwächerer Stimme hinzu und wandte sich nach der andern Seite. „Lebe wohl,“ rief Jephrem noch mit gefühlvollem Ton, warf das Gewehr wieder auf die Schulter und stieg hinab. Stanko seufzte tief, stützte die Hand auf den Boden und verbarg die heiße Stirne in dem bethauten Grase. Jephrem hielt im Hinabsteigen an, fuhr sein Gewehr von neuem, blickte im Mondenlicht hinauf nach der Stelle, wo sein Freund mit dem Tode rang, wischte sich eine Thräne aus dem Auge und wanderte dann durch den Hohlweg nach der Hochebene gerade auf Klobuk zu.

Das ist der Geist, der in Montenegro herrscht, und er ist allerdings die Ursache von vielem Blutvergießen, denn er fühet stets zur Blutrache, welche vom Vater auf den Sohn, vom Oheim auf den Neffen erbt. Es ist aber auch ein ritterlicher Geist, der diese Schaaren gegen die Türken treibt, denn mancher kämpft gegen zwei oder drei, und wenn die Türken vertrieben sind, spricht er: „ich habe zwei Hunde getödtet für dich, Michal; dieß Blut fließt für dich, Iwan, und einen habe ich für mich gejagt; seht, meine Lieben, ich mache euch keine Schande; seyd unbesorgt.“

Ihre Zweikämpfe sind ohne Groll, ohne Rache, denn wenn sie sich zum Zweikampf fordern, müssen sie sich versöhnen; oft bleiben beide auf dem Platz, gewöhnlich aber kommt wenigstens einer um; selten kommt einer unverwundet aus dem Kampf, er nimmt dann Abschied von dem Getödteten und empfängt dessen letzten Willen, — wenn er nämlich so schwer verwundet ist, daß er nicht mehr sprechen kann, — damit er denselben den Verwandten mittheile. Der Verwundete trennt sich dann von seinem Gegner ohne Zorn, sagt ihm Lebewohl, und wünscht, daß er an seiner Statt kämpfe, da der Berg einen Streiter verloren habe.

So trennten sich auch Jepheem und Stanko. Sie waren alte Freunde, auf den Feldzügen und im Kampfe standen sie nebeneinander, und so kam es auch, daß sie im letzten Gefecht bei nächtlicher Weile das Haus Achmeds, eines reichen Türken in der Nähe von Klobuk, und seine Tochter Zaida, die von den Türken der Morgenstern, die Morgenröthe, der Liebling Gottes genannt wurde, gefangen nahmen; daß die Türken die Wahrheit sprachen, erkannten Jepheem und Stanka, denn beide hatten kaum Zaida erblickt, so verliebten sie sich in sie. Zaida fand auch bald an den kräftigen Kämpfern mehr Gefallen, als an den von Opium und Wollust schlaffen Gesichtern der Türken. Stanko bemerkte indeß bald, daß Jephrem mehr Fortschritte im Herzen Zaida's gemacht habe, und begann den Freund zu beneiden, aber nicht lange hielt dieser Groll an, denn der Vater Zaida's zog, als beide Freunde entfernt waren, mit einer Schaar Bewaffneter nach Montenegro und führte seine für den Harem des Wesirs von Mostar bestimmte Tochter zurück. Als Stanko's Bruder den Rückkehrenden erzählte, was vorgefallen war, warfen sie einen furchtbaren Fluch auf Ahmed, ergriffen ihre Gewehre, zogen augenblicklich nach Klobuk und bald geschah dieß jede Nacht. Hier erhielt Stanko die Ueberzeugung, daß er nicht geliebt sey. Eifersucht, Schmerz und Rache nagten an seinem Herzen, und er der freie Sohn des Berges, wußte seine Leidenschaft nicht zu zähmen. Als er am Abend Zaida am Busen Jephrems ruhen sah, schlug er auf ihn an, dießmal aber schützte ihn sein guter Geist vor Mord, er eilte zurück nach Montenegro und hier forderte er seinen Freund zum Zweikampfe heraus, damit ihre Freundschaft nicht gebrochen werde, wie er sagte. Den Ausgang wissen wir.

(Fortsetzung folgt.)

Einnahme des Postverkehrs in Frankreich. Nach den Annuaire des Postes für 1844 betrug die Zahl der Postbureaux im Jahre 1820 1775, im Jahre 1830 1975 und am 1 Januar 1844 2776. Die allgemeine Einnahme der Posten betrug im Jahre 1821 23,892,698 Franken, im Jahre 1830 33,727,649 und stieg im Jahre 1842 auf 48,897,226. Die Zahl der Briefe, welche im Jahre 1821 nur 45,382,151 betrug, belief sich im Jahre 1830 auf 63,817,260 und im Jahre 1842 auf 99,282,163. Der Lauf der Malleposten wurde so sehr beschleunigt, daß z. B. die von Paris nach Lyon, wozu im Jahre 1814 noch 88 Stunden erforderlich waren, jetzt den Weg in 34 zurücklegt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 66.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

6 März 1844.

Englische Sports.

IV. Ballspiele.

Am wenigsten habe ich den Engländern bei ihrem außerordentlichen Enthusiasmus für die Ballspiele folgen können. Die Regattas begreifen sich, da die Uebung des Segel- und Rudergeistes eine treffliche Vorschule für die Marine bildet; die Pferderennen ebenfalls, da sie großen Einfluß auf die ganze Pferdezucht im Lande haben, selbst die nationale oder politische Wichtigkeit des Ringens, Laufens, Boxens ist verständlich, da hiednech die Soldaten, Matrosen, vorgeübt werden. Auch liefern alle diese Arten von Spielen anziehende, das Interesse im höchsten Grade erweckende Schauspiele. Aber bei den Ballspielen, wo es immer nur darauf ankommt, die kleine Kugel in gewissen Richtungen zu werfen oder zu fangen, scheint der Zweck so unbedeutend und die Anwendung von Kraft und Geschicklichkeit so gering, daß man nicht recht begreift, wie eine große Nation aus einer solchen kleinen, trivialen Sache eine so große Nationalangelegenheit machen und sich in so hohem Grade, wie wir bloß gleich unten zeigen werden, dafür interessiren konnte.

Daß die Ballspiele allerdings mit zu den anmuthigsten und heitersten und ästhetisch schönsten Spielen gehören, daß sie die Grazie und Gewandtheit des Körpers vorzugsweise entwickeln, können wir nicht laugnen, daher selbst Homer das bewegliche Ballspiel in vielen Versen besungen hat. Die schöne Königstochter Nausikaa übte mit ihren Genossinnen das Ballspiel und begleitete es mit Gesang. Alle Griechen achteten das Ballspiel in hohem Grade und vor allen die Spartaner; die Athenienser, die sinnigen und feinen Aesthetiker von Hellas, gaben sogar einem Ballspieler Aelstonikos, der sich durch Kunst und Anmuth der Bewegungen hervorthat, das Bürgerrecht und setzten ihm Ehrenstatuen. Unter den Königen war Alexander als Ballspieler ausgezeichnet, und unter den Dichtern und Schauspielern Sophokles, der in einem seiner Stücke die Ball spielende Nausikaa selber vorstellte. Auch bei den Römern war diese Uebung allgemein beliebt. Cato der ältere spielte noch an demselben Tage auf dem Marsfelde Ball, an welchem er sich vergebens um das Consulat beworben hatte. Auch die Kaiser Marcus Antoninus und Alexander Severus waren große Freunde dieses „Sports."

Und gewiß haben alle diese hohen Autoritäten vollkommen Recht, wenn sie das Ballspiel als eine angenehme und unschuldige Uebung betrachteten, besonders Nausikaa, wenn sie zu ihren muntren in die Luft hinauf wirbelnden Globus lustig jauchzte und sang. Aber die Engländer nehmen diese Sache viel ernster, und machen aus ihren „cricket" und „racket" und „tennis" und „fives" fast eben so viel Wesen, als aus allen andern früher genannten Sports. Es gibt große cricket-matches, die das ganze Land oder doch wenigstens einen großen Theil desselben ebenso aufregen, wie ein Wettrennen von Doncaster, und dieses eben begreift der unbefangene Zuschauer nicht, denn es kommt dabei am Ende auf weiter gar nichts an, als daß ein lederner Ball ein paar in den Rasen gesteckte hölzerne Stäbchen umwerfe. Die Bälle knallen nicht wie die Kugeln und Büchsen beim Vogelschießen, brausen und bäumen sich nicht wie die Pferde beim Rennen, kurz es ist so wenig äußerer Prunk dabei, dazu sind auch gewöhnlich die Spieler so stumm und lautlos bei allen ihren Bewegungen, die Spiele selbst sind so außerordentlich componirt und fast gelehrt, daß, wenn man nicht ein tiefer Kenner ist, man von dem Hin- und Herlaufen der Spieler, von den groben Fehlern oder von ausgezeichnet schönen Coups, und endlich gar von dem Ausrufen des Siegers und seinen Ursachen durchaus nichts versteht.

Eine französische Dame, die einem englischen Ballspiele beiwohnte, fragte daher auch, nachdem sie eine Zeitlang zugeschaut hatte, wann das Spiel angehen sollte, als sie zu ihrer Verwunderung erfuhr, daß es schon vorbei sey.

Dazu behaupten auch noch die Engländer, daß das Spiel gerade dann am vollkommensten gespielt werde, wenn man am wenigsten davon, daß überhaupt ein Spiel vor sich gehe, bemerke. — Die verschiedenen Arten der Ballspiele sind außerordentlich mannichfaltig: pat-ball, hand-ball, racket-ball, bandy-ball, cricket, tennis, bowling und noch einige andere. Ihre Verschiedenheit besteht darin, daß der Ball entweder

Digitized by Google

bloß in die Luft oder gegen eine Mauer geworfen, entweder bloß mit der Hand oder mit einem hölzernen Instrumente geschlagen wird, daß ihm entweder ein aufgesteckes Ziel gegeben ist oder nicht, daß das Spiel entweder im Freien auf der Wiese oder in einem eingeschlossenen Gehöfte, oder in einem eigens dazu vorgerichteten Gebäude statt findet.

Es sind diese Spiele mehr oder weniger einfach oder zusammengesetzt, und werden entweder von den englischen Frauen um Ostern, um tansy-cakes (Wurmkraut-Kuchen), oder von den Männern um hohe Geldsummen, oder von den Kindern des bloßen Scherzes wegen gespielt. Die entschieden berühmtesten englischen Ballspiele sind aber: bowling, racket, tennis und cricket.

„Bowling" ist mehr ein Kugel-, als ein Ballspiel. Es wird in England mit großer Geschicklichkeit auf den schönen Rasenplätzen, die eigens dazu vorgerichtet werden, den berühmten „bowling greens," gespielt. Karl I und Karl II und andere englische Könige waren ausgezeichnete „bowler." Doch versicherte man mir in England, daß es jetzt mehr aus der Mode gekommen sey. Auch ist das Spiel nicht so ausschließlich englisch; man sieht es auch überall in Frankreich und selbst mitten in Paris täglich auf allen öffentlichen Plätzen geübt. Auch haben wir in unserm deutschen Kegelspiel, zwar etwas verändert, dieses Spiel auf eine viel höhere Stufe der Entwicklung gebracht.

Bei dem „racket" wird der Ball mit einem Holze geschlagen und fliegt gegen eine Mauer; es sind dazu eigene „racket-courts" vorgerichtet. Dieselben bestehen alle in einer wo möglich einige 30 bis 40 Fuß hohen Mauer, die nach durch ausgespannte Seitennetze, durch welche der fliegende Ball aufgehalten wird, erhöht und erweitert werden. Die Mauer selbst sowohl als der Boden sind durch verschiedene Linien in mehrere Abtheilungen gebracht, deren Ueberschreiten durch den Ball dem Spieler entweder gewisse Vortheile oder Nachtheile bringt. Rund um den Hof herum sind Schoppen und amphitheatralische Sitze für die Zuschauer errichtet. Die Engländer sind so große Liebhaber dieses Spiels, daß sie selbst ihren Gefangenen in der Queens-bench erlaubt haben, sich in ihrem Gefängnisse einen solchen „racket-court" herzurichten.

Die gefangenen Schuldner betreiben das Spiel dort außerordentlich eifrig, und die kleinen, harten Bälle, welche dazu nöthig sind, die aus angefeuchteten Lederstreifen zusammengesetzt und vermittelst einer Maschinerie zu gehöriger Festigkeit comprimirt werden, verfertigt man in diesem Gefängnisse selbst. Ich fand dort einen Ballfabrikanten, der mir versicherte, daß er selbst in Ost- und Westindien zahlreiche Abnehmer für seine beliebte Waare habe. — Es gibt auch noch mehrere solche „Courts" in London, die jedoch nur von den mittlern Classen besucht werden.

Auch „tennis" wird mit Schlägern (rackets) gespielt; es sind dazu eigene Gebäude vorgerichtet, die man „tennis-courts" nennt. Diese Räume haben gewöhnlich 96 Fuß Länge, 36 Fuß Breite und 30 bis 40 Fuß Höhe; in der Mitte derselben ist ein Netz aufgespannt, über welches der Ball hinüber fliegen muß gegen die gegenüber stehende Wand; auf den Seiten ist der Raum mit Galerien umgeben. Diese Galerien so wie der Boden und die Wände sind durch Linien und Nummern in gewisse Abtheilungen gebracht, die schon alle ihre besondern Namen haben, und die, wenn der Ball in sie hineinfliegt, dem Spieler entweder gewisse Vortheile oder gewisse Nachtheile bringen. Auch gibt es mit Netzen versehene Galerien für die Zuschauer. Ich sah einen solchen tennis-court in der Nähe des Schlosses von Hampton-Court; auch haben die englischen Herren zuweilen dergleichen auf ihren Landsitzen. Man erinnert sich dabei der griechischen „Sphairisteria" (Ballsäle), welche eine regelmäßige Abtheilung der griechischen Gymnasien waren.

Ohne alle Widerrede aber ist cricket das vornehmste und berühmteste aller englischen Ballspiele. Es ist vorzugsweise englisch und von diesem Lande aus auch in viele andere Weltgegenden übergegangen. Es ist das englische Ballspiel, und um diese Behauptung gleich im voraus auf eine etwas praktische Weise zu beleben, will ich nur bemerken, daß die englischen Journale der Beschreibung der unzählig vielen im Lande ausgeführten cricket-matches in der Regel fast ebenso viele ihrer langen Columnen widmen, als den Wettrennen und den Wasserfreuden.

Die Hauptcourtseason für das Cricketspiel sind die Monate August und September. In dem einen der Journale aus dieser Zeit sah ich nicht weniger als 68 verschiedene cricket-matches (alle aus einer Woche) beschrieben und besprochen, So wie die turfs von Doncaster und Newmarket für die racing-fancy, so wie die Themse für das rowing-public, so wie die Gewässer bei der Insel Wight für die aquatic-world, so ist Lords Cricket-ground in der Nähe von London für die cricketing-world der Hauptschauplatz.

Die Haupt-Cricket-Matches werden auf diesem Platze gespielt, und sie setzen die halbe Metropolis in Bewegung. Uebrigens hat auch natürlich jede Stadt des Königreichs und jede Schule, jedes Dorf seinen eigenen Cricket-ground. Durch das ganze Land sind Cricket-Clubs formirt, und so viele Clubs es auch in England für alle möglichen Zwecke gibt, so glaube ich doch, daß die Cricket-Clubs die zahlreichsten von allen sind. Nicht nur sind die Hauptliebhaber des Spiels in jeder Grafschaft zu einem Grafschafts-Club zusammen getreten, z. B. der Kent-Club, der Hants-Club u. s. w., nicht nur hat jede Stadt ihre eigenen Clubs, z. B. der Dudley-Club, der Westminster-Club, der Packham-Club, sondern es sind auch die Dorfprediger geschäftig, unter der Jugend ihrer Dörfer solche Clubs zu bilden, um sie am Sonntage vom pitch and toss und andern solchen schlechten Hazardspielen abzuhalten und ihnen für jenes edlere Vergnügen Geschmack einzuflößen. — Von diesen Dorf-Clubs unter den Bauern steigt die Scala hinauf bis zu den königlichen Clubs (z. B Royal Clarence-Club), an denen nur die „Gentlemen" und „Wealthy" Theil nehmen, und es ist kein Sport in Eng-

Digitized by Google

land zu finden, der so bei allen Classen von der obersten Rahmschicht bis zu der untersten Grundsuppe herab populär wäre.

Das Spiel wird von zwei Parteien zu 11 Spielern gespielt, und diese elf treten während des Spiels in eine Art von freundschaftlicher Brüderschaft. Auch die Antagonisten hetzen sich dabei nicht zu solcher Feindseligkeit, wie beim Ringen, Boxen; auch sind dabei nicht solche Betrügereien möglich, auch die Gewinnsucht wird nicht wie bei andern Spielen dabei so aufgeregt, und es ist daher in diesen Beziehungen eines der edelsten und wohlthuendsten Spiele und besonders geeignet zu Erregung wohlwollender Gefühle, zu Veranlassung freundschaftlicher Berührungen zwischen den verschiedenen Classen der Gesellschaft.

Die Bevölkerung eines Dorfes spielt gegen die des andern — die Herren einer Grafschaft gegen die der andern (z. B. Middlesex gegen Norfolk), ein Club gegen den andern (z. B. Clapham-Club gegen Hornsey-Club); zuweilen spielt auch eine Grafschaft gegen ganz England (z. B. Kent against all England), d. h. daß die besten Spieler von Kent wünschen, daß auch elf beste Spieler von ganz England zusammen kommen möchten, um mit ihnen zu streiten. Die Grafschaft Kent scheint besonders ausgezeichnet im Cricket zu seyn, wenigstens hört man die Gentlemen von Kent oft loben und Hrn. Bilch, „den Löwen von Kent" („the lion of Kent"), und Hrn. Minn, „den großen Mann von Kent" („the great man of Kent") häufig erwähnen.

Einige scheinen eine förmliche Profession aus dem Cricket zu machen, wenigstens hört man oft von „Professional Gentlemen", von „Players" und von „Amateurs" reden. Die „Amateurs Gentlemen," Esquires sowohl als Honourables darunter, halten es nicht unter ihrer Würde, zuweilen mit den „Players" öffentlich und unter dem Zulaufe von vielen Tausend Zuschauern aufzutreten. Ich möchte wissen, was unsere deutschen hohen Herren dazu sagen würden, wenn man ihnen so etwas anmuthen wollte.

(Schluß folgt.)

Wölfe in Indien.

Davidson erzählt in seinen Adventures in Upper India folgendes. „Die Nachbarschaft von Muegaon in Bundelcund ist stark von Wölfen heimgesucht, deren Vernichtung ein leichtes wäre, denn sie wohnen in Schluchten um die Dörfer her, die völlig zugänglich sind, und eine kleine Summe, die man den Kundschars gäbe, würde den Zweck erreichen, aber man gibt diese Kleinigkeit nicht. Man rechnet, daß in der Stadt Agra (eine der bedeutendsten im Innern des Landes) jährlich 200 Kinder von Wölfen zerrissen werden. Man hat alles mögliche gethan, um die Bewohner zu größerer Wachsamkeit anzufeuern und hat Preise auf jeden Wolfskopf gesetzt, aber die Eingeborenen halten die Wölfe für eine besondere Geißel des Himmels und deren Vernichtung für gottlos."

Die Montenegriner.

(Fortsetzung.)

Gewohnt, die Felsenmauern seiner Heimath zu ersteigen, kletterte Jepheem leicht die hohe Mauer hinan, welche den Garten und das Haus Ahmeds umgaben, und eilte nun nach dem sicher verschlossenen Harem. Die Fenster des Gebäudes waren vergittert, und jetzt auch im Innern wohl verschlossen. Rund um das flache Dach lief ein hohes Geländer, das aber den oben Umherwandelnden die Aussicht auf diese Seite nicht verwehete. Es sind diese Dächer der gewöhnliche Spaziergang orientalischer Frauen, damit die Nichtgesehenen doch sehen können. Auf dieser Terrasse stand eine weibliche Gestalt, deren Bewegungen und Zartheit der Glieder Jugend und Gewandtheit verriethen, und deren Gesicht nach orientalischer Sitte mit einem Schleier bedeckt war. Sie stand über das Geländer gebeugt und horchte auf jedes Rauschen der Blätter, auf jede Bewegung des Vogels im Nest. Da rauschte Jepheems leichter Schritt im Grase, die Frauengestalt beugte sich nieder und ihr Ohr täuschte sie nicht mehr. Jetzt trat Jepheem aus dem Gebüsch hervor, freudig schlug sie die Hände zusammen und warf den Schleier zurück. Der Mond ergoß gerade sein Licht auf ihre Züge, und der Montenegriner schaute, wie geblendet, in das schöne Gesicht Zaida's; sie winkte ihm freundlich mit der Hand, und Jepheem schritt ohne Zögern zu der nächsten Cypresse, deren Gipfel über die Terrasse sich hinbog. Die Schnelligkeit und Gewandtheit, mit der er den glatten Stamm hinaufstieg, zeigten deutlich, wie gewohnt ihm der Weg war, der ihn in die Arme der Liebe führte.

„Rette mich, Geliebter," unterbrach Zaida die Ergießungen seiner Liebe.

„Was ist dir geschehen, Licht meines Lebens!" rief Jepheem etwas laut.

„Stille!" flüsterte Zaida, — der Wesir von Mostar, — möge ihn Eblis verderben, hat den Beg Osman von Zwornik *) gesendet, daß er mich morgen nach seinem Harem geleiten soll."

„Das wird nicht geschehen," fuhr Jepheem auf und sein Gesicht glühte; er drückte die Geliebte fester an sein Herz.

„Ja, mein Geliebter, es soll nicht geschehen; ich liebe mit dir, dein Vaterland soll auch das meinige seyn."

„Zaida!" rief Jepheem, „die Freude macht mich stumm."

„Zweifelst du, Geliebter! schon habe ich alles vorbereitet, ich habe die Schlüssel zum Hause und zum Stall."

„Zu was Ende?"

„Daß wir leichter entkommen, wenn sie uns verfolgen. Giemza fliegt wie der Pfeil, hala dieß Roß, leicht wirst du es erkennen, es ist weiß wie Schnee und sein Auge feisch wie das einer Gazelle."

Jepheem schwieg.

„Was bedenkst du dich?" fragte Zaida; „eilen wir lieber fort von hier," fuhr sie fort, und faßte Jepheem an der Hand.

„Zaida," sagte dieser und hielt das Mädchen an, „der Weeg nimmt keine Ungläubige auf."

Das Mädchen erbleichte und heiße Thränen flossen ihr über die Wangen. Allah! rief sie, und richtete ihre Augen auf den Jüngling mit einem Blick, in dem sich Kummer und Vertrauen malten. „Höre,

*) Bekannt als der Vermittler des Friedens zwischen dem Wesir der Herzegovina und dem Wladika von Montenegro im Jahre 1853.

Digitized by Google

mein Geliebter," flüsterte sie leise, „du hast den Säbel an der Seite, tödte mich, nach Mostar gehe ich nicht."

Jephrem warf sich zu ihren Füßen, küßte ihre Hände und bat sie inständig sich taufen zu lassen.

„Ja," rief das Mädchen, bei der jetzt Leben und Sprache zurückkehrte, „denn Gott ist auch mein Gott!"

Jephrem sprang auf: „gib Acht, mein Engel," sprach er feierlich. „Du mußt glauben an Gott den Vater, der Himmel und Erde gemacht hat."

„O Allah!" erwiederte das Mädchen, und legte die Hände auf die Brust.

„Du mußt glauben an Jesus Christus," fuhr der Jüngling in der Bekehrung der Mohammedanerin fort.

„Ja, ja," versicherte das Mädchen.

„Und an den heiligen Geist," predigte Jephrem weiter.

„Ich glaube, Geliebter, ich glaube."

„Und an die heilige Mutter Gottes," fuhr der ungeschickte Lehrer fort.

„Glaubst du das, mein Leben? dein Glaube ist auch der meinige."

Jephrem schloß die neue Christin in die Arme. „So, Zaida, jetzt hindert nichts mehr unser Glück, offen ist uns der Weg in meine Heimath, — wir wollen fliehen."

„Ja, wir wollen fliehen," setzte Zaida freudig hinzu, „aber vorsichtig, mein Lieber, bis wir auf dem Felde sind, dann mögen sie dem Adler folgen bis zum Balkan. Es ist Schade, daß Stanko nicht hier ist; wo hast du deinen Freund gelassen?"

„Wir werden ihn unterwegs finden," entgegnete Jephrem finster, und schwang sich über das Geländer. Mit der Rechten umfaßte er den Baum, mit der Linken Zaida, und so theils mit den Füßen, theils mit der Hand sich haltend, ließ er sich an dem Baum hinab. Scheu schmiegte sich Zaida an ihn, schlang die Arme um seinen Hals und schloß die Augen, um die Tiefe unter sich nicht zu sehen. Glücklich kam Jephrem mit seiner theuern Last hinab, aber von der gewaltigen Anstrengung ermattet, mußte er einige Augenblicke stehen bleiben. Zaida verbarg ihr Haupt an seiner Brust und weinte still.

„Was ist dir, Licht meines Lebens?" fragte Jephrem zärtlich.

„Ich dachte an meinen Vater, — aber er will mich nach Mostar senden, darum muß ich ihn verlassen, — meine Seele ist ruhig," sagte das Mädchen, indem sie eine Thräne aus ihren Augen wischte, „ich bin bereit dir zu folgen." Sie faßte Jephrem an der Hand und beide wanderten miteinander an der Frauenwohnung vorbei nach dem geräumigen Hofe, dessen eine Seite der lange Pferdestall einnahm, während auf der andern Seite die prächtige Behausung Ahmeds und die Wohnungen seiner Leibdiener und Knechte sich befanden. Zaida zog aus ihrem Gewand zwei Schlüssel hervor, gab einen davon Jephrem und wies auf den Stall. „Vergiß nicht die schneeweiße Giemza," flüsterte sie ihm nochmals ins Ohr. Mit leisen Schritten näherte sich Jephrem dem Stall, vorsichtig schloß er auf, aber das Knarren der Thüre weckte den im Stall schlafenden Bulgaren.

„Wer ist da?" fragte der Bursche, als er den frischen Wind im Gesicht verspürte. Jephrem drückte sich nieder an die Wand, aber der aufmerksame Bulgare hatte ihn schon entdeckt. „He!" rief er, — „Montenegriner!" Mehr konnte er nicht hervorbringen, denn Jephrem war bereits auf ihn zugesprungen, hatte ihn an der Kehle gepackt und würgte den Unglücklichen. Erschreckt eilte Zaida herbei. „Schnell, schnell," sagte sie, „dieser Mensch wird das ganze Haus aufwecken." Rasch reichte sie Jephrem den an der Mauer hängenden Steigbügelriemen, dieser band den Bulgaren, knebelte ihn und sattelte dann das weiße Roß, während Zaida eilte, das große Thor zu öffnen, das aber stark in seinen Angeln knarrte.

„Maschallah! man hört Stimmen auf dem Hofe. Was macht ihr Bursche?"

„Der Prophet schütze uns!" rief Zaida, und sprang erschreckt zu Jephrem hin, der das Pferd auf den Hof herausführte; „das ist mein Vater."

„Wer da?" rief Ahmed; „auf Bursche, packt ihn. Halt! — wer da!"

„Montenegro!" rief Jephrem, indem er sich aufs Pferd schwang, Zaida zu sich aufs Pferd nahm und zum Thor hinausjagte.

Aus dem Schlaf aufgeschreckt rannten Diener in den Hof, und auch Osman Bey eilte herab; die Flüchtlinge hörten noch hinter sich den Lärm und das Geschrei, und bald schlug auch der Klang der nachjagenden Rosse an ihre Ohren. Giemza bemühte sich, das Lob, welches ihr Zaida gespendet, zu verdienen, aber unter der doppelten Last schwanden seine Kräfte immer mehr, und der Raum zwischen den Verfolgern und den Verfolgten wurde immer kürzer und kürzer. Als sie an den Hohlweg von Gruhowo gelangten, waren die Verfolger kaum mehr hundert Schritte von ihnen entfernt, und Jephrem erkannte, daß ihm nichts mehr übrig sey, als zu fechten und zu sterben. Ahmed und Osman waren weit vor den andern voraus, und schon dachten sie die Flüchtigen zu erreichen, als von oben herab in den Hohlweg ein Schuß fiel. Ahmed schrie auf und sank vom Pferde. Alsbald verstummte auch der Lärm der Verfolger.

„Das ist Stanko!" sagte Jephrem zu dem Mädchen, die, in diesem Augenblick bewußtlos, nicht gewahr wurde, daß ihrer Flucht wahrscheinlich ihrem Vater das Leben gekostet habe. Nur die Stimme ihres Geliebten weckte sie. Nicht wenig erstaunte sie, daß der Lärm der Verfolger schwieg, daß sie vielmehr augenscheinlich im Galopp zurückeilten.

„Allah! was ist das?" rief sie; „wer hat geschossen?"

Jephrem gab keine Antwort, sondern blickte starr nach dem Felsen hinauf, wo er den Freund im Zweikampf getödtet hatte. Der Mond goß seine letzten Strahlen auf diese Stelle: hier kniete Stanko, mit dem Arm auf den Boden gestützt, von einer Blutlache umgeben, während in glänzenden Tropfen das letzte Blut aus seiner Brust herabfloß. Zu seinen Füßen lag das Gewehr, womit er, seine letzte Kraft zusammenraffend, seinen Freund und seine Geliebte befreit hatte; er schaute auch jetzt noch nach der Geliebten, aber bald strömte sein Blut von neuem, er beugte sich zur Erde und rief noch mit fester Stimme: „Zaida!" Jephrem sah, wie ihn der Tod krampfhaft umfaßte.

„Wer hat gerufen?" schrie Zaida, als sie so unerwartet mit einer so das Innerste durchdringenden Stimme ihren Namen rufen hörte, blickte den Felsen hinauf und erschrack noch mehr. „Hu — wer ist dort?"

„Stanko," sagte Jephrem, indem er das Pferd ablenkte.

„Stanko?" rief das Mädchen. — „Stanko!" wiederholte sie. „Ist er für uns gestorben?"

„Frage nicht, Zaida," entgegnete Jephrem, indem er dem Pferde den Zügel schießen ließ.

„Eblis stand an der Schwelle von Montenegro," sagte das Mädchen düster, und hüllte sich enger in ihren Schleier.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 67.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

7 März 1844.

Nachricht über einige Reisen im Petschora-Gebiet.

Der Akademiker Köppen theilt in der Versammlung der Petersburger Akademie vom 17 November einige Nachrichten über einen jungen Reisenden, Namens Latkin, mit, der auf einer Reise in das Gebiet zwischen Ob und Petschora mit mehrern gelehrten Reisenden zusammentraf, deren Bemühungen zum Beweise dienen können, welche Aufmerksamkeit man gegenwärtig in Rußland jenem wenig bekannten Gebiet schenkte. Wir geben nachstehenden Auszug.

„Bei dem hohen Interesse, welches in der neuesten Zeit der Norden des europäischen Rußlands in vielfacher Hinsicht erweckt hat, darf wohl jeder Beitrag zur genauern Kenntniß jener Gegenden, ja selbst jede Nachricht über dortige Reisende willkommen geheißen werden. Um so mehr aber muß dieß der Fall seyn, wenn es eine Landstrecke betrifft, die seit Jahrzehnten von keinem wissenschaftlichen Forscher besucht wurde. Dieß gilt denn auch von dem Gebiete der obern Ussa und den Quellen der zum Obschen Flußsysteme gehörenden Ssob. Die noch heutzutage in der Erinnerung der Bewohner jener Region fortlebenden und Epoche machenden Untersuchungen und Nivellements des Ingenieurs Popow, welcher im Jahre 1806 dahin gesandt war, *) sind bis auf die gegenwärtige Zeit das beste, was wir über die Wasserscheide der Petschora und des Ob im höchsten Norden wissen. Von den neuern Reisenden, die seit dem J. 1839 jene Gegenden betraten, und die ich hier der Kürze wegen nur in alphabetischer Ordnung nennen will: v. Baer, Blasius, W. Boetdingk, Castrén, Durocher, Graf Alex. Keyserling, Paul v. Krusenstern, Baron Alex. v. Meyendorff, Lönnrot, Middendorff, Murchison, Fr. Parrot, Reinecke, Robert, Ruprecht, Schrader, Schrenk, Ssawelsjew, Siwolka und einigen vom Ministerium der Reichsdomanen in die nördlichen Gouvernements geschickten Agronomen, hat meines Wissens keiner den Ural in so hohem Norden erreicht und zugleich überstiegen, wie dieß jetzt ein Kaufmannssohn aus Ust-Ssyssolsk, Namens Latkin, gethan. Da ich Hrn. Latkin als einsichtsvollen Agenten eines unter dem Namen der „Petschora-Compagnie" zu bildenden Vereines zu Anfang des vorigen Jahres kennen gelernt hatte, und er mich jetzt wieder besuchte nach seiner Rückkehr von der Wasserscheide der Petschora und des Obs, wohin ihn die Idee einer Verbindung beider Flüsse führte, so forderte ich ihn auf, mir über seine Reise eine Notiz mitzutheilen.

•

„W. N. Latkin war am 13 Junius von St. Petersburg abgegangen und verließ Ust-Ssyssolsk am 29 Junius. Aus dem 172 Werst von dieser Kreisstadt des wologda'schen Gouvernements entfernten Kirchdorfe Ust-Kuloma ritt er über den posshegodschen Wolok *) zum Kirchdorfe Possheg, von wo er auf einem Boote die Wytschegda hinauf ging bis zum Kirchdorfe Pomosdino (250 Werst hinter Ust-Ssyssolsk). Um über den Petschora'schen Wolok zu kommen, mußte Latkin gegen 75 Werst reiten und von da etwa noch einmal so weit, den Weg durch eine überall mehr oder weniger sumpfige Gegend im Laufe von zwei Tagen zu Fuß zurücklegen. Nun ging er vom petschora'schen Pogost zu Wasser (vom 11 Jul. an) die Petschora hinab bis zur Mündung der Ussa, **) die er am 17 Jul. erreichte. Von der Mündung des Ssopiaß aus besuchte Latkin während dieser Fahrt den 8 Werst davon entfernten Schieifsteinberg. Nachdem er in Begleitung eines jungen Ssamojeden, der als Kind mit seinen Eltern an den Urbachen der Ussa und der Ssob nomadisirt hatte, die Ussa etwa 500 Werst hinaufgegangen war, kehrte er am 25 Jul.

*) S. J. 66. Stuckenbergs Beschreibung aller im russischen Reiche schiff- und flößbaren Canäle (St. Petersburg 1841. 8.) S. 298, 302 f.

*) Wolok bedeutet eine Gegend, wo Boote zu Lande von einem Flusse zum andern transportirt werden. Hr. Stuckenberg übersetzt dieß durch „Schleppweg" (franz. portage).

**) Ungefähr 800 Werst von der Mündung der Petschora. Von hier an können im Sommer, selbst zur trockensten Zeit, 7 bis 8 Fuß tief gehende Fahrzeuge ungehindert ihren Weg nehmen; höher hinauf bis zur Jalschinschen Anfuhrt im Tscherdynschen Kreise des Permschen Gouvernements (1350 Werst über der Mündung der Petschora) kann durchgehends nur auf 5 Fuß Tiefe gerechnet werden.

Digitized by Google

ab in den Jelez,*) und Tags darauf war er am Uralgebirge. An der Mündung des Jelez hatte Latkin Bauern von der Ishma gefunden, die des Fischfanges wegen dahin gegangen waren, und einer von ihnen entschloß sich sein Führer zu seyn. was er jedoch seiner schwachen Gesundheit wegen nicht genügend auszuführen vermochte, als es darauf ankam zu Fuß zu gehen. Am 27 Julius, wo Latkin den Jelez nicht weiter hinauffahren konnte, machte er sich zu Fuß auf den Weg zu den Seen, welche sich auf der Wasserscheide der petschora'schen und ob'schen Flußsysteme befinden.

„Diese erreichte er nach einer Tour von ungefähr zwanzig Werst; sie befinden sich in einer Vertiefung und die dem Ob zufließende Sfob' nimmt ihren Anfang in der Nähe von einem dieser Seen. Hier hatte Latkin gehofft nomadisirende Samojeden vorzufinden und mit diesen, auf Rennthieren, bis zum Ob zu gehen; doch die Samojeden waren davongezogen in den nördlichen Theil des großen Samojeden-Landes, welches vom Eismeere, der untern Petschora und der Ussa begränzt wird. Nachdem er diese Seen, von denen einer bedeutend größer ist als alle übrigen, gleichwie die nahe gelegenen Quellen der Sfob' kennen gelernt hatte, kehrte er heim. — Im Kolwa'schen Pogost fand Latkin den nordischen Sprachforscher Castrén, einen gebornen Finnländer, der an der Zylma und Ishma leicht hätte Gefahr laufen können mißhandelt zu werden, — da schon vor seinem Erscheinen daselbst durch Leute aus Tscherdyn die bevorstehende Ankunft eines Schwarzkünstlers verbreitet war. Einem Bauer waren Späne, einem andern sein Rennthierpelz vom Ofen gefallen, bei einem dritten bewegte sich das Wasser im Fasse .... ja es wurde der Geistliche gerufen, welcher, trotz seiner ruhigen Fassung, das Wasser (bei schwankender Diele) noch in Bewegung sah; ... kurz es mußte sich der Gehülfe des Bezirkchefs ins Mittel legen, und, wie es heißt, zur Beruhigung der Einwohner den Thatbestand zu Protokoll nehmen! — Castrén hat die Absicht seine Reise fortzusetzen, um zu den Trans-Ural'schen Samojeden zu gehen. Er glaubt nicht vor vier Jahren fertig zu werden und will dann eine syrjänische und eine samojedische Grammatik ausarbeiten.

„Nachdem Latkin die Petschora, auf der Ussa, wieder erreicht hatte, ging er solche hinab bis zur Mündung der Ishma und der 60 Werst weiter in die Petschora mündenden Zyl'ma, dann noch weiter hinab bis zum Dorfe Pylemez, von wo er nur 30 Werst zu Lande nach dem nicht fern vom Eismeere gelegenen Kirchdorfe Pustosersk zu machen hatte, während sein Fahrzeug den Strom weiter hinabging. Am 13 August erreichte er die Dörfer Ustje und Teiwißka und Tags darauf zu Wasser die Dörfer Nikitiza und Kuja (dieß ist das letzte am rechten Ufer der Petschora gelegene Dorf von Bedeutung, da das sieben Werst niedriger befindliche Postowo nur aus einigen Häusern besteht). Latkins Wunsch zu dem 70 Werst von Kuja entfernten dolwanow'schen Vorgebirge zu gehen, konnte wegen der Wetterveränderung nicht erfüllt werden. Von Kuja kehrte er also zurück zur Zylma, die er hinauf und hinab fuhr, wozu sieben Tage (vom 22—29 August) angewandt wurden. Während Latkin noch im Kirchdorfe Ust'-Zylma (Zylmamünde) war, kamen dahin (am 5 Sept.) auch der Graf Alexander Keyserling und der Capitän-Lieutenant Paul v. Krusenstern, von denen der erstere als Geognost reiste, der andere aber besonders die geographische Lage merkwürdiger Punkte astronomisch zu bestimmen bemüht war. Mit diesen gelehrten Reisenden ging Latkin zuerst die Petschora und dann die Ishma hinauf, bis zur Mündung der Uchta. Der Graf ging von da die Uchta aufwärts, um von ihr aus mit seinem Fahrzeuge zu Lande über den Woiok in den Wym hinüber zu gehen. Hr. v. Krusenstern aber und Latkin verfolgten die Ishma und kamen zum Tscher, von der sie zu Lande ebenfalls mit ihren Fahrzeugen in den wytschegod'schen Tscher herübergingen, und dann die Wytschegda hinab nach Ust'-Ssyssolsk gelangten, wo sie den 5 October ankamen."

*) Hr. Stuckenberg gibt, vom Einflusse der Jelez in die Ussa, bis zur Mündung dieses letztern Flusses 450 Werst an, was wohl genauer seyn dürfte (s. Ebend. S. 302).

Englische Sports.

IV. Ballspiele.

(Schluß.)

Bei solchen großen Matches, wie z. B. „Kent against all England," die oft eine ganze Woche hindurch dauern, kommen dann die Liebhaber, wie bei den Wettrennen, von allen Seiten zusammen. Die „Cricket-Grounds" werden besonders dazu vorgerichtet. Große Schoppen und Speisesäle werden dazu hergestellt, Musikbanden für die Woche gemiethet und die „Great-Men" und die „Lions" diniren und dankettiren hier nach beendigter Arbeit, und lassen sich von den zahlreich versammelten Damen feiern, und die Eleganz, Präcision, Kraft und Wissenschaftlichkeit, mit welcher sie spielen, loben.

Wetten fehlen natürlich auch nicht dabei. Tausende werden auf die „good men of Kent," Tausende auf „all England" verwettet. Wie die römischen Kaiser große Freunde des Ballspiels waren, so waren auch fast alle englischen Könige bis auf Wilhelm IV herab gute „Cricketers" und figurirten zuweilen selbst auf dem Turf als bads-men und fields-men. *)

Auch ist es merkwürdig, daß das Cricketspiel, so wie alle andern englischen Sports erst in der neuern Zeit zu einer so außerordentlichen Entwicklung gelangt ist. Die Annalen des Cricket reichen fast alle nur bis zum Anfange des vorigen Jahrhunderts hinauf. Wie verschiedene andere drittische Sports ist es mit den Engländern in alle Welttheile gewandert, und neuerdings auch, wie viele andere Moden jener Insel, in Frankreich nachgeahmt worden.

Am besten habe ich bei der ganzen Sache die Trefflichkeit der Composition des Balls verstanden. Diese „Cricket-Balls" sind größer als die beim racket, und haben ein festgesetztes

*) Einige der verschiedenen Rollen, welche die eilf Spieler beim Cricket übernehmen.

Digitized by Google

Gewicht; ſie ſind ſo vortrefflich gearbeitet, ſo elaſtiſch, ſo feſt und dauerhaft, ſo vollkommen rund, wie Billardkugeln. Der gewöhnliche Preis eines ſolchen Balles ſteigt bis zu 2 Thaler hinauf und für ſie wie für Erzeugung ſo vieler andern Dinge iſt England das einzige Land.

Vom Spiele ſelbſt, von ſeiner Zuſammenſetzung und der dabei vorkommenden verwickelten Berechnung habe ich, ich muß es aufrichtig geſtehen, faſt gar nichts verſtanden. Uebrigens ſind dabei auf der Seite jeder Partei drei kleine Stäbe (wickets) loſe in den Raſen geſteckt, deren Umwerfung durch den Ball dem Gegner Nachtheile bringt, und die daher von den elf Spielern auf verſchiedene Weiſe vertheidigt werden. Jeder Spieler hat dabei ſeine Rolle und ſeinen beſonderen Namen. Die Engländer verweiſen den Unwiſſenden zu ſeiner Belehrung auf eine Menge von Werkchen und Tractätchen, die von dieſem Spiele handeln: „the principles of scientific cricket," — „remarks on the theory and practize of cricket." *) Wenn aber meine Leſer einmal etwas leſen wollen, wovon ſie, obgleich es in deutlichen Worten gedruckt daſteht, nicht eine Sylbe verſtehen, ſo müſſen ſie einige Columnen über das Cricketſpiel in den engliſchen Journalen durchleſen, aus denen man nicht klüger wird, als hätte man die Hieroglyphen aller vier Seiten des Obelisk von Luxor durchſtudirt.

Was verſteht ſelbſt einer des Engliſchen Kundigen z. B. von folgenden Zeilen, welche die Beſchreibung eines Cricket-Spiels zwiſchen den HH. Mynn, Bilch, Lilly ꝛc. enthalten ſollen: At the entering of the field Mr. Mynn lovered over the wicket of Mr. Lillivhigt: the first wicket dovvn and no run. On Mynn packing in his pat, Bilch bowled to Tean who sent the first bowl awey to the leg for one; Mynn played at a bovvl to the off and it fell into the hands of Mr. Mynn at the short slip. The former made one by a tip to the off, when he was obliged to carry out his put, the innings terminating for 82; Mr. Mynn bowling 128 balls (45 runs were obtained) — Mr. Bilch 64 (15 runs were scored) — Turtle 252 etc. und ſo ins Unbegreifliche fort.

Der Prairie-Vogel.

Die Neigung der Schriftſteller und Leſer für Abenteuer unter Indianern auf den weiten Prairien Nordamerika's ſcheint mit aller Nahrung, die ſie durch Cooper und Irving erhalten hat, noch immer nicht getilgt. Hr. Murray, Verfaſſer einer Reiſe in Nordamerika, hat gleichfalls die Dichtung mit der Wirklichkeit zu verbinden geſucht, ſcheint aber kein großes Glück machen zu ſollen, indem das Werk in manchen Theilen ſehr an Weitſchweifigkeit und Wiederholungen leidet. Der Verfaſſer ſcheint für eine künſtleriſche Behandlung des Stoffes keineswegs geeignet, denn ihm fehlt das Talent die Ereigniſſe nach und nach ſich entwickeln zu laſſen, und man ſieht gleich im Anfang, welchen Ausgang die Erzählung nehmen ſoll. Trotz dieſes entſchiedenen Fehlers ſind doch einige Charakterzeichnungen, namentlich die Schilderung der wunderbaren Schlauheit, Beobachtungsgabe und des Stoicismus der Rothhäute ſehr intereſſant. Die Geſchichte ſpielt am Ende des vorigen und Anfang dieſes Jahrhunderts hauptſächlich auf dem dark and bloody ground, wie das Hinterland Virginiens (jetzt Kentucky und Ohio) damals häufig genannt wurde. Der Stoff iſt immer reich und wird lange noch nicht erſchöpft ſeyn, es bedarf aber einer größern Künſtlerhand als die Murray's, um die Sache, die man ſchon ſo oft gehört, immer wieder genießbar zu machen. Hrn. Violets Abenteuer, augenſcheinlich eben ſo „Wahrheit und Dichtung" wie der „Prairie-Vogel," iſt weit anſprechender.

*) Auch die Griechen haben eigene Werke über ihre Ballſpiele geſchrieben, ſo z. B. ein gewiſſer Antyllos.

Die Montenegriner.

(Fortſetzung.)

Der Wladika hielt ſich damals in Umatſch auf, und dorthin beſchloß Jephrem mit ſeiner Geliebten zu ziehen, ehe er noch ſein eigenes Haus beſuchte. Wer ſie auf der Reiſe ſah, betrachtete ſie mit Staunen, die Männer beneideten Jephrem, die ſchönen ſtolzen Mädchen Montenegro's beneideten Zaida, die Alten lobten Jephrem, daß er ſo tapfer ſeine Braut geraubt aus dem Hauſe des Feindes, wie es einem guten Montenegriner zukäme, die Mütter aber warfen dem Jüngling etwas bitter vor, daß er eine Fremde den einheimiſchen Mädchen vorziehe, immerhin aber erregte die Sache ein ſolches Aufſehen, daß er mit einem zahlreichen Gefolge in Umatſch anlangte.

„Herr," ſprach Jephrem, als er mit ſeiner Geliebten zum Wladika trat und ſich ehrfurchtsvoll, aber ſtolz verneigte, — „ich habe mir eine Braut mitten aus den Feinden geholt; ſie will die Mutter neuer Kämpfer ſeyn, damit der Berg nicht unter das Joch der Ungläubigen falle."

„Was ſagſt du, Jephrem," entgegnete der Wladika, „dieß Mädchen iſt ja ſelbſt eine Ungläubige."

„Sie glaubt an Gott den Schöpfer, an Jeſus Chriſtus, den heiligen Geiſt und die allerheiligſte Jungfrau," ſagte Jephrem; „der Pope wird ſie taufen und das heilige Kreuz machen lehren; was willſt du weiter, Herr?"

„Sprich, Mädchen," wandte ſich der Wladika jetzt an Zaida, „iſt es wahr, daß du dich zum wahren Glauben wenden willſt?"

„Was Faryš *) glaubt, glaube auch ich," flüſterte Zaida.

„Hm," meinte der Wladika, „das iſt alles gut, aber —" hier wandte er ſich wieder an Jephrem, — „warum haſt du unſere Mädchen verſchmäht und eine Braut unter den Feinden geſucht?"

„Ei, Herr," ſagte Jephrem ſtolz, „ich wollte nicht dulden, daß eine ſolche Schönheit dem abgelebten Weſir zum Maſtac zu Theil werde, — ſieh' ſelbſt." Mit dieſen Worten ſchlug er den Schleier vom Geſicht Zaida's zurück, welche, da ſie zum erſtenmal vor ſo vielen Männern ihr Geſicht unverſchleiert zeigte, noch erröthete. „Iſt der neue Mond ſchöner als Ahmeds Tochter?"

Die jungen Männer jauchzten laut, die Alten prieſen die Schönheit Zaida's, welche weinend ihr Geſicht an Jephrems Bruſt verbarg.

„Du haſt Recht, Jephrem!" riefen ſeine Mitkämpfer; „erfülle ſeinen Wunſch, Herr," ſagten ſie zum Wladika gewandt, der, um das Wohl ſeiner Landsleute beſorgt, die traurigen Folgen erwog, welche dieſe Entführung haben konnte. Ein Blick auf das Volk aber überzeugte ihn, daß hier Widerſtand vergeblich ſey, denn oft muß der

*) Bei den Türken der erſte Held, der Achilles.

Digitized by Google

Wladika nach des Volkes Wunsche handeln und sich nach der Laune desselben richten. Und augenscheinlich wagte er hier nicht ihm entgegen zu handeln.

„Das ist alles gut, meine Lieben," sagte er zum Volke sich verbeugend; „ich bin mit euch einerlei Ansicht, aber zuvor soll mir Jepheem noch eine Frage beantworten."

„Sprich, Herr, sprich," riefen die Montenegriner und klatschten dem Wladika Beifall.

„Hast du auch bedacht, Jepheem," so wandte sich der Wladika zu dem Bittenden, „daß der Wesir von Mostar diese Entführung seiner Braut an Montenegro rächen wird. Sind deine Landsleute schuldig, für dich zu leiden?"

„Ei, Herr," entgegnete Jephrem, „einer für alle und alle für einen, so haben es die Montenegriner gehalten. Wir wollen die Türken schlagen, sie mögen nur kommen. Wir machen Beute, und unsere jungen Leute sind einmal wieder munter. Nicht wahr, Brüder?" mit diesen Worten wandte er sich an die Versammlung.

„Das ist wahr," riefen die Montenegriner, „sonst ist es gar zu still auf dem Berg; wir müssen Kurzweil haben."

„Nun, das wird es geben," sagte endlich der zur Einwilligung genöthigte Wladika. „Zaida, Ahmeds Tochter, du sollst frei seyn auf Montenegro." Damit übergab er sie Jepheem und stellte sie unter den Schutz des ganzen Volks.

„Du bist ein tüchtiger Bursche, Jepheem," sagten die Alten; „unsere Kinder auch," riefen andere.

Die Jünglinge umgaben jetzt Jephrem, die Mädchen Zaida, der Pope taufte sie, und sie bezeichnete sich mit dem heiligen Kreuze. Jephrem machte Anstalten zur Hochzeit, der Wladika aber überlegte, wie er sich der Türken erwehre, da er die Schuldigen nicht zu strafen wagte.

Am Tage nach der Hochzeit trat Stanko's Bruder Iwan über die Schwelle Jepheems und sprach: gelobt sey Gott der Herr!

„Und Jesus Christus!" dankte Jephrem, indem er neben Zaida sich erhob und dem Eintretenden entgegentrat.

„Und der heilige Geist!" fügte Iwan hinzu, indem er sich aus dem an der Thüre hängenden Weihkessel mit Wasser besprengte.

„Amen!" sagte Jephrem. „Tritt näher, Iwan, und iß mit mir, meine Frau wird dich bewirthen."

Iwan aber verließ die Schwelle nicht, als ob er die Einladung überhört hätte, und fragte: „wo ist mein Bruder, Jepheem?"

Jephrem schrack zusammen. „Auf dem Felde von Grahowa," sagte er; „er fiel in redlichem und gerechtem Zweikampf."

„Und wer hat ihm ein Begräbniß verschafft?" frug Iwan weiter. Jephrem schwieg und schlug die Augen nieder, denn bei seiner Geliebten hatte er den Freund vergessen, und ihn den Vögeln und wilden Thieren zur Speise liegen lassen.

Iwan sprach kein Wort mehr, sondern entfernte sich. Mit gepreßter Brust schaute ihm Jephrem nach, denn er wußte, was der Besuch Iwans bedeute, und mußte sich gestehen, daß er eigentlich schuldig sey.

Am andern Tage verbreitete sich das Gerücht, daß Stanko mit ausgehackten Augen und bereits von wilden Thieren halb zerrissen gefunden und begraben worden sey. Jephrem verfiel in tiefen Kummer und machte sich die heftigsten Vorwürfe. Bald nach dem Begräbniß Stanko's trat ein Knabe Iwans in Jepheemums Hof und etwas in ein Tuch geschlagen unter dem Arme. „Mein Herr läßt dich fragen," sagte er keck zu Jepheem, indem er das Tuch aufschlug und auf eine Pistole und Dolch wies, — „ob dir diese Waffen recht sind, — es soll dieß die Erbschaft Stanko's seyn."

„Wir wollen sehen, ob sie gut sind," entgegnete Jephrem finster, — „wir müssen es versuchen."

„Gut," sagte der Knabe, wickelte Pistolen und Handschar wieder in das Tuch und entfernte sich.

„Jepheem ist der Blutrache verfallen," sagten sich die Nachbarn noch an demselben Tag; Iwans Knabe war bei ihm mit der Erbschaft.

Von dieser Zeit an war der Frieden aus Jephrems Brust gewichen, und er zitterte für seine geliebte Zaida; wenn er Morgens aufstand und Abends sich niederlegte, fürchtete er, sie möchte bis zum Abend oder Morgen eine Wittwe seyn; wenn irgend etwas vor seiner Thüre rasselte, erschrack er und griff zur Waffe, viele Tage verließ er das Haus gar nicht; auch sah er Iwan häufig bewaffnet vorübergehen. Er war wie in fortwährender Fieberglut, da er aus allen Kräften sich bemühte, die Ursache seines Treibens Zaida zu verbergen, damit sie nicht vor der Zeit erschrecke; aber dem liebenden Weibe entging der Kummer ihres Mannes nicht, sie schwieg jedoch, da sie wohl wußte, daß jede Frage nach der Ursache Jepherm sehr schmerzen würde. „Blut stand auf der Schwelle von Montenegro, als ich sie überschritt, ich habe es empfunden." So seufzte Zaida häufig, wenn sie Jephrem anblickte, der von Tag zu Tag mehr dahin schwand, und diese unaufhörliche Anspannung des Geistes hätte ihn auch sicher noch weggerafft, wenn nicht alles plötzlich wieder eine andere Gestalt genommen hätte.

(Fortsetzung folgt.)

Etwas über die Verbindung des atlantischen Meeres mit der Südsee. Der Gegenstand ist bekanntlich gegenwärtig sehr vielfach besprochen, und die Zahl der Plane, die entworfen worden sind, ist nicht gering. Ein He. Wheelwright hat in der Londoner geographischen Gesellschaft am 12 Februar abermals eine Mittheilung darüber gemacht, die zum mindesten das Verdienst hat, auf persönliche Kenntniß der Localität gegründet zu seyn. Er spricht sich nicht bestimmt darüber aus, ob ein Canal oder eine Eisenbahn das Verbindungsmittel seyn soll, sondern es ist ihm nur um diejenige Verbindungslinie zu thun, welche am wenigsten allgemeine Schwierigkeiten darbiete. Diese findet er in der Linie von Chagres über Gorgona nach Panama. Geeignet gebaute Dampfboote von 6 bis 700 Tonnen können den Chagresfluß hinauffahren bis zum Vereinigungspunkt mit dem Trinidadfluß; von hier an hat man in einer früher schon von Lloyd bezeichneten Richtung keine fortlaufenden Höhen zu übersteigen. Von Gorgona bis Panama ist der Weg in der trockenen Jahreszeit gut, nach der Regenzeit schmutzig, aber fahrbar, und ein Omnibus könnte den Weg zurücklegen, wenn man nur die Bäume wegschaffen wollte. Was den gesunden, praktischen Sinn Hrn. Wheelwrights besonders zeigt, ist der Vorschlag, vorerst, ehe man an einen andern Plan denke, eine gute gewöhnliche Straße anzulegen; der hiedurch erleichterte und erweiterte Verkehr würde dann schon von selbst weitere führen, und die nähere Erforschung des Landes, so wie dessen Entwicklung könnte Anleitung zu weitern Unternehmungen geben. Auch bei einer bloßen gewöhnlichen Straße hätte man kaum nöthig sich mehr als einige Stunden auf dem Isthmus aufzuhalten, und die Gefahren des Klima's wären somit gleichfalls vermieden.

München in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 68.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

8 März 1844.

Die Tebibs in Algier.

(Nach Felix Mornand. Revue de Paris 28 Januar.)

Man bezeichnet mit dem Namen Tebib in Algier die Leute, welche die schwere Kunst des Arztes ausüben. Wir gebrauchen den letztern Ausdruck bloß, weil man einmal die Leute damit bezeichnet, welche die Heilung von Krankheiten zu ihrem Geschäft machen, denn die Industrie der nicht graduirten und nicht patentirten Aerzte, welche im Norden Afrika's ihr Wesen treiben, hat mit der hohen und schönen Wissenschaft, welche das Leben verlängert, nichts zu thun. Die Araber, die Väter der neuern Medicin, haben ihr eigenes Kind ganz vergessen, und nach und nach selbst das Andenken daran verloren. Nicht bloß kennen sie die Arzneikunde nur noch dem Namen nach, sondern sie haben auch gar keine eigentlichen Aerzte, denn Tebib ist bei ihnen ohne Studien und vorhergehende Prüfung jeder, der sich diesen Titel aneignen will, und die Nachfolger von Avicenna und Averroes sind entweder fanatische und empirische Marabuts, welche die Krankheiten mit Sprüchen aus dem Koran und magischen Formeln heilen, oder Barbaresken-Figaros, welche die Lancette eben so schlecht, als das Rasirmesser gut handhaben, und gewöhnlich eben so schlechte Chirurgen als unübertreffliche Barbiere sind.

Im allgemeinen ist es religiöser Glaube unter den maurischen und arabischen Einwohnern Algiers, daß böse Geister durch ihr plötzliches und verderbliches Eindringen in den menschlichen Körper die bestimmende Ursache und der Keim aller menschlichen Krankheiten sind. Diese gefährlichen Geister nehmen eine Menge Gestalten an, hauptsächlich aber die von großen Kröten und Fröschen, welche sich verborgen halten und den Wanderern am Rande der Teiche und Quellen, wie die Spinnen am Ende ihres Gewebes, auflauern. Manchmal nehmen diese bösen Geister auch die Haut einer giftigen Schlange an, und werfen den Augen der Unglücklichen, welche ihr böses Geschick an ihnen vorüberführt, unglückbringende Blicke zu, oder flößen ihnen gar eine vergiftete Flüssigkeit ein. Welches aber auch die Gestalt seyn mag, in welche sie sich hüllen mögen, so zweifelt doch niemand daran, daß sie die wirkende und Hauptursache aller organischen Störungen sind, welche unsere schwache Körperbeschaffenheit so schmerzlich und so oft belästigen.

Nachdem einmal dieser Grundsatz ausgesprochen ist, beschränkt sich die ganze Frage, sowohl in Betreff der Vorsichtsmaaßregeln gegen die Krankheiten als der Heilung derselben, darauf, sich gegen die Geister durch alle möglichen Schutzmittel zu sichern, und dann, wenn es nicht möglich war ihnen den Eingang in das Heiligthum ganz zu schließen, sie aufs schnellste wieder daraus zu verjagen. Die Talismane oder Amulette sind die Waffe, welche man gewöhnlich den stets drohenden Angriffen der bösen Geister entgegensetzt. Mauren und Araber behangen damit sich, ihre Frauen und Kinder, selbst ihre Pferde und Kamele, und glauben fest und fest dadurch sich und die Ihrigen vor Krankheit und Tod zu schützen. Diese Talismane werden ihnen von den Maraduts gegeben, die ein Gewerbe und eine Waare daraus machen, und diesen Handel ausnehmend vortheilhaft finden; sie bestehen gewöhnlich aus einigen Körnern des Rosenkranzes oder auch aus viereckigen Papierstücken mit einigen unentzifferbaren Schmierereien.

Es gibt deren für alle Fälle und jeder Marabut hat seine besondern. Die einen schützen gegen das Fieber, gegen Augenkrankheiten, gegen den Haus, die andern gegen Kugeln, ja es gibt welche, die eine entgegengesetzte Kraft haben, denn da den Auserwählten Gottes nichts unmöglich ist und seyn darf, so können die Marabuts, so gut sie das Leben verkaufen, auch den Tod verkaufen. Man vernehme folgendes Beispiel. Der Araber Adda-Uld Chalifah, Kaid des Haschem-Garabahs, eines der ersten Stämme der Provinz Oran, erzählte, sein Vater, der in dem Kampf an der Macta getödtet wurde, habe dieß Glück dem Besitz eines Amuletts verdankt, das er einige Jahre zuvor sehr theuer von einem Marabut erkauft hatte, um durch eine christliche Kugel zu sterben. Da der Zufall seinen Wunsch erfüllt hatte, suchte Adda-Uld-Chalifah, ein junger Mann von 28 Jahren, den Marabut, der den Talisman an seinen Vater verkauft hatte, gleichfalls auf, um ein ähnliches Amulett zu kaufen, damit er bald in die

Digitized by Google

Wohnung des ewigen Glücks eingehe, wo, wie er sagte, sein Vater jetzt ruhe mitten unter 90 Huris. Es gelang ihm nicht gleich, und wir wissen jetzt nicht, ob es dem würdigen Sohn eines solchen Vaters später gelungen, sich einen so ruhmvollen Tod zu erkaufen. Diese Waare scheint nicht leicht abzugehen, da sie selten geliefert und gefordert wird.

Man trägt den Talisman am Halse, und er ist gewöhnlich in eine, mit einer kleinen goldenen Blume gezierte Büchse von Blech oder Maroquin eingeschlossen. Die Armen begnügen sich, sie in ein mit Wachs überzogenes Stück weißen Zeug zu schlagen, das ihnen die Maraduts mit dem Inhalt gegen eine mäßige Abgabe überlassen. Auf dem Stück Papier oder Pergament, das die mystische Formel enthalt, sind auch mystische Figuren gezeichnet, die unwandelbar von Sprüchen aus dem Koran und einer mehr oder minder umständlichen Beschwörung gegen den bösen Geist begleitet sind. Nachstehendes ist der Inhalt einer dieser Formeln, welche in die Hände eines Dr. Furnari fiel, der vorkurzem von einer Mission zurückkam, welche er, als ein ausgezeichneter Augenarzt, in Bezug auf eben diese specielle Wissenschaft von dem Minister des öffentlichen Unterrichts erhalten hatte. Der Talisman ist gegen Augenkrankheiten und fängt also an: „Im Namen des barmherzigen und gnädigen Gottes. Gott sey Mohammed, seiner Familie und seinen Gefährten günstig." Dann folgt der Anfang des 36sten Sure des Koran, wo Gott also zu Mohammed spricht: „Bei dem weisen Koran, du gehörst zur Zahl der Gesandten Gottes, und du wandelst auf dem rechten Wege. Das ist eine Offenbarung, welche das ruhmvolle und gnädige Wesen dir gemacht hat, damit du dein Volk von dem benachrichtigest, was seine Väter schon erfahren haben und woran es nicht mehr denkt. Unser Wort wurde ausgesprochen zu der Mehrzahl unter ihnen und sie glauben nicht. Wir haben ihren Hals mit Ketten überladen, welche ihr Kinn einschließen, so daß sie das Haupt nicht mehr erheben können. Wir haben eine Schranke vor ihnen und eine andere hinter ihnen gesetzt. Wir haben ihre Augen bedeckt mit einem Schleier und sie sehen nicht" (diese letztere Stelle erklärt die Wahl des Stücks und zeigt deutlich, daß es sich von einer Augenkrankheit handelt). Dann kommen die Charaktere oder vielmehr die Hieroglyphen, welche die Beschwörung bilden, und die als besonderes Augenmittel den bösen Geist, d. h. den schwarzen Staar, das Umstülpen der Augenlieder oder die Catarakte entfernen sollen. Diese Formel ist beinahe nicht zu dechiffriren; alles was man lesen kann, ist der Anfang oder die Anrufung in folgenden Worten: „Im Namen Gottes, bei Gott... es ist nur Ein Gott und es gibt keine Kraft als in Gott..."

Zwei magische Vierecke, eine Art pythagoräischer Tafeln sind in der Mitte der Schrift und eine dritte unten zu rechten Seite. Statt der Ziffern sieht man hier arabische Buchstaben, die bekanntlich, abgesehen von ihrer eigentlichen Bedeutung, auch einen Zahlenwerth haben. Eines dieser Vierecke enthalt neun Buchstaben, welche die neun Grundzahlen folgender Weise in drei Linien vertheilt darstellen:

4	9	2
3	5	7
8	1	6

Man wird bemerken, daß die Addition jeder dieser 3 Reihen, man mag sie nun von oben nach unten oder von rechts nach links vornehmen, stets die Zahl 15 ergibt, die eine ganz besondere cabbalistische Gewalt hat. Auch wird man bemerken, daß die Zahlen der vier Ecken eine arithmetische Progession in der Zahl 8642 darstellen. Dieselbe Zahl nimmt auch genau das untere Viereck ein, wo sie viermal in stets verschiedener Ordnung wiederholt ist.

Wir beschränken uns darauf, diese sinnreichen Verbindungen anzudeuten, ohne den mystischen Sinn derselben erklären zu wollen. Wir überlassen andern Leuten, die in der großen Kunst der Kabbala erfahrener sind, das Geschäft diese Geheimnisse zu untersuchen und ins Licht zu setzen, und können bloß den wißbegierigen Leser auf die betreffenden Werke verweisen, namentlich auf das Furnari's, welches den Titel führt: „arabische, persische und türkische Merkwürdigkeiten aus dem Cabinet des Herzogs von Blacas." Man findet darin umständlich den Gebrauch der magischen Vierecke der Orientalen auseinandergesetzt und wird bald erfahren, daß alle Augenkrankheiten nicht umhin können, vor den mächtigen Beschwörungen, die sich darin finden, den Rückzug anzutreten.

Ein anderes Amulett, das Hr. Rozet, Capitän im Genecalstab abschrieb, war wie die Ueberschrift andeutet, für das Kamel eines Mauern oder Türken, Namens Mohammed, bestimmt. Es beginnt wie immer mit einer aus dem Koran genommenen Anrufung, dann kommt die Beschwörungsformel, welche dießmal lesbar, dafür aber auch völlig unverständlich ist (worin vermuthlich ihr Verdienst besteht): „O Gott, traurige Strenge, Unglück oder brennendes Feuer, trockenes Holz, gefrorenes Wasser, ein neidischer Geist und eine wohlwollende Gunst! O Gott! nimm den Blick des Bösen weg von der Mitte seiner Augen! nimm ihn zwischen seinen beiden Lippen! Wende den Blick zweimal; ein fünfter Blick schlägt dich, aber er ist stumpf. Geronnenes Blut, zerrissenes Fleisch werden sich an den Neidischen hängen. Wende noch einmal den Blick: siehst du eine Offenbarung? — O Gott! nimm ihm das Licht durch deine Gewalt und deine Kraft! O Herr des Ruhms und der Herrlichkeit! du, der du die Nächte und Tage umfassest und sie trennest. O du! der du mein Schutz im Unglück bist! O mein Herr!" Hier hat die magische Formel ein Ende. Nun folgen eine Menge neuer Verse des Koran, und endlich das unvermeidliche Viereck. Dieß besteht aus 16 Buchstaben oder Zahlen zu einer Tafel in vier Columnen geordnet, von denen jede die Zahl 78 ausmacht, welche die Summe der 4 Buchstaben H K I M ist, die ein Wort bilden, das „der Weise" bedeutet.

Wenn trotz allen diesen mächtigen Schutzmitteln der Feind, d. h. die Krankheit oder der Geist sich dennoch verrätherisch in die Veste einschleicht, was geschieht dann? Das Heilmittel ist sehr einfach: man muß einen andern Talisman haben,

Digitized by Google

welcher den Teufel zwingt, die Behausung zu räumen. Der Kranke kehrt also zu dem Marabut zurück, der ihm das erste Amulett verkauft hat, überzeugt, daß wenn er kaum den Santon, wo der heilige Mann neben den Gebeinen seiner Ahnherren wohnt, deren Ruf und übernatürliche Macht er ererbte, betreten hat, er sich erleichtert, wo nicht gänzlich von seinem unbequemen Gast befreit fühlen wird, da der Teufel doch verständigerweise einem so heiligen Manne gegenüber nicht den Platz behaupten kann. Wenn er indeß nichtsdestoweniger seine gute Stätte durchaus nicht verlassen will und die Unverschämtheit so weit treibt, daß er selbst der Auflegung des heiligen Zauberbuchs auf den kranken Theil widersteht, dann muß man ihn freilich dulden und mit dem Amulett um den Hals warten, bis es ihm gefällt eine andere Wohnung zu wählen. Das muß auch unfehlbar früh oder spät eintreffen, denn der Teufel ist von Natur launisch und beweglich, und sucht überdieß es sich immer bequemer zu machen, wobei er dann manchmal schlecht ankommt.

Die Amulette sind also die Grundlage und das Wesen sowohl der Krankheiten als der Heilmittel. Die französische Besetzung und die Bemühungen der europäischen Aerzte haben in dieser Beziehung den Glauben der Mauren und Araber wenig oder gar nicht geändert, und nachstehende Anekdote beweist den naiven Glauben an die Kraft dieser seltsamen Arzeneien. Ein europaischer Arzt wurde kürzlich in Algier zu einem Kulogli gerufen, welcher an einer starken chronischen Affection litt, die der Arzt leicht vermittelst eines unfehlbaren Mittels zu besiegen hoffte. Er schrieb eine Verordnung nieder und entfernte sich, ganz sicher, daß der Kranke bald eine Erleichterung fühlen würde. Vierzehn Tage später findet er denselben bleicher und niedergeschlagener als früher. „Nun, wie geht's? schlecht, wie es scheint?"

„Ja wohl, Sidi, sehr schlecht;" erwiederte der gute Kulogli, „meine Schmerzen werden immer heftiger, und ich fürchte, der Böse spottet unserer Anstrengungen."

„Welcher Böse? Habt ihr meine Verordnung befolgt?"

„Eure Verordnung?" wiederholte der Patient mit großem Erstaunen.

„Ja," erwiederte der Arzt, „das Stückchen Papier, das ich Euch damals zurückließ."

„Und worauf Ihr Charaktere gezeichnet habt?

„Ja das; habt Ihr gethan, was ich Euch vorschrieb?"

„Allerdings," sagte der Kulogli.

Das ist doch sonderbar, dachte der Doctor. „Ihr seyd also gewiß, meine Vorschrift Punkt für Punkt befolgt zu haben?"

„Befolgt? Nein, nicht eigentlich; aber ich versichere Euch, sie hat mich nicht einen Augenblick verlassen; seht, hier ist sie." Mit diesen Worten machte der Kulogli den obern Theil seines Kaftans auf, und zeigte dem erstaunten Arzt das viereckig zusammengelegte Recept, welches er an einem Band um den Hals gebunden auf der Brust trug. Der Unglückliche hatte das Recept für ein Amulett genommen, und ganz gehorsam dasselbe auf der Brust getragen. Geduldig wartete er die Wirkung desselben ab; der Doctor aber zog ihn sogleich fort zu einem Apotheker, wo er das Mittel kaufte, von dem seine Heilung abhing.

(Fortsetzung folgt.)

Die British and Foreign Anti-Slavery-Society und die englisch-westindischen Inseln.

Die obengenannte Gesellschaft verfolgt mit Eifer und — es wäre mehr als thöricht es läugnen zu wollen — mit einer Aufrichtigkeit ihren Zweck, die ihrem Charakter und ihren Grundsätzen alle Ehre macht. Wer in der Welt seine Ansichten und Ueberzeugungen ohne alle Rücksichten auf eigenen oder fremden Vortheil verfolgt, dem wird es zwar wohl passiren, daß ihn Uebelwollende als einen irrenden Ritter Don Quixote ausschreien, die Ehrenhaftigkeit seiner Gesinnung wird man ihm aber auf die Länge nicht abstreiten können. Dieß ist gegenwärtig auch mit der obengenannten Gesellschaft zur Abstellung der Sklaverei der Fall, die allmählich mit den Interessen Englands in einen engen Conflict kommt. Lord Brougham hat bekanntlich schon im Parlament den Umstand zur Sprache gebracht, daß Engländer, im Besitz von Bergwerken auf Cuba und in Brasilien, solche durch Sklaven bearbeiten lassen; die Committee der genannten Gesellschaft ist nicht lässig, und schärft in einem Schreiben vom 15 Januar d. J. den Actienbesitzern in fremden Minencompagnien das Gewissen. Gleich am folgenden Tage, den 16 Januar, erläßt die Committee ein Schreiben an den Colonialminister, Lord Stanley, und protestirt gegen die Einführung von Chinesen in Westindien, namentlich in der Art, wie sie die Regierung bisher vorgeschlagen und genehmigt hat, indem dadurch nur eine Art neuen Sklavenhandels entstehe. Nun muß man aber wissen, daß die Westindier, namentlich die Plantagenbesitzer auf Jamaica, Trinidad und in Guiana, auf diese Einwanderung fast als auf das letzte Rettungsmittel hofften. Es ist lächerlich, wenn man jetzt noch behauptet, die Emancipation habe in Englisch-Westindien die Erzeugung tropischer Waaren nicht vermindert,*) da jede englische Aus- und Einfuhrliste den Beweis liefert, daß die großen Staprlartikel Westindiens, Zucker und Kaffee, seit 10 Jahren um die Hälfte abgenommen haben. Das Heil der Welt liegt freilich nicht im Zucker- und Kaffeebau, aber das Heil der englischen Pflanzer liegt darin, und es darf somit niemand Wunder nehmen, wenn diese einen argen Lärm aufschlagen und der Anti Slavery Society nichts weniger als gewogen sind. Der Zeitpunkt ist eingetreten, wo diese humanen Grundsätze, wie man sie in England seit 40 Jahren ausgehängt, mit den materiellen Interessen des Handels in sehr starken Conflict gekommen sind; es gibt in England ehrenwerthe Leute genug, welche die Grundsätze der Emancipation und den allgemeinen Kampf gegen Sklaverei trotz dieser verletzten Interessen fortführen, allein die Regierung, welche vor allen Dingen die materiellen Interessen zu wahren hat, kommt zwischen den ausgehängten humanen Grundsätzen und den materiellen Interessen allmählich in eine sehr unwillkommene Stellung, die mit jedem Tage schlimmer werden muß, da immer mehr sich herausstellt, daß man mit den Maaßregeln gegen

*) Dieß ist neulich von Hrn. Cacoud wieder in der Allg. Zeitung geschehen (s. Nr. 50). Derselbe ist, wie wir aus dem Anti Slavery Reporter vom 7 Februar ersehen, mit einem Werke über die Emancipation beschäftigt, darf aber wohl sich auch etwas sicherern Daten umsehen, als er in seinem Schreiben an die Allg. Zeitung zu Tage legt. A. d. R.

Digitized by Google

den Sklavenhandel nur die Symptome einer Krankheit bekämpft, aber nicht diese selbst, daß man eine Arbeit auf sich genommen hat, die man nicht durchführen kann, und daß das ganze gegen die Neger befolgte System durchaus auf falschen Grundsätzen beruht. Nächstens darüber ein mehreres.

Die Montenegriner.

(Fortsetzung.)

Der Vezir von Mostar verlangte von dem Wladika die Bestrafung der Mörder von Grahowa, der Wladika aber gab die in den Zeitschriften bekannt gewordene Antwort: „ich bin bereit die Schuldigen zu bestrafen, wenn sich auch die Türken verbindlich machen, alle diejenigen zu bestrafen, welche sich Räubereien gegen uns erlauben." Damit fiel das Kriegslos, und der kaum beendete Kampf zwischen den Türken und Montenegrinern brach von neuem aus.

„Weißt du schon," sagte eine dienstfertige Nachbarin zu Zaida, „daß Montenegro für dich gegen die Türken aufgestanden ist? Ahmed fiel bei Grahowo zur Zeit deiner Flucht und der Vezir hat den Montenegrinern den Krieg angekündigt."

„Allah! Jesus! mein Vater!" schrie Zaida, und flog wie sinnlos zu ihrem Mann. „Wer hat meinen Vater getödtet?" fragte sie Jephrem wie außer sich.

„Stanka!" erwiderte dieser mit finsterem Blick.

„Und du?" rief Zaida lauter.

„Ich bin der Blutrache verfallen, weil ich mich nicht bemühte, Stanka zu begeaben." Zaida hörte nicht mehr, sie sank vor Jephrem zu Boden, und es dauerte lange, ehe sie wieder zum Leben erwachte.

„Mein Vater!" waren ihre ersten Worte; weiter sprach sie nicht, sondern umschlang Jephrem und weinte leise. Eine stille Trauer breitete sich über ihre Züge aus, und drang endlich in den Sitz ihres Lebens ein.

Die Gewehre der Montenegriner erklangen immer häufiger und schneller auf ihren Gränzen; einzelne griffen türkische Wohnungen an und trieben die Heerden fort nach Montenegro. Der Vezir von Mostar aber verwandte seine Zeit zu Vorbereitungen, denn er gedachte die Montenegriner dießmal ganz zu unterwerfen. Und in der That bedrohte vielleicht nie eine größere Gefahr den Berg, als eben jetzt, denn nicht nur hatte der Vezir selbst 16,000 Mann zum Kampf gegen die Montenegriner gerufen, sondern er zog auch den Pascha von Scutari mit 4000 Arnauten in sein Interesse. Aber der Wladika blieb gleichfalls nicht müßig, er rief den ganzen Berg zum Kampf und besetzte alle dahin führenden Orte, er selbst aber stellte sich mit der Mehrzahl der Montenegriner in Umatsch und auf den Bergen von Grahowa auf, obgleich er sonach manche unterhalb der Berge liegende Oerter den Türken überlassen mußte. „Jephrem soll mit den Freiwilligen Vranina*) vertheidigen," ließ der Wladika dem Aeltesten der Gemeinde Jepherms sagen, wohl wissend, daß dieser an Tapferkeit und Umsicht die andern übertreffe.

Sobald sich in der Gemeinde das Gerücht verbreitete, daß Jephrem mit den Freiwilligen zur Vertheidigung Vranina's ausziehe, begab sich Iwan zu ihm, und fand ihn gerade als er Zaida zu bereden suchte, nicht mit ihm zu ziehen, denn sie wollte ihren Gatten durchaus an den ihm angewiesenen Kampfplatz begleiten, sobald sie aber Iwan erblickte, erschrack sie und deckte die Brust ihres Mannes mit ihrem Körper, denn sie wußte zwar wohl, was die Blutrache bei den Montenegrinern zu bedeuten habe, aber ihr war unbekannt, daß alle Rache zur Zeit des Kampfes ruhen müsse.

Iwan besprengte sich mit dem geweihten Wasser, sprach den gewöhnlichen Gruß, „gelobt sey Gott!" und trat dann ins Zimmer. „Der Türke waffnet sich gegen uns, Jepherm," sagte er, „darum soll Friede zwischen uns seyn, bis wir den Feind geschlagen haben."

„Es sey so," sagte Jephrem, und ergriff die ihm dargereichte Hand. „Gehst du mit mir, Iwan?"

„Ja; wann willst du ausziehen?"

„Heute noch."

„Gut; ich will mich rüsten." Damit ging er fort.

„Ungetreuer Mann!" sagte Zaida. „Die Frauen unserer Harems rühmen die Treue der Slawen . . . . ich bemerke nichts davon!"

„Zaida!" fuhr Jephrem zornig auf.

„Ist es nicht wahr?" fuhr Zaida fort. „Deinen Feind, den Bruder des Mörders meines Vaters, nimmst du mit dir und mich zwingst du zur Trennung von dir?"

„Du sollst mit mir gehen," sagte er endlich und umarmte Zaida.

Jephrem that wohl daran, daß er zeitig nach Vranina aufbrach, denn am andern Tage schon krachten unaufhörlich die Gewehre der Montenegriner, denen die Türken gleichfalls antworteten. Osman Bey zog mit der ersten Abtheilung des Heeres von Klobuk aus gerade nach Grahowo. Je mehr er sich dem Berg näherte, desto häufiger fielen die Schüsse der Montenegriner, die aber dem erhaltenen Befehle gemäß nirgends anhaltenden Widerstand leisteten, sondern sich langsam bis gegen Grahowo zurückzogen. Osman drängte ihnen nach, ohne zu beachten, daß dieß Vaterlichen seinem Heer zum Verderben gereiche, denn die Montenegriner, zu ein und zwei Mann zerstreut, umschwärmten ihn immer dichter und ihre Schuß fehlte selten. In Grahowo schienen sie sich indessen doch festsetzen zu wollen, und Osman gab Befehl, dieß im Sturm anzugreifen. Die Montenegriner widerstanden indeß nur so lange, bis Weiber und Kinder sich entfernt hatten. Dann schlossen sich die Männer den Kämpfern an, denn in solchen Fällen verwandelt sich jedes Haus in eine Veste, und jeder, der die Waffen tragen kann, wird zum Kämpfer für seine Heimath und sein Land. Die Montenegriner umschlossen abermals die osmanischen Truppen wie in einem Kreise und sandten unaufhörlich den Tod in ihre Reihen. So ging's fort durch Vilusch, Sylija und Zagora bis zur Rieka.*) Hier aber drängten sich die Montenegriner in dichtem Kreis um Osman her, so daß es ihm unmöglich war, weiter vorzudringen, und er sich selbst den Rückzug mit Sturmschritt erkämpfen mußte. Hier begannen die Türken ohne alle Ordnung und einzeln zu weichen, und wie Unsinnige forderten sie noch die tapfern Montenegriner zur ärgsten Rache heraus, indem sie die Orte, durch welche sie kamen, in Brand steckten. Kaum zwei Drittheile seines Heeres führte Osman zum Vezir zurück, die übrigen fanden ihr Grab in Montenegro.

(Fortsetzung folgt.)

Die Statue Sir David Wilkie's soll demnächst in der Nationalgalerie zu London aufgerichtet werden; die nöthige Summe ist zusammengebracht. (Engl. Bl.)

*) Eine Insel im See von Scutari, die damals nebst Lesendria von den Montenegrinern besetzt war.

*) Ein kleiner Fluß zwischen der Hochebene und den Bergen von Grahowo.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 69.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

9 März 1844.

Ungarische Scenen.

(Von J. G. Elsner.)

I. Der Walache.

Wahrhaft elend ist der physische und moralische Zustand des Walachen in Nieder-Ungarn. Seine Kleidung besteht meistentheils aus selbstgemachten Stoffen. Die Weste ist ein Wams aus Schaffell, die Beinkleider sind von Zeug aus grober Zackelwolle, welche die Frauen spinnen und weben; beides, Hosen und Wams, wird durch einen ledernen Gürtel verbunden. Seine Schuhe sind Sandalen von halbgegerbtem Leder, alles von ihm selbst zubereitet. Auf dem Kopfe trägt er eine Mütze von Lammfell und sein Mantel ist ein Stück Zeug aus grober Wolle zusammen gefilzt, durch welches ein Loch gemacht ist, worein man den Kopf steckt. Sein elender Zustand entspringt aus drei Ursachen, nämlich aus der Abhängigkeit, in welcher er lebt, und die nahe an Sklaverei gränzt; aus der niedrigen Bildungsstufe, worauf er steht, und aus der Faulheit, welcher er sich fast ohne alle Ausnahme ergibt. Seiner äußern Erscheinung nach würde man ihn für das unglücklichste und beklagenswertheste Geschöpf unter der Sonne halten. Das ist er aber gar nicht, und er befindet sich, wenn er nur Nahrung hat, so schlecht sie auch sey, und einige Kreuzer übrig behält um sie in Branntwein vertrinken zu können, sehr wohl, jauchzt und jubelt, und läßt Gott einen guten Mann seyn. Aber eben um die paar übrigen Kreuzer sieht es oftmals mißlich aus, weil er, vermöge seiner Trägheit, wenig erwirbt, und auch wegen seines Mangels an guter Haushaltung oft genug sein Grundstück, was er noch besitzt, verkaufen muß. Hat er aber Gelegenheit gehabt, sich auf irgend eine Weise etwas Geld zu erwerben und zu sammeln, so bewahrt er dasselbe auch wie der Drache einen Schatz. Nachfolgende der Wahrheit in allen Stücken getreue Erzählung mag davon Zeugniß geben.

Ein walachischer Bauer war seinem Grundherrn den Grundzins von einigen Jahren schuldig, und war weder durch Güte noch durch Strenge zur Bezahlung zu bringen. Immer entschuldigte er sich damit, daß er kein Geld habe und auch keins aufbringen könne. Man wußte aber, daß er vor kurzem eine kleine Summe eingenommen, diese aber versteckt hatte. Nachdem alle Mittel der Güte, verbunden mit gelindern Zwangsmitteln, vergebens angewandt worden waren, schritt man zu strengen, nach unsern europäischen Begriffen rohen und barbarischen. Man setzte ihn bei strenger Winterkälte in leichter Kleidung in den Stock und zwar auf den Schnee, und ließ ihn so fast eine Stunde sitzen. Dreimal ward diese Procedur wiederholt, ohne ihn auch nur im mindesten willfährig zur Zahlung zu machen. Endlich schnallte man ihm seinen Gürtel ab, um ihn körperlich zu züchtigen. Siehe, da fand man in demselben mehrere Speciesthaler in einen Lumpen gehüllt. Man machte sich davon für die Schuld bezahlt, gab ihm das übrige zurück und ließ ihn laufen. Zehnmal traurige und niedergeschlagener, wie er früher nach der härtesten Behandlung gewesen, ging er von dannen. — Die weitern hierüber zu machenden Reflexionen überlasse ich meinen Lesern.

Die Tebibs in Algier.

(Fortsetzung.)

Opfer am Rande gewisser Quellen, zur Ehre von Gottheiten, welche im Krystall der glücklichen Wellen hausen, sind eine andere, in Algier sehr gebräuchliche Heilmethode. Unter diesen bevorzugten Quellen ist eine der berühmtesten die der Beni-Menad in der Nähe von Algier, am Ufer des Meeres, nur eine halbe Lieue jenseits des Bab-el-Wed. Diese Quelle hat die Kraft, Hautkrankheiten, die im Norden Afrika's sehr häufig sind, Verstauchungen, Wunden und überhaupt die meisten äußern Verletzungen und Leiden zu heilen. Die wunderbare Eigenschaft dieses Wassers ist die Folge der Anwesenheit eines unsichtbaren Riesen, der die Macht hat, dem Opfer größern oder geringern Werth zu geben. Die Quelle bildet drei Bassins, die in den Felsen ausgehöhlt und durch eine Mauer gegen die Meereswogen gedeckt sind, welche sie bei stürmischem Wetter zu überfluthen drohen; sie enthält ein sehr

Digitized by Google

klares, reichliches Quellwasser, das durchaus nicht mineralisch und ohne allen Geschmack ist. Zu allen Zeiten des Tages ist sie von einer großen Anzahl Kranker, Männern und noch mehr Frauen besucht, welche den Riesen bitten und ihm im Austausch gegen die erbetene Gesundheit ihre Opfer darbringen.

Diese Opfer werden in nachstehender Weise dargebracht: der Bittende kniet neben einem der Bassins nieder, schöpft Wasser in ein Gefaß und beginnt eine umständliche Abwaschung seiner Füße, seiner Hände und des kranken Theils, dann zündet er ein Wachslicht von etwa vier Zoll Höhe und der Dicke eines kleinen Fingers an, stellt es am Rande der Quelle neben einer brennenden Kohlenpfanne auf, auf welche er Weihrauch und anderes kostbare Räucherwerk streut; zugleich hält er sein Gesicht über diese aromatische Kohlpfanne, und erhält somit eine heilige Räucherung, die allein ihn reinigen soll. Nach dieser Ceremonie ergreift der Kranke eine Henne, in welcher sein Opfer besteht, läßt das unglückliche Federvieh bluten, gibt ihm dann den tödtlichen Schnitt und läßt es laufen. In den Zuckungen, welche den Tod des armen Opfers begleiten, springt und läuft es aufs Gerathewohl und stürzt sich manchmal ins Meer. Nur in diesem Fall kann das Opfer als angenommen betrachtet werden; ist es aber nicht angenommen, so muß der Kranke am nächsten Mittwoch, dem für diese Opfer bestimmten Tage, aufs neue anfangen.

Kaum hat die Henne das bittere Wasser getrunken, so wird sie aufgefischt und neben der Najade der Federn beraubt, dann entfernt sich der Opferer und nimmt sie mit sich fort nebst einer Flasche Wasser aus der Quelle zu weiteren Abwaschungen. Früher ließen die etwas wohlhabenden Kranken gewöhnlich die Leiche des Opfers auf dem Opferplatz zurück, aber die Nähe eines Postens von Veteranen, alten Füchsen, welche nur auf den Abgang der Pilger warteten und dann die Henne fortnahmen, hat sie von der frommen Gabe an die Localgottheit abgebracht. Was ist übrigens ein solches Stück Geflügel für einen Riesen? Die Reichen opfern 1 erbings Hämmel, aber der Schutzgott der Quelle gewinnt nichts dabei. Darum rächt er sich auch gewöhnlich, indem er den Kranken, welche ihn besuchen, die Heilung versagt. Die ganz Armen begnügen sich Eier darzubringen, welche sie ins Meer werfen, nachdem sie solche in die Quelle getaucht haben. — Abgesehen von diesem Heilverdienst hat die Quelle der Beni-Menad noch eine andere nicht minder merkwürdige Eigenschaft, nämlich die, den Frauen die Tugend zurückzugeben. Die Freudenmädchen von Algier bringen hier häufige Opfer, und versorgen sich mit diesem Wasser, das den Töchtern Eva's die Sünden abwascht.

Die einfachen Pilgerfahrten zu gewissen verehrten Gräbern, welche die eigenthümliche Kraft haben sollen, den Betenden die Gesundheit wiederzugeben, wie die von Sidi Ferruch und Sidi Abderrahman bei Algier, und Guraydh bei Budschia, sind sehr stark im Gange. Im allgemeinen aber nehmen die fatalistischen und indolenten Araber und Mauren die Uebel, von denen sie betroffen werden, wie einen Spruch der Vorsehung an, und überlassen ihr die Sorge sie wieder davon zu befreien, d. h. sie lassen die Natur walten, und diese muß in der That ein sehr mächtiger Arzt seyn, denn trotz dieser hochmüthigen Sorglosigkeit und der stoischen Verachtung der Mittel zur Abhülfe, scheinen bei den Arabern und Mauren weder die Sterblichkeit größer, noch die Krankheiten häufiger, als bei irgend einem andern Volke. Sie kennen indeß den Gebrauch einiger Mittel, und bedienen sich namentlich häufig der Blätter des Nachtschattens (solanum nigrum) und der Malven, mit deren Absud sie die Wunden auswaschen. Zum Verbinden nehmen die Mauren aromatische Kräuter, die sie zerstampfen, mit Pfeffer und Salz bestreuen und in Branntwein einweichen. Dieß sonderbare Linderungspflaster erzeugt eine Entzündung, welche manchmal die Heilung beschleunigt, manchmal aber auch die Wunde dermaßen reizt, daß der Brand dazu kommt, und das Uebel und den Kranken zugleich mit wegnimmt.

In Algier bedient man sich auch einer Latwerge, die aus zerstoßenen und mit einem Pulver von Zimmt, Muscatnuß, Ingwer und andern Gewürzen aromatisirten Haschisch- (Hanf) blättern besteht. Diese Medicin, Mabschun genannt, nimmt man beim Abendessen, und vermehrt die Wirkung durch einen Zusatz von einer oder zwei Tassen Kaffee. Die Kraft des Haschisch als Arzneimittel ist nicht genau hergestellt; man weiß nur, daß er eine vorübergehende, aber sehr heftige Aufregung erzeugt, die von krampfhaften Bewegungen begleitet ist, welche für die Kraft der Arznei am deutlichsten sprechen.

Das Mittel, dessen man sich in Algier am liebsten bedient, ist eine Aderlässe, die in den Augen des Volks ein Universalmittel ist. Die Barbiere, welche das Monopol des Blutlassens haben, bedienen sich zu dieser Operation häufiger des Rasiermessers, als der Lanzette, legen zu diesem Ende ein starkes Band um den Hals des Kranken, um die Blutgefäße des Gesichts aufzuschwellen; dann fahren sie leicht aber mit unglaublicher Schnelle mit dem Rasiermesser über die Haut der Schläfe hin, welche sie so leicht ritzen, daß nur zahlreiche Blutstropfen daraus hervordringen. Der Operateur nimmt sodann ein rundes Holz, welches er über die Schläfe hinrollt, um das Blut beste besser auszupressen. Diese Art von Schröpfen wird nicht bloß an den Schläfen, sondern auch an dem mittleren und hinteren Theil der Beine und an den Armgelenken vorgenommen. Es sind wahre Schröpfköpfe, und sie ersetzen bis zu einem gewissen Punkt die eigentlichen Aderlässe, sind aber weder so wirksam noch so schnell wie diese.

Außer der Behandlung der Kopffieber durch Koransprüche haben die Araber und Mauren noch eine Menge sinnreicher Mittel, von denen wir wenigstens einige erwähnen müssen. So schreiben sie dem Ochsenhorn, das sie calciniren, in Asche verwandeln, dann in Essig auflösen und einreiben, die Kraft zu, den Aussatz zu heilen; das Ochsenhirn, mit Butter gemischt und ins Ohr eingetröpfelt, soll den Unglücklichen, die das Gehör verloren haben, solches wieder verschaffen; die Galle einer schwarzen Kuh, auf den Rand der Augenlieder

Digitized by Google

angewendet, hat die Kraft, Augenkrankheiten zu verhindern;*) die Kuhmilch ist ein unfehlbares Mittel gegen die Gelbsucht, und endlich ist der Urin dieses Thieres ein sehr wirksames Mittel gegen Brustbeschwerden. Das Eselshirn gibt, wenn man es als Nahrungsmittel nimmt, das Gedächtniß zurück, und der Huf des Esels, in Asche verwandelt und mit Eselsmilch oder Oel vermischt, kann die fallende Krankheit und die Skropheln heilen. Ist man von einem Skorpion gestochen worden, so darf man ihn nur zerquetschen und auf die von ihm selbst gemachte Wunde legen, um diese zu heilen; ein Löwenzahn schützt vor Krankheiten überhaupt und vor Zahnweh insbesondere; die Galle des Löwen heilt Kopfschmerzen, und sein Fleisch ist ein ganz besonderes Specificum gegen Lähmung und Schwächung des Körpers.

So viel über die Therapeutik. Was die Chirurgie betrifft, so ist sie nicht weiter vorgeschritten, als die Medicin, oder besser gesagt, sie ist erst im Werden. Auf dem Schlachtfeld verbinden Araber und Berbern ihre Verwundete, indem sie auf die frischen Wunden kleine Päckchen Baumwolle legen. So geschlossen und gegen den Zutritt der Luft verwahrt, verharrschen die Wunden oft mit einer wunderbaren Schnelligkeit, öfter aber erklärt sich auch der Brand in Folge der Entzündung, die ein solcher Verband nothwendig erzeugen muß. Wenn also die Wunden irgend schwer sind, so werden sie fast immer tödtlich. Manchmal ersetzt aber der Instinct bei den Arabern die Erfahrung und das Wissen, z. B. um ein gebrochenes Glied zu heilen, umgeben einige dasselbe mit einer Lage Kamelhaare, die durch Eiweiß zusammengehalten sind, was für solche gefährliche Wunden Wunder thut. Auch unterstützen sie das verletzte Glied mit einem äußern Verband von Schilf, der alle nöthige Leichtigkeit und Elasticität hat, und den beschädigten Theil völlig schützt, ohne ihn besonders zu drücken.

Andere wenden für Brüche überhaupt einen undeweglichen Verband an, der aus Compressen und Bändern besteht, über deren Erfindung sich vor noch nicht langer Zeit eine Anzahl Chirurgen vor der Akademie der Wissenschaften stritt. Man befeuchtet einen solchen Verband mit Wasser, worin Mehl aufgelöst wurde, wodurch derselbe, wenn er trocknet, eine so große Festigkeit erlangt, daß alle Theile wie zu einer Binde zusammengepappt scheinen. Allerdings führt ein solcher Verband selten eine Radicalcur herbei, denn die meisten Verwundeten bleiben nach der Heilung entstellt, andere behalten zeitlebens fisteiartige Geschwüre, und mehrere sterben in Folge entzündlicher Zufälle; aber die Idee eines solchen Verbandes ist nach dem Ausspruch der Aerzte äußerst sinnreich, und es bedürfte wahrscheinlich nur einzelner Verbesserungen in der Einrichtung, um ganz entscheidende Erfolge zu erlangen.

Der Dr. Sedillot, Chirurgien-major in der Armee, erzählt in seinem „Bericht über den Feldzug von Constantine," daß er nach der Einnahme der Stadt mit der Behandlung einer türkischen Frau beauftragt worden sey, welcher ein Bombensplitter den rechten Arm zerschmettert hatte; er fand aber seine Aufgabe schon zu drei Viertheilen durch einen arabischen Arzt gelöst, der im Augenblick des Unfalls zu der Verwundeten berufen wurde, seitdem aber die Stadt verlassen hatte. Der Verband dieser Frau bestand aus 13 Plättchen von Palmenholz, die nur auf einer Seite convex waren, und mit ihrer ebenen Fläche auf einem Stück Schaffell auflagen. Durch die Oeffnungen zwischen den Schienen des Verbandes waren Bänder gezogen, vermittelst deren man den Apparat um das gebrochene Bein festzog.

(Schluß folgt.)

*) Dieß ist vielleicht der Geschichte des Tobias entnommen.

Die Montenegriner.

(Fortsetzung.)

Eine ähnliche Gefahr bedrahte Vranina und Lesendria, auf welche der Pascha von Scutari seine Augen richtete. Vranina, als die bedeutendste, führt den Namen einer Veste, obgleich sich daselbst fast nichts festungähnliches vorfindet. Niedere dünne Mauern, da und dort einige Erdaufwürfe und Gräben sind die ganze Befestigung dieses Orts, und darum schien es eine Unmöglichkeit denselben gegen die Macht des Pascha's zu behaupten, der mit seinen Albanesen und vielen Geschützen am Ufer stand und sich zum Sturme auf die kleine Insel rüstete. Jephrem sah wohl die ihm drohende Gefahr, und that als ein geschickter Krieger alles, um sie abzuwenden; er ließ neue Verschanzungen anlegen, da und dort Pallisaden errichten, und war schon mit allem fertig, als er auf einmal Abends bemerkte, daß die Albanesen sich zum Sturme rüsteten, und daß er am nächsten Morgen den Hauptkampf zu bestehen haben werde. Er besichtigte noch einmal alle Voranstalten und alle Wachen und mahnte jeden zur Vorsicht.

„Merke wohl auf, Michal," sagte er zu der Schildwache am östlichen Ufer, „und nimm die Ohren und Augen zu Hülfe, damit nicht der wilde Türke sich rühme, er habe die Montenegriner unvorbereitet überfallen."

„Sicherlich," antwortete die Wache, „aber auf dem Berg ist es doch besser fechten, wo man seinen Feind aufsuchen kann, als hier, wo man warten muß, bis er kommt. Morgen werden wir, denke ich, einen lustigen Tag haben, Jephrem!"

„Es scheint," erwiederte dieser, „vielleicht aber kommt auch der Feind in der Nacht."

Inzwischen erhob sich ein großer Lärm in der Veste, einige Gewehrschüsse ließen sich hören, und gleich darauf sah Jephrem einen kleinen Nachen, der mit Hülfe einiger Ruderer gerade auf das türkische Ufer zueilte. In demselben stand ein Türke, der mit gezogenem Dolch nach Vranina hin drohte. Jephrem erkannte in demselben den Aga des Pascha, wandte sich sogleich zur Veste, um sich selbst von dem Vorgefallenen zu überzeugen, als einige Montenegriner, Iwan an der Spitze, aus dem niedern Thor ihm entgegentraten. „Verrath, Jepheem, Verrath!" rief einer an den andern.

„Wer singt auf Verrath?" schrie Jephrem; „sprich du, Iwan."

„Halt ein, Jephrem," sprach Iwan; „welches Brauch haben wir von unsern Vätern geerbt, wenn einer aus uns seine Brüder verräth?"

„Der Verräther muß sterben!" entgegnete Jephrem.

„Gut," fuhr Iwan fort, „wenn aber der Verräther ein Weib ist, — auch dann?"

Digitized by Google

„Auch sie muß sterben," sagte Jephrem, und erschrack, ohne zu wissen warum; „ist sie verheurathet, so muß ihr Mann selbst sie hinrichten."

„Nun, so rüste dich dazu," sprach Iwan, „deine Frau hat den Berg an die Türken verrathen; den Aga, der uns entkam, trafen wir im Zwiegespräch mit deiner Frau."

Jephrem taumelte zurück, bald aber raffte er sich zusammen, stürzte auf Iwan los, rief: „schändlicher Lügner!" und streckte ihn mit einem Schlag zu Boden. Andere Montenegriner aber sprangen hinzu und faßten ihn. „Er ist dem Gericht des Wladika verfallen!" riefen alle, denn er hat eine feindliche Hand gegen einen Kämpfer des Berges ausgestreckt zur Zeit des Kampfes. Ein anderes Aufführer muß eingesetzt werden, denn du kannst es nicht länger seyn.

Jephrem faßte sich und sagte: „Ihr habt Recht, Gefährten, das war aber ein Schlag, der auch einen Berg hätte wankend machen können; darum wird Iwan mir verzeihen."

„Ich kann deinen Schmerz wie denken," sagte Iwan, „und darum soll alles vergessen seyn."

„Kommt mit mir," fuhr Jephrem mit den Zähnen knirschend fort, „und überzeugt euch, daß ich die Gesetze unserer Väter kenne."

Sie gingen sogleich nach der Veste und Jephrem trat in seine Wohnung. Im Kreise umher standen die Montenegriner mit geladenen Gewehren, im Zimmer bewachten einige Zaida, denn binden darf man keine freie Montenegrinerin; dieß Recht gebührt nur dem Mann, oder wenn sie unverheurathet ist, dem Wladika.

Schon war es ziemlich finster geworden, und eine sparsame Lampe beleuchtete das dunkle Gemach des montenegrinischen Anführers. Hinten stand an die Mauer gelehnt und etwas zusammengekrümmt Zaida, und wußte nicht, was aus ihr werden würde. Ihr Gesicht zeigte indeß keine Furcht, auch nicht den Ausdruck, den man bei Leuten sieht, die auf einem Verbrechen ertappt wurden. „Jephrem!" rief sie freudig, als sie ihren Mann ins Zimmer eintreten sah, und eilte ihm entgegen. Jephrem aber wandte sich kummervoll ab.

„Was ist das?" rief Zaida schreckensvoll.

„Was das ist, Unglückliche!" sagte Jephrem, und seine Stimme zitterte, wie die Töne eines Sterbenden. „Du hast dein Leben aufs Spiel gesetzt mit deinem Verrath gegen dein neues Vaterland. Sprich! was wollte der türkische Aga hier?"

„Ich kann es nicht sagen!" erwiederte sie, und kreuzte unterwürfig die Hände über der Brust.

„Undankbare! Womit hat der Berg deinen Undank verdient?"

„Mit dem Blute meines Vaters habe ich mir dich erkauft," sagte sie finster, — „aber ich wollte mir nicht Montenegro erkaufen mit deinem Leben."

„Mit meinem Leben!" rief Jephrem schreckensvoll.

„Ja, Geliebter!" sagte Zaida gefaßt. „Droht dir nicht Stanko's Bruder nach beendigtem Krieg mit dem Tode. Er soll nicht mehr leben, mag der Berg untergehen, wenn nur du mir bleibst, — das war es, worüber ich mit dem Aga übereingekommen bin."

„Das ist frevelhaft," riefen die umstehenden Montenegriner; „sie muß sterben."

„Still!" donnerte Jephrem; „sprecht nicht in das Recht des Richters ein." Die Montenegriner schwiegen und traten achtungsvoll zurück. Jephrem schritt einigemal in innerem Kampfe durch das Zimmer, dann hielt er an vor seiner Gattin und sagte mit einer Stimme, in der sich seine ganze Liebe ausdrückte: „Zaida!"

„Mein Gott!" seufzte Zaida außer sich. Diese Stimme drang ihm durch die Seele. „Du mußt sterben!" sagte er endlich sich zusammenraffend.

„So sagtest du mir," flüsterte Zaida halblaut; „glaubst auch du, daß ich sterben muß?"

„Du mußt, Zaida, du mußt," wiederholte Jephrem, „und zwar von meiner Hand."

„Durch deine Hand!" rief Zaida erstaunt, „o Gott, so wird mir der Tod minder fruchtbar seyn." Sie warf sich ihm in die Brust und sagte leise, wie in kosender Liebe: „und wann tödtest du mich?"

Jephrem glaubte das Herz müsse ihm zerspringen, und die Montenegriner schauten auf ihre Gewehre gestützt mitleidsvoll auf beide.

„Mitleidslose Väter! unmenschliche Gesetze!" rief Jephrem verzweifelt, und zuckte den Dolch auf sich selbst. Zaida fiel ihm in die Arme und beschwor ihn sie selbst zu tödten. „Um deinetwillen habe ich meinen Vater verlassen, um deinetwillen ihn in den Tod getrieben, mein Herz blutete, aber bei dem Gedanken, daß du sie mich noch lebst, heilte die Wunde wieder; jetzt wenn ich auch dich verlieren sollte, so hätte ich nichts mehr auf dieser Welt, — ich bin zum ärgsten bereit, und dein Montenegro habe ich verrathen. Und nun, Jephrem, sey muthig und laß mich nicht lange auf dich warten," flüsterte sie und schloß sich innig an ihn.

„Der Türke wird dich nicht lange auf mich warten lassen," sagte Jephrem düster.

„O nein," sagte Zaida, „der Pascha hat mir versprochen, daß er Montenegro nicht verderben will und nur Vranina zurückverlangt."

„So stirb denn, unglückliche Verrätherin!" schrie Jephrem und stieß ihr den Dolch in die Brust, aus der alsbald ein rother Strahl emporsprang. Sie starb so schnell, daß Jephrem nur ein krampfhaftes Drücken seiner Hand fühlte. Unverwandt schaute er das strömende Blut an, dann entfiel der Dolch seinen Händen. Endlich wandte er sich zu den Montenegrinern mit der Stimme eines Menschen, für den alles verloren ist: „die Schatten unserer Väter sind versöhnt!" Die Montenegriner antworteten nicht, sondern knieten im Kreise nieder und beteten laut das Vater Unser, wobei sie dreimal die Worte wiederholten: „und vergib uns unsere Schuld, so wie wir vergeben unsern Schuldigern." Dann standen sie auf und gingen ohne ein Wort zu sprechen zum Zimmer hinaus.

(Schluß folgt.)

Der Reisende Westergaard. Prof. Wilson erwähnte in der Versammlung der Londoner asiatischen Gesellschaft am 17 Februar dieses hauptsächlich für philologische Zwecke reisenden Dänen. Derselbe hat die Sitze der noch in Persien wohnenden Gebern, Yezd und Kirman, besucht, und gefunden, daß diese Zendbücher besitzen ähnlich denen der Parsis zu Bombay. Er schätzte die Zahl dieser Gebern auf 5 bis 6000. (Wenn darunter nicht Familien verstanden sind, so möchte die Angabe viel zu nieder seyn, denn in den Unruhen, die nach Schah Nadirs Tode in Persien ausbrachen, traten bekanntlich auch Gebern handelnd auf und sind einige tausend Mann stark.) Hr. Westergaard hat auf seiner Reise durch Persien eine Menge zum Theil bisher ganz unbekannter Keilinschriften abgeschrieben und übersetzt. (Lit. Gaz. vom 24 Febr.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 70.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

10 März 1844.

Brasilien im vierten und Anfang des fünften Jahrzehnts des 19ten Jahrhunderts.

In Amerika's republicanischer Staatenwelt ist das erbliche constitutionelle Kaiserthum Brasilien der Größe nach der erste, der Volksmenge nach der dritte Staat; in der politischen und bürgerlichen Ausbildung steht es mit den meisten neuen Freistaaten in Südamerika, Chili vielleicht ausgenommen, fast auf einer und derselben Stufe der Unmündigkeit und Schwäche. Brasilien ist die einzige Monarchie der neuen Welt; aber diese Form wurzelt nicht in seinem Volksleben. Dennoch gibt es auf dem ungeheuren Raume von 130,000 Quadratmeilen nicht Ein Volk, das ein Gesetz und eine politische Geschichte hat; es gibt nicht einmal eine Nation, die einen Ursprung und eine Sprache besitzt, sondern nur Mischlinge von europäischem, afrikanischem und indianischem Blute, oder nach Balbi ungefähr 900,000 Portugiesen und Creolen, 600,000 freie Mestizen, 250,000 Sklavenmestizen, 180,000 freie Neger, 2,926,500 Negersklaven, 300,000 bekehrte Indianer, 150,000 unabhängige Indianer mit Einschluß der europäischen Ansiedler, Deutsche und Schweizer, zusammen über 5,300,000 Seelen. Noch größer ist die Verschiedenheit der Bildungsstufen; doch der bürgerlichen Gesammtentwicklung am feindseligsten ist das furchtbare Mißverhältniß zwischen den Reichen und Armen, zwischen den Freien und Sklaven, zwischen den europäisch Gebildeten, dem verwilderten Sklavenpöbel und dem thierischen, gegen alle Weißen erbitterten Bewohner der Urwälder. Wenn nun auch die Gebildeten mit allen ihren verschiedenen Leidenschaften, Bedürfnissen, Talenten und Kräften auf der angebauten Küstenstrecke von etwa 1000 Meilen Länge und 2000 Quadratmeilen Flächenraum und auf den sehr vereinzelten Culturpunkten der innern Provinzen zerstreut leben, und an den meisten Orten durch ihre geistige Ueberlegenheit die rohe Masse im Zaum halten, so sind sie doch unter sich selbst so getheilt in ihren politischen Bestrebungen und Entwürfen, daß ein starkes Bürgerthum das große Reich noch nicht im Festhalten an dem gemeinsamen Gesetz der Ordnung durchdringen und organisch vereinigen kann. Dazu fehlt es aber auch, selbst in den angebautesten Provinzen an Verbindungsstraßen (im ganzen Reiche ist nur Eine fahrbare Straße, nämlich die von dem Hafen von Santos nach San Paulo) und an der zur Erreichung gemeinsamer Zwecke nothwendigen homogenen Bevölkerung. Die Verfassung von Brasilien ist nur ein Bastard; ein Mittelding zwischen der europäischen, constitutionellen Monarchie und der demokratischen Republik von Nordamerika, ohne Volkserziehung, ohne Liebe für das Hergebrachte, ohne Hoffnung auf die Zukunft. Von öffentlicher Meinung kann in einem solchen Staat keine Rede seyn. Es gibt nur Rottenführer, keine Vorkämpfer von Principien und Staatsmaximen, und diese theilen sich wieder in Mulatten, Brasilianer und Portugiesen. Die zwei Hauptparteien theilen sich in Farroupilhas und Caramuros; erstere sind wüthende Republicaner, letztere unbeschränkte Monarchisten. Um der von den Farroupilhas beabsichtigten Zersplitterung von Brasilien in eine Anahl kleinerer unabhängiger Republiken vorzubeugen, entschloß sich endlich die Regierung (1831), das große, schwache Kaiserthum in eine Föderativmonarchie umzuschaffen.

Ehe sie jedoch diesen Vorsatz ausführen konnte, erhob sich zu Pernambuco und Bahia bald die Partei der Republicaner, bald die der Föderalisten; in Rio mußten sich die Bürger bewaffnen, um einen Militäraufstand zu unterdrücken. Ein gewisser Madeira erhob in der Provinz Ceara das Banner Pedro's I. Er wurde besiegt, und der machtlose Versuch kostete vielen Portugiesen das Leben. Auch von Rio aus leitete die alte Absolutistenpartei Verbindungen in Europa ein, um Don Pedro's Rückkehr zu bewirken; doch die Anschläge wurden entdeckt. Endlich machte des Exkaisers Tod (am 24 Sept. 1834) diesen Umtrieben ein Ende. Minas, die volkreichste Provinz, erklärte sich noch im Februar 1832 gegen jede Abänderung der Constitution. In Rio selbst verfolgten sich die Anhänger der Regentschaft, die Moderados und die der absoluten Gewalt, Caramuros. Das Ministerium vermochte nicht der zunehmenden Verwirrung Einhalt zu thun; es nahm daher am 28 Julius 1832 seine Entlassung, und die damalige Regentschaft ernannte am 4 August Bento Barrozo

Digitized by Google

Pereira zum Kriegsminister, Francisco de Paula e Hollanda Cavalcante de Albuquerque zum Finanzminister und interimistisch für das Innere, Carneiro Leao zum Justizminister, und Bento da Silva Lisboa zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten. An die Stelle der beiden letzten trat aber schon im folgenden Jahre Aureliano de Souza Oliveira Coutinho und später der verschlagene Mulatte Montezuma als Minister der Justiz und des Auswärtigen. Die wichtige Stelle eines Oberbefehlshabers der Truppen erhielt Don Jose Joaquin de Lima e Silva, der sie noch im Anfange des Jahres 1838 besaß, während die Mitglieder des Ministeriums und die Regentschaft mehrmals verändert wurden.

Der größte Kampf war zwischen Montezuma und dem in England erzogenen und mit englischen Zuständen vollkommen vertrauten Caimao, einem eingebornen, weißen Brasilianer, und es waren im Laufe der letzten Jahre beide Mitbewerber um die höchste Staatsgewalt — denn so kann man wohl das Ministerium nennen — mehrmals Sieger und besiegt.

Die Congreßwahlen für die Sitzung von 1834 bis 1837 veranlaßten vielfache Aufstände. In Ouro Preto siegten die Monarchisten, in Para triumphirte die republicanische Partei. Die Mulatten und Indianer (die bei weitem größere Zahl der Einwohner) gewannen immer mehr an politischer Bedeutung. Ein Versuch der Caramuros die Regentschaft zu stürzen, führte zu einem Pöbelaufstand in der Hauptstadt und zur Absetzung des zum Erzieher des Kaisers ernannten Joseph Bonifaz de Andrada e Silva, eines Monarchisten aus der Schule Don Pedro's. Seine Stelle erhielt der Marquis de Intanhaem. Der im J. 1834 zusammengetretene Congreß stellte eine bedeutende Majorität der republicanischen Partei heraus, und als unmittelbare Folge derselben bekannte sich die Kammer der Abgeordneten wie das englische Unterhaus unter Karl I zu dem Grundsatz: daß sie, um ihren Beschlüssen Kraft zu geben, weder der Gutheißung des Senats, noch der Genehmigung der vollziehenden Gewalt bedürfe. Sie nahm auf den Bericht der Commission für die Reform der Verfassung vom 11 Dec. 1832, mit Beseitigung eines Gegenentwurfs am 6 August 1834 das wichtige Decret an, durch welches Provinciallegislaturen oder gesetzgebende Versammlungen in allen Provinzen eingeführt und Brasiliens Verfassungsformen denen in den Vereinigten Staaten von Nordamerika sehr genähert wurden. Nach jenem Decrete bestehen in den Provinzen Pernambuco, Bahia, Rio Janeiro, Minas und St. Paulo die gesetzgebenden Versammlungen aus 36, in den Provinzen Para, Maranhao, Ceara, Parahyba, Alagoas und Rio Grande aus 28 und in den übrigen Provinzen aus 20 Mitgliedern. Jede Provinciallegislatur soll nur zwei Jahre dauern. Die Mitglieder derselben, die Präsidenten, Vicepräsidenten, Secretäre und Beamten werden auf dieselbe Weise gewählt und ernannt, wie die Deputirten u. s. w. zur allgemeinen gesetzgebenden Versammlung. Die Provincialausgaben sollen nach dem Budgetentwurfe (Orzamento) des Präsidenten der Provinz, die Municipalausgaben nach dem Budget der betreffenden Stadträthe (Cameras) bestimmt werden. Der Wirkungskreis dieser Provincial-Parlamente erstreckt sich auf alle kirchlichen, politischen und Municipaleinrichtungen, gerade wie dieß bei den gesetzgebenden Versammlungen der einzelnen Staaten der nordamerikanischen Union der Fall ist; auch hat der Präsident der Provinz (respective Gouvernenr des Staats) ein Veto, das er jedoch, wie dieß auch in den Vereinigten Staaten üblich, mit Gründen zu unterstützen hat.

(Fortsetzung folgt.)

Die Tebibs in Algier.

(Schluß.)

Amputationen haben bei den Arabern durchaus nicht die gleiche Vollkommenheit erlangt. Wenn die Entfernung des gebrochenen Gliedes für unerläßlich erachtet wird, so erfolgt die Operation, wenn überhaupt der Verwundete sich derselben unterwerfen will, mit einer im vollen Sinne des Worts barbarischen Einfachheit. Man setzt den Verwundeten auf, stellt unter den Arm oder das Bein, welche amputirt werden sollen, einen Holzblock, der Operateur ergreift ein Beil oder einen Yatagban, und haut das Glied auf einen Streich ab. Um das mangelnde Unterbinden zu ersetzen und den Blutverlust zu hemmen, tauchen die Gehülfen sogleich den verstümmelten Theil in ein mit siedendem Pech angefülltes Gefäß, und man kann sich die furchtbaren Schmerzen, welche der Kranke ausstehen muß, leicht denken. Der Tod scheint die unvermeidliche Folge seyn zu müssen, und doch ist es, seltsam genug, keineswegs ohne Beispiel, daß der Verwundete diese rohe Verstümmelung überlebte.

Uebrigens ziehen die Araber meist die Aussicht eines gewissen Todes der möglichen Heilung vor, welche die Aufopferung eines ihrer Glieder gewähren kann; nicht als ob sie den Schmerz scheuten, den im Gegentheil wenig Menschen mit einem solchen Stoicismus und mit größerer anscheinender Unempfindlichkeit aushalten, aber sie fürchten den Zorn Gottes, der von ihnen Rechenschaft verlangen könnte, darüber, daß sie über einen Theil seines Geschöpfs ohne seinen Willen verfügen. Hr. Merle, Privatsecretär des Hrn. v. Bourmont während der Expedition nach Afrika, war zu Sidi Ferruch Zeuge einer in dieser Beziehung höchst charakteristischen Scene. Unter andern moslemitischen Verwundeten, die man auf dem Schlachtfelde aufhob, brachte man nach dem unter den Zelten des französischen Lagers errichteten Feldspital einen jungen Araber aus der Umgegend von Algier, dem durch eine zersprungene Haubitze das Bein zerschmettert worden war. Der Vater des jungen Menschen erschien, sobald er davon unterrichtet war, auf die Gefahr hin erschossen zu werden, an den Vorposten, erhielt auf seine Bitten die Erlaubniß, seinen Sohn zu sehen, und eilte zu ihm nach Torre Chica. Nach einem rührenden Willkommen, wobei jedoch keine Thräne vergossen, keine Klage laut wurde, hebt der alte Beduine mit fester Hand die Bettdecke auf, unter welcher der junge Mensch lag, und betrachtete ruhig die furchtbare Wunde seines Sohnes. Ein Dolmetscher machte ihm jetzt begreiflich, daß man

Digitized by Google

am folgenden Tage das Bein abnehmen werde, als das einzige Mittel, seinem Sohn das Leben zu retten. Bei diesen Worten zeigte die Physiognomie des alten Arabers eine lebhafte Entrüstung. Er hebt die Arme zum Himmel und richtet eine leidenschaftliche Aufforderung an seinen Sohn, welche dieser mit vieler Unterwerfung und Sammlung anzuhören schien.

„Ich verbiete dir, die Abschneidung, welche man dir vorschlägt, vornehmen zu lassen, denn dieß wäre ein Verbrechen gegen Gott. Der Körper, den wir von ihm haben, gehört uns ebenso wenig als das Leben, welches er uns gegeben, und wir können weder das eine noch das andere hingeben. Einen Theil unseres Körpers abzuschneiden, das ist eine verbrecherische Handlung, von der unsere Tage nicht abhängen können, denn sie sind zum voraus gezählt, und Allah hat den Menschen nicht das Recht gegeben sie abzukürzen, und nicht die Macht ihre Zahl zu vermehren." Der junge Araber unterwarf sich dem väterlichen Willen, ließ sich nicht amputiren, und erlag nach wenigen Tagen den Entzündungszufallen, welche die Folge seiner Wunde waren.

Nach dem denkwürdigen Kampf an der Sikak, wo eine große Anzahl verwundeter Araber auf dem Schlachtfelde lagen, kamen die Militärärzte, nachdem sie die französischen Verwundeten verbunden hatten, auch zu denen von der Partei des Emirs und boten ihnen ihre Hülfe an. Einige hatten sehr schwere Wunden oder Brüche, welche die Amputation nöthig machten. Man machte ihnen das Anerbieten, aber alle erklärten, „wenn ich an meiner Wunde sterben soll, so bleibe ich, wie mich Gott gemacht hat." Man achtete ihren Willen und drei Viertheile unterlagen; bei einigen aber überwog die Lebenskraft, und ihre Wunden, die von den Aerzten für tödtlich gehalten wurden, und es bei europäischen Constitutionen wahrscheinlich auch gewesen wären, heilten wieder.

Der Tod findet endlich den Araber seinem religiösen Glaubensbekenntniß nicht minder treu. So lange das Leiden diese eisernen Menschen nicht völlig niedergeworfen hat, geht er fortwährend seinen Arbeiten und seinem Vergnügen nach, mit der größten Ruhe, als ob er nicht den Keim des Todes in sich trüge. Verlassen ihn endlich seine Kräfte, so fällt er ausgestreckt zu Boden, empfiehlt sich in den Schutz des Propheten, und das Gesicht gegen Osten gewendet, stößt er den letzten Seufzer aus, ohne auch nur von dem Augenblick an wo die Krankheit sich erklärte, die Kleider abgelegt zu haben. Keine Testamentmacherei, keine religiöse Ceremonie, nichts stört in dieser letzten Stunde seinen Todeskampf. Meistens stirbt er, ohne an den Tod zu denken, und der Maradut, dessen empirische Mittel gewöhnlich denselben beschleunigt haben, führt in seiner doppelten Eigenschaft als geistlicher und weltlicher Tebib seinen Leichenzug.

Das Chimära-Grab im Xanthusthal.

Ein im Standard mitgetheilter Privatbrief aus dem Dampfboot Medea vom 19 Januar datirt enthält über diese Entdeckung folgendes: Hr. Fellowes und seine Gefährten sind in ihren letzten Untersuchungen an den Ufern des Xanthus sehr glücklich gewesen. Einer der werthvollsten Ueberreste des Alterthums, den sie auffanden, ist ein Chimären-Grab, dessen Entdeckung der allgemeinen Annahme der Alterthumsforscher, daß so etwas nicht in Kleinasien sich finden könne, widerspricht. Es besteht ganz aus Marmor und ist mit Figuren von Männern und Frauen und mehrern Thieren bedeckt. Eine der Gestalten ist, wie man annimmt, Bellerophon, der ein Thier zähmt, das die Alten eine Chimäre nannten, und das zum Theil aus einer Ziege, zum Theil aus dem Löwen und andern Thieren zusammengesetzt ist. Dieß Thier soll in der fabelhaften Geschichte Lyciens den vulcanischen Berg des Landes darstellen: „Auf dem Gipfel sind Löwen, in der Mitte Weiden für Ziegen und am Fuße Schlangen; darum nannte man es ein feuerspeiendes Ungeheuer, mit Kopf und Herz eines Löwen, dem Bauch einer Ziege und dem Schweif eines Drachen; Bellerophon soll es erschlagen haben, weil er den Berg bewohnbar machte." Das ganze Grab ist, obgleich es mehrere tausend Jahre zählt, so vollständig, als ob es eben erst vollendet worden wäre. (Lit. Gaz. vom 24 Febr.)

Die Montenegriner.

(Schluß.)

„So, meine Geliebte," sagte Jephrem, als er allein war, und küßte Zaida's bleiche Lippen. „Der Berg hat dir einen Purpurkranz geflochten auf deinen Sarg, und dein Jephrem wird dir das Grab bereiten unter dem Schatte Brunina's." So sprach er, und legte Zaida auf den Boden. Er suchte wie ein Wahnsinniger, als er ihr graues Kleid von ihrem Blute dunkelroth gefärbt sah. „Das hast du nicht gedacht, daß du so pomphaft aus der Welt gehen würdest, aber du bist die Frau eines Montenegriners, und unser Tod wird schön seyn, wie der Berg selbst." Damit kniete er neben ihr nieder und glättete ihre langen Haare, dann hob er ihr wie in Verrücktheit den Kopf auf, daß er nicht zu hart liege.

Die Nacht begann bereits ihre schwarzen Flügel zusammenzurollen und der Morgen warf einen bleichen Schimmer auf die Erde. Jephrem war noch mit der Leiche seiner Gattin beschäftigt, da krachten Schüsse von der Seite der Wache her und Iwan trat ins Zimmer.

„Auf, Jephrem," sagte er, „der Berg ruft, — die Türken rücken an zum Sturme!" Jephrem hörte ihn nicht.

„Steh' auf, Montenegriner," fuhr er fort, trat näher heran und schüttelte ihn, „wir wollen den Grabgesang deiner Zaida anstimmen!" Das wirkte. Jephrem sprang auf, — aber schrecklich hatte er sich in dieser einzigen Nacht geändert. Mit bleichem Gesicht, das Auge mit Blut unterlaufen, glich er einem Leopard, der eben dem Kerker entronnen.

Schon krachten die Schüsse in bestimmten Zwischenräumen in der Morgenluft, Jephrem sah durch das Fenster und erblickte die ganze Meerenge mit türkischen Fahrzeugen bedeckt.

„Da sind sie, Zaida, da sind sie!" rief er, — „die Gäste zu deinem Begräbniß, — aber wir wollen sie begrüßen!"

Er sprang an der Leiche vorbei und eilte nach dem Ufer. Das Allahgeschrei der Türken ertönte von den Schiffen her, auf welche trotz der noch ziemlich großen Entfernung die Montenegriner feuerten. Viele Türken fielen, andere aber, von Opium berauscht, drängten vorwärts.

Digitized by Google

In diesem Augenblick kam Jephrem, und war jetzt ganz wieder der furchtlose, um Menschenleben unbekümmerte Anführer. Bereits waren die Türken zum Sturm ans Land gestiegen, und der Pascha selbst ordnete seine Schaaren; vergebens suchten Jephrems Augen den Aga, der an demselben Tage Lesendria angriff und auch eroberte. „Jetzt ist es Zeit,“ schrie Jephrem, als er die Türken in Haufen vorrücken sah. „Zaida!“ rief er noch lauter und eilte vorwärts. „Montenegro!“ riefen seine Leute, als sie auf die Türken einstürzten, welche jedoch den Angriff aushielten, so daß jetzt ein furchtbares Gemetzel zwischen etwa 200 Montenegrinern und fast 1800 trunkenen Albanesen entstand. Furchtbar mähte Jephrem mit seinem Yatagan die Köpfe der Türken ab, die schon sein furchtbares Aussehen entsetzte, und seine bloße Erscheinung brachte die Türken zum Weichen; sie konnten sich nicht länger halten, und nach dreistündigem Kampf wichen sie endlich nach den Schiffen zurück. An diesem Tage, den 17 September, nahm der Pascha Vranina nicht ein; besser erging es seinem Aga auf Lesendria, wo kein Jephrem den Tod einer Zaida rächte.

Die Montenegriner, stark gelichtet, behaupteten den Kampfplatz mit blanker Waffe, und das Glück begünstigte sie, aber mit traurigem Auge betrachteten sie ihre gefallenen Brüder, die unter den Leichen der Türken wie im Sturm gefällte Eichen im dichten Gebüsch dalagen, und zählten kummervoll die spärliche Zahl der Uebriggebliebenen. Jephrem achtete aber nicht mehr darauf; sobald die Türken so weit entfernt waren, daß keine Kugel sie mehr erreichen konnte, warf er das Gewehr auf die Schulter, und ohne das Blut aus dem Gesicht zu wischen, eilte er wieder nach seinem Gemach und beschäftigte sich mit dem Leichnam Zaida's; die Montenegriner hielten ihn nicht zurück, sie kehrten still nach der Veste zurück und thaten sich nach der harten Arbeit gütlich.

Der Pascha ließ ihnen jedoch nicht lange Zeit dazu, sondern zog die Truppen seines Aga, welche Lesendria erobert hatten, an sich, umringte das Ufer mit seinen Schiffen und ließ die ärmliche Festung mit Kanonen beschießen. Die Palisaden und die schwachen Gebäude stürzten zusammen, und am 18 war Vranina nur noch ein Ruinenhaufen; außer der Wohnung Jephrems stand kein Gebäude mehr aufrecht, und auch diese war schon sehr beschädigt. Jephrem schien die Zerstörung um sich her nicht zu sehen, machte aber doch seine Vorkehrungen. Gegen Mittag erdröhnte das Meer unter dem Ruderschlag der zahllosen Fahrzeuge, auf denen die Albanesen nach Vranina fuhren. Da küßte Jephrem zum letztenmal den Mund Zaida's, legte ihren Kopf auf einen Bund Stroh und zündete das Gebäude an. „Nun, Brüder,“ sagte er, indem er unter die Montenegriner trat, „jetzt brennt die Begräbnißkerze!“

„Aber,“ sagte Jephrem, indem er auf die Menge der sich annähernden Türken wies, „diese Streitmacht können wir nicht abwehren!“

„Wir erfüllen unsere Pflicht,“ sagte Jephrem, „wie es tapfern Montenegrinern ziemt, — und so wollen wir auch sterben. Sorgt dafür, daß die Heiden keinen von uns lebend fangen.“

Die Türken betraten das Ufer und stellten sich in Ordnung auf; ruhig warteten die Montenegriner. Die erste Abtheilung führte der Aga und griff das Häuflein tapferer Slawen heftig an, aber seine Truppen zerschellten wie an einem scharfen Keil. „Verführer!“ schrie Jephrem, als er den Aga erblickte, und drang heftig auf ihn ein. „Stirb, Elender!“ rief er, als er ihn erreichte, und trennte mit einem Hiebe seines Yatagans den Kopf vom Rumpfe, aber in demselben Augenblick sank er auch selbst von einer Kugel im Rücken durchbohrt.

Lange noch kämpften die Montenegriner, einer fiel nach dem andern, bis nur noch neun am Leben und auch diese mit Wunden bedeckt waren. Diese ließ der sterbende Türke zur Verherrlichung seines Siegs aufhängen, es war aber ein Sieg von zehn gegen einen, ein so theurer Sieg, daß man ihn wohl eine harte Niederlage nennen konnte. Darum schämte sich der Pascha den Kampf gegen Montenegro fortzusetzen, er verlangte, daß der Wesir selbst Frieden schließe, wozu dieser aber nicht früher sich geneigt zeigte, als bis er selbst sechs Tage danach bei Grahowo eine Niederlage erlitten hatte.

So traten die Montenegriner, obwohl sie Lesendria und Vranina verloren, wiederum als Sieger aus dem Kampfe, der ihnen anfänglich mit dem Untergange drohte, und ihre Nachkommen wird das Andenken an das Jahr 1843 zur Vertheidigung des selbstständigen Vaterlandes entflammen.

Miscellen.

Etwas über amerikanische Alterthümer. In der Versammlung der brittischen Architekten wurden Zeichnungen von dem bekannten Catherwood, welcher Stephens auf seinen Reisen in Guatimala und Yucatan begleitete, vorgelegt und einige Bemerkungen darüber mitgetheilt. Die Zeichnungen beweisen augenscheinlich, daß früher auf dem amerikanischen Continent ein höherer Grad von Civilisation bestand, als die Geschichtschreiber gewöhnlich annehmen wollen. Einer der auffallendsten Umstände, die man im Auge halten muß, wenn man die Fortschritte des Volks in den Künsten gehörig beurtheilen will, besteht darin, daß sie den Gebrauch eiserner Werkzeuge nicht kannten, sondern nur kupferne, durch einen Beisatz von Zinn oder einem andern Metall gehärtete Werkzeuge besaßen, und damit ihre Steinbauten und Granitsculpturen ausführten. Außer einer vollständigen Kenntniß des Steinhauens und des Legens von Steinen kannten die Indianer auch verschiedene Arten von Mörtel, Stuck und Cementen. Sie waren in der That, was den mechanischen Theil betrifft, vollkommene Maurer. Ihre Malerei steht über ihrer Architektur und Sculptur, und in keiner Weise unter der der Aegyptier; auch sind sie in der Mischung der Farben noch einen Schritt weiter gegangen als diese, indem sie sich den Malereien von Pompeji und Herculanum mehr nähern. In einem Zimmer eines der größern Gebäude sind Malereien, welche die ganze Mauer von der Decke bis an den Boden herab decken; die Figuren sind nicht höher als 6 bis 8 Zoll, aber sehr interessante Gegenstände voll Leben und Natur sind dargestellt.

Eigenthümlichkeiten der Giraffe. In der Sitzung der französischen Akademie am 12 Februar kam ein Bericht von einem Dr. Joly aus Toulouse und einem Arzt an der Veterinärschule dieser Stadt, Hr. Laboucat, ein, welche eine kürzlich daselbst verstorbene Giraffe secirt hatten. Das Merkwürdigste war die außerordentliche Länge des Verdauungscanals, welcher nicht weniger als 62,45 Metres maß. Das Gewicht des Gehirns betrug 710 Grammes, und überstieg an Umfang das des Ochsens und des Pferdes.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 71.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

11 März 1844.

Ungarische Scenen.

(Von J. G. Kohl.)

II. Die Kirchweih in Oszenitza.

Drei Meilen unterhalb Temesvar liegt die Herrschaft Banlok, zu welcher auch das Dorf Oszenitza gehört. Dasselbe ist meistentheils von Deutschen bewohnt, zwischen denen sich nur wenige Walachen angesiedelt haben. Nun aber sind die deutschen Bauern in Banlok zum größten Theil wohlhabend und dabei ein kräftiger Menschenschlag. Das ist auch in Oszenitza der Fall. Die Kirchweih dieses Dorfes wird allemal am Tage Wendelin, d. i. am 20 October gehalten, weil die Kirche sich diesen Heiligen als Schutzpatron gewählt hat, und zwar aus besonderer Ursache, wie wir weiterhin sehen werden, wenn erst das Fest der Kirchweih beschrieben seyn wird.

Der Morgen des Festtags wird mit Kanonen- und Böllerschüssen begrüßt, im Dorf ertönt das Signalhorn. Die Bauern — an diesem Tage vorzugsweise Bürger genannt — erscheinen uniformirt in halb deutscher, halb ungarischer Nationaltracht. Der Ortsrichter tritt an die Spitze und läßt sie ausmarschiren. Alle sind mit Flinten versehen, und da sie gegen hundert Mann stark sind, so bilden sie ein recht respectables Corps. Jetzt ertönen die Glocken, neue Salven des schweren Geschützes mischen sich darein. Der Pfarrer und Schullehrer mit allem was zur Kirche und Schule gehört, setzt sich in Procession, um den nahenden Grundherrn zu empfangen, den die ganze Versammlung mit lautem Hureah aufnimmt. Nun geht der Zug förmlich in die Kirche, wo ein Hochamt abgehalten wird, während dessen das Geschütz sich mehrmals hören läßt. Nach Beendigung des Gottesdienstes marschirt die Bauer-Bürgergarde vor der Kirche auf, gibt einige Salven, läßt den gnädigen Herrn hoch leben, wird alsdann von diesem zum Handkusse gelassen und erhält hierauf eine Remuneration an Geld, Speisen und Getränken, womit sie sich den übrigen Tag gut thut und bis in die Nacht jubelt. Pulver wird bei dieser Gelegenheit viel verknallt. An diesem Festtage steht jeder Bauer nach seiner Meinung um viele Stufen höhee wie sonst, und es wäre mißlich ihn eines andern belehren zu wollen.

Nun die Entstehung des Festes. Ein Urahn des jetzigen Besitzers trieb, wie es zur damaligen Zeit in ganz Nieder-Ungarn der Hauptzweig der Landwirthschaft war, sehr starke Viehzucht. Nun war ihm einst, vielleicht durch Wölfe verscheucht, eine Heerde von mehreren hundert Stücken Rindern entlaufen. Viele nach allen Richtungen ausgesandte Boten kamen mit der trostlosen Nachricht zurück, keine Spur von dem Vieh gesehen zu haben. So waren bereits einige Wochen verflossen, und man gab allmählich alle Hoffnung des Wiederfindens auf. Am Tage Wendelin hielt der gedachte Urahn in einer Capelle, welche da stand wo später die Kirche erbaut wurde, seine Andacht, und gelobte eine Kirche zu bauen, wenn er jemals sein Vieh oder auch nur einen Theil desselben zurückbekäme. Der Gottesdienst war zu Ende und als man aus der Capelle trat, da jagte — o Wunder! — die ganze Viehheerde daher und blieb unweit derselben stehen; man überzählte sie und es fehlte nicht ein Stück. — Getreulich erfüllte der Besitzer sein Gelübde, die Kirche ward erbaut, und es wird seitdem alle Jahre das beschriebene Fest mit einem solennen Hochamt gefeiert.

Nachträglich nur noch die statistische Notiz, daß in Oszenitza im Anfange Serben wohnten, die aber der vorletzte Besitzer, weil er mit ihrer Führung nicht sonderlich zufrieden war, in ein anderes Dorf übersiedelte und dafür Deutsche hier aufnahm.

Brasilien im vierten und Anfang des fünften Jahrzehents des 19ten Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Durch diese Ausdehnung der Regierungsrechte der Provincialversammlungen, welche nunmehr in die Stelle der bisherigen allgemeinen Räthe (Conselhos geraes) traten, wurden die Vollmachten des Senatspräsidenten sehr beschränkt; auch wurde der Staatsrath aufgehoben. Indeß war wenigstens

Digitized by Google

noch die Einheit des Reichs und die Erblichkeit der Monarchie gerettet. Hinsichtlich der Person des Kaisers aber bestimmte der 26 Artikel des Decrets Folgendes: „Wenn der Kaiser keinen Verwandten hat, der die zur Regierung des Reichs erforderlichen Eigenschaften besitzt, so soll das Reich während des Kaisers Minderjährigkeit durch einen jedoch nur auf vier Jahre zu wahlenden Regenten verwaltet werden. Die Wahl eines solchen Regenten soll von den einzelnen Legislaturen durch geheime Abstimmung geschehen; der Präsident des Senats aber soll in allgemeiner Versammlung beider Kammern die Stimmen zählen, und wer die meisten Stimmen erhält, der soll Regent seyn."

In dieser Sitzung wurde noch ein Preßgesetz angenommen, das dem Unwesen der Parteiblätter Einhalt thun sollte, dagegen aber der Antrag auf ein Bündniß Brasiliens mit Nordamerika verworfen. So viel Beifall auch die neuen Bestimmungen der Reichsverfassung in der Hauptstadt und in mehrern Provinzen fanden, so wenig ward dadurch der Parteihaß entwaffnet und die innere Ruhe hergestellt. In der Stadt Para brach am 7 Januar 1835 ein blutiger Aufstand aus, bei welchem das Landvolk mit dem Militär gemeinschaftliche Sache machte. Der Präsident, der Befehlshaber der Truppen und der Hafencapitan, viele einheimische und fremde Einwohner wurden ermordet. Dieser gesetzlose Zustand dauerte fort bis zum 21 Januar, und obschon später der General Rodriguez die revolutionäre Regierung stürzte, so fanden doch von Zeit zu Zeit neue Aufstände statt; so am 17 Februar, der über 200 Menschen das Leben kostete. Auch zeigten sich in mehrern Städten Spuren von Verschwörungen unter den Negern, welche auf den Versuch einer gewaltsamen Emancipation hindeuteten. Doch gelang es der Regierung, die Negeraufstände in Bahia im Julius 1835 zu unterdrücken. Die Emancipationshoffnungen wurden namentlich durch die Verhandlungen mit England wegen Unterdrückung des Sklavenhandels erregt. Brasilien hatte nämlich schon dem Vertrage mit Großbritannien vom J. 1830 zufolge die Sklaveneinfuhr untersagt, allein das Verbot nicht vollzogen, und es wurden auf Schleichwegen jährlich zwischen 20 bis 30,000 Negersklaven in Brasilien eingeführt. Auch in der Kammer der Abgeordneten regte sich ein republicanischer Geist. Ein Deputirter, Namens Franca, machte sogar förmlich den Antrag, die Monarchie für abgeschafft und die Dynastie Pedro's II des Throns verlustig zu erklären. Der Antrag wurde zwar verworfen, die Ausstoßung Franca's aber aus der Kammer ohne Erfolg beantragt. Da die Zahl der einzelnen Verschwörungen, der politischen Verbrechen und Emeuten in mehrern Provinzen ungemein zunahm, so sah sich die schwache Regierung, welche dem Unfug nicht zu steuern vermochte, genöthigt am 19 Jun. 1835 für die Provinzen Minas und Rio Janeiro eine Amnestie wegen politischer Vergehen zu erlassen, die aber schon am 17 August auch auf die Provinzen Pernamduco und Alagoas ausgedehnt werden mußte.

Unter den verschiedenen Aufständen, welche die Regierung zu stürzen und das Reich in mehrere kleine Staaten aufzulösen drohten, sind die von Para, Bahia und Rio Grande do Sul die bedeutendsten. Indianer und Mulatten oder Neger waren hiebei hauptsächlich thätig, doch waren erstere gemeiniglich zuerst von den Weißen dazu aufgereizt worden. Die blühende Handelsstadt Para wurde hiedurch fast gänzlich vernichtet. Fast ein ganzes Jahr blieb dieselbe im Besitz der Indianer und wurde zuletzt nur mit Hülfe der Engländer nach blutigem Widerstande wieder erobert. In der Provinz Bahia fielen ähnliche Unordnungen vor. Die Einwohner der Stadt erklärten sich unabhängig und erwählten den in den Vereinigten Staaten im Exil lebenden Galvas zum Präsidenten. Da jedoch die andern Städte der Regierung getreu blieben, so fand letztere Zeit die Rebellen einzuschließen und sie zu zwingen sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Eine große Anzahl wurde hingerichtet — ungefähr 500 Neger und Mulatten nach Afrika transportirt. — In Rio Grande do Sul war der Aufstand so weit gegangen, daß nach einem unglücklichen Gefecht, in welchem die Regierungstruppen geschlagen wurden, Bento Gonçalves da Silva zum Präsidenten, Major Lima aber zum Vicepräsidenten der als unabhängige Republik erklärten Provinz ausgerufen wurde. Zwar wurden die Rebellen später geschlagen und ihr Haupt gefangen genommen; es fand aber letzterer Gelegenheit zu entwischen, so daß der Aufstand von neuem ausbrach und im Sommer (resp. brasilianischen Winter) 1837 die ganze Provinz bis auf die Stadte Rio Grande und Porto Alegre von den Insurgenten beherrscht war. Erst im März 1838 erfochten die Truppen der Regierung einen vollständigen Sieg, welcher die Ruhe einigermaßen herstellte und die aufrührischen Provinzen der Krone unterwarf. Durch diese Siege wurden die Provinzen von Zeit zu Zeit wenigstens momentan beruhigt, so daß die im Jahre 1836 zusammengerufene Generalversammlung den Anfang einer gesetzlichen Regierung in der Art machen konnte, daß sie mit einer Mehrheit von 800 Stimmen Diego Antonio Feijo zum allgemeinen Regenten des föderativen Kaiserthums auf vier Jahre (1836—1840) ernannte. Die zwei merkwürdigsten Beschlüsse derselben waren erstens die Ausschließung Donna Maria's II von der brasilischen Kaiserkrone und zweitens die Anerkennung der legitimen Tochter Pedro's I, Senhora Donna Januaria, als kaiserliche Prinzessin und Thronerbin, im Fall Pedro II ohne Leibeserben versterben sollte. Die diplomatischen Relationen mit Portugal wurden fast gleichzeitig wieder aufgenommen.

Während der Regentschaft Diego Antonio Feijo's schwankte das Ministerium zwischen der brasilianischen und portugiesischen Partei. Die Grundsätze der erstern sind ultra-liberal oder demokratisch-republicanisch, nach dem Muster der Vereinigten Staaten, die der letztern conservativ-aristokratisch oder positiv monarchisch. Am 19 September 1837 dankte Feijo ab, und ernannte Pedro de Araujo Lima zum Minister des Reichs, und hiedurch auch interimistisch zum Regenten. Bei der hierauf angeordneten neuen Regentenwahl trug Araujo Lima über seinen Mitbewerber Itollanda Cavalcanti den Sieg davon, erhielt sich bis zum Julius 1840

Digitized by Google

auf seinem Posten. In diesem Jahre (1840) aber wurde der Kaiser Pedro II durch eine revolutionäre Verordnung der Kammern für volljährig erklärt, und hiedurch den Angelegenheiten Brasiliens eine neue, höchst prekäre Wendung gegeben. Man bezweckte durch die Volljährigkeitserklärung des Kaisers nichts als einen Ministerwechsel zum Sturz der portugiesischen und zu Gunsten der brasilianischen Partei, und fand selbst unter ersterer Ehrgeizige genug, welche sich dieser Bewegung in der Aussicht auf Staatsämter anschlossen. Tags zuvor noch hatte der Regent Vasconcellos, den besten Redner Brasiliens, zum Minister des Reichs ernannt. Zwei Decrete, eines seine Ernennung zum Minister enthaltend und das andere von ihm unterzeichnet, die Aufhebung der Kammern befehlend, wurden gleichzeitig in den Senat und in die Kammern der Deputirten gesandt. In letzterer wurden beide in der verfassungsmäßigen Ordnung erbrochen und gelesen und der Saal augenblicklich geschlossen. Hierauf gingen die revolutionären Kammermitglieder in den Senat, wo das Decret die Aufhebung der gesetzgebenden Volksversammlung beschließend, zuerst erbrochen wurde. Das Decret aber war von einem Minister unterzeichnet, von dessen Anstellung der Senat gar nicht in Kenntniß gesetzt worden und obgleich das Decret, welches dem Senat diese Anstellung verkündete, daneben lag, weigerte sich doch der Senat dasselbe zu öffnen. Die revolutionären Glieder der zweiten Kammer vereinigten sich hierauf mit dem Senat und erklärten in einer gemeinschaftlichen Sitzung und durch Acclamation den Kaiser für volljährig. Der Regent versuchte noch als letztes Mittel das Publicum zu vermögen, sich dieser Bewegung zu widersetzen, aber die Truppen waren ebenfalls mit dem Schwanken der Regierung unzufrieden, und so wurde dann der fünfzehnjährige Don Pedro constitutioneller Kaiser von Brasilien.

Die unmittelbare Folge der Thronbesteigung Pedro's II war die Ernennung der vorzüglichsten Parteihäupter, welche die Revolution veranlaßt hatten, zu Ministern. Zunächst kamen die zwei Brüder Carlos d'Andrada und Martin Francisco d'Andrada, beide aus der Provinz San Paulo, welche durch den Einfluß und die Bestrebungen ihres verstorbenen älteren Bruders José Bonifacio d'Andrada, genannt der Patriarch von Brasilien, seit dem Unabhängigkeitskrieg vom Jahre 1822 das Vertrauen der brasilianischen Partei genossen. Beide jetzt lebende Brüder sind mehr Gelehrte als Staatsmänner und so eitel, daß einer von ihnen noch vor einigen Jahren in der Kammer sich und seine Familie die Washingtons und Lafayettes von Brasilien nannte. Das Andrada-Ministerium erklärte sich unbedingt für den Kaiserthron, war aber stets des Republicanismus verdächtig und neigte sich sichtbar zur gefärbten Bevölkerung, welche in den letzten Jahren äußerst zahlreich geworden und durch Gleichstellung in allen bürgerlichen Rechten mit den Weißen gewiß noch das politische Uebergewicht über die letzteren erhalten wird. Die portugiesische Partei besitzt dagegen fast das ganze mobile Staatsvermögen, und da die Staatsausgaben der letzten Jahre die Einnahmen bei weitem überstiegen, so fehlten dem neuen Ministerium gar bald die Mittel, die Regierung fortzuführen. Die Andradas und ihre Freunde verließen daher das Ministerium und der Kaiser ernannte an ihrer Stelle Männer aus der portugiesischen Partei, welche noch jetzt (November 1842) am Ruder stehen.

Zwar hatten in den im Jahre 1840 stattgefundenen Wahlen die Andradas eine bedeutende populäre Majorität; aber das neue Ministerium löste die Kammern auf und ordnete eine neue Wahl an, wodurch die im October 1842 zusammengetretene gesetzgebende Versammlung so ziemlich im Sinne der portugiesischen Partei, d. h. zu Gunsten der neuen Minister ausfiel. Die Andradas zogen sich hierauf in die Provinz San Paulo zurück, wo sie den jetzt noch nicht völlig gedämpften Aufruhr anzettelten, den die Truppen der Regierung nur mühsam bekämpften. Es gelang nämlich den beiden Brüdern Andrada, einen sehr reichen Pflanzer der Provinz, Rafael Tobias d'Aguiar, welcher unlängst die Marchioneſſe di Santos, die frühere Maitreſſe Don Pedros I geheurathet, in ihr Interesse zu ziehen, wodurch der Aufstand schnell an Umfang und Bedeutung gewann. Er erstreckte sich bald in die Provinzen Minas Geraes und drang bis ungefähr 60 Meilen von der Hauptstadt vor. In Rio de Janeiro selbst war man sehr besorgt für dessen Ende, denn so groß war der Antheil, den die Masse der Bevölkerung daran nahm, daß man die Habeas-Corpus-Acte, welche man in Brasilien „die Garantie der Constitution" heißt, eine geraume Zeit suspendiren, mehrere der Parteianführer, worunter Limpo d'Abreu, ins Gefängniß werfen und De. Meirelles, den Präsidenten der medicinischen Facultät von Rio de Janeiro verbannen mußte. Die zuletzt eingelaufenen Nachrichten aus Brasilien melden uns jedoch, daß die Regierung Aussicht hat, binnen kurzem mit den Rebellen fertig zu werden, aber sehr zu zweifeln ist, ob sie je im Stande seyn wird, die öffentliche Ruhe und das Vertrauen dauerhaft wieder herzustellen.

(Schluß folgt.)

Skizzen aus Oberitalien.

Mailand.

Mailand macht einen durchaus andern Eindruck als die übrigen größeren italienischen Städte. Mailand ist die Stadt der Vermittlung, die Stadt, die aus ihrer Physiognomie mehr als sonst irgend eine Stadt Italiens erkennen läßt, daß gar oft andere Nationen daselbst geherrscht haben. In Mailand ist nur noch die Grundlage italienisch, auf diese Grundlage sind aber so viel französische und deutsche Elemente aufgetragen, daß die Stadt dadurch von ihren Schwestern specifisch sich unterscheidet.

Mailand wird als die Hauptstadt des gesammten österreichischen Italiens angesehen, obgleich es eigentlich nur die des Königreichs der Lombardei, Venedig aber die des Königreichs Venedig ist. Dadurch ist eine gewisse neidische Gereiztheit bei den Venetianern gegen Mailand und die Lombarden eingetreten, die sich unter anderm auch in dem Witze ausspricht, daß man die allergeringste Kupfermünze, den Centesimo, mit dem Namen „Lumbarde" bezeichnet.

Digitized by Google

Als Hauptstadt ist Mailand auch die bedeutendste Stadt des österreichischen Italiens. Es hat gegen 150,000 Einwohner, gehört also schon zu den größern Städten Europa's, zu denen man es auch um so eher rechnen kann, als es trotz mancher engen Straßen doch einen Umfang von zwei deutschen Meilen hat, der Sitz des Vicekönigs ist und das Gepräge einer blühenden, wohlhabenden Stadt an sich trägt. Eine bedeutende Stellung hat Mailand auch zu allen Zeiten eingenommen, sowohl im Alterthum als im Mittelalter. Ja wir wissen sogar, daß es im Alterthum sich den Beinamen Neu-Athen erworben hatte, und mit welcher Macht es den Hohenstaufen Widerstand leistete, ist allgemein bekannt.

Eine auffallende Erscheinung ist hierbei, daß es eigentlich an gar keinem Flusse liegt, was man doch sonst immer als das nothwendigste Moment zum Emporkommen und Erhalten eines bedeutenden Ortes, namentlich Handelsortes, ansieht. Es fließt zwar ein ganz kleines, unbedeutendes Wasser (die Olona) daselbst, indeß ist dieß zur eigentlichen Flußschifffahrt gar nicht zu gebrauchen, und man hat deßhalb die Stadt mit den beiden auch nicht gar großen Flüssen, zwischen denen sie liegt, dem Ticino und der Adda, durch die beiden Canäle Naviglio grande und piccolo in Verbindung gesetzt, um doch wenigstens einigermaßen den so nothwendigen Wassertransport zu bewerkstelligen.

Von Alterthümern sind äußerst geringe Ueberreste geblieben, die Stadt hat einen ganz modernen Ausdruck, denn auch die Spuren des Mittelalters, mit Ausnahme der Kirchen, sind spärlich.

Die Aufmerksamkeit zieht zunächst natürlich der Dom auf sich, der Dom, der nach St. Peter in Rom und dem Dom von Sevilla die größte Kirche in Europa und somit wohl der Welt seyn soll. Die Länge beträgt 454 Fuß, die Breite 270 Fuß, die Höhe im Innern der Kuppel 232 Fuß. Es ist dieß ein so eigenthümlicher Bau, daß er wohl vergeblich seines Gleichen wieder sucht. Er ist nicht im italienischen Kuppelstyl gebaut, sondern die im Gothischen herrschende Idee liegt auch ihm zum Grunde. Während aber sonst die gothische Kirche lang hingestreckte, schmale Schiffe, daher schmale Front und breite Seite, dann ferner einen oder höchstens zwei himmelanstrebende Thürme, ebenfalls schmal und schlank verlangt, sucht Mailands Dom die Breite des griechischen Tempels mit der gothischen Form der aufwärts sich schwingenden Pfeiler und Bogen zu vereinen, und es erwuchs ein Werk, lange Zeit das achte Wunder der Welt genannt.

Man sieht, die reine gothische Form, wie sie sich im Norden scharf und bestimmt ausgeprägt hatte, wollte durchaus im klaren Süden nicht Platz greifen; man benutzt sie wohl, nimmt aus ihr hin und wieder einzelne Motive, geht aber nicht in ihr auf. Sucht man daher Styleinheit irgend einer Art im Mailänder Dom, so sieht man sich sehr getäuscht, und es läßt sich nicht läugnen, dieß ist störend bei der Betrachtung des Kunstwerkes. Glücklicherweise aber tritt dieser Fall weit mehr ein, wenn man nur die Zeichnung vor sich hat, als wenn man dem ungeheuren Bau selbst gegenüber steht. Die Verhältnisse sind alle so großartig, so gewaltig, daß man im Staunen gefesselt ist. Es gab mir dieser Dom wieder einen Beleg zu dem Satze, daß Formen, die an sich minder schön sind, die selbst das Gesetz der Natürlichkeit in mancher Beziehung aufopfern mögen, doch ihren gewaltigen und sogar bleibenden Eindruck auch auf das kunstgebildete Auge nicht verfehlen, wenn die Verhältnisse gewaltig sind, das Gewöhnliche überragend, riesenhaft. Wie geschmacklos und unangenehm berührend der französische Perrückenstyl auch seyn mag, man sehe nur das Schloß von Versailles in seiner ungeheuren Länge von fast zweitausend Fuß (genau genommen 1800 Fuß) und man ist überwältigt.

Wirkt die äußere Form des Domes schon wie wenige andere kirchliche Kunstwerke, so fällt die Vergleichung in Beziehung auf das Innere noch günstiger für Mailand aus. Der großartige Raum übt zum Theil deßhalb eine so unwiderstehliche Wirkung aus, weil er frei von jeglicher Ueberladung *) und fremdartiger Ausschmückung ist, und dieß besonders ihm einen Vorzug vor den meisten andern bedeutenden Gotteshäusern gibt, die durch die zahlreichen Altäre, Tabernakel u. dgl. die Aufmerksamkeit theilen und den Totaleindruck schwächen.

Der imposante, nur von 52 kunstvollen, edeln Pilastern unterbrochene Innenraum wird magisch erleuchtet durch die den Größenverhältnissen entsprechenden Fenster, die durchgängig in ihren Malereien herrliche Farben aufweisen. Nun bedenke man dazu die rein gehaltene Weiße des Marmors (der Mailänder Dom ist bekanntlich in allen seinen Theilen aus blendend weißem Marmor erbaut), und man wird sich annähernd eine Vorstellung davon machen können, wie mächtig dieses Kunstwerk im Innern sowohl wie in seiner äußern Erscheinung den Betrachtenden ergreifen muß.

Das flache Dach ist eine geneigte Ebene mit 98 gothischen Spitzsäulen. 515 Stufen muß man ersteigen, um auf dasselbe zu gelangen. Die Aussicht von demselben über die Ebenen der Lombardei hat nichts Bedeutendes, wird sogar bald monoton, gewinnt aber bei klarem Wetter außerordentlich, weil dann die Alpen im Norden und Nordwesten in herrlichen Conturen den Horizont begränzen.

Schon im 14ten Jahrhundert (1386) wurde der Dom unter Galeazzo Visconti durch einen deutschen Baumeister Heinrich Gamodia (von Gmünden) begonnen und ist noch nicht vollendet. Deutsche fingen ihn an, unter deutscher Herrschaft soll er beendet werden. Der Bau ruhte, wie viele andere dieser Gattung, Decennien, ja Jahrhunderte hindurch. Erst Napoleon ließ thatkräftig wieder ans Werk gehen. Das war so recht eine Unternehmung für ihn. Ueberhaupt hat er viel, sehr viel für das seiner Herrschaft unterworfene Italien gethan; weder Geldopfer noch Menschenkraft wurde geschont, wenn es galt, große liegen gebliebene Unternehmungen auszuführen, neue ins Leben zu rufen, Mißstände abzuschaffen und weit eingreifende, zweckmäßige Einrichtungen zu treffen. Die Sicherheit beim Reisen in Italien ist bekanntlich zwar noch nicht groß, allgemein aber hört man die Behauptung, daß erst durch Napoleon dieser Grad von Sicherheit gewonnen worden. Mehr noch als in der Lombardei hört man die Verdienste dieses Kaisers im Königreich Venedig bei jeder Gelegenheit hervorheben.

(Schluß folgt.)

Staatsgrundeigenthum in Frankreich. Nach einem von dem Ministerium der Finanzen ausgegangenen Bericht beträgt der Werth des dem Staate gehörigen Grundeigenthums ungefähr 1,290,150,000 Fr. Das Eigenthum, welches unter dem Kriegsministerium steht, ist auf mehr als 210 Millionen berechnet, das des Marineministers auf 130. Endlich sind die Wälder des Staats auf 730,886,000 Fr. geschätzt und die Domänen auf 8 Millionen. (Fr. Bl.)

*) Der Dom zählt zwar gegen 4000 marmorne Bildsäulen, sie sind aber so zweckmäßig angebracht, daß sie in einer gewissen Nothwendigkeit erscheinen und nichts weniger als störend sind.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 72.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

12 März 1844.

Hrn. Violets Fahrten und Abenteuer.

Fünfter Zug.

Meine letzte Erzählung schloß damit, daß ich und meine Gefährten Gabriel und Roche den mexicanischen Agenten überliefert und unter einer Escorte von 30 Mann nach der mexicanischen Hauptstadt abgeführt wurden, um dort als ein Beispiel für alle „Befreier" aufgeknüpft zu werden. Die Escorte wurde von zwei Erzspitzbuben, Joachim Terada und Luis Ortiz, befehligt. Sie erwarteten augenscheinlich, wenn sie uns glücklich der mexicanischen Regierung überlieferten, durch Rang und Stellen belohnt zu werden, und verfehlten nicht uns jeden Tag daran zu erinnern, daß nach unserer Ankunft zu Mexico der Galgen unser Loos seyn würde. Der Weg führte mitten durch die Wüste von Sonora nach den Ufern des Rio Grande, und sie fürchteten so sehr auf eine feindliche Abtheilung von Apatschen zu stoßen, daß sie von der gewöhnlichen Straße ab weite Umwege durch Bergpäße machten, wo wir nicht nur durch die Anstrengungen der Reise ungemein litten, sondern auch mehr als einmal von dem Hungertod bedroht waren. Wir brauchten 63 Tage, bis wir bei Christobal über den Rio Grande setzen konnten, und hatten noch eine lange Reise vor uns. Dieser durch die Furchtsamkeit unserer Wache verursachte Aufschub war unsere Rettung. Wir waren jenseits Cheistobal erst einen Tag in einer sumpfigen Gegend auf dem Marsch, als der Kriegsruf an unser Ohr schlug, und im Augenblick darauf unsere Abtheilung von einigen hundert Apatschen umgeben war, die uns mit einem Hagel von Pfeilen begrüßten. Unsere mexicanischen Wachen warfen sich auf den Boden nieder, schrien um Gnade und boten Lösegeld an. Ich beantwortete den Kriegsruf der Apatschen, stellte meine Gefährten und mich als ihre Freunde dar, und bat sie um Hülfe und Schutz, die uns auch sogleich gewährt wurden. So waren wir abermals frei.

Ich brauche kaum zu sagen, wie angenehm uns diese Aenderung in dem Stand der Sachen war, denn ich bin überzeugt, wären wir am Ort unserer Bestimmung angelangt, so wäre der Tod am Galgen oder im Gefängniß unser Loos gewesen. Wie erfreulich aber die Aenderung für uns war, so schlecht behagte sie den Herren Joachim Terada und Luis Ortiz, deren Ton mit der Lage der Dinge sich bedeutend änderte. Die Schurken, denen es eine Freude gemacht hatte uns täglich daran zu mahnen, daß ein schimpflicher Tod unsrer harre, waren jetzt unsere demüthigen Diener, reinigten und bürsteten ihre eigenen Maulthiere für uns, hielten uns den Steigbügel, und baten, daß wir bei den Apatschen für sie gut sprechen möchten. Das verdienten sie nicht, und wir überließen es deßhalb den Apatschen, mit ihnen zu verfahren, wie es ihnen gutdünkte. Etwa eine Woche nach unserer Befreiung schlugen die Apatschen ein Lager, da sie im Begriff standen, ihre Schaar in zwei Theile zu theilen, von denen einer mit der errungenen Beute nach Hause zurückkehren, der andere aber nach den Gränzen von Texas ziehen sollte.

Ich habe schon oben angegeben, daß die Schoschonen, die Arrapahos und die Apatschen einen Bund geschlossen hatten, daß aber die Comantschen zu entlegen waren, als daß man ihnen bis jetzt den Vorschlag dazu hätte machen können. Da dieser Bund mir immer noch vorzugsweise am Herzen lag, so beschloß ich jetzt die Comantschen zu besuchen, um diesen meinen Zweck weiter zu fördern. Das Land auf der Ostseite des Rio Grande ist eine öde Wüste, in der kein Wasser zu finden ist. Ich glaube nicht, daß je ein Indianer weit über die Gränze derselben vorgedrungen, denn da sie behaupten, daß die Wüste von bösen Geistern bewohnt sey, so ist es klar, daß sie solche nicht besucht haben können. Um nach dem Lande der Comantschen zu gelangen, mußten wir dem Rio Grande bis zu dem Presidio dieses Namens folgen, dann übersetzen, den Weg nach San Antonio de Bejar, der letzten westlichen Stadt von Texas, einschlagen, und dieß Land bis zu den Sitzen der Comantschen durchziehen. Ich beschloß demnach bei der Schaar der Apatschen zu bleiben, welche nach Texas zogen.

Während ihres Zugs hatten die Apatschen viele Pferde und Waffen von einer Handelsgesellschaft erbeutet, welche bei Chihuahua von ihnen überfallen worden war, und mit ihrer gewohnten Freigebigkeit versahen sie uns mit Pferden, Sät-

Digitized by Google

tein, Waffen, Wollendecken und Kleidungen, ja sie waren so freigebig, daß wir uns für Kaufleute hätten ausgeben können, die von einem Handelszuge zurückkehrten, wenn wir auf Mexicaner gestoßen waren und eine Befragung auszustehen gehabt hätten. Wir nahmen von den edelmüthigen Apatschenhäuptlingen, die nach Hause zurückkehrten, Abschied. Joachim Texada und Ortiz wurden nebst der übrigen Escorte als Gefangene fortgeführt, und ich weiß nicht was aus ihnen geworden ist. Wir zogen mit der andern Indianerschaar, bis wir über das Presidio del Rio Grande, ein starkes mexicanisches Fort, hinaus waren, nahmen dann Abschied von ihr, und schlossen uns einer Schmuggelbande an, die nach Texas unterwegs war. Nach zehn Tagen erreichten wir San Antonio de Bejar, und hatten nun nichts mehr zu fürchten, da wir jetzt das mexicanische Gebiet verlassen hatten.

San Antonio de Bejar ist bei weitem der angenehmste Aufenthalt in Texas, und im Besitz der Mexicaner muß es in der That ein reizender Ort gewesen seyn. Der Fluß San Antonio, welcher in geringer Entfernung oberhalb der Stadt entspringt, windet sich zierlich durch die Vorstadt, und versorgt auf seinen mannichfachen Windungen fast jedes Haus mit seinem klaren Wasser. Die Temperatur ist die gleiche das ganze Jahr hindurch, weder zu warm noch zu kalt zum Baden, und nicht ein Tag vergeht, ohne daß die Einwohner ihre gesunde und beliebte Schwimmübung vornehmen, welche von jedermann vom Morgen bis zum Abend getrieben wird; wer an den Ufern dieses schönen Flusses umherwandelt, sieht stets Hunderte von Kindern von allen Farben und Alter schwimmen und tauchen, wie die Enten. Das Klima ist rein, trocken und gesund. Im Sommer ist die Luft frisch und balsamisch, und da es nie regnet, so werden die benachbarten Pflanzungen durch Canäle bewässert, die in allen Richtungen von dem Flusse her das Land durchschneiden. Früher hatte die Stadt 15,000 Einwohner, aber die zahlreichen Revolutionen und die blutigen Gefechte, welche innerhalb derselben vorfielen, haben diese Anzahl sehr vermindert, so daß jetzt die Stadt trotz ihres Bischofssitzes und ihrer reichen Missionen hinsichtlich der Bevölkerung zu einem Dorfe herabgesunken ist. Sie treibt noch einen bedeutenden Handel, aber der Schein von Wohlfahrt ist trügerisch, und ich möchte Auswanderern rathen, sich nicht durch texanische Berichte täuschen zu lassen. Man hat hier allerdings ungeheure Gewinnste gemacht, aber selbst die mexicanischen Schmuggler und Räuber sind jetzt empört über den allgemeinen Mangel an Redlichkeit und Ehrlichkeit.

Die Mexicaner liebten die Gärten sehr und umgaben ihre Häuser mit schönen Bäumen, unter deren Schatten sie die meiste Zeit zubrachten, wenn sie nicht badeten. Dieß gibt der Stadt ein festes, lebendiges Ansehen, und erinnert an calabrische Landschaften; die Leichtigkeit und Einfachheit der Wohnungen contrastirt merkwürdig mit dem Ernst und der Großartigkeit der Missionsgebäude. Texas hatte keine Klöster, aber die Missionen waren zahlreich und die edlen Gebäude stehen noch da, als die Denkmäler der alten spanischen Größe. Ehe ich diese ungeheuren Bauten schildere, muß ich bemerken, daß nach der Eroberung von Mexico einer der Hauptzwecke der spanischen Politik die Ausbreitung der katholischen Kirche war. Die Bekehrung der Indianer und die Ausbreitung des Christenthums gingen Hand in Hand mit dem Streben nach Reichthum und Herrschaft. Anfangs nahm man seine Zuflucht zur Gewalt, aber Klugheit führte größere Erfolge herbei, und indem man den Aberglauben der Indianer mit den Gebräuchen der neuen Kirche sich vermengen ließ, entstand eine Art Bastardreligion, deren Eigenthümlichkeiten noch bis auf den heutigen Tag in den Ceremonien der Indianer sich erkennen lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Brasilien im vierten und Anfang des fünften Jahrzehnts des 19ten Jahrhunderts.

(Schluß.)

Es ist nämlich ausgemacht, daß das jetzige Ministerium und die Kammern die Majorität des Volkes nicht repräsentiren, und daß die Regierung überhaupt nur von der Geldmacht und den Truppen getragen ist. Die Capitalisten, welche meistens der portugiesischen Partei angehören, liefern das Geld, und so lange es nicht an diesem fehlt, werden auch die Truppen den Ministern treu bleiben. Die Finanzen befinden sich aber, wie bereits oben angedeutet, in einem traurigen Zustande, und die Regierung, um das Defizit zu decken, hat zu Papierausgaben — ein stets das Uebel ärger machendes Mittel — seine Zuflucht genommen. Man kann annehmen, daß mit 24 Millionen Milreis alle Circulationscanäle des brasilischen Reichs voll sind, und daß jede Zugabe zu dieser Summe den Werth des Papiergeldes herabsetzt. Nun aber übersteigt das in Umlauf gesetzte Papiergeld 40 Millionen, und die Folge davon ist, daß die Milreis, welche ol pari $^{60}/_{100}$ eines spanischen Piasters beträgt, schon oft unter dem Curs von $^{30}/_{100}$ stand. Eine weitere Folge der Depreciation des Umlaufsmittels ist, daß ein immer größerer Theil des baaren Vermögens der Capitalisten in die Hände der Staatsgläubiger fällt, wodurch die Mittel zu neuen Anlehen immer mehr und mehr verringert werden, bis die Geldmänner zuletzt vorziehen, ihre Capitalien im Ausland anzulegen. Aber hierin liegt noch lange nicht das ganze Uebel eines im Werthe gesunkenen Papiergeldes. Zuerst nämlich ist die Depreciation nur im Verhältniß zur größeren Ausgabe, über einen gewissen Punkt hinaus aber fällt das Vertrauen in die Zahlungsfähigkeit der Regierung und von diesem Augenblick an fällt der Werth des Geldes im doppelten und dreifachen Verhältniß. Von nun an ist an die Einlösung des Papiergeldes und die Wiederbelebung des Nationalcredits nicht mehr zu denken. Der Staatsbankerott ist vor der Thür. Dieß ist die Geschichte alles Papiergeldes und der brasilische Staat ruht auf zu schwachen Stützen, als daß er hiervon eine Ausnahme machen sollte. Von diesem Augenblick an aber wird es mit der portugiesischen Partei ein Ende haben; das gegenwärtige Ministerium wird fallen, und die brasilianische

Digitized by Google

Partei wird auf dessen Trümmern vielleicht mehrere kleine Republiken bilden. Die Elemente Brasiliens scheinen nicht verschieden von denen der spanisch-südamerikanischen Staaten, und es ist daher keine Ursache vorhanden anzunehmen, daß Brasilien nicht demselben anarchischen Zustand und derselben despotischen Militairherrschaft verfallen sollte.

Der Kaiser ist jetzt (1842) in seinem siebzehnten Jahre, und ein bloßes Instrument in den Händen des Ministeriums. Dieser Zustand wird wahrscheinlich noch mehrere Jahre fortdauern, bis er sich endlich versucht fühlen wird, die Zügel der Regierung selbst zu fassen. Sollte die brasilische Partei dann reussiren, so ist vorauszusehen, daß Brasilien ein Wahlreich wird. Dann aber dürfte bei der überwiegenden Zahl von Gefärbten der nächste Präsident dieses Reichs leicht ein Mulatte seyn.

Wir wollen zum Schlusse noch ein Bild der brasilianischen Finanzen entwerfen. Es gibt die beste Uebersicht über die Mittel und den Zustand der verschiedenen Zweige der Regierung, denn die Finanzen sind der Puls des Staates, aus welchem sich leicht die Leiden des ganzen Körpers erkennen lassen.

Das Staatseinkommen beläuft sich circa auf 15 Mill. Milreis, die Ausgaben betragen zwischen 20 und 22 Mill. Im Budget des Finanzjahres vom 1 Julius 1842 bis zum 30 Junius 1843 sind die Ausgaben auf 21,798,800 Milreis, die Einnahmen auf 16,503,000 geschätzt; das Deficit dieses Jahrs beträgt daher 5,295,800 Reis, oder nahe an ein Drittel der gesammten Einkünfte.

Die Ausgaben waren wie folgt vertheilt:

Für das Ministerium	2,535,791	Milreis.
Civilliste des Kaisers	800,000	—
Den Prinzessinnen Donna Januaria, Donna Francisca und Donna Maria Amelia	42,000	—
Der Exkaiserin, jetzt Herzogin v. Braganza	50,000	—
Besoldung der Präsidenten der Provinzen	108,600	—
„ „ Senatoren . . .	215,727	—
„ „ Deputirten . . .	281,929	—
„ „ juridischen Facultäten .	79,580	—
„ „ medicinischen Facultäten	86,352	—
Akademie der schönen Künste . .	11,046	—
Museen	7252	—
Das Postwesen	380,000	—
Für Canäle, Straßen und Brücken des ganzen Reichs	70,000	— (!)
„ Elementarschulen	29,465	—
„ öffentliche Bibliotheken . . .	8600	—
„ botanische Gärten	18,450	—
„ öffentliche Promenaden . . .	5069	—
„ Vaccination	3220	—
„ Beitrag zum historischen Institut	2000	—
„ Beleuchtung der Hauptstadt .	108,696	—
„ öffentliche Werke in der Hauptstadt	45,302	—
„ die Errichtung einer Industriecolonie in der Provinz Santa Catharina unter der Leitung des Don Mure	64,000	—

Der Justizminister hatte einen Credit von 1,124,709 Milreis angewiesen; der Minister der auswärtigen Angelegenheiten 560,832; der Marineminister 2,618,296, der Kriegsminister 5,675,686 und der Minister der Finanzen 9,283,481 Milreis, worunter 6,141,200 allein für die Bezahlung der Interessen der einheimischen und fremden Staatsschuld.

Dieses Bild ist kein erfreuliches, und es ist durchaus keine Aussicht vorhanden, daß es damit besser werde. Die Colonisationsversuche der Weißen sind großentheils gescheitert, auch kann von Sicherheit des Eigenthums und von einem Rechtszustande so lange keine Rede seyn, bis der Staat und die Regierung eine feste Consistenz gewonnen haben. Das größte Uebel besteht unstreitig in der zahlreichen, überwiegenden gefärbten Bevölkerung, welche schwer nach europäischen Rechtsbegriffen zu regieren seyn dürfte. Die Einfuhr beläuft sich auf circa 5 Mill. Pf. St. nach den Angaben der Engländer, und hält mit der Ausfuhr so ziemlich Stich. Die einheimische Industrie erfreut sich durchaus keines Schutzes, und das Erziehungswesen ist, wie aus obiger kleinen Ausgabe für die Elementarschulen erhellt, völlig vernachlässigt.

Der Einfuhrzoll auf alle Artikel mit geringen Ausnahmen beträgt jetzt inclusive Lagerstener ꝛc. 20 Proc. eines von dazu ernannten Commissären festgesetzten Werthtarifs. Weine, Spirituosen und Schießpulver bezahlen 55 Proc. Dem im J. 1827 geschlossenen Handelsvertrag mit England gemäß darf Brasilien keine höhere Abgabe als 15 Proc. auf alle brittischen und in brittischen Colonien erzeugten Producte legen. Dieser Vertrag sollte 15 Jahre bestehen und noch zwei Jahre später, nachdem eine oder die andere Partei denselben gekündigt. Diese Clausel legt die brasilische Regierung so aus, daß der Vertrag am 5 Nov. 1842 abläuft; nach der englischen Construction besteht derselbe aber bis zum 5 Nov. 1844. Die brasilische Regierung wird wohl der englischen willfahren müssen. *)

Nach einem Kammerbeschluß ist der Finanzminister beauftragt, nach Ablauf der existirenden Verträge einen neuen Tarif zu verfassen, nach welchem die Abgaben von 2 bis zu 60 Procent variiren sollen. Vor dem Ablauf des englischen Vertrags wird derselbe wohl nicht zu Stande kommen. Der Tractat mit den Vereinigten Staaten ist abgelaufen und bis jetzt noch kein Schritt gethan, denselben zu erneuern. Auch die deutschen Hansestädte haben mit Brasilien neue Unterhandlungen angeknupft, die sie in commercieller Hinsicht mit den Engländern gleichstellen sollen.

*) Dieß ist bekanntlich seit geraumer Zeit geschehen; der obige Artikel, der uns über Nordamerika zukam, ist auch schon vor mehr als einem Jahre geschrieben. Die Angabe, daß Einfuhr und Ausfuhr gleich stehen, halten wir für durchaus falsch, aber die gewöhnlichen Aus- und Einfuhregister geben darüber keinen genügenden Aufschluß, indem alles auf die Schätzung der Waaren ankommt. Die brasilische Regierung hat indeß durch eine neuerdings niedergesetzte Commission, welche die eingeführten Waaren höher anschlagen soll, gezeigt, daß die frühere Schätzung als zu niedrig angesehen werden muß. A. d. R.

Die Münzen der goldenen Horde.

Im Reiche Kiptschak gab es silberne und kupferne Münzen, ob auch goldene ist bis jetzt noch durch keinen Fund erwiesen. Die Namen der Münzen, wie er auf diesen selbst steht, waren Dirhem, Deng und Pul. Dirhem ist arabisch. Der Name Deng, tatarisch Dang, scheint mehr silberne, Pul die kupfernen Münzen zu bezeichnen, denn der Name erscheint meist auf kupfernen und zwar bei den Münzen verschiedener Reiche Asiens. Das Wort Deng (welches auch ins Russische übergegangen) scheint gleichbedeutend mit Geld überhaupt zu seyn, denn man findet es nicht nur mit dem Worte Pul gleichbedeutend, sondern auch neben demselben z. B. „16 Pul Denge" gebraucht). Auf den Münzen waren verschiedene Abbildungen und Inschriften, oder auch Inschriften ohne Abbildungen. Man bildete vierfüßige Thiere ab, z. B. Löwen, Hunde, Kamele, Pferde; Vögel, wie Adler, Falke, Pfau, Schwan, Hahn; Fische, wie Karauschen und Sterlade, Blumen, Bogen, Aexte, Salomonssiegel (zwei ineinander geschobene Dreiecke, so daß sie einen Stern von sechs Strahlen bilden); Dreiecke, Quadrate, Tamgas oder Zeichen, wie sie von den Familien der Wandervölkerstämme angenommen wurden, und in ihrer Bedeutung den Wappen des Mittelalters entsprechen. Auf den Inschriften ist Name und Titel des Chans, der Münzort und das Jahr angegeben, auf einigen auch Name und Werth der Münze. Manchmal findet man Koransprüche beiherenden oder dogmatischen Inhalts nach dem sunnitischen Glaubensbekenntniß angefügt. Die Inschriften sind arabisch, in kufischer, altcharismischer, gewöhnlicher noch in schöner Dschereti-Schrift. Die mongolischen und türkischen Namen einiger Chane sind auch wohl in mongolischen Schriftzügen. (Nordische Biene vom 9 Februar.)

Skizzen aus Oberitalien.

Mailand.

(Schluß).

Auf Mailand hatte Napoleon übrigens immer ein Hauptaugenmerk. Mailand war der Zielpunkt der nasterblichen Unternehmung der Simplonstraße. Dieß ruhmvolle Werk sollte gekrönt werden an seinem Zielpunkt durch ein anderes Werk von hoher Kunst, den berühmten Arco della Pace. Dieser Bogen ist wie der Dom ganz aus blendend weißem Marmor, der am Lago maggiore gebrochen wird, erbaut. Der Styl ist derselbe, wie am Triumphbogen in Paris, das Verhältniß der Höhe viel zu bedeutend gegen das der Breite. Dergleichen Bauten, die doch immer dem Classischen sich anschließen, verlangen eine breite Unterlage. Ist das Verhältniß der Höhe und Breite gleich, so entsteht eine quadratische, hiebei unschöne Figur. Ueberragt die Höhe aber die Breite, so erwächst dem Betrachter ein Gefühl der Unruhe, als sey die Basis nicht sicher genug und könne ein Sturmwind den Bau zusammenwerfen. Ein Musterbild bleibt das nach den Propyläen von Athen gebaute Brandenburger Thor zu Berlin, welches in seiner majestätischen Ruhe allen Rasendenagen des Schönen entspricht. Hier kann nie wie auf dem Mailänder Bau die Besorgniß in dem Zuschauer aufkeimen, als drohne der Siegeswagen nicht in ungefährdeter Ruhe.

Der Mailänder Friedensbogen trägt nämlich eben so wie das genannte Berliner Thor einen Triumphwagen mit der Victoria, der in Mailand von sechs, in Berlin von vier Rossen gezogen wird. Diese Victoria war freilich von Napoleon nicht beabsichtigt. Seine Herrschaft hatte ihr Ende erreicht, ehe als der Friedensbogen vollendet worden, daher dieser in seiner österreichischen Vollendung nun auch andern Zwecken entsprechen mußte. — Noch eine Bemerkung über die künstlerische Form desselben muß ich machen. Es sind die Capitäle der korinthischen Säulen viel zu stark im Verhältniß der Höhe und des Durchmessers der Säulen. Ferner ist zu viel äußerer Schmuck an der Hauptseite des Bogens, die überladen erscheint. Der Charakter des Ueberladenen würde aber sogleich aufgehoben, wenn die kleinern zu den übrigen großen Verhältnissen nicht passenden Basreliefs beseitigt würden, so daß nur die mittelsten Hauptreliefs blieben.

Noch durch eine andere großartige Unternehmung suchte Napoleon den Mailändern zu erkennen zu geben, daß er ihre Stadt für eine Hauptstadt halte, die daher auch gewisser Auszeichnungen sich erfreuen müsse. Er ließ eine Arena nach antikem Vorbilde baun. Diese Arena ist in der Nähe des eben besprochenen Friedensbogens. Die Verhältnisse derselben sind zwar ebenfalls bedeutend, die Länge beträgt 400 Fuß, die Breite 200 Fuß, bei einem Umfange von einer halben Stunde. Die Größenverhältnisse kommen also dem Amphitheater zu Verona (464 Fuß Länge, 367 Fuß Breite) ziemlich nahe, aber die Eindruck ist gar nicht miteinander zu vergleichen. Es ist wie eine mittelmäßige Copie eines Raphael, ein verkleinerter Gypsabdruck einer unnachahmlichen Antike. Schon die Rasenstufe an der Stelle des Marmors zu Verona geben den beiden Werken ein wesentlich verschiedenes Gepräge. Die antike Welt ist vergangen, und selbst die kolossale Kraft eines Napoleon vermag in antikes Lebenssphäre nichts Außerordentliches zu leisten. — Das Amphitheater ist auch so eingerichtet, daß es unter Wasser gesetzt werden kann, wenn kleine Seegefechte gegeben werden sollen. Diese Seegefechte müssen aber sehr verjüngten Maaßstabes seyn, und können dem nur als sehr untergeordnete Spielerei erscheinen, der auch nur einen einzigen Seehafen gesehen hat.

Ich erwähnte schon, daß man die persönliche Sicherheit, so weit sie in Oberitalien herrscht, der Regierung Napoleons zuzuschreiben pflege. Diese Sicherheit ist nun freilich immer noch sehr relativ. In Mailand selbst hält die österreichische Regierung eine sehr große Anzahl Truppen, die nach der in Wien allgemein angenommenen Verwaltungsmaxime meist fremder Nationalität angehören. Diese Soldaten sind wenig müßig, besonders werden sie viel zum Wachtdienst in Anspruch genommen. Nächtlicher Weile sieht man in jeder Straße in sehr kurzen Zwischenräumen, ja bisweilen in Entfernungen von nur hundert Schritt, Schildwachen mit scharf geladenen Waffen. Und das wiederholt sich jede Nacht in ganz ruhigen, friedlichen Zeiten. Ob dieß aus Rücksicht auf die persönliche Sicherheit der Mailänder oder aus andern politischen Rücksichten geschieht, mag hier unentschieden bleiben.

Ehemalige Räuberhöhle. Ein junger Schäfer hat am Mont Cenis eine Art Grotte gefunden, welche wohl einst der Versteck einer Räuberbande war, denn auf dem Boden der ersten Galerie bemerkte man beim Schein der Fackeln fünfzehn Skelette an der Erde liegen. Neben den Knochen fand man drei Dolche und eine 20 Pfund schwere eiserne Keule, mit der man vermuthlich die unglücklichen Opfer niederschlug. Wahrscheinlich wurden die gefangenen Reisenden durch irgend ein kleines Loch, das später sich mit Erde verstopfte, in diese Höhle hinabgelassen. Man macht noch weitere Nachforschungen. (Fr. Bl.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortliche Redactrice Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 73.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

13 März 1844.

Ungarische Scenen.

(Von J. G. Elsner.)

III. Eine Jagd im Banate.

Im allgemeinen sind die Jagden in ganz Ungarn nicht sonderlich ergiebig, weil das Jagdrecht nur zum Theil den Grundherren ausschließlich gehört, der größte Theil aber von jedermann ausgeübt wird, der nur mit einer Flinte umzugehen versteht, was der Mehrtheil der erwachsenen männlichen Bevölkerung kann. Wenn nun gleich die Jagdhegung von den Grundherren auf dem betreffenden Theile streng gehalten wird, auch allenthalben, wo sie statt findet, Tafeln stehen mit der Inschrift „Tilalmas à vadazal" (Jagdverbot), so ist dieß keineswegs ausreichend, um einen ansehnlichen Wildstand aufzubringen. Daher kammt es denn auch, daß man oftmals mehrere Tage die weiten Felder und Pußten durchreisen kann, ohne einen Hasen zu sehen. Denn zu dem Gesagten kammen noch eine Menge Raubthiere — Stoßvögel in großer Menge, Füchse, Wölfe und Bären. — Wenn daher eine Jagd dort einiges Interesse gewähren soll, so muß sie vornehmlich auf diese Raubthiere abgesehen seyn. Im Banate, von dem hier die Rede ist, fehlt es nicht an Wölfen, und sie gehen in den Gegenden, wo nicht unbedeutende Waldungen sind, oft in ganzen Rudeln bis zu zwölf und mehreren Stücken. Bei gewöhnlichen Jagden werden dergleichen meist nur zufällig geschossen, indem sie sehr listig sind und schon bei Zeiten aus dem Umfange, den die Schützen und Treiber einnehmen, entwischen. Ist es aber auf sie vorzugsweise abgesehen, so werden schon mehr Vorsichtsmaßregeln genommen. Die Zahl der Treiber wird vermehrt, die Schützen dürfen nur den Wolf — höchstens auch den Fuchs — schießen, und über ihre Linie hinaus werden Hundejungen gestellt mit großen Fanghunden, die, wenn der Wolf durchbricht, auf ihn losgelassen werden. Die Jagd, von welcher hier die Rede ist, ging auf Wild, galt aber nebenbei auch dem Wolf.

Es war im October. Beim Ausrücken war das Wetter schön; mehr denn 20 Schützen und gegen 100 Treiber zogen aus. Der Wald ward in einige Treiben getheilt, eben so das Feld. Nicht lange, so fing es an zu regnen. Das erste und zweite Treiben ward gemacht, aber man hatte keinen Schuß gehört, im dritten knallte es mehreremale; bei der Nachhausekunft ergab sich, daß im Ganzen ein Hase geschossen worden war. Was aber die Ironie vervollständigte, war, daß zwölf Wölfe in aller Ruhe und Gemächlichkeit über die Pußta an der Gulya (Rinderheerde) vorbeigezogen waren, und zwar in einer Entfernung von etwa 2000 Schritten von der Jagd. Der Nebel hatte sie den Schützen und Treibern verborgen.

Was jedoch die Jagd schuldig geblieben war, das ersetzte das darauf folgende Bankett. Die Schützen zogen, nachdem sie zuvor ein wahres Pelotonfeuer durch das Abschießen ihrer Gewehre gemacht hatten, wie das wilde Heer im Schlosse ein, suchten die ihnen angewiesenen Stuben, kleideten sich um und erschienen sodann im Billardzimmer, an welches das sogenannte Sitzzimmer stieß. Hier brauchte nach dasiger Sitte ein jeder seine volle Bequemlichkeit, so daß alle die Lehnstühle, Divans und Sessel mit ausgestreckten, zum Theil tabaksdampfenden Individuen besetzt waren. Wer sich da hätte Zwang anthun und steife Etikette beobachten wollen, der wäre übel daran gewesen, auch würden ihn alle mit Befremden betrachtet haben. Die Glocke ruft zur Tafel. Der Hausherr mit den Gästen, die er auszeichnen will, voran, geht der lange Zug die Stiege hinauf in den Eßsaal, vor dem eine zahlreiche Dienerschaft in glänzender Livree Spalier macht. Jeder der Gäste sucht sich seinen Platz neben einem Nachbar, den er sich schon ausersehen, und die Unterhaltung ist lebhaft. Ein Lucullisches Mahl wird mit immer wechselnden Sorten edler Weine noch gewürzt; zuletzt knallen die Champagnerpfropfen, gleichsam als Widerhall der Jagd. Alle sind heiter, viele bis zum Exceß, und dennoch bleibt alles in den Gränzen des Anstandes, obgleich keine einzige Dame an der Tafel ist. Nach Aufbruch von der Tafel durchziehen die Gäste die Zimmer des Hausherrn, weiden sich an den darin befindlichen Gemälden, unter denen sich manches Laszive befindet, von dem man den Schleier lüftet.

Ungarn hat, wie Deutschland und andere Länder, seine herabgekommenen Rotis, welche die Tafeln der gastfreien

Digitized by Google

Reichen suchen, und welche wir etwas unedel Krippenreiter nennen. Bei solchen Jagden kann man manche sehen. Indeß verbietet die magyarische Grandezza und Nobilität einem ungarischen Magnaten, es solche Bedauernswerthe merklich fühlen zu lassen; ja man nimmt sie zuvorkommend auf und duldet sie nachsichtig, auch wenn ihr Aufenthalt viele Tage und Wochen dauert.

Hrn. Violets Fahrten und Abenteuer.

Fünfter Zug.

(Fortsetzung.)

Um die Missionäre zu schützen, wurden Niederlassungen angelegt, die noch den Namen Missionen tragen; sie sind in Californien sehr zahlreich, und auch in Texas finden sich mehrere: der Alamo zu San Antonio war ungemein bedeutend, und andere geringere fanden sich in der Nähe, so die Missionen von Concepcion, San Juan, San Jose und La Espada. Alle diese Gebäude waren sehr massiv gebaut, mit sehr dicken Mauern, und bei ihrer Form und Einrichtung konnte man sie jeden Augenblick in Gränzfestungen umwandeln. Sie hatten gewöhnlich, doch nicht immer eine Kirche an der Seite des von hohen Mauern gebildeten Vierecks, welches nur einen einzigen Eingang hatte. Im Innern befand sich ein großes Getreidemagazin, und die äußere Mauer bildete die Rückwand einer Reihe von Häusern, in denen die Missionäre und ihre Bekehrten wohnten. Ein Theil des umliegenden Landes war für den Ackerbau bestimmt, indem der Boden, wie schon oben bemerkt, durch kleine Canäle aus dem Fluß bewässert war. Der Alamo ist jetzt in Ruinen, nur zwei oder drei Häuser des innern Vierecks sind bewohnt; das Thor der Kirche war schön verziert, und ist es noch, obwohl die Figuren, welche einst in den Nischen standen, verschwunden sind. Selbst die Ruinen bieten noch dem Forscher der frühern Geschichte viel Interesse dar, auch wenn er einen Augenblick die Ereignisse vergessen könnte, welche den Alamo in der Geschichte der texanischen Unabhängigkeit berühmt gemacht haben.

Etwa eine Stunde unterhalb, gleichfalls am San Antonio, ist die Mission Concepcion, ein sehr großes steinernes Gebäude mit einer schönen Kuppel, wenn gleich einfach, doch großartig in seinen Verhältnissen und durch die Festigkeit des Baues. Hier focht Bowie*) in einem der ersten Kämpfe mit den Mexicanern, und die Mission ist seitdem unbewohnt. Obgleich dieser Kampf nicht den Ruf, wie andere erlangt hat, so ist er doch dadurch merkwürdig, daß er diejenigen, welche noch an Vermittlung und an Erhaltung eines Verbandes mit Mexico dachten, vollkommen überzeugte, daß die Zeit dazu vorüber sey. — Die Mission von San José ist etwa drei Viertelstunden tiefer unten, besteht wie die andern aus einem großen Viereck, und noch wohnen zahlreiche mexicanische Familien hier. Links von dem Thore steht das Getreidemagazin; die Kirche steht innerhalb des Vierecks, aber unverbunden mit der Mauer. Das westliche Thor ist mit sehr fein ausgehauenen Blumen, Engelsbildern und Apostelgestalten verziert, das Innere aber ganz einfach; rechts ist ein schöner Glockenthurm und über dem Altar eine große Steinkuppel. Hinter der Kirche ist eine lange Reihe von Zimmern für die Missionäre mit einem Corridor von neun Bogen in der Fronte. Die texanischen Truppen waren hier einquartiert, doch haben sie, obgleich meist betrunken, die Sculpturen nicht beschädigt. Die Kirche ist seitdem wieder hergestellt worden und man hält Gottesdienst darin. — Etwa eine Viertelstunde weiter hinab ist die Mission von San Juan. Die Kirche bildet einen Theil der Seiten des Vierecks, und auf der Nordwestecke desselben sind die Ueberreste eines kleinen Steinthurmes. Diese Mission, so wie die von San Espada ist bewohnt, die Kirche der letztern aber ist in Trümmern, nur zwei Seitenmauern des Vierecks stehen noch aufrecht, die beiden andern wurden muthwillig zerstört.

Die Kirche zu San Antonio de Bejar wurde im J. 1717 gebaut, und obgleich sie durch die vielen Belagerungen, welche die Stadt erfahren, sehr gelitten hat, so dient sie doch noch immer zum öffentlichen Gottesdienst. Als San Antonio im Jahre 1835 von Oberst Poole angegriffen und genommen wurde, trafen mehrere Kanonenschüsse den Dom und richteten großen Schaden an; auch sind sämmtliche Häuser im Hauptviertel der Stadt mehr oder minder durch Kanonenschüsse bezeichnet. Eines darunter hat sehr gelitten, das sogenannte Regierungsgebäude, welches durch eine der niederträchtigsten Metzeleien, welche je eine Barbarennation beging, berüchtigt worden ist.

Nach einigen Scharmützeln zwischen den Comantschen und Texanern, in welchen die erstern stets den Sieg davon trugen, hielten die letztern es für rathsam, ein Bündniß vorzuschlagen. Boten mit Stillstandsflaggen wurden zu den Indianern geschickt, und alle ihre Häuptlinge zu einer Rathsversammlung nach San Antonio eingeladen, wo die Stellvertreter von Texas mit ihnen zusammenkommen und ihnen Vorschläge zu einem ewigen Frieden machen würden. Selbst unfähig des Verraths, fürchteten die tapfern Comantschen auch von andern keinen, und zur bestimmten Zeit trafen 40 ihrer vornehmsten Häuptlinge in der Stadt ein. Sie ließen ihre Pferde auf dem großen Platze stehen, und zogen, sämmtlich unbewaffnet, das lange fließende Haar mit einer Menge goldener und silberner Zierrathen geschmückt, nach dem Regierungsgebäude; ihre Kleidung war reich und ihre Mäntel von dem feinen, mexicanischen Gewebe, das auf dem Markt 50 bis 150 Dollars das Stück kostet. Ihre Pferde waren prächtige, muthvolle Thiere, die Sättel reich mit Gold und Silber beschlagen. Das Schautragen von so großem Reichthum regte die Habsucht des texanischen Pöbels auf, der um jeden Preis sich einer so glänzenden Beute zu bemächtigen beschloß. Während die Häuptlinge ihre Friedens- und Freundschaftsreden hielten, stürzten einige hundert Texaner mit Pistolen und Messern in

*) Von welchem die bekannten furchtbaren Messer den Namen tragen.

Digitized by Google

die Versammlung und begannen die Mordarbeit. Alle Indianer kamen um, mit Ausnahme eines einzigen, dem es gelang zu entkommen, aber die Comantschen hatten, obgleich unbewaffnet, ihr Leben theuer verkauft, denn 18 Texaner fanden sich unter den Todten.

Ich will diese Nachrichten mit einigen Bemerkungen über die jetzt anerkannte Republik Texas schließen. Das Abreißen der letztern von Mexico geschah darum, weil sich viele Gerüchte von großen Gold- und Diamantminen verbreitet hatten, die sich hier finden sollten, und welche die Habsucht der Speculanten in den Vereinigten Staaten reizten. Wahrscheinlich aber wäre die Sache doch nie zur Ausführung gekommen, hätten nicht die südlichen Staaten der Union den Versuch aus sehr verschiedenen Absichten unterstützt. Die Bewohner von Louisiana und den andern südlichen Staaten kannten den Werth des Landes genau, und lachten über den Gedanken hier unermeßliche Schätze zu finden. Sie handelten aus einer tiefen, wenn auch, wie sich am Ende durch die Ereignisse ergab, falschen Berechnung. Sie meinten Texas würde, wenn von Mexico losgerissen, in die Union aufgenommen und in zwei oder drei Staaten getheilt werden, von denen jeder ein Sklavenstaat wäre, und als solcher Abgeordnete in den Congreß senden würde. Dieß hätte den Sklavenstaaten ein entschiedenes Uebergewicht in der Union gegeben. Die Ereignisse nahmen eine andere Wendung, und die Pflanzer im Süden beklagen jetzt ihre unkluge Politik und ihren Mangel an Voraussicht, da sie selbst behülflich gewesen sind, einen furchtbaren Rival in der Erzeugung ihrer Stapelwaaren groß zu ziehen — einen Rival, der ihnen im Frieden nachtheilig, und im Kriege mit England ihren Interessen noch gefährlicher werden kann.

Es ist sehr zu beklagen, daß Texas nicht durch eine bessere Menschenclasse bevölkert wurde, es hätte selbst jetzt schon ein wichtiges, blühendes Land werden können, aber von Anfang an war es der Zufluchtsort aller Taugenichtse und Verbrecher, die nicht in den Vereinigten Staaten zu bleiben wagten, und unglücklicherweise erhielt der texanische Charakter seine Begründung und seinen Ruf, ehe die Einwanderung einer besseren Classe von Ansiedlern begonnen hatte. Die Folgen hievon waren sehr nachtheilig und es fragt sich, ob einige derselben je sich werden beseitigen lassen.

Zur Zeit der Unabhängigkeitserklärung schätzte man die Bevölkerung auf 40,000 Menschen, und wenn man der texanischen Regierung Glauben schenken darf, so ist sie jetzt auf 75,000 angewachsen. Diese Angabe ist aber unrichtig, denn die Bevölkerung hat eher ab-, als zugenommen. Dieß mag seltsam erscheinen, nachdem so viele Tausende aus den Vereinigten Staaten, aus England und Deutschland dahin ausgewandert sind; aber die meisten von diesen haben, sobald sie entdeckten, daß sie einer Bande Schurken preisgegeben seyen, denen keine That zu schlecht war, das Land wieder verlassen, um den Rest ihres Vermögens zu retten, und sind nach Mexico, nach den südlichen Staaten der Union oder sonst irgendwohin gegangen, wo sie auf Sicherheit für Leben und Eigenthum rechnen konnten. Unter der Bevölkerung von Texas zählte man viele tausend Mexicaner, die im Lande blieben in der Hoffnung, daß Ordnung und Gesetz sich bald wieder befestigen würden; als aber diese Erwartung getäuscht wurde, wanderten sie nach Mexico aus; 8000 verließen San Antonio de Bejar, und die Lücke wurde mit 6 bis 700 Trunkenbolden, Dieben und Mördern ausgefüllt. Dieselbe Auswanderung fand in Goliad, Velasco, Nacogdoches und einigen andern Städten statt, welche früher von mexicanischen Familien bewohnt waren. Der Leser kann sich einen Begriff von der Unsicherheit des Lebens und Eigenthums in Texas machen, wenn ich sage, daß zahlreiche Räuberbanden stets umherstreifen, und nicht selten Häuser anfallen und plündern, die Weiber schänden, und nachher alles ermorden; um Entdeckung zu vermeiden, kleiden und bemalen sie sich wie Indianer. So bekannt und beglaubigt dieß ist, wird es doch wohl in keinem texanischen Blatte je erwähnt werden.

Ein anderes ernstes Uebel, das aus diesem gesetzlosen Zustande entsprang, besteht darin, daß die Indianer, welche anfangs, aus altem Haß gegen die Mexicaner, den Texanern wohl wollten, jetzt völlig feindlich und unversöhnlich geworden sind. Ich habe den Mord der Comantschen-Häuptlinge im Regierungsgebäude zu San Antonio erwähnt, eine Thatsache, die für sich allein sprechen möchte, aber das Benehmen der Texaner gegen die Indianer war so verächtlich, daß der Name des Weißen jetzt ein Schimpfname geworden ist; die Indianer sprechen von ihnen gewöhnlich nur als von „Hunden," und hängen sie auf oder schießen sie nieder, wo sie solche immer treffen. Zwischen Amerikanern und Texanern wird kein Unterschied gemacht, und die Texaner haben dadurch den Vereinigten Staaten einen Feind heraufbeschworen, der in Zukunft nicht wenig lästig werden wird.

Auch in anderer Beziehung ist Texas durch den gänzlichen Mangel an Ehrlichkeit und Treue sehr beeinträchtigt worden. Hätten sich Leute von nur gewöhnlicher Redlichkeit im westlichen Texas niedergelassen, so wäre es schon durch seine Lage ein sehr wichtiges Land geworden, da ihm der ganze Handelsverkehr mit den nördlichen Centralgegenden Mexico's zugefallen wäre. Vom Presidio del Rio Grande läuft eine vortreffliche Straße nach San Antonio de Bejar; südlich von San Antonio liegt Chihuahua, so daß der nächste und zugänglichste Weg über Land von den Vereinigten Staaten nach dem Innern von Mexico durch San Antonio führt. Dieser Landweg kann noch beträchtlich abgekürzt werden, wenn man Schiffe zu Linville oder La Vacca ausladet, und von da die Waaren zu Lande nach San Antonio, eine Strecke von 140 (engl.) Meilen, führt. Als die Westgränze von Texas zur Zeit der Unabhängigkeitserklärung nahm man den Fluß Nueces an, und wenn dem also war, so war San Antonio durch nichts gehindert, ein bedeutender Stapelplatz im Innern zu werden.

Zahlreiche Schaaren von Handelsleuten kamen seit langer Zeit von Rio Grande nach San Antonio; sie waren meist sehr ehrlich in ihren Zahlungen und erwiesen sich sehr freundschaftlich. Wäre dieser Handel geschützt worden durch Unterdrückung der Räuberbanden, welche die Wege unsicher mach-

ten, so wäre er bedeutender geworden, als der ganze Handel nach Santa Fé; Texas hätte, anerkannt oder nicht, diesen Handel geführt, Kaufleute hätten sich im Westen niedergelassen, um daran Theil zu nehmen, und Ansiedler hätten sich in diesem Striche, wo der Boden reich und das Klima gesund ist, gesammelt. Dieser Handel wäre allerdings unerlaubt gewesen, allein dieß ist stets die unvermeidliche Folge eines hohen, schlecht regulirten Tarifs; er wäre nichtsdestoweniger sehr vortheilhaft geworden, hätte sich die Bevölkerung von Rio Grande mit den Texanern versöhnt und aller Wahrscheinlichkeit nach die mexicanische Regierung genöthigt, eine freundschaftliche Verbindung zwischen den beiden Ländern zu begründen. Aber dieser Handel wurde gänzlich vernichtet, die Indianer überfallen jetzt und plündern jede Karawane, welche von San Antonio kommt oder dahin geht; die texanischen Räuber lauern ihnen auf, wenn sie den Indianern entgehen, und wenn der mexicanische Kaufmann mit seinen Waaren diesen beiden entkommt, so läuft er am Ende noch Gefahr von den soi-disant texanischen Kaufleuten um das Seinige geprellt zu werden.

(Fortsetzung folgt.)

Das Bui-Spiel in Jaroslaw.

(Nordische Biene vom 31 Januar.)

In Rußland gibt es, abgesehen von den verschiedenartigen Völkern, die es bewohnen, selbst unter den eigentlichen Russen eine Menge alte Gewohnheiten, Spiele, Lieder u. s. w., die einer Stadt oder einem Dorfe eigenthümlich sind, bei der allgemein verbreiteten Aufklärung allmählich außer Gebrauch kommen und wohl bald ganz verschwinden werden. Trotz dessen, was Snegireff und Sacharoff in dieser Beziehung geleistet haben, ist noch gar vieles unbeschrieben, und dazu gehört unter manchem anderm auch das in der Stadt Jaroslaw bekannte Bui-Spiel. Dasselbe findet sich nirgends als in Jaroslaw und in einigen Jaroslaw benachbarten Städten, wahin es vermuthlich von da aus gebracht wurde. Es hatte in früherer Zeit eine sehr große Anzahl Verehrer, und obwohl das Loos, das alle alten russischen Volksvergnügungen traf, die Vernachlässigung, auch ihm zu Theil wurde, so hat es doch noch seine Freunde unter den Kleinbürgern und selbst unter den Kaufleuten. An Sonn- und Festtagen wird es außerhalb der Stadt gespielt, und 50 bis 100 Menschen nehmen oft daran Theil. Sie theilen sich in zwei Abtheilungen und dann wird das Loos geworfen, welche Partie *werfen* und welche *fangen* *) soll. Man braucht zu dem Spiel einen Klotz, eine Elfenbeinkugel von der Größe eines Taubeneies und Stäbe von 3 Zoll Dicke und 4 Fuß Länge. Der Klotz hat etwa einen halben Fuß von dem einen Ende einen Vorsprung mit einer Art ausgeschweifter Rinne, in die man die Elfenbeinkugel legen kann. Der Klotz wird nun auf dem Boden aufgestellt, die Elfenbeinkugel auf den Vorsprung gelegt, einer von den Spielern nimmt einen Stab, tritt einige Schritte zurück und wirft dann im Anlauf den Stab nach dem Stamm, um die auf dem Vorsprung liegende Elfenbeinkugel zu treffen, so daß diese pfeifend aufwärts fliegt, einen Halbkreis beschreibt und fünfzig, manchmal auch hundert Klafter weit wegfliegt.

Die Regeln des Spiels und die Verfahrungsart dabei sind folgende: wenn das Loos geworfen ist, welche Partei *werfen* und welche *fangen* soll, so bleibt die erste bei dem Klotze stehen und wirft abwechselnd den Stab nach der Elfenbeinkugel, die andere hält sich in einiger Entfernung, um die Kugel aufzufangen und zurückzubringen. Zu diesem Ende stellen sie sich an verschiedenen Orten auf, um sie desto leichter zu erhaschen und nach dem Klotze zurückzuwerfen, denn von der Gewandtheit im Auffangen und von dem Fehlen derer, die werfen, hängt ihre Befreiung ab. *) Wenn einige der Werfenden einen Fehler begehen und näher oder ferner ans Ziel, aber doch nicht genau und gerade an den Klotz werfen, **) und inzwischen die auf dem Felde Stehenden die Elfenbeinkugel nach dem Klotz werfen, so haben die erstern nicht mehr das Recht zu werfen, sondern müssen wegen aller dieser Fehler auf das Feld hinaus zum Laufen, d. h. sie gehen nach einem fünfzig Klafter vom Klotz entfernten Ziel, und rennen von da bei einem guten Wurf nach dem Klotz, ehe die Elfenbeinkugel zurückgebracht ist. Gelingt dieß nicht und wird die Kugel früher zurückgeworfen, so verlieren in diesem Fall alle Werfenden das Wurfrecht und müssen mit der andern Partei wechseln, während die bisher Fangenden an den Wurf kommen. So trifft es sich auch, daß manchmal alle Werfenden fehlen, dann werden sie zum Laufen aufs Feld hinausgeschickt, und um sie loszukaufen, bleibt nur einer, stets der beste Spieler, zurück; macht auch er einen Fehler, oder wirft er die Elfenbeinkugel nicht weit genug hinaus, oder laufen, wenn er sie auch weit genug hinauswirft, diejenigen, die zur Strafe außen stehen, nicht schnell genug herein, ehe die Kugel von der andern Partei hereingeworfen wird, so geht immer das Wurfrecht an die andere Partei über, bis auch diese sich ähnliche Fehler zu Schulden kommen läßt. Es ist ein merkwürdiger Anblick, wenn fünfzig Menschen und darüber zur Strafe außen stehen und bei einem guten Wurf auf einmal nach dem Klotz zu laufen anfangen, ***) während die Fänger mit der größten Gewandtheit die Kugel im Fluge auffangen, sie einander zuwerfen, und auf alle Weise bemüht sind, sie möglichst schnell nach dem Klotz zu bringen, um sich dadurch von der unangenehmen und lästigen Aufgabe des Fangens zu befreien. Um Streitigkeiten zu vermeiden stellen die Fangenden einen der Ihrigen als Schiedsrichter am Klotz auf, damit er das redliche Verfahren der Werfenden und den Flug der Kugel beaufsichtige.

*) Die russischen Worte entsprechen dieser Uebersetzung nicht ganz und sollten eigentlich *schlagen* (tarbkat) und *führen* (wodil) heißen, allein sie entsprechen dem Spiel besser.

*) Einige von denen, die fangen, namentlich diejenigen, welche an Orten stehen, wo die Kugel häufig hinfliegt, haben an der linken Hand Handschuhe, damit die Elfenbeinkugel beim Auffangen sie nicht schmerzlich treffe.

**) Bei einem guten Wurf fällt der Stock ganz nahe am Klotz nieder, bei einem schlechten fliegt er weiter.

***) Der größern Leichtigkeit wegen legen sie die Oberröcke und alle Ueberkleider, oft selbst die Stiefel ab.

Yucatan. Die neuesten Berichte aus diesem Lande (s. Times vom 4 März) sprechen von dem Vertrag, welchen Yucatan mit Mexico abgeschlossen haben soll. Es ist darin eine halbe Unabhängigkeit des erstern ausgesprochen, der zufolge das Land im allgemeinen zwar Mexico untergeben ist, aber sich so viel möglich selbst regiert; nur im Krieg und hinsichtlich der geistlichen Verhältnisse soll die Oberherrlichkeit Mexico's in Ausübung kommen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 74.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

14 März 1844.

Der jetzige Zustand des englischen Theaters.

Die Klagen über den Verfall des englischen Theaters sind schon alt, aber sie waren nie so gegründet, als in dem gegenwärtigen Augenblicke. Auf der einen Seite hat religiöses Vorurtheil, auf der andern die allmächtige Mode ihr Verdammungsurtheil über das englische Drama ausgesprochen, und während die erstere mit ihrem Anathema alle theatralischen Darstellungen verfolgt, deckt die andere mit ihrem Schild nur die italienische Oper und hat die eigentlich dramatischen Stücke längst verworfen. Künstler und Künstlerinnen, welche mit ihren Talenten die Londoner Bühne zierten, Siddons, Kean, John und Charles Kemble, sind nach einander ins Grab gestiegen, und ihre Nachfolger Macready, Vandenhoff, Ellen, Tree wurden durch die Kälte des heimischen Publicums genöthigt, sich nach einem neuen Brittanien zu begeben, das sich jenseits des atlantischen Oceans in vergrößertem Maaßstab entwickelt. Ist wirklich, wie manche Schriftsteller behaupten, der Geist unserer Zeit dem Drama nicht günstig oder liegt eine andere Ursache zum Grunde, z. B. der Mangel an ausgezeichneten Talenten? das ist eine Frage, die nicht so leicht zu entscheiden ist, aber der jetzige trübselige Zustand der englischen Bühne unterliegt keinem Zweifel.

Von manchen Seiten sind Vorschläge gemacht worden, um diesen Stand der Sache zu bessern. Edw. Lytton Bulwer hat den Hauptgrund des Uebels in der Unsicherheit des literarischen Eigenthums gesucht, und hat das Parlament deßhalb mit einem Vorschlag angegangen; aber das Parlament konnte in diesem Falle seine Allmacht nicht beweisen. Der Verfasser eines Artikels im Octoberheft des Edinburgh Review schreibt die Stockung des Drama's dem Monopol der großen Theater, Coventgarden und Drurylane, zu, welche allein das sogenannte „legitime Drama," d. h. die Tragödie und die höhere Komödie, unter ihrem Verschluß haben. So viel an diesem Vorwurf ist, so erklärt er doch den Verfall des Schauspiels nur zu einem geringen Theil, denn das englische Theater hat längere Zeit trotz dieses Monopols mit Glück bestanden, während jetzt selbst die Räume von Coventgarden zu ganz anderen Zwecken vermiethet werden. Der Verfasser des Artikels im Edinburgh Review scheint uns die Hauptursache des gegenwärtigen Verfalls des englischen Theaters außer Acht gelassen zu haben. In England gedeiht nichts ohne die entschiedene Unterstützung der öffentlichen Meinung, und diese ist, wie schon oben bemerkt wurde, gegen das Theater völlig abgekühlt. Die Gleichgültigkeit des höheren Standes wäre bei der beschränkten Zahl seiner Mitglieder noch ertraglich, aber die Gleichgültigkeit, ja die Feindseligkeit eines großen Theils der gebildeten Mittelclasse hat dem Drama eine unheilbare Wunde geschlagen. Tausende von Familien, welche Shakspeare daheim mit Begierde lesen, wollen darum doch keineswegs seine Stücke auf der Bühne sehen; andere besuchen das Theater nicht, weil es nicht zum guten Ton gehört. Ständige Besucher des Theatres sind in England, wie auf dem festen Lande, selten; der Engländer bringt darüber den Abend im Kreise seiner Familie zu, und besucht vielleicht einmal im Jahre eine dramatische Darstellung, wenn für die lernende Jugend prächtig ausgestattete Pantomimen gegeben werden. Das Theaterpublicum besteht aber fast ausschließlich aus dem niedern Stande, und man darf sich deßhalb nicht wundern, daß Farcen und Melodramen über das classische Drama siegen.

Hrn. Violets Fahrten und Abenteuer.

Fünfter Zug.

(Fortsetzung.)

Zum Glück für mich und meine beiden Gefährten fanden sich noch in San Antonio einige angesehene Mexicaner, welche bei ihren liberalen Ansichten und der Geradheit ihrer Gesinnung sich durch die falschen Vorspiegelungen der Texaner hatten täuschen lassen, das Land auch nach der Unabhängigkeitserklärung nicht zu verlassen; sie hatten dadurch ihre Rechte als Bürger von Mexico verscherzt und den Haß dieser Regierung auf sich geladen. Jetzt hatten sie zwar ihren Irrthum eingesehen, aber es war zu spät ihn wieder gut zu machen; Stolz und vielleicht ein mißverstandener Begriff von Ehre

Digitized by Google

gestattete ihnen nicht nach Mexico zu gehen, obwohl alle Bande, die das Leben angenehm machen, für sie in San Antonio zerrissen waren. Ihre trübe Stimmung hinderte sie indeß nicht an Ausübung der unbegränztesten Gastfreundschaft, und wir fanden in ihrem Hause eine Heimath, denn mit den Texanern wollten wir keinen Verkehr halten, und kamen auch gar nicht in Berührung mit ihnen, außer daß Roche eines Tages zwei von ihnen tüchtig mit dem Stock durchpeügelte, weil sie einen alten Indianer mißhandelt hatten.

Wir forschten nach, wo die Comantschen wohl zu finden seyn möchten, und erfuhren bald, daß sie in ihrem großen Dorfe am Fuße des grünen Berges um den südlichen Arm des Rio Roro sich aufhielten. Wir rüsteten uns sofort zur Abreise, und da wir durch Austin, die Hauptstadt von Texas, ziehen mußten, nöthigten unsere freundlichen Gastwirthe uns 500 Dollars auf, indem kein Texaner uns auch nur ein Glas Wasser umsonst reichen, und es sich ereignen könnte, daß wir nach mehrtägigem Aufenthalt unter den tapfern Mitgliedern des Congresses unsere Pistolenhulster oder Steigbügel, unsere Wollendecken oder selbst eines unserer Pferde vermissen könnten. Die erstere Prophezeyung zum mindesten fanden wir nur allzu wahr. Sechs Meilen von Austin hielten wir an dem Gute des ehrenwerthen Richters Webb, und baten um Erlaubniß unsere Pferde zu tränken, da sie 40 (engl.) Meilen unter einer brennenden Sonne ohne einen Schluck Wasser zurückgelegt hatten. Der ehrenwerthe Richter schlug es geradezu ab, obgleich er einen guten Brunnen nebst einem eingeschlossenen Teich hatte, der mehrere Acres bedeckte; seine Frau aber, welche erwägen mochte, daß ihre Vorräthe von Kaffee oder Salz ziemlich gering seyen, begann ein rasches Zwiegespräch mit ihrer schlechtern Hälfte, und endlich willigte das ehrenwerthe Paar ein, uns Wasser, den Kübel zu 25 Cents, zu verkaufen.

Als wir abgestiegen waren, um den Pferden die Zügel abzunehmen, kamen die Töchter herbei, und als sie bemerkten, daß wir neue seidene Schärpen und Halstücher, so wie einige schöne Juwelen hätten, verschlangen sie uns mit den Augen; eine der Töchter sprach mit ihrem Papa, und nun lud dieses allergastfreundlichste Paar uns in sein Haus ein. Wir waren aber bereits wieder im Sattel und zur Weiterreise gerüstet. Roche war empört über die Niederträchtigkeit des Kerls, der zuerst unsere 75 Cents genommen hatte, ehe er uns in sein Haus einlud, und sagte ihm, er sey ein alter Spitzbube, daß er für Geld verkaufe, was selbst ein Wilder seinem bittersten Feind nicht abschlage. Die Wuth des Ehrenwerthen läßt sich nicht beschreiben. „Meine Büchse!“ schrie er; „um Gottes willen, meine Büchse, Betsey, Juliet, lauf nach meiner Büchse!“ Der Richter ging in sein Haus, da aber drei Pistolen aus unsern Hulstern gezogen waren, so erschien weder er noch seine Büchse, und wir ritten gemachlich weiter nach Austin.

Hier hatten wir Gelegenheit, die Texaner in ihrer wahren Gestalt zu sehen. Es sind drei Gasthöfe in der Stadt, und jeden Abend nach 5 Uhr war fast jedermann, den Präsidenten der Republik, die Secretäre, Richter, Minister und Congreßmitglieder nicht ausgeschlossen, mehr oder minder angetrunken; in den Streitigkeiten, die daraus entstanden, ging es selten ohne Wunden ab, und das Gezeche dauerte den größten Theil der Nacht hindurch, so daß Morgens um 9 Uhr noch alles im Bette lag. So völlig ist um diese Zeit die Stadt in Schweigen gehüllt, daß ich eines Morgens um 8 Uhr einen schönen Bock erlegte, der ruhig vor der Thüre des Capitols graste. Es ist seltsam, daß diese Hauptstadt von Texas so ganz an der Nordgränze angelegt wuede, denn schon mehr als einmal sind Indianer dereingekommen und haben, kaum zehn Schritte vom Capitol, Skalps mit fort genommen.

Während wir in Austin waren, machten wir die Bekanntschaft des alten Castro, des Hauptes der Lepan-Indianer, die von den Comantschen entsprossen sind. Er ist ein sehr wohlunterrichteter Mann, hat eine liberale Erziehung, zuerst in Mexico und dann in Spanien genossen, einen großen Theil Europa's durchreist, spricht und schreibt fünf bis sechs Sprachen, und kennt seine Ueberlegenheit über die Texaner so sehr, daß er sie nur verächtlich anredet; da ihm stets 200 Krieger zu Gebote stehen, so wagt man nichts gegen ihn zu unternehmen. Castro reiste in derselben Richtung wie wir, um zu seinen Leuten zu stoßen, welche in diesem Augenblick einige Tagereisen weit gegen Norden auf der Büffeljagd sich befanden. Er hatte zwei fremde Herren, welche den mächtigen Bewohner der Prairien in der Nähe zu sehen wünschten, zu begleiten und zu schützen veesprochen. Wir waren über diese Vermehrung unserer Gesellschaft nicht wenig erfreut und brachen alle mit einander auf.

Am ersten Tage zogen wir auf einer alten spanischen Militäesteaße duech reiche Rollprairien, die hie und da durch kleine Bache bewassert waren, an deren Ufern prächtige Eichen sich erhoben. Fünfzehn Meilen von Austin ist eine bemerkenswerthe Stelle, auf der ein übeesichtiger Speculant knege Zeit zuoor eine Stadt zu gründen versucht hatte; er kaufte einen ungeheuren Steich Land, zeichnete prachtige Plane, und bald erschien, auf dem Papier, eine der größten und schönsten Städte in der Welt. Ich drauche kaum zu sagen, daß dieser Stadtefabricant ein Yankee war, der durch Verkauf von Wohnplätzen eine Million zu gewinnen hoffte. Die im Prospectus voehandene Stadt sollte Athen heißen, und der thörichte Mensch hatte auf seine Speculation ein solches Vertrauen, daß er auf seinem Grund und Boden ein sehr großes und kostspieliges Gebäude aufführen ließ. Eines Tages, als er nebst drei oder vier Negern mit dem Graben eines Brunnens beschäftigt war, griff ihn eine Anzahl Yankee-Räuber an, weil man viel Geld bei ihm vermuthete. Der arme Teufel lief von seiner geliebten Stadt fort und kam nicht wieder. Das Haus steht noch, wie er es verließ. So ward das moderne Athen in der Blüthe geknickt.

Eines Morgens wurden wir zeitig durch ein lautes Gebrüll in der Prairie geweckt; Castro sprang auf und gab bald die willkommene Nachricht: „die Büffel!“ Auf der Ebene sah man Hunderte von dunkeln Flecken, die an Größe immer mehr zunahmen, je näher wir kamen; in kurzem sahen wir

Digitized by Google

die buschigen Thiere durch die Prairie galoppiren, und ihre dichten Massen deckten die Ebene bis an den Horizont. Nun folgte eine äußerst lebhafte Scene. Die Büffel, durch das unaufhörliche Knallen unserer Büchsen geschreckt, brachen ihre Reihen und zerstreuten sich nach allen Richtungen.

Die zwei Fremde waren beide Engländer; der jüngere ein Irländer von guter Familie, Namens Fitzgerald. Seine stets gute Laune und seine Lebhaftigkeit hatten uns ganz für ihn eingenommen; er belebte unser kleines Abendlager, und da er auf der andern Seite des stillen Meeres gereist war, so blieben wir oft bis tief in die Nacht sitzen und horchten auf die interessanten Erzählungen von seinen Abenteuern in asiatischen Ländern. Er hatte zuerst in der englischen Legion in Spanien gedient, und war in derselben bis zum Capitän vorgerückt; bald aber wurde er dieses Dienstes müde und ging nach Persien, wo er als Artillerieofficier unter die Truppen des Schahs trat. Auch hier gefiel es ihm nicht lange, und er kehrte nach England zurück, beschloß Texas zu besuchen und sich als Kaufmann zu San Antonio niederzulassen. Aber sein Geschmack an einem Wanderleben ließ ihn nicht lange ruhen, und als er eines Tages auf einen englischen Naturforscher stieß, der die nordwestlichen Prairien von Texas besuchen wollte, beschloß er ihn zu begleiten. Stets zu Abenteuern aufgelegt, stürzte sich Fitzgerald wie toll unter die Büffel. Er ritt ein wildes Pferd von der kleinen Race, das mit Satteltaschen, Wassergefäßen, Kaffeegeschirr, Wollenmänteln u. dgl. beladen war, ohne daß seine Schnelligkeit dadurch im mindesten gehemmt wurde. Den Zügel am Sattelknopf befestigt und ein Pistol in jeder Hand, schoß er rechts und links, und hielt nur dann und wann an, um wieder zu laden. Während der Jagd verlor er seinen Hut, seine Satteltaschen mit Weißzeug und Geld und seine Wollenmäntel; da er nie sich die Mühe nahm, sie aufzulesen, so liegen sie wohl noch in der Prairie.

Der andere Fremde war ein englischer Gelehrter, einer der sonderbarsten Menschen von der Welt. Auch er wünschte seinen Antheil an der Büffeljagd zu haben, aber sein Roß war ein friedliches träges Thier, mit einem wahren Abscheu vor jedem Trab und Galopp. Da dasselbe nun nicht aus seinem langsamen Gang herauszubringen war, so blieb es mit seinem Herrn stets in achtungsvoller Entfernung von dem Schauplatz der Jagd. Welch' ein vortreffliches Caricaturbild hätte dieser Gelehrte gegeben, wie er auf seiner Rozinante saß mit einem ungeheuren doppelläufigen Gewehre, das zwar geladen war, aber kein Pulver auf der Pfanne hatte; wie er in vergeblicher Anstrengung sein eigenwilliges Roß spornte, und dann durch ein Opernglas nach den prächtigen Thieren guckte, denen er nicht nahe kommen konnte.

Wir tödteten neun Stiere und sieben fette Kälber, und am Abend lagerten wir an einem kleinen Flusse, wo wir ein prächtiges Mahl von Büffelmark und Zunge einnahmen — zwei Leckerbissen, die man nur in den wilden Prairien genießen kann. Am nächsten Tage erhielten wir gegen Sonnenuntergang einen Besuch von einer ungeheuren Heerde Mustangs (wilde Pferde). Wir sahen sie zuerst an einer der Erhöhungen der Prairie heraufkommen und hielten sie für feindliche Indianer; als sie aber ihre Neugierde befriedigt hatten, schwenkte die ganze Heerde herum so regelmäßig wie eine wohlgeübte Schwadron, und war mit ihren hoch erhobenen Schweifen und ihren langen im Winde fliegenden Mähnen uns bald aus dem Gesichte.

Biberfänger und Jäger erzählen viele seltsame Geschichten von einem einsamen weißen Rosse, das man oft am Rothen Flusse getroffen habe. Niemand sah dasselbe je traben oder galoppiren, sondern es geht nur einen Paßgang, aber so rasch, daß kein anderes Pferd ihm folgen kann. Ungeheure Summen wurden dem geboten, der es fangen könne; viele haben es versucht, aber noch keinem ist es gelungen.

Wir trafen oft die Bergziege, ein Thier, das zwischen dem Reh und der gewöhnlichen Ziege steht, dessen Fleisch aber besser als das von beiden ist. Es ist zierlicher geformt als die Ziege, mit langen Füßen und sehr flüchtig. Eines derselben, dessen Vorderfuß ich mit einer Kugel zerschmettert hatte, entkam unsern raschesten Pferden nach einer Jagd von nahezu 30 Minuten. Man findet die Bergziege auf den großen flachen Höhen der Felsengebirge, so wie an den breiten Gewässern des Brazos und Colorado. Obwohl von Natur äußerst furchtsam, sind sie doch ausnehmend neugierig und lassen sich leicht auf Schußweite heranlocken, wenn man hinter einem Baum hervor ein weißes oder rothes Schnupftuch schwenkt.'

Auch wurden wir oft in der Nacht von Klapperschlangen besucht, welche die Wärme und Weichheit unserer Wollenmäntel ungemein liebten. Sie waren allerdings sehr unwillkommene Besuche, aber andere fürchteten wir noch mehr, darunter die häßlichste und tödtlichste, die Prairietarantel, eine große Spinne, dicker als ein großes Hühnerei, haarig wie ein Bär, mit blutunterlaufenen Augen und ungemein scharfen Zähnen.

Eines Abends lagerten wir an einer kleinen Quelle, eine Stunde vom Brazos. Da wir kein Brennholz hatten, so ging Fitzgerald aus, um welches zu suchen. Sein Pferd war, wie schon erwähnt, ein kleines wildes Thier, an dessen Schweif er unklugerweise ein kleines abgehauenes Stämmchen gebunden hatte; das Pferd wurde wie natürlich zornig und jagte wie wüthend nach dem Lager. Bei diesem Anblick zeigten auch die andern Pferde Furcht, und gerade glückte es noch sie fest zu halten, ehe es zu spat war, sonst hätten wir sie für immer verloren. Es ist erstaunlich, wie in Prairien die Furcht wirkt, nicht bloß auf Büffel und Mustangs, sondern auch auf zahme Pferde und Rindvieh. Ochsen laufen noch weiter als Pferde, und man weiß, daß welche unter dem Einfluß des Estampede oder plötzlicher Furcht 40 Meilen gelaufen sind, ohne anzuhalten, und wenn sie endlich anhielten, so geschah es nur, weil die erschöpfte Natur ein weiteres Rennen nicht verstattete. Die texanische Expedition verlor auf ihrem Zuge nach Santa Fé einmal 94 Pferde durch einen Estampede. Nichts übersteigt die Großartigkeit des Anblicks, wenn eine zahlreiche Viehheerde von einer solchen Furcht

überfallen wird. Alte, durch Jahre und Anstrengung gebrochene Klepper, welche wegen Schwäche zurückgelassen wurden, zeigen sich so wild und frisch wie junge Füllen. Sobald sie von dem unerklärlichen Schrecken ergriffen werden, der sie zu fliehen zwingt, scheinen sie in einem Augenblick alle Kraft der Jugend wieder zu erhalten; mit erhobenem Kopf und Schweif, die Augen starrend vor Furcht, rennen sie wie rasend in gerader Linie fort; die Erde bebt unter ihren Füßen, nichts kann sie aufhalten, Bäume, Abgründe, Seen, Flüsse, Berge, über alles geht es hin, bis die Natur gänzlich erschöpft und der Boden mit ihren Leichen bedeckt ist.

Am nächsten Tage fanden wir viele Mineralquellen, deren Wasser stark mit Schwefel und Eisen geschwängert ist. Auch kamen wir an den furchtbar verstümmelten Leichen von fünf Weißen vorüber, wahrscheinlich Biberfängern, die von feranischen Räubern ermordet worden. Gegen Abend stießen wir auf eine große frische Indianerspur, die in der Richtung des Brazosflusses ging; wir folgten ihr, und kamen bald zu dem Stamme der Lepans, dessen Häuptling der alte Castro war.

(Fortsetzung folgt.)

Skizzen aus Oberitalien.

Von Verona nach Padua.

Bei heißer Mittagsgluth fuhr der schwer bepackte Postwagen aus Verona ab. Der Weg nach Vicenza und darüber hinaus nach Padua glich nicht einer Landstraße im gewöhnlichen deutschen Sinn des Wortes, sondern einem schön gebahnten Wege, der sich durch ungeheure Gärten zieht. Nur die Bergstraße von Darmstadt nach Heidelberg bietet etwas ähnliches; doch ist sie auch wieder sehr unähnlich, denn einerseits ist auf der italienischen Chaussée ein redlicher Staub, wie man ihn etwa in der Umgegend von Berlin findet, und dann ist doch dieser italienische Garten von ganz anderem Charakter als jener süddeutsche.

Das Land ist außerordentlich fruchtbar und üppig. Man sieht fast nur Weinfelder mit Maisfeldern abwechseln. Der Mais wächst sechs bis sieben Fuß hoch, und macht mit seinem frischen, saftigen Grün und seinen großen, in schönen Linien geschwungenen Blättern den Eindruck reicher Fülle. Der Wein wird in zweifacher Weise gebaut. Theils nämlich rankt er sich an einzelnen Chausséebäumen, meist Ulmen, empor, verbindet diese Bäume oft auf weite Strecken hin zu einem kolossalen Gitter und erinnert so an die oft bei den Dichtern des Alterthums wiederkehrenden Vergleiche der Vermählung des Weinstocks mit der Ulme. Theils aber wird er auf großen, in der Ebene gelegenen Feldern gebaut, und zwar, damit die Sonnengluth gehörig auf ihn wirken kann, wird er über große eigens dazu errichtete Laubdächer gezogen, wie man dieß schon in Tyrol sieht.

Auf die Dauer wird übrigens auch dieser Gartenweg monoton, denn Wechsel in der Landschaft bietet sich wenig dar, und nur in der Gegend von Montebello, dem bekannten, nach welchem der französische Marschall Lannes seinen Titel erhalten, erfreut sich das Auge wahrhaft schöner Blicke.

Auf dem Wege selbst trifft man viele Frachtfuhrleute, die merkwürdigerweise ihre Pferde nie nebeneinander, sondern immer vor einander spannen, so daß man ihrer bis zu fünf vor einander findet. Im Ganzen sieht man indeß weniger Pferde als Ochsen zum Zugvieh verwendet. Diese Ochsen sind von ausgezeichneter Schönheit: groß, stark, kräftig, glatt, meist von grauer Farbe, mächtige, schön gewundene Hörner. Weder in der Schweiz noch in Holland habe ich sie so malerisch schön gesehen. *)

Die Fuhrleute haben sich einen bequemen Schutz gegen die drückende Sonnenhitze ersonnen. Sie gehen gewöhnlich nicht, wie bei uns, neben ihren Wagen einher, sondern liegen in einer unter dem Wagen angebrachten Art Hängematte. Das Liegen, so wie die Bequemlichkeit überhaupt ist eine von den starken Seiten des Italieners. Und doch muß ich der Wahrheit zur Ehre gestehen, daß ich im ganzen Norden Italiens durchgehends eine große Thätigkeit, Lust und Liebe zur Arbeit gefunden habe, und zwar in einem Maaße, wie es so manchem der unsern nur zu wünschen wäre. Es gibt freilich Taugenichtse und Taglöhne auch hier in reichlicher Menge, indeß die eigentliche italienische Faulenzerei soll doch erst mit dem Kirchenstaate beginnen, um in Neapel ihren Thron aufzuschlagen.

Um Montebello ist die Gegend malerisch und verdient ihren Namen **) mit vollstem Rechte. Montebello ist ein großes Dorf am Fuße eines mit einem reizend gelegenen Kloster gekrönten Berges. Den Hintergrund bilden schöne Alpenformen.

Was bei einem deutschen Dorfe nun ganz etwas Unerhörtes wäre und als närrisch würde angesehen werden, das erscheint hier gar nicht auffallend. Das Dorf Montebello nämlich, ein Dorf, wie jedes andere italienische auch eines ist, hat ein Theater. Freilich ein San Carlo oder eine Scala ist es nicht, es ist aber ein ganz artiges, geschmackvolles Gebäude, und wenn gleich es gewöhnlich nur als Schauplatz des Polichinell dient, so wird der Deutsche, der so manche nicht unbedeutende Stadt seines Vaterlandes vergeblich nach einem dramatischen Genusse sich sehnen sieht, doch ganz eigenthümlich berührt, wenn er in diesem fast nur von Gesindel erfüllten Dorfe plötzlich hört: Ecco il teatro di Montebello. Auch beweist dieses Dorftheater, wie sehr das dem Italiener eigene Kunstinteresse selbst in die niedersten Sphären gedrungen ist, wo es sich natürlich nicht in derselben Weise äußern kann, als in der gebildeten und bemittelten Welt.

(Schluß folgt.)

Canal von Suez. Unter den zahlreichen Arbeiten, die man unaufhörlich dem alten Mehemed Ali vorschlägt, kommt auch wieder ein Canal durch die Landenge von Suez aufs Tapet. Der mögliche Ertrag, 6 Millionen Franken, ist bereits berechnet, alles übrige aber ist noch auf dem Papier. Ein junger in Frankreich erzogener Araber soll dem Vicekönig bewiesen haben, daß ein Canal weit unvortheilhafter als eine Eisenbahn sey, und die HH. Clarkson, Linant und Anderson haben, wie man sagt, sehr klare und einsichtsvolle Berichte darüber abgestattet; es wird aber wohl noch manches Jahr verlaufen, ehe dieser, so wie der eben so vielfach besprochene Canal von Panama zu Stande kommt.

*) Es erinnert dieses schöne Zugvieh daran, daß der Name Italien von dem altgriechischen oder von dem tyrrhenischen Italus herkommt, welches einen Stier bedeutet. *Apollod.* 2, 5. *Τυῤῥηνοὶ γὰρ Ἰταλὸν τὸν ταῦρον ἐκάλεσαν.* *Columella* de re rust. 6, init. Italia quae ab hoc nuncupationem traxisse creditur, quod olim Graeci tauros *Ἰταλοὺς* vocarent.

**) Montebello heißt auf deutsch: Schöneberg.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 75.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

15 März 1844.

Etwas über die russische Literatur des Jahres 1843.

Die „Vaterländischen Memoiren" vom Januar d. J. enthalten eine sehr umständliche Darstellung der russischen Literatur im J. 1843; wir sind aber nicht sehr geneigt, in die Einzelnheiten derselben einzugehen, und heben bloß aus dem Eingang einige Stellen aus, die uns für den jetzigen Stand der russischen Literatur besonders bezeichnend scheinen.

„Unsere Literatur befindet sich gegenwärtig, das ist nicht zu bezweifeln, in einer Krise, und aus vielen Zeichen ist zu erkennen, daß sie endlich fest entschlossen ist, entweder eine gründliche Richtung zu nehmen, oder aber eines guten Todes zu sterben. In dem demüthigen Bekenntniß unserer Armuth liegt mehr Ehrlichkeit, Adel, Verstand und männliche Gesinnung, als in dem kindischen Ehrgeiz und in dem knabenhaften Entzücken über einen vermeintlichen, eingebildeten Reichthum. Von allen den schlechten Gewohnheiten, welche den Mangel einer gründlichen Bildung und das Uebermaaß einer gutmüthigen Unwissenheit beweisen, ist die allerschlechteste die, die Sache nicht beim wahren Namen zu nennen. Gott sey Dank, unsere Literatur ist jetzt von dieser schlechten Gewohnheit frei, und wenn da und dort aus einem Literaturwinkel noch ziemlich häufig feldstlobende Stimmen ertönen, so weiß das Publicum wohl, daß dieß nicht die Stimme der Wahrheit und Liebe, sondern der Klagelaut des literarischen Marktes oder die Stimme der eigenliebigen, erhitzten Talentlosigkeit ist, welche bei ihrer Faulheit und Apathie in ihren kleinlichen Erzeugnissen die unumstößlichen Beweise des unerschöpflichen Reichthums der russischen Literatur sehen will. Das Publicum weiß schon, daß dieser Handelsgeist und diese Talentlosigkeit, meist mit einander verbunden, auf seine Liebe zur russischen Heimath speculiren, und ihre trivialen Erzeugnisse als „„national"" ausschreien, theils in der Absicht, dadurch die Aufmerksamkeit des gutmüthigen Haufens anzulocken, theils in der Hoffnung, der unerbittlichen Kritik den Mund zu stopfen, welche den Patriotismus als ein heiliges Gefühl anerkennt, und eben darum den mit Talentlosigkeit verbundenen Afterpatriotismus mitleidslos verfolgt. Das Publicum weiß, daß es in den Romanen und Novellen aus der russischen Geschichte, in den Sagen des Alterthums nichts zu suchen hat, und daß russisches Leben, das des Volks wie der einzelnen, nicht in einigen russischen Namen steckt, sondern in den Eigenthümlichkeiten, welche sich unter dem unabweislichen Einfluß der Localität und der Geschichte entwickeln. Besser und deutlicher aber als alles erkennt das Publicum, daß es gar nichts zu lesen braucht, trotz des Wiederaufstehens der verschiedenen unberufenen Wiederbeleber und Erwecker der russischen Literatur, und trotz des lauten Geschreies ihrer Lobpreiser. Das ist eine unbestrittene Wahrheit. Die Buchhandler geben manchmal Ankündigungen von neuen Büchern aus, welche sie herausgegeben haben oder herausgeben wollen, Ankündigungen auf Bogen von wundersamer Größe, in riesenhafter und in zierlich kleiner Schrift gedruckt, mit prächtigen, im Buchhändlerstyl geschriebenen Anpreisungen: die versprochenen Bücher gehen wirklich aus in die Welt, und werden zu dem angekündigten Preise verkauft, — aber die Leser sind darum nicht schlimmer daran, wenn sie gar nichts lesen. Bibliographen und Recensenten sind in Verzweiflung; sie haben keine Arbeit, nichts auseinanderzusetzen, über keinen zu spötteln, niemand zu loben; in belletristischen Büchern sind die Bilder gut oder erträglich, aber der Text so flach, daß sie an gar nichts sich anhacken können; übrigens besteht ein sehr großer Theil der Bücher aus Lehrbüchern, die selten gut und meist im Guten wie im Schlimmen ganz schuldlos sind. Der bibliographische Abschnitt in den Journalen verliert von Tag zu Tag an Interesse in den Augen des Publicums, welches stets die Recensionen mit größerer Begierde und größerer Aufmerksamkeit liest, als das Buch selbst. Auch die Journale sind in Verzweiflung, es bleibt ihnen nichts übrig, als daß eines das andere heruntermacht — eine schuldlose Unterhaltung, die indeß auch das Publicum nicht länger als irgend ein anderer häuslicher Zank beschäftigt."

Digitized by Google

Hrn. Violets Fahrten und Abenteuer.

Fünfter Zug.

(Fortsetzung.)

Die Lepans gingen nordwärts und einige Tage lang durchzogen wir mit ihnen die westlichen Gränzen der Querwälder (cross Timbers). Die ungeheuren Prairien von Texas sind im Osten auf mehrere hundert Meilen Länge von einem Gürtel dichter, fast undurchdringlicher Wälder eingefaßt, welche den Namen Querwälder führen; ihre Breite wechselt zwischen 70 und 100 (engl.) Meilen. Hier wachsen hohe, schöne Eichen und Hiecory-Bäume, aber das allgemeine Ansehen des Landes ist ärmlich und rauh. In diesen Waldern gibt es Rothwild und Bären in Menge, und manchmal sucht auch der Büffel, wenn er von den Indianern in den Prairien hitzig verfolgt wird, in diesen Dickichten eine Zuflucht. Eine Menge Baume enthalten Bienenschwarme und einen köstlichen Honig, welcher die Lieblingsspeise der Ansiedler längs diesen Gränzen bildet.

Wir nahmen nun Abschied von den Lepans und unsern zwei weißen Freunden, welche uns gerne zu den Comantschen begleitet hätten, wenn nur Aussicht vorhanden gewesen wäre, auf einem sichern Wege wieder in civilisirte Lander zurückzukehren, so aber setzten Gabriel, Roche und ich unsern Weg allein fort. Zwei oder drei Tage lang folgten wir dem Saume des Waldes, denn Buschwerk und Dornen sind so dicht, daß jeder Versuch in denselben einzudringen, ganz nutzlos ist. Zwei oder dreimal bemerkten wir in großer Entfernung auf einigen Hügeln Rauch und Feuer, konnten aber nicht errathen, was für Indianer dort lagern mochten. Wir hatten den Wald kaum verlassen und höchstens 10 Meilen in westlicher Richtung zurückgelegt, als ein ganz abgemagerter Hund zu uns stieß, dem bald zwei andere folgten, so mager und schwach wie der erste. Es waren augenscheinlich indianische Hunde von der Wolfsrace, so ausgehungert, daß ihre Rippen herausstanden, und ihre lechzende herabhängende Zunge zeigte deutlich, daß sie in diesen furchtbaren Gegenden Mangel an Wasser litten. Wir selbst hatten seit 24 Stunden keines gekostet, und unsere Pferde waren gänzlich erschöpft.

Als wir eben den Abhang einer Anhöhe in der Prairie langsam hinabritten, rannte ein Büffel kaum zehn Schritte entfernt an uns vorbei, hitzig verfolgt von einem Tonquewa-Indianer (einem grausamen Stamm), der auf einem kleinen Rosse ritt, dessen zierliche Gestalt jedoch unsere Bewunderung erregte. Der Wilde war mit einer langen Lanze bewaffnet, mit einem reich verzierten Mantel aus Rehfell bedeckt und sein langes Haar flatterte im Winde. Ein zweiter Indianer folgte dem ersten und sie waren auf ihre Jagd so erpicht, daß sie uns nicht bemerkten, obwohl ich den letztern, welcher kaum zehn Schritte an uns vorüber kam, anredete. Am nächsten Tage stießen wir auf eine Schaar Wakos, eine andere Unterabtheilung der Comantschen oder Apatschen, die bis jetzt noch kein Reisender gesehen hat. Sie saßen alle auf sehr schönen, schlanken Pferden, welche sie augenscheinlich erst vor kurzem an den mexicanischen Niederlassungen gekauft hatten, denn einige von ihnen hatten noch die Hufeisen an. Sie boten uns sogleich Nahrung und Wasser, und gaben uns frische Pferde, denn die unsrigen waren ganz erschöpft und konnten sich kaum mehr fortschleppen. Wir blieben diesen Tag bei ihnen an einer schönen Stelle, wo unsere armen Thiere sich etwas erholten, denen wir reichlich zur Ader ließen — eine Operation, die sie wahrscheinlich rettete, so daß sie nachher mit uns noch manche Anstrengungen und Gefahren theilen konnten.

Am nächsten Tage kamen wir zu einem Wako-Dorfe, das freundlich an den Ufern eines kühlen, klaren Baches lag, welcher durch ein romantisches, hie und da zur Abwechslung der Landschaft mit Baumen besetztes Thal floß. Rund um das Dorf waren ungeheure Felder von Mais und Melonen; weiterhin grasten zahlreiche Heerden von Hornvieh, Schafen und Pferden, während die Frauen mit dem Trocknen von Büffelfleisch beschäftigt waren. In diesem gastfreien Dorfe blieben wir zehn Tage, während welcher Zeit wir und unsere Thiere uns von den gehabten Anstrengungen gänzlich erholten. Dieser Stamm ist ohne Widerspruch in Civilisation und Lebensweise weiter vorgeschritten, als alle anderen Stamme, die Schoschonen selbst nicht ausgenommen. Die Wigwams der Wakos sind gut gebaut, und bilden lange, durch Reinlichkeit und Regelmäßigkeit ausgezeichnete Straßen. Sie sind aus langen, zierlich im Viereck gehauenen, in den Boden eingerammten und mit gegerbten Büffelfellen überdeckten Pfosten gemacht, und das Dach besteht aus weißem, fein geflochtenem Stroh. Diese Wohnungen haben eine konische Form, 30 Fuß Höhe und 16 F. im Durchmesser. Ueber der Scheidewand im Hauptzimmer sind zwei Reihen Betten zierlich geordnet, wie auf den Packetbooten. Die ganze Einrichtung beweist, daß sie nicht bloß im Wohlstand, sondern in einem gewissen Luxus leben. Neben jedem Wigwam ist eine andere kleinere Wohnung, deren unterer Theil als Vorrathskammer betrachtet wird. Hier findet man stets eine große Menge Kürbisse, Melonen, getrocknete Birnen, Trauben und Pflaumen, eingesalzenes Wildpret und Büffelzungen. Rund um die Vorrathskammer her lauft eine Art Balcon, der zu einem kleinen Zimmer oberhalb führt; was dieß enthält, weiß ich nicht, vermuthlich aber ist es religiösen Ceremonien gewidmet. So freundlich und zuvorkommend sie sonst waren, so schlugen sie uns doch mehrmals den Eintritt in dieß Allerheiligste ab und wir bestanden denn auch nicht länger darauf.

Die Wakos, oder richtiger gesagt ihre Dörfer, sind unbekannt, außer etwa einigen Biberfängern und Jägern, welche die gütige Gastfreundschaft, dadurch daß sie andern den Weg dahin zeigen, nicht verrathen werden. Hier herrschen Ruhe und Glück ungestört seit Jahrhunderten. Die Jäger und Krieger wandern oft in die fremden Niederlassungen der Yankees und Mexicaner, um sich Samen zu verschaffen, denn sie lieben sehr den Gartenbau, pflanzen auch Tabak, und sind, glaube ich, in der That die einzigen Indianer, welche sich ernstlich mit Ackerbau beschäftigen, was sie nicht hindert, als ein mächtiger, kriegerischer Stamm aufzutreten. Wie die

Digitized by Google

Apatschen und Comantschen sind die Wakos stets zu Pferde; sie sind viel größer und besitzen mehr körperliche Kraft als diese beiden Stämme, denen sie auch an Verstand überlegen sind. Vor wenigen Jahren stießen 300 Texaner unter General Smith auf eine gleiche Anzahl Wakos, die östlich von den Querwäldern jagten; da letztere eine Menge schöner Pferde und einen ungeheuren Vorrath von Häuten und gesalzenem Fleisch hatten, wollten die Texaner sich desselben bemächtigen und glaubten dabei eben keine schwere Arbeit zu haben. Sie täuschten sich indeß sehr, denn als sie angriffen, wurden sie fast alle zusammengehauen, und die unbeerdigten Gebeine von 250 Texanern bleichen noch in der Prairie, als ein Denkmal ihrer Raubsucht und der Tapferkeit der Wakos.

So behaglich wir uns bei diesen guten Leuten befanden, und so gut wir behandelt wurden, so konnten wir doch nicht länger bleiben, und setzten unsere mühselige, einsame Reise fort. Der erste Tag war ziemlich feucht und nebelig, ein Rudel Wölfe heulte in unserer Nähe, aber um 8 Uhr drang die Sonne durch und zerstreute den Nebel nebst den Wölfen. Wir zogen in unserer frühern Richtung fort, und fanden 15 Meilen weit einen vortrefflichen Weg, dann aber betraten wir einen seltsamen Landstrich, wie wir ihn nie zuvor gesehen hatten. Nach Norden und Süden, so weit das Auge reichte, sahen wir nichts als eine sandige Ebene, die mit 2 bis 3 Fuß hohen Zwergeichen bedeckt war, welche eine Unzahl großer Eicheln trugen. Durch diese Wüste mußten wir hindurch, obwohl unsere Pferde bis an die Knie einsanken; die Nacht kam, ehe wir hindurch waren, und die Anstrengung des Tages hatte uns gänzlich ermattet; glücklicher Weise jedoch fanden wir einen kühlen, reinen Bach, an dessen jenseitigem Ufer die Prairie kürzlich abgebrannt war, so daß das frische junge Gras hervorsproßte; hier schlugen wir ein Lager.

Am nächsten Morgen brachen wir auf und erstiegen einen hohen Kamm; wir waren alle guten Muthes und dachten nicht an das furchtbare Trauerspiel, in welchem wir bald eine Rolle mitspielen sollten. Das Land vor uns war ausnehmend uneben und gebrochen, wir ritten indeß vorwärts, wanden uns jeden Augenblick um steile Erhöhungen oder stiegen Schluchten hinunter und hinauf, bis wir endlich kaum 15 Meilen von dem Punkte, wo wir Morgens aufgebrochen waren, ein Lager schlugen. Während des Tages hatten wir große Strecken mit Pflaumbäumen bewachsen gefunden, und eine gute Masse dieser Frucht, die wir sehr süß und erfrischend fanden, zusammengelesen.

Am folgenden Tage erreichten wir endlich, nachdem wir bis Mittag zahllose Windungen um die einzelnen Höhen hin gemacht hatten, ein schönes, mit Muskeetbäumen bedecktes Tafelland. So plötzlich kamen wir aus dem gebrochenen und unebenen Landstrich heraus und betraten ein flaches Thal, und der Uebergang war so augenblicklich, daß wir lebhaft an einen Decorationswechsel im Theater gemahnt wurden; wir kamen plötzlich aus einer wilden Scenerie Salvator Rosa's in die lachende Landschaft eines Claude Lorrain oder Poussin. Das Land zwischen den Querwäldern und den Felsengebirgen erhebt sich so zu sagen stufenweise; zieht man gegen Westen, so stößt man alle 50 bis 60 Meilen auf eine Reihe hoher Berge; wenn man diese ersteigt, so glaubt man, es werde in gleicher Weise auf der andern Seite hinabgehen, gewöhnlich aber findet man, sobald die Höhe erreicht ist, eine ebene, fruchtbare Prairie vor sich. Dieß ist wenigstens die Gestaltung des Landes südlich vom rothen Fluß.

Wir hielten einige Stunden auf diesem schönen Tafelland, um uns auszuruhen und unsere Pferde grasen zu lassen. Kleine Dörfer von Prairie-Hunden erblickten wir da und dort, und wir schossen ein halbes Dutzend derselben zu unserm Abendmahl. Das Fett dieser Thiere gilt für ein unfehlbares Mittel gegen Rheumatismen. Am Abend brachen wir wieder auf, und lagerten eine Stunde nach Sonnenuntergang an den Ufern eines klaren Baches. Wir hatten auf dem letzten Theil unseres Weges in der Ferne die Spitzen von drei oder vier Bergen gesehen, in denen wir nach der Beschreibung der Wakos „die Krähen" erkannten. Früh am nächsten Morgen wurden wir durch das Trillern unzähliger Singvögel aufgeweckt, die in den Büschen am Ufer des Bachs saßen. So angenehm das Concert war, so mußten wir es doch verlassen und unsern mühseligen Zug weiter fortsetzen. Den Tag über hatten wir vortrefflichen Weg und als die Nacht kam, hatten wir etwa 36 Meilen zurückgelegt. Die Berge, deren Gipfel wir am Abend zuvor erblickt hatten, waren jetzt ganz deutlich sichtbar; sie entsprachen der Beschreibung der Wakos und sollten sich ganz in der Nähe der Stromenge des Rothen Flusses befinden. Wir glaubten jetzt dem Ziel unserer Reise nahe zu seyn, nahmen Nachts ein sehr spärliches Mahl ein, legten uns schlafen und träumten von Biberschwänzen und Büffelzungen. Am folgenden Mittag setzten wir über einen Bach, der augenscheinlich zur Regenzeit ein großer Strom war. Jetzt fand sich wenig Wasser darin und dieß war so salzig, daß selbst unsere Pferde es nicht trinken konnten. Gegen Nacht gelangten wir wieder an die Ufer eines kleinen Flusses, dessen Gewässer über goldenen Sand laut murmelnd dahin rollten, während in einer Entfernung von fünf bis sechs Meilen links von uns sich die schon erwähnte Bergkette befand, über welche sich drei Gipfel erhoben, welche schon eine bedeutende Höhe zeigten. Wir setzten über den Fluß und lagerten auf der anderen Seite; kaum hatten wir aber unsere Pferde abgesattelt, als wir eine starke Schaar Wilder auf uns zukommen sahen, deren Kriegsmalerei nebst den an ihren Gürteln herabhängenden blutigen Scalps deutlich zeigten, daß sie von einem Kriegszuge zurückkehrten; sie lagerten auf der andern Seite des Flusses, etwa tausend Schritte von uns.

(Fortsetzung folgt.)

Borsäle in Paris.

Mit der steigenden englischen Mode in Paris sind auch die Borsäle aufgekommen und werden ziemlich stark besucht. Die Gazette des Tribunaux erzählt in einem ihrer neuesten Blätter einen Fall vor dem Polizeigericht, welcher beweist, daß dieser Besuch keineswegs ohne Früchte ist. Ein

Digitized by Google

junger Pariſer Elegant fuhr in einem Cabriolet die Tempelſtraße hinab, als ſein Pferd durch das Wirbeln einiger Trommeln erſchreckt ſich bäumte, worauf er es durch einige Peitſchenhiebe zur Folgſamkeit zu bringen ſuchte. Einer dieſer Peitſchenhiebe traf zufälligerweiſe einen vorübergehenden Arbeiter, der alsbald den Elegant aufs gröbſte zu ſchimpfen anfing. Dieſer ſtieg aus und entſchuldigte ſich höflich über ſeine Unaufmerkſamkeit, der Arbeiter aber, der dieß für Furcht nahm, fuhr in ſeinem Schimpfen fort, ſo daß endlich der Elegant ſagte: „wenn Sie glauben mich in Furcht jagen zu können, weil ſie ſchmutzige Hände haben und eine Blouſe tragen, ſo täuſchen Sie ſich; das will ich Ihnen beweiſen.“ Kaum hatte er dieß geſagt, ſo empfing er einen heftigen Fauſtſchlag, ließ aber nun ſogleich Schlag auf Schlag auf ſeinen Gegner fallen, ſo daß dieſer rücklings in einen zuſammengekehrten Kothhaufen fiel, zum großen Gelächter aller Anweſenden. Der Elegant, der weder ſeinen Hut, noch ſeine gelben Handſchuhe abgenommen, ſtieg ruhig wieder in ſein Cabriolet und wollte weiter fahren, als der Arbeiter, der ſich wieder aufgerafft hatte, ihm in den Zügel fiel, und trotz wiederholter Warnungen nicht loslaſſen wollte. Der Elegant ſchlug leicht ſein Pferd, das einen raſchen Sprung ſeitwärts that und den Arbeiter bei Seite warf, wobei dieſer einige Contuſionen erhielt. Dieß veranlaßte ihn den Elegant vor dem Polizeigericht zu verklagen, da aber alle Zeugen der Scene gegen ihn und ſein Betragen ausſagten, ſo wurde er noch obendrein in die Koſten verurtheilt. Der Elegant, ein Hr. de G., ſoll die Boxerſäle fleißig beſuchen, um allenfalls einem Sackträger ſo gut mit einem Fauſtſchlag, als einem Gentleman mit dem Degen antworten zu können.

Skizzen aus Oberitalien.

Von Verona nach Padua.

(Schluß.)

Von einer andern Seite hat mir Montebello einen unangenehmen Eindruck gemacht. Nirgends habe ich ſo viel Banditengeſichter zuſammen geſehen, nirgends die Bettelei mit ſolcher Unverſchämtheit getrieben. Auch war die Gegend von Montebello früher berüchtigt. Selbſt die Poſtillone, die in Italien noch die, früher bekanntlich auch in Deutſchland herrſchende Sitte des Bettelns beibehalten haben, treiben dieß Geſchäft auf dieſer Station mit förmlicher Impertinenz, und ſcheinen gar nicht ſo abgeneigt, als Recht in Anſpruch zu nehmen, was ihnen auf ihre Bitten nicht gutwillig geworden. Denn ſie gehen ſo weit, den Reiſenden, der entweder wirklich in Schlaf geſunken oder ſich als vom Schlaf bewältigt ſtellt, unbarmherzig aus ſeinen Träumereien und aus der Hoffnung aufzurütteln, er werde durch dieſes Mittel ihren Plackereien entgehen. Es iſt übrigens hiebei das beſte, ihrer impertinenten Conſequenz mit ſchlafender Conſequenz entgegenzutreten.

Der Schlaf iſt bekanntlich überhaupt das Univerſalmittel gegen alle Plagen. Nur ſchlimm, daß wenn Schlaf und Quai als gleichberechtigte Mächte erſcheinen, der Schlaf oft den Kürzern ziehen muß. Das ſollte ich gleich wieder erfahren. Auf dem weitern Wege nach Vicenza zu ſchien die ganze Atmoſphäre plötzlich von unſichtbaren, aber ſehr hörbaren Geiſtern belebt; die mit barbariſcher Wuth ein Concert anſtimmten, daß uns die Ohren gellten, und wir fürchteten, in eine verzauberte Gegend gerathen zu ſeyn. Und wer waren dieſe muſikaliſchen Geiſter, die unaufgefordert, unbezahlt und nur mit Undank belohnt uns dieß freche, ohrzerreißende Concert gaben? Heuſchrecken, nichts als einfache, proſaiſche Heuſchrecken. Luſtig war es, einen der Mitreiſenden dabei zu ſehen. Er war wirklich eingeſchlafen, und zwar in einer Gegend, wo die Muſik noch ein ſanftes Adagio ſpielte. Plötzlich bei einer Biegung des Weges fuhr er aus dem Schlafe empor. Die ſchnelle Umwendung des Wagens, verbunden mit einem kleinen Stoß und das energiſche fortissimo, in welches die Muſik inzwiſchen übergegangen war, hatten ihn geweckt. Er wußte nicht, wie ihm geſchehen, fragte wie ein Verſtörter, was denn vorgegangen ſey, ob das Militärmuſik ſey, die man höre, wo wir uns denn befänden u. dgl. m., bis er durch ein heiteres Gelächter der Reiſegeſellſchaft zur Beſinnung gebracht eichtige Auskunft über dieſe Sphärenmuſik erhielt.

Mehrere uns begegnende Spazierreiter und Spazierwagen machten uns darauf aufmerkſam, daß wir einem großen Orte nicht mehr fern ſeyn konnten. Es war Vicenza. Unter den Wagen fiel mir eine Art auf, die ich zwar auch anderer Orten in Italien wiedergeſehen, nirgends aber in ſolcher Menge als hier in und um Vicenza. Der Wagen hat nur Einen Sitz, der ziemlich eng und ſchmal iſt und nicht einmal die Breite der modernen Armſtühle hat. Ein wohlbeleibter Mann kann darin nicht Platz finden. Eine weitere Unbequemlichkeit iſt, daß ſelbſt keine ordentliche Rücklehne angebracht iſt, ſo daß man ſich nur bis zur Hüfte anlehnen kann. Der Wagen ruht auf zwei Rädern, hat hinter dem Sitze noch Raum für Gepäck und wird mit einem Pferde gefahren. Die Vortheile dieſer Fahrwerke ſind nun, daß ſie außerordentlich ſchnell gehen und mit Leichtigkeit ſich handhaben laſſen. Sie werden von den Dandys ſehr viel gebraucht, doch ſieht man ſie auch in den Händen gewöhnlicher Leute, die dann oft bis zwei ihrer Genoſſen hinter ſich auf dem Gepäckraume ſtehen haben.

In Vicenza hatte ich leider keine Zeit, einen längern Aufenthalt zu nehmen. Ich eilte ſchnell nach der Piazza de' Signori, die ganz in der Weiſe wie zu Verona gebaut iſt, aber bei weitem impoſantere Paläſte aufzuweiſen hat, vor allem das prächtige von Palladio erbaute Rathhaus. Vicenza iſt bekanntlich Palladio's Stadt, und wie ſehr ſie auch faſt an Bedeutung verloren hat, durch ihn wird ſie für alle Zeiten die höchſte Bedeutung behalten, mehr als durch den franzöſiſchen Miniſter Caulaincourt, dem Napoleon den Titel Herzog von Vicenza gab.

Ein eigenthümlicher, ich möchte ſagen ſammerlicher Typus in dem Bau der Häuſer trat mir hier in Vicenza noch häufiger entgegen, als in den andern italieniſchen Orten, die ich bis dahin geſehen. Fenſter nämlich nach unſerer Art ſind verhältnißmäßig wenig, die meiſten derſelben ſind befenſterte Flügelthüren, die nach einem davor liegenden Balcon führen. Ausnahmsweiſe haben wir das auch bei uns, aber eben nur ausnahmsweiſe, bei großen Paläſten oder Landhäuſern. Dort aber iſt es die gewöhnliche Form, die ſich in allen Etagen wiederfindet und ſelbſt in den ärmlichſten Häuſern. Die Balcons ſind dann ſehr einfacher Natur, meiſtentheils mit eiſernen Geländern. So ſah ich ein dreiſtöckiges Haus von ſonſt unſcheinbarem Aeußern, in welchem nicht ein einziges Fenſter nach unſerer Art ſich befand. Die Bewohner aber ſchienen ſämmtlich den unbemittelten Claſſen anzugehören, wenigſtens zeigten Bewohner der Bel-Etage eine ſolche Ungenietheit in ihrem häuslichen Thun, wie ſie ſelbſt in Italien nur in den niedern Sphären gefunden wird.

Der Weg von Vicenza bis Padua hat denſelben Charakter wie der von Verona bis Vicenza. Er umfaßt übrigens nur eine kurze Strecke von zwei italieniſchen Poſten.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 76.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

16 März 1844.

Englische Sports.

V. Nationalgymnasium.

Wie es einer der charakteristischen Züge im englischen Leben überhaupt ist, daß fast alles durch Privatanstrengung geschieht, und daß von oben herab für die Beförderung der Bildungsangelegenheiten wenig gethan wird, so gilt dieß auch von ihren „Sports." Die Griechen hatten für ihre athletischen Uebungsschulen aller Art ein Gymnasium, in dem öffentlich angestellte Professoren der Künste das Ringen, Fechten, den Faustkampf, das Ballspiel ꝛc. lehrten. Mit Ausnahme weniger und unbedeutender gymnastischer Privatschulen hat es bisher in England nichts ähnliches gegeben. Alle jene obengenannten „Sports" sind bei ihnen wie wilde Blumen ohne Garten und Zucht aufgewachsen. Alle jene Spiele wurden ohne allen Zwang durch freiwillige Bemühungen organisirt, und das ganze Getriebe ihrer vielfachen Regeln und Gesetze ist einzig und allein ein Product der Gewohnheit und der Convention von Privatleuten.

Wie man in neuerer Zeit angefangen hat, in England von der Etablirung eines allgemeinen Erziehungssystems für die niederen Classen zu reden, so hat man denn jetzt auch die Idee der Begründung eines allgemeinen Nationalgymnasiums aufgefaßt und besprochen, vermöge dessen alle die im Lande geübten athletischen Künste und Spiele regelmäßig gelehrt und beaufsichtigt werden sollen, und vermöge dessen dann auch manche der wilden Auswüchse und Mißbräuche, die bei dem jetzigen Zustande schwer zu verhüten sind, beschränkt und beseitigt werden könnten. Diese Idee ist so neu und so interessant, daß das Wenige, was uns ein englisches Journal darüber mittheilt, der Beachtung gewiß sehr werth ist.

„Von mehreren leitenden Mitgliedern, leading members, der beiden Parlamente wurde es in reifliche Ueberlegung gezogen," so sagt jenes Journal, „die Uebungen unserer athletischen National-Sports unter eine solide, allgemeine und legalisirte Leitung zu stellen. Mehrere Pairs, Mitglieder des Hauses der Gemeinen und verschiedene andere ausgezeichnete Personen der Gesetzgebung haben die Absicht, einen Vorschlag zu machen für die Errichtung eines Instituts, in welchem jede Art athletischer Uebungen und Spiele, welche darauf abzwecken, den männlichen Muth, Körperstärke, Geazie und Gewandtheit zu entwickeln, gelehrt und ausgeübt werden sollen. Der edle Gemahl der höchsten Person des Königreichs soll gebeten werden, das Patronat des projectirten gymnastischen Instituts zu übernehmen, und von der Vorliebe, die er so beständig für männliche Sports und Uebungen und für die Versuche körperlicher Kraft und Gewandtheit bewiesen hat, hoffen die Unternehmer darauf zählen zu dürfen, daß Se. königl. Hoh. Prinz Albert den Plan unterstützen wird. Dieses Institut soll unter der Controle obrigkeitlicher Autorität stehen, und sein Plan soll so organisiet werden, daß nur eine falsche Moral und eine falsche Humanität Einwürfe dagegen machen kann.

„Kämpfe mit denjenigen Vertheidigungs- und Angriffswaffen, welche die Natur selber dem Menschen gab, sollen dadurch besonders ermuntert werden; Boxing, Sparring, Wrestling sollen darin ein Gegenstand des Unterrichts seyn, jedoch unter solchen Regeln, daß sie dadurch weiter nichts als eine Entwicklung männlichen Muthes und körperlicher Stärke werden. Fechten, singlestick (Stockschlagen), Gehen, Laufen, Springen, Ringen, cudgelplaying (Spiel mit dem Prügel), cricket, bowling, das Heben und Werfen großer Gewichte und viele andere Spiele und Sports sollen darin geübt werden. Die Kämpfe sollen für Preise, welche von den Vorstehern des Instituts ausgesetzt werden, statt finden. Diese Preise sollen nicht in Geld bestehen, sie sollen vielmehr von der Art seyn, daß sie mehr als eine den Herzen der Sieger theure Belohnung, denn als ein pecuniärer Gewinn erscheinen, und eben diese, welche mehr für den Ruhm und für den Nutzen, als für den bloßen Gewinn kämpfen, soll das Institut vorzugsweise befördern. Das Wetten soll erlaubt seyn, jedoch in gehörigen Gränzen erhalten werden."

Vielleicht werden wir schon in dem nächsten Parlamente einen Vorschlag in dieser Beziehung hervortreten sehen. Da

Digitized by Google

in England bei solchen Gelegenheiten es nie an den gehörigen Mitteln fehlt, so können wir vielleicht schnell genug ein solches merkwürdiges Gymnasium etablirt sehen. Uebrigens glauben wir im voraus die Ansicht aussprechen zu müssen, daß wir unsere Erwartungen von einem solchen Institut nicht zu hoch spannen dürfen. Der englische Nationalgeist ist eben von der Art, daß er sich von oben herab nicht viel leiten läßt und daß er seine brillantesten Seiten immer in Privatunternehmungen entfaltet. Die schönsten und großartigsten Spiele und glorreichsten Kämpfe aber werden wir immer auf dem freien „Ring" der englischen Wiesen und Haiden dargestellt sehen.

Hrn. Violets Fahrten und Abenteuer.

Fünfter Zug.

(Fortsetzung.)

Diese Nacht brachten wir wachend und schauernd vor Kälte, so wie ohne Nahrung zu, denn wir wagten in der unmittelbaren Nähe der Wilden, die wir singen und jubeln hören konnten, kein Feuer anzuzünden. Am nächsten Morgen, lange vor Tagesanbruch, schlichen wir uns in aller Stille weg und tradten rasch zu bis Mittag, wo wir an einer tiefen, fast unzugänglichen Schlucht anlangten. Hier mußten wir Halt machen und brachten den Rest des Tages damit zu, einen Uebergang zu suchen. Dieß beschäftigte uns bis zum Einbruch der Nacht, und wir hatten nichts zu essen als Pflaumen und Beere. Wir kamen auf trübe Gedanken, wenn wir an die Schwierigkeiten dachten, welche wir bald zu bestehen haben würden, und unter schlimmen Ahnungen über unsere gegenwärtige ungewisse Lage und unser künftiges Schicksal legten wir uns hungrig nieder und hüllten uns in unsere Wolldecken. Die Nacht ging ohne Beunruhigung vorüber, aber am nächsten Morgen waren wir Zeugen einer scheußlichen Scene, die kaum einige tausend Schritte von uns vorging. Eine Abtheilung derselben Indianer, die wir den Abend zuvor gesehen hatten, schlachteten eben einige ihrer Gefangenen, andere kochten das Fleisch derselben und viele aßen davon. Wir standen festgewurzelt, wie vom kalten Schauder ergriffen, selbst unsere Pferde schienen instinctartig zu wissen, daß etwas abscheuliches vorgehe, und zitterten so, daß wir wohl einsahen, sie könnten im Augenblick uns von keinem Nutzen seyn. Gabriel kroch so nahe wie möglich zu der Abtheilung hin und ließ uns in furchtbarer Angst auf seine Rückkehr warten. Als er wiederkam, zeigte es sich, daß unser Gesicht uns nicht getäuscht hatte; es waren noch neun Gefangene da, die wahrscheinlich am andern Tage dasselbe Schicksal erfahren sollten; vier, sagte er, seyen Comantschen, die fünf anderen mexicanische Weiber, zwei junge Mädchen und drei Frauen.

Die Wilden hatten wahrscheinlich einen Angriff auf San Miguel und Taos, die zwei nördlichsten Niederlassungen der Mexicaner, nicht weit von den grünen Bergen, wohin wir selbst gingen, gemacht. Was sollten wir thun? Wir konnten die Cannibalen nicht angreifen, denn ihrer waren wenigstens hundert, und doch konnten wir auch nicht fortgehen und Männer und Weiber einem scheußlichen Tode anheim geben. So beschlossen wir denn zu bleiben, und dem Glück und der Vorsehung zu vertrauen. Nach ihrem abscheulichen Mahl zerstreuten sich die Wilden in allen Richtungen auf der Prairie, brachen aber ihr Lager nicht ab, sondern ließen ihre Gefangenen unter der Obhut von zwölf jungen Kriegern zurück. Viele Entwürfe zur Befreiung der armen Gefangenen wurden vorgebracht, aber sie waren sämmtlich gar zu ausschweifend; endlich aber begünstigte uns der Zufall, obgleich unser Unternehmen nicht vollständig gelang. Drei oder vier Rehe jagten durch die Prairie und kamen in geringer Entfernung am Lager vorüber. Ein schöner Bock kam in unsere Richtung und zwei der zurückgebliebenen Indianer eilten ihm nach. Plötzlich standen sie vor uns und waren sprachlos vor Erstaunen, hier Nachbarn zu finden, auf die sie gar nicht gerechnet hatten. Wir ließen ihnen keine Zeit zur Besinnung zu kommen, sondern machten sie mit Messer und Tomahaks rasch und in aller Stille nieder ohne alle Gewissensbisse nach der Scene, die wir am Morgen gesehen hatten. Wir hätten wo möglich die ganze Bande im Schlaf ermordet, ohne mehr Scrupel, als wenn wir ein Nest Klapperschlangen getödtet hätten.

Auf die Rehe folgte eine kleine Büffelheerde. Wir hatten schnell gesattelt und unsere Pferde hinter einige Stauden gestellt, für den Fall, daß wir zu unserer Lebensrettung fliehen müßten, als wir sahen, wie die zehn übrigen Indianer zuerst sich versicherten, ob auch die Gefangenen gut gebunden seyen, und dann zu Fuß den Büffeln nachjagten, denn die ganze Schaar hatte nur etwa 20 Pferde, und diese waren von den andern weggeritten worden. Drei von diesen Indianern tödteten wir, ohne daß die übrigen es bemerkten, und Gabriel gelangte, ohne entdeckt zu werden, in das verlassene Lager und zerschnitt die Bande der Gefangenen. Die mexicanischen Frauen wollten nicht fliehen, denn sie fürchteten wieder eingefangen und gemartert zu werden; sie glaubten die Wilden, welche, wie wir hier erfuhren, zu den Cayugas gehörten, würden sie schonen und in ihre Wigwams bringen. Dreizehn indianische Gefangene waren bereits aufgefressen worden, aber keine Weißen. Die gefangenen Comantschen bewaffneten sich mit den im Lager zurückgelassenen Lanzen, Bogen und Pfeilen, und eine Stunde nach dem Vorüberziehen der Büffel waren von den zwölf wachhabenden Indianern nur noch zwei am Leben; diese bemerkten endlich, daß ihre Cameraden getödtet seyen, und erhoben den Kriegsruf, um die ausgezogene Schaar zurückzurufen. In diesem Augenblick erschienen Büffel und Jäger in der Prairie, indem die Cayugas zurückkamen und eine zweite Heerde vor sich hertrieben. Keine Zeit war zu verlieren, wenn wir unsere Skalps retten wollten; wir gaben eines unserer Messer — ein so nothwendiges Ding in der Wildniß — den Comantschen, die in feurigen Worten ihre Gefühle aussprachen, und überließen sie ihrer eigenen Schlauheit und Ortskenntniß, um ihre Flucht zu bewerkstelligen.

Digitized by Google

Wir hatten ihre Geschicklichkeit nicht überschätzt, denn wenige Tage nachher fanden wir sie gesund und wohlbehalten in ihren eigenen Wigwams.

Wir jagten so schnell als unsere Pferde gehen wollten, 15 Meilen weit längs der Schlucht, welche am vorhergehenden Tag unsern Weitermarsch gehemmt hatte, und stießen endlich auf einen kleinen Bach. Hier tranken wir und unsere Pferde eine unglaubliche Menge Wasser, und da wir noch nicht sonderlich sicher waren, so setzten wir unsern Marsch in raschem Trabe fort. Wir zogen drei oder vier Meilen weit längs dem Fuß einer hohen Kette hin, und entdeckten endlich eine Indianerspur, die im Zickzack aufwärts führte. Dieser folgten wir und waren bald auf der Höhe der Kette, wo abermals eine völlig ebene Prairie, ohne daß auch nur ein Baum die Monotonie unterbrach, sich ausbreitete so weit das Auge reichte. Wir hielten einige Minuten an, um unsere Pferde ausruhen zu lassen, und beobachteten eine Zeitlang, was in dem jetzt tausend Fuß unter uns liegenden Thal vorging. So viel wir in dieser Entfernung erblicken konnten, war alles in Bewegung, und wir hielten es fürs beste uns von den Cayugas so viel wie möglich zu entfernen. Wir hatten wenig Zeit gehabt, mit den befreiten Comantschen zu sprechen, hatten aber doch von ihnen erfahren, daß wir in der rechten Richtung uns befanden, und nur noch wenige Tagereisen von unserm Ziele entfernt seyen.

In dem Augenblick wo wir aufbrachen, war im Thale alles wieder ruhig, und dieß bot jetzt einen lieblichen Anblick dar mit dem Buschwerk, das in mannichfachen Massen die grüne Fläche durchzog, und mit dem Flusse, der an einzelnen baumleeren Stellen jetzt nur noch wie ein Silberfaden heraufschimmerte. Wir setzten unsere Reise fort, und entdeckten gegen Abend einen großen Bären in einiger Entfernung von uns. Roche gewann die andere Seite des Thieres und trieb es gerade gegen mich her; ich spannte den Hahnen eines Pistols und zielte scharf, als der Bär sich auf einmal zu meinem Erstaunen umwandte und mit den Hinterbeinen ausschlug. Gabriel hatte sich, ohne daß ich es bemerkte, herangeschlichen und dem Thier seinen Lasso übergeworfen, Braun machte sich zwar los, lief aber gegen Roche zu, der ihn mit einem Schuß unter dem Ohr niederstreckte. Während nun Roche das Thier aufschnitt zu unserm Abendessen, gingen Gabriel und ich voran, um einen Platz für die Nacht ausfindig zu machen, waren aber kaum ein paar tausend Schritt gegangen, als wir plötzlich vor einem gähnenden Abgrund standen, der 2 bis 300 Schritte breit und gegen 600 Fuß tief seyn mochte. Die Ufer waren hier fast lothrecht, und an den Seiten standen scharfe Felsen und hie und da majestätische Cedern vor. Wir wanderten eine halbe Stunde längs dem Rande hin, fanden aber bald, es sey zu spat noch einen Uebergang zu finden, und lagerten uns in einer kleinen Vertiefung unter dem Schatten einiger Cedern. Hier stieß Roche zu uns und Braun lieferte für den Abend ein herrliches Mahl.

Die ungeheure Felsenspalte vor uns lief von Norden nach Süden; wir beschlossen am nächsten Morgen uns nordwärts zu wenden, und waren kaum einige Meilen weit geritten, als wir auf starke Büffel- und Indianerspuren stießen, die, je weiter wir kamen, immer mehr gegen Westen sich wandten. Wir mußten uns in ziemlicher Entfernung von der Schlucht halten, theils um den Windungen, welche dieselbe machte, theils um den kleinen, darein mündenden Felsenspalten auszuweichen; gegen Mittag aber trafen wir auf eine starke gerade westlich laufende Spur, welche wir verfolgten und die uns zu der einzigen Stelle leitete, wo man möglicherweise übersetzen konnte. Es stießen auch zahllose Spuren von allen Seiten her zusammen — ein sicherer Beweis, daß wir hier übersetzen oder aber einen sehr mühseligen Umweg machen müßten. Wir stiegen ab, betrachteten den gähnenden Abgrund vor uns, und der erste Eindruck war, daß der Uebergang unmöglich sey. Daß Büffel, Mustangs und wahrscheinlich auch indianische Pferde übergesetzt, war sichtbar, denn ein Zickzackpfad war an den steilen Felsenwanden ausgetreten, aber unsere drei Pferde waren nicht gewohnt, solche Steilabstürze hinabzurutschen oder hinaufzuklettern, und als wir sie an den Rand des Schlundes brachten, scheuten sie zurück. Nach vielen vergeblichen Versuchen brachte ich endlich mein Pferd dahin, den Pfad zu betreten und nun folgten auch die andern. Es war eine halsbrechende Arbeit und wir brauchten eine volle Stunde, bis wir den Grund erreichten. Wir blieben einige Stunden hier, um den erschöpften Thieren etwas Ruhe zu gönnen, und die an der andern Seite hinaufführende Spur zu finden. Endlich entdeckten wir diese, mit großer Anstrengung kletterten wir hinauf und standen nun wieder auf einer flachen Prairie. Ich schauderte als ich zurückblickte in den furchtbaren Abgrund, welchen wir eben zurückgelegt hatten, und sah es als ein Wunder an, daß wir glücklich herüber gekommen, denn ich dachte nicht, daß bald etwas noch schlimmeres uns bevorstünde.

Nachdem wir mehrmals unsern Thieren Ruhe gegönnt, setzten wir unsern Weg über die einförmige Prairie fort, auf der weder Baum noch Busch zu sehen war; ein grüner Teppich von kurzem Grase war vor uns ausgebreitet, und nichts brach die Einförmigkeit dieses Anblicks. Man mag von Waldeinsamkeit sprechen so viel man will, die Bäume sind eine Art Gesellschaft, die man auf der Prairie vermißt. Hier fühlt man sich als ware man nicht auf der Welt, kein Zeichen, keine Spur sagt einem, daß vor- oder rückwarts Länder liegen, wo Millionen Menschen leben und sich umtreiben. Auf der Prairie fühlt der Mensch, daß er allein ist.

Wir ritten rasch fort bis Sonnenuntergang, und lagerten an einer kleinen, in einer Vertiefung der Prairie gebildeten Wasserpfütze. Die Mustangs, so wie Rehe und Antilopen hatten diesen Theil der Prairie verlassen, wahrscheinlich durch den Wassermangel verjagt. Wären nicht da und dort Regenschauer gefallen, als wir durch diese öde Wüste zogen, wir wären unvermeidlich vor Durst umgekommen, denn selbst die ungeheuren Felsenspalten hatten kein Wasser, als was zuweilen der Regen lieferte.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Skizzen aus Oberitalien.

Von Padua nach Venedig.

Wie sehr mich auch Padua's alter Musensitz fesselte, wie gern ich namentlich noch einige Zeit den daselbst aufgehäuften Alterthümern gewidmet hätte, ich war der Wunderstadt zu nahe, als daß ich dem innern Drange länger hätte widerstehen können. Ich schied um so leichter von Padua, als ich die Gewißheit hatte, es auf der Rückkehr wieder zu sehen.

Die frühere Verbindung zwischen Padua und Venedig war außer der Post und dem Vettuin noch zu Schiff auf der Brenta. Goethe nahm diesen Weg. Jetzt ist die Communication beschleunigt. Die lombardische Eisenbahn, welche Venedig mit Mailand verbinden wird, ist von Padua bis zu den Lagunen vollendet und wird seit längerer Zeit schon benutzt. Glücklich sind diejenigen zu preisen, die in einigen Decennien Italien bereisen werden. Wenn der Dampfwagen vorüber braust, dann mögen Räuber und Banditen zu Duzenden, zu Hunderten an den Wegen lagern.

Die Einrichtungen der Eisenbahnverwaltung sind auf dieser Strecke sehr praktisch. Das ungestüme, Gefahr bringende Gedränge beim Aus- und Einsteigen wird durch das einfache Mittel vermieden, daß das betheiligte Publicum nur classenweise zugelassen wird. Es gibt drei Classen von Wagen, sie sind sehr groß und auch die der letzten Classe sind verhältnißmäßig noch sehr bequem und anständig. Die Wagen der zweiten Classe sind besser als die erster Classe auf der Basel-Straßburger Bahn. Sie fassen je 64 Personen, und sind sehr wohlfeil. Man zahlt für die ganze Strecke zwischen Padua bis Venedig, einschließlich die Ueberfahrt von Mestre ab nur 24 Silbergroschen (1½ fl. rhein.), die Entfernung aber ist sieben Meilen, so daß die Meile nur 3½ Silbergroschen zu stehen kommt.

Von Mestre aus fuhren wir mit der Postgondel über die Lagunen. Die Eisenbahn wird über dieselben vom Festlande aus bis Venedig selbst geführt werden. Die Vorarbeiten dazu gehören zu dem Riesenhaftesten, was man sehen kann. Wir fuhren in ziemlicher Entfernung von denselben, dennoch aber imponirten sie außerordentlich, und veranlaßten mich, später eine eigene Fahrt zu ihrer Besichtigung zu unternehmen. Mit erstaunlicher Mühe und Anstrengung werden die Massen in dem Boden der Lagunen festgesetzt, dann zu ungeheuren Bogen überwölbt und miteinander verbunden, so daß zuletzt eine gewaltige, massige Straße das Festland mit der Inselstadt verbinden und diese somit einen Theil ihres Charakters aufgeben wird. Venedig besiegt die Natur in Zwängung der Meeresgewalt durch diesen Bau zum zweitenmal, wie es dieselbe durch die Murazzi zum erstenmal besiegt hatte.

Von Verona nach Mailand.

Wie ich das erstemal Verona bei heißer Mittagsgluth auf dem Wege nach Padua verließ, so sollte ich wiederum in einer Julius-Mittagssonne Verona verlassen, als ich mich nach Westen hin wendete. Nach wenigen Stunden erblickten wir die herrlichen Fluthen des Gardasees. Es war der erste der großen italienischen Seen, der erste große See überhaupt, den ich sah. In einer Breite von einer halben bis vier Stunden, in einer Länge aber von sechzehn Stunden ist er nach dieser Richtung hin nicht mit dem Auge abzusehen, das nur auf seine nördliche Begränzung schließen kann aus den mächtigen Alpen, die in bläulicher Färbung am Horizont sich erheben. Die Formen, in denen die Wände dieses Wassers erscheinen, sind überaus malerisch, das Wasser selbst hat eine milde, zwischen grün und blau spielende Farbe. Auf der Südseite treten die Berge ganz zurück, so daß die große Landstraße sogar hart an dem Ufer des Sees bei Peschiera, so wie bei Desenzano vorübergeht.

Dieses Desenzano hat eine beneidenswerth schöne Lage, und mit praktischem Blick hat sich wiederum den schönsten Punkt des ganzen Orts einer der Gastwirthe ausgewählt. Von hier aus übersieht man die Länge des Sees, so weit das Auge reicht; von hier sieht man die lieblichen Gärten von Citronen und Pomeranzen, die Reben und die Seidenbäume, wie sie bald an den höhern Felsen emporsteigen, bald die südlichern sanften Hügel schmücken; von hier die vielen Villen, eine Hauptzierde aller italienischen Seen; von hier die weit in den See hineintretende Halbinsel Sermione, wo man noch das Landhaus des Catullus zeigt, in welchem so manches seiner lieblichen Gedichte mag gedacht seyn. Das ist der lacus Benacus, dessen natürliche Poesie den alten Poeten anlachte, wie sie den großen modernen Poeten bezauberte, *) wie sie jedes dichterische, jedes für Schöne empfängliche Gemüth entzücken wird. — Ich stieg hinab zum See, und da es mir nicht möglich war, meinen ganzen germanischen Leib in diese römischen Fluthen zu tauchen, so netzte ich doch wenigstens die heiße Stirne mit diesem hesperischen Thau.

Hinter Desenzano steigt der Weg wieder sich windend längere Zeit, und gibt so in seinen Windungen den Genuß, noch mehrfach auf den Gardasee zurückschauen zu können, als ob die Natur selbst hätte zwingen wollen zum wiederholten Anschauen ihrer Reize und warnen vor dem allzu flüchtigen, leichtsinnigen Genuß.

Gegen Sonnenuntergang näherten wir uns dem schön gelegenen Peschiera. Die Post hielt so lange, daß wir einen Gang durch die ganze Stadt machen konnten. Als wir wieder nach dem Postgebäude über den großen Domplatz zurückkehren wollten, fanden wir denselben plötzlich von Menschen ganz angefüllt, die sich sehr laut gebärdeten und in große Aufregung zu seyn schienen. Es war ein kleiner Volksauflauf, und hat mir durch die Lebhaftigkeit, in der hier wieder die Nationalität hervortrat, ein besonderes Interesse. Veranlaßt war diese Bewegung durch zwei Polizeisoldaten, die einen Wagen mit Feldfrüchten aus irgend welcher Ursache confiscirt hatten, und nun den Fuhrmann mit dem ganzen corpus delicti in Gewahrsam bringen wollten. Die Volksmasse, die sich in wenigen Augenblicken sammelte, war zwar außerordentlich groß, auch sprach sich in ihren lauten und sehr ungenirten Aeußerungen nicht bloß die bei allen ungebildeten Leuten vorherrschende Abneigung gegen Executivbeamte aus, sondern durch diese hindurch erkannte man den Wunsch nach einer allgemeinern Opposition. Zu Thätlichkeiten irgend einer Art kam es indeß nicht, es blieb bloß bei mündlichen Beschimpfungen, die beiden Polizeisoldaten wurden thatsächliche Sieger, und die große, aufgeregte Volksmasse erschien als eitel prahlerisch.

(Schluß folgt.)

Lobrede auf Ch. Nodier. Die Akademie zu Besançon hat eine goldene Medaille für die beste Lobrede auf Ch. Nodier ausgesetzt; sie soll am 31 August d. J. ertheilt werden.

*) Goethe. Italienische Reise.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 77.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

17 März 1844.

Hrn. Violets Fahrten und Abenteuer.

Fünfter Zug.

(Schluß.)

Der Morgen brach heran, klar und wolkenlos, und die Sonne stieg auf in all ihrer Majestät. Wir sattelten unsere Pferde und setzten unsern Weg in nordöstlicher Richtung fort, hatten aber kaum einige Stunden zurückgelegt, als wir plötzlich abermals an eine Erdspalte kamen, viel tiefer als die erstere, welche wir den Tag zuvor mit so großer Anstrengung überschritten hatten. Wir bemerkten ihr Daseyn gar nicht, bis wir am Rande standen, denn kein Baum oder Busch bezeichnete die Lage oder den Lauf, und wir waren in Staunen verloren, als wir in den gähnenden Abgrund hinabblickten. Die Tiefe konnte nicht unter tausend Fuß seyn, die Breite betrug an der Stelle, wo wir die Spalte trafen, ungefähr eben so viel, und die Abhänge waren nahezu lothrecht. Wir alle fühlten einen krankhaften Schwindel als wir hinunterblickten in die Tiefe, wo hie und da ein grüner Fleck das Auge ergötzte und ein schäumender Bach zwischen den Felsen sich bemerkbar machte. Ungeheure Mauern, Säulen, an einigen Stellen eine Art Bogengewölbe füllten die Schlucht, allerdings vom Wasser ausgewaschen, aber so vollkommen, als hätten Menschen oder Geister sie erbaut. Der Regen von Jahrhunderten, welcher auf diese Prairie fiel, hatte hier einen Ausfluß gefunden, und das Untergraben der verschiedenen Erd- und Steinschichten hatte diese seltsamen, phantastischen Gestalten geformt.

Ehe wir an die Schlucht kamen, hatten wir zahlreiche Spuren von Menschen und Thieren überschritten, welche alle etwas mehr westlich gingen, als wir, und somit uns bewiesen daß ein Uebergang in geringer Entfernung vorhanden sey. Diese Vermuthung täuschte uns auch nicht, denn ein Trab von einer halben Stunde brachte uns auf eine große Straße, auf der Jahre lang Millionen Indianer, Büffel und Mustangs gegangen waren. So gefahrvoll auch das Hinabsteigen war, so wußten wir doch zu gut, daß kein anderer Weg in der Nähe sey. Wir fanden unten einen laufenden Bach, und auf der andern Seite ein romantisches Thal, bedeckt mit kurzem Gras und einigen Baumwollenbäumen. Eine große Indianerschaar hatte augenscheinlich vor wenigen Tagen erst hier gelagert, und auch wir hielten einige Stunden an, um unsere Pferde ruhen zu lassen; der Pfad aufwärts wurde in geringer Entfernung gegen Süden entdeckt. Während wir in der Tiefe fortritten, betrachteten wir mit Staunen und Verwunderung die seltsamen Gebilde, welche das Wasser in der Regenzeit hier ausgewaschen hatte. An einigen Stellen standen vollkommene Mauern aus röthlichem Thon, deren Errichtung wir an jedem andern Orte der Menschenhand zugeschrieben hätten; da wo auch der feine Sand weggewaschen war, erhoben sie sich manchmal auf 100 Fuß Höhe und dehnten sich auf 3 bis 400 Fuß Länge aus. Da und dort fanden sich Säulen mit architektonischer Regelmäßigkeit und Großartigkeit, daß wir in Staunen und Bewunderung uns verloren: an andern Orten sah man deutliche Festungswälle, dann wieder Thürme eines alterthümlichen Schlosses. Massenhafte Pfeiler, ähnlich den Ruinen eines mächtigen Baues, waren umher zerstreut, Regelmäßigkeit und durchgeführter Plan aufs seltsamste gemischt mit Zerstörung, und doch hatte die Natur alles dieß selbst ausgeführt: man hat den Niagarafall als eine ihrer wildesten Phantasien betrachtet, aber Niagara wird unbedeutend im Vergleich mit der wilden Größe dieses furchtbaren Schlundes. Die Einbildungskraft führte mich zurück nach Theben, Palmyra und Petra, und ich konnte mich der Täuschung nicht entschlagen, als wanderte ich unter den Ruinen solcher Städte umher. Wir mußten unsere Gewehre und Satteltaschen in den Händen tragen, und beim Hinaufklettern an einem steilen Abhang stürzte Roche's Pferd, das sich an einem vorhängenden Felsen gestoßen hatte, 15 bis 20 Fuß tief hinab auf den Rücken. Wir glaubten, es müsse todt seyn, aber seltsam genug stand es sogleich wieder auf, schüttelte sich und ein zweiter Kletterversuch war glücklicher. Das Pferd hatte nicht die mindeste Verletzung erlitten.

Vor Abend kamen wir glücklich auf die Höhe hinauf, befanden uns nun wieder auf der flachen Prairie, und nachdem wir einige hundert Schritte weit entfernt waren, sahen wir

Digitized by Google

nicht eine Spur mehr von der ungeheuren Spalte. Die Wüste, welche wir durchzogen, war wenigstens 250 Meilen breit, und die zwei erwähnten Spalten die einzigen Wasserabläufe für die schweren Regen, die in der nassen Jahreszeit hier fallen. Diese Prairie ist ohne Zweifel eine der größten in der Welt, und die Schlucht steht in Verhältniß zu der Größe derselben. Mit Sonnenuntergang kamen wir an eine Wasserpfütze und lagerten hier die Nacht über. Wir waren jetzt von Lebensmitteln ganz entblößt und unsere Leiden begannen.

Am nächsten Tage setzten wir unsere Reise fort, obwohl von nagendem Hunger gequält. Während unseres Zuges sahen wir kleine Heerden von Rehen und Antilopen, die wahrscheinlich durch die neuerlichen Regen nach den Wasserläufen gelockt wurden, und gegen Abend entdeckten wir eine Schaar Mustangs auf einer Erhebung der Prairie und eine Viertelstunde von uns. Sie waren ausnehmend scheu, und obwohl wir unsere Büchsen auf sie abfeuerten, konnten wir doch keines erlegen. Am Abend lagerten wir wiederum in der Nähe einer Wasserlache, die etwa 20 Acres bedecken mochte, aber sehr seicht war. Große Schaaren spanischer Brachvögel schwärmten hier umher, und mit einer leichten Vogelflinte hätten wir uns leicht ein gutes Mahl verschaffen können, aber mit der schweren Büchse und meinen Bogen und Pfeilen war nichts auszurichten, und so mußten wir uns abermals ohne zu essen niederlegen. Gegen 2 Uhr Morgens sattelten wir wieder und setzten unsere Reise fort, indem wir uns nach den Sternen richteten. Nach den Angaben der Wakos glaubten wir nicht mehr als 100 Meilen von dem Lager der Comantschen entfernt zu seyn, wir hatten nun aber bereits eine weit größere Strecke zurückgelegt, und befanden uns noch immer auf der unermeßlichen Prairie. Bei unserer entsetzlichen Lage hatten wir jetzt nur Einen Zweck, nämlich vorwärts zu kommen, um wo möglich Hülfe zu finden.

Unsere Pferde hatten bis jetzt weniger gelitten als wir selbst, da sie in der Prairie gutes Gras fanden, aber unser eiliger Zug und der schwierige Uebergang über die beiden Erdspalten hatten sie doch stark mitgenommen. Mit Sonnenaufgang hielten wir in der Nähe eines kleinen Teiches, um die Thiere ausruhen und grasen zu lassen. Während wir auf dem Boden ausgestreckt lagen, bemerkten wir eine große Antilope, die sich langsam näherte, bald anhielt, bald einige Schritte weiter ging, augenscheinlich forschende Blicke auf uns richtend. Ihre Neugierde kostete ihr das Leben, mit einem wohlgezielten Schuß streckte sie Gabriel nieder, und nur wer je dem Hungertod nahe war, kann unsere Freude ermessen. Wir kochten den besten Theil des Thieres, nahmen ein reichliches Mahl ein und setzten dann unsern Weg weiter fort.

Noch weitere drei Tagen breitete sich die öde, gränzenlose Prairie vor uns aus, kein Anzeichen ließ sich bemerken, daß wir ihrem Ende uns näherten. Wir ritten rasch zu bis zum Nachmittag des dritten Tages, wo wir in der Entfernung von beinahr einer Stunde einen dunkeln Fleck vor uns erblickten. Anfangs hielten wir es für einen Busch, als wir näher kamen, hatte es mehr das Ansehen eines Felsen, obgleich wir, mit Ausnahme der Erdspalten, seit wir die Prairie betreten, nichts der Art gesehen hatten. „Ein Büffel!“ rief endlich Roche, dessen scharfes Auge genauer den Fleck untersuchte — „ein schlafender Büffel!“ Hier war abermals Aussicht zu manchem gutem Mahl, und wie fühlten unsern Muth gekräftigt. Gabriel ging zu Fuß voran mit der Büchse, in der Hoffnung dem Thiere nahe genug zu kommen, um ihm eine Wunde beizubringen, während Roche und ich uns zur Jagd rüsteten. Wir entledigten uns jedes überflüssigen Stücks und brachen dann auf zur Jagd, die durch das Andenken unseres neulich erlittenen Hungers uns doppelt am Herzen lag.

Jenseits der Stelle, wo der Büffel lag, stieg die Prairie allmählich an, und wir wußten nicht, wie der Boden jenseits beschaffen sey; Gabriel kroch bis auf etwa 200 Schritte dem Thier nahe, das nun allmählich unruhig zu werden begann. Gabriel schoß, der Büffel sprang auf, schlug mit dem langen Schweif umher und blickte forschend um sich. Nach einem zweiten Schuß peitschte er mit dem Schweif seine Seiten und jagte dann in gestrecktem Galopp davon, augenscheinlich getroffen, aber nicht schwer verwundet. Roche und ich jagten ihm nach, mein Pferd aber kam bald voraus und Roche mußte die Jagd ganz aufgeben. In kurzem war ich in der Nähe des mächtigen Thieres, dessen glänzende, vorgetriebene Augen deutlich zeigten, daß die Wunden und die hitzige Verfolgung ihn ganz toll gemacht hatten. So wild war der Blick des Stiers, daß ich nur mit der größten Mühe ihm mein Pferd auf 20 Schritte nahe brachte. Ich feuerte in dieser Entfernung meine Pistole ab, jedoch ohne Wirkung, endlich aber gerieth mein Pferd selbst in Hitze, nun kam ich dem Büffel auf vier Schritte nahe, feuerte mein zweites Pistol ab, und der Büffel bog sich zusammen, als die Kugel gerade hinter der langen Mähne einschlug. Ich war dabei so im Rennen, daß ich quer vor demselben vorüber kam, und dann erst mein Pferd wieder herumwerfen konnte. In diesem Augenblick verlor ich meine Büchse, und es blieben mir nur Bogen und Pfeile: ich war aber jetzt so erpicht auf die Jagd, daß ich nicht daran dachte sie aufzugeben. Immer noch in vollem Rennen spannte ich den Bogen, gab meinem Pferde abermals die Sporen, kam an des Büffels rechte Seite, und schoß meinen Pfeil zwischen seine Rippen ab.

Das Thier schaumte jetzt vor Wuth und Schmerz, seine Augen glichen zwei Feuerballen, seine Zunge hing heraus, sein buschiger Schweif wehte hoch in der Luft oder peitschte die Seiten. Ein wilderes und doch zugleich prächtigeres Gemälde der Verzweiflung habe ich nie gesehen. Mein Pferd war jetzt zu allem willig, es spitzte nicht mehr die Ohren vor Furcht, wandte sich nicht mehr ab von dem Unthier, sondern ging gerade darauf los, so daß ich beim Spannen des Bogens dasselbe fast berührte. Ich hatte noch fünf oder sechs Pfeile, beschloß aber nicht mehr zu schießen, als bis ich einen tödlichen Fleck treffen könnte, und endlich schoß ich ihm auch den Pfeil zwischen Schultern und Rippen hinein. Jetzt sprang er zurück und wälzte sich bald hülflos auf dem Boden. Eben

Digitized by Google

hätte ich ihm mit zwei andern Pfeilen vollends den Rest gegeben, als ich zum erstenmal bemerkte, daß ich nicht mehr allein sey. Dreißig oder vierzig wohlberittene Indianer schauten mir ruhig zu, als beglückwünschten sie mich über meinen Erfolg. Dieß waren die Comantschen, die wir schon so lange suchten; ich gab mich ihnen zu erkennen, und nahm die Gastfreundschaft, die mir ein Jahr zuvor ihr Häuptling, der weiße Rabe, angeboten hatte, in Anspruch. Sie drängten sich um mich, und bewillkommten mich auf die freundlichste Weise. Drei von ihnen machten sich sogleich auf, meine Büchse und meine Gefährten zu suchen, welche acht oder neun Meilen weiter gegen Osten sich befanden, und ich folgte inzwischen meinen neuen Freunden nach ihrem wenige Meilen entfernten Lager. Sie waren auf der Büffeljagd gewesen, und hatten gerade eine Erhöhung der Prairie erreicht, als sie mich und mein Opfer erblickten. Ich und meine beiden Freunde wurden, obwohl der Häuptling auf einem Zug abwesend war, wohl aufgenommen, und als er einige Tage später zurückkehrte, wurde ein großes Fest veranstaltet, während dessen die jungen Leute ein auf meine letzte Jagd gedichtetes Lied absangen.

Die Comantschen sind eine edle und mächtige Nation; sie haben Hunderte von Dörfern, sind wohl bewaffnet und ziehen stets in Schaaren von einigen Hundeten, ja Tausenden umher; sie sind alle geschickte Reiter, leben hauptsächlich von der Jagd und nähren sich bei fernen Zügen manchmal auch von dem Fleisch junger Mustangs, was ungemein wohlschmeckend ist. Ein großer Rath des ganzen Stammes wird jährlich, außerdem auch vierteljährige Versammlungen gehalten, und auf diesen alle wichtigen Gegenstände besprochen. Sie waren lange den Mexicanern sehr feindlich gesinnt, jetzt aber hat sich ihr Haß auf die Yankees und Texaner konzentrirt. Sie bauen nicht den Boden, wie die Wakos, aber sie besitzen unermeßliche Heerden von Pferden, Rindvieh und Schafen, die in den nördlichen Prairien grasen. Auch haben sie Gold in Menge, das sie in der Nähe der San Seba-Berge gewinnen, und selbst zu allerlei Schmuck für sich und ihre Pferde verarbeiten. Es ist ein sehr merkwürdiger Umstand, daß alle Stämme, welche mit den Schoschonen, Comantschen, Apatschen und Pani-Wölfen verwandt sind, stets alle Arten geistiger Getränke, wenn sie ihnen von den Händlern geboten werden, mit Verachtung von sich weisen. Sie sagen, Schoda-Wapo (das Feuerwasser) sey der größte Feind der Indianer, und die Yankees, zu feig mit den Indianern wie Männer zu fechten, hätten dieß fürchterliche Gift erfunden, um sie gefahrlos zu vernichten. Sie haßten einst die Spanier und Watschinangos, aber diese seyen ehrliche Männer im Vergleich zu den Räubern von Texas. Die Wenigen unter den Spaniern, welche fechten wollten, fochten als Krieger, und sie hatten Gesetze, welche diejenigen mit dem Tode bestraften, welche dieß Gift an die Indianer verkaufen wollten.

Die Folge dieser Enthaltung von geistigen Getränken ist, daß die westlichen Völker in rascher Zunahme begriffen sind, während die östlichen Stämme im nahen Verkehr mit den Yankees allmählich verschwinden. Die Sioux, Osagen, Winnebagos und andere östliche Stämme sind sehr grausam, und ergreifen jedes Mittel, einen Feind zu besiegen, so verrätherisch es auch seyn mag. Nicht so die Indianer westlich von den Felsengebirgen, welche von einem ritterlichen Geist beseelt sind, der sie abhält einen unbilligen Vortheil zu benützen; sie werden nie ihre Büchse brauchen gegen einen Feind, der nur mit Lanze, Bogen und Pfeilen versehen ist, oder wenn sie es thun und ihren Feind tödten, so werden sie seinen Skalp nicht nehmen, da er sie stets mahnen würde, daß sie einen vertheidigungslosen Feind getödtet haben. Zweikämpfe mit ihren Feinden, den Navahos und Apacapahos, laufen ab wie die Tourniere der Alten. Zwei Indianer werden mit eingelegten Lanzen gegen einander rennen, mit gleicher Geschicklichkeit an ihren Schilden den Stoß auffangen, dann umwenden und einander grüßen zum Zeichen der Achtung vor einem tapfern Feind. Solche Vorfälle ereignen sich täglich, werden aber von den Europäern nicht geglaubt, da sie die Eitelkeit haben, sich allein im Besitze ritterlicher Gesinnung zu glauben; überdieß hören sie so viele entsetzliche Erzählungen von Metzeleien der Wilden, daß der Gedanke an eine Rothhaut stets mit dem Bilde langsamer Martern verknüpft ist. Wollte Gott, die hochcivilisirten Nationen Europa's hätten nicht mehr Grausamkeiten zu verantworten, als die zahlreichen, tapfern Stämme des westlichen Amerika's.

Einige Nachrichten über Tripoli.

In der Sitzung der geographischen Gesellschaft zu London am 26 Februar wurden Nachrichten über die Regentschaft Tripoli von dem bekannten dortigen Generalconsul, Obrist Warrington, vorgelesen, aus denen wir Nachstehendes ausheben: „Der Hafen von Tripoli ist ziemlich gut für Schiffe von 900 Tonnen und großer Verbefferungen fähig, der Boden in der Nachbarschaft ausnehmend fruchtbar. Datteln sind ein Hauptnahrungsmittel, aber auch Orangen, Citronen, Granatäpfel, Feigen und Mandeln sind einheimisch; fremde Früchte gedeihen nicht. In der Nähe der Berge ist das Gras im Winter üppig und könnte Millionen Schafe nähren; vom October 1841 bis April 1842 ist eine bedeutende Menge Regen (25 Zoll) gefallen, aber nie mehr als 3½ Zoll in 24 Stunden. Die Stadt Tripoli enthält 1200 Türken und Mauren, etwa 1500 Christen und 2000 Juden. Die Bevölkerung der ganzen Regentschaft kann man auf 1,500,000 anschlagen, worunter 200,000 Waffenfähige. Das Klima betrachtet Obrist Warrington, der über 27 Jahre hier lebte, als das beste von der Welt, und die Menschen werden sehr alt. Der Ackerbau ist noch in einem sehr rohen Zustande, kaum reißt man mit einem sehr leichten von einem Kamel gezogenen Pflug den Boden auf, und doch gibt das Korn 30fältig. Das Einkommen der Regentschaft betrug, als diese Nachrichten niedergeschrieben wurden, nur etwa 300,000 spanische Thaler, ist aber, wenn die Araber in Frieden sind, bedeutend größer. Unter den Einnahmen ist eine Taxe auf Mordthaten, die 30,000 Piaster abwirft, was zu 500 Piaster jede gerechnet 60 gibt. Die Ausfuhr von Tripoli besteht in Olivenöl, Krapp, Safran, Somen, Häuten, Straußenfedern, Ochsen und rothem Pfeffer; aus dem Innern kommen Goldstaub, Elfenbein, Straußenfedern, Gummi

Digitized by Google

Indigo. Felle von wilden und Hausthieren, Natron u. ſ. w. Schwefel iſt in unerſchöpflicher Menge vorhanden, der Weinbau vermehrt ſich raſch, und ein guter Weinhandel könnte hier begründet werden."

Skizzen aus Oberitalien.

Von Verona nach Mailand.

(Schluß.)

In gewiſſer Beziehung muß man übrigens mit den Bewohnern der dortigen Gegend doch ſehr auf der Hut ſeyn. Sie ſind ſo ganz muthlos nicht, ein gewiſſer Muth gehört immer zum Räuberhandwerk. Und dieß iſt auf der Strecke von Breſcia bis Mailand noch durchaus nicht außer Cours gekommen. Für Oberitalien gibt man außer dem piemonteſiſchen Gebiet beſonders drei übelberüchtigte und gefährliche Punkte an, das iſt die Umgegend von Cremona, die Strecke von Verona nach Mantua und die Strecke von Breſcia nach Mailand und deſſen Umgegend. Daß dieſe Annahme kein gewöhnliches Gerede iſt, geht daraus hervor, daß der Staat darauf Rückſicht nimmt. Die große Staatspoſt wird nämlich auf der letztgenannten Strecke nächtlicher Weile durch bewaffnete Macht geſchützt. Auf jeder Seite des Poſtwagens reitet ein ſchwer gerüſteter, mit ſcharfen Schuß- und Hiebwaffen verſehener Gensdarme einher, und ſo werden die Reiſenden von Station zu Station escortirt.

Welche Art in ſolchen Gegenden zu reiſen ſicherer ſey, iſt ſchwer zu ſagen. Bewaffnetes Geleit von Staatswegen bekommt nur die große Poſt. Sie iſt gewöhnlich auch ſtark von Reiſenden beſetzt, ja auf den Hauptſtraßen ſieht man faſt immer zwei bis drei große Beiwagen. So iſt Sicherung theils durch die Gensdarmen, theils durch die Anzahl der Reiſenden. Aber es iſt auch durch die Maſſe der Effecten Lockung und Reiz für die Räuber, die, ebenfalls in größerer Anzahl, ſich weder vor den zwei bewaffneten Schützern, noch vor einer Maſſe unbewaffneter Schützlinge fürchten. Sie bedienen ſich für den Fall eines offenen Kampfes einer ſehr gefährlichen Waffe, der ſogenannten Tromben, kurzer Gewehre mit oben weit geöffnetem Caliber, in die mehrere Kugeln zu gleicher Zeit geladen werden können.

Gibt ſomit die große Poſt zwar Schutz von Staatswegen, aber auch Lockung für die Räuber durch die Wahrſcheinlichkeit größern Gewinnes, ſo hat andererſeits das Transportmittel des Vetturins zwar nicht den bewaffneten Staatsſchutz, aber auch weniger Reiz für die Banditen, da wegen der mannichfachen Unbequemlichkeiten, Unterbrechungen, Unzuverläſſigkeiten und der Langſamkeit aller Privatfuhren auch die Vetturine weniger von bemittelten Reiſenden vorgezogen werden, bei ihnen alſo für die Räuber auch auf große Ausbeute nicht zu rechnen iſt.

Das unſicherſte Reiſen iſt aber die Extrapoſt. Denn ſie vereint die Nachtheile der beiden Reiſearten, ohne auch nur einen der Vortheile dafür zu gewinnen. Wer mit Extrapoſt reiſet, wird ex ipso für einen Reichen, für einen Engleſe gehalten, iſt alſo eine Lockſpeiſe für die Räuber. Escorte von Staatswegen findet nicht ſtatt, kann aber durch enorme Summen erhalten werden. Außerdem muß der mit Extrapoſt Ankommende faſt überall nach höherem Tarife zahlen, ſo daß dieſes Beförderungsmittel durchaus nicht anzurathen iſt.

Auf unſerer Reiſe von Breſcia bis Mailand ereignete ſich übrigens nichts. Man muß überhaupt nicht denken, daß ſolche Angriffe und Ueberfälle alle Tage vorkommen. Ich kann alſo auch von höchſt romantiſchen Abenteuern und den namenloſen Gefahren, die ich beſtanden, nichts erzählen.

In der Frühe des nächſten Morgens kamen wir nach Bergamo. Von hier an beginnt ein galliſches Element in der Sprache ſichtbar zu werden, was je mehr nach Norden und Weſten hin um ſo lebhafter hervortritt. Hier beſchränkt es ſich noch auf die Ausſprache des Vocales u, der franzöſiſch wie ü klingt, ſtatt es im reinen Italieniſch wie im Deutſchen als u lautet. Der Bergamaske ſagt düa ſtatt due.

Die dialektiſchen Abweichungen der Ausſprache ſind in Oberitalien überhaupt intereſſant, am hervorſtechendſten in Venedig. Dort wird z. B. das z nicht mit der gewöhnlichen Härte wie unſer z, ſondern wie ein ſcharfes s (Venezia gleich Venessia), bisweilen ſelbſt wie ein weiches s (mezza wie mesa) geſprochen. Noch auffallender aber iſt die dort herrſchende wechſelnde Ausſprache des gequetſchten g. Dieß lautet daſelbſt nicht wie *dsch*, ſondern bald wie unſer deutſches dj (mangiare wie mandjare, giorno wie djorno); bald wie zwei unſeinander folgende deutſche j, ähnlich der moderneu Pariſer Ausſprache des mouillirten l (viaggio wie viajjio); bald ſogar wie ein weiches s (doge wie dese), ja man findet ſogar an den Straßenecken angeſchlagen strada del Dose. — Auch mein Cicerone in Venedig gab Veranlaſſung zu ſprachlichen Beobachtungen. Er war kein geborener Italiener, ſondern ein Illyrier von Geburt, hatte im öſterreichiſchen Heere deutſch, während ſeines vierjährigen Aufenthalts in Italien italieniſch gelernt. Außer manchen andern Eigenheiten ſeiner Ausſprache war beſonders das w auffallend. Dieſer Laut machte ihm ſichtbare Schwierigkeiten, daher er ihn ſelten rein hervorbrachte, ſondern ſtatt deſſelben gewöhnlich ein kurz geſchleiftes u, bisweilen ein b (z. B. bann ſtatt wann) und noch auffallender gar ein deutliches gu ausſtieß. So hörte ich ganz klar und vermuthlich, daß er Quellen ſtatt Wellen ſagte, eine Erſcheinung, die ihre Analogien findet in den Uebergängen Welf und Guelf, Weiblinger und Ghibellinen, Wilhelm und Guglielmo, Veit und Guido u. a. a. — Auch in Mailand trat mir eine ſprachliche Eigenthümlichkeit entgegen, die darin beſteht, daß der Vocal *i* am Ende eines Wortes nicht nur als Conſonant *j* oft gehört wird, ſondern ſogar wie ein weiches deutſches *ch*, ſo z. B. in dem Zahlworte *sei*.

Die Strecke von Bergamo bis Mailand bietet im übrigen nichts Beſonderes mehr dar. Ueberall wieder lombardiſche Fruchtbarkeit, guter Boden, fleißige Benutzung deſſelben und in der Nähe von Mailand ſogar ſchon Reisbau.

In einem der Dörfer zwiſchen Bergamo und Mailand hörte ich auch die ſogenannte italieniſche Uhr, nach welcher bekanntlich der Tag nicht in zweimal zwölf Stunden eingetheilt und berechnet wird, ſondern in einmal vierundzwanzig Stunden. Die Zählung beginnt von Ave Maria, d. h. vom Sonnenuntergang, alſo mit jedem Tage zu einer etwas andern Zeit, ſo daß die Stundenbeſtimmung alle Tage eine andere iſt. Dieſe ſehr unbequeme und unzweckmäßige italieniſche Uhr kommt aber immer mehr ab, namentlich in den größern Städten, wo ſie wegen des beſtändigen Zuſluſſes von Fremden ſchon faſt ganz verſchwunden iſt.

Artesiſche Brunnen zwiſchen Kairo und Suez. Der Vicekönig ſoll die Abſicht haben zwiſchen Kairo und Suez nach ſüßem Waſſer bohren zu laſſen, das man in einer Tiefe von 1000 Fuß zu finden hofft. Es iſt zu dem Ende ein Apparat in England beſtellt, vermittelſt deſſen man auf eine Tiefe von 1500 Fuß ſoll bohren können. (Athenäum vom 2 März.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 78.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

18 März 1844.

Englische Sports.

VI. Aquatic register (Wasserspiele).

Mich hat es immer gewundert, daß die Griechen so auffallend wenig für Wasserspiele gethan haben; während sie bei ihren großen olympischen, pythischen, nemäischen und sogar bei den isthmischen Spielen ritrig rangen, borten und liefen, hört man fast nichts davon, daß sie auch in und auf dem Wasser denselben Geist des Wetteifers und der Kampfeslust gezeigt haben, den sie in jenen Festlandspielen entwickelten.

Sie waren doch von jeher ein großes Schifervolk und so sehr ans Wasser gewöhnt, daß sie sogar das Sprüchwort hatten „μήτε νεῦν μήτε γράμματα" (weder Schwimmen noch Lesen), welches sie von einem Menschen gebrauchten, von dem sie sagen wollten, daß er gar nichts verstehe. Sie bewohnten, wie die Engländer, fast lauter Inseln und Halbinseln; ihr Handel war groß und auch ihre Kriegsmarine bedeutend, und doch muß man das Wunder erleben, daß die griechischen Philosophen, während sie um dem Vaterlande tüchtige Landesvertheidiger heranzubilden, jede Festland-Leibesübungen so sehr empfehlen, sie nicht auch alle diejenigen Uebungen, die dem Vaterland solche Vertheidiger auf dem Wasser verschaffen könnten, als da sind: Schwimmen, Tauchen, Rudern, Segeln u. s. w., eben so warm in Schutz nehmen.

Wie leicht und schön müßten sie auf dem Isthmus von Corinth, dem doppelseitig vom Meere bespülten, solche Ruder- und Segelspiele haben veranstalten lassen. Wie würden diese Spiele von den geschmackvollen prachtigen Griechen ausgeschmückt seyn, die Schiffe in bunten Farben, die Matrosen bekränzt, die Masten mit Bandern und Flaggen und dabei „Flötenmusik."

Poseidon selbst soll der Gründer der isthmischen Spiele gewesen seyn, und seine so wie der Ampdrodite, der Tritonen, der Thalasse und der Nereiden Bildsaulen schmückten vielfach die Stadt und die Umgegend, und namentlich den Schauplatz der Kämpfe. Unbegreiflich bleibt es, daß nicht geradezu allen jenen Wassergöttern zu Ehren die Wasserspiele die vornehmsten oder geradezu die einzigen wurden.

Zwar erzählen uns die Mythen von einem Schiffswettkampfe, in welchem die Argo den Preis davon trug — zwar erwahnen einige römische Schriftsteller gelegentlich gomnastischer Spiele im Wasser, und beschreiben auch Wettkampfe im Schwimmen, aber dieß ist alles so unbestimmt und geschieht so selten, daß daraus deutlich genug hervorgeht, wie auch die Sache selber selten und kaum der Erwähnung werth gewesen seyn muß.

Die Römer hielten zwar viel auf Baden und Schwimmen, auch hatten sie ihre großen Naumachien (Schiffskampfe), die nach ihnen so großartig noch nirgends wieder aufgeführt sind. Allein diese römischen Naumachien waren nichts als große Schauspiele, welche die römischen Kaiser von Sklaven, Gefangenen und zum Tode Verurtheilten für das Volk aufführen ließen. Wie wenig Aehnlichkeit sie mit den englischen Wasser-Sports gehabt haben müssen, leuchtet schon daraus ein, daß in England Leute aus allen Classen der Gesellschaft, selbst aus den vornehmsten Ständen, sich mit diesen Sports beschäftigen, und daß äußeres Schaugepange weit weniger dabei die Hauptsache ist, weil es nur auf eine Entwicklung und Vergleichung der Kräfte ankommt.

Die Venetianer hatten zwar ihre „Regatta" (Ruderwetten) auf ihren Stadtcanälen. Allein auch diese venetianische Regatta hatte weniger den Charakter einer Kraftübung, als vielmehr eben auch nur den eines Schauspiels. Die Zuschauer waren dabei das Eleganteste und die Hauptsache, auch waren die Ruderer, wie in Rom, fast nur Leute aus dem gemeinen Volke.

Die phlegmatischen Hollander, obgleich sie das ganze Jahr hindurch so zu sagen mitten im Wasser wohnen, haben kaum irgend welche Wasserspiele erfunden, welche würdig wären neben den englischen genannt zu werden. Mit Einem Worte, wohin wir in der Geschichte blicken, stehen die Engländer mit ihren aquatic sports ganz einzig da. Es sind diese Sports das Nationalste und den Engländern ausschließlich Eigenthümlichste, da sie in diesem Fache mancherlei Thatigkeit haben. Man kann sagen, sie haben auf dem Wasser alles erschöpft und haben die Sache so weit getrieben, daß sie fast

Digitized by Google

keiner weitern Entwicklung und Vervollkommnung mehr fähig zu seyn scheint.

Der Mensch wagt sich entweder allein und nackt, wie die Natur ihn erschuf, in das ihm fremdartige Element der Fische hinein — er schwimmt, oder er nimmt dabei ein Instrument zu Hülfe — er schifft. Beim Schwimmen können wir das Schwimmen auf der Oberfläche des Wassers und das unter derselben (das Tauchen) unterscheiden. Beim Schiffen die Bewegung des Schiffes durch Ruder oder durch Wind und Segel. Die Engländer haben daher Schwimmwetten, Taucherwetten, Ruder- und Segelspiele.

Die Engländer besitzen zwar weder so gute, noch auch so zahlreiche Schwimmschulen, Schwimm- und Badeanstalten, wie wir sie auf dem Continente, besonders seit den letzten Jahrzehnten fast in allen unsern Städten erhalten haben. Sie haben daher in dieser Kunst vielleicht weniger ausgezeichnete Professoren und regelrecht geschulte Zöglinge als wir. Nichtsdestoweniger aber haben sie die muthigsten, kräftigsten und raschesten Schwimmer der Welt. Die jungen Knaben in den öffentlichen Gymnasien machen sich frühzeitig ins Wasser und lernen das Schwimmen von selbst und durch Wetteifer mit den älteren. Es haben sich daher an den öffentlichen Gymnasien, ohne Zuthun der Lehrer und der anordnenden Obrigkeiten Schwimmanstalten unter den Schülern ausgebildet, die ihre Kunst von selbst den nachfolgenden Generationen mittheilen. Es gibt zwar auch hie und da Lehrer der Schwimmkunst an den öffentlichen Schulen, diese wären aber nicht im Stande, den Knaben den Geist energischen Wetteifers einzuflößen, wenn er ihnen nicht schon im Blute stäke. Wie durchweg in England, so geschieht auch hier das meiste durch Privatanstrengung und mehr durch das Leben und die Uebung als durch Schule und Unterricht.

Es gibt National-Schwimm-Societäten (national swimming societies) welche Preise aussetzen und „swimming-races" (Schwimm-Wettrennen) veranstalten. Eben solche Preise setzen die jungen Leute, die Matrosen oder andere Privatpersonen unter sich aus, und an den Schulen und Gymnasien gibt es jährlich wiederkehrende große Schwimm- und Wett-Tage. Auch findet man in den Journalen überall Herausforderungen publicirt, welche die Schwimmliebhaber ebenso wie die Pugilisten und Pedestrians an einander richten.

Bei London finden häufig „swimming-matches" im Serpentine River im Hyde-Park statt. Am 18 August des vorigen Sommers veranlaßte eine solche swimming-match im Serpentine eine Zusammenkunft von nicht weniger als 20,000 Personen. Ein junger Mann, Robinson von Oxford, war dabei der Gewinner der als Preis ausgesetzten silbernen Medaillen. Er erlangte den Titel eines „Champions von London" und das Recht, für die goldene Medaille mitzuschwimmen, welche bei der folgenden Gelegenheit für die „Championschaft von England" gegeben werden sollte.

Auch Knaben und kleine Buben treten bei diesen Schwimmwetten öffentlich auf, und gehen mit eben so entschiedener Energie wie die Erwachsenen in den Geist des Wettspiels (in the spirit of the racing) ein. Die am Ufer stehenden Kritiker verfolgen ihre Stoßkraft und elegante Bewegung im Wasser mit scharfen Kennerangen. — Wie bei allen englischen Wettspielen, so hat auch hier jeder der Antagonisten seine Lieblingsfarbe erwählt, mit der er geschmückt erscheint. Wie alles in England, so werden auch diese Schwimmwettspiele bildlich dargestellt, und zu der Zeit wo sie stattfinden, sieht man die Journale mit solchen Darstellungen angefüllt.

So wie überhaupt bei den meisten „aquatic exibitions" die Gewässer des Vater Thames (Themse) den Schauplatz hergeben, so findet man auch an den Oerten, die an seinem Ufer liegen, die meisten Schwimmschauspiele. Eton und seine Schülee sind durch die übrigen berühmt. Unter den verschiedenen Schwimmübungen, welche die muntern Etonians zu Zeiten anstellen, sind auch Taucher-Wetten („diving matches") als stehende Amüsements. Es werden ihnen dabei Aufgaben gestellt, wie folgende: Wer von neun an verschiedenen Stellen in den Fluß geworfenen Eicen oder von vier messingenen Töpfen die meisten heraufbringt, soll der Sieger seyn. Die Gewinner werden dabei mit Titeln wie folgende beehrt: „Professor des Schwimmens," „Professor des schnellen Schwimmens," „Professor des langen Schwimmens," „Professor des Tauchens."

Auch die Eigenthümer der öffentlichen Bäder setzen zuweilen silberne Medaillen als Preise für Geschicklichkeit im Wasser („aqueous skill") aus. Sogar auf dem offenen Meere an den englischen Küsten werden solche Schwimmwettspiele ausgeführt. So forderte kürzlich ein Master Pae einen Hrn. Allen, der sich gegen „ganz England" zu einer swimming-match bereit erklärt hatte, heraus, mit ihm von Ramsgate zu den Downs, eine Entfernung von 9 Meilen, in der offenen See „zu schwimmen." *)

Viel wichtiger sind jedoch diejenigen Wasserspiele, die mit Schiffen ausgeführt werden, die Ruder- und Segelwetten.

Der vornehmste Schauplatz der ersteen ist die Themse, so wie der der letztern die Gewässer in der Nähe der schönen Insel Wight. Sie kommen natürlich zwar auch in allen andern Theilen des Königreichs vor, doch steht England auch hierin weit über Schottland und Irland. Für die Ruderwetten haben die Engländer den venetianischen Ausdruck „regatta" angenommen, doch gebrauchen sie auch dafür ihr eigenes Wort „rowing-match." Es gibt sehr verschiedene Arten von Regattas, je nach der Form und Größe der dabei angewandten Kähne; sind diese ganz klein und nur für eine Person, so daß also nur die Kräfte eines einzigen Individuums gegen die anderer einzelner Individuen gemessen werden, so heißt es eine „sculling-match," von „scull" ein kleiner

*) Die englische Ausdrucksweise bei einer solchen Herausforderung ist eigenthümlich; statt zu sagen: Jemand will mit einem andern schwimmen, sprechen sie: „he will swim him." Eben so sagen sie auch: „he will fight him," „he will run him," „he will walk him," statt: er will mit ihm boxen, rennen, gehen.

Digitized by Google

Nachen. Es gibt auch noch verſchiedene andere Arten von Ruderwetten, die ich mir nicht zu erklären weiß, z. B. the duck hunt (die Entenjagd).

Sind die Schiffe für vier Ruderer, ſo heißt die Regatta eine „four-oar-match," bei acht Ruderern, was, ſo viel ich weiß, die höchſte Anzahl iſt, eine „eight oar-match." Die bei den Regattas gebrauchten Nachen ſind wahre Wunder der Kunſt; ihre Form iſt ſchlank wie die der Aale und meiſterhaft auf das raſche Durchſchneiden der Wogen berechnet. Sie werden ſo leicht gebaut, daß oft ein Schiff von 30 oder 40 Fuß Länge, das für 8 Ruderer eingerichtet iſt, nicht mehr Gewicht hat als zwei dieſer Ruderer; die Bretter des Schiffes ſind ſo accurat zuſammengefügt, wie die Hölzchen, aus denen eine Tabaksdoſe beſteht, und die Wände ſind ſo dünn und elaſtiſch, wie die unſerer Violinen. Man darf nur auf die Rippen des Schiffes treten, weil die Seitenwände die Laſt nicht tragen würden. Die vollkommenſten Meiſterwerke dieſer Art werden bei den Nachen-Architekten in London gebaut und von hier aus die Ruderer von Cambridge, von Oxford, von Eton, von Newcaſtle ꝛc. damit verſehen. Und mancher dieſer kleinen Nachen wird, wenn auch nicht mit ſolchen Preiſen wie ein edles Blutpferd, doch theurer bezahlt, als ein großer, 100 Ellen langer Flußkahn.

Die Ruderer bei ſolchen „Regattas" ſind nicht nur die Waſſermänner (water men) der Themſe, die Matroſen der Seeſchiffe, ſondern auch eine Menge „gentlemen amateurs" aus allen Ständen. Sowohl unter jenen wie unter dieſen beſtehen Rudergeſellſchaften zur Beförderung dieſes „edlen und nützlichen Sports." Die letzteren haben ſich natürlich, wie für alle Dinge, ſo auch für die Ruderſpiele, in Clubs vereinigt. Einige der berühmteſten Rudervereins ſind: der Cambridge-Club, der Oxford-Club, der Leander-Club, der St. Georges-Club u. ſ. w.

Zuweilen machen ſich die Ruderwettkämpfe nur gelegentlich, z. B. wenn ein berühmter „philo-aquaticus" oder aquatic fashionable" den andern herausgefordert hat. Solche matches ſind dann beſonders intereſſant, da dabei in der Regel nur „Grieche dem Griechen" *) begegnet und alſo die größte prowess in the aquatic art (der größeſte Heldenmuth in der Waſſerkunſt) entwickelt wird, und weil ſich dabei als Zuſchauer die auserwählteſten „boating-gentlemen" verſammeln, um den galanten Styl (gallant style) der Champions zu bewundern.

Zuweilen fordern ſich die Mannſchaften der in dem Hafen liegenden Schiffe gegenſeitig zu einer „sculling-match" heraus. „Heute ruderte die Mannſchaft des Crusader (Crusader crew) gegen die Mannſchaft der Thetis crew." Zuweilen machen die Bootsleute, welche an den verſchiedenen stairs und piers der Themſe in London angeſtellt ſind, eine match mit einander, z. B. „the water-men of Lambeth-stairs" gegen die „water-men of Hungerford-stairs" etc. Größer aber und wichtiger ſind diejenigen großen Regattas, welche, auf einer Stiftung beruhend, jährlich wiederkehren, und in der Regel eine Menge eifriger Competitoren zur Theilnahme anregen.

(Fortſetzung folgt.)

*) „Greek meets greek" der Grieche begegnet dem Griechen, ſagen wohl die Engländer, wenn ein tüchtiger Kämpfer mit dem andern zuſammenkommt. Wahrſcheinlich rührt dieſe Redensart daher, weil auch in England die Griechen als die tüchtigſten Athleten und Agoniſten anerkannt ſind.

Chronik der Reiſen.

Aucher d'Eloy's Reiſen im Orient.

(Nouv. Ann des Voyages. Oct. 1843.)

Allerlei Umſtände hatten Hrn. Aucher d'Eloy mit ſeiner Familie nach Petersburg und dann nach Konſtantinopel geführt. Verſprechungen, die ihm vornehme Perſonen gemacht, wurden nicht gehalten, und da er kein Mittel fand ſich nützlich zu beſchäftigen, ſo beſchloß er verſchiedene Länder des Orients zu durchwandern, und theils botaniſche, theils zoologiſche Sammlungen zu machen, in der Hoffnung mit Hülfe früher angeknüpfter Verbindungen ſie dann in Europa abzuſetzen.

Am 16 November 1830 ſchiffte er ſich nach Alexandrien ein, wo er am 30 anlangte. Er glaubte hier eine Bevölkerung ähnlich der in der Türkei zu finden, „ich fand mich aber, ſagt er, bald enttäuſcht, und bemerkte gleich die große Verſchiedenheit zwiſchen Türken und Arabern. Die Türken ſind gewöhnlich ernſt, religiös, gutmüthig, verabſcheuen Streitigkeiten und lieben die Ruhe über alles. Der Araber dagegen iſt lebendig, leichtſinnig, vernachläſſigt häufig die ausdrücklich von dem Propheten vorgeſchriebenen religiöſen Pflichten, berauſcht ſich oft, überläßt ſich ohne Scham allen Ausſchweifungen, ſchreit, ſtreitet und macht allein mehr Lärm als 20 Türken. Wenn man in einer türkiſchen Stadt ankommt, ſo iſt man erſtaunt über die daſelbſt herrſchende Ruhe, keine Stimme erhebt ſich, um die guten Moslems in ihrer Sammlung zu ſtören; in einer arabiſchen Stadt aber ſieht und hört man gerade das Gegentheil."

Ein Franzoſe, den ſein Geſchmack für Naturwiſſenſchaften gleichfalls nach dem Orient geführt hatte, Hr. G. Cognebert de Monbret, befand ſich eben damals auch in Alexandrien und Aucher d'Eloy machte bald ſeine Bekanntſchaft, die ihm in vielen Beziehungen nützlich wurde. Sie reiſten miteinander ab, kamen am 3 Januar nach Kairo und ſetzten dann ihren Weg fort bis zu den rieſenhaften Ruinen Thebens, „von deren Wunden man ſich kaum einen Begriff machen kann." Sie beſuchten den Engländer Wilkinſon, der damals unter dem Namen Ismael Effendi in Gnenah ſich aufhielt.

Beide Reiſenden kamen nach Kairo zurück, Hr. de Monbret ging nach Italien, Hr. Aucher d'Eloy aber verließ Aegypten, wo das Elend allenthalben iſt, denn, ruft er aus: „ich habe in dem ſchönſten Lande der Welt die Kinder Gras eſſen ſehen!" Er ging über Suez und el Tor nach dem Kloſter auf dem Berg Sinai, erreichte am 20 März Gaza trotz aller möglichen Hinderniſſe und begab ſich von da nach Jeruſalem ins Kloſter der lateiniſchen Väter. Von da aus beſuchte er Bethlehem, deſſen Umgebungen ſehr gut angebaut ſind, Nablus, den Berg Thabor, ging den Jordan hinauf nach Damaskus, von da nach Baalbek, jetzt nur noch ein ſchlechtes Dorf, machte Ausflüge im Libanon und erreichte endlich Beyrut. „Syrien, ſagt er am Schluſſe, iſt von Räubern beunruhigt, ich mußte fliehen und eine Menge werthvoller Pflanzen zurücklaſſen. Im Libanon werden die Franzoſen mit Vergnügen aufgenommen, und die ganze Zeit, während welcher ich blieb, nahezu

Digitized by Google

einen Monat, konnte ich die Artigkeit und Gastfreundschaft der Leute nur loben."

Ein schlechtes österreichisches Fahrzeug, das allenthalben Wasser zog, brachte ihn nach Larnaca an der Küste von Cypern. Er durchwanderte die Insel, welche die Natur mit allen Gaben beschenkt und das Regiment der Türken in den kläglichsten Zustand versetzt hat. Im Monat October kehrte er nach Konstantinopel zurück.

Nicaria, eine der Sporaden, Smyrna, Rhodus, diese jetzt fast entvölkerte Insel, die Städte Magnesia und Aidin-Guzel-Hissar auf dem Continent wurden von Archer d'Elroy im Jahre 1832 untersucht, im Jahre 1833 aber stieß He. de Manbret wieder zu ihm, und sie besuchten nun die Umgebungen Konstantinopels, Brussa's und namentlich den Olymp ganz speciell gemeinsam.

Im Februar 1834 unternahmen sie miteinander eine neue Reise nach Asien, und besuchten Nicomedien, Nicäa und Lefke auf dem linken Ufer des Sakaria (Sangarius). Die Berge, die sie im Monat März überschritten, waren noch mit Schnee bedeckt. Als sie in eine hübsche Ebene hinabstiegen, wo das alte Galatien beginnt, beobachteten sie zum erstenmal die schöne Race angorischer Schafe und Ziegen; aber einige Landstriche sind fast ganz unangebaut, und nur einzelne Dörfer bemerkt man in der Ferne. Zu Ancyra wurde der Tempel des August, an welchem die Lebensbeschreibung desselben in griechischer und lateinischer Sprache ausgehauen ist, zertrümmert und die Materialien sollten zum Bau eines Bades für den Gouverneur dienen. So wurde also die berühmte Inschrift von Ancyra, die so viele Jahrhunderte unter Kriegen und Umwälzungen überdauert, mitten im Frieden zerstört.

Die durch die Länge ihrer Haare bemerkenswerthen Thierracen, wie Ziegen, Katzen, erstrecken sich nicht auf mehr als 24 Lieues um Angora. Unsere Reisenden bemerkten, daß sie aus den Steppen Turkestans hieher gebracht wurden, und zwar in dem 13ten Jahrhundert, als Soliman Schah, der Ahnherr des jetzt regierenden ottomanischen Hauses, seine Zelte in Kleinasien aufschlug. Reiche Pilger vermangeln nicht, Angoraziegen nach Mekka mitzunehmen, zum Andenken an die Vorliebe, welche der Prophet für diese Thiere hatte.

In Galatien dürfen nur Muslems das Land bauen, Christen dürfen keines besitzen, auch treten die Moslems allein in den Kriegsdienst; selten aber kommt einer, der ins Heer getreten ist, wieder zurück, daraum bleiben so viele Felder unbebaut liegen.

Der Berg Ardschek (Argäus) nahe bei Cäsarea in Cappadocien ist augenscheinlich ein alter Vulcan, und gibt trotz der ungeheuren Menge Schnees, die ihn deckt, keinem Flusse das Daseyn.

In Maden beginnen die Defiléen des Taurus; man überschreitet den Cydnus auf einer Brücke am Eingang von Tarsus, in welcher Stadt es wenig Alterthümer gibt. Jenseits Adana dehnt sich eine prächtige, fast unangebaute Ebene aus, wo die Turkmanen ihre Heerden weiden. — Zu Aias besteht nur noch ein großer, schöner, befestigter Chan und ein Bazar in Ruinen, denn die Kurden machen Einfälle bis hieher. Die Sümpfe, welche die Küste bis in die Steppen von Scanderun oder Alexandrette herein bedecken, verpesten die Atmosphäre. Zu dieser Zeit ließ Ibrahim Pascha einen Canal graben, um das Ablaufen des Wassers zu befördern, und die ganze Bevölkerung der benachbarten Dörfer war damit beschäftigt. Der Vortheil, wenn es hätte ausgeführet werden können, wäre sehr groß gewesen, denn die Rhede von Scanderun ist ungemein sicher.

Am 30 April war der Berg in der Nähe von Beylan noch mit Schnee bedeckt. Von Antiochia (Antakié) kamen sie durch ein fruchtbares, mit Weizen, Gerste und Maulbeerbäumen bedecktes Feld nach Suadié an die Küste, wo der Orontes ausmündet. Wenn man sich von hier aus Aleppo nähert, wechselt die Vegetation plötzlich, es ist die von Syrien statt der des Mittelmeerbassins. Auf allen Seiten sieht man Städte, Dörfer, Chans und christliche Klöster, die durch das Erdbeben zerstört wurden. Aleppo begann sich wieder zu erheben, aber das von Ibrahim Pascha eingeführte Monopolsystem war sehr nachtheilig. Die hier befindlichen Europäer treiben namentlich mit Mesopotamien Handel, dessen Karawanen sich hier nicht ohne Schwierigkeit versorgen. Ibrahim Pascha ging mit dem Plan um, den Euphrat mit dem Orontes zu verbinden.

Die Reisenden wandten sich wieder gegen Norden. Die Luft von Aintab ist sehr rein, die Feuchte köstlich und sehr mannichfaltig. Die Stadt Besme schlängelt sich in einer Schlucht hin zwischen Bergen von blendender Weiße. In der Mitte des Monats Junius durchzogen sie rasch einen Theil des Taurus-Plateau's, die Höhen des Ak-dag, wo sie einige Dörfer in prachtvollen Lagen, umgeben von herrlichen Feuchtbäumen fanden. Am 19 Junius langten die Reisenden am Ufer des Euphrat an, zwei Stunden nördlich von Malatia, aber alles war durch die Kurden verödet und verbrannt. Im Dorfe Marad fanden sie einige Familien aus Tokat, die auf ausdrücklichen Befehl Reschid Pascha's, welcher die Expedition gegen die Kurden befehligte, hieher gekommen waren. Die Unglücklichen erzählten, daß sie nichts als Maulbeeren zur Nahrung hätten, alle Dörfer umher waren verheert, verbrannt und verlassen.

Am 20 setzten sie auf einem großen Kahn über den Fluß und gelangten nach Gümüsch-Maden, das in einer Schlucht zwischen unfruchtbaren Bergen liegt, die aber Silbererz enthalten; die Hitze ist hier gewöhnlich sehr groß und der Wind heftig. Gleichen befragen die Ausbeutung der Minen, schöne wohlbebaute Dörfer eingesamter sind von Armeniern bewohnt. Abermals wurde über den Euphrat gesetzt in einem schlechten verlechtigen Kahn, der auf allen Seiten Wasser einließ. Die Ayi-Kurden hatten den Mazuradagh inne, und man mußte auf den Besuch dieser Schneegipfel verzichten. Diese Kurden sind den Türken nicht unterworfen, und haben in diesen Bergen große Dörfer mit steinernen Häusern. Dagegen besuchten die Reisenden einige benachbarte Berge, und die Kurden, die man in den Zelten traf, hatten nicht sobald bemerkt, daß die Fremden Pflanzen sammelten, als sie dieselben für Aerzte hielten und zu Rathe zogen; sie gaben zum Danke dafür Rahm und Käse. (Fortsetzung folgt.)

Englische Caricaturen. H. B. ist unerschöpflich, und die politische Welt Englands scheint auch nicht müde zu werden ihm Stoff zu liefern. Drei neue Caricaturen sind erschienen; der Löwe und die Maus; der im Netz gefangene Löwe (O'Connell) wird von Lord J. Russell befreit, der als Maus das Netz durchnagt. Die Thiergesichter sollen ganz ausgezeichnet ausdrucksvoll seyn. Das zweite läßt sich nicht beschreiben; es stellt Hrn. Cobden, den Führer der Antikornliga dar, wie er Hrn. Pattison ins Narrenhaus führt. Das dritte ist wieder außerordentlich komisch; es führt den Titel: die raufenden Hunde, und spielt auf den Streit an, in welchem kürzlich die Lords Brougham und Campbell sich in den höflichsten Formen die bittersten Dinge sagten; sie sind hier dargestellt als zwei schottische Jagdhunde, die sich abrennen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 79.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

19 März 1844.

Ein französischer Cercle.

Paris, 4 März.

Was man in England Club, in Deutschland Casino oder Museum heißt, nennt man hier Cercle, aber die Anstalt hat sich bei dem im Ganzen gleichen Zweck in jedem Lande besonders modificirt. In London hat die unbequeme Form der Gesellschaft vor allem die Clubs hervorgerufen, und alles ist darauf berechnet, seine Abende dort so bequem als möglich zuzubringen; man findet prachtvolle Speisesäle, Lesezimmer, Conversationszimmer, Bibliotheken und Empfangszimmer, und einen Ueberfluß der bequemsten Sophas und Fauteuils, welche sich denken lassen. Wer keine feste Heimath in London hat, kann sich dort vollkommen einrichten, mit Ausnahme eines Schlafzimmers, welches er nicht im Hause haben kann. Hunderte von einheimischen Männern haben keine andere Adresse als ihren Club, wo sie frühstücken, essen, den Tag zubringen, ihre Briefe empfangen und schreiben, ihre Freunde sehen. Hier haben die Cercles Mühe gehabt sich zu etabliren, weil zu viele Salons offen stehen, wo man seine Abende unter Freunden ohne besondere Einladung und ohne Ceremonie zubringen kann. Da man aber seit zwanzig Jahren hier im Verhältniß wenig in Gesellschaft spielt, so fingen die Whistspieler an sich zusammenzuhalten und ein Local für sich zu miethen, wo sie gewiß sind anständige Gesellschaft zu finden; dazu kommt das Bedürfniß Zeitungen anderswo zu lesen als in Kaffeehäusern und in Leseeabinetten, und so hat sich eine gewisse Anzahl von Cercles gebildet, die aber bei weitem nicht die Wichtigkeit haben wie die englischen Clubs. Jeder dieser letzteren hat sich ein prachtvolles Haus nach seinen Bedürfnissen gebaut, und ihre Einkünfte sind ungeheuer; im allgemeinen bezahlt man in London 20 bis 25 Pfd. St. Eintrittsgeld und 8 Pfd. jährlichen Beitrag, und die Zahl der Mitglieder beträgt 800 bis 1200, während in Paris jeder Club ein Haus oder ein Stockwerk miethet, und aus 400 bis 500 Mitgliedern besteht, welche etwa 200 Franken Eintritt und 150 bis 200 Franken jährlichen Beitrag geben. Die Cercles sind sehr anständig, stehen aber an Geräumigkeit und Luxus den englischen sehr nach. Ich will z. B. einen größern Cercle, den Cercle agricole, nehmen, der im Jahre 1835 gestiftet wurde. Der Zweck war eine Anzahl großer Landbesitzer zusammenzubringen, und ihnen einen Vereinigungsort zu verschaffen. Die Gesellschaft besteht jetzt aus 450 Mitgliedern, welche 100 Franken Eintritt und 150 Franken jährlichen Beitrag bezahlen. Ihr Local ist im Hotel de Nesle, wo sie zwei Stockwerke einnimmt, welche Lesezimmer, Speisesale, Spielzimmer, Billardsale, Zimmer für die Raucher und einen Saal für Conferenzen enthalten, und mit vielem Luxus meublirt sind. Die Einkünfte sind etwa 100,000 Franken jährlich; im letzten Jahre betrugen sie für Beiträge der Mitglieder 62,000, Eintrittsgeld 8400, Karten- und Billardgeld 26,000 Franken und einige kleinere Einnahmen. Die Ausgaben waren folgende: Gehalte 6752, für Bibliothek, Haushofmeister und Dienerschaft 1300, Livreen 3658, Almosen 1200, Hausmiethe 13,764, Papier und Druck 1191, Licht 10,233, Holz 5411, Wasche 854, Spielkarten 3798, Erfrischungen und Thee 5382, Küche 7560, Meublen 14,483, Goldmünzen 1680, Zeitungen 3134, Briefe 1065 Franken. Die Goldmünzen sind Ehrenpfennige, welche der Cercle Gelehrten gibt, die im Winter dort Vorlesungen halten; jede ist 60 Franken werth; die Vorlesungen sind theils landwirthschaftliche Gegenstände, theils sehr verschiedenen Inhalts, sie werden Abends im Conferenzsaal gehalten. Die Erfrischungen bestehen aus Limonade, Syrup aller Art und Abends Thee, und werden jedem Mitglied gratis gegeben. Die Küche ist so eingerichtet, daß jeden Abend eine Tafel zu acht Couverten gedeckt wird; die Mitglieder, welche dort essen, bezahlen ihr Couvert, und die Plätze, welche frei bleiben, werden von dem Cercle dem Koch bezahlt, dieser hat überdieß 5000 Franken Besoldung; die Küche ist vortrefflich. Wie viel gespielt wird, zeigt die Einnahme aus dieser Quelle. Das Whist brachte 17,125 Franken ein, Piquet 1813, Trictrac 298, Schachspiel 14, die zwei Billards 6683 Franken. Dagegen wird jeder Leser, der Mitglied eines deutschen Casino ist, von der verhältnißmäßig geringen Ausgabe für Zeitungen und Bücher überrascht seyn. Die Raucher, welche früher in geringer Anzahl gewesen waren,

Digitized by Google

hatten urſprünglich ein Zimmer für ſich, aber im letzten Jahre verlangten ſie mehr Raum, und die Debatte wurde ſo lebhaft, daß ſie den Cercle in Gefahr ſetzte ſich aufzulöſen; am Ende gewannen die Raucher ihren Proceß, und erhielten ein Billard und zwei andere Zimmer für ſich. — Die übrigen franzöſiſchen Cercles ſind von dieſem nicht ſehr verſchieden. Der Ton in allen iſt vortrefflich, für Bequemlichkeit und Eleganz iſt hinlänglich geſorgt, aber ſie ſtehen den engliſchen in vieler Hinſicht nach und können ihnen auch nicht gleich kommen, ſo lange die franzöſiſche Sitte, daß faſt jedes Haus ſeinen Salon Abends auch ohne förmliche Einladung und auch an den Tagen, wo nicht eigentlich empfangen wird, für ſeine Freunde offen hält, beibehalten wird. Es iſt zu hoffen, daß dieſe Sitte der Anglomanie widerſteht, welche hier in allen Moden herrſcht, ſo bitter auch der Nationalhaß ſeyn mag. Die förmlichen Geſellſchaften ſind durch die engliſche Sitte ſchon ſehr verdorben worden, und von dem alten franzöſiſchen Salon, in dem man ſich in einen Kreis ſetzte, der von der Dame des Hauſes ausging, die rechts am Kamin ſaß, und wo man in einer allgemeinen Unterhaltung das Erzählungs- und Geſprächstalent pflegte, welches alle Franzoſen ſo ſehr auszeichnet, ſind nur noch wenig Spuren übrig geblieben. Es war zwar eine etwas förmliche Geſellſchaftsform, aber eine vortreffliche Schule für Höflichkeit, eine Tugend, die hier nach und nach abkommt, indem man gegenwärtig eine Maſſe Menſchen, welche einander unbekannt ſind, in einem Salon anhäuft, wodurch der eigentliche Zweck aller Geſellſchaften ganzlich geſtört wird. Aber das geſellſchaftliche Leben hier hat noch immer den großen Vortheil vor dem engliſchen voraus, daß man ſeine Freunde Abends ohne Ceremonie beſuchen kann, und in dieſen kleinen Geſellſchaften, wo ſich alle Anweſenden kennen, hat ſich viel von der alten Art franzöſiſcher Geſellſchaft erhalten, während man in England ſeine Bekannten, mit Ausnahme ſeiner intimſten Freunde, nur an eingeladenen Abenden ſehen kann. Dieß hat das Glück der Clubs gemacht, welche darauf eingerichtet ſind, daß man dort ſeine müßigen Abende, die man nicht in großer Geſellſchaft zubringen kann oder will, auf eine bequeme Art im Geſpräch oder mit Leſen und Schreiben, umgeben von allem, was der raffinirteſte Luxus darbieten kann, los werden kann. Sie ſind eine Reaction gegen die Förmlichkeit des Lebens, tragen aber ihrerſeits wieder viel bei, eine beſſere Form von Geſellſchaftlichkeit zu verhindern.

Engliſche Sports.

VI. Aquatic regatas (Waſſerſpiele).

(Fortſetzung.)

Es gibt in London Regattas, für die ſchon vor mehr als hundert Jahren ein Capital angewieſen wurde, um die Preiſe und Koſten dabei zu beſtreiten. So ſtiftete z. B. vor 130 Jahren ein Schauſpieler Dowett, um die Thronbeſteigung der braunſchweigiſchen Familie zu verewigen, zum Vortheil der jungen Waſſermänner der Themſe eine Regatta, welche Dowetts „coat- and badge-wager“ (Dowetts Rock- und Verdienſtzeichen-Wette) genannt wird, weil der Gewinner dabei einen neuen Rock und ein Verdienſtzeichen (badge) bekommt. Ein ſpäterer Wohlthäter fügte auch noch ein Capital hinzu, von welchem den Waſſermännern außerdem Preiſe gezahlt werden. Für beſondere Claſſen exiſtiren außer den oben genannten auch noch viele andere. Eine der größten Regattas bei London iſt die „Thames-Grand-Regatta,“ an welcher alle Claſſen von Ruderern Theil nehmen. Eine der intereſſanteſten iſt die jährliche Wett-Regatta zwiſchen den Schulknaben der großen Gymnaſien zu Eton und zu Weſtminſter, die wir weiter unten als ein Beiſpiel näher ſchildern wollen. Sehr berühmt ſind auch die regelmäßigen Ruderwetten zwiſchen den Oxonians und Cambrians, zwiſchen den Studenten von Oxford und Cambridge, welche zu den geübteſten Ruderern der Welt gehören. Uebrigens hat faſt jeder Ort an der Themſe ſein jährlich wiederkehrendes „aquatic fete,“ wie am Rhein jeder Ort ſeine Kirchweih hat. So gibt es die „Regatta von Hammerſmith,“ die „Regatta von Putney,“ die „Regatta von Wrorham,“ und oft treten die gegenüberliegenden Dörfer ebenſo mit einander in Wettſtreit, z. B. die Orte Graveſend und Milton bei der „Graveſend- und Milton-Regatta, wie die verſchiedenen Clubs der gentlemen amateur.

Im Norden von England gibt es keinen geprieſeneren Ort für Rudern, Segeln, Schwimmen, mit einem Wort für alle aquatic sports, als die Capitale der „ſchwarzen Indien,“ die große Pflanzſchule der „Colliers“ (Kohlenſchiffer), und überhaupt der engliſchen Küſtenſegler, nämlich Newcaſtle und ſein Fluß die Tyne, und die jährlich wiederkehrende Tyne-Grand-Regatta, welche unter dem Patronate des Herzogs von Northumberland und des Marquis von Londonderry ſteht, gewährt die großartigſten Waſſerſchauſpiele in dieſen Gegenden, und kann ſich faſt der „Thames-Grand-Regatta“ an die Seite ſtellen.

Als ein Beiſpiel, um daran zu zeigen, wie es bei einer engliſchen Regatta zugeht, will ich nun, wie ich ſchon oben verſprach, die Regatta zwiſchen den Eton- und Weſtminſter-Boys, der ich unter verſchiedenen andern auch beiwohnte, zu ſchildern verſuchen. Es war dieß eine „eight-oar-match,“ d. h. auf jedem Schiffe befanden ſich acht Ruderer und ein „cox-swain“ (Steuermann), und es wetteiferten zwei Schiffe mit einander. In dem einen die jungen Aſpiranten für Waſſerruhm (young aspirants for aquatic fame) von Weſtminſter, in dem andern die Blüthe der Ruderer von Eton.

Dieſe „match“ erregt in und bei London in der Regel ein ungewöhnliches Intereſſe; vor allem aber bewachen die Oxonians und Cambrians die Anſtrengungen dieſer jungen Leute, da ihren beiden rivaliſirenden Univerſitäten aus jenen beiden Schulen in der Regel die hoffnungsreichſten Talente zugeführt werden. Die Themſe iſt daher dabei gewöhnlich mit einer Menge bunter Boote, welche den verſchiedenen Ruderclubs zugehören, bedeckt, die Leanderboote, Travellersboote, St. Georgesboote und die Boote vieler andern Clubs,

Digitized by Google

„who shine far upon the waters“ („die weithin leuchten über die Gewässer)“ ꝛc. gefüllt mit der Elite der Amateurs, lauter wohlgebildeten, schönen, kräftigen Männern in ihrem Ruder-costüme.

Das Rennen ging dießmal von der Putneybrücke die Themse vier Meilen aufwärts. Es war das ruhigste und schönste Wetter von der Welt; die Brücken- und Flußufer waren mit einer brillanten Versammlung von „beauty“ und „fashion“ bedeckt, und alles was nahe oder entfernt mit der Ruder-Welt („the rowing world“) zusammenhing, zeigte das eifrigste Interesse und die gespannteste Erwartung für den kommenden Kampf. Da an demselben Tage noch mehrere andere Wasserfahrten „matches“ an andern Oeten der Themse gerudert wurden, so waren die „roughs“ *) nicht sehr stark in Zahl.

Die Etonians waren mit ihrer alten, verehrten, dem Auge und Herzen so wohlthuenden Farbe, dem „true blue“ (dem treuen Blau) geschmückt, während die Westminsters auch durch ihr Emblem (the pink) [blaßroth] sich nicht entstellt glaubten. Fast das ganze versammelte Publicum nahm Partei für und wider, und fast jeder, die Ruderer in den Booten, die Herren zu Pferde, die Damen in den Caerossen, die Fußgänger am Ufer gelagert, schmückten sich entweder mit blauen oder mit rothen Farben, je nachdem ihre Verwandtschaft, ihre Erinnerungen oder ihre Vorurtheile sie entweder mehr für Eton oder für Westminster stimmten. Es gingen Leute in reichlicher Anzahl umher, welche in Körben rothe und blaue Cocarden und Rosetten einhertrugen. Diese Rosetten waren aus seidenen Bandern zusammengenäht, und auf jeder war ein kleines, silbernes Blattchen mit dem Wappen der respectiven Schulen befestigt. Jeder dieser Leute bot aber nur Eine Farbe feil. Der Parteigeist geht in England so weit, daß selbst dergleichen Krämer mit daran Theil nehmen müssen. Auch von den Dampfschiffen, welche da waren um mit den Zuschauern dem Rennen zu folgen, hatte das eine die Etonflagge und das andere die Westminsterflagge aufgehißt.

James Leiton, Esq., hatte die Rolle des „umpire“ **) (des Unparteiischen) übernommen. Die beiden rivalisirenden Boote waren in der Mitte des Flusses an zwei Brückenpfeilern stationirt; mitten zwischen ihnen, an einem dritten Brückenpfeiler, lag das Boot eines Herrn, der das Signal geben sollte. Der genannte umpire in seinem Boote, dem Leander, das mit ausgezeichneten Ruderern besetzt war, hielt ebenfalls die Mitte, in einiger Entfernung von den Competitoren, um das Rennen in dieser Weite begleiten zu können.

Zu der festgesetzten Zeit, um 6 Uhr, als die Fluth am höchsten stand, ***) d. h. als also ein fast völliger Wasserstillstand im Flusse eingetreten war, wurde das Zeichen gegeben. Sofort schossen die beiden Boote wie Pfeile von der Brücke ab; beim Aussetzen zeigten die Westminsterer eine etwas rührigere, aber weniger geregelte Kraftentwicklung als ihre Opponenten, und der Vorsprung, welchen sie gleich im Anfang gewannen, war nur von kurzer Dauer. Kaum waren die beiden schmalen Boote „with their gallant eights“ (mit ihren galanten Achten) auf der Mitte des Flusses vorübergeschossen, so setzte sich auch alles auf Fluß und Ufer in Bewegung. Alle die raschen Boote der genannten Clubs schlüpften, dem Rennen folgend, auf den beiden Seiten der Themse vorüber, und die plumpen, schwerfälligen Dampfboote plätscherten hinterdrein; am Ufer galoppirten die Reiter am Wasser entlang, um noch bei Zeiten zu dem Ziele, welches ein in der Nähe einer Kirche aufgestelltes Boot war, anzulangen. Es war ein wunderhübscher Anblick, die Londoner Journale nannten es am andern Tage „a spicy affair“ (eine gewürzte Angelegenheit). Die acht Etonians mit ihrem Steuermann hatten zusammen ein Gewicht von 94 Stein, die Westminsters hatten dagegen zusammen nur ein Gewicht von 81 Stein; jene waren also schwerere, stärkere und ausgewachsenere Leute, diese jünger, kleiner und schwächer. Die gemächlicheren Etonians trugen den Ruhm des Tages davon.

Die Lichter und Schatten (the lights and shadows) des Kampfes selbst lassen sich nach englischer Schilderungsweise etwa so darstellen: das Wetter blieb während der ganzen Zeit des Festes schön, und weder aus Südwesten noch aus Nordosten „blies es Kanonen.“ *) Mit der entschiedenen Entschlossenheit „to do or die“ bemühten sich die Leichten wie die Schweren aufs äußerste einen Vortheil über ihre Gegner zu erringen, und sie hielten eine Zeitlang „scull and scull“ **) (Nachen an Nachen) neben einander.

(Fortsetzung folgt.)

Etwas über die eugubischen Tafeln.

Diese berühmten, zu Gubbio, dem alten Igubium, einer der bedeutendsten Städte Umbriens, aufgefundenen Tafeln haben bekanntlich den Gelehrten schon viel Schweiß gekostet. Fünf von diesen Tafeln sind in einer unbekannten Schrift, die man für ägyptisch, punisch, kaldisch und Gott weiß für was noch ausgab, bis man endlich nachwies, daß es die Schrift des Landes sey, in welchem man sie fand; die zwei übrigen Tafeln sind in lateinischer Schrift. Ueber den Inhalt hat man nicht weniger gestritten, bis endlich Lanzi in seinem Versuch über die etruskische Sprache zu beweisen sich bemühte, daß die Inschriften sich auf die Verhandlungen einer Versammlung von Abgeordneten aus den verschiedenen Städten und Districten des umbrischen Landes sich bezögen, welche theils politische Geschäfte miteinander abmachten, theils in dem Tempel des Jupiter Apenninus Opfer darbrachten. Bis jetzt haben alle Bemühungen, Licht auf die Sprache der eugubischen Tafeln zu werfen, fehlgeschlagen, und Hr. Millingen, der in der Versammlung

*) Die Matrosen und gemeinen Wassermänner und Boatsleute.

**) Ich würde mich nicht wundern, wenn dieses Wort bei näherer Nachforschung sich als eine Abkürzung nach englischer Art des deutschen Wortes „Unparteiischer“ erweisen sollte.

***) Gewöhnlich finden die englischen Ruderwetten „at the top of the tide“ (auf dem Gipfel der Fluth) statt, d. h. zu Zeit der größten Fluthhöhe. Es gibt aber auch Wetten „against the tide“ (gegen die Fluth), und auch andere „with the tide“ (mit der Fluth.)

*) „to blow great canons“ (große Kanonen blasen), ein englischer Schifferausdruck, von einem großen Winde gemacht.

**) Ebenso wird „breast and breast“ beim Schwimmen und „head and head“ beim Pferderennen gebraucht.

Digitized by Google

der Londoner literarischen Gesellschaft am 8 Februar diesen Gegenstand wieder zur Sprache brachte, suchte auch gar nicht diese Sprache zu enträtheln, sondern vielmehr zu zeigen, daß man sie nie werde verstehen können, weil wenigstens diese eugubischen Tafeln ursprünglich abgefaßt worden seyen, um — unverständlich zu seyn. Wir wollen über diese ziemlich barocke Ansicht kein Urtheil aussprechen, und führen nur einige der von Hrn. Millingen für dieselbe beigebrachten Gründe an. „Wir treffen, sagt er, in alten Schriftstellern häufig auf eine unter Griechen, Römern und Etruskern vorhandene geheimnißvolle und, wie behauptet wurde, göttliche Sprache, die bei religiösen Ceremonien, bei Privatandachten und bei Zaubersprüchen gebraucht wurde.“ Hr. Millingen führt für seine Behauptung die bekannte Stelle in der Iliade an, wo gesagt ist, daß der Fluß, den die Sterblichen Skamander nennen, bei den Göttern Xanthus heiße; ferner die Behauptung von Macrobius, daß der geheiligte Name Roms, so wie der besondern Schutzgottheit desselben, als ein unverletzliches Geheimniß bewahrt wurde; sodann beruft er sich auf das Werk des alten Cato „de re rustica,“ wo eine Zauberformel in einer ähnlichen geheimen Sprache als Heilmittel gegen Verrenkungen angegeben wird, und endlich auf die Ueberreste der Hymnen der Salier und Fratres Arvales, welche deutliche Proben dieses alten mystischen Dialekts enthalten. Die eugubischen Tafeln gehören genau in dieselbe Kategorie, es sind eine Art Litaneien oder Gebete der Fratres Atiolates, eines Priesterstandes, der vermuthlich Aehnlichkeit mit den Saliern und Arvalen hatte, von dem wir aber sonst nichts wissen. Hr. Millingen schloß seine Abhandlung mit allerlei Bemerkungen über die allgemeine Anwendung der Magie in den alten heidnischen Religionen, und mit Beweisen aus Clemens Alexandrinus, Jamblichus, Epiphanius und Plinius, daß diese magischen Gebräuche von der Anwendung der geheimen Sprachen begleitet gewesen seyen.

Chronik der Reisen.

Aucher d'Eloy's Reisen im Orient.

(Fortsetzung.)

Am 22 Julius langten unsere Reisenden in Erzerum, einer schlecht gebauten Stadt, an, die zur Zeit des russischen Einfalls viel gelitten hat; doch stellte sich ihr Handel wieder her. Der Ararat war so nahe, daß die Reisenden den lebhaftesten Wunsch empfanden, ihn zu besuchen, aber sie konnten nicht dazu kommen, da der Krieg so eben zwischen den Truppen des Pascha und den Kurden um Bajazid ausgebrochen war, die ganz neuerlich erst eine Karawane geplündert hatten. Man mußte also den Weg nach Trapezunt einschlagen, wo Hr. Texier, der das Jahr zuvor Hrn. Aucher d'Eloy in Konstantinopel gesehen hatte, nur mit großer Mühe ihn wieder erkannte; seine Haare waren vollkommen gebleicht. Der französische Consul, Hr. Outrey, lieferte den Reisenden die Mittel, längs den Ufern des schwarzen Meeres nach Konstantinopel zurückzukehren. Aucher d'Eloy schildert dieß Land in Uebereinstimmung mit allen Europäern, die es gesehen haben, als äußerst reizend. Alles athmet eine wunderbare Frische; manchmal öffnen sich die Gebirge, um einen Blick in köstliche Thäler und auf pyramidale Berge zu gewähren, die einen prächtigen Anblick darbieten. Die Städte, welche meistens am äußersten Ende der Vorgebirge liegen, bieten einen äußerst zierlichen malerischen Anblick dar.

Hr. de Mendret war über Semlin und Deutschland nach Frankreich zurückgekehrt, und im Anfang Februars 1837 reiste Aucher d'Eloy allein ab auf einem gedeckten türkischen Fahrzeug. „Hier befanden sich, sagt er, Leute jedes Alters und Geschlechts und von zehn verschiedenen Religionen, von der stolzesten bis zur demüthigsten, d. h. vom Moslem bis zum Juden. Es waren hier fünf oder sechs alte türkische Frauen und eine junge mit prächtigen Augen, ferner ein sehr einnehmendes griechisches Mädchen. Aber namentlich unter den Männern fand die größte Mannichfaltigkeit statt: zwei oder drei Soldaten, eben so viel ruhige und in ihrer Dicke selige Türken; eine Art irregulärer Soldat aus dem Innern mit sehr engen kurzen Hosen und einem spitzigen Turban; Katergis oder türkische Maulthiertreiber, ein sehr streitsüchtiges Geschlecht; ein Derwisch aus Bucharest, dessen Bekanntschaft ich schon das Jahr zuvor in den Gebirgen von Lasistan zu machen die Ehre gehabt hatte, und der mich abermals fragte, ob die Franzosen gute Moslems seyen, und einen heiligen Mann, wie ihn, gut aufnehmen würden. Ich rieth ihm die Probe nicht zu machen. Hiezu kamen noch Armenier, Griechen, einige italienische Kaufleute, ein Georgier, ein arabischer Sklavenhändler, der vermuthlich mit seiner Waare aus Daesne oder einem sonstigen benachbarten Lande kam, und endlich drei Juden.“

Aucher d'Eloy landete zu Mudania und eilte nach Brussa, dessen Ebene nicht ganz angebaut ist; der am besten bewässerte Theil ist bloß mit Maulbeerbäumen bepflanzt; indeß versicherte man ihn, der Anbau habe seit fünfzehn Jahren große Fortschritte gemacht und die Luft sey dadurch besser geworden, denn die Fieber, die sonst so starke Verheerungen angerichtet, hatten aufgehört. Diesen Vortheil dankt man freilich dem Verbot des Reisbaues. — In dieser Stadt befand sich ein nordamerikanischer Missionär, aber der Ansicht unseres Reisenden nach machte er sehr schlechte Fortschritte.

Kutahia liegt in einer unermeßlichen Ebene, angelehnt an hohe Berge, die von der Olympuskette auslaufen. Diese Ebene ist sehr fruchtbar und auch ziemlich gut mit Kornfrüchten angebaut. Afium-Kara-Hissar liegt um einen ungeheuren einzelnstehenden und schroffen Felsen her, auf dessen Gipfel ein Fort angelegt ist. Zu Ladik (Laodicea combusta), einem fast zerstörten, auf einer Anhöhe liegenden Dorfe, ist alles mit alten Marmorstücken und Inschriften bedeckt; ebenso zu Koniah-Karapia ist ein durch zahlreiche antronische Höhen vertheidigter Flecken. Jenseits Ereckli betritt man den Taurus; am 9 März betrat Aucher d'Eloy den Boghaz oder den Engpaß der syrischen Thore, und damit die Straße, die er schon das vorige Jahr verfolgt hatte. „Diese Thore, sagt er, öffneten mir recht eigentlich den Frühling; kaum hatte ich sie zurückgelegt, so verschwand der Schnee völlig und alles zeigte den Einfluß eines andern Klima's.“

Er sah nun Adana, Mesis, Seanderun und Antakié wieder, an welchem Ort er den englischen Major Chesney fand, welcher mit seinen Leuten die Dampfboote abwartete, welche den Euphrat zwischen Bir und Bassara befahren sollten. Aucher d'Eloy benutzte seinen Aufenthalt zu Aleppo, um einen Ausflug in die Wüste zu machen. „Das Land von Aleppo bis in die Nähe des persischen Golfs ist nicht eigentlich eine Wüste, wie die von Syrien und Arabien, sondern ein rothes, allerdings steiniges, aber sehr fruchtbares Land, durchaus wie das um Aleppo her; doch ist es von Bäumen entblößt, mit Ausnahme der Euphratufer, wo sich einige Wälder finden, in denen die Eiche eine Hauptrolle spielt. Palmyra ist auf einem ähnlichen Boden erbaut, und diese Wüste ist von kleinen Bächen bewässert; Brunnen kann man allenthalben anlegen. Das Land ist sehr bewohnbar, und war auch, wie die zahlreichen Ruinen, die man hier findet, beweisen, früher bewohnt.“

(Fortsetzung folgt.)

München in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 80.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

20 März 1844.

Einiges über die Tungusen.

(Aus einer demnächst erscheinenden Reise nach Jakutsk.)

Erster Artikel.

Der Poststation Sanajachtach gegenüber sahen wir am Ufer einige tungusische Jurten; die Tungusen winkten uns mit der Hand, wie gaben gern ihrem Wunsch und unserer Neugierde nach und befanden uns bald mitten im dichten Walde unter einigen tungusischen Familien. Greise, Weiber und Kinder schauten mit Verwunderung auf uns; aber die Hunde ließen uns keine Ruhe: ihnen stand vermuthlich unsere Kleidung und vielleicht auch der russische Geruch nicht an. Dagegen waren die um die Jurten herumlaufenden Rennthiere sehr freundlich, ließen sich streicheln, und da einige derselben gesattelt waren, so setzten wir uns darauf und ritten herum. Jedes hat eine kleine Tafel mit einem Städchen, das Kennzeichen des Eigenthümers, am Hals hängen.

Die Tungusen kleiden sich ganz wie die Jakuten und einige hatten besondere Figuren in die Hände eingestochen. In frühern Zeiten war das Tattowiren im Gesicht gewöhnlich, jetzt aber findet sich diese alte Gewohnheit nur noch bei denjenigen, welche fern von den Russen in der Tiefe der Wälder leben. Die Haare waren bei den Männern gescheitelt, hinten zusammengebunden und in einen Zopf geflochten; Bart hatten sie gar keinen. Die Kleidung der Frauen unterscheidet sich von der der Männer nur darin, daß sie um den Kopf ein Tuch gebunden haben, in den Ohren große Ohrringe und um den Hals breite, kupferne Bänder tragen; die Zöpfe sind bei den Mädchen mit Riemen umwunden, und an dem Ende befinden sich kupferne Verzierungen. Indeß ist dieser Putz nicht ächt tungusisch, sondern theils von den Russen, theils von den Jakuten entlehnt, weil die letztern an dem Verkehr mit den Tungusen starken Antheil nehmen und selbst viele von diesen ihre Sprache gelehrt haben. Die Kinder sprangen völlig nackt auf dem Grase umher, und ihre Wiegen, die den Kibitken gleichen, standen neben der Jurte und werden bei Wanderungen mit den Kindern auf Rennthiere geladen. Die tungusische Jurte wird aus Birkenrinde gemacht und heißt Urasa. Wenn der Tunguse irgendwo seinen Wohnsitz aufschlagen will, was jedoch, die Zeit des Jahrmarkts und die Zahlung des Tributs abgerechnet, nie länger als auf zwei Tage geschieht, so haut er alsbald einige junge Bäume ab, stellt sie kegelförmig auf, bedeckt die Seitenwände bis oben mit Birkenrinde oder Elennsleder, und läßt nur eine kleine Oeffnung zum Austritt des Rauches frei. Die Birkenrinde wird zu dem Ende mit Pferdehaaren in lange und breite Streifen zusammengenäht, und das Haus ist fertig. In der Mitte der Urasa zündet er das Feuer an, und stellt den Kessel auf drei im Boden befestigte Steine; das ist seine Küche. Die Tungusen schlafen, wie alle diese wilden Völker, selbst im Winter ganz nackt, decken sich mit Röcken von Thierfellen zu, und wenden den kahlen Rücken gegen das Feuer. Gegen Morgen erlöscht dieß, und auf dem Rücken des Tungusen bildet sich eine Reifschichte. Das hat aber gar nichts zu bedeuten. Ich besichtigte alle Jurten, fand aber außer Fetzen von Thierfellen nichts darin. Das ganze Vermögen der Tungusen steckt in ledernen Kisten, die vor den Dörfern in Linie aufgestellt sind. In den Kisten liegen die Rennthiersattel wohlgeordnet übereinander.

Die Tungusen, welche zwischen Wäldern und Bergen leben, können keine anderen Hausthiere haben als Rennthiere; doch findet man bei Kirensk auch welche, die Pferde ziehen. Im Sommer reiten sie auf denselben, und im Winter lassen sie dieselben in Freiheit neben ihren Heuschobern, denn Wölfe gibt es hier keine, und die Pferde bleiben somit unbelästigt bis zum Frühjahr. Das sanfte, edle Rennthier bildet den Reichthum des Tungusen, er schätzt jedes einzelne hoch, und entschließt sich nicht eher eines davon zu tödten, als bis ein zweitägiger Hunger seiner Frau und seiner Kinder und eine unglückliche Jagd ihn aufs Aeußerste gebracht haben. Der Tunguse reitet auf dem Rennthier, nähret sich von seinem Fleisch und kleidet sich von seinem Fell; es bringt ihm nur Vortheile und kostet ihm sehr wenig Mühe: im Sommer nährt es sich von isländischem Moos und Gras, im Winter von dem an den Bäumen wachsenden Moose. Kein Thier taugt so sehr zum Ritt in waldigen Bergen und im Schnee

Digitized by Google

als das Rennthier. Große Männchen tragen den dicksten Mann, aber man ladet ihnen nicht mehr als einen Centner Last auf, denn der Rücken des Rennthieres ist ausnehmend schwach, und man legt ihm den Sattel so nahe als möglich an den Schultern auf, ohne Steigbügel und Schwanzriemen. Statt des Zügels bindet man ihm einen Riemen oberhalb der Schnauze fest, und diesen nimmt der Reiter in die eine Hand, während er oft mit der andern einen Stab hält, um das Gleichgewicht zu erhalten. Wer das Reiten auf Rennthieren nicht gewohnt ist, für den wird es sehr peinlich, denn der Sattel dreht sich bald nach der einen, bald nach der andern Seite, und um nicht zu fallen, muß man sich mit den Knieen am Halse des Thieres festhalten. Die Füße des Reiters stoßen häufig an Klötze und Baumstumpen an oder schleppen im Schnee nach.

Wenn der Tunguse ein wildes Rennthier oder Elennthier tödtet, so werden alle Nachbarn, wenn deren da sind, zu der Beute geladen; alle eilen zum Feste herbei und das Thier wird in Einem Tage verspeist. Der Eigenthümer behält nichts als die Knochen, welche er zerstampft und mit Wasser auskocht. Sind dem Tungusen die Nahrungsmittel ausgegangen, so nimmt er seine Flinte, setzt sich auf ein Rennthier, und geht, wohin immer seine Augen schauen; seiner Frau trägt er dann auf, sich mit seinem ganzen Vermögen nach irgend einem bekannten Bache zu begeben und ihn daselbst zu erwarten. So streichen die Tungusen während des Sommers umher, im Winter aber begeben sie sich an die Orte, wo man den Thieren Fallen stellen kann; diese Orte befinden sich gewöhnlich an Bachen, und hier ziehen sie dann auf einem und demselben Strich hin und her. Jeden Tag besucht der Tunguse seine Falle, und bringt dann stets ein Bisamthier, einen Zobel, ein wildes Rennthier oder auch nur einen Vogel nach Hause. Ein Bisamthier ist die gewöhnliche Beute; in früheren Jahren wurden jährlich gegen 8000 solcher Moschussäcke aus dem udischen Kreis ausgeführt; jetzt hat aber die Ausfuhr sehr abgenommen.

Englische Sports.

VI. Aquatic register (Wasserspiele).

(Fortsetzung.)

So sehr von Anfang an offenbar wurde, daß die Etonians an körperlicher Kraft das Uebergewicht über ihre „Competitors of old" hatten, so ruderten doch diese mit dem Motto: „nil desperandum" muthig darauf los. In der Entfernung einer Meile betrug der Vorsprung, den die Etonians hatten, schon anderthalb Bootslängen, die Entfernung zwischen den Combattants vergrößerte sich auf eine schreckenerregende Weise, und am Ende der Laufbahn schossen endlich die Etonians beim Zielschiffe vorüber, mit einem Vorsprunge von 12 bis 14 Bootslängen, oder von ungefähr 45 Secunden. Die Gewinner ruderten die Distanee von 4 Meilen in 24 Minuten und sie wurden von einem freudig jauchzenden „feu de joie" von allen Blaudecorirten als die Sieger begrüßt. Eine große Gesellschaft von Mitgliedern der siegreichen Partei versammelte sich dann in einem Hotel am Ufer, wo bei Feuerwerk und Musik ein Mittagsmahl eingenommen wurde, das man bis spat in die Nacht verlängerte. Nur die Westminsters waren den Abend „zur gewöhnlichen Schulzeit" schon wieder in ihrem Domicil zurück.

Ich habe nicht in Erfahrung bringen können, welches der Preis war, um den diese jungen Leute ruderten. Gewöhnlich aber besteht bei diesen „Regattas" der Preis entweder in irgend einer Geldsumme oder in einer Medaille, oder auch in silbernen Geschirren, z. B. „grand challenge cups" (große Herausforderungsbecher), den „city cup," den „Thames cup" etc. Auch silberne kleine Nachen sind zuweilen der Preis des Kampfes. Sehr gewöhnlich wird auch um den Besitz eines wirklichen Nachens gerudert. Dieser Preisnachen wird dann oft dabei mit bunten Bändern geschmückt auf einem schön decorirten Wagen, eine Bande *) voran, zum Ufer gezogen.

Auch in diesem Zweige der englischen Sports gibt es natürlich Leute, welche die Sache als Beschaftigung und Erwerbszweig betrachten. Sie fasten und üben sich („train") den ganzen Sommer hindurch, um bei allen Regattas, wo sie als Competitoren auftreten dürfen, wohl zubereitet zu erscheinen, verschaffen sich dabei durch die errungenen Gewinnste die Mittel, für den Winter ruhig auf ihren Rudern zu liegen (to ly upon their oars) und sich zu pflegen.

Die großartigsten, wichtigsten und interessantesten aller „aquatic sports" sind nun aber endlich die Segelkampfe, die, wie es scheint, erst in neuerer Zeit aufgekommen sind. Der Reichthum und Luxus Englands mußte erst auf seine jetzige Höhe steigen, bevor er solche Kosten aufwenden konnte, welche die Unterhaltung von Segelschiffen zum bloßen Vergnügen möglich macht. Es sind daher mit diesem Sport in England auch die reichsten und vornehmsten Leute vorzugsweise beschaftigt.

Das Schwimmen und Rudern verhält sich ungefähr wie das Gehen und Laufen, während das Segeln dem Fahren und Reiten zu vergleichen ist. Jene Uebungen verbleiben daher den Geringen, diese sind eine Sache der Vornehmen, wie das Wagenrennen in Griechenland.

Natürlich haben sich auch die Liebhaber des Segelns, wie alle englischen Liebhaber, in eigene Clubs formirt. Die bedeutendsten derselben sind der „Royal Thames Yacht-Club," der „Royal Southern-Club," und vor allen Dingen der erste und vornehmste von allen: die „Royal-Squadron" (das königliche Geschwader). Schon der Beiname „royal," den alle diese Clubs haben, deutet auf das Königliche hin, das in diesem Spiele liegt, wobei die Götter selbst die Segel schwellen und der Mensch ohne sklavische Arbeit und Schweiß nur als der kluge Benutzer der Naturkrafte und als Steuermann und Lenker dasteht.

---

*) Die Engländer sagen statt Musikbande gewöhnlich bloß „Bande."

Digitized by Google

Um eine Vorstellung von der Einrichtung dieser Clubs zu geben, mögen wir aus den Gesetzen der Royal Squadron Folgendes als charakteristisch hervorheben:

Jeder Gentleman, welcher der Besitzer eines Schiffs von nicht weniger als 30 Tonnen Gehalt ist, welches er sich bloß zum Vergnügen hält, kann ein Mitglied dieses Clubs werden. Der erste Lord der Admiralität ist Mitglied ex officio. Zu Ehrenmitgliedern können die Prinzen von königlichem Geblüt, alle Admirale, Capitäns und Commanders und noch einige andere Personen gewählt werden. Der Commandeur en Chef in Portsmouth ist Ehrenmitglied ex officio.

Kein Dampfschiff soll zugelassen werden. *)

Die Mitglieder der „Royal-Yacht-Squadron," deren Schiffe, wie wir gleich sehen werden, oft auf sehr entlegenen Meeren kreuzen, haben sogar von fremden Mächten gewisse Privilegien erhalten. Darunter sind z. B. folgende: daß sie von Tonnengeldern und gewissen Hafenabgaben in den französischen, niederländischen, spanischen, portugiesischen und anderer Reiche Häfen befreit sind. Auch in England selbst genießen sie gewisse Vorrechte, z. B. daß sie ihre Geräthschaften und Schiffs-Amendlement frei von einem Orte des Königreichs zum andern transportiren, in jedem brittischen Hafen einlaufen können, ohne daß eine sogenannte „customs licence" (Küstenfreischein), welchen sonst jedes andere englische Küstenschiff haben muß, von ihnen gefordert würde. Auch haben sie das wichtige Privilegium, aus Ihrer Majestät „Dock-Yards" sich mit Masten, Sparren und anderem Segelmaterial versehen zu dürfen. **)

Die Lords der Admiralität haben auch den Schiffen der Royal-Yacht-Squadron das Recht gegeben, die weiße oder St. Georges-Flagge (the white oder St. Georges ensign) zu führen. Auch können sie an den mooring-bays (an den Ankerplätzen) Ihrer Majestät Häfen anlegen und haben noch mehrere andere solche kleine Berechtigungen.

Auch die andern Clubs haben die Superiorität der Royal Squadron dadurch anerkannt, daß alle Mitglieder der letztern schon von Haus aus auch Ehrenmitglieder einiger jener andern Clubs sind.

Jedes member der Royal-Squadron ist jener Privilegien wegen für seine Yacht mit „Admiralty warrant foreign certificates etc" versehen, die zu den nothwendigen Papieren seines Schiffes gehören.

Die Squadron hat in Cowes auf der Insel Wight das „Squadron-House," welches als das für alle Mitglieder eingerichtete Wirthshaus betrachtet werden kann. Auch werden die Schiffe der Squadron von andern Schiffen salutirt, und die R. Y. S. *) selbst salutirt auch von ihrer Batterie aus den 32 Gesetzen ihrer „rules und regulations" zufolge jedes „Blood-Royal," das in die Nähe kommt mit einer gewissen Anzahl von Schüssen. Der Vorsteher der Squadron hat den Titel „Commodore," und sein Stellvertreter den Titel eines „Vice-Commodore." Die verschiedenen Flaggen der Squadron und deren Gebrauch zu kennen, würde ein ganzes Studium erfordern.

(Schluß folgt.)

*) Dieß ist ein wichtiges und interessantes Gesetz, denn ohne Zweifel liefert die Dampfschifffahrt, bei der weit mehr von dem Maschinenbauer als von den Matrosen und dem Steuermann abhängt, nicht die gröbsten Mittel und nicht die nöthigen Qualificationen dazu, der Gegenstand eines nobien Sports zu seyn.

**) Sonst sind die Magazine in Ihrer Majestät Marinen Arsenälen natürlich nur für die Kriegsschiffe bestimmt.

Die Jahrbücher der vier Meister.

Zwei Buchhändler in Dublin haben ihre Absicht angekündigt, wenn man sie durch eine Subscription von 200 Exemplaren gegen Verlust decke, die altirische Chronik „die Jahrbücher der vier Meister" mit einer englischen Uebersetzung herauszugeben. In dem Prospectus heißt es: „Bis auf die ganz neuen Bemühungen der irischen archäologischen Gesellschaft ist seit der Herausgabe von Sir Richard Cox's „Hibernia anglicana" für eine Vermehrung des Materials zur mittelalterlichen Geschichte Irlands nichts geschehen, mit Ausnahme der prächtigen Sammlung irischer Annalen, die von Ch. O'Conuor ins Lateinische übersetzt und auf Kosten des verstorbenen Herzogs von Buckingham unter dem Titel Rerum Hibernicarum Scriptores veteres herausgegeben wurden. Die Herausgabe dieses großen Werks wurde mit lebhafter Freude von den Gelehrten des In- und Auslands aufgenommen, die dadurch zum erstenmal in den Besitz des wirklichen Textes der meisten alten Chroniken des östlichen Europa gesetzt wurden, woraus sich ein Urtheil bilden ließ, nicht bloß über den gesellschaftlichen Zustand, sondern auch über den Geschmack und Geist eines von den übrigen Zweigen der europäischen Familie so lange getrennten Volks, das die Charakterzüge seines celtischen Ursprungs so lange bewahrt hatte, nachdem alle solche Spuren aus den Einrichtungen und der Literatur der umwohnenden Nationen verschwunden waren. Unglücklicherweise gingen aber diese Annalen nur bis zur Ankunft der Engländer im 12ten Jahrhundert. Der umfangreichste und interessanteste Theil der „Scriptores rerum Hibernicarum" ist die Chronik der vier Meister. Der erste Theil derselben ist allerdings kurz, selbst mager, und nur für alte Geographie und Familiengeschichte besonders werthvoll, aber vom 12ten und 13ten Jahrhundert an wird die Erzählung umständlich und reich an den mannichfaltigsten Einzelnheiten. Dieser bis jetzt nicht herausgegebene Theil vom Jahre 1172 bis 1616, wovon die eigentlichen Quellen jetzt größtentheils verloren sind, enthält mehr als drei Viertheile der gesammten Compilation, so daß man die vorgeschlagene Herausgabe in der That als die erste betrachten kann."

Chronik der Reisen.

Aucher d'Eloy's Reisen im Orient.

(Fortsetzung.)

Am 4 April verließ Aucher d'Eloy Aleppo mit einer Karawane, ging über den Euphrat und betrat Bir oder Biredschik (Bietha), eine

*) Jeder Mensch in England weiß, daß diese drei Buchstaben „Royal Yacht Squadron" bedeuten. Die Namen und Titel aller in England allgemein bekannten Personen und Gesellschaften werden immer nur so mit den ersten Anfangsbuchstaben angeführt.

Digitized by Google

Stadt, die gegenwärtig in Trümmer fällt; Orfa, das Ur der Chaldäer und Edeſſa der Griechen, liegt am Fuße eines Kalkbergs, der ganz von Menſchenhänden durchgraben iſt, um hier Wohnungen oder Gräber anzulegen; die Stadt liegt am Eingang einer Schlucht und kann für den Schlüſſel Syriens und Meſopotamiens gelten. Am 16 logirte man nahe an einem kurdiſchen Dorfe, und alle Katzen des Orts kamen miauend der Karawane entgegen. Man wußte nicht, was man aus dieſer ſonderbaren Deputation machen ſollte, erfuhr aber endlich, daß alle Einwohner entflohen ſeyen, um nicht durch die Truppen Reſchid Paſchas niedergemacht zu werden.

Ehe man Mardin, eine von wohlerhaltenen Mauern umgebene Stadt, erreichte, ſtieß man wiederholt auf Schaaren von Kurden und Arabern. Aucher d'Eloy ſchloß ſich hier an das zahlreiche Gefolge eines Paſcha an, und kam ſo nach Moſſul, deſſen Bevölkerung durch die Peſt in den Jahren 1830 und 1831 ſtark gelitten hatte. Zu Bagtſchike, einem von ſchönen Ölbaumgärten umgebenen Dorfe, beſtand die Bevölkerung aus Jeſidis. Um den Tigris von Moſſul nach Bagdad hinabzufahren, ſchiffte ſich Aucher d'Eloy auf einer Abra ein; dieß iſt ein Floß, der auf aufgeblaſenen Häuten ruht; zu Bagdad, wo das Holz ſehr theuer iſt, wird dieß verkauft und die Häute zu Lande nach Moſſul zurückgeſchickt.

Die Ufer des Tigris ſind an vielen Stellen mit einer ſehr kräftigen Vegetation bedeckt, auch bemerkt man im Flachlande zahlreiche Ruinen. Die Araber ſuchten den Reiſenden Furcht einzujagen, und ſchwammen mit Hülfe aufgeblähter Felle, die Gewehre über dem Kopfe haltend, auf die Abra zu; man drohte Feuer auf ſie zu geben, und kündigte ihnen an, daß zwei Kellets oder große Flöße jeder mit 300 Soldaten nachkämen. Jetzt zogen ſie ſich zurück und behaupteten, ſie hätten nur ein wenig Tabak gewollt. Je weiter man hinabkam, deſto gewöhnlicher wurden die Palmen und deſto zahlreicher die Dörfer, aber alle ſchienen in kläglichem Verfall und tiefem Elend, als traurige Vorboten des jetzigen Zuſtandes von Bagdad. Wie iſt die Größe dieſer Stadt geſunken! Sie iſt faſt gänzlich in Ruinen, die Straßen verlaſſen, und der entzauberte Reiſende kann kaum glauben, daß er ſich in der Stadt Haroun Gerroſchids, auf dem Schauplatz der Tauſend und Eine Nacht, befindet.

Auf dem Wege nach Hilla reiſte Aucher d'Eloy mit einem jungen Türken, der ſehr gut franzöſiſch ſprach, und auf Koſten des Paſcha von Aegypten zu Paris ſtudirt hatte. — Die Chans, die ſich von zwei Stunden zu zwei Stunden auf dem Wege finden, ſind in gutem Stande und werden Nachts geſchloſſen, um ſie gegen die Araber zu ſchützen, die auch, ſo ſchwach dieſelben ſind, nichts dagegen unternehmen. Ehemals waren dieſe Chane von Dörfern umgeben, von denen man nur noch Ruinen ſieht. Die Reiſenden trafen auf dem Wege eine große Menge Juden, Perſer, Hindus und Araber, die auf der Pilgerfahrt begriffen waren, die erſtern nach Kefeil, wo der während der babyloniſchen Gefangenſchaft verſtorbenen Ezechiel Grab iſt, die letzten nach Kerbela, das ſeit einiger Zeit ſehr bedeutend wurde. Aucher d'Eloy beſuchte zu Hilla und in der Umgegend die noch vorhandenen Ruinen Babylons, und ſchöpfte daraus die Anſicht, daß die Angaben Herodots von der ungeheuren Ausdehnung der Stadt keineswegs übertrieben ſeyen.

Er reiſte von Bagdad mit einer Karawane ab; eines Abends, als ſie noch auf dem Marſch war, ließ der Ruf: zu den Waffen! ſich hören. Die Reiter, die im Nachtrab waren, eilten vor, und ein Gewehrfeuer begann; die Kurden aber zogen ſich entweder wegen ihrer geringen Anzahl, oder weil ſie ſich nicht mit 60 wahlbewaffneten Leuten meſſen wollten, zurück, wie ſie es gewöhnlich thun, wenn ſie auf Widerſtand ſtoßen. Am folgenden Tage erſchienen die Kurden wieder, und man machte ſogleich Halt. „Die mit Gewehren bewaffneten Leute vereinigten ſich, 40 an der Zahl, ich befand mich darunter, und da ich als Franghi mich auf die Kriegskunſt verſtehen mußte, ſo wurde ich durch gemeinſamen Zuruf zum Obergeneral ernannt. Ich traf meine Anordnungen ſo gut ich konnte, und empfahl ihnen namentlich, nicht, wie es ihre Gewohnheit iſt, zu ſchießen, ehe der Feind in der Nähe ſey. Auch den Reitern ſchärfte ich ein, keine Bewegung zu machen, als bis der Feind durch den Verluſt einiger Leute in Verwirrung gerathe. So geordnet erwarteten wir den Feind, und einen Augenblick nachher verkündete eine dicke Staubwolke die Annäherung der Kurden. Ich wiederholte meinen Befehl, zu warten, bis der Feind auf Schußweite herangekommen ſey, aber trotz ihres Generals feuerten meine Leute bald ihre Gewehre aufs Gerathewohl ab, und ſchrien dabei, wie die Beſeſſenen; der Feind antwortete auf dieſelbe Entfernung, und zog ſich zurück, als er ſah, daß man zu ſeinem Empfang bereit ſey. Dieß iſt die gewöhnliche Kriegsweiſe unter nomadiſchen Stämmen, man ſchießt, um einander Furcht einzuflößen, und ſehr ſelten fließt Blut. Wenn man Feuer gegeben hat, wagt der beſtürzte Feind nicht zu antworten, man wirft ſich auf ihn und die Plünderung beginnt.“

Obwohl Aucher d'Eloy's Kleidung gar nichts Beſonderes haben konnte, da es nahezu die des Landes war, kamen doch Frauen und Kinder aus einem Lager ackerbauender Kurden herbeigelaufen, um ihn zu betaſten, während er von einem Führer begleitet Pflanzen ſuchte. Die Damen gingen in ihrer Neugierde ſo weit, daß er ſich genöthigt ſah, Gewalt anzuwenden und ſie tüchtig auf die Finger zu klopfen. Er hatte alle mögliche Mühe dieſen Harpyien zu entgehen, nachdem er ihnen die Effecten, welche ſie ihm genommen hatten, wieder entriſſen hatte; übrigens ſtahlen ihm die Taugenichtſe der Karawane gleichfalls mehreres.

Zu Kermanſchah nahm unſer Reiſender das Anerbieten eines engliſchen, im Dienſt des Königs von Perſien befindlichen Offiziers an, der ihn einlud, bei ihm zu wohnen; es war dieß ein ſehr unterrichteter, gefälliger Mann. Der Gouverneur der Stadt, ein Bruder des regierenden Königs, bezeugte den Wunſch, ihn zu ſehen, und ſo begab er ſich in ſeinen Palaſt. Der Prinz ſprach eine Zeitlang mit ihm durch das Fenſter eines auf den Garten gehenden Zimmers; dahin hatte man die beiden Europäer geführt, denn man erachtete dieß als das einzige paſſende Mittel eine Audienz zu gewähren, ohne gegen die Etiquette anzuſtoßen.

(Fortſetzung folgt.)

Miscellen.

Ueber Sternſchnuppen. In der Sitzung der franzöſiſchen Akademie vom 19 Februar las Hr. Couſin Gouvier eine Abhandlung über die Sternſchnuppen, und ſuchte darin zu beweiſen, daß man aus dem Gang dieſer Meteore atmoſphäriſche Veränderungen vorausſehen und daß man einen Sturm drei Tage lang vorausſagen könne. (Fr. Bl.)

Die Mormons. Den neueſten Nachrichten zufolge wächſt die Zahl dieſer Schwärmer zu Nauvoo immer mehr an durch Zuzügler theils aus den Vereinigten Staaten ſelbſt, theils aus Europa; zugleich wird „General Joe Smiths“ Verfahren gegen die weltlichen Behörden immer drohender. (Lit. Gaz. vom 2 März.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 81.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

21 März 1844.

Columbia,

seit 1829 in drei unabhängige Republiken Venezuela, Neu-Granada und Ecuador getheilt, gränzt nördlich und nordöstlich an den atlantischen Ocean, östlich und südöstlich an Britisch Guiana, südlich an Brasilien und Peru, westlich an den stillen Ocean und nordwestlich an die Republik von Guatemala oder Central-Amerika. Vor der unglückseligen Trennung und Zersplitterung, dem Loose aller spanisch-amerikanischen Colonien und Staaten — war Columbia eine Republik, die durch ihre überaus glückliche Lage an zwei Weltmeeren, den reichsten westindischen Besitzungen gegenüber, und durch ihre vortrefflichen Seehäfen weit mehr als Mexico im Stande gewesen wäre, mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika zu wetteifern. Sie erstreckte sich über einen Flächeninhalt von 22 Längengraden, von der Mündung des Orinoco bis an das westliche Ende der Landenge von Panama, und von 18 Breitengraden, nämlich von 11½° Grade nördlich bis zu 6½° Grade südlich vom Aequator. *)

*) Vor der Revolution war das Territorium dieser Republik in das Vicekönigreich von Neu-Granada und in die General-Hauptmannschaft von Venezuela getheilt. Ersteres enthielt die Provinzen:

Rio Hacha mit	20,000	Einwohnern.
Santa Martha	70,000	—
Carthagena	210,000	—
Panama	50,000	—
Antioquia	110,000	—
Socoro	130,000	—
Pamplona	80,000	—
Tunja	200,000	—
Choco	40,000	—
Neiva	40,000	—
Cundinamarca	130,000	—
Mariquita	10,0000	—
Popajan	320,000	—
Casanare	20,000	—
Quito	500,000	—
Cuenca	200,000	—
Guayaquil	50,000	—
Loxa y Jean	80,000	—
Quixos y Maynas	40,000	—
Neuva	70,000	—
Zusammen	2,460,000	

Die Bevölkerung hat sich seit jener Zeit um etwa eine halbe Million vermindert, woran hauptsächlich der zwölfjährige beispiellos blutige und grausame Revolutionskrieg Schuld ist, welcher namentlich die Bevölkerung von Venezuela um mehr als die Hälfte verminderte; obgleich es gerade dieser Staat ist, der sich seit der Unabhängigkeit von Südamerika am schnellsten wieder emporhob, und dessen Bevölkerung jetzt bereits wieder größer ist als zur Zeit der spanischen Herrschaft. Der Census vom Jahre 1822 wies in der ganzen Republik Columbia nur eine Bevölkerung von 2,644,600 Einwohnern nach, worunter kaum drei Viertelmillionen Weiße. Im Jahre 1824 theilte der Congreß die Republik in zwölf Departements mit 37 Provinzen und 236 Cantonen, welche letztere wieder in Kirchspiele untergetheilt waren. *)

Die Republik Columbia machte im Jahre 1822 bei dem Hause Herring, Graham und Powles eine Anleihe von zwei Millionen Pfd. St., und erhielt im Jahre 1824 ein weiteres Darlehen in London von 4,750,000 Pfd. Sterl., so daß die Staatsschuld von Columbia, ehe sich diese Republik in drei unabhängige Staaten theilte, wenn man auf den langen verheerenden Unabhangigkeitskrieg Rücksicht nimmt, verhältnißmäßig sehr gering war. Die Staatseinkünfte beliefen sich zur Zeit der spanischen Regierung auf nahe an sechsthalb Millionen Piaster. Die Unordnung in den Finanzen seit der Un-

Die Generalhauptmannschaft von Venezuela bestand aus den Provinzen:

Venezuela mit	460,000	Einwohnern.
Camana	100,000	—
Maracaibo	120,000	—
Barinas	90,000	—
Guiana	40,000	—
und die Insel Margarita	15,000	—
Zusammen	825,000	—

*) Die Namen der zwölf Departements waren: Magdalena, Istmo, Boyaca, Cundinamarca; diese bilden jetzt die Republik von Neu-Granada. — Chimborazo oder Ecuador, Guayaquil, Assuay; diese bilden jetzt die Republik Ecuador. — Orinoco, Venezuela oder Caracas, Zulia und Apure; diese bilden jetzt die Republik von Venezuela.

Digitized by Google

abhängigkeit war eine der Hauptursachen der Trennung der Republik. Das Heer der Republik belief sich in den Jahren 1823 und 1824 (zur Zeit als Spanien mit dem Wiedereroberungsplan seiner transatlantischen Provinzen schwanger ging) auf 50,000 Mann. Die Seemacht bestand aus einem Linienschiff, drei Fregatten, einer Corvette, einer Kriegsschaluppe und mehreren kleinen Fahrzeugen. Carthagena war der große Kriegshafen der Republik. Santa Fé de Bogota und Caracas waren die zwei Hauptstädte. Erstere war der Sitz der Wissenschaften, letztere der Stapelplatz ihres Handels. An Bildungsanstalten besaß die Republik drei Universitäten, drei Collegien und ungefähr vierzig Schulen nach der Lancaster'schen Lehrmethode. Unter Bolivar wurden auch Kinderschulen errichtet, und auch in anderen Beziehungen das Beispiel der nordamerikanischen Freistaaten nachgeahmt; nur genossen neben der katholischen Staatsreligion die andern Bekenntnisse keine völlige Duldung. Hatte die Republik einen lebenslänglichen Dictator erwählt, oder hatte das Beispiel der Vereinigten Staaten sie nicht verblendet, so ist es mehr als wahrscheinlich, daß die Zersplitterung derselben in drei unabhängige Staaten nicht erfolgt, und Columbia jetzt auf dem Wege begriffen wäre, eines der mächtigsten und größten Reiche der Erde zu werden. Das ganze spanische Amerika ist so an Macht und Zwingherrschaft gewöhnt, ist seit der ersten spanischen Niederlassung so ganz und gar durch Militargewalt regiert worden, und der Unterschied der Stände ist durch den noch immer fortbestehenden Adel und durch den Unterschied der Farbe so bleibend bezeichnend und scharf abgegranzt, daß jeder Versuch, eine demokratische Regierungsform einzuführen, nothwendigerweise bei jedem Schritt auf Hindernisse stoßen und an dem gänzlichen Mangel an Rechtsgefühl unter den Massen scheitern muß. Die nordamerikanische Verfassung war eine natürliche zeitgemäße Folge des englischen Colonialsystems, das schon in seiner Wiege den Keim der Selbstregierung in sich trug, und in allen seinen Formen bis auf die oberste Staatsgewalt vollkommen republikanisch war. Die Vereinigten Staaten sind das raffinirte England mit allen seinen politischen und Rechts-Institutionen und der ungeheuren Maschine zur Verfertigung der öffentlichen Meinung — der Presse in Gestalt von hunderttausend Tagblättern und Flugschriften.

In den Vereinigten Staaten war schon zur Zeit der englischen Colonialherrschaft nach dem Muster von England die Militairgewalt der bürgerlichen Institution untergeordnet, und die Colonien, bis auf die englische Navigationsacte, so gut als sich selbst überlassen. Spanien konnte den südamerikanischen Republiken kein Vorbild seyn; dort bewegte sich alles in militarischen Formen und die spanischen Colonien von Amerika waren im strengsten Sinne keine Niederlassungen, sondern bloße militärische Eroberungen. Zudem vermischten sich die Spanier mit den eingeführten Negersklaven sowohl als mit den unterjochten Indianern, wodurch nicht nur der vorherrschende europäische Charakter und damit auch ein großer Theil der europäischen Civilisation verloren ging, sondern auch durch den Vermischungsproceß so vieler heterogenen Elemente der Vorschritt in Wissenschaft und Kunst nach allen Seiten hin gelähmt wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Englische Sports.

VI. Aquatic regatas (Wasserspiele).

(Schluß.)

Die Yachten des königlichen Geschwaders so wie auch die der andern dieser Segelclubs sind wahre Meisterwerke der Kunst und entzücken jedes Kennerauge. Ein Laie wird dieß beim ersten Anblick nicht sogleich begreifen, denn sie stellen sich von außen nicht nur einfach, ungeziert und vollkommen alles Schmuckes bar, sondern fast ungefällig dar. Ihre Eigenthümer, die großen Schiffskenner und Segelliebhaber, von denen man als reichen, prunkliebenden Herren fast das Gegentheil erwarten sollte, scheinen aus dieser Einfachheit und Schmucklosigkeit fast einen besondern Punkt zu machen; ihre Schiffe entbehren im Aeußern sogar derjenigen Zierrathen, die man an gewöhnlichen Kauffahrern und Kriegsschiffen zu sehen gewohnt ist. Sie sind durchweg bloß mit einer einfachen, schwarzen Farbe angestrichen; sie setzen alles in die Tüchtigkeit des Materials und die Zweckmäßigkeit der Form. Die Bauart des Schiffes, Segel, Masten, Steuer, dieses alles ist auf ein Härchen genau berechnet, und dann natürlich fehlt es auch im Innern nicht an dem wünschenswerthen Comfort. Die kleinsten Yachten haben eine Größe von wenigstens 30 Tons; doch gibt es welche unter ihnen bis zu 400 Tons hinauf.

Auf den meisten hält und besoldet der Besitzer natürlich auch seinen eigenen Capitän und seine eigene Schiffsmannschaft. Es gibt auf ihnen nicht nur Matrosen-Cajüten, Herren- und Damen-Cajüten, Schlafcabinette für die eingeladenen Freunde, Küche und Gelaß für die Dienerschaft, denn nicht nur sind die Wettrennen, auf welche sie sich einlassen, oft an und für sich schon kleine Reisen, sondern die Herrschaften unternehmen auch zuweilen ziemlich große Seereisen zum Vergnügen mit ihren ganzen Familien und Freunden.

„Cruizes" (Kreuzfahrten) nennen sie diese Vergnügungsreisen. Sie setzten zum Scherz nach Frankreich hinüber oder sie umsegelten England und landeten in den schottischen Hochlanden. Ja zuweilen gehen diese Vergnügungs-Cruizes beinahe gar ebenso weit, wie die ernsten Kreuzfahrten jener begeisterten Ritter des Mittelalters, bis ins mittelländische Meer. Ich besah in der Nähe der Insel Wight eine jener Yachten, als sie eben zu einer solchen Cruize in Stand gesetzt wurde. Ihr nobler Besitzer, ein schottischer Lord, beabsichtigte mit ihr nach Malaga zu fahren und von da aus mit seiner Lady einen Spaziergang in das Innere des pyrenäischen Landes zu machen, und ihr die Alhambra zu zeigen. Die Cajüte war mit Fortepianos, einer Harfe, einer Bibliothek, und die Vorrathskammern waren mit Champagnerflaschen, eingemachten Früchten und dergleichen reichlich versehen.

Digitized by Google

In der That, man begreift nicht, ob man die Engländer für ein profalsches Volk halten kann, da bei ihnen selbst die Ueppigen und auch das zarte Geschlecht solche romantische und kühne Vergnügungspartien unternehmen.

Die eigentliche Residenz der „Royal-Squadron" ist, wie ich schon sagte, Cowes, diese „Queen of aquatic sports" (Königin der Häfen), wie die Engländer es nennen. Die Residenz des „Royal-Southern-Clubs" ist das benachbaete Southampton. Die meisten Yachten haben in der Nähe dieser beiden Häfen ihre Station, so wie denn auch die meisten Segelschauspiele in diesen Gewässern ausgeführt werden, die am meisten dazu geeignet und als wundervolle, ruhige, geschützte, allseitig von schönen Küsten umgebene Seegewässer besonders von den Engländern bewundert sind.

Es ist die reizende Insel Wight, welche hier, wie ein herrlicher von der Natur errichteter Molo gegen die unruhigen Meereswogen vortritt und hinter sich die schönsten Häfen des brittischen Reiches verdeckt; Spithead, — den langen Arm von Southhampton-Water, — Bai und Hafen von Portsmouth — und den Hafen von Cowes. Es ist hier eine ähnliche Constellation der Gewässer und Küsten, wie sie Aegina vor dem Ufer von Attika hervorbringt. Es sind die Lieblingsgewässer der englischen philo aquatics; während der ganzen Segelsalson gieiten hier die Schiffsrennen auf und ab.

Die Haupt-Races sind vollständige Umsegelungen der ganzen Insel (regattas*) round the isle). Zuweilen segeln die Schiffe eines und desselben Clubs gegen einander, zuweilen machen die Schiffe verschiedener Clubs gegen einander Position. Es muß ein wundervoller Anblick seyn, die Flotten, oft aus zwanzig bis dreißig jener elegant geformten Schiffe, die mit Flaggen und Wimpeln und diähenden Segeln gezlert sind, mit einander im wetteifernden Streite begriffen, die Umsegelung jener schönen Insel vollbringen zu sehen. Bei dem Beginn einer solchen Regatta wird zuerst die „preparatory-flag" (die Vorbereitungsflagge) aufgehißt, um die Parteien zu erinnern, daß sie sich fertig halten sollen.

Die Schiffe legen sich alle in eine Linie und setzen alles in Bereitschaft, bis die Signalkanone losgefeuert wird „to cast off" (abzusetzen). Auf einmal ziehen dann die leichtgeschüzten Thereſen, Esmeraldas, Thetis, Peris und Nymphs ihren weißen Cannevaß in die Höhe nnd überlassen sich den Windgöttern, ihre „noble owners on board," zunächst dem Osten zusteuernd. Die Yacht des Umpires ist dabei besonders ausgeschmückt, und hat zuweilen auch Musik an Bord. Die Ereignisse und Vorfalle bei einer solchen Inselumsegelung einer ganzen Flottille, — wenn die Vorgebirge umsteuert werden, — wenn die Schiffe in die Nähe der berühmten „Needles" (Nadeln, Felsen im Westen der Insel Wight, die ihrer spitzigen Gestalt wegen so heißen) kommen, — wenn die Schiffe zuweilen von einigen „cats paws" (Katzenpfoten, so nennen die Engländer plötzliche kleine Windstöße) erreicht werden — und dabei in Unordnung gerathen, — oder wenn sie gar statt von einer „nice breeze" gefördert zu werden, plötzlich mit einem Sturme zu kämpfen haben, — und wenn dabei ein Schiff das andere „foules" (fault, d. h. anstößt), — oder wenn eins, das sich von vornherein an die Spitze stellte, vielleicht plötzlich aus der Mitte der Fluth in einen Gegenstrom geräth, und nun die andern alle Segel aufsetzen, um ihm die Leitung abzunehmen, — oder wenn zwischen zwei der vornehmsten Segler die match a close one wird (d. h. wenn sie nahe zusammen gerathen und lange unentschieden mit einander kämpfen), müssen außerordentlich mannichfaltig und reich an Abwechslung seyn, und wie die Engländer sagen wahrhaftig „a good day's sport" (eines hübschen Tages Vergnügen). Jedoch könnte dieß alles nur jemand beschreiben, der nicht nur selber ein Zuschauer dabei war, sondern welcher sich auch selbst mitten unter der Flotte am Bord eines der Schiffe befand, und alle die durch jene kleinen Ereignisse herbeigeführten Aufregungen und Scenen in der Nähe mit ansah.

Es sind diese Umsegelungen der Insel Wight durch die Schiffe der R. Y. S. zwar wie gesagt das Großartigste, was man von aquatic sports sehen kann, aber sie sind nicht die einzigen sailing-matches in England. Es gibt auch an vielen andern englischen Orten interessante Segel-Regatten, z. B. die „Port of Plymouth-Regatta, die „Milford-Haven-Regatta," die „Margate-Regatta", ja fast jeder Seehafen hat jährlich eine oder ein paar solcher Segel-Regattas.

Zuweilen werden Wasserfeste gegeben, bei welchen alle verschiedenen Arten von Wasserspielen zu gleicher Zeit geübt werden. Für den Monat August des Jahres 1841 sah ich in einem Journale nicht weniger als 36 verschiedene Arten Regatten angekündigt, was ungefähr einen Maaßstab für die Häufigkeit dieser Feste in jenem Lande geben mag. Die Mitte August scheint mir diejenige Zeit zu seyn, in welcher sie am häufigsten vorkommen.

*) So viel ich aus den englischen Journalen ersehen kann, gebrauchen die Engländer das Wort regatta nicht bloß für Ruderwetten, sondern auch für Segel-Matches.

Chronik der Reisen.

Aucher d'Eloy's Reisen im Orient.

(Fortsetzung.)

Aucher d'Eloy besuchte die berühmten Denkmäler von Takht-i-Bostan, so wie die Ruinen zu Kaagovar und Hamadaa, das fast auf der Stelle des alten Echatana liegt. Die Schneegipfel des Elwend bieten keine sehr interessanten Aussichten dar, außer nach der schönen Ebene von Hamadaa zu, welche durch die genauen Berge einerseits, durch die von Kangovar und die Schneegipfel von Bisitun andererseits begränzt ist. Unser Reisender wurde zweimal von seinen Führern verlassen, doch gelang es ihm wieder sein Zelt zu erreichen. Die Dörfer, in denen er übernachtete, waren gewissermaßen befestigt; übrigens sieht man selten eins, das nicht in Ruinen fällt, und viele sind ganz ohne Einwohner. Indeß sind die Ruinen nicht gerade ein Beweis der Entvölkerung, und der Reisende darf sich in dieser Beziehung nicht täuschen. Im Orient, namentlich in Persien, stellt man fast niemals Gebäude wieder her; wenn ein Haus aus irgend einem Grunde unbewohnbar

Digitized by Google

geworden iſt, ſo verläßt man es und baut ein anderes daneben auf. Uebrigens wo nur immer ein Bach oder eine Quelle zu finden, wird das Waſſer zur Bewäſſerung der Feldern benützt; man ſieht hier nicht, wie in der Türkei, anbaufähige Landſtriche ganz verlaſſen, was bei einer ſo ſchlechten Regierung ſtaunenswerth genug iſt. Die Perſer ſind von Natur fleißig, arbeitſam und ſcheinen an dem Landbau großen Gefallen zu finden.

Am 5 Julius empfand der Reiſende, welcher ſich vor den Thoren des großen Dorfes Tſcheſchnau befand, die erſten Choleraanfälle, die er ſich durch ſeinen Ausflug nach dem Elwend zugezogen; fünf Tage lang kämpfte er gegen den Tod, mitten unter Widerwärtigkeiten aller Art, endlich ſiegte ſeine gute Natur, er ſtieg wieder zu Pferde und langte halbtodt zu Iſpahan an, wo er die katholiſchen Miſſionäre in Dſchulfa um ein Unterkommen anſprach. Der Abbé Teiocchi, apoſtoliſcher Vicar zu Bagdad, hatte ihm Empfehlungsbriefe mitgegeben. Der Pater Denderian und ein anderer armeniſcher Prieſter nahmen ihn auf und pflegten ihn wie einen Bruder.

Er war nahezu hergeſtellt und hatte bereits einige Ausflüge in der Umgegend gemacht, als die Abgeordneten der Bachtiari zu dem perſiſchen Befehlshaber nach Iſpahan kamen und ihm ihre Unterwerfung anzeigten. Ancher d'Eloy, der ſich vorgenommen hatte, unter ihrem Schutz ein den Europäern unbekanntes Land zu beſuchen, begab ſich zu ihrem Seedar oder Oberhaupt, der ihn ſehr gut empfing, und ihm drei Mann mitgab, welche ihn nach dem Zerdakoh, einem ſehr hohen und mit ewigem Schnee bedeckten Berg, geleiten ſollten. Am Fuße deſſelben nahmen ihm die Führer ſein Geld ab, und verließen ihn in einem Landſtrich, wo es von wilden Thieren und noch wildern Menſchen wimmelt. *) Er gab indeß ſeinen Plan nicht auf. Am Fuße des Bergs ließ er ſeinen armeniſchen Bedienten zurück, auf halbem Wege ſeinen durch die Anſtrengung ermatteten perſiſchen Soldaten, und drang durch den Schnee, der eine ungeheure Fläche bedeckte, nach dem Gipfel vor, von wo aus er andere, aber niedrigere Schneegipfel entdeckte. Auf dieſem Ausfluge, der 14 Tage dauerte, litt er von Hunger, Kälte und Hitze, kam aber doch endlich geſund und wohlbehalten wieder zu Dſchulfa im Kloſter an. Er brachte von dieſem Ausfluge mehrere hundert neuer Pflanzen und wichtige Bemerkungen über die Geographie des Landes zurück.

Er blieb noch einige Tage zu Iſpahan, deſſen Pracht er noch einmal bewundern wollte, dann ging er weiter nach Kaſchan und Kum, und endlich nach Teheran. Hier hatte er eine Audienz beim Schah, der eine Menge Fragen über Frankreich und ſeinen König an ihn richtete, und ſein Bedauern ausdrückte, daß die Entfernung beider Völker ihnen nicht geſtattete, fortwährende Verbindungen zu unterhalten. Die Perſer haben eine große Achtung für Frankreich, und die Siege Napoleons ſind noch immer ein Gegenſtand ihrer Bewunderung.

Ancher d'Eloy wollte den Berg Demawend beſuchen, da aber dieſe Reiſe Gefahr bringen konnte, indem der Chan von Mazanderan ſich noch nicht unterworfen hatte, ſo gab der Schah ihm einen Mann zur Begleitung mit. Der Chan empfing ihn ſehr gut, hielt ihn aber für einen engliſchen Offizier, der gekommen ſey, die für die Artillerie taugliche Straße auszuſpähen, hielt ihn einige Tage mit ſchönen Verſprechungen hin, und ſchickte ihn endlich nach Teheran zurück, indem er ihn durch einige Soldaten bis über ſein Gebiet hinaus begleiten ließ. Sehr verdrießlich darüber, daß er ſeinen Plan nicht hatte ausführen können, durchzog er raſch Aderbeidſchan und Armenien, und kam Ende Octobers wieder nach Trapezunt. Während dieſer ganzen Reiſe hatte ihn das Fieber geplagt, und trotz ſehr heftiger Anfälle hatte er gewöhnlich acht bis zehn Lieues zu Pferde zurückgelegt.

Im November ſchiffte er ſich ein, wurde aber durch einen Sturm an die Küſte geworfen, wo das Fahrzeug auf einer Sandbank ſcheiterte; doch konnten alle Waaren gerettet werden, und da man nicht weit von Sinope entfernt war, ſo holte ein anderes Fahrzeug die Schiffbrüchigen ab und führte ſie nach Konſtantinopel. Kaum war er einigermaßen hergeſtellt, als ein neuer Unfall ihn traf. Im März 1836 wurde das Haus, welches er im Fanar bewohnte, von einer der in Konſtantinopel ſo häufigen Feuersbrünſte verzehrt. Er verlor ſeine Bibliothek, eine große Menge arabiſcher und perſiſcher Manuſcripte, die er geſammelt hatte, und ſeine ganze aus 50,000 Exemplaren beſtehende Inſectenſammlung, ein unerſetzlicher Verluſt, der ihn eines Theils der Mittel beraubte, auf welche er zur Deckung der Koſten ſeiner künftigen Ausflüge gezählt hatte. Seine Pflanzen, die er nach Therapia geſchafft hatte, entgingen glücklich dieſem Unfall.

Alles dieß konnte indeß ſeinen Muth nicht erſchüttern; ſeit langer Zeit hatte er den Wunſch, Griechenland und die Küſte der europäiſchen Türkei zu ſehen. Nachdem er auf Smyrna und Chios gelandet, beſuchte er nacheinander Sparta, Athen, Theben, Euböa, Theſſalien, den Pelion, das Pindusgebirge, das Tempethal, den Olymp, den Berg Athos und kam endlich durch die Dardanellen nach Konſtantinopel zurück. Ueber Griechenland äußert er ſich folgendermaßen: „ich kam mit vorgefaßten Meinungen dahin, bin aber befriedigter abgereist, als ich ſelbſt gehofft hatte; ich kannte die habſüchtigen, diebiſchen, falſchen und eben ſo hochfahrenden als niederträchtigen griechiſchen Rayas zu gut, um nicht über die Fortſchritte zu erſtaunen, welche die Hellenen in wenigen Jahren der Unabhängigkeit gemacht hatten. Die Jugend namentlich zeichnet ſich durch Lernbegierde, durch höfliche Umgangsformen und durch Patriotismus aus."

Da es erſt Mitte Auguſt war, als er nach Konſtantinopel zurückkam, ſo reiste er alsbald wieder ab, um Bruſſa und den bithyniſchen Olymp zum viertenmal zu beſuchen. Um dieſe Zeit hatte er den Kummer, den Tod ſeines beſten Freundes und Reiſegefährten in Aegypten und Armenien, Coquebert de Monbret, zu erfahren; dieſer erfolgte zu Paris am 8 Julius 1836, gerade als er einen Theil ihrer gemeinſamen Arbeiten herausgeben wollte.

Im März 1837 beſchloß Ancher d'Eloy nach Perſien zurückzukehren. Vergebens ſchrieb ihm Ad. Brongniart, er ſolle warten, bis man ihm den Ertrag ſeiner frühern Sammlungen und die Antwort auf mehrere für ihn an die Regierung geſtellte Bitten zuſenden könne; vergebens rieth man ihm ſich für den Augenblick auf kleine Ausflüge in Kleinaſien zu beſchränken, welche für ihn ſehr nutzbringend ſeyn konnten, ohne ihm viele Koſten zu machen. Unſer Reiſender hatte große Fortſchritte in der Kenntniß des Türkiſchen und Perſiſchen gemacht, die Jahreszeit drängte ihn, und ſo machte er ſich begleitet von drei Perſanen, Hrn. Duſand, der ihn in ſeinen zoologiſchen Sammlungen unterſtützen ſollte, einem griechiſchen Dragoman, Nomens Nikolos, und einem fränkiſchen Bedienten auf den Weg.

(Fortſetzung folgt.)

*) Eine kurze Schilderung dieſer Beſtreigung haben wir im vorigen Jahre Nr. 290 mitgetheilt.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Intelligenzblatt Nr. 4.)

Digitized by Google

№ 4.

Intelligenz-Blatt zum Ausland.

Donnerstag, 21 März 1844.

[40] So eben ist erschienen das erste Heft der:

Geschichte des Handels, der Industrie und Schifffahrt

von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart.

Für Kaufleute, Fabricanten, Seeleute, Handlungsschulen und alle welche sich mit den Fortschritten der Menschheit in den technischen Künsten auf eine anschauliche und anziehende Weise vertraut machen wollen.

Von Dr. **F. H. Ungewitter.**

Mit Zeichnungen und Karten.

In 12 Heften, jedes Heft zu ⅓ Thlr. — 23 kr. C. M. oder 27 kr. rhein.

Im zwölften Hefte werden die Resultate der neuern Reisen nach China mitgetheilt werden.

Das I. Heft ist in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zur Ansicht vorräthig, welche darauf Bestellungen annehmen.

Fr. Wilh. Goedsche, Leipzig und Meissen.

[41] So eben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen, in Augsburg und Lindau durch die Matth. Rieger'sche Buchhandlung, zu erhalten:

Die

Geheimnisse von London

von

Sir Francis Trollop.

Uebersetzt von Dr. Ludw. Eichler.

Erste Lieferung.

Die Gentlemen der Nacht.

Leipzig, bei Friedrich Fleischer.

Preis jeder Lieferung ⅓ Thlr.

Von diesem interessanten Seitenstück zu den weltberühmten Mystères de Paris erscheinen in jedem Monat zwei Lieferungen von gleicher Stärke und gleichem Preise. Das Werk ist in allen deutschen Buchhandlungen vorräthig zu finden.

[42] In der kunst.-artist. Anstalt in München ist erschienen:

Die

Linear-Zeichnung

als Vorbereitung

für die wissenschaftliche und technische Zeichnung.

Ein Handbuch

für Anfänger, besonders für Schüler an Kunst-Akademien, Gymnasien, Gewerbs- und technischen Baugewerb- und Feiertagsschulen

so wie

zum Selbstunterrichte für alle Gewerbtreibenden welche das Linearzeichnen bedürfen,

bearbeitet von **Sebastian Haindl,**

Professor der Maschinenkunde und Maschinenzeichnung an der k. bayer. polytechnischen Schule ꝛc. in München.

Mit 71 in den Text eingedruckten Holzschnitten und 4 lithographirten Beilagen.

1 Rthlr. 8 ggr. oder 2 fl. 12 kr. rhn.

Der Hr. Verfasser sagt in der Vorrede: „Wie der Titel des Werkes schon theilweise ausdrückt, war es meine Absicht ein Handbuch für Lehrer und Schüler zu liefern, durch dessen Benützung die Linearzeichnung gründlich gelehrt und in möglichst kurzer Zeit erlernt werden kann. Ebenso sollte dasselbe zum Selbstunterricht für solche dienen welche schon in den Jahren vorgerückt sind oder keine Gelegenheit zur Erlernung des Linearzeichnens gehabt hatten, oder denen es an Zeit gebricht sich in Schulen die nöthigen Kenntnisse und Fertigkeiten zu erwerben. Hiernach habe ich das Publicum bezeichnet für welches dieses Werk bearbeitet worden; es ist ein gemischtes großes und bei den raschen Fortschritten der Technik mehr und mehr sich vergrößerndes."

[43] Neu erschien in meinem Verlage und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Geschichte

der

italienischen Poesie.

Von E. Ruth.

Erster Theil.

gr. 8. Geh. 2 Thlr. 24 Ngr.

Leipzig, im Februar 1844.

F. A. Brockhaus.

[44] Zu Unterzeichnetem ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Die

deutschen Colonien in Piemont,

ihr Land, ihre Mundart und Herkunft.

Ein Beitrag zur Geschichte der Alpen

von **Albert Schott,**

Gr. 8. brosch. Preis 3 fl. 24 kr. od. 2 Rthlr.

Der Verfasser hat den deutschen Stamm, der auf der Südseite des Monte-rosa mitten unter Romanen wohnt, im Sommer 1839 besucht, um Thatsachen zu sammeln, die über diese noch nicht erforschte südwestlichste Zunge des deutschen Sprachgebiets Licht verbreiten könnten, und legt die Ergebnisse seiner Reise hier vor. An eine allgemeine Darstellung der romanisch-deutschen Sprachgränze in den Alpen reiht sich das Bild der durchwanderten Gegenden, jener ewig beeisten Pässe und jener reizenden italienischen Alpenthäler, zu denen dieselben gleichsam die Pforten sind; darauf folgt die Schilderung der deutschen Bewohner, ihrer mühseligen, einfachen Lebensweise, ihres kraftvollen, zum Theil überraschend germanischen Aussehens, ihrer alterthümlichen Tracht, Bauart und Sprache. Die letztere wird besonders durch Uebersetzung des Gleichnisses vom verlornen Sohn in die Mundarten von sechs Gemeinden, und durch ein Wörterbuch dargelegt; sie gibt Anlaß zu Untersuchungen über die Merkmale, worauf im Allgemeinen die Verschiedenheit der Dialekte und das hohe Alter des vorliegenden, des alterthümlichsten unter den oberdeutschen, beruht.

Die Darstellung nimmt überhaupt das ganze Werk hindurch auf allgemeine Verhältnisse Rücksicht, vornehmlich auf die der benachbarten germanischen und romanischen Stämme, und versucht so die wallisische, mittelbar die (in einer früheren Schrift nachgewiesene) burgundische Herkunft jener Deutschen, so viel dieß beim Mangel an geschriebenen Urkunden möglich ist, zur Gewißheit zu erheben. Sie unternimmt ferner zu ermitteln, zu welcher Zeit und unter welchen Umständen die Gründung wallisischer Colonien am Eis des Monte-rosa geschehen seyn mußte — eine Untersuchung, die gleichfalls allgemeinere historische Wichtigkeit anzusprechen darf, da die Walliser die ganze Umgegend des St. Gotthards durch eine wenig bekannte, aber gewaltige Thätigkeit mit Colonien erfüllt haben. Unter den sparsamen Hülfsmitteln für diesen Gegenstand enthält der Abschnitt über die Eigennamen Ansichten, die, wenn sie Beifall und Pflege finden, vielleicht

geeignet sind, über die dunkelsten Zeiten in der Geschichte der fryischen Völker Europa's einiges neue Licht zu verbreiten.

Folgendes ist das Verzeichniß der Abschnitte: 1) Die vorliegende Frage. 2) Jistme. Gabi. Geessanev. 3) Alagna. Rima. 4) Macunaga. 5) Rimella. Varallo. 6) Die deutschen Bewohner. 7) Die Mundart. 8) Die wallisische Herkunft. 9) Die Eigennamen. 10) Muthmaßliche Zukunft. — Wörterbuch.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

(45) Durch alle Buchhandlungen ist von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** zu beziehen:

Altnordisches

Lesebuch.

Aus der skandinavischen Poesie und Prosa bis zum XIV. Jahrhundert zusammengestellt und mit übersichtlicher Grammatik und einem Glossar versehen von

Fr. Ed. Ch. Dietrich.

gr. 8. geh. 2 Thlr.

---

[46] In Unterzeichnetem ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Teutschlands

Vertheidigung

gegen den äußeren Feind

und das sie befördernde System der Eisenbahnen.

Mit einer Tafel Abbildungen.

Von einem Offizier.

8. Velinp. Br. Preis 1 fl. 45 kr. od. 1 Rthlr.

Inhalt: Einleitung. I. Vertheidigung gegen den äußeren Feind. a) Vertheidigung gegen die Franzosen. b) Vertheidigung gegen die Russen. c) Vertheidigung gegen die Russen und Franzosen zugleich. II. Befestigungen, welche sich aus vorliegender Vertheidigung ergeben. a) Befestigung von Ulm und Rastatt. b) Befestigung der aus unserer Vertheidigung weiter hervorgehenden Punkte. c) Verstärkung der zu unserer Vertheidigung dienenden bestehenden Festungen. d) Besondere, nur der Offensive dienende Anlagen. III. System der Eisenbahnen zur Beförderung unserer Vertheidigung. a) Eisenbahnen zur Beförderung der Vertheidigung gegen die Franzosen. b) Eisenbahnen zur Beförderung der Vertheidigung gegen die Russen. c) Eisenbahnen zur Beförderung unserer Vertheidigung gegen Franzosen und Russen zugleich.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[47] Bei **A. Wienbrack** in **Leipzig** ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Astolfo Bardonnas.

Gemälde aus der jüngsten Vergangenheit Spaniens,

von **M. Norden.**

8. 3 Theile. Preis 3¼ Rthlr.

Bilder aus dem Leben

in Erzählungen und Novellen von **P. Hellmuth.**

8. 3 Theile. Preis 3 Rthlr.

Die Liebe am Rhein.

Ein Lebensbild aus der Gegenwart von **F. L. August.**

8. Preis 1⅓ Rthlr.

---

[48] Im Verlage von **Ed. Lange** in **Aschersleben** ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Litteraturzeitung, pädagogische, für Seminarien, Real-, Bürger- und Volksschulen. Herausgegeben von **F. W. Looff** (Director der höheren Bürgerschule in Aschersleben). IV. Jahrgang. 1844. Januar- und Februar-Heft. Der Jahrgang von 12 Monatsheften — a 4 bis 5 Bogen — die nicht getrennt werden, kostet 2 Rthlr. 20 Sgr.

In demselben Verlag ist übergegangen und durch alle Buchhandlungen jetzt vollständig zu beziehen:

Litteraturzeitung, pädagogische, für das Real-, Bürger- und Volksschulwesen. Herausgegeben von **Eickel**, später von **Looff**. I. bis III. Jahrgang. (Aschersleben) 1841 bis 1843. Auch unter dem Titel: **Handbuch der pädagogischen Litteratur.** 1. bis 3. Bd. Ladenpreis für alle drei Jahrgänge 3⅔ Rthlr. Herabgesetzter Preis 1⅔ Rthlr. Einzeln kostet jetzt Jahrgang I. 15 Sgr., II. 20 Sgr., III 1 Rthlr.

Die Brauchbarkeit dieser drei Jahrgänge als Handbuch der Litteratur wird sowohl durch das jedem Bande beigefügte alphabetisch geordnete Namenregister als auch durch eine wissenschaftliche Uebersicht der nach den einzelnen Fächern geordneten, in der pädagogischen Litteraturzeitung beurtheilten Schriften erhöht. Die Zahl der beurtheilten Werke beträgt im ersten Jahrgange 103, im zweiten 260, im dritten mehr als 300.

---

[49] # Handbuch für Auswanderer nach Amerika.

In Unterzeichnetem ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Handbuch und Wegweiser

für Auswanderer

nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika,

enthaltend

die für sie wissenswerthesten Gesetze, Sitten und Gebräuche, Rathschläge und Warnungen gegen Uebervortheilung. Beschreibung der für sie geeignetsten Landstriche. Rathschläge in Bezug auf Gesundheit, Klima und Boden. Reiserouten. Entfernungen der vorzüglichsten Plätze von den Hauptstädten der Staaten und von Washington. Straßen, Canäle und Eisenbahnen. Bevölkerung, Producte, Klima und Boden einzelner Staaten, nebst einer umständlichen Beschreibung aller in den Staaten Ohio, Michigan, Indiana, Illinois und Missouri und in den Territorien Wisconsin und Iowa gelegenen Grafschaften, einem statistischen Anhang und einer illuminirten Karte.

Von **Francis J. Grund.**

8. Velinpap. deutsch. Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 6 gGr.

Das Bedürfniß eines Buches, welches den Auswanderern ausführliche Belehrung über jene Dinge und Verhältnisse von Amerika gibt, welche sie vor allem zu wissen nöthig haben, und die sie zugleich gegen Uebervortheilung, Verlusten im Ankauf von Ländereien und Verluste aus Unkenntniß der Gesetze, Sitten und Gebräuche sicher stellen, ist schon lange in Deutschland gefühlt worden. Dieser Schrift soll diesem Mangel abhelfen. Der Hr. Verfasser hat während eines siebenzehnjährigen Aufenthalts in den Vereinigten Staaten und in den verschiedensten Stellungen, die ihn mit allen Classen der Gesellschaft in die intimste Berührung brachten, vielleicht mehr wie jeder andere Einheimische oder Fremde Gelegenheit gehabt die amerikanischen Zustände und die Stellung der einzelnen Theilen nach allen Richtungen hin kennen zu lernen, und hält es daher für seine Pflicht, das Ergebniß seiner Erfahrungen seinen Brüdern im deutschen Vaterlande mitzutheilen.

Stuttgart und Tübingen, im Febr. 1844. J. G. Cotta'scher Verlag.

Digitized by Google

[50] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Magyarische
Sagen, Mährchen u. Erzählungen

von **Johann Grafen Mailáth.**

Zwei Bändchen gr. 8. in Umschlag beschiet.

Zweite Auflage.

Preis 3 fl. 48 kr. od. 2 Rthlr. 8 gGr.

Inhalt: Zueignung. — Vorwort. — Der Willtanz. — Zwölf Worte. — Die Herrin von Ardo. — Die Königstöchter. — Die Salzgewerke. — Die Tabisserie. — Das Schwert Zuniga. — Die Nachschrift. — Der Schatz. — Die Brüder. — Die Sieger von Kinierniezo. — Verlegenheit und Hülfe. — Eczsin, die Spinnerin. — Zauberhelme. — Die Eingemauerte. — Der weiße Mantel. — Der Zauberbrunnen. — Der Brief. — Füred. — Pengö. — Salomo, König der Magyaren. — Eisen Laczi. — Andoe und Juczi. — Die Gaben. — Epilog. — Anmerkungen.

Die magyarischen Sagen und Mährchen sind, neben den magyarischen Erzählern, eine der vielfachsten Spueen dee orientalischen Abkunft des Volkes; sie verdienen nicht nur dadurch große Aufmerksamkeit, sondern sind häufig auch höchst originell und phantasiereich. Der berühmte Verfasser beschäftigt sich schon lange damit, diesen Denkmälern der Volkspoesie nachzuspüren, er ist in seinem Vaterlande selbst als Erzähler berühmt und theilt in der vorliegenden Sammlung eine Reihe von Mährchen und Sagen mit, wie er sie, verknüpfend oder kennend und ausschmückend, aber nichts Wesentliches dazu erfindend, zu erzählen pflegt.

Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[51] In dem Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Paley's natürliche Theologie,

mit Bemerkungen und Zusätzen

von

Lord Brougham und Sir Charles Bell.

In deutscher Bearbeitung herausgegeben

von Dr. **H. Hauff.**

Mit 25 Holzschnitten.

Gr. 8. in Umschlag brosch. Preis 3 fl. 24 kr. oder 2 Rthlr.

William Paley's natürliche Theologie ist ein in England sehr berühmtes und hochgeschätztes Werk, das seit dreißig Jahren in den verschiedensten Kreisen vielfachen Nutzen gestiftet hat; es ist das unerreichte Muster zahlreicher ähnlicher Abhandlungen. Im vorigen Jahr erschien eine neue Auflage des Buchs mit reichhaltigen Bemerkungen und Zusätzen vom Lordkanzler Brougham und dem in anderer Sphäre nicht minder berühmten Physiologen und Chirurgen Karl Bell; dieß veranlaßte die deutsche Bearbeitung. — Es wird nicht leicht ein Buch geben, das geeigneter wäre einerseits eine religiöse Ueberzeugung zu begründen, andererseits die Lust zum Studium der Naturgeschichte zu wecken und zu beleben. Namentlich der reifern Jugend, welche sich bereits mit den allgemeinsten Verhältnissen des Thierreichs bekannt gemacht hat, ist das Buch als Anregung und Einleitung zu tieferem Eindringen zu empfehlen. Die Hoffnung, dem allgemein erwachten Triebe zu Naturstudien durch dieses Buch gesunde Nahrung zu geben, hat auch vorzüglich zur deutschen Bearbeitung veranlaßt, bei welcher die eigenthümliche Form des Originals möglichst erhalten worden ist. — Durch Wells einen Anhang bildende, höchst geistreiche Skizzen von mehreren Einzelnheiten der organischen Bildung hat das Werk sehr an Werth gewonnen und ist nicht bloß dem Lernenden interessant geworden.

Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[52] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Philosophie der Rede

oder

Grundlinien der Rhetorik,

wissenschaftlich dargestellt

von **G. C. J. Hoffmann,**

Lehrer an der wissenschaftlichen Bildungsanstalt der Gebr. Paulus auf dem Salon.

8. Preis 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

In dieser Bearbeitung ist der Rhetorik die umfassende wissenschaftliche Begründung gegeben, deren Mangel in den bisherigen Lehrbüchern so schmerzlich empfunden wurde. Sie wendet sich daher vorzüglich an Lehrer höherer Schulen, um ihnen als nähere Beleuchtung und als Correctiv für den Inhalt des von ihnen im Unterricht gebrauchten Lehrbuchs zu dienen. Zugleich aber erhebt sie ihren Gegenstand zu einem wesentlichen Theil des Gebietes der Philosophie, und möchte daher und namentlich wegen ihres eigenthümlichen Verhältnisses zur jetzigen speculativen Philosopie die Aufmerksamkeit derer verdienen, die sich für den Fortschritt der Philosophie interessiren.

Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[53] In Unterzeichnetem ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Anleitung
zum Waldwegbau

von

H. Karl,

Fürstlich Hohenzollern'schem Oberforstmeister.

Mit Tabellen und Figurentafeln.

8. Velinp. brosch. Preis 1 fl. 30 kr. od. 21 Ge.

Daß der geregelte Waldwegbau von großem Einfluß auf Herstellung und Erhaltung des bessern Waldzustandes, so wie auf Erhöhung des Gelbertrags der Forste sey, wird von Niemand in Abrede gestellt werden wollen. Gleichwohl ist die gegenwärtige Beschaffenheit der Waldwege im Allgemeinen eine sehr mangelhafte und unvollkommene zu nennen. Namentlich tritt der gerügte Mangel in kleineren und gesonderten Waldungen und am auffallendsten in Gebirgsforsten hervor, wo die nöthigen Wege oft ganz abgehen oder in so traurigem Beschaffenheit verhanden sind, daß sie kaum gebraucht werden können. Die Ursache dieses Uebelstandes ist hauptsächlich in der unverdienten Geringachtung und oberflächlichen Behandlung zu suchen, welche der wichtige Gegenstand des Waldwegbaues gewöhnlich in den Forstschulen, so wie in den Compendien der Forstwissenschaft findet. Es dürfte dahee gegenwärtige Schrift, deren Zweck es ist, dem Forstpersonale eine Anleitung zu geben, sich mit der Wichtigkeit und der grundsätzlichen Behandlung des Waldwegbaues vertraut zu machen, ein um so willkommener Beitrag zu nennen seyn und eine gewiß von jedem Forstmanne erkannte Lücke in der Forstliteratur ausfüllen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[54] In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Vorschule
der Geometrie

von

Kl. G. Wunderlich,

Cyborus des Seminars in Schönthal.

Mit vier lithogeaphirten Tafeln.

Ge. 8. Preis 1 fl. od. 16 gr.

Gegenwärtige Schrift enthält den vorbereitenden Cursus zur Geometrie. Es ist für denselben der praktisch-heuristische Weg gewählt: aus den Anschauungen und Verzeichnungen werden die Begriffe und die wichtigsten elementarischen Sätze abgeleitet; wie bei der Sprache durch mehrfältige Uebung Richtigkeit und Fertigkeit zu erhalten geeicht wird, so wird auch hier durch vielfache Uebung an immer neuem, der Fassungskraft der Schüler angemessenem Stoff eine vertraute Bekanntschaft mit den abstrahirten Lehrsätzen, besonders mit denen über die Congruenz der Dreiecke, erzielt. In den ersten Aufgaben, wo es sich zunächst um Anleitung zur genauen Ausführung der am häufigsten vorkommenden Constructionen handelt, wird Einiges ohne weiteren Beweis aufgestellt, im Verfolge aber derselbe meist so einfach als möglich gegeben, oder kurz angedeutet, um allmählich an die Führung desselben zu gewöhnen. Die Aufgaben selbst sind so weit fortgeführt, daß sie zusammen ein Ganzes bilden, das der Anfänger leicht überschauen, und durch dessen Anwendung bei Gegenständen des gemeinen Lebens er sich von dem Nutzen des Gelernten überzeugen, und zur weitern Beschäftigung mit der Geometrie aufgemuntert finden kann.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

[55] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

ALLGEMEINE PHONOLOGIE,

ODER

NATÜRLICHE GRAMMATIK

DER

MENSCHLICHEN SPRACHE.

Mit specieller Anwendung auf das Hebräische, Griechische, Lateinische, Italienische, Französische, Englische, Deutsche und die resp. alten und neuen Mundarten.

Von **Max Wocher,**

Th. Lic., Professor und Convictvorstand in Ehingen an der Donau.

gr. 8. Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 12 gr.

Inhalts-Uebersicht.

Einleitendes. §§. 1 flg. I. Abtheilung. Von der organischen Lautbildung im Allgemeinen. I. Abschnitt. *Die Lautgesetze.* §. 3. Euphonie, das Grundprincip. *Erstes Hauptgesetz* Euphonie für den Sprachorgan. §§. 4—9. Besondere Lautgesetze. §. 10. *Zweites Hauptgesetz*: Euphonie für das Ohr. §. 11. Das Musikalische im Symphonismus der Sprache. II. Abschn. *Allgemeine Anwendung auf Aussprache und Lautgestaltung.* §. 12. Symphonische Gliederung der Sylbenordnungen. (Sylbenabtheilung.) §. 13. Die feinern Unterschiede der Vocalaussprache durch Symphonie zu ermitteln. §. 14. Gibt es ursprüngliche Vocale? §. 15. Lautwandel ja nach Symphonie. §. 16. Weitere Einflüsse der Symphonie: A) in Beziehung auf Sylbenquantität. §§. 17—22. B) Symphonie im Accent. §. 23. Einheit von Quantität und Accent in der Aussprache, die Bedingung des Wohllauts. §. 24. Gibt es Ausnahmen? II. Abtheilung. Das Weben des Sprachgeistes in Entwickelung und Ausbildung des Sprachorganismus. I. Abschn. *Das logische Element in der Gestaltung des phonetischen.* §. 25. Betrachtung des Sprachvermögens in Beziehung auf die intellectuelle Technik der Sprachen. I. Cap. *Entstehung der Flexion.* §§. 26—34. Artikel und Genus. Verhältnisse der Genera. Declination und deren Gliederung u. s. w. II. Cap. *Entstehung der Rection.* §§. 35—38. Phonetische Gestaltung der Rection; symphonische Ausbildung der Casusformen u. s. w. III. Cap. *Organische Gestaltung aller Bestandtheile eines Satzes.* §. 39 a. Symphonie in der Congruenz von Genus-, Personal-, Numerus- und Casusformen im Satze. §. 39 b. Das Verbum als Ergänzung eines andern Verbalbegriffes im Satze. §. 40. Casus absoluti. §. 41. Consecutio temporum et modorum. §. 42. Symphonische Wirkung der Partikeln. §. 43. Compositio nach ihren logischen und phonetischen Momenten betrachtet. §. 44. Schlufsbemerkungen: Ueber Entstehung der grammatischen Suffixe. II. Abschn. *Relatives Uebergewicht des phonetischen Elements über die Sprachform.* I. Cap. *Symphonische Eigenthümlichkeit eines jeden Sprachorganismus.* §. 45. Organische Ideenbildung jeder Sprache und Mundart. §. 46. Behandlung der fremden Wörter. §§. 47—52. Die Mundarten. §. 53. Das Eigenthümliche der Schriftsprache. (Leitende Grundsätze.) II. Cap. *Vermittlung der Euphonie durch verschiedene Flexion und Construction.* §§. 54—63. Formenwechsel im Hebräischen, Griechischen, Lateinischen, Italienischen, Französischen, Englischen und Deutschen. §. 64. Wortstellung. Eigenthümliche Gebundenheit derselben nach logischen und phonetischen Momenten. §. 65. Fortsetzung: Wechsel der Wortstellung nach Symphonie. §. 66. Einwirkung des phonetischen Elements auf die logische Technik der Sprachform. III. Abschn. *Inniges Verhältnifs des phonetischen und logischen Elements in der Gesammtentwickelung der Sprache.* I. Cap. *Unmittelbare Betrachtung dieses Verhältnisses.* §. 67. Das Onomatopoetische oder Symbolische des Lautes. §. 68. Die Principien der Bewegung und der Stetigkeit. §. 69. Inn gas Verhältnifs des phonetischen und logischen Elements. II. Cap. *Geschichtliche Veranschaulichung des innigen Verhältnisses im Entwickelungsgang der Sprachen.* §. 70. Das Hebräische, im Verhältnifs zu den Dialekten. §. 71 Das Altgriechische. §. 72. Das Neugriechische. §. 73 flg. Das Lateinische, mit Rücksicht auf seine älteste Gestalt. §§. 75—77. Das Italienische, Französische, Englische. §. 78. Das Deutsche. Gothisch. §. 79. Altdeutsch; Mittel- und Neuhochdeutsch. §. 80. Rückblick und Schlufsbemerkungen. Beilagen; S. 501—513.

Motto: „Wer nichts auf wahrnehmungen hält, die mit ihrer factischen gewifsheit anfangs aller theorie spotten, wird dem unergründlichen sprachgeiste nie näher treten." *J. Grimm.*

„Eine Sprache kann unter keiner Bedingung wie eine abgestorbene Pflanze erforscht werden. *Sprache* und *Leben* sind unzertrennliche Begriffe, und die *Erlernung* ist in diesem Gebiete nur Wiedererzeugung. *W. v. Humboldt.*

Durch treue und sorgfältige Naturbeobachtung ist es dem Hrn. Verfasser gelungen, die einfachen grofsen Gesetze zu ermitteln, die allem organischen Bilden und Gestalten des Sprachgeistes zu Grund liegen und auf unversuchten Wegen Resultate zu gewinnen, die sowohl durch und durch praktisch als auch theoretisch für die tiefere wissenschaftliche Sprachkunde manche Räthsel zu lösen geeignet sind. Was man sonst bei den Regeln der Grammatik nur als Willkür des Sprachgebrauchs, nur als zufällig Gegebenes zu betrachten versucht wird, das erscheint im Zusammenhang des hier dargelegten Systems (welches aber die einfachste und tiefste Grundlage alles rationellen Sprachstudiums ist) als tief begründet, als lautere Gesetzmäfsigkeit. — Uebrigens möchte das Buch nicht blofs dem Gelehrten vom Fach gewidmet seyn, sondern auch jedem Freunde anziehender, gründlicher Sprachstudien. Kenner und Liebhaber der alten und neuern Sprachen wird es namentlich anziehen, da auch die Feinheiten des Styls, und mit den Mundarten auch die geschichtliche Entwickelung derselben (beim Deutschen auch das Gothische, Altdeutsche) zur Besprechung kam.

Stuttgart und *Tübingen.* **J. G. Cotta'scher Verlag.**

Digitized by Google

Nr. 82.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

22 März 1844.

Etwas über Englands Zuckerhandel.

Dieser Gegenstand ist mit der Frage über den Sklavenhandel und die Lage Westindiens so eng verbunden, daß es wohl der Mühe lohnt, von Zeit zu Zeit einen Blick darauf zu werfen; er ist in einer neuerlichen Parlamentsdebatte über den Handel mit Brasilien abermals zur Sprache gekommen, und gewähet fortdauernd ein nicht gewöhnliches Interesse, sowohl in Bezug auf den allgemeinen Handel als die Stellung Englands insbesondere. Es ist in gutem Gedächtniß, daß die Whigs kurz vor ihrem Austritt aus dem Ministerium den Zoll auf fremden Zucker von 63 Sh. per Centner auf 36 herunterseten wollten, in der Absicht, den Verkehr Englands mit den Erzeugungsländern zu befördern. Die Tories widersetzten sich in der bekannten Motion Lord Sandons, welche darauf beruhte, daß eine solche Begünstigung des fremden Zuckers eine Prämie für den Sklavenhandel seyn würde; in Wahrheit handelte es sich aber nur darum, das Monopol Westindiens noch so lange wie möglich zu erhalten; mit allen den Kaufleuten und Besitzern westindischer Pflanzungen, welche bei diesem Monopol betheiligt waeen, verbanden sich die Kornmonopolisten Englands, um den Vorschlag zu verweesen, wie dieß Hr. Labouchere, der gewesene Handelsminister, in der Sitzung vom 7 März sehr offen aussprach, indem er sagte: „viele Personen wissen recht gut, daß sich die Korngesetze durchaus nicht mit triftigen Gründen vertheidigen lassen, und sie sehen es darum gerne, daß andere noch unvernünftigere Schutzzölle gleichfalls aufrecht eehalten werden. Das Zuckermonopol gilt für das Bollwerk des Kornmonopols.“ Gegen diese Liga sind bis jetzt alle Bemühungen der Freunde eines freien Handels unmächtig gewesen, und wie die Sachen jetzt stehen, dürften sie es noch mehrere Jahre seyn, wenigstens so lange, bis eine neue große Handelskrise in England eine solche Noth erzeugt, daß man nicht wagt, die Korngesetze aufrecht zu erhalten. Man kann sich indeß denken, daß die Regierung allem aufbietet, eine solche Krise zu verhindern.

Was den Zuckerhandel betrifft, so sind bis jetzt die Vertheidiger des freien Handels besonders darum nicht sehr glücklich gewesen, weil eine theer Voeherfagungen, die mangelnde Zuckerzufuhr aus Westindien werde den Preis in England so hoch steigern, daß eine Aenderung des Zuckerzolls uneeläßlich würde, nicht einteaf. Nun ist zwar allerdings das Zuckererzeugniß Westindiens so ziemlich auf die Hälfte gefallen, *) aber Ostindien lieferte in den letzten beei Jahren buechschnittlich über eine Million Centner, und Mauritius, wohin man mehr als 40,000 Kulis aus Indien als Aebeiter gesendet halte, durchschnittlich 600,000, so daß der Veebrauch Englands mit 4 Mill. Ctr. gedeckt war. Nun ist alleedings richtig, daß der Veebeauch Englands seit einer Reihe von Jahren troß dee veemehrten Bevölkerung und troß des steigenden Verbrauchs von Thee und Kaffee nicht gestiegen ist, **) aber dieser negative Beweis konnte den Vertheidigern einer Verminderung des Zuckerzolls um so weniger helfen, als die Durchschnittspreise in wenig Jahren wieder sehr gefallen waren.***) So wurde es den Vertheidigern des westindischen Monopols nicht schwer, zu beweisen, daß keine Nothwendigkeit einer Aenderung in den Zuckerzöllen vorhanden sey.

Es ist dieß Ergebniß namentlich darum von Wichtigkeit, weil eine Aenderung des neuen, auf eine allgemeine Bevorzugung der englischen Colonialerzeugnisse begründeten Handelssystems vorerst nicht zu erwarten, und zweitens hauptsächlich deßwegen, weil England dadurch in den Stand gesetzt ist, sein bisheriges Verfahren in der Sklavenfrage noch auf geraume Zeit fortzuführen. Die Art, wie sich die ausgezeichnetsten Wortführer in der Debatte über den beasilianischen Handel (am 7 Marz)

*) Im vorigen Jahre war die Ernte sehr günstig und betrug etwa 2,500,000 Ctr., während sie in den Jahren 1840 und 1841 um 2 bis 300,000 fl. weniger bitragen hatte; vor zehn Jahren war der Ertrag allerdings über 4 Millionen Cntr. gewesen und Westindien hatte den Bedarf Englands allein gedeckt.

**) Es sollen gegenwärtig in England sehr bedeutende Massen Zucker aus Kartoffeln, Runkelrüben u. dergl. fabricirt werden, und das Deficit decken.

***) Sie betrugen 1839 39 Sh. 2 D., 1840 49 Sh. 1 D., 1841 38 Sh. 2 D., 1842 37 Sh. 3 D. und 1843 34 Sh. 1 D., hatten also seit 1840 bedeutend abgenommen.

Digitized by Google

darüber äußerten, ist nicht ohne besonderes Interesse. Labouchere sprach sich sehr entmuthigt darüber aus und sagte: „ich fürchte, daß nach den neuerlichen zur Unterdrückung des Sklavenhandels abgeschlossenen Verträgen nichts mehr auf diesem Wege zu erreichen ist;" er hatte es auch keinen Hehl, daß Englands Benehmen andern Völkern Gelegenheit gebe, sich über Englands Heucheiei zu beklagen. Auch der Ton der Regierungsorgane war sehr gemildert, und der Handelsminister vertheidigte die Ausschließung des brasilianischen Zuckers, während man andere Sklavenprodnete zuiasse, nur dadurch, daß hauptsächlich zum Behuf des Zuckerbaues die Einfuhr männlicher erwachsener Sklaven nöthig sey. Es herrscht augenscheinlich der entschiedene Ton in Bezug auf die Frage des Sklavenhandels nicht mehr, da die Aussicht, den Sklavenhandel durch Ueberwachung der afrikanischen Küste zu unterdrücken durchaus entschwunden ist, und man jetzt nur noch behauptet, wenn der Handel durch dieses Mittel nicht unterdrückt worden sey, so habe man doch dessen Vermehrung gehindert. Die Verlegenheit Englands, dem Vertrag mit Nordamerika und den Forderungen Frankreichs gegenüber, ist augenscheinlich groß, und man wagt nicht mehr mit schärfern Maaßregeln hervorzutreten.

Columbia.

(Fortsetzung)

Südamerika und Merico waren unter solchen Umständen keiner republicanischen Regierungsform fähig, wie dieß jetzt noch durch den Umstand bewiesen wird, daß meistens nur Generale zur Oberherrschaft jener Staaten sich emporschwingen, und obwohl scheinbar durch Stimmenmehrheit erwählt, dennoch auf dictatorische Weise ihr Amt ausüben. Zudem gesellte sich in den südamerikanischen und mericanischen Unabhängigkeitskriegen noch ein wichtiges sociales Element zu dem streng politischen — nämlich der Haß der Eingebornen gegen die Altspanier. Hiedurch ward ein großer Theil der gebildetsten, einflußreichsten und vermöglichsten Classe der Bevölkerung theils vernichtet, theils vertrieben — ein Verlust, der für diese Staaten um so empfindlicher war, als der erworbenen Unabhängigkeit das Verdot alles Verkehrs mit dem Mutterlande folgte, wodurch der europäischen Cultur vollends jeder Zutritt abgeschnitten war. Dem Friedensschlusse zwischen England und seinen für unabhängig erklärten amerikanischen Colonien folgte augenblicklich ein Handels- und Schifffahrtsvertrag, der die ganzen Schätze englischer Literatur, Kunst und englischen Gewerbfleißes sofort auf Nordamerika übertrug, und europäische Gesittung und Bildung in die Urwälder des fruchtbaren Missisippi-Thales verpflanzte. — Die nordamerikanischen Staaten hatten noch überdieß den Vortheil, von der unternehmendsten, thätigsten und an Einfluß und Macht am schnellsten zunehmenden europäischen Macht abzustammen, während die spanische Herrschaft mit Karl V ihren Culminationspunkt erreicht hatte und seitdem regelmäßig im Abnehmen war. Aber dessen ungeachtet bleibt der Abfall der südamerikanischen Colonien von Spanien eines der wichtigsten Weltereignisse unserer Zeit. In Columbia nahm der Aufruhr seinen Anfang; auf die Wiedereroberung von Columbia verwendete Spanien seine besten Kräfte, und mit dem Mißlingen dieses Versuches war die Unabhängigkeit des amerikanischen Festlandes von Europa auf ewig begründet und ein neues Staatensystem aufgebaut, das der Politik und dem Welthandel eine neue Richtung gab, deren Folgen noch nach Jahrhunderten wirksam seyn und das Streben der Völker wenigstens in einem gewissen Sinn lenken dürften. Es sey uns daher vergönnt, den Ursprung, Fortgang und das Ende der Revolution von Columbia näher zu beleuchten.

Der Ursprung der südamerikanischen Revolution ist in Spanien zu suchen. Gleich nach Abdankung König Karls IV bildeten sich in den von den Franzosen unbesetzt gebliebenen spanischen Provinzen executive Junten, worunter die von Sevilla den Titel „Oberste Junta von Spanien und Indien" annahm, und sofort Gesandte nach Amerika schickte, um sich des Gehorsams der transatlantischen Provinzen zu versichern. Ein Gleiches that die Junta von Asturien und die von Ferdinand, Prinzen von Asturien (nachmaligem König Ferdinand VII), zu Madrid eingesetzte Regentschaft. Auch Napoleon sandte im Namen König Josephs, seines Bruders, Agenten nach Amerika, um den spanischen General-Capitänen die Lage der Sachen und die Thronbesteigung des neuen Königs mitzutheilen und dieselben zur Unterwerfung zu vermögen. Wirklich waren auch letztere, welchen man in diesem Falle Amt und Würde garantirte, dazu bereit, aber die Bevölkerung der spanisch-amerikanischen Colonien wollte von der neuen Ordnung der Dinge nichts wissen, verbrannte öffentlich die Proclamationen des Königs Joseph, vertrieb seine Agenten und verfolgte und verunglimpfte die Franzosen, wo sie dieselben zu Gesicht bekamen. Der Capitän einer französischen Kriegsbrigg, welche im Julius 1808 zwei Meilen von der Stadt Caracas Anker warf, konnte nur durch schleunige Flucht dem gewissen Tode entgehen. Nicht viel besseren Erfolg hatten die von Napoleon an Liniers, Vicekönig von Neu-Spanien, abgesandten Depeschen, in Folge deren Liniers durch eine zu Buenos Ayres erlassene Proclamation den Zustand der Dinge in Spanien zur öffentlichen Kenntniß bringen ließ. Die Proclamation wurde mit lautem Unwillen empfangen, Liniers des Verraths beschuldigt und eine Junta in Montevideo nach dem Muster der spanischen gebildet. Kurze Zeit darauf erschienen die Gesandten der Junta von Sevilla in Merico mit der Nachricht des allgemeinen Aufruhrs in Spanien gegen die französische Regierung. So groß war die Freude über diese unerwartete Wendung der spanischen Angelegenheiten, und so wenig dachten die Neuspanier damals an Unabhängigkeit, daß das Volk augenblicklich den Gesetzen der obersten Junta von Spanien und Indien sich gefügt haben würde, wären nicht zur selben Zeit die Agenten der Junta von Asturien eingetroffen, welche dasselbe gegen die ehrgeizigen Plane der andalusischen Junta warnten, und dadurch die erste Veran-

Digitized by Google

lassung zum Aufruhr und Bürgerkrieg gaben. Ungewiß, welcher Autorität Gehorsam gebührte, verlangten die Einwohner von Caracas von dem Generalcapitän Casas die Errichtung einer provinciellen Junta; dieser aber schöpfte Verdacht und ließ die Unterzeichner der dießfallsigen Bittschrift ins Gefängniß werfen. Diesen Mißgriff suchte er zwar dadurch wieder gut zu machen, daß er die Gefangenen, welche durchaus keine anderen als loyale Absichten im Schilde führten, wenige Tage darauf wieder frei gab; aber damit war das öffentliche Vertrauen, welches durch diesen unüberlegten Schritt gelitten hatte, noch nicht wieder hergestellt, und es bildete sich im August 1809 eine provinzielle Junta zu Quito, welcher der Marquis Selva Allegre als Präsident vorstand. Der Vicekönig von Neu-Granada, Don Amar, ganz die Gesinnungen des Generalcapitäns Casas so wie überhaupt aller übrigen spanischen Gouverneurs theilend, traf sogleich Anstalten zu ihrer Unterdrückung. Nicht daß die Statthalter in der Errichtung dieser Juntas Verrath gegen Spanien erblickt hätten, denn diesem widersprach nicht nur die von den amerikanischen Juntas an den Tag gelegte loyale Gesinnung und die Bereitwilligkeit, mit welcher ihre Glieder ungeheure Summen zur Unterstützung des Kriegs in Spanien votirten — Südamerika sandte während der französischen Invasion des Mutterlandes nicht weniger als 90 Millionen Piaster an die Central-Junta des Königreichs — sondern auch die Privatsammlungen, welche sie zu diesem Ende veranstalteten und der Eifer, womit sie sich den Insinuationen der französischen Agenten widersetzten, wohl aber war es den Statthaltern um den Fortbestand ihrer eigenen Macht zu thun. Die Fortschritte der Franzosen in Spanien hatten das Volk mit Schrecken erfüllt. Was sollte aus den spanischen Colonien in Amerika werden, wenn Napoleon Herrscher von Spanien blieb? So wie die Nachricht von der Errichtung einer Central-Junta in Spanien in Amerika anlangte, fügte sich das Volk ihrem Ausspruch und stellte ihr alle Mittel zu Gebote, welche die treuen Provinzen ihrem Könige zur Verfügung gestellt haben würden, man war bereit alles für Spanien zu thun; ganz anders aber dachten die königlichen Beamten. Diesen hatte Napoleon die Beibehaltung ihrer Stellen und ihres Gehalts zugesagt, und es war ihnen daher so ziemlich gleichgültig, ob in Europa Spanien oder Frankreich Sieger blieb, wenn nur das Volk von Amerika ihnen nicht den Gehorsam verweigerte. Die amerikanischen Juntas rüsteten sich auf den Fall der Unterjochung Spaniens zum Widerstand gegen Frankreich. Die Statthalter und Generalcapitäne aber sahen in der blinden Ergebenheit des Volks an Spanien die Möglichkeit eines Widerstandes, der ihre Stellungen zum Kaiser von Frankreich compromittiren konnte. Nichts konnte sie zufrieden stellen als unbedingter Gehorsam, denn nur dadurch hielten sie sich für befähigt, die Provinzen für Spanien oder für Frankreich oder überhaupt für irgend eine andere europäische Macht zu erhalten.

(Fortsetzung folgt.)

Geologische Ergebnisse submariner Forschungen.

Prof. Forbes hatte schon in der letzten Versammlung der englischen Naturforscher über seine submarinen Forschungen im ägäischen Meere einige Nachrichten mitgetheilt (s. Nr. 279 d. vor. J.), und hat jetzt in dem königlichen Institut in einer Versammlung am 20 Februar allgemeine Schlußfolgerungen aus seinen Entdeckungen gezogen, und diese an die frühern Forschungen der italienischen Gelehrten Donati und Soldani angereiht. Da diese Schlußfolgerungen ein ganz besonderes Interesse haben, so nehmen wir keinen Anstand, sie hier in Kürze mitzutheilen; sie sind folgende: 1) Thiere und Pflanzen leben nicht ohne Unterschied in allen Tiefen, sondern gewisse Arten gehören bestimmten Tiefen an, und so bildet das Meeresbett eine Reihe von Zonen oder Regionen, jede mit einer besondern Thier- und Pflanzenwelt. 2) Die Zahl der Arten vermindert sich mit der größern Tiefe, und im ägäischen Meere mag wohl mit 300 Faden alles thierische Leben erstarben seyn — ein Maaß, das freilich je nach den Himmelsstrichen wechseln mag. Alle Niederschläge unterhalb dieser Tiefe, wo das organische Leben aufhört, sind also auch ohne organische Ueberreste; man darf also, wenn eine Formation keine solchen aufweist, nicht schließen, daß zur Zeit ihres Entstehens keine Thiere vorhanden waren, sondern daß die Formation in sehr tiefem Wasser vorging. 3) Das Verhältniß der nördlichen Testaceen ist in den tiefen Zonen viel größer als in den höhern; dieser Umstand muß den Geologen vor der Gefahr warnen, sogleich aus den organischen Bestandtheilen der Felsen auf klimatische Verhältnisse schließen zu wollen. 4) Alle Arten von Seethieren können auf einer besondern Art von Seegrund leben. Wenn eine Schichte Muscheln u. s. w. sich so vermehrt hat, daß der Seegrund sich verändert, so sterben diese Muscheln aus, und die Art erscheint nicht wieder, als bis ein neuer Niederschlag ihre Anwesenheit zuläßt. 5) Solche Thiere, welche vielen Zonen der Tiefe gemeinsam sind, haben gewöhnlich auch eine weite geographische Verbreitung, und sind meist auch solche Arten, die der Zeit nach am längsten leben. Prof. Forbes fand auch, daß eine Menge Mollusken, selbst die, welche am festesten sitzen, in ihrem jungen oder Larvenzustande wandern.

Chronik der Reisen.

Aucher d'Eloy's Reisen im Orient.

(Fortsetzung.)

Am 12 März verließ er Konstantinopel und am 5 April war er zu Angora. Die neuerliche Unterwerfung der Kurden ließ ihn hoffen, daß er in einem Theil der östlichen Provinzen der Türkei, wohin er den Fuß noch nicht gesetzt hatte, sicher werde reisen können. Er ließ deßhalb den Pascha von Angora um einen diesem Zweck entsprechenden Buyurli (Paß) angehen, erhielt aber eine abschlägige Antwort mit der Einladung, den ihm im Ferman vorgezeichneten Weg einzuhalten. Er mußte also die Straße von Tokat einschlagen, welches in einer tiefen Schlucht am Tozanin liegt. Die Häuser sind fast alle zweistöckig und auf einer Fläche wilder Felsen erbaut, die sich amphitheatralisch erheben. Nachdem er durch Kuiei-Hissar-Schahun, Tekkek und Baibut bald in einem grünenden, wohlangebauten, bald in einem nackten, von zertrümmerten Schieferbergen bedeckten Lande gewandert war, besuchte er abermals Erzerum, dann die Verzweigungen des Ararat und Vajasid. Jenseits letztern Orts zieht sich die Straße mitten durch Felsen und

Steilabhänge fort, und wird erst besser am Fuße des Bergs, der als Gränzscheide zwischen Persien und der Türkei dient. „Zu Kilisse, sagt Ancher d'Eloy, dem ersten persischen Dorf, bemerkten wir den Contrast zwischen der Indolenz und Apathie der Türken und der Zuvorkommenheit der Perser; letztere kamen uns entgegen, um uns Wohnung und Lebensmittel, versteht sich, um einen guten Gewinn dabei zu machen, anzubieten."

Akhoi liegt an einem Fluß, der in den Aeores fällt; auf seinen Bazars herrscht große Thätigkeit. Die erste Stadt Persiens aber, seit Isfahan verfällt, ist Tebris; es ist besser gebaut und angenehmer als Teheran, und der Handel ist thätiger, denn es ist das Entrepot der europäischen Waaren; auch scheint die Bevölkerung nicht geringer, die Luft ist reiner und der Aufenthalt für einen Europäer angenehmer.

Als unser Reisender den Sevellan umging, dessen Gipfel noch im Monat Junius mit Schnee bedeckt waren, fühlte er bereits die Nähe des kaspischen Meeres. Dichte Nebel ziehen sich um die Berge und lösen sich in der Ebene in Regen auf. Er hielt sich zu Ardebil nicht auf, sondern durchzog die Berge, die Thäler und die Wälder und kam an die Ufer des kaspischen Meeres, dessen Wasser er kaum salzig fand. Zu Inzelli (Enseli), dem besten Hafen dieses ungeheuren Sees, lagen einige russische und persische Schiffe. Es ist dieß der Hafen für die große Stadt Resch, die Hauptstadt von Ghilan. „Die Männer sind hier im allgemeinen groß und gut gebaut, aber die Weiber zeichnen sich besonders durch ihre Schönheit, ihre weiße Haut und die wollüstige Weichheit ihres Gangs und ihres Blicks aus. Die Einwohner sind abergläubischer als in den andern Provinzen Persiens, aber man muß ihnen die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß ihre Sitten reiner sind; sie sind minder diebisch als in Iran, und wir hatten uns weit weniger über ihre Unverschämtheit zu beklagen."

Die Bemerkungen Anchet d'Eloy's über Ghilan sind sehr werthvoll, denn er besuchte diese fruchtbare, im Sommer aber gewöhnlich sehr ungesunde Provinz in allen ihren Theilen; sie dankt Feth Ali Schah einen prächtigen Weg, der mit großen Kosten durch den Felsen gehauen ist.

Ancher d'Eloy erstieg den Düffri-Kah, den höchsten Berg Ghilans, machte einen Ausflug nach dem Elbuez und erreichte auch den culminirenden Gipfel des Demawend, den er im Jahre 1835 umsonst zu ersteigen sich bemühte. Er hatte bis zu dem Augenblick, wo er Teheran betrat, viel vom Fieber gelitten. Auch sein Reisegefährte Dufand war davon ergriffen worden, doch eine Dosis Chinin schnitt es ab; da er aber sich seiner ordentlichen Diät unterwerfen wollte, so kam es mit stärkerer Gewalt wieder; die Aerzte der englischen Gesandtschaft behandelten ihn nach ihrem System, er starb aber den 21 October. Bei Ancher d'Eloy blieb jetzt nur sein Dragoman Nikolas, der, obwohl sehr schwach, dennoch ihm folgen wollte; sein fränkischer Bedienter, durch das Springen eines Gewehres verstümmelt, hatte ihn schon seit sechs Monaten verlassen. Versehen mit Empfehlungsschreiben von dem englischen Gesandten Mac Neil, dem russischen, Grafen Simonitsch, und andern vornehmen Personen, so wie mit einem Tekam (Paß), in welchem seiner Gelehrsamkeit und Geschicklichkeit die ungemessensten Lobsprüche ertheilt waren, schiffte er am 20 December wieder dieselbe Straße ein, wie im Jahre 1835. Er kam wieder nach Ispahan und in das gastfreundliche Kloster der armenischen Katholiken zu Dschulfa. Hier machte er die Bekanntschaft des Dr. Bertoni, eines liebenswürdigen und unterrichteten Mannes. Nikolas war in Folge des in Ghilan erlittenen Fiebers wassersüchtig geworden und mußte zu Dschulfa bleiben. Ancher d'Eloy ersetzte ihn durch einen armenischen Bedienten, Namens Alawerdi, und machte sich am 5 Januar 1838 nach Süden zu in der Richtung des persischen Golfs auf den Weg, wobei er viel von Kälte auszustehen hatte.

Als er die Ebene von Saidn verließ, um die von Persepolis, welche eine große Oeffnung hat, zu bei eter, bemerkte er alsbald Ruinen, etwas weiterhin bewundernswerthe Sculpturen auf drei Felsen, endlich die staunenswerthen Ruinen von Takhti Dschemschid, die nach allem, was er in Palmyra, Baalbek und in Aegypten gesehen, noch sein Erstaunen erregten. Bis Schiras geht der Weg unaufhörlich bergauf und bergab, indeß ist der Abhang nach Süden hin immer noch bedeutend. Diese Stadt ist von zahlreichen Landhäusern umgeben und das Land trefflich angebaut; es gibt kaum eine schönere Lage in Persien. Man kann nicht ohne lebhaftes Interesse den Bericht über den Besuch lesen, welchen Ancher d'Eloy bei Hadschi Abbas, einem Perser, abstattete, der sich mehrere Jahre in Frankreich aufgehalten hatte und sich ziemlich verständlich in französischer Sprache ausdrückte. Er führte den Reisenden zu seiner Frau, die zu dessen großem Erstaunen französisch sprach; sie war aus Orleans, und hatte vor etwa 20 Jahren diesen Perser geheurathet, über den sie sich nicht zu beklagen hatte; außerdem aber konnte sie sich an den Charakter ihrer neuen Landsleute nicht gewöhnen.

Von Schiras stieg Ancher d'Eloy von Thal zu Thal hinab bis Buschir am persischen Golf. Die Sitten der Leute, mit denen er zusammentraf, mahnten ihn hier an Aegypten und Arabien. Dann zog er ostwärts in der niedern, mit Salzefflorescenzen bedeckten Ebene von Buschir, wo man auf allen Seiten die wunderbaren Wirkungen der Luftspiegelung sah, und wo es fast keine Vegetation gibt. Wo der Boden sich verbessert, sieht man mächtige Pflanzungen von Dattelbäumen, die vortreffliche Früchte tragen.

Lar liegt auf einer wohlbewässerten und vortrefflich angebauten Ebene. Nach den Ruinen zu schließen, von denen sie umgeben ist, hatte diese Stadt ehemals Mauern, jetzt aber ist sie auf allen Seiten offen. Am 22 Februar betrat Ancher d'Eloy Bender Abassi, eine im 17ten Jahrhundert, wo Pietro della Valle, Chardin und Thevenot sie besuchte, sehr blühende Stadt. Jetzt ist der größte Theil der Bevölkerung arabisch und sie gehört dem Sultan von Maskat, der den Gouverneur ernennt; dieser nahm den Reisenden äußerst gastfrei auf, und erlaubte ihm sich auf einem seiner Fahrzeuge, die nach Mascat gingen, einzuschiffen. (Schluß folgt.)

Miscellen.

Syrischer Missionär in China vor 1000 Jahren. Die Lit. Gaz. vom 9 März entlehnt aus einem französischen Journal die Nachricht, daß in der Hauptgalerie der Manuscriptensammlung zu Paris eine Inschrift in chinesischer und syrischer Sprache aus dem Jahre 781 aufgestellt worden sey, aus der die Ankunft syrischer Missionäre und die Verbreitung des Christenthums in China im 7ten und 8ten Jahrhundert hervorgeht.

Das Holländische die gelehrte Sprache auf Japan. Bei Gelegenheit der neulich stattgefundenen Absendung reicher Geschenke an den Kaiser von Japan wird in holländischen Blättern erwähnt, daß europäische und namentlich holländische Bücher über Medizin, Geographie und Naturgeschichte sehr hochgeachtet und das Holländische die Sprache der Gelehrten sey.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 83.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

23 März 1844.

Einiges über die Tunguſen.

(Aus einer demnächſt erſcheinenden Reiſe nach Jakutsk.)

Zweiter Artikel.

Man muß die Tunguſen wahl als Ureinwohner des öſtlichen Aſiens anſehen. Vor ihrer hiſtoriſchen Zeit vereinigten ſie ſich nur in der Mandſchurei zu einer bürgerlichen Geſellſchaft, wurden mächtig und eroberten im 17ten Jahrhundert China. Von der eigentlichen Mandſchurei, als einem Reiche, haben wir keine Nachrichten, wir wiſſen nur, daß ſie von einzelnen Fürſten regiert wird, die dem chineſiſchen Bogdachan unterworfen ſind. In der Mandſchurei ſollen ſich Städte finden, aber über die Civiliſation und Lebensart des Landes wiſſen wir nichts; die Mandſchurei iſt uns jetzt unbekannter als ſonſt Mittelaſien. Man kann ſie als die Wiege des Tunguſenſtammes anſehen, von wo aus er ſich nach allen Seiten ausbreitete, indem er den wilden Thieren folgte, oder richtiger geſagt, ſeiner Nahrung nachging. Das bevölkerte China entſprach nicht der Lebensweiſe eines nomadiſchen Volkes, aber der öde Norden lockte ſie durch die reichliche Nahrung und den freien Weideraum. So rückten ſie allmählich gegen Norden vor, ohne bis nach Kamtſchatka hin, oder bis zum Land der Tſchuktſchen auf Feinde zu ſtoßen. Bei ihrer Ausbreitung gegen Weſten fanden ſie fremde Stämme erſt am Ob, und jenſeits dieſes Fluſſes gibt es keine Tunguſen mehr. So kam es, daß die Tunguſen das Land vom Ob bis zum öſtlichen Ocean einnahmen aber vielmehr durchſtreiften. Jakuten und Burâten ſind neuere Ankömmlinge, und vor der Ankunft der Ruſſen zahlten ihnen die Tunguſen Tribut. Lamuten, Koräken, Tſchuwanen, Jukagiren, Karagaſſen, Dauren, Solonen, Natken, Gilaken, ſind alle tunguſiſchen Stammes, der, obwohl er ſchon ſeit einigen Jahrtauſenden einen ſo großen Raum einnimmt, doch nicht zahlreich iſt, woran wohl ihre Lebensart Schuld hat. Häufiger Hunger, ärmliche Wohnungen, namentlich im Winter, ſehen ſie ohne Zweifel einem frühen Tode aus. Obgleich ſie von kräftigem Körperbau ſind, und Hitze wie Kälte gut ertragen, ſo haben ſich doch Krankheiten unter ihnen eingeſchlichen, welche furchtbare Verheerungen anrichten, namentlich die Blattern und eine ſchimpfliche, ihnen aus China zugekommene Krankheit.

Einige Tunguſen ſind getauft, aber die Mehrzahl iſt ohne Religion und das Schamanenweſen und einige Sagen abgerechnet, ganz unwiſſend. Man ſchreibt und ſpricht bei uns: dieß oder jenes Volk hat die ſchamaniſche Religion; jetzt gibt es aber keine ſchamaniſche Religion mehr oder gab vielleicht auch niemals eine. Einige abergläubiſche Anſichten, die ſich unter den Eingebornen Sibiriens erhalten haben, kann man noch nicht als Trümmer einer alten Religion anſehen, weil unter ihnen nichts gemeinſames, keine Glaubensartikel ſich finden. Die dem Lamadienſt ergebenen Burâten und die getauften Jakuten haben auch Schamanen, ſie finden ſich auch bei uns, nur nennen wir ſie Zauberer, Wahrſager. Man kann von dem Schamanenthum ſagen, es ſey der Glaube der rohen Menſchen an zwei Principien, ein gutes und ein böſes; die Welt ſey angefüllt mit Geiſtern, welche dem Menſchen je nach ihrer Laune ſchaden oder wohlthun, und man könne dieſe Geiſter gewinnen oder erzürnen; eines wie das andere ſtehe in der Macht der Schamanen.

Die Tunguſen wandern auf weite Strecken umher, und ein Theil der ruſſiſchen geht ſogar über die chineſiſche Gränze, namentlich auf den Flüſſen, die in den Amurſtrom fallen, jenſeits des Apfelgebirges, das nach gemeinſamer Uebereinkunft die Gränze von China und Rußland bildet. Nach dem Amur lockt die Tunguſen die Leichtigkeit, ſich dort Mehl, Pulver, Blei und Branntwein von den Dauren, die das Feld bauen und den Mandſchu-Kaufleuten zu verſchaffen. Die ruſſiſche Regierung hat verboten ihnen Branntwein zu verkaufen, weil er eine furchtbare Wirkung auf ſie äußert; ſie ſind ſanft ſanft. Lug und Trug iſt unter ihnen kaum bekannt, aber dieſe Ruhe und Milde verſchwinden leider bei den erſten Branntweingläſern; der betrunkene Tunguſe iſt wüthend, er zerbricht alles, ſchlägt, ſtößt und wälzt ſich auf dem Boden, bis er endlich ganz ermattet einſchläft; der Halbbetrunkene iſt im Stande, alle ſeine Rennthiere und ſeine ſonſtige Habe um Branntwein herzugeben. Seit dem Verbot, Branntwein an

Digitized by Google

die Tunguſen zu verkaufen, geben die theuerſten Pelzwaaren durch die Mandſchu-Händler nach China.

Die Tunguſen nennen ſich ſelbſt Ewru-ki, die Jakuten nennen ſie Tunguſen; es iſt aber zu bezweifeln, ob die Ruſſen den Namen von den Jakuten entlehnt haben, denn ſie kannten die Tunguſen früher als die Jakuten. Die Sprache der Tunguſen, ein Mandſchu-Dialekt, iſt ſehr wohlklingend, aber nicht reich.

Columbia.

(Fortſetzung.)

Der erſte Schritt Don Amars beſtand in der Zuſammenberufung der angeſehenſten Bürger von Santa Fé de Bogota, um zu berathen, was in Bezug auf die neuerrichtete Junta zu Quito zu thun ſey. Der Erfolg war ganz gegen ſeine Erwartung ein Beſchluß, nicht nur dieſes Beiſpiel zu billigen, ſondern es in der Hauptſtadt von Granada ſelbſt nachzuahmen. Don Amar vertagte die Verſammlung auf den eilften September 1809, und ließ an dieſem Tage alle Ausgänge des Saals mit doppelten Wachen beſetzen. In der Hoffnung, die Bürger einzuſchüchtern, verlangte er jetzt eine ſchriftliche Abſtimmung über die ihnen vorgelegten Fragen; aber auch dießmal fiel die Antwort gegen ſeinen Wunſch aus. Die Namen von Camillo de Torres, Gutierrez, Padilla und Moreno erſcheinen hier zum erſtenmal auf dem Schauplatz der Geſchichte. Jetzt wurden Anſtalten getroffen, die Junta von Quito mit Gewalt auseinander zu treiben. Der Vicekönig von Peru ließ ein Detaſchement Soldaten dahin aufbrechen, welche dann bald die abſolute Gewalt der Audiencia von Quito wiederherſtellten; den Gliedern der Junta wurde vollkommene Sicherheit ihres Eigenthums und ihrer Perſonen zugeſichert, deſſen ungeachtet aber wurde eine große Zahl derſelben ins Gefängniß geworfen, und ein Jahr ſpäter unter dem Vorwand eines Aufſtandes der Truppen grauſam ermordet; die Stadt ſelbſt wurde den Soldaten zur Plünderung preisgegeben. Hiemit hatte man den „Patrioten" — ſo hieß man jetzt die Verfolgten — den Fehdehandſchuh hingeworfen: das Volk ſah in ſeinen Statthaltern nichts weiter als ſeine Tyrannen.

Indeſſen hatte die ſpaniſche Regentſchaft, um ſich der Mitwirkung der amerikaniſchen Provinzen zu verſichern, eine Proclamation an dieſelben erlaſſen, worin ſie ſelbſt die Uebel aufzählte, welche Amerika von Spanien zu erdulden hatte. „Amerikaner," heißt es darin, „ihr habt lange Zeit ein Joch getragen, das euch um ſo mehr drückte, als ihr vom Centrum der Staatsgewalt entfernt waret. Wir legen jetzt euer künftiges Schickſal in eure eigenen Hände. Ihr ſeyd bis jetzt nichts als der Fußball eurer Vicekönige geweſen, ihr waret ihrem Ehrgeiz, ihrem Eigenwillen, ihrer Raubſucht unterworfen. Von jetzt an ſoll eure Wohlfahrt nicht weiter von ihnen abhängen." Die Regentſchaft ſuchte nämlich den Amerikanern begreiflich zu machen, daß Spanien und ſeine Colonien dasſelbe Schickſal theilen müßten; ſie ſtellte eine gerechtere und liberalere Verwaltung derſelben in Ausſicht, und ſchloß mit den Worten: „Es iſt nicht genug, daß ihr Spanier ſeyd, ihr müßt auch unter allen Wechſeln des Glücks mit Spanien eins ſeyn!"

Dieſe Proclamation und die Nachricht von der Niederlage der ſpaniſchen Waffen kamen im Jahre 1810 zugleich nach Amerika und erregten allgemeine Beſtürzung. In Caracas, wo, wie oben ſchon gemeldet wurde, der Generalcapitän durch einen Gewaltſtreich das Vertrauen des Volks verloren hatte, ſchritt man ſogleich zur Abſetzung der Kronbeamten und zur Einſetzung einer Junta, die zwar, da man den Krieg in Spanien ſo gut als beendigt glaubte, die Autorität der Regentſchaft von Cadiz nicht anerkannte, dennoch aber im Namen König Ferdinands VII handelte und Beſchlüſſe faßte. Jetzt geſellte ſich ein neues Element der Zwietracht den amerikaniſchen Patrioten bei. Schon im Jahre 1797 hatten die Proclamationen Englands — welches damals mit Spanien in Krieg verwickelt war — die Amerikaner auf die ſelbſtſüchtige ſchnöde Weiſe aufmerkſam gemacht, mit welcher alle höheren Aemter, Officiersſtellen u. ſ. w. nur an geborne Spanier vergeben wurden, und dieß als den Hauptgrund aller gegen das Volk begangenen Ungerechtigkeiten, der Einführung von Monopolen und des gehemmten Verkehrs angegeben. England verſuchte nämlich damals die ſüdamerikaniſchen Colonien zum Widerſtand gegen das Mutterland aufzuregen, um den Spaniern die Hülfsmittel abzuſchneiden — eine Politik, die ſich natürlich änderte, als England als ſpaniſcher Bundesgenoſſe gegen Frankreich auftrat. Indeſſen hatten die Amerikaner Gelegenheit genug gehabt, ſich von der Wahrheit der engliſchen Ausſagen zu überzeugen, — ein Zufall ließ dieſe Ueberzeugung ſich deutlicher ausſprechen und legte dadurch den Grund zur völligen Staatsumwälzung und zur Unabhängigkeit von Spanien. Wenn ein Volk für irgend eine Idee reif iſt, bedarf es nur einer kleinen Veranlaſſung von außen, um ein von der Geſchichte vorbereitetes Ereigniß zu beſchleunigen. Eine ſolche ergab ſich im Julius 1810 zu Santa Fé de Bogota bei Gelegenheit eines Streits zwiſchen einem Spanier und einem Eingebornen. Erſterer gebrauchte bei dieſer Gelegenheit ein Schimpfwort, das er nicht nur auf ſeinen Gegner, ſondern auf alle Landsleute desſelben anwandte. In kurzer Zeit hatte ſich ein großer Haufen Zuſchauer den Streitenden beigeſellt, worunter die Spanier die Partei ihres Landsmannes, die Eingebornen hingegen die ſeines Gegners ergriffen. Es kam zu Thätlichkeiten, bei welchen die Eingebornen — die bei weitem größere Zahl — den Sieg davon trugen. In der gereizten Stimmung der Bürger, welche die Folge dieſes Auftrittes war, wurde eine Verſammlung zuſammengerufen und eine Junta eingeſetzt. Kurze Zeit darauf — im September desſelben Jahres — mußte der Generalcapitän von Cdili ſeine Stelle niederlegen, und in Mexico kam es in Folge der tyranniſchen Maaßregeln des neuen Vicekönigs Venegas ebenfalls zu blutigen Auftritten.

Hätte jetzt die ſpaniſche Regentſchaft gelindere Schritte eingeleitet, ſo wäre das Reſultat wahrſcheinlich eine ſchnelle

Digitized by Google

Beruhigung der nicht sowohl in Aufruhr begriffenen als indignirten Provinzen gewesen; denn von republicanischen Principien, wie sie den Nordamerikanern vorleuchteten, und wie solche selbst ein Theil der Spanier auffaßte, war bei den Columbianern durchaus nicht die Rede. Es war nicht Gleichheit der Stände oder vor dem Gesetz, was die eingebornen Amerikaner (Creolen) in Anspruch nahmen, sondern Gleichheit mit den Spaniern; nur in wenigen Köpfen keimte der Gedanke völliger Unabhängigkeit. Wie wenig aber die Spanier den Zustand ihrer Colonien zu beurtheilen wußten, zeigt der Umstand, daß die Regentschaft auf die Depeschen der Junta von Caracas am 31 Aug. 1810 mit Drohungen antwortete und die rebellische Provinz in Blokadezustand erklärte. Die Junta von Caracas nahm dieß als eine Kriegserklärung auf, und erließ ein Schreiben an den spanischen Minister de las Hermanzas, worin sie die Beweggründe ihres Verfahrens auseinanderzusetzen sich bemühte, aber hiedurch weder das spanische Volk noch die Cortes besänftigte, welche jetzt ernstlich zu dem Kriege mit Südamerika sich rüsteten. Indessen hatte die Junta von Caracas den Tribut der Indianer abgeschafft, die Negersklaverei aufgehoben und den Handel freigemacht. Die Provinzen folgten dem Beispiel der Hauptstadt und errichteten ebenfalls Juntas, die zuletzt einen General-Congreß der Juntas von Venezuela zusammenriefen. Dieser kam trotz des Widerstandes von Guaira, wo sich die Junta zu Gunsten der Regentschaft von Spanien erklärt hatte, und der Gefangennehmung der Deputirten von Maracaibo durch den spanischen Commandanten Don Fernando Miyares dennoch am 2 März 1811 zusammen; es zeigte sich aber bald, daß die Meinungen in Bezug auf die zu errichtenden Regierungsformen getheilt waren, und daß ein Theil derselben, obwohl die Minderzahl, noch immer für die Wiedervereinigung mit Spanien gestimmt war. Erst durch die Umtriebe der vom General Miranda gestifteten patriotischen Gesellschaft erfolgte endlich am 5 Julius 1811 die Unabhängigkeitserklärung der vereinigten Provinzen von Venezuela von der spanischen Regierung.

Dem Beispiele von Venezuela folgten alsbald die Provinzen Cartagena, Socorro, Tunja, Pamplona, Antioquia und mehrere andere des Vicekönigreichs von Granada, ja selbst Mexico und (obwohl etwas später) Buenos Ayres. Jetzt erst sahen die spanischen Cortes ihren Irrthum ein. Die amerikanischen Glieder dieses gesetzgebenden Körpers hatten schon früher einen Plan vorgelegt, wodurch sie die amerikanischen Provinzen zu beruhigen hofften, aber man hatte sich geweigert denselben auch nur in Berathung zu ziehen. Er enthielt zehn Punkte, worunter gleiche Rechte mit den Spaniern und gleiche Repräsentation in den Cortes, vollkommene Freiheit zu bauen und zu fabriciren was das Klima erlaubt, freier Handel mit allen Nationen und mit Spanien, Abschaffung der königlichen Monopole, freie Bearbeitung der Quecksilberminen und gleiche Vertheilung der Aemter unter Spaniern und Creolen, die vorzüglichsten waren. Nur drei dieser Punkte wollten jetzt die Cortes den Amerikanern zugestehen, und es kam daher auch diesmal zu keinem Vergleich. Die von Lord Liverpool von Seite der englischen Regierung vorgeschlagene Vermittelung hatte ebenfalls keinen bessern Erfolg. Die Spanier, und namentlich die Kaufleute von Cadix, schöpften Verdacht gegen die von England beabsichtigte Freigebung des amerikanischen Handels, und brachen sofort alle Unterhandlungen ab; der Congreß von Venezuela hingegen sandte Don Luis Lopez Mendez nach London und Don Telesforo Orea nach Washington, um den Beistand Großbritanniens und der Vereinigten Staaten von Nordamerika gegen Spanien anzusprechen. Alles was diese Gesandten erhielten, war jedoch sowohl von Seiten der Vereinigten Staaten als von England bloß das Versprechen der strengsten Neutralität, welches weder von der einen noch der andern Macht bis zum Ausgang des Krieges gebrochen wurde.

Was der Congreß von Venezuela am meisten zu fürchten hatte, war die Eifersucht und Uneinigkeit unter seinen eigenen Provinzen. Ein Aufruhr in der Hauptstadt Caracas wurde nur mit Mühe unterdrückt, und General Toro gegen die von den Spaniern in Besitz genommene Stadt Valencia (20 deutsche Meilen von Caracas) gesendet. Die Spanier leisteten verzweifelten Widerstand, und es gelang erst dem General Miranda an der Spitze von 4000 Mann dieselben zur Unterwerfung zu bringen. Miranda wollte jetzt die Provinz Coro angreifen; aber an der Spitze des Congresses von Caracas stand ein eifersüchtiges Triumvirat, das unter sich nicht einig werden konnte, und die eben erworbene Freiheit neuerdings in Gefahr brachte. Dennoch kam hauptsächlich durch die Bemühungen eines Irländers, Namens Burk, der im Einverständniß mit Don J. M. Ustariz und Don J. Roscio den Plan einer Föderativ-Republik in einer Reihe geharnischter Artikel im Journal von Caracas anempfahl, eine der nordamerikanischen sehr ähnliche Verfassung zu Stande, und im März 1812 hielt der neu organisirte Congreß bereits seine erste Sitzung.

(Fortsetzung folgt.)

Vermehrung der zoologischen Sammlung im brittischen Museum.

Die zoologische Sammlung im brittischen Museum hat sich während des verflossenen Jahres ausnehmend rasch vermehrt. Aus einem dem Unterhause vorgelegten Bericht geht hervor, daß dieser Theil des Museums allein um 22,000 Stücke vermehrt wurde, darunter mehr als 750 Säugethiere, 3000 Vögel, fast 1000 Fische und Reptilien, 11,000 Insecten und Crustaceen und über 6000 Mollusken und Strahlthiere. Um einen Begriff von der Ausdehnung dieser Sammlung zu geben, bemerken wir, daß der Katalog der ins Habichtgeschlecht einschlagenden Vögel 285 Stücken enthält, während Lesson in seinem Traité d'Ornithologie, formant le Catalogue le plus complet des espèces réunies dans la Collection publique de la France (die neueste Liste) nur 206 aufzählt.

Chronik der Reisen.

Aucher d'Eloy's Reisen im Orient.

(Schluß.)

Die Beschreibung von Maskat stimmt mit derjenigen überein, welche andere Reisende davon gegeben haben. Nur die Vortheile eines guten Hafens konnten zum Bau einer Stadt auf einem so dürren, von schroffen Felsen eingeengten Fleck bewegen. Der englische Agent, ein Jude aus Bagdad, verschaffte Hrn. Aucher d'Eloy Geleitschreiben von den Ministern des Sultans, der sich eben zu Zanzibar befand, und so konnte er ins Innere von Oman einen Ausflug machen, der über einen Monat dauerte; er kam bis zum Vorgebirge (ras) el Gal und Ghebein, einem den Wahabiten gehörigen Dorfe. Die Scheichs zeigten sich sehr zuvorkommend. Da er in einem von Europäern so selten besuchten Lande sich nichts entgehen lassen wollte, so machte er alle seine Gänge zu Fuß. Die daraus unter einer tropischen Sonne hervorgehende Ermüdung und die schlechte Nahrung erzeugten ein Fieber, dessen Anfällen fünf- bis sechsstündige Ohnmachten vorangehen; aus diesen kann den Kranken nichts erwecken, und nach zwei oder drei Anfällen ist der Tod unvermeidlich. Er genaß durch die Anwendung von schwefelsaurem Chinin, und als ihn zu Maskat nach seiner Rückkehr das Fieber abermals ergriff, war er glücklich genug durch dasselbe Mittel noch einmal hergestellt zu werden.

Er eilte, die Küste Persiens wieder zu gewinnen, und schiffte sich auf einem aus Indien kommenden Bala ein, welcher schiitische Muslems aus Indien, die nach Kerbelah wallfahren wollten, nach Bassora bringen sollte. Schon sah man die Berge der Insel Ormus, als der Wind so heftig wurde, daß man sich geradezu treiben lassen mußte und den Ankerplatz von Bender-Said an der Küste am Belutschistan erreichte. Aucher d'Eloy, der mit dem Capitän ans Land stieg, sah hier in geringer Entfernung von der See mehrere bengalische Feigenbäume, deren Zweige sich wieder in den Boden einwurzeln, und so ungeheure Bogengänge bilden, in denen man vor den Sonnenstrahlen gesichert ist. Einige Beintschen benahmen sich gegen unsern Reisenden so höflich, daß er schon beschlossen hatte, der von ihnen ertheilten Auskunft gemäß zu Lande nach Bender Abassi zu gehen; er hatte auch schon seine Maaßregeln danach getroffen, als der Wind in der Nacht sich änderte, so daß das Schiff unter Segel ging und ihn auf der Insel Kischme absetzte. Hier miethete er ein kleines Fahrzeug, das ihn nach wenigen Stunden zu Bender Abassi ans Land setzte.

Der Scheich, dessen Freundlichkeit unerschöpflich war, gab ihm Briefe an andere Scheichs auf der Straße, Führer und Pferde mit; er begab sich sodann nach Minah und dem Cap Mondarek, entschlossen noch weiter zu gehen, wenn ihm die Umstände günstig seyen. Er zog in geringer Entfernung vom Meere längs der Küste fort, durch eine Wüste, wo nur hie und da einige brakische Brunnen und elende arabische Dörfer standen. Am zweiten Tage dieser Reise blies ein heftiger Schemäl von 9 Uhr Morgens bis Sonnenuntergang. „Ich kann, schreibt Aucher d'Eloy, unmöglich einen Begriff von dem geben, was ich litt. Ich lag ausgestreckt unter meinem Zelt ohne Bewegung, fast ohne Bewußtseyn und von einem heftigen Drücken auf der Brust gepeinigt. Ein unglaublich feiner Staub durchdrang alles, meine Koffer, meine Insectenkisten, meine Bücher und selbst meine Uhr trotz ihres Doppelgehäuses. Der Wind trocknete in einem Augenblick meine Wasserschläuche aus, verdampfte meinen ganzen Branntweinvorrath und trocknete meine Reptilien aus, die in hermetisch verschlossenen Weingeistflaschen sich befanden. Jeder Windstoß war glühend, und schien aus einem stark geheizten Ofen zu kommen. Ich hoffte, dieser Zustand der Dinge werde nicht lange dauern, und setzte meine Reise während der Nacht fort, aber der Wind trat regelmäßig alle Tage zu derselben Zeit ein. Meine Kräfte schwanden hin, ich konnte nur in der Nacht ein wenig essen; mein Bedienter war noch kränker als ich und konnte sich kaum auf seinem Kamel halten. Ich erkannte, daß es Unbesonnenheit wäre, weiter gehen zu wollen, und eilte nach den Bergen, um so schnell ich konnte Persien zu erreichen."

So kam er durch das Innere von Laristan nach Schiras zurück, und hatte trotz seiner Schwäche den Muth, den Berg Ghernen zu erforschen, wo er zwar nur wenige Pflanzen fand, aber durch die reine Luft der Höhen wieder Kräfte gewann. Weiterhin empfingen ihn die Einwohner an mehrern Orten mit Zischen und Geschrei, warfen sogar Steine nach ihm und bestahlen ihn. So kam er halb todt nach Schiras. Nachdem er sich ein wenig erholt hatte, ging er, stets Pflanzen sammelnd, weiter nach Ispahan, welches er nur mit großer Anstrengung erreichte. Die sorgfältige Pflege der guten Väter in Dschulfa und des Docteurs Bertoni vermochten nicht ihn herzustellen. Sein Zustand verschlimmerte sich täglich, und seine durch so viele Stöße erschütterte Körperconstitution war unwiderbringlich zerrüttet. Doch hoffte er noch auf seine Wiederherstellung, denn er schrieb an einen seiner Freunde, daß seine Kräfte von Tag zu Tag sich mehrten, und machte Reiseprojecte für das nächste Jahr.

In einer solchen Frist, welche ihm die Krankheit ließ, hatte er noch den Muth am 5 Julius einen Ausflug ins Land der Bachtiaris zu unternehmen, wohin er sich früher schon gewagt hatte; er hoffte, daß die Luft der Berge ihm zuträglich seyn würde. Am 8 schleppte er sich noch nach einer der Höhen des Dalikah, um 9 aber rieth ihm einer der Häuptlinge des Landes, an denen er Briefe hatte, ab, weiter zu gehen, weil die Wege nicht sicher seyen. Traurig kehrte er nach dem Kloster von Dschulfa zurück, um es nicht mehr zu verlassen. Seine Krankheit machte rasche Fortschritte, und am 6 October starb er in den Armen des Dr. Bertoni und des Pater Derderian.

Die Arbeiten Aucher d'Eloy's wären vielleicht trotz ihrer Wichtigkeit unbekannt geblieben, wenn nicht Graf Jaubert alle Schriften des unglücklichen und unerschrockenen Reisenden gesammelt und zum Druck befördert hätte. Leider sind seine Tagebücher aus den ersten drei Jahren seiner Reisen sehr kurz, und erst später werden sie umständlicher. Als seine ersten Sammlungen in Frankreich anlangten, ersah man alsbald, welcher Vortheil von einem solchen Reisenden zu ziehen sey. Hr. Ad. Brongniart übernahm einen Theil seiner Sammlungen, und war fortwährend bemüht, solche zu verkaufen. Hr. de Candolle war erstaunt über die Zahl und Wichtigkeit der neuen Arten, mit denen Aucher d'Eloy sein neues Werk (Prodromus systematis naturalis regni vegetabilis) bereicherte. Beide vereinten sich, um ihm Unterstützung von dem Museum der Naturgeschichte und dem Minister des öffentlichen Unterrichts zu verschaffen. Ein Theil dieser Gelder kam ihm auf seiner letzten Reise noch zu, der Rest aber kam zu spät.

Durch den Themselnnuel passirten vom 25 März 1843 bis zum 5 März 1844 2,038,477 Personen, die jede zu einem Penny ein Einkommen von 8478 Pfd. 2 Sch. 8 D. abwarfen. (Examiner. 9 März.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 84.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

24 März 1844.

Meteorologie aus den Sternschnuppen.

Wir haben schon vor einigen Tagen (s. Nr. 80) eines Vortrags von Coulvier-Gravier in der Sitzung der französischen Akademie am 19 Februar erwähnt, und kommen hier darauf zurück, da die Wichtigkeit dieser Entdeckung für die Meteorologie sich, nachdem einmal die Grundlage festgestellt ist, bald entwickeln muß. Zugleich scheint diese Entdeckung die Frage lösen zu müssen, ob die Sternschnuppen unserer Erdatmosphäre oder dem Weltraum angehören, und in welcher Entfernung von unserer Erde die Region der Sternschnuppen sich befindet, und was es mit den fast periodisch wiederkehrenden, sehr zahlreichen Sternschnuppen, besonders in den Nächten vom 10 bis 13 November für eine Bewandtniß hat. Hr. Coulvier-Gravier äußert sich in seinem Vortrag folgendermaßen: „Die Akademie erinnert sich ohne Zweifel der verschiedenen Mittheilungen über das Vorauserkennen der verschiedenen atmosphärischen Aenderungen aus der Richtung der Sternschnuppen. Mehr als zwanzig Jahre einer angestrengten Arbeit waren nöthig, um zu dieser Kenntniß zu gelangen. Erst im Jahre 1833 bin ich darauf gekommen, und wollte noch abwarten, daß eine siebenjährige Erfahrung die Entdeckung dieser Kenntniß der atmosphärischen Wechsel bestätige, ehe ich sie der Akademie mittheile. Bis zum Jahre 1840 hatte ich kein Journal meiner Beobachtungen gehalten, denn mein Gedächtniß genügte mir. Arago aber munterte mich damals durch die Rathschläge, welche er mir gab, dazu auf. In meiner ersten Mittheilung am 19 October 1839 bemerkte ich, daß in regelmäßigen Zeiten, d. h. wenn die Richtung der Sternschnuppen nicht von Tag zu Tag, noch weniger von Stunde zu Stunde oder selbst von Viertelstunde zu Viertelstunde wechselt, die bevorstehende atmosphärische Aenderung um drei, vier und selbst auf fünf Tage voraus zu bestimmen sey."

Der Sprecher ging nun die meteorologischen Wechsel der zwei letzten Jahre durch, und zeigte namentlich, daß der Barometer die Stürme und andere Wetterveränderungen sehr häufig nicht genügend, oder wenigstens nicht lange genug voraus angezeigt habe; daß die Schiffer sich darnach hätten richten und manches Unheil vermeiden können. Hierauf schließt er mit den Worten: „Hieraus folgere ich, daß nicht bloß die großen Winde und Stürme, sondern auch Kälte, Hitze, Windstille, Regen und schönes Wetter sich voraussehen lassen aus der Richtung der Sternschnuppen; alle Zeichen, die sie geben, sind bedeutend und haben ihre Wirkung. Nach den zahlreichen Beweisen, die unter meinen Augen vorgingen, kann ich sagen, daß auch nicht Eine Sturmsternschnuppe, so schwach sie auch erscheinen mochte, nicht den Verlust irgend eines Fahrzeugs veranlaßt habe, wenn man gleich in Bezug auf diese schwächern Sterne nicht geradezu behaupten kann, ob die durch die Kraft der Strömungen veranlaßten Windstöße oder Stürme dieses oder jenes Land besonders treffen werden; anders ist dieß mit den eigentlichen Sturmsternen, deren Lauf sehr bestimmt ist, und mit den Stürmen, welche ich als solche vom ersten Rang bezeichnete, die auf einem großen Theil der Erdkugel herrschen, und welche die Erscheinung eines einzigen dieser Sterne, 72 und manchmal mehr Stunden, nachdem letztere erschienen, unvermeidlich macht, während der Barometer erst 36 Stunden später zu sinken beginnt, ohne daß man errathen kann, wo derselbe anhalten wird, so daß er kein bestimmtes Anzeichen gibt. Ich habe in meiner frühern Mittheilung und namentlich in einer Theorie, die ich kürzlich Hrn. Arago übergab, bewiesen, welche Macht die oberen Strömungen auf das Steigen und Fallen des Barometers ausüben; die Barometer haben immer Recht, selbst wenn man sie der Untreue anklagt, wie ich und andere thaten, als ich noch nicht die Ursachen ergründet hatte, welche ihnen ein bestimmtes Verhalten anweisen, gegen das sie nichts vermögen. Wenn ich nach zwanzigjährigen Beobachtungen, Anstrengungen und Nachtwachen die Sicherheit geben kann, alle bevorstehenden atmosphärischen Aenderungen aus der Richtung und der Art der Sternschnuppen drei bis vier Tage voraus sagen zu können, so glaube ich dem Seewesen und dem Ackerbau einen Dienst geleistet und um mein Vaterland mich verdient gemacht zu haben."

Digitized by Google

Columbia.

(Fortsetzung.)

In der Zwischenzeit war die Revolution auch in Neu-Granada ausgebrochen. Im Julius 1810 hatte sich zu Santa Fé de Bogota eine Junta gebildet, an deren Spitze zuerst, wie bereits oben gemeldet, Don Amar, der spanische Vicekönig, stand. Diese Junta anerkannte zuerst die Regentschaft von Spanien. Bald nachher aber schöpften ihre Glieder Verdacht gegen den Vicekönig und die übrigen Kronbeamten, setzten dieselben ab und sandten sie über Cartagena nach Spanien. Jetzt wurde in der Hauptstadt ein Congreß zusammen gerufen, um während der Gefangenschaft des Königs eine provisorische Regierung einzusetzen. Neun Provinzen: Tunja, Pamplona, Casanare, Cartagena, Socorro, Antioquia, Choco, Neyva und Mariquita erklärten sich für die Revolution. In der Provinz Martha behielten die Spanier die Oberhand; in Popayan gelang es dem spanischen Gouverneur, die Junta aufzulösen und eine Anzahl Truppen zu sammeln, mit welchen er sogleich nach der Hauptstadt aufbrach, um die Junta von Santa Fé auseinander zu treiben; 2½ Meilen von Popayan kam es zwischen diesen Truppen und dem von der Junta von Santa Fé abgesandten Heere zu einem Treffen, in welchem die Königlichen geschlagen, der Gouverneur Tacon selbst aber zur Flucht genöthigt wurde. In Pastos durch die von ihm freigelassenen Sklaven verstärkt, wagte letzterer es noch einmal, die königliche Flagge aufzupflanzen, mußte aber vor dem vereinten Heere der Junten von Quito und Popayan nach San Buenaventura entfliehen, und wurde endlich gegen Ende des Jahres 1811 von General Rodriguez gänzlich aufgerieben.

Die Regentschaft von Spanien sandte jetzt zwei geborne Amerikaner, Don A. Villavicencio und Don C. Montufar, nach Granada, um wo möglich die aufrührerische Provinz zum Gehorsam zurückzuführen; aber bei ihrer Ankunft waren die Angelegenheiten bereits zu sehr verwickelt, als daß von ihren Bemühungen der erwünschte Erfolg zu erwarten gewesen wäre. Montufar langte am 2 August 1810, zwei Tage nach der Niedermetzelung der politischen Gefangenen durch die königlichen Truppen aus Lima an. So groß war die Wuth des Volkes über diese empörende Grausamkeit, daß der Pöbel mit Stöcken und Messern über die Soldaten herfiel und die spanischen Behörden es für rathsam fanden, eine allgemeine Amnestir zu proclamiren, und den Truppen zu befehlen, die Stadt zu verlassen.

Im September 1810 erließ die Junta von Cartagena ein Manifest, worin sie die Union aller Provinzen in eine Föderativregierung anempfahl, und die Bande, welche das Land an Spanien knüpften, durch die Resignation von Bayonne für aufgelöst erklärte. Unglücklicher Weise sahen mehrere Provinzen darin ein Recht, sich von jeder Regierung unabhängig zu machen — ein Umstand, der nach während des Kampfes um Unabhangigkeit zu innerlichen Unruhen und zum Bürgerkrieg führte. Mompor, ein Departement von Cartagena, pflanzte zuerst die Fahne der gänzlichen Unabhängigkeit auf, aber eine cartagenensische Streitmacht unter Don N. Apos zwang sie bald zur Unterwerfung. Andere Provinzen waren indeß dem Beispiele von Mompor gefolgt, aber waren wenigstens bereit ihm zu folgen, so daß man es für klüger hielt, die erste Congreßsitzung zu verschieben. Erst am 27 November 1811 vereinigten sich die Deputirten von Pamplona, Tunja, Neyva, Cartagena und Antioquia in Santa Fé de Bogota zur Annahme einer Föderativ-Verfassung. Dir Provinz Cundinamarca weigerte sich jedoch, dem Ausspruch des Congresses gemäß die Münze auszuliefern, und entwarf für sich eine neue Constitution, die am 17 April 1812 zu Santa Fé de Bagota (der Hauptstadt von Cundinamarca) ratificirt wurde. Die Stadt, wo der erste Föderativ-Congreß zusammen gekommen, war also auch die erste, die, wie der nordamerikanische Consul Hr. Warden in seinen „Outlines of the Revolution in South America" sehr richtig bemerkt, die Fackel der Zwietracht in das neue Gebäude warf, und die eben errungene Freiheit von neuem bedrohte. Die neue Separatconstitution von Cundinamarca war eine constitutionelle Monarchie mit einem Präsidenten als obersten Vollzieher der Gesetze bis zur Freilassung König Ferdinands VII. Dieser gänzlich unhaltbare Plan mußte natürlich bald aufgegeben werden, und es schlug der Präsident der Regierung von Cundinamarca, Don J. Lozano, selbst den Provinzen von Neu-Granada den Plan vor, das ganze Reich in vier gleiche Theile zu theilen, und diese sodann in eine Föderativ-Republik zu vereinen. Diesem widersetzten sich die Junta von Cartagena und der in Ibagna — wohin man sich seit dem Widerstande von Cundinamarca geflüchtet hatte — seine Sitzungen haltende Föderativ-Congreß der oben angegebenen Provinzen. Lozano nahm hierauf seine Entlassung, und an seine Stelle trat Don A. Narina, welcher sich für eine mehr monarchische Verfassung entschied. Ihm stimmten die Provinzen Mariquita, Neyva und Socarro bei; aber statt zu debattiren aber zu versuchen sich gegenseitig zu überzeugen, wir dieß dir aus englischem Blute entsprossenen Nordamerikaner bei Annahme ihrer Föderativ-Verfassung thaten, griff man zu den Waffen, und überließ dir Entscheidung der Lebensfrage der Republik den Soldaten. Die Truppen von Cundinamarca erklärten sich für den Congreß und gegen Narino. Im Frühjahr von 1812 kam es zwischen den Congreßtruppen und den Soldaten Narino's bei Palobianca zu einem Treffen, in welchem letzterer aufs Haupt geschlagen wurde. In Folge dieses Ereignisses unterwarfen sich die Provinzen Neyva und Mariquita dem Congreß. Ein zweites glückliches Treffen bei Ventaquemada erlaubte den Congreßtruppen bis nach Santa Fé de Bagota vorzurücken und die Stadt zu belagern. Jetzt wollte Narina abdanken, und schlug den Belagerern vor, Neu-Granada zu verlassen, wenn man Leben und Eigenthum der Einwohner in Schutz nehmen wolle. Diese bescheidene Bedingung wurde jedoch nicht angenommen und sofort zum Sturm geschritten, der aber von den zur Verzweiflung gereizten Bürgern mit Tapferkeit zurückgeschlagen wurde. Eine einzige Division un-

Digitized by Google

ter Girardot entkam nach Junja. Ein Siegesdenkmal in Santa Fé verewigt jetzt noch das Andenken an diesen schmählichen Bürgerkrieg. Hätten die Columbier es damals mit einem andern Feinde zu thun gehabt, so ist mehr als wahrscheinlich, daß sie so unter sich zerrissen eine leichte Beute des Siegers geworden wären. Was wäre jetzt der Zustand der nordamerikanischen Colonien, wenn vor der Niederlage des Generals Burgoyne bei Saratoga, oder der Gefangennehmung des Generals Cornwallis bei Yorktown die Staaten von New-York, Pennsylvanien und Massachusetts sich wechselseitig angefeindet und bekriegt hätten?

„Die Noth," sagt das Sprüchwort, „lehrt beten," und so ging es endlich den Rebellen von Neu-Granada. In der Provinz Quito (Ecuador) war die revolutionäre Junta von der königlichen Armee von Cuenca bedroht, die, von dem dortigen Bischof angeführt, sich das „Heer des Todes" nannte. Die Truppen der Junta unter Montufar waren von den Königlichen geschlagen, und bereits am 12 Nov. 1812 war Montes an der Spitze der königlichen Truppen von Lima zum zweitenmal in Quito eingezogen. Ein Fünftel der Bevölkerung wurde grausam ermordet, und das ganze Land rings umher verwüstet. Ein Theil der Truppen brach unter Don N. Samano nach Santa Fé auf. Jetzt erst stellte die nahe Gefahr die Einigkeit in Neu-Granada her. Narino wurde — dieß ist immer das letzte Mittel einer factiosen Bevölkerung — von beiden Parteien zum Dictator erwählt. Das Heer der vereinigten Provinzen belief sich auf 8000 Mann, und an seiner Spitze brach jetzt Narino gegen die Königlichen unter Samano auf. Bei El Alto del Palace kam es zur Schlacht. Die Königlichen mußten sich bis Tumbo, 4 Meilen hinter Popayan zurückziehen, von wo sie verstärkt wieder nach Popayan aufbrachen und zu Calivia sich verschanzten. Hier wurden sie von den Patrioten nochmal angegriffen und nach verzweifeltem Widerstand zum Rückzug gezwungen. Narino zog jetzt mit dem Kern seiner Truppen nach Pastos, 50 Meilen von Popayan durch Schluchten und über Abgründe, die den Königlichen, welche indeß Verstärkungen aus Quito an sich gezogen hatten, und von einem neuen spanischen General Aymerie befehligt waren, als Festungen dienten, und das Vordringen der Sieger ungemein erschwerten. Narino schlug die Königlichen bei El Alto de Juanambu, Los Tacines und Arando, verlor aber dabei seine besten Truppen und viele der ausgezeichnetsten Officiere. Ganz in der Nähe von Pastos endlich gelang es den Königlichen im Junius 1814 durch eine Kriegslist den von Narino selbst commandirten Vortrab der Patrioten zu überfallen und Narino selbst gefangen zu nehmen. Die meisten Gefangenen wurden hingerichtet, der Dictator aber nach Spanien gesandt. So groß war die Bestürzung über diese unvorhergesehene Wendung der Dinge unter den Patrioten, daß General Cabal, welcher im Commando folgte, nur mit Mühe seinen Rückzug nach Popayan bewerkstelligen konnte, und die Sache der Republik unwiederbringlich verloren schien.

Während das Schicksal den Patrioten in Neu-Granada wenig günstig zu seyn schien, zertrümmerte ein unerwartetes Ereigniß die Hoffnungen der amerikanischen Partei in Venezuela, und stellte dort von neuem die Gewalt der Spanier her. Am 26 März 1812 (es war gerade der grüne Donnerstag) zwischen 4 und 5 Uhr Nachmittag, als das Volk gerade in den Kirchen auf den Knien lag und das Militär und die Bürgersoldaten Spalier bildeten, legte ein Erdbeben den größten Theil der Städte Caracas, La Guaira, Mayquetia, Merida, San Felipe, Barquisimeto, Valencia und Victoria in Trümmer. Nahe an 20,000 Menschen verloren dabei ihr Leben. Die Geistlichkeit ermangelte nicht, diesen schrecklichen Vorfall als eine Strafe des Himmels zu erklären, welche die Rebellen träfe, die sich gegen ihren rechtmäßigen König empört hatten. Volk und Soldaten fielen schaarenweise von der constitutionellen Regierung ab; das vom Congreß ausgegebene Papiergeld, das bis jetzt Curs gehalten hatte, fiel auf die Hälfte des nominellen Werthes, und man sah sich genöthigt, die oberste Militärgewalt in die Hände des Generals Miranda zu legen. Dieser rückte nun an der Spitze von zweitausend Mann den durch den Aberglauben des Volkes neuerdings ermuthigten Spaniern unter Monteverde entgegen. Dieser war bei Araure auf ein Detaschement Republicaner gestoßen, das aber sogleich zu den Königlichen überging. Auf diese Weise verstärkt, theilten sich die Königlichen in zwei Theile, wovon einer Barinas, der andere San Carlos angriff. Letzterer Ort fiel durch den Uebergang der republicanischen Reiterei; bald darauf besetzten die Spanier auch Barinas. Monteverde zog jetzt gegen die Hauptstadt Caracas. General Miranda der sich jetzt von allen Seiten entblößt sah — die republicanische Armee am Orinoco hatte durch den Uebergang bedeutend gelitten, und war durch das Erdbeben und die Kunde von dessen Folgen zu sehr entmuthigt — räumte jetzt Valencia und besetzte mit dem kleinen Heere, das ihm getreu geblieben, den Gebirgspaß von La Cabrera. Aber derselbe Aberglauben, der das Volk von der Republik abfallen ließ, bewog es auch dieselbe zu verwerfen. Die Gebirgsbewohner wiesen den Spaniern einen andern, obwohl beschwerlichern Weg, auf welchem sie die Stellung Miranda's umgingen und ihn zwangen, sich in die Stadt Victorea, zehn Meilen von Caracas, zu werfen. Die Königlichen folgten ihm auf dem Fuß und griffen am 30 Junius die Stadt an, wurden aber mit Verlust zurückgeschlagen. Von neuem schien der Unabhängigkeit von Südamerika ein Hoffnungsstern zu leuchten, als ein neues, unerwartetes Unglück über die Patrioten hereinbrach. Die spanischen Gefangenen in Porto Cavello hatten sich durch Verrath des wachthabenden Officiers des Schlosses und der Citadelle bemächtigt und Simon Bolivar, der Commandant des Hafens, es für unmöglich haltend, letztere mit Sturm zu nehmen ohne die Stadt zu zerstören, zog vor, sich mit seinen Officieren nach La Guera zurückzuziehen. Der Fall von Porto Cavello öffnete den Königlichen die Verbindung mit dem Meere und versah sie mit Waffen und Mundvorräthen, die früher aus einer Entfernung von mehr als 80 deutschen Meilen herbeigeschleppt werden mußten. Caracas konnte sich jetzt

Digitized by Google

nicht länger halten, die Spanier in der Stadt waren bereit zum Aufbruch und am 6 Julius kam eine Capitulation zu Stande, in der die Patrioten die von den Cortes für Spanien entworfene Constitution anzunehmen versprachen, Monteverde aber Sicherheit der Personen und des Eigenthums ohne Rücksicht auf früher gehegte Meinungen und freie Auswanderung aus Venezuela angelobte. Gleich darauf rückten die Spanier in die Stadt ein. Miranda mit vielen Officieren schiffte sich nach La Guera ein, wo sie der Militärcommandant verhaften und nach Spanien abführen ließ. Die gebornen Amerikaner wurden erst im Jahre 1816 auf Verwendung der brittischen Regierung freigelassen; von den gebornen Spaniern kamen die meisten in den Gefängnissen von Cenia um.

(Fortsetzung folgt.)

Die Veste Gwalior.

Streqneiee gibt in seinem „Handbuch Indiens," das so eben erschienen, folgende Schilderung dieser durch die neuesten Ereignisse merkwürdig gewordenen Veste:

Südlich von Agra in einer Entfernung von 74 Meilen steht Gwalior, der Sitz der alten Herrschaft Scindiahs. Man nähert sich der Stadt auf einem Fußpfad über etliche unbedeutende Höhen, von denen aus sie sich unterhalb der riesenhaften Veste, die sich in ihrer Mitte völlig schroff erhebt, sehr maethellhaft mit ihren zwischenliegenden Gärten und Minarets darstellt. Die Vorstädte sind unbedeutend und die Stadt hat keine Mauer, dagegen sind die parallelen Steaßen durch starke Portale untereinander verbunden, die man nach Gefallen schließen und somit die Stadt gegen einen irregulären Angeiff vertheidigen kann. Diese Portale sind ungemein elegant, obgleich sie eine Mischung von moderner und Hindubauart bilden. Die Thore selbst bestehen aus einem steinernen Architrav, der auf verzierten Steinsäulen ruht; darüber erhebt sich der spitzig saracenische Bogen und oberhalb sind zierliche Arabeskenbasreliefs. Die Stadt selbst bietet außer der großen Moschee nichts Besonderes dar, um so merkwürdiger ist aber die Veste, welche in älterer Zeit zum Gefängniß für Staatsgefangene, namentlich für Prinzen von der Familie der Großmoguls diente. Die Welt enthält wohl keinen zweiten gleich prächtigen Bau, als die lange Linie alter gothischer Thürme mit dem überhängenden Steilabsturz. Jahrhunderte haben sie umgebauert, aber sie stehen noch in ursprünglicher Schönheit und Stärke da. Es ist nicht möglich, ohne Pinsel und Farben einen richtigen Begriff von dieser erstaunlichen Veste zu geben. Der Felsen, auf welchem sie steht, ist völlig lothrecht, besteht aus Sandstein und läuft um den ganzen Umkreis der befestigten Höhe. An der einen Seite schwinden die Festungsmauern und Thürme vergleichungsweise zur Unbedeutenheit hin wegen des unmittelbaren Contrasts mit der Masse, auf der sie stehen, auf der andern Seite aber sind sie von den schönsten Verhältnissen und der zierlichsten Form, eine lange Reihe runder durch gleich hohe Courtinen verbundener Thürme mit kleinen gemauerten Kuppeln darüber; das Ganze zeigt Schießscharten für kleines Gewehr und grobes Geschütz, so wie eine Menge Glasfenster, welche beweisen, daß hier auch eigentliche Wohnungen und nicht bloß Casernen sind; das Mauerwerk ist mit verglasten Ziegeln geschmückt, die, was auch ihr Effect gewesen seyn mag, als sie noch neu waren, jetzt nur noch die Farbe des Alters tragen. Der ganze Umfang dieser Mauern und Thürme beträgt etwa 3 (englische) Meilen und bildet ein längliches Rechteck. Der obere Theil ist, wie gewöhnlich bei der Sandformation, nahezu flach. Die Höhe des Steilabsturzes beträgt 200 Fuß, vom Fuß dieser Höhe bis zu der Fläche der Stadt ist es noch 200 Fuß weiter, so daß die Veste sich um 400 Fuß über die Stadt erhebt. Am steilsten Theil des Felsens gegen Norden und Nordosten sind mehrere Höhlen, die wahrscheinlich durch unterirdische Galerien mit dem Innern in Verbindung stehen. Eine namentlich enthält ein riesenhaftes Bild von Parsnath, das man deutlich von unten auf sieht. Diese Höhlen scheinen mehr als Tempel und nicht zu kriegerischen Zwecken gedient zu haben.

In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Reisen und Länderbeschreibungen,

27ste Lieferung.

Auch unter dem besondern Titel:

Geschichte
der Entdeckung und Eroberung Peru's
von
Francisco de Xerez.

Pizarro's Geheimschreiber.

Aus dem Spanischen von Dr. Ph. H. Külb.

Nebst Ergänzung aus Augustins de Zarate und Garcilasso's de la Vega Berichten.

Gr. 8. brosch. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 12 gGr.

Hauptabschnitte des Inhalts: Veranlassung der Entdeckung und Eroberung Peru's. — I. Francisco Pizarro und Diego de Almagro. II. Die Eroberung Peru's von Francisco de Xerez. III. Das Land und seine Bewohner.

Stuttgart und Tübingen, im Februar 1844. J. G. Cotta'scher Verlag.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 85.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

25 März 1844.

Ein Besuch in der Stadt und Insel Amoy.

(Aus dem Schreiben eines Engländers. Athen, 9 März.)

Dieser Ort hat etwa die Größe einer Stadt dritten Ranges in England, aber die Bevölkerung muß unermeßlich seyn, da die Straßen so eng und so mit Menschen angefüllt sind. Es ist eine der schmutzigsten Städte, die ich je in China oder sonstwo sah; allenthalben stößt man auf die unangenehmsten Gerüche, welche einen fast zwingen nach dem Ufer oder den Vorstädten zurückzuweichen. Allenthalben sieht man Kohlenfeuer brennen, an denen Speisen jeder Art gekocht werden, und so kann man sich die Gerüche in den schmalen gedrückten Straßen denken. Die eigentliche Stadt hat eine regelmäßige Mauer und Befestigungen, ist aber klein und hat wenige Einwohner im Vergleich mit den andern Theilen der Stadt: sie ist indeß offener und reinlicher, obgleich man auch hier auf sehr schmutzige Plätze stößt. Die Vorstädte sind nicht übel, aber die Straßen bloße Fußpfade, da die Chinesen hier nie einen Wagen oder Karren fahren; sie scheinen sämmtlich Fußgänger, und nur einige wenige mögen hie und da reiten, indem ich einen Stall sah, der einem vornehmen Mandarinen gehörte und etliche plumpe Pferde enthielt. An einem Bergabhang etwas außerhalb der Stadt stieß mir zu meinem Erstaunen ein ausgedehnter Begräbnißort auf, der, was ich sonst in China noch nie sah, ganz regelmäßig einen weiten, allenthalben sehr angefüllten Platz einschloß. Dieß gibt einen Begriff von der starken Bevölkerung der Stadt, denn natürlich wird eine große Anzahl Leichen weit in die Berge hineingeführt und dort nach der gewöhnlichen chinesischen Weise begraben.

Nach der großen Anzahl Schiffe und Dschunken zu schließen, welche hier der Stadt gegenüber vor Anker liegen, ist der Handel bedeutend. Als ich mich im Monat September (1843) hier befand, lagen etwa ein Duzend, meist englische Schiffe und einige hundert große chinesische Dschunken im Hafen. Opium, Baumwolle, Twist und englische Tücher scheinen die Hauptgegenstände des fremden Handels, und werden von den einheimischen Kaufleuten die Flüsse aufwärts in das Land hinein verführt. Die Dschunken treiben einen sehr starken Handel mit Formosa und den verschiedenen Städten an der Ostküste.

Während meines Aufenthaltes hier machte ich fortwährend Reisen ins Land hinein, ging manchmal in einem „San-pan" (kleinen Boot) weit die Flüsse hinauf und streifte dann im benachbarten Lande umher. Häufig kam ich auf diesen Ausflügen an kleine Städte und Dörfer, ging aber gerade darauf zu und wurde, wenn ich darin war, mit der größten Höflichkeit empfangen. Die Eingebornen sehen indeß augenscheinlich den „Fan-kwei" (fremden Barbaren) nicht gern in die Nähe ihrer Wohnungen gehen, und selbst die Kinder äußerten Furcht, welche sich aber mit etwas Tact und Geschicklichkeit überwinden ließ. Mehrmals fürchtete ich einen feindseligen Empfang, und einmal tönten von allen benachbarten Höhen herunter die Worte: „Milei san pan fo kei!" (Geh nach deinem Boot, Freund.) Da ich aber schon bei früheren Gelegenheiten gefunden hatte, daß es das beste sey gerade auf sie los zu gehen, so that ich es auch dießmal und fand sie nach fünf Minuten in bester Laune, obwohl ich nur wenige Worte von ihrer Sprache verstand. Die alten Leute boten mir ihre Pfeifen an, und die Knaben liefen fort, um mir Blumen zu suchen. Immer indeß zeigten die Kinder eine gewisse Abneigung, mich den Dörfern näher gehen zu lassen, wenn ich mich aber nichts darum kümmerte, eilten sie voraus, so daß, wenn ich ankam, die Einwohner sich von allen Seiten versammelten, um den „Fan-kwei" zu betrachten. Selbst die Frauen mit ihren kleinen Füßen befanden sich unter der Menge, und die Schüchternen schauten wenigstens hinter den Ecken und Thüren hervor. Eines Tages setzte ich mich, weil es ausnehmend heiß war, unter einigen Banianenbäumen, die meistens in der Nähe von Dörfern stehen, und bald war ich von etlichen hundert Personen jeden Geschlechts und Alters umgeben, welche die größte Neugierde zeigten. Meine Kleider und alles andere wurden in der besten Laune kritisirt, und einige untersuchten sogar meine Taschen, während andere meinen chinesischen Bedienten über mich ausfragten. Die allgemeine Meinung schien hier und anderswo

Digitized by Google

zu seyn, ich sey ein Arzt, und man fragte mich häufig um Rath. Mütter brachten mir ihre Kinder, um sie von Hautkrankheiten heilen zu lassen, denen sie sehr unterworfen scheinen, und ich machte Verordnungen, so gut ich konnte und die wenigstens gewiß nicht schadeten. Ich glaube, man hat mich in diesen Dörfern ziemlich gern gesehen, und ich habe wenigstens mein Scherflein beigetragen, um künftigen Reisenden den Weg zu bahnen und den Chinesen eine bessere Meinung von den Fau-Kweis beizubringen, als man bisher den Kindern einzuflößen pflegte.

Die Insel Amoy ist sehr bergig und die Berge dürrer und unfruchtbarer, als ich sie irgend sonst in China oder anderswo gesehen; nichts als kahle Felsen oder Kiessand, fast so hart wie Stein und ohne eine Spur von Vegetation. Da und dort in Schluchten und Thälern sind vergleichungsweise fruchtbarere Felsen, und diese sind mit süßen Kartoffeln, Erdnüssen, Reis und dergleichen bepflanzt.

Columbia.

(Fortsetzung.)

Kaum war die Republik gestürzt und die spanische Regierung gegen jede Gefahr sicher gestellt, so waren auch die Bedingungen der Capitulation vergessen. Den Rebellen war man keine Treue schuldig — „sie hätten gar kein Recht einen Vertrag zu schließen u. s. w." Alsbald füllten sich die Gefängnisse, und als diese nicht genug Raum hatten, ganze Straßen mit politischen Gefangenen. Jeden Tag fanden Hinrichtungen statt, und dennoch beklagte der spanische Kriegsminister in seinem Bericht von 1813 an die Cortes „die Milde, mit welcher man die Insurgenten in den amerikanischen Provinzen behandle." Dieses treulose Verfahren der Spanier und die Unterdrückungen, die sie sich von neuem zu Schulden kommen ließen, reizten das Volk neuerdings zum Aufruhr. Don A. Marino stellte sich an die Spitze der Rebellen von Cumana und überrumpelte die Stadt Maturin; Monteverde eilte selbst zum Angriff herbei, wurde aber mit Verlust zurückgeschlagen. Jetzt erst begann die glorreiche Laufbahn Simon Bolivars, des Befreiers von Venezuela. Dieser hatte sich, wie wir oben bemerkt, nach dem Verrath von Porto Cavello nach La Guira eingeschifft. Unzufrieden mit der Capitulation Miranda's, erhielt er von Monteverde als besondere Gunstbezeugung die Erlaubniß nach Curaçao gehen zu dürfen, von wo aus er nach Cartagena sich begab. Von der dortigen Junta mit dem Commando über eine kleine Anzahl Truppen bekleidet, vertrieb er die Spanier von den Ufern des Magdalenenstroms und rückte gegen Ocana vor. Mittlerweile erhielt er vom Congreß zu Tunja eine Verstärkung von 600 Mann, um den Krieg in das Territorium von Venezuela hinüber zu spielen, womit sich die junge Republik von Neu-Granada am besten den Rücken zu decken hoffte.

Mit diesem kleinen Heere ging Bolivar über die Anden und schlug die Königlichen bei Cucuta und La Grita. Einer seiner Officiere, Nicolaus Briceno, erhielt den Auftrag in die Provinz Barinas einzurücken, wurde aber gefangen und nebst sieben andern Officieren und mehrern der angesehensten Bürger von Barinas hingerichtet. Das erbitterte Bolivar so sehr, daß er gelobte, von nun an keinem spanischen Gefangenen das Leben zu schenken. Von diesem Augenblick hieß der Freiheitskampf „guerra a muerte."

Die Grausamkeiten der Spanier hatten das Volk so empört, daß jetzt Tausende der Fahne Bolivars folgten. Die Königlichen wurden bei Niquitao, Betisoque, Carache, Barquisemeto, Barinas und Lystagnanes geschlagen; Monteverde selbst entfloh nach Porto Cavello, Caracas selbst capitulirte und am 4 August 1813 zog Bolivar in die Hauptstadt von Venezuela ein.

In der Zwischenzeit hatte Monteverde in Porto Cavello Verstärkungen aus Spanien erhalten, und griff die Patrioten bei Aguacaiente an, verlor aber dabei den besten Theil seiner Truppen und mußte sich schleunigst nach Porto Cavello zurückziehen. Hier legte er das Commando nieder, das nach ihm Salaman und später Istueta übernahm. Von nun an überboten Spanier und Patrioten einander an Grausamkeit, und es kam dabei zu Gräuelthaten und Blutscenen, wie sie seither nur der spanische Revolutionskrieg ausbrütete. Bolivar verlangte einen Austausch der Gefangenen; der spanische Commandant ließ den Parlamentär mit Ketten beladen ins Gefängniß werfen, und befahl die gefangenen Patrioten bei dem nächsten Angriff vor die Fronte der Spanier zu stellen. Bolivar that ein Gleiches mit den gefangenen Spaniern; hierauf ließ Istueta vier gefangene Patrioten im Angesicht der Patrioten erschießen. Kurze Zeit nachher fiel Porto Cavello in die Hände Bolivars, aber die Spanier flüchteten sich in die Citadelle, und hielten diese trotz aller Mühseligkeiten, Mangel an gesunden Nahrungsmitteln u. dgl. bis zum 1 Dec. 1813.

Zum zweitenmal hatten jetzt die Patrioten gesiegt; aber das Schicksal wollte, daß das unglückliche Venezuela noch einmal in die Hände der Spanier falle. Spanien wendete trotz seines unglücklichen Krieges gegen Frankreich seine ganze Kraft auf die Wiedereroberung seiner südamerikanischen Colonien. Zu Porto Rico waren neuerdings Verstärkungen eingetroffen, welche die Königlichen in den Stand setzten noch einmal die Offensive zu ergreifen. Eine königliche Armee fiel in die Provinz Caracas ein und schlug die Patrioten bei Barquisimeto, Bolivar hingegen schlug und zerstreute die Spanier bei Virigima, Barbula und Araure. Hierauf legte er seine dictatorische Gewalt in die Hände eines von ihm selbst (Januar 1814) zusammengerufenen Congresses nieder, wurde aber von diesem in Betracht der noch immer kritischen Lage der Republik zum zweitenmal als Dictator anerkannt. Jetzt blieb den Spaniern kein anderes Mittel übrig, als die Sklaven von Venezuela gegen ihre Herren zu empören und den Bürgerkrieg in seiner scheußlichsten Gestalt zu entzünden. Eine Menge von Emissären wurde zu diesem Ende in die Provinzen gesandt, die Sklaven aber wurden reichlich mit Waffen- und Kriegsvorräthen versehen und von den königl.

Digitized by Google

Truppen zu Porto Cavello, Coro und Maracaibo überdieß nach Kräften unterstützt. Bald hatten Pey und Paloma (ein Neger) ein furchtbares Heer von freigelassenen Sklaven, an deren Spitze sie in Guiana einfielen und die empörendsten Grausamkeiten begingen. Boves und Rosette, zwei andere Sklavenanführer, fielen in die Thäler von Tuy und Aragua, und bezeichneten ihren Weg mit dem Blute wehrloser Weiber und Kinder; kein Mensch wurde verschont, der sich nicht ihnen anschloß.

Das Heer dieser Sklaven war jetzt auf 8000 Mann angewachsen und hatte bereits Victoria und Ocumare (6 Meilen von Caracas) genommen und geplündert. Eine andere Abtheilung hatte Barinas unterworfen und vereinigte sich im Februar 1814 mit Boves; die Streitkräfte Bolivars waren dieser Macht nicht gewachsen, und er befürchtete überdieß einen Aufstand der Königlichen in Gemeinschaft mit den gefangenen Officieren in Caracas und La Guira. Durch die verübten Gräuelthaten der Spanier und die herannahende Gefahr zur Verzweiflung gebracht, befahl er jetzt die Hinrichtung der spanischen Gefangenen, und 800 derselben fielen an Einem Tage. Der Commandant von Porto Cavello ließ auf diese Nachricht sogleich alle gefangenen Patrioten, mehrere hundert an der Zahl, über die Klinge springen. Bolivar rückte jetzt gegen Boves und schlug ihn bei Victoria; Rivas schlug Rosette am Tuy, und Yanes, ein anderer Sklavenhauptmann, wurde ebenfalls mit dem größten Theil seiner Truppen zusammen gehauen. Aber in diesen Gefechten verlor Bolivar den besten Theil seiner Truppen, und Boves und Rosette, welche indessen Verstärkungen an sich gezogen hatten, griffen nochmals die Provinz Caracas an. Jetzt eilte General Marino von Cumana Bolivar zu Hülfe, und versetzte den Königlichen eine Schlappe bei Boca Chica, während Bolivar selbst bei San Mateo einen Sieg über die Spanier erfocht, welcher sie zwang die Belagerung von Valencia aufzugeben und Boves bewog sich bis nach Llanos zurückzuziehen. Indessen war Cagigal an die Stelle Monteverde's getreten und mit bedeutenden Verstärkungen vor Valencia gerückt. Am 28 Mai 1814 kam es zur Schlacht, in der die Spanier abermals geschlagen wurden, den größten Theil ihrer Bagage und 400 Gefangene verloren.

Bolivar vertheilte nun seine Streitkräfte in drei Theile, mit welchen er Coro und San Fernando in der Provinz Barinas zugleich angreifen wollte, mit seiner eigenen Division aber sich stark genug fühlte, Boves gegenüber das Feld zu behaupten. Dieser unüberlegte Schritt lieferte Venezuela neuerdings in die Hände der Spanier. Bolivar wurde von Boves mit überlegenen Streitkräften angegriffen und beinahe gänzlich aufgerieben. Ein ähnliches Schicksal hatte Marino, und Urdaneta, der die dritte Division befehligte, sah sich genöthigt, nach der Gränze von Neu-Granada zu fliehen. Bolivar zog mit dem Rest seiner Truppen und beinahe der ganzen Bevölkerung von Caracas nach Cumana. Boves zog im Jul. 1814 in Caracas und La Guira ein; Valencia ging durch Capitulation über, die der spanische General im Angesicht beider Armeen, nach gelesener Messe und Communion im Angesicht des Allerheiligsten beschworen hatte. Dessen ungeachtet ließ er gleich nach der Besitznahme der Stadt die republicanischen Officiere und einen großen Theil der Soldaten erschießen.

Boves verfolgte die Republicaner bis in die Provinz Barcelona und schlug sie bei Arguita aufs Haupt. Die Achtung vor Bolivar war so gesunken, daß selbst der Commandant der kleinen Flotte an der Küste seinen Befehlen den Gehorsam verweigerte; er selbst schiffte sich jetzt mit den Tapfersten und Getreuesten seiner Officiere nach Cartagena ein, Bermudas und Rivas trennten sich von ihm und zogen nach Maturin, welches bald der Sammelplatz der noch übrigen Patrioten wurde. Sie mußten jedoch bald nachher der Uebermacht weichen: Rivas wurde gefangen und hingerichtet (December 1814) und Bermudas entfloh nach der Insel Margarita, die er bis zur Ankunft der Spanier unter Morillo (1815) glorreich vertheidigte. Bolivar ging von Cartagena nach Tunja und trug den conföderirten Provinzen von Neu-Granada seine Dienste an.

Während dieser Unglücksfälle kam die Nachricht von der Abdankung Napoleons und der Thronbesteigung Ferdinands VII an. In Venezuela waren die Königlichen bereits Meister der Provinzen, in Neu-Granada vermehrte sie natürlich die Besorgnisse des Congresses, der durch die Nachricht von der Niederlage Marino's (s. weiter oben), und der gänzlichen Vernichtung der Patrioten in Venezuela bereits hinlänglich entmuthigt war. Wäre jetzt die spanische Regierung darauf bedacht gewesen, die Gemüther zu versöhnen, so ist schwer zu bestimmen, ob hiedurch die Unabhängigkeit von Südamerika nicht auf weitere fünfzig Jahre hinausgeschoben worden wäre. Aber Spanien herrschte von jeher nur mit Gewalt und dachte jetzt auch an nichts anderes als an unbedingte Unterwerfung seiner Colonien. Eine Proclamation forderte die Rebellen auf die Waffen niederzulegen — und die Ausrüstung von 2 Fregatten und 50 Transportschiffen im Hafen von Cadix schien derselben auf die gewohnte Weise Nachdruck verleihen zu wollen. Zehntausend Spanier — die besten Truppen der Halbinsel, waren bereit sich nach Amerika einzuschiffen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Aufenthalt vor Madras.

(Episode aus der Expedition der Artemise.)

Am 15 Junius 1838 erschien die Artemisia zum zweitenmal im Angesicht von Madras. Siebzehn Monate, so lange und so schmerzhaft wie die, welche ein Verbannter verleben muß, waren seit ihrer Abfahrt von Toulon verstrichen, und die bereits ermüdete und durch die Länge der Fahrt entmuthigte Mannschaft blickte hinter dem dichten Schleier der Zukunft auf Frankreich nur als auf ein Ziel, an dessen Erreichung sie verzweifelte: ihre Anzahl war bis jetzt weder durch Krankheit, noch durch Desertion merklich vermindert worden, allein zu Madras erwartete sie der furchtbare Keim der Epidemie, die sie so bald und mit so reißender Schnelle in großer Zahl hinwegraffen sollte.

Wir hatten vor dem Fort St. George, das durch seine zahlreichen

Schießscharten, durch seine Ausdehnung, durch seine anscheinende Stärke und sein Ansehen einer europäischen Stadt alle Aufmerksamkeit verdient, Anker geworfen. Es bildet an und für sich gleichsam eine abgesonderte und von dem großen und bevölkerten Madras getrennte Stadt. Innerhalb seiner Befestigungswerke, deren scheckiges Ansehen in Beziehung auf Farben und Gestalt zeigt, daß unsere Kugeln vor nicht gar langer Zeit hier mehr als eine Bresche geschossen, erblickt man einen Tempel mit hübscher und weit emporragender Spitze, sodann mehrere innere sehr schöne Gebäude, hübsche Magazine, große Cisternen und eine lange Reihe sehr zierlicher Häuser, die fast alle terrassenförmig gebaut und mit Colonnaden versehen sind. Aus der Mitte derselben erhebt sich eine mastenartige Fahnenstange, welche die brittische Flagge zu den Wolken emporhebt; in der Nähe ist das Leuchtfeuer auf einem hübschen Gebäude angebracht, dessen beide Stockwerke ein breites hervorragendes Gesims haben, welches eine Terrasse trägt, die an ihren vier Ecken mit vier großen Bogen versehen und mit einem leichten Geländer umgeben ist.

Rechts von dem Fort und hinter einer Brandung, die den Zugang zum Gestade sehr schwierig macht, breiten sich auf einer Strecke von einer Stunde die großen und reichen Magazine von Madras aus. Diesem handeltreibenden, ziemlich regelmäßig erbauten Theil der Stadt gegenüber liegen die vielen Handelsschiffe, die während der milden Zeit der Südwestwinde diese Rhede belebt machen, vor Anker; auch bemerkt man auf dieser Seite ein außerordentliches Treiben. Hier erblickt man, gleich einem Meerschwein, das sich bald unter das Wasser taucht, bald oberhalb desselben wieder zeigt, einen kleinen Catimaron (ein an dieser ganzen Küste sehr gebräuchliches Floß), der in den silbernen Wellen der Brandung verschwindet oder unter die Wogen taucht und einige Klafter davon wieder zum Vorschein kommt. Dort bemüht sich eine Schelinke *) vom Ufer abzustoßen, gegen welches sie von den rasch aufeinanderfolgenden und schäumenden Wellen trotz der Bemühungen und des verwirrten Geschreies der auf ihr befindlichen Lascars fortwährend wieder zurückgeworfen wird.

Man muß diese armen Hindus sehen, die als Bekleidung weiter nichts als ein Stück Zeug haben, das manchmal zu klein ist, um den Dienst zu erfüllen, den die Scham erfordert, wie sie um das Haupt einen weißen Lumpen gewunden, bis an den Hals in das Wasser gehen und ein Geschrei erheben, bei welchem man eher an eine drohende Gefahr, als an eine gewöhnliche Arbeit denken möchte. Sie stoßen ihr biegsames Fahrzeug so vorwärts, daß dasselbe sein Vordertheil immer den Wellen darbietet, welche mit Geräusch am Gestade zerschellen, und sobald dasselbe flott ist, springen sie an Bord, greifen die Ruder so schnell als ihre geringe Kraft es ihnen erlaubt, und fahren durch die Brandung hin. Allein ein sehr geringer Umstand ist hinreichend, um diese Anstrengungen unnütz zu machen, das kleinste Versehen des Patrons, eine einzige Welle, die in etwas zu schräger Richtung anschlägt, ein unerwarteter Windstoß oder nur ein Fehler in dem taktmäßigen Gesang, der das Fahrzeug leitet, macht, daß sie wieder von vorn beginnen müssen. Häufig kommt es auch vor, daß wenn sie in der Meinung, ihre Ruder gebrauchen zu können, abfahren, eine verrätherische Welle sie wieder ans Ufer zurückgeworfen hat, wo sie abermals wieder auf dem Trockenen sitzen. Allein bei ihrer Geduld und Gewöhnung an diese Wechselfälle machen sie sich in aller Ruhe, ohne den Muth zu verlieren und ohne die geringste Anstrengung zu zeigen, wiederum an ihre Arbeit.

Allenthalben erblickt man solche Schelinken, von denen einige ruhig an der Rhede hin und her fahren, während andere mit den Wogen kämpfen, um das Land zu erreichen. Ueberall sieht man kleine Flotten von Catimarons, die so flach, so klein sind, daß man sehr oft, wenn man sie nicht gewahr werden kann, glaubt, es seyen bloß zwei Menschen dort, die über dem Wasser erscheinen, um zu fischen, und die Pagaje schwingen, um sich gegen den Wind zu halten, oder nach beendigtem Fischfang mit dem Turban zurückkehren, den einer aus ihnen auseinander gewunden hat, und wovon er das eine Ende hält, während das andere an der Spitze einer Schiffsstange befestigt ist. Eine Menge europäischer Fahrzeuge, die abwechslungsweise auf der unruhigen Oberfläche des Meeres dahin hüpfen oder von einem Schiff zum andern fahren, vollenden die Lebhaftigkeit des Anblicks.

Mit Ausnahme des Theils von Madras, den ich beschrieben habe, ist alles übrige unregelmäßig, ohne Anmuth und Regelmäßigkeit. Man findet breite Chausseen, hübsch angelegte Promenaden, vollständig geebnete Plätze, allein wenig Schatten und viel Staub; eine erstaunliche Masse von Tempeln, Kirchen, Pagoden, Moscheen, Capellen, deren Thürme, Säulen, Glockenthürme, Obelisken, Kuppeln, Minarets ihre unzähligen Umrisse am blassen Horizont zeigen. Nahe an reichen Palästen liegen erbärmliche Hütten; schön gebaute Häuser stehen ohne alle Ordnung nach allen Richtungen hin zwischen schlecht unterhaltenen und von Pflanzen entblößten Gärten, inmitten einer brennend heißen und ungesunden Atmosphäre; dabei herrscht ein betäubender Lärm, ein ununterbrochenes Treiben von Wagen, Pferden und Tragsesseln, und eine tobende und geschäftige Bevölkerung von 450,000 Seelen; ganze Wolken von Staub wälzen sich wie feste Massen durch die Lüfte, stoßen aneinander und verbinden sich wieder, und bedecken manchmal die ganze Stadt mit ihrem grauen und beweglichen Schleier. Es trägt mit Einem Wort alles dazu bei, Madras zu einem Aufenthaltsort zu machen, dem wenige, wenn sie nicht von einem übermäßigen Hang zu Handelsspeculationen erfüllt sind, dem zu Pondichery vorziehen, wo die Luft so rein, die Straßen so sauber, die Häuser so zierlich, obgleich einfach, und die Alleen so kühl und friedlich sind.

(Fortsetzung folgt.)

*) Ein flaches an beiden Enden spitziges Fahrzeug.

Mittel gegen das Branntweintrinken. Ein französisches Blatt meldet, daß ein Dr. Schreiber zu Brzesc Litewski die Trunksucht durch folgendes Mittel heile: er sperrt den Trunkenbold in eine Kammer und gibt ihm Branntwein mit zwei Drittheilen Wasser vermischt nach Belieben zu trinken, ebenso Bier, Wein, Kaffee, aber mit einem Drittel Wasser gemischt. Alle Speisen, Brod, Fleisch u. s. w., sind mit Branntwein zubereitet. Der arme Teufel befindet sich somit in einem Zustande fortwährender Trunkenheit. Vom fünften Tage an gewinnt er einen entsetzlichen Abscheu gegen den Branntwein, den man ihm unter allen Gestalten anbietet; er bittet dringend um etwas anderes erhält aber nichts, als bis es ihm völlig unmöglich geworden ist, Branntwein hinunter zu bringen. Er ist sodann von seiner Neigung zur Völlerei gänzlich geheilt, und schon der bloße Anblick von Branntwein erweckt ihm Brechreiz.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 86.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

26 März 1844.

Statistische Notizen über Irland.

Das Athenäum vom 9 März zählt nicht weniger als acht Schriften auf, die ganz kürzlich über Irland erschienen sind, und die Lage und Verhältnisse dieses unglücklichen Landes zu schildern suchen. Das Blatt geht, da dieß Thema in letzter Zeit so vielfach besprochen wurde, durchaus in keine nähere Behandlung ein, sondern läßt sich nur ganz kurz in folgender Weise vernehmen.

„Irland ist noch immer der große Gegenstand der Verlegenheit für das englische Volk und der Unruhe für die englische Regierung. Die Presse ist angefüllt mit Planen zur Heilung der gesellschaftlichen Uebel des Landes, und wenn man nach der Mannichfaltigkeit der vorgeschlagenen Abhülfsmittel auf die Art seiner Beschwerden schließen darf, so muß das Land mit mannichfaltigern und complicirtern Krankheiten behaftet seyn, als je irgend ein politischer Körper. Es ist nicht unsere Absicht hier in eine umfassende und gefährliche Untersuchung über die Uebel Irlands und deren Abhülfe einzugehen, sondern wir legen nur einige statistische Thatsachen vor, welche Hr. Smith (in einem Werke, betitelt: Ireland historical and statistical) aus dem letzten Census entnahm, und welche von allen denjenigen, die eine allgemeine Ansicht von dem Zustande des Schwesterkönigreichs erlangen wollen, im Auge behalten werden müssen. Diese Thatsachen bedürfen keines Commentars.

„In Irland wohnen gegenwärtig 8,175,124 Menschen in 1,328,839 Häusern; von den erstern sind 2,386,000 völlig arm, von den letzten sind 1,024,275 bloße Lehmhütten (mud cabins). Von dieser Bevölkerung wohnen 628,356 Familien mit 3,470,523 Personen in 491,278 Lehmhütten oder Schuppen, welche nur aus einem Raum bestehen, wo die Thüre zugleich Rauchfang und Fenster, der Ausgang für Rauch und Menschen, der Eingang für Licht, Schweine und Kinder ist. Von den acht Millionen gehören sieben dem Ackerbau an, und der Taglohn des arbeitenden Theils dieser ungeheuren Mehrzahl wechselt von 4 bis 10 Pence (12 bis 30 kr.) des Tags im Westen und Süden, und von 8 Pence bis 1 Sh. (24 bis 36 kr.) im Norden. Nach dem dritten Bericht der Commission zur Untersuchung des Zustandes der Armen beträgt der durchschnittliche Lohn eines Arbeiters auf dem Lande 2 bis 2½ Sh. (1 fl. 12 bis 1 fl. 30 kr.) die Woche, in England aber 8 —,10 Sh. (4 fl. 48 kr. bis 6 fl.) Von der gesammten Bevölkerung können nach Abzug der Kinder unter fünf Jahren 3,766,066 weder lesen noch schreiben. Irland umfaßt etwa 20 Mill. Acres, wovon 14 Mill. bepflanzt oder angebaut sind, und von den übrigen 6 Millionen sind 5 des Anbaues fähig.

„Das Gesammteinkommen Irlands wird auf 21 Mill. Pf. St. gerechnet, wozu noch eine halbe Million an Dividenden von Actiengesellschaften kommen mögen. Der Gesammtwerth der irischen Ausfuhr nach England wird von den Eisenbahncommissären auf etwas mehr als 16 Mill. jährlich, fast ausschließlich Rohprodukte, gerechnet; über die Einfuhr hat man keine bestimmten Angaben. Der Census der Glaubensbekenntnisse nach dem Bericht der Regierung vom Jahre 1834 und der Betauf der aus öffentlichen Einkünften fließenden Summen für den religiösen Unterricht sind folgende:

Religionsbekenntniß.	Bekennerzahl.	Oeffentliche Geldmittel für den religiösen Unterricht.
Römische Katholiken	6,427,712	8,928 Pfd.
Protestantisch-bischöfliche Kirche	752,064	806,784 —
Presbyterianer	642,356	36,630 —
Andere Dissenter	121,808	nichts.

„Im December 1843 betrug die Zahl des in Irland stehenden Militärs 21,210, die Seemacht 2350, die Polizei 9043 Mann. Die Kosten der Kriegsmacht werden auf 802,441 Pf., die der Seemacht auf 108,500, die der Polizei auf 512,505 Pf. angeschlagen. Die Civilverwaltung kostet 2,136,253 Pf., und da das Einkommen Irlands im Durchschnitt 4,500,000 Pf. beträgt, so ist der Ueberschuß nicht einmal hinreichend, die Interessen desjenigen Theils der Nationalschuld zu zahlen, wozu Irland durch die Unionsacte verpflichtet wurde."

Digitized by Google

Columbia.

(Fortsetzung.)

Unter so bedrängten Umständen hätte man vermuthen sollen, daß die Provinzen von Neu-Granada schnell ihre inneren Fehden vergessen und gemeinschaftliche Anstalten zur Abwendung der Gefahr machen würden. Allein auch hierin täuschten sich die Patrioten in ihren Erwartungen. Man kämpfte jetzt aus Haß gegen Spanien, zu dessen Gunsten man zuerst das Schwert gezogen hatte — und Spanien verdiente dieses durch seine Grausamkeit — aber von einer allgemeinen Idee der Freiheit und Unabhängigkeit waren die Patrioten nicht durchdrungen. Es war ein Krieg der Rache, nicht der besonnenen Ueberlegung und der ruhigen Betrachtung. Selbst die Nachricht von der ungeheuren Rüstung Spaniens konnte die Gemüther nicht versöhnen. Don Bernardo Alvarez, Präsident der Provinz von Cundinamarca, weigerte sich noch immer der Conföderation der Provinzen Casanare, Pamplona, Tunja, Neyoa, Choco, Mariquita, Socorro und Antioquia beizutreten, so daß der erste Schritt, welchen Bolivar nach seiner Flucht aus Venezuela unternahm, darin bestand, mit den Truppen des Congresses und den ihm gefolgten Flüchtlingen der Division des Generals Urdaneta die Hauptstadt Santa Fé de Bogota zu belagern und zu stürmen, um die rebellische Provinz Cundinamarca zuerst der Föderativ-Republik zu unterwerfen. Hiedurch kam der erste Schatten von Einheit in die Verwaltung, an deren Spitze — als vollziehende Gewalt — die Häupter Don M. R. Torices, Garcia Rubira und M. Pey standen. Die Armee von Popayan wurde verstärkt, Urdaneta wurde nach der Provinz Pamplona abgesandt, um die Königlichen von Maracaibo, welche mehrere Einfälle in diese Provinz gemacht hatten, zu vertreiben. Bolivar selbst aber an der Spitze von 3000 Mann erhielt den Auftrag, die Provinz Santa Martha anzugreifen, um bei der Ankunft der spanischen Flotte wenigstens Herr der Seeküste zu seyn. Aber der Commandant von Cartagena, ein persönlicher Feind Bolivars, beredete den Gouverneur, ihm den versprochenen Beistand zu leisten, und Bolivar, erzürnt über diese Treulosigkeit, schickte sich an die Stadt mit Gewalt zu unterwerfen. Während auf diese Weise zwei Officiere der Republik um den Besitz der Stadt sich stritten, verheerten die Königlichen die Provinz, und dieser verderbliche Zwiespalt wahrte fort, bis die spanische Flotte an der Küste von Venezuela erschien. Jetzt zeigte Bolivar der Regierung von Cartagena an, daß er ihr seine durch Hunger und Seuchen gelichtete Armee zum Schutz der Stadt gegen die Spanier überlassen wolle; er selbst schiffte sich nach Jamaica ein, um der bedrangten Stadt von dort aus mit einem Geschwader zu Hülfe zu kommen.

Indessen erschien im April 1815 das spanische Geschwader unter den Befehlen des Generals Morillo von Carupano, von wo aus es nach der Insel Margarita steuerte, welches Morillo nach tapferem Widerstande der Patrioten im Namen des Königs in Besitz nahm. Die Patrioten flüchteten sich größtentheils nach Cartagena, wohin ihnen Morillo, nachdem er in Caracas und Porto Cavello Besatzungen zurückgelassen, alsbald folgte. Zweimal wurde diese Stadt vergebens von den Spaniern bombardirt, endlich mußte sie sich nach viermonatlicher Belagerung aus Mangel der Nahrungsmittel ergeben. Am 5 December wurde der Platz von den Patrioten geräumt, doch flüchteten sich mehr als zweitausend Einwohner auf 17 bewaffneten Fahrzeugen, welche von den Spaniern vergebens angegriffen wurden, nach Aux Cayes. Als die Spanier in die Stadt einzogen, fanden sie Häuser und Straßen mit faulenden Leichnamen bedeckt. Vom 1 December an waren täglich mehr als hundert Personen Hungers gestorben. Dieses entsetzliche Bild des Elends und der Verzweiflung stimmte die Sieger dennoch nicht zum Mitleid. Am 24 Januar 1816 wurden sechs der vorzüglichsten Patrioten hingerichtet. Aber was die Spanier auf einer Seite gewannen, verloren sie wieder auf der andern. Kaum hatte Morillo die Insel Margarita verlassen, so pflanzten die Patrioten unter Arismendi von neuem die Fahne der Republik auf, schlugen die von Morillo zurückgelassene Garnison und eroberten einen Theil der Insel. In Venezuela bildeten sich Guerillasbanden nach dem Muster von Spanien unter der Anführung von Monagas, Piar, Roras, Zataza, Llanas u. s. w., und Bolivar hatte zu Aux Cayes ein Geschwader unter Brion (einem Eingebornen von Curaçao) ausgerüstet, mit dem er den Patrioten zu Hülfe eilte. Auf der Fahrt nach der Insel Margarita nahmen die Republicaner zwei spanische Kriegsschiffe weg. Auf Margarita angelangt, setzte er tausend Mann, meistens aus der früheren Besatzung von Cartagena bestehend, ans Land, und nahm Besitz von der ganzen Insel; die Spanier behielten nichts als die Festung Pampatar. Von Margarita segelte Bolivar nach dem Festlande von Venezuela, wo er mit seiner kleinen Streitmacht die Königlichen bei Carupano schlug und die Stadt Cumana in Besitz nahm. Von Carupano schiffte er sich neuerdings nach Chimani ein. Hier (am 6 Julius 1815) beging er nochmals das Versehen seine kleine Streitmacht zu theilen. Während Mac Gregor, ein gebornet Schotte, mit dem Vortrab, welcher einige Meilen voraus geeilt war, Maracay und La Cabrera genommen, wurde Bolivar selbst von dem spanischen General Morales überfallen und fast gänzlich aufgerieben. Zweihundert seiner besten Soldaten blieben auf dem Platze, er selbst aber flüchtete sich nochmals nach Aux Cayes, um dort neue Streitkräfte zu sammeln. Mac Gregor schlug den Weg über die Ebene nach Barcelona ein. Hart von den Spaniern unter Morales verfolgt, kam es bei Alacran und Juncal zu Gefechten, in welchem die Patrioten Sieger blieben. Im October zog Mac Gregor in Barcelona ein.

Im Laufe desselben Monats ergab sich die Festung Pampatar auf Margarita, was den General Arismendi in den Stand setzte, mit dem besten Theil seiner Truppen den Patrioten zu Hülfe zu eilen. Im December folgte ihm Bolivar mit Verstärkungen von Aux Cayes. Von neuem wendete sich jetzt das Kriegsglück auf Seite der Patrioten. Morales und Real wurden geschlagen, während die Patrioten unter Piar

Digitized by Google

Guiana eroberten und die Königlichen zwangen, sich in der Stadt Angostura einzuschließen.

Mit weniger Glück fochten die Patrioten in Neu-Granada. Dort hatte Morillo seine Streitkräfte in drei Theile getheilt, und binnen wenigen Monaten fast alle Provinzen erobert. Bei Cachira endlich wurde der beste Theil des republicanischen Heeres aufgerieben und im Junius 1816 rückten die Spanier in Santa Fé de Bogota ein. Hier befindete sich der spanische Befehlshaber abermals in Blut; 600 Patrioten wurden zum Theil gehängt, zum Theil erschossen — ihre Weiber und Kinder aber aus dem Lande verbannt. — Nach der Wiedereroberung von Neu-Granada zogen die Spanier zum drittenmale gegen das aufrührerische Venezuela, welches bis jetzt schon zweimal in ihre Hände gefallen war; die Besatzung von Caracas wurde verstärkt und Morillo selbst rückte mit 2000 Spaniern von Barcelona, das er in der Abwesenheit Bolivars am 7 April 1818 mit Sturm nahm. Ein neuer Transport mit 1600 Spaniern war indeß aus Cadix angelangt; aber so lange die Patrioten noch im Besitz der Insel Margarita waren, hatte ihre Flottille einen sichern Zufluchtsort. Dieß war jetzt um so nöthiger, als Bolivar in Guiana sich mit General Piar vereinigte und die Hauptstadt Angostura genommen hatte, von wo aus den Patrioten die Communication zur See mit der Insel Margarita offen stand. Man entschloß sich also zu einem zweiten Angriff auf diese unglückliche Insel.

Ein spanisches Geschwader erschien am 14 Julius 1817, und General Morillo an der Spitze von 3500 Mann stürmte und nahm sogleich die Festung Pampatar. Aber die ganze 20,000 Seelen zählende Bevölkerung verwandelte sich jetzt in ein Vertheidigungsheer. Fünfmal rückten die Spanier bis in die Nähe der Hauptstadt Assumption, und wurden eben so oft mit Verlust zurückgeschlagen; endlich sahen sie sich genöthigt, mit Verlust von 1000 Mann die ganze Expedition aufzugeben. Dieß war der erste dauernde Erfolg der Patrioten. Von nun an war die Macht der Spanier gebrochen und das Vertrauen in die Möglichkeit der Unabhängigkeit von Südamerika auch bei fremden Mächten gewurzelt. Die Patrioten eroberten nun den innern Theil der Provinzen Cumana, Barcelona und die Provinzen Casanare, Barinas und Pamplona. Am 11 Nov. 1817 endlich eröffnete der oberste Congreß von Venezuela zu Angostura seine Sitzungen und ernannte Bolivar zum Präsidenten der Republik. Im darauf folgenden Jahre hielten sich Spanier und Patrioten bereits die Wage. An ein weiteres Vorschreiten der ersteren war jetzt nicht mehr zu denken; die Patrioten waren jetzt durch einen neunjährigen Krieg wohl disciplinirte, tapfere Soldaten geworden, und mit dem Bewußtseyn ihrer eigenen Kraft wuchs auch die Hoffnung auf endliche Befreiung und Unabhängigkeit.

In der Stellung der Patrioten zu den verschiedenen europäischen Mächten waren seit dem Ausbruch der Revolution ebenfalls bedeutende Veränderungen vorgegangen. Im Jahre 1796 machte William Pitt zuerst den Versuch, die spanischen Provinzen von Südamerika zu insurgiren. Spanien war damals ein Alliirter Frankreichs, und England hatte somit dasselbe Interesse in der Unabhängigkeit von Südamerika, welches Spanien und Frankreich bewog, den Vereinigten Staaten von Nordamerika im Unabhängigkeitskrieg gegen England beizustehen. Als später Spanien sich England in die Arme warf, konnte letzteres nun die schnelle Unterdrückung des Aufruhres in Südamerika wünschen, und obwohl eine weiter sehende Politik die wichtigen Folgen der südamerikanischen Unabhängigkeit für den drittischen Handel erblickte, so gelang es den Patrioten, welche Gesandte nach England schickten, dennoch nicht, mehr als die Zusage von Neutralität zu bewirken, und dieß (wie bereits oben gemeldet) noch überdieß nur unter der Bedingung, daß die Junten von Neu-Granada und Venezuela im Namen Ferdinands VII ihre Functionen ausüben sollten. Nicht viel besseren Erfolg hatten die venezuelischen Gesandten in Washington. Der Präsident Madison bezeigte zwar seine Theilnahme für die Sache der Freiheit, bemerkte jedoch, daß die Vereinigten Staaten mit Spanien in Frieden seyen und daher nichts als vollkommene Neutralität unter allen Umständen angeloben könnten. Hierauf hatten die Gesandten den Auftrag, sich an den französischen Gesandten Hrn. Serrurier in Washington zu wenden, welcher ihr Gesuch wohlgefällig aufnahm und nach Paris zu berichten versprach. Wirklich traf Napoleon Anstalten zur bewaffneten Intervention, als der Krieg in Deutschland seine ganzen Streitkräfte in Anspruch nahm und der Verlust der Schlacht von Leipzig allen Hoffnungen auf Unterstützung von Seite Frankreichs ein Ende machte.

(Fortsetzung folgt.)

Einführung des Alpaca in Belgien.

Die steigende Einfuhr von Alpaca-Wolle in England, welche schon im Jahre 1839 über 2½ Millionen Pfund betrug, und die glücklichen Anfänge, welche die Einführung des Alpaca selbst in eben diesem Lande gemacht hat, haben auch in Belgien die Idee neu angeregt, diese Einführung zu versuchen. Man muß sagen, neu angeregt, denn schon im Jahre 1773 hat ein Abt de Neve, einer der unterrichtetsten Agronomen Belgiens, eine Abhandlung über die Nützlichkeit und die Vortheile der Naturalisirung des Alpaca in Belgien herausgegeben. Man hat dabei namentlich die Provinz Luxemburg im Auge. Nach Messungen, die schon im vorigen Jahrhundert angestellt wurden, liegen die Umgebungen von Arlon 1800 Fuß über dem Canal von Brüssel, der selbst noch bedeutend über dem Niveau des Meeres liegt. Diese Höhe bringt die Provinz Luxemburg im Klima und somit auch in der Vegetation dem ursprünglichen Vaterland des Alpaca nahe. Die unfruchtbaren Gegenden um Verviers und Spaa würden dem Thier gleichfalls vollkommen zusagen. Man scheint diesen Vorschlägen, welche im Echo du Monde Savant vom 14 März erwähnt sind, möglichst bald Folge geben zu wollen.

Digitized by Google

Ein Aufenthalt vor Madras.

(Fortſetzung.)

Indien mit ſeinen Revolutionen, ſeinem Himmel, ſeinen Reichthümern, ſeiner alten Religion, ſeinen ſchwarzen Pagoden, ſeinem empörenden Kaſtenweſen, ſeinen hochmüthigen Beamten und lieblichen Bayaderen bietet ein ſehr weites Feld, namentlich für den, der alles das wiederholen wollte, was Tauſende vor ihm wiederholt haben. Es gibt wenige Länder, die ſo viel Stoff zum Nachdenken bieten. Welch ein Abſtand herrſcht z. B. zwiſchen dem ſtolzen Beamten und dem verworfenen Paria, und wie wenig bedarf es, um jenen auf die gleiche Stufe mit dem Elenden, deſſen Anblick ſchon ihn zu beſchmutzen ſchien, herabzuſtellen! Noch nie hat wohl irgendwo der Aberglaube ſo tiefe Wurzeln gefaßt; nirgends hat der Fanatismus mit ſolcher Heftigkeit gewüthet und ſich ſo wild und blind gezeigt. Welchen Charakter von Dauer zeigt nicht das Geſetz der Hindus, welchem die Hand der Zeit noch nicht den geringſten Einbruch in alles das, was unter ſeinen Auſpicien heranwächst, thun konnte. Iſt es nicht ein ſeltenes Beiſpiel von Reſignation bei dieſem Volke, daß er nicht einmal daran denkt, das Joch fremder Gebräuche, die ſein Unglück und ſeine Verzweiflung ausmachen, von ſich abzuſchütteln? Der Fromme, der ſich verſtümmelt, um heilig geſprochen zu werden; der Fakir, der ſeine ekelhafte Nacktheit durch den Koth der Straßen ſchleppt und alt wird, indem er mit Staub bedeckt an den Thüren der Pagoden die Vorübergehenden anbettelt; die Bayadere, die zuerſt den Prieſtern ihre Jugend und Schönheit opfert und ſich dann der öffentlichen Schande preis gibt, um die Einkünfte ihrer habſüchtigen Gebieter zu vermehren, und dann verlaſſen und elend ihr Leben beſchließt; niemand hat für alle dieſe Weſen irgend ein Intereſſe, allein bei ihrem Anblick fühlt man ſich von Mitleid und Entrüſtung erfüllt.

Bei der Sanftheit und Ergebung des indiſchen Volks, bei dem Abſcheu, den es vor dem Blute hat, erſtaunt man hauptſächlich über die Handlungen natürlicher Barbarei, über die grauſamen Gebräuche, über die wild fanatiſchen Quälereien, die man täglich ſehen kann. Man weiß nicht, wie man dem Anſcheine nach ſo widerſprechende Sitten und Gebräuche in Uebereinſtimmung bringen ſoll. Eben ſo ſehr muß es überraſchen, das gebieteriſche Streben nach Einigung trotz der Verſchiedenartigkeit ihrer Theile und der Keime von Auflöſung, die das Volk in ſeinem Innern hegt, zu erkennen. Niemand kann wohl das Geſchick dieſes reichen und unermeßlichen Landes vorausſagen, niemand kann die Rolle beſtimmen, zu welcher daſſelbe in der großen Familie der Menſchheit berufen iſt; ich fürchte nur, daſſelbe möchte der Gegenſtand einer abermaligen Eroberung ſeyn. Dem Kondor gleich, der von in die Wolken ragenden Felſen herab nach Beute lauert, wirft der Koſake von der Höhe des Kaukaſus aus lüſterne Blicke auf dieß Land, und kommt ihm eines Tages der Gedanke, ſeine Roſſe in den Gewäſſern des Ganges zu tränken, dann, fürchte ich, ſind weder die Wunder des heiligen Georg, noch die gewandten Berechnungen der Algebriſten von St. James, noch eine dreifache Reihe von Sipahi-Bajonnetten im Stande, ihn davon abzuhalten. Jene Barbaren haben von dem wilden Eroberungsgeiſte ihrer Vorväter noch nichts verloren.

Vor einigen Jahren befand ſich ein Hindu in Folge einer zu Bonebun ſtattgefundenen, aber vereitelten Verſchwörung in Unterſuchung; der mit ſeiner Vertheidigung beauftragte Advocat ſtellte deſſen Unſchuld dadurch heraus, daß er in ſeiner Vertheidigungsrede die friedfertigen Geſinnungen und den Widerwillen gegen Neuerungen, welche den Eingeborenen Indiens charakteriſiren, als Princip aufſtellte. Seltſam iſt der Zuſatz, den er dabei machte. „Seine Landsleute ſind ſo, ſagte er, und deßhalb iſt er unſchuldig.“ Abgeſehen davon, daß der Hindu ſchwach und in ſo geringem Grade kriegeriſch iſt, daß er noch von allen, die ſich die Mühe dazu nehmen wollten, beſiegt wurde,*) iſt er überdieß für keinerlei Art von Anſtrengung geſchaffen und durchaus nicht eiferſüchtig. Er liebt bloß ſein Land und opfert ſeine perſönliche Freiheit nicht leicht; befindet er ſich auswärts, ſo findet er in der Erinnerung an ſeinen Geburtsort und in der Hoffnung, bald dahin zurückzukehren, ſeinen einzigen Troſt. Diejenigen, die ſich entſchloſſen, einige Jahre hindurch zu Bourbon und Mauritius zu nebeln, haben ſich daſelbſt nicht verheurathet, und kaum war ihre beſtimmte Zeit verſtrichen, ſo kehrten ſie eilig mit den Früchten ihrer Sparſamkeit in ihre Heimath zurück.

Die je nach der Entfernung vom Aequator mehr oder minder braunen Weiber ſind im allgemeinen klein, aber äußerſt proportionirt. Bei einer niedlichen, ſchlanken und anmuthigen Geſtalt, bei bewundernswürdigen Formen, ſanften und liebevollen Augen beſitzen ſie Züge, deren liebliche Zartheit und auserleſene Regelmäßigkeit ihrer Phyſiognomie einen Ausdruck melancholiſcher Hingebung verleihen, welche feſſelt und Intereſſe erregt. In ihren Bewegungen bemerkt man keine Lebhaftigkeit, aber auch eben ſo wenig jene übertriebene Koketterie, wie ſie jetzt beinahe überall zu finden iſt. Ein ſchwebender Gang, ungezwungene Haltung, ſchmachtende Blicke, eine bezaubernde Hingebung ſind die Waffen, die ihnen ihr Himmelſtrich verliehen hat; anderer bedürfen ſie nicht. Ihr Anzug iſt lieblich, einfach, und hebt die Formen eher hervor, als daß er ſie verhüllt.

Warum muß die Friſche dieſer Frauen von ſo kurzer Dauer ſeyn? Sie ſind im zwölften Jahre ausgebildet, im zwanzigſten iſt ihre Schönheit bereits dahin, im fünfundzwanzigſten ſind ſie verblüht und im dreißigſten kann man ſie bereits alt nennen, alles wirkt dann zuſammen, um ſie abſtoßend zu machen. Der beſtändige Gebrauch von Betel, deſſen verheerende Folgen während ihrer kurzen Jugend ſich nicht bemerklich machen, wirkt alsdann auf ihre Züge; ihre Zähne ſind ſchwarz und locker, und ihre aufgeſchwollenen, ſchrundigen, runden Lippen haben eine blutähnliche Farbe, daß man ſie nicht ohne Abſcheu anſehen kann. Ich kann mir kein häßlicheres Weſen vorſtellen, als eine alte Hindufrau. Die ehedem ſchwarzen und ſeidenartigen Haare ſind alsdann ſteif, grau und auf der Stirne borſtig wie eine Mähne; die ſeither ſanften und zärtlich blickenden Augen ſind matt und verſtört; ihre Geſichtsfarbe endlich iſt rußig und ihre gefurchten, entſtellten Züge haben etwas, ſo zu ſagen, teufliſches. Ihr ganzer Anblick mahnt an die grauenhaften Eumeniden, oder wenn man den Vergleich zu claſſiſch findet, an die Hexen des Macbeth. Hier ſollte der Philoſoph die menſchliche Natur ſtudiren, wenn er die Berechnung ihres Elends unternimmt.

Ich will jedoch hier meine Betrachtungen über Indien in dieſer Hinſicht beſchließen, um zur Artemiſia zurückzukehren. Ein Seemann kann ſich von ſeinem Schiff nicht entfernen, wenn er will; er befindet ſich auf demſelben, wie der Gefangene in ſeiner Haft.

(Schluß folgt.)

*) Dieß erleidet bekanntlich bei der Kriegerkaſte, beſonders bei den Radſchputra, eine ſtarke Modification. A. d. R.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 87.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

27 März 1844.

Schweden beim Tode Karl Johanns.

Mit dem Tode des Königs tauchen alsbald in Schweden wieder die Fragen auf, welche am letzten Reichstage so lebhaft verhandelt und wohl aus einem Gefühl von Pietät gegen den greisen Monarchen nicht bis ans Ende verfolgt wurden. Es handelt sich um eine gänzliche Umgestaltung des bisherigen Vierkammersystems und namentlich um eine Abschaffung des Selbstrepräsentationsrechts des Adels — eine Abschaffung, welche im Jahre 1840 von der Mehrzahl des Ritterhauses selbst ausgesprochen wurde. Das Vierkammersystem hat nicht bloß an und für sich schon einen schleppenden Geschäftsgang zur Folge, sondern alle Beschlüsse lassen sich auch, sobald man die Mehrzahl zweier Stände gewinnen kann, durchaus vereiteln. Daran sind bis jetzt alle Umgestaltungen der innern Verwaltung Schwedens gescheitert, und die Nothwendigkeit dieser Umgestaltung wird auch die Veränderung der Repräsentation zu Stande bringen. Am letzten Reichstag zeigte sich die Unmöglichkeit mit den vier Ständen vorwärts zu kommen, am deutlichsten. Der Bauernstand war fast einstimmig für eine Veränderung, der Bürgerstand wenigstens zu drei Viertheilen derselben geneigt, aber in den beiden andern Ständen schwankte die Wage, doch so, daß die Abneigung gegen eine durchgreifende Veränderung überwog. Wegen der Mühseligkeit, wichtige Gegenstände in allen vier Ständen gleichmäßig zur Sprache zu bringen, treten Ausschüsse aller vier Stände zusammen, und da hier die Ausschußmänner des Bauern- und Bürgerstandes einig waren und eine nicht unbedeutende Zahl Mitglieder aus dem Priester- und Adelsstande sich gleichfalls zu ersteren neigte, so zeigten die Ausschüsse, und namentlich der Constitutionsausschuß eine vorwiegende Neigung zur Umgestaltung der Verfassung, denn es kam ein Vorschlag zu Stande, welcher die Verfassung Schwedens der von Norwegen sehr nahe bringen würde. Durch welche Umstände die Annahme dieses Vorschlags, der ohnehin zur Schlußberathung an den nächsten Reichstag verwiesen werden mußte, beseitigt wurde, können wir nicht näher ausführen, und bemerken bloß, daß der Ausschuß der Stände sich in offenbarem Widerspruch mit der Mehrzahl des Adels und Priesterstandes befand. Diesem Umstand ist es zuzuschreiben, daß man jetzt den Vorschlag als „todtgeboren" bezeichnet; aber die technische Schwierigkeit, welche die Annahme des Vorschlags in der Zusammensetzung des Reichstags fand, kann die wirkliche Bedeutung desselben in der öffentlichen Meinung um so weniger aufheben, als die Mehrzahl des Ritterhauses selbst sich gegen die Fortdauer des Selbstrepräsentationsrechts des Adels ausgesprochen hatte. Man wird somit doch wieder auf den Vorschlag des Reichstags von 1840 zurückkommen, und wie auch die Modificationen desselben ausfallen mögen, so wird jedenfalls dem Vierkammersystem und somit der Macht des Adels, jede Aenderung in der Verwaltung zu hindern, ein Ende gemacht werden.

Die Hauptklage in Schweden ist die Kostspieligkeit der Civilverwaltung und der Luxus im Heer und in der Marine, welche dem Lande ungewöhnliche Lasten aufbürden, ohne einen entsprechenden Vortheil zu gewähren. Der zahlreiche, verarmte Adel sucht Anstellungen im Civildienst, im Heer und in der Marine, die Verwaltung ist unglaublich verwickelt, und erfordert deßhalb eine Unzahl von Beamten; das stehende Heer ist zu kostspielig für Schweden, das in seiner „eingetheilten" Armee die Grundlage eines weit umfassendern und ausreichendern Heerwesens hält, das einem Einfall von Osten her einen ganz andern Damm entgegensetzen könnte, als das trotz seiner Kostspieligkeit schwache Linienheer. Nicht minder laute und zum Theil sehr gewichtige Stimmen haben sich gegen die vornehme Linienflotte erhoben, die nur dazu diene, einigen Adeligen vornehme Stellen zu sichern, während sie doch gegen die russische Flotte nicht ausreiche, wogegen die viel nützlichere Scherenflotte vernachlässigt werde. Daraus ersieht man, welche positive Interessen sich einer Umgestaltung der Verfassung widersetzen. Der Reichstag, welcher wahrscheinlich in diesem Jahr zusammengerufen wird, im nächsten Frühjahr aber zusammengerufen werden muß, hat somit eine schwere Aufgabe zu lösen.

Digitized by Google

Columbia.

(Fortsetzung.)

Erst, nachdem der Congreß von Venezuela zu Angostura eröffnet war, trug man in den Vereinigten Staaten auf die Anerkennung der Unabhängigkeit von Venezuela an; der Präsident Monroe aber, welcher Madison folgte, meinte, es sey besser, erst Agenten nach Südamerika zu senden, um zu sehen, ob der Zustand der neuen Republik ein solches Verfahren rechtfertige. Alles was die Gesandten von Venezuela in den Vereinigten Staaten zu thun im Stande waren, bestand darin, daß einzelne Bürger Waffen und Mundvorräthe nach Venezuela sandten, und daß eine kleine Schaar sich entschloß als Freiwillige den Krieg unter Bolivar mitzumachen. Besseren Erfolg hatten die Bemühungen der Patrioten in England und Irland, von wo aus im Sommer 1818 und im Frühjahr 1819 sehr bedeutende Kriegsvorräthe und mehrere hundert Freiwillige mit einem der ausgezeichnetsten Offiziere, welche den Krieg in der Halbinsel mitgemacht hatten, nach Guiana segelten. So verstärkt unternahm Bolivar von neuem die Eroberung von Neu-Granada. Während die Spanier dort sich für sicher hielten und Bolivar mit den königlichen Truppen in Venezuela beschäftigt glaubten, zog dieser mit seinem südamerikanisch-drittischen Heere während der schlimmsten Jahreszeit über die schneebedeckten Anden, überrumpelte am 27 Junius 1819 die feste Stellung der Königlichen am Flusse Guya, und schlug die Spanier unter Barreyro im Thale von Sagamoso in der Provinz Tunja, am 1 Julius. Am 25 Julius kam es bei Pantano de Vargas neuerdings zur Schlacht und am 7 Aug. wurden die bis jetzt in guter Ordnung sich zurückziehenden Spanier bei Boyaco völlig aufgerieben. Die Generale Barreyro und Ximenes, eine Menge von Offizieren und 1600 Soldaten wurden zu Gefangenen gemacht. Diese Schlacht war das Seitenstück zur Niederlage des Generals Cornwallis bei Yorktown in Virginien. Wenige Tage nachher zog Bolivar in Santa Fé de Bogota ein, das der spanische Vicekönig Samana bereits verlassen hatte und wo der glanzendste Empfang seiner harrte. Schaaren von Freiwilligen strömten jetzt seinem Heere zu, und in kurzer Zeit war dasselbe bis auf 12,000 Mann angewachsen.

Ehe Bolivar den Feldzug von neuem eröffnete, kehrte er in aller Eile nach Angostura (200 deutsche Meilen) zurück, um am 14 December den Congreß von Venezuela zu eröffnen. Hier schlug er die Vereinigung der Provinzen Quito, Santa Fé und Venezuela vor, und am 17 December nahm der Congreß einen Gesetzesentwurf an, demzufolge Venezuela und Neu-Granada unter dem Namen der „Republik von Columbia" vereinigt werden sollten. Die Staatsschulden beider Staaten sollten consolidirt, als Schuld von Columbia anerkannt und die ganze Republik in zwei Departements getheilt werden, deren Chefs vom Präsidenten zu ernennen seyen. Die neu zu erbauende Hauptstadt sollte den Namen Bolivar führen, der Congreß sich im Jahre 1821 zu Rosario de Cucuta versammeln, um dort die neue Constitution so wie das Wappen und die Flagge der Republik in Berathung zu ziehen. Die neue Republik sollte am 25 December — dem heiligen Christtage — proclamirt und der Jahrestag dieser politischen Regeneration durch olympische Spiele nach dem Muster der griechischen gefeiert werden.

Am 20 December theilte Bolivar diese Beschlüsse dem General Santander, Vicepräsidenten der Provinz Cundinamarca, mit, welcher die constitutionellen Behörden auf den 12 Februar 1820 zusammen berief und ihnen die Vereinigung beider Provinzen ans Herz legte. Der Vorschlag wurde einstimmig angenommen, und am 8 März 1820 erließ Bolivar die erste Proclamation an die Columbier, in welcher er ihnen Einigkeit und Ausdauer als die einzigen Mittel fremde Mächte in ihr Interesse zu ziehen, nochmals dringend anempfahl. Im April eröffnete er den Feldzug. Eine Verstärkung von tausend Irländern unter General Devereux war indeß auf der Insel Margarita eingetroffen, setzte ihn in den Stand Rio de la Hacha zu Land und zur See einzuschließen und zu nehmen, während Valdes im Süden bei Parama, hauptsächlich durch Hülfe der drittischen Legion, über Lopez (einen abgefallenen Patrioten) einen entscheidenden Sieg davon trug und die Königlichen zwang nach Quito zu entfliehen.

Unterdessen war die Revolution in Spanien ausgebrochen und die Constitution von 1812 zum zweitenmal in Madrid proclamirt worden. In Folge dieses Ereignisses und aus Auftrag der constitutionellen Behörden von Spanien erließ General Morillo eine Proclamation, worin er der Republik im Namen der Cortes von Spanien einen Waffenstillstand vorschlug. Zugleich schrieb er am 17 Junius an den Congreß und nannte ihn „hohe und mächtige Edle," und lud sie ein, mit den von ihm ernannten Bevollmächtigten behufs einer Vereinigung mit Spanien zu unterhandeln. Er drang in sie das Geschehene zu vergessen und nur die glorreiche Vereinigung aller Brüder spanischer Zunge in Eine große Familie vor Augen zu haben u. dgl. Am 13 Julius erklärte sich der souverane Congreß von Columbia bereit, auf der Basis völliger Unabhängigkeit und auf keiner andern mit der spanischen Regierung zu unterhandeln. Auch Bolivar, dem Morillo in ähnlichem Sinne (wie an den Congreß) geschrieben hatte, versicherte letzterem, daß er entschlossen sey, nur auf die Anerkennung völliger Unabhängigkeit der Republik von irgend einer außern Macht mit Spanien Frieden zu schließen.

Natürlich mußten sich auf solche Weise die Unterhandlungen zerschlagen. Bolivar nahm jetzt eine Stellung bei Cucuta ein, von welcher aus er schnell die Patrioten in irgend einer Provinz unterstützen konnte. Die Armee unter Urdaneta zog jetzt den Magdalenenfluß hinab, nahm Monpox und vereinigte sich mit Montilla, um mit Admiral Brion, welcher Savanilla genommen hatte, Cartagena zu belagern. Auch in der Provinz Barcelona siegten die Waffen der Republicaner in mehreren Gefechten, in welchen die Spanier theils gefangen, theils aufgerieben wurden. Im October rückte das Cen-

Digitized by Google

trum ihrer Armee in die Provinzen Merida und Teurillo ein, welche die Spanier ebenfalls räumen mußten. Diese Erfolge der Befreiungsarmee begeisterten auch die Bürger der übrigen Provinzen. In Guayaquil empörte sich das Volk und schüttelte ohne alle Beihülfe der columbischen Truppen das verhaßte spanischr Joch ab, um sich der Republik anzuschließen. Ein Gleiches thaten die Districte Ambato, Riobamba, Quaranda und Tucunga. Im October nahmen dir Republicaner Barceiona ein, und noch vor Ende des Jahres 1820 waren beinahe alle nördlichen Provinzen von Neu-Granada, mit Ausnahme von Cartagena und der Landenge von Panama, vom Feinde befreit. Maracaibo hatte sich ebenfalls durch eigene Kraft befreit und mit der Republik vereinigt. Im October endlich kam rin Waffenstillstand zu Stande und im darauffolgenden Monat ging Morillo nach Spanien zurück. Ihm folgten im Commando die Generale Morales und La Torre, und im April 1821 fingen die Feindseligkeiten von neuem an.

Noch rinmal versuchtr die Republik mit dem Mutterlande sich zu versöhnen. Commissäre wurden nach Madrid gesandt, um mit Spanien zu unterhandeln. Am 3 Mai 1821 zogen die Cortes den Gegenstand in Berathung und es wurde ein Plan ausgearbeitet, dir spanischen Provinzen von Amerika in drei Theile zu theilen, jedem derselben eine der spanischen ähnliche Verfassung zu geben und die executive Gewalt einem vom Könige zu ernennenden Gouverneur anzuvertrauen. — Die Commissäre von Mexico waren damit einverstanden, die von Columbia hatten dir strengsten Instructionen, keinen Vorschlag anzunehmen, der nicht die vollkommenste Unabhängigkeit der Republik von Spanien enthielt. Der König wollte von einer unabhängigen Gesetzgebung in den amerikanischen Provinzen ebenfalls nichts wissen, und so zerschlugen sich die Unterhandlungen. Hier verdient vielleicht noch bemerkt zu werden, daß Hr. Brent, nordamerikanischer Minister in Madrid, der sich sehr für die spanischen Colonien verwendete, in seinem Bericht an den Staatssecretär zu Washington vom 10 Julius 1821 das Fehlschlagen der Unterhandlungen auf Rechnung der alliirten Mächte schrieb, was eben nicht unwahrscheinlich ist, wenn man bedenkt, daß der Congreß von Verona (1824) wirklich mit dem Gedanken schwanger ging, Spanien zur Wiedererlangung seiner Colonien behülflich zu seyn — eine Idee, welche man vielleicht der Ausführung näher gebracht hätte, wenn nicht Canning sich derselben widersetzt und die Anerkennung der Unabhängigkeit der neuen Staaten im brittischen Parlamente durchgesetzt hätte. Auch dir Vereinigten Staaten erklärten damals im Congreß, daß sie jeden Versuch der europäischen Mächte im Streit zwischen Spanien und seinen Colonien mit den Waffen zu interveniren als eine Kriegserklärung gegen sie selbst betrachten würden.

Am 6 Mai 1821 hielt der colnmbianische Congreß zu Rosario de Cucuta seine erste Sitzung, und am 10 desselben Monats legte Bolivar seine Präsidentschaft nieder, — um sie auf die dringenden Vorstellungen des Congresses zum zweitenmal anzunehmen und im Mai wurde der Feldzug von neuem eröffnet. Nach einigen unbedeutenden Gefechten kam es in den Ebenen von Caradobo zur Hauptschlacht. Die spanische 6000 Mann starke Armee unter Morales und La Torre ward gänzlich aufgerieben und es flüchteten sich nur einige hundert Mann nach Porto Cavello. Am 29 Junius zog Bolivar in das von ihm zum drittenmal befreite Caracas ein. Am 12 Julius versammelte sich der Congreß noch einmal zu Cucuta und ratificirte die neue Föderativ-Verfassung. Zu gleicher Zeit wurde auch die Sklaverei im ganzen Umfange der Republik aufgehoben. Am 23 September, nachdem Admiral Brion die spanische Flottille theils genommen, theils in den Grund gebohrt, capitulirte Cartagena und kurz darauf auch Cumana. Vom ganzen Territorium der Republik besaßen die Spanier jetzt nichts als Porto Cavello, die Landenge von Panama und Quito.

General Sucre wurde jetzt nach Quito beordert, wo die Republicaner von Guayaquil bereits das spanische Joch abgeschüttelt hatten, und am 15 December erklärte Panama sich unabhängig von Spanien, und sandte zugleich Deputirte zum Congreß von Columbia. Im März 1822 anerkannten die Vereinigten Staaten die Unabhängigkeit von Columbia, und am 9 December 1823 kam der nordamerikanische Minister Hr. Anderson zu Santa Fé de Bogota an, und überreichte dem Präsidenten sein Beglaubigungsschreiben.

In der Zwischenzeit wurdr das Schicksal Quito's in der Schlacht bei Pinchincha (Junius 1822) entschieden, durch welche die Spanier, aufs Haupt geschlagen, der Einnahme der Hauptstadt keine weitern Hindernisse in den Weg legen konnten. Am 23 Julius 1823 wurde dir spanische Flotte unter Laborde von den Columbianern unter General Padilla gänzlich vernichtet, theils in die Luft gesprengt, theils ans Ufer getrieben, und kurze Zeit darauf fiel Maracaibo den Republicanern in die Hände. Am 1 December endlich capitulirte Porto Cavello, der letzte Posten, den die Spanier im ganzen Gebirt der Republik inne hatten.

(Schluß folgt.)

Ueber den Dampf als Mittel zum Löschen.

Das Echo du Monde Savant vom 11 März entlehnt aus dem Courrier belge nachstehende Mittheilung: „Eine große Spinnerei war ganz in Feuer, der Dampfkessel barst, der Dampf drang in alle brennenden Stockwerke und das Feuer erlosch wie durch Zauber auf allen Punkten. Diese Beobachtung führte zu directern Proben: man füllte Räume unter der Erde mit brennbaren Stoffen, ließ aber doch hinreichend Luft einströmen, und als der Brand am stärksten war, schoß man die Luken und ließ einen Strom von Dampf in den Keller eindringen, der das Feuer rasch erstickte. Der Dampf ist allerdings ganz besonders geeignet, nach allen Punkten, wo es brennt, oben wie unten, hinzudringen; er erkältet sich indem er sich verdichtet, während er zugleich die atmosphärische Luft verdrängt und ersetzt, indem er nicht mehr

als Dampf, ſondern als tropfbare Flüſſigkeit wirkt. Aus allen den gemachten Proben geht hervor, daß der Dampf das beſte Mittel gegen innere Brände iſt; deßhalb haben auch viele Fabriken, deren Maſchinerie durch Dampf getrieben wird, an den Keſſeln Vorſichtsröhren angebracht, welche in die dem Brand am meiſten ausgeſetzten Räume laufen. Man braucht nur einen Hahn zu drehen, um an ſolche Orte einen Strom von Dampf zu leiten, der noch überdieß den Vortheil hat, daß er die Waaren weniger beſchädigt, als die Pumpen und das Hinauswerfen zum Fenſter. Eine Fabrik, die mit Dampf arbeitet, hat deßhalb gar keine Entſchuldigung mehr, wenn ſie ganz abbrennt. Eben ſo wenig iſt der Betrieb eines Kohlenwerks zu entſchuldigen, wenn die geſchloſſenen Magazine abbrennen.“ Das obengenannte Blatt glaubt auch, daß dieß Mittel des Einſtrömenlaſſens von Dampf dazu dienen könne, ein Kohlenwerk im Hennegau, das noch immer brennt, zu löſchen.

Ein Aufenthalt vor Madras.

(Schluß.)

Während der wenigen Tage, welche die Artemiſia auf der Rhede von Madras zubrachte und daſelbſt bei beſtändigem Regenwetter und ſtarkem Wogen der See alle Krankheitsſtoffe des Landes einathmete, nahm dieſelbe ihrer Gewohnheit gemäß einige Lebensmittel von ſehr ſchlechter Beſchaffenheit ein, um nach andern Meeren zu ſegeln, welche ihr gaſtliches Bug noch nicht durchſchnitten hatte, ſtolz darauf, überall das vergoldete Bruſtbild der Königin von Karien, womit es gekrönt war, zu zeigen. Nicht ohne ſehr großes Mißfallen bemerkten die Matroſen unter jenen Lebensmitteln vor allem einen wegen ſeiner Härte, Schwärze, ſeinem ranzigen und ſchlechten Geſchmack ungenießbaren Zwieback und Erbſen, an denen alle Geheimniſſe der Kochkunſt ſcheiterten; dennoch mußten ſie beides bis auf das letzte Stück eſſen oder verhungern. Die traurigen Folgen dieſes Sparſyſtems, wenn man es ſparen nennen kann, wird man bald kennen lernen.

Einige ungeſchickte Manövers, die uns bei unſerer Ankunft aus dem Fort St. Georges beinahe an den Strand geworfen hätten, waren gleichſam das Vorſpiel zu den Unfällen, die uns noch in Menge treffen ſollten. Bald darauf ſtarb uns ein Mann, deſſen Tod deßhalb Eindruck machte, weil wir ſeit mehr als acht Monaten keinen Namen mehr auf der Todtenliſte gehabt hatten, auch wurde derſelbe um ſo mehr als ſchlechte Vorbedeutung genommen, weil die Artemiſia am 21 Junius bei ihrer Abfahrt von dieſer ungeſunden Küſte durch den Meerbuſen von Bengalen zwanzig Ruhrkranke mit ſich führte.

Die Artemiſia ſegelte anfangs von einem ſtarken und anhaltenden Südwinde begünſtigt der Inſel Pinang zu, wo ſie ſich einige Tage aufhalten ſollte; man erblickte auch bald die Nikobar-Inſeln gleich dichten am Horizont zwiſchen das Blau des Himmels und des Meeres eingepreßten Wolken; allein nun ſchlug der Wind wiederholt um und dann trat eine mehrſtündige Windſtille ein. In Folge dieſer geringen Unfälle kamen wir erſt am 1 Julius Abends vor der Inſel an, die wir ſuchten. Inzwiſchen hatte die Krankheit einen ſehr beunruhigenden Charakter angenommen, ſo daß die Batterie ein vollkommenes Hoſpital darſtellte. Mit Hülfe des Fernrohrs unterſchied man die vor der Stadt auf Anker liegenden Schiffe ganz vollkommen; da ſich aber unſer Commandant erſt bei Tag und mit Hülfe eines Piloten in die um dieſen Ankerplatz befindlichen Untiefen wagen wollte, ſo blieben wir bis zum folgenden Tag, wo wir nahe gegenüber vom Fort Cornwallis ankerten.

Pulo-Pinang, auch unter dem Namen Prince-Wales-Inſel bekannt, iſt auch eines jener beſondern Länder, welche die Natur zum Nachtheil der andern bereichert zu haben ſcheint. Ein fruchtbarer Boden, ein milder Himmelſtrich, eine maleriſche Landſchaft, alles trägt dazu bei, daſſelbe zu einem Luſtaufenthalt, wie man deren wenige auf der Erde findet, zu machen; dennoch ſollte dieſes liebliche Land, das gewöhnlich von den raſchen atmoſphäriſchen Revolutionen, die ſo viele andere Länder reinigen, verſchont bleibt, uns, die wir der Ruhe und Schonung ſo ſehr bedurft hätten, nicht verſchonen. Der Thermometer zeigte während unſeres Aufenthalts den auffallendſten Wechſel; am Anfang hatten wir in Folge ſehr heftigen und faſt anhaltenden Regens ziemlich kaltes Wetter, das ſich endlich aufhellte und uns die erſtickende Hitze von Coromandel wieder brachte. Trotz des Rufes der Geſundheit, welcher dieſem Lande den Beinamen des indiſchen Montpelliers verſchafft hat, ſcheiterte hier die letzte Hoffnung unſerer Kranken. Sie hatten alles von der berühmten heilſamen Luft, die man hier athmete, erwartet; ſie hielten ſich bei der Landung für gerettet; allein nachdem uns die Krankheit, die eher heftiger zu werden ſchien, an einem Tage zwei Leute hinweggerafft hatte, trat an die Stelle der Hoffnung Niedergeſchlagenheit und Beſtürzung.

Man kann ſich wohl denken, welchen traurigen und düſtern Anblick die Artemiſia gewährte, als ein grauer und ſchwerer Himmel, der wie der Ueberwurf eines Katafalks über ihr lag, ſich in fortwährenden Strömen über ſie ergoß. Wer hätte da in ihr jene Fregatte erkannt, die zu Mauritius und Bombay mit Blumen geſchmückt und zum Ballſaal hergerichtet nur zu Feſten beſtimmt zu ſeyn ſchien? Und dennoch war ſie es, aber traurig und ſchweigend. Sie ſchien gebeugt unter der Laſt des Schmerzes; auch in der Haltung und Bewegung ihrer Mannſchaft drückte ſich Niedergeſchlagenheit aus; die Muſik ſparte die fröhlichen und lärmenden Weiſen, die ſonſt täglich mehreremal ertönten, für glücklichere Zeiten auf, und wenige Streiche bezeichneten die Märſche der Trommler.

In den Momenten, wo der Tod ſiegt, richten ſich die Blicke mühſam auf jenes Vaterland, welchem man durch das Verhängniß ſo unerbittlich entriſſen wurde. Iſt es uns vergönnt, daſſelbe noch einmal wieder zu ſehen, oder wird uns der Tod auf ewig von ihm trennen? Man muß ſolche ſchmerzhafte Eindrücke erlebt haben, um den zerreißenden Moment ganz zu faſſen, wo die Hand eines Freundes, deſſen letzten Seufzer man vernimmt, in der eigenen eiſig kalt wird. Dann ſieht man, wie alle jene lieblichen Illuſionen, das einzige wahre Gut des Daſeyns, dem ſich der Menſch ſo gern hingibt, wie die Blätter eines welken Baumes, nacheinander dahinſchwinden; der Hauch des Todes berühret ſie, zerſtreut ſie, und ſie verſchwinden in dem Meere der Ewigkeit.

Theure Ausgabe des Boccacio. Ein comiſches Journal meldet, daß Lord Spencer eine Ausgabe der Werke Boccacio's (Ein Band Fol. Venedig 1471) um 24,000 Fr. angekauft habe. Es iſt dieß die älteſte und von den Bücherliebhabern ſehr geſuchte Geſammtausgabe von Boccacio's Werken. (Voleur vom 15 März.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 88.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

28 März 1844.

Columbia.

(Schluß.)

Die Republik hatte jetzt keinen andern Feind als den Geist der Zwietracht und die Gewohnheit des unbedingten Herrschens militärischer Machthaber. Bolivar unternahm jetzt die Befreiung Peru's, und erhielt hiezu in London ein Anleihen von 4 Mill. Pf. St., nachdem Hr. Zea, columbischer Gesandter in London, schon im März 1822 ein sehr bedeutendes Anleihen zur Fortsetzung des Krieges in Columbia erhalten hatte. Am 6 August 1823 schlug Bolivar — nach einer Reihe von mit abwechselndem Glück gefüdeten Gefechten — den spanischen General Canterac bei Junin aufs Haupt, und zwang ihn sich nach Ober-Peru zu flüchten. Inzwischen war General Sucre in Ober-Peru eingerückt, wo er den 9 December in der Ebene von Ayacucho, nahe der Stadt Quamanga, die spanische Armee gänzlich vernichtete, und den Vicekönig La Serna gefangen nahm. Canterac capitulirte kurze Zeit darauf, und der Ueberrest der spanischen Truppen wurde nach Arica geführt und von da auf brittischen Schiffen nach Europa eingeschifft. Die Uebergabe von Callao (23 Jan. 1826) entschied das Schicksal von Peru.

Am 6 August 1825 proclamirte der Congreß von Ober-Peru zu Chuquisaca bereits die Unabhängigkeit des Landes von Spanien; da aber das Volk keine politische Union mit Unter-Peru oder mit den La-Plata-Staaten wünschte, so organisirte sich die Versammlung als unabhängige Regierung des Staats „Bolivia" (zu Ehren des Mannes, der sie von der spanischen Botmäßigkeit befreit hatte). Bolivar wurde ersucht, eine Constitution zu entwerfen, und General Sucre als Großmarschall von Ayacucho an die Spitze der Regierung gestellt.

Am 10 Februar 1825, nachdem Bolivar schon zwei Jahre früher zum Dictator von Peru erwählt worden, legte er diese Würde nieder, um sie von dem in Lima versammelten Congreß neuerdings in Empfang zu nehmen. Er benutzte diesen Umstand dazu, einen Regierungsrath einzusetzen und den Congreß ohne weitere Debatten nach Hause zu schicken. Jetzt erst entwickelte Bolivar seinen phantastischen Plan einer Testamentsmonarchie, indem er der Republik Bolivia einen absoluten Präsidenten auf Lebenszeit, einen Vicepräsidenten, der ihm folgen, und eine dreikörperige, gesetzgebende Versammlung gab, die zu zwei Dritttheilen aus auf Lebenszeit gewählten Gliedern bestehen sollte; das letzte Drittel sollte auf vier Jahre gewählt werden und sich selbst durch Wahl aus den vom Volke vorgeschlagenen Candidaten ergänzen. General Sucre wurde durch den Einfluß Bolivars zum lebenslänglichen Präsidenten erwählt. Hierauf erhielt Peru (8 Dec. 1826) eine ähnliche Verfassung, an deren Spitze Bolivar selbst stand, und er mochte wohl den Plan haben, ganz Südamerika und Mexico in eine große, testamentarische Monarchie zu vereinen, als die Unzufriedenheit mit diesen Gewaltschritten seiner bis jetzt glorreichen Laufbahn ein unerwartetes Ziel setzte. Im Jahre 1824 war er neuerdings zum Präsidenten von Columbia gewählt worden, überließ aber diese Ehre dem General Santander, der zur selben Zeit wiederum zum Vicepräsidenten erwählt worden war. Im J. 1826 endlich erklärte General Paez, welcher mit den columbischen Civilbehörden in Venezuela in Streit gerathen war, diesen Theil der Republik für unabhängig von der columbianischen Regierung. Santander war im Begriff gegen General Paez aufzubrechen, als die Bezirke von Guayaquil und Quito ebenfalls Zeichen des Aufruhrs gaben, indem sie behaupteten, nur die Dictatur Bolivars könne sie vor einem allgemeinen Bürgerkrieg schützen. Unter diesen Umständen verließ Bolivar Peru, einige behaupten, um Frieden herzustellen, andere meinen, um in Columbia dieselbe Constitution einzuführen, welche er den Republiken Bolivia und Peru aufgedrungen hatte.

In Guayaquil verweigerte er abermals die Würde eines Dictators, schlug aber einen General-Convent zur Ausarbeitung einer neuen Constitution vor; dasselbe wiederholte er in Bogota, wo aber sein Anerbieten wenig Anklang fand. Hierauf begab er sich nach Venezuela, wo bei seinem Erscheinen in Caracas die Unruhen wie durch Zauber aufhörten. Hier erhielt er die Nachricht von der am 26 Januar ausgebrochenen Gegenrevolution in Peru, welche damit endigte,

Digitized by Google

daß die alte Constitution von 1823 neuerdings eingeführt und General La Mar zum Präsidenten der Republik erwählt wurde. Schlimmer noch als diese Nachricht war der Umstand, daß die unter Oberst Bustamente in Peru zurückgelassenen columbischen Truppen gegen die Dictatorschaft Bolivars sich ausgesprochen hatten, und auf dem Weg nach Columbia begriffen waren. Die Bürger von Bolivia vereinigten sich jetzt ebenfalls zur Umstürzung der von Bolivar eingesetzten Regierung, und die neue Verwaltung von Peru bot ihnen hiezu die Hand. General Gamarra wurde von Peru mit Truppen den Rebellen zu Hülfe gesandt, und am 6 Julius 1828 verließ General Sucre die Republik mit dem Ueberrest der columbischen Truppen. Der in Eile zusammengerufene Congreß erwählte General Andres Santa Cruz zum Präsidenten von Bolivia. Hiedurch gerieth Columbia mit Peru in Streit. General Lamar fiel in die südlichen Provinzen von Columbia ein, nahm Guayaquil und rückte auf Quito vor. Am 28 Febr. 1829 kam es jedoch zwischen ihm und den columbischen Truppen unter General Sucre bei Tarqui, einem Engpasse der Anden, zu einem Treffen, in Folge dessen Peru alle Ansprüche auf die südlichen Provinzen von Columbia aufgab, und beide Theile die Unabhängigkeit von Bolivia anerkannten.

Durch diese Ereignisse fiel die von Bolivar zuerst angeregte Idee eines allgemeinen amerikanischen Congresses, der zu Panama stattfinden und zu dem die Staaten Mexico, Columbia, Peru, Chili und Buenos-Ayres, so wie die Vereinigten Staaten von Nordamerika Deputirte senden sollten, von selbst zu Boden. In den Vereinigten Staaten hatte die Panama-Mission zu sehr ernsten Debatten Veranlassung gegeben; erst am 21 April 1826 hatte das Repräsentantenhaus mit großer Stimmenmehrheit die Mission gebilligt. Präsident John Quincy Adams ernannte Richard Anderson und John Sergeant von Philadelphia zu Gesandten. Ersterer starb auf der Reise; letzterer machte sich nicht auf den Weg, bis der Congreß selbst aus einander gegangen war. Der Congreß kam am 22 Jun. 1826 zwar zu Stande, und es waren auch Gesandte der brittischen und holländischen Regierungen gegenwärtig, man schwur sich ewige Freundschaft u. s. w., aber fast zur selben Zeit waren die im Congresse repräsentirten Staaten mit einander im Krieg begriffen, der nur mit der Zerstückelung derselben endete.

Während der Revolution von Bolivia hatte Bolivar selbst eine große Convention in der Stadt Ocaña im Mittelpunkt von Neu-Granada zusammenberufen. Sie sollte aus 800 Mitgliedern bestehen, von welchen aber kaum 70 eintrafen; die übrigen hielten es für unnöthig oder vielleicht auch nicht für rathsam, sich in die unmittelbare Nähe des Befreiers zu wagen. Die zusammengekommenen Deputirten erklärten die Unvollständigkeit der bestehenden Verfassung, konnten sich aber nicht zur Annahme der von den Parteigängern Bolivars vorgeschlagenen Constitution vereinigen und verließen theilweise die Versammlung, der Rest wurde vom Präsidenten selbst entlassen. Dieß wurde von Bolivar als unmittelbare Abschaffung der Verfassung von 1821 angesehen, und er nahm sofort von der Regierung alleinigen Besitz, bis der auf den Januar 1830 ausgeschriebene constituirende Generalcongreß in Bogota zu Stande kommen würde.

Kaum hatte Bolivar die Zügel der columbianischen Regierung an sich gerissen, so zeigten sich auch schon Spuren der Empörung. In der Nacht des 26 Septembers 1828 brach unter den Truppen von Bogota ein Aufruhr aus: man drang in den Palast des Präsidenten, der sich nur durch einen Sprung aus dem Fenster rettete und die ganze Nacht über unter einer Brücke halb im Wasser versteckt lag. Am folgenden Tag wurden jedoch die Aufrührer überwältigt, mehrere ihrer Anführer hingerichtet, andere verbannt. Unter den letztern befand sich der Vice-Präsident Santander, der, nachdem er einige Zeit in Cartagena gefangen gesessen, die Erlaubniß erhielt, nach Europa sich einschiffen zu dürfen.

Der constituirende Congreß kam am 26 Januar 1830 zu Bogota zusammen, konnte sich jedoch zu keinem gemeinschaftlichen Plan vereinigen, obgleich die wichtigsten Gegenstände ihm zur Berathung vorgelegt wurden. Im November des vorhergegangenen Jahres hatten nämlich die Provinzen, welche zur Zeit der spanischen Herrschaft die General-Hauptmannschaft von Caracas bildeten, verbunden mit einigen Provinzen von Neu-Granada, von der Republik von Columbia feierlich sich losgesagt. General Paez war wie im J. 1826 an der Spitze der Bewegung, und hatte an Bolivar und an den Congreß von Bogota Gesandte abgeschickt, um sie hievon in Kenntniß zu setzen. Der Congreß überlegte lange ob es besser sey, den aufrührerischen General mit Gewalt zu unterwerfen, oder aber Commissäre zur Abschließung eines Vertrags an ihn abzuschicken; man entschloß sich zu letzterem. Das Resultat der Verhandlungen war jedoch nichts weiter als ein Uebereinkommen, daß Neu-Granada ebenfalls das Recht habe, sich als unabhängiger Staat zu organisiren, und daß sodann die zwei Staaten Neu-Granada und Venezuela mit einander eine Conföderation bilden sollten.

Ungeachtet dieser officiellen Anerkennung der Unabhängigkeit von Venezuela machte der Congreß zu Bogota einen letzten Versuch, durch gegenseitige Zugeständnisse die zwei Staaten zu vereinen. Der bisher gehörige Beschluß wurde am 29 April veröffentlicht, und am 4 Mai wurde Señor Joachim Mosquera zum Präsidenten, General Domingo Caicedo aber zum Vicepräsidenten von Columbia erwählt. Bolivar hatte erklärt, daß er, wenn erwählt, dieses Amt nicht annehmen würde, indem er seiner zerrütteten Gesundheit wegen eine Reise nach Europa zu machen wünschte. Man begnügte sich daher mit einigen schmeichelhaften Beschlüssen zu seinen Gunsten, und Bolivar begab sich nach Cartagena, wo er kurze Zeit darauf (am 17 Dec. 1830) das Zeitliche mit dem Ewigen vertauschte.

Die neue Constitution von Columbia dauerte nur 24 Stunden; schon am folgenden Tag versammelte sich der Congreß der Provinzen von Venezuela in Valencia, erließ eine neue Verfassung, die am 22 September unterschrieben wurde, und erwählte General Paez zum Präsidenten. Ihm folgte

Digitized by Google

im J. 1835, da die neue Constitution die Wiedererwählung des Präsidenten in den seiner Amtsverwaltung unmittelbar folgenden vier Jahren für gesetzwidrig erklärt, Don Jose Vargas, dem im J. 1839 wiederum General Paez folgte, welcher diesen Posten noch jetzt (Sommer 1843) bekleidet.

Zuletzt trennten sich auch die Provinzen der alten Statthalterschaft von Quito und die angränzenden Provinzen von Peru von Columbia. Ein Congreß dieser Provinzen versammelte sich am 14 August 1830 zu Riobamba und veröffentlichte am 11 September die Constitution der Republik Ecuador, welche bis 1835 fortbestand. Der erste Präsident war General Juan Jose Flores; der columbische General Sucre, welcher von Bogota nach Quito abgesandt worden war, wurde auf dem Wege dahin zu Pastos ermordet. Die Republik von Columbia war jetzt auf die Gränzen von Neu-Granada angewiesen. Ihr Präsident, Mosquera, fand beim Antritt seines Amtes die Provinzen im Aufruhr, den Staatsschatz leer, und die Armee, ans Herrschen gewöhnt, laut sich für die Dictatur Bolivars sich aussprechend. Unter diesen Umständen dankte er schon am 4 Sept. 1830 ab, und begab sich als Privatmann nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika, wo er mehrere Jahre allgemein geachtet zubrachte. Ihm folgte General Rafael Urdaneta, der von neuem die Soldatenwirthschaft anfing; die Generale Lopez und Obando erklärten sich jedoch für die Constitution. Von neuem drohte der Bürgerkrieg, als ein Vergleich zu Stande kam, in Folge dessen der Vicepräsident General Caicedo an der Spitze der Regierung, Urdaneta aber an der Spitze des Heeres blieb. Ein constituirender Congreß versammelte sich zuletzt am 20 October 1831 zu Bogota und am 21 November erfolgte die Unabhängigkeitserklärung der Republik von Neu-Granada. Neu-Granada übernahm einen Theil der Schuld von Columbia und am 29 Februar 1832 wurde die jetzt noch bestehende Verfassung feierlich anerkannt. Am 9 März wurde General Santander zum Präsidenten, General Ignacio Marquez zum Vicepräsidenten erwählt. Ersterer befand sich zur Zeit in den Vereinigten Staaten, wohin er von Europa gegangen, schiffte sich aber sogleich ein, landete am 16 Jun. zu Santa Marita und wurde am 7 October feierlich beamtet.

Die drei Republiken, in welche jetzt Columbia getheilt war, anerkannten wechselsweise ihre gegenseitige Unabhängigkeit, und verpflichteten sich gemeinschaftlich zur Bezahlung der von der Republik Columbia gemachten Anleihen. Die Vertheilung war jedoch eine schwierige Aufgabe, und überdieß entstand ein Streit über die wechselseitigen Gränzen. Neu-Granada machte auf das ganze Territorium Anspruch, welches zur Zeit der spanischen Herrschaft das Vice-Königreich dieses Namens bildete. Die Einwohner einiger dieser Provinzen zogen jedoch vor dem Staate Venezuela anzugehören und die Bürger von Ecuador glaubten ebenfalls eine Ausdehnung ihrer Gränzen gegen Neu-Granada ansprechen zu müssen. Unter solchen Umständen hielt der Präsident der Republik Ecuador, General Flores, es für seine Pflicht, in Neu-Granada einzufallen, und das streitige Territorium im Namen seiner Republik in Besitz zu nehmen. General Obando aber, der die Truppen von Neu-Granada befehligte, brachte ihn bald zur Besinnung, und am 8 December wurden die Gränzen beider Staaten durch eine Convention definitiv entschieden. In Bezug auf die Staatsschulden wurde kein dleibendes Uebereinkommen getroffen.

Slawische Nachrichten.

Die böhmischen Kwety (Nr. 5 v. d. J.) berichten aus dem preußischen Oberschlesien, daß das slawische Element trotz allem, was man gegen sein Aufkommen unternehme, sich immer kräftiger entwickle. Im vorigen Jahre habe der Breslauer Bischof, Hr. Latusek, einige Oberpfarreien besucht, und allenthalben seyen vor der Firmung polnische Predigten gehalten und polnische Lieder gesungen worden. Der Bischof habe sodann dem Volke gleichfalls in polnischer Sprache den Segen ertheilt, und dieß habe voll Freude ausgerufen: „das ist unser Bischof!“ Auch aus andeen Nachrichten scheint hervorzugehen, daß das Deutsche seit den hundert Jahren, wo Schlesien in preußischen Händen ist, keine Fortschritte gemacht habe. Wie dem auch seyn mag, so kann allerdings die Bildung in diesem Landstrichr, wo die polnische Sprache vorherrscht, wohl keine Fortschritte machen, so lange nicht der Volksunterricht in polnischer Sprache ertheilt wird.

•

In Olmütz ist das erste Bändchen „Gedichte von Vincenz Furch“ in böhmischer Sprache erschienen. Die Kwety (Nr. 10 v. d. J.) leiten eine Beurtheilung derselben mit folgenden Worten ein: „Diese Gedichte sind für unsere Literatur um so willkommener, als sie von Mähren ausgehen und ein Beweis des erwachenden Volksgeistes und Volkslebens unseres alten Schwesterlandes Mähren sind, das so lange schlummerte und noch in einem Halbschlaf liegt. Das ist traurig; es könnte eine so schöne Stellung haben, es könnte der Mittelpunkt seyn, welcher Böhmen und Slowaken verbindet. Indeß rührt es sich auch dort. Hoffnungen freilich haben wir en gros, vielleicht nur allzu viel. Indeß darf der Böhme stolz seyn, er hat sich aus sich selbst gebildet. Bei uns erblüht die Literatur nicht aus einem goldenen Regen, sie ist nicht durch Geld angetrieben, erzwungen, von der Gnadensonne einiger Märmaten erwachsen, alles kommt aus der Wurzel, aus dem Volk, aus den Bedürfnissen des Volkslebens; unsere ganze Literatur hat darum einen breiten, sichern Grund, sie steht nicht auf einzelnen Säulen, sie ist etwas lebendiges, selbst gewachsenes, nichts mechanisches. Wir können hoffen, daß auch Mähren sich bald mit uns in die Reihe stellen wird, einige Arbeiter hat es schon gesendet, — unter ihnen Furch.“

•

In einem Schreiben aus Mähren (s. Kwety Nr. 25) heißt es dagegen: „Gewiß werden sich die Leser dieser Blätter wundern, daß so selten Nachrichten über das Volksleben in unserem lieben Mähren mitgetheilt werden, und müssen daraus schließen, daß dasselbe bei uns ganz erschlafft. Redlich gestanden können wir von öffentlichem Hervortreten, namentlich in letzterer Zeit, nicht viel sagen. Was nach außen vortritt, was der gewöhnliche, obwohl nicht immer richtige Maaßstab des Nationalfortschrittes ist, das ist die That, der Gedanke aber, die Mutter der Thaten, entwickelt sich anfänglich nur in den Köpfen der Einzelnen und entzieht sich der Oeffentlichkeit. So herrscht auch in unserem Leben bisher mehr der Gedanke vor, der freilich unermüdlich

Digitized by Google

zu Handlungen drängt, die um so bedeutender werden, je mehr derselbe sich auf eine fest gegründete Ueberzeugung stützt, und Mähren, das in der Mitte des Tschechoslawenthums liegt und in dem so vielerlei Elemente sich kreuzen, zu einer wichtigen Stellung durch geschichtliche Nothwendigkeit bestimmt scheint. Wenn wir indeß von öffentlicher Thätigkeit reden können, so zeigt sich diese in der Literatur, in welcher da und dort ein neues Leben sich kundgibt. Vor kurzem kam der zweite Band der „Sammlung mährischer und schlesischer Sagen" von Wisser heraus, der zwölf artige Erzählungen enthält und mit zwei schönen Bildern geschmückt ist, von denen eines das „Schloß in Tele," das andere die bekannte „weiße Frau" darstellt. Hier ist wiederum viel Stoff für nationale Balladen und Romanzen. — Mit besonderer Freude zeige ich die Erscheinung eines neuen Kalenders an. Er soll in der Art des unter dem Namen „der mährische Wanderer" bekannten deutschen Kalenders herauskommen, und fast alle Schriftstellertalente in unserem Vaterlande nehmen eifrig Theil an dem Werk. Diese Schrift wird eine große Wichtigkeit für unser Volksleben erhalten, denn es ist dieß ein Rahmen, in welchem die zerstreuten Schriftsteller unseres Landes zum mindesten einen gewissen Vereinigungspunkt finden.

•

Am 9 December v. J. wurde zu Lemberg zum erstenmal ein Schauspiel „die Juden," von Korenowsky, mit ungemeinem Beifall aufgeführt. Es ist dieß ein Lebensbild aus den ernstesten Zeiten, und es treten darin Personen aus der höchsten polnischen Aristokratie in Wahnsinn auf, Figuren, die auf den Jahrmärkten von Berdyczew die ersten Rollen spielen, darunter ein alter, kreuziger Pole, den man Negent titulirt, mit einem ehrenwerthen Charakter, in welchem aber die Vorurtheile der alten Zeit seltsam durchschlagen; neben ihm steht sein Sohn, ein adeliger Jüngling aus der Neuzeit. Die Ehrenhaftigkeit und der adelige Sinn auf der einen, der Hochmuth, die Verschwendung, der Leichtsinn mit der rohen, tigerartigen Gesinnung auf der andern Seite, das sind die Elemente, in deren Verwebung der Kampf im Laufe des Schauspiels sich entwickelt. Es tritt darin ein Jude auf, einer von den ehrenhaften, so ehrenhaft, als ein Jude nur seyn kann. An ihn wendet sich der alte unglückliche Regent in seiner größten Noth, wo er von allen Adeligen unmenschlich zurückgestoßen wurde, und verlangt von ihm ein Anlehen von 8000 fl. Der Jude freut sich, daß er zu ihm gekommen, erinnert ihn daran, wie er einmal durch ihn vom Verderben gerettet wurde, und aus Dankbarkeit leiht er ihm die 8000 fl. nur zu 10 Proc.; er erinnert sich gerührt, welchen großen Dienst ihm früher der Regent erzeigt, und in der Weichheit seines Herzens läßt er ihm noch zwei Procent nach; nicht genug, er will dankbar seyn, wie es sich gebührt, er läßt noch ein Procent ab, — für sieben Procent soll er das Geld haben, und es ihm zurückgeben, wenn er kann; schon hat er ihn in sein Schreibzimmer geführt und seinem Buchhalter befohlen, dem Regenten das Geld auszuzahlen, und in diesem Augenblick läßt er aus übergroßer Rührung und Dankbarkeit — abermals ein halb Procent nach. Dieser Charakter ist meisterhaft gezeichnet, im größten Contrast dargestellt gegen die Leute, bei denen der Regent vergebens Menschlichkeit und Billigkeit gesucht hatte. Korenowsky entwickelt in diesem Stück seine ganze Kraft in Zeichnung der Charaktere, was die Zierde jedes seiner Stücke ist, er wußte aber hier so treffende und interessante Situationen zu entwerfen und so wahre und richtige Züge aus dem wirklichen Leben nachzuahmen, daß der Erfolg nicht anders als glänzend seyn konnte. Von der Zeit an, wo Korenowsky das heimische Leben dramatisch zu bearbeiten begann, wie in dem Schauspiel „der alte Ehemann" und in dem Trauerspiel „die Koralken in den Karpathen," erhob er sich über Fredro, vor welchem er sich durch poetischern und tiefern Geist stets ausgezeichnet hatte. Ich weiß nicht, welche Stufe Fredro noch in der polnischen Dramaturgie erreicht hätte, denn er hat seit vielen Jahren zu schreiben aufgehört, aber seine nationalen Stücke zeigen außer dem Glanz des Dialogs nur unbestimmte, wenig durch Zeit noch Oertlichkeit genau begränzte Bilder. Korenowsky aber weiß beides aufs richtigste zu beachten, und dadurch gewinnen auch seine Arbeiten einen bedeutend höhern Werth. Staunenswerth ist seine Fruchtbarkeit, und doch kann man keinem seiner Stücke den Vorwurf machen, daß man ihm eine Uebereilung ansehe.

•

Das Schreiben eines Böhmen aus Wien (s. Kwety Nr. 24) theilt nachstehende literarische Nachrichten mit, die einiges allgemeines Interesse haben: Im Slowakenlande werden mit dem größten Eifer Volkslieder, Erzählungen und Sagen gesammelt. In Agram druckt man einen Almanach unter dem Namen Jskra (der Funken) und Kukuljewic sammelt Sprüchwörter und sprüchwörtliche Redensarten, Sagen und Lieder, die sich auf die Mythologie des Volks beziehen. Eine Sammlung Novellen von demselben Verfasser wird fortgesetzt. Die Osmanide von Gundulic (ein Gedicht, das die Kämpfe der Südslawen mit den Türken schildert) wird demnächst herauskommen in Begleitung eines Wörterbuchs, das geschichtliche und geographische Anmerkungen enthält. — Die Matice *) wächst kräftig auf, wie man aus der (von Gaj in Agram) redigirten Nationalzeitung ersieht, welche die Namen der Gründer trägt. Dasselbe kann man von den Lesevereinen und den ökonomischen Nationalgesellschaften sagen, die fast in jeder größern Stadt entstehen und mit der Hauptgesellschaft in Agram in steter Verbindung bleiben. — Sehr erfreulich ist, daß auch Dalmatien endlich erwacht, und namentlich Ragusa (Dubrawnik) seines alten Ruhmes gedenkt. Davon ist die Zora Dalmatinska (dalmatinische Morgenröthe) ein Beweis, und welche Theilnahme diese erweckt, kann man daraus ersehen, daß ihr von allen Seiten patriotische Aufmunterungen zukommen. — Der bis jetzt als italienischer Schriftsteller bekannte Tomaseo (Tomasic) hat seine Schrift „Scintila" selbst ins Südslawische übersetzt.**) Dieser Mann wäre für die Südslawen ein großer Gewinn, wenn er seine Gelehrsamkeit und sein Talent seinem eigenen Volk zuwenden wollte."

•

Als ein Curiosum können wir hier noch anführen, daß Zschokke's Goldmacherdorf kürzlich von Dimitri Popovic übersetzt und mit serbischer (cyrillischer) Schrift gedruckt in Szegedin erschienen ist. (Danica Nr. 12.)

•

Man scheint es in den Slawenländern ganz besonders auf die Sammlung von Sprüchwörtern abgesehen zu haben. Oben schon erwähnten wir eine solche Sammlung aus dem Slowakenlande, und auch in Belgrad ist jetzt von Athan. Nikolic eine Sammlung serbischer Volkssprüchwörter erschienen. (ibid.)

*) Muttergesellschaft, der böhmischen Matice zur Beförderung der nationalen Literatur und Sprache nachgebildet.

**) Tommaseo, wie wir aus dem Obigen sehen, ein gebürtiger Dalmatiner, ist dem westlichen Europa hauptsächlich durch seine Canti popolari toscani, illirici, greci raccolti ed illustrati da Tommaseo bekannt, von denen wir 1842 Nr. 132 ff. einige Auszüge gegeben haben.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 89.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

29 März 1844.

Englische Sports.

VII. Racing. (Wettrennen.)

Es ist sonderbar auf der einen Seite, daß die Griechen sich so wenig aus dem edeln Wettrennen der Pferde gemacht zu haben scheinen, und auf der andern Seite, daß die Engländer beinahe gar nicht das Wagenrennen kennen. Zwar gab es auf den olympischen Spielen auch Rosserennen, jedoch hört man von ihnen bei weitem nicht so viel Glorreiches verkünden, als von den Wagenrennen, welche des Alcibiades Lust waren, und denen überhaupt die Angesehensten jeden Staates so sehr ergeben waren, daß Oenomaus sogar seine Tochter Hippodamia den Bewerbern als Siegespreis des Wagenrennens aufstellte. Die Wagenrenner hatten den Vortritt auf den Festspielen der heroischen Zeit, und sie bekamen die größten Preise. Die Engländer sind zwar auch vortreffliche Wagenlenker und vor dem Aufkommen der Eisenbahnen waren manche ihrer großen, schönen Heerstraßen wirklich wahre Rennbahnen für die Kutscher, allein als ein eigenes Wettspiel, für welches besondere Gesetze und Vorrichtungen gemacht waren, üben sie diese Kunst nicht. Gewiß kommt beim Wagenrennen mehr auf die Geschicklichkeit des Lenkers an, als bei dem Pferderennen auf die des Reiters. Auch exponirt jener sein Leben mehr als dieser, und die Kunst ist gewiß eine königlichere, daher in Griechenland auch die Fürsten selber die Wagen lenkten, während in England in der Regel nur Jockeys die Pferde reiten.

Es wird nicht wenig zur Charakterisirung des englischen „Sporting-Spirit" dienen, wenn wir zeigen, in wie hohem Grade die Engländer die Eigenschaften ihrer Pferde als Wettrenner ausgebildet haben, zu welcher Schnelligkeit, zu welcher Kraftentwicklung sie dieselben zu reizen vermögen, welche großartige Vorbereitungen sie bei ihren Rennspielen machen, wie weit sie den Codex der Gesetze, welche die Angelegenheiten des „Turfs" reguliren, ausgearbeitet haben, in wie hohem Grade sie ihre Zeit, ihre Gedanken, ihr Vermögen bei diesen Spielen in die Schanze schlagen, und wie sehr sie überhaupt dieselben zu einer großen und wichtigen Nationalangelegenheit erhoben haben.

Die ganze Pferderace des Landes mußte erst in der Wurzel umgebildet werden, bis endlich durch eine Bemühung und Erziehung vieler Jahrhunderte die jetzige Blüthe der jetzigen unvergleichlichen Blutpferde (our unrivalled bloodhorses) sich entwickeln konnte. Die starken normannischen Kriegspferde, die großen flandrischen Rosse mußten sich erst mit den ursprünglich brittischen Pferden mischen; „Roger de Belesme, Earl of Shrewsbury" mußte erst spanische Hengste dazu bringen. Die Kreuzritter mußten nach dem heiligen Lande pilgern, mußten die Trefflichkeit der arabischen Renner in ihrem wüsten Vaterlande kennen lernen und ihr Blut nach England hinüber bringen. Eduard III mußte 50 andalusische Pferde theuer bezahlen; Heinrich VIII mußte viele tyrannische Edicte über die Pferdezucht und über die gesetzmäßige, ihm wohlgefällige Größe und Höhe der Pferde geben, manche schöne arabische und Berberstute mußte erst den langen Weg von den trockenen Grasplätzen Afrika's bis zu den Wiesen der immergrünen Insel zurücklegen und den venetianischen und andern Kaufleuten mancher schöne Profit gelassen werden, bis endlich alle die Elemente vorhanden waren, aus denen die englischen „Training-Gentlemen" und ihre natur- und pferdeseelenkundigen „Grooms" durch mancherlei interessante Racenkreuzung (cross-breeding und breeding in-a-in) und vielfache Experimente das jetzige „thoroughbred horse," den jetzigen „racer" herausbrachten. Durch einen unglaublichen Aufwand von hundertjähriger Geduld, durch vielfache Uebungen, durch die sorgfältigste Pflege und Erziehung mußten erst die Proportionen des einheimischen Pferdes nach und nach verändert werden. Das Hintertheil mußte sich erhöhen, die Beine zierlicher gestalten, die Brust stärker entwickelt, der Hals gestreckt werden, und kurz auf diese Weise die ganze, langgereckte Figur, wie wir sie nun in der englischen Rennerrace fixirt sehen, ausgebildet werden.

Es ist unsäglich, was die Engländer alles von einem ächten Renner verlangen, in welche Details der Füße, der Zähne, der Beine, Knie, des Leibes, Rückens, des Kopfes, mit einem Worte, aller Theile und Theilchen, Linien und Punkte sie eingehen, und welche Pflichten sie ihren „training-

Digitized by Google

breeding- stud- und stable grooms" anlegen; wie sie bei diesen „Grooms" von Jugend auf eine eigene Erziehung, Körper- und Geistesbildung verlangen, damit sie wieder geschickte Pferdeerzieher seyn können. Ihre praktischen Pferdemänner gehen nicht nur ein in die Details der Formirung des Zügels, des Sattels, der Hufeisen ꝛc., sondern die Theoretischen verfolgen auch die Geschichte dieser einzelnen Stücke bis zu den entlegensten Zeiten der Geschichte hinauf. Einen großen Raum würde es schon hinwegnehmen, bloß die verschiedenen Gangarten des Pferdes („the paces"), des Schrittes, des langsamen Schrittes, des Geschwindschrittes, des Trotts, des „moderate trots," des „extended trot," des „running trot," des Galopps, des Handgalopps, des Racing-Galopps, des Cantee ꝛc. aufzuzählen und zu charakterisiren.

Für die „Grooms" hat man eigene Bücher über Stallkenntniß („stable knowledge und grooms guide") geschrieben. Was mit den Pferden im Winter, was im Sommer und Frühling vorzunehmen sey, ist alles genau festgesetzt, und fast für jede Stunde des Tages und des Jahres sind die Geschäfte des „Grooms" deutlich detaillirt, so daß es herrlich um die Erziehung des Menschen stehen müßte, wenn auch in der Kunst und Wissenschaft seiner Lehrer alles so genau durchdacht und fest bestimmt wäre.

England hat zum Theil in Folge seiner natürlichen Beschaffenheit, zum Theil in Folge der von den Menschen aufgewandten Kunst die vortrefflichsten Rasenplätze der Welt, und dieser Umstand hat gewiß dazu beigetragen, die Pferdezucht bei ihnen sehr zu erleichtern und namentlich auch die Wettrennen ihrer Pferde begünstigt. Ein sanfter, ebener, fester und elastischer Rasen ist dazu eines der ersten Bedingnisse, besonders auch gute Uebungsräume (training- and exercising grounds), und England hat eine Menge solcher Gründe, welche die obigen Qualitäten in so vollkommenem Grade besitzen, daß sie das Entzücken und die Freude jedes „Trainers" ausmachen.

Der Rasen heißt im Englischen „turf," und Rasen oder turf wird daher auch die Rennbahn selber genannt. Turfits heißen die Freunde der Pferderennen, „turfmatters" (Rasenangelegenheiten) sind alle die Dinge und Ereignisse, welche zur Rennbahn gehören. „Turfspeculators" (Rasenspeculanten) sind Leute, die als Wetter, als Pferdezüchter oder Renn-Entrepreneurs an einem Pferderennen Theil nehmen.

Die Haupt-Turfiten sind erstlich die großen Pferdezüchter, die breeding-, rearing-, training- and racing-gentlemen, welche die vortrefflichsten Pferde in ihren Stutereien und Stallungen erzeugen und erziehen, um sie auf den Turf zu bringen. Es gibt Gentlemen, die oft ihr halbes Vermögen in solchen Etablissements stecken haben. Bis zu welchen Summen möglicherweise ihre Gewinne und Verluste steigen können, mag man aus folgenden Daten abnehmen. Lord Grosvenor, ein großer „promoter of the turf" am Ende des vorigen Jahrhunderts, soll auf dem Turf 200,000 Pfd. St. gewonnen haben, und am Ende doch noch später durch schlecht geleitete Rasenspeculationen unter minus herabgekommen seyn.

Einer der eminentesten Wetter (eminent betters), Master Crackford, ein Mann von gemeiner Herkunft, soll durch Rasenwetten ein Vermögen von 300,000 Pfd. St. realisirt haben. — Der Earl of Upper-Ossery gewann mit einem vierjährigen Pferde, „Torymount," in Newmarket bei einem Pferderennen 5200 Guineen, und soll in demselben Sommer auf andern Pferderennen mit demselben Renner noch 7800 Guineen gewonnen haben. Dieß Pferd brachte ihm also in einem Sommer ungefähr 90,000 Thlr. ein. Man kann daher sagen, daß der Besitz eines Pferdes in England zuweilen so einträglich ist, wie der Besitz einer Grafschaft in Deutschland.

Wenn solche Summen auf dem Spiele stehen, so kann man sich denken, bis zu welchem Grade die Leidenschaften der Menschen durch diese Speculationen aufgeregt werden, welche Kunstgriffe und Listen, welchen Aufwand, Verstand und welchen Betrug man in Bewegung setzt, um sich selber solche Gewinne zuzuführen, besonders da hier oft nur an einer Secunde, oft an einem einzigen faux-pas, so zu sagen an einem Handumdrehen ganze Vermögen hangen, und wie das edle, wetteifernde Spiel von vielen daher nur als eine Quelle von Gewinn betrachtet wird.

Es hat sich auf diese Weise neben den ehrlichen „Racing-Gentlemen" eine große Classe handelslustiger, habsüchtiger und betrügerischer Rasenspeculanten gebildet. Desperate Charaktere und Abenteurer aller Art, ohne Geld und ohne Grundsätze (turf-defrauders) schließen sich den eifrigen und patriotischen Turfiten an, und wetten und wagen, um einen unredlichen Gewinn davon zu tragen, bestechen die Jockeys, vergiften die Pferde und üben tausenderlei schändliche Praktiken, um dieses oder jenes Pferd, für welches sie stark interessirt sind, gewinnen zu machen; es gibt daher eine Menge von Rasengeheimnissen (turf-secrets), von deren Anzahl und Eigenthümlichkeit dem Laien einen Begriff zu geben schwer wird.

Mit dem wachsenden Handel und Handels- und Geldgeiste Englands haben sich auch diese Rasenspeculationen stets vermehrt und vervielfältigt, und die Wettrennen haben mehr und mehr einen gefährlichen Charakter angenommen, und ein „gentleman deep in turf-secrets" (tief eingeweiht in die Rasengeheimnisse) soll versichert haben, daß wenn auch „Eclipse" selber jetzt noch auf dem Rasen wäre, es sehr zweifelhaft sey, ob es ihr gelingen würde, ihre „stakes" (Einsatz) zu gewinnen.

Eine der wichtigsten Classen der Turfiten sind die Jockey's. Untersetzte Statur, geringes Gewicht, ein starker Arm, ein scharfer Verstand und eine harte Natur sind das beau idéal eines solchen Jockey's. Ein Lilliputter mit der Energie und Kraft eines Brobdignags würde, wie ein englischer Schriftsteller bemerkt, auf den englischen Rennbahnen bedeutendes Glück machen. Manche haben es wirklich gemacht und Pratt war ein Jockey, der, wie jene berühmten Borer, Ringer und Läufer, in den Traditionen des „Turfs" noch lange leben wird. Er soll einmal an einem Tage eilf Wettrennen bestanden und 88 Meilen in fliegendem Sattel zurückgelegt haben.

Digitized by Google

Wie die oben genannten Kämpfer, so bereiten sich auch die Jockeys zu ihren Wettstreiten vor. Ihre Trainirung („The train") ist ein eigenthümliches Fasten, wochenlang dürfen sie jeden Tag nur ein leichtes Mittagsmahl nehmen, welches oft nur aus etwas Fisch besteht, Wein und Wasser sind ihr gewöhnliches Getränk, Thee am Abend mit kleinen Butterbemmen — wie in Dresden. — Dazwischen müssen sie, stark mit Kleidern beladen, lange Spaziergänge machen, um durch Transpiration an Gewicht zu verlieren und gehörig auszutrocknen. Von 9 Uhr Abends bis 7 Uhr Morgens liegen sie im Bett und nehmen dabei noch Glaubersalz und andere Mittel von ähnlichem Effect ein. So vorbereitet besteigen sie die Pferde zum Rennen.

Es wird ihnen streng untersagt, kurz vor dem Rennen irgend Branntwein zu nehmen, wie einige wohl gethan haben um ihre Kräfte anzureizen. „Denn," sagt ein englischer Schriftsteller, „ein Glas Spiritus wirkt als ein mächtiges Aufregungsmittel auf das Hautsystem und wird die Hautthätigkeit so erhöhen, daß besonders bei feuchtem Wetter eine Quantität von Flüssigkeit dadurch abfordirt wird, die das Gewicht des Jockeys vermehrt."

Die berühmtesten Jockeys sind bekanntlich die von Newmarket, der „Racing-Metropolis" (der Wettrennen-Metropole) von England. Von der Hauptperson auf dem „Turf" dem „thorough bred racing horse" selber viel zu sagen, will ich mich hier enthalten, erstlich weil es hier, wo wir nur von den Menschen sprechen wollten, weniger nöthig ist, und zweitens, weil es Schade wäre, daß ein so vollkommenes Wesen von einem Nichtkenner beschrieben werden sollte. Nur wollen wir wenigstens bemerken, was wir für durchaus hieher gehörig halten. Zuerst die Namen der Pferde, die allein von den Menschen herrühren, und die, obgleich sie sehr charakteristisch sind, noch von niemanden, so viel ich weiß, beachtet wurden. Es ist bemerkenswerth, daß die National-Engländer ihre Nationalität sogar so weit treiben, daß auch die Namen ihrer Pferde nicht aus der griechischen Mythenwelt, oder aus den Helden des trojanischen Krieges, oder aus den römischen Imperatoren gewählt, sondern fast lauter Dingen entnommen sind, die an das „happy country" erinnern.

Einige tragen Namen englischer Städte, z. B. „Eboracum" (York), oder englischer Flüsse, z. B. „the Queen of Tyne," andere von berühmten englischen Mannern, z. B. „Prince Albert," „Napier," „Lord Byron," „Earl of Richmond;" einige von Damen, z. B. „Lady Hampton." Oft gehört ein Titel mit zum Pferdenamen, z. B. Captain Flaphooker." Zuweilen bekommen sie bloß einen Titel ohne Zunamen, z. B. „Baronet," „the Margravine," „princess of Wales." Viele Namen werden den alten, englischen Volksmährchen und Sagen, ja auch den neuern berühmten Novellen entnommen, z. B. „Tom Thumb" (der Daumling), „Grace Darling," „Ivanhoe," „Pickwick," „Nix Magdolly," „Gill Jack." Viele andere Namen enthalten historische Erinnerungen, z. B. „the Pretender," „the freebooter;" andere werden den modigen „hymn" irgend einer Art abgeborgt, z. B. „Lablache," „the great Wizard." Eine besondere Art von Namen, die den Engländern eigenthümlich zu sein scheinen, sind die abstracten Worte, die zu nominibus propriis für Pferde erhoben wurden: z. B. „idolatrie" (Götzenthum), „morality" (Moralität), „reciprocity" (Reciprocität), „gaiety" (Fröhlichkeit), „velocity" (Schnelligkeit), „aggravation" (Schwerkraft); zuweilen sind die Namen sehr komisch: z. B. „white stockings" (weiße Strümpfe), „gossip" (Geplauder), „win-if-I-can" (gewinnen wenn ich kann), „cough" (Husten), „blue bonnet" (Blaumütze), „willie-go-faster" (Wilhelm geh schneller), „little wonder" (kleines Wunder), „leather-stockings" (Lederstrümpfe) ꝛc.

Die Zeit für die Thätigkeit des Rennpferdes ist der Sommer und Frühherbst bis in den October hinein. Im Winter ruhen die „Racer" von ihren raschen Sommerreisen aus, und während dieser Ferienzeit gestalten sich gewöhnlich ihre neuen „engagements" für den nächsten Sommer. Der „hunter" (Jagdpferd) hat umgekehrt „summer vacations" und „winter-engagements."

(Fortsetzung folgt.)

Nachricht über die Natron-Seen von Sir Gardener Wilkinson.

(Journ. of the geogr. Society Vol. XIII. Part. I.)

Die gewöhnliche Straße vom Nil nach den Natron-Seen oder Wady Natrun ist von Terauch, und von diesem Ort rechnet man 12 Stunden Marsch nach Zakuk, der nördlichsten bewohnten Stelle im Natronthal. Die Straße läuft etwa anderthalb (englische) Meilen vom Nil über die Ruinen einer alten Stadt, die in den letzten Jahren nach allen Richtungen durchstöbert wurden, um den Salpeter zu sammeln, der in den Trümmerhaufen der alten Städte Aegyptens in Menge sich findet. Diese Ruinen sind von großer Ausdehnung, und nach den gebrannten Backsteinen und den kleinen, sehr verrosteten Kupfermünzen zu schließen, die man hie und da findet, augenscheinlich aus der Römerzeit. Man fand auch einige Säulen, von denen eine 2½ Fuß im Durchmesser hat, aber kein Gegenstand von Werth deutete auf eine Stadt von sonderlicher Bedeutung, und es ist deßhalb wahrscheinlich, daß ihre Größe daher rührt, daß sie den Handel mit Natron nach dem Nil vermittelte. Diese Ansicht wird noch bestätigt durch die Spuren einer großen Straße, welche von dem Südende des Natronthals dahin führte, und welche noch von denjenigen eingeschlagen wird, welche aus diesem Theil des Landes nach dem Kloster von St. Makarios gehen. Die Entfernung von Terauch nach Zakuk ist etwa 38 (englische) Meilen. Wenn man die Höhe der niedrigen Berge erreicht, welche den Saum der Wüste begränzen, so läuft der Weg auf einer Hochebene fort, mit leichtem Ansteigen gegen Westen etwa 20 Meilen weit, worauf er sich in weitern acht Meilen allmählich senkt; dann befindet man sich an dem Bergrücken des Natronthals, wo der Abfall viel rascher ist, wenn es auch nicht sehr tief hinabgeht. Dieß Natronthal liegt augenscheinlich tiefer als das Nilthal, und nach dem Auge, wie nach dem Barometer gemessen, ist der Unterschied zwischen diesem Thal und der Ebene Aegyptens bei Terauch sehr merklich; ich kann indeß keine Zahlen angeben, da ich meinem einzigen, noch übrig gebliebenen Barometer nicht sonderlich traue.

Digitized by Google

Das Dorf Zakuk steht auf der Stelle einer ehemaligen, wahrscheinlich aus den Römerzeiten stammenden Glashütte, von der noch Spuren bemerklich sind, und nahe an dem Erhäude, welches im Jahre 1830 von einigen Europäern errichtet wurde, welche hier Anstalten anlegten, um das Natron zu trocknen, und das Dorf gründeten, das jetzt 50 oder 60 Häuschen und etwa 200 Einwohner enthält. Die Glashütte war aus Stein und Schlacken von gewöhnlichem grünem Glas aufgeführet, Stücke der geschmolzenen Substanz, so wie die abgerundeten Gipfel von drei verschiedenen Oefen zeigen noch hinreichend dessen Stelle an. Das Natron findet sich in der Ebene und in zwei oder drei Seen, namentlich aus den Seen El Guafadh und El Hamra. Zwei andern, El Khortai und Mellahel (Saline) Eddschun, liefern auch dieß Salz, aber nur wenig, da sie sehr klein sind; der letztere wird bloß von Neubern besucht, welche es, hauptsächlich auf der Straße durch Fayum, nach dem Nil schmuggeln. Es sind im Ganzen acht Seen, welche das ganze Jahr hindurch Wasser haben und Mellahat heißen. Der größte und südlichste, Om Rischeh genannt, liefert nur gewöhnliches Kochsalz. Der nächste in der Größe ist Eddschaar, gleichfalls ein Salzsee, dann kommen El Guafadh und El Hamra, welche beide Natron liefern, hierauf der größere Dschau und Errafanieh, zwei Salzseen, und endlich El Khortai und der kleinere Dschun, welche beide Natron enthalten, aber viel kleiner als die übrigen sind. Zwei Teiche, oder Birket, enthalten nur den größern Theil des Jahres hindurch Wasser, sind aber im Sommer trocken, und einige andere Pfützen, die ein schlechtes Natron liefern, sind nicht der Beachtung werth.

In den Seen, welche Natron und gewöhnliches Salz liefern, krystallisiren sich die beiden Salze abgesondert, das letztere aber in einer Schichte von etwa 18 Zoll Dicke, und das Natron in verschiedener Dicke, je nach der Form des Seebettes, aber nicht unter 27 Zoll Dicke. Alle Seen enthalten Kochsalz, aber nur wenige Natron; keiner liefert, so viel ich weiß, schwefelsaure Soda. Das Wasser in den Seen wechselt in den verschiedenen Jahreszeiten bedeutend. Im März steht es am höchsten und dann sind sie alle voll. Sie fangen an zu steigen um das Ende Decembers, und dieß Steigen dauert fort bis zum Anfang des März, wo sie allmählich wieder abnehmen, und im Mai sind alle Pfützen und selbst die zwei größern Birkets alle trocken. Der Wasserreichthum im Winter macht sie minder salzig, als in den späteren Monaten; selbst die Höhe der Mellahats nimmt stark im Sommer ab, und läßt die trockenen Theile bedeckt mit einer Incrustation von Kochsalz oder Natron, je nach der Art des Salzes, das sie enthalten. Die Verschiedenheit der Birkets und Mellahats, d. h. der Salz- und Natron-Seen, besteht darin, daß die Birkets, wenn das Wasser verdampft ist, bloß einen schlammigen Niederschlag bilden, die beiden letzteren dagegen eine feste Incrustation; um diese Zeit wird der „Saltani" genannte Natron gesammelt.

Der Natron besteht nämlich aus zweierlei Arten, weißem und Soltani; letzterer wird aus dem Bett der Seen genommen, so wie das Wasser zurücktritt, das erstere aus den niedrigen, nicht überschwemmten Gründen der Umgegend. Das letztere ist das beste. Man bereitet es in dem Dorfe zum Gebrauch zu, indem man es zuerst wäscht und im Wasser auflöst, dann in einem offenen Hofe der Sonne aussetzt, von wo man es in die Oefen bringt, und in einem großen Troge einem Feuer aussetzt, bis alle Feuchtigkeit ausgezogen ist; hierauf wird es an einen trockenen Ort gebracht und nach dem Nil zur Ausfuhr nach Europa geführt; das Saltani-Natron wird in dem Zustande, wie es gefunden wird, nach Kairo gebracht.

Wenn man die specifische Schwere des Wassers wiegt, so findet man, daß das in den Salz- und Natron-Seen befindliche im Sommer, gerade ehe es auszutrocknen, 35 Kirat, im Januar und Februar 24, das Brunnenwasser im Dorfe Zakuk nur 1 wiegt und das Nilwasser auf Null steht. Es gibt mehrere Süßwasserquellen im Natronthal, wovon die bei den Klöstern im Süden das reinste Wasser gibt; das von Deir Baramus ist leicht gesalzen. Das Wasser ruht und erhebt sich augenscheinlich aus einem Thonbett, das ich nahe bei Zakuk und am Fuße der Berge gegen Westen fand; aus den Beobachtungen, die ich hier und in den Oasen machte, zweifle ich nicht, daß es unterhalb der Berge, die das Natronthal vom Nil trennen, durchsickert, über den Thon, welcher die Grundlage der libyschen Kette bildet, hinweggeführet wird, und Süßwasserquellen an Orten bildet, wo der Boden von allen Salzstoffen frei ist, dagegen Salz- oder Natron-Seen, wo der Boden über der Thonschichte diese Stoffe darbietet. Dieß ist in vielen Strichen Aegyptens der Fall, und ich brauche zur Unterstützung meiner Ansicht bloß anzuführen, daß das Wasser aller seiner Salzquellen weit süßer wird, wenn man eine große Menge herausgeschöpft hat — ein sicheres Zeichen, daß das Wasser selbst ursprünglich süß war, und erst durch die Berührung mit salzhaltiger Erde salzig wurde.

Es ist sonderbar, daß das Wasser in diesen Seen so spät erst nach der Anschwellung des Nils, fast drei Monate nachher, zu steigen scheint. Dieß läßt sich nur aus dem langsamen Durchgang durch die Schichten der Berge zwischen dem Fluß und diesem fernen Thal erklären, und wenn man vergleicht, wie viel Zeit das Nilwasser braucht, um durch den angeschwemmten Boden an seinen Ufern bis zu dem oft nicht über eine oder zwei Meilen entfernten Rand der Wüste durchzudringen, so scheint dieß mit der Zeit, in welcher das Wasser nach dem weit entlegenen Natronthal gelangt, im Verhältniß zu stehen. Die Neigung der Schichten in den Bergen, die das Natronthal begränzen, ist gegen Nordost; daraus ist das Hinabsteigen nach den beiden Thälern Wady Natrun und Wady el Fargh rascher gegen Westen als gegen Osten, und dieß stimmt auch mit dem niedrigeren Niveau des ersteren Thals zusammen.

Das Wady Natrun enthält eine sehr schwache Bevölkerung; das Dorf Zakuk und die vier Klöster haben zusammen nicht mehr als 272 Menschen; das Kloster (Deir) Suriani hat 30, St. Macarios 22, Amba Bischoi 13 und Baramus 7 Bewohner, lauter Kopten mit einem Gommos oder Obern; der von Baramus soll jedoch ein Grieche, der von Suriani ein Syrer seyn. (Schluß folgt.)

Miscellen.

Goldgewinnung in Ostsibirien. Die Nordische Biene Nr. 40, 41 und 46 v. J. theilt nach dem Bergwerksjournal eine umständliche Angabe über den Ertrag aller in Ostsibirien (südlich und östlich von Jenisei) bearbeiteten Goldsandlager mit. Der Gesammtertrag dieser im Privatbesitz befindlichen Wäschereien betrug im vorigen Jahre 785 Pud 26½ Pfund, welche, da sie meist 15 oder 24 Procent an den Staat abzugeben haben, dem Staat etwa 130 Pud Gold einbringen.

Die Walfische sind den Nachrichten des Journal du Havre zufolge aus den Meeren zwischen Neuseeland und Neusüdwales nach Norden gegen Californien und bis Kamtschatka hinauf gewandert.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 90.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

30 März 1844.

Das Land zwischen dem Missouri und den Felsengebirgen.

Ueber dieß Land ist kürzlich in Washington eine kleine Schrift erschienen, auf welche wir hier aufmerksam machen, weil sie in botanischer und meteorologischer Hinsicht manches Neue und Interessante enthält. Lieutenant Fremont, der Verfasser, erhielt von der Regierung der Vereinigten Staaten den Auftrag, die westlichen Prairien bis an die Felsengebirge näher zu untersuchen, wie in ähnlicher Weise schon früher das Land jenseits der Felsengebiege gleichfalls in Auftrag der Vereinigten-Staaten-Regierung von einem Hrn. Greenhow durchwandert worden war. Fremonts Reisebericht nimmt ganz im Widerspruch mit andern, weit prätentiöseren Werken, nur 76 Seiten ein, und die Resultate seiner botanischen Forschungen, so wie seine astronomischen und meteorologischen Beobachtungen nehmen noch weitere 130 Seiten ein. Lieutenant Fremonts Auftrag war, „das Land zwischen den Gränzen von Missouri und dem Südpaß in den Felsenbergen und in der Linie des Kanzas und des großen Platten-Flusses zu untersuchen und darüber zu berichten." Er begann seine Vorbereitungen zu St. Louis am Mississippi, wo er einundzwanzig Mann, hauptsächlich creolische und canadische Voyageurs anwarb, die durch den Dienst bei den Pelzcompagnien mit dem Prairieleben hinreichend vertraut sind. Die Expedition brach am 10 Mäez v. J. von Chouteau's Station am Kanzas auf.

Die Abenteuer in der Prairie sind die gewöhnlichen, schon oft erzählten, und wir übergehen diese, um nur des merkwürdigen großen Südpasses in den Felsengebirgen zu erwähnen. Das Aufsteigen gegen denselben ist so allmählich, daß es große Aufmerksamkeit erfordert, den höchsten Punkt im Auge zu behalten. Wenn man sich von der Mündung des sogenannten Süßwassers her nähert, führt eine sandige, 120 englische Meilen lange Ebene ganz allmählich und regelmäßig bis auf den höchsten Punkt, der etwa 7000 Fuß über dem Meere liegt, und der Wanderer findet sich auf einmal, ohne daß ein mühseliges Aufsteigen ihn daran gemahnt hätte, an den Gewässern, welche nach dem stillen Meere fließen. Dieser Paß ist von der Mündung des Kanzas-Flusses 950 Meilen entfernt.

Das romantische Interesse an diesen Gegenden wird sobald nicht abnehmen; bisher waren es außer den neu-englischen Jägern hauptsächlich die Französisch redenden Halbblütigen, welche in diesen Gegenden sich herumtreiben; jetzt bildet sich aber auch mehr und mehr ein englisches Halbblut aus, denn der Verfasser stieß auf mehrere Neu-Engländer, die indianische Frauen geheurathet hatten und ein ganz indianisches Leben führten. Andererseits soll die Feindseligkeit der Indianer, namentlich der Sioux, Cheyennes und Krahen gegen die Weißen immer mehr wachsen, hauptsächlich in Folge des Branntweins, den diese Stämme zurückzuweisen nicht die Kraft haben, während sie die verderblichen Folgen davon doch recht gut kennen.

Englische Sports.

VII. Racing. (Wettrennen.)

(Fortsetzung.)

Es ist fast keine Stadt, weder in England, noch in Schottland, noch in Irland, welche nicht ihren eigenen kleinen, famosen „race-course" (Hippodrom) habe. Die berühmtesten in England und in der ganzen Welt sind die Hippodroms von New-Market, von Ascot-Heath (bei Windsor), von Epsom (nicht weit von London) und von Doncaster (in der Mitte von England). Die Rennen dieses letztern Ortes, die „Doncaster-Races," sind in neuerer Zeit eben ihrer centralen Situation wegen fast die wichtigsten und berühmtesten von allen geworden, besonders für den Norden und die Mitte von England.

Die „Race-Meetings," welche jedes Jahr im Anfange Septembers in Doncaster statt finden, erregen das Interesse des ganzen Landes beinahe ebenso, als eine Eröffnung oder Prorogation des Parlaments. Tausende von Menschen strömen aus allen Theilen des Landes dahin, um Geld zu ge-

Digitized by Google

winnen, Tausende um die edelsten Renner des Reiches hier versammelt zu sehen, Tausende um die dabei versammelte „gentry and nobility" zu begaffen, oder an den Bällen und andern Vergnügungen Theil zu nehmen, Tausende um zu handeln oder zu stehlen, oder aus tausend andern Gründen.

Bei der Wichtigkeit, welche die Sports für England haben und bei dem Interesse, welches man jetzt wenigstens für die Wettrennen auch in allen Erdenwinkeln nimmt, kann dem Leser, wie ich glaube, eine lebhafte Schilderung der großen Woche von Doncaster nicht unlieb seyn, und ich glaube, sie gehört als ein wesentliches Stück mit zu der Charakterisirung des englischen „Sporting-Spirits."

Leider kann ich nicht als Augenzeuge sprechen, und will eine Schilderung einem englischen Journale entnehmen. Der deutsche Leser wird jedoch dabei nur gewinnen, denn die englischen Reporters sind wahre Meister in ihrer Kunst und niemand versteht es so wie sie einen „correct statement" (genauen Bericht) über irgend ein Ereigniß zu liefern, und die Charakteristik solcher Meetings in ihren wahren Farben (in their true colours) zu geben. Der Leser wird daher einen tüchtigen Kenner über die Sache hören und den Vortheil haben, auf einmal sowohl die Pferde als die Turfiten, sowohl die Zuschauer, als auch den Reporter selber, den ich mit einigen Anmerkungen begleiten und etwas abkürzen werde, charakterisirt zu sehen.

Die große Woche von Doncaster im Jahre 1842.

Die Geschäftigkeit und Aufregung in und um Doncaster während der letzten Woche des Monats Julius entsprach zur vollen Genüge den Erwartungen derjenigen Classen, welche diese jährlichen Meetings als ein Mittel betrachten, ihre Börsen zu füllen, und das sie in Stand setzt, die übrigen Monate des Jahres in Ruhe und Comfort zu genießen.

Die Wettzimmer (betting rooms) wurden am letzten Freitag eröffnet. Es wurde jedoch anfangs in der Wettbeürderschaft wenig Geschäft gemacht, weil der „Attila-Schrecken" (Attila-panic), *) welcher schon in Warwick begann, sich noch nicht gelegt hatte, und am Nachmittage wurde sogar eine Wette von 600 Pfd. zu 200 Pfd. gegen den „Crack" **) ausgeboten. Damit schien jedoch die Fluth des Verdachtes (tide of suspicion) ihre höchste Höhe erreicht zu haben, und die Wellen des Vorurtheils, nachdem sie ausgetobt, begannen nun allmählich sich zu besänftigen. Wodurch dieser Verdacht aufgeregt war, genau zu sagen, ist schwer, aber man raunte sich ins Ohr, wie auf geheimem Wege vom Stalle her gelautet habe, daß das Pferd sich nicht wohl befinde, daß es zehn Tage hindurch nicht zu einem Galopp ins Freie gekommen sey. Am Sonnabend kamen einige Neulinge auf den Wettzimmern an, welche keine Zeit gehabt hatten Erkundigung einzuziehen (to ask themselves a question) *) und es gingen daher die Wetten von 2 zu 1 hinaus, und manche bissen sogar zu 7 gegen 4 an (nipped at 7 to 4). **) „Policy" wurde unterstützt (backed) von 9 zu 1. ***) und „Eboracum" war im Abnehmen, „Rosalinde" aber in Gunst.

Man fing nun an zu sagen, daß die übeln Gerüchte wegen „Attila" lauter faule Fische wären, und die Neigung für ihn zu „backen" war bis zum Abend im Zunehmen, indem sich die Wolke des Mißtrauens immer mehr aufhellte.

Am Sonntage gaben wiederum neue Ankömmlinge der Scene frisches Leben und jeder, so wie er abstieg, warf sofort in allen Directionen seine Fühlhörner und Netze aus, um Neuigkeiten aufzuschnappen. Die Stallungen waren mit Menschen überfüllt und überall sah man die Jockeys und Teainers mit ihren Freunden in eifrige Gespräche vertieft. Am Nachmittage waren alle auf dem qui vive für die Ankunft von „Scotts lot" (Scotts Pferde), unter ihnen war Attila, welcher die Aufmerksamkeit aller monopolisirte, und von der Nasenspitze bis zum Schwanzende mit keltischer Geschäftigkeit durchstabiet wurde. Er schwitzte ein wenig zwischen den Gelenken und schien etwas aufgeregt, ein Umstand, der nicht sehr außerordentlich war, da er zwischen 500 oder 600 Menschen Spießruthen laufen mußte. Nichtsdestoweniger war dieß ein hinreichender Trost für diejenigen, welche schweres Geld gegen ihn eingelegt hatten, und einige von ihnen sagten sogar, sie würden das Thier zu keinem Preise nehmen. An dem ganzen Tage wurden indeß wenige Geschäfte gemacht, und es fanden keine großen Veränderungen statt. Nur „Fireaway" ging einige Points zurück.

Während dieß in Doncaster vor sich ging, kam der Londontrain an, †) der unterwegs noch durch seine Nebenströme, aus den Bahnen von Birmingham und Sheffield angeschwollen war, und brachte eine außerordentliche Menge speculirender Hülfstruppen aller Classen hinzu. Die Wettzimmer füllten sich nun zum Ersticken und der Geist der Untersuchung und Nachfrage zur Rechten und Linken offenbarte das Verlangen nach gegenseitiger Belehrung. Man erkundigte sich auch viel nach Seahorse, dem Renner des Obersten Peel, gerade als dieser, der Oberst Peel selber, hereintrat und erklärte, daß Seahorse nicht ganz wohl sey, er habe sich an den Fuß gestoßen und würde nicht rennen. Dieß warf die Freunde von Seahorse in ein nicht sehr angenehmes Dilemma und einige standen nicht an zu erklären, daß es nur eine List von Sei-

*) Die englischen Börsen, wie auch die Wettzimmer und alle englischen Speculanten-Versammlungen werden oft von solchen spanischen Schrecken ergriffen. Der oben erwähnte Attila-panic in Doncastee rührte, wie der Leser gleich weiter unten sehen wird, daher, daß das berühmte Pferd Attila, auf welches viele ihre Hoffnungen und Gelder gesetzt hatten, krank gemeldet wurde.

**) „the crack" (der Krach) heißt hier so viel als das Hauptwunder des Tages. Es ist hier das Pferd Attila gemeint.

*) Die Stallungen, in welchen sich berühmte Pferde befinden, werden gern von den Tagesspeculanten besucht, um Nachrichten über den Zustand derselben einzuziehen.

**) D. h. die Wetten gegen das Hauptpferd, den „Attila," standen im Verhältniß jener Zahlen.

***) „to back a horse" (einem Pferd den Rücken decken) heißt: für das Pferd wetten, und „a backer" heißt der Wetter.

†) Die Ankunft des Eisenbahnzugs von London ist jetzt fast in jedem entfernten Orte Englands das größte Tagesereigniß.

Digitized by Google

ten des Obersten sey, das Pferd zurückzusenden, auf das man 25 zu 1 gewettet hatte. Nicht wenig Freude erregten einige Exemplare von „Bells life in London," denn man fand darin alle Doncaster'schen Ereignisse und Wetten bis zum vorigen Abende verzeichnet. Der Bericht darüber war während der Nacht mit Expressen nach London gegangen, dort gedruckt und kam nun schon wieder von der Metropolis an Ort und Stelle zurück und konnte wenige Stunden später selbst in allen entferntesten Theilen des Königreichs seyn.

Am Abend nach der Mahlzeit schien nun ein neues Licht über das „corps speculatif" aufzugehen. Einige waren zu Attila in den Stall gelangt, und gute Richter erklärten, daß das Pferd in jeder Hinsicht „up to the mark" (d. h. in perfectem Zustande) sey, und die Wetten standen daher at even (gleich zu gleich). Auch „Master Thomas" kam sehr in Schwung, und ehe der Abend schloß, waren schon 25,000 Pfd. auf dieses eine Pferd verwettet. „Fireaway," „Policy" und „Agreeable" wurden nicht viel verlangt.

Unter den übrigen Ereignissen des Tages können wir noch erwähnen, daß Hr. Ferguson erklärte, daß er entschlossen sey, den Namen des Jockey, der seinen „Fireaway" reiten solle, bis zum Satteln auf der Reitbahn geheim zu halten.

Montag, da das Wetter sich vortrefflich anließ, war eine gewöhnliche Versammlung von Frühaufstehern bei Zeiten auf der Halde, um die Pferde ihre Frühspaziergänge machen zu sehen, und manche tiefe Meinungen wurden geäußert, wobei jeder natürlich in seinem Günstlinge irgend eine glückliche Eigenthümlichkeit entdeckte, welche ihm den Vortheil über alle übrigen versprach. Auch Scotts Lot war draußen, nur Attila nicht, der in dem Gehege neben seinem Wirthshause separirt umherging, und von dem man sagte, er sey über und über in Richtigkeit (all over right).

Das merkwürdigste Ereigniß am Morgen war das rasche Emporkommen von Master Thomas; viele seiner Bewunderer behaupteten, er sey besser als der Crack, und Thomas stellte sich auf 10 zu 1. Andere gaben zu verstehen, daß es nur eine Kriegslist sey, um Attila zurückzudrängen. Die Bewegung afficirte jedoch den Favoriten *) nicht, dessen Stellung standhaft auf 6 zu 5 verblieb: bei allen übrigen Pferden war viel Fluctuation. Ein neues Pferd: „Lord Eglintons Blue Bonnet" machte seine Entrée zum Preise von 30 zu 1.

Nach 1 Uhr fand eine allgemeine Bewegung nach der Rennbahn statt, wo wir alles in vortrefflichem Zustand fanden, sowohl die Bahn selbst als auch alle übrigen Vorrichtungen und unter ihnen der „Grand-Stand." **) Obgleich es nur der erste Tag des Wettrennens war, so waren doch tausend Billets, jedes zu einer Guinee, genommen; Mister Clarke von Newmarket saß als Richter, und alle seine Entscheidungen und Anordnungen sowohl, als die feine Urbanität seines Benehmens erregten allgemeine Zufriedenheit.

Die Rennen des ersten Tages in Doncaster sind weniger bedeutend; es sind folgende drei: erstlich dasjenige, was champagne stakes" (der Champagne-Einsatz) heißt, das zweite, welches „das große Yorkshire-Rennen" heißt, und das dritte, „das Rennen für Ihrer Majestät Silbergeschirr." Jedoch sind alle diese Rennen von geringerer Bedeutsamkeit. Das größte findet am Dienstag statt; es heißt das „große St. Leger-Rennen," und für dieses Rennen werden die besten Pferde aufgespart. Es ist eigentlich das Rennen von Doncaster, und es nimmt so sehr das Interesse von ganz England in Anspruch, daß selbst die „Times" und die andern großen politischen Blätter sich durch ihre Correspondenten und Reporters von dem Zustande und den Aussichten der Pferde für dieses Rennen Bericht erstatten lassen. In diesem Jahre war Attila der Gegenstand aller der unermüdlich thätigen Federn, und man würde ein hübsches, dickleibiges Bändchen zusammendringen, wenn man sammeln wollte, was damals über dieses Pferd geschrieben wurde. Ein anderes Pferd, das schon erwähnte „Blue Bonnet" wurde aber meistens von den Reporters übersehen, und zwar mit Unrecht; man wird bald sehen warum.

Da bei den drei Rennen dieses ersten Tages sich mehrere Pferde von Scotts Lot nicht sehr hervorgethan hatten, so fing man an zu vermuthen, daß sein ganzer Stall nicht in besonders gutem Zustande seyn möchte (that his stable was not in force), und es warf dieß einen kleinen Schatten auf den Crack, der auf 6 zu 4 zurückging. Die Nachricht, daß auch „Agreeable" vom Kampfplatz zurückgezogen werden sollte, wirkte wie ein Donnerschlag auf seine zahlreichen „Backers."

(Schluß folgt.)

*) Fast bei allen englischen Wettrennen befindet sich ein solcher entschiedener Günstling des Publicums, um den sich dann das Hauptinteresse dreht und welcher „the Crack" auch wohl „the favourite" genannt wird.

**) Der große Stand, so nennt man auf der englischen Rennbahn das Gebäude mit Sitzen für die vornehmen Zuschauer. Zu Doncaster ist es ein großes Haus mit mehreren breiten Galerien über einander und einer Plattform oben: er sieht aus wie ein nach außen gekehrtes Amphitheater.

Die Bettler der Mancha.

Ein Hr. Haverty hat „Wanderungen in Spanien" herausgegeben, die zwar eine Menge schon bekannter Dinge, doch aber auch manches, wenn nicht gerade Neues, doch gut Geschildertes enthalten. So sagt er über die Mancha: „Dieß ist das Heimathland fast aller lahmen und blinden Armen, Straßenausrufer und wandernden Musikanten, die man theils in der Hauptstadt, theils in allen andern Strichen Spaniens findet. Manche Manchegas mögen wohl mehr aus provincieller Neigung als aus Nothwendigkeit dazu gelangt seyn, das Leben von Tunantes oder Vagabunden zu führen, indeß ist doch kein Zweifel, daß sie in ihrem eigenen Lande eine entsetzliche Noth zu erdulden haben. Die Schaaren von Bettlern, die ich in diesem Theil Spaniens traf, waren ohne allen Widerspruch die schmutzigsten und elendesten, die ich in irgend einem Land getroffen, und ich kann das ergreifende Schauspiel, das ich eines Abends in geringer Entfernung von dem Dorfe Puerta Laviche sah, nie vergessen. Wir bemerkten einen Haufen von 18 oder 20 Personen an der Straße, und als wir näher kamen sah ich in der Mitte derselben die Leiche einer alten Frau, abgezehrt als wäre das Fleisch

Digitized by Google

von den Knochen geſchwunden, ehe das Leben entwich; der mitleidloſe Hunger ſchien dem Tod nur noch ein Skelett übrig gelaſſen zu haben. An der Seite der Leiche ſaß die geſpenſtiſche Geſtalt eines jungen Mädchens, der Tochter der Alten, weinte bitterlich und rang die abgezehrten Hände in tiefſter Verzweiflung. Mutter und Tochter hatten ſich bemüht nach irgend einer großen Stadt zu gelangen, um hier ihr Brod zu erbetteln, aber Mangel und Erſchöpfung hatten eines der Opfer auf dem Wege dahingerafft."

Nachricht über die Natron-Seen von Sir Gardener Wilkinſon.

(Schluß.)

Außer Natron erzeugt dieß Thal Binſen (Sumer) und Schilf (Birdi), aus denen man die bekannten ägyptiſchen Matten flicht. Die beſte Art der aus Sumar bereiteten hrlßt Menuſi, nach der Stadt, wo man ſie fabricirt, diejenigen aus Biedi finden ſich gewöhnlich in den Häuſern von Kairo, die Menuſi dagegen nur in den Wohnungen der Reichen. Indeß beziehi Menuf die beſten Sumars nicht aus dem Natronthal, die von El Maghra oder Wadi Eſſumar (Binſenthal) ſind viel beſſer und werden ausdrücklich zur Fabrication von Matten über die Wüſte her gehalt. Wadi Eſſumar liegt auf dem Wege nach Siwah, vier Tagereiſen vom Nil und drei von den Natron-Seen. Das Natronthal erzeugt keine Bäume. Einige der gewöhnlichen Kräuter der Wüſte, einige Tamarindenbüſche nahe bei Deir Baramus, einige verkrüppelte Palmen in derſelben Gegend und andern öſtlich von St. Makarios ſind außer Binſen und Schilf die einzigen vegetabiliſchen Erzeugniſſe des Thals; kein Verſuch, die Palme zur Baumeshöhe emporzuziehen, iſt gelungen, wahrſcheinlich in Folge der verſchiedenen Salzarten, die den Boden verderben. Die Thiere, die ſich hier finden, ſind Gazellen, Dſcherboas, Füchſe und einige andere, die in den libyſchen Bergen gewöhnlich ſind, niemand aber hat je etwas von einem Hirſch gehört oder geſehen, der nach Angabe etlicher Reiſenden dieſen Diſtrict beſuchen ſoll, und in den altägyptiſchen Gemälden als Bewohner des Landes dargeſtellt iſt.

Die Länge des Wady Natrun beträgt etwa 22 Meilen, und ſeine Breite, von dem Abhang der niedrigen Berge, die es einſchließen, gerechnet, im breiteſten Theil 5½ Meilen, obwohl die eigentliche flache Ebene nicht über 2 Meilen hat, und da und dort mit einigen ſeiner bedeckten Felſenhöhen und Felſenlücken überſäet iſt. Der Anſtieg gegen Bahr-el-Fargh iſt ſehr allmählich, und das Herabſteigen nach jenem Thal noch raſcher als das auf der Oſtſeite des Wady Natrun; letzteres iſt aber tiefer als ſein weſtliche Nachbar, obgleich minder breit und minder lang. Die Berge, welche die beiden Thäler trennen, ſind mit abgerundeten Kieſelſteinen, Stücken von verſteinertem Holz und einem groben Kohlenſandſtein bedeckt, die ſich auch an den niedrigen Bänken finden, welche den undulirenden Boden des Bahr-el-Fargh bilden, während die Felſen, die ihn einſchließen, aus grobem Sandſtein beſtehen. Die verſteinerten Hölzer ſind meiſtens Palmenholz, ein knorriger Baum, vermuthlich von einer dornentragenden Art und ein ſpitziger Stängel, der einem Rohr gleicht, ganz dieſelben, wie ſie ſich auf der entgegengeſetzten Seite des Nils auf der Höhe der Mokattam-Berge hinter Kairo finden. Die Kieſel und verſteinerten Hölzer lagen wahrſcheinlich in einer zerreiblichen Sandſteinſchichte, die bei ihrer Zerſetzung dieſe ſchweren Körper auf der Oberfläche der nächſtfolgenden Schichte liegen ließ, während die leichtern Theile, durch den Wind fortgeführt, nicht wenig dazu beitragen, die Sandwüſte in dieſem Diſtrict zu vermehren, auch iſt das unmittelbar darunter befindliche Geſtein kaum feſter als dasjenige, welches meiner Vermuthung nach auf dieſe Weiſe allmählich entfernt wurde.

Der Bahr-el-Fargh oder, wie man es minder häufig nennt, Bahr bi la ma (Fluß ohne Waſſer) läuft gegen El Maghra oder dem Wady Eſſumar auf der Siwahſtraße an der einen Seite, und nach dem Rücken der Berge am Weſtende des Möris-Sees an der andern; ein Zweig erſtreckt ſich auch nach dem Nilthal etwas unterhalb Abu Roaſch, ſechs oder ſieben Meilen nördlich von den Pyramiden von Dſchizeh. Die Berge, die das Thal einſchließen, ſind hie und da ganz nackt, und die Thalſohle ſelbſt durch vorſpringende Hügelketten ſo durchſchnitten, daß hier unmöglich ein Fluß geweſen ſeyn kann, wie manche glauben. Mehrere haben es ſogar als ein altes Nilbett angeſehen, und in dem verſteineten Holz, das in ſeinem Bett und den angränzenden Bergen gefunden wird, die Ueberreſte von Booten ſehen wollen. Was aus dem Alluvialniederſchlag geworden, ſagen ſie uns freilich nicht, und es iſt nur zum Erſtaunen, daß ſie nicht zur Unterſtützung ihrer Theorie auch den Thon anführten, auf dem die Berge ruhen, obwohl die bedeutenden Maſſen der darauf lagernden Felſen zwiſchen dieſem Diſtrict und dem Nilthal ſchwer zu erklären geweſen wären. Wir bedürfen aber der Hülfe des Nils nicht, um ein Thal zu bilden, dem die gewöhnlichſten Kennzeichen eines Flußlaufes fehlen, und finden hier nur die Wirkung einer ähnlichen Urſache, wie ſie in früherer Zeit an den niedrigen Wadys in der libyſchen Wüſte, wie z. B. dem Natronthal, den Oaſen und andern ebenfalls Bahr bi-la-ma genannten Thälern thätig war. Wenn der Nil alle dieſe unter ſein eigenes Niveau fallenden Furchen in der weſtlichen Wüſte gebildet haben müßte, ſo käme ihm ein Alter und eine Allgegenwart zu, welche ſich weder durch das Alter der Welt noch durch die Natur der Ströme rechtfertigen laſſen.

Miscellen.

Ueber den Tabakshandel in England. Im Jahre 1793, als in Irland der Tabakzoll auf 6 D. für das Pfund heruntergeſetzt wurde, ſtieg die Einnahme um 50 Procent, und im Jahre 1794 ſogar um 138 Procent. Der jetzige Verbrauch von Tabak im vereinten Königreich wird folgendermaßen geſchätzt: England und Schottland 40 Millionen Pfund, Irland 20 Millionen, zuſammen 60 Millionen Pfund. Zoll wird aber nur von 22 Millionen bezahlt, und ſomit würde der Schmuggelhandel nicht weniger als 38 Millionen liefern. Dieſe Berechnung iſt wohl übertrieben, aber die erfahrenſten Kaufleute ſind der Anſicht, daß etwa die Hälfte des im Lande verbrauchten Tabaks Contreband ſey. Auf dieſe Angaben begründet man die Forderung einer bedeutenden Herabſetzung des Zolls — naher Tabak zahlt 3, Cigarren gar 9 Sch. das Pfund — nämlich auf etwa 1 Sch. per Pfund. (Examiner vom 16 März.)

Theehandel. Eine ähnliche Forderung, wie in Bezug auf den Tabak, macht man jetzt auch in Bezug auf den Thee, welchen man von 2 Sch. 1 D. auf 1 Sch. per Pfund herabgeſetzt ſehen möchte. (ibid.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 91.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

31 März 1844.

Die Eingebornen in Senegambien.

In der Versammlung der ethnologischen Gesellschaft am 14 Februar las ein englischer Militararzt, Namens Tonnère, eine Mittheilung über die Völker Senegambiens, nämlich Fulahs, Joloffs und Mandingos vor, welche namentlich dadurch ein besonderes Interesse erhalten, daß der physische Unterschied dieser Racen, die man gewöhnlich unter dem gemeinsamen Namen „Neger" zusammenwirft, sehr scharf hervorgehoben wird. Die Fulahs, welche B. G. v. Eichthal als eine asiatische Race vindicirt, werden folgendermaßen geschildert: „sie sind schlank, zart und gerade gebaut, haben schön gerundete, musculöse Glieder mit zierlichen kleinen Füßen und schön geformten Handen. Ihre Züge sind klein, die Nase lang und adlerartig und das Kinn in Einer Linie mit der hohen, verticalen Stirn. Die Augen sind mild und ausdrucksvoll, das Gesicht ein schönes Oval, länglich, wie die ganze Gestalt, was durch einen spitzigen, 5 bis 6 Zoll langen Bart noch mehr hervortritt. Das Haar ist seidenartig, dicht, gelockt und fällt in kleinen Flechten den Nacken hinunter. Die Farbe ist eine dunkle Olivenfarbe oder bronzeartig, das Gesicht einnehmend, offen, verständig und die ganze Haltung des Fulah hat die Würde und den Ernst des Asiaten." Diese aus der physischen Gestaltung geschöpfte Ansicht stimmt also mit den philologischen Gründen B. v. Eichthals sehr zusammen.

Die Joloffs sind das erste Glied der Kette, welche den Fulah mit dem Neger verbindet, und bei weitem die schönste unter den schwarzen Racen. Ihre Farbe ist ein tiefes Schwarz und ihre kleinen, regelmäßigen Züge gleichen in vieler Hinsicht denen der Fulahs. Doch ist im Joloff schon eine Neigung zum Neger, die Lippen sind ziemlich dick, das krause Haar selten über sechs Zoll lang, und die Haut dünstet einen gewissen Geruch aus, der selbst schon beim Fulah bemerklich ist. Sie sind sehr verständig und haben es in den Gewerben weiter gebracht als alle ihre Nachbarn. Sie waren früher eine große Nation und sind noch jetzt tapfer und kriegerisch, aber ein großer Theil des Landes ist in den Händen der Fulahs und Mandingos.

In dem Mandingo ist eine noch stärkere Neigung zum Neger; die Lippen sind manchmal dick, doch kann man sie im allgemeinen nur voll nennen. Das Haar ist manchmal dicker als bei den Joloffs, doch kann man es durchaus nie als wollig bezeichnen. Die Haut ist ein trübes Schwarz, selten glänzend wie bei den Joloffs; in anderer Beziehung ist er wieder völlig der Fulah, dieselben kräftigen Züge, das lange, ovale Gesicht, das milde Auge, der spitzige Bart, die ernste, würdige Haltung, der langgestreckte Körper und die zarten Hände und Füße. Trotz seiner Annäherung an den Neger steht der Mandingo dem Fulah und Joloff an Verstand nicht nach und übertrifft ihn vielleicht an Energie; als Krieger, Kaufmann oder Marabut entwickelt er ungemeine Fähigkeiten. Als natürliche Folge hievon bildet er jetzt die überwiegende Nation des westlichen Afrika, welche in große, unabhängige Reiche getheilt ist, die sich von den Quellen des Gambia bis ans atlantische Meer und von dem Unterlauf des Flusses bis Sierra Leone erstrecken. Die Mandingofrauen gehen, wie ihre heidnischen Nachbarinnen nie verschleiert. Sie sind stolz darauf Mütter zu seyn, und wenn sie einen Sohn gebären, kennt ihre Freude keine Gränzen; sie tragen darum auch die Schmerzen der Niederkunft mit erstaunlichem Gleichmuth und stoßen nicht einen einzigen Schrei des Schmerzens aus. Die Regierung der Mandingos ist eine beschränkte Monarchie, manchmal ein Wahlreich und stets durch republicanischen Geist ausgezeichnet. Ihre Sprache ist von der der Joloffs und Fulahs gänzlich verschieden, sehr harmonisch und zur Dichtkunst wohl geeignet; indeß ist sie nicht rein, sondern stark mit Arabischem gemischt.

Englische Sports.

VII. Racing. (Wettrennen.)

(Schluß.)

Dienstag, der große St. Leger-Tag.

Das Wetter war am Dienstag so schön wie am vorigen Tage, und schon mit dem frühen Morgen entsandten alle

Digitized by Google

Localitäten ihre Hunderte und Tausende, und die Eisenbahnzüge führten von allen Seiten zahllose Besuche heran, welche zu der Classe von Zuschauern gehörten, die man in Doncaster die „Holy-day-Division" (die Festtags-Abtheilung) nennt, Leute die nur herauskommen, „to make a day of it." Uebrigens kamen auch noch viele Mitglieder der achten „racing-fancy" (d. h. Fashionables und vornehme Renneliebhaber) dazu.

Viele von der Festtagsabtheilung waren die ganze Nacht gereist und wollten die folgende Nacht wieder zur Rückkehr benutzen, so daß manche bei der Heimkehr innerhalb 36 Stunden etwa 300 bis 400 Meilen Locomotion gehabt haben würden. Equipagen, Reiter und Fußgänger strömten von allen Seiten in endlosen Armeen herbei, um der „Prinelpal-Attraction" von Doncaster beizuwohnen; das Theater, alle Spielhäuser, alle Hotels waren überfüllt, und die Fremdigkeit des großen St. Leger-Tages war groß, auch an „nobility" fehlte es nicht.

In den „Betting-Rooms" behauptete Attila den ganzen Morgen seine Stellung als Premier; mehrere ebne Wetten (even betts) wurden auf ihn ausgelegt, und wer 6 zu 5 bekommen konnte, war herzlich froh. Auch „Blue Bonnet" hielt festen Grund (kept her ground), nur Master Thomas fiel etwas zurück (fell back).

Gleich nach 1 Uhr strömte alles auf den Rennplatz, der übrigens schon zuvor von Hunderten und Tausenden zu Wagen, zu Pferd und zu Fuß erfüllt war. Der große Stand war gut besetzt, und der Hauptbalcon entfaltete eine hübsche Einsprengung (a tolerable sprinkle) von schönen Frauen, darunter einige Edelsteine der Mode (some gem of fashion). *) Die Anzahl der Personen auf den Galerien schätzte man auf 2000; auch alle die andern Stands waren gut gefüllt so wie auch alle die übrigen Amphitheater, die man aus Holz für diesen Tag zurecht gezimmert hatte.

Mit preiswürdiger Pünktlichkeit wurde die Glocke um zwei Uhr für das erste Rennen geläutet, und es war bald darauf eine allgemeine Gährung und Bewegung unter dem Publicum bemerklich, weil bei der Verkündigung des Beginns jenes Schauspiels die Ertheilung von Tausenden und Zehntausenden von goldenen Pfunden abhing und dessen Resultat das Vermögen mehrerer Hunderte der Anwesenden ruiniren oder begründen sollte. Die Wetten standen noch wie zuvor. Die Freunde von Attila waren „halsstarrig, blind gegen alle seine Fehler," während ihre Gegner Ursache genug fanden, sich höchlich zu gratuliren, daß sie solchen fehlerhaften Creaturen nicht den Rücken gedeckt hatten. „Blue bonnet," ein Landsmann aus Yorkshire, war bloß bei den Yorkiten in Gunst, die da glaubten, daß sie eine Lady sey, der sie mit vollem Recht ihre zarteste Aufmerksamkeit widmen könnten. Siebzehn Pferde wurden zum Posten geführt, da von der ganzen Anzahl von 27 noch 9 vorher resignirt hatten.

*) Ich übergehe hier die lange Reihe von edeln Herzogen, Grafen, Marquisen, Earls, Lords, Honourables und Ladies, welche die Berichterstatter gaben.

Die Jockeys wurden gewogen und es erschienen bald 16 bunte Figuren zu Pferde, die ihre gewöhnlichen Galoppe in Fronte des „grand-stand" machten. Alle waren heraus, nur mit Ausnahme des „Cracks," den Master Scott, sein Eigenthümer, im Stalle satteln ließ, um, wie einige sich ins Ohr flüsterten, eine gewisse nervöse Reizbarkeit seines Pferdes beim Satteln den Augen des Publicums nicht auszustellen. Andere antworteten ihnen aber mit dem englischen Sprüchwort: „blood will tell," (das Blut wird es sagen, d. h. die Race wird sich nicht verläugnen).

Alles näherte sich nun dem „starting-post" (dem Ausgangposten). Bald darauf wurde das Zeichen zum Anfang gegeben. Das erste Losrennen war jedoch fehlerhaft und die Pferde wurden zurückgerufen. Als endlich das „go!" (Geht! los!) abermals verkündigt war, setzte Fireaway zuerst mit einem großen Satze vom Posten weg, Marion und einige andere ihm nahe auf den Hacken. Dieß war jedoch nicht die rechte Ordnung; Attila brach sogleich vom Centrum aus und übernahm die Anführung, von Eboracum und Master Thomas auf den Hacken getreten. Die Schnelligkeit Attila's, als er die Anführung übernahm, war so groß, daß die Pferde, bevor sie zum ersten Hügel gelangten, schon in weiten Zwischenräumen von einander gesehen wurden. Master Thomas resignirte jenseits des Hügels auf seinen Platz, und der Favourite und Eboracum, befreit von ihren Hackentretern, wurden nun allein an der Spitze erblickt. Der zweite Rang folgte ihnen in weiter Distance nach und Blue bonnet war ungefähr der neunte. Eboracum setzte dem Attila scharf zu, und that alles, was er „wußte" (all he knew). Er schien einige Winke davon bekommen zu haben, daß sein Jockey 700 Pfd. St. auf ihn verwettet und versichert hatte, daß er den Crack niederreiten würde, selbst wenn er das Leben seines eigenen Pferdes dabei aufopfern sollte. Bei dem rothen Hause schien er seine Absicht zu erreichen. Man sah den Günstling hinter Eboracum, und das Geschrei des Entzückens der Menge konnte eine Meile weit gehört werden. „The Crack is beaten! the Crack is beaten!" (der Crack ist geschlagen!) hörte man von allen Seiten erschallen, — ein Geschrei, das den Scott'schen üdeln Ohrenzwang verursachte. Dieß dauerte indeß nur einen Augenblick, denn als die Pferde beim zweiten Herumrennen wiederum unter die Masse der Zuschauer kamen, nahm ihre ganze Stellung eine andere Physiognomie an. Fireaway stellte sich an die Spitze und Blue Bonnet arbeitete sich, in einem gleichmäßigen Tempo ihre Kräfte steigernd, von ihrem neunten Platze zum zweiten heran. Tom Boy und Cabrera waren die folgenden, doch ließ der letztere bald entkräftet nach. Fireaway und Blue Bonnet arbeiteten in leichten, fliegenden und kräftigen Sätzen wetteifernd neben einander. Mit jedem Satze schien die letztere an Feuer und Energie zu gewinnen. Einige hundert Schritte vor der entscheidenden Linie überholte sie ihren Nebenbuhler; alle folgenden Bewegungen hatten weiter keinen Einfluß auf das Rennen. Blue Bonnet passirte in splendidem Styl als ein tüchtiger Gewinner den Strich um eine Pferdelänge früher

Digitized by Google

als alle übrigen Renner. Fireaway endigte als der vierte, Cabrera war drr sechstr und einen langen Weg hinterher kam endlich Eboracum, Attila und der große Hausen. Cartomite war das schwächste Pferd auf der Bahn; er sah schlecht aus und rannte eben so wie er aussah. Das ganze Rennen dauerte drei Minuten und zwanzig Secunden, zwei Secunden länger als im vorigen Jahre. Der Werth der „stakes" (Einsätze, nicht Wetten) betrug 3600 Pfd. St.

In dem Augenblick, als Lord Eglintons Stute zum Gewinner rrklärt wurde, warfen die Turfiten ihre Hütr mit Entzücken in die Höhe. Die Scott'schen waren tief betrübt und beklagten sich nun, wie sie jetzt zu spät klar einsähen, daß das Pferd nicht in dem perfecten Zustandr gewesen wäre, der einen sichern Erfolg hättr versprechen können. Man gab nun zu, daß Attila noch immer nicht seine Niederlage bei Goodwood vergessen, daß er stets seit jenem unglücklichen Tagr eine große Aufregung gezeigt habe. Alles dieß war bereits schon vorher auf den Wettzimmern in Manchrster, Warwick, London und anderen Orten von guten Richtern verkündet worden, aber dir Leute waren so blind für ihn eingenommen, daß sir nicht überzeugt seyn wollten. Oberst Anson und eine lange Liste der Freunde Scotts sind die Hauptverlierer.

Es ist nur Billigkeit, wenn wir sagen, daß der Sieger ausgezeichnet gut lief, indem er mit der größten Leichtigkeit srine Lorbeeren pflückte, ohne den geringsten Beistand von Seite seines Jockey; dieß ist um so wunderbarer, da dieses Pferd und seine Eigenschaften fast niemanden bekannt war, als srinen Freunden, die es in der Stille des Stalles erzogen und gepflegt hatten. Sein nobler Eigenthümer hattr für „Blue Bonnet" von drei Seitrn Wetten von 4000 Pfund zu 100 Pfund angenommen, und machte dadurch einen Nettoprofit von 12,000 Pfund; fügt man hinzu die 3600 Pfund „Stakes," so gewann dieses Pferd seinem Eigenthümer an diesem Tage 15,600 Pf., ungefähr 100,000 Thaler. Master Dawson, ihr Erzieher, gewann außerdem noch 2000 Pfd. damit, und im Ganzen wurden durch seinen Vorsprung von einer Pferdeslänge 20,000 Pf. St. realisirt. „Blue Bonnet" hatte noch auf keiner Bahn gerannt, und rs war also dieß ihrr „maiden performance," und wohl rechtfertigtr sir das Vertrauen ihres Erziehers Dawson, der das Geheimniß treu bewahrte, bis sie tüchtig erfunden wurde, und dis Lord Eglinton den Rahm von der Milch schöpfte. Es fielen indeß auch für andere noch Krümchen genug von des reichen Mannes Tafel, die eifrig von denen, welchen sie zufielen, aufgepickt wurden.

Nach einem Sturm kommt immer Windstille, und als das große Ereigniß des Tages vorüber war, wurden die andern minder bedeutenden Wettrennen ausgeführt. Auch sie liefertrn Geiegenheit uns zu vergnügen. Bei dem schönen Wetter waren allr Besucher höchlich drfriedigt, immer natürlich diejenigen ausgenommen, die sich zufälligerweise auf der verkehrten Srite des Gewinnpostens brfanden. Ein Tag fehlte den griechischen Spielen, welche dru englischen als etwas ganz besondrres eigen ist, das ist der „settling day" (der Zahltag); in Doncaster ist dieß der dem St. Leger-Tag folgende Mittwoch. Ueber ihn lassen wir unsern Reporter (oder vielmehr Bells Reporter) weiter reden:

Der Mittwoch war ein anderer herrlicher Tag, die Ruhe in der Stadt bildetr einen großen Contrast mit der bewrgten Fröhlichkeit des vorhergehenden Tages. Da aber am Abend noch das Municipal-Rennen und mehrere andere Rennen statt haben sollten, so fehlte es in den Wettkreisen nicht an Gelegenheit zur Anstrengung, und Cockey's Wettregeln wurden wir gewöhnlich eifrig studirt.

Addition, Multiplication, Subtraction und Division kamen jr es der Mehr nach in Anwendung, während Rollen und Banknoten gezählt und aufgelegt wurden, um der herannahenden Nothwendigkeit des Bezahlens gerüstet zu begegnen. Um 11 Uhr endlich begann die Operation des Empfangens und Zahlens. Tausendr gingen aus einer Hand in die andere über, und an den Wolken und an dem Sonnenschein auf den Stirnen waren leicht die Verlierer und Gewinner zu unterscheiden. Manche bekannten offen, obgleich widerstrebend, sie hätten nichts gewonnen, aber da das Gesicht nun einmal der untrügliche Inder dessen, was im Gemüth vorgeht, ist, so war es nicht schwer, hinter dieser verschönenden Versicherung die nackte, etwas traurige Wahrheit zu erkennen, daß sie zwar nichts gewonnen, aber dagegen srhr viel verloren hatten. Es liefen allerlei mysteriöse Gerüchte von einem doppelten Spirle um, das man den Tag vorher bei dem St. Leger gespielt habe. Eine Partie, sagte man, habe gegen dir andrre die Segel gestrichen, aber da solche Dingr Gefängnißhaus-Geheimnisse sind, so konnten wir ihre Tiefe nicht recht sondiren.

Einige Leute von Manchester und einige Sheffielder waren bedeutende Gewinner, während die Vögel von Nottingham beinahe ganz entfiedert wurden. Von Seite des Obersten Anson und seiner Freunde sollen große Opfer dargebracht worden seyn, um Attila gewinnen zu machen; es würde indessen fruchtlos seyn hierüber speculiren zu wollen, und wir können den Opfern der Leichtgläubigkeit nur die Tugend der Geduld für jetzt und für die Zukunft etwas größere Vorsicht und etwas weniger blindes Vertrauen in Cracks empfehlen.

Als die Zahlungen gemacht waren, begab sich alles wieder auf die Rennbahn, um die Rennen dieses Tages anzusehen, bei denen die Gesellschaft minder zahlreich, Speculation aber recht frisch war.

Donnerstag, der Brchertag.

Nach dem Tage des großen St. Leger erregt in Doncaster immer das Rennen für den Becher das höchstr Interesse, und der Doncaster'sche Donnerstag ist als eine zweite Auflage des Dienstags betrachtet worden, obgleich man zugestehen muß, daß besonders seitdem die Eisenbahnen, vermöge deren die Leute schnell zurückkehren können, aufkamen, der Donnerstag srhr abgenommen hat. Das Programm des

Digitized by Google

Tages umfaßte fünf Rennen, von denen jedoch zwei zu bloßen „walks over“*) reducirt wurden.

Für die Mißstimmung indessen, welche etwa durch diese „walks over“ hervorgerufen worden, wurde das Publicum reichlich entschädigt durch die beiden nachfolgenden Ereignisse, nämlich das Rennen für den Becher (das Doncaster cup race) und das Rennen der zweijährigen Pferde (two years old stakes).**) Bei beiden Rennen lockten die Anstrengungen der Wettkämpfer die wärmsten Ausdrücke von Bewunderung hervor. Bei dem ersten rannten eilf Pferde und „der British Yeoman“ führte den Haufen an, nachdem Maria Day einen prachtvollen Kampf mit ihm bestanden hatte, von dem sie sich erst nach Anstrengung aller ihrer Kräfte zurückzog.

Nach diesem kam das Becher-Rennen, in welchem Hrn. Forbes unvergleichliche Stute „Beeswing“ (Bienenflügel) siegreich war, obgleich man vorher alles mögliche aufgeboten hatte, um Mißtrauen in die Eigenschaften dieses trefflichen Thieres zu erwecken, und um sie beim Wetten in den Hintergrund zu drängen. Sie gewann auf eine glorreiche Weise unter dem entzückten Zurufe von Tausenden, und als einen gerechten Tribut, den wir den Verdiensten dieses bewunderungswürdigen Thieres schuldig zu seyn glauben, wollen wir in unserm nächsten Blatte ihr Portrait, ihren Stammbaum und die Geschichte ihrer bisherigen, unvergleichlichen Heldenthaten geben. Freitag, dieser letzte Tag, war nur dadurch ausgezeichnet, daß „Blue Bonnet,“ der Sieger des St. Leger, abermals lief und dießmal um eines Halses Länge ***) verlor.

Wir glauben, daß durch die Durchlesung dieses Berichtes unsere Leser eine ziemlich gute Vorstellung von alle den bei einem englischen großen Rennen vorkommenden Ereignissen erhalten haben. Sie haben etwas erfahren von der Temperatur, die auf den englischen Wettzimmern †) herrscht, sie haben gesehen, wie eines berühmten Rennners Lorbeeren welken, wie der Ruhm eines jungen emporraucht, wie groß die Summen sind, welche an dem Schritt eines einzigen Pferdes hängen, und sie haben nebenher auch Gelegenheit gehabt, einen kleinen Blick in die sogenannten „Rasen-Geheimnisse“ zu thun.

Abyssinische Reisende.

Die Lit. Ges. vom 16 März enthält nachstehendes Schreiben aus Kairo vom 18 Januar d. J. „Wir haben so eben Nachrichten von Hrn. Parkyns, dem englischen Reisenden, erhalten, der vor einigen Monaten in der Absicht, Abyssinien zu besuchen, hier durchreiste. Er schreibt aus Massowah, sein Plan sey, zuerst durch das Land der Galla nach dem Süden von Schoa zu reisen, dann den See von Dembea und die Quellen des weißen Nils zu besuchen und diesem Unternehmen zwei Jahre zu widmen. Dann gedenkt er über Darfur nach dem Niger zu gehen und diesen Strom nach der Bay von Benin hinabzufahren. Dieß ist ungefähr auch der Plan Rochet d'Héricourts, und es ist sehr wahrscheinlich, daß er mit Hülfe der arabischen und der Gallasprache ausgeführt werden kann, vorausgesetzt daß die mohammedanischen Sklavenhändler ihm keine unübersteiglichen Hindernisse in den Weg werfen, was nicht unwahrscheinlich ist, theils weil sie die Einmischung der Europäer in ihren Handel fürchten, theils weil jede Karawane, die einen Europäer unter sich hat, für ihre Sicherheit besorgt ist, da man einen solchen stets für reich hält, und der Ruf seiner angeblichen Reichthümer die Karawane Angriffen aussetzt.

Der französische Reisende Lefevre ist aus Abyssinien zurückgekehrt, augenscheinlich ohne seinen Zweck erreicht zu haben; es laufen darüber mancherlei Gerüchte, indeß muß er jetzt in Frankreich seyn und wird wahrscheinlich einen Bericht über seine Reise herausgeben. Wenn Abyssinien nicht bald eines der bestbekannten Länder der Welt wird, so liegt der Fehler nicht an der Vernachlässigung des Landes durch die Europäer, denn seit Jahren folgt sich eine ununterbrochene Reihe von Reisenden.

Miscellen.

Australische Sprachen. Hr. Grey, der bekannte Erforscher eines Theils von Westaustralien und seit mehrern Jahren Gouverneur von Südaustralien, schickte eine Abhandlung an die Londoner geographische Gesellschaft (s. Sitzung vom 11 März) über die längs der langen Südküste Australiens gesprochenen Sprachen ein; es sind fünf verschiedene Dialekte, von denen der erste die ganze Strecke zwischen dem König Georgssund bis zu 124° O. L. v. Gr., die zweite von 124 bis 137° O. L. einnimmt; alle sind sichtlich aus Einem Stamm entsprossen und scheinen von Norden her gekommen.

Der dießjährige Winter in Transkaukasien. Es ist bereits aus den Nachrichten über die Reise des Dr. Wolf bekannt, daß der Winter auf der armenischen Hochebene ungemein streng war, und daß mehrere Reisende im Schnee umkamen. Das russische Journal des Ministeriums des Innern (Februar 1844) berichtet aus mehrern Theilen Transkaukasiens ähnliche Unfälle durch Schneestürme, so daß der Winter, welcher im westlichen Europa erst im Februar und März eintrat, dort im Anfang Decembers stattgefunden haben muß. Aus dem Kreise Alexandropol wird der Untergang einer ganzen Schafheerde und der Hirten, so wie der Tod dreier Kosaken gemeldet, die im Sturm umkamen, und deren Pferde und Waffen fünf Werste von dem Ort, wo sie sich verirrten, gefunden wurden. Im Kreise Eriwan wüthete vom 7 bis 10 December ein Schneesturm, der das Land mit einem 6 bis 8 Fuß hohen Schnee bedeckte, und in den Bergen stieg die Kälte auf 20°. Die Karawane, die von Tiflis nach Eriwan zog, wurde 17 Werste von letzterer Stadt von dem Schneesturm überfallen und nur wenige retteten sich, gegen 30 Menschen und eine bedeutende Anzahl Kameele kamen im Schnee um, anderer ähnlicher Unfälle nicht zu gedenken.

*) Ein „walk over“ heißt ein Rennen, wobei die übrigen Pferde frühzeitig nachlassen und der Sieger allein ruhig zum Ziele fortschreitet.

**) Ich erinnere daran, daß auch auf den Olympischen Spielen gewöhnlich besondere Rennen der jungen und besondere der alten Pferde stattfanden.

***) „by a neck“ lautet die englische Redensart; man kann auch sogar „by a head“ bei eines Kopfes Länge verlieren.

†) Auf den berühmten Wettzimmern, Tattersalls genannt, in London, geht es eben so zu, wie auf den oben beschriebenen zu Doncastere.

München in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilagen: Intelligenzblatt Nr. 5 und Umschlag zum Monat März.)

Digitized by Google

№ 5.

Intelligenz-Blatt zum Ausland.

Sonntag, 31 März 1844.

[56] Im Verlage von G. W. Leske in Darmstadt ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Reise
nach dem Südpol und nach Oceanien
auf den Corvetten Astrolabe und Zelée
in den Jahren 1837 bis 1840 auf Befehl des Königs der Franzosen unternommen
von dem Schiffscapitän **J. Dumont d'Urville.**
Nach dem Französischen
von Dr. **Ph. Hedw. Külb.**
Erster Band. Erstes Heft.
Mit einer Karte.
8. geh. 20 Sgr. oder 1 fl. 12 kr.

Mit diesem Werke beginnt der vierte Band der von Dr. Külb herausgegebenen Sammlung der vorzüglichsten neueren Reisebeschreibungen. Hat sich Dubois de Montpereux' Reise um den Kaukasus des Beifalls des Publicums in hohem Grade zu erfreuen gehabt, so wird dieß noch mehr der Fall seyn bei dem Werke Dumont d'Urville's, dessen ausgezeichnete Verdienste um die Naturwissenschaften allgemein anerkannt sind und dessen tragisches Ende auf der Paris-Versailler Eisenbahn noch im Gedächtnisse aller schwebt.

[57] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Technologische Encyklopädie
oder
alphabetisches Handbuch
der
Technologie, der technischen Chemie und des Maschinenwesens.

Zum Gebrauche für Cameralisten, Oekonomen, Künstler, Fabricanten und Gewerbtreibende jeder Art.

Herausgegeben von **Joh. Jos. Prechtl,**
k. k. n. ö. wirkl. Regierungsrathe und Director des k. k. polytechnischen Institutes in Wien ꝛc.

Dreizehnter Band.
Schmieden — Schrauben.
Mit den Kupfertafeln 285 bis 321.

Preis 6 fl. oder 3 Rthlr. 12 gr.

Der vorliegende Band dieses bisher mit ungetheiltem Beifall aufgenommenen und in technologischen Schriften aller Art selbst im Auslande vielfach benützten Werkes enthält die Artikel: **Schmieden, Schneckenschneidzeug, Schneid oder Sägmühlen, Schnüre, Schraube** (theoretischer Theil), **Schrauben.** Diese Artikel bilden eben so viele Original-Abhandlungen, in denen jeder Gegenstand nach seinem wesentlichen und neuesten Zustande sachkundig und erschöpfend dargestellt ist, so daß ein jeder hier auf wenigen Bogen zusammengedrängt finden kann, was er selbst mit Benützung einer bedeutenden Büchersammlung nicht aufzufinden im Stande wäre, da die einzelnen Artikel oft wichtige, den Verfassern eigenthümliche, noch nicht durch den Druck bekannt gemachte Erfahrungen und Beobachtungen enthalten.

Die ersten zwölf Bände, mit 284 Kupfertafeln, kosten jeder 6 fl. od. 3 Rthlr. 12 gr.

Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'scher Verlag.

[58] **Interessante Neuigkeit!**

So eben erscheint in meinem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Irland.
Von J. Venedey.
Zwei Theile.
gr. 12. Geh. 4 Rthlr.

Leipzig, im Februar 1844.

F. A. Brockhaus.

[59] An alle Buchhandlungen wurde so eben versandt:

Würdigung des Instituts der Geschwornen-Gerichte beim Strafverfahren, in einer historisch-kritischen Schilderung des Ursprungs und der allmählichen Fortbildung dieser Gerichte in Deutschland, England und Frankreich. Nebst einem Anhange über den neuen preußischen Strafgesetz-Entwurf. Von Dr. E. F. Vogel. gr. 8. **Leipzig, Wienbrack.** geh. 5/6 Thlr.

Der in dieser Schrift vom Verf. mit Consequenz durchgeführte Satz, daß nicht die französische und rheinische Einrichtung der Geschwornen-Gerichte, sondern ihre auf altdeutschen Rechts-Ideen beruhende, längst durch sich selbst befestigte und erprobte volksthümliche Gestaltung in England uns allein als richtiges Vorbild zu umsichtiger Nachahmung dienen dürfe, gibt der leicht verständlichen Darstellung ein eigenthümliches, praktisches Gepräge und nimmt also von selbst die allgemeine Aufmerksamkeit dafür in Anspruch.

[60] In Unterzeichnetem ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Lieder aus Tyrol
von **Beda Weber.**
8. Velinpap. broſch. Preis 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

Dichtungen von eben so großer Schönheit als Eigenthümlichkeit. Ein in jeder Beziehung erfreulicher Zuwachs zu den poetischen Reichthümern der oberdeutschen Dichterschule, in der Tyrol bisher nicht vertreten war. Je mehr dieses schöne Bergland in neuerer Zeit allgemein die Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat, von vielen Reisenden beschrieben und von auswärtigen Dichtern besungen worden ist, um so mehr muß ein einheimischer Tyroler Dichter von so großem Talent und von so neuer und überraschender Eigenthümlichkeit hohes Interesse erregen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

[61]

Die vollständigsten und wohlfeilsten

französisch-deutschen und deutsch-französischen

Wörterbücher.

Mozins

vollständiges Wörterbuch der deutschen und französischen Sprache,

nach den neuesten und besten Werken

über Sprache, Künste und Wissenschaften;

enthaltend die Erklärung aller Wörter, die Aussprache der schwierigeren, eine Auswahl erläuternder Beispiele zur Verständlichkeit ihrer verschiedenen Bedeutungen, die hauptsächlichsten sinnverwandten Wörter, Sprüchwörter und sprüchwörtlichen Redensarten beider Sprachen, die Ausdrücke des französischen Gesetzbuchs, die Münzen, Gewichte und Maaße der verschiedenen Staaten, ein Verzeichniß der gebräuchlichsten Eigennamen von Personen, Ländern, Flüssen ꝛc.

Mit Beiträgen von

Guizot, Viber, Hölder, Courtin und **mehreren andern Mitarbeitern.**

Aufs neue durchgesehen und vermehrt

von Dr. A. Peschier,

Professor an der Universität Tübingen.

4 Bände. In 8 Lieferungen von ungefähr 80 Bogen. Subscriptionspreis 14 fl. oder 8 Rthlr. 8 gr.

Jede Lieferung 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr. 1 gGr.

In diese neue Ausgabe wurden die neuesten Vocabeln und Redensarten aufgenommen, welche entweder dem politischen und litterarischen Federkrieg, den Salons, der Phraseologie der neuen Schule, oder der besondern Sprache der Parteien, zuweilen auch dem Dialekt der niederen Classen angehören. Bereichert ist dieselbe ferner durch eine Menge Etymologien, durch eine vergleichende Synonymik, durch Angabe der unregelmäßigen Bildung der Mehrzahl, endlich durch manche Sprüchwörter und Redensarten, welche die Eigenthümlichkeit beider Sprachen am besten bezeichnen. Ungeachtet dieser zahlreichen Zusätze wird der Umfang der neuen Auflage nicht bedeutend vergrößert; daher kommt es, daß wir im Stande sind, dieses sorgfältig überarbeitete und reich vermehrte Wörterbuch um einen verhältnißmäßig so ungemein billigen Preis zu liefern.

Wir hoffen somit, daß diese neue Auflage die Brauchbarkeit und Verbreitung des längst anerkannten vortrefflichen Werkes noch bedeutend erhöhen wird.

Auf die äußere Ausstattung — Schrift, Druck und Papier — verwandten wie eine ganz besondere Sorgfalt, wie man sich durch Einsicht des Werkes überzeugen wird.

Abbé Mozins kleines deutsch-französisch und französisch-deutsches,

aus dem vollständigen Taschen-Wörterbuch Mozins von ihm bearbeitetes

Hand-Wörterbuch,

enthaltend die gemeinnützlichsten Wörter nach der Aussprache.

Zum Gebrauche

der Realschulen und Lehranstalten beiderlei Geschlechts bearbeitet.

Neue Auflage

Durchgesehen und vermehrt

von **C. G. Hölder,**

Dr. phil. und Professor am königlichen Gymnasium in Stuttgart.

Preis 1 fl. 48 kr. oder 1 Rthlr. 4 gGr.

In dieser neuen Auflage sind nicht nur die Fehler, die sich in die vorhergegangene eingeschlichen hatten, sorgfältig verbessert worden, sondern sie wurde auch beträchtlich mit Wörtern und Phrasen vermehrt.

Man wird nicht wohl ein Hand-Wörterbuch finden, in welchem die verschiedenen Bedeutungen der Wörter genauer bestimmt sind, entweder durch Abkürzungen, welche die Wissenschaft oder Kunst bezeichnen, denen das Wort angehört, oder durch Einschaltung von Wörtern und Phrasen. Auch ist die Aussprache der Wörter, die einige Schwierigkeit darbieten, angezeigt.

Druck und Papier werden jeden Kaufer aufs höchste befriedigen.

Digitized by Google

Neues deutsch-französisches und französisch-deutsches

Taschen-Wörterbuch,

welches

die in den neueren Wörterbüchern über Sprachen und Wissenschaften aufgenommenen Wörter, die Aussprache der schwierigeren, viele der verschiedenen Bedeutungen derselben anzeigende und der Verwechslung vorbeugende Redensarten und Erklärungen, wie auch diejenigen Eigennamen der Personen, Länder, Städte, Flüsse ꝛc., die in beiden Sprachen nicht gleich lauten, enthält.

Von **Abbé Mozin.**

Der frühere Ladenpreis dieses Taschen-Wörterbuchs in zwei Theilen war 3 fl. oder 2 Rthlr.; um dasselbe aber wegen seiner Gemeinnützigkeit auch in Schulen und für Minderbegüterte käuflich zu machen, haben wir diesen, bei der großen Bogenzahl immer noch sehr billigen Preis auf

1 fl. 48 kr. oder 1 Rthlr. 6 gGr.

für unbestimmte Zeit herabgesetzt.

Französische Sprachlehre (Grammaire française) **in einer neuen und faßlichen Darstellung,** die auf die einfachsten Grundsätze zurückgeführten Regeln, durch viele Beispiele erläutert und sowohl für Anfänger als solche, welche schon Fortschritte in der französischen Sprache gemacht haben und sich darin vervollkommnen wollen. Von Abbé Mozin. Eilfte, umgearbeitete und verbesserte Ausgabe. Preis 1 fl. 24 kr. od. 20 gGr.

Diese Sprachlehre enthält außer der größtmöglichen Ausführlichkeit einen besondern Abschnitt über den französischen Versbau, was gewiß für manche Lehrer oder Liebhaber der französischen Sprache von besonderm Interesse seyn dürfte.

Vollständiger Auszug (Abrégé complet de la gramm. franç.) **der französischen Sprachlehre,** oder: Neue und leichte Art französisch zu lernen durch Darstellung der wesentlichsten Regeln in beiden Sprachen, nebst vielen französischen und deutschen Uebungen über dieselben. Von Abbé Mozin. Vierte, mit mehreren Uebungen vermehrte Ausgabe. Preis 1 fl. oder 16 gGr.

Dieses Werk ist insbesondere für die deutsche Jugend und für die Schulen bestimmt. Da alle Redetheile in beiden Sprachen abgehandelt sind, so haben die Schüler den Vortheil, daß sie sich mit den beiderseitigen Kunstausdrücken der Sprachlehre bekannt machen können.

Stuttgart und Tübingen. **J. G. Cotta'scher Verlag.**

---

[62] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Reisen und Länderbeschreibungen,

27ste Lieferung.

Auch unter dem besondern Titel:

Geschichte
der Entdeckung und Eroberung Peru's
von
Francisco de Xerez.

Pizarro's Geheimschreiber.

Aus dem Spanischen von Dr. **Ph. H. Külb.**

Nebst Ergänzung aus Augustins de Zarate und Garcilasso's de la Vega Berichten.

Gr. 8. brosch. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 12 gGr.

Hauptabschnitte des Inhalts: Veranlassung der Entdeckung und Eroberung Peru's. — I. Francisco Pizarro und Diego de Almagro. II. Die Eroberung Peru's von Francisco de Xerez. III. Das Land und seine Bewohner.

Stuttgart und Tübingen, im Februar 1844. **J. G. Cotta'scher Verlag.**

---

[63] In unterzeichnetem Verlage erscheinen demnächst:

Friedrich Hölderlins Schriften.

Gesammelt und herausgegeben
von **Christoph Theodor Schwab.**

Der Herausgeber, dem das Publicum auch die niedliche Miniatur-Ausgabe der Gedichte Hölderlins vom J. 1843 verdankt, hat nicht nur die Poesien dieses großen vaterländischen Dichters zu seinem anhaltenden Studium gemacht, sondern auch das persönliche Wohlwollen und Vertrauen desselben in den letzten Jahren seines traurigen Daseyns genossen. Je unglücklicher das

Digitized by Google

Schicksal Hölderlins war, das ihm nicht vergönnte in Ruhe zu vollenden was er angefangen hatte, um so mehr war es Pflicht, das was aus dem großen Schiffbruch übrig geblieben, wiederholt genau zu erforschen und das Gediegene und Fertige, was sich darunter befand, zur Oeffentlichkeit zu bringen. Die Frucht dieser Bemühungen sind mehrere erst jetzt entzifferte vollendete lyrische Gedichte und Erweiterungen des Fragments Empedokles, welche hier zum erstenmal erscheinen. Außerdem möchte es von hohem Interesse seyn, den Lebensgang des Dichters von seiner ersten Entwicklung an zu verfolgen. Der erste Band wird enthalten: die Gedichte und zwar vermehrt; Empedokles, dramatisches Fragment, gleichfalls vermehrt; Hyperion. Der zweite nachfolgende Band aber wird nach vorangeschickter biographischer Einleitung die Jugendgedichte Hölderlins, so wie Proben seiner Dichtung aus der Zeit seines Wahnsinns und Briefe des Dichters, aus denen sich eine fortlaufende Geschichte seines äußern und innern Lebens ergibt, enthalten. So wird also der erste Theil des Werkes seine dem größern Theil nach schon bekannten Producte, die Gedichte und den Hyperion mittheilen, der zweite aber uns die bis jetzt noch unbekannten Schätze seines Briefwechsels eröffnen und uns wenigstens in die Werkstatt dieses hohen, leider nicht zur völligen Ausbreitung seines Wesens durchgedrungenen Genius führen, dem das Schicksal die vielen goldenen Pfeile, die ihm noch vom Bogen rauschen sollten, vor der Zeit gerandt hat.

Der erste Band wird zur Ostermesse erscheinen, der zweite im Laufe des Sommers.

Stuttgart und Tübingen, Februar 1844.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[64] In Unterzeichnetem ist erschienen und kann durch alle Buchhandlungen und löblichen Postämter bezogen werden:

Das Zollvereinsblatt,

ein Centralblatt für alle Interessen des Handels und der Schifffahrt, der Industrie und des Ackerbaues, der Handelspolitik und der National-Unternehmungen Deutschlands und insbesondere des deutschen Zollvereins, so wie überhaupt für die Discussion aller die National-Oekonomie und die materiellen Interessen Deutschlands betreffenden Fragen.

Herausgegeben

von **Dr. Fr. List.**

Preis des Jahrgangs 6 fl. 48 kr. oder 4 Rthlr.

Inhalt. Nr. 10. Luginsland. Die Leipziger Freihandels-Partei. — Die Allgemeine Preußische Zeitung über die Broschüre von C. Junghanns, von Leipzig, die Bittschrift der Elberfelder Handelskammer betreffend. — Miscellen: Der Canal von Suez.

Nr. 11. Luginsland. Der Hamburger Correspondent. Die Handelsbilanz des Zollvereins. — Die deutsche Baumwollspinnerei, die deutschen Rechenmeister der englischen Twistpartei und Bülow-Cummerow. — Ausweise über den Handel Oesterreichs mit dem Auslande. — Vernünftige Stimmen aus den Hansestädten. — Die norddeutschen Separatisten und der Zollverein. — Die nationale Handelspolitik in Rheinpreußen. — Der Handel mit Ostinger Gamaschen. — Nachtrag zu der Uebersicht der englischen Baumwollindustrie vom Jahre 1843.

Nr. 12. Die englische Handelsfrage aus dem französischen Gesichtspunkt betrachtet. — Schilderung der englischen Gewerbszustände. — Neue Zuckerrübe.

---

[65]

Galerie

zu Goethe's sämmtlichen Werken.

Neueste Taschen-Ausgabe in 40 Bänden.

Nach Zeichnungen von **W. Kaulbach** und seinen Schülern,

in Stahl gestochen

von **Steifensand, Weber, Enzing-Müller, Hoffmann** u. A.

40 Blätter in 8 Lieferungen. Preis 5 fl. 20 kr. od. 3 Rthlr. 8 gGr.

Inhalt:

I. Lfg. Elegien. — Faust. — Götz von Berlichingen. — Wilhelm Meister. — Reineke Fuchs.
II. Lfg. Faust, 2tes Blatt. — Egmont. Legende. — Clavigo. — Wahlverwandtschaften.
III. Lfg. Reineke Fuchs, 2tes Blatt. — Hermann und Dorathea. Faust, 2ter Theil. — Künstlers Erdenwallen. — Die Braut von Korinth.
IV. Lfg. Goethe, Titelblatt zum ersten Band. — Der Fischer. — Die Aufgeregten. — Dr. Barth und die Evangelisten. — Wahrheit und Dichtung.
V. Lfg. Iphigenia. — Wilhelm Meisters Wanderjahre. — Pater Brey. — Westöstlicher Divan. — Scherz, List und Rache.
VI. Lfg. Tancred. — Werthers Leiden. — Egmont, 2tes Blatt. — Blinde Kuh. — Jery und Bätely.
VII. Lfg. Italienische Reise. — Prometheus. — Satyrus. — Heiden-Röslein. — Wer kauft Liebesgötter?
VIII. Lfg. Aus meinem Leben. — Torquato Tasso. — Der Bürger-General. — Benvenuto Cellini. — Stella.

Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'scher Verlag.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,

mit

besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen

in

Deutschland.

Siebenzehnter Jahrgang.

1844.

April.

Stuttgart und Tübingen,

in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1844.

☞ Dem Wunsche vieler Leser des Auslandes zu entsprechen, werden wir künftig für jeden Monat einen Umschlag mit Inhalts-Anzeige drucken lassen, um dieses Journal monatweise geheftet an diejenigen Abonnenten zu verschicken, welche es in dieser Form verlangen werden.

An diejenigen Abnehmer, welche sich hierüber nicht bestimmt aussprechen, erfolgt die Zusendung des Blattes auf die bisher übliche Weise.

Es erscheint von dieser Zeitschrift täglich ein Blatt, auch werden derselben zur Versinnlichung interessanter Aufsätze von Zeit zu Zeit Lithographien und Karten beigegeben. — Der Preis des Jahrgangs ist 16 fl. oder 9 Thlr. 8 gr. — Sämmtlich respective Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen darauf an. Erstere liefern sie täglich, letztere von acht zu acht Tagen oder in monatlichen Heften.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Der Beisatz zum Titel unserer Zeitschrift: „Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und ftlichen Lebens der Völker" bezeichnet die allgemeine Bestimmung desselben, die freilich dem jeweiligen Redacteur einen weiten Spielraum läßt. Zeitgeschichte, namentlich fremder Welttheile, Schilderung d Sitten und Zustände anderer Völker ist die eigentliche Aufgabe, die jedoch immer nur sehr bruchstückweise gelöst werden kann, denn der Umfang ist groß, und es handelt sich deßhalb hauptsächlich dann, aus dem reichen Schatze der Nachrichten dasjenige auszuwählen, was für den Augenblick interessant und wichtig ist. Entwicklung der Thatsachen aus ihren verschiedenen Ursachen ist dabei ein Hauptersoderniß. Dieser Zweck unserer Zeitschrift erfordert mannichfachen Wechsel, je nachdem die öffentliche Aufmerksamkeit sich auf diesen oder jenen Gegenstand der Weltbegebenheiten hinlenkt, und in diesem oder jenem Welttheile sich Merkwürdiges ereignet, und neue Erscheinungen sich kund geben.

Die Redaction glaubt diesem Zwecke um so gewisser treu zu bleiben, wenn sie es sich zur Aufgabe macht, das Gebiet der Erd- und Völkerkunde zu ihrem Hauptgegenstande zu machn, in so weit dieß, ohne in wissenschaftliche Erörterungen einzugehen, möglich ist. Diese Quelle ht sich auch so ergiebig gezeigt, daß die Verlagshandlung und die Redaction sich veranlaßt sahen, hisichtlich dieses speziellen Gegenstandes eine Erweiterung eintreten zu lassen in der „Sammlung von Reisn und Länderbeschreibungen"; wenn auch diese noch so reichlich ausgestattet wird, so bleibt immer nch dem Auslande genug Ausbeute übrig.

So leicht die Aufgabe des Auslandes hinsichtlich andrer Welttheile zu stellen ist, so schwierig und noch weit fragmentarischer werden die Mittheilungen über Europa. Mit der steigende Bevölkerung und Bildung werden die Verhältnisse, nicht nur die politischen, sondern auch die gesellschaftlichen, verwickelter, unklarer, und unterliegen mannichfachern Deutungen. Wer könnte auch dieß Gebiet übersehen, und mit nie wankendem Geiste die mannichfachen Erscheinungen erklären! Die europäische Welt ist in einem Uebergangsprozesse begriffen, in einem socialen nicht weniger als in einem politischen, wie wenig Begebenheiten stellen sich in dieser trüben Gährung klar heraus, und wie sehr werden sie durch Leidenschaften aller Art entstellt! Auch ist in Bezug auf Europa dem Ausland die Gränze schärfer gezogen; Alles was auf Tagspolitik Bezug hat, gehört nicht in sein Gebiet, und nur die rein menschliche Seite davon, die oft genug entstellt wird, darf es herausheben und zum Gegenstand seiner Schilderung machen.

Wenn man nach diesen allgemeinen Andeutungen über den Zweck des Auslandes die Ausführung betrachtet, so kann das Fragmentarische und Lückenhafte wohl keinem entgehen, und es ist auch um so verzeihlicher, da der mit jedem Tage wachsende und sich erneuernde Stoff nicht gestattet, Versäumnisse nachzuholen. Daß indeß die Leser des Auslandes dem großen Umfange des gesteckten Ziels Rechnung getragen, und sich an dem Fragmentarischen und Lückenhaften nicht gestoßen haben, ermuthigt die Redaction, die einmal betretene Bahn trotz ihrer Schwierigkeiten nicht zu verlassen.

Die Unterzeichnete erlaubt sich die Leser des Auslands auf nachfolgende mit demselben in engster Verbindung stehende Werke aufmerksam zu machen:

Reisen und Länderbeschreibungen

der ältern und neuesten Zeit,

eine Sammlung der interessantesten Werke über Länder- und Staatenkunde, Geographie und Statistik.

Herausgegeben von **Dr. E. Widenmann** und **Dr. H. Hauff.**

Von dieser Sammung, welche thätigst fortgesetzt wird und als Erweiterung des Planes des „Auslandes" zu betrachten ist, erscheinen jährlich ein paar Lieferungen, je nachdem interessanter Stoff vorhanden.

Die Lieferungen werden einzeln verkauft, und wie man finden wird, zu den billigsten Preisen, für welche sie durch jede solide Sortiments-Buchhandlung bezogen werden können.

1ste Lfg. **Irlands gegenwärtiger Zustand.** Preis 1 fl. oder 16 gr.

2te — **Algier wie es ist.** Mit einer großen Karte. 1 fl. 30 kr. oder 21 gr.

3te — **Alexander Burnes' Reisen in Indien und nach Bukhara,** Erster Band. Mit einem Steindruck. 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

4te — **Washington Irvings Ausflug auf die Prairien zwischen dem Arkansas und Red-River.** 1 fl. oder 16 gr.

5te — **Alfred Reumonts Reiseschilderungen.** 1 fl. 12 kr. oder 18 gr.

6te — **Briefe in die Heimath,** geschrieben zwischen October 1829 und Mai 1830 während einer Reise über Frankreich, England und die Vereinigten Staaten von Nordamerika nach Mexico, 1 fl. 24 kr. oder 20 gr.

7te — **Alexander Burnes' Reisen in Indien und nach Bukhara.** Zweiter Band. 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 gr.

8te — **John Barrow, jun., ein Besuch auf der Insel Island im Sommer 1834.** Mit Holzschnitten. 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr. 4 gr.

9te — **Thomas Pringle, südafrikanische Skizzen.** Aus dem Englischen übersetzt. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 gr.

10te — **Mexico in den Jahren 1830 bis 1832.** Vom Verfasser der „Briefe in die Heimath." Erster Band. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 gr.

11te — **Montenegro und die Montenegriner.** Ein Beitrag zur Kenntniß der europäischen Türkei und des serbischen Volks. Preis 1 fl. 24 kr. oder 20 gr.

12te — **Francis J. Grund, die Amerikaner** in ihren moralischen, politischen und gesellschaftlichen Verhältnissen. Aus dem Englischen übersetzt vom Verfasser. Preis 3 fl. 12 kr. oder 2 Rthlr.

13te — **Mexicanische Zustände aus den Jahren 1830 bis 1832.** Vom Verfasser der „Briefe in die Heimath ꝛc." Zweiter Band. Preis 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

14te — **Astoria oder Geschichte einer Handelsexpedition jenseits der Roky Mountains.** Aus dem Englischen des Washingron Irving. Preis 1 Rthlr. 16 gr. oder 2 fl. 42 kr.

15te — **Reise durch Abyssinien im Jahre 1836.** Von A. v. Katte.

16te — **Skizzen aus Irland oder Bilder aus Irlands Vergangenheit und Gegenwart** von einem Wanderer. Preis 1 fl. 12 kr. oder 18 gr.

17te u. 18te Lfg. **Der Geist des Orients,** erläutert in einem Tagebuch über Reisen durch Rumili während einer ereignißreichen Zeit von Dr. Urquhart. A. d. Engl. übersetzt von Dr. F. G. Buck. 2 Bde. 3 Rthlr. 8 gr. oder 5 fl.

19te Lfg. **Rußland und die Tscherkessen.** Von K. F. Neumann. Preis 1 fl. 30 kr. oder 21 gr.

20ste — **Reisen auf den griechischen Inseln des ägäischen Meeres.** Von Dr. Ludwig Roß. Erster Band. Mit zwei Kupfern. gr. 8. brosch. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 gr.

21ste — **Ein Besuch auf Montenegro.** Von Heinrich Stieglitz. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 gr.

22ste — **Acht Wochen in Syrien.** Ein Beitrag zur Geschichte des Feldzuges 1840. Mit einer Karte vom Kriegsschauplatz. Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 4 gr.

23ste — **Reise durch Rußland nach dem kaukasischen Isthmus** in den Jahren 1836, 1837 und 1838 von Karl Koch. Brosch. Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 8 gr.

24ste — **Beschreibung von Kordofan und einigen angränzenden Ländern,** nebst einem Ueberblick über den dasigen Handel, die Sitten und Gebräuche der Einwohner und die unter der Regierung Mehemed Ali's stattgefundenen Sklavenjagden. Von Ignaz Pallme während dessen Anwesenheit in den Jahren 1838 bis 1839 verfaßt. Gr. 8. brosch. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 gr.

25ste — **Reisen auf den griechischen Inseln des ägäischen Meeres.** Von Dr. Ludwig Roß. Zweiter Band. Mit einem Kupfer, einer Karte und mehreren Holzschnitten. gr. 8. Velinp. brosch. Preis 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

26ste — **Reise durch Rußland nach dem kaukasischen Isthmus** in den Jahren 1836, 1837 und 1838. Von Karl Koch. Zweiter Band. Gr. 8. broschirt. Preis 4 fl. 48 kr. oder 2 Rthlr. 20 gr.

27ste — **Geschichte der Entdeckung und der Eroberung Peru's** von Francisco de Xerez, Pizarro's Geheimschreiber. Aus dem Spanischen von Dr. Ph. H. Külb. Nebst Ergänzung aus Augustins de Zarate und Garcilasso's de la Vega Berichten. Gr. 8. brosch. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 12 Sgr.

Stuttgart und Tübingen. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

Inhalts-Verzeichniß.

Größere Aufsätze.

Ueber alte Völkerzüge im illyrischen Dreieck. Nr. 92. Sind die Neugriechen slawischen oder hellenischen Ursprungs? Nr. 93—97. — Etwas über die Lagunen Venedigs. Erster Artikel. Nr. 92—93. Zweiter Artikel. Nr. 101—103. — Ueber den Handelsverkehr zwischen Nordamerika und Europa. — Das Schloß Sanvincenti in Istrien. ibid. — Aquileja. Nr. 94. — Lord Ashley's Vorschlag zur Verminderung der Arbeitsstunden. Nr. 95. — Die Patans in Indien. Nr. 96. — Der New-York und Erie-Canal im Staate New-York. Nr. 97. 98. — Englische Sports: Die Jagd. Nr. 98—100; Schießübungen. Nr. 104. Das Angeln. Nr. 105—107; Hahnenkämpfe. Nr. 106; Hundisches. Nr. 109. — Verkehr der Araber mit Indien. Nr. 99. — Skizzen vom kaspischen Meere. Nr. 100—103. — Galveston und seine Bay. Nr. 101. — Ueber die neuern englischen Dichter. Nr. 102. — Religiöse Malerei in Frankreich. Nr. 103. — Ausflug jenseits des Onega-Sees. Nr. 104. — Nachricht über die Goldsandlager in Sibirien. Nr. 105. — Bataillon. Eine Geschichte aus den Pampas. Nr. 106—110. — Die alten Seen und Teiche in Ceylon. Nr. 106. — Der amerikanische Menschenstamm. Nr. 107. — Die alten Denkmäler von Tiflis. Nr. 108—110. — Der Kaffee-Häuser in Algier. Nr. 110, 111. — Hrn. Violets Fahrten und Abenteuer. Sechster Zug. Nr. 111—113. — Volksleben in Venedig: Die Riva del Schiavoni. Nr. 111—113. Der nordwestliche Theil der Stadt: der Ghetto. Nr. 114. 115. — Zauberei und Aberglaube auf Ceylon. Nr. 112. — Ethnographische Erforschung Sibiriens. Nr. 113. — Englische Colonien-Neusüdwales. Nr. 114; Neuseeland. Nr. 116. 117. — Die Tunguſen im Kreise Nertschinsk. Nr. 114. — Skizzen aus Merito: Tertulias; Rauchen der Frauenzimmer. Nr. 115; Besuch in einer Silbermine. Nr. 117. — Skizzen aus Oberitalien: Von Mailand nach Chamouny. Nr. 118—120. — Haushalt der Stadt Paris. Nr. 119—121. — Orientalische Gesellschaft in Nordamerika. Nr. 120. 121. — Jagdzüge im nordöstlichen Rußland. Nr. 121.

Chronik der Reisen.

Middendorffs Reise im nördlichen Sibirien. Nr. 94—97. Nachtrag. Nr. 98—100.

Kleinere Mittheilungen.

Arbeiten der New-Yorker historischen Gesellschaft. Nr. 92. — Reste urweltlicher Thiere in Frankreich. Nr. 95. — Die Erdbeben im Jahre 1843. Nr. 96. — Uebereinstimmung der canarischen und Gondisprache. Nr. 97. — Die Bewohner von Warrikauri. Nr. 99. — Münzen des Herzogs von Devonshire. ibid. — Nachricht von Audubon. ibid. — Finnische Nationalität. Nr. 100. — Landverkäufe in Canada. Nr. 101. — Der Fluß Brazos. Nr. 102. — Quecksilber aus China. ibid. — Die Piraneserinnen. Nr. 103. — Umfang des Gletschers im obern Addathal. ibid. — Artesische Brunnen zum Behuf der Bewässerung. ibid. — Weg über den Isthmus von Panama. ibid. — Die Stadt Carmen am Rio Negro. Nr. 104. — Die Kunstausstellung im Louvre. ibid. — Plan zur Durchreisung Australiens. Nr. 105. — Der Marktplatz in Pola. Nr. 107. — Der Talipotbaum. ibid. — Das Souterrain von Carenci. Nr. 108. — Der Bezab-Baum. Nr. — Wasserversorgung von Paris. ibid. — Spital für Schwindsüchtige in England. Nr. 110. — Historischer Documente in England. ibid. — Schwedische Volkssagen. ibid. — Merkwürdiges Mittel gegen die Wasserscheu. Nr. 112. — Plötzliches Steigen und Fallen des Meeres bei Malta. ibid. — Der Sensbaum der Bibel. ibid. — Zunahme von Neusüdwales. Nr. 113. — Zahl der Armen in Paris. ibid. — Chinesische Merkwürdigkeiten in London. Nr. 114. — Bestreben die Menschenopfer unter den Khunds abzuschaffen. Nr. 115. — Die Karapapaken. Nr. 116. — Christliche Katakomben in Griechenland. Nr. 117. — Reichthum der Parsen in Bombay. ibid. — Secundärunterricht in Frankreich. Nr. 118. — Abschaffung öffentlicher Hinrichtungen. ibid. — Engländer in Paris. Nr. 119. — Die Untersuchungen über celtische Alterthümer in Skandinavien. Nr. 120. — Der verflossene Winter in Canada. Nr. 121.

Nr. 92.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

1 April 1844.

Ueber die Völkerzüge im illyrischen Dreieck.

Es ist uns ein Aufsatz zugekommen, der es sich zur Aufgabe gesetzt, den nichtslawischen Ursprung der heutigen Griechen, namentlich aus den noch vorhandenen Spuren ehemaligen Volkslebens nachzuweisen. Da derselbe eben dieses Beweises wegen manche Einzelnheiten des Volksglaubens heraushebt, so können wir ihm die Aufnahme nicht versagen, wiewohl wir wie schon aus frühern Jahrgängen dieser Zeitschrift hervorgeht, im allgemeinen Fallmerayers Ansicht über die Herkunft der heutigen Griechen theilen. Eben deßhalb können wir diese Zusendung nicht ohne einige vorläufige Bemerkungen annehmen, durch welche wir unsere Ansicht zu rechtfertigen uns bemühen wollen, und hiezu finden wir uns auch durch den Umstand veranlaßt, daß in neuerer Zeit von slawischer Seite der eine Ansicht geltend gemacht wird, die uns eben so unhistorisch erscheint, als die der directen Abstammung der heutigen Griechen von den alten Hellenen. Diese Ansicht besteht darin, die Donauländer als Urssitze des Slawenthums und die Veneter am adriatischen Meere als uralte Slawen zu bezeichnen. Man möchte vielleicht fragen, wie wir diese beiden Gegenstände zusammenwerfen können; uns scheinen sie aber einen viel engern Zusammenhang zu haben, als man gewöhnlich glaubt, und da sie für Aufhellung der alten Geschichte von großer Wichtigkeit sind, auch auf neuere, noch sehr unvollkommne ethnographische Forschungen ein Licht werfen, und ein Figerzeig werden können, so erlauben wir uns eine Auseinandersetzung, zu deren näheren Begründung allerdings noch mehrere Mittelglieder fehlen, die aber doch für so stichhaltig, wie manche andere gelten mag.

Es ist wohl ein großer Irrthum, wenn man die alten Griechen, die wir hier der Kürze halber und zur Unterscheidung von den Nugriechen Hellenen nennen wollen, als ein von den Nachbarvölkern grundverschiedenes Einzelvolk darstellen will; im Gegentheil zeigt die leichte Verbindung griechischer Colonien in Kleinasien, am europäischen Ufer von Byzanz bis zum eigentlich sogenannten Griechenland, an dem Ostufer des adriatischen Meers und in Süditalien, daß auf diesen weiten Strecken einerlei Stammvolk, wenn auch in verschiedene Unterstämme getheilt, wohnte. Man hat diesen Stamm, in so weit er sich auf dem Meere an den Küsten hin ausbreitete, den pelasgischen genannt, im Innern der südöstlichen Halbinsel Europa's den illyrischen oder thrakischen, manches aber deutet auf eine Verwandtschaft aller dieser Stämme hin, und wir sind mit Steub (Ueber die Urbewohner Rätiens p. 149) ganz einverstanden, wenn er am Ende seiner merkwürdigen Abhandlung den Schlußsatz aufstellt, „daß es sich mit dem Fortschritt der Wissenschaft ganz klar herausstellen werde, daß im Alterthum vom kleinasiatischen Taurus bis zu den Salzburger Tauern, und vom Bosporus bis zu den Pyrenäen in allen Küstenländern, die das ägäische, das adriatische und das tyrrhenische Meer bespülen, nur stammverwandte Völker pelasgischen Ursprungs gewohnt haben." Durchliest man Abekens Schrift über das vorrömische Mittelitalien, so kann man nicht umhin ihm beizustimmen, daß in ganz Mittel- und Unteritalien nur verwandte, pelasgische Stämme wohnten; wenn wir die Verwandtschaft der mittelitalischen Stämme mit den norditalischen, die Verwandtschaft der Rhätier oder Rasener mit den Etruskern erwägen, so kommen wir nothwendig auf den Schluß hinaus, daß von dem Nordabhang der Alpen bis nach der Südspitze Italiens nur verwandte Stämme, freilich in sehr verschiedenen Bildungsstufen, und mit sehr abweichenden Dialekten wohnten. Durchlaufen wir endlich die ethnographische Schilderung Oberitaliens, Istriens bis hinein nach Pannonien, und hinab nach Macedonien und Mösien, wie sie der jüngere Plinius gibt (siehe den Schluß des dritten Buchs seiner Naturgeschichte), so ist auch hier das pelasgische Gepräge der Namen fast unverkennbar, und die ganze Zusammenstellung scheint auch aus der Ansicht hervorgegangen, daß diese Völker verwandtschaftlich zusammen gehören.

Diese Annahme ist allerdings keineswegs unbestritten, und namentlich hat Schaffarik in seinen slawischen Alterthümern die Veneter am adriatischen Meere für Slawen erklärt, wodurch der bedeutsame Zug pelasgischer Völker im Süden der Donau und in den Gebirgen herauf bis in die

Digitized by Google

Alpen hinein unterbrochen würde, allein diese Ansicht beruht doch hauptsächlich auf dem Namen „Weneter," welcher den Slawen vindicirt wird, obwohl sich Weneter an manchen Orten finden, z. B. in Armorica, wo sicherlich von Slawen keine Rede seyn kann. Während aber Schaffarik in der eigentlichen Abhandlung der Frage, ob die Weneter am adriatischen Meere Slawen gewesen seyen oder nicht (S. 253 ff. d. Uebersetzung) die Frage noch als ein Problem darstellt, das einen ewigen Streitpunkt gelehrter Forschungen bilden werde, nimmt er später doch (p. 467) die Sache als ausgemacht an. Auf noch schwächerem Grunde beruht die Ausführung (p. 225 ff.), daß Slawen ursprünglich, d. h. vor der römischen Eroberung dieser Länder an der untern Donau gesessen. Nestors Aeußerungen hierüber lassen sich so ungezwungen aus den Ereignissen im sechsten Jahrhundert, die ihm sehr leicht durch die Sage bekannt seyn konnten, erklären, daß wir durchaus keinen Grund finden können, aus den dunkeln Stellen dieses Chronisten auf ein um fünf Jahrhunderte älteres Festsitzen der Slawen an der Donau zu schließen, worüber alle Sage verklungen ist, und in den Völkerstürmen des 4ten bis 7ten Jahrhunderts ohnehin vollends untergehen mußte.

Einstweilen, bis triftigere Gründe beigebracht werden, sind wir der Ansicht, daß vom adriatischen bis zum schwarzen Meere, und selbst noch im Norden der Donau, illyrische, den südlichen pelasgischen nahe verwandte Stämme saßen, in welche die griechische und später römische Sprache und Cultur theils mehr theils minder eindrangen. Altgriechenland schloß sich mit den Thermopylen ab, aber nördlich derselben breitete sich über Thessalien und Macedonien griechische Cultur und Sprache aus, wohl sporadisch, wie dieß auch in Albanien der Fall war, aber immer stark genug, um den griechischen Bewohnern ein geistiges Uebergewicht über die theils mehr theils weniger graecisirten Ureinwohner des Landes zu geben, welche die griechische Sprache um so leichter sich aneigneten, je mehr sie in den Grundzügen mit der ihrigen verwandt war. Sind z. B. die Armatolen, welche bis weit in den Norden hinauf an dem Ostabhang der albanesischen Gebirge wohnen, nicht vielleicht sehr alte griechische Colonisten oder graecisirte Ureinwohner, die sich allen Völkerstürmen zum Trotz in ziemlich unzugänglichen Gebirgen erhalten haben? Sie spielen unter Georg Castriota eine bedeutende Rolle, saßen also wohl schon Jahrhunderte lang in diesen Sitzen, auf der einen Seite an Slawen, auf der andern an Albanesen stoßend. Die sonderbare Völkermischung, die wir jetzt im südlichen Theile des illyrischen Dreiecks finden, beginnt nicht erst mit der Völkerwanderung, sondern in denjenigen Zeiten, wo das griechische Culturvolk in die verwandten, aber rohen Stämme im Norden vordrang. Dieß ist die erste Periode, die Römerherrschaft aber bildet die zweite. Durch die Römer wird das kleine Griechenland niedergetreten, die Bevölkerung nimmt ab, und keine Colonien können von den jetzt in der Knechtschaft ruhigen, aber nicht mehr in kräftigem Leben sich entwickelnden Griechen ausgehen; dagegen bricht die Römerherrschaft in die Länder nordwärts von Griechenland ein, dringt bis über die Donau hinaus vor, und drückt den Völkern, die unter den grausamen Kriegen nicht erlegen sind, einen Stempel auf. Wie viel findet sich nicht Römisches in der Sprache der Albanesen, noch viel stärker aber ist dieß in den Wlachenstämmen diesseits und jenseits der Donau der Fall. Die Gründe hievon sind nicht weit zu suchen. Die Schpetaren, d. h. die Felsbewohner, behaupteten eine gewisse Unabhängigkeit, und der Sieger hatte kein großes Interesse, das unfruchtbaren Gebirge mit Verheerungszügen heimzusuchen dagegen werden die Stämme der ebenern Länder ganz verwältigt und romanisirt, weßhalb die Nachkommen der mit römischen Colonisten vermengten Daken und Geten, Triballe Bessen u. s. w. sich ganz richtig selbst Rumuni nennen. Die diese römisch-illyrische, oder von den Griechen jetzt noch mösiodakisch bezeichnete Bevölkerung in der Zeit der Völkerstürme vom 3ten bis 7ten Jahrhundert furchtbar gelitten daß sie durch die eindrechenden deutschen Völker, welche die Slawen nach sich gezogen, durch Hunger und Schwert furchtbar gelichtet, und in einzelne Sitze, namentlich in die Berge gedrängt wurde, auf denen man sie wie im eigentlichen Griechenland, so in Thessalien, Macedonien u. s. w. findet, das ist so natürlich, daß es keines nahern Beweises mehr bedarf, benimmt aber der Ansicht, daß diese illyrische (nicht-slawische) Stämme die Urbevölkerung waren, nichts von ihrer Bedeutung.

Wenn in den Albanesen und Wlachen die Reste der alten pelasgischen Illyrier zu suchen sind, so kann eine genaue Erforschung ihrer Sprache allein zu einigem Ergebniß führen, da wir von den andern pelasgischen Sprachen nur noch das Römische und Griechische, so wie die jetzigen romanischen Dialekte besitzen. Ob die alten Slawen vor der Eroberung durch die Römer am adriatischen Meere und an der Donau gewohnt, ist eine Sache, die jetzt nur noch, wir möchten sagen, ein Eitelkeitsinteresse für die Slawen hat, denn daß die Völker dieser Gegenden von den Römern unterjocht, und theils durch diese theils durch die später eindrechenden Barbaren nahezu vertilgt wurden, leidet keinen Zweifel. Um die Ansicht der Slawen gründlich zu widerlegen, bedarf es aber eines langen Studiums, zu welchem indeß die Bahn gebrochen ist. Abgesehen von den berühmten Werken über die Etrusker, würde es höchst ersprießlich seyn, wenn man die Arbeit, wie sie Steub für die Ortsnamen in Tirol und Rhätien unternommen, über die südlichen Abhänge der Alpen, über Istrien, Dalmatien, über die Herzegowina, Bosnien und alle umliegenden Länder bis nach Macedonien hinein verfolgen könnte. Die Ergebnisse eines solchen Studiums, in Verbindung mit einer genauen Erforschung des Albanesischen und der wlachischen Dialekte würde zwei Dinge herausstellen, erstens, wie weit das slawische Element jedes andere überwältigt und selbst die Ortsnamen vernichtet, und zweitens, welche Sprachreste und Sprachformen noch auf die frühern nichtslawischen Bewohner dieser Länder zurückdeuten. Genaue ethnographische Forschungen, wie sie z. B. Kandler in neuerer Zeit über das österreichische Küstenland angestellt, würden allerlei merkwürdige Ergebnisse zu Tage fördern, und selbst zeigen, daß Sage und Geschichte

Digitized by Google

über dieſe Gegenſtände nicht ſo ganz ſtumm ſind, als man gewöhnlich glaubt.

Die Anwendung dieſer Vorderſätze auf den nachfolgenden Aufſatz iſt nicht ſchwer; daß Slawen in alle Theile des continentalen Griechenlands eingedrungen, läugnet niemand mehr, da zu viele Ortsnamen den langen Aufenthalt ſlawiſcher Stämme in dieſen Ländern beweiſen; in wie weit die altgriechiſche, ſchon durch die harte Römerherrſchaft ſtark gelichtete Bevölkerung unterging, das zu beſtimmen iſt nicht mehr möglich, und der Streit darüber auch um ſo nichtiger, als drei Viertheile der jetzigen Bevölkerung Griechenlands anerkanntermaßen Albaneſen ſind, von denen nur die weit geringere Hälfte das Neugriechiſche ſpricht. Inwiefern die Erhaltung einiger abergläubiſcher Meinungen und Anſichten für die Fortdauer der Race ſprechen kann, möchte nicht leicht auszumachen ſeyn; jetzt wird in ganz Griechenland kein Slawiſch mehr geſprochen, es beginnt erſt in Macedonien wieder, aber ſlawiſcher Aberglaube hat ſich doch auch im neuern Griechenland ſelbſt mit den ſlawiſchen Namen erhalten, wie der Glaube an die Vampyre beweiſt, die noch jetzt im ganzen continentalen Griechenland mit dem ächt ſlawiſchen Wort Vrukolakas (Währwolf) bezeichnet werden, während die Keerkenſer, zu denen nie Slawen gekommen, einen rein griechiſchen Namen, *Karaxavás*, der Mörder, dafür geſchöpft haben. Wie viel griechiſcher Volksaberglaube mag ſich unter gräciſirten Albaneſen, unter den Armatoien des Gebirgs erhalten und ſpäter wiederum größere Verbreitung gefunden haben, als das ſlawiſche Element vor dem albaneſiſch-griechiſchen wieder etwas zurückwich.*) Manche Art von Aberglauben, wie z. B. der vom böſen Blick, haben eine ungemein weite Verbreitung, und wenn ihn die neuen Bewohner Griechenlands beſitzen wie die alten, ſo iſt dadurch noch gar nicht bewieſen, daß ſie ihn durch fortdauernde Erbſchaft von den alten überkommen haben. Griechiſche Bildung hat eine ſo weite Verbreitung gefunden, warum nicht auch griechiſcher Aberglaube? zudem läugnet niemand, daß der griechiſche Stamm ſich auf manchen Inſeln, wenn auch nicht ohne Zuſatz, doch ohne weſentliche Umgeſtaltung erhalten habe. Der Einfluß Altgriechenlands auf alle umwohnenden, noch dazu ſtammverwandten Völker hat nahezu anderthalbtauſend Jahre gedauert, folglich mußte von ihren Meinungen und Anſichten vieles auf die Nachbarn übergehen, und konnte leicht wenn auch meiſt in etwas veränderter Form wieder hereingebracht werden. Der Fehler, den manche in der Beurtheilung dieſer Verhältniſſe begehen, liegt hauptſächlich darin, daß ſie die alten Griechen nicht als einen beſonders hervorragenden Theil eines großen Ganzen, nämlich des pelasgiſchen Volks, ſondern als einen abgeſonderten, einzeln für ſich beſtehenden Stamm betrachten. Dieß ſind die Vorbemerkungen, mit denen wir den nachfolgenden Artikel einleiten zu müſſen glaubten, wobei wir indeß bemerken, daß wir mit dem Verfaſſer eine von neuern ſlawiſchen Gelehrten aufgeſtellte Urverwandtſchaft der Slawen und Hellenen ſprachlich und hiſtoriſch für ganz verwerflich anſehen.

*) Daß die Slawen wahrſcheinlich vom 8ten bis 10ten Jahrhundert auch im eigentlichen Albanien viel weiter verbreitet waren als im 14ten und 15ten, und als jetzt, das beweiſen die zahlreichen ſlawiſchen Namen in ganz albaneſiſch-redenden Diſtricten, im eigentlichen Albanien, Griechenlands ſelbſt gar nicht zu gedenken, wo es von ſlawiſchen Ortsnamen wimmelt, obwohl die Bewohner der Orte jetzt reine Albaneſen ſind.

Etwas über die Lagunen Venedigs.

Erſter Artikel.

(Nach einem Privatſchreiben.)

Schon ſüdlich von Trient überraſchte mich die Geſtaltung des Terrains; noch intereſſanter iſt mir aber dieſelbe auf der Fahrt von Verona hieher und in der Umgegend der Lagunen ſelbſt erſchienen, denn was dieſe Lagunen eigentlich ſind, welche Bedeutung ſie für die ganze Entſtehung und Entwicklung des venetianiſchen Freiſtaats gehabt haben, davon dürften ſich nur wenige, auch wenn ſie ſelbſt hier waren, eine richtige Vorſtellung machen. Ich darf daher annehmen, daß Ihnen die folgenden Bemerkungen willkommen ſeyn werden, um ſo mehr, wenn ich zuvor noch erwähne, daß man ſelbſt von den eingeborenen Venetianern nicht ſelten die wunderlichſten und verkehrteſten Antworten erhält, wenn man z. B. fragt: „weßhalb die Strömung in dem großen Binnenwaſſer hier nordwärts, dort plötzlich ſüdwärts läuft, obgleich die Fluth noch immer ſteigt?“ — oder: „warum dieſer Theil ein Palude (Sumpf), jener ein Valle (Thal) genannt wird?“ — oder: „weßhalb von den zur Ebbezeit zu Tage liegenden ausgedehnten Grundſtrecken die höhern und conſolidirtern trotz der Fruchtbarkeit des Bodens nicht längſt angebaut wurden?“ u. ſ. w. Ich will verſuchen in möglichſter Kürze eine genügende Darſtellung der allgemeinen Verhältniſſe dieſes intereſſanten Terrains zu entwerfen.

Wenn man auf dem Wege von Verona nach Venedig über Montebello, Vicenza und Padua nach der Waſſerſcheide zwiſchen der Etſch und der Brenta ſich umſieht, wird man ohne Hülfe eines der Gegend ſehr Kundigen dieſelbe eben ſo wenig entdecken, als zwiſchen Padua und Treviſo die Scheide zwiſchen den Gewäſſern der Brenta und denen des Sile und Piave-Fluſſes.*) Das ganze Flachland zwiſchen den Vorhöhen der Alpen und dem Golf von Venedig iſt von Flüſſen, Bergſtrömen (torrentes) und Canälen nach allen Richtungen hin ſo vielfach durchzogen, daß man durchaus keine beſtimmte Abdachung gewahr wird, um ſo weniger, als alle dieſe Waſſer, wie in Holland, mit hohen Dämmen eingefaßt ſind, um die großentheils weit unter dem gewöhnlichen Waſſerſtand und ſelbſt unter dem Niveau der Flußbetten liegenden Niederungen (oder vielmehr den auf- und angeſchwemmten Boden, woraus das ganze Land beſteht) vor Ueberſchwemmungen zu bewahren. In welcher Zeit die erſten Arbeiten dieſer Art hier vorgenommen wurden, darüber habe ich bisher keine beſtimmte Auskunft gefunden; daß indeß manche derſelben ein ſehr hohes Alter haben müſſen, geht ſchon aus der Höhe hervor, bis zu welcher die Flußbetten durch beſtändig nachrollende Steine herausgewachſen ſind. Natürlich müſſen in gleichem Verhältniß auch die Dämme erhöht werden, und gewiß wird dereinſt eine Zeit kommen, wo dieſes ſteigende Mißverhältniß zwiſchen Waſſer und Land für letzteres bedenklich werden muß, um ſo mehr, da es

*) Weiter ſüdlich bilden freilich die euganiſchen Berge eine ſehr ſichtbare Waſſerſcheide, aber beide Flüſſe, Etſch und Brenta, fallen doch unterhalb Chioggia dicht nebeneinander ins Meer.

Digitized by Google

keinem Zweifel unterworfen ist, daß der mittlere Wasserstand des Meerwassers im Golf von Venedig gleichfalls steigt.*)

Doch überlassen wir die Sorge dafür der Zukunft. Hier genüge die Bemerkung, daß zur Zeit der ersten Begründung Venedigs das Land jedenfalls noch ganz anders aussah, und daß es seine jetzige, keineswegs ganz stabile Gestaltung großentheils den Arbeiten der Venetianer verdankt. Als zur Zeit der Völkerwanderung Oberitalien mehr und mehr von wilden Horden durchzogen und verwüstet ward, da faßten die Anwohner der Piave und Brenta den nicht allein für sie selbst, sondern gewiß auch für Wissenschaft und Civilisation im allgemeinen sehr glücklichen Gedanken, sich und ihre ganze materielle und geistige Errungenschaft vor den Eingriffen der Barbaren ins Meer zu flüchten, d. h. auf die Inseln, die sich vor den Mündungen der vielen Bergströme im nordwestlichen Winkel des adriatischen Meeres gebildet hatten. Im Jahre 421 n. Chr. ward in Rialto die erste Kirche von ihnen erbaut; später ward Malamocco die Hauptstadt des neuen Staats, und hier residirten auch die ersten Dogen. Aber diese reiche Stadt ward in Folge innerer Zwiste 830 durch Feuer und später durch ein Erdbeben mit heftigen Sturmfluthen gänzlich zerstört, und ist gegenwärtig nur ein ärmliches Nest, während das jetzige Venedig seinen entschiedenen Vorrang vor allen übrigen Ortschaften der Republik besonders dem Umstande zu danken hat, daß im Jahre 827 die irdischen Reste des heil. Marcus (des Evangelisten) von Alexandria dahin gebracht wurden. Was San Marco von jeher und bis in unsere Zeit für die Venetianer bedeutet, ist weltbekannt. Uebrigens ist in der venetianischen Geschichte noch gar vieles dunkel, und Cooper hat durch seinen Bravo nur dazu beigetragen, die Vorstellungen und Ansichten der belletristischen Lesewelt noch mehr zu verwirren. Als das beste Werk über die Geschichte der Republik gilt hier das Buch des Franzosen Daru, aber nicht das Originalwerk, auch nicht die erste italienische Uebersetzung mit Noten, sondern die neuere Bearbeitung, welche in 11 Theilen unter dem Titel: „Storia della Republica di Venezia di P. Daru, con note ed osservazioni" 1837 in Capolago erschienen ist. Es freut mich hinzufügen zu können, daß in kurzem neue und wichtige Beiträge und Aufschlüsse dem Vernehmen nach aus der Feder des hiesigen Grafen Sagredo zu erwarten sind, dem viele bisher unbenutzte Archive und Familiendocumente zu Gebote stehen. Daß es an solchen nicht fehlt, kann man sich denken, wenn man das Alter und die Bedeutung der hiesigen Aristokratie kennt. Der erste Doge, P. L. Anafesto, ward bekanntlich 697 erwählt; von dem zweiten, Marcello 712, existiren jetzt noch directe Nachkommen, und manche Familien rühmen sich eines tausendjährigen Alters. Leider waren die frühern Verhältnisse des Staats der Art, daß eben diese Familien ihre Archive schwerlich über das 17te Jahrhundert hinaus zur Bearbeitung und Veröffentlichung hergeben werden. Doch ich kehre zur Darstellung der Localverhältnisse zurück.

Die ganze Existenz des Staats beruhte von jeher auf der Trennung vom Festlande durch das Meer. Es konnte daher den klugen Venetianern nicht entgehen, daß ihnen Gefahr drohe, wenn es nicht gelänge der Verflachung des Golfs (durch fortwährend nachschießende Gerölle aus den Strömen und sanftige Aufschwemmungen) Einhalt zu thun. Außerdem kamen sie bald zu der Einsicht, daß die Vermischung des Seewassers hinter den äußersten Dünen und Sandbänken mit dem Süßwasser der Flüsse immer größere Sümpfe und Moräste bilden müsse, in deren Ausdünstung man längst die Ursache verheerender Fieber erkannt hatte. Aus diesen zweifachen Gründen entschloß man sich, die sämmtlichen Süßwasserzuflüsse durch Dämme und Canäle um das ganze Binnenmeer herum ins offene Meer zu leiten. So ward die Brenta mit allen Nebenwassern südwärts bis zum jetzigen Hafen von Brondale (eine geographische Meile unterhalb Chioggia) geführt, die Gewässer des Sile dagegen nordwärts über Cavanecherina in die Mündung des Piave. Durch diese großartigen Dammbauten ward das ganze unter dem Namen Lagunen begriffene Binnenmeer in einer flachen Bogenlinie von circa 12 geographischen Meilen Länge vor jeder nachtheiligen Einwirkung der Süßwasserzuflüsse geschützt. Aber der Schutz gegen die ungeheure Gewalt der vom Scirocco erregten Meereswogen erforderte nach der Seeseite hin noch ganz andere Anstrengungen, und man kann in der That nur staunen, wenn man sieht, was hier von den energischen und beharrlichen Republicanern geleistet worden ist. Das ganze littorale (Ufer) zerfällt in vier Haupttheile: das nördlichste, Littorale di Cavallino, ist ziemlich breit und hoch; vom Hafen von Lido südwärts erstreckt sich die Insel Malamocco, welche durch die obenerwähnte Katastrophe zu einer sehr schmalen Sandbank geworden ist; dann folgt in derselben Richtung das noch schmalere Littorale di Pellestrina und endlich das Littorale di Chioggia. Diese flachen Sandbänke aber konnten gegen den furchtbaren Wogenschlag des adriatischen Meeres nicht einmal für den Bestand, viel weniger für den Seehandel Venedigs hinreichenden Schutz gewähren; deßhalb ward das ganze flache Uferland bis zu den höhern Dünen an der Ostseite durch Millionen großer Felssteine, die sämmtlich zu Schiff von der illyrischen Küste herübergeführt wurden, gegen die vernichtende Gewalt des Meeres geschützt.

(Schluß folgt.)

*) Im Jahre 1732 mußte der Marcusplatz um 1 Fuß erhöht werden, weil er schon bei gewöhnlicher Fluthhöhe überschwemmt ward. Der Mathematiker Zendrini stellte genaue Vermessungen an, welche 1796 und 1810 von Cicognara (s. dessen Fabriche più conspicue di Venezia) wiederholt wurden, und das Resultat — dessen Richtigkeit seitdem durch mancherlei Untersuchungen auch an andern Uferstellen des Golfs anzukommen bestätigt worden ist — war eine progressive Erhöhung des mittlern Wasserstandes um reichlich 3 Zoll in 100 Jahren.

Die New-Yorker historische Gesellschaft hielt am 6 Februar eine Sitzung, worin ein in alterthümlicher Beziehung sehr interessanter Gegenstand zur Sprache kam. Hr. Schoolcraft, bekannt durch seine Reise zur Entdeckung der Mississippiquellen, stattete seinen lang erwarteten Bericht ab über die indianischen Namen des Staats New-York. Die frühesten Stämme, welche über den Mississippi gingen waren diejenigen, welche ihren Namen den Alleghany-Bergen und dem Alleghany-Fluß gaben. Diese waren von zwei andern ganz verschiedenen Stämmen gefolgt und wurden von ihnen besiegt. Einer derselben ist unter dem Namen der Irakesen oder sechs Nationen, die andern als die Delawaren oder Wölfe bekannt, und von diesen beiden rühren augenscheinlich die ältern geographischen Namen von New-York her. Der Zweck des Berichts, so wie einer in Folge desselben niedergesetzten Committee ist, eine Karte des ganzen Landes mit den indianischen Namen der Orte und Flüsse zu entwerfen. Die Geschichte der indianischen Stämme und ihrer Sprachen sollen vorerst von dieser Untersuchung ausgeschlossen seyn. An dem Material für die Karte wird schon lange gesammelt, und es soll sehr reichlich seyn. (New York Cour. and Enq. 14 Febr.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 93.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

2 April 1844.

Ueber den Handelsverkehr zwischen Nordamerika und Europa.

Obgleich die Nordamerikaner in neuerer Zeit auch angefangen haben, sich auf die Fabrication zu werfen, so herrscht doch im Ganzen noch die Ansicht vor, daß Nordamerika die Hauptmasse seiner Fabricate aus Europa zu beziehen und mit Rohproducten zu bezahlen habe. Früher überstieg die Einfuhr von Fabricaten die Ausfuhr, seit einigen Jahren ist es umgekehrt, und die Engländer erkannten schnell die Absicht der Amerikaner, die Aus- und Einfuhr in der Art zu regeln, daß letzteren ein bedeutender Ueberschuß in baarem Gelde bezahlt werden müsse. Wir haben früher schon gelegentlich erwähnt, daß im vorigen Jahre eine ungeheure Geldmasse, gegen 22 Millionen Dollars, nach Nordamerika strömte, in diesem Jahre beginnt das Einströmen von baarem Gelde später, theils weil eine größere Masse Fabricate eingeführt und anderntheils weil man mit der Ausfuhr von Rohproducten im Rückstande ist. Wenn in den letzten zwei Jahren das Bestreben der Amerikaner nur der aufmerksameren Handelswelt klar wurde, so ist es diesmal eine so offenkundige Sache, daß sie ganz ungescheut in den Journalen besprochen wird und die Plane sehr unumwunden hervortreten. Eine in Amerika ziemlich verbreitete Zeitung, the Semiweekly Courier and Inquire vom 14 Februar d. J. läßt sich darüber folgendermaßen vernehmen: „Seit mehreren Jahren hingen die Preise unserer Rohproducte, namentlich der Baumwolle, ausschließlich von dem Preis in fremden Ländern ab, aber warum? einfach deßwegen, weil wir mit Schulden beladen waren, und zufrieden seyn mußten, welchen Preis uns z. B. die fremden Spinner für unsere Baumwolle geben wollten; hiezu kam noch die unmäßig große Ernte des Jahres 1842. Jetzt hat sich aber dieß alles geändert. Durch geduldige Ausdauer, namentlich aber durch Sparsamkeit, hat sich das ganze Land allmählich aus seiner Verschuldung erhoben. Wir sind reich und können in Zukunft auf unsere großen Stapelwaaren unsern eigenen Preis setzen, statt demüthig die ärmlichen Preise anzunehmen, die man uns im vorigen Jahr gemacht hat." Der Verfasser schildert sodann das Verfahren der englischen Capitalisten, welche die Baumwollenpreise niedrig halten und die Amerikaner nöthigen wollen, entweder die Baumwolle zu niedrigem Preise oder baares Geld nach England zu schicken, und räth seinen Landsleuten, lieber baares Geld aus dem Lande zu senden. „Baumwolle, fährt er dann fort, ist besser als Gold und Silber in jeder Beziehung; Europa muß die Baumwolle haben, und muß uns dafür so viel Gold und Silber geben, als wir zu verlangen für gut finden." Der letztere Satz ist freilich nur mit großer Einschränkung wahr, aber im Ganzen genommen ist die Sache richtig, und zwar nicht bloß in Bezug auf Baumwolle, obgleich dieß der Hauptartikel ist. Amerika wird Europa nach und nach mit seinen Rohproducten überwältigen, wenn Europa nicht alle Kräfte aufbietet, um durch erhöhte und verfeinerte Gewerbsthätigkeit ein Gleichgewicht wieder herzustellen, das diese Uebermacht der Rohproducte zu zerstören droht. Man sieht aus der obigen Anführung, daß die Amerikaner ihren Zweck klar erkennen und mit einer Thätigkeit verfolgen, in der man ihnen wohl nachahmen dürfte. Inzwischen hat man in Nordamerika selbst ein Journal zur Vertheidigung der Ansichten des freien Handels gestiftet, und Engländer sollen dasselbe mit nicht unbedeutenden Summen unterstützen. Die Nordamerikaner sind aber zu klug, um nicht vorerst von den Engländern die Befolgung der gepredigten Grundsatze der Freihandelslehre zu verlangen, ehe sie ihr bisheriges System ändern, das ihnen bereits so gute Früchte getragen hat.

Sind die jetzigen Griechen hellenischen oder slawischen Ursprungs?

Da die jüngsten Ereignisse in Griechenland die Aufmerksamkeit Europa's wieder in hohem Grade auf das griechische Volk gelenkt haben, so dünkt es uns von großem Interesse, eine in der Wissenschaft noch nicht vollständig erledigte Frage wieder in Anregung zu bringen, deren befriedigende Beantwortung und Erledigung nicht allein für die Wissenschaft, sondern auch in staatlicher Beziehung für ganz Europa von

Digitized by Google

Wichtigkeit und Bedeutung ist. Was bisheran von Schriftstellern und Gelehrten verschiedener Nationen zur Vertheidigung der „slawischen" Abstammung der jetzigen Griechen geschrieben worden ist, erachten wir, um unsere Meinung in dieser Sache gleich von vornherein auszusprechen, für ziemlich unhaltbar und parteiisch, um so mehr, da bei einigen der ausländischen Schriftsteller in Bezug auf diese Frage politische Zwecke im Hintergrunde zu liegen scheinen. Wir schließen uns daher ohne Bedenken der Meinung derjenigen Schriftsteller und Gelehrten an, welche der „hellenischen" Abstammung der jetzigen Griechen mit schlagenden Beweisen das Wort geredet haben.

Wenn wir hier dieser für die höhere Politik belangreichen Frage unsere Aufmerksamkeit zuwenden, so geschieht dieß zum Theil auch deßhalb, weil die Verfechter der hellenischen Abstammung der heutigen Griechen in der neuesten Zeit von Gelehrten und Schriftstellern unsers nordöstlichen Nachbarlandes, welche die Ansicht, daß die Neugriechen Slawen seyen, im Interesse einer bekannten, europäischen Großmacht durchaus zur Geltung bringen wollen, ihrer entgegengesetzten Behauptungen wegen angefeindet worden sind. Wir gestehen übrigens zu, daß ein jeder Einfluß von Seite anderer Völker, namentlich der Türken, Slawen, Walachen und Italiener auf das griechische Volk geübt worden ist, welcher sich auch in der neugriechischen Sprache zu deutlich kund gibt, und welchen uns die Geschichte sattsam erklärt. Nach den Behauptungen jener Gegner aber würde man regelrecht auf den Schluß kommen, daß Homer ein Skythe gewesen sey und die altgriechische Sprache eine Tochter der skythischen Stamm- und Völkersprache sey. Das Umgekehrte dürfte dann wohl eher der Fall seyn, indem allerdings nicht in Abrede gestellt werden kann, daß sich in den slawischen Sprachen viele griechische Elemente vorfinden, welche aber schwerlich zu der Behauptung berechtigen können, als seyen die Griechen Abkömmlinge der Slawen. Es erklärt sich dieses einfach dadurch, daß die Skythen ihre rohe Sprache durch die gebildetere griechische Sprache in den frühesten Zeiten bereicherten.

Betrachtet man nur die griechische und slawische Nationalphysiognomie, so stellt sich durch die Vergleichung derselben unwiderlegbar heraus, daß zwischen beiden Völkern keine ursprüngliche nahe Verwandtschaft obwalten kann. In der Nationalphysiognomie der heutigen Griechen ist entschieden die orientalische Gesichtsbildung vorherrschend — eine Erscheinung, die insofern sehr auffallend und befremdend ist, als nach den Büsten und Köpfen zu urtheilen, welche uns von berühmten alten Griechen durch die bildende Kunst aufbewahrt sind, die Gesichtszüge der alten Griechen den europäischen Typus gehabt haben müssen. Den Grund für diese Erscheinung suchen wir jedoch in dem vierhundertjährigen Zusammenleben der Griechen mit den Türken, wodurch eine Aenderung in den Gesichtszügen vorgegangen seyn mag, theils durch unmittelbare Vermischung der Griechen mit den Türken, theils durch den geheimnißvollen Einfluß, der von keinem Physiologen in Abrede gestellt werden wird, welchen bei den sich Mutter fühlenden Frauen der tägliche Anblick der häuslichen und äußern gesellschaftlichen Umgebung in Bezug auf die Gestaltung der Gesichtszüge des noch nicht gebornen Kindes äußert. Daß die alten Griechen diesen geheimnißvollen Einfluß kannten, geht schon daraus hervor, daß man, wie ein bekannter deutscher Alterthumsforscher bemerkt, zu eben diesem Zweck im alten Griechenland bedacht war, an allen besuchten öffentlichen Orten und Plätzen schöne Bildsäulen aufzustellen.

Nach dieser Abschweifung kehren wir zu unserem eigentlichen Gegenstand zurück und sprechen die Behauptung aus, daß die orientalische Gesichtsbildung der heutigen Griechen keinen Beweis gegen die hellenische Abstammung derselben liefert, wohingegen dieselbe in die Augen springen läßt, daß kein überwiegender Einfluß von Seite der Slawen auf die Griechen statt gefunden haben kann, und noch weniger bei der so entgegengesetzten Nationalphysiognomie beider in vielfachem Verkehr stehenden Völker eine slawische Abstammung der Griechen denkbar ist.

Daß die südlichen Slawen, z. B. in Bulgarien, Dalmatien und Illyrien, sich der neugriechischen Nationalphysiognomie schon mehr nahern, wollen wir übrigens hier nicht in Abrede stellen.

Von den Gründen, welche C. Fauriel (s. Chants populaires de la Grèce moderne. Paris, bei Firmin Didot, 1824), C. Byhlakis (s. Neugriechisches Leben, verglichen mit dem Altgriechischen, zur Erläuterung beider. Berlin, bei Wilhelm Besser, 1840), und J. M. Firmenich (s. Τραγούδια ἑλληνικά. Neugriechische Volksgesänge. Original und Uebersetzung. In Zusammenstellung mit den uns aufbewahrten altgriechischen Volksliedern. Berlin, bei Karl Heymann, 1840), für die hellenische Abstammung der Neugriechen angeführt haben, wollen wir die hauptsächlichsten hier hervorheben, deren Zusammenstellung ein um so größeres Interesse in Anspruch nimmt, als man dadurch das innere Gemüths- und Seelenleben der Alt- und Neugriechen verglichen, Sitten, Gebräuche und abergläubische Ideen beider zusammen gestellt, und durch die Gleichheit der innern Anschauungsweise und Gefühlsäußerung beider in so manchen Beziehungen die nahe und ursprüngliche Verwandtschaft der Hellenen und heutigen Griechen bewiesen findet.

Charos (Χάρος) nennt der Volksglaube in Griechenland den Engel des Todes, welcher in den verschiedenartigsten Metamorphosen dem Menschen naht und seine Opfer heischt. Offenbar hängt diese Idee mit der Mythe von Charon im Alterthum in genauem Zusammenhange, wie sich denn solcher Anklänge von den Mythen und Sitten der Altgriechen unzählige im heutigen Griechenland vorfinden. Die Neugriechen stellen sich den Charos als einen strengen, narrischen und unerbittlichen Greis vor, der die Menschen von dieser Welt in die andere hinüber bringt. Er hat die Macht, sich in die verschiedensten Gestalten zu verwandeln, um die Menschen zu überraschen und leicht zu erfassen. Wir sehen also, daß die altgriechischen Mythologien von einem Gotte des Todes, von

Digitized by Google

Mercur, dem Geleiter der Todten, und von Charon, dem Fährmann auf dem Styx, bei den Neugriechen in der Person des Charos verbunden sind. Χάρος ist zusammengezogen aus Χάροντας, welcher Nominativ auch häufig vorkommt. Als Beweis diene eines der bekanntesten neugriechischen Volkslieder, in welchem Charontas in der Rolle des Hermes, als Geleiter der Abgeschiedenen, dargestellt wird. *)

Den Fährmann der alten Griechen haben die romantischen Neugriechen gleichsam ritterlicherweise in einen Reiter umgewandelt. Andere schöne neugriechische Volkslieder, welche beweisen, daß der Charon der Altgriechen im Volksgeiste der Neugriechen noch fortlebt, sind folgende: „Ὁ Χάρος καὶ ἡ κόρη," und „Ἡ κόρη εἰς τὸν ᾅδην." Namentlich in letzterem Liede, „das Mädchen im Hades," springt die altgriechische Anschauungsweise in Bezug auf die Unterwelt so in die Augen, daß es keiner weitern Worte in dieser Beziehung bedarf. Schwerlich dürfte sich ähnliches bei den Slawen, weder bei den früheren heidnischen, noch bei den jetzigen christlichen vorfinden. Der Götzendienst der alten Slawen, in welchem übrigens der Dualismus, nämlich das zweifache Princip von Licht und Finsterniß vorherrscht, weßhalb der gute Gott „Biel-Bog" (weißer Gott) und der böse Gott „Czerny-Bog" (schwarzer Gott) genannt wurde, wird von den slawischen Gelehrten als aus der Religion der Hindus hervorgegangen dargestellt, so wie auch Ostindien als das Urvaterland der Slawen genannt wird. Surowiecki leitet die slawische Sprache aus der Quelle des Sanskrit ab. Dieselbe soll die meisten reinen Wurzeln aus der indischen Sprache erhalten haben. Der gelehrte Pole Maiewski sucht diese Aehnlichkeit in seinem Werke „O Slowianach i ich pobratymcach" (Warschau 1816) darzustellen.

In den τραγούδια πλασταὰ der Neugriechen offenbaren sich die vielen abergläubischen Volksideen, welche sich zum großen Theil auf Mythologien der Altgriechen zurückführen lassen. Der Neugrieche belebt, wie der Altgrieche, die ganze Natur, und denkt sich überall ein den Urstoff des Gegenstandes repräsentirendes lebendes Wesen, welches er στοιχεῖον nennt und sich in den verschiedenartigsten Gestalten vorstellt. Wir sehen also, daß die Nymphen, Dryaden, Oreaden, Satyren u. s. w. der Altgriechen im Geiste der Neugriechen unter anderen Gestalten fortleben. So denken sie sich z. B. den Geist des Feldes unter der Gestalt eines Drachens, dem sie zum Zeichen der ewig frischen Jugend- und Zeugungskraft auch einen weiblichen Drachen als Gattin zulegen, deren Schooß die Blumen und Pflanzen des Feldes mit jedem Jahre neu entspringen. Wir verweisen in dieser Hinsicht auf ein schönes neugriechisches Volkslied, worin ein Sänger im Winter auf dem Felde singt und den schlafenden Drachen auf diese Weise weckt. Der Drache, welcher wegen des Gesanges den Frühling nahe glaubt, erscheint und will, da er sich getäuscht findet, den Sänger verschlingen.

„Ξύπνᾶς τ' ἀηδόνι μ' ἀπ' τὰις φωλιὰις καὶ τὰ πουλὶ ἀπ' τοὺς κάμπους,
Ξύπνᾶς κ' ἐμὲ τὸν Δράκοντα, μὲ τὴν Δρακόντισσάν μου.
Vom Neste weckst die Nachtigall'n, die Vöglein von den Feldern,
Und mich, den Drachen, weckst du auf, und gar auch meine Drachin."

(Fortsetzung folgt.)

*) S. „Ὁ Χάρος καὶ αἱ Ψυχαὶ," „Lied vom Charos und den Seelen." Seite 81 in Firmenichs Τραγούδια ῥωμαϊκά.

Das Schloß Sanvincenti in Istrien.

(Nach dem Italienischen des Dr. Kandler, von J. Löwenthal.)

Im Innern Niederistriens, fast in gleicher Ferne vom adriatischen Meere und dem Quarnero, erhebt sich, das ganze Gebiet zwischen dem Leme- und Arsacanal beherrschend, das Schloß Sanvincenti, als Zeuge mittelalterlicher Zustände und jenes venetianischen Bürgerthums, das die republicanische Regierungsform mit der Lehnsverfassung vereinte.

Das Schloß gehörte den Bischöfen von Parenzo, welche es als fromme Spende von den Kaisern erhalten hatten und noch jetzt als Gutsherren besitzen. Später wurden damit die Sergier belehnt, welche rings als erbliche Generalcapitäne und Grafen von Pola mächtig und im Besitze prächtiger Schlösser und hoher Aemter waren, endlich aber durch die Volkspartei verdrängt wurden, die, ihrer Herrschaft müde, sich dem venetianischen Löwen unterwarf; hierauf gehörte das Schloß den venetianischen Familien Marosini und Grimani von St. Luca, welche letztere es noch mit bürgerlicher Gerichtsbarkeit besitzt, ehemals aber die höchste gesetzliche Gewalt daselbst ausübte. Jene venetianischen Edelleute, welche Paläste, aber keine Schlösser besitzen, keine öffentliche Macht unter eigenem Namen, sondern nur für die Republik üben, keinen andern Titel als den eines Edelmannes führen, und als Adelszeichen nur einen Schild, aber keine Angriffswaffe tragen durften und in Sitzungen als Bürger erschienen, benahmen sich ganz anders auf ihren Gütern, wo sie mit unbedingter persönlicher Gewalt als adelige Ritter herrschten.

Das Schloß bildet ein aus festen Mauern und Gräben umgebenes Viereck. In einem Flügel befanden sich die Wohnungen des Ritters und seiner Schildträger. Die andern drei waren durch feste hohe Thürme kriegerisch bewehrt. Der innere Hof diente zu Waffenübungen. Der einzige Eingang zum Schlosse war mit Fallgitter und Zugbrücke versehen. Auf der Mauer sah man das herrschaftliche Wappen mit Helm, Krone und Schwert, als Zeichen der peinlichen Gerichtsbarkeit. Der ganze Bau hat so schöne Verhältnisse, daß das Schloß als ehrwürdiges Muster der Baukunst jener Zeit dienen konnte. Die Ritter suchten den Tempel Gottes durch edeln Styl auszuzeichnen, und bekundeten dadurch ihre Frömmigkeit und ihren Kunstsinn, so wie durch den öffentlichen Bogengang (Loggia) ihre Achtung fürs Volk, wie denn überhaupt der venetianische Edelmann auch unter Küraß, Rüstung, Pikelhaube und mit der Keule bewaffnet jene Leutseligkeit, Bildung und Sanftmuth bewahrte, wodurch die ganze Nation sich von jeher auszeichnet hat

Sanvincenti erregt in seiner alterthümlichen Form die Aufmerksamkeit des Fremden. Auf dem Vorplatze versammeln sich nach herkömmlichem Brauche die Landleute aus der Umgegend zum Jahrmarkt.

Digitized by Google

Etwas über die Lagunen Venedigs.

Erſter Artikel.

(Schluß).

Dieſe unermeßlichen Steinmaſſen ſind meiſtens — wo die Sandbänke von Natur höher waren als der Fluthſtand des Meeres — nur in dicken Lagen ſchräg angeſchüttet; an den ſchwächeren Stellen aber — namentlich gegen Chioggia hin, wo das Waſſer die Sandbank überſtrömte, in der Länge einer Miglie — ſind aus großen Quadern feſte Mauern (Murazzi) aufgeführt worden, ſo daß auf der ganzen Strecke von etwa 8 geographiſchen Meilen nur drei tiefere Einfahrten (uneigentlich Porti oder Häfen genannt) gelaſſen wurden, nämlich die Porti di Chioggia, di Malamocco und di S. Nicolo del Lido. Von dieſer letztern iſt eine vierte, P. dei tre poreti, die den kleinen Fiſcherbooten als Schutzhafen dient, nur durch eine überfluthete Sandbank getrennt, und beide zuſammen bilden an der Mündung die größere Oeffnung zwiſchen den Littorale von Malamocco und Cavallino. Der Zweck dieſer ſogenannten Häfen iſt, das friſche Meerwaſſer mit jeder Fluth in die Lagunen hinein und mit jeder Ebbe wieder ausſtrömen zu laſſen, wodurch jeder ungeſunden Verſumpfung u. ſ. w. vorgebeugt wird; zugleich aber durch dieſelben Strömungen die Einfahrten ſelbſt vor Verſandung zu bewahren und für die größern Schiffe tief genug zu erhalten. Zu dieſem Zweck und auch zum Brechen der Wogengewalt längs dem ganzen Littorale iſt überdieß noch eine Reihe ſtarker Molos ins Meer hinein gebaut worden. Wenn auch jener Zweck für die jetzige Seeſchifffahrt nur unvollkommen erreicht iſt, ſo war doch durch dieſe Rieſenarbeiten das große Baſſin von mehr als 10 Quadratmeilen Oberfläche gegen die Naturmächte geſchützt. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß gleichzeitig auch für den erforderlichen Schutz gegen menſchliche Gewalt durch Erbauung von Fortificationen mancher Art geſorgt ward, und ſo wie die Venetianer das ganze Werk anlegten, ſtall es in den Hauptzügen noch jetzt da, wenn auch manches, beſonders während der Franzoſenzeit, ganz verfallen, durch die Oeſterreicher wieder hergeſtellt oder neu gebaut worden iſt.

Was nun das Innere der Lagunen betrifft, ſo gewähren ſie, bei hohem Waſſerſtand und vom niedrigen Standpunkt einer Barke aus betrachtet, den ſchönen Anblick einer großen verhältnißmäßig ruhigen Meeresfläche, denn die flachen Ufer, zumal im fernen Süden, kann man oft nicht unterſcheiden. Von der Höhe aber, z. B. vom Marcusthurm herab, wo man die ganze Einfaſſung und weit darüber hinaus ſieht, hat man wirklich ein herrliches Panorama vor Augen, zunächſt die große von tauſend Canälen durchſchnittene Stadt mit allen ihren Kirchen und Palaſten, ringsum das ruhige Binnenmeer mit den vielen bebauten und befeſtigten kleinen Inſeln, dann nach Oſten hin das ganze Littorale, das ſich wie ein langer dunkler Strich diesſeits der wogenden See ſüdlich bis nach Chioggia hinabzieht, deſſen Kirchthurm für weniger ſcharfe unbewaffnete Augen am äußerſten Horizont wie eine Stange hervorragt, während man mit dem Fernrohr noch viel weiter ins Flachland der Pomündungen hinein ſieht. Weiter links gen Südoſt ſenkt ſich der Himmel unmittelbar ins offene Meer, doch im Oſten, ſcheinbar auch über dem Littorale von Malamocco, treten jenſeits der wogenden Fluth die Gebirge deutlich hervor, die ſich auf der großen Halbinſel zwiſchen Trieſt und Fiume hinziehen. Zur Zeit der Ebbe wird anfangs das Bild noch bunter, denn nun ſäumen ſich die Waſſer der Lagunen überall, wo ſie ſeicht ſind, röthlich, gelb oder bräunlich, während die vielen tiefern Stromrinnen die glatte Fläche wie blau oder grün gemalte Bänder und Streifen durchziehen.

Später bei fortgerückter Ebbe und ſeichteſtem Waſſerſtande iſt freilich der Anblick weniger ſchön, aber nicht minder intereſſant, denn obgleich der Unterſchied zwiſchen hohem und niederem Waſſerſtande, bei regelmäßigem Verlauf nur etwa 3 Fuß beträgt, ſo liegt nun dennoch die weite Fläche wie eine neue Landkarte mit kleinen Seen und Flüſſen vor den Augen. Der Boden der Lagunen hat ſich nämlich an manchen Stellen höher als an andern gehoben, und das mit Ebbe und Fluth ab- und zuſtrömende Meerwaſſer hat ſich nach allen Richtungen hin größere und kleinere Rinnen in dem weichen und noch feſtliegenden Schlamm ausgewaſchen, welche ſich gegen die höher liegenden Stellen hin gleichſam wie unzählige kleine Bäche verzweigen. Die größern Rinnen oder ſogenannten Canäle, in welchen auch zur Zeit der Ebbe die Lagunenfahrzeuge hin- und herfahren können, ſind zur Abkürzung der Communicationslinien an verſchiedenen Stellen durch künſtliche Canäle verbunden worden, und dieſe ſowohl, wie die Hauptſtromrinnen ſelbſt werden durch Baggern bei gehöriger Tiefe erhalten. Bei eintretender Ebbe läuft nun das Waſſer, obgleich alles Land noch bedeckt iſt, durch die kleinen Rinnen in die größern ab, und daher fährt man oft eine Strecke mit — und dann plötzlich gegen den Strom, ſobald man nämlich einen Höhenzug (oder eine Waſſerſcheide) des Lagunengrundes überſchritten hat. Die Flächenbezirke, von welchen das Waſſer ganz abläuft, heißen in der Regel Palude (Sumpf), es ſind aber im gewöhnlichen Sinn des Worts keine Sümpfe, ſondern theils nackte graue, theils mit grünen Seegewächſen überzogene Strecken eines feſtgewordenen Schlammbodens, der unter ſeiner Oberfläche wie eine feuchte, feine, ſchwarze Mauererde ausſieht und, mit dem Sandboden der Dünen und Uferſtrecken vermiſcht, bald ein gutes Gartenland bildet. Die Niederungen in dieſer Fläche (meiſt nach Süden hin in der Nähe des Feſtlandes), in welchen das Meerwaſſer ſtehen bleibt oder abſichtlich behufs der Fiſchzucht durch Dämme zurückgehalten wird, heißen Valli (Thäler) — es wird indeß mit dieſer Nomenclatur nicht ſehr genau genommen. Manche kleinere Strecken des Bodens endlich ſind mit höhern Dämmen und Mauern umgeben, welche auch bei der Fluth nicht überſchwemmt werden, und bilden ſo kleine Inſeln, deren man allerdings ohne zu große Mühe noch viele und auch größere gewinnen könnte, aber dadurch würde Venedig als feſter Seeplatz ſeine ganze Bedeutung verlieren, und deßhalb war es auch von jeher ſtreng verboten, nicht allein den Boden der ſogenannten Sümpfe anzubauen, ſondern auch irgend etwas von Schutt oder Kehricht aus der Stadt und den umliegenden Ortſchaften auf dieſen Boden oder überhaupt in die Lagunen zu werfen. Es wird damit auch jetzt noch ſo ſtreng genommen, daß die ungeheure Menge des Unraths aus der großen Stadt (nun 106,000 Einwohnern) ſämmtlich auf dazu beſtimmte Fahrzeuge geladen und bis ans Littorale geführt werden muß, und damit auch unterwegs nichts ausgewieſen werde, wird bei der Abfuhr von der Stadt und bei der Ankunft am äußern Meeresufer der Tiefgang eines jeden ſolchen Fahrzeugs genau gemeſſen. Es iſt indeß ſehr natürlich, daß in der Stadt ſelbſt, trotz allen Verboten, eine Menge Unrath in die Canäle geworfen wird und auch von ſelbſt dahin abfließt; daher müſſen dieſe jedes achte oder zehnte Jahr gereinigt werden, und der ausgebaggerte Schlamm wird dann als Dünger auf den Inſeln oder auf dem Littorale benutzt, um neue Gärten anzulegen oder ſchon beſtehende zu verbeſſern.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 94.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

3 April 1844.

Aquileja.

(Nach dem Italienischen des Dr. Kandler v. J. Löwenthal.)

Die von den alten Römern im Jahre 181 v. Chr. auf dem den Ureinwohnern, vorgeblich als unrechtmäßigen Besitz, entrissenen Boden, gegründete Colonie, die von den ersteren erbaute, mit 3000 Mann Fußvolk und 240 Pferden besetzte Festung zur Beherrschung der Bewohner der östlichen Alpen, der Istrier und Jappyden, die zweite Stadt Italiens an Einwohnerzahl und Reichthum, welche unter ihren 600,000 Insassen über 100,000 römische Bürger zählte und 14 Meilen im Umfange hatte; das Handelsemporium der Völkerschaften diesseits der Donau, der von den Bewohnern Italiens, Illyriens, Griechenlands und Aegyptens am meiste besuchte Seehafen, der Lieblingsplatz des Augustus, Tiberius und anderer Cäsaren; Italiens mächtigstes Bollwerk, zu dessen Vertheidigung in bedrängender Belagerung die Frauen ihre Haare zu Seilen wanden; die Stadt, welche Attila, der Geißel Gottes, muthigen Widerstand leistete, wo der heilige Marcus zuerst das Evangelium lehrte, der Sitz des Patriarchen, eines der ersten Fürsten Deutschlands und Prälaten Italiens; die Stadt mit vierzehn Weihbischöfen und vierzig Stiftsheeren, die Gebieterin Istriens, Friauls, Kärnthens und der wendischen Mark, deren Name im Alterthume wie im Mittelalter in ganz Europa widerhallte, Aquileja ist nicht mehr! Wer vermöchte beim Anblick der Basilica, des alten Thurmes zwischen bebauten Feldern das alte mächtige Aquileja in den dürftigen Häusern wiedee zu erkennen, die heute diesen Namen führen? Die dort gesammelten, mit Inschriften versehenen Steine und Marmorblöcke bilden einen sonderbaren Gegensatz zu den blühenden Fluren, die sie bergen, und zu dem gänzlichen Mangel an großartigen Gebäuden. Aquileja ist spurlos von der Erde verschwunden, und nur einige Vorwerke, ein Canal, der einstige Hafen und die Richtung einiger Hauptstraßen sind noch zu erkennen. Gemeiniglich wird Attila der gänzlichen Zerstörung Aquileja's angeklagt, wiewohl es auch später zu den ansehnlichsten Städten des Reiches gehörte. Nicht die Zerstörung der Mauern und Häuser, die wieder errichtet werden konnten, führten ihren Verfall herbei, sondern die Einfälle der Barbaren, welche Italien die Donauprovinzen entrissen. So versiegte der Quell des gedeihlichen Handels und der Schifffahrt, und Aquileja sank zu einer Provincialstadt herab. Sie hätte sich vielleicht mit der Rückkehr der Ordnung wieder erhoben, allein Venedig hatte nunmehr als Beherrscherin der Meere den Handel des adriatischen Golfs, der Levante und Asiens an sich gezogen.

Aquileja verarmte immer mehr und ward schnell von dem benachbarten Grado überflügelt, das als Insel größere Sicherheit bot; das Wasser, von der Kunst nicht mehr gedämmt und überwacht, nahm einen zerstörenden Lauf: der Boden umher versumpfte, die Luft ward verderblich und raffte die Bewohner hin. Wer nicht aus Beruf oder anderen Verhältnissen hier leben mußte, suchte bessere Wohnung in Cividale und Udine auf; die Priesterschaft fand sich nur zum kirchlichen Dienste ein, und selbst die Pforten des Klosters wurden im Sommer geöffnet, um die Nonnen bis zum Winter auswandern zu lassen.

Udine nahm nun die Stelle des grunddesitzenden, Palma die des befestigten und Triest die des Schifffahrt und Handel treibenden Aquileja ein. Karl VI gedachte es zu seiner frühern Blüthe zurückzuführen, zum Haupthafen der österreichischen Staaten umzuschaffen, allein die Herrscherin der Lagunen widersetzte sich diesem Vorhaben. Maria Theresia wollte eine Colonie der vom Peloponnes geflüchteten Griechen hier gründen, und es schien, als sollte ein griechisches Bisthum an die Stelle des aufgehobenen Patriarchats treten. Durch die spätere Regelung der Gewässer besserte sich die Luft, der Ackerbau gedieh, aber Aquileja erhob sich nicht wieder; doch sein berühmter Name, seine geschichtlichen Erinnerungen leben fort und werden die Gegenwart noch lange überdauern.

Sind die jetzigen Griechen hellenischen oder slawischen Ursprungs?

(Fortsetzung.)

In dem heutigen Thessalien herrscht noch derselbe Aberglaube in Betreff der Zauberei wie in den ältesten Zeiten.

Digitized by Google

Man legt noch immer einigen Personen die Zauberkraft ei, den Mond vom Himmel herabholen zu können, ihn in eine Kuh zu verwandeln und derselben eine Milch zu entnehmen, deren Zauber niemand widerstehen kann. Noch immer glaubt man einige Leute mit der Eigenschaft des „bösen Auges" behaftet, deren Blick einen Menschen zu tödten vermag. Dieser Aberglaube ist von den alten Griechen auch auf die Römer übergegangen und ist namentlich im Neapolitanischen noch sehr verbreitet. Bei den alten Griechen standen besonders die Thebaner um den Pontus im Verdachte, diese tödtende Kraft in ihrem Blicke zu besitzen. Als Schutzmittel dagegen trug man einen Schmuck von Korallen, oder man spuckte sich dreimal in den Busen. S. Theocrit. Idyll. 6. V. 39, wo Damoitas sagt: *ὡς μὴ βασκανθῶ δε, τρὶς εἰς ἐμὸν ἔκτυσα κόλπον.* Was diesen Aberglauben des tödtlichen Augenzaubers (*φθαρμὸς*) bei den heutigen Griechen betrifft, so scheut man sich z. B. nicht, einem angesehenen befreundeten Manne ins Gesicht zu spucken, wenn man glaubt, daß er von der Gefahr des *φθαρμὸς* bedroht werde. Auf diese Weise wird nach dem Volksglauben die Gefahr abgewendet. Zur völligen Entkräftung des Zaubers werden nach dem Spucken dreimal die Worte gesprochen: *φτοῦ, φτοῦ 'ς τὸν κακὸν φθαρμόν!* (Pfui, pfui, du böser Zauber!) Der *φθαρμὸς*, der nach dem Aberglauben des Volkes gleich einem Gifte alles tödtlich verwundet, was er trifft, übt seine unwiderstehliche Gewalt aber nicht bloß auf Menschen aus, sondern auch auf Thiere, z. B. auf schöne Pferde u. s. w., selbst auch auf Bäume, welche er bis auf die Wurzel zu verdorren im Stande ist. Dieser Gefahr zu entgehen, gibt es auch noch folgendes Mittel, nämlich ein dreieckiges Amulet mit Salz, Kohle und Knoblauch angefüllt, welches man unter Sprechung folgender Zauberformel: *Σκόρδον κὶ ἁλάτι 'ς τῶν ἐχθρῶν μας τὰ μάτια!* (Knoblauch und Salz soll in den Augen unserer Feinde seyn!) dem zu schützenden Gegenstande, sey es nun ein Mensch, Thier oder sonst etwas, anhängt. Einen ähnlichen Gebrauch bei den alten Griechen sehen wir unter andern aus folgender Stelle bei Pollux liber VII. cap. 24: *πρὸ δε τῶν καμίνων τοῖς χαλκεῦσιν ἔθος ἦν γελοιά τινα καταρτᾶν ἢ ἐπιπλάττειν, ἐπι φθόνου ἀποτροπῇ, ἐκαλεῖτο δε βασκάνια* (vor den Schmelzöfen pflegten die Schmiede etwas Spaßhaftes anzuhangen oder hinzumalen, um den Neid abzuwenden, man nannte solches *βασκάνια* (wirksame Mittel gegen Behexung). Wir haben vergessen oben anzuführen, wie man sich in Thessalien die alten Griechen denkt. Sie stellen sich ihre Vorfahren als ungeheure Riesen vor, deren Haupt bis an die Wipfel der höchsten Pappeln reichte, und welche, wenn sie einmal gefallen waren, an der Erde sterben mußten, weil sie sich ihrer Größe wegen nicht aufrichten konnten. Daher gilt bei den Thessaliern als die höchste Betheuerung: *ἂς πέσω, ἂν λέγω ψώματα!* (ich will fallen, wenn ich lüge!).

Die Art und Weise, wie man in Griechenland sich die Pest personificirt, erinnert einigermaßen an die Parzen der Alten. Man denkt sich die Pest als drei Weiber, von denen die erste eine Rolle Papier in der Hand hält, die zweite eine Scheere und die dritte sonderbarerweise einen Besen. Sie treten zusammen in die Häuser, wo sie Opfer heischen, ein; die erste schreibt die Namen der Opfer auf ihre Rolle, die zweite verwundet sie mit der Scheere und die dritte kehrt sie hinaus. Allerdings steht diese Idee der der Altgriechen von den Parzen in poetischer Beziehung sehr nach, es kommt uns aber hier nur darauf an, die Geistesverwandtschaft der Alt- und Neugriechen zu zeigen. So wie die Altgriechen die Furien *„Εὐμενίδες"* (die Huldvollen) euphemistisch nannten, so benennen die Neugriechen die Kinderblattern, welche sie sich unter der Gestalt eines furchtbaren Weibes denken, stets *ἡ Συγχωρεμένη* oder *Εὐλογία*, um sich die Gefürchteten gleichsam geneigt zu machen. Nach dem Glauben der Moreaten, welche das sogenannte *Πενταδάκτυλον*, einen Theil der alten Gebirgskette des Taygetus in der Landschaft Lacanica, bewohnen, tanzen auf dem Gipfel des Berges Skaedampla drei Mädchen von bezaubernder Schönheit mit Ziegenfüßen beständig im Kreise herum. Jeder, welcher sich ihnen nahert, muß sie umarmen, und wird darauf zur Strafe seiner Frechheit von ihnen von der Höhe des Berges in den Abgrund gestürzt. Die Manioten nennen diese Mädchen *Νηρηΐδες*. Offenbar hat dieser Volksglaube seinen Ursprung in den altgriechischen Mythologien von den Oreaden, Sirenen, Satyren u. s. w. Der Glaube von den Nymphen, welche man im Verdachte hat, daß sie nach hübschen Kindern sehr lüstern sind und daß sie dieselben, werden sie dem Gewässer, worin sich die Nymphen aufhalten, nahe gebracht, gern zu sich hinunterziehen; dieser Glaube herrscht wie bei den Altgriechen (vergl. Theocrit. Idyll. XIII. v. 43—51) noch heutzutage ebenso unter dem griechischen Volke. In vielen Grotten am Meere, an Flüssen und an Bächen, sind die Nymphen des Alterthums in weibliche Heilige verwandelt worden und werden von dem Volke verehrt. So dürfte dieses der Fall seyn mit den heiligen Jungfrauen, welche in Creta am Rande eines Flusses bei dem Dorfe Polis verehrt werden, und vielleicht auch mit den heiligen Parthenais an ähnlichen Orten. Man wird uns einwenden, daß diese Parthenais die fünf weisen Jungfrauen des neuen Testamentes seyen. Die Bekleidung derselben tragen sie allerdings, allein es gehört eben nicht zu den seltenen Fällen, daß heidnische Gottheiten von den christlichen Griechen christliche Namen und Gewander erhalten haben. In dem Dorfe Sallona vertritt z. B. jetzt Johannes der Täufer die Stelle des altgriechischen Aeskulap. Man sieht, daß das Christenthum in Griechenland vergebens bemüht war einen Gewaltstreich auf den Helm des riesengestalteten altgriechischen Aberglaubens zu thun; es mußte sich vielmehr damit begnügen, mit milder Hand diesen Helm mit einem in die Farben der Religion getauchten Pinsel zu bemalen und nun für eine christliche Insignie auszugeben. Die Griechen sowohl als auch in manchee Hinsicht die Italiener würden staunen, wenn ihnen bis ins Kleinste nachgewiesen würde, wie viele heidnische Begriffe ihrem christlichen Glauben beigemischt seyen.

Neben den Nymphen hat jeder Fluß nach dem Volksglauben der Neugriechen auch einen Geist des Urstoffes des

Digitized by Google

Finſſes (στοιχειον). Als Beleg gelte ein Volkslied,*) in welchem der Geiſt des Finſſes, durch die Macht des Geſanges herbeigelockt, erſcheint, und ein wehmüthig ſingendes junges Weib bittet, nicht ſo bezaubernd und rührend zu ſingen, damit nicht länger der Gang der Natur geſtört und die Wogen des Finſſes, gefeſſelt durch den Geſang, ihr zuzuhorchen gezwungen würden. Jedem wird es in die Augen ſpringen, wie nahe verwandt dieſe Idee der altgriechiſchen Mythe von Orpheus iſt, und daß beide aus der Anſchauungsweiſe eines und desſelben Volkes hervorgegangen ſind.

Zum beſſern Verſtändniß dieſes Liedes müſſen wir noch bemerken, daß der Aberglaube des griechiſchen Volkes der Milch eines männlichen Haſen Wunderkraft beimißt, und dieſelbe für ein untrügliches Mittel gegen alle Krankheiten hält. Man mag vielleicht eben darum dieſes Mittel für wunderwirkend halten, weil es nicht gefunden werden kann, wie denn überhaupt das Volk geneigt iſt, dem Abnormen und Seltenen in der Natur eine myſtiſche Bedeutung und beſondere Kraft zuzuſchreiben. Die griechiſchen Mütter beſitzen eine Menge von angeblichen Zaubermitteln, deren ſie ſich bei vorkommenden Krankheiten bedienen. Ein ſolches Zaubermittel wird wie im Altgriechiſchen γοητεια genannt. Eine beſonders wirkſame und kräftige Zauberformel iſt die aus der Zahl und den Namen der Daktylen (Prieſter der Cybele) und Korybanten der uralten Zeit zuſammengeſetzte, indem man nämlich (ἀτρέμα καταλέγοντες ἕκαστον) regungslos und leiſe jeden Einzelnen herzählt. Plutarch ſchon erzählt uns davon, „daß ſie die Namen der idäiſchen Daktylen auswendig gelernt haben und dieſelben gegen Bedrängſtigungen gebrauchen, als ein von dem Uebel befreiendes Mittel, indem ſie regungslos und leiſe jeden Einzelnen herzählen.“ (S. Plutarch. de virt.) Noch heute geſchieht es bei den Neugriechen ſo, indem man mit beiden Händen die Hand des Leidenden hält und bei jeder Zahl die man ausſpricht den Puls feſtdrückend ſagt: ἐννειὰ ἀδελφοὶ ἦσανε, τὶ ἀπού τς' ἐννειὰ ἔμειναν ὀχτὼ, τὶ ἀπού τς' ὀχτὼ οἱ ἑφτὰ, τὶ ἀπού τς' ἑφτὰ οἱ ἕξι, τὶ ἀπού τς' ἕξι οἱ πέντε, τὶ ἀπού τς' πέντε οἱ τέσσερεις, τὶ ἀπού τς' τέσσερεις οἱ τρεῖς, τὶ ἀπού τς' τρεῖς οἱ δύω, τὶ ἀπού τς' δύω ὁ ἕνας, τὶ ἀπού τὸν ἕνα οὔτε ἕνας. (Es waren einmal neun Brüder, und von den neun blieben acht, und von den acht blieben ſieben, und von den ſieben blieben ſechs, und von den ſechs blieben fünf, und von den fünf blieben vier, und von den vier blieben drei, und von den drei blieben zwei, und von den zwei blieb Einer, und von dem Einen blieb gar Keiner.) In Bezug auf die Zahl der Korybanten ſagt uns der Scholiaſt des Plato: — — ὧν ἀριθμὸν οἱ μὲν ἑνδεκα, οἱ δὲ δέκα λέγουσιν. Die neun Brüder der Neugriechen wären alſo erklärt. Die φυλακτήρια, welche als abwehrende Zaubermittel um den Hals getragen werden, führen gewiſſe Schriftzeichen, nur wenigen, ja vielleicht niemanden verſtändlich, welche für jeden verſchiedenen Gebrauch anders und eigenthümlich geſchrieben ſind. Es dürfte wohl zu vermuthen ſeyn, daß dieſe Schriftzeichen nichts anders als die geheimen wunderbaren Zeichen des Pythagoras ſind. Wir erinnern hierbei an das πενταλφα des Pythagoras, welches noch heutzutage in Griechenland die μαγουλάδες (Backengeſchwülſte) zu heilen dienen muß. (Vergl. Porphyr. vita Pythagor. p. 185.) Von dieſem Philoſophen hat ſich noch vieles Fabelhafte in dem Leben des heutigen griechiſchen Volkes erhalten. An ſeine Lehre von der Seelenwanderung erinnert z. B., daß man noch jetzt in Griechenland jedes geiſtreiche Kind, ſey es nun im Ernſte oder Scherze, eine παλαιὰ ψυχή (alte Seele), eine Seele, welche früher ſchon einen weiſen Mann bewohnte, nennt. Auch der Glaube an die prophetiſchen Erzählungen der aus dem Scheintode (κατάνυμα, von κατανεύω herunter wandern zur Unterwelt) erwachten Menſchen, z. B. daß ſie in der Hölle oder in dem Paradieſe geweſen ſeyen, und dort die verſtorbenen Freunde und Verwandten geſehen hätten u. dgl., welche Erzählungen als Orakelſprüche gelten; auch dieſer Glaube dürfte von Pythagoras auf die jetzigen Griechen gekommen ſeyn. Ferner melden die Alten von Pythagoras, daß er kraft ſeines Wortes dem Finge des Adlers (vergl. Porphyr. l. c. p. 191) Halt zu gebieten und die wilden Bären (vergl. Porphyr. l. c. p. 190) zu bändigen verſtand. Das neugriechiſche Volk ſchreibt auch einigen Prieſtern die Kraft des ἀφορεσμός (Todanberen) zu, ebenſo glaubt man, daß dieſe Prieſter ihren Zauber bis hoch in die Lüfte ausdehnen können, und z. B. einen Raben durch ihren Fluch zur Erde niederzuſchlagen vermögen (τὸν κόρακα βλέπει μὲ τὸν ἀφορεσμόν.) Woher ſtammen dieſe Gebräuche und Ideen des heutigen griechiſchen Volkes, wenn nicht aus der Quelle des griechiſchen Alterthums?

(Fortſetzung folgt.)

*) S. „Τὸ στοιχειον τὸν ποταμοῦ,“ „Lied vom Geiſte des Finſſes.“ Seite 81 in Ziemenichs Τραγούδια ῥωμαϊκά.

Chronik der Reiſen.

Bericht Middendorffs über die Expedition in das nordöſtliche Sibirien während der Sommerhälfte des Jahres 1843.

Am 23 Mäez dieſes Jahres aerließ die Expedition Turuchansk und ich eilte mit acht ſchwerbelaſteten Narten dem Norden zu. Anfangs von den am Jeniſei angeſiedelten Ruſſen und Jakuten geführt, verfolgten wir den Stram nur mühſam durch die zum Theil aus weiter Ferne uſammengezogenen Hunde geſchleppt; ſpäter übernahmen uns Rennthiere der Nomaden jener Gegenden, ſo daß wir, abwechſelnd von Oſtjaken, juenzkiſchen und chantaiskiſchen Samojeden gelenkt, in kurzem die nahe dem 69° auf dem rechten Ufer des Jeniſei gelegene Anſiedelnug Dudina erreichten.

Die geaße Entfernung der nächſten Nomaden, gleich wie einige Vorbereitungen zur Fortſetzung der Reiſe über die vereiſeten Tundras, zwangen mich, mehrere Tage hieſelbſt zu verweilen. Hier traf ich den Prieſter vom chatangiſchen Kirchdaefe, einen Nachbar der Diöceſe des rüſtigen ſchiganskiſchen Greiſes, den uns Wrangel mit ſo lebhaften Farben malt. Alle bei ihm eingeholten Erkundigungen bezeugten, daß die in der Inſtruction dem weitern Vordringen der Expedition zum Grunde gelegte und auf Grundlage der eingelaufenen amtlichen Nachrichten gedachte Vorausſetzung des Vorhandenſeyns größerer Boote an

der Chatanga keineswegs für die Gegenwart Geltung finde. Um so weniger durfte ich mich jetzt des schweren Theils von unserem Gepäck entledigen, welcher in der Befürchtung mitgenommen war, daß ich selbst an den Bau eines Bootes für die Expedition werde gehen müssen; unsere Karawane wuchs im Gegentheil bedeutend durch einen Vorrath an hier gebackenem Schiffszwieback für die gesammte Mannschaft auf die Dauer von sieben Monaten.

Zu diesen Schwierigkeiten in der Fortschaffung der Expedition gesellte sich noch bald das Erkranken zweier unserer Leute. Nach einigen Tagen entschied es sich als heftige Rötheln. Dolganen und Tungusen waren indessen vom Noril-See mit Rennthieren herbeigekommen; wir durften nicht weiter zögern, wenn wir die Samojeden jenseits der Päsina noch in den winterlichen Aufenthaltsorten treffen wollten, und somit wurden unsere Patienten in einem aus Fellen zusammengefügten Kasten mitgenommen, obgleich am 1 April der Frost mehr denn 30° R. betrug.

Wir schlugen die Richtung nach Nordnordost ein, trafen am Päsina wieder Samojeden, welche uns von Zeit zu Zeit andern Führern und frischen Rennthieren übergaben, so daß wir, die sonnenhellen Nächte und das ziemlich günstige Wetter nutzend, im Fluge die sogenannte ewamskische Tundra durchstrichen, dann eine Tagereise lang die in die Päsina sich ergießende Dudypta gegen die Quellen hin verfolgten, und nun gen Ost, wieder von zweien hieselbst angesiedelten Russen, unter Beihülfe von Tungusen geführt, zum Ostersonntage über die Wasserscheide an das Flüßchen Boganida langten, das der Cheta und somit schon der Chatanga sein Wasser zuführt.

Nur eine rennthierarme Samojedenhorde weilte noch hier, während ein herdenreicher Dolganen-Crösus, auf den ich am meisten gerechnet, schon seinen Frühjahrszug zum höhern Norden angetreten hatte. Da sich überdieß zu meinen beiden (nunmehr) Reconnoiscenten, jetzt auch der gesammte Rest der Mannschaft erkrankend, als Patienten gesellte, und einzig und allein wir beide mit Hrn. Brandt nicht bettlägerig wurden, so benutzte ich in unserer hülflosen Lage die einigermaßen bequemere Unterbringung einer für diese Oeden so zahlreichen Menschenmenge in der aus vier kleinen Blockhäusern bestehenden Ansiedelung „Koennoje Philipowskoje Simowje" (71° 5', über 1200 Werst von Turuchansk) an der Boganida zu einem längern Ruhepunkt der Expedition.

Während ausgeschickt wurde, dem Dolganen in der Tundra nachzuspüren und Hr. Brandt den hier eingeleiteten regelmäßigen meteorologischen Beobachtungen oblag, mochte ich mich in einem leichten Schlitten auf die Reise an die Chatanga.

Hier überzeugte ich mich davon, daß allerdings der früher (alter sibirischer Weise folgend) von Kaufleuten benutzte Wasserweg, die Päsina, Dudypta und den Awam hinauf, dann aber nach kurzer Schleife wieder die Wisko, Wolotschasko, Boganida und Chela hinab bis in die Chatanga — ein Weg, auf dem früher mit den Waaren zugleich größere Boote an letztern Fluß gelangten — gegenwärtig, seit die Communication mit dem Jenisei bedeutend abgenommen, ganz mit der Winterreise vertauscht werde. Selbst die hier gebräuchlichen Kanots machen die sehr weite Reise über den Anabar vom Olenek her.

Meine Ortsbestimmung ferner (72° 2') verschob das Kirchdorf an der Chatanga um einen ganzen Grad höher nach Norden, als es die Karten bisher angaben, wodurch sich zugleich das Räthsel von selbst löste, woher hier der Wald in den letzten Zügen, weit schlechter als an der Boganida und zu jedem Bootbau völlig unlänglich war. Ich besuchte stromabwärts die ehrwürdigen Reste eines großen Bootes meines Vorgängers Loptef, das nunmehr über ein Jahrhundert hier gelegen. Verhältnißmäßig noch sehr gut erhalten, bewies das Tannenholz die Herkunft von der Lena, gleich wie im Bau der holländische Lehrmeister sich zu erkennen gab. Dann besprach ich mich mit den Häuptlingen der Jakuten und Dolganen in diesen Gegenden, allein auch von diesen hatte ich wenig auf Unterstützung zu rechnen. Als nun gar eine sehr bösartige Röthelepidemie vom Anabar her, die Chatanga hinauf rückend, alles niederwarf, ich in einzelnen Winterhütten die schrecklichste Hülflosigkeit traf, indem sämmtliche Bewohner niedergestreckt, theilweise auf dem Todtenbette dalagen, so daß nicht Einer sich vorfand, der Feuer hätte anzünden oder Wasser herbeibringen können, eilte ich zur Boganida zurück, überzeugt von der Nothwendigkeit, die Expedition, wo irgend möglich, einen andern Weg nehmen zu lassen.

Schon unser Sitz an der Boganida zeigte sich unendlich eintönig; die Erzählungen der Samojeden über die Leere des höchsten Nordens verdoppelten meine Befürchtung, es werde uns unmöglich seyn, den Anforderungen der akademischen Sammlungen zu entsprechen — mit Einem Worte, bei genauerer Gliederung der mir gegebenen Instructionen fand ich es für unumgänglich, die Expedition dem jedesmaligen Hauptzweck nach in eine recognoscirend-sammelnde und in eine recognoscirend-untersuchende Abtheilung zu zerfällen. Mit Freuden ergriff ich daher die aufopfernde Bereitwilligkeit meines Reisegefährten, Hrn. Brandt, die Leitung der Arbeiten jener ersten Abtheilung an der Boganida (noch innerhalb der Gränze des Baumwuchses) zu übernehmen, während ich selbst mich den hiesigen Samojeden und dem obenerwähnten Dolganen anzuschließen beschloß. Diese Samojeden (Hoede Assja) sagten aus, daß, wie ich es auch schon früher erfahren, sie nebst jenem Dolganen die nördlichsten Bewohner des Taimyrlandes seyen; mit jedem Frühjahr zögen sie hinauf bis an den Taimyrfluß, kämen aber nie weiter, da das Aufhören aller Vegetation, so selbst des Rennthiermooses, ihnen hier Gränzen setzte. Einen großen See oder ein Meer, in das sich der Fluß münde, sähen sie bloß von ferne.

Bald erschien auch unser Dolgan. Es ward abgemacht, ich sollte am 9 Mai mich in der Tundra am Flusse „Nowaja" einfinden, um dann vereint mit den Nomaden wo möglich bis zum Taimyr-See vorzudringen.

Einstweilen war denn unsere Mannschaft wieder auf die Beine gebracht, und emsig wurde an den Vorbereitungen zur Reise gearbeitet, in deren hauptsächlichster namentlich die Zimmerung eines Bootskelettes von 12 Fuß im Kiele gehörte, dessen Material eine Tagereise südlicher mühsam zusammengestoppelt werden mußte.

Glücklicherweise langte der der Expedition beigegebene Topograph noch gerade zu rechter Zeit an, um mit zum Norden zu folgen. Außer ihm begleiteten mich noch drei unserer Mannschaft, unter denen ein Ansiedler von der Päsina, der einigermaßen als Dolmetscher zu gebrauchen war. Hr. Brandt behielt den Präparanten und den vierten unserer Leute; dennoch hatte ich weder die Zahl der Nacken, noch ihre Belastung vermindern können, da nunmehr drei Narten mit Brennholz beladen werden mußten, das Bootskelett aber noch eine vierte füllte.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 95.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

4 April 1844.

Lord Ashley's Vorschlag zur Verminderung der Arbeitsstunden.

Die englische Philanthropie ist sehr geschäftig, wenn immer möglich, die Leiden zu mildern, welche der unnatürliche Zustand Englands über die arbeitenden Classen verhängt. Diese Philanthropie wird dann ausposaunt und auch alsbald mit der obligaten Bemerkung begleitet, daß doch Deutschland ja sich des schrecklichen Fabriksystems enthalten und lieber — englische Waaren kaufen möge. Englands Industrie hat während der großen Kriegsjahre die Welt mit Fabricaten versorgt, und diese Stellung sollte auch nach dem Frieden, wo die Concurrenz anderer Länder wieder möglich wurde, erhalten werden; aber England hatte sich im Laufe dieser Kriege in furchtbare Schulden gestürzt, zur Bezahlung derselben waren schwere Abgaben nöthig, und die höheren Classen walzten die Last auf die Schultern der Armen. So war die Concurrenz mit schwächer besteuerten Ländern schwer zu halten, man setzte aber, unterstützt von ungeheuren Capitalien, alles daran, um es möglich und England zur Werkstatt der Welt (workshop of the world) zu machen. Das konnte nur an den Arbeitern ausgehen, die arbeiten mußten, um zu leben, und das Elend, welches sich auf diese Weise über manche Arbeiterclassen verbreitete, wurde dann andern Ländern, namentlich Deutschland, als Spiegel vorgehalten, sich ja nicht in ähnliche Gefahr zu begeben, während dem Moloch der englischen Industrie ein Land nach dem andern geopfert wurde.

Ferne sey es von uns das Elend zu verkennen, das manche Arbeiterclassen Englands belastet und demoralisirt, auch an Lord Ashley's redlichem Willen ist nicht zu zweifeln, aber er gehört augenscheinlich zu den Menschen, bei denen das Herz mit dem Kopfe davon läuft. Als er vor eilf Jahren die Arbeit der Kinder in den Baumwollspinnereien zu vermindern strebte, trieb er die armen Kleinen zu der viel hartern Arbeit in den Bergwerken, über welche das Gesetz nichts verfügt hatte. Dieß wird, wenn die Bill wirklich alle drei Stadien durchmachen und zum Gesetz werden sollte, auch jetzt der Fall seyn. Der Antrag geht auf Verminderung der Arbeitszeit für Frauen und Kinder in den Baumwollen-, Wollen- und Seidemanufacturen. Man kann alles, was Lord Ashley über das Verderbliche einer zu langen Arbeit sagt, anerkennen, und doch wie Peel und Russell dagegen stimmen. Die Klage Lord Ashley's, daß durch eine solche Arbeit alles Familienleben, alle häusliche Erziehung der Kinder vernichtet werde, ist vielfach gegründet, aber wie viele arme Frauen aller Länder müssen den Tag über ihren Geschäften nachgehen, um sich ihren Lebensunterhalt zu verdienen? Ist nicht aus diesen Verhältnissen das ganze Institut der Kleinkinderschulen hervorgegangen? Was wird aber die Folge seyn, wenn Lord Ashley's Vorschlag Gesetz wird? Ein Theil der Weiber und Kinder, die nicht mehr über 10 Stunden in Baumwollen-, Wollen- und Seidefabriken arbeiten dürfen, wird sich zu andern, oft noch viel ungesundern Geschäften wenden, die das Gesetz nicht aufzählt und nicht aufzählen kann, wenn man nicht eine allgemeine Inquisition über das Einhalten der Arbeitszeit im ganzen Lande anstellen will, und die übrigen werden verhältnißmäßig, oder, wie einige Redner im Parlament wissen wollten, unverhältnißmäßig weniger Lohn erhalten, so daß also den Armen keineswegs geholfen, vielmehr ihr Loos verschlimmert wird. Uns scheint dieß ganze System directer Abhülfe verfehlt: Mißhandlung der Arbeiter durch die Arbeitsherren ist ein moralisches Vergehen, welches selten vom Gesetz und meist nur durch die aufgeweckte öffentliche Meinung bestraft werden kann; das Gesetz kann nur indirect wirken, indem es die Ursache des Nothstandes, das heißt, die furchtbare indirecte Besteuerung des Armen aufhebt: gebt ihm leichten Erwerb und wohlfeiles Brod, so wird er sich nicht zu den Leib und Seele tödtenden Arbeiten herabwürdigen lassen. Aber zu diesem Ziel zu gelangen, ist um ein gut Theil schwerer, als zu decretiren, daß die Leute nur zehn Stunden arbeiten sollen, denn dazu bedarf es einer gänzlichen Umwandlung des financiellen Systems, welches in England allerdings auf eine schauderhafte Höhe gestiegen ist, zu dem man aber auch auf dem Continent mit vollen Segeln lossteuert.

Digitized by Google

Sind die jetzigen Griechen hellenischen oder slawischen Ursprungs?

(Fortsetzung.)

Eine der Hauptquellen der Weissagungen und Orakelsprüche bei den Altgriechen waren die Eingeweide der geschlachteten Opferthiere, welche ihnen auch zugleich als Zaubermittel dienten (S. Pausanias Eliaca II.) Die Weissagungskunst durch Ziegen, Lämmer und Rinder ist schon von alten Zeiten her den Menschen bekannt; die Kyprier aber haben noch dazu erfunden, durch Schreien wahrzusagen. Wenn im heutigen Griechenland eine sich Mutter fühlende Frau wissen will, ob sie ein Knäbchen oder Mädchen unter ihrem Herzen tragt, so besitzt sie dazu, wie sie meint, folgendes untrügliche Mittel: sie wirft eine Schweinsgallr ins Feuer; platzt dieselbe mit einem Knall, so wird sie Mutter eines Knaben, zergeht sie aber allmählich, so gebärt sie ein Mädchen. Auch aus den Knochen der Thiere nehmen die heutigen Griechen ihre Orakelsprüche. Die *πλάτη* (Schulterblatt) eines jungen Lammes ist in dieser Beziehung für den Krieg ein wahrhaft sybillinisches Buch, aus dessen Beschaffenheit man den Erfolg einer wichtigen Schlacht, die Zahl der Opfer, welche auf beiden Seiten fallen werden, die Stärke des Feindes, die zu erwartenden Hülfstruppen, ja sogar den Augenblick, wann eine drohende Gefahr herannaht, im voraus zu bestimmen im Stande ist.

So wie bei den Altgriechen die Hirten es für gefahrbringend hielten, um die Mittagszeit zu flöten (s. Theocrit Idyll. I. v. 15—18), so haben noch heutzutage die Neugriechen den Aberglauben, daß man die Stimme verliert, wenn man zur Mittagszeit in der Thür steht und dabei pfeift oder singt. „Stehe nicht in der Thüre zur Mittagsstunde, denn es geht dem schlecht, der es thut!" rufen selbst die Kinder im heutigen Griechenland sich einander zu, wenn die abwesenden Eltern nicht davor warnen können. Gewöhnlich werden daher auch in den Dörfern die Thüren, welche den ganzen Tag offen stehen, gegen Mittag zugeschlossen, und um diesem Gebot auf keine Weise zuwider zu handeln, pflegt man daher während dieser Zeit der Ruhe im Innern des Hauses.

Vergleicht man die Hochzeitgebräuche des jetzigen griechischen Volkes mit denen der Altgriechen, so sieht man, daß dieselben fast in den meisten Stücken übereinstimmen (vergl. Athenaus lib. XIII. cap. 5. und Aristoteles bei Athenaus l. c., ferner Pindar. Olym. VII. v. 1—6). *„Μηδὲν εἰσίτω κακόν"* („Nichts Böses soll hineingehen!") schrieben die Altgriechen, wenn eine Braut zum erstenmal ihren Einzug in das Haus ihres Brautigams hielt, über die Hausthüre; und der Cyniker Diogenes bestatigt uns diesen Gebrauch durch die witzelnde Frage auf eine solche Inschrift, wenn er sagt: „wie soll denn der Herr des Hauses hineinkommen?" In dem Augenblick, wo eine kretensische Braut zum erstenmal in das Haus ihres Brautigams zu treten in Begriff ist, ziehen die Manner des Hochzeitgefolges ihre Dolche (*παρραλίδες*) und wetteifernd ritzeln sie mit denselben Striche oder Kreuzzeichen auf das *ἀνωφλιον* (Oberschwelle) der Thüre ein, und üben gleichsam unbewußt die uralte Sitte ihrer Vorfahren aus, das *μηδὲν εἰσίτω κακὸν* auch heute noch symbolisch einschreibend. Diese Zeichen ist man stets bemüht auf dem *ἀνώφλιον* zu erhalten. Nachdem sich die Braut in das für sie im Innern des Hauses in Bereitschaft gesetzte Gemach (*παστός*) begeben, erscheinen nach einer Weile die Frauen und Mädchen der hochzeitlichen Gesellschaft, legen einen Knaben auf ihren Schooß, und es beginnt von allen zugleich oder auch nur von Einer derselben der für diese Feier allein bestimmte Gesang, *παστικὰ* genannt. Einen solchen Gesang hat uns auch Theocrit in der Idylle XVII aufbewahrt. Hierauf tritt die Braut, von den Frauen und Mädchen begleitet, aus dem Gemach heraus und schickt sich an, den sogenannten Brauttanz (*τὸν νύμφης χορὸν*) zu tanzen, indem sie einen Chor von 15 bis 20 Personen, in deren Mitte ein Leierspieler den Tanz mit seiner Lyra begleitet, anführt. Es ist wirklich wunderbar, wie dieser mit dem uralten so nahe verwandte Gebrauch sich durch so viele Jahrhunderte hindurch fast unverändert erhalten hat. Eines besondern neugriechischen Tanzes wollen wir bei dieser Gelegenheit noch erwähnen, welcher *πεντοχάλης* (fünfschrittiger Tanz) genannt wird und namentlich in den östlichen Provinzen Creta's üblich ist. Die Art und Weise dieses Tanzes, welcher nichts anderes als die *αὐτοσχεδιαστὰ σχήματα* des Sophokles (Ajax v. 693—699) ist, vermag niemand uns besser zu schildern, als Homer (Ilias XVIII. v. 590—605) es thut, wo er diesen Nationaltanz, wie derselbe schon vor Jahrtausenden getanzt wurde, in seiner ganzen Anordnung darstellt.

So wie bei Theocrit (Idyll. III. v. 28—31) der arme Komastes seinen Unstern mit den Worten beklagt: „ich bemerkte nemlich, da ich erforschte, ob du mich liebest, daß das *τηλέφιλον* (Mohn- oder Rosenblatt), als ich es anschlug, keinen Knall gab, sondern daß es lautlos in der weichen, fleischigen Hand zerplatzte," so wird in derselben Weise nach so vielen Jahrhunderten noch heute in Griechenland das *τηλέφιλον* in solchen Liebesangelegenheiten um Rath befragt. Man legt das Blatt auf die halb geschlossene linke Hand, schlägt es mit der flachen Rechten, und forscht so, ob man Gegenliebe findet oder nicht. Hört man den Knall von dem zerschlagenen Blatte, so wird man von der geliebten Person wieder geliebt. So wie bei Theocrit (Idyll. III. v. 37) Komastes sagt: *ἄλλεταί ὀφθαλμός μευ ὁ δεξιός· ἦράγ' ἰδοίσᾳ αὐτάν;* („mein rechtes Auge flimmert, sollte ich sie etwa sehen?"), so glauben noch heute in Griechenland die Liebenden, daß sie, wenn ihnen das Auge flimmert, jemanden sehen werden, der sie liebt (*τὸ μάτι μου ξεπετᾶ, κάποιον θὰ ἰδῶ ποῦ μ' ἀγαπᾷ.*) Ebenso legt man auch auf die *κοσκινομαντεία* (Siebwahrsagerei), wie die Altgriechen, keinen geringen Werth, und die *κοσκινόμαντις* oder *κουκκοφίλτρα* (Bohnenwerferin), weil man sich der Bohnen zu dem Siede bedient, weiß erstaunlich viel von der Liebe und andern Geheimnissen zu sagen. Durch die *κοσκινόμαντις* *Ἀμυρώ* hat aber auch schon Tityros bei Theocrit (Idyll. III. v. 31) erfahren, daß er von seiner geliebten Amaryllis trotz aller seiner Hingebung nicht wieder geliebt würde.

Digitized by Google

Wie bei den Altgriechen der ehelose Stand als nicht ehrenvoll galt, so sieht man auch im heutigen Griechenland selten Unverehelichte des heurathsfähigen Alters, und nur allein die langjährigen Kämpfe mit den Türken mußten eine Ausnahme gestatten von der alten, herkömmlichen Sitte. Strabo (lib. X.) sagt: γαμεῖν μὲν ἅπαντες ἀναγκάζονται παρ' ἐνίοις.

In einem so poetischen Volksleben, wie das der Griechen ist, darf es uns nicht befremden, auch den Glauben an Geister und an Beschwörung derselben anzutreffen. Der neugriechische Landmann, Hirte und überhaupt einfache Naturmensch, von diesem Aberglauben sonst auf seinem einsamen Wege geschreckt, glaubt sich sicher, wenn ihm ein Priester oder auch ein des Lesens kundiger Laie Gesellschaft leistet, weil er wähnt, ein solcher Gefährte vermöge durch das Ablesen und Hersagen von Gebetformeln die Geister und Gespenster zu verscheuchen oder zu bannen. Nicht minder sehen wir auch diesen Gespensterglauben bei den alten Griechen, und diejenigen, welche damals in die samothrakischen Mysterien eingeweiht (μεμυημένοι) waren, besaßen eine besondere Macht und Kraft, Gespensterfurcht so wie auch Gespenstergefahr zu entfernen. So ladet der Trygaios seine Cameraden bei Aristophanes ein, in einem solchen Augenblicke zu beten, indem er spricht:

ὦ ἄνδρες, τί πεισόμεθα; νῦν ἀγὼν μέγας·
ἀλλ' εἴ τις ὑμῶν ἐν Σαμοθράκῃ τυγχάνει
μεμυημένος, νῦν ἐστιν εὔξασθαι καλόν.

Die heutigen Griechen schreiben gewissen Menschen die besondere Eigenschaft zu, die unsichtbaren Geister sehen zu können, und nennen einen solchen Geisterseher ἀλαφροΐσκιος. Von einem solchen Alaphrostatos muß der Priester bei dem höchst wichtigen Geschäfte der Beschwörung eines Vampyrs (βουρκόλακας oder βαυρκολάκας) begleitet seyn, damit jener dem Priester den Augenblick bezeichnet, wo der κατσαχνιὸς in seinem Grabe sich befindet, und der Priester den Geist, theils durch seine Gebete, theils durch die σολομονικὴ βούλα (Salomonis-Siegel) zur Ruhe bringen kann. Der Glaube, daß die übernatürlichen Gegenstände nur gewissen Leuten sichtbar sind, ist ein sehr alter, und schon Homer (Ilias i. v. 194—198) sagt uns:

— — ἦλθε δ' Ἀθήνη
οὐρανόθεν· πρὸ γὰρ ἦκε θεὰ λευκώλενος Ἥρη,
ἄμφω ὁμῶς θυμῷ φιλέουσά τε, κηδομένη τε.
στῆ δ' ὄπιθεν, ξανθῆς δὲ κόμης ἕλε Πηλείωνα,
οἴῳ φαινομένη· τῶν δ' ἄλλων οὔτις ὁρᾶτο.

Ursprünglich gehört der Glaube an Vampyre den alten Slawen an, von welchen sich dieser Aberglaube auch auf die alten Griechen, Römer und andere Völker übergepflanzt hat. Bei den Slawen wird ein Vampyr „Upior" genannt. Man glaubt, daß diese Upiory mit zwei Herzen geboren würden, von denen das eine „böse" Herz auf die Ausrottung und Vertilgung des Menschengeschlechts bedacht sey.

Nach der altgriechischen Mythe von der Philomela, Tochter des Königs Pandion, ward ihre Schwester Progne, deren Gemahl Tereus die Philomela entehrt und ihr dann die Zunge ausgeschnitten hatte, in eine Schwalbe verwandelt, während Philomela in eine Nachtigall und Tereus zur Strafe in einen Wiedehopf verwandelt wurde. Diese Mythe von der Verwandlung der Progne lebt noch heute dunkel beim neugriechischen Volke. Wird die ποταμίδα, deren schönen klagenden Tönen man an den Ufern der Flüsse gerne lauscht und die man aus einer Jungfrau in einen Vogel verwandelt glaubt, zufällig auf Leimruthen gefangen, so läßt man sie wieder fliegen, weil niemand diesen Vogel essen darf. Solcher Anklänge an das griechische Alterthum gibt es noch viele im heutigen Griechenland.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Bericht Middendorffs über die Expedition in das nordöstliche Sibirien während der Sommerhälfte des Jahres 1843.

(Fortsetzung.)

Am 7 Mai trennte ich mich von Hrn. Brauth. Mit 68 Rennthieren der russischen und jakutischen Ansiedler an der Boganida fuhren wir eine Tagereise diesen Fluß hinauf und verfolgten nun in der großen nordischen oder eigentlich der niedern Tundra die Richtung nordwestlich. Hatte die Epidemie durch das Erkranken fast aller Anwohner an der Boganida uns in der letzten Zeit schon aller Hülfsmittel beraubt, so fühlte ich jetzt die Geißel doppelt. Nicht nur mußten zum Lenken unserer Rennthiere Leute selbst von der Cheta herbeigeholt werden, sondern wir waren durch das tödtliche Darniederliegen desjenigen Tungusen, der mich an den Ort des Rendez-vous mit den Samojeden zu führen versprochen, des einzigen kundigen Führers beraubt.

Am 9 Mai hielten wir bei den steilen Uferabhängen eines Flusses, den unser unmittelbarer Führer, ein Jakute, für die „Nowaja" erklärte. Fruchtlos durchspähte mein Fernrohr die Tundra; es waren keine Samojedenzelte zu finden. Den Tscheljuskin'schen Manuscripten zufolge vermuthete ich, wir seyen zu sehr nach Westen gerathen, ließ daher nach Osten fahren, und endlich, als noch immer nichts sich sehen ließ, befahl ich, auf einer Anhöhe ein Nothzelt aufzuschlagen. Am dritten Tage erst fanden wir vier Zelte der Assja-Samojeden, jedoch in dem bejammernswerthesten Zustande. Fruchtlos suchte ich die bekannten Gesichter, mit denen ich an der Boganida unterhandelt — „alle seyen todt," hieß es. Von 35 Menschen war nur ein einziger völlig gesund, ein zweiter kannte das Lager verlassen, alle übrigen aber lagen hustend, stöhnend, röchelnd nackt unter ihren Fellen in den Zelten. Sieben Todte unbeerdigt unterwegs zurücklassend, war das gute Völkchen in ganz kleinen Tagereisen uns entgegengezogen, bis es nicht weiter konnte. Wie selbst waren aber, nach ihrer Aussage, noch eine Tagereise vom Flusse „Nowaja" entfernt. Täglich cursirte nun auch hier der Arzneikessel, und ich hatte wenigstens bei diesem Mißgeschick den Trost, diese Horde gründlich studiren zu können, ja mit ihnen eine Art Freundschaftsbündniß zu schließen, das mir später ungemein zu statten kam.

Am empfindlichsten reflectirte sich bald das Mißgeschick unserer Verbündeten auf uns; durch ihre Krankheit waren die Weiber verhindert

Digitized by Google

worden, die mir verſprochenen zwei Fellwände, die uns noch zu einem vollſtändigen Zelt fehlten, zu nähen; nun überfiel uns in dem unvollſtändigen Nothzelt am 15 Mai ein Froſt von 18° R., dem bis zum 18 überaus heftige Stürme und Schneegeſtöber folgten, ſo daß wir auf unſerem ſchlecht geſchützten Lager nicht wenig vom Froſt und dem überall eindringenden Schnee litten. Wir lagen vergraben, und ſelbſt des erwärmenden Thees gedachte man nicht mehr, aus Furcht ſich rühren zu müſſen.

Den 19 Mai legten wir zuſammen die erſte kleine Tagereiſe zurück. Am 24 fiel einige Stunden lang der erſte Regen, der bald wieder in Schnee überging. Theils in kleinen Tagereiſen fortſchreitend, theils Stürme abwartend, welche unſere Schlitten dermaßen überwehten, daß wir ihren Standort erſt mit Hülfe der Schaufeln wieder entdecken konnten, gelangten wir am 28 Mai zur Logata, einem Zuflüſſe des Taimyrfluſſes. Hier übernahm uns der Dolgane. — Namentlich am Pfingſttage wurden wir wieder ganz überſtürmt; von nun aber ward der Weg mehr und mehr durch das Weichwerden des Schnees erſchwert. Nur mit Mühe konnten die Rennthiere die ſchweren Schlitten weiter fördern, und wir mußten uns damit begnügen, am 2 Junius den Taimyrfluß erreicht zu haben, obgleich noch in großer Ferne von ſeinem Einfluſſe in den See. Mehrere Rennthiere waren gefallen liegen geblieben, und der Dolgane verließ uns ziemlich treulos.

Auf einem kleinen Hügel in der Mitte des ſteilen Ufergehanges ſchlugen wir unſer Zelt jetzt auf, hinter und neben uns das ganze rechte Ufer entlang, die Tundra, während gen Weſt und Nord in weiter Ferne jenſeits des Fluſſes ein ſchroffer Gebirgszug den Geſichtskreis begränzte. Wir richteten uns ein, und emſig ward an der Zimmerung des Bootes gearbeitet, deſſen Wände ich mit den Bodenbrettern unſerer Narten bekleidete. Bei ſolchem Flickwerk hatten wir freilich mehr Mühe als gebührlich, es waſſerdicht zu machen. — Ich unternahm außerdem bei günſtigem Wetter Excurſionen, obgleich die Schneeblindheit weite Entfernungen verbot. Der Topograph beſchäftigte ſich mit der Triangulirung, zu deren Behuf die Inſtrumente mühſam auf Handſchlitten geſchleppt werden mußten.

Unterdeſſen ſtieg das Waſſer fortwährend im Fluſſe, bis endlich am 18 Junius das Eis zum erſtenmal rückte und ſich nach mehrfach wiederholtem Stellen am 23 Junius völlig hinab begab. Die regelmäßig trüben regneriſchen Tage, durch die ſchönſten Nächte unterbrochen, hatten uns ſchon lange den Tag mit der Nacht vertauſchen laſſen, und ſo gingen wir denn vom Johannistage zu dem Doppelfeſte des geſammten Reichs hinüber, dieſem das für unſere kleine Geſellſchaft bedeutendſte dritte hinzufügend, indem wir, beleuchtet von dem prächtigen Schein der Mitternachtsſonne, unſer Boot vom Stapel ließen. Eingedenk der vielen Schwierigkeiten, die uns ſolcher Bau in der Oede unter dem 74° verurſachte, taufte ich das Fahrzeug „Tundra.“ Gleich den folgenden Tag benutzte ich es zu einer kleinen Reiſe ſtromaufwärts, um dem Urſprunge von Flußgeröllen nachzuſpüren, welche durch zahlreiche Petrefacten nähern Aufſchluß über die geognoſtiſchen Formationen zu geben verſprachen; gleichzeitig ſollte ſie aber auch als Manöver für die verſchiedenen Handhabungen dienen, da z. B. einer der Mannſchaft ſogar noch nie ein Ruder regiert, kein einziger aber einen klaren Begriff vom Segeln hatte.

Nach einer Tagereiſe den Strom hinauf überzeugte mich das Fernrohr auf einer Höhe davon, der Fluß werde mehr und mehr vom Gebirge abgelenkt, ſo daß ich umzukehren beſchloß, und in einen Arm hineinfuhr, der mich in der That zu einem See leitete, deſſen äußerſtes blindes Ende uns bis etwa zwei Meilen vom Fuße des Gebirges hinanließ. Wir beſuchten einige Gipfel, das Naturhiſtoriſche und Topographiſche wurde abgemacht, und ich eilte nach Hauſe.

Am 4 Julius waren die naturhiſtoriſchen Sammlungen beendigt und geborgen. Das Boot wurde mit allem Nöthigen über und über beladen, und wir traten unſere Reiſe den Strom hinab an. Nur der alte Dolmetſcher blieb zurück, und ſollte vorläufig den eingetretenen Zug der Lachſe nach Möglichkeit für einen Reiſe- und Herbſtvorrath benutzen. Folgenden Tages ruderten zu unſerer großen Freude zwei Samojeden in ihren Kanoten heran. Wir ſchlugen ihrem Zelte gegenüber, am linken Flußufer, ein kleines Zeltchen auf, in welchem ich den Topographen nebſt einem Mann zurückließ, während ich ſelbſt nach entladenem Boote mit dem andern zu unſern Hauptſitzen zurückſegelte. Es hatten mich nämlich die Ausſagen der Samojeden auf eine weit größere Entfernung des Taimyrſees hingewieſen, als der Dolgane mir vorgeſpiegelt, ſo daß es geradezu unmöglich war, fünf Mann und die übrige Bagage abgerechnet, mit einer einzigen Bootladung an Eß- und Brennmaterialien auszureichen. So ſehr es nun unſer Vorbringen auch verzögerte, mußte ich mich doch zu doppelter Hin- und Rückfahrt bequemen.

Nunmehr ward das Boot wieder beladen, der Dolmetſcher nebſt unſerem ganzen Fiſchzuge und einem großen Kanot, das ich den Samojeden noch während der Tundrareiſe abgehandelt hatte, mitgenommen, und ſo fuhren wir drei den Strom abermals hinab, bei den Ufern vorbei, mehrere Tagereiſen weiter. Der Fluß ward mehrere Meeſte breit. Wir trafen abermals Samojeden, die uns, als letzten Standpunkt ihrer Horde, auf eine Landſpitze verwieſen, welche jenſeits eines Gewirres von Inſeln liegen ſollte, die eine über zwei Meilen breite Erweiterung des Fluſſes füllten.

Nach langem mühſamem Kämpfen mit conſtant gewordenen Nordoſtſtürmen erreichten wir das beſchriebene Ufer am 10 Julius. Hier ward wieder das Boot völlig entladen, der Dolmetſcher behufs des Fiſchfanges zurückgelaſſen, und ich benutzte den günſtigen Sturm, der unſern trefflichen Segler in faſt 24 Stunden zu dem Topographen zurückbrachte; nun wurde dieſer nebſt ſeinen Gehülfen und den Vorräthen eingeladen, und theils mit naturhiſtoriſchen Unterſuchungen, theils mit der Ortsaufnahme beſchäftigt, fuhren wir jetzt mit Muße die jüngſt zurückgelegte Strecke abermals hinab.

Von den Höhen der obenerwähnten Landſpitze wieſen mir die Samojeden (es waren die alten Brenade Aſſja und in der That die letzten Menſchen gegen Norden) den Taimyrſee, deſſen weſtliches Ende vom Fluſſe durchſtrömt wird. Weiter abwärts ließ eine dunkle Sage jede Waſſerfahrt durch einen Waſſerfall vereitelt.

(Fortſetzung folgt.)

Urweltliche Thiere in Frankreich. Der Moniteur vom 13 März berichtet, daß man zu Perrigny, bei Dijon, beim Durchſchneiden eines kleinen Berges Knochen von Bären, Elephanten, Rhinoceroſſen u. ſ. w. fand. Darunter waren Stumpen von Elephantenzähnen von ſo ungeheurer Größe, daß man in der That erſchrickt bei dem Gedanken, wie groß die Thiere geweſen ſeyn müſſen, denen dieſe furchtbaren Waffen gehörten.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 96.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

5 April 1844.

Die Patans in Indien.

Diese Classe in Indien ist so bekannt durch ihren Haß gegen die Engländer, und so verbreitet in fast allen Theilen der indischen Halbinsel, daß es wohl der Mühe lohnt, einige nähere Angaben über sie mitzutheilen, wie sie das Asiatic Journal vom Febr. d. J. enthält.

Es gibt vier Patanstämme in Indien, welche zu verschiedenen Zeiten aus Afghanistan auswanderten, nämlich die Panni, Dilazak, Teirin und Neiasi. Die zahlreichsten sind die vom Kakerstamm von Panni, die aus Siwi in Siwistan kamen. Sie ließen sich zuerst in Dschaunpur nieder vor etwa 300 Jahren, wahrscheinlich herbeigezogen durch den Usurpator Schir Schah, der selbst ein Patan war; von da drangen sie in das Dekkan ein, wo sie sich unter der Verwirrung, die lange in diesem Theil des Landes herrschte, rasch vermehrten. Bald erlangten sie durch fortwährende Zuzügler aus ihrem Heimathland ein Uebergewicht in den Districten jenseits des Kistnah. Der Einbruch Nadir Schahs in Indien führte ihnen neue Verstärkungen zu. In späterer Zeit drangen einige bis nach Meisur vor; aber Tippu, so sehr ihm auch die Erhebung des Islam am Herzen lag, kannte doch den unruhigen Charakter dieser neuen Unterthanen zu gut und vertrieb sie aus seinem Lande. Sie finden sich jetzt in der größten Anzahl zu Dschaunpur, in der Provinz Allahabad, zu Kuddapah und Karnul, in den Districten südlich vom Tumbuddra und zu Savanur in der Provinz Bidschapur, wo sie um die Moscheen herumlummern, ihre Ueberzeugung, daß die Weissagung des Propheten in Erfüllung gehen werde, aussprechen, und alle die 73 moslemitischen Secten als absichtlich taub gegen die Befehle des Himmels erklären.

Die Prophezeyung Mohammeds, daß die Welt nicht untergehen werde, als bis einer seiner Familie und seines Namens auf der Erde erscheine und das ganze Menschengeschlecht zum Islam bekehre, war eine so directe Einladung als Weltbekehrer aufzutreten, daß schon zu Lebzeiten des Propheten mehrere solcher Mehadis aufstanden, und seitdem sind fast in allen mohammedanischen Ländern während unruhiger Zeiten solche erschienen, so z. B. in Aegypten, als Napoleon dieß Land erobert hatte. In Indien war namentlich Seied Mohammed, welcher im Jahre 1550 auftrat, der Führer, an den die Patans glaubten; seine Lehren entsprachen ihrem unruhigen Charakter so sehr, daß sie sich damals im Süden alle unter seine Fahnen reihten, und in Folge hievon stehen sie noch jetzt den orthodoxern und ruhigern Anhängern des Islams feindlich gegenüber. Sie sind träge und ausschweifend, prahlerisch und reizbar, stets bereit mit Zunge oder Schwert den Schwachen zum Schweigen und den Starken zur Unterwerfung zu zwingen. Streit und Kampf ist ihr Element, und sie halten fest an dem Spruch des Korans: „die Wahrheit des Glaubens gegen jeden zu behaupten, der sie bestreitet," und „diejenigen als Feinde zu behandeln, welche still sitzen und ihre Hand vom Kampfe zurückhalten."

Die neuen Ereignisse in Afghanistan haben zu einer neuen Einwanderung von Afghanen in Indien geführt; alle, welche mit dem neu aufgedrungenen Herrn unzufrieden waren, zogen nach Hindostan, dem alten Lande der Verheißung für den Armen, Nothleidenden, Verstoßenen, für den König, den Kaufmann und den Soldaten; diesmal freilich nicht als gewaltsame Eindringlinge zum Kampf gerüstet, aber mit derselben Lust an Verrath und Blut, derselben Habsucht, welche stets sie ausgezeichnet hatte. Und wo sie sich auch niederlassen mögen, ihre Anwesenheit wird dem Lande Unheil bringen, namentlich in Reichen unter einheimischen Fürsten, da ihr bekannter Muth sie zu brauchbaren Werkzeugen für alle Parteien macht, für den Fürsten, dem sie eine blinde Zuversicht einflößen, und für den störrischen Adel, dessen Empörungsversuche in ihnen eine Stütze finden. Im Pendschab und in den Districten südlich von diesem Lande werden sie stets bereit seyn Uneinigkeit zu säen und sich um jeden Prätendenten scharen; dazu ist der gegenwärtige Augenblick ganz besonders geeignet, wo die Magnaten von Lahor so sehr unter sich zerfallen sind, und der Geist des Aufstandes unter den Mahrattenhäuptlingen so thätig ist.*) Im englischen Gebiet

*) Dieß wurde geschrieben, ehe die beiden blutigen Schlachten gegen Gwalior vorfielen.

Digitized by Google

werden sie vorsichtiger auftreten und sich nicht getrauen mehr zu thun, als was sie schon lange gethan haben, nämlich ihre Ungeduld über die Herrschaft der Ungläubigen auszusprechen. Sollte aber je die Zeit kommen, wo die Macht der Engländer ernstlich gefährdet würde, so wird man diese Leute überall an die Spitze der Feinde Englands, der Moslems, Mahratten, Pindarris, Akelias und aller der Fanatiker finden, welche sich jetzt in allen großen Städten Indiens herumtreiben.

Sind die jetzigen Griechen hellenischen oder slawischen Ursprungs?

(Fortsetzung.)

Das Olympusgebirge, bei den Altgriechen der Sitz der Götter, ist noch immer ein gleichsam heiliger Lieblingsort der Neugriechen, namentlich der Klephten. In einem thessalischen Liede *) läßt man den Olympus also sprechen:

„Ἐγὼ εἰμὶ ὁ γέρος Ὄλυμπος, ὁ τὸν κόσμον ξακουσμένος,
Ἔχω σαράντα δυὸ χαρμαῖς, ἑξήντα δυὸ βρυσούλαις.
Πᾶσα βρυσὴ καὶ φλάμπουρον, παντοῦ κλαδὶ καὶ κλέφτης."

„Ich bin der alte Olympus, in aller Welt berühmt,
Hab zweiundvierzig Gipfel gar, und zweiundsechzig Quellen,
Und so viel Quellen Zähnlein auch, und so viel Zweige Klephten."

In einem andern Volksliede heißt es vom Olympus:

„Ἀνδρεῖοι 'κεῖ δὲν ἀρρωστοῦν κ' ἄρρωστοι ἀνδρειεύονν."

Dort sind die Tapfern nimmer krank, und selbst die Kranken tapfer.

Die Vögel werden in den neugriechischen Volksliedern häufig sprechend eingeführet und der Aberglaube des Volkes legt denselben eine genaue Kenntniß der menschlichen Handlungen und der Weltbegebenheiten nebst einem prophetischen Vorgefühle bei. Folgende Verse, wie sie in dem Liede vom Traume des Dimos vorkommen, sind fast stereotyp:

„Ἀκλεὶ κ' ἕνα μικρὸν πουλὶ 'ς τοῦ Δήμου τὸ κεφάλι·
Δὲν ἐλάλουσε σὰν πουλί, οὐδὲ σὰν χελιδόνι.
Μὸν ἐλάλουσε κ' ἔλεγεν ἀνθρωπινὴν λαλίτσαν."

Auch singt ein kleines Vögelein da auf des Dimos Kopfe;
Es sang nicht wie ein Vögelein, nicht that's wie Schwalben zwitschern,
Nein, nein, das Vöglein sang und sprach, so wie die Menschen sprechen.

Wir bringen in dieser Hinsicht in Erinnerung, daß bei Homer die Göttin der Weisheit, Athenaia, häufig als Vogel erscheint, z. B. in der Odyss. I. 320 und XXII. 239 und 240. Auch verweisen wir in dieser Beziehung auf die altgriechische Mythe von den Kranichen des Idykus. Der Aberglaube in Betreff der Vögel scheint in Aegypten seinen Ursprung gehabt zu haben, wo die Vögel sogar in dem Ibis zur Gottheit erhoben wurden. Bei den Griechen galt namentlich der κίρκος als Wahrsagevogel, weßhalb er auch Ἀπόλλωνος ταχὺς ἄγγελος (Apollo's, des Orakelgottes, schneller Bote) genannt wurde. (Vergl. Odyss. XV. 526.)

Am ersten März wird in ganz Griechenland dasselbe Frühlingslied *) von den griechischen Kindern gesungen, indem sie mit einer aus Holz geschnitzten, beweglichen Schwalbe von Thüre zu Thüre ziehen und eine Gabe begehren.

Dieser Gebrauch im heutigen Griechenland rührt aus den ältesten Zeiten Griechenlands her, und Athenäus VIII. 15, p. 360 hat uns ein ähnliches Lied, χελιδόνισμα genannt, aufbewahrt, welches die Kinder auf Rhodus beim Frühlingsanfang zu demselben Zweck mit einer Schwalbe in der Hand sangen: Ἦρθ', ἦρθε χελιδών, κ. τ. λ.

Am St. Blasius Tage, welcher einer der Hauptfesttage in Griechenland ist, wird ein anderes Lied (s. Firmenichs Τραγούδια Seite 91 u. 92) von den griechischen Kindern von Haus zu Haus gesungen, wafür sie eine kleine Gabe erhalten. Diesem Liede entspricht das dem Homer zugeschriebene Lied, welches unter dem Namen Εἰρεσιώνη bekannt ist und nach der Aussage Heerodots von den Kindern zu Samos von Haus zu Haus gesungen wurde, indem sie um ein Geschenk baten, um das Fest Apollo's feiern zu können. Apollo war einer der Hauptgötter bei den Altgriechen und St. Blasius ist einer der Hauptheiligen bei den Neugriechen.

Aus einer Stelle des Plutarchs (de consol.) geht hervor, daß die altgriechischen Weiber bei Leichenbegängnissen Klagelieder (ὀλοφυρμοί) zu Ehren des Geschiedenen sangen. Dieselbe Sitte besteht nach ganz in derselben Weise bei den heutigen Griechen. Solche Klagelieder werden μυριολόγια genannt, und es gibt deren unzählige in dem heutigen Griechenland. Sie werden meistens aus dem Stegreife gesungen, und zwar, wie bei den Altgriechen, von Weibern, deren besonderes Amt es ist, dem Todten diese letzte Ehre zu erweisen (Firmenich theilt in den Τραγούδια ῥωμαϊκά S. 88 u. 89 ein solches Klagelied auf den Tod eines Jünglings mit). Mehrere solcher Klageweiber haben es im heutigen Griechenland zu einem bedeutenden Rufe in dieser Gattung der Poesie gebracht. Wir erinnern bei dieser Gelegenheit an die ὀλοφυρμοί der Andromache, Hecuba und Helena bei der Leiche Hectors, Homer. Il. XXIV. 719—776. Als Muster eines schönen, altgriechischen Olophyrmus kann auch der Monolog der Electra in der Tragödie gleichen Namens von Sophocles gelten (804—827.)

Von dem bekannten neugriechischen Wiegenliede, welchem augenscheinlich die heidnischen Begriffe des griechischen Alterthums zu Grunde liegen, und in welchem sich durchaus keine christlichen Ideen aussprechen, könnte man fast vermuthen, daß es sich aus den ältesten Zeiten der im griechischen Volke fortgeerbt und nur die Sprache und nicht den altgriechischen Typus geändert habe. **)

*) S. „Τοῦ Ὀλύμπου" „Lied vom Olympus" S. 46 u. 47 in Firmenichs Τραγούδια ῥωμαϊκά.

*) S. „Τραγοῦδι εἰς τὴν ἄνοιξιν" „Frühlingslied" Seite 93 in Firmenichs Τραγούδια ῥωμαϊκά.

**) S. „Νανούρισμα," „Wiegenlied." Seite 97 und 98 in Firmenichs Τραγούδια ῥωμαϊκά.

Digitized by Google

In allen andern Wiegenliedern der Neugriechen werden die Heiligen als Beschützer und Wächter der Kinder angerufen, z. B.:

Ἁγία Μαρίνα, κοίμισ' το,
Κ' ἁγία Σοφιὰ, νανούρισ' το κ. τ. λ.

Heilige Marina, beiug's zur Ruh,
Heilige Sophia, sing' dazu u. s. w.

Man vergleiche das kleine liebliche altgriechische Wiegenlied bei Theocrit, Idyll. 24, 7—10.

Wie die Altgeiechen besondere Lieder hatten, welche beim Tanze mit Gebärdenspiel gesungen wurden, und die man *ὑπορχήματα* nannte, so ist dieses in gleicher Weise bei den Neugriechen der Fall. In Bezug auf die altgriechischen *ὑπορχήματα* vergl. Athenäus XIV. 629, E., Lucian. Saltat. 10. 11., Plutarch Quäst. Grr. 35., Plutarch Lycurg XXI., ferner auch die Fragmente der beiden *ὑπορχήματα*, welche dem Bacchylides zugeschrieben werden.*)

Pollux IX. 7 und Athenäus XIV. 619 B. erwähnen eines altgriechischen Liedchens, welches die Kinder sangen, wenn die Sonne lange nicht geschienen hatte und durch Wolken bedeckt war. Es begann: *Ἔξελθ', ὦ φίλ' ἥλιε.* Die neugriechischen Kinder singen ein Liedchen, wenn es lange nicht geregnet hat, welches das Lied vom Regenmädchen genannt wird und also beginnt; *Βυρηηρούνα περπατεῖ* (Regenmädchen geht umher).

Die neugriechischen *τραγουδάκια* (Liedchen), die Erzeugnisse des Augenblicks, erinnern an die Skolien der Altgriechen. In Firmenichs *Τραγούδια* werden (S. 105—198) mehrere solcher *τραγουδάκια* mit Hinweisung auf altgriechische Skolien mitgetheilt.

Vergleicht man die Liedeslieder der Neugriechen mit den erotischen Liedern der Altgriechen, so gewahrt man die Verwandtschaft beider in Bezug auf Anschauungsweise und Gefühlsäußerung. Die neugriechischen Liedeslieder,**) in welchen man selten den sentimentalen und schmachtenden Ton der Liedeslieder der neuern Völkern findet, haben denselben Charakter wie die altgriechischen, und schildern im allgemeinen mehr die Freuden und den Genuß der Liebe als die Schmerzen und Seufzer der elden. Es möge dieses als Beweis gelten, daß die Neugriechen auch in Hinsicht der Gefühle mit ihren Vorfahren sympathisiren nnd ihre directe Abstammung von denselben auf diese Weise um so kräftiger bewahrheiten.

So wie bei den Altgriechen, nach Athenäus, die Schnitter ihre *λιτυέρσαι*, die Hirten ihee *βουκολιασμοί*, die Leineweber ihre *λίνοι*, die Müller ihre *ἐπιμύλιοι* u. s. w. hatten, und solche Lieder vorzugsweise von diesen gesungen wurden, so ist dieses zum geoßen Theile auch bei den Neugriechen der Fall. In Janina sind vorzüglich die Gerberdursche als Verfasser von kleinen, pikanten Liedern bekannt. Wie die Altgriechen, besitzen die Neugriechen viele Hirtenlieder. Die bekanntesten neugriechischen Hirtenlieder sind: „*ὁ βόσκος καὶ ὁ Χάρος*" und „*αἱ πλέφτρας,*" von welchem letztern Liede wir die Anfangsstrophe hier mittheilen wollen:

Βγῆκαν πλέφτρας 'σ τὰ βουνὰ,
Γιὰ νὰ πλέψουν ἄλογα,
Κι ἄλογα δὲν ἤγραπε,
Πῆραν τὰ ἀρνάκια μου
Καὶ τὰ κατρικάκια μου,
Καὶ πᾶνε, πᾶνε, πᾶν!
Ὄχ, χαμένος! ὄχ, χαμένος! ὄχ, χαμένος!
Προβατάκια μ'!
Κατρικάκια μ'!
Βαΐ!

Räuber stiegen auf die Höh'n,
Wollten Pferde rauben geh'n,
Fanden Pferde nicht allhier,
Nahmen mir die Lämmerlein,
Und auch noch die Zicklein mein,
Alles, Alles, Alles fort!
O, ich Aemer! o, ich Armer! o, ich Aemer!
Meine Schäflein!
Meine Zicklein!
Wehe!

(Schluß folgt.)

*) S. das neugriechische *ὑπόρχημα*: „*Τὸ σπασμένο τσαπάσμένον,*" „Der zerbrochene Keng." Seite 76 in Firmenichs *Τραγούδια ῥωμαϊκά*.

**) „*Ὁ Ἔρωτας φανερωμένος*" „Lied von der entdeckten Liebe." S. 69 u. 70, und mehrere andere neugriechische Liebeslieder S. 66—75 in Firmenichs *Τραγούδια ῥωμαϊκά*.

Chronik der Reisen.

Bericht Middendorffs über die Expedition in das nordöstliche Sibirien während der Sommerhälfte des Jahres 1843.

(Fortsetzung.)

Jetzt eest glaubte ich mich orientiren zu können, und da nach Berechnung der Laptef'schen Manuscripte nicht mehr als 150 Werste sich bis zum Meere ergaben, so beschloß ich das Baat nach Möglichkeit mit Vorräthen zu beladen, den Rest derselben, so wie die Hauptmasse der gefangenen Fische (150 Lachse) nebst Winterkleidung u. dgl. m. hier zu vergraben und mit der ganzen Mannschaft in einem Zuge das Meer zu suchen. Das Kanat, mit Netzen beladen, ward hinten angehängt.

Nach fruchtlosen Versuchen, gegen die constant gewordenen nordöstlichen Stürme anzukämpfen, vertrieb ich die Zeit mit Sammeln und naturhistorischen Untersuchungen, bis wir den 23 Julius, eine Pause benutzend, uns mit Rudern auf den Weg machten. Bald aber mußten wir landen, lagen stille bis zum 26, wurden jetzt wieder bei einem Versuche, vorwärts zu kommen, fast bis zu unsern Vorräthen zurückgeworfen, bis wir endlich den 27 die mißliche Stelle überwanden. Fortwährend uns gegen die nordöstlichen Winde abmühend, die mich bald zwangen unsern den Wellen nicht gewachsenen Kahn an sicherer Stelle zurückzulassen, theils auch durch die topographische Aufnahme aufgehalten, rückten wir nur allmählich unserem Ziel entgegen. Sobald der Taimyrfluß den See verlassen, durchschneidet er den Gebirgszug und wird hier theilweise durch steile groteske Felsmassen eingezwängt. Sein zunehmend

reißendes Gefälle beförderte unſern Lauf nicht wenig, und auch die Stürme wurden uns zwiſchen den mächtigen Felſenmauern weniger hinderlich; deſto ſchlimmer ging es uns aber dafür von einer andern Seite her.

Statt, wie ich hoffte, überall Vorräthe an gefangenen Fiſchen vergraben zu können, ſah ich unſere bisher überfüllten Netze leerer und leerer werden; bald waren die auf die Reiſe genommenen Lachſe verzehrt, und ich mußte am 2 Auguſt an gelegener Stelle des Fiſchfanges wegen einen Raſttag machen.

Alle Seznetze wurden ins Waſſer geſenkt, die Mannſchaft fiſchte mit dem Zugnetze; ich ſpähete im Gebirge wilden Rennthieren nach. Nach zwölf Zügen hatte das Zugnetz blos drei kleine Fiſche geliefert, und Rennthiere, die ich fand, ließen ſich an ungünſtiger Oertlichkeit nicht auf Schußweite nahe kommen.

Am 4 Auguſt durchſchwammen wir wieder einen kleinen See; am Abend wurde der letzte Zwieback verzehrt. Von jeder Höhe haſtete ich das Meer zu entdecken, doch immer tauchten von neuem Felsmaſſen am Horizont auf.

Die Nacht des 6 auf den 7 Auguſt brachten wir in einer geräumigen Höhle zu, welche ſo gut mit einer Beſchreibung, die ich aus der Winterreiſe des Laptef'ſchen Manuſcripts excerpirt, übereinſtimmte, daß ich neuen Muth ſchöpfte. Sonſt wollte aber nichts ſtimmen. War es dieſelbe Höhle, ſo hatten wir nun noch 52 Werſte bis zum Meere. Trotz unſerer Noth und dem, daß heute das erſte Schneegeſtöber uns an den Herbſt mahnte, wollte ich daher noch nicht umkehren.

Aus Mangel an Holz verzehrten wir die wenigen gefangenen Fiſche roh. Den 7 auf den 8 gefror zum erſtenmal das Waſſer in den Pfühen, und von nun an hatten wir nächtlich Froſt.

Am 9 fanden wir die erſten Spuren früherer Gegenwart von Menſchen: einen in drei Stücke zerſägten Mammuthſtoßzahn, einen Holzſpan, der auf ein ruſſiſches Beil deutete, ein angekohltes Holzſtückchen und endlich, mirabile dictu! einen Unterkiefer vom Pferde; zweifelsohne nicht vorweltlich, ſondern Ueberreſt eines weit herbeigeführten leckern Mahles Laptef'ſcher Jakuten.

Am folgenden Tag fanden wir ein ziemlich wohlerhaltenes Mammuthſkelett und zwei Stämme brauchbaren Holzes.

Strom und Ebbe verbunden, führten uns reißend weiter. Schon dunkelte es am Abend des 12, als ich durch das Fernrohr einen großen Eisblock entdeckte und ſogleich den Muth meiner Begleiter durch den Glückwunſch: unſer Ziel, das Meer, ſey erreicht, auffriſchte.

Emſig ruderten wir gegen die ſchon eintretende Fluth und den böſen Nordwind hinan, doch nur mit Noth erreichten wir den mächtigen Block; es war ein ungeheurer Würfel weißen Quarzes, den der Eisgang auf eine Felſeninſel hinaufgeſchoben. Auf derſelben Inſel aber ſtand ein Blockhaus, am Ufer lag überall mächtiges Treibholz, das Waſſer war ſalzig; vor uns dehnte ſich unbegränzt der Meerbuſen.

Neu belebt durch dieſes allendliche Gelingen, ſtachen wir früh am folgenden Morgen in See, um wo möglich ein Vorgebirge zu erreichen, das ſich am öſtlichen Ufer ſpiegelte. Fruchtlos mühte ich mich aber eine Sandbank zu umfahren, die uns mehr und mehr gen Weſten ablenkte. Der Wind ward heftiger und heftiger, gleichzeitig um einige Striche öſtlicher, und als ich endlich mit blutendem Herzen nahe dem 76° das Steuer wandte, um zurückzufegeln, als die überall uns umgebenden Rabben den Zoologen zu einiger Säumniß verlockten, ſüheten uns die Segel nur mit genauer Noth bis mehrere Werſte vor die Inſel, die wir bei dem angeſtrengteſten Rudern doch nur kaum erreichen konnten.

Nur die Scheu vor halbem Thun hatte mich bisher vorwärts dringen laſſen. Die große Entfernung, der reißende, nunmehr uns widrige Strom ließen uns in ſo hoher Breite bei der ſehr ſpäten Jahreszeit und den in ihrem Gefolge eingetretenen dunkeln Nächten und Fröſten ſelbſt gegenwärtig nur bei günſtigem Winde eine glückliche Rückkehr hoffen, denn wenig nur konnte ich mehr auf unſere Kräfte bauen, die bei der Ausreiſe uns ſo manches ſchwere Stück hatten überwinden helfen. Die mangelhafte Koſt bei oft bis zur äußerſten Erſchöpfung getriebener Anſtrengung hatte uns geſchwächt, und ſchon zeigten ſich vielfache Beſchwerden, eine nothwendige Folge des häufigen Watens im kalten Waſſer bei ſtürmiſchem Wetter, wenn wir uns in den unzähligen Untiefen mit allen Segeln feſtgerannt, oder wenn uns, wie es täglich wiederholt geſchah, die weit ſich dehnenden Schlammbänke der Ufer nicht anders als watend das Trockene erreichen ließen. War es doch überdieß ſchon der zweite Monat, daß wir ſelbſt kein Zelt mehr kannten, ſondern nur hinter einem auf den Rudern und Stoßſtangen aufgerichteten Windſchutze die Nächte zubrachten. Ich mußte ſchleunigſt umkehren, demnach böſen Ausgang ahnend.

Mit einer tüchtigen Ladung Treibholz verſehen, traten wir am 14 früh die Rückreiſe an. Schon faßen überall fadenbreite Eisrinden an den Ufern des Fluſſes. Das Waten wurde ſehr mißlich; das Fahrwaſſer hatte ſich gänzlich verändert, da der Spiegel des Fluſſes um faſt eine Klafter geſunken war, und wir mußten nach wie vor öfter der Untiefen wegen in das Waſſer.

Der Wind blieb ſich zum Glück conſequent, und nun mit Hülfe ſtärkerer Stoßwinde bei der gleichzeitig unverhältnißmäßigen Segelfläche, die unſere Tundra führte (außer den drei Hauptſegeln noch ein Lee- und ein Bramſegel), gelang es uns, durch zwei paar Ruder unterſtützt, zwei Stromſchnellen aufzuſteigen, die, von ſteil hervor- und überragenden Ufern eingezwängt, unſere beſten Schiepptaue an den vorſpringenden ſcharfen Felsecken zerſchnitten und das Boot wiederholt zurückgeſchnellt hatten.

Am 19 warf uns ein tückiſcher Windſtoß, der aus einer Felsſchlucht herausſtürzte, dergeſtalt gegen eine Felſenwand, daß das Boot ſtark beſchädigt ward und das Steuer zerbrach. Froſt und Näſſe vereint, ſetzten uns außer dem Hunger hart zu. Täglich Schlacken und Schnee.

Am 20 erreichten wir die Höhle und ſetzten hier das Boot einigermaßen wieder in Stand.

Mit Eisrinden belegt, mit Eiszapfen behängt und von innen durch die überall eindringenden nehenden Schlacken beſchwert, ging unſere Tundra jetzt ſehr tief.

(Schluß folgt.)

Erdbeben im Jahre 1843. Hr. Al. Perrey hat der franzöſiſchen Akademie eine Liſte der im Jahre 1843 vorgefallenen Erdbeben in Europa und den benachbarten Theilen Afrika's und Aſiens übergeben; die Zahl derſelben beträgt, die zahlreichen Erdſtöße vom September bis December in Dalmatien ungerechnet, 47. Die Mittelzahl ſeit zehn Jahren beträgt 34, und nur in dem an Erdbeben ſehr reichen Jahre 1841 gab es mehr, nämlich 51. (Die Erdſtöße in Dalmatien haben bekanntlich ihr Ende noch nicht erreicht.) (Echo du Monde Savant vom 21 März.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 97.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

6 April 1844.

Der New-York- und Erie-Canal im Staate New-York.

(Von Victor E. Benne.)

Die Vereinigten Staaten Nordamerika's zeichnen sich durch den Geist aus, mit dem sie die herrlichsten Plane zur Verbesserung und Ausdehnung ihrer Binnenschifffahrt entworfen, und durch die Ausdauer, mit welcher sie dieselben in Ausführung gebracht haben und noch täglich zu vervollkommnen streben. Das bedeutendste Werk dieser Art ist der New-York- und Erie-Canal, welcher eine Verbindung zwischen dem Erie-See und dem atlantischen Ocean mittelst des Hudson-Flusses herstellt. Dieser Canal ward im Jahre 1817 begonnen und 1825 vollendet; er ist 363 engl. Meilen lang, auf der Oberfläche 40 Fuß, am Boden 28 Fuß breit, 4 Fuß tief, hat 83 Schleußen und kostete 7,602,000 Dollars; sieben andere Canäle innerhalb dieses Staates stehen mit demselben in Verbindung. Meine Absicht ist nicht, eine Beschreibung dieser Canäle zu liefern, noch die Schwierigkeiten mitzutheilen, welche sich dem Bau desselben entgegenstellten, sondern mein Bestreben wird seyn, dem Leser einen Begriff von der unendlichen Wichtigkeit der Binnenschifffahrt dieses Staates zu geben, und ihm zu zeigen, wie sehr das Resultat dieses Riesenwerkes bis jetzt auch die höchsten Erwartungen der Unternehmer übertroffen hat. Noch ist den Einwohnern dieses Staates der Spott, dem dieser Plan bei dessen Feinden begegnete, frisch im Gedächtniß, noch erinnern sie sich der Worte des berühmten Staatsmannes Jefferson; „Das Unternehmen ist ein Jahrhundert zu frühzeitig." Im Jahre 1821, vier Jahre nachdem der Bau der Canäle begonnen war, schlug man den zu erhebenden Zoll für die ersten zehn Jahre nach ihrer Vollendung zu jährlich 150,000 D. an. Die Einnahme während der genannten Zeit betrug über 10,000,000 D.!!

Ein kundiger Staatsmann warf später die Frage auf: „Darf ich, ohne thöricht zu erscheinen, die jährliche Tonnenzahl, welche zwanzig Jahre nach Vollendung des Erie-Canals den Hudson erreichen werden, zu 250,000 annehmen?" Die wirkliche Tonnenzahl, zehn Jahre nach der Vollendung, betrug 753,191! Die folgende, aus officiellen Berichten zusammengestellte Tabelle zeigt dem Leser die Tonnenzahl in jedem von sieben auf einander folgenden Jahren, den durchschnittlichen Werth derselben und den von ihnen gelösten Zoll.

Jahre.	Tonnen.	Dollars.	Dollars.
1834	553,596	13,405,022	1,341,465
1835	753,191	20,525,446	1,549,282
1836	696,347	26,932,470	1,614,342
1837	611,781	21,822,354	1,292,624
1838	640,481	23,038,510	1,590,911
1839	602,128	20,163,199	1,614,966
1840	669,012	23,213,573	1,775,747

Die ganze Anleihe, welche im J. 1817 für den Bau der Canäle gemacht ward, betrug 7,672,782 D., wovon 5,326,295 Doll. den Creditoren bereits zurückerstattet sind. Die Pflicht, die Gelder für die Creditoren einzucassiren und aufzubewahren ward gesetzlich den Commissarien der Canal-Casse auferlegt. „Die ganze Schuld" ist diesen Commissarien von Seiten des Staates abgetragen und sie haben die Gelder den Creditoren einzuhändigen. Da diese Gelder erst 1845 fällig werden, so hat man den Creditoren bedeutende Prämien geboten, sie schon jetzt in Empfang zu nehmen, um sich der Verantwortlichkeit zu überheben, bis dahin sie aufzubewahren. Da viele der Creditoren außerhalb des Staates, manche in Europa leben, so hat der Betrag der Schuld nur bis auf 2,346,487 Dollars abgetragen werden können.

Hätte man vor dem Bau der Canäle dessen glänzendes Resultat absehen können, so würde man wahrscheinlich auf andere Mittel zur Sicherstellung der Creditoren gesonnen haben; jedoch wie die Sache steht, so ist der Zoll denselben als Unterpfand verfallen, und die Oppositionspartei (bis 1835) weigerte sich zu gestatten, ihn zu andern Zwecken zu benutzen. Auf diese Weise wurden 10 Millionen D., der Betrag des Zolles und Zinsen auf Zinsen, welche bis 1845 aufgelaufen seyn werden, ein Pfand für nicht dritthalb Millionen. Die Legislatur, die Unzweckmäßigkeit dieses Verfahrens einsehend,

Digitized by Google

beschloß am 11 Mai 1835 den erhobenen Zoll zu einer Erweiterung des Erie-Canals zu benutzen, verordnete jedoch gleichzeitig, daß wenigstens 300,000 D. jährlich dem Staatsschatze zufließen sollten. Um etwaige Gewissensscrupel zu beschwichtigen, befahl dasselbe Gesetz den Commissären der Canal-Casse diese Summe jährlich dem Staatsschatze zu „leihen," und sie demselben zu „creditiren."

Die Erweiterung des Canals wird ihn zu einem der vortheilhaftesten und größten Werke des Jahrhunderts machen. Sieben Fuß tief, siebzig Fuß breit, mit doppelten Schleusen, wird er geraumig genug seyn, jährlich 10,000,000 Tonnen zu transportiren. Er wird eine Vergrößerung der Boote und den Gebrauch von Dampfschiffen gestatten, wodurch die Transportationskosten fast auf die Hälfte der gegenwärtigen fallen werden. Leider haben jedoch Verhältnisse, deren Erörterung nicht hieher gehört, die Oppositionspartei, welche seit dem 1 Januar 1843 am Ruder ist, veranlaßt, die Vollendung dieses wahrhaft großen Projects bis auf weiteres hinauszuschieben. Ungefähr die Hälfte des Canals ist erweitert, doch da die Erweiterung an verschiedenen Punkten begonnen ward und eine Verbindung derselben nicht vollendet ist, so ist sie gegenwärtig von keinem Nutzen.

(Schluß folgt.)

Sind die jetzigen Griechen hellenischen oder slawischen Ursprungs?

(Schluß.)

Es ist mehrmals die Frage aufgeworfen worden, ob die Verfasser der neugriechischen Volkslieder in Griechenland bekannt seyen. Viele derselben sind von Blinden gedichtet, welche, gleich den alten Rhapsoden, durch das ganze Land ziehen und sie für eine kleine Gabe vor dem Volke singen. Der bekannteste und berühmteste dieser Rhapsoden ist Gavojannis (der blinde Johann); derselbe ist also gleichsam der Homer der Neugriechen, von welchem letztern es nicht unwahrscheinlich ist, daß er auch blind gewesen sey, da in der Mundart der Kymäer das Wort ὄμηρος gleichbedeutend mit τυφλός (blind) war. Ebenso wenig aber, als Gavojannis der einzige Verfasser der neugriechischen Volkslieder ist, haben auch die homerischen Gesange den Homer zum einzigen Verfasser. Die Melodien der neugriechischen Volkslieder sind meistens eintönig und kläglich, und werden unter Begleitung der Lyra durch die Nase gesungen. In den Liedern der Slawen findet sich bedeutend mehr Melodie als in den neugriechischen. Die Melodien der altgriechischen Rhapsoden mögen vielleicht ähnlich denen der neugriechischen Rhapsoden gewesen seyn.

Faßt man das Wesen und den Nationalcharakter der heutigen Griechen ins Auge, so läßt eine Zusammenstellung in dieser Beziehung mit den Altgriechen keinen Augenblick daran zweifeln, daß die Neugriechen die wirklichen blutsverwandten Enkel der Hellenen sind. Gleiche Lebendigkeit und Bildungsfähigkeit des Geistes, gleiche Tugenden und Fehler, wie solche den Altgriechen eigen waren, finden wir auch bei den Neugriechen. In den langjährigen Kämpfen gegen die Türken haben die Griechen Beweise von Tapferkeit geliefert, welche ganz Europa in Erstaunen setzten und wohl an die Thaten ihrer Vorfahren bei Marathon und bei den Thermopylen erinnerten. Wer gedenkt nicht der glänzenden Thaten der heldenmüthigen Sulioten, welche sogar ihre Weiber und Kinder mit in den Kampf führten (*σὺν πολεμοῦν μικρὰ παιδιὰ, γυναίκες καὶ κορίτσια*), wer erinnert sich nicht des Helden Androutzos (Andrikos), *) der sich mit 300 Palikaren durch ein ihn umzingelndes großes Heer von Türken muthig und siegreich durchschlug, nachdem er drei Tage und drei Nachte ununterbrochen ohne Schlaf und Lebensmittel einen verzweifelten Kampf gegen die Türken geführt.

Τρεῖς μέρας κάμνει πόλεμον, τρεῖς μέρας καὶ τρεῖς νύκτας,
Χωρὶς ψωμὶ, χωρὶς νερὸ, χωρὶς ὕπνον 'ς τὸ μάτι.

Drei Tage führet er den Kampf, drei Tage und drei Nächte,
Ganz sonder Wassee, sonder Brod, und sonder Schlaf im Auge.

Am vierten Tage Morgens, vom Hunger aufs äußerste getrieben, stürzte er sich mit seinen Palikaren mit der Wuth der Verzweiflung auf die Türken und schlug das ganze Heer dermaßen aufs Haupt, daß die Türken vor Schrecken die Flucht ergriffen und in der Verwirrung den größten Theil ihrer Kriegsgeräthe und Mundvorräthe auf dem Platze ließen. Neben solchen Tugenden tritt aber auch dieselbe innere Parteisucht, dieselbe Undankbarkeit gegen Männer, die sich um das Vaterland verdient gemacht haben, dieselbe Zwietracht unter sich, wenn nicht ein hoher gemeinsamer Zweck sie zur Eintracht zwingt, bei den Neugriechen wie bei ihren hellenischen Vorfahren hervor. Auch wollen wir nicht das „timeo Danaos et dona ferentes," und das „græca fides nulla" der Römer in Bezug auf die Altgriechen hier anzuführen vergessen, die Anwendung auf die heutigen Griechen jedoch jedem selbst überlassen. Was List und Verschlagenheit anbelangt, dürfte es auch nicht schwer seyn, unter den Neugriechen Hunderte herauszufinden, die in dieser Beziehung dem *πολύμητις Ὀδυσσεύς* des Homer füglich zur Seite gestellt werden können. Welche Eigenschaft die Neugriechen aber namentlich mit ihren Vorfahren, den Altgriechen, theilen, ist der scharf ausgeprägte Sinn für Unabhängigkeit und persönliche Freiheit. Der griechische Freiheitskampf liefert dafür den sprechendsten und offenkundigsten Beweis, und ebenso die jüngsten Ereignisse in Griechenland.

Sprächen aber auch alle diese Gründe nicht für die hellenische Abstammung der heutigen Griechen, so würde allein schon die Vergleichung der neugriechischen Sprache mit der altgriechischen dieselbe ganzlich außer Zweifel stellen. Weder die italienische noch irgend eine andere romanische Sprache ist ihrer Stammsprache, der lateinischen, so nahe geblieben, als die neugriechische Sprache der altgriechischen. Halten wir

*) S. „*Τοῦ Ἀνδρίκου*" „Lied vom Andrikos" Seite 40 u. 41 in Firmenichs *Τραγούδια ῥωμαϊκά*.

Digitized by Google

eine genauere Kenntniß der Volkssprache der Altgriechen, so würde sich die enge und innige Verwandtschaft der neugriechischen Sprache mit der altgriechischen noch um so schlagender herausstellen, denn es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß die neugriechische Sprache der noch lebende und frische Sprößling der Volkssprache der Altgriechen ist. Die neugriechische Sprache steht der Sprache der hellenischen Dichter weit näher als jener der Prosaisten. Dieß ist ein Beweis mehr, daß die neugriechische Sprache mit der Volkssprache der Altgriechen im innigsten Zusammenhange steht. Das Volk entlehnt seine Ausdrücke immer mehr den Dichtern als den Prosaisten, indem sich die Gesänge der erstern seinem Gedächtnisse einprägen und gleichsam mit ihm fortleben. Daher erklärt es sich auch, warum in der Sprache des Volks sich immer mehr poetische Elemente vorfinden, als in der Sprache der Gebildeten. Das Volk liebt es, wie die Dichter, sich bildlich auszudrücken. In der heutigen Sprache der Griechen sind noch mehrere uralte hellenische Wörter, welche in der attischen Schriftsprache nicht vorkommen, im täglichen Gebrauch. So z. B. gebrauchen die Neugriechen das uralte Wort νερόν (woher Νηρεύς) für „Wasser" noch bis zur heutigen Stunde, wogegen ihnen das classische Wort ὕδωρ nur in Zusammenstellungen bekannt ist. Ferner hat das Wort τραγούδι, welches augenscheinlich das altgriechische τραγῳδία (eigentl. Bocksgesang) ist, noch heute bei den Neugriechen die ursprüngliche, uralte Bedeutung eines Liedes oder Gesanges. Es läßt sich dieses nur dadurch erklären, daß sich diese Wörter stets im Munde des Volks, welches eine von der Schriftsprache verschiedene Sprache oder Mundart redete, wie dieß bei allen Nationen der Fall ist, erhalten haben.

Durch den Verfall der Literatur ward die attische Schriftsprache dem Volke fremd, und es blieb ihm nur die lebende Volkssprache, welche nach und nach zugleich Schriftsprache wurde. Von den altgriechischen Formen des Zeitwortes, deren die neugriechische Sprache viele verloren hat, haben sich die Formen der unregelmäßigen Zeitwörter, namentlich in Aorist, zum größten Theile in der heutigen Sprache der Griechen erhalten. Bei seinen Erzählungen hatte das Volk den Aorist natürlich am meisten in Gebrauch, weßhalb auch diese Formen nicht so leicht verloren gehen konnten. In den neugriechischen Matrosenliedern findet sich derselbe Ruf beim Heben des Ankers, „αἶτα μόλα!" wie er in gleicher Bedeutung „als αἶτα μόλα!" bei Aristophanes vorkommt. Wir verweisen in dieser Hinsicht auf das von Firmenich, Seite 63—66 mitgetheilte neugriechische Matrosenlied: Ποιὸς χόρτα ἐχ' ἀνάγκην, νὰ εἶν' 'παυδρεμ' ἀν θέλει, κ. τ. λ. Den größten Einfluß hat von fremden Sprachen die italienische und türkische Sprache auf die neugriechische Sprache ausgeübt, wie sich dieses jedem, der sich mit der neugriechischen Sprache vertraut macht, aufdringen wird. Wenn wir auch nicht in Abrede stellen wollen, daß sich manche slawische Urstoffe in der neugriechischen Sprache vorfinden, so tritt doch der Einfluß der slawischen Sprache auf dieselbe weit weniger merkbar hervor. Wäre der Einfluß von Seite der Slawen auf das griechische Volk ein überwiegender gewesen, so würde, dem gewöhnlichen Gange der Dinge gemäß, das hellenische Element in dieser Fülle sich nicht bei den Neugriechen haben erhalten können.

Uebereinstimmung der canaresischen und Gondsprache.

Hr. M'Leod, Beamter im bengalischen Civildienst, schrieb an den Secretär der asiatischen Gesellschaft: „Ich hatte lange schon im Sinn, Ihnen eine merkwürdige philologische Thatsache zu melden. Es ist durch einen deutschen Missionär, Namens Lösch, deutlich herausgestellt worden, daß die von den Canaresen gesprochene Sprache wesentlich dieselbe ist, wie die der Gonds. Lösch war mit der ersteren zu Mangalor und an andern Orten der Präsidentschaft Bombay vereinigt gewesen, und war beinahe im Stand mit den Gonds zu sprechen, aber sich ihnen wenigstens durch die canaresische Sprache ziemlich verständlich zu machen. Da er ein Mann von vielen Kenntnissen und großem philologischem Scharfsinn war, so würde er, wenn er länger gelebt hätte, gewiß viel Licht auf die interessante Frage über den Ursprung dieses Volks geworfen haben. Es war anders beschlossen; wenn aber die Thatsache allgemein bekannt wird, so werden Kenner der canaresischen Sprache bald sich veranlaßt sehen, ihre Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand zu wenden."

Chronik der Reisen.

Bericht Middendorffs über die Expedition in das nordöstliche Sibirien während der Sommerhälfte des Jahres 1843.

(Schluß).

Als ich nun am 24 im Nordende des Taimyrsees mit eingerefften Segeln bei argem Sturm stark an den Wind hielt, um eine felsige Insel zu umschiffen, schlug Welle auf Welle ein, und das mit Wasser gefüllte Boot konnte ich nur dadurch retten, daß ich es mit vollen Segeln vor dem Wind fliegend auf eine Sandbank auffahren ließ. Der heftige Sturm bei — 2°,3 R. am Mittag verwandelte unsere völlig durchnäßten Kleidungsstücke in Eisrinden. Es war kaum mehr auszuhalten. Solch' schlimme Erfahrung zwang mich bis zum 28 stille zu liegen, da der Sturm fortwüthete.

Indessen näheten uns unsere Netze, so wie auch mein Doppellauf immer kläglicher, schon aßen wir die ekelsten Dinge, und als ich am 27, Alpenhühner suchend, von der Höhe durch das Fernrohr einen lang sich hindehnenden Silberstreif im aufgeregten Wasser des Sees entdeckte, hieß ich die Mannschaft sich auf alles gefaßt machen, denn mit dem nächsten Morgen müsse aufgebrochen werden, ohne Rücksicht auf Wind und Wetter. Den nunmehr erreichten Kahn ließ ich für den Fall des Sinkens blaß mit Gegenständen belasten, die specifisch leichter als Wasser waren, gab ihm ein sogenanntes Schweinchen, damit er weniger ein Spiel der Wellen würde, und hing ihn an das Boot.

Das Wetter begünstigte uns, es ward immer stiller, der Thermometer zeigte — 3°,2 R.

Die bösen Andeutungen des Fernrohrs vom vorigen Tage machten es mir zur Pflicht, vor allem mich dem Westufer des Sees zu nähern. Wir ruderten hinüber und dann unsern wahren Cours fort, bis wirklich — Eis unsern Weg versperrte. Nun suchte ich das Eisfeld entlang dem Ufer mich zu nähern, der jedenfalls offen seyn mußte.

Digitized by Google

Indessen war völlige Stille eingetreten, und mit Erstaunen bemerkten wir, wie das eben von uns durchfahrene Wasser sich hinter uns mit dünnem, anschließendem Eis belegte. Die Gefahr, mitten im See einzufrieren, war augenscheinlich. Eiligst ruderten wir um, mit dem Vorsatz, eine früher bemerkte Stelle aufzusuchen, an der nur ein schmaler Eisstreifen das Fahrwasser von freier Wasserfläche schied, die sich bis zum Westufer zu erstrecken schien. Durch frisch gebildete Eisrinden dringend, erreichten wir jene Stelle, und fingen nun an uns durch das ältere Eis durchzuhauen. Nur wenige Klafter fehlten uns noch, als zu unserem Schrecken die südliche Hälfte des Eisfeldes sich in Bewegung setzte, uns mächtig drängend. Im Augenblick war der Kahn zerquetscht. Er und das Steuer mußten eiligst gekappt werden. Das Boot war im harten Gedränge und begann Wasser zu schöpfen, als es uns endlich gelang es in freies Wasser hinauszuarbeiten. Hart vom nachfolgenden Eise gedrängt, ruderten wir in größter Eile noch etwa 3 Werste bis an das Westufer, bargen, kaum gelandet, in Hast die Ladung, und schon drängte das uns auf dem Fuße folgende Eis. Von diesem unterstützt, zogen wir das mit Wasser gefüllte Boot das abhängige Ufer hinan. Das Wasser floß hinten eigenmächtig hinaus, unser Boot war durchschnitten.

Mit dem Kahn verloren wir einen kleinen Theil der naturhistorischen Sammlungen, die geodätischen Instrumente, alle unsere Netze, mehrere Geräthschaften u. dgl. m. Mehr als alles bedauerte ich den Verlust des Kahnes selbst; sein Untergang schnitt uns zugleich von den vergrabenen Vorräthen ab, so lange das Eis sich auf dem Taimyrfluß nicht stellte. Das einzige Rettungsmittel beruhte auf der Hoffnung, am Fluß Samojeden zu treffen.

Wir schlugen einen großen Handschlitten zusammen und machten uns ohne Zögern den 29 auf den Weg trotz des abscheulichen Schlackenwetters; doch dieses hatte auf den Gebirgen den spärlichen Schnee vollends aufgelöst. Messern gleich, hobelten die scharfen Felsblöcke überall Späne auf unsere Spur, und schon nach kaum mehr als 3 Werften brach unser Schlitten zusammen.

Wir mußten des Unwetters wegen hier übernachten. Die angestrengten Arbeiten am Boote, denen statt der Ruhe ermüdendes Fouragiren mit dem Gewehre folgen mußte, hatten nebst dem Hunger und übrigen Strapazen schon seit zwei Wochen an meiner Gesundheit genagt, eine völlige Schlaflosigkeit rieb den Rest der Kräfte auf, so daß ich am 30 früh in dem entscheidenden Moment mich völlig unfähig fühlte die Reise anzutreten.

Die Netze waren untergegangen, meine Geschöpfung versprach die letzte Nahrungsquelle, indem mein Gewehr in der ohnedieß fast völlig todten Gegend außer Thätigkeit gesetzt wurde; nur der schleunigste Aufbruch mit dem geringen Vorrath konnte die Mannschaft retten.

Ein Nothest an Vanillon, den ich für den äußersten Fall bei Seite gelegt, ward in fünf gleiche Theile getheilt; unser wandelndes Fleischmagazin, mein freilich völlig ausgehungerter treuer Freund, der für zoologische Zwecke eigens dressirte Hund — ward abgeschlachtet, Blut und Knochenbrühe gemeinschaftlich verzehrt; das Fleisch gleichfalls vertheilt.

Ein Bündelchen Kleidungsstücke auf dem Rücken, die genannten Vorräthe in der Tasche, brach die Mannschaft am 31 auf. Ich blieb allein zurück in der Nähe des 75sten Grades. Den Windschutz wandelte ich in eine Art Höhle für mich um.

Am 3 September stand das Eis auf dem ganzen See; es verließ mich meine letzte Hoffnung — selbst die Schneekammer. Die Kräfte schwanden ganz, so daß ich während dreier Tage das Lager nicht verlassen konnte, um mir Trinkwasser zu holen; dann ging es allmählich besser.

Die Tage wurden jetzt durch eine Reihenfolge jener berüchtigten Schneegestöber des sibirischen Nordens bezeichnet; sie vergruben mich völlig. Nachdem ich 18 Tage in diesem unangenehmen Zwiespalt zwischen Verhungern und Erfrieren gelegen, fruchtlos auf Entsatz harrend, gewann ich die Ueberzeugung, meine Gefährten seyen umgekommen.

Durch ein fruchtlahm zurückgebliebenes Alpenhuhn zu reichlicher Wegekost gelangt, faßte ich, obgleich sehr kraftlos, den Entschluß, die vergrabenen Vorräthe aufzusuchen. Auf einen kleinen Handschlitten Kleidungsstücke, Gewehr nebst Ammunition und mein Tagebuch nebst anderem Nothwendigem packend, brach ich langsamen Ganges und häufig ruhend auf. Gegen Mittag erblickte ich auf einem freien, mir wohl bekannten Abhange des Gebirges drei Punkte, die früher nicht dort vorhanden waren; da sie sich bewegten, veränderte ich die nun wie eingeschlagene Richtung. Wir näherten uns. Es war mein Freund Toitschum, der Affja-Häuptling, welcher, von einem unserer Leute geführt, mit drei Schlitten mich aufzusuchen eilte. Wegen Mangel an Rennthiermoos mußten seine Rennthiere an 150 Werste ohne Futter zurücklegen.

Nun erfuhr ich, daß meine Mannschaft, begünstigt dadurch, daß das Eis eines tief vorgreifenden Busens des See's sie trug, schon am vierten Tage Samojeden getroffen hatten. Die Gewalt der fortwährenden Schneegestöber hatte diese abgehalten, mir bisher zu Hülfe zu eilen, und einmal sogar zur Rückkehr gezwungen, nachdem sie lange geirrt.

Am 19 September brachten mich die Samojeden in mein Zelt, wo wir uns alle glücklich, obgleich mit mannichfachen Nachübeln kämpfend, versammelt sahen.

Das Zurückgelassene ward abgeholt, das Einpacken um so eiliger besorgt, als alle Samojeden schon die Rückreise antraten, und am 28 September wandten auch wir dem Taimyr den Rücken.

Nach fünf Monaten begrüßten wir freudetrunken am 8 October den Waldsaum, und am 9, nach fünf Monaten Zeltleben, die Rauchhütte an der Boganida, die Reisegefährten und frisch gebackenes Brod.

Hr. Braath hatte hier eifrigst gesammelt, nach Möglichkeit die meteorologischen Beobachtungen fortgesetzt, und mit Einem Wort seine Bestimmung vollkommen erreicht. Nach Verlauf einer Woche waren wir reisefertig und begannen nun unsern Rückzug auf demselben Wege, den wir im Frühjahr zurückgelegt hatten. Trotz meines Drängens konnte jedoch die Rückkehr nicht hinreichend beschleunigt werden, so daß ich mich gezwungen sah, unsern Troß zu verlassen, und mit Hunden durch Tag und Nacht nach Turuchansk eilte, das ich noch gerade vor Abgang der Post am 18 November zu erreichen das Glück hatte.

In etwa einer Woche sehe ich dem Eintreffen unserer Sammlungen unter Hrn. Braaths Führung entgegen.

Gegen Ende des Decembers möchte das Bergen der Sammlungen beendigt seyn, worauf ich ohne Verzug die Reise nach Jakutsk anzutreten gedenke.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 98.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

7 April 1844.

Englische Sports.

VIII. Die Jagd.

Jedes menschliche Geschäft wird von jedem Volk auf eine eigenthümliche, seinem Charakter entsprechende Weise betrieben. Es gibt daher auch die Weise, wie die Engländer die Jagd aufgefaßt haben und wie sie dieß bei allen Völkern beliebte Vergnügen betreiben, ein Spiegelbild des Charakters der Nation. Es kommt uns hiebei natürlich nicht auf eine Beschreibung aller Arten der englischen Jagden, sondern nur auf eine Darstellung ihres Charakters und Geistes an. Wir wollen nachweisen, wie auch hierin der Nationalcharakter des Volks sich nicht verläugnet.

Wie in dem Wolfe, wie in dem Löwen, so liegt auch in dem Menschen ein natürlicher Instinct, ein wilder Naturtrieb, das Enteilende zu verfolgen, das Fliegende, Laufende zu erhaschen. Wir können uns diesen Trieb nicht weiter erklären, aber er ist so tief begründet, daß er sich selbst bei den gebildetsten Nationen kund gibt. Seit dem Eindringen der normannischen Barone in England ist dieser Trieb dort besonders thätig, und alles, was zur Jagd gehört, wurde seitdem in diesem Lande mehr cultivirt und geregelt, als wie in irgend einem andern.

Die Engländer haben hauptsächlich drei Arten der Jagd. Das Erreichen und Tödtrn des Wildes aus der Ferne durch Schießgewehre, was sie „shooting" nennen, dann das Tödten des Wildes durch bloßes Jagen, „hunting" und drittens durch die Vermittlung eines Vogels, „hawking." Diese letztere Art der Jagd, die im Mittelalter und selbst noch im Anfange der neuern Zeit in Europa die Lieblingsjagd des Adels, der Damen sowohl wie der Herren war, ist seit der Mitte des 17ten Jahrhunderts allmählich fast überall außer Gebrauch gekommen, und England ist wohl das einzige Land, in welchem sie in neuerer Zeit wieder auflebte.*) Vielleicht geschah dieß nur in Folge der romantischen Begeisterung für das Mittelalter, deren Feuer durch die neueren Romane, Novellen und durch die ganze neuere romantische Litteratur, welche alle gebildeten Classen der europäischen Gesellschaft in Bewegung setzte, und die sich auch in England in der Wiederherstellung mittelalterlicher Ruinen, der zärtlichen Bewunderung für romantisch gelegene Abteien, in der Vorliebe für Antikes an Meublement, für altmodische Pergament-Einbände, und in der neumodischen Thätigkeit der Künstler in Darstellung von Jagdscenen, häuslichen Scenen, ritterlichen Uebungen des Mittelalters und noch in vielen anderen Richtungen kund thut.

Hat man doch sogar in neuerer Zeit in England einen Versuch gemacht, die alten Turnierübungen selbst wieder aufleben zu lassen. Wir können uns daher nicht darüber wundern, daß wir neuerdings auch wieder auf eine Menge Pachtcontracte stoßen, in denen die Landeigenthümer sich bei ihren Pachtern nicht nur das Recht des hunting, fishing und shooting, sondern auch das des hawking reservirt haben.

Noch in diesem Augenblick gibt es in England das Amt eines Erbgroß-Falconier des Reichs (hereditary grand Falconier of England). Dieser, der Herzog von St. Albans, gab im Jahre 1835 und 1836 dem zu Brighton versammelten Publicum das Schauspiel einiger großen Falkenjagden, und als ausgezeichnete Falkenjäger des Tages werden der Lord Orford, John Severight und andere genannt.

Shooting.

Unter „Shooting" könnte man eigentlich alle verschiedenen Arten unserer deutschen Jagd begreifen, denn alle unsere Jagdarten endigen sich mit dem Niederschießen des Wildes und wir betrachten dieß auch als ihr Hauptziel. Die Engländer verstehen indeß unter den „Shooting" vorzugsweise nur die Jagd des Vogelwildes, da nur diese allein seit der Abschaffung des Falken durchaus mit dem Niederschießen des Wildes endigen muß. Alle vierfüßigen Thiere hetzen (hunt) sie gewöhnlich vermittelst der Hunde. Sie rechnen dann aber die wenigen Arten der Jagd, bei denen diese Thiere mit der Flinte erlegt werden (wie z. B. das deer-stalking) mit zum „Hunting." Das einzige vierfüßige Thier, das sie fast wie einen Vogel behandeln, und dessen Jagd sie immer mit zum „Shooting"

*) Auch in den Niederlanden fängt man stark an wieder mit Falken zu jagen, und in Frankreich zeigen sich gleichfalls Liebhaber. A. d. R.

Digitized by Google

rechnen, ist das Kaninchen (rabbit). Man sagt immer rabbit-shooting und es gibt kein rabbit-hunting.

Bei der Gründlichkeit, mit der die Engländer überall zu Werke gehen, und mit der sie jeden Becher der Freude bis auf den letzten Tropfen leeren, läßt sich im voraus denken, daß sie auf die Existenz aller Vögel einen eigenthümlichen Jagdsport begründet haben. In der That, es ist kein Vogel in ihrer Natur, für den sie nicht ein besonderes Nachstellungssystem und ein besonderes Jagdvergnügen erdacht haben. Wir Deutschen stellen in der Regel nur denjenigen Vögeln nach, die entweder etwas in den Topf geben, oder die als Raubvögel uns schaden könnten. Viele andere, die keinen Werth haben und dabei harmlos sind, lassen wir frei ausgehen oder nehmen sie wohl auch mit menschenfreundlichem Vorurtheil gegen den mordlustigen Jäger in Schutz. In England, wo das Hauptinteresse der Jagd mehr nur in dem Sport als in der Jagdbeute gefunden wird, hat man nicht nur das Schnepfenschießen, Haselhuhnschießen und unsere andern Arten der Vogeljagd ꝛc., sondern auch das Kranichschießen (crane-shooting), das Reiherschießen (heron-shooting), das Krähenschießen (rook-shooting), das Drosselschießen (field-fard-shooting), Sperlingschießen (sparrow-matches), Taubenschießen (pigeon-matches), ja sogar das Storchschießen (stork-shooting) als eigenthümliche Arten der Vogeljagd ausgebildet.

Jeder Vogel hat seine eigene Art zu fliegen, seine eigene Weise sich zu verbergen und dem Jäger zu entziehen. Die Nachstellung und Erlegung eines jeden muß daher auf eine eigenthümliche Weise geleitet werden, und da die Engländer weniger Vergnügen an dem Erlegten finden, als an der Art und Weise, wie sie dazu gelangen, an den verschiedenen aufzuwendenden Listen und Geschicklichkeiten und an den zu bestehenden, verschiedentlich modificirten Abenteuern — so ist es natürlich, daß jeder Vogel ihnen eine besondere und erwünschte Gelegenheit dazu gab, die Jagdfreuden auf raffinirte Weise zu variiren.

Die vornehmste aller englischen Vogeljagden ist ohne Zweifel das „Grouse-Shooting." Die Engländer verstehen unter „grouse" eigentlich das Haselhuhn, begreifen aber dann darunter auch alle Arten wilder Hühner: den Auerhahn, das Birkhuhn, das Feldhuhn, das Sumpfhuhn u. s. w.

Schottland ist durch seine „grouse" besonders bekannt, und in seinen wilden Bergschluchten, wüsten Haiden und einsamen Tannenwäldern ist manche Art von „grouse" zu Hause. Auch Irland und Wales haben mehrere vortreffliche „grousing-localities" und um die Mitte des Monats August, wo die „grouse-season" anfängt, begeben sich daher die Vogeljäger in England auf eine allgemeine Wanderung zu diesen Ländern, insbesondere zu Schottland und den nördlichen Grafschaften Englands, Westmoreland, Cumberland und Northumberland.

Die Dampfschiffe, welche nach dem Norden gehen, sind um jene Zeit alle voll von „Grousers." Die Mehrzahl dieser „Grousers" sind natürlich keine Landeigenthümer, sondern besonders jetzt, wo es so leicht ist aus der Mitte des Menschengetümmels von London in die Wald- und Bergeinsamkeit des Nordens zu gelangen, sind es meistens Londoner „sportsmen," die einen kleinen Jagdausflug von einigen Wochen unternehmen, um in den schottischen Moors „the sublime" die Felsen zu genießen und „nature in her wildest breast" zu sehen. Sie firiren sich in dem Wirthshause irgend eines schottischen Bergdorfes und miethen von dem Laird der Nachbarschaft einen ihrer Hügel „for grouse-shooting."

Die Passion für diese Art der Jagd scheint eben jetzt besonders zu blühen, und das „Grouse-Shooting" kann man gewiß unter die fashionablen „rages" des Tages rechnen. Was die englischen Journale und unter ihnen selbst die Times im vorigen Jahre über die Anzahl der nach Schottland ausgewanderten „Grousers," über die getroffenen Anstalten und über die Menge des geschossenen Wildes berichtet, setzt wirklich in Erstaunen. Wahrscheinlich wird sich diese „grouse" Passion bei den durch Eisenbahnen und durch neu eingerichtete Dampfschifffahrtslinien immer leichter werdenden Transportmitteln in den nächsten Jahren noch steigern. Doch ist zu fürchten, daß eben diese Steigerung der Passion und eben diese Erleichterung der Transportmittel dem ganzen Sport dann auch ein Ende machen werden; die schottischen Lairs, vom Gelde der Londoner gereizt, werden ihre „Hills" und „Moors" so lange vermiethen, bis keine Spur von „grouse-ground" mehr aufzufinden ist. Die Londoner Märkte und Küchen, welche jetzt im Frühherbst von grouse überschwemmt sind, werden immer höhere Preise bezahlen müssen, und endlich wird kein „Hill" mehr zu vermiethen und kein „Grouse" mehr zu schießen, zu verkaufen und zu verzehren seyn.

Das „Grouse-Schießen" ist in so hohem Grade die vornehmste aller englischen Vogeljagden, daß, da wir ihr nur eine so kurze Darstellung haben widmen können, wir uns ganz enthalten müssen, über alle übrigen Vogeljagden zu sprechen, um jener nicht unrecht zu thun.

(Fortsetzung folgt.)

Der New-York- und Erie-Canal im Staate New-York.

(Schluß.)

Die westliche Gränze des Erie-Canals ist der See gleichen Namens, der südlichste einer Kette von schiffbaren Seen, welche sich weit über diesen Staat hinaus in das Innere erstrecken. Rings um diese Landseen sind fünf mächtige Staaten im Werden; 280,000 (engl.) Quadratmeilen liegen innerhalb dieser Gränzen, welche im Norden durch die Seen, im Süden durch den Ohio, im Osten durch diesen Staat selbst und im Westen durch den Mississippi gebildet werden. Die Erzeugnisse dieser ungeheuren Strecke, 180 Millionen Acres urbaren Landes, fast doppelt so groß als Frankreich und ungefähr gleich dem sechsfachen Inhalt von England strömen dem Erie-Canal zu. Die Natur hat vielleicht für keinen Theil der Welt so viel gethan, als für diese Strecke; sie ist ringsum von schiffbaren Gewässern umgeben, keine Hinderuisse stehen der Anlage von Kunststraßen und Canälen im Wege,

Digitized by Google

und überall ist amerikanische Industrie sichtbar, überall regt den ergiebigen Boden zu pflegen. Der kräftige Arm des Deutschen schwingt hier die Art nicht umsonst, für weniges Geld kann er ein Landeigenthümer werden und nach wenigen Jahren „von des Hauses weitschauendem Giebel überzählt er sein blühend Glück."

Der Westen dieses Staates (New-York), welcher vor drei Jahrzehnten kaum im Entstehen war, lieferte im Jahre 1841 die folgenden Gegenstände, welche ich nebst deren Tonnenzahl und Werth aus officiellen Documenten zusammengestellt habe.

	Tonnen.	Dollars.
Pelzwerk	2,217	1,174,829
Baumaterial	587,647	3,434,206
Erzeugnisse der Viehzucht . .	35,142	5,451,156
Erzeugnisse des Ackerbaues . .	748,557	13,193,325
Manufacturwaaren	212,388	20,355,997
Mineralien und andere Effecten	222,231	2,694,379

Menschliche Hände sind es, welche jetzt diese Strecke erfordert; doch auch daran wird es nicht fehlen. Im J. 1816 war Ohio der einzige Staat des Westens; Indiana schloß sich in demselben Jahre mit der nöthigen Bevölkerung von 60,000 Seelen der Union an. Illinois und Michigan waren nur ärmlich bevölkerte Bezirke, und Wisconsin, dem Namen nach unbekannt, ein unbedeutender Theil des nordwestlichen Landes. In dem kurzen Zeitraume von 21 Jahren ist die Bevölkerung von Ohio auf 1,600,006, Indiana über 600,000, Illinois und Michigan auf 700,000 gestiegen, während westlich vom See Michigan nicht allein Wisconsin rasch aufblüht, sondern sogar jenseits des Mississippi 30,000 Menschen den Grund zu einem neuen Staat gelegt haben. Die Bevölkerung der westlichen Staaten beträgt fast drei Millionen, und wird in 1850 sich mehr als verdoppelt haben. Sie besteht meistens aus jungen, rüstigen, arbeitsamen und wohl unterrichteten Leuten, welche die volkreichern Gegenden der östlichen und mittlern Staaten verlassen haben, um sich um die Seen zu lagern und dort ein Reich zu gründen. Die Gesetze, Gebräuche, die religiösen und bürgerlichen Einrichtungen ihres Vaterlandes haben sie begleitet, und vor allen Dingen nur auf ihren Gott und sich selbst gestützt, haben sie den Entschluß gefaßt, Sklaverei auf ewig aus ihren Gränzen zu verbannen.

Diese innern Staaten haben zwei Wege, auf denen ihre Producte den atlantischen Ocean erreichen können, entweder mittelst des Mississippi- und mexicanischen Meerbusens, oder mittelst des Erie-Sees, der Canäle und des Hudson-Flusses. Mag es Anhänglichkeit der Einwohner an die Heimath ihrer Jugend, schärfere Rechtspflege oder ein gesunderes Klima seyn, welche sie antreibt, der zuletzt angegebene Weg ist der, dessen sie sich am häufigsten bedienen; die Anstrengungen ihn zu verkürzen sind „riesengroß," und wenn auch gegenwärtig durch den Drang der Zeiten gehemmt, nicht „hoffnungslos." Drei bedeutende Canäle (deren einer länger als der Erie-Canal ist), welche eine Gesammtlänge von 1000 engl. Meilen haben, sollen den Ohio mit dem Erie-See verbinden, während ein anderer Canal, fast 30 Meilen weit durch Felsen gehauen, den schiffbaren Illinois-Strom mit dem See Michigan vereint. Die fernen Theile des Westens beabsichtigt man mittelst Eisenbahnen 1500 Meilen lang mit den Seen in Verbindung zu bringen. Der Umstand verdient einer besondern Beachtung, daß die Unternehmungen in jedem der ausgedehnten Staaten nach demselben Plane begonnen sind, indem alle eine Hauptbasis haben, welche von Seitenzweigen unterstützt wird.

Es würde interessant seyn, einen Blick in die Zukunft zu thun, und die Vortheile, welche unsere Binnenschifffahrt gegenwärtig gewährt, mit denen zu vergleichen, deren wir uns erfreuen werden, wenn die oben angeführten Projecte zu deren Erweiterung in Ausführung gebracht worden sind, und einen Vergleich zwischen dem Erie-Canal und dessen großem Nebenbuhler, dem Mississippi, anzustellen, jedoch mein Raum gestattet es nicht. Wenn auch ein großer Theil der Erzeugnisse des Westens seinen Markt mittelst des Mississippi sucht, so kehren diese Producte doch gemeiniglich, wenn auch in anderer Form, mittelst des Erie-Canals nach dem Westen zurück. Das Getreide des fernsten Westens wird an der Mündung des Mississippi für Baumwolle vertauscht, als solche den Fabriken Europa's zugeführt, in europäische Fabricate umgesetzt, nach den nördlichen Häfen Amerika's verschifft, und als solche endlich kehrt es mittelst des Erie-Canals zu den Fluren zurück, denen es entsprang.

In den obigen Tabellen habe ich die Frachten unberücksichtigt gelassen, welche dem Westen mittelst der Canäle zugeführt werden. Es schien mir zweckmäßig, um die Wichtigkeit der Canäle zu zeigen, einen Umriß des Westens und dessen raschen Wachsthums zu geben, und ich kann gegenwärtig nur wenige Worte hinsichtlich dieser Frachten hinzufügen. Sie sind durchschnittlich bedeutend größer sowohl in Tonnenzahl, als auch in Werth, als die dem Hudson zugeführten Frachten; im Jahre 1840 betrugen die ersteren mehr als das Doppelte der letzteren. Der Grund ist in der Menge der Einwanderer zu suchen, welche gegenwärtig dem fernen Westen zuströmen, und für welche selbst der so ergiebige Boden nicht hinreichende Lebensmittel erzeugt. Die älteren Theile des Westens, statt ihre Producte sämmtlich dem Osten mittelst des Erie-Canals zuzuführen, transportiren sie weiter westlich, ihre Mitbrüder damit zu versorgen — und so wird es vielleicht noch jahrelang, vielleicht Jahrzehente fortdauern, jedoch das Endresultat der Bebauung des ergiebigen Bodens und der Benutzung der natürlichen Vortheile wird, ja muß ein glänzendes seyn, ein Resultat, das einzig dasteht in der Geschichte der Finanzen irgend eines Staates der Welt!

Nachtrag zu Middendorffs Reise.

Die erste Veranlassung zu dieser wissenschaftlichen Expedition gab ein höchst auffallendes geologisches Phänomen. Schergin, Kaufmann in Jakutsk, zugleich Agent der russisch-amerikanischen Compagnie, wollte im Jahre 1828 auf seinem Hofe einen Ziehbrunnen graben, allein nach zweijähriger Arbeit und obgleich er schon tiefer gedrungen war, als die Wasserfläche der Lena liegt, fand er den Boden noch immer gefroren. Er hatte schon die Hoffnung aufgegeben mit mäßigen

Digitized by Google

Kosten bis zu einer Ader fließenden Wassers zu gelangen, als der Admiral Wrangell durch Jakutsk reiste und Schergin aufforderte, auf Kosten der amerikanischen Compagnie weiter zu graben, um die Mächtigkeit des Eisbodens kennen zu lernen. So wurde mehrere Jahre fortgearbeitet, bis man 51 Saschenen 2 Arschinen oder 382 englische Fuß vorgedrungen war, und nun erst glaubte Schergin zu bemerken, daß der Boden weich werde, doch hatte er die Temperatur des Erdreichs im Boden des Schachtes noch unter dem Gefrierpunkt (— ½° R.) gefunden. Jetzt weigerte sich auch die Compagnie weiter graben zu lassen, und die kostspieligen Arbeiten der letzten beiden Winter fielen Hrn. Schergin zur Last, den Se. Majestät der Kaiser durch ein Gnadengeschenk schadlos hielt.

Unterdessen hatte die Tiefe der gefrorenen Schichte unter den Physikern großes Aufsehen erregt. Prof. Eeman, der auf seiner Reise durch Ostsibirien den Anfang des Brunnens gesehen hatte, stellte in seiner Reisebeschreibung die Vermuthung auf, daß man erst mit 600 Fuß flüssiges Wasser finden würde. Meistens zweifelte man, jedoch nur, weil man sich eigentlich die Frage noch gar nicht ernstlich vorgelegt hatte, wie mächtig die Schichte von ewig gefrorenem Boden wohl seyn könnte, deren Daseyn in einem großen Theil Sibiriens schon längst bekannt war. Man wußte, daß die Temperatur der äußeren Luft zwar die oberste Erdrinde rasch durchdringt, dann aber langsam und immer langsamer in sehr rasch abnehmender Progression der Mittheilung. Nun ist aber in Jakutsk der Winter so streng und anhaltend, daß trotz des warmen, ja sogar heißen, aber kurzen Sommers die mittlere Jahrestemperatur, d. h. die gesammte Temperatur des Jahres auf alle Tage gleichmäßig vertheilt, mehr als 6° R. unter Null beträgt. Hieraus folgt weiter, daß während des Sommers nicht so viel vom Boden aufthauen kann, als im Winter gefriert, und daß also in tiefern Schichten die einmal eingedrungene Kälte immer weiter dringt, wenn auch unendlich langsam. — Man hat ferner seit längerer Zeit durch Beobachtungen in Schachten und die Temperatur des durch artesische Brunnen zu Tage gebrachten Wassers der Tiefe sich überzeugt, daß überall auf dem Erdboden die Temperatur mit der Tiefe ziemlich rasch (ungefähr 1° R. auf 100 bis 125 Fuß) zunimmt, daß also das Innere des Erdsphäroids glühend heiß seyn müsse. Gerade diese Ueberzeugung scheint im ersten Augenblick bei manchen Geologen Zweifel gegen die Mächtigkeit der gefrorenen Schichte in Sibirien (und Nordamerika, wo dasselbe Phänomen sich zeigt, wo man aber über die Mächtigkeit gar keine Erfahrung hat) erregt zu haben. Indessen hatte Schergin die Temperatur der Wände seines Schachtes in verschiedenen Tiefen gemessen und wirklich eine Abnahme der Kälte oder, was eben so viel ist, eine Zunahme der Wärme gefunden. Hienach kann nicht wohl gezweifelt werden, daß auch in den Boden von Jakutsk die Temperatur von außen eingedrungen ist — seit einer unbestimmten Zeit. Nun ist einleuchtend, daß wenn man die mittlere Lufttemperatur von Jakutsk kennt (die sich jetzt annähernd bestimmen läßt), und wenn man die Gesetze der Wärmemittheilung in einem Boden, wie der Jakutsker, bis auf 400 Fuß wird bestimmen können (wozu aber freilich noch viel fehlt), man die Zeit wird abschätzen können, während welcher die abkühlenden Verhältnisse auf den Boden von Jakutsk gewirkt haben. Hiemit haben wir zeigen wollen, daß der Brunnen in Jakutsk für die Geschichte der Erde einer der wichtigsten Punkte ist und lange Zeit bleiben wird. Nur mit zwei Pinselstrichen mag das näher bezeichnet werden. Man kenne überhaupt nur wenige Punkte auf der Erde, welche durch fortgehende Veränderungen, Aufhäufungen des Meeres, Ablagerungen der Flüsse, fortgehendes Zerfallen von Felsen u. s. w., nachweisen, daß die jetzt dort wirkenden physischen Kräfte einige Jahrtausende hindurch, aber keineswegs vom Anfange der Erdbildung an gleichmäßig fortgewirkt haben. Man hat also abzuschätzen versucht, wie lange diese Gegenden unter den jetzigen physischen Verhältnissen gestanden haben mögen. Diese Abschätzungen konnten bisher immer nur sehr unbestimmt ausfallen. — Der gefrorene Boden Sibiriens enthält aber noch eine andere höchst auffallende Erscheinung. Hie und da hat man vorweltliche Thiere — Mammuthe und Nashörner — mit der Haut und allen innern weichen Theilen gefunden — ein Beweis, daß sie ziemlich rasch der Einwirkung der Kälte ausgesetzt wurden. An der rasch eintretenden Einwirkung der Kälte kann man nicht füglich zweifeln. Wie es aber möglich geworden, daß plötzlich im Vaterlande dieser Kolosse, zu deren Ernährung eine Menge Vegetabilien da seyn mußten, Kälte eintrat, oder ob ihre todten Leiber plötzlich aus wärmern Gegenden in kältere versetzt wurden — darüber ist viel gestritten und gar manche Hypothesen sind laut geworden. Man hat sogar vor längerer Zeit schon eine plötzliche Veränderung der Erdachse angenommen und ganz neuerlich diese Hypothese wieder ausführlich zu vertheidigen gesucht. Es leuchtet nun jedermann ein, welche Wichtigkeit es haben müsse, an dem Brunnen oder Schacht in Jakutsk abzuschätzen, *wie viel Zeit hingegangen seyn mag, um die Abkühlung durch die äußere Temperatur so weit vordringen zu lassen und nach der Progression der Temperaturzunahme in den Wänden des Schachtes zu schließen, ob diese Erkältung schon zu einem Stillstande gekommen ist oder nicht?*

Aber so weit sind wir noch nicht. Schergin hat zwar Temperaturbeobachtungen in verschiedenen Tiefen gemacht — aber nicht eben sehr genaue, da er nur von eigener Neugierde geleitet wurde. Er hat die Thermometer nicht tief genug eingesetzt, sie nicht genug gegen den Eisfuß der während des Winters in den Schacht eingedrungenen Luft geschützt, die im Sommer um so mehr stagnirte, da während dieser Zeit der Brunnen nicht befahren worden ist, und noch weniger darin gearbeitet wurde. Man hat darum auch die Frage aufgeworfen, ob nicht die Wände des Schachtes bloß durch die eingedrungene Luft abgekühlt seyen, unabhängig von der Temperatur des Bodens in größern Entfernungen. Auffallend ist es, daß Schergin in den tiefern Regionen immer gleichmäßig — ½° R. gefunden haben wollte. — Aber vor allen Dingen mußte entschieden werden, ob das Phänomen in Jakutsk nur local oder der zufällig aufgeschlossene Theil eines allgemeinen Verhältnisses ist. Man kennt in mittlern Gegenden von Nordamerika Stellen wo der Boden das ganze Jahr hindurch Eis enthält, obgleich im weiten Umkreise hieran gar nicht zu denken ist. Dasselbe ist seit einiger Zeit von einem Berge in Böhmen und neulich sogar von einem Hügel in den Rheingegenden bekannt geworden. Diese Localitäten sind in geologischer Hinsicht freilich andere als in Jakutsk, man fand dort Basalt- und zum Theil Granitblöcke zusammengebäuft und schreibt die niedrige Temperatur der Verdünstungskälte, von durchstreichenden Luftzügen erzeugt, zu. Im Jakutsker Schacht aber hat man organische Reste, namentlich Baumwurzeln, in verschiedener Tiefe gefunden. Wie wenn nun durch neue Ablagerungen des Flusses auf schon gefrorenem Boden neue Schichten aufgeworfen wären? Dann ist die Tiefe, in der wir jetzt den Boden gefroren finden, die Folge von mehr complicirten Verhältnissen. (Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 99.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

8 April 1844.

Verkehr der Araber mit Indien.

(Nach Theod. Pavie. Revue des deux mondes. Nov. 15.)

Zwischen den Seefahrern des ganzen Uferlandes von Arabien und den Bewohnern der indischen Halbinsel bestehen alte Familienverhältnisse. Die Araber suchten sich nicht auf verschiedenen Punkten bleibend niederzulassen, wie bald darauf die europäischen Nationen thaten, sondern sie knüpften Verbindungen an, welche durch den Mongoleneinfall und durch die darauf folgende Einführung des Islam sehr erleichtert wurden; die Moslems Indiens betrachteten sie als Brüder. Aus diesen Verbindungen entstanden Familien, die noch jetzt sehr zahlreich sind, und auf der Küste von Coromandel Lebbis, auf der von Malabar Moplais heißen, was Schwiegersöhne bedeutet, denn die Araber heuratheten Töchter von Indiern. Die Leute dieser Race, welche man an ihrem schmachtigen aber nervigen Wuchs, an ihrer hohen Stirn und langen Armen erkennt, sind jetzt unter den Kasten ihres Mutterlandes aufgenommen, und theilen sich zwischen den beiden Gewerben, welche auf ihren Ursprung deuten, denn sie sind Matrosen und Wollkartätscher, wie ihre Vorfahren Seeleute und Hirten gewesen waren. Die Königin von Cananor gehört einer Moplai-Familie an, treibt selbst Handel, und sendet ihre eigenen Schiffe nach den Meerengen und den Lakkadiven, als deren Beherrscherin sie sich ansieht; ihr kleiner, ehemals durch ein holländisches Fort vertheidigter Hafen, der im Hintergrund einer artigen Bay sehr geschützt ist, kann eine gute Anzahl arabischer Dans aufnehmen. Die Radschas von Kotschin und Travancore sind in ganz verschiedener Stellung. Letzterer, als Herr von schönen Provinzen, in welche der Islam nie eindrang, die aber eine halbe Million Christen enthalten, öffnet seine schlechte, von einer steten Brandung gepeitschte Rhede und die zierliche Stadt Allipey den moslemitischen Seefahrern wie den europaischen Handelsleuten, welche beide hier namentlich Pfeffer und Bauholz holen. Der kleine Fürst von Kotschin, der den größten Theil seines Gebiets an den Fürsten von Travancore verloren, besitzt fast nur noch die Stadt, von der er den Namen führt; hier finden die Araber der Südküste und aus dem persischen Golf in Fülle die Hauptproducte, die sie aus Indien holen, nämlich Reis, Segeltuch, Harz, Seilwerk aus Coir (Cocosfasern), die biegsamen Taue, die sich, wenn der Sturm das Schiff peitscht, verlängern statt zu brechen, Cocosöl und die Cocosnüsse selbst, aus deren Schalen man die gewöhnlichen Narguilés (Wasserpfeifen) macht, Bauholz, einheimische Baumwollenzeuge u. dgl. Europäische Manufacturwaaren holen sie zu Bombay.

Alle Schiffe, groß und klein, welche diese Meere befahren, sind in den Häfen der Westküste Indiens gebaut, selbst die meisten Barken, welche man auf dem rothen Meere findet; diese Schiffe, welche aus dem besten Holz der Welt gezimmert sind, mit Gewandtheit in dem meist ruhigen Meere geführt werden, und nur Eine Reise im Jahre machen, können ein Jahrhundert dauern; die Araber, minder eilig in allen Dingen als die Europäer, minder gierig, schnell ein Vermögen zu erwerben, beladen ihre Schiffe wie ihre Kamele so, daß sie leicht unter der Last dahin gleiten können. Zu Kotschin, längs dem Kai, wo sie angebunden sind, kann man den massiven Bau dieser Schiffe gemächlich untersuchen; man könnte diese Stadt für ein Arsenal ansehen, wenn man die Werften betrachtet, wo die weißen Juden Syriens Seilwerk und Holz verkaufen, und die Seilerwerkstätten, welche sich in den Garten bis zum Dorfe Matatscheri ausdehnen, wo die schwarzen Juden wohnen, deren Herkunft man nicht kennt. Dieser kleine Hafen bietet in hohem Grade das Bild einer asiatischen Stadt, in der das europäische Element kaum bemerklich ist.

Man kann alle diese Fahrten als bloße Küstenfahrten ansehen, da die Winde sehr regelmäßig sind, die Ghats aus großer Ferne gesehen werden, und die kleinen, gelb und schwarz gestreiften Schlangen, welche sich in einer bestimmten Entfernung von der malabarischen Küste halten, die Nähe derselben zeitig verkünden. Aber um Ceylon herum nach Bengalen zu fahren, das ist eine lange Fahrt, und die Araber machen sie periodisch jedes Jahr auf großen, schönen Dreimastern. Im October fahren sie von Moka, Dschidda, wo um diese Zeit nicht eine Barke bleibt, von Maskat und verschie-

Digitized by Google

denen Punkten Arabiens ab, und langen am Ende des Südwestmonsuns, oft ohne irgendwo angelegt zu haben, in der Mündung des Ganges an. Sie bringen hauptsächlich Kaffee aus Yemen und Salz, ferner Datteln und kostbare Pferde nach Bengalen, wogegen sie größtentheils Zucker ausführen. Meistens haben sie sich das Recht erkauft, die Flagge der Compagnie zu führen, wodurch sie in allen Häfen Indiens günstiger behandelt werden. Auf dieser langen Reise nimmt der Capitän, der meistens der Eigenthümer des Schiffs und meist auch der Mannschaft ist, die seine Sklaven sind, sein Harem mit sich, und während er in einem Hause auf dem Lande sich aufhält und beinstigt, führt der Aufseher (maalim) alle Geschäfte aus, und läßt die Waaren durch seine lärmenden Matrosen ans Land schaffen. Das Seeleben hemmt indeß die religiösen Gebräuche nicht, denn der Ramadan wird streng eingehalten. Einer der Nakodas (Schiffscapitän) der gewöhnlich Calcutta besucht und dessen grüner Turban die Abkunft vom Propheten anzeigt, wird von allen orthodoxen Moslems der Stadt hoch verehrt; sie umringen ihn, werfen sich auch wohl vor ihm nieder, und er hebt sie mit so viel Würde auf; seine strenge und doch zugleich sanfte Miene erinnert so sehr an die ritterlichen Sitten der alten Zeit, daß man gegen den Einfluß eines zwölfhundertjährigen Adels nicht unempfindlich bleiben kann. Manche unter diesen Seefahrern verschmähen es bereits, die Sonnenhöhe mit dem Jacobsstab zu messen, und sind in nautischer Wissenschaft erfahren genug, um europäische Instrumente anzuwenden und die Länge zu bestimmen.

Die große Zahl arabischer Fahrzeuge, welche jedes Jahr nach dem Ganges kommen, weist auf sehr alte Handelsverbindungen zwischen diesem Lande und Indien; aber außer den Waaren nehmen die Nakodas auch gegen den sehr mäßigen Preis von 50 Rupien (60 fl.) fromme Moslems mit, die zum Grabe des Propheten ziehen wollen. Die Mogolkaiser, namentlich Aurengsib, schickten früher die Pilgrime auf bewaffneten Fahrzeugen, welchen die Mahratten als fanatischen Hindus, öfters auflauerten und sie in Grund bohrten.

Englische Sports.

VIII. Die Jagd.

(Fortsetzung.)

Hunting.

Die eigenthümlichste und beliebteste Art der Jagd in England ist nun aber das Hunting, das wir als einen bei uns einheimischen Sport eigentlich gar nicht kennen. Hunting ist wahrscheinlich von „hound“ abzuleiten, und bedeutet das Hetzen des Wildes mit dem Hunde. Es ist das eigentliche „Jagen,“ indem dabei hinter dem Wilde hergejagt wird, und die Engländer betrachten es als einen Mißbrauch, wenn wir unser „Auflauern“ und „Niederschießen“ des Wildes auch „ein Jagen,“ eine „Jagd“ nennen.

Das Hunting besteht darin, daß das Wild von Hunden, Pferden und Menschen so lange verfolgt wird, bis es von Todesangst und Müdigkeit entkräftet zu Boden sinkt und sich der Gnade der Hunde und Menschen, die aber fast immer eine Ungnade ist, ergibt.

Es wäre geradezu ein Wunder, wenn die Engländer nicht diese Art von Jagd erfunden hätten, die eigentlich weiter nichts ist, als eine Modification ihrer Wettrennen und Wettläufe. Die Engländer sehen mit Verachtung auf unsere ruhigern Arten von Jagd herab, die ihnen nur als ein ziemlich müheloses Tödten und Abschlachten der Thiere erscheint. Wir könnten umgekehrt von ihrem Hunting behaupten, daß es keine Thierjagd in unserm Sinne sey, sondern nur ein Wettrennen, das Pferd und Hunde mit einem Hasen oder Fuchse entriren.

Bei dem englischen Hunting gilt immer das deutsche Sprüchwort: viele Hunde sind des Hasen Tod; denn während es bei uns in der Regel mehr Wild als Hunde und Jäger gibt, gibt es in England oft Hunderte von Jägern und Hunden und nur einen Fuchs und einen oder höchstens zwei Hasen. Schwerlich würden wohl unsere Jäger das Entzücken begreifen, mit dem ihnen ein Engländer von seinen „capital days sports“ oder von seinen „best days sports ever witnessed in Monmouthshire“ erzählte, und wenn er dabei auf seine Frage: wie viel Hasen, Rehe oder Hirsche geschossen wären? die Antwort bekäme: sie hätten nur zwei Hasen zu Tode gerannt, es wären aber 100 berittene Jäger in Scharlachkleidung dabei gewesen und 50 Meuten Hunde aus den ersten Kennels *) der Grafschaft.

Wir können uns eine Jagd ohne eine große Fülle von Wild gar nicht lustig denken. Das Wild selbst, das Aufscheuchen, seine bunten Heerden, das Herankommen der Hirsche und Hasen, der Rehe und Füchse durch die Gebüsche, die muntern Bewegungen der Thiere, das häufige Erproben unserer Geschicklichkeit im Erlegen, die reichliche Beute, mit deren Trophäen wir uns zieren, mit der wir unsere Jagdtaschen, Pferde, Sättel und Wagen füllen, dieß alles ist nur ein Theil unserer Jagdfreude. Die Engländer bewundern vor allen Dingen erst das „Field,“ das heißt die Gesellschaft der Jäger, die auf schönen Rennern in purpurrothen Scharlach-Röcken, darunter einige der ersten „Noblemen“ des Landes, einher stolziren; alsdann den „run“ d. h. das Rennen über Stock und Block, über Graben und Hecke, durch Bach und Fluß, über Berg und Thal; insbesondere die Hunde und deren rasche Bewegungen und unermüdliche Schnelligkeit, sogar auch den Hasen und seine Geistesgegenwart, Kraft und Energie im Fliehen. Und dennoch nennen sie „a capital days sport“ das, wenn die Jägergesellschaft zahlreich und schön war, und sich darunter einige der kühnsten Reiter, Heckenspringer und Grabensetzer einfanden, wenn ein Hase oder ein Fuchs rasch und ohne langes Suchen entdeckt wurde, wenn derselbe sich nicht gleich feige den Hunden ergab, sondern lange und ausdauernd, ohne nachzulassen und ohne zu erschlaffen, sich durch

*) „Kennel“ (Hundestall); den Sportsmen sind alle die ersten Kennels des Landes wohl bekannt.

Digitized by Google

die Felder tummelte, wenn aber auch auf der andern Seite die Hunde nie seine Spue verloren, ihn nicht entwischen ließen, und ihn nach einem trefflichen Run 20 Meilen durchs Land am Abhange eines Hügels erreichten und ihm den „finish" gaben.

Lesen wir, um dieß alles noch deutlicher und lebendiger zu erkennen, den Bericht eines englischen Schriftstellers über ein solches englisches „Hunting."

Ein Tag mit den Badminton-Hounds
(a day of the Badminton-hounds).

Der 5 December war ein Tag des Meetings der „Badminton-Hounds." Schon früh Morgens rollten die Wagen und trabten die Pferde von allen Seiten zu dem Lieblingsversammlungsplatze der Badminton-Hounds heran, zu dem lawn in Front der prinzlichen Residenz des Herzogs von Beaufort. Um halb zehn Uhr wurde es besonders lebhaft, und es zeigte sich eine zahlreiche Versammlung, um dem „spirit-stirring event" des Tages beizuwohnen:

„His lordship, his worship, his honour, his grace,
A hunting continually go;
All ranks and degrees are engag'd in the chase,
With hark forward, huzza, tally-ho!" *)

Die Jagdgenossen mit ihren Gemahlinnen versammelten sich, nachdem sie ihr splendides Frühstück in der großen Halle des prachtvollen Palastes jenes „Prince of the West" eingenommen hatten, auf dem lawn, um sich an ihren verschiedenen Posten zu stationiren. Die Wagen, the postillons and outriders, carriages with four in hand, fuhren vor, der edle Eigenthümer auf seinem Favoritrosse Baronet überall anordnend und befehlend mitten dazwischen.

Das „field" sollten folgende Personen bilden: Marquis von Worcester, der Herzog und die Herzogin von Cambeldge, die Prinzessinnen Auguste und Marie von Cambridge, der Prinz Friedrich von Mecklenburg-Strelitz, der Herzog von Richelieu, der Graf Kielmannsegge, Miß Baker, Lord und Lady Undover, Lady Georgiana Codrington, Samuel Milnes Esq. und viele andere einflußreiche Mitglieder der Jagd (influential members of the hunt), mit dem groom French, ein ganzer Schweif von Begleitern mit second-horses. Das Ganze sollte also eine der magnifiksten Cavalcaden werden, wie sie das Land seit langer Zeit nicht gesehen hat. **)

(Schluß folgt.)

Die Bewohner von Warikauri.

Diese Insel, die bedeutendste der Chathamgruppe, welche vor einigen Jahren als angeblich vortrefflich gelegene Colonie den Deutschen empfohlen wurde, zählt nach dem Auckland Chronicle vom 17 Junius v. J. etwa 500 Seelen, darunter 60 Weiße, 300 Maoris (Neuseeländer), der Rest Eingeborene, welche sich sämmtlich im Sklavenzustande befinden. Die meisten Weißen sind entlaufene Matrosen, welche durch Sammeln von Bedeen und Robbenfellen einen spärlichen Unterhalt gewinnen, und was fehlt, sich durch Diebstahl und Raub von den andern Weißen und Eingeborenen verschaffen. Eine zuchtlosere Race läßt sich kaum irgendwo denken. Der Ort scheint die allgemeine Zuflucht für Leute, deren Ausschweifungen und unordentliches Leben sie hindern, anderswo sich fortzubringen. Es befinden sich gegenwärtig sechs deutsche Missionäre dort, die aber noch schlechte Fortschritte gemacht haben, da sie bis jetzt weder die Sprache der Eingeborenen, noch die der Maoris verstehen, sie hoffen aber, daß es in Zukunft besser gehen solle, und bauen inzwischen Schulen an verschiedenen Punkten. Die Eingeborenen machen sich indeß ihre Lage zu Nutze, und verkaufen ihnen alles zu einem ungeheuren Preis. Zum Glück sind die Maoris besser als die Eingeborenen und als die meisten Weißen, und man kann sich im allgemeinen auf sie verlassen.

*) „Tally-ho" ist das berühmte Jagdgeschrei der Engländer, wenn ein Wild entdeckt ist und das eigentliche Rennen beginnt.

**) Uebrigens finde ich solcher Cavalcaden, „wie sie das Land nie sah," bloß in einem Jouenal sechs beschrieben.

Nachtrag zu Middendorffs Reise.

(Fortsetzung.)

Die hiesige Akademie der Wissenschaften erkannte daher, daß vor allen Dingen die Temperaturverhältnisse des Jakutsker Bodens genau constatirt werden müßten, mit möglichster Abmessung der Einwirkung der äußern Einflüsse. Es sollten in verschiedenen Tiefen des Schachtes Thermometer eingetrieben werden, und zwar immer zu zweien, so daß bei eine nur einen Fuß, das andere aber 6 Faß tief in die Wand eingetrieben würde. Die Differenz dieser Thermometer würde anzeigen, ob ein Einfluß der Luftsäule des Schachtes zu bemerken sey, und wie groß dieser ist. Ein Jahr hindurch sollten die Beobachtungen fortgesetzt werden. Es war ferner nöthig, die geologischen Verhältnisse von Jakutsk, die Höhenverhältnisse der Oberfläche u. s. w. genau zu bestimmen. Vergleichende Beobachtungen in mehr oder weniger entfernten Gegenden sollten eine allgemeine Kenntniß von der Ausdehnung des Eisbodens Sibiriens geben.

Obgleich die Absicht der Akademie schon seit einigen Jahren bekannt geworden war, so fand sich doch kein Physiker, der geneigt gewesen wäre, eine so beschwerliche Reise zu unternehmen und ein Jahr darauf zu verwenden, um einige Zahlen zu finden. Es ließ sich nämlich absehen, daß die Kenntniß von der Ausdehnung und Mächtigkeit des Eisbodens kaum im Verlaufe dieses Jahrhunderts einige Vollständigkeit erreichen werde. Es sind in der That noch ähnliche Schachte in andern Gegenden nothwendig, und bevor man die Regierungen zu kostspieligen Unternehmungen dieser Art auffordern kann, muß das Interesse derselben allgemein anerkannt und vor allen Dingen genauer bestimmt werden, was man aus der Gelegenheit, die ein einfacher Kaufmann in Jakutsk und die amerikanische Compagnie gebaten haben, lernen kann. Dann erst wollte die Akademie die Frage erörtern, ob sie nicht eine weitere Bohrung in dem Schachte in Jakutsk veranlassen sollte. Jetzt weiter zu graben, könnte den Schacht mit Wasser füllen, und verloren gehen lassen, was man schon besitzt.

Hr. Alexander v. Middendorff, Professor extraordinarius in Kiew und Sohn des Directors des pädagogischen Hauptinstituts, war der erste, der sich zu dieser Untersuchung bereit erklärte, wenn man die Reise nicht auf das Bodeneis beschränkte, sondern ihm Gelegenheit gäbe, die Thierwelt Sibiriens zu untersuchen. Nun war schon seit einiger Zeit

im Schooße der Akademie die Nothwendigkeit besprochen, den nördlichsten Theil von Sibirien jenseits Turuchansk, besonders den breiten Vorsprung des Nordrandes, in welchem die Flüsse Päsina, Chatanga und der Taimyr sich befinden, untersuchen zu lassen. Es waren Anfragen, über die Möglichkeit von hier bis an die See vorzudringen, von der Akademie durch Hrn. v. Tuctschaninow in Krasnojarsk bis nach Turuchansk und an die Chatanga abgegangen, und die Antworten im Jahre 1841 eingelaufen. Diese Antworten stellten die Erreichung der Küste auf einem andern Wege als dem des Jenisei als kaum ausführbar vor. Dennoch wollte man die Aufgabe nicht fallen lassen, vielmehr hatte die längere Beschäftigung mit ihr die Wichtigkeit derselben immer mehr hervortreten lassen. Die neuesten Reisen der Engländer im arktischen Amerika und die frühern in Sibirien, so wie Wrangells und Anjou's Züge auf dem Eise des Eismeeres hatten gezeigt, daß geistige und körperliche Ausdauer mit der Fähigkeit, je nach den Umständen Schwierigkeiten zu überwinden oder sich ihnen zu fügen, fast Unmögliches möglich machen. Hr. v. Middendorff war mit dem Akademiker Baer *) in Lappland gewesen, und obgleich sie hier nicht eben große Entbehrungen zu überstehen hatten, so waren doch Gelegenheiten genug, in denen Hr. v. Middendorff seine ausgezeichnete Qualification für eine beschwerliche Reise beweisen konnte. Kräftig an Körper und Geist, von Jugend auf rüstiger Jäger, ist er gewohnt, die Beschwerden der Witterung mit Lust zu ertragen, oder vielmehr sie existiren für ihn nicht, so lange sie noch zu ertragen sind. Bei großer Reiselust ein Schütze, wie man selten einen findet, in allen Künsten der Schifffahrt so geübt, daß ihn unsere Pomoezy durchaus für einen alten Germann erklärten, geschickter Arzt und Wundarzt, ist Middendorff überdieß in der russischen Sprache so geübt, daß er sich mit den gemeinen Russen ganz in ihrer Weise unterhalten kann, was bei Expeditionen dieser Art wichtig ist, um sie immer in voller Freudigkeit zu erhalten. Mit einem solchen Führer hält der gemeine Russe immer eine Art Cameradschaft, ohne daß die Subordination darunter litte, da das Gefühl, in der körperlichen Ausdauer ihm überlegen zu seyn, nie lebendig werden kann.

Der gesammte ausgedehnte Landstrich nördlich von der untern Tunguska und westlich von dem nördlichsten Theil des Jenisei bis an die Lena war als völlig unbekannt zu betrachten, nicht bloß in Bezug auf seine Producte, sondern auch in Bezug auf seine Bewohner und ihre Art sich zu ernähren, so daß sogar das Wörtchen der Dolganen zuerst in den Antworten auf die obenerwähnten Fragen vorkommt. In Bezug auf die Geographie kannte man die Namen dreier Flüsse, der Päsina, des Taimyr und der Chatanga, ihren Verlauf und ihre Nebenflüsse gaben die Karten noch Gutdünken an — und zwar, sonderbar genug, sehr verschieden. In dem ersten Atlas, den die Akademie im Jahre 1745 herausgab, ist der Taimyr ein ansehnlicher Fluß von ungefähr 800 Werst Länge, ohne See; in der Karte, welche dieselbe 1758 erscheinen ließ, ist er schon auf die Hälfte dieser Länge reducirt und fließt durch einen großen See; auf den neuesten Karten ist er nicht 100 Werst lang, den Theil oberhalb des Sees hat man ihm ganz genommen, und dieser hat nur ganz unbedeutende Zuflüsse. **) Worauf beruhen nun diese Umänderungen, da, so viel man weiß, diese Gegend nur Einmal von gebildeten Reisenden besucht ist, und zwar vor einem Jahrhundert. Seit jener Zeit ist nur ein Student, den Pallas den Jenisei hinabsendete, einige hundert Werst jenseits Turuchansk gewesen. Das Land nördlich von der untern Tunguska und östlich vom untersten Theil des Jenisei ist aber von gebildeten Leuten nie wieder betreten worden.

In noch größerem Grade, als die Karten abweichend sind, weichen die Nachrichten von einander ab, die man von Zeit zu Zeit durch Gerüchte oder durch Erkundigungen über die Beschaffenheit des Landes erhielt. Die erste mährchenhafte Kunde, welche man durch Abenteurer bekam, die 1609 über den untern Jenisei vorgedrungen waren, schildert das Land als von der Natur sehr begünstigt. Erkundigungen, welche Gmelin der ältere im Jahre 1735 anstellte, gaben das Resultat, daß nicht nur am Jenisei, von Turuchansk bis zum Meere, mehr Russen ansässig sind als an irgend einem naedischen Flusse, von der Päsina bis zum Meere auch viele, daß selbst der obere Theil der Chatanga von ihnen nicht entblößt war. Ja Gmelin behauptet sogar, daß die ganze Seeküste vom Jenisei bis zur Chatanga allenthalben häufige russische Hütten habe, die entweder bleibend oder wenigstens zu Zeiten bewohnt werden. Daß die letztere Angabe falsch war, lehrten freilich die gleichzeitigen See-Expeditionen, deren Resultat Gmelin in Turuchansk noch nicht kannte. Allein die Zahl der Ansiedlungen an den Flüssen, die damals auch auf den Karten verzeichnet wurden, scheint bedeutend gewesen zu seyn. Ja selbst im entfernten Chatanger Kirchspiel wohnten im Jahre 1771 noch 452 Russen beiderlei Geschlechts. Statt daß in andern Gegenden Sibiriens die russische Population zunimmt, scheint sie nun nach den neuesten, auf die Anfragen der Akademie eingelaufenen Nachrichten in diesen Gegenden sehr abgenommen zu haben, und ebenso der Verkehr. Gar keine Ansiedlungen sind am Meere, an der Päsina leben 35 Russen und an der Chatanga 61 Russen männlichen Geschlechts, wird berichtet.

Haben nun diese Veränderungen wirklich stattgefunden, und sind sie etwa durch Verringerung der Nahrungsquellen — vielleicht durch Verschlimmerung des Klima's bedingt? Das war eine von den Hauptfragen, die einer Lösung werth waren.

(Schluß folgt.)

*) Von diesem ist auch der obige Bericht abgefaßt.

**) Sonderbar ist es, daß die Karte von 1758 nicht nur in dieser Hinsicht, sondern auch in Beziehung auf andere Localverhältnisse, besonders der Zuflüsse der Chatanga, am meisten mit dem Bericht Middendorffs übereinstimmt.

Miscellen.

Münzen des Herzogs von Devonshire. Die Lit. Gaz. vom 23 März zeigt den Verkauf der Münzsammlung des Herzogs von Devonshire an, deren Ankauf über 50,000 Pfd. St. gekostet hatte. Die Zerstreuung dieser prachtvollen Sammlung könnte manches Cabinet bereichern, und man glaubt, der Verkauf werde kaum weniger eintragen, als sie gekostet.

Nachricht von Audubon. Dasselbe Blatt theilt den Auszug eines Briefes von diesem geachteten Naturforscher mit, worin derselbe sich also äußert: „Ich habe außer vielen neuen Pflanzen, Blumen ꝛc. fünfzehn Arten neuer Vögel erhalten, und zu denen einige seltene und merkwürdige vierfüßige Thiere, worüber ich demnächst das Nöthige sammt allen den an Ort und Stelle — er ging in den Nordwesten der Vereinigten Staaten — gesammelten Nachrichten bekannt machen werde. Im Ganzen war meine Reise angenehm, ich bin gesund und wohlbehalten, und hätte nöthigenfalls nichts dagegen, meine Forschungen im fernen Westen zu erneuern."

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 100.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

9 April 1844.

Skizzen am kaspischen Meere.

(Nordische Biene, 8 März.)

1. Von der Insel Sara. 20 Januar (1 Febr.) 1843.

Wenn bei Euch die heftigste Kälte ist, und die Felder mit tiefem Schnee gedeckt sind, weht hier unter dem 38° B. schon Frühlingsluft und auf den Wiesen sprossen Blumen hervor. Nur die weißen Berggipfel deuten noch dir Nähe des Winters an. Ich will nicht sagen, daß der ganze Winter so schön und warm war wie jetzt, aber seine Strenge beschränkte sich in diesem Jahr nur auf starke Regengüsse, und das Quecksilber fiel nicht unter den Gefrierpunkt. Gesegnetes Land! aber doch ist für den Ungewohnten das hiesige Klima nicht angenehm. Das Inselchen ist sehr hübsch, besonders im Frühjahr, wenn alles blüht; dann scheint es eine der romantischen Inseln Polynesiens zu seyn. Einige Häuschen sind in dem lichten Grün errichtet, mitten unter Granat- und Apfelbäumen, eine schöne Kirche ist von hohen Bäumen umgeben, das Ufer erglänzt von einem Muschelstreif und frischem Wellenschlag — so stellt sich das südöstlichr Ufer der Insel dar. Weiterhin verschmilzt das dunkle Schilfgrün mit den Umrissen der übrigen flachen Ufer, gegen Süden überhängen dir Berge von Talysch, unter denen dir Insel wie ein kleiner Teppich ausgebreitet ist.

Die Insel Sara ist indeß von ziemlicher Bedeutung. Seit mehr als 40 Jahren dient sie als Hauptstationsort der Escadre, die stets vor diesen Ufern kreuzt, und jetzt nöthigt bloß das Klima, Baku, wohin die Versetzung der Escadre ernstlich beschlossen ist, dieser Insel vorzuziehen. Dir Hauptvorzüge dieser Insel in militärischer Beziehung sind die Nähe drr persischen Gränzrn so wie an den transkaukasischen Serprovinzen, und die Entfernung vom festen Lande, wodurch sir von allen dort vorgehenden Ereignissen nicht mit berührt wird. In seemännischer Beziehung ist sir als unbestritten der beste Hafen am westlichen Ufer des kaspischen Meeres von Bedeutung. Um dieser vortheilhaften Lagr willen prophezeyen manchr dieser Insel eine glänzende Zukunft als Entrepothafen unsers künftigen Handels auf dem kaspischen Meere.

Das Bestehen dieser Insel datirt sich von noch nicht gar langer Zeit her, denn sie ist erst 80 Jahrr alt; ihr Namr Sara bedeutet im Tatarischen „geld," wahrschrinlich von den Muscheln, mit denen sie an manchen Stellen übersäet ist. Trotz ihres armen Ursprungs ist sie für alle Arten von Pflanzen sehr geeignet. Die vom Wasser überschwemmten Niederungen sind mit Schilf bewachsen, aber an den trockenen Stellen sieht man Gebüsche von Brombeerstauden oder dichtr Rasen, hir und da Granaten- und Apfelbäume, so wir Weinreben. Der Boden besteht aus Schlamm, Sand und Muscheln, und wird durch die hier weidenden Heerden, welche zur Versorgung des Geschwaders unterhalten werden, fortwährend gedüngt. Die Länge der Insel beträgt 14, die Breite anderthalb Werst und darunter; die Ufer sind etwas hoch, die Bucht gedeckt, der Ankergrund gut, die Einfahrt ohne Hinderniß; das Wasser in den Brunnen ist vortrefflich. Nur das Klima ist unangenehm und unerträglich öde das Leben der wenigen Bewohner dieser Insel. Wenn einige Schiffe des Geschwaders sich hier sammeln, so belebt sich die Insel; alles ist voll Geschäftigkeit und ein Fest drängt das andere. Aber ein Schiff nach drm andern spannt die Segel au und geht, so daß nur eine Brandwache zurückbleibt. Die Vereinzelung wird dann noch trauriger, die Insel noch öder. Die wenigen Einwohner warten, wir vom Sturm ausgeworfen, nur die Rückkehr in die Heimath ab. Im Sommer verbrennt das Grün und die Bäume sind beinahe ausgedörrt; die Hitze ist unerträglich. Der Herbst tritt ein, Wolken thürmen sich am Himmel, und ein langsamer Regen strömt fast unaufhörlich herab. Nur mit Mühe entgeht man dem Fieber; es ist hier langweilig und traurig, und das Vaterland ist weit, weit entfernt.

Wenn man an dem allgemeinen, weiten Kirchhof vorüber ist, sieht man in dem breiten Thale einen malerisch gelegenen, einsamen, von drei Linden beschatteten Stein. Das ist das Denkmal des Lieutenant Frank, der mit drei andern Officieren im Jahre 1812 bei der Belagerung von Lenkoran fiel, und hier von seinen Cameraden, als ihr gemeinsamer Freund, wie es auf der Grabschrift heißt, beerdigt wurde. Weiterhin

Digitized by Google

am Ufer des Meeres liegt noch einsamer das Grab des Admirals Fedor. Der Stein ist mit Moos überwachsen, die Inschrift beinahe ganz verwischt. Die Hauptkrankheiten sind hier gastrisch gallichte Fieber, deren Ursache wahrscheinlich in dem noch unbearbeiteten, jungfräulichen Boden liegt, so wie in der Ungleichheit der Temperatur zwischen Tag und Nacht — Ursachen, welche in vielen Theilen Nordamerika's, Westindiens und auch Transkaukasiens, die hohen Striche ausgenommen, dieselben Folgen haben. Die Ufer Abchasiens, Elisabethpol, Erjwan, Salian, Talysch und die persischen Provinzen Gilan und Masanderan haben dasselbe Klima, wie Sara, und auch dieselben Krankheiten. Die besondern Ursachen liegen darin, daß Lebensart, Nahrung und Kleidung mit den Oertlichkeiten keineswegs übereinstimmen. Die Perser essen Morgens früh und Abends spät, verzehren wenig Fleisch und trinken nie hitzige Getränke; sie kleiden sich warm bei Tage und noch wärmer bei Nacht. Wir essen nach unserer nordischen Gewohnheit Mittags bei 30 Grad Hitze, trinken vor der Mahlzeit ein tüchtiges Glas Branntwein, verzehren Borschtsch,*) ein noch blutiges Stück Rostbeef, dazu die ungewöhnten Früchte, gehen bei Tag in aufgeknüpften Kleidern, schützen uns bei Nacht nicht vor Kälte, und dieß muß eine eiserne Gesundheit untergraben. Man kann sich freilich am Ende auch an diese Lebensart gewöhnen, aber dann muß man den gewöhnlichen, ziemlich schwachen Landwein aus Kachien oder Schamachi trinken, der bei Georgiern und Armeniern das gewöhnliche Getränk ist.

Früher, vor vierzehn Jahren etwa, soll hier ein sehr gesundes Klima gewesen seyn, und die Perser glauben, das Klima verändere sich periodisch. Ob es wahr ist, weiß ich nicht, aber ich wünsche Sara ein besseres Klima, damit auf diesem Kirchhof einst eine reiche Stadt begründet werde, und daß man sich in dieser Stadt nicht langweile, wie dieß jetzt der Fall ist.

(Fortsetzung folgt.)

*) Eine Suppe von rothen Rüben, Rindfleisch und Schweinespeck.

Englische Sports.

VIII. Die Jagd.

(Schluß.)

Die Pracht dieser exquisiten Scene hatte nun begonnen, sich auf eine triumphirende Weise zu entfalten und füllte jedes Herz mit Bewunderung und Freude. Jedes Auge war ängstlich wartend, um von den königlichen und noblen Besuchern, wenn sie in ihren Wagen stiegen, einen Anblick zu gewinnen (to catch a glance of the royal and noble visitors). Die Equipagen, schön und reich geschmückt, waren in einem großen Cirkel vor dem Palaste aufgefahren und warteten ihrer erlauchten Personen. In der Mitte dieses Cirkels „the invincible pack" (die unbesiegbare Rotte der Hunde). Da es ein schöner Morgen war, so war die Gesellschaft der Zuschauer größer als gewöhnlich. Hunderte von Wagen, gefüllt mit den „beautiful" und den „fair" der Umgegend, nicht weniger als zweitausend Personen, die herangekommen waren, „to catch a glimpse of the greatest nobles of the land" (um einen Blick zu thun auf die größten Notabilitäten des Landes). Ungefähr fünfhundert Gentlemen und Jäger,*) alle auf jagdgerechte Weise equipirt, purpurroth gekleidet und reitend auf ihren kleinen, jagdlustigen Blutpferden. Die Thüren der „noble mansion" wurden endlich aufgewoefen und die Herzen der versammelten Zuschauer machten sich Luft mit dem beliebten und gewohnten Freudengeschrei. Das Wetter war herrlich und versprach einen schönen „scenting day," Spur- oder Wittertag. Die Hunde hatten bald einen von der rechten Sorte **) gefunden. Sie machten einige wenige Touren im cover,***) dann brachen sie mit einem „crack" daraus hervor — ein allgemeiner Freudenausbruch — und tally-ho! tally-ho! stürzte sich das ganze Feld ihnen nach durch Bullpark-Wood, das Dorf Sopworth zur Rechten lassend, in gerader Linie auf Silkwood zu.

Da man dem armen Reinecke im Tacte des Eisenbahnschrittes hart zusetzte, so erwartete man allgemein, daß das Wild sich bald ergeben würde. Aber der Fuchs nahm sich mächtig zusammen und bei Silkwood schlug er eine neue Richtung ein durch die Felder von Easton-Gray. Nach einem run von zehn Meilen empfing er endlich nach vielen lobenswerthen, galanten und noblen Bemühungen zu entkommen, in gesetzmäßigem Styl seinen finish, in einer Anpflanzung neben einem Garten von Erholdsford Esq. Nachdem ihm die Bürste†) abgeschnitten war, überreichte der Jäger Willing dieselbe sehr höflich dem Prinzen Friedrich, indem er zu gleicher Zeit nicht vergaß, wie es bei jungen „sports-men," die zum erstenmal eine „hunting" mitmachen, gebräuchlich ist, ihn mit etwas Blut des Opfers zu beschmieren. Der Prinz nahm dieß sehr freundlich auf und wischte sich das Blut mit der Bürste des Flüchtlings wieder ab. Nachher tallyhote man noch einen Fuchs (they tally-ho'd a fox), allein es war nur ein cold hunting (kaltes Jagen); der Fuchs wurde zu einer späten Stunde des Tages verloren, und hiemit endigte mit ächtem altem englischem Sport einer der großartigsten Tage (one of the grandest days), der jemals dem Hause Beaufort zu Theil wurde.

Die gewöhnlichsten Jagdthiere bei diesen Huntings sind zwar Fuchs und Hase, doch lassen sie zuweilen auch ein Reh oder einen Hirsch los, um mit ihm um die Wette zu jagen. Der Tod dieser armen Thiere ist dabei schrecklich; sie werden entweder so lange gejagt, bis sie von Angst und Mattigkeit getödtet hinstürzen, oder sie werden von den Hunden zerrissen.

*) Die Engländer würden sich hier ausdrücken: „das Feld war 500 stark." Dieß ist ein besonders starkes Feld, aber Felder von 100, 150, 200 Gentlemen sind sehr gewöhnlich.

**) „one of the right sort," so wird in jedem englischen Jagdbericht das Wild genannt, welches man zu finden wünscht.

***) So heißt das niedrige Gebüsch, unter welchem sich das Wild versteckt.

†) „Brush" heißt in der englischen Jägersprache der Schwanz des Fuchses.

Digitized by Google

Es kommt indeß auf ihren Tod dabei gar nicht an, es iſt genug wenn ſie erreicht ſind, und ſie werden daher oft nur zu einem „regular standstill," zu einem vollkommenen Stillſtande getrieben. Das Wild ſcheint bei einem ſolchen Stillſtand von einer Ohnmacht ergriffen, und ſteht wie vom Tode getroffen (dead beat) mitten im Felde feſt wie eine Säule; die Jäger retten es alsdann von den Hunden und ſparen es zu einem zweiten und dritten „Run" auf. Wie man die erſte Rede, welche ein Parlamentsglied hält, his maiden speech nennt, ſo heißt die erſte Hetze, die ein Hirſch oder Reh empfängt, her maiden run. In einem Journale finde ich einen Hirſch erwähnt, der ſeinen Namen, Miß For, daher empfing, weil er in ſeinem maiden run, der nahe an drei Stunden dauerte, in der Nähe von Fordhill gefangen wurde. Ein ſolcher „Run" von drei Stunden geht dann durch eine lange Reihe von Meilen. Ich finde einen „Run" erwähnt, der in 1½ Stunde nicht weniger als 28 Meilen Weges durchrannte (the country gone over was upwards of 28 miles)

Ein ſolcher „Run„ heißt dann ein excellent run; läßt ſich der Haſe oder Fuchs nach kurzer Zeit, etwa nach 20 oder 30 Minuten ermattend erhaſchen, ſo heißt es ein short oder indifferent run.

Ein Land, das von zu vielen Gräben und Hecken durchſchnitten iſt (a heavy and stiff fencing country) iſt dem Jäger natürlich nicht willkommen; doch müſſen auch wiederum einige von ſolchen Hinderniſſen da ſeyn, um der Jagd durch Springen und Setzen die rechte Würze zu geben; und daß das fencing (Heckenſpringen) excellent war, gehört mit zu dem gewöhnlichen Lobe, was einem good day's sport" gezollt wird.

Eine Landſchaft oder Grafſchaft, in welcher ſich alle die zu einem Jagdlande erforderlichen Dinge, als da ſind splendid cover, sure finds, um einen Fuchs zu finden, große Flächen, um den „Run" lange verfolgen zu können, eine bunte Variation von Hügel und Thal, um eine angenehme Abwechslung, ein Verſchwinden und ein Wiederentdecken des Wildes herbeizuführen „to hunt in gallant style over hill and glen," die nöthige, jedoch nicht übertriebene Anzahl von Hecken, Gräben und Flüſſen, der Abenteuer willen und um die Geſchicklichkeit der Hunde und Jäger zu üben, und Mannichfaltigkeit der Scenen und Ereigniſſe herbeizuführen, ein Land ſage ich, in welchem ſich alle dieſe Dinge in höchſter Vollkommenheit vorfinden, heißt dann ein „crack hunting country. In einem ſolchen crack hunting country ſtiren ſich dann gewöhnlich die „crack hunters" mit ihren „crack pack of hounds."

Daß bei einem ſo wilden Thun, wie es alle dieſe Cracks bei ihren Huntings treiben, natürlich auch die Hunde, Pferde und Menſchen oft ebenſo gut zu Grunde gehen, wie die armen gehetzten Haſen und Füchſe, begreift ſich leicht. Die Hunde rennen ſich zu Tode oder erſaufen in den Flüſſen, die ſie durchſchwimmen, und ſelten wird man ein engliſches Jagdjournal öffnen, ohne darin einen Bericht über das zu Toderennen eines Pferdes oder über das Wohlbefinden und Beſſerwerden irgend eines auf der Jagd verunglückten Sirs oder Baronets zu finden. Die engliſchen Jagdjournale werden mit ſo großer Genauigkeit geführt, daß man darin faſt von jedem „hunting appointment" im ganzen Königreich eine kurze Nachricht erhält. Man ſieht daraus genau, wo und zu welcher Stunde und Minute Ihrer Majeſtät staghounds — wo Prinz Alberts „Harriers," wo Baron Rothſchilds „Hounds," wo die Berkſhire Hounds," wo die „Caſt Suſſex hounds," wo die „Stag hounds" des dritten leichten Dragoner-Regiments, wo die „Beighton Harriers," wo die Hunde einer unzähligen Menge von Lords, Esquires und Miſtres zuſammentreffen. Man führt nur immer das Zuſammentreffen (meeting) der Hunde auf und ſetzt ſtillſchweigend voraus, daß wo die Hunde ſich begegnen, da auch die eingeladenen Jäger und die uneingeladenen Zuſchauer ſich einfinden werden.

Ich ſah in einem engliſchen Journale nicht weniger als 109 ſolcher „Appointments" angekündigt. Von den Meetings der „Buck Hounds" Ihrer Majeſtät und von den „Harriers" des Prinzen Albert und von dergleichen illuſteren Hunden nehmen dann auch ſogar die Times und die andern politiſchen Blätter Englands Notiz.

Von den Jagdbewegungen in den „crack countries" und von den Jagdunternehmungen des Carls Somers und anderer ſolcher großen altberühmten sports-men werden dann umſtändliche und höchſt intereſſante Berichte gegeben. Bei ſolchen illuſtren Jagden wird dann ſelbſt in den Times jede Bewegung und Regung jedes gejagten Haſens genau detaillirt und jedes „Rabbit," jeder „Pheaſant," jeder „Woodcock," welcher geſchoſſen wurde, auch die Anzahl der Faſanen, welche bloß angeſchoſſen und noch am andern Tage halbtodt im Walde aufgeſammelt wurden, genau gezählt, und alle dieſe Nachrichten verbreiten ſich dann auf den Flügeln der Journalfama nicht nur durch das ganze Königreich, ſondern werden auch in allen afrikaniſchen, aſiatiſchen und amerikaniſchen Colonien des Landes von dem Sports liebenden Publicum eifrig geleſen.

Nachtrag zu Middendorffs Reiſe.

(Schluß.)

Aber welche ſind die Producte dieſer Gegenden? Wie weit geht z. B. der Wald? Man wußte kein Wort davon, denn die einzige Expedition, die dieſes Land beſucht hat, deren wir oben erwähnten, hat ſie im Winter bereiſt, und nur in Folge einer Strandung. Damit ging es ſo zu. Als unter der Kaiſerin Anna die Nordküſte von Sibirien aufgenommen werden ſollte, reiſte im Jahre 1735 der Lieutenant Prontſchiſchtſchew mit einer Doppelſloop die Lena hinab und um ihr nach Weſten die Küſte entlang, überwinterte am Olenek und erreichte im folgenden Jahre nicht nur die Ausmündung der Chatanga, ſondern folgte der Verlängerung der Küſte nach Nordweſten, von der man jetzt erſt Kunde erhielt, unter großen Gefahren vom Schwimmeiſe bis 77° 29' N. B., ohne dieſes öſtliche taimyr'ſche Vorgebirge umfahren zu können. Das Schiff mußte umkehren und, ohne die Lena zu erreichen, wieder am Olenek überwintern. Bevor es ankam, unterlagen Prontſchiſchtſchew und ſeine Gattin, die einzige Frau aus gebildetem Stande, die jemals die ſibiriſche Küſte des Eismeeres geſehen hat, den erlittenen Beſchwerden. Das Admiralitätscollegium gab den Plan der Umſchiffung nicht auf,

Digitized by Google

und wählte zum Führer einer neuen See-Expedition den Lieutenant Chariton Laptef, einen Mann, der durch die Ausdauer, mit der er unter faſt unglaublichen Beſchwerden und Entbehrungen fünf Jahre zur Aufnahme der Küſte zwiſchen der Chatanga und Päſina verwendete, unſterblichen Ruhm ſich erworben hat. Er ſegelte 1739 ebenfalls die Lena hinab, und gelangte noch in demſelben Sommer ungefähr eben ſo weit als ſein Vorgänger, aber auch er fand es unmöglich, weiter vorzudringen. Er mußte umkehren und konnte nur noch die Mündung der Chatanga erreichen. Von hier aus ließ er im Winter einen ſeiner Begleiter über Land nach der Mündung des Taimyr fahren. Als er im Sommer wieder in See ging, wurde das Schiff bald vom Eiſe völlig umſchloſſen, und dann von dem wieder beweglich gewordenen Eiſe ins Meer weggeführet, nachdem die Mannſchaft über das Eis ſich an die Küſte gerettet und nur ſo viel Mundvorrath gerettet hatte, als nöthig war, um für die nächſte Zukunft gegen den Hungertod geſichert zu ſeyn. An dieſer öden Küſte mußte ohne Obdach, ohne Holz, in Löchern, die in den gefrorenen Boden gehauen wurden, die Mannſchaft einen ganzen Monat warten, bis die Klüfte eine feſte Eisdecke hatten und ihr erlaubten, das frühere Winterquartier an der Chatanga aufzuſuchen, was noch 25 Tage hin nahm. Viele erlagen. Mit dem Reſte ließ nun Laptef bis zum Frühling 1743 durch mehrere einzelne Expeditionen, die theils von ihm, theils von den unter ihm ſtehenden Officieren geführt wurden, die Küſte im Winter, der hier freilich bis in den Junius währt, aufnehmen. Für den Sommer war meiſt Turuchanſk das Hauptquartier. Was etwa von naturhiſtoriſchen Bemerkungen von dieſen Männern aufgezeichnet ſeyn mag, iſt nicht bekannt geworden, nicht einmal die Waldgränze. So hat dieſe Expedition eigentlich nichts gelehrt als die Geſtaltung der Küſte, und ſelbſt für dieſe fehlt es an Breitenbeſtimmungen der wichtigſten Punkte, weßhalb es als zweifelhaft betrachtet werden konnte, ob die äußerſte Spitze des öſtlichen taimyr'ſchen Vorgebirges wirklich erreicht ſey.*) Eine Karte des Küſtenſtrichs an der Mündung der Päſina bis zu dieſer Spitze fehlt in der Admiralität, wo die Tagebücher und andere Karten dieſer Expeditionen noch aufgehoben werden.

Die Laptef'ſche Expedition hat alſo, da die Tagebücher nicht bekannt geworden ſind, für die Kenntniß der phyſiſchen Beſchaffenheit und der Naturproducte jenſeits Turuchanſk gar nichts geliefert. Andere Nachrichten fehlten, wie wir ſchon bemerkten, völlig.

Dennoch iſt die Kenntniß von der Klimatologie und den Naturproducten gerade dieſer Gegend von ſehr großer und allgemeiner Wichtigkeit für die Wiſſenſchaft. — Dieſe Unterſuchung über die Mittel, welche die Natur anwendet, um das organiſche Leben zu erzeugen, zu unterhalten und zu verbreiten, welche auch die Einwirkung von der Beſchaffenheit und Production des Bodens auf die Geſchichte des Menſchengeſchlechts anſchaulicher gemacht hat, kann nur durch genaue numeriſche Vergleichungen in ihrer wiſſenſchaftlichen Form gefördert werden. Nordiſche Länder werden mit den reichern ſüdlichen in Bezug auf die Zahl ihrer Producte verglichen. Lange bildete Lappland, ſchon ſeit Linné häufig unterſucht, die Grundlage dieſer Zählungen, gleichſam die Einheit. In neuerer Zeit hat man durch die ausdauernden Bemühungen der Britten viel nördlichere und dürftigere Gegenden kennen gelernt, aber alle dieſe ſind Küſten. Das Innere eines ausgedehnten Landes das nördlicher als Lappland wäre, iſt noch nie mit einiger Ausführlichkeit unterſucht — denn auch Grönland, deſſen Küſtenproducte ziemlich gut bekannt ſind, iſt im Innern nie betreten. Nun hat aber die Unterſuchung über die Vertheilung der phyſiſchen Kräfte — denn das iſt ja die Klimatologie — unwiderleglich die großen Einflüſſe des Meeres und der Lage der Küſte zu demſelben, je nachdem ſie daſſelbe von Oſten oder Weſten begränzen, auf die Wärmevertheilung erwieſen. Die Küſte von Labrador, um nur einen einzigen Vergleichungspunkt hervorzuheben, iſt eine Wüſte, die keinen Baum und noch viel weniger eine Aehre gedeihen läßt, während unter derſelben Breite in Großbritannien und Dänemark Rüben und Weizen trefflich gedeihen, die weiter nach Oſten wieder ſchwinden. Man mußte alſo, um einen richtigen Vergleichungspunkt zu haben, vor allen Dingen das Feſtland unterſuchen, wo es ſich ohne unmittelbaren Einfluß des Meeres am weiteſten nach Norden erſtreckt — und das iſt das Land nördlich von der untern Tunguſka. Es tritt weit über den Polarkreis hervor, den das Feſtland von Amerika nur wenig überſchreitet, das überdieß auch nur durchzogen iſt, ohne längeres Verweilen an einem Punkte des Innern. Es wird auch dadurch das normale Land — die Einheit — für alle Zählungen, daß es gleich weit entfernt von der Oſt- und Weſtküſte liegt, wogegen Lappland dem Bereiche der Weſtküſten angehört.

Dem Intereſſe der Naturforſchung und der wiſſenſchaftlichen Anerkennung des Vaterlandes glaubte es die Akademie alſo ſchuldig zu ſeyn, dieſe Gegend in klimatologiſcher Hinſicht und in Bezug auf die Gränzen der Verbreitungsbezirke der Thiere und Pflanzen unterſuchen zu laſſen. Hiezu den Anfang zu machen, war die Aufgabe des Hrn. v. Middendorff. Deßwegen ſollte derſelbe nicht im Winter, ſondern in dem kurzen hieſigen Sommer dieſe Gegend unterſuchen, von Turuchanſk bis zum Meere vordringend, die Producte ſammelnd.

Er hat alle Erwartungen dadurch weit übertroffen, daß er unter 71° 5' eine Verzweigung der Expedition unter Hrn. Brandt zurückgelaſſen hat, welche ohne Sorge für die Fortbewegung mehrere Monate hindurch die Witterung beobachten, die zeitlichen Veränderungen in der Natur aufzeichnen und die Producte ſammeln konnte. Dieſe Hütte an der Boganida wird ein feſter Punkt für Geographie der Pflanzen und Thier werden.

Je mehr nun Hr. v. Middendorff die Erwartungen der Akademie erfüllt und übertroffen hat, um ſo mehr muß ſie auch wünſchen, daß es ihm vergönnt werde, die ihm gegebene Ausſicht, auch die Gegend von Udskoi naturhiſtoriſch zu unterſuchen, in Erfüllung gehen zu ſehen. Dieſe Gegend iſt noch nie von einem Naturforſcher beſucht, und ſie iſt eben ſo wie die beſuchte, von der äußerſten Wichtigkeit für die Klimatologie und die Geographie der Pflanzen und Thiere. (Aus der St. Petersburger Zeitung 1844, Nr. 13 und 16.)

*) Hr. v. Middendorff erkennt nun in Privatbriefen die volle Glaubwürdigkeit von Laptefs Geſährten an, wie Cook den Capitän Bering in dem Rechte einſetzte, die Straße zwiſchen Amerika und Aſien durchſegelt zu haben.

Finniſche Nationalität. Fädrelandet führt in ſeiner Nummer vom 22 März (1535) einen jungen Finnländer redend auf, der ſich alſo vernehmen läßt: „Wir wollen Finnen ſeyn; wir haben eine uralte ſelbſtſtändige Sprache, welche noch die des Volks iſt, obſchon die höhern Claſſen ſchwediſch in der Familie und in Verwaltungsſachen ruſſiſch ſprechen. Dieſe lange verachtete Mutterſprache entfaltet ſich von neuem, ſie breitet ſich aus, man ſingt die alten Lieder, ſtudirt die alten Mythen, und es entſpinnt ſich ein Kampf auf Leben und Tod für unſere Mutterſprache, unſere Nationalität. Alles Fremde, heiße es Schwediſch oder Ruſſiſch, mag untergehen in dieſem Kampfe, aber Finnland muß aufhören zu beſtehen."

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 101.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

10 April 1844.

Galveston und seine Bay.

(United Serv. Mag. Januar.)

Galveston ist eine reinliche, regelmäßig gebaute Stadt mit hölzernen Häusern auf Pfählen und mit Straßen, wo Menschen und Thiere im tiefen Sand waten, was bei nassem Wetter freilich nicht die angenehmste Partie ist. Als Handelsstadt betrachtet, hat dieser Ort eine der besten Lagen am ganzen mexicanischen Golf, und auch als Hafen steht er, abgesehen davon, daß nur Seeschiffe, die nicht über 11 Fuß tiefgehen, einlaufen können, zwischen Pensacola (in Florida) und Veracruz keinem nach, während die Nähe der Vereinigten Staaten, Westindiens und der mexicanischen Häfen so wie der Golfstrom seine Lage für den Handel äußerst günstig machen und ihm eine glänzende Zukunft versprechen, wenn einst ein fester und dauernder Friede zwischen Mexico und Texas hergestellt seyn wird. Mehrere Kaufleute, Engländer und Amerikaner, Franzosen und Spanier sind hier ansässig, zwei Dampfboote unterhalten eine stete Verbindung mit Neuorleans, eines mit Houston und zwei andere bringen Baumwolle den prächtigen Trinidadfluß herunter. Elemente der Handelsthätigkeit bestehen demnach in Fülle, und es bedarf nur der Zeit, um sie in Thätigkeit zu setzen.

Die Galveston-Bay ist nahe an 30 Meilen lang und 11 bis 15 M. breit. Die Insel San Luis, jetzt nach dem Grafen Galvez Galveston-Insel genannt, erstreckt sich längs der Mündung des Flusses, und gibt dieser Wasserfläche das Ansehen eines Sees. Der Hafen liegt zwischen Galveston und der Pelikan-Insel, hat eine Tiefe von 20 bis 30 Fuß, und obgleich der Eingang an der Ostseite der Insel nur 12 Fuß Tiefe hat, so ist doch der Ankerplatz geräumig und vortheilhaft. Innerhalb der Bay ist die Fluth schwach, wenigstens was die Höhe des Wassers betrifft; die Strömung von Ebbe und Fluth ist aber ziemlich bedeutend und zugleich unregelmäßig, da sie fast durchaus vom Winde abhängt. Darum ist auch das Wasser während der Nordwinde, die im Spätjahr und Winter mit großer Gewalt herrschen, sehr seicht. Ein westlicher Arm der Bay erstreckt sich in südwestlicher Richtung bis auf wenige Meilen vom Brazosfluß, und könnte durch einen kurzen Landweg leicht mit diesem verbunden werden, ein Unternehmen, für welches freilich die Zeiten noch zu unruhig und die Kräfte des Staats und der Gemeinden zu schwach sind. Ein östlicher Arm, die Ostbay genannt, steht gleichfalls beinahe mit dem Sabinasee in Verbindung. Ueberhaupt ist zu bemerken, daß die ganze Provinz Texas von einem Saum langer Inseln eingefaßt ist, wodurch innere Canäle entstehen, die von einigen hundert Schritten bis fünfzehn Meilen breit sind, bei den Mexicanern Lagunas heißen und für die Bootschifffahrt äußerst geeignet sind. Humboldt betrachtet dieselben sämmtlich als Flußbarren, welche nach und nach über die Wasserfläche emporgestiegen sind. Wenn einst das Land mehr bevölkert ist und die nöthigen Mittel vorhanden sind, diese Lagunen unter sich und mit den Flüssen in engere Verbindung zu bringen, so muß hier ein sehr bewegtes Leben entstehen, eine Art Venedig, welches einen großen Theil des Handels im mexicanischen Meerbusen an sich ziehen wird.

Skizzen am kaspischen Meere.

(Fortsetzung.)

2. Lenkoran 21 Januar (2 Februar).

Stellt Euch ein am Meeresufer, unmittelbar am Fuße der Berge befindliches, von einem Bach bewässertes schönes Wäldchen vor, auf dessen grünen Flecken einige Duzend kleiner, reinlich geweißter Häuschen stehen, so habt ihr Lenkoran, ein artiges Dörfchen, dem man den furchtbaren Namen einer Festung gibt. Die beste Schutzwehr ist ein gut gebauter Thurm. In Lenkoran findet sich nichts besonderes; es ist ein Dorf, in welchem ein Regiment liegt, weiter nichts — ein russisches Dorf, weil fast die ganze Einwohnerschaft aus Russen besteht. Der Januar ist nicht günstig, seyd Ihr aber im Frühjahr hier, so geht in die Berge zu den warmen Quellen, ein Ritt von zwei Stunden. Nach langer Wanderung auf der astrachanischen Steppe, auf dem steinigen Apscheron, längs dem Meere erschien mir dieser Weg in den blüthenbedeckten Bergen,

Digitized by Google

durch den dichten Wald von Platanen, Wallnußbäumen und Eichen ungemein reizend. Die Bäder hier bestehen aus drei heißen (etwa 35° R.) schwefelsauren Quellen, wo man gegen Rheumatismen und ähnliche veraltete Schmerzen Heilung findet. Die frische Bergluft und die üppige, jungfräuliche Natur rings umher befestigen die Gesundheit noch mehr, und vertreiben den Spleen der getäuschten Erwartungen und andere veraltete Seelenschmerzen. Hier hört man zuweilen von Vorfällen mit Tigern, Panthern, Hyänen und andern Thieren, deren Geheul und Geschrei man öfters im Walde vernimmt. Seiten vergeht ein Jahr, ohne daß Holzhauer und Jäger auf solche Thiere treffen; doch hört man allmählich weniger davon. Von den Bergen aus erblickt man Sara, welches wie ein kleiner, ins Meer geworfener Neumond erscheint.

Ueber den vortrefflichen Boden des Chanats Talysch brauche ich hier nichts mehr zu sagen; die Rebe wächst wild, der hiesige Reis, unter dem Namen des Reises von Akumis bekannt, ist in ganz Persien berühmt; man hat Versuche angestellt, amerikanischen Tabak, chinesischen Weizen, Indigo und Zuckerrohr zu bauen, und diese Versuche sind günstig ausgefallen, aber um sie in größerem Maaßstabe ins Werk zu setzen, bedarf es Capitalien. Jetzt zieht man bloß das Zuckerrohr und dieß nicht in großer Menge. Transkaukasien erfordert Capitalien und einen wohl überlegten Unternehmungsgeist. Der Handel hier ist unbedeutend, namentlich der Seehandel, welcher durch das mühsame Ausladen an der völlig offenen Küste leidet. Bis auf weiteres, d. h. bis zum nächsten Briefe; morgen lichte ich die Anker und gehe nach Baku.

3. Baku 29 Januar (10 Februar).

Baku stellt sich, so lange man nicht bis ganz unter die Mauern herangekommen ist, wie ein an den Abhang des Berges hingeworfener Steinhaufen dar. Erst wenn man ganz nahe gekommen, erkennt man die weite, malerisch hingebreitete Stadt, deren Häuser mit flachen Dächern, Fenstern, Balconen, Kuppeln, Minarets sich über einander erheben; unten ist sie von einer hohen Mauer umgeben, die ans Meer stößt, auf dem Gipfel des Berges aber liegen die Ruinen eines ehemaligen königlichen Palastes. Ueber der Stadt ist ein ungeheurer Thurm, auf welchem die russische Flagge weht; hart an der Mauer liegen eine Menge Schiffe und im Hafen herrscht große Thätigkeit: man ladet ein und aus, baut Schiffe, schmiedet Anker. Wenn man den Landungsplatz, der zwischen dem Meere und der Stadt liegt, durchschritten hat, kommt man in enge, gewundene Gassen, wie in den alten deutschen Städten. Die Häuser, größtentheils ohne Fenster, sind von Steinmauern eingefaßt, oder von kleinen Häuschen, die den Rücken nach der Straße kehren. Der weite Bazar mit seiner asiatischen Eigenthümlichkeit, mit seinen Teppichen, seinen Kalians, seinen Handwerkern, die mannichfachen Costüme, die verschleierten Frauen, die beladenen Kamele, die langen Flinten, die Dolche, alles das flimmert vor den Augen und erregt stets neue Aufmerksamkeit, aber vergebens sucht man hier Luxus, orientalischen Luxus; der Luxus im Orient ist nur noch in den Mährchen.

Wir wollen die Stadt durchwandern: hier ist die hohe, starke Mauer der Veste, welche indeß die Perser nie gegen russische Angriffe schützen konnte; hier ist der Palast des Schah, ein prächtiger, ganz verödeter Trümmerhaufe; die Mauern sind halb zusammengestürzt, die Gänge verschüttet; nur einige Zimmer und Kuppeln sind noch erhalten, so wie das schöne äußere Thor oder der Haupteingang, welcher mit Inschriften verziert ist; neben dem Palast stehen zwei Moscheen, mit schönen, blauen Kuppeln, jetzt aber sind dieselben in ein Arsenal umgewandelt; die Mauern sind mit Koransprüchen, so wie mit den Namen Mohammeds und Schah Ibrahims Chalil Allah geziert, der den Palast und die Moschee gründete; unten marschirt eine Schildwache auf und ab, vielleicht an den seltsamen Schicksalswechsel, vielleicht auch an nichts denkend. Hier ist ein ungeheurer, 20 Klafter hoher und 6 Klafter im Durchmesser haltender Thurm, welcher der Mädchenthurm heißt. Die Perser konnten nicht begreifen, wozu dieser ungeheure Steinhaufen dienen könnte, und erfanden als die Ursache des Baues ein einfältiges Mährchen. Sie erzählten, ein Chan habe sich in seine eigene Tochter verliebt und dieselbe unablässig verfolgt; endlich habe sie ihm eine Zusammenkunft zugesagt auf der Höhe des Thurms, zu dessen Erbauung sie ihn verpflichtete. Man baute den Thurm; das junge Mädchen (Kys) stieg auf 120 Stufen hinauf und stürzte sich von da hinab. Weiterhin stößt man auf den Königsbrunnen, der die Stadt mit vortrefflichem Wasser versorgt, auf das Zollhaus, die Commandantenwohnung, einige traurige Olivenbäume, noch einige Moscheen, und damit sind alle Merkwürdigkeiten Baku's zu Ende. Aber der Anblick von Baku aus aufs Meer ist reizend. Die Wellen plätschern unter den Fenstern, auf der Rhede wiegen sich Schiffe, und in dem Hafen drängt sich eine geschäftige Menge.

Die Rhede von Baku ist geräumig, drei bis vier Klafter tief, gut geschützt, hat schlammigen Grund, und ist zum Landen der Waaren wegen der steil abfallenden Ufer sehr bequem. Die Südostwinde erregen manchmal einen Wellenschlag, doch ist derselbe nicht gefährlich; die unerträglichsten Winde hier sind Nord und Nordwest, welche manchmal bis zur Bora ansteigen. Die Schiffe, welche nahe am Ufer stehen und den Mädchenthurm gegen Norden haben, sind einigermaßen gegen diese Winde geschützt; liegt man aber nicht ganz nahe am Ufer, oder hat man den Thurm bloß N. g. W. und es erhebt sich ein Nordwind, was man an den in der Ferne aufsteigenden Staubwolken leicht bemerkt, so thut man wohl einen zweiten Anker fallen zu lassen. Es ereignet sich manchmal, wenn auch nicht oft, daß der Nordwind, wenn er einige Stunden lang anhaltend geweht hat, plötzlich gegen Südosten umspringt, und mit nicht minderer Gewalt weht, wo dann die Schiffe in heftiges Schwanken gerathen. Auch die Rhede hat ihre Merkwürdigkeit: zwei Werste unterhalb der Stadt stehen Mauern und Thürme eines Gebäudes aus dem Wasser hervor, wahrscheinlich von einer ehemaligen Festung, andere mei-

Digitized by Google

nen von einem Karawanserai. Welcher Zeit gehören diese Trümmer an? Welches Volk führte den Bau auf? Darüber findet sich keine Andeutung in der Geschichte, keine Sage im Volk. Man glaubt, die Zerstörung dieses Gebäudes sey gleichzeitig mit der Vernichtung der Landzunge, welche nach der Sage und nach einigen übrig gebliebenen Spuren zwischen Apscheron und Krasnowodsk bestand, wovon später noch die Rede seyn wird. Wann war dieß aber? Dieß muß sehr lange her seyn. Die Trümmer stehen erst seit vierzig Jahren aus dem Wasser hervor, d. h. seit der Zeit, wo das Niveau des kaspischen Meeres merklich sich zu senken begann.

Wenn man Stadt und Rhede gehörig besichtigt hat, so schlage man den Weg ein nach dem Atesch-gah, dem Feuerort, um dieß seltene Naturschauspiel zu sehen, das schon so oft beschrieben wurde, und die indischen Feuerandeter in bedeutender Zahl herbeilockt. Betrachtet die Naphtabrunnen, diesen unerschöpflichen Reichthum der Halbinsel Apscheron, und besucht dann das Königsdorf, wo in einer schönen, alten Moschee die Schwester eines Imam begraben liegt, welche bei den Mosiems als Heilige verehrt wird, und ein großer, öder, von einigen ewig grünen Olivenbäumen beschatteter Friedhof sich findet; besucht auch endlich die Ohren von Baku, d. h. zwei Berge, welche das Ansehen von Eselsohren haben; schaut euch die ledlose Oede von Apscheron an, und wenn dann das Schicksal euch nöthigt, noch lange hier zu bleiben, so rathe ich euch mit den Worten des Orients: setzt euch auf den Teppich der Geduld, und raucht den Kalian des Gleichmuths; wo nicht, so geht allenfalls nach Derbend; ich lichte bald die Anker und gehe nach Astrabad.

(Fortsetzung folgt.)

Etwas über die Lagunen Venedigs.

Zweiter Artikel.

Meiner Darstellung der Verhältnisse und Bedeutung der Lagunen im allgemeinen will ich — zur Vervollständigung des Bildes — zunächst noch einige Bemerkungen über den gegenwärtigen Zustand derselben anfügen. Ich habe schon erwähnt, daß die stets wachsende Höhe der Strombetten über dem Niveau des angebauten Flachlandes ein für die spätere Zukunft bedenklicher Umstand sey. An der Mündung der Brenta bei Brondolo hatte dieß Mißverhältniß schon einen solchen Grad erreicht, daß die österreichische Regierung darauf bedacht war, den östlichsten Arm dieses Flusses (taglio novissimo) in die Lagunen abzuleiten, als die Natur dieser Absicht mittelst eines Durchbruchs zu Hülfe kam. Man ließ diesen, etwas unterhalb der dazu ausersehenen Stelle von selbst entstandenen Ausfluß nicht allein bestehen, sondern leitete auch durch einen kurzen Quercanal das Wasser der Brenta vecchia mit hinein. Die Gefahr für das Fort Brondolo und dessen Umgegend ist dadurch beseitigt; aber es zeigte sich auch sogleich, wie richtig die Arbeiten der alten Venetianer als Sanitätsmaaßregel berechnet waren. Durch die Vermischung des Meerwassers mit dem Flußwasser entstanden alsbald Sümpfe, und das bewohnte Uferland am Binnenmeer ward von allen Menschen verlassen, weil bösartige Fieber sich einstellten. Jetzt hat man dort durch kleinere Dämme in den Lagunen selbst neue Valli gebildet, die als Fischteiche benutzt werden.

Außer der Gesundheit waren aber Schifffahrt und Vertheidigung die Hauptrücksichten der Venetianer bei diesen Riesenwerken, und es läßt sich leicht denken, daß auch in diesen beiden Beziehungen im Laufe der Zeiten manches sich anders gestalten mußte. — Was zunächst die Schifffahrt im Innern der Lagunen betrifft, so habe ich schon im ersten Artikel erwähnt, daß selbst bei hohem Wasserstande das Binnenwasser nur in den sogenannten Canälen zu befahren ist; diese kann man aber zur Fluthzeit nicht von den Bänken und seichten Strecken unterscheiden, sie mußten daher zu beiden Seiten durch Pfähle bezeichnet werden, welche bei dem Mangel an festem Ankergrund zugleich stark genug seyn mußten, um die Fahrzeuge daran befestigen und gegen die Gewalt des Windes und der Strömung halten zu können. Die Pfähle sind daher theils in Bündeln, theils in rostartiger Gestalt mit Querhölzern verbunden in den Schlammboden eingerammt, und wenn man bedenkt, daß einerseits das ganze Binnenmeer von circa 10 Quadratmeilen nach verschiedenen Richtungen hin mit solchen Canälen durchzogen ist, andererseits die Pfähle der vielen Bohrwürmer wegen höchstens 12 Jahre in tauglichem Zustande bleiben, so wird man begreifen, daß der Staat, wie es heißt, allein auf die Erhaltung dieser Pfahlwerke jährlich circa 200,000 fl. verwenden muß. Bei so bedeutenden Unkosten ist es wohl der Mühe werth, ernstlich auf Mittel der Ersparung zu denken, und wirklich hat man einen Vorschlag gemacht, dessen Ausführung auch in anderer Beziehung höchst wichtig wäre, denn es handelt sich von nichts geringerem, als die Pfahlbündel künftig durch künstlich erzeugte Felsblöcke zu ersetzen, und zwar mittelst eines aus Griechenland bezogenen Cements, der nicht nur viel billiger ist als die bisher bei den hiesigen Wasserbauten angewandte Puzzolanerde, sondern auch unter dem Wasser weit schneller fest und hart wird, und zugleich über dem Wasser besser ausdauert. Es werden jetzt eben in Triest und hier Versuche damit gemacht, und der erste hiesige ist über Erwarten günstig ausgefallen. Auf einen Grund von los hingeworfenen großen Steinen ward ein viereckiger hölzerner Kasten von beträchtlichem Umfang ohne Boden absichtlich so aufgestellt, daß an den Seitenwänden unten mehrere fußhohe Oeffnungen blieben, und dahinein ward der mit Kalk und Steinen vermischte Cement geschüttet, welcher sich zunächst im Wasser auflöst, dann erst wieder fest und zuletzt so hart wird, daß er mit den Steinen zusammen nur Eine compacte Felsenmasse bildet. Da nun an demselben Tage, als der Kasten vollgeschüttet ward, Abends sich ein Sturm erhob, so ward der aufgelöste Cement vor der Verhärtung unten hinter den erwähnten Oeffnungen theilweise weggespült, und dennoch hatte sich, als nach Verlauf von nur sechzehn Tagen der hölzerne Rahmen abgebrochen ward, die ganze Masse so consolidirt, daß sie wie ein behauener, doch unten ausgewaschener Felsenwürfel im Wasser dastand. — Von solchem Cement-Conglomerat, falls auch die fernern Versuche dessen Vorzüglichkeit bewähren, denkt man künftig die Marken an den Stromrinnen und Canälen der Lagunen zu erbauen, und dadurch an Holz-, Kraft- und Geldaufwand viel zu ersparen.

Ferner wird stets darum gearbeitet, die Fahrwasser in den Lagunen für größere Schiffe theils durch neue geradlinige Durchstiche abzukürzen, theils durch Baggern zu vertiefen; diese letztere Arbeit geht aber meist sehr langsam, weil man sich noch der altherkömmlichen Baggerpenahme mit Treträdern bedient und erst eine Dampfbaggermaschine angeschafft

Digitized by Google

hat, was freilich für die neuen Canäle und für die Einfahrten aus dem Meere unerläßlich seyn mochte, denn auch diese letztern sind für große Schiffe zu seicht. Man muß bedenken, daß zur Zeit der Anlage der Lagunenhäfen Schiffe von solchem Tiefgang, wie man sie jetzt hat, gar nicht bekannt waren; die alten Venetianer bedienten sich zum Handel wie zum Kriege nur der Galeeren oder ähnlicher flachgebauter Fahrzeuge, zu deren Fortschaffung die Rudercraft immer die Hauptsache blieb, und dieselbe Bauart ist noch jetzt für die eigentliche Nationalschifffahrt Venedigs die einzig übliche. Wenn aber der Freihafen für die jetzigen großen Seeschiffe zugänglich werden soll, so muß wenigstens eine Einfahrt nothwendig bedeutend vertieft werden, und das hat auch die Regierung als eine Hauptaufgabe erkannt. — Von dem großen Brückenbau für die Eisenbahn von Venedig quer durch die Lagunen haben die auswärtigen Blätter längst als von einem Riesenunternehmen gesprochen, und mit Recht; denn es ist allerdings sehr großartig, wenn es auch näher betrachtet als Bauwerk nicht so ungeheuer und so schwierig erscheint als auf den ersten Blick oder auf der Karte. Daß aber gleichzeitig ein noch großartigerer Wasserbau ausgeführt wird, das sollte wenigstens nicht mit Stillschweigen übergangen werden. — Von den obenerwähnten drei großen Einfahrten in die Lagunen ist die südlichste bei Chioggia wohl die tiefste, aber das Fahrwasser von dort bis zum nördlichen Ende des Littorale von Pelestrina innerhalb der Lagunen ist zu seicht, um eine directe Fahrt nach Venedig selbst für größere Schiffe möglich zu machen. Chioggia hat daher seine eigene Schifffahrt, worüber ich später mehr berichten werde. Die der Stadt zunächst gelegene Einfahrt von Lido, die auf der Karte als der eigentliche Hafen Venedigs erscheint, ist der Versandung zu sehr ausgesetzt, weil die fortwährende Strömung des adriatischen Meeres von Triest herab längs der nordwestlichen Küste und dem Littorale del Cavallino ihre Sandmassen hier zunächst absetzt und anhäuft; sie hat nur circa 8 Fuß Tiefe und dient daher nur zur Küstenschifffahrt und jetzt zur Dampfschifffahrtsverbindung mit Triest. Als Haupteinfahrt für große Schiffe muß daher die mittlere, der sogenannte Hafen von Malamocco, betrachtet werden, der mit der Hauptstadt durch tiefe Canäle verbunden ist und selbst eine Tiefe von 15 bis 16 Fuß hat. — Allein draußen hat die Doppelwirkung der ebenerwähnten Strömung von Nord und der gewaltige Andrang der den Grund aufwühlenden Scirocowagen von Südost her eine große Barre gebildet, die den Zugang zu diesem Hafen den großen Schiffen nur bei höchstem Wasserstande gestattet, so daß diese oft sehr übel daran wären, wenn sie nicht glücklicherweise auf der freien Rhede hinter der Barre einen guten Ankergrund fänden. Die Absicht geht nun dahin, nicht allein die große Handelsschifffahrt zu erleichtern, sondern auch den Hafen von Venedig für Kriegsfregatten von 20 bis 22 Fuß Tiefgang zugänglich zu machen. (Es liegt zwar als Stationsschiff eine solche Fregatte — die Medea — der Riva del Schiavoni gegenüber auf der Rinne dicht vor der Stadt, wenn diese aber in die See hinaus soll, muß das Geschütz und alles schwere Material auf Lichterschiffen hinausgeschafft und draußen oder im Hafen von Chioggia wieder an Bord gebracht werden.) Man hat gemeint, die Sorge für die Hebung des Großhandels wäre bei der Nähe und dem Aufschwung von Triest vergebliche Mühe; allein es ist doch ein Factum, daß auch in Venedig einzelne Zweige des Handels, namentlich der Oelhandel, sich sehr bedeutend gehoben haben, und daß im verflossenen Jahre die Zahl der aus- und einlaufenden Schiffe um 700 stärker war als 1842. Wenn das jetzt schon der Fall seyn konnte, obgleich wegen der wirklich großen Schwierigkeiten der Einfahrt die Frachtkosten z. B. aus Marseille direct nach Venedig oft 20 bis 30 Procent höher sich belaufen, als von demselben Orte nach Triest, so hat die Regierung gewiß sehr recht, alles mögliche zu thun, um die äußern Hindernisse der Schifffahrt zu beseitigen, und zu diesem Zweck wird seit Jahren an einem Molo gebaut, der in der That ein der alten Venetianer würdiges Riesenwerk genannt zu werden verdient. Der Zweck ist ein doppelter, einmal, die Strömung in dem Porto di Malamocco durch verbesserte Richtung und Verengung der Einfahrt zu verstärken und so den Grund derselben durch die Gewalt des Wassers selbst bis auf 20 Fuß und wo möglich noch tiefer auswaschen zu lassen; dann aber auch die mehrerwähnten Sandanschwemmungen von Norden her aufzuhalten und so auch das Fahrwasser über der großen Barre vor dem Hafen allmählich zu vertiefen. Der Molo beginnt nämlich beim Fort Alberoni, an der Südspitze des Littorale von Malamocco, und läuft circa 6500 Fuß weit ostwärts ins offene Meer hinein. Der auf eine bedeutende Strecke schon fertige Unterbau besteht aus großen in der angegebenen Richtung reihen- und schichtenweise versenkten Felsblöcken, die zu Schiff von den gegenüberliegenden Küsten des adriatischen Meeres (Friaul, Illyrien, Dalmatien) herangebracht werden; er ist in der Grundlage etwa 36 Fuß breit und so hoch wie der Stand des Wassers bei gewöhnlicher Fluth, also je nach der Tiefe und Festigkeit des Meergrundes sehr verschieden. Auf diesen oben geebneten Unterbau wird dann ein Damm von 12 Fuß Breite aus fest zusammengefügten großen behauenen Quadersteinen als Oberbau aufgeführt. Fünf Millionen Lire Austr. (2 Mill. Gulden rhein.) sollen zu diesem Werk bestimmt seyn; wenn man aber die ungeheure Gewalt der Meereswogen beim Scirocco kennt, welche die größten Felsblöcke wie kleine Steine vor sich her- und selbst auf beträchtliche Uferhöhen hinaufrollen, — wenn man überdieß bedenkt, daß der ganze Unterbau auf zwar festem, aber doch leicht aufzuwühlendem Sandboden ruht, so darf man, zumal bei der etwas steilen Böschung des Molo's auf der Südseite, wohl vorhersagen, daß bis zu definitiver Vollendung des Werks ein noch größerer Kostenaufwand erforderlich seyn wird. Dafür wird man freilich mit der Zeit dem Meere ein hübsches Stück Land abgewinnen, denn schon jetzt hat sich im Norden des Unterbaues, so weit derselbe fertig ist, eine beträchtliche feste Sandbank angesetzt, aber diese wird in der nächsten Zukunft doch keinen andern Nutzen bringen als den, zur Verstärkung des Dammes selbst nicht wenig beizutragen. — Wenn der Molo selbst fertig ist, soll an dessen äußerster Ostspitze auch ein Leuchtthurm errichtet werden, und es ist wirklich auffallend, daß nicht in früheren Zeiten schon mehr für dergleichen Wegweiser in der Nacht gesorgt worden ist.

(Fortsetzung folgt.)

Landverkauf in Canada. Die englische Regierung hatte, um die Colonisation Canada's zu befördern, fast drittehalb Millionen Acres an eine Compagnie verkauft, und jetzt hat diese bereits einer Berichterstattung zufolge (s. Shipp. and Merc. Gaz. vom 28 März) beinahe eine Million Acres verkauft, und zwar, wenigstens im vorigen Jahre, durchschnittlich zu 12 Sch. der Acre, was mehr als das Doppelte des Preises ist, den man in den Vereinigten Staaten der Regierung für das Land bezahlt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 102.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

11 April 1844.

Die neuern englischen Dichter.

Das Athenäum vom 23 März enthält über die neue englische Poesie eine kurze Mittheilung, deren Geist mit dem Urtheil unseres Gewinns über die Zustände des neuen deutschen Dichterwesens im allgemeinen allzusehr zusammenstimmt, als daß wir nicht uns versucht fühlen sollten, sie wiederzugeben. Die Mittheilung ist in Briefform und lautet folgendermaßen.

„In Ihren Kritiken über poetische Leistungen bestehen Sie auf einem Hauptelement der Poesie, auf mehr Energie und Leidenschaft, als sich durchschnittlich in den einfältigen Pinseleien, in der kalten Philosophie und in den schimmernden Nichts unserer Tage findet. Erlauben Sie mir zu Gunsten dieser Ansicht Ihnen einige Bemerkungen mitzutheilen. Unsere gegenwartige Schule, Wordsworth an der Spitze, kann man als die entmannte Schule der Poesie, als kalt und leidenschaftslos bezeichnen. Sie sind unfähig, Leidenschaften anzuregen, sie haben keine Gewalt über die Sympathien der Menschen, keine Thräne wird vergossen über ihre Lieder, ihre Verse erwecken keinen Enthusiasmus. Wir wollen die verfeinerten Schönheiten von Shelley, Keats, Tennyson und Milnes gelten lassen, sowie die hohe Philosophie mancher Stücke von Wordsworth, aber regen diese Dichter die Gesellschaft an? Werfen sie in die Herzen eines großen Volks jene Seelensprache, welche wie mit begeisterter Stimme die Masse ergreift und erschüttert? Schwelgt auch nur Einer von ihnen in dem bloßen Gefühl seines Daseyns und der ihn umgebenden Gegenstände? Haben sie nicht vielmehr jene ruhigen Augen, welche einschlafen, während sie aus Mangel an Wärme zu lange über ihrem eigenen Herzen brüten? Wo sehen wir wirklich „des Dichters Aug' in schönem Wahnsinn rollen?" Wo finden sich in dem jetzigen Dichtergeschlecht die Proben der edelsten Poesie, der der Leidenschaften? Sie geben uns vortreffliche Idealitäten, aber keine Schöpfungen, sie erzeugen ein ruhiges, träumendes Gefühl von Vergnügen, aber reizen die Gesellschaft nicht zum Fortschritt, dem großen Zweck der Vorsehung an. Sie haben häufig Zartheit und Pathos, aber nicht Einer entfaltet das erste Erforderniß der höchsten Poesie, jenes Feuer, jenen unwiderstehlichen Impuls, der den Dichter und Hörer in einem Wirbel von Enthusiasmus mit fortreißt. Alles ist kalt und philosophisch. Leidenschaft, verbunden mit Kraft und Gefühl, scheint äußerst selten in der Welt, und von englischen Dichtern besitzt sie nur etwa ein halbes Duzend; Shakespear, Milton, Byron, Scott, Crabbe u. s. w. sind die einzigen Dichter, die ein Publicum haben, alle andern sind auf gewisse Classen beschränkt. Kritiker und Dichter wissen dieß nicht, weil sie zunftmäßig zusammenhalten und einer die Meinungen des andern annimmt. Warum suchen unsere Dichter mit all ihrem Geist nicht die Gesellschaft zu verfeinern und zu bessern, indem sie jene häuslichen Tragödien auffassen, welche die öffentliche Stimmung mächtig ergreifen? Warum suchen sie nicht einen directen Einfluß auf die Masse zu gewinnen, welche ihren Namen kaum kennt? Fragt nach, und ihr werdet finden, daß die Dichtungen von Scott und Byron die einzige allgemein gelesene Poesie sind; die Millionen Abdrücke ihrer Werke allein würden dieß beweisen, wüßte man es auch sonst nicht. Gibt es einen einzigen lebenden Dichter, Campbell ausgenommen, oder hat es je außer den wenigen obengenannten einen gegeben, der die nöthige homerische Kraft zur Ansprache an das Volk besessen hätte, um Millionen Herzen die großen Grundsätze einzuflößen, die das Volk einsaugen sollte, bis sie ein Theil seines Wesens geworden sind? Was hat unsere Poesie, mit den oben genannten Ausnahmen, für unsere Krieger, Matrosen, Handwerker und alle diejenigen gethan, deren Geist, Kraft und Geschicklichkeit unsere Unabhängigkeit aufrecht erhalten und unsere Größe verbürgen? Würden alle Sonnette Wordsworths über den Fremdeneinbruch das Volk anregen sich einem solchen zu widersetzen?

„Ich gestehe, daß ich nicht begreifen kann, wie die Dichter unserer Tage „im Verhältniß zu ihrer Zeit" stehen, oder wie die Verhältnisse und Unbilden der Zeit sich in ihren Dichtungen spiegeln. Welcher Fortschritt unseres gesellschaftlichen Systems wird durch sie repräsentirt? Wo zeigen sie, daß ihr Geist von dem Zustand der Gesellschaft ergriffen wird und darauf zurückwirkt? Sind sie denn die Geschöpfe ihrer Zeit, in deren Liedern die Nachkommenschaft einen Wider-

Digitized by Google

schein unserer Zeit erblicken wird? So lange die Kritiker nur die vorbenannte Schule der Poesie hervorheben, werden die Dichter sich des Enthusiasmus schämen. Eine neue Kritik sollte sich erheben, welche aus den alten Meistern schöpft und dem Publicum sagt, daß die menschlichen Leidenschaften, die täglich emportauchenden Sympathien der Menschen allein großer Dichter würdig sind, nicht aber die träumerischen Abstractionen und die kalte Philosophie, welche nur von wenigen verstanden werden. Es ist ein Irrthum, wenn man behauptet, der herrschende Geschmack sey für Shelley, Keats und diese Schule. Es ist nicht so. Dieser Geschmack ist beschränkt auf unsere jetzigen Dichter und ihre Kritiker, das Publicum hält immer noch an Byron, Scott, Shakespear und Crabbe."

Skizzen am kaspischen Meere.

(Fortsetzung.)

4. Im Meerbusen von Astrabad 21 März (2 April) 1843.

Endlich bin ich im fernsten Winkel des kaspischen Meeres, in der verzweifeltsten Abgelegenheit jenseits der Gränzen Rußlands, ja Europa's; rundum höre ich kein russisches Wort, sehe keinen Zug von Bildung, alles ist ächt asiatisch. Da ich vielleicht auf längere Zeit der Möglichkeit beraubt bin, eine Correspondenz zu unterhalten, so eile ich die rückkehrende Postdrigg zu benützen.

In Baku blieb ich länger als ich erwartet hatte, und lichtete erst am 23 Februar die Anker. Von da ging ich nach Sara, wo der Frühling sich in voller Blüthenpracht entfaltete, und fuhr dann am 4 März bei einem leichten Südostwind ab. Die Fahrt war ziemlich glücklich ohne alle Unfälle, und während derselben nahm eine Erscheinung am Himmel fortdauernd meine Aufmerksamkeit in Anspruch. Am 5ten, als ich 94 Meilen südöstlich von Sara war, bemerkte ich am Himmel einen weißlichen, durchsichtigen Streifen, den ich anfangs für eine Wolke nahm, und der sich anscheinend, ohne seine Stellung zu verändern, von dem südlichen Stern des Orion perpendicular gegen das Schwert fast bis an den Horizont ausdehnte, und das Ansehen einer zerbrochenen, gegen den Horizont geneigten Degenklinge hatte. Beim Aufgang des Mondes (etwa um 9 Uhr) verschwand die Erscheinung. Am 6ten wehte von Mittag an ein frischer Nordwind, und jagte die Wolken, durch welche hindurch am Abend die Erscheinung des vorhergehenden Abends wieder zu erkennen war, welche sich jetzt, so viel sich bei den Wolken erkennen ließ, bis an den Horizont ausdehnte. Am 7ten, 8ten und 9ten war der Himmel mit Wolken bedeckt, doch ließ sich in derselben Richtung wieder ein Licht am Himmel unterscheiden. Am 10 wehte ein frischer WSW., es trat Regen und Schauer ein, und als in der folgenden Nacht das Wetter sich aufhellte, war am Himmel nichts mehr zu bemerken. Wenn dieß nicht ein Komet war, so weiß ich mir die Erscheinung nicht zu erklären. Ein hier befindlicher Molla, der gerade aus Mekka angekommen war, erklärte es sey ein Komet, der den Untergang der Welt verkünde, der an einem der drei nächsten Freitage eintreten sollte. Die Perser erschracken, thaten Buße, hörten aber darum nicht auf zu betrügen.

Nach dem Meerbusen von Astrabad kam ich am 8 März Abends. Die Tiefe des Fahrwassers am Eingang ist 2¾ Faden; man muß sich aber dem persischen Ufer ziemlich nahe halten. Der Meerbusen ist weit und ziemlich gut gedeckt. Das südliche von dem Saum des Enesanko-Gebirges gebildete Ufer ist sehr malerisch, wir befanden uns aber am nördlichen Ufer, das aus aufgeschwemmten, nackten Inseichen und Untiefen besteht. Auf den Bergen sieht man noch hie und da Schnee, auf andern Gipfeln ergänzen Quarzmassen; in der Ferne erhebt sich der ganz mit Schnee bedeckte Demawend gleich einem weißen Zelte über den Bergen. Die Wolken fliehen häufig unter den Gipfeln des Enesanko hin, dessen Höhe etwa 7000 Fuß beträgt.

Hier findet sich manches merkwürdige; die Oertlichkeit, das Leben der Perser und der Turkmenen ist für mich neu. Hier ist unser Haupthandel mit ihnen. Doch davon nachher.

6. Aschur-Ade 16 (28 Jun.) 1843.

Stille, Schwüle, am Himmel kein Wölkchen! keine Nachrichten aus dem Vaterlande, kein Verkehr mit den Uferbewohnern. Die Tage verstreichen einförmig, langsam; die Schiffe, welche sich des Handels und des Fischfangs wegen hier befanden, sind fortgezogen. In meinem letzten Briefe schilderte ich unsere hiesigen Angelegenheiten,*) die Geschichte der hier eingerichteten Kreuzfahrten und unsere jetzigen Verhältnisse mit den Turkmenen und Persern; nun komme ich auf den Handel. Der Meerbusen von Astrabad hat etwa 60 Werst in der Länge und 15 in der Breite; gegen Norden ist er durch eine sandige Landzunge und die davon getrennten Inseln Groß- und Klein-Aschur gedeckt: südlich stößt er an das blühende persische Ufer. Das östliche Ufer endet sich nördlich. Der von dieser Seite in den Meerbusen einfallende Karasu bildet die politische, obwohl nicht unbestrittene Gränze zwischen Persien und den Turkmenen. Ein so großer Meerbusen, mit der hinreichenden Tiefe von 3 bis 4 Faden, einem guten Ankergrund, ziemlich hochangehendem Ufer und einem guten Fahrwasser am Eingang, ein Meerbusen, der an die reichen Ufer Masanderans stößt, so wie an die Karawanenstraße, welche durch die turkmenische Steppe nach den Städten Mittelasiens führt, ein solcher Meerbusen sollte doch wohl einen beliebten Handel haben, aber nein. Unser Handel mit Persien theilt sich in einen Land- und Seehandel: der erste geht über Tiflis, der zweite ausschließlich über Enzim. Der Meerbusen von Enzim hat viele Vorzüge vor dem von Astrabad voraus. Er stößt an die Provinz Gilan, die reichste von ganz Persien, namentlich reich an Reis, dem Hauptprodukt des Landes, befindet sich näher am westlichen Ufer des kaspischen Meeres, ist für die dortigen Seeleute bequemer und näher bei Tebris, dem Hauptmarkt für die europäischen Waaren

*) Dieser Brief, Nr. 5, ist in der Nordischen Biene nicht mitgetheilt.

Digitized by Google

in Persien; zudem hat dieser Meerbusen den Vorzug einer 200jährigen Dauer seines Handels. Die bedeutendste Unbequemlichkeit desselben ist aber, daß man nur mit Schiffen bis nicht über 4 Fuß tief gehen in denselben einlaufen kann; größere Schiffe müssen auf der äußern, zwar tiefen, aber offenen Rhede bleiben; dort hat das Ausladen große Unbequemlichkeiten und die Schiffe sind nicht selten Havarien ausgesetzt. Diese Nachtheile, verbunden mit andern, welche die Schifffahrt auf dem kaspischen Meere benachtheiligen, nöthigen die Kaufleute ihre Waaren zu Lande nach Persien zu senden, mit Ausschluß derer, welche gar zu schwer ins Gewicht fallen. Der Meerbusen von Astrabad könnte zwar den von Enfim nicht ganz ersetzen, wäre aber für den Handel mit Persien auf dieser Seite ausnehmend nützlich.

Es gibt aber ein Hindrniß, welches viel bedeutender ist als die eben aufgezählten, und das unsern Handel mit Persien vernichtet, den Landhandel wie den Seehandel, dieß ist die Rivalität der Engländer. Bei aller Wohlfeilheit des Transports der Waaren aus Rußland nach Persien, mögen sie nun nach Tiflis, nach Enfim oder nach Astrabad gehen, nimmt unser einst ziemlich bedeutender Handel mit diesem Lande sichtlich ab; er nimmt darum ab, weil unsere Manufacturwaaren weder an Güte noch an Wohlfeilheit sich mit den englischen messen können, wamit Persien über Trapezunt und Bender Buschir überschwemmt wird. Für uns bleiben nur Kupfer, Eisen, Salz, Naphta und nach einige andere unbedeutendr Ausfuhrgegenstände. Es ist kein Zweifel, daß eine gut organisirte Handelscampagnie nach jetzt einigermaßen mit den Engländern wetteifern könnte, namentlich in den von Tebris entfernteru Strichen, allein dieser Kampf wird von Jahr zu Jahr unmöglicher. Die Engländer setzen sich in Persien immer mehr fest, vermindern den Preis ihrer Waaren, und geben, was beim persischen Handel eine Hauptsache ist, auf drei bis vier Jahrr Credit. Bei der Unmöglichkeit einer Conenrrenz und dem undegränzt weiten Felde für unserr Capitalien im Innern Rußlands wäre es vielleicht vortheilhaft, wenn man die englischen Waaren nicht über Kanstantinopel und Indien, sondern durch Rußland nach Persien gehen ließe, wie man dieß am Ende des 16ten und am Anfang des 18ten Jahrhunderts versuchte.

Der Meerbusen von Astrabad könntr noch für den Handel mit Chiwa, wohin die Karawanen in 20 Tagen gelangen, und auch mit Buchara über Mesched nützlich werden; aber das Schicksal dieses Handels hängt unvermeidlich von dem Schicksal unsers Handels mit Masanderan ab. Bis jetzt nach wird der Handel im Meerbusen von Astrabad hauptsächlich zwischen Turkomanen und Persern betrieben; die ersten bringen Naphta und Salz und tauschen dagegen Reis, Tabak und Gewebe ein; manchmal kommen kleine Karawanen aus Chiwa. Vor nicht langer Zeit befand sich hier ein russischer Kaufahrer mit Eisen so wie zwei kleinere Fahrzeugen aus Astrachan; sie hatten ihre Waaren so zu sagen verkauft, blieben aber zwei Jahre da, um ihrr Schuldrn in Natura einzuzirhen. Mit dem hiesigen Handei sieht es also sehr traurig aus. Die umliegenden Gewässer sind reich an Fischen, aber der Mangel an Capitalien und die Feindseligkeiten der Fischer unter einander sind Ursachen, daß es um den russischen Fischfang hier schlecht steht. Indeß vervollkommnet sich die Fischerei, und man sieht immer mehr ein, welchen wichtigen Zweig des Nationalreichthums sie bildet. So weit ist zu hoffen, daß allmählich einiges für sie geschehen wird.

(Schluß folgt.)

Der Brazos-Fluß,

der größte in Texas, hat seine Quellen nahe an denen des rothen Flusses, und fällt nach einem stark gewundenen Laufe von 750 (engl.) Meilen in den mexicanischen Golf. Er nimmt zahlreiche Bäche und Bayous auf, und bewässert ein Land, das an Fruchtbarkeit, Schönheit und oberhalb einer gewissen Höhe an Gesundheit keinem andern nachsteht. Der ziemlich bedeutende Navasoto ist sein östlicher Arm, aber der merkwürdigste ist der westliche, welcher in einer großen, mehrere hundert Meilen breiten Ebene entspringt, deren Boden mit Salz geschwängert ist, und auf dem die Atmosphäre Salpeter niederschlägt. Die Erscheinung eines Salzflusses, der aus dem Innern des amerikanischen Continents nach der See fließt, ist anziehend merkwürdig. Wenn in der trockenen Jahreszeit das Wasser verdampft, wird das Salz in großen Massen niedergeschlagen, und die ganze ungeheure Ebene ist mit krystallisirtem Salze bedeckt. Wenn es stark regnet, bildet sich ein sumpfiger, seichter See, der seine salzigen Gewässer durch den Salzarm in den Brazos ergießt; man soll mit dem Salzwasser Schweinefleisch einsalzen. Der so angeschwellte Fluß wird auf eine Zeitlang salzig, setzt einen rothen, seifenartigen, klebrigen Thon ab, und bleibt gesalzen, bis das stärker einströmende Wasser von den süßen Armen her ihn wieder trinkbar macht. Die Tiefe des Flusses wechselt von 20 bis 30 Fuß und die Breite von 100 bis 150. Die Mündung ist, wie alle Flüsse hier zu Lande, von einer schmalen Barre gesperrt, und die Schifffahrt würde ungemein gewinnen, wenn einmal diese entfernt wäre. (Unit. Serv. Mag. Januar.)

Etwas über die Lagunen Venedigs.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung.)

Wenn sich's nicht bezweifeln läßt, daß die Nachwelt alle Ursache haben wird, diese immensen Anstrengungen zur Erleichterung und Beförderung der Schifffahrt zu segnen, so erscheinen doch die gleichzeitig auszuführenden Arbeiten zur Verbesserung und Verstärkung der Fortification der Lagunen nicht minder nothwendig, wenn man bedenkt, wie sich die ganze Art der Kriegsführung in neuerer Zeit geändert hat, und wie man namentlich in einem Gränzhafen von der Bedeutsamkeit Venedigs seit Einführung der Dampfschifffahrt jeden Augenblick auf einen plötzlichen Ueberfall gefaßt und zur Abwehr gerüstet seyn sollte. Hier ist aber vor allem zu bemerken, daß manche der alten venetianischen Fortificationen den Bedürfnissen der Gegenwart überhaupt nicht mehr entsprechen, nicht nur weil in Folge der Versandungen die Fahrwasser der sogenannten Häfen im Laufe der Zeit zum Theil eine andere Richtung genommen haben (und noch mehr nehmen werden), sondern auch

Digitized by Google

weil ein Theil der Forts (wie z. B. S. Pietro am Hafen von Malamocco auf der Nordspitze des Litorale di Pelestrina) nicht seewärts, sondern gegen die Angriffe vom Festlande aus gerichtet waren, wie es die damaligen politischen Verhältnisse mit sich brachten. Man kann sich vorstellen, wie mancherlei es auch in dieser Beziehung jetzt zu ändern und neu einzurichten gibt. Vorläufig ist dem Vernehmen nach Eine Million Gulden Conv. Münze zu diesem Zweck von der Regierung bewilligt worden, und man wird natürlich das Nothwendigste zuerst vornehmen. Dazu aber gehört ohne Zweifel eine besondere Lagunen-Dampfschifffahrt. Bei der enormen Ausdehnung des zu vertheidigenden Terrains würde ein ganzes Heer erforderlich seyn, um fortwährend auf allen Punkten gegen Ueberfall und Landung gesichert zu seyn; bei einer gewöhnlichen Besatzung aber wird es darauf ankommen, auf jedes gegebene Signal sofort eine zur Abwehr genügende Macht an dem eben bedrohten Punkt concentriren zu können. Daß die jetzt bestehende Lagunenflotille von großen meist achtruderigen Prahmen zum Transport von Infanterie und leichter Artillerie ganz geeignet ist, davon ward noch vor wenigen Tagen eine hübsche Probe abgelegt. Es war nämlich am 9 März Nachmittags 2 Uhr ein Manöver auf dem Campo di Marte, einem für die hiesigen Verhältnisse sehr geräumigen freien Felde am westlichen Ende der Stadt (gegen Fusina hin). Obgleich ein recht kalter Levante wehte, hatte doch der warme Sonnenschein bei heiterem wolkenlosem Himmel eine Menge Schaulustiger hinausgelockt, zumal Damen und Herren der eleganten Welt, welche wissen mochten, daß nicht nur die ganze Generalität der Garnison, sondern auch mehrere Erzherzoge sich dort einfinden würden, nämlich die Söhne des Vicekönigs und der Erzherzog Friedrich. Noch ein anderer Held von Saira war zugegen, der aus den Zeitungsberichten jener Zeit allbekannte Cadet Chinea, der seine goldenen Ehrenmedaillen noch immer als Cadet trägt, jetzt aber dem Vernehmen nach zum Lieutenant in der Marine avanciren wird. Diese und noch viele vornehme und ausgezeichnete Herren (worunter auch der schon seines Namens wegen interessante mehr als 80jährige und noch immer sehr tüchtige Viceadmiral Dandolo) hatten sich auf einem kleinen Hügel dicht am Ufer versammelt, um die Transportboote aus dem Canal della Giudecca mit den Truppen herankommen zu sehen, welche hier landen und eben diesen Hügel dem imaginären Feinde entreißen sollten. Für den Fremden hat es, beiläufig bemerkt, etwas ganz Seltsames, die mit Soldaten besetzten Fahrzeuge nach dem Takt der Trommel, als ob sie marschirten, auf dem Wasser umherrudern zu sehen; mir fiel unwillkürlich dabei ein, ob man künftig das Brausen der Dampfmaschinen wohl auch mit der Trommel begleiten werde? — Das ganze Ufer hatte sich inzwischen mit Menschen gefüllt, die, als die Boote nahten, höflich gebeten wurden auf die Seite zu treten, um den Soldaten den zur Landung erforderlichen Platz zu gönnen. Nach einer kurzen Kanonade und etwas lägerem Kleingewehrfeuer wurden dann die Truppen gelandet, der Hügel erstürmt und mit den Kanonen besetzt; nach fortgeführtem Gefecht auf dem Felde aber wurden die Angreifenden durch den supponirten, nur durch eine kleine Abtheilung bewaffneter Matrosen repräsentirten Feind wieder zurückgedrängt, um auch zu möglichst rascher Wiedereinschiffung genöthigt zu seyn. Und wirklich wurden Aus- und Einschiffung sehr rasch und geschickt vollführt, namentlich in Betreff der kurzen bronzenen Kanonen, die von den Lafetten selbst mit einem starken Seil umwunden und von sechs rüstigen Soldaten an zwei Stangen getragen wurden. Natürlich ward bei diesem ganzen Manöver auch viel Pulver verschossen, und das Ganze gewährte in der grandiosen Einfassung des dunkelblauen Meeres und der herrlichen Alpenkette, deren glänzend weißes Winterkleid auch nicht der kleinste Nebel trübte, wirklich einen schönen Anblick.

Wenn man sich aber auch überzeugt hat, daß die Aus- und Einschiffung, auch der Artillerie, sehr rasch betrieben werden kann, so geht es doch mit dem Transport selbst um so langsamer. Segel können auf den schmalen Steomrinnen der Lagunen und bei der nothwendig flachen Bauart dieser Fahrzeuge natürlich nur mit ganz günstigem Winde gebraucht werden, und mittelst der Ruder ist wenigstens gegen Strom und Wind eine rasche Bewegung ganz unmöglich. Daher sind jetzt zu diesem Zweck Dampfschleppschiffe von etwa 12 bis 14 Zoll Tiefgang bestellt, deren jedes stark genug seyn wird, eine ganze Reihe solcher Transportprahmen verhältnißmäßig rasch fortzubringen, während in diesen letzteren der bisher für die Ruderer erforderliche Raum noch für den Transport selbst gewonnen wird. — Außerdem wird aber auch für die Tauglichkeit der bestehenden Fortificationen zunächst immer das Nothwendigste gethan, und weitere Arbeiten werden vorbereitet.

Hier muß ich erwähnen, daß obgleich Venedig von jeher der Hierarchie entschiedenen Widerstand leistete und der Einfluß der geistlichen Behörden auf weltliche Interessen hier in Vergleich mit manchen andern Ländern immer ein geringer blieb, doch nach und nach eine Menge von Klöstern begründet worden waren, sowohl in der Stadt, wie auf den kleinen Inseln der Lagunen. Als es aber, schon bei der ersten Occupation durch die Oesterreicher, 1797, und später unter der Franzosenherrschaft zu zweckmäßiger Unterbringung und Verpflegung des Militärs an Raum und Obdach fehlte, wurden hier, wie fast überall in jener Zeit, viele Klöster aufgehoben und zu den dazu geeigneten Punkten in Casernen, Lazarethe, Douanen, Magazine ꝛc. verwandelt. So kamen die meisten kleinen Lagunen-Inseln in den Besitz der Regierung und blieben auch darin. So z. B. wird die nur für kleinere Schiffe zugängliche Einfahrt von Lido nicht allein durch das Fort S. Nicolo an der Nordspitze des Littorale von Malamocco, sondern auch durch die gegenüberliegende stark befestigte Insel S. Andrea vertheidigt; so ist auf der kleinen Insel S. Spirito, halbwegs zwischen Venedig und dem Städtchen Malamocco, ein Hauptpulvermagazin, wo gegenwärtig 80,000 Centner liegen sollen.

(Schluß folgt.)

Quecksilber aus China. Die großen spanischen Quecksilberminen haben seit einer Reihe von Jahren der spanischen Regierung eine Art Monopol im Quecksilberhandel gegeben, da die bisher an andern Orten bearbeiteten Quecksilberminen mit dem ungeheuren Ertrag der Minen von Almaden nicht in Vergleich kommen konnten. Jetzt haben die Engländer angefangen Quecksilber aus China zu holen, das so rein seyn soll als das spanische und bedeutend billiger zu stehen kommt (4½ Sch. oder 2 fl. 30 kr. rhein. das Pfund). Es ist nicht, wie sonst gewöhnlich, in eiserne Kisten gepackt, sondern in hohle Bambusstücke. Die Shipp. and Merc. Gaz. vom 28 März, welcher wir diese Nachricht entnehmen, gibt die Masse des bis jetzt nach England geführten Quecksilbers nicht an, scheint aber der Ansicht, daß sie in kurzem sehr bedeutend werden könnte.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 103.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

12 April 1844.

Die religiöse Malerei in Frankreich.

Der Salon von 1844 ist in Frankreich eröffnet und alsbald regnet es Kritiken, Schilderungen u. s. w., mit denen fast jedes Blatt seine gute Zahl Feuilletonspalten füllt. Wir fühlen keinen Beruf, näher auf diese Schilderungen und Kritiken einzugehen, sondern heben nur aus einem Artikel von Hrn. Delafaloise (Revue de Paris, 31 Marz) „über die religiöse Kunst" einen Abschnitt aus, der uns in allgemeinere Beziehung von Interesse scheint.

„Die spiritualistische Schule, welche vielleicht nur aus vorzüglichen Manieristen besteht, hat in den letzten Jahren über die materialistischen oder naturalistischen Maler bedeutende Eroberungen gemacht. Diese Schule strebt nach Herrschaft, aber in dieser kleinen Kunstkirche finden sich gar viele Glaubensbekenntnisse. Die einen wollen die alte Kunst unter dem rein mythologischen Gesichtspunkt wieder herstellen, da ihrer Meinung nach die Schule Davids unterging, weil sie sich bloß auf der Oberfläche hielt. Sie schöpfen ihre Ideen aus den neuen Werken Ottfried Müllers, Niebuhrs, Micalis, Letronne's u. s. w., wie die Schule des Kaiserreichs aus den Werken von Cayins, Barthelemy, Choiseul-Gouffier und Winckelmann schöpfte. Eine zweite Classe will geradezu die Schule Davids fortsetzen, und führt uns mitten in die römische Geschichte, ja selbst in die des griechischen Kaiserreichs hinein, während andere, die sogenannten Nationalen, unsere Geschichte von Chlodwig bis auf Ludwig XIII ausbeuten, und die nackten Menschen durch bepanzerte Ritter ersetzen. Noch andere haben Visionen und Phantome gemalt, und um zu der ursprünglichen Kunst hinaufzusteigen, haben sie ihre Ideen aus den Träumereien des Orients geschöpft. Eine letzte Secte endlich, welche zwar nicht die zahlreichste, aber entschiedenste ist, und deren Einfluß mit jedem Tage wächst, wollte die christliche Kunst restauriren. Sie ist mit Seroux d'Agincourt, Bottari, Raoul Rochette und Rickmann in die Catacomben gedrungen, hat die griechischen und römischen Basilikas erforscht, und die alten Kathedralen durchstöbert. Die jetzigen Adepten dieser Schule haben byzantinische Mosaike, gothische Glasfenster und die Malereien in den ältesten Manuscripten zum Gegenstand ihrer Studien gemacht; bis jetzt hat aber das Ergebniß so vieler Anstrengungen und Studien mehr die Neugierde gereizt, als den Geschmack befriedigt. Die Versuchung bloß nachzuahmen, statt selbst zu schaffen, ist zu groß, und die Künstler verfallen in die erkünstelte, systematische Naivetät, welche selbst nur wieder eine Manier ist. Man braucht bloß einen Blick auf die neuesten Schöpfungen der Künstler dieser Schule zu werfen, um zu erkennen, daß mit Ausnahme einiger wenigen, die Geschmack genug hatten, bei Zeiten inne zu halten, die meisten dieser Gefahr nicht entgangen sind. Wenn die Schule Davids durch Pedanterie und eine engherzige Auffassung der alten Kunst vom rechten Wege abgelenkt wurde, so sind Gelehrsamkeit und eine nicht sehr wählige Nachahmung der Werke großer Künstler aus der Renaissance und selbst aus frühern Epochen, eine Nachahmung, die manchmal bis zum Wiederauffrischen der traditionellen Typen und der Symbole eines durch die Zeit nothwendig modificirten Dogma's ging, die auffallendsten Fehler der sogenannten neuchristlichen Schule. Die übertriebene Symmetrie in der Zusammenstellung des Ganzen, die affectirte Steifheit der Stellungen, die Armuth an Gegenständen der Darstellung, die Trockenheit der Contouren und die Einförmigkeit eines matten Colorits sind die nothwendigen Folgen dieser Nachahmung und sind eben so viele Klippen, an denen die Hoffnungen, welche so viele ausgezeichnete Künstler erweckt hatten, früher oder später scheitern können.

„Die neuchristliche Schule tritt im Salon dieses Jahres gar nicht auf. Ihre Anhänger, Leute von Geist, kennen ihr Publicum und dessen Neigungen; sie haben die Hülfsmittel ihrer Kunst und die passendste Anwendung ihrer Grundsätze hinreichend studirt, und sich in die Kathedralen, Capellen und selbst unter die Säulengänge der Kirchen geflüchtet. Die christliche Kunst, wie sie sie verstehen, hat nur in einer Verbindung mit der Baukunst eine wirkliche Gewalt; auch kann man hauptsächlich nur in der Kirche selbst mit der Sammlung, die der skeptischen Menge fehlt, beurtheilt werden. Diese Menge mag — so äußern sie sich — in dem Salon

Digitized by Google

eine oberflächliche Unterhaltung und einen Stoff zu ihren Spöttereien suchen, der wahre Freund der Kunst, der Mensch von religiöser Ueberzeugung wird uns im Innern der Kirche zu finden wissen.

„Große, einfache Linien, ruhiger, gemessener Ausdruck, genaue und strenge Zeichnung und eine gewisse Kälte des Colorits, die man anderu Orts als Mangel bezeichnen würde, passen ohne Zweifel für die Abbildung von Baudenkmalen. Die geschickte Anwendung dieser gewissermaßen negativen Eigenschaften hat Schönheiten ins Leben gerufen, die mehr von wahrhaft erhabener als sehr augenfälliger Art sind. Die Meister der ältesten Zeit verdanken derselben ihre unaussprechliche Kraft, die großen Freskomaler der italienischen Schule ihre vollendete Anmuth und den ganz idealen Reiz. Man darf sich also nicht sehr wundern, wenu wir in den Erzeuanissen unserer religiösen Maler häufige Reminiscenzen der Werke dieser seit kurzem wieder zu Ehren gekommenen Meister finden. Diese Reminiscenzen, so begreiflich sie sind, stempeln manche Werke zu bloßen Nachahmungen; die HH. Amaury Duval und H. Lehmanu werden sich hinsichtlich der ihnen anvertrauten Ausschmückung von Capellen kaum gegen den Vorwurf der Nachahmung schützen können, und Hr. Mottez sollte in seinen großen Gemälden am Porticus der Kirche St. Germain l'Auxerrois nicht bloß darauf denken, uns an Cimabue, Orcagna und Giotto zu mahnen.

„Wie indeß dem auch seyn mag, die Haupter dieser neuen Schule fehlen im Salon dieses Jahres, und haben sich nur durch ihre Nachtreter vertreten lassen. Wir können die affectirten Naivetäten mancher absichtlich ungeschickten Künstler nicht für Ernst nehmen; in dieser absichtlichen Rückkehr zur Kindheit der Kunst sehen wir bloß einen lappischen Calcul. Es sind erwachsene junge Leute, die wie Kinder spielen, und ob sie gleich vollkommen lesen können, wieder zu buchstabiren anfangen. Neben diesen verlorenen Schildwachen der ultranaiven Schule gruppiren sich einige Leute von Talent, die gleichfalls einer bizarren, berechneten Einfachheit nachjagen. Aber neben diesen wenigen talentvollen Künstlern, wie Burthe und Froment Delormel, die sich nur von dem Wege des Natürlichen verirrt haben, sind die Wande mit einer Masse von Gemälden bedeckt, welche weit unter der Mittelmäßigkeit stehen, und von solchen Leuten ist freilich nichts mehr zu hoffen."

Skizzen am kaspischen Meere.

(Schluß.)

7. Apscheron 14 (26) Julius.

Gerade vor vier Jahren hielt ich auch auf meiner Rückkehr von Persien hier an; auch jetzt bin ich wieder auf dem Wege nach Astrachan und verlasse vielleicht das kaspische Meer für immer.

Am 30sten vorigen Monats kam endlich das lange erwartete Ablösungsschiff in den Meerbusen von Astrabad, und am 21sten gingen wir unter Segel, um nach Astrachan zurückzukehren. Widrige, zu Zeiten ziemlich frische Winde verzögerten unsere Fahrt. Hier wehten während unseres ganzen Aufenthalts unaufhörlich Westwinde, ganz im Widerstreit mit dem nördlichen Theil des kaspischen Meeres, wo um diese Zeit gewöhnlich Ostwinde wehen. Es ist nicht genau erhoben, aber sehr häufig bemerkt worden, daß der im nördlichen Theile des kaspischen Meeres herrschende Ostwind allmählich durch Norden nach Westen übergeht, indem er nach dem südlichen Theile des Meeres hinabsteigt. NO., N. und NW. begleiten gewöhnlich die von Astrachan nach Persien gehenden Schiffe. Westwinde hielten uns lange bis unterhalb Tscheleken am östlichen Ufer zurück. Dieß Ufer hat nichts auszeichnendes: es ist niedrig, flach, sandig und hie und da mit Schilf bewachsen. Unter drei Hügeln, welche sich an diesem Ufer erheben, ist der bedeutendste der Silberhügel, auf tatarisch Gümysch-tele. Er liegt an der Mündung des kleinen Flüßchens Gurgene, und ruht auf den Trümmern einer Mauer, im Kreise umher sind Spuren von Gewölben, Haufen von gebrannten Backsteinen, weiterhin gegen Osten erstreckt sich eine halb zerstörte, halb mit Sand überschüttete Mauer mit runden Thürmen; an den Ufern der Flüsse Karasu und Gurgene sieht man Reste von Brücken, Thürme und Mauern, und in den Trümmern des Silberhügels soll man Ringe, Armbänder, Münzen u. dgl. gefunden haben. Was ist hier für ein Grab? Wem gehört dieß zerstörte Mausoleum? Welches unbekannte Volk hat hier seine Asche zurückgelassen? kein Name, keine Sage, keine Vermuthung deutet darauf hin.

Wir verweilten einige Stunden auf der Insel Ogurtschinski, von der in den Memoiren Solmonows gesagt ist: „Man rühmt den dasigen fruchtbaren Boden, deßhalb kommen im Sommer die Truchmenen von dem festen Lande hieher, säen Weizen, Reis und pflanzen Baumwolle." In der That aber ist diese Insel bloß aufgeschwemmtes Land, sandig, mit Salzlacken bedeckt, hie und da mit Gebüsch und dickem Grase bewachsen, im übrigen aber völlig unfruchtbar. Ihrer Formation nach zu schließen kann man nicht annehmen, daß sie je zum Andau geeignet war. Das ist ein offenbarer Irrthum Solmonows, der die Insel nur von ferne sah. Dieser Irrthum war vermuthlich die Veranlassung, daß Potemkin die Anordnung gab, man solle auf einer der Inseln am Ostufer des kaspischen Meeres eine Handelsniederlassung mit dem Namen Melitonis (Houiginsel) anlegen; die in Folge dessen unternommene Expedition unter Graf Woinowitsch war auch völlig unglücklich. Die Insel Ogurtschinski ist ganz unbewohnt; die Turkmenen halten hier bloß ihre Pferdeheerden und zwar mehr wegen der Sicherheit gegen die Barantas (einheimische Raubzüge).

Von dieser Insel fuhren wir nach dem Meerbusen von Tscheleken in der Nähe der an Naphta- und Steinsalz reichen Insel dieses Namens. Von da erst konnten wir auf Apscheron zu steuern, wohin der Wassermangel uns zu gehen zwang. Wenn man den Raum zwischen Krasnowodsk und Apscheron durchschifft, so kann man nicht umhin, zahlreiche Spuren zu

Digitized by Google

bemerken, daß hier wirklich einſt eine Landzunge die beiden gegenüberliegenden Ufer verbunden habe, worauf auch verſchiedene Sagen ganz verſchiedener Völker hinweiſen. Hier iſt die Breite des kaſpiſchen Meeres am geringſten, und die Tiefe beträgt hier fortdauernd nur 35, 50 und 60 Klafter, während ſie nördlich und ſüdlich an dieſer Linie noch gar nicht gemeſſen werden konnte. Spuren vulcaniſcher Thätigkeit an dem Ufer des Meerbuſens von Krasnowodsk, und gleichzeitige ziemlich häufige vulcaniſche Erſcheinungen auf Apſcheron, das ewige Feuer, die zahlreichen Naphtaquellen auf beiden einander gegenüberliegenden Ufern, ſelbſt im Meere in der Richtung zwiſchen beiden, *) endlich die Steinhaufen, welche trümmerartig auf dem Wege von Apſcheron nach Krasnowodsk liegen, alles beweiſt hier eine alte, furchtbare, in der Geſchichte unbekannte Umwälzung.

8. Quarantäne von Aſtrachan 6 (18) Auguſt.

Von Apſcheron fuhren wir bei ſtillem günſtigem Wind in vier Tagen hieher. Wir hielten den Curs gerade auf den ſchwimmenden Leuchtthurm, und konnten deßhalb die weit links liegen gebliebenen Ufer nicht ſehen, nur die Berge von Derbend erſchienen, als wir daran vorüberfuhren, wie ein Nebelgewölk. Schiffe trafen wir keine auf dem Wege, denn die Kauffahrer halten ſich gewöhnlich längs dem Ufer, weßhalb denn auch ihre Fahrt länger dauert. Nicht genug, daß ſie auf dieſe Weiſe eine weitere Strecke zu machen haben, ſo können ſie bei der Umſchiffung der Ufer auch die günſtigen Winde nicht benutzen. Sie brauchen manchmal von Baku nach Aſtrachan ein, ja zwei Monate, und eben ſo viel von den perſiſchen Ufern nach Baku. Dieſe Langſamkeit geben ſie mit Unrecht den Schiffern ſchuld, von denen viele ihr Handwerk recht gut verſtehen; aber die hieſigen Schiffe, Schouten, werden ganz liſtenartig gebaut, und können deßhalb das Meer nicht halten, was ſie nöthigt, am Ufer zu bleiben, wo ſie bei widrigem Winde gleich ſich vor Anker legen können. Die Urſache, weßhalb man die Schiffe ſo flachbodig baut, iſt die Seichtigkeit des Wolgafahrwaſſers. Die Dampfſchifffahrt beſchleunigt allerdings die Reiſe, aber es iſt zu bezweifeln, ob der Handel, wenigſtens gegenwärtig, ſolcher beſchleunigten Fahrten bedarf. Unſer Handel mit Perſien, ſo wie überhaupt der ganze europäiſche Handel mit dieſem Lande, iſt auf Credit mit langen Zahlungsterminen und auf Bezahlung der Schuld mit Waaren gegründet; letztere aber finden ſich nirgends in großer Menge, ſondern werden im Kleinen geſammelt, darum iſt der Handel nicht ausgedehnt, wird mit kleinen Capitalien getrieben, wirft keine großen Vortheile ab, und die Dampfſchifffahrt kommt zu doch zu ſtehen. Noch iſt zu bemerken, daß die Frachten gegenwärtig wegen der Menge der Schiffe und des beſchränkten Bedarfs außerordentlich niedrig ſtehen.

Die hieſige Rhede iſt mit einer Menge von Schiffen bedeckt, aber es ſind größtentheils nur Fiſcherfahrzeuge, auf vielen weht die Quarantäneflagge, wie auf dem unſrigen, denn ein Schiff wird manchmal ſtatt vierzehn Tage zwei Monate lang aufgehalten, ehe es in die Quarantäne-Rhede und zum Ausladen kommen kann.

*) Die ſogenannte Naphtabank.

Die Piraneſerinnen (Iſtrien).

(Nach dem Italieniſchen des Dr. Kandler, von J. Löwenthal.)

Unter den verſchiedenen Inſaſſen der Halbinſel Iſtrien haben jene zwiſchen Trieſt und Pirano mehr denn alle übrigen das ihnen eigenthümliche, von den Uebewohnern der Provinz ererbte Gepräge bewahrt. Trieſt nahm, ſeit es Freihafen geworden, einen ganz andern Charakter an. Der Zuſtrom der vielen Fremden jeder Sprache, die veränderte Richtung der Erziehung haben die urſprüngliche Eigenthümlichkeit der Stadt verwiſcht und ihre Claſſification iſt einer noch unbeſtimmten Zukunft vorbehalten. Cittanova, Parenzo und Pola, im Mittelalter völlig zerſtört, wurden von neuen Anſiedlern bevölkert, welche durch die nahe Berührung mit dem herrſchenden Staate, durch die von hier herbeigezogenen Colonen den venetianiſchen Dialekt beinahe völlig beibehielten. Die Mundarten in Capodiſtria, Iſola und Pirano bekunden zwar die gemeinſame Verwandtſchaft mit dem Venetianiſchen, haben aber ganz eigene, völlig örtliche, jedoch nicht in allen drei Ortſchaften gleiche Formen, deren Grundeinheit aber auf eine uralte Sprachverwandtſchaft und auf die Abſtammung der pelasgiſchen Veneter und Thracier von einer gemeiſchen Familie hindeutet, deren ſagenhafter Urſprung ſich ins entfernteſte Alterthum verliert. Dieſe gemeinſame Abſtammung hat zwiſchen den Venetianern und Iſtrianern ſehr große Sympathien erhalten, welche ſich auch in der Aehnlichkeit der Trachten bewährten, die im verfloſſenen Jahrhundert der Macht der Mode widerſtanden, aber jetzt in einer Uebergangsperiode begriffen ſind. — In der freundlichen den Golf von Trieſt beherrſchenden Seeſtadt ſpricht man bloß das Venetianiſche mit eigener wohlklingender Betonung und Biegung. Der Zendole, oder wie das ſchwarze Tuch kurz heißen mag, das Schulter und Kopf der Piranеſerinnen bedeckt, iſt eine alte, hier ſchon ſeit Jahrhunderten übliche Tracht. Die Alten trugen es mehr vorwärts, indem ſie damit das Geſicht verhüllten und das Haar bedeckten; allein dieß ſcheint den Jüngern zu dürftig und klaftermäßig; ſie haben ſich überzeugt, daß es zurückgeſchlagen und offen ihrem Geſicht mehr Anmuth verleihe, wenn ſie es ſonſt nicht zu verbergen nöthig haben. Ihre Haarflechten ſtehen ihnen ſo beſſer, ihre Arme bewegen ſich freier und wenigſtens wird ein Theil ihres Kleides ſichtbar. Dergeſtalt huldigen ſie der alten Sitte, ohne ſich der Eitelkeit zu verdächtigen. Sie würden vielleicht ohne Kopfbedeckung einen Gang durch die Stadt, aber nie in die Kirche wagen. Selbſt die Frauen der höhern Stände erſcheinen, wenn ſie auch der Mode huldigen, niemals im Heiligthum mit Hut oder Haube, ſondern demuthsvoll mit ſchwarzem Schleier, welche höchſt löbliche, den Mädchen ſo ſehr zuſagende Sitte leider in größern Städten unbeachtet bleibt.

Etwas über die Lagunen Venedigs.

Zweiter Artikel.

(Schluß).

Weiter ſüdlich vor dem Hauptthore von Malamocco waren ſchon früher ein Paar ganz kleine Inſeln zu achteckigen Baſtionen gemacht worden; eine derſelben iſt in gutem Stande erhalten, die andere ver-

ſollene neu aufgebaut werden, um mit Bairhans-Kanonen beſetzt zu werden. Im Fort S. Pietro, an der Südſeite dieſer Einfahrt (wo auch ein Sanitätsgebäude iſt), deſſen Wälle und Baſtionen nicht nordoſtwärts gegen den Hafen, ſondern ſüdwärts gegen Chioggia hin gerichtet und daher der Anlage nach jetzt ganz zwecklos ſind, hat man eine befeſtigte Caſerne erbaut, und beſetzt nun accelänfig die Rückwälle an der Oſtſeite mit 18Pfündern. Daſſelbe geſchieht auf den Südwällen des gegenüberliegenden Forts Alberoni. Außerdem wird aber zur künftigen Vertheidigung dieſes Hauptſafens ein bedeutender Neubau ausgeführt. Von der Südweſtſpitze des Littorale oſtwärts gegen den obenerwähnten neuen Mola hin wird in convexem Bogen ein großer Steindamm aufgeführt, wodurch die Einfahrt verengt und das Ufertand mittelſt Anſchwemmung und Schuttanfahren um eben ſo viel vergrößert werden wird; auf dem ſüdlichſten Punkt dieſes Bogens aber, gerade vor der längs dem Molo hinlaufenden Anfahrt ſoll ein neues ſehr ſtarkes Fort errichtet werden. Andere Arbeiten werden noch weiter ſüdlich, wieder andere im Norden der Lagunen in aller Stille ausgeführt, um das alte Venedig allmählich wieder zu einem wirklich guten Hafen und zugleich zu einer tüchtigen Seevveſte zu machen — gewiß ein höchſt rühmliches Unternehmen, das aber freilich wohl raſcher zu Ende geführt werden könnte, wenn bei der Ausführung der einzelnen Theile nicht ſo viele verſchiedene Behörden mit ihren hunderterlei Rückſichten betheiligt wären, wenn vielmehr die Leitung des ganzen großen Werks in Eine Hand gegeben werden könnte.

Platen ſpricht von dem öden Hafen, aber das iſt anders geworden, ſeit Platen hier war. Jetzt liegen unmittelbar an der Riva dei Schiavoni in der Regel 30 bis 40 Schiffe, meiſt zweimaſtige Trabaccoli mit ihren graziöſen Segeln, ſogenannte Küſtenfahrer, die aber nicht bloß von Trieſt und Fiume, ſondern auch aus Griechenland, ja ſelbſt von Neapel und Sicilien die Producte jener Gegenden hieher bringen. Außerdem liegen immer noch einige Trabaccoli und gegenwärtig (Mitte März) acht große Beiggs und Schooner, worunter mehrere Engländer, auf dem Strom, und dazu kommen noch die vielen größeren und kleineren Lagunenfahrzeuge, die mit Steinen, Holz, Oel, Fiſchen u. ſ. w. ſtets an der Riva aus- und einladen, ſo wie weiterhin eine beträchtliche Anzahl größerer Seeſchiffe vor den Werften und weiter einwärts an den Zollhäuſern. Oede alſo kann man den Hafen nicht mehr nennen, und noch weniger wird man das Ufer ſtill und leblos finden. Die „Riva dei Schiavoni“ aber, was heißt das? Es gibt noch mehrere Rivas in Venedig, am Rialto die Riva del vin (ich ſchreibe abſichtlich venetianiſch), gegenüber die Riva del ferro und del Carbon, auf der andern Seite die Riva dell' Olio; dann am Canal della Giudecca die große Riva delle Zattere. Alles das ſind von Quaderſteinen erbaute Uferſtraßen zwiſchen dem Waſſer und den Häuſerreihen; aber ſolcher Kais gibt es noch eine große Menge, die nicht Rive, ſondern Fondamente heißen, und an dieſen werden nur gewiſſe Stellen, wo Stufen ins Waſſer hinabführen, Riva genannt. Die eigentliche Bedeutung des Wortes iſt alſo „Landungsſtelle,“ oder Strecken der Kais, wo Schiffe oder Boote anlegen. Und Schiavoni ſind Slawen aus Illyrien, Dalmatien u. ſ. w., denen die meiſten Trabaccoli gehören. — Die Riva der Sklavonen beginnt beim Dogenpalaſt und erſtreckt ſich in flach concavem Bogen ſüdoſtwärts wohl drittholbtauſend Fuß weit bis zur Kirche S. Biaggio (Blaſius); das weitere Ufer bis zur Südoſtſpitze des Stadtgrundes wird von einer Reihe Schiffswerften und von den öffentlichen Gärten gebildet. Quer durch dieſe ganze Uferſtrecke laufen neun Canäle, und über jeden führt eine Brücke. Napoleon hat den ganzen Kai breiter machen und den achten Canal, wo die Werften beginnen, in ſeiner ganzen Länge mit Quadern überwölben und ſo zu einer ſchönen breiten Straße umwandeln laſſen, die landeinwärts zur großen Gitterpforte der öffentlichen Gärten führt (Strada nuova ai Giardini publici). Einer der Quercanäle, neben S. Biaggio, der in die Baſſins des Marinearſenals führt, iſt ſo tief, daß ſelbſt die vor demſelben auf dem Strom liegende Kriegsfregatte hindurch gehen kann (während manche der kleinen Canäle im Innern der Stadt ſo ſeicht ſind, daß zur Zeit der tiefſten Ebbe, bis ſie friſch ausgebaggert ſeyn werden, ſelbſt Gondeln nicht darauf fahren können). Einer von jenen neun Canälen wird jetzt ganz zugeworfen, und alle übrigen erhalten neue Brücken, deren erſte (gerade vor der Seufzerbrücke zwiſchen Dogenpalaſt und Gefängniß) beinahe vollendet und in Zeichnung und Ausführung wirklich ſehr ſchön iſt. Leider kann man nicht dasſelbe von den meiſten Häuſern an der Riva ſagen; die ganze Reihe vom Hôtel Royal bis zur Hofſpitalkirche della Pieta beſteht aus elenden, ein- oder zweiſtöckigen, durchaus unſchönen kleinen Gebäuden, und auch weiterhin ſieht man zwiſchen großen Caſernen, Magazinen und modernen Wohnhäuſern nur wenige ächt venetianiſche ſchöne Gebäude, in deren einem Petrarch gewohnt hat.

Miscellen.

Umfang des Gletſchers im obern Addathal. Jetzt tritt der Italiener Collegno in die Fußſtapfen von Agaſſiz, Charpentier u. a., um die Gletſcher auf der italieniſchen Seite namentlich mit Rückſicht auf die Frage über die erratiſchen Blöcke zu unterſuchen, und hat zu dem Ende vorerſt das Addathal erwählt, das nach Agaſſiz einer der Hauptcanäle war, durch welche die Gletſcher ſich bis in die Ebenen Norditaliens hinaberſtreckten. Er wollte unterſuchen, ob das Schmelzen von Eis und Schnee auf den antediluvianiſchen Alpen ſo ſtarke Waſſerſtrömungen veranlaßt haben könne, um die Wunderblöcke, die man z. B. auf dem Berg San Primo, 800 Metres über dem Comerſee, findet, fortzuſchaffen, und kommt auf das Ergebniß hinaus, daß die Geſammtmaſſe der Gletſcher, deren Gewäſſer nach der Adda laufen, eine Oberfläche von 48 Quadratlieues und eine mittlere Dicke von 200 Metres darbieten, ſo daß das Schmelzen dieſer Maſſe mehr als hinreichend wäre, um das Addathal bis zur Höhe der Wunderblöcke auf dem San Primo anzufüllen. (Echo du Monde Savant vom 28 März.)

Arteſiſche Brunnen zum Behuf der Bewäſſerung. Zu Teilhardon in der Nähe von Meaux im Maenethal, deſſen Wieſen im Sommer häufig austrocknen und verbrennen, hat man kürzlich für die geringe Summe von 5800 Fr. einen arteſiſchen Brunnen gegraben, der hinreichend Waſſer liefert, um einen ſehr großen Landſtrich, der früher ſo gut wie unnütz war, zu bewäſſern. (ibid. vom 31 März.)

Weg über den Iſthmus von Panama. Man ſcheint endlich Ernſt machen zu wollen mit der Anlegung eines brauchbaren Wegs über die Landenge. Die Cartilla popular, ein zu Panama erſcheinendes Journal, meldet in ihrer Nummer vom 26 Dec. v. J., daß Hr. Jacquemont, franzöſiſcher Conſul, Hr. Garella, Ingenieur des Mineneorps, und Hr. Courtines, Ingenieur des Brücken- und Straßenbaues daſelbſt, angekommen ſind mit dem beſtimmten Auftrag, das Gebiet zu unterſuchen, ob die Anlage eines Canals möglich ſey, und wenn dieß nicht der Fall wäre, die vortheilhafteſte Linie zur Anlegung einer gewöhnlichen Straße von einem Meer zum andern auszumitteln.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 104.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

13 April 1844.

Englische Sports.

IX. Schießübungen.

Bei einer solchen Liebe zur Jagd läßt es sich schon von selbst denken, daß die Engländer auch die Schießübungen, welche dabei so nöthig sind, nicht versäumt haben werden. Das älteste Schießinstrument von Großbritannien ist Bogen und Pfeil, und die Engländer, wie sowohl aus ihrer eigenen Geschichte, als der der Franzosen, Irländer und Schotten, ihren Hauptfeinden, bekannt ist, waren ihrer Zeit die größten Bogenschützen der Welt. In Erinnerung davon üben sie auch in diesem Augenblicke noch die Kunst ihrer Vorelteen mit großer Vorliebe.

Auch wir in Deutschland zwar haben noch Bogenschützenübungen und Bogenschützengesellschaften, allein diese Gesellschaften gleichen mehr unsern Handwerksinnungen, und bestehen auch in der Regel nur aus Bürgern der mittleren Classen. In England ist das Bogenschießen mehr in den höheren Classen der Gesellschaft und von beiden Geschlechtern in den Familien selbst geübt. In den Parks und auf den „Lawns" der Gärten sieht man Zielscheiben aufgestellt, und mit Pfeil und Bogen danach zu schießen, gehört zu den gewöhnlichsten Familien-Amusements. Häufig sind auch die englischen jungen und alten Damen nicht wenig geschickt darin. Auch die Kinder werden in England mit so gut gearbeiten Bögen beschenkt, daß, wenn die Flinten es nicht überflüssig machten, sie auch damit in den Krieg ziehen könnten. Und die Flitzbögen, welche noch bei der Jugend in Norddeutschland üblich sind, sind bloß Nürenberger Waare dagegen.

Der in England gewöhnliche Bogen ist der Langbogen, in der Regel beinahe so lang, wie ein Mensch hoch. Er, sowie die Pfeile, die Bogenhandschuhe, Köcher und alles was dazu gehört, sind natürlich immer von der perfectesten Arbeit, und es existiren in London und andern englischen Städten Kaufläden, die alles, was zur „Archery" nöthig ist, in schönster Auswahl zum Kauf ausgestellt haben. Man sieht in keinem Lande etwas ähnliches.

Natürlich existiren wie für alle solchen Künste auch für diese Bogen- und Pfeilübungen Clubs. Einige der bedeutendsten dieser Clubs ist die „Toxophilite-Society" in London, die „Royal-Company of Archers of Scotland." Außerdem gibt es aber natürlich eine Menge anderer Bogenschützen-Gesellschaften, z. B. „the Queens" — „St. Leonardarchers" ꝛc. Keine Classe ist bei diesen Gesellschaften ausgeschlossen, nobles and honourables Mistresses, Misses und sogar auch Reverends befinden sich als Mitglieder darunter. Der letztgenannte Club ertheilte seinen ersten Preis bei seinem Meeting im Monat September 1842 einer Miß Mackey, und seinen zweiten nebst einem circassischen Dolche dem Rev. John Robert.

Die Bogen, welche bei diesen Clubs üblich sind, sind in der Regel von 50 bis 70 Pfund Spannung, d. h. es gehört eine Kraft dazu, um sie zu spannen, die dem Druck des genannten Gewichts gleich kommt. Die Entfernung des Zieles beträgt gewöhnlich 60 bis 100 Yard und jedem Schützen sind bei jeder „Match" etwa 30 bis 40 Pfeile zugestanden, deren Ringe dann am Ende aufsummirt werden. Natürlich lassen auch die Archers „challenges to all England" und dergleichen ebenso wie die „Runners," „Walkers," „Boxers" u. s. w. eegehen.

Ebenso, wie die wilde, ursprüngliche Rinderrace Großbritanniens nicht ganz durch die aufkommende zahme verdrängt ist, sondern, wie wir zeigten, sich noch in verschiedenen Parks dieses alles conservirenden Landes conservirt befindet, ebenso hat also auch die Kugel und das Pulver die Uebung mit Pfeil und Bogen noch nicht verdrängen können. Die Engländer scheinen in Bezug auf alle alten und neuen Sitten stets dem Grundsatze zu huldigen: „das Eine thun, das Andere nicht lassen." Sie führen stets Neues ein und behalten stets alles Alte bei.

Für Pulver und Blei befinden sich in den größern Städten Englands sogenannte „shooting galleries." Es sind dieß große Säle, die für das Pistolen- und Büchsenschießen eingerichtet wurden; eiserne Figuren aller Art sind hier als Ziel aufgestellt. Die Galerien sind den ganzen Tag offen, und jeder kann hier zu jeder Zeit gegen einen gewissen Preis so viel Schüsse thun, als ihm beliebt. In London findet man solcher

Digitized by Google

„Shooting Galleries" eine große Anzahl, aber auch wie gesagt, fast in jeder größern englischen Stadt ist eine „Shooting Gallery" sehr gewöhnlich. Etwas ähnliches, wie unsere Büchsenschützengesellschaften habe ich aber in England nicht entdecken können, und das Büchsenschießen, obwohl allerdings rifle ground (Büchsengründe), und rifle-matches (Büchsenwetten) nicht ganz fehlen, ist daet nicht so gewöhnlich wie in einigen Gegenden Deutschlands, wie z. B. unter den Bewohnern der Tyrolee Alpen.

Vor einer gewissen Aet englischer Schießübungen wüede ein Russe, der die Tauben füe heilige Vögel hält, und mit ihm auch wohl mancher andere Europäer, der etwas Sympathie für jene unschuldigen Thieechen hegt, einen gerechten Abscheu empfinden, vor dem „pigeon-shooting" nämlich. Es ist dieß ein national-englisches Vergnügen und besteht darin, daß lebendige Tauben zue Zielscheibe der Schießübungen gemacht werden. Man hat vorzugsweise die Tauben dazu gewählt, weil sie eine besondere Schnelligkeit in der Todesangst beim Riechen des Pulvers entwickeln sollen, dann auch wohl deßwegen, weil sie als zahme Vögel jeden Augenblick in der nöthigen Quantität zu haben sind.

Das Verfahren bei einer „pigeon-match" ist dieß: man kommt über eine gewisse Anzahl von Tauben, die man in einer gewissen Distance schießen will, überein, und wer die meisten getödtet hat, ist der Gewinner. Die Tauben werden dabei in Körbe gesteckt, deren Deckel man vermittelst einer Schnur öffnet; die Thiere schießen daraus pfeilschnell hervor, und sinken entweder von dem tödtlichen Blei des geschickten Schützen getroffen zu Boden, oder erhalten von dem ungeschickten einen Lanspaß für die Freiheit der Felder.

Auch hiebei versammeln sich, wenn „first rate pigeon shots" auftreten, oft große Gesellschaften, auch hiebei hüpft den lovers of the English sports das Herz vor Freuden, während es einem sentimentalen Gemüthe dabei blutet, wenn es die grausamen Ausdrücke anhören muß, daß der eine „seine Match mit zwei Vögeln," der andere „mit einem Kopf" oder dergleichen gewonnen habe. Statt der Tauben werden auch oft Sperlinge genommen, und es gibt daher auch „sparrow-matches."

Die Einsätze (stakes), Preise und Wetten gehen auch bei diesem scheinbar so unbedeutenden Sport in diesem geldreichen Lande außerordentlich hoch hinauf; „Sweeps-Stakes" von 100 Pfund und mehr sind dabei etwas ganz Gewöhnliches. Die blasen Lookers-On zahlen oft einen Shilling Entrée um zuschauen zu düefen. Silberne Becher und Geschirre, um die wir ein großes Schützenfest mit Musik und Procession veranstalten würden, sind hier alltägliche Belohnungen der „crack pigeon shots" (besten Tauben-Schützen). Die geringeren schießen natürlich in der Regel nur um ein fettes Schwein oder dergleichen, und betrachten die „Tauben-Matches" nur als ein „help-ale" (Hilf zum Bier), oder als ein „make feast" (Mach ein Fest).

Wie die Engländer denn nichts unversucht lassen, so kommen sie bei dieser Art von Matches dann von den Tauben und Sperlingen mit ihren Wetten auch auf bloße, aufgeworfene Steinchen und Geldstücke herab.

Was „Lords-Ground" für die „Cricketers" ist, das ist in der Tauben-Schützen-Welt das „red house Battersea fields" bei London, wo the old London-shots composed of sufficient metal of the right sort, die alten Londoner Schützen von gehörigem Metall, ihre Tauben gegen jeden andern fliegen lassen.*)

Ausflug jenseits des Onega-Sees.**)

Am Donnerstag Morgen ritten wir vom See ab nach Süden hin. Nur an wenigen Stellen sind die Urwälder so weit gelichtet, daß man zu Fuß oder zu Pferde durchkommen kann. Die ersten vier Meilen führten über ein Terrain, das ununterbrochen von Sümpfen und Flüssen durchschnitten wae. Selten führte der fast unwegsame Fußsteig über trockene Hügel, meist aber über Sümpfe, aus denen wir nur mit Mühe unsere kräftigen, kleinen Pferde wieder herausziehen konnten. Etwa die Hälfte des Weges verlief duech Sümpfe, gegen zwölf an der Zahl, die man mit langen Tannenstämmen belegt hatte, von denen drei bis fünf der Länge nach neben einander lagen. Ueber diese Tannenstämme gingen die Pferde mit großer Sicherheit, obschon in einer Situation, wie Seiltänzer in der Luft. Ein einziger Fehltritt von den schlanken, runden Holzstämmen seitwärts, hätte Pferd und Reiter zum augenblicklichen Verschwinden gebracht. Gefährliche schienen noch die alten morschen Stellen der vermoderten schwimmenden Stämme, duech welche die Pferde Gefahr liefen, mit jedem Schritt zu stürzen.

Wie überschritten eine Reihe von schnellfließenden Bergbächen, die zwischen den schmalen Hügelreihen hindurchströmten. In allen ist das Wasser so intensiv rothbraun, daß man es leicht für Blut halten könnte. Die niedrigen Höhenzüge sind fast noch unwegsamer, wie die Sümpfe mit ihren losen Tannenstämmen. Die gestürzten abgestorbenen Tannenstämme legen sich quer über den Weg und bilden überall unerwartete und unfreiwillige Schlagbaume.

Dazu kommen noch als Erschwernisse die zahllosen mächtigen Granitblöcke, deren dichtgedrängte Züge man quer durchschneidet, und die uns nur in den Sümpfen kein Hinderniß für das Vordringen in den Weg legten.

Diese Gegenden sind noch von Menschen unbewohnt. Die einzigen Spuren von Menschenhand sieht man dicht am Fußsteig und an den losen schwimmenden Stämmen auf den Sümpfen. Um den Weg mehr zu lichten, hat man die nahestehenden Bäume entrindet, damit sie absterben und allmählich umstürzen. So kann sich erst in einer Reihe von Jahren ein gangbarer Weg mit Hindernissen ausbilden.

---

*) „he will fly his pigeon against any other" ist bei den Taubenschützen ein eben solcher Kunstausdruck wie die oben bei andern Sportern erwähnten Ausdrücke: he will run him etc.

**) Aus Blasius Reise im europäischen Rußland in den Jahren 1840 und 1841.

Digitized by Google

Nachdem wir über vier Meilen vorgedrungen waren, erweiterte sich der Blick; wir standen in einer weiten Niederung, zwischen flach ansteigenden Höhen, zwischen denen sich zahlreiche Seen ausbreiteten. Ein weitläuftiges, zerstreutes Dorf lag zwischen den zerrissenen Wassern. Am Ende desselben sahen wir eine unter Iwan dem Grausamen erbaute, also gegen dreihundert Jahre alte Holzkirche von auffallender Gestalt. Der grauschwarze, cylindrische Thurm war aus vielen niedrigen Stockwerken zusammengesetzt, mit mächtigen Geländern und einem mächtigen Knopfe auf konischer Spitze versehen. Aehnliche Holzkirchen sahen wir später häufiger an den unzugänglichen Ufern der Suchona. Sie scheinen Reste aus alter Zeit zu seyn, die sich in dem von der russischen Civilisation abgeschnittenen Norden erhalten haben. Im Innern von Rußland haben wir nirgend solche Kirchenformen angetroffen. Wo es der Wohlstand und der Fortschritt der Mode möglich gemacht, hat man die alten Holzkirchen durch Steinkirchen, und die alten Formen durch griechisch-mongolische oder charakterlos moderne ersetzt.

Sobald wir unsere Pferde und Begleiter gewechselt, begannen wir die zweite Hälfte des Weges, welche durch höhere trockene Berggegenden führte. Auch hier haben die Wälder auf den trockenen Höhen meist Laubholz, und die der Niederungen Tannen und Kiefern. Häufig mischen sich sogar Ahorne, welche ich vorher nicht gesehen hatte, in die höheren Wälder. Alle Pflanzen auf den Höhen waren in der Blüthezeit um etwa acht Tage zurück gegen die in der Ebene nördlich. Es zeigte sich dieß deutlich an den Orchideen, den Maiblümchen, Pyrola-Arten u. s. w., von denen noch viele blühten, die in der Ebene schon seit einigen Tagen abgetrocknet waren.

Nach dem Verhalten der Pflanzen in der Nähe des Matko-Ozero müssen diese Höhen gegen sieben- bis achthundert Fuß ansteigen, eine Wallhöhe, welche die Wasserscheide des alten rothen Sandsteins fast überall in Rußland darbietet.

Sobald wir auf der Höhe der Wasserscheide einen südlich gelegenen Abhang erreichten, zeigte sich die gemeine Eller und Weißbirke, Alnus glutinosa und Betula alba, und der Schneeball, Viburnum Opulus, in einzelnen Exemplaren an den Seeufern. Ich hatte sie bisher um die beiden Seen nirgend beobachtet, und sah sie später erst dann wieder, als ich die Wasserscheide des weißen Meeres und der Wolga überschritt. Im Norden kommt nur die Bergeller, Alnus incana, und die Moorbirke, Betula pubescens, vor. Das Auftreten dieser beiden Arten des mittlern Europa's mit dem Flußgebiet der Wolga deutet eine entschiedene Pflanzengränze an, die durch andere Arten, die sich weiter östlich bald zu diesen hinzufügen, noch bestimmter ausgeprägt wird.

Das Auftreten geschlossener Seen ist mit dem Verschwinden weithin zusammenhangender Sumpfstrecken und dem größern Wechsel in den Unebenheiten des Bodens vereint. Die Seen treten als tiefere, vereinte Sumpfbecken auf, die ringsum von Sandhügeln begränzt sind. Wo die Höhen einen festern Boden haben, sieht man einzelne, niedergebrannte lichte Waldstrecken im weiten Urwalde, welche die ersten Anfänge der hiesigen Ackercultur bezeichnen. Die schwarzgebrannten, meist noch im Ackerfelde aufrechtstehenden Stämme und die entblößten schwarzen kriechenden Wurzeln, zwischen denen stellenweise das Getreide geschossen und üppig aufwächst, sind kaum geeignet, der Gegend einen freundlichen Charakter zu geben. Menschliche Wohnungen, Anfänge von kleinen Dörfern findet man nur an besonders günstigen Stellen in der Nähe der Bäche oder Seen, an den sonnigen Abhängen.

Nirgend kann man in Rußland einfachere Anfänge der Cultur sehen, als auf diesen Höhen in den Wäldern. Es ist, als hätte man erst seit etlichen Jahren angefangen hier den Acker zu bauen. Die Räder an den Fuhrwerken sind runde, aus einem Holzstamm aus dem Ganzen geschnittene breite Rollen, bei deren Anblick man sich plötzlich in eine antike Welt versetzt glaubt. Die Schuhe werden aus Lindenbast oder Birkenrinde geflochten, oft wird das ganze Schienbein geschmackvoll mit Birkenrinde umwickelt, und häufig sieht man Mützen, die auf einfache Weise aus Birkenrinde bereitet sind. Nur der Gebrauch eines holländischen Pflugs versetzt in das vorige Jahrhundert zurück. Die Bauern sagten, daß sie ihn von Peter dem Großen besäßen, was leicht zu errathen war. Aber nur Peter scheint dieser Vergessenen gedacht zu haben. Seither ist eine Pause im Fortschritt der Cultur eingetreten; die Bewohner sind, vielleicht zu ihrem Glück, wieder sich selber überlassen. Sie gehören der Krone. Besitzlicher Adel existirt wenig oder gar nicht im Norden, und also keine erbliche Leibeigenschaft. Man hat diese Gegenden zu unfreundlich und zu unergiebig gefunden, sie zu verschenken oder sich schenken zu lassen. In dieser Abgeschlossenheit so vieler Gegenden im Norden liegt aber die größte Sicherung der persönlichen Freiheit und Wohlfahrt. Nicht alles, was die Cultur in Rußland den Bewohnern gebracht, ist so unschädlich, wie ein holländischer Pflug.

Je weniger diese Gegenden durch Menschenhand ihre Gestalt verloren haben, desto reicher hat die Thierwelt sich in ihnen entwickelt. Die Seen sollen sehr fischreich seyn. Sie sind außerdem mit Möven, Enten und Tauchern bedeckt und von Strandvögeln umschwärmt. An den Ufern der Bergbäche sieht man häufig den Wasserstaar, Cinclus aquaticus, sitzen, und beim Aufscheuchen zuweilen stromaufwärts ins Wasser stürzen. Die Tauchenten, Anas Nyroca, fuligula und besonders ferina, ließen sich überall mit ihren Jungen sehen. Besonders häufig zeigte sich die letzte, die Tafelente, mit ihren Jungen auf den Bergbächen, mit denen sie sich abwärts treiben ließ und von Zeit zu Zeit versuchte, sich durch Tauchen unseren Blicken zu entziehen. Die noch ganz kleinen Jungen machten instinctmäßig jede dieser Bestrebungen mit, geriethen aber durch die verschiedene Schnelligkeit der Strömung beim Auftauchen oft in weite Entfernung von der Mutter und dadurch in übergroße Verlegenheit. Nichts aber war auffallender als die Ausdehnung der Colonien von Uferschwalben, Hirundo riparia L., in der Nähe von Winlzi. Nirgend habe ich diese Thiere so häufig gesehen.

Digitized by Google

Ueber einem halbausgetrockneten Bach seitwärts vom Fluß steht eine über hundert Fuß hohe, steile Wand von Sand und Thonschichten der alten rothen Sandsteinformation an, in der auf einer Strecke von kaum zweihundert Schritten über dreitausend Nester der Uferschwalben durch ihre Ausgänge sichtbar waren. Die Nester sind, wie nach einem bestimmten Plan, in mehreren Reihen über einander angebracht; jede Reihe wird durch eine Sandschicht, in der die Nesteröffnungen ausgehen, dicht unter einer übergelagerten Lehmschicht, bedingt. Vor dieser Sandwand schwarmten die Alten in gedrängten Schaaren herum und schienen nur die in der Nähe nistenden Elstern zu fürchten, welche zuweilen heranflogen, um sich mit Fang zu versehen. Kaum ließ sich eine Elster vor den Nestern sehen, so entstand ein unerhörtes Geschrei unter den Schwalben, worauf sich alles aus den Nestern und der Umgebung schleunig einfand, und in dichtgedrängten Haufen auf die Elster niederschoß, bis diese sich flüchten mußte. Etlichemale gelang es jedoch der Elster, sich sogar einer alten, eben aus dem Nestloch ausschlüpfenden Schwalbe zu bemächtigen, die sie dann, wie ein Falke, festkrallte und entführte, wobei sie von dem ganzen Schwalbenschwarm auf eine große Strecke verfolgt wurde.

Die Geognosie dieser Höhen bietet nichts dar, was von der der Gegenden am Swir abwiche. Ueberall stehen die Schichten der alten rothen Sandsteinformation, lockerer Sand und plastischer Thon von rother und gelbweißlicher Färbung in den Flußthälern an, und überall sind sie in einem so ursprünglichen Zustande, daß es schwer hält, sie von den auf den Höhen aufgelagerten Diluvialmassen, die offenbar aus demselben Material entlehnt sind, zu unterscheiden.

Nur die mächtigen und massenhaft gehäuften Granitblöcke, welche der Norden auf ungesehene Weise hieher gesandt, geben der Gegend ein geognostisches Interesse. Nach den Höhen hin werden sie häufiger und die einzelnen Blöcke sogar größer. Oft durchzieht man Strecken, die fast ganz frei von diesen Fremdlingen scheinen, kann dann aber sicher seyn, bei Veränderung des Niveau's bald wieder in eine Region von abweichender Höhe zu kommen, in der sie dicht gedrängt liegen und sogar das Vordringen in die Wälder bedeutend erschweren. Die Flüsse, in denen sie durch die Gewalt des Wassers und Eises weiter treiben und gleichmäßiger vertheilt sind, werden an vielen Stellen durch die am Ufer dicht gehäuften großen Blöcke fast unzugänglich. Auf dem übrigen Terrain, das den großen Seen und der baltischen Niederung zugekehrt ist, scheinen sie in einzelnen, dicht gedrangten Wallen vorzukommen, welche einen ziemlich horizontalen Verlauf haben und die Hügel in horizontalen Biegungen umgehen. Beim Aufsteigen auf die Höhen findet man solcher horizontalen Walle oder Granitregionen mehrere über einander. Es scheint, daß jeder Wall eine bestimmte, periodisch-wechselnde Gränze des nordischen Diluvialmeeres bezeichnet, und daß diese Granitblöcke, wie augenblicklich noch an der ingrischen und esthnischen Küste, mit jedem Frühjahr durch das schwimmende Eis von den finnisch-skandinavischen, gegenüberliegenden Küsten herübergebracht worden sind. Der Gedanke, daß diese Granitblockwälle Moränen von Gletschern seyen, die nach der Diluvialzeit ganz Nordeuropa bedeckt haben müßten, liegt wohl nirgend entfernter als hier. Diese Gegenden wären vielleicht ganz geeignet, Europa und die Geologie mit Evidenz von den in der Entwicklung der Erdoberfläche so unerhörten Eismassen, die man in Poesie und Prosa mit mehr als wissenschaftlichem Eifer zur Ueberzeugung zu bringen gesucht, auf einmal zu befreien.

Die Stadt Carmen am Rio Negro.

Es ist dieß die südlichste spanisch-amerikanische Ansiedlung und datirt sich auch aus einer verhältnißmäßig sehr neuen Zeit, nämlich aus dem Jahre 1779, wo sie von einem spanischen Officier, Namens Veidma, gegründet wurde. Bei der Unabhängigkeitserklärung blieb die Stadt unter der Regierung von Buenos-Ayres. Die Bevölkerung, etwa 1230 Seelen, besteht aus Spaniern, Negern und Indieen, scheint sehr verwildert und nur der Friedensrichter kann lesen und etwa seinen Namen schreiben. Das Haupterzeugniß des Orts ist Weizen, der nach Buenos-Ayres gesendet wird. Die Früchte sind Pfirsiche, Nektarinen, Quitten, Aepfel, Birnen, Wallnüsse und Feigen, aber sie gedeihen nur, wenn Regen fällt, der manchmal zwei bis drei Jahre ausbleibt. Aus den in Menge wachsenden Trauben macht man einen schlechten Wein. Außer Getreide sühet man Häute und Talg, so wie die Felle einiger wilden Thiere aus, früher besonders auch Salz, das man roh nach dem Regen und dessen Verdampfung von den Salzefflorescenzen des Bodens erhielt. An vielen Stellen ist der Boden mit Salpeter geschwängert. Die wichtigsten Gegenstände für künftige Ansiedler sind Pferde und Schafe, die beide gut gedeihen und wohlfeil sind. Pferde erhält man namentlich von den Indieen gegen Ponchos. Das Klima am Rio Negro ist auffallend gesund, und das große Uebel ist nur Mangel an Regen, den man auf den Feldern durch künstliche Bewässerung ersetzen könnte, wozu aber die Einwohner zu träg sind. Die Breite des Rio Negro an der Mündung ist beinahe eine Stunde, bei Carmen, welches 7 Stunden weiter oben liegt, nur 800 Fuß, und hier hört auch die Schifffahrt auf wegen der zahlreichen Sandbänke und Inseln; auch ist das Einlaufen in den Fluß durch eine Barre sehr gefährlich. Der Strom schwillt zweimal im Jahre an, einmal durch den Schnee, der in den Gebirgen schmilzt, und einmal durch den Regen, der im Innern fällt. Diese Nachrichten rühren von einem Hrn. Robinson her, der sich in Auftrag des Gouverneurs der Falklandinseln, Hrn. Moody, eine Zeitlang in Carmen aufhielt. Der Londoner geographischen Gesellschaft wurden sie durch den Colonialminister Lord Stanley mitgetheilt.

Die Kunstausstellung im Louvre. Die Zahl der aufgenommenen Kunstwerke ist 2423, von 1371 Künstlern, worunter 200 Frauen. Die Kunstwerke sind 1808 Oelgemälde, Landschaften und Portraits, 348 Miniaturbilder in Kreide und Wasserfarben, 133 Sculptuerarbeiten, 24 architektonische Zeichnungen, 89 Kupferstiche und 21 Lithographien. Unter den Oelgemälden und Sculpturen betreffen 237 religiöse Gegenstände. (Fr. Bl.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 105.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

14 April 1844.

Nachricht über die Goldsandlager in Ostsibirien.

Der Verfasser der demnächst in russischer Sprache erscheinenden „Reise nach Jakutsk" theilt über die Goldwäscherei und ihren Betrieb Folgendes mit.

„Wir stießen auf eine Abtheilung Goldsucher, die ihre Nachforschungen an dem in die Lena fallenden Fluß Tschuja betrieben hatten. Sie zogen weit an demselben hinauf, durchsuchten die in ihn einfallenden Flüßchen, und fanden fast allenthalben Gold, aber in sehr geringer Menge. Das Goldsuchen hat jetzt die Köpfe aller Habsüchtigen verdreht. Wenn sie in den Zeitungen von den glänzenden Erfolgen einiger Goldwäscher lesen, so glauben sie, es sey jedem leicht, eine Anzahl Leute nach Sibirien zu schicken, damit ein Strom von Reichthum ihnen zufließe. Diese Meinung benützen Geschäftsleute, welche Sibirien auf den Poststraßen durchreist haben, geben sich für Kenner in Sachen der Goldwäscherei aus, spiegeln künftige Erfolge vor, stützen sich auf officielle Nachrichten und verlocken die Unkundigen. Es bildet sich eine Gesellschaft, man gründet Actien, wieß dem, der den Vorschlag gemacht hat, einen großen Gehalt aus, und läßt ihn auf Kosten der Compagnie reisen. Dieser geht nach Sibirien, kauft ein Haus oder miethet ein schönes Quartier, und trinkt Champagner. Und das Gold? Er schickt nach verschiedenen Orten Leute aus, die ihrerseits auch wieder nicht sehr eilig sind, sich großen Mühseligkeiten auszusetzen. Das Jahr geht vorüber, und das Gold ist gefunden, aber in so schwacher Menge, daß es die Bearbeitung nicht verdient. Inzwischen hat jede ausgesendete Abtheilung 15,000 Rubel A. gekostet. Der Geschäftsführer schreibt der Compagnie einen tröstlichen Brief, schickt Proben von dem gefundenen Gold, und fordert Geld für das folgende Jahr, in welchem es geht, wie im vorhergehenden.

„Kürzlich stand in den Zeitungen, daß im Jahre 1842 in den Goldsandlagern des Bürgers Nik. Fed. Mjasnikow über hundert Pud Gold ausgewaschen worden sey, ein Erfolg, welcher alle Erwartungen überstieg. Aber wer weiß, was es Hrn. Mjasnikow kostete, dieß glückliche Goldsandlager zu erlangen! Zehn Jahre lang durchzogen seine Abtheilungen die sibirischen Landstriche, verloren über eine halbe Million, und erst im eilften Jahre wurde seine ausdauernde Geduld belohnt und seine Verluste ersetzt. Zehn unglückliche Jahre hindurch in seinem Entschluß zu verharren, vermochte nur Herr Mjasnikow mit seinem großen Vermögen. Wie viele Goldsucher ruinirt wurden, davon berichten die Zeitungen nichts. Im Jahre 1841 fanden von hundert ausgesendeten Parteien nur zwei Goldsandlager auf, und diese waren nicht sonderlich reich. Die beiden Glücklichen machten Gewinn, die, welche ihr Vermögen verloren hatten, schwiegen.

„In Rußland glaubt man, das Gold werde aus dem Sande, also leicht ausgewaschen. Das ist aber nicht der Fall, sondern häufig ist die goldführende Schichte ein Klafter tief mit ungeheuren Steinblöcken bedeckt. In einem solchen Boden zu schürfen, kostet viele Geduld, Geld und Zeit, und überdieß kann eine solche Abtheilung nur die drei Sommermonate hindurch arbeiten. Am Ende Mai's thaut der Boden auf, und im Anfang Septembers bedeckt er sich wiederum mit Schnee.

„Man sucht das Gold gewöhnlich an den Ufern der Flüsse, diese aber sind sumpfig, durch gefallenes Holz und Steine schwer zugänglich, und der Goldsucher darf sich glücklich schätzen, wenn in einem Tag zehn Werste durchsucht werden.

„Eine Abtheilung versieht sich bei ihrem Auszug mit Lebensmitteln, selbst mit Futter für die Pferde, weil man Stellen trifft, die durchaus keine Nahrung darbieten. Der Gehalt der Aufseher, die Bezahlung der Arbeiter, der Ankauf von Pferden, die Anschaffung von Lebensmitteln, alles dieß zusammengenommen macht ein Item von 15,000 R. A. Viele haben, wie gesagt, ihr ganzes Vermögen verwaschen — Unfälle, wodurch sich die Unternehmenden freilich nicht aufhalten lassen. Jedes Jahr bilden sich neue Campagnien. Jetzt haben sich die Goldsucher auf das Quellland der Olekma geworfen, und behaupten, ihre Nachforschungen seyen von einem glänzenden Erfolg gekrönt worden. Die Abhänge des Apfelgebirges und anderer Berge müssen reichen Fund in sich schließen. Aber was kostet dort die Herbeischaffung der Vorräthe, und wo soll man Arbeiter hernehmen? Mit solchen Arbeiten geben sich nur neue

Digitized by Google

Ansiedler ab, der von Alters her hier Wohnende nicht, weil er sein Haus und sein Feld hat. Jetzt verschreibt man Kirgisen aus der Provinz Omsk, und will Arbeiter aus Wiatka und Perm herbeiziehen.

„Die Arbeiter auf den Goldwaschereien verzehren frisches Rindfleisch, und die ausgesandten Partien versehen sich mit getrocknetem Fleisch: darum ist der Preis des Rindfleisches schnell gestiegen, in Krasnojarsk von 1 R. 80 K. auf 11 R. 30 K. das Pud.

„Wenn man die Goldwäschereien von Seite des Nutzens und Schadens für die Bewohner Sibiriens betrachtet, so ergeben sich folgende Resultate. Einige Dutzend Menschen bereichern sich; das sind die glücklichen Goldwäscher. Einige Hunderte ruiniren sich durch das Mißlingen ihrer Unternehmungen. Die von ihrem Sold lebenden Beamten leiden Noth durch die Theurung und das an die Arbeiter verschwendete Geld fließt alles in den Branntweinpacht."

Englische Sports.

X. Das Angeln.

Die Natur und das Wesen des Fischers und des Jägers sind so sehr von einander verschieden, daß es ein schwer zu lösendes Problem zu seyn scheint, wie dieselben Menschen für beides, für Jagd sowohl wie für Fischerei, eine gleich große Vorliebe empfinden können.

Der Jäger verfolgt rasch entfliehende Thiere. Große Schnelligkeit, eine gewandte und fast ununterbrochene Locomotivität sind ihm vor allen Dingen vonnöthen. Er bedarf, um zu seinem Zweck zu gelangen, der Hülfe vieler stürmischer Genossen, und das Geräusch und Lärmen der Jagd, das Klaffen der Hunde, das Trampeln der Pferde, das Knallen der Büchsen, das Klingen der Hörner sind sein Element und seine Freude.

Der Fischer hingegen stellt Thieren nach, denen er in ihrem Elemente nicht folgen kann, die er nur belauern oder mit stiller Schlauheit zu sich locken muß. Um sie nicht zu verscheuchen, bedarf er der Ruhe und der Einsamkeit; kluge Berechnung, Verschmitztheit und Geduld sind daher die dem Fischer nöthigsten Eigenschaften, und er kann fast keine von denjenigen Tugenden, die den Jäger auszeichnen, für seine Zwecke gebrauchen.

Es scheint daher, sage ich, unvereinbar, daß dieselben Leute leidenschaftliche Jäger und ebenso passionirte Fischer seyn sollten. Und doch findet sich beides in den Engländern vereint. Das „tally-ho" und der Tumult ihrer Jagden haben ihnen nicht die Empfänglichkeit für die stilleren Freuden des Fischens genommen. In der That würde es einem schwer zu entscheiden, ob die grouse mania oder die shooting oder die hunting mania einen höheren Platz bei ihnen einnehme, oder ob nicht die fishing und angling mania noch als eine stärkere Leidenschaft bei ihnen zu betrachten sey.

Es ist diese Erscheinung zu merkwürdig und zu bezeichnend für den Charakter der Nation, als daß wir nicht noch eine Zeitlang bei ihrer Betrachtung verweilen sollten. Vielleicht ist den Engländern die ruhige Beschäftigung des Fischefangens als eine Ausspannung nach ihren Parforcejagden zur Abwechslung vonnöthen; vielleicht ist es in der Natur der Sache begründet, daß derselbe Geist zugleich an dem Excess stürmischen Tumults und an der völligen Ruhe auf gleiche Weise Geschmack finden müsse. Wir haben schon in dem obigen bei vielen Gelegenheiten ähnliche Erscheinungen in dem englischen Nationalcharakter gesehen. Wir haben gesehen, wie die Engländer nach starkem „Excitement," ich möchte fast sagen, schmachten, und zu gleicher Zeit die größten Lobredner des „quiet life" sind; wie sie zu gleicher Zeit der größten Anstrengungen fähig sind, und doch wiederum sich einer Unthätigkeit überlassen, welche nahe an Trägheit zu grenzen scheint. Die Engländer sind die Erfinder der „Routs," der stürmischsten Gesellschaftsform von der Welt, und doch wiederum sind sie entschiedene Liebhaber der kleinen, engen Gesellschaftskreise von wenigen Freunden und Hausgenossen. Sie haben das beweglichste öffentliche Leben, und doch wiederum führen sie das klösterlichste Haus- und Familienleben.

Zu diesem allem kommt dann noch, daß die Engländer, wie wir ebenfalls schon mehrmals anzudeuten Gelegenheit nahmen, auch mehr als andere Leute bei scheinbarer äußerer Ruhe einer großen, innern Aufregung nicht nur bedürftig, sondern auch fähig sind, und daß das Sport des „Fishing" sowohl an solcher äußern Ruhe, als an innerer Aufregung sehr productiv sey, werden wir gleich unten weiter zu zeigen versuchen. Stumm und lautlos verlesen sich die Engländer in die Lectüre ihrer Journale, und angeln ruhig aus dem Meer von Buchstaben, die sie ihnen bieten, diejenigen Nachrichten hervor, die sie interessiren. Still wie Fischer sieht man sie dasitzen und ahnt nicht, wie ihre Aufmerksamkeit gespannt ist und wie sich ihre Geisteskräfte im Innern regen. Geduldig, bewegungslos und beharrlich wie Statuen sitzen sie als Zuschauer in ihren Parlamenten, und wer es nicht wüßte, wie sie mit den Angeln und Netzen ihrer Gehörsorgane jedes Wort auffischen, würde sie für theilnahmlos halten. Ihre Ballspiele und mehrere ihrer andern Sports betreiben sie mit einer merkwürdigen Ruhe, und der mit der Sache nicht vertraute Zuschauer würde keine Ahnung davon haben, daß es sich hier um Freude und Vergnügen, um Aufregung und Lustigkeit handle.

Bei allem ihrem Gemeinsinn, der sie alle verbindet, und der jeden von ihnen als einen Theil des großen Ganzen erscheinen läßt, haben sie einen großen Hang zur Absonderung und zur Einsamkeit. Rührig tummeln sie sich auf ihren Börsen, in ihren zahllosen Meetings und Assemblies, und ziehen sich dann, nachdem sie sich ausgetummelt, in den stillen Frieden ihrer geweihten, häuslichen Räume zurück. Ausgelassen jagen und lärmen sie bei ihren Huntings, bei ihren Coursings, boxen, ringen, fechten, rennen und wettlaufen mit einander, und nachdem sie alles dieß zu seiner Zeit geübt, pachten sie sich dann irgend eine einsiedlerische „Fishing Cot-

Digitized by Google

tage" und ziehen sich mit all ihrem „Fishing Tackle" in die Einsamkeit eines stillen Thales zurück.

Aus diesem Gesichtspunkte ist die „Angling Mania" der Engländer eine der interessantesten Erscheinungen; und was wir darüber sagen, wollen wir nicht sowohl der Beschreibung des Sports selber wegen sagen, als weil wir darin ein neues, mächtiges Hülfsmittel zur Zeichnung des englischen Nationalcharakters besitzen. Wir wollen, wie die Engländer es ausdrücken würden, eine „philosophy of angling" zu geben versuchen.

Wir Deutschen begreifen weder das englische „Hunting," denn es ist uns zu stürmisch, noch das englische „Angling," denn es scheint uns eine zu stille und zu langweilige Beschäftigung.

Das Angeln in unserm Vaterlande wie überhaupt auf dem ganzen Continente wird fast nur von Kindern und geringen Leuten geübt, und es scheint uns daher ein so unwichtiges Vergnügen zu seyn, daß wir es fast gar keiner Beachtung werth halten möchten. Ich will daher vor allen Dingen noch einige Facta anführen, die es beweisen, wie wichtig und geehrt dieser Sport in England ist, und wie er in diesem Lande fast als eine wahre Nationalangelegenheit betrachtet wird, und in dieser Beziehung mit den Wettrennen, den Jagden, den gymnastischen Uebungen fast gleiche Rechte genießt.

Hr. Blaine hat in seiner Darstellung der National-Sports der Engländer keinem eine so detaillirte Darstellung gewidmet, als dem „Angling." Diese Art des Fischens allein umfaßt in seinem Werke 244 eng gedruckte Seiten, während er dem „Hunting" nur 172, dem „Racing" nur 136, dem „Shooting" nur 215 Seiten widmet.

Die Literatur des Anglers und seine Bibliothek sind vielleicht größer als die irgend eines anderen Sportsman, und es gibt nicht nur eine Menge perfect anglers, welche eine Darstellung aller der dem Angler nöthigen Kenntnisse enthalten, sondern auch jede einzelne vom Angler geübte Art zu fischen, jede einzelne der verschiedenen, ihm nöthigen Künste sind in besonderen Werken beschrieben. So z. B. gibt es ein höchst interessantes Buch über die Manufactur der künstlichen Fliegen und Insecten, deren sich die englischen Angler bedienen. Mehrere solcher Werkchen sind von den berühmtesten Männern des Landes abgefaßt; so der Tractat „Salmonia" über Lachsfischerei von dem berühmten Naturforscher Davy.

Ich werde nie meinen englischen Reisegefährten vergessen, in dessen Gesellschaft ich nach England hinüberfuhr, und der, während die übrige seekranke Reisegesellschaft sich mit ganz andern Dingen beschäftigte, Tag und Nacht in seinem Bette lag und eifrig in einem Buche studirte, das, wie wir nachher sahen, kein Trauerspiel Shakspeare's, kein Roman Walter Scotts, keine neue Novelle von James, sondern weiter nichts als ein „perfect angler" war. Wir lachten ihn damals aus, denn wir hatten noch keine Idee von der wunderbaren Höhe, auf welche diese Kunst in England gebracht ist. Uns war noch unbekannt, wie viele zauberische Geheimnisse des Wasserreichs dem Engländer erschlossen sind, wir wußten noch nicht, wie zahlreich in diesem Lande die Classe derjenigen ist, die wie Goethe's Fischer von den „feuchten Wasser-Weibern" bezaubert sind. Als solche kann man mehr oder weniger alle mit der „Angling mania" behafteten Engländer betrachten.

„Das Wasser rauscht, das Wasser schwoll,
Ein Fischer saß daran,
Sah nach dem Angel ruhevoll
Kühl bis ans Herz hinan."

Bei uns, in Frankreich sowohl wie in Deutschland, angeln die Kinder und die geringern Leute meistens nur, um zum Abend etwas im Topf zu haben. Als Amüsement wird das Angeln bei uns fast nur im nördlichen Deutschland, und auch da nicht sehr eifrig betrieben; in England sind es gerade vorzugsweise die höhern Classen, die sich demselben hingeben und die auch als Müßige, insofern als dieß Vergnügen viel Zeit raubt, am meisten dazu geeignet sind.

Lord Nelson war ein guter Angler, und selbst als er seinen rechten Arm verloren hatte, soll er noch eifrig mit dem linken geangelt haben. Einige der berühmtesten englischen Dichter, Sir Walter Scott, Coleridge und andere waren passionirte Angler. Selbst Damen vom ersten Range überlassen sich in England zuweilen dieser stillen Manie: die Herzogin von York angelte gern, und Georg IV baute sich in der Nähe eines hübschen Gewässers ein einsames Fishing-House.

Fast in jedem englischen Journal kann man höchst reizende Beschreibungen von kleinen Fischerresidenzen, die den „Fishing Gentlemen" zur Pachtung anempfohlen werden, finden, und es scheint mir fast, als wenn von ihnen noch mehr die Rede sey, als von den „Shooting-Residences."

Unter alle den verschiedenen Aushängeschilden von London bemerkt man auch nicht selten eine lange Fischruthe mit einem beständig sich drehenden, versilberten Fischlein daran, welches das Zeichen der „Fishing-tackle-makers" ist, und folgt man diesem Zeichen, so findet man ein schön ausstaffirtes Magazin, das mit allen möglichen Arten von Angeln, Angelruthen und Schnüren und andern Angelgeräthschaften, deren Gebrauch und Werth man, so lange man noch nicht in die Geheimnisse des Anglers eingeweiht ist, kaum erräth. In meinem London-Directory von 1842 werden 32 solcher Magazine aufgeführt, die sich bloß mit dieser Waare beschäftigen; es gibt aber außerdem noch viele andere Krämer, die ebenfalls jenes Zeichen im Schilde führen, und die der „Angling Mania" allen möglichen Vorschub leisten. Die Anzahl dieser Magazine ist im Zunehmen begriffen, und daraus so wie aus manchen andern Umständen läßt sich schließen, daß das Angeln nicht wie manche andere englische Sports schon seinen Zenith passirt hat, sondern jetzt mehr blüht wie je zuvor, und noch einer größern Blüthe entgegen geht. Es ist wie das „Grouse Shooting" eine Passion des Tages. Die Londoner Manufactur der „Fishtackles" ist zwar ausgezeichnet, allein man findet jetzt auch in allen englischen Provincialstädten ähnliche Etablissements, und es gibt wohl keine englische Stadt, in welcher sich der Angler nicht mit allem Nöthigen versehen

Digitized by Google

könnte. Es iſt alſo ein durch das ganze Land hin organiſirter Sport („an organized sport.“)

(Fortſetzung folgt.)

Bataillon.

Eine Geſchichte aus den Pampas. *)

„Wo iſt die Paß von Portezuelo?“ rief Carlito ungeduldig über den feinen durchdringenden Regen. „Poſtillon, werden wir dieſe Nacht auch noch auf freiem Felde campiren? iſt die verfluchte Baracke verſchwunden?“ — „Sie iſt hier gleich rechts, etwa eine halbe Stunde von da; hier, meine Herrn, hier!“ Damit rief er die andern Reiſenden zu ſich, welche mit ſchon müden Pferden ſich hatten verleiten laſſen einen alten ſchlauen Strauß zu verfolgen. — „Ich ſehe aber nichts als drohende, mit Dornen bedeckte Felſen,“ fuhr Carlito fort, „wo iſt denn das Haus?“ — „Die Indier wiſſen es wohl zu finden, ſelbſt in der finſterſten Nacht,“ entgegnete der Poſtillon, und ſprengte mit einem kecken Satz über den Bach, der von der letzten Kette der Sierra zwiſchen Cordova und San Luis herabfließt. „Seht, der Rauch ſteigt mitten aus dem Gebüſch auf; noch einen kurzen Galopp und wir ſind zur Stelle.“

In der That zeigte ſich hinter einer Gruppe von Feigenbäumen eine an den Bergabhang angelehnte Hütte; in einem Corral, der von einer rohen Steinmauer umſchloſſen war, ſah man zwei Blockhäuſer, aus deren einem der Rauch allenthalben hervordrang, weil im Dach keine Oeffnung war; dieß war die Küche; das andere ohne Meubles, einige mit einer rohen Eſtrade ausſtaffirt, war die Wohnung der Reiſenden. Dieß Karawanſeral beherbergte nur wenig friedliche Reiſende, ſeit die Indier ihre Raubzüge wieder begannen hatten und die Südgänge der argentiniſchen Provinzen verheerten; es war übrigens wie ein Vorpoſten am Rande der gränzenloſen Ebenen, welche in die Einöden Patagoniens übergehen. Halb unter bläulichen Granitblöcken begraben, ſehen dieſe elenden Hütten aus wie Backen, die in einer unbewohnten Bucht angelegt haben, denn die Pampa breitet ſich wie ein Meer zu ihren Füßen aus.

Als der Widerſchein der unſichtbaren Sonne hinter den am Horizont aufgeſchichteten Wolken erloſchen war, wurde die Finſterniß ſo dicht, der Regen ſo kalt und der Wind ſo heftig, daß die Hunde nicht mehr an der Thüre, die ſich vor dem andern Morgen nicht mehr öffnen ſollte, wachen wollten, ſondern ſich nachläſſig zu den Füßen der drei Reiſenden hinſtreckten. „Für dieſe Nacht, meine Herren,“ ſagte der Poſtillon, indem er ſeinen Säbel und Dolch ablegte, „habt ihr keinen unbequemen Beſuch mehr zu fürchten. Seht her.“ Mit dieſen Worten zeigte er auf eine noch warme Jagnarhaut, die von den Deckbalken herabhing. „Die Haut dieſes Thieres zeigt deutlich an, daß Wanderer hier ſelten ſind. Nicht wahr, Gampader?“ fuhr er fort, und klopfte einem alten, am Feuer niedergekauerten Gaucho auf die Schulter.

Der Greis rollte fortwährend Tabak in ſeiner hohlen Hand, ſchüttelte den Kopf mit gleichgültiger Miene, aber ſein Blick hatte nichts beruhigendes. — „Nun, was iſt's denn?“ nahm der Poſtillon wieder das Wort, „für einen Gränzbewohner, einen Tigerjäger, für einen alten Soldaten der Unabhängigkeit ziemt es ſich ſchlecht, ſich zu fürchten.“ — „Ei,“ erwiderte der Gaucho, „ich habe weder vor der Lanze des Indiers, noch vor den Muskete der Gothen *) gezittert, aber ...“ — „Was aber?“ entgegneten die Reiſenden, welche über den geheimen Schrecken des Alten lachten, denn der Wanderer ſpottet gern über eine Gefahr, der er vielleicht nie ausgeſetzt iſt. — „Dieſe Herren ſind nicht in den Pampas geboren?“ ſagte der Alte; „ſie ſind Engländer vielleicht, Ketzer ohne Zweifel?“ ſetzte er ſo leiſe hinzu, daß der Poſtillon ihn mehr errieth als verſtand. Er warf einen Seitenblick auf den Reiter von Cordova, der aber ein Zeichen und eine Kopfbewegung machte, welche ſo viel ſagten als: Katholiken wie du und ich.

Der Greis ſchien freier zu athmen, aber plötzlich zitterte er, als er mit dem Finger nach der Seite des Berges wies. „Hört ihr?“ — „Wir hören durchaus nichts,“ antworteten wie im Chor die drei Reiſenden; „die Hunde haben ſich nicht gerührt.“ — „Oh, die Hunde kümmern ſich um ſolche Dinge nicht; hört!“ Die Reiſenden horchten, und bei der tiefen Stille vernahm man die Regentropfen in den Bach fallen, der ſich unterhalb des Daches gebildet hatte, aber auch zwiſchen den Felſen hervor einen Klagelaut, ſo ſchwach, daß das Ohr ihn kaum auffaſſen konnte. — „Das iſt der Wind, der ſo durch die Feigenbäume ächzt,“ ſagte Carlito. — „Mit Eurer Erlaubniß, Caballero, der Sturm hat nicht dieſen Ton!“ — „Es wird das Pfeifen eines Fuchſes ſeyn, der unſer Abendeſſen riecht,“ unterbrach ihn Pedro. — „Die Hunde haben keinen in der ganzen Umgegend übrig gelaſſen, meine Herren.“ — „Nun, was iſt es denn aber?“ fragte endlich der Poſtillon, welcher in dem Maaße, als die Aufregung des Ritts ſich beruhigte und die Finſterniß dichter ward, der Furcht ſeines Landsmannes zugänglicher wurde. „Was es iſt, das weiß ich nicht,“ entgegnete der alte Soldat. „Während dieſes ganzen Wintermonats weint es jede Nacht von Sonnenuntergang bis zum Morgen. Ich habe eine Anſicht darüber, das iſt alles, was ich ſagen kann. Ihr wißt, meine Herren, was hier beim erſten Einfall der Wilden anfiel, als wir mit den Freiwilligen von Tucuman aus dem Zuge nach Peru zurückkehrten?“ — „So ziemlich,“ erwiederte Carlito, „aber ich war damals ſehr jung, und es wäre ſchön, wenn Ihr uns das alles umſtändlich erzählen wolltet.“

„Bliben ihr Herren die ganze Nacht hier?“ fragte der Alte. — „Gewiß; es iſt kein Wetter, um durch die Pampa zu reiten.“ — „Nun, meine Herren, Sie ſind gereist, Sie haben in allen den großen Büchern geleſen, die in der Sacriſtei der Kathedrale ſich finden, und der alte Kanonikus von Cordova hat mir oft geſagt, daß der Teufel uns kein Haar krümmen kann, ſo lange wir noch Kraft genug im Arm haben, um ein Kreuz zu ſchlagen.“ Dieß thut denn auch der alte Soldat, und dieß Kreuz beruhigte ihn völlig. „Alſo, meine Herren, wenn Sie ſich nicht fürchten, ſo will ich Ihnen etwas erzählen, nicht etwa, um zu erklären, was hinter dem Felſen ſo weint, denn ich weiß nichts davon, ſondern ich will nur meine Gedanken darüber mittheilen.“

Und voll von dem Muthe, der nach einem großen Schrecken häufig unerwartet zu Kopfe ſteigt, zündete der Alte ſeine Cigarre an und begann folgendermaßen. (Fortſetzung folgt.)

*) Revue de Paris vom 21 Januar.

Plan zur Durchreiſung Auſtraliens. Die mehrmals verſuchte Reiſe, von Süden aus durch Auſtralien nach der Nordküſte zu gelangen, iſt abermals auf dem Tapet, dießmal jedoch mit einiger Veränderung; man will nicht von Adelaide ausgehen, ſondern vom Fort Burke am Darling, ſo daß man nicht direct gegen Norden, ſondern in nordweſtlicher Richtung zu reiſen hat. (Athenäum vom 30 März.)

*) Der allgemeine Ausdruck für die Auſpanier im ſüdlichen Amerika.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 106.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

15 April 1844.

Die alten Seen und Deiche auf Ceylon.

Im Innern des Landes finden sich Wasserbauten, die eine weit höhere Civilisation voraussetzen, als die jetzigen Eingaiesen besitzen, obgleich diese keineswegs, wie sie manchmal geschildert werden, barbarisch und unwissend sind. Oberst Campbell erzählt in seinen Excursions, Adventures and Fieldsports hierüber nachstehendes; Der See oder das Reservoir von Candell, in geringer Entfernung von dem Dorfe gleichen Namens gelegen, ist das merkwürdigste Beispiel der großen Eindeichungsarbeiten die ich gesehen habe. Er hat 3 oder 4 (engl.) Meilen im Umfang, und seine Ufer bestehen, wie die des Sees Minery, aus grünenden Wiesen. Der Deich, welcher das Wasser zurückhält, hat 1¼ Meilen Länge und erstreckt sich fast in gerader Linie von einem Felshügel bis zu einer andern Felskette. Seine perpendiculäre Höhe mag 7 Metres betragen, und seine Breite am Fuß beträgt 50 bis 60 Metres. Die Seite gegen den See zu, welche einen Winkel von 45° bildet, ist aus großen stufenartig über einander aufgeworfenen Steinen erbaut. Diese Steine haben so ziemlich alle dieselbe Größe, nämlich gegen 3 Fuß Höhe, Länge und Dicke, und sind etwa halb so breit. Die Elemente haben die Ecken abgerundet und die Oberfläche geglättet. Die entgegengesetzte Seite, eine Mischung aus Steinschutt und Erde, ist sehr sanft geneigt; große Bäume und dichtes Buschwerk decken sie fast ganz. Der See hat zwei Abläufe; der größte, etwa hundert Ruthen von der Felsenkette gewährt einem Flusse den Durchgang, der andere am entgegengesetzten Ende ist immer trocken, und wird nur dann nützlich, wenn die Gewässer des Sees eine gewisse Gränze überschreiten.

„Die große Schleuße ist mit einer merkwürdigen Kunst und einer großen Solidität gebaut. Der Canal, durch den das Wasser abfließt, öffnet sich unter einer gemauerten Plattform, welche zwei Metres über den Damm hinaus in den See vorsteht. Diese Plattform ist aus genau zubehauenen viereckigen Steinen von etwa 6 Fuß Länge erbaut, die ohne Mörtel und sehr genau an einander gefügt sind. Was aus dem See abfließt, bildet einen schönen Fluß. Diese imposante Wassermasse läuft durch zwei Oeffnungen ab, welche durch einen ungeheuren, 12 bis 15 Fuß langen und 4 bis 5 Fuß dicken Block getrennt sind, der aber jetzt in zwei Theile gespalten ist. Dieser Damm hat eine einfache Größe, die solchen Kunstarbeiten gewöhnlich fehlt; er scheint mehr ein Naturspiel, als eine Arbeit von Menschenhand. Die Gewässer brechen sich unter dem dunkeln Schatten großer, Jahrhunderte alter Bäume mit betäubendem Geräusch an diesen Felsblöcken. Da der andere Ablauf trocken war, so konnten wir denselben mit Muße untersuchen. Der Fluß Candell mündet sich in die Bay von Tamdiegam, wo man das Wasser zur Bewässerung der Reisfelder benützt, aber an andern Stellen trägt er mehr dazu bei, das Land zu verheeren als zu befeuchten.

„Die Entdeckung dieser ungeheuren Deiche mitten in in einem fast verlassenen Lande macht immer einen lebhaften Eindruck auf die Fremden, welche staunend über diese Arbeiten die Ursachen der Revolutionen kennen zu lernen wünschen, deren Schauplatz Ceylon gewesen seyn mußte. Einst war diese Provinz augenscheinlich von einer zahlreichen Bevölkerung bewohnt, die der Herrschaft eines unumschränkten Herrn unterworfen war und einen hohen Grad von Civilisation erreicht hatte. Was ist aus dieser Bevölkerung geworden? wie ist sie verschwunden? Niemand kann darauf Antwort geben."

Dieser hier aufgefundene Deich ist keineswegs der einzige auf der Insel: Dr. Davy hat einen zweiten etwa 3 Stunden von dem See Minery gefunden. Major Forbes erwähnt in seinem Buche „Eilf Jahre in Ceylon" einen dritten in der Nähe des Dorfes Mohallegamma, der an einigen Stellen eine Höhe von 25 Metres hatte, und an den sich mehrere, zwar minder hohe, aber viel längere Seitendeiche anschlossen. Dieser staunenswerthe Bau hatte augenscheinlich in kleinern Verhältnissen mehrere Jahrhunderte bestanden, ehe der König von Afenkellaya (477 v. Ch.) ihn zum Theil umbaute und vergrößerte. Ein Canal, Dschaya-Ganga genannt, wurde um diese Zeit von dem Kalawa nach der 60 M. entfernten Stadt Anaradschapura gegraben, deren Mauern 250 Quadratmeilen umschlossen, denn sie enthielt Deiche, Felder und selbst ganze Wälder.

Digitized by Google

Englische Sports.

X. Das Angeln.

(Fortsetzung.)

Meine unerfahrenen deutschen Leser werden vielleicht sagen, daß zu einer solchen Organisirung wenig gehöre, da ans Angel, Schnur und Ruthe das ganze Geräth des Anglers bestehe. Allein man höre nur, wie die Engländer bei dieser, an so vielen „nicetie" (Feinheiten) reichen Sache raffinirt haben. Die Ruthen haben sie je nach der Art des Fisches zu unendlich verschiedenen Varietäten ausgebildet; der Angeln gibt es natürlich unendlich mannichfache, je nach der Größe und Gattung des Fisches. Die Schnüre werden aus den verschiedenartigsten Stoffen gemacht, aus bläulich, grünlich oder gelblich gefärbten, um die Farbe der verschiedenen Gewässer nachzuahmen, oder aus durchsichtigen Stoffen, um den Schatten der Schnur ganz wegzubringen.

Alle die verschiedenen Arten des lebendigen Köders haben die Engländer mit bewunderungswürdiger Kunst nachgeahmt. Die Fliegen, die Mücken, die Frösche und die kleinen Köderfische.

Das Interessanteste ist die Manufactur der Fliegen und der andern geflügelten Insecten. Wir wollen nur sie hier hervorheben, um an ihrem Beispiele zu zeigen, was den englischen Angler beschäftigt und was ihn mit Begeisterung erfüllt.

Insecten-Manufactur.

Der englische Angler hat den Tanzen dieser Thierchen über dem Wasser zugeschaut, er hat sie belauscht, wie sie sich einen Augenblick auf die Oberfläche des Wassers niederlassen, und sich dann wieder in die freien Lüfte erheben, wenn nicht in jenem Augenblicke ein feuchtes Wasserweib in Gestalt eines Hechtes oder sonstigen Fisches sie wie jenen Fischer Goethe's für immer ins ewige Naß hinabzog. Der Angler hat dann ferner beobachtet, wie diese Thierchen in jedem Monate des Jahres wechseln, wie ganze Generationen ins Reich des Todes hinabsinken, und wie neue Geschlechter beständig aus dem reichen Füllhorn der Natur hervorflattern. Er hat bemerkt, wie es in jeder Gegend, ja fast über jedem Flusse und jedem See besondere Arten von Fliegen — Localfliegen — gibt. Er weiß, wie die Fische unter Umständen gar nicht nach den Fliegen schnappen, wie aber die verschiedenen Arten von Fischen auch verschiedene Arten von Fliegen lieben, und wie die Fische zu jeder Zeit des Jahres und in jeder Localität an andere Fliegen gewöhnt sind. *)

Jedoch gibt es wieder einige Fliegen, die zu allen Zeiten des Jahres und in allen Localitäten so gewöhnlich sind, daß man sie fast immer und überall gebrauchen kann. „Standard-Flies" nennen sie die englischen Angler.

*) Es gibt zwar englische Naturforscher, die das alles bezweifeln, und die der Meinung sind, daß die Fische nach allem, was sich auf der Oberfläche des Wassers rege und bewege, schnappen. Allein die allgemeine englische Ansicht ist gegen diese Meinung, und es gibt eine Menge unläugbarer Facta, die dafür sprechen, daß der Fisch unter Umständen sehr wählerisch sey.

Dieß alles hat nun den englischen Angler tief in die Kenntniß und Betrachtung der Insecten hineingeführt, und da diejenigen Fliegen, die gerade jetzt und gerade hier besonders locken — „killing ones" nennt sie der Engländer — zuweilen nur schwer zu haben sind, und da, wenn sie auch zu haben wären, ihr zarter, leicht zerstörbarer Körper bei den oft raschen Bewegungen der Ruthe schlechte Dienste leisten würde, so sind denn die Fischkünstler auf die kühne Idee gekommen, alle diese zarten Körperchen in festen dauerhaften Kunstgebilden darzustellen und nach der Accuratesse und der Genauigkeit, mit welcher die Engländer in allen ihren Manufacturen arbeiten, wird man im voraus erwarten, daß sie diese Aufgabe rühmlich gelöst haben.

In der That, die zierlichen Producte der Londoner Fliegen-Manufacturisten erregen wahrhafte Bewunderung und, mehr noch als die Producte ihre Arbeit selbst. Das Material zur Darstellung der künstlichen Fliegen, oder, wie die Engländer sagen, der „Fancy-Flies" (Phantasie-Fliegen) ist sehr verschiedenen Arten von Thieren entnommen, mit Ausnahme der Thiere selbst, die dargestellt werden sollen. Aus Wolle, Haaren, Seide, Pelz und Federchen aller Art bilden sie die Insecten, Kopf, Flügel, Fühlhörner und behaarte Körper auf das vollkommenste nach, und es gibt in dieser Manufactur eben solche Feinheiten und zarte Operationen, wie in der Pariser Manufactur der künstlichen Blumen. In der That könnte man diese beiden kleinen Kunstzweige als höchst charakteristisch für die Länder, in denen er betrieben wird, mit einander in Parallele stellen. Den Londonern ist es unmöglich, die Geschmackszartheit der Pariser Blumenfabricanten zu erreichen, und den Parisern, glaube ich, wäre es eben so schwer, in Naturtreue den Londoner Phantasiefliegen-Verfertigern gleichzukommen.

Nach der gewöhnlichen Weise der englischen Arbeiter, die nirgends auf der Oberfläche bleiben, sondern mit ihrem Raffinement bis auf den Grund gehen, haben sie auch gleich zwischen den verschiedenen Arten des Pelzes, der Federn und der Haare unterschieden, und gewisse Haare für gewisse Insecten holen sie dem Dachse vom Kopf, andere aber für andere Fliegen holen sie dem Marder „unter dem Kinnbacken weg." Die rothen Federn, die braunen, die gelben, die grünen, nehmen sie von verschiedenen Vögeln, und sind hiebei, da ihre Kunstfliege dem Wasser und vielfachem anderem Ungemach möglichst lang widerstehen soll, sehr vorsichtig in ihrer Wahl. Die Londoner Phantasie-Fliegenmacher haben bei jeder Fliegenart ihre besondere Verfahrungsweise, und „die Methode," nach der sie verfahren, beruht nicht etwa bloß auf einer gewissen hergebrachten, vagen und unbestimmten Gewohnheit, sondern man kann auch schon in gedruckten Werken Anleitung darüber finden, wie man die „stone-fly," wie man die „oak-fly" wie man die „may-fly" ꝛc. zu verfertigen habe, und aus welchem Material. Die Sammlung der verschiedenen Arten künstlicher Fliegen soll sich bei einigen Künstlern auf mehr als hundert verschiedene Geschlechter belaufen.

Ja der leidenschaftliche Angler soll auch selbst die Manu-

Digitized by Google

factur der Fliegen verstehen, um im Nothfall sich helfen zu können. Er kann ja in Gegenden kommen, wo eine besondere Localfliege bei den Fischen vorzugsweise beliebt ist; diese Localfliege ist vielleicht von den Londoner Künstlern noch gar nicht dargestellt, ein der Gegend Bekannter zeigt ihm vielleicht diese Fliege an, und unser Angler muß sie auf der Stelle nachahmen können.

Dieß allein mag hinreichend seyn, um eine Idee davon zu geben, wie vielfach der Angler beschäftigt ist, wie vielfach seine Geschicklichkeit, sein Verstand in Anspruch genommen werden. „Selbst das Färben der verschiedenen Materiale, die ihm nöthig sind, ist ein Zweig der Kenntnisse, der dem Angler im höchsten Grade nützlich seyn kann," sagt Hr. Blaine, und gibt dann eine ganze Reihe von Färberecepten, von denen der englische Angler in seinen Mußestunden Gebrauch zu machen gewiß nicht unterlassen wird, und die dem unerfahrenen deutschen Nichtangler zeigen mögen, wie jene Leidenschaft das ganze Leben eines Menschen mit allerlei kleinen, höchst appetitlichen Geschäften und Kunstübungen ausfüllen kann.

Doch dieß alles und vieles andere, wovon wir nicht einmal sprachen, sind nur Präliminarien. Wie vieles erfordert nun aber die möglichst graciöse und die möglichst scientifische (the most graceful, the most scientific) Ausübung der Kunst selbst! Wie schwierig ist es, die an der Schnur befestigte Fliege auf diejenige Weise ins Wasser zu werfen, wie es am angemessensten ist, nämlich so, daß sie das Wasser berühre, wie die natürlichen kleinen Insecten es zu berühren pflegen, daß sie nicht zu plump hineinfalle und doch auch mit gehöriger Energie, um die Aufmerksamkeit des Fisches zu erregen! Welche Uebung gehört dazu, um sie gerade auf diejenige Stelle der Wasserfläche fallen zu lassen, an der man einen Fisch vermuthet. Fischt man nach Forellen und ahnt man irgendwo aus einer kleinen Bewegung auf der Oberfläche des Wassers die Nähe einer Forelle, so muß man die Fliege nicht auf die Stelle, wo man die Bewegung sah, sondern auf einen etwas entfernten Fleck hinwerfen. Man muß diesen Fleck nicht stromabwärts, sondern stromaufwärts wählen, weil es zu vermuthen ist, daß der Fisch in dieser Richtung schwimmt. Auch darf man diesen Fleck nicht gerade in einer Linie mit dem Orte, wo man den Fisch sah, wählen, sondern ein weniges seitwärts, weil, wenn man die Fliege dem Fisch gerade auf den Scheitel, wo er keine Augen hat, werfen wollte, er sie weniger leicht erblicken könnte. Die Engländer nennen das Werfen der Fliege „whipping" (Peitschen), weil die Action mit der Angelruthe dabei mit der Bewegung der Peitsche einige Aehnlichkeit hat. Auf das geschickte, zieltreffende „Whipping" üben sie sich eben so ein, wie auf das Pistolen- und Flintenschießen, und zwar auf folgende Weise. Der angehende Angler legt kleine Stückchen Holz, Pappstückchen oder Ziegelsteine um sich her, und bemüht sich, seine Fliege gerade auf dieselben hinaufzuwerfen. Anfangs legt er die Pappstückchen nahe, nachher aber entfernter, und es gibt Leute, welche auf diese Weise mit ihrem „Whipping" jeden bezeichneten Punkt, so weit ihre Angelschnur nur reicht, genau treffen können.

„Wenige Actionen," sagt der „Perfect-Angler," „verdienen so sehr unsere Bewunderung, als das „Whipping," vermöge dessen wir mit Genauigkeit und mit Delicatesse die Fliege auf das Wasser werfen; die Attituden, in welche diese Operation den Angler bringen, sind zu gleicher Zeit im höchsten Grade männlich und graziös."

Nicht weniger läßt sich sagen über die kritische Pünktlichkeit (critical nicety), mit welcher der Act des „striking" (des Aufziehens) des Fisches ausgeführt werden muß. Es gehört dazu ein außerordentlich richtiger Tact, eine gespannte Aufmerksamkeit und energische Geistesgegenwart. Der Angler muß genau zu beurtheilen und zu berechnen verstehen, wie viel halbe oder Viertelsecunden er zwischen dem Anbiß und dem Aufziehen verstreichen lassen müsse. Ist er eine Viertelsecunde zu schnell, so faßt sein Hacken nicht, weil der Fisch den Köder noch kaum mit den Lippen berührte; ist er eine Viertelsecunde zu langsam, so thut er es nicht, weil der Fisch, den Betrug merkend, sich von der künstlichen Fliege schon wieder loszumachen strebt.

Auch die Kraft, mit der schon der „critical stroke" (der untadelige Aufzug) geschehen muß, ist richtig zu berechnen. Ein zu starker Anschlag würde eben sowohl wie ein zu leiser das Risico laufen, den Fisch zu verlieren. Wie und mit welcher Handbewegung der „Critical-Stroke" bei kleinen Fischen wie bei großen auszuführen sey, wie er bei allen verschiedenen Arten von Fischen, je nach dem Grade ihrer Gefräßigkeit und nach dem Grade der Schnelligkeit, ihres Temperaments und ihrer Bewegungen auszuführen sey, ist eine Sache, die den Verstand und die körperliche Gewandtheit der Angler vielfach herausfordert und übt.

(Schluß folgt.)

Bataillon.

(Fortsetzung.)

„In einer Nacht im Herbst, als der Wind so heftig wehte, daß er alle Feuer im Bivouac auslöschte, sprengte ein Reiter im Galopp in diesen Hof herein, stieß mit dem Unterthell der Lanze an die Thüre und schrie aus Leibeskräften: los Indios! los Indios! Alles stand sogleich auf, man lud eilig, was sich fortbringen ließ, auf Pferde, vergrub das Geld unter den Felsen, und in einer halben Stunde waren Menschen und Thiere und die Hacienda selbst verschwunden. Der Gränzbote zog so von Thüre zu Thüre durch die Pampa und weckte die Christen, welche die Wilden im Schlaf zu überfallen hofften; die Christen zogen sich ins Innere, wandten der Wüste den Rücken, kletterten mitten in der Nacht auf den steilsten Pfaden, die vorher nur von Ziegen betreten worden waren, über die Felsen. Die Pferde selbst fürchteten in die Hände der Ungläubigen zu fallen, denn sie flohen, ohne sich treiben zu lassen, ohne zu wiehern, ohne sich neben den Straßen zu zerstreuen. Vielleicht thaten sie dieß, weil es auf den Felsen der Sierra nichts zu fressen gab, indeß machen Thiere und Menschen in der Nacht niemals Lärm, denn in diesen Stunden gehen übernatürliche Dinge vor, und wer ohne Veranlassung die Reise im Winde in gewissen Theilen des Berges fortsetzen wollte, könnte wohl von den Geistern

Digitized by Google

geſchlagen und herumgeſchleppt werden, denn die Fern, welche auf den großen Steinen tanzen, welche auf dem Moaſa der Thäler in der Runde herum ſitzen und ſchwatzen . . .“

Hier drückte der Erzähler ſeine Cigaarre ſtark zwiſchen beiden Lippen, zog den Rauch ein, ſtieß ihn dann in drei langen Zügen durch die Naſenlöcher wieder aus und fuhr fort: „Die Bewohner waren alſo auf der Flucht, ſie zogen fort, als ob ſie geträumt hätten, inſtinctmäßig, ſchweigend, ohne ſich zu beklagen, von einem Schrecken getrieben, der eines jeden Gemüth erfüllte, und ohne an Vertheidigung gegen einen unſichtbaren Feind zu denken. Uebrigens durfte man vor Tagesanbruch nicht anhalten, denn erſt dann konnte man erfahren, welche Richtung die Wilden nehmen würden. Ein einziger Reiter blieb, um den Marſch derſelben auszuſpähen, auf dem höchſten Felſen in der Nähe des verlaſſenen Thals zurück, band ſein Pferd hinter einen Buſch und legte ſich ſelbſt flach nieder in dem hohen Graſe. Man hätte ihn für eine der großen Eidechſen nehmen können, die in den Ebenen von Santiago herumkriechen und wonach die Soldaten ſo lüſtern ſind.

„Bald vernahm man aus der Ebene herauf ein Gemurmel, untermiſcht mit durchdringendem Geſchrei; der Spion zitterte, dann ließ er den Kopf auf das Gras fallen. Der Indianer verräth ſich nicht ſo, wenn die Finſterniß ſeine Bewegung deckt; das Geräuſch ging vorüber, es war eine Schaar großer grüner Papagaien, welche lärmend nach den nördlichern Provinzen zogen. Dann erhob ſich die ſcharfe Stimme des Kibitz, der Schrei des Tiroutero aus dem Thal; der Reiter ſtreckte den Kopf vor über die Felſen, denn die Mahnung ſchien ernſthaft. Wachſamer als unſere Hunde, deren Geruch durch ihr gewöhnliches Fleiſchfreſſen abgeſtumpft iſt, läßt ſich dieſer Vogel nie überraſchen; ſelbſt mitten in der Nacht verfolgt er den Wanderer mit einer kecken Ausdauer, indem er ſich in den Lüften wiegt und ſeinen Klageton ausſtößt, von welchem er den Namen hat. Auf dieß Signal antwortete ein dumpfes Geräuſch auf dem feuchten Boden, der Spion ſpannte ſeinen Carabiner und hob ſich auf ſeinen Ellenbogen . . . es war noch nicht der Feind, ſondern ein von Wölfen verfolgtes Reh.

„Wie lang die Nacht iſt! dachte der Spion; ſie war allerdings lang für die Flüchtigen, ſo wie für die zum Raub heranziehenden Indier. Aber etwa eine Stunde vor Sonnenaufgang, in dem Augenblick, wo ein weißliches Licht die Linie des Horizonts zu bezeichnen pflegt, entdeckte der ſtets Wache haltende Reiter auf dem Rücken des entlegenſten Berges etwas, das ſich bewegte, das raſch vorrückte, etwas beſtimmteres als den vom Winde gejagten Nebel. Unter dieſer ſich bewegenden Maſſe einer gedrängten Reitertruppe erhoben ſich die langen Lanzen der Wilden, die oben mit einem Büſchel Straußenfedern geziert waren. Haben Sie ſolche Lanzen geſehen, Señores?“

„Ja,“ erwiederten die Reiſenden, „ſie ſind ganz gemacht für den Krieger, der in freier Luft wohnt, ohne anderes Dach, als das Gewölbe des Himmels, denn ſie haben wohl drei Mannslängen.“ — Und ſie treffen weithin, ſagte der Poſtillon. Der alte Gaucho antwortete mit einer Bewegung des Kopfes und fuhr fort:

„Nach dem letzten Halt hatten die Indianer ſich wieder in Marſch geſetzt und bildeten ſich zum Angriff. Wenn Ihr eine Lawine von der Höhe der Alpen herabkommen ſeht, ſo ſeyd Ihr ſicher, daß ſie ſtets wachſend rollen wird bis zu der Tiefe; wenn der Südoſt, der Pampero, durch die Sierra von San Louis heranfährt und die Bäume zu entwurzeln beginnt, ſo wißt Ihr, daß der, unter welchem Ihr Schutz ſucht, dasſelbe Schickſal haben wird, denn die Lawine und der Sturm halten nicht an in ihrem Laufe. So iſt es auch mit den Indiern; einmal verſammelt, einmal ausgezogen aus ihrer Wüſte dringen ſie immer vorwärts bis zu den Wohnungen. Sie nähern ſich, ohne ein Wort miteinander zu reden, ohne alle die kleinen Zwiſchenfälle, die in einer chriſtlichen Armee vorkommen und eine belagerte Stadt hoffen laſſen, daß der Feind vielleicht ſeinen Plan ändern werde. Wenn der Sturm weht, wenn die Wolke berſtet, ſo iſt es Gott, der es befiehlt; wenn der Indier auf dem Zuge iſt, ſo iſt's der Teufel, der ihn treibt.

„Bald war auch die Bande angelangt; ſie befand ſich gerade unterhalb des Spions, der mit den Augen allen ihren Bewegungen folgte, ohne die mindeſte Gefahr entdeckt zu werden. Bald bemerkten die Wilden, daß die Wohnungen verlaſſen ſeyen, zerſtreuten ſich in der Ebene und ſuchten nach Beute; ſie brachten auch einige vergeſſene Schafe zuſammen, ſtachen mit den Lanzen in die Büſche, bogen vorſichtig um die Felſen, hinter denen ein Feind verſteckt ſeyn konnte, alles dieß ohne allen Lärm, als hätte es ſich um etwas ganz anderes als eine Metzelei gehandelt. Als ſie ſahen, daß keine Gefahr vorhanden ſey, wurde das Gebäude in Brand geſteckt und die Wilden ſtießen ein widerliches Geſchrei aus, weniger um den Tag zu begrüßen, als um der Nacht Lebewohl zu ſagen. In dieſem Augenblick ſtiegen die Vögel mit ihrem gewöhnlichen Zwitſchern in die Luft. Die ganze Indiada trieb ſich um die brennende Wohnung her, wie um ein Freudenfeuer, aber ſie war wüthend, denn die ganze Beute beſtand aus einigen alten hinkenden Pferden und aus einigen Schafen, die mit der Wolle in den Dornengebüſchen hängen geblieben waren. Bald wandte ſich die Schaar links auf betretenen Pfaden, um tiefer in das bewohnte Land einzudringen und einige Familien im Schlafe zu überraſchen, ehe die Sonne ihren Zug verrathen hätte. Es war kein Feind zu fürchten, darum zogen die Indier nicht in geſchloſſener Maſſe; indeß entging keine ihrer Bewegungen dem Spion. Schon begannen die Wilden an den erſten Abhängen der Sierra hinaufzuſteigen; jeder wählte ſich ſeinen Pfad nach Laune und drang durch Felſenſpalten und Buſchwerk, anfangs ziemlich langſam, um den Frauen Zeit zu laſſen die Beute zu ſammeln.

„Die ganze Bande hatte ſich etwas links gewandt, und ließ den Spion, welcher aufmerkſam ihren Bewegungen folgte, weit hinter ſich zurück. Keiner der Räuber konnte noch das leicht geſchirrte Roß entdecken, das der vorſpringende Fels gegen die Ebene zu verdeckte. Uebrigens ſpielte der Spion hier eine ganz unſchädliche Rolle; gleich dem Papagai, der auf dem höchſten Zweig eines fernen Baumes ſitzt, bereit, im Fall einer Gefahr die ganze Schaar zu benachrichtigen, wartete er bis es Zeit ſey, den Seinigen das Signal der Annäherung oder Entfernung der Indier zu geben. Indeß erſchien bald da, bald dort der Kopf eines Wilden, und der Reiter mußte darauf denken, ſich zu der Maſſe der Flüchtlinge zurückzuziehen. Im Augenblick, wo er auf dem Punkte ſtand, ſich auf das Pferd zu ſchwingen, deſſen Füße er losband, hörte er unterhalb einige Steine rollen; er ſtreckt den Kopf vor, aber es zeigt ſich nichts, nur die Zweige ſind bewegt; das Geräuſch nähert ſich, er ergreift ſein Gewehr, horcht vor ſich hin und vernimmt einen langſamen, ermüdeten Schritt und einen durch den mühſeligen Gang geſteigerten Athemzug. Er ſchlägt an, und im Augenblick, wo die beiden Feinde einander gegenüber ſich befinden, geht der Schuß los und eine Leiche ſinkt nieder, den Kopf an den Felſen gelehnt.

(Fortſetzung folgt.)

München, in der literarisch-artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 107.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

16 April 1844.

Der amerikanische Menschenstamm.

Wir haben schon vor drei Jahren (s. Ausland 1841 Nr. 176 u. 178) die Ansicht Hrn. Mortons über die charakteristischen Kennzeichen der amerikanischen Race oder Racen mitgetheilt. Hr. Morton hat seine Forschungen übrr diesen interessanten Gegenstand fortgeführt, und seine Ansicht, wie wir weiter unten sehen werden, einigermaßen verändert. Da dieß, wie sich von einem so unermüdlichen Forscher nicht anders erwarten läßt, gewiß nicht ohne triftige Gründe geschehen kann, so theilen wir nach dem Echo du Monde Savant vom 4 April *) seine veränderte Ansicht mit.

Unter den verschiedenen Racen, welche unsere Erde bevölkern, verdient die der ringedornen Amerikaner gewiß eine besondere Aufmerksamkeit. Dieser ungeheure Welttheil war seit undenklichen Zeiten von zahlreichen Stämmen bewohnt, die nur zu leben schienen, um ihre Nachbarn zu vernichten, und dann selbst vernichtet zu werden, ohne auch nur Spuren ihres Daseyns auf der Erde zurückzulassen. Neben diesen wilden Stämmen gab es eine kleine Anzahl civilisirter Nationen, deren Denkmale noch jetzt unser Erstaunen erregen, ohne uns jedoch über ihre Geschichte aufzuklären. Die Absicht des Verfassers geht dahin, die auffallendsten Züge dieser verschiedenen Völkerschaften hervorzuheben, um den Satz zu beweisen, daß sie alle mit einziger Ausnahme der Eskimos einer einzigen Race angehören, welche von den andern gänzlich verschieden ist.

Unter den Reisenden gilt das Sprüchwort, daß wer Einen Indianerstamm gesehen, sie alle gesehen hat, so sehr gleichen die Individuen dieser Race einander, trotz der Verschiedenheit der Länder, die sie bewohnen, und welche die kältesten wie die heißesten umfassen. Der Bewohner des Feuerlandes zeigt, wenn auch in einem gewissen Uebermaaße, dieselben charakteristischen Züge, wie der Indianer der tropischen Ebenen; dieser seinerseits gleicht den Stämmen westlich von den Felsengebirgen, wie denen des großen Mississippithals, und selbst denen, welche an die Eskimos stoßen. Alle haben gleichmäßig lange, schlichte, schwarze Haare, braune oder zimmetfarbene Haut, matte, ausdruckslose Augen, starke, zusammengedrückte Lippen, und eine vorstehende, breite Nase. Diese Züge sind den wilden und civilisirten Völkern gemeinschaftlich, mögen sie nun die Flußufer bewohnen und von Fischen leben, oder in den Wäldern hausen und sich vom Ertrag der Jagd nähren.

Man bemrrkt indeß eigenthümliche und unerklärliche Variationen, z. B. in der Hautfarbe, die manchmal fast schwarz wird und zwar unter Umständen, wo das Klima nur einen schwachen oder gar keinen Einfluß haben kann. Auch hinsichtlich der Größe kommen bei geographisch einander nahe wohnenden Stämmen merkwürdige Verschiedenheiten vor. Diese Thatsachen sind indeß einfachr Ausnahmen einer allgemeinen Regel, und ändern nichts an der eigenthümlichen Physiognomie des Indianers, welche so unwandelbar charakteristisch ist, wie die des Negers.

Dieselbe gleichförmigr Organisation spricht sich in dem Knochenbau dieser Race, in dem viereckigen oder abgerundeten Kopfe, in dem abgeplatteten oder verticalen Hinterkopf, ihren vorstehenden Backenknochen, ihrem plumpen Kinnbacken, ihren großen, viereckigen Augenhöhlen, ihrer gedrückten, zurückweichenden Stirne aus. Der Verfasser hat nahe an 400 Schädel, die fast allen Gegenden von Nord- und Südamerika angehören, untersucht und erkannt, daß die vorstehenden Kennzeichen bei allen vorherrschen.

Diese Bemerkung ist gleich anwendbar auf die alten wir auf die neuen Nationen des amerikanischen Continents; denn die ältesten Schädel der Grabfelder von Peru, die Gräber Mexico's u. s. w. zeigen denselben Typus, wie die der wilden jetzt lebenden Stämme. Man führt manchmal die Beobachtungen von Molina und Humboldt gegen diese Gleichförmigkeit der Kennzeichen an. Molina sagt, zwischen einem Chilenen und einem Peruaner sey ein so großer Unterschied, wie zwischen einem Italiener und einem Deutschen, und Humboldt setzt hinzu, die amerikanische Race enthalte Nationen, deren Züge eben so wesentlich von einander abwrichen, wir die der Tscherkessen, Mauren und Perser. Aber alle diese Völker ge-

*) Dort ist das Boston Journal of natural History als Quelle angegeben.

Digitized by Google

höcen anerkannt derselben Race an, trotz ihrer Verschiedenheiten, und die amerikanischen Nationen bieten einen ganz analogen Fall dar.

Der Verfasser war früher der Ansicht, die alten Peruaner, welche die Inseln und Ufer des Titicaca-Sees bewohnten, böten eine ganz andere Schädelform dar als diejenige, welche die große amerikanische Race auszeichnet. Wie sollte man auch glauben, daß die so erstaunlich verlängerte und schmalere Schädelbildung bloß das Resultat eines künstlichen Druckes sey? Aber Hr. d'Orbigny hat bewiesen, daß sich dieß dennoch so verhält. Dieser Naturforscher hat Hunderte von Schädeln dieser alten Nation untersucht und erkannt, daß sich darunter welche finden, die keineswegs von der gewöhnlichen Bildung abweichen, daß diejenigen, welche diese Abweichung darbieten, alle männlichen Geschlechts sind, und daß sie sich in größern und schönern Gräbern befanden; daraus zog er den Schluß, daß diese Entstellung das Zeichen einer hohen Würde gewesen sey; auch fand er die Abkömmlinge dieser Peruaner noch jetzt unter dem Namen Aymara, und ihr Kopf unterscheidet sich durch nichts von dem der andern Indiäner.

Englische Sports.

X. Das Angeln.

(Schluß.)

Blickt der Unerfahrene und der Nichtkenner der Natur auf die Oberfläche des Wassers, so sieht er eben weiter nichts, als Wasser, in welchem auch einige der dummen und stummen Thiere, der Fische, leben mögen. Für den kunstreichen und eingeweihten englischen Angler dagegen hat alles Bedeutung, alles spricht zu ihm. Wo er das Flußufer eben und flach sieht und mit Schilf bedeckt, wo er das Wasser sich vertiefen oder in kleinen Tiefen, Busen und Häfen stehen, wo er es in munterer Bewegung über Steine und Felsen klar dahinsprudeln sieht, überall weiß er Folgerungen aus solchen Prämissen zu ziehen, überall hat er seine Vermuthungen, da er weiß, daß jede verschiedene Gestaltung und Bewegung des Wassers von einer besondern Gattung von Fischen aufgesucht wird. Wo die Welle klar, wo sie trübe ist, wo der Grund aus Kalk, oder aus Lehm, oder aus Sand besteht, überall erkennt er die Heimath gewisser, bestimmter Gattungen von Thieren. Selten bekommt der Angler seine Fische eher zu sehen, als bis er sie gefangen hat, aber er hat eine Menge Anzeichen aufgefunden, aus denen er mit Sicherheit auf ihre Nähe schließen kann. Die Art der Wirbel, welche die Fische zuweilen auf dem Wasser erregen, die Veränderungen des Wetters, die bald diese, bald jene Gattung der Fische mehr in Bewegung setzen oder auf die Oberfläche bringen, die kleinen Luftblasen, die dieser oder jener Fisch auszustoßen pflegt.

Dieß alles sind Hieroglyphen, die der Angler deutlich zu entziffern und aus denen er sein Schicksal zu lesen weiß. Für uns Ungeweihte ist jeder Fisch ein dummes Wesen, der Angler aber weiß unter den Graden der geistigen Befähigungen dieser von der Natur scheinbar so völlig vernachlässigten Thiere vielfache Unterschiede zu machen. Er weiß wie scheu, wie vorsichtig die Forelle ist, und wie sie schon oft in der Entfernung „alarmirt" wird, wenn sie den Angler sieht. Der Schrecken der Forellen beim Anblick des Fischers soll oft so groß seyn, daß sie zuweilen erst nach mehrern Stunden sich wieder auf der Oberfläche des Wassers zeigen. Er weiß also, wie er alle seine Verstellungskunst zusammennehmen, wie er sich vorsichtig dem Wasser nähern und wie er auch die Stellung der Sonne und die Richtung seines Schattens berechnen muß, wenn er sie berücken will, und die Ueberwindung aller dieser Schwierigkeiten erhöht ihm den Genuß des Gelingens.

Die Wetterveränderungen und ihre geheimnißvollen Einflüsse auf das Leben und die Regungen der Fische sind ein anderer Gegenstand der bewundernswürdigen Speculationen des Anglers. Obschon der Fisch entfernt von aller Luft in einem ganz fremdartigen Elemente lebt, so scheint es doch fast, als wenn die Vorgänge in der Atmosphäre noch mehr Einfluß auf ihn hätten, als selbst auf diejenigen Thiere, die mitten in der Luft leben.

Es gibt Zustände der Luft, bei denen die Fische wie bezaubert träge und gleichgültig gegen die Erhaltung ihres Lebens am Grunde liegen und selbst auf die schönste, aus den prächtigsten Fasanenfedern, den zartesten Schwanendaunen, und den feinsten Kaninchen und Marderhaaren verfertigte Kunstfliege nicht beißen wollen. Andere Zeiten wiederum gibt es, wo sie so hungrig zu seyn scheinen, daß sie alles verschlingen. Zuweilen scheint es, daß die Fische nur spielen und nicht fressen wollen, denn man sieht sie oft überall zu Hunderten auf dem Wasser und in die Luft springen, ohne daß nur einer die Kunstfliege auch nur berühre.

Wie es also Stunden der Enthaltsamkeit bei den Fischen gibt, so haben sie auch wieder ihre Augenblicke, in denen sie besonders geneigt sind, ihr Lebensgeschäft, nämlich das Fliegenschnappen, auszuüben. Wenn nach langen Tagen, im Sommer z. B., wo die Hitze den Fisch in der Tiefe des Wassers hielt, kühle Abende eintreten, und wenn dann mit der Dämmerung die Schaaren der Insecten aus den Gebüschen auftauchen und ihr ephemeres Leben, über dem Wasser tanzend, den Fischen zur Lebensfristung anbieten, dann ist die Zeit, wo der Angler seine künstliche Haarfliege unter jenen Kindern der Natur fleißig tanzen lassen muß, und wo er dann leicht den Fisch, dessen Appetit durch eine starke Enthaltsamkeit noch mehr geschärft ist, berückt. Weiß er dann als geschickter Künstler seine Ruthe klug zu handhaben, weiß er seine „Whippings," „Dippings" und „Critical-Strokes" schön und zur rechten Zeit auszuführen, so triumphirt er wohl gar über die Natur, und hat die Freude, den Fisch mitten unter allen Naturinsecten gerade sein Kunstproduct vorzugsweise wählen zu sehen.

Weit mehr als das Jägerhandwerk, weiht das Fischen den Menschen in die Geheimnisse der Natur ein und führt ihn namentlich in zwei Reiche derselben, die dem Auge des alltäglichen Beobachters mehr als andere verschlossen sind, in das Reich der Wasserwesen nämlich und in das der Insecten. Die Passion des Fischers ist daher in der Regel auch inniger

Digitized by Google

und leidenſchaftlicher für ſein ſtilles Gewerbe, als die des Jägers für ſein lärmendes Geſchäft. Die „Angling Mania“ iſt, wie ſtille Liebe und wie ſtille Gewäſſer, tiefer als irgend eine andere Manie. Sie hat etwas Aehnlichkeit mit der Schatzgräberei, denn der Schleier des flüſſigen Elements verdeckt die Weſen, denen der Fiſcher nachjagt, wie der Raſen die Schätze, und der Fiſcher beſchwört mit ſeinen Zauberkünſten die iedenden Schätze, die ungeſehenen Fiſche, welche, indem ſie aus dem Waſſer zappelnd hervortauchen, gleichſam erſt neugeſchaffen und neu geboren zu ſeyn ſcheinen.

Gehört alſo ſo viele Klugheit, ſo viele Vorſicht und Umſicht, ſo viel Geſchick und Uebung zum Ausüben des Angelns, ſo wird man leicht begreifen, wie es möglich iſt, daß ein ſolches Geſchäft einen Menſchen feſſeln kann.

Denkt man ſich nun die Engländer, wie ſie das ſtumme Nachſinnen lieben, wie ſie einſiedleriſcher Einſamkeit zuweilen bedürfen, wie ſie von Haus aus geduldig, beharrlich und ausdauernd ſind, ſo wird man leicht begreifen, wie ſie dem „Angling“ und namentlich des „Flyfiſhers Purſuit“ vor allen andern Sports als demjenigen, der die meiſte „intellectual superiority“ und die meiſten „refined exertions“ verlangt, ſo viele Aufmerkſamkeit widmen konnten. Man wird begreifen, wie es kommt, daß ſich unter ihnen mehr „crack anglers,“ mehr „fichers of note,“ mehr „first rate fishing gentlemen“ befinden, als unter allen übrigen Nationen.

Man wird begreifen, wie alle die verſchiedenen romantiſchen Flüſſe des Landes, die Seen von Northumberland, die Umgegend von Keswick, die Flüſſe Eden, Derwent, Betterell, wie die Seen von Killarney, wie vor allen Dingen die ſchönen Thäler des Landes der Fluth und der Berge *) und unzählige andere treffliche „Angling-Localities“ immer von einer Menge reizend eingerichteter Fiſcher-Villas umgeben und von einſamen Gentlemen, welche die „Angling Mania“ ererbt haben, bewohnt werden.

Der Marktplatz von Pola.

(Nach dem Italieniſchen des Dr. Kandler, von J. Löwenthal.)

Der große Platz von Pola iſt auf der Stelle des alten Forum der Römer, und hat nach der ehemaligen Form, wenn auch nicht denſelben Flächenraum.

Das alte Forum war vierſeitig und von der Militärſtraße begränzt, welche, aus Parenzo kommend, durch die Porta aurea bis zum Porto flanatico, dem heutigen Porta Pamer, ſich hinzog. Von dem Capitol, dem jetzigen Caſtell, ging eine Straße ſchräg ablaufend dahin, und eine andere führte von hier aus Meer. Am äußerſten Ende des Forum ſtanden zwei kleine gleichgeformte Tempel von edler Bauart; der eine, gegen das Meer, war Rom und Auguſtus, der andere, der Sage nach, der Göttin Diana geweiht. Rechts lehnte an den Hügel ein großes ſtattliches Gebäude, welches die Baſilica oder der bürgerliche Gerichtsſaal geweſen ſeyn ſoll, deſſen Trümmer vor zwei Jahrhunderten geſehen wurden und noch nicht ganz verſchwunden ſind. Andere durch die Zeit zerſtörte Gebäude ſchloſſen die übrigen Seiten ein, und auf dem ganzen Platze erhoben ſich die den Cäſaren, Heerführern und berühmten Männern errichteten Ehrendenkmale. Jenes des Licinius hat ſich noch erhalten; ein anderes ſoll hier zu Ehren des Septimius Severus errichtet worden ſeyn.

Im Mittelalter, als Pola eine ſelbſtſtändige Regierung und eine reiche Bevölkerung hatte, entſtand ein neues zu Rathsverſammlungen, zu Gerichtsſitzungen und zur Wohnung des Rectors beſtimmtes Gebäude. Man verband daſſelbe mit dem Tempel der Diana und benutzte auch den Raum zwiſchen dieſem und dem Auguſtustempel. Es war aus den Steinen römiſcher Gebäude errichtet, aber mit vielem Schnitzwerk in damaligem Geſchmack überladen. Die Spitzbogenform iſt der vorherrſchende Typus, doch zeigt es noch viele Spuren römiſcher Bauart, welche die Polenſer nachgeahmt hatten. Im Erdgeſchoß befand ſich eine Säulenhalle, an der Seite eine herrliche Treppe; die Ecken zierten Geſimſe, viel Schnitzwerk, Wappen und Schilder der Ritter und Potentaten und allerlei groteske Bilder.

Im 17ten Jahrhundert ſtürzte die ganze Façade ein; die übrig gebliebene Seite bildete indeß, wiewohl ſelbſt arg beſchädigt, noch eine ſchöne Probe des ganzen Gebäudes. Der Palaſt wurde in dem damals üblichen Styl wieder errichtet und abermals für den Rath, das Tribunal und zum Wohnſitz des von der venetianiſchen Regierung mit dem Titel eines Grafen nach Pola geſendeten Rectors beſtimmt, welcher die Stadt und die Grafſchaft im Verein mit vier Bürgern verwaltete. Bei den häuslichen Einrichtungen des Rectors wurden die Ueberbleibſel aus den Römerzeiten und dem Mittelalter nicht geſchont, und entweder völlig vernichtet oder dergeſtalt verwendet, daß ſie die urſprüngliche Form verlorn. Im gegenwärtigen Jahrhundert ward der Tempel des Auguſtus von den Häuſern, die ihn verbargen, befreit, und jener der Diana ſo gut wie möglich nach den vielen erlittenen Beſchädigungen hergeſtellt. — Im öffentlichen Palaſt iſt das k. k. Commiſſariat, das Bezirksgericht, die Pedeſtrie und ein Theater.

Der Platz iſt einer der beſten, geräumigſten und regelmäßigſten der Provinz, und dient nicht nur zum beliebten Sammelort der Bürger, ſondern auch als Markt. Hätte man die alte Linie gegen das Meer beibehalten und ſo den Tempel wie einſt auf dem Platze ſelbſt gelaſſen ſo würden ihm das Verhältniß und die ſeltene Zierde des wohlerhaltenen, wenn auch beſchädigten Tempels neue Reize verliehen haben.

*) „the land of flood and mountains“ wird Schottland genannt.

Bataillon.

(Fortſetzung.)

„Schnell betrachtete der Reiter ſein Opfer, es war eine indiſche Frau, die ſeine Kugel ins Herz getroffen hatte. Bei dieſem Anblick ergreift ihn die Scham; den Händen der ſterbenden Frau entfällt ein Kind, das die Kugel nicht berührt hat, — es ſtand da, unbeweglich, wie der Hirſch, der zum erſtenmal die Bolas um ſeinen Kopf ſauſen hört. Schon war er aufs Pferd geſprungen, da neigt er ſich herab zu dem kleinen Indier, faßt ihn am Gürtel, ſetzt ihn zu ſich auf den Sattel und jagt durchs Gebirge hin. In dieſem Augenblick erreichte die ganze Indiada den erſten Felſenwall, die Lanzen erglänzten und wiegten ſich in den Strahlen der aufgehenden Sonne über der Bruſtwehr dieſer natürlichen Mauer, und die Blicke der Wilden, anfangs auf den flüchtigen Punkt gerichtet, unterſuchten bald die gefährlichen, mit Gebüſch bedeckten Grotten.

Digitized by Google

„Die ganze flüchtige Bevölkerung war in einer kleinen Ebene am Abhang der Sierra unter dem Schutze des Hülfsregiments der Anden vereinigt, bei welchem ich mich befand; ich hatte seit der Schlacht von Ayacucho den Grad als Sergeant. Der Tag war nun hinreichend angebrochen, daß jeder weit genug um sich sehen konnte, aber man blieb still, denn die Rauchwolken begannen an der ganzen Gränze empor zu steigen; jede Familie erfuhr hierdurch, daß sie ohne Obdach sey. Mehr als eine beunruhigte Mutter durchlief die Gruppen, betrachtete eines der im Lagerkreis befindlichen Kinder nach dem andern und kehrte dann verzweiflungsvoll, den Tod im Herzen, zum Feuer zurück. Es waren auch ganz kleine verirrte Kinder, die man ganz zufällig aufgelesen, da, welche weinten, und unter allen den unbekannten verstörten Gesichtern nach ihrem Vater fragten. Die Reiter hielten uns mit Mühe innerhalb der rasch hergerichteten Verschanzung das Vieh zurück, das sich in der Ebene zerstreuen und an den Bächen trinken wollte. Die ermatteten Soldaten rauchten und schliefen; sie wußten wohl, daß die Wilden das Lager nicht angreifen würden, aber wenn man sie hätte angreifen oder verfolgen wollen, so hätte man die bereits stark gelichteten Truppen vertheidigungslos den feindlichen Lanzen ausgesetzt aber zum mindesten eine nutzlose Recognoscirung durch die Pampa vorgenommen.

„Als der Spion unter uns angekommen war und seinen Mantel aufknöpfte, fiel der kleine Indianer gerade zu seinen Füßen nieder. Als das kleine wilde Thier mitten unter den fremdartigen Gestalten die Augen öffnete, zog es sich rückwärts gehend bis an den Felsen zurück und stellte sich in Vertheidigungspositur. Ein allgemeines Gelächter erhob sich unter allen Soldatengruppen, und gewiß, Senores, es bedurfte nichts geringeres als die Ankunft eines so wenig erwarteten Gastes, um diese finstern, durch den Schnee der Anden, wie durch die Sonne von Peru geschwärzten Gesichter zu entrunzeln. Wo hast du den gefangen? fragte der Alferez der Compagnie. — Was willst du mit dem kleinen wilden Thier machen? scheie ein Camerad. — Amigo, sagte ein dritter, ist das dein Gefangener; der ist zu jung zum Todtschießen. Welch ein Blick! komm her, Ninnito, komm her. Das Kind ließ seine großen schwarzen Augen umherlaufen und verbarg seine kleinen Hände hinter seinem Rücken.

„Hier findet sich, sagte der Officier, mehr als Eine Frau, die ihr Kind auf der Flucht in der Dunkelheit verloren hat; wir wollen sehen, ob eine davon diesen als Austausch annimmt. Mit diesen Worten ergriff er den kleinen Wilden, der sich aus Leibeskräften sträubte, am Arm und führte ihn mitten in den Kreis der Frauen. Aber bei dem Anblick des rothhäutigen Waisen drückten die einen wie im Schrecken ihren schlafenden Säugling fester an die Brust, andere dachten an ihre zu ewiger Gefangenschaft bei den Wilden verurtheilten Kinder; alle wandten sich ab. Also will ihn niemand? fragte der Officier, er ist zu jung um den Tod verdient zu haben, seht, es ist noch ein kleines Kind. Was ist damit zu machen? — Nehmt ihn fort, antworteten einige Frauen, die der Kummer erbittert hatte, und die schlimmsten waren diejenigen, welche sich für ihre bedeahten aber verlorenen Kinder am zärtlichsten zeigten; nehmt ihn fort. — Nicht sehr zufrieden mit dem schlechten Erfolg seines Versuchs kam der Officier unter seine Soldaten zurück: da, sagte er zu dem Reiter, nimm deinen Gefangenen wieder, niemand will ihn.

„Der Reiter war sehr in Verlegenheit; er betrachtete das arme Kind, ohne recht zu wissen, was er thun sollte, als wollte er sagen: warum habe ich denn auch mein Gewehr losgeschossen? Im Grunde war dieß auch sein Gedanke, und das Bedauern, eine Frau getödtet zu haben, vermochte ihn zu einer guten Handlung. Er nahm seine Mütze ab, näherte sich dem Officier und sagte: Señor Capitan, man könnte vielleicht, wenn man ihn taufte, einen wahren Christen daraus machen; da keine der Frauen das Kind annehmen will, so will ich es bei mir behalten; es wird mich im Quartier bedienen. Wenn ich im Gefecht umkomme, so bitte ich, daß es bei meinen Cameraden bleibe; inzwischen, bis der Pfarrer ihm einen Namen gibt, nenne ich es Bataillon. Geht das an? — Brava, es lebe Bataillon! rief die ganze Schaar, sobald der Officier ein Zeichen der Einwilligung gemacht hatte, und der kleine Wilde mußte mit oder wider Willen alle die alten Schnurrbärte küssen."

„Bataillon! sagte einer der Reisenden, Namens Duarte; Bataillon, des Namens erinnere ich mich. — Aber, unterbrach ihn der Postillon, was hat dieser Bataillon mit dem Klagetan zu schaffen, den man fortwährend hört? — St!! still! entgegnete der alte Soldat; hier wurde die Mutter des kleinen Wilden getödtet, auf dem Pfade, der nach dem Berge führte, und man hat den Körper nicht wieder gefunden. — Die Indier werden ihn nach ihrem Gebrauche fortgenommen haben, warf einer der Reisenden ein. — Die Leichen der Krieger, ja, fuhr der alte Soldat fort, die nehmen sie mit sich, um die Zahl ihrer Todten zu verbergen, aber den einer Frau . . . Er schüttelte ungläubig den Kopf. — Und dann, Señores, ein Indier ist ja nicht getauft; wenn man ihn auch begräbt, man kann kein Kreuz auf sein Grab stellen, und wer weiß, wohin die arme Seele geht?"

„Wißt Ihr, was aus Bataillon wurde, fragte Carlito den Erzähler.

„Eine Wunde nöthigte mich in derselben Zeit den Dienst zu verlassen, antwortete dieser, und ich habe nichts mehr von ihm gehört. — Ich habe ihn gekannt, fiel Duarte ein, und wenn seine Geschichte euch interessirt, meine Freunde, so will ich sie euch morgen erzählen, wenn wir um Mittag Halt machen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Talipotbaum. Obrist Campbell erzählt in seinem Werk: Excursions, adventures and field sports in Ceylon, folgendes: „Ich sah eine erstaunliche Menge der eben so schönen als nützlichen Talipotbäume in der Blüthe. Die meisten bieten ein so merkwürdiges Schauspiel, daß ich meilenweit ging, um sie zu sehen. Die Blätter dieser Bäume sind sehr dünn, leicht und lassen sich wie ein Fächer zusammenschlagen; wenn man sie aufschlägt, bilden sie fast einen vollkommenen Kreis. Einige der größten würden 25 Mann decken, wenn sie eng beisammenstehen. Man schneidet sie gewöhnlich in Stücke und nimmt sie auf die Reise mit, um sich gegen Regen und Sonne zu schützen. Diese ungeheuren Blätter wachsen, wie die des Palmbaumes, nur auf dem Gipfel der großen Talipots, welche erst mit einem Alter von 100 Jahren Früchte tragen sollen. Die blaßgelben Blumen sind sehr zahlreich und schön, haben aber einen sehr starken und unangenehmen Geruch. Die Frucht, oder vielmehr der Same, ist so groß, wie eine kleine Pflaume; jeder Baum erzeugt eine bedeutende Menge, sobald sie aber reifen, fängt der Baum an abzusterben.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 108.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

17 April 1844.

Die alten Denkmäler von Tiflis.

(Von Joseliani.)

Das hohe Alter des georgischen Volkes ist unbestritten. Der Name der Iberer, unter dem es noch jetzt den Griechen bekannt ist, knüpft sich an die ersten Erinnerungen vom Kaukasus, nicht nur in der Geschichte, sondern auch in der Mythologie, in deren Dunkel die Geschichte beginnt. Hier, wo nach der Sage das Feuer vom Himmel gestohlen wurde, am Sonnenflusse (Kur), ist des alten Homers Sonnenland; Herodot wußte schon mehr von dem Glanz des Reichthums und der Weisheit zu erzählen, der den Kaukasus erhellte. Doch drangen die Griechen unter Alexander nicht bis hieher, sondern erst die Römer unter Pompejus und Trajan, und bald brachte das Christenthum, das allenthalben den Siegen Roms folgte, den Kaukasus in engen Verband mit der westlichen Welt. Daeum ist der Kaukasus und das ganze jetzige Georgien mit den benachbarten verschiedennamigen Provinzen von hoher Wichtigkeit für den Geschichtsforscher und Archäologen, aber leider haben seine alten Denkmäler bis jetzt noch nicht die gehörige Aufmerksamkeit auf sich gezogen, sie sind noch keiner genauen Forschung unterworfen worden, ja man kann sagen, daß sie für den gebildeten Forscher gar nicht da waren.

Die jetzige Hauptstadt Georgiens und des ganzen transkaukasischen Landes, Tiflis, bei den Eingeborenen Tbilisi genannt, ist ein Punkt, nach welchem sämmtliche Forscher kaukasischer Alterthümer ihre Augen richten müssen. Hier spiegelt sich nicht nur das Leben des ganzen kartholisnischen Volkes, d. h. der Kartaliner, Kachetinen, Chewsuren, Pschawen, Imeretier, Gurier, Mingrelier, Letschgumen und Lasen bis zum Ispir, der Gränze gegen das alte Cappadocien, welche alle eine und dieselbe Sprache reden, sondern auch sämmtlicher andern Stämme des Kaukasus, die sich in Sprache und Herkommen von ihnen unterscheiden, sonst aber in mancherlei Beziehungen zu ihnen stehen. Das Volk von Kartlos schrieb ihnen Gesetze vor, brachte ihnen das Christenthum, und zähmte ihre Wildheit; es verband sie mit Iran, Griechenland und Rom. Von dem Christenthum, das die Könige von Kartlos den freien Bergbewohnern brachten, sind mehrere Erinnerungen unter ihnen geblieben, die sich bis auf die heutige Zeit erhalten haben. Sie gedenken in ihren Liedern der georgischen Könige und Helden, der Pracht ihrer Hauptstadt, der Wege zur Plünderung der reichen Ebenen von Kartalinien, Anatolien und Armenien, welche deren Vorväter ihnen eröffnet haben; sie halten noch die Fasten, sie bringen das Opfer dar am Tage des Propheten Elias, sie verzehren rothe Eier am Tage der Auferstehung. Als Theilhaber des europäischen Handels über Kolchis und Georgien nach Indien haben sie in ihren unzugänglichen Schluchten Münzen und Waffen der Griechen, Römer, Venetianer und Genuesen aufbewahrt, namentlich der Römer, die im Anfang der christlichen Zeitrechnung für den Handel im Kaukasus 130 Dolmetscher unterhielten. Tiflis, die Hauptstadt der georgischen Monarchie und der georgischen Kirche, beschenkte diese Völker mit den Künsten ihrer Civilisation, und zog sie an sich. Dieser Einfluß von Tiflis muß der Ausgangspunkt seyn für die Erforschung und Erklärung der sittlichen und politischen Physiognomie des ganzen kaukasischen Landes. Darum verdient Tiflis, diese in historischer und ethnographischer Beziehung so bedeutende Stadt, eine besondere Aufmerksamkeit in Bezug auf die Denkmäler seiner alten Zeit.

Nach der Erzählung Wachtangs und Wachuschts, der georgischen Chronisten, fällt die erste Gründung von Tiflis unter König Wachtang Gorgaslan ins Jahr 450 n. Chr. Allerdings hatten schon einige Tiflis umgebende Höhen vor Wachtang Befestigungen, die von den Persern zur Zeit des georgischen Königs Wars Bakar, eines Sohnes Miribats, der von 379 an regierte, erbaut worden waren. Unter diesem König fielen die Perser, erzürnt über das Bündniß des Königs mit dem byzantinischen Kaiser Theodosius dem Großen, in Georgien ein, verheerten Kartalinien, Kachetien, Scheki und Schirwan; da sie sich aber der damaligen Hauptstadt Mzcheta nicht bemächtigen konnten, beschlossen sie wenigstens das jetzige Tiflis zu besetzen. Der persische Heerführer Ubarad setzte sich dort fest, und gab der Befestigung, die schon durch ihre natürliche Lage geschützt ist, den Namen Schuriz-Ziche, die Feste

Digitized by Google

des Nebenbuhlers. Dieß dauerte indeß nicht lange. Abarab wurde nach Persien zurückgerufen, und Tiflis, durch seine Mineralquellen längst berühmt, von den Georgiern wieder erobert. Trotz dieser Erzählung ist wohl anzunehmen, daß die Begründung von Tiflis, wenigstens die der Befestigungen, sich in die dunkeln, halb historischen Zeiten verliert. Die warmen Wasser, Tbili im Georgischen, konnten schon in alter Zeit eine bedeutende Bevölkerung hieher ziehen. Volney meint, das von dem Propheten Ezechiel erwähnte Todole oder Tubale könnte den Namen Tiflis verbergen. Diese Vermuthung gewinnt an Wahrscheinlichkeit, wenn wir in demselben Propheten lesen, daß Mezech oder Mezchia (vielleicht Mzcheta), das in der Nähe von Tiflis liegt, ganz Asien Sklaven geliefert habe, was auch Herodot, der Vater der Geschichte, bestätigt. Als ein nicht unbedeutender Beweis kann auch angesehen werden, daß Flavius Josephus, der im ersten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung lebte, unter dem Namen des biblischen „Tobelen" ausdrücklich, wie alle Juden zu jener Zeit, die Iberer versteht.

Wie dem nun auch seyn mag, die georgischen Ueberlieferungen behaupten, daß Wachtang Gorgaslan Tiflis nach dessen Eroberung in drei Theile theilte; der erste, Kalisi, welcher später den Namen Kalondani erhielt, befand sich außerhalb und innerhalb der Stadtmauern gegen Nordwesten; seinen Namen hat er von der festen, durch Berge geschützten Lage. Der zweite, Tbilisi, so genannt von den warmen Schwefelquellen, nahm den die jetzigen Mineralbäder umgebenden Strich ein. Der dritte, Nisani, oder nach andern Isani, ist die Vorstadt von Tiflis, jetzt Awladari, am linken Ufer des Kur. Wachtang Gorgaslan baute auch eine Kirche, und bereits sein Sohn verlegte die Residenz von Mzcheta nach Tiflis, so daß ersteres nur der Sitz der geistlichen Gewalt und des Katholikos blieb.

Unter den byzantinischen Schriftstellern erwähnt zuerst Theophan, der im 6ten Jahrhundert lebte, der Stadt Tiflis. Die ältern Griechen, welche zwar oft mit Mingrelien (Colchis), Letschgum und Gurien, aber nicht mit Georgien Verkehr unterhielten, hatten keine Gelegenheit, einer Stadt Tiflis zu erwähnen, desto mannichfacher wurde aber die Verbindung späterhin. In kirchlicher Beziehung ding Georgien im 6ten Jahrhundert von dem Patriarchen von Antiochien ab, und man trifft den Namen Mzcheta bei Moses von Chorene, so wie bei dem Byzantiner Agathias, einem Zeitgenossen Justinians. Von ältern Schriftstellern erwähnt dieses Orts nur Ptolemäus unter dem Namen Mestleta.

(Fortsetzung folgt.)

Englische Sports.

XI. Hahnengefecht.

Man hat die kampflustige Natur dieses Vogels zu allen Zeiten und in allen Ländern hoch zu schätzen und zu Vergnügungen zu benutzen gewußt. Bei den Athenienſern wurden öffentliche Hahnengefechte von Staatswegen jährlich veranstaltet, um dadurch Kampfesmuth unter dem Volke selbst rege zu erhalten. In China, in Ostindien und in vielen andern Ländern aller Welttheile sind Hahnengefechte beliebt, und das kampflustige Frankreich führt sogar einen muthigen Hahn als National-Emblem in seinem Wappen, und seine Künstler und Schriftsteller sind unablässig bemüht, unter dem Symbole des wachsamen, stets gerüsteten muthigen Vogels den Muth und die Streitlust seiner Vaterlandssöhne zu schildern.

Daß die Engländer sich in der Kunst, die Hähne zu züchten und zu hetzen vor allen andern Nationen auszeichnen, ist kein Wunder, da ihr wetteifernder und nach excitement verlangender Geist alles in der Natur aufgespürt hat, was zu seiner Befriedigung dienen kann. Den Kampflustigen, wenn er seine Kräfte selbst nicht auf der Arena in Action bringen kann, ergötzt es schon, wenigstens dieß andere thun zu sehen. Er setzt sich dabei in Gedanken an ihre Stelle. „There is excitement in it from beginning to the end" Es ist Aufregung darin von Anfang bis zu Ende, sagt ein englischer Schriftsteller von der Erziehung und den Gefechten der Kampfhähne redend, „die kleinen Hähne kriechen schon kampflustig aus dem Ei hervor, und von da an bis zu dem Augenblick, wo der Hahn auf dem Kampfplatze entweder siegt oder stirbt, kann der sanguine breeder sein excitement genießen.

Es gibt eigne Racen von Hähnen, die für diesen Sport besonders geeignet sind, „Gamefowl" genannt. Bei ihnen erben die dem ganzen Geschlecht eigenthümlichen Eigenschaften des Muthes und der Kampflust in besonders hohem Grade von Vater auf Sohn fort. Wie die Herolde des Mittelalters keinen Ritter auf den Turnierplatz ließen, der nicht von edlem Stamme war, so hüten sich die Engländer wohl, einen Hahn von gemeiner Herkunft auf den „Pit" zu bringen.

Die Eigenschaften, welche dieser Race eingeboren sind, werden nun in jedem Individuum noch durch eine künstliche Erziehung, durch eine eigenthümliche Art der Fütterung, durch eine zweckmäßige Diätetik, durch gehörige Behausung, durch Vorübungen aller Art noch besonders entwickelt. Die Leute, welche sich damit beschäftigen, bilden eine eigne Profession und heißen „Cock-Feeders" („Professed Cock-Feeders.") „Einer der berühmtesten Cock-Feeders, den England je producirte, war Joseph Gilliver." Aus seiner Schule kamen immer die gamest fowl (das kampflustigste Geflügel) hervor.

Wie die Race gewählt, wie jedes Individuum besonders erzogen werden muß, so muß nun auch jeder Hahn für jeden Kampf noch besonders vorbereitet werden. Man unterwirft ihn einer besondern Diät, um seine natürliche und angeborne Munterkeit für den Tag noch zu erhöhen. Seine Flügel und sein Schwanz werden kurz verschnitten, seine natürlichen Beinsporen werden mit silbernen oder stählernen Spitzen gewappnet, sein Kopf der kleinen Federn und der unnöthigen Fleischanhängsel derandt, die letztern zum Theil weggebrannt, um ihn so mit einer harten Haut gleich wie mit einem Helme zu bedecken. Und so, hartköpfig, kurzgeschwänzt, munteräugig, langbeinig, starknochig und leicht von Fleisch, mit kurzen aber starken Flügeln, erscheint dieser geflügelte und gespornte Ritter auf dem Kampfplatze, einer kleinen cirkelrunden Bühne, welche

Digitized by Google

die Plätze der Zuschauer amphitheatralisch umgeben. Auch die Farbe des Hahns soll nicht gleichgültig seyn. Feuergelb, roth, braun mit dunkler Brust, werden als Farben von gutem Omen betrachtet. Hellere Farben werden vermieden und die weißen Hähne sollen die feigsten von allen seyn. Daher, wie man sagt, auch das englische Sprüchwort komme: to show the white feather (die weiße Feder zeigen, d. h. den Kampf einstellen, sich ergeben).

Nachdem die Hähne gewogen sind und nach einigen andern Praliminarien setzen dann endlich die „Setters-To" die kampflustigen Thiere Schnabel an Schnabel auf die Bühne. Wie die Boxer stehen die Thiere, eine Zeitlang ruhig sich beobachtend, einander gegenüber, bis sie dann mit einem Geräusche, das dem eines plötzlich aufgespannten Regenschirmes gleicht, mit dem ganzen Apparate ihrer Waffen, mit Flügelschlag, Schnabelstoß, Spornstich und Krallenstreich auf einander einsetzen. Zuweilen ist schon das erste Zusammenstoßen entscheidend, und es hat nicht selten Hähne gegeben, die mit dem ersten Stoße, wie geschickte Fechter, ihren Gegner todt zu Boden streckten. Zuweilen dauert der Kampf Stunden lang, bis endlich einer der Streitenden die weiße Feder zeigt, den Muth plötzlich verliert und zur Fortsetzung des Kampfes nicht weiter zu bewegen ist. Sind beide ermattet zu Boden gefallen, so werden sie auf einem Brette nahe neben einander gelegt, nahe bei Lichte betrachtet, und es wird derjenige, der selbst schon mit dem Tode ringend, noch durch einen matten Flügelschlag oder durch einen Versuch zum Ausholen mit dem Schnabel oder mit dem Sporn ein Zeichen von dem letzten Aufflammen der Kampfeslust gibt, zum Sieger erklärt.

Die Kampfespreise und die Wettsummen, welche bei diesem Sport aufs Spiel gesetzt werden, steigen oft zu einer unglaublichen Höhe. „Die größte Summe," sagt Blaine in seinen „Rural-Sports of England," um welche Hähne in England je kämpften, wurde von dem obenerwähnten Gilliver gewonnen. Es war eine Reihe von sieben Gefechten (a main of seven battles) jedes Gefecht zu 1000 Guineen und die ganze Reihe zu 3000 Guineen. Gilliver gewann mit seinen Hähnen 5 Gefechte und zog sich später als Gutsbesitzer aufs Land zurück.

Ein anderer reicher Engländer, welcher gelesen hatte, daß die Hähne in Ostindien noch kühner seyen als die in England einheimischen, unternahm mit seinen Hähnen die Reise in dieß entfernte Land, um die Wahrheit oder Unwahrheit jenes Factums auszumachen.

Diese beiden Thatsachen mögen beweisen, bis zu welchen Opfern und Anstrengungen die Engländer durch ihre Leidenschafe für Hahnenkämpfe geführt werden.

Bataillon.

(Fortsetzung.)

Nachdem die Reisenden den ganzen Morgen fortgeritten waren, machten sie am Fuße eines einsamen, von der übrigen Sierra ganz losgetrennten Pics, der Morro genannt, Halt. Die Einwohner schreiben diesem Pic, als einer aus dem Innern in die Ebenen Patagoniens vorgeschobenen Schildwache, die wohlwollende Eigenschaft zu, daß er sich mit Wolken bedeckt, wenn eine nahe Gefahr der Gränze droht. Gewiß hat der Morro in dem Umkreis der Thäler, wohin sein Schatten fällt, der blutigen und schrecklichen Ueberfälle genug gesehen. Angelangt in dieser wilden Landschaft, zündeten die drei Freunde ein großes Feuer an, während die ermatteten Pferde auf dem Grase sich wälzten und ihre Mähne schüttelten. Duarte begann seine Erzählung in folgender Weise:

„Bataillon hatte, wie Sie gesehen, von Gott nichts erhalten als das Daseyn. Vaterland und Familie waren zwei unbekannte Worte für ihn. Mit drei Jahren erwachte er zum Leben des Lagers. Der Soldat, welcher ihn mit einer für beide oft gefahrvollen Sorgfalt gepflegt, kam, wie so viele andere, noch einigen Jahren in den Unabhängigkeitskriegen um. Man hängte Bataillon die großen stählernen Sporen des Verstorbenen an, setzte ihn auf sein Pferd, und so zog der Adoptivsohn des alten Soldaten im Nachtrab mit. In dem Maaße, als die Reihen der Compagnie sich lichteten und sein Alter ihm gestattete, an den Arbeiten derselben Theil zu nehmen, wurde er endlich in dieselbe eingereiht. Nie hatte er unter einem Dache geschlafen; die Colorados, unter denen er eingereiht war, hatten kein bestimmtes Quartier. Nie hatte er in Städten gelebt, sein Leben war nahezu dasselbe gewesen, wie in den Pampas. In Folge seines wilden Instincts blieb er in innigerer Verbindung mit der Natur als mit dem Menschen, vielleicht konnte er die Namen der Provinzen nicht, die er durchzog, aber von den Ebenen Patagoniens bis zu den Wäldern des Chaco, von dem Parana bis zu dem Rio Quinto hätte er sich allein zurecht gefunden, wie der Vogel. Er theilte die Arbeiten in den Bivouacs der Reiter, deren Uniform er nach und nach annahm, und seit Jahren hörte er ihren Erzählungen zu, ohne selbst daran Theil zu nehmen; diese Schweigsamkeit lag in seinem indischen Blute, er war scheinbar gezähmt, im Grunde hatte er aber den Charaktre seiner Race beibehalten und wurde ein vollkommener Soldat. Der Kriegesstand vervollkommnete seine Instincte, wie die Lehren des Falconiers die des Raubvogels entwickeln. Kein Reiter in der Compagnie führte mit größerer Leichtigkeit und Genauigkeit die Reiterkünste aus, keiner verstand es besser, das Pferd auf den Hinterfüßen gleiten zu lassen und so im tollsten Rennen plötzlich anzuhalten, oder sich auf dem Sattel niederzulegen und dem Feinde nichts als eine kaum sichtbare Lanzenspitze darzubieten. Es war hier kein Militärleben in den Casernen, sondern ein Leben im Lager oder vielmehr in der Wüste. Die Reiter, unter denen Bataillon herangewachsen, waren sämmtlich gewohnt die Provinzen der Republik in Waffen zu durchziehen, und glichen einigermaßen den alten Freicompagnien; es waren Soldaten im wahren Sinn des Worts, und sie zogen vom Morgen bis zum Abend unermüdlich zu Pferde an der Gränze herum, zu deren Wächter sie aufgestellt waren. Lange nach den Unabhängigkeitskriegen, lange nach der Auflösung der siegreichen Armeen, deren Anführer so viel Unheil über die befreiten Länder verhängen sollten, bestand das Regiment der Colorados noch in demselben Zustande wie zuvor.

„Obwohl jetzt an das nomadische Leben völlig gewöhnt, hatten diese Reiter doch die Erinnerung an eine ruhigere Kindheit hinter sich, die sie auf den großen Pachthöfen des Innern oder in den Vorstädten zugebracht hatten. Begierig horchte Bataillon auf die Erzählungen von diesen Dingen, wovon er gar keine Ahnung hatte. Während dann die

Soldaten, den Kopf auf den Sattel geſtützt, um das Feuer her ſchliefen, horchte der junge Indier mit innerer Bewegung auf das Bellen der Hunde in den großen Haciendas, und träumte von dem Leben, das in dieſen Familien, in den Dörfern, in den großen Städten vorging, um welche er unaufhörlich herkreiste, ohne ihre Schwelle je überſchreiten zu können. Eines Tages zog ſeine Compagnie über die Höhen hin, welche die Stadt Cordova umgeben. Es war am Vorabend eines Feſtes; der Klang der Glocken tönte herüber, die Studenten dieſer jetzt ſo ſehr gefallenen Univerſität zogen luſtig hinaus auf den öffentlichen Platz; die Domherren, ihre Profeſſoren, in ihren breiteckigen Hüten, Bürger in Mäntlein ſchritten Cigarren rauchend auf der Promenade auf und ab, während Frauen und Mädchen auf den Bänken ihre Fächer ſpielen ließen, und geſchwätzige Wäſcherinnen am Rande des Bachs ihre Wäſche auf den glänzenden Steinen ausbreiteten. Schwere Wagen mit krächzenden Achſen kamen die ſteilen Schluchten der großen Oſtſtraße herab, und von verſchiedenen Seiten her kamen Reiter, auf ſchwarzen ſchaumbedeckten Pferden luſtig unter den Bäumen hinſprengend.

„Das Gemurmel der Stadt ſchlug an das Ohr des jungen Indiers mit einem faſt unwiderſtehlichen Reiz der Neuheit; er horchte und hielt ſein Pferd an, ſo daß er eine gute Strecke hinter ſeinen Cameraden zurückblieb. Auf einmal ſah er, daß der Befehlshaber eine Seitenſtraße einſchlug, die nach der Stadt führte; er hatte mit dem Gouverneur zu ſprechen und ließ ſich von einigen Soldaten begleiten. Ohne dazu aufgefordert zu ſeyn, folgte Bataillon dieſer kleinen Schaar und gelangte mit derſelben bis zu dem Cabildo, wo ſie abſtiegen. Je näher der Abend herankam, deſto lebhafter wurde es in der Stadt. Bataillon band ſein Pferd an die Arkaden des Cabildo an, ſtellte ſeine Lanze zu denen der andern Soldaten, die ſich bereits in der Stadt umher zerſtreuten, und ging mit Schüchternheit nach dem großen Platz, wo er bald auf eine Gruppe Knaben ſtieß, die Karte ſpielten. Anfangs achteten dieſe nicht auf ihn, und erſtaunt folgte er, die Hand im Säbelgurt, dem Gang des Spiels. Endlich ſetzte er ſich halb und halb nieder, und der keckſte der Knaben richtete an ihn die Frage: wollt Ihr ſpielen, Hr. Soldat? (Señor Soldado) zu einem Cuartillo die drei Partien! Jetzt richtete die ganze Gruppe ihren Blick auf das ernſte ſtumme Geſicht Bataillons, ſelbſt der, welcher ihn angeredet hatte, betrachtete ihn genauer, ſteckte dann ſchnell die Karten in ſeine Mütze und entfernte ſich mit den andern. Wahrſcheinlich hatte nicht ſowohl ſeine Kupferfarbe, als der unbewegliche Ernſt ſeines Geſichts die Knaben erſchreckt.

„Bataillon blieb ganz verdutzt eine Zeitlang ſtehen und folgte dann, die langen, glänzenden Haare aus dem Geſichte ſtreichend, dem langen Zuge der Wagen, die den Markt bildeten. Auf jeder Deichſel ſaßen Frauen aus der benachbarten Landſchaft und boten Früchte aller Art feil. Viele von ihnen wiegten kleine Kinder auf den Knien, und Bataillon gedachte an den Kreis weinender Frauen, in den er nach dem Tode ſeiner Mutter ſo unerwartet geworfen worden war; ſeine Erinnerungen führten ihn zurück zu jenem ſchrecklichen Tag, von dem er eine dunkle Erinnerung in ſich bewahrt hatte. Beinahe wäre er in unwillkürlichem Schrecken zurückgewichen, aber die Neugierde überwog und er durchſchritt die Gruppen, ſelbſt unbeachtet, aber aufmerkſam auf alles. Das muntere Gelächter, der Geſang der Guitarreros, das belebte Geſpräch, die raſche Begrüßung zweier vorübergehenden Bekannten, alles dieß machte einen eigenthümlichen Eindruck auf ſein an ſolche Dinge noch gar nicht gewöhntes Gemüth, und er fühlte die fremdartige Welt, die ihn zugleich anzog und abſtieß.

„Als er zu dem Cabildo zurückkam, waren die andern bereits aufgeſeſſen und fortgeritten. Sein Pferd wieherte der Ebene entgegen, aber er ſelbſt, in tiefes Träumen verſunken, verfolgte langſam den Weg, der hinausführte nach der Barranca, wo das Regiment hielt. Um dieſe Stunde des Abends kamen die jungen Mädchen von Cordova gewöhnlich, um ihre Krüge an dem Baſſin der Promenade zu füllen; oft verſammeln ſie ſich in großer Anzahl und tanzen, ohne an ihre Arbeiten zu denken, bis tief in die Nacht. Als Bataillon in die Nähe kam, hatte die muntere Schaar eben Waſſer geſchöpft und zog ſingend und barfuß weiter. Ein einziges dieſer lieblichen Kinder war zurückgeblieben; ſie beeilte ſich einen großen Krug zu füllen, der aber allzu ſchwer war, als daß ſie ihn aus dem Waſſer hätte herausziehen können. Wartet doch und helft mir, rief ſie ihren Gefährtinnen zu. Aber alle entfernten ſich, kamen dann zurück und liefen um das Baſſin, um ſich an der Verlegenheit des armen Mädchens zu weiden; es ſteckte eine kleine Bosheit, vielleicht Rache darunter, denn das geneckte Mädchen ſchien die hübſcheſte von allen zu ſeyn. Helft mir, rief ſie noch einmal, ich kann doch nicht mit leerem Kruge zurückgehen! Als ſie ſich über den Rand beugte, fielen ihre langen ſchwarzen Flechten bis ins Waſſer hinab.

„Bataillon ſprang vom Pferde und war mit Einem Satze bei dem Mädchen. Dieſe richtete ſich erſchrocken auf. Was wollt Ihr, Señor Soldado? Aber bereits hatte Bataillon mit kräftigem Arme den ganzen vollen Krug herausgehoben, ſetzte ihn achtungsvoll auf den Kopf der ſchönen Cordoveſerin und ſchwang ſich dann wieder in den Sattel. Brava, Bravo! ſchrien die jungen Mädchen, die zu ihrer Gefährtin herbeiliefen, und du haſt nicht einmal gedankt? Was werden die rothen Reiter von der Artigkeit der Mädchen zu Cordova denken? Schnell, ſage: Gracias, Señor, oder wir ſtoßen deinen Krug um. Das arme Kind erröthete, ſträubte ſich einige Zeit, warf dann das ums Kinn geſchlungene Band zurück und ſprach ihr Gracias, Caballero! mitten unter dem lauten Gelächter der kindiſchen Schaar. Dann verſchwanden ſie alle nach und nach in den verſchiedenen Straßen der Ebene, aber Bataillons Auge folgte lange dem raſchen Schritt derjenigen, welcher er beigeſtanden hatte. Gedanken ſtiegen in ihm auf, als ſollte er nicht mehr zu ſeiner Truppe zurückkehren, da ertönte aber in der Ferne die Trompete auf der Höhe der Barranca, die Reiter ſetzten ſich wieder in Marſch, Bataillon horchte gleich ſeinem Pferd, aber ſein Herz ſchlug nicht mehr raſcher, er konnte dieß Baſſin nicht verlaſſen, deſſen Gewäſſer ruhig unter dem Schatten der Bäume plätſcherten. Als jedoch die letzte Lanze verſchwand, als die Trompete kurz darauf Halt verkündigte, da ließ er ſeinem Pferde den Zügel, ſtieß ihm die Sporen in die Seite und befand ſich in wenigen Augenblicken wieder unter ſeinen Gefährten.

„Das Loos war geworfen, er ſollte ſo leben und ſterben.

(Fortſetzung folgt.)

Das Souterrain von Carenet. Kürzlich hat man wieder im Arrondiſſement von Arras eines jener großen, lange räthſelhaften Souterrains aufgefunden, deren Ausdehnung noch jetzt Erſtaunen erregt. Es iſt jetzt kein Zweifel mehr, daß die Mehrzahl derſelben aus den Zeiten der normanniſchen Raubzüge ſtammen, und daß ganze Ortſchaften Sicherheit vor den eindringenden Räubern in dieſen unterirdiſchen Behauſungen ſuchten. (Echo du Monde Savant vom 7 April.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 109.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

18 April 1844.

Englische Sports.

XII. Hündisches.

Unter den verschiedenen Thieren, welche Ehrgeiz, Schnelligkeit und andere Eigenschaften, die dem Wetteifer förderlich sind, in hinreichend hohem Grade besitzen, nimmt der Hund eine der ersten Stellen ein.

Wenn es irgend ein Thier gäbe, das die Engländer vernachlässigt hätten, so möchten wir den Hund vorzugsweise als ein solches hervorheben, dessen verschiedene Qualitäten und Racen die Engländer in besonders hohem Grade entwickelt haben. Es setzt wirklich in Erstaunen, zu wie vielen verschiedenen Gestalten und fest bestimmten Körperbildungen die Engländer dieses von der Natur so einfach und roh in die Schöpfung hingestellte Wesen durch Kunst und Erziehung ausgebildet haben, und wie sehr sie die Charaktere der verschiedenen Variationen so zu sagen fixirt und zur größten Perfection emporgekünstelt haben.

Vom kraftvollen, kampflustigen Bull Dog bis zum zierlichen, in Seidenhaar gekleideten Schooßhündchen herab haben sie fast alle Nüancirungen, deren dieses Thier fähig ist, erschöpft, und sie mit markigen und energischen Pinselstrichen so zu sagen hingezeichnet. Da ist der „Grey-Hound" aus Schottland und Irland, der „Spaniel," der „Colly," der Schäferhund von Schottland, der „Mastiff," der „Blood-Hound," der „Talbot," der „Stall-Hound," der „Buck-Hound, der „Harrier," der „Deer-Dog" mit ihren verschiedenen Varietaten, der „For-Hound," der „Otter-Hound," der „Pointer," der „Setter," und eine Menge von andern Hunden, deren Namenliste allein einen großen Raum wegnehmen würde.

Der Hauptgebrauch aller dieser Thiere ist für die Jagd, wobei indeß weniger die Geschicklichkeit des Hundes selbst, als die Verfolgung und Erlangung eines andern Thieres der Hauptzweck ist, und die uns hier daher weniger angeht. Es gibt aber eine Menge „Sports" in England, bei denen der Hund und seine Geschicklichkeit selbst der vornehmste Zweck ist, ebenso wie bei den Pferderennen die des Pferdes.

Dahin gehört zuerst das „Cursing" des Hundes oder das Hunderennen. Zu diesen Hunderennen wird vorzugsweise der „Grey-Hound" benutzt. Es ist diese Art von Sports als einer der „organised pursuit" zu betrachten, das heißt, als eine derjenigen Vergnügungen, die unter Gesetzen und Regeln stehen, und die nach einer gewissen, im Laufe der Zeit ausgebildeten Methode ausgeübt werden.

Durch vielfache, künstliche Racenkreuzungen, die während der letzten Jahrhunderte probirt wurden, hat man die Gestalt und den Charakter des jetzigen brittischen „Grey-Hounds" producirt, und diese Thierclasse hat eben so wie die Pferderacen ihre berühmten Mitglieder. Der Hund „Zarina" ist fast so bekannt, wie das Pferd „Eclipse." Er gewann 27 Rennen, ohne je geschlagen zu werden, und sein Eigenthümer, der Earl of Orford, that so viel für die Erziehung des „Grey-Hound" und für die Verbesserung der Race, daß er als der eigentliche Vater dieses Sports betrachtet wird, und „mit einem Toast auf diesen Herrn," sagt ein englischer Schriftsteller, „sollte eigentlich ein jedes Cursing-Meeting eröffnet werden."

Es geht bei diesen Hunderennen in der Regel so zu: es wird ein besonders dazu gewählter Hase losgelassen und die streitenden Windspiele (contending dogs) in einer gewissen Entfernung hinterdrein. Der Gewinner ist der, der den Hasen zuerst erreicht, und ihm oder vielmehr seinem Herrn wird dann das Silbergeschirr oder was sonst als Preis ausgesetzt war, zu Theil. Der arme, gejagte Hase ist nur dabei das bewegliche Ziel und das Mittel, die Hunde in Lauf zu bringen. Es gibt allerdings auch „Cursings," bei denen die Erlangung des Hasens oder eines andern Wildes selbst Zweck wird, und diese Art gehört dann schon mehr zu den Jagden. Jene „eigentlichen" Hunderennen nennen die Engländer „Match-Cursings."

Natürlich gibt es auch für diese Sports wieder eine Menge von großen und berühmten Clubs, durch deren Mitglieder alles aufgeboten wird, die Kunst auf den höchst möglichen Grad von Vollkommenheit zu bringen. Die Meinungen der Engländer über den Werth der verschiedenen Gesetzgebungen, welche einige große „Curfers" für dieses Spiel entworfen haben,

Digitized by Google

weichen sehr von einander ab, und es ist bewundernswürdig, welches Feld für Discussionen und Meinungsverschiedenheiten auch in dieser Richtung dem englischen Verstande eröffnet ist. Wie viele solcher Felder liegen unserm Verstande, unserm Scharfsinne und unserer Conversation völlig verschlossen. Freilich haben wir uns wieder andere Gebiete eröffnet, die bei den Engländern weniger bebaut sind, und um so manche Zweige, Sprößlinge und Auswüchse ihrer Cultur werden wir sie wohl wenig beneiden.

Zu solchen Auswüchsen können wir namentlich auch den in England viel cultivirten Sport des „Hundebeißens" rechnen. In einer Nummer des oft erwähnten Journals „Bell's Life" finde ich nicht weniger als 11 veranstaltete Hundebeißereien in Kennersprache beschrieben. Wie die Jagdhunde zur Jagd, wie die Windspiele zum Cursing, so werden verschiedene Arten von Hunden (bull dogs, terriers ꝛc.) zu diesen blutigen Beiß-Matches auferzogen.

Jenes Journal ist die einzige Quelle der Belehrung, die ich über diesen Sport gefunden habe; sie ist aber in England als eine authentische anerkannt, und es geht daraus etwa folgendes hervor. Die Hundebeißereien sind noch in allen Theilen von England sehr häufig; es kommt dabei vorzugsweise auf die Größe und das Gewicht des Hundes an. Es werden daher in der Regel nur Hunde von gleichem Gewichte gegen einander gelassen: Peter Berr hat einen Hund, Jemmy, von 30½ Pfund Gewicht und will ihn gegen jeden Hund in der Welt von gleichem Gewichte für 50 Pf. St. beißen lassen; so lauten etwa die Aufforderungen der Hundezüchter; 30 Pfund scheint ungefähr das gewöhnliche Gewicht zu seyn, ich finde aber, daß sie sogar auch Hündchen von 8 Pfund Gewicht gegen einander herausfordern.

Sogar den kleinen, kaum gebornen Hunden wissen die Engländer Kampflust einzuflößen; man findet oft Matches zwischen Terrierpups angekündigt von dem Alter eines Monats. Es fehlte nur noch, daß die Engländer die Thiere sich auch schon im Mutterleibe beißen ließen.

Zuweilen bestimmen sie die Art des Bodens, auf dem gekämpft werden soll; z. B. „to contend on turf" (es ist auf Rasen zu streiten), oder „to contend in a pit" (in einer dazu vorgerichteten Grube zu streiten). Zwanzig Pfund ist der gewöhnliche Preis um den gebissen wird, der battle-prize (der Schlachtpreis), wie die Engländer es nennen. Die Beißereien dauern oft stundenlang; die längste, von der ich las, dauerte beinahe drei Stunden. So viel ich sehen kann, wird immer nur Hündin gegen Hündin und Hund gegen Hund „gematscht."

Hier ist die kurze Beschreibung einer solchen Beiße-Match:

„Am vorigen Montage fand bei Warrington zwischen Samuel Bocksey's Hündin, Fanny, und Mrs. Gowers weißer Hündin, Nettle, eine Wettbeißerei statt; Gewicht der ersten 17¾ Pfund, der letztern 19½ Pfund. Wetten standen 2 zu 1 auf Nettle. Nach einem wilden Gefechte, welches 55 Minuten dauerte, unterlag Nettle, und da sie nach 10 Minuten den Geist aufgab, so war es für Fanny nicht nöthig, noch einmal zur Kratze (to the scratch) zu kommen. Fanny ist nun bereit, gegen jede Hündin in der Welt von 17 Pfund Gewicht zu 20 Pf. St. zu fechten (to fight her.)"

Früher waren auch in England die Hetzereien wilder und sogar auch zahmer Thiere sehr gewöhnlich; Bear-beatings, Bull-beatings, ja sogar auch horse-beatings und ass-beatings (Pferde- und Eselhetzen) fanden in England noch bis ans Ende des 17ten Jahrhunderts statt. Bei den letzteren wurden die friedlichen Thiere an einen Pfahl gebunden, und mußten sich dann gegen die darauf gehetzten Hunde vertheidigen. Von solchen grausamen Sports wird jetzt, so viel ich weiß, nur noch einer in England geübt: doch ist man damit von Bären, Bullen und Pferden auf Ratzen herabgekommen.

Auch diese Ratzenhetzen kann man einen organisirten, englischen Sport nennen; die Hunde werden dazu eigens dressirt, und es bestehen wie für die Hahnenkämpfe, für diese Ratzenhetzen eigens vorgerichtete Bühnen, „Pits" genannt. Es sind dieß kleine, cirkelrunde Arenas mit einer Brettergalerie umgeben, hinter welcher die Zuschauer sitzen. Eine gewisse Quantität Ratzen und ein oder mehrere Hunde werden in die Arena gelassen. Es gibt zwei Arten von Ratzenbeißereien; entweder beißen die Hunde um die Wette, indem dann der Sieger der ist, welcher von 20 oder 30 Ratzen die meisten tödtet, oder sie beißen „against time" (gegen Zeit), d. h. es wird darauf gewettet, daß ein Hund in einer gegebenen Anzahl von Minuten oder Secunden so und so viel Ratzen fangen und tödten könne. Die Schnelligkeit, mit der der Hund die Ratzen fängt, die Sicherheit, mit der er sie greift, die Kraft seines Bisses, mit dem er sie auf dem Fleck ums Leben bringt, dieß alles ist dabei ein Gegenstand der Bewunderung und Besprechung der Liebhaber.

Ich sah solche Ratzengefechte abgebildet; auch sieht man die Porträts berühmter Ratzenbeißer und ihrer Erzieher durch den Druck vervielfältigt. Es werden in der Regel dazu natürlich nur kleine Hunde genommen, und je kleiner der Hund ist, desto größer ist die Bewunderung, die ihm im Kampfe mit jenen ebenfalls beißlustigen Thieren gezollt wird.

Die Größe der Hunde steigt zu unglaublicher Kleinheit herab. So sehe ich in einem Journale eine Herausforderung, in welcher ein Mann versichert, einen „Terrier" von 2½ Pfund Gewicht zu haben, den er gegen jeden Hund von gleichfalls 2½ Pfund Gewicht mit fünf Ratzen in die Wette beißen lassen will. Da das Gewicht zweimal in der Aufforderung vorkommt, so kann es kein Druckfehler seyn.

Die alten Denkmäler von Tiflis.

(Fortsetzung.)

Im Laufe der Jahrhunderte hob sich Tiflis allmählich. Der Nachfolger Wachtang Gorgoslans errichtete zahlreiche Bauten, namentlich Kirchen, von denen einige noch jetzt erhalten, andere wenigstens in ihren Trümmern vorhanden sind. Die Unfälle, welche Tiflis erfuhr, sind so alt als seine Erbauung, und man darf sich nicht wundern, daß von den Früchten seiner alten Civilisation, deren Anfänge immer wieder zerstört wurden, so wenig mehr zu sehen ist. Die wilden

Digitized by Google

Züge der dem christlichen Namen feindseligen Völker vernichteten alles darin, machten es dem Erdboden gleich, bedeckten diesen mit Asche und tränkten ihn mit Blut. In der unglücklichen Zeit der Kriege, welche Perser und Griechen über Georgien, oder richtiger über den Besitz der Ufer des schwarzen Meeres führten, unter der Regierung von Chosroes in Persien, wurde Tiflis die Residenz der persischen Gouverneure. König Bakur II floh nach Kolchis und ging dann nach Konstantinopel zu Kaiser Justinian. Auch Paesman IV (517) der den Titel eines Selbstherrschers von Georgien führte, war Persien tributbar. Besonders traurig war das Schicksal von Tiflis während der Herrschaft der Sassaniden in Georgien bis zum Jahr 586, da diese die Christen verfolgten und auf alle Weise den Feuerdienst in Georgien einzuführen strebten. Einer der Feuertempel jener Zeit, die von den Feueranbetenden Persern erbaut wurden, ist noch jetzt vorhanden; er stößt an eine der armenischen Kirchen am Abhang des Kalisiberges. König Huram (von 574 bis 600), der Verbündete Kaiser Justins II, vergrößerte Tiflis bedeutend. Er, der erste Bagratide, umgab die Stadt mit einer steinernen Mauer, erweiterte die Festung, und baute auf den Trümmern der alten, auf dem Berg Isani *) gelegenen Veste eine neue; auch errichtete er einen Palast, der bis zu den Zeiten König Rustums, also bis 1630 bestand.

Nach den georgischen Chroniken gelangte der griechische Kaiser Heraklius, während er den Perserkönig Chosroes verfolgte, nach Iberien, aber der Regent Stephan, der sich nicht König nannte, verweigerte ein Bündniß mit Heraklius, woraus ein Krieg mit den Griechen entsprang, welcher nach langwieriger Belagerung mit der Einnahme von Tiflis endigte. Stephan und sein Heerführer wurden erschlagen, und Adarnas als König von Iberien eingesetzt. Seit dieser Zeit hat Tiflis die Griechen nicht mehr als Feinde gesehen.

Omar, Mohammeds Nachfolger, suchte den Islam auf alle Weise in Georgien auszubreiten. Sein Heerführer Murwan Abul Kasim, welcher in den georgischen Chroniken der Taube und ein Neffe Mohammeds genannt wird, breitete seine furchtbaren Waffen über alle kaukasischen Länder aus und verheerte Tiflis im J. 731. Nicht mindere Unfälle erlitt Tiflis im J. 760 unter König Artschil II, der von den Mohammedanern ermordet wurde. Nach 68 Jahren trat ein neues Unglück ein: die Chasaren drangen durch die kaukasische Pforte und verheerten Tiflis von Grund aus. In dieser für Georgien so unglücklichen Zeit fiel es ganz unter die Herrschaft der Perser, aber der eingesetzte Gouverneur erklärte sich unabhängig und die Verheerung der Stadt begann von neuem.

Als das Haus der Bagratiden zum zweitenmal (787) den georgischen Thron bestieg, war Tiflis völlig von dem arabischen Chalifate abhängig. Noch unter Ledzeiten des berühmten Harun Erraschid drang sein Heerführer Chalil, wahrscheinlich erbittert darüber, daß der König von Georgien, Aschot, den er selbst auf den Thron gesetzt hatte, von dem griechischen Kaiser Constantin den Titel Kyropalates annahm, in Georgien ein und Tiflis erfuhr die ganze Schwere des moslemitischen Fanatismus. Es wurde jetzt Residenz der von dem Chalifen ernannten Gouverneure. Mit Mühe gelang es dem König Bagrat I unter dem Schutze des Chalifen Mohammed Mostasi seiner urväterlichen Residenzstadt sich zu bemächtigen, und auch diesmal nicht auf lange Zeit. Im J. 851 wurde Tiflis abermals von den Saracenen verheert und der größte Theil seiner Einwohner in die Gefangenschaft geschleppt. Durch die Bemühungen der georgischen Fürsten in Imeretien und am Ufer des schwarzen Meeres fiel Tiflis immer wieder zu Zeiten in die Hände der georgischen Könige. Aber Alp Arslan nahm im J. 1064, die Seldschuken im Jahre 1078 Kacheticn, Kartalinien und Achalzych ein und zerstörten Tiflis gänzlich, so daß die Könige kaum eine Zuflucht in Abchasien fanden. Eine gänzliche Unterdrückung Georgiens wurde nur vermieden, indem König Bagrat II sich völlig dem Willen Alp Arslans unterwarf und ihm seine Nichte zur Gemahlin gab. David III, bekannt unter dem Namen des Wiederherstellers, verjagte die Feinde des Glaubens und des Volkes, nahm Tiflis nach einer langen Belagerung und stellte es im J. 1126 wieder her. Sein Sohn und Nachfolger Dimitri I, welcher von 1272 an regierte, suchte seine Residenz auf alle Weise zu verschönern, wurde aber bald von dem persischen Schah Argun aus dem Wege geräumt. (Schluß folgt.)

*) Jetzt Metechn auf dem linken Ufer des Kur.

Der Baum Bogah.

Obeist Campbell erzählt in seinen mehr erwähnten Jagdabenteuern auf der Insel Ceylon: „Auf dem Wege nach Colombo sah ich den schönsten Bogah-Baum, der sich auf Ceylon und wahrscheinlich auf der Welt findet. Ich übertreibe nicht, wenn ich behaupte, daß 10,000 Mann in geschlossener Colonne unter seinen Zweigen Platz finden könnten. Diese prächtigen Bäume sind von den Anhängern Buddha's hochverehrt, denn nach der Sage setzte sich derselbe, als er auf die Erde niederstieg, unter den Schatten eines solchen Baumes." Auch der Geistliche Selkirk erwähnt diese Verehrung in seinen Recollections of Ceylon und setzt hinzu: „Man findet solche Bäume fast bei allen Wihacas (Tempelgotten), und alle Orte, wo sie wachsen, werden heilig. Die in der Nähe der Wihacas werden gewöhnlich von einer etwa drei Fuß hohen Steinmauer umgeben, und die Anwohner gebrauchen auch noch die Vorsicht, die Wurzeln mit Erde zu bedecken und den Boden in der Umgebung rein zu fegen. Manchmal bauen sie einen Altar oder stellen einen Tisch unter seine Zweige, unterhalten hier Tag und Nacht Lampen, bringen Blumenopfer u. s. w. Finden sie einen solchen Baum in einem Wald, so reißen sie die umherwachsenden Büsche aus. Wer einen solchen Baum pflanzt, ist sicher nach seinem Tode direct in den Himmel zu kommen. Der Bogah erreicht eine bedeutende Höhe und streckt seine ungeheuren Zweige weit umher; das Blatt hat einen Stängel von etwa 3 Zoll, und hat selbst eine Länge von 4½ und eine Breite von 3 Zoll. Es ist dreieckig und endet mit einer langen scharfen Spitze. Die kleine runde, erbsengroße und mit Körnern angefüllte Frucht wächst in Büscheln von sechs oder sieben am Fuße jedes Blattstils. Man ißt sie nie. Das Holz ist weich und weiß, wird aber nie benutzt, da es sündhaft ist, einen solchen Baum zu fällen.

Digitized by Google

Bataillon.

(Fortsetzung.)

Jenseits der Ebene des Moero, wo die Milizen von Cordova vor zehn Jahren durch die Indier zusammengehauen wurden, findet man ein feuchtes, mit ärmlichen Bäumen bewachsenes Gehölz, dessen knorrige Zwerge den Pferden keinen raschen Durchgang gewähren. Die außerordentliche Frische des Landes wird unterhalten durch das Ueberströmen des fünften (el Rio Quinto) aus der Sierra kommenden Flusses. Statt das schlechte Unterkommen in dem elenden Posthause aufzusuchen, begaben sich die drei Reisenden auf den nahen Hügel, von dessen Höhe herab sie bei heiterem Wetter die höchsten Spitzen der Anden sehen konnten, gegen welche sie ohnehin ihren Weg nahmen.

„Ihr habt mich die Geschichte von Bataillon beginnen lassen, sagte Duarte, und ich will sie nun vollends erzählen. Zur Zeit, wo ich ihn kannte, mochte er 17 Jahre zählen. Er war einer der schönsten Soldaten der Armee: seine großen sanften, von langen Wimpern beschatteten Augen, seine etwas vorstehenden in eine Masse schwarzer, glänzender Haare gehüllten Wangen gaben seiner regelmäßigen Physiognomie den merkwürdigen Ausdruck, den man in Europa gar nicht kennt; diese Schönheit, welche dem wilden Typus der ausgezeichnetsten Stämme, namentlich in der gemäßigten Zone, angehört, besteht in der vollkommenen Harmonie der Gesichtslinien, wo man kein Symptom der moralischen Leiden findet, die unsere Stirne furchen. Die Gewandtheit des jungen Indiers in der Führung der Lanze war sprüchwörtlich im Regiment, und wenn er sich auf sein Pferd niederbeugte, um den feindlichen Kugeln weniger Feld darzubieten, so schien er mit dem Thier, das ihn trug, nur eines auszumachen. In allen seinen Bewegungen hatte er etwas Lebendiges, Unbezähmbares, das seinen Ursprung verrieth, und merkwürdigerweise hatte er in den zahlreichen Gefechten, denen er beigewohnt, noch keine Wunde empfangen.

„In der Zeit, wovon wir reden, war der Bürgerkrieg in voller Wuth; die alten Regimenter waren durch die täglichen Scharmützel aufgerieben, nahezu verschwunden, und das Hülfsregiment der Anden, gewöhnlich zur Vertheidigung der Gränze bestimmt, hatte weniger gelitten, und es waren die unerschrockensten Soldaten der Republik, namentlich seitdem der furchtbare Quiroga sie in seiner Weise disciplinirt hatte. Man nannte sie die Colorados, die Rothen, wegen der Farbe ihrer Mützen, ihren Ponchos und ihrer Chilipas (Unterkleider); von Natur unabhängig, hatten sie mehr von dem arabischen Reiter, als von einer regelmäßigen Truppe. Wenn der Feind erschien, so zeigte man ihn nur diesen furchtbaren Reitern und der Kampf war alsbald entsponnen; statt aller Anrede stießen die Anführer einen wilden Schrei aus, dem jeder Soldat mit einem abgestoßenen Geheul antwortete. Der Kampf beschränkte sich für sie auf einen entscheidenden Anlauf, dem die bald durchbrochene Linie der Infanterie nicht leicht widerstand. In dieser endlosen Ebene verliert das Fußvolk den Muth, daher der panische Schrecken, in Folge dessen die wohlbewaffneten Milizen oft unter den elenden Waffen der Wilden erlagen. Der kurze Carabiner, der am Sattel der Coloradas hing, diente nur, um den Kampf durch Knall und Dampf zu eröffnen, sie griffen dann sogleich zur Lanze und namentlich zum Säbel, ihrer Lieblingswaffe.

„Seit seiner Promenade in den Straßen von Cordova war Bataillon traurig geworden; überdieß verheerte der Bürgerkrieg diese freundlichen Länder. Eines Tages lagerte das Regiment an den Gränzen der Provinz Santiago del Estero, die durch die Sonnengluth ausgetrockneten Pflanzen zerfielen unter den Hufen der Pferde in Staub, die erhitzte Atmosphäre hatte keine Wolke, selbst die kleinen rothen Fahnen flatterten nicht an den in die Erde gestoßenen Lanzen. Wo Teufel ziehen wir denn hin, fragten einige platt auf der Erde ausgestreckte Soldaten. — Was geht das uns an? sagte der älteste der Compagnie, ich habe es nie gewußt und bin immer marschirt. Es folgte ein augenblickliches Schweigen auf diese tadelnden Worte, aber der Unbedachte fuhr fort: Die schönen Zeiten sind vorüber, es sind nicht mehr unsere alten Anführer, die uns befehligen; zum Teufel mit den Factionen und den jungen Leuten aus der Stadt, die sich an unsere Spitze stellen, um uns herumzuführen gegen einen Feind, den man nirgends findet. Der letzte Spanier hat den Boden des Vaterlandes geräumt, fuhr ein dritter fort; es ist kein Gothe mehr in den festen Plätzen, die Wilden sind zurückgedrängt in die Wüste; nach diesem Feldzug habe ich Lust über die Anden und nach Chili zu gehen. — Dort wenigstens gibt es immer noch Araucanas zu bekämpfen, sagte ein Reiter von kolossaler Statur, der aus den Ebenen der Rioja gekommen war, und den seine Cameraden den Patagonier nannten. — Dann fürchte ich mich auch, scheie der Brigadier, sie werden uns am Ende casernieren, wie die Milizen.

„Diese Aussicht gefiel keinem der Colorados; sie hätten in mehr als Einer Beziehung ihre Sitten und Gewohnheiten ändern, auf den öffentlichen Plätzen paradiren, die Wache an den Stadtthoren beziehen müssen; endlich fürchteten sie auch, ohne es sich wohl zu gestehen, das Ansehen zu verlieren, das sie über die staunenden Bevölkerungen ausübten, wenn ihre rothen Schaaren wie eine blitzschwangere Wolke im Galopp heranjagten.

„Von allem dem, was im Bivouac gesprochen worden war, hatte Bataillon auch nicht ein Wort sich entschlüpfen lassen, ohne es vielfach in seinem Kopfe umzudrehen. Er saß neben dem Patagonier vor den zusammengestellten Lanzen und putzte seinen Zaum mit ungewohnter Langsamkeit, als hätte er ausersehen, daß er sich desselben nicht mehr lange bedienen würde. Wenn ein Baumstamm in Stücke zersplittert, so lösen sich die einzelnen Theile trotz ihrer Solidität bald in Staub auf. Dieß bisher unveränderliche und unveränderte Corps, dieser Kern von kriegsgrübten Soldaten, schien einen Keim der Auflösung zu enthalten, eine üble Stimmung bemächtigte sich der Reiter, denn sie fühlten, daß man sie fürchte und selbst hasse. Bisher hatten sie von Provinz zu Provinz Arbeit gesucht, ohne recht zu wissen, welche Ursache sie verursachten, seit sie bloß ein Werkzeug in den Händen der Factionen geworden waren; aber endlich begriffen sie, daß die Zeit der wahren Triumphe vorüber sey.

(Schluß folgt.)

Wasserversorgung von Paris. Die Gesammtlänge der Wasserröhren in Paris beträgt 195 Kilometres (fast 600,000 Fuß). Unabhängig von dem allgemeinen Dienste, vertheilt die Stadt jetzt Wasser an mehr als hundert öffentliche immer fließende Brunnen, an 2500 Pumpbrunnen und an 2500 Hauseigenthümer, welche besonders für diese Versorgung Zahlung leisten. Im Jahre 1832 betrug die Zahl dieser letztern nur 700. Wenn die Anlegung eines Wehres an der Seine und der Turbinen am Pont Neuf vollendet seyn werden und die Austheilung des Wassers aus dem Brunnen von Grenelle im Gange ist, dann erst wird das Bedürfniß von Paris ganz befriedigt seyn. (Moniteur industriel vom 7 April.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 110.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

19 April 1844.

Die Kaffeehäuser in Algier.

(Aus dem Journal: l'Algérie.)

Ein maurisches Kaffeehaus ist ein enges, tiefes, mit Kalk geweißtes und leicht angeräuchertes Gemach, das nur duech die Eingangsthüre Licht erhalt, so daß das Laboratorium häufig nicht gehörig beleuchtet ist, weßhalb sich dieß auch nicht selten an den Eingang vorsetzt. Allerdings verlangt die Einfachheit der Verbrauchsgegenstände keine großen Voeanstalten. Ein aus roh an einander gefügten Steinen bestehender Tisch trägt drei Fuß über dem Boden den ganzen Apparat des maurischen Kaffeeschenken vom Ofen an, in weichem der Kaffee bereitet wird, bis zur Tasse, aus der man ihn trinkt. In diesem Ofen brennt ewig das heilige Feuer, denn selbst in der Nacht glimmt es unter der Asche und hält das Wasser im Kochen, das den folgenden Morgen dem frühzeitigen Kaffeetrinker dienen soll. Ein großes, blechernes Gefäß enthält das kochende Wasser, auf einer kleinen Etagere stehen die Tassen ohne Henkel und blecherne Kaffeegeschirre von sehr verschiedener Größe, aber alle mit einem sehr langen, hölzernen Stiel versehen; zwei blecherne Dosen enthalten die eine den gestoßenen Kaffee, die andere den nicht immer ganz weißen Zucker; endlich vollenden eine kleine Wanne mit Wasser in der einen und die Pfeifen in der andern Ecke mit Ausnahme einer kleinen, eisernen Klammer, um den Rauchern die kleine Kohle zum Anzünden zu reichen, die ganze Mobiliarschaft des Laboratoriums.

Interessanter aber als diese Gerathschaften ist der maurische Kaffeeschenk selbst; er ist nicht aus der Ruhe und Fassung zu bringen, mag er nun einen Uled (Kellner) zu seinem Dienst haben oder alles selbst thun. Sein Kaffeehaus ist voll, der eine will Kaffee, der andere Tabak, der dritte Feuer. Der Kaffeeschenk raucht in der größten Seelenruhe seinen Sedsi fort, befriedigt mit der ihm noch übrigen Hand jedermanns Bedürfnisse, und wo bei uns die Kellner den Kopf verlieren würden, verliert er keinen Zug aus seiner Pfeife. Und der Kaffee ist nicht, wie in so vielen selbst vornehmen Kaffeehäusern des in Betracht des Kaffeeschanks barbarischen Europa's zum voraus gemacht; bewahre der Himmel, der Kaffee wird augenblicklich unter den Augen des Kunden bereitet, und so heiß servirt, daß man sich ohne die leere Untertasse die Finger verbrennen würde. Der Satz senkt sich zu Boden, der Gast schlürft ihn in kleinen Zügen ein, und die ganze Tasse kostet nicht mehr als einen Sous. Fast alle Mauren sind mit ihrer Pfeife versehen, und der Tabaksbeutel hängt an ihrem Gürtel, aber das Kaffeehaus liefert auch nöthigenfalls eine gestopfte und angezündete Pfeife, die ebenfalls einen Sous kostet. Das Wasser kostet nichts, es wird dem Gast in einem Steingefaß von alterthümlicher Form gereicht, und alle trinken aus demselben Gefaß.

Tische und Stühle fehlen, und nur an den Mauern hin laufen mit Strohmatten bedeckte Bänke, auf denen der europäische Gast sich setzt, der einheimische die Beine kreuzt. Indeß kommen wenig Franzosen in solche Kaffeehäuser, und was sollen sie auch da machen ohne ein vis-à vis, mit dem sie schwatzen und lachen können? Ihre Arme und Hände haben etwas anders zu thun, als die Kaffeeschale mit der einen, die Pfeife mit der andern Hand zu halten, denn sie müssen ja sprechen und gesticuliren, und wenn man ihnen nicht einen Tisch gibt, wo sie die Tasse aufsetzen und sich ihren pantomimischen Dialogen überlassen können, so hilft der beste Kaffee nichts, wenn man ihn auch umsonst schenkte.

Darum haben sich einige speculative Eingeborne gefunden, die keck genug waren, eine Art neutralen Gebiets zu schaffen und frankomaurische Kaffeehauser zu grunden, welche zwischen den Bedürfnissen der beiden Racen die Mitte halten sollten: Diwane laufen an den Mauern hin für diejenigen welche auf ihren Beinen sich niederlassen, Tische und Banke sind für diejenigen da welche sich setzen wollen; das Laboratorium ist mit einer gewissen Eleganz ausgeschmückt, französische Tassen- und französische Kaffeekocherei leben im herzlichen Einverstandniß mit den maurischen. Die türkische Pfeife mit kostbarem Bernstein, das Nargnilé mit dem biegsamen Rohre finden sich neben der deutschen Pfeife und dem Nasenglimmer, und mitten im Saal fällt Wasser in ein kleines Marmorbassin. Aber diese ganze Einrichtung ist von der maurischen Einfachheit wie

Digitized by Google

von dem europäischen Luxus gleichweit entfernt; mit Ausnahme einiger jungen Leute haben die Eingebornen sich keineswegs beeilt, ihre niedern, düstern Kaffeeschenken zu verlassen, sey es nun daß sie das Gelärme der Franzosen nicht lieben, oder daß der hohe Preis des Kaffees, zwei Sous, sie zurückschreckt. Eben dieser Preis aber scheint nicht ohne Einfluß auf die Europaer zu seyn, die in ziemlicher Zahl dahin kommen. Für eine Verschmelzung beider Racen durch Kaffee und Pfeife scheint der Zeitpunkt noch nicht da.

Man darf indeß nicht glauben, daß es in den ächt mauritischen Kaffeeschenken so ganz still hergehe, wie man nach den übertriebenen Begriffen von orientalischem Ernst glauben könnte. Im Gegentheil die Gäste pflegen einer larmenden Unterhaltung, an welcher alle Theil nehmen. Reiche und Arme rauchen brüderlich mit einander ihre Sedsi, denn in diesem barbarischen Lande haben die sonst so starken aristokratischen Neigungen das Gefühl der natürlichen Gleichheit der Menschen bei weitem nicht so sehr unterdrückt, als bei uns das Geld.

(Schluß folgt.)

Die alten Denkmäler von Tiflis.

(Schluß.)

Unter der Regierung der Königin Tamara genoß Tiflis des Friedens, und feierte die Siege seines Königs — so nannten die Georgier ihre tapfere Königin — in Adserbeidschan, in Heeat und Kars. Diese Siege schienen die frühere Schmach auszutilgen, und versprachen glanzende Tage. Aber gegen alle Erwartung gingen mit dem Tode der Königin auch die schönen Tage der georgischen Hauptstadt vorüber. Tiflis hatte mit furchtbaren Feinden zu kampfen. Tschinglschan, der die ganze Welt zu unterjochen trachtete, übergab es einer ganzlichen Verwüstung. Unter der Königin Rusudan nahm Sultan Dschelaleddin die Stadt ein, ließ die Kuppel von der Sionskathedrale herunternehmen und machte seinen Thron daraus, von dem er die Niedermetzlung der Georgier, welche dem christlichen Glauben nicht entsagen und dem zum Spott auf der Brucke von Tiflis ausgestellten heiligen Bild der Mutter Gottes die Anbetung nicht verweigern wollten, mit Vergnügen zusah; dieß geschah im J. 1228. Der furchtbare Timur brach auf den Fußstapfen des blutigen Dschelaleddin in Tiflis ein und verwandelte es in einen Aschenhaufen im J. 1318.

Unter der Regierung König Alexanders, des zweiten Wiederherstellers von Georgien, erstand Tiflis wieder aus der Asche, neue Gebaude wurden auf den Trümmern errichtet, die Festungen wieder hergestellt, die Stadt bevölkerte sich, und in Erwartung einer Hülfe von dem glaubensverwandten russischen Volke gelangte es alsbald in einen blühenden Zustand.*)

Schah Ismael nahm im J. 1518 Tiflis ein, zerstörte die Kirchen, warf die Heiligthümer, selbst das Bild der Mutter Gottes von Sion in den Kur; dann erbaute er eine Moschee in der Stadt, befestigte sie und legte eine Besatzung hinein. Bald nach seinem in Persien erfolgten Tode aber vernichtete König David die persische Besatzung, nahm Tiflis aufs neue in Besitz, stellte es möglichst her, ging aber dann ins Kloster und starb im J. 1521. Ismaels Nachfolger, Schah Tamasp, suchte im J. 1536 abermals Tiflis mit Feuer und Schwert heim. Nach seinem Abzug rückte König Luarsab (1524 bis 1558) wieder ein, aber nicht auf lange Zeit, denn Tamasp nahm sie zum zweitenmal und errichtete hier den Sitz eines Beglerbeg. König Simon (1558—1601), Luarsabs Sohn, bestritt Tiflis nach blutigen, mehrere Jahre anbauernden Kriegen von der Herrschaft der Beglerbegs und von seinem Bruder David, der den Islam angenommen hatte und in Tiflis regierte, so wie später auch von dem Einfluß der Türken, die sich nach der Austreibung der Perser festgesetzt hatten. Vom Anfang des 17ten Jahrhunderts an fiel Tiflis wieder unter türkische Herrschaft und wurde die Residenz eines Pascha, bis König Rustum (1636 bis 1658) aufs neue sich in den Besitz der Stadt setzte; er befestigte sie, baute Bäder und ein Karawanseral, das noch besteht, legte einen Garten an und führte einen prächtigen Palast auf. Aber im Anfang des 18ten Jahrhunderts (von 1722 an) machten sich die Türken abermals Meister von Tiflis, und nöthigten im darauf folgenden Friedenstractate Persien, allen Rechten auf Georgien zu entsagen. König Theimuras II, der mit seiner ganzen Familie von den Türken verfolgt wurde, fand nur im Gebirg bei den Pschawen einen ärmlichen Zufluchtsort, und sein Nachfolger Heraclius brachte dort seine Kindheit zu. Im J. 1735 verjagte Schah Nadir die Türken aus Georgien und Tiflis, setzte Theimuras wieder ein, nahm aber als Geißel seinen Sohn Heraclius mit sich. Dieser vereinigte, als Theimuras nach Rußland gegangen war, Kartalinien und Kachetien mit dem georgischen Reiche, errichtete in Tiflis eine Druckerei, einen Münzhof und ein Arsenal, richtete ein stehendes Heer ein, so daß abwechselnd ein Theil des Volkes unter den Waffen seyn mußte, mit einem Wort, er versetzte die Stadt in einen blühenden Zustand. Aber dieser glanzende Anfang hatte nicht auch ein glänzendes Ende. Als Aga Mohammed Chan (1795) in Georgien einbrach, wollte der noch geistig kräftige, aber körperlich gebrechliche Heraclius — er war 81 Jahre alt — seine Hauptstadt nicht ohne Kampf den Persern übergeben, obwohl er bei dem zerrütteten Zustande Georgiens kein Heer zusammenbringen konnte. Mit einem zehnfach schwächern Heere ließ er sich mit den Persern in einen Kampf ein, wurde geschlagen, floh in die Berge und ließ Tiflis seinen wilden Feinden zum Opfer. In den sieben Tagen seines Aufenthaltes verwandelte Aga Mohammed Tiflis in einen Aschen- und Trümmerhaufen, in welchem nur die Kirchen stehen blieben; 30,000 Menschen wurden in die Gefangenschaft fortgeschleppt. König Georg XIII erbte den Thron des sterbenden Reichs, dessen einzige Hoffnung auf dem mächtigen Beistand der glaubensverwandten russischen Herrscher beruhte, welche von den Georgiern schon

*) Unter König Alexander fingen die ersten Verbindungen Georgiens mit Rußland an. Ein Schreiben Godunows an König Alexander und ein Hirtenbrief des Patriarchen Hiob (1479) waren der Anfang derselben.

Digitized by Google

seit lange als ihre „Schutzengel" betrachtet wurden. Von dieser Zeit an begann eine neue Aera für Georgien und für Tiflis.

Strabo erweckt durch seine Beschreibung der prächtigen Gebäude und Brücken in Iberien die Erwartung, daß Tiflis, obwohl es erst später ausgebaut wurde, bald sich durch seine Fortschritte im bürgerlichen Leben ausgezeichnet haben werde. Bei der allgemeinen Neigung der Nation zum ansässigen Leben mußten die iberischen Könige, als sie einmal ihre Residenz nach Tiflis verlegt hatten, darauf denken, die Stadt zu vergrößern, und im Geschmack der Zeit und nach dem Vorbild der bessern Städte des Orients zu verschönern. Aber was ist nach den im Laufe der Jahrhunderte so oft wiederholten Verheerungen für die Nachwelt übrig geblieben? Da die Erbauung oder wenigstens die Vergrößerung von Tiflis schon in die christliche Zeit fällt, so sind Kirchen die hauptsächlichsten Ueberbleibsel, obwohl es auch an einigen andern nicht fehlt. Die Kirche Metech, welche auf einem hohen Steilfelsen (georg. metechi) liegt, wurde ums J. 575 ausgebaut, soll aber, wie einige wissen wollen, schon unter Gorgaslan (in der Mitte des fünften Jahrhunderts) begonnen worden seyn. Ihre Lage auf dem hohen Fels ist äußerst malerisch; die Kuppel stürzte vor langer Zeit ein und wurde am Ende des 13ten Jahrhunderts wieder hergestellt. Später wurde die Kirche von dem zum Islam übergetretenen Wachtang V zur Aufbewahrung von Pulver benützt; die jetzige Ausrüstung derselben schreibt sich aus ganz neuerer Zeit. Die Sionskirche, die Kathedrale der Erzbischöfe von Georgien, ist der Sage nach gleichfalls von Gorgaslan angelegt, wurde aber erst im J. 620 ausgebaut. Man hat die alten, durch die Mohammedaner entstellten Malereien und den Bilderschein in neuerer Zeit wieder herstellen lassen. Ihre Architektur ist rein georgisch, sie ist aus einem geblichen, rohen Stein aufgeführt und mit einem behauenen grauen Stein gedeckt. Ihre Länge beträgt 26, ihre Breite nahe an 20 georgische Gasandaren oder Ellen, jede zu mehr als drei Fuß gerechnet. Eine Menge heiliger und frommer Männer und Frauen liegt darin begraben.

Außer diesen ist nur noch das Kloster des heil. David auf dem Berge (Mtazminda, der heilige Berg) und die sogenannte Antschikirche vermuthlich aus alter Zeit, nämlich aus dem 7ten Jahrhundert, die andern sehr zahlreichen georgischen Kirchen ruhen zum Theil auf alten Fundamenten. Merkwürdig ist es, daß eine katholische Kirche, deren Erbauung gewöhnlich in das Jahr 1661 versetzt wird, schon im 14ten errichtet wurde, wie sich auch aus einer Bulle Johanns XXII ergibt, der zufolge sich ein katholischer Bischof im J. 1321 zu Tiflis befand. Die katholische Kirche hielt sich bis in die Mitte des 18ten Jahrhunderts (1753), wo König Theimuras in Folge des Uebertritts einiger Georgier und Armenier zur lateinischen Kirche die Katholiken verjagte. Die Kirche diente einige Zeit lang als Getreidemagazin, die russische Regierung hat sie aber wieder herstellen lassen und jetzt befinden sich Kapuziner an derselben. Moscheen sind keine in Tiflis. Die eifrigen christlichen Einwohner ließen die von Schah Ismael gegründete nicht ausbauen, und auch mehrere andere, die später errichtet wurden, sind jetzt alle zerstört. Eine Menge einzelner Trümmer, Reste von Fundamenten alter Gebäude, finden sich in allen Theilen der Stadt, besonders in der Citadelle, die eine genauere Untersuchung verdiente. Hier sind nacheinander eine Menge Paläste errichtet und wieder zerstört worden. (Aus diesen sehr dürftigen Angaben geht hervor, daß die aus alter Zeit übrig gebliebenen Denkmäler noch keineswegs gesichtet, ja nicht einmal in ihrem ganzen Umfange bekannt sind. Nicht leicht hat eine Stadt so viele wechselnde Schicksale erfahren, wie Tiflis, und die Erforschung ihrer Alterthümer, wenn diese auch nicht in die heidnische Zeit hinaufreichen sollten, dürfte auf die Geschichte der umwohnenden Völker kein unbedeutendes Licht werfen. Aber die georgischen und so ziemlich auch die damit verwandten armenischen Alterthümer sind trotz einiger bändereichen Werke und trotz der Bemühungen Brosset's und St. Martins noch immer lange nicht hinreichend bearbeitet.)

Spital für Schwindsüchtige in England.

Jede Stadt und eine Menge Dörfer in England besitzen ein Spital für die Aufnahme von kranken Armen, oder wenigstens eine Einrichtung, wo diese unentgeltlichen Rath und Arzneien erhalten. In London sind solche Anstalten besonders zahlreich, fast alle Arten von Kranken werden aufgenommen, und für manche sind specielle Einrichtungen getroffen. Nur der Schwindsüchtige wird allenthalben zurückgewiesen, man gibt ihm vielleicht etwas Arznei, betrachtet aber im allgemeinen seine Krankheit als hoffnungslos, und obgleich gerade dieser ganz besonderer Pflege bedarf, so schließt man doch denselben von allen Bequemlichkeiten der geräumigen Anstalten aus, weist ihn in seine beschränkte Wohnung, vermehrt dadurch seine Niedergeschlagenheit und beschleunigt die Verheerungen der Krankheit. Von diesen Betrachtungen angespornt haben einige Menschenfreunde ein besonderes, freilich noch sehr kleines Spital für Schwindsüchtige in Chelsea eingerichtet; es besteht erst seit wenigen Jahren, aber der Erfolg ist doch aufmunternd, so daß die Gründer entschlossen sind, dasselbe zu erweitern und ein besonderes Haus zu Brompton zu erbauen, in welchem für alle Bequemlichkeiten hinsichtlich der Ventilation u. s. w. gesorgt werden könnte. Die bisherigen Unternehmer fordern zu dem Ende zu Beiträgen auf. (Lit. Gaz. vom 6 April.)

Bataillon.

(Schluß.)

„Wenn alle fortgehen, dachte Bataillon, wohin gehe ich denn? Und er konnte sich nicht an den Gedanken gewöhnen, daß dieß Regiment verschwinden, daß diese Masse furchtbarer Menschen, welche über das Schicksal von Provinzen entschieden, sich vielleicht in Postillons und Ochsentreiber auflösen sollte, wie das Gewitter in Regen. Am folgenden Tage war die Kompagnie zeitig zu Pferde. Beim letzten Halt ritt der Commandant vor die Linie hin und kündigte an, daß der Marsch gegen Cordova gerichtet sey: die föderale Faction greife auf allen Seiten die Unitarier an, die Provinzen widersetzten sich einer Centralgewalt, deren Herz zu Cordova und deren Kopf zu Buenos-Ayres seyn sollte. Ein tiefes Schweigen trat ein, ohne Zweifel witterte jeder

Digitized by Google

Reiter die Beute, aber kein Freudenruf antwortet, keine rothe Mütze ward auf die Lanzenspitze gesteckt. Gegen Abend bewerkstelligten die Colorados ihre Vereinigung mit den berittenen Milizen, welche von den Unzufriedenen in der Sierra ausgehoben worden waren; die Officiere begrüßten sich unter dem Ruf: viva la Patria!

„Viva la patria, wenn man die Städte plündert und die Bürger niedermetzelt, murmelte ein alter Brigadier mit tiefen Narben auf dem Gesicht, und hinter ihm sangen einige Soldaten ganz leise den am Fuße der Anden so wohlbekannten Refrain:

Viva la libertad, dice tu pendan,
Tus matas y robas, es tu religion.

(Es lebe die Freiheit, steht auf deinen Fahnen,
Aber zu rauben und zu morden ist deine Religion.)

Viva Dios! rief der Patagonier, indem er sich in seinen hölzernen Steigbügeln aufrichtete; dieser Feldzug wird gut seyn, und dann verlasse ich den Dienst. Und du, Bataillon? Der arme Indier richtete einen nigromantisch schmerzhaften Blick auf den Koloß. — Was sollen wir mit diesen Milizen machen, fuhr der Patagonier fort. Sie werden die Flucht ergreifen und wir haben die ganze Arbeit. Zum Glück sind unsere Ponchos roth.

„Allmählich wurden die Cigarren angezündet, und die gute Laune kehrte zum Theil den Reitern zurück, sie sangen und die Milizen folgten ihnen, so schnell der ungleiche Trab ihrer kleinen langmähnigen Pferde es gestattete. Die, welche bereits gedient hatten, drängten sich um die ausgezeichneten Soldaten, die sich jedoch über diese Verstärkung sehr gleichgültig zeigten. Die übrigen suchten jede Gelegenheit, um unbeachtet von ihren sehr beschäftigten Anführern zu desertiren. Der Feind zeigte sich nicht auf dem freien Feld, aber auf den flachen Dächern, auf den Miradores erglänzten die Bajonnette der Civicos. Bataillon gedachte an alles, was er das vorige Jahr in der Stadt gesehen hatte, und senkte den Kopf. Zwanzigmal fuhr ihm in der Nacht der Gedanke durch den Kopf, die Campagne zu verlassen und nach der Stadt zu gehen, aber Schildwachen standen auf allen Wegen, und dann was war in der belagerten Stadt um Mitternacht zu machen? Das ist nicht die Stunde, wo die jungen Mädchen Wasser am Bassin der Promenade schöpfen! Plötzlich langte der Befehl an, in aller Stille aufzusitzen; Bataillon zitterte. Also sollten die Bürger, die er so friedlich an der Schwelle ihrer Häuser gesehen hatte, im Schlaf angegriffen werden.

„Die ganze Schaar hatte die rothen blaugefütterten Ponchos umgekehret, um sich nicht, selbst beim Sternenschein, durch eine allzu bekannte Farbe zu verrathen, und so drangen sie in der Stille bis zu den Vorstädten. Einige Schildwachen wurden überrumpelt, die andern zogen sich unter fortwährendem Feuer, das die Stadt in Aufregung brachte, nach dem großen Platz zurück; die Colorados sprengten im Galopp durch mehrere Straßen. Schon flohen die Einwohner in bunter Menge und suchten eine Zuflucht in der unverletzlichen Behausung der Klöster. An der Ecke des Platzes de la Merced, nahe an der Promenade, zog eine zahlreiche Schaar Flüchtlinge die Aufmerksamkeit der Reiter auf sich; es waren Frauen und Kinder, welche die Vorstädte und die Huerta verließen, so wie eine geringe Zahl bewaffneter Leute. — Vorwärts, schrie der Patagonier, jage mir die Buben da auseinander, Bataillon, es ist nur Infanterie.

„Aber der Indier hielt an und zerbrach seine Lanze an der Mauer. Der Patagonier sah es, denn der Tag begann zu grauen, und mit einem gräulichen Fluch rief er ihm zu: verfluchter Indier, hast du Furcht? Dann sprengte er im Galopp auf die bereits zerstreute Gruppe ein. Seine lange Pike hatte trotz der Kugeln, die durch seinen Mantel schlugen, schon mehr als einen der Feinde an die Thüre eines Hofes festgenagelt. Bataillon kehrte inzwischen seinen Mantel um, und die glänzende Uniform der Colorados verrieth ihn den Augen des Feindes; dennoch sprengte er sein Roß nach der Promenade hin. Hast du den Kopf verloren? schrie der Patagonier, der ihm nacheilte, um ihn aufzuhalten, willst du alle Carabinen der Civicos auf dich richten lassen. Hörst du? man bläst zum Rückzug!

„Es war so, die Trompeter rief die Colorados nach einer von Gärten umgebenen Promenade zurück; denn ein Parlamentär sollte an den Cabildo gesendet werden, um wegen der Uebergabe der Stadt zu unterhandeln, die sich allzu schlecht vertheidigte, um sich lange halten zu können. Aber schon war der Indier zu weit vor, allein, mit seiner zerbrochenen Lanze, die Schüsse richteten sich auf ihn, und als er am Rande des Bassins angelangt war, hob er die Mütze in die Höhe, um eine Kugel abzuwarten, die ihn todt niederstreckte. Er hatte nämlich unter der waffenlosen Menge der Flüchtigen, welche sein Gefährte so mitleidslos verfolgte, das junge Mädchen von der Quelle erkannt, die von einem Lanzenstich getroffen worden war; sie starb zu den Füßen von Bataillons Pferde."

Miscellen.

Historische Documente in England. Man hat kürzlich eine interessante Correspondenz nebst andern Manuscripten bezüglich auf die Geschichte Karls I und II aufgefunden; es befinden sich darunter viele Briefe dieser beiden Fürsten, so wie auch von Prinz Rupert, der eine so ausgezeichnete Rolle spielte. Sie waren von dem Secretär dieses letztern, einem Hrn. Vennet, aufbewahrt worden, erbten in der Familie fort, und erst in der neuesten Zeit wurde man auf den Schatz wieder aufmerksam. (Lit. Gaz. vom 6 April.)

Schwedische Volkssagen. Geijer, Afzelius, Arvidsson und mehrere andere haben seit den letzten zwanzig Jahren die schwedischen Volkslieder aus dem Mittelalter gesammelt und herausgegeben, noch ist aber ein anderer reicher Schacht der schwedischen Volkspoesie, den man bis jetzt wenig oder gar nicht kannte, nicht beachtet, die schwedischen Volkssagen, Legenden und Abenteuer, von denen sich nur an Quantität und Qualität vielleicht reichere Sammlung bilden ließe, als Musäus und die Brüder Grimm für Deutschland gethan haben. Jetzt ist endlich eine solche Sammlung auch für Schweden zu erwarten. Im Laufe des nächsten Jahres sollen zwei verschiedene Arbeiten herauskommen, von denen die eine von den HH. Hylten Cavallius und G. Stephens die noch ungedruckten schwedischen Volkssagen, Legenden und Abenteuer nach den mündlichen Ueberlieferungen aufnehmen, die andern aber von Hrn. Bäckström eine Bearbeitung der bereits gedruckten Volkssagen zugleich mit einer historischen Uebersicht der Volksbücher von Schweden vom Mittelalter bis auf die jetzige Zeit enthalten soll. Die Herausgeber haben schon seit mehrern Jahren reiche Sammlungen gemacht. (Aftonblad vom 27 März.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 111.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

20 April 1844.

Hrn. Violets Fahrten und Abenteuer.

Sechster Tag.

Bei den tapfern und gastfreien Comantschen ruhten wir aus von unsern Arbeiten und Beschwerden. Eines Morgens wurden Gabriel, Roche und ich nach dem großen Rathe entboten, wo wir die vier Comantschen trafen, welche durch unsere Vermittlung wenige Tage zuvor aus den Händen der menschenfressenden Capugas sich gerettet hatten; der warme Ausdruck ihrer Freundschaft und Dankbarkeit läßt sich kaum schildern. Wir erfuhren von ihnen, daß sie vor der Rückkehr der ausgezogenen größern Schaar sich in einigen Erdspalten bis zum Einbruch der Nacht verborgen gehalten, dann sich in den Besitz von vieren ihrer Pferde gesetzt und ihre Flucht bewerkstelligt hätten. Beim Uebergang über die große Schlucht hatten sie die von Roche zurückgelassene alte rothe Schärpe gefunden, zeigten diese vor, und baten zugleich um Erlaubniß sie behalten zu dürfen, als Andenken von ihren weißen Brüdern. In der Versammlung bemerkten wir auch unsern Freund aus früherer Zeit, Opischka Koaki (den weißen Raben), da er aber im Begriff stand, die Versammlung anzureden, so erneuerten wir im Augenblick die Bekanntschaft nicht, sondern wendeten alle unsere Aufmerksamkeit auf die Verhandlung.

Opischka Koaki schlug einen Kriegszug gegen die Capugas vor, bei welcher Gelegenheit die vier befreiten Gefangenen auftraten und ihre Leiden erzählten. Sie sprachen von ihren unglücklichen Gefährten und ihrem entsetzlichen Schicksal, das auch sie getheilt haben würden, wenn sie nicht durch die drei bleichen Gesichter befreit worden wären, welche fünf Capugas tödteten und ihre Bande zerschnitten; sie selbst tödteten noch fünf ihrer feigen Feinde und entkamen, sie hatten aber bis jetzt noch keine Gelegenheit gehabt, die Tapferkeit und den Edelmuth der bleichen Gesichter ihrem Stamme zu erzählen. Bei dieser Erzählung blickten alle Krieger, jung und alt, auf uns, als wären sie uns persönlich verpflichtet, und sie wären alle gekommen uns die Hände zu schütteln, hätte nicht das unwandelbare Gesetz der Rathsversammlung solche Störung verboten. Wahrscheinlich hatte der Häuptling, der uns seinen Brüdern unter vortheilhaften Umständen vorstellen wollte, die Scene eingeleitet.

Nach der Rathsversammlung zog alles nach der grünen Wiese vor dem Dorfe, wo wir von allen den ersten Häuptlingen und Kriegern des Stammes prächtig bewirthet wurden, worauf sie uns in ein neues, in der Mitte ihres Hauptplatzes errichtetes Zelt führten. Hier fanden wir auch sechs prächtige, wohl geschirrte Rosse an die Pfosten des Zeltes angebunden; dieß waren die Geschenke der Häuptlinge. Wenig Scheitte von der Thüre war ein ungeheurer Schild an vier Pfosten aufgehängt, und darauf ein Biber, ein Adlerkopf und die Klauen eines Bären prächtig gezeichnet, das erste Totem für mich, das zweite für Gabriel, das dritte für Roche. Wir dankten unsern Wirthen für die gastfreie Aufnahme und begaben uns in der reichen eleganten Wohnung zur Ruhe.

Am nächsten Morgen erwachten wir gerade zu rechter Zeit, um der Ceremonie des Abmarsches beizuwohnen: eine Kriegsabtheilung, bereits zu Pferde, wartet ihren Anführer ab. Am Fuße unsers Schildes standen hundert Lanzen, deren Eigenthümer zu der Familie und Verwandtschaft der Indianer gehörten, welche wir aus den Händen der Capugas befreit hatten. Einige Minuten später erschienen alle, wohl beritten und bewaffnet, auf dem Platze, um sich zu unsrer Verfügung zu stellen. Wir konnten nichts besseres thun, als uns ihrem Zuge anzuschließen, und als der Anführer, begleitet von den Aeltesten des Stammes herbeikam, trat Gabriel auf ihn zu und sagte: „Häuptlinge und weise Männer eines tapfern Volkes, Ihr habt uns einen Beweis Eures Vertrauens gegeben, auf den wir stolz sind. Ein solcher Beweis gebührte vielleicht Owato Wantscha, denn er ist mächtig in seinem Stamm, aber ich und der Schakanah sind keine Häuptlinge. Wir lehnen Euer Ehrenbezeugung nicht ab, allein wir müssen sie verdienen. Der junge Biber wird in Eurem Dorfe bleiben, um die Weisheit Eurer alten Männer zu lernen, aber der Adler und der Bär müssen und werden Euch auf Eurem Zuge begleiten. Ihr habt ihnen tapfere Krieger zugetheilt, welche nicht gerne zu Hause bleiben würden; wir wollen Euch folgen." Dieser Vorschlag wurde mit lebhaftem Zuruf angenommen, und die

Digitized by Google

tapfere Schaar verließ bald darauf das Dorf, um ihren Rachezug anzutreten.

Die Cayugas waren vor demselben ein mächtiger Stamm, von dem jedoch bisher wenig oder nichts bekannt geworden ist. In ihren Sitten und ihrer Lebensweise gleichen sie durchaus den Keulen-Indianern am Colorado, welche durch die Pocken vernichtet wurden. Sie führen ein Wanderleben in der Prairie, sind aber im allgemeinen zu feig zum Fechten, und zu ungeschickt im Jagen, um sich mitten in dem sie umgebenden Ueberfluß mit dem Nöthigen zu versehen. Gleich den Keulen-Indianern sind sie Menschenfresser, würden aber, glaube ich, keinen Weißen verzehren. Sie haben einige Pferde, aber diese verschaffen sie sich nur durch Diebstahl, denn da sie stets Noth leiden, so können sie keine Pferde züchten, weil sie stets die Füllen verzehren, ehe sie brauchbar sind. Ihr Gebiet liegt in der Nähe der großen Gabeltheilung des Rio Puerco unter 35° B. und 105° W. L. v. G. Das ganze Volk besitzt kaum ein halbes Dutzend Büchsen und die meisten sind bloß mit Keulen, Bogen und Pfeilen bewaffnet. Einige alten Comantschen haben mich versichert, daß es im Lande der Cayugas eine Menge Gold gebe.

Während ich bei den Comantschen die Rückkehr der auf den Krieg ausgezogenen Schaar erwartete, hatte ich einen Unfall, der mir beinahe das Leben gekostet hätte. Da ich erfahren hatte, daß es in einem etwa 20 Meilen entfernten Bach eine Menge prächtiger Barsche gebe, so ritt ich dahin, in der Absicht dort die Nacht zuzubringen. Ich nahm eine Büffelhaut, einen Wollteppich und ein zinnernes Gefäß mit mir, und zwei Stunden vor Sonnenuntergang langte ich an Ort und Stelle an. Da das Wetter seit einiger Zeit trocken gewesen war, konnte ich keine Würmer finden, und ich suchte einen Vogel oder sonst ein kleines Thier zu erlegen, dessen Fleisch ich als Köder gebrauchen könnte. Ich traf indeß keinen Vogel, und so suchte ich ein Kaninchen oder einen Frosch. Um Zeit zu gewinnen, zündete ich ein Feuer an, stellte meinen Topf mit Wasser auf, breitete meine Büffelhaut und meinen Wollteppich aus, richtete meinen Sattel als Kopfkissen her und suchte dann nach einem Köder und nach Sassafras, um Thee zu kochen.

Als ich nach letzterem mich umblickte, sah ich auf einmal ein Nest auf einer kleinen Eiche nahe am Bache; ich stieg hinauf um die Jungen auszunehmen, fand zwei, die ich in die Tasche steckte, und sah mich nun nach einer Stelle um, wo ich bequem hinabspringen könnte. Nach langem Umherschauen faßte ich einen Querast, und ließ mich hinab; mein linker Fuß kam flach auf den Boden, aber unter der weichen Sohle meines rechten Mocassins fühlte ich etwas lebendiges,— ich war auf eine große Klapperschlange getreten, deren Kopf sich gerade unter meiner Ferse hervorarbeitete. So überrascht stand ich bewegungslos, die Schlange aber machte sich inzwischen frei, wand sich um meinen Fuß und biß mich zwei- oder dreimal. Der heftige Schmerz brachte mich zur Besinnung, und obwohl ich mich für verloren ansah, beschloß ich doch, daß mein Feind gleichfalls sterben solle. Mit meinem Bowiemesser zerschnitt ich ihn in hundert Stücke, ging dann trübselig fort, und setzte mich auf meine Wolldecke am Feuer nieder. So jung zu sterben und wie ein Hund! das schmerzte mich tief. Wäre ich auf dem Schlachtfeld gefallen an der Spitze meiner tapfern Schoschonen, ich hätte mich wenig darum gekümmert, aber so... ich ließ meinen Kopf auf die Knie sinken und erwog, wie wenige Stunden ich wohl noch zu leben hätte.

Aus dieser Erstarrung weckte mich mein armes Pferd, das emsig mir die Ohren leckte. Das treue Thier merkte, daß etwas nicht recht sey, denn gewöhnlich sang ich um diese Zeit spanische Liedchen oder einen indianischen Kriegsgesang. Auch war Sonnenuntergang die Zeit, wo ich es gewöhnlich dürstete und striegelte. Das kluge Thier merkte, daß ich litt und zeigte mir sein Mitgefühl. Als ich mich nach ihm umsah, traf mein Auge plötzlich auf einen Gegenstand vor mir, und ein Strahl von Hoffnung fiel in meine Seele: nahe an meinem Fuße bemerkte ich fünf oder sechs Stengel der Klapperschlangenwurzel. Ich kannte die Pflanze wohl, hatte aber trotz der Versicherungen der Indianer immer nicht an ihre Kräfte glauben wollen, aber wer untersinkt, greift nach einem Strohhalm. Durch eine gewaltsame Anstrengung gelang es mir auf die Füße zu kommen, ich holte mein Messer, das ich neben der todten Schlange hatte liegen lassen, und grub mit der Kraft der Verzweiflung nach einigen Wurzeln. Diese schnitt ich in kleine Streifen und warf sie in das bereits kochende Wasser. Bald gaben sie einen dicken grünen Absud, von welchem ich trank; es war offenbar ein starkes, mit Terpentingeruch geschwängertes Alkali. Ich schnitt nun meinen Mocassin auf, denn mein Fuß war bereits aufs Doppelte seiner gewöhnlichen Größe aufgeschwollen, dabete die Wunde mit einigen Tropfen des Absuds, kaute dann einige Stücke und legte sie als Verband auf. Ich setzte nun mehr Wasser ans Feuer, trank nach einer halben Stunde noch einmal von dem bittern Absud, und zog dann die Wolldecke über mich. Eine Minute etwa nach dem zweiten Zuge überfiel mich ein Schwindel, dem ein heftiger Schweiß folgte, worauf ich alsbald einschlief.

(Fortsetzung folgt.)

Die Kaffeehäuser in Algier.

(Schluß.)

Wir glauben vielleicht die „singenden Kaffeehäuser" welche in Frankreich Furore machten und noch jetzt in der schönen Jahreszeit das Publicum in den elysäischen Feldern anziehen, erfunden zu haben, aber bei den Mauren ist das Kaffeehaus mit Musik so alt als das Kaffeehaus selbst. Zu allen Zeiten war das Kaffeehaus der Schauplatz, wo die Musiker und Dichter ihre Verse sangen und den Beifall der Menge ernteten. Wie der italienische Dichter improvisirt auch der arabische die ewig feenhaften Erzählungen von Liebe, welche für sich allein die ursprüngliche Poesie der Völker bildet, aber gar oft wendet sich die schneidende Schärfe des Dichters auch gegen Mis-

Digitized by Google

bräuche und Laster. Man muß den Dichter und Musikus sehen und hören, wie er über sein Rbab, — eine Mandoline mit langem Halse, — hingeneigt, mit untergeschlagenen Beinen auf einer Matte sitzt, und die Volkslieder in der monotonen aber harmoniereichen Melodie singt, welche der orientalischen Musik stets zu Grunde liegt; ein Tbul (Tamburin) begleitet und belebt gewisse Strophen seines Vortrags, und nie mischt sich wie bei uns die lärmende Stimme der Zuhörer in den poetischen Refrain; aber durch den Tabaksdampf hindurch kann man leicht auf den gebräunten Gesichtern den tiefen Eindruck lesen, den die Musik hervorbringt. Alle Gesänge sind nicht improvisirt, oder wenigstens bewahrt sie das Gedächtniß, wenn sie einmal improvisirt sind, und dann gehen sie von Stamm zu Stamm, wie man aus dem algierischen Sprüchwort ersieht: „man macht die Lieder zu Tunis und singt sie zu Algier."

Aber auch das Journal, dieses tägliche Geistesproduct der europäischen Emancipation, fehlt dem maurischen Kaffeehaus nicht. Bei uns ist das Journal ein todtes Blatt, das der Wind mit fortnimmt, und so leidenschaftlich auch seine Sprache seyn mag, so sagt es doch den Sinnen, dem Herzen nichts. Zu Rom ist das Journal schon etwas wesenhafter, es ist die Statue des Pasquino; im Orient aber belebt sich die Bildsäule, das Journal wird zum Menschen und dringt unter der Form des Erzählers in alle Versammlungen ein, weckt jeden Verstand und rührt alle Herzen. Man täusche sich nicht über die Macht dieses lebendigen Journals: die Werke der Einbildungskraft verbreiten sich, erwärmen unaufhörlich die Gefühle der Vaterlandsliebe, der Religion, der geselligen Tugenden, und der Tadel mancher Vorfälle, ungerechter Mißbräuche birgt sich unter dem häufig sehr durchsichtigen Schleier einer poetischen Allegorie. Dieß ist das arabische Journal, das man hört und nicht liest.

Unter allen einheimischen Anstalten in Algier ist das maurische Kaffeehaus ohne Zweifel das allgemeinste und theilt diese Ehre nur mit der Barbierstube. Wo es eine schöne Lage, einen Schatten, eine Quelle gibt, über welche eine Trauerweide sich neigt, wird man gewiß in einem Winkel einen alten, maurischen Kaffeeschenk finden, welcher Koranverse vor sich hinmurmelt und an seinem Ofen sitzt, wo das kochende Wasser den Wanderer erwartet, der nie verfehlt an diesen Oasen der großen Straße anzuhalten. Der Araber, welcher, selbst wenn er wohlhabend ist, in seinem Duair, unter seinem Zelte, nie Kaffee nimmt und nicht einmal raucht, verschmäht es doch, wenn die Gelegenheit sich bietet, nicht, diese beiden Genüsse zu kosten, welche das ausschließende Eigenthum der civilisirten Stadtbewohner sind.

Wir können diese Monographie des maurischen Kaffeehauses nicht schließen, ohne die für uns nicht schmeichelhafte Bemerkung zu machen, daß das maurische Kaffeehaus, wie wir es eben zu schildern versucht, niemals den widerlichen Charakter unserer Kaffeehäuser und Garküchen letzter Classe trägt, wo die Leute aus dem Volk sich der Völlerei überlassen. Niemals beschmutzt der Anblick von Betrunkenen die Versammlungen im maurischen Kaffeehaus, das sich durch den Anstand und das würdige Benehmen der Anwesenden auszeichnet.

Volksleben in Venedig.

Die Riva dei Schiavoni.

Bald nach Tagesanbruch gibt sich auf der Riva dei Schiavoni viel Leben kund, oder vielmehr zunächst auf den am Kai liegenden Schiffen. Dann kommen auch wohl mit der Fluth (flusso) die Fischer von Chioggia mit den Resultaten ihres Fanges, besonders die Sardellenfänger, die ihren eigenen Platz an der Riva haben, und nachdem sie ihren Vorrath an Fischen, oder auch sonstige Waaren ausgeschifft und verkauft, oder zum Verkauf in die Stadt gesandt und vielleicht in einer der nahen Schenkstuben einen Schnapps getrunken haben, benutzen sie fleißig die Stunden bis zum Eintritt der für die Heimfahrt günstigen Ebbe (riflusso). Von Mast zu Mast werden Querstangen befestigt, um die kleinmaschigen, aus feinem Zwirn geknoteten und einzeln mit Korkschwimmern eingefaßten sehr großen Netze darüber zu hängen und an der Luft zu trocknen. Wie immense durchsichtige Schleier hängen diese Netze da, und der Durchblick auf die Lagune und die gegenüberliegenden Stadttheile ist überaus malerisch. Darunter im aufgedeckten Raum der Schiffe sind junge Bursche beschäftigt schadhafte Netze auszubessern oder neue zu verfertigen, was ihnen leicht und rasch von der Hand geht. Am Ufer werden gleichzeitig alte Segel oder Matten ausgebreitet, und darauf sitzen nun oft 12 bis 16 zum Theil ältere Männer in gestrickten Jacken, Tuchhosen und dicken Filzstrümpfen ohne Schuhe, den hier schon halb nationalen rothen Fez mit blauer Quaste oder eine dunkelblaue Mütze auf dem schwarzgelockten Haar, und die dunkeln Augen theer markirten braunen Gesichter emsig auf die Nadel geheftet, mit der sie die schmalen Streifen eines festen weißen Segeltuchs zu großen Segeln zusammennähen, wobei sie sich statt des Fingerhutes einer fein geriffelten runden Platte bedienen, die inwendig an der rechten Hand über dem Ballen befestigt ist. Man kann dicht hinzugehen und alles betrachten, ohne sie in der Arbeit zu stören — ein Fleiß, der mit der Faulheit vieler Venetianer auffallend contrastirt; dafür scheinen sie sich dann Abends und Nachts in der Schenke bei Bier und Wein u. s. w. — Weiterhin sitzen um diese Frühstunde wohl einige gähnende Soldaten vor ihren Casernen neben der auf- und abgehenden Schildwache; sonst ist noch alles leblos, bis zu den erwähnten Schiffswerften, wo Boote und Schiffe kalfatert werden und überhaupt schon große Thätigkeit waltet, während in den unglaublich elenden und schmutzigen Wohnungen der vielen Armen in den dahinführenden engen Gäßchen alles noch schläft. Die Schiffszimmerleute lernen vermuthlich von den Schiffscapitänen strenge Zucht halten. Uebrigens sind eben jetzt nur auf zwei Werften (Squieri) erhebliche Arbeiten im Gange. Von der größten (den Gärten zunächst liegenden) war eben ein Schooner vom Stapel gelassen, und an einer großen dreimastigen Brigantine wacker für Rechnung eines Dalmatiner Rheders wacker gezimmert, während zur Seite dieses Neubaues eine alte, mit Kupfer beschlagene englische Brigg an einem Rahmen von Gerüsten gleichsam aufgehängt war, um ihr einen ganz neuen Kiel einzusetzen — was wohl als ein Beweis der Tüchtigkeit des venetianischen Schiffbaues gelten mag. Im allgemeinen aber ist dieser doch hauptsächlich mit Verfertigung kleiner Küsten- und Lagunenschiffe und Boote (batelli) beschäftigt (für die Gondeln, „barque,"

gibt es besondere Werften in verschiedenen andern Stadttheilen). — In den Gassen ist's noch immer still, nur die Victualienhändler fangen an ihre Läden zu öffnen; man hat noch volle Zeit einen einsamen Gang durch die Giardini zu machen und im Pavillon an deren Ende bei einer Tasse Kaffee nach dem Hafen von Lido und ins blaue Meer hinauszuschauen.

Kehrt man nun zwischen 8 und 9 Uhr von dort zurück, so ist Venedig erwacht, sieht aber noch recht schläfrig aus, wie nach einer durchschwärmten Nacht. An der Pforte der St. Peterskirche, dem Garteneingang gegenüber, liegt ein Dutzend alter und junger Männer und selbst Knaben mit geschlossenen Augen in der Morgensonne; Platens „frohes Völkchen lieber Müßiggänger" hat noch den Katzenjammer. Indeß kommen auch arbeitsame Leute zum Vorschein, Männer, die ihren Geschäften nachgehen, Nähmädchen und Putzmacherinnen, die mit der zu Hause gefertigten Arbeit in die Gewölbe eilen, wo sie den Tag über bleiben. Leider muß ich dazu bemerken, daß man unter den Venetianerinnen nur selten Schönheiten findet, obgleich sie im Durchschnitt fein gebaut sind und hübsche kleine Füße haben (ich rede von den niedern Ständen); unter den Männern dagegen sieht man wirklich auffallend viele schöne Gesichter. — Nun sind auch die mancherlei Werkstätten geöffnet, aus welchen die Erdgeschosse der meisten Häuser auf der Strada nuova bestehen: Eisen- und Blechschmiede (die Norddeutschen werden sich wundern, wenn ich einschalte, daß man bei diesen letztern in der ganzen Stadt vergebens nach einem Theekessel fragt, — den Artikel kennt man nicht), Korbflechter, Drechsler (besonders Verfertiger von Flaschenzügen für die Schiffe), Schuster, Schneider u. s. w. — Weiter stadtwärts an der Riva, vor den Militärmagazinen zu beiden Seiten des Arsenalcanals, sind schwere Prahme angekommen mit einer Unzahl großer Säcke beladen, theils voll Roggenbroden, theils voll Mehl, aus der großen Dampfmahlmühle, die von breitschulterigen Taglöhnern von Bord zu Boden getragen werden. Merkwürdig erscheint dem Fremden in mehr als einer Beziehung die Natürlichkeit der Italiener; mancher dieser Arbeiter hat z. B. kein Hemd und die wollene Jacke will er schonen; er begnügt sich daher mit einer alten Weste ohne Aermel, die kaum bis zum Gurt der zerlumpten Hosen reicht, und in diesem naiven Costüm mit blaßer Brust und bloßen Armen und Schultern geht er ganz unbefangen einher, auch später am Tage, wenn sich die Riva mit eleganten Damen und Herren füllt. Hat er dann, vielleicht an einem Sonnabend, seinen Taglohn erhalten (meistens geht es indeß von der Hand in den Mund), oder hat er überhaupt Geld genug sich zum Sonntag ein neues Hemd zu kaufen, so geht er an einen der Kleidertische, macht seinen Handel und auch sofort seine Toilette auf offener Straße, als wäre er allein in seiner Kammer. Ueberhaupt gewinnt jetzt gegen 10 Uhr die ganze Riva mehr und mehr das Ansehen einer großen Menge offener Etablissements und Wohnungen ohne Dach und Fach. Die armen Leute haben ihre Schlafstellen — Gott weiß wo — verlassen, und bringen nun ihre ganze Habe auf die Riva. Hier z. B. kommt ein alter Flickschneider mit einem kleinen Tischchen, hinter ihm seine Frau mit dem großen Nähkasten und die Kinder mit kleinen hölzernen Schämeln; kaum haben sie an gewohnter Stelle (in der Regel an einer freien Haus- oder Kirchenwand) Platz genommen, so kommt auch schon ein Arbeitsmann heran, der sich auf seinen ursprünglich braunen Mantel zu den vielen grauen und gelben Flecken noch einen grünen setzen läßt; wie das Ding aussieht, ist ihm gleich, wenn's nur dicht ist gegen Wind und Regen, — er weiß es doch mit gewissem Anstand und Grazie über die Schulter zu werfen. Während der Arbeit des Mannes hat die Frau sich neben ihn gesetzt und ihr langes schwarzes Haar gelöst, um dieses wilde Gestrüpp den kleinen Händen der Tochter zur reichen — Jagd zu überlassen, und es dann mit einem weiten Hornkamm einigermaßen zu ordnen und am Hinterkopf zusammenzuhalten.

Nicht weit davon ist ein ähnliches Schustereetablissement; doch auf das Schuhzeug hält der Venetianer mehr als auf die Kleider, — wer Sonntags z. B. mit zerrissenen oder beschmutzten Schuhen einhergeht, der gilt schon für einen ausgemachten Lump, und mancher junge Bursche, der etwas auf sich hält, würde lieber zu Hause bleiben, als mit ungewichsten Stiefeln spazieren gehen. Daher sind auch die Schuhputzer mit ihren transportabeln Schämeln, zumal Sonntags, fast immer in Arbeit. Dasselbe gilt nun in den Wochentagen von den Schuhflickern, doch in anderer Weise; diese treiben gewöhnlich eine Art Tauschhandel; der Besitzer zerrissener Schuhe überläßt diese dem Schuster als Eigenthum und erhält dafür und für eine kleine Geldzulage ein Paar reparirter Schuhe (Stiefel werden sehr wenig getragen), deren immer ein ganzer Vorrath neben der offenen Werkstatt auf dem Pflaster aufgestellt ist. Auch an alten ausgebesserten Kleidungsstücken sieht man an den Brücken und an besondern Gestellen viele aufgehängt, doch daneben auch neue Kleider aller Art, wie sie die Matrosen und Arbeiter tragen. Dicht neben dem Schuster (deren übrigens gewiß 5 bis 6 an der Riva etablirt sind) sitzt vielleicht hier ein alter Mann vor einem Tischchen mit Saletti (d. i. aus Maismehl oder Polenta verfertigten harten Broden), dort ein anderer mit einer Menge Stangen aus gelbbraunem Lack und einer kleinen Lampe, um zerbrochenes Steingut wieder zusammenzukitten; auf einem dritten Tisch steht ein großer kupferner Kübel mit Wasser und daneben ein halb Dutzend Gläser und ein paar Branntweinflaschen, denn Branntwein und Wasser ist hier, wie in Holland, ein sehr gewöhnliches Getränk, daher man auch oft Leute umhergehen sieht, die beide Stoffe nebst Trinkgeschirr auf den Schultern tragen und feilbieten. Später am Tage wird auch Limonade getrunken, d. h. Wasser mit Citronensaft, ohne Zucker, oder warmes Aepfelwasser, d. i. die braune Brühe, worin geröstete Aepfel oder Birnen gekocht sind. Alle diese Getränke werden auf kleinen Tischen an verschiedenen Punkten der Riva bereitet und verkauft. Weiterhin nach der Stadtseite sieht man auch größere Tische und Gestelle mit mancherlei Backwerk, und noch größere mit Südfrüchten: Orangen, Feigen, Datteln, Rosinen, Mandeln, Kastanien und sehr vielem Johannisbrod. Hier haben sich inzwischen, und zwar früher schon als die übrigen, viele Juden eingefunden, die aus andern Stadttheilen, in welchen sie wohnen, ihre Habseligkeiten in großen, auf Rollrädern stehenden Kisten herbeigezogen, ausgepackt und auf den Quadersteinen des Kai's zum Theil recht zierlich ausgebreitet haben; hier z. B. eine Menge von Bildern, bunten und schwarzen Lithographien, dort eine Auswahl von Bürsten und Kämmen; hier ein ganzes Lager bunter Tücher, pyramidenförmig nebeneinander aufgestülpt, gleich den Servietten auf elegant gedeckten Tafeln, — dort Messer, Scheren und allerlei kurze Waaren; hier alte Bücher und Broschüren, auch mitunter in fremden Sprachen, dort kleine Tabakspfeifen, Dosen und hölzerne Löffel; am meisten aber alter Trödelkram der buntesten Mannichfaltigkeit.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 112.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

21 April 1844.

Zauberei und Aberglaube in Ceylon.

Wir haben schon früher (s. Nr. 278 vom vor. J.) eines Elephantenzauberers in Ceylon erwähnt, der einen wüthenden Elephanten bloß durch geheimnißvolle Worte und Gebärden zur Flucht brachte. Mancher Leser wird dabei nicht wenig die Achseln gezuckt haben, und wir selbst wollen niemand einen so robusten Glauben zumuthen: indeß ist es nicht minder gewiß, daß die Cingalesen manche Künste verstehen, die nicht gewöhnlich sind. So erzählt der von uns schon mehrfach erwähnte Oberst Campbell von einem Schlangenzauberer folgendes: „Einer dieser Zauberer setzte mich besonders durch seine Kühnheit und Geschicklichkeit in Erstaunen. Ich habe nie mit größerem Gleichmuth und größerer Kaltblütigkeit einen Menschen eine Cobra Capello oder Nopa — wie die Cingalesen diese Schlange nennen — handhaben sehen. Er hielt eine dieser furchtbaren Schlangen, welche mehr als drei Fuß lang war, in der Hand; er schlug und reizte sie mit solcher Zuversicht, daß ich überzeugt war, er habe sie außer Stand gesetzt ihm zu schaden. Dem war indeß nicht also: nachdem er sie gereizt hatte, um sie wie durch Zauber wieder zu beruhigen, nachdem er sie an seiner Brust hatte ruhen lassen, öffnete er ihr auf mein Anliegen den Mund, und zeigte mir ihre giftigen Zähne völlig unversehrt; ich konnte meinen Augen nicht trauen und fühlte beim Anblick dieser furchtbaren Waffen einen Schrecken, dessen ich nicht Meister werden konnte. Ich fragte ihn, ob die Schlange mich beißen würde, wenn ich sie berührte. „Ganz gewiß," erwiederte er, und in der Furcht, ich möchte dem Thier zu nahe kommen, schob er es in den Sack, der ihm als Gefängniß diente. „Würdet Ihr es wagen, eine Schlange, die Ihr im Walde findet, so zu berühren?" — „Nein," entgegnete er, „aber in höchstens zwei Tagen würde ich die wildeste zähmen. Die, welche ich hier habe, wurde erst vor 14 Tagen gefangen, und seit sie bei mir ist, habe ich ihr nichts zu fressen gegeben." Ehe ich von diesem Menschen Abschied nahm, wollte ich ihm etwas Geld geben, aber er schlug es aus. Ein vornehmer Cingalese, der mich begleitete, versicherte mich, dieß sey der geschickteste Zauberer in Ceylon. Wie gelang es ihm, eine so außerordentliche Gewalt über diese Schlange zu erlangen? Ich habe es nie erfahren können, glaube aber, daß seine Kühnheit dabei das Beste that."

Es ist nicht zu verwundern, wenn die Cingalesen die Macht manches Menschen über die Thiere für übernatürlich halten, und wie überhaupt die Naturkräfte in den indischen Mythologien verkörpert sind, gar vieles dem Einfluß von bösen Geistern zuschreiben. Daß es denn auch an Geisterbannern und Teufelsbeschwörern nicht fehlt, läßt sich denken; auch ist die Furcht der Cingalesen vor dem Teufel sehr groß. Alles Unheil, das ihnen zustößt, schreiben sie dem Einfluß der bösen Geister zu. Ihre von den Priestern sorgfältig genährten, abergläubischen Begriffe verschaffen den Zauberern und Hexenmeistern reiche Beute, und sie sind auch sehr zahlreich. Eines Tages ging Oberst Campbell in einem Wald spazieren und bemerkte am Fuße eines Baumes ein seltsames Gemälde, das eine Gruppe von Teufeln vorstellte. Vor diesem rohen Bilde hingen drei frisch geschlachtete, und diesen bösen Gottheiten als Sühnopfer dargebrachte wilde Hähne. Bei seinem Anblick flohen die hier versammelten Cingalesen schreckensvoll, denn ihrer Meinung nach haben die Teufel keine Gewalt über die Europäer, und sie fürchteten, der englische Oberst möchte, auf seine Straflosigkeit pochend, ihre Ceremonien stören.

Wenn ein Cingalese in einem Wald den sogenannten „Teufelsschrei" *) hört oder zu hören glaubt, so sagt er, es drohe ihm ein großes Unglück. Diesen gefürchteten Schrei hörte Oberst Campbell nur einmal bei der Rückkehr von einer Jagd; er soll sehr melancholisch tönen, und keinem Laut von irgend einem bekannten Vierfüßler oder Vogel gleichen.

Die Mittel, mit denen man den Teufel bannen zu können glaubt, schlagen freilich nicht immer an. Die Einwohner einer Provinz wurden seit geraumer Zeit von einer ansteckenden Krankheit hingerafft, und als die Truppen unter Campbells Befehl dahin kamen, wurden auch sie ein Opfer dieser furchtbaren Geißel; die Sterblichkeit war entsetzlich. Im Augenblick, wo die

*) Wenn wir nicht irren, so ist dieß dasselbe, was einige Naturforscher mit dem freilich nichtssagenden Worte „Naturlaut" bezeichnen. A. d. U.

Krankheit am furchtbarsten tobte, baten ihn mehrere hundert Eingalesen aller Kasten und von beiden Geschlechtern, er möchte ihnen doch erlauben den großen öffentlichen Teufelstanz zu tanzen, welcher verboten, und einige andere Ceremonien zu feiern, welche auf Antrieb der Engländer in Abgang gekommen waren. Das Fieber, sagten sie, wird nicht aufhören, als bis die Teufel beschwichtigt sind. Unter den vorliegenden Umständen konnte ich mich einem solchen Begehren nicht widersetzen. Ich ermächtigte die Eingebornen, eine Nacht lang alles zu thun, was ihnen gut dünke. Kaum war diese Erlaubniß gegeben, als der betäubendste Lärm losging, den man nur hören kann: Trommeln, Pfeifen und Cymbeln mischten sich in das wahnsinnigste Geschrei und Geheul, aber trotz alles Gelärms, und trotz der den bösen Geistern dargebrachten Opfer von Hähnen ließ sich im Gesundheitszustand des Landes keine Besserung bemerken; im Gegentheil die Zahl der Kranken wuchs bedeutend nach dem „Teufels-Tanze."

Hrn. Violets Fahrten und Abenteuer.

Sechster Zug.

(Fortsetzung.)

Am nachsten Morgen erwachte ich, da mein Pferd, verwundert darüber daß ich so lange schlief, mich wieder leckte. Ich fühlte einen heftigen Kopfschmerz und bemerkte, daß seit den letzten zwei Stunden die brennenden Strahlen der Sonne meinen unbedeckten Kopf getroffen hatten. Es dauerte eine Zeitlang ehe ich meine Gedanken sammeln und herausbringen konnte wo ich war. Endlich kam die Erinnerung an den furchtbaren Unfall des vorigen Abends, und ich bedauerte nun, daß ich nicht während meiner Bewußtlosigkeit gestorben war, denn ich glaubte, die Schwäche die ich fühlte, sey eine Wirkung des Giftes, und ein furchtbarer, langsamer Tod sey mein Loos. Rings um mich aber lächelte die Natur, Tausende von Vögeln sangen ihr Morgenlied, und das sanfte Gemurmel des nahen Baches mahnte mich an meinen brennenden Durst. Dieser gab mir einen Muth, den die Frische und Schönheit der Natur mir nicht hatten einflößen können. Ich wollte aufstehen, um mir etwas Wasser zu holen, zuerst aber langte ich mit der Hand nach meinem Knie, das meiner Ansicht nach so dick wie meine Lende angeschwollen seyn mußte, aber zu meiner unaussprechlichen Freude fand ich dieß frei von Entzündung und ganz gesund. Ach! dachte ich, alles ist am Knöchel, wie könnte ich davon kommen? ist das Gift nicht tödtlich? Ich wagte nicht die Decke wegzuwerfen und weiter zu untersuchen, ich fühlte mich immer schwächer und schwächer, und deckte meinen Kopf zu, um zu schlafen.

Ich schlief auch wirklich ein, und als ich erwachte, fühlte ich mich etwas gestärkt, obwohl meine Lippen und meine Zunge ausgetrocknet waren, wie Scherben. Ich besann mich nun auf alles, und öffnete den Verband meiner Wunde. Das Tuch war voll von einer trockenen, grünen, klebrigen Masse, und die Wunden hatten ein reines Aussehen. Die Freude gab mir Stärke, ich ging nach dem Bache, trank reichlich und wusch mich, fühlte aber, daß ein Fieber in meinen Adern glühte; gegen die unmittelbaren Wirkungen des Gifts war ich nun geschützt, wußte aber wohl, daß ich noch zu leiden haben würde. Dankbar gegen den Himmel für meine Erhaltung sattelte ich mein treues Pferd, hüllte mich ganz in meine Büffelhaut, und ritt nach dem Comantschenlager. Aber meine Sinne verließen mich, ehe ich daselbst anlangte. Man fand mich auf dem Boden und mein Pferd neben mir stehen.

Vierzehn Tage später erwachte ich, schwach und abgemagert, zum Bewußtseyn. Während dieser ganzen Zeit hatte ich an einem Gehirnfieber gelitten; augenscheinlich hatte ich zu meinen andern Unfällen auch einen Sonnenstich bekommen. Als ich wieder zu meiner Besinnung gelangte, sah ich zu meinem Erstaunen Gabriel und Roche an meiner Seite sitzen; die Expedition war siegreich zurückgekehrt. Die Dörfer der Tapuyas waren verbrannt, ihre Krieger vernichtet worden, die wenigen Uebriggebliebenen hatten Schutz in den Erdspalten oder in den nur ihnen bekannten Schlupfwinkeln des Gebirgs gefunden. Die Güte und Sorgfalt meiner Freunde nebst dem kräftigenden Einfluß eines schönen Klima's stellten mich bald so ziemlich her, es dauerte aber lange, ehe ich wieder reiten und meine früheren Uebungen aufnehmen konnte.

Um diese Zeit hatten die Pani-Picts, Abkömmlinge der Schoschonen und Comantschen, und dieselbe Sprache redend wie diese, einige Räubereien auf dem Gebiet der Camantschen begangen. Die Häuptlinge warteten wie gewöhnlich mehrere Monate, ob kein Ersatz geboten werden würde, da man sonst immer mit diesem, an dem nördlichen Ufer des rothen Flusses wohnenden Stamm in Frieden gelebt hatte; als aber kein solches Anerbieten kam, so fürchtete man die Picts seyen durch amerikanische Agenten aufgereizt worden, Feindseligkeiten gegen die Comantschen zu begehen, und es wurde deßhalb beschlossen den Kriegspfad zu betreten, und mit Gewalt die Genugthuung zu holen, welche man vergebens von der Freundschaft erwartete.

Der Weg, den wir zu ziehen hatten, um nach der Stadt der Pani-Picts zu gelangen, war rauh, ging über Berge und war von tiefen Schluchten durchschnitten. So schlecht er auch war und so sehr unsre Rosse ermatteten, so erreichten wir doch nach zehn Tagen eine kleine Prairie ungefähr sechs Meilen von dem Fluß, auf dessen anderer Seite das Hauptdorf der Pani-Picts lag. Der Himmel überzog sich jetzt plötzlich, und ein Gewitterſturm machte es selbst den besten Kriegern unmöglich ihren Pfad zu erkennen. Wir hielten somit an, und trotz des entsetzlichen Regens schliefen wir vortrefflich bis zum Morgen, wo man eine Schaar Pferde in einiger Entfernung erblickte. Allem Anschein nach waren es zahme Thiere, und manche glaubten Panis auf denselben reiten zu sehen. Vier von uns brachen sogleich auf, um zu recognosciren, und wir machten Anstalt zum Angriff. Als wir uns näherten, schien eine starke Bewegung unter die Heerde zu kommen, obwohl, wie wir jetzt genau sahen, kein Reiter unter derselben sich befand.

Wir setzten unsern Weg fort, und die Sonne war kaum aufgegangen, als wir am Ufer des Flusses anlangten, der mit Hunderten von Kähnen besetzt war, welche sämmtlich grüne

Digitized by Google

Zweige am Bug und weiße Flaggen am Hintertheil führten. Kurz darauf kamen mehrere Häuptlinge zu uns heran, und luden unsre vornehmsten Anführer ein, nach dem Dorfe zu kommen, um mit den Pani-Picts zu reden, da diese mit ihren Brüdern, den Comantschen, in Frieden zu leben wünschten. Dieß ward bewilligt, und Gabriel, Roche und ich begleiteten sie. Das Dorf ist nach allen Seiten hin gegen den Angriff vortrefflich geschützt: vorn wälzt der hier klare und durchsichtige rothe Fluß seine tiefen Gewässer hin; im Rücken des Dorfs erheben sich steile senkrechte Berge bis zur Höhe von 2000 Fuß und nur da zugänglich wo Stufen in den Felsen eingehauen sind. Die Wigwams, Tausend an der Zahl, erstrecken sich auf nahezu zwei Stunden auf einem schönen reichen Alluvialboden, der vortrefflich angebaut ist; die Felder sind gut eingezäunt und enthalten Mais, Melonen, Kürbisse, Bohnen u. s. w. Der Raum zwischen dem Berge und dem Fluß ist auf beiden Seiten des Dorfes dicht mit mehreren Reihen Schlehenbüschen bepflanzt, die für Menschen und Thiere undurchdringlich sind, so daß man die Panis nur von vorn angreifen kann, von dem Flusse her, was ohne großen Menschenverlust nicht zu bewerkstelligen ist, da die Panis tapfer und mit Büchsen wohl versehen sind, obwohl sie auf ihren Prairiejagden Lanzen und Pfeile vorziehen.

Als wir in die große Rathshütte traten, empfing uns der erste Häuptling Watara Scharoi sehr höflich, wies uns einen Platz neben sich an, und gab dann den Aeltesten der Panis das Zeichen gleichfalls einzutreten. Ich war sehr erstaunt unter ihnen einige Weiße in glänzenden Uniformen zu finden; da aber die Ceremonie bereits begonnen hatte, und es indianische Sitte ist, sich gleichgültig zu stellen, wie sehr man auch durch etwas angeregt seyn mag, so blieb ich stehen wo ich war. (Fortsetzung folgt.)

Merkwürdiges Mittel gegen die Wasserscheu.

Das russische Journal des Ministeriums des Innern vom Januar dieses Jahres enthält eine genaue Schilderung von mehreren Heilungen der Wasserscheu vermittelst einer Euphorbienart (euph. villosa et palustris). Der erste Fall ereignete sich in Podolien, wo sechs Menschen von einem wüthenden Wolf gebissen wurden; fünf derselben wurden gerettet und nur einer, freilich der am schwersten verwundete, starb. Der zweite Fall ereignete sich im Gouvernement Kiew, wo eine wüthende Katze vier Erwachsene und ein Kind biß. Einer der Erwachsenen wurde auf die gewöhnliche Weise behandelt, die Wasserscheu brach aus und er starb, die andern wurden durch Anwendung der Euphorbia palustris gerettet. Das Verfahren besteht darin, daß man die Hitzblattern, welche sich bei den Gebissenen unter der Zunge bilden, mit einer glühend gemachten Nadel ausbrennt, die dadurch im Munde entstehenden kleinen Wunden mit einem Absud von Euphorbia auswascht und als inneres Mittel ein Glas von diesem Absud nüchtern trinkt; ein Pfund von diesem Absud bereitet man aus einer Unze Wurzeln in einem verschlossenen, wohl verstrichenen Topf. Dieß Mittel, welches Brechen und manchmal auch Durchfall erzeugt, wird so lange gegeben, bis das Brechen aufhört, was gewöhnlich am dritten oder vierten Tage geschieht. Das Aufhören des Brechens gilt als das Kennzeichen der Vernichtung des Giftes und der Rettung des Kranken. Aus Vorsicht gibt man dem Kranken am neunten Tage noch ein Glas, und wenn es kein Erbrechen mehr zur Folge hat, so ist die Heilung vollendet. Das Heilmittel scheint unter dem Volk von Podolien ziemlich bekannt zu seyn, denn sie brauchen es auch bei dem Vieh, wenn dieß, was nicht selten vorkommt, von wüthenden Thieren gebissen wird.

Volksleben in Venedig.

Die Riva dei Schiavoni.

(Fortsetzung.)

Trotz allen diesen Anhalten ist immer noch kein rechtes Leben auf der Riva, aber der Hunger hat sich eingestellt. (Ich muß dabei bemerken, daß die geringen Leute, die eigene Wohnungen und Familien haben, um 2 oder 3 Uhr zu essen pflegen; sie haben dann früh um 8 vor dem Ausgehen etwas gefrühstückt; die Armen und Taglöhner aber erhalten zu Hause nichts, sie haben auch durchaus keine bestimmten Eßstunden, sondern nehmen was sie bekommen können. Für die gebildete Welt ist die allgemeine Stunde der Hauptmahlzeit, und der einzigen, 5 Uhr Nachmittags.) Die fleißigen Schiffer von Chioggia haben die Nudeln hingelegt und sitzen am Bord ihrer Fahrzeuge und essen Polenta (Maisbrei) und kleine Muscheln (cape) oder andere ordinäre Schalthiere; jetzt haben sie wohl ein Auge für den neugierigen Zuschauer, machen auch wohl halblachend eine Bemerkung über ihre dürftige Kost, sind aber auch zufrieden, wenn man nicht darauf höret. Andere Marinari gehen wohl auch in die Schenkstuben, deren es gar viele an der Riva gibt (obgleich noch mehr Barbierstuben), oder in die Wein- und Kaffeehäuser u. s. w. an den Seitengäßchen. Zur Charakteristik des offenen Straßenlebens an der Riva gehört aber auch der nahe Fischmarkt: Campiella della Pescaria, ein kleiner ganz mit Tischen besetzter Platz, wo eine Menge verschiedener Fische und Schalthiere zum Verkauf ausgelegt sind; ringsum aber sind in und vor den Häusern andere Buden mit Brod, Gemüsen und allerlei gewöhnlichen Victualien, und da werden auch die Fische gleich gekocht und Fritturen gemacht, d. h. in einem großen Kessel voll siedenden Oels oder Schmalz werden kleine Stückchen Polententeig geworfen und wenn sie ganz mit Fett durchzogen sind wieder herausgefischt und heiß verzehrt. (Wer nicht daran gewöhnt ist mag sich in Acht nehmen, daß ihm nicht übel danach wird.) Hier sammeln sich nun von 10 Uhr an die Hungrigen, die etwas Geld haben, kaufen was ihnen schmeckt und verzehren aus freier Hand, ohne sich zu setzen, wozu es auch an Platz fehlen würde. Zuweilen steckt auch wohl ein Marinaro einem artigen Mädel einen Bissen in den Mund, das vor einem der Häuser sitzt und Steinpfe stopft oder Perlenschnüre macht. Diese Arbeit geht sehr rasch; das Mädchen hat zwölf lange dünne Nadeln, an deren jeder ein Faden befestigt ist; diese nimmt sie zwischen Daumen und Zeigefinger der rechten Hand, breitet sie flach und fächerförmig aus, und ohne hinzusehen (sie kann also Augen für den Marinaro haben) fährt sie damit in einem großen bis zum Rand mit Perlen gefüllten Korb hin und her, bis die Nadeln ganz gefüllt sind, worauf sie mit der Linken die Perlen auf die Faden hinabschiebt und von neuem zu schaufeln beginnt. (Die Glasperlen werden bekanntlich in Murano fabricirt.)

Da von nun an bis noch 12 Uhr an der Riva dei Schiavoni nichts Besonderes vorzufallen pflegt, haben wir Muße, uns die Häuser etwas näher anzuschauen. Zwischen S. Biaggio und Il Sepolcro, d. i.

Digitized by Google

auf der östlichen Hälfte, wo, wie schon erwähnt, die Casernen und Magazine sind, sieht man zu ebener Erde nur Kaffeyen und Wirthsstuben (worunter das halbberüchtigte Kaffeehaus Gamba), Barbierestuben, die nicht an gelben Seifenbecken, sondern an scheußlichen Zahnausbrechern kenntlich sind, und einige ordinäre Kaufläden. Besser sind diese auf der westlichen Hälfte, obgleich durchaus nicht elegant und fast sämmtlich für Schiffer und Leute aus der arbeitenden Classe berechnet. Die vorzüglichsten Gegenstände, die man hier im Ganzen recht billig kaufen kann, wenn man zu handeln versteht, sind: fertige Kleidungsstücke, Schiffsbaumaterial aller Art, auch Flaggen und Wimpel, Colonialwaaren, Blechwaaren, Gold- und Silberarbeiten, Gewehre, Steingut und Töpferwaaren, Papier, wollene und baumwollene Schnittwaaren, Backwerk und eingemachte Früchte und Victualien aller Art. An einem der größern Gebäude, der Präfectur, hat auch ein Vogelhändler die ganze Wand mit seinen großen und kleinen Käfigen behangen, in diesen aber sieht man nur einheimische Vögel, Tauben, Lärchen, Amseln, Dompfaffen, Finken, Stieglitze, Zeisige, Schwarzkappen und Canarienvögel. — Auch bessere Kaffeehäuser sieht man hier, und welchen Werth diese Etablissements an der Riva haben, das hat unlängst der Besitzer des Hôtel Royal, Hr. Danieli, erfahren. Es gehört zu den Eigenthümlichkeiten Venedigs (und anderer italienischen Städte), daß keineswegs jedes ganze Haus seinen Eigener hat; oft wird der erste Stock eines größern Gebäudes diesem, der zweite jenem verkauft, und in den Besitz der Räumlichkeiten zu ebener Erde theilen sich oft drei bis vier verschiedene Familien. So war es auch mit dem ehemaligen Palazzo, der jetzt Hôtel Royal heißt. Die überaus günstige und schöne Lage desselben an der Riva, ganz nahe am Marcusplatz, brachte Hrn. Danieli zu dem Entschluß, ein bedeutendes Capital anzulegen, um sein Etablissement großartig zu erweitern. Dazu war aber der Alleinbesitz des ganzen Hauses erforderlich, und es mußte für den vierten Theil des Erdgeschosses, wo jetzt in ein Paar niedrigen Zimmern eine besondere Kaffeewirthschaft etablirt ist, dem Besitzer 18,000 Lire Austr., d. i. über 7000 fl. rhein., bezahlen. Das eleganteste Etablissement dieser Art an der Riva, wo man Nachmittags unter einem Sonnenzeltdach stets wohlgekleidete Herren vor dem Hause sitzen sieht, und wo auch für Damen ein Zimmer ist, in dem nicht geraucht werden darf, ist das Kaffeehaus Brigiacco, und auch hier ist der Raum so eng, daß der Kaffee nicht im Hause, sondern vor demselben auf der Riva über einem Kohlenfeuer in großer Trommel gebrannt wird.

Mit der Mittagsstunde ist die Kirchenzeit vorüber, und nun beginnt auch auf der Riva ein anderes Leben; nicht nur weil die meisten Menschen erst nach der Messe herumgehen, sondern auch weil jetzt erst die großen Buden mit Wachsfiguren, Dioramen u. dgl. geöffnet und die Puppenbuden aufgeschlagen werden dürfen. Diese letztern sind Tag für Tag fast immer von einem Kreise aufmerksamer Zuhörer umgeben, die sich an den tollen Bewegungen dieser stereotypen Figuren, doch auch mitunter an dem Inhalt der Stücke erfreuen, denn die bessern Polichinellaspieler wählen zu ihren Darstellungen nicht selten wirklich gute Lustspiele von Goldoni und andern Dichtern, und wissen vier bis fünf verschiedene Rollen mit wechselnder Stimme gar lebhaft vorzutragen. So ist auch beständig an einer andern Stelle ein dichter Kreis von Zuhörern um einen alten Improvisator versammelt, der seine gereimten Geschichten zwar mit vielem Ausdruck in Ton und Mienr, aber mit so schwacher Stimme vorträgt, daß große Aufmerksamkeit erforderlich ist ihn zu verstehen. In diesem Kreise fehlt es selten an hübschen Marinaci in ihren langhaarigen, braunen, rothgefütterten Kappenmänteln; während die wohlhabenden Schiffsführer und die Griechen in ihren malerischen kurzen Pelzröcken in der Regel nur vorbeigehend hinhorchen. — Auch mehrere kleinere Kreise sieht man hin und wieder sich sammeln und zwar um einige Körbe voll hartgesottener Eier; mit diesen wird nämlich gekippt, theils von den Käufern unter sich, öfter aber mit dem Verkäufer, der seine Eier vermuthlich sehr genau kennt; denn er verweigert keinem mit ihm zu kippen, und wer ihm ein Ei in seiner Hand zerschlägt, der erhält dasselbe, ohne etwas dafür zu bezahlen. Es ist gar drollig zu sehen, mit welchem Ernst die Eier zuvor an den Zähnen geprüft und das ganze Spiel betrieben wird, und sollte auch mitunter heimlich dabei um Geld gewettet werden, so geht es doch sehr still dabei zu, damit die Polizei nichts merkt; denn das Wetten, namentlich das bekannte à la mora, ist streng verboten, weil es so oft zu Zänkereien und Raufereien führte, die jetzt am Tage (große Festtage vielleicht ausgenommen) in Venedig zu den seltenen Erscheinungen gehören. Auch Betrunkene sieht man auf der Straße sehr selten; wenn aber ein Fremder die Augen schließt, könnte er leicht glauben unter lauter Betrunkenen zu seyn, so arg ist der Lärm. Wenn der Italiener nur lebhaft spricht, klingt es immer, als wenn er zanke oder schimpfte, und nun noch das ewige Schreien der Ausrufer und Verkäufer, um die Vorübergehenden anzulocken, und besonders der vielen Knaben, die sich überall zwischen die Leute drängen und mit kreischender Stimme ihre Zündhölzchen, Cigarren, Mandelkuchen, Polenta, oder was sie sonst haben mögen, feilbieten.

Zu diesem bunten Volksgemenge kommt nun noch an den Werktagen zwischen 3 und 5 Uhr le beau monde. Die eigentliche Promenade für die Damen und Herren der vornehmen Welt ist zwar der Marcusplatz, bei kaltem Ostwind aber ist die Riva bei Schiavoni, wie ich schon zu Anfang dieses Artikels bemerkte, viel geschützter und wärmer, daher sieht man auch oft um die genannte Zeit dort auf dem Wege in den Giardini eine Menge höchst eleganter Toiletten mitten unter den Schiffsleuten und den in Lumpen gehüllten Arbeitern umhergehen.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Plötzliches Steigen und Fallen des Meeres bei Malta am 21 und 25 Junius vor. J. Um 6 Uhr Morgens am 21 Junius stand das Wasser 6 Zoll über der Durchschnittshöhe und blieb so bis 6¾, worauf es noch um 18 Zoll stieg, um in wenigen Minuten um 3 Fuß 6 Zoll unter die Durchschnittshöhe zu sinken; diese Schwankungen dauerten bis 8½ Uhr fort, worauf das Wasser wieder seinen gewöhnlichen Stand einnahm. Am 25 stieg das Wasser um 2 Fuß 6 Zoll über die Durchschnittshöhe und sank dann 3 Fuß unter dieselbe. Dieser Wechsel kehrte niemal an diesem Tage wieder. Die Sache wurde von einem Hrn. Napier in einer Sitzung der königlichen Gesellschaft in London mitgetheilt, aber eine Erklärung nicht versucht. (Lit. Gaz. vom 6 April.)

Der Senfbaum der Bibel. In einer Versammlung der asiatischen Gesellschaft zu London las der durch seine Kenntnisse in der Botanik Asiens bekannte Dr. Royle eine Abhandlung vor, in welcher er den Beweis führte, daß der Senfbaum, der im neuen Testament erwähnt ist, bei den jetzigen Bewohnern Syriens Khardal heiße und die Salvadora persica sey.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 113.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

22 April 1844.

Ethnographische Erforschung Sibiriens.

Das Aftonblad vom 30 März theilt aus Finnlands Allmänna Tidning Nachricht über eine Unternehmung der k. russ. Akademie mit, welche Sibirien in ethnographischer und linguistischer Hinsicht untersuchen soll, da die frühern Forscher, wie Müller, Pallas, Klaproth eben in dieser Beziehung noch sehr viel zu wünschen übrig gelassen. Die russische Akademie hatte den Kaiser angegangen, eine Expedition nach Sibirien zu senden, welche sich ausschließlich mit diesen Untersuchungen befassen sollte, und der Kaiser hatte auch 3000 Silberrubel dazu bewilligt. Die zu gleicher Zeit beschlossene Untersuchung Sibiriens in naturgeschichtlicher und geologischer Hinsicht kam indeß früher zu Stande und hat unter Middendorfs Leitung sehr interessante Materialien geliefert. Zur Ausführung der ethnographisch-linguistischen Expedition aber konnte die Akademie erst in diesem Jahre kommen, und beauftragte damit den Lehrer an der Universität Helsingfors, Castrén, der sich früher mit Eifer dem Studium der classischen und orientalischen Sprachen gewidmet, später aber ausschließlich mit der altnordischen und lappischen Sprache, so wie mit den verschiedenen finnischen Dialekten beschäftigt hatte. Um seinen Zweck besser zu erreichen, unternahm er schon im Jahre 1838 eine wissenschaftliche Reise durch Finnland und Lappland, deren Ergebnisse er in verschiedenen kleinen Aufsätzen bekannt machte, so wie er auch im J. 1841 eine metrische schwedische Uebersetzung des finnischen Epos „Kalewala" herausgab, die für sehr gelungen angesehen wird, und das oft noch dunkle Original sehr treu wiedergibt. Gegen Ende des genannten Jahres unternahm Castrén in Gemeinschaft mit dem bekannten Dr. Lönnrot auf eigene Kosten eine Reise durch die finnischen und russischen Lappmarken, und als er im Sommer 1842 von seinem Reisecameraden sich getrennt, beschloß er seine Reise fortzusetzen durch die Länder der Samojeden, um deren Sprache und Sitten genauer kennen zu lernen. Diese Reise, für welche der Kaiser eine Unterstützung von 1000 R. S. bewilligt, wurde, obwohl unter mannichfachen Schwierigkeiten und Entbehrungen ununterbrochen fortgesetzt, so daß er alle von den Samojeden in Europa bewohnten Striche durchwanderte und selbst mit den Syrjänen nähere Bekanntschaft machte, von deren Sprache er eine Grammatik entwarf. Nach unglaublichen Strapatzen kam Hr. Castrén im verflossenen November endlich über den Ural nach Obdorsk, wo er noch in der Mitte des Januars sich aufhielt. Hier hat er auch den ihm nachgeschickten Auftrag erhalten, seine Reise durch Sibirien weiter fortzusetzen.

In der Sitzung der Akademie am 12/24 Januar trug Hr. Sjögren eine von ihm aufgesetzte Instruction für Castrén vor, welche auch von der Akademie gutgeheißen wurde. Dieser gemäß soll er Obdorsk zum Ausgangspunkt nehmen, und die zwischen Sibiriens Westgränzen und dem Jenisei wohnenden samojedischen und ostiakischen Stämme hinsichtlich ihrer Sprache und Lebensweise aufs genaueste untersuchen, zugleich aber auch historischen Forschungen seine besondere Aufmerksamkeit zuwenden. Vor allem soll er sich mit dem innern Bau der verschiedenen Dialekte bekannt machen, daneben aber auch möglichst vollständige Wörterbücher sammeln. Ferner soll er Volkslieder und Sprüchwörter aufzeichnen, so wie die Namen der Länder, Völker, Personen, Wohnörter, Naturgegenstände, Berge, Seen, Flüsse u. s. w. In historischer Hinsicht soll er allen Traditionen und Sagen, Ruinen von Denkmälern, Gräbern, namentlich den viel besprochenen Tschudengräbern nachforschen, und Inschriften sorgfältig copiren; dieß gilt namentlich von den merkwürdigen Inschriften, welche am Jenisei zwischen Krasnojarsk und Abakansk in den Felsen ausgehauen seyn sollen, und früher aus colorirten Figuren bestanden, die aber jetzt so abgeblaßt sind, daß sie nur nach dem Regen, oder wenn man sie mit Wasser begießt, wieder sichtbar werden. In ethnographischer Hinsicht soll Hr. Castrén namentlich den Körperbau der verschiedenen Stämme, ihre Sitten und Gebräuche, ihren Culturzustand und religiösen Meinungen beobachten. Viele dieser Völker bekennen sich noch zum Schamanismus, oder sind im allgemeinen Heiden, andere nennen sich wohl Christen, sind es aber nur dem Namen nach, und so steht auch bei ihnen noch ein bedeutendes Feld für mythologische Forschungen offen.

Digitized by Google

Hrn. Violets Fahrten und Abenteuer.

Sechster Zug.

(Fortsetzung.)

In dem Augenblick, wo der Pfeifenträger die Friedenspfeife anzündete, trat der ehrwürdige Pani-Häuptling in die Mitte der Hütte und redete die Comantschen an: „Mein Gesicht ist alt, denn ich habe hundert Winter gesehen, und doch kann ich diejenigen erkennen, welche einst Freunde waren. Ich sehe unter euch Opischka koaki (den weißen Raben) und den Führer eines großen Volks, Pemeh katey (die lange Flinte) und den weißen Hah-ni (den alten Bider). Ihr seyd Freunde und wir sollten euch sogleich die Friedenspfeife anbieten, aber ihr seyd als Feinde gekommen; so lange ihr Ursache zu haben glaubt es zu seyn, wäre es niedrig und der Panis unwürdig, das zu erbitten, was sie vielleicht durch ihren Muth erlangen könnten. Aber die Comantschen und Panis waren zu lange Freunde, um über einander herzufallen wie hungrige Wölfe über einen verwundeten Büffel. Eine große Ursache muß sie bewegen zum Kampfe gegen einander, und wenn dieser kommt, muß es ein Vertilgungskampf seyn, denn wenn ein Mann mit einem alten Freunde bricht, so wird er bitterer in seiner Rache, als gegen einen völlig Fremden. Laßt mich hören, worüber die tapfern Comantschen sich zu beklagen haben, und jeder mit der Würde eines Panihäuptlings vereinbare Ersatz soll gewährt werden, um nicht einen Krieg zwischen Brüdern zu veranlassen, die so lange mit einander gejagt und gegen einen gemeinsamen Feind gefochten haben. Ich habe gesprochen."

Opischka koaki befahl mir die Friedenspfeife der Comantschen anzuzünden, trat dann vor an die Stelle, die der alte Häuptling eben verlassen, und antwortete: „Ich habe Worte großer Weisheit gehört; ein Comantsche liebt und achtet Weisheit; ich liebe und achte meinen Vater Watera Scharoi; ich will ihm sagen, was die Klagen unserer Krieger sind, aber da wir als Feinde gekommen sind, so ist es billig, daß wir zuerst die Friedenspfeife anbieten. Nimm sie, Häuptling, denn wir müssen Freunde seyn; ich will das erfahrene Unrecht erzählen und es der Gerechtigkeit des großen Pani überlassen, es auszutilgen, und den Verlust zu ersetzen, den seine jungen Leute einem befreundeten Volke zugefügt haben."

Die Pfeife ward angenommen und das Gespräch ging fort. Es zeigte sich, daß eine Abtheilung von 100 Panijägern in einer Nacht durch eine Estampede (jähen Schreck), den einige feindliche Indianer erregt, ihre Pferde verloren hatten. Fünf Tage lang gingen sie zu Fuß, bis sie auf einmal im nördlichen Gebiet der Comantschen eine Pferde- und Viehheerde trafen. Sie hätten sie nie angetastet, wenn ihnen nicht kurz darauf eine sehr zahlreiche Schaar ihrer schlimmsten Feinde, der Kiowas, aufgestoßen wäre, von denen sie sehr hart bedrängt wurden, so daß sie genöthigt waren, nach der Stelle zurückzukehren, wo sie die Pferdeheerden der Comantschen grasen gefunden hatten, und diese wegzunehmen, um ihren Feinden zu entkommen. So weit war alles gut, und die Comantschen würden im Lande der Panis in ähnlichem Fall ganz dasselbe gethan haben, aber die Comantschen erbitterte der Umstand, daß die hundert in der Noth entlehnten Pferde nicht zurückgegeben worden waren, obgleich die Abtheilung schon seit zwei Monaten wieder ihr Dorf erreicht hatte.

Als die Panis hörten, daß wir keinen andern Grund zur Klage hatten, zeigten sie durch ihr freundschaftliches Benehmen, daß die Bande der langen Brüderschaft nicht so leicht zu brechen seyen, und die Panis hatten auch in der That einige Zeit zuvor zehn ihrer Leute mit hundert ihrer schönsten Pferde abgeschickt, als Ersatz für diejenigen, welche sie weggenommen und in ihrer eiligen Flucht vor den Kiowas zu Grunde gerichtet hatten. Diese schlugen aber einen andern Weg ein, als wir gethan hatten, und so verfehlten wir sie. Die Rathsversammlung brach somit auf, und die Indianer, welche auf der andern Seite des Flusses geblieben waren, wurden eingeladen an der Gastfreundschaft der Panis mit Theil zu nehmen.

Gabriel und ich traten nun zu den seltsam gekleideten Fremden. Augenscheinlich suchten sie auch uns, und ich erfuhr jetzt, daß sie schon seit geraumer Zeit bei den Panis sich befunden und zu den Comantschen gegangen wären, um sich mit mir über gewisse politische Gegenstände zu besprechen, wenn sie nicht die große Abneigung der Hauptlinge dieses Stammes gegen die Bewohner der Vereinigten Staaten kennen gelernt hätten. Die Sache verhielt sich folgendermaßen: diese Leute waren Emissäre der Mormonen, einer neuen in den Vereinigten Staaten entstandenen Secte, welche rasch an Zahl anwuchs. Um die Fahne Joseph Smiths, ihres kecken, ehrgeizigen Anführers, sammelten sich Schaaren von allen Seiten her; sie hatten sich auf einem ausgedehnten Landstrich am Ostufer des Missisippi niedergelassen, und hier eine bürgerlich-religiös-militärische Macht gegründet, die eben so eigenthümlich als für die Vereinigten Staaten gefährlich war. Um seine weiteren Zwecke zu verfolgen, wünschte dieser neue Apostel Friedens- und Freundschaftsverträge mit allen Indianern in den großen westlichen Gebieten abzuschließen, und hatte zu diesem Ende Abgeordnete unter die verschiedenen Stämme im Osten der Felsengebirge gesendet. Da er ferner durch Biberfänger von St. Louis erfahren hatte, daß Fremdlinge, die lange unter den Schoschonen am stillen Meere sich aufgehalten, jetzt bei den Comantschen sich befänden, hatte Smith seinen Abgeordneten bei den Panis aufgetragen, eine Unterredung mit mir zu suchen, und sich mit mir über die Maaßregeln zu besprechen, wie ein allgemeiner Schutz- und Trutzbund gegen die Amerikaner und Texaner zu bewerkstelligen sey.

Auf einen solchen Vorschlag ließ sich natürlich nicht im Augenblick antworten. Ich erhielt Erlaubniß von den Comantschen die Fremdlinge mit uns zu nehmen, und wir kehrten sämmtlich heim. Was zwischen mir und den Abgeordneten der Mormonen verabredet wurde, gehört nicht hieher; nach dreiwöchentlichem Aufenthalt bei den Comantschen wurden sie zu den Panis zurückbegleitet. Auf Gabriels Rath beschloß ich selbst mit den vornehmsten Anführern der Mormons Rücksprache zu nehmen, und ich gedachte, wenn diese Unter-

Digitized by Google

redung nicht günstig ausschläge, nach Europa zu gehen und zu versuchen, ob nicht eine kaufmännische Gesellschaft mit den Schoschonen in directen Verkehr treten wollte, oder von der englischen Regierung zur Förderung der weitern Plane, die ich zum Vortheil des Stammes gefaßt, eine Unterstützung nachzusuchen.

Da ein großer Theil der Comantschen sich zu ihrem jährlichen Zug in die östlichen Theile von Texas rüstete, so schloßen Roche, Gabriel und ich uns diesem an, sagten dem übrigen Theil des Stammes ein herzliches Lebewohl, erhielten noch manche werthvolle Geschenke und brachen sodann nach dem Salzsee auf, welcher die Quelle des südlichen Arms des Brazos ist. Hier stießen wir abermals auf unsere alten Freunde, die Wakos, und erfuhren, daß eine Schaar von 60 oder 70 Yankees oder Texanern an der obern Gabeltheilung des Trinityflusses herumstreife, alle Arten von Räubereien begehe, und sich nach indianischer Weise bemale, damit ihre Schandthaten den Wilden zur Last gelegt würden. Dieß mag dem Leser seltsam vorkommen, war aber seit einiger Zeit eine sehr in Aufnahme gekommene Verfahrungsart. In den Vereinigten Staaten gab es stets eine Menge Leute, die in Folge von Verbrechen die östlichen Ansiedlungen verlassen mußten, und außer dem Bereich der civilisirten Welt eine Zuflucht suchten. Diese Leute bildeten kleine Schaaren, gingen furchtlos unter die Wilden, nahmen Squaws und lebten mit ihnen, bis eine hinreichende Zeit verstrichen war, daß sie unter einem angenommenen Namen in einen andern Staat sich wagen durften, um dort das durch Raub und Mord gewonnene Vermögen zu genießen.

Dieß ist die Geschichte der Mehrzahl der westlichen Schanzgräber (pioneers) der Civilisation, von deren Muth und Tugenden die amerikanischen Schriftsteller so viel zu erzählen wissen. Als ihre Anzahl sich mehrte, entwarfen sie einen Plan, der ihnen große Vortheile ergab. Sie vereinigten sich, bildeten eine Art Landstibustier, und machten Einfälle in die französischen und spanischen Ansiedlungen im Westen, wo sie die Unbedachtsamen überfielen, und viele Beute mit fortschleppten. Als aber diese spanischen und französischen Besitzungen den Vereinigten Staaten einverleibt wurden, änderten sie ihr Raubsystem, und suchten unter dem Namen der „Gränz-Buggles" die Staaten Mississippi und Tenessee heim, wo sie einen so furchtbaren Ruf erlangten, daß die Regierung mehrere Expeditionen gegen sie ausschickte, die aber alle nutzlos abliefen, da die bedeutendsten Magistratspersonen dieser Staaten häufig selbst Mitglieder der Brüderschaft waren. Das Anwachsen der Bevölkerung machte auch diesem System ein Ende, und die Buggles mußten nun zu andern Mitteln greifen. Wohl bekannt mit den indianischen Sitten, kleideten und bemalten sie sich als Indianer, und griffen die nach Mexico ziehenden Karawanen an. Die Handelsleute schrieben in ihren Berichten die That irgend einem Indianerstamm zu, der vielleicht im Augenblick des Angriffes 5 bis 600 Meilen von diesem Orte entfernt war.

Dieses Raubsystem wird jetzt in größerem Umfang getrieben als je. Schaaren von fünfzig bis sechzig Menschen stehlen Pferde Vieh und Sklaven in den westlichen Theilen von Arkansas und Louisiana und verkaufen sie in Texas, wo sie ihre Agenten haben; dann greifen sie als indianische Krieger verkleidet Pflanzungen in Texas an, führen große Heerden von Pferden und Rindvieh mit sich fort, und treiben diese nach Missouri durch die einsamen Beegpfade am Arkansas, oder sie bahnen sich einen Weg durch die Seen und Sümpfe am Sabinefluß und ziehen durch die Distriete Attalapas und Opelousas in Westlouisiana. Die von den Wakos erwähnten Schaaren gehörten zu den letztern.

(Fortsetzung folgt.)

Volksleben in Venedig.

Die Riva dei Schiavoni.

(Schluß).

An Sonn- und Festtagen sieht es auf der Riva dei Schiavoni ganz anders aus, schon deßhalb, weil nirgends gearbeitet wird und alle Läden, also auch die an der Riva, geschlossen bleiben, was freilich keine Verschönerung ist, am wenigsten hier, wo man für Eleganz und Nettigkeit der Außenhülle fast gar keinen Sinn zu haben scheint. Wenn die Stadt, besonders von der Wasserseite, im allgemeinen ein elegantes Ansehen hat, so beruht dieß theils auf der Schönheit der Formen, theils aber auch auf dem Umstande, daß die großen Kuppelkirchen fast alle mit Blei gedeckt sind, das bekanntlich im Alter nicht grün wird wie Kupfer, sondern wie das Haupthaar des Menschen weiß, so daß man aus der Ferne nichts als Marmor zu sehen wähnt. Der Marmor selbst aber, womit die Wände mancher Paläste bekleidet sind, wird dunkelgrau, was die eigenthümlichen architektonischen Formen in der Nähe weit malerischer erscheinen läßt, als irgend ein neues, weißes oder farbiges Kleid. So weit wäre denn der Mangel an Sorgfalt auf äußern Glanz sehr erfreulich und hiesigen Orts ohne Zweifel nachahmenswerth, denn die neuangestrichenen Häuser nehmen sich in der That recht unvortheilhaft aus. Aber viel weiter sollte die Vernachlässigung doch auch nicht gehen, und namentlich sind die fast durchgängig unangestrichenen und großentheils halb verfaulten und zersprungenen Fensterläden, wie auch die verblichenen Zeltdächer vor den Häusern und die Vorhänge (z. B. in den Aeladen am Marcusplatz) recht häßlich. Seltsam aber und oft wirklich komisch ist, zumal an den kleinen Kaufläden in abgelegenern Gassen, der Contrast des Schmutzes an den Hauswänden, ja selbst an den Tischen und auf den Kleidern der Verkäufer mit der Sorgfalt, womit sie die feilgehaltenen Waaren aller Art sauber zu halten und einladend auszustellen suchen. Die vornehme Welt hält sich an allen Festtagen von den öffentlichen Orten fern und überläßt sie gleichsam den mittlern und niedern Ständen zu alleiniger Disposition. An den gewöhnlichen Sonntagen ist's daher auf der Riva verhältnißmäßig still, obgleich nach der Kirche bei gutem Wetter eine große Zahl von Spaziergängern sich einzufinden pflegt. An den besondern Festtagen aber richtet sich das Leben überhaupt nach der Lage der Kirchen. Solcher Feiertage gibt es hier sehr viele, aber die eigentliche Feier erstreckt sich selten über das Gebiet des Stadtbezirks hinaus, in welchem die Kirche liegt. So ist z. B. der Josephstag (der 19 März) hier ein förmlicher Festtag, und da die Josephskirche hinter den Giardini publici liegt, so

gilt das Fest besonders den Bewohnern des Sestiere di Castello, wozu der ganze Stadttheil gehört. Am 19 März war daher schon von 8 Uhr Morgens an viel Volk auf der Riva, und später ging's fortwährend in dichten Zügen hin und her. Das Ziel war ein dreifaches: die Kirche, wo Messe gehalten ward, der kleine Jahrmarkt auf dem vor derselben befindlichen Platze (campo) und die Giardini. Die Kirche glich in Wahrheit einem Bienenstock, unaufhörlich drängten sich die Leute ein und aus, um eine Weile drin zu beten und nebenbei ein wenig von der Kirchenmusik zu hören, die freilich nicht geeignet war ein auch nur halb gebildetes Ohr zu fesseln, denn sie bestand aus einer marschartigen Composition, im lustigsten Tempo ausgeführt von einer erbärmlich kreischenden Orgel, drei passablen Hornisten und vier singenden oder vielmehr schreienden Männern. Zu sehen war in der Kirche auch nichts als eine Menge brennender Kerzen, die fungirenden Priester vor dem Altar, ohne allen Pomp, und die in ewiger Bewegung befindliche Volksmasse. — Die Bilder, deren es freilich in dieser Kirche keine besonders ausgezeichneten gibt, sind während der Fasten sämmtlich verhangen; zum Ersatz dafür werden die Heiligenbilder an den Straßenecken u. s. w. in dieser Zeit neu aufgeputzt, auch wohl in zu ebener Erde liegenden Stübchen ganz neue Schaustellungen der Art mit buntestem Flitterstaat eröffnet, und da sieht man denn in der Regel ein paar alte Weiber oder Männer knien und sich bekreuzigen. — Unmittelbar vor der Kirche auf dem kleinen Campo di S. Giuseppe waren am Tage dieses Heiligen eine Menge kleiner Tische und Buden aufgeschlagen, meist mit Backwerk, bunten Tüchern, Pfeifen, Bilderchen und Spielzeug, und fast immer sah man Kauflustige an den Tischen. Ein sittlicher hübscher Mann in wallener Jacke, den rothen Fez auf dem Kopf, hatte eine große prächtige Puppe gekauft und trug diese zum großen Spaß seiner Genossen wie ein lebendes Kindchen auf dem Arm nach Hause. Auf einer andern Abtheilung desselben Platzes, die nicht gepflastert ist, war eine Erdbahn abgesteckt, auf welcher acht bis zehn wohlgekleidete Schiffsleute ein Spiel machten, das in Deutschland häufig von den Knaben gespielt wird mit Kügelchen (Dammern, Pikkern, Marbeln und wie sie sonst noch heißen); hier in Venedig aber, wie auch auf den Inseln und dem Littorale, spielten es die Männer mit großen Kegelkugeln. Der erste wirft die seinige weit aus, der zweite sucht dessen Kugel mit einer andern zu treffen oder ihr doch möglichst nahe zu kommen u. s. w. Dasselbe Spiel ward von ein paar Knaben in Ermangelung der Kügelchen mit Steinchen gespielt, doch auf einem andern in der Nähe befindlichen freien Platz, wo im Sommer zur Volksbelustigung amphitheatralische Bretterstze aufgeschlagen werden, um von diesen aus dem Ballonschlagen einiger darauf eingeübten Spieler zuzusehen.

Nach Süden hin gränzt das Campo di San Giuseppe unmittelbar an die Giardini pubblici, und auch hier war es den ganzen Tag voll von Leuten beiderlei Geschlechts, meist aus den untern Classen, die unter den schönen, aber immer noch kahlen Platanen und Akazienbäumen sehr still, ich möchte sagen langweilig umherwandelten; kaum hörte man von Zeit zu Zeit eine beliebte Melodie aus einer der neuesten Opern, Nabuco *) oder Hernani, laut mit sonorer Stimme, doch ohne alle Begleitung singen. Man hört hier überhaupt, wenigstens in dieser Jahreszeit, nur selten Gesang auf den Gassen und Canälen. Das Volk in Venedig hat wohl Freude an der Musik, ist aber lange nicht so musikalisch wie in den Alpen, in Thüringen und am Niederrhein, namentlich in Köln, wo fast nie ein Bube eine Melodie anstimmt, ohne daß ein paar andere nach dem Gehör die zweite und dritte Stimme dazu singen. Dagegen gibt es hier viele starke und schöne Stimmen, und die Stärke derselben scheint es eigentlich zu seyn, worauf man Werth legt (auch im Theater) — eine Eigenthümlichkeit, die vermuthlich in der alten Sitte der Wechselgesänge aus weit von einander entfernten Gondeln begründet und von der jetzigen *sanglosen* Generation (Byron sagt: „And silent rows the songless Gondolier“) nur ererbt ist. Im Ganzen war es, als ob sich das Publicum in diesen Giardini publici nicht recht heimisch fühle und die Lust zurückhalte auf spätere Stunden in den Kneipen. Das einzige Charakteristische der *Tagesfeier* (außer dem erwähnten Kugelspiel) war, daß dann und wann einige junge Buschen mit ihren Gondeln hinausfuhren in die Lagune und dort um die Wette ruderten. — Dieß letztere war auch ein Hauptvergnügen am Tage von Mariä Verkündigung (dem 25 März), ein Fest, das natürlich in allen Kirchen und namentlich in den vielen Marienkirchen gefeiert wird; doch nahm auch daran, so viel ich gesehen, die vornehme Welt gar keinen und selbst die reichere Mittelclasse sehr wenig Theil. Sogar in der prächtigen Marienkirche bemerkte ich während des Hochamts und der musikalischen Messe kaum ein Dutzend elegant gekleideter Damen, und doch war es wohl der Mühe werth die Musik zu hören — d. h. als Concertmusik betrachtet, denn einen kirchlichen Charakter hatte nur das Orgelspiel während der Wandlung und der dann folgende Chorgesang. Aber die schöne Orgel ward recht brav gespielt, die Blasharmonie war wirklich ausgezeichnet, der Solosänger, Sopran und Baß gut, und die Chöre gleichfalls, obwohl viel zu schwach für das starkhallende Local. — Der Marcusplatz war an diesem Tage fast gar nicht besucht, und die größte Volksmenge versammelte sich in und bei der kleinen, ganz mit Blumen geschmückten Kirche San Maeziale (nach venetianischem Sprachgebrauch S. Macciliano genannt), für welche dieses Fest zugleich das Kirchweihfest ist. Weil der Platz dieser am Canal della Misericordia gelegenen Kirche allzu eng ist, waren die üblichen Kuchen- und Krammarenbuden längs dem Canal am gegenüberliegenden Kai aufgeschlagen, der wie alle Gassen Venedigs mit Quadern gepflastert, aber nur etwa 6 Schritte breit ist, nicht 40 Scheitte, wie die Riva bei Schiavoni. Uebrigens war auch bei San Marziale wenig Leben, nur ward Nachmittags 5 Uhr eine größere Gondelfahrt gemacht, und zwar auf die *südliche* Lagune.

*) Nebukadnezar oder Nabucodonosor wird hier nie anders als Nabuco genannt.

Miscellen.

Fortschritte von Neusüdwales. Vor 10 Jahren berechnete man die Zahl der unter dem Pflug befindlichen Acres Land zu 60,520, im Jahre 1841 waren es 115,660. Vor 15 Jahren betrug die Zahl der Schafe 536,000, jetzt rechnet man, die im innern Lande dazu gerechnet, 6 Millionen. Im Jahre 1832 betrug die Ausfuhr 364,344 Pfund, im Jahre 1842 schon 1,067,411. (Shipp. and Merc. Gaz. vom 10 April.)

Die Zahl der Armen in Paris ist immer noch im Steigen. Im Jahre 1837 zählte man nach den Berichten des Municipalraths 61,539 Bedürftige, welche 28,969 Haushaltungen angehörten. Am 1 Januar 1844 war die Zahl der Bedürftigen auf 89,700 gestiegen, wozu man noch in der Banlieue weitere 30,000 rechnen darf. (Voleur vom 10 April.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 114.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

23 April 1844.

Englische Colonien.

Neusüdwales.

Die englischen Ansiedlungen in diesem Lande stehen auf dem Punkte einen großen Schritt vorwärts zu thun — ein Schritt, der factisch freilich bereits geschehen ist, dessen rechtliche Feststellung aber für die Entwicklung des Landes von großer Bedeutung werden muß. Die Colonie Neusüdwales im engern Sinne besteht bekanntlich aus einem bald mehr, bald minder breiten Streif an der Südostküste des Landes; dazu gehört noch Port Philip, schon an der Südküste, und seit acht Jahren hat sich die Colonie Südaustralien mit der Hauptstadt Adelaide in der Tiefe des St. Vincentgolfes erhoben. Seit vielen Jahren aber schon ziehen die Heerden über die künstlichen Gränzen dieser drei Colonien hinaus in das weite Gebiet des Darling und seiner Nebenflüsse. Wenn wir nicht irren, so ist es jetzt etwa sechs Jahre, daß einige dieser Heerdenführer von Neusüdwales her so tief ins Land hinein vordrangen, daß sie bis nach Adelaide gelangten — ein Weg, den man bis jetzt nur zu See gemacht hatte. Man nannte diese Heerdenbesitzer, die nach Weide im Lande herumzogen und so allmählich bis nach Adelaide gelangten, Overlanders, weil sie die bisher nur zur See gemachte Reise unerwartet zu Lande zurückgelegt hatten. Sydney ist von Adelaide mehr als 12 Längengrade entfernt, der Raum also ungeheuer, auf diesem haben sich die Rinder- und Schaafheerden Australiens gemehrt, und sind, namentlich die letztern, selbst für den Welthandel so ungemein wichtig geworden. Aber eben dieß Anwachsen der Heerden und der Menschenbevölkerung in diesem weiten, bis jetzt noch gar keiner eigentlichen Jurisdiction unterworfenen Strich hat die Nothwendigkeit herbeigeführt, Vorsorge zur Sicherung des Eigenthums zu treffen, und dieß ist der Gegenstand, um den es sich gegenwärtig handelt, denn der ganze Raum ist so vollständig von Viehhaltern eingenommen, daß man durchaus nicht mehr, wie noch vor wenigen Jahren, auf gut Glück Heerden ins innere Land treiben kann, ohne auf vorhandene Heerden zu stoßen, und Streitigkeiten über Weidegründe zu veranlassen.

Den Viehzüchtern dieses Landes Sicherheit zu geben, ist eine Lebensfrage nicht bloß für die Colonie, sondern großentheils auch für die Wollenmanufactur Englands, die bereits in ihrem Wettkampf mit der Wollenmanufactur des Continents auf die wohlfeile australische Wolle als ein unerläßliches Hülfsmittel hingewiesen ist. Politische Betrachtungen anderer Art kommen noch dazu: die Viehzüchter dieses Landstrichs sind ein durch Energie und Unternehmungsgeist ausgezeichnetes Geschlecht, und da die Errichtung einer solchen Viehwirthschaft von vorneherein ein nicht unbedeutendes Capital in Anspruch nahm, so gehören sie auch großentheils den gebildeten Familien Englands an, und haben selbst zum Theil in ihrer Jugend eine sehr gute Erziehung genossen. Es sind ehemalige Land- und Seeofficiere, Studenten von Orford und Cambridge darunter. Ihre Zahl beträgt gegen 3000, und die ihrer Diener gewiß nicht unter 10,000; sie machen also nahezu den zehnten Theil der Gesammtbevölkerung aus, während ihr Besitzthum bei weitem mehr als den zehnten Theil des Besitzthums der ganzen Colonie beträgt, denn sie haben nur an Schafen etwa drei Millionen Stück. Alle diese Leute sind bei der neu ertheilten Constitution des Landes nicht berücksichtigt, denn wie sollten sich diese Leute zur Wahl eines Repräsentanten verständigen, da sie so weit auseinander wohnen. *) Sie haben sich deßhalb durch die Vermittlung eines Hrn. Scott ans englische Parlament gewendet, und von diesem Abhülfe ihrer Beschwerden verlangt. Diese besteht hauptsächlich darin, daß ihnen eine gewisse Sicherheit für die jetzt zum Viehtrieb (run) überlassenen Ländereien gewährt werde, denn gegenwärtig kann der Gouverneur, wenn es ihm beliebt, eine solche Strecke zum Verkauf ansetzen, und wenn es einem Speculanten einfällt, diesen Landstrich zu kaufen, so muß der Viehzüchter weiter ziehen. Deßhalb haben sie auch keine bessern Wohnungen, Ställe u. s. w., darum sind etwa neun Zehntheile von ihnen nicht verheirathet, und sie leben trotz ihres großen Besitzthums in einem sehr rohen Zustande. An diese Viehzüchter schließen sich, wie es scheint, die schwachen

*) Man rechnet für die Weide eines Schafs 3 Acres im Jahre, und es ist deßhalb leicht zu ermessen, welche ungeheuren Strecken diese Viehzüchter einnehmen.

Schaaren der Ureinwohner, denen ein Hirtenleben jedenfalls besser als ein ansässiges zusagt, allmählich an, und so ist auch die Menschlichkeit gegen diese dabei betheiligt, die Lage der Viehzüchter zu verbessern. Das Mittel, welches man vorschlägt, ist sehr einfach: man soll ihnen den bisher durchzogenen Landstrich auf eine Anzahl Jahre hinaus als Weide sichern, und im Fall nach Ablauf dieser Jahre die Regierung sich veranlaßt sieht, den Landstrich zu verkaufen, ihnen zu einem mäßigen Preis das Vorkaufsrecht lassen. Hr. Scott hat den Vorschlag im Parlament in nachfolgender Weise bevorwortet. „Diese Leute besitzen ein ungeheures Eigenthum und eine große Macht, aber sie sind mißvergnügt; wäre es nicht der Klugheit und einer gesunden Politik eben so sehr wie der Billigkeit angemessen, diese Leute durch Gewährung ihrer vernünftigen Bitte zu gewinnen? In dem freilich entfernten Falle, daß eine fremde Macht sich neben uns in den südlichen Meeren festsetzen wollte, wäre es nicht höchst wünschenswerth, die Zuneigung der Colonie zum Mutterland zu befestigen? Und würde es nicht an Tollheit gränzen, die Zuneigung einer so mächtigen Körperschaft, einer Colonie, welche unsere Märkte so reichlich versorgt, und so viel von unsern Manufacten nimmt, zu verscherzen?“ An Schwierigkeiten, die der Sache entgegen stehen, fehlt es denn freilich auch nicht: das bisherige System des Landverkaufs muß geändert werden — keine kleine Aufgabe für das Colonialdepartement, das, wie man in England allgemein klagt, zu allen bedeutenden Schritten gleichsam gezwungen werden muß, und zweitens scheint sich zwischen der ansässigen Bevölkerung von Neusüdwales und diesen neuen Hirtenkönigen allmählich ein ziemlich feindseliges Verhältniß einzustellen.

Hrn. Violets Fahrten und Abenteuer.

Sechster Zug.

(Fortsetzung.)

Wir verließen unsre Freunde, und setzten nach einer Reise von drei Tagen über den Brazos, nahe an einer reichen Kupfermine, welche seit uralter Zeit von den Indianern bearbeitet wird, da sie, wie auch jetzt noch, ihre Lanzen und Pfeilspitzen daraus machten. Nach einer Reise von weiteren drei Tagen kamen wir an einen der obern Zuflüsse des Trinity-Flusses, und stießen hier auf zwei Compagnien texanischer Jäger unter Befehl eines gewissen Capitän Hunt, der von Süden heraufgesendet worden war, um die nördlichen Pflanzungen zu schützen. Bei ihm fand ich fünf Herren, die, des Aufenthalts in Texas müde, die Gelegenheit dieser militärische Escorte ergriffen hatten, um nach Arkansas zurückzukehren. Sobald sie hörten, daß ich selbst dahin gehe, boten sie mir an, mich zu begleiten, worein ich willigte, da es jetzt abgemacht war, daß Gabriel und Roche mich nicht weiter als bis zum rothen Flusse begleiten sollten. *)

Am nachsten Morgen erhielt ich einen Besuch von Hunt und zwei oder drei untergeordneten Officieren, um über nachstehenden Vorfall zu berathschlagen. Eine Ackerbaucompagnie hatte von der texanischen Regierung Land an den obern Armen des Trinity-Fluß bewilligt erhalten; 25 bis 30 Familien hatten sich hier angesiedelt, und besaßen viel Rindvieh, Pferde, Maulthiere und eine Art sehr vorzüglicher Esel. An demselben Abend, wo ich mit den texanischen Jägern zusammentraf, war die Niederlassung von einer Anzahl Spitzbuben heimgesucht worden, welche alles raubten, 60 bis 70 Männer, Weiber und Kinder ermordeten, und sämmtliche Häuschen und Blockhütten dieses entstehenden wohlhabenden Dorfes in Brand steckten. Alle Leichen waren schauderhaft verstümmelt und skalpirt, und da die Angreifenden nach indianischer Weise bemalt waren, erklärten die wenigen Einwohner, welche entkommen und in das texanische Lager gelangt waren, die Räuber seyen Comantschen gewesen. Dieß läugnete ich geradezu, und eben so die Comantschen, welche bei mir waren; wir zogen deßhalb alle mit den texanischen Truppen nach Lewisburg, wo die Metzelei vorgefallen war. Sobald ich die Leichen herumliegen sah, war ich überzeugt, daß die That von Weißen begangen seyn müsse. Der Comantschenhäuptling konnte kaum seine Entrüstung zurückhalten, ritt hart an Capitän Hunt heran, und sagte finster zu ihm: „Halt, bleiches Gesicht, und schaue hin mit offenen Augen; sey ehrlich, wenn du kannst, und gestehe, daß du aus eigener Erfahrung weißt, daß dieß von weißen Männern geschehen ist. Welcher Comantsche hat je Weiber und Kinder skalpirt? Halt, sage ich, und schaue hin — Schmach über deine Farbe und dein Geschlecht — ein Geschlecht von Wölfen, die einander aufzehren, ein Geschlecht von Tigern, welche die Weiber tödten, nachdem sie ihnen Gewalt angethan. Blick hin, die Leichen der jungen Weiber wurden auf eine schändliche Weise verunstaltet, siehst du? Du weißt wohl, daß ein Comantsche zu edel und zu stolz ist, um sich so zu erniedrigen wie ein Texaner oder ein Thier.“

Zwanzig unsrer Comantschen brachen auf, folgten der Spur und brachten Abends drei Gefangene ins Lager; es waren verruchte Schurken, die jedem Soldaten unter Capitän Hunt wohl bekannt waren, und die auch trotz ihrer indianischen Verkleidung sogleich erkannt wurden. Hunt weigerte sich sie zu bestrafen oder eine weitere Verfolgung anzustellen unter dem Vorwand, er habe Befehl gegen indianische Räuber, aber nicht gegen Weiße einzuschreiten. „Wenn dem so ist,“ unterbrach ihn der Anführer der Comantschen, „so ziehe dich augenblicklich, noch diese Nacht, mit deinen Leuten zurück, oder der Abendwind möchte deine Worte meinen jungen Leuten wiederholen und diese dann den Texanern eine Lehre der Gerechtigkeit geben. Fort mit Dir, wenn Dir dein Skalp lieb ist, die Comantschen werden Gerechtigkeit üben, es ist Zeit dazu,

*) Es kann seltsam scheinen, daß die stets mit den Texanern im Krieg befindlichen Comantschen nicht die Leute unter Capitän Hunt sogleich angriffen. Aber unsre Begleiter waren eine bloße Jagdabtheilung, die hauptsächlich aus jungen Jägern bestehen, welche noch nicht Krieger sind. Bei solchen Gelegenheiten kommt häufig doch nicht immer ein alter Krieger auf je acht Jäger, um ihnen alle indianischen Jagdkünste zu zeigen. Diese Abtheilungen nehmen oft Weiber und Kinder mit, und kämpfen nur im Fall sie dazu genöthigt werden.

Digitized by Google

wenn die bleichen Gesichter so einander fürchten." Capitän Hunt war klug genug, sich ohne Antwort zurückzuziehen, und am andern Morgen peitschten die Comantschen die Spitzbuben, weil sie die Malerei und den Kriegsruf der Comantschen angenommen hatten, mit Stricken und Gerten tüchtig durch. Nachdem dieser erste Theil der Strafe vorüber war, wurde ihnen die Malerei abgewaschen, und der Häuptling übergab sie uns zur Bestrafung, da wir mit den oben erwähnten fünf Amerikanern jetzt acht Weiße waren. „Sie sind zu schlecht," sagte er, „um den Tod als Krieger zu sterben; richtet sie nach Euren Gesetzen, Gerechtigkeit muß geschehen."

Es war eine schwere Verantwortlichkeit, aber wir richteten sie nach den Gesetzen von Texas und den Vereinigten Staaten: sie wurden zum Strang verurtheilt und mit Sonnenuntergang aufgeknüpft. So viel ich weiß, hängen ihre Leichen noch an den untern Zweigen dreier Baumwollbäume an dem Oberlauf des Trinity-Flusses.

Wir blieben einige Tage an unserm Lagerplatz, um unsere Pferde ausruhen zu lassen, damit sie die Anstrengungen einer Reise durch die wilden, sumpfigen Wüsten des nordöstlichen Texas desto besser ertragen könnten. Drei Tage nach der Hinrichtung der drei Gefangenen benachrichtigten uns einige unserer Indianer bei ihrer Rückkehr von einer Büffeljagd, daß mehrere texanische Compagnien, im Ganzen 200 Mann stark, in unserer Richtung heranzögen, und daß sie wahrscheinlich auf einem Zuge gegen die Indianer am Querwald sich befänden, indem sie viele Wagen bei sich hätten, die augenscheinlich nichts als Lebensmittel und Munition enthielten. Wir befanden uns in einer starken Stellung und dachten somit nicht an Rückzug, sondern warteten die texanische Armee ab, entschlossen ihr eine tüchtige Lection zu geben, wenn sie es wagen sollte uns anzugreifen. Trotz der Sicherheit unserer Stellung hielten wir in der Nacht gute Wache, doch ereignete sich nichts. Am nächsten Morgen, zwei Stunden nach Sonnenaufgang, sahen wir das kleine Heer eine Stunde von uns am entgegengesetzten Ufer eines tiefen Baches halten, über den sie setzen mußten, um zu uns zu kommen. Eine Abtheilung Comantschen brach sogleich auf, um ihnen den Uebergang streitig zu machen, aber die Texaner entfalteten einige Stillstandsflaggen, und so ließ man fünf von ihnen unbelästigt herüberschwimmen.

Diese fünf waren Capitän Hunt, den ich oben schon erwähnte, und General Smith, der die texanische Armee commandirte, ein gewisser Fleischer aus Indiana, der des Mords seiner Frau überführt und zum Galgen verurtheilt war, dem es aber gelungen aus dem Gefängniß zu entfliehen und nach Texas zu gehen. Die dritte vornehme Person war Oberst Hookley und die beiden andern waren Dolmetscher. Da die Indianer nie einen Feind angreifen, der mit einer Stillstandsflagge kommt, so brachten die Comantschen diese Herren ins Lager, wo General Smith alsbald dem Anführer der Comantschen gegenüber eine polternde Rede begann, wie er der vornehmste General im Lande und all' andern ihm untergeben, wie er eine unermeßliche Zahl tapferer Krieger mit sich führe, die ihres Gleichen nicht in der Welt hätten u. s. w. So ging es eine halbe Stunde fort, bis ihm der Athem fehlte. Der Anführer der Comantschen antwortete voll Verachtung, auf Großsprechereien könne er nichts erwiedern, er solle deutlich sagen, was er verlange. Höchlich erzürnt über diesen Mangel an guter Lebensart von Seite „eines armen Teufels von Wilden" sprach sich der Ex-Fleischer endlich deutlicher aus. Er habe den ganzen Vorfall zu Lewisburg von Cap. Hunt erfahren, so wie auch, daß die Comantschen die Gefangenen zurück behalten hätten, man solle ihm diese ausliefern. Sodann wolle er die drei jungen bleichen Gesichter (nämlich mich, Gabriel und Roche), die sich bei den Comantschen befänden, in seinen Händen haben; sie seyen Räuber, die aus den Gefängnissen entkommen, und er wolle sie bestrafen. Drittens solle man ihm die fünf Amerikaner ausliefern, welche Capitän Hunt verlassen hätten, um sich uns anzuschließen. Er vermuthe, sie seyen Spitzbuben oder Verräther, sonst würden sie nicht zu den Indianern gezogen seyn. Er, der commandirende General, wolle die Sache genau untersuchen, die Comantschen thäten daher besser die Sache schnell abzumachen, denn er habe Eile. Ich muß hier bemerken, daß die fünf Amerikaner, obgleich durch die Texaner bereits ziemlich ausgestohlen, doch noch 4 bis 500 Dollars in guten Banknoten bei sich hatten; außerdem besaß jeder eine goldene Uhr, wohlversehene Satteltaschen, einen guten Sattel und ein vortreffliches Pferd.

Der Häuptling erwiederte dem General: „jetzt kann ich antworten, da ich Worte gehört die einen Sinn haben, ob ich gleich weiß, daß es große Lügen sind. Ich sage fürs erste: du sollst die drei Gefangenen, welche Leute deiner eigenen Farbe ermordeten, nicht haben, denn sie hängen dort an den hohen Bäumen, und sollen auch dort bleiben, bis die Geyer und Raben ihr Fleisch verzehrt haben. Ich sage zweitens, daß die drei jungen bleichen Gesichter hier sind und selbst antworten werden, ob sie mit dir gehen wollen oder nicht; aber ich sehe, deine Zunge kann arge Lügen aussprechen, denn ich weiß, daß sie nie bei den bleichen Gesichtern im Süden (den Mexicanern) waren. Was die fünf Herren betrifft, so kann ich sie nicht zurückgeben, weil wir nur das zurückgeben, was wir genommen haben. Sie sind jetzt unsre Gaste und somit sicher, bis sie nach eigenem Verlangen uns verlassen. Ich habe gesprochen!" Kaum war diese Antwort ertheilt, als der General und seine vier Begleiter sich von 20 Comantschen umringt sahen, welche sie ziemlich rasch und unceremoniös nach dem Fluß zurückführten. Der commandirende General des Landes schwor Rache, da aber seine Führer ihn nicht verstanden, so behielt er glücklicher Weise seine Zunge, um zu gelegenerer Zeit noch mehr zu lügen und zu fluchen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Tungusen im Kreise Nertschinsk.

(Nach Parchin. Journal des Ministeriums des Innern. Januar 1844.)

Tungusen bewohnen, wie die Mongolen-Buräten, hauptsächlich die Steppen des Kreises von Nertschinsk. Da sie mit den Buräten

ganz gleiche Lebensart führen, so unterscheiden sie sich von ihnen nur durch die Sprache und einige wenige Charakterzüge. Auf den ersten Anblick kann man sie kaum unterscheiden, derselbe Gesichtsschnitt, dasselbe Costüm, dasselbe Benehmen, so daß man vor dem Beginn des Gespräches nicht weiß, ob man einen Tungusen oder Buräten vor sich hat. Sie ziehen nomadisch in allen Theilen des Kreises umher, namentlich aber am Onon, der Ingoda, Nertscha und Kilanga. Ihre Zahl beträgt 14,853 Seelen, und diese stehen unter dem Steppenhof von Uculginsk, welcher Ort selbst zwischen 900 und 1000 Seelen zählt und 237 Werste westlich von Nertschinsk liegt, an der Einmündung des Baches Ueulga in die Ingoda. Das Dorf ist auf einer materischen Anhöhe erbaut, und theils von der Urulga, theils von einem dichten Wäldchen von Weiden- und Elzbeerbäumen umgeben. In der Mitte des Dorfes erhebt sich die hölzerne Kirche. Weiter nach Norden jenseits des Berges in einem weiten Thal beginnen die Nomadenlager. Von den Tungusen ist etwa die Hälfte zum Christenthum bekehrt, nämlich 5408 Seelen, 4448 Seelen sind Lamadiener und nur ein schwacher Ueberrest also hängt noch dem alten Schamanenthum an. Die Tungusen von Nertschinsk stammen von Ansiedlern ab, die mit Fürst Peter Gantimur aus dem chinesischen Gebiet am Flusse Naun herüberkamen, schon im Jahre 1680. Gantimur wurde von den Chinesen verfolgt, schlug sich aber durch, und später kamen mehrmals geheime Botschaften an ihn, um ihn wieder zur Rückkehr einzuladen. Gantimur selbst starb auf einer Reise nach Moskau, und sein Sohn Paul Katan wurde von der russischen Regierung in den Fürstenstand erhoben.

Der wichtigste Dienst, welchen Gantimur der russischen Regierung leistete, war folgender: als die Chinesen, aufgereizt durch die Forderungen eines russischen Gesandten, Nertschinsk umringten und mit einem Angriff bedrohten, während sie zugleich die einheimischen Stämme in Aufstand zu setzen suchten und selbst einige zu sich herüberzogen, bewaffnete Gantimur alle seine Tungusen, und setzte durch seinen Muth, seine Gewandtheit und seinen Eifer die Russen in den Stand aus der schwierigen Lage zu entkommen. Die Buräten-Onkoten empörten sich zuerst gegen die Russen und andere begannen zu wanken. Gantimur hielt die einen durch Ueberredung und gute Worte, die andern durch Schrecken in der Ordnung zurück, und als beim Abzug der Chinesen die Onkoten gleichfalls sich entfernen wollten, eilte er ihnen mit seinen eigenen Leuten und den Kosaken nach, holte sie ein und metzelte alles, auch nachdem sie sich gefangen gegeben hatten, ohne Unterschied nieder; der unruhige Stamm der Onkoten verschwand ganz. Gantimurs Geschlecht erhielt die erbliche Fürstenwürde, aber seine Macht wurde sehr beschränkt; sie haben nur den Tribut zu erheben und unbedeutende Streitigkeiten zu schlichten.

Die Tungusen unterscheiden sich, wie schon erwähnt, in Kleidung und Gesichtsschnitt durchaus nicht von den Buräten, aber im Charakter ist die Verschiedenheit sehr merklich. Die Tungusen sind tapferer, klüger und entschlossener als die Buräten; zugleich sind sie gastfreier und nähern sich bälder den Russen in Sitten und Lebensweise. Die Sprache der Tungusen ist von der buräti schen verschieden und ein Zweig der mandschuischen. Einige behaupten, die tungusische Sprache sey eine selbständige, und die tungusischen, jetzt in Sibirien zerstreuten Stämme hätten einst ein bedeutendes Volk gebildet, und einen hohen Rang unter den Oleät (Oilät) eingenommen. Diese für die Tungusen sehr schmeichelhafte Annahme hat viel wahrscheinliches. Noch jetzt bilden die Tungusen den zahlreichsten Stamm in Sibirien, und die mit verschiedenen Namen bezeichneten Anwohner des Amur gehören alle zum Stamm der Tungusen.

Die Tungusen-Orotschonen, die wilden Waldbewohner, haben die ganze Einfachheit ihrer ursprünglichen Sitten beibehalten. Unter den alten Gewohnheiten hat sich auch eine Volksbelustigung erhalten, dieß ist die Oblawa oder Wildthierjagd, welche von dem in Menge versammelten Volke vorgenommen wird.

Die Oblawa ist eine Art Jagdfest, wo jeder Jäger sich bemüht, durch Kunst und Gewandtheit in Handhabung der Waffen, durch Reitkunst, Keckheit und Muth bei Verfolgung der wilden Thiere sich auszuzeichnen. Die Oblawa wird von einem alten, geachteten Tungusen angesetzt, z. B. vom Fürsten selbst oder legend einem andern Stammeshaupt. Diese Ehre kommt ihm, wie man sich denken kann, nicht wohlfeil zu stehen, aber die Tungusen bringen, um ihm nicht gar zu lästig zu fallen, selbst Vorräthe mit, namentlich die unerläßliche Aufmunterung zur Tapferkeit, den „Araki." Die versammelten Jäger schließen legend einen bestimmten Ort ein und nähern sich nun insgesammt einem Mittelpunkt. Die durch das Geräusch erschreckten Thiere machen sich auf, fliehen, zeigen sich aber kaum auf Schußweite, so fallen sie auch schon getroffen nieder. Dieser kleine Krieg bietet ein sehr interessantes Bild dar, und es läuft ohne allerlei kleine Vorfälle nicht ab. Die Eifersucht der Jäger versetzt dieß oft in eine lächerliche, manchmal aber auch in eine gefährliche Lage, wenn ein wildes Thier verfolgt wird. Der eine ist stolz auf allerlei unerwartete Sprünge während des Laufes nach dem Thier, ein anderer auf die Sicherheit seines Auges, der dritte auf seine Kunst, die Beute an einer voraus bestimmten Stelle bei jedem Sprunge zu erlegen. Die Tungusen sind vortreffliche Jäger und gewandte Reiter. Der Pfeil, ihre alte Waffe, ist noch so sicher, wie die feuchtbare Büchse.

Ihre abergläubischen Gewohnheiten haben sie mit den Mongolo-Buräten gemein. Sie glauben an die Kunst der Schamanen, welche die Zukunft voraus wissen, und halten sie für Zauberer. Doch stehen die Tungusen in der Civilisation höher als die Buräten. Die Hälfte von den erstern ist, wie schon bemerkt, getauft; dieß geschah in Folge des Beispiels, das Gantimurs beim Uebertritt über unsere Gränze den Stammeshäuptlingen gab. So hat sich das Christenthum bei ihnen befestigt. Die getauften Tungusen schließen sich in Kleidung und Lebensart den russischen Bauern an, unterscheiden sich aber von ihnen durch angestammte Unreinlichkeit. Als Nomadenvolk sehen sie zahlreiche Heerden als das erste Besitzthum an, und haben auch wirklich große Pferdeheerden, die frei auf den weiten Steppen weiden.

Chinesische Merkwürdigkeiten. Während der Osterzeit finden sich immer in London eine Menge Merkwürdigkeiten zusammen, welche dem um diese Zeit etwas müßigen Publicum für sein Geld gezeigt werden. Dießmal spielt die „Chinese Exhibition" eine große Rolle. Der Eigenthümer hat sich eine unsägliche Mühe gegeben, alle nur möglichen tragbaren Sachen, welche chinesisches Leben und Sitte anschaulich machen können, herbeizuschaffen, und vermehrt seine Sammlung noch immer, so daß sie allmählich zu einer Wichtigkeit angewachsen ist, die zu etwas Besserem taugt, als eine bloße Neugier zu befriedigen. Als Prachtstück wird Abends das Laternenfest dargestellt, und der Effect des Anblicks durch die langen Reihen buntfarbiger Laternen soll wirklich zauberhaft seyn. (Engl. Bl.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 115.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

24 April 1844.

Scenen in Mexico. *)

Tertulias. — Rauchen der Frauenzimmer.

Die Tertulias werden von Damen und Herren besucht, die hier zusammen kommen, um zu schwatzen, zu tanzen, zu singen und zu rauchen. Die Sitte des Rauchens ist in Mexico unter beiden Geschlechtern auf eine unbegreifliche Weise verbreitet. Ruft man einen Freund in der Strasse an, so reicht dieser die Cigarrenbüchse hin; macht man einen Besuch, so folgt auf die erste Frage nach der Gesundheit ein ähnliches Anerbieten, und die Damen scheuen sich nicht im mindesten, ihre kleinen Cigarrenbüchsen hervorzuziehen und gleichfalls anzuzünden. Geht man in eine Tertulia, so findet man ganz scheerlich Cigarren, denn jedermann raucht. Geht man ins Theater oder auf einen Ball, so muß man sich mit Cigarren versorgen, denn die Höflichkeit erfordert, solche den Damen und seinen Bekannten anzubieten. Auch gilt es für unhöflich eine angebotene Cigarre auszuschlagen, man muß sie annehmen, selbst wenn man keinen Gebrauch davon machen will.

Männer und Frauen können eine solche angenehme Unterhaltung nicht missen, und sie würden gegen eine herkömmliche Höflichkeit verstoßen, wenn sie nicht rauchen wollten. Die ächte mexicanische Schöne würde glauben, einen ihrer Reize zu verlieren, wenn sie keine Cigarre im Munde hätte; sie lispelt ihrem Liebhaber freundliche Worte unter Rauchwolken zu, und steckt ihren runden Arm unter der neidischen Mantille hervor, um eine Papiercigarre vorzuholen, oder die ihres Liebhabers anzuzünden. Wie könnte sie die Zeit ausfüllen, die sie jetzt mit Rauchen hinbringt! Spricht man ihr von der Unziemlichkeit des Rauchens für Damen, so hat sie tausend Entschuldigungen, indeß muß man doch zu Ehren der mexicanischen Damen nachsagen, daß sie zuerst den Vorstellungen der Fremden nachgaben, so daß es täglich seltener wird, junge Damen öffentlich rauchen zu sehen; auch verschwindet es allmählich aus dem Theater und aus den Bällen der Hauptstadt, wo es nicht länger nothwendig ist, besondere Rauchzimmer für Damen zu haben. Pfeifen sieht man nie in Mexico, denn alles raucht nur Cigarren, und diese zerfallen in Puros, welche bloß aus Tabak bestehen, und in Cigarros, wo etwas Tabak in Papier gewickelt ist.

*) United Service Magazin March.

Hrn. Violets Fahrten und Abenteuer.

Sechster Zug.

(Fortsetzung.)

General Smith kehrte zu seinen Leuten zurück, und entfernte sich etwa eine halbe Stunde weit, augenscheinlich um sich zu einem Angriff auf unser Lager zu rüsten. Abends ging Roche mit fünf oder sechs Indianern eine halbe Stunde unterhalb über den Fluß, um die Texaner zu beobachten, stieß aber unglücklicher Weise auf eine aus zehn Mann bestehende Jagdpartie, sein Pferd wurde durch einen Büchsenschuß getödtet und er kam unter dasselbe zu liegen. Einer der Comantschen sprang sogleich ab, befreite Roche aus seiner gefährlichen Lage, half ihm, obgleich die Texaner in diesem Augenblick angriffen, auf sein Pferd und hieß ihn fliehen. Roche, von seinem Fall noch halb betäubt, war keiner Ueberlegung fähig, sonst hätte ihm sein Edelmuth nicht gestattet, sein Leben auf Kosten des tapfern Burschen zu retten, der sich auf solche Weise aufopferte. Er sprengte fort, sein Befreier erwartete die Angreifer festen Fußes, tödtete zwei von ihnen, fiel aber dann unter ihren Kugeln. *)

Das Krachen der Büchsen brachte Roche zur Besinnung; er griff mit den drei noch übrigen Indianern wüthend die Jäger an, riß einem derselben mit seinem Messer den Leib auf, während die Comantschen ihre Lassos mit Erfolg warfen, und drei verstümmelte Körper durch die Ebene hinter sich nachschleppten. Roche gewann seinen Sattel und seine Holster wieder, nahm die Leiche des gefallenen Indianers mit sich, und gab dann seinen Gefährten das Zeichen zum Rückzug, da

*) So heilig sind die Gesetze der Gastfreundschaft bei diesen Indianern, daß nöthigenfalls zehn ihr Leben geopfert hätten, um das ihres Gastes zu retten. Der Comantsche, welcher sich für Roche opferte, glaubte nicht mehr als seine Pflicht zu thun.

die übrigen texanischen Jäger in vollem Rennen nach ihrem Lager eilten und dort Lärm machten. Eine Stunde später kam Roche zurück und auf seinen Bericht wurde beschlossen, die Texaner noch in der Nacht anzugreifen.

Gegen zehn Uhr brachen wir auf in drei Schaaren von je 70 Mann getheilt, während Roche, den der Sturz im Augenblick kampfunfähig gemacht hatte, mit fünfzehn Indianern und den fünf Amerikanern zurückblieb. Zwei von den Schaaren gingen unterhalb, die dritte, von Gabriel und mir befehligte, eine Stunde oberhalb über den Fluß, und ließen daselbst die Pferde unter Bewachung von je fünf Mann für mögliche Unfälle zurück. Der Plan war die Texaner zu überfallen, und vorn und im Rücken zugleich anzugreifen. Es gelang über alle Erwartung, da die Texaner wie gewöhnlich alle mehr oder minder betrunken waren. Wir erreichten ihre Feuer, ehe Lärm gemacht wurde, erhoben dann den Kriegsruf und stürzten unter die Schlafenden, von denen viele in ihrer tiefen Besoffenheit erschlagen wurden; die andern, welche erwachten und Zeit hatten die Waffen zu ergreifen, fochten sicherlich besser, als sie wohl im nüchternen Zustande gethan hätten. Der wackere General Smith, der Tapferste der Tapfern, floh gleich nach dem Beginn des Gefechts, aber Capitän Hunt fiel, wie ich selbst sah, unter dem Tomahak des Comantschen-Anführers. Vor dem Angriff hatten die Indianer sich aller Wagen und Pferde der Texaner bemächtigt, so daß Flucht für viele fast unmöglich wurde. Die Prairie war hier wellenförmig, außer an der linken Seite des Lagers, wo einige Büsche den Rand eines kleinen Baches begränzten; doch waren diese zu unbedeutend, um den Texanern, von denen bereits die Hälfte getödtet und skalpirt war, eine Zuflucht zu gewähren. Der Rest der Nacht wurde mit der Jagd auf die Flüchtigen hingebracht, welche endlich an einer Biegung des Flusses in einer Stellung anhielten, die nicht ohne großen Verlust genommen werden konnte; so zogen dann die Indianer, nachdem sie alle Pferde und die werthvolle Beute gesammelt, die Wagen aber verbrannt hatten, nach dem Lager zurück.

Ich konnte mich nicht enthalten, hie und da einen Blick zurückzuwerfen, denn das Schauspiel war in der That prächtig. Hunderte von Fässern voll Speck, gesalzenem Schweinefleisch und Branntwein loderten auf, und der Brand ergriff nun auch das Gras und die trockenen Gebüsche. Wir waren kaum über den Fluß zurück, als der Morgenwind sich erhob, die Flamme schnell nach allen Seiten verbreitete, so daß sie auch den Ort erreichte, wo die Texaner in Vertheidigungsstellung sich gehalten hatten. So plötzlich brachen die Flammen gegen sie herein, daß alles mit einander, Menschen und Pferde ins Wasser stürzte, um sich vor dem verheerenden Element zu retten. Viele ertranken in den Wirbeln, und die, welche das entgegengesetzte Ufer erreichten, waren zu schwach und elend, um an irgend etwas anderes zu denken, als wo möglich die südlichen Ansiedlungen zu erreichen.

Obwohl durch den Fluß, an dessen Ufer wir gelagert waren, gegen den unmittelbaren Bereich der Flammen gedeckt, wurde die Hitze doch so heftig, daß wir unser Lager etwas weiter gegen Westen aufschlagen mußten. Die Beute war, Waffen und Munition ausgenommen, nichts werth. Nicht ein Stück Leinen, nicht ein einziges Kleidungsstück war in allen den Bündeln und Kisten zu finden. Von den genommenen Pferden wurden dreißig oder vierzig sogleich von den Comantschen als ihr Eigenthum erkannt, indem viele davon im vorigen Jahre von einer Abtheilung Texaner gestohlen worden waren, welche die Indianer zu einer großen Rathsversammlung eingeladen hatten. Gabriel und ich lehnten allen Antheil an der Beute ab, und da die Zeit jetzt für mich sehr wichtig wurde, so sagten wir den freundlichen Comantschen Lebewohl, und setzten unsere Reise in Gesellschaft der fünf Amerikaner fort.

Während des Gefechts hatten die Comantschen 40 Verwundete und 9 Todte, zwei Monate später aber las ich in einer amerikanischen Zeitung eine ganz seltsame Nachricht über dasselbe. Es war ein Bericht von General Smith, dem Befehlshaber der sämmtlichen Truppen von Texas, über den ruhmvollen Zug gegen die Wilden, wobei die tapfern Soldaten der jungen Republik die wundervollsten Thaten ausgeführt hatten. Es ist darin gesagt: „als General Smith durch den unglücklichen Capitän Hunt erfuhr, daß 5000 Wilde die emporblühende Stadt Lewisburg zerstört und alle Einwohner ermordet hätten, eilte er sogleich mit seinen unerschrockenen Leuten in die Nähe des Schauplatzes; hier wurden sie in der Nacht, wo alles durch Strapatzen ganz erschöpft war, von der ganzen Macht der Indianer angegriffen, welche etlich' und zwanzig Halbblütige, französische und englische Handelsleute, bei sich hatten. Trotz dieser Nachtheile trieben die Texaner die Comantschen mit bedeutendem Verlust zurück bis zum Morgen, wo sie vom Morden wörtlich erschöpft und die Prairie mit den Leichen von 2000 Indianern bedeckt war. Die Texaner hatten nur 30 oder 40 Mann verloren, und zwar Leute von geringer Bedeutung, meist neulich erst angelangte Emigranten aus den Vereinigten Staaten. Den Tag über wurde der Gestank so unerträglich, daß General Smith die Prairie in Brand stecken ließ, über den Fluß zurückging und in kurzen Märschen nach Hause zurückkehrte, da er wohl wußte, daß eine Verfolgung der Comantschen in die unzugänglichen Prairien des Nordens ganz nutzlos seyn würde. Nur Ein Texaner von Bedeutung ist in dem Kampfe gefallen, der tapfere und unglückliche Cap. Hunt, so daß im Ganzen, wenn man die Zahl der Feinde erwägt, die Republik diesen Zug als den ruhmvollsten seit der Unabhängigkeitserklärung betrachten kann."

In solcher Weise ging es drei enge Spalten lang fort, und als Finale erließ der Ex-Fleischer einen Aufruf an alle edelmüthigen, freiheitliebenden Söhne von Texas und den Vereinigten Staaten, worin er sich bitter über die Cabinette von Frankreich und England beschwerte, welche eifersüchtig auf den Ruhm und die Wohlfahrt von Texas augenscheinlich Agenten ausgesendet hätten, um die Wilden aus Neid und Haß gegen die unbefleckte Ehre der großen amerikanischen Republik aufzureizen.

Die fünf Amerikaner, welche mit uns reisten, waren

Leute von beſſerer Erziehung, drei davon aus Virginien und zwei aus Maryland. Ihre Geſchichte iſt die vieler anderer ihrer Landsleute; drei hatten die Rechte, einer die Medicin und der fünfte die Theologie ſtudirt. Da ſie daheim keine Beſchäftigung fanden, ſuchten ſie in den neuen Staaten ihr Glück zu machen, und ſo kamen ſie bis nach Texas, fanden aber hier, daß nach einer mäßigen Berechnung 10,000 Advocaten in Texas ſeyen, denn Präſident, Secretäre, Conſtables, Gaſtwirthe, Generale, Matroſen, Pferdediebe u. dgl. waren alle urſprünglich Advocaten geweſen oder dazu erzogen worden. Der Mediciner entdeckte bald, daß die Fabel vom Wolf und dem Storch ausdrücklich für die mediciniſche Praxis in Texas geſchrieben, und der Geiſtliche, daß die Religion eine Waare ſey, deren man in einem ſo jungen Lande nicht bedürfe. Alle hatten irgend eine kleine texaniſche Geſchichte zu erzählen, die ſie ſämmtlich zwar für höchſt ſchurkiſche, aber äußerſt ſchlaue *) Streiche erklärten. Einer der Advocaten war vor Gericht geladen und beſchuldigt worden, er habe einem Wirth eine falſche Neu-Orleans-Banknote von fünfzig Dollars gegeben. Der arme Advocat, der nie andere als Fünf- oder Zehn-Dollars-Noten in ſeinem Beſitz gehabt hatte, ſchwor, er habe die Note nie gehabt, aber der Wirth und zwei Zeugen beſchworen, daß er ſie dem Wirth zum Auswechſeln eingehändigt, und er wurde zur Bezahlung der Note und in die Koſten verurtheilt. Da er jedoch kein Geld hatte, ſo ließ man ihn laufen, denn das Gefängniß war nicht für ſolche Vagabunden gebaut, ſondern für die Regierungsbeamten, welche ihre Schlafzimmer darin hatten. Drei Tage ſpäter wurde ein armer Schiffscapitän aus Boſton wegen derſelben Banknote vor Gericht gefordert und mußte zahlen, obwohl er nie ſeinen Fuß in das Haus des Wirthes geſetzt hatte.

In Galveſton iſt nämlich ein neuer, ſehr profitabler Handel aufgekommen, den man den „Lumpenhandel" nennt. Er beſteht nämlich im Kauf und Verkauf von falſchen Banknoten, deren Bezahlung dann von jedem Fremden, bei dem man Geld zu finden glaubt, gerichtlich verlangt wird. Bei ſolchen Gelegenheiten theilen die Richter und Kläger die Beute. Ich kann hier einen Umſtand erzählen, der in Frankreich und den Vereinigten Staaten wohl bekannt iſt. Der franzöſiſche Geſchäftsträger, Marquis de Saligny, wurde acht Tage nach ſeiner Ankunft vor Gericht gefordert, und nach dem Eid mehrerer Zeugen ſchuldig befunden, einem Landſpeculanten 700 Dollars in falſchen Noten eingehändigt zu haben. Er bezahlte das Geld, da er aber nie etwas anders als franzöſiſches Gold und franzöſiſche Banknoten in Händen gehabt hatte, beklagte er ſich bei ſeiner Regierung, und dieſe Probe texaniſcher Ehrlichkeit war die Haupturſache, weßhalb der Bankier Laffitte die Uebereinkunft über ein Anlehen von 7 Millionen Dollars, welche er mit General Hamilton, dem texaniſchen Geſchäftsträger für England und Frankreich, abgeſchloſſen hatte, plötzlich wieder abbrach.

(Fortſetzung folgt.)

*) smartish, ein eigenthümlicher, amerikaniſcher Ausdruck.

Volksleben in Venedig.

Der nordweſtliche Theil der Stadt. Der Ghetto.

Der Zufall hat mich aus entgegengeſetzte Ende der Stadt geführt, vom ſüdöſtlichen in den nordweſtlichen Theil; laſſen Sie mich gleich etwas länger hier verweilen, um zu zeigen, wie dieſer Gegenſatz nicht bloß die Weltgegend betrifft, ſondern auch in faſt jeder Beziehung des Lebens ſich offenbart. Wie der öffentliche Garten bis in die ſüdlichſte Spitze der Stadt ſich erſtreckt, ſo iſt die nördlichſte Spitze auch ein Garten, aber ein geſchloſſener, wo man weder Volk noch Baum mondo ſieht, ſondern nur Soldaten, und dieſe bilden hier, mit Ausnahme der geſelligen Verhältniſſe unter den Gebildeten, eine völlig abgeſchiedene Claſſe der Bevölkerung; denn ſie haben durchaus alle Anſtalten und Einrichtungen zu ihrer Exiſtenz für ſich allein, und ſtehen ſelbſt in richterlicher Beziehung nur in einem einzigen Punkt unter den bürgerlichen Gerichten, nämlich wenn ſie in Privatwohnungen leben, in Betreff darauf bezüglicher Streitigkeiten mit dem Hausherrn oder Vermiether. Dieſer geſchloſſene Garten iſt die Schießbahn für die Infanterie der Garniſon, und in der That eine ſchöne Schießbahn. Eine einfache wohl 10 Schritte breite und 40 Schritte lange überdachte Colonnade dient den Schützen als Stand; ein freier grüner Raſenplatz davor iſt auf der einen Seite mit einer dreifachen Allee von Obſtbäumen, auf der andern von großen Weinlauben und einzelnen Cypreſſen eingefaßt, und der Colonnade gegenüber, 150 Schritte entfernt, ſteht auf einem großen Erdhügel die Scheibe. Von dem Hügel aber hat man die herrlichſte Ausſicht auf die den ummauerten Fuß deſſelben beſpülende Lagune und darüberhin auf die vielen Inſeln und das von den Alpen umgränzte Flachland im Norden. Dahin kommt aber, wie geſagt, außer den commandirten Soldaten kein Menſch, und in den Seſtieri di Caſtello und San Marco wiſſen wohl die meiſten kaum, daß ein ſolcher Platz exiſtirt; ja was mehr iſt, mir haben viele Venetianer abgeſtritten, daß es eine Kirche San Alaiſe gebe, die doch wirklich dort in der Nähe liegt und neuerlich erſt in der Außenwand ganz reſtaurirt worden iſt. Das Innere dagegen iſt vielleicht ſeit einigen hundert Jahren ohne alle Aenderung geblieben und daher recht eigenthümlich, obwohl nichts weniger als ſchön. Bekannter iſt freilich die etwas weiter öſtlich in demſelben Stadttheil gelegene prächtige Kirche S. Maria (aber Madonna) dell' Orto mit ihren ſchönen Tintorettos u. ſ. w., die indeß gegenwärtig kaum zu ſehen ſind, weil behufs einer gründlichen Reſtauration auf koiſerliche Koſten das ganze Mittelſchiff mit ungeheuren Bretteegerüſten im eigentlichſten Sinn des Worts gefüllt iſt. Die Bewohner dieſes Stadttheils wiſſen natürlich, daß ein Marcusplatz in Venedig exiſtirt, aber viele kommen doch nur ein- oder höchſtens zweimal des Jahres dahin. — Als weiteren Gegenſatz muß ich erwähnen, daß im Südoſten alles dicht bebaut und ein freier Platz am Hauſe eine wahre Seltenheit iſt; im Nordweſten dagegen gibt es hinter den Häuſern freie Plätze und Gärten in Menge, aber deſto weniger Menſchen vor und ſelbſt in den Häuſern, denn viele Gebäude dienen nur zu Waarenniederlagen, andere ſtehen ganz leer. Zu dieſen letzteren gehört leider auch ein ſehr großes ganz neues Gebäude von vier Stockwerken, mit mehrern Nebengebäuden und einem großen Hofraum. Südweſtlich von der erwähnten Schießbahn auf einem Vorſprung zwiſchen den Canälen dell' Affenſo und di San Gerolamo wurde nämlich für ein Actiencapital von 300,000 fl. C. M. eine große Filztuchfabrik angelegt. Da Venedig

1829 zum Freihafen gemacht, alſo für die Monarchie, auf deren Bedarf der Abſatz des Fabricats vorzugsweiſe calculirt war, in commercieller Hinſicht zum Ausland ward, ſo begreift man nicht recht, weßhalb die Anlage nicht lieber in Meſtre jenſeits der Zollinie gemacht werden; der etwaigen Ausfuhr ſeewärts hätte auch dort nichts im Wege geſtanden. Kurz hier in der Stadt und ſo wie das Geſchäft betrieben wurde, kam es bald ins Stocken, und ſeit Jahren ſteht nun die ſchöne Dampfmaſchine ſtill und das große Haus leer. Der fabricirte Vorrath iſt en bloc an einen reichen Juden dem Vernehmen nach leidlich verkauft worden, für das Etabliſſement ſelbſt dagegen, das auch ſeit neun Monaten feilgeboten wird, hat ſich bis jetzt kein Käufer gemeldet, und den Actieninhabern wird man Glück wünſchen dürfen, wenn ſie im Ganzen 50 Procent realiſiren. Wenn die Unternehmer, wie es heißt, reich genug ſind, einen ſolchen Verluſt zu verſchmerzen, ſo iſt doch ein jedes Mißlingen der Art auch im Intereſſe des Gemeinwohls ſehr zu beklagen, weil es gar viele Capitaliſten abſchreckt ihr Geld zu ähnlichen induſtriellen Anlagen herzugeben, deren hier doch noch viele mit großem Nutzen betrieben werden könnten. Gegenwärtig iſt der große Raum, wo ehemals die jetzt auf der Inſel San Michele neben dem Todtenacker wohnenden Capuciner ihren Sitz hatten, ein recht öder Stadtwinkel, und auch gegenüber, zwiſchen den Canälen di S. Gerolamo und del Batello auf dem ſogenannten Chiovere di S. Gerolamo, ſieht man auf einer großen Menge verdeckter und offener Tuchrahmen nur wenige Stücke Zeug zum Trocknen aufhängen. Doch hört man hier ſchon das Brauſen und Klappern der nahen Dampfmahlmühle, und hat oſtwärts gewendet den in der That ſeltſamen Anblick einer ſchwarzen Rauchſäule, die aus der Spitze eines mächtigen Kirchthurmes emporſteigt. Eine andere Actiengeſellſchaft hat nämlich die große Kirche di S. Gerolamo gekauft und in ein Mühlwerk verwandelt. Ich weiß nicht, weßhalb es in Venedig und auf den Lagunen-Inſeln keine Windmühlen gibt (ſie ſollen überhaupt in Italien ſelten ſeyn); an Waſſerkraft fehlt es natürlich ganz, die findet man erſt landeinwärts an der Brenta und am Sile u. ſ. w. Vieles mag wohl auf Handmühlen gemahlen, das meiſte als Mehl ſeewärts eingeführet worden ſeyn. Der Gedanke einer großen Dampfmühlenanlage lag alſo nahe, und der ſolide Kirchthurm erſparte die Koſten eines hohen Rauchfanges. Wer Anſtoß daran nehmen ſollte, daß in dem ehemaligen Gotteshauſe jetzt nur leibliche Nahrung gut und billig für das Volk bereitet wird, dem möge zum Troſt geſagt ſeyn, daß hier immer noch Kirchen genug übrig ſind, um eine dreimal ſtärkere Bevölkerung reichlich mit geiſtlicher Nahrung zu verſorgen, und ich habe oben ſchon erwähnt, daß auch in dieſem wenig belebten Stadttheil für Erhaltung und Ausbeſſerung der noch beſtehenden Kirchen thätig geſorgt wird.

Unmittelbar an das Gebiet dieſer Dampfmühle ſtößt im Oſten der Ghetto (das Judenquartier), deſſen älteſter Theil ſich ſüdwärts bis an den Canal Regio (Canareggio) erſtreckt. Hier war wohl von Alters her die Hauptcommunication mit dem Feſtlande (Meſtre) und wird es — neben der noch weiter ſüdweſtlich mündenden Eiſenbahnbrücke — als Waſſerſtraße auch künftig bleiben, da dieß der einzige große Canal iſt, der von der nordweſtlichen Lagune direct in den Canal Grande und ſo ins Centrum der Stadt und durch die Stadt in den Seehafen führt. Auch ſtehen an demſelben Canal, ganz nahe vom Ghetto, noch einige der älteſten und bedeutendſten Paläſte (wie der Palazzo Manfrin mit ſeiner berühmten Gemäldegalerie). Im Ghetto ſelbſt aber iſt von der charakteriſtiſchen venetianiſchen Bauart kaum eine Spur zu finden. Die Juden haben hier, wie überall in älterer Zeit, in aller Stille ihr einträgliches Geſchäft getrieben, zum Theil große Reichthümer geſammelt und auch mitunter wohl ein luxuriöſes, aber äußerlich unſcheinbares Leben geführt. Ueber die Gränzen ihres Bezirks hinaus durften ſie nicht; ſie mußten ſich daher, um Raum zu gewinnen, nach oben wenden, und bauten ihre Häuſer 7 bis 8 Stock hoch, aber nicht wie die Nobili in Etagen von 18 bis 20, ſondern in Böden- und Zimmerreihen von 7 bis 9 Fuß Höhe. Die engen, von ſolchen Gebäuden eingefaßten Gaſſen ſind natürlich, wie faſt alle Gaſſen Venedigs, düſter; doch ward den Juden ſpäter nordwärts im Ghetto nuovo ein ziemlich großer von einem Canal umgebener freier Platz eingeräumt, der als Markt diente. Auch jetzt noch iſt derſelbe mit faſt nichts als Waarenniederlagen umgeben, ſonſt aber öde und verlaſſen. Sobald nämlich zu Anfang dieſes Jahrhunderts die Franzoſen den Judenzwang gänzlich aufhoben, war es auch mit dem Verbergen des Reichthums vorbei, und in kurzer Zeit ward nicht allein die Gränze des Judengebiets im Norden des Canals di S. Gerolamo bedeutend erweitert, ſondern es ging auch eine große Zahl ſchöner Paläſte aus den Händen verarmter Patricierfamilien in den Beſitz reicher Juden über, wie unter andern der Palazzo Ca Doro am Canal grande, der unter den alten ächtvenetianiſchen Paläſten unſtreitig zu den allerſchönſten und eleganteſten gehört. Ob derſelbe, wie einige behaupten, in alter Zeit ein öffentliches Gebäude war und ſeinen Namen (Casa d'oro) von der darin befindlichen Münze des Saals erhielt, oder ob er, wie andere wollen, einer früh ausgeſtorbenen Familie Doro gehörte, darüber werden vielleicht die jetzigen Geſchichtsforſcher (zu welchen, außer dem früher erwähnten Grafen Sagredo, auch ein ſeit Jahren hier lebender Engländer Namens Brown gehört) nähern Aufſchluß finden. Der gegenwärtige Beſitzer ſoll geneigt ſeyn, das wunderſchöne Gebäude wieder zu verkaufen, doch natürlich nur mit bedeutendem Gewinn, und ſo würde zum Ankauf nebſt völliger Herſtellung und Einrichtung immer ein beträchtliches Capital erforderlich ſeyn, denn der Häuſerwerth iſt, beſonders in den belebtern Stadttheilen, ſeit einigen Jahren ſehr raſch geſtiegen. Nach dem Maaßſtabe anderer großen Städte ſind indeß die Häuſer hier immer noch ſehr wohlfeil. Der immenſe, herrliche Palaſt Vendramin nebſt Garten am Canal Grande iſt z. B. eben erſt zum Preis von 190,000 Lire*) (33,000 fl. C. M.) für die Herzogin von Berry angekauft worden, und am großen Canal della Giudecca hat ein deutſcher Privatmann ein ſchön gelegenes Haus von ſechzehn Zimmern und Kammern für 2000 fl. gekauft und für weitere 1500 fl. allſtändig eingerichtet, ſo daß er jetzt in acht Zimmern frei wohnt, — denn durch den Miethzins für die übrigen zu 300 fl. jährlich werden die 175 fl. Zinſen nebſt Abgaben und Reparaturkoſten völlig gedeckt. Dagegen iſt in belebterer Stadtgegend ein kleinerer Palazzo eben mit 15,000 Lire (5000 fl.) bezahlt worden, welcher zuſammen mit zwei andern von gleicher Größe vor wenigen Jahren nur 16,000 Lire gekoſtet hatte.

(Schluß folgt.)

Die Menſchenopfer ſind unter den Khunds auf der Oſtküſte von Indien noch immer im Gange, der Generalſtatthalter ſoll aber jetzt die kräftigſten Maaßregeln ergriffen haben, um ſie wirkſam zu unterdrücken. (Indian News. 49.)

*) Mit Mobiliar und Gemäldeſammlung 170,000.

München, in der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 116.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

25 April 1844.

Englische Colonien.

Neuseeland.

Zwei Thatsachen sind in letzterer Zeit zur öffentlichen Kenntniß gelangt, welche ein sehr schlimmes Licht auf den Zustand der Colonie werfen, die Ermordung von 19 Europäern und der ausgesprochene Wunsch einer Anzahl Colonisten wieder nach England zurückgebracht zu werden. Das Ganze ist wohl nicht anders zu betrachten als wie eine jener Krisen, denen junge Colonien so oft unterworfen sind, und die nach den bisherigen Erfahrungen damit enden, daß sie sich kräftiger als vorher erheben; indeß ist dennoch der Keim zu sehr viel Unheil gelegt worden, — ein Umstand, den wir namentlich deßwegen herausheben, weil, selbst englischen Blättern zufolge, die Versuche deutsche Colonisten hinzuführen, noch immer im Gange sind. Der Grundfehler bei dem ganzen hinsichtlich Neuseelands eingeschlagenen Verfahren ist einerseits eine sehr weit gehende Nachlässigkeit, und andererseits jene oft bemerkte krankhafte Philanthropie, welche, beim Lichte besehen, gleichfalls nichts als Schwäche und Unentschlossenheit ist, dem Colonialamt nicht sehr zur Ehre gerricht und wiederholtes Blutvergießen zur Folge haben muß. Die Berührung der wilden und civilisirten Menschen hat noch allenthalben Zerwürfnisse herbeigeführt, in denen das juridische Recht gewöhnlich auf Seite der Civilisation, das Menschenrecht aber auf Seite der Wilden war, und die Erkenntniß dieses Standes der Dinge hat ein Mitleid für die letztern erzeugt, das allzu oft in Ueberschätzung des Charakters der Wilden, in übertriebene Nachsicht und in Schwäche überging. Man hat vergessen, daß Wilde im Verkehr mit Europäern sehr häufig nichts als große Kinder sind, die man mit Milde, aber auch mit unwandelbarer Festigkeit behandeln muß, wenn nicht Unheil daraus entstehen soll. Diese Bemerkungen finden auf Neuseeland um so mehr Anwendung, je kräftigere und verschiedenartigere Elemente sich hier vorfanden.

Die Regierung Englands fand die neuseeländischen Inseln nicht im Besitz einer ungemischten Race von Eingebornen, sondern eine sehr unregelmäßige Colonisation von Europäern, Missionären, entlaufenen Matrosen und flüchtigen Verbrechern war in starkem Zunehmen. Die Regierung schwankte anfangs, ob sie die Souveränetät übernehmen sollte und schickte bloß einen Residenten hin; aber ein diplomatischer Agent in einem Lande, das keine gemeinschaftliche Regierung anerkennt, ist entweder nichts oder er ist Schiedsrichter zwischen allen Machthabern; so war die englische Regierung endlich genöthigt einen Gouverneur zu senden und die Souveränetätsrechte zu übernehmen. Daß vor diesem Schritte eine englische Compagnie die Colonisation Neuseelands unternahm, ändert an der Sache nichts, und ist nur insofern von Bedeutung, als der Gouverneur, eifersüchtig auf die Beamten der Compagnie, die bedeutendsten Ansiedlungen der Insel unbeachtet und fast ohne alle gesetzliche Autorität ließ. Sobald die Regierung die Souveränetät übernommen hatte, wurde festgesetzt, daß kein Privatmann mehr von den Eingebornen Land kaufen solle, indem die Regierung die Unterhandlung mit den Eingebornen übernehmen und das Land an die Ansiedler verkaufen wollte. Hier aber ward der große Fehler begangen; über die frühern Landverkäufe, namentlich auch über die der Compagnie selbst, welche die ausgedehntesten waren, wurde nichts entschieden, und diese Rechtsunsicherheit mußte endlich von beiden Seiten zur Selbsthülfe führen, also gerade zu dem, was die Regierung durch die Uebernahme der Souveränetät verhindern sollte und wollte. Den einfachen Grundsatz, welcher civilisirte Länder von wilden unterscheidet, daß man sich nicht selbst Recht verschaffen, sondern Recht bei der Obrigkeit suchen soll, konnte man den Eingebornen Neuseelands, denen es keineswegs an natürlichen Anlagen fehlt, wohl einprägen; man handelte jedoch nicht danach, wohl aber, als es zu Uneinigkeiten kam, entließ man Verhaftsbefehle, verkündete sie „im Namen der Königin,“ und wenig fehlte, so hätte man vor dem Gefecht, das 19 Europäern das Leben kostete, die Aufruhracte verlesen. Das wäre nur lächerlich, wenn es keine so ernsthaften Folgen hätte; aber ein anderer Umstand ist nichts weniger als lächerlich. In der schon im October 1841 gegründeten Stadt Nelson an der Cooksstraße ist der Landbesitz nach so wenig regulirt, daß man keine Jury zusammenbringen konnte, um die mannichfachen Vergehen zu richten. Ein Eingeborner hatte eine

Kleinigkeit gestohlen und wurde von dem Magistrat ohne weiteres zu einem Monat Gefängniß verurtheilt. Ein Colonist hatte einem Eingebornen ein Schwein todt geschossen, wurde gefangen gesetzt, aber gleich den andern Tag gegen Caution wieder freigelassen, ging jedoch ein Jahr später noch unbestraft herum, weil man keine Jury zusammenbringen konnte. Ein solches Verfahren mußte den Eingebornen als baare Ungerechtigkeit erscheinen und sie verleiten Selbsthülfe zu suchen, was auch geschah, und — vielleicht aus Schwäche, vielleicht aus Gefühl des Unrechts — nicht einmal geahndet wurde. Die Folge konnte keine andere seyn, als daß die Achtung der Eingebornen vor den Europäern rasch abnahm.

(Schluß folgt.)

Hrn. Violets Fahrten und Abenteuer.

Sechster Zug.

(Fortsetzung.)

Wir hatten jetzt einen Landstrich betreten, ähnlich demjenigen, welchen wir auf der Reise von den Wakos zu den Comantschen durchzogen hatten. Die Prairie war öfters von Spalten durchschnitten, deren Boden völlig trocken war, so daß wir oft nur alle 24 Stunden Wasser erhalten konnten, und dieß so heiß und schlammig, daß selbst unsere armen Pferde nicht recht davon trinken wollten. Dagegen hatten sie im Essen den Vortheil vor uns, das Gras war süß und zart und wurde die Nacht hindurch von schwerem Thau befeuchtet; wir selbst aber fingen an den bittersten Hunger zu leiden, so daß wir endlich beschlossen, wenn nach 24 Stunden uns nichts aufstoße, um unsern Hunger zu stillen, so sollte das Loos geworfen werden, wessen Pferd geschlachtet werden solle. An diesem Abend konnten wir nicht schlafen und vertrieben uns die Zeit mit Erzählungen; allmählich schliefen indeß alle ein, so daß nur noch der Geistliche mit mir wachte, und eben die Geschichte seiner Wanderung nach Texas mittheilte. Auf einmal unterbrach er das Gespräch und sagte: „ich glaubte nicht so lange gesprochen zu haben, blickt aber gegen Osten, es ist fast Tag.“ Allerdings war der Horizont der Prairie mit der Röthe gefärbt, welche stets in diesen ungeheuren ebenen Einöden den Anbruch des Tages verkündet. Aber unsere Pferde begannen zu schnauben und unruhig zu werden, so daß ich mich genöthigt sah sie fester zu binden. Das aber wollte nicht helfen, sie wurden immer unruhiger, und der Geistliche, der eben seine Uhr herauszog, sagte ganz erstaunt: „was ist denn das? ich habe ja erst halb ein Uhr!“ In diesem Augenblick wurde der Wind frischer und ich vernahm das ferne dumpfe Geräusch, das im Westen entweder ein Erdbeben oder eine Estampede angekündigt. Unsre Pferde wurden jetzt wie toll, und wollten die Lassos durchreißen um zu entkommen. „Auf!“ schrie ich, „Gabriel“ Roche! auf! schnell, die Pferde, die Prairie ist in Feuer und die Büffel kommen über uns!“

Alle sprangen auf die Füße, nicht ein Wort ward gewechselt, jeder fühlte die Gefahr, Eile war die einzige mögliche Rettung, wenn es nicht bereits zu spät war. In einer Minute waren die Pferde gesattelt, und wir sprengten davon mit verhängten Zügeln, die Thiere ihrem Instinct überlassend. Eine Stunde lang jagten wir fort mit unverminderter Eile, als wir die Erde hinter uns zittern fühlten, und bald das ferne Brüllen der Büffel, untermischt mit dem schärfern Geschrei anderer Thiere an unsere Ohren schlug. Die Atmosphäre wurde drückender und schwerer, während die Flammen rascher als der Wind am Horizont hinrasten. Die schnelleren Thiergattungen schossen jetzt wie Pfeile an uns vorüber, Rehe neben Wölfen und Panthern, Schaaren von Elenthieren und Antilopen erschienen und verschwanden mit Traumesschnelle, dann kam ein einzelnes Roß oder ein mächtiger Büffelstier. In unserer Angst glaubten wir still zu stehen, obwohl unsre Pferde ihr Aeußerstes thaten.

Die Atmosphäre wurde nun dichter, die Hitze stärker, das Gebrüll schlug lauter und lauter an unsre Ohren, hie und da untermischt mit schrecklichem Geheul und scharfen Tönen, so unheimlich daß selbst unsre Pferde anhielten und zitterten; aber es war nur ein Augenblick, dann rasten sie weiter. Ein edler Hirsch kam nahe an uns vorüber, seine Kraft war erschöpft, nach drei Minuten fanden wir ihn — todt. Bald aber kam mit dem Tosen des Wirbelwindes die Masse der plumpen minder raschen Thiere gegen uns heran, Büffel und wilde Pferde alle unter einander gemischt, eine ungeheure dunkle Masse, Meilen lang in Fronte, Meilen lang in der Tiefe vorwärts stürzend durch jedes Hinderniß. Die Masse war kaum noch eine Stunde hinter uns, unsre Pferde fast gänzlich erschöpft, wir gaben uns für verloren, wenige Minuten länger und wir wären zu Boden getreten gewesen.

In diesem Augenblick ließ Gabriels kräftige Stimme fest und befehlend sich vernehmen. Er war lange an Gefahr gewöhnt und blickte ihr mit unüberwindlicher Energie entgegen, als wären solche Scenen sein eigentliches Element. „Herab von den Pferden!“ schrie er, „zwei von uns müssen sie festhalten. Reißt Eure Hemden, alles, was Feuer gibt, herunter; schnell, nicht eine Minute ist zu verlieren!“ Mit diesen Worten zündete er etwas Schwamm in der Pfanne seines Pistols an, und bald machte er mit allen den Kleidern, die wir ihm zuwarfen ein Feuer; dann rafften wir verdorrtes Gras und Büffelung zusammen und warfen es gleichfalls auf den Haufen. Ehe drei Minuten vergingen, loderte ein tüchtiges Feuer auf. Heran kam die entsetzte Masse von Thieren und brüllte vor Wuth und Schrecken, als sie die Feuerflamme vor sich erblickte, aber sie wendeten nicht um, wie wir gehofft. Immer näher kamen die wüthenden Büffel, ich konnte die wild starrenden Augen sehen, sie wandten sich nicht, sie öffneten keinen Durchgang, sondern sie kamen, wie die Boten des Todes, näher und immer näher. Mein Kopf brannte, mir flimmerte es vor den Augen; der Augenblick war entsetzlich, ich warf mich nieder mit dem Gesicht zu Boden und wartete mein Schicksal ab. In diesem Augenblick hörte ich eine Explosion, dann ein Gebrüll, wie von Millionen Büffeln, so betäubend war der Ton der kaum 30 Schritte entfernten Thiermasse. Jeden Augenblick erwartete ich, daß

Digitized by Google

ihre Hufen uns zu Staub zusammentreten würden, aber — der Tod kam nicht. Ich hörte dicht ein Rauschen wie das eines mächtigen Sturms und fühlte das Beben der Erde, da hob ich den Kopf auf und sah mich um.

Gabriel hatte im kritischen Augenblick etwas Branntwein auf die Flamme gegossen, die lederne Flasche war mit einer blitzähnlichen Flamme geplatzt und die Thiere waren von der furchtbaren, blauen Feuersäule erschreckt zur Seite gewichen. Vor und hinter und um uns konnten wir nichts sehen, als die buschigen Mähnen der Unthiere, nicht eine Spalte war zu sehen in der fliehenden Masse, als die schmale Linie die sie geöffnet hatten, um unserm Feuer auszuweichen. In dieser gefährlichen Lage blieben wir eine Stunde lang, und unser Leben hing davon ab, daß die Thiere die Linie nicht schlossen, aber die Vorsehung wachte über uns, und nach Verlauf einiger Zeit, welche die Angst zu einer Ewigkeit machte, wurden die Massen endlich dünner und dünner, bis wir nur noch von den schwächern, erschöpftern Thieren umgeben waren. Unsere erste Gefahr war jetzt vorüber, aber nun hatten wir einer zweiten, nicht minder drohenden zu entgehen, der verfolgenden Flamme, die uns jetzt um so viel näher war. Die ganze Prairie hinter uns stand in Feuer, und das tobende Element kam mit furchtbarer Schnelligkeit näher. Noch einmal sprangen wir in die Sättel, und unsere etwas ausgeruhten und durch die Furcht wieder gespornten Thiere brachten uns bald bis zum Nachtrab der Büffel. Es war ein furchtbarer Anblick, wie das Feuermeer mit seinen hoch auflodernden Wellen, seinem unheimlichen Gezisch rascher als der scharfe Morgenwind näher und immer näher kam. Wären wir nicht so eben einer gleich furchtbaren Gefahr entronnen gewesen, wir hätten an unserer Rettung verzweifelt, und einen anscheinend nutzlosen Kampf um unser Leben aufgegeben.

Fort stürzten wir Hügel hinan und hinab, denn jetzt wurde der Boden unebener. Das Feuer kam uns näher, als wir bemerkten, daß in der Entfernung von kaum einer halben Stunde die unermeßlichen Heerden in einen tiefen breiten Schlund Tausende über Tausende köpflings sich hinabstürzten. Aber die immer näher lodernde Flamme trieb uns dennoch voran, der Schlund mußte unsere Rettung oder unser Grab werden. Hinab stürzten wir, ganz wörtlich von dem Rücken der vorandrängenden Masse getragen, und langten sinn- und bewegungslos in einer Tiefe von mehr als hundert Fuß an. Sobald wir von der Erschütterung uns erholten, bemerkten wir, daß wir wunderbarer Weise sämmtlich am Leben und selbst ohne sonderliche Verletzung waren. Die Thiere, welche unmittelbar vor uns hinabgestürzt, und die Tausende, welche unten bereits zu einem Brei zusammengetreten waren, brachen unsern Fall. *) Mit Mühe arbeiteten wir uns heraus, und stiegen über die Masse von Thierleichen hin, bis wir eine kleine Strecke freien Boden fanden, nur wenige Fuß über dem durch die Schlucht fließenden Wilddach. Hier fanden unsre erschöpfte Pferde eine vortreffliche Weide, aber die armen Dinger waren so erschreckt und erschöpft, daß sie völlig hülflos sich niederstreckten.

Wir bemerkten jetzt, daß die Massen der fliehenden Thiere etwas weiter unten einen Aufstieg nach dem andern Rand der Schlucht gefunden hatten, und da Erde und Felsen noch zitterten, so wußten wir schon, daß die Estampede noch nicht aufgehört und die Millionen Flüchtlinge ihren tollen Lauf aufs neue begonnen hatten. Die Gefahr war auch nicht vorüber, denn der Wind war stark und trieb brennende Grasbüschel nach der andern Seite hinüber, wo das trockene Gras und Buschwerk bald Feuer fingen, so daß das zerstörende Element den Schlund überschritt und seine Verfolgung fortsetzte.

Wir wünschten uns Glück zu der erlangten Sicherheit und dankten dem Himmel für unsere wunderbare Errettung. Da wir nun vor unmittelbarer Gefahr sicher waren, so zündeten wir ein Feuer an, und hielten ein Mahl an einem jungen Büffelkalb, das wir ganz zerschmettert hier gefunden hatten. Zwei Tage blieben wir in unserm Versteck, um selbst auszuruhen und unsere Pferde ausruhen zu lassen. So tief im Schooße der Erde waren wir vor den verheerenden Elementen sicher; am zweiten Tage vernahmen wir furchtbare Donnerschläge, wir wußten also, daß ein Gewitter oben rase und den Brand löschen werde, aber wir kümmerten uns wenig darum, was über uns vorging. Am Morgen des dritten Tages brachen wir wieder auf, folgten dem Wasser einige Meilen weit, über Tausende von Thierleichen, welche der jetzt schäumende Wilddach nicht fortschwemmen konnte. Wir fanden den Weg, den die „Estampedados" nach der Prairie hinauf genommen hatten, und da er durch die Millionen Flüchtlinge sehr gemächlich gangbar geworden war, so befanden wir uns lange vor Mittag wieder auf der flachen Prairie. Welch ein Schauspiel der Verwüstung! der Boden war, so weit das Auge reichen konnte, nackt und geschwärzt; nicht ein Blättchen Gras, nicht ein Busch war dem Brand entgangen, und Tausende halb verbrannter Leichen von Rehen, Büffeln und Mustangs deckten die Prairie nach allen Richtungen hin.

(Fortsetzung folgt.)

*) Der Schlund selbst konnte an der Stelle, wo wir hinabstürzten, nicht unter 250 bis 300 Fuß ursprüngliche Tiefe haben, man kann sich somit einen Begriff von der Masse Thiere machen, die hier hinabstürzten. Wahrscheinlich hatten die Vordersten der Masse den Schlund gleich anfänglich halb ausgefüllt, und die jetzt unten liegende Breimasse brach den Fall der spätern, wie auch unsern eigenen.

Volksleben in Venedig.

Der nordwestliche Theil der Stadt. Der Ghetto.

(Schluß).

Obgleich von den reichen Israeliten (die wie alle Reichen von den Venetianern Signori genannt werden) kaum Einer mehr in den ehemaligen Judenstraßen wohnt und auch von den Armern manche der Geschäfte wegen in andere Stadttheile gezogen sind, bleibt doch der Ghetto immer noch das jüdische Hauptquartier. Ich erwartete daher hier, nach dem Maaßstabe dessen was ich in den Nebengassen der Strada al Giardini gefunden hatte, eine recht widerliche Ansammlung von Elend und Schmutz zu finden. Um so mehr war ich überrascht

auch in dieser Beziehung den Gegensatz des nördlichsten mit dem südöstlichen Venedig bewährt zu finden. An Armuth fehlt es zwar auch hier nicht, und manche Familie ist auf den engen düstern Raum eines Stübchens zu theure Miethe beschränkt; aber Widerliches, Ekelhaftes sah ich hier nicht, und offenbar im Ganzen viel mehr Reinlichkeit als bei den Armen der hiesigen christlichen Bevölkerung — was freilich nicht viel sagen will. Als Ursache ward mir von ältern Juden selbst angegeben, daß wohl der vierte Theil ihrer ganzen Gemeinde (von etwa 4000 Seelen) zu den reichen Familien der Signori gehören, und daß diese sich zwar nicht durch fleißigen Besuch der Synagoge auszeichnen (welcher es neuerlich auch an guten Rednern fehlen soll), aber sonst doch ihre Gemeinde, und deren materielles Wohl nicht vergessen. Um das geistige Fortschreiten derselben bekümmert man sich indeß zu wenig; mit der Schule ist man nicht zufrieden, und seit die Kinder der Reichen andere Unterrichtsanstalten besuchen, scheint nichts mehr dafür zu geschehen, wie denn überhaupt das Volksschulwesen in Venedig sehr zurück — und namentlich von einer allgemeinen Schulpflichtigkeit, wie in den deutsch-österreichischen Staaten, nicht die Rede ist. — Die seit etwa vier Jahrhunderten bestehende Synagoge dagegen ist hübsch und wohl erhalten; Wände und Plafond sind mit trefflichen Holzschnitzarbeiten reich geschmückt, die weißen Felder ringsum werden beim Gottesdienst mit Damast behangen und über die reichbesetzten Marmoraltäre werden köstliche Teppiche gedeckt, deren einer wirklich eine besondere Erwähnung verdient. Es ist das Geschenk einer reichen Jüdin, die ihn ganz allein verfertigt und an allen Tagen, an welchen sie daran arbeitete, nichts gegessen hat. In einer Einfassung von violettem, mit schweren Goldarabesken und Perlen gestickten Atlas ist im Vordergrunde die Stadt Jerusalem zu sehen, dahinter das Meer, über diesem der Berg Sinai und oben eine aus dichten Wolken hervorbrechende herrliche Strahlengloria. Dieß alles ist in Plattstichen auf bunten Seidenfaden bis in die kleinsten Details höchst sauber ausgeführt und auch jetzt noch, obgleich 215 Jahre alt, von hübschem Farbeneffect. Zwei ähnliche, doch weniger reiche und schöne Teppiche sind später auf etwa 100 Jahren der Synagoge geschenkt worden. Am Eingang derselben ist eine Marmortafel mit einer hebräischen Inschrift und deren italienischer Uebersetzung:

Umile in Atto e con sincera fede
Qui due preci a depor venga ogni pio,
Ed anco allor che volga altrove il piede
Sempre tenga il pensier rivolto a dio; — d. h.

„Demüthig im Wandel und mit aufrichtigem Glauben, komme jeder Fromme hieher um zu beten; doch auch wenn er an andere Orte den Fuß setzt, halte er stets seine Gedanken auf Gott gerichtet." — Sey es so. Wir setzen auch den Fuß weiter und gehen durch den Ghetto nuovo zurück nordwärts über den Canal di San Gerolamo gegen die Kirche der Maria dell' Orto hin. Es gibt hier noch mehrere Fabrikanlagen, unter andern eine große durch Dampfkraft getriebene Zuckerraffinerie, deren Production indeß dem Bedarf bei weitem nicht zu entsprechen scheint, denn überall in den Läden findet man französischen, englische und niederländische Raffinaden. Daneben sieht man wieder viele Magazine, und daß diese nicht leer stehen, davon zeugen die immensen Lastschiffe (penti), die mit Waaren aller Art beständig auf den Canälen dieser Gegend in Bewegung sind. Dazwischen stehen auch einzelne große Paläste — wie der prächtig erhaltene Palazzo Rizzo mit einem großen Garten, der wohl zu den schönsten in ganz Venedig gehört — und viele kleine Wohnhäuser, die mit wenigen Ausnahmen verhältnißmäßig recht sauber aussehen, und worin man, als weitern Gegensatz zum südlichen Stadttheil, auch unter der ärmlichsten Classe viele hübsche Frauen und Mädchen findet. — Auch an Weinhäusern u. s. w. fehlt es in dieser Gegend nicht, die zum Theil neu angelegt sind und zu Zeiten Abends sehr belebt seyn sollen, und hier findet sich ausnahmsweise eine auffallende Aehnlichkeit der beiden entgegengesetzten Stadttheile. Wie nämlich an der Riva dei Schiavoni ein Hauptsammelplatz der Schmuggler von der Seeseite her, so ist hier der Vereinigungspunkt für den Schleichhandel nach Mestre hin, und in dieser Beziehung mögen beide wohl an Bedeutsamkeit miteinander rivalisiren.

Im Osten der mehrerwähnten großen Marienkirche schließt nun der nördlichste Stadttheil mit einer ausgedehnten ummauerten Bauholzniederlage. Von dieser führt eine kleine schräge Brücke an der Ecke des Holzhafens (Secca della Misericordia genannt) zunächst in die Corte vecchia, einen kleinen ummauerten Grashof mit einem Brunnen, wo ein Dutzend munterer Ziegen weiden, welche Morgens in die Stadt getrieben und vor den Häusern, wo es verlangt wird, gemolken werden. Die Milch ist gut, aber wegen Mangel an Graswuchs so theuer, daß sie nur als Cur getrunken wird. Kuhmilch wird in größern Quantitäten aus der Umgegend zu Wasser hergebracht, ist aber nur unter dem Namen Panon genießbar, dennoch ist dieß kein Rahm, was das Wort bezeichnet, sondern nur gute Milch und ebenfalls theuer. — Von der Corte vecchia gelangt man südostwärts zu der ehemaligen Kirche La Misericordia, einem sehr großen Gebäude, das jetzt, mit Bretterböden abgetheilt, dem großen Militärspital als Niederlage der Betten und Wäsche dient. Als seltenes Beispiel der Oeffentlichkeit sieht man hier in der Vorhalle am Eingang eine große schwarze Tafel mit vielen Rubriken, worauf nach Stückzahl alle Wäsche verzeichnet steht, die schmutzig abgeliefert worden ist, und also auch rein wieder zurückgegeben werden muß. — Was von hier aus weiter südlich und östlich liegt, gehört schon mehr ins belebte Centrum der Stadt.

Die Karapapaken, ein turkomanischer Stamm von 24 bis 25,000 Seelen, wohnten früher in Georgien, wanderten aber im Jahre 1824, da sie sich mit den Russen nicht vertragen konnten, aus und zogen nach der Ebene Soldus, die zwischen Kurdistan und dem Urmiah-See liegt; sie bewohnen jetzt dort 120 Dörfer, treiben Ackerbau und Viehzucht, und verfertigen auch die sogenannten türkischen oder persischen Teppiche. Ihre Anführer sind durch ihre Unerschrockenheit in ganz Asien bekannt, und der Schah suchte deßhalb den Stamm als Bormauer gegen die Kurden, welche die Ländereien um den Urmiah-See unaufhörlich beunruhigten und dann wieder in ihre Berge flohen, zu gebrauchen. Zu diesem Ende wurden ihnen jährlich 2000 Tomans (etwa so viele Ducaten) ausgezahlt, wofür sie sich jedoch anheischig machten, nöthigenfalls mit ihrer gesammten Mannschaft auszurücken. Der Anfang war für die Karapapaken hart, allmählich aber organisirten sie sich, die Kurden wurden allenthalben zurückgeworfen und die Gränze sicher gestellt, indem die Kurden ihre Züge anders wohin richteten. So lange die Perser der Karapapaken bedurften, zahlte man die 2000 Tomans richtig, allmählich aber wurde nicht nur die Bezahlung eingestellt, sondern auch Geldforderungen an sie gemacht, die nach und nach die Geduld des Stammes gänzlich erschöpft haben. Sie sollen deßhalb auswandern wollen, und ein Hr. Girard, von dem diese Nachrichten herrühren (s. Echo du Monde Savant vom 11 April), macht den wunderlichen Vorschlag, sie nach Algier zu verpflanzen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 117.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

26 April 1844.

Scenen in Mexico.

Besuch in einer Mine.

Ich kam nach der berühmten Minenstadt Guanaruato und war endlich im Stande, die ungeheuren Vorrathskammern voll schimmernden Erzes zu sehen. Ich zog die Kleidung eines Grubenmanns an, und stieg die Treppe hinab, welche in das Innere der berühmten Valenciana-Grube führt. Wenige Schritte vom Eingang lamen wir an ein Bildniß der heiligen Jungfrau, um welches einige brennende Kerzen aufgestellt waren. Der Indianer, welcher mich führte, machte die gebührende Verneigung, murmelte einige Gebete und führte mich dann tiefer und immer tiefer in die unterirdischen Gänge und Kammern dieser reichen, ausgedehnten Mine. Der hinabführende Gang glich einer großen Treppe mit breiten Steinplatten. Wegen der großen Tiefe der Grube bedurfte es geraume Zeit, bis wir die bedeutenderen Arbeiten erreichten. Hier fanden wir mehrere Hundert indianische Bergleute, fast völlig nackt, mit ihrer mühseligen Arbeit beschäftigt.

An einem Ende der ersten Galerie waren einige Bretter leicht über Stangen gelegt, und trugen drei oder vier Arbeiter, welche ihre spitzigen Eisen in das harte Muttergestein hineintrieben; in einer andern Richtung waren zwölf Pulverladungen eben fertig geworden. Die Höhle war sehr tief, und der Schimmer der wenigen brennenden Fackeln goß ein schwaches, krankhaftes Licht über die zahlreichen Menschengestalten, deren dunkle Formen nur während ihrer Bewegungen von dem Gestein zu unterscheiden waren. Alles mußte sich jetzt zurückziehen, und wir stiegen in einen höhern Theil der Höhle hinauf, wo wir ohne alle Gefahr die Sprengungen leicht übersehen konnten. Das Zeichen wurde endlich gegeben, und der Grubenarbeiter, der die Lunte anzündete, entfernte sich mit einigen Sprüngen. Alsbald brach ein wogender Lichtblitz hervor, und der betäubende Schlag der fallenden Felsenstücke tönte durch die Höhle. Wir kehrten nach der Stelle zurück, die mit dem schimmernden Erz und Felsenstücken dicht überstreut war. Schaaren von Minenarbeitern wurden alsbald aufgestellt, theils um die größern Massen zu zertrümmern, theils um sie nach dem Dispacho zu führen, wo ihr Gewicht und der geschätzte Werth aufgezeichnet werden, worauf alles entweder auf dem Rücken von Indianern oder mit Maschinen hinaufgeschafft wird. Der Dispacho befindet sich nämlich nahe an dem Tiro general oder dem Hauptschacht; ein gewölbter Gang führt aus dem Innern der Mine allmählich sich erweiternd gegen den Tiro hin, bis er endlich in geringer Entfernung von dem Dispacho sich zu einem unermeßlichen, mit Mauerwerk schön gewölbten Saal ausdehnt. Die ungeheuren Summen, welche ausgegeben wurden, um jeden Theil der Mine gehörig durch gewölbte Gange zu sichern, erweckte unser Staunen, und als ich unter der prächtigen Kuppel anhielt, die zu dem Tiro führt, und der unablässigen Arbeit der armen Indianer gedachte, konnte ich mich der Bemerkung nicht enthalten, daß der Europaer in der That nicht nöthig hat verächtlich auf den Indianer herunter zu sehen.

Hrn. Violets Fahrten und Abenteuer.

Sechster Zug.

(Fortsetzung.)

Der Horizont war uns jetzt durch einen zerrissenen Höhenzug der Rollprairie verdeckt, gegen welche wir nur langsam vorwärts kommen konnten, so vollständig war der durch die Büffel ausgetretene Weg mit verbrannten Körpern aller Arten von Thieren bedeckt. Endlich erreichten wir die Höhe und bemerkten, daß wir an einer der Hauptquellen des Trinity-Flusses uns befanden, die einen länglichen, etwa eine halbe Stunde breiten aber sehr seichten See bildete; der Grund bestand aus einer harten weißen Sandsteinformation, und als wir die schöne kleine Wasserfläche überschritten, fanden wir den Boden wie mit Goldkörnern und Krystallen besaet. Kaum hatten wir diesen Feensee, wie wir ihn nannten, überschritten, so hatten wir abermals eine schmale, mit grünem Buschwerk bedeckte Höhenkette vor uns, das Buschwerk war aber jetzt zerrissen und niedergetreten, denn die Heerden waren darüber gezogen und das Wasser des Sees hatte dem Feuer gewehrt.

Nach einer halben Stunde waren wir aus dem Dickicht heraus und ein höchst seltsamer Anblick bot sich unsern Augen dar.

Auf einer herrlichen, mit wildem Klee und Rasen bedeckten Prairie lagen, so weit das Auge reichen konnte, Hunderttausende von Thieren aller Arten, von denen einige ihre matten Glieder leckten, andere ohne aufzustehen ihren Hals ausstreckten, um das weiche Gras abzufressen. Der Anblick war über alle Beschreibung schön, und mahnte an die Bilder der Schöpfung, wie sie in alten Bibeln sich finden. Wölfe und Panther lagen nur wenige Schritte von einer kleinen Antilopenheerde, Büffel, Bären und Pferde waren unter einander gemischt, alle unfähig sich von der Stelle zu rühren, auf der sie vor Erschöpfung niedergesunken waren. Wir kamen an einem großen Schaguar vorüber, der wild auf ein nur zehn Fuß entferntes Kalb blickte; als er uns sah, versuchte er aufzustehen, war aber zu kraftlos, und bog nur seinen Körper zusammen, wobei er den Kopf unter seinen mächtigen Pfoten verbarg und ein dumpfes, halb drohendes, halb klagendes Geheul ausstieß. Hätten wir Pulver zu verschwenden gehabt, so hätten wir die grasfressenden Thiere von vielen ihrer fleischfressenden Nachbarn befreit, aber wir betraten jetzt einen wegen der Raubereien der Teraner und Bugales berüchtigten Landstrich, und jede Ladung war uns deßhalb kostbar.

Da unsere Pferde der Ruhe bedurften, so nahmen wir ihnen die Sattel ab, und sie fanden hier besseres Futter als seit langer Zeit. Wir hatten glücklicherweise noch ein gutes Stück von dem Kalb, denn wir fühlten einen Widerwillen, irgend eines der vor uns liegenden erschöpften Thiere abzuschlachten. Nahe bei uns lag ein prächtiger Hirsch, für den ich mich alsbald interessirte; er war so erschöpft, daß er keinen Schritt thun konnte, um das duftende Gras zu erreichen, und seine ausgedörrte Zunge zeigte deutlich, daß er vor allem Wasser bedurfte. Ich riß einige Handvoll Klee aus und brachte sie ihm, er vermochte sie aber nicht hinunterzuschlingen. Da ein Loch voll Wasser in der Nähe war, so holte ich welches; welch ein ausdrucksvoller Blick! welche schöne Augen! Ich tröpfelte ihm zuerst einiges auf die Zunge, hielt ihm dann das Wasser unter die Nase und bald hatte er es aufgesogen. Meine Gefährten nahmen so großen Antheil an den armen Thieren, daß sie viele der jungen Hirsche an das Wasser trugen, damit sie wieder Kräfte gewinnen und fliehen möchten, ehe sie von den Wölfen zerrissen würden. Als ich dem Hirsch zum zweitenmal Wasser brachte, leckte er mir die Hand und versuchte aufzustehen um mir zu folgen, aber er vermochte es nicht, und so folgten mir blaß seine Augen überall hin.

Ich wunderte mich jetzt, was aus meinen drei Advocaten geworden sey, die seit mehr als zwei Stunden ohne ihre Büchsen fortgegangen waren; ich war eben im Begriff sie aufzusuchen, als sie, die Kleider, Messer und Tomahaks mit Blut beschmiert, anlangten: sie waren ausgezogen, um Wölfe zu tödten und hatten deren auch so viele niedergemacht, daß sie endlich vor Erschöpfung die Waffen nicht mehr führen konnten. Der Leser, welcher gemächlich in seinem Lehnstuhl sitzt, kann den Haß eines Prairiewanderers gegen die Wölfe nicht begreifen; sie sind, da der Indianer sein Pulver nicht gegen Thiere braucht, die ihm keinen Vortheil gewähren, ungemein zahlreich, streifen gewöhnlich in Heerden von 50 bis 100 Stücke herum, und greifen namentlich die Pferde gern an. Als wir vernahmen, was die drei Advocaten gethan, beschlossen wir die Nacht da zu bleiben und gleichfalls vorher noch Wölfe zu tödten, was wir auch vier Stunden lang bis zur gänzlichen Erschöpfung thaten. Auf dem Rückweg von unserm Mordzug fand Rache einen jungen Bären, den der Doctor alsbald abstreifte und zu unserm Mahl herrichtete, während wir herumgingen, um zu sehen was unsere Schützlinge machten. Alle diejenigen, welche wir an das Wasser gebracht hatten, waren so weit hergestellt, daß sie grasen konnten, und sprangen fort, sobald wir uns ihnen näherten. Auch mein Hirsch graste, ließ sich aber streicheln, als wären wir alte Freunde gewesen, und verließ den Platz nicht bis zum andern Morgen, wo wir selbst aufbrachen.

In der Nacht fiel ein furchtbarer Regenschauer, der uns bis auf die Haut durchnäßte und um so beschwerlicher fiel, als wir mit Ausnahme Gabriels sämmtlich auf der Flucht unsere Walldecken verloren hatten, und auch wegen der Heftigkeit des Regens unser Feuer nicht brennend erhalten konnten. Es war eine häßliche Nacht, aber der kühle Schauer rettete die schmachtenden Thiere. Die ganze Nacht hindurch hörten wie Rehe und Antilopen nach dem See hinlaufen; zwei oder dreimal vernahmen wir auch das ferne Brüllen der Panther — ein Beweis, daß diese furchtbaren Thiere unsere Nachbarschaft verließen, und das wilde Geheul der raufenden Wölfe zeigte deutlich, daß wenn sie auch noch nicht stark genug waren davon zu laufen, sie doch ihre eigenen Todten fressen konnten, denn oft genug zehren sie einander selbst auf.

Die warmen Strahlen der Morgensonne zerstreuten bald die Kälte und Unfreundlichkeit der Nacht; Rehe, Elenthiere und Antilopen waren alle fort, meinen Hirsch ausgenommen, dem ich aus meinen Satteltaschen eine Handvoll Salz gab. Einige Mustangs und Büffel grasten, der größere Theil aber, so weit das Auge reichen konnte, lag noch immer auf dem Grase. Die Wölfe waren unbeweglicher als je, entweder wegen der größern Anstrengung, aber weil sie sich an dem Blut und Fleisch ihrer Gefährten überfressen hatten. Wir ließen unsere Pferde trinken, füllten unsere Flaschen, nahmen auch ein tüchtiges Mahl ein von den Ueberresten des jungen Bären, und traten dann unsere Reise an, um uns durch die Bewegung zu wärmen und unsere Kleider zu trocknen, denn wir waren naß bis auf die Haut und steif vor Kälte.

Der Leser ist vielleicht erstaunt darüber, daß die wilden Thiere in einem Zustande so gänzlicher Erschöpfung waren, wie ich ihn eben beschrieben, aber man muß erwägen, daß das Prairiefeuer sie wahrscheinlich hunderte von Meilen weit getrieben hatte, und zwar mit einer ihnen ungewohnten Schnelligkeit, die nur der Schrecken erzeugen konnte. Ich glaube, daß das Feuer sich etwa 500 Meilen weit erstreckte, und der Grund für diese Annahme ist der erschöpfte Zustand der fleischfressenden Thiere, denn ein Panther kann 200 Meilen

Digitized by Google

und darüber in vollem Rennen zurücklegen ohne sonderliche Erschöpfung, eben so ein Schagnar, und ein Elenthier läuft sicherlich eben so weit. Freilich waren nicht alle diese Thiere, wie Büffel, Rehe, Mustangs u. s. w. so weit gelaufen; wie das Feuer vorauneilte, sammelten sich allmählich diese Thiere, bis die erstaunliche Masse daraus wurde; wahrscheinlich waren auch Tausende umgekommen, lang ehe das Feuer die Prairie erreichte, wo wir gelagert waren; indeß war ich bei andern Gelegenheiten Zeuge der außerordentlichen Anstrengungen, deren Thiere unter dem Einfluß der Furcht fähig sind; so weiß ich, daß einige Ochsen mit den Jochen auf dem Nacken in vier Stunden 60 Meilen zurücklegten. Am östlichen Ufer des Vermillion-Sees war ich Zeuge einer Estamprde, und als ich zwölf Tage nachher zurückkehrte, lagen die Thiere noch in allen Richtungen auf der Prairie herum, obwohl bereits ziemlich erholt. Hier war die Prairie 300 Meilen weit von Ost gegen West verbrannt, und die Thiere waren ohne Zweifel diese ganze Strecke mit aller Anstrengung ihrer Kräfte fortgerannt.

Unsre Pferde hatten sich von ihrer frühern Anstrengung ganz erholt, wir ritten deßhalb rasch zu, und unter den Strahlen der wärmenden Sonne fühlten wir bald das Blut lebendiger durch die Adern fließen. Einige Tage zogen wir so fort gerade gegen Osten, und da wir jetzt aus dem Bereich der wilden Heerden hinausgekommen waren, so litten wir bald bittere Noth. Hie und da stießen wir auf ein Prairiehuhn, einen Truthahn oder ein paar Klapperschlangen, aber Rehe und Antilopen waren so scheu, daß wir ihnen nie auf Schußweite nahe kommen konnten. Der Boden war eben, das Gras kurz aber vortrefflich und mit zahllosen Blumen untermischt. Es war ein schönes Land. Wir hatten prächtiges Wetter den Tag über, aber die Nächte waren ausnehmend kalt und der Thau stark. Da wir unsre Wolldecken verloren hatten, so ging es uns schlecht genug, um so mehr, als wir kein Holz zum Feuermachen finden konnten; selbst der Viehdung war so selten, daß wir während sieben Tagen nur dreimal unser spärliches Mahl kochen konnten, und die vier letzten Prairiehähne, die wir schossen, roh essen mußten.

Eben um die Mitte des achten Tages zeigte sich weit im Südwesten eine dunkle Linie am Horizont. Wir wußten, daß es ein Wald sey, und daß wir dort genug zu essen finden würden, aber die Entfernung betrug wenigstens zwanzig Meilen, und wir waren erschöpft. Am Abend brachte uns der Hunger fast zur Verzweiflung, und da der Wald von einem mehrere Stunden breiten Dornengebüsch eingeschlossen war, so kostete das Durchdringen viele Zeit und Anstrengung. Das Buschwerk war ohne Zweifel der Anfang zu jenes langen prächtigen Waldlinie, welche wie eine natürliche Schutzwand die Staaten Louisiana, Arkansas und Missouri umgibt. Erreichten wir dieses, so waren unsre Entbehrungen und Anstrengungen zu Ende, während, wenn wir weiter gegen Norden zogen, unsre Leiden zugenommen hätten, da dieselbe flache, unbewohnte Prairie sich bis an die Ufer des rothen Flusses ausdehnt. Wir beschlossen also uns einen Weg durch die Dornen und Stachelbüsche zu bahnen, selbst wenn wir ihn mit unsern Messern und Tomahaks öffnen müßten.

Wir ritten fort bis Sonnenuntergang, wo wir an eine tiefe, trockene Erdspalte kamen, an deren Rand das Dornengebüsch begann. Hier nahmen wir unser Nachtlager, denn weiter zu gehen, ohne etwas zu essen, war unmöglich; die wilden, unstäten Blicke meiner Gefährten, ihre eingesunkenen Augen, ihre gelben fleischlosen Gesichter sprachen zu deutlich dafür, daß wir in kurzer Zeit etwas nahrhafteres bekommen müßten, als die unreifen und stark säuerlichen Früchte, die wir hier fanden. Wir warfen das Loos, und das Pferd des Geistlichen ward in kurzem verurtheilt, abgestreift und ein Theil des Aases vertheilt. Ein junger Mustang liefert ein vortreffliches Mahl, aber ein altes abgejagtes Pferd, das ist eine ganz andere Sache. Es war zäh wie Kautschuk, und je mehr man an einem Stück kaute, desto größer wurde es im Mund. Aber der Mensch weiß nie was er alles essen kann, als bis er durch wochenlanges Hungern zur Verzweiflung getrieben ist, und selbst der Geistliche, der in der Prairie geschworen hatte, sein Leben lang kein Kalbfleisch mehr zu essen, riß über die lederzähen Ueberreste seines treuen Rosses wüthend her.

Am nächsten Morgen wandten wir uns südlich, überschritten die Schlucht und betraten einen wie es schien von Thieren ausgetretenen Pfad durch die Dornbüsche; nach einer Wanderung von 6 oder 8 Meilen aber stießen wir auf einen tiefen, schroff abfallenden, mit undurchdringlichen Dornhecken besetzten Schlund. Es blieb nichts übrig als umzukehren, und am Mittag fanden wir uns nun an demselben Ortr, von dem wir Morgens ausgezogen waren. Jetzt rathschlagten wir, was zu thun sey. Die Advocaten und Roche schlugen vor, weiter südlich zu gehen, und einen zweiten Versuch zu machen, Gabriel und ich aber erinnerten uns, daß wir am Morgen des vorhergehenden Tages über einen zwar breiten, aber ganz seichten Bach gesetzt hatten, und schlugen vor, dahin zurückzukehren. Dieser Bach war augenscheinlich einer der Zuflüsse des Rothen Flusses, und mußte nothwendig in die Schlucht und in den Wald hineinführen. Der Vorschlag ward angenommen, jeder nahm ohne Zögerung ein gutes Stück Pferdefleisch mit sich, und so suchten wir unsern Weg vom vorigen Tage wieder auf.

(Schluß folgt.)

Englische Colonien.

Neuseeland.

(Schluß.)

Daß die Unsicherheit des Landbesitzes und der Streit über denselben das blutige Zusammentreffen der Eingebornen mit den Europäern veranlaßte, daran kann kein Zweifel seyn, und in den von einer Versammlung der Bürger der Stadt Wellington gefaßten Beschlüssen heißt es wörtlich: „Die Versammlung erklärt offen und fest, daß das bisher verfolgte System, die Fixirung der Ansprüche auf Landbesitz in der Coolsstraße, wo bis jetzt noch kein Acre gerichtlich zugeschieden ist, hinaus-

Digitized by Google

zuschieben, die ursprüngliche Ursache der neulichen beklagenswerthen Ereignisse ist." Als die Regierung die Souveränetät übernahm, bestanden allerdings mannichfache und sehr verworrene Landansprüche, die zum Theil, wie die der habsüchtigen Missionäre, sich auf Quadratmeilen erstreckten. Wie die Sache einmal stand, war nichts zu thun, als den wirklichen Besitz — nicht die Ansprüche — als gesetzliche Thatsache anzuerkennen, und für die Zukunft alle Verkäufe durch die Regierung vornehmen zu lassen. Das geschah aber nicht, sondern man ließ sich in eine Untersuchung ein, ob der für das Land gezahlte Preis auch dem wirklichen Werth entspreche. Allerdings mochte hier manche Uebervortheilung vorgegangen seyn, aber die Regierung hatte keine andere Wahl, und sie konnte den schlimmsten Ungerechtigkeiten dadurch leicht vorbeugen, indem sie nur den wirklichen Besitz anerkannte, nicht die ausschweifenden Ansprüche der Einzelnen. Die natürliche Folge der Einmischung der Regierung in den frühern Kaufpreis war, daß die Eingebornen, sobald sie fanden, daß sie für ihr Land mehr bekommen konnten, immer größere und zum Theil die ausschweifendsten Forderungen stellten. Daraus entsprangen Zwistigkeiten, bei welchen die Eingebornen auf eine den Ansiedlern sehr nachtheilige Weise von den aufgestellten, mit den Steuern der Ansiedler sehr theuer bezahlten „Protectoren der Eingebornen" unterstützt wurden.*)

Geht man zurück auf den Grund, weßhalb mit der Fixirung der Landansprüche, namentlich an der Cooksstraße, so langsam verfahren wurde, so ergibt sich kein anderer als daß die Colonialregierung allen denjenigen Colonisten, welche durch die Vermittlung der neuseeländischen Campagnie dahin gegangen waren und die sich fast sämmtlich an der Cooksstraße niederließen, nicht wohl wollte. Die neuseeländische Campagnie hatte das Colonialamt zum Handeln genöthigt, indem sie die Initiative ergriffen, und dieß wirkte nach in den untergeordneten Behörden nach, als schon das Colonialamt selbst zur Besinnung gekommen war. Hiezu kam auch die ausgesprochene Feindschaft zweier Missionsgesellschaften, namentlich der Church Missionary Society, deren eigennützige Plane das Einströmen weltlicher Colonisten zerstört hatte; schon als man ihre schmählichen Landkäufe ans helle Tageslicht gezogen, verzieh der gekränkte geistliche Stolz nicht, und sie thaten unterstützt von andern Landspeculanten (landsharks) hinterrücks alles mögliche um den Colonisten zu schaden. Der Häuptling, welcher die Niedermetzlung der Europäer verübte, hieß Rauparaha, und er hatte sich schon mehrfach wegen Landankäufen widerspänstig gezeigt und die Eingebornen aufhetzen wollen. Ehe es aber zu der erwähnten Ermordung kam, hatte der Landcommissär ihm wiederholt versprochen, an einem bestimmten Tage die Auseinandersetzung der streitigen Ansprüche vorzunehmen. Dennoch kam er nicht und Rauparaha half oder vielmehr rächte sich nun, indem er dem Landmesser das Haus niederbrannte. Darauf wurde der Verhaftbefehl gegen ihn erlassen, welcher die blutige Scene herbeiführte. Ein Landspeculant, der selbst nach dem strittigen District lüstern war, hatte ihm dazu die Gewehre geliefert.

Soweit könnte man noch das ganze Benehmen der Regierung blos der Fahrlässigkeit zuschreiben, obwohl sie auf wiederhalte Anmahnungen nie eine Entscheidung gegeben, und den steigenden Haß der Eingebornen wohl sehen mußte. Als aber der blutige Vorfall ruchbar wurde, und die Bürger von Wellington aus Furcht vor einem Angriff der Eingebornen sich selbst waffneten und die Regierung um Hülfe angingen, schickte diese 53 Mann Soldaten, und verbat die militärischen Uebungen der Bürger von Wellington, obwohl sämmtliche Magistratspersonen selbst daran Theil genommen hatten, als ungesetzliche Versammlungen durch eine besondere Proclamation, die man doch aus Scham wieder zurückzunehmen sich veranlaßt fand, indeß nichtsdestoweniger die neugebildete Miliz aufgelöst ließ. In Wellington waren nahezu 700 Mann in die Miliz eingeschrieben, man kann also die Bevölkerung wenigstens auf 4000 Menschen annehmen. In den übrigen Ansiedlungen an der Cookösstraße, wie Neu-Plymouth, Neu-Edinburgh und Nelson wohnen mindestens noch 6000 andere Ansiedler, welche alle über das fast feindselige Benehmen der Regierung in hohem Grade aufgebracht sind. Dauert, wie gegenwärtig alles fürchten läßt, die Aufregung unter den Eingebornen fort, und kommt es zu Thätlichkeiten, so bleibt den Ansiedlern nichts übrig als sich selbst zu helfen, und dann hat die Regierung gerade dasjenige herbeigeführt, was sie zu vermeiden bemüht seyn wollte, einen Kriegszustand zwischen den Ansiedlern und den Eingebornen. Dahin haben es verletzter Beamtenhochmuth, verletzter geistlicher Stolz und eine schwächliche Philanthropie gebracht. Die Colonie wird sich ohne Zweifel aus der augenblicklichen schlimmen Lage herausreißen, aber mit was für Opfern und mit welchem Nachtheil für die armen Eingebornen, das ist eine andere Frage.

*) Welche Mißgriffe vorgingen, davon nur ein Beispiel: etwas nördlich von Auckland saß eine Anzahl Ansiedler, welche ihre Ländereien theils durch Kauf, theils durch unentgeltliche Bewilligungen von den Häuptlingen erhalten hatten. Der Secretär des Gouvernenes sollte die Ansprüche dieser Ansiedler untersuchen, und stieß dabei auf einen Häuptling, der ihm sagte, daß 30 oder 36 Jahre zuvor er oder sein Vater von den genannten Ländereien, die jetzt ein anderer Stamm in Besitz habe, vertrieben worden sey. In Neuseeland gibt es wenig Land, auf das die Eingebornen ein anderes Recht hätten als das der Eroberung, und meistens ist es nicht einmal so alt. Dennoch schloß der Secretär mit diesem neuseeländischen Prätendenten einen Vertrag und erklärte, er erkenne kein Eigenthumsrecht weder der Ansiedler noch derer, die das Land veräußert hätten, an.

Miscellen.

Christliche Katakomben in Griechenland. Eine Anzahl derselben, und zwar aus der frühesten Zeit des Christenthums, soll in der Nähe von Milo (?) entdeckt worden seyn. (Lit. Gaz. 13 April.)

Reichthum der Parsen in Bombay. Man kann sich einen Begriff von diesem Reichthum machen, wenn man vernimmt, daß der vor einigen Jahren zum Baronet erhobene Dschamsetschi Dschidschibhay in Einem Monat zu nützlichen Zwecken, namentlich zu Erbauung von Wasserleitungen in Bombay, 54,000 Pfd. St. (618,000 fl.) beisteuerte. (ibid.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 118.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

27 April 1844.

Hrn. Violets Fahrten und Abenteuer.

Sechster Zug.

(Schluß.)

Am andern Morgen zogen wir größtentheils im Bache selbst, oft bis an den Gürtel im Wasser fort, bis wir endlich an eine Hügelkette kamen, die wir nur mit großer Anstrengung überschritten; als wir aber auf der Höhe angekommen waren, erkannten wir freudig daß unsere Leiden und Anstrengungen zu Ende seyen, denn vor unsern Augen dreitete sich ein schönes Thal aus, durch dessen Mitte der von zahllosen Bächen genährte Fluß seinen Weg sich bahnte. Hier hatten wir nicht nur Holz und Wild in Menge, sondern wir stießen auch auf Spuren von Menschen und Eseln, und da diese Thiere nie zu entfernten Reisen gebraucht werden, so hofften wir schon am nächsten Morgen einige Blockhäuser zu finden, wo wir ein neues Pferd für den Geistlichen und etwas Munition kaufen könnten, denn wir hatten kaum noch ein halb Pfund Kugeln. Wir beachten einen herrlichen Abend hin und legten uns erst spät schlafen.

Gegen 2 Uhr Morgens fühlte ich einen Druck auf der Brust, öffnete die Augen und sah Gabriel vor mir stehen, der mit dem Finger auf den Lippen mir Schweigen anbefahl. Er benachrichtigte mich nun daß eine zahlreiche Schaar Räuber in der Nähe lagere und bereits unsere Pferde entdeckt habe. Wir nahmen unsere Messer und Tomahaks und krochen schweigend bis zu einer kleinen Oeffnung im Walde, wo wir einige zwanzig Kerls ohne Licht und Feuer, aber alle bis an die Zähne bewaffnet, gelagert fanden. Wir konnten ihr Gespräch völlig hören, und ersahen daraus daß sie unsere Pferde wegführen und, wenn wir am Morgen sie aufsuchten, unser Gepäck wegnehmen und wahrscheinlich uns niedermachen wollten. Wir krochen eben so leise zurück, und nach einer halben Stunde hörten wir unsere Pferde weggaloppiren gegen Süden, und Gabriel, der noch einmal auf Kundschaft ausging, sah, wie die Bande bald darauf einen andern Weg gegen Osten einschlug und nur drei Mann zurückließ. Diese besprachen sich eine Zeitlang über die beste Art unsere Sättel und Satteltaschen zu erhalten, wickelten sich dann in ihre Mäntel und krochen in eine Höhlung, welche die Räuber wahrscheinlich zum Aufheben ihrer Lebensmittel und ihrer Beute ausgegraben hatten. Aus der Unterredung der drei Burſche schloß Gabriel daß die Hauptbande wahrscheinlich mit andern Räubern irgendwo zusammentreffen sollte, daß die Leute welche unsere Pferde fortgeführt nur einige Stunden weit gehen sollten nach einem Bach, damit dort die Spuren der Pferde für den Fall einer Verfolgung verloren gingen. Sobald sie mit den Pferden weit genug von unserm Lager zu seyn glaubten, sollten sie auf einem andern Wege zurückkehren und zu den zurückgelassenen drei Mann stoßen. Gabriel vermuthete, daß nur vier Mann mit den Pferden fortgegangen seyen. Nach kurzer Berathung weckten wir unsere Cameraden, sagten ihnen wie die Sachen standen und beriethen nun was zu thun seyn.

Anfangs wurde vorgeschlagen die drei zurückgelassenen Burſche zu erschießen, da aber diese mit der Localität besser bekannt waren als wir, und der Knall der Büchsen diejenigen, welche die Pferde entführt hatten, herbeilocken konnte, so verfielen wir auf einen andern Plan. Kurz vor Tagesanbruch nahm ich Bogen und Pfeile und schlich mich an einen sichern Platz in geringer Entfernung von der Höhle, wo die drei Räuber lagen; Gabriel that dasselbe in einem Busch zwischen der Höhle und unserm Lager. In der Zwischenzeit spielten Roche und die fünf Amerikaner ihre Rolle vortrefflich: sie gingen bis nahe an die Höhle, fluchten darüber, daß irgend ein wildes Thier ihre Pferde verscheucht habe und folgten dann der Spur mit so viel Lärm wie möglich; um die Räuber desto besser zu täuschen, ließen sie ihre Büchsen zurück. Sobald sie fort waren, kamen die Räuber aus dem Versteck heraus, einer ging mit der Büchse bewaffnet nach unserm Lager, und kam bald mit zweien unserer Büchsen und einem brennenden Span zurück, worauf sie über den Erfolg ihrer List zu lachen begannen. Sie zündeten ein Feuer an, der eine fing an Kaffee zu kochen, und die zwei andern gingen, ohne eine andere Waffe als ihre Messer, um die Satteltaschen und Sättel zu holen.

Digitized by Google

Noch waren sie nicht fünf Minuten fort, als ich eine ungeheure Klapperschlange kaum einen Schritt von mir sprungfertig liegen sah. Seit meinem Schlangenabenteuer bei den Comantschen hatte ich die größte Furcht vor diesem Thier, und mein Schrecken war so groß daß ich aus meinem Versteck heraussprang und auf einmal kaum fünfzehn Schritte von dem Kerl stand, der ruhig das Feuer anblies an dem der Kaffee kochte. Er stand sogleich auf, trat ungeschreckt durch eine so plötzliche Erscheinung zwei Schritte zurück und griff nach seiner Büchse. Diese Bewegung entschied sein Schicksal, denn ich schnellte augenblicklich meinen Pfeil ab und traf so glücklich, daß er, ohne ein Wort zu sprechen, todt niederstürzte. Ich kroch nun zu Gabriel, dem ich die Sache erzählte, und nahm dann meinen Stand in der Nähe der zwei andern Räuber, welche ruhig die Satteltaschen durchsuchten und was sie für sich zu behalten wünschten bei Seite legten. Endlich nahm einer die Sättel auf den Kopf und kehrte so beladen nach der Höhle zurück; einige Minuten darauf hörte ich einen schweren Fall: Gabriel hatte ihn mit einem Streiche seines Tomahaks niedergestreckt. Der letzte Räuber aber, der sich mit den Satteltaschen belud, fluchte über seinen Gefährten, „der nicht vor den Augen sehen könne und die Sattelknöpfe zerstoßen würde." Ich hatte gerade meinen Bogen gespannt und zielte, als Gabriel mir winkte abzulassen und gleich darauf dem Räuber einen Stoß in den Rücken gab daß er niederstürzte. Vergebens suchte dieser sich aufzuraffen, Gabriel überwältigte ihn, und bald war er an Händen und Füßen gebunden. Wir brachten ihn nach der Höhle, legten die beiden Leichen an seine Seite, verwahrten auch unser Gepäck hier, verwischten so gut wie möglich alle Spuren des Kampfes und rüsteten uns nun zum Empfang der Pferderäuber.

Der Zufall begünstigte uns. Während wir den Kaffee tranken, den die Räuber gekocht, hörten wir Pferdegetrappel. Ich ergriff eine der Büchsen, Gabriel aber richtete nach kurzem Horchen seinen Lasso und schlich sich hinter die Büsche. Bald darauf sah ich mein Pferd, das ohne Zweifel seinen Reiter abgeworfen, zurück nach dem Lager rennen. Einer der Räuber verfolgte es auf Gabriels Pferde, und rief den drei zurückgelassenen Räubern zu es aufzuhalten. In diesem Augenblick aber fiel Gabriels Lasso auf seine Schultern, und er stürzte todt vom Pferde, wie vom Blitz getroffen — er hatte den Hals gebrochen. Da wir so unsere Pferde wieder gewonnen hatten, sattelten wir sie, nahmen unsere Büchsen und eilten den übrigen Räubern nach, die wir mit unsern zwei vortrefflichen Pferden bald einzuholen hofften. Nach halbstündigem scharfem Ritt stießen wir auf Roche und unsre Gefährten, die nicht minder glücklich gewesen waren. Der Kerl, der mein Pferd geritten hatte, war heftig gegen einen Baum gestürzt, und während einer dem fliehenden Pferde nacheilte, banden die beiden andern ihre Pferde an den Baum und kamen ihm zu Hülfe; so wurden sie von Roche und den andern überrascht und gebunden.

Wir brachten unsere Gefangenen zurück nach der Höhle, und fanden nun daß wir durch die Räuber nichts verloren, vielmehr gewonnen hatten. Einer der Advocaten fand einen Steinkrug voll Whiskey, der Geistliche eine Büchse zum Ersatz für die welche er in der Prairie verloren, und die Kugelbeutel und Pulverhörner der drei ersten Räuber waren wohl gefüllt; auch erhielten wir eine Wolldecke und einen Sack mit gemahlenem Kaffee.

Wir dankten der Vorsehung für unsere Rettung, nahmen ein gutes Mahl ein und setzten dann unsre Reise in südlicher Richtung fort, freilich ziemlich langsam, da wir die Räuber mit uns führen mußten und die Pferde durch das Abenteuer der Nacht sehr erschöpft waren. Wir machten deßhalb bei Zeiten Halt, und ich suchte die Gefangenen auszufragen, in welcher Richtung die Ansiedlungen lagen, konnte aber nichts aus ihnen herausbringen. Gegen Abend, als wir eben unser Mahl einnahmen, kam eine Schaar Hunde heran, hielt in geringer Entfernung von uns und begann wüthend zu bellen. Anfangs glaubten wir sie gehörten der Räuberbande, welche sie zum Aufspüren der Reisenden anwende, und griffen eilig zu unsern Waffen; da aber Gabriel versicherte, dieß sey eine besondere Race, welche den Tschirokesen, Tschaktaws, Krihks und andern halb civilisirten Indianerstämmen angehöre, die sich am Rothen Flusse niedergelassen hätten, so erhoben wir ein Geschrei und schossen unsere Büchsen ab, um die Indianer auf unsere Spur zu bringen. Es dauerte auch nicht lange, so kam eine Schaar von achtzig Tschirokesen durch das Dickicht geritten. Alles klärte sich jetzt auf.

Oberhalb der großen Beugung des Rothen Flusses war seit geraumer Zeit ein allgemeines Raubsystem ungestraft geübt worden. Das Volk von Arkansas beschuldigte die Texaner, und diese behaupteten, die Räuber seyen Indianer. Hr. Pell, Gouverneur von Arkansas, beklagte sich bei Roß, dem bekannten einsichtsvollen Häuptling der Tschirokesen, welcher entgegnete, die Räuber seyen Leute aus Arkansas und Texas; um den Beweis für diese Behauptung zu liefern, ließ er das Land durch eine Abtheilung Indianer durchstreifen, bis die Räuber eingefangen wären. Seit den letzten zwei Tagen waren sie auf einige Spuren gestoßen, bis endlich ihre Hunde unsere Fährte auffanden und sie so zu unserm Lagerplatz geleiteten. Wir übergaben ihnen alle unsere Gefangenen, welche los zu werden wir sehr froh waren, und der indianische Anführer ließ einen seiner Leute absteigen, um dem Geistlichen wieder zu einem Pferd und einem Sattel zu verhelfen. Dieß konnten wir nicht annehmen ohne Bezahlung zu leisten, somit gab jeder von uns zehn Dollars, womit allerdings das Pferd gut bezahlt war.

Am nächsten Morgen gab mir der indianische Anführer die nöthigen Weisungen über den Weg den wir einzuschlagen hätten, um in wenig Tagen den Rothen Fluß zu erreichen. Ehe wir schieden, machten die Indianer uns Geschenke an Pfeifen und Tabak, deren wir sehr bedurften, und nach einem herzlichen Frühstück setzten wir unsere Reise fort.

Die Tschirokesen werden wohl wahrscheinlich in der künftigen Geschichte von Texas eine nicht unbedeutende Rolle spielen; sie hatten sich, als man sie aus den südlichen Staaten

Digitized by Google

der Union vertrieb, zugleich mit den Kriks und Tschaktaws, zusammen etwa 60,000 an der Zahl, an den nördlichen Ufern des Rothen Flusses im westlichen Theile von Arkansas niedergelassen und waren hier schnell zu großem Wohlstand gelangt. Ein Theil von ihnen ging auf vielfache Einladung nach Texas, baute sich dort an, und ihre Pflanzungen gehörten bald zu den besten des Landstrichs. Da erwachte der Neid in den neuen aus den Vereinigten Staaten gekommenen Ansiedlern, und man beschloß sie zu vertreiben und sich ihrer Pflanzungen zu bemächtigen. Das war aber nicht so leicht gethan, denn die Tschirokesen schlugen jeden offenen Angriff zurück, und viele Texaner kamen in diesen Gefechten um; aber nun ließ man das Raubgesindel gegen sie los, das die Tschirokesen mit nächtlichen Brandstiftungen dermaßen beunruhigte, daß sie endlich beschlossen ihre Pflanzungen zu zerstören und zu ihrem eigenen Volk an dem Rothen Fluß zurückzukehren. Seit dieser Zeit haben die Tschirokesen, Tschaktaws und Kriks wiederholt Kriegsrath gehalten, und ich zweifle nicht daß sie nun auf eine Gelegenheit warten das Vergeltungsrecht zu üben und über die Bevölkerung von Ost-Texas herzufallen.

Wir hatten jetzt nicht mehr weit nach dem Rothen Flusse, aber da der Weg durch Sümpfe, Lagunen und Rohrgebüsche führte, kamen wir nur langsam vorwärts. Wir hielten auf einem trockenen Fleck, und hier zum erstenmal seit dem Morgen begannen wir ein Gespräch, denn bisher waren wir allzu beschäftigt gewesen den Boden vor den Füßen unserer Pferde zu untersuchen. Ich hatte Gabriel und Roche viel zu sagen, denn wir sollten in wenigen Stunden scheiden, sie zurückgehen zu den Comantschen und Schoschonen, ich zu den Mormonen und vielleicht nach Europa. Wiederholt drang Gabriel in mich meinen Plan aufzugeben. „Ueberlege es, weil es noch Zeit ist," sagte er zu mir; „glaube mir, es ist besser deine treuen, ergebenen Schoschonen zu regieren als von der Errichtung eines westlichen Reichs zu träumen; und wenn du durchaus den Versuch machen willst, warum denn die Hülfe von Weißen suchen? Was können wir von ihnen und ihrer Hülfe anderes erwarten als unmäßige Forderungen und ungebührliche Einmischung? Wenn du die Apatschen, Comantschen und Schoschonen nur einige Monate lang regelmäßig einübst, so hast du Soldaten wie nur immer in der civilisirten Welt, und unter ihnen wirst du keinen Verräther finden." Ich fühlte die Wahrheit dessen was er mir sagte, und schwieg geraume Zeit stille. „Gabriel," erwiederte ich endlich, „ich bin jetzt zu weit gegangen um zurückzuweichen, und die Plane die ich unternehme, sind nicht zu meinem Vortheil, sondern für die allgemeine Wohlfahrt der Schoschonen und der übrigen befreundeten Stämme. Ich hoffe noch sie einst als großes Volk zu sehen, und jedenfalls ist es des Versuchs werth." Gabriel schüttelte traurig den Kopf, er hatte schon zu viel in der Welt gesehen, und sah mich deßhalb nicht ohne Bangen in die civilisirten Länder gehen, deren Thun und Treiben ich nicht kannte.

Am andern Morgen schlug die Stunde der Trennung; ich fühlte sie bitter, und weinte laut, als ich allein war; nur der Gedanke tröstete mich, daß unsere Trennung nicht lange dauern würde.

Skizzen aus Oberitalien.

Von Mailand nach Chamouny.

Zwischen Mailand und den beiden schönen norditalienischen Seen, dem Lago maggiore und dem Lago di Como sind regelmäßige Verbindungen eingerichtet, die wieder mit den regelmäßigen Dampfboatfahrten auf diesen Seen in Correspondenz stehen.

Morgens in aller Frühe verläßt der nach Art der Omnibus eingerichtete Postwagen Mailand. Auch die Strecke von Mailand bis zum Lago maggiore gilt für unsicher, deßhalb erhält auch hier der Postwagen bewaffneten Schutz. Dieser Schutz wird aber nur von einem einzigen Gendarm zu Fuß gewährt, welcher mit seinem geladenen, bajonnetlosen Gewehre neben dem Kutscher sitzt, und dadurch allen Vorübergehenden zu erkennen gibt, daß ein etwaiger Angriff auf den Postwagen auch auf einigen Widerstand rechnen darf.

Auf diesem Wege kommt man übrigens auch durch Dörfer und Gegenden, die sehr geeignet sind, den Gedanken an unfreundliche Ueberraschungen recht lebendig zu erhalten. Die Dörfer selbst zeigen nichts weniger als Spuren von Wohlhabenheit, und ihre Bewohner haben durchschnittlich einen so banditenmäßigen Anstrich, wie ich es außer in Montebello nirgends wieder gesehen zu haben glaube. Dabei kommt man durch lange Haiden, an andern Orten ist wieder der Weg auf beiden Seiten mit dichtem, wildverwachsenem, niedrigem Nadelholz besetzt, den geeignetsten Schlupfwinkeln für die im Hinterhalt Lauernden. Nirgends habe ich mehr als in den Dörfern dieser Gegend die Fenster mit Oelpapier statt mit Glasscheiben versehen gefunden.

Ueberplötzlich wie durch einen Zauberschlag verwandelt sich die Gegend, die ächten Kostumen verschwinden, in aller südliche Charakter verschwindet, und man glaubt sich nach der Lüneburger Haide versetzt. Das währt freilich nicht lange, und schon weit vor Sesto Calende, einem Städtchen an der Südspitze des Lago maggiore, hat die Gegend wieder mächtige Reize gewonnen, ja sie überragt unbedingt an Schönheit die ganze übrige so eben durchfahrene Straße.

Eines der Dörfer, durch welches der Weg führt, ist ausgezeichnet und berühmt durch einen ungeheuren Cypressenbaum. Der Stamm hat eine Dicke, wie ich nie einen ähnlichen gesehen, man sagt, fünf Männer könnten ihn kaum umspannen. Und wie er so in räumlicher Beziehung das Maaß alles Gewöhnlichen überschreitet, so auch in zeitlicher. Es hat sich von ihm der Mythos gebildet, er sey noch ein Zeitgenosse des Julius Cäsar. Seinen Taufschein hat niemand gesehen, daß er aber wirklich ein außerordentlich hohes Alter erreicht hat, steht unzweifelhaft fest. Das Dorf, in welchem wir diesen merkwürdigen Cypressenbaum erblickten, wurde uns Cipresso genannt, so daß es den Namen von diesem Baum sollte erhalten haben. In einer bekannten Reisebeschreibung habe ich eine Erwähnung dieses Baumes als in einem Dorfe Soma gefunden. Möglich, daß der Ort, wie das ja öfter vorkommt, zwei Namen hat, einen mehr officiellen, statistischen, einen andern mehr populären, der dann aus Eigenthümlichkeiten der Localität zu erwachsen pflegt.

Als wir in Sesta Calende ankamen, war ein so heftiges Regenwetter eingetreten, daß eine jede Aussicht auf den See, seine schönen

Ufer und den Ticino, der hier sein blaues Wasser in das grüne Wasser des Sees gießt, unmöglich wurde. Wir mußten daher in der sehr unfreundlichen, schmutzigen Gaststube die Ankunft des Dampfbootes abwarten, und hatten bei Bezahlung unserer ziemlich bescheiden gehaltenen Zeche Gelegenheit zu bemerken, daß mit den Zeiten auch die Sitten sich geändert, namentlich die der wohlfeilen Gastlichkeit. Polybius, der freilich ungefähr schon zwei Jahrhunderte vor Christo lebte, macht großes Rühmen von der Wohlfeilheit des nordwestlichen Italiens. „Kommt ein Reisender in das Wirthshaus, so fragt er nicht, was dieser oder jener Artikel koste, sondern um welchen Preis der Wirth ihn beherbergen und bewirthen wolle, und gewöhnlich kostet die Zeche einen Viertel Obolus“ (der Obolus etwas mehr als ein Silbergroschen). Vom Weizen kostet nach Polybius Angabe der sicilische Schäffel vier Obolen, ein Eimer Wein halb so viel. Indeß stiegen doch schon im Alterthum die Preise bedeutend, z. B. war der Weizen zur Zeit Cicero's auf das Vierfache des eben angegebenen Preises gestiegen. (Mannert.) Aber wie würde Polybius sich jetzt wundern müssen, wenn er verurtheilt wäre, in Sesto Calende ein schlechtes Frühstück zu nehmen!

Um 1 Uhr kam das Dampfboot an, welches täglich den ganzen See befährt, in der Frühe Magadino an der Nordspitze verläßt, Mittags Sesto erreicht, daselbst aber nur so viel Zeit anhält, als erforderlich ist, um Reisende abzusetzen und andere aufzunehmen, und dann unverweilt seine Rückreise antritt. Das Unwetter hatte nicht nachgelassen, der See war sehr unruhig, die Wellen gingen so hoch, wie ich sie nur im aufgeregten Meere gesehen habe, das Dampfboot mußte daher auch die auf- und niederschwankenden Bewegungen annehmen. Dieß hatte die einfache Folge, daß ein großer Theil der Reisenden nach einigen Stunden dieselben Wirkungen an sich verspürte, welche die Schiffsschwankungen auf dem Meere bisweilen in noch kürzerer Zeit hervorbringen — die schreckliche Seekrankheit. Dieser Unfall begegnete indeß nur solchen, die wegen des gewaltigen Regens in die Cajüten sich geflüchtet hatten. Ich blieb aber trotz des stürmischen Unwetters in dicken Mantel gehüllt auf dem Verdeck. Obwohl ich die herrlichen Ufer des Sees in ihrem Reize nicht erkennen konnte, so hatten meine Augen doch einen hohen Genuß im Anschauen des merkwürdig schönen Grün des Wassers in diesem See. In seiner schönsten Reinheit und Klarheit erschien dieses Grün gerade in der Aufregung der Wellen, wenn sie durch die Räder oder den schneidenden Rand des Dampfbootes gebrochen wurden, umschlugen und vor Wuth zu schäumen schienen, daß ungefährdet von ihnen das kleine Werkzeug aus Menschenhand ihnen Trotz biete, ja sie brechend und bewältigend triumphire. Weder der Gardasee, noch der Genfersee, selbst nicht der Vierwaldstättersee hat ein so reines, bestimmtes und lebhaftes Grün.

Als das Boot der ersten westlichen Bucht sich näherte, fingen die Wellen an sich zu zerstreuen, das Wetter wurde allmählich ganz heiter, die Fahrt war keine verlorene. Nach dem an der Westküste gelegenen piemontesischen Städtchen Baveno ließen wir uns ausschiffen. Die sardinischen Mauthbeamten waren aber durchaus nicht so unfreundlich und lästig, als man uns zuvor gesagt, sie waren auch ohne Trinkgelder höflich und human.

Die Lage von Baveno ist sehr schön, man hat vor sich die glückseligen Inseln und im Hintergrunde die schönen Contoure der den See umgebenden Berge. Doch aber möchte der Blick auf den See hin dem von Desenzano aus über den Gardasee nicht vorzuziehen seyn. Anders aber ist es mit der Aussicht, die man von den borromäischen Inseln selbst hat, d. h. von der Isola madre und der Isola bella, denn die Isola dei pescatori erscheint unbedeutend neben solchen Schönheiten, wiewohl sie andern Gegenden immer noch zauberische Reize geben würde.

Namentlich ist es die Isola bella, die wie ein Paradies uns Söhnen des Nordens erschien. Hier ist es nicht bloß die wundervolle Aussicht, die man nach allen Seiten hin hat, und besonders von mehreren Zimmern des Schlosses und einzelnen Punkten des Parkes aus, eine Aussicht, die den kältesten, unempfänglichsten Böotier entzücken muß; hier ist das Land, wie die glühende Phantasie des Jünglings es sich träumt bei Mignons Lied, und wie nirgends bis dahin es meinen Blicken sich dargeboten, ja wie ich es nach meinen bisherigen italienischen Erfahrungen für unmöglich gehalten hatte; hier sind auf kleinem Raum alle Herrlichkeiten Italiens vereint, es ist das lebendige Land der Poesie. Die Insel hat eine so glückliche Lage, geschützt vor den rauhen Winden durch die hohen Berge, daß sie in ganz Ober- und Mittelitalien als der einzige Ort angegeben wird, der sicilianisches Klima habe. Ein Winter existirt hier nicht, denn stehen Citronen und Orangen und Lorbeeren in freier Erde und überwintern in dieser freien Erde. Ueber die ganze Insel hin verbreiten diese Bäume, die in großen Alleen schön gruppirt sind, ihren entzückenden Duft. Der Schloßgärtner gestattete, daß ein jeder von uns eine Citrone sich pflückte. Wir fühlten uns glücklich in unserem Besitze, mir soll es in ferner Heimath eine bleibende Erinnerung sein jener schönen Stunden, glücklich weil sie so ganz die Träume der Jugend verwirklicht, so weit die Erwartungen des kältern, prosaisch gewordenen Mannes übersteigt.

Auf dieser Insel steht ein Lorbeerbaum, ein großer, schöner Baum. Der war noch jung als unsre Jahrhundert geboren. Ein jugendlicher Heros italienischen Stammes trat zu diesem Baum und schnitt mit scharfem Eisen das Wort Battaglia in seine Rinde. Drauf ging er nach Marengo und schlug die große Schlacht. Und als der Held, vor dem Europa erzittert und gebebt, seinem Verhängniß erliegen, da kam ein tapferer Capitän aus Oesterreichs Kriegern zu jenem Lorbeerbaum, schwang in mannhafter Bravour seinen Säbel und hieb mit kühner Hand jenes bedeutsame Wort aus der Rinde des Baumes! Jede Ironie des Schicksals hat eine komische und eine ernste Seite. Hier erinnert das komische Element der Sache an Sir John Falstaff, wie er aus seiner Todtenverstellung aufsteht, um dem gefallenen Helden Percy noch einen heroischen Stich in die Wade beizubringen.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Secundärunterricht in Frankreich. Nach den officiellen Tabellen gibt es in Frankreich 1466 Anstalten für den Secundärunterricht, nämlich 41 königliche Collegien mit 15,780 Schülern, 312 Communalcollegien mit 28,200 Schülern und 102 Institute mit 10,371 Zöglingen; hiezu kommen noch 1011 öffentliche Schulen mit 24,580 Schülern. Zusammen 75,930 Schüler. (Fr. Bl.)

Abschaffung öffentlicher Hinrichtungen. Nach einem New-Yorker Blatt soll die Repräsentanten-Versammlung des Staats Ohio eine Bill gegen öffentliche Hinrichtungen angenommen haben. (Examiner vom 13 April.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 119.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

28 April 1844.

Haushalt der Stadt Paris.

Paris, den 10 April.

Die Stadt Paris hat ihre definitiven Rechnungen vom Jahr 1842 und ihr Budget für 1844 drucken lassen. Die Resultate dieser ungeheuren Administration sind folgende. Das Jahr 1842 begann mit einem Cassenüberschuß der früheren Jahre von 12,005,752 Franken, die Einnahme des Jahres erhob sich auf 44,640,390 Fr., die Ausgaben auf 43,960,153 Fr., und der Rest in der Casse am Ende des Jahrs auf 12,746,780 Fr. Das Budget von 1844 beläuft sich auf 44,288,840 Fr., allein da es sowohl in Ausgaben als Einnahmen immer um mehrere Millionen überschritten wird, so kann man voraussehen, daß sich die definitive Abrechnung nicht weit unter 50 Millionen stellen wird.

Die Einnahmen der Stadt kommen fast ohne Ausnahme von Steuern her, die auf der Consumtion liegen; es ist das allgemeine System in Frankreich, und hier auf einen Grad getrieben, welcher zu den unglaublichsten Folgen geführt hat. Die Zeitungen sind voll von Klagen über die Verfälschung aller Nahrungsmittel und man sucht auf alle Art Mittel, wo nicht ihnen zuvorzukommen, doch die Thäter zu bestrafen, aber bis jetzt umsonst. So eben erscheint ein Buch von zwei Chemikern, welche eine fast unglaubliche Liste von Verfälschungen, die hier mit Wein, Oel, Mehl, Salz, Essig u. s. w. vorgenommen werden, geben und verlangen, daß in jeder Mairie ein Chemiker angestellt werde, der sogleich alle Waaren die ein Käufer ihm bringe, analysiren solle. Das Octroi hat im Jahre 1842 nach den Rechnungen 30,915,986 Fr. eingetragen, d. h. eine Million weniger als im Jahr 1838, obgleich seit dieser Zeit die Bevölkerung der Stadt um 100,000 Seelen zugenommen hat. Davon kommen auf Wein und Weingeist 12,603,000 Fr., auf Oel, Bier und Essig 3,140,000, Fleisch 5,469,000. Der Ertrag vom Fleisch hat etwas abgenommen, nicht weil weniger verzehrt worden wäre, sondern weil die Consumtion der geringeren Arten zunimmt, denn die Zahl der Ochsen, Kälber, Schafe und Schweine bleibt sich ziemlich gleich, aber was die größere Zahl der Bevölkerung erfordert, wird durch Würste, Abfälle, Gekröse u. s. w. ersetzt, deren Einfuhr um mehr als 100,000 Kilogr. jährlich zunimmt. Von Brennholz und Kohlen wurden erhoben 4,519,000 Fr. Auch hier zwingt das Octroi die Bevölkerung sich mehr und mehr mit der geringeren Qualität zu begnügen, das Brennholz ist in zwei Jahren von 696,466 Klaftern auf 616,545 gefallen, während die Steinkohlen in derselben Zeit von 1,611,167 Hektolitern auf 2,036,188 gestiegen sind, weil sie ein niedrigeres Octroi bezahlen. Da weder die Kamine noch die Küchen auf Steinkohlen eingerichtet sind, so kann nur die Noth einen großen Theil der Bevölkerung zwingen, sich dieses, ihr sehr unangenehmen Materials zu bedienen. Man könnte glauben, daß die Eisenbahnen zu dieser Zunahme geführt haben, aber dem ist nicht so, weil die Bahnhöfe als außerhalb der Stadt angesehen werden, und das Octroi nur von dem erhoben wird was von ihnen in die Stadt gebracht wird. Von Pferdefutter wurde erhoben 1,242,000 Fr., von Salz und einigen kleinen Artikeln 599,000 Fr., von Brennholz 1,619,000 Fr., endlich von Baumaterialien (Kalk, Bausteinen, Ziegeln u. s. w.) 1,719,000 Fr. Dieser letzte Artikel hat seit zwei Jahren um 200,000 Fr. abgenommen, doch gibt diese Zahl noch nicht die ganze Ausdehnung der Abnahme der Bauten in Paris, denn man sieht aus einem späteren Artikel, daß die Steuer, die beim Messen der Bausteine erhoben wird, in zwei Jahren von 204,000 Fr. auf 145,000 gefallen ist, was also eine Verminderung von einem Viertheil anzeigt. Der Präfect schreibt diese Verminderung den Befestigungsarbeiten von Paris zu, welche den Preis der Materialien und der Handarbeit erhöhen, und kündigt eine Verbesserung der Lage für das laufende Jahr an. Daran mag etwas wahres seyn, aber der Hauptgrund ist, daß die große Masse der Bewohner gezwungen ist sich in ihrem Logis zu beschränken, weil das Octroi das Leben hier zu sehr vertheuert, davon gar nicht zu sagen daß dieß Tausende aus der Stadt und in die Dörfer jenseits der Mauer treibt. Die Administration ist über diese Abnahme der Bauten und die Tendenz sich außerhalb der Ringmauern niederzulassen, unruhig, besonders da die Stadt in der einzigen Richtung, in welcher sie sich schnell ausdehnt, nämlich gegen Nordwesten,

Digitized by Google

schon jetzt die Mauern erreicht hat, während der südliche und östliche Theil, wenn nicht entvölkert, doch leblos wird. Sie thut einiges um dieser Tendenz entgegen zu arbeiten und dem Innern der Stadt Leben zu geben, indem sie durch das Labyrinth der engen und feuchten Gassen dort breite Straßen zieht, wie z. B. die Straße Rambuteau. Sie scheint auch einen Plan aufgegeben zu haben, den sie lange beabsichtigt und dessen Ausführung schon begonnen war, nämlich von der Madelaine aus quer durch die Vorstadt des Roule nach dem Park von Mousseaue eine Straße zu führen, wobei alle Straßen der Vorstadt in einem schiefen Winkel durchschnitten worden wären. Die Ausführung hätte 10 Mill. gekostet, ohne den geringsten Vortheil, als daß man die natürliche Tendenz der Stadt sich dorthin auszudehnen noch künstlich befördert hätte. Uebrigens sind die Klagen über das Absterben der Stadttheile auf dem linken Ufer der Seine sehr übertrieben, wie man z. B. daraus sehen kann, daß in einer neuen Straße, die gegenwärtig an der Stelle des ehemaligen Hotels des Telegraphen durchgebrochen wird, der Platz um 1200 Fr. pr. Quadratruthe verkauft wurde. — Die Einnahme von der Steuer auf den Verkauf von Austern, Fischen, Butter, Eiern und Geflügel auf den öffentlichen Märkten betrug 1,751,000 Fr.; diese Einnahmen gehören eigentlich zum Octroi und sollen auch künftig damit vereinigt werden. Die Vermiethung der Plätze auf den Märkten ertrug 601,050 Fr. Die öffentlichen Maaße und Waagen 205,915 Fr. Die Steuer auf Detailhändler in den Straßen 176,043 Fr. Der Verkauf des Wassers aus den Canälen und Brunnen der Stadt 908,919 Fr. Dieß ist eine sehr legitime Einnahme.

Paris hat seit einiger Zeit viel gethan, um sich mit Wasser zu versehen, der Canal des Ourcq, die prachtvollen Filtrirmaschinen für das Seinewasser, und jetzt das große Reservoir, das auf der Höhe des Pantheon gebaut und von dem Brunnen von Grenelle gespeist werden wird, haben die Wassermasse, die über die Stadt vertheilt wird, in nicht langer Zeit verdoppelt. Die Einkünfte kommen theils von Concessionen her, die Fabriken und Bädern für Wasser aus der Seine und dem Canal gemacht werden, theils von dem Verkauf des Wassers von einer gewissen Anzahl von Wasserwerken, aus denen das Wasser in die Fässer der Wasserträger gepumpt wird. Neben diesen bestehen aber eine Menge öffentlicher Brunnen verschiedener Art, und diese sind weit zweckmäßiger eingerichtet als in Deutschland. Ich meine hier nicht die bloß zur Zierde dienenden Springbrunnen, die hin und wieder über die Stadt vertheilt sind und die absichtlich so eingerichtet sind, daß man aus ihnen kein Wasser schöpfen kann, sondern die sogenannte bouches d'eau. Diese sind von zweierlei Art, nämlich 1) die, welche Trinkwasser enthalten; diese sind durch eine Röhre gebildet, welche etwa zwei Fuß über dem Boden aus der Mauer hervorsteht und gegen unten gebogen ist; neben ihr ist ein Knopf angebracht, den man anzieht, und dann stürzt ein Wasserstrahl von 1 Zoll im Gevierte hervor, welcher in wenigen Secunden das untenstehende Gefaß anfüllt. Dieß ist eine weit bessere Einrichtung als die dünnen Strahlen der deutschen Brunnen, an denen die Dienstboten eine halbe Stunde stehen mögen, ehe ihre Gelten gefüllt sind, während kein Verlust von Wasser bei den französischen stattfinden kann, indem der Wasserstrahl aufhört, sobald man die Hand nicht mehr auf den Knopf drückt. 2) Hat die Stadt 1600 Wasserröhren angebracht, welche zum Reinigen der Straße bestimmt sind und die Canalwasser geben; diese werden bei gutem Wetter aufgeschlossen und bleiben bei Nacht immer geschlossen. Dennoch fehlt es Paris noch an Wasser, und es ist ein sehr gefühltes Bedürfniß, daß es in alle Häuser und Stockwerke getrieben werde, weil die gegenwärtige Nothwendigkeit es am Brunnen zu holen oder von Wasserträgern bringen zu lassen, zu einer Wassersparsamkeit führt, welche nicht mit der Sorge für Reinlichkeit und Gesundheit zu vereinigen ist. Es sind dazu viele Plane gemacht worden, und die Erfindung der Turbinen, welche erlauben, das Seinewasser auf die höchste Spitze der Stadt zu treiben, wird wohl nächstens zur Ausführung eines derselben führen. Es wäre eigentlich Sache der Stadt, es auf ihre Kosten zu unternehmen, aber der Präfect will durchaus nicht zugeben, daß sie neue Schulden mache; man hätte daher längst einer Gesellschaft die Ausführung überlassen, wenn nicht durch einen unglücklichen Umstand ein Speculant da wäre, welcher sich immer dazu anbietet, und mit dem die Stadt nichts zu thun haben will, der aber wie es scheint Einfluß genug hätte, daß man ihn nicht ausschließen könnte, wenn man die Sache unternähme. Paris ist besser mit Wasser versehen, als die meisten deutschen Städte, aber schlechter als London und besonders als New-York, welches durch seine neue prachtvolle Wasserleitung von Croton jedes Haus und jedes Stockwerk mit einem unbeschränkten Wasservorrath versehen hat. Der Bericht der Ingenieure, welche dieses große Werk errichtet haben, sollte in Deutschland übersetzt werden, damit Stadtbehörden ein Beispiel daran nehmen.

Die Casse von Poissy hat 1,362,749 Fr. eingetragen; sie ist eine Art von Bank, welche die Stadt für die Fleischer auf den großen Viehmärkten von Poissy und Sceaux hält, und mit der gewisse Auflagen verbunden sind. Das Ganze bildet eine additionelle Steuer auf das Fleisch, so wie der folgende Artikel, nämlich der Ertrag der Schlachthäuser, welche 1,088,264 Fr. lieferten. Es wäre an sich nichts gegen diese beiden Steuern einzuwenden, denn die Stadt leistet durch die Casse von Poissy dem Viehhandel einen großen Dienst, die Schlachthäuser sind musterhaft eingerichtet und geben eine Garantie, daß kein krankes Vieh eingeführt wird; aber diese Steuern mit dem Octroi auf Vieh zusammen vertheuern das Fleisch auf eine unerträgliche Art. Das Entrepot für Wein hat 313,816 Fr. eingetragen; dieß ist der Miethzins der Keller und Magazine dieses ungeheuren Etablissements, das eine der Folgen des Systems der Stadtzölle ist. Als man nämlich sah, daß der Weinhandel sich aus Paris weg und nach Bercy zog, so beschloß die Stadt dieses Entrepot zu bauen, damit die Weinhändler dort ihre Weine niederlegen könnten, ohne vor dem Verkauf Zoll zu bezahlen. Das Gebäude hat über 20 Mill. Fr. gekostet und seinen Zweck nicht

Digitized by Google

erreicht, denn der größte Theil des Weinhandels ist in Bercy geblieben, und die Einkünfte des Entrepot reichen nicht viel weiter als zur Bezahlung der Administration desselben und der beständigen Ausbesserungen. Das Ganze ist eine der monströsen Folgen eines monströsen Systems. Eine andere derselben zeigt sich in dem nächsten Einnahmeposten der Stadt, nämlich die Escorten von Diligencen und Waaren durch die Stadt haben 150,236 Fr. eingebracht. Um nämlich nicht unter den Thoren abladen zu müssen, nehmen die Diligencen und die Güterwägen, welche transitiren, Douaniers als Escorte, daher die Einnahme, die ein würdiger Anfang des ganzen Systems des Octrois ist. Die öffentlichen Wagen, Cabriolets, Fiaker und Omnibus haben für das Recht sich auf den öffentlichen Plätzen aufzustellen 427,695 Fr. bezahlt. Jedes Cabriolet bezahlt nämlich 215, ein Coupé 130, ein Fiaker 150, und ein Omnibus 400 Fr. jährlich, wofür die Stadt ihnen warmes und kaltes Wasser liefert und Inspectoren bezahlt.

Alle bisher aufgezählten Einnahmen sind Consumtionsauflagen, directe Einnahmen hat die Stadt nur folgende. Sie zieht aus Vermiethung von Häusern und Grundstücken 139,039 Fr., aus Ausfertigung von Geburts- und Todtenscheinen 92,815, aus der Auflage von Begräbnissen 486,385, aus dem Verkauf von Grabstätten 709,252. Die Stadt verkauft nämlich den Quadratmeter für ewige Gräber um 300 Fr., so daß also die bloße Grabstätte für einen einzelnen auf 600 Fr. kommt; wer dieß nicht bezahlen kann oder will, nimmt ein temporäres Grab für fünf Jahre, wofür er 50 Fr. bezahlt. Der Preis für ewige Gräber ist nicht zu hoch, indem trotz diesem ihre Zahl auf eine Art zunimmt, welche die Stadt beunruhigt und zu einer endlosen Ausdehnung der Kirchhöfe zu führen droht. Dagegen ist der Preis der fünfjährigen Gräber viel zu beträchtlich, wie eine sehr einfache Statistik zeigt. Von 24,309 Todten im letzten Jahre sind für 1180 ewige Gräber gekauft worden, und für 4892 fünfjährige, also sind 18,227 in den gemeinschaftlichen Gräbern begraben worden, obgleich auch die ärmsten Familien hier dagegen einen sehr natürlichen und ehrenwerthen Widerwillen haben. Die Vermiethung der Schindanger in Bondy und Montfaucon hat 166,000 Fr. eingetragen, sie sind aber für die künftigen Jahre um 500,000 Fr. jährlich vermiethet worden; man will den von Montfaucon, der zu nahe an der Stadt liegt und ein ganzes Quartier verpestet, auch nach Bondy verlegen, aber es findet große Schwierigkeiten. Es soll dazu eine Eisenbahn nach Bondy gebaut werden, und da das Uebel sehr groß ist und laute Klagen erregt, so wird man wohl Mittel finden müssen, den Plan auszuführen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein merkwürdiger Schildkrötenfang im Mittelmeere.

Messina, den 19 März 1844.

Vergangenen Montag wurde am Faro*) eine ungeheure Schildkröte gefangen von einer ganz ungewöhnlichen Art; sie hat gleich denjenigen, welche in der Südsee gefunden werden, keine Schale, sondern bloß eine ziemlich starke hornartige Haut auf dem Rücken, welche rinnenförmige Vertiefungen von je 1½ Zoll Breite hat, die sich vom Halsgelenk bis zu den Hinterflossen hinziehen. Die ganze Länge des Thieres vom Kopf bis zur Schwanzspitze ist 7½ Fuß, die Breite 3½ bis 3¾ vorn an der Brust, die Vorderflossen haben nahe an 3 Fuß Länge, die Hinterflossen sind etwas kürzer, die Höhe wird etwa 3½ Fuß seyn. Der untere Theil und die Flossen sind mit einer weichern Haut bedeckt, von etwas schmutzig weißer Farbe mit braunen Flecken, die Oberdecke ist ganz dunkelbraun, mehr schwarz. Der Kopf wird 9 bis 10 Zoll lang seyn, und das Maul ist mit starken Zähnen versehen. (Das Maaß, von dem ich spreche, ist der bayerische Fuß von 12 Zoll.) Die Matrosen, welche das Thier laufen sahen, sagten, sie hätten es mit einer Harpune gefangen, eine Wunde, welche etwa 1½ Fuß aufwärts von der Schwanzspitze auf dem Rücken war, ließ mich bemerken, daß an dieser Stelle die Haut nur 1½ Linien dick war, jedoch wird selbe mehr oben am Rücken wohl stärker seyn. Wie ich von andern hörte, hat Prof. Rüppel**) erklärt, daß es eine Art Schildkröte sey, die bloß in den ostindischen Gewässern vorkommt; ich selbst sprach den Hrn. Prof. R. nicht. Dieser bot für das Thier 9 Piaster, es wurde aber von einem andern für 20 Piaster angekauft. — Ob nun das Thier um das Cap der guten Hoffnung gesegelt ist, oder ob es eine Fußpartie über die Landenge von Suez gemacht hat, das ist die Frage, auf jeden Fall hat es eine schöne Reise gemacht, die freilich nicht zum besten endete.

*) Faro ist Dorf und Leuchtthurm am Eingange in die Meerenge an der sicilischen Küste.

**) Er befindet sich seit Februar in Messina.

Skizzen aus Oberitalien.

Von Mailand nach Chamouny.

(Fortsetzung.)

Von Varena aus nahmen wir vom Posthalter einen eigenen Wagen, der aber nicht als Extrapost galt, wiewohl wir unsern Postillon in voller Uniform hatten. Wir fuhren bis Dama d'Offala und legten diese Strecke in wenigen Stunden zurück. Der Weg geht anfangs längere Zeit an dem See noch entlang, und gewährt schöne Blicke auf die gewaltigen Marmorbrüche, aus denen Mailands Dom und Friedensbogen gebrochen worden ist. Unser Postillon wich in jeder Beziehung nicht nur von allen übrigen italienischen Postillonen, die ich hatte kennen gelernt, ab, sondern von den Italienern überhaupt. Der Ausdruck seines Gesichts war Gemüthlichkeit und Wohlwollen, nichts Verschlagenes, nichts Verschmitztes in seinen Augen. Er war sehr gesprächig, aus jedem seiner Worte trat Offenheit und Biederkeit hervor. Er war aus Varena und hatte nie die dortige Gegend auf weite Entfernung verlassen. Dürfte man von Individuen so auf Allgemeinheiten schließen, wie man es nicht darf, so wären die glücklichen borromäischen Inseln mit ihrer nächsten Umgebung nicht bloß in physischer Beziehung gesegnet.

Von Varena an kommt man auf dem ganzen weiteren Wege nicht mehr aus den Bergen heraus. Es ist die große, berühmte Simplonstraße — ein Werk, welches bis zur Erbauung der noch gewaltigeren Straße über das Wormser Joch als der größte, Ehrfurcht gebietende Beweis menschlicher Kraft in Bezwingung der rohen Naturgewalt gegolten hat. Die Straße ist bekanntlich ein Werk Napoleons. Sie wurde in den Jahren 1800 bis 1806 erbaut. Sie verbindet die Schweiz mit Italien, ihre äußersten Endpunkte sind Genf und Mailand, wo

der Aceo della pace unter dem Namen Aceo del Simpione das ganze Werk eigentlich krönen sollte. Im engern Sinn aber, als eigentlicher Alpenpaß, bezeichnet man mit der Simplonstraße den kühnsten Theil derselben, den Simplonübergang oder die Strecke aon Domo d'Ossola bis zum Städtchen Brieg (Brigue) in Wallis. Die Länge der ganzen Straße beträgt 74 Stunden, ihre Breite 20 bis 25 Fuß, so daß selbst an den engsten Stellen zwei Wagen sehr bequem nebeneinander fahren können. Der höchste Punkt, den sie erreicht, steigt auf 6240 Fuß, dabei ist die Neigung überall so gering gehalten, daß nur an zwei Stellen etwa der Hemmschuh angelegt zu werden braucht und die Wagen selbst bergan im Trabe fahren können. Auf der kurzen Strecke aon Arona (noch unterhalb Domo d'Ossola) bis Algeby mußten 52 Brücken und 302 Wasserleitungen angelegt, 199,800 Kubikmetres Felsen gesprengt und 280,000 Kubikmetres Mauern aufgeführt werden, 1½ Millionen Kubikmetres Erde wurde zu Dämmen und Ausfüllungen gebraucht. Im Ganzen sind 74,000 Centner Pulver zu Sprengarbeiten verwendet worden. Auf der Strecke aom Döschen Gyp bis zum Lago Maggiore sind 611 Brücken aufgeführet. Daß bei einer solchen Cyklopenarbeit die Kosten sich über 20 Millionen Franken belaufen haben, kann nicht verwundern. — Zu den kolossalsten Theilen der ganzen Unternehmung gehören die sogenannten Galerien. Das sind gewaltige Tunnels, mittelst deren die Straßen durch die Felsenmassen, ja unter Gletschern hindurchgeführt worden ist, und zwar gewöhnlich an solchen Stellen, die durch die häufigen Lawinenstürze den Reisenden gefährlich sind. Außer diesen durch keine Lawinenmocht zu zertrümmernden Galerien sind noch in verschiedenen Zwischenräumen an gefährlichen Punkten Zufluchtshäuser (réfuges) erbaut, in welchen während der Winterszeit auch Straßenwärter sich aufhalten, für den Nothfall sogar auch ein Nachtlager und einige Lebensmittel dem leidenden Reisenden gereicht werden.

Die große Post befährt zwar täglich die ganze Simplonstraße, da sie aber zur Nachtzeit den Kamm und die schönsten Punkte passirt, so ziehen wir es vor, von Domo bis Brieg die Wanderung zu Fuß zu machen, und ich kann aufrichtig dasselbe jedem Reisenden rathen, der den Genuß der bald lieblich schönen, bald großartigen Natur und die gründliche Anschauung eines der riesigsten Menschenwerke sich verschaffen will. Einer der herrlichsten Blicke bietet sich bei der Brücke von Crevola dar. Der ganze Thalkessel von Domo d'Ossola eröffnet sich nach Süden zu mit fünf sich sondernden Thälern, alle in üppigee nordtalienischer Vegetation mit frischem Grün. Das Döschen Crevola liegt tief unten im Antigorio-Thal. Von hier aus erscheint die Brücke selbst in schwindelnder Höhe auf fruchtbaren Felsmassen und Unterbauten als ein Werk überirdischer Mächte, der ewig wirkenden Berggeister. Sie besteht aus zwei Bogen, von denen jeder eine Spannung von 65 Fuß, eine Höhe aon 90 Fuß hat. Die Schlucht, über die sie hinführet, ist grausig. Alle Eindrücke hat man hier vereint. Die ungeheuren Alpenberge staeren aon der einen Seite mit ihren eisigen Gletschern entgegen, unten tief in der schauerlichen Schlucht braust die Doveria, auf der andeen Seite lächelt das hesperische Land in den freundlichsten Thälern. Mit Recht hat man gesagt, daß dieß einer der Punkte ist, von denen aus ein Hannibal seinen Kriegern das gelobte Land zeigen konnte.

Ein großer Theil der ganzen Straße liegt in dem Kanton Wallis. Bei Isella verläßt man den italienischen Boden, kommt ihm bei Martigny (Martinach) wieder sehr nahe, weßhalb man von da aus gewöhnlich die Hauptstraße verläßt, um über die Berge zu dringen und einen Fuß in das italienische Chamouny zu setzen. Die Hauptstraße betritt einige Meilen nördlicher Italien bei Gingaulph (St. Gingen), zieht sich an der italienischen Seite des Genfersees entlang und endet an der Rousseau's-Insel in Genf.

Auf der Gränze zwischen Piemont und dem Kanton Wallis ist einer der imposantesten Wasserfälle, bei Gando der Fall des Frassinone. Auffallend ist hier der schnelle Wechsel der Sprache. Auf dem letzten italienischen Gränzorte wurde nur italienisch gesprochen, einige tausend Schritte davon steht das einsame Haus eines Walliser Gränzbeamten; da hörte man keinen italienischen Laut mehr, es wurde französisch mit uns gesprochen und französisch das Visum unseres Passes ausgestellt. Wie aber hier auf der Gränze das Französische schnell mit dem Italienischen wechselt, so habe ich in dem Kanton Wallis selbst einen auffallenden Wechsel des Französischen mit dem Deutschen gefunden, ja das Deutsche sogar dem Italienischen local außerordentlich nahe. Schon im Dorfe Simpeln (franz. Simplon, ital. Sempione) hört man das Deutsche neben dem Französischen, in Veleg (Brigue) ist das Deutsche vorwiegend, wiewohl amtliche Bescheinigungen nur französisch ausgestellt werden, in Sitten (Sion) hat wieder das Französische das Uebergewicht, in Martinach (Martigny) wird nur französisch gesprochen, und so auch im Hospiz auf der Höhe des Passes. Man sieht, Monotonie herrscht auf dieser Strecke weder in der todten Sprache der Natur, noch in der lebendigen Sprache des Menschen.

Mit der italienischen Gränze ist alle Lieblichkeit im Charakter der Gegend abgeschnitten; das Großartige, Erhabene, Gewaltige der Alpennatur ist an die Stelle der milden, lieblichen hesperischen Flur getreten. Eisige, kernhaftige Charaktere müssen hier gedeihen; der Mensch fühlt sich größer, getragen von so großen Erscheinungen, die Brust wird weiter, das Herz wird voller.

Merkwürdig tritt noch eine andere Verschiedenheit zwischen dem piemontesischen und dem schweizerischen Theil der Straße hervor. Diese Verschiedenheit betrifft aber nur sehr uneigentlich die Natur, sie geht vom Menschen aus. Mit wahrem Mitleid, ja mit Unwillen sieht man, wie auf piemontesischer Seite das große Kunstwerk dieser Straße seinem Untergange entgegeneilt, und wie so gar wenig hier gethan wird, dieß kaiserliche Werk in seiner wohlthätigen Existenz zu erhalten. Man kann wohl nicht annehmen, daß dieß aus kleinlicher Eifersucht gegen den großen Namen geschieht — eine Eifersucht, die freilich anderweitig nicht überall unterdrückt wird. Wahrscheinlich rührt es wohl daher, daß das Königreich Sardinien wenig Gewinn durch diese Straße zieht, und daher sich das geringe Interesse schreibt, sie im gehörigen Stande zu erhalten, zumal dieß allerdings nicht ohne bedeutende Kosten möglich ist. Auf lombardischem Boden ist die Straße sehr gut, ebenso im Kanton Wallis, der bei seiner Armuth verhältnißmäßig große Opfer dazu bringen muß.

(Schluß folgt.)

Engländer in Paris. Die Zahl der Engländer in Paris soll nie so groß gewesen seyn, wie jetzt (wahrscheinlich in Folge der Kunst- und Industrieausstellung); die englische Gesandtschaft soll im Durchschnitt täglich 500 Pässe zu visiren haben. (Examiner vom 13 April.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 120.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

29 April 1844.

American Oriental Society.

Im Osten haben die orientalischen Gesellschaften begonnen, indem Sir William Jones in Calcutta ihr Musterbild aufstellte. Calcutta, Bombay, Madras besitzen jetzt ihre Vereinigungen zu Verbreitung orientalischen Wissens jeder Art. Die asiatischen Gesellschaften in London und Paris haben sich einen Namen gemacht; Deutschland besitzt wenigstens seine Zeitschrift für Kunde des Morgenlandes, und mehr Gelehrte in diesem Fache, als irgend ein anderes Land; Rußland hat die Akademie, in welcher verdienstvolle Männer an der Erforschung des Orients arbeiten, und endlich hat, wie wir sehen, die Liebe zu orientalischen Studien auch den Ocean überflogen, und ihr Reich in einem Lande zu gründen begonnen, für welches der Orient nicht mehr Orient ist.

Es ist fast etwas vorzeitig, daß man in einem Lande, welches bisher nur derjenigen Wissenschaft sich angenommen hat, welche für Gewerbe und Handel arbeitet, in welchem man den Gelehrten für ein überflüssiges Ding hält und ihn oft nur dem Namen nach kennt, daß man in einem solchen Lande jetzt schon Studien einführen will, welche vom Markte des Lebens so weit abliegen. Man konnte nur hier den unmittelbaren, praktischen Nutzen der Beschäftigung mit den Sprachen des Orients für den Handel entgegenhalten; dieser ist verhältnißmäßig nur klein. Nehmen wir z. B. die beiden Fundamente orientalischer Sprachwissenschaft, das Sanskrit und Arabische. Jenes ist längst aus dem Verkehr der Menschen verschwunden und würde nicht zureichen, uns zum Verständnisse auch nur des Bengalischen, derjenigen Tochtersprache, die der Mutter am ähnlichsten ist, zu verhelfen, aber die Mühe, die wir auf Erlernung des Sanskrit verwendeten, wäre zu groß im Verhältnisse zu dem Nutzen, welchen wir daraus für einen täglichen Verkehr in bengalischer Sprache schöpften. Das Arabische lebt noch, aber in einer Form, die sich von der des Litterar-Arabischen vielfach unterscheidet, und die Erlernung des letztern wäre für den Geschäftsmann nur ein Umweg. Das Gleiche gilt für das Chinesische. Immerhin also wird der orientalische Gelehrte sich dazu bekennen müssen, nicht für den Nutzen des Tages, sondern für die Geschichte zu arbeiten. Wird dadurch der Werth seiner Leistungen an sich keineswegs geringer, so wird er es doch für jenes junge Land, welches nur in materiellen Dingen bisher seine Befriedigung fand.

Wie dem aber auch sey, eine Gesellschaft von Freunden orientalischer Studien hat es unternommen, eine Vereinigung unter dem obigen Namen in Boston zu gründen, und es liegt uns das erste Heft ihres Journales *) vor, welches Nachweisung über das Entstehen der Gesellschaft, ihre Statuten und die Adresse des Präsidenten, John Pickering (of Boston) bei der ersten Jahreszusammenkunft (7 April 1843) enthält.

Die Gesellschaft will sich der Sprachen Asiens, Afrika's und Polynesiens annehmen, hierauf bezügliche Publicationen machen und eine Bibliothek sammeln. Ihre Verwaltung ist nach dem Muster der englischen Asiatic Society eingerichtet,**) unter den zahlreichen Officers derselben begegnen wir aber keinem Namen, der in Europa schon einen Klang hatte, als dem Edward Robinsons von New-York, welcher durch den gediegenen Bericht über seine Reise im Petraischen Arabien und Palästina ***) den Dank der gelehrten Welt sich verdient hat. Der Präsident vergißt auch nicht, auf dieses verdienstvolle Mitglied in seiner Adresse hinzuweisen, welche den Hauptinhalt dieses Heftes bildet und uns einen Blick in den Stand dieser Wissenschaft thun läßt, wie er in Amerika sich gestaltet hat.

Der Gelehrte, sagt er, habe in den Vereinigten Staaten vor der gebieterischen Nothwendigkeit, sich seinen Unterhalt zu gewinnen, noch nicht dazu gelangen können, Studien obzu-

*) Journal of the American Oriental Society Vol. I. No. 1. 1843. Boston; Charles (Little and James Brown.)

**) Sie hat in ihre Statuten unglücklicherweise dieselbe Bestimmung aufgenommen, welche man bei der Mehrzahl der englischen Gesellschaften findet, daß man durch eine bestimmte Summe alle künftigen Jahresbeiträge ablaufen kann, woraus der Nachtheil entsteht, daß die Gesellschaft anfänglich ihre Mittel überschätzt, zu Großes beginnt, und später, wenn der Zufluß aufhört, häufig die Arbeiten einzustellen genöthigt ist.

***) Dieses Werk wurde in Deutschland, England und Amerika gedruckt.

Digitized by Google

liegen, welche ihm seine Existenz nicht sichern. Sie seyen in demselben Falle, wie die Engländer in Indien (nach der Schilderung von Jones in As. R. I.), wie die Bürger kleinerer Staaten (bei Xenoph. Cyr. XIII. 2.), die Arbeit sey noch nicht hinreichend getheilt, die Beschäftigung mit politischen Dingen verschlinge einen großen Theil der Zeit und des Denkens eines gebildeten Mannes, „welcher unter einer absoluten Regierung (arbitrary-government) nicht allein frei wäre von der Bürde der öffentlichen Angelegenheiten, sondern sogar getrieben, eine Beschäftigung für seinen thätigen Geist in Wissenschaft und Literatur zu suchen." p. 5.

(Schluß folgt.)

Haushalt der Stadt Paris.

(Fortsetzung.)

Eine besondere Einnahme bildet der Beitrag des Staats an den Kosten der Municipalgarde, nämlich 1,917,000 Fr., seitdem man das prachtvolle Corps der Cavallerie derselben auf 3000 Mann gebracht hat — eine Zunahme, welche die municipalen Bedürfnisse nicht erforderten, die aber der Staat wegen politischer Gründe verlangt hat, und für die er daher auch die Stadt entschädigt. Es ist eine musterhafte Miliz, von der jeder Mann Corporal in der Armee gewesen oder wenigstens auf der Liste gestanden, aus der man diese zieht; sie besuchen alle Tage einen Curs über Municipalrecht und die Ordonnanzen der Polizei, der von ihren Officieren gehalten wird, sind vortrefflich bezahlt und in strengster Ordnung gehalten. Beim geringsten Fehler, namentlich für einen einzigen Fall von Trunkenheit, werden sie weggeschickt. Es ist dasselbe Corps, wie die frühern Gendarmen; da diese unter der Restauration sehr unpopulär geworden waren, so änderte man im Jahre 1830 ihren Namen und ihre Uniform, und jetzt sind sie eben so populär als sie früher verhaßt waren. Die additionellen Centimen von der directen Steuer, welche der Stadt zufielen, betrugen 1,071,000 Fr.; dieß ist die einzige directe Auflage, welche die Stadt erhebt, und bis diese so erhöht wird, daß das Octroi abgeschafft werden kann, wird keine Sparsamkeit in die Haushaltung der Stadt kommen, und Paris unter der theuersten und verderblichsten Form von Auflagen leiden. Endlich bezog die Stadt aus Zinsen von Capitalien die sie besitzt, aus Verkauf von Materialien und Bauplätzen, aus Beiträgen von Gasgesellschaften und dem Pflaster und andern gelegentlichen Einnahmen 2,076,000 Fr.

Diese Besteuerung ist übermäßig, und auch abgesehen davon daß das Octroi unter allen Steuersormen die lästigste ist, muß man anerkennen, daß die Summe der Steuer viel zu groß ist. Paris ist freilich eine reiche Stadt, aber man kann leicht einen Maaßstab finden, das Verhältniß der Auflage zu dem Vermögen zu schätzen. Nach den Schätzungen der Brandgesellschaften ist der Werth aller Privathäuser in der Stadt etwa 3000 Mill. Fr., die Stadt erhebt also jährlich 1½ Proc. von dem Capitalwerth aller Häuser — eine offenbar übertriebene Summe, wie jeder sogleich finden wird, der dasselbe Verhältniß auf seine Localität anwenden will. Daher kommt es, daß das Leben hier um 30 Procent theurer ist als außerhalb der Mauern, daß 80,000 Arme im Stadtaimosen stehen, und fast die Hälfte der Bevölkerung in den Spitälern stirbt.

Wenn man von der Art absieht, auf welche sich die Stadt ihre großen Einkünfte verschafft, so ist im allgemeinen die Art, wie sie dieselben verwendet, nur zu loben, obgleich, wie der Process von Hourdequin gezeigt hat, manche Unterschleife dabei vorkommen mögen. Im allgemeinen mögen sie nicht sehr schreiend seyn, indem man selten davon hört, und was man auf diese Weise erfährt, nicht sehr bedeutend ist. Die Ausgaben sind natürlich viel mannichfacher als die Einnahmen, und sie sind im Budget in Capitel vertheilt, denen eine gleiche Anzahl von nachträglichen Capiteln folgt, und bilden ein Labyrinth, in dem man sich schwer orientiert. Ich kann mir nur einige Bemerkungen über die hauptsächlichsten erlauben, welche einigermaßen einen Begriff von dem Stadthaushalt geben können.

Die Schulden der Stadt wurden im Jahre 1802 regulirt und ein System von Amortissement eingeführt, das bis jetzt streng befolgt worden ist, und es ist der beste Theil der Administration des gegenwärtigen Präfecten, Hrn. v. Rambuteau, daß er aller Versuchung, neue Schulden zu machen, widerstanden hat. Die Vorwände dazu haben nie gefehlt, und wenn man die Planemacher hören wollte, so hätten sie längst die Stadt durch Plane, die an sich ganz schön sind, in unbezahlbare Schulden gestürzt. Die Schulden der Stadt beliefen sich im J. 1832 auf 68,394,248 Franken, woran bis Ende 1842 26,927,118 bezahlt worden und 41,456,520 übrig bleiben. Die Stadt bezahlt an Zinsen und Amortissements jährlich 4,390,000 Fr., wodurch die Schuld im J. 1853 gänzlich getilgt worden seyn wird, mit Ausnahme eines Capitals von 12 Millionen, das den Spitälern als Ersatz für die Häuser und Märkte, die sie in der Stadt besessen haben, gehört, und dessen Tilgung erst im J. 1833 beginnt und innerhalb 30 Jahren vollendet werden wird. Es kann kaum für eine Schuld angesehen werden, sondern für einen Ankauf, indem die Besitzungen, welche die Stadt dadurch erworben hat, die Summe vollkommen werth sind, während die andern Schulden aus unnützen Festen, welche die Stadt unter Bonaparte gab, und aus Bauten entstanden sind, welche das Octroi hervorrief.

Die Stadt bezahlt an die Staatscasse eine jährliche Summe von 4,959,587 Fr.; nämlich der zehnte Theil des reinen Ertrags des Octroi aller Städte gehört dem Staat, wobei der Staat aber eine beträchtliche Summe für den Theil der Einnahmen des Octroi, welche zur Bezahlung der Spitäler ꝛc. gehören, zurückgibt, so daß sich die Summe für Paris im verflossten Jahre auf 1,700,300 Franken belief; dazu kommen 3,010,726 Fr. für directe Steuern. Die Stadt bezahlt nämlich aus ihren eigenen Mitteln die directe Steuern für alle Logis, welche unter 200 Fr. jährlich betragen. Die Gesammtsumme der Hanssteuer, die auf Paris liegt, beträgt 5,386,807 Fr., wovon die Stadt, wie oben bemerkt, über 2 Mill. aus ihrer Casse bezahlt. Endlich entrichtet sie eine Contribution von 132,000 Fr. als Entschädigungsgeld für Einquartierung.

Digitized by Google

Die Centralverwaltung der Stadt kostet 624,613 Fr., die der Mairien 377,265, die des Octroi (mit Ausnahme der Bauten, die es verursacht) 2,043,780 Fr., die Erhebung der übrigen Einkünfte der Stadt 800,000 Fr.

Kirchen und Schulen. Die Bezahlung der Geistlichen fällt hier wie in ganz Frankreich auf den Staat, und in einer reichen Stadt wie Paris sind die Sporteln der katholischen Geistlichen so groß, daß die Stadtcasse nicht benöthigt ist, ihnen noch besondere Vortheile zu machen; daher bestehen die Ausgaben der Stadt für den katholischen Cult fast gänzlich aus dem, was die Gebäude zu errichten und zu unterhalten kosten. Dieß ist aber sehr beträchtlich, denn nicht nur muß die Stadt fünf Kirchen, die zur Zeit der Revolution verkauft worden waren, miethen, sondern die Zunahme der Bevölkerung macht den Bau neuer Kirchen oder die Erweiterung der alten immer wieder nöthig, und die Stadt verwendet darauf im Durchschnitt nicht unter 2 Mill. Fr. jährlich, das unberechnet, was der Staat dabei thut, indem er Künstler mit dem Malen der Kirchen und den Bildwerken für sie beschäftigt. Die Stadt thut wenig dieser Art und die Künstler klagen sehr über die schlechte Bezahlung die sie anbietet; aber dieß ist kein Uebel, denn das ganze Künstlerwesen hier ist ohnehin auf keine natürliche Basis berechnet und dreht sich in einem falschen Kreis. Die Kunstschulen der Regierung liefern mehr Künstler als die Nation braucht, und die Regierung thut dabei was sie kann, so viel als möglich Kunstwerke für öffentliche Gebäude zu bestellen; aber jede Bestellung macht, daß sich neue Schüler in die Schulen drängen, und so wird es täglich schwerer, die Bedürfnisse der zunehmenden Menge von Künstlern zu befriedigen. Die Stadt hat daher sehr Recht, daß sie nur sehr mäßige Summen dafür ausgibt, denn sie würde nichts erreichen, als daß sie den Andrang noch vermehrte. Doch auf die Kirchen zurückzukommen. Die einzige Ausgabe für das Personal, welche auf der Stadt ruht, liegt in den Zulagen, die sie den protestantischen Predigern mit 41,250 Fr. und dem Großaalmosenier mit 1500 Fr. gibt, indem die Sporteln derselben nicht hinreichend sind sie in den Stand zu setzen, standesgemäß zu leben. Die Elementarschulen dagegen sind in Frankreich von den Gemeinden bezahlt, und der Staat trägt nur dazu bei, wo die Gemeindecasse unzureichend ist. Die Ausgaben der Stadt für die Schulen (das Bauwesen ungerechnet) betrug 916,665 Fr., welche sich auf 170 Schulen aller Art, vom Gymnasium bis zur Kinderschule vertheilen. Die Stadt hat nämlich Ein Gymnasium hier, College Rollin (neben denen die dem Staat gehören), das jedoch gegenwärtig nicht nur keine Kosten verursacht, sondern einen Reinertrag liefert. Die Stadt hat vor wenigen Jahren eine höhere Elementarschule gestiftet, in der sie sich 60 Freiplätze vorbehalten hat; sie ist im Begriff eine Normalschule für Schullehrer zu stiften; ihre Elementarschulen sind etwa zur Hälfte nach Lancaster'schen Grundsätzen; sie hat 24 Kleinkinderschulen, für welche sie 135,000 Fr. ausgibt, ferner sieben unentgeltliche Zeichenschulen, nicht um Künstler zu bilden, sondern für Handwerker, eine Anzahl Schulen für erwachsene Arbeiter, Schulen für weibliche Arbeiter und ein Pensionat für Mädchen. Im Ganzen werden ihre Schulen von 36,000 Schülern besucht — eine Zahl, welche mit der Einwohnerzahl in keinem Verhältniß steht, aber einen sehr beträchtlichen Theil der Kinder nicht begreift, welche in Privatschulen aller Art Unterricht finden; ich finde in einem Bericht des Ministers des öffentlichen Unterrichts, daß im J. 1840 die öffentlichen und Privat-Elementarschulen zusammen von 61,516 Kindern besucht waren. Ihre Zahl hat nothwendigerweise seitdem zugenommen, aber ich besitze kein Datum darüber.

(Schluß folgt.)

Skizzen aus Oberitalien.

Von Mailand nach Chamouny.

(Schluß).

Gegen Abend kamen wir im Dorfe Simplon an. Es ist ein wenig freundlicher Ort, rauh und kalt. Die Befestigung verräth keine italienische Küche mehr, die Speisen waren gut, schmackhaft, kräftig und in reicher Fülle. Die Preise indeß schon schweizerisch, vier französische Franken das Couvert. Am folgenden Morgen brachen wir um 4 Uhr auf und erreichten nach zweistündigem rüstigem Gange die Höhe des Passes und mit ihr das Hospiz. Merkwürdig schön war das erste Hervorleuchten der Sonne, wie sie die über alle Bergmassen hervortretende Kuppe des Monte Rosa röthet — ein Alpenglühen, welches uns den Namen dieses Berges in seiner Wahrheit erkennen ließ.

Daß das Hospiz in seiner innern Erscheinung einen außerordentlich wohlthätigen Eindruck auf das Gemüth macht, habe ich schon bei dem Kloster San Lazzaro erwähnt. Wir in dem berühmten Mutterhospiz auf dem großen St. Bernhard, von welchem das unsrige nur ein Filial ist, wird auch hier ein jeder Fremde willig und freundlich, liebevoll und zuvorkommend aufgenommen. In aller Frühe waren wir eingetreten, trotz unseres angestrengten Gehens bergan froren wir (es war am 22 Julius), ein Diener führte uns in das geräumige Refectorium, in welchem wir sehr bald durch einen in aller Schnelligkeit bereiteten Kaffee erwärmt wurden. Der erquickende Trank selbst sowohl, als was zum Imbiß gereicht wurde, war gut bereitet, und in größerer Fülle, als davon Gebrauch gemacht werden konnte. Damit wir nicht wie in einem Gasthofe behandelt, sondern wie von Freunden und Brüdern in der Familie aufgenommen uns erschienen, trat einer der ehrwürdigen Mönche bald nach unserer Ankunft ein und unterhielt sich freundlich mit uns. — Trotz unseres Dringens wurde keine Bezahlung von uns angenommen, statt aller Bezahlung wurde uns nur gestattet, einen Beitrag in die Büchse für die Armen zu legen. Dieß veranlaßte uns zugleich in die Capelle zu gehen, wo so eben Messe gelesen wurde. Nur selten in meinem Leben ist mir das Glück zu Theil geworden, einen so reinen, beseligenden Eindruck unmittelbar durch den Eintritt in eine katholische Kirche gewonnen zu haben, als dieß hier der Fall war. Es herrschte die feierlichste Stille, alle Anwesenden waren in tiefste Andacht versunken und wurden auch nicht auf einen Moment durch unser allerdings möglichst lautlos veranstaltetes Erscheinen in ihrer ernsten Andacht gestört, der Priester celebrirte mit hoher Würde und Einfalt. Da war kein störendes Hin- und Herlaufen, kein Gehen und Kommen, da war nicht gleichzeitig ein mehrfacher Gottesdienst an verschiedenen Al-

Digitized by Google

täten, es war alles auf einen Punkt concentrirt, ein Geiſt beherrſchte alles, der Geiſt beſeligenden Friedens, der Geiſt beſeligender Liebe.

Geiſtig wie leiblich geſtärkt verließen wir dankbaren Herzens die ehrwürdigen Veſter, und nun ging es raſchen Schrittes hinab. Es waren Stunden höchſten Genuſſes. In uns gekräftigt, heiter und froh, waren wir um ſo empfänglicher für die Natur, die durch den Anblick auf die Berner Hochalpen in ihrer Majeſtät ſich entfaltete, wie dieß nur an wenigen Punkten der Schweiz ſich wiederfindet.

Von Brieg aus pflegt man gewöhnlich wieder die Poſt zu beſteigen, und ſo thaten auch wir. Der Weg geht von hier eben weiter und zwar im Rhonethal, meiſt dicht neben der Rhone her, umgeben auf beiden Seiten mit himmelanſtrebenden Bergen. Die Umgebung iſt zwar überall ſchön, indeß das Auge hat ſo eben zu bedeutende Genüſſe gehabt, als daß es noch mit voller Befriedigung auf dieſen Höhen ziemlich gleichen Charakters weilen könnte. Für ſich allein betrachtet iſt dieſes Rhonethal noch entzückend ſchön, beſonders bei Leuk und bei Sitten (Sion), welches durch die hohe Burg außerordentlich maleriſch wird.

Spät Abends kamen wir in Martinach (Martigny) an. Wir hatten beſchloſſen, von hier aus wieder des kürzeſten zu Fuß nach Italien hineinzuſteigen, d. h. über die Höhe des Col de Balme nach dem berühmten Chamounythal zu wandern, dem Thal, welches mit Neapel und Konſtantinopel von einzelnen Reiſenden als die drei ſchönſten Punkte Europa's genannt werden, während andere als dritten Punkt bald Liſſabon, bald Salzburg, bald Havre de Grace angeben.

Der Uebergang über den Col de Balme wurde am folgenden Morgen begonnen. Die Höhe erhebt ſich unmittelbar hinter der Stadt, ja ein Theil der Häuſer folgt derſelben. Wir ſchritten wacker fort, und kannten die Behauptungen anderer Reiſenden, die uns wegen der Steilheit dieſes Ueberganges beſorgt gemacht hatten, nicht recht begründet finden. Mit heiterem Sonnenſchein waren wir ausgegangen, nach einſtündigem Gehen überzog ſich der Himmel, es regnete und dadurch wurde der immer ſteiler werdende Weg ſehr unbequem. Eine Erholung hatten wir durch ein kurzes Hinabſteigen nach dem in einer tiefen, düſtern und ſchauerlichen Thalſchlucht gelegenen Trient, einem Dörfchen, das durchaus nichts von der Lieblichkeit des berühmten Trient (Trident) in Tyrol hat. Dieſe Erholung war aber auch um ſo nothwendiger, als nun die eigentlichen Beſchwerden erſt anfingen. Denn die zweite hier beginnende Anhöhe erhebt ſich ununterbrochen bis zum Gipfel mit einer ſolchen Steilheit, wie man ſie kaum auf den ſchroffſten Seiten des Rigi findet und ſonſt bei einzelnen kleinern Höhepunkten der Schweiz, die man, da ſie keine großen Strecken einnehmen, auch wohl leichter erklimmen kann. Hier war aber nach zweiſtündigem Marſch noch etwa drei Stunden ununterbrochen zu ſteigen. Der Regen weichte den Boden unter dem Gerölle auf, ſehr bald indeß ſchwand ſeine Herrſchaft, er wurde durch den Schnee erſetzt, der, je höher wir ſtiegen, deſto ſtärker wurde, je deſto höher ſchon lag. Wir hatten etwa zwei Stunden im Schneegeſtöber, nach oben zu in fußhohem Schnee zu ſteigen. Die Anſtrengung war ſehr bedeutend und hatte unſere Kräfte faſt erſchöpft, als wir endlich auf dem Gipfel ankamen und in dem ärmlichen Häuschen daſelbſt Zuflucht fanden.

Auf dem Brocken, wo der Schnee in den hohen Sommermonaten eine unbekannte Sache iſt, hat das große, maſſive Haus Mauern von faſt ſechs Fuß Dicke, und doch haben die Oefen bisweilen ihre Noth, eine behagliche Temperatur hervorzurufen. Hier auf der Höhe des Col de Balme, wo am 23 Julius der fußhohe Schnee durchaus nicht als auffallend betrachtet wurde, iſt das Haus leicht hingebaut, die Mauern von nur zwei Fuß Dicke, und ſtatt der nachhaltigen nordiſchen Kachelöfen die unzweckmäßigen, nur für den warmen, faſt winterloſen Süden brauchbaren Kamine. Dabei wächſt ſchon auf Stundenweite vom Gipfel kein Baum mehr, man hilft ſich mit kraftloſem Zwergholz und Gezweig. Daß wir, durchnäßt bis auf die Haut und noch bis Tags zuvor an die Gluth der italieniſchen Julisſonne gewöhnt, trotz manchen Tropfens Burgunder, der uns gereicht wurde, nicht leicht zu einer anmuthigen Wärme kommen konnten, wird jeder glauben.

Von Martigny nach Chamouny gibt es noch einen andern Höhenübergang über Tête-noire. Dieſer iſt nicht ſo ſteil, minder beſchwerlich und von kürzerer Zeitdauer. Rüſtige Fußgänger ziehen aber den Uebergang über Col de Balme vor, weil von dieſer Höhe aus der ſchönſte Blick auf den Montblanc gewonnen werden ſoll. Das hatte auch uns beſtimmt. Bis jetzt waren wir getäuſcht. Das Schneegeſtöber wurde immer heftiger, die Kälte immer empfindlicher. Wir entſchloſſen uns, dort zu übernachten. Das war aber wirklich eine fürchterliche Nacht. Der Wind ſtürmte wie ein Orkan, daß wir jeden Augenblick den Zuſammenſturz des Hauſes fürchteten; hatte endlich die Müdigkeit den Sieg davon getragen, ſo weckte uns gar bald wieder die Kälte.

Am folgenden Morgen warteten wir bis 11 Uhr, einer Zeit, wo gewöhnlich das Wetter umſetzt. Unſere Hoffnungen waren vergeblich, möglich daß unten im Thal klarer Himmel zu ſchauen war, wir beſchloſſen deßhalb aufzubrechen. Dabei begegnete mir nun aber ein luſtiges Abenteuer. Meine Reiſeſchuhe waren dem Feuer zu nahe gekommen, und verſagten nun hartnäckig, trotz aller Verſuche, ihr willfährig zu machen, ihre Dienſte. Der Wirth konnte hier nicht aus der Noth helfen, all unſer Gepäck war in Genf, ich alſo wirklich in übler Lage. Da kam plötzlich die Rettung. Unſer Engländer hatte in ſeinem engliſchen Reiſehandbuch geleſen, von der Höhe des Col de Balme aus ſey der herrliche Blick auf den Montblanc. Bis jetzt hatte er dieſen Blick noch nicht haben können. Mit engliſcher Kaltblütigkeit erklärte er nun, er werde feſten Stand halten bis der Himmel ſich wieder aufklare und ſollte das vierzehn Tage währen. Durch dieſen Beſchluß des Engländers wurde das Maulthier, auf welchem derſelbe gekommen war, und des Thieres Führer frei, ich nahm ſogleich beide für mich in Anſpruch, ſchwang mich auf meine Roſinante und gab nun gewiß ein prächtiges Bild ab. Die Trümmer der Reiſeſchuhe als Sandalen unterbunden, ſtatt des Mantels eine alte, ärmliche, weißgraue Pferdedecke, den großen Alpenſtock wie eine kriegeriſche Lanze in der Hand — ein lebendiges Bild eines Kriegers von 1812, zog ich auf meinem Thier langſam über die Schneemaſſen auf jetzt unwegſamen Pfaden neben den furchtbarſten Abgründen.

Noch einigen Stunden waren wir in das Thal hinabgeſtiegen, der Schnee war auf der Höhe geblieben, der Himmel hatte ſich wieder aufgeklärt, wir ſahen in ſchwindelnder Höhe den Montblanc, wir waren in Chamouny.

Die Unterſuchungen über celtiſche Alterthümer in Skandinavien werden fortgeſetzt, und Juſtizrath Molbech in Kopenhagen las in der Verſammlung der wiſſenſchaftlichen Geſellſchaft am 12 April eine beſondere Abhandlung darüber vor. (Berlingſke Tidende vom 16 April.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widnmann.

Nr. 121.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

30 April 1844.

Jagdzüge im nordöstlichen Rußland. *)

Von Ustjug aus durchzogen wir die Gegend nach allen Richtungen, theilweise zu Kahn die Dwina hinunter, und die Suchona und den Jug hinauf, theilweise zu Lande durch die Wälder zwischen diesen Flüssen. Es war eine natürliche Folge von der Einförmigkeit der Pflanzenwelt und der geognostischen Beschaffenheit des Bodens, daß alle unsere Excursionen von Ustjug aus sich allmählich in Jagdzüge verwandelten. Indem wir zu Wasser und zu Lande die Thierwelt verfolgten, durften wir noch hoffen, außer den allgemeinen und überall verbreiteten Formen, hin und wieder etwas Außergewöhnliches, für den Norden oder für Asien Eigenthümliches anzutreffen. Die Jagd in diesen Gegenden ist völlig frei. Daher kommt es, daß außer den vielen Bewohnern, die sie als Erwerbszweig fortwährend ausüben und ebenso wohl Pelzthiere als eßbares Jagdwild aufsuchen, sich fast jeder Beamte und Officier zum Ausfüllen der lästigen Mußestunden mit Jagen beschäftigt.

Die gewöhnliche Jagdgesellschaft hatte zu constanten Mitgliedern den Schulinspector Rakow und den Flottenlieutenant Butschinski, der von Navarin nach Archangel und von Archangel nach Ustjug commandirt war, um hier Bauholz für die Flotte auszuwählen. Andere schlossen sich weniger regelmäßig unsern oft wiederholten Zügen an.

Unsere kleineren Jagdzüge in die Wälder zwischen dem Jug und der Suchona wiederholten sich häufig. Von unseren Fenstern aus sah man den dunkeln Nadelwald in einer Entfernung von kaum etlichen Werften vor sich liegen; er war das Ziel meiner Sehnsucht, so lange ich gezwungen war, das Haus zu hüten, und diese Sehnsucht erlosch nicht, nachdem der Zauber, der mir über diesen dunklen Waldmassen zu liegen schien, gebrochen war.

Kaum hat man die Suchona durchkreuzt, und das der Stadt gegenüberliegende Dorf mit seinen Aeckern verlassen, so beginnt das Leben der Thierwelt in aller Ursprünglichkeit. Der Waldrand zeigt auf etliche Werst hin noch die Spuren der vernichtenden Menschenhand, und ist von Beeren- und Pilzsuchern, wie von Viehheerden durchzogen; aber bald verliert sich jede feindliche Einwirkung. Wir überließen uns unserm Schicksal, und der Compaß, wie der Lauf der Sonne, und das Moos an den Baumstämmen, deuteten allein die Richtung der Heimkehr an, bis uns irgendwo zwischen den dunklen Tannen am unvorhergesehenen Waldrande die freundlichen Thürme Ustjugs entgegen blitzten. War kein Sturm im Walde, so konnten wir reicher Beute sicher seyn; aber mit jedem Sturm war die Natur wie ausgestorben, und wir hörten zuerst wieder Lebendiges, wenn wir uns dem Ufer des Flusses näherten und die herumschwärmenden Möven und Strandvögel erblickten.

Die Wälder waren der einzige, wenn auch nur halbgeschützte Zufluchtsort gegen die zahllosen, über alle Begriffe lästigen Mücken. Von diesen wurden wir an den Flußufern hoffnungs- und rettungslos verfolgt. Fast jedesmal kamen wir aus dem Freien ganz von Mücken zerstochen, mit angeschwollenem Gesicht und Halse und wundgeriebenen Händen zurück. Kein Mittel konnte diese allgegenwärtigen, unangenehmen Gäste vertreiben. Sogar Hüte, deren Ränder mit Theer bestrichen waren, hielten sie nur theilweise vom Gesicht ab. Nicht einmal so lange konnten wir unangepackt stehen, um ruhig anlegen und schießen zu können.

Die Russen scheinen gegen ihre Angriffe unempfindlich zu seyn, und dazu gehört viel. Es ist mir aus eigener Erfahrung klar geworden, daß etliche Duzend Ueberzüge von Mückenstichen, die in inniger Berührung dicht an einander liegen, nicht ausreichen, um die Haut bis zu diesem Grade von Fühllosigkeit zuzubereiten.

Unsere Flußjagden waren meist regellose Züge die Dwina hinunter oder den Jug und die Suchona hinauf. Ein geräumiger Kahn brachte uns mit den zugehörigen Lebens- und Stärkungsmitteln, einer Theemaschine, Thee, Rum und Liqueuren u. s. w. an den gemeinschaftlichen Sammelplatz. Von hier aus zerstreuten wir uns nach allen Richtungen und trafen meist nach untergegangener Sonne bei einem gemeinsamen Feuer wieder zusammen. Wer durch Zufall oder längeres

*) Aus Blasius Reise im europäischen Rußland in den Jahren 1840 und 1841.

Verfolgen der Beute verspätet, des Wegs unkundig, bei einbrechender Dunkelheit bloß nach den Signalschüssen, oder nach der leuchtenden Flamme den Sammelplatz und die Genossen wieder zu finden gezwungen war, mußte froh seyn, wenn die Flußarme oder stagnirenden Sumpfflächen sich ihm bloß bis zum Gürtel in den Weg gestellt hatten, und er endlich noch in der späten Nacht das Feuer erreichte, um seine Kleider wieder trocknen zu können.

Wir saßen bis tief in die Nacht und oft die ganze Nacht durch an den Ufern der breiten Flüsse, und bereiteten das russische Nationalgetränk, den Thee mit dem glühenden Rum, um die nächtliche Kälte zu verscheuchen, und brieten am Feuer das Geflügel, welches wir den Tag über erlegten; mit der Morgensonne fing dann das Treiben des vergangenen Tages wieder an. Auf längeren Touren wurde ein Zelt mitgenommen, um eines Zufluchtsorts für die Nacht sicher zu seyn; auch kehrten wir zuweilen des Nachts in Bauernhütten ein und verzehrten unser einfaches Jagdmahl in einer bis zur Mitte der Zimmerhöhe mit Rauch angefüllten, rußigen und schmutzigen Stube, im Kreise der neugierigen Bewohner und beim Licht des Kienspans.

Ueberall unter diesen Naturmenschen wurden wir mit der größten Gastfreiheit aufgenommen. Mit einer unbegränzten, aufopfernden Gefälligkeit und einer nur dem Norden eigenthümlichen Uneigennützigkeit kamen sie uns in allen Wünschen entgegen.

Es ist dieß ein Ruhm, von dem auf die Bewohner des innern Rußlands keine entfernte Spur fällt. Jeder bedürftige Nordländer, auch der ärmste Bauer, tritt ohne Bedenken dem Fremden seine einzige Stube und alle seine häuslichen Bequemlichkeiten ab, um ihm alle Annehmlichkeiten eines gastfreien Daches zu gewähren, und erwartet kaum einen Ersatz dafür. Kaum hat man die Wasserscheide der Wolga übertreten und ist im Lande der Moskowiter angekommen, so wird ein jeder Schritt und jede Handbewegung in Geld angerechnet, und man muß das kochende Theewasser dem Moskowiter theurer bezahlen, wie dem Nordländer eine ganze Mahlzeit.

Haushalt der Stadt Paris.

(Schluß.)

Die Nationalgarde hat die Stadt 918,000 Fr. gekostet, womit der Generalstab (so weit er nicht vom Staat bezahlt ist), die Trommler, Stabsmajore und Secretäre der Legionen, ferner das Gefängniß, die Wachtstuben u. s. w. bezahlt wurden; die Trommler allein haben 304,000 Fr. gekostet, ungerechnet, daß ihnen die Compagnien noch an ihrem Sold zulegen; sie sind 554 an der Zahl, und sollten billig zur Schonung der Ohren auf die Hälfte reducirt werden, denn es ist des Lärms kein Ende. Die Compagnien erheben nämlich unter sich eine kleine Steuer, welche 200,000 Fr. jährlich einträgt; aber weder dieses noch was die Stadt bezahlt, noch was der einzelne Nationalgardist für Uniform auslegen muß, kommt in Betracht gegen die unendliche Plackerei dieser Anstalt, welche sich durch nichts als die absolute politische Nothwendigkeit entschuldigen läßt. Das Gefängniß kostet 10,000 Franken jährlich, was wenig genug ist, wenn man bedenkt, daß etwa 6000 Nationalgardisten jährlich dort ihre Nachlässigkeit im Dienst zu büßen haben. Man vermeidet ihnen das Gefängniß erträglich zu machen, weil sich sonst zu viele Liebhaber finden würden, die es dem Wachthaus vorziehen würden; aber wenigstens sollte die Stadt etwas dafür thun, daß die Wachthäuser wenigstens erträglich bequem wären; allein man findet in ihnen nichts als einen alten, eisernen Ofen, eine Pritsche mit einer Matratze für jeden, einige zerbrochene Strohstühle und einige hölzerne Bänke.

Der Ankauf von Platz zur Erweiterung der Straßen hat 1,120,471 Fr. gekostet; es darf nämlich die Façade keines Hauses hier ausgebessert werden ohne förmliche Erlaubniß der Stadt. Diese richtet sich dabei nach einem Plane der Erweiterung und Regularisirung der Straßen, und jedes Haus, das neu gebaut oder dessen Façade verändert wird, muß auf die Linie zu stehen kommen, die ihm im Modellplan angewiesen ist. Die Stadt kauft den Platz, den das Haus dabei verliert an, aber es wird als eine große Last angesehen, die auf einem Haus ruht, wenn es nach dem Plan bestimmt ist zurückgesetzt zu werden. Diese Art die Straßen zu erweitern, macht natürlich im Ganzen nur langsame Fortschritte, besonders in den Theilen der Stadt, in denen keine große Thätigkeit herrscht, und hier kann die Stadt nicht darauf warten, bis die Häuser umgebaut werden, sondern sie bricht ganz neue Straßen durch die engsten Quartiere, und dafür hat die Stadt im vorletzten Jahre 1,581,468 Fr. ausgegeben, wovon etwa der dritte Theil auf die Eröffnung der Straße Rambuteau fällt, einer ganz neuen und sehr schönen Straße, welche den verwirrten Knäuel von Gassen durchbricht, der zwischen St. Eustache und den Archiven liegt; es ward seit sechs Jahren daran gebaut und die Stadt verwendet 5 Mill. darauf; sie wird nächstes Jahr vollendet seyn und dann wird die Stadt an die höchst nothwendige Erweiterung der Straße Laharpe gehen, eine sehr große aber sehr wichtige Unternehmung, welche dem großen Verkehr, der die Stadt von Norden nach Westen durchschneidet, endlich einen hinlänglichen Raum öffnen wird. Die Kosten dieser Straßenerweiterungen sind aber bei der soliden Bauart der Häuser überaus kostspielig und ich glaube nicht, daß man der Straße Laharpe mit weniger als 8 bis 10 Millionen eine hinlängliche Weite geben kann.

Die Unterhaltungskosten der städtischen Baulichkeiten haben sich auf 2,497,000 Fr. belaufen. Davon kommen 968,000 auf den Theil des Pflasters, den die Stadt bezahlt, indem der Staat auch einen Theil bestreitet, nämlich so weit die Straßen der Stadt als Durchfuhrpunkte der königlichen Straßen angesehen werden. Die Erhaltung der Trottoirs hat 250,000 Fr. gekostet, wobei jedoch die Errichtung neuer, vor städtischen Gebäuden, nicht begriffen ist. Alle Trottoirs hier sind von Granit oder von Erdpech mit Granitenfassung. Vor 20 Jahren bestanden so gut als keine, und die Schwierigkeit sie einzuführen war überaus groß, theils weil es an Breite der Straßen fehlte, theils weil die Hausbesitzer sich weigerten die Kosten

Digitized by Google

zu übernehmen. Die Stadt fing damit an, daß sie den Besitzern die Hälfte der Kosten bezahlte, und die Hausbesitzer in den gangbarsten Straßen ließen sich dann im Interesse der Bauten welche den Grundstock einnehmen, bewegen die andre Hälfte zu übernehmen; gegenwärtig bezahlt, glaube ich, die Stadt nur noch den dritten Theil der Kosten, der etwa 150,000 Fr. beträgt. Die Zunahme der Trottoirs geht jetzt schnell vor sich und die Hauptstraßen sind im allgemeinen damit versehen, freilich sind sie meistens noch zu schmal, aber sobald ein Haus zurückgerückt wird, beeilt sich die Stadt das Trottoir zu erweitern, und in einigen Jahren wird man hier kaum begreifen daß man je dieser großen Bequemlichkeit entbehrt hatte. Die Erhaltung der Brunnen hat 400,000 Fr. gekostet, und die der Dohlen 212,000 Fr.

Die Spitäler und andere Wohlthatigkeitsanstalten kosten der Stadt 5,774,000 Fr., was jedoch nur den städtischen Beitrag zu den Ausgaben der Spitäler bildet, welche unter einer eigenen Administration stehen und ihr eigenes Vermögen verwalten, das ihnen (die Beiträge der Stadt ungerechnet) etwa 8 Millionen jährlich einträgt. Trotz dieser ungeheuern Einkünfte sind die Spitäler für den zunehmenden Andrang nicht hinreichend und die Stadt ist im Begriff einen neuen auf dem rechten Seineufer zu errichten, was eine heftige Controverse hervorgerufen hat, indem eine Partei verlangte, daß man zuerst die alten vergrößern und mit allem Nöthigen versehen solle, indem es an Raum, an Betten, Weißzeug u. s. w. fehlt. Die Stadt hat daher seit einigen Jahren einen jährlichen außerordentlichen Beitrag von 200,000 Fr. für den Ankauf von Leinewand und eisernen Bettstellen gegeben. Sie gibt dem Findelhaus, welches nicht ihr, sondern dem Departement gehört, einen jährlichen Beitrag von 200,000 Fr. Für Waisen ist so gut als gar nicht gesorgt, und sie sind einer Zahl von Privatgesellschaften überlassen, denen die Stadt 61,000 Fr. jährlichen Beitrag gibt. Dieß ist einer der Gegenstande, welchen das Publicum hier seit einiger Zeit am meisten beschäftigt und zu einer Menge von wohlthatigen Anstalten gefühet hat, deren Zweck ist die Waisen aufzunehmen und sie zu beschäftigen, namentlich in Ackerbaucolonien, deren Gründung in neuester Zeit eine Lieblingsidee wird, die aber bis jetzt dem Bedürfniß nur sehr theilweise entsprechen. Es ist hierin eine große Lücke in Frankreich und Raum für die größten Anstrengungen; wenn es der Privatwohlthätigkeit gelingt eine hinlängliche Anzahl von Anstalten dafür zu errichten, so wird es wohl besser seyn als wenn sie der Stadt oder den Gemeinden überwiesen wieb, aber es ist zu zweifeln, daß es von Privaten in hinlänglicher Ausdehnung geschehen könne.

Die Ausgaben der Polizeipräfectur haben 10,352,000 Fr. betragen. Diese Summe wird von der Stadt an die Polizeipräfectur bezahlt und von dieser dafür Rechenschaft gestellt. Die Zunahme der Polizeiausgaben ist von Jahr zu Jahr sehr bedeutend. Im Jahr 1809 betrugen sie nur 2,471,000 Fr., freilich hatte die Stadt damals keine Gendarmerie und der Dienst wurde von der Garnison versehen, während jetzt die Gendarmerie über 3 Millionen kostet, aber auch den Dienst bei weitem besser versieht. Im Jahr 1820 waeen die Ausgaben auf 5,791,000 Fr. gestiegen. Die Polizei läßt ihre Rechenschaftsberichte drucken, ich habe mir aber den neuesten nicht verschaffen können; um jedoch einen Begriff davon zu geben, was in den Bereich der Polizei hier gehört, so will ich die Capitel angeben, in welche dieses Budget getheilt ist: Sicherheitspolizei, Passe, Aufsicht auf öffentliche Orte, Auffinden der Verbrecher, Gefängnißpolizei, Straßenerleuchtung, Straßenkehren, Flußpolizei, Marktpolizei, Fischanstalten und Gendarmerie. Die politische Polizei bildet nur den geringsten Theil von dem Geschäft des Polizeipräfecten, und man hat darüber gewöhnlich ganz falsche Ansichten, die unendlich größte Masse der Geschäfte ist bloße Communalpolizei.

Neue Banten. Diese haben in dem betreffenden Jahre 10,186,000 Fr. gekostet; davon kamen auf die Vergrößerung des Stadthauses 1,234,000 Fr. Dieser Bau ist das Steckenpferd des Präfecten, das ihn in endlose Streitigkeiten mit dem Stadtrath verwickelt, da dieser nicht zugeben will, daß die Plane von Jahr zu Jahr erweitert werden. Zuerst sollte der Bau 6 Millionen kosten, die sich aber nach und nach auf 12,066,000 erhoben haben, und das Gebäude ist noch bei weitem nicht vollendet. Eine Summe von 716,500 Fr. kam auf die Fortsetzung des Baues der Kirche von St. Vincent de Paule, welche bis jetzt 5 Millionen gekostet hat und noch nicht fertig ist; 1,250,000 auf den Umbau der Gefängnisse welche dem Departement gehören, zu denen aber die Stadt beiträgt; 570,000 Fr. auf die Gendarmerie-Caserne der Celestins, welche im Ganzen 3 Millionen kosten soll; 400,000 Fr. auf die Fortsetzung der Abzugsgewölbe und Gräben, eine höchst verdienstliche Arbeit, der Paris einen großen Theil seiner gegenwärtigen Reinlichkeit verdankt, und die schon über 4 Millionen gekostet hat u. s. w. Die Stadt ist von einem unersättlichen Bangeist besessen; sobald ein Gebäude vollendet ist, fängt sie neue an, im gegenwärtigen Augenblick einen erzbischöflichen Palast, eine neue Kirche, die von Eisen gebaut werden soll, das große Wasserbehälter des Pantheon, das sehr nützlich werden wird; sie bepflanzt die Quais mit Bäumen, hebt die Boulevards ab, regulirt den Lauf der Bievre durch die Stadt, führt neue Systeme von Pflaster ein, kurz sie thut viel für die Schönheit und Gesundheit der Stadt, aber sie baut zu viel und mit zu großem Lurus, wozu sie die Mittel nur durch die verderblichste aller Steuern erhalten kann, welche das Leben unmäßig vertheuert und den Wohlstand der untern und mittlern Classen zerstört.

American Oriental Society

(Schluß.)

Den größten Theil des Berichtes nimmt eine Schilderung des gegenwärtigen Standes orientalischer Wissenschaft ein, welcher jedoch, weil er es mit einem hierin noch nicht so bewanderten Publicum zu thun hat, mehr eine Beschreibung ihres Gebietes geworden ist. Derselbe hat sichtbar das Muster vor Augen, welches in dem jährlichen Rapport des ge-

Digitized by Google

lehrten Secretärs der asiatischen Gesellschaft in Paris, Julius Mohl, gegeben ist. Wenn ihm gleich die bis ins Einzelne gehende Kenntniß der Berichte Mohls fehlt, so zeigt er doch eine Bekanntschaft mit den Hauptwerken der einschlagenden Literatur und ein bereitwilliges Anerkennen der Leistungen anderer Länder, namentlich Deutschlands — that genial soil of profound learning. Dagegen kann er es nicht unterlassen, auf den unbefriedigenden Zustand philologischen Wissens in England hinzuweisen, als auf die Leistungen eines Volkes, mit welchem ihre Arbeiten zunächst in Vergleichung kommen würden.

Die Hauptfrage, welche wir einer neu auftretenden Gesellschaft dieser Art zu machen haben, die nach ihren Hülfsmitteln, ist gleichfalls nicht unbeantwortet gelassen. Wenn in London als dem großen Vereinigungspunkte Reisender aus allen Zonen mit einem reichen Schatze von Bibliotheken der günstigste Boden für solche Arbeiten ist, wenn in Paris Gelehrte aller Art sich zusammenfinden und die Regierung literarische Unternehmungen sogar mit Verschwendung unterstützt — so fragen wir billig — was hat Boston Aehnliches zu bieten? John Pickering antwortet darauf: „Wir Amerikaner können nur stolz seyn bei dem Gedanken, daß auf den zahlreichen amerikanischen Missionsstationen im Osten und in andern Theilen der Erde mehr Männer sind als unter den Missionären irgend einer europäischen Nation, welche die Sprache und Literatur ihrer Heiden inne haben. Wenn diese unermüdlichen Männer unterstützt von entschlossenen amerikanischen Frauen, welche sie furchtlos zu jedem Martyrthume begleiten — durch das Bewußtseyn religiöser Pflicht getrieben wurden, den Samen der christlichen Lehre friedlich auszustreuen, so haben sie nicht minder unsere Kenntniß des sittlichen und geselligen Zustandes dieser entfernten Nationen vermehrt, und — was unsere eigene Gesellschaft unmittelbarer betrifft, — sie haben unsere Bekanntschaft mit der Sprache und Literatur der Völker des Orients bedeutend erweitert und das werthvollste Material für die Geschichte des menschlichen Geschlechtes und die Vervollständigung der ethnographischen Wissenschaft geliefert."

Aus dem als Appendix beigegebenen Verzeichniß der amerikanischen Missionsstationen und der Leistungen ihrer Pressen für die betreffenden Sprachen können wir wirklich eine große Thätigkeit dieser Männer ersehen, wie sie vornehmlich auch es sind, welche die amerikanische Reiseliteratur (App. II.) bereichert haben. *) Bei all' diesem aber können wir kaum glauben, daß solche Hülfsmittel zu einem systematischen und fruchtbringenden Wirken zureichen; denn abgesehen davon, daß diese Missionen den verschiedensten Gemeinschaften angehören und somit nie nach einer gemeinsamen Ordnung geleitet werden, so ist auch die eigentlich wissenschaftliche Thätigkeit des Missionärs natürlich nur eine beschränkte, und selten besitzt er die Bildung, welche erforderlich wäre, um in die Literatur eines an Schriftdenkmalen reichen Volkes, wie z. B. des indischen, des chinesischen, gründlich einzudringen. Herbeischaffung des Materials wird zunächst seine Aufgabe seyn. Daß es aber auch hiefür noch schwierig ist, das Wichtige vom Unwichtigen zu scheiden, ist einleuchtend. Würde auch aller Stoff in die Hand jener Gesellschaft geliefert — kann er so benützt werden, wie er sollte? Wir wollen nicht zweifeln an der Befähigung der Männer, die in der neuen Welt an der Aufhellung der Geschichte des alten Orients arbeiten, nachdem E. Robinson ein so schönes Beispiel gegeben und — wie wir p. 42 erfahren — Amerika seine Söhne ausgesandt hat, um in Deutschland sich Weisheit zu holen, um die heilige Sprache Indiens zu studiren, nachdem Ankäufe orientalischer Manuscripte aus de Sacy's Bibliothek gemacht sind. New-Haven besitzt Lehrstühle für orientalische Sprachen, und die mit großem Pompe neu erstehende Universität Michigan wird deren wohl auch nicht entbehren. Werden aber dem Gelehrten die äußeren Mittel geboten werden, deren er bedarf, wenn die Regierung sie nicht gibt und er sich an Mitbürger wenden soll, denen er erst den Nutzen dieser Studien zu beweisen hat? — Ich will eine hierauf bezügliche Stelle der Adresse Pickerings mit seiner wunderlichen Antwort auf die Frage, wozu diese Studien gut seyen, ausheben. Nachdem er mehreres angegeben hat, warum es nützlich und interessant sey Sprachen zu erforschen, fährt er fort „dennoch kann dieselbe Frage — was diese Kenntniß nütze — mit kaltem Blute wieder an mich gemacht werden? Die Antwort darauf ist, wie in manchen anderen Fällen, in letzter Beziehung, die: weil ein natürliches Verlangen nach solchen Kenntnissen von dem Schöpfer dem Menschen mit weisen Absichten eingepflanzt ist; und wenn Philosophie (!) es unternimmt, dieses Verlangen wegzustreiten, so lehnt sich die Natur auf, und niemand ist gewillt, diese und tausend andere die vergangenen Geschlechter betreffende Dinge als unnütz bei Seite zu werfen, obgleich er ihre Anwendbarkeit für einen Zweck des Gemeinwesens, was in volksthümlicher Sprache nützlich heißt, nicht beweisen kann."

Möge die Hoffnung nicht täuschen, mit welcher diese Männer das Werk begonnen haben, und der Fleiß nicht ermatten, von welchem er am Schlusse redet: „Durch Zeit und geduldige Arbeit, sagt das schöne orientalische Sprüchwort, wird das Blatt des Maulbeerbaums in Seide verwandelt; und wenn wir geistige Monumente errichten wollen, welche die Bewunderung künftiger Geschlechter und eben so unvergänglich seyn sollen als die mit Händen gemachten, so müssen wir sie ausführen mit dem ausdauernden Fleiße und der Kraft des edeln Geistes, welchen der Schöpfer in die Menschen gelegt hat für die großen Endzwecke seines Daseyns."

*) Unter den p. 54 — 68 aufgeführten Reisewerken findet sich die Schrift des Dr. Grant der sich um die nestorianischen Christen, über welche das letzte Jahr so hartes Unglück brachte, sehr verdient gemacht hat: The Nestorians, or the lost Tribes, by Asahel Grant. New-York 1842.

Der verflossene Winter in Canada. Wie im europäischen Norden, so ist auch in Canada die große Kälte nicht sehr früh eingetreten, ist aber dagegen, freilich nur 8 bis 10 Tage lang, strenger gewesen, als man sich je erinnert, denn während dieser Zeit war sie nie geringer als — 16° F. und stieg bis — 32° F. (— 21⅓ bis 28⅝° R.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilagen: Intelligenzblatt Nr. 6 und Umschlag zum Monat April.)

Digitized by Google

№ 6.

Intelligenz-Blatt zum Ausland.

Dienstag 30 April 1844.

[66] Erschienen ist:

Conversations-Lexikon
zum Handgebrauch
oder
encyklopädisches Realwörterbuch
aller Wissenschaften, Künste und Gewerbe.
Vierte, gänzlich umgearbeitete Auflage.
Vollständig in einem Bande
oder in 30 vierzehntägigen Lieferungen (von 6 bis 7 Royalquart-Bogen) à 5 Sgr. (4 gGr.) — 18 kr. rhn. oder 15 kr. Conv. Mze.

Die erste Lieferung ist in allen Buchhandlungen vorräthig. Neben der Bewahrung früherer Vorzüge ist auf eine den Anforderungen der Gegenwart entsprechende Vervollständigung des bereits seit mehrern Jahrzehnten ehrenvoll bekannten Werks überall der größte Fleiß verwandt, so daß dasselbe in seiner neuen Gestalt eine schnelle Uebersicht über alle Bereiche menschlichen Wissens und Könnens zu bieten geeignet ist. Da die neue Auflage das Doppelte der dritten enthalten wird, ist es möglich geworden, einestheils Gegenstände von allgemeinerem Interesse oder hervortretender zeitgeschichtlicher Bedeutung ausführlicher zu behandeln, anderntheils noch eine große Anzahl kürzerer Artikel aufzunehmen, so daß die vierte Auflage auch hinsichtlich ihrer Reichhaltigkeit und Vollständigkeit hinter ähnlichen größeren Werken nicht nur nicht zurückstehen wird, sondern auch im Vergleich mit ähnlichen litterarischen Erscheinungen von gleichem Umfange den Vorzug einer besonders gründlichen Bearbeitung leicht erkennen lassen dürfte. Druck und Papier, namentlich die selbst schwächeren Augen wohlthuenden Lettern dürften allen Anforderungen entsprechen, während der äußerst niedrige Preis und die erleichterte Anschaffung das Werk Jedermann zugänglich machen. Eine ausführliche Anzeige nebst Probe des Werkes geben alle Buchhandlungen unentgeltlich aus.

Leipzig, im April 1844. **August Weichardt.**

---

[67] Bei J. E. Schaub in Düsseldorf ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Deutsches Lesebuch
für die obere Classe der Volksschulen
und die
untern Classen der höhern Lehranstalten.
Herausgegeben von
F. D. Deus, F. Hobirk und H. M. Printz,
Lehrer in Rheidt.

20 Bogen in 8. Auf weißem Papier. Preis nur 10 Sgr.

Die Verfasser dieses Lesebuches haben es sich zur Aufgabe gestellt, durch eine sorgfältige Auswahl passender Stücke aus unsern besten Nationalschriftstellern den höhern Leseunterricht zu fördern. Es wird dem Sachkenner beim ersten Blick auf den so reichen Inhalt in der klarsten und strengst logischen Anordnung einleuchten, wie vortrefflich diese Aufgabe gelöst ist. Wir machen daher alle Lehrer der Volksschulen und der untern Classen der höhern Lehranstalten auf ein Lesebuch aufmerksam, das die interessantesten Momente aus Menschenleben und Natur in den schönsten Erzählungen, Mährchen, Parabeln, Charakter- und Naturschilderungen, Darstellungen aus der allgemeinen und preußischen Geschichte, sowie auch die besten, Geist und Gemüth der Jugend ansprechenden und kräftigenden Poesien unserer Volksdichter enthält. Der schöne und reine Druck auf sehr weißem Papier bei dem billigen Preise wird nichts zu wünschen übrig lassen.

---

[68] Neu erschien und in allen Buchhandlungen zu haben:

Ainsworth, H. W.,

Die Geheimnisse von London.

Mit Bildern. 1—10s Bdchen. 16. Leipzig. Berger. brosch. à 5 gGr.

Vollständig in 16—20wöchentlichen Bändchen; das erste erschien bereits in zweiter Auflage!!

---

[69] Im Verlag von J. C. Mäcken jun. in Reutlingen ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen Deutschlands zu beziehen:

Völter, D., Deutschland, die Natur seines Landes, seine Bewohner und seine Staaten. Ein Lehrbuch für Gymnasien, für andere höhere Lehranstalten und zum Selbstunterricht. Zweite Abtheilung: die geschichtliche Entwickelung des deutschen Volkes und der deutschen Staaten. Erste Periode. Von dem ersten Auftreten der germanisch-deutschen Völker bis zur Mitte des sechsten Jahrhunderts. Preis geh. 1 Rthlr. od. 1 fl. 30 kr.

---

[70] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Das Buch Hiob,

der Urschrift gemäß metrisch übersetzt und erläutert

von J. G. Vaihinger.

Gr. 8. Velinpap. brosch. Preis 2 fl. 12 kr. od. 1 Rthlr. 6 gr.

Der Verfasser bemühte sich, den Grundtext eines der erhabensten Zeugnisse der hebräischen Litteratur wortgetreu wieder zu geben. Fremd-

Digitized by Google

wörter, welche den Laien unverständlich sind, durchweg zu vermeiden, und die orientalische Sprachform mit dem Genius der deutschen Sprache möglichst zu verschwistern. Gründlichkeit der Auffassung, Reinheit der sprachlichen Form und Begeisterung für das hehre Wort der heiligen Schrift werden dieses Buch für Theologen und Nichttheologen zu einer nicht nur belehrenden, sondern auch erbaulichen und sehr anziehenden Lectüre machen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[71] In Unterzeichnetem ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Teutschlands
Vertheidigung
gegen den äußeren Feind
und das sie befördernde System der Eisenbahnen.

Mit einer Tafel Abbildungen.

Von einem Officier.

8. Velinp. Br. Preis 1 fl. 45 kr. od. 1 Rthlr.

Inhalt: Einleitung. I. Vertheidigung gegen den äußeren Feind. a) Vertheidigung gegen die Franzosen. b) Vertheidigung gegen die Russen. c) Vertheidigung gegen die Russen und Franzosen zugleich. II. Befestigungen, welche sich aus vorliegender Vertheidigung ergeben. a) Befestigung von Ulm und Rastatt. b) Befestigung der aus unserer Vertheidigung weiter hervorgehenden Punkte. c) Verstärkung der zu unserer Vertheidigung dienenden bestehenden Festungen. d) Besondere, nur der Offensive dienende Anlagen. III. System der Eisenbahnen zur Beförderung unserer Vertheidigung. a) Eisenbahnen zur Beförderung der Vertheidigung gegen die Franzosen. b) Eisenbahnen zur Beförderung der Vertheidigung gegen die Russen. c) Eisenbahnen zur Beförderung unserer Vertheidigung gegen Franzosen und Russen zugleich.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[72] In Unterzeichnetem sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte
ältere und neuere,
von

Friedrich Frhrn. v. Pechlin.

8. Velinpapier dresch. Preis 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr.

Die hier mitgetheilten Poesien ergießen sich in edler Einfachheit und Wärme meistens über Gegenstände der Natur, und den Bildern, die an unserm Auge vorübergeführt werden, wird durch den Reiz besonderer Frische und des unmittelbar Erlebten ein erhöhtes, ungemeines Interesse verliehen. Auch kleinere, sonst weniger beachtete Begebnisse des äußern Lebens weiß der Dichter in seinen Darstellungen zu einem ansprechenden Ganzen zu verweben und ihnen eine neue Seite abzugewinnen. Seine Anschauungen zeugen überall von reinem, männlichem Sinn und von einem wohlbewußten Streben nach dem, was wahren Gehalt hat.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[73]

Vorthellhaftes Anerbieten
für die Besitzer
früherer Auflagen
des
Conversations - Lexikon.

In allen Buchhandlungen ist eine ausführliche Ankündigung zu finden, in welcher die Verlagshandlung des **Conversations-Lexikon, F. A. Brockhaus** in **Leipzig**, sich erbietet, **frühere Auflagen** dieses Werks gegen die jetzt neu erscheinende **neunte** verbesserte und sehr vermehrte Auflage umzutauschen. Es werden daher die Besitzer **früherer Auflagen des Conversations-Lexikon** auf dieses Anerbieten, welches nur für eine **kurze Zeit** in Kraft bleibt, aufmerksam gemacht.

---

[74] In der **Balz'schen** Buchhandlung zu **Stuttgart** ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz vorräthig zu haben:

Der deutsche Hausfreund.

Eine Monatsschrift zur Verbreitung der nöthigen und nützlichsten Kenntnisse aus dem Gebiete der Geschichte, der Erdbeschreibung, der Naturwissenschaften, der Handwerks- und Fabrikenkunde, der deutschen Sprache u. s. w. Für Lehrer und Lernende, besonders aber zur leichten und angenehmen Selbstbildung. Populär geschrieben von einem Vereine wissenschaftlich gebildeter Männer und herausgegeben

von Dr. J. H. M. v. Poppe,

Hofrath und Professor zu Tübingen, Ritter des Ordens der württemb. Krone.

Mit erläuternden Abbildungen.

Die Bürger- und Bauernzeitung von Fürst spricht sich in ihrer Nr. 49 über dieses Unternehmen also aus:

„Unter diesem Titel beginnt aus dem Verlage der Balz'schen Buchhandlung in Stuttgart eine Monatsschrift, auf die wir die hohen Regierungs-Organe aller Länder, die Obrigkeiten aller Provinzen, die Vorstände aller Gemeinden, die Lehrer aller Real- und Gewerbeschulen, die Bürger aller Städte, hauptsächlich aber das Volk des gesammten deutschen Vaterlandes für sich selbst mit allem Nachdruck aufmerksam machen.

Die Schule unserer Jugend bereitet uns zum Eintritt in die Welt; jede gewerbliche Lehrzeit zum Fortschritt in derselben nur für wenige Lebensjahre vor; bald schleudert uns das fortrollende Rad der Zeit aus der Bahn aller Concurrenz, wenn uns nicht Mittel geboten werden, zu den Ansprüchen, die der dermalige Umschwung eines mit Riesenschritten herbeieilenden Weltverkehres an uns macht, uns weiter zeitgemäß und für das ganze Leben ausreichend zu befähigen.

Dieses Ziel hat sich der hier angekündigte „deutsche Hausfreund" gesetzt, das Ziel einer stetigen Welterbildung nicht nur in dem besondern Gewerbs- und Kunstzweige, den einer ergriffen hat, sondern auch in allem demjenigen, um was sich das öffentliche und allgemeine Interesse dreht, was zur richtigen Würdigung der Erscheinungen und Ansprüche der Zeit, was zum rationellen Betrieb jeglichen Geschäftes gehört.

Der Plan eines solchen Unternehmens verdient höchste Beachtung, und da bereits drei Hefte mit einer Karte und vielen Holzschnitten in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes für nur 5 gGr. — 6½ Ngr. od. 18 kr. pr. Heft zu haben sind, so vertrauen wir dem gesunden Sinne des deutschen Volkes, man werde sich wenigstens sogleich diese Hefte zu selbst eigener Gewinnung einer vollständigen Ein- und Uebersicht des ganzen Planes verschreiben, auch andern davon Nachricht geben und sie dazu ermuntern, damit so dem ganzen deutschen Volksleben der so wohlthätige Dienst erwiesen werde, von einer je länger je weniger entbehrlichen Gelegenheit zur Vermehrung seines Wissens alsbald Gebrauch machen zu können."

---

[75] **An die Besitzer der Mysterien von Eug. Sue.**

Paul de Kock's
humoristische Romane,

(☞ an höchst interessanten Schilderungen und Gemälden aus dem Leben

Eugene Sue ungleich übertreffend!)

sind in der guten Uebersetzung von Dr. Elsner, wie in allen Buchhandlungen, so auch in der Unterzeichneten wieder zu haben.

☞ **Preis pro Band 18 kr. oder 3 gGr.!!!**

Alle Besitzer der „Geheimnisse von Paris" machen wir hierauf ganz besonders aufmerksam.

In allen Buchhandlungen Deutschlands und Oesterreichs und bei

Scheible, Rieger u. Sattler in Stuttgart.

Digitized by Google

[76]

Ludwig Timotheus Freiherrn von Spittlers

sämmtliche Werke.

Herausgegeben
von **Wächter.**

15 Bände.

Indem wir das Publicum an diese vor einigen Jahren in unserm Verlage beendigte Sammlung der Werke Spittlers zu erinnern uns erlauben, dürfte es überflüssig seyn hiefür erst eine Rechtfertigung zu versuchen. Als hervorstechende Eigenschaften dieses Historikers sind innige Bekanntschaft mit den Quellen, Tiefe der Untersuchung, kritischer Scharfsinn, Leichtigkeit im Auffassen und ruhige Ueberschauung der Begebenheiten und ihrer Ursachen, so wie Selbstständigkeit und Freimüthigkeit des Urtheils, verbunden mit einer geistreichen, wenn gleich eigenthümlichen Darstellung längst anerkannt. Darum hat nicht nur die Stimme der denkenden Zeitgenossen überhaupt, sondern insbesondere das Urtheil der Männer vom Fache, so verschieden auch ihre wissenschaftlichen und politischen Standpunkte seyn mochten, ihm unter den Geschichtschreibern Deutschlands eine der ersten Stellen angewiesen. Wenn auch seit Spittler die Geschichtschreibung eine umfassendere Richtung genommen hat, so ist er doch in dem, worauf sein Hauptaugenmerk gewendet war, in der Entwickelung derjenigen Seiten der Geschichte, welche zur Aufhellung der Entstehung und der Veränderungen der politischen Verfassung der Staaten dienen, noch unübertroffen; wie er es auch war, der hierin bei uns die Bahn gebrochen hat. „Spittler," sagt noch neuerlich Gervinus, „ist der erste Geschichtschreiber Deutschlands, der auf die Gestaltung der Wissenschaft dauernden eingewirkt hat. Die Geschichtschreibung der Deutschen wird von Herder und Spittler rühmen, daß ihr Genius eine würdigere Richtung und neue Wege gezeigt habe. Dieß wird ihnen die Unsterblichkeit sichern."

In wie verschiedenartigen Richtungen nun aber Spittlers Wirksamkeit eingegriffen und zum Theil Epoche gemacht habe, wird am besten ein Ueberblick über den Inhalt der erwähnten Sammlung geben, welche in vier Hauptabtheilungen zerfällt:

A. Theologie, Kirchengeschichte und Kirchenrecht.

1. Geschichte des canonischen Rechts, mit handschriftlich hinterlassenen Zusätzen und Aenderungen des Verfassers und einer bisher ungedruckten Fortsetzung, welche die Geschichte dieses Rechts bis auf Gratian herabführt. (Bd. 1.)

2. Grundriß der Geschichte der christlichen Kirche. (Bd. 2.)

3. Vermischte Schriften über Theologie, Kirchengeschichte und Kirchenrecht.

a) 16 kleinere Abhandlungen, von denen wir hervorheben: die kritische Untersuchung des 60sten Laodicenischen Canons und der Sardicensischen Schlüsse; Entdeckung des wahren Verfassers der Anglikanischen Capitel; Beiträge zur Geschichte Gratians und seines Decrets; Geschichte des Kelchs im Abendmahl; Geschichte der Fundamentalgesetze der deutschen katholischen Kirche im Verhältniß zum römischen Stuhl. (Bd. 8.)

b) Entwurf der Geschichte der spanischen Inquisition; über die Geschichte und Verfassung des Jesuiten-Ordens; von der ehemaligen Zinsbarkeit der nordischen Reiche an den römischen Stuhl; Vorlesungen über die Geschichte des Papstthums und der Ketzerei. (Bd. 9.)

c) Vorlesungen über die Geschichte der Mönchsorden; Vorlesungen über die Geschichte des Kirchenrechts (früher ungedr.); Recensionen. (Bd. 10.)

B. Geschichte der europäischen Staaten.

1. Entwurf der Geschichte der europäischen Staaten, mit einigen Zusätzen des Verfassers. (Bd. 3 u. 4.)

2. Geschichte der dänischen Revolution von 1660. (Bd. 5.)

3. Vermischte Schriften. — 15 Abhandlungen zur Geschichte von Spanien, Frankreich, den Niederlanden, Schweden, Dänemark; Recensionen, z. B. über Schlikers Geschichte des Abfalls der Niederlande, Joh. v. Müllers Schweizergeschichte, Brandes und Rehberg über die französische Revolution. (Bd. 14.)

C. Deutsche Geschichte, Statistik und öffentliches Recht.

1. Geschichte Wirtembergs. (Bd. 5.)

2. Geschichte Hannovers, mit vielen handschriftlich hinterlassenen Zusätzen des Verfassers. (Bd. 6 u. 7.)

3. Vermischte Schriften:

a) 24 kleinere Abhandlungen, von denen wir hervorheben: Grundriß der Geschichte des Privatrechts der deutschen Fürsten (mit Zusätzen des Verfassers); zur Geschichte der Mißheirathen deutscher Fürsten (vom Verfasser umgearbeitet; neu: H. Otto von Braunschweig-Lüneburg und Metta von Campen); Geschichte des Ursprungs der deutschen Städte; Recensionen u. a. über Joh. v. Müller, Woltmann, Lang, Mösee. (Bd. 11.)

b) 11 Wirtemberg betreffende Abhandlungen; unter diesen: über das wirtembergische privilegium de non appellando (bisher ungedruckt); historischer Commentar über den Tübinger Vertrag; über das Gesetz der Untheilbarkeit des Landes; über Besolds Religionsveränderung; Eberhard Ludwig und Wilh. v. Grävenitz, bisher ungedruckt. (Bd. 12.)

c) 9 Wirtemberg betreffende Abhandlungen; unter denselben: Entwurf der Geschichte des engern landschaftlichen Ausschusses; Nebeninstruction für einen Landtagsabgeordneten; zur Geschichte der Mißheirathen; zur

Digitized by Google

Geschichte des Erbvergleichs; Geschichte des wirtembergischen Geheimenraths-Collegiums (diese 3 letzten bisher ungedruckt); Recensionen. (Bd. 13.)

D. Politik.

Vorlesungen über Politik, bisher ungedruckt. (Bd. 15.)

Um den vielen Verehrern der Werke Spittlers die Anschaffung zu erleichtern, haben wir uns entschlossen, den vielfach an uns ergangenen Anforderungen um Preisermäßigung derselben nachzukommen.

Wir lassen nunmehr bis auf Widerruf folgende Preise eintreten:

1. Für die ganze Sammlung von 15 Bänden (früherer Preis 58 fl. 15 kr.) den Preis von	20 fl.	oder	12 Rthlr.	— gr.
2. Für die Sammlung der größern Schriften Bd. 1—7	12 „	„	7 „	— „
3. Für die vermischten Schriften über Theologie, Kirchengeschichte und Kirchenrecht. 3 Bde. Bd. 8—10.	5 fl.	oder	3 Rthlr.	— gr.
4. Für die vermischten Schriften über deutsche Geschichte, Statistik und öffentliches Recht. 3 Bände. Bd. 11—13	5 „	„	3 „	— „
5. Für die vermischten Schriften über Geschichte der europäischen Staaten. 1 Bd. Bd. 14.	2 „	„	1 „	6 „
6. Für die Vorlesungen über Politik (bisheriger Preis 4 fl. 30 kr. od. 2 Rthlr. 16 gr.)	3 „	„	1 „	18 „

Jede solide Buchhandlung ist von uns in den Stand gesetzt, Spittlers Werke um die oben näher bezeichneten Preise zu besorgen. — Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[77] **Vierteljahrsschrift 1844, zweites Heft.**

An die verehrlichen Abonnenten haben wir versandt:

Das zweite Heft der

Deutschen Vierteljahrs-Schrift

für 1844.

April bis Junius.

Preis des Jahrgangs von 4 Heften von je mehr als 20 Bogen 12 fl. od 7 Rthlr. 8 gGr.

Inhalt:

Blicke auf den Socialismus und Communismus in Deutschland und ihre Zukunft. — Gedanken über die Begründung wissenschaftlicher Centralpunkte für das deutsche Bundesheer. — Litterarische Kritik. — Kirchliche Tendenzen. — Die Erfordernisse eines Lesebuches für Volksschulen. — Die Wiederbelebung des Schwanenordens in Preußen im Jahre 1843. — Die deutsche Sprachgränze nach ihrem gegenwärtigen Bestand, ihren Ursachen und Anforderungen. — Die Zukunft der Vereinigten Staaten und der Deutschen in Amerika. — Kurze Notizen.

Stuttgart, den 1 April 1844. J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[78] In Unterzeichnetem ist erschienen und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Goethe's Porträt

(in seinem 27sten Jahre)

von Schwerdgeburth nach Chodowiecki in Stahl gestochen.

Preis 36 kr. oder 8 gr.

Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'scher Verlag.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,

mit

besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen

in

Deutschland.

Siebenzehnter Jahrgang.

1844.

Mai.

Stuttgart und Tübingen,

in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1844.

☞ Dem Wunsche vieler Leser des Auslandes zu entsprechen, werden wir künftig für jeden Monat einen Umschlag mit Inhalts-Anzeige drucken lassen, um dieses Journal monatweise geheftet an diejenigen Abonnenten zu verschicken, welche es in dieser Form verlangen werden.

An diejenigen Abnehmer, welche sich hierüber nicht bestimmt aussprechen, erfolgt die Zusendung des Blattes auf die bisher übliche Weise.

Es erscheint von dieser Zeitschrift täglich ein Blatt, auch werden derselben zur Verständlichung interessanter Aufsätze von Zeit zu Zeit Lithographien und Karten beigegeben. — Der Preis des Jahrgangs ist 16 fl. oder 9 Thlr. 8 gr. — Sämmtlich respective Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen darauf an. Erstere liefern sie täglich, letztere von acht zu acht Tagen oder in monatlichen Heften.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Der Beisatz zum Titel unserer Zeitschrift: „Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker" bezeichnet die allgemeine Bestimmung desselben, die freilich dem jeweiligen Redacteur einen weiten Spielraum läßt. Zeitgeschichte, namentlich fremder Welttheile, Schilderung der Sitten und Zustände anderer Völker ist die eigentliche Aufgabe, die jedoch immer nur sehr bruchstückweise gelöst werden kann, denn der Umfang ist groß, und es handelt sich deßhalb hauptsächlich darum, aus dem reichen Schatze der Nachrichten dasjenige auszuwählen, was für den Augenblick interessant und wichtig ist. Entwicklung der Thatsachen aus ihren verschiedenen Ursachen ist dabei ein Haupterforderniß. Dieser Zweck unserer Zeitschrift erfordert mannichfachen Wechsel, je nachdem die öffentliche Aufmerksamkeit sich auf diesen oder jenen Gegenstand der Weltbegebenheiten hinlenkt, und in diesem oder jenem Welttheile sich Merkwürdiges ereignet, und neue Erscheinungen sich kund geben.

Die Redaction glaubt diesem Zwecke um so gewisser treu zu bleiben, wenn sie es sich zur Aufgabe macht, das Gebiet der Erd- und Völkerkunde zu ihrem Hauptgegenstande zu machen, in so weit dieß, ohne in wissenschaftliche Erörterungen einzugehen, möglich ist. Diese Quelle hat sich auch so ergiebig gezeigt, daß die Verlagshandlung und die Redaction sich veranlaßt sahen, hinsichtlich dieses speziellen Gegenstandes eine Erweiterung eintreten zu lassen in der „Sammlung von Reisen und Länderbeschreibungen"; wenn auch diese noch so reichlich ausgestattet wird, so bleibt immer noch dem Auslande genug Ausbeute übrig.

So leicht die Aufgabe des Auslandes hinsichtlich andrer Welttheile zu stellen ist, so schwierig und noch weit fragmentarischer werden die Mittheilungen über Europa. Mit der steigenden Bevölkerung und Bildung werden die Verhältnisse, nicht nur die politischen, sondern auch die gesellschaftlichen, verwickelter, unklarer, und unterliegen mannichfachern Deutungen. Wer könnte auch dieß Gebiet übersehen, und mit nie wankendem Geiste die mannichfachen Erscheinungen erklären! Die europäische Welt ist in einem Uebergangsprozesse begriffen, in einem socialen nicht weniger als in einem politischen, wie wenig Begebenheiten stellen sich in dieser trüben Gährung klar heraus, und wie sehr werden sie durch Leidenschaften aller Art entstellt! Auch ist in Bezug auf Europa dem Ausland die Gränze schärfer gezogen; Alles was auf Tagspolitik Bezug hat, gehört nicht in sein Gebiet, und nur die rein menschliche Seite davon, die oft genug entstellt wird, darf es herausheben und zum Gegenstand seiner Schilderung machen.

Wenn man nach diesen allgemeinen Andeutungen über den Zweck des Auslandes die Ausführung betrachtet, so kann das Fragmentarische und Lückenhafte wohl keinem entgehen, und es ist auch um so verzeihlicher, da der mit jedem Tage wachsende und sich erneuernde Stoff nicht gestattet, Versäumnisse nachzuholen. Daß indeß die Leser des Auslandes dem großen Umfange des gesteckten Ziels Rechnung getragen, und sich an dem Fragmentarischen und Lückenhaften nicht gestoßen haben, ermuthigt die Redaction, die einmal betretene Bahn trotz ihrer Schwierigkeiten nicht zu verlassen.

Die Unterzeichnete erlaubt sich die Leser des Auslands auf nachfolgende mit demselben in engster Verbindung stehende Werke aufmerksam zu machen:

Reisen und Länderbeschreibungen

der ältern und neuesten Zeit,

eine Sammlung der interessantesten Werke über Länder- und Staatenkunde, Geographie und Statistik.

Herausgegeben von **Dr. E. Widenmann** und **Dr. H. Hauff.**

Von dieser Sammung, welche thätigst fortgesetzt wird und als Erweiterung des Planes des „Auslandes" zu betrachten ist, erscheinen jährlich ein paar Lieferungen, je nachdem interessanter Stoff vorhanden.

Die Lieferungen werden einzeln verkauft, und wie man finden wird, zu den billigsten Preisen, für welche sie durch die solide Sortiments-Buchhandlung bezogen werden können.

1ste Lfg. **Irlands gegenwärtiger Zustand.** Preis 1 fl. oder 16 gr.

Die — **Algier wie es ist.** Mit einer großen Karte. 1 fl. 30 kr. oder 21 gr.

3te — **Alexander Burnes' Reisen in Indien und nach Bukhara,** Erster Band. Mit einem Steindruck. 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

4te — **Washington Irvings Ausflug auf die Prairien zwischen dem Arkansas und Red-River.** 1 fl. oder 16 gr.

5te — **Alfred Reumonts Reiseschilderungen.** 1 fl. 12 kr. oder 18 gr.

6te — **Briefe in die Heimath,** geschrieben zwischen October 1829 und Mai 1830 während einer Reise über Frankreich, England und die Vereinigten Staaten von Nordamerika nach Mexico, 1 fl. 24 kr. oder 20 gr.

7te — **Alexander Burnes' Reisen in Indien und nach Bukhara.** Zweiter Band. 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 gr.

8te — **John Barrow, jun., ein Besuch auf der Insel Island im Sommer 1834.** Mit Holzschnitten. 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr. 4 gr.

9te — **Thomas Pringle, südafrikanische Skizzen.** Aus dem Englischen übersetzt. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 gr.

10te — **Mexico in den Jahren 1830 bis 1832.** Vom Verfasser der „Briefe in die Heimath." Erster Band. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 gr.

11te — **Montenegro und die Montenegriner.** Ein Beitrag zur Kenntniß der europäischen Türkei und des serbischen Volks. Preis 1 fl. 24 kr. oder 20 gr.

12te — **Francis J. Grund, die Amerikaner** in ihren moralischen, politischen und gesellschaftlichen Verhältnissen. Aus dem Englischen übersetzt vom Verfasser. Preis 3 fl. 12 kr. oder 2 Rthlr.

13te — **Mexicanische Zustände aus den Jahren 1830 bis 1832.** Vom Verfasser der „Briefe in die Heimath ꝛc." Zweiter Band. Preis 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

14te — **Astoria oder Geschichte einer Handelsexpedition jenseits der Roky Mountains.** Aus dem Englischen des Washington Irving. Preis 1 Rthlr. 16 gr. oder 2 fl. 42 kr.

15te — **Reise durch Abyssinien im Jahre 1836.** Von A. v. Katte.

16te — **Skizzen aus Irland oder Bilder aus Irlands Vergangenheit und Gegenwart** von einem Wanderer. Preis 1 fl. 12 kr. oder 18 gr.

17te u. 18te Lfg. **Der Geist des Orients,** erläutert in einem Tagebuch über Reisen durch Rumili während einer ereignißreichen Zeit von Dr. Urquhart. A. d. Engl. übersetzt von Dr. F. G. Buck. 2 Bde. 3 Rthlr. 8 gr. oder 5 fl.

19te Lfg. **Rußland und die Tscherkessen.** Von K. F. Neumann. Preis 1 fl. 30 kr. oder 21 gr.

20ste — **Reisen auf den griechischen Inseln des ägäischen Meeres.** Von Dr. Ludwig Roß. Erster Band. Mit zwei Kupfern. gr. 8. brosch. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 gr.

21ste — **Ein Besuch auf Montenegro.** Von Heinrich Stieglitz. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 gr.

22ste — **Acht Wochen in Syrien.** Ein Beitrag zur Geschichte des Feldzuges 1840. Mit einer Karte vom Kriegsschauplatz. Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 4 gr.

23ste — **Reise durch Rußland nach dem kaukasischen Isthmus** in den Jahren 1836, 1837 und 1838 von Karl Koch. Brosch. Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 8 gr.

24ste — **Beschreibung von Kordofan und einigen angränzenden Ländern,** nebst einem Ueberblick über den dasigen Handel, die Sitten und Gebräuche der Einwohner und die unter der Regierung Mehemed Ali's stattgefundenen Sklavenjagden. Von Ignaz Pallme während dessen Anwesenheit in den Jahren 1838 bis 1839 verfaßt. Gr. 8. brosch. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 gr.

25ste — **Reisen auf den griechischen Inseln des ägäischen Meeres.** Von Dr. Ludwig Roß. Zweiter Band. Mit einem Kupfer, einer Karte und mehreren Holzschnitten. gr. 8. Velinp. brosch. Preis 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

26ste — **Reise durch Rußland nach dem kaukasischen Isthmus** in den Jahren 1836, 1837 und 1838. Von Karl Koch. Zweiter Band. Gr. 8. broschirt. Preis 4 fl. 48 kr. oder 2 Rthlr. 20 gr.

27ste — **Geschichte der Entdeckung und der Eroberung Peru's** von Francisco de Xerez, Pizarro's Geheimschreiber. Aus dem Spanischen von Dr. Ph. H. Külb. Nebst Ergänzung aus Augustins de Zarate und Garcilasso's de la Vega Berichten. Gr. 8. brosch. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 12 Sgr.

Stuttgart und Tübingen. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

Inhalts-Verzeichniß.

Größere Aufsätze.

Die niedern Classen in England und das Parlament. Nr. 122. 125. — Eine Zusammenkunft mit den Araucanos. Nr. 123—128. — Das Pflanzerleben im Westen Nordamerika's. Nr. 134—126. — Ansicht des Landes zwischen dem weißen Meere und Wologda. Nr. 124. — Die Tempel von Dambut auf Ceylon. Nr. 125. — Die Jagdvögel im nördlichen Rußland. Nr. 126. — Die Franzosen und Engländer in Abyssinien. Nr. 127—131. — Die Turnersäle in Massachusetts. Nr. 128. — Wasserscheide zwischen Dwina und Wolga. Nr 129. — Der Turkomane Rachman-Ajaz. Nr. 129—133. — Scenen in Mexico. Pferde und Maulthiere. Nr. 130. — L'Hôpital des incurables femmes et les sœurs de charité catholiques. Nr. 131—134. — Der Porcellanthurm und die Königsgräber bei Nanking. Nr. 132. — Alt-Upsala. Nr. 133. 134. — Die Zukunft der französischen Besitzungen in Oceanien. Nr. 134. — La maison des diaconesses protestantes. Nr. 135. 136. — Die Engländer und die Ausländer. Einleitung. Nr. 136. 1) Die Engländer und die Franzosen. Nr. 137—140. 2) Die Engländer und die Deutschen. Nr. 144—147. 3) Die Engländer und die Nordamerikaner. Nr. 149—152. — Das Einhorn. Nr. 137. — Das Branntweintrinken der Bauern in Nordrußland. Nr. 138. — Die belgische Colonie Santo Thomas. 139. — Die Belagerung von Herat. Nach russischer Quelle. Nr. 141—143. — Die Laplata-Staaten. Nr. 142. — Die Insel San Lazzaro bei Venedig. ibid. — Birkenwälder im Norden. Nr. 143. — Wanderungen in Nubien. Dongolaner Nr. 143. 144. Schendy Nr. 145—147. — Mozambique. Nr. 145. — Japan. Nr. 146. — Honolulu. Nr. 147—149. — Die turischen Letten in ihren vormaligen und heutigen Gewerbsbetrieben dargestellt. Nr. 148. — Grahams Bericht über Abyssinien. Nr. 150. — Der Missionär Samuel in Bassora. Nr. 151.

Chronik der Reisen.

Reisen in Südamerika. Besuch auf der deutschen Colonie Sao Leopoldo; die Bueros. Nr. 134—141. — Michael Kottlers Reise im europäischen Rußland und in Sibirien. Zweiter Abschnitt. Nr. 149—151. — Die französische Expedition nach Abyssinien. Nr. [illegible]

Kleinere Mittheilungen.

Beschädigung der Schiffe durch den Schwertfisch. Nr. 122. — Zahl der täglich ausgegebenen Journale in Paris. ibid. — Die Negerverschwörung auf Cuba. Nr. 123. — Ein langer Paß. ibid. — Streitkräfte des Paschaliks Bagdad. Nr. 134. — H. B.'s Carricaturen. ibid. — Negerauswanderung aus Sierra Leone nach Westindien. Nr. 125. — Das Schloß Duino in Istrien. Nr. 127. — Das Glaciarium in London. ibid. — Die slawischen Bewohner Ungarns. Nr. 128. — Amerikanische Sprachreinigung. ibid. — Prächtige Hängebrücke in London. ibid. — Geschichte der Geographie. ibid. — Ueber die Arbeitseinstellung der Kohlenarbeiter an der Tyne. Nr. 129. — Neue Bomben. Nr. 120. — Das chinesische Opiumrauchen und die Parlamentsdebatten. ibid. — Der Mandrachit zu Pirano. Nr. 131. — Gefangenschaft des Dampfbootes Great Britain. ibid. — Neue Papierfabrication. ibid. — Ethnologische Gesellschaft in New-York. ibid. — Die Bewohner der Marquesas Inseln. [illegible] — Das alt-Peruvianische. ibid. — Bekämpfung der marokanischen Seeräuber. Nr. 133. — Merkwürdiges Insect. Nr. 135. — Fleischverbrauch in Paris. ibid. — Wissenschaftliche Gesellschaft zu Upsala in der Finnmark. Nr. 136. — Schwedische Geschichte. [illegible] — Ateneo Italiano. ibid. — Die Camden Society. Nr. 138. — Die britische archäologische Gesellschaft. ibid. — Die Gesellschaft der Freunde zur Unterstützung dürftsbedürftiger Fremden. Nr. 139. — Kunstfertigkeit der Eingeborenen. Nr. 140. — Die British and Foreign Bible Society. ibid. — Die Kopenhagener Bibliothek. Nr. 141. — Tätowiren in Frankreich. Nr. 142. — Mangel an Katalogen in der Bibliothek des britischen Museums. ibid. — Dampfschifffahrt auf den Gewässern der Banda Oriental. Nr. 144. — Britische Ansiedlung in Borneo. ibid. — Die Gegner der Verbindung zwischen Kirche und Staat in England. ibid. — Wilsons jakobitische Ueberreste. Nr. 145. — Englische Posteinkünfte. Nr. 146. — Unterseeische Batterie. ibid. — Gelehrte Eitelkeit in Paris. Nr. 147. — Missionsgesellschaft für die Heimath. Nr. 148. — Der Aussatz in Canada. Nr. 149. — Die Höhlentempel zu Ellora. Nr. 150. — Bücher für die arbeitenden Classen in England. ibid. — Der zehnte historische Congreß in England. Nr. 151. — Naturhistorische Kataloge im britischen Museum. ibid. — Bewegung unter den Juden in England. Nr. 152. — Die Wasserkur in England. ibid.

Nr. 122.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

1 Mai 1844.

Die niedern Classen in England und das Parlament.

Wir haben im vorigen Jahr (s. Nr. 32 f.) vor Eröffnung des Parlaments einige Bemerkungen über den Stand der Dinge in England unter demselben Titel mitgetheilt, und darin die Ansicht ausgesprochen, daß die damals bevorstehende Parlamentsversammlung, aufgeschreckt durch die Ereignisse in den Fabrikdistricten während der Monate August und September 1842, Schritte zur Erleichterung der niedern Classen thun würde. Dieß ist nicht geschehen; man rieb sich freudig die Hände, daß Handel und Gewerbe allmählich von der mehrjährigen Stockung sich erhoben, pries die Regierungsweisheit, welche dieß glückliche Resultat herbeigeführt, und ließ die Sache gehen wie vorher. Die Opposition, außer Stand das Ministerium wirksam anzutasten, brachte gleichfalls nichts Durchgreifendes vor, und so lieferte das Parlament abermals den Beweis, daß es in seiner ganzen Zusammensetzung bei der Aufrechthaltung des jetzigen, nur den reichen Classen zu gute kommenden Zustandes betheiligt, daß ohne äußern Zwang nicht an durchgreifende Maaßregeln zu denken sey, und daß man die Bewegungen der niedern Classen hauptsächlich nur zu Parteizwecken auszubeuten beabsichtige. So geschah im vorigen Jahre nichts, und das jetzige, nun das Ministerium durch den günstigern Stand der Finanzen vollends sich festgestellt hat, versprach durchaus nichts mehr. Wenn indeß ein Grundübel den Bau eines Staats anfrißt, so wird jeden Augenblick der Schaden irgenwo offenkundig werden, und zwar, wie wohl zu geschehen pflegt, oft an einem Punkte, wo Niemand es vermuthete. So geschah es dießmal mit Lord Ashley's Vorschlag *), der, was wohl der Antragsteller kaum beabsichtigte, der Anfang zu einer Bewegung der niedern Classen zu werden droht, welche zwar vermuthlich so erfolglos wie manche ihrer Vorgängerinnen abläuft, aber dennoch die Kluft zwischen der vornehmen herrschenden Classe Englands und der Masse des Volks immer mehr erweitern wird.

Lord Ashley's Vorschlag mag aus den reinsten Beweggründen hervorgegangen seyn, und seine frühern Bestrebungen, den unglücklichen Zustand einzelner Classen ans Licht zu ziehen, lassen auch gar nichts anders vermuthen, aber der Vorschlag leidet an mehreren augenfälligen Gebrechen, von denen wir nur zwei der bedeutendsten herausheben wollen: er ist auf die Baumwollen-, Wollen-, Leinwand- und Seidenfabrication beschränkt, und setzt die Arbeitsstunden nicht bloß für die genannten Classen, nämlich Frauen und Unerwachsene, sondern auch für die männlichen Arbeiter auf zehn Stunden herunter; denn wenn die arbeitenden Männer nicht mehr die Beihülfe der mit den leichteren Arbeiten beschäftigten Frauen und Unerwachsenen haben, so können sie natürlicher Weise auch selbst nicht fortarbeiten. Die Regierung und mit ihr gar viele besonnene Männer setzten sich einer solchen Einmischung in die Privatindustrie entgegen aus der ganz richtigen Ansicht, daß eine solche Einmischung, einmal begonnen, immer weiter führt, ein kostspieliges Aufsichtssystem nöthig macht, den Arbeitslohn auf eine für den Unterhalt der Familie nachtheilige Weise herunterdrückt, und somit den Arbeitern selbst wesentlich schadet.

Hätte man sich auf diese Gründe von Seiten der Gegner Lord Ashley's, und auf die der Menschlichkeit auf Seite der Vorsprecher der Bill beschränkt, so hätte die Discussion manches nützliche ans Licht geben mögen. Aber damit ließ man es nicht bewenden: die Vorsprecher der Bill stellten gar häufig die Manufacturisten als eine Art Blutsauger dar, die sich von dem Fleisch und Blut der Unschuldigen volltrinken, und die Gegner Lord Ashley's beriefen sich auf die Nothwendigkeit einer längern Arbeit, wenn der Nationalreichthum und das Uebergewicht Englands auf dem Weltmarkt aufrecht erhalten werden sollte. Was den ersten Punkt betrifft, so sind wir weit entfernt, die Manufacturisten als Engel darstellen zu wollen, es ist im Gegentheil nur allzu gewiß, daß sie die in ihre Hände gelegte Macht manchmal mißbrauchen, wogegen sich auch wieder Beispiele einer ächt menschlichen Gesinnung und wahrhaft väter-

*) Wir haben diesen im vorigen Monat (s. Nr. 95) erwähnt, und bemerken hier bloß zur Berichtigung, daß wir dort aus Versehen Lord John Russell statt Labouchère als Gegner des Vorschlags genannt haben.

Digitized by Google

lichen Fürsorge anführen lassen; davon handelt es sich aber gar nicht, denn der Manufacturist ist nur der Vollstrecker des Urtheils, das die Noth über denjenigen ausspricht, welcher in harter täglicher Arbeit sein Unterkommen finden muß. Kann er es mit minder angestrengter Arbeit finden, so wäre er ein Thor, wenn er die härtere übernähme, aber nach dem alten Spruch kennt die Noth kein Gebot. Er fragt sich also: worin liegt die Nothwendigkeit, welche den Unbemittelten zu einer seine Kräfte übersteigenden Arbeit zwingt? Man hat Recht und handelt dem Gebot der Menschlichkeit gemäß, wenn man unmündige Kinder gegen den Mißbrauch elterlicher und fremder Gewalt schützt und sie einer übermäßigen Arbeit entzieht, wenn man aber dasselbe in Bezug auf Erwachsene thun will, welchen eine freie Willensbestimmung zukommt, und die gewiß eine ihre Körperkräfte aufreibende Arbeit nicht unternehmen, wenn nicht Noth und Mangel sie zwingen, dann greift man in eine Reihe natürlicher Gesetze ein, die man noch nie und nirgends ungestraft verletzt hat.

Die Arbeit ist eine Waare so gut wie eine andere: überwiegt das Angebot den Begehr, so fällt sie im Preis, und umgekehrt. Kann der Gesetzgeber hier eingreifen? Gegenwärtig ist der Taglohn in England etwa um 50 Proc. höher als vor zwei Jahren, die Gesetzgebung aber hat das frühere Fallen so wenig gehindert, als das jetzige Steigen herbeigeführt. Die Manufacturisten machen größere Geschäfte als vor zwei Jahren, und brauchen deßhalb mehr Arbeiter, das ist das ganze Geheimniß. Vor zwei Jahren ward die Arbeitszeit von den Manufacturisten selbst heruntergesetzt, they worked short time, wie der Ausdruck lautet, weil sie wenig zu thun hatten, und somit, wenn sie nicht einen großen Theil ihrer Arbeiter ganz entlassen wollten, alle nur kurze Zeit arbeiten lassen mußten, dafür aber auch, wie sich von selbst versteht, weniger zahlten. Dieß ist ein Verhältniß, wobei jedes Eingreifen der Gesetzgebung nur verderblich wirken kann. Nimmt man den jetzigen Zustand des Landes wie er ist, ohne Rücksicht auf die Institutionen, welche denselben herbeiführten und erhalten, so liegt der Grund des Uebels in der Capitalfülle und in der angehäuften Bevölkerung. Das Capital sucht eine vortheilhafte Beschäftigung, daraus entspringt eine Concurrenz, welche den Vortheil sehr zweifelhaft und unsicher macht; daher das Bestreben möglichst wohlfeil zu arbeiten, man nimmt also zu allen, keine große Körperkraft bedürftigen Arbeiten Frauen und Unerwachsene, welche weniger kosten und sucht durch eine sparsame Maschinerie die kostbarere Menschenarbeit zu ersetzen. Daraus entsprangen vor dreißig Jahren die Ludditen, die Maschinenzerstörer, und daraus entspringen jetzt die Klagen über die angestrengte Arbeit der Frauen und Unerwachsenen. Es ist die Concurrenz des Capitals, welches auf die Armen drückt. Darin haben die Wortführer der Arbeiterclassen schon vor zehn und zwölf Jahren viel klarer gesehen, als die meisten Parlamentsglieder, denn in ihren Schriften wird immer das Thema abgehandelt, welcher Antheil an dem Gewinn eines Geschäfts der Arbeit und welcher dem Capital gebühre; sie erkannten die Quelle des Uebels ganz richtig, aber das Mittel der Abhülfe sind sie uns gleichfalls bis auf diesen Tag schuldig geblieben. Das Capital übt noch immer seine Uebermacht aus, und die Concurrenz der Capitalien drückt den Armen zu Boden.

Daraus geht denn auch hervor, daß die von den Ministern und andern Gegnern Lord Ashley's aufgestellte Behauptung, eine längere Arbeitszeit sey zur Erhaltung des englischen Uebergewichts auf dem Weltmarkt unerläßlich, fast alles und jedes Grundes entbehrt. Diese Behauptung ist aber zugleich sehr unklug, denn was kümmert den hungernden Arbeiter am Ende die Erhaltung dieses Uebergewichts der englischen Manufacturindustrie! Man sagt ihm also, daß er, um ein Uebergewicht zu behaupten, das ihm nie zu gute kommen kann, sein Leben in hoffnungsloser, erschöpfender Arbeit ohne Aussicht auf Erlösung zubringen müsse. Dieser „politische Grund" schneidet ihm alle Hoffnung eines bessern Zustandes ab, und hat noch dazu den Fehler, daß er nicht einmal richtig ist. Die fremde Concurrenz kann allenfalls die Vortheile der englischen Manufacturisten auf fremden Märkten benachtheiligen, aber nicht auf dem einheimischen, durch Zölle hinreichend geschützten Markt, dessen Bedeutung die des fremden weit übersteigt; zudem möchte man bei genauerer Untersuchung wohl finden, daß auch auf den fremden Märkten weit weniger die fremde Concurrenz als das Ueberführen des Marktes mit englischen Waaren den Gewinn des Fabricanten schmälert, und die Nothwendigkeit ergibt, die möglich größte Masse Waaren mit dem möglichst niedrigen Lohn zu erzeugen, somit die theurere Männerarbeit durch die wohlfeilere der Frauen und Kinder, und wo möglich die Menschenarbeit ganz durch Maschinen zu ersetzen.

Freunde und Gegner des von Lord Ashley gemachten Vorschlages haben somit Gründe angeführt, die zum Theil sehr unklug sind, und nur dazu dienen können einen Stachel in dem Gemüth der arbeitenden Classen zurückzulassen. Hiezu kommt noch, daß allerlei, keineswegs streng hieher gehörige Fragen mit besprochen wurden, und jeder für die nicht geläugnete Krankheit eine andere Panacee je nach seinen Ansichten und seinem politischen Glaubensbekenntniß wußte. Der eine hob den freien Handel heraus, während die Rheder das Abweichen von den alten strengen Navigationsgesetzen als die Ursache des Unglücks bezeichnen und manche Handwerker der Einfuhr fremder, den ihrigen entsprechender Waaren ihre Noth zuschreiben. Andere verlangten wohlfeilen Zucker und einen festen oder lieber noch gar keinen Kornzoll, während die Agriculturisten erklärten, ohne die geltende Scala sey das Land ruinirt. So streitet man sich um den Grund des Uebels, wie um die Mittel zur Abhülfe. Die große Masse fängt aber an zu fühlen, daß mit allen diesen politischen Streitigkeiten ihr gar wenig geholfen ist; daß selbst ein fester Kornzoll und auch die gänzliche Abschaffung eines solchen zwar den Handel erweitern, die Ausfuhr vermehren, den großen Kaufmann und Manufacturisten bereichern, kurz eine größere Bewegung erzeugen kann, daß aber dadurch ihr Lohn wenig oder gar nicht steigen, und daß sie dennoch immer zwischen Mangel

Digitized by Google

und ungenügendem Auskommen fortarbeiten muß. So mißtraut sie allen politischen Systemen und Maaßregeln, und die Ansicht breitet sich unter den arbeitenden Classen aus, daß sie sich selbst helfen müssen. Hierin liegt die Gefahr, denn bereits versammeln sich wieder Delegirte aus den entlegensten Orten, sie besprechen ihre Beschwerden, sie berathen sich über die Mittel zur Abhülfe, und es ist eine arge Thorheit, wenn man von Seite einiger Tories durch Leute, wie Oastler, in die Flamme bläst, und gegen die Regierung declamirt. Diese ist freilich schlimm daran; sie hat bis jetzt in Betracht des Antrags Lord Ashley's nichts gethan, als gegen einen unverständigen, in seinen Folgen schädlichen Beschluß sich gestemmt, man wird aber bald von ihr etwas mehr als negative Maaßregeln verlangen.

Verständige Männer haben das Uebel, woran England leidet, allmählich genau erkannt und auch ausgesprochen. So sagt noch in ganz neuer Zeit die Shipping and Mercantile Gazette (vom 11 April): „wir wollen hoffen, daß die gesetzgebende Macht mehr darauf Bedacht nehmen wird unsern gerühmten Reichthum mehr unter allen Classen zu verbreiten, als denselben, der nur schon allzu groß ist, zu vermehren." England hat seit hundert Jahren riesenhaft an Reichthum zugenommen, und dieser Reichthum hat sich bis noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts wie ein wohlthätiger Regen über das Land verbreitet, aber Erstgeburtsrecht, falsches Steuersystem und Maschinen haben dem Anwachsen des Reichthums eine falsche Richtung gegeben, und er ist nach und nach in immer wenigere Hände gekommen; mit dem steigenden Reichthum der einen stieg die Armuth der andern, und diese Armuth ist keineswegs bloß in den Städten, sondern sie herrscht auch auf dem Lande, und neuere Verhandlungen im Parlament haben zur Genüge nachgewiesen, daß die Armuth unter den Landbauern kaum minder furchtbar ist als in den Städten. Hier fragt sich aber, wie ist diesem Uebelstand, der falschen Vertheilung des Reichthums, der England unaufhörlich zuströmt, abzuhelfen? Darüber sind die Staatsärzte sehr verschiedener Meinung, und im Parlament ist diejenige Ansicht, welche allein allmählich eine durchgreifende Verbesserung herbeiführen kann, so gut wie gar nicht vertreten, denn wenn auch einer oder der andere sie theilt, so darf er bei der herrschenden Ansicht der großen Mehrzahl der Parlamentsglieder nicht daran denken, deutlich mit hervorzutreten.

(Schluß folgt.)

Eine Zusammenkunft mit den Araucanos.

(Mitgetheilt von dem französischen Consul Bardet, zu Concepcion.)

Vor einigen Jahren überfiel eine Indianerhorde unvermuthet die chilenischen Besitzungen in der Umgegend von Concepcion und überschwemmte und verheerte einen Theil der Provinz; eine chilenische Heeresabtheilung trieb sie zwar zurück und verfolgte sie bis in das Innere, aber diese Bewegung verursachte demnach der Regierung große Unruhe, da die Expedition gegen Peru, welche man eben vorbereitete, die Einziehung der an der Gränze stehenden Truppen nothwendig machte und man doch auch für die Sicherheit des Landes Sorge tragen sollte. Der Intendant schickte demnach zu den Stämmen, welche keinen Theil an der Bewegung genommen hatten, einen getreuen Indianer mit dem Auftrage, die bedeutendsten Häuptlinge zu einer Zusammenkunft (Parlamento) mit ihm zu Arauco, einem 22 Meilen südlich von Concepcion liegenden Orte, zu bewegen. Er theilte sein Vorhaben mir und dem englischen Consul mit, und lud uns ein, ihn zu der Versammlung zu begleiten. Diese Fahrt hatte außer der Befriedigung unserer Neugierde, die sie versprach, für uns noch eine weit wichtigere Bedeutung, denn wir hegten ebenfalls die Absicht, mit den Indianern der Küste Verbindungen anzuknüpfen und unsern Landsleuten nützlich zu werden, die das Unglück haben sollten, in diesen Gegenden Schiffbruch zu leiden. Vor nicht langer Zeit waren nämlich die Mannschaften mehrerer französischen und englischen Fahrzeuge von den Indianern geplündert und mißhandelt worden, und wir mußten versuchen, andere vor demselben Schicksal zu sichern.

Am 1 März reisten wir, von einigen Officieren unserer Schiffe begleitet, ab und gingen um 8 Uhr des Morgens über den Biobio, nach welchem sich gewöhnlich die Unternehmungen der Araucaner richten. Betrachtet man die Breite, den Wasserüberfluß und den ruhigen Lauf dieses Flusses, so sollte man glauben, er müsse schiffbar seyn, und doch ist er es nicht. Tief, so weit ihn die Berge einengen, erweitert er bei Concepcion sein Bett bedeutend und nur ein ziemlich kleiner Canal würde mittelgroßen Schiffen (von 60 bis 80 Tonnen) die Durchfahrt gestatten. Die einzigen Schiffe, welche den Biobio befahren, sind große Schaluppen mit plattem Kiel, welche die Früchte aus dem Innern nach Concepcion führen; man bedient sich dazu auch der Flöße aus dicken Baumstämmen, die man als Brenn- und Bauholz verkauft. — Auf dem andern Ufer des Biobio liegt San Pedro, früher ein von den Spaniern befestigter Platz, jetzt ein kleines, sehr malerisch gebautes Dorf. — Eine Meile von San Pedro befanden wir uns in einer großen, westlich vom Meere und östlich von schlecht behauten Bergen begränzten Ebene. Ich bemerkte hier noch nicht jene schöne Vegetation, die man mir so sehr gerühmt hatte, und glaubte mich schon von neuem durch den Patriotismus der Chilenen, welche in ihrem Lande alles im schönsten Lichte sehen, getäuscht; so wie wir aber weiter vorrückten, bot sich dem Blick immer mehr Abwechslung dar. Wir kamen alsbald durch mehrere liebliche Gehölze und an zwei bis drei schönen, anmuthig gelegenen Seen vorüber, und erreichten, nachdem wir die Ansiedlung Coronal, welche dem General Riquera gehört, hinter uns und auf einer hölzernen Brücke einen Bach mit klarem, frischem Wasser überschritten hatten, das Gebirge. Von hier bis nach Arauco ist der Weg schlecht, aber nicht ohne Reiz. Längs der Küste mußten wir abwechselnd um den Hintergrund verschiedener Buchten gehen und die Vorsprünge hoher Berge, welche dem Ufer ein so steiles Ansehen geben, überschreiten. Oft befanden wir uns, nachdem wir eine Zeitlang an dem aus Sand bestehenden Strande, wo uns, obschon es erst März war, die Sonne sehr belästigte, hingetrabt waren, auf einmal im Schatten wunderbar hoher Bäume. Die Bergwege sind gerade, tief und steil und meist im Winter mit Löchern bedeckt, welche von den Maulthieren herrühren und ihnen das Ansehen von Stiegen geben. Sehr dichte und in einander verwachsene Bäume bedecken sie so vollkommen, daß man sich auf das Pferd legen muß, um hindurch zu kommen. Wenn man jedoch mit großer Mühe einen Berg erklettert hat, so findet man beim Herabsteigen kleine

Digitized by Google

Thäler und reitet hier durch liebliche, mit Blumen von den verschiedensten Farben geschmückte Lauben. Besonders bemerkt man eine Lianenart, welche im Lande Copihue heißt. Die Blüthe, welche der Lilie gleicht, hat eine dunkle Schaalachfarbe und gelbe Pistillen, und ihre Blätter sind denen der Liane unseres Landes sehr ähnlich. Diese Pflanze schlingt sich an den größten Bäumen hinauf und fällt wieder von dem Gipfel derselben in prächtigen Gewinden bis zum Boden herab. Der Anblick des stillen Oceans und der hohen bewaldeten Berge, von denen man umgeben ist, kann nicht herrlicher seyn, und allenthalben bieten sich so prächtige Landschaften, daß man bedauert, keinen Maler zur Verfügung zu haben; aber in allen diesen Wäldern zeigt sich kein Vogel.

Nach einem ungefähr zweistündigen Marsche und nachdem wir an Bahia Blanca vorübergekommen waren, erreichten wir die kleine Bay Hatilla, wo Hr. Alemparte eine Niederlassung für den Wallfischfang gegründet hat. Der Vorsteher derselben ist ein Hannoveraner, welcher Bagatheo heißt, den aber die Chilenen Vergara nennen. Er hat ungefähr dreißig Leute unter sich, die außer einigen Ansiedlern aus amerikanischen Wallfischfängern meistens Eingeborne von Otaheiti und andern Inseln des stillen Oceans sind. Sie haben auf einer Seite der Bay eine Zurichtung gemacht, wo sie die Wale in Stücke zerschneiden. Sie betreiben die Fischerei mit vier Pirogues, den einzigen Fahrzeugen, welche sie besitzen, mit welchen schwachen Mitteln sie denn auch nur kleine Wale zu fangen vermögen, welche nach der Versicherung des Vorstehers, einen in den andern gerechnet, nur 12 bis 15 Tonnen Oel geben, während doch unsere Schiffe in dieser Gegend Wale fangen, aus denen man meist 60 bis 80 Tonnen Oel gewinnt. Wir sahen einen solchen kleinen Wal, der vor drei Tagen gefangen worden war, aber bereits in Fäulniß überging; er war 30 bis 40 Fuß lang, sein Speck aber nur ungefähr zwei Zoll dick. Die Kessel, worin der Speck, nachdem er in sehr kleine Stücke zerschnitten ist, gesotten wird, befinden sich am Lande. So neugierig wir waren, diese Einrichtungen näher zu untersuchen, so konnten wir es doch des abscheulichen Geruchs wegen nicht länger aushalten und eilten möglichst schnell nach Colima hin weiter. Auf dem Wege sahen wir einen Landmann und zwei Kinder mit dem Dreschen ihrer spärlichen Ernte beschäftigt, und zwar in der hier zu Land üblichen Weise. Man hatte nämlich die Feuchtgarben in einem von Astwerk gebildeten Kreise geschichtet und über sie trieb ein kleiner Knabe drei magere Pferde vor sich her. Das Getreide ist hier die Seele des Handels und der Maaßstab für alle Spekulationen. Man spielt beständig mit dem Steigen und Fallen dieses Artikels, ohne zu bedenken, daß durch dieses Spiel die Armen oft das Brod entbehren müssen.

Colima, wo wir alsbald ankamen, war auch nur nicht langer Zeit ein befestigter Ort, den die Spanier und die Indianer abwechselnd öfter verheerten und verlaßen. Jetzt sieht man nur noch Ruinen und einige Hütten. Die Mehrzahl der Einwohner ist in ein Thal am Fuße des Gebirgs gewandert, wo Hr. Alemparte eine sehr schöne Niederlassung nach einem großen Maaßstabe gegründet hat. Schon liefert eine Schneidemühle mit acht Sägen gute Resultate, und eben erbaut man eine andere, welche sechzehn Sägen in Bewegung setzen wird. Dasselbe Wasser soll zugleich eine Mühle treiben, die täglich 100 Fanegas (9000 Pfund) zu mahlen und zu beuteln vermag. In diesem Augenblick sieht man auch in dem Hafen einen Damm auf, um die Einschiffung des Mehles und des Holzes zu erleichtern; ein quer durch das Gebirge gebrochener, elf Meilen langer Weg wird die Verbindung zwischen dem Meere und dem Bialo herstellen und zur Herbeiführung des Getreides von Colima dienen. Vor zwei Jahren war dieses Thal noch öde und mit großen Bäumen bedeckt; jetzt ist es bereits von ungefähr hundert Familien bewohnt, und gut aufgeführte Gebäude, Bauernhäuser, Scheunen und angebaute Felder liegen an der Stelle des Waldes. — Hr. Alemparte, welcher die aus dieser Niederlassung zu erzielenden Vortheile sehr wohl begreift, zieht möglichst viele Einwohner und besonders Ausländer herbei. Schon haben sich zwei unserer Landsleute in der Absicht, eine Fabrik chemischer Produkte zu errichten, daselbst niedergelassen und erbauen ein Schiff von 150 Tonnen. Ein englisches Handlungshaus läßt die Steinkohlengruben ausbeuten und soll damit umgehen, das Rothkupfer aus den nördlichen Minen herbeizuführen, um zu Colima Schmelzhütten anzulegen. Hr. Alemparte hat es auch dahin gebracht, daß dieser Hafen dem Handel geöffnet und ein Zollamt errichtet wurde. Bereits sind zwei mit Holz befrachtete Schiffe ausgelaufen. — Nachdem wir hier übernachtet, besuchten wir am folgenden Morgen die Umgegend, nämlich die Umgebung der Bay, denn die Bäume stehen so gedrängt, daß es uns unmöglich war, über die schon gebahnten Wege hinaus vorzudringen. Die Niederlassung ist mit mehr Holz versehen, als sie in zehn Jahren fortschaffen kann, und sollte es auch in der Folge nöthig werden, die dicken Stämme aus großer Entfernung herbeizuholen, so werden die Wege, welche man baut, und starke Wagen diese Arbeit sehr erleichtern. Hr. Alemparte versicherte mich, daß er für dieses Unternehmen bereits an 36,000 Fr. ausgegeben habe, und daß er, um alles in den gewünschten Stand zu setzen, nicht mehr als 60,000 Fr. zu brauchen gedenke. — Die Provinz Concepcion besitzt schon mehrere, obgleich weniger bedeutende Niederlassungen dieser Art, unter andern die des Hrn. Delannay von St. Malo, welche einen schönen Erfolg verspricht. Man zählt hier auch noch sechs Getreidemühlen, welche nach Art der nordamerikanischen eingerichtet sind.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Beschädigung der Schiffe durch den Schwertfisch. Die Annals and Magazine of Natural History vom März dieses Jahres führen mehrere Beispiele von solchen Beschädigungen an, von denen wir Nachstehendes ausheben: Das Schiff Euphemia, welches einem Hrn. Calmont aus London gehörte, kam aus Brasilien mit Wasser im Schiffsraume an, und als man es untersuchte, fand sich, daß es von einem Schwertfisch, nicht dem gewöhnlichen Xiphias, sondern dem verwandten Prestiophorus, durchbohrt worden war; das Schwert hatte den Kupferbeschlag und die Planken durchstoßen und stack 9 Zoll tief, war aber am Kupferbeschlag wahrscheinlich durch die Anstrengungen des Fisches, sich loszumachen, abgebrochen. Merkwürdigerweise ging der Stoß nicht, wie man vermuthen sollte, horizontal, sondern fast vertical.

Zahl der Tagesjournale in Paris. Täglich werden von sämmtlichen Journalen 90,900 Exemplare abgezogen, von denen 52,600 auf die Post gegeben werden, um in die Departements oder ins Ausland abzugehen; die 38,300 andern werden in Paris ausgetheilt. (Voleur vom 20 April.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 123.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

2 Mai 1844.

Das Pflanzerleben im Westen Nordamerika's.

(Ein Bruchstück aus dem Leben.)

Das Leben der Ansiedler in den Wildnissen Amerika's hat mit einer Robinsonade große Aehnlichkeit, denn auch sie leben häufig auf großen Strecken von der menschlichen Gesellschaft entfernt, und können viele Bedürfnisse der Unwegsamkeit und Entfernung wegen nicht aus Städten herbeischaffen. Dazu kommt noch, daß die meisten Ansiedler zu den ärmeren Classen der Eingebornen gehören oder aus Einwanderern bestehen, deren Vermögen durch die Einwanderungsreise größtentheils absorbirt wurde und die daher nur auf sich selbst beschränkt sind.

Das erste Geschäft des angehenden Pflanzers, sobald er am Orte seiner Bestimmung angelangt ist, besteht darin, sich ein Blockhaus, das einfachste Gebäude auf der Erde, zu erbauen; Handwerker trifft er in jenen Wildnissen nicht an, er muß daher selbst Hand ans Werk legen und die Geschäfte des Zimmermanns, Maurers u. s. w. zusammen übernehmen. Seine Nachbarn leisten ihm hierbei gewöhnlich einigen Beistand. Ist dieser Bau glücklich ins Werk gerichtet, so geht es an die Urbarmachung des Bodens — eine Arbeit, die unerschütterliche Ausdauer und Verachtung jeder Anstrengung erfordert. Auch hierbei ist er nur auf sich und seine Familie allein angewiesen, denn in Amerika kann man nicht so leicht Knechte und Mägde in Dienst nehmen, als in Europa, oder sie würden einen für den angehenden Pflanzer unerschwinglichen Lohn fordern, wenn sie anders Lust haben sollten, ihm in die Wildniß zu folgen. Die ersten zwei Jahre muß der letztere daher in der That wie ein Lastthier arbeiten und allen Entbehrungen trotzen, bis alsdann glückliche Ernten und der Zuwachs seiner Hausthiere ihm Zeit und Mittel verschaffen, an eine gemächlichere Einrichtung zu denken. Ein bequemeres Gebäude wird in der Nachbarschaft des bescheidenen Blockhauses aufgebaut, die Gegend belebt sich durch die mit Pflug und Axt bewaffnete Pionierschaar nachrückender Pflanzer, um den langgefesselten Erdboden aufzufurchen und seine ergiebigen Gefilde zum Unterhalte des Menschengeschlechts auszubeuten. Flecken und Städte entstehen wie durch Zauberschlag, und ehe der einsame Pflanzer es sich versieht, wohnt er inmitten einer bevölkerten Gegend, und seine Producte finden einen guten und nahen inländischen Markt.

Um das Leben des angehenden, amerikanischen Pflanzers anschaulicher zu machen, erlaubt sich der Einsender, ein Bruchstück aus seinem eigenen Leben hier anzuführen.

Den Frühling und Sommer über waren wir weit im Westen, jenseits des Mississippi unter wilden Indianerstämmen und in einem Theile der großen amerikanischen oder arkansischen Wüste, die sich bis an die Schluchten des Felsengebirges erstreckt, umhergeschweift. Der Wunsch, das Land und seine Producte kennen zu lernen, hatte uns zu dieser gefahrvollen, mühseligen und umfangreichen Reise veranlaßt. Endlich näherten wir uns, von der nordwestlichen Gränze des Gebiets der Vereinigten Staaten nach Südosten unsern Rückweg einschlagend, wieder einem Lande, das von civilisirten Menschen, wenn gleich nur sehr spärlich, bewohnt wurde. Es war dieß Iowa, ein Territorium, das demnächst, wie alle übrigen Territorien, als souveräner Staat dem großen, amerikanischen Staatenbunde einverleibt werden wird.

Es war in der Mitte Octobers, als ich und mein Reisegefährte uns im nordwestlichsten Winkel Iowa's, eines Abends den Sonnenuntergang betrachtend, am Abhange eines Hügels gelagert hatten. Unsere Pferde weideten in der Prairie, die sich weithin vor uns ausdehnte und nur am fernen Horizonte von einem majestätischen Urwalde begränzt wurde, an dessen Saume die bescheidenen Blockhäuser einzelner Ansiedler sich hinzogen. Wie uns schlängelte sich in angenehmen Windungen durch die natürlichen Weiden ein tiefer, nicht sehr breiter Fluß, dessen Quelle ein weiter seitwärts gelegener Landsee zu seyn schien. Auf der ganzen, von der scheidenden Abendsonne beleuchteten Landschaft lag eine Ruhe und Lieblichkeit, die uns beide in gleichem Maaße ansprach.

Die angenehmste Jahreszeit in Nordamerika tritt nämlich mit dem October ein und dauert bis Mitte November. Man nennt sie den indianischen Sommer; die Atmosphäre ist alsdann elastisch und duftig und die Luft hat eine gleich-

Digitized by Google

mäßige, milde Wärme. Nur selten regnet es den Tag über, allein in den Nächten fallen häufig erfrischende Regenschauer, und beim Aufgang der Sonne spielen die herbstlichen Farben des zum Fallen gereiften Laubes in einem wunderlieblichen Glanze und wie vom Hauche des Lenzes erquickt. Die amerikanischen Wälder entfalten in dieser Jahreszeit ihre ganze Pracht: die Farbenmischung des verschiedenen Laubes ist von herrlicher Wirkung; die goldenen und silberfarbigen Blätter einiger Landarten werden durch den noch dunklen Grund anderer Baumgattungen gehoben, das braune, gezackte Buchenlaub wird durch die Cedernbüsche angenehm schattirt, während das ziegelrothe Laubwerk einer Ahornart aus dieser wohlgefälligen Farbenmischung recht lebendig hervorleuchtet.

Mein Reisegefährte und ich waren im Anschauen der in der That lieblichen Landschaft versunken, als jener plötzlich aufsprang und in einem Anflug der Begeisterung ausrief: „Wenn du wie ich gesonnen bist, so wollen wir hier eine Zeit lang als Pflanzer leben."

Auch für mich hatte diese Idee viel Ansprechendes. Des langen Umherschweifens in den amerikanischen Wildnissen müde, sehnte ich mich wieder einmal nach einem festern Leben und willigte daher gern ein. Zuvörderst wurde unsere Casse nachgesehen, und es stellte sich ihr Bestand auf 520 Dollars in Banknoten heraus; außerdem hatten wir noch bedeutende Creditbriefe, so daß wir die ersten Ausgaben leicht bestreiten konnten. Mit jener Summe gedachten wir uns anzukaufen und unsere erste Einrichtung zu treffen. Wir beabsichtigten wo möglich eine schon etwas angebaute Pflanzung zu erstehen.

Zwar hielt uns eine kaltere Ueberlegung unser etwas romanhaftes Beginnen vor, daß wir uns in einen, uns ganz fremden, mit vielen Mühseligkeiten und Entbehrungen verknüpften Stand begeben wollten; allein wir trösteten uns mit dem Gedanken, daß Männer, welche weit höher in Europa gestellt und an ein gemächlicheres Leben gewöhnt gewesen, in Amerika zur Art und zum Pfluge gegriffen und sich dabei wohl befunden hatten. Man hat nämlich hier in der westlichen Hemisphäre einen solchen Umschwung des Glücks, bei welchem der Reichste plötzlich wieder zum Tagelöhner und dieser zu einem Krösus wird, fast täglich vor Augen.

Wir ritten nun, nachdem wir nicht ohne Gefahr den vor uns liegenden Fluß passirten, auf das nächste Blockhaus zu, um Nachtherberge zu suchen — denn Wirthshäuser waren in dieser einsamen Gegend noch nicht vorhanden — und um nähere Erkundigungen zur Verwirklichung unsers Vorhabens einzuziehen.

(Fortsetzung folgt.)

Die niedern Classen in England und das Parlament.

(Schluß.)

Das Mittel, welches allein freilich nicht alle Uebel heben, aber doch den schreiendsten abhelfen kann, ist ein Steuersystem, welches die Last nicht mehr auf die Schultern der Armen, sondern auf die der Reichen wälzt, das nicht mehr die Arbeit und die Consumtion, sondern den Besitz und den Erwerb besteuert. Keiner, der England auch nur flüchtig kennt, und unsere modernen Staatsverhältnisse in Betracht zieht, wird glauben, daß ein solcher Weg consequent eingeschlagen werden würde, obwohl er der einzige ist, auf dem Rettung aus dem Labyrinth zu finden. Da indeß die Noth sich nicht abweisen läßt, so ist man in England auf allerlei Auskunftsmittel verfallen, und man greift vorerst die Außenwerke der Festung an, da die Festung selbst noch unangreifbar ist.

Das erste und bedeutendste dieser Außenwerke sind die Korngesetze, deren Abschaffung allerdings die Brodpreise vermindern, aber auch den Geldwerth steigern, somit die Abgaben erschweren und nur auf dem Weltmarkt, nicht aber auf dem heimischen, eine große Erleichterung gewähren kann. Andere Stimmen fordern Herabsetzung des Zolls auf Tabak, Thee, Zucker, Kaffee u. dgl., welche allerdings für einen sehr großen Theil des Volks unerläßliche Bedürfnisse geworden sind, aber deren Wohlfeilwerden hauptsächlich nur die Mittelclasse in ihren verschiedenen Abstufungen erleichtert und den Handel belebt, jedoch den ersten Bedürfnissen der großen Masse noch nicht abhilft, welche durch die noch immer zahlreichen und lästigen Accisen und besonders auch durch die Malzsteuer benachtheiligt wird. Wie soll eine englische Regierung diesen Forderungen genügen? Die Zölle auf Tabak, Zucker, Kaffee, Thee machen allein den dritten Theil des gesammten Staatseinkommens aus, die Malztaxe nicht weniger ein Zehntel. Kann die Regierung so leicht daran denken, an solche Hauptquellen ihrer Einnahme zu rühren? Dazu kommt, daß eine wesentliche Ermäßigung des jetzigen Zuckerzolls den gegenwärtigen ökonomischen Zustand der westindischen Inseln, deren Pflanzungen meist dem Adel und der reichen Kaufmannschaft gehören, vernichtet, und eine jährliche Rente von etwa 5 Mill. Pf. St. auf ein Viertheil oder Fünftheil heruntersetzt, während zugleich die Aufhebung der Korngesetze den Preis des Getreides, dieses Werthmessers aller Dinge, um ein Drittheil, und somit die Rente der Grundeigenthümer um eben so viel vermindern würde. Die Mitglieder der Anti-Cornlaw-League läugnen dieß zwar zum Theil, aber die Masse Getreide, welche aus dem Mittelmeer, dem schwarzen und baltischen, so wie aus Nordamerika bei Aufhebung der Korngesetze geliefert werden könnte, ist so groß, daß sie den Bedarf Englands hinreichend deckte und die Zufuhr den Bedarf vielleicht überschritte. Der Kornhandel würde einen andern Weg nehmen, und wie er jetzt hauptsächlich aus dem baltischen Meer betrieben wird, dann sich mehr nach dem Mittelmeer und Nordamerika ziehen; vergleicht man aber die Preise des Getreides im schwarzen, im Mittelmeer und in Nordamerika, so kann man kaum zweifeln, daß der Preis des Weizens, der jetzt in England zwischen 55 und 65 schwankt, dann zwischen 35 und 45 sich halten würde. In diesem Falle ist es absolut unmöglich, daß die jetzigen Pachtzinse sich behaupten, und mit dem gefallenen Kornpreise muß der Werth des Geldes steigen, die Abgaben und die Schuld um so drückender lasten.

Digitized by Google

Diese Schlußfolgerung steht den Häuptern der Regierung und allen andern einsichtsvollen Leuten klar vor Augen, und daher ihr Widerwille, an den Bau zu rühren, der keine sonderliche Störung vertragen kann. Wenn man aber in dieser Beziehung billige Nachsicht üben muß, so entsteht auf der andern Seite die Frage, ob man lange noch mit Aenderung zögern kann, denn man darf nicht vergessen, daß die englische Regierung und namentlich Peel selbst den Hauptschritt zur Veränderung schon im J. 1819 durch die Zurückführung der Baarzahlungen gethan haben. Hr. Attwood von Manchester und seine Meinungsgenossen haben in ihrer Weise ganz Recht, wenn sie behaupten, von Peels Bill sey alles Uebel ausgegangen; es fragt sich aber nur, ob die Regierung anders handeln konnte. Der damalige Papiercurs unterhielt einen unnatürlich hohen Preis aller Dinge, und drohte das baare Geld aus dem Lande zu ziehen, wobei England einen Bankerott gemacht hätte, wie Nordamerika in dem Jahre 1837. Die unnatürlich hohen Preise ließen sich halten in der Kriegszeit, wo England alle Meere beherrschte, aber im Frieden war es unmöglich, weil die Concurrenz anderer Nationen die Engländer nothwendig aus dem Felde schlagen mußte. Die Nothwendigkeit gebot also im J. 1819 den ersten Schritt, und jetzt sträubt sich Sir Robert nicht bloß den zweiten zu thun, sondern er hat durch die Korngesetze des Jahres 1828 und 1842 den Grundbesitzern allein die Vortheile der hohen Preise sichern wollen, welche er der Masse der Nation entziehen mußte. So wurden die Korngesetze zum unerträglichen Monopol, und doch ist die Erhaltung der Aristokratie daran geknüpft, denn durch ihre Aufhebung würden nicht nur an und für sich schon die Pachtschillinge sinken, sondern die Pächter könnten auch neben den Kornpreisen, die das Ausland, namentlich Ameeika, machen kann, nicht mehr die Zehnten, Kirchensteuern, Armensteuern u. s. w. bezahlen.

Unter so bewandten Umständen, wo an eine wesentliche Erleichterung der großen Masse des Volks so wenig als an eine Aenderung der Erbschaftsgesetze zu denken ist, wird die Aufregung der Arbeiterclassen zu einer sehr ernsten Gefahr. „Wie auch das Haus der Gemeinen am Ende über die Factoreibill entscheiden, wie die Frage sich später innerhalb der Mauern des Parlaments gestalten mag, die Discussion welche bereits statt gefunden, hat den arbeitenden Classen Großbritanniens ein weites Feld der Forschung und des Nachdenkens eröffnet, das bei der Denkungsart und der herrschenden Stimmung dieser Classen nicht übersehen und vernachlässigt werden darf." So äußert sich ein geachtetes Blatt Englands, das allem Parteitreiben fremd, und auch in seinen Aeußerungen mehr Maaß hält, als sonst gewöhnlich der Fall ist.

Die Negerverschwörung auf Cuba.

Der Antislavery-Reporter vom 17 April enthält hierüber folgendes: „Die Nachforschungen der Regierung haben auf die Thatsache geführt, daß vier oder fünf große Plantagen in dem Complott mit verwickelt waren. Aus den übereinstimmenden Erklärungen der Neger geht hervor, daß die Ansicht unter den Negern sich verbreitet hat, daß sie eigentlich frei seyn sollten. Einige sind überzeugt, daß die Königin von Spanien zwei Cartas an den Gouverneur gesendet und ihnen die Freiheit bewilligt habe; einige erklärten, sie seyen frei, weil sie seit dem Jahre 1820 eingeführt worden seyen, und damit dem Vertrag mit England zuwider; einige endlich sind zu dem Gefühl gelangt, daß ihnen als Menschen die Freiheit so gut gebühre, als ihren Herren. Es ist kein Zweifel, daß die Emancipation der Sklaven auf den brittischen Inseln die Hauptquelle ist, aus der ihre Ansichten entsprangen, und das Vorherrschen derselben unter den Sklaven in Cuba beweist die Unmöglichkeit, ihre Verbreitung zu hindern. Schrecken herrscht jetzt in Cuba, man befürchtet bereits eine verminderte Ernte und der Werth des Grundeigenthums ist fast auf Null reducirt (?). Die Pflanzer wollen jetzt keine Sklaven mehr einführen, haben sich mit einer Bittschrift an den Gouverneur gewandt, dieser hat sie aber sehr ungünstig aufgenommen, und es scheint, daß eine politische Ansicht sich hineinmischt, indem die Regierung alle, welche gegen den Sklavenhandel sind, in Verdacht hat, daß sie gegen Spanien feindlich gesinnt seyen, und auf dessen politische Unabhängigkeit hinzuwirken suchen."

Eine Zusammenkunft mit den Araucanos.

(Fortsetzung.)

Am 2 März setzten wir nach dem Frühstück unsere Reise fort, und kamen zuerst über den Berg, der bei den Spaniern Villagean, bei den Eingeborenen aber Maethuena heißt. Hier fand der berühmte Valdivia, nachdem er einigemal von Campuluan zurückgedrängt worden war, das Ende seiner Eroberungen und seines Lebens. — Der Weg, welchen wir jetzt zurücklegten und der bis zu einem kleinen Flusse, der Raquell heißt, wie bei Corconal, aus Bergen und dem Strande verschiedener Bayen besteht, führte uns auf eine halbkreisförmige Fläche, aus welcher zehn Strahlen hochstämmigen Gehölzes ausliefen, deren Zwischenräume schöne, schnurgerade, über zwei Meilen breite Thäler bildeten, die alle bis zu dem Flusse, welcher den Namen Carampangue (Löwenzuflucht) führt, reichen und eine sehr malerische Aussicht gewähren. Im ersten Augenblick ist man versucht, diese Art Park für ein Werk der Kunst zu halten, man gewahrt aber leicht, daß diese auffallende Regelmäßigkeit eine Wirkung der Winde ist. Die Mitte der Holzungen besteht aus hohen Dämmen und die sie trennenden Bäume befinden sich in den Niederungen. In diese führten, nachdem das Meer, welches zuerst diesen Boden bedeckte, zurückgetreten war, der Regen und das Gewässer der nahen Berge Pflanzenerde, aus der sich allmählich Halden, dann Gesträuche und endlich 140 bis 150 Fuß hohe Bäume erhoben. Die Dämme, auf welchen das Wasser nicht stehen blieb, wurden von den Winden vollständig ausgetrocknet, und die schwache Vegetation, welche man daselbst bemerkt, gewähret nur magere Weiden. — Als wir ungefähr eine Stunde geritten waren, erreichten wir das Ufer des Carampangue und trabten an demselben beinahe eine Meile aufwärts, um eine Furt zu finden. Dieser Fluß ist an seiner Mündung tief, und man kann ihn leicht mit Schoonern von 40 bis 60 Tonnen bis zwei Meilen aufwärts befahren. Während wir über ihn setzten, bemerkten wir am jenseitigen Ufer hie und da Indianergruppen, welche uns im Schatten der diesen lieblichen Fluß begränzenden Apfelbaumwäldchen erwarteten. Diese kleinen Abtheilungen waren eine Art vorgeschobener Posten, welche die Häuptlinge der verschiedenen Stämme aufgestellt hatten, um die Ankunft des Intendanten zu melden. So

Digitized by Google

wie ſie uns erkannten, ritt ein Theil im Galopp davon, und die übrigen ſchaarten ſich, nachdem ſie uns nach ihrer Weiſe begrüßt hatten, hinter uns, um gleichſam unſer Gefolge zu bilden.

Ungefähr eine halbe Meile von dem Fluſſe ſahen wir die Behörden von Arauco anrücken, und eine Strecke hinter dieſen die Reiterei der Miliz des Bezirks in Schlachtordnung und mit Indianerſpießen aufgeſtellt. Vor denſelben ſtanden in einer einzigen Reihe die Mañatons (Soldaten) der Caziken. Die letztern näherten ſich allmählich und wurden dem Intendanten durch Ubaſeel, den Stellvertreter des ſtatthaltenden Häuptlings, welcher krank war, vorgeſtellt. Dieſe Förmlichkeit hielt uns nicht auf, denn nach der Begrüßung ſchloß ſich uns jeder Cazike mit ſeinem Gefolge an und begleitete uns. Auf dieſe Weiſe waren wir bald von nahe an 600 Leuten umgeben, deren buntſcheckiges Ausſehen etwas Fremdartiges hatte. In der erſten Reihe ritten der Intendant, wir, die Officiere und die Caziken, hinter uns die Indianer und die Milizen in Uniform und mit ungeheuren ſpitzen Mützen. Von den Caziken trugen einige ſchlechte, mit Federn und vielfachigen Bändern verzierte Filzhüte; die meiſten hatten aber nur ein Band um den Kopf geſchlungen und ließen ihr langes ſchwarzes Haar im Winde flattern; mehrere waren nackt bis zum Gürtel. Wir ſtellten mancherlei Fragen an ſie und weideten uns an dem Erſtaunen, welches ihnen die Brille eines unſerer Begleiter verurſachte, als ein von allen Seiten ertönendes Indianergeſchrei das Zeichen zum Galopp gab, in den wir uns alle zu gleicher Zeit ſetzten. Dieß war für uns keine Kleinigkeit, denn man mußte jeden Augenblick befürchten, durch einen Stoß das Gleichgewicht zu verlieren oder mit dem Pferde zu ſtürzen und von allen übrigen überritten zu werden. Auf dieſe Weiſe erreichten wir bald eine außerhalb der Feſtungswälle erbaute Scheune, wo die araucaniſchen Fürſten ihr Hoflager aufgeſchlagen hatten. Hier lag auch der ſtatthaltende Cazike der Indianer von Arauco in Folge eines Hufſchlages in die Seite krank auf einer Matte. Wir waren alle hieher geleitet worden, um ihn zu begrüßen, was auf folgende Weiſe geſchah. Kaum befanden wir uns dem Eingange dieſes Palaſtes gegenüber, als die Indianer wieder ein Geſchrei erhoben; auf dieſes Zeichen wurden wir von neuem im ſtärkſten Galopp, nur noch mit etwas mehr Verwirrung als vorher, mit fortgeriſſen und umkreiſten ſo in einer dichten Staubwolke unter fortwährendem furchtbarem Geſchrei und beim entſetzlichſten Gelärm ihrer Dudelſäcke dreimal das Gebäude, wobei ſich jedoch kein weiterer Unfall ereignete, als daß ein Indianer vom Pferde fiel, über den dann die übrigen hinwegritten und ihm einige Rippen zerbrachen. Wir ſetzten darauf mit derſelben Begleitung, aber ruhiger, unſern Weg nach der Hauptſtadt der Provinz fort, in welche wir unter dem Geläute der Glocken und unter Trommelſchlag einzogen; die Thore waren von den Bürgerſoldaten bewacht und die Wälle mit einer Menge Neugieriger männlichen und weiblichen Geſchlechts bedeckt. Wir gelangten alsbald zu dem Schloſſe des Statthalters, wo Wohnungen für uns zubereitet waren und wo wir zu unſerer großen Freude die araucaniſchen Begleiter los wurden, was jedoch nicht ohne Schwierigkeit gelang, denn mehrere von ihnen wollten ſchon jetzt das Vergnügen haben, den Señor Martin Campa insbeſondere zu begrüßen. So nannten ſie nämlich den Intendanten, welche Benennung wahrſcheinlich eine Verunſtaltung des Titels Maeſtro de Campo (Feldherr) iſt, welchen mehrere ſpaniſche Statthalter führten. Nach dem Mittageſſen beſichtigten wir mit dem Intendanten die Feſtungswälle und fanden ſie in einem erbärmlichen Zuſtande.

Am andern Morgen begaben wir uns alle in den Feldpalaſt der Indianer, wo wir mit einem Laufeuer von Umhalſungen, Umarmungen und andern Höflichkeitsbezeugungen empfangen wurden, die wir geduldig ertragen mußten, um nicht in ihren Augen als ſehr unhöfliche Leute zu gelten. Nachdem ſich der Sturm der Freundſchaftsverſicherungen ein wenig gelegt hatte, ließ der Intendant durch die Dolmetſcher diejenigen Caziken, deren Einfluß aber wirkliche Macht ihnen das Recht gab ein Wort in dieſer Sache mitzuſprechen, von den übrigen trennen und ſie auf den für ſie hergerichteten Bänken Platz nehmen, was ſie mit ihrer gewohnten Bedächtigkeit thaten. Das geringere Volk ſchaarte ſich hinter ihnen und man bildete einen Halbzirkel, in deſſen Mitte der Intendant, der Regierungscommiſſär, der engliſche Conſul und ich, von den Dolmetſchern und Officieren umgeben, mit vielem Ernſte auf Stühlen Platz nahmen, worauf das Parlamento begann.

Der Cazike Caneumilla (Schwarzgold) nahm in ſeiner Eigenſchaft als Haupt der Geſellſchaft zuerſt das Wort; er gehörte zu denen, deren ſich der Intendant bedient hatte, um die andern zu einer Zuſammenkunft an der Gränze zu bewegen. Er trat ernſt in die Mitte der Verſammlung und bat den Martin Campa, nachdem er an ihm die übliche Umhalſung verrichtet hatte, um die Erlaubniß, ihn begrüßen zu dürfen. Darauf ſchilderte er in einer unendlich langen Erzählung den Zweck und die verſchiedenen Vorfälle ſeiner Reiſe und nannte nacheinander alle Caziken, die er beredet hatte, ihm zu folgen. Der Intendant erwiederte darauf mit wenig Worten: er ſehe mit Vergnügen, daß ſie alle zum Frieden geneigt ſeyen, ſie könnten ſich auf die Redlichkeit der Regierung verlaſſen und der Zweck dieſer Verſammlung ſey kein anderer, als ſie vor den Schlingen, welche gewiſſe Feinde der Ordnung und des Friedens ihnen legen könnten, zu warnen. Dieſe Redensarten wurden von einem der Dolmetſcher überſetzt, dem übrigens ihre Entwirrung wegen der ungeheuren Zungenfertigkeit des Intendanten nicht geringe Mühe koſtete. Caneumilla nahm nun wieder das Wort und behielt es faſt noch eine ganze Stunde. Im allgemeinen ſind die Indianer bei ſolchen Verſammlungen ſehr bedächtig. Niemand würde es wagen, den Redner zu unterbrechen, und dieſer hält es für ſeine Pflicht, ſehr lange und ſehr ſchnell zu ſprechen. In dieſer Sitzung nahm Caneumilla dreimal das Wort und endigte jedesmal mit der Formel: „Habe ich wohl geſprochen, ihr mächtigen Männer?“ Die Hauptpunkte ſeiner drei Reden waren ſeine Reiſen nach dem Innern, ſeine Rückkehr, die Verſammlung der Caziken und endlich der Wunſch, den Frieden zu erhalten und Freundſchaftsverſicherungen, allein er ſchmückte dieſe einfachen Thatſachen ſo üppig aus, daß er zwei Stunden für ſich in Anſpruch nahm.

(Fortſetzung folgt.)

Ein langer Paß. Vor einiger Zeit ſtieg in Bayonne ein Engländer in einem Hôtel ab, um dort einige Tage zuzubringen. Er hat ſeit dem Jahre 1827 ſein Vaterland nicht betreten und reiſt immer in der Fremde umher. Sein Paß iſt immer noch derſelbe, den er von London mitgenommen, mißt bereits 4½ Metres (über 12 Fuß) und hat dem Reiſenden für das Viſiren in den verſchiedenen Kanzleien Europa's über 1200 Fr. gekoſtet. Als man ihn fragte, weßhalb er denn einen ſo unmäßig langen Paß herumſchleppe, erwiederte er: „meine Spitzbuben von Pächter können bei meiner Rückkehr dann nicht ſagen, daß ſie mich bezahlt hätten, denn ich kann ihnen beweiſen, daß ich nie in England war.“ (Fr. Bl.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 124.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

3 Mai 1844.

Ansicht des Landes zwischen dem weißen See (Bjelosero) und Wologda. *)

Nachdem man sich gegen vier Meilen von Wologda entfernt und der Suchona genähert hat, hört die Einförmigkeit der Gegend wieder auf. Die Wälder dehnen sich allmählich immer mehr aus, und erreichen bald schon eine mäßige Höhe; das bebaute Land tritt zurück. Der rothe Mergelboden des jüngern rothen Sandsteins bringt meist Tannen, mit etwas wenigem aber gesundem Laubholz gemischt, hervor. In der Nähe der Suchona sieht man wieder mächtige Alluvialbildungen, der Boden wird sandig, und zugleich mit dem lockern Sandboden tritt die Kiefer in geschlossenen Wäldern auf, und geht sogleich in die kleinen mit Andromeda calyculata und Ledum palustre bedeckten Moräste tief hinein. In diesen sandigen Mooren, die nur weniger ausgedehnt sind wie die an den großen Seen, scheint sich die Kiefer tief im Wasser ganz wohl zu fühlen, und nur an Höhe, aber nicht an Gesundheit des Wuchses zurückzubleiben. Sie scheint nur die Anforderung zu machen, daß der Boden sandig und locker sey, und es scheint ihr fast gleichgültig zu seyn, ob er trocken oder naß ist. Zum erstenmal sieht man hier seit den feuchten Umgebungen des Kubenskysees und des Bjelosero wieder kleinere Moorflächen, die für den Norden, jedoch meist in größerem Maaßstabe, so charakteristisch sind. Die mit Waldstrecken abwechselnden Felder haben noch ein gutes, fruchtbares Ansehen. Außer den Getreidegräsern baut man Hanf, Flachs und etwas Hopfen — Pflanzen, die nach ihrem Wuchs allein schon für einen guten und sogar üppigen Boden zeugen.

Man sieht bald immer deutlicher ein, daß die Gegend vom Bjel-Ofero bis Wologda nur als eine bebaute fruchtbare Oase in der unübersehbaren Waldfläche des Nordens auftritt, und ihre Cultur nur ihrer Lage in den früher fast unzugänglichen Sumpf- und Waldwüsten an der äußersten Gränze des ältern Rußlands verdankt. Die politische Bedeutung dieser Gegenden ist erloschen, da die Gränzen Rußlands jetzt bis zum äußersten Norden hinausgerückt sind. Das historische Interesse ist, zum Glück für die Bewohner, in den Hintergrund getreten. Nur die wohlthätigen Folgen eines bewegten Zeitalters, des russischen Mittelalters, mit seinen Tatarenund Polenkriegen und den Schandthaten der eigenen Fürsten sind geblieben, und die alten Wunden seit Jahren geheilt. Durch die Reste einer Jahrhunderte alten Cultur und die jetzige Vergessenheit ist im allgemeinen das Land in Blüthe und Wohlstand. Wer Rußland nur von diesen Gegenden aus kennt, muß es für das glücklichste Land in Europa halten. Nur von den Städten müßte er abstrahiren können.

Die Kreisstadt Kadinow ist ein elendes Nest von etwa hundert Häusern, unter denen ein paar Steinhäuser, gleichsam als Aushängeschilder, andeuten, daß man wirklich eine Stadt vor sich hat. Es gibt nichts Traurigeres in Rußland als diese Städte, die bloß der Beamten wegen Städte sind, obwohl sie als Dörfer schon eine sehr untergeordnete Rolle spielen würden. Schnurgerade, breite Straßen, an denen aber nur hin und wieder wie verloren ein Haus in der Einsamkeit liegt, sind die deutlichsten Beweise, daß die Stadt eine moderne und auf Commando erbaut ist. Einige Lindenanpflanzungen, die sich aber nicht ganz wohl fühlen, und Birken in den Straßen, deuten auf den frühern, menschenfreundlichen Gouverneur von Wologda hin. Es ist, als ob jeder Fußtritt dieses thätigen Menschenfreundes durch einfache Wohlthaten für immer hier fixirt sey. Aber solche Erscheinungen sind wie ein Nordlicht in der Winternacht. Dann folgen wieder Zeiten, in denen es nur vortheilhaft wirkt, wenn die Bewohner sich selber überlassen bleiben.

In der Nähe von Kadinkow zeigt sich noch die zerstörende Hand der Cultur; von den zerstörten Wäldern ist nur niedriges Gebüsch geblieben. Schon in der Entfernung von zwei Meilen nach Osten treten Hochwaldstrecken auf, und die Ackercultur nimmt immer mehr ab. Mit vier bis fünf Meilen dehnt sich die Waldfläche ununterbrochen aus, und es beginnen Urwälder, die zu den schönsten gehören, die wir im Norden gesehen haben, ein dichtes, parkähnliches Gemisch von Roth-

*) Aus Blasius' Reise im europäischen Rußland in den Jahren 1840 und 1841.

tannen, Espen und der nordischen Birke, die hier wieder allein, ohne ihre Gattungsverwandte, die Weißbirke, auftritt. Die Stämme der Tannen und Espen steigen zu hundert bis einhundert und fünfzig Fuß auf, und die Birken erreichen nicht selten eine Höhe von mehr als hundert Fuß.

Der reiche Mergelboden der jüngern rothen Sandsteinformation, der überall in den kleinsten Einschnitten zu Tage steht, begünstigt die Ueppigkeit der Vegetation auffallend, obschon er die Geognosie in die langweiligste Einförmigkeit versetzt. Nirgends steht ein versteinerungsführender Kalk, sogar nirgends ein reiner Kalk an; alle Schichten sind aus rothem und blauem Thon, Sand und etwas Kalk aufs mannichfaltigste gemischt, weich und locker. In der ganzen Gegend ist nicht ein einziger fester Stein zu sehen, außer den nordischen Geschiebeblöcken. Auch im ganzen Flußgebiet der Suchona nach Norden und Süden scheint kein anstehender versteinerungsführender Kalk zu seyn; die Flüsse führen nur nordische Geschiebe und zeigen keine Spur von festen Ufergesteinen in ihren Alluvionen. Aber überall sondern die Flüsse die Mineralbestandtheile der lockeren Schichten, in die sie ihr Bett eingespült haben, und werfen den Sand in der Nähe der Ufer ab, die mit dichten Kiefernwäldern bedeckt sind.

Nur in der Nähe der Flüsse wird der Boden in Folge der Wassererstörungen uneben; doch sind die Thaleinschnitte hier geringer, wie im Gebiet des alten rothen Sandsteins. Nirgends verliert das Terrain den Charakter einer undulirenden, fast ebenen Fläche, obschon man selten eine weite Fernsicht findet, wie im Gebiet des Bergkalks. Die Gestalt der Oberfläche hält sich in einem Mittelcharakter zwischen dem der alten rothen Sandstein- und Bergkalkbildungen. Alle Undulationen sind niedrig, flache Höhenzüge mit sehr breiter Basis, die nur wenig von Diluvial-Aufhäufungen bedeckt und in Gestalt verändert sind. Doch sind auch hier diese Höhen bedeutend genug, um die Wallbildungen der nordischen Geschiebe, die sich an denselben abgeschichtet haben, im Zusammenhange auf größere Strecken verfolgen zu können, obschon die Wälle hier weniger zahlreich und weniger gedrängt auftreten, wie nach Nordwesten. Die geringe Zahl der Wälle und die wenig gedrängte Anhäufung der Granitblöcke scheint mit dem schwachen Ansteigen dieser Höhen im Zusammenhange zu stehen.

Die niedrigen Strecken sind von Sümpfen durchschnitten, die mit Wollgras und Riedgräsern, mit einzeln wieder auftretenden nordischen Weiden und Zwergbirken und einem bedeutenden Reichthum an anderen Sumpfpflanzen bedeckt sind, und einen mehr gemischten Charakter zeigen, wie die Sümpfe an den beiden großen Seen. Die schwimmenden Moore entwickeln sich hier nirgend in so großer Ausdehnung, wie in der Nähe des Onegasees. Diese Sumpfstrecken sind nur durch Knüppeldämme wegbar geworden, die häufig über drei Werste ohne Unterbrechung die Geduld eines Nichtrussen auf die Probe stellen.

Selten befinden sich diese Sümpfe in der Nähe der zahlreichen Flüßchen, die von Norden her in die Suchona fließen. Alle diese kleineren Flüßchen, die das Wasser aus der Nähe ableiten, sind mit Holzbrücken überbaut, die größtentheils sicher sind, und in deren Nähe die Reste der alten, eingestürzten Holzbrücken noch halb schwimmend, halb ans Ufer angelehnt herumliegen. Mit der Erneurung der Brücke wird auch jedesmal der Weg erneuert, um die Communication nicht zu unterbrechen, und oft findet man sogar lange Strecken alter Knüppeldämme neben den neuern verlaufen.

Das Pflanzerleben im Westen Nordamerika's.

(Fortsetzung.)

Der Abend war schon ziemlich weit vorgerückt, als wir das Ziel der heutigen Wanderung erreichten. Der Pflanzer war ein Irländer von Geburt, der zwar nicht wenig über einen so unerwarteten Besuch erstaunte, uns aber freundlich aufnahm und gern ein Nachtquartier in seiner einfachen Hütte gestattete.

Unser Wirth war ein ächter Irländer: gesprächig, nicht ohne Humor und reich an darocken Einfällen. Bald kannten wir nicht allein seine eigene Biographie, sondern auch die der Seinigen bis ins dritte und vierte Glied in aufsteigender Linie. Wahrscheinlich hätten wir auch noch anhören müssen, wie einer seiner Ahnen Zeuge gewesen sey, wie St. Patrik, der irischen Sage nach, auf einem Mühlenstein über das Meer schiffend, an der Küste Irlands landete und durch dieses und ähnliche Wunder die damals heidnischen Insulaner zum Christenthum bekehrte. Zu rechter Zeit erinnerte er sich aber noch seines Dudelsacks und so wurde denn, nachdem wir unser einfaches Abendmahl verzehrt, bis tief in die Nacht hinein commercirt.

Es gibt nichts einfacheres in der Welt, als das Blockhaus oder die erste Behausung eines angehenden amerikanischen Pflanzers. Das ganze Gebäude besteht aus Holz mit Dachwerk von Lehm- oder Cedwänden und enthält nur eine Abtheilung, die also Wohnzimmer, Küche, Vorrathskammer, Diele ꝛc. zugleich bildet und worin, wie in der Arche Noahs, Menschen und Thiere friedlich beisammen wohnen. Alles ist aus dem rohesten Material verfertigt, wie auch die wenigen sich darin findenden Mobilien. Ein Tisch, einige Binsenstühle, eine Bank, die unentbehrlichsten Küchengeräthe, Betten ꝛc. machen das ganze Mobiliar des angehenden Pflanzers aus. Das Feuer wird Tag und Nacht unterhalten, da Holz im Ueberfluß vorhanden ist. Wir lagerten uns auf der einen Seite desselben, unser Wirth mit seiner Familie auf der andern. Ein paar Büffelhäute vertraten die Stelle des Unterbetts, unsere Sättel dienten zu Kopfkissen und unsere Mäntel zu Decken.

Am folgenden Morgen — es war ein Sonntag — machten wir unsern Wirth mit unserm Vorhaben bekannt, uns in seiner Nachbarschaft anzusiedeln und erkundigten uns, ob vielleicht ein oder der andere Pflanzer in der Umgegend geneigt seyn würde, seine Pflanzung verkäuflich abzustehen?

Das Glück schien uns günstig, denn der Irländer berichtete, daß etwa vier englische Meilen entfernt ein Schuster vor einiger Zeit sich niedergelassen, der aber wenig Neigung zum

Ackerbau zu haben scheine und außerdem seit dem kürzlich erfolgten Tode seiner Frau stark an Hypochondrie leide. Er zweifelte nicht, daß dieser gegen ein billiges Kaufgeld seinen Grund und Boden veräußern und gern zu seinem Leisten zurückkehren würde. Der Dienstfertige erbot sich uns dahin begleiten zu wollen, erklärend, auch ihm sey es angenehmer, statt eines melancholischen Schusters zwei rüstige junge Leute zu Nachbarn zu haben, mit denen sich dann und wann ein Stündchen verplaudern lasse.

Das Blockhaus des Schuster-Pflanzers war bald erreicht. Es lag sehr malerisch auf einem Vorsprunge an einem ziemlich beträchtlichen und fischreichen Landsee, über welchen hinaus man eine weite Aussicht genoß. Links diente eine weite Prairie und hinter uns entfaltete sich ein majestätischer Urwald, unser Feind, an dem wir die Kraft unsrer Arme und die Schärfe der Axt zu versuchen im Sinne hatten. Vor dem Hause erhoben zwei stattliche Eichen ihre Gipfel in stolzer Höhe in die Lüfte und überragten hoch die bescheidene Wohnung.

Uebrigens war Alles in der nobelsten Unordnung und der Insasse bewährte vollkommen das alte Sprüchwort: Schuster bleib bei deinem Leisten! Das Blockhaus, obgleich erst kürzlich gebaut, bedurfte einer Hauptreparatur, und auch mit dem Urwalde war der Schuster sehr glimpflich verfahren, indem er nur ein unbeträchtliches Stück Land urbar gemacht hatte. Mit dem Einhägen seines Grundeigenthums hatte er sich ebenfalls nicht übereilt; kurz, wohin man blickte, gewahrte man deutliche Merkmale, daß der Besitzer sich mit geringer Liebe dem Pflanzerleben gewidmet hatte.

Nachdem wir uns, den erfahrenen Irländer bei diesem Geschäfte zu Rathe ziehend, von der Güte des Landes überzeugt hatten, kam der Handel bald zu Stande. Wir zahlten für die Pflanzung 370 Dollars und wurden dagegen Fürsten über ein Gebiet soweit unser Blick reichte. Unsern neuen Herrschersitz, das Blockhaus, nebst seinem bescheidenen Inventarium, auch einer Kuh, Federvieh rc. erhielten wir in den Kauf. — Jetzt hieß es Hand ans Werk.

Zwei Tage darauf zog unser Antecessor ab. Mein Gefährte, ein gebildeter Schotte, und ich hatten anfangs die Sache durch das Prisma des Humors betrachtet, allein wir überzeugten uns bald, daß dieses neue Verhältniß mit Kraft und Energie unternommen werden mußte, wenn es anders einen erspießlichen Fortgang haben sollte.

Unsere erste Beschäftigung war deßhalb, das ziemlich verfallene Blockhaus in baulichen Stand zu setzen, um gegen den herannahenden Winter Schutz zu haben. Diese Arbeit war keine leichte Aufgabe für Neulinge in diesem Fache, allein die eiserne Nothwendigkeit besiegt alle Schwierigkeiten, und so kamen auch wir damit glücklich zu Stande. Das schadhafte Dach wurde regenfest gemacht, die Wände verdichtet, und wir richteten uns überhaupt so gut ein, als es die Wildniß und unsre Mittel erlaubten. Mein Gefährte ritt nach dem nächsten, etwa 60 (engl.) Meilen entfernten Flecken, um einige ganz unentbehrliche Geräthschaften und Lebensmittel für den herannahenden Winter einzukaufen und dafür Sorge zu tragen, daß unsere Effecten (Kleidung, Wäsche und Bücher) zur Stelle kamen.

Der gefürchtete Winter kam. Wir hatten einen tüchtigen Haufen Brennholz eigenhändig aufgeschlagen und die damit verknüpfte Arbeit war eine vortreffliche Vorübung zu dem uns bevorstehenden, ungewohnten Pflanzerleben. Der Winter war sehr strenge, und außer dem Schneevogel und einigen Pelzthieren belebten nur wenige Geschöpfe die Einöde dieser zwar fruchtbaren, aber äußerst sparsam bevölkerten Gegend. Der Winter in diesen Gegenden ist nicht ohne Reiz und Annehmlichkeiten: die Tage blieben schön, und nur selten wurde die Klarheit der Luft getrübt, denn im höhern Nordamerika fällt der Schnee mit Winters Anfang; sodann herrscht bei unbewölktem Himmel strenger Frost. Der Sonnenuntergang gewährt gewöhnlich ein prächtiges Schauspiel, und ein zartes Roth oder violetter Duft verkünden strenge Kälte. Der Mond, durch die weiten Räume des tiefblauen Himmels ziehend und die Spitzen der schlummernden Wälder mit seinem Silberflimmer erhellend, gewähret ebenfalls einen prachtvollen Anblick. In Europa kann man sich überhaupt von dem reinen, funkelnden Glanze des Mondes und der Sterne einer nordamerikanischen Winternacht kaum einen Begriff machen; zwischen den Sternen spielen meistens Nordlichter, am Zenith häufig eine prächtige Krone bildend, von welcher wiederum strahlende Säulen von den mannichfaltigsten Farben herabfallen und das unermeßliche Himmelsgewölbe gleich einem ungeheuren Tempel darstellen.

(Fortsetzung folgt.)

Streitkräfte des Paschaliks Bagdad.

Das Echo du Monde Savant vom 4 April zählt, wir wissen nicht, aus welcher Quelle, neun Stämme namentlich auf, welche längs dem Euphrat und Tigris wohnen, nämlich Montefelsch, südlich von Coma bis Bassora, Ben Ham zwischen Coma und Gut-el-Hamara, Schamar Seud'han von Gut-el-Hamara bis Bagdad, neben diesen die Schamar Taugha. Diese alle wohnen hauptsächlich am Euphrat; sodann folgen am Tigris und im Innern von Bagdad bis Kerkuk Al Henbed, zwischen Hilla und Gamerek von den Ruinen Babylons bis ans Meer die Maaden, welche 50,000 Mann Infanterie, aber keine Reiterei stellen, somit wahrscheinlich mehr Ackerbau treiben; die Zebued zwischen Tigris und Euphrat von Babylon bis Bagdad; die Zegaeit in der Ebene von Keebelah; die Delem zwischen Bagdad und Hit. Dieß sind die Hauptstämme, einige andere leben in fast völliger Unabhängigkeit. Alle zusammen können 62,000 Reiter und 110,000 Mann zu Fuß stellen, was auf eine Bevölkerung von etwa einer Million schließen läßt. Aber die meisten dieser Moslems sind Schiiten, wären also in einem Kriege gegen Persien nicht zu brauchen.

Eine Zusammenkunft mit den Araucanos.

(Fortsetzung.)

Nach ihm trat Trangoil-Lanca (Tiefschlucht), Cazike von Canu, auf; seine stolze und zuversichtige Haltung, sein düsterer Blick und sein

langes schwarzes Haar, welches auf seine breiten, mit einem langen Poncho (Mantel) von gleicher Farbe bedeckten Schultern herabfiel, ließen uns fast ahnen, daß er kein Friedensbote sey. Er begann und endete jedoch seine gut anderthalb Stunden dauernde Rede, ohne dem chilenischen Volke etwas Beleidigendes zu sagen. Er stand in der Mitte der Versammlung; das tiefe Schweigen, welches um uns herrschte, bewies die Theilnahme, welche er einflößte, und als er mit der Formel: „Habe ich wohl gesprochen, ihr mächtigen Männer?“ schloß, konnte man deutlich merken, daß er auf die versammelten Häuptlinge einen bedeutendern Einfluß ausübte, als Couroumillo. — Der Intendant gab ihm ungefähr dieselbe Antwort wie dem ersten Sprecher, und befahl, reichliche Fleisch- und Weinportionen unter seine Gäste zu vertheilen, worauf er zu unserer großen Freude die Sitzung aufhob. Abgesehen davon, daß diese Heeren, welche ohne Zweifel bei den ihrigen als sehr beredt gelten mögen, uns wenig Unterhaltung gewährten, vermochten wir den übeln Geruch, welchen sie ausdünsteten, und die in dem Versammlungslocal immer zunehmende Hitze nicht länger zu ertragen.

Diese Indianer sind eingefleischte Freunde der Etiquette und können darin, glaube ich, mit dem steifsten deutschen Baron wetteifern. Sobald es sich um die Höflichkeitsbezeugungen in ihren Versammlungen handelt, sind sie unbarmherzig und erlassen auch nicht das geringste. Sie sind ebenso unerschrockene Redner, wenigstens sprechen sie lang und schnell, so viel ich oder wahrnehmen konnte, ist der Inhalt ihrer Rede sehr geringfügig; dabei näseln sie stark und wiederholen alles bis zum Ueberdruß; sie erzählen zehnmal dieselbe Sache und übergehen auch die geringsten Zufälle ihrer Reise nicht. Ehe sie zur Sache selbst kommen, muß man zuerst hören, wie sie zu Pferd gestiegen, wie sie die Zügel in diese oder jene Hand genommen, wo, wie oft und wie lang sie auf dem Wege angehalten, sowohl um ihre Pferde zu füttern oder zu tränken, als um selbst auszuruhen, welche Leute ihnen begegnet, an welchem Tage und zu welcher Stunde sie angekommen und wie das Wetter während ihrer Reise beschaffen war. Beim Besuche von zwanzig Indianern muß man auch sicher zwanzig solcher Berichte mit dem größten Ernst anhören. Dazu kommt noch, daß ihre Sprache sehr arm ist, und daß sie oft dasselbe Wort, dessen Sinn nach seiner Stellung verschieden ist, umzuwenden gezwungen sind. Betrachtet man übrigens den Zustand ihrer Bildung und die geringe Anzahl ihrer Bedürfnisse, so sieht man leicht ein, daß bei dem sehr beschränkten Kreise ihrer Ideen kein großer Wörtervorrath nöthig ist, um diese auszudrücken.

Ihre Höflichkeitsbezeugungen richten sich nach einer allgemein angenommenen Form. Nie nähert sich ein Indianer, selbst nicht ein Cazike, einem Höhern, um ihn zu begrüßen, ohne ihn vorher durch einen Aeltern oder Angesehenern, als er ist, um Erlaubniß zu fragen. Sodann tritt er vor und bittet um die Umhalsung, die ihm fast nie und nur bei der entschiedensten Feindschaft versagt wird. Es gibt mehrere Umhalsungsarten, je nach der verschiedenen Stellung der Person. Zwei Häuptlinge von gleichem Range nehmen ihre Hüte ab, wenn sie deren haben, kreuzen ihre Arme und legen die rechte Hand auf die linke Schulter. Ein Fürst von Geblüt wird sich stets durch die geringere Beugung des steifgestreckten Armes unterscheiden. Das gemeine Volk berühret, wenn es einen Höhern begrüßt, die Hand desselben mit den Fingerspitzen, oder der letztere reicht dem Grüßenden die Mütze hin, welche dieser dann mit der seinigen berühret. Nach der Umhalsung beginnt jedesmal die übliche Anrede, und man muß vom Himmel mit unverwüstlicher Geduld begabt seyn, um diese bis zum Ende ruhig anzuhören. Der Ton, in dem diese Anrede gesprochen wird, ist ein durchaus anderer als der, welchen man in ihren gewöhnlichen Unterhaltungen bemerkt; er ist eine Art Gesang, welchen man mit dem Recitativ der Oper vergleichen könnte. Jede Periode endigt mit einem kräftigen Nachklange in ee. Der Höhere steht unterdessen mit gesenktem Haupte und mit auf den Boden gehefteten Augen und stimmt von Zeit zu Zeit mit dem Redner ein Duett an, indem er die letzten Worte eines jeden Satzes wiederholt.

Sie haben auch parlamentarische Künste und Kniffe, und lassen nie ihre besten Redner und ihre stärksten Gründe sogleich nach der Reihe los, sondern halten sie für den Hauptschlag zurück. So wurde der erste Tag der Unterhandlung mit Complimenten hingebracht, am zweiten sah man allmählich einige Klagen und Zeichen von Mißtrauen auftauchen, und am dritten machten sie schon Forderungen und beklagten sich sehr lebhaft und bitter über den Schutz, welchen die Regierung dem Häuptling Colipi gewähre, und den dieser nur benütze, um sein Gebiet zu bereichern. Sie verlangten, daß man sie vollständig von der Gerichtsbarkeit desselben befreie, und wollten keinen andern Caziken als ihren Oberherrn anerkennen, als Antinahuel (Tigersonne), einen in der Umgegend von Arauco wohnenden Greis, welchen die Regierung als Statthalter dieser Provinz betrachtete. Obschon der Intendant ihnen versprach, Colipi, der ein treuer Verbündeter der Chilenen sey, Vorstellungen darüber zu machen und ihrem Verlangen zu willfahren, so verlangten sie doch dringend, er solle dieses Versprechen sogleich verwirklichen und durch den in solchen Fällen üblichen Gebrauch heilig und unverletzlich machen. Der Intendant mußte nachgeben. Er ließ also alle einander bei der Hand nehmen, legte Couroumilla's Hand in die Antinahuels und erklärte ihnen, daß von diesem Tage an dem letztern alle an die Regierung zu richtenden Bitten und Beschwerden zugehen sollten. Nachdem dieses abgemacht war, traten zwei andere vor und wünschten bei Gelegenheit dieser Versammlung als Statthalter ihrer Bezirke anerkannt zu werden, weil diese Würde von ihren Vätern auf sie vererbt worden sey. Man sieht daraus, daß es bei diesen Wilden auch ein Erbrecht gibt. Die Macht geht so wie alles Eigenthum vom Vater auf den Sohn über, und Caziken, welche sich selbst zu dieser Würde emporgeschwungen haben, sind nur Ausnahmen. Ueberhaupt halten sie am Herkommen sehr fest, zeigen große Achtung vor den Entscheidungen der Greise und führen stets, wenn sie eine Versicherung ihrer Redlichkeit geben wollen, die ihnen von ihren Ahnen überlieferten weisen Rathschläge an.

(Fortsetzung folgt.)

H. B.'s Caricaturen. Schon wieder sind von diesem unermüdlichen Caricaturisten vier neue Stücke erschienen, so daß die Zahl jetzt auf 801 steigt. Das erste ist eine Gruppe von Anti-Cornlaw-Herren, „das Auffinden des Kindes Moses“ betitelt, in großem colossalem Guste. Das zweite stellt den Herzog von Wellington und Lord Brougham in ganz unbeschreiblich komischer Figur dar, wie sie sich anwerben lassen, und das dritte enthält die Porträts von Aberdeen und Palmerston, wovon der eine die Sorgen des Amts, der andere die Sorglosigkeit der Opposition darstellt. Das letzte und beste ist Jack Cade's Aufstand; die zusammengewürfelten Verfechter der Zehnstundenbill greifen unter Anführung von Lord Ashley und Sir R. Inglis den ministeriellen Phalanx an auf eine höchst drollige Weise.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 125.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

4 Mai 1844.

Die Tempel von Dambul auf Ceylon.

Oberst Campbell erzählt in seinen Excursions, Adventures and Field Sports in Ceylon seinen Besuch der berühmten buddhistischen Tempel in folgender Weise.

Die Wüste, welche wir durchziehen mußten, um nach den Tempeln von Dambul zu gelangen, bietet ein doppeltes Interesse. Außer prächtigen Landschaften mußten wir auf die Ruinen unermeßlicher Bauwerke stoßen, die von einem jetzt untergegangenen Geschlecht erbaut wurden; so merkwürdig diese letzten Ueberreste einer Civilisation, von welcher die singalesischen Annalen keine Ueberlieferung aufbewahrt haben, auch sind, so werden sie doch von Fremden selten besucht, denn dieß sonst sehr ungesunde Land ist von einer unglaublichen Menge wilder Thiere bevölkert, und die Reisenden, welche diesen Gefahren Trotz bieten, bleiben doch gewöhnlich nicht lange genug, um die zum Theil in undurchdringlichen Dschungeln versteckten Denkmäler genau zu untersuchen. Ich hatte bereits mit einem meiner Freunde einen kurzen Ausflug nach Dambul gemacht, und wünschte meinen Reisegefährten das größte Wunder dieser wunderbaren Insel zu zeigen. Der Weg dahin ist sehr ermüdend, theils weil er durch dicht verschlungene Wälder führt, theils weil man trotz dieser üppigen Vegetation oft meilenweit nicht einen Tropfen Wasser findet.

Die Tempel von Dambul oder die Dambula-Galla, wie die Eingebornen sagen, sind in einen ungeheuren Felsen ausgehauen, und zwar in einer Höhe, die man nicht ohne große Anstrengung erreicht, besonders wenn die Sonne senkrecht auf die brennenden Wände fällt. Aber für diese Mühe wird man bald entschädigt. Es sind im Ganzen vier Tempel. Ein prachtvoller Wagen, an dessen Eingang zwei rohe, steinerne, einander gegenüberstehende Statuen Wache zu halten scheinen, zog vor allem meine Aufmerksamkeit auf sich. Sobald wir die Schwelle überschritten hatten, befanden wir uns auf einmal in einer unermeßlichen Höhlung, welche etwa 200 Fuß lang, 300 breit, mit den glänzendsten Farben ausgemalt, und durch zahlreiche große Fenster und Thüren erhellt war. Ungeheure Mauerwerke stützen den Felsen, der als Gewölbe dient. Dieser erste Tempel enthält kolossale, schön gearbeitete Götterbilder, namentlich eines, das auf einer Schlange saß, welche einer in sich geringelten Cobra-Capello glich. Dr. Davy, der diese Tempel vor mir besuchte, schildert indeß das Ganze auf eine viel umfassendere Weise als ich es thun könnte, und ich beschränke mich deßhalb darauf seinen Bericht herzusetzen.

Die Tempel von Dumbul, sagt Davy, bilden einen Theil einer ungeheuren Grotte am Südabhang eines einsamen Felsens, etwa 250 Fuß über der Ebene. Man gelangt dahin über einen gemauerten Bogen, eine schmale Plattform von Felsen, die mit Bäumen bepflanzt, mit niedern Brustwehren versehen ist, und eine Cisterne, einen kleinen Tempel und einen Bogabbaum einschließt. Dieser Eingang ließ uns nicht das prächtige Schauspiel erwarten, welches das Innere uns darbot. Wir besuchten zuerst den vom Eingang entferntesten Wihare, welcher etwa 54 Fuß Länge und 27′ Breite hat; die größte Höhe seines Plafonds, der sich allmählich bis auf den Boden senkt, ist 27 Fuß. Er enthält zehn Statuen Buddhas und einen Dagabah (Mausoleum) von etwa 18 Fuß Höhe. Diese Statuen, im allgemeinen größer und derber als die Wirklichkeit, sind durch die Art ihrer Ausführung und ihrer Farben bemerkenswerth. Gewölbe und Mauern sind gleichfalls mit glänzenden Farben bemalt und mit Bildern geschmückt, unter denen wir mehrere Buddhas bemerkten. Der allgemeine Eindruck ist sehr angenehm und ergreifend.

Der zweite Tempel, Alut Wihare genannt, ist von dem ersten durch ein Felsenstück und eine Mauer getrennt, steht aber doch durch eine Thüre mit demselben in Verbindung. Die Größe dieses Tempels, seine Malereien und bemalten Statuen entrissen uns einen Schrei des Erstaunens und der Bewunderung. Der Alut Wihare ist gegen 100 Fuß lang, fast eben so breit, und die bedeutendste Höhe seines Plafonds ist 36 bis 40 Fuß. Eine liegende Statue Buddhas, die den Kopf auf ein Kissen und in die rechte Hand stützt, hat 30 Fuß Höhe, alle Theile sind wohl proportionirt, und das wahrhaft schöne Gesicht hat einen Ausdruck von Ruhe und Güte. Sieben andere 9′ hohe Statuen stellen den Gott stehend dar, alle andern Statuen sind von natürlicher Größe, einige selbst

Digitized by Google

unter derselben. Die meisten sind hellgelb bemalt, zwei aber haben rothe Gewänder, was mich an die gelben und rothen Lamas von Tibet mahnte. Am Ostende des Tempels ist eine merkwürdige Bildsäule des Königs Kirtessiri, des letzten großen Wohlthäters von Dambul, in seinem Prachtanzug, der dem des letzten Königs von Kandy ziemlich gleicht.

Zwischen dem Alut Wihare und dem nächsten, dem Maharadscha-Wihare, besteht keine Verbindung; sie sind durch ein nie durchbrochenes Felsenstück getrennt. Zwei Bildsäulen stehen wie Pförtner an der Seite des Einganges. Dieser Wihare hat 210 bis 220 Fuß Länge, über 100' Breite und mehr als 50 Fuß in seiner bedeutendsten Höhe. Er ist durch zahlreiche Fenster und mehrere Thüren erhellt und enthält 53 Bildsäulen nebst einem schönen Dagobah von 20 Fuß Höhe. Das breite, runde Piedestal des letztern ist mit vier Buddhabildsäulen geziert, die nach den vier Cardinalpunkten schauen und auf einer Copra Capello sitzen, deren Kopf und Hals sie überragen. Von den 53 Bildsäulen stellen nicht weniger als 46, fast sämmtlich über Lebensgröße, Buddha in verschiedenen Stellungen dar, die andern Mitra Deora-Schuruwu, welcher nach der Versicherung der Gläubigen der nächste Buddha, Gautamas Nachfolger, seyn soll; ferner Wischnu, Sama und Nata, den ersten in blauem, den zweiten in gelbem, den dritten in weißem Kleide; endlich folgen noch zwei Könige Wallagam Bahu und Nisankai, welche die entgegengesetzten Enden des Tempels einnehmen. Wallagham Bahu, der älteste Wohlthäter von Dambul, sehr roh ausgehauen, zeichnet sich durch einfache Kleidung aus; seine langen Ohren hingen nach malabarischer Sitte herab; eine Schlange mit doppeltem Kopf ist um seinen Hals geschlagen, so daß ihr Körper ein Halsband, die beiden Köpfe Ohrgehänge bilden. Am Ostende bildet ein überhangender Felsen eine Art natürlicher Grotte. Die Mauern dieser letzteren sind mit Malereien bedeckt, welche die bedeutendsten Ereignisse in Ceylon von der ältesten fabelhaftesten Zeit an bis zur Einführung des Bogahbaums und der heiligen Reliquie darstellen. Die Thaten Widscheias, des ersten Königs der Insel, nehmen einen großen Raum ein, und seine Reise zieht besonders die Aufmerksamkeit auf sich: man sieht ihn in einem von Seeungeheuern umgebenen Boote das Meer durchschiffen. Die Weihung der Insel zu Ehren Buddhas nach Ankunft der Reliquie ist dargestellt durch einen König am Pflug, den ein Gespann Elephanten mitten unter einem Geleite von Priestern u. s. w. zieht. Nicht weit von dieser Grotte tröpfelt Wasser durch den Felsen auf den Boden herab, das man sorgfältig in einem kleinen Gefäß aufbewahrt. So vortrefflich das Wasser ist, so wagt doch kein Cingalese davon zu trinken, und als ich einem Priester gestand, daß ich davon getrunken hätte, erwiederte er: „Ihr Europäer könnt ungestraft davon trinken, aber wer von uns es mit den Lippen berührte, würde unfehlbar sterben."

Der vierte und letzte Tempel heißt Devaa-Radschah-Wihare, weil der Gott Wischnu bei der Ausführung des Hauptbildes geholfen haben soll; er steht indeß den drei andern und namentlich den beiden letztern sehr nach. Er hat etwa 80 Fuß Länge, 22' Breite und 28 Fuß Höhe, ist aber so dunkel, daß man selbst mit einer Lampe nicht weit sehen kann. Er enthält sechs Bilder von Buddha und eines von Wischnu. Diese Bilder sind alle von natürlicher Größe, dasjenige ausgenommen, an welchem Wischnu mitarbeitete, und welches Buddha liegend darstellt; dieß hat über 30 Fuß Länge.

Ist die Grotte, in deren Innerem diese Tempel erbaut sind, natürlich oder künstlich? Diese Frage wagt Oberst Campbell nicht mit Bestimmtheit zu beantworten, glaubt aber mit den cingalesischen Priestern, daß sie theils von der Natur geformt, theils von Menschenhand vergrößert ist. Der Sage nach reicht die Gründung dieser Tempel bis in die Zeit vor Christo hinauf.

Das Pflanzerleben im Westen Nordamerika's.

(Fortsetzung.)

Unserm neuen Berufe gaben wir uns mit gewissenhafter Thätigkeit hin. Wir fingen damit an, unsern neu erworbenen Besitz einzuhägen, wie dieß in ganz Amerika gebräuchlich ist; diese Befriedigungen sind ganz kunstlos, so wie man denn überhaupt dort mehr auf das Nützliche als auf das Schöne und Künstliche sieht. Diese Arbeit des Einhägens wurde uns anfangs sehr sauer, und wir konnten, da wir meistens die unrechten Holzarten dazu wählten, nur wenige Pfähle den Tag über spalten. Allein unser Nachbar, der durch Erfahrung gewitzigte Irländer, stand uns freundlich dabei zur Seite und lehrte uns, welche Holzarten dazu am zweckmäßigsten verwendet werden; man nimmt nämlich Cedern- und Niederholz dazu und sucht einen gut gewachsenen Baum mit glatter Rinde aus, den man alsdann in zehn- bis zwölffüßige Blöcke zersägt, diese werden mittelst Keil und Schlägeis in Pfähle von 12 Zoll Umfang gespalten, um sie zu der kunstlosen Einhägung zu verwenden. Durch fortgesetzte Uebung erhielten wir bald eine solche Fertigkeit in dieser keineswegs leichten Arbeit, daß jeder wohl 80 bis 100 Stück täglich schlug.

Anfangs dünkte uns die große Eintönigkeit dieses Lebens fast unerträglich; allein die mächtige Gewaltherrin, die Gewohnheit, söhnte uns bald mit unserm neuen Stande aus; ein Besuch, den der ehrliche Irländer entweder uns oder wir ihm abstatteten, oder der Zuspruch eines Reisepredigers der Methodisten, der sich in diese Wildniß verirrt, und die Jagd waren die einzigen Unterbrechungen dieses einförmigen Lebens. Die langen Abende wurden der Lectüre gewidmet, und bei der Flamme des Holzblockes auf dem Feuerherde die wenigen Bücher durchgegangen, die sich in unserm Besitze befanden. Shakspeare besonders gewährte uns die schönsten Stunden, denn dieser große Seelenmaler und tiefe Menschenkenner will mit Andacht und im Stillleben, wozu natürlich die durch nichts unterbrochene Ruhe einer amerikanischen Pflanzung die beste Gelegenheit darbot, studirt seyn, um ihm mit Aufmerksamkeit in die versteckteften Winkel der menschlichen Seele zu folgen, von woher er seine großartigen, kühnen und unvergleichlichen Bilder holt.

Digitized by Google

Nur einmal erhielten wir seinen unerwarteten Besuch. Der Abend war schon weit vorgerückt, als unser Hund anschlug und bald darauf an unsere Thür gepocht wurde; auf unser: „Wer da?“ erhielten wir eine Antwort, die theils französisch, theils englisch und theils indianisch klang, und wir griffen beide unwillkürlich und zu gleicher Zeit zu unsern Flinten.

Diese Maaßregel war inzwischen unnöthig, obgleich die drei Männer, welche jetzt in unsere Hütte traten, wohl das Ansehen hatten, unsere Vorsicht in den Augen eines Europäers zu rechtfertigen. Es waren sogenannte Coureurs de Bois, Jäger und Pelzhändler ihres Gewerbes; ihre Kleidung, um sich gegen die Strenge des Winters zu schützen, war phantastisch genug, und in Deutschlands Wäldern würde man einer solchen Gestalt vielleicht nicht ohne ein heimliches Grauen begegnen. Eine Pelzmütze bedeckte das selten durch einen Kamm geordnete, starke, lange Haar; das bärtige, dem Einflusse jeder Witterung ausgesetzte, verwilderte Angesicht schien keine Bekanntschaft mit Rasiermessern und andern Toilettenkünsten zu verrathen. Ein Oberrock aus der Haut des Büffels, Stiefel, an deren Außenseite, ungegerbt wie sie war, ebenfalls das lange, krause Haar jenes Thieres zu sehen war, und als Mantel noch einen Ueberwurf aus der Haut des grauen Bären, des Königs der amerikanischen Wildnisse, vollendete den Anzug dieser kühnen, aber im Grunde gutherzigen Männer. Starke Gesichtszüge, ein nicht fleischiger, aber muskelloser Körper führten von selbst zu dem Schlusse, daß sie von Jugend auf an alle Strapatzen eines abgehärteten Lebens gewöhnt seyn mußten. Ihresgleichen hatten wir viele in den weiter nordwestlich beigenen Ländern und an den Ufern des Winnepeg, dessen Umgegend im Winter der Jagd der Pelzthiere wegen die belebteste ist, kennen gelernt und hießen sie herzlich willkommen.

Diese kühnen Männer, welche gegen jeden Einfluß der Witterung gestählt sind und jeder Gefahr furchtlos die Stirn bieten, machen häufig und besonders in der Winterzeit unermeßliche Reisen fast durch die ganze Breite der amerikanischen Erdfeste, von der Hudsonsbay bis zu den Schluchten des Felsengebirges, und fliegen auf ihren mit Hunden bespannten Schlitten pfeilschnell über die unabsehbaren Eisflächen dahin. Auf dieser weiten Strecke hat die drittische Pelzhändlergesellschaft verschiedene Factoreien und Stationen zur Erleichterung des Pelzhandels mit den Indianern angelegt. In den hohen Breiten Nordamerika's, wie schon bemerkt, fällt der Schnee in der Regel nur mit Winters Anfang, und nur einzelne Schneeschauer, gleich den Sandstürmen der afrikanischen Wüsten, überfallen spater den Reisenden. Man bekommt in diesem Erdgürtel einen ganz andern Begriff von Schnee, der hier keine weiche Masse ist, sondern derselbe schmilzt selbst an der Hudsonsbay den Tag über, worauf er des Nachts wieder friert und auf diese Weise jene unermeßlichen Eisflächen erzeugt, über welche die Jäger und Pelzhändler nur mit Hülfe der Schlitten und Schneeschuhe hinwegkommen. Daher ist dem Canadier und dem Bewohner des noch höhern Nordens nichts kostbarer als seine Hunde, die nur zu einem hohen Preise losgeschlagen werden. Man muß inzwischen selbst eine Reise in jenen endlosen Eisfeldern gemacht haben, um den Werth dieser nützlichen Thiere schätzen zu lernen. In jenen grauenvollen und unwirthbaren Einöden überfallen den Pelzhändler mitunter so heftige Schneegestöber, daß er mit Schlitten und Hunden im wahren Sinne des Wortes begraben wird; die Nacht gesellt sich hinzu, und keines Menschen Kunst würde alsdann im Stande seyn den Weg durch diesen Schneeocean zu finden. Allein der Pelzhändler weiß sich zu helfen, und glaubt er, daß die Strecke nicht gar zu lang zu einer gastlichen Behausung sey, so spannt er einen der Hunde los, und der merkwürdigr Instinct dieser Thiere bringt ihn bald, durch Anschlagen das Zeichen gebend, auf den rechten Pfad, und führt ihn in der geradesten Richtung zum gewünschten Ziele. Hat die Nacht ihn überrascht und dünkt ihm die Wohnung zu entfernt, oder das Unwetter zur Fortsetzung der Reisr zu gefährlich, so gräbt er sich, in seinen Mantel verhüllt, tief in den Schnee, und seine treuen Hunde werfen sich über ihn, um ihn gegen dir strenge Kälte zu schützen; so erwartet er ruhig auf diesem weichen und warmen Lager den Anbruch des Tages.

Unsere unerwarteten Gäste hatten zwar Lebensmittel bei sich, allein es würde der amerikanischen Gastfreundschaft Hohn gesprochen haben, wenn wir sie nicht aus unserer eigenen Vorrathskammer bewirthet hätten. Wir trugen demnach nach besten Kräften auf und ihr gesunder Appetit ließ den vorgesetzten Gerichten auch alle Gerechtigkeit widerfahren. Am folgenden Morgen setzten sie bei Sonnenaufgang ihre beschwerliche Reise fort. (Schluß folgt.)

Eine Zusammenkunft mit den Araucanos.

(Fortsetzung.)

Nachdem die Einsetzung der Großwürdenträger vorüber war, erhoben sie noch andere Ansprüche und verlangten von der Regierung, sie solle eine größere Anzahl von Amigos-Capitänen ernennen. Diese Beamten (die Indian Agents der Vereinigten Staaten) dienen hier als Dolmetscher und Unterhändler mit den Indianern, welche nur die durch sie im Namen der Regierung ihnen mitgetheilten Befehle beachten. Dieses Amt wird gewöhnlich Chilenen, welche das Land kennen und der indianischen Sprache mächtig sind, übertragen. Ihre Besoldung ist sehr gering, aber sie haben den Vortheil, daß der Handel mit den Indianern fast ausschließend in ihren Händen ist. Die Unverletzlichkeit des Völkerrechts wird, was sie betrifft, äußerst streng beobachtet, und man kennt kein Beispiel, daß je einer von ihnen während der Zeit seines Amtes oder auf Betreibung seiner Privatgeschäfte ermordet oder bestohlen worden wäre, und die Chilenen könnten sich in dieser Beziehung die Indianer zum Muster nehmen. Außer dem Generalcommissäe Zuñiga zählt man vier Amigos-Capitäns, und die Caziken fanden nicht mit Unrecht diese Zahl für den zu leistenden Dienst zu gering. Für dieses mal wich aber der Intendant ihrem Begehren durch die Bemerkung aus, daß er darüber erst mit der höchsten Regierungsbehörde Rücksprache nehmen müsse. In der That aber wollte er eine so innige Verbindung einer größern Anzahl von Leuten mit den Indianern nicht befördern,

Digitized by Google

weil er, wie er uns versicherte, hinreichende Gründe habe zu glauben, daß der letzte Einfall durch die Feinde der Regierung bewirkt worden sey, welche dadurch die Truppen an den Gränzen festhalten und den Feldzug gegen Peru verhindern wollten.

Dieser Tag, an welchem Trangdil-Lanca eine große Rolle gespielt und sogar eine anmaßende Sprache geführet hatte, endete mit folgender Uebereinkunft. Alle versprachen Friede zu halten und das chilenische Gebiet unangefochten zu lassen. Drei der gegenwärtigen Caziken sollten sich nach Las Motaias zu dem Caziken Anal begeben, um den Caziken Mangnil, welcher den Einfall in Chili gemacht hatte, zu seiner Pflicht zurückzuführen und ihn nach Concepcion zu bringen, wo er sich mit der Regierung verständigen solle. Calipi falle in den Küstenbezirken fortan keine Macht und keinen Einfluß haben. Um endlich das gute Einverständniß und den Frieden zu befestigen, wolle man ein Kreuz vor dem Versammlungsorte aufpflanzen, und die Christen sollten am Fuße desselben die gesprochenen Worte vergeben. Ueber diesen letzten Punkt erhob sich zwischen dem Intendanten und dem Caziken ein kleiner Wortstreit. Der erste wollte, das Kreuz falle auf einem steinernen Fußgestell, welches vor dem Stadtthor noch aus der Zeit der Spanier vorhanden ist, errichtet werden; Antinahuel dagegen verlangte, daß es an dem Unterhandlungsorte selbst aufgepflanzt werde, weil, wie er sich ausdrückte, die Worte da, wo sie gesprochen worden seyen, vergeben werden müßten. Antinahuel trug den Sieg davon.

Nachdem alles in Ordnung gebracht war, zogen wir uns in unsere Wohnung zurück, und alsbald erschienen auch die Caziken mit ihrem ganzen Gefolge, um die Geschenke, welche der Intendant ihnen überreichen mußte, in Empfang zu nehmen. Man vertheilte unter sie Soldatenröcke von blauem Tuch mit rothen Aufschlägen und rothem Kragen, baumwollene Taschentücher, Tabak, Indigo, Halsbänder von Glaswaaren und andere Kleinigkeiten. Um dem Ganzen die Krone aufzusetzen, wurde endlich jeder mit einem großen Rohr mit silbernem Knopf, ungefähr wie sie unsere Tambourmajore tragen, bewaffnet. — Lustig und ekelhaft zugleich war die Gier, womit diese Tröpfe sich der geringsten Kleinigkeiten, die man ihnen schenkte, bemächtigten, und die Gemeinheit, die sie bewog, die Tracht freier Männer an sich zu werfen und das Kleid der Sklaverei anzulegen. Ich machte mir den Spaß, selbst einen anzukleiden. Nachdem er seinen Poncho abgelegt, zog ich ihm einen schönen Soldatenrock über die bloße Haut, denn von Hemden wissen diese Leute noch nichts. Der Rock war ein wenig eng und schien ihm unbequem zu seyn. Mit vielen Zeichen machte ich ihm alsdann begreiflich, daß er ihn zuknöpfen müsse, und unterzog mich endlich selbst dieser Arbeit, indem ich ihm von Zeit zu Zeit mit der Faust und dem Knie den Bauch hineindrückte. Nach der glücklichen Beendigung dieser Qual wollte er athmen, aber in demselben Augenblick sprangen alle Knöpfe auf einmal ab. Der dicke Wilde, von dieser Explosion überrascht, sah mich verblüfft an und schien an dem gewaltigen Gelächter, in das wir alle ausbrachen, durchaus kein Gefallen zu haben. Ein anderes Kleid, das ich ihm schenkte, machte ihn jedoch bald wieder guter Laune, meine weitere Dienstleistung wies er aber zurück.

Nachdem der Intendant sein Geschäft beendigt hatte, begannen wir, der englische Consul und ich, das unserige. Wir ließen die Caziken vor die Thüre des von uns bewohnten Zimmers kommen, wo ich mittelst eines Dolmetschers eine schöne Anrede an sie hielt, in der ich ihnen vorstellte, daß sie die Mannschaft einiger an ihrer Küste gescheiterten Schiffe der Engländer und Franzosen, zweier Völker jenseits des großen Meeres, die doch ihre Freunde seyen, mißhandelt und geplündert hätten, statt ihnen Hülfe zu leisten, und daß wir uns im Wiederholungsfall genöthigt sehen würden, große Schiffe mit dicken Kanonen und Tausenden von Soldaten zu schicken, um die, welche so unverantwortlich das Gastrecht verletzten, zu züchtigen, daß wir sie aber im entgegengesetzten Fall, wenn sie unsere Landsleute gut aufnähmen und ihnen Lebensmittel und Pferde, um an die Gränzen zu gelangen, verabreichen würden, gebührend belohnen wollten. Die anwesenden Caziken wälzten alle Schuld von sich weg auf andere und behaupteten, die Plünderer der Christen von Perquilauquen (der andern Seite des Meeres) seyen Mataons (Soldaten) gewesen. Endlich hielt Trangdil-Lanca eine lange Rede an uns, deren kurzer Sinn war, daß er und die übrigen Caziken Sorge tragen wollten, daß fortan unsere Schiffe an der ganzen Küste gut aufgenommen würden, und daß wir uns fest auf ihr Versprechen verlassen könnten. Nachdem die Angelegenheit auf diese Weise abgemacht war, kamen wir zu der Hauptsache, nämlich zu den Geschenken. Wenn die Indianer mit Christen unterhandeln, halten sie sich erst dann zur Erfüllung ihres Versprechens verbunden, wann man ihnen einige Geschenke gereicht hat. Diese gelten ihnen als Unterpfand, daß man sie nicht betrügen will. Wir übergaben ihnen also, was wir für sie mitgebracht hatten, nämlich Düten mit Indigo, auf welche Farbe sie einen großen Werth legen, rothe baumwollene Taschentücher, Bänder, Schaumünzen, Taschenspiegel, Halsbänder, Tabak, Glaswaaren und andere Kleinigkeiten. Man muß sorgfältig jedem selbst einhändigen, was ihm zukommt, denn sie haben wechselseitig kein großes Vertrauen auf ihre eigene Redlichkeit.

Nachdem die Unterredung mit einem Hagel von Umhalsungen, wozu sie unsere Erlaubniß erbaten, beschlossen war, kehrten sie in ihre Wohnung zurück, um ihre gewöhnlichen Trinkgelage zu halten, und drei Stunden später waren sie schon in einem Zustande vollständiger Trunkenheit. Am Abend machten wir ihnen einen Besuch; der Intendant und der englische Gesandte waren zurückhaltend, ich selbst aber mischte mich unter sie, und hatte nicht Ursache, dieses herablassende Benehmen zu bereuen. Hie und da hatten die Verständigern kleine Gruppen gebildet und unterhielten sich damit, daß sie einander ihre Abenteuer erzählten oder vielmehr sangen. Die Frauen saßen um das Feuer und mehrere von ihnen hatten auf den Knien eine steife Puppe, die ich erst nach genauerer Betrachtung für ein eingewickeltes oder vielmehr eingeschnürtes Kind erkannte. Die Weiber waren sämmtlich damit beschäftigt, Fleischschnitte für diejenigen ihrer Männer zu braten, die noch in dem Zustande waren, etwas essen zu können. Auf dem Fußboden lag ein guter Theil dieser Helden, welche sich im Genuß des göttlichen Traubensaftes nicht zu mäßigen vermochten. Als ich eintrat, umgaben mich sogleich mehrere der Lebhaftesten und versicherten mich durch Zeichen und sämmtliche spanische Worte, die sie wußten, ihrer Freundschaft. Ich mußte Brüderschaft mit ihnen machen und aus den Trinkgefäßen, welche sie mir darreichten, nippen. Dabei behandelten sie mich aber stets mit der größten Hochachtung. Trotz dieser kleinen Unannehmlichkeit war es mir sehr lieb, mit diesen Leuten näher bekannt zu werden, und wer weiß, ob es mir dadurch nicht einmal gelingt, einen armen Schiffbrüchigen ihren Händen zu entreißen.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 126.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

5 Mai 1844.

Das Pflanzerleben im Westen Nordamerika's.

(Schluß.)

Der Winter entwich endlich: der Zuckerahorn zog Saft, und die Holztaube und andere befiederte Bewohner des Waldes welche nach und nach zurückkehrten, verkündeten den Einzug des holden Lenzes. Jetzt war es Zeit, die Saumseligkeit unseres Vorganges wieder gut zu machen und zur Urbarmachung unsers Gebiets zu schreiten.

Das erstemal, als wir mit Aexten auf den Schultern das Blockhaus verließen, um unsern Feind, den Urwald, anzugreifen, blieben wir unwillkürlich in einer Entfernung vor dieser dichten Holzmasse stehen, und uns beide, mich und meinen Gefährten, mußte zu gleicher Zeit der Gedanke an das Schwierige ja fast Unmögliche ihn zu bewältigen, ergreifen, denn die majestätischen, in stolzer Höhe ihre Gipfel entfaltenden Bäume schienen unserer zu spotten.

Wir hatten inzwischen bereits eine vortreffliche Schule den Winter über durchgemacht und durften uns einer ziemlichen Bekanntschaft mit der Art rühmen. Unsere Hände waren hart geworden und Schwielen und Beulen nicht mehr zu befürchten. Zur größern Belebung unsers Muthes fand sich auch unser Nachbar der dienstfertige Irländer ein, um uns Anweisung zu ertheilen, auf welche Weise einem Urwalde am füglichsten der Garaus gemacht werde. Die Bäume werden in fast gleicher Höhe mit der Brust geschlagen, denn die Handhabe der Art läßt es nicht zu sie niedriger zu fällen. Die Art nämlich, der man sich in Amerika bedient, ist von der in Deutschland gebräuchlichen sehr verschieden. Das Eisen derselben ist kürzer und das Blatt stärker. Der Stiel, gewöhnlich von Hickorynuß- oder Ulmenholz, ist etwas gekrümmt und am Ende mit einem Knopfe versehen, um das Entgleiten aus der Hand zu verhindern. Der Hieb wird gewöhnlich von der Schulter herab oder indem man die Art um den Kopf schwingt geführt. Auf die letztere Weise hat der Hieb eine große Gewalt und dringt tief in das Holz ein.

Zur nicht geringen Verwunderung unsers Lehrmeisters, des Irländers, ging uns die Arbeit rasch von der Hand: er hatte uns vermuthlich so viel Talent und Ausdauer als eine Holzhauernatur erfordert, nicht zugetraut. Nach einigen Wochen Arbeit hatten wir einige Morgen geklärt. Die gefällten Baumstämme wurden jetzt in sechs bis 10 Fuß lange Blöcke gehauen, die Zweige abgeschlagen und alles blieb einige Zeit liegen, um an dem kräftigen Strahle der amerikanischen Sonne zu trocknen.

Sodann wurden Blöcke und Zweige in mehrere Haufen zusammengelegt und wir erwarteten den ersten günstigen Wind, um diese Scheiterhaufen in Brand zu stecken. Als dieser eintrat, eilten wir mit Feuerbränden herbei, und bald prasselten die hellen Flammen durch die dürren Holzstöße, daß ihr Schein sich weithin in den Fluthen des Sees spiegelte und der Abendglanz davon zu erbleichen schien. Trotz des heftigen Windes lagerte eine dicke Rauchsäule über dieser Hölle, und unsere Wohnung und der angränzende Urwald standen in Gefahr von den abfliegenden Funken in Brand zu gerathen. Ein auf diese Weise herbeigeführtes Unglück ereignete sich vor einigen Jahren im Staate Maine, wo durch einen Waldbrand, der mehrere Monate anhielt, zehn Dörfer und zwei Städte in Asche gelegt wurden.

Zur Ehre der amerikanischen Pflanzer muß es gesagt werden, daß sie immer bereit sind, dem in ihrer Nachbarschaft sich niederlassenden Pflanzer auf die uneigennützigste Weise in seinen ersten Unternehmungen beizustehen. Also kamen unsre Nachbarn, nachdem wir die Ueberbleibsel nochmals zusammen gehäuft und angezündet hatten, uns mit ihren Gespannen von Ochsen zu Hülfe, und in kurzer Zeit war unser gelichtetes Land zur Aufnahme der Saat geeignet. Außer verschiedenen Gemüsesorten wurden nun besonders Mais, der fast überall in Amerika vortrefflich gedeiht und dessen Anbau durch ergiebige Ernten belohnt wird, und einige Getreidesorten gesäet.

Es fehlte uns in unserer Abgeschiedenheit an mancherlei Freuden und Vergnügungen nicht. Des Sonntags oder nach vollendeter Arbeit an den Abenden und in den Nachten suchten wir häufig Erholung in einer eben so einträglichen als angenehmen Beschäftigung. Es war dieses der Fischfang, zu welchem der nahe gelegene Landsee die beste Gelegenheit dar-

Digitized by Google

bot. Ein kleines Canoe hatten wir uns angefertigt und waren dadurch in den Stand geſetzt den See zu beſchiffen. Beſonders gewährte uns an ſchönen Frühlings- und Sommerabenden das Fiſchſtechen viel Vergnügen. Man zündet einen Kienſpan an, und während einer langſam und möglichſt leiſe fortrudert, ſteht der andere mit einem Spieße gerüſtet, um die vom Lichtſchein herbeigezogenen Fiſche zu attaquiren. Der Mangel an friſchem Fleiſch wurde durch den meiſt ſehr ergiebigen Fang weniger fühlbar, und da nun auch die Zugtauben ihre jährigen Wanderungen und zwar in ſolchen Zügen begannen, daß die Luft und die Sonne nicht ſelten davon verfinſtert wurden, ſo fehlte es unſrer Küche nicht an Abwechſelungen. In der edlen Kochkunſt konnten wir uns zwar keiner beſondern Virtuoſität rühmen, allein unſer durch kräftige Arbeit beförderter Appetit erſetzte dieſen Mangel vollkommen.

Unſre Hausthiere hatten ſich inzwiſchen vermehrt. Eine Kuh mit ihrem Kalbe ſchien ſich in der grasreichen Prairie ganz wohl zu befinden und wurde auch nur höchſt ſelten von uns in Anſpruch genommen, denn das Melken war vom Beginn unſers Pflanzerlebens uns beiden ein eben ſo beſchwerliches als widerliches Geſchäft.

Die Sau hatte geworfen, und dieſe nützliche Familie beſtand mit der Mutter aus acht Mitgliedern. Mit dem Schlachten mochten wir uns nicht befaſſen, und ſo wurde denn nach Bedürfniß ein oder das andere Milchſchweinchen erlegt.

Ein Hahn und ſein Serail verſprachen eine zahlreiche Nachkommenſchaft; wir ſorgten inzwiſchen dafür, daß dieſe nicht überhand nahm.

Unſer treuer Hund ſchien ebenfalls zufrieden und ganz gegen die Hunde-Natur lebte er mit Tom, ſo hieß unſer Kater, ein Geſchenk vom freundnachbarlichen Irländer, auf dem Fuße der größten Freundſchaft und beide ſpielten luſtig und guter Dinge mit einander.

Ging nun Einer von uns aus, ſo pflegte ihm dieſe geſammte zwei- und vierbeinige Thierwelt zu folgen, und es war ein wahres Vergnügen, die Eintracht dieſer Unvernünftigen zu ſehen, und wie ſie ohne alle Anfeindung zuſammen lebten, wie Hund, Tom und Schwein die Luſt der Geſelligkeit zu empfinden ſchienen.

Eine andere angenehme Unterhaltung gewährte uns der einzige Sänger unter dem amerikaniſchen Gefieder, der Spottvogel oder Mockbird, wie er dort genannt wird; er iſt faſt von der Größe einer Lerche, und ſein weittönender, ſchöner Geſang macht ihn zum Liebling der Amerikaner. Da dieſer Vogel ſich leicht zähmen läßt, ſo theilt er häufig das Schickſal ſeiner liederreichen Brüder in Europa, indem man ihn zur Beluſtigung im Käfig gefangen hält. Wunderbar iſt die Nachahmungsgabe dieſes Thierchens, denn man kann ihm die ſchwerſten Melodien vorpfeifen und er wiederholt das vorgetragene Stück auf das erſtemal, ohne auch nur eine Note zu verlieren.

Ein ſolches Thierchen trieb nun ſein Weſen in den beiden bereits gedachten Eichbäumen vor unſerer Hausthür, und begrüßte uns jeden Morgen mit ſeinem hellen Geſange. Trat einer von uns alsdann vor das Haus und pfiff irgend eine Weiſe, ſo hüpfte der kleine Sänger vom Gipfel bis auf die unterſten Zweige herab, den muſikaliſchen Virtuoſen mit ſeinen klugen, glänzenden Augen betrachtend und den Kopf von einer Seite zur andern wendend, als ob kein Ton ſeiner Aufmerkſamkeit entſchlüpfen ſollte.

Sobald das kunſtloſe Lied geendigt war, begann der gefiederte Sänger den Wettſtreit, bei welchem er dann jedesmal den Sieg davon trug. Nur wenn mein Gefährte, ein ſehr geſchickter Spieler der Flöte, dieſes herrliche Inſtrument zur Hand nahm und Töne daraus hervorlockte, die er in ihrer Vollendung nicht nachzuahmen vermochte, ſchien er ſich für beſiegt zu erklären, und machte ſeinem Zorne durch ein heftiges Geſchrei Luft. Er wurde bald ſehr dreiſt, und wenn wir ihm Futter hinwarfen, flog er wie eine zahme Taube herbei.

Mittlerweile gedieh unſre Pflanzung vortrefflich und verſpeach eine geſegnete Ernte. Beſonders hatten wir viel Mais und einige Getreidearten, ſo wie verſchiedene Gemüſe gebaut und alles reifte an dem kräftigen Strahle der amerikaniſchen Sonne und unter den Güſſen der heftigen, aber befruchtenden Gewitter hoffnungsvoll heran. Mit einem gewiſſen Selbſtgefühle, das man Stolz nennen konnte, und mit vieler Befriedigung überſchaueten wir oft unſere Schöpfung, uns mit Planen zu ihrer Verſchönerung und Vergrößerung beſchäftigend.

Allein dieſe Plane ſollten nicht in die Wirklichkeit treten, denn ſchon lange hatte ich in dem ſtillen Weſen meines Gefährten eine große Veränderung wahrgenommen und an die Stelle der frühern Aufgeraumtheit — ſo ſehr er es auch verbergen wollte — war großer Trübſinn getreten. Ich erkannte bald, daß er ſich nach ſeinem Hochlande zurückſehnte und an jenem tückiſchen Schleichfieber, dem Heimweh, leide, das ſo vielen Menſchen in der Fremde das Leben koſtete. Seine Geſundheit wurde leidend, und es wäre unedel von mir geweſen, ihn einem frühen Grabe an einer Krankheit zuweiken zu ſehen, gegen welche keine Arznei anſchlägt. Das einzige Mittel zur Heilung war ſchnelle Rückkehr in ſein Vaterland.

Es wurde daher beſchloſſen, unſerm einſamen Pflanzerleben Valet zu ſagen und in das geſellige Leben zurückzukehren. Obgleich es nie meine Abſicht geweſen war, auf längere Zeit ein Pflanzer zu werden, ſo hatte ich dieſem Leben doch nach und nach ſo viele Reize abgewonnen, daß ich nicht ohne Wehmuth von unſrer friedlichen Abgeſchiedenheit ſchied. Beſonders ging uns die Trennung von Mac O'Connor, dem ehrlichen Irländer, zu Herzen, ſo wie denn auch er die lebhafteſten Aeußerungen einer tiefempfundenen Rührung beim Abſchiede zu erkennen gab.

Wir traten nun unſre Reiſe in ſüdöſtlicher Richtung zum Miſſiſippi an, und nachdem wir dieſen nach mancherlei Beſchwerden erreicht hatten, beſtiegen wir einen jener „wandelnden Gaſthöfe," wie man die amerikaniſchen Dampfſchiffe ihrer vortrefflichen Einrichtung wegen nennen kann, fuhren dieſen Rieſenſtrom bis an die Mündung des Ohio hinab und dieſen

Digitized by Google

malerischen Fluß aufwärts, bis wir nach einer langen Reise St. Louis erreichten.

In dieser Stadt fand mein Gefährte bei einem Kaufmann, seinem Landsmann, die freundschaftlichste Aufnahme und Pflege; allein er mußte schon seit längerer Zeit den Keim des Todes in der Brust getragen haben, denn leider! starb er schon einige Wochen zu meiner und seiner Freunde tiefster Betrübniß — und so machte denn der Tod einen Querstrich durch die Plane und Entwürfe, die wir zusammen für die Zukunft gebildet hatten.

C. T. B.

Die Zugvögel im nördlichen Rußland.

(Aus Blasius': Reise im europäischen Rußland in den Jahren 1840 und 1841.)

Man kann im Westen, entfernt vom nördlichen kontinentalen Europa und von größern Flüssen mit breiten, flachen Uferschwellen, keine Vorstellung von der Menge der Zugvögel gewinnen, die vom Ende Julius und August an längs der Dwina und ihren Seitenflüssen in ununterbrochener Bewegung sind.

Nicht allein die zartgebauten Singvögel, sondern auch die Strand- und Wasservögel vereinigen sich theilweise zu großen Schaaren, um gemeinschaftlich dem herannahenden, unbarmherzigen nordischen Winter zu entgehen. Es ist, als ob die ganze Luft mit Pirpern, Ammern, Finken und Häuflingen angefüllt wäre, die oft so hoch fliegen, daß man im schnellen Vorüberfahren nur ihre Stimmen hört, ohne die Thiere zu sehen. Geht man in der Nähe der Flüsse über Wiesen und Aenger, so scheucht man mit jeden paar Tritten die in kleinen Vertiefungen versteckten Rathsarten auf, die sich dann mit melancholischen Klagetönen wieder ihren ziehenden Genossen in der Luft anschließen.

So sieht man an allen freien Stellen zwischen den Wäldern die Luft und jeden Winkel der Erde in fortwährender Bewegung und Veränderung; alles zieht unwillkürlich nach Süden hin, und unwillkürlich keimt in dem, der diese ziehenden Stimmen überall verfolgen muß, das Gefühl auf, daß im Norden auch für den Menschen keines natürlichen Bleibens sey.

Wenn in den zerstreuten, weitschweifigen Zügen der Singvögel und in ihren vereinzelten, wenn auch ununterbrochen nach allen Richtungen hörbaren Stimmen noch eine Art von Absichtlichkeit, ein scheinbares Verhältniß des Zusammenhaltens auf der weiten Reise erscheint, so treten die Züge der Strandvögel dagegen wie in einer unheimlichen Willenlosigkeit auf. Stellt man sich ans Ufer der Flüsse und Seen hin, so sieht man nach Zwischenpausen von wenigen Minuten dichtgedrängte Massen geräuschlos, eilig und stumm, wie von einer unsichtbaren Gewalt an einander gekettet und getrieben, vorüberziehen, an legend einer flachen Stelle des Ufers niederfallen, etlicher Augenblicke stumm und emsig nach Nahrung suchen, und dann wieder mit einem Moment sich erheben und weiter ziehen. Oft sieht man Schwärme, die man auf mehrere Hunderte bis zu Tausenden von Individuen schätzen kann, so dichtgeschlossen vorüberfliegen, daß sie im eigentlichen Sinn die Luft verfinstern. Nur hin und wieder hört man von weithin tönenden Stimmen der verringerten Individuen von einigen Arten ihr „Kuli, Kuli“ und ähnliche Töne aussprechen, von denen fast alle kleinen Strandvögel von den Russen den Namen Kulikі erhalten haben. Diese Züge dauern vom frühen Morgen bis tief in die Nacht, und noch in der Nacht hört man die einzelnen charakteristischen Stimmen nach allen Seiten hin ertönen.

Eine Zusammenkunft mit den Araucanos.

(Fortsetzung.)

Am andern Tage wurde das Kreuz mit großer Feierlichkeit an den Ort der Verhandlungen aufgepflanzt und der Fuß desselben, nachdem alle Reden noch einmal wiederholt und auf diese Weise daran vergraben worden waren, mit Erde bedeckt. Die Caziken ließen darauf ein Lamm herbeibringen, opferten es am Fuße des Kreuzes und machten auf das letztere mit ihren in das Blut getauchten Händen mehrere dem Anschein nach hieroglyphische Zeichen. Die Chilenen, welche uns umgaben, lachten über diese Gebräuche der Indianer und glaubten sich dadurch nicht gehindert, ihre Versprechungen bei der ersten Gelegenheit zu brechen, während die Caziken den Vorsatz hatten, es zu halten. Die Feierlichkeit wurde endlich mit einem Pistolenfeuer der Besatzung von Arauco beschlossen; ich glaubte aber zu bemerken, daß dieses Zeichen der Achtung den Indianern, welche sich dessen nicht versahen, durchaus nicht sehr angenehm war.

Die Caziken schienen befriedigt und trafen bereits Verkehrungen zu ihrer Abreise; auch wir schickten uns zur Rückkehr nach Concepcion an, als der schon seit mehreren Tagen angekündigte Capitän und Generalcommissär Zuñiga, welcher die aufrührerischen Stämme zurückgetrieben hatte, eintraf. Zuñiga hatte seine Jugend unter den Indianern, zu welchen sich sein bei dem Ausbruche des Unabhängigkeitskrieges von dem chilenischen Patrioten verfolgter Vater geflüchtet hatte, verlebt, sich mit ihrer Sprache und ihren Sitten vertraut gemacht und mehrere glückliche Streifzüge gegen die Provinzen Mendoza, Cordova und Buenos-Ayres unternommen, weßhalb ihm die Indianer den Namen Necuipan oder Necuipangue (Wüstenlöwe oder Lauflöwe) beilegten. Später unterwarf er sich der chilenischen Regierung und wurde wegen seiner Gewandtheit und seines Einflusses bei den Indianern zum Generalcommissär ernannt. Er behandelte sogleich bei seinem Geschäften in Arauco die Indianer auf eine ganz andere Weise als der Intendant. Er zeigte weder dieselbe Herablassung, noch andere Rücksichten, welche in der That nur Schwäche verrathen, sondern benahm sich mit aller Strenge und Anmaßung einer vielleicht zu sehr verfeinerten Urbanität. Als der Cazike Antinahuel sich ihm näherte, um ihn zu begrüßen, und auch die andern Caziken, welche in einer Entfernung von zwanzig Schritten stehen geblieben waren, um dieselbe Gunst bat, erwiederte er ihm verächtlich, er könne sie jetzt nicht empfangen, und wolle ihnen alsbald an dem Versammlungsorte seine Meinung kundthun, worauf der Cazike sich unterthänig zurückzog. Zwei Stunden später begaben wir uns in die Versammlung, wo die Verhandlungen von neuem begannen.

Coñuenmilla, Teangoll-Lauca und Huechuel, der Abgesandte des Caziken Inal de los Malales, hielten ihre Begrüßungsreden; Zuñiga, in der Mitte des Kreises nachlässig auf einem Stuhl ausgestreckt, hörte sie mit gesenktem Haupt, stimmte singend in die letzten Worte eines jeden Satzes ein und antwortete jedem. Darauf änderte sich seine Haltung und wurde ehrfurchtgebietend und drohend, und seine Augen funkelten von einem wahrhaft kriegerischen Feuer. Er warf ihnen ihre Wortbrüchigkeit bei den meisten ihrer Bündnisse vor und fragte sie,

Digitized by Google

wie viele von ihnen auf das gestern mit so großer Feierlichkeit aufgepflanzte Kreuz falsch geschworen hätten. Er sey, bemerkte er ihnen, sehr gut unterrichtet, und wenn sie heute nicht mit den Amadis, welche in die Provinz eingefallen, vereinigt seyen, so habe sie nur die Furcht abgehalten; er rathe ihnen auch, diese sehr heilsame Furcht zu bewahren, denn wenn sie sich nur zu rühren wagten, so würde er, Zuñiga, sie in ihren Bergen, deren Stege er eben so gut kenne, wie sie, aufsuchen, ihr Vieh hinwegführen und ihre Getreidevorräthe und ihre Ernte verbrennen, wie er die des Caziken Manguil und seiner Verbündeten verbrannt habe. Wenn er Colipi seinen Schutz angedeihen lasse, so habe ihn dieser durch seine Treue verdient. — Die Indianer hörten Zuñiga in tiefer Stille an und folgten mit den Augen der geringsten seiner Bewegungen; sie schienen von der Kraft und der Schnelligkeit seiner Rede überwältigt, und diese theilnahmslosen Gesichter, auf denen wir an den vorhergehenden Tagen das Zeichen irgend eines Gefühls wahrzunehmen uns vergebens bemühten, waren jetzt belebt und änderten je nach der Biegung der Stimme des Redners ihren Ausdruck. Selbst der wilde und kecke Trangoil-Lanca war hingerissen und gebeugt. Das Ganze endigte indessen mit Freundschaftsversicherungen und Neculpan wurde von allen Caziken umarmt und gepriesen, worauf die Trinkgelage von neuem begannen.

Am Abend traf auch der Cazike Colipi ein; die versammelten Caziken hatten sich über ihn beklagt; er wollte selbst ihre Vorwürfe hören und darauf antworten. Die Auszeichnung, womit dieser den Chilenen verbündete Häuptling, welcher mit 670 Lanzen den Feldzug gegen den Caziken Manguil von Bureo mitgemacht hatte, von Zuñiga empfangen wurde, kränkte die Caziken sehr, und sie konnten sich nicht zurückhalten, ihrem Unwillen und Mißvergnügen Worte zu leihen, worauf ihnen Zuñiga kurz erwiederte, sie möchten nur ihr Benehmen nach dem Colipi's einrichten, so würden sie auf dieselbe ehrenvolle Weise behandelt werden. Am folgenden Tage fand eine neue Versammlung in der Angelegenheit Colipi's statt, in welcher dieser voll Anmaßung, die sich auf seine Macht und den Schutz der Regierung stützte, erschien und erklärte, daß ihm die Ueberredung irgend einer Macht über die andern Stämme gar nicht nöthig sey, und daß seine Lanze hinreiche, jeden, der einen Fuß auf sein Gebiet zu setzen wage, zu züchtigen. Der Zank wurde ernst; Neculpan besänftigte sie jedoch alle und das gute Einverständniß schien wieder vollkommen hergestellt zu seyn.

Der Zweck unserer Sendung war jetzt erreicht und wir beschlossen, um nach Concepcion zurückzukehren. Der Intendant schlug uns vor, einen andern Weg zu wählen, um das Land genauer kennen zu lernen, und wir zogen den Campagne aufwärts, um Hrn. Lozier, einem Franzosen, der nach dem Sturze Napoleons ausgewandert war und sich hier niedergelassen hatte, einen Besuch abzustatten. Hätte ich die Gabe, die Entzücke, welche diese Reise auf mich machte, in anmuthiger Sprache wiederzugeben, so würde ich meinen Lesern das schöne Land, welches wir durchwanderten, mit ungeheuren Bäumen bedeckte Berge, liebliche Thäler, durch welche sich ein launiger Fluß langsam hinwindet, mit Früchten beladene Apfelbaumgehölze, üppige Weiden, auf denen fettes Vieh einherschreitet, und an den schönsten Stellen sehr malerisch gelagerte Indianerstämme schildern. Da ich aber dieses Talent nicht besitze, so will ich mich mit der Bemerkung begnügen, daß diese herrliche Gegend mit den lieblichsten Thälern der Schweiz sehr große Aehnlichkeit hat. Von Loziers Wohnung nahmen wir unsern Weg nach Talima über die prächtige von Indianern bevölkerte Ebene Laweseta und trafen bald wieder zu Raqueti ein. Wir übernachteten zu Talima und erreichten am folgenden Tage Concepcion.

Ich habe im Laufe meiner Erzählung von den Befestigungen Arauco's und dem Palaste des Statthalters gesprochen; man könnte dadurch leicht irre geführt werden und Arauco für eine Stadt halten, da es doch nur ein erbärmlicher, ungefähr hundert Hütten zählender Flecken ist, dessen Ringmauer von Erde sicher von der ersten Kugel niedergeworfen würde. Die ganze Bewaffnung der Bollwerke besteht aus einem einzigen Achtpfünder auf einer so schlechten Lafette, daß sie bei dem ersten Schuß zusammenbrechen muß. Der Palast des Statthalters ist eine Hütte wie alle andern, nur etwas größer. Sie hat zwei Zimmer, von denen der Intendant das eine und der englische Consul und ich das andere bewohnten. Das Stadtthor ist schon seit mehrern Jahren in Stücke zerfallen und noch nicht wieder hergestellt worden. Man scheint dieß auch nicht mehr für nöthig zu halten, denn man weiß zu gut, daß die Eingeborenen nicht mehr die muthigen Krieger sind, welche die Spanier bekämpften. Man nennt zwar noch immer vier große araucanische Hauptstämme, aber es hat sich eine beträchtliche Anzahl kleiner Unterabtheilungen gebildet.

(Fortsetzung folgt.)

Die Negerauswanderung aus Sierra Leone nach Westindien will nicht recht vorwärts gehen, und die Klagen der Pflanzer erheben sich immer wieder von neuem. Die Colonial Gazette vom 20 April ist nicht sparsam mit Vorwürfen gegen den Colonialminister, Lord Stanley, und gegen den Gouverneur von Sierra Leone, Macdonald, welche man beide beschuldigt, daß sie der Auswanderung allerlei indirecte Hindernisse entgegenwerfen. Bei dieser Gelegenheit erfahren wir indeß einen Umstand, der die Negerauswanderung auch von Sierra Leone aus mehr wie einen Negerhandel erscheinen läßt, als man anfangs glaubte. Nach dem Sierra Leone Emigration Act soll niemand aus dieser Colonie auswandern dürfen, als wer wenigstens vier Wochen sich bereits darin aufhält. Der Gouverneur und Lord Stanley scheinen jedoch sechs Wochen für nöthig zu halten, worüber sich die Auswanderungsfreunde sehr beschweren. Wahrscheinlich aber wurde der kurze Termin von vier Wochen benützt, um Sklaven aus dem Innern zu kaufen und dann nach kurzem Aufenthalt als „freie Auswanderer“ nach Westindien zu schicken. Die Col. Gaz. sagt: „Gouverneur Macdonald gibt als die Ursache der geringen Auswanderung folgendes an: eine der hauptsächlichsten ist die, daß mehrere Maroon-Neger, die vor etwa einem Jahre nach Westindien auswanderten, sehr ungünstige Berichte lieferten. Sie galten hier (in Sierra Leone) als ein träger Theil der Bevölkerung, und sie gingen nach Jamaica nicht um dort durch Arbeit ihr Brod zu verdienen, sondern bloß um das Land zu sehen, das sie als ihre Heimath betrachten. In Sierra Leone konnten sie Lehrlinge erhalten, und eine ihrer Hauptklagen gegen Jamaica ist, daß wenn sie nicht selbst arbeiten, sie die gemiethete Arbeit sehr theuer bezahlen müssen. Mit andern Worten, es gibt Sklaven in Sierra Leone und die sklavenbesitzende Classe ist es, welche gegen die Auswanderung arbeitet.“ Den Commentar hiezu kann sich jeder selbst machen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 127.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

6 Mai 1844.

Franzosen und Engländer in Abyssinien.

(Nach dem Foreign Quarterly Review. April 1844.)

Ereignisse sind im Gange, welche in nicht sehr ferner Zeit die Aufmerksamkeit der civilisirten Welt auf die westlichen Ufer des rothen Meeres lenken werden. Regierungen, welche in Europa die regste Freundschaft für einander zur Schau tragen, können nichtsdestoweniger in fremden Welttheilen ein System geheimer Feindseligkeiten gegen einander befolgen. So ist es jetzt und so wird es immer seyn zwischen Frankreich und England, so eifrig auch jetzt die Freundschaftsversicherungen seyn mögen; einen der Schauplätze, wo diese Feindseligkeit gegenwärtig aufs emsigste thätig ist, wollen wir in nachfolgendem zu schildern versuchen.

Abyssinien besteht aus einer Masse von Tafelländern, die in einer bedeutenden Höhe über dem Ocean durch eine Kette von Gebirgen erhalten werden, welche gleich Strebepfeilern sich rings herum schlingen, und, durch reiche Bewässerung grüngeschmückt, schroff abfallen in die dürren, brennenden Edenen der heißen Zone. Innerhalb dieses merkwürdigen Landes liegen die einst geheimnißvollen Quellen des blauen Nils und des Hawasch, und durch dieß Land wie durch ein weites Thor sind zu allen Zeiten die gesammelten Reichthümer Centralafrika's, seine Straußenfedern, sein Elfenbein, sein Räucherwerk, seine kostbaren Gummiarten, seine Gewürze und sein Gold ausgegangen. Den wahren Werth dieses Landes hat indeß Europa doch immer noch nur sehr unvollkommen begriffen; man betrachtete es mehr als die Schwelle des großen Continents, da es doch eigentlich dessen Citadelle ist. Reisende und Abenteurer haben es darum, die neueste Zeit abgerechnet, nur in der Absicht betreten, um auf diesem Wege einen leichtern Eingang ins Innere zu finden. Und warum? Bloß weil Abyssinien nicht selbst das Land des Goldes und der Edelsteine, der reichen Farbwaaren und des kostbaren Räucherwerks ist. Aber in den Augen der Hellersehenden ist es etwas mehr, es ist ein Land von einem unerschöpflich reichen Boden, herrlicher Bewässerung und gemäßigtem Klima, kurz ganz geeignet, jede Art von Ackerbau mit dem größten Erfolge zu betreiben. Wenige Erdstriche bieten eigenthümlichere, malerischere Formen dar. Ueberall erblickt das Auge zugleich die Erzeugnisse der gemäßigten und der heißen Zone, Föhren und Lärchen bekleiden die Gipfel und höhern Abhänge der Gebirge, während die spanische Ceder (juniperus) auf den untern Terassen zu der riesenhaften Höhe von 160 Fuß emporschießt und Pinienäpfel und Bananen in den feuchtheißen Thalern gedeihen. Die Vortheile, welche diese Bodengestaltung darbietet, sind von dem Ackerbau nicht unbenutzt geblieben: wir finden hier dasselbe System des Bodenbaues, wie es ehedem in Griechenland so sorgfältig getrieben wurde, und wie es noch jetzt in China, im Himalaya und in den Ländern westlich vom Indus vorkommt. Rohe Steinmauern werden in verschiedener Höhe längs dem Abhang der Berge aufgeführt, um dem Abwärtsschleben des Bodens zu steuern, und darum erblickt auch der Reisende, wohin er sich immer wenden mag, eine Reihe von Plattformen, auf denen junges Korn mit seinem lieblichen Grün sich ausbreitet oder bereits in goldenen Feldern wogt.

Noch andere Züge verschönern die Landschaften: zahlreiche Dörfer, an manchen Orten kaum eine Pistolschußweite auseinander, beleben den Bergabhang, und die Masse von spitzigen Dächern, welche wegen der tropischen Regen konisch gebaut sind, schaut durch das dichte Blätterwerk der spanischen Ceder oder üppigen Akazie hervor, und gibt ein Bild der Sicherheit und Wohlhabenheit. Zahlreiche Affenstämme bewohnen die Höhen und Gipfel, und Vögel von dem mannichfaltigsten, buntesten Gefieder, worunter der blaue Reiher, der Flamingo und der weiße Ibis, sonnen sich auf den Felsen oder schwärmen auf den Baumzweigen umher. An andern Orten, wie in den Wäldern von Gidam oder in den Dschungelstrichen am Hawasch wohnen die Elephanten, das Rhinoceros, das Flußpferd, der wilde Büffel, der Löwe, Leopard, die Hyäne, und Schaaren von Antilopen vermehren das lebendige Interesse der Landschaft. Auch die Einwohner passen, wenigstens von der künstlerischen Seite betrachtet, in das Gemälde. Schlank, fleischig gebaut, in fließenden, bunten Gewändern, erregen sie namentlich zu Pferde mit Lanze und Schild und mit ihrem im Winde flatternden langen dunkeln Haare die Bewunderung der Fremden.

Digitized by Google

Erhöht wird noch dieser Eindruck, wenn man sie, wie es oft geschieht, in größerer Zahl beisammen findet, wenn sie zum Hofe des Fürsten ziehen, oder unter seiner Anführung auf einen Krieg oder Raubzug ausreiten. Bei solchen Gelegenheiten wetteifern sie mit einander in barbarischem Glanz. Völker, die kaum aus dem wilden Zustande sich emporgearbeitet haben, zeigen eine Freude am Schautragen kostbarer Metalle, die glänzend polirt an ihrem Körper oder an ihrem Pferdegeschirr schimmern, und ein Haufen von 1000 bis 10,000 Kriegern mit den blinkenden Lanzen und dem Geschmeide, das unter dem Glanz der tropischen Sonne jeden Augenblick die Umgebung mit einem blitzenden Lichte erhellt, muß allerdings ein prachtvolles Schauspiel seyn. Bei näherer Betrachtung aber zeigen sich die Abyssinier in minder vortheilhafter Weise. Unglücklicher Weise haben sie den Werth der Reinlichkeit noch nicht entdeckt, und da Männer und Frauen sich mit Hammelsfett oder ranziger Butter einschmieren, daneben auch gewöhnlich rohes Fleisch essen, was ihrer Ausdünstung einen abscheulichen Geruch gibt, kündet sich ihre Nähe stets durch eine Wolke an, die von der, welche die Götter des classischen Alterthums umgab, nicht wenig verschieden ist. Eine afrikanische Dame riecht man auf hundert Schritte, und wenn man sich mit ihnen unterredet, thut man wohl, ihnen den Wind abzugewinnen.

Die physische Gestalt, so wie die Sitten des Volks von Schoa sind etwas roh. Die Mädchen, die man auf den Sklavenmärkten Aegyptens als Abyssinierinnen verkauft, und welche sich durch die zarten, schön geformten Züge, ihren leichten Schritt und die Zierlichkeit ihrer Gestalt auszeichnen, sind sämmtlich Gallas. In der abyssinischen Race, obwohl sie der Sage nach aus Arabien stemmt und der Ruhm ihrer Schönheit durch den ganzen Ort verbreitet ist, findet sich nichts Aehnliches. Indeß muß man die Gallas, und zwar die mohammedanischen und heidnischen so gut wie die christlichen, jetzt als Eingedorne von Abyssinien betrachten, denn sie bilden die Mehrzahl, wenigstens der Unterthanen des Königs von Schoa. Und dieß Volk, dessen Geschichte über einen gewissen Zeitpunkt hinaus unbekannt ist, führt uns nothwendig weit über die Gränzen Abyssiniens, das von ihren theils tributpflichtigen theils feindlichen Stämmen umschlossen ist, während tiefer im Innern ihre Raubhorden in wilder Unabhängigkeit herumziehen und die großen Straßen des afrikanischen Handels nach Gefallen sperren. Wenden wir uns nun gegen die Ufer des rothen Meeres, so stoßen wir auf die mannichfachen Stämme der Danakil, der Isa, der Somali und der Mudaito, unter denen eine Art unreiner Hefe von Civilisation seit geraumer Zeit gährt, die aber mehr geeignet ist, ihren geistigen Zustand zu verschlechtern als zu verbessern.

Indeß scheint ein anders Geschick für sie aufzugehen. Mehr als ein europaischer Staat richtet die Blicke nach diesem Theile Afrika's, der allem Anschein nach bald äußerem Einfluß sich unterwerfen muß. Es war seit langer Zeit der Plan europäischer Nationen, Afrika mit einem Gürtel von Ansiedlungen zu umgeben, und so allmählich civilisirend oder erobernd nach dem Innern vorzudringen. Auf der Ostküste ward dieser Gang bei dem ersten Schritt aufgehalten, weil das Land, dürr und unfruchtbar, nicht der Unterjochung werth geachtet wurde. Selbst Handelsansiedlungen wurden erst in neuerer Zeit versucht. Aber sobald Aden von den Engländern in Besitz genommen wurde, gewann die Sache ein anderes Ansehen, und welche Anziehungskraft dieser neue Sitz einer geordneten, schützenden Regierungsgewalt besitzt, kann der Umstand zeigen, daß Aden, das vor der Besitznahme nur etwa 600 Seelen enthielt, kaum vier Jahre später zwischen 20 und 30,000 Einwohner zählte.

Die Riesenschritte, welche das angloindische Reich in allen Richtungen machte, der Einfall in Afghanistan, die wenn auch nur temporäre Besetzung von Inseln im persischen Golf, die Unterhandlungen über Socotra und die Besetzung von Aden weckten die Eifersucht der Franzosen und Nordamerikaner. Schritte geschahen von Seite der letztern, um das englische Vorrücken wenigstens nach Einem Punkte aufzuhalten, indem sie als Mitbewerber um Socotra auftraten; der Imam von Maskat, obwohl den Engländern im Herzen, freilich aus dringenden Gründen, freundlich gesinnt, that alles mögliche, um die Engländer von der afrikanischen Küste von Zanzibar aufwärts zu verdrängen, während die Franzosen zuerst unter Thiers, dann unter Guizots schlauerer Leitung den Vortheilen, welche der Besitz Adens den Engländern gewährte, ein Gegengewicht entgegenzusetzen sich bemühten, indem sie sich in verschiedenen kleinen Handelsstädten und Häfen auf dem gegenüberliegenden Continent als Herren oder Freunde einschlichen. Zum guten Anfang wurde der Hafen Johanna auf der Insel Madagascar besetzt; dann wurde ein einziges Schiff — außerordentlich klein um keinen Verdacht zu erregen — nach dem afrikanischen Ufer abgeschickt, mit dem Auftrage, sich die Erlaubniß zur Beschiffung der Dschuba *) auszuwirken. Indeß, sey es Furcht vor allen Europäern oder ein besonderes Mißtrauen gegen Franzosen, genug, die mohammedanischen Behörden schlugen das Begehren rund ab. Die Franzosen, auf theilweises Mißlingen gefaßt, ließen sich hiedurch nicht abschrecken. Eine kleine Escadre von Kriegsschiffen, die insgeheim in dem Hafen von Bordeaux ausgerüstet worden seyn soll, durchschiffte bald darauf die Straße von Bab el Mandeb, nicht auf einmal, sondern Fregatte um Fregatte, bis eine ziemlich ansehnliche Macht im rothen Meere versammelt war. Jetzt wurden ernstliche Unterhandlungen angeknüpft, und der Umstand, daß Scherif Hussein, der Gewalthaber in Mocca, sehr gegen England aufgebracht war, begünstigte die Franzosen nicht wenig; dieser glaubte, die Engländer würden den Imam von Sana unterstützen, um ihn aus Mocha zu vertreiben, und öffnete den Franzosen alsbald seinen Hafen. Nun gingen die Franzosen weiter: Berbera war unwiderruflich im englischen Interesse, sie versuchten es deßhalb zu Zeyla, das gewissermaßen von Moeha abhängig ist, und rechneten mit Zuversicht darauf, hier mit Einem Schlage zum Ziel zu gelangen; aber auch hier schlug die Sache fehl, denn Ibn Ismael, der dort

*) Wohl eigentlich Dschubo oder Jobo gerade unter der Linie.

die Obergewalt ausübte, wies ihnen den Weg. Nun wurde in Tadschura ein Versuch unternommen, aber auch hier machten die französischen Abgeordneten die unangenehme Entdeckung, daß ihnen die Engländer bereits zuvorgekommen seyen, und Ibn Mohammed wies sie nicht nur ohne weiteres aus seinem Gebiet, sondern sagte ihnen auch ohne allen Umschweif, daß ihre Anwesenheit seinen guten Freunden in Aden nicht angenehm seyn würde.

Alles dieß mag demjenigen, welcher weiß, daß Tadschura seit undenklicher Zeit an Zeyla, und Zeyla an Mocha Tribut zahlt, sehr seltsam vorkommen; da aber bekanntlich keine Stadt uneinnehmbar ist, in welche ein mit Gold beladener Esel hineinkommen kann, da es an Eseln im Orient nicht fehlt, und die Engländer sich gerne dieser Thiere bedienen sollen, so mag man sich daraus den schlechten Erfolg der Sendboten des Hrn. Thiers ziemlich erklären. Hiezu kommt noch, daß Ibn Ismael und Ibn Mohammed recht wohl zu berechnen verstanden, daß die Nation, welche den Eingang ins rothe Meer beherrscht und eine Linie ungeheurer Dampfboote besitzt, die in einer Stunde ihre ganze Stadt in Staub verwandeln könnten, viel mehr zu fürchten sey, als ein Staat wie Frankreich, an dessen Macht sie noch nicht recht glauben konnten. Was außerhalb der Straße von Bab-el-Mandeb mißlungen war, sollte nun innerhalb derselben ausgeführt werden, zuerst zu Massowah, und als es hier mißglückte, zu Idh. Der Scheich war eben abwesend, aber man nöthigte seine Gattin, gegen eine bestimmte Summe einen Platz zur Erbauung einer Factorei abzutreten.*) Ein arabisches Document und eine französische Uebersetzung wurden abgefaßt, und die Gattin des Scheichs genöthigt, beide zu unterschreiben.

(Fortsetzung folgt.)

Das Schloß Duino.

(Nach dem Italienischen des Dr. Kandler, von J. Löwenthal.)

An der äußersten Gränze Istriens, wo die letzte Abdachung des Karstes sich mit den friauler Ebenen verirrt, erhebt sich auf jähem Absturze am Meeer das, ehemals den Familien Walse und Hoffer, jetzt den edeln Grafen della Torre gehörende, an Naturschönheiten und geschichtlichen Denkwürdigkeiten überaus reiche Schloß Duino. Es bewahret noch immer sein mittelalterliches Ansehen, einen geräumigen Thurm mit den herrschaftlichen Gemächern, Sälen und Altanen, schwebenden Gärten, unterirdischen Gängen, und innerhalb anderer Mauern die Rüstkammer, die Casernen, die landwirthschaftlichen Gebäude, die Wohnungen der Verwalter und Dienstleute und die Kirche mit dem Hospitium der ehemaligen Ordensbrüder der heiligen Maria. Als Gränzschloß war es vor noch nicht vielen Jahren kriegerisch bewehrt, von den eigenen Soldaten der Gutsherren besetzt, und sämmtliche denselben gehörige Dörfer waren der Gerichtsverwaltung zu Duino untergeordnet. Kaiser, Könige und Fürsten hielten es nicht unter ihrer Würde, in dem eben so stattlichen, wie anmuthig gelegenen Schlosse gastliche Herberge zu nehmen. Von den Altanen, den Erkern überschaut man den ganzen Triester Golf mit Istriens Gestaden, die mit dem Quarnero sich vermählenden Alpen, Friauls gesegnete Flneen, die Lagunen von Grado und Caorle und die Alpen, welche das bellunesische Gebiet von Tyrol scheiden. Keines der nach Triest oder andern Häfen Friauls über den Golf hinsegelnden Schiffe entgeht hier dem Blick, und auf den umliegenden Hügeln gewährt ein üppiger südlicher Pflanzenwuchs dem Auge einen wohlthuenden Gegensatz zu den nackten Felsenrücken, auf denen kein Gesträuch sprießt. Ein umfriedeter, weitläufiger, buschiger Park bietet eine ergiebige Jagd, wie das nahe Ufer einen ergötzlichen Fischfang.

Schon im fernsten Alterthum priesen man diese Gegenden, wo die Sage in geheiligten Hainen raubgieriges Wild neben scheuen, wehrlosen Thieren friedlich weiden läßt, wo Diomedes einen Tempel am nahen Timavo hatte, der jählings aus der Grotte quillt, wo der Tempel der Hoffnung stand und die den Nymphen geweihte Quelle sprudelte. Nicht weit von Duino erhob sich auf dem Hügel am Meeresufer das durch seinen schwarzen Traubensaft weit berühmte Schloß Pucinum. In der Nähe waren der besuchte Hafen des Timavo und die jetzt mit dem Festlande vereinten herrlichen Eilande.

An die Stelle des heidnischen Tempels trat im Mittelalter eine gottgeweihte Kirche zu Ehren des heiligen Vorläufers mit der berühmten Abtei Tubo, welche eine Filiale zur Vollgau in Aquileja bildete.

Der ehemaligen herrschaftlichen Familie Hoffer folgten vor einigen Jahrhunderten die Torriani von Mailand, welche, von den Visconti verdrängt, nach diesem äußersten Punkte des adriatischen Meeres die in Gemälden verewigten Erinnerungen an ihre Kriegsthaten brachten, hier den Schmerz über die verlorene Herrschaft in jenem schönen Theil Italiens zu vergessen suchten, und als Erbhauptleute des Schlosses Duino dieses gegen die Angriffe äußerer Feinde vertheidigten. Sie führen nach so vielen Aenderungen noch immer diesen Titel, und ihr Stamm glänzt unter den berühmtesten durch Geburt, Adel und Ritterlichkeit hervorragenden Familien.

Eine Zusammenkunft mit den Araucanos.

(Fortsetzung.)

Die jetzigen Araucaner haben ein schmutziges, fast ekelhaftes Ansehen, und sind sehr fett und dem Anschein nach auch plump. Ihr rundes Gesicht mit eingedrückter Nase und dicken Lippen ist ohne Ausdruck, und wenn man sie betrachtet, fragt man sich, wie solche Feinde Furcht einflößen können. Man nennt sie zwar tapfer, nach meiner Ansicht hat sie aber nur ihre Art Krieg zu führen und die Beschaffenheit des Bodens, auf dem sie kämpfen, in diesen Ruf gebracht. Nie lassen sie sich in ein Gefecht ein, wenn ihnen nicht ihre Mehrzahl einigen Erfolg verspricht. Ihre angeborene Schnelligkeit und die mit Wäldern bedeckten Berge ihres Landes geben ihnen stets Gelegenheit, dem Feinde zu entschlüpfen und selbst ihre Schlachtfelder zu wählen. Den Chilenen gelingt es nur manchmal sie zum Kampfe an einer un-

*) Das Foreign Quarterly Review, aus dem das Obige ausgegangen, setzt hinzu, die Agenten hätten sich — ob in der französischen Uebersetzung des Documents, ist nicht deutlich gesagt, aber zu verstehen gegeben — eine Ausdehnung von 150 Meilen Küste zugetheilt, worüber der Scheich und seine Frau nicht die mindeste Gewalt besessen. Wir lassen die Behauptung dahin gestellt, da nicht einzusehen ist, was die französischen Unterhändler mit einem so palpabeln Falsum hätten erreichen können. A. d. U.

günſtigen Stelle zu zwingen, und gewöhnlich nur dann, wenn ſie ſchnell genug ſind, ſie in einem Schlupfwinkel zu überraſchen. Ihre Einfälle ſind nur vorübergehend. Sie erſcheinen auf dem Gebiet der Republik mit der Schnelligkeit des Blitzes und ſtets mit overäthigen Pferden verſehen; etwas geröſtetes Getreide in einem kleinen Sacke iſt ihr ganzer Mundvorrath, und im Nothfall verzehren ſie die Pferde, die ſie nicht brauchen. Sie bemächtigen ſich ſtets mehrerer Punkte auf einmal, da ſie aber nur Vieh zu ſtehlen und Familien mit ſich fortzuführen, keineswegs aber ſich in einen Kampf einzulaſſen beabſichtigen, ſo ziehen ſie ſich, wenn ſie ihre Beute erhaſcht haben, eben ſo ſchnell zurück. — Man hat nach meiner Ueberzeugung nie zu fürchten, daß ſie je auf den Gedanken kommen, das ihnen von den Spaniern entriſſene Land wieder zu erobern. Ein ſolches Unternehmen würde Berechnungen vorausſetzen, welche die Begriffe dieſer Leute weit überſteigen; ihr Ehrgeiz beſchränkt ſich auf den Raub einiger Thiere. Außerdem würde ihre jetzige Lage nicht erlauben, an die Ausführung eines ſo großartigen Planes zu denken.

Obſchon man ſie immer noch in vier große Stämme, nämlich die Araucaner, die Huilliches, die Peenaches und die Puelches, ſcheidet, ſo beſtehen doch dieſe nur dem Namen nach, und jeder derſelben zerfällt in eine Menge kleiner Abtheilungen, die alle ihre beſondern Häuptlinge haben. Kein Band feſſelt ſie an irgend einen Mittelpunkt. Auf dieſe Weiſe gibt es faſt eben ſo viele Caziken als Familien, und der mächtigſte von ihnen kann aus ſeinen Unterthanen nicht zweihundert Lanzen ſtellen; der kühnſte von ihnen iſt der einflußreichſte. Soll ein Einfall gewagt werden, ſo müſſen ſich wenigſtens ein Dutzend Caziken vereinigen; jeder von ihnen befehligt dann ſeine Mannſchaft nach ſeiner Weiſe, thut was er will, und am häufigſten ſind ſie nicht einmal unter ſich ſelbſt einig. Bedenkt man ferner noch, daß ſie oft, entweder der Diebſtähle wegen, die ſie gegeneinander ſelbſt begehen, oder aus wechſelſeitiger Eiferſucht auf ihre Macht, miteinander im Kriege liegen, ſo kann man leicht vorausſehen, daß ſie nicht im Stande ſind, etwas Ernſtes zu unternehmen. Die Chilenen ſuchen dieſe Spaltung, welche ihnen ſehr vortheilhaft iſt, zu unterhalten, indem ſie den einen beſchützen, den andern beſtechen und überhaupt das Feuer der Zwietracht unter ihnen ſchüren.

Außerdem ſollen dieſe Indianer, wie mir glaubwürdige Perſonen verſicherten, weit mehr zum Frieden als zum Kriege geneigt ſeyn. Denkt man über ihr jetziges Thun und Treiben nach, ſo gewinnt dieſe Behauptung einige Wahrſcheinlichkeit. Sie ſind heutzutage keineswegs mehr in demſelben Zuſtande der Barbarei, worin ſie ſich noch zur Zeit der Spanier befanden. Der Unabhängigkeitskrieg und die Bürgerzwiſte haben in ihre Mitte eine große Anzahl Chriſten geworfen, welche bei ihnen einige Samenkörner der Civiliſation ausgeſtreut haben; ſchon beſitzen ſie großentheils Grundeigenthum, Häuſer und angebaute Felder, und haben Vorliebe für den Boden, auf dem ſie geboren ſind; der Verkehr, welcher ihren Zuſtand verbeſſerte, hat auch bei ihnen Bedürfniſſe geſchaffen, die nicht wenig zu ihrer Annäherung an die Europäer beitragen. Endlich muß ich noch bemerken, daß die Einfälle nicht von den der Gränze benachbarten Stämmen gemacht werden, ſondern von den Peenuches und Maluches, Horden, welche aus dem Innern oder von der andern Seite der Cordilleren kommen, und von den Nomadenbanden, die nichts beſitzen, ſelbſt ſo ihrer Heimath nicht. Um jedoch zu den Chilenen zu gelangen, müſſen ſie zuerſt das Gebiet der Indianer, welche ich halb civiliſirt nannte, durchziehen, und hier finden ſie nur inſofern Verbündete oder Unterſtützung, als dieſe Urſache zur Beſchwerde gegen ihre Nachbarn haben. Es würde dieſen letztern alſo vielleicht nicht ſchwer fallen, die Indianer mehr an ſich zu ziehen, und dieſes würde, wie man behauptet, leicht gelingen, wenn man ihnen gegenüber aufrichtig handelte, ihr Vieh nicht raubte und ſich ihres Landes nicht mit Gewalt bemächtigte. Gerade darüber beklagen ſich aber die Indianer und zwar mit vollem Recht. So ſcheint man den letzten Einfall Vergeltungsmaaßregeln zu, welche Colipi dadurch veranlaßte, daß er das Vieh einiger ſeiner Nachbarn ſtahl. Mehrere Bewohner der Gränze verwickeln häufig die Regierung in Unannehmlichkeiten, indem ſie den Schutz derſelben mißbrauchen, um die Indianer zur Zeit des tiefſten Friedens zu unterdrücken und zu berauben, und ich zweifle keinen Augenblick daran, daß viele Leute aus Eigennutz ihr Möglichſtes dazu beitragen, um die in dieſer Beziehung gegen die Indianer herrſchenden Vorurtheile zu unterhalten.

(Schluß folgt.)

Das Glaciarium. Bekanntlich beſteht in London eine eigene Vergnügungsanſtalt zum Schlittſchuhlaufen auf künſtlichem Eis. Die engliſchen Blätter (Shipp. and Merc. Gaz. vom 24 April) ſagen darüber: „Dieſe eben ſo anziehende als unterhaltende neue Wunderanſtalt der britiſchen Hauptſtadt iſt aus der Baker-Street in Grafton-Street-Eaſt, bei der Londoner Univerſität, verlegt worden. Die neue Lage iſt, ſowohl was Räumlichkeit als bequeme Zugänglichkeit betrifft, der frühern weit vorzuziehen, und dem Scharfſinn und Geſchmack der Perſonen, unter deren Oberaufſicht die neue Anſtalt errichtet worden, verdankt man noch größere Vortheile. Die Schlittſchuhbahn iſt ſehr vergrößert worden — ihre jetzige Oberfläche beträgt mehr als 5000 Fuß. Hrn. Marſhalls plaſtiſcher Geiſt hat ſie eingaum mit geeigneten Verzierungen ausgeſchmückt, und ſchwerlich dürfte man in London eine auffallendere und bewundernswerthere ſceniſche Ausſchmückung finden als dieſe. Wenige Schritte von der ſandigen, warmen Straße befinden wir uns inmitten des Winters, unter Scenen im ganzen feſtigen Gewande einer hyperboräiſchen Zone: Gruppen von Bäumen und Pflanzen, die mit Reif überzogen, Hütten, die in einen dicken weißen Schneemantel gehüllt, und gletſcherartige Eispfeiler, an deren Fuß der See liegt, auf dem die Schlittſchuhläufer ihre muntern Uebungen vornehmen — ſind getreulich dargeſtellt, und bieten ein ſo wahres, ſo kaltes und winterliches Naturbild, daß wir uns bei ihrem Anblick kaum eines Schauers erwehren können. Die Täuſchung wird vollſtändig, wenn wir die raſchen und doch leichten und feinen Kreisbewegungen ſehen, welche einige der Schlittſchuhläufer auf dem Glaciorium ausführen. Die Vollkommenheit betreffend, zu welcher die Eigenthümer die neue Eisfläche gebracht, ſo geben uns kundige Freunde dieſes Vergnügens die Verſicherung, daß man dieſe Uebungen eben ſo genau und leicht darauf vornehmen könne als auf der Eisfläche des Seeprotine. Zur Bequemlichkeit der Damen und anderer Zuſchauer iſt eine freundliche Galerie errichtet worden. In der That haben die Eigenthümer weder Koſten noch Arbeit geſpart, um den Ort ſo anziehend und angenehm als möglich zu machen, und ſicherlich werden ſie von ihrem Werke die Früchte ernten, welche ihre Anſtrengungen verdienen.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 128.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

7 Mai 1844.

Die Turnersfälle in Massachusetts.

(American Journal of Science. Januar 1844.)

Der schöne Wasserfall des Connecticut-Flusses, welcher den Namen Turners-Falle trägt, findet statt, bald nach dem dieser Fluß die Granzen von Massachusetts betreten. Er erhielt diesen Namen zum Andenken eines militärischen Befehlshabers, der zur Zeit von Philipps Kriegen *) hier mit Verlust eines einzigen Mannes eine Schaar von 300 Indianern in ihrem Lager überfiel und vernichtete. Der Triumph war indeß kurz, denn er wurde auf dem Rückzug abgeschnitten und erschlagen. Ruhig und still fließt dieser liebliche Fluß durch die Alluvialebenen von Massachusetts und Connecticut, aber an dieser Stelle bildet er auf einer Strecke von kaum 2 Stunden drei Fälle mit zwischenliegenden Schnellen. An malerischer Schönheit kommt keine andere Landschaft in Neu-England dieser gleich. Oberhalb der Felsenschranke ist der Fluß still wie ein Bergsee, aber über diese Schranke stürzt er mit einer Gewalt hinab, daß die Erde erzittert, und verliert sich dann sogleich in Bergklüfte. Der schmale Raum, den man hier übersieht, und die rings umher herrschende Oede bildet einen starken Contrast mit dem weiten Thale und dem ruhigen Lauf oberhalb und unterhalb der Fälle, die man nicht mit Unrecht das Miniaturbild des Niagarafalls genannt hat.

Für den Geologen ist dieß ein besonders anziehender Punkt: er sieht hier das Aneinanderstoßen von Trapp- und Sandstein unter den günstigsten Verhältnissen und kann es fast eine halbe Stunde weit verfolgen. Die Ostgränze des Sandsteinbassins ist durch ein Granitgebiet eingefaßt, und die Westgranze bilden Höhen von Glimmerschiefer, während im Norden Lagerungen von Kalk- und Urschiefer vorkommen. So finden sich auf einer Strecke von wenig mehr als einer Stunde nicht weniger als sechs verschiedene Felsarten. Eine Untersuchung des Kataraks läßt kaum einen Zweifel übrig, daß das Gestein desselben durch die mechanische Gewalt vulcanischer Felsen, die sich in der Tiefe finden, emporgehoben wurde. Die Richtung des Falls ist unregelmäßig, denn der Fluß schlägt gerade gegen den Trapp- oder Grünstein an, der ihm eine neue Richtung gibt.

Das Merkwürdigste aber, was dieser Fall darbietet, sind die Abdrücke, welche sich in dem aus seiner ursprünglichen Lage emporgehobenen Sandstein finden, und welche den Beweis liefern, daß zur Zeit der Ablagerung dieses alten Gesteins Vögel vorhanden waren. Dieß Daseyn in einer so fernen geologischen Epoche ist zwar schon längst ziemlich erwiesen, aber nicht leicht möchte irgend eine Localität so deutliche fossile Fußspuren liefern, wie diese, obgleich die Zahl dieser Fußspuren leider nicht eben groß ist. Alle wesentlichern Kennzeichen der Füße lebender Vögel finden sich ganz deutlich vor, und die Aehnlichkeit füllt den Betrachter mit wahrem Erstaunen. Wie der Eindruck eines fleischigen Fußes in dem nachgiebigen Thon sich einen so ungeheuren Zeitraum hindurch erhalten konnte, scheint, ohne tiefes Nachdenken, ganz unbegreiflich zu seyn, aber diese Eindrücke sind lebendige Zeugen der Unwandelbarkeit des Schöpfungsplans und enthüllen uns ein Bruchstück aus der Geschichte der Erde, lange, lange vor Erschaffung des Menschen.

Es ist selten eine Felsenschichte zu finden, in der Fußspuren sich so unverändert erhalten haben. Auch ist trotz der Zahl der Spuren durchaus keine Verwirrung zu ersehen, und die auf einander folgenden Tritte jeder Reihe stehen in genauem Verhältniß zu einander. *) Der Vogel, — dem die geologischen Naturforscher den Namen Ornithichnides fulicoides gegeben haben, — hat eine durchschnittliche Schrittlänge von etwas mehr als 12 Zoll, während ein andrer größerer Vogel eine Schrittlänge von 20 bis 23 Zoll hat; der erste scheint ein plumper, knochiger, der zweite ein verhältnißmäßig sehr

*) Philipp ist der englische Name eines Sachems der Wampanoags, welcher erkannte, daß die Indianer verloren seyen, wenn man nicht die weißen Ansiedler gänzlich vernichte. In dieser Absicht begann er im J. 1675 einen blutigen Vertilgungskrieg gegen die Bewohner von Massachusetts, fiel aber schon im folgenden Jahre in einem Gefecht. A. d. U.

*) Dem Aufsatz, den wir hier nur in Kürze wieder geben, sind zwei Abbildungen beigefügt. A. d. R.

Digitized by Google

langbeiniger Vogel gewesen zu seyn. Eine dritte Art hinterließ noch leichtere, aber gleichfalls sehr deutliche Spuren. Ob die Vögel nichtsdestoweniger nahe verwandt waren, möchte sich kaum mehr bestimmen lassen, dennoch aber lebten sie jedenfalls gesellig zusammen.

Franzosen und Engländer in Abyssinien.

(Fortsetzung.)

Während dieser Versuche sich an den Küsten festzusetzen, wurde auch das Innere in keiner Weise vernachlässigt. Schaaren französischer Spione und Emissäre kamen nach Tigré, Godscham und Schoa, zum Theil um die Plane der französischen Regierung zu fördern, zum Theil in andern Absichten, auf die wir gleich näher zu sprechen kommen werden. Bekanntlich hatte die Missionsgesellschaft der englischen Kirche zu verschiedenen Zeiten Geistliche nach Abyssinien geschickt, um eine bessere Kenntniß des Christenthums unter diesem Volke zu verbreiten. Einige derselben waren noch da, als die französischen Agenten ankamen, ihre Gegenwart aber und ihr Einfluß waren mit den Absichten Frankreichs so unverträglich, daß vor allem versucht wuede sie zu entfernen. Die Prode ward zuerst in Tigré gemacht, dessen schlauer Regent, aus Politik, nicht aus Grundsatz tolerant, sie bisher begünstigt hatte. Eine ägyptische Armee soll sich damals bis auf drei Tagmärsche den Gränzen Tigre's genähert haben, und Ubie fürchtete, Mehemed Ali möchte es auf die Eroderung von ganz Abyssinien abgesehen haben; dieß war auch wieklich der Fall, aber eine mächtige Hand steckte dem Unternehmen Mehemed Ali's ein Ziel. So lange die Aegyptier vorrückten, zeigte sich Ubie sehr freundschaftlich gegen die Missionäre, weil er durch sie Hülfe aus Indien gegen den Pascha von Aegypten zu erhalten hoffte. Als aber Mehemed Ali auf eine Weisung Englands seine Plane gegen Abyssinien aufgab, behandelte Ubie, welcher durchaus nicht wußte wem er seine Befreiung danke, die Missionäre sogleich sehr kalt, und gab den Einflüsterungen und Versprechungen der Franzosen Gehör. Unter diesen befand sich ein katholischer Priester, der von religiösem und nationalem Haß gespornt den Fanatismus der abyssinischen Geistlichkeit gegen die Protestanten entflammte, indem er sie fortwährend als Ketzer verschrie und behauptete, sie würden auch allgemein in Europa als solche angesehen. Die Bemühungen der weltlichen Emissäre unterstützten diese Anklagen aufs kräftigste: sie schilderten die übermüthige und hinterlistige Politik Englands, das durch List und Verrath seine Macht über einen großen Theil Asiens ausgebreitet habe, und jetzt längs den Ufern des rothen Meeres seine Niederlassungen gegen Abyssinien vorschiebe. Ubie ließ sich durch diese Vorspiegelungen in Schrecken setzen, entzog den englischen Missionären seinen Schutz und befahl ihnen das Land sogleich zu verlassen. Dieselben Künste wurden mit mehr oder minderem Erfolg in Amhara, Godscham und Schoa in Anwendung gebracht. Ueberall herrschte französischer Einfluß, und durch eine geschickte, wenn auch sehr sparliche Vertheilung von Geschenken und noch größere Versprechungen weckte man eine Vorliebe für französische Manufacte. Indeß ließen sich die englischen Waaren doch nicht ganz von dem abyssinischen Markt ausschließen, da ihre Güte und Wohlfeilheit ihnen immer einen Vorzug gab; deßhalb nahm man seine Zuflucht zu andern Mitteln, und verbreitete schlau die Ansicht im Lande, daß die Engländer im Stillen Anstalt machten, den Sklavenhandel abzuschaffen, und so in jedem Hause, vom Palast bis zur Hütte herab, den Diener gegen den Herrn aufzureizen.

Diesem verleumderischen Berichte Eingang zu verschaffen, waren zahlreiche Agenten emsig beschäftigt, darunter vor allen die HH. D'Abbadie und der bekannte Rochet de Hericourt. *) Bei der Wahl dieses letztern hatte aber Hr. Thiers einen großen Mißgriff gemacht. Rochet, wie der König von Schoa, Sahla Selassi, ihn vertraulich nannte, war ein Mann, der sich mit der Stellung eines Emissärs nicht befriedigt fühlte. Er entwarf riesenhafte Plane, strebte hoch hinauf, und wenn ihm das Glück zuwider war, so lag der Umstand nur darin, daß der Ehrgeiz bei ihm die Klugheit weit überwog. Wäre dieß anders gewesen, so würden seine Plane durch die Posaune der Geschichte auf uns gekommen seyn, welche berichtet hätte, wie Rochet Hericourt über Tadschura in Schoa anlangte, durch Austheilung von Arzneien und dgl. sich bei den Landesbewohnern in Gunst setzte und eine starke Partei gewann, wie durch seine Veranstaltung Sahla Selassi zu seinen Vätern schlafen ging, wie Rochet sich auf den erledigten Thron setzte, die königliche Wittwe Besabesch in seinen Harem aufnahm nebst den schönsten unter den fünfhundert Kebsweibern seines Vorgängers; wie er seine neue Hauptstadt auf dem Gipfel eines der höchsten Berge des Landes anlegte, dem Missionär Krapf die Patriarchenstelle anbot, unter der Bedingung ihm zur Ausführung seiner Plane behülflich zu seyn; wie er die faulen einheimischen Priester gezwungen hätte in den heißen Thälern von Gidam Baumwolle und Zuckerrohr zu bauen, wie er die umwohnenden Gallas besiegt, den englischen Einfluß vernichtet und endlich geruht habe, seinem frühern Herrn, dem König der Franzosen, die Hand zum Bunde zu reichen. Der Leser mag lächeln, aber es ist ganz gewiß, daß dieser französische Abenteurer alles dieß und noch mehr im Sinn hatte. Auch wäre das Unternehmen nicht so schwer gewesen, als es auf den ersten Anblick scheinen mochte. Ein kühner Plan ist in diesen Ländern die halbe Schlacht, und hätte Rochet alle die Geschenke erhalten können, welche der Generalcontroleur Hr. Combes

*) Es braucht kaum der Bemerkung, daß dieß eine zum mindesten gesagt sehr parteiische Darstellung von Seite der Engländer ist. Der Vorwurf gegen D'Abbadie wurde schon im J. 1839 von dem Church Missionary Registrar vorgebracht, und von diesem Blatte ging sie auch als gelegentliche Bemerkung ins Ausland über. Gegen den Registrar als ein Parteiblatt, das keine Reclamation aufgenommen hätte, trat Hr. D'Abbadie nicht auf, da ihm aber zufällig das Ausland vom 21 Nov. 1839 zugekommen, wo diese Ansicht gleichfalls ausgesprochen war, reclamirte He. Antoine D'Abbadie in einem Schreiben an die Redaction dagegen, welches in Nr. 361 Jahrgang 1840 abgedruckt ist. He. Rochet de Hericourt hat unsers Wissens nie geläugnet, daß er ein Agent unter der französischen Regierung sey. A. d. R.

Digitized by Google

und anderr nach der Küste gebracht zu haben behaupten, so wärr das Drama auf alle Fälle wenigstens begonnen worden.

Dieß war aber nur, wie sich von selbst versteht, eine kleine Episode, die weder von Thiers, noch von Guizot voraus gesehen noch beabsichtigt war. Ihr Zweck bestand darin, längs der Küste von Ostafrika die Kette von Forts auszudehnen, die sie im Norden und Westen bereits gegründet hatten, und welche, wir man in Frankreich zuversichtlich hoffte, bald auch Aegypten umspannen würden. Frankreich wollte sich ein Monopol aller Erzeugnisse des innern Afrika's suchen, welche von Karawanen durch die Länder Enarea, Kaffa, Kambat, Schoa, Godscham und Amhara nach den Gränzen des rothen Meeres gehen. Die indische Regierung erkannte schnell, welche große Interessen hier auf dem Spiel ständen, und beschloß nach reiflicher Ueberlegung einen Gesandten nach Südabyssinien zu senden, wobei zu bemerken, daß Sahila Selassi noch rifriger als die indische Regierung selbst darauf bedacht war, und während die Sache besprochen wurde, einen Brief nach Bombay sandte, worin er inständig bat, daß man einen Gesandten zu ihm senden möge. Dir Regierung in England wurdr befragt, und Lord Palmerston billigte den Plan vollkommen. Unter der großen Anzahl geschickter und ausgezeichneter Männer im Militär- und Civildienst Indiens konnte es der Regierung nicht schwer fallen, einen tauglichen Mann herauszufinden. Dir Wahl fiel auf Major Harris, der allerdings früher nir mit diplomatischen Geschäften bekannt gewesen war, von dem man aber wußte, daß er sich mit den politischen Verhältnissen emsig beschäftigt hatte und eine große Schlauheit unter einem lachenden, anscheinend ganz harmlosen Aeußern verbarg. Sein zahlreiches, wohl ausgesuchtes Gefolge bestand aus gewandten Offieieren und mehrern wissenschaftlichen Männern. Von dem Augenblick an, wo er die afeikanische Küstr berührte, und namentlich auf dem langen Weg durch die brennende Wüste und die erstickenden Schluchten der Danakil, Isa und Mudaito-Beduinen hatte Major Harris Geiegenheit genug, seine Gewandtheit und Ausdauer zu rrproben.

(Fortsetzung folgt.)

Die slawischen Bewohner Istriens.

(Nach dem Italienischen des Dr. Kandler, von S. Löwenthal.)

Zur großen slawischen Familie gehören auch die Bewohner des Innern und der östlichen Küsten Istriens, dir sich aber, wir schon mannichfach bemerkt wurde, von Kreis zu Kreis der Art von einander unterscheiden, daß man sie für gesanderte, in verschiedenen Zeiträumen und aus verschiedenen Ländern in Istrien eingewanderte slawische Racen halten könnte, denn sie leben von einander getrennt, jrde Gemeinde bewahet ihre eigenen Sitten und Gebräuche, ihren eigenen Dialekt. Sagen, welche man als die unzertrennlichen Gefährten alter Gesittung bezeichnet, haben sie nicht, aber sie sind längst bei ihnen in Vergessenheit gerathen.

Wie dir Italiener und Slawen in Istrien sich aus Abneigung vor ehelichen Verbindungen mit andern Racen nicht vermischen, verschmolzen sich auch die slawischen Stämme nicht miteinander. Sie verschwägern sich nur in der Gemeinde oder Ortschaft, um die persönlichen Gewohnheiten und Herkömmlichkeiten zu bewahren.

Wenn der slawische Landmann auch viele Jahre in der Stadt leben und dort Kleidung, Nahrung und Benehmen ändern müßte, würde er doch bei der Heimkehr sich wieder seine alten Gewohnheiten aneignen. Gar mancher, durch vierzehn Jahre als Soldat an militärische Haltung gewöhnt, hat mit der Gamaze und Jacke auch wieder den schleppenden Gang und das vielen slawischen Racen eigene nachlässige Wesen angenommen. Als Kennzeichen seines langjährigen Waffendienstes ist ihm nur die steife Stellung der Beine geblieben, die er vor jeder höheren Person, wie einst vor seinem Obern, behauptet. Das gesittete, städtische Familienleben hat keinen Einfluß auf ihn geübt. In seinem Geburtsdorfe hält er dir Weiber für Hausthiere, die es quälen darf, weil sie ihm dienen müssen. Künste, Gewerbe, Feldgeräthe des Ackerbaues, häusliche Bequemlichkeiten und Reinlichkeit sind ihm unwesentliche Gewohnheiten eines andern Menschenschlages, denen er die heimathlichen Gebräuche seiner Brüder vorzieht.

Die Slawen in der Umgegend von Albona haben manches mit den Bewohnern des subalpinischen Istrien gemein und bilden den Uebergang zu den Liburniern, denen Albona ehemals gehörte. Der lederne Sack, den sie quer über die Schultrr tragen und der ihnen bessere Dienste als Taschen thut, ist ganz liburnisch. Sie haben mit den subalpinischen Istrianern die schwarze Filzmütze und großentheils auch die Tracht gemein. Sie tragen aber schon gleich den liburnischen Inselbewohnern weitfaltige schwarze Beinkleider. Der Kopfputz des weiblichen Geschlechts nähert sich ebenfalls dem liburnischen.

Eine Zusammenkunft mit den Araucanos.

(Schluß).

Auch die Religion könnte zur Civilisation dieser Indianer viel beitragen, denn da sie keine bestimmte Gottesverehrung haben, so darf man voraussetzen, daß sie die unserige nicht zurückweisen würden. Aber zur Erreichung dieses schönen Zieles wären andere Priester nöthig als die, welche man im allgemeinen in diesem Lande findet. Den Pfarrer von Arauco mußte man schon öfter wechseln, weil er stets der unsittlichste Mensch der Stadt war. Der jetzige, sagt man, ist etwas gewissenhafter, aber ein armer Teufel, der kaum lesen kann. Welchen Einfluß können solche Geistliche auf ihre Pfarrkinder, deren Schändlichkeit sie theilen, äußern? — Die Indianer haben in der That keine eigentliche Glaubenslehre; indessen erkennen sie doch zwei geheime Mächte, über die sie keine weitere Rechenschaft geben können, eine gute und eine böse, an. Die erste heißt Pillan, die andere Gueen. Sie verbinden aber damit keine bestimmten Begriffe, und beziehen sie ganz nach Belieben auf solche Gegenstände, die den meisten Eindruck auf ihre Einbildungskraft machen. So verehren diese einen Baum oder einen Berg, jene einen Fluß oder einen Hain. Ihre Verehrung besteht übrigens einzig und allein darin, daß sie sich um ihre Gottheit versammeln und ein fürchterliches Geschrei erheben oder auch weinen, und dann einen Hammel, eine Kuh oder ein Pferd opfern. Diese Feierlichkeiten leiten die Machi, eine Art Zauberer oder vielmehr Zauberinnen, denn nur manchmal ist der Begeisterte ein Mann und erscheint auch alsdann in weiblichem Anzuge. Diese Würde erbt sich fort, und wer sie bekleidet, hat auf diese abergläubischen Menschen einen Einfluß, der sich oft auf eine sehr

Digitized by Google

gefährliche Weise äußert. So wird der Tod eines Indianers, der an Krankheit oder durch einen Zufall stirbt, der Einwirkung einer geheimen Macht zugeschrieben, irgend ein Lebender aber als Werkzeug derselben betrachtet. Die Angehörigen verlangen daher von den Machi, daß sie das Werkzeug des Teufels namhaft machen; umsonst würden diese ihnen vorstellen, der Tod ihres Verwandten sey eine ganz natürliche Sache; es müssen jedenfalls ein oder mehrere Opfer fallen, und diese bezeichnen die Machi nach ihrem Belieben, manchmal auf Gerathewohl, am häufigsten aber von Privatrache geleitet. Der angebliche Mörder wird ohne Gnade gehängt; die Anverwandten suchen ihn allenthalben auf und richten ihn, sobald sie ihn erhaschen, auf der Stelle hin. Niemand wagt irgend einen von dem Augenblick an, wo er von den Machi namhaft gemacht worden ist, in Schutz zu nehmen, und seine Familie und seine Freunde beeilen sich am meisten, ihn auszuliefern. Wie weit sich der Einfluß der Machi erstreckt, mag folgendes Beispiel beweisen. In Concepcion wohnt der Exgazike Penalco mit einem Theil seiner Frauen und seiner Kinder. Vor ungefähr einem Jahre sah man bei hellem Tage zwei Indianer in die Stadt kommen und ihren Weg nach Penalco's Wohnung nehmen; bald darauf erschienen sie wieder und sprengten mit einer unglücklichen Indianerin, die sie an eines ihrer Pferde gebunden hatten, so schnell davon, daß diese bereits den Geist aufgegeben hatte, ehe man ihr zur Hülfe eilen konnte. Die Indianer ergriffen die Flucht. Als man Penalco über diesen Vorgang befragte, erwiederte er, daß dieses Opfer von den Machi bezeichnet worden sey, und daß es nicht in seiner Macht gestanden habe, die Vollstreckung des Urtheilsspruchs zu hindern.

Obschon die Vielweiberei bei ihnen erlaubt ist, so wird doch die Ehe mit bestimmten Förmlichkeiten geschlossen. Will ein Indianer ein Mädchen, das ihm gefällt, heurathen, so macht er ihren Eltern sein Vorhaben bekannt und unterhandelt mit ihnen über die Bedingungen, unter denen sie ihm ihre Tochter geben wollen. Ist man über die Anzahl des Viehes, seyen es nun Kühe, Schafe oder Pferde, welche er geben muß, einig, so erscheint er, von einigen Freunden begleitet, raubt die Indianerin, setzt sie hinter sich auf das Pferd und rettet sich mit ihr in den Wald, wo er drei Tage versteckt bleibt. Am vierten Tage kehrt er zurück und schlachtet vor der Thüre seines Schwiegervaters eine Stute, worauf die Hochzeitsfeierlichkeiten beginnen. Der Raub ist der bürgerliche Act, wodurch er das Mädchen als seine Frau, von der er sich nicht mehr trennen darf, anerkannt. Diese Verpflichtung ist bei ihnen heilig und unverletzlich und der Ehebruch das größte Verbrechen. Die Frau, welche ihn begeht, wird von ihrem Mann und seinen Verwandten ohne Barmherzigkeit ermordet, der Liebhaber kann sich aber von dieser Strafe durch eine von dem Mann zu bestimmende Entschädigung loskaufen. Die Indianer können so viele Weiber nehmen, als sie zu kaufen und zu unterhalten vermögen; eine Indianerin aber darf sich nach dem etwaigen Verschwinden ihres Mannes, selbst wenn seitdem eine Reihe von Jahren verflossen ist, nicht eher wieder verheurathen, bis sie die genügendsten Beweise seines Todes beibringt. Entfernt sich ein Indianer von Hause, so übergibt er gewöhnlich seine Frauen der Obhut ihrer Eltern, und wenn er nach seiner Heimkehr eine Untreue, von der ihn diese nicht sogleich benachrichtigt haben, entdeckt, so kann er jede Entschädigung verlangen, die ihm beliebt, weßhalb dann auch die Eltern sich stets beeilen, in vorkommenden Fällen die nöthige Anzeige zu machen. Uebrigens findet diese Strenge nur auf verheurathete Frauen Anwendung; die Mädchen genießen die vollständige Freiheit und wissen sie zu benützen.

Obschon jeder Indianer mehrere Frauen hat, so wird doch die erste als die eigentliche Herrin angesehen und geachtet; sie allein hat das Recht am Tische des Mannes zu essen, und führt die Aufsicht über das Haus und die andern Weiber. Diese wohnen zwar alle in demselben Gebäude, leben aber nicht in Gemeinschaft, sondern jede hat ihre Haushaltung für sich. Man darf annehmen, daß der Mann Recht über Leben und Tod seiner Weiber hat, denn nicht selten ermordet er sie bei der geringsten Unzufriedenheit. Vor einigen Jahren schnitt der bereits erwähnte, jetzt in Concepcion wohnende Exgazike Penalco einer seiner Frauen zu Los Angelos die Kehle ab. Als der General Bulnes von dieser That hörte, ließ er den Exgazike vor sich führen und fragte ihn nach der Ursache eines solchen Benehmens. Dieser erwiederte, diese Frau habe ihn beständig durch die Eifersucht in Bezug auf seine andern Weiber gepeinigt, er habe alles Mögliche versucht, sie zufrieden zu stellen, aber ohne allen Erfolg, und ihm sey kein anderer Ausweg geblieben, als sie zu tödten. Der General scheint diesen Grund annehmbar gefunden zu haben, aber man fürchtete sich, den Exgazike zu bestrafen, denn es ward keinerlei Verfolgung gegen ihn eingeleitet.

Auffallend war mir auch, daß fast alle Indianer christliche Vornamen führen; man versicherte mir, dieß sey eines der Ueberbleibsel der spanischen Occupation, denn man will bemerkt haben, daß sie es sich seitdem zur Ehre anrechneten, die Namen der Eroberer anzunehmen; vielleicht legten sie sich aber nach die Namen der Feinde, die sie tödteten, bei. Alle Männer, welche Juan, und alle Frauen, welche Anna heißen, setzen vor ihren Namen das spanische Don und Donna, und kennen genau den Rang, welchen ihnen dieser Titel gibt.

Miscellen.

Amerikanische Sprachreinigung. Dieses Irrlicht scheint allmählich auch über einige Amerikaner zu kommen, und so ist es einem Spitzkopf eingefallen, die unregelmäßige Bezeichnung der Zahlen elf, zwölf, dreizehn u. s. w., die im Englischen ganz dem Deutschen analog lauten, sehr verwerflich zu finden. Wie man im Englischen statt des Deutschen „einundzwanzig" die Worte „zwanzig eines" sagt, so schlägt der bewußte Spitzkopf, der doch für gut gefunden, sich bloß mit einem D. statt mit seinem ganzen Namen zu unterzeichnen, vor, „zehn eins," „zehn zwei" u. s. w. zu sagen, oder gar eins[illegible]) eines, einsig zwei u. dgl. Er meint, dadurch werde die Uebereinstimmung mit dem Zählen nach „zwanzig, dreißig" u. s. w. hergestellt.

Prächtige Hängebrücke in London. Die Vollendung einer Hängebrücke, welche Hungerford Market mit Belvedere-road-Lambeth verbindet, wird diesen Sommer erwartet. Die Gesammtlänge des hängenden Theils wird nicht weniger als 1342½ Fuß betragen. Die Zahl der 24 Schuh langen Kettenstücke beträgt 2500, und das Gesammtgewicht des dazu verwendeten Eisens nicht weniger als 7 bis 800 Tonnen. (Moniteur industriel vom 25 April.)

Geschichte der Geographie. Der Conservator der geographischen Sammlung an der k. Bibliothek in Paris soll die Absicht haben, die alten Karten, besonders die Weltkarten des Mittelalters, gesammelt herauszugeben. Es finden sich in der Bibliothek arabische Karten selbst aus dem 9ten Jahrhundert. (ibid.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 129.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

8 Mai 1844.

Die Wasserscheide der Dwina und Wolga. *)

Von der Wasserscheide an bis Danilof senkt sich das Terrain um ungefähr 200 Fuß. Unsere Barometermessung ergab für Danilof eine Höhe von 592 Fuß.

Von hier aus nach Süden nehmen die Tannenwälder auffallend ab. Es ist kein einziger großer Nadelwald mehr zu sehen. Aus alter Zeit stehen noch einzelne Kiefern, Pinien ähnlich, mit hohen runden Dächern an kahlen Stellen, am Wege oder an Waldrändeen umher. Junge Kiefernwälder sind nur an den Ufern der Flüsse auf den mit Alluvialsand bedeckten Strecken vorhanden.

Dagegen nehmen die Espen an Höhe und Stärke und Anzahl zu und kommen ebenso häufig vor wie die Birken. Die gerundeten dichten Gipfel der Espen geben den Wäldern aus der Ferne einen massenhaften Charakter, den man in den beweglichen, durchsichtigen Landmassen in der Nähe nicht vermuthet. Die alten Espen und Birken erhalten zuerst an der Spitze absterbendes, gelbes und rothes Laub; die jungen Birken, jungen Weiden, wie die Pappeln entlauben sich von unten aus. Jede Holzart scheint in der Entlaubung consequent denselben Weg einzuschlagen. So wie aber das Alter einen Einfluß ausübt, so scheinen äußere Umstände Modificationen herbeizuführen. Die Birken auf nassem Grunde werden früher gelb, wie die auf trockenem. Auf demselben Boden fangen zuerst die dem Winde ausgesetzten Stämme an sich zu entlauben.

So deutlich sich in der Abnahme der Tannenwälder eine Aenderung im Charakter der Vegetation zeigt, so hatten wir doch noch keine neue Landholzart auftreten sehen. In Wologda behauptete man, daß an der Südgränze des Gouvernements, nach der Wasserscheide hin, strauchartige Eichen vorkämen; wir hatten jedoch keine Spur davon gesehen, und es ist wahrscheinlich, daß man die im Norden überall mit dem Namen Eiche belegte Saalweide, Salix Caprea L., im Auge hatte, die mit Salix cinerea und fusca überall hier wächst. Erst mit dem Ueberschreiten der Wolga zeigen sich neue Holzarten, die den habituellen Charakter der Gegenden verändern. Das Land zwischen Wologda und Jaroslaw leitet die Uebergänge zwischen dem Innern und dem Norden ein.

Mit der Abnahme der Wälder und dem sorgfältigern Ackerbau sieht man nicht mehr die frei im Freien herumziehenden Viehheerden. Die Viehzucht scheint, wie überall in den stark bewohnten Gegenden, auf den Stall beschränkt. Die Hausthiere gehören ganz andern Racen an, wie im Norden. Die Schafe sind größer und weiß gefärbt; die kleinen schwarzen und grauen Schafe und braunen Ziegen mit dunkelm Rückenstreif, die man in Ustsug so häufig sieht, kommen nur noch höchst selten hier vor. Auch die Pferde ändern sich zu ihrem Vortheil und werden größer und schlanker als die nordischen. Sogar die Hunde zeigen sich in mannichfaltigerer Gestalt, und die schakal- und wolfsähnlichen Formen werden selten. Alles deutet einen Zustand von höherer Cultur und von größeree Entfernung vom Naturzustande an. Im Freien beginnt mit der Wolga, dem Auftreten des Hamsters und dem zahlreichen Vorkommen des Maulwurfs allmählich die mitteleuropäische Fauna in der Art, wie sie in Deutschland entwickelt ist.

Mit den Naturgränzen ist auf der Strecke zwischen Wologda und Jaroslaw auch eine Völkergränze gegeben, die jedoch schwieriger zu beobachten ist, als die der Pflanzen- und Thierwelt. Bis zur Suchona hin ist im Norden die ursprüngliche finnische Bevölkerung noch mächtig. Die Großrussen oder Moskowiter können als Colonisten, als Eindringlinge in diese Gegenden angesehen werden, die freilich sich allmählich der Herrschaft bemächtigt und ihre Sprache und ihre Sitten überall verbreitet haben. Die unterdrückten, friedlichen finnischen Stämme sind allmählich an vielen Orten so mit den Russen verschmolzen, daß kaum noch eine Gränze zu ziehen ist. Nur an der vorherrschend blondhaarigen Bevölkerung im Norden, an den breiten Gesichtern mit den kleinen Augen sieht man äußerlich noch, daß die Finnen die Herren des Landes sind. Von Wologda an sieht man die blonden Haare immer seltener, und in Danilof zeigen sich überall die chacakteristischen schwarzhaarigen Russenphysiognomien. Bis in die

*) Aus Blasius' Reise im europäischen Rußland in den Jahren 1840 und 1841.

Wolgagegenden kammen die Finnen jetzt nur noch sporadisch vor. Das Vorherrschen der russischen Bevölkerung zeigt sich nach der Wolga hin auffallend an den schönen Frauengestalten und den reizenden Kindern. Im Norden sah man fast nur alte häßliche Weiber; von Danilof an ist ein gut aussehendes junges Mädchen eine häufige Erscheinung, und man sieht unter der Landbevölkerung nicht selten Schönheiten, wie sie das übrige Rußland kaum aufzuweisen hat.

Franzosen und Engländer in Abyssinien.

(Fortsetzung.)

Sobald Major Harris an der Gränze anlangte, bekam er auch die Früchte der französischen Intrigue zu kosten. Es ist, wie jeder weiß der in jenem Theile der Welt einige Erfahrung hat, ein charakteristisches Kennzeichen von Barbaren, daß sie die Gränze des Möglichen und Unmöglichen durchaus nicht zu unterscheiden wissen. Das begriffen die Franzosen recht gut, und hatten deßhalb nicht ganz ohne Erfolg sich bemüht den Abyssiniern die ausschweifendsten Befürchtungen gegen die Engländer beizubringen. Ihre Berichte machten diese letztern zu einer Nation von Zauberern, welche allen Gesetzen der Natur Trotz zu bieten vermöchten: sie konnten, wie man behauptete, Berge umstürzen, Gold oder verborgene Edelsteine aus den Eingeweiden der Erde herausbringen, durch Zaubersprüche und Kräutertränke ganze Reiche entvölkern, aber nöthigenfalls in das Land, das sie unterjochen wollten, eine unmäßige Anzahl von Fußvolk und Reiterei in Kisten transportiren. Was aber auf die Einbildungskraft der afrikanischen Hochländer am mächtigsten wirkte, war die Idee, Major Harris führe die Königin von England mit sich, keine zarte Dame in Sammt und Seide, sondern ein ungeheurer, schrecklicher Gul, der, einmal losgelassen, Sahila Selassi und alle seine Unterthanen zum Frühstück aufspeisen könne. Es ist unnöthig hier die zahlreichen Hindernisse und Schwierigkeiten aufzuzählen, welche aus diesen abgeschmackten Fabeln entsprangen. Indeß schon die erste Unterredung zwischen Major Harris und dem König von Schoa brachte dem französischen Einfluß einen nicht geringen Schlag bei.

Es mag hier nicht überflüssig seyn auf das französische Intriguensystem im östlichen Afrika etwas näher einzugehen. Hr. Combes und die beiden d'Abbadie, welche sich bald für einfache Reisende ausgaben, bald als politische Agenten gebärdeten und jeden, der sie beleidigte, mit der Rache ihrer Regierung bedrohten, waren seit geraumer Zeit im rothen Meere von einem Hafen zum andern gewandert und hatten dennruhigende Berichte über die Plane der Engländer in Afrika verbreitet. In Tadschura versuchte Combes zuerst die Macht sanfter Worte, als aber diese nichts ausrichteten, suchte er mit Gewalt zu landen, wurde jedoch von Ibn Mohammed angegriffen und verjagt; Combes gab nun dem alten Sultan zu verstehen seine Anhänglichkeit an englische Interessen solle ihm theuer zu stehen kommen, indem er unfehlbar mit einer Anzahl Kriegsschiffe zurückkommen und seine Stadt zusammenschießen würde. Er war kaum fort, als die HH. d'Abbadie ankamen und durch allerhand hingeworfene Worte und Winke die ärgsten Befürchtungen unter den Eingebornen gegen die Engländer zu erwecken suchten. Auch gelang ihnen dieß bis zu einem gewissen Punkte, denn der kurz zuvor geschehene Ankauf der Insel Musschah diente ihnen als Handhabe, welche sie auch so geschickt benützten, daß sie den Sultan von Tadschura und einige andere benachbarte Häuptlinge völlig widerspänstig machten. Die Unzufriedenen zogen sich voll Zorn gegen die Engländer in die nahen Berge zurück, aber die Masse des Volks, das dem Klang des englischen Geldes hold war, hätte die beiden d'Abbadies beinahe gesteinigt. Glücklicherweise entkamen sie nach Hodeida an der arabischen Küste.

Im Innern schien es inzwischen den Franzosen besser zu gelingen. Ein Abgesandter war, wie man sagte, in Amhara mit zahlreichen Kamelladungen von Geschenken angekommen, hatte durch einen einheimischen Vaten an Sahila Selassi von der Seeküste aus goldene Zierathen von französischer Fabrik geschickt, als eine Probe dessen, was seiner warte, wenn er die beabsichtigten Verhältnisse mit den Engländern abbrechen wolle. Man hat Sahila Selassi nie vorgeworfen, daß er seine Interessen vernachlässige, und solange die Engländer mit ihren Geschenken noch entfernt waren, während die Franzosen mit ihrer Ankunft sich so sehr zu beeilen schienen, bedauerte er, daß er nach Bombay geschrieben und um einen Gesandten gebeten hatte, da ihm die Besorgniß kam, die Eraberer von Algier möchten wünschenswerthere Alliirte seyn. Darum behandelte er den Major Harris eine Zeitlang nach seiner Ankunft mit auffallender Nichtachtung, aber ein an sich unbedeutender Umstand bewirkte auf einmal eine völlige Umwälzung in der Gesinnung des Königs. Unerwartet erschien in seinem Gebiet ein Franzose, nackt, verwundet, von allem entblößt, und erklärte, er sey der einzige Ueberlebende von der Escorte und der Gesandtschaft, welche mit Geschenken von unermeßlichem Werthe von dem König der Franzosen an Se. Majestät Sahila Selassi beladen gewesen sey. Die Geschichte dieses Menschen war sonder- und wunderbar. Sie waren, wie er sagte, mit Hrn. Combe und vierzig andern Personen von Tigré aufgebrochen, hatten die Provinzen Argabba und Lasta durchzogen und wünschten sich bereits Glück das Ende ihrer Reise nahezu erreicht zu haben, als sie mit einemmal von einem Gallastamm überfallen und sämmtlich niedergemacht wurden; nur er allein wollte entkommen seyn. Ob Sahila Selassi die Erzählung glaubte oder nicht, mag dahingestellt bleiben, jedenfalls aber sah er klärlich, daß er keine reichen Geschenke mehr von Frankreich zu erwarten habe. Der arme Evan — so hieß der Entkommene — wurde zwar mit Lebensmitteln versehen, mußte aber seinen Weg darfuß fortsetzen und wurde in der Hauptstadt mit dem ehrenvollen und gewinnreichen Geschäft betraut in die Gewehre des Königs Flintensteine einzusetzen. Diese Beschäftigung trieb er in einem der Höfe des Palastes, wo er halb nackend, schauernd vor Kälte und hungrig einen Tag um den andern arbeitete und sich die Haut von den Knöcheln klopfte, bis seine Hände mit Blut bedeckt waren. Aber erbarmungslos zwang man ihn fortzu-

arbeiten, um sich vor dem Hungertod zu schützen. Indeß fehlte es Hrn. Evan nicht an Schlauheit, und bald hatte er einen Plan zur Flucht entworfen, der freilich in der Ausführung mit einiger Gefahr verknüpft war. Er stellte sich verrückt, benahm sich aber doch so, daß man ihn nicht für einen Rasenden ansah und vor den Kopf schlug. Unter andern Lügen, die er früher vorgebracht, war auch die, daß er den Gouverneur von Efrata beschuldigte, er habe ihn aufhetzen wollen; jetzt stellte er sich, als ob dieser furchtbare Gedanke ihm den Kopf verdreht habe, und erklärte, man halte ihn in einer Art von Sklaverei zurück, weil der König und seine Familie beschlossen hätten, ihn gleich nach dem Fest der heil. Jungfrau aufzufressen. Dieß wiederholte er so oft, daß es endlich, wie er beabsichtigte, auch zu des Königs Ohren kam. Sahila Selassi wußte nicht recht, was er aus seinem Gast machen solle, und erst als die Anklage formell in seiner Gegenwart durch einen Dolmetscher wiederholt wurde, überzeugte er sich von der Verrücktheit des Franzosen. Er hatte es indeß ganz einfach mit einem Spionen zu thun, der die Fortschritte seiner Unterhandlungen mit der brittischen Gesandtschaft beobachten sollte; dieser Gedanke kam aber dem König nicht, und so ließ er Hrn. Evan nicht bloß abreisen, sondern gab ihm auch noch die Mittel nach Gondar zu kommen.

Die Unterhandlungen machten indeß rasche Fortschritte. Major Harris kam im Monat Julius 1841 an den Hof von Schoa, wo Sahila Selassi ihn anfangs mit Mißtrauen und Furcht betrachtete, da man ihm den Gedanken beigebracht, daß England allenthalben, wo es seinen Handel ausdehne, auch in aller Stille und ganz unwiderstehlich den Grund zu seiner Herrschaft lege. Aber Major Harris wußte bald den König auf andere Gedanken zu bringen; durch welche Mittel, das können wir, da er in seinem Werk unbegreiflicher Weise alle politischen Nachrichten ausließ, nur vermuthen; es ist indeß wahrscheinlich, daß Major Harris, der bald über die Verhältnisse der verschiedenen Staaten Abyssiniens zu einander ins Klare gekommen war, dem König bewies, daß die Macht, mit welcher England sich verbinde, unfehlbar über alle ihre Nebenbuhler siegen müsse. Er mag dabei auf die durch zahlreiche Erfahrungen bestätigte Thatsache hingewiesen haben, daß jede orientalische Macht, welche sich durch französischen Einfluß zu halten suchte, im Laufe der Zeit fand, daß sie sich auf einen zerbrochenen Stab stütze. Wie dem indeß auch seyn mag, Sahila Selassi begriff bald, welch ein Unterschied zwischen Engländern und Franzosen sey, und beschloß, sich ausschließlich an die erstern zu halten; so kam in kurzem ein Handelsvertrag zu Stande.

Man darf freilich nicht glauben, daß der König von Schoa alle Vortheile, die ein solcher Vertrag für ihn selbst und sein Land haben mußte, klar einsah, sondern unbestimmte Ansichten von großem Gewinn, ausgedehnter Macht und künftigem Ruhm mochten ihm durch den Kopf gehen, und die Energie und das Selbstvertrauen, das seine englischen Gäste zeigten, mochten ihm imponiren; er fühlte sich, so lange sie bei ihm waren, auf einmal in die Sphäre der Civilisation erhoben, er wurde mißtrauisch gegen sich selbst, und fürchtete sich vor dem Augenblick der Abreise, denn er erkannte, daß er auf einer künstlichen Höhe stehe, von welcher er, sobald die fremden Stützen weggenommen würden, werde heruntersteigen müssen. Zugleich plagte ihn der Gedanke, daß die Gesandtschaft sich nur entfernen werde, wenn er selbst sie beleidige, daß sie aber in diesem Fall zu seinen Feinden sich begeben und diese gegen ihn verstärken würde.

Aus diesen und manchen andern Gründen sollte eine Gesandtschaft sich bleibend in Abyssinien aufhalten, aber nicht in Schoa selbst ihren Sitz haben. Dieß erfordert eine Erklärung. Bekanntlich gibt es in Abyssinien eine geistliche Macht, welche in manchen Beziehungen mit der des Papstes Aehnlichkeit hat. Diese Macht liegt seit langer Zeit in den Händen des Abuna oder Patriarchen, der zwar von seinem äußeen Glanze viel verloren hat, aber doch noch einen außerordentlichen Einfluß über Fürsten und Völker in allen den Staaten ausübt, welche auf den Ruinen des äthiopischen Reiches entstanden sind. Die Neigung des gegenwärtigen Patriarchen ist ganz für England, denn er erhielt den größten Theil seiner Erziehung, durch welche er über seine Voegänger weit hervoreagt, von Dr. Liebee, einem englischen Missionär zu Cairo, von wo nach aitem Herkommen der abyssinische Patriarch geholt wird. Ein andrer Umstand ist die große Jugend des Patriaechen, der, wenn wir recht berichtet sind, noch nicht das fünfundzwanzigste Jahr erreicht hat. Sollte es England gelingen diesen ganz in sein Interesse zu ziehen, so könnte während seines Patriarchats, welches vermuthlich sehr lange dauern wird, der englische Einfluß in Abyssinien sich so festsetzen, daß er alle Nebenbuhler aus dem Felde schlagen könnte. Das wissen auch die Franzosen so gut, daß sie bereits anfangen eine Veeachtung für den Patriarchen zu äußern, sein Ansehen herabzusetzen, und zu behaupten, daß kein Voetheil dabei zu erlangen sey, wenn man ihn gewinne. Um aber diese Vortheile, welche nichtsdestoweniger groß sind, sich zu sichern, sollte die englische Gesandtschaft in derselben Stadt mit dem Abuna wohnen, und durch diesen auf die Geistlichkeit wirken, wodurch wichtige Aenderungen in dem ganzen Zustand der abyssinischen Civilisation herbeigeführt werden könnten. Um indessen die materiellen Interessen des Handels in jedem äthiopischen Staate nicht aus den Augen zu lassen, sollte ein untergeordneter Agent an jedem einzelnen Hofe aufgestellt werden, der seine Weisungen von dem Gesandten am Hofe des Abuna empfinge. Die Bedeutung des Handels, der mit Centralafrika eröffnet werden könnte, der Einfluß, welchen England auf einige Hauptquellen des Sklavenhandels gewänne, das politische Uebergewicht, welches eine solche Stellung in Abyssinien nicht bloß über die inneren afrikanischen Länder, sondern auch über Aegypten, das rothe Meer und die Küsten des indischen Meers gewährte, würde die allerdings nicht unbedeutenden Kosten einer solchen Gesandtschaft wohl aufwiegen. Man kann sich noch jetzt keinen Begriff machen, welche Ausdehnung der gegenwärtige Handel mit Centralafrika gewinnen könnte. (Fortsetzung folgt.)

Der Turkomane Rachman-Ajaz.

(Aus dem ruſſiſchen Werke: Wanderungen zu Land und zur See.)

Die ganze Bucharei und ein Dutzend Ruſſen war vor einigen Jahren Zeuge eines furchtbaren, im höchſten Grade tragiſchen Vorfalls, der namentlich im Gedächtniß der Ruſſen lange bleiben wird; ich bin überzeugt, daß auch die ausſchweifendſte Einbildungskraft eines Europäers ſich im Traume nie das Bild einer jungen, ſchönen Frau vorſtellt, die in Qualen ſtarb, die ſich ſelbſt mit denen der gräulichſten Folterkammer nicht vergleichen laſſen. Mit Trauer muß ich es ſagen, daß die nachfolgende Begebenheit, ſo herzzerreißend ſie auch iſt, doch wirklich mit allen hier beſchriebenen Einzelnheiten ſtattfand, und daß Vorfälle ähnlicher Art im Orient ziemlich häufig ſind.

Der Turkomane Rachman-Ajaz wanderte auf dem Karawanenwege zwiſchen Meſched und China umher. Seine kirgiſiſche Gattin, die er irgendwo am Ufer des kaſpiſchen Meeres gegen zwei Kamele und ein Pferd eingetauſcht hatte, und die, wie man ſich nach dem Preiſe vorſtellen kann, nicht allzu ſchön und wohlgeſtaltet war, ein Kamel, ſein Antheil aus der Beute von einer Karawane, ein gutes Pferd, das er auf einem Raubzuge gewannen, und zehn Schafe, die er, ich weiß nicht wo, erhalten hatte, das war alles, was er ſein nannte. Rachman beklagte ſich jedoch nicht über ſein elendiges Loos, denn was bedarf der Sohn der Steppe; wenn er ein Kamel hat, auf welchem er von einem Ort zum andern heumzieht, ein Pferd, mit dem er das weite Sandmeer durchfliegt, und einige Schafe, die ihm Nahrung und Kleidung geben, ſo iſt er glücklich. Freiheit und die Steppe, das iſt es, was er begehrt. Auf der heimiſchen Steppe liebt der Turkomane vor allem ſein gutes Roß, dann ſeine Frau und endlich den Kampf. Rachman war jung und kümmerte ſich wie ein ächter Turkomane um nichts. Den Winter brachte er in völliger Unthätigkeit des Leibes und Geiſtes in ſeiner Kibitke meiſtens ſchlafend zu, im Sommer geleitete er Karawanen, und da er klug und keck war, gewann er bald das Wohlgefallen des buchariſchen Karawan-Baſcha, Rachim-Bey, der zweimal des Jahres dieſen Weg ziehen mußte und jedesmal Rachman-Ajaz mit ſich nach Bucharа nahm. Leider war dieß die Urſache aller ſeiner Unfälle: er wurde als guter Bekannter Rachim-Bey's und als Freund deſſelben in ſein Haus aufgenommen, ſah hier deſſen Tochter, und ein neues Gefühl, das der arme Turkomane noch nicht kannte, entſtand in ſeiner Seele und geſtaltete ihn völlig um.

Im Orient entzündet ſich die Liebe raſch, wie das Pulver. Der geheimnißvolle Schleier, der das Weib vor fremden Blicken ſchützt, erzeugt die Neugierde, nährt die Begierde, und wenn der Schleier, ſey es durch Zufall oder abſichtlich, von dem Geſicht eines nur wenig hübſchen Weibes fällt, ſo erhebt ſich ſchnell der Wunſch des Beſitzes, und wird durch Hinderniſſe nur immer ſtärker. Doch [illegible] will keine phyſiologiſchen Sätze auseinanderſetzen, ſondern die Thatſache erzählen. Der Turkomane war ein hübſcher Mann und mußte auch Nine-Paſcha gefallen, die gewiß zum erſtenmal einen fremden Mann ſah; die Gelegenheit fand ſich, gegenſeitige Geſtändniſſe auszutauſchen, und Rachman-Ajaz ging bald darauf zum Karawan-Baſcha, um die Hand ſeiner Tochter zu erbitten. Wir müſſen hier vorläufig bemerken, daß ein Karawan-Baſcha in Mittelaſien ein angeſehener Mann iſt, der ſeine Würde größtentheils durch den Chan ſelbſt erhalten hat, dabei ſtets reich iſt, die allgemeine Achtung genießt und an eine deſpotiſche Gewalt über die ihm anvertraute Karawane gewöhnt iſt. Rachim-Bey war in vollem Sinn des Worts ein Tadſchik,*) ein Weſen, das eine Rechenmaſchine ſtatt der Seele hat, und auf dieſer bei dem geringſten vorkommenden Fall Gewinn und Verluſt berechnet. „Biſt du auch," fragte Rachim-Bey ſpöttiſch, „im Stande mir als Kaufpreis für meine Tochter 400 Tillas (ſo viel Ducaten) an Kamelen und Waaren zu bezahlen?"

„Nein," entgegnete Ajaz.

„Nun, dann bekommſt du auch meine Tochter nicht."

Der Turkomane ging. Jetzt war ſein einziger Gedanke, ſein einziger Wunſch, 400 Tillas zu bekommen, aber woher und wie? Vergebens ſchaute er auf dem Karawanenwege nach einem verirrten oder von der Nacht überfallenen Reiſenden; das Schickſal bot ihm keine Beute, und wenn ihm auch etwas aufſtieß, ſo war er zu ſchwach gegen die Menge, und Gefährten konnte der Jüngling nicht ſammeln, da er nicht den Ruhm eines angeſehenen Freibeuters hatte. Er nahm Antheil an den gefährlichſten Zügen und ging ſelbſt aufs kaſpiſche Meer, um dort Gefangene zu machen, aber der ihm bei der Theilung zufallende Antheil war im Vergleich zu der ungeheuren Summe, die er im Verlauf eines oder zweier Jahre zuſammenbringen ſollte, ſehr klein. Der Turkomane hatte nicht die Geduld länger zu warten, und in der That konnte auch in der Zwiſchenzeit manche Veränderung eintreten.

Endlich verfiel er auf einen glücklichen Gedanken: er wollte nach Teheran gehen, der engliſchen Geſandtſchafe Nachricht von den in Bucharа gefangen gehaltenen Engländern Stoddart und Conolly geben, ſich dann anheiſchig machen ihnen einen Brief zu überbringen und mit ihrer Antwort zurückzukehren; das Unternehmen war im höchſten Grade verwegen, aber Rachman-Ajaz hatte ſchon einmal Gelegenheit gehabt, Conolly einen ſolchen Dienſt zu erzeigen, und wußte recht wohl, wie gut die Engländer ſolche belohnen. Der Plan ward ausgeführt. Nach kurzer Zeit ſtreifte er ſchon um das Kana-Chane herum und paßte die Zeit und Gelegenheit ab, um den aus Teheran überbrachten Brief an Conolly und Stoddart zu übergeben; die Sache war nicht leicht auszuführen und das erſtemal zog er unverrichteter Dinge ab. Kana-Chane iſt der Name eines kellerartigen Gefängniſſes, in welchem gewiſſe Verbrecher eingeſperrt werden; es befindet ſich unter dem Gewölbe einer Kaſerne in der Citadelle, nicht weit von dem Palaſt des Chans, gerade zwiſchen dem Harem und der Wohnung des Weſirs; dahin zu gelangen iſt nicht leicht, und es heißt ſein Leben einer ſichern Gefahr ausſetzen, wenn man den Verdacht der wachthaltenden Soldaten erweckt. Rachman-Ajaz verließ die Citadelle mit derſelben Vorſicht, wie er ſie betreten hatte.

(Fortſetzung folgt.)

Die Kohlenarbeiter an der Tyne haben ſeit einiger Zeit wiederum ihre Arbeiten eingeſtellt, um einen höheren Lohn zu erhalten, aber ihre Kraft beginnt nachzulaſſen, und ſie fangen bereits an um ihren Unterhalt in den Straßen zu betteln. Die Kohlenwerksbeſitzer haben geradezu erklärt, daß ſie die Leute durch Hunger zwingen wollen (starve them out). Dasſelbe iſt in England ſchon gar oft geſchehen, aber noch nicht leicht hat man es mit ſolchem Trotz den Leuten ins Geſicht geworfen.

*) Die Tadſchiks oder Perſiſch-Redenden ſind die eigentlichen Einwohner von Bucharа, und ihre Beſchäftigung iſt ausſchließlich der Handel; ſie ſind geizig, lügneriſch und in hohem Grade feig. Wie zum Spotte aber wohnt ihrer kleinliche ſchwarze Seele in einem prächtigen Körper: die Tadſchiks ſind von hohem Wuchſe, gewandt, haben ſehr ſchöne, ſchwarze, ausdrucksvolle Augen eine römiſche Naſe und regelmäßige Geſichtszüge.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 130.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

9 Mai 1844.

Scenen in Mexico.

(United Service Magazine. March.)

Pferde und Maulthiere.

Die mexicanischen Maulthiere sind kleiner als die Pferde und zum Reisen besonders tauglich; selten machen sie einen falschen Schritt und der Reisende kann sich deßhalb auf schwierigen und gefährlichen Bergpfaden völlig auf sie verlassen; ist Eile nothwendig, so muß man Pferde nehmen, denn die Maulthiere lassen sich nicht über ihren gewöhnlichen Trab antreiben. Die mexicanischen Pferde sind im allgemeinen kleiner als die europäischen, aber stärker und ertragen die Strapatzen besser. Bekanntlich hatte Amerika vor der Eroberung weder Pferde, noch Maulthiere, noch Rindvieh, alle diese sind erst von den Spaniern eingeführt worden und jetzt außerordentlich zahlreich, auf den nördlichen Ebenen findet man sie in ungeheuren Heerden, und jährlich werden Tausende daselbst eingefangen und nach Mexico oder den Minendistricten zum Verkauf geschickt. *) Kauft man eine größere Anzahl dieser Pferde, ehe sie gezähmt sind, so kann man schon in Zacoteras eines derselben zu zehn bis zwölf Piaster haben, während die Maulthiere das Doppelte kosten. In der Hauptstadt ist der Preis natürlich höher, aber auch hier kann man ein sehr schönes, schon geritteues Pferd für 60 bis 80 Piaster haben. Für ausgesuchte Pferde steigt der Preis auf 3—400 Piaster, aber große, starke Maulthiere werden im allgemeinen noch höher bezahlt.

Die mexicanischen Pferde und Maulthiere zeichnen sich durch eine eigenthümliche Gangart, den Sobre-passo aus, wobei das Thier die zwei rechten oder die zwei linken Füße zugleich aufsetzt, und zwar den Vorderfuß stärker als den Hinterfuß, was eine raschere und doch sanftere Bewegung als der Trab gibt. Ist ein Pferd zum Reiten bestimmt, so richtet sich der Preis nach der Schnelligkeit und Sanftheit dieses Schrittes. Das Thier lernt ihn nur auf ziemlich ebenen Wegen, kann aber damit eine Tagereise von 12 bis 21 Leguas ohne große Anstrengung zurücklegen. Die mexicanischen Pferde sind weit schlechter gefüttert und gehalten als die europäischen, und doch weit ausdauernder. Kaum haben sie das Ziel einer Tagereise erreicht, so nimmt man ihnen ohne Rücksicht darauf ob sie erhitzt sind, Sattel und Zaum ab, und treibt sie ohne alle Decke und oft der glühenden Sonne und dem Regen ausgesetzt in einen offenen Hof. Nach einiger Zeit läßt man sie trinken und reicht ihnen eine starke Ration Maisstroh oder Maisblätter (rastrojo) hin, welche für das Abend- und Morgenfutter hinreicht, selten gibt sich der Mexicaner die Mühe, das Futter für den Abend und den Morgen besonders abzutheilen. Am Morgen wird das Thier gesattelt, und ohne zu trinken bis um neun oder zehn Uhr fortgeritten, denn wenn man es früh am Morgen unmittelbar nach dem Maisfutter trinken läßt, so bekommt es einen sehr schwächenden Durchfall. Die Reise wird übrigens den ganzen Tag hindurch ohne Futter fortgesetzt. Pferde und Maulthiere sind hier einer Krankheit unterworfen, die man in Europa kaum kennt: wenn sie sehr fett sind, und doch unter einer brennenden Sonne stark angestrengt werden, so sind sie einem heftigen Herzklopfen unterworfen, und das Blut circulirt dabei so rasch, daß der ganze Körper convulsivisch zittert. Starkes Aderlassen ist in einem solchen Anfall, den man hier zu Lande **Asoirado** nennt, das beste Mittel, die Thiere starben indeß bei fortdauernder Anstrengung sehr häufig daran.

*) Ueber diese merkwürdige Pferde- und Maulthierzucht in den nördlichen Provinzen sind der Redaction von einem unterrichteten Reisenden besondere Schilderungen zugesagt.

Franzosen und Engländer in Abyssinien.

(Fortsetzung.)

Vollständige Kenntniß, selbst hinsichtlich der Waaren, womit Ostafrika jetzt seinen Handel mit dem Orient betreibt, besitzen wir immer noch nicht. Indeß ist doch manches zur öffentlichen Kenntniß gelangt, das Licht auf den Strom von Reichthum wirft, der durch Abyssinien nach dem rothen Meer fließt, und jede Stadt und jedes Dorf auf seinem Wege bereichert. Viele Ortschaften in diesem Theile der Welt danken ihr Daseyn ganz allein dem Handel, ja an einigen Orten tau-

Digitized by Google

chen Städte und blühende Emporien wie Meteore auf und dauern nur so lange, als der Handel bleibt, der ihnen das Leben gab. Zu Berbera z. B. sieht der Reisende einen bedeutenden Theil des Jahres hindurch nichts als 1800—2000 leere Häuschen, zwischen denen Hyänen und Schakale Nachts in Schaaren herumstreichen; der Mensch scheint den Ort für immer verlassen zu haben, und der Hafen ist auch so leer an Schiffen, als die Stadt an Einwohnern. An einem bestimmten, den Söhnen Mercurs bekannten Tage aber erscheinen einige weiße Segel in der Bay und nähern sich dem öden, verlassenen Ufer; auf dem Lande erheben sich so ziemlich in gleicher Entfernung Staubwolken, so daß man glauben könnte, eine Armee ziehe heran. Lange Züge von Kamelen, Maulthieren und Eseln, schwer beladen und geleitet von Kriegern, die mit Luntenfluten, Lanze und Schild ausgerüstet sind, erscheinen unterhalb dieser Wolken und nehmen ihre Richtung nach den verlassenen Straßen. Nach wenigen Minuten öffnen sich die Thüren, Zelte werden aufgeschlagen, Feuer angezündet, allenthalben ist Leben, und Berbera ist in eine volkreiche Stadt umgewandelt. Und was für eine Bevölkerung! Kaum gibt es auf Hunderte von Meilen umher einen Stamm, der nicht seinen Handelsrepräsentanten in Berbera hat. Hier schaut der schlaue indische Baniane zwischen seinen Waarenballen hervor; hier findet sich der Perser mit Shawls aus Kerman und Türkisen aus der Nähe des kaspischen Meeres; die Bewohner von Mesopotamien, Oman, Hadramaut, Jemen und Hedschas mit allen möglichen Waaren, welche der Boden Arabiens erzeugt, der Aegyptier, Nubier, Abyssinier, Dankali, die Bewohner von Susa, Enarea, Kaffa, Kambat und Zinzero, die Harreri, Isah und Somali, alle umgeben von den Erzeugnissen und Waaren ihrer verschiedenen Länder. Die ganze bunte Masse, von dem Geist der Gewinnsucht durchdrungen und hieher getrieben, ist von Morgen bis zum Abend in Bewegung und Streit. Ehrlichkeit ist selten zu finden, jeder sucht den andern zu übervortheilen, heftige Worte folgen, Streit entsteht, es kommt zu Schlägen, Lanzen werden geschwungen, Dolche gezogen, und hie und da zeugt eine Lache moslemitischen oder heidnischen Bluts von der Art, wie diese rohen Kunden manchmal ihre Käufe abmachen. Alle Dialekte und Sprachen von Babel sind hier gang und gebe, jeder schreit möglichst laut, um sich verständlich zu machen in dem undeschreiblichen Lärm, den Tausende von Menschenstimmen, das Wiehern der Pferde, das seltsame Grunzen der Kamele, das Brüllen der Ochsen und das Schreien der Esel erregen. Auch Hunde von jeder Art und Größe, mager, hungrig und herrenlos, streichen in der Umgegend des Marktes umher, suchen den Abfall auf, und vermehren durch ihr Geheul und Gebell den tollen Larm, der die Anwesendeit der Söhne des Handels bezeichnet.

Nichtsdestoweniger werden in diesem mißtönigen Schwarm eine ungeheure Menge Geschäfte abgemacht, theils durch Tausch, theils gegen Silber und Gold. Zu den Haupthandelsartikeln dieser großen Messe gehören Sklaven von jedem Alter und Geschlecht, namentlich Weiber. Diese, sowohl Christen als Mohammedaner und Heiden, sind meistens von noch zartem Alter, ihren Eltern geraubt, manchmal aber auch von denselben verkauft. Sie werden von Mohammedanern aufgekauft, um für ihre Harems oder den häuslichen Dienst erzogen zu werden, und nach Arabien und Persien, früher auch nach Sind verschifft, wo sie dann bald Eltern und Heimath ziemlich vergessen. Wir haben so eben erwähnt, daß die Kinder manchmal auch von ihren Eltern verkauft werden, dieß ist aber bei weitem der seltenere Fall, die meisten sind geraubt, und die Vorsicht, mit der die unglücklichen Bewohner des innern Afrika's ihre Kinder gegen die Menschenräuber zu schützen suchen, zeugt hinlänglich für den Umfang, in welchem dieser Raub getrieben wird. Die Eltern, die in stetem Schrecken vor diesen menschlichen Geyern leben, lassen unabänderlich bei Nacht ihre Kinder zwischen sich schlafen, da sie es für unmöglich halten, daß sie auf diese Weise gestohlen würden. Aber die angestrengte Arbeit des Tages und der lastende Einfluß des heißen Klima versenkt sie gewöhnlich in tiefen Schlaf, der Menschenrauber betritt die Hütten, gleich den fabelhaften Gulo in den arabischen Mährchen, und reißt das Kind von der Brust der Mutter und aus den Armen des Vaters. Manchmal treibt die Furcht hievor den armen gehetzten Afrikaner an, ein zweites Stockwerk zu bauen, und seine Kinder dort unterzubringen, allein der Menschenräuber legt Leitern an, schirbt das Blätterdach bei Seite, und tragt ohne einen Hausbewohner zu wecken, seine schlummernde Beute fort. Um Mädchen zu bekommen, die der Mannbarkeit nahe stehen, werden andere Künste in Bewegung gesetzt. An den Bachen und Quellen, die sich meist in der Nahe eines afrikanischen Dorfes finden, lagern sich die Menschenräuber gegen Tagesanbruch, wo die Frauen und Mädchen gewöhnlich Wasser holen, in Hinterhalt; ein Anzahl flüchtiger Rosse wird in Bereitschaft gehalten, die Räuber halten ein wachsames Auge auf das Dorf, und wenn sie bemerken, daß noch kein Mann sich nahert, dann fallen sie über ihre Beute her, binden sie, heben sie auf die Pferde, und ehe Lärm gemacht werden kann und Brüder und Väter zur Rettung herbei eilen, jagen sie schon die Ebene dahin, ohne auf das Geschrei der unglücklichen Gefangenen zu achten.

Man kann ohne die mindeste Uebertreibung sagen, daß der Fluch des Sklavenhandels der Länge und Breite nach durch ganz Afrika geht und seine ganze Bevölkerung in Furcht und Schrecken setzt. Niemand legt sich in Frieden nieder, der Nachbar beobachtet den Nachbar mit Argwohn, Argwohn erzeugt Haß, und so entstehen Streitigkeiten, die selten anders als im Blute ausgelöscht werden. Außerdem werden auch die blutigen Raubzüge des einen Stammes gegen den andern nur unternommen, um die Weiber und Kinder des Besiegten als Sklaven fortzuführen und zu verkaufen. Wir wollen hier aus den Schilderungen von Harris einen solchen Zug in das Gebiet der heidnischen Gallas anführen, um zu zeigen, wie dieser Menschenraub nicht blos von den einzelnen Sklavenhändlern und den mohammedanischen Araberstämmen, sondern auch von dem christlichen König Sahila Selassi geübt wird, und überhaupt in dieser ganzen Weltgegend gebräuchlich ist.

Digitized by Google

„Eine Reihe reich angebauter Ebenen, über welche einzelne zum Theil in Wäldchen von riesenhaften Cedern gehüllte Massen von konischen weißen Häusern verbreitet waren, dehnte sich vom Fuße des Berges aus, ein wahres Bild des Friedens und der Fülle. Eingeschlossen von den isolirten Gipfeln von Yerrur, Segnala und dem berühmten Entotto lagen die weiten Ebenen von Germama, dicht bevölkert von Efka- und Finfinni-Galla, auf deren Unglückshäupter der Blitz zunächst sich entladen sollte; gerade in der Mitte warfen zwei ruhige Silberseen gleich großen Spiegeln die Strahlen der Morgensonne über die meilenweiten, üppig gebauten und der Ernte nahen Felder hin. Weit in der Ferne entdeckte man die lange, bewaldete Linie des Hawasch, der seine trüben Wasser nach den Ebenen der Adajel wälzt, undeutlich durch den Nebel, und noch weiter hin schlossen die hohen, blauen Ketten der Arussi und Jttu-Galla, die geheimnißvollen Gegenden von Guragne umziehend, die fast unbegränzte Aussicht.

„Der Morgennebel, nach dazu beladen mit dem Staub, den das Getrappel der Amharapferde auf dem frisch gepflügten Boden erzeugte, hing schwer über den Fluren und den grünen Abhängen, verbarg zum Theil die Annaherung der Heuschrecken-Armee und sicherte ihren Erfolg. Zwanzigtausend schwärzliche Krieger in drei Corps, die durch kleine Abtheilungen nach allen Richtungen unter sich verbunden waren, drängten sich nach der lockenden Scene, ihre Herzen glühten von unversöhnlichem Haß gegen die feindlichen Barbaren, und lechzten nach blutiger Rache. Die heilige Lade des heiligen Michaels zog voran, ihr folgte der König unter seinem Scharlach-Baldachin, begleitet von seinem Beichtvater und einer Schaar von Priestern, mit denen er kurz sich besprach, dann gegen die erwartende Armee sich umwandte, und die bedeutsamen Worte sprach, das wohl bekannte Signal um Feuer und Schwert durch das Land zu tragen: „Möge Gott, der Gott meiner Väter, uns stärken und von Sünden freisprechen!“ Wie rollende Wogen des mächtigen Oceans ergoß sich jetzt das Amharaheer über die reichen Fluren und Dörfer hinter den flüchtigen Einwohnern drein, niedertretend die reichen, zum Theil schon geschnittenen Kornfelder, und die ungeheuren Heerden, welche ungehütet in allen Richtungen umher weideten, vor sich hertreibend. Ihren verheerenden Zug bezeichneten die rothen Flammen, die nach einander aus den Dachern jedes angegriffenen Dorfes emporstiegen.

„Die unglücklichen Bewohner, völlig überfallen, hatten kaum noch Zeit ihr Eigenthum zu verlassen und zur Rettung ihres Lebens nach dem hohen Entotto zu fliehen, dessen schützende Gestalt in der Entfernung von kaum einer Stunde sich erhob. Der Speer des Kriegers durchsuchte jeden Busch nach dem gejagten Feind. Weiber und Mädchen wurden aus ihrem Versteck hervorgezogen, um in hoffnungslose Sklaverei geschleppt zu werden. Alte und junge Männer wurden ohne Unterschied zwischen Feld und Wald erschlagen und verstümmelt, die Heerden im Triumph fortgetrieben, und ein Haus nach dem andern geplündert und den Flammen übergeben. Jeder wilde Amharakrieger wetteiferte mit seinem Cameraden in der rachgierigen Vernichtungsarbeit gegen die verhaßten Gallas. Ganze Gruppen und Familien wurden innerhalb der ummauerten Hofräume umringt und mit Speeren niedergestaßen. Unglückliche, die nach der offenen Ebene eilten, wurden wie wilde Thiere gejagt, und Kinder von drei bis vier Jahren, die man in der Hoffnung, daß sie der Entdeckung entgehen würden, in die dicht belaubten Bäume versteckt hatte, wurden gleichfalls ein Opfer der unerbittlichen Metzelei und erbarmungslos zwischen den Zweigen erschossen. Nach Verlauf von zwei Stunden verließen die Truppen das verheerte Thal, beladen mit Beute, und führten eine Menge jammernder Weiber und verwaister Kinder mit sich, nebst den barbarischen Trophäen, die man den verstümmelten Leichen der Gemarderten abgeschnitten hatte.“

(Schluß folgt.)

Neue Bomben.

Die englische Regierung hat vor kurzem sehr wichtige Proben in den Sümpfen von Woolwich mit mehrern neuen Bomben anstellen lassen. Man weiß, daß vor einiger Zeit von einer Erfindung dieser Art die Rede war, welche ein gewisser Warner der englischen Regierung vorschlug, und die dem Erfinder zufolge eine gänzliche Revolution in der Artillerie hervorbringen sollte. Aber dieser Mann wollte nie zugeben, daß man zu Woolwich die nöthigen Proben anstelle, um den Werth seiner Erfindung zu constatiren, und die englische Regierung weigerte sich deßhalb sein Geheimniß zu kaufen. Vor einigen Tagen handelte es sich nun um die Bomben eines andern Erfinders, Namens Buckinghem, welcher sich eben so wie Hr. Werner der gezogenen Batterie zu bedienen scheint, um diese neuen Wurfgeschosse fortzutreiben. Die mit den Proben beauftragten Artillerieofficiere haben aus zwei 32Pfünder Handhitzen Bomben in einer Entfernung von 386 Metres vom Ziel abgeschossen. Die erste Bombe drang in den am Ziel aufgeworfenen Erdhaufen ein, die zweite gelangte beinahe an dasselbe Ziel, und die dritte durchschlug die Erdwand; drei andere Bomben hatten dasselbe Resultat, und alle sprangen gerade im rechten Augenblick des Niederfallens. Diese Bomben zeigten sich als die besten, die man je verfertigt hatte, da sie genau in dem von dem Erfinder bezeichneten Augenblick und erst am Ziel zersprangen. Der stärkste Einwurf, den man gegen die Bomben hatte, welche bis jetzt erprobt wurden, war die Gefahr eines zu frühen Zerspringens. Oft sprangen sie sogar beim Austritt aus der Mündung der Kanone, und drohten den Artilleristen, die sie abschossen, gefährlicher als dem Feinde zu werden. (Moniteur industriel vom 28 April.)

Der Turkomane Nachman-Ajaz.

(Fortsetzung.)

Wenn man auf den Straßen von Buchara einen Menschen sieht in einem schmierigen röthlichen Schlafrock, der mit einer Schnur statt des Gürtels gebunden ist, ohne den landesüblichen Oberrock, der statt des Turbans eine schwarze Tuchmütze mit Pelz besetzt trägt, stets zu Fuße ist, wenn ihm auch der Koth bis an die Knie geht, was beim mindesten Regen in Buchara der Fall ist, einen Menschen, der geheimnißvoll,

mit gesenktem Haupt, spärlichem Bart und leuchtenden Augen durch die Straßen schleicht, einen Menschen, dem jeder nach Gefallen einen Stoß gibt, den die muthwilligen Jungen mit Steinen und Koth werfen, dieser Mensch, dieß geheimnißvolle Wesen ist unfehlbar ein Jude. Geht man vom Registan durch zahllose Straßen und Sträßchen über den Kanal Scharki-rud und dann links von Turki-Dschandi, so kommt man in eine abgesonderte, düstere, schmutzige, größtentheils unbewohnte, obwohl nicht unbebaute Vorstadt; manchmal sind hier sogar die nach der Straße gehenden Fenster erhellt, aber stets verhängt; hier findet man kein freundliches Grün, nicht einmal Springbrunnen und Teiche, die doch sonst in Buchara so häufig sind; dieß ist, um es kurz zu sagen, die Vorstadt der Juden, der Paria's. Der Rechtgläubige kommt nur selten hieher und nur verstohlen, meistens nur um einen verbotenen Trank zu genießen, wegen eines Handelsgeschäfts oder endlich um einer Herzensangelegenheit willen.

Hieher begab sich auch Rachman-Ajaz, da er die unvermeidliche Nothwendigkeit fremder Hülfe erkannte, obwohl er mit gleicher Abneigung einen Juden um Hülfe als den Teufel um seinen Schutz anging.

Die auf der ganzen Erde zerstreuten und mehr oder minder verfolgten Juden schließen sich allenthalben aneinander an, wie Landsleute im fremden Lande, denn für sie ist jedes Land fremd. Darum sind sie auch so fest durch einen Geist der Brüderschaft verbunden, und dieser Zug ist auch den bucharischen Juden allein von ihrer Nationalität übrig geblieben. Die Religion der hiesigen Juden ist im höchsten Grade verdorben; da sie weder heilige Bücher noch Rabbiner haben, so vollziehen sie die heiligen Ceremonien nur im allgemeinen nach der Ueberlieferung und feiern gewisse Tage. Den Missionär Wolf brachten sie, wie er selbst gesteht, fast zur Verzweiflung. Das ganze Sinnen und Trachten des hiesigen Juden geht ausschließlich dahin, sein Eigenthum gegen die fortdauernden Erpressungen der bucharischen Gewalthaber zu vertheidigen und es ohne Ende zu vermehren, so beschränkt auch die Mittel dazu sind. Viele Juden haben, um sich von der ihnen wegen verschiedener Vergehen drohenden Rache zu befreien, den Islam angenommen; der jüdische Mohammedaner muß an einen andern Theil der Stadt hinziehen und eine Mohammedanerin, gewöhnlich eine Sklavin, zur Frau nehmen; übrigens bleibt er mit Leib und Seele ein Bekenner des mosaischen Gesetzes, und besucht heimlich die jüdische Vorstadt, an die er sich innig angeschlossen hat, da es ihm an einem andern Vaterlande fehlt.

Es ist etwas trauriges einen nirgends geduldeten Menschen ohne Vaterland, ohne Heimath, ohne Glauben und ohne Schutz der Regierung zu sehen. Allerdings verfolgten auch die christlichen Staaten den jüdischen Stamm mit nach gösserer Strenge: man kennt das Edict von Toledo, kraft dessen in Spanien die Juden zu völliger Knechtschaft verurtheilt, der bürgerlichen Rechte verlustig erklärt und die Kinder nach vollendetem siebentem Jahre aus dem Schooße der Heimath gerissen wurden. Bald ward aber Spanien von einer gleich furchtbaren Plage heimgesucht, und die Mohammedaner ließen den Juden billigen Schutz angedeihen, um den sie so lange gebeten hatten und den sie den Christen so lange bezahlten.

Rachman-Ajaz pochte an die Thüre eines vor Alter halb zerfallenen Häuschens der Vorstadt, das aber immer noch gegen die andern Behausungen der verworfenen Kaste ordentlich aussah; nach wiederholtem Klopfen antwortete eine heisere Stimme, und nach mehrern Fragen wurde auch endlich geöffnet; in der Thüre stand ein demüthiger, ärmlicher Greis mit einem kleinen grauen Bart und in einem Anzug, der gar keine Beschreibung zuläßt; es war dieß Hr. Saul, die Meerkatze, wie ihn die Bucharen allgemein nannten. Dieser Jude stand in Verhältnissen mit vielen der Person des Chans nahe stehenden Männern; er lieferte ihnen Wein, manchmal auch ein für alte Leute nothwendiges Kraut, und man sagte, daß er noch etwas wichtigeres zu thun verstehe. Wie dem nun auch seyn mag, Sauls Person war sicherer als die irgend eines Juden in Buchara, und ihm war sogar eine Richtergewalt in den minder bedeutenden Streitigkeiten seiner Landsleute übertragen.

„Mit was kann ich dienen?“ fragte Saul-Meerkatze trocken.

„Ich brauche Wein.“

„Wie? Wein? wie sollte ich alter Mann es wagen, in meinem Hause den verbotenen Trank zu haben?“

„Höre; ich bin ein Fremder, wie du an meiner Kleidung und Sprache merken kannst; ich könnte dich nicht verrathen und ich will auch nicht, denn ich bin kein Tadschik, sondern ein ehrlicher Turkomane. Abdneassul, mein Freund, hat mir gesagt, daß ich in einem Nothfall mich an dich wenden und die völlig vertrauen kann; jetzt sehe ich mich genöthigt ....

„Abdneassul war mein ächter Wohlthäter; sprich, was verlangst du, aber sage mir zuvor, ob du meine Dienste belohnen kannst; ich bin arm ...

„Ich kann dich belohnen.“

„Du sollst Wein haben; was willst du weiter?“

„Kommst du in das Haus Rachim-Bey's?“

„Zuweilen.“

„Kannst du seine Tochter sehen?“

„Warum nicht? Du weißt, ein Jude, namentlich ein alter, ist in den Augen des ächten Moslems eine nichtsbedeutende Person; wenn er auch das Haus eines Rechtgläubigen besuchte, so gibt es Mittel; man kann es entschuldigen,“ sagte Saul, und ein Mann, der mehr Erfahrung als unser Turkomane gehabt hätte, würde in diesen Worten eine bittere Ironie bemerkt haben. „Ich bringe, fuhr Saul fort, dem Vater Wein, der Tochter Korallen und andere Bagatelle, welche die Mädchen lieben; jetzt verlangt sie solche, denn in kurzem ist die Hochzeit.“

„Hochzeit!“ sagte Ajaz und zitterte am ganzen Körper.

„Fürchte dich nicht, es ist bloß ein Plan, vielleicht wird nichts daraus,“ unterbrach ihn Saul, der jetzt bereits das Geheimniß seines Gastes kannte.

„Und wen soll Nine-Poschi heurathen?“

„Den Scharfrichter.“

(Fortsetzung folgt.)

Die chinesischen Raucher und die Parlamentsdebatten. Das Scherzblatt Punch (Polichinell) hat eine „Anleitung die chinesische Ausstellung zu besichtigen“ in seine Colonnen aufgenommen, und bemerkt über die chinesischen Opiumpfeifen, daß das Opiumrauchen eine furchtbare Abnahme des Verstandes herbeiführe, und in seinen Folgen nur der verderblichen Sitte Englands die Parlamentsdebatten zu lesen gleichkomme, eine Gewohnheit, die indeß mit dem Fortschritt der Erziehung stark abnehme.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 131.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

10 Mai 1844.

L'Hopital des incurables femmes et les sœurs de charité catholique.

(Von einem jungen Deutschen in Paris.)

„Wenn ich mit Menschen- und Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle.“ Immer durchzieht mich ein ehrfurchtsvoller Schauer, wenn ich auf der Straße vor dem schwarzen Wollkleide einer soeur de charité vorbeistreife, wie man ihnen geschäftig mit ihrem zinnernen Milchkrug, einem Bündel Zeug oder einem Arm voll Gemüse einherschreitend, täglich in allen Straßen von Paris, auf den Märkten handelnd, in die Apotheken und Läden eintretend begegnet. Ihre ausgebreitete Wirksamkeit, ihr treues Handeln, ihre edle Ergebenheit sind genugsam in aller Welt bekannt, als daß sie nicht jeder stillschweigend als eine personificirte Darstellung jenes Capitels an die Corinther annehme. Lange hatte ich indeß schon gewünscht, mich mit ihnen persönlich bekannt zu machen und ihre bewundernswürdige Thatigkeit ein wenig in der Nähe zu beschauen. Endlich bot sich mir Gelegenheit. Ich ging mit einer Freundin, das Hospital des incurables femmes zu besehen. Dieß ist schon an sich interessant genug, d. h. nicht der Gebäude wegen, die von der Rue de Sevres aus nur einen traurigen Anblick bieten, sondern der Individuen wegen die es einschließt oder beherbergt, weil sich darunter von allen Ständen befinden und die Unglücks- und Wechselfalle des Lebens sich hier klar vor Augen stellen. Hier sind Betitelte, Künstlerinnen und Nähterinnen alle gleich. Es ist zwar deßhalb noch nicht das Himmelreich, aber ein großes Stück vom Himmelreich ist doch schon darin, und viele seeben nach demselben, so denken und hoffen wir, wenn wir alle die kleinen Capellen und Altäre ansehen, die darin errichtet sind. Die Ordnung und Reinlichkeit, die darin herrscht, gehört den soeurs de charité an, sowie viele andere bewundernsweethe Einrichtungen. Sie sind die Seele hier, wie an so vielen andern Orten; sie besorgen die Küche, Wäsche, körperliche Pflege und das geistige Wohl der Kranken, haben mit Einem Worte die ganze Aufsicht, und sind 40 an der Zahl.

Ich ließ meine Begleiterin, weil sie müde war, in dem Zimmer des Concierge zurück und nahm dessen Frau als Cicerone mit. Wir traten zuerst durch den weiten Hof, wo verschiedene Gruppen meiner Lieblingsschwestern standen, in die geräumige Kirche ein, welche drei hübsche Altäre enthält, und unter mehrern Gemälden eines, wo die soeurs de charité in ihrem Costüm ihren Vater und Stifter St. Vincent de Paule umgeben und ihm kranke Kinder auf Wägelchen und in ihren Armen zubringen. Ferner ist in dieser Kirche ein schönes Monument aus Marmor zu Ehren des Cardinal de la Rochefoucauld, der im J. 1634 diese wohlthatige Anstalt begründete. Es zeigt seine Statue auf den Knien liegend im Ornate, der Schlepp seines Mantels von Engeln getragen. Auf einer großen Marmorplatte sind auch die Namen der fondateurs des lits eingetragen. Die Betten, wie man es nennt, oder Plätze haben nämlich alle ihren Eigenthümer oder Stifter, der das seinige oder so viel er hat, an Subjecte seiner Wahl und Fürsorge vergeben kann. Dieß Recht ist erblich. Das Hospital enthält 600 Betten, ist, wie der Name schon anzeigt, für unheilbare Krankheiten bestimmt, und Personen jedes Alters werden zugelassen; es gibt auch Kinder daselbst, und diese haben eine Abtheilung für sich.

Von der Kirche gingen wir in einen großen Saal, aus vier Abtheilungen bestehend, die, ohne durch Thüren und Wände getrennt zu seyn, ein Kreuz bildeten. „Ce sont les salles des plus malades,“ sagte meine gute Führerin, „nous nommons cela les *Grandes infirmes*. La plupart d'elles sont très-agées, il y en a de quatre-vingt dix, plusieurs qui sont aveugles et de toutes especes de maladies.“ Von fernher schallte die ernste eintönige Stimme einer soeur de charité, die im Centrum des Kreuzes, wo die Raume sich erweiterten, saß, umgeben von etwa zwanzig Frauen, die wohl genug waren, um auf zu seyn und sich bis dahin zu bewegen, und denen sie Gebete vorlas. „On dit les chapelets.“ — Wir gingen nun zwischen den beiden Reihen der schneeweißen Betten durch; ein jedes andre befindet sich ein kleines Cabinet daneben, welches derjenigen die so glücklich ist, es zu besitzen, natürlich viel werth ist, und wovon alle die ich besah, sehr hübsch aufgeputzt und

Digitized by Google

in Ordnung gehalten waren, mit kleinen Commoden, Tischen ꝛc. Die meisten alten Frauen saßen an der Seite ihrer Betten mit irgend etwas beschäftigt. Eine schälte eine Birne für sich, eine andre strickte, eine dritte hatte eine Zeitung in der Hand, und noch eine andre drehte fleißig ihren Rosenkranz zwischen den Fingern. Bei mancher aber auch, die gekrümmt und mit einem großen grünen Schirm vor den Augen saß, unbeweglich, wie vor sich hinschauend, hieß es: „Cette pauvre femme est aveugle. Elle a quatre-vingt ans et plus.“

In der Mitte des Kreuzes angelangt, wo die Betenden, alt, verkrüppelt, zwergisch, einäugig, an der Wand gereiht um die junge, hübsche soeur de charité her saßen, die mich freundlich grüßte, blieben wir vor dem Altare stehen, der hier errichtet ist, blumenreich und schön. „On dit la messe ici tous les dimanches, puisque celles-ci sont trop malades, pour aller jusqu'à l'église.“ — Wir bogen nun in einen andern Saal, oder wenigstens Zweig des großen Kreuzes. Jeder derselben enthält 24 Betten. Hier fand ich eine Katze auf einem Bette liegend, und da mir ein Ausruf der Verwunderung darüber entschlüpfte, dieß Lieblingsthier der Pariser auch hier zu finden, so sagte die alte Frau am Bette, der sie zugehörte: „Ah je ne voudrais pas le donner. On l'étranglera, comme on a étranglé un l'autre jour. C'est le grand chien de la cour, qui n'aime pas les chats. Et si mon pauvre minet le rencontre, c'en est fini.“ Dabei streichelte die Alte das graue Thierchen und ich gab ihr Hoffnung, daß es noch eine Zeit lang bei ihr bleiben könnte, wenn sie es in Acht nähme. Nahe bei ihr in der engen Passage zwischen den beiden Betten saß ein Wesen, ganz in ihren Mantel gehüllt, selbst das Gesicht, tief gebückt und unbeweglich, wie eine Statue. „Elle est toute seule, elle n'a personne dans ce monde,“ sagte die Eigenthümerin der Katze, „elle est bien malheureuse.“ Gott! dachte ich, so alt, so krank, ewige Dunkelheit und ganz allein! Welch' ein langer Wandel im finstern Thal! Herr, schenke ihr Erbarmen! „C'est moi, qui l'assiste et lui parle autant que je puis,“ fuhr die Alte fort. Die Blinde sagte immer nichts und regte kein Glied. Ich begreife nur nicht, warum ich kein freundliches Wort an sie richtete. Es hatte ihr vielleicht wohl gethan; es war, als wenn ich eine heilige Scheu vor ihr hätte. Die andere Alte fuhr indeß um so geschwätziger fort, mir von sich selbst zu erzählen, wie sie eine Tochter auch hier im Hospital gehabt habe, die aber gestorben sey, wie sie nun noch einen Sohn habe, der mit seiner Frau oft käme sie zu besuchen, daß sie aber beide Arbeit genug hätten. Sie war ein wenig brummig wie es schien. Ich fragte sie, ob sie zufrieden sey, und sie antwortete: „Nous ne sommes pas encore trop malheureuses, puisqu'on pourvoit à nos besoins. Mais le sucre, le café, le tabac, c'est ce que nous n'avons pas; et on a bien besoin de ces petites douceurs.“ Trauriger Zustand, wo die Annehmlichkeiten des Lebens sich auf ein Päckchen Zucker, Kaffee und Tabak beschränken! Und doch kann man sich vorstellen, wie viel an diesem Gute alten Leuten gelegen ist. Eine Katze schien aber bei noch mehrern die Trösterin vorzustellen. Hie und da schmiegte sich ein solches Thier zu den Füßen eines Bettes, wie an den Statuen der Todten sich der Hund immer an die Füße schmiegt. Die Katze bleibt nur im Leben treu.

Meine Cicerone ließ mich hinter die Gardine eines Bettes schauen, wo eine Frau sehr krank lag, die seit gestern einen paralytischen Zufall bekommen; sie war im Zimmer niedergefallen, ihr ganzes Gesicht war entstellt, und sie schien in den letzten Zügen zu liegen. Ihre Nachbarin beobachtete sie: „Il faut encore beaucoup de protection pour être admise ici,“ sagte la concierge, „et nous avons quelques dames d'une assez haute position. Il y a entre autres une ambassadrice; elle est Anglaise, et je vous la ferai voir.“ Unglücklicherweise fanden wir nachher die Zeit nicht dazu.

(Fortsetzung folgt.)

Franzosen und Engländer in Abyssinien.

(Schluß.)

Dieser dardarische Raubzug endete indeß nicht in der gewöhnlichen Weise, denn wenn wir dem Bericht des Major Harris glauben dürfen, so entließ Sahila Selassi seine Gefangenen auf Vorstellung des erstern alsbald wieder. Aus dem Obigen ersieht man jedoch, welcher Hauptartikel die Sklaven auf dem afrikanischen Markt sind; indeß ist der Handel auch abgesehen hievon sehr mannichfach. Die abyssinische Baumwolle, obwohl kurz, wie die von Dacca, ist so weich und zart, daß sie der Seide gleicht, trotz der geringen Sorgfalt, die man auf den Bau verwendet. Schoa führt in die benachbarten Länder Häute und Korn von allen Arten aus, und die kleinen Staaten gegen Süden und Westen sind reich an den kostbarsten Producten. Hier findet man Weihrauch und Myrrhen so gut, wo nicht besser, als in Hadramaut, Straußenfedern, Zibeth, Ambra, Kaffee und Gold; der Kaffee wird auf Kamelen nach der Seeküste gebracht, und unter dem Namen Mocha nach Europa verschifft. Die Art, wie man den Goldstaub häufig nach den Ufern des indischen Oceans und des rothen Meeres bringt, ist merkwürdig; die Kaufleute, welche die Länder, wo er gesammelt wird, durchziehen, schütten ihn in hohle Stäbe, die sie an beiden Enden sorgfältig verstopfen und manchmal als Stöcke gebrauchen. Eine andere werthvolle Waare besteht in den Fellen wilder Thiere, des Löwen, Tiger, Panther, namentlich aber des schwarzen Leopards, der besonders in den dichten Wäldern von Guragne sehr zahlreich seyn soll; hiezu kommen Rhinocerushörner und das Elfenbein des Elephanten und Flußpferdes, das man fast in unbegränzter Menge liefern kann, denn in manchen Gegenden des Innern finden sich die Elephanten in ungeheuren Heerden, welche meilenweit die Ebenen und Berge decken, und in den Seen von Schoa sind die Flußpferde so zahlreich, daß man oft Hunderte auf einmal gleich Meerschweinchen auf der Oberfläche spielen, tauchen, sich umwälzen und Wasser aufblasen sieht.

Aus dem Obengesagten geht hervor, daß England nicht ohne wesentlichen Nachtheil für seinen Handel und seinen Einfluß im indischen Ocean überhaupt seine Stellung in Ost-

Digitized by Google

afrika vernachläſſigen darf. Andere Nationen, welche weniger Mittel beſitzen, haben ſeit Jahren mit großer Emſigkeit und Ausdauer ſich bemüht, England von dieſem reichen Markte auszuſchließen: längs der Küſte des indiſchen Oceans, von Sofala aufwärts ſuchten die Amerikaner feſten Fuß zu faſſen. Sie ſind wie ſchon erwähnt mit England in Concurrenz getreten um den Beſitz der Inſel Socotra, wo die oſtindiſche Compagnie ſchon einmal ein Depot hatte, und welche ſie zu kaufen beabſichtigte. Aber weder dieſer Plan noch die Bemühungen des Imam von Maskat ſind von ſonderlicher Bedeutung. Anders aber iſt es mit den raſtloſen ſchlauen Intriguen der Franzoſen, deren deutliche Abſicht iſt, in Abyſſinien ein Reich zu gründen, das der Nebenbuhler des angloindiſchen werden ſoll. Zu Erreichung dieſes Zweckes ſparen ſie keine Mühe, ſie betrachten die Stellung, welche England in Aden eingenommen hat, mit der größten Eiferſucht, und wahrſcheinlich werden ſie hiezu bald noch mehr Gelegenheit erhalten: ein Schiff, das zur Befahrung des Dſchuba beſtimmt iſt, hat bereits das Cap der guten Hoffnung umſegelt, und ein reiches Lager von Waaren, wie ſie für die Märkte im Innern taugen, wurde über die Landenge von Suez nach dem rothen Meer abgeſchickt, um durch Abyſſinien jenem Schiff entgegengeſendet zu werden. Wahrſcheinlich wird alſo bald die Frage gelöst werden, ob der Dſchuba und der Gotſchob ein und derſelbe Fluß ſind, und wenn dieß der Fall iſt, wie weit ſeine Gewäſſer als Straße ins Innere dienen können. Vielleicht vereinigt ſich auch der Hainesfluß nahe an ſeiner Mündung mit dem Gotſchob, in welchem Fall eine zweite reiche Reihe von Märkten zu Waſſer erreicht werden kann. Selbſt der von einem franzöſiſchen Reiſenden vorgeſchlagene Plan, die Beſchiffung des Hawaſch, iſt vielleicht nicht ganz unausführbar, denn er könnte vom See Aſſa an Barken bis an den Fuß der abyſſiniſchen Alpen und ſomit bis in geringe Entfernung vom Nil bringen. Jedenfalls kann viel geſchehen, und etwas muß geſchehen, wenn nicht England das ſchönſte und prächtigſte Feld für den Handel, das noch zu gewinnen iſt, in andere Hände kommen laſſen will. Das Innere von Afrika hat bereits angefangen ein Bedürfniß nach europäiſchen Waaren und europäiſcher Civiliſation kund zu geben, und dieſem Bedürfniß kann nur durch große Anſtrengungen entſprochen werden, aber der Gewinn wird die aufgewendete Mühe und Koſten reichlich lohnen.

Für das wachſende Intereſſe an Abyſſinien liefert das Werk von Harris mannichfache Nahrung.*) Indeß haben auch Rochet d'Hericourt, trotz mancher Unzuverläſſigkeit, und die Miſſionaire manches Intereſſante und Wichtige geliefert. Das Werk der HH. Combes und Tamiſier aber iſt höchſt oberflächlich und daneben äußerſt unſittlich. Das Werk von Harris hat den großen Mangel, daß alle politiſchen Nachrichten durchaus fehlen, eine diplomatiſche Geheimnißkrämerei, die bis ins Abſurde geht.

*) Der Artikel enthält eine prächtige Lobrede auf das Werk, das bekanntlich von andern Engländern ſtreng getadelt wurde. Siehe Ausl. Nr. 21 v. d. J.

Der Mandrachio zu Pirano.

(Nach dem Italieniſchen des Dr. Kandler, von J. Löwenthal.)

Mandrachio nennt man in Iſtrien und in mehrern andern Provinzen den zur Aufnahme kleiner Barken beſtimmten innern Hafen zur Unterſcheidung von dem abgeſonderten äußern Hafen für die großen Schiffe.

Die freundliche Stadt Piran, am Teicſter Golf, liegt auf der äußerſten, von den Höhen des Paugnana ſich nach dem Meere hinunterneigenden Erdzunge, welche die Gränze der Mergelregion bezeichnet. Piran iſt ſehr alt und wurde durch ſeine der Schiffahrt günſtige Lage ins Daſeyn gerufen. Wir übergehen hier die fabelhaften Sagen über ihren Urſprung. Die Namen Pyrchanum und Marcianum, wie noch ein Theil der Stadt heißt, deuten eine römiſche, auf den Beſitzungen der Familie Marcia oder einer andern mit dem griechiſchen Beinamen Pyrrha gegründete Ortſchaft an, welche dem thätigen Verkehr mit Aquileja, den anmuthigen und fruchtbaren Hügeln und der Regſamkeit der Bewohner ihren Aufſchwung verdankte. Das ganze herrliche Ufer bis zum äußern Hafen, einem der ſicherſten Ladungsplätze in Iſtrien, trägt viele Spuren des ehemaligen Wohlſtandes und bewahrt noch mehrere alte römiſche Benennungen. Piran behauptete ſich auch nach dem Untergange des Reichs als eine der anſehnlichſten Gemeinden Iſtriens. Der herrſchende venetianiſche Löwe nahm ſie 1283 unter ſeinen Schutz, und ſie konnte ſomit ruhig und ſicher gedeihen. Sie ward nicht, gleich Central- und Unteriſtrien, von Peſt, Verwüſtungen und örtlichen Krankheiten, als Folge der Verlaſſenheit und des Deiches, heimgeſucht. Während der ſumpfige Boden zu Salinen umgeſchaffen ward, bedeckten die Hügel ſich mit Olivenhainen und reichen Weingärten. Barken befahren muthig und ſicher den Golf bis Venedig, viele Gebäude erhoben ſich, die Bevölkerung wuchs und auch die Bildung des Geiſtes ward gepflegt.

Eine alte, ein Octagon bildende Taufcapelle, in welcher eine mit Genien verzierte römiſche Urne zum Taufbecken dient, bekundet noch den einſtigen Glauben, während eine geräumige und reiche Kirche im neuen Styl, mit ſtattlichem Thurm, ſo wie das Kloſter der Barfüßermönche außerhalb der Stadt, jenes der Minoriten und eine kleine, ſchöne, in neueſter Zeit hergeſtellte Kirche Zeugen des frommen Sinnes der Bewohner ſind.

In der Stadt, die ſich ungeachtet des engen Raumes durch Reinlichkeit und Schönheit auszeichnet, feſſeln einige Gebäude aus dem Mittelalter durch ihre ehemals ſo ſehr beliebten Schnörkel die Aufmerkſamkeit; die neuern Häuſer zeigen, daß die Baukunſt hier nicht fremd ſey. Es fehlt hier auch nicht an Gemälden berühmter Meiſter aus der venetianiſchen Schule. Das Capitel von Piran zählte viele Stiftsherren, welche zu Biſchöfen erhoben wurden, aber nicht nur der Klerus, ſondern auch andere Stände hatten viele in Kunſt und Wiſſen ausgezeichnete Männer aufzuweiſen. Piran war die Vaterſtadt des Tonkünſtlers Tartini und hatte auch einen wiſſenſchaftlichen Verein. Auch jetzt noch nimmt Piran einen ehrenvollen Platz unter Iſtriens Städten ein.

Der Turkomane Nachman-Ajaz.

(Fortſetzung.)

Der Scharfrichter in Buchara iſt nicht das, was er in Europa iſt, und man darf ihn alſo auch nicht nach unſeren Vorſtellungen beurtheilen. Obgleich ſeine Verpflichtung gleichfalls darin beſteht, die Todesſtrafe

an Verbrechern zu vollziehen und manchmal selbst des Auspeitschen zu verrichten, so ist er doch eine allgemein geachtete Person, theils wegen seiner bedeutenden Einkünfte, was in einem handeltreibenden Lande am schwersten wiegt, theils weil niemand gewiß seyn kann, ob er nicht auch in seine Hände fällt. Das Geschäft des Henkers ist hier ziemlich stark, im Jahre 1841 z. B. wurden in einem Monat siebzehn Personen hingerichtet, darunter vier Weiber. Die Belohnung des Henkers besteht in dem Rest des Vermögens der Hingerichteten, ich sage dem Rest, denn der Haupttheil fließt in die Casse des Chans; außerdem zahlen die Verwandten des Verurtheilten dem Henker ein Gewisses, theils als Schuldigkeit, theils darum, daß er sein Opfer von langen Qualen befreie und dessen Seele eilig in jene Welt schicke. Der Henker ist ein Beamter, welcher der Person des Chans nahe steht, und oft das Glück genießt, das ehrenvolle Schwert aus den Händen des Fürsten zu erhalten.

„Sage Nine-Paschi, begann Rachman-Ajaz, nachdem er sich einigermaßen erholt, daß sie nicht heurathen soll, sage ihr, daß die Wirst noch nicht grün ist; ich werde nach Buchara zurückkehren und das Lösegeld dem Vater zahlen. Wenn sie mich aber nicht hört, wenn ihr der Henker lieber ist als ich, so mag sie ihn heurathen, sie mögen sich miteinander an dem Gedanken erfreuen, daß ich für ein Weib mein Leben aufopferte, aber sie soll wissen, daß ich auch todt ihr keine Ruhe lasse. Ich habe geschworen Nine-Paschi zu erwerben, und will Wort halten. Ihr Schwur, mir oder niemand anzugehören, ist, wie es scheint, leichter gemeint."

„Und womit willst du Rachim-Bey seine Tochter bezahlen? Ich kenne ihn vollkommen! Man sagt, daß selbst der Henker Geld zusammenzubringen sucht, so groß ist die Summe, welche der Tadschik verlangt."

Ajaz bedachte sich. Bei allem Leichtsinn, womit der gutmüthige Sohn der Steppe dem Juden das Geheimniß seines Herzens eröffnet, da er sicher war, daß es Saul nicht einfallen würde, die Liebe eines armen Turkomanen zu verrathen, bedachte er sich doch lange, ihm das Leben von Menschen anzuvertrauen, deren Sicherheit blos von der größten Vorsicht abhing. Auf der andern Seite sah er die ganze Unmöglichkeit ein, sein beschlossenes Unternehmen auszuführen; auch wußte er sehr gut, daß von allen Bewohnern Mittelasiens nur die Juden sich des Eindringens der Engländer in Afghanistan freuten, und in der Hoffnung einer Verbesserung ihres Schicksals die Sache der Europäer begünstigten; sie hatten mehr als einmal Stoddart in Bochara und Shakespeare in China unterstützt; er wußte auch, daß der Jude für Geld viel wage, für Geld nicht blos ehrlich, sondern auch möglichst kühn sey; endlich kannte er auch Saul durch seinen Freund als einen sichern Mann.

„Ich verlange nicht zu wissen, woher du das Geld nimmst," antwortete der Jude; „magst du es auch vom Teufel entlehnen ...."

„Warum brauchst du solche Ausdrücke?"

„Ich will aber Gewährschaft, Sicherheit haben, daß du das Geld unfehlbar bekommst. Warum bearbeiten wir das Feld, als daß es eine Ernte liefere, und ein armer Turkomane, was kann er sonst haben, als ein Pferd und eine Lanze?"

Der Turkomane schwankte noch zwischen Mißtrauen und Nothwendigkeit, endlich aber entschloß er sich Saul zum Genossen anzunehmen und eröffnete ihm die ganze Sache. Die Augen des Juden glänzten wie die einer Katze, ein Lächeln zuckte auf den bleichen, vertrockneten Lippen, ein Lächeln, wie es sich sonst nur zeigte, wenn er auf besondern Befehl dem Wesir einen Besuch abstattete.

„Von wem erhältst du die Bezahlung im Fall einer glücklichen Ausführung?"

„Die Hälfte hier, von einem sichern Juden gegen einen Wechsel, welchen Stoddart nach Behändigung des Briefs ausstellt, den Rest in Teheran."

„Gut, gut, das Geld ist sicher."

„Erfüllst du nun mein Verlangen?"

„Ganz gewiß."

„Auf welche Weise können wir mit den Engländern uns besprechen und die Aufmerksamkeit der Gefängnißwache täuschen?"

Der Jude besann sich eine Zeitlang. „Man schließt das Thor am Abend," sagte er endlich stille, mehr zu sich selbst, als zu seinem Gefährten; „die Wache dabei läßt sich nicht erkaufen, das sind Leute, die dem Chan ergeben sind; man darf es nicht einmal probiren; in jedem Fall muß man übersteigen. Aber höre, ohne große Veranstaltungen, nicht auf der Leiter, nimm dich in Acht, du nimmst nur einen Strick mit dir, willst du?"

„Ja," entgegnete Rachman-Ajaz; „möchte es nur eine finstere Nacht seyn."

„Dann," fuhr der Jude zwischen den Zähnen murmelnd fort, „dann kommen wieder die verfluchten Sarbasen; es sind allerdings meist Perser, die, wenn sie auch den sunnitischen Glauben angenommen haben, doch in der Seele Schiiten sind, und sich erinnern, daß sie hier eigentlich gefangen gehalten werden; auf ihre Untreue kann man manchmal zählen; es sind aber auch Feiglinge, und bei der ersten Tortur werden sie das Geheimniß verrathen, man darf ihnen nicht alles anvertrauen. Wir wollen eine Zeit wählen, wo Leute, die unserer Sache günstig sind, die Wache beziehen; übrigens kann man sie erkaufen, ihnen Wein geben."

Die neuen Bekannten hielten noch eine Zeitlang miteinander Rath und besprachen sich über einige Umstände; endlich trennten sie sich.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Gefangenschaft des Dampfbootes Great Britain. Dieß mächtige Fahrzeug von 3600 Tonnen kann aus der zu engen Docke auf dem gewöhnlichen Wege nicht heraus; der Plan, es auf eisernen Schienen herauszubringen, wird für so gefährlich erachtet, daß man den Gedanken aufgegeben hat. Der Fall ist noch gar nicht vorhanden gewesen, indeß bis sich ein Mittel findet, um den Gefangenen herauszubringen, liegt das Schiff unnütz da. (Athenäum vom 27 April.)

Neue Papierfabrication. Mehrere Londoner Journale, auch die Lit. Gaz. vom 27 April, erwähnen eines Patents, das demnächst auf eine neue Papierbereitung genommen werden würde; der Stoff soll ein ganz anderer, das Papier wohlfeiler und die Lumpen künftig unnöthig seyn.

Ethnographische Gesellschaft in New-York. In der neuesten Sitzung der Londoner ethnographischen Gesellschaft kündigte der Präsident an, daß sich eine ethnologische Gesellschaft in New-York gebildet habe, an welcher viele der ausgezeichnetsten Amerikaner Theil nähmen. (Lit. Gaz. vom 27 April.)

München in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 132.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

11 Mai 1844.

Der Porcellanthurm und die Königsgräber bei Nankin.

Die vor kurzem erschienene Narrative of the voyages and services of the Nemesis, von W. D. Bernard, enthält eine merkwürdige Geschichte des Seekriegs gegen China, worüber wir uns nähere Bearbeitungen vorbehalten. Inzwischen wollen wir einzelne Auszüge geben, und heben für heute die Schilderung des Porcellanthurms und der Königsgräber aus.

„Die zwei interessantesten Gegenstände außerhalb der Mauern von Nankin sind der Porcellanthurm und die alten Königsgräber. Von dem erstern möchte es schwer seyn eine genaue Beschreibung zu liefern, welche dem Leser einen Begriff von dem eigenthümlichen Bau geben könnte. Er zeichnet sich vor allen ähnlichen Bauten in China durch seine Vollständigkeit und Eleganz, so wie durch Bedeckung mit vielfarbigen, hochglasirten Porcellanbacksteinen, endlich durch die Vergoldung, und namentlich durch die vergoldeten Bilder im Innern aus. Der Bau ist ein Achteck, etwa 200 Fuß hoch, und in neun Stockwerke getheilt. Der Umfang des untern Stockwerks ist 120 Fuß, so daß jede Seite etwa 15 messen muß; diese Größe nimmt mit den aufsteigenden Stockwerken ab, aber die Stockwerke selbst sind alle gleich hoch. Das Fundament ist ein solides Mauerwerk von Backsteinen, das sich etwa 10 Fuß über den Boden erhebt, und man gelangt auf einer Treppe von 12 Stufen an den Eingang des Thurms. Die Außenseite ist mit Platten von verglastem Porcellan, hauptsächlich von weißer, rother, grüner und gelber Farbe bedeckt, aber der ganze Bau ist keineswegs aus Porcellan aufgeführt. An jedem Stockwerk ist ein vorspringendes, mit grün glasirten Ziegeln gedecktes Dach, von jedem der acht Ecken hängt eine kleine Glocke herunter. Der Eindruck, den das Gebäude aus einer mäßigen Entfernung macht, muß imposant seyn. Man steigt auf 190 Stufen hinauf, die indeß nicht alle gut erhalten sind; das Innere jedes Stockwerks fällt beim ersten Anblick gefällig auf, ist aber doch eher bunt, als elegant, da es mit einer ungeheuren Menge kleiner, vergoldeter Bilder geziert ist, die in Nischen zwischen den Fenstern stehen.

„Der zweite interessante Gegenstand außerhalb Nankin ist der große, ausnehmend alte Begräbnißplatz, den man wohl ohne zureichende Gründe die Gräber der Könige, und zwar aus der Mingdynastie, genannt hat. Sie liegen am Abhang der Berge in geringer Entfernung von dem Hauptthor der Stadt am Ende einer schön gepflasterten Straße. Vielleicht merkwürdiger noch als die Gräber selbst ist die nach den Gräbern führende Doppelreihe riesenhafter, meist aus dem festen Fels gehauener Figuren. Wir hatten bis jetzt nichts der Art in China gesehen, und alle diese Figuren hatten das Ansehen hohen Alters. Das Gras wuchs hoch dazwischen und verdeckte die Bruchstücke von einigen die zerbrochen waren. Die Statuen stellen riesenhafte Krieger in einer Art Rüstung vor, und quer über den Weg sind in Zwischenräumen große Steintafeln aufgestellt, die durch mächtige pfeilerartige Steinblöcke getragen sind, wie man sie in China häufig in den Straßen, besonders in der Richtung nach Tempeln zu Ehren besonderer Personen aufgestellt findet. In einer ziemlichen Entfernung von dieser Allee der Riesen finden sich ohne Ordnung durch einander und roh ausgeführt Figuren von Pferden, Elephanten, Zebras und andern Thieren. Es ist etwas eigenthümlich Aegyptisches in dem Aussehen von allen, und man möchte sich eher in der Nähe von Theben als von Nankin glauben."

L'Hôpital des incurables femmes et les sœurs de charité catholique.

(Von einer jungen Deutschen in Paris.)

(Fortsetzung.)

Die Betten an den Ecken der Säle sind die angenehmsten, sie lassen noch einigen Raum, der dann jedesmal gemüthlich eingerichtet und durch ein Fenster erhellt ist. So fanden wir eine Frau von noch nicht sehr vorgerücktem Alter in einer solchen Ecke; sie war fleißig beim Nähen beschäftigt und gefiel mir durch ihre heitere Miene. Meine Führerin redete sie an, während ich ihren zierlichen Geschmack bewun-

Digitized by Google

derte, der sich hier auf kleinen Tischen, auf der Fensterbank und an der Wand sehen ließ; Bilder von Heiligen und Geistlichen, in zierliche Rahmen gefaßt, hingen rund umher. Auf einem Tisch war ein förmlicher Altar mit Crucifix, Blumen, Kelchen und allen möglichen Zierrathen eingerichtet, ein anderer war der Sainte Vierge gewidmet und mit ihrer Statue aus Gyps versehen; sammetne Nadelkissen, Muscheln ꝛc. lagen umher zerstreut, ein Goldfisch spielte in einem Glase, und ein Vorhang war so zwischen der Wand und dem Bette angebracht, daß wenn man ihn zuzog, dieß Eckchen ein Zimmerchen für sich bilden konnte. Die Bewohnerin versprach durch ihre verständige und zufriedene Miene viel und ließ eine bessere Abkunft errathen, als die meisten andern, wie denn auch aus einer kleinen Unterhaltung hervorging, daß sie früher eine Pianistin gewesen, und vielleicht eine Virtuosin, da sie mir sagte: „J'avais gagné le prix au conservatoire. Mon mari," fuhr sie fort, „était artiste et son père ce Muet, qui a peint les ports de mer, vous devez avoir vu le port de Boulogne, de Brest etc. exposés au Luxembourg." (Sie mußte sich wohl irren, denn da der Maler todt ist, mußten seine Bilder im Louvre seyn, wo ich keine von ihnen bemerkte). Sie nannte ihn aber in einem Athemzuge mit Vernet. Von ihren Verwandten war ihr nur noch ein Enkel geblieben, für dessen Erziehung sie, wie es mir schien, die Sorge übernommen, und der ihr Trost war. Sie hatte den Gebrauch ihrer Beine verloren und hier Zuflucht gefunden, wo sie durch Kleidermachen für die andern Frauen sich etwas zu erwerben suchte. Il faut que je travaille, je ne suis pas triste," sprach sie, „mais sitôt que je n'ai pas d'ouvrage, la melancolie me gagne." Ihr gegenüber saß eine noch ziemlich junge Frau, deren beide Hände rein abgestorben waren. „Si je vais me moucher, il faut que je prie une amie." Solch eine mitleidige Freundin saß neben ihr; die Frau sah unendlich leidend aus. — Meine Führerin sagte mir, die Einrichtung der Mahlzeit sey so: „le matin pour déjeûner un morceau de pain sec; à 11 heures une tesse de bouillon, du bœuf et un verre de vin; à 5 heures du soir des légumes et un peu de fromage et du fruit." Dieß sind ungefähr die Nahrungsmittel in Bausch und Bogen. Es mögen manche Veränderungen vorfallen, wie ich nachher auch in der Küche bemerkte, wo vielerlei verschiedene Gerichte bereitet wurden. Es richtet sich dieses natürlich nach dem Zustande der Kranken, so wie auch für die Fasttage eine Ausnahme gemacht wird. Obiges scheint an Quantität und Qualität für alte kränkliche Körper völlig genügend zu seyn. Dazu haben sie die Wäsche frei; die übrige Kleidung verschaffen sie sich selbst. — Wir gingen immer weiter und standen oft still. Zum letztenmal bei einer kleinen Person, die, hätte sie gestanden, mir ungefähr bis an die Knie gereicht wäre. Sie saß aber in einem kleinen Stuhl mit Rollen, ihr Gesicht, Hände ꝛc., alles war in Proportion mit ihrer Elfengestalt. Und dieß Liliputanergesicht hatte Aeugelchen von einem außerordentlichen Feuer, sie rollten wie schwarze, aber nicht ausgebrannte Kohlen unter der hohen diminutiven Stirne umher. Dabei war die Kleine mit etwas Coquetterie gekleidet, in Trauer; das schwarze Kleidchen sein, ein neumodiger netter Kragen, zierliches Häubchen, mit einem Fanchontüchelchen aus schwarzer Spitze darüber und unter dem Kinn geknotet. Sie machte des tirans, d. h. die ledernen Enden, welche man an Tragbänder setzt, worein Löcher gestochen und mit Seide-Figuren genäht werden, eine Arbeit, die hier sehr allgemein schien. „C'est la petite Clotilde" sagte meine Begleiterin. „Nous l'appelons tout bonnement comme cela, mais son vrai nom est Mlle. Clotilde Augendre." Die kleine Clotilde war enchantirt, da wir uns mit ihr in eine Conversation einließen; sie ließ viel Mutterwitz und Lustigkeit blicken, und ihr scharfes Stimmchen war nicht faul. Da ich ihr sagte, daß ich von nun an an Elfen glauben würde, und mich nicht enthalten konnte, einmal über das andre auszurufen! „O que vous êtes jolie!" so fühlte sie sich sehr geschmeichelt, lachte aufs herzlichste und versicherte mich „qu'elle avait été bien mieux autrefois et qu'elle avait dernièrement perdu toute sa fraicheur." Sie erzählte mir, daß, ausgenommen die Arme und der Kopf, ihr Körperchen ganz fühllos sey, daß man sie ins Bette tragen und hineinheben müsse, und daß sie sich nur in ihrem Räderstühlchen umherbewegen könne. Ihre Beinchen schienen mir ganz verdreht, da sie den Fuß ausstreckte. „Elle est née nouée," sagte man mir, „et elle a une descente de nombril." Deßhalb trug sie ein stählernes Unterleibchen, wie sie mir sagte. „J'aime beaucoup le monde et j'adore la conversation." — Dieß letztere bewies sie praktisch und klar, und daß sie mehr weltlich als geistlich gesinnt war, konnte ich auch ungefähr wahrnehmen an der Einrichtung ihres Tischleins, auf welchem sich nicht die Symbole der Frömmigkeit wie bei den andern befanden, sondern statt dessen ein Porträt Napoleons. Ich fragte, ob sie eine besondere Verehrerin dieses Kaisers sey, und sie erwiederte: „Non, pas justement ça, je pense qu'il est aussi bien que tout autre roi. Voyez-vous, nous n'avons pas d'opinion nous autres, nous n'aimons que la paix." Diese Antwort fand ich eben so vernünftig, wie die ganze kleine Miniaturperson interessant, und mit Bedauern nahm ich von ihr Abschied.

Bei einer Nachbarin gegenüber, deren Cabinet wir als ein Muster der Reinlichkeit besuchten, erfuhren wir, daß Fräulein Clotildchen schon 45 Jahre zählte (sie sah wirklich nicht darnach aus mit ihrem rabenschwarzen Haar und faltenlosen Zügen), und daß sie seit ihrem 16 Jahre hier sey. Diese Nachbarin saß gemüthlich in ihrem Stübchen mit zwei guten Freundinnen, und die Ordnung die sie umgab, war um so bewundernswerther, da sie trotz ihrer beiden kranken Beine und verdrehten Füße (ein Bein war ganz gefühllos) selbst die Urheberin davon war. So sah ich noch viele Individuen, an deren Erzählungen und Krankheiten man den innigsten Antheil nehmen mußte, unter andern ein noch ziemlich junges Mädchen, die sich vor zwei Jahren hatte ein Bein abnehmen lassen müssen, nach einem Unglücksfalle, der ihr in einer der gedrängten Straßen von Paris begegnet war. „Elle ne peut pas supporter la jambe de bois," hieß es, und sie zeigte mir, indem sie die Hand aufs Kleid legte, wie man es ganz am Ende amputirt habe. Die weiche wohl genug sind, speisen in

Digitized by Google

den Refectoires, wovon es zwei gibt, die ich sah; ein Garçon war eben mit Decken beschäftigt, sie sahen sehr reinlich aus.

Ueber dem großen Kreuzsaale gibt es noch einen ganz auf dieselbe Weise eingerichtet. Wir gingen nun durch den Garten, einen recht netten Spaziergang, um in einem andern Flügel die wenigen Kranken zu besuchen, „les plus valides.“ Im Vorübergehen sah ich durch die Fenster les dortoirs des enfans. Meine Führerin rieth mir, obgleich ich es wünschte, die Kinder nicht zu besuchen; „Nous avons des maladies affreuses parmi eux,“ sagte sie, „et il vous dégoutera.“ Es gibt darunter einige, die immer auf ihrem Bette festgeschnallt seyn müssen. Wir sahen ein kleines Mädchen vor einem offenen Fenster stehen, das sich die Hände am Ofen wärmte; ich wünschte ihm guten Tag, und es grinzte mich auf eine furchtbare Weise an und zeigte dabei stöhnende und verdrehte Zähne. „C'est une idiote et c'est encore une des plus jolies.“

Da wir den Saal, zu dem wir gehen wollten, an dieser Seite verschlossen fanden, so kehrten wir wieder um und traten zuerst im Vorbeigehen in die Küche; hier trafen wir ein halbes Dutzend sœurs de charité beschäftigt. Wer liebt nicht ihr Costüm? Das schwarze Wollkleid mit den weiten Aermeln, die weiße Schürze mit großen Taschen und weißem Brustlatz, la guimpe, die eng ans Gesicht schließt und unter dem Kinn noch eine Art Kragen bildet, der lange, schwere Rosenkranz aus braunen und weißen Perlen zur Seite hängend, und dann, was sie vor allen auszeichnet, die große steife Haube oder Kopfbedeckung, die, an beiden Seiten bis auf die Schultern herabreichend und über die Stirn umgeschlagen, ihnen das Ansehen gibt, als seyen sie kopfbeflügelt wie Mercur. Dieses finde ich sehr angemessen, denn Boten des Himmels müssen sie seyn, wie jener Gott, diese Schwestern, wie vermöchten sie sonst ihre Werke der Liebe so langmüthig und freundlich zu verrichten? „Et elles sont très-gaies, ces sœurs de charité,“ bemerkte jemand, dem ich am Abend von meiner Excursion erzählte. Dieß ist wahr, in ihren Gesichtern ist nichts zu lesen von jener Strenge und dem steifen Ernst, einem gewissen Egoismus und der Selbstzufriedenheit anderer Nonnen, Züge, die ich noch am selbigen Morgen bei der Supérieure de l'Abbaye au Bois wahrgenommen hatte; im Gegentheil, sie strahlten von Zufriedenheit, es ist, als ob sie von wahrer Leutseligkeit und Liebe überflößen. Könnte ich nun nur alles wiedergeben, wie sie freundlich und theilnehmend um mich her kamen, da la concierge ihnen sagte, daß hier eine Deutsche sey, die sich sehr für sie interessire, die sie bewundere und mehr von ihnen zu wissen wünschte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Bewohner der Marquesas-Inseln.

In der Sitzung der ethnologischen Gesellschaft am 10 April las ein Hr. A. Simpson eine kurze Mittheilung über diese Inselbewohner vor, die er als feige, sinnlich und äußerst störrisch schildert; ihre Zahl beträgt nur 25 bis 30,000, und wird wohl auch nicht sonderlich steigen, da die Ausdehnung des anbaufähigen Bodens nicht groß und das Klima für Weiße sehr entnervend ist. Nichtsdestoweniger halten die Eingebornen selbst hinsichtlich ihrer physischen Gestaltung den Vergleich mit jeder andern Race aus. Die Weiber sind in ihrer Gestalt und in ihren Zügen besonders schön, und da das Volk meist in tiefen Thälern zwischen Wäldern von Brodfrucht- und Kokosbäumen wohnt, wo eine fortdauernde Feuchtigkeit herrscht und überall Schatten sich findet, so ist die Hautfarbe viel heller, als die der Bewohner anderer Gruppen der Südsee. Eine helle Gesichtsfarbe wird aber auch so hoch geachtet, daß sie zu künstlichen Mitteln ihre Zuflucht nehmen sollen, um die Haut weißer zu machen, während unter den Sandwichinsulanern, welche zu den civilisirtesten polynesischen Stämmen gehören, die Familien, welche die dunkelste Hautfarbe haben, — und einige nähern sich den Negern, — für die vornehmsten gehalten werden. Die Bewohner der Marquesas-Inseln unterscheiden sich von den andern Nationen Polynesiens auch noch dadurch, daß sie keine Neigung zur Corpulenz zeigen; ihre Gestalten sind schmächtig und sie sind sehr gewandt und leicht in ihren Bewegungen; ihre Züge sind markirt und der Ausdruck ihrer Augen ist scharf und glänzend.

Der Turkomane Rachman-Ajaz.

(Fortsetzung.)

In einer dunkeln Regennacht schritt Rachman über den Registan-Platz. Oft hielt er an und horchte eine Zeitlang, denn er hatte die Mauern der Citadelle bereits vor Augen. Plötzlich vernahm er das Geräusch von Personen, die hinter ihm gingen, drückte sich an die Wand und wartete mit Ungeduld, was kommen würde; der schwere Schritt von Leuten, die bis an die Knie im Koth mateten, ließ sich immer deutlicher vernehmen, bald erglänzte auch das Licht von Laternen, welche zwei Personen vorantrugen, denen eine dritte gleichfalls mit einer Laterne folgte, — es war der Dschelil, der Scharfrichter von Buchara. Ajaz erkannte ihn sogleich, und da er mit einem Strick und einem Messer ausgerüstet war, so stand er auf dem Punkte sich auf seinen Rivalen zu stürzen und ihn niederzustoßen oder zu erdrosseln, jedoch eine kurze Ueberlegung hielt ihn ab, allein gegen drei einen offenen Kampf zu beginnen. Das Blut stieg dem Turkomanen zu Kopfe, und unwillkürlich machte er eine Bewegung, die er nicht verbergen konnte, und welche die Aufmerksamkeit des patrouillirenden Scharfrichters sogleich auf sich zog. Er blickte einige Zeit um sich, wie ein Spürhund, und scheint dann seinen Dienern zu: Licht her! Es war Rachman-Ajaz nicht mehr möglich zu entkommen oder sich zu verbergen: er stand Auge gegen Auge dem Scharfrichter gegenüber.

„Was machst du hier? Warum schleichst du an diesem Orte so spät herum? sprich sogleich.“

„Mein Pferd ist mir entlaufen und ich gehe zu dem alten Eigenthümer, ob es nicht vielleicht dorthin gekommen ist.“

„Warum hast du nicht den Tag abgewartet?“

„Es wird bald Tag werden, ich muß auf die Reise, und das Sprüchwort sagt, auf einem hungrigen Pferde reitet man nicht weit.“

„Warum hast du keine Laterne?“

„Woher sollte ein armer Turkomane eine Laterne nehmen?“

„Geh' nach Hause und mache, daß ich dich nicht mehr hier treffe, sonst lasse ich dich ins Gefängniß setzen.“

„Oh, wenn wir uns noch einmal treffen, so sollst du dessen nicht allzu froh seyn,“ dachte Rachman-Ajaz.

Digitized by Google

„Warum läßt man dieß herumwandernde Vieh in die Stadt,“ murmelte der Scharfrichter im Vorübergehen; „doch darf man ohne bedeutenden Grund ihm nichts anthun, denn der Chan nimmt sie in seinen Schutz; die Lümmel rauben doch nur die Karawanen aus.“

Die Stimme und die Schritte des Scharfrichters verhallten in der Ferne, Rachman-Ajaz schlich sich an den Registan herum und begab sich nach derjenigen Seite der Arkade, wo sie einen einspringenden Winkel macht, und wo man deßhalb vor den Augen der Vorübergehenden gedeckt ist; auch ist es von diesem Punkt aus, d. h. an der innern Seite, näher zum Kana-Chane. Rachman-Ajaz warf den ans Ende des Stricks angebundenen Stein hinüber, zog dann daran und überzeugte sich bald, daß er an der andern Seite festgehalten sey, in Gemäßheit der Verabredung mit Sani, der Meerkatze. Der Turkomane segnete jetzt in seinem Herzen den Juden; nach einer Weile kletterte er an der Mauer hinauf, und war bereits oben angelangt, als er unterhalb den sichern Schritt der Wache hörte. Rachman legte sich auf die Mauer nieder und sein Herz schlug heftig. Bald erlosch das Geräusch, der Turkomane stand vorsichtig auf und ließ sich an der Mauer hinab; der Strick reichte nicht bis an den Boden herab, aber er maß den Raum nicht mehr und sprang.

Innerhalb der Arkade war auch nicht eine Seele zu sehen, und er traf nicht einmal seinen geheimnißvollen Gefährten, der den Strick angeknüpft hatte. Und wenn, dachte er, der Jude mich ins Verderben führt und ich bin in eine Schlinge gefallen? Aber was wird daraus erfolgen, als daß ein Turkomane weniger auf der Welt ist! oder gibt man wie viel für meinen Kopf? Unter solchen Gedanken näherte er sich kecker dem Kana-Chane. Der betrunkene Sandhase schlief fest. Rachman kroch zu der schlangenartig gewundenen Mauerspalte heran, welche die Stelle des Fensters vertrat, und schob den Brief hinein. Einige Secunden verflossen, das Papier war immer noch an Ort und Stelle; abermals dachte er, der Jude habe sein Geheimniß verrathen und die unglücklichen Gefangenen lebten nicht mehr; er bewegte einigemal das Papier, um durch das Rascheln die Gefangenen aufmerksam zu machen, und bald verschwand der Brief. Rachman-Ajaz wartete auf Antwort; er duckte sich nieder, um so wenig wie möglich Raum einzunehmen und nicht bemerkt zu werden, und er hielt den Athem an, gleichsam um die quälenden Gedanken zu ersticken, denn jedesmal, wenn er den Kopf aufhob, blinkte ein Licht im Hause des Wesirs, und er vernahm aber glaubte wenigstens den Schritt der um den Palast des Chans herumgehenden Wache und das Gespräch in der Männerwohnung zu vernehmen. Die Zeit des Wartens wurde eine Ewigkeit für den armen Turkomanen, die innere Unruhe machte, daß er mehrmals sich unwillkürlich bewegte, so daß er zusammenschrack und wieder der nöthigen Vorsicht gedachte. Endlich zeigte sich die so lange erwartete Antwort der Gefangenen. Freudig ergriff er sie, mit wenigen Schritten befand er sich an der Mauer, fand den Strick und kletterte hinauf. Bald war er auf der Straße, und einige Stunden später, als kaum der Tag graute, ließ er die Thore der Stadt hinter sich.

Freudig zitterte das Herz des jungen Mannes, als er sich wieder auf der heimischen Steppe sah, auf seinem guten Pferde mit seiner kostbaren Beute. Der Gedanke, Nine-Paschi zu besitzen, war jetzt kein leerer Traum mehr für ihn, der gute Turkomane entwarf die glänzendsten Plane; er dachte an sein nahes Glück, an die Freude seiner Geliebten, wenn sie erfahre, daß Rachim-Bey einwillige in ihre Verbindung, in die Ehe mit einem gemeinen Turkomanen; was für Gedanken macht sich nicht ein Glücklicher! Sein treues Roß schien das Glück des Reiters zu theilen, fröhlich wedelte es mit dem Ohr und in raschem Paßgang flog es über den thonigen Boden hin. Rachman eilte nach Kala-Kuli. Bald hatte die mittägliche Sonne den feuchten Steppenboden ausgetrocknet. Das ermattete Roß und sein Herr hielten an, es war eine drückende Hitze.

Nach kurzer Ruhe machte sich unser Turkomane wieder auf den Weg. In der Temperatur lag etwas ungewöhnliches: die Sonne ergoß nicht ihre hellen Strahlen wie sonst, die Luft war drückend, eine vollkommene Stille herrschte ringsumher. Plötzlich bemerkte unser Reiter in nicht allzu großer Entfernung einen dunkeln Punkt, der an Einer Stelle umherwirbelte, und endlich eine ungeheure schwarze Staubwolke in der Steppe emportrieb. Diese Erscheinung ist ziemlich häufig in großen Sand- oder Wasserflächen; man nennt sie eine Lufthose und darf sie nicht mit dem Sandwirbelwind verwechseln; sie erheben sich öfter bei der größten Ruhe der Luft, und der Sand fällt in geringerem Maaße, aber viel gedrängter zu Boden und ist deßhalb um so gefährlicher. Kaum hatten der Reiter und sein Pferd sich an den Boden gelegt, der erste, weil er die Erscheinung kannte, das zweite aus Instinct, so streifte der untere Theil über sie hin, und riß, was er traf, im Wirbel mit sich fort.

Uebles Anzeichen, dachte Rachman-Ajaz, in trübes Sinnen versunken. Der Aberglaube des Turkomanen meinte schon, sein böser Geist sey in der Dunkelheit ausgezogen und weissage ihm Unglück. Düster bestieg er sein Pferd und eilte weiter. Nicht lange darauf erreichte er Kala-Kuli, eine ärmliche bucharische Veste, und hielt hier einige Stunden an, um sich einen Hengst zu kaufen, und so seinen Weg desto schneller fortzusetzen. Noch hatte er sein Gebet nicht verrichtet, das er manchmal vergessen hatte, als einige Leute zu ihm kamen und ihm meldeten, daß der Kurban-Behi (Festungscommandant) ihn zu sich rufe. Rachman-Ajaz erschrack, ließ aber keine Furcht blicken, und alsbald brachte man ihn mit seinem Pferde vor den Kurban-Behi.

„Du hast einen Brief von den englischen Gefangenen zu Bochara bei dir,“ sagte der Kurban-Behi und warf einen drohenden Blick auf den Turkomanen.

„Nein,“ erwiederte dieser mit fester Stimme. Der Kurban-Beh ließ ihn durchsuchen, man brachte alles herbei, zerschnitt seine Kleider in Stücke, besichtigte die Mähne und den Schweif seines Pferdes, aber man fand nichts.

„Das ist noch kein Beweis; du führst einen Brief mit dir, gestehe, wo du ihn hast, wo nicht, so stirbst du.“

„Was soll ich gestehen? ich habe keinen Brief bei mir.“

(Schluß folgt.)

Das alte Veiuloniа. Das Athenäum vom 27 April enthält einen Brief von George Dennis, worin er sagt, daß man in den toscanischen Maremmen in der Nähe der kleinen Stadt Magliana beim Graben einer Straße auf Fundamente von Mauern und endlich auf die Ruinen einer ganzen großen Stadt gestoßen sey, die nach der Lage und Größe zu schließen kaum eine andere als Vetulonia gewesen seyn könne.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 133.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

12 Mai 1844.

Ali - Usta.

(Nach Fontaniers: Voyages dans l'Inde et dans le Golfe Persique.)

Die Lebensbeschreibung dieses Mannes, wie sie uns Fontanier in seinem obengenannten Werke gibt, ist ein zu interessantes Bild türkischer Verhältnisse, als daß wir sie nicht unsern Lesern mittheilen sollten.

Ali Aga oder Ali Usta ist aus Konstantinopel gebürtig und hatte zuerst zu St. Jean d'Acre, dann im Krieg gegen Rußland gedient, wo er gefangen genommen wurde. Da er in der Artillerie war und eine Kanone abzufeuern verstand, so hatte man ihm den Namen Usta oder Herr gegeben. Im Frieden wurde er ausgewechselt, hatte einige Worte Russisch und das Branntweintrinken gelernt, und kannte die europäischen Sitten ziemlich gut. In Konstantinopel ging es ihm bald gut, bald schlecht, wie den meisten Türken seines Standes, und er fand endlich Gelegenheit sich vortheilhaft zu verheurathen. Aber das Unglück kam nach einmal über ihn, und eines schönen Morgens bemächtigte er sich des Vermögens seiner Frau, verließ sie und suchte sein Glück in Bagdad, wo Daud Pascha eben Kanoniere suchte. Ich sah ihn auf meiner Durchreise im Jahre 1824, aber die Artillerie schien wenig Interesse zu erwecken, denn damals übernahm er ein anderes Amt. Europäische Uebeiter hatten dem Pascha ihre Dienste angeboten, und dieser hatte sie, um Mehemed Ali nachzuahmen, angenommen, mißtraute ihnen aber, und wollte sie überwachen lassen. Ali Usta galt dafür, daß er nicht bloß die Stärke des Löwen, sondern auch die List der Schlang besitze, er hatte, wie er behauptete, den Franken während seiner Gefangenschaft die meisten ihrer Künste abgelernt, und somit paßte niemand besser zum Geschäft ihrer Beaufsichtigung. Man quartierte deßhalb die Neuangekommenen bei ihm ein, und er wurde der nothwendige Vermittler zwischen ihnen und dem Pascha. Ob er den Pascha lange behielt, weiß ich nicht, er gewann aber genug dabei, um später den eines Kapudan Pascha zu Bassora zu kaufen. Er hatte hier den Strom zu bewachen, die Araber im Zaume zu halten, befehligte aber ober fünf Penischen und war nach dem Mutselim aber Gouverneur der erste Beamte. An diesen letztern hatte er gewisse Einkünfte zu entrichten; da er aber damit nicht allzu eilig war, schiffte er sich eines schönen Morgens nach Buschir ein, verbarg sein Geld in seinem Gürtel und bettete sich durch Persien durch bis nach Teheran. Von hier aus unterhandelte er mit seinem Herren, Daud Pascha, enthüllte ihm die Räubereien des Mutselim von Bassora und drohte ihm nach Konstantinopel zu gehen, dort seine Begnadigung zu erkaufen und ihn, Daud Pascha, anzuklagen, wenn er nicht seine Vorschläge annehme. Der Mutselim wurde weggejagt und Ali Usta, nachdem er sein Geld mit Daud Pascha getheilt, wieder in sein Amt eingesetzt. Er kehrte somit auf seinen Posten zurück; Pest und Cholera brachen bald darauf aus, und der neue Mutselim von Bassora unterlag gleichfalls. Die Geißel richtete furchtbare Verheerungen an, aber dieß hinderte Ali Usta nicht, sich der Regierung zu bemächtigen. Er fürchtete weder Ansteckung noch sonst etwas auf der Welt, und sobald jemand gestorben und das Haus leer war, ging er hin und nahm alles was die Verstorbenen zurückgelassen. Da er diese Manöver nie aus der Acht ließ, so bereicherte er sich bedeutend, und da man ihn wohl kannte, waren wenige Leute geneigt, ihm die Statthalterschaft zu entreißen. Der Pascha, welcher wußte, daß Ali Usta so gute Geschäfte mache, und auch seinen Antheil daran haben wollte, verlangte umsonst die Einkünfte des Landes von ihm: nach vielen unnützen Unterhandlungen mußte endlich zur Gewalt geschritten werden. Ali Usta wartete die Ankunft der Truppen nicht ab, sondern belud die Schiffe des Staats mit seinen Reichthümern, fuhr nach Maskat, verkaufte dort die Flotte an den Imam, machte hierauf ganz ruhig die Pilgerfahrt nach Mecca und kam endlich nach Alexandrien. Hier war er nicht ohne Besorgniß, denn er wußte, daß Mehemed Ali sichere und mannichfache Mittel hatte, die allzu stark belasteten Reisenden etwas zu erleichtern. Mehemed Ali war um diese Zeit fast in offener Feindseligkeit mit dem Sultan; Ali Usta ließ sich vom Wein erhitzt einige unbesonnene Aeußerungen entschlüpfen, und man klagte ihn beim Pascha an, der ihn alsbald rufen ließ. Man hat mir die Unterredung dieser beiden Personen folgendermaßen be-

Digitized by Google

richtet: „Ich trat ein," erzählte mir Ali Usta, „und machte meine Temene (Begrüßung). „„Ah!"" sagte Mehemed Ali, „„du bist willkommen, setze dich; man bringe Pfeifen und Kaffee für den Hadschi."" Als ich Pfeifen und Kaffee verlangen hörte, bekam ich Furcht; das deutete auf Verrath, ich konnte mich aber nicht gleich davon schleichen, und beschloß gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Der Pascha fuhr fort: „„Hadschi, man muß gestehen, daß dein Heer, Daud Pascha, ein großer Pinsel ist, denn er kann die Araber nicht hindern an den Thoren von Bagdad zu rauben."" — Euer Excellenz muß wohl einsehen, daß es nicht leichter ist den Raub an den Thoren von Bagdad als an denen von Cairo zu hindern. — Auf diese scharfe Antwort entgegnete Mehemed Ali: „„Hadschi, du scheinst ein unterrichteter Mann zu seyn; du kennst die Zahl meiner Soldaten und die unsers Herrn des Sultans —"" nach diesen Worten schaute er durch das Fenster, ich vermuthete, er gebe einige Befehle, und ergriff den Augenblick mich zu entfernen, indem ich meinen Turban abnahm und nur die Mütze behielt; so kam ich unerkannt in den Hof des Palastes."

Ali Usta war, wie man sieht, nicht so leicht zu mystificiren als ein Europäer und begriff vollkommen daß es verloren sey, wenn er wieder nach Hause gehe. Da er nach der Sitte der Türken den größten Theil seines Vermögens bei sich auf dem Leibe trug, so gab er das übrige preis, suchte ein zur Abfahrt bereites Fahrzeug, und da eben ein österreichisches abgehen sollte, so begab er sich zum österreichischen Consul. Diesem sagte er, er sey ein unwissender Mensch, unfähig einen Kauf zu schließen, er wisse, welches Vertrauen man den Repräsentanten der europäischen Nationen schenken könne und bitte den Consul, wegen seiner Ueberfahrt nach Gutdünken zu contrahiren. Der Consul, hiedurch geschmeichelt, besorgte alles aufs beste und benachrichtigte ihn endlich, daß er sich jetzt an Bord begeben könne. Aber Usta war nicht der Mann irgend etwas, das er retten konnte, in den Händen Mehemed Ali's zu lassen; und nachdem er sich durch den Janitscharen des Consulats an Bord hatte begleiten lassen und sich nun unter dem Schutz der österreichischen Flagge befand, trug er dem Janitscharen auf seine Sachen nachzuholen; der Janitschar beachte sie auch wirklich mit dem Bemerken, die Leute des Pascha's strichen um seine Wohnung her, um ihn zu ergreifen, wenn er sich blicken lasse.

(Schluß folgt.)

L'Hôpital des incurables femmes et les sœurs de charité catholique.

(Fortsetzung.)

Eine Schwester bot sich sogleich an, mit mir zu einer andern gelegenen Stunde nach der Rue du Bac, wo diese Schwesterschaft in einem Hause ihrer Congregation hat, zu gehen, oder da sie sich recht besann, gab sie mir den Namen ihrer Schwester „sœur Pechaud, ma double sœur" (d. h. ihre Schwester im Herrn und von Verwandtschaft) „et dites lui que vous venez de la part de la sœur Françoise," damit ich zu jeder Zeit allein hingehen könnte, „et qu'elle vous montre tout ce que vous desirez voir." — „Elle est le chef de la cuisine," sagte meine Führerin. Da diese letztere ihnen auch erzählte, wie sehr la petite Clotilde mir gefallen hatte, so sprachen sie alle einstimmig: „A-t-elle une langue, celle-là, n'est-ce pas?" und sie schienen mir selbst auch wohl zu verstehen, sich dieses Werkzeugs zu bedienen. Aber wie gern hörte ich ihnen zu, wie war ich gerührt und werde es ewig seyn, wenn ich an sie denke. Sie zeigten mir die Riesentöpfe, worin die Bouillon kochte, die kleinern mit Reiß, Milch und andern Speisen; ein großer Korb mit unzähligen Häringen stand auf der Erde. „C'est pour demain, où nous ferons maigre," sagte sœur Françoise: „vous pardonnez que je sens un peu le hareng, je viens d'y toucher; et à-present je vais vous conduire et vous montrer tout ce que je puis. — So verabschiedete ich meine andere Führerin und nahm sœur Françoise's Geleite dankbar an. Könnte ich mich nun nur noch in Worten, wie ich es dem Geiste nach thue, erinnern aller der frommen Gedanken, die sie unterwegs aussprach, könnte ich auch ihr offenes, feeles Gesicht hier hinmalen! Sie war groß und stark an Körper, wie gewiß an Geist und Herz, und hatte l'accent du midi sehr entschieden.

Wir passirten durch einen langen Gang. Voilà notre magasin," wir gingen hinein, da waren große Behältnisse voll Reiß, getrockneter Aepfel, Linsen, getrockneter Bohnen, Salz ꝛc. „C'est pour les restans," sagte sie bei einer andern Thüre, „et cela même aussi à la cave." Dann kam noch ein anderes Zimmer, worin Körbe mit Teauben standen, die sœur Françoise eben eingekauft hatte, und welches zu verschiedenen Vorrichtungen, Reinmachen des Gemüses ꝛc. bestimmt war. — „C'est notre petit refuge," sprach sie, indem sie die Thür zu einem reinlichen, kleinen Zimmer öffnete, in dem eine sœur mit Handarbeit beschäftigt saß. Weiter hinunter kamen wir zu einem geräumigen und schön eingerichteten Zimmer; „C'est notre parloir," und da ich fragte, wessen Büste es sey, die in der Mitte stand: „C'est Vincent, notre père.

Nun gingen wir die Treppe hinauf, um die Lingerie zu besehen. Sœur Françoise sagte mir, sie sey früher der Chef de la lingerie gewesen, wie jetzt in der Küche, und daß sie deßhalb alles dieß genau kenne. Sie schloß eine große Thür auf, und wir traten in ein geräumiges Zimmer mit zwei langen Tischen, das nach jeder Seite hin ein andres Zimmer zeigte, die bloß durch Bögen ohne Thüren von einander getrennt waren. Das Mittelzimmer hatte ein großes Crucifix an der Wand. „C'est pour montrer, que nous sommes toujours dans la présence de Dieu," sagte meine Schwester, — „et cette chambre est pour plier le linge et pour le compter." Dazu waren die langen Tische von hübschem hellem Holze, wie auch die Eingänge und Börter, die in den vier andern Zimmern aufgestellt waren, von demselben Holze; denn dieß war eine elegante lingerie. Auf den Börtern des Zimmers links lag die Hauswäsche. „Ceci est le linge de réserve, et à l'autre côté nous avons le linge du courant. Nous sommes très-bien monté, n'est ce pas, et à mesure que nous en prenons, nous y ajou-

tons toujours, de manière que nos raies ne sont jamais vides.“ Und in der That alle die Börter waren voll, und die großen Tisch- und Betttücher sehr hübsch und symmetrisch darauf arrangirt, in geraden Wellenlinien, so daß sie Arten von Figuren bildeten. Vor den Börtern hingen Gardinen, welche sœur Françoise zurückzog. „C'est pour la poussière,“ und sie ließ mich die Güte des Leinens und alles observiren. — Von fern hatte ich schon im Hintergrunde der letzten Abtheilung etwas Unbewegliches auf einem Stuhle sitzen sehen, was in diesen leeren Räumen ohne Möbeln, in denen ein geheimnißvolles Dunkel herrschte, da die Fenster verhangen, mit dem frischen, kalten Geruch der Wäsche, mir ein kleines Grauen eingeflößt hatte. War es lebendig oder todt? Im letzten Zimmer saß im Mittelpunkte eine kleine sœur de charité beinahe in Lebensgröße auf einem Stuhle. Es war aber eine Puppe, hatte ein Gebetbuch in der Hand, eine Scheere nebst ihrem Rosenkranze zur Seite hängend, und einen kleinen Korb auf dem Schooße. „Voilà une petite sœur, qui est la plus sage de la maison,“ sagte Schwester Françoise. Ich fragte, ob sie als Hüterin dieses schneeigen Leinenschatzes bestimmt sey, und die Antwort war bejahend. — In den beiden Zimmern rechts hatten wir noch die Leibwäsche zu besehen, und mir gefiel dort wieder die gute Ordnung. Die Hemden waren alle mit dem Namen des Saals und der Nummer der Kranken bezeichnet. Denn jeder Saal hat seinen Namen, wie z. B. St. Anne. „Nous avons fait cela,“ sprach die Liebesschwester, „afin que chacune aie ses chemins à elle, cela pourrait repugner, si ce n'était pas, puisqu'il y a des maladies pas trop agréables, et qui pourrait aussi se gagner.“ — Ich bewunderte Alles und Jedes hier, und sœur Françoise sagte freundlich: J'ai bien pensé, que ça vous ferait plaisir.“ — „Ah vous êtes si bonnes,“ rief ich mit feuchtem Auge aus, „on aimerait tout-de-suite vous imiter.“ — „Nous essayons de faire notre devoir, il y a tant de malheureux; si l'on peut les soulager et se rendre utile dans le monde, c'est quelque chose, pas trop peu.“ — „Et vous faites tout cela pour l'amour de Dieu?“ — „Oh certainement, car on serait bien à plaindre, si c'était pour autre chose. — Ah le monde“ fuhr sie fort, „c'est si peu de chose, n'est-ce pas? Ses plaisirs sont bientôt passés. Et après cela viennent les remors bien souvent. Le vie à venir dure plus long-tems“ — und dabei sah sie immer den Ecce homo an — „et je pense du moins c'est plus facile de gagner le ciel comme nous faisons.“

Wir gingen gegenüber in einen andern Raum, wo die Schwestern mit Zusammenlegen der Wäsche beschäftigt waren. Sie sahen wo möglich noch heitrer aus, wie sœur Françoise, vorzüglich eine. „Cette dame voudrait bien être une des nôtres, sprach meine gute Führerin. „Ah,“ sprach die andre lächelnd, „nous en serons bien contentes, mais il ne faut pas, qu'elle attende long tems. Il faut entrer avant 27 ans; on peut bien après, mais c'est plus difficile.“ — Ich sagte, ich wolle mich darauf besinnen. „Ah,“ sprach die Lächelnde, „si vous ne vous sentez pas appelée à cela, il ne faut pas le faire. C'est une vocation bien prononcée et c'est Dieu seul, qui donne la vocation. Personne ne doit se faire sœur sans cela, ou elle serait bien malheureuse.“ — „Mais vous êtes contentes?“ — „Mais oui, je crois bien, que nous le sommes,“ antwortete die Schwester immer lachend — „je suis heureuse nuit et jour. Nous sommes des reines, du moins nous servons à la reine de toutes les femmes. L'autre jour on me demandait, si je voulais mieux être sœur ou la reine. J'ai repondu, mille fois plutôt la première.“

Wir gingen die Treppe hinab und begegneten unten zwei andern sœurs, von denen die eine durch ihr Alter, ihr stattliches Ansehen und ihre ernsterr Miene sich auszeichnete. „C'est notre Supérieure,“ flüsterte mir sœur Françoise zu; „ma mère, c'est une dame, qui se donne la peine de regarder notre établissement. Elle est Allemande.“ — Die Supérieure gab ihre Zufriedenheit zu erkennen, aber ihre geschwätzigere Begleiterin nahm sogleich das Wort und erzählte mir, daß seit einiger Zeit man auch in Preußen und an einigen Orten Deutschlands einen Orden gestiftet habe, Nachahmung des ihrigen. Sie schwatzte fort, obgleich die Supérieure etwas rüig war.

Von dieser großartigen lingerie gingen sœur Françoise und ich durch den Garten in die buanderie. Sie bemerkte unterwegs, von weitem darauf hinweisend, wo die Zimmer der 32 hier anwesenden Schwestern seyen. Im Garten befand sich wieder ein großer Ecce homo. Die Schwester sagte: „Nous lui avons donné sa demeure là aussi.“ Vor der buanderie war der große freie Platz zum Trocknen der Wäsche, und an der Wand stand eine Statue der Mutter Gottes aus Gyps. „C'est moi qui l'a fait mettre,“ sagte ma sœur, „et je vous raconterai pourquoi. Es war schon eine kleine Ste. Marie vorher da, aber man konnte sie kaum sehen. Eines Nachts hatte man uns Wäsche gestohlen, dazu fanden wir die kleine Figur der Mutter Gottes ganz zerbrochen. Wir konnten den Dieb nicht ausfindig machen, aber wir beteten immerfort zu unsrer heiligen Mutter, sie möchte uns die Sachen wiederschicken. Enfin nous avons tant prié, que les choses nous sont revenues. Le voleur lui même est venu les rapporter. J'ai dit, c'est pourtant la sainte vierge, qui nous les a rendues, nos voulons lui mettre une grande statue sur cet endroit, et elle le protégera toujours. Depuis ce tems nous n'avons rien eu de volé.“ Ich bewunderte der Schwester einfache Fehmmigkeit und kindlichen Glauben. In der buanderie (Waschhause) fanden wir wieder ein paar Schwestern. „Die Schwestern waschen im allgemeinen hier nicht; es ist nicht ihre Arbeit, wir nehmen Frauen dazu, und dieß geschieht zweimal in der Woche; wenn es aber einige Stücke zwischendurch zu waschen gibt, so thun sie es immer.“ Es ist wahr, die Schwestern leisten eine willige Hand allenthalben, wo es nothwendig ist; so auch beim Reinmachen der Zimmer und Säle, wir wohin la concierge mir erpliciete, daß man dazu die garçons de service hätte, aber daß auch hier die Schwestern hülfreich eintraten, wo es nöthig sey. (Schluß folgt.)

Der Curkomane Nachman-Ajaz.

(Schluß).

Die Sache war jetzt klar: Saul, die Meerkatze, hatte, nachdem er für seine Nachman geleisteten Dienste seinen Antheil an der Beloh-

nag von dem Indier in Empfang genommen, das Geheimniß dem Chan oder einer der ihm nahestehenden Personen entdeckt, um auf diese Weise noch eine Belohnung zu erhalten und die gewinnreiche Speculation abzuschließen. Aber der Turkomane war entschlossen, eher zu sterben, als die Sache der Engländer zu verrathen, und man schickte sich an ihn zu foltern.

Am ersten Tage peitschte man ihn mit Riemen: Rachman-Ajaz duldete und schwieg. Am andern Tag schlug man ihm Nadeln durch die Fingernägel: er duldete und schwieg. Am dritten Tag legte man ihm glühende Eisen auf den nackten Körper, der Turkomane duldete und schwieg. Endlich wollte man ihm Glieder und Knochen brechen, aber er war bereits ohne Bewußtseyn, und gab kaum Zeichen des Lebens von sich. Nicht um sein Leben zu retten, sondern weil man ihm während der Bewußtlosigkeit einen berauschenden Trank einschüttete, entdeckte er das Geheimniß — der in Blei gewickelte Brief fand sich unter dem Beschlag am Huf des Pferdes.

Der Brief enthielt keine wichtigen Nachrichten, übrigens konnte ihn niemand lesen; dennoch wurde der nur noch einen Funken Lebens enthaltende Leichnam des Turkomanen zur Hinrichtung nach Buchara geschickt, da man dem Vorfall einen großen Werth beilegen wollte.

In Buchara besteht die Gewohnheit, daß man einen zum Tode Verurtheilten in ein besonderes Zimmer führt und mit allerlei Arten von Speisen und Getränken bewirthet, was stark an die Zeiten erinnert, wo die Römer Schmausereien anordneten für ihre Gefangenen, ehe sie solche im Circus mit Löwen und Tigern kämpfen ließen. Der Turkomane hatte keine Verwandten, keine Freunde, die ihm das Todesmahl hergerichtet hätten; doch fanden sich einige Gläubige, welche ihm Reis und Früchte brachten. Rachman-Ajaz blieb allein; das physische Leiden hatte auch seinen Einfluß auf die moralischen Kräfte geäußert, er befand sich im Zustande einer gänzlichen Stumpferstarrung und verzehrte maschinenmäßig die Speisen. Inzwischen öffnete sich die Thüre und ein kleiner Bursche, der scheu um sich blickte, lief auf den Turkomanen zu.

„Da fällt gerächt werden, in kurzem, binnen einer Wacht," sagte er leise, und verschwand wieder. Ein convulsivisches Lächeln auf den Lippen des Turkomanen bewies, daß Ajaz ihn verstanden habe und sich freue.

Das Todesurtheil vollzog der Scharfrichter von Buchara, Rachmans Rival und damals schon glücklicher Besitzer von Nur-Paschi. Und nur Ein Herz in Buchara vernahm das Ende Rachmans mit gefühlvollem Mitleid, nur Eines erbebte bei seinem letzten Stöhnen, das Herz Nur-Paschi's, das seinem Schwur treu blieb, selbst nachdem das verhaßte Bündniß schon geschlossen war. Es ist überflüssig hier zu bemerken, daß bei allen asiatischen Völkern, namentlich aber bei den fest angesiedelten, wenn die Rede von Heurath ist, die Abneigung der Braut gar nicht in Betracht kommt und der Wille des Vaters unwiderruflich ist.

Der Scharfrichter wußte, daß der Turkomane an Nachim-Bey die Bitte gerichtet, und daß Nur-Paschi dem Rachman-Ajaz Treue geschworen habe. Als ächter Bucharе traute der Scharfrichter überhaupt niemand, und fürchtete namentlich die Weiber; er schlief in einem besondern Zimmer und aß nichts, was im Hause zubereitet war. Bald aber verlilgte die fortdauernde Sanftmuth, Güte und Unterwürfigkeit Nur-Paschi's allen Verdacht in der Seele des Scharfrichters, Ruhe und Vertrauen trat ein. Man begreift gewiß den innern Kampf einer Frau, welche in ihrem Herzen die Leidenschaft einer furchtbaren Rache nährt, und ein schlaues Lächeln der Liebe auf ihren Lippen schweben läßt, eines Wesens, das in jeder Bewegung Ruhe, Freude und Glück zur Schau tragen muß; einer Frau, die mit beklemmtem Gefühl den Mann umarmt, dem sie eine schreckliche Rache bereitet.

Nach einer Woche, zu derselben Stunde, in welcher Rachman-Ajaz hingerichtet worden war, fand man auf dem Lager der Neuvermählten den mit Wunden bedeckten Leichnam des Scharfrichters. Die Verwandten desselben beschuldigten Nur-Paschi, die, wie bekannt, ihren Mann nicht geliebt hatte, des Mordes, um so mehr, als der Mord zu einer Zeit vollzogen wurde, wo außer der Frau niemand im Zimmer anwesend seyn konnte. Nur-Paschi wartete die Tortur nicht ab, sondern gestand selbst, der an dem Scharfrichter ausgeübte Mord sey ihr Werk. Vergebens wollte Nachim-Bey das Lösegeld geben für das Blut seines Schwiegersohnes, um nur das Leben seiner Tochter zu retten; die Verwandten des Verstorbenen lechzten nach Rache, und die unglückliche Nur-Paschi wurde auf den Registan-Platz hinausgeführt als Opfer für die Verwandten des Scharfrichters, welche wie eine Heerde hungriger Wölfe schon über den verspäteten Vollzug des Urtheils murrten.

Der Registan, obwohl mit Menschen angefüllt, konnte doch nicht die Hälfte der Neugierigen fassen, welche sich auf den Straßen drängten und die Dächer der benachbarten Häuser einnahmen; nur ein kleiner Raum blieb übrig als Platz für die Hinrichtung. Der Chan, von seinen Vertrauten umgeben und vom Pöbel nicht gesehen, sah aus dem Innern der Citadelle durch eine kleine Oeffnung in der Mauer nach dem blutigen Fest. Die unglückliche Nur-Paschi wurde aus den Umarmungen ihrer Verwandten gerissen und in den entsetzlichen Kreis hineingestoßen, in welchem alles vor sich gehen sollte; noch einige Schritte hatte sie zu machen bis zur Gränze, jenseits deren sie einen qualvollen Tod sterben sollte; als die Arme den Haufen der racheschnaubenden Verwandten des Scharfrichters vor sich sah, hielt sie inne, aber die drohende Stimme dessen, der über die Ordnung zu wachen hatte, nöthigte sie weiter zu gehen. Langsam, voll Furcht näherte sie sich der entsetzlichen Linie, die das Leben vom Tode scheidet, denn vor ihr stand ein qualvoller Tod. Mit Gewalt stieß man sie in den Kreis; in einem Augenblick stürzte sich ein Haufe von Knaben und Mädchen, welche die vordersten Reihen des Haufens bildeten, der seine Rache systematisch ausüben wollte, auf ihr Opfer: hundert Nadeln wurden ihr in den Leib gestoßen, Tausende von Stichen gegeben; einige Mädchen setzten die Zähne ihr in den Leib und zerissen sie. Auf dem bereits entstellten, aber noch immer schönen Gesicht malten sich alle Leiden der gräßlichsten Marter; ihr durchdringendes Geschrei hätte das fühlloseste Herz zerreißen sollen, das Blut floß in Strömen, manchmal fielen Stücke ihrer Kleidung und ihres Körpers ab, und als das Opfer und das junge Scharfrichtergeschlecht bereits erschöpft waren, stürzten die Alten herbei, die indeß den Leiden des armen Weibes nicht mehr viel hinzusetzen konnten. Ein durchdringender Schrei zeigte an, daß auf dieser Welt alles für sie zu Ende sey, und daß die erbitterten Mörder nur noch einen leblosen Leichnam zerfleischten.

Die malayischen Seeräuber scheinen endlich mit Nachdruck zu Paaren getrieben zu werden. Nach mehrfachen englischen und holländischen Streifzügen im Laufe des vorigen Jahres scheint man den javanischen Zeitungen zufolge einen Hauptschlag gegen sie geführt zu haben.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 134.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

13 Mai 1844.

Die Zukunft der französischen Besitzungen in Oceanien.

Das Bulletin de la Société maritime de Paris enthält hierüber von dem Deputirten Estancelin einige Bemerkungen, von denen wir die bedeutendsten ausheben.

„Die Marquesas- und die Gesellschaftsinseln, welche 30° von den Sandwich-Inseln entfernt sind, bieten uns ganz ähnliche Vortheile dar, wie sie England aus den letztern gezogen hat, da sie in ziemlich gleicher Entfernung van den Küsten Amerika's liegen. Die Engländer, die Amerikaner, die Russen und einige andere Handelsnationen haben zu Honoluln (auf den Sandwichinseln) Factoreien gegründet, welche durch accreditirte Consuln geleitet sind. Dieser Hafen ist jetzt der Mittelpunkt der Handelsverhältnisse zwischen Amerika und China. Hier werden das Pelzwerk, die Fischereierträgnisse, das Holz u. s. w. der Nordwestküste niedergelegt, um von da nach China einer- und nach Australien andererseits versendet zu werden. Hieher werden auch die europäischen Waaren geschickt, welche für den Verbrauch der amerikanischen Völkerschaften bestimmt sind.

„Von Honolulu gehen nach ihren verschiedenen Bestimmungen viele Schiffe ab, welche auf den Werften der Insel erbaut und größtentheils von Eingebornen demannt sind. Frankreich wird, wenn es will, alle diese Vortheile theilen. Wenn seine Besitzungen van der Nordostküste und Californien entfernter sind als die Sandwichinseln, so sind sie dagegen näher an Centralamerika, Peru, Chili, und der Verkehr ist leichter mit Neuseeland und Australien; da sie im Mittelpunkt Polynesiens liegen, so gehören sie zur großen Kette der Schifffahrts-, Fidschi-, Santa-Cruz- und Salomons-Inseln, auf denen die Kauffahrer alle die Erzeugnisse finden können, welche auf den chinesischen Markten gesucht sind. Wir können in allen diesen Archipelen keine Herrschaft erstreben, aber wir können allenthalben, wohin die Interessen unseres Handels uns führen, unserer Flagge Achtung verschaffen; auch sollte Frankreich seine Besitzungen nicht auf die Freundschaftsinseln beschränken, sondern auf die Archipele von Homoa, Tanga und auf die Fidschigruppe ausdehnen. Dann hätten wir nicht zu fürchten, daß auf der Straße nach Westen eine nebenbuhlerische Macht sich festsetze und uns die Handelsgegenstande bestritte, welche diese stark bevölkerten und an Sandelholz, so wie andern in China gesuchten Waaren so reichen Inseln dem Handel darbieten. Tonga-Tabu, auf dessen Wichtigkeit Cook, d'Entrecasteaux und Dumont d'Urville aufmerksam gemacht haben, ist ein unerläßliches Anhängsel von Tahiti. Diese Stellung würde Frankreich die Herrschaft in dem zwischen dem Wendekreis und dem Aequator von 180° L. an gelegenen Theile Polynesiens sichern. Dann hatte es seinen Antheil an jenem Theile der Welt, in welchem England durch den Besitz von Australien, Vandiemensland und Neuseeland sich schon ein so bedeutendes Stück gesichert hat."

L'Hôpital des incurables femmes et les sœurs de charité catholique.

(Schluß.)

In der Mitte der buanderie war ein großes steinernes Becken mit kaltem Wasser, welches durch einen Krahn, den soeur Françoise umdrehte, hineingelassen wurde. Weiter nach hinten auf einer Anhöhe standen zwei riesenhafte Kufen mit Wäsche, auf die man durch eine Röhre die fertige Lauge hinauflaßt; dieß wird durch einen Mechanismus betrieben, der sich ungefähr dreht wie ein englischer smoke Jack, und den soeur Françoise mich auch observiren ließ. Dann hatten wir noch daneben das Haus des Plättens, Rollens ꝛc.; die Wäsche ist natürlich ein Hauptzweig einer solchen Anstalt. Es gibt viele Kranke, die alle Tage wechseln müssen; die, welche wohl sind, wechseln alle Wochen. Es gibt also jede Woche mehr als 600 Hemden, Taschentücher ꝛc. zu waschen.

Ich ging nun noch mit soeur Françoise, die immer wegen ihrer Sanftheit und himmlischen Ruhe meine Lieblingsschwester blieb, in einen Saal, wo die Kranken sich befinden, die ausgehen können ꝛc. Dieser Saal war anders eingerichtet als die vorigen; es waren nicht Betten, die offen standen, sondern zu beiden Seiten hinunter laufen kleine Abtheilungen,

Digitized by Google

wie Stübchen, die aber keinen eigenen Plafond, sondern auch den allgemeinen des Saales haben. Es sind sogenannte spanische Wände, hinter denen das Bett steht, und ein Raum daneben wie ein Zimmer eingerichtet, und dahinter das Cabinetchen wie oben mit Fenster und Plafond. „Dans l'hiver elles ont des rideaux verts pour leur lits, et en été ils sont blancs," bemerkte sœur Françoise. Hier zeigte es sich nun, wie verdienstvoll sœur Françoise sey und wie geliebt von allen, denn bald rief man sie hier, bald da, jede hatte ihr etwas zu sagen. „Venez donc, ma sœur Françoise, pour voir mon petit Calvaire." Dieß war eine alte Frau, die ihr Vor- oder Schlafzimmer wie eine kleine Capelle eingerichtet hatte, mit Heiligenbildern, la sainte vierge, Blumen ꝛc., und in dem Cabinette hatte sie diesen petit calvaire, den sie uns zeigen wollte: Jesus am Kreuz und die beiden Sünder zur Seite auf dem Felsen aus Stein. Dieß schien ihr Hauptschatz zu seyn, und sie hatte es von einer andern, die kürzlich dort verstorben, geerbt. Wenn man nun an die kleinen Verbindungen denkt und an die verschiedenen Beziehungen, welche diese Frauen in einem solchen Hospitale unter sich haben, so öffnet dieß wieder eine besondere Welt. Außer diesem kleinen calvaire hatte diese fromme Frau auch die ganze Familie des unglücklichen Louis XVI in Porträts aufgehängt; dieser gute König genießt eine besondere Verehrung unter allen Frommen. Ich glaube, sie sehen ihn jetzt schon halb als einen Heiligen an; ganz bestimmt drücken sie oft die Ueberzeugung aus, daß er späterhin, wenn die Zeit erfüllt seyn wird, unter die Zahl derselben aufgenommen werde.

Nun aber war auch meine Zeit erfüllt, d. h. meine Freundin im Zimmer des Concierge fing an ungeduldig zu werden, und ließ mir dieses durch meine frühere Ciceronin sagen. Ich mußte zu meinem Leidwesen von sœur Françoise Abschied nehmen und ihr versprechen wieder zu kommen.

Da ich über den Hof ging und meine Freundin fand, wies sie auf ein junges Mädchen: „regardez celle-là, c'est une postulante." Es war ein ganz junges Blut, milchweiß und rosenroth von Angesicht, im schwarzen Kleide und weißen, weltlichen Häubchen. Sie wollte in diesem Augenblicke hingehen, um den Schleier zu nehmen; mehrere Schwestern, mit denen sie eben gesprochen, nahmen aufs zärtlichste von ihr Abschied. Sie schien sehr aufgeregt, eine Schwester begleitete sie. „Ah c'est un sujet charmant," sagte Schwester Euphrosyne, dieselbe, der ich schon vorher auf der Treppe mit der Supérieure begegnet war, „c'est une petite fille angélique, une postulante, qui nous fera honneur." Dieß junge Mädchen war von guter Abkunft und reich; man sagte, daß ihre Verwandten sehr gegen ihren Entschluß eingenommen seyen. Schwester Euphrosyne sprach noch eine Weile mit uns und gab mir die Namen mehrerer Schwestern in andern Hospitälern, wenn ich diese besuchen und mich an dieselben in ihrem Namen wenden wollte. Sie sagte, sie wolle mir alles erklären, was ich noch zu wissen wünschte; da ich von Regeln sprach, so sagte sie: „Pour nos règles, nous n'en parlons pas, et peu importe, car c'est quelque chose à nous, c'est personnel; mais pour notre activité cela vaut mieux la connaître, si vous voulez établir dans votre pays des ordres, comme le nôtre. Les règles peuvent différer." Da Schwester Euphrosyne unglücklicherweise von meiner plauderhaften Freundin erfuhr, daß ich Protestantin sey, so flüsterte sie derselben zu: „Tant mieux!" und gab mir darauf den Rath mich fleißig an die heilige Jungfrau zu wenden, und sagte mir auch den Anfang eines Gebets, das ich alle Tage beten müsse. Darauf gab ich ihr meinen Händedruck, und hiermit hatte ein für mich außerordentlich lehrreicher und interessanter Nachmittag ein Ende.

Es soll aber nicht mein erster und letzter Besuch bei diesen liebenswürdigen, bewundernswerthen Schwestern gewesen seyn. Wo die Liebe so langmüthig und freundlich ist und so uneigennützig, darf man sich wohl wieder an sie wenden.

Wie ausgebreitet die Wirksamkeit der sœurs de charité ist, wie man ihrer jetzt in allen Ländern verlangt, davon wurden am Abend noch einige Beispiele erzählt.

Vor ganz kurzer Zeit hat sich der König von Neapel einige aus. Sie wurden ihm hinübergesandt, und die Zeitungen waren voll von dem Empfange, den man ihnen bereitet hatte. Sie wurden wie Königinnen empfangen. Sobald man Nachricht von ihrer Landung hatte, schickte der König ihnen ein Detaschement von einem Regiment entgegen, sie einzuholen und auf sein Schloß zu bringen, wo ein brillantes Frühstück für sie ausgelegt war. Nichts fehlte, um ihnen fürstliche Ehre zu erweisen.

Eine englische Dame, die in Paris wohnt, erzählte mir, sie habe einst eine kranke Magd gehabt, deren Freundin mit einer sœur de charité bekannt gewesen sey, und diese ihr zugeschickt hätte. La sœur hatte sich erst an die Herrin gewandt mit der Frage: „si elle était une fille de bonnes mœurs." Und auf diese Versicherung hin hatte sie der kranken Magd bedeutende Hülfe geleistet, sie oft besucht und ihr mehreremal zur Ader gelassen.

Sie sind also nicht allein die Seele der Hospitäler, sondern gehen auch von Haus zu Haus und suchen die Hülfsbedürftigen auf, und medicinische Kenntnisse besitzen fast alle von einem gewissen Alter.

Sie leisten ihr Gelübde auf zwei Jahre, und können am Ende derselben immer austreten oder es wieder erneuern. Dieß letztere geschieht gemeiniglich. Selten gibt es Beispiele, daß es einer Schwester gereut und sie ihren Orden verlassen. Es möchte denn auf die Weise seyn, daß ein Vater, dessen Frau gestorben, und der nun altersschwach, seine Tochter zurückverlange, damit sie bei ihm bleibe und ihn verpflege, auch vielleicht sich verheurathe und mit und durch ihren Mann den Vater ernähre. Da wäre es nun gegen den wahren Charakter der sœur de charité dieß zu verweigern. — Man erzählte auch wohl von einer Schwester, die einen Officier verpflegt und ihn nachher geheurathet habe. „Mais cela, c'est dans les romans," wird hinzugefügt, „c'est rare, très-rare, qu'une sœur de charité quitte sa congrégation."

„L'obéissance, c'est une grande chose avec elles, c'est un de leur premiers devoirs." Wie in allen Orden von jeher.

Digitized by Google

Doch sprich, was ist die erste Pflicht
Des Ritters, der für Christum ficht,
Sich schmücket mit des Kreuzes Zeichen!
Gehorsam ist die erste Pflicht,
Die ihn des Schmuckes würdig zeiget.

Wenn daher la Supérieure heute sagt: „Meine Schwester, morgen früh um sechs Uhr wirst du vor mir erscheinen, damit ich dir meine Befehle mittheile, so ist die Antwort: „Oui, ma mère.“ Die sœur darf nicht fragen wozu, woher und wohin? Elle se presente à l'heure fixée avec son livre et son chapelet, und ist bereit, sollte die Supérieure sie auch nach China schicken wollen, oder noch weiter.

Die sœurs de charité, wie schon bemerkt worden, bekommen keinerlei Gehalt; ihre Dienstleistungen alle thun sie gratis. Die welche sich in den Hospitälern befinden, stehen unmittelbar unter der Administration, und bekommen in dem Hause Nahrung, Kleidung und Wohnung, sonst nichts; wie es bei ihnen heißt: Cibum et vestimentum.

Ali-Usta.

(Schluß.)

Kaum war Ali Usta zu Konstantinopel angelangt, so dictirte er, da er selbst nicht schreiben konnte, einen Brief voll Beleidigungen an Mehemed Ali, worin er ihm mittheilte, wie er entkommen sey. Nachdem dieß geschehen, beschäftigte er sich mit dem Pascha von Bagdad, klagte ihn als Räuber an, reizte gegen ihn die Habsucht des Sadrazem oder Großwesirs und verschwendete sein mitgebrachtes Geld, das, wie er sagte, der Pforte gehörte, an die Mitglieder des Diwans; er brachte es endlich trotz des Geldes, das auch Daud seinerseits spendete dahin, daß dieser abgesetzt, und Ali Riza, Pascha von Aleppo, der sich nicht sonderlich um die Ehre bewarb, an seine Stelle ernannt wurde. Ali Usta begleitete den neuen Wesir als Kapidschi-Baschi, und bezeichnete, nachdem Daud gestürzt war, diejenigen, welche Aemter zu Bagdad bekleidet hatten oder Geld besaßen. Sie wurden verhaftet, gefoltert, zum Theil hingerichtet. Als das Werk der Beraubung vollendet war, sollte Ali Usta den Preis seiner Dienste empfangen und verlangte die Stelle eines Gouverneurs (Mutselim) von Bassora. Sein früheres Benehmen flößte dem Pascha kein großes Vertrauen ein, und man fürchtete, er möchte von neuem entfliehen, als der englische Resident auf eine, zum mindesten gesagt sehr seltsame Weise dazwischen trat, um seine Ernennung zu erleichtern. Man kam überein, daß der Jude, welcher Bankier des Residenten war, auch der Ali Usta's seyn sollte; daß dieser unterstützt von dem Geschäftsführer des Residenten zu Bassara die Einkünfte dieser Stadt in Empfang nehmen, und sie der Residentschaft zu Bagdad übermachen solle, welche sie dann dem Pascha überliefern würde. Ich weiß nicht genau, in welcher Art diese Uebereinkunft abgemacht wurde, gewiß ist nur, daß der Pascha dennoch nicht einen Heller empfing; wenn er die Rückstände des Mutselim forderte, antwortete dieser, er habe sie der Residentschaft übermacht, diese aber läugnete, irgend etwas empfangen zu haben. Vermuthlich war Ali Usta nicht sehr geneigt zu bezahlen, aber die Geschäftsführer des Residenten scheinen gleichfalls nicht ganz ehrlich gewesen zu seyn; gewiß ist wenigstens, daß ein Perlenhalsband, das sie erhalten hatten, entwendet wurde. Endlich wurde es der Pascha müde, auf alle Forderungen nie etwas zu empfangen, und nachdem er vollends einen Brief voll der gröbsten Schimpfreden empfangen hatte, ernannte er einen andern Mutselim und hatte sogar Ali Usta's Hinrichtung befohlen. Aber dieser war ein vorsichtiger Mann: er hatte einen Bagio durch einen persischen Kaufmann miethen lassen, einige andere, beladen mit Datteln, die für seine Rechnung verkauft werden sollen, bereits abgeschickt, die Kanonen des Forts vernagelt, das Pulver naß gemacht, und als sein Nachfolger anlangte, stieg er ganz ruhig mit seiner Dienerschaft an Bord. Der Wind war ihm zuwider, so blieb er drei Tage lang im Stram, und als er endlich abfuhr, schickte er der Stadt noch einige Kugeln zu. Als er nach Buschir kam, schickte er den persischen Kaufmann, angeblich um Erkundigungen einzuziehen, ans Land, setzte aber dann seine Fahrt fort, und bemächtigte sich dessen, was der betrogene Kaufmann an Bord zurückgelassen. Endlich kam er nach Bamday, und da er nicht wußte, ob man ihn nicht ausliefern würde, nahm er seine Wohnung in einem ärmlichen Häuschen, wo er nur vermittelst eines Strickes in seine Kammer gelangte. Die Regierung von Bomday weigerte sich indeß trotz der Vorstellungen des Residenten sich in solche Schurkereien einzumischen. Ali Usta konnte also sicher seyn, miethete ein schönes Haus und lebte auf einem großen Fuß. Was ihn namentlich beunruhigte, war, daß er nicht wußte, wie er nach Konstantinopel gelangen sollte, um dort Ali Pascha denselben Dienst wie seinem Vorgänger zu leisten. Er hoffte nicht, weder den Persern zu Buschir, noch dem Pascha von Aegypten zum zweitenmal zu entkommen, und da ich der einzige Europäer war, welcher seine Sprache redete, so zog er mich oft darüber zu Rathe. Ich schlug ihm vor, und er befolgte auch den Rath, zur See nach London und von da nach Konstantinopel zu gehen.

Chronik der Reisen.

Reisen in Südamerika.

Besuch auf der deutschen Colonie Sao Leopoldo. Die Bucros.

Es war zuerst meine Absicht, die ganze unermeßliche Strecke zwischen Rio de Janeiro und Buenos-Ayres zu Lande zurückzulegen, allein da ich nur auf meine eigenen Mittel angewiesen war, so stellte sich dieses als ein Unternehmen heraus, welches meine Kräfte überstieg, und ich beschloß daher, mich nach Rio Grande einzuschiffen, die deutsche Colonie Sao Leopoldo zu besuchen und von hier aus die Reise nach Buenos-Ayres zu Lande zu machen.

Meinen alten Bekannten, den halb civilisirten Tupinamba, hatte ich auf ein Jahr in Dienst genommen, allein in dem Augenblick, als wir uns einschiffen sollten, wäre beinahe der ganze Contract an der Abneigung gescheitert, welche der Wilde beim Anblick des Schiffes und

bei dem Gedanken an eine Seereise zu erkennen gab. Es kostete in der That meine ganze Ueberredungsgabe, seinen Widerwillen zu besiegen und ihn auf andere Gedanken zu bringen. Ueberhaupt war eine Seereise und die damit verknüpften Erscheinungen etwas ganz neues für ihn, denn ganz gegen die Gewohnheit der amerikanischen Wilden, auf deren Gesicht man selten den Ausdruck der sie beherrschenden Leidenschaft bemerkt, drückten seine Gebärden während der Reise oft Erstaunen, Schrecken und Bewunderung aus.

Auf der Ueberfahrt wurden wir jedoch bekannter miteinander, und er theilte mir manche, das Schicksal seines Stammes betreffende Sage mit, wovon ich etwas nacherzählen will, weil daraus hervorgeht, mit welcher Treue diese Söhne der Wildniß durch mündliche Ueberlieferungen historischer Facta aufbewahren. Er erzählte:

Der einst so mächtige und kriegerische Stamm der Tupinambas bewohnte den Küstenstrich zwischen den Flüssen Camama und Cubiru oder San Francisco, wie ihn die Weißen nennen. Vor vielen, vielen Jahren und bereits vor Ankunft der Europäer und ehe diese nach Niederlassungen und Städte im Lande gegründet, sey ein weißer Mann unter seinem Stamme erschienen, von dem niemand gewußt habe, woher er gekommen, und den seine Vorfahren wegen seiner überlegenen Geisteskräfte und mancher nützlichen Kenntnisse Caramuru genannt hätten — ein Name, welcher in ihrer Sprache so viel als „der Hochbegabte" bedeute. Dieser weiße Mann sey bei den Tupinambas geblieben, habe seine Vorfahren in mancherlei nützlichen Dingen unterrichtet und die Tochter des Anführers geheurathet. Lange Zeit nachher seyen aber viele Weiße ins Land gekommen, haben ohne Anlaß Krieg und Feindseligkeiten begonnen, die Wilden auf alle Weise mißhandelt und sich überhaupt allen möglichen Ausschweifungen hingegeben. Seine Vorfahren haben anfangs alles über sie ergehende Ungemach geduldig ertragen, bis endlich die weißen Dränger sich des Caramuru oder ihres weißen Gastfreundes bemächtigt und ihn fortgeschleppt, da habe die indianische Frau desselben den ganzen Stamm zur Rache aufgefordert und, hochherzig wie sie selbst gewesen, habe sie alle für ihre Sache zu begeistern gewußt. Die Wilden haben zu den Waffen gegriffen und den Weißen ein mörderisches Gefecht geliefert, in Folge dessen die letztern das Land haben räumen und nach den Inseln fliehen müssen; den Caramuru aber haben sie mit sich genommen. Durch die Vermittlung des letztern sey indessen der Friede zwischen den Wilden und den verjagten Weißen wieder zu Stande gekommen; als aber die letztern von den Inseln herübergekommen, sey das Schiff zu Grunde gegangen, und diejenigen, welche dem Wellentode entronnen, seyen unter den Streichen der erzürnten, durch so manche Mißhandlung zur Rache aufgeforderten Wilden gefallen. Nur der Caramuru, welcher ebenfalls habe zurückkehren wollen, sey verschont worden, und habe fortan wieder in der Mitte der Tupinambas gelebt.

Später aber seyen die Weißen in größerer Anzahl gelandet und haben an der Küste eine große Stadt erbaut. Der Anführer der neuen Ankömmlinge sey ein gerechter und wohlwollender Mann gewesen, der mit den Wilden immer in gutem Einverständniß gelebt und sich um ihre Freundschaft und ihr Bündniß bemüht habe. Er scheine ein großes Ansehen unter seinen Landsleuten gehabt zu haben und der Bau der Stadt sey rasch vorwärts geschritten, wobei ihm die Tupinambas hülfreiche Hand geleistet. Er habe auch Priester unter die Wilden geschickt, um sie in der Religion der Weißen zu unterrichten, allein der Fanatismus derselben habe den Widerwillen der Tupinambas in einem solchen Grade erregt, daß das gute Einverständniß zwischen ihnen und den Weißen gestört und offene Feindseligkeit ausgebrochen sey. — Dieses und manches andere erzählte mir der Wilde, und wir endlich durch unaufhörliche Kriege, der Uebermacht und Verrätherei erliegend, der einst so zahlreiche Stamm der Tupinambas bis auf wenige Familien zusammengeschmolzen, die sich entweder andern Indianerstämmen angeschlossen oder vereinzelt in der Einsamkeit undurchdringlicher Wälder herumirren.

Vergleicht man nun diese Angaben mit Rocha Pitta's america portugueza, so findet man, daß denselben historische Ereignisse zum Grunde liegen, und man muß erstaunen, wie diese mit der Schreibkunst gänzlich unbekannten Wilden dergleichen geschichtliche Begebenheiten aus so entfernter Zeit aufbewahren konnten. Der Caramuru oder Hochbegabte meines Wilden nämlich ist kein anderer, als Diego Alvez Correa, der um das Jahr 1512 an dieser Küste Brasiliens Schiffbruch litt und ganz allein gerettet wurde. Er fand eine gastliche Aufnahme bei den Tupinambas, ließ sich unter ihnen nieder und heurathete die Tochter ihres Anführers, die berühmte Paraguassu, welche von jenem Schriftsteller als ein hochsinniges Weib geschildert wird.

Als im Jahre 1531 das ganze Territorium von Brasilien in erbliche Statthalterschaften getheilt wurde und man den Statthaltern das Recht verlieh, große Ländereien zu erobern und darin nach Gutdünken Niederlassungen zu gründen, so erhielt Francisco Pereira Coutinho den Landstrich zwischen Punta da Padras und Rio de Francisco. Er begann seine Regierung mit einem grausamen Kriege gegen die Tupinambas und ließ den Caramuru oder Diego Alvez Correa gefangen nehmen und fortführen. Dieß war, wie oben der Wilde erzählt, das Signal zu einem blutigen Aufstand der Indianer, in welchem besonders die Frau des Schiffbrüchigen die erste Rolle spielte und in Folge dessen Coutinho und seine Leute aus dem Lande gejagt wurden. Als er zurückkehrte, litt er bei der Insel Itaparica Schiffbruch, bei welcher Gelegenheit er und die Seinigen auf die oben erzählte Weise ihren Tod fanden.

Die später angekommenen Weißen, deren der Wilde erwähnt, waren diejenigen, welche Thome de Souza von Portugal nach Brasilien führte. Um nämlich der Krone die Einkünfte zuzuwenden, welche bisher die Erbstatthalter für sich behalten hatten, so schränkte die portugiesische Regierung die denselben verliehenen Vorrechte bedeutend ein. Um dieser Verfügung Nachdruck zu geben und den beabsichtigten Zweck desto sicherer zu erreichen, rüstete man eine Expedition von fünf Schiffen aus, welche mit 600 Freiwilligen, 1500 Verbrechern und einigen durch die Aussicht auf Wohlstand und Reichthum zur Auswanderung veranlaßten Familien bemannt waren. Der Oberbefehl wurde Thome de Souza anvertraut, der mit dem Titel eines Generalgouverneurs von Brasilien bekleidet und ermächtigt wurde, seine Jurisdiction über alle Statthalterschaften auszudehnen. Er landete an der Stelle, wo heutzutage Bahia steht, und gründete diese Stadt. Da er Diego Alvez Correa noch am Leben traf und dieser durch die Bande der Verwandtschaft mit den Wilden verbunden war, so trug er nicht wenig zu der Allianz bei, welche Thome de Souza mit den Tupinambas schloß. Die Gesellschaften der Jesuiten, welche sich unter Johann III um 1540 auch in Portugal verbreiteten, sandten bald nachher ihre Jünger nach Brasilien, und diese werden die Priester gewesen seyn, von denen der Wilde redet.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 135.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

14 Mai 1844.

La maison des diaconesses protestantes.

(Von einer jungen Deutschen in Paris.)

Der Faubourg St. Antoine könnte das protestantische Quartier von Paris genannt werden; dort wahnen zugleich viele deutsche Handwerker, meistens ébenistes, und ganz am Ende desselben nahe bei der Barriere de Charenton (ein Name, woran sich wieder protestantische Erinnerungen knüpfen) liegt die obgenannte Maison des diaconesses protestantes, einsam und lustig, freilich noch intra muros. Nun sollte ich auch in unsrer Kirche das kennen lernen, was schon in einer fremden mich so sehr begeistert hatte. Also hatte sich schon ein solcher Verein verwirklicht, dessen Entstehung ich so sehnlich gewünscht! Ich klopfte an die große Pforte und eine Schwester that mir auf. Nun nicht mehr die bestügelte Cornette von steifem, dichtem Battist, sondern eine einfache, klare Musselinhaube, deren flaches Stirnstück wie bei den andern sœurs ebenfalls alles Haar verbirgt, und die mit einer oben ganz schlicht vorstehenden und nur unter dem Kinn gekräuselten Besetzung von demselben Stoff eingefaßt ist, auf diese Weise den Schleier etwas zurückrufend. Das schwarze Merinokleid ist aus Einem Stück und hat nicht die ganz weiten Aermel, eine Pellerine des nämlichen Stoffes deckt die Schultern; ein weißer, steifleinener Kragen, wie auch einige Weltliche ihn tragen, faßt den Hals ein, und die blaue Schürze macht das Costüm vollkommen. Ich hörte nachher, daß es für alle drei Stufen: la sœur aspirante, la novice et la diaconesse dasselbe bleibt, nur mit der Abänderung der Schürze, welche bei der ersten hellblau, der zweiten dunkelblau und der letzten schwarz ist.

„Madame la Supérieure est-elle chez elle?"

Man führte mich durch einen kleinen Hof, eine kleine Treppe hinauf in einen kleinen Gang und von da in ein kleines Zimmer; alles ist hier diminutiv und in der Knospe nach den weiten Räumen, die ich in katholischen Anstalten dieser Art übersehen hatte. Auf großen Marmortafeln an der Wand standen hier wieder Sprüche der Bibel, aber nun keine Gebete mehr an die heilige Jungfrau, keine Crucifixe, keine blumenreichen Altäre der Königin der Königinnen errichtet. „Dieu me garde, de me justifier en autre chose qu'en la croix de notre Seigneur Jésus Christ, par laquelle le monde est crucifié à mon égard, et moi je suis crucifié au monde. Gal. 6. 14. Hier athmete das Wort, der Geist nun keine Zeichen mehr, hinweg die irdische Hülle: „Gott ist ein Geist, und die ihn anbeten, die müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten." Wer kann mir aber verdenken, daß es mir zuerst im Contraste etwas kalt vorkam.

Die sœur Supérieure erschien, eine kleine, nicht junge, nicht alte und wie sie mich bald fühlen ließ, feingebildete Dame. Sie fing mit der Geschichte und dem Ursprung dieser protestantischen Schwesterschaft an, wie vor sieben Jahren die erste in Kaiserswerth vom Pastor Flinder begründet worden sey, die jetzt schon fünfzig Schwestern zähle, wie vor 2½ Jahren eine eben solche Gemeinschaft in London entstanden, unter der Leitung der wohlthatigen Mrs. Fry, wie etwas später Straßburg diesem Beispiele gefolgt und ganz kürzlich auch ein Ort in der Schweiz nahe bei Lausanne.

Die Institution in Paris ist zwei Jahre alt und besteht bisher aus neun Schwestern, die Supérieure mit eingerechnet. Man ist aber augenblicklich mit mehreren in Unterhandlung, die einzutreten wünschen und welche noch durch Familienverhältnisse gehindert werden. So lange diese Correspondenz dauert, nennt man sie postulantes; sobald sie die Schwelle der christlichen Liebe betreten haben: sœur aspirante, welcher erste Grad sechs Monate dauert; dann werden sie sœur novice auf ein Jahr und zuletzt diaconesse. Zu diesem Amte ist aber, außer der Supérieure, noch keine der Schwestern gelangt, weil sie noch nicht Gelegenheit gehabt haben, sich in dem Zweige der Krankenpflege zu üben, da die maison de santé sa eben erst eröffnet ist und sie also noch nicht vollkommen eingeweiht sind.

Denn das Werk, „l'œuvre," wie es hier heißt, statt „vocation" bei den katholischen Schwestern, zerfällt in verschiedene Zweige: die Krankenpflege, Kindeswartung und Zucht, Seelsorge, Zurechtweisung verirrter Schafe u. s. w. So ist mit diesem Hause verbunden: „un refuge," eine „Infirmerie," ein „Pénitencier" und eine „maison de santé." Alles dieses

Digitized by Google

ist neu und innerhalb der zwei Jahre zugleich mit der Stiftung der Schwesterschaft entstanden. Wädrend die katholischen Schwestern die reichen Hospitaler alle, die Gefängnisse und Institute ganz fertig dastehend fanden und weiter nichts zu thun hatten als sich die Thüren zu öffnen, was natürlich, sobald einmal ihr Verdienst anerkannt war, willig genug geschah, — so mußten unsere protestantischen Liebesschwestern sich erst ein Werk, ein Terrain schaffen.

Obgleich man die Kranken und Hülfsbedürftigen der protestantischen Religion ebensa in den öffentlichen Anstalten aufnimmt, wie die Kinder des Papstes, so konnten doch natürlich die Anhänger einer evangelischen Gemeinschaft hier keinen so leichten Eingang finden, da Katholicismus die herrschende Religion ist, und es Collisionen gegeben haben würde. Freilich fingen die Schwestern nicht allein an, sondern unterstützt oder vielmehr angeführt von dem würdigen und verdienstvollen Prediger Mr. Vermeil.

Es gibt viele tausend Protestanten in Paris. Sollten unter diesen nicht viele Unglückliche seyn? Sollten sie nicht desselben Privilegiums theilhaftig werden können, was ihren katholischen Brüdern in so reichem Maaße von liebenden, verbindenden, tröstenden, sanften Frauenhänden mitgetheilt wird? Woher die Fonds? Nichts war da. Aber der Herr hat geholfen; ohne eine médaille miraculeuse geschehen auch Wunder. Die Wunder des evangelischen Glaubens operiren sich durch Vertrauen, durch Harren, durch Bewußtseyn der guten Sache, durch Stützen auf barmherzige Gemüther. Ich muß aber hinzufügen, daß es überhaupt das Princip aller sœurs de charité ist, daß man durch Nichts Alles vermag. Gaben und Subscriptionen haben also das zu Werke gebracht, was ich heute nicht ohne Rührung und mit dem innigsten Gebet für Fortgang und Gedeihen sah. Die maison de refuge ist in diesem Augenblick noch die Hauptbeschäftigung dieser sœurs de charité und ihr zahlreichstes Institut. Es umfaßt solche unglückliche weibliche Wesen, die gegen Gott und Menschen sich tief vergangen haben, und nun ihre Fehler einsehend ein neues Leben anfangen und in den Schooß der menschlichen Gesellschaft zurückkehren möchten. Wie dieß zu machen? Sie kennen die Arbeit nicht, ihre Gesundheit ist angegriffen, ihr Name befleckt, die Menschen würden von ihrem verpesteten Hauche zurückschrecken. Le refuge nimmt sie auf, gibt ihnen das Wort Gottes zum Trost, lehrt sie die Arbeit zur Nützlichkeit und zur Zerstreuung, weist ihnen strenge, doch sanfte Schranken an, und gibt ihnen so die neue Geburt. Wir sehen von dem Fenster aus mehrere dieser armen repenties (Reuigen) — so werden sie genannt — um einen Waschtrog versammelt. Sie scheinen heiter und fleißig, mehrere Gesichter freilich etwas zurückstoßend. Ihr Costüm ist blau, mit schwarzer Haube und weißem Tuch. Einige kommen aus dem Gefängnisse St. Lazare, leider einem Gefängnisse, worin meistens unmoralische Frauenzimmer sich befinden, andere aus eigenem Antriebe. Daß ein protestantisches Comité Eingang in jenes Gefängniß gefunden hat, ist der immer thätigen Mrs. Fry zu verdanken, welche in mehreren Besuchen in diesem Hause dieß mit Energie durchsetzte. Die katholischen Gefangenen hatten schon vorher Unterstützung, moralische und weltliche, durch die Schwesterschaft ihres Glaubens gefunden. Dasselbe Comité beschützt nun auch die repenties, welche sich freiwillig in das refuge begeben. Eine Pension von 300 Fr. jährlich wird für sie bezahlt von der wohlthätigen Hand, unter deren unmittelbarer Protection sie steht, und ein Trausseau von 100 Fr. beim Eintritt. Die gewöhnliche Dauer ihres Aufenthalts ist auf zwei Jahre bestimmt, und im zweiten fällt die Pension weg. Zwei Drittel von dem Ertrag ihrer Arbeit ist für sie selbst bestimmt, und wird durch die Spareasse verzinst bis zu ihrem Abschied. Ein Theil des Hauses ist für die Repenties eingerichtet und von dem, welcher den Diaconesses zugehört, getrennt. Ich sah zuerst diesen letzteren, in welchem die zuvorkommende und liebenswürdige Supérieure sich die Mühe gab mich herumzuführen. Hier liegt außer dem Parloir und Oratoire auch alles Uebrige dem Auge des Beschauers offen. Die evangelische Religion hat keine Geheimnisse. — Das Oratoire oder die kleine Hauscapelle war ohne allen Schmuck, außer einem großen Kreuz. Bänke reihten sich vor dem Katheder. Hier versammeln sich die Schwestern alle Morgen zur geistlichen Lectüre, und am Sonntag wird öffentlicher Gottesdienst gehalten vom Prediger Vermeil. Die kleinen Dortoirs der Schwestern enthielten zwei Betten, oder eines, waren hell und reinlich, wieder mit Sprüchen aus der Bibel an den Wänden versehen, und über der Thür immer ein kurzer Kernspruch in großen Lettern; die Bibel statt einer Statue der Jungfrau und einige andere religiöse Bücher, ein Spiegel und wenig sonst. Apropos dieses Spiegels fällt mir ein, daß die Supérieure mir erzählte, zum Beweis mit wie wenigem die Schwestern in Kaiserswerth angefangen haben, daß eine Sœur eines Morgens toute barbouillée erschienen sey, worüber ihr die Supérieure Vorwürfe gemacht (Reinlichkeit gehört zu den Regeln der Sœurs), und die Antwort war: „Mais, ma sœur, je n'ai pas pu voir, puisque nous n'avons pas de glace." In verschiedenen dieser dortoirs saßen Schwestern handarbeitend und schreibend. Es gibt auch eine étude, worin diejenigen, welche es bedürfen, zum Unterricht sich vorbereiten, und ferner das Refectoire; die Repenties haben ein einfaches, kleines Refectoire unten, alles was sie thun, überwacht eine Schwester; wir fanden zwei in der Küche beschäftigt. Es ist freilich die Regel, sagte die Supérieure, daß jede Schwester sich selbst bediene, aber so lange wir noch nicht vollständig eingerichtet sind und nicht genug für unsre Repenties zu thun haben, ist es ihr Geschäft das Haus zu reinigen, die Küche und Wäsche zu besorgen ꝛc. In einem ziemlich geräumigen Zimmer war die größere Anzahl der Repenties mit Handarbeit bemüht, worin eine Schwester sie unterwies; ihre Anzahl ist im Ganzen 16, obgleich man nur für zwölfe eingerichtet ist, man muß hoffen, daß die Räume sich nach dehnen. Die Dortoirs oben sind alle für Eine eingerichtet und befinden sich in einem langen Corridor. „Nous croyons la solitude nécessaire et salutaire dans ce cas-ci," sagte die Supérieure. Gleich im An-

Digitized by Google

fange ihres Eintritts werden selbst jeder Repentie 14 Tage der gänzlichen Abgeschlossenheit in ihrer Zelle angewiesen, damit sie sich unter dem einflußreichen Zuspruch einer Schwester sammle und vorbereite zu ihrer neu eingeschlagenen Bahn. Auch hier fand ich auf jedem Tische eine aufgeschlagene Bibel, und die Sprüche unter Rahmen und Glas waren alle in Bezug auf den Reuezustand der Bewohnerinnen und der Gnadenfülle Gottes. Die Aussicht der Fenster ist allenthalben frei und lustig. Wir gingen in den Garten, von wo man das ganze weite Paris überschauen kann, mit seinen Kuppeln, seinen Thürmen, seinen rauschenden Freuden, mit seinen eclatanten Lastern. Und von da fiel mein Blick auf meine Begleiterin im schwarzen Kleide, deren heiterernste Züge sprachen: „Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seyd, ich will euch erquicken." Die Repenties haben ihren Garten apart, es ist eine schattige Allee im Sommer.

(Schluß folgt.)

Merkwürdiges Insect.

Gegenwärtig bemerkt man in mehreren französischen Departements eine merkwürdige Thatsache, auf welche Hr. Victor Paquet die Aufmerksamkeit der k. Gartenbaugesellschaft in Paris gerichtet hat. Es ist dieß die Erscheinung eines Insects, das die Frucht- und Waldbäume angreift, Stamm und Zweige vollständig bedeckt und ihnen einen graulichen oder weißlichen Anstrich gibt, daß man glauben sollte, sie seyen mit Schnee oder Eis bedeckt. Das Insect hat einige Aehnlichkeit mit demjenigen, welches den Kirschlorbeer- und den Orangebaum angreift; untersucht man es aber näher, so erkennt man alsbald, daß es von dem letztern wesentlich verschieden ist nicht bloß in Betreff des Aussehens, sondern auch der Purpurfarbe, die man erhält, wenn man es zwischen den Fingern zerreibt. Diese Farbe ist derjenigen, welche die Cochenille gibt, ganz ähnlich, und es fragt sich nun, ob man das Insect als Farbmaterial benützen kann oder ob es für die Bäume verderblich ist, so daß man es zu vernichten suchen muß. (Moniteur industriel vom 2 Mai.)

Chronik der Reisen.

Reisen in Südamerika.

Besuch auf der deutschen Colonie Sao Leopoldo. Die Bucros.

(Fortsetzung.)

Was nun die Bekehrung meines Reisegefährten betrifft, so hatte er in der Taufe den Namen Antonio erhalten, und sein Christenthum war aus einer dicken Masse des gröbsten heidnischen und christlichen Aberglaubens, einigen nur zusammenhängenden wunderbaren Geschichten von Heiligen und wenigen nothdürftigen moralischen Lehren zusammengesetzt. Er kannte jedoch die zehn Gebote, wußte den Rosenkranz zu beten, seine Kreuze zu machen, und so mochte er im Ganzen ungefähr mit den niedrigen Volksclassen dieses Landes auf einer Stufe stehen. Dabei besaß er einen gutmüthigen, verträglichen Charakter, und bei einer freundlichen Behandlung zeigte er sich willig und folgsam. Einige Gläser Wein machten ihn gesprächig, wobei man sich jedoch in Acht nehmen mußte, ihm über den Durst zu geben, denn in diesem Zustande wurde er händelsüchtig, und forderte die ganze Welt heraus, sich mit ihm zu schlagen, oder er gab, zur nicht geringen Belustigung der Schiffsmannschaft, allerlei närrische Streiche an. Ich habe jedoch stets auf freundschaftlichem Fuße mit ihm gelebt und er erkannte meine Autorität an.

Nach einer fünfzehntägigen Fahrt längs der südöstlichen Küste Brasiliens liefen wir in die Mündung des großen Flusses des heiligen Petrus (Rio Grande do San Pedro) ein. Mehrere Sandbänke, die durch die Gewalt der Strömungen öfters ihren Platz veränderen, machen die Einfahrt für größere Schiffe gefährlich; in der Bucht selbst aber finden sie ein ruhiges und tiefes Wasser.

Nicht weit vom Ausflusse des Rio Grande in den atlantischen Ocean liegen sich gegenüber an beiden Seiten des hier über eine Meile breiten Stromes die Städte Rio Grande do Norte auf dem nördlichen und Rio Grande do Sul auf dem südlichen Ufer. Die Städte mit ihren rothen Ziegeldächern gewähren von der Rhede aus einen recht freundlichen Anblick, und auch im Innern derselben sieht es ziemlich ordentlich und regelmäßig aus. Mehrere zum Theil auf Inseln belegene Forts vertheidigen die Stadt; ihre beste Schutzwehr werden jedoch die gedachten, am Eingange des Hafens belegenen und für große Schiffe unzugänglichen Sandbänke seyn, denn schwerlich würden sie den wohlgeleiteten Angriff eines kleinen Geschwaders aushalten.

Dem Reisenden wird es schwer, Materialien zur Beschreibung brasilischer Provincialstädte zu sammeln; da die Gebäude weder durch Großartigkeit noch Eleganz des Styls sich auszeichnen, und da Anlagen und Denkmäler der Kunst nicht vorhanden sind und keine historischen Denkwürdigkeiten an diese todten Mauern sich knüpfen, so müssen dergleichen Schilderungen immer sehr dürftig ausfallen, und es würde ein undankbares und müßiges Geschäft seyn, dabei lange zu verweilen. Der Handel ist jedoch ziemlich lebhaft, und es herrscht im allgemeinen große Rührigkeit und ein nicht unbedeutender Wohlstand. Die wichtigsten Ausfuhrartikel bilden Häute, Hörner, Talg und gedörrtes Fleisch — Producte, welche die unabsehbaren, zum Theil noch wild im Innern dieser Provinz lebenden Viehheerden liefern. Auch gilt die Provinz Rio Grande für die Kornkammer Brasiliens und es wird eine nicht unbedeutende Quantität Getreide ausgeschifft. Der hier herrschende Ton, so weit ich denselben während meines kurzen Aufenthalts zu beobachten Gelegenheit hatte, ist ziemlich anständig, wozu der Aufenthalt mehrerer europäischen Kaufleute und die Verbindung mit der übrigen Welt durch den Ocean das ihrige beitrugen. Die Menschen scheinen hier rühriger und kräftiger zu seyn, als in den nördlichen Provinzen Brasiliens, wo sie durch das üppige Klima in erschlaffende Sinnlichkeit und Unthätigkeit versunken sind. Von einem höhern geistigen Leben findet man jedoch nirgends eine Spur; Bildungsanstalten, welche Keime davon enthielten, sind nicht vorhanden, und da auch keine Zeitschriften und periodischen Blätter erscheinen, so kann die Presse ebenfalls das Licht der Aufklärung nicht verbreiten, und die Menschen bleiben in den Interessen eines groben Materialismus befangen. Die Umgebung der Stadt ist sehr kahl und besteht größtentheils in Hügeln von Sand, die der Wind aufhäuft und oft wieder verschiebt.

Der Rio Grande ist zwar ein breiter und für größere Schiffe fahrbarer Strom, hat aber keinen langen Lauf. Er steht mit der Lagoa dos Patos oder dem Entensee, einem großen Binnenwasser, das durch ein Netz vieler aus dem Innern fließender kleiner Flüsse gebildet wird,

Digitized by Google

in Verbindung vor ist vielmehr dessen Abzugscanal in den Ozean. Wir schifften, durch widrige Winde aufgehalten, diesen Strom dreizehn Tage aufwärts. Die Ufer sind niedrig und die ganze Landschaft hat nicht den poetischen Charakter, der vielen andern Gegenden Brasiliens eigen ist. In den weidenreichen Ebenen gewahrt man große Heerden von Hornvieh, und die vielen Landgüter und Orte, welche sich an beiden Ufern den Vorüberschiffenden zeigen, lassen auf eine zahlreichere Einwohnerschaft schließen, als dieß gewöhnlich in Brasilien der Fall ist.

Endlich ankerte unser Schiff auf der Rhede von Porto Allegre. Diese etwa 9 bis 10,000 Einwohner zählende Stadt ist am Fuße, am Abhange und auf dem Gipfel eines Hügels erbaut, weßhalb sie auch sehr unregelmäßig erscheint. Auf dem Gipfel liegt die Kathedrale, ein ziemlich stattliches Gebäude, und von hier aus hat man eine weite Aussicht in das Innere und auf den schiffreichen Hafen, denn auch hier blüht der Handel. Die Stadt ist auf drei Seiten von Wasser eingeschlossen, nämlich von dem sie im Halbkreise umgürtenden Jacui und der Lagoa dos Patos, in den sich hier mehrere kleine Flüsse münden. Hier ist der Sitz eines Präsidenten und eines Gouverneurs; jener hat die Civil- und diese die Militärangelegenheiten unter Händen. In dieser Stadt haben sich viele deutsche Handwerker niedergelassen, welche sich von der in der Nähe belegenen deutschen Colonie Sao Leopoldo hieher gewandt haben und meistens reichlichen Verdienst finden. Ebenso gibt es mehrere deutsche Wirthshäuser, die von den Deutschen fleißig besucht werden und die daher größtentheils ihre einzigen Erholungen finden: sie können sich nicht so leicht, wie die Brasilier, an das Stillleben im häuslichen Kreise gewöhnen. Dieses häufige, Zeit und Geld kostende Umhertreiben in den Wirthshäusern und übermäßiger Luxus und Kleiderputz sind die Ursachen, weßhalb man nur selten Wohlstand unter den hiesigen deutschen Handwerkern antrifft.

Während meiner hiesigen Anwesenheit wohnte ich noch der Hinrichtung eines Negers bei, welcher seinen hartherzigen Gebieter mit mehrern Messerstichen verwundet hatte. Er wurde gehängt, was überhaupt die einzige Todesstrafe in Brasilien ist. Der arme Schelm war vor Schrecken fast weiß geworden, und kaum konnte er allein die verhängnißvolle Leiter besteigen, wo ihm sein ebenfalls schwarzer Henker das hanfene Halsband umlegte, ihm sodann mit großer Behendigkeit, wie ein Reiter dem Pferde, auf die Schultern sprang und sich in dieser Stellung mit dem armen, zwischen Himmel und Erde schwebenden schwarzen Sünder mehemals herumdrehte — ein Act, der zwar den Tod des Unglücklichen beschleunigte, aber auch einen höchst widrigen Anblick darbot. Als wir den armen Teufel baumeln sahen, sagte mein Begleiter, ein nordamerikanischer, in dieser Stadt ansässiger Kaufmann, indem er auf den commandirenden Officier der militärischen Escorte deutete: „Jenen Helden zu Roß und mit dem stattlichen Federbusche sollte man nur gleich daneben hängen, denn er würde eine größere und würdigere Zierde des Galgens seyn, als jener in Rohheit und Unwissenheit aufgewachsene schwarze Kerl.“ Auf meine Frage: „wie so?“ antwortete der Amerikaner: „Vor ungefähr sechs Monaten erstach jener Bursch einen hiesigen angesehenen Kaufmann auf öffentlicher Straße bei hellem Tage, und zwar aus Rache darüber, weil dieser einem Taugenichts und Wüstling wie ihm die Hand seiner Tochter nicht geben wollte. Der Gouverneur läßt den Mörder festnehmen und schickt ihn nach Rio, damit ihm dort der Proceß gemacht würde. Er war damals Capitän; nach einigen Monaten kehrt er ganz wohlbehalten und zufrieden von Rio zurück und zwar als Major. Da haben Sie ein Pröbchen von brasilischer Gerechtigkeitspflege, die dem Meuchelmord Thür und Angel öffnet. Doch wird den Mörder die Nemesis früher oder später wohl erreichen und den rächenden Arm irgend eines Verwandten des Ermordeten bewaffnen; denn wo die Gesetze so schamlos und frech verhöhnt werden, da bleibt den Mißhandelten nichts als die Eigenhülfe übrig, und von dieser wird hier zu Lande denn auch gewöhnlich Gebrauch gemacht.“ Diese Geschichte kam mir so unglaublich vor, daß ich von mehrern andern Seiten Erkundigungen darüber einzog, welche sie aber vollkommen bestätigten.

Da ich ein offenes Empfehlungsschreiben von dem Großkanzler Brasiliens, Monsenhur da Miranda, bei mir hatte, worin sämmtliche Beamte ersucht waren, mir auf meiner Reise allen möglichen Vorschub zu leisten, so machte ich dem Präsidenten meine Aufwartung, und Se. Excellenz zeigte sich sehr gefällig und artig gegen mich. Ueberhaupt habe ich die Erfahrung gemacht, daß den brasilischen Großen nicht jener unangenehme Dünkel eigen ist, den unsere europäischen Aristocraten gleichsam schon mit der Muttermilch einsaugen. Vor Ankunft des portugiesischen Hofes, dessen buntes Gefolge den alten europäischen Plunderkram von Ahnen, Orden, privilegirten Ständen u. dgl. m. mit hinüberbrachte, muß ein wirklich idyllischer Ton in Brasilien geherrscht haben, wobei der Unterschied der Stände und der damit verknüpfte Kastengeist eben nicht grell in die Augen gefallen seyn mögen. Der einzige Unterschied bestand in der Farbe der Haut, und je reiner und unvermischter sich das europäische Gebiß erhalten hatte, je mehr that man sich darauf zu gute; andere Bevorrechtigungen kannte man aber nicht. Im Innern Brasiliens, wohin die sogenannte Aufklärung, wie sie ein verderbter — denn das war unstreitig der damalige portugiesische — Hof verbreiten mochte, sich noch nicht Bahn gebrochen hat, findet man einige schöne Nachklänge aus jenen frühern patriarchalischen Zeiten, wozu besonders eine große Einfachheit der Sitten und die schöne Tugend der Gastfreundschaft zu rechnen sind. Dagegen aber mußten der Einfluß des Hofes und die von ihm ausgehende Sittenverderbniß, so weit sie sich verbreiten konnten, auch um so leichter empfängliches Boden gewinnen, da das durch ein üppiges Klima ohnedieß schon erschlaffte brasilische Volk nur zu bereitwillig den sinnlichen Begierden sich hingab und den gröbern Ausschweifungen, als heilsamen Damm, keine Grundsätze entgegenstellen konnte, welche die Frucht wahrer Bildung und Charaktersstärke sind. Daher die zahlreichen Auswüchse der gröbsten Lasterhaftigkeit, wie man sie in den größern Städten Brasiliens nur zu häufig wuchern sieht.

(Fortsetzung folgt.)

Fleischverbrauch in Paris. Die Administration von Paris hat den löblichen Gebrauch jeden Monat den Verbrauch der Stadt genau bekannt zu machen. Namentlich ist dieß mit dem Fleisch der Fall, und da Fleisch für die Mehrzahl der Bevölkerung ein Luxusartikel ist, so bieten solche Bekanntmachungen Gelegenheit zu manchen Schlüssen dar, besonders auch da Fleisch sich nicht aufbewahren läßt, wie Mehl und ähnliche Nahrungsmittel. Nach dem Moniteur industriel vom 14 April wurden in den drei ersten Monaten des Jahres 1843 verbraucht 20,406 Ochsen, 4169 Kühe, 16,085 Kälber und 115,954 Schafe; der Handel empfing 1,405,765 Kilogr. Fett. Dagegen wurden im ersten Vierteljahre 1844 nur verbraucht 19,987 Ochsen, 3668 Kühe, 17,501 Kälber und 109,183 Schafe; der Handel erhielt 1,263,115 Kilogr. Fett. Der Unterschied der beiden Jahre ist also sehr bedeutend.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 136.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

15 Mai 1844.

Die Engländer und die Ausländer.

Einleitung.

In dem kürzlich in Madras publicirten Werke eines Eingalesen kommt eine Poesie vor, in welcher der Dichter die Schilderung des Wesens und des Charakters eines Engländers zum Gegenstande genommen hat. Er beschreibt darin auf der einen Seite den Stolz und die Anmaßung, mit welcher der Engländer auftritt, und auf der andern Seite die Demuth und die Unterwürfigkeit, mit welcher sich seine eigenen hindostanischen Landsleute vor diesem Gebieter von Ceilon beugen.

Wenn wir das ganze immense, von den Britten beherrschte Colonialreich überblicken, mögen wir schließen, wie viele andere Inseln und Länder es noch außer Ceilon gibt, deren Eingeborne ebenso wie die Singalesen sich selber mit den Engländern vergleichen, und eine Parallele zwischen ihrem eigenen Charakter und dem ihrer drittischen Herren ziehen.

Es gibt eine Menge Nationen, deren ethnographische Untersuchungen und vergleichende Völkerschilderungen sich einzig und allein auf die Vergleichung der Engländer mit ihrem eigenen Selbst beziehen. „Wie und die Britten," sprechen sicherlich die Neuholländer und viele Südsee-Insulaner, weil sie von der Existenz keiner andern Nation etwas erfahren haben, und weil sie glauben, daß sie und die Britten die einzigen Bewohner der Erde sind.

In der That, es würde ein großes Werk werden, in dem man sämmtliche Urtheile, welche über die Engländer auf dem ganzen Erdboden gefällt werden, sammeln und alle die verschiedenen Stellungen und Verhältnisse, in denen sie zu den verschiedenen Nationen des Globus stehen, beleuchten, und alle Antipathien — mit den Sympathien käme man leichter zu Stande — welche sie in allen Erdenwinkeln gegen sich erregt haben — untersuchen und alle psychologischen und ethnographischen Contraste, welche sich dabei herausstellen, malen wollte.

Welche lange Reihenfolge von Skizzen würde es in einem solchen Werke geben, wie diese: „der Singalese und der Britte," — „der Hindu und der Britte," — „der Araber und der Britte," — „der Neuseeländer und der Britte," — „der Ashantee und der Britte ꝛc. ꝛc." So viel Interesse indeß solche Charakterschilderungen für die einzelnen Localitäten nicht nur, sondern auch im allgemeinen für jeden Denker haben möchten, so können wir uns doch hier nicht darauf einlassen, da die noch viel wichtigeren Contraste und Vergleichungen der Engländer mit den ihnen benachbarten großen civilisirten Nationen unsere Aufmerksamkeit vor allem in Anspruch nehmen.

Wie die Engländer unzähligen Völkern außer Europa als Herren und Gebieter gegenüber treten, so zeigen sie sich auch allen Völkern Europa's häufiger als irgend einer andern Nation. In allen Häfen der pyrenäischen Halbinsel, in Lissabon, in Oporto, in Cadix, in Malaga, in Barcelona sind englische Handelsleute angesiedelt, und von jeher, von den Zeiten, wo Celten aus Spanien nach England herüberkamen, und wo die englischen Zinngruben von Gades aus besucht wurden, bis zu den Zeiten, wo englische Könige spanische Prinzessinnen und spanische Könige englische Prinzessinnen heuratheten, und bis auf unsere Tage, wo englische Feldherren die pyrenaische Halbinsel von den Franzosen befreiten, und englische Flotten und englische Soldaten die jetzt in Spanien und Portugal bestehenden Throne befestigen halfen, haben die drittische Insel und die pyrenäische Halbinsel in engen Beziehungen zu einander gestanden.

Wie um die pyrenäische Halbinsel immer die Engländer und die Franzosen rangen, so stritten sich beständig um die transalpinische Halbinsel, über Italien, die Deutschen und Franzosen. Und diese beiden Nationen sind daher mehr bekannt und besprochen in Italien, als irgend welche andere. Die Engländer stehen hier zurück, doch nehmen sie entschieden nach jenen beiden den nächsten Platz ein.

Die Verbindung und Bekanntschaft der Britten mit den Italienern ist uralt. Die Bestrebungen der Italiener auf den Gebieten der Wissenschaften und Künste waren in England schon frühzeitig hoch geachtet, und die italienische Literatur hatte den bedeutendsten Einfluß auf die Entwicklung der

Digitized by Google

englischen. Auch jetzt noch wird die italienische Sprache sehr häufig in England betrieben, und steht dort wohl nur der französischen nach. Als Besitzer der südlichsten italienischen Inseln sind die Engländer die Nachbarn der Italiener. In Livorno, in Neapel, in Palermo und andern italienischen Häfen sind sie die vornehmste Handelsnation, und in den Orten des Innern sind sie als Zugvögel häufiger als irgend andere Fremde. Auch in Italien hat sich daher eine allgemeine Volksansicht über die Engländer begründet.

Aehnliches ließe sich von Griechenland nachweisen.

Wenden wir uns vom Süden Europa's zu den Halbinseln und Ländern des Nordens, so finden wir Schwedens, Norwegens und Dänemarks Völker ebenfalls fast zu allen Zeiten mit den Bewohnern der brittischen Inseln in nahen Verhältnissen, namentlich die Dänen, die einst Herren und Gebieter von England waren, die stets mit dem benachbarten England handelten und verkehrten, die brittische Flotten in friedlicher oder feindlicher Absicht häufig in ihren Gewässern erblickten, und die beständig noch jetzt der brittischen Marine ihre besten Matrosen liefern.*) Die Dänen traten daher den Engländern von jeher so häufig gegenüber, und kommen noch jetzt mit ihnen in so alltägliche Berührung, daß ohne Zweifel auch eine eigenthümliche dänische Ansicht des englischen Volkscharakters sich ausgebildet hat.

Auch in Rußland hat man die Engländer seit 300 Jahren, seit dem Jahre 1553, in welchem sie zuerst bei Archangel landeten, persönlich kennen gelernt, und mit ihnen einen bis auf die neuesten Zeiten herab mehr und mehr belebten Verkehr unterhalten. Englische Factoreien und Handelsetablissements haben sich der Reihe nach in den russischen Häfen, sowie sie sich der Reihe nach unter den Iwans, unter Peter dem Großen, unter Katharina dem Weltverkehr öffneten, in Archangel, Riga, Petersburg, Odessa ꝛc. gebildet, und so wie die Begründung der russischen Handelsthätigkeit, so ist auch eben so das neue Aufblühen der russischen Fabrikindustrie unter der persönlichen Mitwirkung der Engländer ins Leben gerufen. In Amerika ist der weit verbreitete slawisch-russische Volksstamm sogar ein Nachbar der weit gebietenden anglo-sächsischen Race geworden; und in Asien, in Syrien, im Kaukasus, in der Tatarei, in Indien, in China sind eine Menge politischer Fragen aufgetaucht, die ausschließlich nur zwischen den beiden Nationen der Russen und der Engländer verhandelt und discutirt zu werden scheinen.

So groß demnach die Connexion und intime Bekanntschaft der Engländer mit allen diesen eben genannten Völkern Europa's ist, so viel kritisirt, so sehr bewundert, so heftig angefeindet, so hervorragend und von allen bemerkt sie auch in Rußland, in Dänemark, in Norwegen, in Italien, Griechenland, Spanien dastehen, so gibt es doch noch zwei andere Völker in Europa, mit denen sie von jeher unvergleichbar innigere Verbindungen unterhielten, als mit einem der eben genannten. Dieß sind diejenigen beiden Nationen, die jetzt mit den Engländern an der Spitze der europäischen Cultur stehen, die Deutschen und die Franzosen. Eine Beleuchtung des Verhältnisses, in welchem die Engländer zu diesen beiden Nationen stehen, ist so unvergleichlich viel interessanter, und verspricht so viel wichtigere Resultate, daß dagegen die sämmtlichen, oben berührten Parallelisirungen der Engländer mit den Russen, mit den Dänen, mit den Spaniern, mit den Italienern in Schatten gestellt werden.

Seitdem die europäischen Colonien in Amerika sich vom Mutterlande befreit haben, sind auch jenseits des atlantischen Oceans Staaten und Völker entstanden, die Anspruch machen, mit in den Kreis der gebildeten Nationen gerechnet zu werden. Unter diesen stehen die Bewohner der nordamerikanischen Freistaaten obenan. Sie sind die wichtigsten, bevölkertsten und gebildetsten unter allen Nationen. Dazu stehen sie mit den Engländern in so überwiegend intimen Beziehungen, daß wir daher gegen sie ebenso die Brasilianer, die Mexicaner, die Chinesen, die Peruaner und die andern Völker Amerika's zurücktreten lassen, wie gegen die Deutschen und Franzosen alle übrigen Nationen Europa's.

Dem allem nach beschränken wir also die Betrachtung des Verhältnisses der Engländer zu ihren Nachbarn auf die Beleuchtung ihrer Stellung

1) zu den Franzosen,
2) zu den Deutschen,
3) zu den Amerikanern.

*) Es gibt mehrere, dem König von Dänemark unterworfene Inseln, deren Bewohner seit langen Zeiten gewohnt sind Dienste in der brittischen Marine zu suchen. Es ist zu vermuthen daß, nachdem die Dänen ihre Flotte verloren, die Anzahl der in Dienste der Britten tretenden Dänen sich wohl eher vermehrt als vermindert hat.

La maison des diaconesses protestantes.

(Schluß.)

Diesem Hause zur Seite, nur durch die beiden Pforten getrennt, liegen in drei abgetheilten kleinen Gebäuden l'Infirmerie, le Pénitencier und la maison de Santé. Das letztere ist seit vierzehn Tagen eröffnet und hat noch keine Kranken; die Infirmerie enthält Kinder, welche scrofulös oder geknüpft sind, welches wegen schlechter Nahrung oder Pflege in Paris so oft der Fall ist. Ich sah ihr wohlgewärmtes Dortoir und Refectoir. Beide waren aber leer, da sich die Kleinen gegenüber im Pénitencier im Schulzimmer befanden, von woher wir sie singen hörten. Das Pénitencier ist für Kinder, die mit bösen Gewohnheiten und Unarten geboren oder dazu erzogen sind, und deren kleines Herz hier gesund gemacht werden soll, wie der andern Körper, weil die Eltern es nicht vermögen. Es ist die Absicht, sie ungefähr bis zu ihrer ersten Communion zu behalten.

Im Refectoire dieser kleinen Pénitenciers standen zwei hölzerne Tische an den Wänden mit kleinen Auszügen, welche das Couvert eines jeden, den zinnernen Teller, den Becher, einen Löffel, Gabel und Messer mit Serviette enthielten, was sie zur Eßzeit sich selbst vorlegen müssen.

Die Betten in ihrem Dortoir sind alle durch eine hal-

Digitized by Google

hohe Bretterwand getrennt, um eine Art kleines Gefängniß zu bilden. Ihr Handtuch, Spiegel, Nadelkissen hängt an dieser Bretterwand, und ein kleiner Tisch steht vor jedem Bette. Alle Betten in der Anstalt waren eisern. Im Schulzimmer fanden wir endlich die Kranken und Unartigen versammelt, eine Schwester unterrichtend. Die letzteren saßen nicht, wie die ersteren, frei auf ihren Bänken, sondern viele durch eine kleine Bretterwand getrennt. Die kleinen Mädchen aus der Infirmerie waren meistens schiefbeinig und trübäugig. Möge der Schwestersamen bei allen Früchte tragen.

Das maison de santé ist sehr bequem und selbst hübsch eingerichtet; es wartet nur auf solche, die sich dort pflegen lassen wollen, und ist jeden Augenblick bereit, sie zu empfangen. Was mir sehr gefiel, war, daß man hier ein eigenes Zimmer für die Genesenden eingerichtet hatte, la chambre de guérison.

Ein solches Krankenbett mit Tisch und allem, was dazu gehört, kostet 500 Fr. Es wurde mir eins gezeigt, was eine wohlthätige Dame geschickt hatte. Wie leicht auch statt eines eleganten Mantels oder statt eines hübschen Toilettentisches einem armen Leidenden Lager und jede Bequemlichkeit zu verschaffen! Die Supérieure zeigte mir auch große Krüge und Gläser mit Medicamenten, welche für die Pharmacie eben angekommen waren und noch unausgepackt dastanden. Es scheint also die Theilnahme für diese Anstalt rege zu seyn, wie überhaupt es ein schönes Zeichen unserer Zeit ist, daß dieser Geist der thätigen Christlichkeit mehr und mehr aufgeht, und daß die weibliche Charité sich ihre Hütten baut an allen Enden. Leider gibt es nur zu viele Wunden zu verbinden und zu heilen. Die liebenswürdige Supérieure erzählte mir, daß in der Faubourg St. Antoine unter den Deutschen sich viele elende Familien befänden, des ébénistes, die keine Arbeit fänden. Einer von diesen unter andern sey genöthigt gewesen, vor einigen Tagen seine Frau mit zwei Kindern, die er sehr liebte, zu verlassen, um in Brasilien sein Glück zu versuchen, während seine Frau durch Firnissen für andere Tischler nun ihr kümmerliches Brod sich zu erwerben suche.

Durch den Garten der Kinder gingen wir wieder zu dem Hause der Diaconesses zurück, wo die Supérieure mir einige Hefte, die Regeln der Communauté enthaltend, überreichte. Also auch diese liegen daar und offen. Darunter bemerkte ich als Gegensatz mit den katholischen Schwestern vorzüglich, daß eine Postulante ohne die Einwilligung ihrer Eltern nicht aufgenommen werden kann. „Si quelqu'un n'a pas soin des siens, et principalement de ceux de sa famille, il a renié la foi, et il est pire qu'un infidèle.“ Die Geschichte meiner kleinen Postulante, Mlle. B., fiel mir dabei ein.

Ferner ist auch das Alter weiter hinausgerückt, von 21 bis 35 nämlich, und Wittwen können aufgenommen werden, welches bei den andern, glaub' ich, nicht der Fall ist. Man bindet sich für zwei Jahre, und besondere Gründe, wie eine mariage retardé, der Tod eines Familiengliedes u. s. w. geben der Schwester die Erlaubniß, de se retirer de l'œuvre. Sie thun alle ihre Dienste unentgeltlich, ausgenommen wenn sie außer dem Hause Reichen ihre Krankenpflege leisten; in einem solchen Falle kommt dann das dadurch Geerntete den Armen wieder zu gut. Die Supérieure fügte hinzu, daß die Schwestern in London unter Mrs. Fry sich fast ausschließlich diesem Dienste widmeten und den Armen nur das zukommen ließen, was von den Reichen ihnen zuflösse. „Hier aber setzen wir die Armen immer voran und verschaffen nur den Reichen unsere Hülfe, wenn wir überflüssige Zeit haben.“

Noch vieler Worte möchte ich mich erinnern, welche diese liebenswürdige Dame sprach, z. B. wie sie früher gedacht habe, es sey möglich, in der Welt sœur de charité zu seyn, wie sie es versucht, wie viele Hindernisse sich ihr in den Weg gestellt haben: Qu'en dira-t-on? qu'est-ce qu'on pensera de toi etc.,“ wie sie nun so glücklich sey und kaum es glauben könne, daß der Herr sie zu einer solchen großen Gnade ausersehen habe.

Ich richtete einige Worte an eine Schwester, welche mit ihrem Nähzeug da saß. „Je ne suis venu que le mois de juillet, mais si j'avais su avant, qu'il y avait une telle institution, je serais venu avant; car il est si doux, de servir le seigneur.“ Hier sind sie Mägde des Herrn „servantes du Seigneur,“ dort „épouses du Seigneur“ und Dienerinnen der Himmelskönigin. Dieß ist der Unterschied, aber die Liebe ist doch eins, die Liebe vereinigt, sie trennt nicht — so besteht ein unsichtbares Band zwischen allen diesen Schwestern, diesen segensreichen Schwestern. „Ce sont de saintes filles,“ so hört man auch dürtige und dandiesche Herren über sie urtheilen.

Mit dankbaren Gefühlen trennte ich mich von dem freundlichen und angenehmen Wesen der Supérieure, und nicht ohne Rührung von diesem neuen aufknospenden Werke. Es wäre zu wünschen, daß zwischen allen protestantischen Schwestern ein solcher Zusammenhang bestände, wie bei den katholischen, mit einer supérieure générale an der Spitze. Das würde sie stärker machen.

Chronik der Reisen.

Reisen in Südamerika.

Besuch auf der deutschen Colonie Sao Leopoldo. Die Bueros.

(Fortsetzung.)

Neun Legoas von Porto Allegre liegt die deutsche Colonie Sao Leopoldo, wahrscheinlich die blühendste in ganz Brasilien. Der Weg dahin führt durch eine weite, von mehreren kleinen Flüssen durchschnittene weidenreiche Ebene, in welcher hin und wieder einzelne Landgüter zerstreut liegen. Ueberhaupt beginnen hier schon die endlosen getreichen Ebenen, die sich mit weniger Unterbrechung in südlicher Richtung bis an den Rio de la Plata und jenseits dieses Stromes ausdehnen. Nur am fernen Gesichtskreise gegen Nordosten zieht sich ein bewaldeter, nicht sehr hoher Gebirgsrücken hin.

Ich hielt mich längere Zeit auf dieser Colonie auf, denn wenn man Jahre lang unter fremden Nationen gelebt hat, so erwacht die Sehnsucht nach der Heimath mit großer Gewalt in der Brust, und

man begrüßt freudig alles, was daran erinnert. Und solche Elemente enthält allerdings diese Colonie: man gewahrt en miniature ein deutsches Leben und Treiben, hört wieder die lang entbehrten Töne der Muttersprache und begrüßt so viele Menschen, mit denen man ein gemeinsames Vaterland hat. Nur derjenige, welcher lange in der Fremde gelebt hat, weiß dergleichen Gefühle zu würdigen. Ein an sich sehr geringfügiger Vorfall bewies mir, wie mächtig das Band ist, das uns an die Heimath knüpft, und daß der Gewalt dieses Triebes zum Vaterlande auch keineswegs nervenkranke und schwächliche Naturen huldigen. Als ich zum erstenmal in der Dämmerungszeit in das von deutschen Colonisten gegründete Städtchen, den Hauptort der Colonie, einritt, rief ein kleines Mädchen ihre auf der Straße spielende Schwester: „Mariechen, du sollst gleich zu Hause kommen!“ Diese einfachen Worte des Kindes machten den lebhaftesten Eindruck auf mich: ich glaubte mich plötzlich nach Deutschland versetzt, und alle die alten Träume, Erinnerungen und Hoffnungen, schmerzliche und süße, traten recht lebendig vor meine Seele, und es war gut, daß wir bald die Nachtherberge erreichten, sonst würde ich mich vielleicht einer melancholischen Gemüthsstimmung überlassen haben.

Die Colonie Sao Leopoldo liegt zwischen dem 29 und 30° S. B. und wurde um das Jahr 1824 gegründet. Sie enthält alle Keime, welche ein fröhliches Gedeihen versprechen. Ein mildes, gesundes Klima, ein ergiebiger Boden und die Nähe einer nicht ganz unwichtigen Handelsstadt, die den Producten einen nahen und vortheilhaften Markt bietet, sind glückliche Umstände, welche den raschen Aufschwung und den Wohlstand der Colonie zu verbürgen scheinen. Der Rio das Sinos, ein zwar nicht breiter, aber tiefer Fluß ist, indem er diese Colonie durchfließt und in zwei Hälften theilt, der Canal, welcher eine leichte und unmittelbare Verbindung mit Porto Allegre unterhält und auf dem die Producte ohne Schwierigkeit verschifft werden können. Dieser Fluß muß der deutschen, hieher verpflanzten Industrie, welche bereits in der Mitte eines an Fabriken und Manufacturen entblößten Landes Wurzeln gefaßt hat, dereinst von der größten Wichtigkeit werden, da derselbe eine eben nicht mit großen Schwierigkeiten verknüpfte, directe Verbindung mit dem Weltmeere unterhält, und also den Erzeugnissen des Ackerbaues und Gewerbfleißes ein unermeßliches Feld eröffnet.

Die Colonie mag einen Flächengehalt von 120 Quadratmeilen haben, auf welchem gegenwärtig 7 bis 8000 Seelen leben. Das Pflanzenreich dieser Gegend entfaltet nicht die üppige Pracht und den Reichthum tropischer Gewächse wie die nördlichern Regionen Brasiliens, und die ganze Natur stellt sich nicht in dem hochpartischen und großartigen Charakter dar, welcher die maleerischen Umgebungen Rio's, Bahia's und Fernambuco's auszeichnet. Die Gegend ist eine wellenförmig gebildete Ebene, die nur hin und wieder von einigen Hügeln durchschnitten wird. Die Oberfläche des Bodens besteht aus natürlichen Weiden, in denen zahlreiche kleine Gehölze wie Oasen zerstreut liegen. Nur im Osten breitet sich ein bewaldetes Uebergebirge aus. Die Wälder sind hier weniger dicht und nicht durch eine solche Menge Untergebüsch, Schling- und Wucherpflanzen undurchdringlich verkettet, wie dieß in den Tropengegenden Brasiliens der Fall ist. Sie liefern indessen vortreffliches Bauholz.

Der kulturfähige Boden ist sehr fruchtbar. Die obere Decke besteht aus sandigem Lehm oder Thon, der oberhalb durch verfaulte Pflanzen ein wenig schwarz gefärbt, weiter unten aber härter und von verschiedener Farbe ist. An vielen Stellen kommt das Gestein zu Tage, und es scheint, daß der größte Theil Südamerika's aus Urgranit besteht, der in mehr oder weniger Tiefe mit angeschwemmter Erde bedeckt ist.

Das Klima dieser Colonie ist sehr gesund, und in dieser Beziehung ist deren Oertlichkeit glücklicher für die Natur der Deutschen gewählt, als jene Colonien unter der brennenden Sonne von Rio de Janeiro und Bahia. Im Sommer wird die Hitze mitunter zwar sehr drückend, allein heftige Gewitter kühlen den Luftkreis sehr bald wieder ab, und in der Winterzeit sind die Nächte und Morgen häufig so kalt, daß man oft die behagliche Ofenwärme im Zimmer vermißt. Es fällt jedoch kein Schnee, und nur höchst selten überfriert leichthin das stehende Gewässer. Ein hier lebender wissenschaftlich gebildeter Deutscher hatte im Jahre 1837 meteorologische Beobachtungen angestellt, deren Resultat folgendes war: In jenem Jahre waren 118 heitere, 130 wolkige und 117 regnerische Tage gewesen. In 64 Tagen ließ sich der Donner hören und 47 waren neblig. Die mittlere Hitze des Jahres betrug 67. 43 F. Die Menge des Regens war 49 Zoll $3^{5}/_{10}$ Linien. Im Monat November fiel der meiste Regen, der Monat Julius war der trockenste. Die Ausdünstung war 30 Zoll $^{4}/_{5}$ Linien. Der März hatte die größte Ausdünstung, der November die geringste. An dem heißesten Tage stieg das Quecksilber des Fahrenheit'schen Thermometers im Zimmer auf 97°. Nur an wenigen Tagen, die ganz außerordentlich kalt waren und man das stehende Gewässer leicht gefrieren sah, sank der Thermometer auf 30° (F., also fast ein Grad unter Null nach R.) herab.

Die Colonisten wohnen theils auf dem freien Felde (campo) aber haben ihre Plantagen im Urwalde (matto grosso). Jene treiben besonders Viehzucht und besitzen viel Hornvieh und Pferde, die sich fast ohne ihr Zuthun in den grasreichen Ebenen ernähren und vermehren. Daneben treiben sie Ackerbau und ernten Mais, Manioca, Korn und sonstige Feld- und Gartenfrüchte aller Art. Auch das Zuckerrohr wird mit großem Vortheil cultivirt, wogegen aber die zartere Kaffeepflanze in diesen Breiten nicht mehr fortkommt. Alle europäischen Hausthiere gedeihen vortrefflich, und Schweine und Federvieh sind in Menge vorhanden. Die Wohnungen und das Hausgeräth dieser Colonisten sind höchst einfach, und es gehört schon zu den Seltenheiten, wenn Fenster in den Häusern sind, da deren Stelle gewöhnlich hölzerne Verschläge vertreten. Die Colonisten wohnen alle vereinzelt, und da die Plantagen ziemlich weit auseinander liegen, so führen sie im allgemeinen ein sehr abgeschlossenes Leben. Nur an den Sonn- und Festtagen pflegen sie zur Kirche im Städtchen Sao Leopoldo zu reiten, wo sich besonders das weibliche Geschlecht in großem Putz zeigt, der gewaltig gegen die gewöhnliche Hauskleidung absticht. Diese Colonisten, welche alle in der Nachbarschaft des Städtchens wohnen, können ihre Erzeugnisse, als Federvieh, Getreide, Butter, Eier u. s. w., leicht nach Porto Allegre verschiffen, wo dieselben einen ziemlich guten Markt finden, weßhalb auch in diesem Theil der Colonie ein Mangel an baarem Geld eben nicht bemerkbar wird.

(Fortsetzung folgt.)

Eine wissenschaftliche Gesellschaft zu Athen in der Finnmark. Diese besteht aus Schweden, Engländern und Deutschen, gibt sich namentlich mit physikalischen Gegenständen ab, und hat ein Observatorium, das nördlichste in der ganzen Welt (69° 38' N. B.), gegründet, wahrscheinlich meteorologische und magnetische Beobachtungen angestellt werden. (Echo du Monde Savant vom 2 Mai.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 137.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

16 Mai 1844.

Das Einhorn.

Das Einhorn gilt bei uns durchaus als ein fabelhaftes Thier, indeß haben manche die Hoffnung nicht aufgegeben, daß dasselbe sich mit der Zeit noch finden würde. Wenn wir Hrn. Fresnel, französischem Consularagenten zu Deschiddah, glauben dürfen, so existirt das Einhorn im Lande Borgu (richtiger Barka), hat aber keineswegs die Pferdegestalt, wie in unsern heraldischen Abbildungen, sondern ist dick und niedrig gebaut, stärker um den Leib als ein Ochse, und gehört zu den Pachydermen; seine Haut soll wirklich die härteste seyn, die sich an irgend einem Thiere in Afrika findet. Merkwürdig ist es, daß das Thier, obgleich pflanzenfressend, den Menschen wüthend angreift, und auch die Angabe von Plinius bestätigt, daß es sich nicht lebendig fangen lasse. Die Pferdegestalt, die man dem Thier in Europa gegeben, kommt vielleicht daher, daß es eine Gazellenart (oryx) in Nubien gibt, welche nur ein Horn haben soll. Dieser Punkt ist noch streitig, Hr. Fresnel hofft den Streit aber bald zu lösen, indem er eine Belohnung demjenigen versprach, der eine solche Gazelle ihm liefere.

Die ziemlich lange Mittheilung Hrn. Fresnels findet sich im Märzheft des asiatischen Journals, und er beginnt gleich ohne Umschweife mit der Behauptung: „das Einhorn existirt in Afrika, sowie die heilige Schrift das Thier uns darstellt und ungefähr wie Plinius dasselbe beschrieben hat. Obgleich ich das Thier nicht gesehen, und auch nicht die Hoffnung habe es zu sehen, so bleibt mir doch nicht der geringste Zweifel über seine Existenz." Die Beschreibung, welche Hr. Fresnel nach wiederholten Aussagen von Borguanern, die das Thier selbst gesehen und gejagt hatten, mittheilt, ist folgende: „es ist massenhafter als ein Stier oder Büffel, namentlich sind Brust und Schultern viel breiter; überhaupt ist es kürzer und gedrungener als irgend ein bekannter Wiederkäuer; es ist sechs Fuß lang, fünf Fuß hoch und vier Fuß dick. Die Füße haben nur anderthalb Fuß Länge, für die Dicke des Leibes vom Rücken bis zum Bauch bleiben also vierthalb Fuß. Die kurzen Beine sind massiv, ähnlich denen des Elephanten; sie sind nicht merklich artikulirt, so daß wenn das Thier auf der Seite liegend schläft, sie ganz gerade und gestreckt daliegen. Die Fußspur im Boden beschreibt mein Berichterstatter aus Borgu folgendermaßen: „„es ist als ob ein Esel und ein Schaf denselben Weg gegangen seyen, das Schaf vorn, der Esel zur Seite einige Zoll entfernt gegen hinten, worauf denn das Einhorn seinen Kreis von sechs Zoll Durchmesser zwischen die Spuren des Schafes und des Esels setzte."" Der Schweif ist kurz, nur an den Seiten mit Haaren besetzt und endigt mit einem starken Wedel, dessen Haare kürzer, aber weit stärker als die des Pferdes sind. Die Haut ist fast nackt, ein Haarstreifen ausgenommen, der vom Nacken nach der Mitte des Rückens läuft. Diese Haut ist dicker als die des Khertil (Rhinoceros), und die dickste von allen bekannten Thieren in Afrika.

„Was aber das Einhorn unter allen Thieren, mit denen man dasselbe vergleichen könnte, auszeichnet, ist das bewegliche Horn, das seinen Sitz an dem untern Theile der Mittelstirne hat, nicht am Ende der Nase, wie beim Rhinoceros, sondern oben an der Nase und zwischen den Augen. Dieß Horn ist auf zwei Drittein seiner Länge aschgrau, wie das Thier selbst, das obere Drittheil ist scharlachroth und endigt in einer außerordentlich scharfen Spitze. Es ist eine Elle *) lang. Wenn das Thier nicht beunruhigt ist, so wiegt es im Gehen das Horn rechts und links hin und her. Das Einhorn greift seinen Feind mit gesenktem Haupte an, durchstößt ihn mit seinem mächtigen Horn, schleudert ihn in die Luft und kommt dann wieder, gleich einem wüthenden Stier, bis es seinen Feind in Fetzen zerstoßen hat. Der Kopf zeigt zwei Erhöhungen hinten über den Ohren, die einen blutgierigen Instinct andeuten. Der Rüssel erinnert an den des Wildschweins. Die Ohren sind klein, und das Gehör schärfer als das Gesicht. Beim Ausstoßen der Excremente bildet sich eine Erhöhung von zwei Fuß, und jeder Ballen Excremente hat die Größe einer Melone. Das Einhorn hat nur ein Junges."

*) coudée, arabisch: diera, das Maaß vom Ellenbogen bis an die Fingerspitzen; deßhalb erklärte auch Hr. Fresnel dieses Maaß durch den Beisatz: 18 Zoll.

Digitized by Google

Man jagt das Thier zu Pferde mit Lanzen, die man ihm in den After oder den Unterleib stößt, denn an allen andern Stellen ist die Haut so gut wie undurchdringlich. Die Bewohner von Borgu und Genga nennen das Thier ganz einfach das Hornthier (Abukarn) und halten es für das furchtbarste aller wilden Thiere; es tödtet den Menschen ohne irgend gereizt zu seyn; kaum erblickt es ihn, so stürzt es durch einen allgewaltigen Instinct der Feindschaft getrieben auf ihn los und durchbohrt ihn, frißt ihn aber nicht, da es kein Fleischfresser ist, sondern sich hauptsächlich von Wassermelonen und Baumwollenstauden nähret.

Die Engländer und die Ausländer.

1. Die Engländer und die Franzosen.

Die Geschichte des Alterthums zeigt uns zwei große Nationen als Leiter und Lenker der wichtigsten Interessen Europa's, an der Spitze der Cultur der Menschheit; zwei Nationen, die auf den Schlachtfeldern, auf den Gebieten der Wissenschaften, in den geselligen Kreisen, die in allen Gegenden der damals bekannten Welt sich begegneten und überall mit einander rangen und wetteiferten. Es waren dieß die Bewohner der beiden benachbarten Halbinseln Griechenland und Italien, die Hellenen und die Römer.

Der Geist, welcher diese beiden Nationen beseelte, war so ausgezeichnet und lebensvoll, daß sie sich fast allein und ohne dritten Rivalen auf den Höhen der Cultur und Macht einander gegenüber standen. Dabei aber waren zugleich ihre Anlagen und Talente so außerordentlich verschieden, und ihr ganzes inneres und äußeres Wesen standen in einem so großen Contraste, daß sie schon deßwegen sich beständig aufgefordert sahen, ihre Kräfte mit einander zu messen und sich selber unter einander zu vergleichen.

Die Italier empfingen von den Griechen frühzeitig die Keime ihrer Cultur und ihrer Gesetze, die sie auf ihre eigene Art modificirten, und aus denen eine griechisch-italische Cultur und Sprache und griechisch-italische Staaten sich entwickelten. Lange Jahrhunderte hindurch kamen Feldherren und Könige aus der griechischen Halbinsel nach Italien herüber, und häufig setzten italische Feldherren und Könige, Consuln und Imperatoren Krieg führend nach Griechenland hinüber. Die Griechen unterlagen zwar zuletzt den Römern in den blutigen Kämpfen mit dem Schwerte, doch boten sie in den Akademien, in den Handelshäfen, in den Schulen, den Römern selbst als Unterthanen beständig die Spitze. — Beredsamkeit, Philosophie, die Künste und Kunstproducte entlehnten die Römer von den Griechen. Die Leute von feiner Gesellschaft in Athen, Korinth und Rhodus hörten nicht auf, sich über die derben Römer lustig zu machen und sie mit attischem Salze zu reiben, und die Römer ihrerseits beachten griechische Padagogen, griechische Künstler und griechische Wucherer und Speculanten auf ihre Volkstheater, um ihrerseits wiederum sich ihrer eigenen, vortrefflichen Eigenschaften lebendiger bewußt zu werden. Römische Kraft und Solidität, griechische Schwäche und Leichtigkeit, römische Treue und Zuverlässigkeit, griechische Falschheit und Lügenhaftigkeit, römische Unbestechlichkeit, griechische Feilheit, römische Rohheit, griechische Feinheit, römische Kaltblütigkeit, griechische Entzündbarkeit, römischer gesunder Menschenverstand, griechischer Enthusiasmus, römische Chausseen, griechische Kunstwerke, römische Aquäducte, griechische Tempel, römische Feldherren, griechische Philosophen, alle diese Sachen waren Gegenstände, welche in allen Schriften und geselligen Cirkeln damals besprochen wurden.

Bei allen wichtigen Zeitfragen gingen die Ansichten beider großen Nationen fast immer auseinander, namentlich bei der allerwichtigsten, bei der Erscheinung des Christenthums, das die Griechen sogleich mit Eifer ergriffen, indem sie sich zu seinen Aposteln machten, während die Römer es verfolgten, indem sie sich zu Vertheidigern des Heidenthums aufwarfen. Die Griechen mußten den Römern mit der unwiderstehlichen und zu allen Zeiten siegreichen Gewalt geistiger Ueberlegenheit das Christenthum aufdringen, wie sie ihnen vorher ihre platonische Philosophie und ihre andern philosophischen Systeme aufgedrungen hatten. Als später beide Nationen wieder in besondere Staaten auseinander fielen, in ein italisches und ein griechisches Kaiserthum, und als die römische Kraft gesunken war, da bekam die List und Gewandtheit der Griechen wieder die Oberhand, und sie leiteten mit diplomatischen Künsten den Sturm der Völkerwanderung aus Norden von sich ab auf ihre Rivalen, bis am Ende dann auch sie den von Osten eindringenden Barbaren unterlagen, und auf diese Weise aller Rivalität zwischen Griechen und Römern auf ewig ein Ende gemacht wurde.

Keine der zwischen europäischen Nationen jetzt bestehenden Rivalitäten sieht der Nebenbuhlerschaft zwischen Griechen und Römern ähnlicher, als die zwischen Engländern und Franzosen, welche uns hier beschäftigen soll.

Schon frühzeitig empfingen die Engländer Bewohner und Cultur von Frankreich herüber. In alten Zeiten die Celten, den Druidendienst und die Barden. Später kam der Gouverneur Galliens „Cäsar" und seine Gallo-Römer, und nach ihm eine Menge andere römische Feldherren. Abermals empfingen die Engländer Gesetze, Bewohner und Cultur aus Frankreich durch die französischen Normannen, welche England eroberten, und die den eigentlichen Anlaß und Anfang gaben zu aller Feindschaft und Freundschaft, zu aller Anti- und Sympathie, welche seitdem bis auf unsere Tage herab zwischen beiden Völkern bestanden haben. Englische Könige und Feldherren haben seit dieser Zeit Frankreich geradezu als das gelobte Land ihrer Heldenthaten betrachtet, und vom König Edward und dem schwarzen Prinzen bis auf Wellington herab sind die Besieger der Franzosen immer die populärsten Helden in England gewesen. Die Siege von Cressy und Azincourt werden noch heutiges Tages mit fast ebenso lebhaft patriotischem und eifrig anti-französischem Sinne gepriesen, wie die Schlachten am Duero und bei Waterloo.

Digitized by Google

Nue zweimal haben, solange es ein französisches und ein englisches Königeeich gab, sich die Monaechen des Landes mit freundlichen Gesinnungen genaht, einmal im Mittelalter auf jenem berühmten Champ du deap d'oe, und einmal in unsern Tagen im Schiosse Eu.

Kaum kann man zwei oder deei Keiege in der Geschichte finden, weiche Frankreich und England im Bunde gegen gemeinschaftliche Feinde führten. Zuweilen dauerte dee Krieg fast Jahrhunderte lang ununteebeochen zwischen beiden Nationen. So der Krieg, welchee den Ansprüchen Eduards III auf die Keone von Feankreich folgte. Auch unter den letzten zehn oder zwölf eneopälschen Keiegen, die man seit etwa 150 Jahren zählen kann, ist kein einziger, in welchem die Engländer und Franzosen sich nicht feindlich gegenüberstanden, so oft auch die übrigen Mächte ihe pro und contra wechselten.

Die Engländer schleppten in Gefangenschaft oder beachten ums Leben, was den Franzosen das Liebste war. Zweimal hielten sie den feanzösischen König Johann, welchen die Franzosen den Guten nannten, gefangen. Die französische Peophetin Jeanne d'Arc veedeannten sie als Heee, und Feankreichs vergötterten Heeoen Napoleon ließen sie auf Heiena allmählich veeschmachten.

Die Feanzosen ihreeseits griffen stets die Engländer auf iheen empfindlichsten Seiten an, in Irland, in Schottland, in Amerika, und waren stets bereit, den englischen Rebellen, den englischen Malcontenten und Prätendenten ihren Schutz zu gewähren.

Solange England keine andern außerdrittischen Besitzungen hatte, als die in Frankreich, wae dieses Land das Haupttheater ihres Kampfes. Als beide, die Engländer wie die Franzosen, auch in allen andern Welttheilen Heerschaft erlangten, machten sie den ganzen Eedkeeis zum Schauplatz ihres Zankes. Auf den heißen Feldern Ostindiens, auf den Schneegefilden Canada's, in den Meeren bei Merico und an den Küsten von Aegypten, bei Malta, bei Trafalgar, am Nil, am Lorenz, beim Cap Comoein, auf der Küste von Coromandei, im Süden, Westen und Noeden von Afrika lieferten sie sich Schlachten. Ihre Colonisten in Canada, ihee Ansiedler in St. Cheistopher und andern westindischen Inseln trugen den Nationalhaß, der beide in Europa trennte, mit in die entlegensten Länder. Neger, Hindus, amerikanische Indianer füheten die Engländer gegen die Feanzosen und die Franzosen gegen die Engländer ins Feld. Selbst der Auswurf beider großen Nationen, die herzlosen Buecaneers von Westindien, hatten bei der Ablegung aller menschlichen Gefühle doch nicht ihre Antipathien gegen einander verloren. Es trennten sich auch die feanzösischen und englischen Rauebergesellschaften, welche sich an den Küsten von Merico gegenseitig beseindeten, wie die ehrlichen Leute zu Hause. In Neu-Beaunschweig, in Neu-Schottland, in Ober- und Unter-Canada standen sich Engländer und Franzosen mit den Waffen gegenüber. In ganz Nordamerika ist fast kein Land, in Westindien keine Insel, die nicht von ihrer Feindschaft zu erzählen wüßte. — Es war einmal eine Zeit, in welcher die Feanzosen sowohl in West- als in Ostindien mächtiger waren als die Engländer, und in welcher sie ihnen in Canada die Spitze bieten konnten. Später sind nun zwar die französischen Herrschaften eine nach der andern unter dem, was die Engländer „the british sway" nennen, erlegen, und es wuede in Paris ein allgemeiner langer Friede in der ganzen Welt besiegelt. Nichtsdestoweniger haben wir auch schon seit diesem Frieden eine ganze Reihe von halb friedlichen, halb keiegerischen Demonstrationen der Franzosen gegen die Engländer und der Engländer gegen die Franzosen erlebt.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Reisen in Südamerika.

Besuch auf der deutschen Colonie Sao Leopoldo. Die Bucros.

(Fortsetzung.)

Wenn aber schon das Leben der Colonisten auf dem Campo oder den freien Ebenen sehr isolirt eescheint, so ist es dennoch nicht mit der großen Einförmigkeit zu veegleichen, in welchee die weiter abgelegenen Colonisten im Uewalde ihre Tage hindringen. Diese sind von dee ganzen Welt abgeschieden, nue auf den Keeis ihrer Familien beschränkt, und müssen fast auf alle Genüsse der Geselligkeit und Civilisation verzichten. Sie sind, so zu sagen, in iheen Wäldern begraben, wo ihnen wilde Thiere und wilde Menschen die Herrschaft noch steeitig machen und wo sie nue höchst selten einen fremden Menschen zu sehen bekammen. Der großen Entfernung und der schlechten Beschaffenheit der Wege halber kommen sie oft in mehreen Jahren nicht zue Kirche, und da Schulen in diesee Wildniß nicht vorhanden sind, so wächst die jüngeee Geneeation in Unwissenheit und Rohheit heran, und Eltern und Kinder sinken schnell in die Nacht der Baebarei zurück. Die Kindee werden oft wehreee Jahee alt, ehe sie getauft werden, und viele junge Leute leben in wilder Ehe, die kein Priester eingesegnet hat. Bei meinem Besuch in diesem Theil der Colonie bin ich mehemals ersucht worden, solche in sogenanntee wilder Ehe lebende junge Leute zu trauen oder die Taufhandlung an mehejährigen Kindern zu vollziehen — ein Begehren, dem ich, troß meiner Veeschceeung, dem geistlichen Stande nicht anzugehöeen, zue Beenhigung alter Eltern und Beseitigung von Gewissenseupeln veeschiedentlich gewillfahet habe. Welche Betrachtungen müssen sich nicht diesen Colonisten aufdeängen, die von den volkeeichen, civilisirten Ufeen des Rheins und Neckars in diese schaeeeliche Einöde verpflanzt wurden. Ich habe oft die alten Eltern schmerzlich auerufen höeen: „Ach, wären wie doch in Deutschland geblieben, so hätten unsere Kindee wenigstens eine christliche Cezieehung genossen, während sie hier wie die wilden Menschen aufwachsen!" Keine Leetüee, keine Musik und keine heitere, gesellige Zusammenkunft beingen jemals eine Abwechslung in die ermüdende Eintönigkeit iheer Lebens.

Auch das materielle Leben dieser Colonisten ist keineswegs beneidenswerth und himmelweit von dem canfaetablen Zustande ihrer Landsleute in Nordamerika veeschieden. Da sie ganz in einer von allen Communicationswitteln, als Wegen, Flüssen, Canälen u. s. w., entblößten Wildniß leben und daher füe die Eezeugnisse des allein von ihnen betriebenen Ackerbaues der weiten Entfernung wegen keinen Absatz

ſich anſchaffen können, ſo herrſcht der drückendſte Geldmangel in dieſem Theil der Colonie. Ihre Wohnungen und die darin enthaltenen nothwendigen Mobilien und Geräthſchaften ſind aus dem allerrohſten Material, und man gewahrt keinen Artikel des Luxus oder der Bequemlichkeit. An Nahrungsmitteln leiden ſie zwar keinen Mangel, allein die Zubereitung derſelben geſchieht auf die einfachſte Weiſe und es fehlt an Abwechslung darin. Kurz, das Leben in dieſer Wildniß iſt einer Verbannung aus der menſchlichen Geſellſchaft faſt gleich zu achten.

Die Hauptſtadt der Colonie heißt gleichfalls Sao Leopoldo und liegt hart am linken Ufer des Fluſſes dos Sinos. Das Städtchen iſt noch in ſeiner Kindheit, jedoch nach einem regelmäßigen Plan angelegt, demgemäß ſich die Straßen in rechten Winkeln durchſchneiden werden. Es kann nicht fehlen, daß dieſer Ort dereinſt von einiger Bedeutung werden wird, wenn der ſich hier bereits entfaltende deutſche Gewerbfleiß die gehörige Aufmunterung findet. Zum wahren Gedeihen deſſelben fehlen beſonders pecuniäre Mittel, um Anlagen und Fabriken nach einem größern Maaßſtabe ins Leben zu rufen. Trotz dem aber hebt ſich die Induſtrie von Jahr zu Jahr: man findet nicht unbedeutende Leder-, Licht- und Seifenfabriken; man verfertigt Schmiede- und Tiſchlerarbeiten, die ſehr geſucht und nach Porto Allegre und Rio Grande verſchifft werden; ja man hat, da an Holz kein Mangel iſt, mehrere größere Schiffe gebaut, die in Rio Grande verkauft wurden und als Küſtenfahrer benutzt werden ſollten. Man findet hier viele Kaufläden, worin ſowohl Luxusartikel als alle möglichen Lebensbedürfniſſe feil ſind. Das Städtchen wird meiſtens von deutſchen Gewerbetreibenden bewohnt, und es enthält einige Wirthshäuſer, die im Vergleich mit den meiſtens erbärmlichen derartigen Etabliſſements hier zu Lande wohleingerichtet zu nennen ſind. Freilich darf man in dieſer Beziehung keine Anſprüche wie an Gaſthöfe in Europa oder den Vereinigten Staaten geltend machen wollen, denn ſonſt würde man ſich gewaltig verrechnen, allein man findet doch reinliche, genießbare Beköſtigung und ein gutes Lager darin, und wenn man dieß in einer braſilianiſchen Herberge bekommt, ſo hat man ſchon alle Urſache, mit ſeinem guten Genius zufrieden zu ſeyn.

Uebrigens iſt leicht zu erachten, daß ein von vermögenloſen Einwanderern gegründeter Ort keine großartigen Gebäude aufweiſen kann; doch ſind die meiſt nach deutſcher Art erbauten Häuſer dauerhaft und bequem. Auch einige ſpeculative braſilianiſche Kaufleute aus Porto Allegre haben hier mehrere größere Waarenlager angelegt, welches auf Handel und Verkehr deutet, und beſonders des Sonntags, wenn die benachbarten Coloniſten mit ihren Frauen und Kindern, ſämmtlich beritten, zur Kirche kommen, belebt eine bunte und geputzte Menge die Gaſſen des Orts. Auch vergnügen ſich die hieſigen Deutſchen oft bei Muſik und Tanz, wobei jedoch manchmal blutige Exceſſe vorfallen, denn von den vielen Sitten und Gewohnheiten, welche die Coloniſten und beſonders die jüngere Generation von den Braſilianern angenommen haben, iſt auch die, daß ſie von den ſtets bei ſich getragenen Meſſern nur zu leicht einen raſchen Gebrauch machen und tödtliche Verwundungen daher gar nicht ſelten ſind. — Von dem Städtchen gehen regelmäßig an verſchiedenen Tagen der Woche mehrere Flußboote nach Porto Allegre hinunter, welche die Erzeugniſſe der Colonie zu Markte führen und dagegen andere Bedürfniſſe zurückbringen.

Es befinden ſich eine katholiſche und eine proteſtantiſche Kapelle hier. Der katholiſche Pfarrer iſt ein Braſilier, der proteſtantiſche ein Deutſcher. Jener gibt ſich Mühe unter den deutſchen Coloniſten Proſelyten zu machen, und wirklich iſt es ihm gelungen, mehrere zum Uebertritt in die katholiſche Kirche zu bereden. Ich beſcheide mich gern eines Urtheils darüber, welche von beiden Religionen, die katholiſche oder proteſtantiſche, den Vorzug verdiene, kann jedoch die Mittel nicht billigen, die dieſer Prieſter zur Erreichung ſeines Zweckes anwendet: er ſchlägt ſeinen Weg mitten durch den dickſten Pöbelaberglauben ein, um ſeine gläubigen Seelen in den Schooß der alleinſeligmachenden Kirche zu führen. Die Stellung des hieſigen proteſtantiſchen Geiſtlichen iſt ebenfalls nicht beneidenswerth: er hat nur ein ſehr ſchmales Einkommen, und der geringſte ſeiner Amtsbrüder in Deutſchland würde Anſtand nehmen, mit ihm zu tauſchen. Dabei iſt er ein abgelebter Greis, deſſen phyſiſche und geiſtige Kräfte in der Schule von Widerwärtigkeiten ſehr geſchwächt erſcheinen.

Eine kleine Stunde vom Städtchen Sao Leopoldo wohnt der von der Regierung angeſtellte Inſpector der Colonie Dom Jozé de Lima, der abwechſelnd bald hier, bald in Porto Allegre lebt. Es ſcheint, daß derſelbe von der allgemeinen Indolenz der braſilianiſchen Beamten auch einen guten Theil hat, denn die Angelegenheiten der Colonie nimmt er ſich nur wenig zu Herzen. Seine rechte Hand iſt der daſige deutſche Arzt Dr. H., welcher alle Geſchäfte verſteht, Proceſſe und Streitigkeiten unter den Coloniſten ſchlichtet und überhaupt die Aufſicht über das Ganze führt. Zur Erhaltung der Ordnung ſind fünf bis ſechs berittene Polizeiſoldaten angenommen. Leichte Vergehen werden ſummariſch mit Gefängniß beſtraft, ſchwerere Verbrecher ſollen vor den Ouvidor in Porto Allegre gebracht werden. Die umwohnenden braſilianiſchen Pflanzer machen ſich über die Zahmheit der Deutſchen luſtig, daß dieſe ſich einſperren laſſen und ſich einer polizeilichen Controle unterwerfen. Sie ſelbſt nämlich kümmern ſich wenig um Geſetze, und hat irgend einer unter ihnen ſich eines Verbrechens ſchuldig gemacht und ſollte er deßhalb von der Obrigkeit verfolgt werden (was jedoch bei der trägen und erbärmlichen braſilianiſchen Gerechtigkeitspflege ein höchſt ſeltener Fall ſeyn möchte), ſo wirft er ſich auf das Pferd und treibt ſich ſo lange in dem weiten, von allen Polizeianſtalten entblößten Lande herum, bis ſein Verbrechen vergeſſen iſt, worauf er zu den Seinigen zurückkehrt, wenn er anders vor der Rache des Beleidigten oder ſeiner Verwandten ſicher zu ſeyn glaubt.

(Fortſetzung folgt.)

Miscellen.

Schwediſche Geſchichte. Der bekannte ſchwediſche Geſchichtſchreiber Fryxell hat kürzlich den vierten Band ſeiner „Documente für die Geſchichte Schwedens“ herausgegeben. Dieſer Band enthält merkwürdige und zahlreiche Auszüge aus den in den Haager Archiven aufbewahrten Depeſchen, welche die holländiſchen Geſandten zu Stockholm an die Generalſtaaten während der zweiten Hälfte des 17ten Jahrhunderts ſchickten. Darunter finden ſich ſehr wichtige Berichte über die militäriſchen Ereigniſſe von 1676 und 1677, beſonders über die berühmte Schlacht von Lund im December 1676. (Foreign Quart. Rev. April.)

Das Ateneo reale italiana, das ſeine Sitzungen periodiſch zu Florenz hält, ſcheint durch ſeine immer zahlreichern Verbindungen mit andern gelehrten und literariſchen Geſellſchaften Italiens allmählich zu einer Centralakademie Italiens heranzuwachſen. (ibid.)

München, in der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 138.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

17 Mai 1844.

Das Branntweintrinken der Bauern in Nordrußland.*)

Aus der Kirche geht der Bauer in den Kabak; vor der Thür sieht er seine Baarschaft nach, und bestimmt, wie viel er auf sein Liebesgetränk verwenden will, zieht die Flasche, und läßt es sich en gros hineinmessen. In demselben Maaße en gros wird die Flasche geleert, nämlich in einem einzigen Zuge. Die Wirkung bleibt nicht lange aus. Je nach der Capacität und Ladung entfernt sich der Trinkende mehr oder weniger weit, und bleibt dann liegen. Entfernen sich die Betrunkenen in Gesellschaft oder bleiben sie noch einige Zeit im Kabak sitzen, so entwickelt sich unter den Gleichgesinnten eine übermäßige Zärtlichkeit, die sich durch unaufhörliches, gegenseitiges Küssen äußert. Unter den schmiegsamsten Umarmungen bleiben endlich die Zärtlicherregten zusammen liegen, und werden dann, weil die Kabaks meist nicht viel Menschen fassen, zur Thüre hinausgebracht, wo sie auf dem Rasen oder auf bloßer Straße die Wiederkehr ihrer Sinne schlafend abwarten.

Nirgend hat man an Festtagen nöthig, lange nach dem Kabak zu suchen, auch wenn ein hoher Wachholderbusch oder ein Tannenzweig ihn nicht allgemein verständlich bezeichnete; die lebenden Bilder, die in der Nähe der Kabaks unwillkürlich bis auf einige Minuten weit nach allen Richtungen gestellt sind, führen mit mathematischer Sicherheit zum Centrum des Volksvergnügens, wie die Radien zum Mittelpunkt eines Kreises.

Von unserer Wohnung in Ustjug war der Kabak nicht sehr weit entfernt, und so war ziemlich jeden Sonn- und Festtag der schöne, grüne Rasen des großen Platzes und oft die Straße bis unter unsere Fenster mit Gefallenen besäet. Nachmittags oder gegen Abend fanden sich gewohnheitsmäßig die Frauen, Schwestern und Mütter ein, um für die Heimkehr Belebungsversuche anzustellen. Mißlangen diese in den ersten Stadien, so wurde ein Eimer Wasser geholt, und dem Kranken über den Leib gegossen; ein gutes Mittel, zugleich den eigenen Schlamm, in dem er sich wälzte, abzuwaschen. Dann wurde er in die Höhe gebracht und auf die Beine gestellt. War das alles vergeblich, so mußte man ihn zu vollkommener Reife wieder hinlegen und an sicherer Stelle liegen lassen.

So geschah es, daß Montags oder Tags nach jedem Feste der Platz noch nicht gesäubert war. Die Morgensonne beschien dann eine seltsame Landschaft; die in der Nacht im Freien auf dem Platze campirenden Viehheerden, Rinder, Ziegen, Schafe, Schweine und Gänse bildeten mit den schlafenden Menschen die friedlichsten Gruppen. Niemand wunderte sich über den andern, und alles schien an den gegenseitigen Anblick gewöhnt. Gegen Mittag hin waren dann die erneuerten Belebungsversuche gewöhnlich mit gutem Erfolg beendet.

Ebenso streng, wie jedem Sonn- und Festtag durch das einförmige Glockengeläute eine Vorfeier vorherging, ebenso regelmäßig folgte ihm, als Schluß, dieser mißtönende Nachklang.

Diese unwiderstehliche Neigung zum Trinken hat sich sogar auf das weibliche Geschlecht ausgedehnt. Es ist nicht so ganz selten, daß man eine halbbetrunkene Frau mit ihrem ganz betrunkenen Manne nach Hause ziehen, oder eine emancipirte und ganz betrunkene Frau ganz allein den schweren Heimweg suchen sieht.

Unserem Hause gegenüber hatte ein Marktmädchen einen constanten Sitz, die ihre Trinkust auf eine höchst originelle Weise auszunützen und zu mäßigen wußte. Die ganze Woche war sie nüchtern und achtete sorgsam auf ihren Verkauf. Sonntag Nachmittags, gegen 2 Uhr, verfehlte sie jedoch nie vollkommen betrunken zu seyn und schlafend ihren Sitz bis gegen Abend zu behaupten. Es war ihr unmöglich, von dem allgemeinen Rausch, um diese Zeit der Sinne beraubt zu seyn, abzuweichen. Ihr Geschäft ging währenddeß seinen ruhigen Gang; wer etwas wünschte, nahm es aus ihrem Laden weg und legte freiwillig das Geld dafür hin. Bei der unbedingten Ehrlichkeit der Nordrussen konnte sie dabei vor Uebervortheilungen ganz sicher seyn.

Es ist vielleicht unvermeidlich gewesen, jedoch aber unbedingt bedauerlich, daß der Branntwein im russischen Volks-

*) Aus Blasius' Reise im europäischen Rußland in den Jahren 1840 und 1841.

Digitized by Google

leben sich zu einer so bedeutenden Rolle hat herausbilden können. Die Art und Weise, wie er den Consumenten verabreicht wird, wäre ziemlich gleichgültig, wenn er nicht auch, wie man sehr allgemein behauptet, durch Zusatz von Schwefelsäure oder ähnlichen Stoffen zu einem noch größern Gifte gemacht würde.

In Rußland gibt es Generalbranntweinspächter, von denen der Staat enorme Summen für die Erlaubniß, den Branntwein in Umlauf zu bringen, bezieht. Diese verpachten mit großem Vortheil diese Berechtigung wieder an kleinere Pachter, und so hat zuletzt jeder Ort seinen Kabakinhaber, der allein zum Verkauf des Branntweins berechtigt ist. Dieser schlägt eine kleine, unbedeutende Bude auf, und wird in wenigen Jahren, auch wenn er sein Geschäft mit Nichts anfing, zum reichen Manne. Wer außer den Consumenten mit dem Branntwein in Berührung kommt, ist in Rußland, der allgemeinen Meinung nach, ein gemachter Mann. Findet man an irgend einem kleinen, ärmlichen Ort eine Dame, die in Sammt und Atlaß gekleidet geht, so kann man sicher seyn, daß es die Frau des Kabakbesitzers ist.

Dieß kann, so meint man, nicht überall mit rechten Dingen zugehen, und man behauptet, daß den Trinkern nur anfangs, bei klarem Urtheil, Branntwein, und später, wenn sie die Linie des klaren Selbstbewußtseyns passirt haben, statt dessen Branntwein mit Wasser, oder nicht selten ein Gemisch von beiden mit Schwefelsäure verabreicht würde.

Freilich sind die Aerzte und Apotheker und die Behörden darauf angewiesen, den Branntwein von Zeit zu Zeit zu untersuchen; aber sie gestehen selber ein, die Unterschleife nicht alle verhüten zu können. Auch werden strenge Untersuchungen angestellt, wenn vom Branntweintrinken irgendwo ein Mensch todt geblieben ist, da man häufig die Schnapsverkäufer in Verdacht einer einträglichen Art von Giftmischerei hat. Eine Erklärung des Kreisarztes, daß der Branntwein verfälscht gewesen, würde eine empfindliche Strafe herbeiführen. Es ist wohl Verleumdung, wenn man es für möglich hält, daß ein verneinendes Urtheil des Arztes in solchen Fällen nicht immer aus chemischen und medicinischen Rücksichten erfolge.

Eine bemerkenswerthe und durch ganz Rußland gebräuchliche Art, die Polizei und den Arzt und Apotheker von vorn herein von der Güte des Getränkes zu überführen, ist die, daß der Kabakbesitzer dem betreffenden polizeilichen und ärztlichen Personal den Branntwein im Uebermaaß zu beliebigem Gebrauch unentgeltlich ins Haus schickt. Die entscheidenden Richter haben bei dieser Methode die beste Muße, das Getränk einer dauernden Prüfung zu unterwerfen, und nicht nöthig sich deßhalb zum Kabak zu bemühen.

Auf den Charakter der Bauern in Rußland hat das Uebermaaß von Branntwein jedoch weniger Einfluß, als man nach den entsprechenden Erfahrungen in Westeuropa geneigt seyn würde anzunehmen. Vielleicht ist diese Thatsache daher zu erklären, daß jeder Trinker so rasch trinkt, daß er in wenigen Minuten sein ganzes Selbstbewußtseyn verloren hat; die Wirkungen sind dann bloß physische und aller psychologische Einfluß ist plötzlich abgeschnitten. Niemand wacht wieder auf, bis der Rausch ganz verflogen ist, und empfindet dann vielleicht bloß die Wirkungen eines kräftigen Schlafs.

Zu den schlimmsten Folgen des Trunks gehört die Entwicklung verschiedener Ansichten bei Betrunkenen, die entweder zu früh geweckt worden oder zu langsam eingeschlafen sind. Im allgemeinen sind die Russen im Trunke friedlich und ausnehmend zärtlich gesinnt. Entsteht aber in einem solchen halbbewußten Zustande auch unter Freunden ein großer Gegensatz der Ansichten, so ist jeder gleich damit fertig, statt anderer Gründe, seine Meinung mit der Faust oder in der Nähe vorkommendem Hausgerathe, oder mit Steinen und Stöcken zu beiegen. Solche Meinungsverschiedenheiten sind fast die einzigen Veranlassungen zu Todtschlägen, welche man in Rußland kennt. Durchgängig sollen sie sich beim Nachhausegehen aus der Kirche ereignen.

Rechnet man dazu noch die vielen Todesfälle durch Erfrieren der Betrunkenen im strengen Winter, so ist es erklärlich, daß im Frühjahr, wenn der Schnee schmilzt, die Kreisärzte kaum mit der Besichtigung der im Schnee gefundenen, erschlagenen und erfrorenen Leichen fertig werden können, wie man es von Wytegra erzählte. Man behauptet, das dieß die günstigste Zeit des Erwerbs für besagte Aerzte sey, weil die Ortschaften, in deren Nähe Erschlagene gefunden werden, im Ganzen mit Strafe zu belegen sind, und deßhalb kein Mittel scheuen, um etwaige Erschlagene in Erfrorne zu verwandeln, was für den Winter natürlich wenig Sophistik erforderlich macht, da beide Todesarten combinirt vorkommen müssen. Im Sommer, wo natürlich weniger Todte gefunden werden, ist es leicht klar zu machen, daß diese auf die natürlichste Weise am Schlage gestorben sind. In Rußland gibt es Kreisärzte, die sich in einem Jahre gegen 12,000 Rubel erwerben können, ohne auffallend viel Praxis zu haben.

Die Engländer und die Ausländer.

1. Die Engländer und die Franzosen.

(Fortsetzung.)

Auch auf den Feldern und Kampfplätzen wissenschaftlicher Bestrebungen haben die Engländer beständig mit den Franzosen gerungen und gegenseitig Einflüsse auf einander ausgeübt. Die Normanen führten französische Sprache, Sitten und Bildung den Sachsen zum Aerger nach England hinüber, und in höhern Classen der Gesellschaft, in den Schulen, im Parlamente, in allen öffentlichen Verhandlungen dominirte das Französische ganz auf eben die Weise wie in der Normandie in Frankreich. Später, beim allmählichen Emporkommen des Angelsächsischen und bei der Beschränkung der Macht der Barone verlor sich dieß wieder, aber es waren doch der Sprache der Engländer ein für allemal französische Elemente eingeimpft.

Am meisten ächt Englisch scheint die Periode von Heinrich VIII bis zur Restauration gewesen zu seyn. In dieser

Zeit traten die größten ächt englischen Helden und Schriftsteller auf, die Königin Elisabeth, Cromwell, die Weltumsegler, die Länderentdecker, die englischen Reformatoren, Baco, Shakespeare. In dieser Zeit wurden die Fundamente des ganzen englischen Nationalcharakters und aller englischen Zustände gelegt. Die Reformation wurde durchgesetzt, die englische Schifffahrt und Meeresherrschaft begründet, die politische Freiheit conservirt und ausgedehnt, die englische Philosophie und die Wege, in denen sich später alle englischen Wissenschaften weitee bewegen sollten, angebahnt, die englische Literatur geschaffen und eine Classicität in der Sprache anerkannt.

Dieser ächt englischen Zeit folgte eine andere, in welcher die Franzosen dagegen wieder mehr Einfluß auf England übten.

Unter Ludwig XIV, dessen an Geistern und geistigen Producten so reiche Zeit und dessen brillanter Hof über ganz Europa französischen Geschmack und Nachahmung französischer Sitten verbreitete, drangen Franzosen und französische Sitten und Sprache wieder auf mehrfachen Wegen in England ein. Erstlich kamen die englischen Könige, die Stuarts, selber aus Frankreich fast völlig französirt zurück und brachten die Ausgelassenheit und die Leichtfertigkeit des Hofes Ludwigs XIV mit sich. Dann vertrieb die Aufhebung des Edicts von Nantes eine Menge industriöser Franzosen aus ihrem Vaterlande, die zum Theil in England eine Zufluchtsstätte suchten und dort mehrere Colonien begründeten, welche der englischen Industrie belebende Impulse gaben.

Die großen Talente und die außerordentlichen Männer, welche dem Hofe Ludwigs XIV so blendenden Glanz verliehen, und die französische Literatur und Sprache zu der angesehensten und ersten in Europa erhoben, fanden auch in England ihr Echo, und in dem ganzen 18ten Jahrhundert herrschte in England wie in Deutschland und wie im ganzen übrigen Europa französischer Geschmack, französische Sitten, französische Sprache und französische Ansichten über Kunst, Poesie und Wissenschaft vor. Wie die literarischen, so waren auch immer die politischen Doctrinen und Ansichten Frankreichs von bedeutendem Einflusse auf England gewesen. Die Anhänger der Stuarts fanden Anklang in Frankreich, die Jacobiten und Tories sympathisirten unter der Regierung Wilhelms III und unter den ersten Königen aus dem Hause Braunschweig beständig mit Frankreich. Am meisten wirkten jedoch die Franzosen auf die politischen Verhältniss Englands durch ihre Revolution ein. Diese fand einen großen Anklang in Irland, wo sie eine Revolution hervorrief, in Schottland und bei vielen Parteien Englands, und ein großer Theil der Reformen, welche in England in neuester Zeit bewirkt wurden, ist direct oder indirect als eine Consequenz derjenigen Impulse anzusehen, welche die französische Revolution allen europäischen Angelegenheiten mittheilte.

Die französische Sprache wird noch heutiges Tages in England in einer so großen Ausdehnung betrieben, wie wahrscheinlich keine andere Sprache, sey es neue oder alte. — Bei vielen alten Schulinstituten, die sonst für Erlernung neuerer Sprachen nichts thun, ist doch wenigstens ein französischer Sprachmeister angestellt, und nicht nur die höheren Stände Englands zeigen durch ihren Eifer in der Erlernung des Französischen, und durch ihre Manie, überall wo sie können von dem erlernten Französisch Gebrauch zu machen, daß sie, wie die meisten andern europäischen Vornehmen, Kenntniß des Französischen als das Kriterion eines gebildeten Europäers betrachten. Selbst die geringen Leute in England sind trotz alles Frankenhasses mehr oder weniger von jener Manie, Französisch zu sprechen, angesteckt, und beeilen sich fast immer den Fremden so viele Redensarten davon aufzutischen, als sie gelernt haben. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Cultur des Französischen in England in der neuern Zeit immer noch im Zunehmen begriffen gewesen ist.

Eines der merkwürdigsten Phänomene in dem Verhältnisse der Britten und Franzosen zu einander ist aber das neuere Erscheinen von Anglomanie in Frankreich.

Bis zur Regierung ihres großen Ludwig und noch später bis zu der von Ludwig XV hrrab, bekümmerten sich die Franzosen wenig oder gar nicht um englische Sprache, Literatur und Sitten. Erst Voltaire brgann auf die englischen großen Geister, auf Shakespearr und andere aufmerksam zu machen. Jemehr sich der literarische Schatz classischer Producte bei den Engländern häufte, und je gewaltiger sich die Macht und Weltherrschaft dieses Volkes entwickrlte, desto größer wurde die Aufmerksamkeit, welche die Franzosen den geistigen Leistungen ihrer Nachbarn auf der andern Seite des Canals schenkten. Zuerst wurde Shakrspeare, dann die englische Constitution bewundert. Durch die französische Revolution und die ihr folgenden Ereignisse wurde zwar dieser schöne Anfang zu gegenseitiger Aussöhnung wieder sehr feindselig untrrbrochen. Aber die Größe und Macht, mit der England aus jenem Kampfe siegreich hervorging, — der Reichthum und Glanz, welcher die vornehmeren Classen der Gesellschaft mehr und mehr umstrahlte, — die großen Schriftstellee, welche die Nation zu erzeugen fortfuhr, — Lord Byron, — Walter Scott, — namentlich die vielen modigen und in ihrer Art trefflichen Novellen-Schriftsteller Englands, welchr mit denen Frankreichs in Fülle und Geschmack ihrer Productionen wetteiferten, — endlich die große Menge van Engländern, welche nach Paris und andern Orten Frankrrichs wanderten und dort Verbindungen anknüpften, — dieß alles hat nun bewirkt, daß in neurrer Zeit sogar, was, soiange die Welt steht, bisher noch nir der Fall gewesen war, englische Sprache, englische Literatur in Frankreich die Mode geworden sind, und daß — natürlich unbeschadet der dabei fortbestehenden Abneigung der Nation im Ganzen — bei einigen Classen der französischen Nation eine Anglomanie aufgetaucht ist, und englische Gebräuche und Sitten sogar als ein Muster der Nachahmung betrachtet werden.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Reisen in Südamerika.

Besuch auf der deutschen Colonie Sao Leopoldo. Die Bucros.

(Fortsetzung.)

Von dem Umschwunge des Glücks, das überhaupt in der neuen Welt noch launenhafter zu seyn scheint als in der alten, liefert auch diese Colonie einige merkwürdige Beispiele. Während einige Individuen, die wahrscheinlich in ihrem alten Vaterlande eine sehr kümmerliche Subsistenz gehabt hatten und fast gar keine Schulkenntnisse, aber gesunden Verstand und Mutterwitz besaßen, sich zu Wohlstand und Ansehen emporgearbeitet, fand ich dagegen wieder andere von nicht gemeiner Bildung und guter Familie in den drückendsten Verhältnissen lebend und sich als gewöhnliche Taglöhner ernährend. Unter den letztern befand sich auch der Baron L., ein Schwede, der in seinem Geburtslande einen hohen Militärposten bekleidet hatte, aber durch eine Verkettung sonderbarer Schicksale nach dieser Colonie geschleudert wurde und daselbst von seiner Hände Arbeit sich nährte. Er hatte sich bei den Colonisten als einer der tüchtigsten Holzfäller und Gerbenmacher einen Ruf erworben. Dabei war er jedoch guten Muthes, sang des Morgens mit kräftiger Stentorstimme bei seiner Arbeit mit den Vögeln des Waldes um die Wette und versicherte, hier in der freien Natur bei steter Arbeit und gesundem Appetit ein glücklicheres und zufriedeneres Leben zu führen, als früher in den Kerkern der glänzenden Salons. Aus dem Schiffbruche seiner ehemaligen Herrlichkeit hatte er noch einige Orden gerettet, die er mir einst mit dem Bemerken zeigte: „Das ist das Spielzeug für große Kinder und wodurch sich der freie Mensch bethören läßt, als Sklave dem Triumphwagen der Mächtigen zu folgen.“

Welch einen glücklichen Einfluß inzwischen ein mildes Klima auf die Entwicklung der körperlichen und geistigen Anlagen der Menschen übt, kann man recht deutlich an der jüngern Generation dieser Colonisten sehen. Es ist ein schönes, schlankes Geschlecht, und unter den hiesigen Frauen und Töchtern der deutschen Colonisten trifft man häufig Schönheiten erster Größe. Sie vereinigen die frische, blühende Farbe der deutschen Schönen mit dem Feuer und der natürlichen Anmuth der Südländerinnen. In allen ihren Bewegungen liegt eine ungezwungene Grazie und Leichtigkeit, und nichts erinnert an das Schwerfällige, das den niedern Classen des Nordens meistens eigen ist. Die Mädchen werden sehr früh reif und verheurathen sich gewöhnlich in ihrem zwölften oder dreizehnten Jahre, ohne daß deßhalb ihre Reize schnell wieder verblühten. Auch die Geisteskräfte der hiesigen Jugend scheinen wie eine große Elasticität zu haben, und ich bin fest überzeugt, wenn hier solche Schulen und Lehranstalten als in Deutschland vorhanden wären, so würden gewiß einige ausgezeichnete Köpfe aus ihrer Mitte hervorgehen. Allein so wie die Sachen jetzt stehen ist an eine Veredlung dieser Naturgaben nicht zu denken, und da nicht einmal Bildungsanstalten vorhanden sind, worin die Elemente der gewöhnlichsten Schulwissenschaften gelehrt werden, so wachsen die Kinder ohne allen Unterricht heran und sinken, indem sie die eben nicht nachahmungswerthen Sitten der sie umwohnenden brasilischen Pflanzer annehmen, schnell in eine halbe Barbarei zurück. Durch die den Deutschen eigenthümliche Nachahmungssucht fremder Sitten und Gebräuche muß der Germanismus der hiesigen Colonisten bald gänzlich abgestreift werden, was um so leichter der Fall ist, da die Einwanderer nur aus den ärmsten und mithin ungebildetsten deutschen Volksständen bestehen. Ihre Kinder sprechen lieber die portugiesische als deutsche Sprache, und eignen sich überhaupt nur zu leicht die Lebensweise der Eingebornen an. Dem Ackerbau wird nicht die Sorgfalt gewidmet, die man diesem nützlichsten aller Gewerbe in Deutschland schenkt, und die Colonisten ahmen auch in dieser Beziehung der freilich nicht so viele Mühe kostenden, aber auch weniger einträglichen Verfahrungsweise der brasilischen Pflanzer nach. Eine nach deutscher Art eingerichtete, großartige Oekonomie, deren Gründung allerdings bedeutendere Mittel erfordere, als die hiesigen Colonisten aufwenden können, müßte den glücklichsten Erfolg haben, und indem sie die Erzeugnisse des Feldbaues und der Viehzucht veredelte und vermehrte, dem Eigenthümer den reichsten Gewinn abwerfen, da Klima, Boden und die natürliche Beschaffenheit des Landes dergleichen Unternehmungen zu begünstigen scheinen.

Gleich den hiesigen Pflanzern portugiesischen und spanischen Ursprungs, welche bekanntlich die größte Geschicklichkeit im Reiten besitzen, verstehen es auch die deutschen Colonisten und besonders das jüngere Geschlecht meisterhaft, mit Pferden umzugehen und sich mit den wildesten Thieren im Campo herumzutummeln. Da auch der kleinste Weg in diesen Gegenden zu Pferde abgemacht wird, so besitzt auch der ärmste Colonist mehrere Reitpferde, die sich ohne sein Zuthun in den grasreichen Ebenen ernähren und vermehren, und die so abgerichtet sind, daß sie jeden Morgen vor seiner Wohnung sich einfinden, wo man ihnen einige Kolben Mais gibt. Da sie von frühester Jugend an fast immer zu Pferde sitzen, so sind sie insgesammt, Männer, Frauen und Kinder, vortreffliche Reiter, und wissen mit der größten Geschicklichkeit den Lasso (die Schlinge) beim Einfangen der wilden Pferde und des Hornviehes zu gebrauchen. Die hiesigen Pferde sind von einer sehr guten Race.

Auch in ihrer Kleidung nahmen die Colonisten den Landeseinwohnern nach. Diese besteht gewöhnlich aus einer von leichtem Sommerzeuge verfertigten Jacke und Beinkleide, welches letztere statt von Tragbändern durch einen ledernen Gürtel gehalten wird, worin hinten ein Messer steckt. Gewöhnlich gehen und reiten sie barfuß und tragen nur einen Sporn an dem rechten nackten Fersen. Nur bei kalter oder regnerischer Witterung bedienen sie sich des Ponchos — eines großen viereckigen Stück Zeuges, in dessen Mitte zur Durchlassung des Kopfes eine Oeffnung angebracht ist.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Die Camden Society in England hielt am 2 Mai ihre Jahressitzung. Ihr Zweck ist bekanntlich, wenig bekannte gedruckte und mehr noch ungedruckte Denkmäler der englischen Geschichte herauszugeben. Unter den Werken, die im verflossenen Jahre gedruckt wurden, sind namentlich die Verney Papers bemerkenswerth, welche aus vielen tausend Privatbriefen bestehen, die während der Regierung Karls I, während des Protectorats und unter Karl II geschrieben wurden, und neben von politischen Nachrichten eine Menge interessanter Bemerkungen über den Einfluß der politischen Erschütterungen auf den gesellschaftlichen Zustand des Volks enthalten. (Lit. Gaz. vom 4 Mai.)

Die brittische archäologische Association wird ihren ersten Jahrescongreß zu Canterbury halten. (ibid.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 139.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

18 Mai 1844.

Die belgische Colonie Santo Thomas.

Der Moniteur Belge vom 20 April enthält einen umständlichen, von Mortial Cloquet, dem belgischen Consul in Guatimala, verfaßten Bericht vom 20 Dec. vorigen Jahrs. Da man sich auch in Deutschland von mannichfachen Seiten Mühe gibt Colonisten nach Santo Thomas anzuwerben, und dieser Bericht in großer Anzahl verbreitet worden ist, so können wir nicht umhin einige Bemerkungen darüber mitzutheilen. Was vor allem auffällt, ist das Bestreben, die Gegend als sehr gesund darzustellen, so sehr daß die Weißen durchaus nicht gehindert seyen im Freien angestrengt zu arbeiten u. s. w. Es wird sogar das Beispiel eines alten Mannes angeführt, der vom Morgen bis zum Abend im Freien mit entblößtem Kopfe trotz zahlreicher ihm zugegangenen Warnungen arbeitete, ohne bisher einen Schaden dadurch erlitten zu haben. Wenn wir nicht geradezu den Bericht der Lügenhaftigkeit beschuldigen wollen, so müssen wir anerkennen, daß der Anfang bis jetzt günstiger war als man vielfach prophezeite. Indeß können wir nicht umhin, doch unsern Zweifel über die Sache auszusprechen, und jedem, der Lust bezeigen sollte als Colonist dahin auszuwandern, wohlmeinend rathen, noch etwas zu warten, ehe er sich dorthin begibt. Der Bericht gesteht, daß die Stelle, wo die Kirche steht, also wohl die höchste in einem ziemlich bedeutenden Umkreis, nur fünf Metres (fünfzehn Fuß) über dem Meere liege, daß sich in der Regenzeit und bei Stürmen stehende Wasser in der Umgegend bilden, die aber in Kürze wieder verschwinden, d. h. von der Sonne aufgetrocknet würden, somit keine stehenden Sümpfe bildeten, daß die Temperatur sich constant zwischen 23 und 30° C. halte, und die Atmosphäre nicht gerade naß (humide), aber doch feucht (moiteux) sey; die Plage durch Musquitos wird, wie natürlich, nicht in Abrede gestellt, doch als ziemlich erträglich geschildert. Wenn man erwägt, daß die Colonie zwischen 15 und 16° N. B. liegt, daß dieß Klima sich, wie unter den Tropen gewöhnlich, in eine Regenzeit und in eine trockene Jahreszeit theilt, wenn wir uns ferner erinnern, daß bis jetzt zwischen den Tropen, und namentlich in einer so niedern Lage, von Europäern nur Spanier und Portugiesen bis zu einem gewissen Grade sich so acclimatisirt haben, daß sie die Beschwerden des Feldbaues ertragen können, dann wird man uns den Unglauben an das Gelingen der belgischen Colonie als einer Ackerbauniederlassung vorerst noch zu gut halten. Gegen die Wahrhaftigkeit von de Pauws Berichten haben sich mehrere bedeutende Stimmen erhoben, und englische Blätter — freilich in diesem Fall nicht ganz uninteressirt — wollten in neuester Zeit von sehr ungünstigen Nachrichten aus Santo Thomas wissen. Wir brauchen die Wahrhaftigkeit von Hrn. Cloquets Bericht nicht anzustreiten, und können dennoch für das zweite Jahr der Ansiedlung viel schlimmeren Nachrichten als für das erste entgegensehen. Die dortigen Colonisten stehen unter der ärztlichen Aufsicht eines Dr. Fleussu, allem Anschein nach eines sehr gebildeten und unterrichteten Mannes, der, wie auch aus dem Berichte hervorgeht, sich mit dem Gange früherer Colonisationsversuche unter den Tropen sorgsam bekannt machte, und gewiß die zweckmäßigsten Gesundheitsregeln einschärfte, aber den schwächenden, verderblichen Einfluß eines feuchtheißen Klima's auf nordeuropäische Constitutionen kann er nicht entfernen, und mancher Arbeiter, der im ersten Jahr sich aufrecht erhielt, bricht im zweiten sicherlich zusammen.

In tropischen Ländern kann, ziemlich hohe Lagen abgerechnet, der Nordeuropäer auf die Länge nicht arbeiten, das ist ein bis jetzt noch durch alle Erfahrungen bestätiger Satz. Der Berichterstatter zieht aus seinen gesammelten Erfahrungen folgende Schlüsse: „die Regelmäßigkeit der Temperatur, namentlich der geringe Wechsel zwischen der Temperatur des Tages und der Nacht, die fortdauernde Reinheit der Luft, die Abwesenheit von Sümpfen und also auch von Miasmen, die Art der Luft, welche warm und feucht ist ohne naß zu seyn, bieten die günstigsten Bedingungen der Gesundheit dar, erklären das gänzliche Ausbleiben von Lungenaffectionen, so wie den Umstand, daß manche chronische, aus Europa mitgebrachte Leiden schnell und von selbst heilen." Wir können alles dieß gelten lassen, und die Seeluft mag auch die Wirkung der Hitze mäßigen, dieß alles aber kann nur demjenigen

Europäer sonderlich frommen, der keine andauernden körperlichen Anstrengungen zu ertragen hat; der Feldbauer aber wird trotz allem dem den Einfluß des Tropenklima's fühlen.*) Zudem ist es eine bekannte Sache, daß selbst in dem für nordeuropäische Constitutionen viel günstigeren Klima von Nordamerika die Krankheiten auf frisch umgebrochenem Boden erst im zweiten und dritten Jahre ausbrechen. Uebrigens ist der Neubruch und der Anbau des Bodens noch nicht sehr weit vorgeschritten: in Santo Thomas selbst hat man nur 7,10 Hectaren, und zu Santa Maria, einem etwas höher gelegenen Landvorsprung im Norden, dritthalb H. umgebrochen;**) hier wird zur Probe Kaffee, Baumwolle, Mais ꝛc., so wie europäische Hülsenfrüchte gebaut. Wie günstig man nun auch diesen ersten Jahresbericht beurtheilen mag, jedenfalls muß man das Ergebniß des zweiten Jahres abwarten, ehe sich irgend etwas über das Schicksal dieser Colonie als Landbauunternehmung sagen läßt. Daß sie in commercieller Beziehung sich nicht allzu sehr hebe, dafür wird die Nachbarschaft der Engländer in Balize schon genügend Sorge tragen.

Die Engländer und die Ausländer.

1. Die Engländer und die Franzosen.

(Fortsetzung.)

Voltaire beschäftigte sich mit Shakespeare, — Mirabeau mit der Geschichte Englands, — Chateaubriand schrieb eine Geschichte der Stuarts, übersetzte Milton, verfaßte eine Geschichte der englischen Literatur, — Guizot schrieb als Professor eine Geschichte der englischen Revolution und stiftete als Minister eine politische Schule, welche jetzt in Frankreich als eine „Englische" bezeichnet wird, — und so beschäftigten sich fast alle ausgezeichneten Geister, welche Frankreich producirte, mit England und den Engländern, und thaten irgend etwas für ihre bessere Bekanntwerdung in Frankreich. Alle ausgezeichneten Werke der englischen Literatur wurden ins Französische übersetzt. Es wurde sogar die „Revue Britannique" begründet, um jeden Augenblick das französische Publicum von allen Bewegungen der englischen Literatur zu benachrichtigen, ein Compliment, welches die Engländer noch nicht einmal erwidert haben. Denn sie besitzen noch keine „French Review," die ausschließlich dem französischen Literatur-Interesse sich widmete.***) Mit einem Wort englische Sprache und Literatur sind jetzt in Frankreich wahrscheinlich bekannter und mehr cultivirt, als je zuvor.

Den englischen Comfort bewundert man in Frankreich jetzt fast ebenso, wie die englische Literatur, und die Franzosen haben angefangen ihre Landhäuser und Paläste auf englische Weise zu möbliren. Sogar in den Tuilerien, die bis jetzt ein altes unverändertes Ameublement hatten, hat der König der Franzosen englische Möbel und Comfort eingeführt.

Englische Wettrennen und andere Sports treibt man in Paris, in Havre, in Rouen und an andern französischen Orten so eifrig wie bei uns. Sogar englischer Küchen- und Kleidergeschmack haben einen merklichen Einfluß auf die Mode und Kunst der pariser Köche und Schneider geäußert. Weite, bequeme Kleider sind seit einigen Jahren in Paris vorherrschend, und man erhält dort jetzt Braten servirt, der noch roher und röther ist, als das roheste englische Beefsteak.

Natürlich rufen solche Manien dann auch immer die Gegensätze stärker hervor, und bei vielen Franzosen mag daher eben gerade jetzt bei dieser neu aufgetauchten Anglomanie die Anglophobie ebenfalls mehr als früher grassiren, und während wir im vorigen Jahre die französischen Anglomanen alle nach Eu eilen sahen, um der Königin Victoria ihre Huldigungen darzubringen, dieben die Anglophoben in Paris zurück und drohten mit antibritischen Demonstrationen, wenn die Königin bis dahin vordringen sollte.

Wir zeigten oben, daß der Engländer vermöge seiner weit verbreiteten Länder- und Meeresherrschaft sich in den Seelenspiegeln einer größern Anzahl von Völkern reflectire, als irgend ein anderes Volk in der Welt. Es geschieht diese allseitige Berührung der Engländer mit allen Nationen der Erde jedoch immer nur durch die Vermittlung einzelner Classen der Gesellschaft, meistens vermittelst der Schiffer, Handelsleute und der müßigen Classe der wohlhabenden Reisenden. Es gibt zwischen den Engländern und ihren Nachbarn keine solchen Ländergränzen, auf denen sie mit ihnen in so nahe Berührung kämen, wie wir auf unsern langen und so unbestimmten Gränzen mit den Slawen oder mit den Franzosen, oder wie die Spanier mit den Franzosen, oder wie die Schweden mit den Norwegern, oder wie die Italiener mit den Tedeschi. Der Verkehr zwischen den Britten und irgend einem fremden Volke ist daher nicht so innig, sie sehen keinem so nahe ins Auge, haben mit keinem so alltägliche Beziehung und so eng verflochtenen Umgang, treten keinem so dauernd und so in Masse gegenüber, wie jene Nationen, deren Länder zusammenhängen. Was die Masse der Britten von Fremden am eigenen Herde sieht, sind nur einzelne, zu ihrer Insel hinüberpilgernde Reisende.

Die meisten Antipathien und Sympathien der Engländer gegen fremde Völker sind daher nur Gefühle und Urtheile gewisser Classen der Gesellschaft, z. B. der Colonialbeamten die mit den Hindus in Berührung kommen, — der Kaufleute die in Rußland wohnten, — der Matrosen und Militärs die mit den Spaniern fochten, — der Reisenden die durch Deutschland pilgerten. Das Volk in Masse weiß wenig davon, und wird nur in geringerem Grade davon afficirt.

*) Schon in dem vorliegenden Berichte ist die nicht unbedeutsame Stelle: „der einzige besondere Umstand, den man bemerkt, besteht darin, daß die Schwächung der Kräfte (symptomes adynamiques) stärker ist, der Kranke somit schnellere Hülfe braucht, und die Wiederherstellung länger dauert."

**) Dieß geschah durch einen Caraibenanführer, Ramens Ramirez, dessen schon de Puydt in seinem Bericht gedenkt.

***) Der Grund davon ist vielleicht der, daß alle englischen Reviews sich viel mit französischer Literatur beschäftigen, und darum das Bedürfniß einer ihr besonders gewidmeten weniger gefühlt wird.

Nur in Bezug auf die Franzosen möchten wir hierin eine Ausnahme machen. Die Franzosen sind dasjenige Volk, von dessen Existenz fast jeder brittische Insulaner, und sollte er auch von den andern Völkern der Welt nicht ein einziges kennen, überzeugt und berichtet ist. Die ununterrichteten Engländer der geringeren Stände nehmen sogar im Durchschnitt jeden Fremden, der auf ihrer Insel erscheint, für einen Franzosen, und im Durchschnitt genommen sind drei ihnen „fremd," „continental" und „französisch" ziemlich identische Begriffe.

Die Kämpfe der beiden Nationen waren so dauernd, — ihre Capitaine liegen sich so nahe, — ihre Matrosen, ihre Kaufleute, ihre Soldaten, ihre Reisenden begegnen sich so häufig, daß trotz der Meeresisolirung die Antipathien daher ziemlich allgemein durchgegriffen haben und sich zu einem allgemeinen, in dem ganzen Volke verbreiteten Nationalhaß steigerten. Es gibt zwar Engländer genug, welche die Existenz alles Nationalhasses gegen Franzosen in England wegläugnen möchten, und die da zu beweisen suchen, daß nur von Seite der Franzosen eine solche Feindschaft gegen die Engländer existire. Es wäre zu wünschen, daß man dieser Ansicht Glauben schenken könnte; allein ich glaube, daß man dazu nicht berechtigt ist. In der That, die Abneigung der Engländer gegen die Franzosen und umgekehrt ist so natürlich, daß es fast unnatürlich wäre, wenn sie nicht existirte. Man stellr die reine, ungezwungene, derbe englische John Bull-Natur, so wie sie mehr oder weniger durch Erziehung und Bildung verborgen und übertüncht in jedem Engländer steckt, der reinen, unentstellten Natur des Monsieur Frog gegenüber, und sie werden sich abstoßen wie Nord- und Südpol.

Die Verschiedenheit zwischen beiden Nationen ist so groß, daß es ein bares Wunder wäre, wenn beide im Ganzen genommen etwas anderes für einander empfinden sollten als Antipathie. Sie stehen sich in ihrem ganzen Wesen so schroff und diametral entgegen, daß es fast scheint, als habe ein böser Geist es so gefügt, daß diese wie Wasser und Feuer sich widerstreitenden Nationalcharaktere, diese wie + und — in allen Stücken sich negirenden Volks-Eigenthümlichkeiten, diese von Kopf bis zu Fuß verschiedenen Leute in zwei Länder versetzt wurden, die nur durch den schmalen Canal La Manche von einander getrennt sind.

Die Engländer sind lang von Figur, die Franzosen sind klein von Statur; die Franzosen erscheinen mit ihren feurigen, dunkeln Augen, ihren schwarzen Haaren wie die Repräsentanten des Südens; die Engländer mit ihrem hellen Teint, ihren blauen Augen, überhaupt mit allen ihren matteren Farbentönen als Kinder des Nordens. Die Engländer sind auf der Oberfläche kalt und ruhig, die Franzosen warm und glühend, jene bewegen sich ernst und gemessen, oft steif wie Statuen, diese sind in ihren Manieren lebhaft, oft überlebendig wie Tanzmeister; die Engländer haben die geringste Empfänglichkeit für Gegenstände des Geschmacks und der Kunst, die Franzosen die höchste; die Engländer rühmen sich ihrer Kraft, die Franzosen ihrer Delicatesse; die Franzosen sind für Freundschaft, für Tugend, für alles Schöne und Gute leicht erregbar, schnell enthusiasmirt, doch wirkt der Enthusiasmus bei ihnen nicht nachhaltig; die Engländer verachtrn den Enthusiasmus als etwas Kindisches, doch sind sie einmal in Bewegung gesetzt, so ist diese Bewegung dauernd.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Reisen in Südamerika.

Besuch auf der deutschen Colonie Sao Leopoldo. Die Bucros.

(Fortsetzung.)

Da in Brasilien niemandem das geringste Hinderniß bei der Ausübung der Jagd in den Weg gelegt wird, so widmete ich einen Theil meiner Muße diesem Vergnügen. An jagdbaren Thieren ist kein Mangel. Es gibt vier verschiedene Arten Hirsch in diesen Gegenden, von denen zwei Gattungen in den freien Ebenen und die andern beiden in den Wäldern leben. Der große Hirsch der Ebene (o cervo grande do campo) wird 5 Fuß 3 Zoll hoch, hat eine röthlichbraune Farbe und um die Augen und Maul und am Unterleibe ist er weiß gezeichnet. Die Füße und die Spitze des Schwanzes sind schwärzlich. Das Geweih der Männchen wird 14 bis 15 Zoll hoch und hat vier Enden. Er hält sich gern in Ebenen auf, die zuweilen unter Wasser gesetzt werden. — Der kleine Hirsch der Ebene (o cervo pequeno do campo) wird nur 3 Fuß 10 Zoll groß, sein Geweih hat eine Länge von einem Fuß und drei Enden. Die Spitzen der Haare seines Körpers sind röthlichbraun, weiter unten verliert sich diese Farbe in das graulicht. Am Halse, unter dem Leibe und Schwanze ist er weiß gezeichnet. Seine Ohren sind sehr schmal und spitz. Der Waldhirsch (cervo do matto) lebt bloß im Dickicht des Waldes, hat eine hochrothe Farbe und nur um das Maul, am Halse, unter dem Leibe und Schwanze ist er weiß. Seine Länge beträgt etwas über 4 Fuß. Seine Hörner haben keine Enden und werden 5 bis 6 Zoll hoch. Der kleine Waldhirsch (cervo pequeno do matto) lebt ebenfalls in den Wäldern und hat nur 1 Zoll hohe Hörner. Er wird 3 Fuß 5 Zoll groß. Seine Farbe ist braun, da jedoch die Spitzen seiner Haare weiß gefärbt sind, so spielt jene Farbe in das Bläuliche hinüber. Am Halse, auf der Brust und unter dem Leibe und Schwanze hat er eine hellere Farbe.

Von wilden Schweinen gibt es zwei verschiedene Arten, die mit dem gemeinen zahmen Schweine große Aehnlichkeit haben und nur darin von diesem sich unterscheiden, daß Kopf, Ohren, Hals und überhaupt der ganze Körper kürzer ist, und daß sie an den Hinterfüßen über den Klauen kein weiches Horn haben. Auf dem Rücken oberhalb der Schenkel haben sie eine Oeffnung, aus der eine weiße Flüssigkeit fließt. Ihr Fleisch ist sehr wohlschmeckend.

An den Ufern des Flusses dos Sinos halten sich viele Capibaras auf. Sie leben familienweise und nähren sich von Vegetabilien. Das Thier hat keinen Schwanz und seine Länge beträgt 3 Fuß 8 Zoll. Der Kopf ist platt, die Schnauze abgestumpft und die Ohren sind kurz und unbehaart. An den Vorderfüßen befinden sich vier und an den Hinterfüßen drei Zehen, welche durch eine Schwimmhaut miteinander verbunden sind. Die Haare sind von dunkler Farbe und nur gegen die Spitze zu werden sie heller oder röthlich. Am Unterleibe ist das Thier weiß und bräunlich. Es schwimmt und taucht mit Leichtigkeit unter.

In dem Flusse dos Sinos halten sich viele Kaimans auf, welche eine Länge von 7 bis 9 Fuß erreichen, jedoch sehr scheu sind und den

Digitized by Google

Menſchen nicht angreifen. In den Wäldern leben verſchiedene Arten Gürtelthiere und auf den Feldern eine große Menge Rebhühner.

In den Urgebirgen, welche die Colonie von Oſten her begränzen, wohnen die Bucres oder Bugueros. Sie ſind als ein wildes und unhändiges Geſchlecht verſchrien, das bis jetzt keine Mittel der Ueberredung oder Gewalt zur Sittigung haben führen können. Wahrſcheinlich aber hat man verkehrte Mittel zu ihrer Civiliſation angewendet, wenn überhaupt ein ſolcher Verſuch gemacht ſeyn ſollte, und die Portugieſen haben von jeher eine ſolche Maxime von Treuloſigkeit und Gewaltthätigkeit in ihrer Verfahrungsweiſe gegen dieſe Wilden befolgt, daß ſie alle Treue und allen Glauben bei dieſen Kindern der Wildniß verſcherzen mußten. Die Leichtigkeit, mit welcher ich Zugang bei dieſen Wilden fand, und die mir von ihnen zu Theil gewordene gaſtliche Aufnahme liefern den ſchlagendſten Beweis davon, daß es nicht unmöglich iſt, ſie auf die Bahn der Geſittung zu führen. Es iſt wahr, ſie haben zu verſchiedenenmalen die im Urwalde wohnenden Coloniſten und die braſiliſchen Pflanzer in den Ebenen überfallen und Mord und Plünderung bezeichnen ihre Einfälle, allein da ſie von den Weißen ſtets wie wilde Thiere behandelt und ohne Mitleid und Erbarmen, wo ſie ſich blicken ließen, entweder niedergeſchoſſen oder zu Sklaven gemacht wurden, ſo ſind Rache und Wiedervergeltung die Triebfedern zu ihren gewaltthätigen Handlungen. Dieſe Nation iſt ziemlich zahlreich und in mehrere Stämme getheilt. Die Bucros wohnen im Dickicht undurchdringlicher Wälder, aus denen ſie nur hervorkommen, wenn der Hunger ſie antreibt, das Vieh der Pflanzer zu ſtehlen oder ſonſt irgend einen Raub- und Plünderungszug auszuführen. Sie erſcheinen mit der Schnelle des Blitzes und eben ſo ſchnell iſt ihre Spur auch wieder verloren.

Die braſiliſchen Pflanzer, um ſie im Zaume zu halten und ſich gegen ihre Ueberfälle zu ſchützen, ſtellen häufig förmliche Jagden auf dieſe Wilden an, die aber meiſtens ohne Erfolg ſind, da ſie die unglaubliche Schärfe der Sinnenorgane mit allen amerikaniſchen Ureinwohnern gemein haben. Obgleich ich eine ſolche barbariſche Verfahrungsweiſe durchaus nicht billigte, ſo ſchloß ich mich doch einſt einem ſolchen Jagdzuge an, um durch eigene Anſchauung etwas Näheres über dieſe Wilden zu erfahren. Es hatten ſich 45 Schützen zu dieſem Unternehmen vereinigt. Wir ſchwärmten mehrere Tage und Nächte im Urwalde umher, ohne das geringſte zu ſehen, bis endlich einige Zeichen an den Bäumen und einige abgebrochene dünne Stämme, wodurch die Wilden, um ſich im Dickicht des Waldes zu orientiren, ihren Weg zu bezeichnen pflegen, auf ihre Spur führten. Die Schützen vertheilten ſich jetzt in zwei Abtheilungen, von denen die eine ihre Verfolgungen fortſetzte, die andere ſich aber in einen Hinterhalt legte. Der Zufall führte der letztern vier auf Jagd begriffene Indianer ins Schußbereich und ohne Umſtände wurde Feuer auf ſie gegeben. Ein Wilder wurde dadurch getödtet, ein anderer in den Schenkel verwundet und die beiden übrigen verſchwanden im Dickicht des Waldes. Der verwundete Indianer verſuchte zwar ebenfalls die Flucht, allein ſeiner Wunde wegen konnte er ſich nur mühſam weiter ſchleppen. Er wurde bald eingeholt und gefangen. Die Braſilier waren über das Schickſal dieſes Indianers bald mit ſich im Reinen und wollten ihn vollends tödten. Dieſem Act der Barbarei widerſetzte ich mich jedoch aus allen Kräften, und meinen Bitten gelang es, daß mir der Verwundete überlaſſen wurde. Der letztere ſchien mit der größten Reſignation ſich in ſein Schickſal zu ergeben und keine Klage entfuhr ſeinem Munde. Die ſchwierigſte Aufgabe war jetzt die Fortſchaffung des armen Indianers, und nur durch große Verſprechungen konnte ich es dahin bringen, daß mir einige von meinen Begleitern Beiſtand leiſteten, den am Gehen verhinderten Gefangenen auf einer in der Eile aus Zweigen verfertigten Bahre aus dem Walde zu tragen — ein Beginnen, das mit mancherlei Schwierigkeiten verknüpft war und die Geduld meiner Begleiter auf eine harte Probe ſtellte. Endlich gelangten wir ins Freie, wo ich den Indianer auf ein Pferd ſetzte und zu meiner Wohnung führte.

Hier angekommen, wurde die Wunde des Wilden gehörig unterſucht und verbunden, und ich pflegte ihn mit der größten Sorgfalt, denn es war meine Abſicht, dem Indianer, ſobald er wieder hergeſtellt war, nicht nur die Freiheit zu ſchenken, ſondern ihn auch zu ſeinen Angehörigen zu begleiten. Unterdeſſen ließ ich ihn durch meinen Tupinamba gehörig bewachen und die Geſellſchaft dieſes ſeines Landsmannes ſchien ihm keinen geringen Troſt zu gewähren. Obgleich die wenigen, denen ich meine Abſicht entdeckte, dieſen Wilden zu ſeinen Stammgenoſſen zu begleiten, mir von einem ihrer Meinung nach ſo gefährlichen Beginnen abriethen, ſo ließ ich mich durch ihre Befürchtungen doch nicht von meinem Plan abſchrecken. Ich verließ mich dabei auf die beſſere Menſchennatur und ſo viele Beiſpiele, die ich von den amerikaniſchen Wilden gehört hatte, daß männliche Dankbarkeit und unverbrüchliche Treue gegen denjenigen, der einmal als Freund gegen ſie ſich bewieſen hat, hervorſtechende Züge in ihrem Charakter ſeyen, beſtärkten mich in meinem Vorhaben. Ich bot alles auf, um mir die Liebe und Freundſchaft des Verwundeten zu gewinnen, und obgleich er anfangs in der größten Apathie beharrte, ſo äußerte er doch ſpäter unverkennbare Zeichen ſeiner Anhänglichkeit und Zuneigung. Allerdings konnte ich mich nur durch Zeichen mit ihm unterreden, aber deſſen ungeachtet ſchien er mich vollkommen zu verſtehen. Mein Tupinamba wußte ſich übrigens bald beſſer mit ihm zu verſtändigen, da beide eine Mundart der Guaraní-Sprache redeten, weßhalb ich mich ſeiner auch als Dolmetſcher bediente.

Der Wilde genaß zuſehends von ſeiner Verwundung, und ich machte ihm nach und nach mit meinem Vorhaben bekannt, ihn auf freien Fuß zu ſetzen und zu ſeinem Stamm zu begleiten. Seine Augen funkelten mit großer Lebhaftigkeit bei dieſer Eröffnung, und er gab mir ſein Wort, daß wenn ich und der Tupinamba ohne weitere Begleitung mit ihm gehen wollten, wir nicht nur keine Gefahr zu befürchten haben, ſondern von ſeinen Stammgenoſſen mit der größten Gaſtfreundſchaft aufgenommen werden würden. Die ungewöhnliche Feierlichkeit, womit der Wilde dieſe Zuſicherung ertheilte, verſcheuchten alle fernern Bedenklichkeiten.

(Fortſetzung folgt.)

Die Geſellſchaft der Freunde zur Unterſtützung hülfsbedürftiger Fremden hielt in London am 3 Mai ihre Jahresſitzung. Ihr Zweck iſt ein dreifacher, nämlich bejahrten und kranken Fremden beizuſtehen und ihnen Jahresgehalte zu geben, andern Fremden gelegentliche Unterſtützung angedeihen zu laſſen, und drittens ſolchen, die heimkehren wollen, die Mittel zu gewähren. Die Ausgabe für den erſten Zweck betrug im vorigen Jahre 838 Pfd. 11 Sch., für den zweiten 199 Pfd. 9 Sch. Unterſtützung zur Rückkehr erhielten 132 Perſonen. Die geſammte unterzeichnete Summe betrug 1500 Pfd. St. (Exam. 4 Mai.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 140.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

19 Mai 1844.

Die Engländer und die Ausländer.

1. Die Engländer und die Franzosen.

(Schluß.)

Welche größere Contraste gibt es als zwischen Mars und Merkur, als den zwischen dem militärischen Ruhm, welcher das goldene Kalb der Franzosen ist, und den industriellen und commerciellen Unternehmungen, durch welche die Engländer ihre Lorbeeren ereingen. Wie verschieden ist die Denkweise beider Nationen in der Politik, wie verschieden ihr Verfahren in der Behandlungsweise aller politischen Wissenschaften. Die Franzosen wollen immer Neues bauen, die Engländer immer das Alte conserviren. Die Franzosen sind Demokraten, die Engländer Aristokraten. Bei den Franzosen ist alles Theorie, bei den Engländern alles Erfahrung, alles „matter of fact." Jene verfallen daher leicht in den Fehler, die Facta zu mißdeuten, die Erfahrungen unberücksichtigt zu lassen, erst Theorien zu ersinnen und darnach die Erscheinungen zu erklären, diese in den umgekehrten, der Erfahrung zu viel Gewicht beizulegen, sich in einen Irrgarten von „matter of fact" zu verlieren, und der Theorien, der Blüthe aller Erfahrung, verlustig zu gehen.

Wie verschieden ist die Weise, wie beide Nationen ihre Gedanken einkleiden, ihre Sprechweise und ihr Styl, bei dem die Franzosen alles in sprudelndem Geist, in künstlichen Antithesen, in feinem Witz suchen, während die Engländer alles in einfache natürliche Sprache, klare Darstellung, derbe und handgreifliche Vergleiche setzen. Welcher Contrast zwischen dem „esprit," der in allen französischen Schriften sprudelt, und dem „humour" und „common sense," der in allen englischen Büchern fließt!

Die Franzosen sind poetisch in ihrem Wesen, aber ohne Poesie in der Tiefe ihrer Seele; die Engländer scheinen auf den ersten Anblick die personificirte Prosa zu seyn, aber im Innern sind sie von tiefer Poesie durchdrungen. Die Franzosen sind sentimental, die Engländer haben tiefes Gefühl; die Franzosen geben bald alles was sie in sich haben, von sich, der Engländer gibt von vornherein nichts. Die Franzosen lieben zuvorkommendes Wesen, die Engländer hassen es; die Engländer scheinen den Franzosen schwer wie Blei, die Franzosen den Engländern leicht wie Federn. — Die ganze Erscheinung des Engländers reizt den Franzosen in Paris zum lauten Lachen, das ganze Auftreten des Franzosen ist dem Engländer in London unwiderstehlich komisch.

Die Franzosen finden in allen andern Nationen etwas, das ihnen zusagt, bei den Deutschen die Bonhomie, bei den Spaniern das Feuer, bei den Slaven das gewandte Wesen, bei den Italienern sehr viele Dinge. Aber von welchen Eigenschaften des Engländers findet sich der Franzose angenehm erregt?

Bei jeder andern Nation findet der Engländer doch wenigstens etwas was ihm wohlgefällt, und das er sich seinem eigenen Wesen gewissermaßen verwandt fühlt: bei dem Holländer das Phlegma, bei dem Spanier die Gravität, bei dem Deutschen den gesunden Menschenverstand, bei dem Ungarn den aristokratischen Sinn. Aber welche Affinität mit den Franzosen empfindet der Engländer in sich? Ich glaube, wenn die Türken Herren und Bewohner des Landes im Süden des Canals wären, die Engländer würden sich leichter mit ihnen ausgleichen, als sie es mit den Franzosen thun.

Die ganze Größe des Gegensatzes, den er zwischen sich und seinem französischen Nachbar verspürt, pflegt der Engländer in zwei kurze einsylbige Worte zusammenzufassen, wenn er sich selbst John Bull und den Franzosen Mr. Frog nennt. Man stelle sich den Contrast zwischen einem großen starken Bullen und einem kleinen quackenden Frosch vor, und man wird begreifen, welchen enormen Unterschied, welche große Kluft der Engländer zwischen dem Franzosen und sich selber erblickt. Es ist ein Unterschied wie zwischen den Einwohnern von Brobdignag und denen von Lilliput.

Diejenigen, welche die Existenz einer allgemeinen Abneigung der Engländer gegen die Franzosen läugnen, werden wahrscheinlich nur durch die große Verschiedenheit, welche zwischen ihrer eigenen englischen und der französischen Art zu hassen existirt, irre geleitet.

Digitized by Google

Ich hörte einmal einen Franzosen erzählen, wie er einst von einem Engländer beleidigt worden sey, ohne von ihm Genugthuung erlangen zu können. Er gerieth dabei, indem er das Gemälde des langen, plumpen, groben, kaltblütigen Engländers entwarf, in immer größeren Eifer, zuletzt in Wuth, und rief aus: „Ah Monsieur, je vous assure, je déteste ces Anglais, je les ai en horreur, en horreur! Oh, je pourrais dévorer chaque Anglais, que je vois passer dans la rue!“ — „Und,“ setzte er hinzu, „wie ich, so fühlt in dieser Beziehung jeder ächte Franzose.“

Nun ich glaube, daß so blutdürstig und cannibalisch noch nie ein Engländer vom Nationalhasse verleitet gegen die Franzosen gesprochen hat. Die französischen Journale lassen zu allen Zeiten einen feindseligen Artikel über den andern gegen England los, und sind gar zu gern bereit, wo sich ihnen Gelegenheit bietet, Ausfälle der bittersten Art gegen dieß Land und sein Volk zu machen. Zwar lassen es auch die englischen Journale nicht an derben Erwiderungen fehlen, allein, wenn man ihre Anfeindungen mit denen der Franzosen vergleicht, so zeigt sich in den letztern eine Bitterkeit, ein oft schlecht verhehlter, oft offenbar ausbrechender Groll, während in den erstern ein mehr zurechtweisender, mit Ueberlegenheit abfertigender, hochfahrender und absprechender Ton herrscht, der deutlich genug zeigt, daß hier der mit Verachtung gemischte Haß des Stärkern dem vom Neide geschärften des Schwächern gegenübersteht. Die Engländer haben sich auf ihrer Insel von jeher vor den Franzosen sehr sicher gefühlt, und diese haben dem John Bull dort auf seiner schönen, grünen Wiese selbst zur Zeit ihres größten Eroberers nichts anhaben können, während die Engländer dagegen umgekehrt den Franzosen zweimal, einmal von Süden über die Pyrenäen, und einmal von Norden über Belgien her bis in das Herz ihres Landes rückten. Die Franzosen hingegen laboriren noch unter den Eindrücken der Schlachten der Jahre 1813, 1814 und 1815 wie ein Mann, welcher den Schmerz einer Ohrfeige, deren Schimpf er nicht auszuwetzen Gelegenheit fand, noch lange Zeit nachher tief empfindet. Sie haben den Engländern noch Napoleons Gefangenschaft und Tod nicht verziehen, und eine Partei von ihnen ist ihnen auch deßwegen gram, weil sie es mit Louis Philippe halten. Die Franzosen stehen daher zu den Engländern gewissermaßen noch immer in dem Verhältnisse der Besiegten zu dem Sieger, und insofern die englische Macht auf dem ganzen Erdkreise blüht und grünt, und den Franzosen in jedem Erdenwinkel hinderlich und gleich einem Dorn im Auge in den Weg tritt, im Verhältniß des Schwachen zu dem Starken. Wenn daher die Engländer in Frankreich mehr verabscheut, mehr „mit Haut und Haar verschlungen“ werden, so werden dagegen die Franzosen in England mehr „ab und zur Ruhe verwiesen, mehr bespöttelt, carrikirt und ridiculisirt.“

Dr. Johnson war entschieden der Meinung, daß die Franzosen ein lächerliches und einfaltiges Volk seyen, weit hinter den Engländern zurück, stupide und unwissende Creaturen. Und hinter dieser Meinung, die er für ganz ausgemacht und unangefochten hielt, verschanzte er sich sein ganzes Leben hindurch. Er hatte diese Wahrheit in Paris erkannt, wo er sich einen Monat aufhielt, ohne während dieser Zeit ein sterbendes Wörtchen Französisch zu sprechen, um nicht den Eingebornen in der Conversation einen Vortheil über sich einzuräumen. Ich hörte einmal einen Engländer, der erzählte, wie ein gewisser französischer, sehr hochgeborner Admiral bei einer in den Journalen vielbesprochenen Gelegenheit das Ansehen eines brittischen Kriegsschiffes verletzte, steif und fest behaupten, er hätte, wenn er Capitän des Schiffes gewesen, es durchaus für seine Pflicht gehalten, „that insolent fellow“ beim Arm zu nehmen und über Bord zu werfen. (Er sagte nicht, wie jener Franzose, er würde ihn verschlungen haben.) Und ich würde mir keinen Pfifferling daraus gemacht haben, wenn dieser Monsieur im Wasser umgekommen und ein Krieg mit Frankreich davon die Folge gewesen wäre.

Einen andern englischen Admiral, welcher aus Frankreich kam, und eine Schilderung der trefflichen Hafen- und Marineanstalten, die er in Brest entstanden gesehen, entwarf, hörte ich am Schlusse hinzusetzen: „Indeed I was highly astonished and I think, it is quite necessary, we must come one day and blow up that nuisance.“ (In der That, ich war höchlich erstaunt, und ich denke, es ist durchaus nöthig, daß wir einmal eines Tages hingehen, und diese Schmutzerei in die Luft blasen.)

Die Art, wie diese beiden Herren den französischen Prinzen ins Wasser schmeißen und die französischen Marinehafen in die Luft blasen wollten, war mir Beweis genug, daß sie so etwas Bitteres nicht ohne ein Gefühl von Nationalhaß gesagt haben würden. Und da ich noch viele andere ebenfalls sich auf ähnliche Weise bald außern hören, so kann ich sie im Ganzen von dem Gefühl des Nationalhasses nicht freisprechen, obgleich es wahr seyn mag, daß sie wie alle Starken in einem geringern Maaße hassen, und obgleich auch auf der andern Seite ich ebenfalls einige Beispiele davon erzählen könnte, daß Engländer die Franzosen sogar gegen Deutsche in Schutz nahmen.

Wir Deutschen, die wir voll Vorurtheile gegen die Franzosen sind, haben sie zuweilen bis auf unsere neuesten Bücher über Paris und Frankreich herab, nicht selten auf eine herzlose und arge Weise mitgenommen. Ich habe nicht eine einzige englische Kritik dieser Bücher gelesen, in welcher nicht die Franzosen auf eine Weise, welche der Gerechtigkeitsliebe der englischen Kritiker Ehre machte, in Schutz genommen worden wären, und ich zweifle fast, ob die französischen Literaten in der Gewohnheit sind, den Engländern bei unschönen und einseitigen Angriffen einen eben so gerechten Schutz widerfahren zu lassen.

Es gibt, wie gesagt, Engländer, welche vielleicht, weil sie zu stolz sind eine solche Schwäche, wie jeder Haß es ist, einzugestehen, allen Nationalhaß gegen die Franzosen wegläugnen, es gibt andere, die human und religiös genug sind die Franzosen wie alle andern Nationen nicht zu hassen, andere die von den kosmopolitischen Regungen unserer wunderbaren

Digitized by Google

Neuzeit ergriffen, diesen Nationalhaß nur noch als ein sehr unbedeutendes Moment betrachten, und ihn aus einer Art von Gutmüthigkeit als vollkommen beseitigt, oder doch im völligen Verfall begriffen darstellen möchten. Sie sagen, der Nationalhaß sey etwas aus der Barbarei des Mittelalters, Nationalantipathien und Vorurtheile seyen vor der Aufklärung unsers Jahrhunderts in Nichts versunken, und die Bande gegenseitiger Hochachtung und Sympathie umschlängen mehr und mehr die sämmtlichen an dem großen Werk des Fortschrittes arbeitenden Nationen. So gern wir für das Höhere begeisterte Menschen geneigt seyn möchten, in solche schöne Ideen einzustimmen und sich einem so herrlichen Glauben vertrauungsvoll zu überlassen, ja so gern wir durch ein solches Vertrauen, als Vertrauen erweckend, das Werk der Aussöhnung fördern möchten, so ist es doch unmöglich die Facta abzuläugnen, und die Geschichte selber fordert einen größern Glauben als die Tugend. Die Abneigung zwischen der französischen und englischen Nation steckt zu tief im Wesen und Blut, und die herrlichen Eigenschaften, welche beide große Nationen auszeichnen, haben jetzt wie zu allen Zeiten nur einzelne vermocht, sich gegenseitig zu achten und zu lieben. Die Massen bleiben sich abgeneigt wie zuvor, und wenn wir selbst in gewissen Perioden der Geschichte beide große Nationen zuweilen von Aufwallungen gegenseitig ergriffen und Miene machen sehen, sich nach englischer Sitte freundlich die Hand zu schütteln, oder nach französischer sich brüderlich zu umarmen, so waren dieß doch eben nur Aufwallungen und die Natur verlangte wieder ihr Recht, „natura semper recurrit," d. h. man griff alsbald wieder zum Schwert.

In ewigem Gegensatze, in stetem Wetteifer begriffen, unversöhnt, gingen beide, die Griechen und die Römer, zum Tartarus ein, und so werden auch die Engländer und Franzosen, solange sie so existiren, nicht aufhören mit einander zu wetteifern, zu ringen, zu kämpfen, bis auch ihre Zeit kommt, vom Schauplatz abzutreten.

Siehe, wir hassen, wir streiten, es trennt uns Neigung und Meinung,
Aber es bleicht indeß Dir sich die Locke wie mir.

Cingalesische Kunstfertigkeit.

(Excursions, Adventures and Field Sports in Ceylon by Col. Campbell.)

Obwohl die Cingalesen ihre alten Bauwerke in Trümmer fallen lassen, so haben sie sich doch einen gewissen Grad von Civilisation bewahret. Obrist Campbell bemerkt wiederholt, daß sie weder unwissend noch barbarisch seyen, und rühmt namentlich ihre künstlerische Anlage. „Die cingalesischen Arbeiter sind sehr sinnreich und geschickt, sie ahmen die Gegenstände, die man ihnen als Modell gibt, mit der vollkommensten Genauigkeit nach, namentlich in Arbeiten von Elfenbein, Kupfer, Eisen und Holz. Unter den kostbaren Hölzern, die sie benützen, bemerkte ich den Calamander, dessen Wurzeln unglaublich hart sind, und die schönsten Adern haben, die ich jemals sah. Sie bedienen sich dieses Holzes, um Kästchen zu machen, die mit Elfenbein, Schildpatt oder Ebenholz ausgelegt sind; diese Kästchen haben einen solchen Ruf, daß alle Reisenden, die zu Colombo anlegen, sich reichlich damit versorgen. Ihr Preis ist nicht sehr hoch. Sie treiben auch einen bedeutenden Handel mit Juwelenarbeiten, ungefaßten kostbaren Steinen, Rubinen, Topasen, Sapphiren u. s. w., die man in den Bergen von Ceylon findet. Die Arbeiten haben ein gefälliges Ansehen, sind aber nicht sehr solid, und die meisten Steine, die sie an die Fremden verkaufen, haben bedeutende Fehler. Die Bijouteriearbeiter in der Provinz Dschaffna fabriciren elegante Ketten von reinem Gold; ein europäischer Handwerker würde nicht wenig erstaunt seyn, wenn er die Werkstätte eines cingalesischen Arbeiters erblickte, denn er würde gar nicht begreifen, wie man mit so einfachen Werkzeugen solche Arbeiten zu Stande bringen kann."

Chronik der Reisen.

Reisen in Südamerika.

Besuch auf der deutschen Colonie Sao Leopoldo. Die Bucros.

(Fortsetzung.)

Wir machten uns daher eines Morgens vor Sonnenaufgang auf den Weg. Jeder trug einen Mundvorrath auf mehrere Tage; auch hatte ich einen kleinen Kessel und einige andere nothwendige Bedürfnisse mitnehmen lassen. Nach einer höchst abenteuerlichen, sechstägigen Reise im Urwalde und nach manchen Hin- und Herzügen im Dickicht schien das Ziel unserer Wanderung nicht mehr fern zu seyn. Eines Nachmittags nämlich ließen sich in der Ferne mehrere Wilde sehen, welche unser Führer für Stammgenossen erklärte. Er eilte sogleich auf sie zu, und während wir in einiger Entfernung zurückblieben, hatte er eine Unterredung mit ihnen, worauf er allein zu uns zurückkehrte, die übrigen Wilden aber bald aus unserem Gesichte verschwanden, wahrscheinlich um den Stamm von unserer Ankunft zu benachrichtigen.

In der Dämmerung erreichten wir einen freien Platz im Walde, auf welchem die Hütten der Bucros in großer Unregelmäßigkeit zerstreut lagen. Diese Wilden scheinen ein Gefühl für das Schickliche zu haben, denn als wir unsern Einzug in das Indianerdorf hielten, sahen wir wohl einige Köpfe aus den Hütten und hinter den Bäumen hervorgucken, aber keineswegs umeingte uns ein Haufen mit jener lästigen Neugierde, die wie Europäer beim Erscheinen eines Wilden in unserer Mitte wohl schwerlich in diesem Grade beherrscht haben würden. Nur ein indianisches Weib, die Frau unseres Führers, kam uns mit ihrem Sohne entgegen und gab beim Wiedersehen ihres Mannes die unverkennbarsten Zeichen der Rührung und Freude zu erkennen. Sie allein begleitete uns zu ihrer Hütte, wo ich, von den Beschwerden der Reise auf das Äußerste erschöpft, bald das Lager suchte und in einen langen und tiefen Schlaf versank.

Da es meine Absicht war, eine kurze Zeit unter diesen Wilden zu verweilen, so war am andern Morgen mein erstes Geschäft, mir eine Hütte zu erbauen, welche etwas mehr Bequemlichkeit darbot, als die elenden Wohnungen der Wilden. Kaum hatte ich diesen Wunsch zu erkennen gegeben, als mein Wirth mehrere andere Wilde herbeiholte und sich mit diesen erbot, mir hülfreiche Hand zu leisten. Sie schafften die Materialien zu dem einfachen Bau mit großer Rührigkeit herbei, und ehe der Abend anbrach, war die neue schmucklose Wohnung fertig. Während meines vierzehntägigen Aufenthalts unter diesen Indianern litt ich auch an Lebensmitteln durchaus keine Noth, denn jedesmal, wenn

Digitized by Google

diese von einem Jagdzuge heimkehrten, legten sie ihre Beute vor mich hin und ich durfte mir nach Belieben davon auswählen.

In den ersten Tagen meines Aufenthalts unter diesen Söhnen der Wildniß kam mir meine Stellung seltsam genug vor, und besonders, wenn ich am Abend diese nackten und wilden Gestalten um das Feuer auf den Fersen sitzend sah, konnte ich mich eines unheimlichen Gefühls nicht erwehren, das durch die Einöde des geheimnißvollen Waldes noch gesteigert wurde; allein nach und nach gewöhnte ich mich an dieses neue Verhältniß, und als ich erst bekannter mit diesen im Grunde gutgearteten Naturmenschen geworden war, kam mir mehr als einmal der Gedanke in den Kopf, für immer unter ihnen zu bleiben, und mich des schwierigen und unsapferaden Geschäftes zu unterziehen, sie auf die Bahn der Gesittung zu führen. Stellte ich aber eine Vergleichung ihres jetzigen Zustandes mit demjenigen an, worein sie eine halbe Civilisation versetzen, und die höchst wahrscheinlich ihre Unterjochung und Mißhandlung von Seite ihrer weißen Dränger zur Folge haben würde, wie das Schicksal anderer halbcivilisirter Indianer dieses Landes genugsam zeigt, so konnte ich mir nicht verhehlen, daß ihnen jetzt in ihrer glücklichen Unwissenheit, von Gesundheit strahlend und im Gefühl der Kraft und Freiheit, ein glücklicheres Loos beschieden war, als wenn sie durch eine nähere Berührung mit den Weißen eine Beute der Krankheiten und Laster dieser letztern würden. Ich gab deßhalb diesen Gedanken bald wieder auf.

Der körperliche Wuchs dieser Wilden ist gerade, sehr verhältnißmäßig und schön. Besonders schön sind ihre Beine, Füße und Hände geformt. Die mittlere Größe der Männer beträgt gegen 5 Fuß 8 Zoll. Einen Verwachsenen oder Krüppel habe ich unter ihnen nicht bemerkt. Ihre Hautfarbe ist weniger dunkel als die der meisten Indianer Brasiliens. Ihr Haupthaar ist lang, rauh und glänzend schwarz; sie schneiden dasselbe niemals ab, sondern die Männer binden es auf dem Scheitel zusammen, während die Weiber es frei auf dem Rücken herunterhängen lassen. Ihre Gesichtszüge sind regelmäßig, jedoch ist die Stirne sehr niedrig und die Augen, in einem etwas schiefen Winkel gegen die Stirne liegend, sind klein, aber äußerst lebhaft. Die Augenbrauen vertilgen sie. Sie haben äußerst wenig Bart, und auch nur wenig Haar unter den Achseln und an der Scham. Ihre Physiognomie ist ernst und verräth selten den Ausdruck einer Leidenschaft. Die Zähne sind blendend weiß und dauerhaft bis in das höchste Alter. Da diese Wilden ganz naturgemäß leben, so haben ihre Sinnenwerkzeuge eine außerordentliche Schärfe: sie sehen, hören und riechen in einer für den Europäer unglaublich scheinenden Entfernung. Ebenfalls besitzen sie eine große Muskelkraft.

Beide Geschlechter gehen bis auf einen aus der Haut irgend eines wilden Thieres verfertigten Schamgürtel vollkommen nackend. Gegen Einfluß der Witterung schützt sie das dichte Netz ihrer Haut, die bei ihnen viel dicker als bei den Europäern ist, zu schützen, und sie sind gleich abgehärtet, sowohl gegen Hitze als Kälte. Bei feierlichen Gelegenheiten bemalen sich die Männer mit einer Art rothen Thons und schmücken sich mit einer Stirnbinde, in welcher sie so viele Federn stecken, als sie auftreiben können. Besonders lieben sie rothe Federn, welche Farbe überhaupt die schönste in ihren Augen zu seyn scheint. Das Tätowiren ist bei ihnen nicht im Gebrauch, und nur den Mädchen werden bei ihrem Eintritt in das jungfräuliche Alter einige unregelmäßige, über die Stirne bis an die Nasenwurzel laufende Striche von blauer Farbe in die Haut geätzt. Es ist dieses ein charakteristisches Kennzeichen des weiblichen Geschlechts, und ein Gebrauch, der fast bei allen brasilischen Ureinwohnern beobachtet wird. Den Kindern männlichen Geschlechts wird von den Müttern wenige Tage nach der Geburt die Unterlippe durchstochen und darin zwei zusammenhängende Stückchen Holz befestigt, wovon das eine an die Zahnwurzeln zu liegen kommt, das andere und längere aber nach außen hängt.

Die Hütten dieser Wilden bestehen in weiter nichts, als daß man einige faustdicke Bambusstangen in die Erde treibt, diese mit andern überlegt und das Ganze mit Zweigen, Blättern und zuweilen mit Blasen bedacht. Der Eingang zu diesen Hütten ist so niedrig, daß man nur hineinkriechen kann. Auch das Innere ist keineswegs geräumig, und dennoch wird eine einzige Hütte oft von mehreren Familien bewohnt. Außer einigen ausgebreiteten Thierhäuten zu Lagerstätten und einigen Töpfen aus gebrannter Erde sieht man darin nicht das geringste Hausgeräthe. Die Wilden schlafen immer auf dem Rücken liegend. Sie haben keine bestimmte Zeit zu ihren Mahlzeiten, sondern jede ißt, wann er Hunger fühlt. Das Fleisch wird an einen hölzernen Spieß und dieser in die Erde neben das Feuer gesteckt, wo es auf diese Weise eine kurze Zeit brät und dann von ihnen mit den Händen zerrissen und verzehrt wird.

Ihre Waffen sind Bogen, Pfeile und eine kurze Keule. Der erstere besteht in einer sechs Fuß langen, wenig gekrümmten, in der Mitte faustdicken Stange von äußerst hartem und glattem Holze. Sie spannen diesen Bogen nie früher, als in dem Augenblick, wo sie denselben gebrauchen wollen, weßhalb auch die Sehne blaß an dem einen Ende befestigt und daselbst zusammengewickelt wird. Obgleich ich keineswegs ein Schwächling bin, so scheiterten doch alle meine Versuche, einen solchen Bogen zu spannen, was diesen Wilden keine Anstrengung zu kosten scheint und einen Beweis ihrer großen Muskelkraft liefert. Die Pfeile sind 4½ Fuß lang, und ihre Spitzen bestehen entweder aus Knochen, scharfen Steinen oder zugespitztem Rohr, je nachdem der Gegenstand ihres Zieles ist. Das letztere verfehlen sie nie. Als eines Morgens eine Anzahl Wilder auf die Jagd gehen wollte, forderte ich sie auf, mir eine Probe ihrer Geschicklichkeit zu geben. Zu diesem Ende stellte ich einen Kürbis an der Größe eines Kinderkopfes in einer Entfernung von 70 Schritten auf und derselbe wurde von den Pfeilen sämmtlicher acht Indianer durchbohrt.

Die Bueros treiben etwas Ackerbau, wobei sie sich jedoch der allereinfachsten Geräthschaften, eines zugespitzten Stockes, eines Knochens oder dergleichen bedienen. Sie lockern den Boden an einigen freien Stellen des Waldes etwas auf, werfen den Samen hinein und bekümmern sich nicht weiter um das Gedeihen der Pflanzung, sondern setzen ihre Wanderungen von einer Gegend zur andern fort. Zur Zeit der Reife kehren sie zurück und ernten dasjenige, was ihnen die Natur fast ohne ihr Zuthun liefert. Diese Ernten müssen natürlich immer sehr dürftig ausfallen, da sie durchaus keine künstlichen Mittel zur Veredlung des Bodens anwenden. Die mit diesem Geschäft verbundene geringfügige Arbeit liegt den Weibern ob.

(Schluß folgt.)

Die British and Foreign Bible Society hielt am Mai ihre einzigste Jahressitzung. Die Bibel ist jetzt auf ihre Veranstaltung in 138 Sprachen und Dialekte übersetzt, und man hat im vorigen Jahre eine Million Abdrücke vertheilt. (Examiner. 4 Mai.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 141.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

20 Mai 1844.

Die Belagerung von Herat.

Nachdem die englischen Berichte über diese wichtige Begebenheit der Neuzeit, welche den Zug der Engländer nach Afghanistan hauptsächlich veranlaßt hat und beinahe einen Krieg zwischen Rußland und England erregt hätte, nahezu verschollen sind, kommt endlich ein russischer Bericht nach, der sich jedoch, ganz im Widerspruch mit den englischen, von den politischen Beziehungen der Sache möglichst ferne hält, und nur das Geschehene schildert, was freilich auf die Kriegführung der Asiaten kein sehr günstiges Licht wirft. Der Erzähler dieser Begebenheit ist kein anderer, als der in Deutschland wie in Rußland als geistvoller Schriftsteller wohlbekannte Dahl, der unter dem Pseudonym Luganski einen in Sprache und Darstellung häufig etwas manierirten Volkston anschlägt, dessen Name aber der Erzählung ein besonderes Interesse verleiht, da er als Theilnehmer an dem Zuge gegen Chiwa häufig Gelegenheit hatte sich mit den in Persien vorgefallenen Ereignissen genauer bekannt zu machen. Seine Einleitung besagt denn auch folgendes. „Drei oder vier Leute, welche mit den erlösten Gefangenen aus Chiwa in ihr Vaterland zurückkehrten, befanden sich unter den Truppen des Schahs während der ganzen Zeit der zweiten Belagerung von Herat in den Jahren 1837 und 1838; sie wurden später von Turkomanen gefangen genommen, nach Chiwa verkauft und kehrten von dort im Jahre 1840 zurück. Die ungewöhnliche Klugheit dieser Leute, namentlich des einen, und ihre nahen Verhältnisse mit dem später gefallenen persischen General Borowski, so wie die Offenkundigkeit, mit der, nach asiatischer Sitte, alles im Lager vor sich ging, machten es möglich, daß sie mir eine Menge interessanter Einzelnheiten über jene Begebenheit mittheilen konnten." Aus dieser Quelle fließt also die nachfolgende Darstellung, welche namentlich wegen der Schilderung des Lagers und der Personen von Interesse ist.

*

Das gemeine Volk in Persien sagt, es sey einst ein Prophet aufgestanden, welcher gesagt, daß nach dem Geschlechte Nadir Schahs die Kadscharen auf dem Throne sitzen, von denen aber nur drei denselben besteigen würden: der erste werde 15, der zweite 40, der dritte 7 Jahre regieren; dann werde Gesetzlosigkeit eintreten und Persien untergehen, die Ungläubigen, ein rothes Volk, würden sich dessen bemächtigen. Die Perser sagen, daß alles bis jetzt eingetroffen sey, und der jetzige Schah nur noch bis 1842 regieren werde.*) Man behauptet, der Schah habe deßhalb irgend etwas erobern wollen, um mehr Ruhm und Macht zu erwerben, damit die Prophezeyung nicht in Erfüllung gehe. Außer Herat hatte er jedoch mit niemand Krieg zu führen. Die Herater standen früher unter persischer Herrschaft, machten aber in der letzten Zeit Raubzüge, führten Menschen über die Gränze weg, und verkauften sie nach Chiwa, so daß die Perser dort wenig mehr werth waren, und nur halb so viel als die Russen galten. Jetzt wo es, durch die Gnade des Czars, keine russischen Gefangenen mehr in Chiwa gibt, sind die Perser wieder etwas theurer geworden. In Herat sitzt der Schahzade Kamran**) aus dem Hause der Schahs von Cabul, welche von Dost Mohammed vor dreißig Jahren vertrieben wurden; jetzt haben die Engländer den Dost verjagt und den alten Schah wieder im Lande eingesetzt. Der gegenwärtige Schah von Persien stand schon im Jahre 1833 bis 1834 sechs Wochen lang vor Herat, als noch sein Vater lebte, zog dann nach dem Tode seines Vaters ab, und hat jetzt die Sache aufs neue vorgenommen. Im Jahre 1836 war der Schah gleichfalls ausgezogen, da er zuvor die Turkomanen am Flusse Gurgen unterwerfen wollte; hier zertheilte sich das Heer in den Nomadenlagern um zu plündern, die Turkomanen aber sammelten sich in großen Schaaren und hieben die Perser nieder. Wir***) befanden uns nicht dort, und wir wissen bloß, daß, waren es nicht Turkomanen und rohe Horden gewesen, so wäre niemand von den Persern mehr nach Hause gekommen. Nach einem Jahr, im Sommer 1837, sammelte der Schah ein neues Heer und zog wiederum aus. Sie marschirten sehr zerstreut, und

*) Dieß wurde im Jahre 1840 niedergeschrieben.

**) Seitdem verstorben, und auch sein Sohn verdrängt durch den Wesir Jar Mohammed. A. d. R.

***) D. h. das Corps russischer Ueberläufer in persischem Dienst.

die Armee dehnte sich auf einem Raum von 50 Werften aus; voran zogen die rothen Ulanen, dann kam die Artillerie, darunter die russischen Kanonen, ein Geschenk unseres Kaisers, hierauf das damalige russische Bataillon, dann die Garde, sämmtliche Faudschas (Armeecorps) Bataillone und Reiterei. Der Soldat hat bloß seine Patrontasche, keinen Ranzen, alles Gepäck wird auf Eseln fortgeschafft, bei denen sich ein starker Troß befand, der jedoch nicht mehr als den vierten Theil der Soldaten ausmacht. Wenn der Schah aus seinem Zelte hervortrat, gab man eine Salve aus den Zembureks,*) ebenso auf der Mitte des Weges, wo er den Imbiß einnahm, und beim Nachtlager.

Das Heer befehligte unter dem Schah Hadschi Mirza Aagassi, der vornehmste Große in Persien. Er trägt seine hohe Mütze stark in den Nacken geschoben, hat eine hohe Schulter, starke gebogene Nase, vorstehende Augen und tiefe Runzeln an den Augen nach den Schläfen hin, aber ein fröhliches, lachendes Gesicht. Hadschi Mirza Agassi ist ein Schreier und Großsprecher, der nur darum Recht behält, weil ihm niemand zu widersprechen wagt, und wenn er prahlt, rückt er demjenigen, mit welchem er spricht, zu Leide mit den Worten: ist es nicht so? habe ich nicht recht? wonach der andere natürlich bis auf den Boden sich verbeugt, und „beli! beli!" (ganz so, ganz so!) sagt, worauf der Hadschi vergnügt auflacht. Er ist von gemeinem Stande, war aber der Lehrer des jetzigen Schah, und versteht es, wie alle Perser behaupten, vortrefflich, in den Sternen zu lesen und die Zukunft zu berechnen. Sonst aber thut er nichts, sondern erzählt nur dann und wann, wohin Nachts seine Seele fliegt: er erklärt, weßhalb ein Krieg oder ein sonstiges Unternehmen bei den verschiedenen Völkern glücklich oder unglücklich endete, nach dem Stande der Sterne; vielleicht aber glaubt er all das selbst nicht. Er versteht vom Kriegswesen durchaus nichts, leitet aber das Heer, beaufsichtigt das Arsenal und führte die Belagerung von Herat.

Das Heer des Schah belief sich auf 30,000 Mann und führte 60 Kanonen mit sich. Als Corpscommandanten waren vom Schah fünf oder sechs Chane ernannt, von denen jeder nach Gutdünken handelte, ohne sich um die andern zu kümmern oder sie von seinen Bewegungen zu unterrichten. Daraus entsprang denn die schlechte Leitung des Ganzen; schlägt der Feind den einen, so gehen die fünf andern mit ihren Corps davon, und keinem fällt es ein dem andern zu Hülfe zu kommen.

Sie zogen gegen Gurian, eine Veste 60 Werste von Herat, und schossen aus allen Geschützen in den Wind, um die Garnison zu erschrecken. Einige Tage nachher verwundete einer der vornehmen Anführer, als er auf der Jagd nach einer Antilope begriffen war, einen der Kanoniere und hätte ihn beinahe getödtet; um solche Dinge bekümmert sich aber hier kein Mensch. Der verwundete Kanonier, ein Perser, war mein guter Freund, und ich ging um ihn zu besuchen. Da sah ich Mirza Agassi zu Pferde mit den Anführern hinter den Kanonen halten; er hatte vier Pistolen im Gürtel stecken, freute sich über das laute Schießen, und sagte: „die Gurianer werden sich alsbald ergeben, in einer Woche nehmen wir Herat, hierauf ziehen wir, wenn der Schah will, weiter und erobern alles bis ans Meer. Dann wird das ganze Hinduvolk unser Feld bauen und sie werden unsere Knechte seyn." Aber die Gurianer wollten sich nicht ergeben, sie rückten aus und besetzten rings die Festungswerke; die Stadt ist im Viereck gebaut, jede Seite ist hundert Klafter lang, die Mauern sind von Lehm, an den Ecken sind Thürme und zwei Gräben umgeben das Ganze; der vordere hat zwei Klafter Tiefe und ein Klafter tief Wasser. In der Veste saß der Bruder Jar Mohammed Chans von Herat, Schir Mohammed, welcher unaufhörlich in Persien plündernd einfiel, und Menschen zum Verkauf nach Chiwa schleppte. Er hatte 1500 Mann bei sich und zwei kleine Kanonen. Der Franzose Seminot leitete die Belagerung, aber die Chane gehorchten ihm durchaus nicht, sondern rückten keck von allen Seiten an, weil man aus der Stadt nicht feuerte, und schossen in solcher Nähe, daß die Kugeln über die Veste hinflogen, und zwischen die Belagerer hineinfielen; sie waren aber nur am ersten und zweiten Tage so hitzig, dann feuerten sie seltener. Seminot wollte Laufgräben anlegen, aber in der ganzen Armee war keine Schaufel zu finden; man mußte sie, so gut es ging, im Lager schmieden und selbst Aexte wurden in Grabscheite umgewandelt. Eine Woche lang führte man die Laufgräben emsig fort, dann ergab sich die Besatzung. Man nahm zwei Kanonen, tausend Gewehre und Säbel, 300 Schamchals oder Wallflinten, etwa 50 Pud Pulver und 200 Pud Getreide. Die Perser hatten wenigstens 100 Verwundete und Todte. Der Schah ließ die Veste nicht plündern, sondern legte bloß seine Garnison hinein, schickte die Afghanen nach Persien um sie dort anzusiedeln, und nahm Schir Mohammed mit sich.

Dieß geschah im Anfang Novembers. Fünf Tage brauchte man nach Herat, und auf dem Wege, am zweiten Tage, schlug man sich mit der afghanischen Reiterei. Auch die Turkomanen schwärmten umher und griffen die Zurückgebliebenen und Umherstreifenden auf; indeß ging alles noch gut. Die Festung Herat ist viereckig, 400 Klafter lang und 250 K. breit. Der Lehmwall hat 4 Klafter Höhe und ist an beiden Seiten aufgeschüttet, in der Mitte ist eine gezahnte Mauer, in Zwischenraumen Thürme und an den vier Ecken gleichfalls hohe dicke Lehmthürme, die oben ziemlich schmal sind; der Graben, in welchem Wasser sich findet, ist zwei Klafter tief, und am Wall sind zwei Brüstungen, eine über der andern, wie kleine Mauern aufgeführt, hinter denen man sich verstecken und herausschießen kann. Kanonen kann man nirgends stellen. Die jetzige Veste Herat war, wie man sagt, einst der Kremi der großen Stadt Herat, deren Spuren man noch weit im Kreise umher nach allen Seiten findet. Auch jetzt noch befanden sich um die Veste her viele kleine Vorstädte und Gärten, so lange die Armee nicht alles Holz wegnahm. Die persischen Einwohner waren, wie man sagt, alle in die Stadt gezogen, 50,000 an der Zahl. In der Festung saß der

*) Zembureks sind kleine Kanonen, welche von Kamelen getragen werden; diese knien nieder, wenn abgefeuert werden soll

Schahzade Kamran oder Kamran Mirza *) und mit ihm sein Heerführer Jar Mohammed Chan, mit 3000 Afghanen, die den Einwohnern nicht bloß ihren Reichthum, sondern das letzte Stückchen Brod nahmen. Die Ländereien der Umgegend sind reich, lauter Gärten; Getreide wird gleichfalls viel angebaut, außerdem ist aber alles arm. Um Herat her, auf sieben, zehn, fünfzehn Werste, ist alles Berg und Wald, nur nicht nach der persischen Seite hin; hier ist die Ebene feucht und fruchtbar.

Wäre man nach unserer Art verfahren, so hätte man die Stadt umringt, hätte alsbald Laufgräben geführt, und einige Dutzend Kanonen aufgestellt, die gezahnte Mauer zusammengeschossen, auf jeden der sich auf dem Wall zeigte, gefeuert, man hätte den Graben ausgefüllt oder durch Minen verschüttet, und wäre geraden Weges eingedrungen, wie man über den Zaun zu einem Nachbar springt. Sie hatten gar keine Kanonen, die Vorstädte stießen dis hart an die Festung, so daß wenn man die Russen hätte machen lassen, zwei Wochen zur Einnahme hingereicht hätten. Aber Hadschi Mirza Agassi hatte keine Lust sich zu schlagen, sondern legte die Armee um die Stadt her, um sie auszuhungern; Vorräthe hatten sie keine, Zufuhr, dachte er, wollen wir keine gestatten, so wird der Hunger sie wider Willen zwingen sich zu ergeben. Mirza Agassi dachte sich die Sache folgendermaßen: in der Stadt leben lauter Perser, Chorasanen, sie werden herauskommen, wenn wir ihnen den Weg offen lassen und in die Berge gehen. Er befahl deßhalb im Namen des Schahs nur zwei Thore zu besetzen und das dritte offen zu lassen, um die Stadtbewohner herauszulassen. Die Stadtbewohner kamen aber nicht heraus, als bis sie Jar Mohammed selbst des Hungers wegen verjagte, und durch das frei Thor ging drei Monate lang Zufuhr ungehindert in die Stadt; Jar Mohammed versorgte sich mit Vorräthen und verstärkte sogar seine Garnison. Ihm diente nicht bloß sein in Gurian gefangen genommener Bruder als Kundschafter, der ihm Meldung schickte von allem was geschah, sondern noch mehr die Engländer; im Fort saß der englische Officier Pottinger, im Lager bei dem Schah befand sich dessen Kriegslehrmeister, Oberst Stoddart, und nachher kamen auch noch andere aus Teheran; alle diese verkehrten mit Pottinger, schickten auch an Jar Mohammed viel Geld, ermahnten ihn auszuhalten, und versprachen baldige Hülfe von den Engländern. Der Schah strafte seinen Secretär wegen eines heimlichen Einverständnisses mit den Engländern, die ihn erkauft hatten, mit dem Tode.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Explosion unterirdischen Wassers

fand kürzlich in dem Distrikt Vizeu in Portugal statt, wodurch der Boden aufgerissen und Erde und Steine zu einer großen Höhe emporgeschleudert wurden. Die Erscheinung dehnte sich auf mehr als einer Legua zwischen dem kleinen Fluß Dietras und dem Douro aus. Alles angebaute Land, über welches das Wasser hinströmte, wurde zerstört, und an manchen Orten 40 Fuß tiefe und 30 Faden breite Schluchten gerissen. Das Wasser zerschmetterte auf seinem reißenden Laufe nicht weniger als fünfzig Wind- und Wassermühlen, staute den Douro durch den hineingeworfenen Schutt und brachte neun Personen, darunter einer ganzen Familie, den Tod. An demselben Tage fand eine ähnliche Explosion in den Bergen von Murcelim statt, in demselben District, aber in der Richtung nach dem Flusse Bustanza. Im vorigen und vorvorigen Jahre soll ein ähnlicher Vorfall sich in der Nähe von Lissabon ereignet haben. (Correspondenz der Times vom 2 Mai.)

*) Schahzade heißt wörtlich der Königssohn, und Mirza bedeutet, wenn es dem Namen nachgesetzt wird, einen Prinzen des königlichen Hauses.

Chronik der Reisen.

Reisen in Südamerika.

Besuch auf der deutschen Colonie Sao Leopoldo. Die Bucros.

(Schluß).

Ihre Hauptbeschäftigung ist die Jagd, und sie schlagen ihren Wohnsitz da auf, wo sich ihnen die beste Gelegenheit zur einträglichen Ausübung derselben darbietet. In dieser Beschäftigung haben sie eine außerordentliche Geschicklichkeit erlangt, was nicht allein ihrem beständigen Umherschweifen in den Wäldern, sondern auch der ungemeinen Schärfe ihrer Sinnenwerkzeuge zuzuschreiben ist. Wo der Europäer mit Hülfe aller Sehgläser und Bellen nicht die geringste Spur entdecken würde, da gewahren diese Söhne der Wildniß mit großer Leichtigkeit die Fährte des Wildes und wissen das Lager desselben mit der größten Bestimmtheit anzugeben. Mit großer Gelenkigkeit gleiten sie durch das Buschwerk und Unterholz und verstehen es, den Thieren bis ins Schußbereich sich zu nähern. Die Jagdbeute fällt gewöhnlich sehr reichlich aus und sie leiden eben keinen Mangel an Lebensmitteln. Tritt jedoch dann und wann dieser Fall ein, so können sie auch auf lange Zeit ohne große Beschwerde den Hunger ertragen, entschädigen sich dagegen aber auch durch desto reichlichere Mahlzeiten, sobald sie hinlänglichen Vorrath an Lebensmitteln haben. An jagdbaren Thieren liefern diese Wälder: Tapirs, Hirsche, Rehe, Schweine, Affen, Tapetys, Tatus und eine Menge Geflügels.

Im übrigen führen diese Wilden im Ganzen ein elendes Leben. Die Speisen werden ganz oder halb roh verschlungen. Außer dem Ertrage der Jagd sind wildes Obst, Wurzeln und Honig ihre gewöhnlichen Lebensmittel. Aus dem letztern bereiten sie ein berauschendes Getränk, indem sie Wasser darauf gießen und die Masse eine Zeitlang gähren lassen. Salz haben sie nicht, sondern statt dessen bedienen sie sich der Asche von verbrannten Vegetabilien.

Die Ureinwohner im Süden Amerika's sind im Vergleich mit den in den nördlichen Breiten dieser Erdfeste lebenden im allgemeinen als von schwächlicherer Leibesbeschaffenheit, weniger kräftig in ihren Gemüthsbewegungen, von einer sanftern Naturanlage und mehr zur Sinnlichkeit geneigt und in Trägheit versunken geschildert worden. Dieß kann jedoch keineswegs als Regel gelten, und auch das bekannte System über den Einfluß des Klima's hält hier nicht Stich, denn während die in rauhen Gebiegsstrichen wohnenden Ureinwohner Peru's sich durch einen sanften und friedfertigen Charakter auszeichnen, sind die im heißen Erdgürtel und in einem üppigen Klima lebenden Brasilianer ein störriges und unbändiges Geschlecht, das seinen Ruhm in Körperkraft und Wildheit

jetzt. Ein stiger Feind hat sie niemals überwinden können, und obgleich sie häufig der höhern Kriegskunst der Europäer unterliegen mußten, so vertheidigen sie dessen ungeachtet noch jetzt meistens ihre Unabhängigkeit mit der größten Hartnäckigkeit. Da sie mit offener Gewalt gegen ihre kriegserfahrenern Gegner nichts ausrichten können, so nehmen sie ihre Zuflucht zur List, legen sich in Hinterhalte und überfallen den in Sicherheit sich wähnenden Feind mit der Schnelle des Blitzes. In dieser Art Krieg zu führen sind sie unübertrefflich, was die Europäer oft genug zu ihrem großen Schaden erfahren haben. Von ihrer Tapferkeit liefert die Kriegsgeschichte Brasiliens viele Beispiele, und Varnhagen in seinen Noticias do Brasil sagt geradezu, daß ohne die Hülfe der Indianer die Portugiesen in ihren Kriegen gegen Spanier und Holländer sich schwerlich solcher Erfolge zu rühmen haben würden. Tebirriça, Stagiba oder der Arm von Eisen, Toebina, Camarao und Tomagia sind die Namen der Indianerchefs, welche sich in diesen Kriegen so berühmt gemacht haben. — Auch die Bugres haben bis auf den heutigen Tag alle Versuche zu ihrer Unterjochung durch Tapferkeit und List zu vereiteln gewußt.

Was den Charakter dieser Indianer anlange, so sind sie meistens fast bis zur Düsterheit ernst, wie es auch nicht anders von Leuten zu erwarten steht, deren Subsistenz von so unsichern Erwerbmitteln abhängt. Jene gedankenlose Flatterhaftigkeit und Geschwätzigkeit, welche so vielen Individuen von civilisirten Nationen eigen sind, trifft man bei diesen Wilden niemals. Sie reden äußerst wenig und nur dann, wenn sie etwas Wichtiges mitzutheilen haben; daher denn auch alle ihre Worte, Gebärden und Blicke von Bedeutung sind. Sie sprechen immer äußerst leise und eben so wenig hört man sie laut lachen.

Privatstreitigkeiten sollen höchst selten unter ihnen vor, und Mord und Todtschlag ist etwas ganz unerhörtes. Im Gegentheil leben sie in der größten Einigkeit und Freundschaft untereinander, und sie sind immer bereit, ihrem Freunde jedes Opfer zu bringen. Es scheint, daß jenes Princip, welches die Quelle aller geselligen Neigungen ist, um so thätiger wirkt, je mehr es zurückgehalten wird. Diesen Wilden, welche in kleinen Gesellschaften leben und wenig Personen und Gegenstände sehen, werden eben diese Personen und Gegenstände unendlich theuer, und man kann sie derselben nicht berauben, ohne sie in hohem Grade elend zu machen. Ihre Ideen sind zu beschränkt, als daß sie fähig seyn könnten, den wahren Gesinnungen der Humanität und eines die ganze Menschheit umfassenden Wohlwollens Raum zu geben. Allein eben dieser Umstand, welcher sie bis zu einem unglaublichen Grade wild und grausam gegen alle diejenigen macht, mit welchen sie Krieg führen oder die Feinde ihres Volks sind, gibt der unter ihnen selbst bestehenden Freundschaft und dem allgemeinen, die einzelnen Glieder eines Stammes vereinigenden Bande eine innige und große Stärke. Daher sind Beispiele der größten Selbstverläugnung und der edelmüthigsten Aufopferung unter diesen Naturkindern gar nicht selten.

Diese ihnen eigenen Gefühle der Liebe und Anhänglichkeit zu den Ihrigen nahm ich besonders wahr, als ein unter der Last der Jahre gebeugter Indianer einige Tage nach meiner Ankunft starb. Der ganze Stamm beklagte seinen Tod, und es wurden mancherlei Ceremonien beobachtet, welche den lebhaftesten Schmerz bethätigten. Die Leiche wurde gewaschen und bemalt, und die Weiber machten durch lautes Wehklagen und Heulen ihrem Schmerze Luft. Die nächsten Verwandten des Verstorbenen durchstochen sich mit spitzem Rohr Arme und Beine zum Zeichen ihrer Trauer und zogen sich auf längere Zeit in ihre Hütten zurück, um sich ihrem Schmerze zu überlassen. Alles, was dem Todten im Leben lieb gewesen war, wurde zu ihm in die Gruft gelegt.

Diese Wilden leben noch ganz im rohen Naturzustande, und da sich keiner durch Kunst, Wissenschaft oder Reichthum vor den übrigen Stammgenossen hervorthun oder andere von sich abhängig machen kann, so leben sie in einer völligen Freiheit und Gleichheit, und dieses sie beherrschende Gefühl geht so weit, daß sie selbst ihrem Oberhaupte nicht die geringste Herrschaft über sich einräumen oder denselben gar irgend eine Art Tribut entrichtern. Ihr Chef muß, um sich zu ernähren, eben so gut arbeiten, wie alle übrigen. Wenn er irgend einen Plan erfonnen hat, so ist dennoch keiner gezwungen, bei der Ausführung desselben behülflich zu seyn, sondern jeder hat die vollkommenste Freiheit, zu thun und zu lassen was er will: aller Zwang ist aus ihrer Mitte verbannt, und selbst den Kindern räumt man diese Freiheit ein.

Wie bei allen amerikanischen Ureinwohnern, ist Religiosität kein hervorstechender Charakterzug dieser Wilden, und es hält schwer über ihre religiösen Begriffe etwas Bestimmtes zu sagen, da zu einer solchen Ausmittelung eine größere Kenntniß der Sprache gehört, als ich mich derer rühmen konnte. Die Bugres scheinen dem Monde einige göttliche Verehrung zu erweisen, da sie sich um die Zeit des Neumondes, die sie sehr genau kennen, versammeln und diesen Himmelskörper bei seinem ersten Erscheinen mit lautem Gejauchze und allerlei Gebärden begrüßen. Bei dieser Gelegenheit putzen sie sich auf eine sehr phantastische Weise heraus, indem sie sich mit allerlei Farben bemalen und mit Federn schmücken. Zum Schlusse des Festes tanzen die Wilden um ein großes Feuer, und die verheiratheten Männer nehmen eine solche Menge eines aus wildem Honig bereiteten Getränkes zu sich, daß sie sämmtlich berauscht werden. Auch an eine Seelenwanderung scheinen sie zu glauben, und daß die abgeschiedenen Geister ihrer Vorfahren in eine Art der großen Affen übergehen, weßhalb diese Art niemals von ihnen auf der Jagd erlegt wird, obgleich sie die andern Gattungen dieser Thiere als Wildpret keineswegs verschmähen.

Als ich Abschied von diesen Wilden nahm, schien ihnen die Trennung von mir nahe zu gehen. Fast der ganze Stamm begleitete mich eine weite Strecke, und als Zeichen der Freundschaft tauschten wir gegenseitig Geschenke miteinander aus, wobei ich meine ganze, freilich in diesem Augenblick sehr unbedeutende Habseligkeit im Stiche lassen mußte. Diese Transaction lag jedoch keine Eigennützigkeit zum Grunde, sondern sie sollte blos den zwischen uns bestehenden Freundschaftsbund besiegeln. Drei Indianer gaben mir alsdann das fernere Geleit und brachten mich nach einer mehrtägigen Wanderung aus dem Walde, so daß ich den Rückweg nicht mehr verfehlen konnte, und bald darauf zur nicht geringen Verwunderung meiner Bekannten wohlbehalten wieder auf der Colonie Sao Leopoldo anlangte. Ed. Th. B.

Der Katalog der Bibliothek zu Kopenhagen ist so eben nach eilfjähriger Arbeit vollendet worden. Die Bibliothek enthält 463,332 Bände, die Broschüren und einzelne Blätter ungerechnet. Er soll auf Kosten der Regierung gedruckt und ausgegeben werden. Die Manuscripte dieser Bibliothek belaufen sich auf 22,000, von denen aber erst 4 bis 5000 katalogisirt sind. (Athenäum vom 4 Mai.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 142.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

21 Mai 1844.

Die Laplataſtaaten.

Das Schickſal des dort ſeit mehrern Jahren fortgeführten Kampfes neigt ſich zu ſeiner Entſcheidung, und dieſe Entſcheidung hat für Europa wie für Amerika nicht geringe Wichtigkeit. Seit dem Anfang des Unabhängigkeitskampfes wird unter den verſchiedenſten Verfaſſungs- und Verwaltungsformen die Frage verhandelt, ob beide Ufer des Laplataſtroms und in Folge deſſen auch die Gewalt über die innern Landſtriche unter Einer Macht ſtehen ſollen oder nicht. Die Unitarier ſuchten dieſen Zweck direct dadurch zu erreichen, daß ſie alle politiſche Gewalt in Buenos-Ayres vereinigten. Dadurch empörten ſie die innern Provinzen gegen ſich, Roſas, der kraftvollſte Ausdruck der Partei des Landvolks, der Gauchos, ſiegte und iſt nun ſeinerſeits ein viel heftigerer und gewaltthätigerer Unitarier geworden, als je einer vor ihm. Die Banda Oriental oder der Staat Uruguay war ſchon durch Englands Vermittlung unabhängig, und Roſas konnte alſo den Zweck, ſeine Herrſchaft über beide Ufer des Laplata auszudehnen, nur noch indirect erreichen, indem er einen ihm gänzlich ergebenen Mann, Oribe, auf den Präſidentenſtuhl in der Banda Oriental erhob. Die europäiſchen und nordamerikaniſchen Kaufleute, und größtentheils auch die Regierungen, waren dieſem Plan entgegen, darum ſind faſt alle Stimmen, die man aus jenem Lande vernimmt, durchaus gegen Roſas gerichtet, und ſo wenig man auch geneigt ſeyn kann, die Vertheidigung dieſes Mannes in allgemein menſchlicher Beziehung zu übernehmen, ſo wird man doch wohl thun, die Nachrichten mit einem Mißtrauen aufzunehmen.

Jetzt neigt ſich, wie oben bemerkt, der Streit zum Ende: England wollte lange nicht die Blocade von Montevideo anerkennen, weil es nicht die Stadt und dadurch die Herrſchaft über die Banda Oriental in die Hände von Roſas fallen laſſen wollte. Gleiches Intereſſe hatten Frankreich und Nordamerika, ſo daß man, als endlich trotz aller Ausflüchte die Blocade von engliſcher Seite anerkannt werden mußte, auf einmal Braſilien auftreten ließ, welches dieſe nicht anerkannte und dadurch hinderte, daß der Stadt alle Zufuhr von Lebensmitteln abgeſchnitten wurde. Dieß rettete ſie, und damit auch die Unabhängigkeit der Banda Oriental. In neueſter Zeit iſt das im Felde ſtehende Heer Oribe's von dem Präſidenten Fructuoſo Ribera geſchlagen worden, und ein Theil der Truppen des letztern durchbrach das Belagerungscorps Oribe's und gelangte bis in die Stadt Montevideo. So iſt dem Schlimmſten vorgebeugt, und da zugleich in Corrientes die alte, mit Roſas unzufriedene Partei ſich wieder regt, ſo ſteht Oribe auf dem Punkte abgeſchnitten zu werden, wenn er ſich nicht bei Zeiten zurückzieht. Zugleich ſollen, neuern in franzöſiſchen Blättern mitgetheilten Nachrichten zufolge, in Salta, Tucuman und andern nordweſtlichen Provinzen Aufſtände gegen Roſas ausgebrochen ſeyn. Alles dieß hat den Muth der fremden Kaufleute geſteigert, und ſie haben neuerdings der Regierung der Banda Oriental einen Vorſchuß von 300,000 Dollars gemacht, welche völlig verloren ſind, falls Roſas dennoch ſiegen ſollte. Alles dieß läßt vermuthen, daß die Plane dieſes letztern gänzlich mißlingen dürften.

Somit ſcheint es entſchieden, daß am Laplata kein neues großes einiges Reich entſtehen wird, ſondern zwei Staaten beſtehen bleiben, deren gegenſeitige Eiferſucht der fremden Einwirkung Thür und Thor öffnet. So wird es möglich werden, ſich das Innere Südamerika's durch den Parana und Paraguay aufzuſchließen. Neue Handelsunternehmungen werden mit den innern Staaten ſich eröffnen und eine neue Zeit auch für Bolivia beginnen, das nicht mehr bloß gegen Weſten, ſondern auch gegen Südoſten ſeine Abſatzwege finden kann. Doch nicht Handelsunternehmungen allein, auch die europäiſche Coloniſation wird einen neuen Aufſchwung nehmen. Schon haben ſich im Staate Uruguay, namentlich in der Stadt Montevideo ſelbſt, Tauſende von Italienern und Franzoſen, namentlich Basken, angeſiedelt, und die italieniſch-franzöſiſche Legion, zwiſchen 3 bis 4000 Mann ſtark, hat zur Vertheidigung der Stadt am meiſten beigetragen. Daher in Buenos-Ayres, das ſtets eine Handelseiferſucht gegen Montevideo nähren wird, der oft wiederholte Ruf: „Tod den Fremden! Tod den Basken!“ Selbſt das Regierungsblatt von Buenos-Ayres, die Gaceta Mercantil, enthielt ſchon im

Jahre 1842 die Drohung, wenn England oder Frankreich die Blokade hindere, werde die Regierung nicht im Stande seyn, den Volksunwillen zu bezähmen, d. h. man würde dem Haß gegen die Fremden freien Lauf lassen. Das wagte man jedoch im Angesicht der englischen und französischen Kanonen nicht. Inzwischen ist die Ansiedlung, namentlich der Basken, fortgeschritten, wohl nicht ohne Zuthun der französischen Regierung, und diese wird bald auf einen bedeutenden Theil der Einwohnerschaft der Banda Oriental in vorkommenden Fällen zählen dürfen; die Zahl der naturalisirten Franzosen dürfte gegenwärtig kaum unter 20,000 betragen; die Italiener, welche gleichfalls sehr zahlreich sind, — einige wollen behaupten so zahlreich wie die Franzosen — werden sich in allen politischen Verhältnissen wohl an die letztern anschließen, da die französische Seemacht mehr Schutz verspricht, als Sardinien oder Neapel gewähren können. Für jetzt noch ist das Capital des Landes hauptsächlich in den Händen der Engländer, aber die neuesten Ereignisse haben den naturalisirten Franzosen ein unerwartetes Gewicht gegeben.

Die Belagerung von Herat.

(Fortsetzung.)

Die Perser standen anfangs vor den Thoren von Candahar und Jean im Süden und Westen; nach drei Monaten umringten sie die ganze Veste, und wollten sie von der Ecke oder dem Thurm Budesch Chakister her einnehmen. Sie schossen aufs Gerathewohl nach dieser Ecke, und freuten sich nur und schrien laut auf, wenn sich eine Standsaule von der Mauer her erhob; sie schossen nicht den ganzen Tag fort, um desto schneller den Thurm niederzuwerfen, sondern jeden Tag einigemal wie zur Belustigung, und wenn befohlen wurde zu feuern, so gingen sie jedesmal erst um nachzusehen, wie viele Kugeln da seyen. Diesen Thurm konnte man indeß kaum mit Kugeln zusammenschießen, zum mindesten wäre es bei der Dicke der Mauern sehr schwer gewesen. Mirza Agassi spielte und belustigte sich, prahlte und hoffte jeden Tag, daß die Veste sich ergeben werde, und wünschte schon seine Umgebung Glück zu dem Siege. Die ganze Artillerie war zerstreut; jeder der Chane schrie und bat ihn so viele Kanonen zu geben, wie einem andern, oder auch um ihn auszuzeichnen, noch mehr. Der Mirza merkte indeß, wo es fehle: er hatte 12 Achtzehnpfünder und sogar 4 Vierundzwanzigpfünder, aber dieß reichte nicht hin, und er schlug dem Schah vor, Geschütze von größerem Kaliber zu gießen. Er ließ alles Kupfer, was sich im Lager fand, sammeln, selbst die Glocken von allen Eseln, Maulthieren und Kamelen, nahm den Officieren ihre kupfernen Gefäße und Kessel, und errichtete eine Gießerei mitten im Lager. Man goß 70pfündige Kanonen, wahre Ungeheuer. Zwei zersprangen und mehrere Leute kamen um, zwei andere aber hielten es aus, und erfreuten Mirza Agassi durch ihren Lärm so, daß er nicht wußte, was er vor Freuden anfangen solle, zu jedermann sagte, die Kugeln würden durch beide, am Fuß acht Klafter dicke Mauern durchschlagen, und schon ein Reitercommando aufstellte, um auf der andern Seite der Veste auf freiem Felde die Kugeln zu sammeln; diese waren von Marmor, aus den Steinen des benachbarten Begräbnißplatzes genommen. Von der Gießerei bis zu den Batterien, eine Werst weit, schleppten einige hundert Sarbasen die Ungethüme und brauchten einige Tage dazu; der Vortheil, den sie erzielten, war aber nicht größer als bei den andern Kanonen.

Die persische Armee traute sich nicht an die Afghanen, wenn diese auf die Fouragirung auszogen, die Afghanen aber machten häufige Ausfälle und verjagten die persischen Fouragirer. Freilich ist es sehr seltsam zu vernehmen, daß die Besatzung die Belagerer am Fouragiren hinderte und ihnen die Pferde von der Weide trieb. Bald war alles eings umher verheert, die Lebensmittel waren in ungenügender Menge vorhanden, der Sold wurde schlecht ausbezahlt, die Sarbasen waren sämmtlich, da sie den ganzen Winter aushielten, abgerissen, die Arbeiten in den Laufgräben vor dem Thurme Chakister gingen schlecht; das ganze Lager war angefüllt mit Unreinigkeit, und so schmutzig daß man nicht hindurch kommen konnte. Dennoch gab es fast keine Krankheiten, und Mirza Agassi sagte: dieß kommt daher, daß wir keine Aerzte und keine Apotheken haben. Weder die Kälte noch die Regen waren stark, Schnee fiel einigemal, verschwand aber sogleich wieder. Endlich in der Mitte Februars wurde die ganze Stadt rings eingeschlossen. Um diese Zeit waren schon alle Bewohner der umliegenden Dörfer, so weit nur immer die Perser reichten, in die Berge geflohen zu den Hasáren *); die Zufuhren aus Persien gingen schlecht, man gehorchte nicht, aus Furcht vor den Turkomanen, und eine Karawane mit Getreide kehrte auf dem Wege wieder um. Die Engländer, welche aus dem Lager nach Teheran gingen, versicherten den Anführer, die persische Armee sey längst zerstreut, werde bald zurück seyn und habe kein Getreide mehr nöthig. Der Schah zeigte sich selten, er saß in seinem Zelte und gab sämmtliche Befehle nach der Anleitung des Mirza Agassi. Diesem kam es jetzt in den Sinn, da die Stadt sich nicht aus Furcht vor den großen Kanonen ergab, es seyen nicht genug Truppen da; man befahl aus Persien noch einige Bataillone herzusenden, und außerdem sollte Allazar-Chan, ein Oheim des Schahs, der mit einer andern Armee die Hasáren in den Bergen bekriegte, aus Chorasan gleichfalls nach Herat kommen. Mirza Agassi wollte nicht einsehen, daß wenn man vor Herat stehe, wie er da stand, eine Million Krieger auch nicht mehr ausrichten würde. Indeß um Schrecken zu erregen ließ er Leitern anfertigen, und sagte, daß er bald zum Sturm schreiten werde.

Die Afghanen brachten die Perser fast zur Verzweiflung, und deßhalb wurden Gefangene, die hie und da gemacht wurden, auf eine unmenschliche Art zerrissen, ungefähr wie ein Wolf ein Lamm zerreißt; man führte einen solchen Gefangenen vor den Schah, um ihn hinrichten zu lassen, oder riß ihn auf der Stelle in Stücken, spießte ihn mit Bajonnetten,

*) So ist der bei den Engländern Hazara geschriebene Name hier angegeben.

und zog in Parade zu dem Zelte des Schahs. Dasselbe geschah auch mit den Turkomanen; wenn ein solcher Turkomane gefangen wurde, machten sich die Henker des Schahs selbst an die Arbeit. Das persische Lager am Flusse Herkrud und an einem Bache war ohne alle Ordnung, keine Reihen, keine Straßen, keine Linien; wo es jedem einfiel, schlug er sein Zelt auf, und bei längerem Bleiben wurden Erdhütten gebaut. Um das ganze Lager des Schahs her ging eine Mauer, um sein Zelt eine zweite. Die Zelte Mirza Agassi's und der andern Anführer waren gleichfalls mit Mauern umgeben, welche mit Thorwachen und Schießscharten umgeben waren. Die Unreinlichkeit und der Gestank rund um das Lager her waren unerträglich. Thierleichen, Abfall, Mist und Schmutz jeder Art wurde von niemand bei Seite geschafft. Die in Lumpen gehüllten Sarbasen suchten sich in den Baden einzugraben, Vedetten wurden keine ausgestellt, nur eine Kette von Wachtposten war ums Lager her und eine ganze Menge im Innern. Von Abend an, wenn es dammerte, schrien sie laut, aber gegen Mitternacht schliefen alle ein, um so mehr als bei ihnen die Schildwachen sitzen und den Kopf senken. Mit zwei Bataillonen und einigen Kosakenregimentern hatte man das ganze Lager zu Staub zermalmen oder im Fluß ertränken können.

So blieben sie fünf Monate stehen, endlich aber hörte man auf den Rath Seminols und unserer Officiere, welche über die Anstalten der Perser nur lachten und vorschlugen, zwei ordentliche Batterien auf beiden Eckseiten des Thurmes Burdsch Abfullai-Nüsr aufzustellen, Bresche zu schießen und Minen anzulegen. Die Engländer benacheichtigten sogleich Pottinger davon, die Garnison setzte sich hier fest, warf in den beiden bedeckten Wegen zu beiden Seiten des Thurmes eine Menge Traversen auf, so daß die Kugeln nicht von der Ecke her längs dieser beiden Wege einschlagen und sie rein halten konnten; die Afghanen gruben auch die bedeckten Wege tiefer aus, und errichteten an der Ecke im Graben einige kleine Thürme mit Schießscharten. Ein jüngerer Bruder des Schah, Chaliza-Mirza, wurde als Befehlshaber in die Transcheen geschickt; der junge Mensch, fast noch ein Knabe, dem Mirza Agassi zuvor noch drohte, der Schah habe ihm bloß aus Gnade die Augen nicht ausstechen lassen, er solle darum hingehen und ihm treu dienen, saß die ganze Zeit ohne Kraft, ohne Besinnung da und schützte sich in seiner Erdhütte, so gut er konnte, vor den afghanischen Kugeln. Mirza Agassi rühmte sich jetzt, Herat sey schon so gut wie genommen, und er wolle nur noch die Besatzung quälen. In die Laufgräben und Batterien den feindlichen Geschützen gegenüber ging nur der vierte Theil der nöthigen Arbeiter, und auch diese saßen, gegen die feindlichen Schüsse gedeckt, da und legten die Hände in den Schooß aus Mangel an Schaufeln und Hacken, deren man kaum hundert zusammengebracht hatte. Bei Nacht wollte niemand arbeiten, und nicht selten liefen am Abend alle auseinander, so daß am Morgen niemand da war. Seminal und unsere Officiere geriethen außer sich, da sie sahen wie alles betrieben wurde; der Schah gab den Arbeitern Geld, aber diese gingen doch nicht hin. Wer in den Transcheen blieb, den ließ man hungern, wer herausging, der hatte Recht. Die Chane oder Corpscommandanten gaben ihre Arbeiter nicht her, weil man keine Anstalt machte von ihrer Seite her die Stadt zu nehmen; jeder blieb an seiner Stelle stehen und wollte für sich arbeiten und selbst die Stadt einnehmen. Die Engländer lobten sie hafür, hetzten sie auf, bestachen sie, und suchten auf alle Weise die Belagerung zu hindern, denn mit Geschenken kann man aus den Persern alles machen was man will. Die Afghanen machten Ausfälle und erschlugen nicht selten Leute in den Laufgräben. Aus der Stadt vertrieben sie sämmtliche Einwohner, nachdem sie ihnen zuvor alles genommen, namentlich das Getreide, und Mirza Agassi freute sich über diese hungeigen, abgerissenen Schaaren, die man noch weiter in die Berge trieb, und betrachtete alles dieß als einen Sieg. Als die Afghanen sahen, daß man die Auswanderer aufnehme und ohne alle Vorsicht durchlasse, machten sie in der Nacht Ausfälle unter dem Vorgeben, es seyen Auswanderer. Die Afghanen stießen auf unser Batallon, aber Samson-Chan (ein Russe) ließ sich nicht täuschen, gab Feuer auf sie, und befahl ihnen, wenn sie Auswanderer seyen, bei Tag und nicht bei Nacht zu kommen. Die Afghanen wandten sich gegen die Transcheen Hadschi Chans, dieser glaubte ihnen und ließ sie durch; sie zerstörten aber die Transcheen, hieben mehr als hundert Mann nieder, und nahmen die Kanonen, von denen sie eine glücklich in die Stadt brachten. Hadschi Chan selbst wäre beinahe vor Schrecken am Schlage gestorben. In der nächsten Nacht zogen die Afghanen in derselben Absicht gegen Iskender Chan, wurden aber zurückgeschlagen und ihr Anführer selbst gefangen. Ihn und die andern Gefangenen richteten die Perser als Feinde und Andersgläubige auf eine grausame Weis hin, indem man sie lebendig in Stücke hieb.

(Schluß folgt.)

Die Insel San Lazzaro bei Venedig.

San Lazzaro ist eine Insel von geringem Umfange, etwa eine Stunde von Venedig entfernt. Sie hat seit der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts selbständig und unabhängig von der Bedeutung Venedigs für sich eine hohe Bedeutung gewonnen durch das merkwürdige Kloster armenischer Mönche, die unter dem Namen der Mechitaristen in der wissenschaftlichen Welt bekannt sind.

Die Zwecke dieses Klosters sind von denen anderer Klöster so durchaus verschieden, daß bloß dieser Verschiedenheit das Fortbestehen des Institutes unter allen Regierungen und durch Zeiten hindurch zu verdanken ist, in welchen man überall die Aufhebung der Klöster durchsetzte. San Lazzaro ist nicht ein gewöhnliches Mönchskloster, es ist eine großartige Missionsanstalt, eine Akademie, die ihre religiösen Zwecke durch wissenschaftliche Mittel zu erreichen sucht.

Die Mechitaristen gehören zu demjenigen Theil der armenischen Kirche, welche mit der römisch-katholischen unirt ist, der aber ein eigenthümliches, in manchen Punkten vom römischen ziemlich abweichender Ritus gestattet worden. Gestiftet wurde die Congregation durch den

ehrwürdigen Mechitar di Pietro (1676 in Kleinarmenien geboren, 1749 auf S. Lazzaro gestorben), der zuerst den Gedanken gefaßt hatte, durch vereinte geistige Kräfte religiöse Aufklärung unter seinem Volke zu verbreiten. Nach diesem Ziele strebt das ganze Institut, und zu erreichen sucht sie dasselbe durch mündlichen Unterricht, durch Missionen und durch Druckschriften.

Durch mündlichen Unterricht und Erziehung wirken sie, denn aus allen Theilen Armeniens und andern Gebieten des Orients sieht man junge Männer, die nach San Lazzaro wie nach einer Universität gehen, um daselbst gründliche, wissenschaftliche Bildung zu gewinnen. Durch Missionen wirken sie, denn ununterbrochen werden einzelne der praktisch tüchtigsten und zu diesem Behufe brauchbarsten Väter in die Länder armenischer oder verwandter Zunge ausgesendet, um wirksam zu seyn für religiösen Sinn, Klarheit im Denken und thatkräftiges Christenthum. Endlich im literarischen Wege wirken sie, und dieß ist ihre Hauptwirksamkeit. San Lazzaro hat eine großartige Druckerei, die quantitativ wie qualitativ den bedeutendsten derartigen Unternehmungen an die Seite treten kann. Wie in der königlichen Druckerei zu Paris hat man hier Typen fast jeder Sprache. Es wurde mir ein daselbst gedrucktes Gebetbuch gezeigt, welches verschiedenartige Gebete in vierundzwanzig Sprachen enthielt. Die Hauptthätigkeit der Druckerei bewegt sich natürlich in der armenischen Sprache selbst, und Bibeln in zahllosen Exemplaren, Wörterbücher, Grammatiken, Uebersetzungen religiöser und weltlicher Werke, antiker und moderner sind von hier aus über Asien und Europa verbreitet worden. San Lazzaro ist der Sitz aller armenischen Literatur und Wissenschaft, San Lazzaro ist die niedere und die hohe Schule, Athen und Rom, Paris und London für die armenische Welt.

Was aber besonders wohlthuenden Eindruck auf den Fremden macht, das ist der Geist der Milde und Humanität, der ächten Frömmigkeit, gepaart mit ächter freisinniger Wissenschaftlichkeit, der in San Lazzaro herrscht. Ich kenne unter San Lazzaro nur einen Ort, der in gleicher Weise so wohlthuenden Eindruck auf mich gemacht gleich vom ersten Momente des Eintritts bis zum letzten dankbaren Lebewohl, das ist das Hospiz auf dem Simplon. San Lazzaro aber fesselt länger, denn es ist eine Fundgrube der Wissenschaft, was jenes Hospiz seiner Natur nach nicht seyn kann. Aber eine Stätte der Ruhe und des Friedens, eines überirdischen Friedens findest du hier wie dort; das gebrochene Herz, das mühselige und beladene Gemüth, es wird erleichtert und getröstet, und vergißt wenigstens vorübergehend den Seelenschmerz, der es erdrücken will. Und das nicht durch leere Worte, durch fade Trostsprüche, sondern durch den bloßen Hinblick auf den Segen einer Wirksamkeit, die der Ausdruck ist heiliger Begeisterung, reiner Liebe.

Als wir auf der Insel gelandet und unsern Wunsch, das Institut näher kennen zu lernen, durch den Cicerone mitgetheilt hatten, kam sogleich einer der Väter und bewillkommnete uns nicht mit kalter Höflichkeit, sondern mit einer gewissen Herzlichkeit, die alles kalte Ceremoniell unmöglich machte. Es war ein sehr gebildeter Mann, der außer seinen Berufsstudien besonders auf sprachlichem Gebiete sich umgethan hatte. Von den europäischen Sprachen waren ihm die italienische und die französische die geläufigsten. Auch in der deutschen hatte er sich tüchtige Kenntnisse erworben. In diesen drei Sprachen hörte man ihm nicht den geringsten Dialekt an; seine Aussprache des Deutschen hatte eine Reinheit des Accents, wie ich sie äußerst selten bei Fremden gehört habe. Von großem Interesse für ihn war die schwedische Nationalität meines Reisegefährten. Er hatte bis dahin noch keinen geborenen Schweden gesprochen, und war nun hoch erfreut, bei dieser Gelegenheit Aufschluß über einige sprachliche Schwierigkeiten bekommen zu können.

Unser Armenier war von mittlerer Gestalt. Eine edle Zierde hatte er, wie alle andern Väter von San Lazzaro, in einem langen, pechschwarzen Barte, der bis auf die halbe Brust herabreicht, sauber und glatt gehalten wird und von schönem Glanze ist. Das Auge war minder feurig als ich erwartet hatte, zeichnete sich wenigstens in dieser Beziehung vor den italienischen nicht aus, doch erkannte man in dem Blicke den denkenden und zugleich humanen Mann. Freundlicher Ernst war der vorherrschende Ausdruck seines Gesichts. Die Tracht der Väter von San Lazzaro ist ein einfaches, schwarzes, tief herabgehendes Gewand, von einem Gürtel um die Hüften zusammengehalten. Ihre Lebensweise ist einfach, aber nicht streng. Untereinander scheinen sie in großer Harmonie zu leben.

Wir wurden in die schon erwähnte bedeutende Druckerei geführt, dann in die reiche Bibliothek, in der sich außer den armenischen auch Werke aller Sprachen und Literaturen finden. Mit einem gewissen Stolze äußerte unser liebenswürdiger Mechitarist, daß sie auch unsere Klassiker besäßen, Schiller, Goethe u. s. w. In der Bibliothek wurden uns danach die Fremdenbücher vorgelegt, die nach den Nationen geordnet waren und unsern freundlichen Führer einigermaßen in Verlegenheit setzten, weil keine besondere Rubrik für die Schweden eingerichtet ist, sondern diese mit den Dänen und Norwegen unter dem Namen der Skandinavier sich vertragen müssen. Für die Fürsten, die auf ihren Reisen durch Venedig selten San Lazzaro unbesucht lassen, ist ein eigenes Fremdenbuch eingerichtet. Manche Namen findet man darin häufig wiederkehrend, so besonders den Herzog Wilhelm von Braunschweig. König Friedrich Wilhelm von Preußen hat sich zweimal als Kronprinz eingeschrieben; auch König Ludwig von Bayern sieht man oft.

Miscellen.

Tättowieen in Frankreich. Vor kurzem wurden drei Verbrecher im Centralgefängniß von Loos hingerichtet, und alsbald nach der Hinrichtung hatte ein Dr. Vinant Gelegenheit eine der Leichen in Augenschein zu nehmen. An allen Theilen des Körpers fanden sich Tättawierungen, und namentlich auf den beiden Armen waren die Zeichnungen so dicht, daß beide fast schwarz waren. Und was für Zeichnungen! Auf der linken Seite in der Gegend des Herzens war ein Dolch, dessen Spitze sich in der Brust zu verlieren schien; auf einem der Arme war die Inschrift: Mort à Louis Philippe et à toute race! Etwas weiter unten ein Freiheitsbaum mit der phrygischen Mütze darüber und den Worten: vive la république! Weiterhin fanden sich Bilder von Frauen, Liebesversprechungen, eine Statue Napoleons u. s. w. (Valeur vom 10 Mai.)

Mangel an Katalogen im brittischen Museum. Die Klagen hierüber werden immer lauter. Der Katalog der sogenannten Sloane-Manuscripts ist voller Fehler, der Katalog der königlichen Manuscripte kaum besser; die 400 Manuscripte, welche Georg IV der Nation hinterließ, sind nur schriftlich katalogisirt und ohne Index; ebenso hat der Katalog der 14,000 Manuscripte, um welche das Museum seit 1753 bereichert wurde, keinen Index, und wer etwas suchen will, muß sich durch 30 bis 40 geschriebene Foliobände durcharbeiten. (Athen. 4 Mai.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 143.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

22 Mai 1844.

Birkenwälder im Norden. *)

Je mehr man ins Innere des Landes vordringt, desto entschiedener gehen die Wälder in geschlossenen Hochwald über. In der Nähe der Flüsse nehmen sie einen malerischen Parkcharakter an. Unter vorherrschende Birken von allen Arten mischen sich einzelne Gruppen von Kiefern und ausgedehntere Streifen von Tannen und Espen, die einen so wohlthuenden Totaleindruck machen, daß unsere westeuropäischen Park- und Gartenkünstler hier von der Natur noch viel lernen könnten. Den geschlossenen Hochwald sieht man selten auf große Strecken in einem solchen Maaße gemischt. Die Mischung aus allen verschiedenen Arten tritt erst an den Rändern der größern Waldgruppen ein.

Zum erstenmal sahen wir hier geschlossenen Birkenurwald, eine der eigenthümlichsten Erscheinungen, die der Norden aufzuweisen hat. Ueberall in Mitteleuropa hat man Gelegenheit, einzelne Birken in aller Fülle der Entwicklung zu sehen; die Birkenwälder gehören jedoch ausschließlich dem Norden an. Auch ist der Charakter der nordischen Birke, Betula pubescens, die in diesen Gegenden bis zur Wasserscheide der Wolga allein vorkommt, auffallend abweichend von dem der specifisch verschiedenen Weißbirke, die der Ebene Mitteleuropa's angehört.

Der Anblick eines nordischen Birkenwaldes hat für den fremden Beschauer etwas Feenhaftes. Schlanke, blendendweiße Stämme stehen so dicht gedrängt, daß sie in einer Entfernung von etwa fünfzig Schritten den ganzen Gesichtskreis decken und abschließen. Bis zu einer Höhe von 60 Fuß ist kaum eine Spur von seitlicher Astbildung zu sehen, und der Stamm vom Grunde an glatt und rein, ohne rissige Borke. Nur der äußerste Gipfel trägt eine Laubdecke, eine leichte Krone von zarten, hangenden Zweigen, deren Anblick mit dem der herabfallenden Tropfen eines Springquells zu vergleichen ist. Der Boden des Waldes ist mit einem weichen Teppich von Moos und Flechten bedeckt, zwischen denen, so weit das Licht eindringen kann, Gnaphalium dioicum üppig hervorsproßt.

Ueberall an feuchteren Stellen mischen sich Espen zwischen die Birken. Ihre stärkern, weißgrauen Stämme bringen eine wohlthuende Abwechslung unter den blendenden Birkenstämmen hervor, und steigen mit ihren Kronen über die Köpfe der Birken hinaus. Ohne zwischen den Birkenkronen die Gipfel der Espen mit dem Blick verfolgen zu können, hört man ununterbrochen, wie aus der Ferne, das flüsternde Geräusch der beweglichen Espenblätter. Die sonst so glatten, nach ihrem Eindruck so kalten, unwohnlichen Birkenwälder erhalten durch die Beweglichkeit und das ununterbrochene Rauschen der Espen einen heimlichen Charakter. Es ist, als ob in diesem Flüstern sich die Nähe eines menschlichen Wesens andeutete; die starre, ruhige, abgeschlossene Einsamkeit der Birkenwälder ist zerstört.

*) Aus Blasius' Reise im europäischen Rußland in den Jahren 1840 und 1841.

Die Belagerung von Herat.

(Schluß.)

Endlich gegen Ende Mai kam der persische General Borowski mit einer großen Lebensmittel-Karawane an; die Afghanen hatten ihn auf dem Wege angegriffen, waren aber zurückgeschlagen worden. Die den Persern abgenommene Kanone stand außerhalb des Walls in dem bedeckten Wege, und der Schah befahl sie wieder zu nehmen. Zu dieser Unternehmung wurde eine geringe Anzahl Leute bestimmt, und dieß war am Ende noch das Klügste, weil je mehr man nutzlos hinschickt, desto mehr umkommen. Dieß geschah im Anfang Junius. Mirza Agassi wollte abermals in den Sternen lesen oder glaubte den Engländern, daß Jar Mohammed mit der Besatzung in der Nacht sich durch die Belagerer durchschlagen und nach den Bergen fliehen wolle. Um kein Blut zu vergießen, befahl Mirza Agassi dem Chan Jskender, von dem Thore sich zurückzuziehen, diese ganze Seite zu raumen und der Besatzung den Weg offen zu lassen. Die Afghanen

Digitized by Google

dachten nicht an Flucht, machten aber einen Ausfall und sammelten im Lager Iskenders Schanzkörbe, Faschinen, Reisig und Holz, woran es in der Stadt seit langer Zeit gebrach, trieben sogar jeden Tag ihre Pferde auf die Weide, und setzten sich in Verbindung mit den Bergen. Obwohl alles dieß bei hellem Tage und vor ihren Augen geschah, so kümmerten sich doch die Perser nicht darum, griffen auch nicht ein einzigesmal die Afghanen an, und schlossen bis ans Ende der Belagerung diese Seite nicht mehr ein. Um diese Zeit vollendeten die Breschbatterien ihre Arbeit, denn sie schossen die Erdauswürfe unterhalb des großen Eckthurms zusammen, von wo aus die Schützen die Kanoniere erlegt hatten. Das ganze Lager schrie und frohlockte, als dieselben zusammenstürzten. Seminot und die russischen Officiere sagten nun den Persern, daß die Breschbatterien jetzt unausgesetzt vierundzwanzig Stunden lang feuern sollten, um die bedeckten Wege und die gezahnte Mauer auf dem Kamm des Walls zusammenzuschießen, da man von hier aus leicht in die Stadt kommen könne, weil der Wall, obgleich breit und groß, doch nicht schwer zu ersteigen sey. Statt dessen ließ Mirza Agassi, um größern Schrecken zu erregen, Tag für Tag nur wenig feuern, und freute sich wie ein Kind, wenn die Kugeln auf dreißig Klafter Entfernung in den Wall einschlugen und eine Staubsaule emportrieben, während zugleich die Afghanen sich dem Wall nicht nahern konnten. Zum erstenmal sahen jetzt die Perser, daß sie mit Erfolg die Mauer beschossen, weil sie bald einstürzte; der Graben füllte sich, und die Bresche wurde gangbar. Aber nicht nur der Schah, sondern auch Mirza Agassi erschien nicht in der Nähe dieser Arbeiten, und sie wußten sogar nicht was geschah. Um die Mitte Junius wurde der Sturm angeordnet; lange hatte Mirza Agassi zuvor in den Sternen gelesen und gefunden, daß dieser Tag gut sey. Einem ertheilten Rath gemäß sollten nicht Perser, sondern Leute welche die Sache verständen, dritthalbtausend an der Zahl, mit Reserven hinter sich zum Sturme schreiten, während in den Transcheen allenthalben Schützen aufgestellt wurden, um es den Afghanen unmöglich zu machen sich zu zeigen. Während dieser Zeit wurde Befehl gegeben, von allen Transcheen aus gleichfalls, um den Schrecken zu vermehren und die Kräfte des Feindes zu theilen, den Sturm mit Leitern zu versuchen. Diese Anordnung wurde allen bekannt gemacht und befohlen, den Angriff auf die Bresche im Auge zu behalten, und dann insgesammt auf die Mauer loszugehen.

Der Pole Borowski, persischer General, führte aber nur die Sarbasen zum Angriff am hellen Mittag. Eine Reserve war nicht da. Ein Theil der Sardasen zerstreute sich, um aus der Ferne dem Sturm zuzusehen. Statt 2 oder 3000 Mann kamen 500 zum Angriff, vielleicht noch weniger, die einen kamen von selbst nicht, die andern hielten die Corpsbefehlshaber bei sich zurück, weil sie an einer fremden Sache nicht nöthig hatten Theil zu nehmen, denn der Hauptangriff geschah ja nicht von ihrer Seite, und jeder glaubte, die Stadt von der seinigen nehmen zu müssen. Die Sardasen gingen in ziemlicher Unordnung zum Angriff, erstiegen aber doch den Wall, rückten auf beiden Seiten des Thurms in die bedeckten Wege vor, stießen dort die Afghanen nieder, und fingen an sie auszuplündern und auszuziehen; indeß sammelten sich die Afghanen wieder auf dem Wall, eröffneten ein heftiges Feuer und warfen die hinter den Brustwehren aufgehäuften Backsteine hinab. Borowski fiel durch eine Kugel, Seminot ward verwundet, ebenso der größere Theil der persischen Anführer, weil die Sarbasen auf einem Punkte stehen blieben, statt zugleich an mehrern Orten den Wall zu ersteigen. Auf beiden Seiten des Eckthurms waren Breschen, aber die Perser gingen nicht dahin, und als die Fahne des Bataillons Hamaden auf den Trümmern dieses Thurms aufgesteckt war, versteckten sie sich hinter denselben alle auf einem Haufen und rührten sich nicht von der Stelle. So blieben sie hier stehen, bis die Sonne schon sehr nieder stand, wohl drei bis vier Stunden lang, ohne daß man ihnen Hülfe oder neue Anführer an der Stelle der getödteten und verwundeten sandte, so daß die Afghanen sie endlich mit Steinwürfen hinter der Brustwehr verjagten und in ihre Batterien zurücktrieben. Die Schützen in den Laufgräben saßen inzwischen da wie Zuschauer, denn man hatte vergessen ihnen Patronen auszutheilen, so daß sie nicht schießen konnten. Mohammed Chan, welcher den Befehl erhalten hatte, als Reserve hinter Borowski drein zu rücken, zog statt dessen selbst am Candaharthore zum Sturm an, vermeinte gleichfalls die Stadt zu nehmen, richtete aber nichts aus. Alle andern falschen Angriffe wurden leicht von den Afghanen abgeschlagen. Unser russisches Bataillon rückte zugleich mit den Truppen Weli Chans gegen das Iranthor, aber Weli Chan wurde gleich im Anfang erschossen, die Perser hoben seine Leiche auf und begaben sich auf die Flucht. Das russische Bataillon wäre vielleicht allein eingedrungen, da aber nicht bloß die Afghanen mit Kugeln und Steinen dasselbe angriffen, sondern auch die Perser, wahrscheinlich weil sie die Geschütze nicht zu richten wußten, heftig auf dasselbe feuerten, so wichen auch wir zurück, und verloren vier Officiere und fünfzig Mann Todte und ungefähr 200 Verwundete. Man kann ohne Ruhmredigkeit sagen, daß die ganze persische Armee nicht unser Bataillon werth war, und hätte man uns auf die Bresche zum Sturm geführt, so hatte Herat in keiner Weise länger widerstanden; wir hätten uns nicht nach Einnahme des Walls in einem Haufen unter dem Thurm zusammengedrängt. Wenn sie uns übrigens nachher keine Hülfe geschickt hätten, so wären die 3000 Afghanen wohl auch mit unserm einzigen Bataillon fertig geworden. In allem fielen von den Persern höchstens 300 Mann, und gegen 1000 mögen durch Gewehrschüsse und Steine verwundet worden seyn. Auch die Afghanen verloren einige hundert Mann, und es wurde behauptet, nur der Engländer Pottinger habe Jar Mohammed, der schon zur Flucht sich anschickte, zurückgehalten. Der Schah war sehr erzürnt, und befahl die Stadt rings mit einer hohen Lehmmauer und Thürmen einzuschließen um die Besatzung auszuhungern. Das war aber bloß eine Drohung.

Kurz zuvor war Kohendil Chans Sohn, Mohammed Omer, ins Lager gekommen. Sein Vater saß in Candahar, und

die Perſer hatten mit ihm die Uebereinkunft getroffen, daß er die Landſchaft von Herat für ſich erobere, die Perſer aber die Stadt einnehmen und ſie gegen einen jährlichen Tribut ihm, Kohendil, übergeben ſollten. Er hatte das Seinige gethan, aber die Perſer blieben gegen ihn in der Schuld, weil ſie Herat bis auf den heutigen Tag nicht eingenommen haben, vielmehr die Engländer es ſpäter beſetzten. Mirza Agaſſi ſchrie und prahlte, und ſagte, das ſey kein Sturm geweſen, ſondern nur eine Probe; er habe nicht ſtürmen laſſen wollen, da er in den Sternen geleſen, daß die Sache ſo gehen müſſe; dem Schah ſtunden noch viele, viele Siege bevor, aber nicht unter den Mauern einer ſo elenden Veſte, wie Herat, welche nicht werth ſey, daß der geheiligte Schatten des Schah in der Richtung dieſer Stadt falle, ſondern weiterhin an den Gränzen von Indien ſelbſt.

Die Afghanen beſſerten ihre Feſtungswerke aus, die Perſer hinderten ſie nicht daran, ſondern ſtanden ruhig und ſtellten ſogar das Feuern ein. Indeß war die Feſtung trotz aller Nachläſſigkeit und Sorgloſigkeit der Perſer durch die lange Belagerung in eine ſchlimme Lage gekommen; Noth und Hunger herrſchten darin, man entriß den Einwohnern durch Mißhandlungen alles was ſie hatten, und jagte ſie dann wie Schafe zu Tauſenden auf das Feld hinaus; auch wußten ſie, daß Kohendil Chan rund umher das Land erobert und die Dörfer zerſtört habe. Kamran Mirza war ſeit langer Zeit durch Trinken und Hanfrauchen wie wahnſinnig geworden; die Herater ſtritten unter einander, wollten fliehen oder die Stadt übergeben. Pottinger jedoch hielt Jar Mohammed und einen Theil der Garniſon zurück, während der andere Theil ſich flüchtete und ins perſiſche Lager überging. Die Perſer fingen an, allen Einwohnern, welche ſie auf dem Wege nach der Stadt mit Lebensmitteln auffingen, die Ohren abzuſchneiden. Auch mit andern Spielereien beluſtigten ſie ſich: den Oberſten des Bataillons Semnap ſetzten ſie wegen Feigheit auf einen Eſel mit dem Geſicht gegen den Schwanz gerichtet, ſchmierten ihm den Bart mit Sauermilch ein, und führten ihn mit Muſik im ganzen Lager herum, entſetzten ihn aber ſeines Commando's nicht. Man ſchickte von den neu angekommenen Truppen ein Bataillon verſuchsweiſe zum Sturm, und die übrigen Truppen vergnügten ſich daran aus der Ferne zuzuſehen; das Bataillon ging mit großem Geſchrei und Lärmen vor bis zum Wall, kehrte dann um und erntete großes Lob. Einige Mann wurden dabei getödtet und verwundet, darunter auch der Befehlshaber des Bataillons.

Bei den Perſern war der Mangel kaum geringer als in der Feſtung: ſeit lange ſchon gab man den Soldaten keinen Proviant mehr, die Truppen ſtreiften in den umliegenden Gärten und Dörfern herum, aßen was ſie fanden, und kehrten einzeln, zerſtreut ins Lager zurück. In der Mitte deſſelben war indeß ein großer Bazar, wo man für Geld alles mögliche erhalten konnte. Viele Soldaten trieben auch in ihren Erdhütten oder Zelten einen Handel mit dem was ſie in der Umgegend geplündert oder aufgekauft hatten. Im Lager entſtand allmählich ein ganzes Städtchen aus Erde und Lehm, deſſen Trümmer wohl noch lange zu ſehen ſeyn werden. Eine zackenförmig eingeſchnittene Erdmauer umgab das Lager, und Mirza Agaſſi baute ſich eine unerſteigliche Veſte mit einem tiefen Graben. Solcher kleinen Feſtungen im Innern des Lagers waren viele. Trotz allem dem gab es nur in Herat Krankheiten, nicht bei den Perſern. In der Stadt wuchs die Unordnung und die Noth, nicht die Hälfte der Garniſon war mehr übrig, und einige afghaniſche Anführer willigten ein, den Perſern die Veſte theilweiſe zu übergeben, ſie durchs Thor einzulaſſen und den Wall zu räumen; aber augenſcheinlich hofften die Perſer nicht, denen, die ſich deſſen weigerten, widerſtehen zu können, und verlangten daß ſie alle bis auf den letzten Mann die Stadt räumten; endlich wollte auch Kamran Mirza oder vielmehr ſeine rechte Hand, Jar Mohammed, ſich ergeben, und im Lager wurde behauptet, die Sache ſey ſchon abgeſchloſſen. Das dauerte eine Woche, während welcher Unterhandlungen gepflogen wurden, im Laufe deren Jar Mohammed und ſein Engländer die Perſer tüchtig betrogen, und vor allem Waffenſtillſtand und freie Verbindung verlangten. Unter den Mauern der Veſte und in den Laufgräben wurde ein Bazar eröffnet, wo die durch Mangel an Sold verarmten Soldaten alles hinſchleppten, was ſie in der Umgegend rauben konnten, und auch fertige Faſchinen, Schanzkörbe und Reiſig verkauften; den Heeren fehlte es namentlich an Salz, und auch damit verſorgten ſie dieſelben.

So kam allmählich der Monat Auguſt heran, wo denn auf einmal der ſchon erwähnte Oberſt Stoddart aus Teheran im Lager ankam und dem Schah erklärte, daß die Engländer auf der Seite von Herat träten, daß engliſche Schiffe bereits unterwegs ſeyen, um die perſiſchen Seeſtädte zu beſetzen, und wenn der Schah nicht mit ſeinem Heere abziehe, ſo hätte er einen Krieg mit England zu gewärtigen. Der Schah beſann ſich, zog ab und kehrte heim; wir vernahmen nur noch, daß die Perſer auf dem Wege die zu Herat gehörigen Dörfer verheerten, daß ſie große Angſt hätten vor einem Kriege mit den Engländern, und glaubten, die Wahrſagung des Sufi, daß Perſien in die Hände der rothen Kafirn fallen werde, würde noch vor der beſtimmten Zeit in Erfüllung gehen. Der Schah erließ einen Ferman, in welchem er ſich über die Tapferkeit ſeiner Truppen ſo wie über ſeine Macht nicht ſehr freuen konnte und ſich über die Engländer bitter beklagte. Mirza Agaſſi fuhr fort zu prahlen und zu behaupten, Herat ſey offenbar ſo gut als genommen, Chiwa, Candahar und Cabul ſeyen bereit geweſen ſich zu unterwerfen, und ſuchte alle zu bereden, er habe dieß alles voraus gewußt, und deßhalb kein unnöthiges Blutvergießen verurſachen wollen. „Die Armee des Schahs," ſagte er, „iſt in gutem Stande, und die Herater werden unſerer lange gedenken, auch den Engländern haben wir ihren Theil Schrecken eingejagt und uns der ganzen Welt gezeigt."

Seine ſiebzigpfündigen Kanonen, von denen jede wenigſtens 300 Pud wog, ließ Mirza Agaſſi zerſägen und nahm ſie mit ſich.

Digitized by Google

Wanderungen in Nubien.

Straußenfedern, ſchwarze Sklaven
Holen ſie in Wadi Zare;
Gummi, Gold und Elfenbein
Sind die Laſt der Dromedare.
Makrizi.

Damer.

Nachdem wir durch einen Wald von Akazienbäumen gekommen waren, gelangten wir an die grünen Ufer des Mogrenfluſſes, der die Gränze macht zwiſchen den Gebieten von Ras el Wadi und Damer. Die regelmäßige Eintheilung der Felder und die kleinen Bewäſſerungscanäle dienten zum Beweiſe, daß man hier mehr Aufmerkſamkeit auf den Landbau wendet, als in den Bezirken, durch welche wir gereiſt waren. Die grünen Ufer des Mogren, die mit friſchem Gras und Tamariskenbüſchen bewachſen waren, gewährten einen angenehmen Anblick, den ich eine volle Stunde genießen konnte, da einige von den Kamelen bei dem Hinanſteigen an den ſteilen Ufern auf der Südſeite des Fluſſes geſtalpert waren; ſie hatten ihre Ladungen abgeworfen und verurſachten ſomit einen Aufenthalt.

Die Ufer des Mogren werden ungefähr zwei Tagereiſen oberhalb ſeiner Vereinigung mit dem Nil von Dſchahali-Beduinen bewohnt, welche ganz unabhängig ſind; ihre Stämme ſind weit verbreitet bis hinauf gen Sennaar. Sie ſind der ſtärkſte arabiſche Stamm in dieſer Gegend, bebauen auf den Ufern des Fluſſes einige Durrafelder und treiben Viehzucht. Als wir über den Mogren waren, ritten wir über eine unfruchtbare Sandebene hin; hie und da gewahrte man Oſuebäume, von denen ich Stämme von 20 Fuß Höhe ſah. Dann kamen wir wieder auf urbaren Boden, wo wir zu unſerer nicht geringen Freude einigen wohlwollenden Scheikhs von Damer begegneten, welche uns von unſern vorausgeeilten Leuten entgegengeſchickt worden waren, um uns als Bedeckung gegen die Räubereien der Dſchahali-Beduinen zu dienen, von welchen wir ſechzehn zu Pferde nicht weit von unſerer Karawane angenſcheinlich in böſen Abſichten herumſchwärmen ſahen. Noch ſechs Stunden zogen wir nach Sonnenuntergang in Damer ein, das in dieſem Theil der Erde ein Ort von bedeutendem Anſehen iſt. Wir traten in das Haus eines Kaufmannes von Dongola, der ein alter Freund meines Reiſegefährten war; der Mann war gerade abweſend, aber ſeine Frau nahm uns freundlich auf und räumte in dem Hofraum zwei Zimmer auf, wohin man die Waaren und das Gepäck that. Wir fanden hier einige Kaufleute aus Kordofan, die uns viel erzählten von ihren Handelsſpeculationen und von den neueſten Unternehmungen Mehemed Ali's.

In dieſen Gegenden iſt kein Unterſchied zwiſchen Dörfern und Städten. Jedes bewohnte Ort von einiger Größe heißt Beled. Damer mit ſeinen fünfhundert Häuſern iſt eine ſolche Stadt. Da man keine Trümmer gewahrt, ſieht der Ort recht nett aus; die Gaſſen ſind reinlich und man erblickt viele neue Häuſer, von Nebekdämmen beſchattet. Damer wird von dem arabiſchen Stamm Medſchadin bewohnt, der ſeine Abkunft aus Südarabien ableitet; dieſe Leute haben keinen Scheikh, ſondern einen Hauptprieſter, der Faki el Kebir heißt; dieſer iſt ihr wirkliches Oberhaupt, welches Recht ſpricht in allen Streitſachen. Die Familie Medula, welche dieſe Würde erblich beſitzt, ſteht im Rufe, als erzeugte ſie Zauberer, welche übernatürliche Kräfte beſitzen, vor denen nichts verborgen bleibt, deren Zauberſaamen nichts widerſtehen kann. Man erzählt ſich zahlloſe Geſchichten von ihrer eminenten Zaubergewalt. So ließ der Vater des dermaligen Faki Abdallah ein Lamm blöcken in dem Magen des Diebes, der es geſtohlen und gegeſſen hatte. Sobald etwas abhanden gekommen iſt, wendet man ſich allemal an den Faki, und da jedermann ſich gewaltig fürchtet vor ſeiner vorgeblichen Allwiſſenheit, ſo koſtet es ihn gewöhnlich wenig Mühe, Wunder zu verrichten. Die Würde des Großfaki iſt erblich, weßhalb es nothwendig iſt, daß der Nachfolger ein ſchlauer Kopf ſeyn muß, der im Geſetze Mahammeds genau erfahren iſt, um ſeine Rolle gehörig ſpielen zu können. Es gibt zu Damer noch einige Fakis von geringerer Bedeutung, welche gleichfalls Anſehen genießen und in dem Rufe ſtehen, als beſäßen ſie Zauberkräfte; ihre Heiligkeit und Gelehrſamkeit werden von gedungenen Marktſchreiern allenthalben ausposaunt; in ganz Nubien und Aegypten iſt Damer berühmt als der Wohnſitz großer Zauberer und Hexenmeiſter, welche alles vermögen. Auch gibt es hier einige Schuken (Medreſes), die von jungen Leuten aus Darfur, Sennaar, Kordofan und andern Theilen von Sudan beſucht werden, um ſich ſo viel Kenntniß in den Geſetzen zu erwerben, als erforderlich iſt, um in ihrem Vaterlande als Fakis aufzutreten.

Die Gelehrten zu Damer beſitzen viele Bücher, die von religiöſen und rechtlichen Angelegenheiten handeln. Unter anderm ſah ich eine Abſchrift des Koran, die auf dem Büchermarkt zu Kairo 400 Piaſter koſtet, und eine vollſtändige Abſchrift von Bochari's Commentarien über den Koran. Dieſe Bücher werden von den jungen Fakis von Kairo mitgebracht, denn viele ſtudiren daſelbſt in der Moſchee El Azhar, wo ſie drei bis vier Jahre bleiben und während dieſer Zeit hauptſächlich von Almoſen und Stipendien leben. In den Schulen zu Damer lehrt man das ächte Leſen des Koran, und man hält Vorleſungen über die Natur Gottes und ſeine göttlichen Eigenſchaften.

Man hat zu Damer eine große ſchön gebaute Moſchee, die auf Arkaden ruht. Dieß iſt der kühlſte Ort in der Stadt, den Fremde häufig beſuchen, um daſelbſt nach dem Mittagsgebete einige Stunden zu ſchlummern. Um die Moſchee herum ſind eine Anzahl Schulſtuben, woſelbſt Unterricht ertheilt wird. Viele Fakis haben kleine Capellen bei ihren Häuſern, die Freitagsgebete aber werden allemal in der großen Moſchee verrichtet. Die Oberfaki geben ſich einen großen Schein von Heiligkeit und der Faki el Kebir führt ein beſchauliches Einſiedlerleben; er bewohnt ein kleines Haus mitten auf einem großen viereckigen Platz in der Stadt; ein Theil dieſes Hauſes beſteht in einer Capelle, der andere aber in einem Zimmer von ungefähr 12 Fuß im Geviert, worin er ſich beſtändig bei Tage und bei Nacht, ohne alle Geſellſchaft und ſelbſt von ſeiner eigenen Familie getrennt, aufhält. Er lebt von dem, was ihm ſeine Freunde und Schüler zum Frühſtück und zum Abendbrod ſchicken. Gegen 3 Uhr Nachmittags verläßt er ſein Zimmer, nachdem er den ganzen Morgen darin eingeſchloſſen geweſen iſt und ſich mit Leſen und Studiren beſchäftigt hat, und nimmt ſeinen Sitz auf einer großen ſteinernen Bank vor dem Hauſe. Hier verſammelt ſich die ganze heilige Bruderſchaft um ihn und es werden bis lange nach Sonnenuntergang Geſchäfte verhandelt. Ich ging einmal dahin, um ihm die Hände zu küſſen, und fand eine ehrwürdige Geſtalt, die in einen weißen Mantel ganz eingehüllt war. Neben ihm ſaß ein mogrebiniſcher Scheikh, aus Mekinez gebürtig, der von Mekka gekommen war, um ihm als Schreiber zu dienen und der alle öffentlichen Geſchäfte verrichtete. Ich erfuhr, dieſer Mann habe Gelegenheit gefunden, eine große Menge Goldes zu ſammeln. (Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 144.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

23 Mai 1844.

Die Engländer und die Ausländer.

2. Die Engländer und die Deutschen.

Die Franzosen sind in vieler Beziehung trotz alles Widerspruchs ihrer Zöglinge die geistigen Eltern, die Erzieher der Engländer gewesen, — die Deutschen dagegen waren ihre eigentlichen und leiblichen Eltern. Von den Deutschen erhielten die Engländer die größere und bessere Hälfte aller körperlichen und geistigen Anlagen, welche sie nachher durch Selbsterziehung und mit Hülfe ihrer französisch-normannischen und ihrer französischen Lehrer weiter entwickelten.

Es gab eine Zeit, wo der größte Theil von England fast ebenso vollkommen deutsch war, wie Deutschland selbst, die Zeit König Alfreds und die anglo-sächsischen Zeiten vor ihm, wo deutsche Sprache, deutsche Poesie, deutsche Gesetze in England ganz ebenso geübt wurden, wie in Deutschland.

Sachsenland lag diesseits der deutschen See und Sachsenland jenseits, und beide Sachsenländer theilten sich gegenseitig ihre Gesetze und Institutionen mit.*) — Diese innige Verwandtschaft und Verbindung der Engländer mit den Deutschen, welche fast Einigkeit war, erlitt aber eine Unterbrechung durch die Eroberung und Einwanderung der Normannen, die den brittischen Germanen fremdes Blut in die Adern gossen.

Seit dieser Zeit kamen in den Engländern die fremden französischen und die deutschen Elemente mit einander in einen interessanten Kampf, der sich bis zu den allerneuesten Zeiten hin fortgesetzt hat und gewissermaßen noch fortdauert. Anfangs schien dieser Kampf sich gänzlich zum Vortheil des Französischen zu entscheiden, das Land wurde von französisch sprechenden und französisch gesitteten Königen und Aristokraten regiert. Französische Sprache wurde in allen Schulen gelehrt und war nicht nur die officielle Sprache des Staats, sondern auch die der städtischen Communen. Es gab damals ein französisches Normannenland diesseits des Canals und ein französisches Normannenland jenseits des Canals. Allmählich aber drangen mit Macht die von dem ersten Andrange überwältigten germanischen Elemente wieder von unten her, wie altes Wiesengras unter dem aufgeschwemmten Sande hervor, verdrängten das Französische zum Theil siegreich, oder setzten sich mit ihm gleich stark ins Gleichgewicht, und es bildete sich so die englische Misch-Nationalität aus, in welcher germanischer Ton und Geist und germanische Färbung und Sympathien entschieden vorwalteten.

Zwischen zwei independenten Nationen, die sich häufig berühren und sehen, gibt es, glaube ich, keine andern Pathien, als Antipathien, die sich unter Umständen zum Hasse steigern. — Der Norweger haßt den Schweden, der Däne den Deutschen, die Deutschen den Italiener, der Italiener den Franzosen, der Franzose den Spanier. Es gibt keine zwei Länder, keine zwei Provinzen, keine zwei Ortschaften, deren Bewohner nicht von Haus aus mit einander rivalisirten und sich anfeindeten. Antipathie und Abstoßung ist das Gesetz, nach dem sich alle Völker als Ganze unter einander berühren. Sympathie ist nur ein Gefühl, das ausnahmsweise und unter besondern Umständen zwischen zwei Völkern besteht. So sympathisiren alle österreichischen Slaven mit einander, weil sie alle auf gleiche Weise unterdrückt sind.

Deutschland ist zwar ein Land, in welchem leider von jeher jedes fremde Volk gewiß zu seyn glaubte, Sympathien für sich zu erwecken und Bundesgenossen zu finden. Zu ihrer Zeit hatten die Römer dort immer einige treue Freunde (Verräther an der Landessache), welche es mit ihnen hielten, — die Franzosen haben deren bis in die neuesten Zeiten herab gefunden, — die Schweden unter Gustav Adolph hatten ihre engverbrüderten Freunde bei uns, — auch die Russen hoffen leider jetzt sich deren bei uns schaffen zu können. — Unsere Blutsverwandten, die Engländer, sind aber in dieser Beziehung immer glücklicher gewesen, als alle anderen.

In der That, so zahlreich die Kriege sind, die zwischen Franzosen und Engländern wie eine Kette von Ungewittern

*) Auch aus dem englischen Sachsenlande kamen zuweilen Gesetze und Anordnungen nach dem deutschen hinüber. So gilt noch diesen Augenblick ein sogenanntes Englisch-Buch auf der Insel Föhr an der Küste von Schleswig, welches aus England herübergekommen seyn soll und mehrere Bestimmungen über die Taxation der Bauern enthält.

Digitized by Google

aufzogen, faſt eben ſo zahlreich ſind die Bündniſſe, welche die Engländer mit deutſchen Fürſten ſchloſſen. In faſt allen den Kriegen, die in dem letzten Jahrhunderte wütheten und in welchen Frankreich ſich regelmäßig England gegenüber befand, waren regelmäßig deutſche Fürſten mit engliſchen verbündet. Der Deutſche folgte dem Engländer faſt überall, wohin dieſer ſeinen weltumwandernden Fuß ſetzte, als Begleiter und Freund, während der Franzoſe dieſe überall mit ihm kämpfte. Bloß die Deutſchen, welche in den nordamerikaniſchen Freiſtaaten neben den Leuten engliſchen Stammes wohnen, belaufen ſich auf zwei Millionen; der entſchieden größte Theil der 20,000 Deutſchen, die jährlich auswandern, geht nach engliſchen Colonien. Mit Wilhelm von Oranien in Irland, mit dem Herzog von Wellington in Spanien, in dem Zuge der Engländer gegen die Jakobiten in Schottland, wie in ihrem Kriege gegen die nordamerikaniſchen Coloniſten, wie auch in dem Kampfe gegen die iriſchen Rebellen am Ende des vorigen Jahrhunderts, leider alſo nicht immer bei den ehrenvollſten Gelegenheiten, fochten deutſche Truppen in der engliſchen Armee. Und noch in dieſem Augenblick ſtehen beſtändig eine Menge Deutſche im Dienſte der engliſchen Marine, während Franzoſen gar nicht dazu zugelaſſen werden.

Wie die Völker auf dieſe Weiſe ſich häufig freundſchaftlich miſchten, ſo auch die Fürſten. Schon frühzeitig wurden engliſche Prinzeſſinnen an deutſche Reichsfürſten vrehenrathet, und umgekehrt deutſche Prinzeſſinnen an engliſche Könige; ſeit 150 Jahren aber iſt der engliſche Fürſtenſtamm faſt immer entweder ganz oder halb deutſch geweſen. Wilhelm von Oranien, Prinz von Naſſau, war ein halber Deutſcher; Georg I mit deutſchen Prinzeſſinnen verheurathet, und die jetzige Königin hat ebenfalls von Seite ihrer Mutter deutſches Blut in ihren Adern, ſo wie ihre Kinder nun noch mehr deutſches Blut auch von Seite ihres Vaters erhalten haben. *)

Das was deutſche und engliſche Intereſſen bisher am meiſten verknüpfte, war der Handel. Die Deutſchen hatten diejenigen Waaren, deren die Engländer am meiſten bedürfen, rohe Producte, und die Engländer dagegen ſolche, nach welchen die Deutſchen am meiſten verlangen, Manufacturen. Deutſchland iſt bis auf die neueſten Zeiten herab Englands vertrauteſter Handelsfreund und, nach den nordamerikaniſchen Freiſtaaten, ſein beſter Kunde geweſen.

Wie die engliſchen Politiker zu uns kommen mit Vorſchlägen zu Freundſchaftsbündniſſen, wie die engliſchen Prinzen ſich an uns richten mit Anträgen zu Heirathsſtiftungen, wie die engliſchen Kaufleute zu uns reiſen, um unſere rohen Producte zu holen und uns ihre Kunſterzeugniſſe zu bringen, ſo müſſen denn auch die engliſchen Gelehrten ſich zu uns wenden, um den Urſprung der Geſchichte ihrer Nation zu erkennen, und bei uns alle die Quellen derjenigen Inſtitutionen und Einrichtungen zu ſtudiren, welche ſich in ihrem Lande auf eine ſo merkwürdige Weiſe entwickelten. Sie können faſt über keinen Punkt ihrer ganzen ſocialen Exiſtenz klar werden, ohne darüber ihre alte Mutter zu Rathe zu ziehen, in deren Schooße ſie die Originalien zu allen jenen Dingen finden. — Ihre ganze Gerichts- und Staatsverfaſſung ſind nach einem allgemeinen germaniſchen Original gearbeitet. Ihre Geſchwornen, ihre Pairs, ihre Communalordnung, ja ihre Agriculturverhältniſſe zum Theil haben ſie aus Deutſchland entlehnt. Ja, die urſprünglichen Gedanken zu den meiſten ihrer induſtriellen Unternehmungen und Verbeſſerungen entſprangen dem deutſchen Gehirn. Ich möchte ſagen, die Deutſchen geben überall die Materie, den Stoff her, woraus die Engländer formten und geſtalteten.

Noch in dieſem Augenblicke wohnen an den Mündungen der Weſer und Elbe eine Menge Völkchen,*) welche die Sitte der Vorväter, welche nach England wanderten, treu bewahren. Noch dieſen Augenblick ſoll es in Niederſachſen ſogar noch Bauernhöfe geben, deren Familienbeſitzer Namen haben, welche den Familiennamen alter ſächſiſcher Adelsfamilien in England gleich ſind,**) ein Umſtand der es ſehr wahrſcheinlich macht, daß ſich noch viele andere Dinge neben dieſen Namen erhalten haben mögen,

Auch unſere ſpätern geiſtigen Entwicklungen und Fortſchritte blieben nicht ohne Einwirkung auf England, namentlich nicht die größte aller unſerer geiſtigen Entwicklungen, die Kirchenreformation, in welcher die Engländer, indem ſie ſich von den dieſem Werke zum Grunde liegenden geſunden deutſchen Religions- und Freiheitsanſichten angezogen fühlten, einſtimmten. Umgekehrt ſchöpfte die deutſche Mutter aus dem Hinblick auf die männliche Stärke ihres Sohnes neue Kräfte. Ihre induſtriellen Verbeſſerungen nehmen wir an und erhalten unſere Erfindungen von ihnen vervollkommnet zurück. Alle alten deutſchen Triebe und Inſtitutionen, wenn ſie in uns zu erlöſchen drohen, — Oeffentlichkeit der Gerichte, — politiſche Freiheit — erhalten von ihnen neues Leben und neuen Schwung, und auf ihre Siege und Lorbeeren ſehen wir ſelber zum Theil mit einem väterlichen Stolze herab, indem wir an ihnen, als an germaniſchen Lorbeeren, auch uns einen Theil zuſchreiben. Auch das Intereſſe, was die Deutſchen ſchon ſeit langer Zeit an der Entwicklung der engliſchen Literatur nehmen, ſo wie das Intereſſe, welches die Engländer in neuerer Zeit an unſerer Sprache und Literatur zu nehmen angefangen haben, iſt größtentheils eine Folge der innern Verwandtſchaft beider Nationen. Die ganze neuere Blüthe unſerer Literatur, welche die Franzoſen gewöhnlich nur als einen Nachhall und Reflex ihrer eigenen Beſtrebungen betrachten, hat nicht ohne ein vielfaches Einwirken der Engländer ſo ſchöne Früchte getragen.

Die erſte ſelbſtändige Bethätigung deutſcher Nationalpoeſie, der eigentlich erſte Angriff auf die alten Nachahmer Frankreichs, geſchah mit engliſchen Waffen. Bodmer, der

*) John Bull brummt zuweilen über dieſe unaufhörlichen deutſchen Einmiſchungen.

*) Das Volk der Redinger, der Pauſtjadinger, die Alte-Länder, die Bewohner der Inſel Föhr, die Ditmarſchen und lauter ſolche in England ganz obſcure Namen, die dort aber glorreich genannt und von Engländern ſtudirt zu werden verdienten.

**) Es iſt mir dieß von einer guten Autorität verſichert worden.

Digitized by Google

Luther unserer Literatur, weist auf die Engländer hin, übersetzte Milton und publicirte eine Sammlung unserer alten Nationalballaden, von denen wir mehrere mit den Engländern gemein haben. — Schon im Jahre 1741 erschien die Uebersetzung eines Drama's von Shakspeare, und von da an bis auf unsere heutigen Tage ist nun dieser englische Dichter, dessen Werke allein die Hälfte der großen Schätze der ganzen englischen Literatur werth sind, von einem Einfluß auf die Geister Wielands, Lessings, Goethe's, Schillers, Schlegels, Tiecks und vieler unserer andern größten Dichter gewesen, daß wir sie zum Theil sogar als seine Schüler betrachten müssen. Vielleicht sind keines fremden Dichters Werke je so oft in eine fremde Sprache übersetzt, wie die Werke Shakspeare's ins Deutsche. Noch jetzt hat uns jedes Jahrzehnt eine oder einige neue Uebersetzungen gebracht. In Folge dessen und in Folge des blühenden Studiums der englischen Sprache ist Shakspeare denn auch bei uns fast ebenso viel gelesen, gekannt und geehrt, wie in England, und jedenfalls in einem weit höheren Grade als in Frankreich oder sonst in irgend einem anderen Lande Europa's.

Auch die andern englischen Dichter und Prosaiker, Historiker und Philosophen sind in Deutschland fast so gut bekannt wie unsere eigenen Classiker, und beinahe jedem neuen, nur einigermaßen lesbaren Werke der Engländer thun wir sofort die Ehre an, es durch Uebersetzung auf unsern vaterländischen Boden zu übertragen, selbst solchen, welche sich eigentlich gar nicht übersetzen lassen, wie z. B. die Werke von Boz.

Englische Sprache wird bei uns mehr cultivirt als in irgend einem Lande, und in Wien, in Berlin, München, Dresden, Hamburg gibt es Herren und Damen genug, welche alle englischen Dichter lesen und verstehen, ohne daß sie je das Land sahen, in welchem diese Dichter sangen und schrieben. Durch Oesterreich hat sich das Studium der englischen Literatur und die Anglomanie auch nach Ungarn verbreitet.

Auch der Sinn für Comfort und die Bequemlichkeit der häuslichen Einrichtungen ist durch Mitwirken der Engländer bei uns im Steigen begriffen, obgleich ein Engländer in dieser Beziehung noch immer so viel bei uns zu kritisiren findet, daß die spätern Jahre wahrscheinlich von noch viel zahlreicheren und großartigeren Erfolgen auf diesem Felde berichten werden.

Alle socialen Verbesserungen der Engländer, ihre Gefängnißreformen, ihre Armengesetze, ihre Bankeinrichtungen, sind immer bei uns beachtet worden, und haben in vielen Fällen auch bei uns Reformen hervorgerufen. Ihre Lancaster-Schulen wurden in allen Ländern nachgeahmt, ihre Sparcassen für die arbeitenden Classen wurden auch bei uns zum Segen vieler Tausende eingeführt. — Auch manche Formen ihrer Gesellschaften wurden in Deutschland nachgeahmt, z. B. ihre Clubs. Ihre Dampfschiffe, ihre Eisenbahnen, ihre Gaserleuchtungen sind Wohlthaten, von denen wir Deutschen wie die ganze übrige Welt gevortheilt haben. Ja in neuester Zeit hat man in Preußen mit einer Neigung zur Nachahmung sogar auch auf ihre kirchlichen und aristokratischen Institutionen hingeblickt, und hat Gesetze gegeben, die da beweisen, daß auch in dieser Beziehung anglomanische Tendenzen bei uns rege geworden sind.

Umgekehrt haben nun auch die Engländer in neuerer Zeit unserer Sprache und Literatur weit mehr Aufmerksamkeit gewidmet als je zuvor, was sich zum Theil allerdings daraus erklärt, daß wir Deutschen es jetzt weit mehr als zuvor werth sind, gekannt zu werden. Die Fortschritte, welche wir zu größerer nationaler Selbständigkeit, Kraft und Einigkeit gemacht haben, — dann die früchtereiche Blüthe unserer Literatur seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts, und die zahllosen, trefflichen wissenschaftlichen Werke, die wir in neuerer Zeit geschrieben haben, — endlich auch vielleicht eine Ahnung von der großen, unserer Nation bevorstehenden Zukunft, der sie auf der Bahn des Fortschrittes und der Einigkeit entgegeneilt, — dieß alles sind Verhältnisse, welche die Engländer zu jener größern Aufmerksamkeit bewogen haben.

(Fortsetzung folgt.)

Dampfschifffahrt auf den Gewässern der Banda Oriental.

Dieser Staat ist für jetzt noch zu schwach, um solche Unternehmungen selbst zu machen, und hat deßhalb einem Engländer, Namens John Halton Buggeln, ein zwölfjähriges Privilegium auf Befahrung der Gewässer der Republik mit Dampfbooten ertheilt. Es scheint darauf abgesehen, mit der Zeit die Dampfschiffe, die der Privilegirte nach dem Laplata senden wird, für die Republik anzukaufen, denn es ist in dem Vertrag nicht nur ausgesprochen, daß wenn die Unternehmung auf Actien gegründet wird, die Einwohner der Banda blos zu einem Drittheil daran sollen Antheil nehmen dürfen, sondern er ist auch verpflichtet, auf jedem Schiffe zwei junge Bürger der Republik als Lehrlinge aufzunehmen, um sie als Ingenieure und Steuermänner unterrichten zu lassen. Die Unternehmung soll mit nicht weniger als zwei Schiffen von wenigstens 300 Tonnen und 100 Pferdekraft begonnen werden, und es unterliegt keinem Zweifel, daß bei dem Reichthum des Landes an Wasserverbindungen und der schlechten Beschaffenheit der bisherigen Schifffahrt die Einführung der Dampfschiffe, die zugleich auch den Postdienst zu versehen haben, von großen Folgen für den innern Verkehr seyn wird. Die Shipp. and Merc. Gaz. vom 9 Mai enthält den Vertrag vollständig.

Wanderungen in Nubien.

Damer.

(Schluß).

Die Angelegenheiten dieses kleinen hierarchischen Staates scheinen mit großer Klugheit beleitet zu werden. Alle Nachbarn haben vor den Fakis von Damer großen Respect; selbst die räuberischen Bischari-Beduinen flüchten sich vor ihnen, und man hat nie gehört, daß sie einem Bewohner von Damer etwas zu Leide gethan; auf dem Gebiete zwischen Damer und Sowakin hausen zahlreiche Horden von Bischari, allein die Leute von Damer lassen sie unangefochten; besonders fürchten

Digitized by Google

sie sich vor der Macht und Zauberegewalt der Fakis, sie des Regens zu berauben, und auf diese Weise den Tod ihrer Heerden zu veranlassen.

Karawanen ziehen gelegentlich von Darfur nach Sowakin, da viele von den Fakis Handelsleute sind. Außen vor der Stadt sanden wir Lager von Bischaris und Dschahalis, die hieher kommen, um ihre Schafe zu verkaufen. Auch bringen sie sonstige nubische Handelsartikel zu Markt: Getdkörner, Straußfedern, Elfenbein, Gummi, Tamarinden, Senesblätter, Korallen, Bambus, Sandelholz, Delebtrauben, Papagaien und Zibetkatzen. Sowohl in Darfur als auch in einiger Entfernung davon an den Wegen, die zur Stadt führen, gibt es öffentliche Brunnen. Den Haupthandel treibt Darfur mit Dongola und Schendy; auf den Waarenlagern der Kaufleute findet man die meisten Artikel des ägyptischen Handels. Es gibt keinen Suk oder täglichen Markt, sondern bloß einen Wochenmarkt, wo jeder Kaufmann seine Waaren auslegt. Auch der Handel mit Schafen und Kamelen ist von Bedeutung, und nach den Matten von Darfur, die von Dahmblättern verfertigt werden, ist in der ganzen Umgegend starke Nachfrage. An Orten, wie Darfur, wo es keinen täglichen Markt gibt, wo außer an den öffentlichen Markttagen nichts verkauft wird, ist es für den Reisenden sehr beschwerlich, sich die Artikel von geringem Werthe, die er etwa braucht, zu verschaffen. Einer unserer Reisegefährten, ein Aegyptier von Assuan, brauchte für seinen Esel etliche Maaß Durra, da aber keine kleinere Münze im Umlauf ist als der Dollar, wofür er mehr erhalten haben würde, als er hätte fortbringen können, so mußte er es wie noch einige Reisegenossen machen; er ging mit einigen Schnüren Perlen von Haus zu Haus und bot jede Perle für ungefähr vier Händevoll Durra zum Verkauf aus. Auf diese Art gewann er etwa 60 Procent am Einkaufspreise, und erhielt zugleich Gelegenheit, in viele Privathäuser zu kommen. Er war etwas überrascht, als er fand, daß es allenthalben in der Stadt, trotz der Strenge der Fakis, eine Menge Häuser gab, wo selbst Freudenmädchen und berauschende Getränke zu haben waren. Solche Wanderungen machten wir während unseres Aufenthalts zu Damer jeden Tag. Als unser Reisegefährte von Assuan eines Nachmittags seine Perlen zum Verkauf ausbot, redete ihn ein Faki an und fragte ihn, ob er lesen könne. Auf seine bejahende Antwort ersuchte er ihn höflich, ihm an einen Ort zu folgen, wo er eine freundliche Aufnahme und ein gutes Mittagessen zu erwarten habe. Hierauf führte er ihn in ein Haus, wo er eine Menge Menschen beisammen fand, um das Andenken eines jüngst verstorbenen Verwandten feierlich zu begehen. Einige Fakis lasen aus dem Koran mit gedämpfter Stimme vor. Alsdann trat ein Großfaki herein, dessen Ankunft die Losung war, den Koran in lauten Gesängen auf die im Morgenlande übliche Art herzusagen. Dieß wurde ungefähr eine halbe Stunde fortgesetzt, worauf ein reichliches Mittagessen aufgetragen wurde, indem man bei dieser Gelegenheit ein Rind geschlachtet hatte. Nach einer gründlichen Mahlzeit begann man das Vorlesen von neuem. Einer von den Scheikhs brachte einen Korbvoll weißer Kieselsteine, über welchen mehrere Gebete vorgelesen wurden. Diese Steine waren dazu bestimmt, auf das Grab des Verstorbenen in der Weise gestreut zu werden, wie man es im Orient auf frischen Gräbern häufig wahrnimmt. Ein Faki sagte, es sey dieß eine verdienstliche Handlung, weil man glaube, die Seele des Verstorbenen, wenn sie künftig das Grab besuche, freue sich, diese Kiesel darauf zu finden. Als das Vorlesen zu Ende war, begannen die Weiber zu singen und zu heulen. Unser Freund verließ sodann das Zimmer, aber der freundliche Wirth schickte ihm noch ein Stück Braten zum Abendessen.

Die Frauen zu Darfur schmücken ihre Wohnzimmer mit einer Menge hölzerner Schalen und Schüsseln, die sie an den Wänden befestigen; die Fußböden sind mit schönen vielfarbigen Matten belegt, denn die Kunst, die Dornblätter zu färben, ist hier seit alten Zeiten bekannt. Auch habe ich Straußeier und schwarze Straußfedern gesehen, die man als Wandverzierungen über den Hauptsorten befestigt hatte. Die Zither der Beduinen, Rebaba genannt, wird von vielen Frauen mit großer Fertigkeit gehandhabt.

Die Bodencultur wird zu Darfur weit sorgfältiger betrieben, als an jedem andern Orte von Dongola; die künstliche Bewässerung geschieht durch zahlreiche Wasserräder, die, wie in Aegypten, von Kühen in Bewegung gesetzt werden; auf diese Art ist der Landmann im Stande, jährlich zwei Ernten zu bekommen. Das Haupterzeugniß des Bodens ist die Durra; auch baut man Weizen, Mais, Hülsenfrüchte und rothen Pfeffer (Schebeiba). Von dem letztern wird viel ausgeführt, und er ist bei den Insassen als Gewürz an den Speisen außerordentlich beliebt. Auch Baumwolle und Tabak werden in Menge producirt. An die geistliche Obrigkeit, die Fakis, deren Haupteinkommen vom Landbau und Handel herrührt, bezahlt man keine Durchgangszölle, und dieß ist der Grund, warum Darfur blüht, denn die unbelästigten, mit keinerlei Abgaben heimgesuchten Karawanen halten sich stets gern einige Tagreise auf.

Man sieht hier treffliche Kamele und Pferde; auch auf die Zucht der Esel wendet man große Sorgfalt, und versieht Dongola und Kordofan mit zahlreichen Exemplaren.

Der Mann, bei dem wir wohnten, war in seinen Forderungen sehr human und billig, und unsere ganze Reisegesellschaft verließ Darfur sehr zufrieden mit dessen Bewohnern. Dem Oberfaki übersandten wir drei Zuckerhüte als ein freiwilliges Geschenk. Seine Hochwürden nahmen solche freundlich in Empfang, verhieß uns Gutes und versicherte alle seines Wohlwollens.

Zu Darfur traf ich einen italienischen Arzt, Namens Cervelli, der von Alexandrien aus einen seiner Wissenschaft gewidmeten Ausflug nach Nubien unternommen hatte; frühere war er eine Zeitlang Leibarzt bei dem Beherrscher von Teipolis, den er auf vielen Reisen und Feldzügen begleitet hatte. Von Cyrenaika's prachtvollen Ruinen zeigte mir Hr. Cervelli einige gute Zeichnungen.

Miscellen.

Deutsche Ansiedlung in Borneo. Die Colonial Gazette vom 27 April enthält eine bestimmte Aufforderung an die Regierung, endlich mit der Errichtung einer Ansiedlung auf Borneo ans Werk zu schreiten. Als Haupttortheile einer solchen sind folgende angegeben: sie kann als eine Station für die nach China gehenden Schiffe dienen, der Absatz der englischen Manufacte wird dadurch im ganzen Archipel sehr erleichtert, und der Reichthum dieser Länder kann sich schneller entwickeln; endlich ist dadurch ein Mittel gegeben dem Seeräuberwesen der Malayen wirksamer entgegenzuarbeiten und das Christenthum unter diesen rohen Stämmen auszubreiten.

Die Gegner der Verbindung zwischen Kirche und Staat in England sind ungemein geschäftig; nach dem „Patriot" soll es jetzt so gut wie entschieden seyn, daß bald eine Conferenz von 4 bis 500 Repräsentanten dieser Partei in London zusammentreffen wird.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 145.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

24 Mai 1844.

Mozambique.

Da die Blicke der seemächtigen Völker jetzt so vielfach auf die Ostküste Afrika's gerichtet sind, so entheben wir aus der Narrative of the voyages and services of the Nemesis nachstehende Bemerkungen über diesen Hauptpunkt der portugiesischen Besitzungen, deren Besitz, wie so manche andere, Portugal nur darum geblieben ist, weil keines der seemächtigen Völker dem andern ihn gegönnt hätte. Der Hafen dieses Orts ist eine drei Stunden breite und vierthalb Stunden lange Bay, in welche drei kleine Flüsse sich einmünden, und die durch drei vorliegende Inseln, auf deren einer die Stadt Mozambique liegt, selbst beim schlechtesten Wetter völligen Schutz gewähret.

Mozambique wurde im Anfang des 16ten Jahrhunderts von den Portugiesen den Arabern entrissen; die Ausdehnung des Forts St. Sebastian, das sie hier bauten, und welches selbst jetzt noch sehr leicht in eine starke Veste von 100 Kanonen umgewandelt werden könnte, spricht hinreichend für die große Wichtigkeit, welche die Portugiesen selbst in jener frühern Zeit dem Orte beilegten. Es finden sich hier noch große Casernen und Vorrathshäuser, aber nur eine sehr schwache Besatzung von kaum etlichen hundert Mann, theils Negern, theils Creolen. Auch findet man noch zwei andere kleine Forts auf der Insel, die man sonach für gut befestigt ansehen kann. Der Palast des Gouvernements muß in seiner besten Zeit ein Bau gewesen seyn, der eines mächtigen Beherrschers wohl würdig war; er ist aus Stein aufgeführt, von bedeutendem Umfang, und hat noch jetzt recht schöne Zimmer. Der große steinerne, mit schönen Bogen erbaute Landungsplatz mit dem umfangreichen Zollhause am einen Ende spricht jetzt noch von der ehemaligen Handelswichtigkeit dieses Platzes, der vielleicht mehr durch die lähmenden Folgen des Sklavenhandels als durch die Abnahme des Handelsreichthums der afrikanischen Ostküste gesunken ist.

Die Stadt ist vergleichungsweise ganz unbedeutend geworden, die Zahl der hier sich aufhaltenden Portugiesen ist sehr gering, mit Ausnahme der Canaresen oder in andern portugiesischen Besitzungen in Indien geborener Creolen, die man höflichkeitshalber noch „Weiße" nennt, obwohl sie so schwarz sind, als die eigentlichen Indier. Elende Regierung und moralische Verschlechterung haben die andern Uebeln des Verfalls noch verschlimmert, und man wird es kaum glaublich finden, daß ein bestimmtes Gesetz erlassen wurde, welches die Verheuratheten nöthigt hier zu bleiben, oder wenigstens ihnen nach ihrer eigenen Heimath zurückzukehren verbietet. Die Folge dieser seltsamen Maaßregel war, daß niemand sich verheurathen will, und daß die Leute ohne alle Scheu ohne Ehebund mit einander leben.

Ich habe diese, Mozambique betreffenden Einzelnheiten erwähnt, weil dieß der Hauptpunkt aller portugiesischen Niederlassungen an der Küste ist, und wenn dieß sich so gesunken zeigt, so kann man sich leicht vorstellen, wie die andern zwischen Tod und Leben hinsiechen müssen. Der unselige Einfluß des Sklavenhandels scheint den ganzen Productenhandel des Landes gelähmt zu haben; die Eingebornen, voll Mißtrauen gegen einander, leben in steter Furcht und Armuth, und können somit fremde Waaren nicht kaufen. Der Sklavenhandel ist fast der einzige Vortheil der Häuptlinge, macht sie zu andern Unternehmungen unfähig und ertödtet alle Gefühle der Ehre und alle Aussicht auf einen bessern Zustand. Eine allgemeine Stockung scheint sich der Gemüther der Menschen wie der Erzeugnisse der Erde bemächtigt zu haben, und ohne die Thätigkeit der arabischen Bevölkerung in der Nachbarschaft wäre eine periodisch wiederkehrende Hungersnoth unvermeidlich. In dem gegenwärtigen Augenblick liefern sämmtliche portugiesische Niederlassungen längs den Rios da Senna nicht einmal Korn für den eigenen Bedarf. Und doch ist das Land ausgezeichnet schön, fähig alle Früchte des Landes in üppiger Fülle zu erzeugen, und wäre es angebaut und gelichtet, so würde es selbst für Europäer bewohnbar seyn; jetzt liegt sehr vieles Land unfruchtbar da, welches früher vortrefflich angebaut war. Die Portugiesen haben also hier weder den Boden gebaut, noch den Handel ausgedehnt, weder die Wilden civilisirt, noch dem Christenthum den Weg bereitet. Der Sklavenhandel scheint jede Entwicklung im Keime geknickt zu haben.

Digitized by Google

Die Engländer und die Ausländer.

2. Die Engländer und die Deutschen.

(Fortsetzung.)

Unsere deutsche Sprache ist den Engländern als ein Product von tiefen Denkern (deep thinkers) in der Regel ein Gegenstand der Verwunderung und des Staunens; sie kommt ihnen so schwer vor, wie uns das Chaldäische. Nichtsdestoweniger aber haben sie sich in neuerer Zeit, theils weil sie Offenbarungen von dieser Sprache erwarteten, wie wir von der Sprache der ehrwürdigen Braminen, theils weil sie sie für das Reisen und Leben nöthig haben, daran gemacht, unsere wunderlichen Buchstaben und noch componirteren Worte und Perioden zu entziffern und auswendig zu lernen.

„Die Mineralogen," sagte mir ein alter, in der englischen Literaturgeschichte sehr wohlbekannter Dichter, „sind die ersten Verfechter — und wie er sich ausdrückte — die Ushers (Einführer) des deutschen Sprachstudiums in England gewesen." Für diejenigen, welche sich dem Studium der Mineralogie gewidmet, wurde die deutsche Sprache vor 40 bis 50 Jahren als ganz unerläßlich gehalten, sonst habe sich aber eben niemand darum bekümmert. Dieß war gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts. Die deutsche Sprache war damals noch so wenig bekannt in England, daß selbst Dr. Johnson, der berühmteste englische Lexikograph, kein Deutsch verstanden, was einem ungefähr als ein eben so unverzeihlicher Mangel erscheinen muß, als die Unkenntniß des Lateinischen bei einem Lexikographen und Grammatiker des Italienischen.

Die Mineralogie klopfte leise für uns bei dem englischen Herzen an; Thor und Thüre aber wurden uns erst nach den Stürmen, welche der französischen Revolution folgten, geöffnet. Während dieser Zeit waren die Engländer so gut wie vom Continente abgeschnitten. Das Getöse der Waffen und die politischen Stürme hinderten sie, wie auch die Franzosen, von den schönen Dichtungen und Werken, die wir kurz vor dieser Zeit und zum Theil mitten unter den Stürmen selbst componirt hatten, gebührende Notiz zu nehmen. Erst nachdem sich der politische Himmel abgeklärt hatte, erkannte man deutlich, was auf unsern Feldern gereift war.

Gleich nach Beendigung der continentalen Kriege kamen die Engländer aus ihrer Insel hervor und überschwemmten reisend, beschauend, murrend und scheltend das übrige Europa und namentlich Deutschland in einer Weise, wie dieß kein Volk je zuvor gethan hat. Paris versah sich mit einer Colonie von müßigen Engländern, die zahlreich genug gewesen wären, eine Stadt für sich zu bilden. In den Hafenorten des nördlichen Frankreich, in Calais, Boulogne, Havre und andern sammelten sich Tausende von Engländern. An der ganzen Loire hin, in Orleans, Tours und andern Orten finden sich bleibende englische Colonien; die Schweiz wurde mit Engländern überschwemmt, und nicht nur die Hauptstädte von Italien, Rom, Neapel ꝛc., sondern auch die kleinern Orte, Siena, Perugia und andere haben ihr regelmäßiges und beständiges Anhängsel von Engländern. Dasselbe gilt von unsern Haupt- und Residenzstädten, Wien, München, Dresden, Berlin und andern; am meisten beklagt man sich aber am Rhein über den wachsenden Zufluß der einwandernden Brittensöhne: „Toujours perdrix! Toujours perdrix!" ruft man von allen Seiten.

Der Ruhm des Rheines und der schönen Berge und Alpen, von denen er herabrinnt, der Ruf unserer romantischen Burgen, aller schönen und wilden Naturscenen unseres Landes erscholl weit und breit in England, und die darnach verlangenden fingen mehr und mehr an, die Unkenntniß unsrer Sprache zu bedauern. Seitdem wird nun die schwer zu lösende Frage: „wo lernt man das beste Deutsch?" vielfach in England aufgeworfen, ohne daß jemand eine bestimmte Antwort darauf zu geben wüßte. Seitdem sehen wir hie und da auf den Pastoraten in Sachsen, oder in den Pensionen von Berlin, auch in Hannover und andern Orten, unmündige und auch mündige Britten sich von ihrer Insel und dem Verkehr mit der Welt zurückziehen, um dem schwierigen Geschäfte der Erlernung des Deutschbuchstabirens, des Deutschlesens, des Deutschsprechens und Deutschschreibens obzuliegen.

Die Mineralogen, dann die Freunde des Reisens und unserer schönen Natur, — die Denker und Gelehrten, welche an den Quellen unserer reichen Wissenschaftlichkeit zu schöpfen wünschten, — mochten, wie gesagt, uns Eintritt verschaffen. Das gebildete Publicum, welches sich einen Begriff von unserer schönen Literatur zu machen und — „those two capital fellows," — wie sich ein Engländer einmal gegen mich ausdrückte, Schiller und Goethe wo möglich in der Urspr ache zu lesen wünschte, folgte nach.

Bei den Damen half uns ohne Zweifel auch viel diejenige Kunst, derentwegen sonst die Damen in ganz Europa nur Italienisch lernten, die Musik. Ein schönes Schubert'sches Lied in der Ursprache singen zu können, wird jetzt von vielen Engländerinnen als ein beneidenswerther Vorzug betrachtet. Deutsche Musik hat sich in neuerer Zeit auf eine außerordentliche Weise in ganz England verbreitet. Nach deutschen musikalischen Lehrsystemen lernen sie jetzt alle das Singen. Deutsche Musiklehrer sind eine ganz gewöhnliche Erscheinung, und auch in den meisten Regimentern der englischen Armee findet man ebenso wie fast in der ganzen russischen Armee deutsche Capellmeister an der Spitze der Regiments-Musikbanden.

Deutsche Lehrer und Professoren sind in neuerer Zeit bei mehreren öffentlichen Schulanstalten und Universitäten angestellt. In Oxford ist jetzt ein großes, prachtvolles Collegium im Bau begriffen, welches für das Studium der neuen Sprachen und namentlich auch des Deutschen bestimmt ist. — In Eton hat Prinz Albert einen Preis für die Belohnung der Schüler, welche sich im Deutschen auszeichnen, gestiftet. — Deutsche Lehrer und deutsche Gouverenanten werden mehr und mehr in den Privatfamilien gesucht, und mit einem Worte: deutsch ist sogar nicht wenig die Fashion geworden. Besonders bewirkte dieß auch der Umstand, daß unsere Sprache in neuerer Zeit auch in das vornehmste Haus in England als

Digitized by Google

alltägliche Umgangssprache der beiden Häupter dieses Hauses eingeführt wurde. Der liebenswürdige Prinz, den unser Vaterland an England geschenkt hat, und welcher dort von allen Parteien geliebt, als der wünschenswertheste Repräsentant unserer Nationalität erscheint, hat auch gewiß nicht wenig dazu beigetragen, die Vorliebe zu unserer Sprache und Nationalität in England zu vermehren.*)

Eine Menge unserer bedeutendsten deutschen Classiker sind jetzt ins Englische übersetzt und in diesen Uebersetzungen publicirt. Auch dem Reisenden stoßen im Lande eine Menge Dilettanten auf, die sich in aller Stille mit einer Uebersetzung von Maria Stuart, oder von Schillers Glocke, oder von Götz von Berlichingen jahrelang fleißig beschäftigen. Sogar viele der jetzt erscheinenden Werke werden, wenn sie einiges Interesse für das brittische Publicum zu haben scheinen, sogleich übersetzt. Wäre das bibliographische Wesen in England besser geordnet und könnte man sich vollständige Verzeichnisse von allen den in diesen letzten Jahren aus dem Deutschen ins Englische übersetzten Büchern verschaffen, so würde man sie wahrscheinlich vier- oder fünfmal reichhaltiger und größer finden, als die Verzeichnisse aus dem vorletzten und drittletzten Jahrzehnt. Uebrigens haben die Engländer bei weitem nicht so classische Uebersetzungen unserer Classiker zu Stande gebracht, wie wir sie von den ihrigen besitzen.

Wenn auch nicht alle neuen Producte der „15,000 deutschen Schriftsteller" — so viel nehmen die Engländer dem Quarterly Review zufolge ungefähr an — ins Englische übersetzt werden, so wird doch fast jede einigermaßen bedeutende literarische Erscheinung, oder wenigstens diejenige, welche die Engländer als solche betrachten, von ihren Reviews einer Kritik gewürdigt. Ja man könnte sagen, die Engländer sind geradezu recht auf der Lauer nach Neuigkeiten von Deutschland, und spähen überall nach deutschen Büchern aus, welche ihnen Neues lehren, oder ihrem überreizten Gaumen neue Sensationen erzeugen könnten. „The Author is a German Writer" war bisher nichts weniger als eine vortheilhafte Empfehlung für ein Buch. Das Blatt beginnt nun sich zu kehren, und es gibt jetzt nicht nur viele deutsche Gelehrte, die in England geradezu als Orakel angesehen werden, sondern es hat sich eine so hohe Meinung, ein so lautes Gerücht von deutscher Gründlichkeit, von deutscher Gelehrsamkeit und Tiefdenkerei verbreitet, daß manche Engländer vielleicht gar schon zu weit mit dieser hohen Meinung gegangen sind, und ein gar zu ernstes und ehrerbietiges Gesicht machen, wenn ein deutscher Gelehrter citirt wird.

Auch ist es ein merkwürdiges Factum, daß englische Schriftsteller existiren, welche die Bewunderung der deutschen Sprache so weit getrieben haben, daß sie, den Genius ihrer eigenen Sprache vergessend, ein unnatürliches Deutsch-Englisch schreiben, daß sie lange Perioden bauen wie wir, und sesquipedalia verba componiren, wie wir.

(Fortsetzung folgt.)

*) Wir können dabei bemerken, daß zu keiner Zeit die deutsche Sprache in so vielen europäischen und außerdeutschen Häusern gesprochen wurde, wie jetzt, z. B. im Hause des Kaisers von Rußland, — des Königs von Frankreich, — des Königs von Portugal, — der Königin von England, — des Königs von Dänemark.

Wanderungen in Nubien.

Schendy.

An einem schönen Frühlingsmorgen brachen wir von Damer auf, begleitet von zwei Fakis, welche uns bis an die Landesgränze geleiten sollten. Denn der Weg ist gefährlich, allenthalben hausen Räuber, hinter Busch und Fels lauern Wegelagerer. Die Furcht jedoch vor den Fakis von Damer ist so groß, daß der bloße Anblick derselben an der Spitze unserer Karawane hinreichend war, den Bewohnern des Landes die größte Ehrfurcht einzuflößen; so wie wir vorbeizogen, kamen sie oft heran, küßten in Demuth unsern ganz unbewaffneten Geleitsmännern die heiligen Hände und entfernten sich wieder. Wollte man hier zu Lande ohne den Beistand einiger Fakis reisen, so würde man eine bewaffnete Macht nöthig haben. Karawanen aus dem Süden machen an der Gränze Halt, bis ein Faki von Damer ankommt, um sie zu begleiten. Man begrüßt ihn insgemein mit der Anrede: „Deine Weisheit ist dein Schwert und deine Gottesfurcht ist dein Schild! Gib uns das Geleit, Auserkorener des Herrn, denn die Bösewichter fliehen vor deinem Anblick!"

Wir hielten uns dicht zusammen, damit nicht etwa ein Nachzügler in den Wäldern, durch welche der Weg führt, abgeschnitten werde. Ein Hain duftender Selambäume, von muntern Vögeln bevölkert, gewährte uns viel Vergnügen; Turteltauben girrten in den dunkeln Zweigen. Zwischen Gruppen von Dumbäumen erblickten wir einige Dörfchen und Weiler, welche von Arabern aus dem Stamm Mekabera bewohnt sind; sonst waren sie benachbarten Häuptlingen zinsbar, behaupten nun aber seit einer Reihe von Jahren ihre angestammte Beduinenfreiheit. Sie leben theils von dem Ertrage der Felder, theils vom Raube. Mit den meisten Nachbarn sind sie in Fehde, und da sie sich durch ihre eminente Tapferkeit in Ruf und Respect gesetzt haben, so fürchtet man sie sehr. Reisende, die nicht von einem Faki von Damer begleitet sind, werden sicherlich von ihnen ausgeplündert.

Nun zogen wir über öde Sandhügel, und erst nach einer guten Stunde erblickten wir wieder lachende Thäler, mit jungem Grün geschmückt. Nach einem fast zehnstündigen Marsch kamen wir in das Dorf Huwaja; die Leute trieben gerade ihr Vieh zur Tränke. Nach einem sehr heißen Tage hatten wir einen herrlichen kühlen Abend, und wir badeten uns allesammt im Nil, der unten im Thal prächtig dahinströmt, jugendlich rasch, denn in Nubien ist der von Göttern und Menschen verherrlichte Strom noch Jüngling, wie der Rhein im helvetischen Alpenlande. Seine nubischen Ufer sind ungemein pittoresk, hie und da ragen schilfbewachsene Felsen in den Strom hinein. Bunten Kiesein jagt er nach, wie der Dichter singt, und die Abendsonne spiegelt sich in den grünen Wellen.

Von unsern Dienern nahm einer, Namens Jussuf, einige Perlen, um sie im Dorfe gegen Brod zu vertauschen. Nach langem vergeblichem Suchen traf er einige Leute, die ihn höflich baten, mit ihnen nach Hause zu kommen, indem sie versicherten, ihre Weiber würden die Perlen kaufen. Er folgte ihnen, bis sie in ein enges abgelegenes Gäßchen kamen; hier drehten sie sich plötzlich um, rissen dem verblüfften

Juſſuf die Perlen aus der Hand und nahmen ihm noch obendrein ſeine Mütze. Als ſie ſahen, daß der unbewaffnete Menſch ſich widerſetzen und Lärm machen wollte, zogen ſie ihre Schwerter. Stumm machte ſich der arme Juſſuf auf die Beine und eilte zu ſeinen Gefährten zurück, welchen er ſein Mißgeſchick klagte. Zwei Abgeordnete ſandten wir hierauf zu dem Scheikh des Dorfes, ihn zu bitten, die frechen Räuber ausfindig zu machen. Spät am Abend fand unſere Deputation den Scheikh in einer Hütte, wo man berauſchende Getränke feilbat, in einer ſogenannten Banzahütte. Der Schrikh und ſeine ganze noble Geſellſchaft waren betrunken. Nachdem man ihm die Perſonen der Diebe beſchrieben hatte, machte er ſich, ungeachtet ſeines Rauſches, auf den Weg, und es wurden die Perlen und die Mütze bald entdeckt und den rechtmäßigen Eigenthümern zugeſtellt. Hierauf drang der Scheikh in mich, in Fröhlichkeit einen Becher mit ihm zu leeren, allein ich ſchlug dieß aus; hierauf begleitete er mich zu unſern Leuten zurück, wo man ihm aus Höflichkeit wenigſtens zweimal ſo viel geben mußte, als die geſtohlenen Sachen werth waren. Ich gedenke dieſes Vorfalls bloß deßhalb, um zu zeigen, wie wenig Hoffnung ein einzelner Reiſender hat, durch dieſes Land zu reiſen, ohne ausgeplündert zu werden.

In dieſen Gegenden ſtehen, wie in den höhern Theilen Oberägyptens, alle größern Dörfer an dem Abhange der Steppenhügel und in einiger Entfernung von dem cultivirten Boden. In dem Dorfe Gabadi bemerkte ich ein impoſantes Gebäude über dem Grabe eines Heiligen; es hat die Geſtalt eines gerundeten Kegels und iſt aus Ziegelſteinen, die an der Sonne getrocknet ſind, erbaut, den Eingang fand ich geſchloſſen, und man ſagte mir, er werde nur Freitags geöffnet. Jenſeits Gabadi ritten wir abwechſelnd über die angebaute Ebene und über Sandhügel; Löwen und Hyänen kommen hier häufig zum Vorſchein. Auf den Feldern ſtehen viele Nebekbäume, und die Ränder der Wüſte ſind allenthalben mit mannichfachem Geſträuch bewachſen. In den Hügeln zu unſerer Linken zogen wir durch einige Weiler und erreichten ſpät am Abend Dſchebal, ein großes Dorf in den Hügeln mit guten Gebäuden und drei kleinen Moſcheen. Wir lagerten uns im Rücken des Dorfes auf einer offenen, mit zwei Bäumen überſehenen Fläche. Nachdem wir uns zur Ruhe begeben hatten, wurden wir von den Dienern des hochlöblichen Magiſtrats von Dſchebal, der uns ein reichliches Abendbrod ſchickte und ſeinen Friedensgruß entbieten ließ, aufgeweckt. Faſt zwei Stunden unterhielten wir uns mit einigen Inſaſſen von Dſchebal. Einer derſelben hatte ſich lange Jahre im Dienſte Mehemed Ali's zu Kairo aufgehalten. Er erzählte uns viel aus dem Leben des Paſcha, unter anderm auch von der gräßlichen Niedermetzelung der Mameluken am 1 März 1811 — ein Schauſpiel, das er mit anzuſehen genöthigt war. Den 1200 Mameluken, welche mit ihrem Oberhaupte Sahin Bey auf eine verrätheriſche Weiſe im Caſtell von Kairo niedergemacht wurden, hatte der Paſcha auf die feierlichſte Weiſe Sicherheit für ihre Perſonen verſprochen. Man kann ſich nichts Scheußlicheres denken als dieſe Mordſcene, und noch jetzt, nach ſo vielen Jahren, bemerkte unſer Erzähler, überkommt mich ein Grauen, wenn ich davon rede. Die Mameluken hatten den Diwan (den Staatsrath Sr. Hoheit) verlaſſen und waren in einen der engen Gänge auf dem Wege nach dem Schloßthore gekommen, als oben von den Wällen und von allen Richtungen her 2000 Albaneſen, treugehorſamſte Vollſtrecker der Befehle des Paſcha, ein ſchreckliches Feuer auf ſie machten. Auf nichts vorbereitet und durch Mangel an Raum verhindert, konnten ſie keinen Widerſtand leiſten; einige faſt unſchädliche Hiebe waren alles, was ſie verſuchten, und diejenigen, die nicht durch das Feuer getödtet wurden, wurden von den Pferden geriſſen. Mit einem Tuche um den Kopf und einem andern um den Leib wurden viele vor den Paſcha und ſeine Söhne gebracht, wo ſogleich Befehl zu ihrer Hinrichtung ertheilt ward. Selbſt hier wurden ihre Leiden noch vergrößert, und ſtatt ſogleich enthauptet zu werden, wurden viele nicht gleich tödtlich verwundet; man ſchoß mit Piſtolen nach verſchiedenen Theilen ihres Körpers oder ſtach auf ſie mit Dolchen. Viele ſuchten ſich von denen, die ſie hielten, loszumachen; einigen gelang es; ſie wurden aber an den Ecken der Citadelle und eben von dem Harem des Paſcha herab getödtet. Knaben von 12 bis 14 Jahren ſchrien fürchterlich um Gnade und betheuerten, daß ſie an jeder Verſchwörung unſchuldig ſeyen, und baten ſich dem Paſcha ſelbſt als Sklaven an. Alle wurden niedergemacht; keiner wurde verſchont, und der Paſcha hörte nicht eher zu wüthen auf, als bis kein Mameluk mehr am Leben war. In allen Gaſſen von Kairo wurde ausgerufen: „Wer einen Mameluken verberge und ihm durchhelfe, ſolle mit dem Tode beſtraft und ſein Vermögen eingezogen werden.“

Bei Dſchebal beginnt eine Bergkette von Sandſteinen, woſelbſt ſich intereſſante geologiſche Forſchungen anſtellen ließen. Bei dem Dörfchen Dawa nehmen die Hügel eine mehr öſtliche Richtung und machen einer Ebene Platz, die wenigſtens zehn Meilen in der Breite hat, üppig mit wilden Gräſern bewachſen. Man ſieht hier eine große Menge zerſtreut liegender Hütten und Weiler. Nubiſche und arabiſche Hirten weiden hier mit ihren zahlreichen Heerden von Kühen, Kameelen und Schafen. Auch bauen ſie Gurken und eine große Menge Zwiebel, womit ſie den Markt zu Schendy verſorgen. Ihre Hütten ſind von Matten verfertigt; treffliche Milch bekommt man bei ihnen, auch Datteln und Durra.

Der Weg über die Ebene war durch Unkraut und überhängende Zweige von Akazien verſperrt, wodurch unſern beladenen Kameelen das Fortkommen etwas beſchwerlich gemacht ward. Große Schaaren Störche flogen über uns weg nach Naqeua zu. Nach ſieben Meilen erreichten wir den fruchtbaren, mit vielen kleinen Weilern bedeckten Landſtrich von Bonida. Hier ſind die Salinen, welche das ganze Land bis Sennaar hinauf mit Salz verſorgen. Die Erde, welche mehrere Meilen in der Runde ſtark mit Salz geſchwängert iſt, wird an der Seite des Weges von den Arabern in Haufen geſammelt. Das Salz ſondert man von der Erde durch das Kochen in großen irdenen Gefäßen ab und dann kocht man die Salzthrile zum zweitenmal in kleinern Gefäßen. Hierauf macht man aus dem Salze kleine runde Kuchen von ungefähr einem Fuß im Durchmeſſer und drei Zoll in der Dicke; es iſt vollkommen weiß und hat viel Aehnliches mit dem Steinſalz. Ungefähr ein Dutzend Kuchen preßt man in einen Korb zuſammen und vier Körbe machen eine Kameelladung aus. Dieſes Salz bildet einen beträchtlichen Zweig des Handels von Schendy. Die Handelsleute aus Sennaar kaufen es in großer Menge für die Märkte in Habeſch und vertauſchen es gegen Sklaven und Gold. Als wir vorbei kamen, befanden ſich achtundzwanzig Salzlöcher am Feuer. Dieſer ergiebigen Salinen ſind das Eigenthum des Beherrſchers von Schendy, dem ſie ſchönes Geld einbringen.

(Fortſetzung folgt.)

Wilſons jakobitiſche Ueberreſte. Unter dieſem Titel ſind die Lieder der Jakobiten in Schottland mit Muſikbegleitung herausgegeben worden. Auch iſt von demſelben Campanisten bereits das ſechste Heft der ſchottiſchen Nationallieder erſchienen. (Lit. Ges. vom 11 Mai.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 146.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

25 Mai 1844.

Japan.

Man kennt im allgemeinen die Verhältnisse der Holländer zu Japan wohl, und weiß, daß sie einen vielfach beschränkten und ungemein von Mißtrauen überwachten Verkehr mit diesem Reiche treiben, der im Verhältniß zu der Masse der aus- und eingeführten Waaren einen ungeheuren Gewinn abwirft, aber wegen der geringen Masse von Waaren doch von nicht sonderlichem Betrag ist. Alle Einfuhrartikel sind bis jetzt noch dem Volke fremd geblieben, da das Volk gar nicht die Mittel hat sich solche anzukaufen. Seit China durch die englischen Waffen gedemüthigt wurde und das Gesetz des Siegers empfangen mußte, seit die alte Abschließungspolitik in dem großen chinesischen Reiche nicht mehr durchzuführen ist, läßt sich unschwer voraussehen, daß auch Japan endlich dem unwiderstehlichen Andrang europäischer Gesittung nicht lange mehr Widerstand werde leisten können. Da bis jetzt von europäischen Völkern keines Zugang in Japan hat, als die Holländer, die Japanesen somit alles, was sie von europäischer Bildung kennen gelernt haben, durch die Holländer erhielten, so erwachte in der holländischen Regierung der Gedanke, diesen Umstand zu benutzen, und jetzt mit Hinblick auf die Ereignisse im chinesischen Reich einen neuen gütlichen Versuch auch in Japan zu machen, ob nicht ein stärkerer Verkehr ins Leben zu führen sey. Sollte dieß gelingen, so steigt gewiß dadurch auch der holländische Handel mit Siam, Cochinchina und China, was die günstigste Rückwirkung auf Java haben müßte. Zweck und Ursache der jetzt nach Japan bestimmten holländischen Gesandtschaft sind demnach sehr klar und einfach.

„Wie aber, sagt das Amsterdamsche Handelsblad vom 8 Februar, ist dieser Zweck zu erreichen bei einem Volk, dessen Hauptcharakterzüge Hochmuth und Mißtrauen sind? Um diese Frage zu beantworten, bedenke man, daß die Japaner ausnehmend neugierig sind, und sich stets durch die Niederländer von allem, was wichtiges in der Welt vorgeht, Bericht erstatten ließen. Sie wissen somit recht wohl, was in den letzten Jahren in China vorgefallen ist, und eine völlige Umkehr in den Verhältnissen zu den Fremden so wie hinsichtlich des Volks angebahnt hat. Wir wollen hier nicht untersuchen, welchen Eindruck die Wissenschaft auf die Regierung von Japan gemacht hat, oder gemacht haben kann. Es ist genug, wenn man weiß, daß die Vorfälle in dem benachbarten Reich in Japan einen Eindruck hervorgebracht haben, welcher für das Anknüpfen von nähern und innigern Beziehungen zwischen diesem Reich und Niederland sehr günstig wirken muß, und zu diesem Ende ist die Absendung einer Gesandtschaft das dienlichste Mittel." Ueber die Art und Zusammensetzung der Gesandtschaft ist wenig bekannt geworden, aber nicht zu zweifeln, daß die Holländer auch hierin mit ihrer gewöhnlichen Klugheit verfahren sind, wenigstens läßt sich dieß aus folgenden Angaben des Handelsblads schließen: „die Gesandtschaft muß nicht von Batavia, sondern von Niederland selbst abgehen, daß man sich nicht einbilde, es seyen Kaufleute, wie die Vorsteher zu Decima, welche die Hofreise nach Jeddo machen und stets nur als Kaufleute angesehen werden. An der Spitze der Gesandtschaft muß deßhalb ein Mann stehen, der niemals in irgend einer Beziehung in Japan früher verwendet wurde, ein Mann, der einen ansehnlichen militärischen Rang hat, der wo möglich ein hohes Amt in Indien verwaltet, und dessen Name vielleicht den Japanern ehrenvoll bekannt worden ist. Auf der Reise kann sich ein solcher Mann mit allem was ihm zu wissen nöthig ist, bekannt machen, namentlich was die Geschichte des Landes, die Sitten und Gewohnheiten des Volks, den Hochmuth, das Mißtrauen, das Ceremoniell, die Begriffe von Ehre u. s. w. betrifft. Hat er dann als ersten Gesandtschaftssecretär oder Gesandtschaftsrath einen Mann bei sich, welcher die japanische und wo möglich auch die chinesische Sprache versteht, dann glauben wir, daß die vornehmsten Personen für eine solche Gesandtschaft gefunden sind. Ein Ingenieur-, ein Artillerie- und ein Marineofficier sollten als Attachés die Gesandtschaft begleiten. Ein Maschinenkundiger, ein Feuerwerker, ein Chemiker und überhaupt Repräsentanten aller Wissenschaften und Künste sollten bei dem Gefolge sich befinden." Man sieht, mit welcher Ueberlegung man bei der nöthigen Begleitung zu Werke

Digitized by Google

geht, nichts wird vergessen, am wenigsten, daß der Gesandte mit dem nöthigen Pomp auftreten muß; deßhalb sollen einige Fregatten und mehrere kleine Fahrzeuge, so wie ein Dampfschiff ihn an den Ort seiner Bestimmung geleiten, „um die Achtung der Völker im östlichen Asien und im indischen Archipel nöthigenfalls zu erzwingen."

Das Ziel, welches die holländische Regierung sich vorgesetzt hat, ist groß. Ein bisher ganz verschlossenes Reich, das den Handel nur zu Nangasaki, und auch hier nur unter den strengsten Bedingungen zuließ, soll bewogen werden, sein tief eingewurzeltes Mißtrauen aufzugeben und sich dem fremden Handel und dem fremden Einfluß zu erschließen; zugleich aber soll der Handel möglichst den Holländern allein verbleiben, wobei freilich das Mißtrauen der Japanesen gegen die in China siegreichen Engländer das Beste thun wird.

Die Engländer und die Ausländer.

2. Die Engländer und die Deutschen.

(Fortsetzung.)

Es gibt sogar manche deutsche Geister, die in England berühmter und höher gehalten sind als in Deutschland. Den Elberfelder Krummacher z. B. verehrt man dort mehr noch als in Deutschland, weil seine Auffassung der Religion mit der der Britten, namentlich der Schotten, wesentlich übereinstimmt. — Der Künstler Retsch steht in England noch höher als bei uns Deutschen, denen er oft etwas zu manierirt und zu graß ist. — Den Chemiker Liebig kennt in England, in Amerika und in den englischen Colonien fast jedes Kind, weil er eine Wissenschaft klar und gründlich dargestellt hat, für die dort jedermann interessirt ist. — Ebenso gibt es Deutsche, die man in England noch unvergleichlich weit mehr verdammt als bei uns, wie z. B. Dr. Strauß und andere.

Auch die einzelnen Productionen unserer Dichter und Denker werden in England alle auf eine etwas andere Weise geschätzt, taxirt und rangirt, als bei uns. „Die Räuber" sind — vielleicht muß man jetzt schon sagen: „waren" — das in England berühmteste Stück unseres Schillers. Seine Romanzen und Balladen gefallen den Engländern mehr als seine anderen lyrischen Dichtungen. — Goethe's „Werther" und sein so acht deutsches Gedicht „Hermann und Dorothea" wollen den Engländern am wenigsten munden. Die Idyllen von Geßner, welche in Frankreich noch vor kurzer Zeit das am meisten bewunderte und bekannte Product der deutschen Muse waren, sind in England fast ganz unbekannt geblieben. — Bürger natürlich hat sie wieder ganz allgemein angesprochen. — Solche Sachen, wie die Gedichte von Freiligrath, sind gut aufgenommen und beliebt geworden, während sie natürlich von unseren herrlichen Platen-Hallermünde gar nichts wissen.

Es gibt eben so natürlich auch eine Menge englischer Celebritäten, die bei uns Deutschen nie groß geworden sind; während wir uns mit ihnen vor Shakspeare und Byron beugen, während wir fast alle ihre Novellen übersetzen, und Scott und Boz so gut kennen oder doch zu kennen glauben, wie die Engländer selbst, sind dagegen eine Menge Dichter und Schriftsteller, die in England wie Sonnen am literarischen Himmel glänzen, bei uns vollkommen obscure Leute; wer kennt bei uns Coleridge? wer bewundert bei uns Macaulay? — Es wäre eine an vielfachen Resultaten reiche und für die Charakteristik beider Nationen sehr ersprießliche Arbeit, diese Fingerzeige einmal zu verfolgen und alle die Dichterwerke der Engländer und Deutschen so zu ordnen, wie sie in ihrem eigenen Vaterlande und wie sie in der Fremde rangirt stehen.

Es gibt Leute in England, die für Deutschland schwärmen. „I have the most delightful idea of Germany" hörte ich eine englische Dame, welche nie in Deutschland gewesen war, sagen. „Germany is my favourite country. Das Volk ist dort so gutmüthig und das Land so schön. Die Deutschen selbst sind so poetisch und so romantisch, und überall hört man die lieblichste Musik im Lande. Ich sehne mich nach Deutschland, ach! ich schwärme für ihr Vaterland."

Die am wenigsten uns geneigten Engländer, glaube ich, finden sich unter den Tories und den Highchurchmen. Wenigstens habe ich immer bemerkt, daß die Mitglieder und namentlich auch die Blätter dieser Partei viel strenger und ungünstiger über uns urtheilen, als die der Whigs und Dissenters. Auch glaube ich kann man es als eine ziemlich allgemeine Erscheinung annehmen, daß nicht nur wir 35 Mill. Deutsche auf dem Continente durch die Bank mehr mit den Whigs und Dissenters fühlen und sympathisiren, als mit den Tories und Highchurchmen, sondern daß auch die wenigen Tausende unserer Landsleute, welche nach der Insel seider hinübersetzen, sich in der Regel mehr jenen als diesen anschließen.

Dieß alles sind lauter ganz neue und bisher unerhörte Erfolge und Erscheinungen, die uns Deutschen allerdings sehr ehrenvoll sind, welche man sich aber auch nach dem, was wir darüber bemerkten, nicht zu glänzend und zu wichtig denken muß. Es ist natürlich schwer, sich hier ganz genau auszudrücken, und durch keine Art von Uebertreibung eine zu hohe oder zu niedere Meinung bei dem Lesen zu erregen, da man hier nicht mit statistischen Maaßen und Zahlen zu Hülfe kommen kann. Man muß immer vor Augen haben, daß im Ganzen genommen die Engländer sich wenig um alles Ausland bekümmern, und weder dem Deutschen, noch dem Franzosen, noch dem Italiener bedeutenden Einfluß auf sich gestatten. — Dann muß man nicht vergessen, daß Frankreich immer das vornehmste und wichtigste europäische Ausland für England bleibt. Die Kenntniß *seiner* Sprache und Literatur ist unvergleichlich viel mehr verbreitet, als die irgend einer andern. Vielleicht kann man die Kenntniß des Deutschen in England jetzt mit der des Italienischen auf Eine Stufe stellen. Doch ist es möglich, daß das Italienische sich noch einer größeren Verbreitung erfreut. Das Deutsche, als ein neu eingeführtes Gewächs, wird vielleicht bei den höhern Ständen mehr cultivirt als bei den geringern; auch beschäftigt sich die Kritik von Rechtswegen mehr mit der deutschen

Digitized by Google

Literatur, — allein ich glaube, daß doch die Zahl der Schuler des Italienischen, welches man schon seit lange im Lande lernte, größer als die des Deutschen ist.

Ebenso muß man natürlich auch das, was wir oben über die hoch in die Geschichte hinaufragende Sympathie der Engländer für uns bemerkten, cum grano salis verstehen. Sie besteht nur im Großen und Ganzen genommen, und schließt nicht aus, daß die Engländer uns nicht zu Zeiten und in vielen Stücken bitter angreifen und hie und da auch etwas verächtlich auf uns herabblicken. Kommen sie zu uns herüber, so sind sie zuerst nichts weniger als mit uns zufrieden, bespötteln unsere nothdürftigen häuslichen Comforts, bemitleiden unsern spießbürgerlichen Sinn, belächeln unsere kindischen Vergnügungen und ärgern sich über die Chikane unserer Polizeibeamten, über die Weitläuftigkeit unserer Leute und über die Betrügereien unserer Wirthe und Domestiken. — Unsere ganze Lebensweise scheint ihnen ein Behelf zu seyn; unser Mangel an Gemeingeist scheint ihnen politischer Tod, unsere Ruhe und Langsamkeit entschiedenes Phlegma, unsere Gedankenvertiefung baare Träumerei, unsere Regiererei aufrichtige Despotie, unsere Zeitungen, unsere Postanstalten, unsere Wege, unsere Straßen, Illuminationen und alle unsere öffentlichen Einrichtungen höchst ungenügend. Kommen wir umgekehrt zu ihnen, so haben sie anfangs unendlich vieles an unsern ungalanten Manieren, an unserer Toilette, mit Einem Worte an unserer ganzen äußern Erscheinung auszusetzen. Ueber einen deutschen Gesandten des Bischofs von Münster, der zur Zeit Karls II in London erschien, um wegen eines Angriffs auf Holland zu unterhandeln, macht sich schon Clarendon lustig und sagt, er habe „like a carter“ ausgesehen. Und seit Clarendons Zeiten bis heute hat man in London viele ähnliche Bemerkungen auf Kosten von dort erscheinenden Deutschen gemacht.

Unser Tabakrauchen ist ihnen ein Grauel, unser Schwarzbrod, unser Sauerkrautessen sind ihnen Wunderdinge aus einem Barbarenlande. Unsere politischen Ansichten scheinen ihnen zu eng und unsere religiösen zu weit; wegen der erstern nennen sie uns „narrow minded and circumscribed people,“ wegen der letztern halten sie uns für beklagenswerth „irreligious.“

(Fortsetzung folgt.)

Englische Posteinkünfte.

Die Ergebnisse sind im Anfang Mai's publicirt worden, und obwohl Sie Rowland Hills Plane nur zum Theil in Ausführung kamen, so ist doch mit Sicherheit zu erwarten, daß die niedere Posttaxe von 1 Penny per Brief sich so ergiebig zeigen wird, wie die ehemalige Taxe, die durchschnittlich 4 Pence betrug. In England und Wales hat die neue Posttaxe im December 1843 nicht weniger als 106,101 Pfd. St. ertragen, während sie im December 1839 nur 103,623 Pfd. St. betrug. Die Zunahme der Briefe im Gesammtkönigreich ist nicht so bedeutend, wie in England und Wales allein; doch betrug im Jahre 1843 die Zahl der Briefe 220,437,308, gerade das Dreifache der Zahl im Jahre 1839. Das Gesammteinkommen betrug im Jahre 1843 1,620,867 Pfd., nach Abzug der Ausgaben 640,217 Pfd., so daß das reine Einkommen jetzt bereits 70 Proc. des Einkommens im Jahre 1837 beträgt, wo der Portosatz das Vierfache des jetzigen betrug. Man kann rechnen, daß in fünf Jahren das Einkommen wieder dasselbe seyn wird, wie früher.

Wanderungen in Nubien.

Schendy.

(Fortsetzung.)

Ein hoher Dattelbaum ist das Wahrzeichen von Schendy und verkündete uns, Glück verheißend, die Nähe dieser ansehnlichen Stadt. Da Kaufleute nie bei Tage in Schendy einziehen, machten wir bis Sonnenuntergang Halt und zogen dann, vom Silberlichte des Vollmondes herrlich geleitet, nach der nubischen Stadt hin. Unser Unterkommen fanden wir in einem großen, sehr geräumigen Hause an dem einen Ende der Stadt. Den nächsten Morgen aber schickte der Beherrscher des Landes einen seiner Sklaven zu uns und ließ uns sagen, er brauche dieses Haus für eine seiner Sklavinnen aus Habesch, der die Blattern eingeimpft werden sollten; er wünsche daher, daß sie ihre Krankenzeit hindurch an einem offenen, luftigen und abgesondert liegenden Orte zubringe. Er ließ für uns ein Haus mitten in der Stadt zurecht machen, welches wir den Tag darauf in Besitz nahmen; der Eigenthümer war verreist, seine Frau aber nahm uns sehr artig auf.

Schendy, ein Haupthandelsplatz im östlichen Sudan, besteht aus mehrern Quartieren, die von einander durch öffentliche Plätze oder Märkte getrennt sind und enthält etwa 1100 Häuser. Auf einer Sandebene, eine halbe Stunde vom Nil, ist die Stadt erbaut. Selten bilden die Häuser eine regelmäßige Straße, sondern stehen in großer Unordnung umher. Die Häuser des Oberhauptes und die seiner Anverwandten enthalten Hofräume, welche von hohen Mauern umgeben sind.

Die Regierung befindet sich in den Händen eines Häuptlings von arabischer Herkunft; das Gebiet, welches er beherrscht, erstreckt sich zwei Tagreisen gegen Süden und enthält recht fruchtbare Strecken. Mit Ausnahme des Geldes, welches dieser Häuptling bei seinem Regierungsantritt an den Beherrscher von Sennaar entrichtet, ist er ganz unabhängig und beherrscht seinen Bezirk ganz nach seinem eigenen Belieben. Die Regierung von Schendy verdient den Vorzug vor manchen andern afrikanischen Gouvernements; das Ansehen des Oberhauptes wird nicht geschwächt durch den Einfluß mächtiger Familien; auch huldigt man nicht dem Raubsystem, welches andere Staatengebiete zum Schrecken der Fremden macht. Des Häuptlings unbeschränkte Gewalt rührt von der Verschiedenheit arabischer Stämme her, die in Schendy wohnen, und von denen einer stark genug ist, um es mit einer Familie und ihren Zweigen aufzunehmen. Unter diesen Stämmen sind die bedeutendsten die Nimeabi, die Nasya und die Dschahali, von welchen die meisten immer noch ein Nomadenleben führen. Sie haben schöne Viehheerden und ihre Zelte sind über die ganze Steppe von Schendy ausgebreitet. Sie treiben einen ziemlich starken Handel mit Wolle, mit Teppichen und Straußfedern. Die Viehzucht jedoch ist ihr Hauptgeschäft. Unter ihren Frauen und Mädchen bemerkt man ausgezeichnete Schönheiten; eine derselben, Namens Sidina, befindet sich in dem Harem des Häuptlings, der sie sehr lieben soll.

Die geachtetste Classe der Bewohner von Schendy sind die Kaufleute, unter denen zahlreiche fremde Ansiedler aus Sennaar, Kordofan,

Digitized by Google

Darfur und Dangala; die letztern ſind die zahlreichſten und haben ein ganzes Quartier inne: ihre Nation aber wird weniger geſchätzt als jede andere; man wirft ihnen Ungaſtlichkeit vor und ihr Geiz iſt zum Sprüchwort geworden. Das Mäklergeſchäft, welches ſich faſt ausſchließlich in ihren Händen befindet, hat ihren Namen noch verhaßter gemacht, ſo daß es ein Araber von Schendy für eine Beleidigung hält, wenn man ihn einen Dangolawi nennt.

Der Handel blüht, weil die Regierung von den Kaufleuten keine Abgaben erpreßt; keine Art von Zoll wird bezahlt; dem humanen Häuptling machen die Karawanen, welche hier einkehren, ein kleines Geſchenk, um ſich ſeinem beſondern Schutz zu empfehlen, und thun gewöhnlich noch etwas hinzu für den Bruder Sr. Hoheit, welcher ſehr angeſehen iſt. Unſere Karawane ſandte ihm ſechs Zuckerhüte und einige Pfund Roſinen; die von uns hatten ihn mit Seife verſehen für eine etwaige große Wäſche. Von untergeordneten Stellen bei der Regierung von Schendy habe ich nichts gehört, und der Häuptling ſcheint alle Gewalt in ſeiner Perſon zu vereinigen. Seine Verwandten ſind Statthalter in den Dörfern, und ſein ganzer Hof beſteht in ſechs Polizeibeamten, einem Secretär, einem Imam, einem Schatzmeiſter und einer ſchwarzen Leibwache.

Man ſieht zu Schendy viele wohlhabende Leute, die ſich ſehr ſchön kleiden und für glänzende Anzüge viel Geld ausgeben; die Toilette der Herren und Damen wird mit großer Sorgfalt betrieben. Da Gold ein ſehr gewöhnlicher Handelsartikel auf dem Markte von Schendy iſt, ſo tragen die Frauen häufig goldene Ringe in den Naſen und Ohren. Es iſt nichts Ungewöhnliches eine Familie zu ſehen, die ein Dutzend Sklaven beſitzt; ſie werden im Hauſe und auf dem Felde verwendet; man behandelt ſie mit vieler Milde; das Leben will man auch hier genießen; berauſchende Getränke und Freudenmädchen werden in verſchiedenen Häuſern feilgeboten; nächtliche Orgien gehören nicht zu den Seltenheiten.

Den arabiſchen Landleuten der Nachbarſchaft iſt die Viehzucht und der Feldbau überlaſſen. Erbſen, Melonen, Gurken, Weizen und Durra gedeihen vortrefflich. Auch das Vieh iſt ſehr ſchön, und nimmt an Größe und Güte zu, je weiter man den Fluß hinaufkommt. In den ſüdöſtlichen Bergen haust die Zeraſa, wie die Araber die Giraffe nennen; die Beduinen vom Stamm Kowahel machen Jagd auf ſie; wegen ihrer Haut, aus der man die ſtärkſten Schilde macht, ſchätzt man ſie ſehr. Auch Bergziegen von der größten Art ſah ich, die man nach Schendy zum Verkauf brachte; ſie haben lange Hörner, die ſich nach der Mitte des Rückens biegen; ihr Fleiſch ſieht man für einen großen Leckerbiſſen an. Die Beduinen fangen ſie in Schlingen auf dieſelbe Art, wie man die Strauße fängt, die in dieſer Gegend ebenfalls ſehr häufig ſind; das Pfund vorzügliche Straußfedern bezahlt man mit 300 Piaſtern. Neuerlich hat ſie Mehemed Ali mit zu den Gegenſtänden geſchlagen, womit er den Alleinhandel treibt. Die in Aegypten am meiſten geſchätzten kommen aus Kordofan und Darfur; die Karawanen bringen ſie mit nach Siut. Die vom Stamm Dſchahali thun die Federn in Bündel zuſammen, gute und ſchlechte, und vertauſchen ſie auf den Märkten gegen Durra und andere Lebensmittel. Der Handel mit Straußfedern iſt auf den Märkten von Afrika einer der verwickeltſten; die Juden von Kairo verſtehen ſich ganz trefflich auf dieſen Handel; mancher Gewinn entging ihnen, ſeit der Paſcha auch dieſen Verkehr als Monopol in Anſpruch nimmt.

In den ſumpfigen Strecken hauſen Elephanten, Tiger und Nilpferde. Während meines Aufenthalts zu Schendy richtete ein Nilpferd auf den benachbarten Feldern große Verheerungen an. Bei Tage erhob es ſich nie über das Waſſer, des Nachts aber ging es an das Ufer und zerſtörte eben ſo viel durch den Tritt ſeiner ungeheuren Füße als durch ſeine Gefräßigkeit. Den Einwohnern fehlt es an Mitteln, dieſe Thiere zu tödten. Zu Sennaar, wo die Nilpferde zahlreich ſind, fängt man ſie in Gruben, die man leicht mit Schilf bedeckt und in die ſie bei ihren nächtlichen Wanderungen fallen. Man behauptet allgemein, keine Flintenkugel könne ſie zu Boden ſtrecken, wenn man nicht die verwundbare Stelle trifft, die ſich über dem Ohr findet. Die aus ihren Häuten verfertigten Peitſchen macht man zu Sennaar und in einigen andern nubiſchen Ortſchaften, wo man ſogleich, wenn man ſie gefangen hat, die Haut in ſchmale Streifen zerſchneidet, die fünf bis ſechs Fuß lang ſind und allmählich in eine Spitze auslaufen; alsdann rollt man jeden Streifen auf, ſo daß ſich die Spitzen vereinigen und eine Pfeife bilden, in welchem Zuſtande ſie feſtgebunden und an der Sonne getrocknet wird. Wenn man dieſe Peitſchen biegſam machen will, muß man ſie mit Fett ſalben. Zu Schendy verkauft man das Dutzend für einen ſpaniſchen Piaſter; in Aegypten, wo ſie allgemein im Gebrauch und der Schrecken der Dienſtboten ſind, koſtet das Stück einen Dollar. In kältern Himmelsſtrichen erhalten ſie Riſſe und verlieren ihre Sprengkraft.

Schendy hat einen täglichen und einen großen Wochenmarkt, der von allen Arabern der Umgegend beſucht wird. Sklaven und Kamele bezahlt man gewöhnlich mit Dollars, ganze Packen von Sklaven vertauſcht man gegen Waaren aus Aegypten und Sowakin. Von Dollars ſind bloß die in Spanien geprägten im Umlaufe. Den Markt zu Schendy hält man auf einem großen freien Platz, zwiſchen den beiden vornehmſten Quartieren der Stadt. In drei Reihen kleiner Buden von Lehm, eine hinter der andern, in Geſtalt von Niſchen, die ungefähr 6 Fuß lang und 4 Fuß tief mit Matten bedeckt ſind, befinden ſich die reichſten Handelsleute, welche jeden Morgen ihre Waaren nach ihren Läden und des Abends wieder nach Hauſe ſchaffen, weil dieſe Buden keine Thüren haben. Die andern kleinern Kaufleute ſitzen auf der Erde unter einer Art von Dach und Decke von Matten, die auf drei Stangen ruhen und nach allen Richtungen gedreht werden können, um die Sonne abzuhalten, ſo daß der Kaufmann und ſeine Kunden zu allen Tageszeiten Schatten genug haben. Die Gegenſtände, welche auf dem täglichen Markt gewöhnlich feilgeboten werden, ſind geſchlachtetes Fleiſch, Milch, Tabak, Gewürze, Sandelholz, Gummi, Seife. Dicht bei den Fleiſchbuden werden Stücke gebratenen Fettes verkauft, welches die Beduinen der Wüſte, wenn ſie nach der Stadt kommen, nebſt etwas Buza gewöhnlich zu Mittag verzehren. Das Fleiſch wiegt man nicht, ſondern verkauft es in Scheiben von etwa zwei bis drei Pfunden; Gewichte findet man nur in den eigenen Häuſern der Kaufleute; auf dem Markt brauchen ſie Steine.

(Schluß folgt.)

Unterſeeiſche Batterie. Ein Amerikaner, Namens Colt, hat eine Batterie erfunden, welche ihre Schüſſe unter dem Waſſer gegen die Schiffe richtet, und namentlich zur Vertheidigung des Eingangs der Häfen von weſentlichen Dienſten wäre. Nach dem Newark Daily Advertiser fand eine Probe damit zu Waſhington im Beiſeyn des Präſidenten ſtatt und gelang vollkommen.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 147.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

26 Mai 1844.

Honolulu.

(Scenes and Scenery in the Sandwich-Isles, by J. F. Jarves.)

Für einen jungen Reisenden haben die glänzenden Inseln Polynesiens, das neueste und reizendste Feld der Entdeckungen, der Gegenstand des Lobs für den Frommen und den Weltling, stets eine eigenthümliche Anziehung. Sie scheinen die Gärten der Erde zu seyn, und die Phantasie malt sie sich in der Entfernung als geschmückt mit allem Blumenduft und aller Pracht der Natur. Von dem Mastkorbe herab erscholl der Ruf: Land! aber es erschien vorerst nur gleich einer weißen Wolke auf dunklerer Unterlage, in dem Maaße aber als man naher kam, unterschied man die Umrisse eines Berges mit einem dicken Schneedett auf dem Gipfel. Es war der Mauna Kea auf Hawaii, der höchste Gipfel Polynesiens, auf hundert Seemeilen weit erkennbar. Schiffe, die nach Oahu bestimmt sind, fahren gewöhnlich windwärts an der andern Insel vorüber, um den Windstillen auszuweichen, die gewöhnlich auf der andern Seite herrschen. Wenn man sich dem Lande nähert, wird der Wind gewöhnlich stärker, und es erfolgen heftige Stöße mit Regenschauern. Da die Ufer ziemlich schroff emporsteigen, so können Schiffe nahe genug vorüberfahren, daß der Reisende die allgemeinen Umrisse des Landes auffassen kann. Diese Inseln erheben sich wie die Riesenwächter des Oceans aus der Mitte des nördlichen stillen Meeres, zwischen Asien und Amerika das einzige Land, etliche kleine unbewohnte Koralleninseln ausgenommen. Sie stellen sich dem Reisenden plötzlich mit einer Großartigkeit dar, die sein Staunen und seine Bewunderung erwecken, wie Oasen in der gränzenlosen Wasserwüste, ein Fleck, auf dem Menschen jeden Stammes wie auf neutralem gastlichem Boden sich begegnen und ihr Dankgebet anstimmen für die Befreiung aus den Gefahren des trügerischen Elements.

Mauna Kea und Mauna Loa erheben sich bis auf 14,000 Fuß. Die Küste bietet abwechselnd bald schroffe, unfruchtbare Steiladstürze, bald sanfte, grün bewachsene, malerische Abhänge dar. Längs der Schluchten und über den Rand derselben strömen zahlreiche Gewässer in blinkenden Cataraften, vermischen sich mit den Bächen am Fuße der Berge, und gießen ihre klare Fluth in den Schaum der am Ufer sich brechenden Wogen. Grasreiche, hie und da mit üppigen Baumgruppen bedeckte Ebenen neigen sich allmählich gegen die Küste hin. Weiterhin erblickt das Auge keck vorspringende vulcanische Felsen, an denen die Wellen Höhlen durchgebrochen haben, oder einen sandigen Ufersaum, eingefaßt von einem Korallenriff, an dem sich die Wellen je nach der Stärke des Windes mit Wuth oder spielend brechen.

Auf der Südseite von Oahu, einige Stunden von dem Landvorsprung, den die Eingebornen Leahi, die Fremden Diamond Point nennen, liegt die Stadt Honolulu, das Handelsemporium des nördlichen stillen Meeres. In den letzten zwanzig Jahren ist sie allmählich herangewachsen, und obwohl ihr Name der Welt kaum bekannt ist, so ist sie doch der Mittelpunkt des Christenthums und der Civilisation in diesem Theile des Erdkreises geworden, und verdient, sowohl ihrer früheren Geschichte als der steigenden Wichtigkeit wegen eine besondere Beachtung. Es ist der erste Landungsplatz der Reisenden, der Eingang ins Königreich Hawaii, und von hier nimmt er gewöhnlich seine Eindrücke mit; nur allzu oft ist seine Kenntniß und sein Urtheil über die ganze Gruppe bloß auf die Bekanntschaft mit den Bewohnern dieser Hauptstadt gebaut.

Bald nachdem man im Jahre 1794 den Eingang durch das Riff in den Hafen entdeckt hatte, wurde Honoiuln — welches Wort „gutes Hafen“ bedeutet — vortheilhaft bekannt. Als Handelsniederlage und als ein Zufluchtsort für die Schiffe bietet es sehr große Vortheile dar. Der in dem Riff eingeschlossene Hafen ist nicht sehr groß, kann aber doch sechzig bis hundert Segel fassen. Die Rhede außerhalb des Riffs, etwa eine halbe Stunde von der Stadt, ist den größten Theil des Jahres hindurch vollkommen sicher. Wenn der Wind im Süden weht, was selten mit großer Heftigkeit der Fall ist, so kann ein Schiff nach Gefallen entweder einlaufen oder in See stechen. Der Eingang ist etwas schwierig und schmal, aber gut mit Boyen bezeichnet, und es fehlt nie an geschickten Lootsen. Der Hafen ist etwa eine Viertelstunde lang,

Digitized by Google

und kann keine Schiffe aufnehmen, die über 20 Fuß tief gehen. Bei der Ebbe, welche hier 4 Fuß beträgt, treten auf beiden Seiten die Riffe über das Waſſer hervor.

Noch vor wenigen Jahren war Honolulu ein bloßer Haufen von Strohhütten, untermiſcht mit einigen beſſern Gebäuden, die von Fremden oder von den Häuptlingen bewohnt waren. Jeder baute nach Gefallen, darum waren die Straßen oder vielmehr Fußpfade ſchmal. Aber im Jahre 1842 bot Honolulu einen ganz andern Anblick dar: es liegt auf einer Ebene, am Ausgang mehrerer reichen Thäler, von denen das bedeutendſte den Namen Nuuanu führt, und der Raum iſt groß genug, um eine bedeutende blühende Stadt aufzunehmen.

(Fortſetzung folgt.)

Die Engländer und die Ausländer.

2. Die Engländer und die Deutſchen.

(Schluß.)

Eine derjenigen ſchwachen Seiten Deutſchlands, welche die Engländer am liebſten zum Gegenſtande von Sticheleien zu wählen pflegen, ſind unſere kleinen Fürſtenthümer und Fürſtendynaſtien: „The petty princes of Germany," „some petty German prince," und dergleichen Redensarten kann man faſt immer aus dem Munde der engliſchen Redner und aus der Feder der engliſchen Schriftſteller hervorfließen ſehen. — In Büchern aus jenen Zeiten, in welchen der Geſandte des Biſchofs von Münſter ein „Carter" genannt wurde, waren dann die Beiwörter, welche man unſern Fürſten beilegte, noch weniger ſchmeichelhaft. „The boar-hunting and wine-bibbing princes of Germany," iſt eine Redensart, die ich zweimal bei alten engliſchen Schriftſtellern gefunden habe, und die wahrſcheinlich unzähligemale bei ihnen gefunden werden könnten. Es iſt eine Idee darin ausgeſprochen, die noch jetzt in den engliſchen Köpfen vielfach ſpukt.

Eben ſo ſprüchwörtlich wie „the petty princes of Germany," ſind auch „the poor German counts" in England geworden, und wir können uns noch freuen, wenn man uns bloß mit dem poor davon kommen läßt. Es gibt John Bulls genug, die gar zu gern das noch heftigere Wort „beggarly" mit einem „German" veraſſociiren.

Einige derjenigen wenigen Dinge, die allgemein in ganz England von uns bekannt ſind, ſind auch endlich unſere Geiſterſeherei und unſer Geiſterglaube. Faſt alle gräßlichen Geſpenſtergeſchichten, mit denen die engliſchen Volksſchriftſteller ihr Publicum amüſiren, werden in der Regel nach irgend einem deutſchen Schloſſe verlegt, und die Engländer ſind gewöhnlich ſo feſt davon überzeugt, daß jeder Deutſche mehr oder weniger ein Geiſterſeher ſey, daß dieſes Vorurtheil mindeſtens eben ſo viel Spuk und Unfug treibt, wie bei uns die Geiſter.

Beachten wir auf der andern Seite die Urtheile, welche wir Deutſchen in der neueren Zeit über die Engländer gefällt haben, ſo ſcheint hier noch weit weniger die von uns gelobte Sympathie, mit der ſich die Pſychen beider Nationen zu einander neigen, ſich zu offenbaren. Die meiſten Berichte, welche neuere deutſche Reiſende über die Engländer geſchrieben haben, waren im Ganzen nichts weniger als ſchmeichelhaft für dieſe, und zum Theil nicht in einem freundſchaftlichen Tone abgefaßt. Werfen wir einen Blick auf unſere Zeitungen und Journale, als die vornehmſten Organe der herrſchenden Meinung des Tages, ſo ſcheint es faſt, als habe ſich in das Urtheil und die Stimmung der Deutſchen eine gewiſſe Bitterkeit gemiſcht, die uns ſonſt nicht natürlich iſt, und wir haben daher in neuerer Zeit es ſogar erleben müſſen, daß die großen, ſtolzen Journale der Engländer lamentirten, und ſich über Verkennung, Mißachtung und Mißdeutung in Deutſchland beklagten, da doch bisher nur wir uns als im Auslande Mißhandelte und Verkannte glaubten anſehen zu müſſen.

Wir haben viel von der engliſchen Freiheit, von der Gerechtigkeitsliebe, von der Wohlhabenheit und Reinlichkeit des engliſchen Volks gehört, und kommen wir nun zu ihnen hinüber, ſo fühlen wir uns nichts weniger, als von jenem enthuſiaſtiſchen Rauſche ſchwärmeriſcher Begeiſterung erfüllt, in welchen ein erſter Aufenthalt in Paris unter den Franzoſen den Fremden zu verſetzen pflegt. Wir ſehen häufig Ungerechtigkeiten verübt, wir ſehen die Freiheit der Bürger hie und da auf eine merkwürdige Weiſe beſchränkt, auch von der Reinlichkeit der Leute haben wir uns eine ganz andere Vorſtellung gemacht, und wir glauben uns hier vielfach enttäuſcht zu ſehen. — Vor allen Dingen finden wir den Stolz und die Arroganz der Engländer ſo unerträglich, wie ſie den Mangel an Würde bei uns bedauern, — ihre formelle Steifheit und Verſchloſſenheit iſt uns ſo zuwider, wie ihnen unſere Offenherzigkeit und unſer Mangel an Form, — ihr ariſtokratiſcher Sinn iſt ein Gegenſtand unſeres Spottes — und ihre ſtrenge Religioſität ſind wir ebenſo geneigt für Heuchelei und Verſtellung zu halten, wie ſie geneigt ſind, unſere Freidenkerei für Irreligioſität auszuſchreien.

In neuerer Zeit iſt nun noch die Entwicklung unſerer Handelsverhältniſſe hinzugekommen, welche abermals ein Mittel zur Störung der alten Liebe und Sympathien beider Nationen geworden iſt. — Unſere ſteigende Induſtrie, die drohende Stellung unſers Zollvereins hat manchen Engländer mit vielleicht etwas kleinmüthigem Schrecken, und manchen Deutſchen mit vielleicht etwas voreiligem Stolz erfüllt, und dieſer Punkt hat vor allen Dingen zu allerlei Reibungen zwiſchen uns und den Engländern Anlaß gegeben.

Zwar gibt es alſo, ſage ich, eine Menge kleiner „bickerings," wie die Engländer ſich auszudrücken pflegen, zwiſchen den Deutſchen und Engländern — zwar iſt ſogar an dem deutſchen Urtheile über England eine gewiſſe Gereiztheit, ſo wie an dem engliſchen über Deutſchland eine gewiſſe Verachtung nicht zu verkennen — im Ganzen aber bleibt doch unſere Behauptung von der beide Nationen umſchlingenden Sympathie unangefochten. Es iſt eine ähnliche Sympathie, wie ſie ohne Zweifel doch trotz aller Provincial- und Localantipathien zwiſchen allen deutſchen Stämmen exiſtirt. Wie heftig und ge-

Digitized by Google

haſſig uetheilen nicht die Preußen über die Bayern, die Bayern über die Oeſterreicher, die Rheinländer über die Preußen, und doch iſt es keine Frage, daß wir uns den Ruſſen oder den Türken gegenüber alle von gemeinſamer Sympathie ergriffen fühlen. Wie bei einer großen Meeresſtrömung alle Gewäſſer in einer Richtung fortgetrieben werden, während doch einzelne Partien in Gegenſtrömungen und Wirbeln eine andere Richtung zu verfolgen ſcheinen, und wie da in verſchiedenen Tiefen auch ganz entgegengeſetzte Strömungen ſtatt haben können, ſo können auch große, allgemeine Sympathien große Volksſtamme durchwehen, trotz allem Widerſpiel localer und temporarer Antipathien.

Viele Engländer haben mir verſichert, daß ſie ſowohl in Frankreich als in Deutſchland geweilt, daß ſie aber nur in letzterem Lande Freunde erworben hatten, mit denen ſie auch noch unter veränderten Umſtänden und aus der Entfernung in Verbindung geblieben waren. Und ich glaube, es leidet wohl keinen Zweifel, daß es überhaupt zwiſchen Deutſchen und Engländern mehr Freundſchafts- und Ehebündniſſe, Compagnieſchaften und andere Verbindungen gibt, als zwiſchen Franzoſen und Engländern. Auch in der Fremde, in Italien, in Rußland, in Frankreich, in Amerika ſehen wir die Engländer den fremden Nationen gegenüber ſich häufiger mit den deutſchen als mit nichtdeutſchen Nationen verbinden; beide, obgleich ſie einen fremden Tropfen in ihrem Blute entdecken, haben doch mehr Gemüth zueinander als zu den romaniſchen Völkern. Von vornherein wird der Engländer dem Deutſchen mit weit mehr Vertrauen, und dieſer jenem mit weit mehr Hochachtung begegnen, als dem Franzoſen.

In der That iſt auch der von vielen Deutſchen in neuerer Zeit angeſtimmte Ton einer gewiſſen Erbitterung und Gereiztheit gegen die Engländer ganz unpolitiſch und unnatürlich. Die Engländer ſind unſere einzigen unintereſſirten Freunde; ſie haben keine Ideen von eigener Vergrößerung auf Koſten Deutſchlands, wie ſie vielleicht in dem Herzen des großen Koloſſes im Oſten ſchlummern mögen, und wie ſie ganz laut und vernehmlich von unſern leidenſchaftlichen Nachbarn ausgeſprochen werden.

Unſere Intereſſen kreuzen ſich faſt nirgends mit den ihrigen. Der Hauptſache nach werden wir noch lange ein ackerbauender Staat bleiben. Und während wir verhältnißmäßig die größten Landarmeen beſitzen, haben wir eine geringere Seemacht als irgend ein anderer Staat in Europa, und England und Deutſchland können ſich daher wenig Schaden zufügen, und ergänzen ſich umgekehrt einander mehr als irgend zwei andere Staaten Europa's. Während wir die Feinde am Rhein und in Sachſen ſchlagen, ſetzen die Engländer ihnen bei Trafalgar und in der biscaiſchen See zu.

Wanderungen in Nubien.

Schendy.

(Schluß).

Des Morgens bringen Beduinenmädchen friſche und ſaure Milch herein und verkaufen ſie gegen Durra; ſie haben kleine hölzerne Schalen bei ſich, wovon der Käufer eine mit dem Getreide auffüllt und dafür drei Maaß Milch erhält. Dieſe Mädchen verkaufen auch gekochte Kichererbſen und gekochte Lorinus, denn beide ſind ein Lieblingsfrühſtück. Auf dem Markt wird niemals Brod verkauft, allein viele Weiber, die in niedrigen Hütten in verſchiedenen Theilen der Stadt leben, mahlen die Durra ſogleich für eine geringe Kleinigkeit und backen Brod davon. Es iſt eine eingeführte Sitte, weder auf dem Markt noch faſt wo öffentlich zu eſſen; man hält es ſogar für die größte Unanſtändigkeit, wenn man jemanden außerhalb der Thüre ſeines Hauſes irgend eine Speiſe kauen ſieht; der Grund hievon liegt in der abergläubiſchen Vorſtellung, daß ein Hungeiger ihn eſſen ſehen und um die Biſſen, die er in den Mund ſteckt, bruciden könnte, denn es iſt, ſagen ſie, kein Segen und keine Nahehaftigkeit in der Speiſe, auf die ein anderer ein neidiſches Auge geworfen hat. Dieß iſt auch die Urſache, warum in der Levante der geringſte Bauer ſein Mittagsbrod und ſeine Zwiebeln nicht verzehrt, ohne Gott anzurufen und jeden Vorbeiziehenden zum Miteſſen einzuladen; er ſieht es für eine große Gunſt an, wenn man ein Stückchen von ſeinem Brod annimmt, und hält es für eine Beleidigung, wenn man ſein Anerbieten ſtillſchweigend ausſchlägt. Nach Landesſitte erwartet er, daß der Eingeladene ihm wenigſtens mit „Wahl bekomme es!“ antworte, wenn er nicht mit ihm eſſen will. Auf dem Markt zu Schendy kaufte ich öfters am Morgen friſche Milch und ging damit in eine benachbarte Hütte, um ſie zu trinken.

Tabakshändler findet man an jeder Ecke des Marktes; die Einwohner lieben den Genuß des Tabaks über alle Maßen und halten ihn für eine Leckerei; der beſte Tabak kommt aus Sennaar; wenn er trocken iſt, hat er eine dunkelgrüne Farbe und viel von dem Geſchmack deſſen, den man auf den Bergen des peträiſchen Arabiens baut. Auch werden thönerne Pfeifen und Pfeifenköpfe aus Sennaar eingeführt. Der Schnupftabak iſt ebenfalls ſtark im Gebrauch; man verfertigt ihn dadurch, daß man den Tabak in einen feinen Staub verwandelt und eine beſtimmte Quantität deſſelben mit einem Drittel Natron vermiſcht. Zu Schnupftabaksdoſen braucht man kleine Kokosnußſchalen oder ſehr kleine Kübiſſe; den Schnupftabak legt man auf den Nagel des Daumens und nimmt ihn nie zwiſchen die Finger. Die Kaufleute von Sowakin nehmen mehrere Kamelladungen Tabak für die Märkte von Dſchidda und Yemen mit. Die Tabaksfeinde handeln auch mit Natron, welches man aus Kordofan bringt, wohin es aus Darfur eingeführt wird; auch mit Salz aus den Salinen von Boeida treiben ſie Handel.

Die Buden der Gewürzkrämer und Droguiſten werden unter allen am meiſten beſucht; hier verkauft man Gewürznelken, Pfeffer, Cardamum und Tamarinden, welche letztere in kleinen Kuchen aus Kordofan eingeführt werden. Die Tamarindenkuchen werden auf die Art zubereitet, daß man die Hülſe nebſt den Bohnen in die Sonne ſetzt, bis ſie in Fäulniß übergehen, in welchem Zuſtande man ſie zu Kuchen knetet. Die beſte Art wächſt nordweſtlich von Darfur zwiſchen dieſem Lande und Dar Saleh; die Einwohner von Schendy loſſen die Kuchen in warmem Waſſer zergehen und dieß trinken ſie dann als ein kühlendes Getränk. Viele Kamelladungen dieſer vortrefflichen Frucht bringt man nach Aegypten; zu Kairo heißt ſie Tamerhindi, d. i. die Dattel von Indien, weil man ſie zum Theil aus Oſtindien einführt. Zu Dſchidda, wo ſie Hamer heißt, habe ich anſehnliche Quantitäten derſelben in den Händen der indiſchen Kaufleute geſehen. Der Tamerhindibaum wächſt bei Mekka und in verſchiedenen Theilen von Hedſchas.

Digitized by Google

Sandelholz wird in bedeutender Menge aus Indien eingeführet und macht eine der Zuthaten des wohlriechenden Teiges, mit dem man sich die Haut reibt. Bei Krankheiten räuchert man damit die Stube des Kranken, indem man Späne von dem Holze auf brennende Kohlen wirft. Man verkauft es in Stückchen von ungefähr sechs Zoll in der Länge und führt viel davon nach Sennaar aus.

An den großen Markttagen, die jeden Freitag und Sonnabend gehalten werden, kommen aus der Entfernung von drei bis vier Tagereisen weit mehrere tausend Menschen nach Schendy, wovon der größte Theil Vieh zum Verkauf bringt. Nach den Personen zu schließen, die ich auf dem Markt sah, waren diese Araber sämmtlich von einer und derselben Race, mit Ausnahme der ächten Dschahali-Beduinen, welche aus der östlichen Wüste kommen und eine weit schönere Haut haben, als die Bewohner der Nilufer; wahrscheinlich rührt dieß daher, daß sie sich weit mehr in Acht nehmen sich mit dem Negerschlage zu vermischen. Ich gerieth in keine geringe Verwunderung über die Gesichtsbildung vieler unter diesen Dschahali, welche genau das Gesicht und die Züge hatten, wie die Beduinen im östlichen Arabien. Sie erscheinen auf dem Markt von Schendy mit Rohrhüten auf den Köpfen; dieselben sind hoch und spitzig mit breiten Rändern und unter dem Kinn mit einem ledernen Riemen gebunden.

An den großen Markttagen waren gegen 500 Kamele und eben so viele Kühe zum Verkauf vorhanden. Die reichsten Kaufleute schämen sich nicht, den unbedeutendsten Kleinhandel zu treiben. Die Handelsleute aus Mizraim, Sowakin, Sennaar und Kordofan bilden eine besondere Abtheilung auf den Märkten von Schendy; in ihrer Mitte befindet sich ein großer Kreis von zum Verkauf ausgestellten Sklaven. Die Landleute der Umgegend bringen Matten, Körbe, Ochsenhäute, Töpferwaaren, Kamelsättel, hölzerne Schüsseln und ähnliches Geräthe. Etwa ein Dutzend Sandalenmacher vom Lande arbeiten an diesen beiden großen Markttagen in den verschiedenen Quartieren der Stadt und verfertigen binnen kurzer Zeit ganz gute Sandalen; in dieser ganzen Gegend sind die Lederarbeiten sehr hübsch. Das Leder gerbt man mit dem Garad oder der Hülsenfrucht der Akazie; die Dschahali-Beduinen sollen in seiner Zubereitung am geschicktesten seyn. Auch verkauft man hier lederne Säcke, die man zur Fortschaffung jeder Art von Gepäck und Waaren braucht, ausgenommen Gummi und Salz, die in Körben transportirt werden. Vom Lande kommen viele Schmiede nach Schendy, die kleine Messer verfertigen und verkaufen, welche von den Bewohnern dieser Gegenden allgemein getragen werden. Diese Messer sind etwa acht Zoll lang und man trägt sie in ledernen Scheiden, die über dem linken Ellenbogen angebunden werden.

Der Markt ist so gedrängt voll und der Staub und die Hitze sind während der Mittagsstunden so groß, daß man wahrlich Mühe hat durchzukommen und unbeschadet der Gesundheit auszuhalten. An einigen Ecken stehen Landleute mit großen Wasserkrügen, welche an die Durstigen für eine Handvoll Durra so viel Wasser verkaufen, als zwei Personen trinken können. Mehrere vornehme Familien haben in den Hofräumen ihrer Häuser Cisternen, die immer voll sind und wo jeder umsonst trinken kann.

Die einzigen Handwerker, die ich zu Schendy sah, waren Grobschmiede, Silberarbeiter, welche groben Schmuck für die Frauen verfertigen, Gerber, Töpfer und Zimmerleute. Soll ein Haus gebaut werden, so führen der Eigenthümer, seine Anverwandten und Sklaven die Maurerarbeit auf und den Zimmermann läßt man nur kommen, um das Dach darauf zu machen und die Thüre zu verfertigen. Bei allen gewöhnlichen Gelegenheiten sind diese Araber, wie die Beduinen der Wüste, ihre eigenen Handwerker. Viele Mädchen und Frauen sieht man beständig mit dem Spinnrocken in der Hand, indem sie Baumwollengarn spinnen. Der Spinnrocken gleicht jenem, der in Aegypten und Syrien gewöhnlich ist. Baumwolle baut man in dieser ganzen Gegend und sie ist ein gewöhnliches Erzeugniß der Nilufer.

Der Handel im Großen wird vorzüglich durch Mäkler betrieben, von denen die meisten Dongulawi sind, welche überhaupt die scharfsichtigsten und gescheidtesten Handelsleute in diesem Theil von Nubien zu seyn scheinen. Kaum langt eine Karawane an, so wird das Haus jedes Kaufmanns mit Mäklern angefüllt. Allein die Habgier und Knauserei aller Parteien ist zu groß, als daß der Kauf schnell abgeschlossen werden könnte. Selbst wenn der Kauf schon abgeschlossen ist, sucht jede Partie noch die andere zu überlisten, ehe die Waaren abgeliefert werden und das Geld bezahlt wird. Hiezu kommt noch, daß jeder Versuch, ein wichtiges Geschäft zu machen, im ganzen Ort bekannt wird, und daß die Eifersucht der Handelsleute oft seine Ausführung verhindert. Keine Waare hat einen bestimmten Preis, es gibt hier keinen sogenannten Preiscourant; jeder verkauft nach der Aussicht, welche er hat, den Kaufmann zu betrügen und den Mäkler zu bestechen. Das Kaufgeld aber in Fällen von Tausch sein Aequivalent in Waaren wird fast immer auf der Stelle bezahlt; der längste Credit, von dem ich Zeuge gewesen, war ein paar Tage; bei dem Abschlusse jedes Handels sieht man deutlich, daß Käufer und Verkäufer Verdacht in ihre beiderseitige Ehrlichkeit setzen. Um einen Schuldner zur Berichtigung seiner Rechnungen zu zwingen, nimmt man gewöhnlich seine Zuflucht zu den Sklaven des Beherrschers von Schendy, welche als Polizeibeamte auftreten; allein wer ohne Schatz und ohne Freunde ist, kann darauf rechnen, den größten Theil seiner Waaren zu verlieren, wenn er sie ohne augenblickliche Bezahlung aus den Händen gehen läßt.

Ueber die frühern sittlichen Zustände von Nubien, wie über die natürliche Beschaffenheit dieses in mancher Hinsicht merkwürdigen Landes hat Makrizi, ein arabischer Historiker des Mittelalters, sehr glaubwürdige und deßhalb beachtenswerthe Nachrichten mitgetheilt. Sie sind ausführlicher, genauer und befriedigender als die irgend eines andern arabischen Geographen oder Geschichtschreibers. Das Buch selbst ist im Orient selten geworden, und man findet dermalen nur fünf Abschriften davon zu Kairo.

Getheilte Eitelkeit in Paris. Der Voleur vom 15 Mai berichtet folgendes: „Gestern hat Hr. Camille Duteil seinen Cursus über die Hieroglyphen im untern Stock des k. Bibliothekgebäudes eröffnet. Im vorigen Jahre hatte er den Ibis erklärt, in diesem Jahre sollte es an die Ente, im Aegyptischen Oromas, gehen. Gestern also, Schlag zwölf, begab sich Hr. Duteil in die Bibliothek, gefolgt von seinem Zuhörer. Die unwahrscheinlichsten Curse werden geduldet, wenn der Professur nur einen einzigen Zuhörer hat, und jeder Professor, der einen solchen lesen will, miethet einen Zuhörer um 1 Fr. die Lection. Reiche Professoren treiben den Luxus so weit, zwei oder drei Zuhörer zu miethen, aber um der Sache einen rechten Relief zu geben, muß man den Zuhörer mit 1½ Fr. bezahlen. Die Zuhörer zu 1 Fr. legen gewöhnlich nur ihren Hut auf eine Bank und holen ihn am Ende der Lection ab, was Hrn. St. Julien bewog, in seinem chinesischen Cursus seinen eigenen Hut auf eine Bank zu legen, um die jedesmalige Ausgabe für einen Zuhörer zu sparen." Se non è vero . . .

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 148.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

27 Mai 1844.

Die kurischen Letten in ihren vormaligen und heutigen Gewerbsbetrieben dargestellt. *)

In der hier dargestellten Beziehung bezeichnet man vornehmlich mit diesem Namen diejenigen von dem in den beiden Provinzen Kur- und Livland noch gegenwärtig sehr ausgebreiteten Volksstamm der Letten, welche ihre alten und jetzigen Wohnsitze unverändert an den Ufern der kurischen Aa, von Mitau bis zu ihrer Mündung in den rigaischen Meerbusen, vornehmlich am unteren Lauf dieses Flusses zwischen ihm und dem Ostseestrande, in dem Kirchspiel Schlock haben. Diese kurischen Letten, in diesem Bezirk der Provinz Kurland zu Hause, führten vormals für Gewerbfleiß und Handel ein bemerkenswerthes, thätiges Leben, von dem jetzt, bei veränderten politisch-bürgerlichen Verhältnissen jede Spur unter ihnen verschwunden ist. Sie waren die Haupthandelsspeditenre Kur- und Livlands, die ihren Bewohnern, namentlich den ihrer beiden Hauptstädte, Mitau und Riga, ihre wesentlichsten Bedürfnisse aus Kurland und dem angränzenden Litthauen zuführten. Großen Mangel an Ackerland leidend, ward die Aufmerksamkeit der kurischen Letten, in der Nähe der Aa-Ufer wohnend, schon früh auf die ausschließliche Benutzung dieses Flusses gerichtet; er ward bald fast die alleinige Quelle ihres Erwerbs und führte sie zu einem gewissen Wohlstande. Einen großen Reichthum besaß die Landschaft in den herrlichen Wiesengründen an seinen Ufern, in den schönen Waldungen, die noch in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts üppig und wenig benutzt dastanden, jetzt aber, das Schicksal mit den Forsten des gemeinsamen, großen Vaterlandes theilend, sehr gelichtet dastehen. Von diesen Wiesen- und Waldgründen hatten aber die Anwohner der Aa-Ufer keinen Gewinn; sie waren Eigenthum der Grundherren, welche ihre Hauptrevenüen daraus zogen. Der Acker allein konnte den Bauer nicht nähren, und so ward die Fischerei, zu der ihn besonders der an mannichfaltigen und schmackhaften Fischgattungen reiche Fluß einlud, seine früheste Hauptbetriebsamkeit. Unbesorgt über den Absatz dieser reichen Fänge ward dieses Gewerbe gleichsam als zunftmäßig in einem ansehnlichen Umfange betrieben. Wenn nicht gerade ein ökonomisches Bedürfniß den Uferbewohner der Aa nach Riga oder Mitau führte, erwartete er daheim den Besuch der riga'schen Fischerinnung, welche ihm seinen Vorrath oft mit 70 bis 80 Thalern bezahlte. Tage solchen Besuchs waren für beide Theile stets Fest- und Freudentage. Der Fischfang ward jährlich im Herbst mit einem besonders ceremoniösen Act eröffnet: es ward eine Art Treib- und Klapperjagd angestellt, bei der eine große Anzahl Fischerkähne den Fluß langsam hinaufzog und mit eigenthümlichem Ruderklopper die Fische vor sich hescheuchte. *) Mit ihr begann die Zeit des Hauptfischfanges im Aa-Fluß. Am fleißigsten ward die Fischerei im Winter betrieben, der Sommer vertheilte die arbeitenden Kräfte der Bauern mehr bei dem Garten- und Ackerbau. Was nun der eigene Acker dem Bauer nicht zur Genüge gab, mußten Kurlands reiche Kornkammern herbeischaffen.

Dadurch entstand für die Uferbewohner der Aa ein eigener Gewerbszweig, eine Handelsverbindung mit dem übrigen Theile Kurlands und selbst mit Livland, der sich mit ersterem noch forterhielt, als dieser District am Ende des vorigen Jahrhunderts von Kurland getrennt und mit Rußland (1783) verbunden ward. Dieser Handelsverkehr der kurischen Letten mit Kur- und Livland schon zur Regierungsepoche der kurischen Herzoge bestehend, erhielt sich fast ein halbes Jahrhundert hindurch, und gestaltete ihr früheres industrielles Leben gänzlich um: der wohlhabend gewordene Fischer an der Aa wurde Schiffer und unternehmender Handelsmann. Als Kurland 1795 dem russischen Reich einverleibt wurde, trieben die Bewohner des Marktfleckens und Kirchspiels Schlock wesentlich einen starken Mehlhandel nach Riga. Die Fischerei gerieth bei diesen Leuten immer mehr in Vergessenheit und

*) Annalen der Erd-, Völker- und Staatenkunde. Junius 1843.

*) Bei dieser Fischjagd war es eine gewöhnliche Sitte, daß die vielen ihr beiwohnenden Zuschauer ihr Glück versuchten. Vor dem Auswerfen der Netze kaufte man schon den Zug, den Glückswurf genannt, den Fischern ab; dafür erhielt man auch das Recht, den Zug selbst zu bestimmen.

Digitized by Google

sank zur Unbedeutenheit herab. Bei einzelnen bestand sie als Nebenbeschäftigung noch fort, und ward vornehmlich im Frühjahr ausgeübt, aber der alte Fischhandel hörte auf; man gab vor, die Aa sey nicht mehr so fischreich als damals; dagegen entstanden neue Industriezweige, der Garten- und Ackerbau, die vormals von den Bewohnern ganz beseitigt worden waren. Mit besonderem Eifer ward der Gartenbau betrieben, ihm widmete sich vorzüglich die weibliche Bevölkerung. Der Handel mit Gartengewächsen nach Riga erhielt eine Bedeutung, deren sich die ehemalige Fischerei kaum rühmen durfte. Auch jetzt noch ist der Gemüsebau unter den Bewohnern der zwischen der Düna und der Aa liegenden Landschaft ein bedeutender Industriezweig, der den Gemüsemarkt in Riga mit seinen Erzeugnissen überfüllt. Im Herbst ist die dortige Schiffbrücke von großen und kleinen aus der Aa kommenden Fahrzeugen wochenlang umlagert, welche der volkreichen Stadt die Wintervorräthe an Gemüse aller Art zuführen. Dennoch haben sie in neuester Zeit mit den um Riga wohnenden Russen im Gemüsebau viel zu concurriren; der letzteren Thätigkeit beschränkt sich aber mehr auf die Erzeugnisse des Sommers, der ersteren ganz auf die des Winters. Somit gebührt den kurischen Letten das große Verdienst, die Handelsverbindungen Kurlands mit Riga zuerst geweckt, wesentlich gefördert und erleichtert zu haben. Für beide Theile war dieser Handelsverkehr in damaliger Zeit von großem Nutzen. Die Letten besuchten nicht nur die Märkte Kurlands, sondern auch die des benachbarten Litthauens, und wurden in diesem Landstrich ganz einheimisch; in Livland aber kamen sie nur bis zum rechten Dünaufer, nicht weit hinaus über die nächste Umgebung Riga's. Sie versorgten Riga wesentlich mit kurischem Weizen, von ihnen zu den verschiedensten Mehlsorten zubereitet, und versahen damit allein die sämmtlichen Bäckereien Riga's. Bald reichten die Mühlen an der Aa und in Kurland zur Bereitung dieser Provision nicht mehr hin, auch die Mühlen an der Düna und um Riga herum wurden von ihnen stark beschäftigt. Die Mühlenpacht begann um diesen Zeitpunkt in jenen Gegenden stark zu steigen. Ein anderer, nicht minder wichtiger Zweig ihrer Betriebsamkeit war zur Erzeugung des Biers das Getreide-Malzen. Mit dem Handelsgewerbe verbanden sie auch das des Schiffers; mit ihren großen, mit Getreide beladenen Fahrzeugen schifften sie über die Aa und den rigaischen Meerbusen hinüber nach Riga. Die Verbindung beider Gewerbe brachte ihnen großen Gewinn. Jetzt haben sich jene Verhältnisse völlig umgeändert. Der vormalige Handel, der Acker- und Gartenbau, die Fischerei der Uferbewohner des Aa-Flusses bestehen in diesen Gegenden nur noch in schwachen, kaum wahrnehmbaren Ueberresten, verglichen mit dem in dieser Beziehung vormals so rege sich zeigenden Leben. Der Getreidehandel hat gänzlich aufgehört, seitdem Kurland in directe Handelsverbindung mit Riga getreten ist, und den Mehlhandel hat die riga'sche Müllerzunft an sich gezogen.

Seit den zwei letzten Decennien rivalisiren nächst den obgedachten Russen in und um Riga auch die Letten an der Düna mit den kurischen in der Gartencultur, so daß es jetzt sehr zweifelhaft ist, ob letztere diesen alten, von ihnen hier zuerst ausgegangenen Industriezweig fortsetzen, oder wieder zu ihrem ursprünglichen Gewerbe, zum Ackerbau, greifen werden, der ihnen freilich nur einen kärglichen Nahrungszweig bieten wird.

Honolulu.

(Fortsetzung.)

Von der Seite der Insel, welche am stärksten bevölkert ist, führt eine Brücke und eine gute steinerne Straße nach der Stadt. Gegen Osten ist eine schöne flache Ebene, zwischen der Stadt und dem vulcanischen unfruchtbaren District. Diese Ebene kann durch Bewässerung sehr fruchtbar gemacht werden, und sie bedeckt sich auch immer mehr mit Grün, in dem Maaße, als der gute Boden durch das Verfaulen der Pflanzen und die Zersetzung des Gesteins anwächst. Ziemlich gute Fahrstraßen erstrecken sich stundenweit hinter der Stadt und über die Ebene. Zwischen dieser und der Ebene ist ein Strich niederes, zum Theil überschwemmtes Land, das von Korallenriffen eingeschlossen ist. Die Eingebornen gewinnen hier Salz durch Verdunstung, indem das Salzwasser in flachen Bassins den Sonnenstrahlen ausgesetzt wird. Der Kalkstein der Riffe ist ein vortreffliches Baumaterial, das sich im Wasser leicht mit der Axt aushauen läßt und hart wird, wenn es der freien Luft ausgesetzt ist. Zahlreiche breite und gerade Alleen durchschneiden meist in rechten Winkeln die Stadt, welche mit jedem Jahr ein civilisirteres Ansehen gewinnt. Die Waarenhäuser und Wohnungen der fremden Kaufleute sind hauptsächlich im westlichen Theile concentrirt; viele sind von Stein und sehr gut gebaut, andere sind aus Adoben oder Luftziegeln, die man aus dem Boden in den Straßen selbst fertigt, indem man ihn mit Wasser und Stroh vermischt und mit den Füßen knetet; wenn die Masse eine hinreichende Consistenz erlangt hat, faßt man sie in hölzerne Formen und läßt sie hart werden; die bessern widerstehen selbst dem Hieb einer Axt. Die Wände der Häuser werden mit solchen Luftziegeln aufgeführt und dann mit Kalk geweißt. Die Aehnlichkeit einer Gruppe Hawaier mit ihrer rothen Haut und ärmlichen Kleidung mit den 4000 Jahre alten Hieroglyphenbildern, welche gleichfalls das Verfertigen von Backsteinen darstellen, ist sehr auffallend und merkwürdig.

Die Wohnhäuser sind größtentheils von Mauern eingeschlossen, liegen etwas entfernt von der Straße, und sind von kleinen wohlgebauten Gärten umgeben, was ihnen ein ländliches, freundliches Ansehen gibt. Der Boden von Honolulu ist leicht und dünn, ruht auf regelmäßigen Schichten von Korallenfels und vulcanischer Asche, und besteht selbst größtentheils aus Asche von den benachbarten erloschenen Kratern, und dem von den Bergen im Rücken der Stadt heradgeschwemmten Schutt. Wenn der Boden bewässert wird, was durch Windmühlen geschieht, wird er sehr fruchtbar. Vor einigen Jahren war in der Umgegend kaum ein Baum zu sehen, mit Ausnahme einiger Gruppen hoher Cocosbäume,

Digitized by Google

welche die Bai begränzen und wie Schildwachen über der Stadt hängen. Jetzt ist die Landschaft sehr verändert: wenn man von drm Puahi, oder dem Punschdowlederge, einem alten Krater, eine Viertelstunde hinter der Stadt und mehrere hundert Fuß hoch, hinadschaut, so hat man ein ganz neues, liebliches Bild vor sich. Der Punschdowle-Berg erhielt seinen Namen in Zeiten, die nicht so mäßig waren wie die jetzigen; seine innere Form gleicht auch in der That einer Schüssel, da ee rine allmähliche und ganz gleichförmige Vertiefung zeigt. Gegen die Stadt zu fällt er schroff ab, und das Aussehen der Lawa und anderer vulcanischen Sudstanzen vom Fuße an aufwärts ist so frisch, daß man den Berg wegen weiteeer Absichten stark in Verdacht haben möchte, denn er scheint seine Wuth in sich zu verschließen und jeden Augenblick bereit, in rinem Anfall oon Zorn sein zerstörendes Feuer zu ergießen. So weit indeß die Traditionen oon Hawail zurückreichen, ist er rnhig gewesen, und von den 10,000 Menschen, die nächtlich unter seinem Schatten ruhen, läßt sich auch nicht einer durch Furcht vor einem Ausbruch in seinem Schlummer stören. Man mag sich der Stadt nähern von welcher Seite man will, so fallt dee Berg so sehr in die Augen, daß man ihn gar leicht als Leuchtthurm brauchen könnte. Jährlich sieht man Feuer aus dem Gipfel hervordeechen, gefolgt von lautem Knall und mächtigen Rauchwolken. Aber es sind nur die Pygmäenfeuer der Menschen zur Ehre von andern, denn aus einigen ungeheueen Zwelunddreißig- und Zwelundvierzig-Pfündern, dir man einst mit einem großen Aufwand von Kraft auf die Höhe hinaufschleppte, werden Salven abgefeuert. Eine Flaggenstange, eine steinerne Mauer, eine natürliche Schießscharte im Lawaselsen, rinige ärmliche Hütten, einige Duzend zerlumpter Jungen, einige alte Weiber und edenso viele Männer nebst einer zahlreichen Ziegenheerde bilden die Befestigung und die Brsatzung. Wärr dir Batterie grhörig besetzt und befestigt, so könnte sir wirksam den Hafen vertheidigen und die Stadt schützen. Jetzt dient sie nur zu dem friedlichen Zweck einer Promenadr, und die Aussicht nach allen Seiten hin ist die Mühe drs Hinaufsteigens wohl werth. Blickt man gegen das Innere des Landes, so erheben sich die Berge allmählich, bis sie in steilen Gipfeln auslaufen, welche mit dichten, fast in ewigen Nebel oder Regen gehüllten Wäldern bedeckt sind. Weiter unterhalb wächst das Gras üppig und Viehhrerden wridrn hier, dir man bei Nacht in ihren Pferchen einschließt. Seewärts schweift das Auge übee den gränzenlosen Ocean, und gerade unterhalb liegt die Ebene und etwas weiter hin die Stadt mit ihrer Mischung von Barbarei, Civilisativn und allen Zwischenstufen zwischen beiden. Die zahlreichen Gärten und die vielen in neuerer Zeit gepflanzten Bäume geben ihr ein ländliches Ansehen. Das Fort, die Schiffr im Hafen, die rothbemalten Dächer, die steinernr Kirche, die Glockenthürme nnd dir Belvedere — drnn jedes irgend ansehnliche Haus hat einen wunderlich grformten Kasten an oder in drr Nahe des Giebels, — die ewig gleiche Bewegung der Windmühlen, die Strohhütten und Strohpaläste, die Lehmmaueen und Lehmhäuser, alles dieß bildet ein höchst eigenthümliches, wenn auch nicht sehr harmonisches Schauspiel. Wenn ein unternehmender Reisender einen windigen Tag, namentlich gegen das Ende der trockenen Jahreszeit auswählt, wo dir Monsuns anfangen in Stößen mit der Macht der Wirbelwindr dir Höhen hinab zu blasen, wenn er im Stande ist auf der schwindelnden Höhe seine Stellung zu behaupten, bis einer der wirbelnden Luftströme an ihm vorübee ist, dann wird er einr dichte Staubwolke über die Ebene hinstreichen seben, welche dir Sonne verdunkelt, und in der Entfernung von einigen Schritten alles unsichtbar macht. Fort rast sie und wehe dem, den sie trifft. Die Augen werden angefüllt, die Nasenlöcher vollgestopft, und die armen Opfer, betäubt und geblendet, wissen nicht, wohin sie sich wenden sollen. Aengstliche Mütter laufen herum, wie eine erschreckte Henne, die ihr Küchlein sucht, denn sie wissen wohl, daß Gleichgewicht und Besinnung gleichmäßig verloren sind, wenn sie dem Stoße nicht ausweichen. Achtsame Haushälterinnen verschließrn die Fenster, halten den Athrm an sich und dir Staubtücher vor, wohl wissend, daß sie bald beide sehr nöthig haben werden. Dir ärgste Verheerung richtrt drr Wirbelwind an einer wohlbesetzten Tafel an, denn er dringt durch ungeschlossene Fenster und Thürrn und bedeckt die Speisen und die Essenden mit einer solchen Schichte feinen Sandes, daß gar kein Mittel hilft, als erst den nächsten Tag zu speisen.

Das Fort, dieser Schrecken der Uebelthäter aller Racen, in dessen Mauern sie des Tages zu spärlicher Kost und des Nachts zu hartem Lager, allzeit aber zu Schmutz und Fliegenplage verurtheilt sind, verdient eine besondere Beschreibung. Es wurde unter der Aufsicht John Youngs wenige Jahre oor dem Tode Kamehameha's I erbaut, liegt auf der Ostseite des Hafens und schließt mehrere Acres Land ein. Seine Mauern sind 12 bis 15 Fuß hoch und von noch größerer Breite, denn sie sind nach innen und außen mit Strinen eingefaßt und innen mit Erdr ausgefüllt. Das Ganze bildet ein hohles Viereck; die Brustwehren sind mit Adoben gepflastert. Hier stehen 60 Grschütze, zum Theil von schwerem Kaliber, aber der ganze Bau würde von einigen wohlgeeichrten Salven eines Krirgsschiffes in Stücke zerfallen, obwohl er für die Regierung, einen fremden Angriff ausgenommen, völlig hinreicht. Die Kanonen sind nach allen vier Windrn gerichtet und beherrschen sowohl die Stadt als den Hafen. Tritt man durch das Stadtthor ein, so stößt man auf eine gut gekleidrte Schildwache mit einem nicht geringern militärischen Ansehen, als anderr ihres Standes in mächtigern Ländern unter gleicher Breite. Sie setzt dem Eintretenden kein Hinderniß entgegen. Innen ist das Viereck reinlich und in guter Ordnung rostige Kanonen und aufgehäufte Kugeln liegen umher. Die Diener und Beamten der Gerechtigkeit schlendern umher mit allem Stolz und aller Faulheit wohlgefütterter Hunde, und sehen aus als hätten sie nicht übel Lust Hand an einen zu legen. Gruppen der verhärtetsten Bösewichter sieht man gefesselt und auf dem Boden ausgestreckt unter dem Schatten von Schuppen herumliegen, dir wedrr gegen den Regen noch gegen die Sonne gehörig geschützt sind. Hie und da sieht man

ein weißes Gesicht mitten unter den schwärzlichen Gestalten; es gehört einem Seemann, der diesen Aufenthalt der Einsperrung auf dem Schiffe vorzieht, und wegzulaufen versucht hat, oder in eine betrunkene Schlägerei verwickelt war. Weiber, die verzwergtesten, häßlichsten und widerlichsten ihres Geschlechts, in zerlumpten und zerrissenen Kleidern, zerzausten Haaren, aber mit Blumenkränzen auf dem Kopfe kommen einzeln keuchend zum Thore herein. Sie tragen Ladungen von Gras und Binsen auf dem Rücken, die vor dem Quartier des Gouverneurs als natürlicher Teppich ausgestreut werden. Diese Weiber sind Ehebrecherinnen, und da sie die Geldstrafe nicht zahlen können, so müssen sie diese Ladungen aus dem Lande hereintragen. Es sind dieß freilich nur die verworfensten ihrer Classe und sie gehen mit einem kecken, unverschämten Blick an einem vorüber.

Mehrere wohlgebaute steinerne Hauser mit Kriegsvorräthen ziehen nun die Aufmerksamkeit des Fremden auf sich, aber es ist Zeit, daß wir dem Gouverneur Kekuanaoa unsere Achtung bezeugen. Man steigt rechts eine hölzerne Treppe hinauf, und erreicht die Höhe der Mauer, welche eine reizende Promenade darbietet. Hier unter dem Schatten einer Gruppe von Hu-Bäumen und bei einer herrlichen Aussicht auf Meer und Land werden die geringern Criminalfälle abgeurtheilt. Ein geräumiges steinernes Haus, in das man von der Baumgruppe her tritt, enthält den Gerichtssaal und die Zimmer des Gouverneurs. Ihn selbst findet man in einem Vorzimmer; er ist ein gut aussehender stattlicher Mann von 50 Jahren mit einem militärischen Ansehen und anstandsvollem Benehmen. Man erkennt alsbald den Geschäftsmann: Secretäre schreiben, was er ihnen dictirt, das Zimmer ist gut möblirt, alle sind wohlgekleidet, und alles sieht ganz civilisirt und anständig aus. Der Gouverneur ist sehr zuvorkommend, und bietet dem Fremden Erfrischungen an mit aller der Höflichkeit eines Herrn aus der alten Schule. Er zeigt sich gewandt und verständig, was sicherlich kein geringer Ruhm ist für einen Mann, welcher von der Jugend bis ins Mannesalter in dem rohesten Heidenthum gelebt hat. Er war im Gefolge des früheren Königs Liholiho, als dieser nach England ging, ist jetzt ein Mitglied der christlichen Kirche und ein Teetotaller, der weder Branntwein noch Wein trinkt. Sein Geschäftstact, seine Festigkeit und Entschlossenheit haben ihm die Achtung aller Verständigen erworben. Vor einem Jahre haben ihm die Versicherungsgesellschaften von Boston ein schönes Silberservice geschenkt wegen seines Eifers für ihre Interessen und der Dienste, die er nothleidenden Schiffen erzeigte.

Nimmt man Abschied von ihm und kehrt auf demselben Wege zurück, so findet man auf dem freien Platz unten die Miliz der Stadt versammelt, um sich in den Waffen zu üben. Die ganze männliche Bevölkerung der Stadt wird nämlich jährlich mehrmals exercirt. Ihre Kleidung ist nicht so gleichförmig wie ihre Musketen, und Spötter möchten sie eine Sansculotten-Schaar nennen; man darf indeß nicht vergessen, daß sie in ihren Arbeitskleidern sind. Sie handhaben ihre Gewehre sehr gut, woran sie wohl thun, denn ein junger Officier in Uniform steht da, um jede Nachlässigkeit mit einem tüchtigen Stockschlag zu rügen.

Oestlich von dem Fort sind Casernen und die königliche Ringmauer, innerhalb deren das Kauila-Haus, ein schönes Gebäude mit dem Gerichts- und Audienzsaal, sich befindet. Beide sind schön meublirt. Eine Menge kleiner Gebäude umher gehört dem königl. Gefolge. Kekauinohi hat ein großes, zweistöckiges Haus in dem obern Theil der Stadt; nach alter Landessitte hat sich ihr Gefolge rund umher Wohnungen gebaut. Kekauluohi ist die Tochter Kamehameha's I, und hat unter den Fremden den Spitznamen „die großmäulige Königin" erhalten, da ihr Mund, obwohl sie drei Centner wiegt, zu ihrem übrigen Gesicht in großem Mißverhältniß steht. Sie folgte ihrer Schwester Kinau in ihrem Amt als Premierminister, behält es aber nur während der Minderjährigkeit der Tochter dieser letztern, Victoria, deren Name, wenn sie großjährig ist, Kaahumanu II seyn wird. Selbst die vornehmsten Frauen finden es schwer ihre frühern, faulen Gewohnheiten abzulegen, und vielleicht ist es nicht einmal wünschenswerth bei so corpulenten Frauen, wie die meisten sind, und in einem so entnervenden Klima ist es auch bis zu einem gewissen Grade entschuldbar, wenn sie ihre Würde und ihre Bequemlichkeit zu verbinden suchen. Man trifft Kekauluohi, wenn man ihr eine Aufwartung macht, gewöhnlich in einem losen Seidenkleid auf einem Haufen feiner, mit Polstern versehener Matten, dem hawaiischen Diwan, der Länge nach ausgestreckt und von einer Schaar junger Damen umgeben, welche ihr Luft zufacheln oder sonstige Dienste leisten. Eine Bibel, ein Gesangbuch oder das kleine, in hawaiischer Sprache gedruckte Zeitungsblatt befinden sich stets bei ihr, und die erste trägt sichtliche Spuren mannichfachen Gebrauchs. Wenn ein Besuch angekündigt wird, hebt sie langsam den Kopf und reicht die Hand zum Gruße hin, die so dick ist, daß sie die kleinere Hand des Fremden ganz einschließt. Das Schütteln von einer solchen Hand gewährt eine höchst angenehme Empfindung; ihre Weichheit und Zartheit — denn sie haben schöne, in lange, wohl proportionirte Finger auslaufende Hande — sind unwiderstehlich, und ihr Lächeln ist gegen denjenigen, welchem sie gewogen sind, äußerst gewinnend. (Schluß folgt.)

Missionsgesellschaft für die Heimath. Unter den zahlreichen wohlthätigen und religiösen Gesellschaften Englands findet sich auch die oben angegebene „home missionary society," welche auf der ganz richtigen Ansicht beruht, daß man, um Heiden zu bekehren, eben nicht nach Afrika und Polynesien zu gehen brauche, sondern daß es in der Heimath getaufte Heiden genug gibt. Die Unternehmung ist nicht so glänzend, wie die gewaltigen Heidenbekehrungs-Gesellschaften, aber gewiß nicht minder wohlthätig. Am 13 Mai fand die Jahresversammlung dieser interessanten Gesellschaft statt, und nach dem darin vorgelegten Bericht unterhält dieselbe 70 Missionäre und 74 Gehülfen, welche etwa 50,000 Zuhörer hatten. In mehreren der ärmern Districte Londons sind Bibelclassen errichtet worden, und eine merkliche Verbesserung in dem moralischen und religiösen Zustande der Bevölkerung war die Folge davon. (Engl. Bl.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 149.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

28 Mai 1844.

Die Engländer und die Ausländer.

3. Die Engländer und Amerikaner.

Die Engländer haben zwar auch uns Deutsche mit einer hübschen Reihe von Schriftstellern beschenkt; Mr. Russel, Mrs. Trollope, Mrs. Jameson, Mrs. Austin (in einer Reihe von Briefen), Sir John Head (in seinen „Bubbles"), Mr. Howitt und viele andere Schriftsteller haben das englische Publicum mit zum Theil sehr interessanten Schilderungen von Germany, von Austria, von den „German Spaas," von dem „German rural and domestic life," von dem „Student life of Germany," von unserer „social condition," und unserer „national economy" unterhalten, und umgekehrt haben auch wir Deutschen manche Feder hinübergeschickt, um sie zu porträtiren. Und im Ganzen genommen ist ein Buch über Deutschland in England ein sehr gesuchter Artikel; Hrn. Murray's Wegweiser durch Deutschland, der genaueste beste Wegweiser der über Deutschland geschrieben ist, soll vortrefflichen Absatz haben. Allein noch sicherern und noch solidern Gewinn versprechend als die Bücher über Deutschland sind in England die über Amerika und über die Amerikaner.

Den Herren in „Paternosterrow" in London ist ein Buch über Amerika immer so willkommen, als denen vom Altneumarkte in Leipzig über Rußland. Ein Buch über Amerika ist eine stets verlangte, stets frischen Abgang versprechende Waare. Bloß in den letzten Jahren haben nicht weniger als drei englische Capitäns den Sabel abgeschnallt, die Feder gezogen, ein Tagebuch zur Hand genommen, und haben gegen Amerika einen unblutigen Krieg geführt. Capitän Hall, Cap. Hamilton, Cap. Marryat; ihnen sind Mr. Abby, Mr. Dicker, Mr. Combe, Mr. Buckingham, Mr. Haliburton, *) Mrs. Trollope und Mrs. Butler **) und ich weiß nicht wie viele andere Misters und Mistresses gefolgt.

Die Amerikaner ihrerseits haben wiederum die Engländer durch ihre eigenen ausgezeichnetsten Schriftsteller porträtiren lassen. Washington Irvings interessantes Skizzenbuch und Coopers ziemlich langweilig und pedantisch geschriebenes Tagebuch bezogen sich größtentheils auf England. Und außer ihnen gibt es ohne Zweifel noch eine Reihe amerikanischer Autoren, deren Namen uns nicht gegenwärtig sind, die sich alle mit ihrem Mutterlande diesseits des atlantischen Oceans beschäftigen, als ob sich die ganze Welt und alle großen Fragen bloß um England und Amerika drehten.

Die Amerikaner sind auf Neuigkeiten von England so außerordentlich begierig, daß die Agenten ihrer Tagesblätter, wie man versichert, den englischen Briefschiffen und Paketbooten schon auf offener See entgegenfahren, um die ersten zu seyn, welche die Zeitungen von ihnen empfangen, und die ersten, welche sie in New-York oder Boston publiciren.

Umgekehrt sind auch in England die „American Papers" immer diejenigen, welche man von allen fremden Blättern am eifrigsten liest, und fast scheint es, als lägen diese beiden großen Nationen beständig gegenseitig auf der Lauer, um sich einander zu behorchen und zu belugen.

Nichts ist im Ganzen natürlicher als dieß. Die Engländer sind die Väter der Amerikaner und diese, ihre Kinder, haben von ihnen die Grundlagen fast zu allem Guten oder Schlechten empfangen. Sie blicken daher beständig zu ihnen, für die sie selbst noch jetzt nach ihrer Mündigwerdung in vieler Beziehung einen gewissen „respectus parentelæ" besitzen, hinüber, um die Quellen ihrer eigenen Geschichte und ihres eigenen Volkscharakters zu studiren. Der ganze Nationalcharakter der Neuengländer stammt, seinem Wesen nach, aus England. Von da haben sie ihren Sinn für Freiheit, der die ganze Nation beseelt. Von da haben sie die Modelle ihrer Staats-, Gerichts- und Communverfassung. Von da haben sie den Impuls zu der merkwürdigen Entwicklung ihres industriellen und commerciellen Lebens empfangen, von da den großartigen Speculationstrieb, der die ganze amerikanische Nation beseelt und beflügelt. Von England endlich haben sie ihre Sprache und fast alles, was sie auf den Feldern der Dichtkunst und Beredsamkeit hochschätzen.

Die Großväter der größern Hälfte der jetzigen Amerika-

*) Eigentlich ein englischer Colonist, ich glaube aus Canada oder Neu-Braunschweig.

**) Ehedem Mrs. Fanny Kemble.

ner waren entweder noch wirkliche Engländer, oder doch englische Unterthanen, und die Enkel dieser Großväter müßten ganz unnatürliche Wesen seyn, wenn sie nicht mit dem lebhaftesten Interesse von der Welt an dem Lande dieser ihrer Großväter hängen sollten. Die erste Ankunft eines Amerikaners in England ist daher für ihn auch immer ein wichtiger, anregender und erwartungsvoller Moment. Man lese nur die amerikanischen Beschreibungen einer Reise nach England nach. Man wird in allen, selbst in den des drolligen Sam Slick, an diesen Moment eine Menge Betrachtungen geknüpft finden.

Wie die Amerikaner daher zum Theil mit kindlicher Liebe und Verehrung zu England aufblicken, so sehen die Engländer auf die Amerikaner zum Theil mit einem gerechten Stolze hin. Sie betrachten die Amerikaner und den kühnen Geist, der sie beseelt, als ihr eigenes Werk, indem sie fragen, ob irgendwo in der Weltgeschichte je ein anderes Volk eine ähnliche Colonialschöpfung zu Stande gebracht habe. Zu gleicher Zeit sehen sie in dem Zustande Amerika's zum Theil ihre eigene Zukunft vorgebildet, wie die Amerikaner in England ihre Vergangenheit erblicken.

Eine Menge Systeme und Principien, die in England nur in kleinen Sprößlingen erscheinen, sind in Amerika zu großen Bäumen aufgewachsen. Viele Institutionen, die in England geboren, aber nur unvollkommen entwickelt sind, haben in Amerika sich vollkommen schrankenlos entfaltet. Die Engländer blicken daher neugierig hinüber um zu erfahren, ob diese Systeme, welche sie in der Heimath unter der Scheere des Gärtners halten, in Amerika, wo man sie frei schalten läßt, sich wohlthätig oder nachtheilig zeigen.

Die Engländer haben ein Königthum, dem sie seit zweihundert Jahren nach und nach immer mehr Gewalt entzogen, und dessen Einkünfte sie ebenfalls stufenweise beschränkt haben. — Die Amerikaner haben dieses Königthum in ein Präsidententhum verwandelt, das zwar ähnliche Gewalt wie das englische Königthum genießt, aber nur auf eine sehr kurze Zeit beschränkt und mit äußerst geringen Einkünften verbunden ist.

Die Engländer haben ein Oberhaus mit erblichen Mitgliedern und ein Unterhaus mit Wahlmitgliedern, welche von den Wohlhabenden und Einflußreichen des Landes gewählt werden. — Die Amerikaner haben ein Oberhaus mit gewählten Pairs oder Senatoren, und ein Unterhaus, dessen Mitglieder von allen Männern, die das einundzwanzigste Jahr erreicht haben, gewählt werden.

Wenn es auch vielleicht keine einigermaßen mächtige Partei in England gibt, welche das Königthum abschaffen möchte, und wenn es ebenso wenig eine Partei gibt, welche die Würde und Erblichkeit des Oberhauses beschneiden möchte, so ist dagegen die Partei, welche das englische Unterhaus dem amerikanischen Unterhause ähnlicher machen möchte, nicht unbedeutend.

Die Amerikaner haben alle Bürger des Staates gleich gemacht und alle Aristokratie abgeschafft. — In England steht eine mächtige Aristokratie. Aber eine große Volkspartei befindet sich mit allen Monopolien im Kampfe und es gibt Nivellirer in England, welche auf Amerika als ihr Modell blicken.

Die Engländer haben eine als Staatsreligion anerkannte sogenannte etablirte Kirche und eine Menge dissentirender Religionen daneben. — Die Amerikaner haben keine vom Staat bevorzugte Kirche. Alle ihre verschiedenen Secten sind sich vollkommen gleich und bestehen durch freiwillige Beiträge ihrer Mitglieder. — Die englische Kirche ist mit den Dissenters, welche an Zahl zunehmen, beständig im Kampfe, und wird vielleicht einmal in diesem Kampfe ganz in Trümmer zerfallen.

Die Größe der englischen Journale, ihre bedeutende Anzahl und die Freiheit ihrer Presse wird von vielen von uns bestaunt und getadelt. — Die amerikanischen Blätter sind noch größer, noch zahlreicher, und die Ausgelassenheit ihrer Presse macht einen gewöhnlichen Gegenstand des Tadels und des Angriffs von Seite der Engländer aus.

Mit einem Worte, alles, was den eigentlichen Kern des alten Englands bildet, ist nicht nach Amerika hinüber gekommen. Alles dagegen, was so zu sagen die Vorwerke und Ausbauten Englands sind, ist in Amerika zum Kern geworden. Alles, wovon die Engländer selbst in den wildesten Bewegungen ihrer Chartistenunruhen nur träumen, das ist in Amerika zur Wirklichkeit geworden. Viele englische Kernmänner glauben es mit Schrecken zu erkennen, wie die englischen Zustände sich nach und nach den amerikanischen nachbilden, und sehen den Staat einem Abgrunde entgegeneilen. Viele englische Vorwerk-Männer glauben dasselbe zu ihrer Freude wahrzunehmen, und wittern mit zuversichtlicher Hoffnung eine englische Republik in dem dunkeln Schooße der Zukunft.

(Fortsetzung folgt.)

Honolulu.

(Schluß.)

Kinau war eine Frau von ansehnlicher Größe, besaß viel Würde in ihrem Benehmen und eine große Festigkeit des Charakters. In vielen Beziehungen glich sie ihrer Vorgängerin, der herrschsüchtigen, aber ächt-christlichen Kaahumanu, deren Geschichte eines der merkwürdigsten Beispiele einer aufrichtigen Bekehrung darbietet. Der Tod Kinau's, welcher am 4 April 1839 erfolgte, war ein schwerer Schlag für die Nation. Nachdem sie einen Monat lang auf dem Paradebett gelegen, wurde sie in dem königlichen Grabe neben andern Personen königlichen Stammes beerdigt. Leichenceremonien zeugen sehr von dem Zustand der Civilisation und sind hier besonders beachtenswerth. Am Tage der Beerdigung strömte die Bevölkerung der ganzen Insel herbei. Kekauluohi's Haus, wo die Leiche lag, war von einer dichten Schaar von Trauernden umlagert, unter denen aber nichtsdestoweniger Ruhe und Ordnung herrschte. Eine große Truppenschaar in weißen Uniformen mit blauen Aufschlägen besetzte den Weg, durch wel-

Digitized by Google

chen der Trauerzug gehen mußte. Um den Staub zu vermeiden, waren allenthalben Binsen und Matten auf den Weg gelegt. Die Häuptlinge trugen die Tracht der tiefsten Trauer, die Frauen schwarze Seidenzeuge und Atlaß mit dunkeln Turbanen, was eine sehr düstere Gruppe bildete. Hoapili-Wahine, die Mutter der Verstorbenen und die Freundin Vancouvers, die bejahrteste unter allen und eine wahre Riesin, ragte über alle empor. Trotz ihres tiefen Kummers schloß sie sich dem Zuge an. Der mit rothem Sammt bedeckte und reich verzierte Sarg wurde auf einen schwarz verhängten Wagen gesetzt und von jungen Häuptlingen in schwarzen Beinkleidern und Kopfschmuck, aber ohne Röcke, gezogen; die weißen Hemdärmel bildeten einen nicht unangenehmen Abstich gegen die dunkeln Farben ringsumher. Ueber allen andern Zeichen wehte der stattliche Kahilis, die schöne aus Federn gefertigte Insignie des Königthums. Alle fremden Officiere im Hafen und die Consuln in Uniform, Kaufleute und Fremde aller Classen leisteten neben den Eingebornen der Todten den letzten traurigen Tribut der Achtung. Der König theilte jedem Trauerzeichen aus. Kein Ruf, kein Schrei störte die langsamen Bewegungen des Trauerzugs, nichts als der Donner der Kanonen und die Trauermusik ließen sich hören. Die Soldaten präsentirten als der Zug erschien. Eine einzige alte Frau konnte der Bewegung nicht Meister werden, und brach voll Erinnerung an die alte Zeit nach der Sitte der Vorfahren in einen Gesang aus, aber man ermahnte sie bald zum Schweigen, und die Ceremonie ging in streng christlicher Weise vor sich. Die Leiche wurde unter den Thränen und dem Schluchzen der Verwandten und des Gefolges in die Gruft niedergelegt, und ruhig zerstreute sich dann die Menge.

Das augenfälligste, wenn auch nicht das schönste Gebäude in der Stadt ist die auf Befehl des Königs durch die vereinte Arbeit der ganzen Insel errichtete Kirche. Zehn Jahre brachte man mit Steinhauen, Herbeischaffung des Holzes u. s. w. zu. Inzwischen wurde dem Despotismus der Häuptlinge durch eine geschriebene Constitution Einhalt gethan. Tyrannei und Erpressungen hatten den Grund gelegt und die Mauern aufgeführt, freiwillige Arbeit und Beiträge vollendeten das Werk. Es ist 110′ lang, 70′ breit und 30′ hoch. Diese Größe ist eine Laune des Königs, welcher wollte, daß seine Kirche die größte im Lande sey. Wenn die Galerien vollendet seyn werden, haben dreitausend Personen darin Platz. Das Innere ist einfach, das Aeußere aber in schlechtem Geschmack, da es den alten scheunenartigen Kirchen, in denen sich die Presbyterianer vor hundert Jahren so gern versammelten, nachgebildet ist. Im östlichen Theile der Stadt ist eine neue hübsche Kirche, welche 2000 Personen aufnehmen kann. Die Katholiken erbauen eine prächtige steinerne Kathedrale, welche 115′ lang und 50′ breit werden soll. Die Fremden benützen ein zweistöckiges, hölzernes Gebäude, in welchem viele Sitze nach englischer Sitte von einzelnen Personen ganz für sich in Beschlag genommen sind, so daß den Matrosen nur die untern Plätze bleiben. Im untern Stockwerk dieses Gebäudes ist ein Lesezimmer für diese letztern und ein anderes Zimmer ist von den Sammlungen und der Bibliothek des Instituts der Sandwichinsein, einer nützlichen und interessanten Gesellschaft, eingenommen. Ueberhaupt ist die Stadt an wohlthätigen Instituten nicht arm, und wir nennen nur noch die sogenannte Charity School, welche durch freiwillige Beiträge der Fremden unterhalten wird, und dem Unterricht der ziemlich zahlreichen und vorzugsweise allen Versuchungen ausgesetzten Mischlingen gewidmet ist.

Chronik der Reisen.

Reise Michael Kottlers im europäischen Rußland und in Sibirien.

Zweiter Abschnitt.*)

Ich war kaum in Jeniseisk angelangt, so begab ich mich zu dem Oheim unseres Agenten Permikyn, den uns in seiner einsamen Wohnung erwartete. Von Krasnojarsk waren 70 Pferde und 50 Arbeiter mit allen nöthigen Vorräthen aufgebrochen, um gleich nach dem Beginn des Frühlings auf das rechte Ufer des Jenisei geschickt zu werden. Ich fragte deßhalb sogleich, wie es mit den Pferden stehe und wo die Vorräthe an Futter und Lebensmitteln niedergelegt seyen. Die Antworten lauteten nicht sehr tröstlich. Kaum hatten wir uns niedergelegt, so kam — um 2 Uhr Nachts — unser Geschäftsführer Simon Ospitsch Schreiber, ein geborener, aber in Slatoust erzogener Deutscher aus Rußmow, an, und berichtete, daß der Wirth daselbst unser Hen verkauft habe, und daß eine Menge Leute von verschiedenen Goldsucherpartien sich dort fänden; alles sey entsetzlich theuer, das Ei koste einen halben Rubel. Es sey indeß dort ein Schuppen für unsere Vorräthe erbaut, auch eine Stube für uns eingeräumt worden. Am andern Tage kam zu uns Kustentyn Nikititsch, der Sohn des Goldsuchers und Kaufmanns Zolow aus Jekaterinburg. Er sprach viel von den Goldsuchungen, daß heuer viele Parteien sich rüsteten auf das Goldsuchen auszugehen, und daß vielleicht aus Jeniseisk allein 2000 Pferde in die Taiga (dichte Waldungen) ausgezogen seyen. Permikyn habe sich beeilt, sey schon im Winter zu seinen Arbeitern 60 Werste von Jeniseisk am Flusse Ziemka gestoßen, habe Goldsand gefunden, der drei Solotnik Gold von 100 Pud Sand ergebe u. s. w.

Am 28 April erhielt ich von Permikyn Vollmacht die Goldsandlager zu besichtigen, die Muthung zu untersuchen und mich mit der Anwerbung und dem Unterhalt der Leute, dem Ankauf der Bedürfnisse u. s. w. bekannt zu machen. Auch überreichte er mir einen Plan, nach

*) Der erste Abschnitt findet sich im vorigen Jahrgang Nr. 208 ff. Wir führen hier bloß an, daß der Reisende, ein geborener Böhme, mit einer russischen Gesellschaft verbunden war, um Goldsandlager aufzusuchen. Da dieser Gegenstand in neuerer Zeit immer mehr an Interesse gewinnt, auch schon vielfach behauptet wurde, daß die ungeheure Masse Goldes, welche in Sibirien gewonnen wird, in kurzem einen großen Einfluß auf den relativen Werth von Geld und Silber äußern müsse, so mögen die Specialitäten aus dem Tagebuch eines Goldsuchers immerhin ein allgemeineres Interesse gewinnen. Das Original dieser Reisebeschreibung findet sich, wie früher schon erwähnt, in der Zeitschrift des böhmischen Museums Jahrgang 1842 und 43. Im dritten Heft des letzten Jahrgangs findet sich auch eine kleine Stromkarte des Landes im Osten des Jenisei von 108 bis 119° O. L. mit Angabe der wichtigsten Goldsandlager. A. d. R.

Digitized by Google

welchem das Geschäft zu leiten wäre. Am 18 (30) April gab er mir eine Schrift, daß er von mir den vollen Betrag der abgeredeten Summe empfangen habe, und ich gab ihm dagegen die schriftliche Erklärung, daß ich von ihm nichts verlangen würde, auch wenn in diesem Jahr keine guten Goldsandkörner sich fänden. Ich unterschrieb alles, wie ein Kind, das, wenn es neue Spielsachen vor sich sieht, die alten unachtsam von sich wirft.

Ich wollte nach demselben Tag, wie es mit Permikyn verabredet war, nach Nasimow aufbrechen, man sagte mir aber, ich solle lieber in Jenisseisk bleiben, da ich hier eine bequemere und ruhigere Wohnung hätte als dort, wo sich so viel gemeines Arbeitervolk zusammendränge, das sich unaufhörlich betrinke, sich ungebührlich aufführe, und um nur immer genug Branntwein zu haben, um des Geldes willen Menschen tödte und ausziehe. Aber ich war dort sehr nothwendig, weil sich unsere Leute dort befanden und unsere 49 Pferde in dem Dorf Marilatschow auf der Fütterung standen; diese forderten Aufsicht und es war nothwendig Lebensmittel anzukaufen. Ich ließ mich indeß bereden und blieb, obgleich ich gern auf dem Dorf gewesen wäre, theils wegen der Milch, — man verlangt hier für die Kanne Rahm 4 R. A., — theils wegen des freien Spaziergangs, denn während der elf Wochen meiner Reise bin ich wenig gegangen, und jetzt habe ich Abhärtung nöthig, ehe ich in die öden Wälder gehe. Im Winter kann man im Schlitten nach Nasimow gehen, im Sommer aber wegen der Sümpfe und Moräste nur zu Schiff oder ganz zu Fuß längs dem Ufer des Flusses mit großer Beschwerde, denn man muß durch Buchten über Flüsse setzen, die an ihrer Mündung ziemlich breit und tief sind.

Am 1 Mai gedachte ich an mein liebes Böhmerland, wo sich mit der Entfaltung der Natur alles erfreut, während man hier noch in Schnee und Eis stecken bleibt. Doch ist auch hier Hoffnung zu einem baldigen Frühling, denn die Sonne geht bereits um 4 Uhr auf und um 8 Uhr unter, und arbeitet den ganzen langen Tag an der Auflösung des Schnees und Eises. Am 4 Mai begann der Bach, der durch die Stadt läuft, ein eigenthümliches Summen von sich zu geben; man sagt, daß zwölf Tage nach einem solchen Summen der Jenissei aufgehe, und erst zwölf Tage, nachdem auf dem Jenissei das Eis gegangen, beginnt es auf der Tunguska sich zu bewegen und so weiter hinauf.

Aus Maciowtschow meldete man mir, daß eine Hochzeit stattfinden werde und die Verlobung schon stattgefunden habe. Wenn das Versprechen beiderseitig gegeben ist und sie sich die Hände gereicht haben, begleitet die Brautmutter den Brautführer und die Gäste ans Thor, und wenn diese weggezogen sind, begibt man sich mit der Tochter zum Geschrei, — die Worte konnte ich nie erfragen, — indem man auf dem grünen Platz in der Mitte des Dorfes verkündet, daß sie verlobt ist, und dann schreit drei Tage lang vor der Brautthür alles, was eine Kehle hat, am Morgen, am Mittag und am Abend von der Treppe vor dem Hause herab: „sie ist verlobt.“

Am 7 Mai kam Permikyn aus Nasimow zurück und sagte, er habe wiederum 17 Arbeitsleute gemiethet und bei der Bezirksverwaltung ihre Freisprechung ausgewirkt. Hier erfuhren wir, daß sie bereits von einem andern Handgeld genommen, aber diese Colonisten machen es nicht anders, sie sind nicht karg mit ihren Versprechungen, nehmen wo man ihnen gibt, und vermiethen sich an einen zweiten, dritten und vierten. Es ist ein Grausen, diese Leute anzusehen; unsere Räuber, wie wir sie auf den Theatern sehen, sind Bauern dagegen. Mit der Zeit gewöhnt sich aber der Mensch daran. Wir hatten einen Arbeiter, welcher der Arbeit in den Bergwerken entrannen, aber wieder eingefangen worden war; Gott weiß, wo dieser Mensch schon überall gewesen und dann wo er entflohen ist. Sein Rücken ist der beste Barometer bei allen Veränderungen. Das ärgste Schimpfwort bei Kindern, wie bei Erwachsenen ist: Wurnak (der die Knute bekommen hat). Es ist nichts ungewöhnliches, daß ein Aufseher ermordet wird, oder daß sonst da und dort ein Mensch verloren geht. Die Colonisten *) sagen: es ist besser einen Menschen als ein Eichhörnchen zu tödten. Warum? die Ursache ist einfach: das Eichhörnchen hat einen Pelz, der 25 Kopeken werth ist, aber der Mensch hat wenigstens ein zinnes Hemd, das mehr werth ist. Es ist darum nicht jedem gegeben, unter solchen Menschen auszuhalten. Auf dem Wege von Jekatrinburg erhielten wir Nachricht von zwei Vorfällen, daß solche Colonisten wenige Tage zuvor einen Postillon getödtet hatten, und zwei andere zwei Kirgisen, von denen der eine zu Pferde, der andere mit zwei gebundenen Colonisten, denen er als Wache beigegeben war, auf einem Schlitten saß.

Solche Schandthaten fallen indeß nicht den politischen Gefangenen zur Last. Es sind lauter Polen, die ich hier kennen lernte, theils als Schreiber in den Gerichten, theils als Aufseher bei andern Dienstleistungen, lauter sehr ehrenhafte Leute. Sie warten sehnlich auf die Heirath des Thronfolgers Alexander, da sie hoffen, daß ihnen bei dieser Gelegenheit Gnade und freie Rückkehr werde zu Theil werden. Einer von diesen nur an ihre Heimath denkenden Polen erzählte mir, daß er bis nach Tuenchansk in die nördlichste sibirische Stadt gekommen sey, die auf dem linken Ufer des Jenisei auf einer Insel angelegt ist. Diese Stadt liegt ziemlich auf einer Anhöhe, ist aber doch so sumpfig, daß wer nur ein wenig von dem Knüppeldamm zur Seite tritt, leicht bis an den Gürtel in den Schlamm sinkt. Der Ort hat eine kleine hölzerne Kirche, von dessen Thurm aus man in der Mitte des Sommers die Sonne alle 24 Stunden hindurch sehen kann. Häuser sind wenig da, im Ganzen 36, in denen größtentheils Kosaken wohnen aber hier ihren Hauptruhenthaltsort haben. Man rechnet von Jenisseisk 1050 Werste, bei gutem Winde fährt man in vier Tagen auf dem Strome hinab, aufwärts aber gegen den Strom dauert die Fahrt, auch wenn man Tag und Nacht die Pferde wechselt, vier Wochen und darüber. Man führt dahin namentlich Getreide, Leder zu Stiefeln, Hanf zu Netzen, Seilwerk, Pulver und Blei. Von dort zurück nimmt man Fische, Fischthran, Felle aller Art und eingesalzene wilde Gänse, deren man an den Seen eine Menge mit Garnen fängt.

(Fortsetzung folgt.)

Ausfuhr in Neubraunschweig. Der Canadien, welcher zu Quebec erscheint, meldet, daß der Gouverneur von Neubraunschweig eine eigene Botschaft an die gesetzgebende Versammlung ergehen ließ über eine unter der französischen Bevölkerung an den Ufern des Lorenzgolfs herrschende Krankheit, welche von Aerzten für den Aussatz des 17ten Jahrhunderts erklärt wird. Die Kammer der Repräsentanten zog die Botschaft in Erwägung, wahrscheinlich um eine sanitätspolizeiliche Maaßregel darauf zu gründen. Die häßliche Krankheit soll im Jahre 1824 zum erstenmal in der dortigen Gegend aufgetreten seyn. (Shipp. and Merc. Gaz. vom 14 Mai.)

*) Sie heißen im Russischen poselenzi, was Colonisten bedeutet, sind aber größtentheils Verbrecher, die ihre Kettenstrafe überstanden haben und dann angesiedelt werden sollen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 150.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

29 Mai 1844.

Grahams Bericht über Abyssinien.

Die auf Thatsachen begründeten Berichte, welche Lord Valentia, Salt und Pearce über Abyssinien und das Volk dieses Landes gegeben haben, rissen den bald romantischen Schleier ab, welchen die Reisen von Bruce über diese „Christen" geworfen hatte, und zeigte sie in ihren wahren Farben, als das unwissendste, rodeste und schmutzigste Volk unter der Sonne. Den Gnadenstoß aber gibt ihnen die Sendung nach Schoa unter Major Harris, in dessen Gefolge sich ein Capitän Graham befand, welcher einen langen, officiellen Bericht an die Regierung von Bombay eingab; dieser Bericht ging dann auch in das Journal der asiatischen Gesellschaft von Bengalen über, und daraus theilt das Asiatic Journal vom Mai d. J. einige Auszüge mit, die allerdings ein abschreckendes Bild entwerfen. Der Verfasser ist mit dem politischen und religiösen Zustande so sehr als mit den gesellschaftlichen Sitten unzufrieden, und wenn wir keinen Grund haben, die Wahrheit seines Berichts in Zweifel zu ziehen, vielmehr gestehen müssen, daß die Schilderung den Stempel der Wahrheit und Ueberzeugung an sich trägt, so muß man auf der andern Seite doch auch sagen, daß der Verfasser sich von seinen angewöhnten Begriffen gar zu wenig losmachen kann. Dabei darf man allerdings nicht vergessen, daß ein von höherer Bildung herabgesunkenes Volk einen viel trübseligern Anblick darbieten muß als ein rohes, wie ein leerer aber reiner Topf besser ist als ein leerer, beschmutzter Topf. Das Christenthum scheint nur das Schlechteste seines frühern Bestands zurückgelassen zu haben, nämlich eine widerliche Glaubenszänkerei, denn die Abyssinier waren in alter Zeit in die subtilen Streitigkeiten über die Natur Christi, welche die orientalische Christenwelt so lange zerrissen haben, verwickelt, und diese Streitigkeiten sind geblieben, während der Geist des Christenthums möglichst ausgezogen ist.

Die allgemeine Schilderung, welche Capitän Graham gibt, ist folgende: „das Volk ist trunksüchtig, lügenhaft und fanatisch; die feindlichen Secten in die es zerfällt, und deren Glaubenssätze von der subtilsten Art sind, stehen einander erbittert gegenüber. Gegen ihre Thiere, ihre Sklaven und Frauen sind sie freundlich, aber barbarisch gegen ihre Feinde und leicht zum Zorn geneigt. Die Vornehmen, welche mit der Regierung nichts zu thun haben, bringen ihre Zeit in Trägheit und mit Spielen zu bis um vier Uhr, wo sie zu des Königs Tafel, wenn er abgespeist hat, zugelassen werden, und sein gewaltiger Meth macht sie dann bald unfähig sich zu bewegen und zu denken. Sie überlassen die Leitung ihrer Häuser und Güter den Weibern und Sklaven; ihre Wohnungen sind angefüllt mit Schmutz und Koth, und das Ameublement beschränkt sich auf eine schlechte Bettstelle, eine Ochsenhaut und einen Tisch aus Flechtwerk. Das Holzfeuer in der Mitte schwärzt alles, und das Innere wird noch widerlicher durch die allgemeine Abneigung gegen den Gebrauch von Wasser, denn Wasser so wie Kaffee und Tabak werden, als nach dem Islam schmeckend, gemieden: der Christ begnügt sich, Morgens die Augen mit dem trockenen Eck seines schmutzigen Kleides auszureiben, und ranzige Butter in seine Haare zu schmieren. Die Kleidung der Männer vom König bis zum Bauern herab besteht in einem großen weiten Gewand von dickem Baumwollentuch, welches den Körper in zierlichen Falten umhüllt; ein weißes baumwollenes Tuch umgürtet die Lenden, und ein Paar sehr weite Beinkleider hängen bis an die Knie herab. Alle tragen einen kurzen, krummen, sichelartigen Säbel an der rechten Seite, welchen man nicht ohne Anstrengung aus der Scheide ziehen kann, und den man deßhalb auch häufig mit Oel schmiert. Die Männer schneiden den Bart an Kinn und Wange mit der Scheere ab, und der Mangel des Rasirens vermehrt noch das schmutzige Aussehen ihrer Gesichter. Große Aufmerksamkeit wird der Anordnung des Haars gewidmet und viele Stunden damit hingebracht, es in Ringellocken zu bringen oder ganz kraus zu machen, wo es dann, mit ranziger Butter betränkelt, einen sehr unangenehmen Geruch von sich gibt. Die Farbe der Abyssinier wechselt von glänzender Kupferfarbe bis zum glänzenden Schwarz; die Männer sind keineswegs schön, aber die Züge der Weiber sind fast unangenehmer als die irgend eines andern Volkes in der Welt: kleine Augen, flache Nasen, hohe Backenknochen, niederr Stirne und breite Gesichter. Sie fan-

Digitized by Google

gen es sehr klug an, um ihre Häßlichkeit noch häßlicher zu machen, indem sie die Augenbrauen abrasiren, und einen tiefen Einschnitt dafür machen, den sie blau färben, was ihnen ein sehr lappisches Ansehen gibt, denn zugleich werden die Backen der hochgebornen Damen mit rother Farbe und mit Fett bis an die Augen hin eingeschmiert."

Das Bild ist nicht geschmeichelt, wie man sieht, indeß ist doch der Verfasser gerecht genug, die Freundlichkeit im Umgang mit ihren Untergebenen herauszuheben, und gibt auch nachher einen Bericht über das Verhältniß zwischen Mann und Frau, welcher sehr für das Volk spricht. Erziehung und Unterricht, namentlich auch der religiöse, stehen freilich auf einer sehr tiefen Stufe, und eine rohe Sinnlichkeit ist sehr allgemein verbreitet. Indeß ist sinnliche Ausschweifung so wie die Schamlosigkeit, mit der oft alles nackt erscheint, so sehr klimatisch, daß man nicht eben gerade auf so tiefe Verworfenheit daraus schließen darf. Daß die Rohheit, mit welcher hier die Sinnlichkeit auftritt, den Europäer empört, ist freilich nicht zu verwundern.

Die Engländer und die Ausländer.

4. Die Engländer und Amerikaner.

(Fortsetzung.)

Jährlich noch spinnen sich neue Bande zwischen den brittischen Inseln und Amerika an, denn jährlich noch wandern Tausende von neuen brittischen Auswanderern nach Amerika hinüber; *) bis in die neuesten Zeiten herab hat sich noch immer der Verkehr Englands mit Nordamerika belebt, und es ist wahrscheinlich, daß er sich auch noch in Zukunft, trotz der Störungen, welche in den letzten Jahren ihn etwas vermindert haben, vermehren wird. Die Bevölkerung der nordamerikanischen Freistaaten nimmt so rasch zu, ihre Bedürfnisse nach Kunstproducten, die ihnen bei Erzeugung ihrer rohen Producte beistehen können, sind so groß, daß ihre Manufacturen, mit deren Begründung sie in neuerer Zeit das Interesse Englands bedroht haben, wohl schwerlich im Stande seyn werden, damit gleichen Schritt zu halten. Die Nordamerikaner waren so sehr die vornehmsten Kunden Englands, daß es Jahre gab, in denen mehr als der vierte Theil der gesammten englischen Ausfuhr nach den nordamerikanischen Freistaaten ging, **) und daß ein Durchschnitt der zehn Jahre von 1830 bis 1840 zeigt, daß beinahe ein Fünftel aller Waaren, die England in alle Welt verschiffte, nach Nordamerika ging. ***)

Alle diese Umstände, sage ich, machen es sehr begreiflich, daß die Fabrikherren und Arbeiter von Manchester und Birmingham, die ihre besten Kunden in Alabama und Kentucky haben, daß die Matrosen und Schiffscapitäne der Häfen von Liverpool und London, die ihren reichsten Lohn auf den nassen Wegen, die nach Baltimore und Philadelphia führen, finden; daß die Anwohner der Themse und Severn, deren Vettern und Brüder am Mississippi und Ohio wohnen, daß die Chartisten von Lancashire und die Revolutionärs von Irland, die ihre Gleichgesinnten und ihre politischen Ideale in den Congreßhäusern von Washington wissen, daß die Hochkirchenmänner und die Hochtories, die in Amerika ihren Untergang angedeutet sehen, daß diese alle, sage ich, mit einer ganz besondern Wiß- und Neubegierde, mit einem ganz besondern Interesse nach Amerika hinüberblicken, und daß umgekehrt die Amerikaner zum Theil wenigstens mit einem eben so lebhaften Interesse nach Großbritannien hinüber schauen.

In der That mit Recht sagt Macauley von den Amerikanern und Engländern: „diese beiden großen Nationen scheinen für einander geschaffen zu seyn," und mit Recht ruft er denen Wehe! zu, die den Samen des Unfriedens zwischen beide zu streuen bemüht sind. Sie sind für einander und durcheinander geschaffen, ja sie bestehen geradezu durcheinander und für einander. Die einen geben den andern woran sie Mangel haben, und nehmen ihnen woran sie Ueberfluß besitzen. Sollte man nicht denken, daß das Interesse, welches sie sich gegenseitig schenken, ein rein freundschaftliches seyn müßte; sollte man nicht glauben, daß John Bull und sein Bruder Jonathan nicht nur ihren äußern Umständen nach, sondern auch von ganzem Herzen die ehrlichsten Freunde seyn müßten; sollte man nicht glauben, daß die Mutter Großbritannia ihr Kind Amerika, das sie mit ihrer Milch groß zog, mit Liebe und gewissermaßen mit der Eitelkeit und dem Stolze einer Mutter betrachten müßte. Zuweilen thut sie dieß auch, wie wir im obigen zeigten, und zuweilen auch erinnert sich mit warmer Theilnahme der Amerikaner seines alten Verhältnisses zu seiner Stammmutter.

Im Ganzen aber besteht zwischen Amerikanern und Engländern nichts weniger als Sympathie; vielmehr ist im allgemeinen ihre Antipathie gegen einander so groß, daß sie wahrscheinlich wohl der englischen Antipathie gegen die Franzosen an Stärke mindestens gleichkommt.

Das Kind Amerika wurde unter so heftigen Wehen geboren, daß die Mutter Britannia seitdem einen unnatürlichen Widerwillen gegen dasselbe nicht überwinden konnte, und beide leben daher seitdem in dem Verhältnisse, in welchem eine verstoßene Tochter zu einer Mutter, die keine Verzeihung gewähren will, steht, und die Theilnahme, die sie sich einander schenken, ist ungefähr die Theilnahme, mit welcher zwei vornehme in Streit lebende Damen sich gierig darnach erkundigen, was im Hause der Gegnerin sich begibt.

Die kurze Dauer der freien politischen Existenz der Amerikaner hat hingereicht, auch ihre geselligen Sitten, ihren Nationalcharakter, ihre Sprache, was allursprünglich englisch war, sehr zu modificiren.

Das neue Land und Klima, die Einmischung fremden

*) Die größere Zahl derselben geht freilich nach Canada.

**) So z. B. im Jahre 1834, in welchem England für 37 Mill. Pfund Sterling Waaren ausführte, wovon mehr als 9 Millionen bloß nach Nordamerika gingen, und im J. 1836, wo jene Zahlen sich auf 53 und auf 12½ Mill. stellten.

***) England verschiffte nämlich in den besagten zehn Jahren für 450 Mill. Pf. St. Waare nach Asien, Europa, Afrika, und mit Einem Wort nach allen Ländern der Welt, und allein für 80 Mill. Pfund gingen davon nach den nordamerikanischen Freistaaten.

Digitized by Google

Blutes, sowohl des Blutes der zu ihnen eingewanderten Deutschen, Holländer, Franzosen, als auch insbesondere des ursprünglich wilden Blutes der indianischen Eingebornen, von denen einige unter seine Vorfahren zu zählen in Amerika ein Lob und Ruhm ist, — das Aufhören der Berührungen mit den Sitten und Gewohnheiten des Mutterlandes, — der Einfluß republicanischer Institutionen, der Mangel eines Hofes und einer Aristokratie, — dieß alles hat die Amerikaner geistig so völlig umgebildet, und hat so sehr ein eigenthümliches Volk mit besonderem Nationalcharakter aus ihnen gemacht, daß in vielen Städten sogar eine weit größere Verschiedenheit zwischen ihnen und den Engländern besteht, wie zwischen den Engländern und allen andern Völkern diesseits des atlantischen Oceans. Und mit Einem Worte, bei aller Aehnlichkeit, welche für uns die Amerikaner mit den Engländern zu haben scheinen, ist doch auch wieder, wenn wir sie aus einem nahern Gesichtspunkte betrachten, ihre Verschiedenheit in allen Stücken so groß, daß Sam Slick geradezu behauptet, „die Britishers thäten nichts wie andere Leute und wie namentlich die Amerikaner," und die Vermuthung aufstellt, sie müßten wohl ein wenig „wrong in the head" seyn.

Die Engländer sind, wie wir übrigen Europäer, ein altes Volk, — sie haben wie alle übrigen großen Völker Europa's eine reiche Literatur, einen tiefen, poetischen Sinn, — sie theilen mit uns die Gefühle für Monarchie und Aristokratie, — sie haben, wie wir, eine sehr alte Geschichte — und sind mit uns gleichzeitig durch eine Menge politischer Phasen und Zustände gegangen, die, so verschieden sie auch, aus dem europäischen Gesichtspunkte betrachtet, erscheinen mögen, vom amerikanischen Standpunkt aus ganz ähnlich erscheinen müssen. — Die Amerikaner dagegen sind ein junges Volk, das unter so besondern Umständen zur Welt gekommen ist, wie keine der andern europäischen Nationen. Gleich bei seiner Geburt stand es groß und reich da. Es entbehrte der poetischen Jugend und des mühseligen Erziehungsprocesses, durch welchen wir gehen mußten, und dieser Umstand allein ist hinreichend, eine gewaltige Kluft zwischen ihnen und den Engländern zu befestigen.

Die Amerikaner sprechen daher auch immer vom „European despotism," von „European aristocratic spirit," von „European mobs," — und setzen bei solchen Gelegenheiten und Ausdrücken dann England mit Rußland, Deutschland und Frankreich so ziemlich in eine Classe, denken aber meistens dann dabei an England, welches ihnen als die wichtigste europäische Nation, als der Repräsentant Europa's erscheint. Sie machen es in dieser Beziehung ebenso wie die Engländer in Beziehung auf den Continent und Frankreich. Sie sprechen, indem sie ihre Insel und das Festland contrastiren, immer von „Continental manners," von „Continental celebrities" u. dgl., und fassen dabei immer Deutschland und Frankreich und ihre Nachbarn unter einer Rubrik zusammen, haben dabei aber immer Frankreich im Sinn, welches sie am besten kennen und mit dem sie sich am meisten beschäftigen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Höhlentempel zu Ellora.

Fergusson, dessen Ansichten über die Höhlentempel Indiens wir schon frühee erwähnt (s. Nr. 55 a. d. J.), bemerkt über die Tempel zu Ellora folgendes: Diese Tempelreihe enthält Proben von fast allen Arten, und ist deßhalb sehr complicirt. In Europa hat man gewöhnlich sehr übertriebene Begriffe von der Pracht und dem Alter dieser Höhlen; man hat auch behauptet, sie seyen aus einem harten Granit gehauen, während der Fels, eine Art Grünstein oder Amygdaloid, weich und leicht zu bearbeiten ist. Die ganze Reihe besteht aus etwa dreißig Höhlen, von denen zehn buddhistisch, vierzehn brahmisch sind; sechs gehören keiner von diesen beiden Secten an, sondern scheinen von Dschains herzurühren. Zu Ellora ist der berühmte brahmische Felsentempel von Keilas, der größte und prächtigste Felsentempel Indiens, und Hr. Fergusson glaubt, er sey ausgehauen worden, um den Triumph des Siwadienstes über den Buddhismus zu feiern. Das Vorbild ist aus dem Süden entnommen, denn dieser Tempel hat eine auffallende Aehnlichkeit mit dem von Tanjore, und Hr. Fergusson glaubt sogar, daß die Baumeister des letztern auch den von Keilas ausgeführt haben.

Chronik der Reisen.

Reise Michael Kottlers im europäischen Rußland und in Sibirien.

Zweiter Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Gerade als ich dieß schrieb, kam Hr. Michel Iwanitsch Maschinsky mit großer Freude zu mir, um mir anzuzeigen, daß allen politischen Verbrechern durch die Eilpost die Gnade des Kaisers verkündigt worden sey; nur wisse man noch nicht, in welchem Umfange. — Hier in Jenisseisk sind 265 Katholiken, welche einmal im Jahre nach Krasnojarsk um einen Priester schicken, damit sie nach ihrem Ritus den Kirchendienst feiern können; außerdem besuchen sie die russischen Kirchen.

Am 13 Mai kam das Eis auf dem Jenisei in Bewegung, und am Abend waren die Massen völlig gebrochen. Da der Boden, auf dem die Kirchen am Ufer erbaut sind, aufgeschwemmtes Land und vom Winter her noch durchfroren ist, so schlugen beim ersten Stoße des Eises die Glocken in dem Thurme etwa fünfzehnmal dumpf an. In Kirm soll dieß Anschlagen der Glocken jedes Jahr stattfinden, weil hier die Tunguska aus ihrer frühern Breite von 7 Werst auf ein Bette von 2 bis 3 Werst sich beschränkt, und die Eisschollen an dem Felsen, auf welchem die Kirche steht, sich brechen. Am folgenden Tage kam schon fortwährend Wasser, so daß man durch die obere Brücke schon mit Nachen fuhr. Auf der Mitte des Stromes schossen große Eismassen dahin, auf denen sich eine Menge Wasservögel, Gänse, Schwäne u. s. w. niedergelassen hatten. Am Ufer häuft sich das Eis manchmal 7 bis 8 Klafter hoch auf.

Heute zeigte man uns an, daß Gawril Dimitriewitsch, welcher schon die ganze Woche gekränkelt hatte, das hitzige Fieber habe, und zu unserem Schutze, damit wir nicht angesteckt würden, ins Lazareth gebracht worden sey. Ueber das Fieber herrscht in Sibirien ein alter Aberglaube. Die verschiedenen Fieber sind zwölf böse Schwestern, die zwölfte aber ist die schlimmste, denn diese läßt nicht gern zu, daß ein Kranker mit dem Leben davon komme. Die Mittel gegen das hitzige

Digitized by Google

Fieber sind diesem Aberglauben angemessen. Man kleidet alsbald den Kranken an, wie ein Scheeckbild, damit die böse Schwester sich fürchten solle, denn man legt ihm ein Kummet nebst anderem Pferdegeschirr an, wenn der Fieberanfall kommen soll. Oder man legt ihn im Leichenanzug in den Sarg und weint und klagt um ihn her, damit die böse Schwester glauben soll, er sey schon gestorben.

Als Gawril Dimitriewitsch wieder zu genesen anfing, erkrankte ein anderer Arbeiter an demselben Uebel. Ueberhaupt werden viele Leute bei dieser rauhen Witterung ergriffen, und selbst der Doctor der Stadt kränkelt, alle am Fieber. Ebenso legte sich unser Geschäftsführer Schreiber, an welchem uns allen viel liegt, dem wir vertrauen, und der im Aufsuchen von Goldsandlagern am erfahrensten ist. — Bei dem Abgang Peemikyns verbreitete sich zuerst das Gerücht, daß an den Goldsandlagern, an welche ich geschickt werden sollte, gar nichts sey, und daß er sie im vorigen Jahre nur darum gemuthet habe, um sich bei den Theilhabern zu rechtfertigen, daß er mit ihrem Geld gar nichts gethan. Damit stimmte auch im Ganzen sein Verfahren gegen mich zusammen, daß er von uns das Geld genommen und mir dann aufgetragen, daß ich, falls das Auswaschen in den gemutheten Sandlagern sich nicht austragen sollte, eine Abtheilung nach den obern Gegenden des Zuflusses Sewernaja schicken sollte, während er selbst nach den obern Gegenden der Gaewka sich aufmachte, um neue Goldsandlager zu suchen. Bei einer solchen Aufklärung darf man sich nicht verwundern, daß ich sehr verdrießlich wurde, auch wenn ich hoffte, daß die dießjährige Waschung meine Verluste decke und auch die neuen ersetze. Jetzt war die Seifenblase aller frühern Hoffnung geplatzt, und nur die neue Hoffnung stieg in mir auf, daß ich dieß Jahr etwas besseres finden würde. Um mich von meinen trüben Gedanken etwas zu zerstreuen, forderte ich meinen Geschäftsführer auf mit mir auf die Jagd zu gehen.

Am 19 Mai begann im Jenisei das Wasser abermals zu steigen und hob sich um eine Klafter über die gewöhnliche Höhe. Bald stand die ganze Stadt mit Ausnahme von sieben Häusern und zwei Kirchen unter Wasser. Inzwischen kamen die Eismassen aus der Tunguska herab und stießen vom Winde gejagt am anderen Ufer an. In meiner Wohnung füllte das Wasser die unteren Zimmer an und zum Thor fuhr man im Kahn hinaus. Die Straßen wurden zu Strömen und man sah Nachen in Menge, wie in Venedig. Die einen weinten, die andern sangen. Ich selbst fuhr an drei Abenden, denn die Ueberschwemmung dauerte fast acht Tage lang, im Kahn in der Stadt herum und über dieselbe hinaus; einmal fuhr ich mit dem Jepeawuik Alex. Petrowitsch und einem meiner Freunde im Kahn auf die Jagd nach einem benachbarten See. Während der Ueberschwemmung stand es am schlimmsten mit dem Vieh, das man auf schnell zusammengeschlagenen Flößen halten mußte; unserem Hauherrn ertranken zwei Füllen und vorher schon fünf Pferde. Um einen eigenen Nachen zu haben, kaufte ich einen, freilich schlechten, um 8 R. A., damit wir in der Zeit der größten Ueberschwemmung was retten könnten. Die Sache war indeß nicht so schrecklich, denn an Fahrzeugen war kein Mangel, am Ufer fanden sich viele überzählige. Dabei war der Tag lang und die Nacht hell. Vom 27 Mai an fiel das Wasser. An diesem Tage (dem 15 a. St.) war auch das erste Frühlingsfest, der Semik, d. h. der siebente Sonntag. Die Jugend spielt, singt, tanzt und spazirt vor der Stadt. In Jekaterinburg beerdigt man an diesem Tage die Ertrunkenen.

Die Anlegung der Stadt Jenisseisk wird ins Jahr 1619 verlegt. Anfangs sollte es nur eine Veste seyn, die der Fluß Kam umgibt. Dieser und die sumpfigen Niederungen konnten ihr zum Schutz dienen. Freundlich ist die Aussicht vom Fluß auf die Stadt. Gerade auf der Höhe des Ufers stehen die Kirchen, welche zusammen einen prächtigen Anblick gewähren, denn sie sind von Stein aufgeführt, ziemlich hoch, rein geweißt, mit weißem oder grünem Blech gedeckt, die Kuppeln und Kreuze vergoldet. Diese Reinlichkeit und dieser Glanz der Kirchen zeugt von einem gewissen freundlichen Sinn, die goldenen Kuppeln und Kreuze von Reichthum, aber hinter den Kirchen sieht man eigentlich nur ein großes Dorf, denn man zählt kaum 20 steinerne Häuser. Alle andern sind ohne Unterschied von Holz, die Untermauren abgerechnet, und da alle Jahre Ueberschwemmungen eintreten, so sind sie da und dort auf die Seite geneigt, da, wo der Boden weicher ist, eingesunken. Man findet in keinem Hause etwas, das flach und gleich ist, weder eine Thüre noch ein Zaun ist gerade, und die Wagenschuppen in den Höfen, welche mit Stangen gedeckt sind, sehen deßhalb sehr gabelig aus. Durch die Ueberschwemmungen leidet der Ort viel, die Mauern faulen, häufig stürzt der unten durch das Wasser angefressene Ofen mit dem Kamin ein, der arme Bürger kann ihn nicht wieder herstellen, verläßt sein Haus und wohnt sich zur Miethe ein. Anfangs, als ich so viele verschlassene Häuser sah, glaubte ich, daß die Leute Geschäfte halber fort seyen und nach einiger Zeit wieder in ihre Wohnung kommen würden; ich gewann aber bald die Ueberzeugung, daß andere Ursachen zu Grunde liegen. Die Straßen sind im allgemeinen breit und eben, auch ziemlich lang, aber durchaus ungepflastert, und zur Zeit des Regens ein völliger Sumpf. Wenn man von einer Anhöhe auf die Gebäude der Stadt, die Kirchen ausgenommen, herabsieht, so hat man das Bild einer durch ein Erdbeben verheerten Stadt vor sich. Wenn aber die 2000 Häuser der Stadt, — so viele mögen ihrer seyn, — in ihrem Aeußern das Bild der Verheerung an sich tragen, so zeigen sie im Innern das Bild der Ordnung. Boden, Teppe, Wände sind rein und werden mehrmals in der Woche abgewaschen; dieß ist eine altherkömmliche Eigenheit im Lande, wo eine asiatische Sitte sich kundgibt, welche man auch in den Gewohnheiten der Frauen bemerkt. Eine Frau, die auf der Straße geht, hat den Kopf mit einem großen Tuche fast bis ans Ende der Nase eingehüllt, und wenn sie jemand begegnet, wird auch diese vollends versteckt und das Gesicht nach der andern Seite gewendet. Fragt man eine Frau auf der Straße, wenn man über etwas berichtet seyn will, wo dieser oder jener wohnt, so erhält man keine Antwort, und es ist, als ob man lauter Stumme getroffen hätte. Im Hause zeigen sie gegen Fremde dieselbe Schüchternheit, obwohl sie in den Abendgesellschaften ganz anders seyn sollen. Auf den Straßen sieht man die Frauen fast sämmtlich barfuß gehen; am Sonntag haben sie lackirte Schuhe an den nackten Füßen. Unter den großen Tüchern, die sie tragen, bemerkt man nicht viel Reinlichkeit und schöne Kleidung, sondern es verbirgt sich darunter ein Negligé im vollsten Sinn des Worts.

(Schluß folgt.)

Bücher für die arbeitenden Classen in England. Ein von Hrn. Ch. Knight ausgegebenes Circular kündigt eine neue literarische Speculation von großer Keckheit an: es soll eine Reihe populärer Werke, jede Woche ein Band, der so viel enthält, als ein gewöhnlicher Octavband von 300 Seiten, zum Preis von einem Schilling ausgegeben werden. (Examiner vom 11 Mai.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 151.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

30 Mai 1844.

Die Aufnahme des Missionärs Samuel zu Bassora.

(Aus Fontaniers: Voyage dans l'Inde.)

Während wir auf der Reise von Bagdad nach Bassora zu Corna anhielten, fanden wir dort das Dampfboot Hugh Lindsay, welches Depeschen aus Indien gebracht hatte. Die Araber zu Corna sahen das Dampfboot nicht ohne Unruhe vor ihrer Stadt Anker werfen, und forderten den Befehlshaber desselben auf sich zu entfernen. „Was wollt ihr hier? Wollt ihr Handel treiben, Datteln kaufen? Wir wollen euch welche verkaufen, nur daß ihr bald wieder fortgeht." Selbst der Scheich der Montefik-Araber, sonst den Engländern sehr ergeben, äußerte sich ebenso unfreundlich. Erst als wir zu Bassara angelangt waren, erfuhren wir den Grund der Feindseligkeit der Araber. Der Hugh Lindsay hatte in dieser Stadt den Missionär Samuel ans Land gesetzt, welcher einen guten Vorrath Bibeln und andere religiöse Schriften in orientalischen Sprachen mit sich brachte. Er hatte sich in der Wohnung des englischen Residenten installirt, die er zum Mittelpunkt seiner Operationen machen wollte, und von da aus die ersten Angriffe gegen die Juden gerichtet. Begleitet von drei Wachen des Residenten hatte er sich in die Synagoge begeben, und dort mit Gewalt die Gemeinde anreden wollen. Die Juden hatten die Synagage verlassen und sich zum Gouverneur begeben, der aus Rücksicht für die Engländer Hrn. Samuel bloß ermahnte, seine Demonstrationen gegen die Juden einzustellen. Samuel begab sich nun auf den Bazar und theilte hier, wie er schon zu Buschir gethan, seine Bibeln aus. Die Wirkung war dieselbe: das Volk begab sich in Masse zum Gouverneur, man verfolgte jeden, der europäische Kleidung trug, mit Steinwürfen, und die Christen wurden von den Juden sowohl als von den Moslems verhöhnt. Der temporäre Gouverneur, welcher sich gern durch das Warwart des englischen Residenten in seinem Amt bestätigt gesehen hätte, suchte eine Einmischung abzulehnen, aber es war nicht möglich, das Geschrei war zu allgemein. Als die Einwohner aus Indien und Europa Dampfschiffe mit Missionaren kammen sahen, glaubten sie, man wolle sich des Landes bemächtigen und sie mit Gewalt bekehren. Namentlich die Araber zeigten sich für ihre Religion viel eifriger als früher für ihr Land, und die Neigung zum Widerstand gegen die Europäer war allgemein. Hr. Samuel kann in den Berichten über seine apostolischen Arbeiten sich rühmen, daß er durch seine Unvorsichtigkeit und Unwissenheit die Europäer, welche sich im Lande befanden, und die schutzlose christliche Bevölkerung in große Gefahr gebracht habe. Auch die Regierung von Bombay läßt sich nicht von aller Mitschuld in der Sache frei sprechen. Sie hatte das Recht Hrn. Samuel die Ueberfahrt auf einem der Dampfboote zu gewähren oder zu verweigern; sie war nicht bloß von den früheren Vorfallen zu Bagdad und Buschir unterrichtet, sondern das Benehmen des Missionärs war auch Gegenstand der Polemik in mehrern Journalen der Präsidentschaft Bombay gewesen; daß man ihm dennoch die Rückkehr und zwar auf einem Staatsschiffe gestattete, war eine Ausforderung oder ein Leichtsinn, welcher von Seite einer Regierung nicht zu entschuldigen ist. Der Gouverneur von Bassora wagte gegen Samuel keine directe Gewalt anzuwenden, sondern ließ nur auf dem Bazar ausrufen, man solle keinen Verkehr mit ihm halten und ihm nichts verkaufen: so mußte er abziehen. Was die Bücher betrifft, welche er vertheilt hatte, so wurde anfangs befohlen sie zu zerreißen und auf öffentlichem Platz zu verbrennen, aber dieser Befehl wurde widerrufen, als man erkannte, daß das Evangelium sich darunter befinde. Um nicht ein Buch, das die Moslems wie die Christen für heilig halten, mit Füßen zu treten, wurde beschlossen, daß man alles in den Fluß werfen solle, und dieser Befehl wurde ausgeführt.

Die Engländer und die Ausländer.

3. Die Engländer und Amerikaner.

(Fortsetzung.)

Es ist in dieser Beziehung nichts interessanter, als die Urtheile der Amerikaner über England, und die der Engländer über die Amerikaner anzuhören, und die Eindrücke, welche

Digitized by Google

dieſe beiden Nationalitäten gegenſeitig auf einander machen, wiederum mit denen zu vergleichen, welche die Engländer auf uns Continentalen, und wir wieder auf ſie machen.

Wenn man einen Engländer ſich über die Amerikaner expectoriren läßt, ſo kommt es einem faſt vor, als höre man einen Deutſchen oder Franzoſen über die Engländer ſchelten. Man leſe einmal die „concluding remarks,“ mit denen Dickens ſein Werk über Amerika ſchließt; ſo kurz ſie ſind, ſo ſind ſie doch in dieſer Beziehung außerordentlich merkwürdig. „Es würde im Ganzen für die Amerikaner ſehr vortheilhaft ſeyn,“ ſagt er unter andern, „wenn ſie das Reale etwas weniger und das Ideale etwas mehr lieben wollten; es würde gut ſeyn, wenn der Fröhlichkeit und Leichtigkeit des Herzens bei ihnen etwas mehr Vorſchub geleiſtet würde, und wenn ſie dasjenige, was ſchön iſt, ohne gerade vorzugsweiſe nützlich zu ſeyn, etwas fleißiger cultiviren wollten.“ Man leſe dieß, ſage ich, und auch die übrigen Bemerkungen, die noch folgen, und frage ſich, ob man, wenn man nicht beſſer über den Autor unterrichtet wäre, nicht darauf ſchwören möchte, daß dieß ein Deutſcher von den Engländern geſchrieben hätte.

Die Amerikaner erſcheinen den Engländern unerträglich ſtolz und eingebildet, ja ſie ſind ihres Stolzes wegen bei ihnen verſchrien; da alle Seele der Geſelligkeit in einer anſpruchsloſen Beſcheidenheit beſteht, ſo finden die Engländer ſie in der Geſellſchaft daher unliebenswürdig, ſchroff und unzugänglich. Es ſcheint faſt, als klebe ihnen noch etwas Wildes von ihren Wäldern und den Indianern her an. Mit einer ausgelaſſenen Leidenſchaftlichkeit überlaſſen ſich ihre höhern Claſſen den Freuden der modigen Geſelligkeit, ohne jedoch die feinern Genüſſe derſelben würdigen zu können. Etwas Außerordentliches muß ihren Geſchmack reizen, und ſie ſind nicht im Stande, den ſtillern Freuden unſerer Geſellſchaft, die ihnen oft kindiſch vorkommen und doch ſo kindlich ſind, Genuß abzugewinnen. Sie haben einen Anſtrich wilden Ernſtes, den wir nicht kennen, und mit dem ſie eine eben ſo wilde Ausgelaſſenheit, die ſie oft zur Excentricität hinreißt, verbinden. Sie ſind wie früh gereifte Kinder, welche allen kindlichen Glauben, alle kindliche Fröhlichkeit und Zufriedenheit abgelegt haben. Sie ſind ohne Zartgefühl und ohne den feinen Geſchmack, der uns, unter denen die Muſen und Grazien ſchon länger weilen, auszeichnet; die Grazien haben bei ihnen keine Altäre und die Muſen kein wohnliches Haus.

So oder doch ungefähr ſo klingt das Urtheil, das die Engländer über die Amerikaner fällen; und gleicht es nicht in vielen Punkten denjenigen Anſichten, die in der Regel unter uns Continentalen über die Engländer verbreitet ſind?

Man kann es als eine allgemeine Wahrheit annehmen, daß alle diejenigen Schwächen und Stärken, welche wir als den Engländer ganz beſonders auszeichnende Eigenthümlichkeiten betrachten, in Amerika einen noch vortheilhafteren Boden gefunden und ſich dort noch luxuriöſer entwickelt haben, und man kann den Amerikaner in vielen Beziehungen ſo zu ſagen als eine Steigerung des Engländers, einen patenzirten Britten betrachten.

Die engliſche Nation beſteht zur Hälfte aus Handelsleuten, die amerikaniſche beſteht bloß aus Handelsleuten und Speculanten. Bei den Engländern vermag das Geld viel, aber ſie haben auch noch andere Maaßſtäbe, nach denen ſie den Werth der Staatsbürger bemeſſen. Bei den Amerikanern vermag das Geld alles, und ſie kennen keinen andern Maaßſtab des Werthes und der Berechtigung der Staatsbürger.

Die Engländer haben eine geringe Empfänglichkeit und Befähigung für Sachen der Kunſt und des Geſchmacks, die Amerikaner eine noch geringere.

Die Engländer ſind pünktliche Beobachter der religiöſen Satzungen, die Amerikaner ängſtliche, und der Sonntag wird in Amerika noch ſtrenger gefeiert als in England.

In England gibt es zwei Dutzend religiöſe Secten, in Amerika unzählige.

Bei den Engländern lebt der gemeine Mann, der beſchäftigte Arbeiter recht gut, bei den Amerikanern vortrefflich.

Die Engländer ſind große „matter of fact“ Menſchen, die Amerikaner noch größere.

Die Engländer thun ſich viel auf den common sense *) zu gut, die Amerikaner glaubrn, daß common sense alles vermag und ein Herenmeiſter iſt.

Das Schul- und Erziehungsweſen in England erſcheint uns Deutſchen ſehr unvollkommen, das der Amerikaner erſcheint wiederum dem Engländer noch viel tadelnswerther.

„Lecturing“ (das Vorleſungenhalten der wandernden wiſſenſchaftlichen Abenteurer und Speculanten), als eine Art der Belehrung des Publicums, iſt in England weit häufiger als bei uns auf dem Continente praktizirt, in Amerika noch unvergleichlich häufiger als in England.

Die engliſchen Geiſtlichen ſind in der Regel nicht ſo gelehrt wie die unſrigen, aber ſie erſcheinen praktiſcher und weltlicher, dieß iſt unſere deutſche Anſicht in Bezug auf England. „American divines are not in general so learned as those of England, but they appear to be more practical,“ ſagt Hr. Combe, der eines der beſten Bücher über Amerika geſchrieben hat.

Der Pendel des Räderwerks des politiſchen Lebens ſchwingt ſich in England doppelt ſo ſchnell als am Continente, und in Amerika doppelt ſo raſch als in England.

Wir Deutſchen leben nach der Meinung der Engländer in einem Zuſtande von politiſcher Apathie; die Engländer ſcheinen uns dagegen in einem Zuſtande beſtändiger politiſcher Bewegung zu ſein, und von den Amerikanern ſagen die Engländer, ſie leben in einem Zuſtande politiſcher Aufregung ohne Gleichen.

Die Engländer loben die Mäßigung und die „loyalty“ ihrer „Mobs“ ſelbſt bei den Scenen höchſter Aufregungen; ihre Brüder auf der andern Seite des Oceans ſtellen aber die „selfcontrol“ in einem „American Mob“ noch viel höher.

In England gibt es „Jobber“ genug, aber die Amerikaner ſind alle von Haus aus „Jobber;“ die Engländer vergleichen ſie gern den „Freedooters.“

*) Der Ausdruck bedeutet beinahe nur ſo viel als Inſtinct.

Digitized by Google

Die Engländer haben nur halb so viel Militär als wir, die Amerikaner lange nicht einmal halb so viel als die Engländer.

Die Engländer machen gern vornehme Bekanntschaften, weil die Vornehmen bei ihnen seltener sind als bei uns; die Amerikaner, bei denen es gar keine Vornehmen gibt, haben eine wahre Passion dafür. Die Engländer schätzen sich glücklich, wenn sie an unsern Höfen aufgeführt werden, die Amerikaner glückselig.

Die Engländer sind ernst und ihr Land erweckt den Franzosen Melancholie; die Amerikaner sind noch ernster, und ihr Land erscheint selbst dem Engländer traurig.

Die Engländer sind, wie alle Germanen, sehr zur Auswanderung geneigt; die Amerikaner sind die ärgsten Wanderer, welche die Welt noch sah, denn während die Hirtenvölker nur mit Zelten und Vieh umherschweifen, nomadisiren die Amerikaner sogar mit dem Pfluge und mit ihren Wohnhäusern, die sie bald hier, bald dort errichten.

Ja selbst die physische Bildung des Amerikaners scheint in demselben Maaße von der englischen abzuweichen, in welchem die englische von der der Continentalen abweicht. Der Amerikaner ist noch größer und schöner gestaltet, wie der Engländer.*) — Die englischen Frauen und ihre Schönheit und frischer Teint sind das Wunder der Continentalen, — der Reichthum an schönen Frauen in Amerika setzt die Engländer in Staunen. — Die Engländer sind zu Excentricitäten und Extravaganzen geneigt, — die Amerikaner ebenso, nur in weit höherem Grade.

Die Engländer, trotz ihres Gefühls für Freiheit und Gerechtigkeit, tyrannisiren die Irländer und ihre Fabrikarbeiter, welche sie ihre weiße Sklaverei „white slavery" nennen. — Die Amerikaner, obgleich sie die Freiheit und Gleichheit aller Menschen proclamirten, tyrannisiren die armen Neger, welche sie zu ihren Sklaven gemacht haben.

Der Engländer erblickt mit einem Worte in dem Amerikaner seinen Doppelgänger, der ihm in vieler Beziehung gleicht, in vieler Beziehung ihn übertrifft, und in mancher andern ein Zerrbild seines eigenen Ichs darstellt. — Die Doppelgänger pflegen sich selten zu lieben, sie stoßen sich vielmehr von Natur ab, und hassen sich selbst, wenn sie sich auch weiter nichts zu Leide gethan haben.

In den Augen der Amerikaner scheinen umgekehrt die Engländer in vielfacher Beziehung einen ähnlichen Effect zu machen, wie wir in denen der Engländer. Die Engländer werfen uns Deutschen einen Mangel an Selbstachtung, eine große politische Unmündigkeit, eine unenergische Schlaffheit und Mattigkeit in allen unseren Handlungen und Unternehmungen, eine große Weichlichkeit und einen gewissen Mangel an Muth und Lebenskraft vor.

Gerade dasselbe werfen die Amerikaner den Engländern vor. Man höre einmal die Meinung eines amerikanischen Matrosen von einem englischen, oder eines amerikanischen Arbeitsmannes von einem englischen. Seine Aeußerungen klingen ums Haar so wie die, welche der Engländer von uns gebraucht und — können wir noch hinzusetzen, — ebenso wie die Aeußerungen, deren wir uns in Bezug auf die slawischen Stämme bedienen. Man kann daher annehmen, daß von dem freien amerikanischen Westen, dem Lande größter politischer Freiheit und Selbständigkeit, bis zum östlichsten Rußland, dem höchsten Gipfel des Despotismus, über England, Frankreich und Deutschland hin gewisse Eigenschaften, Eindrücke und Urtheile von Nachbarvolk zu Nachbarvolk durchgehen.

(Schluß folgt.)

*) Auch das canadische Geschlecht ist, nach dem Berichte der Reisenden, größer und schöner, als das ihrer englischen Söhne, das gesunde Klima Amerika's, die Beschäftigungen der Colonisten im Freien, ihre verbesserte Existenz mögen die Ursachen dieser Erscheinung seyn. „In hos artus, in haec corpora, quae miramur, excrescunt," sagen wie Deutschen mit Tacitus von den Engländern, und die Engländer sprechen dasselbe von den Amerikanern.

Chronik der Reisen.

Reise Michael Kottlers im europäischen Rußland und in Sibirien.

Zweiter Abschnitt.

(Schluß).

Die hiesige Wäsche möchte sich so wenig neben die französische stellen können, als die hiesige Küche. Tag für Tag dieselbe Schtschi (Kohlsuppe); die Braten sind unansehnlich, dazu gibt man Kohl, welcher ziemlich gut ist, dran sie machen ihn ein, wie Gurken, indem sie die Köpfe spalten und ihn dann mit heißem Wasser anbrühen. Brezeln mit Butter zubereitet und gebacken haben ein sehr schlechtes Ansehen. Die Beschäftigung der Frauen, wenn sie das Essen gekocht haben, was gewöhnlich um 9 Uhr geschehen ist, besteht in Nähen und Spinnen, außerdem füllen sie den Tag mit Klatschen und Geschwätz aus. Eine Schule gibt es hier, in welche etwa 30 Kinder des Adels und der Beamten gehen, denn hier ist es, wie in Frankreich unter Philipp dem Schönen, daß außer den Beamten und den Kaufleuten kein Bürger lesen und schreiben kann. — Kaufleute sind hier zwei, und bei diesen findet man alles, was man bei uns in hundert Kramläden suchen muß. Bei ihnen findet man alle Getränke, alle Spezereiwaaren, Seilerwerk und alle Arten von Zeug von der Sackleinwand bis zum Seidenzeug, Wagenschmiere, Thee, mit Einem Wort abgesehen von Apothekerwaaren alles. Außer den Schmieden gibt es wenig Handwerker, und diese sind meistens Colonisten; kein Uhrmacher, kein Bäcker, aber zwei Schneider, ein Schlosser, ein Kürschner, ein Riemenmacher, die eine elende Arbeit um theures Geld liefern. Die Fleischer öffnen ihre Fleischladen gegen Abend; sie ziehen bis an die chinesische Gränze um Vieh, und zahlen 15 bis 50 R. A. für einen schlechten Ochsen. Im Herbst nach dem großen Fasten kann man frisches Fleisch haben, aber sobald der erste Schnee fällt und die Dunkelheit eintritt, schlägt man das Vieh auf einmal, um das Fleisch gefrieren zu lassen, und dann kauft sich jeder Fleisch für den ganzen Winter. Was die Fleischer gegen das Frühjahr schlagen, wird eingesalzen und am Winde getrocknet. Ich habe noch keinen Bissen frisches Fleisch gegessen und werde auch keines bekommen, ehe nicht der

Digitized by Google

Herbſt anfängt. Kalbfleiſch wird gar nicht pfundweiſe verkauft, denn wenn ein Bauer ein Kalb auf den Markt führt, ſo kauft es irgend jemand im Ganzen und ißt davon, ſo lange es dauert. Die Preiſe der Nahrungsmittel ändern ſich nicht blaß alle Tage, ſondern in einem Augenblick, und wenn man eben den Preis genannt hat, ſo nennen ſie, ehe man ſich umwendet, ohne alle Scham einen um die Hälfte höheen Preis, und wenn man kein Angeld gibt, ſo gilt es für keine Schande, ſein Wort nicht zu halten. Das allgemeine Streben iſt hier blaß, wie man bald und viel Geld erwerben kann.

Was ich zum Lobe des hieſigen Volks ſchreiben ſollte, weiß ich nicht recht. Bei Verträgen, Käufen und Nachſragen immer bemerkte ich, daß bei ihnen nur Ein Gedanke vorherrſche, wie ſie mir Geld abnehmen und Fallen legen könnten. Beweiſe finden ſich allenthalben, daß dieß die Nachkommen des Auswurfs des ganzen Reichs ſind, denen man nur die gröbſten Laſter abgeſtreift hat, und die man noch tüchtig ſtriegeln darf, wenn die äußere Reinlichkeit auch unter die Haut und ins Herz dringen ſoll. Durch Arbeiten iſt das hieſige Volk nicht allzu ſehr ermüdet; nach dem Mittageſſen legen ſie ſich gewöhnlich ſchlafen und ich that von der allgemeinen Gewohnheit fortgeriſſen häufig dasſelbe. Einige Leute beſchäftigen ſich mit dem Fiſchfang, ein großer Theil aber treibt ſich mit dem Schacher herum: ſie nehmen einige Waaren von den Kaufleuten und bringen ſie zu nahen und fernen Anſiedlungen, namentlich zu den Oſtjäken, von denen ſie mit gutem Gewinn Felle eintauſchen und ſich bereichern. — In dieſen Tagen habe ich auch das Volk auf dem Spaziergang geſehen, gewöhnlich geht der Mann voran und die Frau neun Schritte hinter ihm; auch geht die Tochter mit dem Vater ſo. In anderer Geſellſchaft ſah ich Frauen nie.

Die ſibiriſchen Städte haben auch ihre Spitznamen. Die Bewohner am Jeniſei heißen Skwosniki (die Durchſichtigen?), weil ſie in der Kirche eine gewiſſe Unfläthereі begehen ſollen; die Bewohner von Krasnojarsk haben den Spottnamen die Krummbäuche, weil ſie beim Herumziehen mit Fiſchen, die ſie zum Verkauf ausbieten, die Brodbrocken in die von den Fiſchen herabfließende Salzlacke tauchen, um nicht viel zu verlieren. Die Jakuter nennt man Odmuſchniks (von odm, acht), weil ſie Thee und andere Waaren nur zu Achtelpfunden kaufen. Die Bewohner am Tomsk nennt man Olenitſchi (von Olen, das Rennthier), ich weiß nicht warum, und ſo haben auch alle andern, oft ſo unbedeutenden Städte ihre Namen. Es iſt nur zu verwundern, daß die Bewohner dieſer ſo weit von einander entfernten Städte von einander wiſſen und ſich mit ſolchen gegenſeitigen Spottnamen belegen können.

Heute am Frohnleichnamtag beendige ich dieſen Brief, da ich nicht weiß, wie ich ſonſt den Tag feiern ſoll. Ich wäre bereits nach Naſimow abgereiſt und von da in die Taiga, wenn die Flöße mit Zwieback und trockenem Rindfleiſch, mit Menſchen und Pferden, die wie aus Krasnojarsk erwarteten, mir ſchon zugekommen wären. — Heute kam auch Gawril Dimitriewitſch aus dem Spital, um die Feiertage über ſich etwas zu ſtärken und zu erfriſchen, da er nach Krasnojarsk ſich begeben ſoll. Am Pfingſtſonntag Nachmittag lud mich Zotow zum Thee ein. Ich begab mich mit zwei Goldſuchern auf den Weg; wir wollten anfangs auf das andere Ufer des Jeniſei überſetzen, blieben aber auf einer Inſel, tranken hier Thee, ſchoſſen eine Zeitlang nach Waſſervögeln, und gut war es, daß wir nicht weiter gingen, denn es erhob ſich ein Wind, der uns an der Rückkehr gehindert hätte. Mit Vergnügen hörte ich auf dieſer Fahrt ein mir bekanntes Lied: zum Wald, zum Wald! das unſer Fährmann, ein Coloniſt aus Kleinrußland, die man hier Chachai nennt, ſang, und worin viele mir ganz unverſtändliche Ausdrücke vorkamen. Auf dieſer Fahrt bemerkte ich auch, daß an einigen Orten das Waſſer wie im mächtigen Zuge ſich aufwärts ſtürzte, als koche es; man ſagte mir, dieß ſeyen die ſeichten Stellen, welche zuerſt aufthauen.*) Auch auf dem Strome ſchwommen noch Eisſtücke. Nach den Feiertagen beginnt die Arbeit in den Gärten, obwohl vier Zoll unter dem Miſt jetzt noch am 7 Junius Eis ſich fand. Der Boden iſt hier vortrefflich, fett, ſchwarz und tief; auch macht hier die Erde die Hände nicht ſchmutzig

Am Dienſtag nach Pfingſten hatte ich einen ſehr verdrießlichen Tag: zwei meiner Arbeiter, welche mit den Pferden auf dem Dorfe waren, gingen nach der Stadt, ſollen ſich hier betrunken haben, auf dem Wege nach Hauſe beraubten ſie den Kirchendiener und hätten ihn beinahe auch ertränkt. Der Mann erkannte ſie, und als man ſich ihrer bemächtigen wollte, wehrten ſie ſich mit dem Meſſer. Man führte ſie hierher vor den Landrichter, und ſie hätten für ihren Straßenraub die Knute bekommen, wenn ich nicht durch die mir befreundeten Beamten benachrichtigt dazwiſchen getreten wäre, den Beraubten beſchwichtigt und ſie mit 30 Rubeln losgekauft hätte. Hier herrſcht Schrecken vor den vielen Coloniſten, denn es iſt ein frechеs, verwegenes Volk. Auch unter ſich fangen ſie zuweilen Streit an und drohen einander todtzuſchlagen. Mancher iſt nüchtern ein ganz friedlicher Menſch, ſobald er ſich aber betrinkt, wird er ein reißendes Thier und iſt dann jedes Mordes fähig. Schrecken und Sorge bemächtigt ſich meiner, dieſe Leute möchten mir nach Verbrechen begehen, bis die Pferde vollends beſchlagen ſind; denn hier in der Stadt finden ſie eher Gelegenheit zu Völlerei und Gelagen, und gerade vor dem Auszug in den Wald wird jeder ſich noch bemühen die Zeit zu benützen und noch einmal ſich in allen möglichen Laſtern zu wälzen. So eröffnet ſich denn die zweite Scene meines Lebens in Sibirien, denn in kurzem muß ich mit dieſem Volk in die Waldwildniß hinein, und ich gedenke hinnen einer Woche ſchon von Naſimow aus aufzubrechen. Lebt wohl.

Miscellen.

Der zehnte hiſtoriſche Congreß Frankreichs wurde am 19 Mai in Luxemburg eröffnet. Außer mehrern Fragen, die zu allgemein ſind, um eine tüchtige Beantwortung zuzulaſſen, ſollen mehrere intereſſante aufgeworfen werden, von denen wir namentlich erwähnen „die Geſchichte der franzöſiſchen Finanzen ſeit Sully“ und „über den Urſprung der Gewalt des Ehemannes im franzöſiſchen Rechte.“ Welchen Antheil Aegypten immer noch in Frankreich erweckt, kann man unter anderm auch daraus abnehmen, daß von den zehn hiſtoriſchen Gegenſtänden nicht weniger als zwei auf Aegypten kommen, nämlich „über die politiſche Conſtitution Aegyptens unter den Pharaonen“ und „über den Ackerbau im alten und neuen Aegypten.“ (Echo du Monde Savant vom 19 Mai.)

Katalog des brittiſchen Muſeums. Da das Muſeum nicht blaß von Neugierigen, ſondern auch von Leuten der Wiſſenſchaft beſucht wird, ſo ſollen zum Behuf der Naturforſcher genaue wiſſenſchaftliche Kataloge angelegt werden. (ibid.)

*) Dieß iſt alſo von dem in den ſibiriſchen Flüſſen vielfach beobachteten Grundeiſe zu verſtehen. A. d. U.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 152.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

31 Mai 1844.

Die Engländer und die Ausländer.

4. Die Engländer und Amerikaner.

(Schluß.)

Die Engländer thun sich viel auf ihre Loyalität zu gute, insbesonderr den Amerikanern gegenüber, die sie von dem ersten Treubruch gegen England gewissermaßen als mit Disloyalität inficirt betrachten. Die Amerikaner haben gewissermaßen jener schönen englischen Eigenschaft, unter der sie einen guten Theil von allem dem umfassen, was wir Ehrlichkeit, Anhänglichkeit, Gesetzlichkeit, Zuverlässigkeit, Treue nnd Glauben nennen, gleich mit dem Acte, der ihre gesellige Existenz hervorrief, abgeschworen, indem sie als untreue Diener, als liebloſe Söhne ihrem Mutterlande und seinen Gesetzen den Dienst aufsagten und dadurch von vornherein als treulose Yankees auftraten. Mißachtung des Alten, des Hergebrachten, ungezähmter Widerspruch gegen Gesetze nnd Obrigkeit, die daraus hervorgegangene gewissenlose Verletzung der Verträge, die Treudrüchigkeit, mit einem Wort die Disloyality, ist eine der vornehmsten Untugenden, welche der Engländer in dem Amerikaner erblickt, und oft geht er so weit zu behaupten, daß sie die eigentliche Basis des ganzen amerikanischen Nationalcharakters ausmacht. „Die treulosen Yankees" ist eine so gewöhnliche Zusammenstellung in England, wie in Frankreich „les perfides Anglais," wie im alten Rom die „punica fides."

„Eure Volksaufläufe, eure wilden Speculationen," so redet ein englischer Schriftsteller die Amerikaner an, „eure Banksuspensionen und Zahlungseinstellungen und all das Unrecht und Unglück, von dem sie begleitet sind; eure falschen Schwüre und gottlosen Wetten bei den Wahlen, eure Behandlung der Neger nnd der Indianer; die nnaufhörliche Schmähung und Schande, die eure Parteien auf die Häupter ihrer Gegenparteien häufen, die Betrügereien und Entlousungen der Beamten mit den öffentlichen Geldern, die unerhörte Anzahl von Bankerotten, die unvollkommene Polizei zur Verhütung der Verbrechen, welche man in euren großen Stadten findet, alle diese Dinge werden in Europa mit Verwunderung erzählt und vernommen, znm Schaden eures eigenen Nationalcharakters und zur nnaussprechlichen Schande für die Sache der Freiheit." Wie manche von diesen Vorwürfen möchte ein Freund der Freiheit vom Continente den Engländern selber machen, indem er sie anklagte, durch einen falschen Gebrauch derselben ihr zu schaden.

Menschen, die früher Freunde waren und die mit einander zerfielen, werden um so heftigere Feinde.

Die Engländer sind daher den Amerikanern sowohl als ihren Doppelgängern als auch ihren treubrüchigen Freunden gram, ferner auch als ihre Nachbarn. Auf einer Strecke von mehrern tausend Meilen dehnen sich die Gebiete der Amerikaner und Engländer neben einander hin, und die Britten sind neben den Mexicanern die einzigen Nachbarn, welche die Nordamerikaner haben. Auch dieß ist daher ein Umstand, der die Abneigung zwischen beiden Nationen immer woch erhöht, und es entspringen auch aus diesem Verhältnisse allein beständig eine Menge Streitigkeiten, die schon mehreremale den Frieden der Welt zu stören gedroht haben. Kaum ist die Gränzfrage von Maine entschieden, so taucht jetzt schon wieder eine andere, die vom Oregon- oder vom Columbiodistricte hervor.

Zu diesen Streitigkeiten beider Nationen als Nachbarn, zu jener Bitterkeit, die sie gegen einander als „geschiedene Freunde" empfinden, und zu der Abneignng, die sie gegen einander als Doppelgänger haben, kommt nun endlich noch die Eifersucht, die sie als Rivalen in vielen Zweigen menschlicher Thätigkeit empfinden. Die Engländer sind die größten auf den Gewässern und die Amerikaner streben es zu werden. In Afrika, in den Häfen des Mittelmeeres und der Türkei, in Ostindien, in Rußland, überall wo die englische Flagge erscheint, sieht sie sich von der amerikanischen, die ihr überall nachschlüpft und in den Weg tritt, wie ihr Schotten auf dem Fuße gefolgt, und keinen Vortheil läßt der Amerikaner den Engländer ungestört genießen; er fordert selbst an dem Profit, den der neubelebte Handel mit China verspricht, seinen Theil.

Digitized by Google

Die beiden Kriege, welche die Amerikaner mit den Engländern führten, den einen gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, um ihre Unabhängigkeit zu erfechten, und den andern im Anfange dieses Jahrhunderts, um ihre Unabhängigkeit zu erproben, hatten den Charakter von wahrhaften Bürgerkriegen. Die Engländer begingen noch in dem letzten so hämische Streiche, wie sie nur von Haß, Neid und eifersüchtiger Erbitterung eingegeben seyn konnten. Der letzte Krieg war eigentlich nur eine Folge des Nationalhasses und der gegenseitigen Erbitterung, da nach Aufhebung der den Amerikanern verhaßten Geheimrathbeschlüsse eigentlich weiter kein Grund zum Kriege vorlag.

Die Amerikaner waren es, welche hier den Krieg erklärten, wie denn immer bei allen Anläſſen zu Streit zwischen beiden Völkern die Amerikaner sich als die ungeduldigsten und kriegslustigsten gezeigt haben. Vor einigen Jahren bei Gelegenheit der Gränzstreitigkeit von Maine ertönte die ganze Union von einem Kriegsgeschrei, das die Engländer, welche es an Ort und Stelle vernahmen, in Schrecken setzte. Und auch jetzt wieder ist das Geschrei: „War! War!“ welches Owen und einige andere Congreßmitglieder wegen der Angelegenheit des Districts von Oregon erhoben haben, sehr charakteristisch für die Amerikaner, in deren Lande die rasch entzündliche Jugend *) regiert, und die sich vor den Engländern sicherer fühlen, als die Engländer es vor ihnen seyn können.

Es gibt zwar in Amerika eine Partei, die man als den Engländern günstig gestimmt bezeichnen kann, und die oft selbst die „englische Partei“ genannt wird, die Partei der ehemaligen Föderalisten oder amerikanischen Whigs, und andere Parteien, welche den Engländern besonders abgeneigt sind, die ächt amerikanische Partei der Locofocos oder Demokraten. Ebenso gibt es auch in England eine Partei, welche mehr als alle andern den Amerikanern abhold ist, nämlich die eigentliche, altenglische Kernpartei, die Tories, die überhaupt am wenigsten fremdenliebend ist, und die natürlich den treubrüchigen, amerikanischen Yankees ihre Rebellion am wenigsten verzeihen kann. Die Whigs beurtheilen die Amerikaner immer am wenigsten ungünstig, und die Chartisten und Radicalen betrachten sich, wie gesagt, wohl gar als von einerlei Gesinnung mit ihnen.

Allein dieß sind nur politische Meinungen und Ansichten einzelner harmonischer Richtungen, denn die Gesinnung und das Wesen der Nationen im Ganzen genommen ist durchweg opponirt bei allen Parteien. Ja sogar diejenigen englischen Liberalen, die für Freiheit begeistert nach Amerika pilgerten, sind gewöhnlich von daher sehr bekehrt und von der Meinungsweise und den Effecten der demokratischen Principien Amerika's nichts weniger als befriedigt zurückgekehrt. **)

Es sind nicht dieß jene allgemeinen großen charakteristischen Contraste und Widersprüche zwischen beiden Nationen, um welche sich der Streit um die Superiorität zwischen ihnen dreht, sondern die Engländer haben auch gewisse Unarten der Amerikaner entdeckt, die sie ihnen immer wieder vorhalten, und deren sie so oft mit Widerwillen und Zorn erwähnen, daß man glauben sollte, es seyen diese Unarten die vornehmsten Kennzeichen eines Amerikaners. Eine dieser amerikanischen Unarten, dieser „American Abominations,“ wie die Engländer sagen, ist das Tabakkauen und das Ausspeien, das „spitting“ oder der „salivatory horror,“ wie das Quarterly Review sich darüber ausdrückt. Wie die Engländer nicht an uns Deutsche denken, ohne daß ihnen zugleich unsere Tabakspfeife und Rauchwolken vor die Augen kommen, so denken sie kaum an die Amerikaner, ohne ihres „spitting“ zu erwähnen. „Lieben Sie die Amerikaner?“ fragte mich ein Engländer. Ich schwankte noch, was ich antworten sollte. „I do not like them at all“ („Ich mag sie gar nicht im geringsten leiden,“) fügte er rasch hinzu. „Wie abscheulich ist nicht ihre Sitte, Tabak zu kauen und beständig auszuspeien!“

Wollte man alle Expectorationen über das amerikanische Ausspeien, die in dem Quarterly Review, einem den Amerikanern am wenigsten günstigen Blatte, bei Gelegenheit der Kritik amerikanischer Bücher über Amerika vorkommen, zusammenstellen, so würde man gewiß ein ganz dickes Werk über diese „American nastiness“ und über die „beastly consequences“ dieser nastiness daraus zusammensetzen können.

„In einer amerikanischen Gesellschaft,“ sagt Dickens in seinen „Notes,“ „findet sich keine Conversation, kein Gelächter, keine Fröhlichkeit, keine gemeinsame Geselligkeit, außer einzig und allein im gemeinsamen Speien (except in spitting), und dieß wird ausgeführt in schweigsamer Brüderschaft um den Ofen herum, wenn das Mahl beendet ist.“ Auf diese Noten von Dickens hat bekanntlich ein Amerikaner eine Antwort gegeben unter dem Titel: „Wechsel für Noten“ (Change for notes), wie denn alle literarischen Angriffe von England auf Amerika immer so prompt wie diplomatische Noten, oder wie die Bücher, welche Franzosen oder Deutsche über Rußland schreiben, beantwortet werden. Die Amerikaner haben eine ebenso große oder eine noch viel größere Empfindlichkeit gegen das englische Urtheil, als manche Russen gegen das deutsche und französische; sie haben, wie das Quarterly Review sich ausdrückt, „a morbid sensibility to British criticism,“ und sie sind daher bei allen englischen Kritiken gleich, wo nicht mit Antworten (reply), doch mit Vergeltung (retaliation) bei der Hand.

Wenn die Engländer über das amerikanische „spitting“ die Augen verdrehen, so zeigen die Amerikaner den größten „horror“ vor dem Schmutz, in welchem die geringeren Classen in England leben.

Wenn die Engländer die „Yankee inquisitiveness“ (die amerikanische Fragelustigkeit) tadeln, so empören sich die Amerikaner über die englische „contemptuous selfishness,“ die sich um nichts bekümmert. John Bulls „sulky taciturnity“

*) Jeder Mann von 21 Jahren ist in Amerika stimmführender Bürger.

**) Man könnte hier eine Menge englischer Schriftsteller über Amerika anführen, die dieß alle öffentlich ausgesprochen haben.

Digitized by Google

ist unerträglich, sagt der Amerikaner. Cousin Jonathans „dismal monotony" ist unleidlich, sagt Hr. Dickens. „Leichengräber bei ihrem Geschäfte würden lustige Brüder erscheinen gegen sie."

Mit Behagen spötteln die Engländer von den amerikanischen „Brown forrester" (Schwarzwälder) und den Herren von „Boston-raising" oder „Kentucky-raising" (von Boston'scher oder Kentucky'scher Zucht), und gleich schweben dem Amerikaner die „Cockneys" auf den Lippen, oder die Herren von der „Cockney-raising."

Mokiren sich die Amerikaner über die Tyrannei, welche die Aristokratie über England übt, so weisen die Engländer auf die „tyranny of the majority" hin, welche die Amerikaner despotisirt.

Keine der englischen Antipathien ist so zu sagen frischer, empfindlicher als die, welche sie gegen die Amerikaner hegen; die gegen die Franzosen ist schon etwas älter, und wenigstens in literarischer Hinsicht mehr abgenutzt. Ein Werk, das die Amerikaner karrikirt, wird daher noch unendlich viel mehr Glück machen, als eines über französische Sitten. Ja man sieht sogar zuweilen, wie wir oben sagten, die englischen Kritiker wohl gar das Schild für die Franzosen erheben, und z. B. gegen den „abuse of the French," den sie in deutschen Werken finden, mit Tadel einschreiten. Es ist dieß zwar wohl selten, aber für die Amerikaner geschieht es gewiß noch seltener.

So wie die anglo-amerikanische Antipathie eine neuere ist, so ist sie auch wahrscheinlich eine noch zunehmende und fortschreitende. Die Amerikaner haben sich erst in dem jetzigen Jahrhundert so eigenthümlich entwickelt. Die Amerikaner welche sich im vorigen Jahrhunderte von den Engländern lossagten, sahen ihnen weit mehr gleich. Bei dem Fortschritt, den die ganze Entwicklung des amerikanischen Nationalwesens und Nationalcharakters macht, bringt jedes Jahr die Engländer und die Amerikaner weiter auseinander, und die Kluft des atlantischen Meeres zwischen ihnen, obgleich man sie jährlich in kürzerer Zeit überschreitet, wird jährlich größer.

Dazu kommt, daß die Stellung, welche die Amerikaner den Engländern gegenüber einnehmen, ebenfalls beständig bedeutsamer wird. Als sie sich von England befreiten, zählten die amerikanischen Freistaaten kaum so viel Einwohner wie jetzt Schottland. Jetzt dagegen haben sie schon mehr als England, und in wenigen Jahren werden sie so viel besitzen wie die ganze schottisch-irisch-anglische Union. — Ihr Handel ist in einem gewaltigen Aufschwung, und ihre wild spekulirende Bevölkerung wird bald die Gränze des friedlichen Oceans erreicht haben. Hier finden sie dann kein Land mehr, und sie werden auf die englischen und mexicanischen Besitzungen zur Rechten und zur Linken drücken, an denen sie schon jetzt zu rupfen und zu zupfen angefangen haben.

Sie werden die canadischen Colonisten mit ihrem Unabhängigkeitsgeist anstecken, und Canada wird dann auf eine ebenso unloyale Weise wie die Amerikaner den Engländern den Dienst aufsagen. Es wird eine freie, große, völkerreiche canadische Republik der amerikanischen schwesterlich an die Seite treten, und die Revolution und die Republikenbildung wird dann die Runde durch das ganze gewaltige Colonialreich der Engländer machen.

Sterne seh ich bereits jugendlich auferstehn.
Tausendjährigen Gangs durchs Firmament zu gehn.

Chronik der Reisen.

Die französische Expedition nach Abyssinien.

Man erinnert sich, daß am 11 December 1838 eine wissenschaftliche Expedition von Marseille nach Abyssinien abging; sie bestand aus den HH. Lefebvre, Quartin-Dillon, Petit und Vignaud. Von diesen vier Reisenden ist nur einer noch am Leben, Hr. Lefebvre, zwei, Quartin-Dillon und Vignaud, starben im Laufe der Expedition an Krankheiten und Hr. Petit ward die Beute eines Krokodils. Hr. Lefebvre hat der Akademie der Wissenschaften einen Bericht über die Erfolge seiner Reise mitgetheilt (s. Echo du Monde Savant vom 16 Mai), und wir heben aus demselben dasjenige aus, was für uns nun besonderem Interesse ist.

„Als wir zu Adoa angekommen waren, mußten wir uns geraume Zeit hier aufhalten, denn da wir nicht bloß sammeln wollten, was die Gelegenheit und der gute Wille der Einwohner uns darbot, sondern eine vergleichende Arbeit über alle Theile Abyssiniens liefern wollten, so mußten wir unsern Beobachtungen eine sichere Grundlage geben. Dazu taugt Adoa vor allem, nicht bloß wegen des besondern Interesses, welches das umliegende Land darbot, als wegen der guten Aufnahme, die wir bei den Einwohnern fanden, indem wir nicht bloß die Karawanenführer befragten, sondern auch Nachforschungen über die herrschenden Ansichten des Landes anstellen konnten, so daß wir im Stande waren uns zum voraus eine Meinung über die Länder zu bilden, die wir später besuchen mußten, und in denen wir unmöglich längere Zeit uns hätten aufhalten können. So wurden am Ende auch unsere Ausflüge ins Land der Gallas fruchtbar, wo wir uns jedesmal nur einen Tag aufhalten konnten.

Als wir Adoa und das Tigreland verließen, hatten wir daher schon vergleichende Uebersichten der Geographie, Geologie und Naturgeschichte, welche das sämmtliche Land bis zum Meere hin umfaßten, und man wird die Wichtigkeit davon anerkennen, wenn man weiß, daß Adoa in einer Vertiefung liegt, die von 2000 Metres hohen Bies umgeben ist. Aus diesen fünf Jahre lang mit Ausdauer fortgesetzten Studien ergab sich eine bedeutende Masse Materialien jeder Art, die wir hier einigermaßen nähre bezeichnen wollen.

Fast ganz Abyssinien bildet ein ungeheures Plateau, das sich von den sandigen Ufern des rothen Meeres an stufenweise erhebt. Dieß Plateau senkt sich gegen Nordosten und Südosten, merklicher in der ersten Richtung, welche in der That die der Hauptflüsse Abyssiniens ist, des blauen Nils, des Tacazze und des Mareb. Gegen Südosten zeigt sich erst beim Austritt aus dem Lande der Gallas eine entschiedene Senkung; hier fließen gegen die Küste von Zanguebar hin die Gewässer des Dschubba und seiner Nebenflüsse, unter denen der bedeutendste den Namen Guibé führt, der gegen Nuamo und Kafa in derselben Kette entspringt, wo die Sienne und der Godschob, eine der Hauptquellen des weißen Nils, entspringen. Seit der Dschubba entdeckt wurde, wünscht man sehr, daß derselbe aufwärts beschifft und ausgemittelt

werde, bis wohin er fahrbar iſt. Wenn man ſich endlich entſchließt, ausgedehnte Handelsverbindungen mit Abyſſinien anzuknüpfen, ſo wäre es möglich, daß der Dſchubba eine der Hauptſtraßen würde. Die Badenverhältniſſe Abyſſiniens ſind allerdings das Merkwürdigſte in dieſem Lande, wenigſtens das, welches die bedeutendſten Reſultate liefert. Dieſe übereinandergeſetzten, in ſteilen Wänden aufſteigenden Hochflächen, die zum Meeresniveau bis auf 3000 Meters ſich erheben, bieten die mannichfachſten und extremſten Temperaturverhältniſſe dar, von der glühenden Hitze der Niederungen bis zu den hohen Schneegipfeln. Dieſer Mannichfaltigkeit des Klima's entſprechen die Erzeugniſſe des Bodens, was aus dem erſten Blick ſich ergibt, den man auf unſere aus Abyſſinien mitgebrachten Sammlungen wirft. Die Naturgeſchichte bildete einen der Hauptgegenſtände unſerer Forſchungen in Abyſſinien; die HH. Petit und Quartin-Dillon hatten ſich darein getheilt; der erſtere war mit der Zuologie, der zweite mit der Botanik beauftragt. Die gemachten Sammlungen, die an Ort und Stelle niedergeſchriebenen Bemerkungen, der von Hrn. Vignaud gezeichnete Atlas haben eine Wichtigkeit, die durch den Tod dieſer drei Opfer ihres Eifers noch geſteigert wurde.

Es iſt unmöglich hier im einzelnen die intereſſanten und großentheils neuen Gegenſtände aufzuzählen, welche meine Reiſegefährten in den verſchiedenen Provinzen Abyſſiniens geſammelt haben. Die Ornithologie namentlich wird ſich mit einer bedeutenden Menge neuer Vögel bereichern, deren Lebensart und oft auch deren innerer Bau Petit beſchrieben hat. Die Pflanzenſammlungen des Hrn. Quartin-Dillon, welche Hr. Petit nach des erſtern Tode feſtgeſetzt hat, beſtehen aus 16 bis 1800 Arten von Pflanzen. Man kann auf 5 bis 600 die Zahl der neuen Arten rechnen, womit die abyſſiniſche Flora die Botanik bereichern wird, wie dieß ſchon Hr. Richard gezeigt hat, der durch ſeinen Rath meine Reiſegefährten während ihrer mühſamen Wanderungen leitete und auch die Güte hatte, die Pflanzenſammlung methodiſch zu ordnen.

Die Hauptergebniſſe der Commiſſion ſind: 1) eine topographiſche Karte von Abyſſinien von 16 bis 8° N. B. und von 35 bis 38° O. L. Die Triangulation dieſer Karte hat die Linie zwiſchen den Bergen Dama-Galela und Rabaïlé, von welchen Punkten aus man ganz Abyſſinien überſieht, als Baſis; vierzig Punkte wurden aſtronomiſch beſtimmt; die Aufnahmen wurden mit dem Theodolit und der Bouſſole vorgenommen. 2) Aſtronomiſche, meteorologiſche, magnetiſche und barometriſche Beobachtungen, ferner über die Richtung der Winde und die jährlich fallende Regenmaſſe. 3) Geologiſcher Durchſchnitt mit den Mineralienſammlungen; botaniſche und geologiſche Bemerkungen. 4) Zeichnungen naturhiſtoriſcher Gegenſtände, Alterthümer, Inſchriften, Werkzeuge ꝛc. 5) Bemerkungen über den Handel des Landes, ſo wie über die Schifffahrt des rothen Meeres. 6) Wörterbücher der Amharah-, Tigré-, Adal-, Meſſnah-, Galla- und Agawſprache nebſt verſchiedenartigen Manuſcripten.

Dieß iſt eine Ueberſicht der Arbeiten der Commiſſion in Abyſſinien. Zwei meiner Reiſegefährten ſind gleich im Anfang der Expedition erlegen; die Gewißheit des Todes konnte ſie nicht abſchrecken in die verpeſteten Schlachten hinabzuſteigen, wo ſie koſtbare Entdeckungen für die Wiſſenſchaften erwarteten. Ein einziger, Hr. Petit, begleitete mich durch die ſeenen Länder der Gallas, und wir kannten die Züge, welche dieſe Völker von den Bewohnern Tigre's unterſcheiden, miteinander beobachten. Ihre niedriger ſtehende Civiliſation und ihre eigenthümliche Sprache bieten anfangs einen auffallenden Contraſt; es iſt aber bemerkenswerth, daß die Bildung des Schädels nicht auffallend ſich verändert, und daß alle andern Charakterzüge der Phyſiognomie dieſelben bleiben. Alle Leute, welche dieß abyſſiniſche Hochland bewohnen, haben eine ſo gleichmäßige Hautfarbe,*) daß die Araber ſie ſämmtlich Habeſch nennen, ſie mögen Galla, Amhara, Agaw oder Taltal ſprechen. Man iſt alſo geneigt, die merkliche Verſchiedenheit zwiſchen den Gallas und den Bewohnern von Tigré der Entfernung vom Meere zuzuſchreiben.**) Dieſer Einfluß macht ſich auch bei der chriſtlichen Bevölkerung von Schoa fühlbar, und Hr. Petit hat in dieſer Beziehung auffallende Bemerkungen gemacht.

Nachdem wir unſere Sammlungen gemacht, kehrten wir durch Weſtabyſſinien zurück, ſetzten über den Nil und betraten Gudſchum, wo wir nur mit Mühe räuberiſchen Händen entgingen. Das Land war durch Krieg und Hunger verödet, und die nach den Wäldern geflohenen Einwohner lebten vom Raube. In Dima, einer Abyſſtadt, fanden wir noch am meiſten Sicherheit. Um den kriegführenden Armeen auszuweichen, mußten wir weite Umwege machen, kamen aber doch glücklich zum zweitenmal an den Nil, fanden jedoch einen Bogen der Brücke von den Abyſſiniern abgebrochen. Hr. Petit wollte über den Fluß trotz der Warnungen der anweſenden Abyſſinier, und ließ ſich, da er ſelbſt nicht ſchwimmen konnte, von zwei Negern unter den Armen halten. Schon hatte er nahezu das andere Ufer erreicht, und die Neger riefen auch bereits, daß er hinüber ſey, als ein durchdringender Schrei ein Unglück verkündigte; er hatte plötzlich die beiden ihn unterſtützenden Neger fahren laſſen und war unter dem Waſſer verſchwunden; ohne Zweifel hatte ihn ein Krokodil ergriffen und hinabgezogen; er erſchien nicht wieder auf der Oberfläche.

Nach dieſem ſchrecklichen Vorfall dachte ich an nichts mehr, als meinen letzten Reiſegefährten, Hrn. Vignaud, aufzuſuchen, den ich in Gondar zu finden hoffte. Als ich dahin kam war er ſchon abgereiſt, um über Snakim ſich nach Dſchidda zu begeben; aber ſchon zu Saakim wurde er krank und ſtarb kurz nach ſeiner Ankunft zu Dſchidda. So war alſo auch der letzte meiner Reiſegefährten geſtorben, und ich eilte nun unſere gemeinſamen Sammlungen zuſammenzuraffen, damit nicht die Frucht aller Bemühungen meiner Collegen zu Grunde gehe.

Miscellen.

Bewegung unter den Juden in England. Die Lit. Gaz. vom 18 Mai bemerkt, daß auch unter den engliſchen Juden eine merkwürdige Bewegung begonnen habe, deren Symptome in verſchiedenen Schriften, wie die Stimme von Iſrael (the voice of Israel), erſtes Heft; eine Anrede über die Stellung der Juden in England ꝛc., ſich äußern.

Die Waſſercur in England. So lange der Spott der Engländer iſt die Waſſerheilkunde endlich auch in England zu Ehren gekommen, obgleich ihr der neulich durch übertriebene Anwendung des Waſſers erfolgte Tod Sir Fr. Sturdetts ziemlich ſchadete. In der Nähe von Richmond iſt kürzlich eine große Waſſerheilanſtalt errichtet worden. (Lit. Gaz. vom 18 Mai.)

*) Dieß widerſpricht andern Berichten, namentlich denen der Engländer, geradezu. A. d. R.

**) Dieß ſcheint uns eine ganz unhiſtoriſche und ungeographiſche Anſicht; wie ſind zwar über die Einwirkung der aſiatiſchen Völker auf Abyſſinien unvollkommen unterrichtet, daß ſie aber ſehr bedeutend war, leidet keinen Zweifel, während die Gallas ein rein afrikaniſches aus dem Innern vorgedrungenes Volk ſind. A. d. R.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilagen: Intelligenzblatt Nr. 7 und Umschlag zum Monat Mai.)

Digitized by Google

№ 7.

Intelligenz-Blatt zum Ausland.

Freitag 31 Mai 1844.

[79] In Unterzeichnetem ist erschienen und kann durch alle Buchhandlungen und löblichen Postämter bezogen werden:

Das Zollvereinsblatt,

ein Centralblatt für alle Interessen des Handels und der Schifffahrt, der Industrie und des Ackerbaues, der Handelspolitik und der National-Unternehmungen Deutschlands und insbesondere des deutschen Zollvereins, so wie überhaupt für die Discussion aller die National-Oekonomie und die materiellen Interessen Deutschlands betreffenden Fragen.

Herausgegeben

von **Dr. Fr. List.**

Preis des Jahrgangs 6 fl. 48 kr. oder 4 Rthlr.

Inhalt. Nr. 13. Luginsland. Brasilien und England. — Die englische Handelsfrage vom deutschen Standpunkt aus betrachtet. — Miscellen: Die Spitalfieldweber. England und Brasilien. Pariser Spardanken. Verbesserungen der Donauschifffahrt und ihre Wichtigkeit.

Nr. 14. Die englische Handelsfrage vom deutschen Standpunkt aus betrachtet. — Schilderung der englischen Gewerbszustände. — Die englische Handelspolitik in Irland. — Ausstellung für die Industrie-Erzeugnisse des gesammten Zoll- und Handelsvereins.

Nr. 15. Die Factorybill. — Ueber die gegenwärtige Lage der Glasfabriken im nordwestlichen Deutschland. — Ueber den Transport von Briefen durch Luftpumpen.

Nr. 16. Die französische Praxis der politischen Oekonomie. — Vortrag des Handelsministers über das neue französische Douanengesetz. — Das Journal des Débats über das neue französische Douanengesetz. — Miscellen: Englische Poststatistik. Die Freihandelsfrage in England, Frankreich und Amerika. Der englische Wollhandel.

Nr. 17. Die Factorybill. — Ueber die Einfuhr von Pottasche und von Soda in die Vereinsstaaten und die Sodafabrication in denselben. — Miscellen: Die Einfriedigungsbill.

Nr. 18. Deutschland und England. — Die Times über den Handelsvertrag zwischen dem Zollverein und Nordamerika. — Die Souderinteressen der Hansestädte. — Miscellen: Rußland und die untern Donauländer. Der hessische Besenhandel in London. Warum der englische Landadel so reich ist im Vergleich mit dem deutschen. Waldcultur in Hochgebirgen. Die Bewässerung der Colonie Theresienfeld. Handelsvertrag mit Portugal. Hannover und Braunschweig.

Nr. 19. Deutschland und England. — Stimme aus Hannover über den Anschluß an den Zollverein. — Bassermanns Commissionsbericht über den Vereinszolltarif für 1843—45. — Das preußische Budget von 1844. — Miscellen: Die englische Factorybill.

Nr. 20. Luginsland: der deutsch-amerikanische Handelsvertrag vor dem englischen Parlament. Das preußische Handelsamt. Rußland und sein Handelssystem. — Verhandlungen der allgemeinen Versammlung der deutschen Industriellen auf der letzten Leipziger Jubilatemesse. — Bewegung des russischen Handels im Jahre 1842. — Das nationale System in Belgien. — Miscellen: Kinderbewahranstalten in Oesterreich.

Nr. 21. Unsere Fortschritte. — Verhandlungen der badischen Kammer über die Zollverhältnisse. — Miscellen: Der preußische Schifffahrtsverkehr. Seltsames Pflaster. Ostindien ein Korn exportirendes Land. Wollproduction in Ostindien. Mexico und die Vereinigten Staaten von Nordamerika.

In das Abonnement kann jedes Vierteljahr für den Rest des Jahres eingetreten werden.

Stuttgart und Tübingen. **J. G. Cotta'scher Verlag.**

[80] Bei **A. Wienbrack** in **Leipzig** ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Abriss einer documentirten Geschichte der spanischen Nationallitteratur, nebst einer vollständigen Quellenkunde, von den frühesten Zeiten bis zum Anfange des 17ten Jahrhunderts. Bearbeitet von Dr. *P. Brinkmeier*. gr. 8. 1½ Thlr.

Die spanische Litteratur ist fast noch unbekannt und daher die bald lobpreisenden, bald geringschätzigen Urtheile, von denen die einen so grundlos sind als die andern. Die bis jetzt in Deutschland erschienenen Handbücher erfüllen ihren Zweck nicht, es sind noch zu bedeutende Lücken darin auszufüllen und mehr Ordnung in das Ganze zu bringen, um ein Gebäude hinzustellen, welches alle Schätze der spanischen Litteratur in zuverlässigen Angaben enthält.

Ob dem Hrn. Verfasser dieß bei dreizehnjährigem Studium gelungen, mögen Sachverständige nun entscheiden.

[81] Bei Friedrich Fleischer in Leipzig erschien so eben:

Portugiesisch-Deutsches

und

Deutsch-Portugiesisches

Taschenwörterbuch

von

Dr. **A. E. Wollheim.**

Zwei Theile. Fein Velinpapier. Preis 2⅓ Thlr.

Zum erstenmal erscheint hier ein Wörterbuch der portugiesischen Sprache in diesem Format und zu so billigem Preise. Der Verfasser, durch seine Abstammung

Digitized by Google

sowie durch langen Aufenthalt in Portugal wohl hinreichend beladigt zu dessen Herausgabe, hat dem Werke die größte Sorgfalt gewidmet, sowie der Verleger an elegantem Druck und schönem Papier gewiß nichts gespart hat.

---

[82] Im Verlage von **Friedr. Vieweg & Sohn** in **Braunschweig** ist erschienen:

Am Theetisch.

Von **Therese,**

Verfasserin des „Faltendera," der „Briefe aus dem Süden," „eines Tagebuchs" &c.

gr. 8. Velinpap. geh. Preis: 2 Thlr.

---

[83] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Die

christliche Lehre

nach dem

kleinen Katechismus Luthers.

Zur Unterweisung geordnet

von

G. Mehring,

Decan zu Langenburg.

8. Velinp. brosch. Preis 20 kr. od. 6 gGr.

Des Verfassers Streben war es, die christliche Lehre in ihrer Begriffs-Einheit aufzufassen und darzustellen, zugleich zu zeigen, wie sich diese Darstellung am Luther'schen Katechismus, der auch als evangelische Bekenntnißschrift so große Bedeutung hat, durchführen läßt, indem gerade er für eine methodische Entwicklung des Religionsbegriffs die Hülfe bietet, die bei manchem andern Katechismus aus dem Reformations-Zeitalter vermißt wird.

Stuttgart u. Tübingen, April 1844.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[84] In Unterzeichnetem ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Lateinische

Sprachlehre.

Von **Heinrich Hattemer,**

Professor an der Kantonsschule in St. Gallen.

Gr. 8. Velinpap. Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 4 gr.

Hauptabschnitte des Inhalts:

Einleitung: 1) Lateinische Sprache. 2) Geschichte derselben. 3) Mundarten derselben. 4) Charakter derselben. 5) Sprachforscher.

Erster Theil. Wortlehre. Erste Abtheilung: Wortererkenntnißlehre. — Zweite Abtheilung: Wortbildungslehre. — Dritte Abtheilung: Wortbeugungslehre: a) Zeitwörter. b) Nennwörter. c) Eigenschaftswörter. d) Zahlwörter. e) Fürwörter. f) Bindewörter. Vierte Abtheilung: Wortschreibungslehre.

Zweiter Theil. Satzlehre. Erste Abtheilung: Einfacher Satz. — a) Prädicat. b) Subject. c) Ausbildung. d) Besondere Arten Sätze. Zweite Abtheilung: Satzgefüge. 1) Gleichgeordnete Sätze. 2) Untergeordnete Sätze. Dritte Abtheilung: Gesetze nach welchen die Bildung der Sätze und Satzgefüge geschieht. — a) Lehre vom Gebrauche der Wortarten. b) Lehre von der Wortfügung. c) Lehre von der Wortstellung. Anhang. Abhängige Rede. — Römischer Kalender.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[85] **An alle Lachlustigen!**

Das im Gebiete des Humoristischen classische, wahrhaft einzige Werk (Karl Julius Webers):

Demokritos,

oder

hinterlassene Papiere eines lachenden Philosophen.

Zwölf starke Bände.

Elegant broschirt. Stuttgart 1844, in Octav,

ist in der Unterzeichneten wieder um den Subscriptions-Preis von 12 fl. od. 7½ Thlr. zu haben.

☞ **Ein wahres Capital von Witz und Humor, eine Hauspostille unversiegbarer Heiterkeit!**

In allen Buchhandlungen Deutschlands und Oesterreichs und bei

Scheible, Rieger u. Sattler in Stuttgart.

---

[86] Die schönste, lieblichste und gemüthlichste Novelle die **Penseroso** je geschrieben:

Gustav und Woldemar. 3 Theile. 5⅞ Thlr.

ist so eben an alle Buchhandlungen versandt.

Ferner:

Telesile von Vaudemont. Roman von **Wilhelmine Loeenz.** 2 Thle. 1⅞ Thle.

Auch diese bekannte Verfasserin hat viel Gutes und Unterhaltendes schon gebracht, doch dürfte dieß ihr bestes Werk sein, was wir mit Recht empfehlen können.

Kathinka. Ein Roman von **Louise Otto.** 2 Theile. 2½ Thle.

Ein wahrhaft angenehmes Gefühl wird bei Durchlesung dieses Buches erweckt. Namen wie Kathinka, Angelika, Clara, Seeraphine, Römer sind keine gewöhnlichen Romanfiguren, sie repräsentiren den Menschen in edelster und bester Gestalt und hinterlassen auf lange Zeit einen wohlthuenden und belebenden Eindruck.

Leipzig, im Mai 1844. **A. Wienbrack.**

---

[87] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

B. Genelli's

Umrisse zum Homer

mit Erläuterungen

Dr. **Ernst Förster.**

Ausgabe Nr. 1. 48 Blätter in 4. cartonnirt. Preis 7 fl. oder 4 Rthlr.

„ Nr. 2. 48 Blätter auf großem Papier, in Leinen gebunden 10 fl. oder 6 Rthlr.

Wenn sich das geistige Auge an den unnachahmlichen Dichtwerken des hehren Sängers von Chios erlabt und sich an der ewigen Jugend dieser altehrwürdigen Gesänge erfrischt, so kann von den Umrissen Genelli's mit Recht behauptet werden, daß sie dem leiblichen Auge das Verständniß dieser herrlichen Epopöen eröffnen und Geist und Materie auf die überraschendste Weise vermitteln. Die Kraft und Schönheit der Antike, vereint mit dem Schwung und der Harmonie der neuern Kunst, geben diesen Bildern Leben und Ausdruck, wie dieß bis jetzt noch nirgends erreicht wurde. Der Künstler führt uns wie in Einem Bilde die ganze schöne Sagenmasse vor und verkörpert uns der Helden Thaten und Leben.

Stuttgart und Tübingen. **J. G. Cotta'scher Verlag.**

---

[88] In Unterzeichnetem sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Dramatische Werke

von

Jos. Christ. Baron v. Zedlitz.

Vier Theile.

8. Velinpap. brosch. Preis 10 fl. oder 6 Rthlr. 8 gr.

Inhalt und Preise der einzelnen Theile.

I. Theil. **Stern von Sevilla.** 1 fl. 36 kr. oder 1 Rthle.

II. „ **Kerker und Krone. Der Königin Ehre.** 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 gr.

III. „ **Turturell. Herr und Sklave. Die zwei Nächte zu Valladolid.** 3 fl. oder 2 Rthle.

IV. „ **Cabinets-Intriguen. Die Liebe findet ihre Wege.** 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthle. 16 gr.

Stuttgart und Tübingen. **J. G. Cotta'scher Verlag.**

[89]

Zedlitz Waldfräulein.

Zweite unveränderte Auflage.

In Unterzeichnetem hat so eben die Presse verlassen und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Waldfräulein.

Ein Mährchen in 18 Abenteuern

von **Zedlitz.**

Zweite, unveränderte Auflage.

8. Velinpap. brosch. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 gGr.

Die erste Auflage wurde in dem kurzen Zeitraum von 6 Monaten vergriffen und rasch mußte dieser zweite unveränderte Abdruck veranstaltet werden.

Ein Gedicht von Zedlitz, dem Sänger der berühmten Todtenkränze, dem trefflichen Dolmetscher von Byrons Childe Harold, bedarf der Empfehlung einer Buchhandlung nicht; nur darauf sey hinzudeuten erlaubt, daß der Dichter hier auf einem ganz andern Gebiete der Poesie, als früher, und in einem von dem der feierlich ernsten Todtenkränze sehr verschiedenen Tone, aber mit gleicher vollendeter Meisterschaft und vielleicht noch erhöhter Jugendfrische, mit der heitersten Schöpfung hervortritt.

Demnächst versenden wir:

Gedichte

von

Zedlitz.

Dritte Auflage. Elegante Taschen-Ausgabe in englischem Einband mit Goldschnitt und zwei Stahlstichen.

In dieser hübschen Ausgabe, welche sich an die in gleichem Format und gleicher Ausstattung bereits erschienenen Editionen von Goethe's Faust, Hermann und Dorothea, Egmont, Schillers Tell, Wallenstein, und den Gedichten von Goethe, Schiller, Lenau, Uhland, Freiligrath, Hölderlin, Platen, anreiht, erscheinen die „Todtenkränze" nunmehr zum achtenmale abgedruckt.

Stuttgart und Tübingen, März 1844. J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[90] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Neueste unveränderte Auflage.

Das nationale System der politischen Oekonomie.

Von

Dr. Friedrich List.

Erster Band.

Der internationale Handel, die Handelspolitik und der deutsche Zollverein.

Gr. 8. brosch. Preis 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr.

Inhaltsanzeige.

Vorrede. Einleitung.

Erstes Buch. Geschichte. — Die Italiener. — Die Hansen. — Die Niederländer. — Die Engländer. — Die Spanier und Portugiesen. — Die Franzosen. — Die Deutschen. — Die Russen. — Die Nordamerikaner. — Die Lehren der Geschichte überhaupt.

Zweites Buch. Theorie. — Die politische und die kosmopolitische Oekonomie. — Die Theorie der productiven Kräfte und die Theorie der Werthe. — Die nationale Theilung der Geschäftsoperationen und die Conföderation der Nationalproductivkräfte. — Die Privatökonomie und die Nationalökonomie. — Nationalität und die Oekonomie der Nation. — Volks- und Staatswirthschaft, politische und Nationalökonomie. — Die Manufacturkraft und die persönlichen, socialen und politischen Productivkräfte. — Die Manufacturkraft und die natürlichen Productivkräfte. — Die Manufacturkraft und die Instrumentalkräfte (materiellen Capitale). — Die Manufacturkraft und das Agriculturinteresse. — Die Manufacturkraft und der Handel. — Die Manufacturkraft und die Schifffahrt, die Seemacht und die Colonisation. — Die Manufacturkraft und die Circulationsinstrumente. — Die Manufacturkraft und das Princip der Stetigkeit und Werkfortsetzung. — Die Manufacturkraft und die Reizmittel zur Production und Consumtion. — Die Douane als Hauptmittel zu Pflanzung und Beschützung der innern Manufacturkraft. — Die Douane und die herrschende Schule.

Drittes Buch. Die Systeme. — Die italienischen Nationalökonomen. — Das Industriesystem (von der Schule fälschlich Mercantilsystem genannt). — Das physiokratische oder Agriculturssystem. — Das Tauschwerthssystem (von der Schule fälschlich Industriesystem genannt). — Adam Smith. — J. B. Say und seine Schule.

Viertes Buch Die Politik. — Die Insularsupremaie und die Continentalmächte. — Nordamerika und Frankreich. — Die Insular-Supremaie und die deutsche Handelsunion. — Die Continentalpolitik. — Die Oekonomie der deutschen Nation. — **Nachtrag.** — Stuttgart und Tübingen, Februar 1844. J. G. Cotta'scher Verlag.

Digitized by Google

[91] Im Verlage der Unterzeichneten ist erschienen und wird in diesen Tagen verschickt werden:

Becher, Siegfried, Beiträge zur österreichischen Handels- und Zollstatistik auf Grundlage der officiellen Ausweise über den Verkehr der österreichischen Monarchie mit dem Auslande vom Jahre 1831 bis 1842. Erste Abtheilung. Dedicirt S. k. k. Hoheit dem kaiserlichen Prinzen und Herrn Erzherzog von Oesterreich Stephan Franz Victor. Gr. 8. broschirt 27 Bogen. Preis 3 fl. rhein. oder 1 Rthlr. 18 gGe. preuß. Cour.

Stuttgart, den 11 Mai 1844. J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[92]

Johannes von Müller.

Wir bringen hiemit zur Kenntniß des Publicums, daß wir uns entschlossen haben

Johannes von Müllers sämmtliche Werke.

Herausgegeben
von **Johann Georg Müller.**
40 Bände. Taschen-Ausgabe. 1831 — 1835,

im Preise zu ermäßigen und zwar:

A. Die Ausgabe auf Druckpapier von 24 fl. oder 14 Rthlr. auf 12 fl. oder 7 Rthlr.
B. Die Ausgabe auf Velinpapier von 36 fl. oder 21 Rthlr. auf 18 fl. oder 10 Rthlr. 12 gr.

Der Inhalt dieser 40 Bände ist folgender:

Band 1 — 6: **Vierundzwanzig Bücher allgemeiner Geschichten.**
Band 7 — 22: **Geschichten Schweizerischer Eidgenossenschaft.**
Band 7 u. 8: Von des Volkes Ursprung. 1r u. 2r Theil.
„ 9—12: Von dem Aufblühen der ewigen Bünde. 3r—6r Theil.
„ 13: Bis auf den ersten französischen Krieg. 7r Theil.
„ 14: Bis zu dem Ende des Zürchee Kriegs. 8r Theil.
„ 15 u. 16: Bis auf die Zeiten des burgundischen Krieges. 9r u. 10r Theil.
„ 17—22: Enthält die Anmerkungen zum 1sten bis 5ten Buch.

Band 23: **Zur Litteratur und Geschichte der Schweiz.**
„ 24: **Schriften zur Geschichte des deutschen Fürstenbundes.**
„ 25: **Kleine historische Schriften.**
„ 26 u. 27: **Historische Kritik.**
Band 28: **Nachlese kleiner historischer Schriften.**
„ 29—33: **Biographische Denkwürdigkeiten.**
„ 34—36: **Briefe an Karl Victor v. Bonstetten.**
„ 37 u. 38: **Briefe an Charles Bonnet 2c.**
„ 39 u. 40: **Briefe an Freunde.**

Alle Bücherfreunde machen wir auf diese außerordentliche Preisermäßigung aufmerksam. Exemplare sind durch jede solide Buchhandlung zu beziehen.

Stuttgart und Tübingen, den 29 Februar 1844. J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[93] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geschichte der Philosophie

vom allgemeinen wissenschaftlichen und geschichtlichen Standpunkt
von Dr. H. C. W. Sigwart.
Erster Band:
Enthaltend die erste Periode und der zweiten Periode erste Abtheilung.
Gr. 8. Velinpap. brosch. Preis 3 fl. 24 kr. od. 2 Rthlr.

Der Hr. Verfasser, rühmlichst bekannt durch mehrere philosophische Werke, hat die Geschichte der Philosophie als Universitäts-Professor viele Jahre hindurch vorgetragen und gibt nun in dem vorliegenden Buche die Resultate seiner mühsamen Forschungen. Sein Standpunkt erhebt ihn über alle Parteien in diesem weitesten Felde menschlichen Wissens und er läßt uns die Philosophie als ein Element und Moment von dem geistigen Gesammtleben der Menschheit erblicken. Dadurch allein ist es möglich die Geschichte der Philosophie selbst in einen weiteren Kreis einzuführen und zum Gegenstand einer allgemeineren Theilnahme zu machen.

Das Werk theilt sich in zwei Abtheilungen, die in drei Bänden erscheinen werden. Der erste Band enthält die ältere Philosophie bis zur Zeit der Reformation. Der zweite die neueuropäische Philosophie bis Kant. Der dritte führt die Geschichte der Philosophie bis zur Gegenwart hinauf.

Stuttgart und Tübingen, 1844. J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[94] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Vertheidigung von Süddeutschland gegen die Franzosen,

mit Zuziehung der Eisenbahnen, unter Berücksichtigung der verschiedenen Spurweite.

Eine strategische Skizze von Pz.

gr. 8. Velinpapier. brosch. Preis 24 kr. oder 6 gGr.

Stuttgart u. Tübingen, 1844.
J. G. Cotta'scher Verlag.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,

mit

besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen

in

Deutschland.

Siebenzehnter Jahrgang.

1844.

Junius.

Stuttgart und Tübingen,

in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1844.

☞ Dem Wunsche vieler Leser des Auslandes zu entsprechen, werden wir künftig für jeden Monat einen Umschlag mit Inhalts-Anzeige drucken lassen, um dieses Journal monatweise geheftet an diejenigen Abonnenten zu verschicken, welche es in dieser Form verlangen werden.

An diejenigen Abnehmer, welche sich hierüber nicht bestimmt aussprechen, erfolgt die Zusendung des Blattes auf die bisher übliche Weise.

Es erscheint von dieser Zeitschrift täglich ein Blatt, auch werden derselben zur Versinnlichung interessanter Aufsätze von Zeit zu Zeit Lithographien und Karten beigegeben. — Der Preis des Jahrgangs ist 16 fl. oder 9 Thlr. 8 gr. — Sämmtlich respective Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen darauf an. Erstere liefern sie täglich, letztere von acht zu acht Tagen oder in monatlichen Heften.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Der Beisatz zum Titel unserer Zeitschrift: „Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker" bezeichnet die allgemeine Bestimmung desselben, die freilich dem jeweiligen Redacteur einen weiten Spielraum läßt. Zeitgeschichte, namentlich fremder Welttheile, Schilderung der Sitten und Zustände anderer Völker ist die eigentliche Aufgabe, die jedoch immer nur sehr bruchstückweise gelöst werden kann, denn der Umfang ist groß, und es handelt sich deßhalb hauptsächlich darum, aus dem reichen Schatze der Nachrichten dasjenige auszuwählen, was für den Augenblick interessant und wichtig ist. Entwicklung der Thatsachen aus ihren verschiedenen Ursachen ist dabei ein Haupterforderniß. Dieser Zweck unserer Zeitschrift erfordert mannichfachen Wechsel, je nachdem die öffentliche Aufmerksamkeit sich auf diesen oder jenen Gegenstand der Weltbegebenheiten hinlenkt, und in diesem oder jenem Welttheil sich Merkwürdiges ereignet, und neue Erscheinungen sich kund geben.

Die Redaction glaubt diesem Zwecke um so gewisser treu zu bleiben, wenn sie es sich zur Aufgabe macht, das Gebiet der Erd- und Völkerkunde zu ihrem Hauptgegenstande zu machen, in so weit dieß, ohne in wissenschaftliche Erörterungen einzugehen, möglich ist. Diese Quelle hat sich auch so ergiebig gezeigt, daß die Verlagshandlung und die Redaction sich veranlaßt sahen, hinsichtlich dieses speziellen Gegenstandes eine Erweiterung eintreten zu lassen in der „Sammlung von Reisen und Länderbeschreibungen"; wenn auch diese noch so reichlich ausgestattet wird, so bleibt immer noch dem Auslande genug Ausbeute übrig.

So leicht die Aufgabe des Auslandes hinsichtlich andrer Welttheile zu stellen ist, so schwierig und noch weit fragmentarischer werden die Mittheilungen über Europa. Mit der steigenden Bevölkerung und Bildung werden die Verhältnisse, nicht nur die politischen, sondern auch die gesellschaftlichen, verwickelter, unklarer, und unterliegen mannichfachern Deutungen. Wer könnte auch dieß Gebiet übersehen, und mit nie wankendem Geiste die mannichfachen Erscheinungen erklären! Die europäische Welt ist in einem Uebergangsprozesse begriffen, in einem socialen nicht weniger als in einem politischen, wie wenig Begebenheiten stellen sich in dieser trüben Gährung klar heraus, und wie sehr werden sie durch Leidenschaften aller Art entstellt! Auch ist in Bezug auf Europa dem Ausland die Gränze schärfer gezogen; Alles was auf Tagspolitik Bezug hat, gehört nicht in sein Gebiet, und nur die rein menschliche Seite davon, die oft genug entstellt wird, darf es herausheben und zum Gegenstand seiner Schilderung machen.

Wenn man nach diesen allgemeinen Andeutungen über den Zweck des Auslandes die Ausführung betrachtet, so kann das Fragmentarische und Lückenhafte wohl keinem entgehen, und es ist auch um so verzeihlicher, da der mit jedem Tage wachsende und sich erneuernde Stoff nicht gestattet, Versäumnisse nachzuholen. Daß indeß die Leser des Auslandes dem großen Umfange des gesteckten Ziels Rechnung getragen, und sich an dem Fragmentarischen und Lückenhaften nicht gestoßen haben, ermuthigt die Redaction, die einmal betretene Bahn trotz ihrer Schwierigkeiten nicht zu verlassen.

Die Unterzeichnete erlaubt sich die Leser des Auslands auf nachfolgende mit demselben in engster Verbindung stehende Werke aufmerksam zu machen:

Reisen und Länderbeschreibungen

der ältern und neuesten Zeit,

eine Sammlung der interessantesten Werke über Länder- und Staatenkunde, Geographie und Statistik.

Herausgegeben von **Dr. E. Widenmann** und **Dr. H. Hauff.**

Von dieser Sammung, welche thätigst fortgesetzt wird und als Erweiterung des Planes des „Auslandes" zu betrachten ist, erscheinen jährlich ein paar Lieferungen, je nachdem interessanter Stoff vorhanden.

Die Lieferungen werden einzeln verkauft, und wie man finden wird, zu den billigsten Preisen, für welche sie durch jede solide Sortiments-Buchhandlung bezogen werden können.

1ste Lfg. **Irlands gegenwärtiger Zustand.** Preis 1 fl. oder 16 gr.
2te — **Algier wie es ist.** Mit einer großen Karte. 1 fl. 30 kr. oder 21 gr.

3te — **Alexander Burnes' Reisen in Indien und nach Bukhara,** Erster Band. Mit einem Steindruck. 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

4te — **Washington Irvings Ausflug auf die Prairien zwischen dem Arkansas und Red-River.** 1 fl. oder 16 gr.

5te — **Alfred Reumonts Reiseschilderungen.** 1 fl. 12 kr. oder 18 gr.

6te — **Briefe in die Heimath,** geschrieben zwischen October 1829 und Mai 1830 während einer Reise über Frankreich, England und die Vereinigten Staaten von Nordamerika nach Mexico, 1 fl. 24 kr. oder 20 gr.

7te — **Alexander Burnes' Reisen in Indien und nach Bukhara.** Zweiter Band. 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 gr.

8te — **John Barrow, jun., ein Besuch auf der Insel Island im Sommer 1831.** Mit Holzschnitten. 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr. 4 gr.

9te — **Thomas Pringle, südafrikanische Skizzen.** Aus dem Englischen übersetzt. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 gr.

10te — **Mexico in den Jahren 1830 bis 1832.** Vom Verfasser der „Briefe in die Heimath." Erster Band. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 gr.

11te — **Montenegro und die Montenegriner.** Ein Beitrag zur Kenntniß der europäischen Türkei und des serbischen Volks. Preis 1 fl. 24 kr. oder 20 gr.

12te — **Francis J. Grund, die Amerikaner** in ihren moralischen, politischen und gesellschaftlichen Verhältnissen. Aus dem Englischen übersetzt vom Verfasser. Preis 3 fl. 12 kr. oder 2 Rthlr.

13te — **Mexicanische Zustände aus den Jahren 1830 bis 1832.** Vom Verfasser der „Briefe in die Heimath ꝛc." Zweiter Band. Preis 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

14te — **Astoria oder Geschichte einer Handelsexpedition jenseits der Roky Mountains.** Aus dem Englischen des Washington Irving. Preis 1 Rthlr. 16 gr. oder 2 fl. 42 kr.

15te — **Reise durch Abyssinien im Jahre 1836.** Von A. v. Katte.

16te — **Skizzen aus Irland oder Bilder aus Irlands Vergangenheit und Gegenwart** von einem Wanderer. Preis 1 fl. 12 kr. oder 18 gr.

17te u. 18te Lfg. **Der Geist des Orients,** erläutert in einem Tagebuch über Reisen durch Rumili während einer ereignißreichen Zeit von Dr. Urquhart. A. d. Engl. übersetzt von Dr. F. G. Buck. 2 Bde. 3 Rthlr. 8 gr. oder 5 fl.

19te Lfg. **Rußland und die Tscherkessen.** Von K. F. Neumann. Preis 1 fl. 30 kr. oder 21 gr.

20ste — **Reisen auf den griechischen Inseln des ägäischen Meeres.** Von Dr. Ludwig Roß. Erster Band. Mit zwei Kupfern. gr. 8. brosch. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 gr.

21ste — **Ein Besuch auf Montenegro.** Von Heinrich Stiegliz. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 gr.

22ste — **Acht Wochen in Syrien.** Ein Beitrag zur Geschichte des Feldzuges 1840. Mit einer Karte vom Kriegsschauplatz. Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 4 gr.

23ste — **Reise durch Rußland nach dem kaukasischen Isthmus** in den Jahren 1836, 1837 und 1838 von Karl Koch. Brosch. Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 8 gr.

24ste — **Beschreibung von Kordofan und einigen angränzenden Ländern,** nebst einem Ueberblick über den dasigen Handel, die Sitten und Gebräuche der Einwohner und die unter der Regierung Mehemed Ali's stattgefundenen Sklavenjagden. Von Ignaz Palme während dessen Anwesenheit in den Jahren 1838 bis 1839 verfaßt. Gr. 8. brosch. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 gr.

25ste — **Reisen auf den griechischen Inseln des ägäischen Meeres.** Von Dr. Ludwig Roß. Zweiter Band. Mit einem Kupfer, einer Karte und mehreren Holzschnitten. gr. 8. Velinp. brosch. Preis 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

26ste — **Reise durch Rußland nach dem kaukasischen Isthmus** in den Jahren 1836, 1837 und 1838. Von Karl Koch. Zweiter Band. Gr. 8. broschirt. Preis 4 fl. 48 kr. oder 2 Rthlr. 20 gr.

27ste — **Geschichte der Entdeckung und der Eroberung Peru's** von Francisco de Xerez, Pizarro's Geheimschreiber. Aus dem Spanischen von Dr. Ph. H. Külb. Nebst Ergänzung aus Augustins de Zarate und Garcilasso's de la Vega Berichten. Gr. 8. brosch. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 12 Sgr.

Stuttgart und Tübingen. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

Inhalts-Verzeichniß.

Größere Aufsätze.

Denkschrift des Mandarinen Schu über den englisch-chinesischen Krieg und die Zustände seines Vaterlandes. Nr. 153—160. — Spanische Culturbilder. Erste Skizze. Nr. 153—154. Zweite Skizze. Nr. 179. 180. — Poitiers. Nr. 154. 155. — Der Freibrief der englischen Bank. Nr. 155. — Die Cacous in der Bretagne. Nr. 156. — Wanderungen in Nubien. Kobau; Der Ibrim. Atabe. Nr. 156. 187. Reise längs dem Nil. Nr. 158. 159. Politische Einrichtung des Landes. Araberstämme. Dongola. Nr. 176. 178. Schilderung der Eingebornen die eigentlichen Nubier und die Araber. Nr. 181. 182. — Skandinavien. 1. Schweden. Nr. 157. 2. Dänemark. Nr. 161—163. — Ein Vorfall in Jerusalem. Nr. 159. 160. — Der Schule auf der Sandwichinsel Maui. Nr. 160. — Die Blattern in Mexico. Nr. 162. — Wanderung durch Mittelamerika. Nr. 163—169. — Das Vorrücken Rußlands gegen Indien. Nr. 164. — Etwas über die Moguten. Nr. 165. — Ueber die gemalten Vasen. Nr. 166. — Das Zaubergewehr. Eine bosnische Sage. Nr. 167. — Der amerikanische und ostindische Baumwolle. Nr. 168. — Ausflug nach der Mammuthöhle in Kentucky. Nr. 168—175. — Frankreich und Marocco. Nr. 170. — Forschungen über die russischen Städte. 1. Einfluß der asiatischen Civilisation. Nr. 171—173. — Die Parteien in Norwegen. Nr. 172. — Skizzen aus China. 1. Tschamu in der Provinz Fokien. Nr. 173. 174. — Cartago. Nr. 174. 175. — Die englischen Zuckerzölle. Nr. 175. — Die östische Sprache. Nr. 176. — Ausflug an den See von Guatloata. ibid. — Scenen aus der Steppe von Barka. Nr. 177. — Savaquiera und seine Umgebungen. ibid. — Bemerkungen auf einer Reise durch Sicilien im Sommer 1843. Nr. 178—182. — Tschangir, der Chan der innern Kirgis-Kaisatenhorde. Nr. 178. — Frankreich und Tunis. Nr. 179. — Ein Besuch in Nowgorod. Nr. 180. — Geographische Forschungen in Südaustralien. Nr. 181.

Chronik der Reisen.

Michael Kottiers Reise im europäischen Rußland und in Sibirien. Dritter Abschnitt. Nr. 161—166.

Kleinere Mittheilungen.

Theebau im Dheyra Dhun. Nr. 153. — Tiefer Stand des Shannon. ibid. — Antiquarische Nachrichten aus Frankreich. Nr. 154. — Der Bankier Brown in Liverpool ibid. — Wissenschaftliche Sendung Hrn. Roberts. Nr. 155. — Der Reisende St. Croix Pajot. Nr. 156. — Die afrikanische Guano-Insel Ichichibe. Nr. 157. — Slavische Litteraturnachrichten. Nr. 158. — Zolldefraudationen in England. Nr. 159. — Lungenschwindsucht in England. Nr. 160. — Die Höhlen von Ajunta in Indien. ibid. — Botanische Eintheilung Spaniens. ibid. — Der Reisende Chancourtois in Kleinasien. ibid. — Ankunft des Missionärs Wolf in Mesched. Nr. 161. — Der Rectror. ibid. — Die Sammlungen der freien schottischen Kirche. ibid. — Die Antislavrey-Society. Nr. 162. — Alte Ueberreste russischer Kirchen zu Krakau und in Wolhynien. Nr. 163. — Unterwerfung der Boers unter die englische Regierung. ibid. — Neue Verbesserung in der Eisenerzeugung. Nr. 164. — Maasregeln der englischen Regierung gegen die Wetten. ibid. — Neuer Zucker. Nr. 164. — Die Autorschaft des Git Blas. Nr. 166. — Die Medaillen der Londoner geographischen Gesellschaft. ibid. Das Clima in der Kalmükensteppe. ibid. — Die Gräfin Jeanne. Nr. 167. — Rodiers Bibliothek. Nr. 168. — Ueber die Damascenerklingen. Nr. 169. — Die Shawls. Nr. 170. — Eigenthumsrecht des Staats an gewisse Urkunden. Nr. 171. — Fossile Menschenknochen. Nr. 172. — Nachricht von dem Reisenden Castelnau. ibid. — Unternehmungen nach Westafrika. Nr. 173. — Verwandtschaft der Tschirokesen und Azteken. Nr. 174. — Punch über die englischen Missionen. Nr. 175. — Wallfische an der irischen Küste. Nr. 176. — Die Rafael Japeten in England. Nr. 177. — Die Witterung in Europa und Amerika. Nr. 178. — Die Wassermasse des Brunnens von Grenelle. ibid. — Bieroerfälschung in Frankreich. Nr. 179. — Plan zur Erforschung in Nordafrika. Nr. 180. — Goldbilder aus dem See Guatloata. ibid. — Schwindsuchtsspital bei London. Nr. 181. — Die Witterung in England. ibid. — Höhlendünger auf Jamaica. Nr. 182.

Nr. 153.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

1 Junius 1844.

Denkschrift des Mandarinen Schu über den englisch-chinesischen Krieg und die Zustände seines Vaterlandes.

(Mitgetheilt von Professor Neumann.)

Nur das Kleinliche läßt sich berechnen, das Großartige wird auch der kundigste und scharfsinnigste der Zeitgenossen in allen seinen Folgen und Wirkungen nicht ermessen können. Dieß gilt von den Individuen wie von den Ereignissen. Wer hätte wohl jemals vermocht alle die Begebenheiten, alle die äußerlichen und innerlichen Revolutionen im Geiste zu erschauen, welche durch die Buchdruckerkunst, durch die Entdeckung Amerika's und eines Seewegs nach Indien hervorgerufen wurden? Die Eröffnung des chinesischen Reichs ist aber sicherlich eine Thatsache, deren weitgreifende Wirkungen nicht hinter denen der Begebenheiten des 15ten Jahrhunderts zurückbleiben. Einige derselben treten bereits jetzt schon aus dem dunkeln Hintergrunde hervor. Man bedenke nur, ein ganzes Drittheil der Menschheit wird zum erstenmal im Laufe der Geschichte der Weltbewegung zurückgegeben; es wird dem Chinesen zum erstenmal seit dem Beginne der historischen Zeiten gestattet, Mensch zu seyn; er kann ziehen wohin er will, verkehren mit wem er will, er kann lernen und lesen was er will. Die alten, die denkenden Wesen trennenden und den Geist beengenden Satzungen sind zwar noch nicht förmlich abgeschafft, und die kaiserlichen Verordnungen athmen heutigentags noch dieselbe unvernünftige Willkür, wie vor tausend und zweitausend Jahren; sie sind jedoch zum Theil schon vor einiger Zeit vermorscht, jetzt aber durch den Frieden zu Nanking ganz und gar zu einem todten Buchstaben herabgesunken.

Die lange verheimlichte, sich sträubende Schwäche der Staatsmaschine des Mittelreiches ward endlich an das helle Tageslicht gezogen, und mit dem Nimbus der physischen Macht ist auch das gewöhnliche Schicksal der unsittlichen despotischen Staaten, alles Ansehen und alle Würde der Sinonandschu-Regierung verschwunden. Die Einsichtsvollen der Nation, deren Anzahl freilich noch sehr gering ist, haben bereits, wie wir aus der nachfolgenden Denkschrift ersehen, nicht bloß ihr Herrscherhaus, sondern auch den ganzen Pack des Hof- und Schreibergesindes aufgegeben; sie fühlen, daß ihnen das Heil nur durch sich selbst, mit Hülfe der in staatlicher und geistiger Beziehung hervorragenden Bewohner des Westens erblühen, daß sie nur auf diese Weise vom sichern Untergange gerettet werden können. Diese Wenigen müssen aber auch erkennen, daß die ganze Civilisation des Westens, seine physische, moralische und geistige Kraft so innig mit dem Glauben an einen einzigen Gott, den Schöpfer des Himmels und der Erde, mit dem Glauben an Unsterblichkeit der Seele, an Belohnung und Bestrafung nach dem Tode zusammenhängen, und daß sie demnach zuerst durch das Evangelium im Innern erneuert werden müssen, bevor sie sich auch äußerlich von ihrer Niedrigkeit und Versunkenheit zu guten Menschen und tüchtigen Bürgern, mit einem Worte zu einer vernünftigen, staatlichen und religiösen Verfassung emporzuarbeiten vermögen.

Ein solcher einsichtsvoller Mann tritt uns in dem zweiten Theile der nachfolgenden Denkschrift entgegen; in dem ersten zeigt er sich, oder richtiger, beliebt es dem alten Schu sich noch in der ganzen Befangenheit und einbildlerischen Pedanterei eines beschränkten chinesischen Akademikers zu zeigen, dem seine Classiker, sein Kongtse und Mengtse das Höchste sind auf Erden. Schu ist aber, was nicht alle Pedanten sind, ein ehrlicher, tugendhafter Mann, der für das Wohl seines Landes und Volkes fühlt, und dieses Wohl höher achtet als die goldenen und steinernen Kappenknöpfe, als die Pfauenfedern und prachtvollen Stickereien — die Orden des Mittelreiches. Was er für das Wahre und Rechte erkennt, das ist die einzige Richtschnur seiner Handlungsweise. Solch ein Mann wird aber nothwendig zu allen Zeiten und bei allen Völkern dem Fortschritte huldigen und die Gnade selbstsüchtiger Gewalthaber verscherzen. Wir hoffen, daß der edle, dem Evangelium sichtbarlich geneigte Beamte der Gefahr, in welcher er bei der Abfassung der Denkschrift schwebte, entronnen ist, und daß der alte Mann noch viele

Digitized by Google

Jaher die Stütze bleibr des jungen China. Wurden doch auch alle andern Mandaeinr, dir in Ungnade gefallen waeen, wieder in Ehren aufgenommen und zu Stellrn befördert; so ward Kischen der wichtigr Posten eines Statthalters zu Jaekand.

Es sind uns von der Hand des Schu, wir man aus der Denkschrift ersieht, noch meherer Aufsätze versprochen, wrlchr wir mit Sehnsucht rewartrn. Hr. Gützlaff, der reste düegerlichr Beamte der Inselgenppe Tschenschan oder Tschusan, ein Mann der in jeder Beziehung dem deutschen Namen Ehre macht in dem äußersten Morgenlande, hat diesrs denkwürdigr Aetenstück an Prof. Neumann in München gesandt, damit es dre Oeffentlichkeit übergeben weede. Drr Srnddote, edenso ausgrzeichnet durch srinen Chaeaktrr wie duech seinen srlbständigen Grist, durch eoangrlischen Sinn, christliche Demuth und Gelehrsamkeit, wünschte zwar, daß srin Namr und sein Verdienst verschwiegen bliedrn; es schien dieß adee unthunlich. Solche seltene, von dem sernsten Osten eingesandte Staatsschrlftrn bedürfen auch rinrr äußerlichen Beglaudlgung, wenn dei den wenigrr Unteerichteten über deren Aechthrit und Zuverlässigkeit krinr Zweisel entstehen sollrn. Man hält es übeedieß süe nothwendig hinzuzufügen, daß drr Aufsatz nicht ganz in derselben Wrise und Ausdehnung, wir er im Originale vorliegt, wiedergegeben weeden konnte; es mußte in der Foem vieles grändert und manche Stellen mußten ganz weggelassen wrrden, damit die Scheist für den brscheänkten Raum einrr deutschen Zritung sich eignen und dem deutschen Leser anmnthiger werden möchtr. Es ward abrr Soege geteagen, daß diesen äußerlichen Umständrn so wenig als möglich von der nationalrn Färbung, und der eigenthümlichen naiven Anschauung und humoeistischen Schreibwrise des alten Schu geopfeet werdr. Aus dem ausführlichen Begleitnngsschrriben unsers Landsmannes, wrlches noch Endr Frbrnars ooelgen Jahres aus Tinghai, dre Hauptstadt Tschusans, datirt ist, — Gützlaff ward bekanntlich von Sir Henry Pottingrr zum Consnl in Futscheu, Hauptstadt des Krrisrs Fokien, rrnannt — heben wir einige wenigr Stellen hrrvor, welchr von allgemrinem Inteeessr seyn möchten.

„Beigrhender Aufsatz enthält so zirmlich die Ansichtrn der kleinen, liberalen Partei des Mittrlreiches; ich kenne den altrn Schu und bin mit ihm sehe innig verbunden, da er einer drr wenigrn ist, welchr in die weitr Fernr seben; was er von sich selbst sagt, ist geschichtlich wahe. Bei drr Abschließung drs Friedens war ich zugrgen, drsuchte Nanking und verweilte mit ziemlichem Ernste in drr Geadstätte des berühmten Gründres drr Mingdynastie, Hongwn. *) Mit dem Kintschai, d. h. dem kaiserlichen Abgeoedneten dei drm Friedensschlussr, habe ich mich viel unterhalten, und wäre Kijing als Gesandtrr nach England grgangen, so würde ich ihn waheseinlich begleitrt haben, den wir verstanden rinandrr. Allein ich hatte auch noch einrn größern Zweck im Auge, und wünschte das Innerr China's, so weit mich der Jangtse tragen wollte (veegl. die Denkscheift) zu duechscheriten und dann über Kokonor, Lhassa und Samarkand nach Europa zurückzukehren; dieß wae adee durchaus nicht thunlich. Wenn es dem Heeen Jesu gefällt, so wird alles wohl noch seinrn rchten Gang gehen. Nachher rhielt ich mrinr Bestimmung für Jokschu oder besser Hokschu — die rinhrimische Ausspeachr für Futscheu — wnede aber noch in Tschusan zueückgelassrn, um die chinrsische Beoölkeeung in Oednung zu halten, welchrs ich auch mit großem Vregnügen frit meherrrn Monaten thue. Wir leden eecht glücklich zusammen; dir Einwohnee sind etwa 4 dis 600,000 an drr Zahl.

„Sir weeden vielleicht das große histoeische Wrrk, das ich drr Berliner Universität gesandt habe, gesehen haben. *) Auf unseen virien Zügen sahen wir zirmlich große chinesische und mandschurischr Bibliotheken, dir zu Ningpo jedoch ist die geößtr und sehr srrichhaltig, während die zu Kinschan **) zu den peächtigsten des ganzen Landes gehört; sir sind undreührt gedlieben. Nanking war nun vollends das Land dee Büchee; leidrr sah ich zu virle, um den Wrrth rinrs jrdrn rinzelnen recht zu erkennen, und da ich mir es zur Grundrrgel gemacht hatte, nie rtwas anzurüheen was nicht mein war, so brachtr ich auch gar nichts hinweg. Unserr Beziehungen mit diesem Rrichr sind jedoch jrtzt viel oorthrilhafter, und ich daef demnach hoffen, daß die Schätze seiner Literatur uns bald aufgeschlossen wredrn.

Wir leden nnn so ziemlich ruhig auf unserer Insrl. Geneeal Schödde, edenfalls ein Drutscher, ist dee Gouoerneur; er war es, der Tschinkiangfu rrstürmte, die geansenoollste Scrne im ganzen Kriege, denn die Mongolrn und Mandschueen wollten ihre Nirderlagr nicht überleben und degingrn sämmtlich Seldstmord. Taokuang zitterte für srinen Theon, und deßhalb machtr rr mit so geoßer Geschwindigkeit Frieden. Der Jangtsrkiang ist ein peächtigrr Fluß und dis nach Sfetschurn schiffbar. China ist nun offen. Nanking hat hohe Maurrn, aber schlechte Häusrr, mit rinem ausgrdrrittrtrn Paek in seiner Nähe, und scheint im Ganzrn genommen durchaus nicht rinr Kaiserstadt zu seyn. Drr Poecellanthurm ist ganz eigener Aet, ohne hohen Anspruch auf Kunst, jrdoch merkwürdig genug. Allein ich muß hier abdrechen, denn sprache ich writer über alles, das ich gesehrn und gehöet hadr, wüede wohl kein Ende seyn."

Von wrlchem großrn Werthr die geammatischrn und lrrikalischen Aedeiten unseres beeühmten Landsmanns seyn werden, ersieht man schon daraus, daß allr Engländer, welche sich mit dem Chinesischen beschäftigen, ihn als ihren Mrister anerknnen. „Bei drr Anordnung der Sätze, sagt drr deittischr

*) Kanghi, wie es in einem Briefe Gützlaffs in der Allg. Zeitung vom 2 Nov. v. J. heißt, ist wohl ein Schreibfehler. Nur die Gräber der Ming sind zu Nanking; die der Vorfahren der jetzt regierenden Dynastie sind bekanntlich zu Schingking oder Mukden (41° 50′ 30″ N. B. und 7° 11′ 50″ östl. Länge von Peking) in der Mandschurei.

*) Ich habe hievon nichts vernommen.

**) Kinschan oder Goldberg, eine Insel im Jangtse, nördlich von Tschinkiangfu, welche bloß von buddhistischen Mönchen bewohnt ist.

Consul zu Canton, Tradescant Lay, *) in seinem an gesunden und neuen Beobachtungen reichen Werke „China und die Chinesen“ überschrieben, ist der Chinese darauf bedacht, sie paarweise mit einander in Einklang zu bringen, so daß sie eine gleiche Anzahl von Wörtern enthalten — ein Verfahren, welches nicht nur zum Schmucke der Rede beiträgt, sondern auch da wo man den großen Nutzen der Interpunction nicht kennt, wesentlich zum Verständniß des Sinnes behülflich ist. Mein Lehrer wandte sich zu einem Haufen von Uebersetzungen aus dem Englischen ins Chinesische. Ich fragte ihn zweifelnd, ob er darin Proben von diesen höhern Feinheiten des Styls anzutreffen erwartete, indem ich hinzusetzte, daß sie von Gützlaffs Feder herrührten. Oh, sagte er, wenn sie von Gützlaff sind, so werde ich leicht dergleichen auffinden. Er las dann einige Zeilen auf der ersten besten Seite und fand wirklich alsbald was er suchte. Der Parallelismus, fügte er hinzu, ist hier ganz wie er seyn muß. Gützlaff hat sich viele Jahre hindurch damit beschäftigt, alle die vorzüglichsten Phrasen der chinesischen Sprache zusammenzulesen um die Harmonien des Styls zu erforschen; der hohe Grad von Vollkommenheit, zu dem er es in der Kunst der Composition gebracht hat, ist nur der verdiente Lohn seines Fleißes.“ **)

„Die Barbaren, dachte auch ich in frühern Jahren — so beginnt der alte Schu seine Denkschrift — können die hohen Ideen des Mitteireiches nicht erfassen, denn sie betrachten ja die Dinge unseres Landes wie ein Mann, der in einem Brunnen sitzt und seine Bemerkungen über den Sternenhimmel macht. Der alte Schu, den großen Kaiser in seinem allumfassenden Erbarmen nachahmend, bemitleidete die Fremden und wollte ihre Finsterniß erhellen. Allein die blumenreiche Sprache, in welcher er seine erhabene Weisheit aussprechen muß, dünkte ihm so vielumfassend, so hoch, so tief, daß wohl nicht der zehnte Theil seiner Mittheilungen in die armen, dem Zwitschern der Vögel gleichenden Sprechweisen dieser Leute übersetzt werden könnte. Wenn ich aber mit den vielumfassenden Charakteren, das Wunder der ganzen Welt, zu ihnen spreche, so verstehen sie dieselben ja nicht; denn sie haben ja nie lesen und schreiben gelernt. Was sie Buchstaben nennen, ist weiter nichts als Kritzelei, worüber sie sich schämen und an ihrer Stelle sogleich unsere Schrift sich zueignen sollten.“ Doch von allen diesen Vorurtheilen ist der alte Schu, wie man am Ende seines Aufsatzes sehen wird, sehr zurückgekommen. „Wisse, ich bin ein Mitglied der kaiserlichen Akademie und habe beinahe den höchsten Rang der Gelehrsamkeit erreicht, was mich auch über dreißig Jahre gekostet hat. Ich kann nun eine große Menge Bücher lesen und verstehen und auch mit ziemlicher Fertigkeit einen Aufsatz schreiben. Man bewundert meine Kenntnisse, denn in meinem Vaterlande gibt es kaum Einen meines Gleichen, der mit solcher Fertigkeit lesen und schreiben kann. Der große Kaiser war sehr herablassend; er glaubte, daß ich, obgleich ein bloßes Fischauge, eine Perle sey, und sandte mich von der Hauptstadt nach Tscheliang, um dort ein hohes Amt zu verwalten. Hier blieb ich nun eine geraume Zeit, und anstatt mich wie andere zu bereichern, nahm ich bloß einige tausend Liang von den Unterthanen; mein Ruhm der Rechtlichkeit ward daher sehr groß. Das weitere meiner Lebensschicksale wird man später erfahren.

(Fortsetzung folgt.)

*) Der deutsche Uebersetzer hat dem Werke zur Empfehlung und Einleitung einen ganzen großen Aufsatz aus der Allg. Zeit. (vom 16 u. 17 Januar 1842) vorausgeschickt. Hr. Schirges gab doch seine Quelle an, was der Verfasser eines Büchleins „der Duft der Blume der Mitte“ genannt, versäumte.

**) Einer der Secretäre des Consulats zu Canton, Hr. Meadows, ist ein Zögling der chinesischen Schule zu München; er hat unsere Stadt erst Ende August und Europa anfangs December 1842 verlassen. Bereits im Junius dieses Jahres ward er von Sir Henry Pottinger zu diesem einträglichen Posten befördert.

Spanische Culturbilder.

No hay genio, aqui es costumbre.
Quevedo.

Erste Skizze.

Bei der Schlucht von Archidona hatten wir eine Stunde gerastet, weil ein junger Mineraloge, der sich in unserer Gesellschaft befand, das Terrain gründlich untersuchen wollte. Dann gelangten wir an die Posada von Loja, aus der uns lauter Sang und Klang entgegentönte; Andalusien ist ja, wie Calderon sagt, das Land der Lust und Fröhlichkeit. Die Posada war complet besetzt, an ein Unterkommen für uns war nicht zu denken. Ich erhielt Quartier in dem Hause einer Familie, worin drei Töchter von ausgezeichneter Schönheit waren — eine Erscheinung, die in dieser südspanischen Berggegend durchaus nicht ungewöhnlich ist; sie sprachen vortrefflich castilisch mit einem von dem granadischen Dialekt ganz abweichenden Accent.

In keinem Lande findet man schönere Proben häuslichen und ehelichen Glücks, selbst in solchen Fällen, wo Verschiedenheit des Alters und andere Gründe das Gegentheil sollten erwarten lassen, als in Spanien. In den bessern Familien, wo noch die alte gute Zucht und Sitte herrscht, werden die jungen Mädchen ganz zu dem Zweck erzogen gute Hausfrauen zu werden. In den Provinzen pflegen sie von ihrer Kindheit an hinter ihren Müttern auf den Bazar zu gehen, und in Cordova, Sevilla, Granada und andern maurischen Städten kann man sie noch immer in ihren Mantillas sehen, ein vollkommenes Miniaturbild der stattlichen Matrone, welcher sie folgen. So wie es ihr Alter zuläßt, wird ihnen die Führung des Hauswesens auf ihre eigene Hand anvertraut, und man sieht sie dann, obwohl noch sehr jung, mit den Krämern und Kaufleuten handeln. Ihre Erziehung wird fast ganz zu Hause geleitet, denn gegen die ehemalige Klostererziehung herrscht jetzt eine entschiedene Abneigung. Die jüngern Mädchen werden von den ältern im Nähen, Stricken, Sticken und allen häuslichen Verrichtungen und Geschäften gründlich unterrichtet; in der Oekonomie und Führung des Hauswesens sind sie, wenigstens in den bessern Classen der Gesellschaft, vollkommen bewandert; das Innere ihrer Häuser ist im allgemeinen mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit und vollkommener Regelmäßigkeit angeordnet. Alles was in ihren Bereich gehört, ist so gut geleitet, daß einige Enthusiasten die Behauptung aufstellten, daß, wenn die Zügel der Regierung in ihren Händen lägen, alles weit besser gehen würde. In vielen Beziehungen stehen der Charakter und die

Sitten dieſes Volks im ſtärkſten Contraſt gegen die italieniſchen, von denen man hätte glauben ſollen, daß ſie ihnen am meiſten gleichen. In Toscana, einem der beſten Theile von Italien, hatte ſich eine patriotiſche, ſehr nützbare und lobenswerthe Geſellſchaft von Frauen gebildet, um die jungen Mädchen in der Kunſt der Haushaltung und Geſchäftsführung, ſo wie ſie im nördlichen Europa geübt wird, zu unterweiſen, in der Abſicht, ihre geſellſchaftliche und moraliſche Stellung dadurch weſentlich zu verbeſſern. In Spanien wäre dieß etwas ganz Unnöthiges geweſen. Jedes Haus, beſonders im Süden, hätte ſolche Individuen liefern können, die im Stande wären, irgend jemand, der es verlangte, zu bedienen aber zu leiten. Ich glaube jedoch, daß Madrid in den obern Claſſen der Geſellſchaft von dieſer Regel ausgenommen werden muß. Ich befand mich in einem Gaſthauſe in einer bedeutenden Stadt Südfrankreichs, wo man bei meiner Frage nach einer Nadel genöthigt war fortzuſchicken, um eine zu kaufen, da kein Frauenzimmer im Hauſe eine ſolche beſaß. In Spanien wäre dieſer Fall nicht möglich geweſen; beſonders in den herrlichen ſüdlichen Landestheilen ſieht man die Frauen von den höchſten Ständen im Innern ihres Hauſes im einfachſten Gewande, umgeben von ihren Mägden, mit Haushaltungsarbeiten ganz in alter Weiſe beſchäftigt, und in wohlhabenden Häuſern werden die einzelnen Branchen genau wie bei den Schaffneerinnen der Odyſſee an ſie vertheilt.

Eine andere auffallende Abweichung in den Gebräuchen Spaniens von denen des übrigen ſüdlichen Europa's iſt folgende: in den Städten des innern Italiens herrſcht noch immer bei den Männern die Sitte, mit Tagesanbruch aufzuſtehen und ſich in ihren Mänteln auf der Piazza oder an einem andern allgemeinen Verſammlungsorte einzufinden. Dieß iſt ohne Zweifel eine aus dem hohen Alterthum ſtammende Gewohnheit, wahrſcheinlich aus jenen Zeiten, wo noch das Recht auf der Agora zu jener Tageszeit geſprochen wurde. In Spanien findet man dieſe Sitte nicht, da ihre Gewohnheiten großentheils von den Arabern abſtammen, bei denen, ſo viel ich weiß, dieſer Gebrauch nicht herrſcht. Im allgemeinen ſtehen ſie nicht früh auf und ziehen ſich bei einbrechender Dunkelheit, wie die Orientalen, in ihre Wohnung zurück. Mit Ausnahme von Madrid, bemerkt man in den Straßen nach 8 oder 9 Uhr, wenn es nicht heißer Sommer iſt, wenig Leben. Unter den vielen kleinern Verſchiedenheiten zwiſchen beiden Nationen macht ſich eine beſonders bemerklich. In der abgeſchmackten Uebertreibung der altitalieniſchen Courtoiſie iſt es unterſagt, der Füße, als eines unreinen Theils, ohne eine damit verbundene Entſchuldigung, zu erwähnen; in Spanien gehört es zu den täglichen Huldigungen gegen die Schönen und man kann nicht häufig genug darauf anſpielen.

Der Gang der Andaluſierinnen iſt ein kurzer Schritt und das Gewicht ruht auf der Spitze des niedlichen Fußes. Wenn ſie, wie man dieß in den ſüdlichen Städten ſehen kann, vom Regen überraſcht, aus den Gärten oder von der Alameda kommen, ſo werden ihre Schritte nur beſchleunigt, nicht verlängert, und die ſenkrechte Haltung des Körpers, namentlich des Kopfes, ſtets beibehalten. Die Frauen der Basken haben mehr einen ſchreitenden Gang, woran man ſie in ganz Spanien erkennt.

In Valencia und Murcia werden bis auf die heutige Stunde keine Neuerungen im Anzuge geduldet; franzöſiſche Moden ſind ihnen ein Gräuel und keine Frau kann ohne Mantilla erſcheinen. Daß Murcia und Valencia den mauriſchen Charakter in einigen Beziehungen mehr als Andaluſien bewahrten, liegt darin, daß ſie früher unterworfen wurden und dann ruhig blieben. Wegen dieſes Umſtandes geſtattete man ihnen, ihr Coſtüm beizubehalten, welches mit dem afrikaniſchen faſt eines und daſſelbe iſt. Die Andaluſier leiſteten nicht nur längern Widerſtand, ſondern wurden auch in einer unglücklichen Periode unterjocht, wo die Tyrannei der Inquiſition ſchon thätig war und das Syſtem befolgt wurde, ſie zur Entſagung ihrer altmauriſchen Trachten und Sitten zu zwingen, wodurch die Induſtrie und Thatkraft des Volks zerſtört und das Land in eine Einöde, in eine Wüſtenei verwandelt wurde.

Die Geſetze der Etiquette in Bezug auf die Frauen ſind ſehr ſtreng und die Aufmerkſamkeit auf die ihnen gebührenden Anſprüche gränzenlos. Die Heiterkeit, mit welcher alle Stände und Claſſen Unglück und Entbehrungen aller Art und, was in Spanien ſo häufig iſt, Verſchlechterung der Vermögensumſtände ertragen, geht über allen Glauben; nie hört man eine Klage. In dem Volke liegt eine angeborene Würde, welche ſie davon zurückhält, und ſelbſt bei dem Vertrauen der innigſten Freundſchaft beobachten ſie dieß ſtets, vielleicht ihre einzige Zurückhaltung. In den Städten, wo gewiß Laſterhaftigkeit herrſcht, wie es mit einer oder zwei wohlbekannten Städten der Fall iſt, insbeſondere mit Madrid, iſt jedoch dieſelbe durchaus nicht ſo allgemein, daß nicht Familien und ganze Cirkel mitten in dieſer augenſcheinlichen Verderbniß leben, ohne daß der Hauch der Verleumdung ſie jemals berührte. Die Duldung, welche man gegen Frauen, die ſich verfehlten, zeigt, iſt eine Urſache der Irrthümer, welche in Beziehung auf die ſpaniſche Geſellſchaft im allgemeinen im Umlauf ſind. Es mag nicht ganz wohlgethan ſeyn, allein es ſetzt nicht auf Seite der andern Laſterhaftigkeit ein. Ungeachtet dieſer Duldſamkeit und ohne daß dabei Prätenſion ſtattfindet, wird von den Frauen, welche die Geſellſchaft wirklich leiten und darauf Einfluß haben, über ihr eigenes Geſchlecht eine ſehr ſtrenge Aufſicht geübt, und keine Frau, die ſich Verirrungen zu Schulden kommen ließ, genießt derſelben Rückſichten, wie jene von unbeflecktem Rufe.

Dieß gilt von beiden Geſchlechtern. Kein Mann hat wirklichen Einfluß oder Gewicht, wenn er nicht einen ſittlichen Lebenswandel führet, und es iſt dieß ein Punkt von der höchſten Wichtigkeit für diejenigen, welche unter ihnen in officiellen Stellungen ſich befinden, oder welche öffentliche Gunſt oder Unterſtützung wünſchen und mit der Geſellſchaft überhaupt in Berührung ſtehen.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Theebau im Dheyra Dhun. Dieß wohlbekannte Thal im Himalaya wurde zur Anlegung von Theegärten beſonders geeignet gefunden, und im vorigen Jahre 16 Kiſten gewonnenen Thees nach London geſandt. Derſelbe ſoll ſehr gutes ſchwarzes Thee ſeyn und wurde auf 2½ bis 3 Sch. das Pfund geſchätzt. Die Anpflanzung wird ſich wohl auf Kumaon und Gerwal ausdehnen. (Verhandlung der aſiatiſchen Geſellſchaft am 24 April.)

*

Tiefer Stand des Shannon. England und Irland ſind dieß Frühjahr von ungewöhnlicher Dürre heimgeſucht. Nach dem Examiner vom 18 Mai iſt der Shannon um 3 Fuß unter die tiefſte bis jetzt bekannte Waſſermark geſunken.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 154.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

2 Junius 1844.

Poitiers.

(Bearn and the Pyrenees By Louisa Castello.)

Poitiers ist eine der größten Städte Frankreichs, aber schwach bewohnt, von der alten Stadt ist vieles zerstört, und die neue ist keineswegs schön. Poitiers hat in allen großen Epochen Frankreichs eine Rolle gespielt, in der gallischen, römischen, gothischen, fränkischen und englischen. Vier wichtige Schlachten wurden in der Nähe geschlagen: die von Chlodwig, Karl Martell, dem schwarzen Prinzen und Heinrich III von England. Alle diese Kämpfe hatten die wichtigsten Folgen für das Land; man zeigt diese Schlachtfelder noch jetzt, aber die Alterthumsforscher streiten sich über alle. Das Schlachtfeld zwischen Chlodwig und Alarich soll jetzt ausgemittelt seyn zu Voulon, an den Ufern des Clain, nicht zu Vouillé, wie man lange glaubte. Eben so hitzige Streitigkeiten fanden über die Niederlage Abderrahmans durch Karl Martell statt, sie scheint sich aber nicht zu Tours, Amboise oder Loches, sondern zu Moussais-la-Bataille in dem Delta zwischen der Vienne und dem Clain ereignet zu haben. Der unglückliche Kampf, in welchem König Johann und seine ganze Ritterschaft von dem schwarzen Prinzen geschlagen wurden, fiel zwischen Nouaille und Beaumont vor an einer Stelle, welche den Namen Champ de la Bataille führt, und wo man Knochen und Waffen fand. Dieß scheint den Streit darüber ziemlich zu entscheiden, obwohl es eigentlich sehr gleichgültig ist, wo diese hitzigen Kämpfe vorfielen, denn die ganze Umgegend von Poitiers besteht aus weiten Ebenen, auf denen allenthalben Armeen sich treffen konnten.

Die römischen Alterthümer zu Poitiers nehmen zuerst die Aufmerksamkeit in Anspruch, und wir gingen deßhalb gleich nach unserer Ankunft die uneben Straße de la Lamproie nach einem Gasthof, der die Inschrift führt: aux Vreux Antiquités Romaines. Der Sinn dieses geheimnißvollen Wortes ist folgender: es bestand hier früher ein Haus, das dem Bischof von Evreux gehörte, und deßhalb den Namen Hôtel d'Evreux führte. Der letzte Eigenthümer, der sich einbildete, Evreux bedeute eine Art von römischen Alterthümern, hatte den glücklichen Einfall, das Wort in „Vreux" als einfacher und ausdrucksvoller umzumodeln, und so blieb es denn. Die Vreux sind wirklich sehr merkwürdig und geben einen hohen Begriff von der staunenswerthen Größe des Amphitheaters, das hier gestanden haben muß. Der ganze Hof und die großen Gärten des Gasthauses enthalten Ueberreste von Sitzen, Stufen, Tempeln und Gewölben; ein ungeheurer Bogen ist fast schreckhaft anzusehen, und hat noch seine ganze alte Form erhalten; es scheint der Eingang für Thiere, Wagen und Gladiatorenschaaren gewesen zu seyn. Guirlanden von üppigen Reben mit weißen und schwarzen Trauben zieren jetzt die zerstörten Mauern, und Fruchtbäume wachsen auf den Terrassen. Es erfordert einige Aufmerksamkeit, um die Form des Amphitheaters aufzufassen, da so viele Häuser und Mauern rund um dasselbe erbaut sind. Die Gründung desselben wird dem Kaiser Gallienus zugeschrieben und fällt somit wahrscheinlich ins dritte Jahrhundert; es scheint größer gewesen zu seyn als das von Nismes, und es darf deßhalb nicht Wunder nehmen, daß noch so viel davon stehen geblieben ist, obwohl Jahehundeete der Zerstörung darüber hingingen, und es fortwährend als Steinbruch benützt wurde, so oft man Baumaterialien beauchte. In einem der Quartiere der Stadt, der Rue des Arenes und der Bourg Cani, wo die ärmsten Leute wohnen, bestehen fast alle Häuser aus Kammern, die zu einem römischen Etablissement gehörten. Fast alle Dächer sind römisch, eben so Keller, Ställe und Kornkammern. Poitiers war, wie diese ausgedehnten Ruinen anzeigen, ein Platz von größter Wichtigkeit unter römischer Herrschaft.

Der Park von Blossac ist die beliebteste Promenade von Poitiers, schön angelegt und gut unterhalten. Ein Intendant von Poitou, Hr. de la Bourdonnaye-Blossac, gründete ihn im J. 1752 in der wohlwollenden Absicht während eines harten Winters den Armen Beschäftigung zu geben. Bei dem Bau wurden eine Menge gallischer Gräber und Graburnen entdeckt, von denen einige im Museum aufbewahrt sind. Der Anblick von der Terrasse des Parks über den Clain ist sehr reizend, und man wird natürlich verleitet den angenehmen Gang fortzusetzen. Wir fanden, daß wir beim Fortgehen in dieser

Digitized by Google

Richtung auf die meisten Plätze stoßen würden, die wir sehen wollten, und da das Innere der Stadt wenig Anziehendes bietet, so beschlossen wir den Weg längs der Wälle fortzusetzen.

(Schluß folgt.)

Denkschrift des Mandarinen Schu über den englisch-chinesischen Krieg und die Zustände seines Vaterlandes.

(Fortsetzung.)

Das Mittelreich, so sprechen wir Gelehrte, ist über alle Nationen der Erde erhaben, und der große Kaiser, der Sohn des Himmels, regiert über alle Länder und herrscht über alle vier Meere. Das Volk, welches ihm gehorcht, ist glücklich, diejenigen, welche ihm widerstreben, müssen untergehen. Was die Barbaren betrifft, welche an den vier Ecken der Erde wohnen, die ihm alle unterthan seyn müssen, diesen erlaubt er Tribut zu bringen, und da sie aus Mangel an Rhabarber und Thee sterben würden, so hat er ihnen auch gnädiglich die Freiheit gegeben nach Canton zu kommen und dort diese Waaren einzutauschen. Dieß ist solch ein überzeugender Beweis seiner Herablassung, daß ihre Dankbarkeit auch seiner Gnade gleichen sollte. Allein was thun diese Elenden? Sie bringen ein Gift, in Farbe und Geruch dem Kothe gleich, welches sie den Einwohnern dieses blumenreichen Landes verkaufen. Nun denke sich jemand diese unerhörte Frechheit! Wäre es nur der gemeine Pöbel, welcher durch den Gebrauch des Opiums verführt würde, so wäre dieß noch zu ertragen, an dem ist nicht viel gelegen; allein die Soldaten und ihre Officiere nahmen so viel von diesem betäubenden Safte, daß sie ganz untüchtig für den Dienst werden. Auch die Mandarine wie ihre Untergebenen scheinen das Verbot wider den Verbrauch allgemein zu übertreten, und selbst die schlechten Verschnittenen im Palaste haben den Genuß dahin verpflanzt, so daß der Harem von dieser Ansteckung nicht mehr frei ist. Alles dieses Uebel haben nun diese Barbaren zu verantworten, und der große Kaiser mußte sie züchtigen. Er sandte seinen treuen Diener Lin, einen sehr berühmten Mann, der gar viel versprach und den Kaiser versicherte, daß er sein Leben daran setzen wolle, diesen Gräueln für immer ein Ende zu machen. Als dieser mächtige Herr nach Canton kam, verlangte er, daß alles vorhandene Gift, welches gerade damals niemand kaufen wollte, ihm übergeben werde. Dieß thaten die Kaufleute aber nicht, und daher kündigte er ihnen Gefängniß und Tod an, um es von ihnen herauszupressen. Glücklicherweise jedoch kam der barbarische Aufseher Jlüt (Elliot) nach der Provinzialstadt, und war da ganz so wie ein Fisch im Netze; er gehorsamte dem mächtigen Lin und gab selbst mehr Opium hin, als er besaß. Das zeigte, daß er mit den Grundsätzen des himmlischen Reiches so ziemlich bekannt war, und daher erhielt er auch großes Lob. Lin machte ihm ein Geschenk von einer Kiste Thee, beinahe zwei Thaler an Werth, um seine Dienste zu belohnen. Um der ganzen Welt zu zeigen, daß er das Werk vollendet hatte, vernichtete Lin all das abscheuliche Gift, welches nicht hatte verkauft werden können oder von den Behörden nicht gestohlen worden war, und schrieb dann zwei ernste Briefe, den Potentaten der Barbaren gebietend, sie sollen keine Erlaubniß mehr zur Ueberfahrt des Opiums geben und in Person jedes Schiff durchsuchen, damit die Schiffer nicht die strengen Gesetze des Mittelreiches übertreten möchten. Ueberdieß gebot er jedem Fahrzeugt, welches nach Whampo ging, sich zu verbürgen, daß kein Opium an Bord sey; im Fall aber ein Loth entdeckt würde, so sollten der Capitan und die ganze Schiffsmannschaft den Tod erleiden. Dazu wollten sich jedoch die rothen Barbaren nicht verstehen, worauf Lin, um ihnen ein Exempel zu geben, verschiedene ihrer Leute morden ließ; er steckte auch ein spanisches Schiff in Brand und trieb die ganze Brut von Macao hinweg. Obgleich nun die Leute, welche er tödtete, ganz unschuldig waren, so dachte er doch weise zu handeln, um dadurch die Schrecken des himmlischen Reichs unter allen Barbaren zu verbreiten und sie recht zu demüthigen. Dieß rothe Geschlecht war noch nicht mit dieser Warnung zufrieden; sie kamen mit zwei kleinen Kriegsfahrzeugen nach dem Ausflusse des Tschukiang, wo dann unsere fürchterliche Seemacht sie zertrümmerte; denn obgleich unsere Dschunken sanken und eine große Anzahl unserer Leute das Leben verlor, so war doch der Sieg, wie man verkündete, unser. Der Admiral Kuan hatte, beim Maste stehend, der ganzen Schlacht zugesehen, und ohne Zweifel dadurch genugsam bewiesen, daß er den Feind überwunden habe. Lin war anfänglich sehr betrübt, nachher faßte er sich aber und sandte einen Bericht an den Hof, und beschrieb den Untergang der Barbaren, wofür auch der große Kaiser sowohl ihn als den Admiral belohnte. Damit der Leser nicht erstaunen möge, so mag er wissen, daß man bei uns größere Siege mit dem Pinsel als mit dem Schwerte erringt, und bedenken, daß unsere Mandarine auf diese Weise immer fechten. Dieß wird die den richtigen Aufschluß über die künftigen Begebenheiten geben.

Der Sohn des Himmels war nun überzeugt, daß er die rebellischen Barbaren züchtigen könne, und nahm daher den Vorschlag Lin's an, für immer die Thüre des Himmelshofes zu verschließen; dieß sey ihnen ein Todesstoß, denn diese Fremden sind sehr geldgierig. Sie gebrauchten jedoch allerlei List und Ränke, und obgleich sie alle hinweggejagt waren, so kamen sie doch wieder, machten Verträge mit den übrigen barbarischen Horden, worunter vorzüglich die Leute der Blumenflagge (Amerikaner). Daher schien es dem Kaiser auf Anrathen des Stadtdirectors von Peking am besten, für die Zukunft den ganzen fremden Verkehr abzuschneiden und alle Schiffe, zu welcher Nation sie auch gehören möchten, sobald sie in die innern Wasser des Mittelreichs kämen, durch Taucher und Schwimmer anfallen und sie in den Grund bohren zu lassen. Leider, sagen unsere Gelehrten, wurde diese große Unternehmung nicht zur Ausführung gebracht, und daher schwärmten die Barbaren noch immer in allen Gewässern

Digitized by Google

herum, das kaiserliche Verbot mißachtend, was doch sicherlich ein sehr sprechender Beweis ihrer Hartnäckigkeit gewesen ist.*)

Rücksichtlich des Opiums muß ich bemerken, daß Lin dem Kaiser versicherte, dem ganzen Unwesen ein Ende gemacht zu haben. Der erhabene Herr belohnte auch seinen treuen Diener und gab ihm eine Pfauenfeder, die er beständig an seiner Mütze trug. Zur Förderung dieser großen Angelegenheit hatte Lin durchs ganze Land Spione bestellt, die sich nach den Schmauchern umsehen sollten; über zehn Häuser war immer ein Aufseher, so daß es ganz unmöglich war, den tödtlichen Dampf des Giftes einzuhauchen. Welche Weisheit war in allen diesen Maßregeln, und wir wurden dadurch das Ansehen der Gesetze behauptet! Ach, die Gefängnisse waren aber voll Angeklagter, welche langsam in den Kerkern verfaulten, der Handel im Innern war ganz und gar zu Ende und Mißtrauen herrschte durch das ganze Land. Allein die Beutel der Mandarinen füllten sich, und wir verhinderten die Ausfuhr des feinen Silbers, welches früher in vielen Millionen für diesen verderblichen Saft dahin gegeben wurde. Welch ein Triumph für Lin, der sich natürlich über die Maßen freute, ungeachtet die große Schmuggelei in Opium, welche früher nur an einem Orte regelmäßig statt fand, jetzt längs der ganzen Küste von Kuangtong, Fokien und Tschekiang getrieben wurde; denn die Barbaren sind immer listig und gewinnsüchtig. Auch stieg jetzt, als Lin der Großen den ganzen Vorrath des Opiums vernichtet hatte, der Preis gar sehr, und die Kaufleute, welche sonst bankerott geworden wären, gewannen nun Hunderte und Tausende von Liang, ja einige trugen beinahe eine Million hinweg und waren unserem Staatsmanne für seine strengen Maaßregeln vielen Dank schuldig.**) Hierum bekümmerte man sich aber nicht, war doch auf dem Papiere ein für allemal festgesetzt, daß der Schlechthandel ausgetilgt sey. Der große Himmelssohn glaubte dieß auch und machte bekannt, daß jedermann, der nach Jahresfrist den verbotenen Mohnsaft rauchen würde, den Tod erleiden sollte. Es bebte das ganze Volk voll ängstlicher Besorgniß, rauchte jedoch dessen ungeachtet.

*) Die Beschränktheit der Sinomandschu-Regierung ist in Wahrheit mährchenhaft. So ward unter andern den Generalen besonders anempfohlen, die englischen Soldaten niederzuwerfen, denn wenn sie lägen, könnten diese Krieger ihrer engen Beinkleider wegen nicht mehr aufstehen; man solle auch einige Dollars unter sie werfen, sie würden dann vor allem nach dem Gelde greifen und in Unordnung gerathen u. s. w. u. s. w.

**) Zur Zeit als Lin die Ablieferung des Opiums erzwang, war der Markt sehr überführt und es wagten keine Käufer aus Furcht vor der Strenge der Regierung hervorzukommen. Es waren über 20,000 Kisten in China, 20,000 in Bengalen und an 12,000 in Bombay vorräthig, also zusammen 50,000 Kisten. Ueberdieß stand die neue Ernte bevor; der höchste jährliche Verbrauch des Opiums in China überstieg aber niemals 24,000 Kisten. Die Vernichtung des Opiums gereichte demnach bloß zum Vortheile der Schmuggler; sie erhielten später von der Brandschatzung Cantons viel größere Summen als die Waare damals werth war. Schreiben des Capitän Elliot vom 19 Jan. 1842 in der dem Parlamente vorgelegten Correspondence relative to the actual value of the Opium 1843.

Das Ministerium zu Peking erließ nun eine Proclamation an das Volk des Inhaltes, daß das ganze Erdenrund dem Kaiser huldige, daß die ganze Schaar der Barbaren sich ihm unterworfen und der unerschütterliche Held Lin ihre Schiffe verbrannt habe. Der Sohn des Himmels wäre sich seiner unwiderstehlichen Macht bewußt, und erkläre hiemit einen ewigen Krieg wider die Fremden. Dieß war zu Anfang des zwanzigstens Jahres Taokuang, März (1840). Wie erstaunte man aber am Hofe, als man von der Ankunft einer barbarischen Flotte hörte, mit rothen Soldaten und einer Menge schwarzer Länder, die nach Tschusan segelte. Dort verlangten diese unverschämten Diebe, wie man sie nannte, die Uebergabe der Insel, die sie bis zur gütlichen Beilegung der Streitigkeit behalten wollten. Der Admiral, der in diesen Gewässern commandirte, war nicht so leicht in Schrecken zu setzen, und wären die Matrosen und Soldaten nicht alle davongelaufen und er selbst nicht verwundet worden, so würde er gewiß gesiegt haben. Nun sieht aber diese wichtige Inselgruppe in die Hände dieser Bösewichter. Zu Hiamen (Amoy) jedoch war dieß anders; eines ihrer Schiffe war dorthin gegangen, um einen Brief des Barbarenministers zu übergeben. Der Commandant dieser Stadt wurde darüber ganz böse und bohrte das Kriegsfahrzeug in den Grund, welches jedoch, nachdem es das Fort in einen Schutthaufen verwandelt hatte, durch die Flucht entkam.

(Fortsetzung folgt.)

Antiquarische Nachrichten aus Frankreich.

Die Minister des Innern, des öffentlichen Cultus und des öffentlichen Unterrichts führen gegenwärtig einen thätigen Krieg gegen alle Küster und Geistliche, welche entweder in den Tagen des frühern Vandalismus das Innere ihrer Kirchen weiß übertünchen ließen oder aus archäologischer Unwissenheit diese Abscheulichkeit noch jetzt begehen. Kürzlich wurde ein bedeutender Theil des Innern der Kirche St. Germain des Près seiner widerlichen Decke entkleidet und schöne Marmorgeschäfte kamen zum Vorschein. Eben derselbe Architekt, der vor 30 bis 40 Jahren diese Tünche auflegen ließ, mußte sie auch jetzt wieder abnehmen lassen. Zu Nevers, wo die St. Stephanskirche wegen ihres architektonischen Reichthums wohl bekannt ist, beabsichtigte man schon lange die Kirche weiß anstreichen zu lassen, und die „namenlose" That wurde auch im vorigen Jahre begangen. Der Minister erhielt zuvor Kunde von der Sache, vernachlässigte aber die Warnung, sprach nachher seinen heftigen Tadel darüber aus und befahl die Uebertünchung auf Kosten der Gemeinde wieder abzunehmen. — Anstreichen und Abnehmen kosteten eine nicht unbedeutende Summe. Dieser Geist der Kirchenreinigung scheint sich immer mehr auszubreiten. (Lit. Gaz. vom 18 Mai.)

Spanische Culturbilder.

Erste Skizze.

(Schluß).

Die ungemeine Freiheit im Sprechen, besonders über Gegenstände, auf welche die Frauen um ihrer selbst willen keine Anspielungen dulden sollen, hat gleichfalls vielen Irrthum veranlaßt. Diese Art der Con-

verſation verdient großen Tadel, was den guten Geſchmack betrifft, doch macht ſie noch keine Laſterhaftigkeit aus; eben ſo wenig beweiſt eine artige und leichte Abweiſung einer ungeeigneten Forderung, ſtatt daß ſie wie in andern Ländern das Gefühl des ſittlichen Unwillens erwecken ſollte, für die Verderbtheit des Individuums. Das Auge wird in Spanien nie wie in den meiſten übrigen Ländern durch jene Verletzung der Sittlichkeit in den Individuen, welche ihr Leben auf Koſten laſterhafter Gewohnheiten friſten, beleidigt. In der Hauptſtadt wie in den Seehäfen iſt natürlich, wie auch anderwärts, Ueberfluß an dergleichen; aber im allgemeinen iſt es hier ganz anders, und man kann an einem Abend in London zehnfach mehr Ekel erregende Laſterhaftigkeit zur Schau geſtellt ſehen, als in ganz Spanien während eines langen Zeitraums. Das Unglück und die Armuth der Zeit nebſt der Leidenſchaft für den Luxus in Kleidung, der hauptſächlichſten Urſache weiblicher Ausſchweifungen in ganz Europa, bringen ohne Zweifel auch in Spanien ihre Wirkung hervor und man könnte leicht Beiſpiele davon auffinden; aber eben ſo leicht könnte man von dem edelſten und uneigennützigſten Widerſtande gegen Verſuchung Belege erhalten.

Was ſo eben in Beziehung auf die Lage des weiblichen Geſchlechts in Spanien bemerkt wurde, findet auch in der Beobachtung von dem gewöhnlichen gegenſeitigen Betragen ſeine Beſtätigung. In keinem Lande werden die Frauen mit mehr wahrer Achtung und Ehrerbietung und zugleich aber mit größerer Freiheit und Rückhaltloſigkeit behandelt als hier. Derſelbe Grad von Achtung geſellt ſich nie zu einer erſchlafften Moral und iſt damit ganz unverträglich. Die jungen Leute von beiden Geſchlechtern leben in den vertrauten Zirkeln auf einem freien Fuße miteinander, mit dem feinſten Tact und der größten Zartheit, die ſich nicht nur mit der Tugend vertragen, ſondern mit allen andern Gewohnheiten unvereinbar ſind. Dieſe unbegränzte Vertraulichkeit ſetzt ſich öfters bis in das ſpätere Leben fort, und es iſt nichts Seltenes, mit Leuten zuſammen zu kommen, welche einander viele Jahre hindurch jeden Tag geſehen haben. Iſt man einmal vertraut, ſo iſt nichts angenehmer, als der Umgang mit einem ächten, wohlerzogenen Spanier. Cervantes hat einen Satz aufgeſtellt, welcher die ganze Lebensweiſe hinſichtlich des Benehmens regulirt: „Sin discrecion no hay gracia,“ indem er damit meint, daß zwiſchen Heiterkeit und Rückhaltloſigkeit eine Gränzlinie iſt, die nicht überſchritten werden darf.

Eben die Kenntniß dieſer Gränzlinie iſt es, welche den Reiz und die Anmuth der Nationalſitten bildet. Im allgemeinen erzeigen ſich ſowohl Individuen wie ganze Claſſen einander die größte Hochachtung; dieß ſowohl als die Achtung, die man ſich ſelbſt ſchuldig iſt, machen die wahre Würde aus, wovon man hier mehr als in allen Ländern ſieht, und welche dem Volk angeboren zu ſeyn ſcheint. Die auffallendſte Verſchiedenheit macht ſich in dem Benehmen der Franzoſen, in derſelben Claſſe der Geſellſchaft, welche man in der großen Welt ſieht, bemerkbar, wie jeder, der in dem Lande bekannt iſt, wahrgenommen hat. In den Manieren dieſer und der Italiener, doch bei letztern in weit geringerem Grade, kann man den Unterſchied zwiſchen bloß mechaniſcher Aufmerkſamkeit und Höflichkeit und jener, die ſich auf wahrhafte Galanterie und Achtung gründet, wahrnehmen. Die Geſchichten, welche von den Ueberreſten ritterlichen Gefühls gegen das ſchöne Geſchlecht erzählt werden, ſind vollkommen wahr. Die Reſte der Sitten aus jenem Zeitalter, welche in gleicher Weiſe von Mauren und Chriſten getheilt wurden, ſind noch ſtark mit den Gebräuchen eines jeden Theils von Spanien vermiſcht. Nichts in irgend einem Lande Europa's läßt ſich mit den galanten Sitten der Majos in Andaluſien vergleichen, wenn ſie an den Feſtas oder bei den geſelligen Zuſammenkünften um ihre Beaute werben und ihnen den Hof machen. Die Bewohner des ſüdlichen Frankreichs und von Italien, welche dieſelben Gebräuche befolgen, ſind im Vergleich mit ihnen tölpelhaft und bäuriſch. Die Frauen werden nicht aus ihrer Sphäre und Stellung herausgetrieben, wie in einigen Ländern, wo die Sitten mehr modern ſind, und ihr Benehmen iſt ſtets leicht, natürlich und höchſt weiblich. Ihre Stimmen ſind zuweilen wohl kräftig, aber immer in einem gewiſſen Gegenſatze zu denen der Männer, deren Betonung ſogar noch tiefer iſt als jene der Italiener. In vielen Gegenden, zumal in den manieriſchen Provinzen, ſind die ſüßeſten Stimmen von der Welt. Es gibt dort eine Art von Stimme, die dieſem Lande ganz eigenthümlich iſt, von ſchmelzenden und flüſſigen Tönen, welche je nach Willkür leicht von den ſanfteſten bis zum ſtärkſten abwechſeln.

In den höhern Ständen ſieht man zuweilen Frauen, deren Haltung ganz dem entſpricht, wie wir uns die hochgeborenen Damen des Ritterthums denken, die, wenn ſie je irgendwo lebten, nun verſchwunden ſind. Selbſt in Spanien ſind ſie ſelten, doch im ſüdlichen findet man ſie noch. Ein angeſehener Mann aus Andaluſien war wegen eines politiſchen Vergehens zum Tod verurtheilt worden. Seine Frau ſuchte um eine Audienz bei dem König Fernando VII nach, die, wie es in ſolchen Fällen gewöhnlich iſt, gewährt wurde, und ſie vertheidigte die Sache ihres Mannes mit ſolcher Kraft und ſolchem Nachdruck, daß er nicht bloß Verzeihung, ſondern überdieß eine Anſtellung erhielt. In ſehr vielen Fällen, die während meines Aufenthalts in Spanien mir bekannt wurden, bewirkte die Gewandtheit der Frauen, welche ſich zu dieſem Zweck nach der Hauptſtadt verfügten, Verzeihung oder Milderung der Strafe.

Das Flechten ihrer ſchönen Haare gehört zu dem Vergnügen der jungen Frauen, welche häufig einander in dieſer Abſicht beſuchen und einen Theil ihrer Zeit in dieſer harmloſen Erholung hinbringen. Was die Mantilla betrifft, ſo iſt ſie meines Erachtens die ſchönſte bis jetzt von Frauen erfundene Kleidung. Das Verbot, die Kirche anders als verſchleiert zu betreten, wird ſo ſtrenge gehandhabt, daß Frauen, die aus Unachtſamkeit dagegen handelten, genöthigt wurden, die Kirche wieder zu verlaſſen. Eine andere wichtige Urſache für die Beibehaltung der Mantilla liegt in der Gefühlsart der mittlern und niedern Stände, welche die Einführung eines Coſtüms befürchten, welches ſie nicht erſchwingen könnten. Ich hörte die Frauen häufig ſagen, daß dieß allein ſie verhindere, auf dem Paſeo in Hauben zu erſcheinen, und an vielen Orten, beſonders im Süden, will noch jetzt das Volk nicht zugeben, daß ein fremdes Coſtüm erſcheine.

Der Bankier Brown in Liverpool, deſſen Geſchäfte im Jahre 1836 die ungeheure Summe von 10 Mill. Pfd. St. umfaßten, wurde durch den Fall der amerikaniſchen Banken in Verlegenheit gebracht. Jede Stadt, faſt jedes Handelshaus auf der Weſtküſte Englands wäre durch den Fall dieſes Hauſes empfindlich getroffen worden. Da trat die Regierung dazwiſchen und unterſtützte das Haus, indem ſie ihm geſtattete, bis zum Betrag von 2 Mill. Pfd. St. auf die Bank von England zu ziehen — gewiß die größte Summe, welche je eine Regierung einem Privatmann anvertraute. Das Haus zog indeß nur zwiſchen 8 und 900,000 Pfd. St., hat auch dieſe ſeitdem zurückbezahlt und ſich völlig frei gemacht. (Morning Chronicle vom 17 Mai.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 155.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

3 Junius 1844.

Der Freibrief der englischen Bank.

England benützt jetzt die Lehren, welche die bittern Erfahrungen Nordamerika's, fast mehr noch als seine eigenen, ihm gegeben haben. Die furchtbare finanzielle Krisis, welche über Nordamerika hereinbrach, hatte ihren Grund ganz allein in dem falschen Grundsatz, daß man das Papiergeld nach Gefallen vermehren, und daß auch andere als der Staat es ausgeben dürften. Vor zehn Jahren noch zweifelte in Nordamerika kein Mensch an der Berechtigung der Privatbanken, Scheine auszugeben, ja selbst viele Privatpersonen nahmen sich das Recht heraus, Scheine auf sich selbst auszustellen und in Umlauf zu setzen. Die furchtbare Erfahrung, welche das Land in den Jahren 1837 bis 1840 gemacht, hat eindringlichst die Lehre eingeprägt, daß nur der Staat Papiergeld ausgeben darf, ebenso wie auch der Staat allein Münze schlägt. Dieser Grundsatz ist in Nordamerika zwar nicht dem Namen, wohl aber der Sache nach durch Beschränkung der Banken in Ausführung gebracht worden, und das Baargeldsystem der Regierung hat im Laufe weniger Jahre einen soliden Reichthum an die Stelle eines Luftgebäudes gesetzt, welches der erste rauhe Wind umstieß. England leidet an demselben Uebel, an welchem Nordamerika gelitten hat, an der Macht der Privatbanken, Bankscheine nach Gefallen auszugeben. Wenn die Folgen bisher nicht so furchtbar waren wie in Nordamerika, so lag der Grund hauptsächlich nur in dem Daseyn der englischen Bank, welche durch ihre Uebermacht den Privatbanken einen heilsamen Zügel anlegte, während sie selbst durch ihre Verbindung mit der Regierung in Schranken gehalten wurde. Das Uebel war indeß nur dem Grade, nicht dem Wesen nach verschieden, und einzelne Banken machten, wie auch Sir R. Peel in seiner Rede auseinandersetzte, so schändliche Bankerotte, wie nur immer die nordamerikanischen. England hat jetzt, freilich in seiner Weise, das von Amerika eingeschlagene Verfahren nachgeahmt, ja die von dem Präsidenten Tyler vorgeschlagene Maaßnahme zur Begründung eines Staatspapiergeldes scheint fast wörtlich den Vorschlägen Peels zu Grunde zu liegen, und das englische Geldwesen wird jetzt auf eine Art eingerichtet, daß mit der geringen Ausnahme von 14 Mill. Pfd. St., welche nur auf den Credit der Regierung fußen, alles umlaufende englische Papier nur noch eine metallische Grundlage hat. Zu der Annahme dieses Systems mochten die Maaßregeln der amerikanischen Regierung auch indirect beitragen, denn England sucht auf diese Weise dem Ausströmen des baaren Geldes nach Nordamerika wo möglich einen Damm entgegenzusetzen, aber indem es ganz zur Metallwährung zurückkehrt, und somit den fictiven Preisen mehr und mehr entsagt, werden auch die künstlich erhaltenen hohen Kornpreise und die zur Kriegszeit in Papier gemachte Staatsschuld immer lastiger; die Masse des Volks, welche von der Hand in den Mund lebt, wird immer weniger fähig starke indirecte Steuern zu zahlen, und die Last muß nothgedrungen immer mehr auf die Schultern der Reichen gelegt werden.

Poitiers.

(Schluß.)

Diese Wälle haben eine bedeutende Ausdehnung und sind ausnehmend freundlich. Allenthalben sieht man Reste von alten Thürmen und Wallmauern, unten strömt klar und glänzend der Fluß dahin, und jenseits sind wellenförmige Höhen, während hie und da Haufen von grauen, eigenthümlich geformten Felsblöcken bald tempel-, bald thurmartig sich aus dem grünen Boden erheben. Hier findet sich ein sogenannter Pierre levée, ein Dolmen aus der Druidenzeit, an den sich allerlei wunderliche Heiligensagen knüpfen, woran ohnehin die Stadt und Umgegend sehr reich ist.

Eines der interessantesten Denkmäler in Poitiers ist das Museum, ein römischer Bau — Tempel oder Grab — fast ganz erhalten, und weniger verletzt, als man erwarten sollte; es werden alle Alterthümer, die man in verschiedenen Perioden sammelte, darin aufgehoben. Das Gebäude hat hinsichtlich seiner Bestimmung allerlei Aenderungen erfahren, es war eine Kirche, dann eine Glockengießerei, dann ein Depot für Armensuppen und eine Manufactur; endlich erhielt es

Digitized by Google

die Gesellschaft für Alterthumskunde, und so wird es wohl sobald keinen Wechsel mehr erfahren. In diesem Tempel sieht man allerlei Schätze der gallischen, römischen und mittelalterlichen Kunst, römische Grabsteine, römische Altäre, Vasen, Capitäle und Töpfergeschirre, was alles in der Umgegend von Poitiers aufgefunden wurde; ferner ein Stück schönen Schnitzwerks aus dem zerstörten Schlosse Bonnivet und zahlreiche Reste verheerter Kirchen.

Unter den Schätzen ist ein Steinblock, welcher der Jungfrau von Orleans als Stufe gedient haben soll, als sie in voller Rüstung sich zu Pferde setzte, um Karl VII auf seinem Krönungszuge zu begleiten. Auch ward ein Stein aus der alten Kirche St. Hilaire gezeigt, der wenn man darauf schlägt, einen solchen Gestank von sich gibt, daß man sich ihm nicht nähern kann. Die Kirche soll aus solchen Steinen aufgebaut gewesen seyn, so daß die Arbeiter beim Bau hinreichend zu leiden gehabt haben müssen. Es ist eine Art Kalk,*) den mehrere französische Naturforscher in den Pyrenäen, an der Rolands Bresche und auf der Höhe des Montperdu, gefunden haben. Einige Marmorarten haben dieselbe Ausdünstung; da der Geruch sich aber nur dann kund gibt, wenn man den Stein mit einiger Gewalt schlägt, so benützt man sie nichtsdestoweniger zum Bauen.

Im Innern von Poitiers finden sich sehr bedeutende Gärten und Felder; die offenen Plätze sind ungeheuer, aber nirgends findet sich eine Anmuth im Bau oder in der Anordnung der Gebäude, denn die Vierecke sind von unregelmäßigen Häusern mit verfallenem Aussehen umgeben; das Pflaster ist uneben und Reinlichkeit eben kein Charakterzug des Orts. Die Kirchen sind ausnehmend merkwürdig, obgleich fast durchaus so verwittert, daß man einen Ruinenhaufen vor sich zu sehen glaubt. Dieß ist namentlich der Fall mit der Notre-Dame-Kirche vor dem großen Marktplatz. Ich habe nie eine Kirche gesehen, die einen so eigenthümlichen Eindruck auf mich machte, nicht wegen ihrer Schönheit und Zierlichkeit, sondern wegen des eigenthümlich zerstörten Zustandes, worin sie über die benachbarten Gebäude sich erhebt, als gehöre sie einer andern Welt an. Die Masse von incrustirten Figuren, Bögen in den Bögen, Nischen, Thüren mit zahllosen Säulen, Zierrathen, Heiligen, Wölbungen, Medaillons verwirren den Sinn und die Augen. Alle Politur ist weg, und die Oberfläche sieht so zerfallen aus, daß man glaubt, die rohen aus einander gerückten Steinmassen könnten unmöglich mehr zusammenhalten; untersucht man aber den Bau näher, so findet man, daß alles fest und stark ist, und daß man selbst jetzt noch nur mit angestrengter Gewalt das Gebäude niederwerfen könnte.

Die eigenthümliche Farbe des Steins vermehrt noch die Seltsamkeit des Eindrucks, denn er sieht aus wie altes Elfenbein, und all das zierliche Schnitzwerk gleicht einem durch das Alter gelb gewordenen Elfenbeincabinet. Eine lange Reihe bildlicher Vorstellungen aus der heiligen Geschichte, von der Scene im Paradiese an, findet sich auf dieser merkwürdigen Façade; vieles darunter ist noch nicht erklärt. St. Hilaire, St. Martin und alle Heiligen des Kalenders füllen noch, mehr oder minder entstellt, die Nischen; Reihe um Reihe, sitzend und stehend, zieren sie in verschiedenen Abtheilungen die Wände, Engelchöre, Cherubinenschaaren umgeben heilige Figuren von bedeutender Größe, und wenn man bedenkt, daß alles dieß einst vergoldet und mit Farben bedeckt war, so kann man sich kaum etwas glänzenderes und imposanteres denken. Das Innere litt furchtbar durch den fanatischen Eifer der Protestanten, welche Gräber und Altäre mitleidslos zerstörten. Eine Gruppe, das Begräbniß Christi, ist wegen der Einzelnheiten des Costüms und der Vortrefflichkeit der Ausführung bemerkenswerth; sie wurde aus der Dreifaltigkeitsabtei hieher gebracht, und scheint aus dem Ende des 15ten Jahrhunderts zu seyn; die Figuren sind in Lebensgröße, und die ursprüngliche Bemalung ist noch vorhanden; die anatomische Ausführung ist getreu bis zum Uebermaaß, und die Vollendung der einzelnen Theile bewundernswerth.

Die heilige Radegond ist die größte Heilige der Stadt, einst die Gemahlin Clothars I; sie baute ein Nonnenkloster und wurde hier von dem berühmten Gregor von Tours im Jahre 587 beerdigt. Das ganz einfache Grab von schönem schwarzem Marmor findet sich in einer unterirdischen Capelle und ist das Ziel vieler Pilgerfahrten. Im J. 1562 wurde das Grab von den Protestanten verwüstet, doch später ziemlich leidlich wieder hergestellt. Nahe bei der Kirche der heil. Radegunde ist die Kathedrale zu St. Peter, von Heinrich II von England gebaut, eine schöne Probe des großartigsten Styls, doch sind die Schiffe etwas zu niedrig. Die Hauptportale sind ausnehmend schön verziert, und die Thürme sind äußerst elegant, aber die neuern Restaurationen sind sehr unpassend, und das modern gemalte Glas, das an die Stelle des alten kam, ist ganz schlecht.

Der alte Palast der Grafen von Poitou ist jetzt das Gerichtsgebäude. Wir waren im Suchen danach mehrmals an einem schönen griechischen Portieus vorüber gekommen, denn wir erwarteten einen gothischen Eingang zu dem alten Bau, von dem nur noch ein Theil steht, nämlich ein prächtiger von runden Bogen und zierlichen Pfeilern umgebener Saal mit schönem Schnitzwerk und einem alterthümlichen Plafond von Kastanienholz. Außerhalb ist dieser Saal mit Bildern der Beherrscher von Poitou geschmückt, wir konnten sie aber nicht sehen, da das ganze Gebäude von Privatwohnungen eingeschlossen ist, so daß man den Saal nur von den Gärten und Fenstern derselben sehen kann. Es ist nur zu bedauern, daß von dem ursprünglichen Bau so wenig übrig ist, und daß das Neuhinzugekommene sich so wenig mit dem Alten verträgt, denn nichts kann ungeeigneter seyn, als die classische Vorhalle z dem normännischen Saal.

*) Calcaire hépatique, von den Geologen auch Stinkstein genannt.

Digitized by Google

Denkschrift des Mandarinen Schu über den englisch-chinesischen Krieg und die Zustände seines Vaterlandes.

(Fortsetzung.)

Sobald der Kaiser von diesem gewaltthätigen Treiben hörte, so verabschiedete er den Fusuen (Regierungsdirector) von Tscheliang; denn obgleich dieser Mann keine Soldaten unter seinem Befehle hatte, so hätte er ja die Landwehr ins Feld führen und das erbärmliche, fremde Gesindel zurückschlagen können. Dieß that aber dirse feige Memme nicht, und daher wurde er, obgleich ein Mandschure, ins Exil gesandt, um seine Schuld zu büßen. Der friedliebende, alte Jiipu nahm seine Stelle ein, und ihm gebot der Kaiser Linienschiffe so groß wie die englischen zu bauen. Dieser erließ deßhalb seine Befehle an den Inspector der Kriegsangelegenheiten, welcher, da er sie unausführbar fand — der arme Mann hatte nie etwas anderes als Dschunken gesehen — sich den Hals abschnitt, um seine Treue im Tode wie im Leben zu bezeugen.

Diese fremden Diebe zogen dann nach der Mündung des Peha, um eine Bittschrift darzureichen. Damals war der berühmte Kischen Statthalter der Provinz Tschili, und er dachte ganz anders als andere Leute, denn er sagte, anstatt dieses Gesindel sogleich mit dem Tode zu bestrafen, wie es dem großen Kaiser gebühre und wie sie es reichlich verdient hätten, müsse man die Barbaren mit Höflichkeit loszuwerden suchen. Zu diesem Ende hielt er es für das Beste sie nach Canton zurückzusenden, wo sie ganz unschädlich seyn würden. War dieß nicht Staatskunst und Großmuth zugleich? Obgleich der Kaiser keine großen Schiffe hatte, so hätte er ja doch durch Fischerkahne die Fregatten und Linienschiffe verbrennen können. Kischen handelte jedoch viel menschlicher und ließ den Barbaren das Leben, wofür sie sich nie dankbar bezeigten. Wie verdorben diese Leute seyn müssen, sprach ich damals noch mit den andern, daß sie solche Wohlthaten nicht erkennen wollten! Zu der Zeit war ich gerade der erste Beamte der Stadt Tieki unfern der Küste, Tschusan gegenüber. Ich faßte den Entschluß, die rothen Schelme mit meinen Fischerbooten zu vertilgen, allein die Einwohner wollten sich ganz und gar nicht dazu verstehen und sie liefen hinweg, worüber ich mich sehr ärgerte. Ich würde jedoch meine Absichten in Ausführung gebracht haben, wenn die Barbaren nicht bald darauf einen Vertrag mit Kischen geschlossen hätten. Der gute Kaiser, welcher mein von Vaterlandsliebe entflammtes Herz kannte, belohnte mich mit einer Pfauenfeder, was mich gar sehr erfreute.*)

Kischen sagte den Barbaren, daß er alle ihre Klagen in Betrachtung ziehen, den Kaiser hievon unterrichten und ihnen dündige Auskunft geben werde. Nun war aber der Brief ihres Ministers in solchen rauhen Ausdrücken abgefaßt, daß der Inhalt das kaiserliche Ohr würde beleidigt haben; daher machte der Staatsmann einen Auszug, worin die ganze Sache nach unserer Weise dargestellt wurde. Sobald Taakuang diese Schrift erblickte, sagte er: die Barbaren sind sehr gehorsame Leute. Sind sie doch eine solche Länge Weges gekommen, damit ich Schiedsrichter sey zwischen ihnen und meinem Diener Lin. Man möge sie nun als Supplicanten behandeln. Zu gleicher Zeit befahl er aber eine Armee zu versammeln. Man brachte in der That einen gewaltigen Haufen zusammen; die Soldaten waren mit Spießen, Schwertern, Bogen und Pfeilen bewaffnet, einige derselben hatten auch Luntengewehre. Um nun den beiden Ilüt *) mehr Ehrfurcht einzuflößen, so lud er sie zu einer Zusammenkunft in einem prächtigen Zelte, in der Nähe dieser Heldenschaaren. Das Haupt der Barbaren war jedoch nicht zugegen, denn er war nach der zehntausend Meilen langen (d. h. nach der großen) Mauer gegangen, um sich dort an der Größe des Alterthums zu ergötzen. Da stand nun Kischen nicht mit der gebietenden Würde da, die immer dem Staatsmann eigen seyn sollte,, und in höherem Grade, wenn er sich in Gesellschaft der Barbaren befindet, sondern als schmeichelnder Höfling, lieblich und schönredend, als ob er ein Untergebener sey. Er belehrte jedoch den Ilüt, wie er sich in Zukunft hinsichtlich des Opiums zu betragen habe, denn er glaubte, sobald die rothen Barbaren ihren Vorsteher für die Einfuhr des Mohnsaftes verantwortlich machen wollten, so würde man keinen mehr einführen; geschähe es aber doch, so hätte man ja nur den einzigen Mann zum Tode zu verurtheilen und die andern würden dann große Furcht haben. Dieß war auch Lins herrlicher Plan, wider dessen Ausführung sich aber der genannte Ilüt sträubte und dem Minister versicherte, daß solches unausführbar sey, weil die westlichen Nationen sich nicht dergleichen Zwang unterwürfen. Ilüt war jedoch für einen Barbaren bescheiden genug, und nachdem er alle Kriegszurüstungen mit eigenen Augen angesehen hatte, ließ ihn Kischen dahinziehen, ohne irgend eine verständliche Antwort auf alle seine Fragen gegeben zu haben. Um die Barbaren mürbe zu machen, zog er die Unterhandlungen in die Länge; als sie aber etwas Bestimmtes hören wollten, da schrieb ihnen der Herzog — Kischen hatte diesen Rang — daß sie schleunigst nach Canton gehen müßten, wo er selbst die Sachen untersuchen würde. Diese Nachgiebigkeit war eine Folge ihrer Ehrerbietung und des Gehorsams, mit welchem sie die Befehle des großen Kaisers angenommen hatten. Ja Kischen gab ihnen selbst Rinder, denn sie waren von Hunger und Krankheit ganz aufgerieben, und versprach gleichfalls, daß so lange als die Unterhandlungen dauern würden, ein Waffen-

*) Schu gibt jetzt einen Ueberblick der Geschichte der Mandschu, den wir übergehen; er zählt alle Völker auf, Mongolen, Russen, Turkmanen, Cochinchinesen und Birmanen, welche ihren Waffen unterlagen. Der Mandarine nimmt dann wieder den naiven Ton seiner Landsleute an und erzählt, was damals im ganzen Reiche geglaubt wurde, Kischen sey ein Verräther seines Vaterlandes gewesen; er hätte auch diese Barbaren durch die majestätische Macht der goldenen Dynastie vernichten können; er habe sie aber, durch große Bestechungen gewonnen, entschlüpfen lassen.

*) Admiral und Capitän Elliot.

Digitized by Google

stillstand stattfinden solle. So sandte er dann die ganze Flotte hinweg, noch nie waren so viele Barbaren mit einemmale zu Wasser angekommen. Der Kaiser war sehr erfreut, daß er ihrer los geworden ist, obgleich, wie gesagt, Kischen sie hatte vernichten sollen. Als sie aber von Jlipu ihre Gefangenen zurück haben wollten und deßhalb eine Menge Dschonken, die sie genommen hatten, frei ließen, da sagte ihnen dieser tüchtige Beamte, daß dieß nie geschehen könnte, wenn sie nicht Tschusan dem rechtmäßigen Herrn zurückgeben würden.

Kischen zögerte immer mehr, um die Geduld der Rebellen zu prüfen, dann erklärte er ihnen, daß der Kaiser wieder den Handel wie ehemals erlauben wolle. Damit waren sie jedoch nicht zufrieden und fingen, unbändigen Thieren gleich, Streit an. Wären unsere Soldaten nicht ausgerissen, so möchten sie nie im Stande gewesen seyn die Forts zu erobern. Wir hatten Bauern und Soldaten, Landwehr und allerlei Art von Truppen zusammengebracht. Das Schlimmste war jedoch, daß während die einen die Kanonen abfeuerten, die andern hinwegliefen, so daß am Ende niemand mehr da war, um sie zu laden. Der Commandant focht mit seinen Zähnen, und verschiedene Krieger übergaben sich dann erst, nachdem sie ihre Luntenflinten abgefeuert hatten. Wären nur die Forts nicht verloren gegangen, so wären wir ohne Zweifel wieder siegreich gewesen; allein dieß war Kischens Schuld.

Dieser arme Mann wurde nachher so von Furcht ergriffen, daß er den Barbaren die Insel Hiangkiang*) überließ und ihnen noch andere Freiheiten und Wohlthaten gewährte. Er wußte, daß der Kaiser dieß nie zugeben würde, daher machte er dieses Versprechen nur unter der Bedingung, daß der Hof erst seine Zustimmung gewahren müßte; doch ehe dieß geschehen, sollte die Insel Tschusan zurückgegeben werden, was denn auch der Jlüt gleich gethan hat. Kischen freute sich gar sehr, daß er die Barbaren betrogen habe. Da kam aber gleich ein fürchterlicher Befehl vom Kaiser, sie alle augenblicklich zu vernichten und nicht einem einzigen Schiffe die Rückkehr zu erlauben. Was sollte nun der Herzog thun? Kischen handelte vertheidigungsweise, weßhalb die Festungen an der Tigermündung verloren gingen. Das merkwürdigste war, daß die Hügel mit Menschenmassen angefüllt waren, daß sie aber alle davonliefen, obgleich man den Befehl gegeben hatte, bis zum letzten Mann zu fechten. Dafür bestrafte auch der Sohn des Himmels den Kischen, daß er die Barbaren nicht zurückgeschlagen hatte, was doch, wie man glaubte, sehr leicht gewesen wäre, wenn er ihre Schiffe in den Grund gebohrt hätte. Plötzlich drangen sie den Perlenstrom (so heißt der Strom von Canton) weiter aufwärts, und da alle Mandarinen den Muth verloren hatten, so würden die Rebellen wahrscheinlich die Kreishauptstadt erreicht haben — sie hatten wirklich alle Regimenter zerschlagen — wenn wir nicht andere Mittel gebraucht hatten. Zwei unserer besten Leute ersuchten nämlich den Jlüt um eine Unterredung und sagten ihm, er müsse nach Peking gehen und dort alle Sachen in Ordnung bringen. Dieser vergaß, daß man ihm dort im vorigen Jahre gesagt hatte, er solle nach Canton gehen, um den Frieden zu Stande zu bringen, gab sich alsbald zufrieden und ging wieder nach Macao zurück. Dort wartete er einige Tage, und da er nun endlich bemerkte, daß alles Falschheit sey, und daß wir glaubten es sey nicht nothwendig, einem Barbaren Treue und Wort zu halten, da kam er wieder, und focht seinen Weg nach Canton, wo dann auch sehr bald ein großer Handel eröffnet wurde.

Jnzwischen war Tschusan aufgegeben, und ich, der alte Hon, wurde selbst dorthin gesandt, um alle Sachen in Ordnung zu bringen. Zwei Dinge gefielen mir nicht; das erste war die Verabschiedung des friedlichen Greises Jlipu, den man in Verbannung sandte, und die öffentliche Hinrichtung dreier Seeleute, welche man in Tschinbai in Stücke hieb. Warum that man das? Ein großer Freund des Lin „Jükien," ein Mongole von Abkunft, wurde als Bevollmächtigter nach diesem Orte abgesandt; er hatte geschworen, daß er alle Barbaren umbringen wollte, und hielt sein Wort an diesen dreien. Hätte er die ganze Armee in seine Hände bekommen, so würde er ein gleiches Loos über sie verhängt haben; da diese aber nicht ankam, so legte er es als Furcht aus, die sein großer Name in ihrem Busen erregt hätte. Jn Tschusan trachtete ich einen sehr großen Wall ums ganze Ufer herum aufzuwerfen, damit die Barbaren bei ihrer Zurückkunft nicht landen könnten, und überdieß errichteten wir sehr starke Werke auf dem Hügel, wo früher unsere Armee, wenn auch bloß einige Minuten lang, gefochten hatte, so daß die ganze Stadt Tinghai sehr bald einer eisernen Tonne gleich sah. Wer, so dachten wir, würde jetzt wohl wagen sie jemals anzufüllen! Zu diesen Arbeiten halfen drei Generale, und der fürchterliche Jükien kam selbst herüber, um die Ausführung des großen Befestigungsplanes zu überwachen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Oder Hongkong in dem Cantoner Dialekte, so von einem Flusse (Kiang, Kong) genannt, welcher der wohlriechende (Hiang, Hong) heißt; Hongkong heißt also zu deutsch der „wohlriechende Fluß."

Wissenschaftliche Sendung Hrn. Roberts. Dieser befindet sich seit mehrern Jahren in Indien, und die orientalische Gesellschaft zu Paris hat schon im Jahre 1842 einen Theil seines Reisetagebuchs von Delhi nach Bombay herausgegeben. Von Bombay sollte er durch Sind nach Candahar gehen, das südliche Afghanistan untersuchen und dann durch Nordafghanistan reisen, wo er das Land der Kafirs (der Siah-pusch), später dann Khunduz und Badakschan durchreisen sollte. Die Ereignisse in Sind haben seinen Plan verändert: er soll jetzt von Lahor aus nach Kafiristan und von da durch die bucharischen Lande nach Khokand zu gelangen suchen, um wo möglich über den Beine-Tagh Jarkend zu erreichen, von wo aus er Kaschgar und Khotan besuchen, den obern Lauf des Jndus erforschen und an den großen Strom Tibets, den Jaru-dsangbo-tsiu, gelangen will, um die Frage zu entscheiden, ob dieser und der Jrawuddy Ein Strom sind. So meldet das Echo du Monde Savant vom 19 Mai. Der Plan scheint uns aber ziemlich abenteuerlich, und dürfte wohl starke Modificationen erfahren.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 156.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

4 Junius 1844.

Die Cacous in der Bretagne.

(Bearn and the Pyrenees. By Louise Costello.)

Die Cocous in der Bretagne gehörten, wie die Cagots in den Pyrenäen, zu den verworfenen Kasten. Man glaubte eine Zeitlang, es seyen Abkömmlinge von aussätzigen Juden, was den Abscheu vor ihnen erklären würde, aber der Name Chrestaas den man ihnen gibt, läßt diese Annahme nicht zu. Auch sagte man, sie stammten von Aussätzigen, und Krankheiten, wenn auch nicht Aussatz, so doch die fallende Sucht, steckten ihnen im Blute. So wurden die Seilmacher von Ploermal verabscheut und werden noch jetzt gemieden; die Benennung Caqueux reizte sie zum Zorn, deßhalb nannte man sie Malandrinen, ebenfalls ein Schimpfwort, das jedoch nicht so kränkend war wie das erstere. Sie hatten stets ihre abgesonderten Begräbnißplätze und Capellen; das Vorurtheil gegen sie dauerte bis zu Revolution von 1789 und ist selbst jetzt noch nicht ganz erloschen.

Seilmacher, Küfer und Schneider werden noch immer in der Bretagne verachtet, da man diese Gewerbsleute gewöhnlich als Cacous betrachtete. Die Cacous von St. Malo erhielten von Herzog Franz II, dem Vater der bekannten Anna von Bretagne, einige Milderungen ihres Looses, auch Franz I, König von Frankreich, machte einige Verordnungen zu ihren Gunsten. Im J. 1681 wurde ein Gesetz erlassen: „da keine Aussätzigen, Ladres oder Caquins sich mehr zu Kerroch, Kirchspiel St. Caradec d'Hennebon, befinden, so soll in Zukunft kein Unterschied mehr unter den Bewohnern des Dorfs — welche bisher Begräbnißplätze und Capellen abgesondert gehabt hatten — gemacht und alle während ihres Lebens zur Wohlthat der Kirchspielsunterstützung zugelassen und nach dem Tode in der Kirche begraben werden." Trotz dieses menschenfreundlichen Gesetzes werden die Bewohner von Kerroch noch jetzt scheel angesehen.

An vielen Orten in der Bretagne arbeiten die Seilmacher außerhalb der Städte in der Nähe der Stelle, wo einst die Aussatzhäuser standen; sie durften zu Pontivy vor der Revolution von 1789 ihre Bank nicht in den untern Theil der Kirche stellen. Die Dorfbewohner sehen noch manche Seilmacher, Schneider und Küfer als Leute an, die ein böses Auge haben; als Gegenzauber verstecken sie den Daumen unter den übrigen Fingern, und sprechen das Wort Argaret aus — ein Wort, das auch den Niederbretagnern selbst unverständlich ist. Das Vorurtheil gegen die Cacous besteht noch in Finisterre, und das Dorf Lannistin ist einer ihrer Aufenthaltsorte. Die Cagotmädchen von Bearn sollen nie im Stande seyn Wasser aus einem Brunnen heraufzuziehen, ohne die Hälfte davon zu verschütten, so daß ihre Häuser stets schmutzig und sie selbst durstig sind. Wahrscheinlich existirt dasselbe Mißgeschick in der Bretagne, denn auch hier ist wenig Reinlichkeit zu finden.

Denkschrift des Mandarinen Schu über den englisch-chinesischen Krieg und die Zustände seines Vaterlandes.

(Fortsetzung.)

In Canton sah es jetzt ganz anders aus wie vorher. Der alte Jang war dort angekommen; er hatte früher so viele Siege erfochten, daß der Kaiser ihn noch als einen 70jährigen Greis dahin schickte, um am Ende seines Lebens auch noch diese Barbaren zu unterwerfen. Ueberdieß kam Jischan, der junge Neffe des Kaisers, dahin, ein Mann, der sein ganzes Leben im Palaste zugebracht hatte und wohl ein tüchtiger General seyn mußte, da er so wundervoll wider alle Intriguanten gefochten hatte und sich die Gunst seiner Onkels bewahrte; er wurde natürlich der Feldzeugmeister des ganzen Heeres. Dieses wurde nicht, wie in frühern Kriegen, in einzelnen Haufen herbeigerufen, sondern alle Provinzen hatten ihr Contingent zu stellen. Welch ein herrliches Lager bildeten sie nicht in der Umgegend von Canton, und wie schön war der Kriegsruhm auf dem Rücken ihrer Jacken geschrieben! Wäre man nicht zu erbittert auf die Barbaren gewesen, so hätte man noch eine Thräne des Mitleids über ihr nahestehendes Verderben geweint, denn sie waren alle zu Schlacht-

Digitized by Google

opfern dieſer Helden beſtimmt. Da man aber Geld vonnöthen hatte, ſo ließ man vorderhand die Barbaren ihren Handel ruhig in Canton forttreiben, denn von der Zolleinnahme beſtritt man die Kriegskoſten und richtete alles ſo wohl ein, daß die Fremden ſelbſt für die neuen Kanonen das Geld bezahlen mußten. Dieß iſt ein kleiner Theil der wundervollen Staatsweisheit des Himmelsſohnes!

Sobald ungefähr 60,000 Mann verſammelt waren, ſo gaben wir den Barbaren die heiligſten Verſprechungen, daß wir von den friedlichſten Geſinnungen beſeelt wären, und Jüt glaubte es auch wie gewöhnlich; denn er wollte bloß den Handel ſeinen ungeſtörten Gang gehen laſſen. Nun hatten wir ſehr viele Feuerboote vorbereitet und auch ein ſehr großes Fahrzeug erbaut, welches einem ſchwimmenden Fort glich; hätte es nur fortbewegt werden können, ſo würden wir leicht das ganze Geſchwader der Rebellen vernichtet haben. Der wackere Jiſchen ließ plötzlich des Nachts dieſes Feuermeer auf die Barbaren losgehen, doch ſiehe, es zündete die anliegenden Häuſer an; die Brander zogen den Strom hinunter und flogen allmählich in die Luft, zum Schrecken ſowohl der Rebellen als der Kaufleute, deren Güter dadurch ſehr beſchädigt wurden. Nachher eröffneten wir unſere Batterien, und hatten die Kugeln getroffen, ſo würden wir gewiß alle Rebellen zerſtreut haben, die Soldaten riſſen aber wie gewöhnlich wieder aus: die frechen, rothen Diebe kamen jetzt herbei und raubten uns alle Kanonen, die wir erſt unlängſt mit ihrem Gelde fabricirt hatten. Sie waren ſo unverſchämt, ſelbſt ans Land zu ſteigen und die Mauern der Provincialſtadt zu beſchießen; unſere Krieger rannten dann zu den Thoren hinein und ſchloſſen ſie zu; denn was konnte man mit ſolchen Böſewichtern anfangen? Darüber wurden aber die Einwohner erzürnt, und es begannen zwiſchen ihnen und den Soldaten blutige Raufereien. Da ſtand dann der tapfere Jang auf der Mauer, rief den barbariſchen Rädelsführer herbei, und warf ihm, um ſeine Wildheit zu beſchwichtigen, zwei goldene Armbänder zu. Da jedoch bei ihnen nur die Weiber dieſen Zierrath tragen, und nicht wie bei uns die Generale, ſo wollte er das Geſchenk nicht annehmen, natürlich aus bloßer Dummheit; Jang ging daher, ihn bedauernd, hinweg.

Nun wäre es billig geweſen, alle dieſe fremden Schelme zu tödten; da ſie aber Geld! Geld! ſchrien und von nichts weiter wiſſen wollten, ſo erbarmte ſich ihrer Jiſchan, gab ihnen ſechs Millionen Dollars, um die Unerſättlichen zu beſänftigen; dann trieb er ſie aus dem Fluß hinaus und ließ nicht einen einzigen daſelbſt. Der Große that ſich viel zu gut auf dieſe Heldenthat, die in der ganzen Geſchichte kaum ihres Gleichen hat. *) Der alte Schu hat ſehr viel hierüber nachgedacht und endlich gefunden, daß ſilberne Kugeln mit größerer Wirkung gebraucht werden können als eiſerne; er denkt hierüber zum Frommen ſeiner Landsleute nächſtens eine Broſchüre zu ſchreiben.

Sobald die Barbaren ſich zurückgezogen und zu Hiangkiang angeſiedelt hatten, wo man ihr armes Leben ſchonte — denn der Kaiſer ſowohl als ſeine Officiere wollten ihnen einigen Raum verleihen und ſie nicht ſogleich aufreiben — fing der Handel wie zuvor an. Wir befleißigten uns wieder ſo viel Geld aus den Taſchen der fremden Kaufleute zu ziehen, daß wir bald im Stande waren, alle die Forts in beſſerer Ordnung aufzubauen und neue Kanonen zu gießen.

Ich ſelbſt glaubte damals noch, daß nach ſo wiederholten Niederlagen, die der Kaiſer durchs ganze Reich bekannt machen ließ, der Muth dieſer Barbaren niedergeſchlagen ſey und ſie nach ihrem Vaterlande zurücklaufen würden. Der fürchterliche Jükien machte überdieß der ganzen Nation bekannt, daß ein ſchrecklicher Sturm alle ihre Schiffe zertrümmert habe und ſie alle erſoffen wären. Was war daher mein Erſtaunen, als mich die Kunde von der Einnahme Amoy's erreichte! Wie hätte man ſich vorſtellen können, daß dieſes elende Geſindel im Stande wäre eine Feſtung zu erobern an der man ſo lange und mit ſo großer Kraftanſtrengung gebaut hatte, die drei Ellen dicke Mauern und verſchiedene Li im Umfange hatte! Allein es war nur zu wahr, denn ſtatt gerade auf die Kanonen loszugehen, waren die Barbaren auf der Seite hineingekrochen und hatten unſere braven Soldaten von den Kanonen hinweggejagt. Dieſe Diebe ſind in der That zu ſchlau, und wollen durchaus nicht fechten wie ſie ſollten, ſondern thun alles zu ihrem eigenen Vortheil und zu unſerem Schaden!

Der alte Gouverneur Jeu war zugegen, als dieſe Schlacht geſchlagen wurde; er war ein grauer Held und jagte auch einige Tage ſpäter dieſe Diebe hinweg, erlaubte ihnen jedoch eine kleine Beſatzung zu Kolangſu, Amoy gegenüber, zurückzulaſſen; denn ſonſt würden ſie ja ganz troſtlos geweſen ſeyn, und er wollte ſie nicht zur Verzweiflung bringen, was auch ſehr menſchlich war von dem alten Manne.

Schu dachte nun bei ſich ſelbſt, wenn die Diebe je wieder nach der Inſel Tſchuſan kommen, ſo werden ſie ſich ſehr betrogen fühlen. Es wird ihnen unmöglich ſeyn, bei dem alten Landungsplatze ans Land zu gehen, denn dieſen hatten wir verrammt, und ſo konnten ſie nicht wieder an den Wall kommen. Die Stadt könnten ſie auch nicht beſchießen, denn wir hatten hohe Verſchanzungen aufgeworfen und waren daher ganz ſicher. Zu unſerem großen Erſtaunen kamen aber doch zwei ihrer Feuerboote; einer unſerer Generale feuerte gegen ſie eine Kanone ab, die alsbald, wie wir ſahen, das Fahrzeug zernichtete. Für dieſe Heldenthat wurde auch der Krieger, nach Jükiens Vorſchlag, ſogleich zu einer höheren Würde befördert und der Kaiſer beſtätigte ſeinen Rang. Wir

*) Capitän Elliot faßt alles, was bei dieſer Gelegenheit geſchehen iſt, in folgenden Worten zuſammen: eine Flottille von 140 bewaffneten Feuerſchiffen ward vernichtet; Werke, die 60 Kanonen enthielten, wurden genommen, und eine kleine Anzahl Britten ging im Angeſicht eines zahlreichen Feindes über ein ſehr ſchwieriges Terrain, eroberte in einem Zeitraum von acht Stunden eine Linie ſteiler, befeſtigter Höhen, welche von einem gut unterhaltenen Feuer von den Stadtwällen geſchützt waren, und zerſtreute die ganze zahlreiche feindliche Armee. Aus einem Schreiben des Capitäns an Lord Aberdeen vom 25 Januar 1842, welches dem Parlament vorgelegt wurde.

Digitized by Google

fochten nachher sieben Tage lang wider die Barbaren.*) Endlich wurden aber unsere wackern Soldaten müde, denn sie hatten weder Ruhe noch Rast. Sie erhielten jedoch zum Weglaufen nach Rüstigkeit genug und erretteten so ihr Leben. Was aus der Armee nachher wurde, weiß ich nicht zu sagen; sie scheint verschwunden zu seyn. Die fünftausend Mann, welche die Insel so brav vertheidigt hatten, konnten nirgendwo aufgefunden werden. Was mich selbst betrifft, so blieb ich so lange in meinem Hause, bis alle übrigen weggelaufen waren. Ich nahm nun so viel Geld als meine Bedienten tragen konnten, warf meine Stiefel und Mandarin-Uniform an den Rand eines Teiches und ersuchte einige meiner Ergebenen das Gerücht zu verbreiten, daß ich mich ertränkt hätte. Hierauf ging ich barfuß und in Bettlerkleidern nach dem Norden des Landes, wo ich mich mit meiner Dienerschaft und vielen andern Personen in Booten nach der Taischan-Insel übersetzen ließ. Unglücklicherweise erhob sich ein Sturm und verschiedene Fahrzeuge, welche überladen waren, sanken.

Die Barbaren nahmen jetzt wieder von der Stadt Tinghai Besitz, und die Einwohner, anstatt wegzulaufen, wie ich ihnen befahlen hatte, blieben ganz ruhig zurück und thaten ihr Bestes, so viel Geld als möglich zu gewinnen — ein Betragen, das augenscheinlich seinen Grund in ihrer Treulosigkeit hatte. Der schreckliche Jükien machte nun sogleich bekannt, daß er mit einer Armee von hunderttausend Mann die Barbaren hinwegtreiben wolle. Ich war ganz erstaunt, als ich dieses hörte, denn er hatte ja kaum 10,000 Mann bei sich, und unter diesen waren viele von der Landwehr. Er gebot zugleich, nichts über den Verlauf der Dinge zu sprechen, und verkündigte, daß jedermann, welcher sich erlauben würde etwas nachtheiliges über die Armee zu sagen, des Todes sterben sollte. Als die Barbaren herankamen, gab der schreckliche Heerführer den Befehl, daß man nicht feuern sollte, ehe sie ganz nahe wären, damit sie alle mit einemmale wie Staub zerstiebt werden möchten. Der Plan war ganz vortrefflich, allein als die rothen Räuber sich näherten, waren die Soldaten zum großen Theil weggelaufen oder in den Fluß getrieben worden. Das sonderbarste war aber die Flucht des Jükien selbst, des tapfern und siegenden Heerführers, welcher früher als der geringste Streiter sich schnell davon machte; er dauerte wohl von Vaterlandsliebe und wallte sein Leben noch ferner der großen Sache zur Ausrottung der Barbaren weihen; daher machte er sich frühe davon und befahl den übrigen sich todtschießen zu lassen, und nie ihre Verschanzungen zu verlassen. Dieß wäre auch ohne Zweifel geschehen, wenn der Feind sie nicht mit Kartätschen und Granaten beschossen hätte. Als man aber dieß sah, so löste sich die ganze Armee auf und jeder Soldat ging nach Hause. Der greise Jüjun, welcher im vorigen Jahre ganz bestimmt erklärt hatte, daß er die Barbaren mit einem Streich vernichten wolle, und daher auch das Obercommando erhalten hatte, hüpfte mit großer Fertigkeit auf seinem lahmen Fuße hinweg. Von dem großen Jükien haben wir nur noch zu erwähnen, daß er sich verschiedenemale ersäufen wollte; da man ihn immer wieder aus dem Wasser herauszog, so nahm er zwei Tage nachher eine gute Dosis Opium, an deren Folgen er starb und sein thatenreiches Leben endete, nachdem er drei Barbaren in Stücke gehauen hatte. Des Himmels Sohn war über seinen Tod äußerst betrübt und verordnete, daß er mit großer Pracht begraben werden sollte. Wo hätte Taokuang nun einen andern tüchtigen Mann wie ihn wiederfinden können, der seine ganze Lebenszeit hindurch ein Schrecken aller Barbaren gewesen war und gewiß auch die westlichen besiegt haben würde, wenn die letzteren nicht Schießgewehre und Kanonen gehabt hätten.

(Fortsetzung folgt.)

*) Die Uhr des alten Schu kann nicht richtig gegangen seyn, denn das Gefecht dauerte nur anderthalb Stunden und nicht sieben Tage.

Wanderungen in Nubien.

Koban. — Der. — Ibrim. — Akabe.

Bei Koban befinden sich die Ueberreste einer alten Stadt mit einer Mauer von Ziegelsteinen, die an der Sonne gebrannt sind; sie hat viel Aehnliches mit jener von Elethia nördlich von Edfu in Aegypten. Die Mauer ist ungefähr 20 Fuß dick und an verschiedenen Stellen über 36 Fuß hoch. Innerhalb des freien Platzes sieht man die Ruinen von Privathäusern, die theils von Steinen, theils von Ziegeln erbaut waren. An der südöstlichen Ecke der Mauer befinden sich Trümmer einer kleinen Capelle mit hieroglyphischen Figuren; ein in Stein gehauener Wagen zeigt, daß eine Schlacht abgebildet war.

Ellaki, ein großes Dorf, hat seinen Namen einer Bergkette gegeben, die östlich beginnt und gerade über die hohen Berge der östlichen Wüste nach den Ufern des rothen Meeres hinläuft. Nach den Erzählungen der Eingebornen und nach dem einstimmigen Zeugniß aller arabischen Erdbeschreiber enthalten diese Berge, welche Dschebel Ellaki heißen, Goldgruben. Vor etwa 40 Jahren befand sich, wie man mir erzählte, zu Cöne ein Statthalter, Namens Hassan Bey, der ein großer Liebhaber der Mineralogie war, so weit sie sich auf kostbare Steine und Metalle bezieht. Er hatte gehört, auch in einigen Büchern gelesen von den nubischen Goldgruben bei Ellaki, und da er zu wissen wünschte, ob die Nachricht wahr sey, schickte er einen Griechen, der eine große Kenntniß der Steine zu haben vorgab, mit dem Befehl aus, Forschungen und Untersuchungen im Gebirge anzustellen. Vier Soldaten hatte man ihm mitgegeben, ihn zu beschützen. Die mineralogische Expedition gelangte nach Ellaki und begab sich von da gen Osten in die Berge. Da sie aber durch die Nachricht, ein großer Trupp Mamelukes käme von den Höhen herab, in Schrecken gesetzt wurden, kehrten sie gleich wieder um, verbreiteten Unruhe im ganzen Lande, und der Grieche berichtete an Se. Hoheit den Herrn Statthalter Hassan Bey, er sey leider außer Stande, Forschungen anzustellen.

Die Einwohner von Sebua und Wadi el Arab sind thätige Handelsleute und besitzen ansehnliche Reichthümer. Sie reisen über das Gebirge nach Berber und führen von da eine Menge Handelsartikel ein. Die Bewohner von Sebua sind großentheils Mamlukenräuber, die aus dem Hedschas abstammen. Viele derselben ziehen in den östlichen Gebirgen als Beduinen umher. Die nubischen Statthalter dieser Gegend

erheben einen Zoll von allen Waaren, welche die Nielkad-Araber von Süden her einführen; da aber die letztern zahlreich und trefflich bewaffnet sind, lassen sie sich selten von den Statthaltern eine ungewöhnliche Erpressung gefallen. Sie handeln mit Sklaven, Elfenbein, Gummi. Eine Karawane von 40 bis 50 beladenen Kamelen reist alle Winter von Sebua nach Kaira.

Der, ein ansehnliches, von wohlhabenden Kaufleuten bewohntes Dorf, liegt in einem Wäldchen von Dattelbäumen und hat etwa 280 Häuser. Viele Bewohner sind Türken, Nachkommen von den bosnischen Soldaten, welche Sultan Selim I aussandte, das Land in Besitz zu nehmen. Da Der ein Hauptort in Nubien ist und Handel treibt, wird es von Fremden häufig besucht. Die Datteln von Der und Ibrim sind in Aegypten sehr geschätzt; Kaufleute von Esne und Assuan schaffen viele Schiffsladungen von da im Herbst fort, wenn die Höhe des Wassers eine schnelle Fahrt den Strom hinab begünstigt. Auch bezieht man von Der junge Dattelbäume zur Anpflanzung nach Aegypten, weil die Bäume, die man in diesem Lande aus dem Samen zieht, bald ausarten. Die nubischen Datteln werden mit Durra und Leinwand bezahlt, die man zu Esne und Siut verfertigt; ist aber die Durraernte in Nubien reichlich ausgefallen, so geschieht die Zahlung in spanischen Dollars. Seit dem Einfall der Mameluken in Nubien sind auch Piaster und Paras in Umlauf gekommen.

Von Der machte ich mich mit einem alten Araber, Namens Ahn Said, auf den Weg. Er war einer von den Beduinen, welche Kerrari heißen und ein entfernter Stamm der Ababde sind. An den unbewohnten Stromufern weiden sie ihr Vieh bis gen Mahas und Dongola; auch auf den Inseln im Strom sieht man Beduinenzelte aus Palmblättern mit einer Abtheilung in der Mitte für die Schönen. Diese Beduinen hatten niemals Lust, ihre Töchter an Nubier zu verheurathen, denn sie wollen ihren alten Stamm rein erhalten. Ich bin ein armer Mann, sagte einer zu mir, aber der reichste Nubier würde vergeblich um meine Tochter anhalten. Mit Recht sind diese Beduinen stolz auf die Schönheit ihrer Töchter. Aus dem Hedschas stammen diese Leute, deren Vorfahren, von einem Kalifen in die Verbannung getrieben, vor 800 Jahren in Nubien sich niedergelassen haben.

Viele dieser Araber stehen in Diensten der Statthalter von Nubien, denen sie zur Leibwache und zu Führern dienen. Sie bekommen gelegentlich von den Häuptlingen Nubiens Geschenke, und diejenigen, welche die Inseln im Flusse bebauen, sind abgabenfrei. Sie sind ein eheliches, gastfreies Völkchen und von einer gefälligern Gemüthsart, als alle übrigen Bewohner Nubiens. Diejenigen, welche nicht in den Diensten der Statthalter stehen, verdienen ihren Lebensunterhalt damit, daß sie entweder als Führer dienen oder in den östlichen Bergen die Senne einsammeln, die sie an die Kaufleute zu Esne, die Kameelladung für ungefähr sieben Dollars, verkaufen. Viele ziehen auch nach Wadi Halfa am Nil drei Tagereisen weit in die Wüste und sammeln da den Schab oder Salpeter, den sie an dieselben Kaufleute für Durra austauschen. Den Salpeter findet man, wenn man nur einige Zoll tief gräbt, und er nimmt eine Strecke von mehrern Meilen im Umfang ein. Dieß ist jedoch ein gefährlicher Handel, weil ihn die Einwohner des Dorfes Kubana, etwa zwölf Meilen nördlich von Assuan, ebenfalls betreiben. Diese brauchen eine ganze Woche, bis sie die Salpetergruben erreichen, und wenn beide Theile zusammentreffen, beginnt sogleich ein blutiger Kampf. Eine Tagereise nördlich von den Salpetergruben in der Richtung der großen Oase befindet sich die berühmte Quelle Nari mit vielen Dattelbäumen, die um dieselbe her wachsen — ein Lieblingspunkt für müde Wanderer.

Meinen Führer schickte ich aus, um eine bedeutende Quantität Durra zu kaufen, damit wir den Kameelen an solchen Orten, wo kein Gras wächst, davon geben könnten. Dann brachen wir auf und der Weg führte uns an Dattelwäldchen und ländlichen Hütten vorbei, auch an Felsengräbern von 60 bis 80 Fuß über dem Fußsteige. Ganz gleich sind die Gräber von Wadi Musa im peträischen Arabien, denen man sich nur auf hohen Leitern nähern kann. Nach einem dreistündigen Ritt erreichten wir das Kastell von Ibrim, das jetzt ganz in Trümmern liegt; in demselben hatten die Mameluken eine Belagerung ausgehalten. Auf einem isolirten Felshügel liegt Ibrim und ist von kahlen, unfruchtbaren Bergen umgeben, die gar keines Anbaues fähig sind und auf deren Gipfel sich einige alte Grabmäler von muselmitischen Heiligen befinden. Die Häuser sind von lockern Sandsteinen erbaut. Auf der Westseite findet man einige Reste von der alten Stadtmauer, die aus gehauenen Steinen erbaut war; sie soll von Byzantinern aufgeführt worden seyn. Auf dem freien Platz von Ibrim gewahrt man die Ruinen von zwei griechischen Kirchen, ganz in dem Styl erbaut wie die alte Mauer, die aus den Zeiten des Verfalls des Kaiserreichs von Byzanz herrühren dürfte; eine graue Granitsäule und noch einige Antiquitäten erregten meine Aufmerksamkeit.

Das Kastell von Ibrim mit seinem Gebiete, welches eine halbe Stunde südlich von Der anfängt und bis Tosha sich erstreckt, befindet sich in den Händen des Aga von Ibrim, der von den Statthaltern von Nubien unabhängig ist. Da die Einwohner auf diese Art keine Abgaben zu entrichten und ihrem eigenen Aga nichts zu zahlen haben, erwerben sie sich schönes Vermögen sowohl an Geld als an Vieh. Sie haben auch einen erblichen Kadi oder Oberrichter, der in allen Rechtssachen zu entscheiden hat. Blut wird durch Blut gerochen, da keine Verwandlung der Strafe in Geld angenommen wird, wenn der Tod erfolgt; alle Wunden aber haben nach den Theilen des Leibes ihre festgesetzten Strafen, wie bei den spanischen Beduinen. Wenn ein Mann von Ibrim heurathet, schenkt er seiner Verlobten ein Brautkleid; außerdem gibt er ihr noch eine Verschreibung von einigen hundert Piastern, wovon ihr im Fall einer Scheidung die Hälfte ausbezahlt wird. Indessen sind Ehescheidungen selten. Bei der Hochzeit wird eine Kuh oder ein Kalb geschlachtet, denn wenn man bei einer solchen Gelegenheit Schöpsenfleisch äße, würde dieß dem Bräutigam zur Schande gereichen.

Nirgends im Orient habe ich eine so große Sicherheit des Eigenthums gefunden als zu Ibrim. Die Einwohner lassen die Durra des Nachts in Haufen auf den Feldern ohne einen Wächter liegen; das Vieh weidet an den Ufern des Flusses ohne einen Hirten, und die besten Theile des Hausgeräthes läßt man die ganze Nacht unter den Palmbäumen um die Wohnung stehen; die Einwohner stimmen darin überein, daß der Diebstahl in ihrem Gebiete ganz unbekannt ist. Uebrigens muß man bemerken, daß die Nubier im Ganzen von dem Laster des Diebstahls frei sind. (Schluß folgt.)

Hr. St. Croix Pajot, Mitglied der orientalischen Gesellschaft zu Paris, unternimmt eine Reise unter den Auspicien des Ministers des öffentlichen Unterrichts und der auswärtigen Angelegenheiten. Er begibt sich nach Südarabien, und soll bemüht seyn, dieß Land in seiner ganzen Breite von Jemen bis nach Maskat zu durchwandern. (Echo du Monde Savant vom 19 Mai.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 157.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

5 Junius 1844.

Skandinavien.

1. Schweden.

Unter den neuen Bewegungen dieses stammverwandten Landes ist der Aufschwung der sogenannten skandinavischen Ideen ohne Widerspruch die bedeutendste, in gewisser Beziehung selbst bedeutender als die Bewegung für die Umänderung der Verfassung. Seit Jahren schon war die skandinavische Idee von Dänemark angeregt, scheinbar ohne irgend einen Fortgang in Schweden zu finden, als endlich der Kopenhagener Studentenzug das Eis brach. Dazu mochte freilich auch das nahe Ende des greisen Karl Johann das Seinige beitragen, und die dänischen Studenten haben denn nicht bloß bei den Studenten Schwedens, sondern auch bei einem großen Theil der älteren Männer eine Aufnahme gefunden, wie sie solche kaum erwartet hatten. Schon in Mitte Octobers bildete sich eine skandinavische Gesellschaft in Upsala, und bereits am 25 desselben Monats gab sie ihr Programm und einen Entwurf ihrer Statuten heraus. Die erste Zusammenkunft sollte statt finden, wenn hundert Mitglieder beisammen seyen. Schon am 25 November konnte sie gehalten werden; damals aber bestand die Gesellschaft mit Ausnahme einiger Docenten fast nur aus Studenten, doch hatte sich schon der Dichter und Professor Atterbom beigesellt, und außerdem keine geringere Person als der Erzbischof af Wingård. Freilich wurde gleich damals etwas spitzig bemerkt, dieser habe sich bloß eingefunden um als eine Art Spiritus rector aufzutreten, damit die Gesellschaft sich nicht zu weit in das politische Gebiet verlaufe; aber wie dem auch seyn mag, die Gesellschaft wuchs, Leute aus allen Ständen traten ihr bei, und sie zählt jetzt über 300 Mitglieder.

Um die Wichtigkeit dieses Ereignisses für die innern Verhältnisse Schwedens zu würdigen, brauchen wir bloß zu bemerken, daß Atterbom, als er im April dieses Jahres seine kleine Schrift „über die skandinavische Vereinigung und den beabsichtigten Studentenzug" herausgab, eines ähnlichen Abfalls von seiner alten Partei beschuldigt wurde, wie einst Professor Geijer — eine Vergleichung, deren er sich freilich nicht zu schämen braucht, denn es ist noch niemand, weder in Schweden noch im Ausland eingefallen, den Meinungswechsel Geijers einem andern Beweggrund als der reinsten Ueberzeugung zuzuschreiben. Atterbom erfährt indeß vielfache Anfeindung in seinen gesellschaftlichen Verhältnissen, denn ein Festhalten am Alten oder vielmehr eine unbehagliche Stimmung gegen die neuaufstrebende populäre Gewalt gehört seit Jahren zum Modeton, und ein Verstoß gegen diesen ist bekanntlich in der sogenannten guten Gesellschaft ein Verbrechen, das so leicht nicht verziehen wird. Das Anwachsen der skandinavischen Gesellschaft, der man freilich den nichtpolitischen Charakter zu erhalten bestrebt ist,*) beweist indeß, daß der Modeton gleichfalls einem Wechsel entgegengeht, was wir für ein sehr bedeutendes Zeichen im Fortgang der schwedischen Zustände zu halten geneigt sind, da die öffentliche Meinung der Bauern und größtentheils auch des Bürgerstandes ihm als nachhaltige Kraft dient. Es bedarf eines flüchtigen Blickes auf die öffentlichen Organe der Presse, um zu gewahren, daß seit einigen Monaten eine wesentliche Luftveränderung vorgegangen ist, und daß man Dinge, die sonst für unglaublich oder in weite Ferne gerückt galten, jetzt auf einmal für nahe und wahrscheinlich hält. Die starr am Alten hängende Partei, deren extremste Mitglieder sogar nöthigenfalls durch fremde Hülfe sich zu halten meinten, fangen an zu verstummen und vom Schauplatz zu weichen. Die skandinavischen Ideen werden allmählich das Schiboleth der nationalen Selbständigkeit, und die Fortschritte derselben, wenn auch fürs erste scheinbar nur auf literarischem Gebiet, werden bis zum Zusammentritt des schwedischen Reichstags die öffentliche Aufmerksamkeit am meisten in Anspruch nehmen.

*) Wie wenig dieß hilft, zeigt das Beispiel der Kopenhagener Gesellschaft, welche doch unter viel strengerer Controle gehalten wird, und wo neulich Hr. Hjerta, der bekannte Eigenthümer des Aftonblad, auftrat, und in einem langen schwedischen Vortrag, der jedoch von den Anwesenden hinreichend verstanden wurde, die historischen und rechtlichen Verhältnisse der schwedischen Repräsentationsfrage auseinandersetzte.

Digitized by Google

Denkschrift des Mandarinen Schu über den englisch-chinesischen Krieg und die Zustände seines Vaterlandes.

(Fortsetzung.)

Nun ist es wohl nöthig, auch von mir, dem alten Schu, etwas zu sagen. Ich kam nach Hangtscheu, der Hauptstadt des Kreises Tschekiang, und erzählte die ganze Geschichte von dem Verlustr der Inseigruppen Hiamen und Tschusan, und wie tapfer wir uns gewehrt hätten. Dieß gefiel aber dem alten Statthalter nicht; er war ein sehr hitziger Mann und versicherte mir, daß, wenn es je sein Loos wäre mit den Barbaren zu kämpfen, so würde er sie alle zugleich in dir Pfanne hauen, obgleich ee als Civildiener noch nie ein Schweet gezogen hatte.*) Ee nahm mir mein Amt und die Pfauenfeder, worüber ich denn sehr betrübt wurde, ja ich würde Selbstmord begangen haben, wenn ich mich nicht verpflichtet gefühlt hätte, fürs Vateeland zu leben. Während ich so trauerte, hörte ich die unangenehme Nachricht, daß auch Ningpo von den rothen Barbarrn besetzt worden sey und daß die dortigen Beamten sich auch das Leben hatten nehmen wollen; da sie aber den Kopf ins Wasser steckten und dieß höchst unangenehm empfanden, so zogen sie denselben sehr bald wieder heeaus und gingen nach Pikkuan (?), um dort rin Bollwerk wider die Barbaren zu errichten. Es wurde jetzt einr große Vrrsammlung zusammen gerufen, wo meine Meinung dahin ging, daß es vergebliche Mühe sey lange Krieg zu führen, daß dieß bloß viel Kosten verursachen, das Land ruiniren, das Volk verwirren und überall Elend verbeeiten würde. Da meinte der ganze Rath, daß ich eine feige Memme und ein Verräther des Vateelandes sey, denn der Kaiser hätte ja die Ausrottung der Baebaren befohlen zur Aufrechthaltung der guten Ordnung und der Ehre des himmlischen Reiches; vor der Ausrottung des ganzen Geschlechtes der Rebellen dürfe man keinen Frieden schließen. Der alte Schu antwortete: dieß laßt sich leicht sagen, allein die Ausführung werdet ihr sehr schwer finden. Aber um euch neue Beweise meines Patriotismus zu geben, so werde ich den Landsturm aufrufen, Feuerboote bauen und der eifrigste Vertheidiger meines Vaterlandes seyn. Dieß habe ich denn auch gethan, wie das Folgende lehren wird.

Sodald dee Kaiser von der gränzenlosen Frechheit der Barbaren hörte, rief er alle die Minister zusammen, und nachdem er sie um ihre Meinung befragt hatte, bestand jedermann darauf, daß es das Beste sey alle diese rothhaarigen Diebe zu vernichten; denn wenn sie einmal todt wären, könnten sie das Land nicht welter beunruhigen. Wer daher in Zukunft von Frieden sprechen würde, sollte augenblicklich hingerichtet werden. Diese Erklärung verursachte große Stille, und da wurde dann Juking, der auch ein Neffe des Monarchen ist, zum schreckenverbreitenden General eenannt und ihm befohlen, sogleich die Barbaren zu vernichten. Zu diesem Zwecke wurden ihm große Summen zur Verfügung gestellt: man befahl ihm sogirich einr Armer von 60 bis 100,000 Mann zu versammeln und den Krieg in guter Frist zu beginnen. Dieser junge Mann galt für einen sehr tüchtigen Krieger, denn er hatte verschiedene Bücher übee die Kriegswissenschaft gelesen und war auch gelegentlich bei einer Heerschau zugegen gewesen. Nach meiner Meinung hätte man jedoch so großer Vordereitungen nicht bedurft, wenn man drn Rath des Hrntschao befolgt hätte. Dieß war ein sehr erfahrener Krieger, den der Kaiser nach Peking berief, um ihm die Vertheidigung der Hauptstadt anzuvertrauen. Da er nun einsah, daß todte Feinde nie fechten würden, so wollte er ein großes Feuerboot bauen, welchrs 6000 Mann tragen und in einer Minute drei Li laufen könnte; 5000 dieser Helden sollten unters Wasser tauchen und geeadenweges Löcher in die Schiffe der Barbaren bohren, während die übrigen Tausend Matrosen dir Fahrzeuge beschießen sollten und der Krieg in dieser Weise bald ein Ende nehmen würde. Dieß war ohne Zweifel der rechte Plan, und ein Portugiese aus Macao hatte gar auch versprochen, solche Feuerbootr in sehr kurzer Zeit zu bauen; der Kaiser wollte dieß aber nicht zugeben, und daher unterblieb es zum großen Schaden der Monarchie. Es ward überdieß noch eine andere Vorstellung von einem sehr großen Staatsminister gemacht: diese bestand darin, eine dreifach starke Flottr zu schaffen, d. h. sie sollte in Zahl und Stärke den Engländern dreimal überlegen seyn, und dann sogleich von Singapur und der Straße von Sunda Besitz nehmen. Welch ein Anblick wäre es wohl gewesen, Schiffe von 660 Kanonen mit 3000 Mann zu sehen, und wie würden sich die Barbaren gefürchtet haben! Allein auch dieser Vorschlag wuedr nie ausgeführt. Derselbe Rathgeber wünschte auch, daß, wenn der Kaiser diesen Vorschlag nicht genehmigen und lieber wünschrn sollte, dir Engländer zu Landr anzugreifen, so brauchte man ja nur 300,000 Soldaten durch die Wüstr Gobi und Sibirien nach Rußland zu senden, wo sie diese Barbaren in ihrem eigenen Lande anfallen könnten. Wie würden sich diese Diebr verwundert haben, wenn unsere siegreichen Schaaren in ihre Hauptstadt einmarschirt wären, und diese hülflose Nation so ganz und gar den Zorn des großen Kaisers erfahren hätte! Doch aus allen diesen großen Planen wurde nichts, während kaum ein Tausend Baebaren ganz ruhig Ningpo besetzt hielten.

Endlich im Anfang des zweiundzwanzigstrn Jahres Taokuang (1842) hatte der schreckenverbreitende General Juking seine Armee zusammengezogen; er selbst hielt es für zu gemein ins Feld zu ziehen, versammelte dagegen einen sehr großen Harem, wo er sehr vergnügt lebte und oft an einem Tage Eintausend Tael (4000 fl.) verschwendete. Das Geld mangelte natürlich sehr bald, und verschiedene Freicorps mußten wieder entlassen werden. Im März war er endlich entschlossen die Barbaren zu schlagen; er blieb weislich zurück und schickte dir übrigen Haufen ab, um Ningpo zu erobern. Er hatte zugleich Befehl gegeben, daß der Vortrab sich nur der Dolche und kurzen Schwerter bedienen sollte, um den Barbaren die Köpfe abzuschlagen, wie man ja zu Canton ge-

*) Die beschränkte despotische Regierung hat niemals die Umstände gewürdigt, sondern immee bloß die Einzelnen für das Mißlingen der Unternehmungen gezüchtigt.

Digitized by Google

than, wo man alle die Barbarenvorsteher enthauptet hätte. Um dieß nun ganz regelmäßig in Ausführung zu bringen, so hatte man eine zahlreiche Bande Räuber von Schantong in Dienst genommen und auch die Miaotse *) der Armee einverleibt, die in Tigerfelle gekleidet waren und die Barbaren lebendig gefressen haben würden, wenn sich dazu die Gelegenheit dargeboten hatte.

Auch der alte Schu war nicht ganz müßig gewesen, sondern hatte die Landwehr zusammengerufen, sehr viele Feuerboote ausgerüstet und unsern braven Seeleuten die Weisung gegeben, daß sie einzeln, in Leder gekleidet und auf Luftblasen (?) reitend, die Schiffe der Barbaren anfallen sollten, obgleich ich mir bewußt war, daß die Sache nicht gelingen würde. Der große Tag kam herbei, unsere Truppen drangen in Ningpo ein und wurden am andern Thore von den rothen Soldaten zu Hunderten niedergeschossen. Hätten nur die letztern still gestanden, so würde man sie ohne viel Mühe enthauptet haben; jetzt war es aber anders: unsere besten Soldaten flohen und desertirten in ganzen Regimentern. Hätten sie nur ihre Dolche gut gebraucht, so würden diese Diebe alle gefallen seyn. Unsere Feuerboote knallten überdieß alle in die Luft und thaten dem Feinde gar keinen Schaden, worüber wir uns gar sehr verwunderten. Nachher wurde eine andere Schlacht nahe bei Tseki (30° 1′ 24″ n. B. 4° 48′ 50″ östl. L. v. Peking) gefochten, wo unsere starken Soldaten, die man von den Gränzen Turkestans hieher gebracht hatte, die Barbaren, wie verkündet wurde, vollkommen schlugen. Die Armee zog sich aber nachher in die vorigen Quartiere bei Pikuan zurück. Dieß war der große Sieg, den Juking errang, nachher wollte er nicht wieder ins Feld ziehen; sein Ruhm, hieß es, sey groß genug.

Ich selbst war immer mehr auf den Frieden bedacht und machte zu diesem Ende verschiedene Vorstellungen, die jedoch damals keinen Eingang fanden. Bald darauf trieben wir auch die Barbaren aus Ningpo; wir wollten sie jedoch nicht ganz und gar entmuthigen und gestatteten ihnen eine Besatzung am Eingange des Hia-Stromes, nahe bei Tschinhai.

Anstatt sich nun ruhig zu Tschusan zu verhalten, marschirten diese Diebe geradewegs nach Tschapu, welches sie auch einnahmen. Hieher ward der greise Jlipu gesandt, um sie zum Frieden zu ermahnen, und dieser Commission wurde auch der alte Schu beigegeben. Die Barbaren wollten jedoch nicht so gutwillig hinwegziehen, und daher ereiferte sich Jlipu gar sehr. Es war wirklich zu bedauern, daß der Jüt nicht mehr hier war; denn mit dem neuangekommenen Pock (Hrn. Pottinger?) war nichts anzufangen. Die Barbaren gingen selbst nach Schanghai, wo man sehr prächtige Festungswerke aufgeworfen hatte, die beinahe acht Li im Umfange hatten und wo der Gouverneur, General Nien oder Ochs, selbst commandirte. Ochs hatte befohlen durchaus nicht von der Stelle zu weichen und die barbarischen Schiffe gerade in Brand zu stecken. Als jedoch die Kugeln sehr dick fielen, da erstaunte man über das Wagstück der Barbaren, welche ungeachtet unserer großen Kanonen landeten, alle die ehernen Stücke wegnahmen und die eisernen vernichteten. Hiemit nicht zufrieden, gingen die Engländer selbst nach Tschinkiangfu am Jangtsekiang, um sich des großen Canals zu bemächtigen und den Kaiser so zum Frieden zu nöthigen. Da entfiel dem großen Monarchen der Muth, und er schickte seinen Verwandten Kijing, der mit Jlipu zu Hangtscheu in Tschekiang verweilte, um einen Vertrag mit den Barbaren abzuschließen. Die unerbittlichen Leute liefen jedoch schnell nach Nanking, wo man so geschwind als möglich die nöthigen Vorkehrungen traf ihrer loszuwerden, und ihnen sechs Millionen Thaler als Reisekosten zahlte.

(Fortsetzung folgt.)

*) Einheimische, halbbarbarische Stämme des Mittelreiches, welche nach einem chinesischen Werke in Neumanns asiatischen Studien I. 33 ff. beschrieben sind.

Die afrikanische Guano-Insel Itschiboe.

Diese Insel, nach welcher gegenwärtig mehr als 30 Schiffe abgegangen sind, um Guano zu holen, liegt etwa drei (englische) Meilen von der Südwestküste Afrika's. Es ist ein unfruchtbarer Fels ohne alle Erde, ohne eine Spur von Vegetation und hat etwa eine Meile im Umkreis. Der Guano liegt ungefähr 20 Fuß tief, ohne irgend eine Veränderung in der Qualität. Die Vögel auf der Insel sind eine Art Pelikane (penguin), die, wenn überhaupt, jedenfalls nicht weit fliegen kann, denn die Flügel sind eine Art Flossen. Hr. Parr, der Kapitän des Schiffes Anna van Belstol, war vermuthlich der erste Sterbliche, der je die Insel betrat, denn man kann sich ihr nur mit großer Schwierigkeit nähern, da sie keinen Hafen hat und die Brandung sehr stark ist. Er konnte kaum seinen Fuß legend wohin setzen, ohne auf die Vögel zu treten, die übrigens durchaus keine Notiz von ihm nahmen, als daß sie nach seinen Füßen — er war barfuß — pickten. Als man ein Gewehr abfeuerte, flatterten sie blaß und machten ein starkes Geräusch. Frisches Wasser findet sich, wie man glaubt, auf Hunderte von Meilen an der Küste nicht; auch fällt kein Regen. (Edinburgh New Philosophical Journal. März.)

Wanderungen in Nubien.

Kobau. — Der. — Ibrim. — Akabe.

(Schluß).

Von Feinden ist Ibrim oft hart bedrängt worden. So zerstörten die Mameluken auf ihrem bekannten Rückzuge in wenigen Wochen die Früchte eines Jahrhunderts. Aus den Weideplätzen nahmen sie 200 Kühe, 100 Ochsen, auch alle Schafe und Ziegen mit, kerkerten die angesehensten Einwohner ein, für welche sie ein Lösegeld von 200,000 spanischen Thalern erlangten und erhielten und brachten bei ihrem Abzug den Agu um; ihre Leute hatten alle Lebensmittel, deren sie habhaft werden konnten, aufgezehrt und vernichtet. Auf diese Plünderung folgte eine schreckliche Hungersnoth, und es wüthete viele Jahre, bis sich Ibrim wieder erholte.

Die Araber vom Stamm Aleikad, deren vorhin schon gedacht wurde, bringen zuweilen Kamele und Straußenfedern nach Ibrim, wo sie Aegyptier treffen, die ihnen diese Artikel abnehmen. Von den Mizrim, wie sie die Aegyptier nennen, kaufen sie solche Waaren, die für ihren Markt erforderlich sind. Auch am Sinai hausst ein Beduinenstamm,

Digitized by Google

Aleikad genannt, die mit ihren Schafheerden weit und breit umherziehen. Sie verſichern insgeſammt, die Aleikad in Nubien ſeyen ihre Brüder und urſprünglich eine Colonie von ihnen. Vor einigen Jahren faßte ein armer Mann der Sinoi-Aleikad den Entſchluß, die Brüder in Nubien zu beſuchen und einige Geſchenke einzuſammeln; er ward zu Wadi Sebua herzlich, wie ein Bruder, empfangen, und kehrte mit einigen Kameelen zurück, die er ſich von den milden Gaben gekauft, welche er von jeder Familie zu Wadi Sebua erhalten hatte.

Gazellen von der gewöhnlichen grauen Art trifft man allenthalben in Nubien in großer Menge, und Haſen ſind ebenfalls nicht ungewöhnlich; auf beide macht man Jagd mit Windhunden. Kleine Rebhühner mit rothen Beinen gewähreten mir bisweilen ein ſehr willkommenes Abendbrod; wilde Gänſe, Störche und Krähen trifft man in großer Menge. Sperlinge und Kibitze thun den Feldern großen Schaden. Ein weißer Waſſervogel von der Größe einer Gans hält ſich in großen Heerden auf den Sandinſeln im Nil auf. Den Vogel Zakzak, den man häufig in Oberägypten ſieht und von dem man erzählt, daß er dem Krokodil in den Rachen krieche und die verdaute Speiſe freſſe, beſitzt Nubien nicht; auch habe ich keinen Vogel von der Geſtalt des Ibis geſehen.

Von Ibrim reiſten wir über die Höhen im obern Nilthal, die viele herrliche Fernſichten darbieten. Allenthalben, wo ich abſtieg, verſammelten ſich des Abends eine Menge Leute, um ſich mit mir zu unterhalten. Niemand wagte meiner Reiſe das geringſte Hinderniß in den Weg zu legen. In der That haben die Reiſenden in Nubien wenig von der übeln Geſinnung der Landleute zu beſorgen; die Hab- und Raubſucht der Statthalter iſt es, welche ſie zu fürchten haben.

Bis gen Schubo zieht ſich ein herrlicher Dattelbaumwald, woſelbſt wir einige Stunden raſteten. Es war ein wunderſchöner, friſcher Frühlingsmorgen, helläugige Gazellen hüpften durch das Dickicht und munterte Vögel zwitſcherten in den Baumzweigen. Viele Gräber ſieht man in dieſer Gegend; an die Seite jedes Grabes ſetzen die Nubier ein irdenes Gefäß, welches ſie in dem Augenblick mit Waſſer füllen, wo der Verſtorbene beerdigt wird; das Grab ſelbſt wird mit kleinen bunten Kieſelſteinen bedeckt und an jedem Ende werden zwei große Palmblätter in die Erde geſteckt; auf dieſe Art wird in Nubien das Sinnbild des Sieges das Zeichen des Todes.

Nach einigen Stunden gelangten wir an die Ruinen einer griechiſchen Kirche, die man in den neuern Zeiten als Moſchee gebraucht hatte auf den weißen Gyps ſind viele Namen von Reiſenden geſchrieben; die Schrift iſt aus den letzten Zeiten des morgenländiſchen Kaiſerreichs. Der Nil macht hier viele Krümmungen, und dieſer Theil deſſelben wird für ein Lieblingsaufenthalt der Krokodile angeſehen; ich ſelbſt ſah ein halbes Dutzend derſelben dicht beiſammen auf einer Sandbank liegen. Die Bewohner von Oberägypten und Nubien eſſen das Fleiſch dieſes Thieres.

Bei dem Dorfe Serna machten wir Halt, um unſere Kameele an den Tamarisken- und Akazienbäumen zu füttern. Unſer Weg ging über eine fruchtbare Ebene, angefüllt mit Dattelbäumen und ländlichen Wohnungen, nach Sole. Der Nil war ſeit einigen Jahren ſo niedrig geweſen, daß die Ebene nicht überſchwemmt worden war. Als mich ein alter Mann, ein Verwandter eines nubiſchen Statthalters, vor ſeinem Hauſe vorbei reiten ſah, bat er mich mit freundlichen Worten, Halt zu machen und bewirthete mich ſehr gaſtfreundlich. In ſeiner Jugend war er Statthalter von Sukkot geweſen, wo er ſehr tyranniſch verfahren war; jetzt ſchien ihn ſein voriges Leben zu gereuen und er war nunmehr der Wohlthäter von Sole geworden. Eine Handvoll gebrannten Kaffee, die ich ihm gab, war ihm ein höchſt angenehmes Geſchenk, und er drang in mich, einen Tag bei ihm zu bleiben, was jedoch nicht geſchehen konnte.

In der Nähe iſt der alte Felſentempel von Akahe; es führt kein anderer Weg zu ihm hinauf als ein ſchmaler, ſehr gefährlicher Fußſteig, auch bemerkt man keine Spur eines alten Weges. Ich trat durch einen hohen ſchmalen Thorweg in den Tempel, der ganz aus dem Felſen gehauen und ſo vollkommen erhalten iſt, als ob er eben erſt vollendet wäre. Er beſteht aus einer Cella, die zehn Schritte lang, ſieben breit und ungefähr zwölf Fuß hoch iſt, in derſelben ſind vier Säulen mit ägyptiſchen Capitälen; auf jeder Seite der Cella iſt ein Gemach, welches ſein Licht nur durch den Eingang erhält. Niedrige ſteinerne Bänke laufen an den Wänden der Cella hin; auf drei niedrigen Stufen ſteigt man in das Adytum, woſelbſt eine tiefe Gruft iſt; die Wände ſind mit myſtiſchen Sculpturen bedeckt; dieſen uralten heidniſchen Tempel hatten die ſpätern Griechen in eine Kirche verwandelt und die Wände weiß angeſtrichen, um ihre Gemälde darauf anzubringen; ein heiliger Georg, der den Drachen tödtet, fällt beſonders in die Augen. Viele griechiſche Reiſende haben ihre Namen an die Wände geſchrieben. Das ganze Gebäude iſt von alterthümlicher Arbeit und die Hieroglyphen haben viel Aehnliches mit jenen von Der. Auf der andern Seite des Stromes ſteht der berühmte große Tempel von Edſombal mit ſeinen koloſſalen Figuren.

Wir ich von den Felſen herabſtieg, zog die Sklavenkarawane von Mahas vorüber, langſam hinziehend an den Ufern des Nils, welchen Weg ſie ſeit langer Zeit nicht eingeſchlagen hatte. Der gewöhnliche Weg dieſer Karawane, welche Aegypten zweimal jährlich beſucht, geht durch die Wüſte von Mahas nach der großen Oaſe, welche Reiſe dreiundzwanzig Tage dauert und von da nach Siut und Kairo. Auf die erfreuliche Nachricht, daß in Nubien und Oberägypten vollkommene Ruhe herrſche, hatte man es dießmal gewagt, an den Nilufern hinzureiſen.

Oeſtlich von Wadi Halfa ruhigt die Bergkette in leichten, wellenförmigen Geſtaltungen. Hier zu Wadi Halfa wird einiger Handel getrieben. Von Aſſuan legen hier oft Schiffe an, um Datteln und andere Landesproducte einzunehmen. Im Sommer wird die Fahrt von Der nach Wadi Halfa an mehrern Stellen wegen der Sandbänke ſehr beſchwerlich und gefährlich. Der Strom bildet hier einige Inſeln, auf deren einer Reſte einer alten Stadt mit einer hohen Ziegelmauer ſtehen. Das Toſen des nahen Katarakts wird in der Nacht eine halbe Stunde weit gehört. Die Gegend iſt wildromantiſch und gewährt faſt allen Reiſenden hohen Genuß. Wenn die Ueberſchwemmung aufhört, bleiben zwiſchen den Felſen viele kleine Seen zurück, deren mit großen Tamarisken bewachſene Ufer zwiſchen den dunkelgrauen Felſen eine pittoreske Ausſicht gewähren; die in dieſer Weiſe entſtehenden Seen und Teiche nehmen eine Strecke von ungefähr zwei Meilen in der Breite ein. Ich ſchoß hier eine wilde Gans, die unſerer Geſellſchaft ein treffliches Abendbrod verſchaffte. Vermehrt ward unſere Schaar durch ein armes junges Mädchen von Dabru, das uns nachlief als es uns vorbeireiten ſah und uns bat, es bis nach Wadi Marfid jenſeits des Katarakts in unſern Schutz zu nehmen.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 158.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

6 Junius 1844.

Denkschrift des Mandarinen Schu über den englisch-chinesischen Krieg und die Zustände seines Vaterlandes.

(Fortsetzung.)

Der alte Schu hat wohl mehe vom Kriege gesprochen, als er hätte thun sollen: es geschah dieß, seine frühere Ansicht und die seiner gewöhnlichen Landsleute getreulich ans Licht zu stellen. Zu Nanking machte ich mit einigen Barbaren Bekanntschaft, die mir einen Aufschluß über den Zustand der übrigen Theile der Welt gaben, wodurch meine Meinungen und Ansichten bedeutend verändert wurden. Er hörte auch dort von einem Reiche, das noch nie Tribut nach dem Mittelreiche gesandt hatte; obgleich die Schiffe dieser Nation unter der Benennung der zweiköpfigen und einköpfigen Adler (Oesterreich und Preußen) in Kanton bekannt sind und dort Handel treiben. Dieser Staat heißt, wie man mir sagte, Oscherman, und ein Barbar dieses Landes (Gützlaff) ersuchte mich dringend, meine Ansichten über die letzten Begebenheiten niederzuschreiben, was ich dann auch ihm zu Gefallen gethan habe. Dieser Mann stellte viele Fragen an mich; die Antworten hat er sehr sorgfältig aufgezeichnet. In diesem Aufsatze habe ich ihm aber das Ergebniß meiner Untersuchungen gegeben, und er mag damit machen was er will. Wenn nun der Leser hier große Abweichungen von meinen frühern Ansichten der Dinge vorfindet, so möge er sich immer erinnern, daß ich ein anderer Mensch geworden bin und die Fragen: „was ist China und was wird aus uns endlich werden?“ sehr genau untersucht habe.

Es war des alten Schu Loos alle seine Feinde zu beschämen; denn der Friede wurde geschlossen, wie ich es vorhergesagt hatte, und man nannte mich nicht länger einen Verräther des Vaterlandes. Wie nun dieser große Vertrag zu Stande gebracht wurde, das will ich jetzt erzählen.

Obgleich die Weisheit des himmlischen Reiches sehr erhaben ist, so hatte man doch gar keine rechten Begriffe von dem Zustande der auswärtigen und fremden Länder. Fest glaubend, daß die Engländer nur eine elende Classe von Kaufleuten wären, denen man Gesetze vorschreiben könnte, welchen sie gehorchen müßten, verachtete man ihre früheren Anerbietungen und ihr nachgiebiges Wesen. Es gefiel den Großen des Landes, den Kaiser wider sie aufs höchste aufzuhetzen; ja die Mutter des Monarchen feuerte ihren Sohn an, sie wie die Seeräuber in frühern Zeiten alle zu vernichten. Wir dachten da nicht an Kanonen oder Schießgewehre, und waren fest überzeugt, daß unsere Mauern stark genug seyen, um unbesiegbaren Widerstand zu leisten. Daher widerhallte auch das ganze Land von Krieg, und jedermann hielt sich befugt den Kampf zu beginnen. Dabei vergaß man durchaus an die Ausgaben zu denken. Der Aufruf der Landwehr, das Marschiren der Truppen, das Aufbauen der Festungen, das Gießen der Kanonen und der Ankauf anderer Kriegsbedürfnisse kostete aber gar viel. Hätte das Land jedoch nur die eigentlichen Ausgaben zu bezahlen gehabt, so wäre es wohl noch erträglich gewesen, allein unsere Mandarinen waren zu habsüchtig und vergeudeten einen großen Theil des Geldes. In Canton ließ man die Fremden alles bezahlen, allein in den andern Städten mußten die Provinzen die Last tragen; am Ende stieg die Summe, welche im Kriege verschwendet war, auf mehr als 30 Millionen Taels (120 Millionen unseres Geldes). Und wofür wurden diese Summen ausgegeben? Man ward Landwehr an, denen man ein großes Handgeld gab: sobald jedoch die Gefahr sich nahte, liefen alle diese Elenden hinweg, so daß man von ihren Diensten nicht den geringsten Vortheil zog. Die Regimenter, welche man aus der Ferne hatte kommen lassen, lösten sich nach dem Verlust einer Schlacht von selbst auf, und alles was man auf sie verwendet hatte, war verloren. Die Festungswerke waren sehr kostspielig; sobald die Barbaren davon Besitz genommen hatten, sprengten sie dieselben in die Luft. Mit unsern Kanonen ging es nicht viel besser. Sie wurden entweder vernichtet oder weggenommen; das Pulver ward in die See geworfen oder zur Vernichtung unserer mühseligen Arbeiten gebraucht. Auch unsere Arsenale trafen kein besseres Loos, denn sie wurden entweder niedergebrannt

Digitized by Google

oder man nahm die Waffen heraus und zerbrach sie. Unsere Seemacht ging ganz und gar zu Grunde; alle die Dschunken welche genommen wurden, wurden entweder durch Feuer zerstört oder als Brennholz von den Feinden gebraucht.

Nachdem in dieser Weise alle die Provincialschatzkammern geleeret und Hunderttausende von Soldaten ins Feld gezogen waren, hatte man noch keinen einzigen Vortheil errungen. Das Aergste war jedoch, daß das Volk, welches den übeln Fortgang der Dinge mit ansah, die Mandarinen zu verachten anfing und dem Feinde großen Vorschub that. In keinem Orte fanden die Beamten des Himmelssohnes die geringste Unterstützung; der Auflauf der Bauern bei Canton, eine Ausnahme des allgemeinen Betragens unserer Unterthanen, hätte uns wohl in ein noch größeres Verderben gestürzt, wenn er nicht sogleich gestillt worden wäre. Der Pöbel behielt nämlich mehr und mehr die Ueberhand, plünderte öffentlich, so daß wir in kurzer Zeit eine gänzliche Anarchie fürchten mußten. Dieß war um so wahrscheinlicher, da mit dem Vorrücken der feindlichen Truppen das Uebel immer mehr zunahm. An beiden Ufern des Jangtse waren Schaaren von Räubern in Bereitschaft, um die begüterten Einwohner anzufallen; zu Tschinkiangfu war die Plünderung greßlich, und Myriaden standen bereit, um über Nanking herzufallen. Allein dieß war bei weitem noch nicht alles, was wir durch den Krieg auf uns gebracht hatten. Der Handel, welcher Millionen unserer Unterthanen ernährt, lag ganz darnieder, und die hungrigen Matrosen gingen nun zu Tausenden auf Seeräuberei aus, so daß das Meer nicht länger sicher war. Aller Gewerbfleiß lag darnieder, und da die Seeprovinzen die blühendsten sind, erstreckte sich das Elend bis zu dem äußersten Westen, denn von dort erhält das Binnenland die bedeutende Zufuhr. Was sollte endlich aus unserer Regierung werden? Wir Localbeamten fühlten bereits, daß der Schrecken, welcher uns in den Stand gesetzt hatte über Millionen mit Leichtigkeit zu herrschen, verloren war. Man bekümmerte sich nicht mehr um unsere Befehle. Die kaiserlichen Behörden in der Hauptstadt verstanden sich noch weniger auf die Beseitigung der Schwierigkeiten: sie richteten durch ihr tolles Leben und ihre lügenhaften Berichte vollends alles zu Grunde. Ihre Gewalt so wie die des Kaisers überhaupt stützte sich auf die Mandschueenbesatzungen, welche in den vornehmsten Städten der verschiedenen Provinzen zerstreut herumliegen. Nun wurde aber die Garnison zu Tschapu aufs Haupt geschlagen, die zu Tschinkiangfu vollkommen vernichtet, und die zu Nanking nur durch den Frieden gerettet. Dauerte der Krieg fort, was wäre aus dem kaiserlichen Ansehen geworden? Man bedenke nur: der große Canal, durch welchen der Fürst den reichsten Vorrath an Lebensbedürfnissen und die nöthigen Geldmittel erhält, war in der Hand der Barbaren; ohne die Beiträge von den Provinzen konnte sich aber der Herr mit seinen Anhängern und Knechten in der Hauptstadt nicht halten. Die aufrührerischen Chinesen hätten wohl unter solchen Umständen nicht länger in Zaum gehalten werden können, wenn Nanking gefallen wäre; die Herrschaft über Nanking bedingt die Oberherrlichkeit über alle südlichen Lande. War unter solchen Umständen jedee Feiede nicht willkommen, was auch immer seine Bedingungen seyn mochten? Ich, der alte Schu, speach hierüber sehr ernstlich, wurde daher ein Mitglied der Friedenscommission und hatte großen Einfluß bei der Abschließung des Vertrags.

Wir gaben gleich anfangs bei diesen Unterhandlungen unser Geduetsrecht auf. Bisher betrachteten wir alle andern Länder als Vasallen, nun aber erkannten wir England als unsers Gleichen; dieß war eine schreckliche Erniedrigung unsrer Nationalwürde. Ich gestehe es, als der Vertrag unterzeichnet war und der Lärm der Kanonen den Friedensschluß verkündigte, da ging es mir durchs Herz wie ein Scheermesser. Wir waeen nicht länger das gebietende Volk der Welt. *)

Da wir vollkommene Freiheit des Verkehrs zugestanden, so waeen wir auch genöthigt, für immee der gänzlichen Ausschließung der Fremden ein Lebewohl zu sagen. So lange wir unserm eigenen Willen gemäß leben konnten, war es noch erträglich; jetzt müssen wir uns abee dem fremden Einflusse fügen. Ach, wie sehr ist die Macht und das Ansehen des großen Kaisers erschüttert! Erst bricht er alle Friedensunterhandlungen ab und erklärt, nie Frieden machen zu wollen und hebt die Uebereinkunft auf, die sein Minister Kischen geschlossen hatte; nachher kündigt er einen ewigen Krieg an, und sechs Monate später, nachdem er feierlich bekannt gemacht hatte, daß England und China nicht zusammen bestehen könnten, sagt er: schließt unter jeder Bedingung einen Vertrag ab. Die Nation fühlt die Unbeständigkeit des Monarchen und fragt ihn laut und unaufhörlich, weßhalb er denn unter solchen Umständen jemals das Schwert ergriffen habe?

Diesen Uebeln ist jedoch nicht mehr abzuhelfen. Da ich bei allen den Unterhandlungen zugegen war und beständig mit dem Schatzmeister Huang, **) welcher wirklicher Unterhändler war, Umgang hatte, so verwunderte ich mich, welch gutes Vernehmen, welch Treue und Glauben von beiden Seiten, ja selbst Liebe und Zutrauen zwischen Leuten bestehen konnte, die noch kurz vorher die ärgsten Feinde gewesen waren. Hier herrschte in jeder Hinsicht solch ein ernstes Streben, um für immer dem Elende des Krieges ein Ende zu machen, daß ich ganz andere Begriffe von den Barbaren erhielt. Dieselben

*) In einer Bekanntmachung der chinesischen Regieeung vom 6 Dec. 1842 kommt folgende Stelle vor: „dem Himmelshof sind alle Barbaren, auch außerhalb des Mittelreiches, unteethan." Sir Henry ließ dieß nicht ungerügt hingehen und schrieb Jlipu: daß die Königin von England nur Gott als theen Herrn erkenne, daß ihee Macht und Größe hinter keiner andern auf der Erde zurückstehe. Diese Königin sey aber ebenso sehr daeauf bedacht, sich durch Wahrhaftigkeit und unabändeeliches Festhalten an ihrem gegebenen Worte auszuzeichnen. Jlipu möge diese Rüge dem kaiserlichen Ministerium mittheilen.

**) Es ist dieß derselbe Huang, welcher mit Kijing in Hongkong war und durch seine Schönheit wie durch sein freundliches, nettes Benehmen allgemeine Aufmeekfamkeit erregte, namentlich aber bei dem weiblichen Geschlechte. Huang, hieß es durchgängig in der fashionablen Gesellschaft zu Victoria, sey ein vollkommener Gentleman.

Digitized by Google

Menſchen, welche wir früher als nichtswürdige Schurken verſchrien, hielten ihr Wort viel beſſer als die höchſten Beamten des Mittelreiches. Sie waren auch in ihren Sitten ſehr höflich und in ihrer Sprache ſehr beſcheiden; ihre Soldaten glichen nicht dem gemeinen Geſindel unſeres Landes, ſondern waren ziemlich gut gekleidet, und was das Wunderlichſte war, ſie hatten alle Gewehre! Die Officiere ſtrotzten von Gold an ihrer Uniform, allein ſie hatten keine farbigen Unterſcheidungszeichen von Knöpfen auf ihrer Kopfbedeckung, und die Verdienſtvollſten trugen auch keine Pfauenfedern, was freilich zeigt, daß ſie doch noch etwas von uns zu lernen haben. Unter der großen Menge waren auch nur drei, die leſen und ſchreiben konnten. Einer derſelben verſicherte mir, daß ſie ſo gut wie wir Bücher in ihrer Sprache hätten; ich ſah dieſelben wirklich und glaubte dann dieſem Worte. Derſelbe Fremdling verſicherte mir, daß, wenn wir nicht mit der übrigen Welt in Aufklärung fortſchritten, wir immer ein unmächtiges Reich bleiben würden, und zum Beweiſe dieſes Satzes gab er mir verſchiedene Bücher, die über den Zuſtand der fremden Länder, über ihren Handel und ihre Wiſſenſchaften das Nöthige enthielten. Da dieſe in unſern vortrefflichen Charakteren geſchrieben waren, ſo habe ich ſie fleißig durchgeleſen und bin, wie das Folgende zeigt, ſo ziemlich ſeiner Meinung.

Es ſcheint mir nun, daß wir bei der großen Maſſe von Büchern in der eigentlichen Literatur kaum einen Anfang gemacht haben. Alle unſere Bücher, die von den ſchönen Wiſſenſchaften handeln, ſind ſo dürftig, daß ich mich jetzt ihrer zu ſchämen anfange. Wir haben nicht einmal ein wahrhaft claſſiſches Werk, denn unſere Claſſiker ſind bloße Sammlungen trefflicher Maximen. Unſere Geſchichte iſt in ſolchem trockenem Style geſchrieben, daß nur ein Gelehrter ſich die Mühe nimmt, dieſe unzahlbaren Werke zu leſen; hat er dieß mit der größten Aufmerkſamkeit gethan, ſo hat er noch gar nicht viel gelernt.*) Welch ein großes Volk ſind wir nicht! Tauſende von Jahren haben wir beſtanden, und welch ein herrliches Werk könnte über unſere Staatsangelegenheiten geſchrieben werden! Von der Geographie wiſſen wir gar wenig, von den Ländern Europa's kennen wir fünf oder ſechs bei Namen; mit dem weſtlichen Aſien ſind wir ganz unbekannt; von Afrika haben wir nur gelernt, daß es das Land der Schwarzen ſey, und neuerlich erzählte man uns erſt, daß noch ein anderer Erdtheil vorhanden ſey, der Amerika genannt werde. Wir würden dieß nicht geglaubt haben, wenn nicht jährlich die Schiffe der blumigen Flagge — die Nordamerikaner — unſere Häfen beſucht und auch eine große Menge von Thatern von dieſem neuen Lande gebracht hätten. Dieß ſcheint das Gold- und Silberland zu ſeyn, wovon ich ſo oft in unſerer Geſchichte geleſen habe und wohin wir auch Coloniſten ſandten, von welchen jedoch keiner zurückkam; dieß iſt nun etwa zweitauſend Jahre her. Von den übrigen Wiſſenſchaften verſtehen wir noch weniger, obgleich ſehr viele Bücher über jedes Fach geſchrieben ſind. Man denke nur an die Bibliothek zu Ningpo, welche unergründlichen Schätze ſie enthält! Der alte Schu hat ſie oft durchforſcht, allein wie wenig Werke finden ſich dort von wahrhaft wiſſenſchaftlichem Werthe!

(Fortſetzung folgt.)

*) Dieſes Urtheil iſt zu ſtrenge; die chineſiſchen Jahrbücher ſtehen wenigſtens auf der Stufe der gewöhnlichen Chroniken des Mittelalters.

Wanderungen in Nubien.

Reiſe längs dem Nil.

Hier zu Lande ſind der Weizen und die Gerſte um die Mitte des März reif; zu Ende April, wenn die Gerſte eingeerntet iſt, wird das Feld bisweilen zum drittenmal mit Durra beſäet und vermittelſt Waſſermühlen bewäſſert. Dieß heißt die Sommerernte, welche im Monat Julius zur Reife kommt. Außer der Palme wachſen an den Stromufern eine Menge dorniger Bäume von der Art der Mimoſa. Den niedrigen Strauch der Sennespflanze trifft man allenthalben von Gene bis nach Mahas; er wächst wild, jedoch bloß an ſolchen Stellen, welche überſchwemmt worden ſind; mit den mediciniſchen Kräften dieſer Pflanze iſt das Landvolk genau bekannt. Zwiſchen den Sandhügeln auf dem weſtlichen Ufer wächſt die Tamariske.

Wir erreichten das große Dorf Endana; als wir an demſelben hinritten, luden uns die Bewohner eines Hauſes, das einem Verwandten der nubiſchen Fürſten gehörte, zu einem Leichenfeſte ein. Sein Beſitzer war vor einigen Tagen zu Der geſtorben, und als die Sippen die Nachricht von ſeinem Tode erhielten, hatten ſie eine Kuh geſchlachtet, mit deren Fleiſch ſie die ganze Nachbarſchaft bewirtheten. Zwei Stunden von dem Dorfe trafen wir Frauen mit Schüſſeln auf den Köpfen, welche auch ihren Antheil von dem Gaſtmahl bekommen hatten. Kühe werden nur von angeſehenen Leuten bei dem Tode eines nahen Verwandten geſchlachtet; die gemeinen Leute begnügen ſich mit einem Schaf oder einer Ziege, deren Fleiſch man ebenfalls austheilt; die ärmſten Claſſen vertheilen um Gnade des Verſtorbenen bloß etwas Brod.

Am Südende von Wadi Endana, dem Dorfe Zaras gegenüber, ſteht eine alte zerſtörte Moſchee. Hier fütterten wir unſere Kameir, die uns ſo roſch und ſicher durch das obere Nilthal trugen, an den Tamariſken und Akazien, die am Wege ſtanden. Mein Führer brachte mich ſtets nach dem Hauſe der vornehmſten Perſon im Dorfe, ſonſt hätten wir uns oft hungrig niederlegen müſſen. Wo wir abſtiegen, ward eine Matte für uns vor der Thüre des Hauſes ausgebreitet. Durra, Brod und Milch war unſer gewöhnliches Abendbrod; bisweilen bekamen wir dazu noch Datteln. Der Hausherr ißt nie mit ſeinen Gäſten, außer wenn man ernſtlich in ihn dringt.

Von Wadi Halfa bis nach Sukkot iſt eine ſteinige Wildniß mit mehrern Katarakten im Fluſſe, jenen zu Aſſuan ähnlich. Dieſe Felſenſtrecke heißt Dar el Hadſchar oder Beten el Hadſchar (Felſenbezirk oder Felſenſchooß). Nach einer Reiſe von einer Stunde erheben ſich die zerſtreuten Hügel und Erhöhungen zu einer niedrigen Bergkette und der Weg zwiſchen ihnen iſt eine völlige Sandebene. In anderthalb Stunden kamen wir nach Wadi Amka, deſſen vornehmſte Bewohner vorgeben, ſie ſeyen Scherifs von Mekka und zur Zeit des Einfalls der andern arabiſchen Stämme hieher gekommen. Sie haben ein Oberhaupt mit dem Titel Melek oder König — ein Titel, den man von hier an nach

Digitized by Google

Süden zu allen Arten von Häuptlingen gibt. Amka gegenüber befindet sich eine Felseninsel mit den Trümmern eines großen Wartthurmes. Von hier fahren die Araber jeden Morgen auf einem Palmbaumstamm über den Fluß, wobei sie sich ihrer Hände als Ruder bedienen, um ihre Felder am Ufer zu bauen und des Abends kehren sie auf dieselbe Art wieder zurück. Je weiter wir kamen, desto voller war der Fluß strotzend von Felsen und Inseln und die Gegend hatte ein sehr wildes Ansehen. Keine Stelle hat so viel Aehnlichkeit mit Beten el Hadschr und seinen Wadis, als der Weg längs dem Nil von Assuan bis zum ersten Katarakt; dasselbe felsige Ufer, hie und da mit einem schmalen Streif Ackerland, geht von Wadi Halfa bis nach Sukkut. Hier im Felsenbezirk begegneten wir dem Melek der Beduinen; er machte, von sieben Männern begleitet, einen Ausflug nach Sukkut. Wir begrüßten Se. Majestät und wurden sehr wohlwollend empfangen.

Bei Wadi Merfid sind wiederum zahlreiche Inseln im Strome; Palmbäume und Beduinenhütten verleihen ihnen ein sehr malerisches Ansehen. In einer Hütte, die über dem Grabe eines Heiligen erbaut ist, trafen wir einen alten Araber, der seinen Lebensunterhalt der Mildthätigkeit der Reisenden verdankt. Wie fanden ihn auf seiner Matte ausgestreckt liegen, neben ihm ein Topf Wasser und ein irdenes Gefäß, in das ich einige Handvoll Datteln that.

Von hier macht der Strom nach Süden zu mehrere Krümmungen; die Berge auf der Ostseite nehmen an Höhe zu. Mein alter Führer, der sich vor den Räubern unter den Scheigia-Arabern, die beständig in dieser Gegend herumschwärmen und den Reisenden auflauern, fürchtete, drang in mich, so eilig als möglich zu reisen. Unterwegs trafen wir kleine Gesellschaften von Sudan-Pilgern. Diese entschlossenen Wanderer eilen aus allen Theilen von Sudan nach Darfur, von wo sie sich entweder durch Kordofan nach Sennaar begeben oder ihren Weg nach Dongola nehmen. Sie pilgern nach Mekka und Medina zu den heiligen Stätten des Propheten. Vom Nil schlagen einige ihren Weg nach Suakim ein und fahren von da über das rothe Meer nach Dschidda. Andere folgen dem Nil durch Dongola und Mahas und machen mit den ägyptischen Pilgern ihre Wallfahrt. Vorher aber bleiben sie eine Zeitlang in der Moschee el Azhar zu Kairo und beschäftigen sich mit dem Lesen des Koran und einiger Gebetbücher. Die meisten dieser Pilger sind in Darfur zu Hause; viele andere kamen von Tekrur in Sudan. Sie wurden wegen ihres wackern Benehmens allgemein gelobt und alle Nubier geben ihnen das vortheilhafteste Zeugniß.

Nach vier guten Meilen erreichten wir eine Hütte der Araber vom Stamm Keerari, die den Ertrag einiger Baumwollenfelder und Bohnenpflanzungen bewachten. Sie gaben uns zum Abendbrod etwas Milch, und versicherten uns, sie hätten kein Brod, hätten seit zwei Monaten keines gegessen. Ich theilte ein Maaß Dura unter der Bedingung aus, daß sie es nicht gegen etwas anderes vertauschen, sondern für sich und ihre Frauen Brod davon backen sollten; die letztern genießen sehr selten diesen Leckerbissen, der fast ausschließlich für ihre Männer und Brüder aufgehoben wird. Die Frauen machten sich darauf insgesammt an die Arbeit, die Durra zwischen zwei Granitsteinen zu mahlen. Man hat nunmehr Brod im Ueberfluß und die Mädchen blieben die ganze Nacht auf, aßen und sangen, und da sie von uns nur durch eine Scheidewand von Tamariskenzweigen getrennt waren, fielen sie oft mit ins Gespräch ein. Sonst machen Bohnenblätter und das Korn des Kerkedenstrauches, das schwarz ist und an Größe dem Koriandersamen gleicht, die Nahrung dieser Leute aus. In dem erwähnten Felsenbezirk wächst der Kerkedan wild; in den nördlichen Gegenden Nubiens wird er gesäet. Aus den Körnern macht man einen Kaffee, der nicht unangenehm schmeckt; die Araber aber backen weit häufiger Brod davon. Der Hülsenfrüchte tragende Strauch Simka ist hier auch sehr gewöhnlich und liefert ein vortreffliches Futter für die Kameir; er hat eine Schote, welche jener der Erbsen gleicht und mehrere runde Körner enthält, die, wenn sie grün, eßbar sind; diese sammeln die Araber und trocknen sie; durch starkes Kochen erhalten sie davon ein Oel, das für statt der Butter brauchen.

Ein Scherif von Beten el Hadschar, ein Mann von herrlichem Wuchs und schönen geistreichen Gesichtszügen, declamirte mir zu meinem nicht geringen Vergnügen ein satyrisches Gedicht von einem neuern arabischen Poeten. Deutsch bearbeitet möchte es also lauten:

In den Achselgruben trägt der Kadi
Einen Ring vom Huf des wilden Esels,
Gegen Schnupfen, gegen bösen Husten
Ein probates Amulet.

Die Pflanze Waabe mit dem gelben Strauch
Färbt schwarz das Maul des duldenden Kameles;
Des Goldes Glanz, des Silbers Klang
Föbt ebenfalls den Mund des guten Kadi.

Recht hat bei ihm der Reiche immer,
Der Dürftige ist halt ein armer Teufel;
Ihn ärgert sehr sein unbequem Gewimmer,
Denn Unrecht hat er ohne Zweifel.

Er spricht zu ihm: O Freund mit deinen Sachen
Ist vor dem Richterstuhle nichts zu machen!
Said Sukkat wird und soll und muß gewinnen!
Vertrau auf Gott und zieh getrost von hinnen!

Ja Kadi Zayini ist ein großer Richter,
Vor seinem Korne brennen stets vier Lichter;
Einst wird ihm lohnen Gott und der Prophet,
Zum Teufel schicken ihn mit seinem Amulet!

(Schluß folgt.)

Slawische Literaturnachrichten.

Unter dem Namen „Slawianska Antologia“ soll ein Auszug aus den handschriftlichen ragusanischen Dichtern mit einer Zugabe von Volksliedern in drei Bänden zu Ragusa erscheinen. (Tygodnik literacki Nr. 5.)

Zu den rühmlichen literarischen Unternehmungen, die zu Warschau im Gange sind, gehört ohne Zweifel eine Ausgabe der alten polnischen Chroniken, worüber von der Buchhandlung Glücksberg ein Prospect erschienen ist. Diese Sammlung soll mit der ziemlich seltenen Chronik Matlei Strykowski's beginnen. Das Tygodnik literacki Nr. 9, welches diese Nachricht mittheilt, meint, wenn die Ausgabe nur irgend wohlfeil gehalten werde, so könne sie auf zahlreichen Absatz rechnen.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 159.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

7 Junius 1844.

Ein Vorfall in Jerusalem.

Unsere Leser erinnern sich wohl, daß im vorigen Jahre in den Zeitungen viel von einem Vorfall die Rede war, wegen dessen der französische Consul in Jerusalem und später auch die französische Regierung von der türkischen Genugthuung verlangte. Da die gewöhnlichen Zeitungen den Fall nicht mit den einzelnen Umständen aufgeführet haben, diese aber für die Zustände in muselmännischen Städten sehr bezeichnend sind, so entlehnen wir die Erzählung aus den Papieren eines Russen, der sich gerade damals in Jerusalem aufhielt. *)

Den Tag nach meiner Rückkehr vom Jordan nach Jerusalem, und gleich nach dem Mittagsmahle im Kloster, wo ich Aufnahme gefunden hatte, legte ich mich zum Schlafen nieder, wurde aber augenblicklich wieder aufgeschreckt durch den Lärm einer großen Menschenmasse und das Aufstoßen eisenbeschlagener Stöcke auf dem Pflaster. Ich sprang ans Fenster und sah den kürzlich angekommenen französischen Generalconsul in voller Uniform und bei ihm seine beiden Consulatsbeamten gleichfalls in Uniform. Vor ihm zogen vier Kawasse nach der Sitte des Orients mit Pistolen und großen Stöcken mit silbernen Knöpfen ausgerüstet, mit welchen sie wiederholt auf das Pflaster stießen. Solche Stöcke sind in Syrien und Aegypten ein Zubehör der Consulatskawasse, welche das ausschließliche Recht haben, sie zu tragen. Hinter dem Consul zog eine Abtheilung türkischer Truppen unter dem Gewehr, 50 Mann stark, und diesen folgte ein Haufe Volks. Alles dieses rückte schweigend stillen Schrittes vorwärts, und man vernahm nichts als den Lärm der Schritte und das Aufschlagen der Kawassenstöcke. Mich setzte die Scene in Verwunderung, und ich begriff nicht, was sie bedeuten solle. Der Haufe zog vorüber und alles war wieder still; ich erfuhr bloß, daß eine Woche zuvor der Consul eine Flagge hatte aufziehen wollen, daß man ihn aber daran gehindert habe.

Am Abend war ich beim Arzt der Stadt und zugleich auch des Gouverneurs Hrn. v. S., mit welchem mich unser Geschäftsträger vor seiner Abreise nach Jaffa bekannt gemacht hatte. Im Gespräch erklärte mir Hr. S. die ganze sehr interessante Geschichte, und da sie den fanatischen Geist des hiesigen Volks scharf zeichnet, so will ich sie hier mittheilen, muß aber mit dem Ei anfangen. Die Ernennung eines französischen Generalconsuls nach Jerusalem ist bekannt; ich will nicht in die wahren Ursachen eingehen, weßhalb man eine diplomatische Person für diese Stadt ernannte, wo gegenwärtig ausnehmend wenig französische Unterthanen sich finden, und erwähne bloß, daß der Generalconsul am 9 Julius in Jerusalem eintraf und am andern Morgen dem Gouverneur Reschid Pascha einen Besuch abstattete, der auch alsbald erwiedert wurde. Hiebei muß ich im Vorbeigehen bemerken, daß Reschid Pascha seine Bildung in einer der Kriegsschulen zu Paris erhielt, hier acht Jahre blieb und sehr fein französisch spricht. Als der Pascha in die Wohnung des Consuls trat, flatterte hier an einem Mast die französische Flagge. Der Consul soll beim Empfang des Pascha's ungefähr in folgender Weise zu ihm gesprochen haben: „ich habe keine Kanonen und keine Ehrenwache um Sie zu begrüßen, alle Ehre, welche ich Ihrem Rang erweisen kann, ist die, die Flagge meines Herrn aufzupflanzen."

In den Seestädten der Levante, jedoch mit Ausnahme Konstantinopels, haben alle diplomatischen Agenten ihre Flagge, die sie gewöhnlich an den Sonntagen aufziehen, so wie zu Ehren des Ein- und Auslaufens der Kriegsschiffe ihrer Nation, bei irgend einer Feierlichkeit oder andern Fällen. Im innern Lande sieht man nirgends europäische Flaggen.

Als Reschid Pascha den französischen Generalconsul verließ, wurde zwar die Flagge eingezogen, allein die Stange blieb; der Pascha schickte deßhalb an den Consul, um zu erfahren, ob er die Flagge ferner aufziehen wolle, und in diesem Fall bat er ihn, es am folgenden Tage als einem Sonntag nicht zu thun, sondern den nächsten Sonntag abzuwarten, denn da die Sache völlig neu sey und er hierüber von seinem Vorgesetzten keine Befehle habe, so habe er an den in Beirut residirenden ältesten Pascha Syriens eine Anfrage ergehen lassen, und die Antwort werde bis zum nächsten Sonntag eintreffen. Der Consul willigte ein.

*) Der Auszug steht im Maiheft der „Vaterländischen Memoiren."

Digitized by Google

Bekanntlich sind die Orientalen sehr neugierig. Wenn Türken sich auf der Straße begegnen, so erfolgt nach den gewöhnlichen Begrüßungen von beiden Seiten die Frage: „uetschaber war?“ (was gibts Neues?) Diese Sitte findet sich auch noch bei den Tataren der Krim. Natürlich hatte sich die Neuigkeit von dem Aufziehen der Flagge und den Unterhandlungen des Pascha's mit dem Consul, die nicht verborgen bleiben konnte, augenblicklich in der ohnehin nicht großen Stadt verbreitet, und überdieß stand die Flaggenstange noch immer am Hause des Consuls. In den Köpfen der Moslems stiegen allerhand Gedanken über den Vorfall auf, einige Fanatiker erhitzten diese noch mehr und sagten, die Aufrichtung einer europäischen Flagge in Jerusalem, der zweiten heiligen Stadt nach Mecca, sey eine Beschimpfung des Heiligthums, dessen Bewachung die Pflicht jedes wahren Moslems sey. Einige derselben begnügten sich, wie mir später der Gouverneur selbst sagte, nicht, damit in den Kaffeehäusern zu schwatzen, sondern sie stiegen auf die Minarets und die Stadtmauern, und verkündeten ihre Ansichten von da aus zu aller Ohren.

(Schluß folgt.)

Denkschrift des Mandarinen Schu über den englisch-chinesischen Krieg und die Zustände seines Vaterlandes.

(Fortsetzung.)

Allein in keiner Hinsicht sind wir beklagenswerther, als in der Religion. Bei dem Ausbruche des Krieges opferten alle unsere Generale den Kriegsgöttern und ihren Standarten; der schreckenverbreitende Heerführer Jiking machte selbst eine Vorstellung, um die gefangenen Engländer den Fahnen zu opfern, und hieb mit eigener Hand verschiedene Köpfe ab. Lin hielt eine Menge Processionen, um die Gunst der Götter zu gewinnen. Der Kaiser bat sogar den Dalai Lama zu Lhassa, daß er ihm durch das Murmeln verschiedener Gebete den Sieg verschaffen möchte; er selbst ging wiederholt in die Tempel und ersuchte die Einwohner große Fast- und Bußtage anzustellen, um den Beistand der Heroen der Vorzeit zu erhalten. Jükien soll sich selbst so weit vergessen haben, den Gott der Christen zu lästern; bald darauf ward er auch ein Opfer seiner unmenschlichen Wuth und starb unter allgemeinen Verwünschungen.*) So oft die englischen Legionen in unsere Städte einzogen, machten sich die Soldaten das besondere Vergnügen, die Götter zu vernichten; diese konnten sich nie zur Wehr setzen. Hatten sie wirklich einige Macht gehabt, so würden sie sich doch für den Schimpf, der ihnen angethan wurde, gerächt haben. Dafür jedoch hatten sie keinen Sinn. Es scheint mir daher, daß unser ganzes Religionssystem eine Gaukelei ist und daß wir in diesem Betrachte noch alles zu lernen haben. Selbst die Lehre der erzeugenden Kräfte des Jang und Jin scheint mir sehr dunkel, denn kann schon ein Reich nicht ohne einen Fürsten bestehen, so wird noch viel weniger das Weltall ohne die Macht und die Kraft eines großen Wesens dauern können. Weil sich nun unsere Philosophie auf Jang und Jin gründet, und Himmel und Erde als die zwei hervortretenden Potenzen der wirkenden Kräfte voraussetzt, so scheint auch diese ganz bodenlos zu seyn. Da ich aber noch nicht ganz im Reinen mit meinem Glauben bin, so kann ich hier nur so viel sagen, daß mir scheint, „es stünde meinem ganzen Vaterlande eine baldige große religiöse Umwandlung bevor.

Im Politischen haben wir große Fortschritte gemacht. Der Umstand, daß unser Reich Jahrtausende gewährt hat, spricht entschieden dafür. Wir begingen aber einen großen Fehler in dem beständigen Stillstehen. Daher wurde unser Land ein Raub der Tataren; daher wurden unsere Millionen in diesem Kriege überwunden, und daher werden wir uns nie so weit emporschwingen können, als es unsere Lage und die Größe der Nation erfordert. Wir haben kein Heer, keine Flotte, keine Schatzkammer, keine Festungen im eigentlichen Sinne dieser Worte; die geringste Abweichung von dem gewöhnlichen Wege zeigt uns unsere Blößen. Hierin müssen denn große Veränderungen zu Stande gebracht werden oder wir gehen zu Grunde. Der alte Schu hat viel über Regierungsangelegenheiten gelesen; er war der Rathgeber der höchsten Beamten, und nachdem er alles genugsam untersucht hat, so muß er dieses Geständniß machen.

Unsere Nation ist ganz dem Handel ergeben; jede Ausbreitung des fremden Verkehrs wird ihr sehr zu statten kommen. So weit habe ich nichts gegen die Oeffnung der verschiedenen Häfen zu sagen, denn dieß wird eine reichergiebige Quelle des Vortheils für unsere Nachkommenschaft werden; darüber jedoch etwas mehreres in meinem nächsten Aufsatze.

Wie schmerzhaft auch immer in mancher Hinsicht der Friedensschluß war, so gibt er dennoch weite Aussichten in die Zukunft, über die ich mich herzlich freue. Einer unsrer frühern Feinde empfahl uns sehr ernstlich den Gebrauch der Feuerboote, denn es war ja vorzüglich mit der Hülfe dieser Fahrzeuge, daß diese Barbaren so sehr schnell unsere Ströme hinaufführen, und ehe man es sich versehen konnte, vor unsern Schlössern standen. Wenn nun auch unsere Nation sich in kriegerischer Hinsicht nicht gleich dieser Erfindung bedienen kann, so könnte man dieselbe doch zum Transporte der Waaren auf unsern großen Flüssen und unzähligen Canalen gebrauchen; dieß würde nun gewiß dem ganzen Lande eine andere Richtung geben. Dann hatte ich auch mit einem schwatzhaften Barbaren ein Gespräch über die Ueberschwemmung des Hoangho, der gerade beim Friedensschlusse seine Ufer durchbrochen und sehr großes Unheil angerichtet hatte; wir haben es vergeblich versucht, den unbändigen Strom in Schranken zu halten. Dieser Fremdling sagte, es sey nothwendig einige englische Mathematiker dorthin zu senden, denn mit den Mitteln, die uns zu Gebote standen, mit den Millionen

*) Der aufmerksame Leser wird wohl hier, wie in mancher andern Stelle dieser Denkschrift, versucht werden zu glauben, es spräche nicht der Chinese Schu, sondern der Missionär Gützlaff.

Digitized by Google

Händen, die wir in Bewegung setzen könnten, wäre es wohl sehr leicht, unter guter Anleitung die Niederungen in Honan, Schantong und Kiangsu zu steuern. Dergleichen Gespräche erregten meine Wißbegierde mehr und mehr, und es scheint mir sogar, daß wir bei diesen neulichen Veränderungen, so schmählich sie auch im ersten Augenblicke sind, in Zukunft mehr gewinnen als verlieren werden.

Die ungeheuren Volksmassen unseres Landes, welche täglich im Zunehmen sind, werden, sobald sie nur die Freiheit der Bewegung erhalten, wie ein mächtiger Strom die Fesseln zerbrechen, die sie in der Heimath zurückgehalten haben. Man hat mir von dem schnellen Aufleben der russischen Nation zu Zeiten unseres großen Kanghi erzählt; ich bin ganz versichert, daß wir noch größeres Aufsehen erregen werden. Man stelle sich die Millionen vor, welche unser Land wie Ameisen bewohnen; Sklaverei ist kaum dem Namen nach bekannt, jeder Bauer ist frei, und wir erkennen nur einen Herrn, das ist der Kaiser. Daher der unersättliche Gewerbsfleiß, der sich unter allen Classen zeigt, und die Geldgier, die man uns so oft vorwirft. Man ist so ziemlich Herr seiner liegenden und fahrenden Habe; wenn auch die Mandarine manchmal sich zu große Freiheit mit den Gütern anderer nehmen, so ist doch jedem gestattet, frei im Lande zu gehen, wohin er will; er ist niemandens Höelgee, niemandens Knecht. Wer aber diese große Spannkraft unseres Volkes bezweifelt, der wende sein Auge nur nach den Inseln des südlichen Meeres (des indischen Archipelagus), er wird dort ihren Kunstfleiß im wahren Lichte sehen und bewundern; was wären diese Länder ohne unsere Bevölkerung! was ist aus Taiwan (Formosa) geworden, seitdem sich unsere Colonisten dort niedergelassen haben! Man bedenke, daß alle diese Auswanderer nur aus zwei Bezirken der Kreise Fokien und Canton kommen. Wenn nun unsere Bauern nach der Westküste des Gold- und Silberlandes (Amerika) ziehen, wenn sie sich auf der großen Insel, die man auf der Karte, die wir der Barbar übergab, Neuholland nennt, niederlassen, welches werden die Folgen seyn? Wenn unsere Kaufleute die ganze Welt durchstreifen und Handel und Wandel treiben, welche Ergebnisse wird man dann sehen? Wenn unser Staat, durch Noth gezwungen, den Neuerungen sich anschmiegen und kräftig hervortreten wird als ein Ganzes — wiewohl ich glaube, daß sich die verschiedenen Länder in ihrem Interesse theilen und besondere Königreiche bilden werden — muß diese große Veränderung nicht auf ganz Asien zurückwirken? Wenn wir endlich von unserer elenden Religion befreit sind, freier athmen im Kreise der Wahrheit und erleuchtet von ihrem Lichte, wird dann China nicht auf die ganze Menschheit mit überwirgender Stärke seinen Einfluß ausüben?

Schu ist jedoch nur ein alter Mann und wird diesen neuen Tag nicht mehr sehen; er kann aber doch Augenzeuge von sehr vielen großen Ereignissen werden. Er hat sich ganz vergessen als er aussprach, was sich nun seit verschiedenen Monaten in seiner Brust bewegte. Würde er so zu seinen Mitbeamten reden, so möchte er ohne Zweifel als Verräther seines Landes den Tod erleiden. Er ist aber nicht der einzige, welcher so denkt; die Männer, welchen das Wohl des Vaterlandes am Herzen liegt, haben alle dieselbe Meinung und werden nie zu andern Schlüssen kommen. Die Zahl dieser Leute ist jedoch sehr gering, denn der große Haufe trachtet nur nach Geld, und bekümmert sich äußerst wenig um andere Angelegenheiten.

(Schluß folgt.)

Wanderungen in Nubien.

Reise längs dem Nil.

(Schluß).

Die Felsen, die allenthalben bis Wadi Halfa aus Sandstein bestanden hatten, veränderten bei dem zweiten Katarakt ihre Beschaffenheit, und der Grünstein und die Grauwacke werden vorherrschend; diese uranfänglichen Felsen dauern durch den ganzen Beten el Hadschar fort. In dem Gebirge jenseits Seras sind Granit- und unermeßliche Quarzfelsen; auch werden die Grünsteinfelsen allenthalben von einer Quarzschicht durchkreuzt. Drei bis vier Stunden östlich von unserem Wege läuft eine hohe Bergkette parallel mit dem Strome; sie heißt Dschebel Bilinga und ist unbewohnt; im Winter regnet es regelmäßig darauf, und das Wasser bleibt den ganzen Sommer hindurch in den Klüften und Vertiefungen zurück.

Wir gelangten an einer Ebene oben auf dem Berge, welcher Akabet el Benat oder Mädchenfelsen heißt. Hier haben die Araber, die über diese Berge als Führer dienen, ein sonderbares Mittel erdacht, den Reisenden kleine Geschenke abzupressen: sie steigen auf dem Akabet el Benat an gewissen Stellen ab, welchem Verfahren sie einen besondern Namen geben, und bitten um ein Geschenk; gibt man ihnen nichts, so machen sie einen Haufen Sand zusammen und geben ihm die Gestalt eines kleinen Grabhügels; dann setzen sie an jedem Ende einen Stein darauf und sagen dem Reisenden, daß sein Grab gemacht sey. Sie wollen damit andeuten, daß es für ihn in dieser Felsenwildniß keine Sicherheit gibt. Viele Personen zahlen lieber eine Kleinigkeit, als daß sie ihre Gräber vor ihren Augen machen sehen. Da ich über meinen Führer nicht zu klagen hatte, schenkte ich ihm einen Piaster, womit er zufrieden war.

Wadi Attyre ist das vorzüglichste Dorf im Felsenbezirke. Hier liegen wieder mehrere Inseln im Flusse, auf denen sich Trümmer von alten Häusern und Thürmen befinden. Die Ufer selbst scheinen in alten Zeiten wenig Sicherheit gewährt zu haben, denn allenthalben trifft man solche zerstörte Häuser; die frühern Bewohner scheinen ausschließlich die Inseln zu ihrem Aufenthalt gewählt zu haben. Bei Wadi Attyre befindet sich wieder ein Katarakt im Strome und ganz in der Nähe gewahrt man herrliche Porphyrfelsen. Hier und da im Wadi wachsen Dattelbäume. Eine schöne Aussicht gewährt der Gipfel des Dschebel Dusa; allein nur mit Mühe entdeckt das Auge den blauen Strom, der oft durch Inseln versteckt wird und nur theilweise sichtbar ist. Sein ganzer Lauf durch den Felsenbezirk ist so reißend, daß jede Fahrt darauf fast unmöglich zu seyn scheint. Die verschiedenen Wasserfälle gleichen denen zu Assuan, nur daß hier in Nubien der junge Strom durch Felsen noch mehr zusammengepreßt wird. Auf den Felseninseln sonnen sich Krokodile; wilde Enten und andere Wasservögel plätschern in den

blauen Wellen. Die ganze Gegend, sehr treffend „der Felsenschooß“ benannt, ist wildromantisch.

In einem dichten Wäldchen von Tamariskenbäumen, einer langen Insel gegenüber, machten wir Halt. Auf dem östlichen Ufer bemerkt man die Trümmer eines Dörfchens. Hier beginnt das Gebiet des Statthalters von Sukkot. Dicht an der Stelle, wo wir easteten, ist das Grab eines Heiligen, Namens Scheikh Okafe, der bei den Nubiern in großem Ansehen steht. Geschenke von irdenen Gefäßen, Matten und Leinwand lagen innerhalb der Einfassung und rund um dieselbe her; die Bewohner von Sukkot machen öfters Wallfahrten nach diesem Grabe.

Da ich dem alten Statthalter Daud Kara einen Besuch zu machen wünschte, um einige Erkundigung von ihm einzuziehen über den Zustand der Dinge weiter gegen Süden hin, so ließ ich meinen Führer zur Bewachung der Kamele zurück und fuhr mit etlichen Arabern auf einer Art von Fähre über den Strom. Aus vier leicht zusammengefügten Dattelbaumstämmen, regiert von einem etwa vier Fuß langen Ruder, das am obern Ende gespalten und am Blatte mit Strohseilen befestigt ist, besteht diese Fähre, die genau denen gleicht, welche man an den Mauern der ägyptischen Tempel abgebildet sieht. Leute, die sich solchen gebrechlichen Fahrzeugen anvertrauen, sollten schwimmen können; denn da diese Menschen, die keinen Begriff von dem Regieren einer Fähre haben, bloß Ein Ruder brauchen, so kehren sie bald dem Winde entgegen, bald demselben nach, und die ganze Fähre ist ein Spielball der ungestümen Wellen.

Der alte Statthalter sagte zu mir: „Dieß ist kein Land für Leute wie ihr, um darin zu reisen, ohne von Karawanen begleitet zu seyn!“ Ich bat ihn um ein Empfehlungsschreiben an seinen Sohn, welcher in den südlichen Bezirken gebietet. Hierauf befahl Daud Kara seinem Schreiber, für mich einige Zeilen auf die weiße Seite eines alten Briefes zu schreiben; das war das einzige Papier, das er finden konnte. Die wenigen Nubier, welche schreiben können und bei den Statthaltern als Secretäre angestellt sind, werden von den Gelehrten von Dameer unterrichtet. Da diese zuweilen nach Kairo reisen, um die Moschee El Azhar zu besuchen, kehren sie unterwegs in den Häusern der Reichen ein, um deren Kinder schreiben und rechnen zu lehren. Mehrere Kinder aus Sukkot und Mahas werden auch in die Schule der Scheygia-Araber geschickt, wo sie zehn Jahre und darüber bleiben, und bei dem Ulema dieses Stammes freien Unterhalt und Unterricht genießen.

Bei Wadi wird der Strom von angehenden Granitblöcken unterbrochen, welche schäumende Katarakten bilden und öde, nur den Krokodilen und Wasservögeln besuchte Felseneilande. Zwischen den Dattelbäumen am Ufer liegt das zerstörte Dorf Dabbe. Die Bewohner dieser Gegend holen Steinsalz von Selima, welches über zwei Tagereisen in der Wüste liegt und ein Ruheplatz der Darfur-Karawane auf ihrem Wege nach Siut ist. So oft diese Karawane durch Selima zieht begeben sich die Nubier dahin, um Datteln und andere Lebensmittel an die Reisenden zu verkaufen.

Steinsalz findet man allenthalben in den östlichen Bergen, welches die nubischen Landleute emsig einsammeln. Wenn in diesen Bergen häufige Regen vorkommen, schwellen die Bäche bei Abu-Hor und weiter hinauf, wilde Bergwasser, die sich in den Nil ergießen. Diese schäumenden Wildwasser erklären das augenblickliche Wachsthum des Nils in Aegypten, wenn der Strom am niedrigsten steht. In ganz Nubien fällt in dem Thal kein Regen, einige leichte Güsse ausgenommen; in den östlichen Gebirgen aber herrscht bis Suez eine regelmäßige Regenzeit, welche Ueberfluß an wilden Gräsern und reichliche Weide für das Vieh der Nomaden liefert, die in diesen Bezirken hausen. Unser Wirth zu Abu Hor setzte uns die Speise vor, welche Asyde heißt und aus grünen Gerstenähren besteht, die in Wasser gekocht und mit Milch vermischt sind.

Die Nubier sind keine ächten Fischer, sie besitzen fast gar keine Fischereigeräthschaften, ausgenommen bei dem ersten Katarakt zu Dar, wo man gelegentlich Fische in Netzen fängt. Die sandigen Stromufer sind von zahllosen Käfern bevölkert, die an Größe und Gestalt von einander sehr verschieden sind. Die Nubier, welche diese Käfer Ungläubige (Kafers) nennen, fürchten sich vor ihnen, weil sie glauben, sie seyen giftig und vergiften jede Art von Speisen, die sie berühren. Ihre Farbe ist im Ganzen schwarz, und die größten, die ich gesehen, waren so groß wie ein Halbkronenstück. Die Verehrung, welche die alten Aegyptier diesen Scarabäen erwiesen, ist wahrscheinlich in Nubien entstanden. Diese Käfer sind das Sinnbild der leidenden Ergebung in den Willen der göttlichen Vorsehung.

Der Sohn des Statthalters von Sukkot, an den ich ein Empfehlungsschreiben hatte, lebt auf einer Insel zu Ferke. Wir hielten der Insel gegenüber an, um unsern Kameelen an den Tamariskenbäumen Futter zu verschaffen. Vor dem Hause des Statthalters fanden wir die ganze Nachbarschaft versammelt; einige anwesende Frauen sangen und trommelten.

Von hier wandten wir uns südwestlich. In zwei Stunden erreichten wir Mekrake und in vier Stunden Kennis. Die Ebene ist nur an einigen Stellen angebaut. Senna wächst in Menge und ist von guter Beschaffenheit; jener der östlichen Bergkette steht sie nach; die Araber vom Stamm Kerrari machen Geschäfte mit diesem Product, wenn zu Esne Nachfrage danach ist. Der bekannte Monsignore Rosetti hatte viele Jahre den ausschließlichen Handel mit Sennesblättern gehabt; zu Assuan und Esne hatte er seine Factoren. An den Pascha Mehemet Ali zahlte Hr. Rosetti für seinen Alleinhandel mit Sennesblättern jährlich 150 Beutel, etwa 20,000 Thlr.

Die westlichen Flußufer sind völlig sandig und unfruchtbar. Nach fünf Stunden kamen wir nach dem kleinen Dorf Scheik Madschera, das um das Grab eines Heiligen erbaut ist. Hier findet der dürftige Wanderer, wie in allen übrigen Theilen Nubiens, in kurzen Entfernungen Wasserkrüge am Wege unter einem niedrigen Dache. Jedes Dorf bezahlt monatlich eine kleine Summe, um diese Krüge des Morgens und wiederum gegen Abend mit Wasser zu füllen. Diese Sitte herrscht auch in Oberägypten, aber in größerem Umfange; hier trifft man oft kleine Karawanserais in der Nähe der Brunnen, welche die Reisenden mit Wasser versorgen.

Zolldefraudationen in England. Im Jahre 1842 wurden 815, im Jahre 1843 1147 gerichtliche Verfolgungen angestellt; die damit verknüpften Gerichtskosten betrugen 8856 Pfd. 10 Sch. 4 D., das durch die Processe gewonnene Geld 3228 Pfd. 15 Sch. 8 D., also baarer Verlust für die Regierung von 5628 Pfd. Aehnlich ist das Ergebniß in Schottland und Irland. Die Gesammtkosten betrugen 10,117 Pfd. 8 Sch. 6 D. und das erhaltene Geld nicht ganz 5000 Pfd. (Shipp. and Merc. Gaz. vom 23 Mai.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 160.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

8 Junius 1844.

Die Schule auf der Sandwichinsel Maui.

(Scenes in the Sandwich-Isles, by J. F. Jarves.)

Die höhere Schule für Knaben liegt zu Lahainaluna etwa tausend Fuß über dem Meere, in einer gesunden, aber warmen und so unfruchtbaren Stelle, daß nicht einmal hinreichend Nahrung für die Schüler gewonnen wird. Die Schule begann im Jahre 1831 unter der Aufsicht des Missionars Lorrin Andrews. Im J. 1837 wurde ein großes, zweistöckiges, steinernes Gebäude aufgeführt, in dessen untern Räumen die Schulzimmer sich befinden, während im ersten Stock die Capelle und im dritten ein Bibliothekzimmer nebst physikalischem Apparat ist. Auf beiden Seiten des Hauptgebäudes lauft ein Flügel hin mit Küche, Speisezimmern, Vorrathskammern, und 30 bis 40 kleine, mit Schilf gedeckte Häuschen sind für die Zöglinge der Schule bestimmt. Das Ganze wurde von der amerikanischen Mission mit einem Aufwand von 14,000 Dollars errichtet. Die Regierung unterstützte sie durch Landverwilligungen und andere Beiträge. Eine Druckerei ist damit verbunden und vier artige Wohnungen sind für die Lehrer eingerichtet. Die Zahl der Schüler wechselt von 90 bis 100, der Unterricht dauert vier Jahre lang: ein Theil der Zeit wird mit Handarbeit hingebracht, theils um etwas für ihren eigenen Unterhalt zu erwerben, theils um sie an eine regelmäßige Arbeit zu gewöhnen, so wie um ihnen Kenntnisse im Ackerbau und in Handwerken beizubringen. Einige davon sind auch wirklich sehr geschickte Handwerker geworden, und verdienen reichlich zum großen Verdeuß der fremden Arbeiter. Die Nahrung der Schüler besteht hauptsächlich aus Fischen und einer im Lande üblichen Gemüseart (Pai), hie und da auch aus Fleisch; sie müssen am Tisch essen, wo man ihnen Teller, Löffel, Messer ꝛc. liefert. Ebenso müssen sie reinlich und gleichförmig gekleidet seyn. Außer Lesen und Schreiben unterrichtet man sie in der heiligen Schrift, Geographie, Geschichte und Chronologie, ferner in Kirchengeschichte, den Elementen der Geometrie, Trigonometrie, Algebra, Astronomie, im Landmessen, Aufnehmen, in der Schifffahrt, Anatomie u. s. w. Für mathematische Studien zeigen sie eine besondere Fassungsgabe, ihr Gedächtniß ist sehr treu, und sie machen gute Fortschritte in allen Zweigen. Wöchentliche Uebungen in schriftlichen Ausarbeitungen werden gehalten, und sie erhalten auch ziemlich umfassenden Unterricht im Englischen. Um ihre Fassungskraft zu prüfen stellte man Versuche mit den todten Sprachen an, und sie machten auch in diesen nicht unbedeutende Fortschritte. Die Anstalt hat bereits eine Menge Lehrer geliefert, welche für die gewöhnlichen Schulen vollkommen taugen, und man will die ausgezeichnetsten Schüler besonders bilden, um eine einheimische Geistlichkeit zu erziehen; ebenso beabsichtigt man ihnen einige Kenntnisse in der Medicin beizubringen, um wenigstens der schlimmsten Quacksalberei ihrer eigenen Empiriker entgegenzuwirken. Viele junge Leute, welche hier erzogen wurden, haben bereits wichtige Anstellungen von Seite der Regierung erhalten, und zwar bloß wegen ihrer Kenntnisse, denn ihre Gesinnung war gegen sie. In jeder Beziehung hat das Volk aus dem hier befolgten Unterrichtssystem großen Vortheil gezogen.

Einige der intelligentesten unter den Schülern haben eine historische Gesellschaft gebildet, um alle Thatsachen, Lieder, Sagen und andere Dinge aus alter und neuer Zeit, so weit sie sich auf die Geschichte ihres Heimathlandes beziehen, zu sammeln. In mehreren ihrer Zusammenkünfte wurden sehr interessante und für diejenigen, welche die polynesische Archäologie studiren, höchst werthvolle Mittheilungen vorgelesen, von denen eine z. B. die Geschichte des Königs Umi betraf, welcher vor etwa 200 Jahren auf Maui herrschte. Der Missionär Sheldon Dibble läßt jetzt zu Lahainaluna eine Geschichte der ganzen Inselgruppe drucken, welche hauptsächlich aus Originalquellen geschöpft ist, und eine Uebersicht der Begebenheiten vor und nach dem Besuche Cooks enthält.

Denkschrift des Mandarinen Schu über den englisch-chinesischen Krieg und die Zustände seines Vaterlandes.

(Schluß.)

Wir brachten nun den Frieden zu Stande, sowohl zur Zufriedenheit des Kaisers als unserer fernen Feinde. Kijing

Digitized by Google

ist ein tüchtiger Mann, der früher die höchsten Aemter bekleidet hatte, nachher aber in Ungnade gefallen war. Um dem Himmelssohn zu zeigen was er thun könnte, wenn er dazu die Vollmacht erhielte, so bat er sich aus als kaiserlicher Gesandter zu den Feinden zu gehen. Sein Name wird unvergeßlich bleiben.

Jlipu war vom Anfange bis zum Ende ein friedlicher Mann gewesen; er hatte den Kaiser sehr ernstlich vermahnt, sich die Fremden nicht zu Feinden zu machen und es nicht zum Kriege kommen zu lassen. Allein er war während der ganzen Zeit der Unterhandlungen sehr krank und wünschte nur, daß der letzte Act seines Lebens die Schließung des Friedens seyn möchte. Man erinnere sich, daß er dieser Gesinnungen wegen einige Monate in Verbannung gewesen war, und so wird man überzeugt seyn, daß er der treueste Freund seines Vaterlandes war.

Huang, ein für sein bedeutendes Amt junger Mann, schreibt fertig und ist überdieß den Fremden sehr geneigt; deßhalb machte man ihn zum vorzüglichsten Unterhandler. — Der Statthalter Niu hingegen ist ein starrer Mann, ohne Kenntniß und Talente, der so ganz der Meinung anderer beipflichtet, daß er nichts anderes zu thun hatte als den Tractat zu unterschreiben. — Hien, ein Tatar, war früher General gewesen, jetzt aber nur ein Gemeiner in den Garden; er hat aber durch seine Festigkeit viel zum glücklichen Abschluß der Unterhandlungen beigetragen.*) — Lo war Inspector, ein sehr barter Mann, ohne Talent, und mein Gehülfe. Ich, der alte Schu, hatte aber die eigentliche Last der Verhandlung; da ich beständig mit den Fremden umging, war ich sehr wohl im Stande mich mit ihren Ansichten bekannt zu machen.

Das Alte ist nun vergangen und nicht mehr haltbar, und da wir als Nation eine neue Laufbahn beginnen müssen, so ist es nöthig, es rüstig und wacker zu thun, um nicht zurückzubleiben. „Korea, Cochinchina und Japan müssen wohl von selbst folgen; denn wir sind ja das Volk, auf welches das ganze östliche Asien voll Bewunderung hingeblickt hat.“ Wenn wir einmal den Anfang gemacht haben, so wird der ganze Bestand der Dinge, wie ich ihn bei meiner Geburt vorgefunden habe, plötzlich verändert werden.

Der alte Schu hegt nicht den geringsten Haß wider irgend einen Menschen, und wie sehr ich unter dem Volke beliebt bin, mögen die Bittschriften bezeugen, welche man, als meine Entlassung ruchbar wurde, von dem ganzen Ningpo-Bezirk an den Hof sandte.*) Wenn ich fallen muß, so wird gewiß mein Nachruhm die Unschuld seyn. Man kann mich keiner Betrügereien beschuldigen; ich habe mein ganzes Vermögen im Dienste der Regierung aufgezehrt, und zum Lohn meiner Thaten behandelt man mich jetzt als einen Majestätsverbrecher, weil ich eine Armee von tapfern Soldaten nicht von der Einnahme einer kleinen Stadt zurückhalten konnte.

Frei von allen irdischen Banden habe ich meine Meinungen ausgesprochen; die Zukunft wird lehren, ob ich die Wahrheit gesagt habe, meine Stellung hält mich jedoch zurück, meine Gefühle allenthalben nach der Wahrheit auszudrücken. Wenn die Bande, welche mein Vaterland noch zusammenhalten, zerbrochen sind und der Chinese in seiner ganzen Blöße erscheint, so wird man seinen Charakter höher schätzen lernen, als man jetzt gewohnt ist. Das alte Volk wird sich erneuern, ohne unterzugehen; es hat gute Geistesgaben, die nur in mancher Hinsicht verschroben oder verschoben sind; von Jugend auf gewohnt, seine Ideen in demselben Kreise zu bewegen und keine Gegenstände für sein weiteres Forschen zu finden, bemächtigt sich seiner die Selbstgenügsamkeit, und alles weitere Forschen ist zu Ende; die Gaben für höhere Geistescultur schlummern aber nur und werden gewiß sehr bald hervorgerufen werden.

Mein großes Volk hat von den ersten Zeiten seines Entstehens etwas sehr Auszeichnendes gehabt, wodurch es sich von den übrigen Stämmen unterscheidet. So wie wir nun das Gepräge des fernen Alterthums bis auf diese Zeit an uns getragen haben, so hoffen wir auch einstens in der neuesten Aufklärung die ersten zu seyn, und zum wenigsten den übrigen Morgenländern den Weg zu zeigen; dann würde all das Weh, welches wir erlitten haben, in Freude verkehrt werden. Wir haben viel verloren und müssen nun wieder viel gewinnen, um unsern Verlust zu ersetzen. Und sollte auch wieder eine Revolution stattfinden, wie der Aufstand des Pöbels zu Canton erwarten läßt und wie es viele unserer Dummköpfe wünschen, so kann diese doch nie von langer Dauer seyn. Die Thore zu unserem Reiche, mittelst des Jangtse stehen offen und der große Canal kann sehr leicht von den Feinden abgesperrt werden, so daß die stolzesten Patrioten sich nach den Umständen fügen müssen. Was auch andere Länder vorzügliches besitzen mögen, so hat doch keines derselben einen Jangtse — einen Fluß von solcher Breite und Tiefe, daß die größten Schiffe darauf fahren können, der den Fremden den Zugang zum Herzen des Landes gestattet und in der Folge die reichste Quelle des Segens durch das ganze Reich werden kann und werden wird.

Mit der religiösen und wissenschaftlichen Bildung meiner Landsleute sieht es aber, wie gesagt, sehr schlimm aus. Der

*) Hiau oder Hienling war früher General zu Kirin oder Kiriula Chatun (43° 46′ 48″ N. B. 10° 21′ 30″ O. L. von Peking) in der Mandschurei. Hiruling überbrachte alle schriftlichen Mittheilungen der chinesischen Friedensboten zu Nanking an Sir Henry Pottinger. Er kam auch Anfangs März 1843 nach Hongkong, um dem englischen Generalbevollmächtigten zu verkünden, daß Kijing sehr bald mit der kaiserlichen Genehmigung des Friedenstractats eintreffen werde. Der Befehl des Himmelssohnes an Kijing und die kaiserliche Ratificirung des Friedens sind vom 6 April 1843 datirt.

*) Schu erzählt hier die Geschichte seiner Amtsentsetzung ausführlich; er berichtet, daß alle Beamten, die sich von den Engländern schlagen ließen, vor ein Kriegsgericht gestellt wurden, und daß man das Aeußerste erwarte. Ja es sey sogar wahrscheinlich, daß der Friede nicht ratificirt würde; es waren dieß, wie man jetzt weiß, ganz ungegründete Befürchtungen.

Digitized by Google

alte Schu kennt die größten Gelehrten dieses Reichs und erklärt ehrlich, daß ihr Geist ganz ungebildet ist; anstatt dem Denken und Nachsinnen ergeben sie sich den alten Formeln, und sind darin ganz erstorben; er ist auch mit den Massen des Volkes ziemlich bekannt und sagt mit voller Wahrheit, daß es für jetzt ganz der höhern Begriffe unfähig ist, weil der Kreis seiner Gedanken sich ganz und gar im Sichtbaren bewegt. Von dieser tiefen Erniedrigung, von diesen Fesseln kann es nur eine Religion befreien, die Herz und Sinn zugleich in Anspruch nimmt und das Gemüth zu seinem Schöpfer zurückführt. Ohne dieses Mittel können wir uns nicht vom irdischen Staube erheben, und wir werden bleiben was wir zuvor waren, ein gewinnsüchtiges Volk, ohne höhere Zwecke, kriechend und anmaßend, wie es die Umstände gestatten. Daß jedoch uns dieses Glück wird zu Theil werden, zweifle ich nicht, denn der große Herr, welcher die ganze Welt erschuf und den wir den obersten Kaiser nennen, trägt und behandelt uns ja mit gleicher Liebe wie die übrigen Geschöpfe seiner Hand und wird uns ja nicht länger das verweheren, was er andern in solchem reichem Maaße verliehen hat. Wie viel hat es dem alten Schu gekostet, bis er zu dieser Ueberzeugung gekommen ist; je länger er aber darüber nachdenkt, desto wahrer findet er sie! Er hat ein Buch gelesen unter dem Titel: das „Neue Testament," worin die heiligsten Wahrheiten enthalten sind, wie nämlich die sündige Welt durch den Sohn des höchsten Kaisers, Jesum Christum, mit Gott versöhnt wird — doch darüber habt ihr Fremdlinge des Westens bessere Kunde.

Der geneigte Leser vergebe mir meinen ungeschickten langen Aufsatz, worin ich das meiste, was mich bewegt, noch ungesagt gelassen habe. Mein Gemüth ist sehr darunter gedrückt, sobald es aber seine Last abgeworfen hat, werde ich etwas Unterhaltendes schreiben und es den Fremden mittheilen. Unsere feingebildete Sprache, die nur sehr wenige erlernen können, ist zwar ein sehr großes Hinderniß zur näheren Bekanntschaft; viele der unsrigen studiren zwar das Mandschu, um eure Sprachen bekümmert sich aber niemand. Gehab dich denn wohl, lieber Leser, und gedenke des alten Schu!

Am Ende des Aufsatzes steht eine Zeile Chinesisch, welche in wörtlicher Uebersetzung folgendermaßen lautet: „der ehemals in Ningpohu bei dem ersten Gerichtshofe angestellte treue Diener Schu reicht dieß unterthänig dar dem großen Manne der Regierung, welcher mit freundlicher Gesinnung es annehmen möge. Er verbeugt sich wiederholt."

Ein Vorfall in Jerusalem.

(Schluß.)

Man wirft, und ich glaube nicht mit Unrecht, dem Gouverneur vor, daß er diese Schreier nicht sogleich ergreifen und ins Gefängniß setzen ließ, indem man meint, dadurch hätte er das Volksgeschwätz abschneiden und zeigen können, daß die Frage über die Flagge die Regierung und nicht das Volk angehe. Aber zum Theil stimmten vielleicht diese Volksäußerungen mit seiner eigenen Ansicht zusammen, anderntheils war er überzeugt, daß die Antwort des Pascha von Beirut abschlägig ausfallen werde, und glaubte, die Sache sey damit beendigt. Hiebei kann ich nicht umhin zu bemerken, daß die öffentliche Meinung im Orient Rußland den Vorrang vor allen fränkischen Reichen gibt. Unsere Diplomaten haben allenthalben im Orient durch ihren bedeutenden Einfluß auf die Localbehörden und durch ihren festen Willen dieser Ansicht mehr und mehr Nachdruck gegeben. Als nun von der Flagge die Rede wurde, meinten die muselmännischen Philosophen in Jerusalem, man dürfe dem französischen Consul das Aufziehen einer Flagge um so weniger gestatten, da auch der russische sie nicht habe.

Endlich in der Nacht vom Freitag auf den Sonnabend, d. h. auf den 17 Julius, erhielt der Gouverneur von dem Pascha zu Beirut eine Antwort, welche abschläglich und wie man sagt dahin lautete, daß ohne einen besondern Firman des Sultan die Aufziehung einer Flagge in Jerusalem nicht zu gestatten sey, und einen solchen Firman habe er bis dahin nicht erhalten. Diese Antwort wurde dem Consul mitgetheilt, welcher erwiederte, er werde sich in diesem Falle an das Gericht wenden, welches jedoch, gelegentlich bemerkt, unter dem Gouverneur steht; darüber liefen denn im Volke allerhand Gerüchte um, die ich als nicht sonderlich begründet übergehe.

Oeffentliche Angelegenheiten werden in der Türkei selten geheim abgemacht. Ein Tatar, der eine außerordentliche Depesche führt, weiß gewöhnlich den Inhalt derselben, und bei der den Türken eigenen Neugier verbreitet sich die Nachricht allenthalben hinter ihm her. In Jaffa sah ich einen solchen Tataren, der aus Beirut nach Jerusalem mit einer Depesche ging, welche die Verhältnisse der armenischen Geistlichkeit zur griechischen betraf. Er hielt es für seine Pflicht, ins armenische Kloster zu Jaffa zum Archimandriten zu gehen, beglückwünschte ihn wegen der guten Nachricht und bat, wie sich von selbst versteht, um einen „Bakschisch," den er auch erhielt. Dieß geschah vor meinen Augen, denn ich befand mich damals als Gast bei dem Archimandriten. Die Neuigkeit verbreitete sich alsbald in der Stadt.

Es ist darum nicht zu verwundern, daß die Antwort, welche der Tatar von dem Pascha zu Beirut überbrachte und die allerdings auch kein Geheimniß war, sich alsbald in Jerusalem verbreitete, um so mehr, als die Sache alle interessirte. Inzwischen hatten sich die Araber aller umliegenden Dörfer, in Folge der oben erwähnten fanatischen Aufrufe, in Haufen an allen Stadtthoren gesammelt und zwar mit Gewehren, von denen sie sich niemals trennen. Sobald der Gouverneur dieß erfuhr, ließ er sogleich alle Thore schließen. Als das Gericht versammelt war, und die Forderung des Consuls mitgetheilt wurde, erhoben sich sogleich der Mufti, der Vorstand des Gerichts, so wie die Häupter der Geistlichkeit des Orts, und erklärten, das Aufziehen einer französischen Flagge in Jerusalem sey eine Unmöglichkeit. Inzwischen füllte der Pöbel die nach dem Gerichtshof führende Straße, und erhob einen solchen

Digitized by Google

Lärm, daß der Gouverneur mehrmals hinausging um ihn zu beschwichtigen, sogar, wie man mir sagte, um Schrecken einzuflößen, einigemal den Säbel zog. Ein anderer Theil des Pöbels wandte sich nach dem Hause des Consuls und fing an von der Straße aus nach der Flaggenstange zu schießen, an der jedoch gerade keine Flagge hing, und welche auch die Leute des Consuls alsbald abnahmen. Man sagt auch, es seyen einige Araber ins Haus gegangen und hätten die Bewohner zur Abnahme der Flagge gezwungen, wobei ein Mann verwundet worden sey. Gewisses aber habe ich nicht darüber erfahren.

Als der Gouverneur den Volksauflauf sah, schickte er eine Abtheilung Soldaten, unter deren Schutz der Consul über den Bazar und dann weiter auf der Hauptstraße der Christen am griechischen Patriarchenhause vorüber nach Hause ging. Diese Truppenabtheilung blieb als Wache bei seinem Hause bis zum folgenden Tage. Einige Tage nach diesem Vorfall befand ich mich beim Gouverneur, der mir in einem von ihm selbst angeknüpften Gespräche sagte, daß sein Befehl die Thore zu schließen die größten Unannehmlichkeiten verhindert habe, denn außerhalb der Stadt vor den geschlossenen Thoren seyen nicht weniger als 3 bis 4000 bewaffnete Araber gestanden.

Keiner von denen, welche bei dem beschriebenen unangenehmen Vorfall betheiligt waren, wurde darum belangt. Einige Tage später soll der Gouverneur die Aeltesten der Stadt an den Consul geschickt haben, um ihn um Verzeihung zu bitten und zu fragen, welche Bestrafung der Schuldigen er verlange. Was seine Antwort war, und wie er mit den an ihn abgesandten Personen verkehrte, ist mir unbekannt. Einige behaupten, der Consul habe verlangt, daß der Gouverneur die Aufziehung der Flagge gestatte, dieser aber habe geantwortet, daß er dann für die Sicherheit des Consuls nicht stehen könne. Solchem Gerede ist aber nicht gerade zu glauben. Gewiß ist jedoch, daß von den Schuldigen keiner gestraft wurde, und der Consul die Flagge nicht wieder aufzog.

Gelegentlich muß ich hier erwähnen, daß ganz glaubwürdige Leute mir später sagten, auch die türkische Flagge habe zu Jerusalem nur zur Zeit Ibrahim Pascha's geweht.

Miscellen.

Lungenschwindsucht in England. In der statistischen Gesellschaft wurde am 20 Mai ein „dritter Beitrag zur Kenntniß des Einflusses der Arbeit auf die Gesundheit" von Dr. Guy vorgelesen. Diese Vorlesung behandelte die Lungenschwindsucht, an welcher in England und Wales etwa 36,000 Personen jährlich sterben; dieß ist nicht ganz ein Neuntel der gesammten Sterblichkeit und mehr als ein Sechstel sämmtlicher Sterbefälle über 15 Jahre. Dr. Guy, der Verfasser, klassificirte seine Patienten unter drei Rubriken, Leute von Stand (gentry), Gewerbsleute, Handwerker. Die Zahl ist unter den Leuten von Stand ohne allen Vergleich geringer als unter den Handwerkern, die Gewerbsleute (tradesmen, wohl hauptsächlich kleine Kaufleute) halten etwa die Mitte. Als hauptsächlichste Mittel, um die furchtbare Sterblichkeit unter den Handwerkern, wozu auch die Fabrikarbeiter gerechnet sind, zu vermindern, schlägt er vor Erweiterung der Straßen, Vergrößerung der Häuser, Umbau der Werkstätten, Verkürzung der Arbeitszeit, besseren Ablauf für Unreinlichkeiten, bessere Lüftung, eine bessere Versorgung mit Wasser, öffentliche Bäder und die Einrichtung von öffentlichen Plätzen zur Leibesübung und sonstigen Erholung. Dieß sind freilich lauter Mittel, die nur sehr langsam und allmählich in Wirksamkeit treten können. Indeß ist die Discussion lebhaft über die Sache angeregt, und daß man in England bei Worten nicht stehen bleiben wird, zeigt auch der Umstand, daß bereits ein Plan zur Errichtung eines besonderen Spitals für Schwindsüchtige im Werke ist (s. Nr. 110), zu welchem Ende im Monat Junius ein großer sogenannter „Fancy-Markt" gehalten werden soll, wobei man erwartet, daß die vornehme Gesellschaft zahlreich sich einfindet und so zu den nöthigen Summen das Ihrige beiträgt.

•

Die Höhlen von Ajunta in Indien. Am 11 Mai hielt die Londoner asiatische Gesellschaft ihre einundzwanzigste Jahressitzung. In dem darin vorgelesenen Bericht ist auch erwähnt, daß die Gesellschaft sich an die ostindische Compagnie gewendet habe, um von den alten, sehr dem Verderben ausgesetzten Freicomalereien in den Höhlen von Ajunta, in denen die Thaten jetzt dahin geschwundener Geschlechter dargestellt werden, Copien nehmen zu lassen. Diese Malereien haben die Bewunderung aller derer erregt, welche sie gesehen haben. Man hofft, daß die Compagnie auf diese Bitte eingehen werde. (Athenäum vom 25 Mai.)

•

Botanische Eintheilung Spaniens. Professor Daubeny theilt Spanien in drei verschiedene Regionen ab: 1) die nördliche, welche Galicien, Asturien, die baskischen Provinzen und Navarra umfaßt, und ein feuchtes, verhältnißmäßig kühles Klima hat. 2) Die Mittelregion umfaßt die beiden Castilien, Aragonien und den größten Theil Estremadura's, Oberandalusien u. s. w., und zeichnet sich aus durch ihre Trockenheit und den großen Unterschied zwischen der Sommer- und Wintertemperatur. 3) Die südliche Region liegt längs der Küste des Mittelmeeres und hat ein fast tropisches Klima. In der ersten Region wird namentlich Mais gebaut, die Weide ist sehr schön und die Pflanzen sind im allgemeinen die des Nordens. Man findet hier die Silberföhre, die schottische Fichte und die Pinus uncinata. Die zweite oder mittlere Region zeichnet sich durch den Reichthum an aromatischen Stauden aus, namentlich aus der Gattung Cistus, und gibt vortreffliche Korneraten. In der südlichen Region treffen wir das Zuckerrohr, in Murcia die Dattelpalme, bei Valencia den Cochenille-Cactus und die Chirimoya. In Valencia kommt eine eigenthümliche Föhrenart, Abies pinsapo, vor. (ibid.)

•

Der Bergwerksingenieur Chaneautois hat aus Tokat unter dem 5 März Nachrichten an die französische Akademie über seine geologischen Forschungen in Kleinasien eingesendet. Er fand zu Argana Maden mehrere Eisenwerke und Gießereien unter der Leitung deutscher Ingenieure. Gegenwärtig wird nur das reichste Erz bearbeitet, aus dem man 27 bis 28 Proc. Metall gewinnt. Die alten griechischen Oefen sollen trotz ihrer Unvollkommenheit auf mannichfache Kenntnisse in der Metallurgie hindeuten. (Franz. Bl.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 161.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

9 Junius 1844.

Skandinavien.

2. Dänemark.

Wenn in Schweden, das sich kräftig fühlt und seit dreißig Jahren wieder Kräfte zu sammeln bemüht war, wenn die dort und in dem verbundenen Norwegen festgewurzelte Freiheit der nationalen Selbständigkeit und somit den neuauftauchenden skandinavischen Ideen wesentlichen Vorschub leistet, wenn in Folge dessen ein frischer Muth die Schweden belebt, und in ihrer Literatur sich ein harmloserer Sinn ausspricht, in welchem nur die Besorgniß vor einem östlichen Sturm, „der den Wald niederschmettern kann," einen herberen Grundzug bildet, *) so bietet Dänemark ein viel trüberes Bild dar, und in der Beurtheilung der dortigen Zustände und Stimmungen darf man, um gerecht zu seyn, die Undilden der Zeit nie aus den Augen verlieren. Von der calmarischen Union bis zum dreißigjährigen Krieg war Dänemarks größte Zeit; bis zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts behielt es sich noch in ziemlichem Ansehen, von da an aber sinkt es fortwährend, und theilt Hollands Loos zwischen den anstrebenden Großmächten eine immer schwächere Rolle zu spielen und endlich mannichfach die Zeche zu bezahlen. In einem großen Theil des Volks war ein schwächliches Stillleben eingetreten, das jetzt von seinen eigenen Schriftstellern mehr und mehr verhöhnt wird, je stärker das Gefühl unbehaglicher Zustände und künftiger Gefahren im Volke erwacht. Darum ernten jetzt die Schriftsteller, welche das Nationalgefühl anschlagen, einen so enthusiastischen Beifall, während Paludan Müller mit all seinem unläugbaren Reiz nur schwachen Anklang mehr findet. Gedichte, wie „Tithon" und die „Hochzeit der Dryade," worin Apollo's Liebe zu einer Dryade besungen und die Idee durchgeführt ward, daß nur durch die Liebe zur Natur Religion und Kunst ihre wahre Bedeutung behaupten werden, können nicht mehr auf den Beifall rechnen, den sie vor zehn Jahren gewiß noch errungen hätten. Alles hat seine Zeit, und das vielbeackerte Feld einer Literatur, die nicht das Volk ergreift, sondern nur die etwas stumpfen Nerven einer literarischen Kaste neu anregt, mag, wie Gervinus sagt, ohne allen Schaden eine Zeitlang unbebaut liegen bleiben, um neue Kräfte zu sammeln. Andere Dinge regen jetzt den Sinn an, und die Vorlesungen, welche Monrad im letzten Winter über die neueste Geschichte Dänemarks hielt, haben eine Zuhörerschaft herbeigezogen, und eine Aufmerksamkeit erregt, wie sie sich nur aus dem erwachten Sinn für öffentliche Angelegenheiten erklären lassen.

Der Verlust der Flotte, der Verlust Norwegens, die finanzielle Zerrüttung und die Unsicherheit der Zukunft haben das wohl rüstige, aber nicht sehr bewegliche Dänenvolk aufgestachelt, und während sie einerseits die Erlangung einer größern politischen Freiheit als Mittel zur Kräftigung Dänemarks erstrebten, suchten sie auf der andern den ganzen Norden in ihr Interesse zu ziehen und die Verkleinerung, die ihnen von Süden drohte, abzuwenden. Hier ist ihre schwächste Seite. Holstein und Schleswig wollen sich dem engen Verband mit Dänemark entziehen, nicht aus Haß gegen das Dänenthum, sondern um nicht in die auf das Aussterben des Königshauses folgende Verwirrung und das zerrüttete dänische Finanzwesen mit hinein verwickelt zu werden. Der Widerwille gegen den Danismus hat sonach seinen sehr praktischen Grund, und das Bestreben der extremen dänischen Partei, in dem nördlichen Theile Schwedens die dänische Sprache zu erhalten, die niemand zu verdrängen bestrebt ist, kann in Schleswig nur einen ungünstigen Eindruck machen.

Wir haben im vorigen Jahre nach einer dänischen Quelle (s. Nr. 85) einiges über die Sprachverhältnisse in Schleswig mitgetheilt, und führen hier nur noch aus dem Schreiben eines Mannes, den selbst die strengsten Danisten kaum verläugnen möchten, — ein dänischer Correspondent im norwe-

*) „En oestanstorm kan smilla lunden ner," ist ein in Schweden sehr häufiger Ausdruck, dessen Wahrheit tief gefühlt wird. Die „Nachstücke" eines schwedischen Dichters, worin die Besorgnisse vor Rußland auf eine sehr schroffe Weise ausgedrückt sind, haben fast allgemeinen Anklang gefunden, während die schroffen Skizzen innerer Verhältnisse, wie sie im „Morian" enthalten sind, sehr viele Tadler fanden, wenn sie gleich ihrer beißenden Sprache wegen begierig gelesen wurden.

Digitized by Google

gischen Constitutionell Nr. 75 (15 März) d. J.) — einige Stellen an, welche deutlich genug sprechen: „Schleswig war seit Arilds Zeit so gut ein integrirender Theil Dänemarks, als Seeland und Lolland, erhielt zwar später den Titel eines Herzogthums, fiel aber 1459 mit des Lehenstamms Aussterben wieder an den Mutterstaat. Nicht lange nachher begann die ganze Reihe von Theilungen, wodurch Schleswig aber- und abermals zerstückt wurde. Doch blieb der Hauptheil bei Dänemark, und die andern Theile standen mit Ausnahme eines kurzen Zwischenraums im alten Lehensverband zum Hauptstaat. Endlich benützte Friedrich IV sein Kriegsglück gegen den treulosen Vasallen, und verleibte das gesammte eroberte herzogliche Schleswig nebst dem königlichen als integrirender Theil Dänemark ein, machte zugleich das Königsrecht, so wie das Erbrecht zum Grundgesetz Schleswigs wie des übrigen Dänemarks, und ließ sich nach „dem Wortlaut des Königsrechts" huldigen. Damals wäre es Zeit gewesen, der Entwürdigung hingeschiedener Geschlechter und dem Kampf der noch ungebornen vorzubauen, aber Friedrich IV war es nur um die Reichsgränze zu thun, das Volksthum war ihm fremd. Das dänische Volksthum hatte bereits unendlich viel unter der Herrschaft der durch und durch deutschen Herzöge gelitten, deren politische Hauptaufgabe es war, das Herzogthum dem Mutterlande zu entfremden, und dieß Loos verbesserte sich kaum unter Dänemarks deutschgesinnten Königen. Der König, welcher Schleswig zurücknahm, war ja derselbe, der das dänische Recht auf Aerö abschaffte und das deutsche an dessen Stelle setzte, denn der von ihm ernannte Amtmann war der dänischen Sprache nicht mächtig. Schleswigs allmähliche Verdeutschung dauerte fort, und das Resultat war schließlich, daß von seinen 350,000 Einwohnern jetzt nur noch 178,000 (?) dänisch, dagegen 149,000 deutsch und 23,000 friesisch sprechen. Friedrich VII that mehrere Schritte zu Gunsten des Dänenthums, im Grunde aber nur auf dem Papier, in der Wirklichkeit blieb ziemlich alles beim Alten. So ein strenger, ja starrsinniger Herrscher er sonst seyn konnte, in dieser Hinsicht war und blieb er schwach. Er konnte sich übrigens von der ererbten Politik, durch Schleswig Holstein von Dänemark aus zu erobern — eine Politik, die oft eins war mit der, Dänemark von Holstein aus erobern zu lassen, nicht losreißen. Selbst unter ihm dauerte deßhalb Schleswigs Verdeutschung fort, nicht in Folge, sondern trotz der Sympathien der Regierung; ja es ist eine nicht zu läugnende Thatsache, daß in den letzten dreißig Jahren Deutschland mehr als Ein Kirchspiel, daß es Tausende von dänischen Einwohnern eroberte. Der Verlust der Flotte, die Verheerung der Hauptstadt, die Verwüstung des Landes in einem siebenjährigen Kriege, der Staatsbankrott, der Kieler Frieden u. s. w. u. s. w., hatten das ganze dänische Volk dermaßen niedergedrückt, daß das Dänenthum in Schleswig auch bei ihm keinen Schutz gegen Unterdrückung fand; dagegen hatte der Freiheitskampf im Süden das deutsche Volksthum so gehoben, daß es dem Deutschthum in Schleswig eine überschwängliche Spannkraft gab. Zwischen den Prälaten und der Ritterschaft in Holstein und Schleswig bestand seit alter Zeit eine Verbindung, welche aufzuheben der Regierung es an Einheit fehlte; diese Corporation erhielt vom Wiener Congreß Hoffnung, ihre verletzten politischen Rechte wieder zu gewinnen; mit einer liberalen Maske fand sie Sympathien bei einer nicht geringen Zahl der politisch-naiven Bevölkerung von beiden Herzogthümern, und mit consequentem Trotz trat sie eine Reihe von Jahren hindurch der schwachen Regierung gegenüber. Sämmtliche lateinische Schulen Schleswigs sind deutsch, das einzige Seminarium ist deutsch, die Universität, an welcher in der Regel sämmtliche Beamte der Regierung in beiden Herzogthümern gebildet werden, ist wiederum deutsch, und zählte eine lange Reihe von Jahren hindurch den zwar tüchtigen, aber ritterschaftlich wilddeutschem Dahlmann unter ihren Lehrern. Schleswigs Handelsstand hatte seit lange mehr mit Deutschland zu thun als mit Dänemark, wozu die Zollgränze zwischen Schleswig und Jütland, verkehrte Zollgesetze und verschiedenes Geldwesen nicht wenig beitrugen; seine eigentliche Hauptstadt war Hamburg und nicht Kopenhagen. Der deutsche Landbau stand wie das Fabrikwesen weit über dem dänischen, und die deutschgesinnten Herren hatten hierin einen doppelten Grund, deutsche Verwalter und deutsche Pächter statt der dänischen zu suchen. Wie doch die deutsche Wissenschaft über der dänischen steht und stets stehen wird, so lange man noch von einer dänischen, schwedischen und norwegischen Wissenschaftlichkeit und nicht von einer gemeinsamen nordischen spricht, brauche ich hier nicht zu beweisen, genug, durch die Gunst der Umstände ist das Verhältniß bereits der Art geworden, daß nahezu alles, was in Schleswig Bildung, Mündigkeit, Macht oder Geld hat, daß nahezu die ganze Beamten-, Guts- und Geldaristokratie deutsch gebildet und deutsch gesinnt ist."

Wir haben diesen langen Auszug mitgetheilt, um mit den eigenen Worten eines Dänenfreundes die Unmöglichkeit zu zeigen, dem Dänenthum in Schleswig wieder das Uebergewicht zu verschaffen. Was wirken einige noch so wohl entworfene Pläne zur Wiederbelebung des Dänenthums gegen die Macht der Verhältnisse, wie sie sich seit fünf Jahrhunderten gebildet haben. Wir sehen deßhalb, wie die dänische Regierung, welche die Träumereien der extrem dänischen Partei nicht theilt, der dänischen Sprache durch ihre neueste deßhalb erlassene Verordnung ein sehr untergeordnetes Recht in den öffentlichen Verhandlungen zuerkennt, während sie sehr hartnäckig darauf hinarbeitet, durch die Errichtung einer dänischen Filialbank dem dänischen Geldwesen einen Einfluß und festen Fuß in Schleswig zu verschaffen. Sie verzichtet also auf einen geistigen, nationalen Zusammenhang mit den südlichen Provinzen des Reichs und sucht nur den materiellen möglichst festzuhalten. Eine Reichsversammlung, von welcher man eine Zeitlang in Dänemark träumte, ist somit ein Unding, denn weder die südlichen Lande noch die Regierung können eine solche wollen. Damit ist aber auch eine Nationalrepräsentation im Norden unmöglich, denn abgesehen davon, daß die Regierung solche theils um ihrer selbst, theils um ihrer Verbün-

Digitized by Google

deten im Südosten und Osten willen, nicht wollen kann, würde man auch zugleich Schleswig, das einer solchen Repräsentation im Verein mit den nördlichen Provinzen widerstrebt, moralisch und rechtlich von der übrigen Monarchie abscheiden. Daraus erklärt sich denn, weßhalb seit einigen Jahren die Stimmen für eine dänische Nationalrepräsentation verstummt sind, und daß der Streit über Schleswig so wichtig geworden ist, denn die Entscheidung desselben zu Gunsten der dänischen Ansprüche müßte jedenfalls einer Nationalrepräsentation in Dänemark überhaupt vorangehen. Daraus ergibt sich dann auch das Vereinzelte und Ungenügende in den Bestrebungen der dänischen Nationalpartei und der Unmuth, welcher sich über das neueste Reseript in Betreff der dänischen Sprache in der schleswig'schen Ständeversammlung kund gibt. Das Reseript ist auf die natürliche Lage der Sache gegründet, denn wenn es wahr ist, wie es auch in der oben angeführten Stelle heißt, daß nahezu alle Bildung, Macht und Einfluß im Lande deutsch sind, so wird die gleiche Berechtigung der dänischen Sprache in der Ständeversammlung selbst zum Unsinn, denn kaum einer der Repräsentanten wird nicht im Stande seyn, deutsch zu reden, während ein großer Theil der Anwesenden des Dänischen nicht mächtig ist. Die Eingabe an den König, welche sieben angesehene Dänen der Hauptstadt am 4 Mai d. J. zur Unterzeichnung ihren Mitbürgern vorgelegt haben, entbehrt deßhalb, so richtig sie sich auf dem Papier ausnimmt, der nöthigen thatsächlichen Grundlage in dem Zustande des Volks, wovon das Auftreten Lorenzens in der letzten Ständeversammlung den triftigen Beweis geliefert hat.

Wir lassen die bestrittene und auch bestreitbare Rechtsfrage über die Erbfolge in den Fürstenthümern gänzlich bei Seite, da sie auch sicherlich weder nach dem dänischen Kongeloo, noch nach dem deutschen Reichsrecht entschieden werden wird, und beschränken uns hier auf den Sachverhalt hinsichtlich der Sprache. Die dänische Partei hat Zeitungen gestiftet, dänische Bücher vertheilen lassen, um das Erlernen des Dänischen als Sprache der gebildeten Classe mehr zu befördern, aber von großen Erfolgen dieser Bemühungen haben wir nicht gehört, und es waltet hier wohl ein arger Irrthum ob: wären Deutsch und Dänisch völlig fremde Sprachen, so möchten die Bemühungen der dänischen Partei von Erfolg seyn, denn die Masse würde fühlen, daß ihr durch das Aufdringen einer fremden Sprache sehr großes Unrecht geschieht. Man blicke nur auf Belgien: hier war das Vlämische seit Jahrhunderten kaum mehr die Sprache der Gebildeten, namentlich seit den letzten fünfzig Jahren hat sich durch politische Umstände begünstigt das Französische immer fester gesetzt, aber Französisch und Vlämisch können sich nicht vermengen, nicht in einander übergehen, und darum sind die Arbeiten der vlämischen Volksfreunde von so großem Erfolg begleitet. Aber Dänisch und Deutsch und vollends Deutsch und das sogenannte „Rabendänisch" in Schleswig stehen sich so nahe, daß der Unterschied ob ein Niederdeutscher oder ein Dane Hochdeutsch lernt, so groß eben nicht ist. Zudem ging die Ständeversammlung keineswegs ausschließlich deutsch zu Werke, sondern entschied sich dafür, daß, wo dänisch die Volkssprache sey, auch dänisch Recht gesprochen werden sollte. Es ist deßhalb nicht zu verwundern, daß die Frage, welche Lorenzen durch sein eigenthümliches Auftreten in der Ständeversammlung anregte, im eigentlichen Dänemark — wir müssen diesen Ausdruck wählen, obgleich die Dänen sich darüber beschweren — weit größern Anklang fand, als in dem dänischen Schleswig, denn für die Dänen liegt, wie wir oben schon bemerkten, in der Entscheidung der schleswigischen Frage zugleich die Vorfrage, ob eine dänische Nationalversammlung zu Stande kommen soll oder nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Reise Michael Kottlers im europäischen Rußland und in Sibirien.

Dritter Abschnitt.

Wie ich in meinem vorigen Briefe bemerkte, so eröffnete sich in diesem Jahre die zweite Scene meines sibirischen Lebens. Ich mußte die Leitung der Menschen und Pferde dreißig Meilen weit längs dem großen Flusse und von da weiter in die Taiga hinein beaufsichtigen. Am 11 Junius kam unser dritter Aufseher Mamuschew mit der Nachricht an, daß unsere zwei Flöße mit zwanzig Pferden und den Futtervorräthen aus Krasnojarsk nach Jenisseisk abgefahren seyen und am nächsten Morgen hier seyn würden, damit die Pferde zeitig beschlagen werden könnten. Bei guter Zeit fuhren sie auch wirklich daher, und die Pferde wurden sogleich zum Schmied geführt; ein großer Nachen wurde in Bereitschaft gesetzt und alle möglichen Bedürfnisse ausgeladen. Heute wäre ich noch an demselben Abend abgefahren, aber die Widerwilligkeit der Aufseher und der übrigen Arbeiter vertrug sich nicht mit meiner Eilfertigkeit. Wir erwarteten somit den andern Morgen.

Am 31 Mai (12 Junius) sollte endlich die glückliche Zeit zu unserer Abreise aus Jenisseisk eintreten, aber in der Nacht gab es noch einige Unannehmlichkeiten. Unsere Arbeiter hatten sich beim Abschied betrunken, hatten im Herumschweifen sich mit der Polizei überworfen und diese hatte sie verhaftet. Unser Aufseher Peter Iwanej hatte sie einigermaßen in Schutz genommen und befand sich nun gleichfalls auf der Polizei. Das verursachte uns viele Beschwerlichkeit und Hin- und Herlaufen, bis wir die Leute wieder aus dem Arrest befreit hatten. Am meisten war es uns um einen Jakuten zu thun, der unser Wegweiser auf den Flüssen seyn sollte, und ohne den wir uns nicht auf den Weg machen konnten. Das Wetter verwandelte sich in Regen. Die Pferde wurden noch dem Schiffe geführt, alles zur Einschiffung bereit gehalten, die Arbeiter aber waren betrunken, und die Aufseher gaben ihnen, wie es bei der Abfahrt gewöhnlich ist, auch Branntwein dazu. Nichts als Streit und Unfrieden! Den Jakuten führte man endlich herbei, aber er war noch ganz betrunken.

Theils wegen Besoffenheit, theils aus andern Ursachen war auch nicht einer da, der es verstanden hätte, das Schiff zu regieren. Als wir vom Ufer stießen, mußten darum die andern Schiffer an den Seiten sich äußerst hüten, daß unser schlecht geleitetes Schiff ihnen keinen Schaden zufüge. Die Aufseher waren mit der Schiffahrt unbekannt und wollten doch befehlen, dadurch entstand ein Geschrei, ein Lärm

und ein Durcheinander, kurz eine wahre babylonische Verwirrung, zwischen welche hinein Salven aus Flinten abgeschossen wurden, wie dieß bei der Abfahrt von Schiffen gewöhnlich ist. Einige Flöße waren unterhalb im Fluß mit den Aufsehern. Es war abgeredet, sobald die erste Salve abgefeuert wurde, sollten sie sich in Bereitschaft halten, und wenn wir vorbei kämen, an unser Schiff sich anhängen. Statt dessen hatten die Arbeiter die Flöße verlassen, waren in die Branntweinkneipen gegangen, und als wir abgefeuert hatten und den Flößen gegenüber ankamen, war niemand da. Der Aufseher schämte sich, daß er nicht in gehöriger Bereitschaft war, trieb seine Leute zusammen, fing sie, bis ihm die Hand aufrief, aber die Strömung riß uns fort, und wir waren schon lange vorüber, ehe die Flöße abstoßen konnten. Uns war daran gelegen, daß wir zusammenblieben, denn auf den Flößen befanden sich unsere Vorräthe an Mehl und Fleisch. Nach einmal versuchten wir es, und mit ihnen zu vereinigen, allein es gelang nicht.

Am Abend kamen wir nach Antschiferama. Hier ließ ich einen Nachen nach Brod, so wie große und kleine Wetzsteine kaufen, und schickte Peter Iwanez aus sich nach den Arbeitern zu erkundigen, welche zu uns stoßen sollten, und am andern Morgen Pulver zu kaufen. Mit meinem Schiff fuhr ich in der Nacht weiter, am Morgen aber, als der Wind sich erhob und uns gegen das Ufer trieb, hatten wir das Unglück, das Steuerruder zu zerbrechen, hauptsächlich durch den Ungehorsam der Arbeiter. Hier mußten wir also wohl oder übel bleiben, um den Schaden ausbessern zu lassen. Unser Schiff banden wir an, schoben Bretter unter und schlugen Pfähle ein, damit der Wind uns nicht auf eine Untiefe treiben solle. Zum erstenmal campirten wir unter freiem Himmel. Die Pferde ließ ich, weil ich bald wieder abfahren wollte, nicht ausschiffen, obgleich das Gras schon hoch stand. In der Nacht konnten wir nicht schlafen, denn die Pferde, die ihr gewöhnliches Futter nicht hatten, gaben keine Ruhe, um Mitternacht ließ ich deßhalb alles aufwecken und vom Ufer abstoßen, damit wir bald an Ort und Stelle gelangen möchten. Den Aufseher Siman Ossipitsch schickte ich voraus nach Nasimow, damit er in diesem Dorf jemand miethe, der uns an dem andern, d. h. an dem rechten Ufer, einen Ort zeige, an welchem wir anlegen könnten. Hier ist der Jenisei zwei Werst breit, und auf dem Flusse selbst kann man 40 Werst weit fahren, so daß der Horizont wie auf dem Meere mit Wasser sich schließt. Unserem Niederlagsort bei Nasimow gegenüber that ich einen Schuß, um Siman Ossipitsch ein Zeichen zu geben, daß er mit dem Boatsen komme und uns einen Ort anweise. Dieß geschah und wir fuhren in die Mündung des Flusses Tisa ein. Die erste Arbeit war, die Pferde aus dem Schiffe zu bringen, sie zu fesseln und dann auf die Wiesen gehen zu lassen, denn das Gras war hier noch spärlich und erst eine Viertelelle hoch; die Pferde fielen aber mit Begierde darüber her, als ich sie an den Boden anpflöckte, und selbst das scheueste ließ mit sich machen, was man wollte.

Da unsere Flöße noch zurück waren, so schickte ich ihnen gegen Abend den Nachen mit zwei Leuten entgegen. Diese gingen aber sicherlich vorher nach dem Dorfe in die allgewaltige Branntweinschenke. In Folge dieser Nachlässigkeit geschah es, daß die Flöße an uns vorüberfuhren und nur mit großer Schwierigkeit sich wieder mit uns vereinigten. Die Pferde wurden nun nach dem Ufer gebracht, gekoppelt und auf die Weide gelassen; sie machten uns aber nicht wenig Arbeit, denn sie waren nicht ausgehungert, wie die ersteren, sondern satt und wohlgefüttert, weßhalb sie sich, namentlich eines der Kirgisenpferde, sehr unbändig stellten.

Am 3 (15) Junius ließ ich nun alles ans Ufer bringen, und da aus der Mannschaft und den Pferden drei Abtheilungen gebildet werden sollten, ließ ich drei Zelte aufschlagen, damit jede Partei für sich bleibe, theilte die Vorräthe aus und übergab sie den Aufsehern. Von gedörrtem Rindfleisch, das in Säcken aus Ziegenfell eingepackt war, die man über den Sattel hängen konnte, erhielten je zwei 4 Pud 8 Pfund, ferner 4 Pud Zwieback (Zuchari), den man gleichfalls in Säcken über die Sättel hängt. Da es regnete, mußten wir die Pferdedecken hervorholen, um alles vor dem Naßwerden zu schützen. Nun ging es an die Vertheilung der Leute: der eine erhielt elf, die beiden andern je zwölf. Als ich Ordnung unter den Aufsehern stiften wollte, kam ich in Streit mit Siman Ossipitsch, — dieser wurde zornig und kam Abends nicht zum Thee. Als ich am Morgen aufstand erfuhr ich, daß drei Tunguse angekommen seyen, um sich als Führer in dem Wald anzubieten. Erstaunt blickte ich diese mir ungewohnten Gestalten an; sie sind von nicht sehr großem Wuchse, dunkelfarbig und schwarzhaarig, mit vorstehenden Backenknochen. Sie gehen mit herabhängenden Haaren, und haben nur etwas oberhalb dem Rücken mit einem breiten, mit kleinen Perlen ausgenähten Tuche die Haare zusammengebunden, welche dann im Schweif dem Rücken hinabhängen. Auf beiden Wangen haben sie tättowirte Netzstiche, welche ihnen als der prächtigste Schmuck dienen; die einzelnen Fäden sind mit zerriebenem Pulver gefärbt, das man in die Haut einreibt. Es ist eine sehr schmerzhafte Operation, und nicht jeder unterwirft sich derselben; so war die Frau eines der Führer nur auf einer Seite in dieser Weise gezeichnet. Ich kannte diese wilden Gäste, da es keinen Branntwein gab, mit nichts anderem bewirthen, als mit Rum, Thee und Zuchari. Ich schenkte ihnen Ziegelthee, Tabak, Pulver, Blei, Bänder, Korallen und ein Messer. Sie waren über alles dieß sehr erfreut und gingen fort. Zu danken verstanden sie vielleicht nicht, nicht einmal zu grüßen. Am Nachmittag fuhr mein Tunguse wieder herbei mit seiner Schwester und seiner Frau, welche ein halbjähriges Kind wie in eine Schachtel eingebunden vor der Brust hatte; es streckte nur den Kopf bei uns hervor, lachte aber sehr munter und zeigte sehr lebhafte Augen. Mehr herangewachsene Kinder werden an der Jurte festgebunden, wenn die Eltern zur Arbeit gehen, damit sie mit dem Feuer kein Unheil anrichten. Männer und Frauen tragen gleiche Kleidung. Ich bewirthete sie wieder mit Thee, und gab dem Kind zerzuckerte Feuchte und Chocolade. Sie blieben den Abend und die Nacht da. Denn wenn solche Gäste kommen, muß der Herr alles geben und alle Theil nehmen lassen und füttern.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Der Missionär Wolff ist auf seiner Reise nach Bochara glücklich in Mesched eingetroffen, von wo er am 21 März wieder abreisen sollte. (Engl. Bl.)

•

Der Krvetor ist eine neue, ganz einfache, aber sehr sinnreiche Einrichtung, vermittelst deren jemand, der im Bette liegt, seine Zimmerthüre nach Gefallen öffnen und schließen kann. (Lit. Gaz. 25 Mai.)

•

Die freie schaetische Kirche hat im Laufe des ersten Jahres durch freiwillige Beiträge nicht weniger als 500,000 Pfd. St. erhalten. (Engl. Bl.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 162.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

10 Junius 1844.

Die Menschenblattern in Mexico.

(Mühlenpfordts Versuch einer getreuen Schilderung der Republik Mexico.)

Die Menschenblattern wurden im Jahre 1520 durch einen Negersklaven des Naevaez nach Mexico gebracht, und haben seitdem daselbst häufig gräßliche Verheerungen angerichtet. Sie erscheinen epidemisch in Zwischenzeiten von sechzehn bis achtzehn Jahren. Die letzten großen Blatternepidemien fanden in den Jahren 1763, 1779, 1797, 1814 und 1829/30 statt. Unter ihnen wüthete die von 1779 vielleicht am ärgsten. In der Hauptstadt des Landes allein gab es 36,865 Blatternkranke, von welchen nahe an 9000 der Seuche zum Opfer fielen. Ein großer Theil der gesammten mexicanischen Jugend ward von ihr hinweggerafft. Im Jahre 1797 wirkte die Krankheit schon weit wenigee tödtlich, da man damals, besonders in den Provinzen Mexico und Mechoacan, die Inoculation schon ziemlich eifrig betrieb. In der Hauptstadt erlagen von 24,516 Kranken diesmal nur 4451, in der Stadt Valladolid von 6800 Geimpften nur 170, und unter diesen waren noch viele, welche wahrscheinlich erst geimpft worden, nachdem sie bereits von den natürlichen Blattern angesteckt gewesen. Im Jahre 1804 ward die Vaccine in Mexico eingeführt, und obgleich ihre Anwendung um 1814 noch nichts weniger als allgemein verbreitet war, zeigte sich doch der Verlauf der damaligen Epidemie weit milder als alle früheren. Bei den meisten früher Geimpften bewährte sich die Wirksamkeit der Vaccination, und man faßte von nun an mehr Vertrauen zu ihr. Dennoch geschah das Nöthige immer noch keineswegs überall mit gleichem Eifer und gleicher Ausdauer, so daß beim Ausbruch der Epidemie von 1829/30 an vielen Orten der Impfstoff gänzlich wieder ausgegangen war. Die Seuche zeigte sich im Monat November 1829 zuerst in den Städten Mexico und Guanajuato, verbreitete sich rasch über die Hälfte der ganzen Republik und währte bis zu Ende des Jahres 1830, ja sie schleppte sich in einigen Gegenden selbst bis in das Jahr 1832 fort. Sie trat gleich anfangs sehr bösartig auf. Bei allen Nichtvaccinirten zeigten sich die Blattern gewöhnlich confluent, nicht selten zwei bis drei Ausbrüche an demselben Individuum, zuweilen zugleich mit Masern und Scharlachfriesel. Wo die während der Epidemie angewandte Vaccine schon das natürliche Blatterngift im Körper vorfand, absorbirte sie dasselbe nicht, schien vielmehe den Ausbruch nur bösartiger zu machen. Im anderen Falle zeigte sie sich fast jedesmal schützend. Früher geimpfte Personen blieben zwar nicht immer von den Blattern verschont; doch zeigten diese bei solchen sich gewöhnlich gutartig, und ließen keine Spuren auf der Haut zurück. Beides war auch der Fall mit mehreren meiner europäischen Freunde, welche, obgleich in ihrer Jugend gehörig geimpft, dennoch den Blattern nicht entgingen. Ich selbst blieb von der Ansteckung verschont, obgleich ich die Kranken häufig besuchte und stundenlang an ihrem Lager verweilte. Ueberhaupt grassirte die Seuche, wie im Jahre 1814 so auch diesmal, vorzüglich unter den geringeren Volksclassen.

Die Sterblichkeit war in einigen Gegenden sehr bedeutend, ungeachtet regierungsseitig sowohl in der Föderalhauptstadt und ihrem Districte, als auch in manchen Bundesstaaten gleich beim Ausbruche der Epidemie zweckmäßige Maaßregeln gegen dieselbe ergriffen wurden, man namentlich die vernachlässigte Vaccination wieder in lebhaften Gang zu bringen suchte, frische Lymphe aus Nordamerika und Europa verschrieb, Kühe mit der Originalpocke im Lande selbst aufsuchte und an verschiedenen Orten fand, Spitäler einrichtete, auch sonst für Verpflegung und gehörige ärztliche Behandlung armer Kranken auf öffentliche Kosten Sorge trug ꝛc. In der Stadt Mexico und dem Föderaldistricte, wo natürlich die Gegenanstalten zweckmäßiger eingerichtet waren und kräftiger gehandhabt wurden als in den übrigen, mit den nöthigen Hülfsquellen minder reichlich versehenen Landestheilen, soll es weit über 60,000 Blatternkranke gegeben haben und davon mehr als 12,000 gestorben seyn, obgleich die Seuche daselbst nur 6 Monate anhielt. Officielle Nachrichten wurden darüber nicht bekannt gemacht. — Im Staate Puebla ward eifrig vaccinirt und andere Schutzanstalten getroffen. Dennoch trat die Seuche auch hier mit großer Bösartigkeit auf und raffte viele Menschen hinweg. — Im Staate Oajaca starben während der Jahre 1829 und 1830 an den Blattern 10,000 Personen, und

Digitized by Google

die Seuche zog sich bis in das Jahr 1831 hinüber. — Im Staate Chiápas, wo es nur einen einzigen wissenschaftlich gebildeten Arzt gab, und das Heilungsgeschäft sich ganz in den Händen von unwissenden Apothekern, Quacksalbern und alten Weibern befand, auch die Kuhblatterlymphe gänzlich fehlte, war die Sterblichkeit strichweise außerordentlich bedeutend. — Eben so arg wüthete die Epidemie im Staate Jalisco, wo es ebenfalls an Lymphe zur Vaccination fehlte, und die übrigen Gegenanstalten schlecht bestellt waren. — Im Staate Zacatécas herrschte die Seuche bis zu Ende des Jahres 1831 und raffte sehr zahlreiche Opfer hinweg, obgleich die Vaccination mit großem Eifer betrieben ward. — Auch im Staate Guanajuáto ward fleißig geimpft; dennoch war die Sterblichkeit im Osten und Westen desselben sehr groß, während im Norden und Süden die Seuche sich weit seltener und milder zeigte. — In den südlichen Gegenden des Staats Mechoacán hauste das Uebel ebenfalls mörderisch bis zu Ende des Jahres 1830. Es fehlte an Impfstoff, an Arznei, an Aerzten, an Allem. — In Nuévo-Léon hinderte Vorurtheil und Widerwille des Volks gegen die Vaccination deren durchgreifende Anwendung; an Lymphe fehlte es nicht. Die Seuche war sehr bösartig und weit verbreitet. — In Cohahuila ward stark vaccinirt und der Verlauf der Epidemie war ein ziemlich milder. — Dasselbe war der Fall im Staate Veracruz, obgleich hier die Seuche am längsten, bis in das Jahr 1832 hinein, anhielt. Im Jahre 1830 starben etwa 1500 Personen, 1831 nur 240, und von 25,900 im Staate während dieser beiden Jahre Geimpften ward kein einziger von den Blattern befallen. — Die übrigen Staaten waren, so viel man erfuhr, ganz von der Seuche verschont geblieben.

Skandinavien.

2. Dänemark.

(Fortsetzung.)

Ueber diese Verhältnisse begann der Streit in Dänemark selbst, der jetzt einem Wendepunkte sich nähert, indem die Regierung, durch die fortgesetzten Angriffe in Verlegenheit gesetzt, die bisherige Preßfreiheit für innere Angelegenheiten beschränken will. Weiter oben haben wir uns hinsichtlich Schleswigs hauptsächlich auf den sprachlichen Sachverhalt beschränkt, weil das lauteste Begehren die Aufrechthaltung der dänischen Sprache in Schleswig betraf, aber wie es in öffentlichen Verhältnissen so oft geschieht, was man am lautesten ausspricht und zu verlangen scheint, ist meist nur Mittel zum Zweck, und wenn Regierung und Opposition längere Zeit hinsichtlich Schleswigs und Holsteins gemeinsame Sache zu machen schienen, so trennten sich doch bald genug die Wege. Das Hauptblatt des Danismus, „Fädrelandet" sagt in seiner Nummer vom 11 März: „Dänemark bis zur Eider; Schleswig weder ein eigener Staat noch ein Mitglied des deutschen Bundes, sondern ein integrirender, untrennbarer Theil Dänemarks; Holstein, vermöge seines Eintritts in den deutschen Bund, anerkannt als eine eigene, staatsrechtliche Individualität, das ist das politische System, das wir von vornherein aufgestellt und mit unwandelbarer Consequenz verfochten haben. Schleswigs Trennung von Holstein in allem, was der staatsauflösenden schleswig-holsteinischen Theorie als Vorwand und Waffe dienen kann; seine innige Verbindung mit dem übrigen Dänemark in allem, was die eigentliche Staatsregierung angeht; seine provinzielle Unabhängigkeit und Selbständigkeit in allem was seine eigenen innern Angelegenheiten betrifft — das ist die Forderung, die wir geltend gemacht haben, und durch allen Wirrwarr der Theorien und die Anarchie der Bestrebungen vertheidigt haben, nicht bloß gegen den Schleswig-Holsteinismus, der in offenen Kampf mit der dänischen Nationalität und dem dänischen Staat getreten ist, sondern auch gegen einzelne Dänen, die mit oder gegen ihren Willen sich als ereitwillige Diener von Bestrebungen gezeigt haben, welchen sie im Interesse ihres Königs und ihres Vaterlandes einen festen, unbeugsamen Widerstand hätten entgegen setzen sollen."

Soweit scheinen Regierung und Opposition eines Sinnes, aber in den gebrauchten Mitteln zeigt sich die Verschiedenheit des Zwecks: die Opposition ging von der Idee aus, auf Hebung der Volksmasse im Gegensatz gegen die höheren verdeutschten Classen eine innigere Vereinigung mit Dänemark herbeizuführen, und daher der Sprachenkampf, mit welchem bei den höheren Classen nichts zu gewinnen war; darum tritt die dänische Opposition sehr schroff gegen die politischen Einrichtungen Schleswigs auf, welche im wesentlichen noch auf die „Prälaten und Ritterschaft" gegründet ist, und nur durch Abgeordnete der Handelsstädte einen bedeutenden Zusatz erhalten hatte. Die Landgemeinden waren in dem Wahlgesetz schlecht bedacht, und so ergibt sich daß, obgleich beinahe die Hälfte des Landes noch dänisch spricht, doch die Zahl der dänischen und der dänisch gesinnten Abgeordneten in den Ständen unverhältnißmäßig gering ist. So sagt der oben schon angeführte Correspondent in dem norwegischen Constitutionell: „da das Reichsgesetz sich wenig darum kümmerte, die Volkszahl hinsichtlich der Sprachverhältnisse gehörig repräsentirt zu sehen, da Schleswig dasselbe Wahlgesetz wie die übrige Monarchie erhielt, so ergab sich das verwunderliche Resultat, daß etwa 178,000 dänischredende Schleswiger nur 15 Deputirte an die Ständeversammlung sandten, während 149,000 Deutsche und 23,000 Friesen 29 Deputirte schicken, denn die stark repräsentirten adeligen Gutsbesitzer und die meisten Handelsstädte sind ja deutsch. Aber da Intelligenz, Macht und Grundeigenthum, alles was Wahlcandidaten liefert, entweder von Geburt oder doch durch Bildung, Vornehmigkeit und Interesse deutsch sind, so fehlt viel, daß die Ständeversammlung auch nur 15 dänisch gesinnte Deputirte zähle." Es ist somit ganz natürlich daß die Dänen einer Verfassung nicht hold sind, deren Wahlgesetz ihren Gegnern ein so entschiedenes Uebergewicht sichert, und daß sie gegen die Privilegien der Ritterschaft declamiren. Insofern dieser Stand der Dinge zur allmählichen und gänzlichen Trennung Schleswigs von Dänemark führen muß, hat die dänische Partei ganz recht von „staatsauflösenden Theorien und Machinationen" zu reden, und die Ansicht auszusprechen, „daß die formelle

Digitized by Google

und unzweideutige Cassation unheilschwangerer alter Pergamente die nothwendige Bedingung für jede vernünftige Ordnung eines Verhältnisses ist, in das sie so viel Störung und Verwirrung gebracht haben." Diese letzten Worte sind gegen die bekannte Schrift von Baron Dirckinck-Holmfeld gebraucht worden, welche fast einen Wendepunkt in der neuen Geschichte Dänemarks bildet, und zwar dadurch, daß er in seiner Feindschaft gegen den „Schleswig-Holsteinismus" zwar so weit geht, als die weitgehendsten Dänisten, aber die Vorrechte des holsteinischen und schleswigischen Adels in keiner Weise angetastet sehen will. Er verlangt gänzliche Trennung der Verwaltung Schleswigs von der holsteinischen, daher Aufhebung des Statthalterpostens, Aufhebung des gemeinsamen Obergerichts, Aufhebung der schleswig-holstein-lauenburgischen Kanzlei, welche Institute sämmtlich nur darauf hinwirken, die Lostrennung Schleswigs von Dänemark zu begünstigen; dagegen ist er gegen die Dänisten allmählich so herb aufgetreten, daß er ihre Sache eine Parteisache nennt, „welche in den Augen der Regierung gefährlicher sey als der Schleswig-Holsteinismus und nothwendig unterdrückt werden und verschwinden müsse, wenn der Staat vom Untergang gerettet werden sollte." Was hat nun die Leute, welche im Hauptzweck einig sind, auf eine so schroffe Weise getrennt? Das Räthsel löst sich sogleich, sobald man sich erinnert, daß die speciell sogenannte dänische Partei eine auf die dänische Nationalität begründete allgemeine Repräsentation erstrebt, während die Regierung bemüht ist, die Provincialstände in ihrer jetzigen möglichst eingeschränkten Form zu erhalten. Einer dänischen Nationalversammlung gegenüber würde die Regierung zu schwach seyn, eine durchgreifende Aenderung in dem ganzen Bau des Staats würde erfolgen, und die deutschen und halbdeutschen Provinzen würden dadurch gänzlich in Schatten gestellt, und müßten den Eingebungen eines sehr schroffen Danismus folgen. Darum haben die Provincialstände von Schleswig-Holstein ein gleiches Interesse mit der Regierung, und diese sucht sich ihrer durch Concessionen zu versichern, worunter das letzte Sprachrescript keine der unbedeutendsten ist. Die dänische Partei sieht sich dadurch in ihren Neigungen und Interessen verletzt.*) Der Vorschub, welcher dem Deutschthum dadurch in Schleswig gegeben wird, ist unläugbar, und der Ausdruck der dänischen Partei stieg darum in der letzten Zeit sichtlich an Heftigkeit, so daß die Regierung jetzt Schritte dagegen zu thun ernstlich beabsichtigt. Ob sie dadurch nicht den dänischen Volksgeist auf eine fast unversöhnliche Weise verletzt, ist eine Frage, die wir hier nicht naher untersuchen wollen. Die Furcht vor fremdem Einfluß hat ohnehin seit der russischen Vermählung und seit dem bekannten Besuch auf der Insel Rügen eine ungewöhnliche Stärke erreicht, und den Wunsch erzeugt, das Band einer skandinavischen Vereinigung immer fester zu ziehen. Dadurch hat der beabsichtigte Studentenzug von Upsala nach Kopenhagen, den eine gewiß vorsichtige Hand für dieß Jahr beseitigt hat, eine nicht gewöhnliche Bedeutung erhalten, denn findet derselbe trotz der Hindernisse, die man ihn in den Weg zu legen sucht, statt, was im nächsten Jahr nicht mehr zu verhindern seyn wird, so sind nur harte Aeußerungen über den Geist der Regierung die nächste Folge, vielleicht die Veranlassung zu weitern Maaßregeln derselben.

(Schluß folgt.)

*) Lorenzen und mehrere andere Ständemitglieder sollen deßhalb den Entschluß gefaßt haben, nicht mehr in der Ständeversammlung aufzutreten.

Die Antislavery-Society in London.

Die Colonial Gazette, welche freilich der Gesellschaft nicht sonderlich gewogen ist, gibt in ihren Nummern vom 18 und 25 Mai eine nicht sehr günstige Schilderung der am 17 Mai gehaltenen Jahresversammlung der Gesellschaft. Lord Brougham, der den Vorsitz hatte führen sollen, ließ sich entschuldigen, was mit Geiseh aufgenommen wurde. Der Bericht war so trocken und dürftig wie möglich, und niemand sieht ein, was die Leute noch thun wollen. Die englischen Sklaven sind emancipirt; gegen die Unterdrückung des Sklavenhandels durch bewaffnete Fahrzeuge haben die Mitglieder remonstrirt, da sich zur Genüge herausgestellt, daß diese gewaltsame Unterdrückung das Loos der Neger auf der Ueberfahrt wesentlich verschlimmert hat. Auch in anderer Beziehung haben sie ihre Thätigkeit eingestellt, da sie in einer frühern Zusammenkunft erklärt haben, daß sie die Regierung nicht mehr mit Bitten um Zollmaaßregeln gegen die mit Sklaven arbeitenden Länder plagen wollen, was sehr weislich gethan ist, da die Regierung sich doch nicht daraus kümmerte und nur schöne Worte zur Antwort gab. Wenn die Gesellschaft sich nicht fortwährend in die Angelegenheiten fremder Länder einmischen will, so sieht man nicht, was sie länger beisammen thun soll. Jedenfalls scheint sie wegen innern Zwiespalts einer Umwandlung entgegen zu gehen.

Chronik der Reisen.

Reise Michael Kottlers im europäischen Rußland und in Sibirien.

Dritter Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Am 9 (21) Januar Nachmittags vertheilte ich die Pferde. Simon Ostpitsch Schreiber erhielt 28, Momuschew 27 und ich selbst behielt 16. Der Abend noch begannen die Pferde Schreibers noch der Seite hin, wo sie zur Aufsuchung von Salzsandlagern sich begeben sollten, über den Tis zu setzen und zwar auf folgende Weise: die sanftern Pferde wurden vom Schiffe aus am Zügel geführt, die Hälfte der andern teilt man hinter dem Schiffe drein ins Wasser, und mit den übrigen wurde dasselbe Verfahren bei einer zweiten Fahrt wiederholt. Alle Pferde kamen auf diese Weise glücklich hinüber, wurden dort leicht zusammengesogen, da sie ermüdet am andern Ufer stehen blieben. Ostpitsch nahm nun halb Abschied, denn ich versprach ihm, ihn noch am andern Morgen zu besuchen. Als wir vom Ufer des Tis zurück zu unsern Zelten gingen, kam uns ein heftiger Gestank aus dem Weidengebüsch entgegen. Alle waren der Ansicht, daß eine Thier- oder Menschenleiche hier liege, keiner aber ging hin, um sich von der Sache zu überzeugen, aus Furcht, wenn es ein Mensch sey, daß dann lange Nachforschungen, Verhöre und nutzloser Aufenthalt die Folge wäre.

An diesem Tage schickte ich noch Nosimow zu einem der dortigen Führer, daß er mich zu der von Peremikyn gemutheten Stelle begleiten

falle, denn dort war das Standlager meiner Leute. Am Abend kam auch ein Floß, der den Hafer für unsere Pferde herbeiführte.

Am 10 (22) stand ich zeitig auf und verordnete, daß man alles zu unserem Aufbruch bereit halten solle. Alles Unnöthige sammelte ich zusammen, verschloß es in eine Kiste und schickte es ins Dorf. Dann wollte ich mich von Ossipitsch verabschieden, er war aber schon ins Dorf gegangen, um den Tungusen Tscheka aufzusuchen. Ich begab mich auch dahin, da ich noch nie dort gewesen war, und ging ohne Frühstück aus, aber im Dorfe war nichts zu haben. Dann begannen die diplomatischen Unterhandlungen mit dem Führer Tscheka und seiner Baba, — so nennt man hier die Frau. Das erste war, daß er mich als seinen Herrn umarmte, eine Zärtlichkeit, die indeß noch nicht so unangenehm war, als das Vortrinken von Branntwein, das ich wohl aber übel nachthun mußte, um ihn nicht zu erzürnen; ich mußte auch noch nach Branntwein schicken, um ihn und seine Liebste damit zu bewirthen. Dann bemühten wir uns ihn über den Fluß hinüberzubringen, es war aber nicht möglich ihn von seiner Baba und dem Branntwein zu trennen. Um ihn nur fortzubringen, versprachen wir ihm alles, was er nur für sich und seine Baba wünschte. Mit Wilden muß man wie mit Kindern umgehen. Er verlangte ein Halstuch. Simon Ossipitsch nahm sogleich das seinige ab und gab es ihm. „Gib mir Stiefel!" Du sollst sie bekommen. „Gib mir ein Tuch für meine gute Frau." Ossipitsch gab ihm sein Sacktuch. Das „Gib mir" wollte kein Ende nehmen, und zu guter Letzt wollte er auch noch alles schriftlich haben, obwohl er nichts Geschriebenes lesen konnte. Dabei jammerte und klagte seine Frau, umarmte ihn, fing an Todtenlieder zu brüllen, sprach dazwischen hinein auf Russisch von ihrer „walika petschal" (großen Trauer) und bat uns, wir möchten ihn ja keinen Hunger leiden lassen. Wir versprachen alles und trösteten sie. Dann hatte er noch etwas vergessen, was man aufschreiben sollte: „schreib 10 Ellen Tuch, 20 Ellen Leinwand, monatlich 125 Rubel Lohn." Man hatte früher über 100 Rubel monatlich eine Uebereinkunft mit ihm getroffen. Es ist dieß eine unmäßige Bezahlung für einen einfältigen Wilden, dafür, daß er den Weg zeigt und einige Flüsse und Berge benennt. Endlich hatten wir ihm genug Branntwein gegeben, baten den Wirth, daß er ihm aus der Scheuke hinaushelfe, nahmen noch einige Kannen Branntwein mit uns, um den lieben Tscheka leichter auf das Schiff zu bringen, und führten ihn zu der Abtheilung Ossipitsche. Sodann ließ ich den Theekessel aufstellen und bewirthete ihn zum Empfang mit Thee, in welchen ich rothen Wein goß, welchen ich aus Moskau mitgebracht hatte. Nun kam auch der Tunguse Maxim mit zwei Tungusinnen, bei denen sich auch seine Tochter befand, und ein Jude herbei. Alle diese mußte ich mit Thee und Wein bewirthen. Es versteht sich von selbst, daß ich zum Zeichen meiner Aufrichtigkeit wohl oder übel auch daran Theil nehmen mußte. Es gibt kein anderes Mittel, wenn man mit diesen Leuten auskommen und sich ihre Zuneigung gewinnen will. Zum Mittagsmahl gaben sie mir frischen guten Störkaviar und einen gekochten, aber kalten Kopf dieses Fisches mit Essig. Ehe ich ging, mußte ich noch einmal Tscheka's Frau alles versichern. Dem Sohn des Ansiedlers Gregori trug ich auf am andern Morgen zeitig zu kommen und Hunde mit sich zu bringen, damit wir eastlich nach dem am Permikyn bestimmten Orte abgehen könnten, denn Gregori war mit Permikyn dort gewesen und kannte den Weg, der dahin führt, genau. Während ich mich im Dorfe aufhielt, ließ Mamuschew aus den Flößen 61 Pud Hafer holen, um während der Fahrt nach der steinigen Tunguska hinreichend Futter für die Pferde zu haben. Auch alles andere brachte er auf dem Schiff in Ordnung, und dann ließ ich seinen Antheil an Pferden, nämlich 27, auf dasselbe bringen. Es war jetzt 10 Uhr Abends, aber in Sibirien noch ziemlich hell. Die Arbeiter erhielten von mir noch vor der Abfahrt ein Glas Wein, dann setzten sich alle nieder und sagten nach der bei ihnen gewöhnlichen frommen Sitte segne uns Herr! Ich wünschte ihnen Glück und Gesundheit und guten Fortgang auf der Reise. Wir begleiteten sie am Ufer, bis sie in die Mitte des Jenisei hineingefahren waren, dann feuerten sie die Gewehre ab, wir antworteten mit doppelt so vielen Schüssen und wünschten ihnen Glück in dem unbekannten Lande der steinigen Tunguska.

Am 11 (23) Januar ließ Ossipitsch mir sagen, ich möchte noch jemand zu ihm schicken, ehe er in die Taiga abgehe. Ich ging selbst dahin. Hinter dem Vorrathshaus stand am Ufer eine ostjäkische Jurte, rund und mit zusammengenähter Birkenrinde gedeckt. Es war dieß die erste ostjäkische Jurte, die ich sah: ich öffne die Leinwandthüre und trete hinein. In der Mitte brannte ein Feuer, dessen Rauch durch eine kleine Oeffnung im Dach hinauszog. Am Feuer saß eine Frau und ein kleines Kind. „Sey gegrüßt," sagte ich zu ihr, aber sie antwortete nicht, wandte auch die Augen nicht auf mich, sondern sah nur auf ihre Arbeit, indem sie auf ein aus Birkenrinde gemachtes Schächtelchen mit einer aus dem Stein Tugi-sok geriebenen rothen Farbe sehr geschickt Hirschgeweihe malte, wozu sie mit leiser Stimme eine Melodie vor sich hinsummte. Sie hatte eben so schwarze angebundene Haare, wie die Tungusen, aber ein ziemlich rundes, mehr europäisches Gesicht. Auf dem zum Erstaunen schwachen Leib, der nicht stärker war als der eines zehnjährigen Kindes, hatte sie eine kurze Pelzjacke, aber nackte Lenden und Knie. Das Kind war nackt und rings in der Jurte herum lagen die ärmlichen Geräthschaften, zwei Strugen (aus Holz gehauene, sehr leichte Nachen) und eine Narta (langer, sehr leichter Schlitten).

Als ich zu Ossipitsch kam, waren die Pferde bereits gesattelt und man lud ihnen ihre Last auf. Der Führer Tscheka hatte sich den vorigen Abend in der Trunkenheit das Knie verletzt, konnte kaum gehen, ich wusch ihm deßhalb die Wunde aus und verband sie. Als man ihn aufs Pferd setzte, fiel er auf der andern Seite kopfüber wieder herunter, und obwohl es ein friedliches Thier war, mußte er sich doch auf ein anderes setzen. Die Arbeiter Simon Ossipitschs waren am Abend fast alle betrunken, und ich erfuhr nun, daß in der ganzen Gesellschaft auch nicht ein einziger sey, auf den man sich mit Sicherheit verlassen könne. Bei dieser Gelegenheit erzählte er mir, daß den Galabowski's (einer andern Goldsucherpartei) die Pferde in der Taiga entlaufen seyen. Ein Aufseher, der schon zehn Jahre seinem Herrn treu diente, ging mit noch fünf andern Arbeitern zum Suchen in den Wald; vier von den Arbeitern kehrten zurück, er aber mit einem Arbeiter ist noch nicht zurückgekehrt, obwohl schon vier Tage verlaufen sind, wahrscheinlich hatten ihn die Arbeiter wegen seiner unwandelbaren Treue für seinen Herrn erschlagen. Mir fiel der Leichengeruch ein, der aus dem Weidengebüsch drang, ob er vielleicht von der Leiche des Erschlagenen herrührte? Simon Ossipitsch ist zwar tapfer und beherzt, doch ist er nicht ganz ohne Furcht, daß er mit seinen Arbeitern in den Wald gehen soll. Da er allen seinen für die Reise aufgehobenen Branntwein seinem Führer Tscheka gegeben hatte, so mußte er andern aus dem Dorfe holen lassen. Tungusen und Ostjaken trinken Branntwein, so lange sie welchen sehen, ihre einzige Rede ist: „gib mir," und man muß ihnen geben, oder sie drohen gar mit dem Messer.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 163.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

11 Junius 1844.

Wanderung durch Mittelamerika.

(Scenes in the Sandwich-Isles, by J. Jarves.)

Wer aus der Südsee nach Europa oder den Vereinigten Staaten zurückkehren will, für den ist es keine kleine Frage, was für einen Weg er einschlagen soll. Im Spätjahr 1837 befand ich mich zu Honolulu mit etwa einem halben Duzend anderer Personen, welche mit mir nach den Vereinigten Staaten zurückkehren wollten, und nach längerer Berathung beschlossen wir nach Panama zu gehen, um eine möglichst geringe Landstrecke durchreisen zu müssen, und doch die lange Fahrt ums Cap Horn zu vermeiden. Eine Diminutiv-Brigantine fand sich, die uns den Dienst leisten sollte; am 5 December gingen wir unter Segel, und nach 18 Tagen bekamen wir die felsige, unfruchtbare Küste von Californien zu Gesicht, an der wir in geringer Entfernung hinsegelten. Als wir am Cap Lucas vorüber waren, erschienen die mit Wald bekleideten Inseln Tres Marias und die mexicanische Küste. Ich bin viel auf dem Wasser gewesen, aber nie so angenehm als bei dieser Gelegenheit: die gewöhnliche Monotonie des Seelebens konnte keine angenehmere Abwechslung bieten. So glatt war die See, daß man sie einem mächtigen Strom hätte vergleichen mögen, die Landwinde bei Nacht waren kühl und balsamisch, während die Seewinde am Tag die Hitze milderten, die sonst fast unerträglich gewesen wäre. Unsere Fahrt brachte uns der Küste sehr nahe, und diese bot eine große Abwechslung von Berg und Thal, die sämmtlich, da es die schöne Jahreszeit war, in üppigem Grün prangten. Zahlreiche indianische Dörfer schmückten das Ufer, und winkten freundlich herüber bei der außerordentlichen Durchsichtigkeit der Luft, von deren Reinheit und Klarheit sich die Bewohner der gemäßigten Zonen keinen Begriff machen können. Die Landschaft bot ein völliges Panorama dar gerade in dem Licht und in der Entfernung, um alle Schönheiten zu zeigen und den natürlichen Farbenglanz zu erhöhen, ohne einen einzigen Mangel zu zeigen. Im Hintergrund erhoben sich die Cordilleren, und vor allen ragte in einsamer Größe der Schneegipfel des Colima hervor, dessen Flammen bei Nacht, und dessen Rauch bei Tage als Signal dienen können.

Am Morgen des 10 Januar 1838 befanden wir uns in der Breite von Acapulco, und der Capitän beschloß ein Boot ans Ufer zu senden um frische Lebensmittel zu holen, an denen es uns sehr fehlte. Der Chronometer zeigte, daß wir vor Acapulco lägen, aber die Küste zeigte sich hier so spärlich bevölkert, als in irgend einem andern Theile derselben, und somit ließ nichts die Nähe des besten Hafens von Mexico ahnen, der Jahrhunderte lang Schiffe mit Gold, Silber und kostbaren Steinen ausgesendet hatte. Auf einmal vernahmen wir Trommelschlag und die Töne eines Horns, wir wandten unsere Augen nach der Richtung hin und entdeckten bald hinter einem schroffen Landvorsprung verborgen das Hintertheil einer französischen Fregatte. Da somit der Eingang des Hafens entdeckt war, stieß unser Boot ab, und wir ladten uns schon in Gedanken an den köstlichen Früchten, welche dasselbe zurückbringen würde. Aber der Nachmittag und der Abend kam, und immer noch keine Nachricht von unserm ausgesendeten Fahrzeug. Endlich kam spät Abends ein Boot der französischen Fregatte, die Venus, Admiral Dupetit Thouars, zu uns heran, und brachte Nachricht von den Flüchtlingen.

Sie waren gerade nach dem Zollhause gefahren, hatten dort den Zweck ihres Besuchs angezeigt, waren aber dann sogleich verhaftet worden, mit der Erklärung daß sie nur gegen Erlegung von 300 Dollars für jeden hergegeben würden. Zur Entschuldigung für diese Räuberei hatte man ein altes spanisches Gesetz ausgegraben, wonach jedem, der Handel treiben wollte, ehe das Schiff von den Hafenbehörden untersucht worden war, diese Strafe auferlegt würde. Die Vorstellung, daß die Brigantine gar nicht nach einem mexicanischen Hafen bestimmt sey, wollte man nicht einmal anhören, und alle Bitten derselben waren vergebens ohne die — Pesos. Zwei Capitaine von Wallfischfängern waren kurz zuvor ebenso ans Ufer gelockt und ausgebeutelt worden, und da das Geschäft als profitabel sich erwies, so versuchte man es dießmal wieder, aber ohne Erfolg. Ein Amerikaner in mexicanischen Diensten hatte Gelegenheit seine Landsleute zu sprechen, und es gelang ihm, obgleich er streng beaufsichtigt wurde, einen Brief an den Admiral gelangen zu lassen. Dieser wartete sogleich dem Gouverneur, einem unwissenden

Digitized by Google

Halbblütigen, der weder lesen noch schreiben konnte, auf, und forderte die Entlassung der Amerikaner. Diese wurde auch nach verschiedenen Ausflüchten und Entschuldigungen gewährt, aber mit dem Befehl den Ort sogleich zu verlassen, was sie sich auch nicht zweimal sagen ließen, da sie an der erhaltenen Probe mericanischer Gastfreundschaft genug hatten. Sie erschienen bald, hungrig wie Haifische, aber zufrieden daß ihnen die Taschen nicht geleert worden waren, und voll Dankes für den Admiral.

Die Stadt Acapulco, oder was von ihrer frühern Größe noch übrig ist, war in großer Verwirrung, da ein Erdbeben vor kurzem alles aus seinem Platze gerückt und die vorhandenen Ruinen noch vermehrt hatte. Wir setzten sogleich alle Segel auf, und am andern Morgen befanden wir uns bereits 40 Meilen südlich von Acapulco. Das Wasser um uns lebte jetzt von den mannichfachen Fischen, von denen viele Tag für Tag auf unserer Tafel dampften. Die Delphine waren von der größten und schönsten Art, und ihre verschwimmenden Farben lassen sich nur mit den dinsterbenden Tinten eines tropischen Sonnenuntergangs vergleichen. Wir fuhren unaufhörlich an Schildkröten vorüber, die auf dem Wasser schliefen, und einmal gelang es uns auch, eine zu harpuniren und aufs Verdeck zu ziehen. Das Fleisch entsprach jedoch unsern Erwartungen nicht.

Je weiter wir vorückten, desto rauher und minder malerisch wurde die immer noch fruchtbare Küste, welche zahlreiche Spuren neuer vulcanischer Erschütterungen darbot. Langwierige Windstillen unterbrachen jetzt unsere Fahrt durch den Golf von Tehuantepec. Diese Windstillen scheinen in dieser Jahreszeit an die Stelle der heftigen Stürme zu treten, welche in andern Jahreszeiten hier herrschen und den Typhons bei Japan gleichen. Alles war ruhig und still um uns her: Nachts, so weit das Auge reichen konnte, war das Meer bedeckt mit zahllosen, glänzenden Lichtstellen, die ihren Glanz auf unser Segel- und Takelwerk warfen, wie Myriaden von Feuerfliegen über dem Wasser tanzten, und einen strahlenden Schimmer verbreiteten, ähnlich dem Licht der Sterne in einer klaren, nordischen Winternacht. Das Phorphoresciren des Meeres ist sehr gewöhnlich, aber diese Erscheinung ist ziemlich selten.

Wir kamen sehr langsam vorwärts, höchstens 25 bis 40 Meilen des Tages. Am 20 Januar bekamen wir die berühmten Vulcane Agua und Fuego zu Gesicht, und konnten sie auch bei ihrer Höhe von 5000 Fuß mehrere Tage lang sehen. Am 24sten warfen wir Anker auf der Rhede von Acajutla. Es war unsere Absicht bloß unsere Vorräthe wieder zu füllen, und dann nach dem 600 Meilen entfernten Panama abzufahren. Aber nach einer so langen Gefangenschaft an Bord eines so kleinen Fahrzeugs sah das Ufer mehr als gewöhnlich lockend her, und war grün bis an die durch eine furchtbare Brandung bezeichnete Meereslinie. Es wurde spät Abends bis die Brigantine zum erstenmal seit 50 Tagen bequem und sicher vor Anker lag. Nachts waren mehrere Vulcane sichtbar, die theils Rauch, theils Flamme ausstießen. Der von Izalco, welcher uns zunächst lag, glühte wie ein Brobdignager Leuchtthurm, da er eine feststehende, ungeheure Feuerkugel zeigte. Die Rhede von Acajutla ist offen und dem Wellenschlag der Südsee in dessen größter Breite ausgesetzt. Das Landen durch die Brandung hindurch war somit kein Scherz, wie einige von unserer Gesellschaft bald zu ihrem Schaden erfuhren. Das erste ans Ufer gesandte Boot wurde das unterste zu oberst gestürzt und zerbrochen ans Ufer geschleudert. Mehrere von der Mannschaft waren beschädigt, doch glücklicherweise nicht bedeutend. Ein zweiter Versuch fiel nicht viel besser aus, obgleich das Boot wegen seines stärkern Baues nicht zertrümmert wurde, aber die Reisenden, welche sich in demselben ans Ufer gewagt hatten, rollten gehörig getränkt und mit Salz und Sand vollgestopft auf demselben umher. Nach diesen Unfällen bedienten wir uns der im Lande üblichen Bungos.

(Fortsetzung folgt.)

Skandinavien.

2. Dänemark.

(Schluß.)

Der Haß, in den sich die Dänen gegen Deutschland hineingearbeitet, weil der Zustand der Dinge in Schleswig und Holstein ihren Wünschen und Bestrebungen entgegentritt, ist zu künstlich und unnatürlich, um lange zu dauern; er wird einer richtigern Würdigung und Erkenntniß der Verhältnisse in Deutschland weichen. Wie lange diese Erkenntniß noch ausbleibt, kommt hier nicht in Betracht, und hängt von Umständen ab, die außer dem Bestrebungskreis der Dänen liegen. Hier bemerken wir bloß, daß der Streit über Schleswig eine so bittere Gestalt angenommen hat, daß man bei aller sonstigen Anerkennung, die man selbst der deutschen Partei in Schleswig nicht versagt, von einer „schleswig-holsteinischen landesverrätherischen Bande" spricht. Man fühlt indeß in Dänemark selbst wohl, daß dieser Ingrimm nur sehr uneigentlich der deutschen Partei in Schleswig gilt, und will darum demselben Zaum und Zügel anlegen. Wie weit dieß ausführbar ist, muß die Zukunft lehren, denn die Regierung hat allmählich einen Geist des Widerstandes und des Widerspruchs aufwachsen lassen, den sie durch Reskripte wohl nicht mehr bezwingen wird, da sie durch Verfolgung der Einzelnen, woran es auch bisher nicht gefehlt hat, sehr wenig erreichte. Lehmann, Monrad und andere sind davon lebende Zeugen, und die Bemühung die skandinavische Gesellschaft alles politischen Charakters zu berauben, hat nur so viel gefruchtet, daß die Gesellschaft nicht in eine nutzlose Kannengießerei verfallen ist, hat aber den Ausdruck der Herzensmeinungen, wie das Auftreten Hjertas und das Lebehoch Lehmanns auf König Oscar zeigt, in keiner Weise gehindert. Wenn nun auch die Regierung durch die ganze jetzige Stellung der Verhältnisse in Bezug auf die schleswig-holsteinische Sache im Vortheil ist, so ist sie ebenso gewiß hinsichtlich der skandinavischen Ideen im Nachtheil, und diese

bilden das gährende Element im Norden — das Element, welches die meiste Zukunft hat und siegen muß, wenn nicht der ganze Norden zu schwachen vereinzelten Provinzen herabsinken soll, denn der karge Boden, namentlich Schwedens und Norwegens, wird nur zum fruchtbaren Lande durch ein in Freiheitskraft erzeugtes Volk. Dafür zeugt der fortschreitende Anbau im nördlichen Theile Schwedens und Norwegens, wenn es sonst noch eines Beweises bedürfte. Die über ein Jahrtausend alte Bewegung des germanischen Stammes gegen Norden und Osten konnte wohl durch zufällige Begebenheiten aufgehalten, aber nicht völlig gehemmt werden. Sehen wir darum von einzelnen Uebertreibungen und Lächerlichkeiten ab, welche dem Skandinaventhum wie jeder großartigen Idee sich angehängt haben, so können wir nicht umhin auf das Ergebniß hinauszukommen, daß die skandinavischen Ideen, unter welcher Form es auch sey, siegen müssen, wenn nicht der ganze Geist des germanischen Nordens gebrochen werden soll. Bei einer solchen Auffassung verschwinden die Einzelbestrebungen, welche jetzt noch namentlich Norwegen von einer lebhaftern Theilnahme zurückhalten, in einer allen gemeinsamen Gesinnung. Jemehr von Osten herein ein feindseliger Geist sich drängt, desto mehr wird diese gemeinsame Gesinnung sich offenbaren, und was sich derselben im Innern widersetzt, allmählich überwältigen.

Der Ton, welcher gegenwärtig in den skandinavischen Blättern herrscht, ist merkwürdig: daß man jetzt sämmtliche Dichter als gemeinsam nordische betrachtet, die nicht von einem vereinzelten dänischen oder schwedischen Geist beseelt sind, sondern die nordischen Ideen und Gefühle aussprechen, ist natürlich; aber es zeigt sich darin eine Ungeduld über die Hindernisse, welche einem innigern Verband noch entgegen stehen, ein gemeinsamer Haß gegen Rußland, wie er sich in frühern Zeiten nie geäußert hat, und wie er sich zwar in den dänischen Blättern noch jetzt nicht äußern darf, aber dennoch besteht, und durch schwedische und norwegische Blätter fortwährend Nahrung erhält. Nutzlos ist die Bemühung der dänischen Regierung diesen Geist dengen zu wollen, da ihre Macht sich nicht auf die benachbarten Länder erstreckt, und ein Verbot der schwedischen und norwegischen Blätter zu den unausführbaren Dingen gehört, wenn gleich die Sache versucht wurde. Was man in Dänemark nur schüchtern ausspricht, wird anderswo mit einer Derbheit gesagt, welche deutlich zeigt, daß eine gleiche Gesinnung das ganze Volk durchdringt. Interessant und nicht unwichtig für uns selbst bleibt es die Fortschritte dieses Geistes zu verfolgen, und man würde sehr Unrecht thun, wenn man durch die augenblickliche Erbitterung der Dänen gegen Deutschland sich verblenden ließe.

Alte Ueberreste der russischen Kirche zu Krakau und in Wolhynien.

Die Russen suchen jetzt mehr und mehr das Umsichgreifen der russisch-griechischen Kirche historisch zu begründen, indem sie den Beweis zu führen suchen, „daß sämmtliche slawische Stämme durch das Licht des Evangeliums von Osten her erleuchtet wurden.“ Die Nordische Biene vom 13 (25) Mai enthält hierüber einige Thatsachen aus Wolhynien, die sich wohl kaum bestreiten lassen möchten, auffallend aber muß nachstehende Angabe erscheinen: „In der ehemaligen Hofkirche zu Krakau, wo die polnischen Könige gekrönt wurden, sieht man nicht nur in der Kuppel einer Seitencapelle Fresken, welche griechische Heilige in byzantinischem Styl darstellen, mit russischen (altslawonischen) Inschriften, sondern auch in der ganzen Kirche bemerkt man ähnliche Abbildungen unter der Kalktünche, womit der Krakauer Bischof Soltyk die alten Malereien bedecken ließ.“ Am zahlreichsten sind freilich griechisch-russische Bauten in Wolhynien. So sieht man in der Stadt Owrutsch die Ruinen einer Kirche des heiligen Wassili und eine ziemlich ganz erhaltene Kirche in der Kreisstadt Wladimir. Die Ruinen der erstern stehen an dem schroffen Abhang eines von dem Norinfluß bespülten Berges und bieten von Südosten her einen äußerst malerischen Anblick dar. Die Architektur und die ganze Anordnung des Baues scheinen die Sage zu bestätigen, daß sie zur Zeit des heil. Wladimir gebaut wurde. Die Architektur ist rein byzantinisch. Ins Innere fiel wegen der Seltenheit des Glases in damaliger Zeit das Licht durch spaltenartige Fenster ein, in welche noch erhaltene Brettee mit drei kleinen runden Löchern eingefügt waren. Im Innern sind an den Mauern noch die Spuren der byzantinischen Fresken erhalten.

Chronik der Reisen.

Reise Michael Kottlers im europäischen Rußland und in Sibirien.

Dritter Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Als alles bereit war, die Leute gebetet hatten und ich ihnen bereits den Segen gegeben, verabschiedete sich noch Simon Ostpitsch von mir, und bat mich ihm zu verzeihen, daß er mich beleidigt und erzürnt habe; ich verzieh ihm gern, damit Gott ihm Glück und Gesundheit und eine glückliche Rückkehr gewähren möge. Er saß dabei zu Pferde und ritt mit weinendem Auge und schwerem Herzen fort. Ich blieb eine Zeitlang, um den Zug zu sehen. Voran zog der tungusische Führer Tscheka in seinem Nationalcostüm, die Büchse an zwei Riemen um beide Achseln gehängt, in der Hand ein an einer vier bis fünf Fuß langen Handhabe befestigtes und auf einer Seite geschärftes Beil, womit er die Zweige und auch ziemlich dicken Aeste mit einem Streich abhieb, hinter sich auf dem Sattel ein kleines Zelt; hinter dem Führer kamen zwölf Arbeiter zu Pferde, ihr Gepäck hinten aufgebunden und am Zügel ein Saumroß mit dem schweren Gepäck, den Säcken voll gedörrtem Rindfleisch und Zwieback. Auf jedem Saumpferde waren auch Arbeitsgeräthe aufgebunden. Diese Abtheilung bestand somit aus 1 Aufseher (Ostpitsch), 1 Führer, 12 Arbeitern und 28 Pferden. Sie hatte auf die Reise bekommen 112 Pud Zwieback, 56 Pud Rindfleisch, 5 Pud Grütze, 2 Pud Salz, 18 Schaufeln, 10 Spitzhauen, 13 Beechstangen, 2 Pumpen, 3 eiserne Kessel, 3 Gefäße zum Wasserschöpfen, 2 Kochtöpfe, 1 Theekessel, 2 Tische zum Waschen des Goldsandes, 12 Aexte, 1 Wasserfaß; außerdem 2 Hämmer und noch eine Menge kleinerer Werkzeuge. Jeder hat am Gürtel ein Messer hängen, und über dem Gesicht ein Netz gegen Mücken und Fliegen. So zog die Schaar mit ihrer Ausrüstung

dahin und hinter ihr gleich einem Heerführer der Aufseher, die Flinte auf der Schulter und ein Paket mit Briefschaften am Sattel.

Jetzt mußte auch ich mit meiner Schaar aufbrechen. Der Tunguse Paul war unser Führer, und er wollte nur noch seine Frau und Schwester zurückbegleiten und nun seinem Bruder Marim sich verabschieden. Ich that alles Mögliche, daß es mit ihm nicht eben so ging, wie den Tag zuvor mit Tscheka. Indeß war er an diesem Tage bei Verstand und fuhr nüchtern ab. Da ich nun alles beisammen hatte, ließ ich die Pferde einfangen, gab den Arbeitern Branntwein zu trinken, belete mit ihnen, schoß dreimal mein Gewehr ab, setzte mich dann in Gottes Namen zu Pferde und brach mit meinem Gefolge in die Taiga auf. Es begann zu regnen, und meine Leute legten dieß dahin aus, daß wir Gold finden würden. Da wir nur wenige Pferde hatten, mußten alle unsere Arbeiter zu Fuße gehen. Durch die Wiesen ging dieß gut, als man aber an das Ufer der Tis kam, gerieth ein Pferd in eine sumpfige Stelle, fiel in den Fluß, und da das Wasser schon groß war, so wäre es beinahe ertrunken. So ging es drei Werste unter gleichen Mühseligkeiten am Flusse fort. Als wir endlich in den Wald kamen zog der Führer Paul voran, hahnte sich mit der Axt den Weg und machte Einschnitte an den Bäumen, damit man Zeichen hätte ihm zu folgen. Inzwischen wurde Halt gemacht, denn die Pferde stießen mit ihrer Ladung an den Zweigen an und zogen diese mit sich fort.

In einem solchen Wald, den bis jetzt noch kein menschlicher Fuß betrat, ist der Durchgang über allen Begriff beschwerlich. Bald waren meine Knie so schmerzhaft verletzt, daß wenn ich wieder daran stieß, ein heißer Schweiß an mir ausbrach und der Kopf von einer schmerzhaften Entzündung anlief. An diesem Tag kamen wir, da spät aufgebrochen worden war, nur sechs Werste weit. Schnell wurde ein Zelt aufgeschlagen, der Führer zündete ein Feuer an, die Pferde der Arbeiter wurden abgesattelt, gekoppelt und auf die Weide gelassen. An einem großen Feuer wurde das Abendessen gekocht und die nasse Kleidung getrocknet. Ich kleidete mich nicht aus, sondern legte mich hin, und verhüllte das Gesicht mit einem Tuche, um mich gegen die Fliegen zu schützen. Am zweiten und dritten Tage ging es weiter fort, und so gelangten wir endlich an eine Hütte, einen Winteraufenthalt, wo die Eichhörnchenjäger den Winter über bleiben, um der Jagd abzuliegen. Daneben stand eine Art Vorrathskammer auf zwei Pfosten, damit kein Bär oder ein anderes wildes Thier hinaufsteigen könne; hier bewahrt der Jäger sein Korn und die gefangenen Eichhörnchen auf, und fährt dann nach beendeter Jagd auf einem Hundeschlitten weiter. Endlich brachte Gregori uns zu den vorjährigen Aufgrabungen oder Schürfen, etwa ein Klafter breite Gruben, und wies uns den hier aufgestellten Pfahl. Solche Pfähle werden da aufgestellt, wo man Goldkörnchen findet, und man schreibt darauf den Namen und Zunamen dessen, dem der Ort gehören soll. Der Pfahl ist zugleich auch das Zeichen, wo man bei der amtlichen Abgränzung des Ortes zu messen anfangen soll. Ein voller Betriebsdistrict ist am Wasser hin 5 Werste lang und 100 Klafter breit. Ich ließ zuerst das hineingelaufene Wasser aus der Grube schaffen, und nun zeigte es sich, daß am 25 Junius der Boden noch eine Elle tief gefroren war. Aus einem Wedro (etwa einem Pud) Sand fand man auch nicht ein Körnchen Gold, beim ersten Schürfen hatte man dagegen ein Solotnik ausgewaschen.*) Die Fliegen führten einen grausamen Krieg gegen uns, und stachen durch Hemd und Strumpf bis ins Fleisch hinein. Der beste Schutz ist noch ein Hemd aus Kameelhaut, man hat darunter nicht allzu heiß und die Fliegen können nicht durchstechen. Die Arbeiter suchten wilden Knoblauch und eine Art Färberginster (kosi breda, calcatrippa), auch findet sich eine Beere mit einer rothen Blüthe. Der folgende Tag war ein Sonntag, und ich wollte die freie Zeit benützen, um den Thermometer aufzustellen, als ich ihn aber aus dem Gepäck heraussuchte war er in Stücken — auch eine Folge des Zuges durch den dichten Wald.

*) Ein Pud = 40 Pfund, ein Pfund = 96 Solotnik.

Am Abend erzählten die Arbeiter untereinander, wie und woher sie entlaufen seyen, denn dieß sind lauter Vagabunden, die entweder der Obrigkeit, oder dem Heer, oder dem Gefängniß entlaufen sind. Einer kann nur einen Sommer lang herumschweifen und sagen, daß ihn die Gerechtigkeit nicht erwische, führt aber ein sehr ärmliches Leben; im Walde macht er Einschnitte in die Bäume, damit andere wissen sollen, wohin er sich begeben habe, und zu ihm stoßen können. Diese Leute stehlen, rauben, morden, wen sie nur immer treffen, und die sibirischen Bauern sollen deßhalb nur weiteres auf sie schießen, wo sie solche nur finden. Noth und Hunger treiben einen solchen Vagabunden, der die furchtbarsten Strafen schon ausgestanden hat und darum auch nicht mehr fürchtet, zum Allerärgsten; darunter sind auch Leute, die sich für Geld verkaufen, ja sich für einen andern einfangen lassen, wenn sie auch die Knute bekommen oder zur Kettenstrafe verurtheilt werden.

Am 16 (28) Junius fanden wir in dem Schurf einen Topaskrystall. Im Flusse war, weil das Wasser noch zu kalt und eisig, kein Fischchen zu sehen, und Krebse gibt es keine in Sibirien. Am Abend erzählte man, daß die Tungusen wilde Rennthiere gefangen hätten. Zur Winterszeit, wenn tiefer Schnee gefallen ist, verfolgen sie die Rennthiere mit Schneeschuhen, brauchen aber drei Tage, bis das Thier so ermüdet ist, daß sie es tödten können. Im Herbst schleichen sie sich mit Hülfe eines zahmen Rennthieres, dem sie zur Seite gehen, so nahe an eine Heerde wilder Rennthiere heran, daß sie mit der Büchse oder dem Bogen darnach schießen können. Dabei fällt eines oder zwei, die andern begeben sich erschreckt auf die Flucht. Auf der paluischen Seite, d. h. in den Ländereien auf dem linken Jeniseiufer, soll es viele wilde Rennthiere geben; auf dieser Seite gibt es ihrer nicht so viel, denn hier herrscht der langhaarige Vielfraß; er ist größer als ein mittelmäßiger Hund und legt sich an den Bäumen nieder. Dann halten sich hier auch Bären auf, welche 4½ Ellen Länge und einen ausnehmend großen Kopf haben. Am meisten fängt man diesen im Herbst, indem man seine Spur bis nach dem Winterlager verfolgt. Man sperrt ihm mit zwei Baumstämmen die Thüre, daß er nicht heraus kann; dann reichen sie ihm Holzscheite, die er anfaßt und neben sich legt; wenn er deren genug neben sich gelegt hat, hauen sie über ihm ein Loch ein und erschießen ihn, oder sie reizen ihn so lange, bis er herausspringt, und durchbohren ihn dann mit einem Jagdspieß.

(Fortsetzung folgt.)

Aussöhnung der Boers mit der englischen Regierung. Nach dem Zaid Afrieaan vom 5 März ist eine Anzahl Boeren als Abgeordnete eines großen Theils der im Betschuanenlande hausenden Boeren in Port Natal angekommen, um ihre Unterwerfung zu bezeugen; unter welchen Bedingungen ist nicht gesagt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 164.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

12 Junius 1844.

Das Vorrücken Rußlands gegen Indien.

In französischen Blättern ist neulich wieder, zum erstenmal seit Macnaghten, Burnes und andere als Geisterseher verschrieen worden sind, das Gespenst einer Conföderation Centralasiens unter russischem Schutze wieder aufgetaucht, und von englischen Blättern, namentlich her Times, mit Spott und Verachtung behandelt worden; nicht ohne Grund, denn in Centralasien ist, etwa mit Ausnahme der Eroberung Chiwa's durch den Chan von Buchara, auch nicht das Mindeste geschehen, was nicht die gewöhnlichste Klugheit bei einiger Kenntniß des Standes der Sachen voraussehen konnte, und was sich nicht auch ohne Einmischung Rußlands in diese Angelegenheiten sehr leicht erklaren ließe. Die einzige Nachricht von Bedeutung — wenn sie nämlich wahr ist, woran wir sehr zweifeln — wäre die, daß Jar Mohammed, ehemals Wesir, jetzt Beherrscher von Herat unter persischer Hoheit, auf Antrieb Rußlands den Chan von Buchara in der Eroberung Chiwa's unterstützt habe, denn dieß würde auf ein gemeinsames Handeln zwischen Rußland und Buchara schließen lassen, was für die Zukunft bedeutend werden könnte, wenn gleich schwerlich für Indien und die englische Herrschaft daselbst.

Rußland hat zwei Wege nach Indien, durch die turkomanische Wüste über den Orus und den Hindukusch, oder durch Persien über Herat und Candahar. Auf dem ersten würden der Chan von Buchara und Dost Mohammed, auf dem zweiten Persien, Jar Mohammed von Herat und die schwachen Fürsten in Candahar seine Werkzeuge seyn. Die drei letzten sind auf dem Schlachtfelde allzu unbedeutend, als daß sie irgend etwas gegen die Engländer ausrichten könnten; die beiden ersten sind bedeutender, haben aber ihre eigenthümlichen, durch ihre Lage bedingten Plane, die sich nicht so ohne weiteres russischen Einflüssen fügen können. Fürs erste sieht man durchaus nicht ab, weßhalb Buchara, das im J. 1842 Kokand und im vorigen Jahre Chiwa eroberte, in seinen Bestrebungen ein neues mächtiges Turkomanenreich herzustellen, von Rußland unterstützt werden sollte, dem es bequemer wäre, mit drei schwachen als einem mächtigen Nachbar zu thun zu haben;*) Dost Mohammed aber folgt dem Zuge, der das Afghanenvolk seit Jahren treibt, die größtentheils von Afghanenstämmen bevölkerte Provinz Peschawer wieder zu gewinnen. Diese Provinz war bekanntlich der Zankapfel, über den es zwischen England und Dost Mohammed im J. 1837 zum Streit und im Jahre 1838 zum Kriege kam. Jetzt, wo England bald an die Stelle Randschit Singhs treten wird, mag es eine strittige Frage seyn, ob England sich auf den Indus beschränken, oder über denselben gehen und Peschawer gleichfalls besetzen soll, um die Afghanen desto sicherer vom Eindringen in Indien abzuhalten; aber diese Frage hat mit russischen Bestrebungen nicht das mindeste zu thun. Rußland kann diesen Streit Englands mit den Afghanen vielleicht zu seinen Zwecken benützen, aber weder hindern noch hervorrufen.

Angenommen Rußland erstrebe eine Conföderation aller dieser Staaten Centralasiens, so wären diese doch machtlos gegen das angloindische Reich ohne die Unterstützung russischer Truppen, und diese ist sodald noch nicht und auf keinen Fall in großer Zahl zu erwarten. Nichtsdestoweniger ist das Zurückweichen der englischen Macht bis an den Indus in der Meinung der asiatischen Völker von großem Nachtheil für England gewesen und mußte den Einfluß Rußlands auf diese Staaten bedeutend vermehren. England ist dem Mohammedanismus in Indien feindselig gegenüber getreten, und darum sind Schiiten und Sunniten Centralasiens von gleichem Haß gegen England beseelt. An Aufreizung der mohammedanischen Truppen, an

*) Es ist allerdings ein Fall denkbar, daß Rußland Buchara in seinen Bestrebungen unterstützte, und dieß würde von einer großen vorschauenden Klugheit zeugen, hätte aber mit Indien nicht das Mindeste zu thun. Man sieht Ruhestörungen im chinesischen Ostturkestan entgegen, und bei der durch den unglücklichen Krieg mit England herbeigeführten Schwäche China's könnten diese schnell gefährlich werden, und die nomadischen Völker unter China's Hoheit in Aufregung bringen. Gegen einen Einbruch derselben auf russisches Gebiet kann Rußland bei den ungeheuren Räumen nicht Kräfte genug aufbringen, und die Verbindung mit einem neuen mächtigen Turkomanenreiche könnte die Gefahr abwehren. Dieß ist aber eine weitaussehende Möglichkeit.

Neckereien aller Art, an einzelnen durch Emissäre veranlaßten Aufständen wird es sicherlich nicht fehlen; wie weit aber diese der englischen Macht in Indien verderblich werden könne, das möchte noch auf geraume Zeit hinaus schwer zu sagen seyn.

Wanderung durch Mittelamerika.

(Fortsetzung.)

Acajutla liegt unter 13° n. B. Es ist der Hafen von Sonsonate und trieb unter der spanischen Regierung einen bedeutenden Handel. Noch jetzt von den Schiffen verschiedener Völker besucht, würde er unter einer aufgeklarten Regierung bald seine frühere Wichtigkeit wieder erlangen. Die Stadt liegt am Ufer der Provinz San Salvador, dem „Cuscatlan" d. h. Land der Reichthümer bei den Eingeborenen, und was die Gaben der Natur betrifft, so führt es auch seinen Namen nicht mit Unrecht. Eine Batterie schwerer Kanonen steht auf einem steilen Hügel dem Landungsplatze gegenüber. Wir stiegen auf einem Steinweg den Berg hinauf, und erreichten das Zollhaus und eine Reihe ausgedehnter Waarenhäuser, die in der Ferne ein sehr imposantes Ansehen hatten, bei näherer Betrachtung aber meist zerfallen waren: sie dienten unter der spanischen Regierung, als der Handel und die Industrie in besserem Zustande waren, zu Niederlagen. Ein Hafencapitän, einige Soldaten und einige andere Angestellte, welche weder zu faul, noch zu stolz waren sich selbst zu bemühen, vorausgesetzt daß man sie gut bezahlte, bildeten die militärische Macht. Alle waren höflich und gefällig und störten uns mit dem Landen unseres Gepäcks nicht im mindesten. Trotz aller Zeichen des Verfalls sah der Ort freundlich genug aus. Hinter dem Zollhause war die Stadt, welche aus etwa zwei Duzend Strohhütten bestand, deren Seitenwände dem Wetter hinreichend freien Durchzug boten. Die Bauart zeugt von der Gesundheit des Orts und von der Gleichmäßigkeit der Temperatur; Grashängematten, ein oder zwei hölzerne Stühle, einige Wandbretter und etliche Töpfe machen das gesammte Hausgerath aus. Das Klima erfordert wenig Kleidung. Die Einwohner waren von allen möglichen Farben, doch schlug die Kupferfarbe bedeutend vor. Sehr geschäftig scheinen sie nicht zu seyn: die welche wir sahen, wiegten sich entweder müßig in ihren Hangematten, oder wuschen Kleider, oder tanzten auch sehr rüstig nach den Tönen eines Instruments, das der Guitarre glich.

Ich wanderte wiederum mit zwei meiner Reisegefährten nach dem Zollhause. Als ich es erreichte, trat mir eine Dame entgegen, die ihrem Aeußeren so wie der ihr bezeigten Achtung zufolge von höherem Range zu seyn schien als die andern, welche ich bis jetzt getroffen; sie nahm uns sehr höflich auf und lud uns ein in ihre Wohnung zu treten; wir kamen in ein großes Zimmer, das einen Flügel des Zollhauses bildete. Die mehrere Fuß dicken Mauern waren von Alter und Schmutz schwarz, der Boden mit rohen Steinen gepflastert, ein unverglastes stark vergittertes Fenster mit massiven Laden ließ Licht ins Zimmer. Das Ameublement bestand aus mehreren Koffern von Rindsleder, einer Bank, einem Tisch, einem Armstuhl und einem kleinen Stuhl, alle von der rohesten Arbeit; die letzten wurden uns angeboten, während die gute Dame, por necessidad, sich auf ein diminutives mit Spitzenvorhängen und silbernen Klammern verziertes Bett setzte. Die Dame war jung, schien aber an einer schmerzlichen Krankheit zu leiden, von der sie uns auch bald benachrichtigte und einige so scheußliche Mixturen vorzeigte, daß schon bei dem Anblick einem gesunden Mann unwohl werden konnte; sie aber schien an die verschiedenen Kräfte derselben fest zu glauben.

Sie hatte uns zum Speisen eingeladen, und so hungrig uns auch unser Herumstreifen gemacht hatte, so waren wir doch nach dem Blick, den wir bereits in ihre häuslichen Einrichtungen gethan hatten, nicht wenig begierig zu sehen, wie ein solches Unternehmen ausgeführt werden sollte. Nach einer mehrwöchigen Erfahrung im Lande blickten wir auf das hier eingenommene Mahl zurück, wie die Kinder Israels auf die Fleischtöpfe Aegyptens. Augenscheinlich überstieg die Gastfreundschaft der Dame einigermaßen ihre Hülfsquellen, sie wußte aber wohl, daß wenn wir ihr Dach verließen, uns wahrscheinlich heute kein Mahl zu Theil werden würde. Aufs Schiff konnten wir nicht, und man hätte eben sowohl in Grönland nach Orangenwäldchen sich umsehen können, als in Acajutla nach einem für drei hungrige Yankees ausreichenden Mahle. Ihr Fehler war es nicht, wenn wir nicht reichlich bewirthet wurden. Zwei Mägde, an denen es schwer gewesen wäre zu bestimmen, ob Lumpen oder Schmutz vorherrschten, erschienen, holten aus einem der oben bezeichneten Koffer zwei ganze und zwei unvollständige Messer und Gabeln und einige Teller. Dieß nebst einigen großen Gläsern machte die ganze Tafelausrüstung aus. Einige reichlich mit Knoblauch gesättigte Schüsseln und vortreffliches weißes Brod, dem wir, wahrscheinlich zum nicht geringen Nachtheil ihres Vorraths, gehörige Ehre anthaten, gewährten ein besseres Mahl, als wir erwartet hatten. Es war unser erstes in Centralamerika, und wurde mit um so mehr Lust genossen, je gastfreier die Bewirthung war. Die Freundlichkeit der Dame ging sogar so weit, uns ihr Lieblingspferd, ein schönes Thier, zu leihen. Sie war von hohem Rang, eine Nichte des Generals Morazan, damaligem Präsidenten der Republik, dessen romantische Laufbahn und melancholisches Ende seitdem zur öffentlichen Kunde gekommen sind.

Obwohl die Dame durch eine Extraanstrengung uns ein Mittagsmahl verschafft hatte, so bedurfte es doch keines Blickes weiter, um zu wissen, daß von Betten nicht die Rede seyn konnte, und daß wir selbst uns eine Unterkunft suchen mußten. Gegen Abend wanderten wir somit wieder zu den elenden Hütten, die wir am Morgen besucht hatten. Aller Schein von Arbeit und selbst von Faulheit war zu Ende, denn die buntscheckige Bevölkerung — vom Aguardiente aufgeregt — hatte sich um eine der Hütten versammelt, und beeifrigte sich auf jede mögliche Weise. Sie sangen und tanzten zu dem Klang eines der monotonen Instrumente, deren Ton mehr

Digitized by Google

dem Lärm eines ſchwirrenden Inſects als eines Muſikinſtruments gleicht. Es war ein ſehr zerlumpter Haufe, und da wir an die finſtern Geſichter der Meſtizen und die wilde Art, mit der ſie die Meſſer ſchwangen, noch nicht gewöhnt waren, ſchienen uns ihre Blicke ziemlich verdächtig. Jedenfalls hatten wir keine Neigung ihre Wohnungen zu theilen. Wir wandten uns deßhalb an die Gaſtfreundſchaft des artigen Hafencapitäns, den wir in einem der Zimmer des ungeheuren Zollhauſes fanden, und freuten uns nicht wenig über die Nachricht, daß ein Zimmer in dem Gebäude zu unſern Dienſten ſtehe. Da es ſchon ſpät war, nahmen wir ſein Anerbieten ſogleich an, und er geleitete uns ans äußerſte Ende des maſſiven Baues, wo er uns eine Art Wendeltreppe hinaufführte und bald in ein geräumiges Zimmer mit einem Steinboden geleitete. Das Licht des Mondes leitete uns nach einem weiten Corridor, von dem aus wir die Bay mit den daſelbſt endig vor Anker liegenden Schiffen überſahen. Hier fand ſich eine Hängematte und zwei Bettſtellen; anderes Ameublement bot das Zimmer nicht, außer einer dichten Staubſchichte und ehrwürdigen Guirlanden von Spinnengeweben. Wir waren allzu müde um an die Möglichkeit zu denken, hier auf einen Tauſendfuß oder auf eine Schlange zu treten, oder unſern Ruheplatz zum voraus von einem Scorpion oder einer Tarantel eingenommen zu finden. Ohne einen Augenblick uns zu bedenken, warf ſich jeder von uns Yankees auf das zunächſt ſtehende Lager, während der peruaniſche Oberſt gleich beim Eintritt ſich die Hängematte zugeeignet hatte. Als wir uns niederlegten, glaubte ich ein unwillkürliches Lachen von ihm zu vernehmen, und daß er bei der Wahl der Hängematte, welche mehrere Fuß über dem Boden hing, das klügſte Theil erwählt, ward in wenigen Augenblicken offenbar. Ich weiß nicht, weßhalb ich an Fliegen gar nicht gedacht hatte. Eine Valparaiſofliege, dachte ich, war ziemlich hitzig in ihrer Arbeit, aber ich entdeckte Fliegen in Peru, die noch viel hitziger und ſchärfer waren. Seit einer ſolchen ereignißreichen Nacht hatten mich die Fliegen auf den kalten Bergen von Hawaii und in den heißen Ebenen von Kauai geplagt, aber auf allen meinen Wanderungen hatte ich nie Fliegen getroffen, wie die centroamerikaniſchen. Wir hatten uns auf die harten Betten niedergelegt, in der vollen Hoffnung, daß unſere Ermüdung bald für alle äußeren Eindrücke uns unempfindlich machen würde; aber welche Nacht! In einem Augenblick war eine Legion unerſättlicher Feinde über uns her, kroch in unſere Hoſen und unter die Hemden und Strümpfe, und ſuchte eine Unterkunft bis in die Falten unſerer Halsbinden. Wer je einen angeſpießten Aal geſehen hat, kann ſich einen ſchwachen Begriff von unſern convulſiviſchen Windungen machen; aber alles half nichts, ſie ließen ſich weder wegſchrecken noch wegkratzen. Der Oberſt lachte lauter und immer lauter, es war aber unnütz unſern Grimm an ihm auszulaſſen, denn jeder von uns war gern ſeinem Beiſpiel gefolgt. Er ſchlief endlich ein; wir aber ſtanden auf, gingen im Zimmer umher, alles umſonſt, die Fliegen hatten einmal ihre Beute gefaßt und ließen ſie nicht mehr los. Ich ging hinaus auf den Corridor, verſuchte ſentimental zu ſeyn über die mondbeleuchtete See, das von der Brandung gepeitſchte Ufer und über die rauchenden und flammenden Vulcanen in der Ferne. Es half alles nichts; die Fliegen folgten uns auch dahin, nicht einen Augenblick genoſſen wir Ruhe während der Nacht, die ſo lang ſchien wie ein Polartag zur Zeit der Sonnenwende.

(Fortſetzung folgt.)

Neue Erfindung in der Eiſenfabrication.

Der Newyork Tribune und nach demſelben die Shipping Gazette vom 30 Mai ſprechen von einer Entdeckung eines Hrn. Simon Broadmeadow von Newyork, „vermittelſt deren das Eiſen auf einmal aus dem Erz in gereinigtes Eiſen umgewandelt werden kann, und zwar mit geringern Koſten als man Roheiſen macht. Das Eiſenerz wird auf den Boden eines Reverberirofens gelegt, ſo daß die Flamme darüber hingeht, worauf eine chemiſche Subſtanz gebraucht wird, um die Elemente des Eiſens zu vereinigen und die Schlacken auf einmal zu trennen. Durch dieſe erſte und einzige Operation kommt gereinigtes oder Stabeiſen ſo vollſtändig heraus, als durch die bisherige doppelte Operation, und Stabeiſen von beſter Qualität kann zu 25½ Dollars die Tonne (63 fl.) geliefert werden.“ Die amerikaniſchen Blätter berechnen ſchon, um wie viel ſie weniger Geld, namentlich für Eiſenbahnſchienen, nach England zu ſchicken haben werden, wenn dieß Geheimmittel in größere Anwendung kommt.

Chronik der Reiſen.

Reiſe Michael Kottlers im europäiſchen Rußland und in Sibirien.

Dritter Abſchnitt.

(Fortſetzung.)

Am 17 (29) Junius Abends machte ich ein Feuerwerk, das mir plötzlich beinahe über den Kopf gewachſen wäre, indem ein mit Moos bewachſener Cederbaum ergriffen wurde. Kaum hatte er Feuer gefangen, ſo ſchoß eine furchtbare Flamme, wie eine Rakete, bis an den Gipfel empor und eine mächtige Feuerſäule lohete auf. Unten ergriff das Feuer ſogleich die Nadeln, die Wurzeln und das Moos. Von den herabregnenden Funken wurden andere Zweige, dadurch weitere Bäume ergriffen und der Urwald fing an zu brennen. Zum Glück war das Moos etwas feucht, und ſo gelang es unſern Bemühungen der Ausbreitung des Feuers eine Gränze zu ſetzen. Ich ſah, wie gefährlich ein ſolcher Brand ſeyn würde, und wie er die Wälder auf viele hundert Werſte bis zum Fluß in Aſche verwandeln müßte. Hie und da läuft dieß zwar glücklich ab, die Jäger jedoch führen mannichfache Klage, und wenn es ſich bei einer Goldſuchepartie herausſtellt, daß durch ſie Feuer auskam, ſo hat ſie große Verantwortung und wird zur Strafe gezogen. Die armen Thiere werden auf allen Seiten durch das Feuer gejagt und müſſen verbrennen. Die weißen, langen, an zarten Zweigen hängenden Faſern brennen raſch auf, wie Pulver.

Es gibt auch in dieſen Urwäldern wilde Schafe von Rehfarbe, welche ſie Tabarga nennen, aber ſie ſind gering an Zahl, wahrſcheinlich wegen der großen Zahl ihrer Feinde. Sie nähren ſich im Winter von Baummoos. Den Gimpel nennt man hier Shulan. Gregorl zeigte

mir, wie man die Eichhörnchen in Fallen fängt; dieß geschieht im Winter, wenn das Thier den Pelz zu wechseln angefangen hat und weiß wird. Es fall manchmal am Kopf, manchmal von hinten her weiß zu werden anfangen. Der Jäger sammelt zur Sommerszeit Schwämme, in der Art der Pilze; diese breitet er aus und läßt sie an der Sonne trocknen. Im October, wenn das Fell des Eichhörnchens weiß geworden, stellt der Jäger im Wald seine Fallen entweder an einer hohen Fichte oder an einem Ueberbaum anderthalb Ellen vom Boden und braucht die aufgeweichten Schwämme als Lockspeise. Man erlegt sie auch mit Büchsen, die Tungusen mit Pfeilen.

Am 18 (30) Junius wollte ich wieder aufbrechen nach der zweiten von Permikyn gemutheten Stelle. Fünf Pferde hatten sich in dem Urwald verlaufen und ich mußte sie aufsuchen lassen; zu dem Ende schellte man mit kupfernen Glocken und machte sonst Lärm. Wer sich nicht gut nach der Sonne zu richten weiß, der kann sich im Urwald fünfzig Schritte vom Standloger verieren. Die Pferde, wohin sie sich auch verlaufen mögen, kommen immer von selbst, aber wenn man sie rufen muß, so wenden sie geraden Weges nach dem Lager um und wissen ihren Pfad zu finden: woher haben sie den richtigen Compaß? Nach dem Mittageessen, als die Pferde zusammengebracht und beladen waren, sprach ich den Segen über unsere Abreise. Der Tag war heiß, die Fliegen giftig, wir zogen nach der Sewernaja (der nördliche Fluß), so genannt, weil sie von Norden kommt; ich ließ auch hier den Ufersand untersuchen, aber wiederum fanden sich nur unbedeutende Goldkörnchen. Jetzt war ich vollkommen überzeugt, daß die Schüssen Permikyns werthlos seyen. Wir zogen an der Sewernaja weiter gegen Norden, ob sich höher hinauf etwas besseres finde, wateten durch den Fluß, dessen Wasser ganz rein, aber ohne alle Fische war, und schlugen an der andern Seite auf einer kleinen Halbinsel unser Lager auf. Wir untersuchten wieder, und fanden, daß Granitfelsen zu 63° gegen Süden geneigt in Bänken auf der ganzen Oberfläche lagen. Daraus ließ sich schließen, daß auf goldhaltigen Sand nicht zu rechnen sey.

Am 19 Junius (1 Julius) begannen wir Gruben zu graben, als wir aber eine Elle tief hinabgekommen waren, stießen wir auf Eisboden, fanden jedoch nirgends Gold. Mein Führer Gregori hätte gern die Auffindung von Gold abgewartet, aber jetzt riefen ihn häusliche Pflichten. Er sollte Fische fangen, Heu machen, kehren und fegen, bei uns aber konnte er wohl sehen, daß, wenn wir weiter in den Wald hineinzögen, die Nahrung nicht ausreichen würde, und daß ich früh oder spät, wir möchten machen was wir wollten, nach Nasimow zurückkehren müßte. Da ich noch nicht aus dem Urwald mich entfernen wollte, beschloß ich die hier überflüssigen Instrumente auf Pferde zu laden, sie nach dem Dorf zu bringen und von da einen neuen Transport Zwieback und Rindfleisch für die Mannschaft nach dem Walde zu bringen. Am andern Tage machte ich mich auf und nahm Gregori und einige Arbeiter mit mir. Beim Uebergang über die Sewernaja stürzte ein Pferd mit einem Arbeiter, eben als es ans Ufer sprang, wieder ins Wasser zurück, und dabei wurde meine Flinte und alles, was das Pferd trug, naß. Wo es irgend anging, trieben wir die Pferde an, um bald nach Nasimow zu kommen. Auf dem ganzen Wege bis zum Flusse Tis war weder ein vierfüßiges Thier noch ein Vogel zu finden; das Wasser war gefallen und schon viel schwächer, als wo wir in den Wald auszogen. Wir stießen zum Glück hier auf eine Goldsucherabtheilung, welche uns einen Nachen gab, auf dem ich mit Gregori und einem Arbeiter übersetzte; die drei andern Arbeiter schickte ich mit den acht Pferden nach der Stelle, von der wir zuerst ausgezogen waren. Als ich nach Nasimow kam, suchte ich den Kaufmann auf, aber er war betrunken, und doch mußte ich aber eiligst die für meine Abtheilung nöthigen Sachen auswählen und kaufen. Es war bereits Mitternacht, als ich fertig war, nun aber wollte niemand mit mir über den Jenisei; ich mußte warten bis zum Morgen, und miethete dann einen Bauern, der das Boot wieder mit zurücknehmen sollte; ich mußte aber Muth einreden, denn auch er wollte nicht fahren wegen des Windes. Wir kamen indeß glücklich hinüber und händigten unsern Arbeitern die Vorräthe ein. Nochmals mußte ich nach Nasimow zurück, diesmal aber machten wir aus einer Binsenmatte ein Segel, und schon nach zwei Stunden waren wir am Ufer. Hier erhielt ich einen Brief von Peter Iwanz mit der unlieben Nachricht, daß er am Jenisei hinauf bis zur steinigen Tunguska gezogen sey, daß aber, als er mit den Pferden nach einem ostjakischen Dorf kam, eine betrunkene Ostjakin ihm die Pferde aus dem Hof hinausgelassen habe, von denen drei sich noch nicht wiedergefunden hätten und ohne welche er jetzt aufbrechen müsse. Ganz erschöpft von allen diesen Widerwärtigkeiten wünschte ich ein wenig auszuruhen, aber es war mir nicht vergönnt, denn ein Haufe Tungusinnen, unter denen sich auch die Frau des Führers Paul befand, strömte mit ihren Kindern herbei, und verlangten unter Geschrei und Lärm, daß ich als ihr Herr sie bewirthen solle. Endlich verschaffte mir mein Hausherr Ruhe vor ihnen und trieb sie hinaus.

Am 25 Junius (7 Julius) kam mein Hauswirth aus Iraifisk, brachte mir aber von niemand einen Brief. Am andern Tage ging ich aus, um zu botanisiren, mußte aber bald wieder umkehren, da ich mein Netz vergessen hatte, und mit dem Tuche die Fliegen, Mücken und anderes Ungeziefer nicht von mir fern halten konnte. Ich glaube, daß die Fliegen das Rindvieh fast zerfressen, und daß die Rennthiere, durch die Stiche der Fliegen wie unsinnig gemacht, nach dem See rennen, um sich davon zu retten. Blumen brachte ich nicht viele mit, aber es waren solche, die man bei uns nur mit der größten Sorgfalt erhalten kann, während sie hier in Menge auf den Wiesen wachsen, z. B. zinnoberrothe und gelbe Lilien, so wie eine hohe rasenfarbene Lilie mit Glöckchen. Namentlich fand ich eine schöne Blume, eine Art Löwenmaul von rosenrother Farbe mit vier Blättchen, so groß wie die der Tulpen oder Narcissen, und in der Mitte zwischen diesen Knöpfe von der Größe eines Entueies. Diese Blume würde Gärten und Fenster zieren, nur leider konnte ich keinen reifen Samen erhalten. Ebenso wächst hier ein Klee mit rother und blauer Blüthe, aber mit einem starken Stengel, aus dem man die Hauptröhre herauszieht, abstreift und ißt. Man macht daraus eine Art Fülle für Backwerk. Am meisten wächst auf allen Wiesen eine anderthalb Ellen hohe Grasart mit breiten einnervigen Blättern und kleinen gelben Blüthen, welche das Vieh beim Weiden vermeidet und nicht frißt. (Fortsetzung folgt.)

Maaßregeln gegen die Wetten in England. Nach der Shipp. and Merc. Gaz. vom 31 Mai richtete Sir J. Graham ein Schreiben an den Mayor von Windsor, worin die Entschluß der Regierung ausgesprochen wird, alle Arten von Spiel bei den verschiedenen Wettrennen im Lande zu verbieten; er fordert zugleich die Behörden auf bei den bevorstehenden Ascotrennen hiezu allen möglichen Beistand zu leisten.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 165.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

13 Junius 1844.

Ueber die Wogulen.

(Bulletin de l'Acad. imp. de St. Petersbourg. Nr. 22.)

Der Akademiker Baer las in der Sitzung der russischen Akademie der Wissenschaft eine Mittheilung des Hrn. von Reguli über die Wogulen vor, welche über diesen Finnenstamm und dessen Verwandtschaft mit den Magyaren interessante Aufschlüsse liefert; dieselbe lautet folgendermaßen:

„In der wogulischen Sprache habe ich ziemliche Fortschritte gemacht und ich fange schon an sie ein wenig zu sprechen. Mit der ungarischen Sprache hat sie so viel Verwandtschaft, daß erst jetzt eine wissenschaftliche Untersuchung über die Elemente der letzteren möglich seyn wird. Auch wird die wogulische Sprache für den ganzen finnischen Sprachstamm wichtig werden. In lexikalischer Hinsicht umfassen meine Sammlungen 2600 Wörter, in grammatikalischer habe ich auch schon für jeden einzelnen Redetheil ziemlich viel gesammelt. — Meinen Lehrer Bachtijar vermag ich nicht genug zu loben; er kann vom Morgen bis zum Abend bei mir sitzen, und hat so viel Zutrauen zu mir, daß die Mythologie und der Ritus seiner Stammgenossen vielleicht kein Geheimniß mehr enthält, das er mir nicht mitgetheilt hätte. Er ist hierzu der rechte Mann, denn er ist unter seinem Volk nicht nur ein Sänger, sondern fungirt auch als Priester bei den Pferdeopfern, die noch jährlich gehalten werden. Durch diese beiden Functionen eröffnet er mir eine reiche Quelle wissenschaftlicher Ausbeute. Ich habe ihm schon gegen 20 Bogen Gesänge, Gebete und Lieder nachgeschrieben, welche für die Beurtheilung des geistigen Lebens dieses Volkes von höchstem Interesse sind, aber auch in sprachlicher Hinsicht einen großen Werth haben, indem in ihnen zuweilen Redeweisen vorkommen, die nun nicht mehr gebräuchlich sind, und welche Bachtijar selbst nur nach langem Nachdenken erklären kann.....

„Die Dichtungen der Wogulen können in Heldengesänge, Bärengesänge und lyrische Dichtungen getheilt werden, wozu noch Hymnen und Gebete als vierte Gattung kommen. In den erstern gehen die Helden häufig in Eisen gekleidet. Sie tragen Eisen- oder Drathhemde und Helme, haben Lanzen ꝛc. Die Bärengesänge werden bei den Festen, welche drei Tage für jeden erlegten Bären gefeiert werden, gesungen. Ich habe sechs derselben niedergeschrieben, von denen zwei über einen Bogen lang sind. Einen siebenten, den mein Lehrer nicht kennt, hoffe ich an der Lowsa aufzuzeichnen. Der erste dieser Gesänge handelt von der Erschaffung der Welt, des Menschen, der Thiere, und endigt mit der Geburt des Bären. (Der Klimax der Schöpfung scheint also bei den Wogulen ein anderer zu seyn als bei andern Völkern.) Der zweite hat zum Thema einen Bärenschwur (?) den ein Weib ablegt, und der in Erfüllung geht. Der dritte besingt einen Bärenjäger, der ein so geschickter Bogenschütze war, daß er einen in die Luft geschossenen Pfeil im Fallen mit drei andern Pfeilen durchbohrte, und der 99 Bären glücklich erlegte, von dem Hundertsten aber zerrissen wurde.

„In Sitten und Gebräuchen zeigen die Wogulen auffallende Aehnlichkeit einerseits mit den Lappen, andererseits mit den Tscheremissen und Wotjäken, so daß aus dieser Zusammenstellung ein vollständiges Bild von dem alten Culturzustande des finnischen Volksstammes hervorzugehen scheint."

Leuchtet nun aus diesen Mittheilungen hervor, mit welcher Umsicht der Reisende an dem kleinen Reste dieses Völkchens noch zu erforschen und der Nachwelt zu bewahren sucht, was gegen die Auflösung durch die Civilisation sich bis jetzt erhalten hat — aber bald unwiederbringlich verloren seyn würde — so kann man um so weniger der Beharrlichkeit, mit welcher er die einmal gefaßte wissenschaftliche Aufgabe verfolgt, die innigste Theilnahme versagen.

Wanderung durch Mittelamerika.

(Fortsetzung.)

Ueber die Windstillen, welche zwischen Acapulco und Panama unserer warteten, hörten wir so abschreckende Gerüchte, daß wir einen großen Rath hielten und den gemeinsamen Beschluß faßten, unsere Brigantine hier zu verlassen und den Weg über Land nach dem Hafen Iztabal am Golf von Dulce

Digitized by Google

zu suchen, was, wie man uns sagte, etwa acht Tage erfordern würde.

Sonsonate liegt 15 (engl.) Meilen landeinwärts. Der Weg dahin führt durch einen Wald, in welchem einige kleine indianische Dörfer zerstreut sind. Als wir daselbst ankamen, suchten wir vor allem ein Unterkommen. Zuerst probirten wir es mit einer Posada, aber das Spielen, der Zank und das Zechen trieb uns nach einnächtiger Erfahrung an, ein neues Quartier zu suchen, was wir auch in einem Privathause fanden, wo wir mit unermüdlicher Aufmerksamkeit behandelt wurden. Als wir unser neues Quartier bezogen, erhielten wir Nachrichten, die keineswegs erfreulich lauteten; der Bürgerkrieg wüthete im Innern gerade auf der Straße, welche wir einschlagen wollten, und die Einwohner waren gegen Fremde besonders erbittert.

Sonsonate liegt in einem außerordentlich reichen Land, und ist eine der bedeutendsten Städte des Staats San Salvador. Es liegt etwa halbwegs zwischen der Hauptstadt des Staats und zwischen Guatimala. Das umliegende Land ist sehr quellenreich, und der indianische Name Sonsonate bedeutet auch „400 Quellen." Diese schlängeln sich in allen Richtungen hin, bewässern die zahlreichen Pflanzungen und erhalten die Vegetation in ewigem Grün; ein üppigeres Wachsthum kann man sich in der That kaum denken. Die Wälder sind undurchdringlich, wenn nicht die Axt den Weg bahnt; in den Tiefen derselben hausen der Cagnar, der Tiger und der Tapir, und erstere richten nicht selten unter den Heerden der Pflanzer Verwüstungen an. Myriaden giftiger Insecten und Schlangen halten sich am Rande auf und wir trafen dergleichen oft auf den schmalen Pfaden, nie aber auf den Straßen. Die Bäume und Weinreben überhingen die Wege so dicht, daß kaum ein paar Maulthiere neben einander vorübergehen können. Früchte gibt es in Menge und von köstlichem Geschmack. Die zahlreichen Bäche bieten Badeplätze dar, welche in dem heißen, obwohl gesunden Klima sehr nothwendig sind. Diese Provinz heißt „Tierra caliente," und am Mittag fanden wir auch wirklich die Sonne unerträglich. Ein bedeutender Fluß, der Rio Grande genannt, über den eine sehr gute Steinbrücke führt, läuft an einem Ende der Stadt vorbei. Seine Ufer sind sehr malerisch und an einer Stelle bildet er nur einen schmalen Canal etwa zwei Fuß tief. Als ich am Ufer vorüber ging, sah ich etwa 20 Negerweiber ganz nackt bis an den Gürtel im Fluß sitzen, während sie ganz ungenirt ihren übrigen Körper wuschen. Da sie sich durch Zuschauer gar nicht stören ließen, so merkte ich, daß dieß eine eben so gewöhnliche als erfrischende Sitte sey, und wie es scheint, werden ganze Stunden auf diese Weise in dem natürlichen Bade zugebracht. Jedenfalls waren sie sehr guten Muthes, ein Scherz trieb den andern, und ihre Fettbäuche schütterten von Lachen. Neben ihnen füllten zahlreiche Negerweiber die Wasserkrüge.

Die Umgebung der Stadt ist bergig. In der Nähe sind eine Menge werthvoller Landgüter, welche Fremden gehören, z. B. die Zucker- und Indigopflanzung eines Franzosen, Namens Drivin. Die Kufen, welche er zum Indigo braucht, sind dieselben, welche die Jesuiten vor mehr als 200 Jahren aus Backsteinen aufführen und mit Stuck bekleiden ließen; sie hatten damals ausgedehnte Landbesitzungen in der Nähe. Dr. Detoin entdeckte sie ganz zufällig auf seinen Ländereien, und fand sie, nachdem sie gereinigt waren, so brauchbar, als wenn sie neu wären.

Sonsonate war einst eine Stadt von bedeutender Größe und Wichtigkeit. Ruinen von Wohnhäusern und andern Gebäuden entdeckt man noch am Ausgang mehrerer Straßen, weiterhin sieht man die Grundmauern von andern, und das Pflaster der Stadt kann man noch weiter verfolgen. Die Vegetation, welche hier in ihrem Wachsthum so rasch und so zerstörend ist, hat diese Ueberreste dem Auge fast entzogen, und wenn man sie unter dem stillen Schatten erblickt, so erinnert man sich unwillkürlich an die architektonischen Denkmäler der Ureinwohner, von denen so viele noch in gleicher Weise in den Wäldern des Landes verborgen liegen. Das plötzliche Verschwinden der ungeheuren Städte, Vesten und Tempel, von denen die spanischen Eroberer so oft sprachen, deren Erzählungen aber noch vor einigen Jahren dem neuern Geschichtschreiber ein unglaubiges Lächeln entlockten, ist jetzt hinreichend erklärt. Um in diesem Lande zu leben, muß der Mensch einen fortdauernden Kampf mit dem feindlichen Pflanzenleben führen. Eine einmal entvölkerte Stadt wird bald von Weinreben und Bäumen überwachsen, und wilde Thiere und zischende Schlangen wohnen dann in den verlassenen Gemächern.

Sonsonate hat noch eine Bevölkerung von mehreren tausend Seelen. Es ist regelmäßig angelegt, die Straßen breit und rein, gut gepflastert, aber doch stark mit Gras überwachsen. Viele Häuser sind sogar elegant; sie haben meist nur ein Stockwerk mit dicken massiven Steinmauern, die im Innern einen freundlichen Hofraum einschließen. Von außen sind sie weiß angestrichen, haben große Fenster, aber ohne Glas, bloß mit grünem Gitterwerk verschlossen. Der ganze Ort hat ein friedliches, ländliches Ansehen. Einige Kirchen und Klöster sind fast drei Jahrhunderte alt und haben ein ehrwürdiges Aussehen; die Mauern aber sind, obwohl mehrere Fuß dick, an vielen Stellen von einander gerissen, eine Folge der häufigen Erdbeben, von denen die Stadt heimgesucht ist.

Ehe wir abreisten, kam der Caeneval heran, und was der Stadt an Geschäftsthätigkeit fehlte, ersetzte sie reichlich in Belustigungen. Unsere Wirthin wurde von zahlreichen Verwandten vom Lande besucht, alle wurden gastfrei aufgenommen und machten mit den eigen Bewohnern eine ganz artige Hausgesellschaft aus. Jetzt lebten wir wie die Vögel im Hausamen: es regnete Kuchen und Confect, denn die guten Leute schienen entschlossen, wenn auch unsere religiösen Sympathien nicht zur allgemeinen Freude stimmten, es doch unsere Mägen nicht entgelten zu lassen. Die Stadt, die den Tag zuvor so ruhig gewesen war wie ein neuengtischer Sabbath, war jetzt der Schauplatz eines lustigen Durcheinanders. Die Kirchen waren für die Frommen und für heilige Schaustellun-

Digitized by Google

gen offen, scenische Darstellungen wurden gegeben, und die Plaza war mit den essenden, trinkenden und jauchzenden Tausenden angefüllt. Dennoch sah man wenig oder keine rohe Besoffenheit, obgleich der Aguardiente wie Wasser floß. Alles trug Waffen nach der allgemeinen Sitte der Provinz; die Lieblingswaffe ist ein langer, zweischneidiger Degen, den sie ungemein geschickt führen. Wem sein Vermögen einen solchen nicht gestattet, der führt ein Messer, bequem um sich durch den Wald einen Weg zu bahnen, und ebenso zum Kampfe in der Nähe. Es war nicht zu erwarten, daß unter dem Trinken und Spielen alles ruhig abgehen würde, ein Streit erfolgte und einer kam ums Leben; aber die Kirche ehrte die Leiche mit einem prächtigen Begräbniß, und der Vorfall war bald vergessen.

Am letzten Tage des Festes wurden wir mit einer Vorstellung von dem thespischen Corps überrascht, obgleich wir nicht errathen konnten, wem wir diese Auszeichnung zu danken hatten. Wir nahmen eben unser Frühstück ein, als plötzlich der Klang von Trompeten und andern martialischen Instrumenten uns von unsern Sitzen aufschreckte. Unsere Wirthin eilte herein und bat, wir möchten über unsere Sachen gute Wache halten; sie scheint von der Ehrlichkeit ihrer Landsleute nicht die beste Meinung gehabt zu haben. Kaum waren die nöthigen Vorsichtsmaaßregeln getroffen, als unsere Thür aufgestoßen wurde, die Urheber des ganzen Lärmens ohne auch nur um Erlaubniß zu fragen hereintraten und von unserem Zimmer vi et armis Besitz nahmen. Wir waren in starker Minorität, machten gute Miene zum bösen Spiel, lächelten und bewillkommten sie. Nach der Größe ihrer Waffen zu schließen, hätten die Geister ihrer Vorfahren schwerlich Raum in den diminutiven Abkömmlingen gefunden.

Vom Kopf bis zu den Füßen in halb ächte, halb falsche Waffenrüstung gehüllt, von der manche Theile die Merkmale harter Kämpfe trugen, und wohl noch Alvarado und seine eiserne Kriegerschaar, als sie vor 300 Jahren das Land überzog, bedeckt haben mögen, marschirten sie einzeln herein. Ein junges Mädchen, das ohne einen ungeheuren Kropf — eine hier fast allgemeine Krankheit — sehr hübsch gewesen wäre, stellte Isabella von Castilien dar. Sie wurde in die Mitte genommen, und die Ritter marschirten raschen Schrittes um sie her, wobei sie die Waffen zusammenschlugen und möglichst wild und kriegerisch darein schauten. Dann brachen sie in einen wilden, nicht unharmonischen Päan aus, der hie und da von theatralischer Declamation unterbrochen wurde. Diese Art Exercitium erwärmte ihr Blut erstaunlich und rascher gingen ihre Füße in Ausführung verwickelter Evolutionen, und stärker schwollen ihre Stimmen an. Hätten wir diese Darstellung anderswo gesehen, wir hätten sie vortrefflich gefunden, allein mit so wilden Gesichtern im Innern und der halben gurgelschneiderischen Bevölkerung der Stadt, welche von außen zu uns herein gaffte, fanden wir die Sache minder hübsch. Ob es mit einem gezwungenen Anleihen bei unsern Börsen oder einem allgemeinen Sturm auf unser Gepäck enden würde, konnten wir nicht wissen. Wir thaten ihnen jedoch Unrecht. Nachdem sie geschrien hatten bis sie heiser, und herum marschirt bis sie völlig erschöpft waren, zogen sie hinaus wie sie kamen unter einem furchtbaren Lärm von Blasinstrumenten und Trommeln, und fort ging es um ihre Kehlen zu einer neuen Darstellung an einem andern Orte zu stimmen. Dieser Hauswurstaufzug sollte, wie wir nachher erfuhren, die Siege Ferdinand des Katholischen über Boabdil den Maurenkönig darstellen, obgleich in den Adern der Schauspieler so viel maurisches als castilianisches und wohl am meisten indianisches Blut floß.

Das Fest war nun vorüber und die Vettern vom Lande rüsteten sich zum Abzug. Nach der Ausrüstung zu schließen, hatte das Reisen seit der Eroberung in diesem Lande eben noch keine sonderlichen Fortschritte gemacht, und vermuthlich war die ausschweifendste Einbildungskraft noch nie auf eine Kutsche, noch viel weniger auf eine Eisenbahn oder ein Dampfboot verfallen. Statt einer Familie friedlicher Landleute hätte man sie für eine Schaar Räuber nehmen können, welche Kinder und schöne Mädchen fortschleppt, um ein gutes Lösegeld zu erhalten. Nach allem was wir aus dem Innern hörten, waren auch die Vorsichtsmaaßregeln keineswegs überflüssig, denn ein guter Degen schützte besser gegen Unbild als die Achtung vor dem Gesetz. Ueber ein schweres dreieckiges Holzgestell, das hier der Grundform eines Sattels entspricht, wurden ausgestopfte Kissen und Schafsfelle in hinreichender Menge gelegt, um einen bequemen Sitz zu bilden, und ein Wulst hinten und vorn nebst großen, mit Lederschienen ausstaffirten hölzernen Steigbügeln machten den Sitz auch sehr sicher. Zaum und Zügel waren von geflochtenen Lederstreifen, schwer mit Silber verziert, und dick mit Silber plattirte Sporen mit Rädern von mehreren Zoll Breite hingen sich, nach unsern nordischen Begriffen, als nicht unbedeutendes Gewicht an die Fersen der Eigenthümer; doch sollten sie mit den kleinen daran gehangten Metallstücken mehr klingeln als stechen. Als alles fertig war, stieg die Gesellschaft auf, und die Kinder wurden, nachdem man ihnen die kleinen Hände mit „Dulces" und Bonbons gefüllt, den Erwachsenen in die Arme gegeben. Der Vater mit Degen und Pistolen eröffnete den Zug, ähnlich bewaffnete Diener schlossen denselben, und so ging's fort nach der Waldheimath.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Reise Michael Kottlers im europäischen Rußland und in Sibirien.

Drittes Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Am 26 Junius (8 Julius) hatte ich ein Bild des ostjakischen Lebens vor mir. Ein betrunkener Ostjake stritt sich vor unsern Augen eine gute Weile mit seiner Frau über ein Kleidungsstück herum; es waren dieß, glaube ich, ein paar Beinkleider, welche sie in ihrem Schooße zusammengeballt hielt und behalten wollte, damit er sie nicht vertrinke. Er schleppte sie herum, schlug sie, konnte ihr aber das

Digitized by Google

Kleidungsſtück nicht entreißen. Sie ſprach bloß oſtjakiſch, er aber verſtand etwas ruſſiſch, und ſagte immer, ſie müſſe es ihm geben, es ſey ſein. Endlich ſtand er, ich weiß nicht gegen welches Verſprechen, von ſeinen Bemühungen ab, und ging aus ihr weg. Am Ufer hatten ſie einen Nachen mit Rudern, ein Beil, einige Stücke Birkenrinde und ein zuſammengenähtes Segel, unter dem ſie ſich zur Regenzeit verbargen. Anderes Geräthe war nicht zu ſehen, und wir mußten mit dem, was da war, ſein Leben friſten kann, nicht wohl zu begreifen. Die Oſtjaken, welche ich hier ſah, ſind von kleinem Wuchſe, haben ſchwarze Augen und Haare und nicht gewöhnliche Züge im Geſicht. Sie haben das Lob, daß ſie ſtill, friedlich, ſchweigſam und gaſtfrei ſind, dabei aber nicht ſehr reinlich und nicht ſehr verſtändig, denn ſie ſollen nicht zehn zählen können. Die Oſtjaken behaupten, ſie hätten einſt goldene Tage gehabt, aber jetzt halten ſie es für Sünde, daran zu denken und von den glücklichen Zeiten zu ſprechen, damit nicht Trauer und Leid in ihnen geweckt werde, und damit nicht Gott wegen ihrer Unruhe ſie von neuem ſtrafen und mit ihnen verfahren als gegen ſolche, die ſich ſeinem Willen widerſetzen. Mein Hauswirth ſagte mir, daß ſo lange es viele wilde Thiere gegeben, ſeyen die Oſtjaken in den ſchönſten und koſtbarſten Kleidern einhergegangen, aber nachdem ſie durch Tauſch gegen Pelzwerk genug Kleider und Brod ſich verſchafft gehabt hätten, hätten ſie theure Felle umſonſt hingegeben. Ich ſah heute einige von ihnen aus der Schenke kommen, darunter eine Frau mit geraubtem Kopfe, die nach ganz altem Schnitt gekleidet war in ſeidene ganz verſchabte Gewänder, und von andern, ebenſo betrunkenen Frauen in ſchmutzigen Hemden geführt wurde. Im vorigen Winter ſtarben viele von ihnen Hungers, denn ſie konnten das theure Getreide nicht kaufen. Das Jahr theilen ſie in dreizehn Monate. Ihre Kleider machen ſie aus Fellen von wilden Thieren, aber nicht ſo prächtig, wie die Tunguſen. Im Winter leben ſie in Löchern in der Erde, über denen ſie mit Raſen bedeckte Hütten bauen. In einer ſolchen Jurte ſind ſie gegen die Kälte und den Schnee geſchützt, und wärmen ſich an dem unaufhörlich in einem Loch am Boden brennenden Feuer. In einer Jurte verſammeln ſich immer mehrere Familien mit ihren Hunden. Sonſt hatten ſie zahlreiche Rennthiere, welche im Sommer an ſumpfigen Orten, im Winter im Schnee frei herumliefen, aber durch ihr häufiges Umherziehen verminderten ſich ihre Heerden. Im vorigen Jahre verloren auch die Tunguſen viele Rennthiere, weil ihnen ihre Vorräthe verfaulten und ſie ſich ihre Nahrung nicht unter dem Schnee herausgraben konnten. Im Sommer ziehen die Oſtjaken nach den Flüſſen und bauen ſich aus Stangen eine ſechs Ellen im Umfang haltende Jurte, die ſie mit Fichtenrinde decken. Rund um die Jurte ſtehen ihre Barken, und darin liegt alles mögliche Hausrath, Fiſchgeräthſchaften, was man eben in der Jurte nicht gut unterbringen kann. Von den aus Birkenrinde zuſammengenähten Nachen habe ich bis jetzt nur Einen geſehen; man kann ſie wegen ihrer Leichtigkeit von einem Fluſſe zum andern tragen. Permikyn ſah auch große Nachen dieſer Art, in denen eine ganze Familie mit drei Hunden gejagen gegen die Strömung fahren konnte.

Die Oſtjaken lieben das Brod, können es aber nicht kaufen, und nur die Reichern genießen manchmal eine Art Brei oder rohe Pfannkuchen, was ſie von den Ruſſen das Mehl eintauſchen, das man aus Irkutsk und Krasnojarsk nebſt andern Waaren auf dem Jeniſei herführt. Von einer Oſtjakin habe ich für einen Laib Brod ein Käſtchen mit allen Requiſiten zum Waſchen, aus Birkenrinde ſehr zierlich geflochten, eingetauſcht. Im Winter gehen ſie weit in den Urwald hinein, um wilde Thiere zu jagen, im Sommer ziehen ſie nach den Flüſſen, um Fiſche und Vögel zu ſammeln. Sie wohnen größtentheils auf dem linken *) Ufer des Jeniſei, und außer dem Jaſſak (Tribut an Pelzwerk) ſind ſie auch noch verpflichtet, die Poſt einmal im Monat nach Turuchanſk zu führen. Die Regierung verbietet, ihnen Branntwein zu bringen, denn ſie haben eine unmäßige Neigung zum Trunk, und in der Trunkenheit iſt der Oſtjake völlig dumm und wahnſinnig, denn er gibt für ein Glas Branntwein alles hin, was er unter Hunger, Anſtrengung und Lebensgefahr gewonnen hat. Faſt alle Oſtjaken gelten für Chriſten, obwohl ihr Chriſtenthum ſo ſchwach iſt, als ihre aus Pfählen aufgebauten Kirchen. Von wem und wo ſollten ſie auch in den chriſtlichen Gebräuchen unterrichtet werden, da ſie eine ſo unſtäte Lebensweiſe führen und immer hin und her ziehen. Den Neugetauften gibt man um den Hals ein Kreuz und ein Hemd; dieß iſt eine Lockſpeiſe, daß ſie ſich in ihrem Leben mehreremale taufen laſſen, wie bei uns die getauften Juden. Die Ungetauften hält man verborgen, damit ſie noch den ſchamaniſchen Gottesdienſt fortſetzen können. Ihren Götzen peitſchen und ſchlagen ſie, wenn er es ihnen nicht nach Wunſch gemacht hat. Auch den Bären rechnen ſie unter die Zahl der Götter, aber der Oſtjake freut ſich, wenn er ihn getödtet hat, daß er einen feindlich geſinnten Gott bezwungen. Zum Zeichen ſeiner Dankbarkeit und Ehrfurcht reibt er ſeinem Balwan (Götzen) Fett in den Mund, und wenn er ſieht, daß er nichts nimmt, ſo ſpricht er: „eh! du willſt nichts? dann nehme ich es und eſſe es auf, beklage dich dann aber nicht über mich, daß du nichts bekommen haſt.“ Wenn der Oſtjake ſchwören ſoll, ſo breitet man ein Bärenfell aus, legt eine Axt daraus, gibt dem Schwörenden ein Stück Brod an einem Meſſer und nun beginnt er: „Wenn ich dem Kaiſer nicht treu bin, wenn ich nicht den Jaſſak entrichte oder wenn ich aus dem Lande gehe, ſo möge mich der Bär verſchlingen, das Beil mir den Kopf ſpalten, das Meſſer mich abſchlachten und ich an dem Stück Brod erſticken.“ Aus Natſchiferama meldete der Schreiber, welcher den Jaſſak einſammeln ſollte, daß er nicht zu rechter Zeit eingetroffen ſey, worauf ſie den Jaſſak dagelaſſen hätten und wieder nach Hauſe zurückgekehrt ſeyen, mit der Erklärung: „wir müſſen nach unſern Wohnungen zurück, denn wenn wir nicht kommen, ſo ſterben unſere Weiber und Kinder vor Hunger.“

(Schluß folgt.)

Neues Zucker. Die Shipp. and Merc. Gaz. vom 31 Mai erzählt nach dem Journ. du Comm. d'Anvers, daß eine Art Zucker, welcher durch ihre Güte und ihren niedern Preis alle andern Zuckerarten übertreffe, wieder auf den Märkten der Welt erſcheinen ſolle. Dieß iſt derſelbe Zucker, der ſeit undenklicher Zeit in Indien gebräuchlich war, jetzt aber nach den neuen chemiſchen Methoden behandelt wird. Man gewinnt den Zuckerſaft durch einen Einſchnitt in den Stamm der gewöhnlichen, ſo wie der Sago- und Kokospalme, manchmal durch eine Operation an den Blüthen, aber auch bloß durch Einſchnitte in den Baum in der Nähe der Stelle, wo die Blätter ausgehen. Ein ſo behandelter Palmbaum ſoll über drei Monate lang täglich etwa zwei Litres geben. Der verdickte Saft führt den Namen „Jagre,“ und gleicht in Farbe, Conſiſtenz und Geruch dem rohen Wachs.

*) D. h. auf dem polariſchen oder flachen Lande.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 166.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

14 Junius 1844.

Etwas über die gemalten Vasen.

Hr. Lenormant, bekannt durch seine antiquarischen Studien, hat der französischen Akademie der Inschriften einige Bruchstücke aus seiner Einleitung in das Studium der gemalten Vasen übergeben, woraus wir einige Bemerkungen entheben, welche für die alte pelasgische Civilisation — denn Pelasger nennen wir nach Steubs Vorgang sämmtliche von Kleinasien über Griechenland und Italien bis in die Alpen hinein ausgebreitete Völker — nicht ohne Interesse sind. Früher, vor etwa fünfzig Jahren, waren die gemalten Vasen eine Seltenheit, man hielt sie für ausschließlich etruskisch, seitdem aber hat sich das Feld ausgedehnt, man hat nicht bloß fast in ganz Italien, sondern auch in Sicilien und im eigentlichen Griechenland, ja in Cyrenaica und in der Krim gemalte Vasen entdeckt. Die Verschiedenheit der einzelnen Gegenden hinsichtlich der Menge der daselbst aufgefundenen Vasen läßt sich wohl hauptsächlich dadurch erklären, daß an dem einen oder dem andern Orte eigentliche Fabriken gemalter Vasen bestanden, so im eigentlichen Griechenland zu Athen, Aegina und Corinth, oder auch im Archipel, auf Melos und Thera, scheinen eigenthümliche Werkstätten gewesen zu seyn. Was man zu Panticapäum in der Krim fand, mahnt an attische Kunst, während die Ueberreste, die man bis jetzt aus Cyrenaica erhalten, an Nola in Italien mahnen. In Sicilien scheint namentlich die Südküste mit Agrigent am reichsten, auch zu Gela und Camarina fand man ausgezeichnet schöne Vasen. Leontium und Acrä sind reicher als das reiche Syrakus, vielleicht weil dieß mehr Zerstörung erlitten hat. Auf dem festen Lande spielen Locri und Tarent eine große Rolle durch die Feinheit, die Nekropolen von Canusium (Canosa) und Rubi (Ruvo) durch die ungeheure Menge ihrer Erzeugnisse. Der wichtigste Ort ist aber die Nekropole von Nola, deren Vasen nur denen von Athen nachstehen. An Nola reiht sich Cumä an; je mehr man aber ins Gebirg hinaufsteigt, desto roher werden die Erzeugnisse. Im Norden von Rom findet man gemalte Vasen in gleicher Menge wie im Süden. Von Canusium bis Veji und bis zu den Thoren in Rom gibt es wenige etruskische Nekropolen, die nicht kostbare Proben geliefert haben; am meisten Aufmerksamkeit aber verdienen Tarquinii und Vulci. Zum Schlusse können wir noch erwähnen, daß man auch in den Ruinen von Hadria nicht weit von der Pomündung Vasen aus der besten Epoche gefunden hat, und daß auch Kleinasien nach mehreren Proben zu schließen nicht so arm ist, als man bisher glaubte. Die Verbreitung dieser Kunst wird mit der Zeit gewiß ein nicht unbedeutendes Licht werfen auf die fast nicht mehr zu bezweifelnde Verwandtschaft der Völker vom asiatischen Taurus bis an die penninischen Alpen.

Wanderung durch Mittelamerika.

(Fortsetzung.)

Kaum war die Stadt zu ihrer gewöhnlichen Ruhe zurückgekehrt, so trafen Nachrichten aus Guatimala ein, welche sie in förmliche Gährung brachten und bewiesen, daß wenn wir das Land durchziehen wollten, es schnell geschehen müsse. Carrera hatte an der Spitze von 3000 wilden Indianern so eben die Stadt Guatimala eingenommen, den Vicepräsidenten ermordet, und zahlreiche andere Ausschweifungen begangen. Sein Haß war namentlich gegen die Fremden gerichtet, da man diese beargwöhnte, sie seyen der Verwaltung Morazans günstig. Die religiösen Gefühle der Masse und der bigotte Theil der Priesterschaft, welche über die Aufhebung der Klöster erbittert war, waren für ihn; alle Ketzer sollten verbannt werden. Hiezu kam noch eine andere unglückliche Bethörung. Das Jahr zuvor hatte die Cholera Tausende hinweggerafft, und namentlich die Indianer hatten in Folge ihrer Unreinlichkeit darunter gelitten. Aber Carrera oder seine Partei hatten das Mährchen ausgesprengt, die Fremden hätten die Quellen vergiftet, um die einheimische Bevölkerung auszurotten. Die blinde Menge glaubte es, und da nach dazu viele Fremde reich waren, so begannen Gewaltthaten gegen sie. Ein Fremder war ermordet, und der Consul von England, als er in der Nähe von San Salvador auf einem Spaziereitt begriffen war, angehalten und von den argwöhnischen Eingebornen genöthigt worden, Wasser von zwölf verschiedenen Bächen in soi-

Digitized by Google

cher Menge zu trinken, daß der arme Mann faſt berſtete. Ein engliſcher Reiſender wurde gleichfalls überfallen, beraubt und genöthigt, eine Flaſche Milch, die an ſeinem Sattel hing, auf einen Zug zu leeren. Eine kleine Quantität Arſenik, die er zur Präparirung von Vogelhäuten bei ſich hatte, entging glücklicherweiſe ihren Blicken, ſonſt hätte er ſie eben ſo wie die Milch verſchlucken müſſen. Kurz Fremde hatten von den umherſtreifenden Banditen kaum etwas anderes als Plünderung und einen grauſamen Tod zu erwarten. Morazan lagerte mit einer ſtarken Truppenzahl zu Santa Anna, 18 (engl.) Meilen von Sonſonate. Man betrachtete das Reiſen als allenthalben höchſt unſicher.

Wir hielten nun Kriegsrath, was zu thun ſey, und kamen, da der revolutionäre Geiſt auch ſchon in Sonſonate ſich zu äußern begann, zu dem Schluſſe, daß wir unſere gefährliche Lage durch eine Reiſe nicht verſchlimmern würden, und es am beſten ſey, baldmöglichſt aufzubrechen. Unſere Vorbereitungen mußten in möglichſter Stille und Ordnung getroffen werden, damit nicht einige wachſame Räuber unſern Reiſeplan erführen und uns aufhöben. Ein nützlicher Reiſegefährte bot ſich um dieſe Zeit dar in der Perſon eines merkantiſirten Engländers, welcher mit der Sprache und den Sitten des Volkes vollkommen bekannt war, und quer durch den Continent hindurchreiſen wollte, um ſich nach England einzuſchiffen. Durch ſeine Freunde erhielt er einen Brief an den Befehlshaber von Chiquimula, einer bedeutenden Stadt, welche ſich eben für Carrera erklärt hatte; ſie lag gerade auf unſerem Wege und der Brief konnte uns ſehr nützlich werden. Der Regierungsbeamte zu Sonſonate gab uns Päſſe, die gleich nützlich waren, im Fall wir auf Morazans Truppen ſtießen, obgleich ſie, wenn die Revolutionäre ſie fanden, ebenſo nachtheilig werden konnten. Ein zuverläſſiger Maulthierbeſitzer und zwei Arrieros wurden bis Gualan, einer Stadt an der Gränze von Honduras, gemiethet.

Drei Wochen hatten wir ruhig in Sonſonate gelebt. Unſere vortreffliche Wirthin beund noch unſere Alforcas (Satteltaſchen) mit Brod und Geflügel, wohl wiſſend, daß wir ſpäter es nicht mehr bald ſo gut finden würden. Die mäßige Rechnung, welche ſie uns machte, erweckte allgemeines Erſtaunen, und die freundliche Behandlung, welche wir von ihr erfahren hatten, ließ einen ſtarken Eindruck in unſern Gemüthern zurück, um ſo mehr als die Behandlung, welche wir ſpäter erfuhren, gar nicht damit übereinſtimmte. Man hatte uns gewarnt, ja keine Arzneien mitzunehmen oder ſonſt etwas, das wir nicht geneigt wären wider Willen zu verſchlucken. Darum wurde unſer Gepäck von allen verdächtigen Artikeln geſäubert, Pillen und Pulver, Salben und Mixturen, jede Art von Quackſalberwaare wurde aus dem Verſteck hervorgezogen und der Vernichtung übergeben. Einige hungrige Hühner verſchluckten etliche Pillen, und da ich nicht wußte, was für einen heilſamen oder unheilſamen Erfolg ſie auf ihre Hühnernatur äußern würden, ſo war ich froh, als aufgebrochen wurde.

Die Dame begleitete uns bis an die Thüre, rief uns ihr: Adios, Caballeros! zu, und hinaus zogen wir — eine Gruppe, von der ſich nicht gut eine Beſchreibung geben läßt. Wir hatten die ganze Stadt nach Waffen durchſuchen laſſen, und dieſe konnten auch ſo ziemlich als Schreckmittel dienen. Wir waren unſrer zehn, mit Einſchluß der Arrieros, und hatten 14 Maulthiere, von denen vier mit unſerm Gepäck beladen waren. Wir ritten, wie die Wege es nöthig machten, einer hinter dem andern. Mein Coſtüm war ſo, daß weder Regen, Sonne noch Wind es verderben konnte; ein Paar Piſtolen im Gürtel und der gerade Säbel an der Seite vollendeten daſſelbe; meine Gefährten ſahen nicht beſſer aus, und eine mehr räubermäßige Schaar von Reiſenden iſt wohl nicht leicht ausgeritten.

Anfangs zogen wir durch ein reich angebautes Land, das allmählich anſtieg, bis wir den Fuß der Cordilleren erreichten, wo es ſteiler aufwärts ging. Wir zogen in der Richtung des Vulcans von Izalco. Mehrere Wochen lang ſahen wir jede Nacht ſeine Ausbrüche, und hörten ſein Donnern; als wir näher kamen zitterte die Erde unter ſeinen ſchweren Athemzügen. Der Pfad wurde ſteil und felſig, aber die Maulthiere, hieran gewöhnt, trugen uns leicht die ſchwierigſten Stellen hinan. Wir zogen jetzt durch einen dicken Wald, deſſen rieſenhafte Bäume und dickes Blätterwerk ein ſteter Gegenſtand unſerer Bewunderung waren. Mit jeder Stunde wurde die Scene mannichfaltiger und intereſſanter. Ich befand mich an der Spitze des Zuges, und als wir unter dichten Bäumen und Gebüſchen die Höhe eines ſteilen Defile's erreichten, ſtand plötzlich ein Mann vor mir, der die Piſtole gegen mich richtete. Ich ſah ihn nur einen Augenblick, denn ſobald er die Fußtritte der Nachkommenden hörte, verſchwand er ſo plötzlich, daß nur der vorderſte einen Blick auf ihn werfen konnte. Man vergaß den Vorfall aber ſchnell in der allgemeinen Bewunderung der neuen und prachtvollen Scenen, die jeden Augenblick ſich vor unſern Augen entfalteten. Alles was ein tropiſches Klima entzückendes und gefährliches bietet, fand ſich um uns her. Giftige Schlangen ſchlüpften bei unſerer Ankunft ins Dickicht, hie und da erſchien ein Reh, der prächtige, wilde Truthahn ſaß über unſern Köpfen und Schaaren von Tucteltauben lockten ihre Geliebten. Es wäre Gelegenheit zur ſchönſten Jagd geweſen, hätten wir zum Schießen etwas anderes als Piſtolen gehabt.

Der Berg wurde nun ſehr ſteil und ſchwierig, aber hie und da gewährte eine Stelle uns einen Ruhepunkt und eine prächtige Ausſicht auf die See und das umliegende Land; Sonſonate, obgleich ziemlich entfernt, ſchien zu unſern Füßen zu liegen. Bald waren wir hinaus über die Region der Wolken, welche unter uns ein ſchneeiges Dunſtmeer bildeten, das ſich über alle die prächtigen Landſchaften hinlagerte. Die Sonne neigte zum Untergang und es wurde feucht und kalt; zum Glück erreichten wir jetzt den Rancho, auf dem wir übernachten ſollten, denn die Kälte hatte uns ganz überwältigt. Einige Stunden zuvor waren wir noch unter Orangenwäldchen und Zuckerplantagen, hier ſtanden Aepfel- und Birnenbäume und Stachelbeeren in voller Blüthe, und die Temperatur

Digitized by Google

glich einem kalten Morgen in Neuengland. Der Rancho gehörte einem Franzosen, der uns höflich aufnahm, und uns ein Abendessen bereitete, dem unser Appetit alle Ehre angedeihen ließ. Seine Gastfreundschaft für Menschen und Thiere, wofür er nicht einmal etwas annahm, war um so ehrenwerther, als auf 6 Meilen weit kein Wasser zu finden war. In der Nacht wurde es so kalt, daß wir schauernd unter unsern Wolldecken lagen. Der Vulcan von Izalco lag nur einige Meilen entfernt, und sein dumpfes Gebrüll während der Nacht war furchtbar und weckte uns häufig aus dem Schlummer. Bei jeder Explosion der unterirdischen Gase zitterte der Boden unter uns und theilte seine Bewegung dem Gebäude und den Betten mit. Schwere Rauchsäulen, hie und da durch glänzende Flammenzungen erhellt, schossen in Zwischenräumen von wenigen Minuten empor, und sein kochendes Feuer war deutlich sichtbar, da der dunkle Hintergrund der Berge die dunkelrothe Farbe noch erhöhte. Wegen der Masse von Steinen und Asche, die unaufhörlich aus den verschiedenen Oeffnungen ausgestoßen werden, ist es gefährlich sich ihm zu nähern. Während wir in Sonsonate waren, sah ich häufig schlangengleiche Bäche von strömender Lava aus den Spalten in der Nähe des Gipfels hervordringen und den zerrissenen Abhang herabfließen. Dieser Vulcan nimmt jährlich an Größe zu, und wird zerstörender in seinen Ausbrüchen. Er brach gegen Ende des vorigen Jahrhunderts an seiner jetzigen Stelle aus, und es wird, ehe sein Feuer erlischt, wohl einer der furchtbarsten und großartigsten der jetzigen Vulcane werden.

Es war spät am Morgen, als wir aufbrechen konnten, denn man hatte die Maulthiere am Abend losgelassen, um sich ihr Futter zu suchen; das Einfangen ging aber nicht so leicht. Die Landschaft trug beim Hinabsteigen denselben Charakter, den wir beim Aufsteigen bemerkt hatten. In der Ferne zeigten sich schroffe, unfruchtbare Bergrücken, die uns eine mühselige Reise ahnen ließen; allmählich wurde es heißer, und als wir die Ebene erreichten, goß die tropische Sonne ihre mittäglichen Strahlen mitleidslos über unsere Häupter aus. Unter meinem Sonnenschirm und einem breitrandigen Sombrero aus Guajaquil zog ich inzwischen ganz gemächlich hin. Der Contrast zwischen den westlichen und östlichen Abhängen und Ebenen ist sehr groß. Die ersten sind das ganze Jahr hindurch gut bewässert und in ewiges Grün gekleidet, die letztern aber waren jetzt, in der trockenen Jahreszeit, die unserem Winter entspricht, völlig ausgetrocknet und der Boden in Folge der Hitze voll Spalten. Die Blätter waren von den Bäumen gefallen, alles Grün todt, die Bäche ausgetrocknet, und nur in den Betten der größeren Flüsse noch Wasser zu finden. Wir zogen wie durch eine öde Wüste dahin. Esel, Vieh und Menschen waren von Durst geplagt. Während der Regenzeit ändert sich das ganze Ansehen des Landes; es ist dann von Wasser überströmt, vieles ist nicht besser als ein Sumpf, und die Vegetation sprießt mit einer erstaunlichen Kraft hervor.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Reise Michael Kottlers im europäischen Rußland und in Sibirien.

Dritter Abschnitt.

(Schluß).

Am 28 Junius (10 Julius) kam Abends die Mutter des Führers Paul mit ihren Neffen auf Rennthieren mit der Nachricht, daß dem Ostjaken Polita, welchen ich eine Woche zuvor fünf Rubel gab, damit er Pauls Rennthiere hüte, der Wolf wieder ein großes Rennthier zerrissen und die andern so auseinander gescheucht habe, daß man bis jetzt noch zwei nicht habe auffinden können. Wir eilten ihm nach einer andern Stelle zu ziehen, ehe der Wolf ihm die ganze Heerde zernichte. Vor einigen Jahren hatten ihm auch die Wölfe großen Schaden gethan, und erst als sie gegen den Jenisei zogen, hatten sie mehr Ruhe. Zugleich ließ mir Pauls Frau wissen, daß ihr kleines Kind krank sey, daß man ihm etwas Böses angewünscht habe, ich möchte ihr für anderthalb Rubel Branntwein schicken, damit wolle sie zaubern, ich möchte nur eilen. Dieser Bitte zufolge zögerte ich auch nicht und kaufte den Branntwein. Sie schüttete ihn in eine birkene Kufe und verschmierte sie mit Beerzweig. Ob sie das Kind rettete, weiß ich nicht. Wenn es stirbt, so hängt man es in einem Kästchen an einen Baum, die Eltern aber ziehen von dem Unglücksort weiter.

Die Tungusen glauben, daß ein böser Geist die Ursache der Krankheiten sey und sie damit quäle. Auch sie suchen aus einem so bösen Orte wegzuziehen, vor ihrem Abzuge aber schlagen sie in einen starken gespaltenen Balken einige Keile und führen alles, was Leben hat, über den Spalt hinüber; sobald sie den Balken überschritten haben, nehmen sie die eingeschlagenen Keile heraus, damit der Balken sich wieder schließe; dadurch glauben sie den bösen Geist bezwungen zu haben, so daß er, in den Balken eingesperrt, ihnen nichts mehr anhaben könne. Daß die tungusischen Schamanen sich auf die Heilkunst verstehen, davon war unser Hauswirth fest überzeugt, und sagte: „ich hatte vor vielen Jahren einen bösen Fuß, ich that alles, was man mir rieth, aber alles umsonst, er eiterte immer stärker und stärker, und ich fürchtete, ich möchte daran sterben. Endlich schickte ich nach einem Schamanen, gab ihm Branntwein, und er schamante, d. h. er gebärdete sich wie ein Rasender, leckte die Wunde ab und saugte den Eiter heraus; dieß that er drei Tage lang und der Fuß war geheilt.

Am 29 Junius (11 Julius) war St. Peterstag, ein großer Feiertag. Ein Hochamt fand nicht statt, denn der Geistliche war nach einem andern Dorfe, 80 Werste tiefer unten am Flusse, wo auch eine Kirche war, gegangen, um dort Gottesdienst zu halten. Statt des Hochamts hielt der Pfarrersohn das Stundengebet, indem er mit zwei Bauern sang. Ich ging auch in die Kirche und opferte ein Wachslicht. Es waren wenig Menschen da, einige Männer, welche Wachskerzen vor einem Bild anzündeten und aufstellten; einige Mädchen, welche in ihren neuen Kleidern sich zeigen wollten, und einige Weiber, welche manchmal laut von ihren häuslichen Angelegenheiten sich unterhielten. Der ganze Gottesdienst dauerte etwa zehn Minuten; jeder bekreuzigte sich dreimal und ging dann nach Hause; dort wurde Thee getrunken, aber vor und während und nach dem Thee wurde zu Ehren des Festes Bescheid gethan mit einem Glas Branntwein. Dann ging's wieder an „Ihre Gesundheit!“ Hier versorgte sich das ganze Dorf mit Branntwein, und auch

ich mußte dieß thun, damit ich die Leute bewirthen konnte. Ich war bei meinem Hausherrn mit vielen seiner Freunde als Gast zu Tische. Zu mußte ich mit ihnen trinken und durfte keinem das Gesundheittrinken abschlagen, bei jedes Schüssel, jeder Platte mußte wieder getrunken werden. Statt des Tischtuchs diente eine lange Handquehle, die allen ringsum über den Schoaß gewunden war. Vor jedem lag ein hölzernes Löffel und eine kupferne Gabel. Das Mahl eröffnete frischer Kaviar mit einer Sauce, aber gegen Abend bekamen wir einen Stör, der 15 Pfund Rogen hatte. Dann kamen Pasteten mit rothem und weißen Fischen, dann ein in Essig gekochter kalter Störkopf, alles schon in Stücke zerschnitten, dann eine Art trockener Pfannkuchen mit frischer Butter, Klöse mit Butter, Schtschi mit gesalzenem Rindfleisch, eine gebratene Ente, Pasteten mit Schmierkäse, endlich Käse mit Rahm und dazu wurde ein im Haus gebrautes dickes Bier herumgereicht. Die Gabel wurde mit dem Zeigefinger unterstützt und große Stücke gleich, ländlich sittlich, mit den Fingern zerrissen. So viel auch Bier und Branntwein gereicht wurde, immer wurde ausgetrunken. Nach Schnupftüchern wurde nicht viel gelaufen, sondern man entledigte sich des Ueberflusses auf schnellere Weise. Der Tag wurde mit allgemeiner Freude gefeiert, und die Freude gab sich durch allgemeine Berauschung kund, und wer sich nicht satt trinken konnte und nicht Geld genug zum Trinken hatte, der trieb sich im Dorfe und dessen Umgebungen herum. Am andern Tage schlief man aus, und wer einen schweren Kopf hatte, mußte den Katzenjammer oder Kopfweh mit einigen Gläsern Branntwein zu vertreiben suchen. Am Abend ließ mir eine alte Frau, Paschels Mutter, keine Ruhe, er und Maxim, ihre Söhne, seyen beide Führer und ich der Herr, ich müsse sie also bewirthen. Als ich ihr Branntwein gegeben, ging sie zu meinem Hauswirth, der ihr wiederum Branntwein gab, und als sie betrunken war, wollte sie mich von ganzem Herzen umarmen, da mir aber vor ihr ekelte, mußte ich mich verstecken und einschließen; sie aber schrie an die Thüre und schrie ins Fenster herein: „du Kaufmann, du schwarzer Deutscher!“ und dabei lachte sie laut auf. Bei meinem Hauswirth waren hinreichend Gäste, das Bier war alles ausgetrunken, unter den Betrunkenen entstand eine Schlägerei, bei der auch unsere Theekanne zertrümmert wurde. Sie sangen aus vollen Kehle, daß einem der Kopf hätte springen mögen. Einerseits könnte man sagen, daß diese Leute ohne Arbeit und Beschwerde selig leben. Alles ist bei diesen Leuten wohlfeil. Das Vieh geht auf die Weide und mästet sich, und wenn es gemästet ist, wird es geschlachtet und aufgegessen. Die Kälte schadet ihm nicht, und man milkt es, wenn man es nicht aufessen will. Im Sommer fängt man Fische, und was nicht verzehrt wird, trocknet man für den Winter; man sammelt Beeren, trocknet sie und salzt Schwämme ein. Alles dieß ist im Wald; Holz kauft man nicht, trockenes Holz sähet man erst im Winter zur Feuerung herbei; so ist alles wohlfeil. Die einzige Arbeit ist die, daß man im Sommer Heu machen muß, damit das Vieh im Winter hinreichend versorgt sey. Gras findet sich hier genug von Mannshöhe, wie sollte man da nicht bald eine hinlängliche Menge zusammen mähen?

Der alte Mann, der bei unserem Quartiershaus Wache hielt, erzählte mir von den wilden Ziegen um Krasnojarsk, die von den Jägern in Menge gefangen werden, indem man ihnen Gruben gräbt, deren manche von ihnen gegen hundert zählt. Wegen des Fleisches wird dieser Fang nicht unternommen, denn dieß ist hier nicht sehr geschätzt, sondern vielmehr des Fells wegen. Manchmal fängt man auch in diesen Gruben ein Eisenthier, das ein sehr schmackhaftes Fleisch hat und 20 Pud wiegt. Der Kopf des Thieres ist eben so lang wie der eines Pferdes, und die Hörner gleichen denen des Hirsches. Ein angeschossenes Eisenthier fürchten die Jäger mehr, als selbst den Bären. An diesem Tage war es so kalt, daß ich mich nach einem Pelze umsah. Wir haben in der Reuße und an der Angel Fische gefangen und daraus eine Fischsuppe, ein ganz vortreffliches Gericht, gekocht.

Am 8 (20) Julius, am Tage des heil. Benior, sollte ein Hochamt seyn, fand aber wieder nicht statt; als man ein Zeichen mit der Glocke gab, dachte ich, es sey zum Abendgebet, aber man sagte mir, daß in der Nachbarschaft Bier getrunken werde. Dieß geht in dem Dorfe der Reihe nach herum von einem zum andern. Dazu bringen sie jeder seinen Theil Roggenmehl zusammen, und am Feiertag gehen sie hin, um es auszutrinken. Jeder erhält sein bestimmtes Maaß. Das übrige wird verkauft, der Topf zu 20 Kopeken, das gewonnene Geld geht ins Kirchengut. Am Abend kam der Geistliche nach Hause, und es ließ sich nicht abläugnen, daß er beim Bier gewesen war. In diesen Tagen kamen fünf Ostjaken mit ihren Frauen, die auf der Flucht waren vor der Leiche ihres Priesters, der an den Blattern gestorben war. Ihr Anführer hatte gestickte Handschuhe an; alle aber hatten die Füße über dem Knie geschwollen oder mit andern Worten den Scorbut, und viele Schwielen um die Geschwulst her, gerade als ob sie die Krankheit mit Birkenrinde ausgebrannt hätten. Einige fingen an sich lustig zu betrinken, tanzten und jubelten, aber eine der Ostjakinnen übertraf mitten unter den Lustbarkeiten die Gränze der Ehrenhaftigkeit. Bei den Ostjaken gilt aber weibliche Untreue für keine Schande; der Verführer zahlt dem Mann nur eine kleine Entschädigung. Die Frauen sind bei ihnen in sklavischer Abhängigkeit.

Als ich mich gegen 11 Uhr Nachts niederlegte, brachte mir Gregori Ignatiew Aeschenikow einen Brief aus dem böhmischen Vaterlande, gerade an dem Tage, wo ich die Ankunft desselben berechnet hatte. Jetzt mußte ich auf Antwort denken, aber was soll ich schreiben als traurige Berichte über getäuschte Hoffnungen? Damit aber wollte ich die Post nicht belästigen; ich verschob es daher, bis Gott mir hellere Tage verleihe und neue Hoffnung sich öffne.

Miscellen.

Die Autorschaft des Gil Blas. In dem Junihest von Blackwoods Magazine ist ein sehr gut geschriebener Artikel über diese Autorschaft des Gil Blas, welche Lesage abgesprochen und mit sehr starken Gründen einem spanischen Schriftsteller, Don Antonio de Solis, vindicirt wird.

Die Medaillen der Londoner geographischen Gesellschaft wurden dießmal Hrn. Hamilton für seine Reisen und Forschungen in Kleinasien und Professor Adolph Ermann für seine Reise um die Welt zu Theil. (Lit. Gaz. vom 1 Junius.)

Das Klima in den kalmükischen Steppen zwischen der Wolga und dem Lande der donischen Kosaken ist in der Nähe des kaspischen Meeres feucht, unbeständig und zerstörend für die Gesundheit, im Innern aber ziemlich beständig, die Luft frisch, rein, trocken und gesund, kräftigend durch den Wermuth und andere aromatische Kräuter, die allenthalben den Boden bedecken, aber im Sommer steigt manchmal die Hitze auf 30 bis 40° R. und wirkt schwächend auf den Körper. (Nordische Biene vom 16 Mai.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 167.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

15 Junius 1844.

Das Zaubergewehr. *)

Eine bosnische Sage.

Wer das Gewehr des großen Bey Sawwa nicht sah, hat ein Wunder nicht gesehen: zwölf Reife von rothem Golde und zwölf von Silber zieren dasselbe, das Rohr ist mit kostbaren Steinen besetzt, und am Kolben hängen drei rothe seidene Quasten. Es gibt viele Gewehre auf der Welt mit goldenen Reifen und seidenen Quasten, und die Büchsenmeister wissen das Rohr und den Kolben mit kostbaren Steinen zu zieren, aber wo ist der Arbeiter, der dem Gewehre des Bey Sawwa die Kraft und Gewalt gab, daß nie eine daraus geschossene Kugel fehlte? Dieses Gewehr des Bey Sawwa ist ein Geschenk von seiner Eidschwester, einer Wila.**) Bey Sawwa focht mit Deli-Mui, der einen dreifachen Panzer trug, und mit einem Arnautenaga, welcher auf der Brust einen Filz und noch sieben durchflochtene Seidengewebe hatte. Der Panzer zerriß wie Spinnengewebe, und die sieben Seidenzeuge fielen herab wie trockene Blätter.

*

Daud, der tapferste Bosnier, nimmt auf die Schulter sein kostbarstes Gewehr, füllt seinen Sack mit Ducaten, und von zwölf Tamburizen wählt er die wohlklingendste aus. Am Freitag brach er von Banja-Luka auf und am Sonntag befand er sich vor dem Schlosse des Bey Sawwa. Hier saß er und spielte auf der Tamburiza und alle Mädchen horchten. Er sang ein Klagelied und alle Mädchen seufzten. Dann sang er ein Liebeslied, und die schöne Anastasia, Bey Sawwa's Tochter, warf Rosenknospen zum Fenster hinaus, und ging weg mit erröthendem Gesicht.

In der Nacht öffnete sie das Fenster und erblickte unter demselben Daud; er saß auf einem Felsen vor dem Schlosse. Sie beugte sich aus dem Fenster, um ihn besser zu sehen, und dabei fiel ihr die rothe Mütze vom Kopf. Daud hob sie auf, füllte sie mit Ducaten und reichte sie Anastasia. „Siehst du," sagte er, „dort die schwarze Wolke; willst du, daß mich vor deinen Blicken Regen und Sturm ereile, daß ich vor deinen Augen umkomme?" Sie band ihren seidenen Gürtel auf, knüpfte ihn ans Fenster, und Daud gelangte zu ihr in die Kammer. „Sprich leise, du mußt dich still halten, denn wenn mein Vater uns sähe, so wäre es um uns geschehen." Sie sprachen leise, sehr leise, bis beide endlich ganz schwiegen, aber der schöne Daud ließ sich rasch wieder vom Fenster hinab, früher als Anastasia es wünschte, er floh in der Dunkelheit und verlor sich in den Bergen.

*

Jede Nacht kam Daud unter das Fenster seiner Geliebten und jede Nacht hing der seidene Gürtel daran hinab. Er verweilte bei seiner Geliebten, bis die Hähne krähten; sobald sie krähten, ging er nach den Bergen. In der fünften Nacht kam er bleich und blutig. „Die Heiducken haben mich überfallen; dort in dem Dickicht warten sie meiner; sobald es Tag wird, müssen wir uns trennen. Was soll ich thun? Ich will sterben! Jetzt küsse ich dich zum letztenmal, aber — wenn ich deines Vaters Zaubergewehr hätte, wer könnte mir dann widerstehen?" — „Das Zaubergewehr meines Vaters? Wie könnte man es bekommen? Bei Tage trägt er es auf der Schulter und Nachts legt er es neben sich. Wenn er es morgen nicht findet, verlieren wir den Kopf." — Anastasia fing an zu weinen und erhob die thränenvollen Augen gen Himmel.

„Hole mir das Gewehr deines Vaters und lege das meinige an dessen Stelle hin; er wird diesen Wechsel nicht beachten. Auch an meinem Gewehr sind zwölf goldene und zwölf silberne Reifen, auch sein Lauf ist mit kostbaren Steinen ausgelegt und an dem Kolben hängen drei seidene Quasten."

*) Aus dem Serbischen übersetzt in den Kwety, Nr. 65.

**) Wilu heißen die geheimnißvollen Wesen mit Zauberkraft, welche in Wäldern und auf Bergen leben; sie spielen in den Gedichten der Südslawen eine große Rolle. Mit der Eidschwester hat es folgende Bewandtniß: es ist bei den Serben Sitte, daß ein junger Mann aus den Jungfrauen sich eine Schwester wählt, und vor dem Altar den Eid der Treue ablegt, daß er sie schützen und vertheidigen wolle bis zum Tode. Eine solche Schwester gilt dem Manne mehr als seine eigene, und ein solcher Bruder ist für das Weib mehr als ihr Mann.

Digitized by Google

Auf den Zehen, den Athem anhaltend, schlich sie sich an das Lager ihres Vaters, nahm sein Gewehr und legte das Gewehr Dauds an dessen Stelle. Bey Sawwa zuckte, athmete tief auf im Schlaf, aber erwachte nicht, und seine Tochter übergab das Zaubergewehr dem schönen Daud. Er betrachtete das Gewehr von der einen und der andern Seite, untersuchte es und beschaute mit siegstrahlenden Blicken die Pfanne, den Hahn und den Stein. Dann umarmte er nochmals Anastasia und versprach ihr eidlich am folgenden Tage wieder zu kommen. Am Freitag trennte er sich von ihr, und am Sonntag war er wieder in Banja-Luka. — Bey Sawwa nahm das Gewehr Dauds in die Hand und sagte: „Das Alter überwältigt mich, und das Gewehr fängt an mir schwer zu werden; doch sey dem wie ihm sey, es wird doch noch manchen Ungläubigen erlegen. Jede Nacht hing der Gürtel Anastasia's vom Fenstee herab, aber der Verräther Daud ließ sich nicht mehr sehen.

*

Die Türken machten einen Einfall ins Land, und niemand konnte dem siegreichen Bey Daud, ihrem Anführer, widerstehen. An seinem Sack hing ein lederner Beutel, in welchen Sklaven die Ohren aller derjenigen waefen, welche Bey Daud erschlug. Alle Einwohner rüsteten sich mit Bey Sawwa zum Kampfe. Und Anastasia stieg auf den Thuem, um das blutige Gefecht zu sehen, und eekannte Daud, als er gerade auf ihren Vater anschlug. Bey Sawwa verließ sich auf sein Zaubergewehr und schoß zuerst — das Pulvee auf der Pfanne beannte auf und das Gewehr versagte, Bey Sawwa erschrickt und verliert die Geistesgegenwart. Die Kugel Dauds durchschlägt den Panzer Sawwa's, dringt durch die Brust und kommt hinten heraus. Der Bey stürzt und fällt todt zu Boden. Alsdald länft ein Sklave herbei, schneidet den Kopf ab, und hängt ihn an dem weißen Bart an den Sattel.

*

Anastasia sah den Fall ihres Vaters, hemmte den Lauf ihrer Thränen und seufzte tief auf; sie legte die Kleidung ihres jungen Bruders an, setzte sich auf ein schwarzes Roß, und suchte mitten unter dem schrecklichen Blutvergießen Bey Daud. Kaum erblickt Daud den jungen Krieger, so schießt er mit dem Zaubeegewehr nach ihm.

Die Kugel trifft. Die schöne Anastasia athmet schwer und fällt todt zu Boden. Ein Sklave haut ihr den Kopf ab, und da er keinen Schnurrbart findet, reißt er den Helm herunter und faßt den Kopf an den langen Haaren. Daud erkannte die Locken der schönen Anastasia.

*

Er steigt vom Pferde und küßt das blutige Haupt. „Einen Ducaten würde ich für jeden Tropfen Blut der schönen Anastasia und meine rechte Hand demjenigen geben, der sie mir wieder ins Leben riefe.“ Dann ging er fort und warf das Zaubergewehr in den blauen See.

Wanderung durch Mittelamerika.

(Fortsetzung.)

Wir verließen die Hauptstraße, um die Stadt Santa Anna zu vermeiden, wo Morazan mit seinen Truppen lag, um die Bewegungen Carrera's zu beobachten. Gegen Einbruch der Nacht erreichten wir ein indianisches Dorf und rüsteten uns hier die Nacht zuzubringen. Unsere unerwartete Ankunft ereegte eine allgemeine Bewegung unter dieser sonst so ruhigen Bevölkerung; die Weiber machten sich an die Arbeit und bereiteten ein Abendessen aus gedünsteten Bohnen und Tortillas, die Manner aber gafften uns stupid an. Als wir unsere Hängematten an die Bäume knüpften, kamen einige verdächtige Buesche, Mestizen, herbei und beobachteten alle unsere Bewegungen. Sie waren sämmtlich mit langen Messern bewaffnet, und aus ihrem Benehmen und ihrer Unterredung entnahmen wir, daß sie uns in der Nacht berauben wollten. Wir ließen uns jedoch nicht so leicht anlasten. Sie hatten keine Feuerwaffen, fürchteten deßhalb die unseigen nicht wenig und wir rüsteten uns, sie nöthigenfalls tüchtig zu empfangen. Unser Gepäck wurde auf einen Haufen geschichtet, und zwei von uns als Wachen aufgestellt, die übrigen gingen nach ihren Hängematten. Umgeben von heimlichen Feinden schliefen wir natürlicherweise nicht viel, und unsere Gruppe mit den auf- und abschreitenden Wachen, den blinkenden Waffen, mit den unruhigen, seltsam gekleideten Schläfern glich mehr einer Schaar Banditen als friedlichen Reisenden. Wir hatten einen etwa sechs Fuß hohen Negee bei uns, der in Vergleichung mit den Centroamerikanern, welche wahre Zwerge sind, einem Riesen glich. Der Kerl war, wohin wir kamen, ein Gegenstand der Verwunderung, und obgleich der ärgste Hasenfuß, der je einen Pallasch trug, war doch seine Gesellschaft ein wahres Sicherheitsmittel, da man wahrscheinlich seinen Muth nach seiner Größe schätzte. Er führte ein Gewehr, dessen unmäßig langer Lauf mit seinen eigenen Gliedern in Verhältniß stand. Es war aber nur eine Vogelscheuche, wie der Mensch selbst, denn es fehlte nichts geringeres als das Schloß, was wir freilich aus einleuchtenden Gründen möglichst zu verbergen suchten. An dem einen Ende unsers Lagers war die indianische Hütte, wo wir zu Abend gegessen hatten. Der Aethiopier stand auf der Wache mit dem Rücken gegen das Haus, als ein Laden geöffnet wurde und mehrere Köpfe daran erschienen, welche die Schlafer — dafür hielt man uns — mit besonderem Vergnügen betrachteten. Da gewahrten sie unsern mächtigen Neger, den die Schatten der Nacht noch vergrößeerten, und eine Unterredung erfolgte, aus der wir nur entnahmen, daß dieß ein „Geandote“ sey, an den man sich nicht wagen könne. Damit entfernten sie sich wieder, und ließen uns die übrige Nacht in Ruhe.

Feüh am nächsten Morgen brachen wir auf, froh ein solches Quartier zu verlassen. Unser Plan war jetzt in den unbewohntesten Theil des Landes einzudringen, und so viel als möglich keine Spur unseres Zuges hinter uns zu lassen, so wie auch keine Andeutung über den Weg zu geben, welchen wir einschlagen wollten. Keiner von uns wae geneigt die Gefahren

Digitized by Google

des Weges zu überbieten, aber die Berichte derer, welche vom Kriegsschauplatz flohen und von denen wir viele trafen, bewiesen zur Genüge, daß es das Klügste sey, keinem Theile Anlaß zu geben, uns um das Gepäck leichter zu machen, das sie in einem so zerrütteten Lande für überflüssig erklären mochten. Zudem hatte unser Maulthiertreiber eine kluge Vorsorge für seine Thiere und für den Lohn, welchen er dafür empfangen sollte; auch hatte er von seinen Landsleuten keine bessere Ansicht als wir selbst. Aber wenn wir die Wohnungen der Menschen verließen, so hatten wir Belästigungen von anderer Seite her. In den Wäldern hausten zahllose Millionen eines Insects, „Garapato" genannt, welches so klein ist, daß man es eher für schwarzen Staub als für ein lebendes Thier hält. Dennoch hängt es sich an den Körper, arbeitet sich unter die Haut hinein, wächst hier zur Größe einer Erbse an, und verursacht, wenn man es nicht alsbald vernichtet, schmerzliche Wunden. Die Maulthiere litten entsetzlich, und wir selbst retteten uns nur, indem wir bei jedem Haltplatz sie herauszwickten und aus den Kleidern schütteten — eine Arbeit, die viel Zeit und Geduld kostete, und uns manchmal nöthigte sie unter der Haut herauszustechen.

Während des Nachmittags kamen wir an ein indianisches Dorf, am Ufer eines Sees, der von hohen und steilen Bergen eingeschlossen war. Schwäne, Kraniche und zahlreiche andere Vögel schwärmten auf der Oberfläche umher, und an den Ufern sahen wir eine seltene und schöne Art von Achatina. Es war ein so heimliches Plätzchen, daß wir beschlossen, vor dem andern Morgen nicht weiter zu gehen. Die Bewohner waren gering an Zahl, ungekünstelt in ihrem Betragen und allem Anschein nach ganz friedlich; jedenfalls zeigten sie sich in ihrem Benehmen ganz anders als diejenigen, welche wir am Morgen verlassen hatten, denn sie waren freundlich, aber ohne lästige Neugier. Nachdem wir unter einem bedeckten Schuppen unser Lager aufgeschlagen, eilten wir im See ein Bad zu nehmen. Dieser See soll einer alten Sage zufolge die Stelle einer Stadt der Ureinwohner einnehmen, welche in Folge eines Erdbebens hier versank; die Umgegend straft auch diese Sage keineswegs Lüge.

Am folgenden Tage hatte mein kleines Maultier Reißaus genommen, den Weg nach Sansonate eingeschlagen und es brauchte einen ganzen Tag bis ich wieder in den Besitz desselben kam. Einige meiner Reisegefährten waren geneigt über diese Zögerung zu murren, dieselbe war aber ganz zufälligerweise unser Glück. Wären wir an diesem Morgen fortgezogen, so hätten wir auf eine Schaar Ladrones stoßen müssen, welche auf unserer Fährte war, aber die Jagd aufgab, da sie uns an dem erwarteten Punkte nicht traf. Jetzt zogen wir durch ein fruchtbares, an Zuckerpflanzungen reiches Land. Wir befanden uns in Guatimala und somit auf dem streitigen Boden, aber der Krieg hatte diesen Strich noch nicht erreicht und wir brachten unter dem Schutz einer Hütte eine ruhige Nacht im Walde zu. Am andern Morgen jedoch mußten wir einen gefährlichen Landstrich durchziehen. Wir hatten einen Führer gemiethet, der uns durch Sümpfe und Moräste führte, welche in gegenwärtiger trockener Jahreszeit beinahe, in der nassen aber völlig ungangbar sind. Endlich kamen wir wieder auf die trockene Prairie, mit einem Dorf zu unserer Linken, aber wir zogen eilig weiter, so daß die Einwohner wegen der Entfernung uns nicht wohl von einer gewöhnlichen Gesellschaft Maulthiertreiber unterscheiden konnten. Die Ebene war dicht mit Cactus bedeckt und reich an Geflügel, welches aber so zahm war, daß es uns kaum aus dem Wege lief. Ein einsames Haus, das wie ein Felsen im Meer emporstieg, gewährte uns Schutz für die Nacht. Wir waren kaum eine Stunde hier gewesen, als ein wild aussehender Bursche auf einem edlen Rosse würdevoll daher gesprengt kam, mit dem Hauseigenthümer einige Worte wechselte und dann eben so rasend weiter ritt. Unsere Furcht legte sich, als wir erfuhren, daß der Aguardiente und eine Hochzeitsbelustigung ihn so mächtig zur Eile gespannt.

Als wir am andern Morgen aus unsern Kürbisschalen die Chocolade getrunken, machten wir uns abermals auf den Weg, der jetzt nach Chiquimula, der Hauptstadt des gleichnamigen Departements und jetzt Hauptpunkt der Empörer, führte. Wir zogen über eine in den Revolutionskämpfen des Landes berühmte Ebene, die noch immer manche Merkzeichen ehemaligen Kampfes an sich trug. Unser Ritt war ausnehmend mühsam, und spät Abends erst langten wir im Dorfe St. Helena an, das wir in großer Aufregung fanden, da der Gouverneur von Chiquimula die jungen Leute zu Soldaten ausgehoben hatte. Wir bekamen hier etwas zu essen, hörten aber schlechte Neuigkeiten. Chiquimula war nur drei Leguas entfernt: wenn die Pest darin gehaust hätte, wir würden nicht stärker gewünscht haben es zu vermeiden. Der Commandant, an den wir Briefe hatten, war den Tag zuvor mit 500 Mann nach Guatimala gezogen, so daß alle Hoffnung auf eine freundliche Verwendung in Chiquimula auf einmal zu Boden fiel. Die Stadt war in großer Verwirrung, die Bewohner des Dorfs sahen uns mit scheelen Blicken an, und schienen zu glauben es sey nicht alles richtig. Wir waren im Innern des Landes, Rückzug unmöglich, und das Vorwärtsgehen, zum mindesten gesagt, sehr unangenehm. Manche Symptome machten es unsicher an dem Orte, wo wir eben waren, selbst nur die Nacht über zu bleiben. Wir hielten deßhalb Rath in dem Hause zweier Indianer, zu denen uns die Arrieros gebracht hatten; man hatte sie für den Dienst in der Armee ausgehoben, sie suchten aber wo möglich demselben zu entgehen; es schienen aufgeweckte, ehrliche Burschen zu seyn, unser Maulthierbesitzer war geneigt ihnen zu trauen, und so beschlossen wir das Gleiche zu thun. Sie willigten ein, uns bis an die Gränzen von Honduras zu führen, wofür sie eine hübsche Summe erhalten sollten; der Eifer, den sie für unsere Sache zeigten, machte auch einen günstigen Eindruck auf uns. Unsere Maulthiere wurden abgeladen, und man ließ sie grasen, während wir unsere Hängematten an die Bäume knüpften und uns zum Schlafengehen anschickten. Diese Vorbereitungen wurden aber nur gemacht, um den Verdacht der wachsamen Einwohner einzuschläfern, denn sobald diese sich ent-

Digitized by Google

fernt hatten, und die Dunkelheit uns begünstigte, sattelten wir in aller Stille die Maulthiere, setzten unsere Waffen in Bereitschaft und stahlen uns ganz sachte aus dem Dorfe. Bis der Mond aufging waren wir schon weit auf dem Wege nach Chiquimula, dessen weiße Thürme bald sichtbar wurden.

Bisher hatten wir gehofft, irgend eine Nebenstraße werde uns in den Stand setzen, die Stadt ungesehen zu umgehen, aber die Führer erklärten, es gäbe keine solche Nebenstraße, und somit blieb nichts übrig als rasch hindurchzuziehen, ehe Lärm gemacht werden konnte. Unser Muth stieg mit der Gefahr, und das Romanhafte des Abenteuers hatte Reize genug, um uns gegen die möglichen Folgen zu verblenden. Es war jetzt Mitternacht vorüber und der Mond schien hell am wolkenlosen Himmel. Wir rechneten zuversichtlich darauf, daß keine Nachricht von unserem Plane uns vorangegangen, dennoch waren wir in ängstlicher Spannung, als wir einer hinter dem andern die steile Schlucht hinanritten, welche nach der Stadt führt, und nun die engen Straßen betraten. Schweigen und Schnelligkeit waren die Losungsworte, die Maulthiere wurden durch Schläge und Sporenstöße zu ungewohnter Eile angetrieben. Die armen Thiere hatten zu Mittag und Abends nichts bekommen, und waren durch die ungewohnte Anstrengung so erschöpft, daß ihre leeren Mägen, als sie dahin trabten, allerlei trübselige Töne von sich gaben, nicht unähnlich dem Klang eines leeren Fasses. Das kleinste Geräusch wirkte auf unsere gereizten Nerven stärker als das Anschlagen von Glocken. Ein Mann hält unsern Führer an; dieser antwortet, wir seyen Kaufleute vom Land, die nach Hause zögen. „Eine sehr frühe Stunde zum Aufbruch!" bemerkte dieser und ging weiter. Der Mittelpunkt der Stadt war nun erreicht und alles ruhig geblieben. Plötzlich halten die Führer an und berathschlagen sich; einer verläßt uns: ist er ein Verräther? Nein, er will bloß recognosciren und kehrt zurück. Diese Zögerung gewährte der Patrouille Zeit, uns den Rücken zuzukehren, als sie eben eine benachbarte Straße hinabzog, — eine Minute früher und wir wären von ihr angerufen worden. Lichter waren in vielen Häusern und als wir weiter zogen, bellte ein Hund. Das Bellen tönte fort von Straße zu Straße, bis jeder Klafter in der Stadt in den Chor mit einstimmte. Die Bürger eilten nach den Hausthüren um zu sehen, was der Larm bedeute, und starrten voll Verwunderung unseren seltsamen Zug an. Zwei Leute mit Musketen, wie es schien, traten uns entgegen, aber wir eilten vorwärts, und die Musketen waren nichts als lange Prügel. Selbst die Maulthiere schienen nun neue Kraft zu gewinnen, und trugen uns so rasch ans Ende der Stadt, daß wir über die außern Befestigungen hinaus waren, ehe noch die Wächterspfeife in der Stadt Alarm machte, und ehe noch die 37,000 Einwohner der Stadt sich recht über die Ursache des Alarms besinnen konnten, befanden wir uns schon im Walde. Zum Glück waren, wie man uns später erzählte, alle Pferde den Tag zuvor mit den Truppen nach Guatimala abgegangen, und dieß rettete uns vor unmittelbarer Verfolgung. (Fortsetzung folgt.)

Die Gräfin Jeanne.

Wenn wir einem Artikel, unterzeichnet Pierre Durand, im Siècle glauben dürfen, so ist eine fatale Celebrität der letzten Jahre Ludwigs XVI erst im vorigen Monat gestorben.

Als im Jahre 1814 die Emigranten zurückkehrten, führte Abbé de C..., Bischof von ..., eine geheimnißvolle Dame in einem vornehmen Hause der Vorstadt St. Germain ein. Seine Verwendung reichte hin, ihr die beste Aufnahme zu sichern. „Diese Dame, sagte er, verdient ihre ganze Aufmerksamkeit, ihre unablässige Sorgfalt; behandelt sie, als gehörte sie zu Ihrer Familie, erfüllt alle ihre Wünsche, aber richtet nie Fragen an sie; es gibt Geheimnisse, die man achten muß." Der Marquis de L... war der Mann eine solche Sprache zu begreifen und ihr Folge zu leisten, da er den Prälaten, welcher eines hohen Ansehens in der Welt genoß, ungemein verehrte. Die Unbekannte wurde deßhalb vortrefflich aufgenommen, ihr ein Pavillon, der an den Garten stieß, zur Wohnung angewiesen, zwei Bedienten und eine Equipage zu ihrer Verfügung gestellt und eine Pension von 12,000 Fr. zu ihren besondern Ausgaben festgesetzt. Der Prälat starb bald nachher in seinem Bisthum entfernt von Paris. Die geheimnißvolle Dame schloß sich anfangs gänzlich ab, und ging nur aus, um die Kirche oder verschämte Arme zu besuchen. Ihre exemplarische Frömmigkeit und ihre reichlichen Almosen machten sie zu einem Gegenstand der Verehrung und der Dankbarkeit. Mehrere fromme Personen wollten Theil nehmen an ihren guten Werken, man drängte sich um sie, und sie war endlich genöthigt einigermaßen in die Welt zu treten. Man achtete sie darum nicht weniger, und war rücksichtsvoll genug, nie den Schleier, der auf ihrem ganzen Wesen lag, lüften zu wollen: man kannte sie bloß unter dem Namen Gräfin Jeanne. Mehrere Jahre verflossen und ihr Ruf stieg immer mehr: sie war durch ihre Wohlthätigkeit mit den vornehmsten Damen der Vorstadt St. Germain in Berührung gekommen; man nöthigte sie fast ihren Salon einigen Bevorzugten, ergebenen Bewunderern ihres Geistes und ihrer Tugenden, zu öffnen. Sie sprach sehr gut, kannte die Welt, erzählte eine Menge Anekdoten mit vollendeter Anmuth, wußte allem eine pikante Wendung zu geben, spielte vortrefflich Whist und Reversis, kurz sie entfaltete alle Anmuth der Frauen der Ancien régime. Sie ward aufgesucht, beliebt, bewundert, und man fand bei ihr immer die Auswahl des französischen Adels. Alles dieß dauerte fast dreißig Jahre. Vor kurzem starb endlich Gräfin Jeanne zu allgemeinem Bedauern, aber — der Tod zerreißt alle Schleier und das Incognito dauert selten über das Grab hinaus. In dem Zimmer der Verstorbenen fand man einige halb verbrannte Papiere, der Tod hatte sie überrascht, während sie die Geheimnisse ihres Lebens den Flammen opferte. Aber das Feuer hatte nicht alles verschlungen, und was übrig war, klärte das Geheimniß auf; die Gräfin Jeanne, die verehrte Frau, der Engel der Tröstung, das Vorbild aller Tugenden war keine andere als Jeanne de Luz, de St. Remy, de Valois, Comtesse de Lamotte, bekannt durch die berüchtigte Halsbandgeschichte, einst verurtheilt, ausgepeitscht, gebrandmarkt und in die Salpetersiede gesperrt, aus wo sie auf eine geheimnißvolle Weise entfloh und in England verscholl. Nach den einen sollte sie an einer Indigestion gestorben seyn, nach andern sich aus dem Fenster gestürzt haben.

So weit das Siècle, wahrscheinlich aber ist die ganze Geschichte erfunden, um dem edlen Faubourg St. Germain eins anzuhängen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 168.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

16 Junius 1844.

Die amerikanische und die ostindische Baumwolle.

Es wird gegenwärtig unter den großen Baumwollenfabricanten eine Frage debattirt, welche auf manche Zustände in Nordamerika und Ostindien ein helleres Licht wirft, als es sonst gewöhnlich der Fall ist. Das Interesse schärft diesen Handelsleuten das Gesicht, und sie müssen Möglichkeiten beachten, die sonst außer dem Gesichtskreis des Kaufmanns liegen. England verarbeitet jährlich zwischen 12 und 1500,000 Ballen Baumwolle und die Gesammteinfuhr betrug z. B. im vorigen Jahre 1,743,609 Ballen. Davon kamen beinahe 1,400,000 B. aus Nordamerika, alles übrige war also unbedeutend und könnte nöthigenfalls entbehrt werden. England ist somit für seine ganze Baumwollenmanufactur, welche zwei Millionen Menschen beschäftigt, an Nordamerika gebunden. Die englische Regierung war schon seit einiger Zeit bemüht, diesem Uebelstande aus commerciellen politischen Gründen ein Ende zu machen, und die Baumwolleerzeugung namentlich in Ostindien zu vermehren. Das ist aber nicht gerathen, denn es kommt jetzt weniger Baumwolle aus Ostindien nach England, als vor fünf Jahren, eine Bemerkung, die man gelegentlich gesagt, auch beim Zucker macht, dessen Einfuhr von Ostindien nach England wieder von 70,000 auf 50,000 Tonnen gefallen ist. Woher dieser schlechte Erfolg? Darauf gibt die Indian News nachfolgende Antwort: „Die Ursache liegt einzig darin, daß das Volk durch seine europäischen Herren in einem so erbärmlichen Zustande von Armuth gehalten wird, daß es keine Waaren zu Markte senden kann, und selbst, wenn dieß der Fall wäre, so gäbe es keine Wege zum Transport. In Bengalen ist die Landtaxe so drückend, daß das Volk höchstens das Leben fristet, und es ist gar nicht daran zu denken, daß es ein nutzbringendes Geschäft irgend einer Art beginne. Anderswo sind die Taxen, obgleich scheinbar launenhaft, doch in Wirklichkeit dem Zahlungsvermögen des Landmanns so genau angepaßt, daß man ihm alles abpreßt, was nicht unerläßlich ist, um Leib und Seele zusammenzuhalten. Hätte der Bauer auch Waaren zum Verkauf, so hat er keine Wege, um sie zu transportiren, und hat er Wege, so ist auf der andern Seite das Land durch Räuber gänzlich unsicher, und unser Gerichtssystem ist so sinnreich eingerichtet, daß ein Polizeibeamter für eine unendlich ärgere Plage gilt als ein Räuber. Wer sich beklagt, daß er ausgeraubt wurde, gilt für einen Thoren, der seinen Zorn Herr werden läßt über seinen gesunden Verstand und sich zu Grunde richten läßt, nur um sich zu rächen." Man könnte diese Schilderung für übertrieben halten, wenn sie nicht mit andern so genau zusammenstimmte; auch geht man mit dem Plan um, in Manchester, dem Hauptquartier der Baumwollenindustrie, eine Association zu bilden, welche sich die Besserung des Looses Ostindiens angelegen seyn läßt. Vielleicht findet diese mehr Gehör als die armen Hindus.

Wahrscheinlich würden sich indeß die Manchesterer Fabricanten der armen Hindus nicht erbarmen, wenn sie sich nicht von einer andern Seite bedroht sähen. Die Gefahr eines Kriegs mit Nordamerika schreckt sie nicht, denn sie wissen zu gut, daß Bruder Jonathan, wenn nicht direct, doch indirect seine Baumwolle auch mitten im Kriege verkaufen würde. Aber eine andere Gefahr scheint man zu befürchten, nämlich einen Sklavenaufstand in den südlichen Staaten. Die amerikanischen Blätter sind über diesen Gegenstand, der immer drohender wird, allmählich verstummt, aber die Furcht vor einem möglichen Ausbruch greift um sich, wie der Umstand zeigt, daß die Maaßregeln gegen die Sklaven mit jedem Jahr scharfer werden, und daß die Behörden im Süden, wenn man englischen Blättern glauben darf, das Recht haben, Briefe, die aus dem Norden nach dem Süden gehen, zu öffnen, ob sie nichts für die Sicherheit der südlichen Staaten gefährliches enthalten; dieß würde allerdings von einer unglücklichen Furcht und einer drohenden Gefahr zeugen. Wir halten das Gelingen eines Sklavenaufstands in den Vereinigten Staaten für ein Unding, aber eine mehrjährige, ziemlich allgemeine Unterdrechung des großen Anbaues kann dennoch durch einen Ausbruch eintreten, und was wird dann aus den zwei Millionen englischer Arbeiter, die bei der Baumwollenfabrication beschäftigt sind? Für die Amerikaner hätte ein solches Ereigniß fast weniger zu sagen als für England: es würden vielleicht einige

Digitized by Google

Tausend Menschen umkommen, aber das Land sich von dem Schlage bald wieder erholen; was sollte aber aus der Fabrikbevölkerung Englands werden? Gegen einen solchen Fall suchen die Fabrikherren in Manchester ein Gegenmittel in Ostindien.

Wanderung durch Mittelamerika.

(Fortsetzung.)

Unsere Lage war indeß keineswegs beneidenswerth. Die Furcht vor Ueberraschung hielt uns wach. Hungrig und erschöpft von der Anstrengung fuhren wir uns nach einem Versteck um, und bargen uns endlich in dem Felsenbett eines ausgetrockneten Flusses. Die Maulthiere wurden abgeladen und freigelassen, um ihr Futter zu suchen, was in der Nähe spärlich genug wuchs; zum Glück fand man etwas Wasser für sie. Wir selbst blieben den folgenden Tag hindurch ohne Obdach, denn der Wald war ganz blätterlos, und so waren wir den sengenden Strahlen der Sonne ausgesetzt, welche mit doppelter Heftigkeit von den vulcanischen Felsen abprallten, die unser einziges Lager waren. An Schlaf war also nicht zu denken: die Hitze war entsetzlich, denn es war der heißeste Tag, den wir noch im Lande erfahren hatten, und kein Lüftchen milderte die Gluth. Aus Furcht entdeckt zu werden, wagten wir nicht unsern Versteck zu verlassen und sprachen nur flüsternd. Unsere Führer, die mit dem Lande bekannt waren, gingen auf Recognoscirung aus, und kamen mit der Nachricht zurück, daß man uns rüstigst nachforsche. Mehrere von uns versteckten sogleich ihre werthvollsten Papiere, und rüsteten sich zu einer eiligen Flucht zu Fuße, im Fall einer Entdeckung; diese versprach freilich nicht viel, doch war sie immer besser, als ohne weiteres der Gnade von Carreras Banditen anheimzufallen. Einige kalte Tortillas, unser letzter Vorrath, wurden vertheilt, aber wir waren zu ermattet, um zu essen. Wasser war nur in sehr geringer Menge in der Höhlung eines erhitzten Felsen zu finden. Niemals ward eine Nacht herzlicher herbei gewünscht, obgleich sie uns neue Gefahren brachte. Die Maulthiere wurden wieder gesattelt und mit der äußersten Vorsicht die Flucht abermals angetreten. Der befreundete Staat Honduras war jetzt nur noch 40 (engl.) Meilen entfernt, und wir bestrebten uns aller Verfolgung zu entgehen, indem wir das Gebiet desselben zu erreichen suchten.

Eine andere volkreiche Stadt, Zacapa, lag zwischen uns und Gualan, der Gränzstadt der Provinz. Das ganze Land war jetzt in Aufregung, denn Boten waren nach allen Richtungen ausgesendet worden, um uns zu ergreifen; hatten wir aber einmal Zacapa im Rücken, so konnten wir auf Sicherheit rechnen. Viel Zeit wurde damit hingebracht, einen steilen Berg zu ersteigen. Es war so finster, daß man nur wenige Schritte vor sich sehen konnte. Als wir halbwegs oben waren, kam ein Mann zu Fuß an uns vorüber, der weit schneller ging als unsere Abtheilung: es war ein Schnellaufer, der den Befehl uns zu verhaften nach Zacapa überbrachte. Als wir den Gipfel erreichten, konnten wir die Lichter von Chiquimula deutlich sehen; zahlreiche Wachtfeuer brannten auf den umliegenden Höhen. Trotz unserer Unruhe und unserer Ermüdung konnten wir uns eines herzlichen Lachens nicht enthalten, wenn wir uns das Erstaunen und den Unwillen der Einwohner über unsere Keckheit vorstellten. So still und bemüthig unser Einzug gewesen war, so sehr hatte unser Auszug sie in Aufregung gebracht. Der Heerführer Morazan und seine Schaar hätten kaum mehr Unruhe hervorbringen können. Aber die Zeiten waren unruhig, und wir spielten ein gefährliches Spiel; viele die den Anfang sahen, lagen bereits leblos auf dem Schlachtfeld oder waren unter dem Mordmesser gefallen, ehe das Spiel gewonnen war. Wir wären damals viel ängstlicher gewesen, hätten wir den im Lande herrschenden Blutdurst gekannt: hier gilt das Leben nie viel, im gegenwärtigen Falle aber war Mord und zwar unter empörenden Grausamkeiten nur ein Zeitvertreib.

Das Hinabsteigen vom Berge war noch schwieriger als das Hinaufsteigen, es war zu finster, um auch nur den Pfad zu sehen, und wir verließen uns ganz auf unsere Maulthiere. Sie stolperten häufig über lose Steine, mit denen der Weg übersäet war, und brachten uns erst nach mehrstündiger harter Anstrengung wohlbehalten nach der ständigen Ebene unten, wo wir sie wiederum rascher vorwärts trieben. Der Boden war trockener Kalk, der sich in Wolken erhob, und bald unsrer ganzen Gesellschaft das Ansehen von Müllern gab; auch drang er in Nase und Mund und reizte den bereits brennenden Durst, der bald unerträglich wurde. Meine Zunge glich einem Stück verschrumpften Leders, und raspelte seltsam in meinem Munde herum; nicht einen Tropfen Feuchtigkeit konnte ich in meinem Munde gewinnen, um meine verdorrten Lippen zu netzen, meine Augapfel waren erhitzt und ausgedehnt. Plötzlich schlug ein freudenvoller Ton an unser Ohr, — es war das Plätschern eines fließenden Wassers. Nie hieß eine hungernde Karawane in den Wüsten Arabiens eine Oase mit mehr Sehnsucht willkommen, als wir den Anblick des Zacapa-Flusses. Wir stürzten das Ufer hinab. An meinem Sattel hing ein wasserdichter Korb, wie man sie in Californien macht; sonst diente er mir als Waschbecken, jetzt als Trinkgeschirr. Ich füllte es bis zum Rande und trank den längsten, süßesten Zug, den je ein durstiger Reisender getrunken. Dann füllte ich ihn wieder und tauchte mein Gesicht in das kühle Wasser und badete es aber- und abermals. Unser Durst hatte bereits einen Grad erreicht gehabt, daß jeder weitere Schritt Höllenpein gewesen wäre; der Genuß des ersten Zugs war unaussprechlich.

Der Mond war jetzt aufgegangen, und bei seinem Licht erblickten wir bald die weißgetünchten Häuser von Zacapa. Mit der größten Vorsicht und nicht ohne mannichfache Mühseligkeiten wanden wir uns um die Stadt herum, und befanden uns Morgens um 3 Uhr nur noch in geringer Entfernung von Honduras auf ebener Straße. Unsere indianischen Führer wurden nun mit reichlicher Belohnung entlassen, und wünschten uns von Herzen glückliche Reise. Noch ein Berg oder vielmehr ein langgestreckter, rauher Hügel lag vor

Digitized by Google

uns. Schlaf, den wir nun seit 48 Stunden nicht genossen hatten, beschlich uns jetzt und überwältigte sogar das Gefühl des Hungers, das sich seit einiger Zeit sehr ungestüm gemeldet hatte. Aber diese Schläfrigkeit war, ganz unähnlich dem Durst, ein sehr angenehmer Feind. Er beschlich uns so leise, und mit so angenehmen Empfindungen, daß wir seinen Anzug gar nicht merkten, bis er sich unserer fest versichert hatte. Mehreremale fiel ich auf meinem Maulthier in Schlaf, und wurde nur durch einen rauhen Stoß geweckt, der mein Gleichgewicht störte; da ich mich nicht auf dem Sitz halten konnte, so rieb ich meine Augen, that mir Gewalt an, stieg ab und ging zu Fuß. Aber auch das half nicht, denn ich versank bald wieder in einen Zustand von Bewußtlosigkeit, bis ich an einen Stein heftig anstieß, die Augen gewaltsam öffnete, sie aber trotz aller Anstrengung bald wieder schloß, bis ein abermaliges Stolpern mich wiederum weckte. Die Anstrengung, wach zu bleiben, erregte den empfindlichsten Schmerz; der härteste Fels wäre mir ein willkommenes Bett gewesen. Selbst die armen Thiere fingen an Beweise einer unüberwindlichen Mattigkeit zu geben; sie standen manchmal völlig still und ließen sich nieder, bis die Arrieros sie wieder aufstachelten.

So erreichten wir das indianische Dorf San Pablo, das jetzt fast verlassen war, da die Cholera im vorigen Jahr den größten Theil der Bevölkerung hinweggerafft hatte. Wir ritten hindurch und bemerkten eine zerstörte Kirche und ein anderes Gebäude; am Fuße des Berges, auf dem sie standen, setzten wir über einen kleinen Bach. Guaian war jetzt nur noch einige Leguas entfernt; es war unsere Absicht die Gränze der beiden streitenden Staaten noch an diesem Morgen zu überschreiten. Aber das Tageslicht war bereits angebrochen, und wir sowohl als unsere Thiere waren zu sehr erschöpft, um weiter zu gehen. Ruhe mußten wir haben, mochten die Folgen seyn welche sie wollten; einige Stunden konnten uns in den Stand setzen wieder weiter zu eilen. Den erschöpften Thieren wurden deßhalb die Ladungen abgenommen, und sie sowohl als ihre Herren lagen in weniger Zeit, als ich brauche um dieß niederzuschreiben, auf dem Gras ausgestreckt und in tiefen Schlummer versunken. Wie lange wir so gelegen haben mögen, weiß ich nicht, aber eine heisere Stimme, die uns aufforderte uns zu ergeben, weckte uns zuerst aus unserm lethargischen Schlummer, und der Anblick zahlreicher, nach unsern Köpfen gerichteter Pistolen brachte uns bald zur Besinnung. Die Sonne schien glänzend und heiß auf uns herab, und eine Schaar Soldaten stand da, stumm uns angaffend, und wie es scheint eben so erstaunt über den Anstritt, wie wir selbst. Es waren augenscheinlich mit Gewalt ausgehobene Recruten, eine pygmäenartige, zerlumpte Schaar von allen Farben, welche aussah, als vertauschte sie sehr gern ihre Musketen und Tornister gegen Erdbauen und Maisfelder. Aber ihre Anführer waren gut aussehende Leute, wohl gekleidet und bewaffnet, auch vortrefflich beritten. Ihre Uniformen sahen zu neu und glänzend aus, als daß sie mehr als einige Tage alt seyn konnten, und ihr erster Dienst war also unsere Gefangennahme. Natürlich streckten wir friedlich und mit möglichst freundlicher Miene die Waffen, denn sie standen vor uns mit ihren Pistolen, um ihrer Aufforderung Nachdruck zu geben.

(Schluß folgt.)

Ausflug nach der Mammuthhöhle in Kentucky. *)

(Von Dr. med. Th. Teutkampf, praktischem Arzte in Cincinnati.)

Die Mammuthhöhle in Edmonson-County, im südwestlichen Theil von Kentucky, hat seit einigen Jahren in den Vereinigten Staaten einige Aufmerksamkeit erregt; fabelhafte Erzählungen von Dingen, die d Fremden überall auf seiner unterirdischen Wanderung in Erstaunen setzen sollten, namentlich aber von einer eigenthümlichen Gasart, der ein wunderbarer Einfluß auf die Gesundheit zugeschrieben wurde, haben manchen Reisenden, welchen sein Weg ins Innere des Staats Kentucky führte, zum Besuch der Höhle bestimmt. Die Berichte dieser Besucher lauten aber seltsameweise so verschieden, daß man sie gewöhnlich gar nicht miteinander vereinigen konnte. Einige hatten sich in ihren sonderbaren und übertriebenen Erwartungen gänzlich getäuscht gefunden; andere, flüchtigere Besucher dagegen, die nur wenig von der Höhle gesehen haben mochten, stellten sie in ungereimten und unglaublichen Schilderungen als so wunderbar dar, daß man nicht wußte, was man von der Sache denken sollte. Was darüber in den Zeitungen und in der Form von Reisenotizen publicirt ist, enthält wenig Bemerkenswerthes. Einige Fremde haben darin ihren Besuch der Höhle und ihre überstandenen Mühseligkeiten und Gefahren beschrieben, und die Namen aufgezählt, welche man nach und nach den verschiedenen Theilen der Höhle, einzelnen Felsblöcken, Vertiefungen, verschiedenartigen Bildungen des Tropfsteins u. s. w. beigelegt hat. Unter den im Ganzen ziemlich werthlosen Notizen sind besonders diejenigen Angaben hervorzuheben, welche der Höhle den Ruf verschafft, daß ein Aufenthalt in derselben Lungenkranken höchst heilsam sey. Dahin gehöret, daß die Temperatur in der Höhle in allen Zeiten constant bleibe; daß in derselben ein besonderes Gas enthalten sey, welches die Eigenschaft habe, Fleisch vor Fäulniß zu bewahren, und daß man beim Einathmen dieses Gases durch keine Anstrengung ermüde, sich vielmehr höchst aufgeweckt, munter und heiter fühle, etwa als ob man Champagner getrunken. Wenn man, selbst Aerzte, den Lungenkranken, besonders Schwindsüchtigen, einen längern Aufenthalt von Wochen und Monaten in der Mammuthhöhle nicht nur als sehr zuträglich, sondern als gewisse Heilung versprechend empfehlen hörte, so darf man sich freilich nicht wundern, daß sie im Publicum allmählich den Credit eines Heilortes erlangte, daß Benstkaufe aller Art in der sichern Hoffnung, dort durch das wunderbare Gas, die gleichmäßige Temperatur und den richtigen Feuchtigkeitsgehalt der Luft Heilung zu finden, nach der Mammuthhöhle eilten, und daß der Speculationsgeist einiger unternehmenden Köpfe davon Nutzen zu ziehen wußte. Man hat wahrscheinlich deßhalb dem fapponirten Gas den Namen Nitric-Gas beigelegt, weil man dasselbe die Salpeterbildung in der Höhle als abhängig betrachtete. Daß eine besondere, bisher unbekannte Gasart, mit der atmosphärischen Luft gemengt, in der Höhle vorkomme, ist indessen eine durchaus unbegründete Annahme.

*) Das Manuscript, als etwas zu voluminös, mußte einige nicht unbedeutende Abkürzungen erfahren, die jedoch an dem wissenschaftlichen Theil der Nachrichten durchaus nichts ändern. A. d. R.

Digitized by Google

Nach dem, was ich übrigens von einigen Reisenden Zuverlässiges von der Höhle gehört und erfahren hatte, schien mir ein Ausflug dorthin in naturhistorischer Beziehung immerhin von Interesse zu seyn und belohnende Ausbeute zu versprechen. Ich entschloß mich deßhalb, im Spätherbst — hier der gesundesten Zeit im Jahre — zur Reise, übertrug meine ärztliche Praxis für die Zeit einem andern Arzte und verließ am 23 October 1842 Cincinnati in Gesellschaft eines Freundes, Charles D. Bush, den ich schon in Göttingen, wo er die Rechte studirte, kennen gelernt hatte.

Wir fuhren auf dem im Innern sehr bequem und elegant eingerichteten Dampfboote Little Pike nach Louisville ab und von da auf dem Portland-Canal nach West-Point. Hier, am Ausflusse des Salzflusses (Salt-River), stiegen wir ans Land, und von diesem Punkt aus erlaube ich mir, der Absicht vorliegender Mittheilungen gemäß, die Aufmerksamkeit der Leser für eine detaillirtere Schilderung des Terrains und der geognostischen Verhältnisse in Anspruch zu nehmen.

Am Wege von West-Point nach Threeforks in der Nähe der Mammuthhöhle sieht man, wenn man sich dem Plateaulande nähert, besonders an dessen Abhängen, zahlreiche Erdfälle (Sinkholes) von verschiedener Größe (von 3 bis 150' Durchmesser), meistentheils rund oder oval; auf dem Plateaulande selbst trifft man sie seltener an. An den Abhängen und in den Thälern, welche alle in dem großen westlichen Becken der Vereinigten Staaten zwischen den Alleghany- und Rocky-Mountains vom Wasser in den fast horizontal gelagerten Schichten des Gesteins ausgewaschen sind, liegen häufig mehrere dieser Erdfälle in verschiedener Höhe übereinander; einige gränzen unmittelbar zusammen und sind theilweise nur durch hervorragende Kalkschichten, deren mittlerer Theil zuweilen vom Wasser durchbrochen ist, mauerförmig geschieden.

Ihre Bildungsweise ist folgende: auf dem Plateaulande sammelt sich das Wasser in den regnichten Monaten hie und da an und dringt durch die obern Kalkschichten, welche, wie erwähnt, fast horizontal verlaufen, löst dieselben an den mehr lockern Stellen auf und bildet Vertiefungen; je tiefer diese mit der Zeit werden, um so leichter dringt das Wasser bis zu den lockern Schichten durch, in welchen es seitwärts und noch naßen weiter eindringt. Dabei schwemmt es die lockern Theile fort, indem es auf den festern Schichten (welche eine geringe Neigung gegen den Horizont haben) weiter fließt. Es entstehen auf diese Weise in verschiedener Tiefe freie Räume zwischen den festern Schichten, die mit lockern abwechseln. Werden die festern an einzelnen lockern Stellen aufgelöst und weggespült, oder brechen Steinmassen aus denselben nieder, was bei den cubischen Riffen, welche diesen Kalkstein auszeichnen, vielfach stattfindet (wie sich dieß in der Mammuthhöhle fast überall beobachten läßt), so stürzen sie auf die naßern, während die darüberliegende Schicht häufig nachstürzt.

Je mehr der die Zwischenräume trennenden Schichten durch die einstürzende Last durchbrochen werden, um so tiefer werden die Erdfälle. Steigt man in dieselben hinab, so kann man in die Zwischenräume zwischen den festen Schichten hineinsehen; den Boden derselben bildet entweder eine feste Kalkschicht oder Gerölle.

Nur im Winter und Frühjahr sammelt sich in denjenigen Erdfällen Wasser an, welche im Grunde und seitlich bis zu einer gewissen Höhe mit Gerölle, Erde und Landwerk angefüllt sind. Im Herbst findet man fast alle trocken. Auf dem Plateaulande hält sich das Wasser in den flachen Vertiefungen des obersten, festesten Gesteins am längsten. Durch Bäche und Flüsse werden solche Erdfälle auf ähnliche Weise gebildet. Während sie ihr Flußbett auswaschen, dringt das Wasser seitwärts in die lockern Schichten ein, und bildet, wie oben beschrieben, freie Räume zwischen den festern Lagern. Je tiefer das Flußbett, um so mehr solcher Zwischenräume werden übereinander gebildet; durch das Einstürzen der mehr oberflächlichen Schichten bilden sich auch hier Erdfälle und Höhlen.

Zwischen den Alleghany- und Rocky-Mountains kommen zwei große Kohlenlager vor; das eine erstreckt sich von dem östlichen Theil von Kentucky westwärts weit in Pennsylvanien, Maryland und Virginien und in den östlichen Theil von Ohio hinein, das andere setzt sich vom westlichen Theil von Kentucky nach Norden bis in Indiana und in den westlichen Theil von Ohio, nach Süden bis in Tennessee fort. Unter dieser Kohlenformation liegt der carboniferous limestone — kohlenführende Kalkstein — welcher auch Höhlenkalkstein genannt wird, weil darin überall Höhlen von größerer oder geringerer Ausdehnung vorkommen. Ueber den Kohlen liegt weißer Sandstein. Dieser Höhlenkalkstein tritt nur in dem südlichen Theil von Kentucky zu Tage; in dem mittlern und nördlichen Theil dieses Staates trifft man den sogenannten great limestone, wovon die obern Schichten Blue limestone (blauer Kalkstein), die untersten Cliff-limestone (Klippenkalkstein) genannt werden. Der blaue Kalkstein ist sehr reich an Petrefakten; in dem Höhlenkalkstein sind sie dagegen selten. Der great limestone kommt sehr verbreitet vor. Die meisten bedeutendern Wasserfälle im westlichen Theil der Vereinigten Staaten finden sich da, wo der Klippenkalkstein zu Tage liegt.

Der Weg von West-Point nach Threeforks, in dessen Nähe wir das Ziel unserer Wanderung zu suchen hatten, schlängelt sich meistentheils in Thälern fort, welche vom Wasser zwischen den horizontal liegenden Lagern des blauen Kalksteins gebildet werden. Die Höhen sind vielfach mit jungem Eichenholz (black jack) bewachsen. In Threeforks, gegen 60 englische Meilen von West-Point entfernt, langten wir gegen Abend an; der Wirth des Gasthofes behandelte seine Gäste, als ob sie gekommen wären, seine Gastfreundschaft in Anspruch zu nehmen, so sorglich und zuvorkommend. Unsere Koffer schickten wir am folgenden Morgen auf einem Wagen nach dem sogenannten Cavehouse, nagefähr 6 englische Meilen von dort entfernt, voraus und folgten zu Pferde nach. Der Weg, meistentheils uneben und steinig, führt über mehrere Höhen, auf denen wir hie und da einzelne Blockhäuser zwischen Tabakpflanzungen und von Sklaven bewohnt sahen, und durch verschiedene bebaute Thäler, welche, rings von Anhöhen umgeben, vormals unstreitig Landseen waren. Längs des ganzen Weges sah ich auch hier eine große Zahl von kleinern und größern Erdfällen. Das Land erhebt sich mehr und mehr, je näher man der Höhle kommt. Die Anhöhen sind hier mit weißem Sandstein überlagert.

(Fortsetzung folgt.)

Nodiers Bibliothek, welche nur 1250 Nummern enthielt, ist um 68,000 Fr. verkauft worden. Der encyclopädische Name des verstorbenen Eigenthümers und Sammlers hat dazu freilich nicht wenig beigetragen. Eine Ausgabe Montaigne's von 1580, welche, freilich als ehemals im Besitze de Thou's, einen besondern Werth hatte, sonst aber nicht über 50 Fr. kostet, wurde um 527 Fr. zugeschlagen. Man sieht, daß Nodier in seinem Sammeleifer Nachahmer findet. (Voleur vom 30 Mai.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 169.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

17 Junius 1844.

Wanderung durch Mittelamerika.

(Schluß.)

Der komische Anblick, den die ganze Scene bot, hätte mich sicher auch zum Lachen gereizt, wenn nicht der finstere Blick derer, die uns gefangen nahmen, mich erinnert hätte, daß unser Schicksal in der Hand von Menschen lag, die nur ihren Willen als Gesetz anerkannten. Siebzig Mann nahmen sieben halbverhungerte Reisende gefangen, welche beim besten Willen nicht die Mittel hatten sich zu vertheidigen. Unsere schlechte Ausrüstung erregte ihr Gelächter, als sie das zu Chiquimula erlassene Decret zu unserer Verhaftung lasen. Es schilderte uns als eine wohlbewaffnete Partei von Fremden, die heimlich Schätze aus dem Lande führten, und schloß damit alle patriotischen Einwohner aufzufordern, zu unserer Beifahung und Bestrafung mitzuwirken. Das Decret war furchtbar genug um uns zu vernichten, aber seine kriegerische Phraseologie war ein schlimmer Stein des Anstoßes für den Muth des tapfern Alcalden von San Pablo, welcher mit dessen Ausführung beauftragt war. Sein Dorf konnte sich keiner genügenden Anzahl Freiwilliger rühmen, die geneigt gewesen wären, es mit einer Schaar wohlbewaffneter Fremden aufzunehmen, und wäre er nicht zufälligerweise auf die Soldaten gestoßen, welche Waffen nach Chiquimula führten, so wären wir sicher entkommen; dieß gestand er uns nachher selbst, als wir bessere Freunde geworden waren. Seinen Stock mit dem silbernen Knopfe, das Zeichen seiner Würde, in der einen Hand, und den Verhaftsbefehl in der andern, versteckte er sich hinter seine militärischen Gefährten, und befahl von dieser klug gewählten Stellung aus uns ins Gefängniß zu führen. Da dieser Befehl aber die Nothwendigkeit in sich schloß, den steilen Berg, welchen wir eben überstiegen hatten, noch einmal zu ersteigen, so weigerten wir uns geradezu und erklärten, wenn wir von der Stelle aufbrechen sollten, so müsse er die Mittel herschaffen, uns fortzubringen.

Der Anführer der Soldaten zog durch die Schönheit seiner Gestalt unsere Aufmerksamkeit auf sich, und einer unserer Reisegefährten bemerkte in englischer Sprache, daß derselbe in der That wie ein Gentleman aussehe. Zu unserm Erstaunen redete er uns alsbald sehr höflich auf Englisch an, und seinem veränderten Benehmen nach schien er die gute Meinung, die wir von ihm hatten, bewahren zu wollen. Der zufällige Ausdruck entschied über unser Geschick, und die Aussicht auf die Schrecken eines Chiquimulagefängnisses nahm allmählich ab. Unsere Erläuterungen überzeugten ihn bald, daß wie wirklich Fremdlinge im Lande seyen und dasselbe so sehr zu verlassen als die Fanatiker seiner Partei uns auszutreiben wünschten. Was ihn aber außer dem persönlichen Compliment hauptsächlich umstimmte, war der Umstand, daß er in uns Bürger der Vereinigten Staaten fand, denn seine Partei war namentlich den Engländern feind. Er erklärte sich sogleich als unsern Landsmann, und sagte, er sey zwar von Geburt ein Italiener, betrachte sich aber als einen Bürger der großen Republik, da er sieben Jahre in derselben gelebt habe. Die Vorzeigung unserer Briefe an den Commandanten von Chiquimula erhöhte noch seine günstige Gesinnung auf eine wahrhaft wundersame Weise, obgleich er über die Erzählung unseres mitternächtlichen Marsches nicht wenig den Kopf schüttelte, und erklärte, daß es uns, wenn wir ergriffen worden wären, schlecht ergangen seyn würde.

Während wir Yankees uns in solcher Weise in der guten Meinung unsers neugewonnenen Landsmannes festsetzten, war unser angloamerikanischer Bundesgenosse mit den vollblütigen Centralamerikanern nicht minder glücklich. Er war an Revolutionen gewöhnt, da er viele Jahre in den unruhigsten Staaten Mexico's gelebt hatte. Er versicherte sie, ihre Sache sey die ruhmvollste in der Geschichte, namentlich Mexico, ihre Nebenbuhler-Republik könne nichts ähnliches hervorbringen, kurz er flößte ihnen eine so hohe Meinung von sich selbst ein, daß sie nicht umhin konnten aus bloßer Sympathie auch von uns eine gute Meinung zu hegen, so daß wir eine halbe Stunde nach unserer Gefangennahme die besten Freunde geworden waren, und sie aufrichtig bedauerten, wegen eines lumpigen Alcalde so viele Herren im Schlafe gestört zu haben. Sie nahmen es über sich, von den jeweiligen Gewalthabern

eine Befreiung von seiner Obhut und einen Geleitsbrief für den Rest unserer Reise auszuwirken. Der Italiener ritt selbst nach Ediquimula, um für die Uebersendung der nöthigen Papiere zu sorgen, kurz wir hatten am rechten Orte ein starkes Interesse für uns rege gemacht, immerhin aber konnten die Vorgesetzten eine persönliche Unterredung wünschen, und der bloße Gedanke daran erfüllte uns mit Furcht. Man stellte Wachen über uns, die für ihre gütige Bemühung eine hübsche Belohnung forderten. Vor der Nacht noch verlangte der Alcalde, der uns nicht verlassen wollte, ebenfalls ein Geschenk, und sprach uns von der Rathsamkeit innerhalb der Mauern des Caladus zu schlafen, da er hier nicht für jede gegen uns geübte Gewaltthätigkeit verantwortlich seyn könne. Dieß Anerbieten wurde entschieden zurückgewiesen. Es konnten in der freien Luft Spitzbuben in unserer Nähe seyn, innerhalb der Gefängnißmauern waren sie aber noch näher, und um eine spanisch-amerikanische Gefängnißthüre aufzuschließen gibt es nur Einen Schlüssel, einen goldenen.

Unsere Papiere kamen den nächsten Morgen an; jetzt wieder in Freiheit gesetzt, ritten wir lustig fort, bewunderten die verschiedenen Aussichten, jauchzten und sangen mehr wie Schulknaben, die aus dem Arreste losgekommen sind, als wie vernünftige Reisende. Der Weg ging durch ein bergiges, aber reizendes Land. Die Vegetation war üppig und alles erglänzte von Blumen. In der Ferne hoben sich die Berge von Verapaz zur Höhe von 7000 Fuß, und schlossen den Horizont wie eine mächtige Mauer. Nahe bei uns floß der Motaguafluß rasch dahin: Vögel, Krokodile und indianische Mädchen badeten darin.

Spät am Nachmittag kamen wir nach Gualan und erreichten die Wohnung des Alcalden gerade als dieser einen Befehl zu unserer Verhaftung ausfertigte. Unsere Pässe indeß beruhigten ihn, und wir versetzten ihn noch dazu in gute Laune, indem wir ihm versprachen, am andern Morgen Maulthiere zu unserer Reise von ihm zu miethen. Gualan ist eine kleine Stadt an den Ufern des Motagua, welcher bei Omoa in den Golf von Honduras fällt. Zwischen beiden Orten wird vermittelst großer Boote ein kleiner Handel getrieben; einige Läden waren mit amerikanischen und englischen Waaren wohl versehen. Unser italienischer Freund hatte uns hinsichtlich eines Quartiers an eine alte Dame gewiesen, welche in einem sehr großen, aber schmutzigen Hause wohnte. Zunächst an diesem war ein viel besseres Haus, an dessen Fenster ein junges Mädchen erschien. Das Haus gehörte dem Italiener, und das Mädchen war vermuthlich seine — Haushälterin. Unsere Wirthin war alt und mürrisch, und an ihrem Halse hing ein ungeheurer Kropf. Aber trotz ihres mürrischen Wesens wies sie uns nicht weiter, denn dadurch wäre die spanische Gastfreundschaft gröblich verletzt worden; aber sie gab uns als Schlafzimmer nur einen großen, größtentheils mit Waaren angefüllten Schuppen, und was das Essen betrifft, so waren wir zwar schon seit einiger Zeit an schmale Kost gewohnt, aber die ihrige schützte uns nur eben vor dem Hungertod. Wir mußten einen Tag lang unter ihrem Dache bleiben, und ihre Rechnung stand nur mit ihrer Unliebenswürdigkeit im Verhältniß. Wir zahlten gern, froh nur ihre Zunge nicht mehr hören zu müssen.

Von Gualan aus erreichten wir in zwei Tagen einen Rancho am Fuße des Mico-Berges, bis wohin wir unsere Maulthiere gemiethet hatten. Das Land, welches wir durchzogen, war ebenso reich, zeigte aber andere Züge als das nach der Südsee hin. Es war eine üppige Wildniß, wir trafen nur wenige Einwohner auf der ganzen Straße, das Land war zerrissen und dergig, bedeckt mit grünen Rasen und prachtvollen Bäumen. Es war so frei von Unterholz, daß die Landschaft auf vielen Strichen mehr einem gepflanzten Park als einer Naturwildniß glich. Der Mico-Berg, die große Straße von dem Golf ins Innere des Landes lag vor uns. Alle Anstrengungen, die wir bisher überstanden hatten, waren nichts im Vergleich mit dem Zug „über den Berg." Die Entfernung nach Isabel beträgt nur einige Meilen, aber diese wenigen Meilen erfordern einen ganzen Tag unabläßiger Anstrengung. Man hält Maulthiere ausdrücklich für diese Wegstrecke, und einen mühseligern Pfad für Menschen und Thiere kann man nicht wohl finden. Felsen und Schlamm, tiefe Pfützen und Steiladschüsse und ein schlüpfriger, weicher Boden, den die Walddäume dermaßen überschatten, daß sie die Sonnenstrahlen völlig abhalten, wirken alle zusammen, um die möglichst schlechte Straße zu erzeugen. Mehrmals versanken die Maulthiere in dem Schlamm, eben so oft stolperten sie über Steine hin oder rollten einen schlüpfrigen Paß hinab. Ihre Bewegung auf dem besten Theil des Weges glich der eines kleinen Fahrzeugs auf wellenbewegter See an einem ruhigen Tage, wo es jeden Augenblick nach einer andern Seite hin schaukelt. Wir hatten keine Zeit, sonderliches Mitleid mit ihnen zu haben, denn wir hatten genug zu thun, daß wir nicht den Kopf an mächtige überhängende Zweige anrannten, oder die Glieder an vorspringenden Felsen zerstießen. In einigen Löchern lag Wasser, in andern ein blauer Koth mehrere Fuß tief. Baumwurzeln gleich einem verwickelten Netzwerk hemmten unsern Pfad. Einzeln hinter einander suchten die Maulthiere langsam fortscheitend sorgsam ihren Weg. Die Straße ist unbeschreiblich, und ich brauche bloß zu sagen, daß wir nach dem „Uebersteigen des Berges" eine halbe Stunde in dem Bett eines Flusses fortritten; aber wir waren mit rothem, klebrigem Schmutz so vom Kopf bis zu den Füßen überdeckt, daß Wasser ihn nicht abwaschen konnte, und wir zogen in Isabel gerade auf dieselbe Weise ein, wie alle Reisenden, die denselben Weg gegangen waren. Die Einwohner waren daran gewöhnt, sonst hatte man uns für lebende Kothmassen genommen. Wir hatten Briefe an einen reichen Spanier gehabt, aber verloren; dennoch ritten wir an seine Thüre und suchten ihm die Sache zu erklären, er aber wies uns grob ab, wir seyen verdächtig aussehende Bursche und er wolle nichts mit uns zu thun haben. Ein Blick auf unsern Aufzug überzeugte mich, daß er so Unrecht eben nicht habe, und ich vergab ihm, da Mißtrauen, Unruhe und Blutdurst im Lande herrschten. Wir fanden endlich eine Unterkunft bei einem

Digitized by Google

minder beſorglichen Manne. Nachdem wir gebadet, hingen wir unſere Hängematten für die Nacht auf, konnten aber erſt gegen Morgen Schlaf finden, da die braune Bevölkerung Feſte feierte und Feuerwerk, Trommeln, Trompeten und Geſchrei faſt die ganze Nacht hindurch ſich hören ließen. Unſer Gepäck kam, einigermaßen gegen unſere Erwartung, da es dem Gerücht zufolge Schätze enthalten ſollte, während des Tages an, denn die Maulthiertreiber fanden wir allenthalben höflich und ehrlich.

Izabel iſt eine blühende Stadt, die in neuerer Zeit ſehr anwächſt, aber in einer ungeſunden Gegend liegt. Sie iſt von niedrigem, ſumpfigem Land, das mit der üppigſten Vegetation bedeckt iſt, eingeſchloſſen. Regen fällt reichlich und die Sonnenhitze iſt überwältigend. Der Ort gilt für Fremde ſo ziemlich als ein Grab; die Bewohner ſind hager und von ſchmutziger Geſichtsfarbe. Trotz des Klima's und des abſcheulichen Mico-Berges iſt die Stadt der Haupthafen für die Oſtküſte Centralamerika's geworden. Sie liegt an dem Golf des Dulce — ſo genannt wegen ſeines ſüßen Waſſers — und 50 Meilen von deſſen Mündung. Auf dieſem Wege werden die Waaren ins Innere geſendet, und Indigo nebſt Cochenille kommen dagegen zurück. Schiffe, welche über acht Fuß im Waſſer gehen, können nicht über die Barre an der Mündung des Golfs. Ein ſchöner ſpaniſcher Schooner ſollte in einigen Wochen nach Havana abgehen, aber wir hatten keine große Luſt an einem ſo abſcheulichen Ort ſo lange liegen zu bleiben.

Glücklicherweiſe kam nach wenigen Tagen ein engliſches Dampfboot an, das bald wieder abgehen ſollte. Die Behörden nahmen uns für die Erlaubniß ihren Boden zu verlaſſen, je fünf Dollars ab, wir ſagten ihnen von ganzem Herzen Lebewohl und ſchifften uns auf dem Dampfboot ein. Die Landſchaft in der Nähe des Golfes iſt ausnehmend intereſſant; wo der Golf ſich dem Meere nähert, verengert er ſich zu einem Fluß von nur wenigen Ruthen Breite. Auf beiden Seiten boten die Ufer eine Felſenmauer von 300 bis 400 Fuß Höhe dar, aber der Fels war ſo ſehr mit Bäumen und Stauden bedeckt bis hart an den Rand des Waſſers, daß kaum eine Spur davon zu ſehen war. Dieſer Theil des Fluſſes iſt acht (engl.) Meilen lang und ſehr geſchlängelt: manchmal ſcheinen die Schiffe in einem mächtigen Felsbaſſin eingeſchloſſen ohne andern Ausgang als den Himmel oben. Durch dieſe wilden Schluchten ſchießt das Dampfboot mit großer Schnelligkeit dahin, ſo daß nur Zauberkraft es retten zu können ſcheint, denn während der Bug um irgend eine vorſpringende Felſenecke herum ſchoß, berührte das Hinterertheil faſt die entgegengeſetzte Wegwand. In einer der Felſenſpalten aber kochte eine heiße Quelle durch das obere kalte Waſſer hindurch und erzeugte eine fortdauernde Dampfſäule.

Das Dampfboot ging nicht weiter als bis an die Barre. Die Küſte war nieder und mit rieſenhaften Bäumen bedeckt, unter deren Schatten Neger-Holzhauer ihre Hütten gebaut hatten. Wir beſtiegen hier eine Newyorker Brigg, die Mahagony lud, da ſie aber erſt nach einigen Tagen abſegeln konnte, machten wir einen Ausflug nach Balize, auf dem ich jedoch vom Fieber ergriffen wurde — ein Denkzettel, den ich Monate lang nicht loswerden konnte. Am 24 März kam ich in Newyork an, völlig überzeugt, daß Cap Horn zwar der längſte, aber nicht der unangenehmſte Weg aus der Südſee nach Hauſe, daß der Mico-Berg viel ſchlimmer als ein Windſtoß vom Cap Pillar, und ein mitternächtlicher Ritt durch Chiquimula das ärgſte von allen ſey.

Damascenerklingen.

Der Moniteur industriel vom 6 Junius enthält ein Schreiben von einem Hrn. Arnollet, ehemaligem Ingenieur en chef, worin dieſer behauptet, er habe in Aegypten das Geheimniß der Damascenerklingen wieder aufgefunden, daſſelbe im Jahre 1810 dem damaligen Miniſter des Innern angeboten, der ihm aber geantwortet habe, es würden in Frankreich und namentlich im Kliagenthal ſo gute Klingen gefertigt wie die Damascener. Seitdem habe Hr. Arnollet das Geheimniß bewahrt, da es aber bald mit ihm zu Grabe gehen könne, ſo biete er es irgend einer Regierung oder großen Stahlfabriken zum Verkauf an, und mache ſich anheiſchig in einem Jahre das Metall zu 10,000 Klingen aus den beiden geſchätzteſten Arten, Dahn und Khara Choraſſan, zu liefern, ohne für die Klinge mehr als 20 Fr. auszugeben. Das Geheimniß ſey nicht der Art, daß es ſich durch ein Patent ſchützen laſſe, und es würden ſich ſchnell heimliche Fabriken erheben, um ſo mehr, als der Abſatz nach dem Orient geſichert wäre.

Ausflug nach der Mammuthhöhle in Kentucky.

(Fortſetzung.)

Gegen 1 Uhr Mittags ſahen wir das ſogenannte Cavehauſe in der Mitte einer weiten Lichtung des Waldes vor uns. Es iſt ein einſtöckiges Blockhaus mit zwei Flügeln, das aus einer Reihe von Zimmern beſteht, vor denen ein breiter bedeckter Corridor hinführt, wo man ſich gewöhnlich im Sommer aufhält. Wir kamen gerade zu Eſſenszeit; der Tiſch war ſehr reichlich, beſonders mit Wild, Reh- und wildem Puterbraten, beſetzt. Als Tiſchwein fanden wir hier im Innern des Staates einen leichten franzöſiſchen Wein. Einige Flaſchinnen ſtanden mit Büſcheln von Pfauenfedern hinter den Stühlen, um die Fliegen zu verſcheuchen. Sogleich nach Tiſch machten wir uns auf den Weg nach der Höhle, die nur einen Büchſenſchuß vom Hauſe entfernt iſt. Man geht vom Platenuande, auf welchem das Wirthshaus liegt, in einem engen Thal, welches zum Greeneiver hinabführt, in einem von Bäumen beſchatteten Gange zum Eingange der Höhle, welche ungefähr in der Mitte des Abhangs etwas vom Wege obliegt, wo einiges verfallenes Mauerwerk die Stelle bezeichnet, an welcher man früher die in der Höhle gewonnene Salpeterlauge in Pfannen abdampfte.

Die Sonne ſchien noch in dieſer Jahreszeit ſehr warm; deßhalb wurden wir plötzlich von dem kühlen Luftſtrome, welcher aus der Höhle hervordringt, überraſcht, als wir auf der Anhöhe vor dem tiefen Eingange derſelben ankamen. Auch bemerkten wir zugleich die Erſcheinung eines dichten Nebels über einem Waſſergraben, den dieſer Luftſtrom beſtreicht — eine Erſcheinung, die ſich bei dem bedeutenden Temperaturunterſchiede zwiſchen den tiefern und höhern Luftſchichten ſehr einfach erklärt, aber nichtsdeſtoweniger zu den Merkwürdigkeiten des Ortes gezählt wird.

Zwiſchen der Anhöhe, auf der wir ſtanden, aus wo ab eine Treppe zum Eingange der Höhle führt und dem Eingange ſelbſt, befindet ſich

Digitized by Google

ein Erdfall etwa 40 bis 50' tief, der mit dem Gerölle des herabgestürzten Gesteins noten angefüllt ist. Was ich oben über die Bildungsweise der Erdfälle gesagt habe, findet auch seine Anwendung in Bezug auf diese Höhle. Der Greenriver fließt in einiger Entfernung vor dem Eingange derselben vorüber. Das Wasser dieses Flusses ist hier, wie an einigen andern Orten, in der Nähe, wo sich ebenfalls Höhlen befinden, während er sein tiefes und weites Flußbett ausgespült hat, zwischen den festern Schichten seitlich eingedrungen und hat im Laufe der Jahrhunderte diese Höhle mit ihren vielen Armen, die zum Theil übereinander liegen und in verschiedenen Richtungen über- und nebeneinander verlaufen, gebildet. Das Wasser hat, wie gesagt, die lockern Schichten hinweggespült, das festere Gestein durchdrungen und aufgelockert, die cubischen Risse desselben erweitert und endlich den Einsatz vieler übereinander liegenden festen Schichten veranlaßt, oder auch die tief und weit sich erstreckenden Zerklüftungen und Spaltungen des Gesteins allmählich erweitert und von denselben aus Nebenhöhlen gebildet. Nahe am Cavehouse wurde eine Cisterne ausgesprengt. Der Höhlenkalkstein ist hier von Sandstein, gegen 12 bis 15' mächtig, und dieser wieder von einer Schicht von Mergel von ungefähr 7 Fuß überlagert; der obere Sandstein ist locker und gelb geadert, dann folgt weißer kleinkörniger Sandstein, der sich schwer sprengen läßt und an einigen Orten zu Mühlsteinen verarbeitet wird, drei Fuß mächtig; der darunterliegende ist lockerer und weiß und gelb gefleckt. Die obersten Schichten des Kalksteins sind die mächtigsten und festesten und enthalten nur wenige Versteinerungen; in den tiefern lockern Schichten, welche mit festern abwechseln, sind diese noch seltener.

Die Höhle ist schon den Indianern bekannt gewesen. Kentucky war gemeinschaftlicher Jagdgrund verschiedener Stämme; sie fochten dort ihre Fehden aus, und die Höhle hat ihnen wahrscheinlich zuweilen als Zufluchtsort gedient. Man hat in der weichen Salpetererde in einem der vordern Nebenarme die Abdrücke der Mocassins deutlich erkennen können und zwei Körper von Indianern zu natürlichen Mumien vertrocknet, in dem nachern Theil der sogenannten „Gothic Avenue" gefunden. Zwei andere waren beim Aufgraben der Salpetererde zum Vorschein gekommen, von den Arbeitern aber wieder bedeckt worden, und konnten später nicht wieder aufgefunden werden. Erst längere Zeit nach der Ansiedlung von Weißen in Kentucky wurde von einem der Ansiedler die Höhle wieder aufgefunden. Während des letzten Kriegs der Vereinigten Staaten mit England hat man aus der sogenannten Salpetererde (salpeterfaurem Kalk mit Thonerde gemischt), welche mehrere Fuß hoch sowohl in der Haupthöhle als in Nebenhöhlen angetroffen wird, Salpeter durch Auslaugen mit Asche dargestellt. Man gibt an, daß man aus 100 Pfund Salpetererde 50 Pfund Salpeter gewonnen habe.

Unter der Leitung eines Führers, mit Oellampen, Oel, einigen Wachslichtern und Zündhölzchen versehen, gingen wir in die Höhle. Der Eingang derselben ist eng und niedrig. Der Luftstrom, welcher aus der Höhle hervordringt, ist hier so stark, daß die Lampen leicht davon ausgelöscht werden. Sobald man aber in die geräumige Höhle selbst getreten ist, wird der Luftstrom gering und später unmerklich. Die Höhle, welche vom Eingange meistens in nördlicher Richtung verläuft und mit dem sogenannten Tempel endigt, ist die weiteste und höchste, und wird 40 bis 90 Fuß hoch und 20 bis 50 Fuß weit geschätzt; man nennt sie die Haupthöhle. Ihre Decke wird, wo sie am höchsten ist, von der obersten und festesten Kalkschicht gebildet, an den niedrigern Stellen von den darunter liegenden Schichten. Von diesen haben sich kleinere oder größere Partien losgelöst, sind herabgestürzt und bedecken den Boden der Höhle mit Felsblöcken und Gerölle. Der Boden ist um so höher, je mehr der obern Schichten eingestürzt sind. In denjenigen Theilen der Höhle, wo die Höhe sehr verschieden ist, ist auch der Boden äußerst uneben; das Gestein liegt in kurzer Entfernung hintereinander hügelartig angehäuft.

Als wir durch den verengerten Eingang, welcher jetzt durch eine hölzerne Thüre gewöhnlich geschlossen wird, in die Haupthöhle getreten waren, konnten wir nur mit Mühe allmählich die Seitenwände und die Decke erkennen, an denen in sehr großer Anzahl und meistentheils haufenweise Fledermäuse hingen, die hier ihren Winterschlaf hielten. Sie hatten sich mit den Zehen der Hinterfüße in Ritzen oder an vorstehenden schieferförmigen Stückchen des Gesteins angeklammert, fielen leicht herab, wenn man sie mit einem Stock berührte und blieben dann halb erstarrt auf dem Boden liegen; in der Hand aber wurden sie bald munter. Auf dem Boden sah man sie zahlreich todt umher liegen. Die Seitenwände und die Decke eines Nebenarmes, in der Nähe des Einganges, die sogenannte Bat-Room (Fledermauskammer), in welche wir zunächst gingen, waren ganz mit Fledermäusen bedeckt; ihr eigenthümliches Gescheei hörten wir schon in einiger Entfernung. Man sieht sie vereinzelt auch in entlegenern Theilen der Höhle bis auf eine Meile vom Eingange entfernt.

Von hier aus gelangten wir bald an eine Erweiterung der Haupthöhle, wo früher einmal Gottesdienst gehalten war, und der man den Namen Kirche beigelegt hatte. In der Nähe derselben stand ein junger Baumstamm — dessen theilweise abgehauene Aeste als Leitersprosse gedient hatten — gegen die Wand gelehnt, an welchem man zu einem höhern Nebenarme hinauf klettern konnte. Diese Art Leiter war unzweifelhaft von Indianern zurückgelassen; wahrscheinlich hatten sie sich ihrer bedient, um den Verfolgungen ihrer Feinde in einem sichern Schlupfwinkel zu entgehen.

Ehe wir die Haupthöhle weiter verfolgten, besuchten wir einen Nebenarm, zu dem eine Leiter hinauf führte, die sogenannte gothische Gallerie (Gothic avenue). Dieselbe ist einige Fuß hoch mit Salpetererde bedeckt; an einigen Stellen sahen wir darin noch jetzt die Abdrücke der Mocassins, an andern fanden wir halb verbranntes Schilf und Lonbwerk und angebranntes Holz, die Ueberreste indianischer Feuer. Eine seitliche Zerklüftung, etwas vom Boden entfernt, bezeichnete unser Führer als den Ort, wo man vor mehrern Jahren die natürliche Mumie einer Indianerin, mit Schmucksachen behängt, in sitzender Stellung, und ganz in der Nähe eine andere Stelle, wo man die eines Indianers, auf den Boden ausgestreckt, gefunden hatte; sie waren nach Cincinnati geschafft und dort in einem Museum aufgestellt worden, aber kurze Zeit, ehe ich dorthin kam, bei einem im Gebäude ausgebrochenen Feuer verbrannt. Dieser Seitenarm schien zum Begräbnißplatz für einige Indianer gedient zu haben, denn auch an einer andern Stelle hatten die Arbeiter, wie erwähnt, beim Aufgraben der Salpetererde einige Körper von Indianern gefunden.

In den Mounds der Umgegend, den Begräbnißhügeln der Indianer, deren ich zu verschiedenen Zeiten einige besuchte, waren die Körper meistentheils an der Wand aufgerichtet, später aber zusammengestürzt, und dasselbe war vermuthlich auch hier der Fall gewesen.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 170.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

18 Junius 1844.

Frankreich und Marocco.

Ein unbedeutender Gränzstreit scheint die Losung zu einem Kampfe werden zu sollen, dessen Ende nicht abzusehen ist, und dessen Verlauf auf die Verhältnisse von ganz Nordafrika ja wie der christlichen Mächte den bedeutendsten Einfluß üben muß. Lange Zeit hat Mulei Abderrahman einen Zusammenstaß mit Frankreich vermieden, und alle Opfer gebracht, die er möglicherweise bringen konnte, aber endlich wird er fortgerissen in einen Kampf, dessen Leitung nicht in seiner Macht steht. Seit einem halben Jahre war Abdel-Kader wie verschollen, und doch machten die Franzosen fortwährend Züge ins Innere des Landes hinein, welche sich nicht wohl allein durch das Bestreben, die Stämme in Unterwürfigkeit zu halten, rechtfertigen ließen. Endlich fängt es an zu tagen und die Gründe des bisherigen Verfahrens treten deutlich hervor: Abdel-Kader erscheint wieder auf dem Kampfplatz und zwar mit marocanischen Streitkräften, die wohl unter dem Befehl des Sohnes Mulei Abderrahmans stehen, allein wahrscheinlich doch Abdel-Kader mehr gehorchen als dem Neffen ihres Kaisers. Man hat Abdel-Kader oft mit Jugurtha verglichen, und eine gewisse Aehnlichkeit ist allerdings nicht zu läugnen; auch jetzt hat sich Abdel-Kader, wie Jugurtha vor 2000 Jahren, an den Beherrscher des westlichen Landes gewendet und erscheint mit mauretanischen Streitkräften auf dem Schlachtfelde, aber hier endet die Aehnlichkeit. Mulei Abderrahman möchte zwar für seine Person nicht abgeneigt seyn, Abdel-Kadern, wie einst Bacchus den armen Jugurtha, an die Feinde auszuliefern, aber Abdel-Kader kennt zu wohl die Gesinnungen seines neuen Verbündeten, um nicht gegen ähnliche Schlingen auf seiner Hut zu seyn. Den neuen Stand der Angelegenheiten in Nordafrika kann man nicht in seiner ganzen Wichtigkeit auffassen, wenn nicht einige frühere Verhältnisse, die alter als Abderrahman und Abdel-Kader sind, in Erwägung gezogen werden.

Seit dem Kampf der Ommajaden und Abbassiden theilt sich die arabische und islamitische Welt in zwei Chalifate, in das östliche, dessen Inhaber nach einem wunderlichen Kreislauf der Dinge der Sultan der Türkei geworden ist, und in das westliche, dessen gegenwärtiger Repräsentant der Kaiser von Marocco ist. Das äußere Zeichen dieses Chalifats ist das öffentliche Gebet, das im Orient, und speciell bis zur großen Syrte, allenthalben für den Nachfolger der abbassidischen Chalifen, d. h. für die Sultane der Türkei gelesen wird. Bis ins sechzehnte Jahrhundert wurde im ganzen Mogreb, d. h. im Lande westlich der großen Syrte das Kirchengebet für den Nachfolger der ammajadischen Chalifen, d. h. für den Kaiser von Marocco gehalten. Die Eroberungen türkischer Abenteurer in Tunis, Tripoli und Algier griffen in das Gebiet der westlichen Chalifen ein, und seit dieser Zeit wurde in den drei unter türkischer Hoheit stehenden Regentschaften das Kirchengebet für den Sultan der Türkei gehalten, wogegen die Marocaner immer als gegen eine Usurpation ankämpften. Interessant ist in dieser Beziehung die neuere Geschichte der Provinz Oran, wo eine Anzahl aus Marocco gekommener fanatischer Marabuts, nach der Stadt Derka in Marocco gewöhnlich nur Derkawi genannt, längere Zeit einen sehr hitzigen und wechselvollen Kampf mit der arabisch-türkischen Militäraristokratie des Landes führten. Es war ein starker Verstoß von Seite der Franzosen, ein Verstoß, der nur aus einer gänzlichen Verkennung des Standes der Sachen hervorgehen konnte, daß sie geraume Zeit hindurch die türkisch-arabische Militäraristokratie als ihren eigentlichen Feind ansahen, diese unterdrückten, und dadurch den Marabuts, zu deren Genossenschaft Abdel-Kader gehört, das Uebergewicht im Lande gaben; sie sahen nach manchen Unfällen ihren Irrthum ein, verbanden sich mit der Militäraristokratie und so gelang es ihnen Abdel-Kadern aus dem Lande zu treiben.

Aber dieser letztere erkannte von Anfang an, daß nur der religiöse Fanatismus sein Bundesgenosse gegen die Franzosen seyn könne, und er ließ den heiligen Krieg deßhalb im ganzen Lande predigen, nicht bloß in der Provinz Oran, sondern bis nach Constantine, worüber es deßhalb mit Achmed Bey in Conflict kam. Sein geistliches Hauptquartier war jedoch, wie von Seite der Marabuts schon lange, in dem östlichen Theile von Marocco, von wo die fanatischen Glaubensprediger seit

Digitized by Google

vielen Jahren nach der Provinz Oran gezogen waren. Darum ließ auch Abdel-Kader alsbald das Kirchengebet statt für den Sultan, wie sonst in den algierischen Provinzen, für den Kaiser von Marocco halten. Diesen aber schreckte Frankreichs Macht, er wollte im Besitz seiner Herrschaft nicht gestört werden, und darum dämmte er, so viel er konnte, ohne seine fanatischen Unterthanen allzusehr vor den Kopf zu stoßen, die Zuzüge marocceanischer Stämme zu den Fahnen Abdel-Kaders. Das war leicht ausführbar, so lange der letztere in ungebrochener Macht dastand, und somit eine Hülfe nicht so dringend war; nachdem aber in dem dreijährigen Kampfe, von Ende 1839 bis Ende 1842, nach und nach das Gebäude und die Macht Abdel-Kaders zusammengebrochen war, und er sich im Jahre 1843 nur mit Mühe vor den beweglichen Colonnen der Franzosen retten konnte, so änderte sich die Sache. Jetzt wurde Muley Abderrahmans Benehmen Verrath an der Sache des Islam, und Abdel-Kader, der Märtyrer seines Glaubens, für Muley Abderrahman viel gefährlicher, als zu der Zeit, wo er noch in der Fülle seiner Macht dastand. Als Chalife des Westens muß letzterer den Islam gegen die Ungläubigen schützen, so verlangt es die fanatische Stimme seines Volkes; er muß also jetzt den heiligen Krieg predigen lassen, er mag wollen oder nicht, aber der Führer in diesem heiligen Kriege ist Abdel-Kader, der ihn seit vier Jahren geführt, und dadurch wird mehr und mehr das Schicksal des Reichs in die Hände dieses Mannes gelegt, der an Fähigkeit und religiösem Ansehen weit über Abderrahman steht. Das frühere Benehmen dieses letztern läßt sich ganz einfach aus der Furcht vor Frankreich und der Eifersucht gegen Abdel-Kader erklären; wenn er also jetzt den heiligen Krieg gegen die Franzosen predigen läßt, wenn er ein Heer ihm zu Hülfe sendet, so ist dieß ein ziemlich deutlicher Beweis, daß er nicht mehr Herr der religiösen Bewegung ist, welche sein Volk ergriffen hat, und daß er den Krieg aus keinem andern Grunde unternimmt, als um nicht durch den erhitzten Fanatismus seiner Unterthanen vom Thron gestoßen zu werden.

Dadurch gewinnt denn auch der Streit Spaniens mit Marocco ein viel wichtigeres Ansehen: allem Anschein nach will Frankreich Spanien mit in den Kampf hineinziehen, damit Marocco seine Kräfte theilen müsse. In Spanien bestehen alte Entwürfe gegen Marocco: schon Godoy ließ einen Plan gegen diese Macht entwerfen, der ohne die Bayonner Ereignisse und die darauf folgenden Zerrüttungen Spaniens wohl der Ausführung nahe gewesen wäre. Jetzt könnte ein Krieg gegen Marocco für die innern Angelegenheiten Spaniens eine Diversion machen und die Aufmerksamkeit von denselben ablenken. Frankreich würde dadurch Spanien immer sicherer in seine Allianz hinein verflechten, und geht vielleicht mit dem Plane um, sämmtliche romanische Völker an der nordafrikanischen Eroberung, freilich unter seinem Protectorate, Theil nehmen zu lassen; wir sehen deßhalb auch sardinische Schiffe vor dem Hafen von Tanger. Wenigstens wäre dieß das sicherste Mittel, die italienischen Staaten in sein Interesse zu verflechten, so große Antipathien auch jetzt noch bestehen, und so sehr namentlich in Piemont englische Einflüsse thätig sind, um diese kleine, aber beachtenswerthe Seemacht nicht unter französisches Protectorat fallen zu lassen. Gelingt es Frankreich, Spanien und die italienischen Staaten zu einem Bund gegen die Marocceaner und nöthigenfalls auch gegen Tunis — dessen Zerwürfnisse mit Piemont zwar ausgeglichen sind, aber darum nicht minder ominös waren — zu vereinigen, so hat es die Grundlage zu einem politischen System gelegt, das für die Zukunft Nordafrika's und die dortige französische Macht von der größten Wichtigkeit werden kann. Weigern sich aber die italienischen Staaten dieses Bündnisses, und führt in Spanien die finanzielle Noth abermals einen Umschwung der Dinge herbei, so steht Frankreich in Betreff seiner Bestrebungen in Nordafrika und im Mittelmeer vereinzelt da, und seine Lage wird ausnehmend schwierig. Es muß in Nordafrika den Kreis seiner Bewegungen ausdehnen, weit über die Gränze hinaus, welche es sich bisher gesteckt hatte, und die Occupation wird eine immer schwierigere, immer kostspieligere Sache, die bei einem ausbrechenden Kriege Frankreichs Kräfte übersteigen dürfte. Die Verhältnisse zu Marocco sind deßhalb von großem Belang, und nicht ohne Grund ist Marschall Bugeaud von dem augenblicklichen Kriegsschauplatz im Osten gegen die Dschurdschura-Kabylen nach der Provinz Oran abgegangen. Die Befürchtungen wegen einer angeblichen Gefährdung der auf Streifzügen befindlichen Colonnen Lamoricière's sind es schwerlich, die ihn dazu veranlaßt haben, sondern die viel wichtigere Frage, wie sich die Verhältnisse mit Marocco ausgleichen lassen. Läßt sich keine Ausgleichung herbeiführen, bricht ein Krieg mit Marocco aus, so ist dieser Kampf dem Kaiser abgenöthigt durch den fanatischen Geist seines Volks; der Krieg der Franzosen gegen die einheimischen Stämme, welcher durch die Besiegung Abdel-Kaders einen augenblicklichen Stillstand erfahren hatte, beginnt abermals, und eine ganz neue Periode bricht für Nordafrika und für die französische Occupation an.

Von diesem Augenblick an haben die alten politischen Gränzen der Regentschaft keinen Werth mehr; lange hat man sich bemüht, diese Gränze östlich gegen Tunis, westlich gegen Marocco aufrecht zu erhalten, und dieß gelang auch insoweit, als Tunis allmählich in eine Art Schutzverhältniß zu Frankreich getreten war, der Kaiser von Marocco aber aus Eifersucht gegen Abdel-Kader den Kampf vermied. Jetzt ist die Schranke durchbrochen, die bisherigen politischen Gränzen, welche sich unter mohammedanischen Beherrschern erhalten ließen, fallen zusammen, und Frankreich steht jetzt den Eingebornen nicht allein seines eigenen Gebiets, sondern denen von ganz Nordafrika entgegen. Seine Berechnungen und Plane müssen jetzt das ganze Afrika von der großen Syrte bis zum atlantischen Meer im Auge haben; jetzt bildet die gesammte muselmännische Einwohnerschaft, so zerspalten sie auch unter sich ist, eine einzige Masse gegen die Franzosen, und diese müssen andere Mittel gegen ihren Feind in Bewegung setzen, als sie bisher gethan haben. Jetzt werden frühere Fehler erst deutlich ans Licht treten. Wenn die Franzosen erst nach einer Reihe von

Digitized by Google

Jahren die Nothwendigkeit erkannt haben, die türkisch-arabische Bevölkerung und Militäraristokratie als Mittel zur Beherrschung der rein arabischen Bevölkerung — die maurische ist zu feig, um mehr als zu intriguiren — sich zu bedienen, und sie diesen Fehler mit zahlreichen Opfern an Menschen und Geld büßen mußten, so werden sie jetzt erst allmählich den großen Irrthum einsehen, daß sie sich nicht der Kabylen-Bevölkerung zu bemächtigen verstanden. Diese, den Arabern durch Herkunft, Sprache und Erinnerungen so äußerst feindselige Race, welche mit den Arabern nur die Religion, und diese manchmal nur in beschränktem Sinne gemein hat, hätte methodisch in ihrer nationalen Eigenthümlichkeit herangezogen werden sollen, um der arabischen Bevölkerung als Gegengewicht zu dienen. Die Arbeit wäre langwierig und schwer gewesen, aber während eines Verlaufs von zehn Jahren hätte sich vieles erreichen lassen. In vielen Gegenden stehen sich Kabylen und Araber feindselig gegenüber, wie allenthalben Hirtenstämme und Ackerbauer, und als diese zwei Classen scheiden sich im wesentlichen die Araber und Kabylen oder Berbern. *) Die bedeutenden Verstärkungen, welche die französische Regierung nach Algier hinüber zu senden sich veranlaßt sah, scheint uns zu zeigen, daß sie sich auf ihre bisherigen großentheils arabischen Hülfscorps nicht verlassen zu können glaubt; mehrere Einzelnheiten in den neuesten Kriegsvorfällen scheinen darauf hinzudeuten, daß unter diesen Hülfscorps ein verrätherischer Geist um sich greift, und man sich somit genöthigt sieht derselben einigermaßen entbehren zu können; die militärischen Streitkräfte, welche Marocco ins Feld stellen wird, können so bedeutende französische Truppensendungen allein nicht rechtfertigen. Hätte man rein berberische Hülfscorps errichtet, so hätten sich diese mit weit mehr Sicherheit dem gemeinsamen Feind gegenüber stellen lassen. Jetzt muß das Versäumniß durch einen gewaltigen Kraftaufwand aufgewogen werden.

*) Es ist auffallend, daß sich Araber und Berbern nur in den Städten, aber nicht auf dem Lande gemischt haben. Eine Ausnahme, die einzige bis jetzt ziemlich constatirte, bilden die Schowiah, in der Provinz Constantine. Dieß scheint ein Berberstamm, der arabische Sitten und zum Theil auch arabische Sprache angenommen hat; der Name bedeutet (nach Quatremere) Hirten, so daß man sie vorzugsweise zum Unterschied von ihren mehr Ackerbau treibenden Brüdern „Hirten" genannt hatte.

Die Shawls.

Der Constitutionnel vom 7 Junius enthält in seinem Feuilleton eine übersichtliche Geschichte der europäischen Fabrication dieses gegenwärtig in der Kleidung der europäischen Damen so wichtigen Stücks, die er mit folgenden Worten einleitet: „Als der Kaschmirshawl in Folge unserer Expedition nach Aegypten zum erstenmal in Frankreich erschien, war es eine große, schöne, weiße Schärpe von feinem, croisirtem, leichtem, seidenartigem Gewebe, mit einer kleinen künstlich angestückten Bordure und einer kleinen in jede Ecke eingewirkten Palme, die eben gebogen war und sich zierlich abrundete; eine Palme, einfach in Form und Farben, wie sie jetzt unter dem lächerlichen Namen Limonde*) wieder in die Mode kommt. Der Kaschmir machte Aufsehen, nicht wegen seiner Zierrathen, denn er war beinahe gleichförmig gefärbt, sondern wegen der unvergleichlichen Schönheit dieses feinen, anschmiegenden und warmen Stoffes. Bald wurde der Kaschmirshawl das prächtigste Geschenk, das ein Mann geben konnte, und einige wurden bis zu 30,000 Fr. bezahlt. Man trug sie anfangs, wie die Frauen des Orients, viereckig, aber eine berühmte Schauspielerin, welche den lächerlichen Einfall hatte, ihren Shawl dreieckig zusammenzuschlagen, so daß zwei Spitzen vorn und eine hinten hinabhing, bestimmte das Geschick des Shawls für immer in Europa; er wurde zum Doppelmantel mit drei Spitzen. Sobald man sicher war, daß der indischer Shawl länger dauern würde als ein gewöhnliches Mode, eichteten sich die Speculanten danach ein, und die Fabricanten unternahmen fruchtsame Versuche mit feiner Wolle. Es ist äußerst interessant den Fortschritten derselben von den ersten groben Versuchen bis zu den jetzigen prächtigen Shawls, die gewiß an Vollkommenheit alles übertreffen, was Indien jemals hervorgebracht hat, Schritt für Schritt zu folgen. Die Periode der Nachahmung ist jetzt zu Ende, aber der Sieg, den die französische Industrie allein ohne Hülfsmacht in Europa davon trug, dieser Sieg ist noch nicht vollständig."

*) Name eines Fisches, zu deutsch Glattfe.

Ausflug nach der Mammuthhöhle in Kentucky.

(Fortsetzung.)

Etwas weiterhin wurde die Decke scheinbar von Tropfsteinsäulen getragen. Von der Decke hingen Tropfsteinbildungen herab, in Linien, welche den Rissen des Gesteins entsprachen; auch die Säulen fanden sich immer da, wo stärkere Risse in der Decke vertiefen. Einem Kreise von Säulen hatte man den Namen der gothischen Capelle beigelegt; in geringer Entfernung war eine Schwefelquelle, deren Wasser schwach nach Schwefelwasserstoffgas roch und schmeckte, und nicht weit davon eine andere klare geruchlose Quelle.

Der Boden, so wie auch die Decke sind meistentheils horizontal; am äußersten Punkte dieses Armes steigt man über angeschwemmte Salpetererde in eine tiefere Höhle, die unterhalb der obern zurückführt. Einige Nebenarme laufen von dort aus in verschiedenen Richtungen. In denselben finden sich ebenfalls Tropfsteinsäulen. Die Höhle ist an einigen Stellen so niedrig, daß wir kriechen mußten, gewöhnlich aber ist sie gegen 10 bis 12 Fuß hoch.

Die Bildungsweise eines Nebenarmes weicht von der der beschriebenen ab; diese Nebenhöhle ist eng und gegen 30 Fuß hoch, verläuft in einer Schlangenlinie und endet plötzlich, wo das fließende Wasser eine Art von Wasserfall bildet; blätteriger Gyps findet sich in dessen Nähe zwischen den hervorstehenden Schichten und zwischen den am Boden liegenden Kieseln, welche davon zum Theil eingeschlossen sind. An Ort und Stelle überzeugt man sich leicht, daß durch eine Zerklüftung des Gesteins im Zickzack, durch Wasser erweitert, die Form dieser Höhle bedingt sey. Die Winkel des Risses sind wegen der Brechung, welche das Wasser hier erfahren hat, hie und da zu freien, geräumigen Plätzen erweitert, welche abgerundeten Ecken gegenüber liegen und Dome genannt werden. Einen der größten dieser Dome hat man Washingtons, einen andern Napoleons-Dom genannt. Aehnliche Bil-

Digitized by Google

dungen sieht man — auch in ihren ersten Anfängen als verticale Risse in Zickzackform — an verschiedenen Stellen der Höhle, wo alle Kanten durch fließendes und herabtröpfelndes Wasser abgerundet und in den Ecken mehr oder weniger ausgebuchtet sind.

Die eben beschriebene Höhle mit ihrem Dome wird durch eine feste Kalkschicht bedeckt; zwischen dieser und der darunter liegenden ist seitlich ein leerer Raum, von wo aus das Wasser herabtröpfelt. Dergleichen verticale Zerklüftungen, welche zuweilen mehrere horizontal zwischen den Schichten verlaufende Höhlen (Schichtenhöhlen) in Verbindung setzen, werde ich in meiner Schilderung noch mehrfach zu erwähnen haben.

Ich sammelte hier einige Petrefakten und suchte längere Zeit, aber vergebens, nach Insecten.*) Nur eine Art Heuschrecken, dort Crickets genannt, waren überall sehr zahlreich vorhanden. Unter einigen Steinen fand ich indessen nach beharrlichem Suchen zwei neue Arten weißer und sehr kleiner augenloser Spinnen, so wie eine Tenira (zu den Carabicen gehörig), und zuletzt war ich noch so glücklich, zwei mir ganz unbekannte Arten von Laufkäfern unter aufgehobenem Gestein zu entdecken.**)

Nachdem ich meine Nachforschungen durch diesen zoologischen Fund belohnt sah, kehrte ich auf demselben Wege, den ich gekommen, zur Haupthöhle zurück, wo ich meinen Reisegefährten im Gespräch mit einem jungen Manne fand, der sich hier schon längere Zeit, ungefähr eine halbe Meile vom Eingange entfernt, „seiner Gesundheit wegen" angesiedelt hatte, da er von seinem Arzte für schwindsüchtig erklärt und hieher geschickt war. Er lud uns ein, mit ihm in seine Bretterhütte zu treten, welche 20 Fuß lang und 16 Fuß breit war. Die Hoffnung, in der Höhle zu genesen, war ihm geschwunden; aber dennoch wollte er noch einige Zeit in seiner Hütte zubringen, wie er sagte, „to make a fair trial;" obgleich sein Zustand sich fortwährend verschlechtert hatte. Mein Thermometer zeigte 54° F. Mr. H. hatte ein Thermometer im Zimmer hängen, welches einen halben Grad mehr zeigte. Ich fragte ihn, indem ich der angeblichen constanten Temperatur der Höhle gedachte, ob er einige Notizen über den Thermometerstand gemacht habe? Er erwiederte: „daß, wenn er es gethan, es dem Besitzer der Höhle gewiß nicht angenehm gewesen seyn würde." Sein Thermometer sey, seitdem er seine Hütte bezogen, von 58½° F. bis auf 54½° gesunken, während der Zeit aber abwechselnd gefallen und gestiegen, und zudem habe er bei seiner Empfindlichkeit gegen den Wechsel des Wetters oft einen Temperaturwechsel empfunden, ohne daß er eine Verschiedenheit im Thermometerstande bemerkte. Er klagte über Schmerzen in der rechten Brust, besonders unter dem Schlüsselbein, und warf häufig aus. Als wir unsere Wanderung fortsetzten, begleitete er uns zu einigen andern Bretterhütten, welche in geringer Entfernung von der seinigen aufgeführt waren, und ebenfalls von Brustkranken zur Zeit bewohnt wurden. Es waren fünf junge Männer dort, alle in den zwanziger Jahren, aus verschiedenen Theilen der Union und an verschiedenen Brustübeln leidend. Sie waren in der sichern Hoffnung, von der „Schwindsucht" hergestellt zu werden, dort angekommen; es war aber keiner unter ihnen, der Besserung gefühlt hätte; im Gegentheil, alle klagten darüber, daß sich ihr Uebel bedeutend verschlimmert habe.

Die Temperatur in diesen Theilen der Höhle und um diese Jahreszeit war so gering, daß alle Patienten in ihren Zimmern Feuer im Ofen unterhielten, was sie besonders der Feuchtigkeit wegen für nöthig hielten; der Rauch der fünf Oefen füllte natürlich die Höhle und fiel ihnen sehr lästig.

Wir hörten in einiger Entfernung hämmern und sägen, und sahen bald darauf die Lichter mehrerer Sklaven, welche beschäftigt waren, zwei Steinhütten aufzumauern und mit Dielen zu belegen. Diese Hütten wurden für zwei Herren aufgeführt, die sich schon seit einiger Zeit im Cavehouse (dem obenerwähnten Wirthshause) aufgehalten hatten. Ich fragte die Schwarzen: „ob sie sich bei ihrer Arbeit gar nicht ermüdet fühlten; es scheine wenigstens nicht so." Aber einer meinte: „er sey außerhalb weniger müde, als innerhalb der dunkeln Höhle;" ein anderer sagte: „er fühle sich hier ein Drittel weniger müde, als bei seiner gewöhnlichen Arbeit auf dem Felde." Sicherlich ermüden hier im Sommer die Sklaven nicht so leicht bei 60 bis 64° F., als bei 90 bis 110° F. und darüber in der Mittagszeit bei ihren Feldarbeiten, so daß wenigstens in diesem Fall der Credit der wunderthätigen Höhle gerettet erscheint.

Unser Führer ließ es sich — wie es überall die Weise solcher Leute ist — sehr angelegen seyn, während wir unsern Weg fortsetzten, uns auf die Merkwürdigkeiten der Höhle, welche von allen Reisenden, wie er sagte, besonders bewundert würden, aufmerksam zu machen. Hiezu rechnete er vorzugsweise die Sternkammer: „da sehen sie die Sterne, da den Mond und da die Sonne."

Es gehört allerdings einige Phantasie dazu, um die weißen Stellen an der vom Rauch geschwärzten Decke, wo sich die äußere gefärbte Schicht der Stalaktitenmasse losgelöst hatte, für Sonne, Mond und Sterne anzusehen. Man hatte die schwarze Färbung des blätterigen Gypses auf verschiedene Weise zu erklären gesucht, aber nicht auf die welche am nächsten liege. Ich sammelte mehrere Stücke der Masse, welche von der Decke herabgefallen war; alle waren äußerlich gefärbt, im Innern weiß. In dem entferntern Theil der Höhle verliert sich die Färbung des Ueberzugs der Wände ganz.

Die Höhle wurde nun allmählich in demselben Grade niedriger, als weniger der höheren Schichten eingestürzt waren. Wir kamen am Dampfboat, einem großen Felsblock, vorüber zur Cascade. Hier war vom obern Gestein eine bedeutende Masse herabgestürzt und hatte einige tiefere Schichten durchbrochen, so daß trotz der herabgestürzten Felsstücke, welche wild durcheinander lagen, eine Vertiefung im Boden von etwa 20 Fuß gebildet war. Rings um dieselbe lag das Gestein gegen 12 Fuß aufgehäuft. Ueber der Vertiefung in der Decke war eine hohe Wölbung, in deren Mitte sich eine ziemlich weite Oeffnung befand, in welcher man mehrere hervortretende Schichten übereinander deutlich erkennen konnte; im Mittelpunkt sah man nur undeutlich einige Felsstücke, welche im höchsten Theil dieser Oeffnung eingekeilt zu seyn schienen, woraus Wasser in die darunter liegende Vertiefung herabtröpfelte. Ich stieg in die Vertiefung hinab, in der sich nur wenig Wasser angesammelt hatte; es verlor sich rasch in die Tiefe.

(Fortsetzung folgt.)

*) Eine nähere Beschreibung der hier gefundenen Thiere ist in Müllers Archiv für Anatomie und Physiologie a. d. J. enthalten. A. d. Einl.

**) Der Anophthalmus hat mit dem Anophth. Schmidtii, beschrieben in Sturms Insecten, Heft XV, 1844, eine so große Aehnlichkeit, daß man leicht beide Käfer, von denen der eine im Jahre 1842 in der Luegger Höhle in Krain, der andere von mir in demselben Jahre in der Mammuthhöhle in Kentucky gefunden wurde, für Eine Species halten könnte; es finden sich jedoch Verschiedenheiten unter beiden, nach denen sie als verschiedene Species betrachtet werden müssen. A. d. Einl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 171.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

19 Junius 1844.

Forschungen über die russischen Städte. *)

Einleitung.

In dem mannichfachen, vielgestaltigen Leben der Staaten verdienen die eigentlichen Mittelpunkte der Bevölkerung, die Städte, eine besondere Auszeichnung. Hier beginnt erst im eigentlichen Sinne das gesellschaftliche und politische Leben der Völker, hier wächst und reift es. So lange eine Nation keine Städte hat, kann sie zwar eine mehr oder minder große Ausdehnung Landes ihr Eigenthum nennen, sie kann ihren Nachbarn mehr oder minder furchtbar seyn, sie kann einen zahlreichen Clan, eine mächtige Horde bilden, aber die eigentlichen Anfänge, die hauptsächlichsten Grundbedingungen der gesellschaftlichen Entwicklung und noch mehr der staatlichen Ordnung sind noch nicht vorhanden. Die Stadt entsteht aus dem Bedürfniß sich gegen äußere Angriffe sicher zu stellen und zu vertheidigen, denn dieß ist der erste Ausdruck, das erste Pfand der nationalen Selbstständigkeit. Erst mit der ungestörten Ruhe des häuslichen Heerdes und den damit verbundenen Vortheilen eines freundlichen Zusammenlebens gewinnt man Muße, Mittel und Geschmack, sich in allen Zweigen zu entwickeln und fortzuschreiten; darum werden auch die Städte die ersten Pflanzschulen gesellschaftlicher Bildung. Daher kommt es dann, daß die Stadt sich über das umliegende Land erhebt, sich dasselbe, mit oder wider Willen, unterwirft, und sich zum Mittelpunkt der Regierungsgewalt macht; so werden in der Stadt die ersten Keime der Staatsordnung gelegt. Darum beginnt die Geschichte der Völker fast immer nur aus und in den Städten, und wenn auch der erste Begriff der Städte, der des Schutzes gegen äußere Angriffe, allmählich verschwindet, so bleiben sie doch hinsichtlich der zwei andern Grundbegriffe, der Civilisation und Regierungsgewalt, immer die edelsten Glieder des Staatskörpers. In ihnen concentrirt und entwickelt sich die gesellige Bildung, und sie dienen als die wichtigsten Mittelglieder für eine geordnete Eintheilung der Staatsverwaltung. Daher erklärt sich die besondere Fürsorge der Regierungen, welche sich in Erhaltung und Ertheilung besonderer Rechte und Privilegien ausspricht.

Eine klare Entwicklung der Vergangenheit dient immer als der sicherste Schlüssel zum Verständniß der Bedürfnisse der Gegenwart und der nöthigen Maaßregeln für die Zukunft. Für die Geschichte der russischen Städte ist noch wenig geschehen, ja man hat bis jetzt noch nicht einmal versucht, alle ihre mannichfaltigen Namen, wie sie in den historischen Ueberlieferungen auftauchen, chronologisch zu ordnen und ihnen die entsprechende Localität anzuweisen. Das ist denn freilich auch theils aus Mangel, theils wegen Nichtbearbeitung der Quellen eine schwere Arbeit; eine Arbeit, die große Anstrengung erfordert und doch keinen ganz genügenden Erfolg verspricht. Das ist aber das Loos jedes Anfangs, und angefangen muß einmal werden. Einige Leute, welche sich mit der Erforschung des weiten russischen Reichs in seiner Vergangenheit und Gegenwart beschäftigen, haben sich vereinigt und eine Reihe von Untersuchungen angestellt, welche eine möglichst vollständige Uebersicht aller nicht bloß jetzt bestehenden, sondern auch früher vorhandenen Städte und Mittelpunkte bürgerlicher Ordnung zum Zweck hat. Diese Forschungen werden wir nach Maaßgabe, als sie reif werden, unsern Lesern vorlegen.

1. Einfluß der asiatischen Civilisation.

Gegenwärtig zählt man auf dem weiten Gebiet des eigentlichen russischen Reichs, abgesehen von Finnland und Polen, 693 Orte, welche in größerem oder geringerem Grade ein Anrecht auf den Namen einer Stadt haben. Der größte Theil derselben ist eigenthümlich und rein russisch; es befinden sich aber auch solche darunter, deren Ursprung gar nicht russisch ist, welche in früherer Zeit von verschiedenen fremden Völkern erbaut wurden, und dann im Laufe der Jahrhunderte auf die eine oder die andere Weise in den Verband des russischen Reichs getreten sind. Von diesen sind einige schon ganz russificirt, andere bewahren noch mehr oder weniger den Stempel ihrer Abkunft. Man kann nicht mit Genauigkeit angeben, wann das russische Volk anfing selbst Städte zu bauen. Im

*) Journal des russischen Ministeriums des Innern. April 1844.

Anfang der russischen Geschichte, d. h. in der zweiten Hälfte des neunten Jahrhunderts, finden sich bereits Städte, welche in ihrem Namen den unwidersprechlichen Beweis russischer Abkunft tragen; ihre Anzahl ist aber noch sehr schwach. Freilich war das Land, welches damals den Namen Rußland trug, noch bei weitem nicht so umfangreich wie jetzt, und dennoch war das Land zwischen dem schwarzen und weißen, dem baltischen und kaspischen Meere, den Karpathen und dem Ural keineswegs leer. Allerdings hatten die meisten Völker, denen sich die Russen auf diesem Raume gegenüber befanden, weder die Gewohnheit noch die Neigung sich in Städte einzuschließen; die einen vergruben sich in die Tiefe der Wälder und begnügten sich, geschützt durch den Schatten derselben, mit schwachen Zuchten. Andere zogen auf den weiten Steppen als Wandergesellschaften hin und her, frei wie der Steppenwind und unstät wie die Steppengänse. Zu den ersten gehörten die Völker der großen, vielgestaltigen tschudischen Familie, welche hauptsächlich den Norden bewohnten; die andern bestanden aus verschiedenen Horden des nicht minder weit verbreiteten tatarischen Stammes, welche den russischen Süden durchzogen. Reste von beiden haben sich bis jetzt in den Gränzen Rußlands erhalten in ihrem ursprünglichen Zustande, trotz dem daß sich seit tausend Jahren rings um sie her die Civilisation entwickelte. Bis jetzt noch kennt der Lappe und Samojede keine andere Wohnung als leicht zusammengebundene, mit Moos oder Birkenrinde bedeckte Pfahle, während Haus und Hof des Nogaiers noch immer in seiner Filzkibitke eingeschlossen sind. Was kann man also von ihren leiblichen Brüdern vor tausend Jahren erwarten! Dennoch stoßen wir in den von ihnen bewohnten Ländern auf Städte, von denen einige in ihren Mauern die von ihnen bezwungenen Russen aufnahmen, andere kürzer oder länger als Verbündete oder als Nebenbuhler Zeugen ihrer Entwicklung und Befestigung blieben. Woher kamen diese Anfänge der Civilisation bei Völkern, welche bis jetzt noch sich nicht an Ansässigkeit gewöhnen können?

Es ist kein Zweifel, daß, wie die erste Bevölkerung des jetzt von Rußland eingenommenen östlichen Europa's, so auch der erste Städtebau aus Asien kam, das die allgemeine Wiege der Völker und der Civilisation war. Das westliche Europa, wohin die Anfänge der Civilisation gleichfalls aus Asien kamen, das aber bald eine eigenthümliche Entwicklung und einen besondern Charakter erhielt, drang zwar später mit seinem Einfluß tiefer durch, stieß aber nicht bloß vor dem Anfang der russischen Geschichte, sondern noch lange nachher auf große Hindernisse und konnte sich nicht festsetzen; der größte Theil des jetzt russischen Landes wollte hartnäckig Asien angehören, so tief hatte der vielhundertjährige Einfluß nicht bloß asiatischer Wildheit, sondern auch asiatischer Civilisation eingewirkt. Diese Civilisation ergoß sich dahin von zwei Seiten, aus zwei Hauptquellen der Civilisation für Asien selbst, und diese sind durch eine wunderbare Fügung des Geschicks jetzt selbst in den Kreis des russischen Reichs eingeschlossen.

Bekanntlich herrscht auch in Asien, mehr noch als in Europa, seit uralter Zeit ein scharfer, radicaler Unterschied zwischen Ost und West. Das westliche Asien war das Land des Lichts, nicht bloß für sich selbst, sondern auch für die ganze Welt, die man jetzt die civilisirte nennt. In unserer Zeit ist das russische Reich vorgedrungen ins westliche Asien bis zu der geheimnißvollen Höhe des Ararat, auf den das Licht der göttlichen Offenbarung so wie die dunkeln Erinnerungen der Völker einstimmig als auf die Wiege der allgemeinen Geschichte hinweisen. Unter dem Schatten des Ararat entstand noch in der Dunkelheit der Zeiten das Reich Haiks mit der Hauptstadt Armawir, von der noch jetzt Spuren übrig sind am Araxes bei dem Dorfe Suemely. Ein zweites Denkmal jener uralten Zeiten liegt gleichfalls in den Gränzen Rußlands, an einem Zuflusse des Araxes, dem Karintschai, nämlich die Ueberreste der alten armenischen Stadt Karni, und mehrere andere Städte, wie Tigranocerta u. s. w. reichen gleichfalls bis in hohes Alter hinauf. Es waren diese die ersten Anfänge einer Staatsordnung und eines bürgerlichen Lebens bei einem der ältesten Völker des westlichen Asiens. Wenn auch nicht eine und dieselbe Nationalität, so reichte doch eine und dieselbe Bildung noch in der Nacht der vorchristlichen Zeit vom Ararat bis zum Kaukasus, und überstieg die Landenge zwischen dem schwarzen und kaspischen Meere. Diese Civilisation ist so alt, daß sie die Mutter derjenigen wurde, welche nachher in Iran erblühte. Nach neueren Forschungen kann man wohl nicht mehr zweifeln, daß das geheimnißvolle Land Arianas, aus dem die Zendreligion und Zendcivilisation nach Iran drang, nichts anders war als das jetzige Karabag und Schirwan, die noch jetzt bei den Eingebornen Aran, Ran und Rani heißen.

Eine zweite Periode der Bildung trat für Armenien nach dem Tode Alexanders des Großen ein. Damals erstand Ardaschad, das klassische Artarata, dessen Trümmer noch jetzt an der Vereinigung des Medsamor mit dem Araxes liegen, Achalziche, Achalkalaki und Azkur, die noch jetzt am Oberlauf des Kur sich befinden und die befestigte Handelsstadt Sarapana, deren Trümmer unter dem Namen Schoropan am Kwirila, einem der Hauptflüsse des Rion-Bassins, liegen.

Am Ende des dritten Jahrhunderts nach Christus erfolgte im Innern des westlichen Asiens jene große Umwälzung, welche der neuen persischen Monarchie unter den Sassaniden ihre Entstehung gab. Jene Umwälzung hatte zum Zweck, die alte Monarchie des Cyrus in ihrem ursprünglichen Geiste und Umfang wieder herzustellen, und in Folge dessen kam ganz Transkaukasien mit Ausnahme des Ostufers des schwarzen Meeres, welches unter dem griechischen Kaiserreich blieb, unter die Herrschaft der Padischahs von Iran. Jetzt brach für das Land zwischen Ararat und Kaukasus eine neue Zeit an, welche trotz aller Unruhen und Zerwürfnisse, die aus dem Kampf der verschiedenen Nationalitäten und noch mehr aus dem Kampf des Theismus und der Zend-Religion entsprangen, doch sich durch glänzende Fortschritte der Civilisation auszeichnete. Im iranischen Reiche war eine Hierarchie von Königen und Nebenkönigen, von denen jeder seine Residenz zu verschönern, zu vergrößern und zu befestigen suchte,

Digitized by Google

was dem Städteleben nicht geringen Vorschub that. In jener Zeit entstanden Tiflis, Kanzach (Gandscha, jetzt Elisabethpol) im Delta des Kur-Vaillekan und Barda oder Berda, die Residenz der aguanischen oder albanischen Fürsten; jetzt liegen beide in Trümmern. Anuschirwan namentlich verfolgte unermüdlich das Werk der Civilisirung des westlichen Ufers des caspischen Meeres, wo noch jetzt die barbarischen Eingebornen den Verbindungsweg zwischen Asien und Europa sperren. Ihm schreibt man den Bau oder wahrscheinlicher den Wiederaufbau der noch jetzt bestehenden Uferstädte Baku, Schabran und Derbend zu, so wie er gewiß auch an der kaukasischen Mauer seinen Antheil hat. Der Mittelpunkt der dadurch befestigten Civilisation war Schamacha (wahrscheinlich das alte Kamechia), das von seinem neuern Begründer den Namen Schirwan erhielt und diesen auf den Landstrich übertrug. Seit jener Zeit entstand hier eine besondere Dynastie von Herrschern aus dem Blute der Sassaniden, die noch bis ins zehnte Jahrhundert sich erhielt, ja deren letzte Reste erst im Anfang des 14ten Jahrhunderts durch Timur untergingen.

Das „Thor der Thore" bei Derbend und die kaukasische Mauer schützten die Civilisation Irans gegen die nördlichen Barbaren, hinderten aber nicht die Ausbreitung derselben weiter gegen Norden. Nördlich von Derbend, wahrscheinlich da, wo jetzt Tarki steht, entstand ein neuer Sitz von Dynasten aus sassanidischem Blut, in der Stadt Serir. *) Dieß war im Lande der Alanen oder Ossen (der Jassen in den russischen Annalen). Doch noch weiter reichte der Städtebau der Sassaniden, wenn man auch die Erbauer und die Lage nicht mehr so genau angeben kann: so im Lande der Kosaren, in den Steppen, die sich am nördlichen Fuß des Kaukasus zwischen dem Don und der Wolga ausdehnen. So blühten noch im 10ten Jahrhundert Semender oder Samandar, Albaidcha, Saadid, Firus Kobad, und an der Mündung der Wolga das bekannte Balangiar oder Atel, die Hauptstadt der Kosaren, ohne Zweifel der Nachbar und Vorläufer des jetzigen Astrachan. So drang aus der fernen Tiefe Irans die uralte Civilisation Westasiens im Laufe der Jahrhunderte durch eine lange Reihe mehr oder minder bedeutender Städte durch ganz Transkaukasien hindurch bis in das breite Thal der jetzigen südrussischen Steppen, und traf hier mit dem ersten Beginn der Geschichte des russischen Volks und Reichs zusammen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Serir bedeutet im Persischen „Goldthron." Der erste Regent soll diesen Beinamen wegen seiner Thaten von den persischen Schahs erhalten haben. Zwischen Derbend und Serir, im Lande der Alanen bestand noch im zehnten Jahrhundert die Handelsstadt Asmid, die von Juden bevölkert und regiert war. Vielleicht rühret die Stadt Madschar, deren Trümmer man noch an der Kuma sieht, ebenfalls aus diesen Zeiten her.

Eigenthumsrecht des Staates an gewisse Urkunden.

Vor einem Jahre kündigte man in London Manuscripte zum Verkauf an, welche sich als Rechnungen der Finanzkammer auswiesen. Die Regierung schritt gegen den Verkauf ein und die Papiere kamen in die Sammlung der öffentlichen Urkunden. Jetzt liegt ein ähnlicher Rechtsfall einem französischen Tribunal zur Entscheidung vor. Man hat eine Privatsammlung von Autographen angekündigt, darunter ein Brief von Diana von Poitiers an die Herzogin St. Pol über die Heirath von Monsigur Dangun (d'Enghien) und einen von Molière unterzeichneten Empfangsschein über 144 Livres an den Generalschatzmeister der Menus Plaisirs für ihn selbst und elf andere Schauspieler seiner Truppe für die Aufführung des Aaare und des Tartüffe, — wonach also 6 Livres auf den Mann für den Abend kamen, und zwar als Bezahlung des Königs! Dieß letztere Dorument wird als Nationaleigenthum zurückgefordert, und man stellt den Satz auf, daß kein Zufall oder sonstige Uebertragung diesen Charakter zerstören kann. Das Autograph ist mit Beschlag belegt und erwartet die Entscheidung des Tribunals. (Athenäum vom 1 Junius.)

Ausflug nach der Mammuthhöhle in Kentucky.

(Fortsetzung.)

Ich hatte bengalisches Feuer mitgenommen, um die schönsten, großartigsten und interessantesten Partien erleuchten und genau übersehen zu können. Einen Theil davon zündete ich an und versuchte bei solcher Beleuchtung eine Zeichnung dieses Theils der Höhle zu entwerfen; es wollte mir aber wegen des wechselnden Lichts nicht gelingen. Indessen erreichte ich, indem ich eine Quantität von gewöhnlichen Lampendochten in Oel tauchte und anzündete, meinen Zweck, ein gleichmäßiges Licht zu erzielen, vollkommen. Ueberall, wo ich später einzelne Theile der Höhle erleuchten wollte, zündete ich mehr oder weniger von dem in Oel getauchten Dochte an, dem sich leicht eine solche Gestalt geben ließ, daß er auf längere Zeit gleichmäßig fortbrannte. Neben der Gasade hin führt der Weg zu dem sogenannten Tempel, dem Endpunkt der Haupthöhle. Der Boden erhob sich hie und da, wo er mit herabgefallenen Schichten bedeckt war; auf demselben konnte ich an einigen Stellen bis nahe unter die horizontale Decke gelangen und fand dieselbe mit nadelförmigen Krystallen von reinem Glaubersalz (schwefelsaurem Natron) reichlich besetzt; dieselben hingen von der Decke herab und waren vielfach gewunden. Die Krystalle, welche ich mit Papier von der Decke gelöst und in einer Schachtel gesammelt hatte, zerfielen später bald an der trockenen Luft außerhalb der Höhle. — Nicht weit davon kamen wir in den Tempel, eine kreisförmige Erweiterung der Höhle, deren Höhe hier vom niedrigsten Punkt bis zur Decke auf 90 Fuß geschätzt wird; der Stelle gegenüber, wo wir eintraten, lag das Gestein gegen 40 Fuß hoch gegen die Wand hin angehäuft. Unsern Führer schickten wir mit bengalischem Feuer voraus, um es oben anzuzünden, und der Anblick dieser geräumigen von der blauen Flamme hell erleuchteten Höhle war in der That großartig. Unser Schwarzer kletterte auf einen mächtigen Felsblock und hielt mit großem Pathos eine Rede „von Gott als dem größten Baumeister über und unter der Erde," nicht sehr verschieden von einer ähnlichen Rede, die ich früher in der Bielshöhle am Harz gehört hatte.

Die Decke des Tempels wird wahrscheinlich von der obersten mächtigsten Kalkschicht, welche unmittelbar unter dem Sandstein liegt, gebildet; alle tiefer liegenden Schichten waren herabgestürzt. Die Wölbung entsteht dadurch, daß die Schichten gegen die Mitte zu immer weiter

hervorragen, indem die unteren als Stühe der obern dienen. Nach zwei Seiten hin war die Fortsetzung der Höhle durch Gestein verschüttet, und verschüttete Gänge sieht man auch an verschiedenen andern Stellen der Höhle. Man hat noch keinen Versuch gemacht, hier weiter vorzudringen.

Auf demselben Wege, den wir gekommen, kehrten wir zurück; die Entfernung des Tempels vom Eingange gibt man zu drei englischen Meilen an; der Rückweg schien uns außerordentlich kurz, weil wir uns, an die Dunkelheit gewöhnt, selten aufhielten, und jetzt richtiger über die Entfernung urtheilen konnten. Als wir vor den Beetlehütten gegen 11 Uhr Nachts vorüberkamen, war alles still, und nur hin und wieder hörten wir den einen oder andern der unglücklichen Bewohner derselben husten. In dem engen Ausgange der Höhle wurden zwei unserer kümmerlich brennenden Lampen vom Luftzuge ausgelöscht, und die Fledermäuse flogen in großer Zahl an uns vorüber. Als wir hinaustraten, war der Mond eben aufgegangen; die Sterne glänzten klar, und es kam uns vor, als ob wir nie eine so mondhelle Nacht gesehen hätten. Im Hause fanden wir den Wirth noch auf, der uns freundlich aufforderte etwas zu Abend zu essen. Während wir noch bei Tisch saßen, kam ein anderer Reisender, der ebenfalls die Höhle besucht hatte, ins Zimmer, warf sich ganz erschöpft auf den ersten Stuhl und sagte: „so müde, als jetzt, bin ich in meinem Leben nie gewesen.“ Wir versicherten ihn, daß auch wir nichts von wunderbar belebenden Einwirkungen des Nitric-Gas gespürt hätten; er meinte, daß er in sechs Stunden genug von der Höhle gesehen, und wunderte sich deßhalb sehr, als wir die Absicht aussprachen, auf vier Tage den entferntern Theil derselben jenseits des Flusses zu besuchen.

Am folgenden Morgen brachen wir wirklich in dieser Absicht frühzeitig auf und nahmen zwei Sklaven mit uns. Einer derselben trug einen großen Korb mit den nöthigsten Lebensmitteln und Wein und eine große blecherne Oelkanne, welche ungefähr drei Quart Oel faßte; der andere zwei Büffelfelle und zwei wollene Decken, in ein Bündel zusammengeschnürt. Außer den Lampen versahen wir uns noch mit Wachslichtern, statteten einen kurzen Besuch bei den jetzigen Bewohnern der Höhle ab und schlugen dann den Weg zu ihrem unterirdischen Flüssen — d. h. weit ausgedehnten Ansammlungen von Wasser in dem tiefliegenden Theil — ein. Dorthin führt ein niedriger Nebenarm, der hinter dem sogenannten Dampfschiffe zur Linken abläuft. Nachdem wir ungefähr eine Viertelstunde lang gegangen waren, kamen wir zu dem hodenlosen Abgrunde (bottomless pit), über den eine hölzerne Brücke führt; ich schätzte die Tiefe desselben auf ungefähr 40 Fuß. Unten hat sich Wasser angesammelt. Auf dem über die Tiefe hinausragenden Felsen, auf welchem der mittlere Theil der Brücke ruhte, ließen wir bengalisches Feuer anzünden. Die Felsen traten nach und nach in ihren grotesken, überraschenden Formen aus dem Dunkel hervor: einige glichen kolossalen Säulen, von denen eine auf dem unten liegenden Gestein ruhte; zwei andere schienen, unten abgebrochen, in der Luft zu schweben. Eine der letztern war vertical gefurcht, gleich einer kannelirten Säule; die Höhe der ersteren betrug gegen 30, die der letztern gegen 20 Fuß. Ueber dem Abgrunde erhob sich die Höhle und wurde in einer bedeutenden Höhe durch zusammengestürztes Gestein, welches sämmtlich auf den Säulen und auf andern hervorstehenden Schichten zu ruhen schien, begränzt. Man glaubt, daß sich über diesem Punkt ein Erdfall befinde. Das von oben herabsickernde Wasser hat die säulenförmige Gestaltung des Gesteins bedingt. Uebrigens ist das fließende Wasser auch hier, wie überall bei der Bildung der Höhle, thätig gewesen, wie die ausgebuchteten Seitenwände zeigen. An den Säulen erkennt man deutlich die Reihenfolge der festern und lockern Schichten. Der untere Theil derselben (die lockern Schichten) ist herabgestürzt.

Andere interessante Punkte dieses Theils der Höhle sind der Dom (Corins dome) und der Side Saddle Pit. Der Dom ist ein Theil einer sehr geräumigen Höhle, dessen geognostische Verhältnisse denen ähnlich sind, welche ich bei Beschreibung der Cascade und des bottomless pit angegeben habe, hier aber mehr ins Auge fallend und großartiger; die Höhe läßt sich nicht genau schätzen, weil der höchste Raum der sich immer mehr und mehr verengenden Wölbung in Dunkelheit verliert. Auch über diesem Punkt befindet sich wahrscheinlich ein Erdfall, von dem aus das Wasser in die Tiefe gedrungen ist und den Einsturz der Schichten verursacht hat. Bis zu einer bedeutenden Höhe sieht man eine Schicht die andere überragen und den Raum auf diese Weise kegelförmig verengern. Die Seitenwände sind tief durch das herabfließende Wasser vertical gefurcht und ausgebuchtet. Der Side Saddle Pit ist, wie der Buttamieß Pit, theils durch fließendes, theils durch herabrieselndes Wasser gebildet. Dieser Abgrund von bedeutender Tiefe liegt nahe am Wege; in seiner Mitte erhebt sich eine kolossale runde Säule, gegen 24′ im Durchmesser. Den obern Theil derselben kann man der vorstehenden Decke wegen nicht sehen.

Die Höhle verzweigt sich in der Nähe in sehr viele Arme. Man steigt bald auf-, bald abwärts. In einem der Höhlengänge wandten wir uns rechts und gelangten durch den Winding Way, einen durch Wasser erweiterten Riß, in eine sehr geräumige Höhle, die an Höhe und Weite der Haupthöhle wenig nachsteht. Der Riß im untern, festern Gestein ist im Durchschnitt nur zwei Fuß weit, die Decke so niedrig, daß die Sklaven nur mit Mühe den Korb und das Bündel von Büffelfellen und Decken hindurch bringen konnten. Wir besuchten in der Nähe die Schinkenkammer (Bacon-Chamber). Die Decke derselben war dergestalt vom Wasser ausgespült, daß die hervorstehenden Theile unsern geräucherten Schinken wirklich nicht ganz unähnlich sahen. In einer andern Nebenhöhle fand ich auf der Thonerde, welche einige hervorstehende Felsblöcke bedeckte, einige Fliegen, zur Gattung Antomyia gehörig. Ehe wir den Fluß erreichten, stiegen wir einige Leitern hinab. Mein Reisegefährte war unvorsichtig gegangen und, ohne es zu bemerken, ins Wasser getreten, wozu dessen vollkommene Klarheit die Besucher in dieser Jahreszeit gewöhnlich verführen soll. Nur wenige Schritte waren wir gegangen, als ich einen kleinen, ungefähr 1¾ Zoll langen Krebs*) in dem seichten Wasser erblickte, den ich ohne Mühe fing. Er war weiß und seine Schale so durchsichtig, daß man die Bewegung der Kiemen und die innern Theile durchscheinen sah. Man hat in diesem Wasser weiße und schwarze Fische gefangen, jedoch nur selten, weil sie schwer zu fangen sind, und überhaupt nur in geringer Anzahl vorkommen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Astacus pellucidus, unserem A. fluviatilis verwandt, dessen Größe er jedoch nicht erreicht. Die Scheeren des ersten Fußpaares sind schlank und zart, das äußerste Glied wenig gebogen, schwach gezähnt. Die Augen liegen unter dem Kopfschilde versteckt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 172.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

20 Junius 1844.

Die Parteien in Norwegen.

(Aus Theodor Mügge's: Skizzen aus dem Norden.)

In Christiania sind Lebensart und Gewohnheiten, weit mehr als anderswo in Norwegen, dem Salonton der übrigen Länder Europa's ähnlich. Man strebt sich zum Theil diesen nachzuahmen und in sogenannter guter Gesellschaft die abgeschliffene Bildung zu zeigen, welche unter allen Völkern dieselbe ist. So kommt es denn wohl, daß man dieser Hauptstadt, wie allen Hauptstädten, Eitelkeit, Verfeinerungssucht, aristokratisches Streben, Ueberhebung ihrer Wichtigkeit u. s. w. nachsagt. Daß, wenn irgendwo eine Aristokratie in Norwegen sich bilden kann, hier diese und das Königthum die meisten Anhänger und Freunde haben müssen, ist vollkommen richtig; denn Christiania ist der einzige Ort im Lande, wo Handel und Handelsgeist nicht das Uebergewicht haben, wo ein politisches Leben vorhanden, politische Richtungen sich geltend machen und Parteien gegen einander auftreten. Die Ursachen davon können wir kurz angeben. In Norwegen lebt die freie Verfassung im Charakter der Nation; aber diese Verfassung, welche ganz auf Grundbesitz basirt ist, gibt dem Bauernstande das Heft der Staatsleitung in die Hand. So lange die Bauern nun ohne die nöthige Bildung waren, um im Reichstage allein zu sitzen, wurden die Beamten (Embedsmänner) und die Pastoren in großer Zahl als Storthingmitglieder erwählt; denn sie waren durchaus nöthig, um mit ihren Kenntnissen die Arbeiten der Versammlung zu unterstützen, die Comités zu bilden u. s. w. Nach und nach aber hat sich das geändert. Die Zeiten, in welchen der Einfluß der Beamten so überwiegend war, daß sie die Majorität bildeten, sind vorüber; es läßt sich voraussehen, daß der Bauernstand immer mehr auf den Reichstagen dominiren wird, denn er bildet sich dazu heran, lernt seine großen Rechte kennen und wird diese selbst auszuüben trachten.

Nun hat sich, in Christiania vornehmlich, eine Partei gebildet, welche dieser Ausdehnung des nationalen oder des Bauernregiments entgegen zu wirken sucht. Männern von Geist und Talent erscheint es unerträglich, daß die Besitzer der Scholle alle Macht ausüben sollen, und offenbar liegt darin auch ein großer Fehler der norwegischen Constitution, welche gar keine Rücksicht auf die geistige Intelligenz nimmt. Den Capacitäten ist der Weg in den Storthing dadurch versperrt, und jemehr Norwegen durch seine Verfassung gezwungen wird, eine von dem übrigen Europa ganz verschiedene Culturgeschichte zu liefern, um so mehr sehnt sich die bedrängte Partei nach einer Annäherung zu den allgemeinen europäischen Bildungs- und Entwicklungsverhältnissen. Man nennt diese Partei in Norwegen die Aristokraten, im Gegensatz zu der nationalen Partei oder den Patrioten. Aristokraten, in unserem Sinne des Worts, sind es aber keineswegs; es sind vielmehr meist constitutionelle Monarchisten, welche an der Landesverfassung nur die Art der Vertretung und vielleicht das bedingte Veto wegstreichen möchten.

Daß Stellenjäger darunter seyn mögen, Menschen ohne Verdienst, die durch Protection und Nepotismus erreichten was sie besitzen, ja selbst solche, die gern dem Absolutismus huldigen möchten, im Vertrauen daß dieser ihre Anhänglichkeit mit Titeln, Bändchen und einträglichen Aemtern belohnte, das alles mag wahr oder bloß im leidenschaftlichen Streite erfunden seyn; aber es hat in einem Lande wenig Gewicht, wo die Presse die freieste in der Welt ist, eine mächtige öffentliche Stimme über alle Rechtsverletzungen wacht und die Verfassung so fest im Volke selbst wurzelt, wie hier. Haben diese sogenannten Aristokraten wirklich die Absicht gegen das Bestehende anzukämpfen, oder wollen sie nur, wie sie selbst sagen, gegen Rohheit und Unwissenheit auftreten und ihr Vaterland zu der verfeinerten Bildung anderer europäischen Nationen emporheben, so haben sie jedenfalls wider eine große Majorität zu streiten, die ihnen nichts schenkt, um ihre Grundsätze zu verdammen. Denn bei dem leidenschaftlichen Freiheits- und Gleichheitsgefühl der meisten Normanner kann schwerlich etwas größeren Widerwillen erregen, als die Beschuldigung des Besserdünkens und eines Absonderungssystems, durch welches Vorrechte und Kasteunterschiede erneut werden könnten. Die Norweger wollen eben Norweger seyn; sie wollen ihren eigenen Bildungsgang gehen, nichts mit der oberflächenden Verfeine-

Digitized by Google

rung des übrigen Europa's zu schaffen haben, und ihre Nationalität in aller Reinheit, Einfachheit und selbst dauerischer Rauhheit aufrecht erhalten. Zu welchen Extremen dieser patriotische Trotz führen kann, läßt sich leicht begreifen; ganz natürlich aber muß derselbe viel Widerwärtiges für Männer haben, die in demselben nur die Bestätigung ihrer Ansichten finden, daß nämlich diese Art nordischer Sansculottismus tief verderblich sey für allen Aufschwung der Nation in Kunst, Wissenschaft, Achtung vor dem Talent und in innern Entwicklungen jeder Art, und daß es weit besser, unter einer starken Regierung zu leben, unter einem Monarchen, der mit weiser Hand fördert und behütet, als unter einer wüsten Bauerndemokratie, die in Schmutz und Völlerei das Wesen eines wahren Norwegers erblickt.

Hält man nun alles zusammen in diesem Parteistreite, so kann man sagen, die sogenannten Aristokraten sind die feinern, gewandtern und geschmeidigeren Naturen. Das Wesen ihres Volkes ist ihnen zu plump, zu roh und dauerisch. Sie wollen Norwegen mit den Staatsformen und Sitten der mächtigsten Nationen verschmelzen und daraus für sich die möglichsten Vortheile ziehen. Sie wollen Theil haben am Staate, und hierin sind sie im vollen Rechte: sie fordern Anerkennung und Belohnung der Wissenschaft und des Talentes, sie lieben den Monarchismus aus Ueberzeugung, und klagen die Patrioten der Rohheit und der Absicht an, alle wahre Aufklärung zu verhindren und das Land zu isolirn.

Die Patrioten dagegen werfen Spott und Verachtung auf ihre Gegner, und betrachten sie als einen Haufen Ehrgeiziger und Eigennütziger, der, selbstsüchtigen Planen dienend, die Fahne des Vaterlandes verlassen hat, mit ausländischen Sitten kokettirt, sich eine bessere Kaste dünkt und bedauernd darüber seufzt, daß nicht die gute alte Zeit noch da sey, wo ein absoluter Monarch besondere Ergebenheit belohnte. Man kann denken, wie viel die Leidenschaft auf beiden Seiten thut; aber im allgemeinen muß man sagen, dieser Kampf ist für Norwegen durchaus gut. Es ist eine innere Anregung, welche ganz nöthig und nützlich ist, und da beide Theile gute Köpfe, scharfe Federn und öffentlicher Organe für sich haben, so ist es interessant und wäre noch belehrender für das Land, wenn diese allgemeine Angelegenheit nicht mit so vielen persönlichen Ausfällen und groben Invectiven von beiden Seiten durchzogen würde.

Forschungen über die russischen Städte.

2. Einfluß der asiatischen Civilisation.

(Fortsetzung.)

Die Monarchie der Sassaniden in Iran fiel schon in den Anfang des 7ten Jahrhunderts, aber die arabischen Chalifen traten in die Fußstapfen der persischen Padischahe. Der neue Charakter, den der Islam der asiatischen Civilisation aufdrückte, breitete sich bei der Macht der ersten Chalifen rasch über den Kaukasus hinüber nach dem Norden Europa's aus. Sobald hier russisches Leben sich näherte, stieß es bei den Bulgaren auf den „Glauben der Bochmitschen", auf muslimännische Bildung und Civilisation. Die russischen Chroniken erwähnen der Bulgaren als mächtiger Nachbarn des südlichen Rußlands und unterscheiden bei ihnen viele verschiedene Stämme, die untern oder Chwalis-Bulgaren fließen ans kaspische Meer, das in den russischen Chroniken deßhalb das chwalinische heißt. Welcher Abkunft sie auch seyn mögen, tschudischer oder tatarischer, gewiß ist, daß bei ihnen schon vor Annahme des Islam (922) eine gewisse Bildung und Civilisation bestand. Dieß ersieht man aus der Bescheidung ihres Zustandes von einem Augenzeugen, Ibn Fozlan, dem Gesandten des Chalifen Moktader, der sie zur Zeit ihrer Bekehrung zum Islam (923) besuchte, so wie aus den Erzählungen unserer Chronisten über das Zusammentreffen mit ihnen unter Anführung Dobryna's, eines Woiwoden Wladimirs des Großen (988). Hiezu kommt noch, daß nach den Ueberlieferungen der Armenier die Bulgaren schon im zweiten Jahrhundert mit den erstern in Verbindung standen, und daß der Hauptvermittler ihres Reichthums so wie ihrer Civilisation die Wolga war, deren Mündung im Gebiet der Kosaren sich befand, die ihre ganze Civilisation aus den transkaukasischen Ländern empfangen hatten, daß sie endlich bis zu ihrer Vernichtung durch die Mongolen in engem Handelsverkehr mit Schirwan und Schamacha standen, so daß die jenseits des Kaukasus herrschende Civilisation einen starken, aber nicht ausschließlichen Einfluß auf die Bulgaren ausgeübt hatte. Wie dem indeß seyn mochte, sie besaßen vor dem Einbruch der Mongolen eine Menge Städte, und verbreiteten zuerst im Westen wenn nicht die Nationalität, doch die Civilisation Ostasiens. Die arabischen Reisenden sahen bei ihnen im zehnten Jahrhundert die Hauptstadt Buigar, ohne Zweifel dieselbe, die in den russischen Chroniken unter dem Namen der „großen Stadt" erscheint, und deren Trümmer noch jetzt am Ufer der Wolga im Gouvernement Kasan nicht weit von Tetiusch bei einem noch jetzt Bolgary genannten Dorfe liegen. *) Außerdem erwähnen die Araber im zehnten Jahrhundert die Städte Siwar und Jdsbti, und im 13ten Jahrhundert waren den Persern die befestigten Orte Bafow, Marcha und Arnas bekannt. In den russischen Chroniken stößt man außer der „großen Stadt" noch auf die Namen Beächimow, was jetzt ganz verschwunden ist; Biläe am Tscheremschan, aus welchem das jetzige Bilärsk entstanden ist; Oschlüi oder Oschel, wovon Spuren an der Einmündung der Kirelka in die Wolga bemerklich sind; Schukotin, das im 15ten Jahrhundert einen eigenen Fürsten hatte, und endlich die ganz unbekannte Tuchtschin, Sobekul und Tscheimat. Vermuthlich waren auch die Städte Sarapul und Jelabuga an der Kama, welche die kleine Wolga hieß, bulgarischen Ursprungs. Endlich gehörten zu derselben Civilisation, wenn auch nicht zu derselben Nationalität die Städte der Burtasen, welche zwischen den Kosaren und Bulgaren an der Wolga

*) Nach einigen undeutlichen Sagen in den tatarischen Chroniken zu schließen, scheinen auch die Länder jenseits des kaspischen Meeres am Oruslande nicht ohne Antheil an der Civilisation der Bulgaren gewesen zu seyn.

Digitized by Google

wohnten, und von denen die Araber des 14ten Jahrhunderts die Städte Burtas, an der Wolga, irgendwo in der Umgegend des jetzigen Saratow, und Sawar, vielleicht das jetzige Samara, kannten. Alles dieß wurde in der Folgezeit durch den mongolisch-tatarischen Einbruch verschlungen, welcher hier an der Wolga den Mittelpunkt seiner lange dauernden Herrschaft aufschlug, und von da selbst nach Transkaukasien und bis ins alte Iran drang. Der Mongoleneinfall unterbrach auch die Verbindung Rußlands mit diesen Ländern. Orientalische Schriftsteller erzählen von einem Einfall der Russen ins transkaukasische Land im Anfang des zehnten Jahrhunderts, und zwar bis Berda und Baku, ja bis Aderbeidschan. Uebrigens nannten sie das Land zwischen Wolga und Don russisches Land, und sie kannten hier die russischen Städte Arta und Gunaba. Wie wohl den Russen der Kaukasus damals bekannt war, und wie sehr sie in Verbindung mit den jenseitigen Ländern standen, zeigte der Umstand, daß die bekannte georgische Königin Tamar die Gattin eines russischen Fürsten war, und daß die Einnahme einer Stadt Dedäkoff, in der Nähe von Derbend, durch die Russen in der ersten Mongolenzeit (1277) gemeldet wird.

Aus der obigen Schilderung der Ereignisse, deren Schauplatz das südöstliche Rußland war, ersieht man, daß in Asien der Osten im Gegensatz gegen den Westen vollkommen die Benennung „Land der Finsterniß" rechtfertigt. Während tausend Jahren gingen aus der Tiefe der gränzenlosen Steppen, die sich zwischen den riesenhaften Gebirgszügen des Altai und Himalaya ausdehnen, fortwährend Verheerung und Verderben hervor, wodurch in Einem Augenblick die Früchte jahrhundertelanger Anstrengungen verloren gingen. Vom ersten Dämmern der Geschichte an brachen nach und nach Skythen, Hunnen, Uiguren, Komanen, Türken und endlich Mongolen herein, und vor ihnen sanken die Völker, es fielen die Reiche und die Städte verschwanden spurlos von dem Angesicht der Erde. Nur an einigen Oeten schlugen diese Völker der Zerstörung müde ihre Zelte dauernd auf über den Trümmern der verheerten Städte; es erhoben sich mehrere alte und auch einige neue Städte von wirklich ostasiatischem Typus, und einige von diesen finden sich noch jetzt.

Im Anfange der russischen Geschichte dargen sich auf dem von Alters her den ostasiatischen Einbrüchen eröffneten südöstlichen Lande außer den Kosaren und Bulgaren, die zum Theil dem bildenden Einfluß des westlichen Asiens sich unterworfen hatten, noch einige Feinde der Civilisation im eigentlichen Sinne, die wilden Horden der Petschenegen und Polowzen von türkisch-tatarischem Stamm. Sie zogen in dem breiten Steppenthal zwischen dem Jaik und der Donau umher, wo sie vermuthlich den Fall des Kosarenreichs vorbereiteten, welchen dann die ersten russischen Fürsten vollendeten. Bei den Petschenegen, deren Geschichte schon enger auf den Raum zwischen Donau und Don sich beschränkt, erwähnen die russischen Annalen gar keiner Städte, und die gleichzeitigen Byzantiner kannten nur Trümmer. Diese verschwanden später so sehr, daß keine Spur, nicht bloß der Civilisation, sondern auch der Ansässigkeit zurückblieb.*) Dagegen saßen die Polowzen vorzugsweise in den Steppen zwischen Don und Wolga, wo sie sich auch viel länger, nämlich bis zum Mongoleneinbruch erhielten; trotz ihrer Wildheit zählt die alte russische Geschichte Städte bei ihnen auf; so im Anfang des zwölften Jahrhunderts an den Ufern oder in der Nähe des Dons Balin, Tscheslujew, Sugrow und Osenew (sonst Scharukan oder Torokan). Wahrscheinlich waren dieß jedoch Feuchte der unter den Kosaren aufgeblühten Civilisation; nach den Angaben der Chroniken gehörten sie zwar damals den Polowzen, die Bevölkerung bestand aber größtentheils aus Jassen oder Alanen. Die Polowzen selbst verstanden nur zu wandern bis zu ihrem Untergang. Alle diese Städtenamen verschwanden und zwar zugleich mit den Polowzen, aber die Städte verschwanden wahrscheinlich nicht. Dieß scheint daraus hervorzugehen, daß die in den Chroniken angeführten Namen nicht die eigentlichen Städtenamen, sondern Beinamen waren, welche sie von den regierenden Polowzer-Fürsten erhielten, wie auch der grammatische Bau derselben zeigt.

(Schluß folgt.)

Ausflug nach der Mammuthhöhle in Kentucky.

(Fortsetzung.)

Vor nicht langer Zeit hatte man ein leichtes Boot hieher gebracht; in dieses packten wir unsere Sachen, schoben es vom Lande und stiegen dann selbst ein. Ausgerüstet mit einem feinen Drathnetze, wollte ich versuchen, ob ich nicht einen der seltenen Fische fangen könnte, von denen Hr. Davidson in seinen Reisenutzen sagt, „daß sie, obgleich sie nach Angabe des Wirths, der selbst einige der blinden Fische gesehen, keine Augen hätten, bei der Schärfe ihrer übrigen Sinne durch die geringste Bewegung des Wassers beunruhigt würden und blitzschnell verschwänden." Meine Begierde, die Bekanntschaft dieser seltenen Fische zu machen, war dadurch sehr gestrigert worden, und ich betrachtete es fast als eine Ehrensache, einige zu erbeuten. So nahm ich denn meinen Platz im vordern Theil des Bootes und setzte drei Lampen auf ein kleines Brett vor mir nieder; eine derselben hatte ich an einem Stocke befestigt, um damit das Wasser in einem größern Umkreise beleuchten zu können. Den Sklaven wurde anbefohlen, das Wasser so wenig als möglich beim Rudern in Bewegung zu setzen. So fuhren wir geräuschlos über das stille, klare Wasser hin; an den meisten Stellen konnte man den steinigen, mit Felsstücken bedeckten Boden deutlich sehen; auch war es nur an wenigen Stellen über 6 Fuß tief. Die gewöhnliche Höhe der Höhle, die ihrer Bildung nach der der übrigen ähnlich ist, beträgt gegen 40, die Weite 30 bis 60 Fuß; der Fluß ist ungefähr eine Meile lang.

*) Kaiser Constantin Porphyrogeneta kannte im Anfang des 10ten Jahrhunderts bei den Petschenegen die Trümmer der Städte Asprou (wahrscheinlich jetzt Akkerman), Tungatai, Kenkatai und Giainkatai. In den Endsylben dieser vier letztern sehen einige Gelehrte das türkisch-persische Wort kend, welches „Dorf" bedeutet; wenn dem so ist, so würde das Wort wahrscheinlich den frühern Namen der von den Petschenegen zerstörten Städte angehängt.

Digitized by Google

Nach einiger Zeit ſah ich einen Krebs, welcher ſich nahe der Oberfläche hielt; ich leuchte vorſichtig das Netz ins Waſſer, aber in demſelben Augenblick ſchnellte ſich der Krebs rückwärts; ich folgte ihm mit dem Netz und hob ihn, während er einen zweiten Schuß noch rückwärts machte, aus dem Waſſer empor. Ebenſo fing ich noch einige andere, ehe wir das Bett verließen, aber kein Fiſch war zu ſehen. Die Höhle machte einige Biegungen, und an einer derſelben tritt die Decke ſo nahe über das Waſſer herab, daß wir uns ins Boot niederlegen mußten; einer der Sklaven hatte ſich auf den Rücken gelegt, um das Boot mit den Händen fortzuſchieben, die er gegen die Decke ſtemmte. Dieſe niedrige Stelle iſt gegen 40 Fuß lang. Im Winter und Frühjahr ſteigt das Waſſer bedeutend, 20 bis 40 Fuß, aber auch ſchon ganz merklich nach einem heftigen Regen. Bei einem nur um einen Fuß höheren Waſſerſtande wäre es unmöglich geweſen, dieſe Stelle zu paſſiren; der jenſeitige Theil der Höhle wird hier alſo leicht von dem vordern völlig abgeſchnitten. Da es möglich war daß, während wir uns auf der andern Seite des Waſſers aufhielten, ein Regen eintreten und das Waſſer ſteigen konnte, ſo trugen wir den Schwarzen auf, uns in dieſem Fall ſogleich abzuholen.

Auf dem Red-River, einer zweiten Waſſeranſammlung, fanden wir ein anderes Boot, auf dem wir unſern Weg auf dieſelbe Weiſe wieder fortſetzten. Einen blinden Fiſch, den ich hier zwiſchen einigen Steinen bemerkte, verſuchte ich zu fangen; es gelang mir aber nicht, denn ſobald ich in ſeine Nähe kam, ſchoß er raſch davon. Bei einem zweiten, welchen ich mehr in der Nähe der Oberfläche des Waſſers ſah, gelang es mir, das Netz unter denſelben zu führen und ihn, als er ſactſchwamm, auf ähnliche Weiſe, wie die Krebſe, zu fangen. Der rathe Fiuß iſt nur eine Viertelmeile lang und iſt vom Styx und von dem Jordan, der darauf folgenden Waſſeranſammlung, durch angehäuftes Geſtein getrennt. Dieſer Jordan iſt der weiteſte jener unterirdiſchen Waſſerbehälter. Es führen mehrere Höhlen, faſt bis zur Decke mit Waſſer gefüllt, die man nur bei niedrigem Waſſerſtande eine kurze Strecke verfolgen kann, ſeitwärts links und rechts ab. Aus der Decke treten hie und da Verſteinerungen (Anthophyllum) hervor, deren ich mehrere mit Hammer und Meißel ablöſte; dieſelben hatten der Einwirkung des Waſſers widerſtanden, während das Geſtein, was ſie früher eingeſchloſſen, aufgelöſt war.

Als wir ans Land getreten waren, ſtimmten die Neger ein Lied an und pauſirten von Zeit zu Zeit; jede Strophe ihres wohltönenden, ſchwermüthigen Geſanges wurde voll und lange nachhallend vom Echo zurückgegeben. Nachdem das Lied verklungen war, trat die tiefſte Stille ein, die nur ſelten durch einen fallenden Waſſertropfen unterbrochen wurde.

Eine kleine ovale Oeffnung bildete den Ausgang dieſer Höhle in eine andere ſehr geräumige. Von hier wurde der Weg ſehr uneben und beſchwerlich. Zur Seite des Waſſers iſt der Boden mit Thonerde, an einigen Stellen mehrere Fuß hoch, bedeckt und wellenförmig auf der Oberfläche erhärtet; an andern Stellen dagegen durch das überall herabtröpfelnde Waſſer feucht und ſchlüpfrig, ſo daß man mit Vorſicht zutreten muß, um nicht von dem ſattelartigen Damme in die naheliegenden tiefen Gruben (pits) hinabzugleiten.

Wir kamen durch Cleveland und Silliman's Avenue. Die letztere Galerie iſt dem Profeſſor Silliman zu Ehren ſo benannt, der ſich große Verdienſte um die Naturwiſſenſchaften erworben hat. Beide Galerien ſind verſchiedene Theile einer vom Waſſer erweiterten vertikalen Zerklüftung, die ſich gegen 3 Meilen weit erſtreckt, und in welche ſeitwärts viele Schichtenhöhlen, von einigen Zoll bis zu 20 bis 30 Fuß Höhe, münden. Die in der Höhle hervorſtehenden Schichten ſind häufig zinnenartig durch das Waſſer geformt; der Boden und die Decke ſind von feſten, die Seitenwände von lockern Schichten gebildet.

In einigen Ausbuchtungen hat ſich die Thonerde mehrere Fuß hoch angeſammelt; in einer derſelben fand ich noch einige Exemplare des Anophthalmus. Heuſchrecken gab es auch hier, jedoch weniger zahlreich, als in der Nähe des Eingangs der Höhle.

Wir waren jetzt gegen ſieben Meilen davon entfernt, und ſtanden an einem Punkte, wo ich ſieben Höhlen übereinander zählte. Eine enge Zerklüftung, nur einige Fuß breit, aber gegen 70 Fuß hoch, ſetzte mehrere horizontale Schichtenhöhlen in Verbindung. Auf der Thonerde, welche hier beſonders hoch angehäuft lag, konnte ich bis zu den Schichten hinaufſteigen, von welchen ſie herabgeſchwemmt war. In der Nähe dieſes Punktes, ungefähr 10 Fuß vom Boden, führte ein Arm zum „heiligen Grab;“ den Beſuch dieſes Armes behielten wir uns vor. In einiger Entfernung davon kamen wir zu den Gropes, Tropfſtein, der hier in Form von Trauben eine Seitenwand bedeckt, über welche fortwährend Waſſer herabrieſelt, das ſich einige Schritte davon in einem Baſſin ſammelt. Gegen die mit Tropfſtein bedeckte Wand iſt eine hohe Leiter gelehnt, welche in den entfernten, höhern Theil der Höhle führt. Die Seitenwände nähern ſich hier ſo ſehr, daß wie beim Hinaufſteigen an der ſteilen Leiter mit dem Rücken die andere Wand ſtreiften. Von den Trauben an waren ſie nur auf eine kurze Strecke noch mit Tropfſtein, ſpäter faſt überall mit faſerigem Gyps bedeckt.

(Fortſetzung folgt.)

Miscellen.

Foſſile Menſchenknochen. Immer noch iſt es ein nicht mit Sicherheit gelöſtes Problem, ob es foſſile Menſchenknochen gibt, d. h. ſolche, deren Daſeyn über die jetzige Erdformation hinausreicht. Ein neuer Beitrag zur Löſung dieſer Frage iſt ein Bericht von Hrn. Felix Robert, daß er nahe bei der kleinen Stadt Aials beim Zerſchlagen eines Blocks von Meergeikalk ein Bruchſtück von einem menſchlichen Hinterhaupt nebſt Zähnen, darunter Mahl-, Schneide- und Hundszähne, gefunden habe. Der Kalk liegt unter einer bedeutenden Bank von Geröll, das dem Diluvium angehört, ſo daß über das hohe Alter des Foſſils kein Zweifel ſeyn könne. (Echo du Monde Savant vom 6 Junius.)

Nachricht von dem Grafen Caſtelnau iſt in Paris eingetroffen. Sie iſt aus Sahara, 150 Legnas nördlich von Rio Janeiro, datirt, und einige Früchte ſeiner Arbeiten, eine Sammlung naturhiſtoriſcher Gegenſtände, ſind ſchon angelangt. (Fr. Bl.)

Tuſchen auf Stein. Hr. Thenot hat ein Problem gelöſt, welches das Gebiet der ſchönen Künſte beträchtlich erweitern muß. Er hat Tuſchzeichnungen auf Stein ausgeführt mit derſelben Leichtigkeit, wie auf dem beſten Papier. Das Nützlichſte an ſeiner Erfindung iſt aber, daß man dieſe Tuſchzeichnungen eben ſo leicht und genau, wie faſtige lithographiſche Zeichnungen reproduciren kann. (Echo du Monde Savant vom 9 Junius.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 173.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

21 Junius 1844.

Skizzen aus China. *)

Tscha-mu in der Provinz Fokien.

Sie wissen wohl wahrscheinlich, daß dieß eine der Hauptstationen des Opiumhandels an der Ostküste ist, und daß derselbe hier sogar während des Kriegs trotz der Mandarinen fortgesetzt wurde. Einer der Capitäne erzählte mir eine lustige Anekdote, welche einen Begriff von dem Zustand der Dinge in diesem Theile des Landes gibt. Einige Opiumkaufleute kamen an Bord eines der in der Bai liegenden Schiffe und baten, man möchte ihnen einige Flinten leihen; sie deponirten statt derselben ein bedeutendes Stück Silber, das viel mehr als die Flinten werth war, und versprachen dieselben in einem oder zwei Tagen zurückzugeben. Als man sie fragte, was sie damit thun wollten, antworteten sie, die Mandarinen und Regierungsbeamten ständen im Begriff die Steuern zu erheben und sie seyen entschlossen nicht zu zahlen. Da sie nun vier oder fünf Gewehre dazu verlangten, so gab man ihnen diese, und als sie solche nach zwei Tagen zurückbrachten, fragte man sie, ob ihr Versuch glücklich abgelaufen sey. „O ja," erwiederten sie, „wir haben die Mandarinen über die Berge gejagt." Die Sache muß allerdings nicht sehr schwer gewesen seyn.

Die Bewohner der Städte und Dörfer um die Bai her sind häufig im Kriege mit einander, wie in den europäischen Feudalzeiten, wo das Faustrecht galt. Der eine Theil erhebt hier von einem andern eine Art Tribut, und Friedensverträge werden geschlossen, wonach ein Theil dem andern eine bestimmte Summe zahlt. Dieß ist indeß leider nicht der schlimmste Zug in ihrem Charakter; sie sind die größten Diebe und Räuber die es gibt, und da ich eine kleine Probe von ihren deßfallsigen Neigungen hatte, so will ich die Vorfälle eines unter ihnen zugebrachten Tages erzählen. Ich hatte meinen chinesischen Diener des Tages zuvor ans Ufer geschickt, mit dem Befehl alle Pflanzen zu sammeln, die er in einer gewissen Richtung, welche ich ihm vom Schiffe aus zeigte, finden würde; er kehrte aber am andern Morgen mit lauter nutzlosem Zeug zurück, das er augenscheinlich ganz nahe am Landungsplatz abgerissen hatte. Ich war hierüber sehr verdrießlich und schalt ihn aus, er entschuldigte sich aber, indem er sagte, er habe nicht gewagt, in der von mir bezeichneten Richtung fortzugehen, da er von den Tschin-tschin-Leuten geschlagen und beraubt worden seyn würde. Dieß glaubte ich damals nicht, und hielt es bloß für eine Entschuldigung seiner Faulheit, denn wie die meisten Chinesen, die für ihre Dienste eine bestimmte Summe monatlich erhalten, zeichnete er sich durch Trägheit aus, und so beschloß ich am folgenden Tage mich auf den Weg zu machen, und ihn für seine Faulheit durch einen tüchtigen Spaziergang zu bestrafen.

Der folgende Morgen war schön, ich sprang in einen zu dem Ende gemietheten chinesischen San-pan, nachdem mich die Brandung, welche längs dieser Bai sehr hoch geht und das Landen namentlich in kleinen Booten manchmal gefährlich macht, völlig durchnäßt hatte. Als ich ans Ufer kam und in der beabsichtigten Richtung vorwärts schritt, traten der Nachenführer und einige andere zu mir, und versuchten mich von jener Richtung abzuhalten, indem ich sicherlich von den Tschin-tschin-Leuten angegriffen, beraubt oder ermordet werden würde. Auch bemerkte ich hier, zum Zeichen daß es nicht ganz friedlich aussah, Luntenflinten und lange Bambusstangen in den Händen von Chinesen, die, wie mich mein Diener versicherte, zu ihrer Vertheidigung so bewaffnet gehen müßten. Ich bedauerte jetzt, daß ich nicht, wie mir der Capitän anbot, einige Leute zu meiner Bedeckung aus dem Schiffe mitgenommen hatte. Dazu war es jetzt aber zu spät, und so beschloß ich, eine gute Miene zum bösen Spiel zu machen und geradenwegs weiter zu gehen.

Ich wandte mich nach den Bergen, auf deren einem die Tscha-mu-Pagode steht, da ich von dort aus eine gute Uebersicht über das Land zu gewinnen hoffte. Viele Tagwerke sind hier längs dem Meeresufer zum Verdampfen des Seewassers benützt, da das Salz ein sehr bedeutender Handelsartikel im Innern China's ist. Tiefer im Lande ist aller anbaufähige Boden mit süßen Pataten und Erdeicheln (arachis hypogaea)

*) Aus einem Schreiben im Athenäum, 18 Mai.

bedeckt, welche das Haupterzeugniß des Bodens bilden. Oft stößt man mitten zwischen den Feldern auf Gräber, die je nach Vermögen und Geschmack bald ganz roh, bald sehr zierlich ausgeschmückt sind. Die Berge sind, wie bei Amoy, felsig und unfruchtbar, und nur an den Seitenwänden der zum Theil sehr malerischen Schluchten sieht man da und dort wilde Pflanzen. Die Pagode steht auf dem Gipfel des höchsten Berges, und dient den Schiffen auf der See als vortreffliche Landmarke.

(Schluß folgt.)

Forschungen über die russischen Städte.

1. Einfluß der asiatischen Civilisation.

(Schluß.)

Die Einführung eines ansässigen Lebens, und in Folge dessen eine fühlbare Entwicklung der Civilisation aus dem Schooße und im Geiste des asiatischen Ostens begann an den Gränzen des jetzigen Rußlands mit dem Einbruch der Mongolen. Bekanntlich trat dieser Einbruch ein in Folge der Bewegung, welche Tschingischan in der Tiefe des asiatischen Ostens begonnen hatte. Zu der Zeit als am Fuße des Altai der unbedeutende Fürst eines unbedeutenden mongolischen Ulus nichts mehr und nichts weniger unternahm, als die Eroberung der Welt, und zum Pfande so kühner Entwürfe sich den Titel Tschingischan*) beilegte, gab es dort bereits, wenn auch nicht eigentliche Städte, so doch eine Art von Städten, Standlager, welche eine religiöse, administrative und zum Theil auch eine civilisatorische Bedeutung hatten, Nationaltempel in sich schlossen, durch den Aufenthalt der Chane sich vergrößerten, und durch die Zuzüge der auf den Steppen umherwandernden Handelskarawanen sich belebten. So war Gorin, bei den Europäern Karakorum genannt, eine am Ufer des in die Selenga fallenden Orgon liegende Stadt, der Sitz der Nachfolger Tschingischans, bis sie sich (1260) nach China übersiedelten, und auch nach der Vertreibung (1371) hielten sie vorzugsweise hier ihre Standlager, wo die mongolischen Kutuchtus oder Oberpriester lange Zeit gleichfalls ihren dauernden Aufenthalt nahmen. Diese Stadt, welche im sechzehnten Jahrhundert durch die Oelöth-Mongolen zerstört wurde, war nach den Berichten der Chinesen schon im Anfange des achten Jahrhunderts (715) von einem der uiguro-türkischen Chane gegründet worden, welche damals China erobert hatten, und allmählich auch die Anfänge der bürgerlichen Entwicklung — worin die Uiguren ihren übrigen Brüdern vorangingen — von dort entlehnten. Verwandt, benachbart und eng verbündet mit den Uiguren war seit alter Zeit der Stamm der Kalchas-Mongolen, die sich von dem Oberlauf des Jenisei bis zu dem des Ob an der jetzigen Westgränze Sibiriens ausdehnten; bei diesen begann seit dem neunten Jahrhundert eine schriftliche und literarische, gleichfalls aus China entlehnte Bildung, und am Ende des 13ten und Anfang des 14ten Jahrhunderts fanden sich hier zwei bedeutende Städte, welche mit Gorin wetteiferten, nämlich Kian-tschou, d. h. die Stadt am Jenisei (auf chinesisch: Kian), und Jlan-tschou, d. h. die Schlangenstadt, da wo jetzt noch die Veste Smeinogorodskaja steht. *) Die Kalchas zogen voran auf den Eroberungszügen Tschingischans und seiner Nachfolger, deren Opfer fast das ganze damalige Rußland werden mußte. Aber die Masse blieb in den heimischen Steppen, wo sie nach Verlauf von vier Jahrhunderten ihrerseits sich Rußland unterwerfen sollten. Am Ende des 17ten Jahrhunderts, als die Südgränze Sibiriens anfing bekannt und besser eingerichtet zu werden, wurde das jetzige Selenginsk gegründet in der Umgegend der Hauptstadt des Kalchas-Chans. Außerdem sind noch viele andere Reste der mongolischen Civilisation auf den unabsehbaren Steppen Sibiriens zerstreut, namentlich an den Ufern des Kemtschik, wo die sogenannten Altyn-Chane herrschten, und des Abakan, wo die Kalchas-Altyr herumzogen. Diese Ueberreste hatten einen Charakter und eine Art, daß die Russen sie mit dem pompösen Namen „Paläste" beehrten. So waren die Ablaikit-Paläste, welche die Kosaken der Veste Ust-Kamenogorsk an dem in den obern Irtysch fallenden Flusse Beska fanden, mitten unter den zum Theil noch erhaltenen Trümmern der Stadt Ablaikit. So waren auch die siedem Paläste (Semipalat) woher noch der Name Semipalatinsk stammt. Ohne Zweifel waren dieß vermittelnde Glieder, auf welche am Irtysch und Ob hinab das mongalisch-sibirische Reich sich stützte, das unter den Streichen der kecken Kosakenschaar Jermaks fiel. In diesem Reiche befanden sich viele zum Theil verschwundene, zum Theil jetzt noch vorhandene Städte, z. B. jenseits des Irtysch und Ob Grustina und Serponow, deren Einwohner Perlen und kostbare Steine „von den schwarzen Leuten vom See Kitai her" erhielten.

Hier war indeß nicht der Hauptschauplatz der Befestigung und Entwicklung der Civilisation in ostasiatischem Geiste unter mongolisch-tatarischem Einflusse. Dieser setzte sich vielmehr an der Wolga und von da im südlichen europäischen Rußland fest; er breitete sich an den Mündungen des Dons und des Dnieprs und selbst an der Donau aus. Batu selbst, dem ersten Leiter des aus den mongolischen Steppen über Rußland hereinbrechenden Sturms, schreibt man die Gründung von Sarai zu, indem Batu's Jurte zur Hauptstadt der goldenen Horde wurde — eine Stadt, deren jetzt in der Umgegend der neugegründeten Stadt Zarew entdeckte Ueberreste nicht nur von Größe und starker Bevölkerung, sondern auch von Reichthum, Luxus und einem gewissen Geschmack,

*) Der große Chan, der König der Könige, in der Bedeutung dasselbe, was der persische Padischah.

*) Die Kalchas, nach chinesischer Aussprache früher Ga-kas, in der Folge Ki-li-ki-sse waren die Vorväter der jetzigen Kirgisen. Es war ein mächtiges Volk, das schon im 7ten Jahrhundert (648) mit den Chinesen in Verbindung trat, um gemeinschaftlich mit gegen die Uiguren zu kämpfen. Sein Hauptsitz war am Oberlauf des Jenisei, aber im achten Jahrhundert hieß der Chan der Kalchas bei den Uiguren „Bia-kätun-kche-kin" d. h. Beherrscher der Bija und Katunja, der zwei Hauptquellen des Ob, die sich jetzt in den Gränzen Rußlands finden.

Digitized by Google

somit von Bildung und Civilisation der Einwohner zeugen. Hier war der Mittelpunkt des Reichs, das seiner geographischen Gestaltung wegen den Namen Kiptschak oder das „wilde Feld" erhielt, welches jedoch nicht ganz in seiner Wildheit verblieb. Es stützte sich auf die Reste des bürgerlichen Lebens, das einst hier bei Kasaren und Bulgaren bestanden hatte. So bildete sich eine eigenthümliche Einrichtung des bürgerlichen Daseyns und selbst eine städtische Ordnung, deren Spuren unter dem Namen der tatarischen Ringwälle *) noch jetzt den russischen Südosten in so großer Zahl bedecken, und noch so wenig untersucht sind, daß man sie nicht nur nicht zählen, sondern auch noch nicht einmal genau bestimmen kann, welche den Mongola-Tataren eigenthümlich gehörten, und welche sie sich blos angeeignet und umgebaut haben. Wir bezeichnen hier zum mindesten diejenigen, welche gleich anfangs bei und unter den Tataren bemerkt wurden. In dem Delta der Wolga, das lange die eigentliche Grundlage des Reichs Kiptschak war, findet sich gleich unter den ersten Chanen außer Sarai die Handelsstadt Sumerkent, vielleicht dasselbe wie das kasarische Atel oder Balangiar; im vierzehnten Jahrhundert traten auf die Scene Besdesh, jetzt das Dorf Besdew bei Jenotajewsk, wo in der Folge Dschigit-Hadschi, die Residenz eines eigenen tatarischen Fürsten entstand; Astrachan, sonst auch Zitrakan, Gintarchan und Gasterchan, wahrscheinlich richtiger Hadschi-Terchan genannt, in der Folge die Hauptstadt eines eigenen, von Rußland verschlungenen tatarischen Reichs.**) Weiter oben an der Wolga und den zu ihrem Bassin gehörigen Flüssen wurden alle ehemals bulgarischen Städte tatarisch; außerdem erschienen als neue Städte die Vorläufer der jetzigen Ufa und Birsk, die nach der Sage Residenzen nogalscher Chane waren;***) endlich Kasan, ursprünglich die Jurte Sagius, des Sohnes Batus; letzteres erbte die Macht und Blüthe des bald darauf unwiederbringlich zerstörten Sarai. Außerhalb des Wolgabassins gegen Osten am jetzigen Ural war die Stadt Saraitschik auf der Verbindungsstraße des Westens mit dem Osten, darum auch nicht selten die Residenz der Chane zu den Zeiten ihrer Macht. Von der Wolga nach Westen gegen den Fuß des Kaukasus hin, nach dem Don und dem asaw'schen Meer werden im 16ten Jahrhundert die Städte Zengir, Mochan, Kowan, Temrück und Taman aufgezählt. An der Mündung des Don erscheint seit dem 14ten Jahrhundert unter tatarischer Herrschaft die Stadt Orna oder Ornatsch, wahrscheinlich das kosarische Arnas, wie es scheint dasselbe, welches auch den Namen Arach führte, vielleicht das heutige Asow. Endlich zwischen Don und Donau, am Nordrande des schwarzen Meeres, am Unterlauf des Dniepr's und Dniestr's, und namentlich im Innern der Halbinsel Krim, wo die mongolisch-tatarische Macht ihre letzte Zuflucht fand und beinahe bis auf unsere Zeiten sich behauptete, wurden eine Menge früher vorhandener Städte tatarisch und andere erstanden neu, so der Schlüssel der Krim Or Kapi (Perekop), in der Krim selbst Akmetschet und Achtiar, jetzt umgewandelt in Simferapol und Sebastopol; Eski (Alt-) Krim und Karasubazar, Bachtschi-Serai, die Hauptstadt der Chane; Geslew oder Keslew, das jetzige Eupatoria, am Dniepr die sogenannte Mamai-Stadt (Mamajew-gorodok) und die Uslan-Städte; in Budschak (Bessarabien) das noch jetzt als Dorf bestehende Tatar Bunar.

Wir zählen hier diejenigen Städte des Landes am schwarzen Meere nicht auf, welche mit rein tatarischem Namen und Charakter in den Bestand des russischen Reichs übergingen, sondern nur die, deren Ursprung nicht tatarisch und nicht einmal asiatisch war. Zum Schlusse und der Vollständigkeit wegen erwähnen wir hier noch derjenigen Städte, welche nicht eigentlich den Mongolen und Tataren gehörten, aber doch auch asiatischen, dem tatarischen verwandten Ursprungs sind, nämlich die türkischen Festungsstädte ums schwarze Meer her, welche aus der Zeit stammen, wo die Chane der Krim sich den Sultanen unterworfen hatten: am Ostufer des schwarzen Meeres Suchum Kale, Gelendschik, Subschuk-kale und Anapa; in der Krim Jenikol; an der Mündung des Dniepr's Otschakow und Kinburn: weiterhin am Ufer Hadschi Bei, jetzt Odessa; am Dniestr Hadschi-Dere, jetzt Ooidiopol, an der Donau Ismail. Viele, wo nicht alle von diesen wurden von den Türken blos wieder hergestellt, wir aber erwähnen sie hier, da sie unter dem türkischen Halbmond zuerst, wenn auch nicht aus dem Nichts, doch aus gänzlicher Dunkelheit hervortraten.

Man kann in Betreff der Städte, die ihren Ursprung oder wenigstens ihr eigenthümliches Leben dem Einfluß Ostasiens verdanken, drei Gruppen unterscheiden; die erste fällt in die vormongolische Periode (bis 1238), die zweite umfaßt den Bestand des Reichs Kiptschak, dem Timur vollends ein Ende machte (bis 1400), und die dritte reicht bis in die neueste Zeit der Abrundung Rußlands nach der Türkei hin (bis 1829).

*) Gorodischtsche, ein im Kreis, manchmal auch im Viereck aufgeworfener, zum Theil sehr große Räume einschließender Wall.

**) Um das jetzige Ufa her, das von Zar Iwan dem Schrecklichen auf der Stelle einer alten, den Tataren zugeschriebenen Stadt gegründet wurde, findet sich eine Menge anderer Ringwälle, die zum Theil jetzt von tatarischen Dörfern eingenommen sind.

***) In der Mitte des 16ten Jahrhunderts (1568) sah ein russischer Reisender, Afanasi Nikitin, an der Wolga zwischen Kasan und Astrachan die Städte Berekfana und Usian, deren Reste vielleicht noch jetzt bei Zarizyn sich finden.

Ausflug nach der Mammuthhöhle in Kentucky.

(Fortsetzung.)

Einige hundert Schritte von der Leiter entfernt fanden wir diesen Arm bis nahe unter die Decke mit Steinen verschüttet; links davon traten wir in die geräumige Snowball-chamber (Schneeballkammer), ungefähr 100 Fuß lang und 70 Fuß breit, in der Mitte gegen 12, an den Seitenwänden gegen 3 Fuß hoch. Die Decke ist horizontal, der Boden aber erhebt sich nach den Seiten zu. Die Schneeballkammer, deren Decke und Seitenwände mit weißem Gyps überzogen sind, der überall halbkugelig hervorsteht, ist wundersehr schön, wenn bei heller

Digitized by Google

Beleuchtung die Lichtstrahlen, in die Farben des Regenbogens gebrochen, von der seltsam geformten, glänzenden Oberfläche des Gesteins überall zurückgeworfen werden. Hier breiteten wir — jedoch aus Vorsicht dicht an der einen kahlen Seite, um gegen das Herabfallen der Schneebälle, deren eine große Menge den Boden bedeckte, gesichert zu seyn — die Büffelfelle aus, lagerten uns auf denselben und ergötzten uns an der Schönheit der erleuchteten Höhle. Die Sklaven hatten inzwischen den Inhalt des Korbes um uns her ausgekramt und verzehrten in einiger Entfernung, auf den Boden ausgestreckt, mit augenscheinlichem Wohlbehagen ihr Essen, wobei sie versicherten, es hier in unserer Gesellschaft sehr comfortable zu finden. Nachdem sie uns einige Flaschen voll Wasser aus der Quelle geholt hatten, schickten wir sie mit der Weisung zurück, uns nach vier Tagen wieder abzuholen.

An demselben Tage besuchte ich noch mehrere der nächsten Seitenarme, welche wiederum Nebenarme hatten. Decke, Seitenwände und Boden derselben sind fast überall mit Gyps von verschiedenen Krystallformen überzogen. Jetzt auf unsern Localsinn angewiesen, achteten wir genau auf alle Punkte der Höhle, die uns als Merkmale dienen konnten. Die Fortsetzung der Schneeballkammer ist höher als die letztere, weil die der Decke entsprechenden Schichten herabgestürzt, und liegt tiefer, weil davon die untern Schichten durchbrochen sind.

Die Bildung der sogenannten Schneebälle ist am vollkommsten in der Schneeballkammer selbst, wo der Gyps hauptsächlich nur in dieser Form vorkommt. Die Decke ist größtentheils damit bedeckt; an den abschüssigen Seiten, wo sie leicht abfallen, sind sie selten. Man sieht sie meistentheils haufenweise oder auch isolirt von einem Kreise ähnlich gebildeten Gypses umgeben, dessen Ränder von der Decke abstehen. Wenn sich die Ränder in Folge der fortschreitenden Krystallisation, gehoben durch jüngere Krystalle, mehr und mehr um den Mittelpunkt abgelöst haben, so daß die mittlere Masse keinen hinreichenden Halt mehr findet, fallen sie herab. Unter Rissen und Gestein nimmt die Bildung der Schneebälle gewöhnlich ihren Anfang und schreitet nach dem Umkreise oder nach den Seiten zu allmählich fort. *) Nur da, wo sich die Risse etwas erweitern, häuft sich die Masse schneeballartig an; wo das Gestein mehr gleichmäßig porös ist, ist der Ueberzug mehr eben. Bricht der gleichmäßige Ueberzug an den Ecken des Gesteins oder über Ritzen zufolge von Neubildung, welche die ältere Schichte hebt, so bilden sich aus den Spalten die blätter-, blumen- und stengelförmigen Stalaktiten hervor, Modificationen des strahligen und faserigen Gypses. Zuweilen wird auch der Ueberzug durch schieferförmige Stückchen oder größere Bruchstücke des Gesteins, die man gewöhnlich mit Gyps incrustirt findet, und welche durch die fortschreitende Krystallisation unterhalb derselben gehoben werden, durchsetzt. Die regelmäßigsten und schönsten Bildungen des Gypses sieht man nur an solchen Stellen, wo sich Risse in dem Gypsüberzuge vorfinden, oder dort, wo kleinere Partien daraus losgebrochen sind. Die faserigen breitblätterigen Stalaktiten, fast immer in ihrer Fläche und zugleich etwas um ihre Achse gekrümmt, fand ich stets über Rissen im Gestein an den Seitenwänden, über welchen der mehr gleichförmige Gypsüberzug geborsten war; die größten, bis 9 Zoll lang und 3 bis 4 Zoll breit, an Verticalseiten; die Blätter waren besonders in ihren obern Theilen nach außen und nach den Seiten zu umgebogen. Mehrere solcher Blätter sind hie und da in ihrer Fläche vielfach getheilt. Die blumenähnlichen Stalaktiten fand ich überall um kleinere Oeffnungen, einige Linien bis einige Zoll lang; die Blätter wenden sich fast immer vom Mittelpunkt ab und sind in ihrer Form sehr verschieden, obgleich ihre Bildungsweise dieselbe ist. Die Spalte im mittlern Raum dieser Blumen ist zuweilen mit Gyps ausgefüllt, aber es erhebt sich aus ihr ein kürzerer oder längerer Stengel, unter dem sich immer eine rundliche Oeffnung findet. Diese Stengel sind mehr oder weniger massenhaft, bis 2 Zoll im Durchmesser; sie theilen sich vielfach und besonders wieder in ihrem obern Theil. Wo die Krystallisation des Gypses gleichmäßig stattgefunden hat, sind sie gerade; wie dieselbe ungleichmäßig oder unterbrochen war, verändert sich mehr oder weniger ihre Richtung. Die schönsten blätterigen und stengeligen Stalaktiten finden sich in Cleveland's Avenue und deren Nebenarmen in der Nähe der Schneeballkammer. Die stengelige und blätterige Form zeigt die verschiedensten Uebergänge von einer Form in die andere.

Die Biegung der blätterigen Stalaktiten vom Mittelpunkt nach außen scheint mir auf folgende Weise erklärt werden zu müssen: diese Stalaktiten finden sich, wie erwähnt, wo Spaltungen in dem Gypsüberzuge über Rissen der Wände vorkommen; ihre Bildung geht von den Seiten dieser Spalten aus, wodurch schon allein ihre Richtung bedingt wird, indem sich die neugebildeten Krystalle dem unregelmäßig krystallisirten Ueberzuge anschließen. Die Krystallisation schreitet dann gegen den Mittelpunkt der Oeffnung und zwar, wie sich aus den folgenden Umständen schließen läßt, rascher fort als an den Seiten, wo die Bildung begann. Man sieht nämlich den blätterigen und stengeligen Gyps, in welchem die Fasern sich leicht verfolgen lassen, an einzelnen Stücken, wo sie sich am meisten krümmen, deutlich quer gestreift; betrachtet man nun aber diese Querstreifen, die von einem außenliegenden Mittelpunkt aus divergiren, als gleichzeitige Unterbrechungen der Krystallisation, so muß die Bildung der Stalaktiten nach innen zu ungleich rascher stattgefunden haben, als nach außen. Aber nicht nur an den Wänden des Gesteins, sondern ebenfalls in der Thonerde, welche den Boden der Höhlungen bedeckt, findet man hier blätterigen Gyps, oberflächlich von der Farbe des Thons, in ziemlich großen Stücken. Ueber der Thonerde hat sich oft ein wellenförmiger Ueberzug von Gyps gebildet. Zuweilen findet man mehrere solcher Ueberzüge in verschiedener Höhe übereinander. An den Seiten dieser Höhle und in deren Nebenhöhlen liegt zerfallene Stalaktitenmasse oft bis zu 4 Fuß angehäuft; auch die seitlich hervorstehenden Kalkschichten sind mit zerfallenen und ganzen Stalaktiten bedeckt; am meisten kommen sie in St. Clairs Grotte und einer schräg gegenüber mündenden Höhle vor. In mehrern dieser Seitenarme erklingt es hohl, wenn man mit dem Fuße aufstampft; gibt man den erhaltenen Ton an, so hallt er nach; dasselbe ist in geringerem Maaße der Fall, wenn man die Octave oder Quinte angibt. Uebrigens ist gar kein Nachhall in der Höhle, und der Schall wird, außer über dem Wasser, nur in eine sehr geringe Entfernung getragen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Das Gestein ist körniger, dichter, aber etwas poröser kohlensaurer Kalk, von dem sich stellenweise schieferige Stückchen loslösen. Wo dieser Kalkstein vorkommt, findet man Stalaktiten von sehr verschiedener Form.

Unternehmungen nach Westafrika. Außer der Reise John Duncans ist noch eine andere Unternehmung im Werke, nämlich eine neue, bloß von Privaten zu Handels- und Entdeckungszwecken beabsichtigte Nigerfahrt. (Colonial Gazette vom 8 Juniu.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 174.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

22 Junius 1844.

Cartago.

(Aus dem Tagebuch eines englischen Touristen.)

Nicht mit der mächtigen Nebenbuhlerin Roms haben wir es hier zu thun, sondern mit einem bescheidenen columbischen Provincialstädtchen im romantischen Caucathale. Die Gegend, durch welche wir gekommen waren, bot dem Auge des Reisenden viele Naturschönheiten dar. Die Cordilleras, welche zur rechten Seite unseres Weges emporragten, hatten ein wildromantisches Ansehen; einige Berge sind von außerordentlicher Höhe und bis zur Spitze mit Wald bedeckt. Das Bambusrohr wissen die Bewohner des Caucathales auf sehr vielfache Weise zu benutzen. Sie machen daraus nicht nur Häuser und mannichfaltige Umzäunungen und Einfassungen, sondern auch viele Gerätschaften, wie Trinkgefäße, Eimer, Vogelbauer, Stühle, Bettstellen, Blaseröhre, Pfeile, Pfeifen, Flöten, die einen sehr sanften, melodischen Ton haben, ja sogar Flöße zur Versendung des Cacao werden aus demselben verfertigt. Fast von eben so großem Nutzen für den Haushalt sind die Ochsenhäute, aus welchen Ueberzüge und Beschläge für Tische, Stühle, Sophas, Betten gemacht werden, desgleichen große Flaschen zur Aufbewahrung des Weins, der Chicha und anderer geistigen Getränke, so wie Lassos und Umschläge der Patacas oder großen viereckigen Ballen, mit welchen die Maulthiere beladen werden. In diesen Patacas sind die Waaren weit besser vor der Nässe geschützt als in Kisten, da sie durch doppelte Ueberzüge verwahrt sind. Je zwei derselben machen eine Maulthierladung aus.

In einer anmuthigen, kleinen Ebene, die im Süden von grünen Hügeln eingeschlossen ist, auf welchen Viehheerden aller Art weiden, liegt Cartago mit seinen vier Kirchen, von denen eine den Franciscanern gehört, welche auch ein Kloster besitzen, in dem sich noch zehn Mönche aufhalten. Man zählt 3500 Einwohner, die sich mit verschiedenen Gewerben befassen. Vier Landstraßen stoßen in Cartago zusammen und wegen der häufigen deßhalb verursachten Durchmärsche hat die Stadt während des Krieges viel gelitten. Von diesen vier Landstraßen geht die eine östlich über die Quindioberge nach Mariquita und Bogota, die andere westlich nach den Städten Citaria und Novita in der Provinz Choco; die dritte südlich nach Popayan und Quito, die vierte nördlich in die Provinz Antioquia. Von Cartago geht der Weg noch sechs Tagereisen weiter im Thale Cauca fort. Der schöne Fluß gleiches Namens, welcher dasselbe durchströmt, würde den Thalbewohnern die beste Gelegenheit zu einem Handelsverkehr auf Booten mit der Provinz Antioquia darbieten, wenn er nicht in dem Gebirge beträchtliche Wasserfälle bildete. Könnte man dieses Hinderniß aus dem Wege räumen, so würde man vom Caucaflusse aus eine ununterbrochene Wasserverbindung von 1500 Meilen bis an die Mündung des Magdalena erhalten, in welchen sich jener etwas unterhalb der Stadt Mompor ergießt.

Am Morgen nach unserer Ankunft in Cartago erhielten wir einen Besuch vom Oberrichter, dem Alcalden und andern Herren aus der Stadt. Unter diesen befand sich auch Hr. Laroche, ein Franzose, der sich schon zwanzig Jahre hier aufhielt, eine Cartagerin geheurathet und eine zahlreiche Familie hatte. Das Französische, welches er mit uns sprach, klang uns sehr sonderbar, da es mit einer Menge von spanischen Wörtern vermischt war, und es wurde ihm, wie er uns sagte, jetzt leichter das Spanische zu sprechen als seine eigene Muttersprache. Er bekleidete die Stelle als Tabaksinspector, jedoch versicherte er uns, sein Einkommen dafür sey unbedeutend. Als ich ihn fragte, wie es gekommen sey, daß er sich an einem so entlegenen Orte niedergelassen habe, erzählte er mir umständlich seine ganze Geschichte. Er stamme aus einer guten Familie in der Vendée, habe bei dem dortigen allgemeinen Aufstande auch mit die Waffen ergriffen, und sey in der unglücklichen Schlacht bei Quiberon (1795) gefangen, sein Leben aber von einem republicanischen Officier, der von längerer Zeit her sein Freund gewesen sey, gerettet worden. Hierauf habe er sich nach Isle de France eingeschifft, in der Absicht das schöne Frankreich auf immer zu verlassen. Als aber das Schiff unterwegs bei Montevideo gelandet, habe er sich entschlossen, sein Glück lieber in diesem Theile der neuen Welt zu versuchen, von dessen reichen Gold- und Silbergru-

Digitized by Google

den er immer so viel gelesen hatte, zumal da die Mineralogie eines seiner Lieblingsstudien gewesen sey. Von Montevideo sey er nach Buenos Ayres, von dort durch die ungeheuren Pampas nach Chile, hierauf nach Lima und Quito gereist. Endlich sey er nach Cartago gekommen in der Absicht einige in der Nähe befindliche Bergwerke zu untersuchen, aber hier, rief er aus, l'amour finit ma carrière, ich verliebte mich in meine jetzige Frau, welche mich auf immer an Cartago fesselte.

Ich sprach mit Hrn. Laroche von den Bergwerken bei Vega de la Supia, die ich wegen ihrer Reichthümer sehr hatte rühmen hören. Sie sollen jedoch in den letzten Jahren nicht bearbeitet worden seyn und mehrere der dortigen Schachten unter Wasser stehen; doch werden jetzt wieder von einer zur Betreibung des Bergbaues errichteten Gesellschaft Anstalten zur Benutzung dieser Bergwerke gemacht, die zum Theil der Regierung, zum Theil Privaten gehören. Seit dem J. 1833 beschäftigt man sich mit großen Straßenbauten, denn der schlechte Zustand der Wege war ein großes Hinderniß bei diesen Unternehmungen.

Drei Kattunfabriken sind in Cartago; auch werden hier Spitzen auf Kissen und mit Klöppeln gemacht, die den in den Grafschaften Orford und Buckingham gebräuchlichen ähnlich sind. Ein fettes Schaf wird hier mit einem Schilling bezahlt und eine Arroba Chinarinde kostet hier drei Dollars.

In Cartago sieht man viele Negersklavinnen; wir sahen sie oft mit großen Wassergefäßen auf dem Kopfe schnurgerade und mit dem schönsten Anstande einherschreitend von dem Flusse kommen, so daß ich öfters dabei dachte, es müßte, um junge Frauenzimmer zu gewöhnen gerade zu gehen, ein vortreffliches Mittel seyn sie mit einem Gefäße voll Wasser auf dem Kopfe eine Zeitlang in der Stube auf und niedergehen zu lassen. Die ganze Bekleidung dieser schwarzen Schönen besteht in einem blauen Rocke.

Wir statteten Hrn. Laroche einen Besuch ab, der uns seine Frau vorstellte, welche, obgleich sie Mutter von zehn lebendigen Kindern war, sich noch immer sehr gut erhalten hatte. Hierauf gingen wir in eine der Kirchen, wo wir zwei Neger beschäftigt sahen ein Grab für eine Mulattin zu machen, deren Leichnam nur nachlässig eingehüllt auf einer Bahre lag, an deren beiden Enden zwei Lichter brannten.

Bei meiner Ankunft in Cartago hatte ich Hrn. Laroche gesagt, daß ich sehr wünschte indianische Kunstwerke zu kaufen und daß es mir außerordentlich angenehm seyn würde, wenn er mir hiezu Gelegenheit verschaffen könnte. Demnach brachte er mir eines Morgens ein ungefähr 18 Zoll hohes, aus Thon gemachtes indianisches Götzenbild, das inwendig hohl war und ein häßliches Gesicht hatte. Es gehörte einer armen Frau, deren Mann es zwei Stunden von Cartago am Ufer des Caneaflusses ausgegraben hatte. Ihren Kindern hatte sie es zum Spielen gegeben. Wir begaben uns in das Haus der Frau und fragten sie, was sie für das Götzenbild verlange? Sehr bescheiden forderte sie zwei Realen und war nicht wenig erstaunt, als ich ihr statt dieser zwei Dollars in die Hand drückte und mich dann, höchst erfreut über meinen Kauf, wieder entfernte.

(Schluß folgt.)

Skizzen aus China.

Tscha-mu in der Provinz Fokien.

(Schluß.)

Auf meinem Wege nach den Bergen umgaben mich öfters einige hundert Chinesen, und ich galt augenscheinlich für eine große Naturmerkwürdigkeit. Das Land, obwohl unfruchtbar, ist voll Einwohner, ja die Steine scheinen selbst sich in Chinesen umzuwandeln, so rasch mehrte sich öfters der Haufen. Der Anblick war zuweilen äußerst komisch: manchmal stand ich am Abhang einer Schlucht und sammelte Pflanzen und Blumen, und auf beiden Höhen waren 3 bis 400 Chinesen versammelt mit den langen, bis auf den Boden hinabreichenden Zöpfen, die Frauen mit ihren kleinen, zusammengedrückten Füßen und alle mit ihrem für einen Fremden so äußerst auffallenden Costüm. Sie waren im allgemeinen höflich, endlich aber wurde ich doch wegen eines seidenen Halstuchs belästigt, zu welchem einige eine große Zuneigung faßten, und meinten es würde um ihre Köpfe herum sehr gut stehen — denn in diesem Theile China's tragen sie ein Tuch turbanartig um den Kopf gewunden. Die verschiedenen Versuche, das Tuch von mir zu bekommen, belustigten mich ungemein: einer brachte eine Handvoll Beeren, die er mit der einen Hand hinreichte, während er mit der andern auf das Halstuch deutete, um anzuzeigen, daß er den Kauf auf diese Weise schließen wolle; einer brachte einige Erdbeeren, und andere einige Binsen, keiner aber irgend etwas von Werth. Ich radbrechte chinesisch so gut ich konnte, was zu einem lächerlichen Mißverständniß in Betreff desselben Halstuchs Anlaß gab. Zwei von den Männern liefen nach dem Dorfe so schnell sie konnten, und baten mich auf ihre Rückkehr zu warten; ich konnte die Ursache ihres Benehmens nicht einsehen, entsprach aber, um ihnen gefällig zu seyn, ihrem Wunsche, worauf sie bald mit einer Flasche Samschu oder Branntwein zurückkehrten; sie glaubten ich hätte dieß verlangt und machten mir dieß, wie sie glaubten unwiderstehlicher Angebot für mein Halstuch.

Indessen war die Masse sehr angewachsen und ich suchte mich ihr zu entziehen, deßhalb ging ich nach den Bergen und fing an hinaufzusteigen; dieß ist mein gewöhnliches Mittel, und auch jetzt entsprach es meinen Erwartungen, denn die Chinesen sind im allgemeinen zu träge, um ohne Noth sich viel anzustrengen. Als ich den höchsten Berg erreichte, auf dem die Pagode steht, und von hier aus die durchwanderte Ebene übersah, konnte ich leicht begreifen, wo die Leute alle herkamen, die sich um mich gedrängt hatten, denn allenthalben sah ich dicht bevölkerte große Dörfer oder Städte, die in der Ebene nicht zu bemerken gewesen waren. Zu meinem Erstaunen fand ich die Pagode ganz im Verfall, nur der stark

gebaute Hauptthell war noch erhalten. Einige Dschosses oder Götterbilder von Stein, und ein Dombau mit einer Doppelmauer, in welcher eine Wendeltreppe zu den verschiedenen Balkonen hinaufführte, durch welche der Wind, wie in allen Ruinen, aufs gräulichste heulte, das ist alles, was sich von der Pagode noch erhalten hat. Ich stieg ganz oben hinauf und erhielt einen großartigen Ueberblick über das umliegende Land, das jedoch, so weit das Auge reicht, denselben unfruchtbaren und steinigen Charakter hat. Niemand beachtete oder belästigte mich auf irgend eine Weise, denn da die Chinesen wie gesagt, die Anstrengung des Bergsteigens nicht lieben, so war ich hier vor ihrer Zudringlichkeit völlig sicher.

Nachdem ich den Anblick des Landes von der Höhe herab genossen hatte, stieg ich in anderer Richtung als von der ich gekommen war, herunter, und fand mich alsbald von Eingebornen umgeben. Es war nun spät Nachmittag, und mein Diener, wie es schien und worauf ich es angelegt hatte, ziemlich müde. So begann er allmählich darauf zu sinnen, wie er sich etwas am Wege ersparen könne, und während ich des Botanisirens wegen weite Umwege machte, schlug er gewöhnlich den geradesten Weg in der Richtung ein, in welcher wir, wie er wohl wußte, am Ende zu gehen hatten. Jetzt fingen einige Chinesen an, mir ziemlich hart auf den Fersen zu folgen, und aus ihrem Benehmen vermuthete ich, daß sie nichts gutes im Schild führten; da sie aber behaupteten, sie wollten mich an einen Ort hinführen, wo ich schöne Pflanzen und Blumen finden würde, so gestattete ich ihnen mich zu begleiten und suchte sie in guter Laune zu erhalten. Wir sahen endlich ein großes Gebäude an einer abgelegenen Stelle und ich ging in vollkommener Zuversicht darauf zu, als die Chinesen sich enger an mich drängten und ich plötzlich eine Hand in meiner Tasche fühlte; ich wandte mich rasch um, und der Dieb rannte mit einem Brief den er mir genommen davon. Sobald er sich entdeckt sah, warf er ihn auf den Boden und lief fort; als ich aber die Hand in die Tasche steckte, fand ich, daß mir schon mehrere Dinge von größerem Werth gestohlen waren. Dieß veranlaßte mich anzuhalten und mich nach meinem Bedienten umzusehen, der, wie ich jetzt erst sah, von acht oder zehn Chinesen angefallen war; sie hatten ihn umringt, hielten ihm die Messer vor, drohten ihn niederzustoßen wenn er den geringsten Widerstand leiste, und suchten ihm zugleich alles, was auch nur den geringsten Werth hatte, zu entreißen. Ich sah sogleich, daß wir in einer gefährlichen Lage seyen, verließ meine Taschendiebe, und eilte meinem Bedienten zu Hülfe. Als die Chinesen mich kommen sahen, liefen sie alle davon und eilten zu ihren Gefährten, welche in einiger Entfernung zusahen. Mein Bedienter war bleich vor Schrecken, als ich zu ihm kam, ich konnte aber kein Mitleid mit ihm haben, und sagte ihm, er habe es reichlich verdient wegen seiner Faulheit, daß er nicht bei mir blieb. Ich vermuthete nun, meine vorgeblichen Freunde hätten mich in eine Falle zu locken gesucht, aus der ich mich so leicht nicht hätte herausarbeiten können, und hielt es, namentlich da die Sonne sich zum Untergang neigte und in diesen Gegenden die Dämmerung sehr kurz ist, für gerathen, ohne weiter Abschied zu nehmen, mich auf den Heimweg zu machen. Mein Bedienter war für diesen Tag völlig curirt, und hielt sich auf dem ganzen Rückweg so nahe an mich wie möglich.

Als ich das Dorf erreichte, wo ich das Boot entlehnt hatte, sah ich den Schiffer ganz munter auf mich zukommen; er hatte, wie er uns sagte, lange auf uns gewartet, und schon gefürchtet, die Tschin-tschu-Leute, wie er sie nannte, hätten uns beraubt oder ermordet. Es war jetzt Ebbe. Man mußte eine Viertelstunde weit über den Sand gehen, und dann erst durch die wüthende Brandung sich Bahn machen. Der Schiffer sagte anfangs es sey unmöglich vor dem Morgen das Schiff zu erreichen, ich erklärte aber, ich müsse noch an Bord des Ka-pan (großen Schiffs) mit drei Masten gehen, da ich am andern Morgen nach Tschusan abfahren wollte. Da wurde es endlich ausführbar, einigen nebenstehenden Ruderern ward ein Zeichen gegeben und sogleich war alles in Bewegung. Ein Boot wurde von mehrern Leuten über den Sand nach dem Wasser geschafft, und ich selbst schwang mich auf den Rücken eines kräftigen Chinesen, der wie ein Rennpferd durch den nassen Sand lief, und mich im Boot absetzte. Sie steuerten das Boot durch die rollende Brandung auf eine wahrhaft meistermäßige Art, und ich erreichte das Schiff, zwar vollkommen durchnaßt, aber sicher und gesund, meine gute Ansicht von den Chinesen jedoch war durch die Ereignisse des Tages wesentlich gesunken.

Ausflug nach der Mammuthhöhle in Kentucky.

(Fortsetzung.)

Gegen 10 Uhr Abends kehrte ich, mit Stalaktiten beladen, nach unserem Lagerungsplatze zurück. Meinen Freund fand ich dort auf einem der Büffelfelle ausgestreckt, da er, weil er sich ermüdet gefühlt hatte, einige Stunden früher als ich dorthin zurückgekehrt war. Der Thermometer zeigte 58° F., und sein Stand blieb hier während der übrigen Tage unverändert. (Das Wetter außerhalb der Höhle war — wie wir später erfuhren — während dieser Zeit gleichmäßig und mild.) Wir aßen mit gutem Appetit und schliefen, nachdem wir die Lampen mit Oel für die Nacht gefüllt hatten, bald ein. Gegen 5 Uhr wachte ich auf und fand beide Lampen erloschen; ich suchte die Zündhölzer hervor, um ein Licht anzustecken, diese waren aber so feucht geworden, daß keines zünden wollte. Ich hatte schon so viele versucht, daß mein Vorrath sehr auf die Neige ging, und glaubte mich schon in die traurige Nothwendigkeit versetzt, vier Tage in unausdringlicher Finsterniß zuzubringen, bis einer der Neger uns abholen würde. Endlich fing eines Feuer, aber erlosch sogleich wieder; glücklicherweise zündete aber doch nach vielen vergeblichen Versuchen eines der noch übrig gebliebenen, womit ich denn ein Wachslicht anzünden konnte. In der That war die Feuchtigkeit in der Höhle so groß, daß die wollenen Decken, in die wir uns eingehüllt, sich feucht anfühlen ließen, und daß sich auf einigen Blättern Papier, welche neben uns auf dem Boden lagen, große Wassertropfen angesammelt hatten. Darauf waren wir nicht vorbereitet gewesen; man hatte uns gesagt, daß es in diesem Theil der Höhle außerordentlich trocken sey.

Digitized by Google

Für diesen Tag hatten wir eine Excursion nach dem äußersten Theil, nach Serenas Bower, festgesetzt. Da der Weg dorthin uns als beschwerlich geschildert und die Entfernung auf 5 Meilen angegeben war, so machten wir uns, mit allem Nöthigen für den Tag versehen, früh auf den Weg.

Der Boden war anfangs eben, weiterhin aber sehr steinig. Die geognostischen Verhältnisse fand ich im wesentlichen den schon geschilderten ganz ähnlich. Auch die Seitenwände der ferneren Nebenarme, welche wir besuchten, waren mit Stalaktiten bedeckt. Alle diese Höhlen wurden von denselben Kalksteinschichten gebildet. Der Boden ward immer unebener, je mehr wir uns den sogenannten Rocky-Mountains — einer hornbgestürzten Steinmasse, — welche an einigen Punkten bis zur Decke reichte, — näherten. Wir konnten lange die Stelle, wo wir sie zu passiren hatten, nicht finden, weil die Höhle hier fast ganz verschüttet und versperrt war. Auf der andern Seite stiegen wir in eine weite Höhle mit hochgewölbter Decke hinab, welche sich in vier Arme theilt, von denen einer ganz, der andere theilweise verschüttet war. Die Decke war in der Mitte eben und durch einen vom Wasser erweiterten Längenriß getheilt; die hohe und gegenüberliegende Wand rund, vom Wasser abgerundet, herum. Die größte Höhe betrug gegen 80 Fuß. Der Boden war mit Steinen und Felsblöcken bedeckt. Die erhellten Gegenstände waren überall die tiefsten Schatten, und schon in geringer Entfernung verlor sich alles in vollkommener Dunkelheit.

Nachdem wir den Weg über das Felsengebirge, das wir so eben überstiegen, bezeichnet hatten, wandten wir uns rechts in eine niedrige Höhle, wo in einem Winkel die Thonerde gegen 16 Fuß hoch aufgehäuft lag und hinauf bis zu den Schichten reichte, zwischen welchen sie bis hieher geschwemmt war; nun hier uns mußten wir theils über das überall angehäufte Gestein hinüberklettern, theils von Felsblock zu Felsblock springen, bis wir gegen Mittag zu dem wildesten Punkt der Höhle kamen. Es hatten hier verschiedene Fußbetten übereinander bestanden, wovon die Seitenwände und die Decken die deutlichsten Spuren trugen. Alle Zwischenschichten waren zusammengestürzt. Die Felsstücke lagen verworren und wild durcheinander, waren aber besonders in der Mitte hoch aufgethürmt. Wir stiegen hinauf und sahen, nachdem wir diesen sogenannten Dom nun dort aus möglichst hell erleuchtet hatten, die Decke kegelförmig durch zusammengestürztes Gestein begränzt. Einzelne Schichten standen weit in die Höhle herein. An einigen Orten wurde anscheinend die Decke von Säulen getragen. Nur nach einer Richtung hin war es uns möglich, weiter vorzudringen. Diese Richtung verfolgend, befanden wir uns bald am Eingange einer fast ganz von Tropfstein gebildeten Grotte. Der Eingang führt steil über Tropfstein hinab, der sich überall vom Boden in kleinen Hügeln mit einer mittlern Vertiefung erhebt. Die Bildung dieses Tropfsteins an den Seitenwänden gleicht in ihren äußern Umrissen einem versteinerten Wasserfall. Im Hintergrunde sieht man ein längliches Becken; zierliche Säulen, welche auf dem Rande des Beckens stehen, tragen die Decke. Es enthält klares Wasser, wovon ich ein Glas füllte, um später unter dem Mikroskope zu untersuchen, ob Infusorien darin wimmelten.*) Unsern Rückweg fanden wir ohne Mühe wieder, obgleich wir noch mehrere Nebenarme der Höhle besuchten, und ich brachte eine reiche Ausbeute von Mineralien zurück.

*) Bei vorläufiger Untersuchung fand ich darin Monaden, Trichodina, Euglenn u. s. w.

Da bei uns Tag und Nacht gleich war, so richteten wir uns auch wenig nach den Tageszeiten über uns, aßen und tranken, wenn wir hungrig und durstig waren, und legten uns schlafen, wenn wir müde wurden. Jedesmal aber, ehe ich einschlief, trocknete ich die noch übrigen Zündhölzer, in Papier eingeschlagen, über der Lampe und steckte sie in die Brusttasche; durch dieses Verfahren erhielten sie sich vollkommen trocken und zündeten leicht. Der Vorsicht wegen wurden sie so an jedem Abend wieder getrocknet, was uns am letzten Morgen wohl zu Statten kam, da beide Lampen wieder erlöschen waren.

Am folgenden Tage fühlte sich mein Freund B. so ermüdet, daß er es vorzog, zurückzubleiben. Ich machte mich deßhalb Vormittags allein auf, um einige mehr gelegene Arme der Höhle weiter zu verfolgen, die mir aber nichts bemerkenswerthes Neues darboten. Am Nachmittag besuchten wir gemeinschaftlich das sogenannte heilige Grab (the holy sepulchre). Der schon früher bezeichnete Eingang war schwer und nicht ohne Gefahr zu erreichen. Die Decke dieses Seitenarmes ist, wie die der meisten Höhlen, eben; zwischen derselben und der höchsten Seitenschicht war auch hier ein freier Zwischenraum, von wo herab das Wasser Jahrhunderte lang über die Seitenwände herabgeflossen seyn mußte, denn diese waren tief und breit gefurcht, besonders die höhern Schichten. Die hervorstehenden Theile glichen den Lehnen alter Chorstühle. Der Eingang zum h. Grab liegt nahe der Decke, und wird von dieser und von sanduhrförmigen Tropfsteinsäulen, welche auf einer Anhäufung von Kalksinter ruhen, gebildet. Der Eingang ist so eng, daß man hindurch kriechen muß. Der Boden erhöhte sich allmählich, so daß der obere Raum nur 5 bis 8 Fuß hoch war. Hinter den letzten Säulen ging es plötzlich schroff hinunter. Die Schichten hatten sich hier gegen 12 Fuß gesenkt. Diese Vertiefung ist es, welche den Namen des h. Grabes führt. Hier mußten wir umkehren, denn es war unmöglich, ohne Leiter oder Seile an der andern Seite die Fortsetzung der Höhle zu erreichen. Wir kehrten daher, nachdem wir noch einige Nebenhöhlen besucht, zu unserem Lager in der Snowball-Chamber zurück. — Am dritten und am vierten Tage setzten wir unsere Excursionen, jedoch ohne erheblichen Gewinn wesentlich neuer Beobachtungen fort, so daß uns — wie man denken kann — in unserer Abgeschlossenheit von der Welt des Lichtes die Zeit doch endlich ziemlich lang wurde. Als unsere Uhren uns nun aber den zur Rückkehr festgesetzten Tag anzeigten und dennoch keiner der Neger zu bestimmten Zeit eintraf, entschlossen wir uns, da unsere Mundvorräthe fast aufgezehrt waren, auch ohne sie den Rückweg anzutreten. Die gesammelten Mineralien packte ich in einen Korb; was uns an Lebensmitteln übrig geblieben war, konnten wir ohne Mühe in unsern Taschen forttragen.

(Schluß folgt.)

Verwandtschaft der Tschirokesen und Azteken. Man schreitet sichtlich vorwärts in der Erforschung der indianischen Alterthümer und eine Entdeckung reiht sich jetzt an die andere; so erzählt Featherstonhaugh in seiner „Excursion through the Slave States of America,“ daß ein Arzt in Tenessee, ein Dr. Troost, ein gebornener Holländer, unter anderem im Sequatchee-Thal, das ein Lieblingsaufenthalt der Indianer in alten Zeiten gewesen zu seyn scheint, Idole gefunden habe, welche den mexicanischen ganz ähnlich sehen. Auch ist er der Ansicht, wenn man die Sprache der Tschirokesen analysiren wollte, so würde man auf große Verwandtschaft mit den aztekischen Dialekt stoßen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 175.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

23 Junius 1844.

Die englischen Zuckerzölle.

Zuckerzölle und Negerschicksal sind immer noch zwei Dinge, welche gegenseitig auf einander einwirken, da in ganz Amerika, die englisch-westindischen Inseln ausgenommen, Zucker nur durch Sklaven erzeugt wird. Das neue Zuckergesetz in England, dessen Schicksal so gut wie entschieden ist, findet mehrfachen starken Widerspruch, und die englischen Minister fahren in keiner Hinsicht gut dabei. Als die Whigs im Jahre 1841 die Zölle auf fremden Zucker von 63 Sh. auf 36 herabsetzen wollten, standen die Tories mit den Abolitionisten und mit den Westindiern zugleich in Verbindung; jetzt klagen die letztern, daß Sir R. Peel nur dem Ohr Wort gehalten, ihre Hoffnung aber hintergangen habe, und die Abolitionisten sind gleichfalls keineswegs sonderlich zufrieden: die Regierung hat zwar dem Sklavenzucker nicht Thür und Thor geöffnet, aber doch auch die Negersache nicht eben gefördert; zudem ist unter ihnen selbst Spaltung über dir Sache ausgebrochen, und sie wissen nicht mehr recht, was sie thun sollen. Die Westindier haben ein Recht sich zu beklagen, und Lord John Russell hat auch dem Ministerium sein Benehmen hart genug vorgeworfen: wenn die Tories im J. 1841, wo die Zufuhr aus West- und Ostindien ungenügend war und die Preise eine unmäßige Höhe erreicht hatten, die Herabsetzung des Zolls auf fremden Zucker bekämpften, warum setzen sie jetzt selbst die Zölle auf fremden Zucker herab, wo die Zufuhr dem Absatz entspricht und die Durchschnittspreise niedriger stehen? Der Vorwurf läßt gar keine Antwort zu, denn den wahren Grund, nämlich daß man den Holländern entgegenkommen will, darf der Minister nicht laut sagen. Der einzige Unterschied zwischen dem Thun der Whigs und der Tories besteht darin, daß die Tories den Zucker aus Ländern, wo er durch Sklaven erzeugt wird, nicht zulassen wollen; es bedarf aber eines geringen Scharfsinns, um zu bemerken, daß die Lücke, welche durch die Einfuhr von Java- oder Manillazucker in England auf dem allgemeinen Zuckermarkt entsteht, durch Zucker aus Sklavenländern wieder ausgeglichen werden muß, daß also für die Negersklaven nichts gewonnen, vielmehr möglicherweise noch verloren wird, ganz abgesehen von dem Umstand, daß cubanischer Sklavenzucker aus Mexico in England eingeführt werden kann, anderer Unterschleife nicht zu gedenken.

Lassen wir indeß den Streit der westindischen Pflanzer mit den Ministern und der aus dem Concept gebrachten Abolitionisten unter einander *) bei Seite, und sehen wir auf die Folgen, welche die neuen Zuckerzölle für die Neger, und zwar hauptsächlich in Bezug auf Westindien, haben müssen. Der Zoll auf fremden, nicht durch Sklaven erzeugten Zucker ist von 63 auf 34 Sh. per Centner herunter gesetzt, und dieß muß den Werth des deutsch-westindischen Zuckers um wenigstens 14—15 Proc. drücken. Der Westindier muß also jetzt nach wohlfeilen Arbeitern sich umsehen, oder sein Capital geht verloren. Man wird darum die Bemühungen, Neger in Afrika für Westindien anzuwerben, sich erneuern und in größerem Umfang betreiben sehen, die Opposition gegen die Beschränkungen dieses „Arbeiterhandels" wird allmählich ansteigen, und die Regierung sich genöthigt sehen, entweder die Beschränkungen aufrecht zu erhalten, und dadurch die Westindier, wenigstens auf den größern Inseln, wie Jamaica und Trinidad zu ruiniren, oder die Beschränkungen aufzuheben und sich dem Vorwurf, einen neuen Sklavenhandel zu gestatten, auszusetzen. In diese Alternative ist die englische Regierung festgebannt, und man kann sich wohl denken, daß Englands Feinde nicht lässig seyn werden, falls es in der Erlaubniß, Arbeiter aus Afrika herüber zu führen, weiter als bisher geht, ihm seine frühere Heuchelei bitter vorzuwerfen.

Hr. Jamieson, der früher schon den Capitan Becroft auf Entdeckungen im Nigerdelta aussandte, hat jetzt einen neuen Plan zur Belebung des Nigerhandels entworfen, und da Hr. Becroft schon aus der Erfahrung seiner ersten Nigerfahrt

*) Eine Versammlung der Abolitionisten sprach sich dahin aus, daß sie die Minister hinsichtlich der Zölle auf Erzeugnisse, die aus Sklavenländern kommen, nicht mehr belästigen wollten; eine andere größtentheils aus Quäkern bestehende Versammlung hob diesen Beschluß auf: die Gesellschaft ist augenscheinlich etwas aus den Angeln gerückt, und wird jetzt von ihren alten Gegnern mit Spott verfolgt.

weiß, daß man im Nigerdelta schwarze Arbeiter in Menge bekommen könnte, so wird man die Gelegenheit, diese Erfahrungen zu verfolgen, nicht verstreichen lassen. Hr. Macgregor Laird, nebst Beeroft einer der gründlichsten Kenner der Verhältnisse des westafrikanischen Küstenlandes, hat einen Plan ausgearbeitet, um einen freien Verkehr zwischen Cape Coast und dem englischen Westindien herzustellen, und dieser Plan ist von der Glasgower Emancipationsgesellschaft günstig begutachtet worden. Alle diese und mehrere ähnliche Bestrebungen stechen scharf ab von den Ansichten der ächten, aber beschränkten Abolitionisten, wie Fowell Buxton und seine Anhänger, die einem solchen neuen Menschenhandel durchaus entgegen waren; aber, sagt der ungläubige Franzose, il y a avec Dieu des accomodements, man wird sich mit dem Gewissen und den Heiligen in England abzufinden wissen, und nur die Scheu vor dem Hohn und dem gerechten Tadel der Welt, welche den philanthropischen Heiligenschein der englischen Regierung längst für unächt ansah, hält noch von offener Begünstigung des neuen Menschenhandels ab, denn an der ganzen afrikanischen Küste gibt es, vielleicht die einzigen Krus abgerechnet, keinen Stamm, der freiwillig sich nach Westindien verpflanzen ließe; alle folgen dem Gebot ihrer Herren und Häuptlinge und werden verkauft, oder wenn es aus Sklavenschiffen weggenommene Neger sind, von den Engländern mit oder gegen ihren Willen nach Westindien geführet und dort an die Pflanzer zu siebenjähreigem Dienst verhandelt. Das mindert die unermeßlichen Folgen des großen Schrittes der Emancipation nicht, zeigt aber, wie die Engländer zwischen ihrem philanthropischen Heiligenschein und ihrem Vortheil in die Klemme kommen. Die neuen Zuckerzölle werden diese Klemme noch steigern, eine Art Krise in den Zuständen des englischen Westindiens herbeiführen und wahrscheinlich die Negerausfuhr aus Afrika bedeutend vermehren.

Cartago.

(Schluß.)

Aus dergleichen Alterthümern, welche man in dieser Gegend findet, ersieht man offenbar, daß das schöne fruchtbare Caucathal sonst von Indianern bewohnt wurde. Der Sage nach soll es, vor der Eroberung der Spanier, ganz von indianischen Dörfern und Hütten bedeckt gewesen seyn, während man jetzt von denselben auch nicht eine Spur mehr sieht. Wie tyrannisch müssen diese Bedrücker gewüthet haben, daß die armen Eingeborenen aus diesem großen Thale so gänzlich ausgerottet worden sind! Wenn man durch das Land reist, entdeckt man leicht noch die Spuren der schmalen Graben, welche die Indianer einstens bei Bearbeitung des Bodens zogen, eine Art das Land zu bauen, welche den in der Nähe von Popayan wohnenden Indianern noch heutzutage eigenthümlich ist. Die meisten der unglücklichen Indianer kamen bei den schweren Arbeiten in den Bergwerken von Choco und Buenaventura und durch die Mißhandlungen um, welche sie daselbst von ihren unbarmherzigen und habsüchtigen Herren erfuhren. Las Casas, zu Karl des Fünften Zeiten ihr großer Freund und Beschützer, mag in seinen Erzählungen die Grausamkeiten der Spanier gegen sie häufig übertrieben haben, gewiß ist es aber, daß sie gleich einer verderblichen Pest unter ihnen wütheten, und daß die armen Eingebornen durch die harten Arbeiten und den Gram über den Verlust ihrer Freiheit in Menge aufgerieben wurden.

Hr. Laroche hatte außerdem die Güte, mir einige indianische goldene Zierathen zu geben und ein Halsband von Kalkstein, welches er in einem alten indianischen Grabe auf dem Berge Cucuana gefunden hatte. Ueber die Entdeckungen, welche er daselbst gemacht hatte, gab er mir schriftlich folgenden Bericht: Auf genanntem Berge, nicht weit von dem Paramo von Banegas, entdeckte ich ein Huaca oder altes indianisches Grab mit zwei Skeletten; das eine hatte eine sitzende Stellung und war mit einer pyramidenförmigen Bedeckung aus Palmblättern umgeben; an seiner Stirn befand sich eine lilienähnliche Blume aus Gold und an der Nase waren zwei aneinanderhängende goldene Ringe, jedes von zwei Zoll im Durchmesser, befestigt. Das andere Skelett, welches seinem Schmucke nach zu urtheilen von einer Frau war, lag in einer großen Urne, die ihm zum Sarg diente. Um den Nacken wurde ein Halsband, welches aus acht Kugeln von marmorartigem Kalkstein bestand, und an diesem eine goldene Blume wie die vorige. An den Armen waren eine Menge von kleinen Perlen, welche Ueberreste von Armbändern zu seyn schienen. In der Nase hatte es nur einen großen goldenen Ring, der über die Vorderzähne herabhing, welche sich in einem so vollkommenen Zustande befanden, daß man dadurch auf den Schluß geleitet wurde, das Frauenzimmer müsse jung gestorben seyn. Neben dem ersten Skelett fand ich auch eine Figur von gebranntem Thon, welche die ausgebreiteten Flügel eines Schmetterlings vorstellte, welche vom Leibe abgebrochen waren. Diese Flügel mochten wohl eine religiöse Beziehung in der alten Symbolik der Indianer haben, so wie auch die alten Aegyptier der Gottheit Flügel gaben, um dadurch ihre Herrschaft über die Winde und ihren Aufenthaltsort in der Luft anzudeuten. Das erwähnte steinerne Halsband besitze ich noch, die goldenen Zierrathen aber so wie die Flügel des Schmetterlings habe ich verschenkt.

Der Cujawabaum, welcher eine dunkelfarbige, der französischen Bohne ähnliche Schote trägt, wächst in Cartago in großer Menge. Die weiche Schale, welche die Kerne bedeckt, ist eine Lieblingsspeise der Neger. Auf den kleinen Flüssen und Seen in der Gegend von Cartago halten sich viele Schnepfen und wilde Enten auf. An einem Teiche sah ich über dreißig Paar Schnepfen aufsteigen; sie flogen nicht weit und zum Schießen niedrig genug, so daß wie hier die beste Gelegenheit zum Jagen gehabt haben würden, hätte ich nicht einem befreundeten Columbier, dem die Waidmannslust über alles ging, meine letzten zwei Pfund englisches Schießpulver geschenkt. Von den Gebirgen kommen häufig schwarze Bären in die Ebene herab, um daselbst die Früchte der Palmen aufzusuchen, welche eine leckere Speise für sie sind.

Digitized by Google

Nicht weit von unserem Quartiere wohnten in einem hübschen kleinen Hause vier junge Mädchen mit ihrer Mutter, die einige Landereien und mehrere Kühe besaßen, von deren Milch sie die Aetigkeit hatten, uns alle Morgen eine große Schale voll zu schicken. Der Anstand erforderte, daß wir sie dagegen unsererseits besuchten, um ihnen für ihre Aufmerksamkeit zu danken, und so lernten wir diese Familie, die hier ein recht ruhiges, angenehmes Leben führete, näher kennen. Die drei jüngsten Töchter, von denen keine über zwanzig Jahre alt war, hatten eine ganz europäische Gesichtsfarbe und viel Einnehmendes in ihrem Aeußern. Hr. Laroche erzählte mir, daß diese Familie mit zu den reichsten im Lauthale gehört habe; im Bürgerkriege sey sie aber fast um ihr ganzes Vermögen gekommen. Nach dem Tode des Mannes waren der bedrängten Wittwe nur noch einige kleine Besitzungen geblieben, welche des Jahres etwa 400 Dollars einträgen, mit denen die Familie jetzt ihre sämmtlichen Bedürfnisse bestreiten müsse. Mich erheiterte die Gesellschaft dieser angenehmen, guten Mädchen; sie spielten alle die spanische Guitarre, welche sie mit ihrer Stimme begleiteten.

Des Abends sah ich einen Leichenzug, an dessen Spitze ein Trommler und ein Pfeifer spielten, während das Volk auf dem Markte Feuerwerke abbrannte. Als ich mich nach dem Grunde dieses auffallenden Benehmens erkundigte, war die Antwort, daß man die Leiche eines jungen Mädchens zur Erde bestatte, und daß man hier immer durch solche Feierlichkeiten seine Freude bezeige, wenn jemand jung gestorben sey, weil er dann weniger Sünden abzubüßen habe. Am folgenden Tage sah ich den Vater der Verstorbenen, welcher mir lächelnd verkündete, daß seine Frau soeben die in seiner Familie entstandene Lücke wieder ausgefüllt habe. Die Creolen können sich bei der ihnen eigenthümlichen philosophischen Ruhe leicht über jedes Unglück trösten.

Die niedere Volksclasse hat hier ein Instrument, welches Alfanda heißt. Man thut in die Höhlung des Holzes die kleinen schwarzen Samenkörner der Chakerafrucht, welche, wenn sie darin geschüttelt werden, einen starken und nicht unangenehmen Schall verursachen, mit dem man die Guitarre zu begleiten pflegt. Ein anderes Instrument, Carrasca genannt, welches hier gebräuchlich ist, hat einen starken, ganz unmelodischen Ton. Es besteht in einem mit großen Kerben versehenen Stück Schwarzpappelholze, über welches man mit einer Ochsenrippe fährt. In Europa würde dieses Instrument wahrscheinlich Auftritte hervorbringen wie die, welche der unübertreffliche Hogarth in seinen „wüthenden Musikanten" so meisterhaft dargestellt hat.

Ausflug nach der Mammuthhöhle in Kentucky.

(Schluß).

So gut wir uns aber auch orientirt hatten, als wir auf unsern Ortssinn ausschließlich angewiesen waren, so schwer wurde es uns doch jetzt auf unserem Rückwege an einzelnen Punkten, wo mehrere Höhlen zusammentrafen, weil wir uns zu sehr auf die Leitung der Führer verlassen hatten. Wir schlugen dann den Weg ein, welcher uns als der wahrscheinlich rechte erschien; oft aber glaubten wir falsch gegangen zu seyn, wenn uns alles ringsumher fremd ansah. Dennoch setzten wir den einmal eingeschlagenen Weg fort und trafen auch immer bald wieder auf Gegenstände, die uns als bekannt vorkamen. Aber Eine Stelle machte unsern guten Glauben sehr wankend, denn nirgends war ein Weg zu finden, der uns hätte weiter führen können; der Boden war mit schlüpferigem Thon bedeckt, das Wasser tröpfelte überall von der Decke herab und nirgends waren Fußstapfen in dem weichen Thon sichtbar. An verschiedenen Orten versuchte ich über den abschüssigen schlüpferigen Boden weiter vorzudringen; es wollte mir aber nicht gelingen, und zuletzt glitt ich bei einem solchen Versuche seitwärts in eine mäßige Vertiefung. Dieser faux pas gereichte uns aber sehr unerwartet zu großem Troste: denn zwischen zwei Felsstücken, in deren Nähe ich mich befand, bemerkte ich deutlich einen Durchgang, den ich mit großer Freude bestimmt wieder erkannte.

Unsere Besorgniß, einen falschen Weg eingeschlagen und unsern Führer verfehlt zu haben, hatte für dießmal wieder ein Ende. Bald darauf, als wir wieder in einer Erweiterung der Höhle, wo ebenfalls die Fußstapfen in dem weichen Boden vom Wasser weggewaschen waren, vergebens nach dem Wege suchten, wurden wir höchst angenehm durch die Stimme eines der Neger überrascht, der, während er den Kahn über das Wasser daher ruderte, ein Lied sang, das er mit seinen Ruderschlägen begleitete. Durch die rundliche Oeffnung, welche von der weiten Höhle, in welcher wir standen, zum Wasser führte, sahen wir anfangs nur ein Licht, das sich langsam auf uns zu bewegte; erst spät erkannten wir das Boot und den Neger. Er hatte sich lange Zeit auf dem Wasser aufgehalten, um Fische zu fangen, aber nur zwei Krebse bekommen. Wir schickten den Neger nun zunächst nach der Schneeballkammer, um den Korb mit Mineralien und später die andern zurückgelassenen Sachen zu holen. Unterdessen bestiegen wir das Boot, um wieder auf den Fischfang auszugehen. Während wir langsam dahin fuhren, sah ich dicht unter der Wasserfläche und nahe über einem Felsstück einen dunkelgefärbten, ungefähr 5 Zoll langen Fisch. Er schwamm aber so nahe über dem Stein, daß es unmöglich war, das Netz unter ihn zu führen. Es stieß gegen eine hervorstehende Ecke des Felsstücks an, und durch die Bewegung des Wassers wurde der Fisch erschreckt. Es war der einzige Fisch dieser Art, den ich sah. Der Schwarze sagte später, daß er früher einmal einen solchen Fisch gefangen; derselbe habe aber Augen und eine von den weißen Fischen verschiedene Gestalt gehabt. Etwa drei Stunden mochten verflossen seyn, als Matthew, unser Neger, mit dem Korbe, den Fellen und Decken beladen zurückkehrte, und noch immer hatten wir keinen der weißen Fische gesehen. Doch bemerkte ich, während wir über die Flüsse zurückfuhren, noch drei derselben; zwei verschwanden aber, sobald wir uns ihnen mit dem Boote näherten, und nur einen derselben war ich so glücklich zu fangen. Die Temperatur des Wassers war 57½°, die der Luft 56° F. Etwa nach einer Stunde kamen wir an der andern Seite des Styx an.

Ich hielt mich auf dem Wege noch einige Zeit auf, um verschiedene Punkte zu skizziren. B. war vorausgegangen und glaubte, ohne Führer den Ausgang finden zu können. Als ich später ihm folgte, fand ich ihn ungefähr 30 Schritte vom rechten Wege entfernt, in einem Theil der Höhle, wo sich mehrere Höhlen kreuzten, auf einem Stein sitzend. Er hatte mich dort, nicht ohne Herzklopfen, sehnlich erwartet, und

Digitized by Google

beſorgt, ich möchte auf einem andern Wege ihm ſchon vorübergegangen ſeyn.

Jetzt näherten wir uns wieder dem Eingange des dunkeln Labyrinths, worin wir ſo lange umhergeirrt waren. Das hereinfallende Licht machte auf uns, nachdem wir gegen fünf Tage unter der Erde in der Dunkelheit zugebracht hatten, einen unbeſchreiblich freundlichen Eindruck. Wer das Licht lange entbehrt hat, fühlt, welchen Einfluß es auf uns übt. Das Blau des Himmels erſchien uns klarer, das Grün der Bäume grüner, alles um uns her ſchöner und lieblicher; auch die Menſchen waren liebenswürdiger als ſonſt.

Als wir am folgenden Morgen in die Höhle zurückkehrten, fanden wir die Patienten beim Frühſtück, das ihnen von den Sklaven vom Caſehouſe gebracht wurde. Es war ein eigenthümlicher Anblick, fünf junge Männer hier verſammelt zu ſehen, in einer Höhle auf Herſtellung ihrer Geſundheit haſſend, obgleich ſie ſich alle ſchlechter befanden als zur Zeit, da ſie hineingekommen waren. Ihre ſanguiniſchen Hoffnungen auf baldige und völlige Geneſung hatten ſich aber ſehr verloren. Auch hätten ſie ſich keinen ungünſtigern Aufenthaltsort wählen können als dieſe Höhle, in welcher die längſte Zeit im Jahre hindurch die Temperatur, obgleich im Ganzen ſehr gemäßigt, dennoch zu niedrig iſt, um ſich darin bei mangelnder Bewegung ohne Feuer aufhalten zu können. Die Luft iſt ſo feucht, daß ſich einige mit ihrem Anzug zu Bett legten, weil, wie ſie ſagten, die feuchten Bettdecken ihnen unangenehm wären; aber auch am Tage fühlten ſie die Feuchtigkeit der Kleider. Einige klagten deßhalb auch über rheumatiſche Schmerzen.

Beſonders ungünſtig wirkt auf ihr Befinden ihr Gemüthszuſtand zurück, der durch den Aufenthalt in der dunkeln Höhle ſehr niedergedrückt wird, wo die Patienten größtentheils auf ſich ſelbſt angewieſen ſind und ſich gegenſeitig meiſtentheils über ihren Zuſtand unterhalten, die übrige Zeit aber allein in ihrem Zimmer zubringen und hier von dem Rauche ihrer Oefen beläſtigt werden. Mehrere notirten ſich mit Genauigkeit die Veränderungen, welche ſie in ihrem Geſundheitszuſtande wahrnahmen. Am Mittag aßen wir mit ihnen zuſammen. Die Geſpräche waren immer ernſt. Ich hielt es für meine Pflicht, im Geſpräch die Kranken, welche auf Beſſerung hofften, auf das Grundloſe und Widerſinnige der Behauptung, daß ein Aufenthalt von einigen Wochen oder Monaten in der Höhle Bruſtkranken heilſam ſey, aufmerkſam zu machen, und ihnen zu rathen, die Höhle baldigſt zu verlaſſen. Zwei derſelben entſchloſſen ſich auch wirklich zur Abreiſe. Der eine, welcher ſchon 3 bis 4 Jahre gelitten und einen Winter in Cuba ſeiner Geſundheit wegen zugebracht hatte, glaubte beſonders deßhalb, daß der Aufenthalt in der Höhle einen heilſamen Einfluß auf Schwindſüchtige ausüben müſſe, „weil Fleiſch darin nicht verweſe.“ Ich hatte ihn, als er mir dieß vor einigen Tagen ſagte, aufgefordert, den Verſuch zu machen, ob es denn auch wahr ſey, und ihn veranlaßt, ſogleich ein Stück Fleiſch auf einen Haufen Steine in der Nähe ſeiner Hütte zu legen. Als wir jetzt nachſahen, was daraus geworden ſey, fanden wir es größtentheils in Verweſung übergegangen; dieß war hinlänglich, ihn von der Trüglichkeit der im Publicum verbreiteten Gerüchte zu überzeugen. Zwei Schwindſüchtige waren ſchon im Caſehouſe geſtorben. Wenn noch einige an der Schwindſucht dort ſterben ſollten, ſo werden bald die Hütten in der Höhle leer ſtehen.

Der Wirth verſicherte mich offenherzig, daß von zehn Patienten, welche mit der Abſicht, einige Zeit in der Höhle zuzubringen, aus verſchiedenen Theilen der Union dort hingekommen, neun ſogleich, nachdem ſie die Höhle Einmal beſucht hätten, wieder abgereiſt wären. Einige Sklaven waiteten bei Tiſch auf. Sie lagerten ſich von Zeit zu Zeit, wenn ſie gerade nichts zu thun hatten, auf dem Boden, und waren die einzigen, die hier ſcherzten und lachten. Zwei derſelben geriethen in Streit; ein dritter machte demſelben aber mit den Worten ein Ende: „Be quiet you niggers (nigger wird als Schimpfwort gebraucht, ſtatt negro) you hav'nt a drop of *white blood* in your veins.“ Man ſieht, wie hoch die armen Schwarzen das weiße Blut zu ſchätzen wiſſen.

Nach Tiſch beſuchten wir Gorins Dom. Der Weg dorthin führt durch verſchiedene Höhlen. Man muß mehrere Leitern von verſchiedener Höhe hinauf- und hinabſteigen; zuletzt kommt man in einer ziemlich weiten verticalen Zerklüftung an eine Oeffnung in der Seitenwand, durch welche man in Gorins Dom hineinſieht. Eine koloſſale Säule, in ihrer Bildung der des Bottomleß Pit ähnlich, deren Höhe man zu 80′ angibt, nimmt den ganzen mittleren Raum eines großen Doms ein, deſſen ausgehöhlte ebene Seitenwände ungefähr 15 bis 20 Fuß von der Säule abſtehen. Die herrſchende Stille wird nur durch das Tröpfeln des Waſſers unterbrochen. Wir ſtiegen durch eine andere Oeffnung in den Raum neben der Säule hinab. Die Säule hängt an einer Seite mit dem übrigen Geſtein zuſammen, ſcheint aber von dem Punkt aus, wo man hinein tritt, in der Luft zu ſchweben; unterhalb derſelben iſt ein freier Raum, gegen 4 Fuß weit; ihre untere Fläche iſt uneben. Die lockern Theile ſind vom Waſſer weggeſpült, die feſtern ſtehen hervor. Der Boden war hie und da mit Waſſer bedeckt. Dieß war der letzte ferne Punkt, den wir in der Höhle beſuchten.

Von den vielen Namen, welche man zu verſchiedenen Zeiten den einzelnen Theilen der Höhle beigelegt hat, habe ich nur diejenigen genannt, welche wegen ihrer Schönheit oder in Bezug auf die geognoſtiſchen Verhältniſſe Intereſſe darbieten. Des Teufels Ellenbogen, ſein Spiegel, ſeine Kühlwanne (the devils cooling tub) u. ſ. w. ſind Namen von ſolchen Gegenſtänden, die dem Reiſenden allenfalls als Wegweiſer dienen können; ſonſt bieten ſie nur Stoff, die Phantaſie derer, welche die Höhle nicht beſucht haben, zu beſchäftigen.

Die ganze Umgegend iſt reich an Höhlen, unter denen die Salpeterhöhle wegen ihres bedeutenden Gehalts an Salpetererde wohl die bemerkenswertheſte iſt.

Ich habe jedoch die Geduld des Leſers für meinen Ausflug ſchon ſo lange in Anſpruch genommen, daß ich ihm jede weitere Schilderung billig erſpare.

Punch über die engliſchen Miſſionen. So viel Erhebendes in den engliſchen Miſſionen liegt, ſo viel Falſches und Unerfreuliches kommt auch mit zu Tage, ſo daß es ſtark anfängt der Spaß zu werden. Punch ergeht ſich in einem ſeiner neueſten Blätter darüber, und bemerkt unter anderem, man unterſchreibe jährlich 25,000 Pfd. St. zu Bekehrung der Juden in Jeruſalem, Hebron, Bethel, Smyrna ꝛc., und er möchte denn wohl einmal die Abrechnung ſehen, wie viel Juden denn wirklich bekehrt würden und wie hoch ein Judenrenegate zu ſtehen komme; er glaubt ein falſcher Paradiesvogel müſſe ungemein theuer ſeyn, und die engliſchen Damen thäten beſſer, das Elend daheim etwas mit ihrem Gelde zu lindern.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 176.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

24 Junius 1844.

Die oskische Sprache.

Wir haben im vorigen Jahre unter dem Titel: „die Pelasger" von zwei Werken berichtet, von denen das eine die Verwandtschaft der rhätischen Alpenvölker mit den Etruskern, das andere die gleichmäßige Abstammung sämmtlicher mittelitalienischen Völker zu beweisen suchten. Es stellt sich immer mehr heraus, daß dieser alte Volksstamm von Kleinasien aus durch die Süddonauländer, Griechenland und den Archipel sich nach Italien, dem südlichen Gallien, durch den ganzen Alpenzug und selbst bis nach Spanien verbreitete. Noch sind, um den Beweis hiefür einigermaßen vollkommen zu liefern, eine Menge einzelner Studien zu rechnen, die nur allmählich durch den ameisenartigen Fleiß der Gelehrten sich ausführen lassen. Zu diesen gehören auch ein paar Schriftchen von Raymund Guarini, welche uns kürzlich in die Hände gefallen sind. Das erste (Nupera quaedam osca cum auctar. in marm. anxan. Commentar.) gibt einige oskische Inschriften nebst der Erklärung; das zweite enthält ein kleines oskisches Wörterbuch (Lexici oscolatini stamina quaedam). Der Verfasser gibt seine Stellung als Gelehrter am Ende des letztern Werkchens in vier lateinischen Versen dahin an, daß so viel auch an diesen Anfängen fehlerhaftes seyn möge, ihm wenigstens die Ehre bleibe, daß er den ersten Anfang mit einem oskischen Wörterbuch gemacht habe. Es ist hier nicht der Ort, in das Nähere dieser beiden in etwas gesuchtem Latein geschriebenen Abhandlungen einzugehen, und wir bemerken bloß, daß die oskische Sprache, ein Dialekt der allgemeinen altitalischen oder richtiger pelasgischen, eine eigenthümliche Stellung zwischen dem Römischen und Griechischen einnimmt. Eine der angeführten und erklärten Inschriften betrifft einen zu Rom vom Senat entschiedenen Proceß über die Weiderechte der Stadt Agnas (jetzt Agnone, in dessen Nähe noch weitläufige Spuren einer großen, alten Stadt sich finden), und der Verfasser bemerkt, die Inschrift reiche vermuthlich nur wenig über den italischen oder Bundesgenossenkrieg hinauf, sey also aus einer Zeit, wo der oskische Dialekt schon allmählich in den römischen überging. Schon hieraus ergibt sich, daß Guarini völlig die Ansicht Abekens theilt, daß das Oskische keineswegs eine von dem Römischen gesonderte Sprache gewesen sey, sondern von diesem und dem Etruskischen nur dialektisch sich geschieden habe. Es ist dieß kein unwichtiger Beitrag zur alten Völkergeschichte und Linguistik Italiens, welche gegenwärtig von italienischen Gelehrten mit einer merkwürdigen Ausdauer gepflegt werden. In dieser Beziehung müssen wir zugleich auf ein Werk aufmerksam machen: Storia della due Sicilia di Nicolà Corcia, von welchem im vorigen Jahre ein Band erschienen ist, und das die Geschichte des südlichen Italiens und Siciliens von den ältesten Zeiten bis zum J. 1789 umfassen soll. Schon in der Vorrede, namentlich p. 24—26 spricht der Verfasser sich dahin aus, daß ein Völkerzug aus Griechenland, Epirus, Dalmatien und Liburnien herübergegangen sey nach Italien, und daß alle diese Völker aus Einem Stamm entsprossen seyen. Die nähere Ausführung mit Rücksicht auf die religiösen Ideen und die Heiligthümer des pelasgischen Stammes gibt das Werk selbst, und es sind darin alle möglichen Hülfsmittel, auch die Schriften unserer Landsleute, wie Abeken, Schnars u. s. w. möglichst benützt. So mangelhaft das Ganze auch noch in den einzelnen Theilen seyn mag, so kann man doch nicht umhin zu bemerken, daß das Werk ein ungeheures Studium verräth, und daß es, noch mehr als die specellern Schriften Guarini's, den Beweis führt, daß Süditalien keineswegs so litterarisch todt ist, als man oft annimmt.

Ein Ausflug an den See von Guativata.

(Aus dem Tagebuch eines englischen Touristen.)

Bei einem Kaufmanne in Bogota sah ich ein Halsband von Perlen aus Panama, die hinsichtlich ihrer Größe, Gestalt, Farbe und Glatte ganz vorzüglich waren. Er verlangte dreitausend Dollars dafür. Die Perlen, welche man an der Küste von Panama fischt, sind nicht so schön als die orientalischen, und werden gewöhnlich nach einigen Jahren gelb. Dagegen kann man die Tropfperlen nicht leicht größer und schöner finden als in Panama, und wenn die zusammenpassenden gut

Digitized by Google

sortirt sind, werden sie sehr theuer bezahlt. Die Perlen aus Rio de la Hacha haben eine schönere Farbe als die Panamaperlen, sind aber nicht so groß; an der Küste von Rio de la Hacha betreiben Indianer die Perlenfischerei. Auch bei Hrn. Pepe Paris, mit dem wir bekannt geworden waren, sahen wir eine beträchtliche Sammlung südamerikanischer Perlen.

Einige Tage darauf lud mich dieser Herr, der mir während meines Aufenthalts in Bogota manche Artigkeit erzeigt hatte, zu einer Partie nach dem See Guativata ein, welcher durch die Versuche, die man in neuerer und neuester Zeit gemacht hat, ihn abzulassen, große Aufmerksamkeit erregt hat. In diesen geheimnißvollen See sollen die indianischen Kaziken bei ihren religiösen Ceremonien und um den Spaniern ihre Beute zu entziehen, ihre goldenen Götzenbilder so wie andere Schätze geworfen haben, und in der Hoffnung Kunstwerke und Gold in Menge zu finden, trat unter der Leitung des Hrn. Pepe Paris in Bogota eine Gesellschaft zusammen, die zur Bewerkstelligung des Unternehmens den See abzulassen Geldbeiträge sammelte. Der Betrag jedes Antheils war zweitausend Dollars, und eine Zeit lang wurde für sie, wie es häufig bei den Actien der Gesellschaften zur Betreibung des Bergbaues der Fall war, eine beträchtliche Prämie bezahlt; aber noch ehe ich Bogota verließ, waren sie schon sehr im Werthe gesunken. Außer Campbell nahmen noch der Mineralog Riviero und Dr. Cheyne, ein junger schottischer Arzt, der nach Bogota gekommen war um daselbst zu prakticiren, an der Gesellschaft Theil.

Um halb zehn Uhr erreichten wir El Cedro, ein kleines nördlich von Bogota gelegenes Landhaus, wo Hr. Pepe Paris ein Frühstück für uns bestellt hatte. Von El Cedro aus kamen wir in nordöstlicher Richtung über einige Berge und dann in ein äußerst fruchtbares, gut bewässertes Thal; über eine zweite Bergreihe gelangten wir hierauf in das geräumige Thal Guativata und erreichten um vier Uhr Nachmittags das Dorf gleichen Namens, welches ungefähr 30 spanische Legnas von Bogota liegt. Nicht weit von Guativata kam uns ein Franciscanermönch, welcher hier den Pfarrdienst versah, mit ungefähr vierzig Landleuten zu Pferde entgegen. Der Mönch begrüßte uns mit einer kleinen Anrede, versicherte, daß er sich von unserem Aufenthalt in Columbia viel Gutes verspreche und hieß uns willkommen in Guativata. Wir gingen hierauf nach dem Pfarrhause zu, vor welchem sich die ganze Einwohnerschaft, welche aus Indianern bestand, versammelt hatte. Zwei spielten auf ihrem Nationalinstrument, der Chirimia, und andere ließen Raketen und Schwärmer steigen. Die Landleute ritten vor dem Pfarrhause vorüber, stellten sich dann in eine Reihe, nahmen ihre Hüte ab und erhoben ein dreimaliges Freudengeschrei, in welches die Indianer und wir mit einstimmten. Hierauf riefen sie in spanischer Sprache: „Es lebe das englische Volk und sein Freundschaftsbund mit der Republik Columbia!"

In dem Pfarrhause wo wir übernachteten, fanden wir alles nach unserer Bequemlichkeit eingerichtet; die Pfarrpfründe in Guativata trägt jährlich 3000 Dollars ein. Die Indianer in dieser Gegend sind ein deprimirter Menschenschlag; ihr Geist scheint durch die grausamen Gewaltthätigkeiten, welche sie unter ihren früheren spanischen Herren erdulden mußten, ganz niedergedrückt zu seyn. Auf keine Frage die man an sie richtet wissen sie mehr zu antworten als: si mi amo oder no mi amo, wobei ihr ganzes Wesen und Benehmen voll kriechender Demuth ist. Der kleine Fluß Guativata läuft dicht an dem Dorfe vorüber, wendet sich dann bei Esquiba nach Südwesten und tritt in die Ebene von Bogota, nach welcher er von da an der Bogota genannt wird. Bei Guativata werden Eisen und Steinkohlen gefunden, und die letztern geben, wie die Steinkohlen von Kendal, eine Art von Pechflamme. Auch Mineralquellen befinden sich in dieser gesegneten Gegend.

Um 7 Uhr des Morgens verließen wir das Dorf Guativata und kamen um 9 Uhr an eine Hütte bei dem See, die Hr. Pepe hatte erbauen lassen; hier genossen wir unser Frühstück. Unterweges waren wir an der Stelle vorüber gekommen, wo vor der spanischen Eroberung die indianische Stadt Chilacho gestanden hatte, deren Bewohner fast sämmtlich Handel mit Gold und Silber trieben. Nach dem Frühstück begaben wir uns an den nur einige Minuten weit entfernten See, der von der Seite, wo man die unterirdischen Arbeiten angefangen hatte, eine schöne, romantische Ansicht gewährt. Er liegt in einem Kessel, ganz von Bergen, die etwa 300 Fuß hoch über seine Fläche emporragen und bis zum Gipfel mit Wald bewachsen sind, eingeschlossen. Seine Oberfläche lag, ohne die mindeste Bewegung, glatt wie ein Spiegel vor uns, und das Wasser war vollkommen klar. Auf einer Seite desselben zeigte man mir die noch von den Indianern angelegten Treppen, auf denen ihre Kaziken, Edlen und Priester hinabstiegen, wenn sie ihre Ceremonien zur Beschwörung der bösen Geister anstellten, die sich nach dem Volksglauben in dem Wasser dieses Sees aufhielten. Wir fuhren in einem kleinen flachen Boote über das mystische Gewässer, wobei ich an allen seichten Stellen mit forschenden Blicken spähete, in der Hoffnung ein goldenes Idol zu entdecken, aber leider war alle Mühe vergeblich. In der Mitte ist der See ungefähr 27 Fuß tief, und hier sollen die meisten Schätze liegen. Auf der andern Seite des Sees erblickten wir eine Reihe großer, eingerammter Pfähle, bei deren Aufführung die Spanier schon fünfzig Jahre nach der Eroberung des Landes ähnliche Zwecke gehabt hatten, als jetzt unser Freund Pepe Paris. Sie wollten nämlich den See an einer seichten Stelle ablassen, und dieß gelang ihnen auch glücklich. Beim Nachsuchen fand man eine beträchtliche Menge Gold, von dem ein Fünftel, dessen Werth sich auf 3000 Dollars belief, in der königlichen Schatzkammer zu Bogota als Antheil des Königs von Spanien niedergelegt wurde. Eine officielle Urkunde, die im Archiv zu Bogota aufbewahrt wird, dient zur Bestätigung dieser Nachrichten.

Einige von uns badeten in dem See; sein Wasser war kalt und man beeilte sich herauszukommen. Aus den benachbarten Bergwäldern kommen oft Hirsche, Rehe und andere Thiere des Waldes an den See, um in der mystischen

Digitized by Google

statt ihren Durst zu löschen. Wildpret mancher Art, aber auch Jaguars und Tigerkatzen hausen in den schönen, immer grünen Waldungen in der Nähe des Guatavatasees.

Der Gang, welchen Hr. Pepe Paris hat graben lassen, geht in nordöstlicher Richtung durch einen Berg, und es ist bereits geraume Zeit, seitdem man dieses große Unternehmen begonnen hat. Nachdem man mit großem Aufwande von Mühen und Kosten den Graben durch den Berg gezogen hatte, zeigte sich, daß er zur Ableitung des Wassers nicht Fall genug hatte, er füllte sich siebenmal wieder mit Erde und Steinen. Da also auf diesem Wege kein glücklicher Erfolg zu erwarten war, rieth man Hrn. Pepe einen neuen, unterirdischen Graben 30 Fuß unterhalb des Serbettes, in derselben Richtung als den vorigen, anzulegen. Dieser war zur Zeit, da wir den See besuchten, auch wirklich seiner Vollendung schon nahe. Später erfuhr ich aber, daß man auch hier auf unvorhergesehene Schwierigkeiten gestoßen sey, und es ist daher, wenn er nicht einen geschickten englischen Ingenieur kommen läßt, sehr zu befürchten, daß es dem armen Hrn. Pepe Paris nicht besser gehen werde als dem Hunde in der Fabel, der über dem Schatten im Wasser das Fleisch verliert. Zu gönnen wäre es ihm sehr, daß seine großen Bemühungen endlich durch einen glücklichen Erfolg belohnt würden; schon wegen seines edeln, rechtschaffenen Charakters und seiner großen Dienstfertigkeit besonders gegen Fremde, kann man ihm nur Gutes wünschen. Er war ein vertrauter Freund und Bewunderer Bolivars, und lebte auch mit Cochrane in den innigsten Verhältnissen. *)

Es läßt sich kaum bezweifeln, daß man Gold in dem See finden werde, wenn es je gelingen sollte sein Wasser abzuleiten, wohl aber, daß es hinreichen werde, den Theilhabern an der Unternehmung ihr Capital zurückzubezahlen und die Interessen zu vergüten. Ein Grund dafür zu glauben, daß die Indianer nicht viel Gold besitzen konnten, ist der, daß ihre nächsten Goldgruben vier bis fünf Tagereisen weit entfernt in der Provinz Mariquita lagen, und auch diese sollen nie stark benutzt, sondern meistens nur Goldstaub aus der Erde und dem Sande gewaschen worden seyn. Zwar sagt man, daß auch dieser in sehr reichlicher Menge in der Ebene gefunden werde, auf welcher die Stadt Mariquita liegt und in dem Orte selbst brauche man nur Erde von der Straße zu nehmen und sie in einem Gefäße zu waschen, um Spuren desselben zu entdecken; aber die Sagen und Vorstellungen von der Größe dieser Reichthümer sind, wenn man auch die Sache zugibt, dennoch gewiß sehr übertrieben worden.

*) Der neueste Versuch, durch unterirdische Gänge und andere künstliche Vorkehrungen das Wasser des Guatavata abzuleiten, gehört in das Jahr 1834. Einer der reichsten Creolen in Bogota stand an der Spitze dieser Speculation, die aber keinen bessern Erfolg hatte als die des Hrn. Pepe. Man fand nichts als einige goldene Ringlein und Kettlein; die großen Schätze hüten wie es scheint die Geister der Tiefe, die nichts mehr hergeben wollen. Ich verdanke diese Notiz einer südamerikanischen Zeitung.
A. d. E.

Skizzen aus Nubien.

Politische Einrichtung des Landes. Araberstämme. Dongola.

Vor etwa 25 Jahren überfiel Ismael Pascha, ein Sohn Mehemet Ali's, Nubien und seit dieser Zeit kann man alle hieher gehörigen Bezirke und Landschaften als den Aegyptiern tributpflichtig betrachten; ebenso den wichtigen Handelsplatz Suakin oder Sowakin am rothen Meere. Selbst die Nomaden, welche die östlich und westlich vom Nil liegenden Wüsten durchstreifen, sahen sich genöthigt, Mehemet Ali's Oberherrschaft anzuerkennen. Freilich brach bald nach der Eroberung in diesen nubischen Steppen und Nilthälern ein furchtbarer Aufstand aus; allein mit Ausnahme der südlichsten Gegend von Sennaar und einiger Bezirke an der Westgränze sind alle übrigen Landschaften wieder unterworfen worden.

Zu Bruce's Zeiten, vor etwa 70 Jahren, beherrschten die Könige von Sennaar das ganze südliche Nubien bis nach Dongola und einige Jahre früher auch Kordofan. Vor dem Einfall des Ismael Pascha zahlten die Melik's von Schendy, Damer und das Gebiet der Schaykie an die Beherrscher von Sennaar einen jährlichen Tribut. Der jetzige Melik, der von den Scheikhs abstammt, welche im 16ten Jahrhundert dieses Königreich Sennaar gründeten, ist Vasall des Vicekönigs von Aegypten und besitzt kaum noch den dritten Theil seines vormaligen Reichs. Vor der ägyptischen Eroberung trieb Sennaar einen sehr einträglichen Handel.

Auf der Ebene von Amara liegen die beträchtlichen Trümmer eines schönen Tempels; es sind noch die Schafte von sechs großen Säulen des Pronaos vorhanden; sie sind von Kalkstein und die einzigen dieser Art, die ich gesehen habe, da sonst alle ägyptischen Tempel von Sandstein erbaut sind. Die Sculpturen an diesen Säulen sind eine Nachahmung jener zu Philä; am häufigsten kommt die Figur des Ibis vor. Die Mauern waren wahrscheinlich auf die Art erbaut, daß Lager von Stein und Ziegeln miteinander abwechselten. Eine dicke Einfassung von Ziegelsteinen umgibt die Lage des Tempels in einer Entfernung von ungefähr 50 Ellen von den Säulen. Der Tempel scheint zu einer Zeit erbaut worden zu seyn, wo die ägyptische Baukunst schon in Verfall gerathen war. Die schönsten Muster findet man zu Philä und Dakke.

Von Amara aus eröffnet sich eine weite Ebene; die östliche Bergkette macht einen großen Bogen. Wir kamen nach Ebar, woselbst wir bei der Gemahlin eines Statthalters logirten und mit vieler Güte und Aufmerksamkeit behandelt wurden. Die Landpfleger von Nubien, die Hirten des Volks, welches sie öfters allzu sehr scheren, haben eine Menge Weiber, die in ihrem Gebiete zerstreut leben, um auf ihren steten Reisen durch das Land immer bequeme Wohnung zu finden, wo sie einkehren können. Der Statthalter Hossein Kaschef hatte zwanzig Frauen, wovon jede ihren besondern Wohnsitz hatte; eine seiner abyssinischen Schönheiten residirte auf einer Felseninsel im Nil, und die Landleute der Umgegend hatten die Verpflichtung, sie mit Lebensmitteln zu versorgen. In dem innern Hofraum des Hauses der Dame, wo wir blieben, war ein Brunnen und ein Wasserrad, das von Kühen getrieben ward; vermittelst desselben wurden die umliegenden Felder bewässert. Solche Räder trifft man allenthalben an, aber dieses war das einzige Beispiel, das ich innerhalb der Mauern eines Hauses gesehen habe.

Unser Weg ging über eine Quarzebene in der Richtung nach Süd-

Digitized by Google

aften. Hier nimmt die Insel Say ihren Anfang; ein Castell mit hohen Mauern und tiefen Gräben befindet sich auf dieser Nilinsel. Die wenigen Kanonen, die sonst darin standen, wurden von den Mamelucken mitgenommen; allein vor einigen Jahren ließ der Vicekönig von Aegypten diese nubische Veste mit neuem Geschütz versehen und das ganze Castell ausbessern. Say hat nunmehr seinen eigenen Aga, der von den Statthaltern des Landes unabhängig ist; sonst hatte es eine Besatzung von bosnischen Soldaten, die nicht die beste Mannszucht hielten. Auf der Ostseite ist die Insel trefflich angebaut, da wo der Hauptarm des Stromes läuft; die Westseite scheint ganz unfruchtbar zu seyn; ihre Breite beträgt gegen zwei Meilen; in der Mitte erhebt sich ein beträchtlicher Hügel. Nirgends ist eine Fähre, und wenn die Nubier etwas auf dem andern Ufer zu thun haben, schwimmen sie mit ihrem Speer oder ihrer Lanze, die sie oben auf dem Kopf befestigt haben, hinüber.

Nun nimmt die Straße eine südwestliche Richtung und läuft dicht am Ufer fort, Say gegenüber; ein dichtes Wäldchen von Palmbäumen bekränzt das Ufer. Wir gelangten nach Koeik, wo die Ebene mit Gräbern nubischer Heiligen bedeckt ist. Zwei Meilen brachten uns nach Wadi Hampde, wo ein Melek arabischen Ursprungs, der übrigens einem nubischen Landpfleger zinsbar ist, residirt. In den Bergen östlich vom todten Meere hausen Beduinen, welche Beni Hampde heißen; aus diesem Stamm ist der Melek.

Auf der Ostseite des Stromes ist ein großer Brückenpfeiler oder Damm, der aus mächtigen Sandsteinen besteht; auf beiden Seiten erblickt man zahlreiche ländliche Wohnungen und dichte Dattelwäldchen. Wadi Hampde schien stärker bewohnt zu seyn, als irgend ein Theil des Landes südlich von Ibrim. Die Datteln dieser Gegend werden sehr geschätzt; sie sind von der größten Art; gewöhnlich haben sie drei Zoll in der Länge. Man verkauft sie hauptsächlich an die Schaigia-Araber, die hier in großen Karavanen anlangen und sie gegen Durra und Butter eintauschen, auch gegen Tartschen oder Schilde, die aus der Haut des Nilpferdes gemacht sind und bei den Nubiern in hohem Werthe stehen.

Gegen Abend machten wir Halt bei einigen Hütten der Bedauinen vom Stamm Kerrari. Diese unserer Wache erfreute ich dadurch in gute Laune, daß ich etwas Durra unter sie austheilte; zum Dank knieten zwei von ihnen an meiner Seite nieder und fingen an, meinen Leib, meine Beine und Arme zu reiben und zu kneten, gerade wie man es in den türkischen Ländern macht. Nach einer ermüdenden Reise sind die Gliedmaßen steif; diese Operation stellt den Umlauf des Blutes wieder her und ladet zu einem angenehmen Schlummer ein.

Die Bewohner von Mahas, in deren Gebirt wir gelangten, behaupten, sie seyen Abkömmlinge von den Karrischiten, aus welchem Stamm der Prophet selbst herausging. In Mahas herrscht die Sage, eine große Anzahl von Karrischiten habe zu derselben Zeit Besitz von dem Wadi genommen, als zahlreiche Beduinen aus dem Osten in Aegypten und Nubien einfielen. Das Oberhaupt oder der König von Mahas ist von der Familie Dschama; er sammelt in höchsteigener Person die Einkünfte seines Reichs ein, und zahlt Tribut an die Statthalter von Nubien, welche jährlich von jedem der sechs vornehmsten Plätze in seinem Gebiete fünf bis sechs Kameele, eben so viel Kühe, zwei Sklaven und ungefähr zwanzig Schafe erhalten; außerdem machen sie noch außerordentliche Forderungen. Die Leibwache des Melek besteht aus zwölf Negern, welche mit Schilden und Lanzen bewaffnet sind.

Von hier aus am Nil hin bis nach Sennaar, ungefähr 35 Tagereisen weit, gibt es zwanzig nubische Könige und Königreiche, deren Oberhaupt allemal Melek heißt. Die Macht jedes dieser kleinen Oberherren ist in Ansehung der Forderungen an das Eigenthum ihrer Unterthanen höchst willkürlich; aber er wagt keinen derselben hinzurichten, ohne seine Familie der Gefahr auszusetzen, Blutgeld an jene des Hingerichteten zu bezahlen. Alle angesehenen Einwohner von Mahas sind Kaufleute; in Dongola, Berber und in dem Lande der Scheigia kaufen sie Sklaven ein und schicken zweimal jährlich eine Karavane nach Kairo. Ein Sklave kostet in Mahas 25 bis 30 spanische Thaler und eine Sklavin 40 bis 50. Zu Kairo verkauft man sie mit einem Gewinn von 150 Procent.

Der Wadi Mahas erstreckt sich zwei Tagereisen über Tinare hinaus; die vornehmsten Ortschaften desselben sind: Dellign, Kake mit dem Nilkatarakt, Nauri, Berdi und Hannek. In diesem Wadi wollten vor etwa 100 Jahren Väter der Gesellschaft Jesu Missionen gründen; ihr Vorhaben mußte aber verschiedener Hindernisse wegen unterbleiben.

Südlich von Hannk beginnt die große Ebene von Dongola. Hier ist der Handel nicht so blühend als in den südlichen Gegenden, weil die Kaufleute vielen argen Plackereien sowohl von Seite der Statthalter als der Dorfhäuptlinge ausgesetzt sind. Dongola ist wegen der Zucht seiner Pferde berühmt; sie bestehen hauptsächlich in Hengsten, weil die Eingebornen selten auf Stuten reiten. Diese Pferderace stammt ursprünglich aus Arabien und ist eine der schönsten, die ich zu Gesicht bekommen habe; die Pferde besitzen alle Vorzüge und Schönheiten dieses Landes, sind groß und von starkem Knochenbau. Bei allen den, die ich gesehen, waren die vier Beine bis an die Knie weiß, und man sagte mir, es gebe sehr wenige, die sich nicht durch dieses unterscheidende Merkmal auszeichneten. Vorzügliche Hengste stehen in einem hohen Preise, indem man fünf bis zehn Sklaven für einen zahlt. Mehemet Ali hat einen Hengst mit 900 Thalern bezahlt; der größte Theil derselben wird jährlich zehn Monate lang mit bloßem Stroh gefüttert und im Frühjahr fressen sie die grünen Gerstenspitzen ab. Die Mamelucken waren nach ihrem Einfall in Dongola insgesammt mit solchen Pferden beritten.

Nach 1814 war das Land den wilden Schaigie tributpflichtig; dann eroberten es die aus Aegypten vertriebenen Mamelucken, welchen es im Jahre 1820 Ibrahim Pascha abnahm, wobei, wie gewöhnlich, Greuel aller Art vorkamen. Dongola, während des ganzen Mittelalters vorherrschende Macht in Nubien, hat in neuern Zeiten an Umfang, fruchtbarem Boden und Volksmenge viel verloren. Ueber 60 Jahre stand es unter der Herrschaft der Schaigie-Araber, und während dieser Zeit wanderten zahlreiche Bewohner nach Schendy, Kordofan und Darfur aus.

(Fortsetzung folgt.)

Wallfische an der irischen Küste. Jüngst ein eigenthümlicher Zufall muß eine Menge Wallfische aus dem Eismeere in den Canal zwischen England und Irland getrieben haben; nicht nur wurde nach dem Cork Repealer ein ungeheurer Wallfisch von 84 Fuß Länge und 44 Fuß im Umkreis bei Glendore in der Grafschaft Cork gefangen, sondern ein ganzer Haufe von der Grampus-Art wurde in die Bantry-Bay hineingetrieben und strandete bei Gingareiff.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 177.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

25 Junius 1844.

Scenen aus der Steppe von Barka. *)

Früher wäre Kamelmilch ein Brechmittel für mich gewesen, jetzt hielt ich sie für eine wohlschmeckende Herzstärkung, so sehr fügt sich der Geschmack des Menschen den Umständen. Wir kamen durch ein Thal, welches uns nach mehrtägigem Marsch durch glühende Sandebenen entzückend schien; allenthalben erblickte man frisches Gras und blühende Tuttobäume. Um Mittag rasteten wir in köstlichem Schatten und der Boden war mit Schlingpflanzen, duftenden Ranken und röthlichen Kassumblumen über und über bedeckt. Wir glaubten ein neues Arcadien entdeckt zu haben. Unsere Pferde und Kamele hatten Futter die Fülle. Gegen Abend erblickten wir zwei sehr große Geier, waren aber nicht nahe genug sie zu schießen. Diese Vögel reinigen die Wüste von allerlei Aas.

Mit Tagesanbruch zogen wir weiter; ein wilder Gerste ähnliches Kraut ging unsern Kamelen bis an die Knie. Wir tödteten heute eine der größten Schlangen, welche ich je gesehen; die Araber nennen sie Lissa und ihr Biß ist tödtlich, wenn die verwundete Stelle nicht sogleich ausgeschnitten wird; diese Schlange ist von hellbrauner Farbe und hat zwei Hörner. Man zeigte mir einen Beduinen mit einem verbrannten Fuß, welches Unglück von einem Schlangenbiß herrührte; der Mann konnte nur reiten; er hatte die gebissene Stelle gleich ausgeschnitten, mußte aber dennoch 13 Monate in seinem Zelte bleiben und hatte bereits alle Hoffnung zur Genesung aufgegeben.

Araber passen stets auf, ob nichts zu plündern sich findet. Das ist mein Beruf! erklärt jeder ohne Scheu und Verlegenheit; jetzt fällten sie aber als Bedeckung gegen Räuber dienen, nicht selbst diese Rolle spielen; zum Schutz gegen Wegelagerer hatten wir sie in Dienst genommen. Indeß, höchst unzufrieden, daß sie schon so weit gekommen waren und so wenig unternommen hatten, bildeten sie kleine Streifpartien, um an beiden Seiten der Straße zu recognosciren, und gierig blickten sie umher nach irgend einem passenden Gegenstand. Da kam ein Fußgänger hastig gelaufen; er hatte die Spur einer Schafheerde entdeckt, machte seine geharsamste Meldung, wobei er jedoch bemerkte daß die Hirten in ihren Zelten ihn gesehen hätten. Als die Beduinen Beute witterten, jagten sie dahin wie vom Teufel besessen und keine Rede vermochte ihren Entschluß zu ändern. Als sie aber das Thal erreicht hatten wo die Heerde gewesen war, fanden sie es leer. Die Hirten, wohl wissend was sie von den Beduinen zu erwarten hatten, waren auf der Flucht. Ihre Vorsicht jedoch diente zur Entschuldigung des Raubzuges, und man beschloß sie zu verfolgen. „Was? schrien die Beduinen, sie bleiben nicht und wollen ihre Schafe nicht verkaufen? Die nichtswürdigen Schurken! Nun wollen wir sie ohne Bezahlung holen!" Zwei Thäler oder Wadies durchstreiften sie, ohne die Flüchtlinge zu finden, und ich freute mich schon, daß die Leute ihren eifrigen Verfolgern entgangen seyen, als wir, nachdem noch eine Hügelreihe überstiegen war, auf 200 Stück Vieh stießen und auf etwa 20 Leute, Manner, Weiber und Kinder, die zwei Kamele mit ihren Zelten und andern Geräthschaften bei sich hatten und wirklich auf der Flucht waren. Die Kamele wurden sogleich geplündert; die armen Weiber und Mädchen streckten, nackt ausgezogen, ihre Hände gegen mich aus; ich konnte aber nichts thun als ihr Leben retten. Ein Scheik und ein Marabut bedeuerten mir, es sey nach dem Gesetze erlaubt, diejenigen zu plündern, die ihre Zelte verließen statt Reisende zu unterstützen. Ein Häuptling der Beduinen kam indeß herbei und man wendete sich an ihn mit demüthigen Bitten; die Frauen und Mädchen benetzten seine Füße mit Thränen und beschworen ihn, sie und die Ihrigen dem Elende nicht preiszugeben. Ich sah, daß er beschämt war über die lumpige Beute, die seine Begleiter gemacht hatten, und daß ihn die Thränen der Leidenden rührten. Ich benutzte den günstigen Augenblick: die Araber mußten ihren Raub bis auf zehn fette Schafe und einen Ochsen zurückgeben, und wir verließen die armen Geschöpfe, die sich Glück wünschen konnten, daß dieser Ueberfall keine schlimmern Folgen für sie hatte.

Den nächsten Tag quälte uns ein heftiger Ostwind, der

*) Aus den Mittheilungen eines Reisenden.

so viel Sand mitführte, daß alles verdunkelt ward; dieser Samum erregte einen sehr schmerzhaften Reiz, weßhalb ich mich von der Frau meines Dieners, einer Negerin aus dem Sudan, am Halse, Nacken und an den Lenden mit Oel einreiben ließ, die beste Cur und die angenehmste Erquickung in solcher Lage. Vornehme Muselmänner halten sich nicht selten ein ganzes Dutzend solcher schwarzen Schönheiten eigens zum Frottiren. Meine Negerin war eine Freigelassene Sr. Hoheit des Pascha von Tripoli, an dessen Hof sie eine gute Bildung erhalten hatte. Ich hatte die holde Zerera mit meinem schwarzen Kammer- oder Zeltdiener verheurathet, und beide waren mir, wenn ich müde oder unwohl war, von großem Nutzen.

Unsere Pferde und Kamele freuten sich der Fülle von trefflichem Futter in den Schluchten der schwarzen Hügelreihe, die von Norden nach Süden das Thal durchzieht. Die Kamele fraßen mit großem Behagen die kleinen Blätter des Snag, die sie sehr lieben. Unsere Araber pfiffen und sangen vor Freuden, denn wenn ihre Kamele Futter haben, sind sie fröhlich und guter Dinge; sie sangen vom Krieg, von der Liebe, vom Wanderleben, von Mekka und den Pilgern von Hedschaz.

Sandhügel, hie und da mit schönem Gras bedeckt, Tullobäume, Waxbeypflanzen mit gelben Stangeln, Kossom und ähnliche Schmarotzerpflanzen — die Gegend glich den Haiden Englands. Eine Heerde von einigen hundert Gazellen zog am Abend bei uns vorüber und die allenthalben umherschnüffelnden Araber fanden Spuren von Straußen: nach einer halben Stunde kam einer mit zwei erlegten zurück, deren schöne Federn reichlichen Gewinn verhießen, denn die Kaufleute von Fezzan suchen sie sehr, auch die von Gadamas und Tripoli.

Am nachsten Tage, so wie es hell ward, erschien der Scheik der Tibbus von Gruda mit drei Begleitern; an ihn hat jede Karawane die durch sein Gebiet zieht, eine Abgabe zu zahlen; uns besuchte er aus Ehrerbietung; einer der vornehmen Moslims in unserer Karawane empfing ihn in seinem Zelte, bekleidete ihn mit einem Burnus von rothem Tuche und einem bunten seidenen Kaftan, was in den Augen des Scheik ein köstliches Geschenk war. Die Tibbus auf ihren kleinen raschen Pferden sind lebendige, kraftige Leute; sie steigen schnell aufs Pferd, ein Araber braucht doppelt so viel Zeit; sie stoßen die Lanze in die Erde, stecken zugleich den linken Fuß in den Bügel und so springen sie in den mit Kamelhaaren ausgestopften Sattel. Der Zaum ist aus Leder auf kunstliche Art geflochten.

Unsere Kamele waren erst mit Trinken fertig, als die Sonne schon sechs Klafter hoch stand, wie die Araber sagen, und da uns frisches Fleisch und manches andere fehlte, schlug uns der Scheik vor zu einem Brunnen zu ziehen, den man noch keinem Araber gezeigt habe; von den behenden Tibbus begleitet, diesen Kosaken der libyschen Wüste, zogen wir gen Süden und gelangten zu dem Brunnen von Durgesinga, wo wir Spuren von zahlreichen Heerden fanden, die den Morgen hier getrunken hatten. Es war dieß eine abgelegene Stelle, von der gewöhnlichen Straße aus nicht zu bemerken, da Sandberge dazwischen lagen. Die Tibbus von Gonda verließen uns mit dem Versprechen, am nächsten Tage sich mit Schafen, einem Ochsen, Honig und fetten Widdern einzufinden, was eine angenehme Botschaft war für Leute, die in vierzehn Tagen kein frisches Fleisch gekostet hatten.

Den ganzen folgenden Tag hatten wir wieder von den Gluthen des Samum viel auszustehen; es ist eine schreckliche Qual, und man schmachtet vergeblich nach Ruhe und Erquickung. Gegen Abend, als der böse Wind sich legte und der Himmel sein schimmerndes, wahrhaft himmlisches Blau wieder erhielt, stellte sich auch der Scheik wieder ein mit etwa 30 Tibbus, Männern und Frauen; die Lebensmittel aber, die man mitbrachte, waren sehr unzulänglich für eine Karawane von 300 Personen; wir kauften indessen sieben Schafe für unsere Gesellschaft um einen sehr maßigen Preis, denn der uns befreundete Scheik hätte nimmer zugegeben, daß man uns hintergehe. Sehr behutsam muß man in diesen Gegenden seyn bei dem Genusse des Fleisches, wenn man lange keines gegessen hat, da das geringste Uebermaaß leicht Fieber und andere Krankheiten verursacht; in diesen Gegenden aber muß man sich vor Krankheiten hüten, da sie plötzlich ausbrechen, zu jeder Anstrengung unfähig machen und eine Schwäche und Hinfälligkeit verursachen, von der man keinen Begriff hat, wenn man nicht solche Kranke gesehen hat.

Einige Milchmädchen von den Tibbus, die uns ihre weiße Waare zum Verkauf anboten, waren wirklich hübsche, niedliche, muntere Geschöpfe; der Scheik verglich sie, wie weiland König Salomo seine Sulamith, mit den Gazellen der Wüste. Die Tibbus von Gonda sind wohlhabende Leute, ihr Vieh ist ihr einziger Reichthum; sie haben über 5000 Kamele, von deren Milch sie sechs Monate leben, für die andern sechs suchen sie ihrem unfruchtbaren Boden eine Art Hirse, die sie Gussub nennen, abzugewinnen. Ehe sie mit Fezzan und Bornu in Verbindung standen gingen sie nackt, da das dürre Land nicht Baumwolle genug zu ihrem Bedarf hervorbringt; nun erhalten sie solche durch die Karawanen, auch Indigo und Leinengarn, woraus sie sich Hemden verfertigen. Was sie nicht als Tribut bekommen, tauschen sie ein gegen Haute und Federn der Strauße und getrocknetes Fleisch von Kamelen, Schafen und Rindern. Die kleinen Pferde der Tibbus werden mit Kamelmilch ernährt, da Korn zu theuer ist; in Nubien und Kordofan thut man deßgleichen und die Pferde befinden sich wohl dabei; sie trinken die Milch sauer und süß.

Die Tibbus von Gunda haben kupferfarbene kluge Gesichter, hohe Stirnen, schöne Augen; die vornehmen tragen blaue Turbane, an deren Falten Amulete befestiget sind; die Würde des Häuptlings ist nicht erblich; nur wenn der Sohn eines verdienstvollen Vaters gleichfalls ein tapferer, einsichtsvoller Mann ist, nimmt man Rücksicht und wählt auch ihn zum Scheik. Die jungen Männer und Mädchen der Tibbus sind sehr eitel; Putz und Flitterstaat lieben sie ungemein. An schönen kühlen Abenden tanzen sie 2 bis 3 Stunden.

Digitized by Google

Sapaquiera und seine Umgebungen.

(Aus dem Tagebuch eines englischen Touristen.)

In die schönen Berge, in die fruchtbare Ebene machten wir von Bogota aus häufige Ausflüge. Einst besuchten wir Hrn. Montoyo in seiner schönen Quinta, die auf einer Anhöhe liegt und ringsum mit großen Weideplätzen umgeben ist, woselbst sich viele Rosse fanden, Hengste, Stuten und muntere Füllen, denn aus Pferdezucht und Pferdehandel erwächst dem Besitzer dieses Gutes der meiste Gewinn. Hr. Montoyo soll ein sehr ansehnliches Vermögen besitzen, und wir lebten bei ihm so im Ueberflusse wie seine Rosse auf der Weide. Dem Verwalter und seinen Knechten lag bei der Besorgung des Viehes auch das Geschäft ob, dasselbe täglich in große Hütten von Bambusrohr zu treiben und daselbst zu untersuchen, ob Beschädigungen durch Schläge oder Bisse an denselben zu entdecken seyen. Für einen Hengst werden zuweilen 200 Louisd'or bezahlt; einige derselben waren schön und kräftig gebaut, aber die Race war klein. Die Pferdezucht in Columbia würde durch Einführung großer englischer Pferde von achter Race sehr verbessert werden können.

Am folgenden Tage empfahlen wir uns Hrn. Montoyo und schlugen den Weg nach Sapaquiera ein, in dessen Nähe sich ein großes Salzwerk befindet, das wir in Augenschein zu nehmen wünschten. Wir erreichten diese Stadt um 3 Uhr des Mittags; es scheint viel Regsamkeit in verschiedenen Gewerben daselbst zu seyn und man rechnet 7000 Einwohner. Die großen mit schwefelhaltigem Kiese vermischten Salzlager in den ausgehöhlten Bergen bei der Stadt sind sehr sehenswerth. Das aus ihnen gewonnene Salz wird weit in der Gegend umher, ja sogar bis nach dem Thale Cauca und dem stillen Weltmeer verschickt. Ich selbst sah später in diesen Gegenden Ochsen, welche mit Salz aus diesen Bergwerken beladen waren; die Arroba wird hier mit sechs Realen bezahlt. Die Salzsohle wird von Indianern in Schläuchen aus Schweinsleder in die Siederei geschafft; für vierzig Ladungen erhalten sie drei Realen. In den Bergwerken sahen wir schöne Stücke eisen- und schwefelhaltigen Kieses; auch wird aus diesen Gruben viel Schwefel gewonnen. Der reine Gewinn, welchen die Regierung aus diesem Salzwerke zieht, beträgt im Durchschnitt jährlich 120,000 Dollars. Merkwürdig ist es, daß man bei dem Sieden des Salzes noch ganz auf dieselbe Weise verfahrt, wie die alten indianischen Ureinwohner. Die Sohle wird in großen irdenen Töpfen auf den Herd über das Feuer gesetzt — Brennmaterial liefern die benachbarten Berge in Menge — und so lange gekocht bis alles Wasser verdunstet ist; der Topf wird dann wieder von neuem mit Soole angefüllt und das Kochen über dem Feuer fortgesetzt. Mit diesem Zugießen und Sieden fahrt man so lange fort, bis der ganze Topf mit festem Salz angefüllt ist. Diesen muß man, um das Salz herauszubekommen, zerbrechen, wodurch eine jährliche Auslage von etwa 4000 Dollars allein für irdene Waare erforderlich wird. Dem Vernehmen nach wird man künftig eiserne Töpfe zum Kochen des Salzes gebrauchen und wird auf diese Weise viel an den Zubereitungskosten ersparen. Diese Speculation wird wohl von gutem Erfolg seyn, da sich in demselben Verhältniss wie die Volksmenge zunimmt, auch die Nachfrage nach Salz vermehren muß.

Kurz vor unserer Ankunft in Sapaquiera hatte ein Indianer beim Pflügen 60 kleine Götzenbilder von Gold entdeckt. Von einem Herrn in dieser Stadt erhielt ich eines derselben und machte nachher meinem Freunde und Reisegenossen, dem Obersten Campbell, ein Geschenk damit. Die Bewohner der Provinz Antioquia sind sehr geübt im Auffinden der alten, aus der vorspanischen Zeit herrührenden Grabstätten, in denen man häufig Götzen, Schmuck von Gold oder Silber und andere Geräthschaften entdeckt hat.

Wir erreichten das Dorf Cea, wo wir bei dem Herrn Pfarrer einkehrten, der ein Frühstück für uns in Bereitschaft hatte, das nach spanischer Weise aus gebackenen Eiern, Pisang, gekochtem und gebratenem Geflügel, eingesalzenem Rindfleisch, Pakaten und andern nahrhaften Speisen bestand, worauf zum Beschluss eine Tasse dicke Chocolade herumgereicht ward. Ueber das Tischgeräthe des geistlichen Herrn wunderten wir uns nicht wenig; Teller, Schüsseln, Tassen, alles war von massivem Silber; der Pfarrer versicherte mich, daß es wohlfeiler käme als Porcellan, da dieses im Innern des Landes sehr selten und theuer sey. Cea ist ein großes indianisches Dorf, dessen Hütten ganz versteckt in Obstgärten liegen, deren Früchte, herrliche Aepfel insbesondere, auf den Markt in Bogota zum Verkauf gebracht werden.

Während dieses angenehmen und belehrenden Ausfluges schoß ich einen prächtigen Reiher, der von einer Flügelspitze bis zur andern fast fünf Fuß lang war; während der Fahrt auf dem Magdalenenflusse hatte ich einen von gleicher Größe erlegt. Den nächsten Tag kehrten wir nach der Hauptstadt von Neugranada zurück. Ueber den Bogota fuhren wir auf einem Floße, der mit Binsen gedeckt war, während unsere Pferde und Maulthiere ihn durchschwammen. Auf der linken Seite unseres Weges erblickten wir die Quinta des Vicepräsidenten, welche mit schönen Weideplätzen umgeben ist. Die fruchtbaren Gefilde der Ebene von Bogota sind überall mit Heerden von Rindvieh bedeckt, das auf diesen vortrefflichen Weiden in Zeit von drei Monaten fett wird.

Die dermalige Republik Neugranada begreift die mittlern und westlichen Provinzen von Columbia, und der Flächeninhalt ward auf mehr als 20,000 Quadratmeilen berechnet. Die Zahl der Einwohner wird jetzt auf zwei Millionen geschätzt. Keiner kann Bürger werden, der nicht lesen und schreiben kann, und es wird in unsern Tagen nach besten Kräften für den Volksunterricht gesorgt.

Die Rafael-Tapeten in England.

Die Geschichte dieser Tapeten ist fast so merkwürdig, wie die Tapeten selbst; sie sind gegenwärtig in London ausgestellt und finden zahlreichen Zulauf. Es sind ihrer sieben, die noch von zehn übrig sind, welche einst Leo X an Heinrich VIII von England sendete. Leo X ließ

nach Zeichnungen Rafaels und unter Aufsicht zweier seiner Schüler, Bernard von Orlay und Michael Caris, zwei gleiche Reihen fertigen. Die eine schmückt noch immer den Vatican, die andere blieb im Besitz der Krone England bis zum Tode Karls I. Zu den Zeiten Cromwells wurde sie an den spanischen Botschafter Alonzo de Cardenas verkauft, ging später in den Besitz der Familie Alba über und wurde im Jahre 1823, zur Zeit der spanischen Revolution, das Eigenthum des englischen Consuls Tupper, der sie aus Spanien nach England brachte. Von Hrn. Tupper ging sie in die Hände ihres jetzt verstorbenen Besitzers über. An ihrer Aechtheit ist kein Zweifel. Es bestehen jetzt noch neun, sieben davon entsprechen den Cartons, die in Hampton Court sich finden, und zwei andern, welche gleichfalls ausgestellt sind, und die Steinigung des h. Stephan und die Bekehrung des Apostel Paulus darstellen, sind die Cartons verloren gegangen. Die lange Zeit, nahezu 330 Jahre, haben den bewunderaswerthen Farbenschmuck dieser Arbeiten kaum geschwächt, und sie sind fast vollkommen erhalten. (Examiner vom 31 Mai.)

Skizzen aus Nubien.

Politische Einrichtung des Landes. Araberstämme. Dongola.

(Fortsetzung.)

Hier im Strome ist das Nilpferd sehr gewöhnlich; sein arabischer Name ist Barnik oder Farus el Bar; die Nubier nennen es Irb. Wegen seiner Gefräßigkeit und des Mangels an Mitteln, dasselbe zu tödten, ist es eine fürchterliche Geißel für das Land. Oft kommt es auf dem Nil bis Sukkat herab; als ich vorbei reiste, erzählten mir die Landleute, daß sich zwischen Mahas und Sukkat drei im Strome befänden. Ein Jahr früher zogen mehrere vor dem Beten el Hadschar vorbei und erschienen zu Wadi Halfa und Derr; ein solches Ereigniß war selbst den ältesten Einwohnern etwas Unerhörtes. Eines ward von einem Araber durch einen Schuß über dem rechten Auge getödtet; die Landleute aßen das Fleisch und die Haut und die Zähne wurden an einen Kaufmann in Sint verkauft; ein anderes setzte seinen Weg gegen Norden fort und man sah es jenseits des Kataraktes von Assuan.

Die Stadt Dongola ist etwa so groß als Derr, und treibt einigen Handel mit Pferden, Schafen, Leder und Baumwolle. Der Beduinenstamm Kababi hält sich in der Gegend auf und macht beständig Einfälle in Darfur, von wohee er Sklaven bringt. Mehrere Individuen vom Stamm Abade hatten sich zu Dongola angesiedelt und sich daselbst große Reichthümer und großes Ansehen erworben; allein als sich die Mamelukken im Lande ausbreiteten, zogen sie sich mit ihrem Oberhaupt nach Aegypten zurück.

Südlich von Dongola trifft man, wenn man an den Nilufern hingeht, folgende Ortschaften: Dafar, Hadani, Kennat und Ambuga. Die Berichte von den Entfernungen sind sehr widersprechend; die einzige Berechnungsart ist nach Tagereisen, aber die Strecke, welche täglich ein Kamel zurücklegt, ist großen Veränderungen unterworfen, wenn es in Karawanen reist. Ein zwei Stunden breiter öder Felsenbezirk scheidet das Gebiet von Dongola von dem Lande der Scheigia, der sühern Beherrscher von Tangal, wie sie in ihrer Mundart Dongola benennen. Das Land dieser Araber hat eine Länge von 17 deutschen Meilen. Als Hauptstadt und vornehmster Aufenthaltsort der Scheigia kann Merawe angesehen werden, ein kleiner Marktflecken mit einem Castell. Zwischen der Stadt Dongola und Merawe ist der Wadi der Araber, welche Bedele heißen, deren Häuptlinge den Scheigia zinsbar sind. Es gibt einen kürzern Weg von Dongola nach Merawe durch die Wüste. Das Nilthal ist durch das Land der Scheigia nirgends über drei Meilen breit; der Baum, den man am häufigsten an den Stromufern sieht, ist die Akazie; die Felder werden durch Wasserschöpfräder bewässert. Das Land ist so stark bewohnt als die bevölkertsten Theile von Aegypten.

Die Scheigia sind in der That ein sehr merkwürdiger Stamm; ihre Jugend unternimmt Raubzüge gegen Westen bis Darfur und gegen Norden bis Wadi Halfa. Es sind ächte Kinder Ismaels, vom Siegerf lebend, nach allen Richtungen das Land durchstreifend. Feuergewehre sind unter ihnen nicht gewöhnlich; ihre einzigen Waffen sind Lanze, Tartsche und Säbel; die Lanze werfen sie mit großer Geschicklichkeit sehr weit und haben vier bis fünf in der linken Hand, wenn sie den Feind angreifen. Alle reiten auf Hengsten von Dongola und sind eben so berühmte Reiter als es die Mamelukken in Aegypten waren; ihre Pferde nöthigen sie mit den Hinterbeinen gewaltige Sätze zu machen, wenn sie galoppiren; ihre Sättel gleichen denen in Habesch, und sie setzen, wie die abyssinischen Reiter, bloß die große Zehe in den Steigbügel.

Die Scheigia sind ein unabhängiges Volk; sie zahlen bis jetzt keinen Tribut an den Vicekönig von Aegypten, auf den sie überhaupt nicht gut zu sprechen sind, da er ihrer Herrschaft in Dongola ein Ende gemacht hat. „Jeder von uns, bemerkte mir ein Scheigia, möchte diesem saubern Pascha in den Bart spucken, diesem Schinder seines Volks!“ An Getreide und Vieh besitzen diese nubischen Araber große Vorräthe; es sind wohlhabende Leute, deren Häuptlinge in Bezug auf innere Landesangelegenheiten eine sehr beschränkte Gewalt haben. Wegen ihrer Gastfreiheit stehen sie in großem Rufe und die Person ihres Gastes oder Gefährten ist ihnen heilig. Hat ein Reisender einen Freund unter ihnen und ist er unterwegs geplündert worden, so erhält er sein Eigenthum wieder, wenn es auch ein angesehener Häuptling ihm abgenommen hätte. Sie sprechen insgesammt ausschließlich Arabisch und viele lesen diese Sprache. Ihre Gelehrten werden bei ihnen in großen Ehren gehalten; sie haben Schulen, in welchen alle moslemitischen Wissenschaften, welche den Cursus der Mahammedaner ausmachen, gelehrt werden; einige ihrer Weisen verstehen sich auch auf Mathematik und Astronomie. Ich habe Bücher gesehen, welche zu Merawe abgeschrieben waren und zwar so schön, wie es in der Regel nur die arabischen Kalligraphen von Kairo vermögen. Wenn junge Leute zu ihnen aus den benachbarten Ländern des Unterrichts wegen geschickt werden, so vertheilt sie das Oberhaupt der Ulemas unter seine Bekannten, in deren Häusern sie so viele Jahre wohnen und essen, als ihnen beliebe.

Die Sitten ihrer Frauen sollen nicht die besten seyn; auch hat das Weintrinken ziemlich überhand genommen. Die Kaufleute der Scheigia reisen nach Daefur, Sennaar und Suakin, und in Jahren, wo in Arabien Theuerung herrscht, schaffen sie über Suakin Weizen und Durra auf den Markt nach Dschedda. Alle Jahre bricht eine Pilgerkarawane nach diesen beiden Orten auf. Suakin liegt zwölf Tagereisen von den Landesgränzen der Scheigia.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 178.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

26 Junius 1844.

Bemerkungen auf einer Reise durch Sicilien im Sommer 1843.

(Von W. R.)

Wir ritten mit frühestem Morgen aus Cefalu, an seinem schönen Schloßberg vorbei, die Küste hinauf. Sobald man sich rechts landeinwärts wendet, hören die Oelpflanzungen auf. Wir setzten über eine Menge kleiner Schluchten und Gewässer, zwischen prachtvoll blühenden Ginsterdüschen. Endlich erreicht man größere Thäler voll Gebüsch und wilder Trift, aber erst das Thal von Castelbuono ist wieder ölreich und bebaut. Der Ort gehört zum Gebiet der Grafen von Gerace, auf deren Stammsitz wir losritten. Diese Familie, seit den ältesten Zeiten berühmt, gehört zu den festesten Stützen jenes sicilischen Adels, unter dessen unseliger Herrschaft das Innere der Insel immer mehr verödet. Eben nur in der nächsten Nähe der Ortschaften zeugen Oelbäume von einer etwas bessern und vernünftigern Cultur, auf den ungeheuren Grundstücken der Barone wird der Weizenbau immer schlechter und allgemeiner, indem man möglichst große Parcellen auf möglichst kurze Zeitpacht verthellt. Nachdem wir zweimal über die Pollina gesetzt, stieg der Weg nach Gerace immer höher den Berg hinan. Im wilden Busch stehen überall alte Korkeichen auf beiden Seiten des Thals, gegen den Fluß liegen einzelne Höfe und Ackerland; braunrothes Vieh weidete unterhalb des Wegs. Noch einmal biegt die Straße links um eine Felsecke und die beschneite Madonina rechts, tief unter dem halsbrechenden Weg den Fluß, kletterten unsere Thiere auf das hohe Gerace zu. Die steile Thalwand unter uns war mit jungen Eschen bepflanzt, die im ersten Grün standen.

Als wir vor dem schmutzigen Thor anlangten, wehte ein schneidender Maustral oder Nordost übers Gebirg, die finstern Steinbaracken waren daher noch sargfältiger als gewöhnlich geschlossen, nur auf dem Markt standen einige Männer in ihre Capuzen verhüllt, und wunderten sich über den „Ingrese" der sich auf ihren Berg verirrte. Der Ort von circa 3000 Seelen liefert mit Gangi und San Maura das beste Manna, ja fast das einzige auf der ganzen Insel. Die Ernte, die von Julius bis September währt, war im vorigen Jahre nicht eben reichlich ausgefallen. Der Synbicus erzählte mir, nachdem er meinen Paß studirt hatte, daß nach den Zeitungen der König von Dänemark vor zwei Jahren katholisch geworden, und schloß darnach, daß sein Volk diesem guten Beispiel folgen müßte. Als ich gegen den Zeitungsartikel und die Schlußfolge protestirte, expedirte er mich möglichst schnell, um den Ketzer nicht zu lang unter seinem Dach zu haben.

Am nächsten Morgen blies der Wind noch eben so schneidend über die Madonina, der Weg führte uns unter Gangi und Sperlinga vorbei nach dem reichen Nicosia, das zwischen seinen vier Felskuppen über grünen, fruchtbaren Thälern liegt. Am vorigen Abend hatte mir mein alter Wirth einen langen, nur halb verständlichen Discurs über die Macht und Größe des Hauses Gerace gehalten. Sperlinga war zur Zeit der sicilianischen Vesper der einzige Ort, der den Franzosen treu blieb, und das Volk der Gegend kennt noch sehr wohl den Spruch „sola Sperlinga negavit!" In Nicosia, wo noch jetzt vierundzwanzig adelige Familien ihre reichen Einkünfte verzehren, hat sich im Volksdialekt noch manche altfranzösische Form gehalten. Sie nennen z. B. das Messer cultè und den Hut capò, während im gewöhnlichen Sicilianischen gerade in diesen Worten die italienischen Diminutivendungen gebräuchlich sind. Das Castell von Sperlinga mit den saracenischen Kasematten, die Schloßruine und der Glockenthurm von Nicosia gehören zu den interessantesten Denkmälern des sicilianischen Mittelalters.

Am andern Tag erreichten wir bei S. Filippo Argiro die große Heerstraße, die von Catania mitten durch die Insel nach Palermo führt. Dieser elende Ort und das nahe Assaro erinnern wieder an die altgriechische Zeit, in der Agyroon und Assaron blühende Städte, und ersteres namentlich von Timolean vor andern geachtet und gepflegt ward. Nachdem man die normannischen Orte des Gebirgs hinter sich gelassen, blickt man von dem Castell S. Filippos in die weite Ebene von Catania hinein, die im Alterthum als die leontinischen Felder wegen ihrer Fruchtbarkeit gepriesen waren. In diesen

Digitized by Google

Ebenen und bis zum Meere hinab, wo das Gebirg sich immer mehr verflacht, werden die altgriechischen Orte immer häufiger, während die Griechen nie so weit hinauf ins Gebirg drangen, wo die Normannen ihre Schlösser bauten.

Ueberhaupt ist es nur durch die geographischen Verhältnisse der Insel erklärbar, daß sich fast zu jeder Periode die verschiedensten Nationen auf ihr in Besitz und Selbständigkeit behaupten konnten: Griechen, Sikeler und punische Colonien im Alterthum, im Mittelalter Saracenen an der Küste, im Innern griechische und lombardische Christen. An Ortsnamen in den Dialekten der verschiedenen Gegenden lassen sich die Spuren dieser Verschiedenheit noch mannichfach nachweisen. Auf den Unterschied der Physiognomie kann man sich bei solchen Untersuchungen wohl nicht allzu sehr verlassen, im Ganzen sind die Gesichter im Gebirg frischer und derber als an der Küste, namentlich der südlichen; der Fremde trifft rings an der Küste nicht die Treuherzigkeit und Ehrlichkeit, die im Innern herrscht, wohin die Reisenden, namentlich die Engländer und ihre verführerischen Geldbeutel, sich seltener verirren. Die Trachten sind kaum zu unterscheiden, bei den Frauen ist das schwarze Tuch allgemein, das je länger je vornehmer die ganze Gestalt vom Kopf bis zu den Füßen verhüllt. Die Männer tragen auf Reisen den dicken Wollmantel Ciapotto mit der spitzen Capuze, dazu wo möglich eine alte Patrontasche und eine lange Flinte quer über dem Sattel. Sonst haben fremde Zeuge, erst englische, dann deutsche die alten kostbaren Costüme hier wie in Neapel verdrängt. Als die Wirthsfrau in Nicosia sich nicht orientiren konnte, wo meine Heimath liege, sagte der Mann: er kommt von dort, woher die Decke hier kommt, und zeigte auf die kattunene Matratze, die sie über mein eben nicht sauberes Bett gewoefen hatte.

Am Gründonnerstag erreichten wir noch Vormittag Castrogiovanni, das alte Enna, welches auf einem breiten, rings abgeschrofften Felsplateau über der großen Heerstraße liegt. Bekanntlich galt der Ort früher als Mittelpunkt der Insel, noch jetzt sind die Einwohner stolz auf diese Lage und auf die weite Aussicht, die sich von hier über die ganze Insel erstrecken soll, die mir aber ein arger Sciroco mit seinem Nebel verdeckte. Die Höhe kann nicht unbeträchtlich seyn, da im Winter der Schnee öfter, wie man mir versicherte, fußhoch fällt. Die weite Fläche des Berges wird übrigens nur zum Theil von der jetzigen Stadt eingenommen. Auf dem Ostende liegt eine weitläufige Schloßruine, auf der Westseite ein prachtvoll gebauter Normannenthurm, das sogenannte „alte Schloß." Unter diesem senkt sich die Ebene etwas, auf deren äußerster Peripherie nach Süden S. Sagro, nach Norden das Kloster Madonna nuova liegt. Zwischen beiden Castellen liegt die Stadt und steigt noch etwas in das „Valle di belle verdi" hinunter, das von Süden her den einzigen natürlichen Aufgang bildet. Die Seiten desselben sind mit jenen alten Felsgrotten bedeckt, die sich so überzahlreich auf der ganzen Insel finden und deren Ursprung der Gegenstand so vieler Hypothesen war; einige der hiesigen waren gewiß römische Gräber. Außer einigem vielleicht römischen Mauerwerk in eben dieser Schlucht sind es die einzigen Ueberbleibsel aus der heidnischen Vorzeit der Stadt. Unter dem östlichen Castell liegt ein Hügel rechts von der Chaussee, die man von der Palermitanerstraße im langen Zickzack auf der Nordseite des Felsens heraufführt. (Er heißt beim Volk Gozzo di Piso, und dort finden sich zahlreiche, antike Schleuderbolzen, mit dem Namen jenes Consuls, der zur Zeit des Sklavenaufstands die Stadt belagerte.) Man weiß, wie in der griechischen Zeit Ceres hier ihr höchstes Heiligthum hatte, und es ist interessant, daß die Stadt noch jetzt für Landbau und Viehzucht ein Hauptort, um nicht zu sagen der Hauptort Siciliens ist. Die großen Heerden der Grundherren weiden im Sommer im Gebirg, wo das Gras nicht wie in der Ebene verdorrt, denn auf der ganzen Insel ist jedes Bewässerungssystem und künstliche Wiesen fast unbekannt. Anfangs Decembers ziehen die Heerden aus dem Gebirg auf die niedrigere Hochebene des Val di Noto, wo noch große Grunddesitze als Trift wüste liegen. Hier wächst die Zwergpalme für die Rinder, und die Bisa, ein Binsenkraut, für Rind und Pferd ein treffliches Winterfutter, auf meilenweiten, baumlosen Flächen. Die Heerden ziehen in großen Massen; ihre Hauptstraße geht über Castrogiovanni. Jedes Hundert Vieh hat einen erwachsenen Hirten, den Compagno, und einen Burschen, Garzone. Aber über mehrere solcher Abtheilungen ist ein Hauptmann, der Curatolo, der unter seiner Aufsicht ein vollständiges Wirthschaftspersonal mitführt. Der Zambadaro macht Käse und sorgt für Lebensmittel. Die Pferde und weitern Transportmittel stehen unter der Obhut des ersten Facienuto, andere desselben Titels sorgen für Feuerung und den kleinen Dienst. Im Mai kehren die Heerden ins Gebirg zurück, und vom 17 bis 19ten dieses Monats wird zu Castrogiovanni unter dem „alten Schloß" der größte Viehmarkt Siciliens abgehalten. Ich sah dort die Waarenhallen in den Felsen gehauen, für die Schenkbuden waren hie und da schon Plätze durch eine Quadratfurche decupirt. Rinder, Pferde, Esel und Mäuler haben ihren besondern Stand; ein dreijähriger Arbeitsochs kostet ungefähr 24, ein Esel ebenso viel, ein einjährig Pferd 30, ein Maulthier 50 bis 60 Thaler. Hier kaufen die Palermitaner ihr Schlachtvieh. Ein zweiter bedeutender Markt am 11 November ist nur Waarenmarkt, aber daneben Wettrennen von Eseln, Maulthieren, Pferden, auch von Ochsen, und ein Sackrennen der jungen Bursche. Am 2 Junius, gegen Ende der Ernte, ist am berühmten See der Pergusa, wo einst Proserpina geraubt ward, ein vielbesuchtes Madonnenfest. Man sieht, wie die Feste der Bauern und Hirten am Sitz der alten Ackergöttin festgebannt sind. Im Ganzen sind diese Menschen noch unverändert seit Jahrtausenden, die Rohrflöte oder der Dudelsack (zelamella, Schalmei?) sind noch des Hirten Freude in der Einsamkeit, oder wer die Musik nicht liebt, führt in der Lebertasche Messer und Meißel mit sich, womit sie ihre Stäbe von oben bis unten in tausenderlei Mustern zierlich auszuschnitzen verstehen. Ob sie noch so unerschöpflich in Wettgesängen sind wie zu Theokrits Zeit und wie noch jetzt das Volk

in und um Neapel, weiß ich nicht zu sagen. Im Ganzen ist ihr Mutterwitz bei den Städtern gut angeschrieben, und glänzende Beispiele seltener Anlagen fehlen auch unter ihnen nicht. So kam noch vor wenig Jahren ein Hirtenbube nach Neapel, dessen unerhörtes Rechentalent auch am Hof bewundert ward.

Zum Theil verdanke ich diese Notizen einem Castrogiovanesen, dessen lebhaftes Interesse auch für meine ferne Heimath mich gleich bei unserm ersten Zusammentreffen sehr angenehm überraschte. Er fragte mich über unsere Verhältnisse, besonders über unsern Landbau so verständig, daß es mir nur leid that, nicht überall genügend antworten zu können. Das Interesse für diese Gegenstände scheint sonst leider, namentlich unter der jüngern Generation sehr schwach zu seyn. Eine unklare Vorliebe fürs griechische Alterthum, untermischt mit religiösem Fanatismus, trat mir unter der Jugend der kleinern Landstädte meist sehr unangenehm entgegen. Mein Freund von Castrogiovanni dagegen gehörte zu den hier wohl seltenen Patrioten, die nicht allein die allgemeine Noth fühlen, sondern auch über die sichern, einfachsten Mittel zur Hülfe mit Besonnenheit nachgedacht haben. Der Druck der großen Grundbesitzer, ihre schmähliche Trägheit, das unumschränkte Beamtenregiment, die kleinlichen Parteiungen der Städte unter einander, das sind alles Hauptursachen des Elends, die mit der Noth oder Rohheit der untern Classen zum Theil gegeben sind, zum Theil sie veranlassen.

Man hatte mir in Castrogiovanni erzählt, daß die alte Straße nach Caltanisetta dicht vor dem Ponte di Capo d'Asso bei einer Felswand vorbeiführe, in die drei Grottengalerien über einander eingetrieben seyen, ebenso alt und räthselhaft als die der berühmten Cava d'Ispica. Aber der Sciroceo wehte so trüb und schwül übers Land, als wir am Morgen ausritten, daß wir auf den weiten Visatristen die Stelle verfehlten. Bis Caltanisetta ist es noch ein tüchtiges Gebirg; hier kamen wir auf die große Straße, die Höhen werden der Südküste zu immer niedriger; es stand viel Flachs in schönster Blüthe. Ueber San Cataldo und Serradifalco, wo der letzte Regen ein Stück der Straße fortgerissen, kam ich nach Comicati. Dieser Ort von vielleicht 1800 Einw. treibt wie alle Ortschaften dieser Route viel Ackerbau, doch wenig Oelbau. Die meist sehr großen Güter (feodi) werden a terzario oder a vicenda bewirthschaftet. Bei der erstern Weise werden im ersten Jahr die Futterkräuter meist im Mai 2 Fuß hoch geschnitten; beim ersten Herbstregen wird das Land mit der Hacke (zappa) oder dem Pfluge möglichst tief durchgearbeitet. Im April wird das Unkraut von dieser Brache fortgeschafft, und im Mai oder Junius geht der Pflug nochmals und quer über die alten Furchen (risondere), dann säet man im November. Bei der Wirthschaft a vicenda pflügt man nach der Ernte und düngt im October; der Dünger wird in Gruben, die einen Fuß auseinander, einen Palm lang und tief sind, ins Land gebracht; dahin nun säet man Bohnen, Lein und Erbsen. Zwischen Januar und April wird mit der Hacke nachgelockert und gereinigt; diese Ernte fällt in den Junius. Nachdem man dann im September gepflügt, im November gesäet, ist der Weizen im Julius reif. Ungefähr 14 Tage nach dem Schneiden werden die Garben auf die Tenne gebracht, die 100 Fuß im Umkreis, ungefähr 50 Garben auf einmal faßt; Pferde schleppen einen Stein über die Aehren. So drischt man von Morgens früh bis 20 Uhr ungefähr, also bis vier Stunden vor Sonnenuntergang. Darauf werden die gedroschenen Garben mit Gabeln aufgeschüttet, die Spreu geht ab, das Korn wird in der Scheuer gesiebt. Mit Erbsen und Bohnen verfährt man ebenso. Die Stoppel wird verbrannt. Nur zur Ernte kommen die Arbeiter aus dem Gebirg.

Auf dem Wege trafen wir lange Reihen von Zappatori (Hackern) am Gründonnerstag auf dem Felde beschäftigt; der eine sang dabei eine Messe vor, zu der die andern eintönig respondirten. Der Verwalter eines solchen Feodo heißt der Sovrastante; der Fattore di Cosa, der Campiere, Curatolo, Bifolco, Pecorajo und andere bilden das zahlreiche Personal seiner Untergebenen.

(Fortsetzung folgt.)

Dschangir, Chan der innern Horde der Kirgis-Kaisaken.

Nordische Biene vom 21 Mai.)

Das Gebiet dieses Chans liegt zwischen Ural und Wolga in der Nähe der Einmündung dieser Flüsse ins kaspische Meer. Dieser Landstrich war nach der Flucht der Kalmüken im Jahre 1771 einige Zeit leer geblieben, bis im Jahre 1801 ein Theil der Kirgis-Kaisaken von der kleinen Horde, durch die Einbrüche benachbarter Stämme gedrängt, sich hier niederließ, etwa 10,000 Kibitken stark. Mit ihnen kam ihr Anführer Sultan Bukei, der im Jahre 1811 zum Chan ernannt wurde. Sie hieß bald nach ihm die Bukei-Horde, bald die innere, weil sie innerhalb der Gränzen Rußlands wohnt. Ihr Gebiet hat etwa 350 Meilen in der Länge und gegen 200 in der Breite; im Jahre 1830 zählte man bei ihnen 10,235 Kibitken, und wenn man auf jede Kibitke etwa 10 Seelen rechnet, so kommen ungefähr 100,000 Menschen heraus. Chan Dschangir, Bukei's Sohn, folgte seinem Vater im Jahre 1815, aber sein Oheim führte wegen seiner Minderjährigkeit auch 7 Jahre das Regiment. Dschangir erhielt eine gute Erziehung bei dem Militärgouvernement von Astrachan, Anderswoli; außer seiner tatarischen Muttersprache spricht er Persisch, Arabisch und Russisch. Sein Aeußeres ist trotz seines rein asiatischen Typus sehr angenehm. Bei einem neulichen Aufenthalt in Kasan trug er den Kosakenoberrock mit Generalsauszeichnung, auf dem Kopf eine mit Zobel besetzte Bäude (tübeteika) und darüber eine spitzzulaufende, mit Gold gestickte und mit einer Feder verzierte Sammelmütze; auch hat er den mit Brillanten verzierten St. Annenorden und eine große, gleichfalls mit Brillanten verzierte goldene Medaille mit dem Brustbild des Kaisers am Hals. Er nahm in Kasan an allen öffentlichen Lustbarkeiten Theil, war bei Gastmählern und Bällen, und wohnte selbst einem literarischen Abende bei dem Akademiker Fuchs bei. Ihn begleitete einer seiner Verwandten, Sultan Tokdschan, und der Vorsteher seiner Kanzlei, Matwejeff, ein Zögling der Kasaner Universität. Dschangir bringt den Winter gewöhnlich in

dem sogenannten chanischen Zelt im Distrikt Dschuksus zu.*) Hier hat die russische Regierung ein schönes hölzernes Haus für ihn bauen lassen, und einige andere für die Unterhäuptlinge (Sultane) und Hofleute. Er lebt fast ganz in europäischer Weise. Im Mai nach Beendigung des Jahrmarkts zieht er nach der Steppe.

Dschangir bemüht sich möglichste Ordnung in seinem Gebiet einzuführen, was ihm nicht wenig Mühe kostet; seine Unterthanen erinnern sich noch lebhaft der wilden Freiheit jenseits des Ural, und wollen sich keineswegs der bürgerlichen Ordnung unterwerfen, zudem stößt er auf starke Hindernisse von Seite der Geistlichkeit. Nichtsdestoweniger hat Dschangir schon sehr viel für seine Horde gethan. Er hat eine Menge Kirgisen genöthigt, für das Vieh, das sonst im Winter vor Hunger und Kälte in Menge umkam, Futter in Bereitschaft zu halten und einen Zufluchtsort einzurichten. Auch hat er einen Grund zur Verbesserung der Wiesenwirthschaft gelegt, und will an verschiedenen Orten zur Bewässerung der Felder artesische Brunnen graben lassen, weil im Sommer oft durch die starke Hitze das Gras ausbrennt. Die Regierung will ihm dabei durch Lieferung der Instrumente behülflich seyn. Auch einige Bildung bestrebt sich Dschangir seinen Unterthanen beizubringen, und hat in seinem Winteraufenthalt eine Unterrichtsanstalt gegründet, wo mohammedanische Religion, asiatische und russische Sprachen, Arithmetik, Geographie u. s. w. gelehrt werden. Durch sein eigenes Beispiel und durch Ueberredung hat er die vornehmsten Kirgisen veranlaßt ihre Söhne hinzusenden. Dschangirs ältester Sohn wird in Orenburg, der jüngere im Pagencorps zu Petersburg erzogen. Um seine andern Kinder zu erziehen hat der Chan während seines Aufenthalts in Kasan einen dort sich aufhaltenden Engländer nebst dessen Frau, einer gebornen Deutschen, als Privatlehrer in seine Dienste genommen.

*) Etwa 350 Werste von Saratow, 250 von Astrachan und 300 von Gurieff.

Skizzen aus Nubien.

Politische Einrichtung des Landes. Araberstämme. Dongola.

(Schluß).

Als die Beys der Mameluken auf ihrer Flucht aus Aegypten nach Nubien kamen, wurden sie von dem Oberhaupt der Scheigia, Mahmud Adelanab, mit der üblichen Gastfreiheit seines Stammes aufgenommen, und als sie erklärten, sie wollten sich in Sennaar ansiedeln, machte er ihnen ansehnliche Geschenke von Pferden, Kamelen, Sklaven und Lebensmitteln. Kaum waren jedoch diese treulosen Flüchtlinge einen Monat im Lande, als sie unter einem unbedeutenden Vorwand ihren Wohlthäter Mahmed Adelanab mit mehreren seiner Begleiter umbrachten. Hierauf breiteten sie sich im ganzen Lande aus, plünderten die Scheigia und bemächtigten sich der Einkünfte. Auch sie, die sich so schändlich benommen hatten, ereichte die Nemesis; der Vicekönig von Aegypten machte ihrer Herrschaft ein Ende und rastete nicht, bis sie völlig vernichtet waren.

Nachdem ein Unternehmen gegen Merawe mißlungen war, gingen die Mameluken mit dem Entwurf um, in Habesch einzufallen. Wehe den schönen Gefilden Abyssiniens, wenn diese tyrannischen und zügellosen Sklaven daselbst sich festgesetzt hätten! Wir haben kein Geld mehr, sagten sie, aber eine Menge Sklaven, mit denen wir alles kaufen können, denn ein Sklave ist die gangbarste Münze!

Da sie in ihren dicken wollenen Gewändern, welche sie noch immer auf dem Leibe trugen, die Hitze von Dongola nicht ertragen konnten, so bauten sie sich eine Menge von Flößen, an deren Bord sie den ganzen Sommer unter Decken von Matten zubrachten, die ihre Sklaven beständig naß erhalten mußten. Im Herbst verkauften sie die meisten ihrer Sklaven, um Geld zu neuen Unternehmungen zu erhalten; von Mehmet Ali und den Schrigia hart bedrängt, mißlangen ihre Entwürfe und Ueberfälle.

In den öden Bergschluchten, wo Löwen, Panther und wilde Beduinen hausen, suchten die in die Enge getriebenen Mameluken einen Zufluchtsort. Alle ihre herrlichen Pferde starben aus Mangel an Futter, und die reichsten Beys waren genöthigt, den letzten Heller auszugeben, um ihre Truppen zu unterhalten; Lebensmittel wurden ihnen nur um die übertriebensten Preise verschafft. Da sie also aller Annehmlichkeiten und Genüsse Aegyptens beraubt waren, an die sie von Kindheit gewöhnt worden, hielt dieß Ibrahim Pascha für eine günstige Gelegenheit, ihnen eine Falle zu legen, wie es sein Vater mit ihren Kampfgenossen zu Kairo gemacht hatte. In dieser Absicht schickte er jemanden an sie ab, versprach ihnen auf die feierlichste Weise sicheres Geleit, wenn sie von dem Gebirge herabkommen wollten, und machte sich verbindlich, sie insgesammt bei der Regierung seines Herrn Vaters auf Posten anzustellen, die dem Range entsprächen, welchen jeder von ihnen gehabt hatte. Man sollte es kaum glauben, daß, obschon sie von der Metzelei zu Kairo unterrichtet waren, doch mehr als 400 Mameluken, mit einigen Beys an der Spitze, dieß trügerische Anerbieten annahmen und in kleinen Trupps von den Gebirgen herabkamen. Unterwegs wurden sie von treulosen Führern ausgezogen, so daß sie insgesammt, mit Ausnahme von etwa dreißig, Ibrahims Lager, das sich damals bei Ebne befand, in einem ganz entblößten Zustande erreichten. Nachdem die verschiedenen Trupps wieder beisammen waren und man erfuhr, daß keine weiter nachfolgten, wurde die Losung zu ihrer Niedermetzelung gegeben und sie wurden insgesammt nebst 200 schwarzen Sklaven in einer Nacht ohne Barmherzigkeit niedergemacht. Nur zwei französische Mameluken kamen auf die Verwendung des Arztes von Ibrahim Pascha mit dem Leben davon. Solche Ereignisse sind im Orient nichts Ungewöhnliches.

Miscellen.

Das Wetter in Europa und Amerika. Die Liverpool Times bemerken hierüber folgendes: Das gegenwärtige Frühjahr scheint eine so seltsame Witterung zu zeigen, wie man sie in Europa und Amerika kaum je gekannt hat. Während es in England, Frankreich und dem Norden Europa's außerordentlich trocken war, war es in Spanien und Portugal eben so auffallend naß. In der neuen Welt war die Dürre in den Vereinigten Staaten,*) in Cuba und Jamaica so stark als in Europa, während es auf der kleinen Insel Barbados eben so unausgesetzt regnete, wie in der pyrenäischen Halbinsel.

Die Wassermasse des Brunnens von Grenelle ist neulich wieder gemessen worden, und man fand 2 Millionen Litres in 24 Stunden. Der Brunnen hat noch immer nichts von seiner Stärke verloren, und man hat deßhalb mächtige Reservoirs in dem umliegenden Quartier angelegt. (Voleur vom 15 Junius.)

*) Wie es scheint hauptsächlich nur in Virginien und weiter südwärts hinab.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 179.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

27 Junius 1844.

Frankreich und Tunis.

In einem ganz andern Verhältniß als zu Marocco steht Frankreich zu Tunis, obgleich auch hier die Nothwendigkeit sich ergeben kann, daß Frankreich seine Operationen nach dieser Richtung hin ausdehnen muß. Der Umstand, daß Frankreich jedesmal, wenn es der Türkei gelüstet, den erblichen Bey von Tunis verjagen und durch einen Pascha ersetzen zu wollen, eine Flotte hinschickt, um solchen Gelüsten zu begegnen, könnte auf ein sehr freundliches Verhältniß schließen lassen, dieß besteht aber keineswegs. Der Fall ist freilich sehr eigenthümlich: unter den drei von Türken eroberten und regierten Barbareskenstaaten Tunis, Tripoli und Algier waren die beiden ersten aus einem Wahlreich, was Algier noch bis auf die letzten Zeiten war, zu erblichen Fürstenthümern geworden — und in Tunis regieren eigentlich zwei Familien, von denen immer eine der andern folgt. Sobald Frankreich sich in den Besitz Algiers gesetzt hatte, begannen die Bemühungen der Engländer und der Pforte, die erblichen Beys von Tunis und Tripoli durch willkürlich ernannte Paschas zu ersetzen, um durch diese, die man nach Gefallen absetzen konnte, auch auf das innere Land zu wirken, und wo möglich den Franzosen Vorlegenbriten zu bereiten. Ein solches Streben war natürlich, da England seinen wichtigen Handel mit Tunis und Tripoli zu verlieren fürchten mußte, wenn Frankreich hier ein entschiedenes Uebergewicht errang. Zu dem Ende nährte der englische Consul Warrington die in Tripoli unter der Familie Caramanli ausgebrochenen Streitigkeiten, welche damit endigten, daß eine türkische Flotte, unter dem Vorwand, die Streitigkeiten zu schlichten, vor Tripoli anlangte, den Bey Ali auf das Admiralschiff lockte und dort gefangen hielt, während ein türkischer Pascha mit türkischen Truppen sich der Stadt bemächtigte. Die dem Bey Ali feindselige Partei im Lande, die unter Ali's Neffen Emhammed vor der Stadt lag, löste sich, man weiß nicht recht durch wessen Veranstaltung, in Verwirrung auf, und Emhammed ward ermordet. So ward Tripoli zu einem ächten, türkischen Paschalik mit vorherrschend englischem Einfluß.

Ein gleiches Spiel sollte gegen den Bey von Tunis geführt werden, hier trat aber Frankreich dazwischen und verhinderte es. Der jetzige Bey, der im Jahre 1837 gegen die eigentliche Thronfolgeordnung in Tunis seinem Vater Sidi Mustapha folgte, mit Verdrängung seines Vetters Sidi Hamdda, erkannte den Vortheil, welchen ihm die gegenseitige Stellung Englands und Frankreichs bot, vortrefflich: er sah wohl ein, daß Frankreich ihn nicht fallen und sein Land die Beute eines türkischen Pascha werden lassen könne, weil sonst bei vorkommender Gelegenheit die ostwärts ganz offene Provinz Constantine leicht angegriffen werden könnte, und er verließ sich auf England für den Fall, daß Frankreich selbst ihn angriffe. Dieß Schaukelsystem ist ihm bis jetzt vortrefflich gelungen, und im Ganzen neigte er sich mehr zu England hin, da die Eroberungen der Franzosen in Nordafrika seinen muselmännischen Stolz verletzten, und ihn für seine Sicherheit besorgt machten. So ließ er im Herbst 1839 und im J. 1840 nicht nur Waffen und Munition, die von Malta aus an Abdel-Kader und Achmed Bey gesendet wurden, durch sein Gebiet passiren, *) und nahm sogar eine Gesandtschaft Abdel-Kaders an, sondern ließ auch fast ganz offen den heiligen Krieg predigen und brach selbst mit einem Corps von 10 bis 12,000 Mann gegen die Gränzen von Constantine auf, so daß eine französische Escadre vor Tunis erschien und ihm die kategorische Weisung gab, wieder nach seiner Hauptstadt umzukehren. Abdel-Kader hatte noch keine Siege erfochten, und so hielt der Bey es für gerathen, seinen kriegerischen Gelüsten einen Zügel anzulegen. Dadurch lud er indeß den Zorn der Pforte auf sich, welche ihn im J. 1840 zum Pascha von drei Roßschweifen ernannt hatte, aber im J. 1841 wiederum, wie schon im Jahre 1837, als Rebellen erklärte. Tahir Pascha wäre damals auch ohne Zweifel vor Tunis erschienen und hätte einen Streich gegen den Bey auszuführen gesucht, wenn

*) Die Sache wurde ganz augenscheinlich, als gegen Ende 1839 eine maltesische Brik, Vincenzio Gallar, mit 117 Fässern Pulver in die Luft sprang, zwei andere maltesische gleichfalls mit Pulver beladene Schiffe gingen sogleich unter Segel, damit man sie nicht näher untersuche.

Digitized by Google

nicht der Aufstand in Creta seine Aufmerksamkeit dorthin gelenkt hatte. Indeß wirkten der Schrecken vor der Pforte und der Einfluß der Engländer wenigstens so viel, daß der Bey den Bemühungen der Franzosen, Remonten und Lebensmittel, namentlich Fleisch, aus Tunis zu ziehen, alle möglichen Hindernisse in den Weg legte.

Letzteres war um so leichter, als der Bey, um eine miserabel armirte, angeblich europäisch exercirte Armee von 20,000 Mann zu unterhalten, fast alle Handelsartikel seines Landes, namentlich die Erzeugnisse des ersten Lebensbedürfnisses monopolisirt hatte — ein Verfahren, das ihn, gelegentlich bemerkt, auch in seine neuern Streitigkeiten mit Sardinien verwickelte. Das Land seufzt unter dem Druck, und schon mehrfach fürchtete man einen allgemeinen Aufstand, den aber die Furcht vor den Truppen des Bey vorerst noch niederhielt. Sein Regierungssystem ist eine schlechte Copie der Regierung Mehemed Ali's, und muß zum Aufstand oder zur gänzlichen Erschöpfung des Landes führen. Beides wirkt dahin, dem fremden Einfluß Thur und Thor zu öffnen, und mit der Zeit eine fremde Herrschaft zu begründen, die, sie mag französisch oder englisch seyn, jedenfalls diese beiden Staaten entzweien muß. So bietet das ganze westliche Nordafrika ein sehr unerfreuliches Bild dar, das eine Reihe von Zerwürfnissen einst in Aussicht gestellt. Es handelt sich um die Herrschaft im Mittelmeer; denn breitet sich Frankreichs Einfluß über den ganzen Mogreb, d. h. das Land von der großen Syrte bis an den atlantischen Ocean aus, dann ist der englische Einfluß im westlichen Theile des Mittelmeeres verloren und im östlichen nicht lange mehr haltbar.

Bemerkungen auf einer Reise durch Sicilien im Sommer 1843.

(Fortsetzung.)

Am Ostersonntag waren wir bei Zeiten in Girgenti; der Weg ist immerfort meist baumlos. Unter den häßlichen Stämmen der indianischen Feige wird bei Castro Filippo und Favaro viel Flachs und Korn gesäet; daher man auch in dem ganzen baumlosen Küstenstrich die Ghiumara oder Zwergpalme sehr viel zur Feuerung ausgräbt und trocknet.

Vom Belvedere vor dem Casino in Girgenti eröffnet sich wieder der langvermißte Blick aufs Meer; die Stadt liegt an der Südseite einer Höhe, die von der Küstenebene, wo sich der Biagio und Drago zum Fiume di Girgenti vereinen, ziemlich steil heraufsteigt und gegen Norden ganz schroff zu der Valle sotto le Furche abfällt. Auf dem höchsten Rande liegt der Dom und das stattliche Kloster der Ligorianer. Nach dem Meere zu vom Tempel der Juno, über dem Biagio bis zum Puzzibba im Thal des Drago erstreckte sich die alte Stadt und ihre Nekropole. Diese ganze Strecke und weiter nach Westen, noch 1½ Miglien bis zum Monte Toro bedecken Oelpflanzungen, denn dieß sind alles kleinere Privatparzellen. Jenseits des Biagio bis zu Cap Bianco sieht man wieder eine baumlose, fruchtbare Ebene, bischöfliches Land. Sonst geschieht für die Cultur der Olive hier wie anderen Orts fast gar nichts. Man pflanzt sie mit den Schößlingen unten vom Baum, und so braucht sie sechs Jahre, um ein ordentlicher Baum zu werden, zwölf höchstens um zu tragen.

Girgenti ist capo di provincia, eine Stadt nach der Zahlung von 1840 von 13,800 Einwohnern; die Provinz zerfällt in die Districte Girgenti, Bivona und Sciacca, und diese in 18 Circondarj. Die ganze Provinz hatte 1840 eine Bevölkerung von circa 220,000 Seelen; von den 8991 Geburten waren 701 uneheliche, und in demselben Jahr wurden 3709 Vaccinationen vorgenommen. Die Oberfläche der gesammten Provinz beträgt 159,810 Salmen oder $1260^{15}/_{100}$ Quadratmiglien; davon sind 115,814 Salmen bebaut und zwar 97,848 mit Getreide, 4857 mit Wein und 4640 mit Oliven, 3173 mit Mandeln und 2499 mit Sumach; von den unbebauten liegen 41,000 in Trift. An Stammholz gibt es nur 517 Salmen, an Busch- und Knüppelholz 380; der hauptsächlichste Baum ist die Eiche.

An einer Küstenstrecke von circa 98 Miglien wird die Fischerei von 1908 Fischern auf 213 Barken betrieben; der Hauptfang ist Häring und Sardelle, bei Sciacca vom Februar, bei Girgenti und Licata vom April bis in den October, in einer Entfernung von 5 bis 7 Miglien von der Küste. Bei dem Härings- und Sardellenfang kommen $^3/_{10}$ des Ertrags auf die Barke und ihren Herrn, $^7/_{10}$ auf die Mannschaft.

Die berühmten Schwefelminen der Provinz, 153 an der Zahl, beschäftigen ungefähr 1500 Arbeiter, deren jährlicher Arbeitslohn auf 75,000 Neap. Ducaten steigen mag. In Comitini geben 27 Minen einen jährlichen Ertrag von 26,000, in Girgenti 7 einen Ertrag von 18,000 Carichi; der Gesammtertrag sämmtlicher Minen wird auf 153,550 Carichi und der Werth dieses Ertrags auf 307,100 Ducaten angegeben. Von diesen Minen sind in Favara 19 mit 520 Arbeitern im Besitz eines englischen, 4 mit 340 Arbeitern Eigenthum eines piemontesischen Hauses, so wie überhaupt die Gewinnung und Verarbeitung des Schwefels die meisten der in der Provinz ansässigen Fremden beschäftigen.

Die Bevölkerung der Provinz stieg von 1839 bis 1840 um 3095, von 1840 bis 1841 um 3100 Seelen, und im letztern Jahre zählte man auf 222,736 Seelen 5300 Priester, Mönche und Nonnen, 2525 Bettler und 58,000 Bauern.

Diese Daten sind alle den statistischen Tabellen entnommen, die nach einer königlichen Anordnung bei jeder Intendantur, d. h. Provincialregierung ein besonderer Beamter jährlich zu führen hat. So unsicher sie auch noch seyn mögen, so zeigen sie doch ungefähr die Verhältnisse, die man hier der Beachtung werth hält und in ihrer bescheidenen Form und Ausstattung möchten sie mancher andern statistischen Unternehmung, die durch Pracht und Eleganz fast unbrauchbar wird, zum Muster dienen.

In Girgenti wie überall in den Hauptorten der Provinz besteht eine landwirthschaftliche Gesellschaft, an welche die Regierung ihre Vorschläge zur Verbesserung der Cultur richtet.

Digitized by Google

Man hat sich in der letzten Zeit namentlich mit Einführung von Färbekräutern beschäftigt, und das erste Heft des Gesellschaftsjournals enthält eine Reihe dahin gehöriger Versuche.

Durch einen Seitenarm ist die Stadt mit der Straße von Palermo nach Catania in Verbindung gesetzt. Jenseits des Oelwaldes liegt die Marina von Girgenti mit dem Molo, erbaut aus den Blöcken des Jupitertempels, an dieser unwirthlichen Südküste wohl der einzige, leidliche Hafen. Kurz vor unsrer Ankunft war bei Cap Bianco eine griechische Brick, an der Küste von Sciacca eine schwedische mit voller Ladung gescheitert. Aber freilich die Häfen von Selinus, Akragas und Kamarina sind schon längst versandet und verschlammt, und die Südküste Siciliens wie die calabrische, deren Städte sonst die Meere beherrschten, sind jetzt der Schrecken aller Schiffer. Die Küstenfahrer des Golfs von Neapel nehmen auf ihren südlichen Fahrten immer mehr Mannschaft mit als auf denen nach den toskanischen und französischen Häfen; mit ihren schwanken, unbehülflichen Segeln wären sie an diesen Ufern beim geringsten Sturm mit einer gewöhnlichen Bemannung unrettbar verloren; ihre Barken müssen völlig flach auf drei Kielen gehen, weil sie ans Land gezogen werden müssen, um nicht vor dem offenen Strand oder an der steilen Uferwand zu zerschellen. In Syrakus erzählte man mir, daß im vorigen Winter das eine der beiden Schiffe, welche die Stadt besitzt, bei Calabrien gestrandet. „Wozu," fragte mich drei Monate später ein Matrose von Malta, „wozu baut der König immerfort neue Straßen, wenn er uns keine Häfen bauen will?"

Mein Maulthiertreiber hatte zu Girgenti Frau und Kind. Ihm war's daher schon recht, daß wir vier Tage dort still lagen, hatte er mich doch in jedem schlechten Nachtquartier auf die Herrlichkeiten seiner Heimath vertröstet, die er als ein „bellissimo paese" mit ihrem elegantissimo caffe und ihrer bravissima locanda herauszustreichen nicht müde ward. Die Hauptstraße ausgenommen ist es ein furchtbar schmutziges Nest mit steilen Gassen, ungepflastert aber wohl gedüngt; es ist ein Seminario dort, d. h. eine gelehrte Schule für künftige Priester und Juristen. Sie wird ziemlich zahlreich besucht, und die Studenten sind ein gut geartetes Völkchen, meist aus den nahegelegenen Orten des Innern und der Küste, mit sehr viel Sehnsucht nach der Heimath, denn eigentlich meint jeder Sicilianer, daß das Klima seines Geburtsorts das einzig gesunde sey; Girgenti namentlich gilt den Brustschwachen für gefährlich. Seit längerer Zeit schon ist der Unterricht im Griechischen am Seminar eingestellt — eine Maaßregel, die Angesichts der hiesigen Denkmäler einer lernbegierigen und patriotischen Jugend um so härter erscheinen muß. An melancholischen Klagen darüber fehlt es denn auch nicht.

Der vor kurzem verstorbene Abbate Maggiore war einer der wenigen des Griechischen kundigen Gelehrten, welche die Insel besitzt. In Palermo gibt es ein Seminar für die Priester der neugriechischen Colonien Piana, S. Giuseppe und Misilemri, dessen Zöglinge im Carneval 1843 Stücke des Euripides in der Ursprache aufführten. Dieß sind aber besondere Fälle und seltene Ausnahmen. Da im allgemeinen der griechische Unterricht erst auf der Universität beginnt, so ist natürlich die Zahl derer sehr gering, die es nur zu einem irgend erheblichen Verständniß bringen. Es ist dieß vielleicht einer der traurigsten Fälle, wo einer Nation der Weg von vornherein so gut wie verbaut wird, die glorreichste Periode ihrer ältesten Geschichte selbst in den Denkmalern einer unerreichten Literatur kennen zu lernen.

(Fortsetzung folgt.)

Spanische Culturbilder.

Zweite Skizze.

Die Sierra Moncaya, die Sierra de Albarracin und andere hohe Bergketten durchziehen Aragon, dieses an alterthümlichen Städten, an altspanischen Eigenthümlichkeiten reiche Land. Viele Berge sind schön bewaldet, allein einige stehen auch ganz nackt, dienen bloß zur Weide oder endigen in steilen, grotesken Felsen. Der Ebro theilt Aragon in zwei fast gleiche Hälften und geht bei Zuyon nach Catalonien über, nachdem er den Xalon, die Mesa, die Guerva, den Gallego und Segre in seine Fluthen aufgenommen hat. Der Guadalaviar oder Turia entspringt in den Waldschluchten von Aragon, nimmt die Alhambra auf und geht über nach den schönen Gefilden von Valencia, wo er die Huerta, das herrliche Gartenland, mit seinen Wellen benetzt. Südlich von Daroca breitet sich ein größerer Binnensee aus, Lago de Gallocante genannt; eigentlich ist es nur ein größerer Sumpf, der während der Sommermonate schädliche Dünste verbreitet.

Das Klima von Aragonien ist mehr kühl als heiß; dabei zeichnen sich die Sommer durch heftige Gewitter, die Winter durch starke Stürme aus. Die Gebirge sind in der letztern Jahreszeit überall mit Schnee bedeckt, und in den hochgelegenen Pyrenäenthälern ist es neun ganze Monate lang kalt. Doch athmet man eine gesunde, markige Luft, und den Boden bekleidet das ganze Jahr hindurch ein frischeres Grün, als man es im übrigen Spanien zu sehen gewohnt ist.

Der Ackerbau wird zwar mit vielem Fleiß getrieben, müßte aber ausgedehnter und ergiebiger seyn, wenn man die vielen Flüsse zur Bewässerung benutzen wollte, worauf sich der Valencianer, der es von den maurischen Vorfahren lernte, besser versteht als der Aragunese. Das Land erzeugt herrliches Getreide, Hülsenfrüchte und Gemüse der besten Gattung; von Handelspflanzen werden vorzüglich Hanf und Flachs gebaut. In den Thälern des Berglandes wächst treffliches Obst, und täglich nimmt die gute Gewohnheit, Fruchtbäume zu pflanzen, zu; aber eigentliche Südfrüchte kommen doch nur am Südrande der Provinz und in den geschützten Lagen fort. Der Weinbau ist von großer Ausdehnung: der rothe Grenache, welcher um Saragossa und Huesca wächst, der weiße Ania Dei und der Muskateller von Borja gehören zu den vorzüglichsten Gewächsen.

Von Bedeutung ist die Schafzucht der Aragonesen; in einigen Districten fällt die Wolle äußerst fein, besonders von den Schafen, die in Valencia und Murcia überwintern. Es werden jährlich ungefähr 80,000 Centner gewonnen, wovon ein Theil im Lande zu groben Tüchern und Strümpfen verwoben wird; die feinere ist zur Ausfuhr bestimmt.

Digitized by Google

In einem ſehr bequemen Poſtwagen, auf der neuen Landſtraße, wo man zwei und einen halben Tag braucht, fuhr ich von Madrid nach Saragoſſa. Die erſte Nacht ſchliefen wir in Guadalarara, ziemlich früh kamen wir nach Aeija und am nächſten Tage erreichten wir Aragoniens alte Hauptſtadt. Die erſte Tagereiſe jenſeits Guadalarara ging hauptſächlich durch unbewohnte Gegenden (despoblados); aber nachdem wir die Waſſerſcheide des Tajo und des Ebro hinter uns hatten, wurde die Landſchaft beſſer. Das Thal des ſchönen Kalanfluſſes, welcher ſich in den Ebro ergießt, iſt trefflich angebaut, da der Fluß für die Bewäſſerung des Bodens in ausgedehnter Weiſe benutzt wird. Die Gegend hat hier einen faſt nördlichen Charakter und liefert Hanf, Gerſte und Hülſenfrüchte verſchiedener Art; Wallnuß- und Kirſchbäume ſind mit Weinſtöcken gemiſcht. Alhama de Aragon, zum Unterſchied von Alhama de Granada ſo benannt, iſt ein kleiner engſamer Ort, für die Fremden während der Badezeit bequem eingerichtet; er liegt in einer engen Schlucht, in einer pittoresken, intereſſanten Landſchaft.

Calatayud, ein maureiſcher Wachtplatz, mit einem imponirenden, jetzt in Trümmern liegenden Caſtell, iſt der Hauptort in dieſem Thal; es iſt eine wohlhabende, bedeutende Stadt in einer vortrefflich angebauten Ebene, ganz im aragoneſiſchen Styl und Charakter, engen Straßen, guten Fronten an den Häuſern, Jalonen, öfters hübſch verzierten Dächern mit vorſpringendem Sparrwerk. Jenſeits der Stadt verließen wir den angebauten Boden, und nachdem wir einen öden Gebirgsſtrich durchwandert, ſtiegen wir durch weißen Kalkgrund in die Ebene des Ebro herab. Nicht einen Baum, kaum eine Spur von Vegetation erblickt man, bis man die Ufer des Canals erreicht, wo dann in Folge der Bewäſſerung die üppigſte Fruchtbarkeit herrſcht.

Wir betraten Saragoſſa durch daſſelbe Thor, durch welches die Franzoſen in die Hauptſtadt von Aragon eingedrungen waren. Wir kamen bei den Ruinen zweier Kirchen vorüber, von denen bis jetzt keine wieder hergeſtellt wurde, und ihre Stelle ſowohl als die der meiſten Häuſer, welche hier ſtanden, iſt von einer Plaza und einem Paſeo eingenommen. Die Zerſtörung in der Stadt war ſehr groß, aber wegen der außerordentlichen Feſtigkeit und Dauerhaftigkeit der Häuſer ſieht man weniger Spuren davon, als man erwarten ſollte. Im Innern von Saragoſſa erblicken wir eine mauriſche Stadt, welche eine compacte, ſolid gebaute Häuſermaſſe enthält; es iſt dieß die in mehrfacher Hinſicht merkwürdige Altſtadt, welche nur durch große Verwüſtung vernichtet werden konnte. Die beiden Kathedralen ſtehen zum Glück an der entgegengeſetzten Seite, nahe am Ebro, und kamen ohne beträchtliche Beſchädigungen davon.

So wie man nur einmal bei den Spaniern eingeführt iſt, kann niemand in ſeinem Benehmen gegen Fremde, die ihnen empfohlen ſind, herzlicher ſeyn; gegen ältere Freunde und Bekannte ſind ſie ſtets offen, aufrichtig und theilen ſich ihnen ohne Rückhalt mit. Freilich haben in der gegenwärtigen Periode die Unglücksfälle der Zeiten, die Verſchiedenheit der politiſchen Meinungen und die Eiferſucht der Regierung gemeinſchaftlich beigetragen, die allgemeine Geſelligkeit faſt in ganz Spanien zu untergraben, was allenthalben ſchmerzlich empfunden wird. Durch ihre häuslichen Gewohnheiten unterſcheiden ſich die Spanier von den übrigen Nationen des ſüdlichen Europa's auf eine eigenthümliche Weiſe. Kein Volk iſt in allen ſeinen Gewohnheiten, Neigungen und ſeinem Geſchmack ſo ganz und gar häuslich als die Spanier; in dieſer Beziehung gleichen ſie den Engländern vollkommen. Der ganze Charakter des Volks und der Geſellſchaft hängt damit enge zuſammen, und alle Erſcheinungen in der Lage Spaniens finden hierin ihre Erklärung. In dieſer Beziehung waltet durch das ganze Land kaum irgend ein Unterſchied ob. Die Art, wie man Fremden die Honneurs des Hauſes macht, iſt ganz eigenthümlich. Die wenigen Plätze, wo mit Fremden ein beſtändiger Verkehr herrſcht, ausgenommen, überträgt ein Spanier ſelten dieſes Amt andern; er verrichtet es in der Regel ſelbſt auf eine von dem, was im übrigen Europa üblich iſt, ganz abweichende Weiſe. Die Regeln ſind ſo einfach und der ächten Höflichkeit angemeſſen, daß es unbegreiflich iſt, wie ſie ſo vielen Fremden entgehen konnten, welche deßhalb die lächerlichſten Mißgriffe begingen. Wenn man in Spanien ſagt: „es iſt ein Menſch ohne Erziehung," ſo iſt dieß ein furchtbares Anathema.

Es iſt nicht gewöhnlich, bedeckten Kopfes ein Haus zu betreten, noch ohne den höflichen erſten Gruß, der jeden Beſucher, was auch immer ſeine Angelegenheit ſeyn mag, erwartet, zu erwiedern; eben ſo wenig ſchickt es ſich, den Rücken zu kehren oder ſelbſt in einem öffentlichen Gaſtzimmer, wo man ſich gegenſeitig nicht kennt, irgend einem den Rücken zu zeigen. Wenn der Fremde das Haus verläßt, ſo wird er bis zur Thüre und häufig noch weiter begleitet, und er muß ſich langſam und ehrerbietig, nicht haſtig zurückziehen, vor allem eingedenk, daß der Hausherr ſeinen Blick auf ihn geheftet hat und bereit iſt, da, wo der Gaſt aus ſeinen Augen verſchwindet, eine letzte Verbeugung zu machen. Alles dieß geſchieht auf eine ernſte Weiſe, ohne alle Abſicht theatraliſchen Effect machen zu wollen, wie es in einigen Ländern der Fall iſt, aber damit die kalte, hochmüthige Höflichkeit nach einem gezwungenen oder zufälligen Empfang, wie es in andern Ländern geſchieht, erweiſen zu wollen. Die bezaubernde Weiſe, womit dieſe Pflicht der Gaſtfreundſchaft geübt wird, hat mich öfters bewogen, Einladungen in Häuſern anzunehmen, wo ich im voraus nichts von Intereſſe zu finden hoffte, bloß in der Abſicht, die nunachahmliche Grazie, mit welcher die Hausbeſitzer jederzeit ihre Gäſte ſelbſt auch nur bei einem augenblicklichen Beſuch empfangen, zu beobachten. Dieſelbe Herzlichkeit zeichnet den Empfang von Fremden in jenen Gegenden aus, wo es Sitte iſt, in den Häuſern derjenigen Perſonen, an die man empfohlen wurde, zu wohnen.

(Schluß folgt.)

Bierverfälſchung in Frankreich. Der Courrier du Haut Rhin bemerkt: „Sonſt hatte Elſaß den Ruf, vortreffliches Bier zu brauen, damals wurde wenig getrunken, jetzt aber iſt der Verbrauch zum großen Nachtheil der Weinbauern ſehr geſtiegen, während die Qualität ſchlechter geworden, ja ſchädlich, daß ſie der Geſundheit weſentlich nachtheilig iſt. Die Verfälſchung iſt wie in andern Dingen ſo auch hier im Schwunge; ſtatt des Hopfens braucht man Buche, Gentian und andere bittere Kräuter, und ſelbſt die Gerſte wird durch andere Stoffe erſetzt. Wer ein ſolches Bier nicht ſehr mäßig trinkt, wird ſtumpf und Schlaganfällen ausgeſetzt. Zahlreiche Krankheiten haben, oft ohne daß man es weiß, gar keinen andern Grund als dieſes abſcheuliche Getränk. Wir lenken die Aufſicht der Behörden darauf, die nicht gleichgültig bleiben können, ſie mögen die Aerzte zu Rathe ziehen, und dieſe mögen erklären, ob die Sache ſich nicht ſo verhält, und ob wir übertreiben."

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 180.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

28 Junius 1844.

Ein Besuch in Nowgorod. *)

Der Anblick Nowgorods, wenn man sich von Petersburg her demselben nähert, ist schön und malerisch, denn eine Menge mit Laune und Gold geschmückter Thürme, Kuppeln und Kreuze glänzen dem Reisenden entgegen. In den Umgebungen der Stadt liegen, bald in ihre dichten Gärten versteckt, die Klöster mit ihren alten Kirchen und Kirchhöfen. Als ich am Kreml vorbeifuhr, stieß ich auf eine Procession: die Geistlichen im vollen Ornat trugen das wunderthätige Bild der Mutter Gottes, und eine zahlreiche Volksmenge hatte sich ihnen angeschlossen. Dieß mahnte mich an Kiew; ich kleidete mich schnell im Gasthof um, eilte, mich gleichfalls der Procession anzuschließen, und zog mit ihr auf dem Walle um die ganze jetzige Stadt. Von dieser Höhe herab erblickt man alle Umgebungen der alten, einst so blühenden Stadt, jetzt aber bieten sie ein trauriges Bild der Verödung dar. Ich durchlief in Gedanken die seltsame Geschichte der Stadt: im Jahre 864 war sie die Hauptstadt Rußlands, im J. 880 machte das unter einem günstigern Himmel und näher bei Konstantinopel gelegene Kiew ihm den Vorrang streitig; Nowgorod aber richtete eine Volksregierung ein, und erstieg eine hohe Stufe von Macht und Größe, so daß es mit Stolz zu seinem Denkspruch wählte: wer ist gegen Gott und das große Nowgorod! Es trieb einen bedeutenden Handel mit dem Ausland, war das Mittelglied des asiatischen und nordeuropäischen Verkehres, unterwarf seiner Herrschaft den größten Theil des nördlichen Rußlands, und führte glückliche Kriege mit feindseligen Nachbarn, bis es im J. 1478 dem kaum erstandenen russischen Reich sich unterwarf.

Der Beschreibung Nowgorods sind schon ganze Bände gewidmet worden, ich will daher nur in flüchtigem Umriß meine Reiseeindrücke schildern und diejenigen Denkmäler erwähnen, die ich selbst gesehen, und welche vor allem der Aufmerksamkeit würdig sind. Wie alle alten Städte, die äußern Einfällen ausgesetzt waren, suchte Nowgorod Schutz in den festen Mauern seines Kremls. Ueber den jetzigen Mauern erheben sich neun Thürme. Nach einer alten Sage nistete auf der Höhe eines derselben ein wunderbarer Vogel, der auf der Straße Kinder raubte, sie tödtete, und mit ihrem Fleisch seine Jungen fütterte. Gleich jenem Seeungeheuer der Mythologie, setzte er die ganze Umgegend in Schrecken, bis endlich ein kühner Jüngling seine Vaterstadt befreite. Die Ciceronen der Stadt zeigen noch die Keule, womit er den Vogel erschlug.

Mit ehrfurchtsvoller Neugier betrachtete ich die berühmte, im J. 1051 errichtete Sophienkirche, die sich jedoch durch ihren Umfang nicht von andern alten Kirchen unterscheidet. Im Innern sind die Mauern mit Abbildungen aus der heiligen Schrift bedeckt. Das herrschende Dunkel erweckt in der Seele eines Christen Ehrfurcht für das Heiligthum und das hohe Alter. Im Archiv dieser Kathedrale fand man ein vollständiges Exemplar der Russkaja prawda (Russisches Rechtsbuch) in einer Handschrift, die nach den Untersuchungen Strahls ins Jahr 1280 hinaufreicht. Auch trifft man hier ein merkwürdiges Bronzethor, das vermuthlich von deutschen Arbeitern im 12ten oder 13ten Jahrhundert gefertigt wurde; die verschiedenen sowohl weltlichen als religiösen Abbildungen und die russischen und lateinischen Inschriften waren vor kurzem Gegenstand der gelehrten Forschungen Adelungs.

Der reißende Wolchow fließt unterhalb des Kremls vorüber, und sein Wasser ist so trüb, daß wenn man es in ein Gefäß schüttet, sich in kurzem ein dicker, gelber Niederschlag bildet; man behauptet indeß, es sey nicht bloß unschädlich, sondern mache auch fett. Im Alterthum war eine Brücke über den Wolchow gebaut, und dabei stand eine Capelle. Hieher zog der Erzbischof von Nowgorod Johann dem Schrecklichen entgegen. Bei einem solchen Zusammentreffen scheuchte das plötzliche Anschlagen der großen Krönungsglocke das Pferd des Zaars, welches darüber stürzte. Von dieser Stelle aus stürzten die Krieger des erzürnten Zaars die Aufrührer in die Wellen des Wolchow fünf Wochen lang, und fuhren in Kähnen auf dem Flusse umher, um diejenigen zu erstechen, welche sich durch Schwimmen retten wollten. Mit besonderer Aufmerksamkeit besuchte ich den Platz, wo einst auf den Klang der großen Glocke die berühmte Nowgoroder Volksversammlung zusam-

*) Nordische Biene vom 27 und 29 Mai.

Digitized by Google

mentrat; es befindet sich vor dem Palast Jaroslaws. Nachdem Falle Nowgorods wurde die Glocke, welche das Volk zur Versammlung gerufen hatte, im J. 1478 nach Moskau abgeführt. Der erbitterte Sieger hatte durch seine Strafen den Nowgorodern Schrecken eingeflößt, dennoch scheuten sie sich nicht, die Trauer über ihren frühern Zustand offen zu zeigen, liefen in Schaaren herbei, küßten zum letztenmal die Volksglocke und begleiteten sie mit Thränen bis weit vor die Stadt hinaus. Neben dem jaroslawischen Palast ist das Haus der berühmten Heldin Nowgorods, der Bürgermeisterin Marfa. Diese ehrgeizige Frau wollte Nowgorod der Herrschaft Johanns III entziehen, und indem sie einen litthauischen Geaßen heurathete, unter Kasimirs Namen Nowgorod beherrschen; aber bei der Unterwerfung Nowgorods wurde sie fortgeführt, man weiß nicht wohin, und ihr Vermögen geplündert. Zeit und Ort ihres Todes sind unbekannt; nach einer Sage soll sie nach Nishnei-Nowgarod in die Verbannung geschickt worden und auf dem Wege in Moskau gestorben seyn. Von ihrem Hause in Nowgorod sind nur noch unförmliche Trümmer übrig. Es wäre zu wünschen, daß in Nowgorod wie in Kiew sich eine Gesellschaft von Alterthumsfreunden bildete.

Ich besuchte das (im J. 1030 gegründete) Georgenkloster, und staunte über den Reichthum und die Pracht der Verzierungen. Im Kloster herrscht eine merkwürdige Ordnung. Die Kirche dankt ihre Pracht großentheils dem frommen Eifer der Grafin Orlow, die einen bedeutenden Theil ihres ungeheuren Vermögens derselben opferte. Ich sah die Gräfin in der Kirche; bei ihrem Heraustreten wurde sie von einer Schaar von Armen umgeben, die ihr die Hände und selbst den Saum ihres Gewandes küßten; sie ist auch in der That die Wohlthäterin und Mutter der Armen. Aus dem Kloster ging ich nach dem öffentlichen Garten der Stadt, und obwohl es Sonntag und erst 8 Uhr Abends war, traf ich doch nur vier Spaziergänger. Ueberhaupt ist die Stadt unglaublich langweilig und einförmig. Wenn man die leblosen Straßen betrachtet, so fragt man sich unwillkürlich: ist dieß denn wirklich das große Nowgorod, einst der Sitz des Reichthums, des Luxus und der Gewerbsthätigkeit, das Nowgarod, das sich so stolz und hartnäckig der Macht Moskau's widersetzte. Jetzt gehört es zu den stillen, traurigen Städten, die eine ihrer Zierden nach der andern verloren haben, und in traurige Unbeweglichkeit gefallen sind. Man kann solche Städte gefallenen großen Familien vergleichen, die mehr in der Vergangenheit als in der Gegenwart leben, und bei der Vergleichung sich zerknirscht fühlen. In solchen Städten und Familien erhalten sich Ideen von Größe, wodurch sie sich manchmal selbst täuschen, die aber dem Beobachter Achtung und Mitleid einflößen.

Bemerkungen auf einer Reise durch Sicilien im Sommer 1843.

(Fortsetzung.)

Nachdem man das Thal di Bragio durchritten, gelangt man auf eine baumlose Ebene, vor der capo bianco als letztes Ende einer niedrigen Hügelreihe im Meere liegt; einige Fiumarabetten durchschneiden den Weg. Kurz vor Palma reitet man endlich in ein Thal hinab, aus dem der Ostwind uns den süßen Duft eines blühenden Orangenwaldes entgegentrieb. Die Stadt liegt wie Giegenti nach Süden an einer Hügelleine; Mandeln und Oel sind die Hauptproducte und der Weg nach Licata führt zuerst noch durch Olivenpflanzungen. Licata selbst liegt in Mitte einer kornreichen Ebene am rechten Ufer des Salso, des alten Himera. Nachdem wir auf einer Fähre über den Fluß gesetzt, überfiel uns auf den weiten baum- und häuserlosen Kornfeldern ein so eindringlicher Regen, daß wir uns freuten endlich den Fondaca von Faleonara zu erreichen. Auf diesem Schlosse, hart am Meere, inmitten dieser fruchtbaren Einöde verlebt ein reicher Engländer, der 6 Feodi der Umgegend an sich gebracht, den größten Theil des Jahres. Das Unwetter hatte etwas nachgelassen, als wir auf dem Ufersand hinabritten und hier unter dem Rand der höheren Küstenebene unsern feuchten Weg verfolgten. Bald waren wir wieder eben so naß als vorher; die Pferde scheuten und stutzten vor den Wellen, die bis an die Uferwand hinanspülten. Eine Truppe zerlumpter Buben auf ihren rasch hintrippelnden Eseln zog lärmend und schreiend dieselbe Straße; endlich steigt der Weg zur Ebene hinauf und durch hohe Cactushecken zogen wir in Terranuova ein, von dessen Dächern der Regen in die Straßen zu tüchtigen Bächen zusammenströmte. Am nächsten sonnigen Morgen war die ganze Bevölkerung in Bewegung, um dem Himmel für den stattlichen Regen durch eine Procession zu danken. Die Stadt, unzweifelhaft das alte Gela, liegt auf einer lang gestreckten Höhe zwischen dem Meere und jener fruchtreichen Ebene, die im Alterthum so berühmt war; in den hiesigen Privatsammlungen gibt es prächtige Goldmünzen und Vasen aus allen Perioden der griechischen Kunst. Die Hauptfundorte für die gemalten Gefäße sind im Westen der Stadt bei Torre d'Insegna, an der Landseite des hohen Küstenrandes, für kleinere, ungemalte Urnen ein Sandhügel im Osten, jenseits des Fiume di Terranuova. Zwischen diesen Punkten also lag wahrscheinlich das alte Gela, vor dessen Thoren Aeschylus am letzten Tage seines Lebens entweder auf die unendliche See oder über die reiche, grüne Ebene schaute, als der Adler die Schildkröte auf ihn niederstürzen ließ.

An der Küste lag eine Speronara, in die halbnackte Männer und Knaben mit großer Beschwerde eine Ladung von Orangen duech die Fluth schleppten. Die Ebene trägt jetzt namentlich viel Baumwolle.

Ueber den Fluß führt eine Brücke. Dann aber mußten wir einen weiten Bogen machen, um weiter landeinwärts ein zweites Wasser, den Drillo, zu passiren, da der Regen alle Bäche angeschwellt und das niedrigere Land zum Theil überschwemmt hatte. Der Weg führte erst über Weideland voll Zwergpalmen und Binsen; hier schon beginnt das schwarze Vieh des Süd-Osten, während es auf der ganzen übrigen Insel nur rothbraun ist. Weiterhin stand alles voll Bragaia, einem Busch mit klebrichtem Blatt und weißer

Digitized by Google

Blüthe, die sehr stark und aromatisch riecht, dazwischen die alten Korkeichen. Durch Oelpflanzungen und endlich durch Weinfelder kömmt man nach Vittoria. Der neue Ort, in der Ebene gelegen, producirt wenig Getreide; die höher gelegenen Orte des Binnenlandes, Caltogirano, Ricami, Chiaramonte versehen ihn mit seinem Bedarf. In Canifo das wir am andern Morgen in der Frühe passirten, wurden überall vor den Häusern Baumwolle gepflückt und getrocknet; dicht hinter dem Ort aber reitet man das Gebirg wieder hinauf.

Es ist eigentlich eine steinige Hochebene; hie und da trifft man mit einer hohen Steinmauer geschützt eine Baumpflanzung. Die Kornfelder sind mit lose aufgeschichteten Steinwällen umschlossen, und da man nicht alle Steine auf die man beim Hacken trifft, dort unterbringen kann, sind die übrigen meist nach mitten im Feld in großen vieleckigen Haufen zusammengeschichtet. Die Straßen sind zum Theil halsbrechend, da die Wälle oft links und rechts auf dem ohnehin unebenen Felsboden zusammengestürzt sind. Tiefe und zum Theil sehr enge Flußthäler durchschneiden die Ebene und hier sind die Bäume häufiger. In einem solchen Thale liegt denn auch Modica, lang gedehnt, ein stattlicher Ort und seit 1834 neu gebaut; in jenem Jahre zerstörte eine furchtbare Ueberschwemmung am 8 October den ganzen Ort. Die Gewalt der Regengüsse ist in allen Thälern der Insel überaus groß; sie werden aber um so gefährlicher, wenn, wie es damals geschah, ein ungünstiger Wind in diesen engen Schluchten das Wasser staut und dasselbe zwingt, ins Thal zurückzutreten. Auch dieser Grund, die Furcht vor ihren Bergwassern mochte die Uebewohner Siciliens bewegen sich lieber auf den Plateaux der Berge festzusetzen, während jetzt die meisten Oerte in die Thäler hinabgekrochen sind.

Modica und die dazu gehörige Grafschaft ward 1362 dem Frederigo di Chiaramonte zur Strafe der Felonie genommen und 1392 dem Bernardo Cabrera verliehen. Modica, Ragusa, Chiaramonte, Monte Rasa, Vittoria und Puzzalla gehören noch dem Grafen, der früher noch über fünf andere Orte Souverain war; die Souveränetät ist jetzt mit dem übrigen Feudalwesen gefallen. Doch zeichnet sich der ganze Bezirk, auch nur il contado genannt, vor der übrigen Insel durch die Getheiltheit des Grundbesitzes, die Menge und Wohlhabenheit der Bevölkerung aus. Zehn Saimen Landes sind ein großer Besitz, der auf der Hochebene meist mit Korn bebaut wird; die Küstenstriche produciren auch Wein und Oel. Das große, meist schwarze Vieh der Grafschaft mit seinen kleinen Hörnern ist sehr gesucht; die Abgaben an den Grafen werden nur in Korn geleistet, das in dem Ausfuhrort Puzzalla in großen Massen aufgespeichert liegt. Die Bevölkerung ist die dichteste in ganz Sicilien, und strömt auch nach Noto hinein.

Modica hat an Alterthümern nichts aufzuweisen; Münzen, die namentlich bei Scicli und Ragusa häufig seyn sollen, werden vom Intendanten meist aufgekauft und nach Palermo gesandt.

(Fortsetzung folgt.)

Vorschlag zur Erforschung des Innern von Nordafrika.

Wenn man die französischen Berichte aus Algier liest, so stößt man jeden Augenblick auf den Ausdruck „am Rande der Wüste.“ Man traf auf diesen Ausdruck vor 5 Jahren, wo die Franzosen sich fast auf das Littoral beschränkt hatten, und trifft ihn jetzt noch, wo sie um mehrere Grade weiter südlich vorgerückt sind. Es ist augenscheinlich, daß dieser Ausdruck auf einer ganz falschen Ansicht von der Geographie Nordafrika's beruhe. Die Wüste, die Sahara im engern Sinn, welche die Länder der Neger, den Sudan, von Nordafrika scheidet, beginnt erst tiefer im Innern, wahrscheinlich am Südabhang der höchsten Kette des Atlas. Das Land bis zu dieser Kette hin ist vermuthlich eine Abwechslung von unfruchtbaren, zum Theil wohl sandigen, zum Theil indeß auch sumpfigen Strichen mit sehr fruchtbaren bald größern, bald kleinern Stellen, die wir mit einem ägyptischen Wort Oasen zu bezeichnen gewohnt sind. So schildert schon Strabo das Land, welches die Römer allem Anschein nach besser kannten, als wir. Die Araber, diese Söhne der Wüste, haben sich hauptsächlich des Karawanenhandels in diesem Theil der Welt bemächtigt, und verrathen wohl davon so wenig wie möglich. Jetzt schlägt ein Franzose (s. Echo du Monde Savant vom 16 Juinus) vor allmählich sich über das Innere Bericht zu verschaffen, und meint, es wäre das beste, wenn man zuerst von Ain-Maadhy (bis wohin die Franzosen jetzt vorgedrungen sind) nach Ain-Salah ginge, was etwa 125 Lieues entfernt sey, dann nach Agably, um über Biskarah oder das tunesische Gebiet zurückzukehren. Vielleicht wäre es noch besser über Tebessa nach Tuggurt zu gehen, dann westlich nach Agably sich zu wenden und über Ain-Maadhy nach Algier zurückzukehren, auf welcher Reise die Beni Mzab am meisten Dienste leisten könnten. Ain-Salah und Agably sind Handelspunkte, auf denen mehrere Straßen von Südosten nach Südwesten her zusammenlaufen, und wo man eine Menge Nachrichten über nahe und ferne Punkte einziehen könnte. Dazu wäre aber vor allem eine möglichst vollständige und praktische Kenntniß der Idiome im Innern, namentlich der Berbersprache und des Mozabi-Dialekts nöthig.

Spanische Culturbilder.

Zweite Skizze.

(Schluß.)

Ich will hier blos ein Beispiel davon geben, in welchem seltsamen Licht man die Verbindlichkeit der Gastfreundschaft in Spanien ansieht. Eine sehr achtungswerthe Familie von meiner Bekanntschaft gehörte der liberalen Partei an. Zur Zeit der letzten Invasion hatte der älteste Sohn die Waffen ergriffen und befand sich mit Mina in Catalonien, als die Franzosen einzogen. Er wurde verwundet, zum Gefangenen gemacht und nach Frankreich abgeführt. Eben als die Familie diese Nachricht erfuhr, rückte die Armee des Herzogs von Angoulême in die Stadt ein, wo sie lebte. Ein französischer Officier stellte sich ihr mit einem Empfehlungsbrief vor. Wäre dieß in Frankreich oder irgendwo sonst geschehen, so ist klar, welche Aufnahme er gefunden hätte. Hier überwand das Gefühl der Höflichkeit jede andere Betrachtung, und die Frau des Hauses sagte: „Als eine uns empfohlene Person freuen wir uns, Sie zu sehen; als einem Franzosen können wir

Digitized by Google

Ihnen nicht dieß Compliment machen.“ Dieß iſt die gewöhnliche Sitte des Landes, aber es iſt nöthig, bevor man auf dieſem Fuße mit ihnen lebt, ſie kennen zu lernen, und man braucht nicht zu bemerken, daß es häufig Gelegenheit gibt, das Volk zu beurtheilen. Die beſten ſpaniſchen Sitten ſind jene glückliche Miſchung aus Biederkeit und Offenheit, mit gehöriger Vorſicht und Zurückhaltung, aus Ernſt und Würde mit heiterer Laune, die ſich auf die vollendetſte Philantheopie und Achtung für andere wie für ſich ſelbſt gründet, und worin wahrſcheinlich die Vollkommenheit menſchlicher Sitten beſteht. So rein ſind dieſe, daß man die geringſte fremde Beimiſchung ſogleich wahrnimmt, und von zahlloſen Fällen, die ich kennen lernte, ſah ich keinen einzigen, wo Männer oder Frauen durch ihren Aufenthalt in der Fremde gewonnen hätten, obwohl viele, ohne ihre Nationalſitten zu verändern oder zu verſchlechtern, das Ausland beſucht haben.

Eine andere auffallende Eigenthümlichkeit zeigt ſich darin, daß die unterrichtetſten Männer, die ich in dem Lande kennen lernte, dieſes nie verlaſſen haben, und wenn man die Hülfsmittel, die ihnen zu Erwerbung ihrer Bildung zu Gebote ſtehen, erwägt, ſo muß man die Kenntniſſe, die viele einzelne beſitzen, ganz außerordentlich nennen. Die Männer von wiſſenſchaftlicher Bildung in jedem Fache, die ich kennen lernte, und die ich, was ſehr häufig geſchah, um Rath zu fragen Gelegenheit hatte, beſaßen faſt alle denſelben unveränderlichen Charakter: die höchſte Einfachheit, keine Anmaßung oder Quackſalberei, die größte Bereitwilligkeit, ihre Kenntniſſe mitzutheilen, und nicht das leiſeſte Streben nach Geheimnißkrämerei oder irgend ein Bemühen, ihren eigenen Geiſt oder den von andern durch Theorien und verſchiedene Geſichtspunkte irre zu führen. Ihre charakteriſtiſchen Züge ſind ein ſtarker, klarer, feiner Verſtand und tiefe Beobachtungsgabe, die beſte Grundlage für wiſſenſchaftliche Bildung. Die Achtung, womit diejenigen, welche Belehrung ſuchen, behandelt werden, und die Bereitwilligkeit, womit man ihrem Wünſchen entgegenkommt, geben den ſicherſten Beweis von der natürlichen Einſicht des Volks. Unglücklicherweiſe ſtehen die meiſten wiſſenſchaftlich gebildeten Männer in Spanien in einem hohen Lebensalter, und von der lebenden Generation ſcheinen ſich nur wenige vorbereitet zu haben, ihre Stellen einzunehmen. Man muß hoffen, daß die Urſachen davon in der Zeit liegen und daß es nun anders werden wird.

Die Diener und untern Claſſen werden von allen Ständen der Geſellſchaft mit der größten Höflichkeit und Humanität behandelt; in Spanien würde ſich niemand unter andern Bedingungen zum Dienen bequemen. Man hat von dieſer Freiheit niemals Mißbrauch machen ſehen, und ſie ſind im Allgemeinen ſehr treu. Die peinlichen Geſetze gegen Diebſtahl durch Diener ſind ſo ſtreng, daß ſie ſelten bei vorkommenden Fällen in Anwendung kommen, und man hört, daß die Geſetze verändert werden ſollen, um ſie wirkſam zu machen. Unter allen Claſſen der Geſellſchaft iſt die Anhänglichkeit an den heimiſchen Boden wahrſcheinlich ſtärker, als bei irgend einem andern Volk. Sie übertreffen weit das von den Schweizern ſo gerühmte Gefühl, und der ganze Charakter der Nation trägt einen Anſtrich davon. Es verhütet, daß ſie reiſen oder auswandern, ausgenommen wo ſie die Noth dazu treibt, und iſt ein mächtiges Hinderniß für ſie, in das Militärleben zu treten, was ſie ſelten freiwillig thun, und veranlaßt die in ihren Heeren ſo häufige Deſertion. In den untern Claſſen iſt die Meinung, wenn ſie hören, daß ein Fremder in ihrem Geburtsort geweſen iſt oder dahin geht, ganz eigenthümlich, und ich habe in Familien gefunden, daß man die Diener herbeirief, um ihnen zu ſagen, daß der Caballero mit ihrer Heimath bekannt ſey, was ſtets ein freudiges Gefühl erweckt; auch gibt es kein beſſeres Mittel, den guten Willen dieſer Leute zu gewinnen, als wenn man ihren Geburtsort rühmt oder Intereſſe dafür ausſpricht. Dieſe liebenswürdige Gefühlsweiſe erſtreckt ſich noch etwas höher hinauf in die Geſellſchaft.

In keinem Lande iſt die Macht der Gewohnheit ſo ſtark und tief eingewurzelt. Es bildet einen der unvertilgbarſten Züge, die ſich von der alten Freiheit erhielten, indem die für ſein eigenes Benehmen freiwillig auferlegten Geſetze bei einem freien Volke weit mehr vermögen als kaiſerliche oder königliche Decrete. An einem ſchwülen, heißen Sommertage ſah man die Männer von Burgos, welche unter die alten, reinen Stämme von Spanien gehören, in ſchweren ſchwarzen Mänteln ſpazieren gehen. Auf die Frage, warum ſie ein ſo unpaſſendes Coſtüm trügen, wurde die lakoniſche und bedeutſame Antwort ertheilt: „aqui es costumbre“ (ſo iſt es hier Sitte!). Ich wohnte einer Stierhetze mitten im Winter bei; es war zu Valladolid, einer von ächten Caſtiliern bewohnten Stadt, die wimmelt von Obertribunalräthen, Obergerichtsadvocaten, Prieſtern und Pedellen der Themis, Doctoren der Medicin, Chirurgie und Geburtshülfe, ferner von unzähligen armen Schluckern von Studenten, Licentiaten, Doctoren der Theologie und andern Dienern des göttlichen Wortes. Auch halten ſich hier, wie in Granada, jederzeit viele Fremde auf, um perſönlich ihre Proceſſe zu betreiben, was in das geſellige Leben und Treiben der Stadt viel Mannichfaltigkeit bringt. Da es allenthalben ausposaunt worden war, daß der göttliche Mantes kommen würde, war aus der ganzen Umgegend eine Maſſe Volks herbeigeſtrömt. Es herrſchte eine ſcharfe Kälte, und ein heftiger Wind wehte gerade gegen den Ort, wo der Präſident ſaß. Er blieb die ganze Zeit über mit nahebedecktem Haupte, und ohne Zweifel würde er eher ſein Leben, was wirklich dabei Gefahr lief, geopfert haben, als von der alten Sitte, wonach er die Stelle des Königs vertrat, abgewichen ſeyn.

Was viele Touriſten für Unduldſamkeit genommen haben, iſt wahrſcheinlicher die Strenge der Sitte und die allen Ständen gemeinſame Pünktlichkeit, ſich der herrſchenden Etiquette zu fügen. Die Antwort der Einwohner von Burgos kann als Wahlſpruch des Landes dienen, und das „aqui es costumbre“ wird viele Erſcheinungen erklären, welche man übereilt andern Motiven zugeſchrieben hat. Es gibt einige Gebräuche, die noch jetzt beſtehen und hinſichtlich deren man von dem Fremden erwartet, daß er ſich ihnen bequeme, mehr aus dem Grunde der Wohlgewogenheit als wegen ſonſt etwas, wie z. B. bei dem Glockengeläute bei Sonnenuntergang, wo jedermann einen Augenblick ſtehen bleibt; auf Spaziergängen iſt dieſer Anblick ſehr anmuthig, zumal in Sevilla, wo man ganze Gruppen von Landleuten an dem Ufer des Guadalquivir knien ſieht. Das Niederknien fordert man jetzt nicht mehr von Fremden, allein es iſt Sitte, den Hut abzunehmen.

Goldbilder aus dem See Guatinta. Wir haben vor wenigen Tagen dieſes Sees (ſ. Nr. 176) und der Bemühungen erwähnt, denſelben abzulaſſen. In der Verſammlung der ethnologiſchen Geſellſchaft zu London am 12 Junius zeigte ein He. Brown ein merkwürdig modellirtes zwölf Pfund ſchweres Götterbild aus Gold vor, das am Rande dieſes Sees gefunden wurde. Der See wird in dem Bericht (ſ. Lit. Gaz. vom 15 Junius) Guatitite genannt, was wohl ein Druckfehler iſt.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 181.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

29 Junius 1844.

Entdeckungen in Südaustralien.

Endlich ist wieder ein Versuch gemacht worden, Australien von Süden her zu erforschen, und wenn derselbe wenig zur directen Vermehrung unserer geographischen Kenntnisse von diesem Lande beiträgt, so enthält er doch genug, um auf den physischen Zustand des Innern eben kein glänzendes Licht zu werfen. In der Versammlung der Londoner geographischen Gesellschaft am 10 Junius wurde der Bericht einer „Entdeckungsreise nach dem Torrens-See" von dem Capitän Frome, Generallandvermesser in Südaustralien, vorgelesen. Der Bericht ist so sehr mit willkürlichen, keineswegs bekannten Namen von Flüssen, Bergen und Quellen durchspickt, daß eine wörtliche Mittheilung ziemlich langweilig und unverständlich seyn müßte; wir beschränken uns deßhalb auf eine allgemeine Bezeichnung, insoweit sie Aufschluß über die Beschaffenheit des Landes geben kann.

Bekanntlich sind schon mehrere Versuche gemacht worden, von der Tiefe des Spencergolfes aus, welcher bis auf 34° S. B. ins Land hineinreicht, eine Reise quer durch den Continent nach Norden zu machen. Diese Versuche scheiterten an der Entdeckung eines mächtigen Sees unmittelbar nordwärts von der Spitze des Spencergolfs, etwa unter 31½° N. B. Ein Umgehen desselben ist bis jetzt nicht gelungen, und auch der kecke „Overlander" Eyre, dem das Wagstück gelang, von der Westseite des Spencergolfs bis zu den Ansiedlungen an der Westküste Australiens vorzudringen, vermochte ostwärts nicht den See zu umgehen, so daß das Land zwischen diesem See und dem ziemlich bekannten und viel durchzogenen Gebiet des Darlingflusses noch immer unbekannt ist; indeß hatte er doch im allgemeinen die Südostgränze des Torrens-Sees angegeben, und diese näher zu erforschen, machte sich Capitän Frome auf den Weg. Er drang von 32° 45′ 25″ in nordöstlicher Richtung vor, und kam zuerst an einen Fluß, den er Siccus nennt, und welcher wie alle spätern in nordöstlicher Richtung floß und Spuren trug, daß die Fluth 20 bis 30 Fuß über sein jetziges Bett gestiegen war. Nachdem er über diesen gesetzt, mußte er sich links in die Berge wenden, um Wasser zu finden, und kam so bis 30° 59′, von wo aus er den See innerhalb 15 bis 16 (engl.) Meilen entdeckte, anscheinend mit Wasser bedeckt, mit Inseln besäet und einem felsigen Ufer im Hintergrund. Alles dieß war aber nur die Wirkung der Luftspiegelung, denn als er am andern Tage bis in diese Entfernung vordrang, fand er kein Wasser, wohl aber deckte eine Salzkruste hie und da den Sand am Rande des Sees oder vielmehr der Wüste. Der Sand wurde immer trockener ohne die mindeste Spur von Vegetation, so daß nicht daran zu denken war mit Pferden durchzukommen. Was Eyre den östlichen Arm des Torrens-Sees nannte, war vermuthlich nichts als diese Sandwüste, welche 300′ über dem Meere liegt.

Capitän Frome wandte sich nun südwärts in die Berge, konnte aber bald wegen Wassermangel nicht weiter vordringen; von einem Berge aus übersah er das Land, das ein Bild gänzlicher Unfruchtbarkeit bot. Er glaubt indeß, in der nassen Jahreszeit könnte man, wenn Wasser auf zehn Tage mitgenommen wird, zwei Drittheile des Wegs bis zum Darling zurücklegen, auf dem letzten Drittheil aber, 80 Meilen, würde sich gar kein Wasser finden; zudem wäre es Thorheit sich anders als in bedeutender Zahl nach diesem Fluß zu wagen, da man den Angriffen der Eingebornen ausgesetzt seyn würde. Nachdem Cap. Frome zu dem von ihm zurückgelassenen Posten zurückgekehrt und dann in etwas veränderter Richtung einen neuen Versuch gemacht hatte, gelangte er an eine Bergkette, die sich 12 bis 1500 Fuß über die Ebene erhob, aber keine Spur zeigte, daß hier je Regen gefallen sey. Von einem Berg, den er Mount Porcupine nannte, hatte er eine gute Aussicht nach allen Richtungen, aber ein dürreres, unfruchtbareres Land lasse sich nicht denken. Cap. Frome schließt mit der Bemerkung, er glaube, daß sich ostwärts von dem Hochland, welches sich von dem Mount Bryan bis Mount Hopeleß 300 Meilen weit erstreckt bis zum 140° O. L. v. G. und wahrscheinlich noch viel weiter (nämlich bis zum Darling hin) durchaus kein Land finde, das als Ackerland oder Viehtrift sich benutzen lasse; der Boden zeige unzweideutige Spuren vulcanischer Thätigkeit.

Nach dieser Schilderung muß man die Hoffnung aufgeben,

Digitized by Google

daß man den Torrens-See oſtwärts umgehen, von da ins Darlinggebiet gelangen und dann nordwärts vordringen könne; ob dieß auf der Weſtſeite des Torrensſees möglicher ſeyn wird, ſteht noch dahin.

Bemerkungen auf einer Reiſe durch Sicilien im Sommer 1843.

(Fortſetzung.)

Ungefähr eine Meile von Modica liegt die berühmte Cava d'Iſpica. Es iſt dieß ein Thal, ſteil und eng wie die meiſten der Umgegend, das nach Spaccaforno hinabführt; ſein oberer Theil aber iſt rechts und links an beiden Wänden mit jenen Grotten bedeckt, die ſich durch ganz Sicilien ſo unendlich zahlreich finden, meiſt durchaus leer, ohne alle Zierde noch Inſchrift, höchſtens mit den Spuren alter Todtenbetten. Von Sperlinga bis Nicoſia liegen ſie rechts und links der Straße, zum Theil durch neue Wegverbeſſerungen zerſtört. Am Caſtell von Aſſaro und San Filippo d'Argiro finden ſie ſich eben ſo gut als zu Girgenti in der alten Stadtmauer. Hier in dieſem Thal ſind ſie über einander vom Thalgrunde bis zu ſeinem oberſten Rand in den Felſen getrieben. In zwei Grotten der linken Seite finden ſich die vier ſchon öfter mitgetheilten Inſchriften, die es unzweifelhaft machen, daß dieß alles Grabanlagen waren. Freilich gefallen die Sicilianer ſich darin, dieſe und ähnliche Stätten als Wohnſitze einer Urbevölkerung anzuſehen, wie man mir denn in Modica die öſtlichſten, ſehr ausgedehnten Grottengalerien der rechten Seite als den Königsſitz dieſer Troglodytenſtadt geſchildert hatte. Deßhalb heißen dieſe wohl auch il castello. Jetzt wohnen zwei Familien in dieſen Grotten, wie man ſie denn überall noch häufig jetzt benutzt findet, die einen im Caſtell, die andern des Ignazio Scapellato am weſtlichen Ende; dieſe iſt ſchon ſeit 100 Jahren hier anſäſſig, früher nicht ſo reich als jetzt, da Ignazio 8 Salmen Landes, faſt die Hälfte des Thales beſitzt; er iſt erſt mit ſeiner Frau aus einer engern öſtlicheren Grotte in ſeine jetzige Behauſung gezogen; da iſt für die Menſchen und Hühner in einer Höhle Platz, in der andern für 100 Stück Kleinvieh, auch für Kühe, und unter dieſen verſchiedenen Stockwerken ſprudelt eine Quelle in einem geräumigen Kellergewölbe. Er läßt ſich gerne im Scherz Barone d'Iſpica nennen, und wie er mit mir zum Caſtell hinabging, kam er mir ganz wie der Herr des Thales vor. An dem Waſſer ſtehen ſchöne Nußbäume, worunter Frauen waſchen und ſcherzten, auf den ſchmalen Aeckern gruben einige Männer: Maeſtro Ignazio ward von allen mit Ehrfurcht begrüßt und angehört. Wo er an der jenſeitigen Wand ein Stück Vieh verlaufen ſah, jagte er es mit der Giadla, der Schleuder, zurück. Er ſprach viel und trotz ſeines Sicilianiſch verſtändlich, von ſeiner kurz verſtorbenen Frau, vom Kronprinzen von Bayern, von Murat endlich, deſſen Schönheit zu loben er gar nicht müde ward. Es iſt unglaublich, welchen Eindruck die Stattlichkeit dieſes Recherkönigs auf dieſe empfänglichen Südländer gemacht haben muß; die Anhänglichkeit, mit der man ſich noch überall, namentlich jenſeits des Faro ſeiner erinnert, beruht zum Theil wohl mit auf dieſem Eindruck ſeiner äußern Erſcheinung. Beiläufig fragte mein Wirth mich aber auch ſehr angelegentlich aus, ob denn die Inſchriften gar nicht von Schätzen ſprächen, und es iſt wirklich merkwürdig, daß in dieſen Grotten ſo wenig oder eigentlich nichts gefunden wird.

Wir mußten aus dieſem Troglodytenſchloß erſt wieder nach Modica zurückkehren, um von dort dann nach Palazzolo aufzubrechen.

Der einförmige Weg verändert ſich erſt, wenn man jenſeits eines ſchönen, weiten Thales die Waldungen des Monte S. Domenico und Mezzo Gregorio liegen ſieht, an deren Kette nach Norden ſich die Höhe von Palazzolo anſchließt. Zu dem Ort, von 13,000 Einwohnern (wie man mir angab), führt einzig ein halsbrechender Saumthierweg; kurz vor der Stadt hat man einen Anblick auf den Meereshorizont von Catania.

Dieſe Colonie des alten Sirakus, das alte Akrä, liegt ziemlich hoch über den Quellthälern des Anapo; früher verſorgte es die Küſtenſtädte Noto und Sirakus mit Schnee, ſeit vier Jahren jedoch konnte man keinen ſammeln. Die heutige Stadt liegt um den Gipfel, an deſſen Oſtſeite die jetzt noch offenen Gräberthäler liegen; auf einem ſüdlicheren Hügel fand man die altkorinthiſchen Gefäße, die ihn als die ältere Nekropole bezeichnen. Ueber den nördlichen, noch offenen Gräbern in einer ſtillen, grünbeeankten Schlucht liegt das Theater, ſo daß die Zuſchauer in der Mitte der Scene den Krater des Aetna vor ſich hatten. Alle dieſe Ausgrabungen und das aus dem Gefundenen zuſammengeſetzte Muſeum verdankt man dem Baron Giudica; dieſer eifrige Alterthumsfreund konnte aber nur 1½ Salmen des alten Stadtumfanges, der ungefähr 8 beträgt, an ſich bringen, da in dem guten Boden der Tumulo über 36 Ducaten koſtet; wohin er daher mit Ausgrabungen drang, mußte er den durchſuchten Boden wieder zupflanzen laſſen. Das Gebiet der heutigen Stadt reicht bis an die Küſte und enthält neben gutem Kornland auch anſehnliche Oelpflanzungen; ſo nähert man ſich denn hier wieder den Oelwäldern, die man faſt ſeit der Küſte verlaſſen.

Der Weg, auf dem man von hier wieder zum Meere hinabſteigt, iſt ungleich großartiger, als der, welcher aus den fruchtbaren, hafenloſen Ebenen der Südküſte über die Steinfelder und engen Thäler des Contadu bis Palazzolo führte.

Man kommt ſehr bald an den Rand eines tiefen Thales oder Engpaſſes, jenſeits deſſen ſich der ſchneeige Gipfel des Aetna über olivenreichen Ebenen erhebt. Ein paar Schritte weiter öffnet ſich dann wieder die Ausſicht auf das Meer, in das Auguſta auf ſeiner ſchmalen Zunge ſich zierlich hineinſtreckt. Der Engpaß ſelbſt, die cava del Sdambinato, in den man dann hinabſteigt, erſtreckt ſich bis dicht vor Floridia an die Ebene von Sirakus; ſeine größte Breite mag vielleicht 500, die geringſte 50 Schritt betragen. Die Wände fallen faſt ſchroff ab, wo nur Platz iſt, mit Oliven bedeckt, zwiſchen denen von Zeit zu Zeit prachtvoll umrankte Grottenportale

Digitized by Google

sich öffnen. Im Grunde geht der Weg neben einem trockenen Zimarenbeet, voll Oleanderbüschen; der übrige Platz wird von kleinen Ackerstücken eingenommen. Während es auf der Ebene oben frisch wehte, war es hier still und heiß; die Fliegen fielen uns zum erstenmale beschwerlich.

Von Fiorldia endlich treten die Wände auseinander und verlaufen in die Ebene; man sieht links Belvedere liegen, das westliche Ende des altsirakusanischen Stadtplateau's und reitet ein in die öl-, korn- und weinreiche Ebene, die der Anapus bewässert bis wo zwischen dem großen und kleinen Hafen die Insel des heutigen Sirakus liegt.

Von der Insel, auf welcher Stadt und Festung Sirakus liegen, breitete sich die alte Stadt einst allmählich über das Dreieck aus, an dessen Westende der Telegraph von Belvedere ungefähr 8 Miglien von der Insel liegt. Nach einer Geschichte von drittehalb Jahrtausenden ist sie wieder auf die engen Gränzen der ersten Gründung reducirt, und nur die weitläufigen Befestigungen der ledigen Stadt rücken wieder auf dem Festlande vor und drohen die Spuren der alten Herrlichkeit zu zerstören. In Folge des letzten Aufstandes wurde die Provinzialregierung mit dem obersten Gerichtshof nach Noto verlegt und die Eifersucht zwischen den beiden Städten nur noch vermehrt; allerdings findet sich noch hier eine ziemliche Anzahl sehr reicher adeliger Familien. Aber mit wenigen Ausnahmen sind diese Reichthümer todtes Capital, von dem weder das öffentliche Beste, noch der eigene Grundbesitzer irgend Nutzen ziehen. Man erzählt sich wunderbare Geschichten von der Geldgier der hiesigen Großen, über deren Trägheit und Genußsucht das Urtheil des gemeinen Mannes immer dasselbe ist; doch ist die trostlose Sucht, Schätze zu finden und durch Schatzgräberei reich zu werden, unter den niederen Classen zu jenen aristokratischen Lastern ein trauriges Analogon. Was ich hier von Sagen über die alte Herrlichkeit erfragen konnte, bezog sich darauf:

Das Volk scheidet nämlich sehr bestimmt zwischen den nur vergrabenen oder verlorenen Schätzen, die der Zufall einem Glücklichen aufdecken mag, und zwischen dem verzaubrten Golde, das in ungeheuren Massen unter der Decke, z. B. des ganzen alten Stadtplateau's liegt, von bösen Geistern bewacht und, wird ein Theil gehoben, von selbst immer zuwachsend; wem es glückt einen solchen Schatz zu heben, der muß sogleich für ein Stück des gefundenen Goldes Brod kaufen; dadurch nur wird der Zauber gelöst, durch den sonst der Schatz urplötzlich wieder verschwindet. Das im Alterthum so berühmte Vorgebirge Plemmyrium an der Südseite des großen Hafens wurde mir als der Schauplatz solcher Geschichten genannt, in denen merkwürdig genug die „Greci" die Rolle zauberkundiger und wohlwollender Schatzgräber haben, welche die Arglist der Sicilianer zu Schanden machen. „Daher", so schloß mein Erzähler, „verspotten auch die Griechen, wenn sie nach Sirakus kommen, die Sirakusaner, daß sie die eigenen Schätze ihres Bodens nicht zu heben verstehen." Wie stark aber die Hoffnung Schätze zu finden überhaupt bei den Leuten ist, ersieht man noch daraus, daß bei den letzten Ausgrabungen in den Souterrains des Castell Euryalos die Arbeiter allein in dieser Hoffnung sich um das halbe Tagelohn verdingten; doch wird bei allen öffentlichen Ausgrabungen jetzt so genaue Aufsicht geführt, daß die Unterschlagung sehr schwer seyn soll. Im Ganzen ist die Manie nur ein Ausfluß derselben Gewinnsucht, die von der Regierung selbst im Lottospiel so schmählich angestachelt und ausgebeutet wird; man erzählt sich wirklich schauderhafte Beispiele dieser Leidenschaft.

(Schluß folgt.)

Skizzen aus Nubien.

Schilderungen der Landeseingebornen: die Nubier und die Araber.

Meine glückliche Rückkehr nach den nördlichen Theilen von Nubien feierte ich auf einer mit Tamarisken bewachsenen Nilinsel damit, daß ich mir zum Abendbrod ein Lamm bratete, welches ich mir von den Arabern für drei Maaß Durra gekauft hatte. Das idyllische Eiland mit seinen malerischen Ruinen von drei Kaptenklöstern war dicht mit Tamariskenbäumen bewachsen, die auf allen Nilinseln von freien Stücken Wurzel schlagen, wenn der Boden aus angeschwemmtem Schlamm und nicht aus Sand besteht.

Im Verlauf der Nacht bekam ich die Nachricht, eine Karawane von 40 Kameelen der Scheigia sey zu Wadi Halfa angelangt, um Datteln zu holen. Obgleich die Nubier beständig von den Einfällen der Scheigia zu leiden haben, so thun diese doch den nubischen Kaufleuten, die ihre Dörfer als Freunde besuchen, nie etwas zu Leide. Als wir von der schönen Nilinsel nach dem Festlande übergingen, sank mein Dromedar in den Schlamm und ich rettete es nur mit großer Mühe. Diese Thiere gehen festen Trittes durch den Sand, der ihnen bis an die Knie reicht, allein im Schlamm, wenn er auch nur einen Zoll tief ist, bleiben sie stecken.

Der alte Beduine, mein Führer, war ein herzguter Mann, hatte aber einen unverbesserlichen Fehler. Ich konnte es bei ihm nie dahin bringen, mir die Entfernungen der Ortschaften zu sagen und die Stelle anzugeben, wo wir des Nachts Halt machen wollten. Wenn ich ihn über diese Punkte fragte, antwortete er allemal: Gott möge unsern Pfad ebenen! Und drang ich auf eine entscheidende Antwort, so sief er: „Gott ist groß, er kann Entfernungen verlängern und abkürzen!" Er glaubte, wie viele Araber, daß wenn man etwas über die Zukunft mit einiger Gewißheit bestimme, man Gott dadurch beleidige und Unglück auf der Reise veranlasse. Daher sprechen wenige von etwas, was gethan werden soll, ohne hinzuzusetzen: wenn Gott will! Allein mein alter Führer wollte nicht einmal so weit gehen, und wich jedesmal bei Unterredungen über das aus, was wahrscheinlich geschehen werde.

Die Lehmwohnungen der nubischen Landleute sind gewöhnlich so niedrig, daß man kaum aufrecht darin stehen kann. Das Dach ist mit Durrastengeln gedeckt, welche so lange dauern, bis sie von dem Vieh abgefressen sind, worauf Palmblätter darüber gelegt werden. Die Häuser zu Dar und jene der wohlhabenden Einwohner in den größern Dörfern sind gut gebaut; sie haben einen großen offenen Platz, in der Mitte mit Gemächern rundherum und eine Scheidewand zwischen denen der Männer und Frauen. Die Geräthschaften eines nubischen Hauses bestehen in langen irdenen Krügen und Tellern, einer Handmühle, einem Beil und einigen runden Stäben, über welche der Webstuhl gelegt wird.

Digitized by Google

Die wohlhabenden Nubier tragen Turbane, Leinwandhemden und den wollenen Mantel der Landleute von Oberägypten. Zu diesem Anzug gehören auch Amulette, die in mystischen Schriften und Gebeten bestehen, welche sie von den Fokis kaufen. Selten gehen die Nubier unbewaffnet; sobald ein Knabe heranwächst, geht sein erstes Bestreben dahin, sich ein kurzes gekrümmtes Messer zu kaufen, das sie unter dem Hemde tragen und bei der geringsten Streitigkeit miteinander ziehen. Geht ein Nubier von einem Dorf zum andern, so nimmt er entweder einen langen schmalen Stab, der mit Eisen beschlagen ist, oder seine Lanze und Tartsche mit. Die Lanze ist mit der eisernen Spitze ungefähr 5 Fuß lang; die Tartschen sind von verschiedener Größe; einige sind rund, mit einem Buckel in der Mitte; andere gleichen dem alten macedonischen Schilde; sie sind von länglicher Gestalt, vier Fuß lang, mit krummen Rändern und bedecken beinahe den ganzen Leib. Diese Tartschen, die man von den Scheigia kauft, werden von der Haut des Nilpferdes gemacht und sichern gegen Lanzenstoß und Säbelhieb. Wer es kann, schafft sich auch ein Schwert an, das an Gestalt den Schwertern gleicht, welche die Ritter im Mittelalter trugen; es hat eine lange gerade Klinge, ungefähr zwei Zoll breit, mit einem Griff in der Form eines Kreuzes. Diese Schwerter sind von deutscher Arbeit und werden an die Nubier von den Kaufleuten Aegyptens verkauft; das Stück kostet acht bis zehn Dollars; Feuergewehre sind nicht gewöhnlich, die reichern Classen besitzen Luntenschlösser; Munition ist sehr selten und steht in hohem Preise. Reisende thun daher wohl, wenn sie einige Dutzend Patronen mitnehmen, welche sehr willkommene Geschenke sind. Als ich eines nubischen Häuptlings Lager bei Tinare verließ, eilte mir sein Neffe wenigstens zwei Meilen weit nach, um nur eine Patrone von mir zu erhalten; er sagte, er habe die einzige, die er gehabt, zu einem Freudenfeste während des großen Jubels verschaffen.

Obgleich das Klima von Nubien, besonders in den engen Felsenthälern des Landes, im Sommer außerordentlich heiß ist, so ist es doch sehr gesund; dieß rührt vielleicht von der Trockenheit der Atmosphäre her; Krankheiten sind sehr selten. Die Männer sind gut gebaut, stark und muskulös mit schönen Gesichtszügen; ihre Statur ist nicht so groß als die der Aegyptier; sie haben keinen Knebelbart, sondern bloß ein Bärtchen unter dem Kinn, wie die Figuren der Fliehenden in den Schlachtstücken an den Mauern der ägyptischen Tempel. Wenn man durch die verschiedenen Wadis von Nubien hinreist, hat man oft Gelegenheit zu bemerken, daß die Größe und Gestalt der Nubier im Ganzen mit der Breite ihres anbaubaren Bodens im Verhältniß steht; wo die Ebene breit ist und die Landleute in verhältnißmäßig leidlichen Umständen sich befinden, weil sie einen ausgedehntern Ackerbau treiben können, da sind sie größer, muskulöser und gesünder; in den Felsenbezirken aber, wo die Ebene nicht über 20 bis 30 Ellen breit ist, sind sie mager, öfters wie Skelette ausgedörrt.

Die Frauen sind insgesammt vortrefflich gebaut, und obschon sie nicht schön sind, so haben sie doch im Ganzen angenehme Gesichtszüge und ein sehr gefälliges Benehmen; ich habe sogar Schönheiten unter ihnen gesehen. Wegen der steten Arbeiten von der frühesten Jugend an sind sie oft ganz niedergedrückt, denn alle häuslichen Arbeiten sind ihnen allein überlassen. Unter allen Frauen des Morgenlandes sind die Nubierinnen die tugendhaftesten, und dieser Umstand verdient um so mehr Lob, da man glauben sollte, ihre nachbarliche Verbindung mit Oberägypten, wo die Ausschweifung keine Gränzen kennt, werde auf sie Einfluß haben. Während meines Aufenthalts zu Esne kamen jeden Morgen Mädchen in meine Wohnung, um mir Milch zum Verkauf anzubieten; die Aegyptierinnen traten dreist in den Hof und entblößten ihr Gesicht; dieß Benehmen gilt so viel, als ob sie ihre Person anböten; die Nubierinnen aber, von denen mehrere Familien zu Esne wohnen, blieben bescheiden vor der Thürschwelle stehen, und nichts vermochte sie darüber zu schreiten; hier nahmen sie das Geld für die Milch in Empfang, ohne ihre Schleier abzunehmen. In den größern Orten Nubiens gibt es allerdings Freudenmädchen, sie sind aber größtentheils aus Assuan und andern Gegenden Oberägyptens, die sich auf Gastrollen in Nubien befinden.

Die Nubier kaufen ihre Frauen von den Eltern; der gewöhnliche Preis, den die vom Stamm der Kenus bezahlen, beträgt 36 Piaster; sie verheurathen sich öfters mit den Abab-Beduinen, von denen einige Landbau treiben; ein solches Beduinen-Mädchen gilt sechs Kamele; diese werden an den Vater bezahlt, der seiner Tochter drei zurückgibt, welche ihr und ihres Mannes gemeinschaftliches Eigenthum sind. Findet eine Scheidung statt, so bekommt der letztere den halben Preis der drei Kamele. Wenn in Oberägypten ein Weib auf die Scheidung dringt, so steht es dem Mann frei, ihr allen Putz abzunehmen und den Kopf zu scheren; niemand heurathet sie nachher, bis ihr das Haar wieder gewachsen ist. Der Nubier ist auf die Ehre seiner Frau äußerst eifersüchtig, und bei dem geringsten Verdacht von Untreue gegen ihn würde er sie in der Nacht an den Nil bringen, ihr mit einem Messer einen Stich in die Brust versetzen und sie ins Wasser stürzen, um den Krokodilen zur Nahrung zu dienen, wie sie es nennen.

Oeffentliche Dirnen, die man in allen Theilen Aegyptens zu Tausenden trifft, werden in Nubien nicht geduldet, ausgenommen zu Derr, und dieß sind keine einheimischen Frauen, sondern freigelassene Sklavinnen, welche dieß niedrige Geschäft ergreifen, um sich ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Das schändliche Laster, welches die Mameluken in Aegypten selbst unter den niedrigsten Landleuten so gemein gemacht haben, wird in Nubien verabscheut.

Kleine Webstühle sieht man in allen nubischen Wohnungen; die Frauen weben darauf wollene und baumwollene Zeuge, woraus sie Hemden machen. Von den Blättern des Dattelbaumes verfertigen sie Matten, kleine Trinkgeschirre und große Teller. Obgleich diese Gegenstände bloß mit den Händen verfertigt werden, so sehen sie doch so nett aus, als ob sie durch Werkzeuge vollendet worden wären. Sehr viele Fabricate werden aus Aegypten und Arabien eingeführt. Das gewöhnliche musikalische Instrument der Nubier ist die mit fünf Saiten und einer Gazellenhaut überzogene Tombura. Die Mädchen lieben den Gesang, und die nubischen Lieder sind sehr wohlklingend. Das Schachspiel ist zu Derr sehr gewöhnlich; auch spielt man oft das Beispiel, welches in Südarabien üblich ist.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Schwindsucht-Spital. Am 11 Junius wurde bei Brompton in der Nähe von London der Grundstein zu einem eigenen Schwindsucht-Spital gelegt. (Lit. Gaz. vom 15 Junius.)

Die Witterung in England. Viele behaupten, daß seit dem Jahre 1785 die trockene Witterung nicht mehr so lange im Frühjahr und Sommer angehalten habe. (ibid.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 182.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

30 Junius 1844.

Bemerkungen auf einer Reise durch Sicilien im Sommer 1843.

(Schluß.)

Zu den rühmlichen Ausnahmen von dem gewöhnlichen Charakter der hiesigen Aristokratie gehören die Landolinas, deren rühmlicher Eifer in Erforschung und Erhaltung der hiesigen Alterthümer weltbekannt ist, auf deren Grund und Boden auch in einem schattigen, duftigen Garten neben anderen Fremden Platen bestattet ward. Ein marmornes Monument zeigt das Wappen dieses „deutschen Horaz" wie die Inschrift ihn nennt.

Mit dem jetzigen Cavaliere Landolina, einem hochbetagten Greis, stirbt die Familie im Mannesstamm aus. Ein anderer im Königreich wenigstens wohl noch berühmterer Sirakusaner war der Marchese Gargallo di Castel-Lintini, der Uebersetzer des Juvenal, Horaz und anderer Classiker; er starb vor kurzem. Sein erstes literarisches Product waren die Memorie patrie per lo ristoro di Siracusa, 2 tom. 1791, ein noch jetzt sehr geachtetes Werk, in welchem er die Nachlässigkeiten der Regierung, den Uebermuth der Barone, das Mißverhältniß der ackerbauenden Bevölkerung in Sachen seiner unglücklichen Vaterstadt mit Gewandtheit und Energie aufdeckte. Er berechnete damals die Production des Sirakusanischen Gebietes auf 6000 Salmen Getreide und 40,000 Salmen Wein. Jetzt rechnet man ungefähr 30,000 Salmen Wein und 18,000 Getreide. Wenn man berücksichtigt, daß neuester Zeit, z. B. auf dem Terrain der alten Stadt große Weinpflanzungen auf früher wüstem Land entstanden sind, so muß allerdings an andern Stellen die Abnahme der Weincultur sehr groß seyn, wie denn auch z. B. die Familie Tarcia auf ihren großen Besitzungen in der Ebene nach Agosta hin allen Weinbau hat eingehen lassen. Ferner hat seit jener Zeit der innere Consum an Wein sehr zugenommen, die Frauen, die ihn früher nur als Medicin brauchten, trinken ihn jetzt wie die Männer alltäglich. Um so größer muß die Abnahme des Exports seyn.

Die Cultur ist folgende: im December gräbt man unter jedem Stock eine Wassergrube und schneidet im Januar die Rebe bis auf Daumenlänge; so dauert sie 50 bis 60 Jahre. Darauf pflügt man oft bis zu siebenmal. Es sieht prächtig aus, wenn diese rothen Rinder mit ihren gewaltigen Hörnern zwischen je zwei Reihen Reben in breiter Spannung den Pflug die Furche langsam herabziehen. In ganz Sicilien wird die Rebe nie hoch gezogen, sondern nur am niedrigen Rohr; nur an der Nordküste bei Termini sah ich niedrige Staketen. Im Mai schneidet man ihn nochmals, September und Anfang October ist die Lese.

Hier wie bei Girgenti steht die Cultur weit hinter der des Binnenlandes zurück; man düngt nicht. Im Mai pflügt man die Brache des vorigen Jahrs dreimal, mit dem ersten Regen nochmals, darauf wird gesäet; zwanzig Tage darnach bricht das erste Grün hervor. Ist die Pflanze einen halben Fuß hoch, so jätet man mit einer kleinen Hacke, im April nochmals mit den Händen. Die Ernte fällt in den Junius oder Anfang Julius. Gargallo gab seiner Zeit den höchsten Ertrag als sechsfältig an. Auf gewöhnlichem Boden, wie z. B. den Gütern, in die das alte Stadtplateau zerfällt, rechnet man jetzt einen 5 bis 8faltigen Ertrag, während er in den fruchtbaren Theilen der Ebene, den sogenannten Bassi Fondi, bis aufs 16fache steigen soll. Ein solcher fruchtbarer Grund zieht sich von dem Vorgebirge Plemmyrium (heut Mazzaleveri oder Massa Oliveri) landeinwärts, im Bogen unter dem Namen Isola di S. Maddalena, und endet im Norden von den Saulen des Olympischen Zeus am rechten Ufer des Anapus.

Die Ostküste der Insel ist reich an Thunfischen. Bei Sirakus liegen zwei Tonnaren, die eine am Nordende des alten Stadtplateau's, unfern der Scala Greca, die andere südlich von Plemmyrium. Aber die Schiffer klagten über den schlechten Ertrag der letzten Jahre, den sie als eine Strafe Gottes ansahen.

Es besteht noch in Sirakus eine höhere Lehranstalt mit einer Bibliothek und einem Museum für die Alterthümer von Sirakus, die, wie mehrere hiesige Privatsammlungen, sehr schätzenswerthe Sachen enthält. Für naturwissenschaftliche

Digitized by Google

Studien hatte sich seit kurzem ein Verein gebildet, dessen Mittelpunkt ein wissenschaftliches Leseinstitut seyn wird. Man sprach hier wie auch in Catania mit vielem Eifer von der Sache, und erwartete baldigst die höhere Bestattigung der Statuten. Die Regierung begünstigt diese Studienrichtung nach Kräften, während sie vor wenigen Jahren den Lehrstuhl des Sicilianischen Rechts in Palermo aufzuheben drohte. Jener Lehrstuhl ward zuerst für den Canonicus Gregorio gegründet, dessen Considerazioni sopra la Storia di Sicilia das Hauptwerk über die Verfassungsgeschichte des Landes sind. Unter den Candidaten bei der letzten Vacanz war auch der früher erwähnte Abbate Maggiore, dem aber ein anderer Priester vorgezogen ward.

Die Garnison von Sirakus bildet ein calabresisches Regiment. Bekanntlich gibt es in Sicilien keine Conscription, die Truppen sind alle geborne Neapolitaner; zwei geworbene sicilianische Regimenter gehören dagegen zur Besatzung Neapels. Sie bestehen aus dem Auswurf der Inselbevölkerung, und sind in der Hauptstadt durch große und kleine Unthaten berüchtigt. Ein Bataillon ist zur Strafe nach Capri verlegt, und soll in wenigen Jahren die dortige Bevölkerung sehr demoralisirt haben. An Streitigkeiten mit den eingebornen Regimentern fehlt es in Neapel nie, wobei die Sicilianer die Schweizer als ihre natürlichen Verbündeten gegen die „Carbonari" betrachten. Sie sind zum Theil auch sehr gelehrig für die ketzerischen Ansichten dieser ihrer Bundesgenossen, und ein ehemaliger Corporal der sicilianischen Regimenter ließ sich eben nicht ehrerbietig über die Canonisationen vernehmen.

Wir gingen von Sirakus zunächst auf Sortino, von wo die Wasserleitung kömmt, die heute über den Stufen des alten Theaters eine Mühle treibt. Man passirt zweimal den Anapus, bei Belvedere und Floridia, wo er aus seinem engen Thal in die Ebene tritt. Der Weg führt am linken Ufer thalaufwärts zwischen Olivenbäumen und Kornfeldern; weiter hinauf stehen uralte Ahornstämme am Wasser, jetzt im frischesten Grün. Der Fluß ist nicht tief aber reißend. Besonders schön wird der Weg am linken Arm hinauf, durch das Thal von Sortino. Kurz vor dem Ort tritt es sehr eng zusammen, und hier in der warmen und doch schattigen Schlucht, in die mehrere kleine Sturzbäche hinabschäumen, blühten Oranden und Citronen in duftiger Fülle. An der linken Wand hinauf an zerstörten Grotten vorbei führt die Steaße zum Bergplateau und dem neuen Sortino, das nächste Plateau den Fluß hinauf soll die Stelle des alten Sortino seyn. Noch am Ende vorigen Jahrhunderts lag Sirakus mit dem Baron von Sortino im harten Streit über die oben genannte Wasserleitung, und einige der heftigsten Capitel in Gargallo's Memoiren handeln von dieser Zwistigkeit.

Ungefähr zwei Miglien von hier liegen im Thal des Anapus große Tropfsteinhöhlen, und zwischen zweien seiner Arme eine Berglehne mit zahlreichen Gradergrotten, über denen man die Stelle des alten Erdessus annimmt.

Sortino liegt auf der Wasserscheide des Anapus und der Flüßchen und Bache, die in die Bucht von Augusta fallen oder Lentini und dem Fiume di S. Leonardo zuströmen. Auch in diesen kleinen oder größern Thälern fehlt es an Grotten nicht, das Thal von S. Maria di Lava, an dessen Ausgang das neue Lentini liegt, ist mit ihnen auf beiden Seiten angefüllt. Man hält sie auch hier allgemein für sehr alt, doch sind und werden sie ruinirt, wo man nur in ihren Wänden Salpetergehalt vermuthet. Ueber der Ostseite des Thals liegen die Ruinen des alten Castells (Bercina). Ein vortrefflich gebauter und erhaltener Thurm erinnert an den von Castelvecchio zu Castrogiovanni. Ueber dem Westrande liegt ein Capucinerkloster.

Die Stadt ist der Wohnort sehr reicher Familien. „Das Gebiet von Lentini," sagte Gargallo in seiner oft erwähnten Schrift, „umfaßt 27 der größten Lehngüter (feodi) und das Doppelte ihres Umfangs an Pachtgut. Die ganze weite Gegend ist wohl bewässert und fruchtbar, so daß eines dieser Güter dreien der unsrigen an Umfang und Güte vorzuziehen ist." Sirakus hatte zu seiner Zeit nur 9 Feodi. Wir trafen die ganze Bevölkerung der Stadt in fröhlicher Bewegung. Der 11 Mai ist das Fest ihrer Schutzpatrone, der Gebrüder Alfeo. Da jedes sicilische Loch seine Strada del Corso hat, so fehlt sie auch Lentini nicht, und einige sehr anständige Equipagen hielten hier ihre Auffahrt. Am Abend war auf der Piazza Feuerwerk, und dann eine dramatische Darstellung des betreffenden Märtyrthums, und während dieser Festlichkeiten wurde auf der Piazza eine sehr einfache Maskerade gehalten. Die jungen Damen gingen mit verhüllten Gesichtern auf und nieder, und suchten in diesem Incognito die Männer ihrer Bekanntschaft zu veriren.

Auf dem Wege nach Catania steigt man bei Madi di Malati die Ebene hinauf, die man dann wieder bis zum Ausfluß des Simeto hinab reitet. Zwischen dem Simeto und seinem fast gleich starken Nebenfluß Gurna Lunga dreitet sich die fruchtbare Piana di Catania aus; das Flußgebiet des Simeto überhaupt umfaßt, 54 Miglien lang, 1080 Quadratmiglien. Seine nördlichsten Zuflüsse kommen aus dem Bosco di Caronia, die westlichsten aus dem Thal von Sperlinga, die südlichsten aus dem von Granmichele und Minno. Aus jenen großen Waldungen — die Provinz Messina enthält 25,000 Salmen Wald — so wie von denen des Aetna mag er seine Hauptzuflüsse haben; jedoch sind die Abflüsse der Aetnawälder, 17,700 Salmen — nicht bedeutend, während in ihnen die Felskessel (sciambri) häufig zu Cisteenen und Schneegruben gebraucht werden. Im October soll sein Wasserstand am unbedeutendsten seyn. Man berechnet die Ebene von Catania zu 30,000 Salmen. Künstliche Bewässerung des Bodens war 1815 erst auf der nördlichen Seite für 6000 Salmen angewandt, in den Gebieten von Catania, Paterno, Licodia, Aderno u. s. w., wie denn auch diese Notizen zum Theil der Abhandlung des Fürsten von Paterno über die Bewässerung der Simetoufer entlehnt sind, die sich im ersten Bande der Memorie dell' academia Givenia findet.

Catania, mit Messina, Palermo und Sirakus durch Kunststraßen verbunden, trat uns nach den bösen Wegen, den

schmutzigen Herbergen des Innern wie ein Vorgebirge des cultivirten Europa entgegen. Auch die Cultur des Landes von hier bis Messina ist sichtlich der der übrigen Insel voraus. Die Bischöfe von Catania vernichteten die weiten Waldungen an der Südseite des Berges, indem sie diese Waldstrecken an die Villaggi del Bosco di Catania in Erbpachtstellen theilten. So entstanden jene freundlichen und wohlhabenden Oete inmitten ihrer lavaschwarzen Weingarten. Aber auch auf der ganzen Straße nach Messina wird der Acker- und Gartenbau mit der erfreulichsten Sorgfalt betrieben. Der Aufwand bei der Bodencultur ist hier im Innern und an der Küste gleich; auf den 1172 Quadratmiglien der Provinz Messina gibt es allerdings 25,150 Salmen Wald, 51,204 Trift und unbebautes Land, aber von dem bebauten sind nur 30,835 Saatland, dagegen 18,416 Weinland und 16,867 Oelpflanzung. Man veranschlagt die Production auf 60,000 S. Weizen, 3000 Mais, 8000 Hafer, 200,000 Wein und 30,000 Quintali Oel; es sollen 15,900 Quintali Oel, und nur 6000 Salmen Wein ausgeführt werden. An Seide exportirt die Provinz über 140,000 Pfund.

Wir wandten uns zuerst nach Catania landeinwärts, über Paterno auf Centorbi und kehrten von dort über die große Straße von Palermo auf das linke Ufer des Simeto zurück, der sich hier zwischen Centoebi und Aderno mit dem Salso vereinigt; noch oberhalb der Vereinigung geht die neue Straße über den Simeto und wieder etwas weiter den Fluß hinauf trifft man die Brücke und den Aquaduct von „Naguna" (Aragona), der in mehr als 20 Bögen über das Thal setzt. Dieses stattliche Werk, obgleich nicht wohl conservirt, bildet einen schönen Vordergrund zu der Aussicht auf den schneeigen Aetna.

Aderno, vielleicht 1½ Miglien von diesem Punkte entfernt, ist die nördlichste der Ortschaften, die am Rande des Simetothales gelegen, die Südwestseite des Aetna einfassen. Von Centorbi übersieht man sie alle, Paterno, Licodia, Biancavilla, Aderno, unter ihnen das schöne fruchtreiche Thal, im Osten das Meer.

Von Aderno nach Bronte führt nun die neue Straße durch schwarze Lavafelder immer am Flusse hin. Bronte selbst liegt mitten in den Lavafeldern; die gegenüber liegende Kette des Monte Carcaci und Ginia waren schon von der Maisonne verbrannt und prangten in der ganzen Farbengluth eines sicilianischen Sommers. Hinter Bronte oder hinter Maletto, wo man in das Thal der Cantara hinabsteigt, verändert sich auf einmal die Landschaft! alles stand hier noch in schönster Frische und kurz vor Randazzo dehnt sich ein schattiger, frühlingsgrüner Eichenwald über die Straße zum Fluß hinunter; am Thore von Randazzo möchte man sich nach Deutschland versetzt glauben. In dem grünen, duftigen Thal liegt der Ort mit seinen mittelalterlichen Mauern, Thürmen und Kirchen so eng und heimlich da, wie nur irgend ein ehemaliges Freistädtchen des heiligen römischen Reichs; freilich sind diese Kirchen aus Lava gebaut, und jener lang gedehnte Berg zur Rechten ist doch der Aetna, dessen gewaltigen Kegel man nur aus dieser Nähe nicht übersehen kann, und — das letzte doch — die Wirthschaft in der schlechten Locanda ist doch die ächt sicilianische; der Hammel, von dem unsere Wirthin uns einen Braten versprochen, sollte erst am nächsten Morgen geschlachtet werden. Der Wein war eben so schlecht wie der von Aderno; desto mehr erlabten sich unsere Thiere hier und dort an dem prachtigsten Futter, denn diese Bergstädte sind wegen ihres Mastviehes berühmt.

Am Abende hatte ich noch das Vergnügen von dem Giudice von Randazzo über die neueste deutsche Philosophie examinirt zu werden.

Kurz hinter Randazzo verläßt die Straße nach Linguaglossa das Ufer der Cantara; hinter und vor Linguaglossa stehen weite Haselnußpflanzungen, auch gibt es hier schon wieder besseren Wein. Man sieht das Meer in der Ferne, sobald man den Ort verlassen; doch erst bei Piedimonte beginnt die Straße merklich bergab zu steigen und zwischen den letzten Häusern dieses Ortes öffnet sich die wunderbare Aussicht auf den fruchtbaren und reichbebauten Fuß des Aetna und sein ganzes Küstengelände, den unendlichen Meereshorizont; die Schneekuppe des Berges zur Rechten, zur Linken die pittoresken Felskuppen des Theaters von Taormina, Molaò und des Monte Venere, so steigt man durch das üppigste Gartenland zwischen Weinfeldern, Aloehecken, Mandeln- und Feigenpflanzungen hinab; hier auch steht die Olive wieder. Es war ein sonnenheller Sonntag; von einem Feste S. Filippo's kehrten munter und frisch geputzte Schaaren in Sammt und Seide, zu Fuß und zu Pferd den Berg hinauf zurück. Man setzt über ein trockenes Flußbett, dann über die Brücke der fast ganz versiechten Cantara, reitet endlich unter der Felswand von Taormina durch den langen Fischerort Giardini und hält zuletzt vor dem Albergo elegantissimo „Al uso del paese" Der Wirth soll ein amnestirter Bandit seyn, ist aber gewiß als einer der besten Gastwirthe der Insel zu empfehlen.

Skizzen aus Nubien.

Schilderungen der Landeseingebornen: die Nubier und die Araber.

(Schluß.)

Im Ganzen sind die Nubier von einer gefälligen Gemüthsart, und ich bemerkte nichts von dem Hang zur Dieberei, der bei den Aegyptiern, wenigstens bei denen nördlich von Siut, so auffallend ist. Das Stehlen ist unter ihnen fast unbekannt, und wenn man jemanden dieses Verbrechens überführte, würde er durch die allgemeine Zustimmung der Einwohner seines Dorfes aus demselben fortgejagt werden. Auf meiner Reise durch das Land habe ich nicht das geringste eingebüßt, obgleich ich immer unter freiem Himmel vor dem Hause schlief, worin ich mein Nachtquartier nahm. Gegen Fremde sind sie überhaupt gastfrei; die Kenus und die Einwohner von Sukkot aber sind es nicht in dem Grade, als die übrigen Bewohner. Neugierde scheint der auffallendste Zug in ihrem Charakter zu seyn. Wäre die Regierung nicht so äußerst despotisch, so könnten die Nubier gefährliche Nachbarn für Aegypten werden, denn sie besitzen einen weit kühneren und unabhängigern Geist als die

Digitized by Google

Aegyptier, und hängen mit Liebe an ihrem vaterländischen Boden. Jährlich geht eine große Menge derselben nach Kairo, wo sie gewöhnlich, wie die Gallegos in Madrid und Lissabon, die Lastträger machen und wegen ihrer Ehrlichkeit den Aegyptiern vorgezogen werden. Nach einem Aufenthalt von sechs bis acht Jahren kehren sie wieder in ihren heimathlichen Wadi mit dem kleinen Vermögen zurück, welches sie sich erworben haben, obschon sie recht gut wissen, daß ihrer daselbst nur grobes Dourabrod und ein Leinwandhemd wartet. Diejenigen, welche nicht nach Aegypten reisen, kommen niemals über die Gränzen ihres Landes hinaus, denn die Nubier haben im Ganzen keine Neigung zu Handelsunternehmungen. In Ibrim traf ich zwei alte Männer, die mich versicherten, sie seyen nie zu Der gewesen, obschon dieses nur fünf Stunden davon liegt. Die Nubier, die sich in Aegypten aufgehalten haben und Arabisch sprechen können, sind größtentheils gute Mohammedaner und verrichten täglich ihre Gebete; das einzige den andern bekannte besteht bloß in dem Ausrufe: Allahu Akbar! Wenige machen über Suakin die Wallfahrt nach Mekka.

Die ganze Bevölkerung von Nubien schätzt man von Assuan an bis an die südlichen Gränzen von Mahas auf 140,000 Seelen.

Das Dourabrod ist außerordentlich groß und wird ohne Salz gebacken. Da das ganze Geschäft des Mahlens, Knetens und Backens nicht über zehn Minuten dauret, so kann man sich leicht denken, daß es nie recht ausgebacken ist. Die Nubier essen selten thierische Nahrungsmittel; selbst die Stockhalter genießen nicht alle Tage dergleichen. In den größern Dörfern ist Palmwein gewöhnlich, der für den Geschmack nicht unangenehm ist, obschon er zu süß und dick ist, als daß man ihn in großer Menge trinken könnte; auch will er sich nicht länger als ein Jahr halten. Hie und da macht man Dattelbranntwein, verkauft ihn öffentlich und der Pascha erhebt von den Verkäufern eine Abgabe. Auch wird aus den Datteln eine Art von Gallerte oder Honig gewonnen, den man als Eingemachtes braucht. Dattelbäume und einige Weinstöcke ausgenommen, die ich zu Der sah, gibt es in Nubien keine Obstbäume.

Diesen Bemerkungen über Nubien wollen wir hier noch einige Nachrichten von den Beduinen hinzufügen, welche sich in den Gebirgen zwischen diesem Lande und dem rothen Meere aufhalten. Sie bestehen aus zwei Hauptstämmen, den Ababde und den Bischaris. Die Ababde (oder Ababde) nehmen das Land südlich von Kosseir beinahe bis zur Breite von Der ein; die Bischoris halten sich in den Gebirgen von da südwärts bis nach Suakin auf, wo sie an dem Grase, das in den Betten der Winterströme wächst, Nahrung für ihre Kameele und ihr anderes Vieh finden. Viele von den Ababde haben sich in Oberägypten auf dem östlichen Nilufer von Kenne bis Assuan und von da bis weit in Nubien hinein angesiedelt; der größte Theil aber führt immer noch die Lebensart der Beduinen. Den Karawanen von Sennaar, welche von Dongola aufbrechen, dienen sie zu Führern, und waren ehemals auch die Handelsbeschützer von Kosseir nach Kenne; allein ihre Feinde, die Aeabe vom Stamm Atauni, welche nördlich von Kosseir leben, haben ihnen die Vortheile entrissen, die dieß Geschäft gewähret, welches die letztern jetzt von dem Pascha von Aegypten pachten. Die Ababde besitzen beträchtliches Eigenthum; in Oberägypten sind sie wegen ihrer vortrefflichen Kamelzucht bekannt, und treiben einen ansehnlichen Handel mit Senna und Kohlen von Akazienholz; beide Artikel erhalten sie von den Bäumen, die in Menge in ihren Bergen wachsen. Diese Feuerung wird bis nach Kairo verführet. Die Ababde haben wenig Pferde; wenn sie mit andern arabischen Stämmen Krieg führen, fechten sie auf Kameelen, und sind mit einer Tartsche, Schwert und Lanze bewaffnet.

Die Bischari, die selten von ihren Bergen herabkommen, sind ein sehr wildes Volk; sie leben ganz von Fleisch und Milch; das Fleisch essen sie häufig roh; auch sind sie große Liebhaber des warmen Blutes von geschlachteten Schafen; das sehr Kamelfett ist ihr größter Leckerbissen. Einige von diesen Arabern besuchen gelegentlich Der und Assuan mit Senna, Schafen und Straußfedern; der Strauß ist heimisch in ihren Bergen und ihre Sennesblätter sind von der besten Art. Für diese Waaren nehmen sie Leinwandhemden und Durra mit, deren Körner sie als Leckerbissen verschlingen und von der sie nie Brod backen. Sie halten sich nicht lange an den Ufern des Nils auf; die Furcht vor den Blattern treibt sie bald in ihre Berge zurück. Ihre jungen Leute machen Raubzüge bis nach Dongola hinauf und auf der Straße nach Sennaar hin, und reiten auf Dromedaren, deren Zucht jede andere zwischen den Ufern des mittelländischen Meeres und Hobesch übertrifft. Sie fürchten nur die Ababde, die ihre Weideplätze in den Gebirgen kennen und oft ihre Lager überfallen. Wenn die beiden Stämme miteinander in Frieden leben, kann man in Gesellschaft eines Ababi über die von den Bischaris bewohnten Berge reisen. Die Seeküste von Suakin bis Massua ist mit Lagern von Bischoris bedeckt; nach den Gränzen von Hobesch hin bedienen sie sich der Bogen und Pfeile und sprechen die abyssinische Sprache. Ihre Frauen, so schön wie die Bewohnerinnen von Habesch, nehmen Theil an der Gesellschaft von Fremden, was bei den meisten andern Beduinen verpönt ist. Die Bischaris haben ihre Zauberer, und erzählen von Kobolden, die sich manchmal in den Bergklüften sehen lassen.

Noch ihren eigenen Sagen stammen sie von den Arabern ab, die nach der Bekanntmachung des mohammedanischen Glaubens in das Land einfielen, wo der größte Theil der christlichen Einwohner, deren zerstörte Kirchen man bis Sukkot hinauf bemerken kann, entweder vor ihnen die Flucht ergriff oder getödtet wurde; nur wenige traten zur Religion der eindringenden Feinde über, und ihre Nachkommen kann man noch zu Tasa und Serro nördlich von Wadi Halfa unterscheiden. Die beiden Stämme Dschowabere und El Gardi nahmen das Land von Assuan bis Wadi Halfa in Besitz und dehnten nachher ihre Macht über eine große Menge kleiner Stämme aus, welche sich zur Zeit des allgemeinen Einbruchs an den Stromufern niedergelassen hatten; unter ihnen befanden sich die Kenus, welcher Stamm aus Nedschd und Jemk einwanderte. Einige Scherifsfamilien ließen sich in dem mehrerwähnten Felsenbezirk Beten el Hadschar nieder und Koreischiten eroberten Mahas. Erst im 16ten Jahrhundert, unter Sultan Selims Regierung, kamen Türken ins Land.

Höhlendünger. Die Entdeckung des Guano scheint zu weitern Untersuchungen in dieser Beziehung zu führen, und ein Jamaica-Blatt (Cornwall Chronicle vom 12 April) meldet von einer Höhle in der Nähe von Newmarket, wo sich die Excremente von Vögeln seit undenklichen Zeiten angehäuft und mit vegetabilischen Stoffen vermengt haben. Dieß Düngmittel soll in großer Ausdehnung und mehrere Fuß tief in der Höhle liegen; auch sollen ähnliche Höhlen in großer Anzahl auf der Insel vorkommen. Ohne allen Zweifel ist die Düngkraft dieser Excremente zum mindesten so groß als die des vielgerühmten Guano, von welchem immer größere Massen in London und Liverpool auf den Markt kommen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilagen: Intelligenzblatt Nr. 8 und Umschlag zum Monat Junius.)

№ 8.

Intelligenz-Blatt zum Ausland.

Sonntag 30 Junius 1844.

[95] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Morgenland und Abendland.

Bilder

von der Donau, Türkei, Griechenland, Aegypten, Palästina, Syrien, dem Mittelmeer, Spanien, Portugal und Südfrankreich.

Vom

Verfasser der Cartons.

Drei Bände.

12. In Umschlag broschirt. Preis 4 fl. 3 kr. oder 2 Rthlr. 6 gr.

Inhalt des ersten Bandes:

Türkei und Griechenland. 1. Reiselust. 2. Die Donaureise. 3. Konstantinopel. 4. Der junge Sultan. 5. Die Derwische. 6. Türkische Badeseene. 7. Die Reform. 8. Die Casernen. 9. Miscellen über die Türkenarmee. 10. Der Serasklier. 11. Europäische Kleidung im Orient. 12. Die Dardanellen und Troja. 13. Smyrna. 14. Ephesus. 15. Quarantäne im Piräeus. 16. Athen. 17. Der König und sein Haus. 18. Das Reisen in Griechenland. 19. Das Land der Böotier. 20. Bivouac zu Delphi. 21. Korinth. 22. Argolis. 23. Sparta. 24. Messene und Phigalia. 25. Olympia. 26. Patras. 27. Die Griechen. 28. Griechische Zustände. 29. Die Phäakeninsel.

Inhalt des zweiten Bandes:

Aegypten, Palästina, Syrien. 1. Alexandrien. 2. Mehemed Ali. 3. Aegyptische Besteuerung und Justiz. 4. Einrichtung zur Nilreise. 5. Die Nilbarke. 6. Reise nach Cairo. 7. Cairo. 8. Ibrahim Pascha. 9. Aegyptische Lehranstalten. 10. Die Pyramiden. 11. Nilfahrt nach Theben. 12. Theben. 13. Hermonthis und Ombos. 14. Philä und die Kataraften. 15. Das Beduinenlager. 16. Die Felsengräber. 17. Rückreise auf dem Nil. 18. Tentyra. 19. Das Sklavenschiff. 20. Der Pascha und die Alterthümer. 21. Die schöne Safie. 22. Ritt durch die Wüste. 23. Jerusalem. 24. Bethlehem. 25. Das todte Meer. 26. Zug durch Palästina. 27. Nazareth. 28. Das Innere von Syrien. 29. Damaskus. 30. Christenmord in Damaskus. 31. Der Antilibanon. 32. Baalbek. 33. Der große Libanon. 34. Beyrut.

Inhalt des dritten Bandes:

Das Mittelmeer, Spanien, Portugal, die Provence. 1. Cypern und Rhodus. 2. Das gestrandete Schiff. 3. Die Dampfschiffe im Mittelmeer. 4. Malta. 5. Die französische Berberei und die Spitze von Europa. 6. Malaga. 7. Die andalusische Landkutsche. 8. Granada. 9. Die Alhambra. 10. Reise nach Aranjuez. 11. Aranjuez. 12. Madrid. 13. Das Stiergefecht. 14. Der Frohnleichnamstag in Madrid. 15. El Escorial. 16. Drei Tage unter Räubern. 17. Das Land der Mauren. 18. Sevilla. 19. Die Cigarren-Fabrik. 20. Cadix. 21. Lissabon. 22. Cintra. 23. Der Phenicier. 24. Die Provence. 25. Die Rhone.

Neben lebendigen Schilderungen der Natur und des Volkslebens findet sich in diesen Bildern auch mancher interessante Beitrag zur Beurtheilung der politischen Zustände, namentlich Syriens und Aegyptens, welche der Verfasser erst im Laufe des Jahres 1840 besucht hat. Er hat die Verwaltung und die Heeresmacht der beiden ägyptischen Paschas, des Vaters und des Sohnes, mit eigenen Augen gesehen, und seine Tagebücher beurkunden, wie er die Bodenlosigkeit ihrer Macht, die Gebrechlichkeit aller ihrer kriegerischen Ressourcen richtiger zu würdigen wußte, als ein anderer hochgestellter Reisender, dessen Voherfagungen in demselben Grad getäuscht wurden, als die des vorliegenden Reiseberichts in Erfüllung gingen.

Stuttgart und Tübingen. **J. G. Cotta'scher Verlag.**

---

[96] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

B. Genelli's

Umrisse zum Homer

mit Erläuterungen

Dr. **Ernst Förster.**

Ausgabe Nr. 1. 48 Blätter in 4. cartonnirt. Preis 7 fl. oder 4 Rthlr.

„ Nr. 2. 48 Blätter auf großem Papier, in Leinen gebunden 10 fl. oder 6 Rthlr.

Wenn sich das geistige Auge an den unnachahmlichen Dichtwerken des hehren Sängers von Chios erlabt und sich an der ewigen Jugend dieser altehrwürdigen Gesänge erfrischt, so kann von den Umrissen Genelli's mit Recht behauptet werden, daß sie dem leiblichen Auge das Verständniß dieser herrlichen Epopöen eröffnen und Geist und Materie auf die überraschendste Weise vermitteln. Die Kraft und Schönheit der Antike, vereint mit dem Schwung und der Harmonie der neuern Kunst, geben diesen Bildern Leben und Ausdruck, wie dieß bis jetzt noch nirgends erreicht wurde. Der Künstler führt uns wie in Einem Bilde die ganze schöne Sagenmasse vor und verkörpert uns der Helden Thaten und Leben.

Stuttgart und Tübingen. **J. G. Cotta'scher Verlag.**

---

[97] In Unterzeichnetem sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte

von

Chr. J. Matzerath.

8. in Umschlag broschirt. Preis 2 fl. 12 kr. oder 1 Rthlr. 5 gr.

Die Erscheinung dieser Gedichte ist für die Rheinlande um so mehr von Interesse, je länger diese schöne Gränzprovinz des Gesammtvaterlandes durch ihre frühere Geschichte von der allgemeindeutschen Litteratur ausgeschlossen worden, und je dringender es daher gilt, in dem schönen Fortschritt dieser Litteratur auch sie würdig zu repräsentiren.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Digitized by Google

[98] Das schönste Taschenbuch zu sehr herabgesetztem Preise:

Roswitha. Almanach der Schönheit und Tugend geweiht von Chlodwig. I., II. und III. Jahrg. 1842, 1843 und 1844. Jeder Jahrgang mit 6 colorirten Kupfern und mit Beiträgen von L. Rellstab, L. Scheser, R. Mornitz, Edamony, Fr. Sallet, Bernd von Guseck, Chlodwig, L. Bechstein, E. v. Münch, Th. Mügge, Gräfin A. v. Pückler u. m. a. Ladenpreis aller 3 Jahrgänge 8 Thlr., herabgesetzter Preis nur 1⅔ Thlr.!! Die Jahrgänge 1842 und 1843 apart nur 1⅓ Rthlr., 1844 apart 1 Rthlr.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen von

L. Schreck in Leipzig.

---

[99] **Indische Litteratur.**

In meinem Verlag ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Hitopadesa. Eine alte indische Fabelsammlung aus dem Sanskrit zum erstenmal in das Deutsche übersetzt von **Max Müller.** Gr. 12. Geh. 20 Ngr.

Indische Gedichte in deutschen Nachbildungen von **Alb. Hoefer.** Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 2 Thlr.

Das zweite Bändchen ist als Fortsetzung der ersten Lese, die im Jahre 1841 erschien, auch einzeln zu erhalten und kostet 1 Thlr.

Die Mährchensammlung des Somadeva Bhatta aus Kaschmir. Aus dem Sanskrit übersetzt von **Hm. Brockhaus.** Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 18 Ngr.

Leipzig, im Mai 1844.

F. A. Brockhaus.

---

[100] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das Turnen.

Ein deutsch nationales Entwicklungs-Moment.

Von Dr. **W. F. Klumpp,**

Professor am k. Obergymnasium in Stuttgart.

8. br. Preis 30 kr. od. 9 gr.

Inhalt: Einleitung. — Geschichtliche Entwicklung. — Hellenische Gymnastik. — Leibesübungen bei den Deutschen: a) Aeltere Zeit. b) Die Gymnastik der Philanthropine. c) Das Turnen durch Jahn. — Deutsch-nationaler Charakter des Turnens. — Eigene Erfahrungen des Verfassers. — Statistik des Turnens. — Preußen, Sachsen, Anhalt, Kurhessen, Schwarzburg-Sondershausen, Bayern, Baden, Darmstadt, Schweiz, Dänemark, Würtemberg. — Begriffliche Entwicklung. — Der physische Gesichtspunkt, der ethische, der nationale. — Die fernere Gestaltung der Sache. — Das Turnen, als Sache der Schule, wie allgemeiner Verpflichtung. — Als nationales Institut. — Als Vorschule der allgemeinen Wehrhaftigkeit. — Turnfeste. — Turnplätze. Zeit. Lehrer. Kosten. — Turnübungen für das weibliche Geschlecht. — Schlußwort.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[101] Im Verlag der A. Sorge'schen Buchhandlung in Osterode und Goslar:

Der Pianist

oder die

Kunst des Clavierspiels in ihrem Gesammtumfange

theoretisch und praktisch dargestellt.

Ein Lehr- und Handbuch für alle die Clavier spielen, Künstler und Dilettanten, Lehrer und Schüler.

Vom Hofrath Dr. **Gustav Schilling.**

Gr. 8. circa 30 Bogen. 2 Thlr.

Lesebuch

für

Mittelclassen evangelischer Volksschulen.

17 Bogen. Zweite Auflage. 8. 12 gGr.

Dieses Buch wurde in einer nicht unbedeutenden Auflage binnen 2 Monaten vergriffen, dabei in mehreren Classen eingeführt, so daß dasselbe sich einer recht günstigen Aufnahme zu erfreuen hatte.

Kleines Gesangbuch

für

Stadt- und Landschulen.

8. 7te Aufl. 2 gGr.

Christliche Morgenweihe in Gesängen

von

G. F. Ed. Crusius,

Pastor zu Immenrode.

8. geheftet. 9 Bogen. 10 gGr.

Die Sterne.

Eine Darstellung für gebildete Ungelehrte,

aus der Himmelskunde, Erdbeschreibung, Naturlehre, Zeitberechnung und den verwandten Wissenschaften.

Mit Abbildungen

von Dr. **Lächer**

zu Neustadt unterm Hohnstein.

Gr. 12. geheftet 5 Bogen. 9 gGr.

Christliches Hausbüchlein

für

Gesundheit und langes Leben

nach Hufeland und andern bearbeitet

für den Bürger und Landmann,

von einem Freunde derselben.

Nebst einem Anhange: Noth- und Hülfsbüchlein gegen Feuersgefahr. 1½ Bogen. 1 gGr.

---

[102] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geschichte der Philosophie

vom allgemeinen wissenschaftlichen und geschichtlichen Standpunkt

von Dr. **H. E. W. Sigwart.**

Erster Band:

Enthaltend die erste Periode und der zweiten Periode erste Abtheilung.

Gr. 8. Velinpap. brosch. Preis 3 fl. 24 kr. od. 2 Rthlr.

Der Hr. Verfasser, rühmlichst bekannt durch mehrere philosophische Werke, hat die Geschichte der Philosophie als Universitäts-Professor viele Jahre hindurch vorgetragen und gibt nun in dem vorliegenden Buche die Resultate seiner mühsamen Forschungen. Sein Standpunkt erhebt ihn über alle Parteien in diesem weitesten Felde menschlichen Wissens und er läßt uns die Philosophie als ein Element und Moment von dem geistigen Gesammtleben der Menschheit

Digitized by Google

erblicken. Dadurch allein ist es möglich die Geschichte der Philosophie selbst in einen weiteren Kreis einzuführen und zum Gegenstand einer allgemeineren Theilnahme zu machen.

Das Werk theilt sich in zwei Abtheilungen, die in drei Bänden erscheinen werden. Der erste Band enthält die ältere Philosophie bis zur Zeit der Reformation. Der zweite die neueuropäische Philosophie bis Kant. Der dritte führt die Geschichte der Philosophie bis zur Gegenwart hinauf.

Stuttgart und Tübingen, 1844. J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[105] In der Buchhandlung von **Gottlieb Haase Söhne** in **Prag** ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das Studium
der allgemeinen Geschichte
nach dem
gegenwärtigen Stand der historischen Wissenschaft und Litteratur.

Von Dr. und Prof. **K. J. Vietz.**

gr. 8. brosch. 1 fl. 40 kr. od. C.-M. 1⅛ Rthlr.

Allen Seiten des großen Gegenstandes, den schiefen und verwahrloseten zumeist, hat der Hr. Verfasser seine Aufmerksamkeit zugewendet. Die einfache Anordnung, die scharfen Begriffsbestimmungen und eine bis auf die letzte Zeit reichende Litteratur werden denjenigen, welche sich mit dem historischen Studium befassen, zu statten kommen. Aber auch die Gebildeten aller Classen werden dieses inhaltreiche, gedrängte Buch nicht ohne einige Befriedigung aus der Hand legen, denn es trifft die historischen Seiten fast aller großen Interessen, zeigt neue Ansichten, und hebt die Ergebnisse der jüngsten Forschungen heraus.

---

[104] In der **liter. artist. Anstalt** in **München** sind folgende

REISEKARTEN

erschienen, welche, sämmtlich auf *Leinen gezogen und mit Futteral* versehen, durch alle Buch- und Kunsthandlungen zu den beigesetzten Preisen zu beziehen sind:

		im 24 fl. Fuss.
Reisekarte von **Frankreich** . . .	1 Thlr. 8 gr. od.	2 fl. 24 kr.
dto. durch **Bayern, Württemberg, Baden, Hessen** und die angränzenden Länder von *G. Mayr*. Mit 26 Ansichten der bedeutendsten Städte dieser Länder	1 Thlr. 4 gr. od.	2 fl. — kr.
dto. von München in das **Bayerische** und **Salzburgische Hochgebirge** in 2 Blättern	1 Thlr. 12 gr. od.	2 fl. 24 kr.
dto. (neue) von **Italien** und den angränzenden Ländern, in 2 Blättern, von denen das nördliche die ganze Länge von **München** bis **Rom** (einschliesslich) des südliche diejenige von **Rom** bis einschliesslich **Sicilien** und den westlichen Theil von **Griechenland** umfasst	2 Thlr. 8 gr. od.	4 fl. — kr.
Nördliches Blatt allein . .	1 Thlr. 12 gr. od.	2 fl. 42 kr.
Südliches Blatt allein . . .	1 Thlr. 4 gr. od.	2 fl. — kr.
dto. von **Italien** nebst den nördlich engränzenden Ländern	1 Thlr. 4 gr. od.	2 fl. — kr.
dto. der **Schweiz**	2 Thlr. — gr. od.	3 fl. 36 kr.
dto. von **Tyrol** mit dem **Südbayerischen** und dem **Salzburger Hochgebirge** von **Roost**	1 Thlr. 16 gr. od.	3 fl. — kr.
dto. (kleinere) von **Tyrol** von *G. Mayr*	1 Thlr. 12 gr. od.	2 fl. 30 kr.
dto. der Provinz **Oberbayern** mit der Umgebung	1 Thlr. 9 gr. od.	2 fl. 12 kr.

Dieselben Karten sind auch *unaufgezogen* zu verhältnissmässig niedrigeren Preisen zu beziehen.

---

[105] In unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das deutsche Eisenbahnsystem

als Mittel zur Vervollkommnung der deutschen Industrie, des deutschen Zollvereins und des deutschen Nationalverbandes überhaupt.

Mit besonderer Rücksicht auf württembergische Eisenbahnen

von Dr. **Friedrich List.**

8. Preis 18 kr. oder 4 Gr.

Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[106] In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Vorschule
der Geometrie
von
M. G. Wunderlich,

Cyberus des Seminars in Schöntal.

Mit vier lithographirten Tafeln.

Gr. 8. Preis 1 fl. od. 16 gr.

Gegenwärtige Schrift enthält den vorbereitenden Cursus zur Geometrie. Es ist für denselben der praktisch heuristische Weg gewählt: aus den Anschauungen und Verzeichnungen werden die Begriffe und die wichtigsten elementarischen Sätze abgeleitet; wie bei der Sprache durch mehrfältige Uebung Richtigkeit und Fertigkeit zu erhalten gesucht wird, so wird auch hier durch vielfache Uebung an immer neuem, der Fassungskraft der Schüler angemessenem Stoff eine vertraute Bekanntschaft mit den abstrahirten Lehrsätzen, besonders mit denen über die Congruenz der Dreiecke, erzielt. In den ersten Aufgaben, wo es sich zunächst um Anleitung zur genauen Ausführung der am häufigsten vorkommenden Constructionen handelt, wird Einiges ohne weiteren Beweis aufgestellt, im Verfolge aber derselbe meist so einfach als möglich gegeben, oder kurz angedeutet, um allmählich an die Fähigkeit desselben zu gewöhnen. Die Aufgaben selbst sind so weit fortgeführt, daß sie zusammen ein Ganzes bilden, das der Anfänger leicht überschauen, und durch dessen Anwendung bei Gegenständen des gemeinen Lebens er sich von dem Nutzen des Gelernten überzeugen, und zur weitern Beschäftigung mit der Geometrie aufgemuntert finden kann.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[107] In Unterzeichnetem ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Teutschlands
Vertheidigung
gegen den äußeren Feind
und das sie befördernde System der Eisenbahnen.

Mit einer Tafel Abbildungen.

Von einem Offizier.

8. Velinp. Br. Preis 1 fl. 45 kr. od. 1 Rthlr.

Inhalt: Einleitung. I. Vertheidigung gegen den äußeren Feind. a) Vertheidigung gegen die Franzosen. b) Vertheidigung gegen die Russen. c) Vertheidigung gegen die Russen und Franzosen zugleich. II. Befestigungen, welche sich aus vorliegender Vertheidigung ergeben. a) Befestigung von Ulm und Rastatt. b) Befestigung der aus unserer Vertheidigung weiter hervorgehenden Punkte. c) Verstärkung der zu unserer Vertheidigung dienenden bestehenden Festungen. d) Besondere, nur der Offensive dienende Anlagen. III. System der Eisenbahnen zur Beförderung unserer Vertheidigung. a) Eisenbahnen zur Beförderung der Vertheidigung gegen die Franzosen. b) Eisenbahnen zur Beförderung der Vertheidigung gegen die Russen. c) Eisenbahnen zur Beförderung unserer Vertheidigung gegen Franzosen und Russen zugleich.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Digitized by Google

[108] Im Verlage der Unterzeichneten ist so eben erschienen und in allen Sortiments-Buchhandlungen zu haben:

Beiträge
zur
österreichischen Handels- u. Zollstatistik
auf
Grundlage der officiellen Ausweise über den Verkehr der österreichischen Monarchie mit dem Auslande vom Jahre 1831 bis 1842.

Von **Siegfried Becher,**

Dr. der Rechte und politischen Wissenschaften, q. s. Professor der Geschichte und Geographie am k. k. polytech. Institute, mehrer in- und ausländischen gelehrten Gesellschaften und Vereine Mitglied.

Erste Abtheilung.

Dedicirt Sr. k. k. Hoheit dem kaiserlichen Prinzen und Herrn Erzherzog von Oesterreich Stephan Franz Victor.

gr. 8. broschirt 27 Bogen. Preis 3 fl. rhn. oder 1 Rthlr. 18 gGr. preuß. Cour.

Inhalt.

Erster Abschnitt. **Allgemeine Uebersicht des Verkehrs und der Zollerträgnisse.** I. 1—7 Größe des Verkehrs und des Zolleinkommens vom Jahr 1831 bis 1840. II. 8—10. Verbote und hohe Zölle. III. Hauptkategorien des Verkehrs und Zolleinkommens. 11. Südfrüchte und Obst. 12. Tabak. 13. Kochsalz und andere Salze. 14. Oele zum Genusse und technischen Gebrauche. 15. Gummen, Harze u. dgl. Oele. 16—18. Farben und Farbestoffe. 19. Gemischte Producte. 20. Garne. 21. Rohe Stoffe. 22. 23. Baumwolle. 24. Flachs und Hanf. 25. Felle und Häute. 26. Wachs. 27. 28. Seide. 29. Haare, Borsten, Federn. 30—34. Verschiedene andere Rohstoffe. 35 — 48. Fabricate. 49. Unedle Metalle. 50. Edelsteine und edle Metalle. 51. Mineralien und Erden. 52. Färbe-Materialien. 53. Aezmei- und Parfümerie-Waaren. IV. 54—61. Tarifsbestimmungen mit Rücksicht auf die ältere Zeit. 62. Uebersicht des Procenten-Verhältnisses der Hauptkategorien nach dem Waarenwerth und dem Zollertrag in den Jahren 1831 bis 1840. V. Hauptübersicht des Verkehrs und Zollertrags in den Jahren 1831 bis 1841. A. Hauptübersicht der Waaren-Ein- und Ausfuhr im Verkehre mit dem Auslande während der Jahre 1831 bis 1840. B. Vergleichende Uebersicht in den einzelnen Jahren. C. Der Verkehr von Ungarn und Siebenbürgen mit den andern in dem Zollverbande befindlichen österreichischen Provinzen vom Jahre 1831 bis 1840. D. Uebersicht des Zollertrages vom Jahre 1840 im Verkehr mit Ungarn und Siebenbürgen. E. Verkehr von Ungarn und Siebenbürgen im Jahre 1841. F. Uebersicht des Verkehrs der im Zollverbande befindlichen Länder der Monarchie mit dem Auslande vom Jahre 1841. G. Uebersicht der Ein- und Ausfuhr nach Hauptkategorien im Jahre 1841. H. Uebersicht des Verkehrs nach den einzelnen Provinzen der Monarchie im Jahre 1841.

Zweiter Abschnitt. **Landwirthschaftliche und Natur-Erzeugnisse.** I. Schlachtvieh. II. Feldfrüchte. III. Einheimische Gewürze. IV. Samen, Gemüse und Stroh. V. Wein. VI. Fische, Schal- und sonstige Wasserthiere. VII. Geflügel und Wildpret. VIII. Thierische Producte zum Genusse. IX. Kaffee. X. Zucker. XI. Thee, Cacao. XII. Gewürze. XIII. Südfrüchte.

Dritter Abschnitt. **Industrie-Gegenstände.** I. Flachs, Hanf, Werg und derlei Garne. II. Schafwolle und derlei Garne. III. Baumwolle und derlei Garne. IV. Felle, Häute und daraus gefertigte Waaren. — Felle und Häute. — Leder. — Kürschner-, Handschuhmacher-, Schuhmacher- und Riemer-Arbeiten. V. Borsten, Haare, Federn, Horn, Knochen und Klauen. VI. Oele, Fette und Harze. VII. Chemische Producte. VIII. Farben und Farbestoffe. IX. Mineralien und Erden. X. Holz.

Stuttgart, im Mai 1844. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

---

[109] In der litterar. artist. Anstalt in München ist erschienen:

Die Basiliken
des christlichen Roms
nach ihrem Zusammenhange mit Idee und Geschichte der Kirchenbaukunst.

Dargestellt von

Christian Karl Josias Bunsen,

der Philosophie und Rechte Doctor.

Auch als erläuternder Text zu dem Kupferwerke: Die Basiliken des christlichen Roms (früher unter dem Titel „Denkmale der christlichen Religion ꝛc.") aufgenommen von den Architekten J. G. Guttensohn und J. M. Knapp. — (NB. Ueber dieses Kupferwerk sind besondere Ankündigungen erlassen.)

Gr. 4. brosch. Preis 1 Rthlr. 15 gGr. od. 2 fl. 42 kr. rhn.

---

[110] In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Hohenstaufen.
Ein
Cyclus von Liedern und Gedichten
von **Albert Knapp.**

Mit 6 lithographirten Abbildungen.

8. Velinpapier. brosch. Preis 3 fl. 24 kr. oder 2 Rthlr.

Der Hr. Verf. suchte in dieser Schrift sowohl die vornehmsten Data der glorreichen hohenstaufischen Geschichte, als auch die herrliche Umgegend jenes Berges, nebst mehreren dazu gehörigen Denkmalen des Mittelalters, dem deutschen Leser in verschiedenartiger Form darzustellen. Die Hauptgesichtspunkte zur Betrachtung jenes denkwürdigen Zeitabschnittes sind in der Vorrede hervorgehoben, und werden den Unkundigern das Verständniß der einzelnen Partien erleichtern. Wenn dieses Buch sich namentlich den Besuchern des herrlichen Hohenstaufen zum freundlichen Begleiter anbietet, so werden dieselben gerade auf jener begeisternden und doch so tiefe Wehmuth erregenden Höhe die mit dem Lichte des Christenthums beleuchtete Natur und Geschichte wohl um so weniger verschmähen. — Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[111] In der Unterzeichneten sind erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Geschichtchen
für meine Söhne
von **A. v. Kotzebue.**

Neue Auflage.

Gr. 8. In Umschlag brosch. Preis 2 fl. 24 kr. od. 1 Rthlr. 12 gr.

Inhalt: Der Tausendkünstler. — Die Pomeranzenschalen und Meionenschalen. — Der alte Oberrock und die alte Perrücke. — Belohnte Theilnahme. — Was geht es mich an? — Der Großsprecher. — Der Lügner. — Die Reise nach Köln. — Die wüste Insel. — Die Gefahren der Einbildungskraft. — Oswald und Gustchen.

Es mangelt zwar nicht an Erzählungen für Knaben, und die Verfasser derselben haben es herzlich gut gemeint; doch kennen wir nur wenige, die im Stande wären, die Einbildungskraft ihrer jungen Leser zu fesseln, und ohne diesen Zauber darf man sich keine Wirkung versprechen. Viele sind zu trocken, mit Moral überladen, die doch nur der Knabe selbst aus den Begebenheiten ableiten sollte. Die Lehre: meide diesen oder jenen Fehler! wird ihm selten vorschweben, wohl aber das Bild des Jünglings, der diesen oder jenen Fehler beging und dafür büßt. — Nicht für Knaben allein, mehr noch für Jünglinge sind diese Erzählungen geschrieben.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[112] In Unterzeichnetem sind erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Gedichte
von **Wilhelm Smets.**

Vollständige Sammlung.

8. brosch. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 gr.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,

mit

besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen

in

Deutschland.

Siebenzehnter Jahrgang.

1844.

Julius.

Stuttgart und Tübingen,

in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1844.

☞ Dem Wunsche vieler Leser des Auslandes zu entsprechen, werden wir künftig für jeden Monat einen Umschlag mit Inhalts-Anzeige drucken lassen, um dieses Journal monatweise geheftet an diejenigen Abonnenten zu verschicken, welche es in dieser Form verlangen werden.

An diejenigen Abnehmer, welche sich hierüber nicht bestimmt aussprechen, erfolgt die Zusendung des Blattes auf die bisher übliche Weise.

Es erscheint von dieser Zeitschrift täglich ein Blatt, auch werden derselben zur Versinnlichung interessanter Aufsätze von Zeit zu Zeit Lithographien und Karten beigegeben. — Der Preis des Jahrgangs ist 16 fl. oder 9 Thlr. 8 gr. — Sämmtlich respective Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen darauf an. Erstere liefern sie täglich, letztere von acht zu acht Tagen oder in monatlichen Heften.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Der Beisatz zum Titel unserer Zeitschrift: „Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker" bezeichnet die allgemeine Bestimmung desselben, die freilich dem jeweiligen Redacteur einen weiten Spielraum läßt. Zeitgeschichte, namentlich fremder Welttheile, Schilderung der Sitten und Zustände anderer Völker ist die eigentliche Aufgabe, die jedoch immer nur sehr bruchstückweise gelöst werden kann, denn der Umfang ist groß, und es handelt sich deßhalb hauptsächlich darum, aus dem reichen Schatze der Nachrichten dasjenige auszuwählen, was für den Augenblick interessant und wichtig ist. Entwicklung der Thatsachen aus ihren verschiedenen Ursachen ist dabei ein Haupterforderniß. Dieser Zweck unserer Zeitschrift erfordert mannichfachen Wechsel, je nachdem die öffentliche Aufmerksamkeit sich auf diesen oder jenen Gegenstand der Weltbegebenheiten hinlenkt, und in diesem oder jenem Welttheile sich Merkwürdiges ereignet, und neue Erscheinungen sich kund geben.

Die Redaction glaubt diesem Zwecke um so gewisser treu zu bleiben, wenn sie es sich zur Aufgabe macht, das Gebiet der Erd- und Völkerkunde zu ihrem Hauptgegenstande zu machen, in so weit dieß, ohne in wissenschaftliche Erörterungen einzugehen, möglich ist. Diese Quelle hat sich auch so ergiebig gezeigt, daß die Verlagshandlung und die Redaction sich veranlaßt sahen, hinsichtlich dieses speziellen Gegenstandes eine Erweiterung eintreten zu lassen in der „Sammlung von Reisen und Länderbeschreibungen"; wenn auch diese noch so reichlich ausgestattet wird, so bleibt immer noch dem Auslande genug Ausbeute übrig.

So leicht die Aufgabe des Auslandes hinsichtlich andrer Welttheile zu stellen ist, so schwierig und noch weit fragmentarischer werden die Mittheilungen über Europa. Mit der steigenden Bevölkerung und Bildung werden die Verhältnisse, nicht nur die politischen, sondern auch die gesellschaftlichen verwickelter, unklarer, und unterliegen mannichfachern Deutungen. Wer könnte auch dieß Gebiet übersehen, und mit nie wankendem Geiste die mannichfachen Erscheinungen erklären! Die europäische Welt ist in einem Uebergangsprozesse begriffen, in einem socialen nicht weniger als in einem politischen, wie wenig Begebenheiten stellen sich in dieser trüben Gährung klar heraus, und wie sehr werden sie durch Leidenschaften aller Art entstellt! Auch ist in Bezug auf Europa dem Ausland die Gränze schärfer gezogen; Alles was auf Tagspolitik Bezug hat, gehört nicht in sein Gebiet, und nur die rein menschliche Seite davon, die oft genug entstellt wird, darf es herausheben und zum Gegenstand seiner Schilderung machen.

Wenn man nach diesen allgemeinen Andeutungen über den Zweck des Auslandes die Ausführung betrachtet, so kann das Fragmentarische und Lückenhafte wohl keinem entgehen, und es ist auch um so verzeihlicher, da der mit jedem Tage wachsende und sich erneuernde Stoff nicht gestattet, Versäumtes nachzuholen. Daß indeß die Leser des Auslandes dem großen Umfange des gesteckten Ziels Rechnung getragen, und sich an dem Fragmentarischen und Lückenhaften nicht gestoßen haben, ermuthigt die Redaction, die einmal betretene Bahn trotz ihrer Schwierigkeiten nicht zu verlassen.

Die Unterzeichnete erlaubt sich die Leser des Auslands auf nachfolgende mit demselben in engster Verbindung stehende Unternehmung aufmerksam zu machen:

Reisen und Länderbeschreibungen

der ältern und neuesten Zeit,

eine Sammlung der interessantesten Werke über Länder- und Staatenkunde, Geographie und Statistik.

Herausgegeben von **Dr. E. Widenmann** und **Dr. H. Hauff.**

Von dieser Sammung, welche thätigst fortgesetzt wird und als Erweiterung des Planes des „Auslandes" zu betrachten ist, erscheinen jährlich ein paar Lieferungen, je nachdem interessanter Stoff vorhanden.

Die Lieferungen werden einzeln verkauft, und wie man finden wird, zu den billigsten Preisen, für welche sie durch solide Sortiments-Buchhandlung bezogen werden können.

1ste Lfg. **Irlands gegenwärtiger Zustand.** Preis 1 fl. oder 16 gr.

2te — **Algier wie es ist.** Mit einer großen Karte. 1 fl. 30 kr. oder 21 gr.

5te — **Alexander Burnes' Reisen in Indien und nach Bukhara,** Erster Band. Mit einem Steindruck. 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

4te — **Washington Irvings Ausflug auf die Prairien zwischen dem Arkansas und Red-River.** 1 fl. oder 16 gr.

5te — **Alfred Reumonts Reiseschilderungen.** 1 fl. 12 kr. oder 18 gr.

6te — **Briefe in die Heimath,** geschrieben zwischen October 1829 und Mai 1830 während einer Reise über Frankreich, England und die Vereinigten Staaten von Nordamerika nach Mexico, 1 fl. 24 kr. oder 20 gr.

7te — **Alexander Burnes' Reisen in Indien und nach Bukhara.** Zweiter Band. 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 gr.

8te — **John Barrow, jun., ein Besuch auf der Insel Island im Sommer 1834.** Mit Holzschnitten. 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr. 4 gr.

9te — **Thomas Pringle, südafrikanische Skizzen.** Aus dem Englischen übersetzt. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 gr.

10te — **Mexico in den Jahren 1830 bis 1832.** Vom Verfasser der „Briefe in die Heimath." Erster Band. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 gr.

11te — **Montenegro und die Montenegriner.** Ein Beitrag zur Kenntniß der europäischen Türkei und des serbischen Volks. Preis 1 fl. 24 kr. oder 20 gr.

12te — **Francis J. Grund, die Amerikaner** in ihren moralischen, politischen und gesellschaftlichen Verhältnissen. Aus dem Englischen übersetzt vom Verfasser. Preis 3 fl. 12 kr. oder 2 Rthlr.

13te — **Mexicanische Zustände aus den Jahren 1830 bis 1832.** Vom Verfasser der „Briefe in die Heimath ꝛc." Zweiter Band. Preis 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

14te — **Astoria oder Geschichte einer Handelsexpedition jenseits der Roky Mountains.** Aus dem Englischen des Washington Irving. Preis 1 Rthlr. 16 gr. oder 2 fl. 42 kr.

15te — **Reise durch Abyssinien im Jahre 1836.** Von A. v. Katte.

16te — **Skizzen aus Irland oder Bilder aus Irlands Vergangenheit und Gegenwart** von einem Wanderer. Preis 1 fl. 12 kr. oder 18 gr.

17te u. 18te Lfg. **Der Geist des Orients,** erläutert in einem Tagebuch über Reisen durch Rumili während einer ereignißreichen Zeit von Dr. Urquhart. A. d. Engl. übersetzt von Dr. F. G. Buck. 2 Bde. 3 Rthlr. 8 gr. oder 5 fl.

19te Lfg. **Rußland und die Tscherkessen.** Von K. F. Neumann. Preis 1 fl. 30 kr. oder 21 gr.

20ste — **Reisen auf den griechischen Inseln des ägäischen Meeres.** Von Dr. Ludwig Roß. Erster Band. Mit zwei Kupfern. gr. 8. brosch. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 gr.

21ste — **Ein Besuch auf Montenegro.** Von Heinrich Stieglitz. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 gr.

22ste — **Acht Wochen in Syrien.** Ein Beitrag zur Geschichte des Feldzuges 1840. Mit einer Karte vom Kriegsschauplatz. Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 4 gr.

23ste — **Reise durch Rußland nach dem kaukasischen Isthmus** in den Jahren 1836, 1837 und 1838 von Karl Koch. Brosch. Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 8 gr.

24ste — **Beschreibung von Kordofan und einigen angränzenden Ländern,** nebst einem Ueberblick über den dasigen Handel, die Sitten und Gebräuche der Einwohner und die unter der Regierung Mehemed Ali's stattgefundenen Sklavenjagden. Von Ignaz Palme während dessen Anwesenheit in den Jahren 1838 bis 1839 verfaßt. Gr. 8. brosch. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 gr.

25ste — **Reisen auf den griechischen Inseln des ägäischen Meeres.** Von Dr. Ludwig Roß. Zweiter Band. Mit einem Kupfer, einer Karte und mehreren Holzschnitten. gr. 8. Velinp. brosch. Preis 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

26ste — **Reise durch Rußland nach dem kaukasischen Isthmus** in den Jahren 1836, 1837 und 1838. Von Karl Koch. Zweiter Band. Gr. 8. broschirt. Preis 4 fl. 48 kr. oder 2 Rthlr. 20 gr.

27ste — **Geschichte der Entdeckung und der Eroberung Peru's** von Francisco de Xerez, Pizarro's Geheimschreiber. Aus dem Spanischen von Dr. Ph. H. Külb. Nebst Ergänzung aus Augustins de Zarate und Garcilasso's de la Vega Berichten. Gr. 8. brosch. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 12 Sgr.

Stuttgart und Tübingen. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

Inhalts-Verzeichniß.

Größere Aufsätze.

Uebersicht der neuern polnischen Litteratur bis zum Jahre 1842. Erster Abschnitt. Nr. 183—188. Zweiter Abschnitt. Nr. 201—202. — Skizzen aus China. 2) Tschintschiu. 3) Tschusan. Nr. 184. 4) Schanghai. Nr. 186. 5) Ningpofu. Nr. 199. 200. — Prärendi. Nr. 185. — Die Eisenbahnen und die Geldmacht. Nr. 187. — Das Gnadenbild zu Chiquinkira. Nr. 188. — Zwei Nächte in Südmexico. Nr. 189—193. — Spanische Cultnrbilder. III. Nr. 189. — Albanien, Rumelien und die österreichisch montenegrinische Gränze. Nr. 190. — Skizzen aus Nubien. Suakin. Nr. 190. 191. Berber. Nr. 201—203. — Die Limonenpflanzungen am Gardasee. Nr. 191. — Cuba. Nr. 192. — Die Räuberbanden in Indien. Nr. 192. 193. — Tuggurt im Wadi Reagh. Nr. 193. — Sidi Embarek. Nr. 194—200. — Glendalough. Nr. 195. — Die englischen Colonien: Neusüdwales Nr. 196; Canada. Nr. 203. — Etwas über den Communismus. Nr. 197. — Vorschlag zu einer africanischen Compagnie in England. Nr. 198. — Persische Skizzen. 1) Teheran. Nr. 202—208. 2) Religiöse Zustände. Nr. 208—210. 3) Ueber den administrativen und politischen Zustand. Nr. 212. 213. — Das Trinken in Norwegen. Nr. 204. — Psychische Epidemie bei den Buräten. Nr. 205. — Das englische Eisenbahngesetz. Nr. 207. — Dr. Johnstons Reise nach Abyssinien. ibid. — Lebas in Kleinasien. Nr. 209. — Alte und neue georgische Städte. Nach Joseliani. Nr. 209. 212. 213. — Finnland. Nr. 210. — Ueber den Anschluß von Texas an die Vereinigten Staaten. Nr. 211. 212. — Melusine. Nr. 213.

Chronik der Reisen.

Michael Kottlers Reise im europäischen Rußland und in Sibirien. Vierter Abschnitt. Nr. 194—200. — Ein Aufenthalt in Cochinchina. Nr. 204—207. — Johnstons Reise in Abyssinien. 1) Tadschura. Nr. 206. 209. 2) Reise von Tadschura nach dem Salzsee. Nr. 210—212.

Kleinere Mittheilungen.

Runa, antiquarische Zeitschrift in Schweden. Nr. 183. — Erdbeben im westlichen Frankreich. ibid. — Aegyptische Alterthümer in Frankreich. ibid. — Slawische Literaturnachrichten. Nr. 184. — Versammlung der nordischen Alterthumsgesellschaft in Kopenhagen. Nr. 185. — Bevölkerung von Neusüdwales. Nr. 188. — Lesenanstalten in Irland. Nr. 188. — Eisenbahnverbindung zwischen London und Newcastle. Nr. 189. — Seltsame Aerzte in Konstantinopel. Nr. 190. — Torfmoore in Irland. Nr. 191. — Kaffee- und Kirschen-Einfuhr in England. Nr. 192. — Die wandernden Salpeterfieber aus Schiefien. Nr. 193. — Die britische archäologische Gesellschaft. Nr. 194. — Der Ukas Bann. ibid. — Senkung des kaspischen Meeres. ibid. — Ein Carneben-Aldino. Nr. 195. — Weizenstrohpapier. Nr. 196. — Platinamunzen in Rußland. Nr. 196. — Bibelsammlung des Herzogs von Sussex. ibid. — Kartoffelwanderung. Nr. 199. — Benutzung der Tannzapfen zum Gerben. Nr. 200. — Assamthee. ibid. — Krupp in Indien. Nr. 201. — Einfluß der Missionäre in Neuseeland. ibid. — Die fossile Riesenschildkröte. Nr. 202. — Die Wellingtonstatue. Nr. 203. — Amerikanische Auswanderung nach Oregon. Nr. 204. — Die Native Americans. Nr. 205. — Der Reisende Lebas. Nr. 206. — Statistik des Primärunterrichts in Frankreich. ibid. — Die Lecrecia in Schweden. Nr. 207. — H. B's Carricaturen. Nr. 208. — Bereicherung der englischen Nationalgalerie. Nr. 209. — Gefangenschaft wegen Schulden in England. Nr. 210. — Zahl der Armen und Hülfsbedürftigen in Paris. ibid. — Zahl der Guanoschiffe. ibid. — Werth der Gold- und Silbergeschirre in Windsorschloß. ibid. — Irländisch-berberisches Wörterbuch. Nr. 211. — Die französische Post. ibid. — Alterthümer in Algerien. ibid. — Französische Ausstellung. Nr. 212. — Ein merkwürdiger Shawl. Nr. 213.

Nr. 183.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

1 Julius 1844.

Uebersicht der neuern polnischen Literatur bis zum Jahre 1842.

(Von Karl Wladislaw Zap.)

Erster Abschnitt.

Ein ganzes Jahrzehnt ist verflossen seit der Katastrophe des Jahres 1831, welche alle Gemüther in den Ländern, über welche die polnische Sprache sich ausbreitet, so gewaltig erschüttert hat. Vieles hat sich seitdem geändert, viele zuvor unbekannte Ideen sind in Umlauf gekommen, und in den öffentlichen Ansichten sind allerlei, zum Theil bedeutende Umwälzungen vorgegangen. Fast scheint es, als ob seit der Vernichtung des politischen Lebens der Geist des Volkes statt zu erschlaffen, um so schneller sich gehoben, und einen um so stärkeren Kampf der Meinungen erzeugt habe. Die Folge dieses Thatbestandes und zugleich das Maaß der geistigen Bewegung ist die Literatur. Seit dieser Zeit ist eine verdoppelte literarische Thätigkeit eine allgemein bemerkte Erscheinung, und für die Slawen überhaupt um so wichtiger, je größer der Einfluß der slawischen Literaturen auf einander zu werden beginnt. Nachzuweisen, welche Kräfte die Polen jetzt in der Literatur entwickelt haben, und wie sie als ein wichtiger Zweig am Stamm der slawischen Völker die gemeinsame slawische Bildung unterstützen, das ist der Zweck dieser, wenn auch allerdings mit schwachen Kräften unternommenen Arbeit.

Ehe wir zur Sache selbst übergehen, wollen wir einen flüchtigen Blick auf die Vergangenheit dieser Literatur thun und auf das Volk selbst, welches diese Literatur erzeugte. Auf den mächtigsten Zweig des westlichen Slawenthums, auf den polnischen, wirkte die Bildung des westlichen Europa's so sehr ein, daß dadurch die Richtung des leiblichen und geistigen Lebens in Polen gewissermaßen von dem östlichen Slawenthum losgerissen wurde und sich seinen eigenen Weg bahnte. Die wirksamste Ursache war die westliche Kirche, der römische Katholicismus und der vorherrschende Gebrauch des Lateinischen war die Veranlassung, weßhalb eine eigene polnische Literatur ziemlich spät auftrat, während bei den benachbarten Böhmen die Nationalsprache schon sehr früh (seit dem 9ten Jahrhundert) in den schönsten literarischen Denkmalen aufblühte. Schwache Anfänge der polnischen Literatur zeigen sich erst im 14ten Jahrhundert und im ganzen fünfzehnten sind uns bloß einige Uebersetzungen der Psalmen, Gebetbücher, die Bibel und einige Landrechte bekannt. Dagegen zeichnet sich das 16te Jahrhundert durch einen staunenswerthen Fortschritt aus; in diesem blühte die polnische Literatur in ungewöhnlicher Kraft auf, und stellte sich mit einemmale auf gleiche Stufe mit ihrer älteren Schwester, der böhmischen. Es geschah dieß unter der Herrschaft der Könige aus dem Hause Jagello, namentlich aber in den Zeiten Sigmund's I, Sigmund Augusts und Stephan Bathory's, während die gleichzeitige böhmische Literatur kaum einen Mann hervorbrachte, der sich einer Reihe polnischer Schriftsteller hätte an die Seite setzen können. Der politische, physische und sittliche Zustand Polens war damals ohne Widerspruch ausnehmend günstig. Die Reformation hatte hier keine so traurigen Folgen, sie verlief stille, und rief keinen Religionskrieg hervor: die Socinianer oder Arianer, eine den böhmischen Brüdern ähnliche Secte, lebten in stillem Fleiß und zeichneten sich durch literarische Bildung aus. Zwar gab es eine Zeit, wo am Hofe der Könige und Magnaten die böhmische Sprache den Vorrang hatte und die lateinische allenthalben in der gelehrten Welt herrschte; aber die polnische blühte in kerniger, edler Einfachheit auf, und der polnische Adel breitete sich in Lithauen und im westlichen Rußland so sehr aus, daß er nach Verlauf einer kurzen Zeit bis zu den Gränzen des damals mächtigen polnischen Staates, d. h. vom schwarzen bis zum baltischen Meere, und vom Dniepr bis gegen die Oder hin herrschte. Damals war auch der polnische Adel noch ziemlich zahlreich und sein sittlicher Zustand zeigte viele gute Eigenthümlichkeiten. In den Sitten herrschte eine gewisse Ehrlichkeit, Aufrichtigkeit, verbunden mit slawischer Gastfreundschaft, die noch nicht in so kleine Stücke vertheilten Güter gewährten noch ein ordentliches Auskommen, und man hört aus jener Zeit noch nichts von den traurigen Berichten über

Digitized by Google

die unmenschlichen Bedrückungen der Unterthanen, wie sie später in Folge des Verfalls der Sitten zum Vorschein kamen. Bezeichnend war für jene Zeiten die sogenannte dadinische Republik, d. h. nämlich, eine Genossenschaft des Adels zur Verbesserung der Volkssitten, ridendo castigare mores. Sie hatte ihren eigenen König, ihre Würdenträger und Beamte, hielt Sitzungen und verwahrte ihre Acten in Badina, einem Dorfe der Woiwodschaft Ludlin, daher auch ihr Name. Die berühmtesten Männer jener Zeit waren ihre Mitglieder. Neben dem Adel, der nicht über die Gränzen des ihm angewiesenen Kreises hinaustrat, bildete sich eine betriebsame Bürgerschaft, die Städte fingen an zu blühen, und die Judenschaft, obwohl schon seit den Zeiten Kasimirs des Großen in Polen ziemlich zahlreich angesiedelt, hatte doch noch nicht eine solche Herrschaft in allen Zweigen des Verkehrs und der Gewerbe erhalten, und noch nicht im Bürger und Bauer alle öffentlichen Tugenden erstickt. Das ganze westliche Rußland, das den Polen unterworfen und dem griechischen Glaubensbekenntniß so ergeben war, daß dasselbe sich mit seinem nationalen Daseyn eng verband, war in den seine Nationalität sichernden Rechten ungekränkt, und niemand wurde an der Ausübung des slawischen Gottesdienstes gehindert oder darum verfolgt. Ueberdieß schützten die kleinrussischen Kosaken Polen getreulich gegen die Einfälle der wilden Asiaten, und gerne nahmen sie von dem polnischen König Stephan Bathory eine regelmäßige Einrichtung an.

Aus diesem kurzen Umriß kann man leicht abnehmen, weßhalb die polnische Literatur so rasch aufblühte. Die wissenschaftliche Bildung in Polen war damals auf gleicher Stufe mit der im westlichen Europa, und die Polen hatten an der Erneuerung der alten classischen Literatur nicht geringern Antheil als die andern gebildeten Völker; auf der Universität zu Krakau fand sich eine Menge gelehrter Männer, alle Wissenschaften hatten ihre würdigen Vertreter, und von ihr wie von einem Brennpunkt aus verbreiteten sich die Wissenschaften über das ganze Reich. An dem frisch grünenden Baume polnischer Gelehrsamkeit setzten sich hoffnungsvolle Knospen eines gemeinsamen slawischen Bestrebens nach Förderung der europäischen Menschheit an. Swerbold Fiol druckte das erste Buch in kirchenslawischer Sprache mit cyrillischer Schrift zu Krakau, und Bartolomäus Paprocky, ein polnischer Edelmann und ein in jeder Beziehung ungewöhnlicher Mensch, gab Folianten in polnischer und böhmischer Sprache heraus, worin er mit gleicher Gründlichkeit die Zustände und Familien der polnischen und russinischen Länder, wie des böhmischen, mährischen und schlesischen beschrieb. Seine polnischen Werke sind den Polen noch heutiges Tages so wichtig, wie seine böhmischen Werke den Böhmen. Schwerlich hat man ein ähnliches Beispiel aus unserer Zeit zu gewärtigen.

Dieser günstige Zustand des Volks änderte sich jedoch mit der Regierung des ersten Königs aus dem schwedischen Geschlecht der Wasas, Sigmunds III, auf einmal. Schon früher begann der Adel allmählich sein Recht der freien Königswahl zu mißbrauchen. Bei jeder neuen Königswahl war es seine Hauptabsicht, sich immer neue Rechte und Freiheiten auszubedingen, und Polen wurde dem Namen und der Sache nach eine Republik mit einem König ohne Gewalt, ohne selbständigen Willen. Statt des Rechts und der Gerechtigkeit schlichen sich Hochmuth, Eigenmächtigkeit und schmutzige Selbstsucht der Großen ein. Der Adel fröhnte der Eitelkeit und Hoffahrt, unterdrückte die Niedern, schrie auf den Reichstagen und Conventen von Volksfreiheit und Liberalismus, behandelte aber den untersten Stand mit der härtesten Despotie, brachte ihn völlig ins Elend, und so wurde der gesunde Zustand dieses slawischen Reichs schnell untergraben, indem der Adel aus dem Kreise hinaustrat, der ihm in der Gemeinschaft des Volks angewiesen war. Dazu kam noch unter Sigmund III ein religiöser Fanatismus, und vollendete das Unheil, unter dessen Last das ganze Volk versank. Der Hof zu Warschau wurde der Mittelpunkt der politischen Intriguen des ganzen westlichen Europa's; schon unter König Bathory kamen die Jesuiten ins Land, und kündigten allen Anhängern der andern nicht katholischen Kirchen den Krieg an. Die Arianer wurden unterdrückt und mit ihnen verschwand auch die literarische Thätigkeit; mit dem moskowitischen Reich führten sie schimpfliche, nutzlose Kriege; durch das Aufstellen von Betrügern und Prätendenten auf den moskowitischen Thron wollte man Rußland in den Schooß der römisch-katholischen Kirche führen. Diese Plane zerschlugen sich zur Schande Polens an der Standhaftigkeit der erbitterten Moskowiter. Dafür sollte das dem polnischen Scepter untergebene russische Volk büßen.

Man kennt die Geschichte des Verfalls von Polen: die literarische Blüthe des 16ten Jahrhunderts sank, und die Literatur des 17ten und 18ten Jahrhunderts ist nur noch das treue Abbild des kränkelnden Volksgeistes. Die Zahl der polnischen Schriftsteller verminderte sich allerdings nicht, aber auch nicht Ein ächter Genius that sich unter denselben auf. Dunkelheit, Aberglaube, Albernheit und Andächtelei beherrschten den Geist, die Wissenschaften und das ganze Leben, der Ruhm der Krakauer Universität verging, und die Jugend wurde unter der Aufsicht der Jesuiten erzogen. Der Orden der Piaristen hatte sich gleich bei seiner Einsetzung durch eine bessere Richtung und ein nationaleres System in der Erziehung ausgezeichnet, die Eifersucht der Jesuiten aber unterdrückte denselben.

Gegen Ende dieser traurigen Periode zeigten sich jedoch Männer, welche mit redlichem Sinn über einen andern Zustand der Dinge nachdachten, und wie in der Einsamkeit des Hauses, so in dem Lärm der stürmischen Reichstage nach den Mitteln forschten, wie das Volk vor dem Verderben zu bewahren und aus seiner moralischen Herabwürdigung, wie aus seiner materiellen Noth zu ziehen seyn möchte. Dieses Verdienst haben St. Leszczynski, die beiden Brüder Zalusky, J. A. Jablonowsky, And. Zamoysky, und vor allen der Piarist St. Konarsky, der ausgezeichnetste Reformator des Volksunterrichts. Mit ihm begann ein neues Zeitalter der Literatur. Der letzte König Stanislaus August liebte Wissen-

Digitized by Google

schaft und Bildung, und suchte ihre Blüthe in seinem verwilderten Vaterlande zu befördern. Gegen das Ende der Selbständigkeit des polnischen Volkes zeigten sich zum erstenmal Vaterlandsfreunde und Gelehrte. Der Dichter, Bischof Krasicky, der Geschichtschreiber, Bischof Narnszewicz, waren die würdigen Vorläufer der Wiedergeburt der polnischen Literatur. Die Zeit der blutigen Kämpfe des sterbenden Vaterlandes bewirkten wunderbare Veränderungen in den Ansichten seiner Koryphäen. Die alten hartnäckigen Vertheidiger der Freiheit, oder eigentlich der Ungebundenheit und Zügellosigkeit des Volks, d. h. des Adels, beraunchten sich jetzt in den Schriften der französischen Freiheitsmanner, und Dichter, Redner, Staatsmänner traten auf, welche in der schweren Zeit der letzten Kämpfe um die Unabhängigkeit des Vaterlandes jene schönen Grundsätze von Menschlichkeit und Weltweisheit, wie sie nur in Frankreich laut wurden, offen verkündigten und ihre Landsleute entflammten; aber die Moralität der Nation war schon allzutief gesunken, so daß sie es nicht mehr verdauen und zum Guten verwenden konnte; das neunzehnte Jahrhundert erelite trotz alles neuerwachten Eifers für Wissenschaft und Bildung und trotz aller Thaten und rühmlichen Tugenden einzelner Vaterlandsfreunde, die Polen noch in demselben moralischen Abgrund, in welchen sie während zweier Jahrhunderte voll Irrthümer und Thorheiten versunken waren. Leider werden noch manche Jahre verfließen, ehe sie sich von allen schlimmen Folgen befreien können.

Die neue polnische Literatur fand, jetzt fern von ihrem ehemaligen Ruhm und der nationalen Entwicklung, ihre Repräsentanten in dem Adel, und in Folge des Einflusses, den französisches Wesen allgemein in Polen erworben hatte, dachte und schried man, nicht wie ein Pole von Natur denken und schreiben konnte, sondern wie es der Geschmack der damaligen französischen Gesetzgeber in der Literatur verlangte. An den Höfen der Magnaten fanden Dichter und Gelehrte Unterstützung, und Pulawy, der Sitz der Czartoryski, erblühte als ein Sitz polnischer Musen; in Warschau wurde eine Gesellschaft von Freunden der Wissenschaften gegründet, und die Anzahl fähiger Schriftsteller, namentlich Dichter, war in der That nicht gering. Nach dem Abschluß des Pariser Friedens, als Warschau und Wilna mit Universitäten sich schmückten und Krzemieniec in Wolhynien ein vorzügliches Gymnasium erhielt, als allmählich die Wunden der blutigen Kämpfe vernarbten, da begann für Polen das Morgenroth eines neuern bessern Lebens. Nun kam auch die Literatur in Aufnahme und gewährte Hoffnungen eines bessern Gedeihens. Zu den alten, ehrenwerthen Namen eines Krasicky, Narnszewicz, Trembecki, Kniaznin, Zabiocki, Karpinsky, Wengierski kamen jetzt Niemcewicz, Woronicz, Brodzinsky, Kaminsky, Albertrandi, Leicwel, die Brüder Bandtke, Sniadecki, Czacki, Kollontai, Linde, Rakowiecky, Goiembiowski, Ossolinsky, Siarczynski, Bentkowsky u. a. Jeder von diesen hatte unmittelbaren Einfluß auf den Fortgang der literarischen Bildung, und Dichtkunst, Geschichte und Naturwissenschaften wurden gepflegt. Zur großen Förderung der Sache selbst bildeten sich literarische Gesellschaften, und zwischen einzelnen Städten und Akademien entstand ein wohlthätiger Wetteifer um den Vorrang in diesem oder jenem Zweige der Nationalliteratur. So that es z. B. die Schule von Krzemieniec Warschau in der Dichtung, Wilna in den medicinischen Wissenschaften zuvor; Warschau war berühmt durch seine Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften.

(Fortsetzung folgt.)

Aden.*)

Abfahrt der brittischen Gesandtschaft von der Küste Indiens.

Es war spät am Nachmittag eines schwülen Tages im April, der unter geschäftigen Vorbereitungen hingegangen war, als eine über dem Mastenwalde des Bombayer Hafens aufsteigende schwarze Rauchsäule die Nothwendigkeit eines eiligen Lebewohls den noch immer auf dem Verdeck sich drängenden Fremden und Bekannten verkündete, und kaum war der letzte Wunsch für glücklichen Erfolg der scheidenden Eingeschifften ausgedrückt, so machten schon die Schaufelräder ihre erste Umdrehung, und durch die stillen blauen Wasser hin schoß auf dieser ihrer ersten Seereise der ehrenwerthen ostindischen Handelsgesellschaft Dampffregatte „Nakland."

Eine betrachtliche Menge mannichfaltiger Glaubensbekenner stand auf dem Hafendamm und den Wällen der grüßenden Stückbettung gereiht, um ihren gewesenen Scotthalter, Sir James Kibett Carnac, der jetzt mit seiner Gattin und Kindern nach dem Vaterlande zurückkehrte, einen Scheidezoll der Hochachtung darzubringen. An Bord waren auch die Offiziere und Herren, aus welchen die unter Verhaltungsbefehlen der indischen Regierung gebildete Gesandtschaft bestand. Ueber vierzehn Tage waren mit Emsigkeit in der Ausrüstung dieser Sendung zugebracht worden; allein ihre Zwecke nicht minder als die Bestimmung ihrer zahllosen Ballen und Kisten dienten immer noch als schwer auflösliche Räthsel für die öffentliche Neugier, und manch eine hochweise Vermuthung über die Sache ward zweifelsohne hinter der hüpfenden Fregatte vom Stapel gelassen, wie sie im Dämmerduft des Tagesendes verschwand.

Unsterblicher Watt! ein schmutziger Filz ist der Mann, der seinen Fuß hinter die Titanentriebwerke, die du ins Leben riefst, setzt und nicht als ein Weihgeschenk für den Altar deines Gedächtnisses ein Scherflein, je nach seinen zeitlichen Mitteln, darbringen wollte, damit ein Denkmal aufgerichtet, riesenmäßig wie die Macht, die dein überschwänglich hoher Geist zum Sklaven band! Seltsam sind die Umwälzungen, die in Schifffahrtsdingen seit der Einführung der Seedampfmaschine auf den indischen Meeren vorgingen. Das Knarren der Masten hat dem Husten und Stöhnen des Kunstgetriebs, wie es in krampfhaften Wehen aufathmet, Platz gemacht. Laviren und wirren sind veraltete Worte geworden, und durch das Getöse der Feuerthüren und den endlosen Schlag der Ruderräder hört man selten des Steuermanns Stimme, außer in Verbindung mit „Stoppen!" und „Vordrehen!"

*) Bruchstück aus „Overland Gesandtschaftsreise nach Schoa 1842/43. Deutsch von K. v. K." (Eine demnächst im Cotta'schen Verlag erscheinende Bearbeitung von „the Highlands of Aethiopia, by Major C. Cornwallis Harris, of the Hon. East India Company's Engineers. 3 Vols. Die erste Auflage, London bei Longman, erschien im December 1843, eine zweite bereits im April 1844.)

Bezeichnet durch einen breiten, eingepflügten, nachziehenden Streif im Waſſer that ſich die unabſehbare Straßenrichtung über den ſpurloſen Ocean hin auf dem halben Wege der Fahrt durch eine hohe Rauchſäule aus dem Schlot des Dampfers Kleopatra*) kund, die wider den klaren heißen Geſichtskreis wie ein aus ſeiner verſiegelten Flaſche befreiter Dſchin**) aufſtieg, die Ankunft der engliſchen Poſt zu verkünden. Die tiefblaue See lag ſpiegelglatt. Jedes vorüberwehende Lüftchen kam von Arabiens Geſtaden; aber Wind wie Gegenſtrom nicht achtend, ſetzte das gute Schiff ſtät ſeinen pfeilgleichen Flug fort, — rauſchte vorüber an dem kühnen Umeiß Sakatra's, daſtend von Würzegerüchen, — und war vor der Scheidesonne des neunten Tages im Angeſicht ſeines beſtimmten Ports, 1680 Meilen von dem Hafen, den es verlaſſen.

Cap Aden war das kühne Vorgebirge vor uns, und es ſah noch düſterer und unheimlicher von einer Decke ſchwerer Wolken aus, die ſtill über die nackten und zerſplitterten Gipfel hinzogen, um das ſchloßgekrönte Gebirge mit einem Bahrtuch zu umkleiden. Durchzogen von wagerechten Felsleiſten und geſcheammt mit klaffenden Einſchnitten und Spalten erhebt der Dſchebel Schemſchan ſeine thürmchenähnlichen Klippen faſt 1800 Fuß über den Ocean, in den zahlreiche nackte und ſchroffe Strebepfeiler ſich tauchen, eben nur breit genug, um einem Kaninchen einen Fußhalt zu gewähren, und jeder in eine ſteile unzugängliche Böſchung ausgehend. Sand und Kieſel beſtreuen die freudeloſen Thäler, durch welche dieſe Ausläufer getheilt ſind, und außer wo ein verkrüppelter Balſamſtrauch oder ein bleichgelber Sennaklumpen durch die klaffenden Felsritze ſich vorgerungen hat, ſind Thalſchlucht wie Berghöhe ſelbſt eines Scheinbildes von Pflanzenwuchs bar.

Die finſter-brauende Halbinſel einmal umfahren, entfaltete auf Steinwurfsweite von dem ſtarrenden Vorgebirge die prachtvolle weſtliche Bay ihre breite Spiegelfläche, als eben der Abend ſich ſchlaf. Hier lagen, mit Kohlenbarken und Handelsfahrzeugen, die Kriegsſchiffe des Rothmeer-Geſchwaders.

Unter den abgetrennt lebenden Bügegern Britiſch-Arabiens erzeugte die unerwartete Ankunft einer Dampffregatte kein geringes Aufſehen. Verbannte auf einem kahlen traurig öden Boden, der von allem Verkehr mit dem fruchtbaren, aber wilden Binnenlande ausgeſchloſſen iſt, haben ſie nichts, das einen eigentlichen Gefangenenzuſtand linderte, als die in gewiſſen Zeiten wiederkehrenden fliegenden Beſuche der Poſtſchiffe, die zwiſchen Suez und Bombay hin und her gehen. In dieſer Nacht antwortet dem plötzlichen Glaſt eines Signallichts auf der offenen See die Erleuchtung des bisher hinter dem Schleier der Finſterniß verhüllten Blockſchiffes. Darauf donnert's von ſchwerem Geſchütz von ſeinen Verdecken, und wie das erſt ſchwach und fern und nur in Abſätzen gehörte Rudern der Schaufelräder ſchwerer und näher über die ſtillen Waſſer hertönend kommt, folgt der geiſterhaften Leuchte an der Maſtſpitze ein rothes Glühen unter dem Stern,***) wie das Zauberding einen Stromfall ſchneeweißen Schaumes aufwerfend, bei jedem Schlage des Triebwerks erzittert und, einen funkelnden Leuchtſchweif zum Zeichen ſeines geraden Laufs hinter ſich, ziſchend und ſiedend ſeinem Ankerplatz zu geleitet. Das Blockſchiff mit Tauen hingezogen lehnen die dunkelfarbigen Schiffsleiber ſich zu einander über, wie zärtlich liebende Schweſtern nach langer Trennung in innigen Umarmung ſich feſt verſchlungen halten.

Wer aber ſind jene ſchwärzlichen Kinder der Sonne, die gleich einer Schaar Eſſenkehrer am Maifeſttage mit wildem Geſchrei und Gejohle über die Plankenbekleidung außen am neuen Ankömmling wegſetzen? Es iſt ein Trupp vierſchrötiger Sidis — freigemachte Neger von der Zanzibarküſte — deren Luſt in dem Ueberladen jenes Kohlenbergs beſteht, der in Tonnen aufgehäuft auf dem ächzenden Verdeck liegt. Zum mißtönenden Klang einer rohen Schellentrommel, die mit dem Schenkelknochen eines Kalbs gepaukt wird, hat ihre Arbeit bereits begonnen. Das Ungeſtüm ihres wilden Tanzes ſteigernd, heben ſie die wuchtigen Säcke wie ballſpielende Rieſen über, und berußt vom Kopf bis zum Fuß wälzen ſie ſich von Zeit zu Zeit auf den geſchwärzten Planken, um den ſtrömenden Schweiß zu ſtillen. So mit geſteigerter Wuth ſtampfend und heulend, derweil die barſchen Töne der Trommel lauter und lauter zum ohrbetäubenden Ungeſtüm des tobenden Spielers ſchmettern, thun ſie ihr Werk, Nachts wie Tags, unter Gelärm und hölliſchem Hinausſchreien, an Rachegeiſter mahnend, die in unirdiſchen Schwelgereien ſich antrafen. Beim erſten Ausbruch ihres Getobes iſt der Zuſchauer gar froh, dem erſtickenden Dunſtkreis ungreifbaren Kohlenſtaubs zu entrinnen, und ſelten geſchieht's, daß für jedes empfangene Hundert halber Schiffslaſten Brennſtoff weniger als ein Leben bei den thätigen Theilnehmern des eben geſchilderten Auftritts darauf geht, indem jedesmal irgend ein vom Schickſal erkorenes Opfer, aufgeſchwellt von gierigem und häufigem Trunk und erſchöpft von der Raſerei der Aufregung, ſich hinwirft, wenn ſeine Herculesarbeit gethan iſt, um nie wieder zu ſich zu kommen und aufzuſtehen.

*) Das Dampfſchiff, das bekanntlich zwiſchen Bombay und Suez die auf dem Landwege über Aegypten kommende Poſt und Reiſende von Indien nach England und umgekehrt befördert. D. U.

**) Der Genius oder Efrit in der Flaſche, 1001 Nacht, die Geſchichte vom Fiſcher. D. U.

***) Hintertheil des Schiffes. D. U.

Miscellen.

Runa; antiquariſche Zeitſchrift. Mit dem Monat Mai dieſes Jahres verwandelte ſich dieſe dem ſchwediſchen Alterthum gewidmete Zeitſchrift aus einer Quartal- in eine Monatsſchrift, Beweis genug, daß ſie immer mehr Beifall findet. Sie enthält nicht bloß trockene Abhandlungen, ſondern auch Abbildungen und ſelbſt Muſikbeilagen. Zu den beſten Arbeiten dieſes Monats gehören: altherthümliche Ueberreſte (Minnesmarken) um den See Näjöl in Dalsland und die Volkslieder in Dalsland. (Aftonblad. 1 Jun.)

Erdbeben im weſtlichen Frankreich. In der Nacht vom 3 auf den 4 Junius fühlte man zu Poitiers einen heftigen Erdſtoß, deſſen Richtung von Süden nach Norden ging. Einige Tage nachher bemerkte man, daß der rechte Thurm am Portal der merkwürdigen alten Kathedrale einen ſtarken Riß bekommen hatte. (Fr. Bl.)

Aegyptiſche Alterthümer in Frankreich. Ein koſtbares Stück aus dem ägyptiſchen Alterthum ſoll jetzt als Geſchenk eines Franzoſen in Aegypten an die königliche Bibliothek gelangt ſeyn, nämlich Basreliefs aus dem Saal der Ahnen des Königs Möris. Die Basreliefs aus der Kammer der Könige ſtellen in zwei Abtheilungen etwa 60 Porträts von alten Pharaonen in der Ordnung, wie ſie aufeinander folgten, dar. Es iſt dieß eine höchſt wichtige Erwerbung für die Geſchichte. (Fr. Bl.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 184.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

2 Julius 1844.

Skizzen aus China.*)

Tschintschiu in der Provinz Fokien.

Die Bai welche den Namen Tschintschiu führt, ist gleichfalls eine Station für Handelsschiffe, nur wenige Meilen nördlich von Tschamn (s. Nr. 173 f.). Ich erwähne diesen Ort, um die große Veränderung zu zeigen, welche mit den Chinesen seit dem letzten Kriege vorgegangen. Die hier stationirenden Schiffscapitäne hatten Pferde und Ställe am Ufer, und begaben sich Morgens und Abends dahin, um Ausflüge zu machen. Ein kleiner Vorfall, der sich vor kurzem ereignete, spricht für sich selbst, und ist wohl werth, daß man ihn erzähle. Es war wegen irgend eines Umstandes nöthig geworden den Stall abzubrechen und an einer anderen Stelle wieder aufzubauen. Als die Leute, welche man dazu verwendete, die Steine nach einer andern Stelle schaffen wollten, kamen einige Chinesen der niedern Stände herbei, und eigneten sich die Steine zu; als man aber einige Tage später an der Stelle des alten Stalles vorüberging, fand man zu nicht geringem Erstaunen alle Steine zurückgebracht, wahrscheinlich durch die Vermittlung irgend eines höhern Beamten in China. Dieser Umstand zeigt, daß die Mandarinen darauf bedacht sind den Frieden mit den Engländern aufrecht zu erhalten, obgleich einige Leute, welche geheime Quellen haben wollen, behaupten, man rüste sich im Innern zu einem zweiten Kriege. Das Land ist hinsichtlich der Vegetation und der allgemeinen Züge hier dasselbe wie bei Tschamn, ich war aber nicht wenig erstaunt über die Bildung eines Theils des Landes an der Einfahrt in die Bai. Der eine Theil des Berges bestand wie gewöhnlich aus Felsen, andere Theile aber waren durch unermeßliche Bänke von Meersand gebildet, die durch irgend eine vulcanische Erschütterung oder durch einen furchtbaren Sturm aus der Tiefe des Meeres heraufgetrieben worden seyn müssen. Die Einwohner gleichen im allgemeinen denen an der Küste dieser Provinz; sie sind diebisch und lieben den Seeraub, gehören aber zu den besten und unternehmendsten Seefahrern in China, und man trifft sie in allen Häfen. Die Zulassung englischer Schiffe in den nördlichen Häfen wird ihnen großen Nachtheil bringen.

*) Aus einem Schreiben im Athenäum, 8 Junius

Tschusan.

Diese Insel ist immer noch in den Händen der Engländer, bis die ganze Kriegssteuer gezahlt ist; sie hat etwa 20 (engl.) Meilen in der Länge und 10 bis 12 in ihrer größten Breite. Zahlreiche kleine Inseln umgeben sie, und eine große Abwechslung von Berg, Thal und Schluchten bietet sich dem Auge dar. Dieser Theil des Reichs ist für den Naturforscher und den Freund schöner Gegenden viel interessanter als die früher beschriebenen Theile der Küste. Das Land ist trotz der Berge viel fruchtbarer, und besser mit Bäumen bekleidet, obgleich letztere nicht sehr hoch sind; auch findet sich eine Menge blumentragender Stauden, z. B. die Azalea, welche ganze Berge bedeckt, und in der Blüthezeit einen prächtigen Anblick darbietet. Auf Tschusan sind Kampher- und Talgbäume sehr zahlreich in den Thälern, und ganze Wälder von verschiedenen Bambusarten geben der Landschaft ein tropisches Ansehen. Ich kenne nichts zierlicheres als den gelben Bambus mit seinen reinen, geraden Stängeln, den zierlichen Spitzen und den im Winde flatternden Zweigen. Auch die Theepflanze wird allenthalben auf kleinen Flecken in den Bergen gebaut, ich glaube aber nicht zur Ausfuhr, sondern bloß für die Bedürfnisse der Einwohner. Die unbemittelten Landleute trocknen gewöhnlich die Blätter in der Sonne, und ich erinnere mich, daß in dem Hause eines Eingebornen die Frau desselben in den Garten ging, um Theeblätter zu holen und mich mit Thee zu bewirthen.

Die Engländer machen auf ihren kleinen, chinesischen Pferden zahlreiche Ausflüge durch die reizenden Landschaften der Insel, die der Niederlassung auf Hongkong weit vorzuziehen ist. Alle Thäler und Bergabhänge sind natürlicherweise angebaut, in den tiefern Gründen mit Reis, an den Bergabhängen mit süßen Pataten, aber die obern Theile der Berge sind oft bis auf eine weite Strecke herab im Naturzustand, und man haut das lange Gras und die Stauden periodisch nieder, um sie zu verbrennen. Ich erwähne dieß, weil man

Digitized by Google

häufig als Beweis für den Fleiß der Chineſen anführt, daß jeder Zoll breit angebaut iſt; dieß iſt nicht der Fall. Im Winter, wenn die zweite Reisernte eingeſammelt iſt, wird der Boden ſogleich umgepflügt und Rüben, Bohnen, Erbſen u. dgl. gepflanzt; auch Baumwolle und Hanf — letzterer von ſehr ſtarker Faſer — wird in großer Menge gewonnen. Der kleine Ochſenpflug und das berühmte Waſſerrad, welches hier mit der Hand getrieben wird, ſind die beiden Hauptwerkzeuge des Ackerbaues; der Pflug ſcheint ziemlich roh, entſpricht aber ſeinem Zweck ausgezeichnet gut, und iſt für die Chineſen in ihrem jetzigen Zuſtande mit ihren Ochſen und Büffeln wahrſcheinlich beſſer als unſere vervollkommneten Werkzeuge. Eine ungeheure Menge Waſſer wird leicht und einfach durch das Waſſerrad emporgehoben, und ich betrachtete oft geraume Zeit ſtaunend die Einfachheit und die Nützlichkeit dieſer Vorrichtung.

Die bedeutendſte Stadt auf der Inſel iſt Tinghai, welche nicht ſehr groß iſt, denn ihre Mauern haben wohl wenig über eine Stunde im Umfang, aber durch die Vorſorge des Polizeibeamten, Hrn. Gutzlaff, wird ſie ſehr reinlich gehalten und iſt vergleichungsweiſe geſund. Der Handel beſchränkt ſich mit Ausnahme von Talg und Oel, die man in großer Menge aus den Talgbäumen gewinnt, auf Gegenſtände der Nahrung und Kleidung. Die Einwohner ſind ausnehmend freundlich und höflich in allen Theilen der Inſel, wo ich ſie immer fand; ſie haben die Macht und den Edelmuth der Engländer empfunden, und werden die Zeit, wo dieſe hier ſich aufhalten, ſchmerzlich vermiſſen, denn große Summen werden hier ausgegeben, die man ihnen vermuthlich nach Herſtellung der alten Mandarinenwirthſchaft wieder abzwacken wird. Die Leute hier ſind ſo ehrlich, daß man werthvolle Sachen unbeaufſichtigt liegen laſſen darf, und Diebſtähle ſelten und faſt unbekannt ſind; kommen ja welche vor, ſo weiß Hr. Gutzlaff das Geſtohlene wieder herbeizuſchaffen. Welch ein Contraſt gegen die Niederlaſſung auf Hongkong, wo der Gouverneur nicht ſicher iſt und den Schildwachen die Waffen geſtohlen werden!

Ueberſicht der neuern polniſchen Literatur bis zum Jahre 1832.

Erſter Abſchnitt.

(Fortſetzung.)

Das Hauptkennzeichen der polniſchen Literatur dieſer Zeit iſt der franzöſiſche Pſeudoclaſſicismus, welcher in ganz Europa keine Unterkunft mehr fand, in der polniſchen Poeſie aber bis ins dritte Jahrzehnt unſeres Jahrhunderts ſeine Herrſchaft behauptete. Sie artete aus in eine bloße Reimſchmiederei, denn die Hauptforderungen des damaligen Geſchmacks waren ein glatter Reim und wohlklingende Redensarten, die oft genug die mangelnden Gedanken erſetzten; das war Poeſie. Die höchſte Vollendung lag in glücklich gewählten Reimen und in declamatoriſcher Harmonie der Worte. Man ahmte ſelbſt die Töne und alle möglichen Aeußerungen der Natur nach, und niemand ließ ſich einfallen, daß eben dadurch die Poeſie ſich immer weiter von der Natur entfernte. Jeder kecke Gedanke, jedes auch das natürlichſte Gefühl, wenn es nicht in einen Schwall wohlklingender Ausdrücke gekleidet war, wenn es nicht in gewählten, ja geſuchten, und darum in ſo beſſern Reimen prangte, war in den Augen der damaligen Kritik ein Verbrechen der beleidigten Majeſtät des Götzen der Poeſie. Polniſche Heldinnen in den Tragödien mußten die Thränen der Heldinnen Corneille's und Racines weinen, und polniſche Schnurrbärte, die in Gefechten und auf Reichstagen mit Pferd und Säbel zuſammengewachſen und unter dem Klange der Waffen erzogen waren, mußten ſeufzen, lieben und ſterben, wie die Helden der erſten franzöſiſchen Tragiker des 17ten Jahrhunderts in wohlgelockten Allonge-Perrücken und mittelalterlichen Panzern. Kurz, in der Poeſie herrſchte nicht die Natur, ſondern die Mode, und zwar die des 17ten und 18ten Jahrhunderts, ſo weit von der Natur entfernt und ſo lächerlich, als die Welt ſie nur je ſah. Ihre lange Herrſchaft war auch nur bei einem ſolchen Volke möglich, das ſeinen eigenen Geiſt gebeugt und vergraben hatte, und von den Franken neue Erlöſung und alles andere mit einander zu gewinnen hoffte. Ein merkwürdiger Umſtand iſt, daß die erſte polniſche Ueberſetzung Homers von Dmochowsky nicht nach dem griechiſchen Original, ſondern nach einer franzöſiſchen Ueberſetzung in ſchönen, glatten, gereimten Verſen gemacht wurde. Die bedeutendſten Koryphäen der ſogenannten claſſiſchen Schule im vorletzten Jahrzehnt waren Dmochowsky, Liſiecky, Oſinsky, vor allen aber Felinsky. Dieſer war nach dem Urtheil der damaligen Zeit ein Genius, wie es keinen Gleichen mehr geben konnte, und er ſtellte die polniſche Poeſie auf den Gipfel franzöſiſcher Schönheit und Zierlichkeit. Seine Tragödie „Barbara Radziwillowna" prangte mit der ſchönſten Sprache, blendete durch meiſterhafte Verſe und die von franzöſiſcher Verskunſt trunkenen Polen ſetzten die Ueberſetzung des „Landmanns" von Delille über das Original ſelbſt. Welcher Ruhm! Felinsky's Verſe verſchafften der polniſchen Sprache den Ruf zauberhaften Wohlklangs, und dieß einzige Verdienſt blieb ihm und der claſſiſchen Schule überhaupt. Aber nicht zufrieden damit ſollten die Polen auch zur Ehre gelangen, und einen polniſchen „Landmann" von vaterländiſchem Urſprung haben, vor welchem der Landmann Delille's in den Hintergrund treten ſollte: Kozmian war der glückliche Auserwählte der Muſen, welcher einen polniſchen „Landmann" liefern ſollte. Der Triumph der damals ſchon durch die kecken Schritte der ſogenannten Romantiker beunruhigten Claſſiker ſollte durch dieß Hauptwerk auf unerſchütterliche Grundlagen geſtellt werden. Aber wie Schade! Kaum hatte der Druck der koſtbaren Handſchrift begonnen, ſo brach der letzte Aufſtand aus, die Handſchrift verſchwand, wurde erſt nach acht Jahren wieder aufgefunden und (1838) herausgegeben, erweckte aber keinen Enthuſiasmus mehr und fand keinen Anklang in der literariſchen Welt. Dieß war das

Digitized by Google

Zeichen einer vollständigen Niederlage der Classiker. Doch verfolgen wir den einfachen Lauf der Begebenheiten.

Wahrend der Classicismus auf allen Lehrstühlen seinen Thron aufgeschlagen hatte, und von diesen herab seine Rechte vertheidigte, darg sich die wahee, aus den Salons der Gebildeten ausgewirsene Volkspaesie in den niedern Hütten, und wartete, ohne sich von der Schaar der Usurpatoren des Parnasses niederdrücken zu lassen, in Vergessenheit im Vorhofe des Tempels, bis ihr jemand die Hand reiche und sie auf den Ehrenplatz führe, von dem aus sie über die Gebilde des Verstandes und Herzens herrschen sollte. Und siehe da, unerwartet erhoben sich Männer, welche andere Begriffe von Poesie, von Classicität, von Volksliteratur zu hegen anfingen. Die ziemlich verspatete Bekanntschaft mit den deutschen Classikern eröffnete den Polen ein anderes Gebiet der Anschauung; in der Poesie zeigte sich die deutsche Sentimentalität, und hinter ihr folgte der Romantismus als Reagens gegen die Alleinherrschaft des Classicismus. Der Romantismus verirrte sich öfters auf seinen eigenen krummen Wegen, stieß aber doch endlich auf die Volksader, und Kasimir Brodzinsky, mit herderischem Geiste gesängt, wandte zuerst unter den Polen den Blick auf die Volkspoesie der slawischen Stämme, und stellte zuerst den Begriff einer ächten Nationalpoesie auf. Seine krakanische Idylle, „Wieslaw" zeigte den Polen, auf welche Art das Volksleben in der Poesie sich abbilden müsse. Bald nach Brodzinsky trat Adam Mickiewicz auf, und das Feuerzeichen der Romantiker erhob sich. Die Classiker wütheten, schlenderten Flüche auf die Erzeugnisse der Romantiker, und waren bereit ihren eigenen Ruhm auf jede mögliche Weise zu vertheidigen. Als Mickiewiczs erstes Werk „Dziady" (die Todtenfeier) erschien, las Osinsky vom Katheder herab zum Spott Auszüge aus demselben vor, und schloß immer mit dem Refrain:

Temno wsude, hlucho wsude,
Co to bude, co to bude?
(Alles finster, alles stille,
Was wird's werden? Was wird's werden?)

Seine ganze Kritik bestand in dem Zusatz: „dumm war's und dumm wird's seyn." Antonin Malczewsky gab damals seine ukränische Novelle „Maria" heraus, Bogdan Zalesky sang seine zauberhaften Kosakenlirdchen, Sewerin Gaszczynsky ließ sein „Schloß von Kaniow" erscheinen, aber die Kritik in den öffentlichen Blättern nahm von allem dem keine Notiz, oder sertigte nur sehr kurz, verachtlich und spöttisch die ersten Proben einer selbständigen Paesie ab, in denen die geheiligten Grundsatze Laharpe's mit so unerhörter Keckheit überschritten wurden. Der Geist, der in diesen Schöpfungen herrschte, konnte indeß nicht ganz unbekannt bleiben: Mariz Machnacky, ein Mann von ungewöhnlichem Geist, wußte diese Arbeiten zu schätzen, wies ihre vorzüglichen Seiten nach, enthüllte den Kern von Nationalität, und stellte die Nothwendigkeit vor, den selbständigen Weg des nationalen Geistes zu betreten. Seine höchst beredten, begeisterten Worte hatten damals einen großen Erfolg, sie waren ein Donnerschlag für die Classiker, welche bereits den Kopf nicht mehr erheben konnten und schwiegen. Die Vertheidiger der romantischen Schule gewannen Boden, und das lange zurückgehaltene öffentliche Lob wurde den oben genannten Dichter endlich in vollem Maaße zu Theil.

(Fortsetzung folgt.)

Aden.

Ausschiffung am Vorgebirge Aden.

Das lärmende Verdeck des Dampfers verlassend und den Gestaden Arabiens — einer Gruppe kahler Felsen, die sich ganz wohl mit einem Haufen geschmolzener Kohle aus einem Glasofen vergleichen ließen — zurudend, bietet eben nichts Einladendes oder Einnehmendes; jene Felsen werden zwar durch ein Paar zerstreut hin liegende Kabjan-Gebäude, die für eine Zeit von solchen, denen ihre Berufsgeschäfte während der Sommermonate die unerträgliche Hitze der wie ein Ofen durchglühten Stadt zu fliehen erlauben, bewohnt sind, in etwas minder obstoßend gemacht; unter dem Dache Capitän Stafford Haines' oder, der dem ehrenvollen und wichtigen Posten eines politischen Agenten vorsteht, erwartete die Gesandtschaft bei ihrer Landung eine gastliche Aufnahme von nicht gewöhnlichem Gepräge; sie kannte buchstäblich keine Gränzen und mußte alsbald jeden ungünstigen ersten Eindruck, der aus dem von Mutter Natur dre „Dampfschiffspitze" (Steamer's Point) verliehenen trostlosen Anblick hervorging, verwischen.

Ein Schutzgeleit von Freiwilligen aus den europäischen Artilleristen der Besatzung Adens war nach aufzutreiben; auch Pferde waren anzukaufen und unterschiedliche andere unerläßliche Vorbereitungen für die kommende Reise ins Innere Afrika's zu machen. Eine volle Woche schien das Zuströmen von Säcken mit Datteln, Reis und Dschawarrie kein Ende nehmen zu wollen, und kaum kürzere Zeit wurde mit der aus der Regierungscasse geschehenden Auswahl vieler Tausend Maria Theresia-Thaler zugebracht, von denen jeder einzelne alle die vielerlei Merkmittel und Kennzeichen, wie sie der eigensinnige Wilde am meisten werthhält, aufzeigte. Auch wurde das geschäftige Treiben im geringsten nicht durch die entfernte Lage der Stadt vermindert, die, wenn nicht die Güte eines Freundes ins Mittel tritt, anders nicht als auf dem Rücken eines der vielen winzigen Eselein zu erreichen ist, die den Strand entlang für den Gebrauch des Fremden aufgestellt sind. Belastet mit einem strohgepolsterten Packsattel, der weit über seine Umfangsverhältnisse hinausgeht, wird der arme Vierfüßler eifrig zu einem peinlichen Passgang durch den schweren Knittel eines jugendlichen Hebräers mit wallenden rothbraunen Locken angetrieben, dessen volle runde sommersprossige Backen unter dem Einfluß der drückend heißen Sonne nicht minder als der unaufhörlich nothwendigen und fortgehenden Handarbeit ein sonderbar aufgeregtes Ansehen zu bekommen pflegen, nach ehe die Reise zu Ende.

Die ganze Küste Südarabiens entlang hebt sich kein bemerkenswertherer Zug hervor, als das hohe Vorgebirge Aden, das vom Bett des Oceans empor geschleudert worden und in seiner Bildung durchaus vulcanisch ist. Masudi, der arabische Geschichtschreiber des 10ten Jahrhunderts, gedenkt seiner, nachdem er von den Feuerbergen Siciliens und in dem Reich des Maharadsch gesprochen, als in der Wüste Barhet vorhanden, im Gau Nasofan und Hadramat im Lande Schaher gelegen.

„Sein Getöse, dem Rollen des Donners gleich, ließ sich damals viele Stunden weit vernehmen, und aus seinen Eingeweiden wurden glührothe Steine mit einem Strom flüssigen Feuer ausgespien.“ Das Gerippe des schon lange erschöpften Kraters, einst aller Wahrscheinlichkeit nach ein fast vollkommener Kreis, zeigt jetzt ein hufeisenförmiges Halbrund, eingefaßt von zersplitterten Felsen, was — besonders vom thurmähnlichen Gipfel des Dschebel Schemschan aus, von wo das Auge über die ganze Halbinsel schweift, gesehen — das wildeste Gewirr von Zackengestein, Trümmern und trostloser Oede darbietet.

Vom Landungsplatz am Ras Morbut führet ein krümmenreicher Pfad von fünf Meilen an der Kohlenniederlage und der Wohnstelle der Sihdis vorbei, längs mancherlei Einbiegungen der dürren Küste, nach der Cantonirung und Stadt Aden. „Gehaben in Nacktheit“ thürmen sich die schroffen hohen Klippen in Massen von abentenerlichster Gestaltung empor, bald nackt und kahl zu scheitelrechten Thurmspitzen aufschießend, bald über die Karawanen schwer beladener Kamele, die mühselig den Weg hinziehen, sich vorleihnend. Der Sonnenschein ewigen Sommers herrscht durch das ganze Landschaftbild hin. Glühende Sandhügel schimmern in luftbewegtem Duft um den durch Land geschlossenen Hafen, und über den schwach herdämmernden Gipfeln der fernen Berge Jemens schwebt hell und blau der wolkenlose Himmel. Die funkelnden Wasser springen an dem dunkeln Fuße der nackten Eilande hinauf; die weite spiegelglatte Fläche jenseits aber, in Ruhe wie ein breiter See, wird nur durch den eingewerfenden Wirbel gekräuselt, der dem spielenden Geplätschere des dickmasigen Tummlers oder dem Gefiederputzen einer Flotte silberflügeliger Meerschwalben folgt, die ruhig auf ihrem stillen Busen „vor Anker liegen.“

Wie der Weg vom Gestade abbiegt, gestalten sich die zellenartig durchlöcherten Klippen massiven, überall mit Guckl öchern und Schießscharten versehenen Mauern und Zinnen ähnlich. Eine allmähliche Ansteigung führt durch ein von Feuerschlünden starrendes und von der auf- und abschreitenden Schildwache behütetes Felsenthor. Eine enge Spalte in dem gebiegenen Gestein, zu deren Fuß die Sonne selten hindringt, bildet eine jähe Scheidung des Bergzugs, und darüber hinaus umfaßt das Auge plötzlich das beckenartige Thal, worin die herabgekommene Hauptstadt des glücklichen Arabiens steht.

„Aden,“ sagt der alte Ibn Batuta von Tandschier,“ liegt an der Seeküste — eine große Stadt ohne Frucht, noch Wasser, noch Baum.“ Fünfhundert Jahre sind darüber hingegangen, seit dieser kurzmalende Bericht abgefaßt ward, und die Pflanzenwelt hat sich in keiner Weise verbessert. Ein Rundschauplatz, groß genug für „des Teufels Punschnapf,“ wird durch zwei vulcanische Bergreihen gebildet, die einst zusammenhingen, aber augenscheinlich durch irgend einen gewaltsamen Ausbruch, der eine Oeffnung zum Ocean erzwungen hat, auswärts gehoben und in entgegengesetzten Richtungen gekentert wurden. Eine Unfruchtbarkeit, die ihres gleichen sucht, gibt dem ganzen Bilde das unein ladendste und abstoßendste Ansehen. Kein Baum bringt Abwechslung in die traurig öde Aussicht, kein Strauch erquickt das Auge, nicht einmal eine Blume hilft zur Belebung der wilden düstern Einsenkung, dem tauglichsten Zufluchtsort, den die Einbildungskraft für gesetzlose und verzweifelte Menschen sich malen könnte. Auf jedem Punkt, der entweder einem Angriff ausgesetzt oder für die Vertheidigung wählbar war, sieht man die Spuren der Befestigungen; in Trümmern liegende Schlösser und Wartthürme, auf den höchsten Erhebungen der steilen Berge nistend, stehen die jetzt unzugänglichen Wächter vergangener Tage, und selbst der beschränkte Ausblick seewärts, wo dann und wann der vorübergleitende weiße Segel eines kleinen Küstenfahrzeugs oder das Katamoron*) des beliebigen Fischers zu sehen ist, wird theilweise von einem dreieckigen Felsen verdeckt, der wie ein Riesengespenst über den innern Hafen hereinbraut. Sieah, „das befestigte schwarze Eiland,“ soll der Aufenthalt Kains, „des Erstgebornen vom Weibe,“ nach der Ermordung seines Bruders Abel gewesen seyn; und wahrlich es ließe sich kaum ein geeigneterer Verbannungsort für den geächteten Brudermörder denken. Das Meer geschleudert durch einen krampfhaften Stoß, ist es von Bimsstein und Strömungen von Obsidian umgeben — den Erzeugnissen vulcanischer Auswürfe — die unter ungeheuren wellenförmig erstarrten Wogen höhliger Lava hin verstreut oder mit schwarzen Massen schwammartigen Gesteins vermengt sind, die von Schmetzung zeugen und, berührt, wie Metall anklingen. Ja, ödeste Unfruchtbarkeit hat diese traurige Erdgegend als ihr nach Recht zu eigen angesprochen, und selbst in den erzeugnißreichern Theilen der Halbinsel hat man wenig Grünes von dem fast blätterlosen Bischam, dem Balsamodendron Opobalsamum, einem Zwergstrauch, der nach der arabischen Ueberlieferung mit zu den Geschenken gehörte, welche die Königin von Saba dem König Salomo aus den würzduftenden Gegenden der Myrrhe und des Weihrauchs brachte. Wo man Einschnitte in seinen Stamm macht, fließt der weitberühmte Mekkabalsam reichlich nach, allein das flüchtige Oel verdunstet schnell und läßt dann nur ein geschmackloses schales Harz zurück. Durch keinen zu gewisser Zeit wiederkehrenden Regenschauer und keinen verborgenen Quell genährt, zieht die kostbare Pflanze, ausgedörrt von sengend heißem Winde, ihre einzige Feuchtigkeit aus den Nebeln, welche den Gebirgsscheitel umhüllen, wenn unten alles Sonnenschein ist.

(Schluß folgt.)

Slawische Literaturnachrichten.

Werk über altslowische Sprache. In Wien wird gegenwärtig ein Werk gedruckt unter dem Titel: Radices linguae slavicae veteris, von Miklosic, einem geborenen Steyrer, der bei der k. k. Bibliothek angestellt ist. Das Buch, welches in zwei Monaten herauskommen soll, wird über 20 Bogen stark und für die Freunde der altslawischen Studien sehr wichtig seyn. (Kwety Nr. 73.)

Südslowische Dichtungen. In den letzten Nummern der Zora dalmatinska zeigt der bekannte Tomasic (Tommaseo) an, daß er im Laufe des Jahres eine neue Sammlung Volkslieder herausgeben wird, die im slawischen Dalmatien von eifrigen Vaterlandsfreunden, wie Vukjan, Karrara, Dimitrovic, Popovic und namentlich Vidovic, gesammelt wurden. In seiner Anzeige macht er darauf aufmerksam, daß diese Lieder gewiß denjenigen nicht nachstehen, welche früher schon Vuk Stephanowitsch herausgab, und welche in dem gebildeten Europa so viel Anklang fanden, daß sie in viele europäische Sprachen übersetzt wurden. Die bevorstehende Sammlung soll in Bändchen von je 4 Bogen erscheinen. (Kwety Nr. 63.)

*) Indisches flachortiges kleines Fahrzeug, das zum Fischfang, auch zum Ueberbringen von Depeschen u. s. w. an Schiffe, die an der Küste vorbeifahren, dient. D. U.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 185.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

3 Julius 1844.

Die Stadt Prisrendi. *)

Die Stadt: Perserin der Türken, Prisrendi der Arnauten, Priserend und Plzdrén der Serben, das alte Justiniana secunda, eine der reizendsten, reichsten und gewerbfleißigsten Städte des Reichs, liegt am nördlichen Fuße des Cardagh-Gebirges, am Eingange der weiten Drin-Ebene, die sich durch neun Wegestunden in der Länge und durch sechs bis sieben Stunden in der Breite erstreckt. Die Stadt, von den Bächen Velja Rieka, Mala Rieka und Sredna Rieka durchflossen, von Ipek neun, von Jakova vierthalb, von Skutari 28, von Skopia (Uskúb) 13 Stunden entfernt, zählt 6000 Häuser, und der zur Eintreibung des Haratsch im Jahre 1838 veranstalteten Zählung nach 4000 mohammedanische, 2180 katholische und 18,800 griechisch-orthodoxe Bewohner; der Nationalität nach bilden die eigentlichen Osmanen ein Sechzigstel (ohne Hinzurechnung des zeitweilig hier stationirenden Bataillons vom 14ten Linien-Infanterieregiment von 720 Mann), die Serben vier Fünftel, die Arnanten ein Sechstel, die Zinzaren ein Zwölftel der Bevölkerung; in dieser Zahl sind die etwa 600 Seelen betragenden Zigeunerharden nicht mitbegriffen. — Die Stadt zerfällt in vier Haupttheile: Eminit, Suleimit, Ahmit und die Citadelle. Letztere ist auf einem 185 W. Klafter über dem Niveau der Stadt sich erhebenden Berge, südöstlich von derselben gebaut, mit starken, blendendweißen Mauern umgeben, und enthält fünf Zwölfpfünder mit entsprechender Bemannung und weite Casernen, die bis 2800 Mann zu fassen vermögen.

Am nördlichen Fuße des Citadellberges liegen etwa 240 Hütten für die Rams (stabile Zigeuner), deren Schmiedewerkstätten einen ununterbrochenen Lärm erregen. — Das Stadtquartier Suleimit, am westlichen Ende der Stadt, von türkischen Leichenhöfen durchschnitten, enthält am südlichsten Punkte die weite Residenz Haireddin-Pascha's, aus vier hölzernen, in ein Viereck zulaufenden, einstöckigen Gebäuden bestehend, an deren Südostseite sich ein geräumiger Park anschließt; im östlichen Flügel ist der Babi Humajun, eine Art Audienzzimmer, das sich an die weite, kunstvoll aus Eichenholz gezimmerte Galerie anschließt und in seiner Mitte eine Fontaine enthält, die selbst zur Winterszeit in Bewegung ist. — Eminit, am südöstlichen Theile der Stadt, der Hauptsitz des Gewerbsfleißes, enthält in acht unregelmäßig gebauten Gassen 1600 Kaufläden; Flintensteine, Töpferwaaren, grobe Glaswaaren, Sattlerarbeiten, namentlich Stahlwaaren, und bilden die Hauptartikel des Handels. Das große Karawanseraigebäude mit 400 Zellen für Reisende und den Sälen einiger armenischen Sarafs (Geldwechsler), die große Moschee Emin Pascha's mit drei Kuppeln und einer Art Klafter für türkische Klausner, die abgelegene, jedoch luxuriös eingerichtete Wohnung des griechischen Bischofs von Priserend und Skopia bilden die hervorstechendsten Punkte dieses Stadttheils, während das Quartier Ahmit durch die vorzugsweise christliche Bevölkerung, die Ruinen einer gothischen Kirche am Hauptplatze, neben denen die politischen Verbrecher hingerichtet werden, das nahe Haus des als Missionär-Erzbischof fungirenden Neapolitaners Sciali, und die damit verknüpfte Wohnung des katholischen Pfarrers Marcovich aus Lesina in Dalmatien, die zwischen Magazinen verborgene katholische Mariencapelle mit acht Reihen Bänken und einem Altar, der an das zweite christliche Jahrhundert durch seine Einfachheit mahnt und der angezündeten Kerzen zur Erhellung des dunkeln Raums thatsächlich bedarf — durch die große Moschee Ahmet's, aus einer christlichen Kirche im Jahre 1682 zur Aja Sofia Perserins metamorphosirt, und durch das Postgebäude (Menzilhane) mit vierundachtzig Regierungspferden und dann mit einem bedeutenden Personale von Tatars (Briefträgern) und Surdzi's (Postknechten) sich auszeichnet.

Die Zahl der Moscheen überhaupt beträgt in Priserend zweiundvierzig, sonach Eine auf hundertundzwanzig Verehrer des mohammedanischen Cultus, indeß die Geistlichkeit der christlichen Confessionen unter Todesstrafe sich im Priestergewande nicht zeigen darf.

*) Albanien, Rumelien ꝛc. von Dr. Joseph Müller.

Digitized by Google

Uebersicht der neuern polnischen Literatur bis zum Jahre 1832.

Erster Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Ich bin nicht der Ansicht, als ob gerade nur diese Schule für sich die ächte Poesie habe, wie ein Monopol, das einem andern untersagt sey. Die Regeln des Schönen und Wahren sind ewig, unwandelbar, und jedem, der mit ächtem Gefühl begabt ist, gleich verständlich. Die Erzeugnisse eines genialen Geistes, mögen sie nun im Geschmack der classischen oder romantischen Schule seyn, werden immer classisch seyn, wenn das Gefühl des Schönen und die poetische Wahrheit nur immer mit der Form oder dem Geiste des Ortes, der Zeit und des Volkes übereinstimmen. Darum müssen auch die polnischen Romantiker nicht alle national seyn, weil sie romantisch sind; viele blinde Nachahmer Byrons, Walter Scotts sind unter ihnen aufgetreten, aber der nationale Geist wehte nicht in ihnen, denn jede nationale Literatur muß eigenthümlich und keine nachgeahmte seyn.

Wenn damals ein Theil der Romantiker mit Byron zu verzweifeln und jammern, andere in unpassenden Versuchen Romane à la Walter Scott zu schreiben, andere später, die Schrecken und den Wahnsinn der neuen Romantik Victor Hugo's nachahmend, Bilder aus dem Pariser Leben zu ersinnen anfingen, so folgte ein anderer Theil der Polen den Eingebungen des vaterländischen Geistes und bestrebte sich in den Schöpfungen seines Geistes polnisch zu seyn. Das Verdienst des Romantismus bleibt indeß immer, daß er zur Quelle der Nationalität zurückkehrte, und nationale Poesie und nationales Leben zum Gegenstand seiner Forschungen machte.

Die vier Koryphäen der neuesten polnischen Dichtkunst Mickiewicz, Malczewsky, Zalesky und Goszczynsky, deren übrige Werke wir weiter unten berühren werden, fanden eine Menge mehr oder minder glücklicher Nachahmer. Mickiewicz erzeugte ein ganzes Heer sogenannter litthauischer Dichter, und da die drei letztgenannten als ukrainische Dichter glänzten, so entstand alsbald eine neue ukrainische Schule. Wollen wir uns aber des Ausdrucks Schule bedienen, so hatte die masowische, die groß- und kleinpolnische Schule bis jetzt noch keinen genialen Dichter und würdigen Repräsentanten gefunden, Brodzinsky steht hier mit seinem „Wieslaw" allein, und wartet auf den Geweihten der Muse, welcher sich ihm auf den Zauberfluren der rein polnischen Poesie würdig an die Seite stellen soll. Denn wie dem auch sey, weder in Litthauen noch im polnischen Rusinenland, wo die polnische Nationalität nur eingeimpft, nicht einheimisch, wo die polnische Sprache nicht die Sprache des Volks ist, aus dem allein die eigenthümlichste nationale Poesie hervorgeht, hier kann nicht der Keim der rein polnischen Volksdichtung seyn.

Der Repräsentant der neuen polnischen Poesie, welche die Polen jetzt die nationale nennen, ist Adam Mickiewicz. Er war der furchtbarste Feind der Pseudoclassiker gerade zu der Zeit, wo sie die höchste Stufe ihres Ruhms zu erreichen vermeinten; es zeigte sich in ihm ein großartiger poetischer Geist, der zwar im Anfang durch den Romantismus etwas verführt, in seinen Balladen und Sonetten an orientalische Poesie anstreifte, aber nichtsdestoweniger alle seine Werke durch den blendenden Glanz ächten Dichtergeistes verewigte. Ihr mächtiger Einfluß lag im allgemeinen auch darin, daß seine Dichtungen der feurigste Ausdruck der Zeitinteressen des polnischen Volks waren. Diese Färbung in seinen Werken verliert in der jetzigen Zeit ihren Zauber, sie wird historisch, aber die Poesie darin wird ewig leben und ewig zum Herzen sprechen. Mickiewitz gehört Litthauen an, wo er geboren ist, und in seinen Dichtungen spiegelt sich die Geschichte und das Leben seiner Heimath. In Grazyn stellt er uns in einer schönen Sage das alte heidnische Ritterthum Litthauens dar, in Konrad Wallenrod, einem Epos aus den Zeiten der Kämpfe der deutschen Kreuzfahrer gegen die heidnischen Litthauer, schildert er einen Heiden, der für sein Vaterland allem entsagt und sich für dasselbe aufopfert. In seine „Todtenfeier" webwob er zauberhafte Schilderungen nationaler Sitten und Ansichten, noch mehr aber patriotische Scenen und Phantasien, die der treue Ausdruck des Geistes der Zeit vor und nach 1831 waren; im dritten und vierten Theile der Todtenfeier schmückte er sich wiederum mit orientalischen Blumen, und blickt dabei sichtlich nach Lord Byron. Als sein Hauptwerk betrachten wir jedoch seine letzte große Dichtung: „Herr Thaddäus oder der letzte Zug in Litthauen im J. 1812." Dieß Werk allein macht ihn unsterblich, und das polnische Volk in Litthauen kann sich dieser als der nationalsten neuen Epopöe rühmen. Der Mensch und die Natur erscheinen hier in den glühendsten, ansprechendsten Farben, und man kann sagen, daß sein Genius dieses dem übrigen Europa so gut wie unbekannte Land zu einem classischen machte. Bei aller Demoralisation und Verwilderung, die der Fremde in den Ländern des alten Polens findet, hat das Leben auf diesen weiten Edenen und Sümpfen, in den Urwäldern und Steppen für jeden hier Gebornen einen unglaublichen Reiz, einen gewissen geheimen Zauber, so daß der Fremde, der anfangs über die Verhältnisse des hiesigen Lebens verzweifeln will, allmählich die Liebe des Eingebornen für dasselbe mit empfindet. In dieser Natur, bei diesem Adel, bei der kernhaften Nationalität des Landmanns, bei diesem Judenthum, kurz in dem ganzen gesellschaftlichen Leben, webt an und für sich eine so poetische Eigenthümlichkeit, daß es scheint, als ob auch die Gebrechen und Mängel unvermeidlich zum Ganzen gehörten, und der Dichter, welcher dieß Ganze so aufzufassen und so interessant darzustellen weiß, wird hier der ächte Dolmetscher der Natur, des Volks und der Zeit.

Einer der ersten, welche der Nationalpoesie Eingang verschafften, war Antonin Malczewsky, welcher im Jahre 1826 seine ukrainische Novelle Maria herausgab, aber kurze Zeit darauf starb. Diese Dichtung war damals ein wahres Meteor von eigenthümlichem Glanz, welches darum, daß es noch in den Tagen des vollen Ruhms und Glanzes der Pseudo-

Digitized by Google

classiker erschien, unbeachtet blieb; dafür aber ward dem Dichter nach seinem Tode nicht gewöhnlicher Ruhm zu Theil. Der Gegenstand des Gedichtes ist eine der unzähligen Thaten der Willkür, der Grausamkeit und des Stolzes, wie sie die Gewaltherrschaft der polnischen Pane in den, Polen unterworfenen russinischen Landern sich häufig genug erlaubte. Hinsichtlich der Localitäten der Ukraine, der Charaktere und der Begründung der Begebenheit stieß dieser Dichter vielleicht unwillkürlich — denn er hatte damals weder ein Muster noch eine Anleitung vor sich — auf eine nationalere Idee, und sein Werk erlangte hohen Ruhm. — Inzwischen ließ Bogdan Zalesky (ums Jahr 1800 in der Ukraine geboren) seine Kosakenliedchen in die Welt ergehen. Diese Sammlung erschien zum erstenmal 1838 in Prag, zum zweitenmal in demselben Jahre in Wilna, zum drittenmal 1841 in Posen. Zalesky ist unvergleichlich in der Diction, sein Vers hat alle guten Eigenschaften der classischen Schule, und dabei verstand er es, das frische Leben des alten Kosakenthums mit dem unaussprechlichen Reiz der Poesie zu beseelen. Seine letzten Heldenlieder der Kosaken sind übrigens keine ächten Kosakenliedchen mehr. Man kann ihm durchaus nicht absprechen, daß er seiner eigenen Individualität nach ein ächter Pole ist, aber gerade darum läßt er die Kosaken nicht im Geiste eines ukrainischen Kosacken, sondern im Geiste eines ukrainischen polnischen Edelmanns auftreten. Er hat die Kosakenidee allzu einseitig aufgefaßt, denn es hat sich darin nie ein polnischer Patriotismus in dem Maaße kund gegeben, wie die Polen dieß der Welt einreden wollten. Dieser Mangel tritt bei Zalesky namentlich in seinen letzten Liedern hervor, welche erst im Jahre 1841 in Posen herauskamen. In seinen andern Gedichten und Liedern weht ein ungewöhnlicher poetischer Geist; das Gedicht „Rusalka" ist ein Meisterwerk, sowohl was die prächtige harmonieereiche Diction als was den poetischen Schwung betrifft. Zalesky's Lieder hört man in allen Wohnungen des polnischen Adels bald singen, bald declamiren.

Seweryn Goszczynsky (geboren 1806 in der Ukraine und jetzt gleichfalls, wie Zalesky, in Frankreich) erwarb sich frühzeitig einen großen Ruf durch die Erzählung: das Schloß von Kanlow, welche zum erstenmal zu Warschau im J. 1828 erschien. Der Gegenstand ist gleichfalls aus der Ukraine entnommen, nämlich aus dem letzten Aufstand der russischen Bauern gegen den polnischen Adel im J. 1768. Die Sache ist ganz aus dem Leben geschöpft, namentlich durch den glücklichen Gebrauch der Sagen und Sitten des Volks. Schilderungen der Grausamkeiten, wie sie damals vorfielen, sind nicht gespart, nur ist die ganze Erzählung etwas zu phantastisch ausstaffirt, was dem leichten Verständniß schadet. Das Phantastische scheint überhaupt der slawischen Poesie nicht sonderlich angemessen, und die Polen verirren sich in dieser Gattung ein wenig viel. In dem Almanach Ziewonia (1835) steht von ihm ein Bruchstück einer Erzählung „Koscielisko" unter dem Titel „Sobotka" (das heilige Johannisfeuer), welche dieß Volksfest in den polnischen Karpathen treu und mit vieler Phantasie schildert. Er übersetzte auch die Gedichte Ossians in Prosa, und gab später kleinere dichterische Arbeiten von geringerer Bedeutung heraus. Im J. 1840 erschien von ihm wieder ein größeres dichterisches Werk unter dem Titel „die drei Saiten," das in drei Theile zerfällt, je nach den drei verschiedenen Zeiten, in denen er diese Gedichte niederschrieb. Was den phantastischen Geist betrifft, so sind ihm Slowacky und Magnuszewsky sehr ähnlich. Julius Slowacky (geb. 1803, jetzt in Frankreich), Verfasser einiger geschätzten epischen Gedichte, schlug in Frankreich die dramatische Bahn ein, aber sein phantastischer Byronismus verdarb seine nicht gewöhnlichen Eigenschaften. Dominik Magnuszewsky (geb. 1810, jetzt in Galizien) zeichnet sich durch tiefe poetische Ideen aus, und seine kleinen Gedichte athmen wahres Feuer und Gefühl; von seinen dramatischen Arbeiten aber, worin er das alte polnisch-slawische Leben schildern will, ist noch nichts erschienen. — Th. A. Olizarowsky trat in die Fußstapfen der ukrainischen Schule. — Unter ihre ersten Dichter zählen die Polen auch Th. Padura, der viele schöne Lieder in kleinrussischer Mundart, aber im Geiste des polnischen Adels schrieb, weßhalb sie auch unter den Polen im Umlauf sind; die Polen nannten seine Mundart die polnisch-russinische, oder geradezu einen Provincialjargon, und eigneten sich denselben ohne weiteres zu; freilich schrieb Padura auch zwei oder drei polnische Lieder. — Nicht die letzte Stelle unter den polnischen, von nationalem Geiste beseelten Dichtern nimmt L. Siemieńsky (geb. 1809, jetzt in Frankreich) ein; er übersetzte die Königshofer Handschrift, ferner altrussische Gedichte und kleinrussische Liedchen. Seine Vorliebe für Volkspoesie zeigte er neuerdings durch das erste Heft der „Volkslieder aller Nationen," welches die Lieder der Bretagne umfaßt. In Prosa zeichnete er sich als Novellist aus, wovon später. Ein ausgezeichneter Uebersetzer südslawischer Lieder ist Aug. Bielowsky (geb. 1806, jetzt in Lemberg), der sich auch durch seine polnische Uebersetzung von „Libussa's Gericht" einen Namen machte. Seine eigenen Gedichte sind meist unbedeutend; jetzt ist er mit historischen Arbeiten beschäftigt.

J. Ign. Kraszewski (geb. 1812 in Litthauen), der fruchtbarste Schriftsteller unserer Zeit, gehört auch zur Zahl der ausgezeichnetsten Dichter. Wie in der Novelle, so hat er auch in der Poesie eine unglaubliche Leichtigkeit und Gewandtheit Aus seinen im Jahre 1838 erschienenen Gedichten geht hervor, daß er damals von den Pfaden der französischen neuromantischen Schule und von jener byronischen Trauer, welche eine gewisse Zeit lang der ganzen europäischen Dichterschaft sich bemächtigte, noch nicht losgemacht hatte; die ihm eigene Ironie in der Lebensanschauung gibt aber doch seinen Poesien stets einen gewissen selbstständigen Anstrich. In dem Epos: „Witoloranda, ein Gesang aus der heidnischen Sagenzeit," gibt er fast die ganze heidnische Mythologie der Litthauer mit eigenen phantastischen Erfindungen vermischt. Von großem Talent zeugt auch sein „Satan und das Weib," eine dramatische Phantasie in elf Nächten. Eine Beurtheilung seines einzigen Drama's „Halszka" zeigt, daß er auch auf diesem Felde etwas tüchtiges zu leisten vermochte. Seinen

Digitized by Google

größten Ruhm in der polnischen Literatur erreichte er aber als Prosaist, doch hievon später. Von Vincenz Pol kam nur ein einziges größeres poetisches Werk heraus, das aber für die nationale Poesie in Polen die größten Hoffnungen erweckt. Es ist dieß eine poetische Novelle: „Erlebnisse des Hrn. Benedict Winnicky auf seinem Wege von Krakau nach Nieswiez im Jahre 1766 und seine Rückkehr ins elterliche Haus." — Graf Jos. Dunin-Borkowsky verfaßte Lieder im Geschmack der arabischen, persischen und türkischen Dichter, und neuerer Zeit ist er auch mit einigen gelungenen Proben im Geschmack der Nationallieder und Sagen aufgetreten; wichtiger für die polnische Literatur werden aber seine Studien über die alt- und neugriechische Literatur und über die walachische Sprache werden.

Außer diesen Dichtern lassen sich noch Ad. Goeczynsky, wegen seiner Balladen, Ant. Ed. Odyniec hauptsächlich wegen seiner Uebersetzungen von Byron, Walter Scott und Moore, der Litthauer Jul. Korsak, Ant. Czaykowski und andere aufführen; auch zwei Damen Jos. Pruszecka und Wal. Trojanowska dürfen nicht mit Stillschweigen übergangen werden. Um uns nicht zu sehr ins Detail zu verlieren, müssen wir uns auf die hier aufgezählten Namen beschränken, und bemerken bloß, daß minder wichtige poetische Erzeugnisse jährlich in Menge theils abgesondert, theils in Zeitschriften erscheinen. Die poetische Literatur überwog bei den Polen immer die Prosa, ja es gab eine Zeit, wo die Polen eine Menge guter Dichter, und nicht einen einzigen bedeutenden Prosaisten hatten. Jetzt fängt aber dieß ungünstige Verhältniß an sich allmählich auszugleichen. Die Sammlungen von Nationalliedern will ich, da sie auf die Entwicklung einer höhern nationalen Poesie verhältnißmäßig wenig Einfluß äußerten, an einem andern Orte erwähnen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Versammlung der nordischen Alterthumsgesellschaft zu Kopenhagen

fand wie gewöhnlich am 27 Mai d. J. statt. Die wichtigste Arbeit der Gesellschaft während des verflossenen Jahres ist eine Ausgabe der alten Sagas von Island, welche die Geschichte dieser Insel und ihrer Einwohner vom 9ten bis zum 14ten Jahrhundert enthalten. Der erste Band enthält zwei Werke von Islands frühestem Geschichtschreiber Are, zubenannt Frode oder der Gelehrte (geb. 1068, gest. 1148). In dem letzten sind die frühesten Entdeckungsreisen von Dänemark, den Faröern und Norwegen nebst der durch die Eroberungen Harald Haarfagri's veranlaßten Auswanderung erzählt. Den „historischen Denkmälern Grönlands" wurden zwei Anhänge beigefügt von Dr. Pingel, der längere Zeit in diesem Lande wohnte und reiste, und einen allgemeinen Bericht über die neuesten Entdeckungsreisen der Dänen und Norweger entwarf. Auch wurde der Versammlung eine neue Ausgabe von Rafn's „Abhandlung über die Entdeckung Amerika's," welche ein Anhang seines großen Werks: Antiquitates Americanæ ist, vorgelegt, nebst Mittheilungen von der amerikanischen Section, welche die Ansichten und Schlüsse des gelehrten Verfassers bestätigten. (Nord. Bl.)

Aden.

Ausschiffung am Vorgebirge Aden.

(Schluß.)

Zu den eigenthümlichsten Zügen des Caps gehört der Wasservorrath, der einzig in dem Aden-Thal, dicht unter den Klippen und an den Oeffnungen der Spalten von den Steppen oben, sich findet. Hier sind, in große Tiefe durch das feste Gestein hinabreichend, über hundert Brunnen, von denen viele zerfallen und verstopft sind, andere aber einen überflüssig reichen und nie ausbleibenden Vorrath liefern. Von wo und wie sie gespeist werden, darüber läßt sich sehr schwer eine Vermuthung aufstellen. Alle nahe am Ufer sind schlecht und mehr oder weniger brack; einige sind merkbar von der Fluth berührt und sehr salzig, während von denen, die Süßwasser liefern, nur einer ersichtlich vom Einflusse einer tiefern Quelle abhängt. Er ist am Eingang eines dunkeln, durch irgend einen heftigen Krampf im rauhen Schooß des Dschebel Schemschan aufgerissenen Schlundes ausgehöhlt, und die Oberfläche, die sich in beständiger Bewegung befindet, bleibt immer gleich hoch, obwohl täglich daraus für den Bedarf von Tausenden Wasser geholt wird.

Bedenkt man die fast gänzliche Abwesenheit der Pflanzenwelt, so darf man sich nicht wundern, daß auch im Thierreich ein sehr auffälliger Mangel sich zeigt. In fast keinem andern Theil der Erde sind der Sperling und die Krähe so völlige Fremdlinge. Die Taube, der Fuchs und die Ratte theilen sich in die Herrschaft über die Feldflur, und auf den gezackten Höhen waltet ohne Nebenbuhler eine Besatzung Meerkatzen. An diese langgeschwänzten Bewohner der thurmgekrönten Bergeszinnen knüpfen sich wundervolle abergläubische Meinungen, und eine durch ganz Südarabien *) hingehende Adener Sage will sie zum Ueberbleibsel des einst mächtigen Stammes Ad erheben — „eines großen Volks von starken Leibern und hohem Wuchs," das in Affen verwandelt worden sey, zum Zeichen des göttlichen Mißfallens, als Scheddad, „der König der Welt," hochberühmt in den Geschichtsbüchern des Morgenlandes, sich gottloserweise und dem Propheten Hud **) zum Trotz einen Garten zu erschaffen suchte, der es mit dem himmlischen Paradies aufnehmen sollte. Der Bostan el Jeem mit seinen prunkvollen Palästen und hellleuchtenden Kuppelgebäuden, deren gleichen nimmer auf irdischem Boden aufgeführet worden, soll noch, obwohl wunderbarlich vor sterblichen Blicken verborgen, in den Einöden Adens liegen. Innerhalb den stillen Mauern seiner hochragenden Thürme verbrachte Abdallah Ibn Abu Kelaba seine Wundernacht während der Herrschzeit Moawijehs, des Fürsten der Gläubigen, und jeder gute Moslem glaubt, daß dieser Wunderbau menschlicher Kunstgeschicklichkeit und Gottlosigkeit, dessen im heiligen Koran gedacht ist, fortbestehen wird bis zum jüngsten Tage — ein unvergängliches, aber selten geoffenbartes Denkmal der strafenden Vergeltung Gottes.

*) Lieutenant J. C. Cruttenden, Assistent des politischen Agenten zu Aden, hörte ganz dasselbe auch in Sanaa, der Hauptstadt Jemens, erzählen, welche weitberühmte Stadt er als der erste Europäer, seit den Tagen Niebuhrs, besucht hat. D. Verf.

**) S. den Koran, 7te und 46ste Sure. D. Ued.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 186.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

4 Julius 1844.

Skizzen aus China. *)

Schanghai.

Dieß ist der nördlichste von den fünf Häfen, in denen die Engländer jetzt mit den Chinesen Handel treiben dürfen, und liegt an den Ufern des Wusung, etwa 12 (engl.) Meilen von der Stelle, wo derselbe in den Jang-tse-kiang fällt. Der Wusung ist ein prächtiger Fluß, der durch ein schönes, flaches Land fließt, tief und leicht zu beschiffen ist. Schanghai liegt in Betreff der Wasserverbindungen ausnehmend günstig, da nicht blaß der Wusung, sondern eine Menge kleinerer Flüsse und Canäle, die das Land in allen Richtungen durchziehen, leicht mit Booten und kleinen Dschunken befahren werden. Auf meinen Wanderungen im Lande umher ward ich oft durch diese Canäle und Flüsse in Verlegenheit gesetzt, da sie das Weitergehen allenthalben hindern, und viele so tief sind, daß man nur schwimmend übersetzen kann; was aber einem Fußreisenden Unbequemlichkeiten bereitet, ist von unermeßlichem Werth für die Landesbewohner und die fremden Handelsleute. Das Land um Schanghai ist allenthalben eben, und die nächsten Berge 30 Meilen entfernt; es ist vortrefflich angebaut und erzeugt Früchte aller Art, Weizen und Baumwolle in großer Menge. Der Boden ist nicht nur ausnehmend fruchtbar, sondern auch der Ackerbau scheint weiter vorgeschritten und gleicht mehr dem englischen, als in irgend einem Theile China's, den ich bis jetzt gesehen.

In vielen Beziehungen sind die Bewohner des himmlischen Reichs gerade das Widerspiel von uns, und in nichts mehr als in der Art, wie sie mit ihren Todten verfahren. Der Reisende stößt hier und auf Tschusan fortwährend auf Särge, die mitten in den Feldern stehen und sorgfältig überdacht sind mit Stroh oder Matten, um sie gegen das Wetter zu schützen. Sind die Verwandten minder sorgfältig als dieß gewöhnlich der Fall ist, so trifft man wohl auch, jedoch selten, zerbrochene, und vor Alter zusammengefallene Särge, so daß Knochen und Asche der Todten zu sehen sind. Am meisten fielen mir die Kindersärge auf, welche sich auf niedrigen hölzernen Pfosten über dem Boden erheben und sorgfältig gedeckt sind, um sie gegen das Wetter zu schützen. Die Vornehmen haben gewöhnlich in einer kleinen Entfernung von der Stadt einen Familienbegräbnißplatz, der mit Cypressen und Fichten bepflanzt ist, und einen Tempel und Altar für die Götterbilder hat; hier wohnt meistens ein Mann mit seiner Familie, um den Ort zu beschützen und bei gewissen hohen Gelegenheiten Kerzen und Räucherwerk zu verbrennen. Die Mehrzahl der Leichen wird in großen Erdaufwürfen rund um die Stadt her begraben, und eines Tages stieß ich, nicht weit innen im Lande, auf ein sehr großes, ganz mit Särgen angefülltes Gebäude.

Die Stadt Schanghai ist mit hohen Mauern und Wällen umgeben, welche nach demselben Plan gebaut sind, wie alle andern chinesischen Festungswerke dieser Art; der Umfang der Mauern ist etwa vierthalb Meilen; der innere Theil ist fast allenthalben dicht mit Häusern bedeckt, und auch die Vorstädte längs dem Flusse sind sehr bedeutend. Dschoß-Häuser oder Tempel trifft man in allen Richtungen, sowohl in der Stadt als in den Vorstädten; auch an gewissen Theilen der Wälle stehen solche Gebäude voll von Götzenbildern und die Eingebornen kommen hieher um Weihrauch zu verbrennen, das Knie zu beugen und einige andere Ceremonien zu verrichten. Wahrsager und Gaukler sind stark begehrt, und machen gute Ernte; man trifft sie auf allen Straßen und öffentlichen Plätzen von Schanghai, und seltsamerweise führen die Singsong oder Schauspieler häufig ihre Spiele in den Tempeln auf.

Die Waaren in der Stadt, welche einem durch die Straßen wandernden Fremden am meisten auffallen, sind Seide, die berühmte Nanking-Seide, Baumwolle, Porcellan, fertige Kleider aller Art, schön ausstaffirt mit Pelz, sechs Fuß lange Bambuspfeifen und allerlei gleichfalls aus Bambus gefertigte Zierrathen. Den bedeutendsten Handel aber bilden Lebensmittel, und manchmal ist es wegen der ungeheuren Menge von Fischen, Schweinen, Früchten und Gemüse, die nach vor den Kaufläden liegen, schwer durch die Straßen zu kommen.

*) Aus einem Schreiben im Athenäum, 15 Junius.

Digitized by Google

Außer den gewöhnlichen Speisen wird auch die Sertularie *) und eine Art Klee sehr häufig gegessen, und ich glaube wirklich, daß, gut gekocht, namentlich die letztere nicht schlecht ist. Speisezimmer, Theehäuser, Backeeläden trifft man auf jedem Schritt, von dem Armen, der seinen Kochapparat auf dem Rücken trägt und auf ein Stück Bambusrohr schlägt, um der Nachbaeschaft seine Anwesenheit kund zu geben, und dessen ganzes Geschäft nicht einen Dollar werth ist, bis zu den größten Gasthöfen oder Theegärten mit Hunderten von Besuchern. Für einige wenige Münzen, von denen 1000 bis 1200 auf einen Dollar gehen, kann ein Chinese an Reis, Fisch Gemüse und Thee sich reichlich erladen, und ich glaube, daß in keinem Lande der Welt weniger wirkliches Elend und Mangel ist als in China; selbst die Bettler scheinen eine muntere Beüderschaft, und werden von den Reichern freundlich behandelt.

Der Consul, Capitän Balfour, lebt jetzt in der Stadt, wird aber hier eine Zeit lang wenigstens eine sehr schwierige Rolle zu spielen haben in der Behandlung der Chinesen; diese fangen bereits an Zeichen von Ungeduld über die Freiheiten zu geben, welche man den Engländern gewährt hat, und suchen sie möglichst zu beschränken. Der Platz für die englische Factorei ist ausgesteckt, und die Engländer werden ihn wohl bald zum Hauptpunkt aller Geschäfte machen; man glaubt aber allgemein, daß sie auch an andern Punkten werden wohnen können. Dieser Punkt aber so wie die Berichtigung der Gränze ist sehr schwierig, und es wird von Seite des Consuls viel Klugheit und Verstand erfordern, damit die Chinesen nicht die Fremden einengen, wie sie zu Canton und Macao gethan. Jedermann erwartet mit Spannung, wie die Regierung die Unterhandlung über diese Gegenstände leiten wird, denn davon hängt die Entscheidung der Frage ab, ob China wirklich *eröffnet* oder immer noch, wie ich sehr fürchte, ein versiegeltes Land für die Europäer seyn soll. Das alles *ist* oder *war* großentheils in unserer Hand, und wenn man die Gelegenheit entschlüpfen läßt, so können Jahrzehnte vergehen, ehe sie wiederkommt.

Mit Bedauern sehe ich, daß zwar im allgemeinen die Einwohner hier günstiger gegen uns gestimmt sind, als im Süden, aber augenscheinlich fängt eine gewisse Abneigung sich zu regen an, in Folge der vielen Leute aus Macao und Canton, welche kürzlich hieher gekommen sind, und sichtlich die öffentliche Meinung gegen uns einzunehmen suchen. Man hat schon gegen mehrere Personen, welche ganz ruhig in den Straßen gingen, Steine geworfen, der oberste Mandarin hat indeß Abhülfe getroffen, und ist wahrscheinlich aufrichtig in seinen Freundschaftsbezeugungen. Für alle diese Vorfälle mit den Chinesen gibt es nur Ein Mittel, und dieß besteht darin, sich nicht ruhig und zahm zu unterwerfen, sondern ihnen zu zeigen, daß wir wenigstens auf gleichem Fuß mit ihnen stehen und uns nicht ungestraft als Thiere und Barbaren behandeln lassen. Als Nation sind die Chinesen im höchsten Grade eingebildet, und der einzige Weg mit Nationen oder Individuen von dieser Art fertig zu werden, besteht darin, sie die Macht fühlen zu lassen.

*) Im Englischen shepherdspurse, sertularia bursaria genannt, eine Polypenart.

Uebersicht der neuern polnischen Literatur bis zum Jahre 1842.

Erster Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Obwohl ich hie und da bei den angeführten Dichtern auch einiger dramatischen Arbeiten gedenken mußte, so sehe ich mich doch veranlaßt über die polnische Dramaturgie einige besondere Bemerkungen mitzutheilen. Jede von den größern polnischen Städten, welche sich als eine Art Brennpunkt polnischer Literatur und polnischen Lebens betrachten kann, hat ihr polnisches Theater, Warschau (wo jetzt unter der Leitung der Regierung zwei Theater bestehen), Lemberg, Wilna, Krakau und Posen. Außerdem gibt es noch sechs oder acht Schauspielertruppen, welche den Tempel Thaliens von einer Stadt zur andern mit sich führen. Man würde sich indeß sehr täuschen, wenn man aus dieser Anzahl von Schaubühnen auf ein großes, der Nationalliteratur angehöriges Repertoir schließen wollte. Die Schaubühnen sind überschwemmt mit den dramatischen Erzeugnissen von ganz Europa, namentlich von der französischen Literatur, und dieser Bettelstaat ist das charakteristische Zeichen nicht bloß des polnischen Theaters, sondern des slawischen Theaters überhaupt, so wie auch großentheils der deutschen Bühne. Die jetzigen Repräsentanten einer polnischen nationalen Dramaturgie sind: Graf Alexander Fredro (in Lemberg) und Ivs. Korzeniowsky, Professor in Charkow. Die Komödien des erstern und die Tragödien des zweiten genießen am meisten Popularität.

Fredro gab fünf Bände Lustspiele heraus, von denen einige ein treuer Abdruck des polnischen, nach französischen Mustern gebildeten Conversationstons sind, während er in einigen andern, namentlich in den Lustspielen: die Rache, Pan Jowialski, das Leibgeding, nationale Charaktere möglichst treu zu schildern sich bemühte. Korzeniowsky's erste Tragödien sind „der Mönch" (1830), „der fünfte Akt" (1837), später in einer besondern, zu Kiew 1839 erschienenen Sammlung „Aniela," „die schöne Frau;" außerdem sind mehrere Stücke von ihm noch nicht gedruckt. *) In seinen Werken weht ein dichterischer Geist, und eine reiche Phantasie, die Entwicklung der Begebenheit und der Charaktere ist meisterhaft durchgeführt, die Intriguen gut verflochten, die Sprache rein und fließend. Die Dramatiker der ältern Epoche, die sich jetzt noch auf den Brettern halten, sind Adalbert Bogusławsky und Jan Nepomuk Kamińsky. Der erste (gestorben 1829) gewissermaßen der Schöpfer des polnischen Theaters, schrieb: „das

*) Im vorigen Jahre wurde ein Schauspiel von ihm „die Juden" in Lemberg aufgeführt, das sehr großen Beifall fand.
A. d. U.

vermeintliche Wunder oder die Krakauer und die Gorallen," ein nationales Lustspiel mit Gesang; der andere, sein Nachfolger und längere Zeit Leiter des Schauspiels in Lemberg, Verfasser mehrerer guter Originalgedichte und Uebersetzer Schillers, schrieb zu dem oben erwähnten Stück einen zweiten Theil, welcher aber auch für sich ein Ganzes bildet, unter dem Titel; „der Aberglaube, oder die Krakauer und Gorallen. Zweiter Theil" (in Lemberg 1821 erschienen). Beide Stücke tragen zwar den Stempel der Zeit, in welcher sie entstanden, verdienen aber den Namen ächter Volksstücke und halten sich darum fortwährend auf dem Theater. Von den übrigen neuern polnischen Dramatikern hat es keiner zu großem Ansehen gebracht. L. A. Dmuszewsky, Jos. Jasinsky, der jüngere Boguslawsky und viele andere in Warschau sind mehr nur Fabricanten dramatischer Stücke, obgleich namentlich die beiden ersten 20 bis 30 Stücke bereits geschrieben oder vielmehr übersetzt haben. John of Dycalp (Pseudonym) gab 1842 in Wilna ein gediegenes Lustspiel: „das Vorgefühl," heraus; Karl Drzewiecky (eben daselbst) ein Drama aus dem Schlachtizenleben: „die Contracte;"*) Peter Dahlmann zu Breslau im J. 1841, eine schwache Tragödie: „Maria Muischowna;" Graf Alex. Przezdziecky, anfangs französischer Dramatiker, veröffentlichte (1841 in Wilna) „Polnische dramatische Versuche," darunter eine historische Tragödie „Halszka" desselben Inhalts, wie die oben von Kraszewski erwähnte. So zeigen sich da und dort einzelne Versuche auf dem dramatischen Felde, aber weit geringer an Zahl und Werth, als der tägliche Bedarf erfordert. In Warschau zeigt sich übrigens ein ziemlich frisches Theaterleben, wie sich daraus ergibt, daß eine eigene Theaterzeitung erscheint unter dem Titel: „die dramatische Welt," ferner ein jährliches Theateralbum, „Reminiscenzen des Warschauer Theaters;" auch erscheinen fortwährend Uebersetzungen französischer und anderer Vaudevilles.

(Fortsetzung folgt.)

Aden.

Spaziergang durch die angehende Hauptstadt des brittischen Arabiens.

Die Häuser Adens sind in einem gleichförmigen Baustyl aufgeführet: fast alle aus ihnen scheinen aus den Trümmern früherer umfangreicher Gebäude, die jetzt tief unter der Oberfläche des aufgehäuften Sandes begraben liegen, entstanden zu seyn. Zwischen Schichten laser nazgerichteter Steine sind anstatt Mörtels wagerechte Verbände aus Bauholz gelegt, wobei die so durchzogenen Wände mit als Fenster dienenden Löchern, ganz wie an einem Taubenhause, durchbohrt und aus einer niedern, das platte Dach versteckenden Brustlehne überragt sind. Viele, von Reichern bewohnte, haben es bis zu einem dritten Stockwerk gebracht, aber fast alle sind ohne Verzierung. Diese sieht man nur noch an den verfallenen Palästen der Sultane Jemens. In der dicken Mörtelverkleidung, mit der das Trümmerschloß noch theilweise steinhart überzogen ist, finden sich Ueberreste von mancherlei erhaben angebrachten Schnörkelfiguren, und noch ist eine verschwenderische Fülle von hölzernem offenem Netzwerk mit gegitterten Karaleßen zwischen hinein, worauf ausgewählte Sprüche aus dem Koran angebracht waren, wahrzunehmen.

Die Läden der Paesi und mohammedanischen Kaufleute breiten bereits eine Auswahl europäischer Waaren zur Beachtung des Besuchers aus, und auf einem Bazar, der wie andere Fischmärkte von einer Legion Katzen heimgesucht ist, sind Haifische und eine bunte Menge anderer Bewohner der „mächtigen Tiefe" ausgestellt. Wasser aus dem süßesten Brunnen wird anstatt der Limonade und des Scherbets großer morgenländischer Städte in schmutzigen Schläuchen zum Verkaufe herumgetragen, und Aufstapelungen von Früchten, Specereiwaaren, Datteln, Spenpen und andern „Gräueln" bieten dieselben Fliegenheere und denselben Mischmasch garstiger Gerüche dar, durch die sich die Bude des pfiffigen und habgierigen Gentu (Hindu) unwandelbar auszeichnet.

In den Vorstädten geben die geberchlichen Kadschanhütten der arabischen und Somali-Bevölkerung den immer sich gleichbleibenden Anblick der tragbaren Lager der Wanderhorden. Das zerfetzte ziegenhärene Sonnendach des barfüßigen Wallfahrers zur heiligen Moschee in El Medina findet sich hier, und niedere hinfällige Hütten von Flechtwerk aber gelbem Schilfrohr sind mit den Blättern der Palme so leichthin gedeckt, daß sie nur einen dürftigen Schirm wider die unerträgliche Hitze und Staub gewähren, die das zu gewissen Zeiten wiederkehrende Wehen des feuerhauchenden Schimal verursacht. Während seiner Tagesherrschaft hat die Sonne glühende Pfeile über die ausgebrannte Feuerbergmündung Adens versendet, und der unbarmherzige Schauer von Staub und Sand die Einwohner in ihren rohen Wohnungen zurückgehalten. Sobald aber die abnehmenden Stunden einen verlängerten Schatten über die engen Gäßchen werfen und den heißen Stößen, die an Heftigkeit nachlassen, eine erstickende Windruhe folgt, sieht man die bis daher regungslose Bevölkerung zum Vorschein kommen. Jenes erzartig gebräunte, sonnenverbrannte Gesicht, umflogen von langen, verflochtenen, rabenschwarzen Locken — jene schmächtig gebaute, aber eisenfest geformte, flinkgliederige Gestalt — jener thatkräftige Gang, jene zum Handeln entschiedene Haltung und Miene — sie verkünden den unbezähmbaren Abkömmling Ismaels. Behend besteigt er das Kreuz seines entbürdeten Dromedars und trabt den Bazar hinab auf seinem Heimwege nach der Stadt Lahedsch. Ein gewürfeltes Tuch um die Stirne und eine kurze Schürze von blauem Zitz um die Lenden machen seine ganze dürftige Tracht aus. Seine Waffen hat er außerhalb der türkischen Mauer, die ihre Schranke über die Landenge von See zu See erstreckt und wo Streifratten der Fudhli nach immer das platte Land unsicher machen, ablegen müssen, und wie er zurückschaut, stempelt ihn sein hageres, grimmiges Aussehen mit dem wilden Haargewirr so recht zum schweifenden Bewohner der Wüste.

Der Araber hat weder seine Gemüthsart noch seine Gewohnheiten seit den Tagen der Exzäter geändert, und gibt ein stehendes Zeugniß von der Wahrheit der Wahrsagungen der Schrift ab. Mit stolzer Verachtung und hochfahrender Gleichgültigkeit sieht er auf jeden andern Theil der Menschheit herab, denn wer kann so uralte Denkmale der Freiheit aufzeigen als er, der sie, mit geringer Unterbrechung, schon von der Sündfluth an bewahet hat? Wird das Land seiner Urväter vom Fremdling und Feind überzogen...? Ein Zweig, abgerissen durch

*) Oder eigentlich „die Jahrmärkte;" denn so heißen die großen Märkte, wo die Gutsbesitzer aus weiter Ferne zusammenströmen und ihre Erzeugnisse im Großen absetzen.

des Priesters Hond vom hochverehrten Nebek,*) wird ins Feuer gesteckt und dann im heißen Blute abgelöscht, das aus dem durchschnittenen Halse eines den Augenblick zuvor im Namen Gottes des Allmächtigen geschlachteten Widders quillt. Tausend aus der Pupuestadt wird das Sinnbild dem nächsten Krieger feierlich übergeben, der sich fortspinnet mit diesem seinem Aufgebot zur Vergatterung der wilden Geschlechtsstämme. Nieder von ihren felsigen schwer zugänglichen Sitzen strömen die Alten und die Jungen, der unverfuchte Aufschößling und der trotzige greise Krieger mit tausend Narben. Zu, immer zu eilt der Bote mit dem Lärmzeichen kommenden Kampfes. Ueberliefert von Hand zu Hand rasselt's in keiner, und in wenig kurzen Stunden haben sich Tausende wilder Geister, zu Allah um Sieg flehend und nach Feindesblut dürstend, um das entfaltete Banner des Propheten geschaart. So kam's, daß die zahlreichen Bergvesten und Mohrhüme, mit welchen die an das heilige Land der Mosleimin gränzende reiche Landschaft Assyr besäumt ist, letzter Zeit ihre Horden ergossen, dem Ueberzieher ihrer schönen Ebenen und dem Räuber ihrer zahllosen Heerden entgegenzutreten. Sechzehntausend Krieger, aus einem der ältesten und tapfersten der arabischen Stämme, waffen Lanze und Sichelschwert bei Seite und stahlen sich, einzig mit dem todbringenden Dolch bewehret, nächtlicher Weile ins Lager des unersättlichen Aegyptiers, metzelten die größere Zahl nieder und trieben Ibrahim Pascho mit den Trümmern seines Heeres in übereilter Flucht nach Hodeida, sein Heil zu suchen.

In dem quabbeligen und wallüstigen Geldwechsler dort aus Surate stellt sich der wahre Gegenfüßler von Hagars Nachkommenschaft dar. In schläferiger Trägheit sieh' ihn aus seinen Schätzen von Ghie**) und Büzzkram hervorkommen, unter denen er, die Wage in der Hand, geduldig seit dem Morgengrauen auf der Erhöhung seiner Bude hockte, seine Gewinnste ins tägliche Hauptbuch eintragend. Nicht ein Funke von beseeltem Leben zeigt sich da. Ein dunkelfarbiger niederschlappender Turban und weite Falten schneeweißer Gewandung umhüllen die runde plotte Gestalt des verschlagenen Hindu, und seine schlaffsüchtigen Bewegungen lassen einen schwer begreifen, wie er sich aus seinem heimischen Boden weg und auf einen so abstoßenden Erdfleck, selbst im Jagen nach seinem Abgott — dem Mammon — zu versetzen vermochte.

Edjan und Berbera, bekannt wegen ihrer frühen Verbindung mit den griechischen Königen Aegyptens, haben beide in reichem Maaße zu der jetzt in den Straßen sich drängenden Bevölkerung beigetragen. Die regelmäßigen und schön gebildeten Züge jener Somali-Auswanderer von der gegenüberliegenden Küste wählt man sich sogleich aus der Gruppe hervor, wenn schon einige ihr Haar unter einem dicken Pflaster von ungelöschtem Kalk vermummt haben und andere durch eine Perrücke von brennendrothem Geflock garstig entstellt sind, während die gesalbten Haareingel eines dritten zur Farbe eines vielgebrauchten Barstwisches verschossen sind, und ein vierter gar sich das Haar ganz abgeschoren hat, weil man ihn im Zorn an den Locken zupfte.***) Alle bieten einen merkwürdigen Gegensatz zu der gagatschwarzen Haut und dem wolligen Schädel des Suhaili, der seinerseits die Zier der dicken Hängelippe des handfesten Nubiers entbehrt, welcher wie ein rechter Eisenfresser neben ihm hier bromarbastet. Vor der Thüre dieser Kadjanhütten, welche an Umfang nicht minder als an Gestalt und Aussehen Höckerkatzen gleichen, weben Gruppen eingeschrumpfter alter Somali-Weiber fleißig an Matten, Körben und Fächern vom biegsamen Dattelpalmenblatt, und ihre lachenden Töchter, jene schlankgewachsenen, feingebauten, aufrechten Dirnen dort mit den ledernen Krügen oder den wohlgeflochtenen Lacken bieten auf ihrem Wege vom Brunnen einige der hübschesten Musterstücke des ebenholzenen Volksgeschlechts dar.

„Ehelichkeit," sagt das arabische Sprüchwort, „findet man nur bei armen Leuten." Der Beduine ist schon seit undenklichen Zeiten wegen seiner Anschlägigkeit und Muthigkeit namhaft gewesen, und der afrikanische Sproß bleibt hinter dem Hauptstamm nicht zurück. Ein Somali-Dieb ist wohl „der pfiffigste Schelm auf dem Erdenrunde." Man weiß von ihm, daß er schon einen Stoß Tabak so weggeputzt hat, daß er dem Kaufmann, der auf ihm ruhte, nichts ließ als den Abdruck seiner eigenen Figur, und nachdem er durch das Dach eines Hauses hereingestiegen ist, hat sich der Nachtdieb durch die Thüre mit Kisten voll Herrlichkeiten abgeführt, von denen oben herunter der schlafende Eigenthümer erst sammt seinem Bett vermittelst eines Rollseils durch die Oeffnung gelassen worden war, und so bis zum Morgen in der Schwebe hängen blieb.

In eine spanische Mantilla eingehüllt stehe die Ehegenossin des glaubensblinden Islamverehrers auf dem Kreuze eines Esels frische Luft schöpfen, wobei ihr fleischiges Gesicht so gewissenhaft dicht versteckt ist, daß nichts von ihm zu erblicken ist, als ein schlehenschwarzes Augenpaar, das durch die angebrachten Löcher in dem weißen Schleier glitzert und eine Aehnlichkeit mit der Hornenle gibt. Auf den rohen Stufen der eng zusammenstehenden Wohnhäuschen, an denen sie vorüber geritten ist, sitzen — umgeben von rosenwangigen kleinen Schelmen — zahlreiche schwarzgraugte und gutgekleidete Jüdinnen. Rachel, obwohl besonnen und auf den strengsten äußern Anstand haltend, ist unverschleiert. Wäre es möglich, sie dahin zu bringen, daß sie zu täglicher Waschung, anstatt der allwöchentlichen Eintauchung, die ihren Sabbathbrand feiert, ihre Zuflucht nähme, so würde ihre Hautfarbe nicht minder hell als die einer Südeuropäerin seyn, und in den gutgeschnittenen Zügen und dem scharfgebogenen Profil der Brünette sind alle jene bestimmt ausgeprägten Eigenthümlichkeiten erhalten, woran man in jedem Theil der Welt die zerstreuten Töchter Israels vor andern Erdentöchtern erkennt. Die sonst täglich mißhandelten Juden genießen jetzt unter englischer Herrschaft eine völlige Sicherheit.

Bevölkerung von Neusüdwales. Nach einem dem gesetzgebenden Rath vorgelegten Bericht ist die Bevölkerung dieser Colonie in einem Jahr und neun Monaten um 11,357 Personen oder um 9,59 Procent gestiegen; sie betrug am 31 December 1841 149,668 Seelen und am 30 September 1843 164,026. Bei der erwachsenen Bevölkerung zeigte sich in den ersten neun Monaten eine Abnahme, indem die Zahl der Todten und Auswandernden die Einwandernden um 864 überstieg. Unter andern interessanten Thatsachen zeigt der Bericht auch, daß das ungleiche Verhältniß der Geschlechter, welches der Moralität des Volks so nachtheilig war, sich auszugleichen beginnt. Im Jahre 1841 war das Verhältniß der Männer zu den Frauen noch 10:5,57, im Jahre 1843 wie 10:6,97. (Shipping Gazette vom 20 Junius.)

*) Ein fruchttragender Baum, dem sibirischen Holzapfelbaum ähnlich.

**) Indische Butter oder vielmehr eine Art Käse. D. Ueb.

***) Die Somali obsiegen, wenn auf die erwähnte Art gröblich beleidigt, sich das Haupt zu scheeren und dabei das Gelübde zu thun, nicht ehe ihr Haar wachsen zu lassen, als bis sie ihre Rache gekühlt haben. D. Verf.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 187.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

5 Julius 1844.

Die Eisenbahnen und die Geldmacht.

Die Eisenbahnen, welche bestimmt scheinen, der europäischen Welt einen so mächtigen Anstoß zu geben, wie einst das Pulver und die Buchdruckerkunst, fördern bereits manche Erscheinungen zu Tage. In England, dem reichsten Lande der Welt, wo der Associationsgeist die mächtigsten Werke ausführte, hatte man anfangs gar keine Ahnung, daß Eisenbahnen durch jemand anders als duech Compagnien ausgeführt werden könnten; ganz sachte drängt sich aber die Nothwendigkeit auf, den Compagnien die Eisenbahnen abzunehmen und ihre Verwaltung dem Staat zu vindiciren: die stehende Commission des Unterhauses thut dazu ganz leise einen Schritt nach dem andern, nachdem sie duech die bekannte Schrift „über Eisenbahnreform" präludirt hatte. Die Veranlassung dazu ist zum Theil die ganz in dem Charakter des reichen Engländers liegende verächtliche Behandlung des niedern Volks, das die hohen Eisenbahnpreise nicht zahlen kann; aber ein viel mächtigerer Grund ist die Beschleunigung und Erweiterung des Handels, die für England, noch mehr als für jedes andere Land, eine Lebensfrage ist. Die Compagnien müssen ihrer Natur nach den möglichst hohen Ertrag mit den möglichst geringen Ausgaben erzielen, Handel und Verkehr mögen dazu sagen was sie wollen; der Staat aber hat ein Interesse, die Eisenbahnen selbst mit Verlust zu unterhalten, weil die Erweiterung des Handels ihn auf der andern Seite entschädigt, während das Monopol des Transports in den Händen von Compagnien allenthalben hemmend wirkt. Durch die mit der Zeit unvermeidliche Uebernahme sämmtlicher Eisenbahnen auf den Staat wird das Verhältniß der Regierung zu den großen Capitalisten ein ganz anderes und viel unabhängigeres.

Was an der Geschichte der englischen Eisenbahnen dunkel seyn möchte, das klärt die Geschichte der französischen auf: seit sechs Jahren verhindern die großen Bankiers den Bau der Eisenbahnen, außer wenn solche durch sie ausgeführt und ausgebeutet werden; seit zwei Jahren etwa dringt diese Erkenntniß durch, die Machinationen der großen Capitalisten werden entschleiert, aber damit sind die Hemmnisse, welche sie in den Weg geworfen haben, noch nicht besiegt. Die Erkenntniß dieser Hemmnisse, welche die Regierung schmerzlich genug fühlt, und die wachsende Meinung, welche sich der Ausbeutung der Eisenbahnen durch die Compagnien widersetzt, haben in Frankreich eine wahre legislatorische Anarchie veranlaßt, die einzelnen Beschlüsse der Deputirtenkammer sind in völligem Widerspruch mit einander, und die Minister gerathen in die ärgste Verlegenheit, weil man ihnen im Verlauf der Verhandlungen die Frage aufwirft: warum könnt ihr nicht selbst Anleihen machen? Da zeigt sich nun, daß die letzte Anleihe von 150 Mill. in drei Procents nicht abgesetzt ist und auch nicht abgesetzt werden kann, wegen des mit dem Zinsfuß im Lande außer Verhältniß stehenden Preises; das Haus, welches das Anlehen übernahm, ist nur der Geschäftsführer des Finanzministeriums, und jetzt hält man die Course hoch, damit die Regierung nicht selbst ein Anleihen solle abschließen können, sondern sich der Bankiers bedienen müsse, und damit man den Bankiers die Eisenbahnen und die Ausbeutung des Verkehrs opfere. Aber alle diese heimlichen Manövers fangen an zu Tage zu treten, und dürften wohl fürs erste das Ministerium, dann den Phalanx der Bankiers sprengen.

Nicht umsonst haben sich 180 Deputirte dahin erklärt, daß sie an den Eisenbahnen gar keinen Antheil nehmen; der Scandal wird zu groß, man wird ein Ende machen müssen, und eine mächtige Partei ist geschäftig, durch das Syndicat der Generaleinnehmer eine ächt französische Geldmacht den kosmopolitischen Bankiers entgegenzusetzen. Die Folgen hievon dürften mannichfach bedeutender werden, als es jetzt äußerlich den Anschein hat.

Man mag in Deutschland, namentlich in Preußen, sich daran ein Beispiel nehmen. Wenn die übermächtigen Geldleute in England sich vor der Macht des Staats und den anerkannten Forderungen des Gemeinwohls beugen müssen, wenn in Frankreich dieser Streit die ganze Regierungsmaschine aus den Fugen treibt und verborgene Schäden allmählich aufdeckt, so ist es offenkundig, daß man mit der Ausführung der Eisenbahnen durch den Staat noch ganz an-

Digitized by Google

dere als Geldfragen löst; das System in Preußen, wo man alles durch die Campagnien ausführen lassen, diese aber unter bureaukratischer Scheere halten will, dürfte sich als das unausführbarste von allen zeigen.

Uebersicht der neuern polnischen Literatur bis zum Jahre 1842.

Erster Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Es scheint als ob die sogenannte „schöne Prosa" jetzt erst bei den Polen die Fesseln, womit die Grundsätze der französischen Aesthetikee sie gefangen hielten, zerreissen habe, und ihrer Entwicklung sich nähert. Wenn es gleich in Polen niemals an Büchern, die zur unterhaltenden Lectüre bestimmt waren, fehlte, so war doch der größte Theil der Originalwerke alles nationalen Gepräges bar. Namentlich was den historischen Roman betrifft, war bisher wenig bedeutendes herauszuheben. Nach gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts war diese Art von Belletristik nicht gekannt, und was in Prosa geschriebn wurde, athmete einen transrhenanischen Geist. Hierauf begann das Echo der sentimentalen deutschen Romane à la Lafontaine, z. B. der Fürstin Würtemberg (geb. Czartoryska) „Malwina oder die Sympathie des Herzens" (1816), von L. Kropinski „Julie und Adolph, oder die außerordentliche Liebe zweier Liebenden an den Ufern des Dniestr" (1824). F. Bernatowicz „die unkluge Ehe oder Briefe zweier Liebenden an den Ufern der Weichsel" (1820). Das stille häusliche Familienleben im Roman konnte aber bei den Polen ihres Nationalcharakters wegen nicht lange in der Mode bleiben. Inzwischen schlug der große Unbekannte mit dem Zauberschlüssel seines Genie's die neue Welt des historischen Romans auf, und ganz Europa klatschte ihm Beifall. Er blendete freilich durch seine schimmernde Phantasie, aber das Grundelement seiner Schöpfungen, die Geschichte, zeigte sich trügerisch, denn statt der historischen Wahrheit gab er eine poetische; nach der Art moderner Gestalten stellte er Gegenstände dar, welche ins entfernte Alterthum gehörten, und was bei ihm historische Wahrheit ist, das sind nur Theilchen des Alterthums, welche es ihm beliebte öffentlich vorzuführen, die er vortrefflich darzustellen und mit dem ihm eigenen Reiz auszustatten wußte. Das verführte seine Leser und Nachahmer, und sie riefen ihn als Propheten der Vergangenheit, als den Entdecker des Steins der Weisen aus: jetzt schrieb man historischr Romane, in denen jedoch nach weit weniger historische Wahrheit war, als in ihrem Vorbild. Auch in Polen fand diese allgemeine Bewegung ihr Echo. Julian Ursin Niemcewicz, ein Dichter der classischen Schule, ergab sich der Romantik, verläugnete aber dabei seine Individualität nicht. Sein erster historischer Roman war: „die beiden Herren Siecziechow" (1815), dann kam der Roman: „Lejbe und Siara" (2 Bände 1821), endlich „Jan z Tczyna" (3 Bände 1825). Bernatowicz veröffentlichte seinen vierbändigen Roman: „Pojata, die Tochter Lezdeika's, oder die Litthauer im 14ten Jahrhundert" (1820), dann „das Wappen" (3 Theile 1828); Fr. Wezyk, der Sänger der Krakauer Umgegend, gab „Wladislaw Lokietek oder Polen im 13ten Jahrhundert" (3 Thl. 1828) heraus; dann „Zygmunt z Szamotul, historische Novelle aus dem 14ten Jahrhundert" (3 Theile 1830), Konstantin Gaszynsky schrieb „die beiden Sreniawicz, ein Roman aus den Zeiten Wladyslaw Lokieteks" (3 Theile 1830); St. Jaszawski gab seine kleinen historischen Novellen heraus, unter andern „die Schlacht bei Stubno, Novelle aus dem 14ten Jahrhundert" (2 Theile 1831), und so erschien eine nicht geringe Anzahl anderer Romane und Novellen, sämmtlich aus der polnischen Geschichte. Obwohl man allen diesen Erzeugnissen gewisse Verdienste nicht absprechen kann, abwohl von der ästhetischen wie von der historischen Seite manche Einzelnheiten schöne Zeugnisse von dem Talent und der richtigen Auffassung der Gegenstände liefern, so können wir doch im allgemeinen von ihnen nicht sagen, daß sie den Anforderungen des historischen Romans Genüge leisten. Ihre wie ihres berühmten Vorbildes schwächste Seite ist die mangelnde Treue in der Schilderung der Charaktere und des alterthümlichen Lebens, wozu es freilich eines mehr als oberflächlichen Hineinblicks in die Chroniken, eines emsigen Suchens und Erforschens der Alterthümer und eines tiefen Eindringens in den Geist der alten Zeit bedarf. Als die Romantik zuerst im Anfang des vorigen Jahrzehnts auch in der Poesie das Uebergewicht zu erhalten anfing, und folgerecht die Idee einer nationalen Poesie erzeugte, machte sich ein gründliches Studium der Quellen des ältern und neuern nationalen Lebens und des nationalen Charakters unter der Schriftstellerwelt bemerklich, und hinter der selbständigen nationalen Poesie erschien, wenn auch etwas später, die nationalhistorische. Der Quellen zur Aufhellung Beleuchtung und Clarirung der frühern polnisch-slawischen Zeiten haben die polnischen Romanschreiber sehr wenig, und nur ein eigenthümlicher Geist kann durch Analogie und Combination auf diesem unermeßlichen Felde Tüchtiges schaffen. Aber mit dem 14ten Jahrhundert fängt der Horizont des polnischen Alterthums sich aufzuklären an, man hat geschriebene und materielle Quellen zu seiner Erforschung und zur Ausstattung rein nationaler Romane; von den letzten Jahrhunderten aber kann man mit Wahrheit sagen, daß dir Polen an historischen Denkwürdigkeiten Ueberfluß haben. Wir kommen später darauf zu sprechen. Aber eine Menge der aufgehäuften Materialien erwartet noch einen Genius, der daraus zu schöpfen wisse, der die rechte Auffassung der Geschichte habe, auf historischen Grund die sprechenden Bilder der damaligen Welt, die Gesichter der damaligen Personen zu malen verstehe, damit jeder aus den äußern Zügen leicht herauslesen könne, was in den Gemüthern und Herzen dieser Menschen, die er uns auf den Schauplatz stellt, vorging. Der Maler nationalen Lebens und nationaler Sitten würde dann nach schon gegebenen Farben Licht und Schatten auftragen, und nicht wie bisher nur entfernt ähnliche, sondern aus der Natur entnommene Bilder der alten Zeit in die neue übertragen, und

Digitized by Google

dagegen den Betrachter und Bewunderer dieser Bilder ganz und gar in die alte vergangene Zeit versetzten. Wer dieß von den neuesten polnischen Romanschreibern versucht hat, wollen wir aus der nachfolgenden kurzen Uebersicht entnehmen.

Ich muß hier, obwohl manche mir darüber zürnen werden, vor allen andern eine kleine aber vortreffliche Novelle nennen, welche Mich. Grabowski unter dem angenommenen Namen Eduard Tarscha im J. 1837 unter dem Titel: „Koliszczyzna i Stepy" herausgab. Die Geschichte ist einer noch jetzt in der Tradition lebenden Zeit entnommen, nämlich aus der des letzten Aufstandes des russischen Volks in der Ukraine gegen den polnischen Adel im Jahre 1768. Da der größte Theil der Novelle in der Erzählung eines alten Haidamaken besteht, so ist in der ganzen Anlage eine solche Einfachheit, im Ton eine solche Originalität und historische Treue, über das Ganze ist ein solcher poetischer Reiz ausgebreitet, daß ich mich nicht enthalten kann, diese kleine Novelle über alle andern mir bekannten derselben Art zu stellen. Mich. Grabowski gab in dem Jahre 1840 und 1841 einen andern schon nach größerem Maaßstab angelegten Roman: „Stanica Hulaipolska" (in 5 Theilen) heraus, welcher gleichfalls das ukrainische Leben in der Zeit der größten Schwäche der polnischen Herrschaft gegen Ende des vorigen Jahrhunderts treu schildert, aber als Ganzes weit hinter die vorige Arbeit zurücktritt. Der Verfasser bemühte sich sein Bild möglichst vollständig zu machen, namentlich den Charakter des dortigen Volks völlig zu porträtiren und Landschaften zu beschreiben; dabei aber konnte er sich nicht gegen den Vorwurf schützen, einige historische Thatsachen zu verdrehen und selbst im Styl weitschweifig zu werden.

Der fleißigste und vielleicht auch der glücklichste in der historischen Novelle ist Fr. Ignaz Kraszewski, obwohl seine Arbeiten wegen der übermäßigen Eile, womit er sie herausgeben will, manche schwache Seite haben, die er durch eine sorgfältigere Anlegung der letzten Hand sehr wohl vermeiden könnte. Schon sein erstes Werk dieser Art: „das letzte Jahr der Regierung Sigmunds III" (2 Theile 1833) und „die heilige Michaelskirche in Wilna" (2 Theile 1833) zeugten von dem unzweifelhaften Beruf Kraszewsky's, der populärste Liebling der Lesewelt zu werden. Seine neuesten historischen Novellen sind: „Stanczykowa Kronika" (1840), „Meister Twardowski"*) (2 Theile 1840), ein Werk, das noch weit populärer hätte werden können, wenn er nicht wegen all zu großer Eile versäumt hätte, es gehörig auszufeilen; „die letzten Fürsten von Siuck" (3 Theile 1842), seine umfassendste historische Arbeit; außerdem schrieb er eine Menge größerer und kleinerer historischer Novellen, womit er alle Zeitschriften, Almanache und Sammlungen bereicherte. Wir verlassen indeß hier Kraszewski, um ihn bald auf einem andern Felde wieder zu finden. — Klementina Hofmannowa, geb. Tauska, erwarb sich kein geringes Verdienst, indem sie ziemlich früh unter den Polen mit historischen Umrissen aus dem ächten Volksleben auftrat. In den zehn Bänden ihrer 1833 zu Breslau erschienenen Werke finden sich zwei Novellen: „Briefe von Elsbeth Rzeczycka" und „Tagebuch von Fanny Krasinska;" in beiden Novellen führt sie den Charakter und die Auffassungsweise ihre Heldinnen auf eine der Zeit ungemein entsprechende Weise durch, und weiß mit unvergleichlichem Reize die Zustände und die Personen des vorigen Jahrhunderts darzustellen. Ihr neuestes Werk aber: „Jan Kochanowski in den schwarzen Wäldern" (2 Theile 1842), entwirft ein treues Bild des Lebens und der Zeit dieses Patriarchen der polnischen Poesie. Auch diese Frau treffen wir noch an einer andern Stelle. — Der fruchtbare Romanschreiber Mich. Czaykowsky würde uns werther seyn, wenn wir nicht allzu viele Fehler an ihm rügen müßten. Auch er gehört zu den ukrainischen Dichtern, denn der Hauptschauplatz seiner Helden ist die Ukraine. Die poetische Sprache der ukrainischen Lieder, die rauhe Individualität der Ukrainer, das sind Farben, mit denen er anfangs, so lange sie noch neu und schimmernd waren, blendete, womit er aber später, nachdem er sie bis auf den Grund erschöpft und noch dazu einen aufgeblasenen, über alle Maaß und Gebühr blumenreichen Styl angenommen hatte, die Leser gewaltig langweilte. Seine Kosakensagen sind sehr einförmig, ohne alle Erfindung. Hierauf erschien sein erster historischer Roman: „Werwphora" (2 Theile 1837), der im Anfang durch lebendige Bilder und Züge aus dem ukrainischen Leben interessirt, aber dann durch Weitschweifigkeit und allzu moderne, rein polnische Ansichten athmende Tendenzen langweilt. Die Novelle „Kirdzali," welche er eine „slawische" nennt, ist ein mißglückter Versuch in einer Czaykowski gänzlich unbekannten Sphäre, wobei er noch durch einen phantastischen Styl und durch alltägliche Erfindung langweilt. Die Novellen „Koszowata" und „Hetman Ukrainy" (die letzte in zwei Theilen 1841) unterscheiden sich in nichts von den Kosakensagen. Etwas besser gelangen ihm Charaktere und Darstellung in der Novelle „Stephan Czarnecki" (1840), und ganz gelungen möchte man nur die einzige kleine Novelle „das rothe Röckchen" nennen. Wenn Czaykowsky noch bei Zeiten von seinen falschen Wegen ablenkt, auf denen er bis jetzt immer fortgegangen ist, so könnte man bei seinem wirklich tüchtigen Talent wohl sagen, daß er in der Reihe der nationalen Romanschriftsteller nicht den letzten Platz einnehmen würde.

Adam Goeczynsky, Verfasser kleiner historischer Novellen (Powiesci Jadama, 2 Theile 1833, Silva rerum 1842), bemühte sich schon früh, die durch Einfachheit, Geradheit und Körnigkeit ausgezeichnete Sprache der alten, vom Franzosenthum noch nicht abgerieselten Polen nachzuahmen; obgleich er hierin nicht immer glücklich war, so treten uns doch in seinen Werken viele treue Bilder entgegen, die er aus dem alterthümlichen Leben aufnahm. — Der beliebte Novellist Graf Friedrich Skarbek gab bis jetzt nur Eine größere historische Novelle heraus: „Felix Faustins Leben und Erfahrungen ꝛc." (2 Theile 1839). Er schöpfte aus historischen Denkwürdigkeiten des 18ten Jahrhunderts interessante Einzelnheiten und lieferte ein ziemlich treues Bild der unruhigen Zeiten und

*) Dieß ist der Name des polnischen Faust.

Digitized by Google

größten moralischen Erniedrigung Polens. — Frau Anna Rakwaska, früher französische Schriftstellerin, jetzt ein bedeutendes Glied in dem schimmernden Kreise schriftstellernder Damen in Warschau, gab eine Novelle aus der Geschichte Masoviens: „das schwarze Gespenst, Erzählung aus dem alten Schlosse der Fürsten von Masovien" (1841) heraus, und außer ihr haben noch andere Damen und Herren, die wir hier übergehen, in diesem Zweige der schönen Literatur sich versucht. Im Ganzen muß man gestehen, daß die historische Novelle in Polen in kurzer Zeit große Fortschritte gemacht hat, und daß die Schriftsteller mit viel mehr Ueberlegung, wie früher, diesen Weg betreten.

(Schluß folgt.)

Aden.

Das Gibraltar des Ostens.

Aden bietet in seiner Geschichte und in seinen Glücksumschlägen das Vorbild manch einer mächtigen Nation — es blühte und ist gefallen. Wie es einst stand, war es die Hauptstadt des glücklichen Arabiens. Schon zur Herrschzeit Konstantins des Großen war es berühmt wegen seiner uneinnehmbaren Befestigungen, wegen seines ausgedehnten Handels und seiner anziehenden Häfen. Hier wurden die Kamele der Koreischiten mit einer kostbaren Ladung Spezereien befrachtet. Hier tagte zuerst großartiges Handelsleben, und wenig mehr als dritthalb Jahrhunderte sind hingerollt, seit die herabgekommene Stadt unter den reichsten Stapelorten des Morgenlandes ihre Stelle hatte. Ihr Sinken schreibt sich erst vom Schlusse der hochberühmten Herrschaft Suleimans des Prächtigen her; seitdem aber hat die Spinne „ihre Gewebe gesponnen im Königsschlosse und die Eule Wacht gestanden auf dem Wartthurm."

In den Augen des wahren Gläubigen wird das Cap durch die Sage geheiligt, daß hier in Person jener Erzbekenner „der allerletzte Prophet" gepredigt habe, der — das Schwert in der einen Hand und den Koran in der andern — der Gesetzgeber Arabiens und der Stifter eines Reichs wurde, das in weniger als einem Jahrhundert von den Pyrenäen bis zum Indus sich ausgebreitet hatte. Dreihundert und sechzig Moscheen erhoben einst ihre stolzen Häupter und 80,000 Bewohner ergossen sich ins Feld — ein Heer, das die Unterjochung von Jemen vollbrachte; letzteres, von altersher in hohem Rufe wegen der Glückseligkeit seines Himmelsstrichs, wegen seiner Fruchtbarkeit und alles übertreffenden Reichthümer, wurde zu der Zeit, da Konstantinopel in die Hände Mahammeds II fiel, ein unabhängiges Königreich. Aden warf oft seine Reichsunterthänigkeit ab, und als sich die Türken mittelst ihrer zu Suez gebauten Flotte zu Herren der Nordküste des rothen Meeres machten, fanden sie die Halbinsel unabhängig unter dem Sultan von Zurkhil. Die Türkei und Portugal, um die Oberherrschaft im Orient ringend, stritten sich heiß um seinen Besitz; unvermögend aber, ihren nebenbuhlerischen Kampf länger zu bestehen, kehrte es endlich in die zugreifende Faust seiner althergebrachten Herren zurück.

Große von der Natur gegebene Stärke, noch erhöht durch die tüchtigen Befestigungen, welche Sultan Selim rund um den die Stadt umziehenden Berggürtel hatte führen lassen, machten es jetzt zum allertauglichsten Schlupfwinkel für die seeräuberischen Horden der Wüste, und die gesetzlosen Söhne Ismaels, die naheliegenden Gewässer nach Raub durchstreifend, beluden ihre feste Burg mit schwerer Beute. Nach dem Verlust eigener Herrschaft aber ließ sich nicht erwarten, daß Aden seine Einkommensfülle behalten würde. Sein Handel ging in den nebenbuhlerischen Hafen von Mokka über, und unerträglich schwere Bedrückung verursachte der Wegzug der Vermöglichen. Zur Zeit der Besitznahme durch die Britten waren neunzig zerfallene Häuser, die sechshundert verarmte Seelen beherbergten, alles was über blieb, nur von seinen althergebrachten Herrlichkeiten Zeugniß zu geben. Die Stadt lag in Trümmern und Verödung hingebreitet, und Haufen von Steinen, untermischt mit Ziegeln und Schutt, wiesen mit düsterem Ernst auf das Grab der Moschee und des schlanken Minarets.

Wenige Bruchstücke überleben jetzt den allgemeinen Verfall, den Hochstand der einst volkreichen Landeshauptstadt ins Gedächtniß zu rufen oder die Großartigkeit, die sie ehedem in Werken zum öffentlichen Nutzen mit Ruhm aufzeigen konnte, zu offenbaren. Die Hauptgebäude, glaubt man, lagen einst zehn Meilen landeinwärts und wurden von der stets anschwellenden nie zurückgehenden Flut des Staubes der Wüste verschlungen. Die Spur der rothen Backsteinwasserleitung von Abdel Wehab kann man noch vom Dureb el Horeibi, von wo sie sich nach Ber Ombeit, mehr als acht Meilen, über eine jetzt zerfallene Brücke fortzieht, verfolgen. Hier sind zahlreiche Brunnen, durch welche die Wasserbehälter gespeist wurden; aber gleich dem bodenlosen Gebäu eines Traumgesichts ist jede Spur eines Gebäudes verschwunden.

Unter das Vollendetste und Heraortretendste, was die Vergangenheit hinterlassen hat, gehören die mit schwerer Arbeit und großen Kosten ergeizenden Mittel, um in einem so dürren und brennendheißen Erdstrich einen reichlichen Vorrath von Wasser zu beschaffen und zu sichern. Außer den erwähnten Brunnen, dreihundert an der Zahl, findet man die Ueberbleibsel von künstlichen Becken von großem Umfang in verschiedenen Richtungen, und im Thal der Teiche ist eine Reihenfolge hängender, durch Ausgrabungen in dem Kalksteinfelsen gebildeter Cisternen. Diese sind mit Stufenaufgängen besetzt und werden an hohen Strebepfeilern von unvergänglich dauerhaftem Mauerwerk gestützt; sie bilden tiefe halbrunde Wasserbehälter, welche noch immer jede Rinne um Gebirge anliegen und einst dazu dienten, die köstlichen Tropfen vom Himmel aufzusammeln.

Auch in den ausgedehnten Verwahrstätten für die Todten lassen sich Belege der frühern Bevölkerung Adens finden; viele der zahllosen Gräber auf dem türkischen Friedhofe waren von weißem Marmor und trugen auf zierlich ausgemeißelten Jaspistäfelchen Inschriften mit der Mütze und dem Turban darüber, allein die Mehrzahl dieser pfeilerartig aufgerichteten Denkmale ist entweder verschwunden oder umgeworfen worden. Von den Beweisstücken des Mohammedanismus, die einst die Stadt zierten, liegen beinahe alle dem Auge vergraben unter Bergen aufgehäufter Trümmer und Schutt, wovon die Wegschaffung einzelner Theile viele merkwürdige Münzen, von sehr weit zurückgehenden Zeitangaben, zu Tage gefördert hat. Das Minaret Menaiehs und ein zum Dscheme el Mesdschid gehöriges Achteck von Ziegelsteinen weisen vereinsamt, und allein aus dem allgemeinen Untergang früherer Herrlichkeit übrig geblieben, noch immer zum Himmel, und von den wenigen Moscheen, welche die zerstörende Hand der Zeit verschont hat, ist die vornehmste die des Schutzheiligen der Stadt, und unter ihrer Kuppel ruhen, überdeckt mit einem prunkseidenen Bahrtuch und gläubig verwahrt im Geruch der Heiligkeit, die hochverehrten Gebeine Scheik Haidrus's.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 188.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

6 Julius 1844.

Das Gnadenbild zu Chiquinkira.

(Aus dem Tagebuch eines englischen Touristen.)

Italien hat sein Loretto, Spanien sein Compostella, Deutschland sein Altötting, Dülmen und Walldüren, wahin jährlich zahlreiche Wallfahrer kommen, um Gelübde zu erfüllen, um zu beten an der Gnadenstätte. Auch Columbia besitzt ein Städtchen, welches gläubige Gemüther mächtig anzieht: Chiquinkira heißt es, ehedem von heidnischen Indianern, dermalen aber von guten Christen bewohnt; es liegt zwei Tagereisen von Santa Fé de Bagota. Das Gnadenbild, welches die heilige Jungfrau vorstellt, ist an und für sich ein ganz gewöhnliches Gemälde, auf dessen Verfertiger weder der Geist des Titian noch des Tintoretto ruhte. Dieses mittelmäßige Bild aber ist mit kostbaren Smaragden, Perlen und anderen Edelsteinen geschmückt, und für die guten Mönche in Chiquinkira eine unerschöpfliche Goldquelle. Man erzählt, daß dieses Bild, als es bei einer gewissen Veranlassung in Stücke zerrissen wurde, durch ein Wunder in einem Augenblick wieder ganz geworden sey. Wie dem auch seyn mag, der Ruhm dieses Bildes hat sich nah und fern verbreitet, und es kommen Pilger aus den entlegensten Provinzen, selbst aus Peru und Mexico, die an der geheiligten Stätte, welche die Jungfrau umschließt, Dank- und Geldopfer für Genesungen, Heilungen, glücklich bestandene Gefahren darbringen. Sobald die frommen Pilger die Thüren der Kirche in Chiquinkira von fern erblicken, fallen sie auf die Knie, beten und bekreuzen sich und schlagen mit den Händen auf die Brust. Diese Ceremonien werden von Viertelstunde zu Viertelstunde bis an die Stadt wiederholt. Eine große Menschenmenge pilgert Jahr aus Jahr ein nach dieser geweihten Stätte, und in manchen Jahren soll der fromme Volksglaube den Dominicanern von Chiquinkira 30—40,000 Dollars eingetragen haben — für die trefflichen Mönche ein reiner Gewinn. Während des Bürgerkriegs wurde dieses Gnadenbild von beiden Parteien vollkommen respectirt und keines einzigen von seinen kostbaren Steinen beraubt, denn in beiden Lagern befanden sich gute Katholiken. Auf den Bau dieser Kirche haben die Dominicaner außerordentlich große Summen verwendet.

Mein Freund Henderson, brittischer Generalconsul in Columbia, war über die gute Aufnahme erfreut, welche er bei den dortigen Mönchen gefunden hatte, und er stellte auch mich ihrem Oberhaupte vor. Es war ein sehr schöner, wahlgedanter, sechs Fuß langer Mann, der noch nicht über vierzig Jahre alt war. Henderson hatte ihn einmal zu Gast geladen und er schien Geschmack an der englischen Küche zu finden und trank ohne Umstände einige Gläser Madera. Ein Herr in Bogata erzählte mir, dieser lebenslustige, frohsinnige, kräftige Mönch halte eines der schönsten Mädchen in Chiquinkira als Maitresse und verschwende an sie große Summen Geldes. Außer vielen andern Kostbarkeiten habe er ihr einmal ein Paar mit Diamanten besetzte Schnallen geschenkt, welche an 5000 Dollars werth gewesen seyen. Hr. Henderson sah ihn einst bei einem Stiergefecht in der Provinzialtracht, nämlich in einem schönen buntfarbigen Poana, einem großen Strohhute, Caurierstiefeln und Sporen auf einem stattlichen Pferde reiten. Er versicherte, daß er sich nicht erinnere, Jemanden gesehen zu haben, der mit mehr Anstand geritten und sein Pferd besser in seiner Gewalt gehabt habe. Von Natur war dieser Mann gewiß zu nichts weniger als einem Mönche bestimmt.

Das Land um Chiquinkira ist gut angebaut und Weizen wie Gerste gedeihen vortrefflich. Bei dem Kleebau ist das hier eingeführte Bewässerungssystem sehr vortheilhaft; die Pflüge aber und andere zum Landbau gehörige Werkzeuge sind noch sehr unvollkommen und bedürfen wesentlicher Verbesserungen. Von der Ebene aus erblickt man einige erhabene Gipfel der majestätischen Andenkette.

Als ich im September von Bagota aus einen Spazierritt machte, begegnete ich einer bunten Pilgerschaar, welche nach Chiquinkira zog. Es waren etwa sechzig Frauen und Männer, und man gewahrte da manches schöne Gesicht, manches malerische Costume. Ein schon bejahrter Mann mit der Miene eines Büßenden machte den Kreuzträger und eröffnete

Digitized by Google

den erbaulichen Zug, deſſen ſämmtliche Mitglieder Hymnen ſangen zu Ehren der heiligen Jungfrau von Chiquinkira.

Das heilige Frohnleichnamsfeſt wird in dieſem gedeneideiten Städtlein mit ganz beſanderer Andacht und mit graßem äußerem Pomp gefeiert. Es kommen dazu fromme Pilger aus Quito, Venezuela und andern entfernten Gegenden, die keine Mühſeligkeit ſcheuen, nicht des Tages Gluth, nicht der Nächte Grauen, nicht des Tigers Zahn, um zu beten in Demuth und fromme Vorſätze zu faſſen vor dem hochheiligen Gnadenbilde in Chiquinkira.

Eine halde Stunde davon iſt ein ſchäner Bergwald, wa allerlei Wildpeet daust. Aber auch ein alter Klausner hausst daſelbſt in einer Hütte aan Bambusrohr und neben derſelben hat er ſich eine einfache, mit einem Chriſtusdilde geſchmückte Capelle gebaut. Ee liebe die Einſamkeit, ſagte er mir, und walle in derſelben lediglich Gatt und dem Heilande leben. Dreimal des Tages und zuletzt noch am ſpäten Abend läutet er ſein Gläcklein, deſſen haemaniſcher Klang manchen einſamen Waller an Gott mahnt, an die Ewigkeit, an das Ueberirdiſche.

Ueberſicht der neuern polniſchen Literatur bis zum Jahre 1842.

Erſter Abſchnitt.

(Schluß.)

Das nationale und häusliche Leben der Polen hat ſich obgleich die Frankomonie der geiſtigeu Thätigkeit und des Strebens der höhern Stände ſich demächtigt hat, ſtets in ſeiner Eigenthümlichkeit, man möchte ſagen in ſeinem Palenthum erhalten, und wird ſich auch künftig halten. Aus dieſem Grunde kaun auch der originell geſchriedene, moraliſch philoſophiſche Raman frei und in ſeiner eigenen Weiſe ſich entfalten, ſa daß die paluiſche Literatur an ſolcheu Schriften mit jedem Tage eine reichere und würdigere Auswahl darbietet. In dieſer Gattung nehme ich keinen Auſtand den erſten Rang zwei Navellen der Frau Haſmanuawa, geb. Tanska, „Karolina," (2 Theile 1840) und „Kryſtpua" (2 Theile 1841) anzuweiſen. Der Zweck dieſer Novellen iſt augenſcheiulich die Verdeſſerung der höhern Stande des Valks. Die Verfaſſerin betrachtet die varnehmen Herren nicht für unaerdeſſerlich, ſandern wie jeden Menſchen für eine Miſchung van Böſe und Gut, und weiſt nach, daß der polniſche Adel mehr als einmal ſeinen deſten Willen, ſeine edelſten Gefühle blaß durch das unglückliche Fremdthum zu Nichte machte, ein Fehler, den er gar nicht kennt, weil er dariu aufgewachſen iſt, und worüber ihm — wenn irgend etwas dieß zu thun im Stande iſt — die zauberhafte „Karolina" die Augen öffnen muß. Frau Hofmannowa ſtellt in dieſen beiden Navellen die neueſten Zeiten, die höchſten Stände und die gebildetſte Geſellſchaft dar; ſie beſchränkt ſich nicht auf die Schilderung von Gewahnheiten, ſondern ſtellt ein lebendiges Drama der verſchiedenſten Charaktere dar, und dabei iſt alles ſa rein paluiſch, ſo treu aus dem wirklichen, bekannten Leben geſchöpft, daß man dieſe beiden Navellen zu den nattonalſten polniſchen Werken zählen kann.

Außerardentlich leicht und meiſtens auch ſehr geluugen ſind die Romane Kraszewski's. Sein „Paet und die Welt" (1839, zweite Ausgabe 1842) gehört zu den beſten Romanen dieſer Art, indem er darin mit meiſterhaftem Tacte die einander entgegengeſetzten Seiten der jetzigen Geſellſchaft und des menſchlichen Gemüths porträtirt. Eine rein nationale Scenerie der ganzen Erzählung iſt eine ſchöne Eigenſchaft dieſes ausgezeichneten Werkes des begadten Schriftſtellers. Seine übrigen zahlreichen Romane und leichten Novellen haben bis jetzt nach immer graßen Beifall bei der Leſewelt gefunden, und wir bemerken bei ihm mit Freude, daß er bei all ſeiner erſtaunlichen Fruchtbarkeit doch ſtets einen ſelbſtändigen, auf der natianalen Bahn keck fortſchreitenden Geiſt kund gibt. — Aler. Tyszynski ſchried einen Raman in Briefen: „die Amerikanerin in Polen" (2 Theile 1837), welcher allgemeines Intereſſe erregte wegen der Eigenthümlichkeit, daß er zwar auch eine ramantiſche, wohl durchgeführte Intrigue, aber auch linguiſtiſche, literariſche und religiös-philaſaphiſche Abhandlungen enthält; das Ganze zeigt einen gebildeten, glücklich begadten Geiſt. — Ausgezeichnet geſchrieben, belehrend und auf Beſſerung der Sitten berechnet, iſt der Roman Maſſalsky's: „Pan Padſtalic, ramans adminiſtraczyny" (4 Theile 1831), gleichſam eine Fortſetzung des berühmten Romans: „Pan Podſtoli"*) von Kraſicki. Ein anderes vorzügliches Werk, welches das Leben und die Sitten des kleinen Bauernadels in Litthauen ſchildert, iſt: „der Platz hinter der Wand; eine neue Chranik, geſchrieben von Jahn of Dyealy" und endlich bietet die „Wanderung auf Nebenwegen" van Caſimir Bunicki (2 Theile 1842) in der unterhaltenden Form der Navelle ein Bild des geſellſchaftlicheu Lebens unter dem polniſchen Adel in Weißrußland dar. Graf Friedrich Skarbek gab 10 Bände beliebter, leichter und humariſtiſcher Novellen aus dem geſellſchaftlichen Leben heraus, z. B. „Pan Antany," „Pan Staroſta," „der Weg ahne Ziel," „Tarla" u. ſ. w.

An ihn ſchließen ſich eine Menge jüngerer mehr oder minder begadter Noaelliſten. Am meiſten Talent in der Novelle zeigt unter andern der Dichter Lucian Siemienſky; er hat auch dereu ſchon eine gute Anzahl geſchrieben, aber bisher nur in zerſtreuten Zeitſchriften. Mehr als einmal dient ihm eine höhere Idee als Grundlage, z. B. in der vortrefflichen Noaelle „die Dichter und die Gärten." Van den zahlreichen hieher gehörigen Arbeiten der Warſchauer Damen, z. B. Paulina Keakawowa aber können wir Kürze halber keine Erwähnung thun, und im allgemeinen ſey nur ſo viel bemerkt, daß dieß Feld immer mehr Arbeiter an ſich gezagen hat, ſa daß jetzt in Polen ein mittelmäßiger Noaelliſt durchaus nicht mehr aufkommen kann, denn jedes Jahr ſchüttet bereits wie aus

*) Podſtoli heißt der Unterlafeldecker, eine Beſtallung im Hauſe der polniſchen Magnaten: Podſtolie iſt der Sohn des Unterlafeldeckers.

Digitized by Google

rinem Füllhorn eine Menge meist Warschauer Novellen, aber durchgängig von mittelmäßigem Werth aus.

Die Sammlungen von Sagen aus dem Munde des Volkes werden wir bei den ethnographischen Arbeiten erwähnen, doch können wir hier eine Sammlung von Erzählungen nicht unbeachtet lassen, welche mit so besonderer Liebe vom Volke gelesen werden und dabei so original sind, daß man sie den einer höheren ästhetischen Kritik unterliegenden Erzeugnissen beizählen muß. Es sind dieß die „geoß-polnischen Sagen" von Bezwinski (1840), der vom Geist der nationalen Poesie beseelt, aus diesem nationalen Stoff ein vollendetes, im Gewand der Nationalität prangendes Werk schuf. Noch ein anderes Werk ähnlichen Inhalts verdient hier angeführt zu werden: „Sagen des Volks, nach den Ueberlieferungen niedergeschrieben durch Karl Balinski, gesichtet und herausgegeben von K. W. Wojcicki" (Warschau 1842).

Nach den Novellen und Sagen kommt jetzt dem in den westlichen Literaturen gegebenen Beispiel gemäß die Darstellung von Bildern und Erscheinungen aus dem ältern und neuern Volksleben, und die Schilderung heimischer Dinge und Menschen. Die Polen haben in diesem Zweig wahre Hauptwerke, unter denen nachfolgendes den ersten Platz verdient: „Denkwürdigkeiten des Hrn. Seweryn Soplica, Landmundschenken von Parnow" (4 Hefte 1839—41). In diesen Denkwürdigkeiten zeigt sich uns Polen zur Zeit der Conföderation von Bar mit aller Rohheit und Verwilderung seiner Adelsoligarchie; der Verf. stellt diese schnurrbärtigen, glatzköpfigen, frommen, fanatischen und verhärteten Vertheidiger des Adelsklenods, diese unerschrockenen Rauser und kecken Trinker, diese stolzen allvermögenden Grafen, jene stürmischen Reichstage, die Raufereien, die Tribunale, den Saus und Braus in den Palästen ꝛc. so lebendig vor Augen, daß es nicht anders scheint, als ob Pan Soplica wirklich selbst seine Zeiten schildere, so meisterhaft verstand es der ungenannte Verfasser, sich in die Person, die Ansichten und die Idee eines Mannes, der die Denkwürdigkeiten seines Lebens beschreibt, hineinzuversetzen. — Mit vielen ähnlichen Darstellungen beschenkte die Polen K. W. Wojcicki „Alte Gespräche und Bilder" 4 Theile 1840 und „Heimathliche Skizzen" (4 Theile 1842). Man kann ihm nicht absprechen, daß er den Charakter der Voefahren der jetzigen Polen sehr getreu malt, daß die Art seiner Sprache das Verdienst der Originalität hat und den alten schnurrbartigen Paloeuffen wohl anpaßt; auf der andeen Seite fehlt ihm die Gabe der künstlerischen Darlegung, und durch seine stets wiederholte, übermäßig beliebte Figur eines polnischen Raufers, die er nach allen Seiten anwendet, langweilt er seine Leser. — Unter die besten Sitten- und Lebensschilderer gehört Ignaz Chodzko. Seine „litthauischen Bilder" (2 Theile 1840) interessiren durch die Lebendigkeit und Wahrheit der Scenen und durch das tiefe, poetische Gefühl. Es gibt noch sehr wenig gute, malerische Schilderungen vaterländischer Landstriche und Oertlichkeiten. Solche Bücher, welche aan den locaten und zeitlichen Interessen handeln, gehören unter die willkommensten Erscheinungen in der Literatur, welche thätig auf das öffentliche Leben wirken kann, denn das Volk, welches keine eigene Literatur hat und von fremder sich nährt, ist geblendet durch den Blick auf fremde Dinge, und achtet nicht auf das, was es vor und um sich hat. Berichte über heimische Gegenstände, wenn sie in schöner Form gegeben werden, sind darum für das Volk selbst wahre Urtheilsspeüche, und wenn ihm nicht stolze Verachtung und Gleichgültigkeit dagegen eingepflanzt werden, nimmt es sie mit der lebhaftesten Neugier und Zufriedenheit auf. Eine Menge ausnehmend interessantee Bilder aus den polnischen, weiß- und kleinrussischen Landern finden wir in dem Werk: „Erinnerungen aus Wolhynien, Polesien und Litthauen" von Ign. Kraszewsky (2 Th. 1839 bis 1840); noch mehr in seinem neuesten Werke: „Lebens- und Reisebilder" (1842); in dem Werke des Grafen Alex. Przezdziecky: „Podolien, Wolhynien und Ukraine, Bilder von Orten und Zeiten" (2 Th. 1840); in der Schrift des Grafen Ed. Raczynski: „Erinnerungen aus Großpolen, d. h. aus den Waiwodschaften Posen, Kalisch und Gnesen" (1842); in dem Werke L. A. Jucewicz's: „Erinnerungen aus Samogitien" (1842) und in einer Menge kleiner gelungener Schilderungen und Skizzen, die in verschiedenen Zeitschriften zerstreut sind. So gehören die „literarischen, historischen und phantastischen Wanderungen" von Kraszewsky (1838, 1840, 1841), welche eine Menge verschiedener Gegenstände darbieten, zu den vielgelesenen Werken dieses über alle Begriffe fruchtbaren Schriftstellers. Mehr Lärm aber noch machte in der neuesten Zeit unter dem Adel in den russisch-polnischen Provinzen die Schrift: „Sitten-Mischmasch" von Jarosz Beli" (1841), von dem Verfasser der Denkwürdigkeiten des Pan Soplica. Er beurtheilt darin mit scharfer Feder alle gesellschaftlichen Verhältnisse, Fehler, Tugenden, Tendenzen der Wissenschaft und Bildung, so daß nichts von diesem „Mischmasch" ohne seinen Antheil wegkommt. — Auch an Reisen nach andern fremden Landern ist in der polnischen Literatur kein großer Mangel mehr. Viel Aufmerksamkeit erweckte das Werk des Fürsten Holowinsky: „Pilgerfahrt nach dem heiligen Lande im J. 1839." Die Schriften der Generalin Rautenstrauch: „Erinnerung an Frankreich (1839) und „letzte Reise nach Frankreich und ihre Eindrücke" (1841), so wie Witwicky's „Reise von der Granze" (1841) fanden großen Beifall.

Uebersetzungen der ausgezeichnetsten Erzeugnisse der europäischen Gesammtliteratur sind häufig. Obwohl in Polen solche Uebersetzungsfabriken für fremde Werke noch nicht bestehen, wie in Deutschland, so erhält doch die polnische Lesewelt die neuesten Erzeugnisse der d ssern Belletristen ziemlich frühzeitig in polnischen Ausgaben. Bemerkenswerth ist, daß in dieser Hinsicht sich der Geschmack der polnischen Lesewelt bis jetzt nicht verläugnet hat. Die Polen haben sich aus der französischen Literatur fast alle Hauptwerke der Pariser Karyphäen, V. Hugo, Balzac, Kock u. s. w., eben so der englischen Romanschriftsteller Walter Scott und Bulwer angeeignet, auch Byron wurde bald aufgenommen, aber jetzt erst kommen erträglich Uebersetzungen von Shakespeare, Swift und von den gesammten deutschen Classikern allein Schiller heraus; aan

Digitized by Google

Goethe iſt nur der Fauſt, den meines Wiſſens vier Polen zu überſetzen verſuchten, und nur einer, und zwar der Charkower Profeſſor Alf. Welicky beendigt hat, den Polen näher bekannt. Erſt in den neueſten Zeiten haben die Polen angefangen ſich mit der deutſchen Literatur mehr zu befreunden.

Leſeanſtalten in Irkutsk.

In den Jahren 1773 bis 1783 beſaß das Gouvernement Irkutsk einen äußerſt thätigen und wohlgeſinnten Gouverneur, Namens Fr. Nikolajewitſch Klitſchka. Dieſer that nicht nur ungemein viel für die materielle Entwicklung des Landes, in dem er unter anderm auch den Anbau der Kartoffel und des Tabaks einführte, ſondern errichtete auch eine Bibliothek, deren Bücher zum Leſen ſelbſt auf die Dörfer hinaus verliehen wurden. Dabei ging freilich manches verloren, aber dieſer Verluſt kam nicht in Anſchlag gegen die mannichfachen Vortheile, welche die unter den Bewohnern von Irkutsk ſich mehr und mehr verbreitete Liebe zum Leſen gewährte. Mehrere der wohlhabenden Kaufleute legten Bibliotheken für ſich an, und man nennt mehrere darunter, die keineswegs dieſelben engherzig für ſich bewachten, ſondern freigebig ihren Mitbürgern davon mittheilten. Alles dieß wirkte dermaßen günſtig, daß im Jahre 1838 ein vermöglicher Kaufmann, Namens Baldakow, eine Leihbibliothek gründete, in welche möglichſt alle ruſſiſch geſchriebenen Journale und Schriften aufgenommen werden ſollten. Im erſten Jahre hatte er freilich nur 50, doch im zweiten Jahre ſchon 100 Subſcribenten, was man bedeutend finden muß, da der Werth des Geldes in Sibirien ziemlich hochſteht und 30 Rub. Aſſ. (etwa 8 fl.) bezahlt werden müſſen. Der Geldgewinn iſt freilich ſo unbedeutend, daß die Unternehmung keineswegs als Speculation, ſondern nur als gemeinnütziges Unternehmen betrachtet werden kann. (Nord. Biene. 8 Jan.)

Aden.

Das Gibraltar des Oſtens.

(Schluß.)

Eine treffliche im Zickzack angelegte, nicht ganz gepflaſterte und an einzelnen Stellen bis zur Höhe von 20 Fuß aufgeführte Straße erſtreckt ſich vom Fuße bis zum Gipfel des Dſchebel Schemſchan und hat, nebſt einigen der abgeſondert ſtehenden Wartthürme, den Verheerungen von Jahrhunderten Trotz geboten. Drei ungeheure, zu 68pfündigen Kugeln gebohrte und mit türkiſchen Aufſchriften bedeckte erzene Feuerſchlünde waren die Hauptſehenswürdigkeiten der frühern Stärke dieſes öſtlichen Gibraltars. Dieſe wurden nach England geſchickt, wo denn ihre Erbeutung, kurz nach der Thronbeſteigung der jetzigen brittiſchen Herrſcherin, eine der Flagge ihres Landes angethane Beſchimpfung rächte und die erſten Lorbeeren um die Stirne der jugendlichen Königin wand.

Der allgemeine Anblick des Caps iſt ſo ziemlich dem der vulcaniſchen Inſeln im griechiſchen Archipel gleich, und von ferne geſehen erſcheint es ganz getrennt von dem Hauptlande. Die lange vollkommene Sandfläche, durch die es mit dem arabiſchen Feſtlande zuſammenhängt und welche auf der einen wie der andern Seite des Geſtades kaum zwei Faß über der Fluthmark ſich erhebt, läßt glauben, daß das Vorgebirge bei ſeiner erſten Hervorbringung in frühen Zeiten freiliegend wie eine Inſel geweſen ſey. Nach dem Zeugniß der gegenwärtigen Geſchlechtsfolge iſt das Meer immer noch im Zurücktreten und die Sandanhäufung langſam zunehmend; die ſtattliche Weſtbay aber wird auf viele Jahrhunderte hinaus nicht davon nachtheilig berührt werden. Mag ſchon Adens Herrlichkeit zerſtoben und ſein Handel gänzlich zu nichte geworden ſeyn, ſo werden doch ſeine Häfen lange bleiben wie die Natur ſie bildete — trefflich, geräumig und ſicher.

Wichtige Handelsvortheile müſſen aus der Beſitznahme eines ſo ſichern Niederlagsorts erwachſen, wo man zu jeder Zeit des Jahres gleich leicht ein- und abfahren kann. Der bequemſte Zugang iſt den reichen Landſchaften Hadramaut und Jemen gewährt, berühmt wegen ihres Kaffees, ihres Weihrauchs, ihrer mannichfachen Waare, und überfließend reich an Honig und Wachs von einer Vortrefflichkeit, die mit dem Erzeugniß der Bienenkörbe des Mittelmeeres wetteifern darf. Ein gewinnbringender Markt für die Gewerbserzeugniſſe Indiens und Großbritanniens bereitet ſich auch aus durch die gegebene Leichtigkeit des Verkehrs mit der afrikaniſchen Küſte ſüdlich von Bab el Mandeb, wo die hohen ans Meerufer gränzenden Gebirgszüge mit Myrrhen, Weihrauch und koſtbare Harze hervorbringenden Bäumen bekleidet ſind, während die Thäler im Binnenlande Schafe, Ghie, Apothekerwaaren, getrockente Häute, Goldſtaub, Moſchus, Elfenbein, Rhinocerashörner, Perlmuſcheln und Straußfedern, daneben Kaffee von erleſenſter Art, zur Ausfuhr in Strömen geben. Ein weites Feld iſt für den berechnenden und wagenden Handelsgeiſt offen, und nicht wenig wohlthuend iſt die Betrachtung der heranrückenden Verbeſſerung des chriſtlichen Abyſſiniens und der Geſittung von noch tiefer in Unwiſſenheit und Rohheit verſunkenen Theilen Afrika's durch das Mittel des Verkehres mit Britiſch-Arabien.

Unter dem Banner Altenglands hat Aden bereits Glück und Sicherheit in einem Grade genoſſen wie nie zuvor, ſelbſt in den Tagen ſeiner höchſten Herrlichkeit, als es in der vorderſten Reihe der Handelsmärkte des Morgenlandes ſtand und all Fahrzeuge aus allen bekannten Theilen der Erde auf ſeiner vielgerühmten Rhede ſich drängten. Auswanderer aus den Binnenländern ſowohl als aus den Außenländern Hadramauts und Jemens und von beiden Ufern des rothen Meeres drängen ſich täglich innerhalb ſeiner Mauern, um Zuflucht vor unerträglich harter Bedrückung zu ſuchen und ſich von der wunderbirkenden Bäche laszumachen, unter der ſie lange von unerſättlichen Willkürherrſchern geſeufzt haben. Die wahrhaft erſtaunliche Zunahme der Bevölkerung und das Menſchengewühl der Bazare bieten Stoff zu hoher Bewunderung. Im kurzen Raume dreier Jahre hat ſich die Einwohnerſchaft auf zwanzigtauſend vermehrt, dauerhafte Wohnhäuſer erſtehen raſch in jeder Richtung und in allen den nahegelegenen Häfen warten die einheimiſchen Handelsleute nur auf die Errichtung bleibender Befeſtigungen als einer ſichernden Bürgſchaft der Abſicht des Dableibens, um in Schaaren mit ihren Angehörigen und ihrem Vermögen unter die ſchützenden Feuerſchlünde zu ziehen. So, raſch aus Zerſtörung und Gefunkenheit ſich erhebend, wird der Strom gewinnbringenden Handelsverkehrs von Afrika ſowohl wie von Arabien her — man darf es mit Zuverſicht hoffen — in ſein früheres Rinnſal zurückkehren. Unter dem Segen eines milden, aber feſten Regiments wird der aus arabiſcher harter Eigenmacht und Mißherrſchaft errettete Ländermarkt zweifelsohne in kurzem einen Hochpunkt erreichen, der ſelbſt ſeinen alten Reichthum und Ruf tief unter ſich laſſen wird, und Aden als ein Freihafen muß, während es ſeinen Wohlſtand in die Adern eines jetzt ausgemergelten Landes gießt, in nicht langer Zeit die Königin der nahen Meere werden und in die Reihe der nahevollſten Zugehörden der brittiſchen Krone treten.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 189.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

7 Julius 1844.

Zwei Nächte in Südmexico.

(Blackwoods Magazine.)

„Eine herrliche Stelle für unser Nachtlager!“ So rief ich aus, indem ich vom Maulthiere stieg, und Arme und Beine dehnte, die vom langen Ritte steif geworden waren. Es war dem Anscheine nach ein feenhafter Ort, eine enge Bergschlucht von Mahagonibäumen beschattet. Mein Gefährte winkte beifällig. Unsere trägen, mexicanischen Maulthiertreiber und Diener sagten kein Wörtchen dazu, und fingen an unser Nachtlager zu bereiten. Verdammte Schlingel! Wenn wir uns auch in einem Sumpfe, Stirn an Stirn mit einem Alligator gelagert hätten, so würden sie, glaub' ich, den Mund nicht aufgethan haben. Diese halbblütigen Mexicaner, halb Indianer, halb Spanier, mit der schwarzen Race auch noch ein bißchen verwandt, bekümmern sich so wenig um die Gefahren und Uebel ihres Landes und Klima's, daß ihnen gar nicht einfällt, daß Yankee-Fleisch und Blut empfindlicher und mit Moskitos und vomito prieto, wie sie ihr höllisches Fieber nennen, nicht zu spassen ist, der Schlangen, Skarpionen, Alligatoren und ähnlichen Wesen nicht zu gedenken.

Ich war nach Mexico gekommen mit einem jungen Virginier, Jonathan Rowley, 26 Jahre alt und 6' 2'' hoch, mit herculischen Gliedern und dachbreiten Schultern. Es war gegen das Ende des Jahres 1824, und bald nach der Befreiung Mexicos von spanischer Herrschaft und seiner Umwandlung in einen Freistaat, was uns Amerikaneen neuen, großen Antheil einflößte. Zudem hatte man uns vieles von der Schönheit des Landes erzählt, doch darin hatten wir uns eher getäuscht, und erreichten die Hauptstadt, ohne, ausgenommen einige Theile der Provinz Vera-Cruz, etwas gesehen zu haben, das die ausschweifenden Lobpreisungen über die Pracht der Landschaftsbilder in Mexico, die wir in der Heimath gehört hatten, rechtfertigen konnte. Wir waren jedoch nicht weit südwärts gekommen, als das Gepräge der Gegend sich änderte, und unsere ausschweifendsten Erwartungen weit übertraf. Ganze Wälder von Palmen, Orangen, Citronen und Bananen füllten die Thäler, Sümpfe und Niederungen waren von Mahagonibäumen und baumhohen Farrenkräutern bedeckt; die ganze Natur hatte einen riesenhaften Maaßstab: die Berge unendlich hoch, die Thalfläche durchsucht und zerrissen von 100 — 1000 Fuß tiefen Schluchten, und mit der reichsten und wechselndsten Vegetation überwachsen. Der Himmel selbst zeigte jenes tiefglühende Blau der Morgenländer, das gleichsam bewölkt und umsäumt mit Gold erscheint.

Aber dieses heiße Klima, die brütende Sonne erzeugen manchen Nachtheil. Ungeziefer und Gewürme aller Art, das tödtliche Fieber jener Himmelsstriche machen die Niederungen für zwei Drittheile des Jahres unbewohnbar. Doch gibt es weite Gegenden, welche verhältnißmäßig von diesen Plagen befreit sind, — wahre Edensgärten von so hoher Schönheit, daß schon dort zu leben und zu athmen eine wahre Lust und Freude ist. Das Herz hüpft gleichsam vor Vergnügen und die Seele erhebt sich an dem Anblick jener feenhaften Pracht und Herrlichkeit.

Die berühmteste unter diesen gesegneten Provinzen ist das Thal von Oaxaca mit den zwei Bergdistricten von Mistecca und Zapoteca, welche alle andere an Schönheit übertreffen. Es war in jenem unendlichen Thal, nahe an 300 (engl.) Meilen lang und von den höchsten Bergen Mexico's umgeben, wo wir uns jetzt befanden. Die gütige Vorsorge unsers Geschäftsträgers in der mexicanischen Hauptstadt hatte uns jegliche Erleichterung verschafft, um eine Gegend zu durchziehen, die nur selten von einem fremden Fuße betreten wird. Wir hatten zahlreiche Empfehlungsschreiben an die Alcalden und Behörden der Dörfer und Städte, welche nur spärlich in den südlichen Provinzen Mexico's zerstreut liegen; wir bekamen Schutzgeleite wenn es nöthig war, jegliche Hülfe, Unterstützung und Erleichterung sollte uns gewährt werden. Aber da weder die Behörden noch Se. Excellenz der Gesandte da Gasthöfe und Häuser errichten konnten, wo keine waren, so waren wir oftmals genöthigt uns im Freien zu lagern, mit dem Himmel als Schutzdach über uns. Und gewiß war es ein herrlich Dach für unsere Schlafstatte; jener tropische Himmel mit seinen Sternbildern, den Bewohnern des Nordens neu, und jeder Stern größer und glänzender durch die

Einwirkung des Dunstkreises. Mars und Saturn, Venus und Jupiter waren alle verschwunden; den großen und kleinen Baren konnte man noch sehen. In weiter Ferne das Schiff Argo und der glühende Centaur, und herrlich vor allen das glorwürdige Zeichen des Christenthums, das ungeheure südliche Kreuz in all seinem Glanze und seiner Erhabenheit hellstrahlend in silberner Pracht, in einer Einfassung von dunkelblauem Krystall.

Während unsere Hängematten an den untersten Zweigen eines Baumes befestigt wurden, denn in diesem Theile von Mexico ist es nicht räthlich auf bloßer Erde zu schlafen, wegen der Schlangen und Gewürme, zündete der Koch unter dem nahen Felsen ein Feuer an, woran in wenig Minuten ein Iguan, den wir den Tag über geschossen, am Spieße gebraten wurde. Es war ein seltsamer Anblick, dieses Thier, das einem Drachen und der Eidechse gleicht, im Scheine des Feuers drehen und wenden zu sehen, und sein ekelhaftes Aussehen konnte wohl die Eßlust benehmen; aber wir wußten aus Erfahrung, daß es nichts Besseres gibt als einen gebratenen Iguan. Wir ließen's uns wohl schmecken und beschlossen das Mahl mit einem Zug aus der Rumflasche und kletterten dann in unsere Hängematten; die Mexicaner legten sich auf die Erde nieder, mit dem Kopfe auf dem Maulthiersattel, und bald waren Herren und Diener fest entschlafen.

Es war ungefähr um Mitternacht, als ich an einem unbeschreiblichen Gefühl von Beängstigung erwachte, das der Druck der Luft erzeugte. Diese Luft schien nicht mehr geeignet zum Athemholen, und hüllte uns gleich giftigen Dünsten, die plötzlich aufgestiegen, gänzlich ein. Aus der Tiefe der Schlucht, die uns umgab, rollten dunkle, erstickende Dunstwogen, das vomito prieto oder Fieber selbst, im Nebel verkörpert. Im selben Augenblicke, während ich nach Luft schnappte, ließ sich eine Wolke auf mich nieder, und tausend Stiche gleich glühenden Nadeln drangen in jeden unbedeckten Theil meines Körpers. Instinctmäßig streckte ich die Hände aus und schloß sie wieder, und zerdrückte bei dieser Bewegung Hunderte von ungeheuren Muskitos, deren singendes Flügelgeräusch mich fast betaubte. Die Luft war buchstäblich angefüllt von einem Schwarme jener Insecten, und die Angst bei ihren wiederholten Angriffen unbeschreiblich. Es war eine vollkommene, ägyptische Plage.

Rowley, dessen Hängematte etwa zehn Ellen weit von der meinigen war, ließ sich alsbald vernehmen: ich hörte ihn stoßen und schlagen, sprudeln und fluchen, was unter jeden andern Umständen spaßig gewesen wäre, aber damals war die Sache zu ernst zum Lachen. Unter den Qualen der Muskitostichen und den Wirkungen der durchdringenden, giftigen Dämpfe, die sich immer mehr verdichteten, befand ich mich in einem wahren Fieber, bald brennend vor Hitze und dann wieder zitternd vor Kälte, mit trockener Zunge, zuckenden Augenliedern und glühendem Kopfe.

Es fiel etwas schwer auf den Grund. Es war Rowley, der aus seiner Matte sprang. „Verdammt," rief er aus, „wo sind wir? Auf oder unter der Erde? Waren wir oder sind wir in ihrem mexicanischen Fegefeuer? Ja, wir sind so gewiß darin, so gewiß, als es Schlangen in Virginien gibt. Holla Arrieros! Pablo! Matteo!"

Im selben Augenblicke hörte ich einen Schrei der Angst und des Schreckens, wie ich weder vorher noch seitdem gehört, einen Wehruf wie von einer Frau in höchster Noth und äußerster Gefahr nur wenige Schritte von uns. Ich sprang aus meiner Hängematte und sah zwei weißgekleidete anmuthige Frauengestalten an mir vorüberstürzen, oder vielmehr fliegen, in herzzerreißendem Tone um Hülfe rufend; „Socorro! Socorro! por Dios!" Auf den Fersen der Flüchtigen hüpften und sprangen mit mächtigen Sätzen drei oder vier dunkle Gestalten, die nichts irdischem glichen. Wohl waren sie wie Menschen, aber so gräßlich und furchtbar, so übernatürlich und gespenstisch, daß ihr plötzliches Erscheinen in der finstern Schlucht selbst die stärksten Nerven erschüttern konnte. Rowley und ich selbst standen eine Secunde wie gelähmt vor der fremdartigen Erscheinung, aber ein zweites Wehgeschrei gab uns unsere Geistesgegenwart wieder. Eine der Frauen war entweder ausgeglitten oder aus Ermüdung niedergesunken, und lag wie ein weißes Bündel auf der Erde. Die Hülle der andern war in den Klauen eines der Gespenster oder Teufel, oder was immer sie waren, und Rowley stürzte mit einem Ruf des Schreckens vor, und that einen furchtbaren Streich seines Messers auf das Ungethüm. Zur selben Zeit, ohne zu wissen wie, war ich mit einer der Mißgestalten in Kampf gerathen, aber dieser war ungleich. Wir stießen und stachen vergebens mit unsern Waffen; unsere Gegner waren bedeckt und geschützt durch eine harte, stachlichte Haut, welche unsere scharfen spitzen Messer nur mühsam durchbohrten; überdieß umschlangen uns nervigte lange Arme, die in Hände und Nagel endigten, scharf und stark wie Adlerklauen. Ich fühlte diese schrecklichen Krallen in meinen Schultern, als das Unthier mich packte und an sich drückte wie in der Umarmung eines Baren, während das halb menschliche, halb thierische Antlitz mich angrinzte und murrend seine langen, scharfen, weißen Zähne zeigte, die nahe vor meinem Gesicht fletschten und knirschten.

„Gott des Himmels! Dieß ist schrecklich! Rowley, hilf mir!"

Aber Rowley, trotz seiner riesigen Stärke, war hülflos wie ein Kind in der Umhalsung des schrecklichen Gegners. Er befand sich wenige Schritte von mir im Kampfe mit zweien, mit übermenschlicher Kraft nach seinem Messer ringend, das ihm entfallen war. Und wo waren unsere Maulthiertreiber all die Zeit über? Wurden auch sie angegriffen? Warum standen sie uns nicht bei? — Die ganze Zeit? Es war keine Zeit, denn es dauerte nur einige Secunden, auf einem Schauplatz wenige Schuh breit, beim schwachen Gestimmer der Sterne und den verkohlten Resten unsers ziemlich entfernten Feuers.

„Ho, das hat getroffen!" Ein Stoß mit der Kraft der Verzweiflung gethan durchdrang die Seite meines Gegners! Aber ich sollte ihn theuer büßen. Mit einem gellenden Schrei

Digitized by Google

des Schmerzes und der Wuth drückte das Unthier mich fester an seinen ekelhaften Leib; die scharfen Klauen gruben sich tiefer in meine Schultern und hackten das Fleisch auf; die Angst war fürchterlich, meine Augen verdunkelten sich und die Sinne schwanden. Da horch, puff, puff! Zwei — vier — ein Dutzend Flinten- und Pistolenschüsse, denen ein schallendes Jauchzen und Jubeln und unmäßiges Lachen folgte. Das Geschöpf, welches mich festhielt, stutzte und wich zurück. In diesem Augenblick streifte ein dunkler Arm vor meinem Gesicht, dann ein blendender Blitz, ein Schrei und ich fiel zur Erde, befreit aus der Umhalsung meines Gegners. Sonst erinnere ich mich an nichts weiter. Ueberwältigt von Schmerz, Anstrengung, Schreck und den giftigen Dämpfen der Schlucht, verließen mich meine Sinne und ich lag in Ohnmacht.

Als ich wieder zum Bewußtseyn kam, ruhte ich wohl zugedeckt unter einem Schutzdach von Blättern und Blumen. Es war heller Tag, die Sonne schien klar, die Blüthen dufteten süß, bunte Colibris flatterten und schossen umher in den Sonnenstrahlen wie ebenso viele belebte Splitterchen eines Prisma. Ein mexicanischer Indianer stand an meinem Lager, dessen Gesicht mir fremd war, und bot mir eine Cocosschale mit einem Getränk, welches ich eifrig ausschlürfte. Der Trank, eine Mischung aus Citronensaft und Wasser, erfrischte mich sehr, und indem ich mich auf meinen Arm stützte, zwar mühsam und nicht ohne Schmerzen, blickte ich umher, und sah einen Anstritt voll Leben und Bewegung, den ich mir nicht zu erklären wußte. Am Abhang des Hügels wo ich ruhte, war eine Art von Lager aufgeschlagen. Eine Anzahl Maulthiere und Pferde weideten in Freiheit, oder an Bäume und Büsche gebunden, fraßen sie, was für sie gesammelt wurde. Einige trugen hübsche bequeme Sättel, andere Packsättel, augenscheinlich für zahlreiche Päcke und Koffer und Kisten eingerichtet, die auf den Boden zerstreut lagen. Mehrere Flinten und Gewehre lehnten hie und da an den Bäumen und zwölf oder fünfzehn Männer waren verschieden beschäftigt, einige Sacke füllend, oder das Gepäck auf den Maulthieren festbindend, andere lagen im Grase und rauchten, noch andere umgaben das Feuer und kochten. Unfern von meinem Lager war ein anderes ähnliches, worauf ein Mann lag, in Decken eingewickelt und mit dem Rücken gegen mich gewendet, so daß ich seine Gesichtszüge nicht unterscheiden konnte.

„Was soll all dieß bedeuten? Wo bin ich? Wo ist Rowley, unsere Führer? Wo sind sie alle?"

„Non entiendo" antwortete mein brauner Mundschenke, indem er den Kopf schüttelte und gutmüthig lächelte.

„Adonde estamos?" (Wo sind wir.)

„In el valle de Chihuatan, in el gran valle de Oaxaca y Guatimala, diez leguas de Tarifa (Im Thale von Chihuatan, zehn Meilen von Tarifa).

Die Gestalt, die auf dem Bette nächst mir lag, bewegte sich und wandte sich um. Wer konnte es seyn? Das Gesicht war wie ein rohes Stück Fleisch mit Blut bespritzt und gefleckt; keine Züge waren zu unterscheiden.

„Wer seyd Ihr! Was seyd Ihr!" rief ich?

„Rowley," war die Antwort, „Rowley hieß ich sonst, wenn diese Teufel mich nicht ausgewechselt haben." — „Ja, ausgewechselt haben sie Euch," rief ich mit wildem Lachen. „Guter Gott! haben sie ihn lebendig scalpirt oder was sonst? das ist nicht Rowley!

Der Mexicaner, der dem angeblichen Rowley zu trinken reichte, öffnete einen Mantelsack der in der Nähe lag und zog einen kleinen Spiegel heraus, den er mir vor das Gesicht hielt. Dann kehrte mir ins Gedächtniß zurück, was mit uns geschehen war, und ich überzeugte mich, wie diese Maske von menschlichem Fleische in meiner Nähe wirklich Rowley seyn könnte. Ich fand mich wo möglich noch mehr entstellt, die Augen fast ganz zugeschwollen; Lippen, Nase und Gesichtszüge zu einem ungeheuren Umfange aufgedunsen und vollkommen unkenntlich. Ich schauderte unwillkürlich zurück, aus Abscheu und Ekel vor meinem eigenen Antlitze.

(Fortsetzung folgt.)

Spanische Culturbilder.

Dritte Skizze.

Von Getreidefeldern umgeben, von den Wellen des Guadiana benetzt, erhebt sich in einem schönen obstreichen Thal Merida, die alte Römerstadt mit ihren sehenswerthen Alterthümern. Einst so mächtig und später noch unter Reckared und andern westgothischen Königen die kirchliche und politische Hauptstadt von Lusitanien, hat sie jetzt weder erheblichen Handel noch beträchtliche Fabriken. Die Zahl der Einwohner beläuft sich auf 9000, obgleich die Stadt nach ihrem Umfange und bei einer thätigen Bearbeitung des so ergiebigen Bodens 25,000 Bewohner fassen würde. Die von gebiegenen Männern geleitete ökonomische Gesellschaft gibt sich seit einigen Jahren große Mühe, den Landbau emporzubringen, was gewiß sehr verdienstlich ist, denn das Land von Badajoz bis nach Merida ist nur theilweise angebaut, obwohl von ungemeiner natürlicher Fruchtbarkeit; es besitzt reichliche Bewässerungsmittel und ist hübsch in wellenförmige Hügel und Thäler getheilt. Nach einem ungeheuren Druck hat sich der Wollhandel von Merida wieder etwas gehoben und die Märkte haben neues Leben gewonnen.

Des schlechten Pflasters ungeachtet sind die Straßen doch ziemlich schön. Eine der Hauptzierden Merida's ist der auf drei Seiten mit Arkaden umgebene große Platz, in dessen Mitte ein schöner Springbrunnen mit köstlichem Wasser sprudelt. Noch erblickt man sechs andere kleinere Plätze, ebenfalls mit Fontänen, die durch Canäle aus einer meilenweiten Entfernung ihr Wasser erhalten. Außer einigen dem Adel gehörigen Gebäuden, drei Pfarrkirchen und sechs Klöstern fesselt kein einziges Gebäude unserer Zeit oder des Mittelalters im Innern der Stadt die Aufmerksamkeit des Reisenden. Beachtung verdient nur das Hieronymitenkloster, einst das sichere Asyl der Truppen aus dem südwestlichen Deutschland, welche Napoleons Heeren über die Pyrenäen folgen mußten. Die dicken Thürme und die wenigstens in den Umrissen noch ziemlich erhaltenen Mauern der Garteneinfassung beweisen maurische Bauart. Zur Zeit der Herrschaft der Araber in Spanien war es der Palast eines Statthalters; später schuf es der fromme Glaube zur Wohnung christlicher Priester um.

Digitized by Google

Mit mehr Wohlgefallen, mit ſtaunenden Blicken verweilt der Reiſende auf den zahlreichen römiſchen Alterthümern, welche großentheils gut erhalten ſind. Dieſe imposanten Ueberbleibſel beweiſen zur Genüge, daß Merida zu Auguſtus' Zeiten eine reiche, glanzvolle Stadt war. Die Veteranen der fünften und zehnten Legion raſteten hier nach ihren glorreichen Kämpfen gegen die Luſitanier und Cantabrer. Divus Augustus ille haec otia dedit! Man trifft hier auf Spuren von zwei alten Straßen; die eine zieht ſüdlich gen Cadiz, die andere, von Veſpaſian vollendet, gegen las Ventas de Capaca. Die beiden Waſſerleitungen erſtrecken ſich über eine Meile von Merida und erwecken noch in ihren Trümmern Bewunderung; ebenſo das Theater, der Triumphbogen und der Circus. Der zwei Leguas von der Stadt gelegene, mit römiſchen Mauern umgebene Cerro Albuhera, der eine Meile im Umfang hat, ſoll einſt zur Darſtellung von Seegefechten gedient haben. Auf viele Inſchriften, Basreliefs, Münzen und andere Reſte des römiſchen Alterthums hat der beſtiſche Antiquar Williamſon die Spanier aufmerkſam gemacht.

Herrlich iſt die Brücke über den Guadiana, nach ihrer Wiederherſtellung durch König Philipp III gleich den römiſchen Waſſerleitungen für Jahrtauſende erbaut. Sie ruht, durch ungeheuer dicke ſtarke Pfeiler geſtützt, auf 52 ſteinernen Bogen und iſt bei 1300 Schritt Länge und 12 Schritt Breite ſchnurgerade und wohlgepflaſtert. Dieſe Brücke gereicht der Stadt und ganzen Umgegend zum Vortheil und zur Zierde. Wüchſe der Guadiana nicht nach weit mehr als alle übrigen ſpaniſchen Ströme und Flüſſe im Winter und im Frühjahr, ſo könnte man von dieſer prächtigen Brücke eben das ſagen, was man ſpottweiſe von der Toledobrücke über den Manzanares bei Madrid geſagt hat: es fehle ihr nur an einem Fluſſe; im Sommer ſind zwei Drittheile des Guadianabettes trocken.

Ich blieb zehn Tage zu Merida, und hatte Ende April und Anfang Mai bereits eine faſt afrikaniſche Sonnenglut zu erdulden. Am Tage Chriſti Himmelfahrt war ich wieder in der Stadt, um einem Beamten, mit dem ich ein Geſchäft hatte, meine Aufwartung zu machen. Auf dieſen Tag waren viele Landleute aus der Umgegend in die Stadt gekommen, um eine Proceſſion mitzumachen und die verſchiedenen Kirchen zu beſuchen. Was man auch anderwärts davon denken mag, die Spanier gleichen gegenwärtig in Beziehung auf religiöſe Gefühle ſehr den übrigen Nationen; es herrſcht viel angezierte Frömmigkeit, etwas Irreligioſität und Bigotterie, und im Durchſchnitt genommen iſt es wie anderwärts. Man kann die einzelnen Claſſen leicht bezeichnen; zu den Religiöſen gehören die Familienhäupter und die übrigen wohlerzogenen Glieder der Geſellſchaft; die Irreligiöſen beſtehen aus denſelben Claſſen, welche auch in Frankreich, Deutſchland und Italien ſich zu dieſen Lehren bekennen; die Bigotterie herrſcht unter dem Landvolk und einigen wenigen andern. Obwohl die Scheidungslinien in der Geſellſchaft ſcharf bezeichnet und die handeltreibende Claſſe und die höher ſtehenden wenig Verkehr miteinander haben, ſo vereinigen ſich doch in den Seehäfen und Handelsſtädten dieſe verſchiedenen Stände an öffentlichen Orten und in ihren Beluſtigungen, ohne Schwierigkeit und ohne die geringſte Anmaßung, auf Seite der einen Verachtung zu zeigen oder von Seite der andern, ſich ſelbſt dadurch zu erniedrigen, daß ſie aus ihrer Sphäre zu treten ſuchen, was in andern Ländern ſo lächerliche Scenen herbeiführt. Eine unziemliche Anmaßung eines Ranges in Spanien würde ganz unnütz ſeyn; die Gränzlinien und Regeln der Geſellſchaften ſind einmal beſtimmt, und ein Menſch, der ſich irgend einen Anſpruch auf einen über ſeine Umgebung hinausgehenden Rang anmaßen wollte, würde ein Gegenſtand des Spottes und Gelächters werden.

Noch weniger kennt man in der ſpaniſchen Geſellſchaft jenes armſelige und verächtliche Kaſtenweſen, wodurch man beſtimmten Cirkeln angehört, die ſich gegenſeitig verächtlich behandeln und jede Berührung mit den übrigen vermeiden. Die Frauen erſcheinen im Oeffentlichen als wahre Muſter von Ungezwungenheit, Anmuth und Selbſtbeherrſchung. Eine Dame muß auf einem Ball mit jedem, der ſie auffordert, tanzen; doch folgt daraus keine nähere Bekanntſchaft, wenn nicht eine beſondere Aufführung oder andere Umſtände dieſe veranlaſſen. Man ſieht keine Wittwen, welche ihrer Töchter Heirathsausſichten berechnen und mit eiferſüchtigen Blicken jene, die ſich ihnen nähern, beobachten, ob ſie in der Wagſchale ein Gewicht haben und zugelaſſen werden können, oder ob man ſie für vermeſſen halten und ihre Anſinnen zurückweiſen ſoll.

Das Landvolk und die untern Stände ſind in ihrem Benehmen ſo frei, daß wenn man einen Bewohner einer unbekannten Gegend über Europa führte und ihn aufforderte, dasjenige Volk zu bezeichnen, welches in ſeinen Manieren den freieſten Sinn bekundete, ſo würde er ohne Zweifel keinen Augenblick anſtehen, den Spaniern den Vorzug zu geben. Im gewöhnlichen Lebensverkehr hatte ich häufig Gelegenheit, die Franzoſen, Engländer und andere Fremde in Berührung mit den Eingebornen und Höherſtehenden gegenüber zu beobachten. Alle bleiben hinter der ungezierten Würde und Einfachheit des Benehmens der Spanier zurück, die ſich augenblicklich von allen andern unterſcheiden. Viele Umſtände treffen zuſammen, um die Harmonie dieſer Geſellſchaftsmaſchine, wovon ein jeder Theil im Einklang mit dem andern ſteht, zu erhalten. Die Menſchen aus allen Ständen verſammeln ſich in den Kirchen, bei öffentlichen Feſtlichkeiten und faſt ohne Unterbrechung auf den Paſeos an den zur öffentlichen Beluſtigung beſtimmten Tagen. Selbſt in Madrid, wo am wenigſten der ſpaniſche Charakter vorherrſcht, beſuchen die Grandes ſo regelmäßig wie jede andere Claſſe den Prado und miſchen ſich ohne Unterſchied unter den Haufen. Das ſchlechte, dem altfranzöſiſchen Adel abgeborgte Syſtem der Abſchließung und Abſonderung eines Theils der Geſellſchaft von dem andern kennt man in Spanien ſo wenig, daß ein Edelmann als auf ſeinem Platze fehlend angeſehen würde, wenn er nicht wie die übrigen erſchiene. Wenn ein Grande auf ſeinen Reiſen, wie das immer der Fall iſt, durch die Stube hindurchgeht, wo die Landleute zu Mittag eſſen, ſo wird er eingeladen an dem Mahle Theil zu nehmen, nicht in der Weiſe, wie dieß anderwärts geſchehen würde, ſondern als wenn er einer ihres Gleichen wäre, und er muß, wenn er nicht für einen Menſchen ohne Erziehung gelten will, eine höfliche Antwort geben. Wenn irgend jemand auf der Plaza de Toros oder dem Prado ihn um Feuer bittet, muß er ſeine Cigarre aus dem Munde nehmen und es ihm geben. Der Landmann, dem dieſe Aufmerkſamkeit zu Theil wird, richtet ſeine Manieren danach ein; er iſt ſtets auf ſeinem Platze, indem er weder vergißt, was er ſeinem Obern, noch was er ſich ſchuldig iſt. Dieſe Verhältniſſe erklären es, daß es unter den ächten Spaniern ſo wenig Rangzwiſtigkeiten oder Eiferſucht gibt.

Die Eiſenbahnverbindung zwiſchen London und Newcaſtle, dreihundert und drei engliſche Meilen lang, wurde am 18 Junius zum erſtenmal auf Einem Zuge zurückgelegt. (Engl. Bl.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 190.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

8 Julius 1844.

Albanien, Rumelien und die österreichisch-montenegrinische Gränze.

Unter diesem Titel erschien vor kurzem von einem Prager Aerzte, Dr. Joseph Müller, eine kleine Schrift, die als Beitrag zu der Geographie der europäischen Türkei immer wichtig wäre, in dem gegenwärtigen Augenblick aber von besonderem Interesse ist. Der obige Titel gibt wegen des gewöhnlich mit dem Namen Rumelien verbundenen Begriffs eine etwas falsche Ansicht über die Ausdehnung des hier beschriebenen Landes, und deßhalb ist ein zweiter, genauerer beigegeben, welcher die Gränzen des jetzigen Machtgebiets des Rumili-Walessi ziemlich bestimmt angibt. Dieß Machtgebiet ist jetzt gegen früher etwas beschränkt, denn sonst residirten die Rumili-Walessi in Sophia, seit 1836 aber in Monastir, weil hier der militärische Hauptpunkt gegen Albanien ist, das man seit Ali, Pascha von Janina, und namentlich seit dem Aufstand in den Jahren 1830 und 1831 immer schärfer zu bewachen sich genöthigt sieht. Der Verfasser hat es sich zur Aufgabe gesetzt, mit Hinweglassung der politischen Verhältnisse der neuern Zeit das Land und dessen Bewohner, die freilich wunderbar genug aus Türken, Schkipetaren (Stjepetaren, wie der Verfasser schreibt), Griechen, Wlachen, Zigeunern und Juden gemischt sind, zu schildern, und diese Schilderung muß um so mehr mit Dank angenommen werden, als man auch aus dem neuesten Werk Boué's wegen seiner verwirrten und mannichfach irrthümlichen Angaben oft nicht klug werden kann. Daß der Verf. indeß auf die neuen politischen Verhältnisse so wenig einging, ist aus manchen Ursachen sehr zu bedauern. Wir würden dann vielleicht eine bessere Einsicht in die gegenwärtigen Kämpfe gegen die Arnauten bekommen, als wir sie jetzt besitzen.

Albanien und die daran stoßenden Länder, namentlich Macedonien, wo sich die Albanesen immer mehr festzusetzen suchen, haben seit zwanzig Jahren die wichtigsten Veränderungen erfahren, und obgleich dem äußern Anschein nach die Pforte bis jetzt noch immer gesiegt hat, so ist sie darum doch keineswegs besser daran, vielmehr muß sie fortdauernd ein Standlager zu Monastir unterhalten und Prisrend mit Truppen besetzen, ohne doch die Ruhe irgend sichern zu können. Kurz vor dem griechischen Aufstand war Ali Pascha, der Toske, Herr in ganz Südalbanien, während in Nordalbanien der Erbpascha Mustapha Buschatli regierte. Die Pforte hat Ali Pascha besiegt, aber Südalbanien wurde nicht beruhigt, vielmehr mußte im J. 1831 der Großwesir und Rumili Walessi, Reschid Mehmed Pascha, Südalbanien mit Krieg überziehen, und konnte sich der gegen ihn verbündeten Häuptlinge nur durch die verrätherische Ermordung bei Monastir entledigen. Ist seitdem in Südalbanien Ruhe gewesen? Keineswegs. Hätte die griechische Regierung eingewilligt, so wäre im Jahre 1835 ein allgemeiner Aufstand ausgebrochen, und die Gefahr war selbst trotz des Widerstrebens der griechischen Regierung so groß, daß die Pforte gleich im Jahre 1836 die neue Einrichtung traf und den Sitz des Rumili Walessi von Sophia nach Monastir verlegte, damit er für alle mögliche Fälle gleich bei der Hand sey.

In Nordalbanien wurde die Macht des Erbpascha's Mustapha Buschatli im Jahre 1831 gleichfalls durch Reschid Mehmed Pascha gebrochen; seitdem sitzt ein durch die Pforte ernannter Pascha in Skutari und nur noch drei Ayanluks Podgoriza, Bar (Antivari) und Utschin (Dulcigno) stehen unter einheimischen Cabayas (s. die Schrift S. 2). Die neuesten Erfahrungen, denen zufolge die Unruhen der Albanesen, und zwar hauptsächlich der Nordalbanesen, sich bis an die Ost- und Nordgränze von Macedonien ausbreiteten, beweisen zur Genüge, daß die Pforte hier, indem sie die Erbherrschaft der Buschatli's brach, keine Ruhe schaffte, daß vielmehr die Nothwendigkeit, aus den Albanesen die Truppen zu recrutiren, eine schädliche Nachsicht gegen diese Stämme — besonders gegen die Tosken im Süden, denn diese liefern die Mehrzahl der unter türkischen Fahnen stehenden Arnauten — nöthig machte. Die Pforte hat sich dadurch auch hier zum Theil der allerdings lästigen Localaristokratie entledigt, aber zugleich auch einen Geist des Widerstandes in den Stämmen selbst entflammt, der ihr bei der jetzigen Schwäche des Reichs verderblich werden kann.

Digitized by Google

Dieſe innere Geſchichte Albaniens und Macedoniens iſt es, welche das öffentliche Intereſſe gegenwärtig beſonders in Anſpruch nimmt, das aber durch dieſe Schrift nicht befriedigt wird; indeß hat ſie das Verdienſt, daß ſie durch die möglichſt zuverläſſigen Angaben über Land und Volk für die Beurtheilung der dortigen Verhältniſſe einen Maaßſtab bietet, der bis jetzt fehlte, und den Cyprien Roberts geiſtreiches, in Betreff der Albaneſen jedoch ziemlich ſchwaches Werk nicht geliefert hat.

Zwei Nächte in Südmerico.

(Fortſetzung.)

Die ſchreckliche Nacht in der Bergſchlucht, die faulen, erſtickenden Dünſte, der wüthende Angriff der Moskitos, deren Stiche mit dem daraus folgenden Fieber und Entzündung uns ſo entſtellt hatten, dieß alles kehrte in unſer Gedächtniß zurück. Aber die Frauen, der Kampf mit den Ungeheuren, Thiere, Indianer oder was es ſonſt waren, blieb immer noch zu errathen. Es war kein Traum: mein Rücken und meine Schultern ſchmerzten mich ſtets von den Wunden, die von den Krallen jener Unthiere mir geriſſen worden, und ich fühlte nur, daß meine Glieder mit feuchtem Verbande umwickelt waren. Ich nahm all mein Spaniſch zuſammen, um den Indianern eine Erklärung darüber abzufragen, als ich plötzlich große Bewegung in dem Lager bemerkte, indem man ſich um einige Perſonen drängte, die aus dem Farrenkrautgebüſche traten, worunter ich unſere Arrieros und Dienee erkannte. Die Neuangekommenen umgaben etwas, das ſie auf dem Boden nachſchleppten; mehrere Frauen, die meiſten junge anmuthige Weſen, die ſchlanke Geſtalt in die flatternden, maleriſchen Schleier (rebozos) und Decken (frazadas) gehüllt, führten den Zug an, häufig zurückſchauend mit einem Ausdruck von Abſcheu und Siegesfreude, alle mit Roſenkränzen, deren Kügelchen raſch durch ihre Finger rollten, während ſie das Kreuz küßten oder an die Bruſt drückten (Un zambo muerto! Un zambo muerto!) „Ein todter Zambo!“ riefen ſie beim Näherkommen.

„Han matado un Zambo!“ Sie haben einen Zambo getödtet, wiederholte mein Wärter in freudigem Tone.

Nun kamen ſie uns ganz nahe; die Frauen traten zurück, jauchzend und hüpfend und ſich bekreuzend unter dem beſtändigen Rufe: „Ein Zambo! Ein todter Zambo!“ Wir ſahen nun in Mitte der Gruppe, die ſich öffnete, todt auf der Erde ausgeſtreckt, einen unſerer furchtbaren Gegner der verfloſſenen Nacht. „Guter Gott, was iſt das?“ rief Rowley mit mir in einem Athem. „Ein Teufel!“

Perdonen vos Sennores. — Un Zambo mono, — muy terribles los Zambos. Schreckliche Affen, dieſe Zambos.

„Affen?“ rief ich aus.

„Affen?“ wiederholte der arme Rowley, indem er ſich mit Hülfe ſeiner Hände aufrichtete. „Affen! Meerkatzen! — Bei Jupiter! Wir haben mit Affen gekämpft, und ſie haben uns alſo zugerichtet.“

Das Lächerliche der Geſchichte überwältigte ſeinen Aerger und die Schmerzen ſeiner Wunden und Stiche; er ſank zurück auf das Lager von Bananenblättern und Linnentüchern, und lachte ſo ſehr als es ſein geſchwollenes Geſicht und die Wurſtlippen ihm erlaubten.

Ich hatte große Mühe mich zu überzeugen, daß der todte Körper vor mir nie von einer menſchlichen Seele belebt geweſen war. Es war demüthigend, die Verwandtſchaft dieſes Affen mit unſeeem eigenen Geſchlechte zu betrachten. Den Schweif abgerechnet hätte man ihn gar wohl für einen unſerer in Pelz gehüllten Prairiejäger nehmen können. Er glich ganz einem großen wohlgewachſenen Menſchen, und ſelbſt der Ausdruck des Geſichts hatte mehr von böſer menſchlicher Leidenſchaft als von thieriſchem Inſtinct an ſich. Füße und Hüften waren wie bei einem muskelöſen Manne, die Beine gebogen und fleiſchlos, wie man es manchmal bei Negern ſieht, die Sehnen am Arm traten hervor wie Peitſchenſtränge, die Nägel waren ſo lang wie Tigerskrallen. Kein Wunder, daß wir im Kampfe gegen dieſe Beſtien unterliegen mußten. Kein Menſch konnte ihn beſtehen. Die Arme dieſes Einen glichen Seilbündeln, lauter Muskeln und Sehnen, und die Hände waren ſo feſt in einander geſchloſſen, daß die vereinten Kräfte von acht oder zehn Mexicanern und Indianern nicht hinreichten ſie zu trennen.

Was noch dunkel geblieben, in unſern nächtlichen Abenteuern klärte ſich jetzt bald auf. Unſer Führer in ſeiner Unwiſſenheit oder Unachtſamkeit gab zu, daß wir unſee Nachtlager ganz nahe bei einem der verpeſteten Pfühle bereiteten, die berüchtigt ſind in der ganzen Provinz. Bald nachdem wir eingeſchlafen waren, kam ein Zug mexicaniſcher Reiſender und ließ ſich in unſerer Nachbarſchaft nieder, aber auf einer Anhöhe, wo ſie den mephitiſchen Dünſten und auch den Muskitos, welche Rowley und mich ſo ſehr gequält hatten, ausweichen konnten. In der Nacht wurden zwei Frauen, welche ſich etwas von dem Lager entfernten, durch die Zambos oder menſchenähnlichen Affen, welche in Südamerika bisweilen häufig ſind, angefallen; ſich vergebens nach ihren Freunden umſehend flohen ſie, ohne zu wiſſen wohin, und zwar glücklicheeweiſe in der Richtung unſeres Bivouacs. Ihr Wehgeſchrei, unſer Rufen, das Gebell und hölliſche Gelächter der Zambos rief die Mexicaner zu unſerem Beiſtande herbei. Die Affen wagten keinen zweiten Angriff; mehrere wurden verwundet, aber nur der eine war auf der Walſtatt geblieben.

Die Mexicaner, unter welche wir geriethen, waren Zapoteken, die Cochenille ſammelten, und ein äußerſt gutmüthiges Völkchen. Was ſie auch für uns thaten, ſo ſchien es ihnen doch nicht zu genügen, vorzüglich den Frauen, und unter dieſen wieder den beiden, die wir aus der Gewalt der Affen befreit hatten. Dieſe hatten aber auch Urſache dazu, und wir konnten uns ihr Schickſal nicht ſchrecklich genug denken, wenn ſie uns nicht begegnet wären, und die Mexicaner dadurch Zeit gewonnen hätten, uns zu Hülfe zu kommen.

Digitized by Google

Sie erwiesen uns jegliche Aufmerksamkeit; wir wurden mit Palmenblättern gefächelt, erfrischt mit kühlem Getränke, unsere Wunden sorgfältig verbunden, die von den Muskitostichen entzündeten Glieder und Gesichter mit Balsam und Pflanzensäften bestrichen; kurz es gab keine sorgfältigeren, zarteren Wärterinnen. Bald fühlten wir uns besser und konnten uns aufrichten und umherschauen; doch vermieden wir sorgfältig uns gegenseitig anzublicken und konnten den schrecklichen Eindruck nicht verwinden, den unser geschwollenes, blutiges, ekliches Aussehen auf uns machte. Von der Anhöhe übersahen wir vollkommen den Moorgrund, wo unser Unglück sich zugetragen. Da lag er dampfend wie ein großer Kessel; endlose Nebel stiegen daraus auf. Zur Linken sah man Klippen und Felswände aus bodenloser Tiefe aufragen und gleichsam schwimmend über dem Nebelmeere. Geier und Aasvögel umkreisten mit heiserem Geschrei den tiefen Pfuhl, oder ließen sich auf die Gipfel schlanker Palmen nieder, welche ungeheuren Sonnenschirmen oder dem Dache chinesischer Sommerhäuschen glichen. Aus dem Sumpfe selbst tönte das Schnarren, Quicken und Plätschern der Alligatoren, Ochsenfrösche und unzähliger unsauberen Thiere, welche er beherbergte.

Die Luft war ungewöhnlich schwül und drückend, von Zeit zu Zeit hörte man fernen Donner. Wir hörten die Berathungen der Mexicaner über die weitere Fortsetzung der Reise, der unser leidender Zustand am meisten entgegen war. Wie wir aus ihren Reden entnehmen konnten, so ließen sie uns nur ungern in dieser gefährlichen Gegend zurück, im hülflosen Zustande und mit unzuverlässigen, unsichern Führern und Dienern. Doch schienen dringende Gründe zur Weiterreise vorhanden zu seyn; alsbald kamen die ältesten Mexicaner, welche die Karawane anzuführen schienen, auf uns zu, fragten nach unserm Befinden und ob wir uns auf den Weg zu machen vermöchten, indem sie beifügten, daß viele Anzeichen in der Luft und auf der Erde einen nahen Sturm befürchten ließen, und die nächste Behausung oder Zufluchtsstätte viele Meilen entlegen sey. Wir fühlten uns wohl schwach und hungrig, und indem wir den Mexicanern ankündigten, daß wir in einer halben Stunde aufbrechen wollten, verlangten wir von unsern Dienern etwas zu essen. Aber unsere neuen Freunde kamen uns zuvor und brachten ein großes Stück von einem gerösteten Iguan herbei mit Bananen, und Becher aus Cocusschalen mit Kaffee, was uns beiden sehr wohl schmeckte. Während dem waren unsere Führer und die Zapoteken geschäftig unsere Thiere zu packen und zum Aufbruch zu rüsten.

(Fortsetzung folgt.)

Skizzen aus Nubien.

Suakin.

Der wichtigste Handels- und Seeplatz am rothen Meere für die gesammten Nillande und ein sehr bedeutender Sklavenmarkt ist die nubische Stadt Suakin; ein Theil der Stadt liegt auf einer kleinen Insel, der übrige auf dem Festlande. Die Bevölkerung besteht aus etwa 10,000 Seelen. Die Stadt wird von einem Emir regiert, der früher dem Namen nach von dem Pascha von Dschidda in Arabien abhängig war, jetzt aber dem Vicekönig von Aegypten unterworfen ist. Der Hafen von Suakin ist einer der besten und besuchtesten am rothen Meere. Am äußersten Ende einer schmalen Bay, die ungefähr zwölf Meilen tief und zwei breit ist, liegt Suakin. Nach dem Hintergrunde der Bay hin sind mehrere Inseln, auf deren einer die Stadt selbst erbaut und von der Vorstadt, welche El Geif heißt und auf dem Festlande steht, durch einen Seearm von ungefähr 500 englischen Ellen Breite getrennt ist. Der Hafen befindet sich auf der Ostseite der Stadt und wird durch einen vorspringenden Theil des Festlandes gebildet. Sowohl die Insel als das umliegende Land sind sandig und bringen nichts als einige Gesträuche und niedrige Akazien hervor. Die Stadt auf der Insel ist von derselben Bauart wie Dschidda in Südarabien; die Häuser sind ein, auch zwei Stockwerk hoch, aus Korallenblöcken erbaut und haben ein nettes Ansehen; die Vorstadt El Geif nimmt seitdem schnell an Größe und Einwohnerzahl zu und ist jetzt größer als die Stadt selbst. Auf der Südostseite der Stadt am Hafen zeigen einige alte Mauern Spuren von Festungswerken. Innerhalb des Umfangs dieser Mauern wohnt der Aga und die Schiffe gehen gewöhnlich unter den Fenstern seines Hauses vor Anker; das Haus des Aga ist ein altes Gebäude, hat aber eine schöne Aussicht über die Bay nach der See hin; in seiner Nähe stehen einige Waarenhäuser. Die Steinkoralle (madrepora), wovon die Häuser in Suakin erbaut sind, verfällt bald, wenn sie nicht beständig ausgebessert werden. Die einzigen öffentlichen Gebäude in der Stadt sind drei Moscheen. In der Vorstadt El Geif gibt es einige steinerne Häuser, die mehr im sudanischen als im arabischen Geschmack erbaut sind und große Hofräume haben; die übrigen Wohnhäuser bestehen aus Matten, wie jene der nubischen Beduinen.

Eine halbe Stunde von El Geif sind die Brunnen, welche Suakin mit Wasser versorgen; es sind deren zwölf und in ihrer Nähe stehen etliche Nebekbäume. Einer der Brunnen ist mit Steinen eingefaßt, die andern sind bloß in die Erde gegrabene Löcher; in der Stadt sind Cisternen, worin man Regenwasser aufbewahrt, aber sie sind in Verfall gerathen und niemand will die Kosten ihrer Ausbesserung übernehmen.

Alle diejenigen, welche sich mit dem Ehehandel und der Schifffahrt beschäftigen, und die, welche mit der Regierung in Verbindung stehen, wohnen auf der Insel; die einheimischen Araber und die Handelsleute aus Sudan wohnen in dem Geif, wo der Markt gehalten wird. Die Einwohner von Suakin sind, gleich wie die in allen Häfen am rothen Meere, ein buntscheckiger Menschenschlag; jedoch fällt eine Hauptclasse auf; die Vorfahren der vornehmsten arabischen Familien von Suakin waren Eingeborene aus Hadramaut, besonders aus der Stadt Saher, dem Hafen dieser Landschaft am indischen Meere. Nach einigen kamen sie vor etwa 150 Jahren, andere behaupten, sie hätten sich bald nach der Bekanntmachung des Islam da angesiedelt. Von ihnen hat die gesammte Bevölkerung bei den Ausländern den Namen Hadherebe erhalten, aber die Einwohner selbst machen einen genauen Unterschied zwischen den ächten Hadherebe oder den Abkömmlingen der Eingebornen von Hadramaut und den übrigen Ansiedlern, die sie Suakini nennen. Zu den letztern gehören viele einzelne Personen von den Beduinenstämmen der Hadendoa, Amara und Bischaris und andere von arabischer und türkischer Abkunft. Die erstern sind innigst mit den Hadherebe

Digitized by Google

vermiſcht und behalten ihre Beduinennamen ſelbſt in der Stadt bei. Diejenigen von türkiſcher Abkunft ſind größtentheils Nachkommen der türkiſchen Soldaten, welche zu Anfang des 16ten Jahrhunderts während der Regierung Selims I hieher geſchickt wurden, nachdem dieſer Sultan Aegypten erobert hatte. Viele von ihnen verſichern, ihre Vorfahren ſtammten aus Diarbekr und Moſul her; allein der gegenwärtige Schlag hat afrikaniſche Geſichtszüge und Sitten und iſt in keiner Hinſicht von den Hadherebe zu unterſcheiden. Die von ſpätern Anſiedlern ſtammenden Kaufleute und Schiffsherren haben die türkiſche Sprache ganz verlernt und kleiden ſich wie die Bewohner der ſüdarabiſchen Städte. Die Beduinen von Suakin verheirathen ſich untereinander, und für einen Städter hält es ſchwer, ein Beduinenmädchen zur Frau zu bekommen.

Die Regierung von Suakin befindet ſich in den Händen des Emir el Hadherebe, der aus den erſten Familien des Stammes gewählt wird; die Anzahl der letztern iſt fünf und ſie unterſcheiden ſich von den andern durch das biſchareiſche Wort Arkeiga, welches Patricier bedeutet. Die Gerichtsbarkeit von El Geif iſt auch in den Händen des Emir, aber ſeine Gewalt über die Beduinen iſt unbedeutend, obſchon er bei ihren Verſammlungen den Vorſitz führt. Er hat einige Beamte, die zu ſeinem Hauſe gehören, um die genaue Anzahl der von jeder Karawane eingeführten Sklaven und Waaren ausfindig zu machen. Der türkiſche Zollinſpector wohnt auf der Inſel und hat den Charakter eines Aga. Die Zölle werden von allen eingeführten Waaren, beſonders von indiſchen Fabricaten und Gewürzen, die für die Märkte in Sudan beſtimmt ſind, und von allen Einfuhren aus Sudan erhoben, die zu Dſchidda nach andern Ländern verſchickt werden und hauptſächlich in Sklaven, Pferden und Tabak beſtehen; von jedem Sklaven werden zwei Dollars und von jedem Pferde drei bezahlt. Durra geht zollfrei ein, ebenſo alle Artikel, die in der Stadt bleiben.

Nach der Eroberung von Mekka ſchickten die Wahabiten zwei Abgeordnete nach Suakin, um das Volk zur Annahme der Lehren ihres Oberhauptes aufzufordern; allein man erlaubte ihnen nicht, nach dem Geif zu kommen und ſie mußten ſich bald wieder einſchiffen. Während der Herrſchaft der Wahabiten war es den Bewohnern von Suakin geſtattet, mit Dſchidda Handel zu treiben, allein als das Oberhaupt der Wahabiten, der treffliche Saud, mehrere von ihnen zu Mekka mit ihrem buſchigen, mit Fett geſchmierten Haupthaare geſehen hatte, nöthigte er ſie, ihre Häupter mit einem Tuche zu bedecken, gleich wie die arabiſchen Beduinen.

Die Hadherebe und die Beduinen von Suakin haben dieſelben Geſichtszüge, dieſelbe Tracht wie die nubiſchen Beduinen. Sie gehen vorzüglich in Dammur gekleidet, den man aus Sennaar einführt; die beſſern Claſſen beiderlei Geſchlechts aber tragen das nubiſche Hemd von indiſchem Cambrik; jedoch haben ſie einen Anzug, den man in andern Theilen Nubiens ſelten zu ſehen bekommt und der aus einem langen Stück Cambrik beſteht, wovon das eine Ende um die Lenden geſchlungen, das andere aber über die Bruſt und linke Schulter geworfen wird und frei auf dem Rücken herabhängt, ſo daß die Beine und der größte Theil des Oberleibes ganz nackt bleiben. Dieß iſt das Lieblingsnegligé der Hadherebe; dazu kommen noch ein Paar ſchöne Sandalen und drei bis vier Amulette, die am linken Ellenbogen hängen. Im Ganzen haben dieſe ſuakiniſchen Beduinen ſchöne und ausdrucksvolle Geſichtszüge, aber dünne und ſehr lange Beine. Ihre Farbe iſt von dem dunkelſten Braun, das ſich dem Schwarzen nähert, allein ſie haben nichts Negerartiges in ihrem Geſicht; ſie ſind ein außerordentlich ſtarker und muskulöſer Schlag von Menſchen.

Die Einwohner von Suakin treiben weiter kein Gewerbe als Handel ſowohl zur See als nach Sudan. Sie führen die Waaren, welche ſie von dem Feſtlande von Afrika erhalten, nach allen arabiſchen Häfen aus, bis nach Makko hinunter, vorzüglich aber nach Dſchidda und Hodeida. In Dſchidda haben ſie ein Quartier, das ausſchließlich für ſie beſtimmt iſt, wo ſie in Binſenhütten, wie in jenen von El Geif, wohnen. Außer den Handelsartikeln von Schendy und Sennaar, nämlich Sklaven, Gold, Tabak, Räucherwerk und Straußfedern, ſegelt kein Schiff von Suakin nach irgend einem Theil der arabiſchen Küſte ab, ohne ſeinen Raum mit Durra von Taka ausgefüllt zu haben. Beinahe das ganze Hedſchas verſorgen ſie mit Waſſerſchläuchen, ledernen Säcken und Leder in Häuten; die Waſſerſchläuche werden ſowohl in den fünf vornehmſten Städten des Hedſchas als auf dem offenen Lande verkauft; die Säcke kaufen nur die Beduinen, die ſie zum Weiterſchaffen ihrer Lebensmittel brauchen. Dieſe Artikel machen einen ſehr einträglichen Handelszweig aus, denn da Vieh im Ganzen in dem Hedſchas wegen Mangel an Weide ſehr ſelten iſt und da man eine große Menge Waſſerſchläuche für die Pilgerme von Mekka braucht, ſo koſtet ein zuſammengenähtes Fell zu Dſchidda eben ſo viel, als ein Schaf zu Suakin; auch werden ſie, jedoch in geringerer Anzahl, nach Jemen ausgeführt. Man gibt ihnen vor allen übrigen Waſſerſchläuchen den Vorzug, weil das Leder trefflich gegerbt und die Naht gut gemacht iſt. Die Häute werden, wie in Oberägypten und am Nil hin, mit der Hülſenfrucht der Akazien gegerbt. Alle Beduinen in der Nähe von Suakin verkaufen ihre Häute auf dem Markt daſelbſt und nehmen Durra dafür. Das Leder und die Kuhhäute, die man nach Dſchidda ausführt, werden in Arabien zu Sandalen gebraucht; die beſten Häute aber, die in das Hedſchas eingeführt werden, kommen von Maſſua.

Auch Butter führt Suakin nach Dſchidda aus; ſie iſt im flüſſigen Zuſtande, welches die einzige Art von Butter iſt, die man in dieſen Gegenden braucht. Man ſchüttelt die Milch in Ziegenfellen, bis ſich die Butter abſondert. Während der großen Wallfahrt ſind Mekka und Dſchidda wegen dieſes Artikels von Suakin und Maſſua abhängig; ihr Verbrauch iſt an dieſen Orten ſehr groß, wo ſie alle Stände eſſen und wo der ärmſte Mann die Hälfte ſeines täglichen Erwerbes ausgibt, um bei Tiſche nur genug Butter zu haben und bei dem Frühſtück wenigſtens ein Viertelpfund davon trinken zu können. Während meines Aufenthalts zu Dſchidda ſtieg der Preis der Butter um die Hälfte höher als ſonſt gewöhnlich iſt, weil zwei Schiffe von Maſſua, die damit beladen waren, ſtatt nach Dſchidda zu kommen, in Jemen ihre Ladungen verkauft hatten.

(Schluß folgt.)

Seltſame Aerzte in Konſtantinopel. Es gibt eine eigene Claſſe Aerzte zur Heilung des Rothlaufs, eine im Orient wegen der plötzlichen Temperaturveränderungen ſehr gewöhnliche Krankheit. Dieſe Aerzte, Pianſchiktſchi genannt, tragen grüne Turbane, indem ſie ſich für Nachkommen Mohammeds ausgeben. Sie ſitzen gewöhnlich vor der großen Tabaksbude neben dem ſultaniſchen Sommerpalaſt. Jeder Vorübergehende hat das Recht Hülfe zu fordern und zahlt, was er kann. Das Seltſamſte iſt die Art der Heilung. Der Pianſchiktſchi ſetzt den Kranken vor ſich, fängt an ihn mit den Händen zu ſtreichen und ſpricht dazu unverſtändliche Worte. Nach einer halben Stunde entläßt er ihn mit der Weiſung am nächſten Tage wieder zu kommen. Dieſe Manipulation wird drei- oder viermal wiederholt und die Krankheit verſchwindet. (Nordiſche Biene vom 8 Jun.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 191.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

9 Julius 1844.

Die Limonenpflanzungen am Gardasee.

Der Baron Roger theilt in den Annales d'agriculture française aus seinen Reiseerinnerungen einen Bericht über die Limonenpflanzungen am Gardasee mit, die ihm mit Rücksicht auf Südfrankreich eine besondere Aufmerksamkeit zu verdienen scheinen. „Der Gardasee, welcher sich in der Richtung von Nordnordwest nach Südsüdost 48 Kilometres (über 12 Stunden) weit ausdehnt, nähret eine Menge vortrefflicher Fische, die einen bedeutenden Handelszweig bilden. Die Schifffahrt wird sehr thätig betrieben, ist aber nicht ohne Gefahr wegen der Unregelmäßigkeit der Winde und des raschen Wechsels derselben. Im südlichen Theile zwischen Dezenzano und Peschiera hat der See nahezu 16 Kilometres Breite. Um diese prächtige Wassermasse der sind die Landschaften gewöhnlich flach und monoton; der Anbau bietet nichts bewerkenswerthes dar. Fährt man aber den See nordwärts hinauf, so erheben sich die Ufer rasch, für angebaute Felder ist kein Platz mehr: nackte Bergseiten, dann schroffe Höhen rücken selbst bis in den See vor, der gegen sein Nordende sich immer mehr verengt. Massen zerrissener aufgethürmter Felsen, welche die Spuren früherer vulcanischer Thätigkeit tragen, scheinen jeden Augenblick mit neuen furchtbaren Ausbrüchen zu drohen. Diese wilde Natur bietet dem Reisenden äußerst malerische und imposante Ansichten dar, aber das Auge wird bald durch einen eben so bizarren als unerklärlichen Anblick angezogen.

Am Fuße der der Sonne ausgesetzten Felsen, allenthalben wo frühere Erdstürze gestattet haben, Wohnungen zu errichten und das Land anzubauen, sieht man mitten im Grün eine unglaubliche Menge weißer Linien, deren Art und Bestimmung man anfangs nicht erkennt, sich erheben. Von Ferne sieht es beinahe aus, als ob zahllose Stücke Leinwand hier auf eine Wiese zum Bleichen ausgelegt wären; kommt man nähee, so zeigt sich, daß es eben so viele gemauerte Pfeiler sind, die man vor mäßig hohen Baumreihen aufgeführt hat. Die Bäume sind Limonenbäume, und die Pfeiler sind bestimmt, die Schutzdächer zu stützen, die man bald aus Brettern, bald aus Ziegeln errichtet, um die Limonenbäume im Winter gegen die Strenge des Klima's zu schützen, denn die Kälte ist hier im Winter oft eben so heftig, als im Sommer längs dieser hohen, natürlichen Mauern die Hitze. Die Limonenbäume sind in Linien gepflanzt, bei bis vier Metres von einander, und ihee Höhe beträgt nicht über 20 bis 24 Fuß. Dee Boden ist sorgsam geebnet und gedüngt. Immer zwischen zwei Bäumen steht ein gemauerter Pfeiler zur Stütze des Winterdachs. Diese Dächer, von denen man in der schönen Jahreszeit keine Spur sieht, schützen die Limonenbäume gegen die Kälte, und ich sah sie im August mit einer staunenswerthen Menge von Blumen und Früchten bedeckt. Da der Boden fast immer abhängig ist, so erhebt sich ein Baum und eine Pfeilerreihe übee der andern. Dieß bringt den seltsamen Effect hervor, übee den man beim ersten Anblick so erstaunt ist. Uebrigens sind diese einen Theil des Jahres hindurch gedeckten Bäume fast die einzigen, die man am Ufer des Sees sieht, einige Olivenbäume ausgenommen, die hie und da zwischen den Felsen wachsen, wenn der Regen oder die Hand des Menschen hinreichend Erde aufgehäuft haben.

An den ungünstigsten Stellen, z. B. am Ende des Sees in der Umgegend der kleinen Stadt Riva, habe ich Limonenbäume gesehen, die in eine Art niedriger Mauerkästen eingeschlossen, und mit den gewöhnlichen Pfeilern bestimmt sind, vollständigere Schutzdächer für die Bäume zu unterstützen. Vermittelst dieser Einrichtung unterhält man auch einzelne Orangenbäume. Da der Boden auf diese Weise bald erschöpft wäre, so wird ee nicht bloß gut gedüngt, sondern auch alle drei oder vier Jahre theilweise erneuert. So künstlich auch in manchen Beziehungen diese Cultur ist, so darf man sie doch keineswegs als Luxussache betrachten, wie man zu glauben versucht seyn könnte; es ist im Gegentheil die gewöhnlichste und an manchen Theilen des Seeufers fast die einzige Cultur. Jeder Fleck Landes, den man dazu bestimmen kann, wird eifrig aufgesucht und sorgsam in Limonengärten umgewandelt, wie man sie hier zu Lande nennt. So groß auch die Ausgaben seyn mögen, so ist doch der Ertrag sehr bedeutend; man schätzt die Zahl dieser Bäume auf mehr als 100,000, und den Roheertrag auf mehr als eine Mill. Fran-

Digitized by Google

ken. Die Garnison liefert in ungeheurer Menge Limonen nach Mailand und ins ganze Oberitalien, wo der Verbrauch sehr bedeutend ist. Tyrol, Wien und ein Theil Deutschlands bezieht seinen Bedarf daher, kurz die Erzeugung und der Handel mit Limonien ist ein Gegenstand erster Wichtigkeit für einen großen Theil der Anwohner des Gardasees.

Zwei Nächte in Südmerico.

(Fortsetzung.)

Wir hatten kaum unsere Mahlzeit begonnen, als wir einen Mann den Hügel herabeilen sahen mit einem Zweige in jeder Hand. Alsbald nach seinem Erscheinen ließen die Mexicaner alles liegen und versammelten sich um ihn.

„Siete horas!“ rief der Mann. „Sieben Stunden und nicht mehr!“

„Nicht mehr als sieben Stunden!“ wiederholten die Zapoteken in wildem Schreck und Aufruhr. La Santissima nos guarde! Es dauert länger als zehn, um das Dorf zu erreichen.

„Was soll das alles bedeuten!“ fragte ich Rowley.

„Ich weiß nicht — wohl eines ihrer indianischen Gaunerstücke, wie ich vermuthe! „Que es esto?“ „Was gibts?“ fragte ich nachlässig; „was ist die Sache!“ — „Was es gibt?“ wiederholte ein alter Zapoteke mit langen, lockigen grauen Haaren unter seinem Sombrero und einem welken, aber feingeschnittenen Gesichte. „In sieben Stunden Wolkenbruch und Sturm!“

„Laßt uns eilen um der heiligen Jungfrau willen!“ riefen ein Dutzend Mexicaner, indem sie uns zwei grüne Zweige vor die Augen hielten.

„Was sollen diese Zweige?“

„Sie sind von dem Sturmbaum, dem Propheten des Unwetters,“ war die Antwort.

Und Zapoteken und Weiber, Führer und Diener liefen in äußerster Furcht und Verwirrung umher mit dem Geschrei: „Vamos, paso redoblado! brechen wir auf mit verdoppeltem Schritte, oder es ist alles verloren!“ und sattelnd und packend kletterten sie auf ihre Maulthiere. Bevor Rowley und ich recht wußten woran wir waren, zogen sie uns fort von unserm Iguan und Kaffee, und drängten und schoben uns auf die Sättel. Solch ein Durcheinander von Verwirrung und verzweifelter Hast hatte ich nie gesehen. Die Lagerstätte wimmelte von Männern und Frauen, Pferden und Maulthieren, von Getöse, Schreien und Zanken, Wiehern und Stoßen; aber in all der Wirre ging nur wenig Zeit verloren, und in weniger als drei Minuten nach dem ersten Zeichen des Aufbruchs stürzten wir fort über Stock und Stein, in einem langen, wilden, unregelmäßigen Zuge.

Die Eile und Aufregung unseres Rittes schien unsere Schmerzen zu betäuben oder sie uns vergessen zu machen, und schon dachten wir kaum mehr weder an das Fieber noch an die Muskitostiche und Bisse. Es war ein Ritt um Leben und Tod, und unsere Pferde hielten aus als ob sie geahnt hätten, wie vieles von ihrer Schnelligkeit abhänge.

In der Verwirrung und dem Schrecken hatten wir Pferde bestiegen, statt unsere Maulthiere, und prächtige Thiere waren es. Ich zweifle, ob unsere Virginier sie müde reiten könnten, und das will viel sagen. Es war weder Anstrengung nach etwas Gewaltsames in ihren Bewegungen; sie schienen nur spielend die vielfachen Hindernisse unseres Pfades zu überwinden. Ueber Berg und Thal, Sümpfe und Hohlweg, stets derselbe sichere Schritt, wie Katzen über die rauhen Stellen kletternd, gleich Schlangen an den steilen Felsen hinangleitend, und mit wundersamer Kraft ausgreifend wenn der Boden günstig war, und dieß alles mit so leichter Bewegung, daß wir sie kaum fühlten. Wir wären bequem wie in Armstühlen in den weiten spanischen Sätteln gesessen, hätten nicht so viele Hindernisse uns in dem Weg gelegen, der mit umgestürzten Bäumen und herabgefallenen Felsstücken besäet war. Wir mußten stets anhalten und den Kopf beugen unter den Schlingpflanzen, die unsern Pfad überhingen, oft mit Dornen vermengt von der Länge eines Arms. Letztere stacken an den Bäumen wie eben so viele braune Bajonnette, und ein Mensch, der dagegen gerannt wäre, hätte sich sicherlich daran wie am Stahle gespießt. Dennoch rückten wir vor auf Indianer Weise, den beiden Führern folgend, die den Zug eröffneten, unsern Weg durchs Dickicht bahnend, wo eine wilde Katze nur mühsam durchgekrochen wäre, durch Mangrovebäumen, Mimosen, hohe Farrnkräuter und Cactus mit ihren dornigen Blättern wohl zwanzig Fuß hoch, in vielfachen Windungen uns drehend. Nur manchmal gestattete die günstigere Beschaffenheit des Bodens eine Ansicht der ganzen Marschcolonne. Ihr malerischer Anblick überraschte uns: die Führer an der Spitze als Pioniere, vorsichtig und ängstlich nach allen Seiten spähend wie Soldaten, welche einen Hinterhalt befürchten; die anmuthigen Gestalten der Frauen, sich über die Mähnen ihrer Pferde beugend und neigend, und oftmals Reste ihrer Mantillen und Schleier an den Zweigen und Dornen des Labyrinths, das wir zu durchdringen strebten, zurücklassend. Aber es war keine Zeit zu malerischer Betrachtung, und wir wurden stets angetrieben durch das Angstgeschrei der Mexicaner: „Vamos! por dios vamos!“ riefen sie, wenn das geringste Zeichen von Erschlaffung sichtbar wurde, und bei diesen Worten stoben unsere Pferde gleich als hätten sie ihren Sinn verstanden, mit neuer Kraft und Schnelligkeit davon.

So ging es fort über Berg und Ebene, durch Thal und Sumpf. Dieß Thal von Oaxaca wird mit eben so viel Recht ein Thal genannt, als unsere Alleghannies eine Hügelreihe; in den Vereinigten Staaten nennen wir sie einen Gebirgszug. So steigen hier Hügel auf, wohl 2000 Fuß über dem Thalboden, und 4 bis 5000 Fuß über dem Meere; doch diese verschwinden und werden zur Ebene, wenn man sie mit den riesigen Bergen vergleicht, die das Thal von allen Seiten einrahmen. Und welch einen glänzenden Rahmen bilden sie, diese colossalen Gebirge in ihrer reichen Verschiedenheit an

Digitized by Google

Gestalt und Färbung! hier glänzen sie wie geschmolzen Gold, dort wie dunkle Bronze; tiefer unten sind sie mit den mannichfaltigsten Abschattungen von Grün bedeckt, mit Scharlach und Purpur, und Violet und hellgelb, und himmelblau und dieudendem Weiß, von den Tausenden von Paulinien und Winden und andern blühenden Gewächsen, aus denen die mächtige Palme aufsteigt, wohl 100 Fuß hoch und den grünen Kopfschmuck schüttelnd wie eines Sultans Haupt über dem üppigen Wuchse der dichten Blüthen- und Pflanzenwelt. Dann die Mahagonibäume, die Chicazapotes und in den Erdrissen den candelabergleichen Cactus, und höher oben die immergrüne knatige Eiche. Ein steter Wechsel von Pflanzen, Bäumen und Luft.

Wir waren seit fünf Stunden im Sattel und hatten schon dreimal die Zone gewechselt, bald von der kalten in die gemäßigte, und dann wieder in die ganz heiße „tierra muy caliente.“ In der letztern befanden wir uns in der angegebenen Zeit triefend von Schweiß, glühend und schmorend in der Hitze. Wir waren umgeben von einer neuen Welt von Pflanzen und Thieren. Der Storax und die Mangroven und Farrenkräuter waren hier so hoch wie Walddäume, während diese die Höhe von Kirchthürmen erreichten.

Im Dickicht rings umher waren zahllose schwarze Tiger; wir sahen diese feigen, schleichenden Thiere dutzendweise, Iguanas von 3' Länge, Eichhörnchen noch einmal so groß als sonst, und Panther, wilde Schweine, Schakals, Affen und Meerkatzen jeder Art und Gestalt, die uns drohten und angrinzten von jedem Baumast herunter. Aber was ist dort rechts, das so weiß vom dunkelblauen Himmel und den broncefarbigen Felsen absticht? Eine Stadt — Quidricovi wird sie genannt.

Wir waren nun wohl an 16 Meilen weit geritten und dachten, wir wären den Aguas oder der Fluth ausgewichen, deren Erwartung unsere Zapoteken so sehr erschreckt hatte. Rowley, der schnaubend und murrend fortritt, dachte, es wäre wohl gleichgültig, wenn unsere Thiere einige Minuten Athem schöpften. Das Klettern und das beständige Wechseln des Schrittes, welches die Beschaffenheit unseres Weges oder vielmehr Fußsteiges nothwendig machte, war sicher äußerst ermüdend für Menschen und Thiere. Von Gespräch konnte nicht die Rede seyn. Wir hatten genug zu thun, daß wir den Hals nicht brachen oder die Zähne ausschlugen, während wir uns durchwanden zwischen Hohlwegen, durch Sümpfe und Gestrüpp, über Felsen und Baumstrunken, durch Mimosen und Gebüsch verstrickt und verkettet durch Dornen und Schlingpflanzen, was auf einem Gemälde sehr schön gewesen wäre, aber in der Wirklichkeit verdammt unpoetisch aussah.

Vamos, por la santissima madre, vamos! ertönte wieder, und das Geschrei wurde von den Mexicanern wiederholt, in grellem, schrillem Tone, der unsere Ohren seltsam zerriß und die Pferde erschreckte und antrieb. Hurrah! Weiter ging es durch Dornen und Gebüsch, die uns zerkratzten und zerrissen, und unsere Kleider zerfetzten. Wenn es lange so fort geht, sind wir unbekleidet; es ist ein wahres Wettrennen. Voran die beiden Führer, sich bückend, winkend, niederbeugend, bald auf die eine, bald auf die andere Seite, gleich einem Page Mandarinen oder indischer Götzen, hinter ihnen ein Zapoteke in seiner malerischen Kapuze, dann die Frauen, dann mehrere Zapoteken. Da wird nicht an Rang und Höflichkeitsbezeugungen gedacht, und Rowley und ich, die unter den letzten gewesen, führten nun den Nachtrab an.

„Vamos por la santissima! Las aguas, las aguas,“ riefen zugleich zwanzig Stimmen. „Verdammte Mareen, könnt ihr nicht schweigen mit eurem ewigen Vamos? Es können unmöglich weiter als zwei Meilen seyn bis zur nächsten Niederlassung oder dem Dorfe, von welchem ihr gesprochen, und der Anschein ist jetzt nicht so drohend. Es ist wohl schwül, aber nur durch die Dünste des verfluchten Sumpfes, dem wir gerade nahe sind, und wir können das Quicken der Alligatoren und Ochsenfrösche hören. Dort sind sie, die lieblichen Thiere; ein Paar gucken nach uns und strecken ihre zierlichen Köpfe und zarten Schnauzen aus dem Schlamme und Koth. Die Nachbarschaft ist nicht die beste, aber zum Glück der Fußsteig fest und sicher, sorgfältig angelegt, augenscheinlich von indianischen Werkleuten; nur Indianer können arbeiten und leben und reisen in solch pestilenzialischem Qualm. Gott sey Dank! wir haben's endlich hinter uns. Wieder auf festem Waldgrund, mitten in der herrlichen Einförmigkeit ewiger Palmen und Mahagonibäume. Aber schaut her!

(Fortsetzung folgt.)

Skizzen aus Nubien.

Suakin.

(Schluß.)

Ferner nimmt jedes Schiff von Suakin eine Quantität Matten von Dumblättern mit; sie sind durch ganz Hedschas und Jemen in allgemeinem Gebrauch. Daselbst sind Dumbäume selten und wenige Menschen lassen sich so weit herab, ihren Lebensunterhalt durch Handarbeit zu verdienen, denn die in Hedschas sind so faul wie die im innern Spaniens; doch wie hier lebt ein großer Theil des Volks von den Spenden und Austheilungen der religiösen Stiftungen, die von jeher den frommen Müßiggang befördert haben. Die Fußböden der Moscheen zu Mekka und Medina sind mit solchen Matten belegt, die fast jedes Jahr durch die Geschenke der Pilger erneuert werden, und wenige Hadschis verlassen Mekka, ohne eine kleine in Gestalt eines Teppichs niedlich gearbeitete Matte von Suakin mitzunehmen, um darauf bei dem Beten zu knien. Die Matten werden von den Beduinen in den Bergen von Suakin gemacht. Ein kleiner Schellfisch, der an der afrikanischen Küste sehr gewöhnlich ist, wird ebenfalls nach Dschidda ausgeführt; vorzüglich essen ihn Kinder und arme Leute; er heißt Saeumbak und soll ein Mittel wider den Durchfall seyn. Auch werden Durra, Wasserschläuche und Matten nach Hodeida in Jemen ausgeführt, welches der Hauptmarkt für die Pferde ist, welche von den Kaufleuten aus Suakin aus den Nilgegenden dahin gebracht werden. Der Scherif von Jemen kauft gern afrikanische Hengste und zahlt für einen 200 Dollars. Dromedare von der trefflichen Bischarieare bringt man gleichfalls an Bord der großen Schiffe und schafft sie auch Dschidda. Kommen sie

Digitized by Google

glücklich da an, so wird das Stück für 60 bis 80 Dollars oder ungefähr achtmal theurer verkauft als man für sie zu Suakin zahlte, allein es stirbt wenigstens die Hälfte von den eingeschifften Thieren auf der Ueberfahrt; die Fracht für jedes Stück beträgt 10 Dollars.

In Dschidda kaufen die Handelsleute von Suakin alle indischen Waaren, die man für die afrikanischen Märkte braucht, nebst denjenigen Luxusartikeln, nach welchen in Suakin Nachfrage ist. Dergleichen sind Kleider und Schmuck für Frauen, Hausgeräthe, indischer Zucker, Kaffeebohnen, Datteln, welche im östlichen Nubien selten sind. Auch wird von Dschidda eine Menge Eisen zu Lanzen und Messern eingeführt; diese werden von gewöhnlichen Schmieden verfertigt, welche die einzigen Handwerker sind, die ich zu Suakin außer den Maurern und Zimmerleuten zu sehen bekommen habe, und welche allen Beduinen in einem Umkreise von fünfzehn Tagereisen diese Waffen liefern.

Der Seehandel wird hauptsächlich mit Schiffen betrieben, welche den Einwohnern von Suakin und Dschidda gehören, deren fast ausschließliches Geschäft darin besteht, zwischen den beiden Küsten hin und her zu fahren. Es vergeht keine Woche, ohne daß nicht einige Schiffe von Dschidda ankommen oder nach diesem Hafen unter Segel gehen. Während meines Aufenthalts fuhr ein Schiff nach Hodeida, ein anderes nach Mokka und neun nach Dschidda; das Schiff nach Mokka war mit Sklaven beladen. Eingeborne von Suakin haben sich in den meisten Städten von Jemen niedergelassen, wo sie die Stelle von Geschäftsführern für ihre Landsleute versehen. Die Schiffe werden oft mit Beduinen bemannt, die eben so geschickt in der Handhabung des Tauwerks als im Zubinden der Stricke ihrer Kamelladungen sind; allein der größte Theil der Matrosen besteht aus Somaulis von der afrikanischen Küste zwischen Habesch und Cap Gardafui, welche die thätigsten Seeleute auf dem rothen Meere sind. Der Steuermann ist gewöhnlich ein Mann von Dschidda oder aus Jemen. Die Einwohner von Suakin sind auch fleißige Fischer und haben beständig einige Dutzend kleine Fischerboote auf der See. Fische findet man immer auf dem Markt.

Suakin kann als einer der ersten Sklavenmärkte im östlichen Afrika betrachtet werden; es führt jährlich von Schendy und Sennaar 2 bis 3000 Sklaven ein, fast eben so viel als nach Esne und Siut in Aegypten und nach Massaua in Habesch kommen, wo sich die Anzahl der jährlich durchgeführten Sklaven auf 4000 beläuft. Man kann annehmen, daß von diesen vier Punkten, aus den südlichen Häfen von Habesch und von der Mozambikküste, Aegypten und Arabien jährlich 15 bis 20,000 Sklaven beziehen, welche aus dem Innern Afrika's kommen.

Der Markt von Suakin wird in dem Geif auf einem offenen Platz gehalten, der von Hütten umgeben ist, wo man fast dieselben Artikel zum Verkauf ausgestellt findet, wie zu Schendy. Alle in der Umgegend hausenden Beduinen beziehen ihren Durrabedarf von daher für Häute; der Verkauf der Durra an die nördlichen Beduinen ist für die Hadherebe und Hadendoa sehr vortheilhaft. In allen kleinen Geschäften vertritt die Durra die Stelle der Münze; bei dem Großhandel sind die Dollars gewöhnlich. Weder der Piaster, noch der Para, noch die Goldmünzen der Türkei werden genommen, aber man hat viele in vier Theile zerschnittene Paras, womit man Gegenstände von wenigem Werth bezahlt. Die Gewürzläden auf dem Markt von Suakin werden ausschließlich von öffentlichen Frauenzimmern gehalten, welche Sklavinnen aus Habesch sind, denen ihre Herren die Freiheit geschenkt haben. Alle Frauen in dem Geif gehen unverschleiert; diejenigen aber, welche auf der Insel wohnen, sind verschleiert und wie die Frauen in Arabien gekleidet.

Auf der Insel ist ein Kaffehaus, wo alle wichtigen Geschäfte zwischen den Stadtbewohnern und den Hadherebe gemacht werden. Der Kaffee wird mit Durra bezahlt. Die Verbindung zwischen der Insel und dem Geif geschieht durch Flöße; denjenigen, der das Floß lenkt, bezahlt man mit einer Handvoll Durra; aber diesen kleinen Fahrlohn haben die Einwohner von Suakin selten Lust zu bezahlen; sie ziehen sich aus, befestigen ihren Mantel, ihre Sandalen und ihr Schwert auf dem Kopfe und schwimmen auf dieselbe Art über den Canal, wie die Aegyptier über den Nil. Sie sind die gelehrtesten Schwimmer, die ich je gesehen habe, und besitzen eine vorzügliche Geschicklichkeit darin, den Körper bis oben an die Schultern im Wasser in einer geraden Stellung zu erhalten, während sie mit ihren untersten Theilen vorwärts arbeiten, als ob sie sich auf festem Boden befänden.

Die Beduinen von Suakin haben außerordentlich viel Vieh; man läßt es bloß während der Monate, welche unmittelbar auf die Regenzeit folgen, in der Nachbarschaft, wo die umliegenden Ebenen etwas Weide liefern. Während der übrigen Zeit des Jahres treibt man es unter der Aufsicht von Hirten in den Lagern der Hadendoa in die Berge. Zwischen der Stadt, deren Bewohnerzahl sich auf 10,000 belaufen mag, und allen benachbarten Beduinen findet täglich ein lebhafter Verkehr statt.

Etwa drei Stunden von Suakin befindet sich ein Wadi im Gebirge, der von einem Bach bewässert wird und voll Dattelbäume steht; es halten sich gegenwärtig daselbst einige Beduinenfamilien auf. Zu Suakin geht die Sage, daß als dieser Ort der Aufenthalt eines Pascha gewesen, in diesem Wadi eine Stadt gestanden habe, welche von Suakins Bewohnern häufig besucht worden sey und wo der Pascha selbst einen Theil der heißen Jahreszeit in einer kühlen Wohnung zugebracht habe.

Während meines Aufenthalts zu Suakin erhob sich der heftigste und ungestümste Samum, den ich mich je erlebt zu haben erinnere. Die ganze Atmosphäre schien in Flammen zu stehen; nur mit einiger Mühe entgingen wir der Gefahr, durch die Sandwolken erstickt zu werden, die nach allen Richtungen umhergetrieben wurden.

Die Habsucht der Schiffseigenthümer, welche häufig ihre Schiffe überladen, führt nicht selten den Untergang derselben herbei. Erst kürzlich waren zwei Schiffe auf ihrer Fahrt von Dschidda nach Suakin mit einer Menge Negerpilger an Bord an der Küste nördlich von Suakin gescheitert; nur wenige waren mit dem Leben davon gekommen und die Ladungen gänzlich verloren gegangen. Kein Jahr vergeht ohne solche Unfälle; allein der arabische Seemann sagt: Allah ist groß! und folgt der alten schlimmen Gewohnheit.

Der Strand von Suakin und die ganze Küste weiter hinauf ist sandig und bietet zahlreiche Kalkschichten; allenthalben findet man eine große Menge Muscheln, besonders bemerkte ich die kleine weiße Muschel Woda, womit die Zigeunerinnen in Nubien und Aegypten wahrsagen, indem sie dieselbe in die Höhe werfen, wenn sie den Namen einer Person nennen und die Lage beobachten, in welcher sie auf die Erde fällt.

Torfmoor in Irland. Die Gesammtfläche von Irland beträgt 20 Mill. Acres, worunter man 2,830,000 Acres Torfmoor (bog) rechnet, nahezu ein Siebentel der ganzen Oberfläche. Von diesen Torfmoaren sind 1,576,000 Acres in der Ebene, der Rest mit 1,254,000 Acres ist Bergtorfmoor. Die erstern sind über die mittlern Theile der großen Kalksteinfläche, die letztern namentlich in dem Bergland längs der Küste vertheilt. (The industrial Resources of Ireland.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 192.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

10 Julius 1844.

Cuba.

Wir wollen keineswegs die etwas dunkle Geschichte der neuern Sklavenaufstände hier erörtern, noch uns in philanthropischen Phrasen über den Zustand der Neger ergehen, denn der Milchbrei dieser philanthropischen Kindlichkeit ist, um mit Menzel zu reden, längst versauert. Auf Cuba finden jetzt periodische Sklavenverschwörungen statt, wie sie auch auf den englisch-westindischen Inseln vor der Emancipation in großer Anzahl stattgefunden haben und sämmtlich unterdrückt wurden, wie es denn überhaupt eine merkwürdige Sache ist, daß noch keine europäische Colonie durch einen glücklichen Negeraufstand gestürzt worden ist. Man führe Domingo nicht an, denn eben dieß Beispiel spricht dagegen. Die Neger, von dem Convent für frei erklärt, hatten ohne die Spaltungen unter den Weißen und ohne den entschiedenen Beistand der Republicaner, die sich der Schwarzen gegen die als Adelige verschrienen Pflanzer bedienten, nie den Sieg errungen. Wir wollen indeß keineswegs aus dem Umstand, daß noch nirgends die Neger aus eigener Kraft eine Colonialregierung gestürzt und einen eigenen Staat errichtet haben, die Folgerung ziehen, daß man sie also in Sklaverei halten dürfe, indem sie zu einem eigenen Staatsleben unfähig seyen, wohl aber diese, daß durch den Fortschritt der Schwarzen in Westindien überhaupt allmählich ein Zustand eintritt, wo die Sklaverei sich nicht mehr halten kann und doch die Freiheit nicht durch Verdrängung der Weißen zu erringen ist. Ein solcher anarchischer Zustand steht für Cuba allerdings nahe bevor, und O'Donnell mit seinen 30,000 Mann Truppen auf der Insel ist wohl im Stande, jeden Aufstand niederzuschlagen, aber nicht die Anarchie zu verhindern. Man sagt, daß Neger aus den westindischen Inseln sowie aus St. Domingo herüberkommen, um den Aufstand anzufachen; wie aber dem auch seyn mag, so viel ist gewiß, daß der Zustand von St. Domingo und von Englisch-Westindien nicht ohne Einfluß auf Cuba bleiben kann und fortwährend als Gährungselement wirken muß.

O'Donnell, der Generalcapitän von Cuba, erschwert durch sein Verfahren die Lage der Insel ungemein. Sein Vorfahr hatte in Gemäßheit der von Madrid erhaltenen Instructionen die Einfuhr neuer Sklaven, der Bozales, welche immer die Sklavenmasse in tieferer Rohheit erhalten, allmählich gehemmt, O'Donnell aber, ein Geschöpf der neuen Regierung Spaniens, dem diese Generalcapitanerie als Belohnung seiner Dienste zugefallen, läßt den Sklavenhandel wieder in vollem Umfange zu, und wird sich, da von jedem eingeführten Sklaven 24 Piaster an den Gruecalcapitän gezahlt werden, bald ein hinreichendes Vermögen gesammelt haben. Man sagt, die Regierung in Madrid habe ihm bereits starke Vorstellungen wegen der Einführung der Sklaven gemacht, aber O'Donnell weiß zu gut, daß man solche Vorstellungen in Madrid nur auf das Andrängen der unbelleten Engländer und sehr widerstrebend macht, und kümmert sich wenig darum, denn wenn auch die schwache Regierung in einiger Zeit sich genöthigt sieht, ihn abzurufen, so hat er sich unterdessen ein Vermögen gesammelt, und die Engländer werden auch nicht allzu eifrig seyn, ihn absetzen zu lassen, da sie sich an den Fingern abzählen können, daß sie dadurch nur den Namen, aber nicht die Sache ändern. Der Regierung Espartero's war es Ernst, einestheils die Forderungen Englands, so weit es sich mit dem Vortheil Cuba's vertrug, zu befriedigen, anderntheils durch die Einstellung der Einfuhr frischer afrikanischer Neger den Zustand auf Cuba allmählich zu verbessern; bei der jetzigen Regierung Spaniens aber werden die Vorstellungen der Engländer wenig fruchten. O'Donnell scheint sich auch deßhalb um die Verträge mit England durchaus nicht zu kümmern, und handelt ihnen ziemlich offen entgegen. Er weiß, daß England sich nur im äußersten Falle zur Gewalt entschließen wird, und hat 30,000 Mann wohl disciplinirter Truppen zu seiner Verfügung, um einem ersten Angriff zu widerstehen; auch kennt er die Verhältnisse zwischen England und den Vereinigten Staaten hinreichend, um jedenfalls zu wissen, daß letztere Cuba nie in die Hände Englands fallen lassen werden. Somit hält er sich für sicher und spottet der Verträge, der Sklavenhandel dauert fort, die Aufstände werden mit bewaffneter Macht niedergeschlagen, sind auch wohl kaum so furchtbar, als die Abolitionisten sie darstellen, und von den englisch-westindischen In-

Digitized by Google

sein hört man die lebhaften Klagen, daß so wie die Aussichten jetzt stehen, der große Anbau tropischer Producte sich immer mehr nach Cuba ziehen werde, zum Schaden Englisch-Westindiens und des an innerer Zerrüttung leidenden Haytis, wo der Kampf der Racen sobald noch keinen dauernd ruhigen Zustand gestatten wird.

Zwei Nächte in Südmerico.

(Fortsetzung.)

Eine neue und prächtige Landschaft öffnete sich plötzlich unsern Blicken, und schien gleichsam in dem durchsichtigen Luftkreise zu schweben. Auf allen Seiten Berge, diese links in tiefem Schatten, jene rechts gleich riesenhaften Lichtgestalten in einer Schönheit und Pracht, die übernatürlich erschien, und jeder Baum, jeder Zweig in seiner eigenen, frischen, herrlichen Färbung.

Vor uns lag das Thal in seiner südlichen Ueppigkeit und Schönheit, ein Blumen- und Blüthenbeet bis zum höchsten Gipfel der Palmenbäume, von denen einige bis zur Höhe von 150 bis 180' aufgeschossen waren. Tausende, Millionen von Convolveln, Paulinien, Bignonien, Dendrobien kletterten von den Farrnkräutern zu den Baumstämmen, von den Stämmen zu den Zweigen und höchsten Wipfeln empor, und fielen dann anmuthig nieder, Mangrovebäume und Granitblöcke umwindend und umschlingend. Es war uns wie ein Zauberspiel, als wir aus dem Dunkel des Waldes plötzlich in die strahlende Beleuchtung und glühende Färbung des herrlichen Thales vor uns blickten.

„Misericordia, misericordia! Audi nos peccadores! Misericordia! las aguas!" riefen und flehten allzumal die Mexicaner in den verschiedensten Lauten von Entsetzen und Verzweiflung. Wir blickten umher. Was konnt' es seyn? — Wir sahen — Nichts. Nichts, als zwischen den beiden Bergen, welche gleich mächtigen Vorgebirgen das Thal umfassen, eine aufsteigende Wolke. „Was gibts?" „Was bedroht uns?" Ein Duzend Stimmen antwortete uns —

„Por la Santa Virgen! Fort, fort! Es ist keine Zeit zum Reden! Wir haben noch zwei Stunden zurückzulegen, und in Einer kommt die Fluth!"

Und wieder begannen sie ihren heulenden, kreischenden Chor von: „Misericordia! Audi nos peccadores!" und „Santissima Virgen!" und „Todos Santos y angeles!"

„Sind die Burschе toll?" polterte Rowley, „und wenn die Wassee kommen, so werden sie uns nicht verschlingen. Ein wenig mehr oder minder in die Traufe zu kommen ist nicht der Rede werth. Seyd Ihr denn von Zucker oder Salz? Ich wurde manchmal in den Vereinigten Staaten eingeweicht ohne großen Schaden. Und unsere Platzregen sind auch kein Kinderspiel!"

Indem wir um uns her blickten, fiel uns unwillkürlich die schnelle Veränderung des Himmels auf. Sein dunkles, goldenes Blau war verschwunden und durch ein trübes, glimmendes Grau ersetzt. Selbst die Beschaffenheit der Luft war anders geworden; sie war weder warm noch kalt, aber ihre Leichtigkeit und Weichheit war nicht mehr zu fühlen, sie drückte und lastete schwer auf uns. Alsbald sahen wir die dunkle Wolke stufenweise aufsteigen hinter den Hügeln und dann umherwogen, bis sie über dem Thale hing wie ein ungeheurer Nachtvogel, dessen Flügelspitzen auf den Bergen zu beiden Seiten ruhten. Zu unserer Rechten sahen wir ganz nahe die Mauern und Dächer von Quidricovi.

„Warum gehen wir nicht in die Stadt," rief ich den Führern zu, „wir können nicht mehr fern seyn?"

„Mehr als fünf Stunden," antworteten die Männer mit Kopfschütteln und ängstlich nach der Wolke blickend, die stets dunkler und drohender sich dehnte und anschwoll. Sie glich einem furchtbaren Ungethüm oder einem fabelhaften Kraken, der mit seinen Krallen sich fortschob und weithin seinen grauenhaften Schatten warf über Hügel und Thal, Wald und Klüfte, und sie in Nebel und Finsterniß hüllte. Rechts und hinter uns waren die Berge noch roth und golden, von der Sonne beschienen, aber links und vor uns war alles schwarz und dunkel. Mit Einem Blick sahen wir die tiefste Finsterniß und den sonnenhellsten Tag, die sich begegneten, aber nicht vermengten. Es war ein fremdartiger, unheilvoller Anblick!

Unheilvoll genug; die Thierwelt schien ihn zu fürchten, wie wir selbst. Die plaudernden Papageyen, die hüpfenden, geschwätzigen, plaudernden Affen, alle Vögel und Thiere, kreischend und schreiend, flatternd und springend, als suchten sie Schutz vor naher Gefahr. Selbst unsere Pferde begannen zu zittern und zu keuchen, wollten nicht weiter, sinkten und schnaubten, die ganze Thierwelt gerieth in Bewegung, wie ergriffen von überwaltigendem Schreck. Der Wald wimmelte von lebenden Geschöpfen. Woher kommen sie alle? Auf allen Seiten hört man das Heulen und Schnauben der wilden Thiere, das furchtsame Rufen und Zirpen der Vögel. Geier und Falken, die wenige Minuten zuvor noch hoch in den Lüften kreisten, flatterten nun schreiend in den Aesten der Mahagonibäume; jedes lebende Geschöpf läuft, rennt und flieht — Affen und Tiger, Vögel und Gewürme.

Vamos por la Santissima! Fort, oder wir sind alle verloren.

Und wir reiten, wir stürzen fort — weder Felsmassen noch Baumstämme, noch Dornen und Gestrüpp halten unsern wilden Lauf zurück. So geht es fort in Sätzen, bald kletternd bald stürzend, in verzweifeltem Ritte, einer Gefahr entfliehend, deren Natur uns nicht ganz klar ist, die wir uns aber groß und ungeheuer denken. Es ist ein furchtbares, schreckenbringender Feind, die dunkle Wolke, die immer näher kommt und stets größer und schwärzer anschwillt; rückwärts blickend trifft uns noch der letzte Strahl der blutrothen Sonne, welche im nächsten Momente unter dem Saume der mächtigen Wolke verschwindet. Stets eilen wir vorwärts. Rudel von Tigern und Affen, klein und groß, Eichhörnchen und Schakals nahen sich, uns Schutz suchend, und da sie keinen finden, rennen sie heulend in den Wald zurück. Nicht ein Lüftchen weht, aber

Digitized by Google

die ganze Natur, Pflanzen und Bäume, Menschen und Thiere scheinen vor Furcht zu zittern und zu beben. Unsere Pferde schwitzen und ächzen, wie sie fortsprengen mit weit geöffneten Nasenlöchern und schimmernden Augen, an allen Gliedern zitternd und halb toll vor Angst; ihre Sprünge und Sätze gleichen mehr denen des gejagten Tigers als denen des Pferdes.

Die Gebete und Anrufungen der Mexicaner dauern ohne Unterlaß fort, bald lispelnd, bald ächzend und seufzend in jeder Tonweise; die erdfahle Farbe höchsten Entsetzens war auf jeglichem Gesichte. Einige Augenblicke herrschte eine Todesstille, eine unnatürliche Ruhe rings um uns her: es war als hielten alle Elemente ihren Athem an sich, um ihre Kräfte zu einem gewaltigen Ausbruch zu sammeln. Dann hörte man einen dumpfen, wehklagenden Ton, der aus den Eingeweiden der Erde zu dringen schien. Die Warnung war bedeutsam.

„Halt! halt!" riefen wir den Führern zu; „halt! laßt uns Schutz suchen gegen den Sturm!"

„Fort, fort! Um des Himmels willen! oder wir sind verloren!" war die Antwort.

Dank dem Himmel! der Pfad wird breiter — wir kommen an einen Abhang — sie führen uns aus dem Walde heraus. Wäre der Sturm gekommen, während wir unter den Bäumen hingezogen, die fallenden Aeste hätten uns zerschmettert. Wir sind nahe an einer Thalschlucht.

„Schnell! schnell!" riefen die Mexicaner. „Madre de Dios! Dios! Dios!"

Und wohl mochten sie zu Gott rufen in jenem Augenblicke des Schreckens. Die Riesenwolke öffnete ihren Rachen und warf Feuerzungen aus, — gespensterhafte weiße Flammen, die seltsam und schauerlich gegen den dichten dunklen Hintergrund abstachen. Ihnen folgte ein Donnerschlag, vor dem die Erde erbebte, dann eine Pause, wo man nichts hörte als das Schnauben unserer Pferde, welche sich durch den Hohlweg drängten und die steile Seite eines Hügels erklommen. Die Wolke öffnete sich wieder und zum zweitenmal wurde rings alles beleuchtet. Dann abermals ein Donnerschlag, und gleich als hätten sich die Thüren seines Kerkers plötzlich geöffnet, rauschte der Sturm heran in seiner Macht und Wuth, und zerbrach und zertrümmerte, und wehte hinweg, was ihm entgegenstand. Die Bäume des Waldes bebten und wankten für einen Augenblick, als wollten sie seiner Wuth widerstehen, aber umsonst; bald lagen viele tausend Morgen des kräftigsten Waldes mit einem furchtbaren Krachen wie das Dröhnen der Kanonen danieder, die Aeste zerschmettert, die Wurzeln ausgerissen; es war nicht länger ein Wald, sondern ein Chaos, ein Ocean von Zweigen und Baumstrünken, welche umhergeworfen wurden wie Meereswellen, oder in die Lüfte gestreut wie Strohhalme; die Luft war verfinstert mit Staub, Blättern und Zweigen.

„Gott sey uns gnädig! Rowley! Wo seyd Ihr?" Keine Antwort. „Was war aus ihnen allen geworden?"

Ein zweiter Windstoß, noch wüthender als der erste. Können Berge ihm widerstehen? Stürzen sie nicht ein? Bei dem Allmächtigen, es geschieht! Die Erde bebt, unser Hügel wankt und weicht, die Luft wird dick und erstickend — voll Staub, Salpeter und Schwefel. Wir schwanken gleichsam. Alles ist finster wie die Nacht. Wir sehen nichts und hören nur das Heulen des Sturmwindes und den Donner und das Krachen der stürzenden Bäume und zersplitterten Aeste.

(Schluß folgt.)

Die Räuberbanden in Indien.

(Asiatic Journal Juniust.)

Man weiß zwar im allgemeinen, daß in Indien ausgebreitete Räuberbanden sich finden, aber man hat kaum einen Begriff von der Ausdehnung und dem Einfluß dieser socialen Verschwörung. Man nennt sie gewöhnlich Baddaks und Kitschaks, aber auch diese gehören nur zu einem weit ausgedehntern Bunde, der durch das ganze Land verbreitet scheint, in die ganze Gesellschaftsverfassung eindrang und vielen Classen der Hindus in Betreff ihrer religiösen Ansichten einen Stempel aufdrückt, ähnlich dem der Thugs, und so schauderhafte Unthaten zeigt, wie der Glaube der Khunds. Bis jetzt haben die Untersuchungen nur einen geringen Theil des Schleiers gelüftet, und das Bestreben geht fürs erste dahin, sich zu vergewissern, ob wirklich die Verzweigungen der Räuberkasten durch das ganze Land gehen. Ueber ihren Ursprung weiß man wenig; man der einen Verbrüderung will man wissen, daß sie aus einem entlassenen Regiment eines frühern Königs von Audh entsprang; andere fühlen Mangel und Noth zusammen, aber diese Erklärungen erklären eigentlich noch gar nichts. Wenn man Stämme findet, gleich diesen Räuberstämmen, mit einer gemeinsamen Sprache und gemeinsamen religiösen Gebräuchen, so ist es klar, daß die geheime Quelle, aus der das ganze System entsprang, erst noch entdeckt werden muß, denn von diesem weiß man bis jetzt noch sehr wenig.

Das Leben eines Kitschak oder Baddak ist kurz geschildert. Gewöhnlich ist er der Sohn eines Räubers. Sein Vater lebt dem Namen nach als Reiat auf den Besitzungen eines Gutsherrn, der den Aufenthalt einer Abtheilung solcher Räuber gestattet und ihren Gewinn theilt. Gewöhnlich wohnen zehn auf einem Gut, diese stehen unter einem Dschemadar (Sergeanten) und sind in Verbindung mit zwei oder drei andern kleinen Banden, die zusammen unter einem Siedar stehen, welcher Spione unterhält, um über die Häuser reicher Eingebornen oder den Durchzug reicher Ladungen durch das Land Nachricht zu erhalten. Diese Nachricht wird den Dschemadars mitgetheilt, welche dann als Pilger, oder Vogelfänger, oder sonst in einer Verhüllung abreisen und an einem bequem gelegenen Ort eine Zusammenkunft halten. Hier wird über die Vertheilung der Beute verhandelt, und wenn eine Abtheilung gerade nicht sonderlich bei Geld ist, um sich gehörig auszurüsten, so schießt einer, meist der Anführer, Geld vor gegen Rückzahlung, natürlich zu hohen Zinsen, z. B. 250 Rupien für empfangene 200. Dann wird der Plan verabredet und die Schaaren trennen sich. Sie reisen in sehr kleinen Abtheilungen von drei oder vier Personen, und schicken einige Leute voran, um ihre Lanzenspitzen und Axteisen an einem passenden Ort in der Nähe der zum Raub bestimmten Stelle zu verbergen. So vermeiden sie die Last und die Gefahr, die mit dem

Digitized by Google

Waffentragen verbunden iſt. Wenn ſie an dem Sammelpunkt ankommen, ſchneiden ſie Bambusſtöcke für ihre Waffen und rüſten ſich zum Angriff. Manchmal marſchiren ſie keck am hellen Tageslicht nach dem beſtimmten Hauſe und rauben es mit Gewalt aus, unter dem Geſchrei der Dorfbewohner, die ſich aber ſelten widerſetzen. Manchmal ſind ſie vorſichtiger. Iſt eine Polizeiwache in der Nähe, ſo wird dieſe von einer auserwählten Schaar beobachtet, einzelne Pikete ausgeſtellt und dann das Haus mit der Hauptmacht angegriffen. Eine dunkle Nacht wird ausgewählt, dann plötzlich eine einzelne Fackel angezündet, die Thüre mit Aexten eingeſchlagen oder die Mauern mit Leitern überſtiegen; wer ihnen entgegenkommt wird ermordet und alles ausgeplündert.

So wie ein junger Kitſchak aber Badak heranwächst, wird er in die Geheimniſſe des Gewerbs eingeweiht und begleitet die Raubzüge. Wenn alles vorüber iſt, trennt ſich die Schaar wieder und kommt an einer andern Stelle zuſammen. Der Sirdar theilt dann den Raub, macht ſich für die Auslagen bezahlt, nimmt einen Antheil für die Muſtavſchirs, auf deren Ländereien ſie leben, und dann wird der Ueberreſt nach der Verabredung vertheilt. Jeder geht heim und lebt dann Monate, vielleicht ein Jahr lang ruhig, bis ein Sirdar eine neue Raubgelegenheit auswittert. Das auf dieſe Weiſe gewonnene Geld wird meiſtens ſchnell verſchwendet, manchmal aber auch aufbewahrt und ſchwillt dann raſch zu einer großen Summe an. In dem Bericht eines Beamten iſt ein Sirdar erwähnt, der ſeiner Wittwe ein Lak (100,000) Rupien hinterließ, aus welchem Vermögen ſie die Bande ihres Mannes unterhielt und als Räuber in ihrem Dienſt gebrauchte. Dieß Verfahren ſcheint ſich indeß nicht ſo vortheilhaft gezeigt zu haben, als der andere Plan gleicher Vertheilung.

Das Geheimniß der Verbindung wird zum Theil durch eine beſondere Sprache, zum Theil durch die Nachſicht der Polizei und Unterbeſitzer, zum Theil auch durch den Schrecken erhalten, den ſie dem Volk einflößen. Die Disciplin der Mannſchaft und ihre große Zahl ſichert den Erfolg. Wie weit dieß Raubſyſtem geht, läßt ſich unmöglich beſtimmen, es ſcheint aber keine übertriebene Angabe, wenn man zwanzig bedeutende Raubthaten (decoities) in einem Jahre in einem Diſtrict rechnet und jeden Raub zu 1000 Rupien. Die Kitſchaks allein ſollen in Bengalen während der letzten 15 Jahre 150 bis 200 Raubthaten begangen haben. Die Kitſchaks ſind aber nur Ein Stamm von Einer Kaſte. In derſelben Zeit war die Summe der Raubthaten, die von ſämmtlichen Stämmen in einem einzigen näher bekannten Diſtrict begangen wurden, viel größer.

So viel man weiß, laufen dieſe Raubthaten nie ohne Menſchenverluſt ab; die Räuber ſind wirkliche Mörder, und zwar ganz kaltblütige Mörder. Die Leute, welche man als Ankläger gewann, zeigen ſich völlig unwiſſend oder ganz gleichgültig darüber, ob Menſchen dabei umkamen oder nicht. Die Räuber ſelbſt verlieren ſelten Leute, nur wenn man Feuerwaffen gegen ſie braucht, ſind ſie ſchnell entmuthigt und zerſtreut, weßhalb ſie auch ſelten eine Unternehmung gegen europäiſche Wohnungen, oder wo Truppen in der Nähe ſind, wagen. Mit der Polizei ſtehen ſie gewöhnlich im freundlichſten Vernehmen, aber wenn dieß nicht der Fall iſt, halten ſie dieſelbe durch eine Abtheilung der Verwegenſten unter ihnen in Furcht. Man hat ſehr wenig Beiſpiele, daß die Polizei zur Hülfe herbeikam, aber wenn ſie auch kam, wirkſam einſchritt.

Wenn die Welt noch nicht gehörig aufgeklärt iſt, welche ſchöne Früchte dieſe Kaſten tragen, ſo kann man es an dieſen Räubern lernen. Hier entfaltet ſich die Kaſte in allem ihren Glanz, die Eintheilung zur Theilung der Arbeit iſt vortrefflich, und beruht nicht nur auf den beſten Grundſätzen der politiſchen Oekonomie, ſondern auch auf der Religion. Wenn es auf einen Raubzug gehen ſoll, fragen ſie ihre Götter um Rath, bitten, daß der weibliche Schakal ſein Geſchrei vernehmen laſſe, ſchlachten eine Ziege, tauchen die Hand in ihr Blut und ſchwören einander Treue. Dann ziehen ſie aus auf Raub und Mord, danken der gnädigen Göttin, die ihr Unternehmen begünſtigte, und opfern vielleicht an einem heiligen Ort etwas von ihrer Beute. So freundlich, ſo wohlwollend, ſo tolerant ſind dieſe Leute, daß ſie ſelbſt auf höfliche Bitten von Leuten anderer Religion Rückſicht nehmen. „Ein alter mohammedaniſcher Fakir,“ ſo erzählte Lukha, ein Räuber der zum Angeber ſeiner Genoſſen geworden war, nachdem er einen Zug berichtet, in welchem viele Perſonen verwundet worden waren, „wohnte in der Nähe bei ſeinem Heiligthum, und bat uns um eine Gabe auf ſo höfliche Weiſe, daß wir ihm alle auf dem Zuge genommenen Kleider gaben, die etwa die halbe Beute ausmachten.“ Sollte der Ganga das Boot nicht hinüberlaſſen über ſeine Gewäſſer, wenn das Ruder zerbrochen iſt und der Fährmann ſich nicht mehr zu helfen weiß, ſelbſt wenn man alle Beute zu opfern verſpricht, was iſt dann zu thun? Es gibt ein ſicheres Mittel. Man wirft das Geld über Bord und das Boot wird bald, von göttlicher Gewalt getrieben, nach dem Ufer ſchwimmen. Alles geſchieht mit eigenthümlicher Feierlichkeit, und Lukha erzählte einen Fall, wo der Anführer Miherban die Hände betend emporhob und ſprach: „wenn es dein Wille iſt, o Gott! und der deinige, Kali, daß unſer Unternehmen glücke, um der Blinden und Lahmen, um der Wittwen und Waiſen willen, die von unſerer Arbeit leben, ſo laſſe von Ruf des weiblichen Schakals auf der rechten Seite ertönen.“ Alle übrigen hielten die gefalteten Hände empor und wiederholten die Worte des Anführers. Wenn dieß Gebet vorüber iſt, ſetzen ſie ſich nieder und erwarten die Antwort, rauchen aber dabei ihre Pfeife und ſprechen in leiſem Tone miteinander. Wenn eine Abtheilung mit dem erhaltenen Beuteantheil unzufrieden iſt, ſo trennt ſie ſich von den andern und handelt auf eigene Rechnung, wobei, wie die Ausſagen lauten, einige Beamten und Radſchputen um fünf bis ſechs Rupien monatlich als Helfershelfer gemiethet werden. Merkwürdig iſt es, daß die Räuber kein Weib berühren, und nichts nehmen, was dieſe an ſich tragen. Dieß gilt für ſchimpflich. (Schluß folgt.)

Miscellen.

Kaffee-Einfuhr in England. Dieſe ſchwebt etwa zwiſchen 26 und 30 Mill. Pfund. Davon waren nach der Shipping Gazette vom 26 Jun. vor vier Jahren noch die Hälfte fremder Kaffee aus nicht brittiſchen Beſitzungen, ſeitdem iſt die Maſſe des Kaffee's aus brittiſchen Beſitzungen, wahrſcheinlich meiſtens aus Ceylon, ſo ſehr geſtiegen, daß jetzt nur ein Drittheil aus fremden Ländern eingeführt wird.

Kirſcheneinfuhr in England. Welchen Handel mit Früchten die Dampfſchifffahrt möglich gemacht hat, davon gibt nachſtehende Einfuhr wiederum einen Beweis. In Hull trafen am 22 Junius zwei Schiffe aus Antwerpen ein, eines mit 542 Körben Kirſchen und 20 Körben weißer Johannisbeeren, ein anderes mit 933 Körben Johannisbeeren, ſo daß dieſe beiden Schiffe über 50,000 Pfund friſche Früchte, die in keiner Weiſe gelitten hatten, dieſer engliſchen Stadt zuführten. (Shipp. Gaz. vom 28 Jun.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortliche Redacteure Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 193.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

11 Julius 1844.

Tuggurt im Wadi Reagh.

Die Franzosen dringen allmählich immer tiefer ins Innere von Nordafrika; so sind sie auch nach Tuggurt gelangt, und Loir Montgazon berichtet darüber in der „Revue de l'Orient" (Mai 1844) im wesentlichen folgendes.

Tuggurt trieb von jeher hauptsächlich Handel mit Sklaven, welche es aus verschiedenen Theilen des innern Afrika's bezog und dann die Märkte von Algier und Tunis damit versorgte. Seit der französischen Besetzung Algiers hat dieser Handel sehr abgenommen, war aber immer noch ziemlich bedeutend, und man schätzte die Zahl der jährlich nach Tunis geschickten Sklaven auf 6000. Nur ein Theil derselben blieb in der Regentschaft; der andere ging nach Konstantinopel und Smyrna. Jetzt aber muß der Handel sehr gefallen seyn, da der Bey von Tunis aus Rücksicht für England und auf die dringenden Bemühungen des Generalconsuls, Sir Thomas Reade, im Jahre 1840 die hölzernen Baracken, in denen man sonst die Sklaven aufbewahrte, niederbrennen ließ, den Verkauf von Sklaven in öffentlichem Aufstreich im ganzen Umfang der Regentschaft verbot und die Ein- und Ausfuhr derselben untersagte.

Sämmtliche Einwohner von Wadi-Reagh bekennen sich zum Islam, denn die Juden, welche man allenthalben findet, wo Handel zu treiben und Geld zu gewinnen ist, sind noch nicht bis in diese Provinz durchgedrungen. Die Bevölkerung besteht aus Mauren, Arabern und Negern, welche theils frei, theils Sklaven sind; alle diese mit den alten Einwohnern des Landes gemischten Racen haben sich so sehr verschmolzen, daß sie ihren ursprünglichen Charakter verloren haben. Die verschiedenen Kreuzungen haben mit der Zeit einen ganz eigenen Typus hervorgebracht; es sind große, hagere, fast bartlose Männer von schwärzlicher Färbung. Sie sind ohne alle Energie, von ausnehmender Indolenz, fast ihr ganzes Leben bringen sie in den Bädern oder Kaffeehäusern zu, rauchen ihre Pfeife und hören auf den monotonen Gesang der Negerinnen, welchen diese mit einer rohen Art Tamburin begleiten. Sie mischen unter den Tabak Blätter von der Takruristaude, eine Art Hanf, die wie das Opium schlafbringende Eigenschaften hat. Diese Pflanze versetzt sie in einen Zustand fortwährender Betäubung und verschafft ihnen einen Halbschlummer mit seligen Träumen.

Die freien Neger treiben Handwerke, auch finden sich auch Negerkaufleute; unter ihnen herrscht eine in Europa unbekannte Krankheit, eine Art Hautwurm, der sich aber von dem bekannten Guineawurm unterscheidet. Er entwickelt sich unten am Bein, in dem Zellgewebe unter der Haut, und steigt spiralförmig bis zum Schenkel herauf. Es kommen Fälle vor, wo er den Bauch und die Brust umkreist und bis an den Hals emporsteigt, ja selbst an einer Person an jedem Fuß einer, deren Wege über dem Bauch und der Brust sich kreuzen. Diese Fälle sind fast immer tödtlich und der Kranke stirbt nach zwei oder drei Jahren in einem furchtbaren Zustand von Entkräftung. Die Neger sollen dem Wurm allein ausgesetzt seyn und denselben gewöhnlich aus dem Sudan mitbringen; wenn das erste Jahr vorüber ist, ohne daß er sich entwickelt hat, werden sie nicht mehr davon ergriffen.

Die Frauen von Tuggurt sind sehr frei, und sie können, mit Ausnahme der Vornehmsten, unverschleiert ausgehen; sie sind gut und schlank gewachsen, mit ziemlicher Gliederfülle ohne die Plumpheit der Maurinnen in den Küstenstädten der Berberei. Ihre Haut ist, wie die der Männer, schwärzlich, ihre Augen sind lebhaft und glänzend, ihre Zähne weiß, ihre Züge ziemlich regelmäßig, und dennoch sind sie nicht hübsch. Ihr Costüm im Hause ist leicht und zierlich; wenn sie ausgehen, hüllen sie sich in eine weiße Wolldecke, die sie über die Schultern schlagen, und deren eines Ende sie über den Kopf ziehen. Man hält sie für lebhaft, wollüstig und sehr ausschweifend, was mit der Apathie und Schlaffheit der Männer in starkem Contrast stände. Abends versammeln sie sich in den schönen, schattigen Gärten, welche die Stadt umgeben, sprechen hier von ihren Liebesverhältnissen und erzählen Geschichten. Diese Orte sind oft auch die Zeugen ihrer Liebesintriguen.

Die Stadt liegt im Amphitheater an einer gegen Nordost abhängigen Höhe, und ist durch eine Kasbah, worin die Wohnung des Bey ist, beschützt und beherrscht. Diese Veste ist

Digitized by Google

gegen die Stadt zu mit Mauer, Glacis und Graben umgeben und steht nur durch ein Thor und eine Steinbrücke mit ihr in Verbindung.

Zwei Nächte in Südmerico.

(Schluß.)

Plötzlich läßt der Sturm nach und alles wird still; aber so rasch, daß der Wechsel schrecklich und unnatürlich ist. Kein Laut ist zu hören, als das Aechzen und Dröhnen der Bäume, mit denen der Grund bedeckt ist. Es ist ein plötzliches Innehalten in der Schlacht, wenn der Kanonendonner und das Gewehrfeuer aufhört, und nur das Wehklagen der Verwundeten, die Seufzer und das Röcheln der Sterbenden noch vernommen wird.

Man hört den Widerhall einer Pistole, dann noch eine, eine dritte — Hundert — Tausende! Es ist die Fluth, las aguas; die Schüsse sind Regentropfen; aber welche Tropfen! jeder von der Größe eines Hühnereies. Sie treffen uns mit der Gewalt von Hagelstücken — betäubend und blendend. Bald unterscheidet man keine Tropfen mehr; die Schleusen des Himmels sind geöffnet; es ist weder Regen noch Fluth, aber ein See, Wasserfälle, Niagaras.

Das Hügelchen auf dem ich stehe, wird vom Wasser unterwaschen, gibt nach und weicht unter mir; in zehn Secunden bin ich im Hohlweg, der in ein Strombett verwandelt ist; mein Pferd ist fort, ich weiß nicht wohin. Der einzige, den ich erblicke, ist Rowley, gleich mir ohne Pferd und gegen den Strom ringend, der uns bis an die Brust reicht und gewaltige Aeste und ganze Bäume fortschwemmt, welche uns jeden Augenblick umstürzen oder gegen die Felsen schleudern können. Wir weichen diesen Gefahren aus, Gott weiß wie, und strengen uns heftig an, dem Strom zu widerstehen und den Rand des Hohlweges zu erreichen; doch sollt' es uns auch gelingen, so ist er so steil, daß wir ihn ohne Hülfe nicht zu erklimmen vermögen. Und woher soll uns Beistand kommen? Von den Mericanern sehen und hören wir nichts; sie sind wohl alle ertrunken oder zerschmettert. Sie waren höher oben am Hügel als wir, und sind deßhalb wahl mit größerer Gewalt niedergeschwemmt und vom Strome fortgerissen worden.

Wir dürfen kein besseres Schicksal erwarten. Ermüdet von unserem Ritte, geschwächt durch das Fieber und die Leiden der verflossenen Nacht, waren wir in einem Zustande, der uns den längeren Kampf gegen die wüthenden Elemente unmöglich machte. Für einen Schritt, den wir gewonnen, verlieren wir zwei. Das Wasser steigt, schon reicht es uns bis unter die Arme. Es ist vergebens länger zu widerstehen. Unser Schicksal ist beschlossen.

„Rowley, alles ist vorüber — laß uns sterben wie Männer. Gott sey unsern Seelen gnädig!"

Rowley war wenig Schritte höher oben. Er antwortete nicht, aber blickte mich an mit einem ruhigen, kalten, trüben Lächeln; dann ließ er ab von seinen Anstrengungen, dem Strom zu widerstreben und den Abhang zu erreichen, kreuzte die Arme über der Brust und blickte rings umher, als wollte er der Welt ein letztes Lebewohl sagen. Die Fluth riß ihn bald zu mir herunter, als rasch ein wildes Hurrah aus seinen Lippen drang, und er aufs neue gegen das Wasser ankämpfte und mit aller Gewalt in dem unebenen, schlüpfrigen Strombett festen Fuß zu fassen strebte.

„Tenga! Tenga!" riefen viele Stimmen, die von Geistern aus der Luft zu kommen schienen, und im selben Augenblick pfiff etwas um meine Ohren und versetzte mir einen tüchtigen Streich ins Gesicht. Mit dem Naturtriebe eines Ertrinkenden griff ich nach dem zugeworfenen Lasso; Rowley war mir ganz nahe und ergriff ihn auch. Er wurde stark angezogen und mit seiner Hülfe erreichten wir festen Grund, und fingen an den Rand der Schlucht zu erklimmen; der aus abschüssigen glatten Felsen bestand, wo der Fuß nur geringe Stütze finden konnte. Gott gebe, daß der Lasso fest sey, er muß eine schwere Last tragen; Rowley wiegt fast zwei Centner, und auch ich bin keine Feder. An einigen Stellen unseres gefahrvollen Aufsteigens sind die Felsen so senkrecht und glatt wie eine Mauer, so daß wir mit unserm ganzen Gewichte uns an den Lasso hängen mußten, der sich immer mehr dehnte und leichte und dünner wurde. Nur ein paar Streifen einer gedrehten Kuhhaut sind zwischen uns und dem scheecklichen Tode an den scharfen Felsen und in den schäumenden Wassern in der Tiefe. Aber der Lasso hält aus, und bald ist die größte Gefahr vorüber: wir fassen festen Fuß auf einer Felsspitze oder Baumwurzel; noch einen Zug über die rauhen Granitplatten, dann noch einen, ein Sprung, ein letzter heftiger Ruck und — Viva! wir werden unter den Armen gefaßt, emporgezogen, aufgerichtet und sinken dann erschöpft zur Erde nieder, umgeben von den Zapoteken, Maulthieren, Arrieros, Führern und Frauen, die vor dem Sturme geschützt sind in einer Art von Höhle.

Von da sahen sie nieder in die Schlucht, wo sie Rowley und mich entdeckten, wie wir um unser Leben mit dem Strome rangen, und so vermachten sie, indem sie mehrere Lassos zusammenknüpften, uns zu Hülfe zu kommen und uns zu retten. Ob diese Hülfe früh genug gekommen, war noch die Frage. Das Leben schien aus unsern Leibern entflohen zu seyn, nach allem dem, was wir ausgestanden hatten; wir vermochten nicht einen Finger zu bewegen, und lagen hülf- und regungslos, mit einem glimmernden, undeutlichen Sehvermögen, das nicht bis zum Bewußtseyn dessen, was um uns vorging, reichte. Ermüdung, Fieber, das Eintauchen in kaltes Wasser in der äußersten Erhitzung, die Leiden aller Art, die wir im Laufe der letzten zwanzig Stunden erduldeten, hatten uns gänzlich erschöpft und darnieder geworfen. Das Unwetter dauerte nicht mehr lange fort, es zog weiter und ließ eine breite Spur der Verheerung nach sich. Die Mericaner machten sich wieder auf den Weg, mit Ausnahme von vier oder fünfen, die bei uns blieben mit unsern Führern und Dienern. Das Dorf, nach dem wir wanderten, war nur eine Stunde entfernt, aber wir waren nicht im Stande diese kurze Strecke

zurückzulegen. Die gutherzigen Zapotteken gaben uns stärkende Mittel, zogen uns die triefenden, zerrissenen Kleider aus und hüllten uns in Decken. Wir fielen in tiefen Schlaf, der den ganzen Abend und einen großen Theil der Nacht andauerte, und uns so sehr erfrischte, daß wir eine Stunde vor der Morgendämmerung aufbrechen konnten, zwar nur langsam und unter großen Schmerzen unserer zerschlagenen, wunden Glieder bei jedem Stoße oder harter Bewegung unserer Maulthiere, auf denen wir mehr hingen als saßen.

Unser Pfad führte über Höhen und Tiefen, stets steigend und fallend. Wir kamen bald über die Strecke empor, die von dem Sturme des vergangenen Tages verwüstet worden war, und nach einem Ritte von ungefähr einer Stunde hielten wir auf dem Rücken einer steilen Bergwand, an deren Fuß nach der Versicherung unserer Führer das Land der Verheißung, die lang ersehnten Hütten lagen.

Während die Maulthiertreiber nach dem Riemwerk ihrer Thiere sahen und das Gepäck vor dem Abwärtssteigen ins Gleichgewicht hingen, saßen Rowlay und ich in weite, mexicanische Manteleapuzen gehüllt auf unsern Mäulern, und blickten nach dem Morgenstern, wie er langsam niedersank und immer blässer und dürftiger wurde. Plötzlich erhellte sich der östliche Himmel und ein glänzender Strahl erschien im Westen; ein Lichtpunkt nicht größer als ein Stern, und doch keiner, er hatte einen rosigen Schein. Dann zeigte sich ein ähnlicher Lichtstrich, nahe dem ersten, der bald zu einer feurigen Zunge ward, die gleichsam die silbernen Gipfel der schneeigen Berge bedeckte. Und wie wir hinblickten, waren fünf, zehn, zwanzig Hügelspitzen so mit derselben Rosengluth übergossen, dann wurden sie zu feurigen Bannern, die am Himmel hin flatterten, während Goldstreifen und Lichtfunken sie umsäumten, wie Meteore von einem Berggipfel zum andern fliegend und sie alle wie Leuchtthürme entzündend. Kaum fünf Minuten waren vergangen, seit die entfernten Berge sich uns wie hohe, gesprenkelte Gestalten gezeigt hatten, deren silberweiße Gewänder mit Sternen besäet schienen; nun glich die ganze Gebirgskette glühenden Vulcanen, die aus der Finsterniß emporragten, die ihre Spitzen und Grundfesten noch drückten, als sichtbare, wundervolle Zeugen der Allmacht dessen, der da sprach: „Es werde Licht! und es ward Licht!“

In der Höhe war überall heller Tag, flammender Sonnenschein. Hie und da brachen Lichtströme aus den Klüften und Schluchten der Berge, und dann gab es einen wundersamen Conflict. Die Schatten der Finsterniß schienen zu leben und sich zu bewegen, und mit den hellen Strahlen zu ringen, die in ihre Massen fielen, und sie von den waldigen Höhen vertrieben, sie zerreißend und zerstreuend wie Spinngewebe, so daß stufenweise zuerst das tiefe Indigoblau der Tamarinden und Chikozapotes erschien, dann das glänzende Grün des Zuckerrohrs, noch tiefer das Dunkelgrün des Nopals, endlich das Weiß und Grün, Gold und Hellgelb der Orangen- und Citronenhaine, und am tiefsten die stattliche Fächerpalme, Datteln und Bananen; alles glänzend von Millionen Thautropfen, die darüber hingen wie ein Schleier, mit Diamanten und Rubinen besäet. Und noch immer war im nächsten Thale tiefe Finsterniß.

Wir saßen still und regungslos, das Zauberbild anstaunend.

Nun stieg die Sonne höher und eine Fluth von Licht erhellte das ganze Thal, welches einige hundert Fuß tief unter uns lag, — ein wahrer Garten, so wie eine nordische Einbildungskraft sich ihn nicht auszumalen vermag, ein Garten von Zuckerrohr, Baumwollsträuchern, Vogelbäumen, vermischt mit Granaten, Erdbeerbäumen und Lauben von Orangen, Feigen und Limonien, Birnen in ihrer Art, zu einer weit größern Höhe aufsteigend, als die Eiche der Vereinigten Staaten; jeder Baum ein ganzes Gewächshaus, eine Blumenpyramide, mit Blüthen bedeckt bis zum äußersten Zweige. Alles war Licht, Frische und Schönheit; jeglicher Gegenstand schien zu hüpfen und zu tanzen in dem vergoldeten Luftkreise. Es war ein irdisches Paradies, neu aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen, und beim ersten Anblick vermochten wir keine menschliche Spur zu entdecken. Doch bald sahen wir das Dorf zu unseren Füßen, die kleinen Steinhäuser mit Blumen überwachsen und unter den Bäumen versteckt, so daß kaum ein Fußbreit Dach oder Mauerwerk zu unterscheiden war. Selbst die Kirche lag in einem Kranze von Pomeranzenbäumen versteckt, und Lianen und strahlblumige Winden kletterten und flatterten um das schlanke Kreuz auf ihrem viereckigen weißen Thurme.

Als wir so hinblickten, erschien das erste Lebenszeichen im Dorfe. Eine blaue Rauchwolke kräuselte sich, gerade aufsteigend über einem Kamin und die Morgenglocke rief zur Andacht. Unsere Mexicaner fielen auf die Knie nieder, bekreuzten sich und wiederholten ihre Ave Maria's. Wir nahmen unsere Hüte ab und lispelten Dankgebete zu Gott, welcher uns beigestanden in der Stunde der Gefahr, und sich uns offenbarte in seinen Werken. Die Mexicaner erhoben sich.

„Vamos! Señores!“ sagte einer von ihnen und legte die Hand an den Zaum meines Maulthieres. „Zum Dorfe, zum Frühstück!“

Wir ritten langsam ins Thal hinunter.

Die schlesischen Salpetersieder in Ungarn.

Die Böhmen rühmen sich, daß sie so viele Künstler, Handwerker und Handelsleute in fremde Länder schicken; Mähren sendet seine Gebirgsbewohner und Walachen weit und breit mit ihren zwar unbedeutenden, aber doch in fremden Ländern nöthigen Kunsterzeugnissen; Slowakenland thut dasselbe; wir sehen bei uns Thurozer, welche ihre seidenen und baumwollenen Gewebe und Bänder verkaufen, die Leinwand kaufenden Arwaer, und kennen allenthalben die Drathzieher aus Trentschin. Auch Schlesien versäumt nicht, seine slawischen Einwohner in die Fremde zu schicken theils als nützliche und nothwendige Handelsleute, theils auch als Gewerbsleute. Dieß sind die Salpetersieder, die man bei den Slowaken auch Pulverbereiter nennt, eine Classe slawischer Schlesier, die in Ungarn 150 Salpeterkessel besitzen, und von der Landes-

Digitized by Google

regierung selbst so geachtet werden, daß manchmal die dazu gehörigen Leute selbst in der Zeit der heftigsten Kriege, wo Bräutigame und Väter von Kindern zu den Regimentern ziehen mußten, vom Kriege befreit blieben. Jetzt sind freilich die Salpetersieder einer solchen Befreiung nicht mehr theilhaftig, werden aber doch allenthalben, so weit man nur kann, geschont und geschützt und mit Freiheiten beschenkt. Den gewonnenen Salpeter führen sie zu einem festgesetzten Preis in die Regierungsmagazine. Drei Viertheile des Jahres wandern diese Salpetersieder außerhalb Schlesien in die Fremde nach ihren Kesseln, und gewöhnlich kehren sie erst im December, ja manche nicht früher als in den ersten Tagen Januars nach Hause zurück. (Kwely. Nr. 75.)

Die Räuberbanden in Indien.

(Schluß.)

Man könnte vielleicht glauben, daß diese Räubereien nur in einem Theile des Landes existiren und fast unbekannt sind, dem ist aber nicht also. Die Berichte zeigen, daß das Raubsystem sich über den größten Theil von Bengalen und Behar ausdehnt. Man kann sich kaum vorstellen, welche Uebel daraus hervorgehen, daß man mitten unter einem fleißigen oder friedlichen Volk solches Gesindel bestehen läßt. Wenn man erwägt, daß Mord bei diesen Räubereien ganz gewöhnlich ist, und daß manche dieser Raubrotten Monate lang in ihren Dörfern neue Gelegenheit zum Raub abwarten, so wird man einsehen, daß allenthalben, wo eine solche Rotte zu Hause ist, die armen Dorfbewohner allen Mißhandlungen und Erpressungen dieser zügellosen Rotte ausgesetzt sind. Die Berichte darüber lauten einstimmig dahin, daß alle Arten von Verbrechen an solchen Orten gewöhnlich sind, daß die Dorfbewohner unaufhörlich straflos beraubt werden, und die Opfer des Blutdurstes, der Raubsucht und der Zügellosigkeit der Elenden sind, welche sich allen Ausschweifungen hingeben, dabei aber ruhige Leute zu seyn scheinen, wie der unglückliche Bauer, den sie unterdrücken.

Wenn man den Umfang des Uebels erwägt, welche das Daseyn dieser Banden erzeugt, so muß man erstaunen, daß die Regierung noch nicht dieselben Mittel gegen diese Räuber entwickelt hat, wie gegen die Thugs; sie sind eine Mörderkaste, wie diese, und sollten auf gleiche Weise verfolgt werden, um endlich dem allgemeinen Gefühl von Unsicherheit, das im Lande herrscht, ein Ende zu machen. Lange genug hat die Polizei diese Mörderbanden und ihre geheimen Verbindungen gekannt, ihre Räubereien den Behörden verborgen und den Gewinn mit den Räubern getheilt. Man muß endlich, wie bei den Thugs, nach dem Sprüchwort handeln, daß man einen Spitzbuben mit dem andern fängt; man muß die Schlupflöcher dieser Elenden von denen aufsuchen lassen, die darin gehaust haben; man muß sie mit ihren eigenen Spionen verfolgen, und entdeckte Räuber müssen die noch unentdeckten zur Haft bringen. Sobald man Kraft und Entschlossenheit zeigt, werden sich Angeber unter ihnen genug finden. Hierüber ist das Zeugniß des Angebers Lukha, dessen wir bereits gedacht haben, entscheidend genug. Er erzählt das Ende seiner Laufbahn in folgender Weise: „Ich blieb zwei Monate zu Hause, bis ich hörte, daß ein vornehmer Mann nach Muradabad gekommen sey, der entschlossen scheine, alle Baddaks in dem Lande gefangen nehmen zu lassen. Als diese Nachricht anlangte, zerstreuten sich alle Familien in Ragna und Alwar unter verschiedenen Vermummungen nach andern Orten hin, die sie für sicher hielten, und ich ging mit meiner Familie nach Nadna in Dschelpur, wo ich bei Seodan Singh, dem Herrn des Orts, allerlei Gegenstände zum Werth von 100 Rupien zurückließ. Zwei Wachen von Capitän Graham zu Agra kamen herbei, und nahmen einige Leute so nahe an meinem neuen Aufenthaltsort gefangen, daß ich in Unruhe gerieth, und als die Gogars zu Nadna sahen, daß ich fort wollte, nahmen sie mir alles, was ich hatte. Ich zog in der Verkleidung als Pilgrim mit meiner Frau und meinen Kindern fort, und setzte über den Dschumna und Ganges in der Absicht, durch Rohilkand nach meiner alten Wohnung im Terai von Audh zu gehen. Ich kam im Februar durch Hardwar, und kam bei Sirkari durch ein kleines Dorf im Distrikt Muradabad, als ich Gangadin und zwei andere von den Neschibs Sleemans*) sah. Ich hatte kaum ihre hohen Mützen erblickt, als ich schon vermuthete, dieß müßten die Leute seyn, welche allenthalben die Baddaks gefangen nahmen, da ich aber keinen Angeber bei ihnen sah, so fürchtete ich mich nicht sonderlich und ging auf meine Verkappung vertrauend weiter. Gangadin aber schöpfte Verdacht und fragte mich aus, und da er aus meiner Verwirrung schloß, ich könnte nicht der seyn, für den ich mich ausgab, so schickte er mich nach Muradabad, wo ich alsbald einigen meiner alten Freunde gegenübergestellt wurde, die dem Major Sleeman sagten, wer ich sey. Da alles längere Verläugnen der Wahrheit nutzlos war, so gestand ich, und habe eine treue Erzählung aller der Räubereien gegeben, bei denen ich betheiligt war, so weit ich mich erinnern konnte."

Vor einiger Zeit erhielt Capitän Marsh, ein thätiger und intelligenter Beamter in der Thugpolizei, einige Angaben über Sitten, Beschäftigung und Aberglaube der Kitschak-Kaste, erblicher Räuber, die in jeder Beziehung den Baddaks gleichen und wahrscheinlich derselben Ursprungs sind. Die Baddaks aber halten sich namentlich im westlichen Bengalen auf, während die ursprünglichen Sitze der Kitschaks längs des Dschungeistreichs zu seyn scheinen, welcher die nördlichen Districte Bengalens begränzen. In den letzten Jahren haben sie sich aber ins Innere von Bengalen ausgedehnt, so daß nur wenige Districte ganz frei von ihnen seyn mögen. Sie sind namentlich in Purneah zahlreich, wo viele ihrer einflußreichsten Siedaes Land gepachtet haben, was ihnen das Zusammenziehen von Schaaren zum Behuf von Raubzügen sehr erleichtert. Wo die Kitschaks sich niederlassen, kann es nur mit Erlaubniß des Zemindars (Grundherren) oder seines obersten Beamten geschehen, und der Mandal und andere Dorfbeamte, so wie die niedere Polizei muß durch die Finger sehen und an dem Ertrag des Raubs mit Theil nehmen, wenn ein regelmäßiges Raubsystem eingeführt wird. So vollständig ist das Band, das diese Leute zusammenbindet, daß bis auf die neulichen Entdeckungen, welche durch die besondern Bemühungen der Thug-Beamten gemacht wurden, kein Bekenntniß von einem einzelnen Kitschak erfolgte, die zur Entdeckung der Hauptanführer des Stammes oder der umfassenden Organisation, wodurch das Raubwesen jetzt in ganz Bengalen ausgeübt wird, geführt hätte, ein hinlänglicher Beweis, wenn einer noch fehlt, daß die jetzige Polizei zur Entdeckung und Beifahung von Verbrechern nichts taugt. Das Zeugniß erfahrener Männer spricht für einen entsetzlichen sittlichen Zustand unter einigen Classen der Bengalesen von dem reichen Grundbesitzer herunter bis zum ärmsten Dorfwächter.

*) Sleeman war der Hauptverfolger der Thugs. Die Neschibs kann man mit unserer Gendarmerie vergleichen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 194.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

12 Julius 1844.

Sidi Embarek.

(Nach der Revue de Paris. Nr. 4, 5 u. 6.)

Dieß ist der gewöhnliche abgekürzte Name des tapfersten und entschlossensten Genossen Abdel-Kaders; sein am Ende vorigen Jahres erfolgter Tod schien der Sache des Letztern eine tödtliche Wunde zu schlagen, und mochte wohl den längst gefaßten Entschluß Abdel-Kaders, den Krieg von Marocco auszuführen vollends zur Reife bringen, denn alle Nachrichten stimmen darin überein, daß Sidi Embareks Niederlage und Tod unter der schwachen Schaar Abdel-Kaders eine maaßlose Bestürzung erregte. Es ist deßhalb wohl der Mühe werth, auf das Leben und die Verhältnisse dieses Mannes einen Blick zu werfen, um so mehr als auch bei ihm die Erscheinung sich wiederholt, daß die vorher friedlichen Marabuts auf einmal als Kriegsanführer auftreten, kein unwichtiger Umstand auch für die Verhältnisse Frankreichs zu Marocco.

Sidi-Mohammed-ben-Hamian-Uled-Sidi-Ali-ben-Embarek gehörte der alten erlauchten Familie der Uled-Sidi-Ali-ben-Embarek an, welche direct von den Beni-Zian, den Königen von Tlemsan vor dem Einbruch der Türken, abstammten. Diese Familie wohnte anfangs zu Suaghi-al-Amra bei den Beni Ammer, wo noch ein Gubba (Bethaus) dieses Namens sich findet. Hier ruht die sterbliche Hülle des Ahnherrn dieses Zweiges der Familie, Sidi-Ali-Embarek. Ein anderer Gubba desselben Namens erhebt sich bei den Haschems im Schelifthal, und hier lebte und starb der Sohn des vorgenannten. Die Abkömmlinge dieses Zweiges der Familie wohnten seit der türkischen Eroberung in Koleah, der heiligen Stadt, wo sie als reiche angesehene Marabuts einen großen Einfluß auf die Araber der Metidscha und die am Ufer des Meeres wohnenden Kabylen ausübten, und eine Zawiah oder religiöse Schule unterhielten. Ihr Haus hatte das Asylrecht, ein ungeheurer Vorzug in einem Lande, wo die Willkürgewalt der Regierung so wenig Werth auf das Leben der Menschen legte, denn es gab Verhältnisse, wo selbst Beys und Paschas ihre Gäste nicht schützen konnten. Im ganzen Umfange der Regentschaft waren nur fünf Wohnungen im Besitz dieses beneideten Vorrechts. Diese fünf Orte galten allein bei den Türken für unverletzlich, und Geächtete waren hier sicher Schutz zu finden.

Unter der Herrschaft der Dey's findet sich der Name der Uled-Sidi-Ali-ben-Embarek gar nicht in der politischen Geschichte des Landes; ihr rein religiöser Beruf gestattete ihnen nur als Friedensstifter und Vermittler aufzutreten, aber man kannte ihren Einfluß bei der weltlichen Gewalt, ihre guten Werke, ihre reichen Almosen und die noch reicheren Gaben ihrer Anhänger. Die ihrem Zawiah benachbarten Stämme und eine Menge anderer zahlten ihnen freiwillig eine jährliche Abgabe an Getreide, Wachs, Butter, Vieh und selbst an Geld, bloß um ihren Segen zu gewinnen, und sich dadurch in den Augen Gottes ein Verdienst zu erwerben. Die Zawiah der Embarek, deren Gebäude jetzt in ein Militärspital umgewandelt sind, genoß in der ganzen Regentschaft eines wissenschaftlichen Rufes, und die Taleb's oder Schüler strömten in großer Anzahl herbei, um den Unterricht des Hauptes der Schule zu empfangen.

Mit den Herren des Landes wechselte die Rolle der Embareks; nach der Einnahme von Algier war es in der Metidscha, wie in den Provinzen von Milianah, Tittery und Oran: Unordnung herrschte allenthalben, der Sklave erhob sich gegen den Herrn, und die Stämme, welche die machiavellistische Politik der Türken gegen einander aufzureizen gewußt hatte, führten erbitterte, verderbliche Kriege mit einander. Die Scheichs, Kaids, Agas konnten dem Uebel nicht wehren, weil ihrer Macht die gesetzliche Grundlage genommen war, und sie setzten ihr Leben und ihren Ruf aufs Spiel, wenn sie den Frieden wiederherstellen wollten. Diese Aufgabe war den Marabuts vorbehalten, aber um den entflammten Haß im Zaum zu halten und die Widerstrebenden zu versöhnen, mußten diese Männer des Friedens zu dem heroischen Mittel ihre Zuflucht nehmen, den Haß gegen die Fremden, mit andern Worten den heiligen Krieg zu predigen. So sah man hauptsächlich in der Provinz Oran die Söhne des Sidi-kada-ben-Mochtar, deren Haupt oder Fahne der ehrwürdige Mahi-Eddin und sein Sohn Abdel-Kader waren, sich an die Spitze der Araber stellen

Digitized by Google

und die Rolle der Friedensstifter übernehmen, während sie zugleich den Widerstand gegen die Franzosen heimlich organisirten.

Um dieselbe Zeit waffneten sich die Söhne Sidi-Ali-ben-Embareks in Algier: sie ließen die Gueimuna ihres Burnus fliegen, legten die Sporen an, nahmen eine Fahne im Kebur *) ihrer Ahnherrn und forderten die Stämme auf, ihre Waffen gegen die Christen statt ihrer Religionsgenossen zu führen. Das natürliche Haupt der Familie Embarek war damals El-Hadschi-Mahi-eddin-El-Sghir, ein Mann von Entschlossenheit und Erfahrung, überdem in der Kraft der Jahre, während Sidi Embarek, der im J. 1811 oder 1812 geboren war, seiner Jugend wegen noch keinen Einfluß üben konnte. Er hatte unter den Augen seines Vaters Sidi Hamlan und unter der Leitung des gelehrten Abdel-Kader Rodei eine religiöse und literarische Erziehung genossen, so gut es nur immer in dieser Zeit des wissenschaftlichen Verfalls bei den Arabern möglich war; von Kindheit an zeigte er einen lebhaften, durchdringenden Geist, und hatte nicht nur den gelehrten Unterricht wohl benützt, sondern auch in kriegerischen Uebungen, wozu er eine leidenschaftliche Vorneigung hatte, sich ausgezeichnet. Indeß gebührte doch von Rechtswegen die erste Rolle seinem Vetter Sidi-el-Hadschi Sghir, der in der ganzen Provinz von Algier der Gewalt, wie sie sonst der Aga besessen hatte, sich bemächtigte, während in Oran El Hadschi Abdel-Kader an die Stelle des Beys Hassan trat.

Uebrigens waren die Bemühungen dieser Männer anfangs sehr isolirt, und nichts beweist dieß mehr, als die Schwankungen El-Hadschi-Sghirs, der anfangs sich bald für, bald gegen Frankreich aussprechen mußte, und unter General Berthezene den Titel eines Aga der Ebene Metidschah von Seite der Franzosen annahm. Berthezene wünschte nämlich, daß die Araber zum Mindesten Einem Oberhaupt gehorchten, der wenn auch nicht ihre Unterwerfung — denn damals verstieg man sich noch nicht so hoch — so doch ihre Ruhe verbürgen konnte. El Hadschi-Sghir, der sowohl durch seine heiliggeachtete Abkunft, als durch seinen persönlichen Charakter einen großen Einfluß auf die Eingebornen ausübte, war dieß Oberhaupt, und übernahm es gegen 60,000 Fr. jährlicher Besoldung die Araber zur Beobachtung eines Vertrags zu bewegen, der im Grunde die ganz negative Bedeutung hatte, daß keiner den andern beunruhigen wolle. Es war dieß kein Bündniß, es war ein bewaffneter Friede; die Araber übten keine Feindseligkeit auf französischem Gebiet, es wäre aber im höchsten Grade unklug gewesen, wenn sich ein Franzose auf das ihrige hätte wagen wollen. Die Araber hätten durch seine Ermordung nur das ihnen aus dem Vertrage erwachsene Recht auszuüben geglaubt. Der Aga hielt indeß sein Versprechen gewissenhaft bis zur Abreise des General Berthezene, welche im Januar 1832 erfolgte.

Der neue Gouverneur, Herzog von Rovigo, beleidigte indeß El-Hadschi-Sghir nicht wenig, theils durch unpolitische Eingriffe in die Gewalt der einheimischen Beamten, theils hauptsächlich durch die Niedermetzlung der El-Uffia, welcher traurige Vorfall so viel zu reden gegeben hat. Er trug somit dazu bei, in die feindliche Reihen einen Mann zu treiben, dessen Vermittlung wenigstens den unschätzbaren Vortheil hatte, die Ordnung zu erhalten, und den Colonisten, welche sich damals auszubreiten anfingen, einige Sicherheit zu gewähren. Man muß indeß dem Aga die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er vor seinem Uebertritt zum Feinde und vor dem Aufstande der Araber, welcher im September 1832 ausbrach, alles mögliche that, um die drohende Collision abzuwenden, und eine Aenderung in der Politik des Gouverneurs zu erwirken. Dieß geht aus einem Schreiben hervor, welches er unter dem 8 Moharrem 1248 (Junius 1832) an den König der Franzosen richtete. Er beklagt sich darin namentlich über den Bruch der Versprechungen, die man den Einwohnern von Algier gemacht, daß man ihre Moscheen wegnahm, Häuser zerstörte, ungewöhnliche Steuern erhoben, ja einige Menschen getödtet habe, wodurch eine Gährung unter den Arabern entstanden sey, die er nicht mehr werde meistern können. Unter demselben Datum richteten die maurischen Notabien der Provinz Algier eine Bittschrift an den „Diwan von Frankreich," welche die Zuschrift Mahi-Eddin-Agas vollkommen bestätigte. Wir heben folgende Stelle aus: „Nach allem Vordemerkten — eine Auseinandersetzung der Verhältnisse war vorangeschickt — schließen wir, daß die Provinz Algier nicht ruhig seyn kann, und daß die Franzosen sie nicht friedlich besitzen können ohne ungeheure Opfer von Menschen und Geld; man müßte das Land entvölkern und eine neue Bevölkerung hineinführen, was unmöglich ist. Der Araber lebt in einem härenen Zelt; er ladet dieß auf einen Ochsen, setzt seine Frau darauf und schickt diese in die Berge; er aber bleibt in der Ebene um zu fechten. Unterliegt er, so nimmt er die Flucht, aber um bald wieder zurückzukommen. Wenn die Araber ein geschlossenes Land bewohnten, so wären sie der Furcht zugänglich und würden sich der Gewalt unterwerfen, aber sie irren in ungeheuren Einöden umher, wo man ihrer nicht Meister werden kann."

Dieß Manifest war keineswegs eine Prahlerei. Die Erfahrung von mehr als zehn Jahren hat bewiesen, daß dieser nicht sehr ermunternde Rath nur allzusehr auf die Natur der Menschen und der Verhältnisse gegründet war.

Wie es der Aga El-Hadschi-Sghir vorausgesagt, der durch die Fehler des Herzogs von Rovigo angestachelte Aufstand ließ nicht lange auf sich warten. Seit dem September griffen die Araber, aufgereizt durch die Marabuts Ben Zamun und Sidi Saadi zu den Waffen. Der Aga begann damit, seinem Worte treu, die Umtriebe dieser beiden Moslems dem General zu berichten, aber bald darauf, als die beiden sich, um den heiligen Krieg zu predigen, nach Koleah begeben hatten, ließ sich

*) Gueimuna ist eine Art Kapuze, welche die Weltlichen auf den Schultern fliegen lassen, die Geistlichen aber über den Kopf ziehen; der Sporn ist das unterscheidende Zeichen des Kriegers und Befehlshabers; Kebur bedeutet das Grab; auf den darüber erbauten Kapellen oder Gubbas sind die Fahnen der darunter begrabenen Krieger aufgepflanzt.

Ei-Hadschi-Sghir, seit langer Zeit gegen den Gouverneur erbittert, vom Strome fortreißen, verließ seine Geburtsstadt und folgte den beiden Anführern nach Sut Ali, wo die Schaaren der empörten Araber sich sammelten. Vor seinem Abgang noch schrieb er an den Herzog von Rovigo, um ihn zu benachrichtigen, welchen Entschluß ihm die Lage des Landes abnöthige; er erklärte, er gebe die Hoffnung noch nicht auf, Frankreich dienen zu können, und er werde alles anwenden, um den Knoten aufzulösen; dieß war sein Ausdruck. In einem zweiten Schreiben an den Kriegsminister sprach er dieselben Gesinnungen aus, aber der Knoten sollte nur durch das Schwert zerhauen werden, und von diesem Tage an befand sich der Aga unter der Zahl der Feinde Frankreichs. Nach dem Gefecht bei Buffarik, wo die Araber von General Fodoas geschlagen wurden, flüchtete sich Ei-Hadschi-Sghir, der nicht nach Koleah zurückzukehren wagte, zu den Beni Menad, und ging von da nach Milianah, wo er als Abdel-Kaders Chalifah auftrat.

Er hatte Recht, nicht in die Stadt seiner Vater zurückzukehren, denn am 2 October hatte der Herzog von Rovigo eine Colonne unter General Brossard nach Koleah geschickt, um sich des Aga, den er noch dort glaubte und dessen Abfall ihn sehr erbitterte, zu bemächtigen. Statt des Aga brachte der französische Befehlshaber die zwei Vettern desselben zurück, Sidi Hamian und Sidi Embarek, der eine der Vater des später so berühmt gewordenen Chalifah, der andere dieser Chalifah selbst, der damals erst 21 Jahre zählte. Beide wurden als Geiseln in Algier zurück gehalten, obgleich sie keinen Antheil an dem Aufstand genommen hatten, und der Gouverneur legte der Stadt eine Contribution von 200,000 spanischen Piastern als Lösegeld für die beiden Gefangenen auf. Der alte Sidi-Hamian wurde mit der Herbeischaffung dieser Summe beauftragt und zu dem Ende in Freiheit gesetzt, während der Sohn fortwährend als Geisel in Algier blieb; aber er brachte von seiner Reise nur 10,000 Franken zurück, das Ergebniß einer Sammlung, welche die Familie Embarek veranstaltet hatte. Dieß war alles, was von der ungeheuren Contribution in die öffentlichen Cassen floß. Vater und Sohn blieben in Gefangenschaft und wurden erst nach der Abreise des Herzogs von Rovigo und nach der Ankunft seines interimistischen Stellvertreters, des Generals Voirol, in den ersten Tagen Aprils 1833 ausgewechselt.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Reise Michael Kottlers im europäischen Rußland und in Sibirien.

Vierter Abschnitt.

Ich hatte schon mehemals Alexander Timofejitsch Kursky, den Geschäftsführer eines Kaufmanns von Nishneudinsk, am Ufer des Jenisei getroffen und mit ihm gesprochen, dann durch Darleihen von Büchern Bekanntschaft mit ihm gemacht, so daß wir uns besuchten. Er war in Odessa gewesen und hatte einen Bruder in Wien, so daß wir genug miteinander zu reden hatten. Diesem entdeckte ich mich, und sprach mit ihm von meinen zerstörten Hoffnungen und dem kritischen Stand meiner Angelegenheiten. Da er mir sehr wohl wollte, gab er mir den Rath, im Winter mit meinen Leuten nach dem Oberlauf der Garewka zu gehen, wo er schönes körniges, schwarzes Gold entdeckt und gemuthet habe. Um mich mit meinen Leuten und zwar möglichst schnell dahin zu wenden, wollten wir nur unsere Zurückgebliebenen einholen, denn einige Abtheilungen waren, wie ich glaube, schon dahin aufgebrochen und eine davon bereits vierzehn Tage auf dem Wege, aber der Führer war ihr davon gegangen, so konnte sie nicht an Ort und Stelle gelangen und suchte einen andern Führer. Für den erhaltenen Rath dankte ich herzlich, und versprach, wenn ich glücklich sey, ihn zu belohnen. Gegen dieß Versprechen händigte er mir einen Plan des Laufs der Garewka ein, wies mir nach, wo die Goldsandlager zu finden und welche Gegenden noch ungemuthet seyen. Die Sache war zu dringend, als daß ich hätte zögern sollen, und ich rüstete mich ohne Zögerung zum Aufbruch. Schwer war es nur, einen Führer zu finden, der mich zu meinen Leuten in die Taiga bringen und diese anwerben konnte; ein solcher Mann war aber damals im ganzen Dorfe nicht zu finden. Es blieb kein anderer Rath, als ohne Zögerung auf gut Glück in das Waldmeer aufzubrechen, und damit es nicht gar zu trübselig sey, den alten Koemi Lapow, den Aufseher unseres Vorrathshauses, mitzunehmen. Ich machte ihm den Vorschlag, sagte ihm, er solle alles in Bereitschaft halten, und er willigte auch alsbald ein. Am Abend brachte mir Kursky die Beschreibung der Muthungen an der Garewka, damit ich, wenn ich hinkomme, die aufgerichteten Pfähle und die eingeschlagenen Schürfe finden könne. Es wurde Tag, ehe er mir alles beschrieben hatte, mir wirbelten die Gedanken im Kopfe und raubten den Schlaf.

Am 13 (25) Junius war ein Sonntag, und mich zog ein doppelter Grund, am Morgen in die Kirche zu gehen und mich vor einer solchen Reise dem Schutze der Allmacht zu empfehlen. Aber die Pope las wieder keine Messe, so verrichtete ich denn allein mein Gebet, frühstückte, ließ meinen Kahn vom Ufer nach dem Fluß bringen, alles hineinbringen und stieß nun mit Gott bei frischem Winde ab. Es war gut, daß wir unserer drei waren, einer ruhete die Ruder, einer das Steuer und ich selbst hatte den ganzen Fluß hinüber genug zu thun, um mit dem Tschumaschik (einem Gefäß aus Birkenrinde) das Wasser auszuschöpfen, das in den ausgedörrten Nachen stark hineindrang. Wir kamen indeß glücklich ans andere Ufer, mußten aber hier lange warten, weil man erst die Pferde aus dem Walde, wo sie auf der Weide waren, holen mußte. Während dessen trank ich Thee bei Arshenikow, und hier lernte ich den Geschäftsführer des Kaufmanns Malewinsky, A. Jakubowitsch, kennen; es ist dieß ein Verbannter der ersten Kategorie aus dem Jahre 1825, ein hoher kräftiger Mann, von rauhem, fast furchtbarem Aussehen, der, wie man aus seinen Reden abnehmen konnte, mit ernstem Wort zu befehlen verstand. Es war schon Nachmittags, als man die Pferde sattelte. Da flog ein großer Habicht mit krummem Schnabel von Norden her, mein erster Gedanke war, nach ihm zu schießen, aber ich fürchtete, ich möchte einen Vorübergehenden erschrecken, und dann gedachte ich, daß nach den römischen Auguren dieser Vogel meinem Unternehmen einen günstigen Erfolg verheißen könne; der Mensch ist der Sohn der Hoffnung.

Wir zogen fort durch die Wiesen, wo uns das Gras bis an den Gürtel ging; dann setzten wir über den Fluß Tis, wo das Wasser den

Digitized by Google

Pferden, obgleich es ziemlich eisend war, doch nur bis an den Bauch ging. Den Weg vom Ufer nach dem Walde fand ich leicht, jetzt aber handelte es sich um die weitere Reise; ich glaubte Kasuel, der im Walde erfahren war, werde mich nach unserer frühern Spur führen können, das lehnte er aber ab, denn er fürchtete sich zu verlieren. Die Führung fiel also auf mich, und wie es einem Führer zukommt, mußte ich zu Fuße vor dem Pferde hergehen, alles genau beobachten und den Weg erforschen, wohin er führen möchte. Da wir auf diesem Wege schon zweimal gegangen und an verbogenen Zweigen u. s. w. die Orte wieder zu erkennen waren, fiel es nicht schwer den Weg zu finden, und wir zogen keck und sichre vorwärts. An den ersten Schürfen übernachteten wir. Ein Glück war es, daß wir die bei unserem Auszug errichteten und mit Rinde gedeckten Hütten nicht verbrannt hatten, denn es trat Gewitter und Regen ein, und wir fanden hier ein Unterkommen. Die Rinde von den andern Hütten diente dazu unser Dach auszubessern, so daß wir auch darunter kochen konnten. Und wohl that es nach solcher Anstrengung ein trockenes Nachtlager zu finden und nach solcher Ermattung auf trockener Riede zu schlafen.

Am Morgen des 18 (26) Junius standen wir zeitig auf, verzehrten was am Abend übrig geblieben war, zum Frühstück, und gürteten und beluden dann die Pferde. Da wir nur zu zwei waren, so machte ich jetzt eine Schnie durch, und lernte als ächter Robinson die Pferde allein und sicher beladen, daß sie nicht an den Knorren und Aesten der Bäume die Last abstießen. Gegen Mittag kamen wir an die Sewernaja, wo ich statt des Mittagessens Thee trank. Bis hieher hätten wir leicht kommen können, da der Weg uns ziemlich bekannt war, aber wie sollte es nun weiter gehen? Um drei Uhr, als die Pferde ziemlich gefüttert waren, brachen wir wieder auf. An den Aexten erkannten wir, wo sich unsere Leute durchgearbeitet hatten und wohin wir uns wenden mußten. Aber an einigen Stellen waren keine Einschnitte zu bemerken, und hier begannen die Schwierigkeiten, denn es war schon ein ganzer Monat verlaufen, seit die Leute dieses Weges gegangen waren, und seit dieser Zeit hatte der Regen das Gras wieder emporgetrieben und erfrischt, so daß es schwer war, zu erkennen, wo sie gegangen waren. Wir banden die Pferde an und gingen auf Nachforschung aus; hier lernte ich die Gewandtheit des Wilden, des Waldtungusen oder Ostjaken, wie er den Weg an trockenen, moosigen Orten zu erkennen weiß. Im Sumpf, im Gras, an nassen Orten kann jeder leicht die Spuren erkennen und verfolgen, aber hier muß man alles wohl erwägen, was und wie etwas am Boden verdorben und gefallen ist. Hier ist ein zerknicktes Gras, das ein Zeichen seyn kann, daß nach dieser Seite Schritte gerichtet waren, dort ist ein Stein umgewälzt, das Moos zusammengedrückt, zerknittert, ausgerissen, dort eine abgeriebene Wurzel, ein abgeschabter Stamm, hier ein Zweig aufwärts gebogen u. s. w.; je länger ich solchen Veränderungen meine Aufmerksamkeit zuwandte, desto leichter folgte ich der Spur, denn in der Taiga ist die Natur rein, und jede Berührung erzeugt eine Veränderung, wie in einem Rahmgefäße. Auf solche Art lernte ich das Geschäft eines Führers. Zur Unterhaltung erzählte mir mein alter Begleiter, ein Ansiedler aus dem Gouvernement Waronesh von der Wolga und dem asowschen Meere, von dem Fang und Verkauf der Fische auf den dortigen Gewässern. Am ersten Bache, der von der linken Seite in die Sewernaja fällt, sahen wir, daß unsere Leute einen Schurf eingeschlagen hatten. Von da an war der Weg gut, der Wald schien mehrmals ausgebrannt, der Boden erhob sich und war mit jungen Birken bewachsen. Diesen Nachmittag gelangten wir zu drei eingeschlagenen Schürfen.

Am 15 (27) Junius gelangten wir über weite steile Höhen und durchfurchte Striche, und es gelang uns einige kleine Gänse zu fangen; dann kamen wir wieder an einen Schurf und endlich über Berge gegen Osten hin. An einem kleinen Bach, wo es Gras genug für die Pferde gab, blieben wir Nachmittags, hierauf kamen wir an den Fluß Illimpka, der etwa so groß ist als die Sewernaja. Als wir übergesetzt waren, stießen wir auf die Spuren eines Standlagers und zwei Schürfe, aber unter den vielen Pferdespuren und den nach zwei Seiten angebrachten Axthieben konnten wir unsern Weg nicht finden. Wir zogen lange fort, und dachten schon, daß nach eine andere Partie uns die Spur vernichtet habe; endlich aber wurde doch der Weg betretener und das Land ebener. Wir stießen wieder auf einen Schurf, der in den nahen Boden eingeschlagen war, und auf einer feuchten Wiese, wo mein Klepper nicht mehr vorwärts wollte, fanden wir eine Schaufel. Das Wetter ließ sich zum Regen an, darum machten wir Halt, kochten unsere Gänse, und da wir kein Salz hatten, so setzten wir trockenes, gesalzenes Rindfleisch zu, was nach unserm Steppen trefflich mundete.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Die brittische archäologische Gesellschaft, welche in der zweiten Woche des Septembers zu Canterbury zusammentreten soll, und namentlich einen persönlichen Verkehr zwischen den Alterthumsforschern und Geschichtschreibern in verschiedenen Theilen Englands sowohl als des Auslandes bezweckt, soll nach dem Muster der naturforschenden Gesellschaft eingerichtet werden. Fürs erste will man vier Sectionen bilden, eine für die ältesten (primeval) Alterthümer bis auf die Mitte des siebenten Jahrhunderts herab (also vor der gänzlichen Festsetzung der Sachsen), die zweite für die Ueberreste des Mittelalters (die man mit der Zeit wohl in die angelsächsische und normannische Periode theilen dürfte), eine dritte für Architektur und eine vierte für Geschichte. (Lit. Gaz. vom 29 Junius.)

•

Der Upas-Baum. Eine lebende Pflanze von diesem Baum wurde kürzlich der Horticultural Society von der ostindischen Compagnie zugesendet und wächst im Chiswick-Garten; sie ist völlig gesund und man kann sich ihr trotz der alten Fabeln früherer Reisenden (die jetzt längst widerlegt und auf ein schädliches, auf eine gewisse Oertlichkeit beschränktes Gas reduciet sind), ohne alle Gefahr nähern. Das Gift ist indeß doch so heftig, daß man die Pflanze nicht ohne die größte Vorsicht anfassen darf. (Athenäum vom 29 Junius.)

•

Senkung des kaspischen Meeres. In der Londoner geographischen Gesellschaft wurde eine Mittheilung des bekannten russischen Astronomen Struve vorgelesen über die von den HH. Fuß, Sawitsch und Sabler angestellten trigonometrischen Nivellirungen. Alle drei verfuhren unabhängig von einander, und das mittlere Resultat ihrer Berechnungen ergibt eine Depression von 83,6 englischen Fuß, der mögliche Irrthum soll nur 1,3 Fuß betragen. (ibid.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 195.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

13 Julius 1844.

Glendalough,

in der Grafschaft Wicklow in Irland.

(Aus J. Johnsons: A tour in Ireland.)

Früh am Morgen war ich auf dem Wege nach der Kirche oder vielmehr nach den sieben Kirchen; das Land, das wir durchzogen, war malerisch, und bei einer raschen Wendung des Weges erblickte ich den ersten Rundthurm, den ich je gesehen, und der sein hohes, von der Zeit angefressenes Haupt weit emporhob über die heiligen Ruinen an seiner Seite. Der See lag wie ein Spiegel zwischen den dürren, steilen Bergen, und spiegelte die rauhen, trübseligen Formen derselben auf seiner ruhigen Fläche ab. Das Ernste und Oede dieses Anblicks stimmte zusammen mit den zersplitterten Ueberresten des Alterthums, womit der Boden übersäet ist und dem geheimnißvollen Thurm, dessen Ursprung und Bestimmung sich in dem Nebel der Zeit verlieren. Undedachte, verfallene Kirchen und Bethäuser, prachtvolle Gräber von Prälaten und Fürsten, untermischt mit den rohen Grabsteinen der Bauern, und der geheimnißvolle, von der allzerstörenden Zeit fast unberührte Rundthurm, der über alles hervorragt, ein solcher Anblick muß ein Heer trübseliger Gedanken über die Nichtigkeit menschlicher Dinge erwecken.

Die Sage, mehr als die Geschichte, erzählt uns, daß in diesem Thale der zwei Seen ein heiliger Mann, St. Kevin, im fünften oder sechsten Jahrhundert ein Kloster stiftete, das bald so viele Leute aus verschiedenen Gegenden herbeizog, daß eine Stadt entstand, deren Mauern und Straßen noch bis auf neuere Zeit Spuren hinter sich gelassen haben. Diese Klosteranstalt schloß sieben Kirchen in sich, ferner ein Collegium für junge Geistliche, ein Heiligthum für die Unterdrückten, ein Spital für die Kranken und einen Zufluchtsort für die Armen. St. Kevin, der in dem patriarchalischen Alter von 120 Jahren starb, soll fast hundert Jahre die Anstalt regiert haben, erwartete aber wohl schwerlich, daß nach sieben oder acht Jahrhunderten diese berühmte Stadt „wüste und öde, ein Nest von Räubern und Dieben seyn würde, so daß, wie der Geschichtschreiber jener Zeit, Ware, bemerkt, wegen der großen Oede und Einsamkeit in diesem Thale mehr Mordthaten begangen wurden, als in irgend einem andern Orte Irlands." Tag für Tag verfallen diese Ruinen mehr und in einem Jahrhundert wird wahrscheinlich über dem Boden nichts mehr sichtbar seyn als der schlanke, runde Thurm und ein mächtiges altes Kreuz zehn oder zwölf Fuß hoch, das mitten auf dem von Heiligen und Sündern, Priestern und Laien vollgepfropften Kirchhof steht.

Nach langem Umherwandern unter den Ruinen und Gräbern stiegen wir hinauf, um das Felsenbett des steinherzigen Heiligen zu sehen, der Kathleen, seine Geliebte, ermordet haben soll, damit sie ihn nicht mehr versuche. Die Heiligkeit von Glendalough hat in den letzten vierzig oder fünfzig Jahren eine ungeheure Menge Leichen und Lebende nach dem Kirchhof gezogen, wo kaum mehr ein leerer Fleck übrig ist. Während des Leichenzugs begleitet eine Anzahl Mädchen die Leiche oft aus weiter Ferne her, um das oben erwähnte alte Kreuz mit den Armen zu umspannen; gelingt es ihnen, daß die Hände sich berühren, so werden sie sich binnen Jahresfrist verheurathen. Hier erfuhr ich zum erstenmal, daß Priester auf keine andere Art als ihre Heerde begraben werden: die erstern legt man mit dem Kopfe nach Osten, nach dem heiligen Lande zu, wo sie den Erlöser finden sollen, die letztern gegen Westen, so daß wenn beide auferstehen, der Priester und seine Heerde sich einander gegenüber befinden.

Aber der Hauptgegenstand meiner Aufmerksamkeit war der schlanke, einsame Thurm, welcher der Hand der Zeit zu trotzen scheint, und den das Geheimniß seines Ursprungs noch ehrwürdiger macht. Eine Menge Alterthumsforscher haben sich an diesen Thürmen versucht und ganze Bände geschrieben, aber das Räthsel ist noch immer nicht gelöst. Unter allem scheint nur das sicher, daß diese Rundthürme, die zum Theil auf sehr verschiedene Weise, bald mehr bald minder regelmäßig, erbaut sind, weit über die christliche Zeit hinaufragen; der in Glendalough hat 110 Fuß Höhe, ist völlig erhalten und nur der oberste Theil ist kürzlich heruntergestürzt worden.

Digitized by Google

Sidi Embarek.

(Fortsetzung.)

Bald nach ihrer Rückkehr starb der alte Sidi Hamlan an dem Grab seiner Väter, und ließ seinen jungen Sohn zurück ohne Stütze und ohne Erfahrung, im vollen Sturm der Leidenschaft und zum erstenmal im Besitz einer Freiheit, die er bald, wenigstens nach mohammedanischen Begriffen, mißbrauchte. Sein Aufenthalt zu Algier hatte ihn plötzlich in raffinirte Genüsse eingeweiht, die er bis jetzt nicht einmal dem Namen nach gekannt hatte, und hatte einen lebhaften Eindruck auf eine so leidenschaftliche Natur, wie der junge Embarek, nicht verfehlt. Bald hatte die Stadt der Sieger, wo sich bereits europäischer Luxus entfaltete, mehr Lockungen für ihn als die heilige Stadt Koleah und die Zawiah seiner Ahnherren. Durch eine unüberwindliche Lockung an den Ort seiner Gefangenschaft zurückgeführt, machte er häufige Besuche und blieb immer länger, oder vielmehr er schlug hier seinen Wohnsitz auf und erschien nur selten und auf wenige Tage zu Koleah, trotz der Vorstellungen seiner Familie, die mit Bedauern ihn seine Pflichten als Moslem und arabischer Häuptling vernachlässigen sah. Auch täuschte sie sich nicht in ihren instinctartigen Befürchtungen, denn der junge Mensch, der sich in europäischen Luxus und Ausschweifungen stürzte, führte ein Leben, das nicht sehr geeignet war, sein leibliches und geistiges Wohl zu sichern, und ihn auf die politische Rolle vorzubereiten, zu der er früh oder spät berufen werden konnte. Er war von französischen Officieren freundlich aufgenommen worden, und knüpfte namentlich mit Maccy und Lamoriciere freundschaftliche Verbindungen an, aber unter den lustigen Festen vergaß er das Beispiel seiner Väter und die strenge Moral, die man ihm eingeprägt hatte. Indeß ein heftiger Zank mit einem seiner Tischgenossen über ein Mädchen, um dessen Besitz sie sich stritten, und die daraus entspringende Feindschaft bewirkten in dem jungen Embarek eine Umwandlung, wie sie in so enthusiastischen Gemüthern nicht ungewöhnlich ist. Jetzt fing er an, den vagen Gerüchten von Vergiftung seines Vaters, die ohne alle Wahrheit und selbst ohne Wahrscheinlichkeit umliefen, sein Ohr zu leihen, die Erinnerung an seine und seines Vaters Gefangenschaft kam ihm zurück und flößte ihm eine Art instinctmäßigen Schreckens ein über das Geschick, das ihn selbst unter den natürlichen Feinden seines Stammes erwarte, so daß seine frühere Vorliebe schnell in entschiedene Abneigung umschlug. Er gab somit ohne sonderliche Schwierigkeit dem Andringen seiner Familie nach, die schon seit geraumer Zeit Koleah zu verlassen wünschte, und folgte den Seinigen nach Bu-Heluan nahe bei Gonthas in der Nähe und auf der Straße nach Milianah.

Hier sah ihn Abdel-Kader auf einer seiner zahlreichen Rundreisen bei den Stämmen zum erstenmal, und wußte ihn bald als einen Mann zu schätzen, der ihm die bedeutendsten Dienste leisten könne. Darum ernannte er ihn kurze Zeit nach dem im Jahre 1835 erfolgten Tode El-Hadschi-Sghirs an dessen Stelle zum Chalifah von Milianah. Uebrigens war die Herrschaft des Emirs über diese Provinz damals nur nominell, und die Stämme unterwarfen sich weit mehr dem Ansehen des Marabuts Sidi Embarek, als dem Chalifah Abdel-Kaders. Es ist sogar außer allem Zweifel, daß ohne den unglücklichen Vertrag an der Tafna weder der junge Sidi Embarek noch El Berkani die Chalifahs des Emirs geworden wären, und daß beide, der eine Milianah, der andere das Beylik Tittery für eigene Rechnung verwaltet hätten. Erst von diesem Vertrag an und gegen das Jahr 1837 konnte Abdel-Kader seine Herrschaft zu Milianah und Mebeah fester gründen, und den Einfluß der fürstlichen Familien, der Berkani und Embarek, zu seinem Vortheil benützen.

Aber nach einer der Clauseln dieses Vertrags sollte Koleah, die heilige Stadt, die Stadt der Zawiah und der Gräber der Familie Embarek, an die Franzosen abgetreten werden. Diese Vertragsbestimmung versetzte den Emir in eine schwierige Lage: Koleah den Christen überliefern, das hieß Sidi Embarek sich entfremden und das Beylik Milianah aufs Spiel setzen; übergab er aber dasselbe nicht, so brach er den Vertrag, welcher ihm die Provinzen auf dem rechten Ufer des Schelif eröffnet hatte. Unter diesen Umständen hütete sich der Emir als schlauer Staatsmann wohl, Koleah direct abzutreten, sondern überließ es dem Marschall Valée diese Clausel des Vertrags auszuführen, indem er sich der Stadt an der Spitze mehrerer Bataillone bemächtigte. Trotz dieser schlauen Auskunft war das erste Zusammentreffen des Emirs mit Sidi Embarek sehr kalt, und er hielt es vielleicht, um das Mißtrauen des jungen Chalifah zu zerstreuen, für angemessen, ihm einen Beweis unbegränzten Zutrauens zu geben, indem er seine eigene Familie unter den Schutz Sidi Embaecks stellte. Abdel-Kader war übrigens der Art von Protectorat müde, das die Haschems über ihn ausübten, welche ihn zuerst zur Herrschaft erhoben hatten; er hatte den Hohn und die Beleidigungen, welche die Haschems im Jahre 1835 nach der ersten Einnahme Maskara's ihm zugefügt hatten, um so weniger vergessen, als er sich an ihnen nicht rächen konnte, da sie seine Familie als Geisel zurückhielten. Kaum hatte er deßhalb seine Herrschaft im Osten fester gegründet, als er auch schon daran dachte, seine Familie der Gewalt dieser unruhigen und wetterwendischen Verbündeten zu entziehen. Die Haschems setzten den größten Werth darauf, die Smalah Abdel-Kaders bei sich zu behalten, aber dieser verstand es einen einmal gefaßten Plan durchzuführen. Um einem Kampf auszuweichen, der seine kaum befestigte Macht erschüttern konnte, rief er seine Mutter, seine Frau und seine Kinder unter dem Vorwand einer Pilgerreise nach Milianah, wo er sich eben aufhielt. Seit dieser Zeit ist seine Familie trotz der Reclamationen der Haschems nie mehr nach der Ebene von Eghres zurückgekehrt.

Einige Monate später unternahm Abdel-Kader den abenteuerlichen Zug nach Ain Maadhy, und während dieser Zeit vertraute er seine Frau, seine Kinder und seine Mutter der Obhut Sidi Embareks an. Er reiste ohne Unruhe ab, voll Vertrauen auf die Wachsamkeit und Redlichkeit seines Freundes, noch mehr auf die Tugend und Liebe seiner Frau. Man

Digitized by Google

erzählt, er sey den Tag nachdem die Araber ihm mit gemeinsamer Stimme den Sultanstitel zuerkannt, unter das Zelt dieser letzteren getreten und habe folgende Rede an sie gehalten: „Der Wille Gottes und die Wahl meiner Brüder haben mich zum Oberhaupt der Gläubigen dieses Landes gemacht. Gestern noch war ich nichts als der demüthige Diener des Allerhöchsten, heute ist es nicht mehr bloß dein Gemahl, es ist der Fürst, welcher zu dir spricht. Die hohe Aufgabe, welche mir geworden ist, legt mir neue Pflichten auf; meine Nachtwachen, meine Arbeiten, meine Gedanken gehören nicht mehr mir, sie sind das Gut des Volks, welches mich zum Anführer gewählt hat. Erstaune darum nicht, wenn künftig die Sorge für die öffentlichen Angelegenheiten mich nöthigt, dich zu vernachlässigen, wenn die ernsten Dinge, mit denen ich beschäftigt bin, mich zu langen und häufigen Trennungen nöthigen. Denke daran, daß ich meine ganze Kraft dem unglücklichen Volke schuldig bin, welches sein Geschick in meine Hände gelegt hat, und daß mein Herz keinen Antheil hat an der Vereinzelung, in welche ich dich oft lassen muß. Keine Eifersucht mische sich in deinen Kummer, du sollst meine geliebte Gattin seyn, und ich werde keine andere Frau haben als dich. Jetzt ist es an dir, Lalla Khrera — (dieß ist der Name der Gattin Abdel-Kaders) — zu prüfen, ob du den Muth hast, den Leichtsinn deines Geschlechts zu überwinden, und ob der Titel einer einzigen und geehrten Gattin eines Fürsten deinen Wünschen genügt, und dir die Langeweile einsamer Nächte erträglich machen kann. Erwäge dieß wohl und sprich mir offen. Ein solches Geschick ist vielleicht über deine Kräfte, und in diesem Falle ermächtige ich dich, gleich jetzt meine Wohnung zu verlassen und einen andern Gatten zu suchen."

Lalla Khrera, gerührt durch diese edlen Worte, schwor ihrem Gatten, daß kein Opfer sie von ihm trennen solle, und daß er sie stets des hohen Ranges, auf den sein Geist und seine Tugenden sie gehoben, würdig finden würde. Sie hielt ihren Schwur nicht. Nach acht Monaten unerhörter Anstrengungen und Gefahren vor Ain-Maadhy sah der Emir endlich seine Smalah wieder, wo aber seine Ankunft nur Schrecken erregte. Er fand seine Hausgenossenschaft in entsetzlicher Verwirrung: ein Neger und eine Negerin, dem Dienst der Sultanin besonders zugegeben, waren wenige Tage vor seiner Ankunft verschwunden; seine andern Diener, unruhig und niedergeschlagen, wagten kaum zu sprechen. Seine Frau erschien endlich vor ihm, bleich, zitternd, mit niedergeschlagenen Augen. Sie hatte nicht nöthig ihren Fehler zu gestehen, denn ein Blick entdeckte dem Emir die Ursache dieser stehenden Stellung: Lalla Khrera war im sechsten Monat schwanger und seit acht Monaten hatte Abdel-Kader Miliana verlassen.

Der Edelmuth dieses wahrhaft großen Mannes und die Zärtlichkeit, welche ihm die ungetreue Lalla Khrera noch immer einflößte, bewogen ihn der ehebrecherischen Gattin zu schonen, aber dieser Verrath schmerzte ihn tief, und sein Kummer stieg, als Lalla auf sein wiederholtes Andringen ihm den Namen des Mitschuldigen nannte. Dieser Schuldige war — Sidi Embarek.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Caraiben-Albino.

(Nach dem Colonial Magazine. Junius.)

He. Young, bekannt durch ein früheres Werk über die Moskitoküste, sah in dem Dorfe Sereboyer ein drei Jahre altes völlig weißes Kind. Seine Eltern waren ein kuhfarbener Caraibe und eine kupferfarbige Frau. He. Young glaubte anfangs das Kind habe einen weißen Vater, bemerkte aber bei näherer Besichtigung desselben, daß es durchaus die dicken Lippen, die Nasenbildung, den merkwürdig gestalteten Kopf und das wollige (wenn gleich weiße) Haar habe, was alles deutlich auf caraibischen Ursprung deutete. Die Augen hatten ein ins Rothe streifendes (pinkish) Blau und bei Tag einen eigenthümlich leeren Ausdruck; aus der Art, wie das Kind sich umschaute, wenn es die Stimme seiner Mutter hörte, sah man wohl, daß es beim Sonnenlicht nur ein sehr verworrenes Bild von den Gegenständen hatte, während es bei Nacht so gut wie andere Kinder sah, und sein Gesicht zum Theil den simpelhaften Ausdruck verlor, den es bei Tag hatte. Die Augenbrauen und Augenlieder waren, wie das Haar auf dem Kopfe, weiß, und alles nebst dem fahlen Weiß der Haut und dem leeren Hinstarren bot einen nichts weniger als angenehmen Anblick.

Chronik der Reisen.

Reise Michael Kottlers im europäischen Rußland und in Sibirien.

Vierter Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Am 18 (29) Julius begann es zu regnen; aus meinem wasserdichten Ruck machte ich mir eine Decke, stellte meine Sachen darunter und legte mich daneben. Die Fliegen ließen mir keine Ruhe. Von hier überstiegen wir am andern Morgen zwei Höhen, zwischen denen sumpfige, mit hohem Gras bewachsene Stellen sich befanden, und als wir von einem hohen steilen Abhang hinabstiegen, gelangten wir an die Gusanka. Diese Fluß ist etwas größer als die Seweranja, ist klar, eisend und sehr steinig. Wir mußten ihn mehrmals bald da, bald dort überschreiten, und zwischen den Steinen fiel bald ich, bald mein Pferd ins Wasser. Abermals zeigten sich eingeschlagene Schürfe, und der Weg führte bald auf das eine, bald auf das andere Ufer. Auf einmal verliert sich die Spur; ich gehe etwa eine Werst am Ufer hinauf und finde hier eine abgeriffene Birkenrinde, ich gehe zu dem Baum und von da einer Spur nach zum Flusse und finde ein birkenrindenes Gefäß mit Wämern und eine Angelruthe. Hier waren sie also, aber wohin? Ich setze auf die andere Seite des Flusses über, da rathe mir mein alter Gefährte zu, er habe weiter unten an einem Bache Spuren eines Lagers und einen Schurf gesehen, aber keinen Weg finden können. Nach langem Hin- und Wiedergehen trafen wir endlich noch auf glühende Kohlen, ein sicherer Beweis, daß noch vor kurzem Leute hier gewesen, und nach langen Bemühungen fand ich einen Weg, aber es erhob sich ein Zweifel, ob diesen Weg nicht eine fremde Partie gezogen sey. Als wir ihn etwa zwei Werste weit verfolgt hatten, sahen wir durch den lichten Wald etwas weißes, mein alter Begleiter sagte: „das ist ein Gebäude!" als wir aber auf das flache Feld hinausgekommen waren, stand ein Zelt auf der Höhe, das eben die Sonne beschien. Noch einige Schritte und wir erkennen das Zelt unserer Leute und begrüßen diese;

„geht alles gut?“ fragte ich; „ja, Gott sey Dank! nur haben wir kein Gold gefunden.“ Es war etwa drei Uhr; Menschen und Pferde hatten ausgeruht; ich befahl sogleich zu satteln und die Saumrosse zu beladen: „nach der Garewka! nach der Garewka!“ Ich fragte den Führer Paul, ob er an der Garewka gewesen sey? — Nein. Aber er war am Fluß Tschapa. — „Erinnerst du dich zweier kahlen Berge?“ — Ja. „Gut, dahin führst du uns, und wenn wir in der Nähe sind, steigst du auf einen Baum und schaust dich um, wo die zwei kahlen Gipfel stehen, dort entspringt die Garewka, dorthin müssen wir.“ — Gut. — Ich gab allen vor dem Auszug ein Glas Wein, den ich mitgebracht, und um vier Uhr befanden wir uns auf dem Marsch. Unsern Weg nahmen wir nach dem Oberlauf der Gusanka. Nach den runden, abgespülten Bergen, nach dem quarzartigen Gestein in den eisenhaltigen Bächen zu schließen, mußte wohl an der Gusanka gleichfalls Goldsand sich finden. Meine Leute wollten jetzt Nachtlager schlagen, ich bestand aber darauf, noch drei Werste weiter zu gehen, obgleich ich ausnehmend ermüdet war, da ich jetzt schon den vierten Tag, seit ich Nasimow verlassen, zu Fuße fast und fort darauging. Zudem ging ich nicht sehr bequem in den großen schweren Jagdstiefeln, aber auch zu Pferde saß ich nicht gut, da ich dieses mit einem Kissen, einer Flinte, Pistolen, einem Pelz, Felleisen u. s. w. bräster hatte.

Am 17 (29) Julius brachen wir Morgens in der Frühe wieder auf, ich ließ die Ladung meines Pferdes auf die Saumrosse legen und ritt im Flußthal nach der Quelle der Garewka zu, fuhr hier über den Fluß, dann über Bäche, durchritt Wiesen, Sümpfe und Anhöhen, über aufgethürmte mit weißem Moos bewachsene Felsen und durch hohes Gras, so daß man kaum die Pferde sehen konnte. Hier bemerkte ich die erste frische Bärenspur. Als wir die Höhen dieser Berge erreicht hatten, ließ ich die Pferde ausruhen, die ganz durchnäßten und durchfrorenen Arbeiter zündeten ein großes Feuer an, spielten und trockneten ihre Kleider. Ich kochte Thee und gab auch meinen Arbeitern, die ihn ohne Zucker mit ihrem Zwieback verzehrten. Von da zogen wir nach der Garewka. Der Wald besteht auf dieser Höhe größtentheils aus Tannen, ist ziemlich dünn und durchbrochen. Die Ameisenhaufen waren hier von einem Bären auseinander gescharet. Auf einer weiten schlechten Wiese trafen wir wieder eine frische Bärenspur im hohen Grase. Aber den größten Schrecken machte uns eine fortlaufende Spur von mehr als 40 Pferden, die vielleicht zu einer Abtheilung gehörten, welche uns in Aufsuchung der guten Orte zuvorgekommen waren. Wir waren bestürzt, und überlegten, wohin wir gehen sollten. Zurückkehren, wozu? Vorwärts gehen, aufs Gerathewohl? So konnten wir als verspätete Gäste nach verzehrtem Mahl anlangen. Doch der Herr kann auch den Menschen mit kleinen Brocken nähren, also vorwärts, hinter ihnen drein nach der Garewka! Diese fremde Spur führte uns links, wir schlugen jedoch den Weg gerade nach dem Quellbeziek der Garewka ein. Nach fünf Stunden erreichten wir diesen Fluß, der nur halb so groß ist, als der Tis, das Flußbett aber mit dem Ufersstrich war ziemlich breit. Da der Weg eben und ziemlich ohne Hindernisse war, gestattete ich den Arbeitern auf die Lastthiere zu sitzen, und ich selbst eilte auf meinem Graufchimmel voran, denn es handelte sich um rasches Eintreffen an Ort und Stelle; die Saumrosse werden dadurch freilich ziemlich ermüdet. Da wir nie in dieser Gegend gewesen waren, mußten wir uns nach dem Plane richten, und diesem zufolge konnten wir von den runden Gipfeln bis zu den Quellen nur noch 80 Werste haben. Paul versicherte mich, daß dem also sey. Auf dem rechten Ufer blieben wir die Nacht über. Ich bog nur eine Birke nieder und machte mir ein Zelt ohne Stangen, um uns trocken zu schlafen.

Am 18 (30) Julius Abends trocknete die ganze Mannschaft ihre Kleider, was unsern Aufbruch verzögerte. Im Sande fanden wir wieder eine frische Bärenspur, dann mußte der Bär in den Wald gegangen seyn, da die Pferde der Führer schnaubten. Auf der linken Seite fließ ein Bach, jenseits dessen sich vier gleichartige, hohe, abgerundete Gipfel nebeneinander erhoben. Auf beiden Seiten am Ufer sah hie und da Glimmerschiefer heraus. Weiterhin kamen wir an einen Bach, dann an ein Flüßchen, das von der linken Seite her in die Garewka fiel. Etwa 300 Klafter über der Einmündung dieses Baches war in der Wiese ein Schurf eingeschlagen, und dabei stand ein Pfahl mit den eingebrannten Buchstaben Ch. Tsch. Ich bemerkte, daß dieß der Pfahl einer neuen Abtheilung sey, die in meinem Plan noch nicht verzeichnet war. Daraus schloß ich, daß ich nur noch 5 Werste von der im Winter aufgerichteten Säule mit den Buchstaben K. H. M. mich befände, oberhalb welchem Punkte die Garewka eine Gabelabtheilung macht und von wo es zu der Quelle nicht mehr weit seyn konnte. So war es auch. Nach 5 Werften kamen wir an die Säule eines Kaufmanns Meschukow, zwei Werste weiter oben theilte sich der Fluß, hundert Klafter weiter oben stand die Säule eines gewissen Ponomarow, dann die Paschkins, und zwischen diesen fallten zwei noch niemand gehörige Bäche einfallen, an denen ich mein Glück versuchen könnte. Um die Pferde nicht allzu sehr zu ermüden, ließ ich sie im Lager zurück, und ging am folgenden Tage mit meinem Führer auf Kundschaft aus.

Am 19 (31) Julius machte ich mich auf, obwohl mir mein nasses Lager rheumatische Schmerzen in den Hüften zugezogen hatte, kam an vielen Gruben und Säulen vorüber bis zu dem Berg. Zu Pferde konnte man nicht hinaufkommen, denn der Berg war steil und steinig, und das Pferd wäre beinahe mit mir gestürzt. Wir mußten also die Pferde anbinden und zu Fuße hinaufgehen. Der Berg war kahl, nur hie und da mit weißem und schwarzem Moos bewachsen, und große Stücke Quarz waren aufeinander gehäuft. Oben war eine große Fläche. Auf der Südseite hängt sie mit andern niedrigern Nebenbergen zusammen. Gegen Südwesten steht neben ihr ein ähnlicher niedriger Berg, wie ein Rückgrat. Auf der Nordostseite lag Schnee und darauf todte Käfer, ähnlich unsern Marienkäfern. Man hatte eine interessante Aussicht auf die ganze Umgegend, auf eine Menge Berge und Gipfel, Flüsse und Ebenen. Nach Norden zu war der glänzendste Wald, die höchsten Berge, aus hie und da erhob sich schwarz zwischen dem Birkenwald heraus ein Streif von Tannen oder Fichten. Gegen Süden und Westen sah man gebirgigen, schwarzen, dichten Wald. Außer einem kleinen grauen Vogel sahen wir kein lebendes Geschöpf. Paul zeigte und benannte mir, was er wußte, wie die Berge heißen, woher die Flüsse ihren Ursprung nehmen, wo er auf der Jagd gewesen und einen Bären hatte erlegen können. In der Gegend am Ufer des Flusses Tschapa sey von alten Zeiten her, wo noch die Tschapagiren in der Umgegend wohnten, ein versteinerter Mensch. Wild gibt es hier keines; darum finden sich auch keine Tunguſen. Endlich nahmen wir Abschied von der Aussicht und stiegen vom Gipfel des schönen Berges herab zu unsern Pferden, welche sehr erfreut schienen, daß wir sie wieder abwärts führten. Auf dem Wege schenchten wir mehrere Birkhühner und Auerhähne auf.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 196.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

14 Julius 1844.

Die englischen Colonien.

Neusüdwales.

Die englische Regierung scheint hinsichtlich ihrer australischen Colonien in moralischer und politischer Beziehung in nicht minderer Verlegenheit, als diese in ökonomischer. Man hat sich einer Reihe unbegreiflicher Illusionen hingegeben, und jetzt steht man an der nackten, dürren Wahrheit, mit der man nicht weiß, was man anfangen soll. Vor fünf oder sechs Jahren glaubte man auf einmal den Colonien einen riesenhaften Aufschwung geben zu können, und dadurch dem englischen Handel und der Industrie zugleich unter die Arme zu greifen: man machte besonders Neusüdwales ungeheure Vorschüsse, hauptsächlich an Waaren, und diese Vorschüsse sollten dann mit Naturproducten bezahlt werden. Um dieß zu erreichen, wurde das Wakefield'sche, an sich wahre System auf eine geschraubte, unnatürliche Weise angewendet. Wakefields System beruht im Gegensatz gegen das frühere Colonialsystem darauf, daß die Regierung den Boden an die Colonisten verkaufen, mit dem erlösten Geld die Ausgaben bestreiten, und wo möglich neue Einwanderer herführen soll. Dieß System, welches im wesentlichen in den Vereinigten Staaten seit 40 Jahren in dem Landverkauf praktisch besteht, und der Regierung große Einkünfte gewährt hat, sollte nun in einem höchst aristokratischen Sinne in Australien ausgebeutet werden. Nachdem man den Boden eine Zeitlang im Aufstreich verkauft, und dadurch die besser gelegenen Theile zu unsinnigen Preisen hinaufgetrieben hatte, setzte man den Minimumpreis des Acres auf ein Pfund Sterling fest, in der Absicht dadurch die armen Einwanderer zu nöthigen, geraume Zeit als Knechte zu dienen, da sie den unmäßigen Preis nicht aufbringen konnten. Zugleich wurde auch auf die zukünftigen Einwanderer spekulirt, man kaufte Land in Masse auf, um es später möglichst theuer an neue Einwanderer wieder abzusetzen. In dieser Wuth und Hast wurden die Preise aller Dinge auf eine unnatürliche Weise hinaufgetrieben; das Budget einer Colonie, die vor sechs Jahren kaum 100 bis 120,000 Seelen hatte, von denen noch dazu Tausende unfrei waren, betrug nicht weniger als 350,000 Pf. St. Alles, Besoldungen und Waarenpreise, folgten dem Zuge, bis endlich die Seifenblase sprang. Der Papierreichthum ging in Rauch auf und das Gesammtvermögen, das man im Jahre 1838 auf 15 bis 16 Mill. Pf. St. berechnete, wird jetzt höchstens zu einem Werth von 4 Millionen angeschlagen. Bei den ausbrechenden Bankerotten gingen nach einer sehr mäßigen Berechnung 2 Mill. Pf. St. rein verloren.

Dieß alles macht die Colonie freilich kaum minder werthvoll für England: es setzt immer noch eine bedeutende Waarenmasse ab, und holt dafür die Wolle und andere Erzeugnisse Australiens, die eine große Anzahl Schiffe beschäftigen, aber es war eine Sturmperiode, die einerseits viel Privatvermögen verschlang, andrerseits der Regierung die Leitung der Angelegenheiten der Colonie ziemlich aus den Händen riß. England konnte den Sturz der Banken und die Bankerotte der Privaten nicht hindern, somit auch nicht die financiellen Verlegenheiten, und indem sie diesen ihren Lauf lassen mußte und zugleich eine Repräsentativverfassung einführte, mußte sie eine Partei ins Leben rufen, welche die frühern unmäßigen Ausgaben auf ein mit den zerrütteten ökonomischen Verhältnissen der Colonie angemessenes Maaß zurückführen wollte, ohne sich sonderlich um die aus den frühern Regierungsverhältnissen herstammenden Rechte zu kümmern. Die „radicale Sparpartei" (radical-retrenchment party) wie der Sydney Morning Herald sie nennt, ist denn auch nicht ausgeblieben, und liegt in thätigem Kampf mit denen, welche die alten Besoldungen und Emolumente behalten wollen. Die Regierung scheut sich hier einzugreifen, denn die radicale Partei hat allerdings das nominelle Recht gegen, aber das natürliche, und was noch mehr ist, die Nothwendigkeit für sich.

Lassen wir aber diesen Streit, der erst mit der Zukunft bedeutend werden kann, und wenden uns nach dem innern Lande: hier haben wir namentlich zwei Punkte zu unterscheiden, die eigentliche Colonie und das Land jenseits der Gränze. Die Landspeculanten haben, wie sich schon aus dem allgemeinen ökonomischen Ruin ergibt, sehr schlechte Geschäfte gemacht, und können das theuer erkaufte Land nicht absetzen. Dagegen

Digitized by Google

finden sich eine Menge Leute, die nach jenem Lande sich niederlassen ohne zu kaufen, höchstens gegen eine kleine Abgabe. Die „Squatters" mehren sich mit jedem Tage, und man klagt, daß so lange dieses Squatten fortdauere, die Civilisation Rückschritte mache. Die europäische Verfeinerung und Gesittung muß allerdings unter solchen Umständen, wo man „auf der Wildung" haust, bedeutend leiden, aber nur sieht man kein Mittel der Abhülfe. Die sogenannten „äußern Stationen," d. h. die Viehhöfe außerhalb der Gränze nehmen gleichfalls zu. Der Sydney Morning Herald vom 15 Januar d. J. hat die officielle Statistik der Colonie bis zum Ende vorigen Jahrs mitgetheilt. Demnach sind die Stationen außer der Gränze seit vier Jahren um 185, d. h. um mehr als den vierten Theil gestiegen, denn im J. 1839 betrug ihre Zahl 694, im J. 1843 879. Auf diesen äußern Stationen, deren Bevölkerung etwa 8000 betragen mag,*) ist das Verhältniß der Männer zu den Weibern sehr ungünstig, nämlich 52 Männer zu 10 Weibern, und im J. 1839 war es 107 Männer zu 10 Weibern. Auch dieß kann nicht verfehlen zur Verwilderung dieser Menschen beizutragen, deren Vermögen an Hornvieh und Schafen noch immer in reißender Zunahme ist,**) während die großen Gutsbesitzer an der Küste durch die Einfuhr sehr wohlfeilen chilenischen Weizens herunterkommen.

Das Ergebniß dieser Verhältnisse muß seyn, daß die kleinern Landbauer und namentlich auch die Stationen im Innern, welche bei der Repräsentation theils schwach, theils gar nicht betheiligt sind, im Gegensatz gegen die Städte und deren Umgebung an Bedeutung und Macht fortwährend steigen, ohne sich um die zerrütteten Finanzverhältnisse der Colonie viel zu kümmern, und daß hier im Innern mehr und mehr ein halbbarbarisches Leben sich entwickelt, obgleich die jetzigen großen Heerdenbesitzer meist einer sehr gebildeten Classe angehören.

*) Im J. 1843 wird sie auf 7679 angegeben, aber Ein Distriet fehlt in der Aufzählung.

**) Die Zahl der Pferde auf diesen Stationen stieg vom J. 1839 bis 1843 von 7088 auf 11,796 nahe zu 66½ Proc.; das Hornvieh von 371,699 St. auf 491,541 oder um 32¼ Proc., die Schafe von 1,334,593 St. auf 1,804,096 oder um 35¼ Proc. (Die Gesammtzahl der Schafe in der Colonie beträgt nur 1,804,846, so daß also auf die Stations beinahe ⅔ kommen.)

Sidi Embarek.

(Fortsetzung.)

Der Chalifah von Milianah, welcher nicht mit Unrecht die Rache des Emirs fürchtete, hatte sich, sobald er die Rückkehr seines Herrn vernahm, entfernt, und unter dem Vorwand, bei den Kabylen die Steuern zu erheben, in die Berge geworfen, wo Abdel-Kader ihn nicht erreichen und nicht einmal verfolgen konnte. Die Rache des beleidigten Gatten fiel also ganz, nicht auf den wirklich Schuldigen, sondern auf die unglücklichen Sklaven, welche dieß sträfliche Liebesverhältniß des Chalifah und der Sultanin begünstigt hatten, auf den Neger und die Negerin, deren plötzliche Flucht bei der Annäherung des Fürsten ihre Mitschuld bei dieser gefährlichen Intrigue hinreichend kund gab. Sie hatten sich nach Algier geflüchtet und Abdel-Kader schrieb sogleich, um ihre Auslieferung zu verlangen. Man unterhandelte damals mit ihm um die Ratification einer Supplementar-Convention zu dem Vertrag an der Tafna, welche von seinem Gesandten Mulud-ben-Arasch zu Algier bereits unterzeichnet war, und wodurch er sich verpflichtete, die damals beabsichtigte Expedition nach den Bibans (eisernen Thoren), welche später die Ursache oder der Vorwand der Wiederaufnahme der Feindseligkeiten wurde, nicht zu hindern. Der Emir ergriff die Gelegenheit, um dringend die Auslieferung der beiden flüchtigen Sklaven zu fordern, und Marschall Valée willigte in tadelnswerther Nachgiebigkeit ein. Der Neger und die Negerin wurden trotz ihrer kläglichen Bitten ausgeliefert und nach Milianah zurückgebracht, wo beide das Verbrechen Sidi Embareks und Lalla Khrera's mit einem qualvollen Tode büßen mußten.*) Der Mitschuldige der ehebrecherischen Gattin sah den Emir erst nach der Expedition gegen die eisernen Thore am Ende Octobers 1839 wieder, im Augenblick des Bruchs und des Einfalls in die Metidschah, welche im folgenden Monat November duech so viele Verheerungen und Ermordungen bezeichnet war. Der Chalifah war damals Abdel-Kadern allzu nothwendig, als daß er sich der Dienste eines so fähigen Verbündeten hätte berauben können; er verzieh ihm also mit nicht gemeiner Seelenstärke und Selbstverläugnung im Interesse der von beiden vertheidigten Sache.

Sidi Embarek seinerseits erkannte die Nachsicht des Emirs an, wollte seinen Fehler gut machen, und zeichnete sich in allen den unglücklichen Feldzügen, die nun folgten, ungemein aus. Wo immer das blutige Schauspiel, das seit vier Jahren in Afrika aufgeführt wird, von Seite der Araber durch glänzende Thaten und kecke Unternehmungen bezeichnet ist, da gebührte hauptsächlich diesem Chalifah das Verdienst und der Ruhm. In der nach der Rückkehr des Gesandten Mulud-ben-Arasch zu Taza gehaltenen Rathsversammlung war er einer von denen, die hauptsächlich zum Krieg riethen, und als er beschlossen war, auch zuerst die Feindseligkeiten eröffnete. Am 10 November ging er mit dem Bey von Medeah und 2 oder 3000 Mann über die Schiffa und verbreitete sich in der Ebene Metidschah, wo er von den Habschuten durch unsere Posten hindurchgeführt, die Zufuhren angriff und die Escorten niederhieb. Diese Angriffe, die er meist persönlich leitete, erneuerten sich fast ohne Unterbrechung in den Monaten November und December; aber am 31 des letzten Monats erlitt er mit seinen Truppen, die mit denjenigen Berkani's vereinigt waren, eine blutige Niederlage in einem Kampf am Wed-el-Aleg, zwischen dem Lager von Blidah und der Schiffa. Von den fünf Fahnen, die er vor sich her tragen ließ, fielen drei in die Gewalt der Franzosen, eben so seine sämmtlichen Trommeln, 400 Gewehre und die Leichen von 300 Mann des regel-

*) Der bekannte Commandant Pelissier, jetzt Consul zu Susa in der Regentschaft Tunis, und Verfasser der geschätzten Annales algériennes, legte damals seine Stelle als Director der arabischen Angelegenheiten nieder, um seinen Unwillen über diese Auslieferung kundzugeben.

Digitized by Google

mäßigen Fußvolks; 15 Kaids und viele arabische Reiter blieben gleichfalls auf dem Schlachtfeld.

Nach dieser Niederlage zog sich Sidi Embarek, gleichfalls an der Schulter verwundet, in die Schlucht zurück, aus welcher der Wad Dscher herausströmt, und suchte seine Infanterie zu sammeln. Aber das regelmäßige Bataillon von Medeah bestand nicht mehr, das von Milianah, welches weniger gelitten hatte, war allein noch unter den Fahnen, und die freiwilligen Reiter waren zu ihren Stämmen zurückgekehrt. Indeß füllte sich von Ende Januars 1840 an sein Lager allmählich wieder: man zählte 1000 Mann Fußvolk, 200 Reiter, 40 Artilleristen, 10 Haubitzen und 2 Feldstücke. Im Februar bot er die Contingente der Stämme auf, sich zu ihm zu begeben, und rüstete sich ernstlich die Feindseligkeiten wieder zu beginnen. Im April, als die französische Armee sich anschickte nach Medeah zu rücken, bewachte er den Paß von Gonthas mit 2 oder 3000 Pferden und 7 bis 800 Mann Fußvolk, während der Paß von Muzaia durch zwei andere Chalifahs, El Berkani und Ben Arasch, besetzt war. Abdel-Kader hatte sich während dieser Zeit vom Schelif entfernt, da er die Niederlage seiner Chalifahs voraus sah, und den Arabern ankündigen wollte, daß der ephemere Erfolg der französischen Waffen nur eine Folge seiner Abwesenheit sey, indem Gott den Sieg nur seinen Fahnen verleihen wolle.

Während der Bewegungen der französischen Armee vor und nach der Rückkehr von Scherschel nahm Sidi Embarek mit seiner Reiterei an allen Gefechten Theil, welche der Emir im Mai 1840 im Paß von Muzaia lieferte.

Im September naherte er sich Bu-Alnan, wo die Hadschuten einen ihrer bedeutendsten Anführer, El Beschir, an ihn abfandten, um ihm anzuzeigen, daß ihre Noth aufs höchste gestiegen sey, daß die Franzosen alle Städte der Provinz in ihrem Besitz hätten, und die Araber nicht wüßten, wo sie ihre Pferde beschlagen, ihre Waffen ausbessern lassen und die nöthigen Gerathschaften kaufen sollten; sie baten ihn an den Emir zu schreiben, daß dieser Frieden machen möchte. Sidi Embarek zögerte lange, entschloß sich aber doch endlich in seiner Eigenschaft als Maradut zu diesem mißlichen Schritt, welcher von dem Emir sehr übel aufgenommen wurde. Abdel-Kader verwarf den Gedanken in Unterhandlungen zu treten, durchaus, und erklarte, er könne noch zwei Jahre lang Krieg führen. Diese Eröffnung Sidi Embareks war auch zur Kenntniß der Franzosen gelangt, und ließ hoffen, daß der Chalifah zum Frieden geneigt sey und mit sich unterhandeln lassen werde. General Bugeaud beauftragte, in der Ansicht, daß dieser Häuptling sich den Franzosen nahern wolle, den General Baraguay d'Hilliers, der die Operationscolonne in den Provinzen Algier und Tittery befehligte, auf nachstehende Grundlagen Frieden mit ihm zu schließen: Sidi Embarek solle Bey von Milianah bleiben, aber den Wadi Dscher in der Ebene nicht überschreiten dürfen; er sollte im Namen und für Frankreich regieren und eine reichliche Besoldung erhalten; seine Familie sollte in Algier oder Scherschel wohnen." Aber der in den Instructionen vorgesehene Fall ergab sich nicht: Sidi Embarek machte keine Friedensvorschläge, und die spätern Ereignisse bewiesen, daß er Abdel-Kadern aufrichtig ergeben sey.

Gegen Ende Septembers verbreitete sich das Gerücht, Ben Salem, der Chalifah von Sedan, sey todt, und der Emir habe Sidi Embarek an seiner Stelle ernannt. Das Gerücht, war falsch, zeigte aber, welche Bedeutung Sidi Embarek in den Augen der arabischen Bevölkerungen hatte.

Um den schwachen Seehandel, der noch über Dellys getrieben wurde, zu unterbrechen, rüstete Sidi Embarek am Ende des Jahres 1841 eine Barke aus, mit dem Befehl, sich aller der Sandals (kleiner Fahrzeuge) der Kabylen zu bemächtigen, welche längs der Küste herumfuhren. Diese Barke war auch nach Dellys gekommen, der einflußreiche Maradut dieser Stadt aber, Sidi Abderrahman, bemächtigte sich derselben und ließ sie verbrennen, da die Fahrten eines solchen bewaffneten Fahrzeugs keinen andern Erfolg haben könnten, als die Uebel des Kriegs auf eine bis jetzt friedliche und in ihrer Ruhe glückliche Stadt herbeizuführen. Ueberhaupt begannen die Bewohner der Provinzen Algier und Tittery, wo die militärischen Operationen seit der Wiederaufnahme der Feindseligkeit sich concentrirt hatten, allenthalben laut sich gegen einen so verderblichen Zustand der Dinge auszusprechen, und Sidi Embarek mußte wenigstens scheinbar dem öffentlichen Wunsch nachgeben. Um die unzufriedenen Stämme zu beschwichtigen, ließ er bekannt machen, daß sie ruhig seyn und ohne Furcht das Feld bauen könnten, indem der Friede in wenigen Wochen geschlossen werden würde; aber die so oft betrogenen Araber erklärten ihm, sie würden die Wirkung dieser neuen Versprechungen bis zum großen Feste (aid-el-kebir) abwarten, und wenn dann der Friede nicht geschlossen sey, die Waffen niederlegen. Dieß waren die Thatsachen, die der Scheich Bel-Ardi berichtete, welcher gegen Ende des Jahres 1841 als Gefangener nach Blidah geführt und dort befragt worden war.

Andrerseits waren die Hadschuten seit kurzem in ihre alten Lager zurückgekehrt, und begannen, gleich vielen andern Stämmen, auf die Versicherungen Sidi Embareks hin das Feld zu bauen, indem sie erklärten, sie hätten nichts zu fürchten, da sie vor der Ernte mit den Franzosen im Reinen seyn würden, entweder durch einen allgemeinen Frieden, oder nöthigenfalls durch einzelne Unterwerfungen. Dieser Glaube an den Frieden war überdieß nicht ohne Grund, und ein kurz zuvor eingetretener Vorfall hatte die deßfalls gefaßten Hoffnungen neu belebt.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Reise Michael Kottlers im europäischen Rußland und in Sibirien.

Vierter Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Früh vor meinem Abgang hatte ich meinen Arbeitern befohlen, daß sie aus dem fremden Schurf das Wasser ausschöpfen und eine Probe

auswaschen sollten; bei meiner Rückkehr zu dem Lager hatte ich das Vergnügen zu sehen, daß auf vier Arschinen zwischen dem Stein und Sand aus drei Wedros Sand 8 Solotnik Gold ausgewaschen wurden. Ich ging nach dem Schurf, und noch vor meinen Augen wuschen sie aus vier Wedros 10 Solotnik aus. So hatte ich also jetzt doch den Fuß auf goldhaltigen Boden gesetzt. Auf dem Wege zeigte man mir die Spur und das Lager eines Bären.

Am 20 Julius (1 August) ging ich aus, um den kleinen Berg zu besteigen. Abermals fanden wir fremde Schürfe und Säulen; auf einer derselben lasen wir mit Bleistift geschrieben die Worte: „Von der Quelle aufwärts ist ein Goldsandlager für Puschwinski, Kaufmann zweiter Gilde, von Jedac Saiawiew am 29 Junius 1841 eröffnet worden.“ Am 21 Julius (2 August) erstieg ich mit Paul wieder den hohen Berg, um noch einmal die schönen Figuren auf der Ostseite zu sehen. Dießmal nahmen wir den Theekessel mit, und nachdem wir den Gipfel erstiegen hatten, sammelten wir Schnee, kochten ihn und machten Thee. Es ist wohl das erstemal, daß hier oben auf diesem Berge getafelt wurde. Mein Auge schweifte auf der unermeßlichen mit Wald bewachsenen Ebene umher, über jene Einöde, in welcher sich jetzt die menschliche Hand mächtig durcharbeitet, um die verborgenen Goldschätze in diesem vernachlässigten Theil der Welt zu heben. Mein Tunguse Paul hielt mit mir gelehrten Rath. Ich frage ihn, woher er glaube, daß wohl das Wasser diese Steine gewälzt habe; er blickt sich um und sagt, vielleicht von Westen her. Als ich ihm nachher andere Steinschichten zeigte, erklärte er, daß sie wohl eher aus Nordosten gekommen seyn könnten. Als ich aber nachher die scharfen, keineswegs abgerundeten Quadern sah, änderte ich meine Ansicht, daß das Wasser sie von weitem her geführt haben könne, und schloß, daß sie wohl die Erde aus ihren Eingeweiden auf die Oberfläche herausgestoßen und erst später das Wasser sie ausgespült habe. Wie aus diesen Bergen, aus diesem gar nicht goldähnlichen Gestein Goldsand in das Thal hinabgeführt werden konnte, ist unbegreiflich. Man sagt: es ist zertrümmertes Gestein, aber wenn man alle diese Felsen zu Mehl zerstieße, so würde doch kein Körnchen Gold darin seyn. Es mußte also wohl dieß goldene Erdmark durch irgend eine heftige Erhitzung aus dem Innern hervorbrechen und in kleinern oder größern Graupen sich absondern, und in der That gleichen auch die kleinen Körner, so wie die großen Goldklumpen den Graupen und den größern Stücken Butter, wenn der Rahm zusammenzugehen anfängt. Paul fing nach an diesem Abend eine Karausche, schnitt sie auf, salzte sie ein und briet sie am Spieß. Es war dieß das erste Gericht in der Taiga und ausgezeichnet gut. Außer den großen Gräten und dem Rückgrat hat dieser Fisch reines, festes und schmackhaftes Fleisch.

Am 22 Julius (3 August) begab ich mich wieder nach dem Bach, welcher links in die Garewka fällt. In den Niederungen lag Reif. Die Fliegen hatten sich etwas verloren, aber eine Art Mücken stach unbarmherzig, und wo sie die Haut recht trafen, lief eine mit Blut unterlaufene Blase auf, als ob man sich geklemmt hätte. Die Pferde litten viel dadurch, obgleich wir sie in der Nähe des Feuers hielten, um die Mücken zu vertreiben. Wir umgingen das Flüßchen auf beiden Seiten bis zu den Quellen, wo es sich in kleine Bäche theilt. Dasselbe ist etwa fünf Werste lang und das Bett ziemlich breit zwischen Hochwald und Berggipfeln eingeschlossen, die Steinart dieselbe, wie an der Garewka. Ich befahl meinem Aufseher Ignaz, daß er am folgenden Tage mit vier Arbeitern hieher gehen und 200 Klafter von der Mündung den Boden aufgraben solle. Am Nachmittag gingen wir etwas höher hinauf nach einer heißen Quelle, und fanden hier bereits einen fremden Schurf.

Am 24 Julius (5 August) begab ich mich zu Ignaz, um zu sehen, wie es dort gehe. Ich komme hin und sehe eine etwa drei Arschinen tief eingeschlagene Grube und frage, was ist's? — Gott sey Dank, es ist Gold. Anderthalb Arschinen aus der Oberfläche fand sich im Thon nichts, aber tiefer unten wusch man mehr und mehr Gold aus, obwohl es sehr klein war. Ich ließ einen Wedro füllen, sah beim Waschen zu und man wusch 4 Solotniks heraus. Ich traf die Anordnung, daß man am folgenden Tag unterhalb der Säule Ch. Tsch. einschlage und da, wo es besser gehe, einen Pfahl aufrichte. Da man nun auch an dem untern Bache mehr Gold auswusch, ging ich sehr vergnügt nach Hause. Ich brachte auch Stachelbeeren und rothe Johannisbeeren mit, die man hier Säuerlinge nennt und mit Recht, denn sie haben eine außerordentlich scharfe Säure.

Am 25 Julius (6 August) ging ich mit Paul zu der von Ignaz eingeschlagenen Grube und dann am linken Ufer aufwärts. Paul zeigte mir zerstreut herumliegende Pfähle und drei Stellen, wo Jurten gestanden hatten, in denen noch vor drei Jahren Tschapagyren wohnten; jetzt haben sie sich näher zu den Goldsandlagern begeben und leben vom Dienst bei den Goldsuchern, denen sie als Führer dienen. Die Arbeiter des Ignatius fingen an, auf dem rechten Ufer der Garewka gleichfalls ein Schurf einzuschlagen, und ich hatte die Freude, von dem Aufseher zu hören, daß sie noch am Abend nach meinem Weggehen ziemlich tief gegraben und aus dem Sand in einer Tiefe von 4 Arschinen 20 Solotniks ausgewaschen hätten. Wäre es nicht Nacht gewesen, so würde er mit dieser Nachricht noch an selbigem Abend bei mir eingetroffen seyn. Obgleich das Gold sehr klein war, so war die Grube doch auch darum gut, weil schon unterhalb zwei Arschinen der goldhaltige Sand lag. Ob er noch tiefer ist, muß die Zeit zeigen. Da ich stets mein heimisches Darf Libun im Herzen hatte, so nannte ich den Bach Libunka, hieb auf der Säule die Buchstaben G. P. ein und schrieb mit russischer Schrift darunter: „Der erste Goldsandort an diesem Libunka genannten Bache gehört dem Beamten Sr. k. Maj. von der 14ten Classe Georg Peremikyn, entdeckt durch seinen Beauftragten Michael Iwanowitsch Kattler am 24 Julius 1841.“ Wir gingen sodann nochmals flußaufwärts, um die Thalsohle so viel wie möglich zu untersuchen. Es fallen von dieser Seite zwei kleinere und drei größere Bäche hinein, und der Fluß ist, nachdem er diese aufgenommen, etwa 100 Klafter breit. Weiter oben gegen Nordosten hat er eine Gabeltheilung und fällt von steilen Höhen herab. Abwärts gingen wir auf dem andern Ufer, wo nur ein Bach hineinfällt. Der ganze Fluß hat nur drei oder vier Werste Lauf, und somit muß ich, um den allen für solchen Betrieb bewilligten Umfang von 250,000 Quadratklaftern zu gewinnen, mit den Gruben und der Säule bis nach der Garewka hinabrücken.

(Fortsetzung folgt.)

Weizenstrahpapier. Eine englische Provincialzeitung meldet, daß zu Chalfard bei Stroud große Papiermühlen errichtet werden, um Papier aus Weizenstrah zu fertigen. Man behauptet, es ließen sich vermittelst eines neuen Verfahrens hieraus die feinsten und die gröbsten Sorten gewinnen. (Lit. Gaz. vom 29 Junius.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 197.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

15 Julius 1844.

Etwas über den Communismus.

Es ist seit einiger Zeit immer mehr Mode geworden, über den Communismus oder Socialismus allerlei tiefsinnige Betrachtungen anzustellen und einen Luxus von philosophischer Argumentation auszukramen; ja es zeigt sich mehr und mehr ein Gelüste, der „modernen Rechts- und Staatsansicht" einen guten Theil der communistischen Lehren in die Schuhe zu schieben, wobei es an Seitenhieben auf moderne Zustände und Bestrebungen nicht fehlt. Wir möchten im Namen des gesunden Menschenverstandes gegen solche eitle Ansichten eifrigst protestiren. Die communistischen Lehren von Aufhebung des Erbrechts, von Gütervertheilung u. dgl. sind eitel Unsinn, und wenn ihnen scheinbar die „moderne Staatsansicht" Vorschub thut, so kann diese sich damit brüsten, daß es im 16ten Jahrhundert „fanatischen Andenkens" mit dem Evangelium eben so gegangen, indem man die damals auftauchenden Ansichten von Gütervertheilung auf letzteres zu stützen suchte. Wir stehen in unserer Entwicklung in einer ähnlichen Epoche, wie die von 1450 bis 1550. Damals war der Reichthum der Städte ein Dorn im Auge der Fürsten und des Adels, die es den Städten gleich und zuvor thun wollten. Dieß Streben mußten die leibeigenen Bauern büßen, und erhoben sich endlich gegen ihre Dränger. Statt sich in philosophischen Abstractionen zu ergehen, thäte man wohl die damalige Zeit etwas genauer zu studiren, und die zwölf Artikel der Bauern aus der Sprache jener Zeit in die unsrige zu übersetzen. Alle die Bestrebungen und Ausbrüche des Communismus sind nichts als eine fortlaufende Protestation gegen das Unrecht, welches die neuen Steuer- und Staatsverhältnisse gegen den Armen ausüben. Macht zuvor den Armen, der nichts besitzt, von Steuern und Abgaben frei, und legt ihm nicht auf indirecte Weise die härtesten Lasten auf, dann mögt ihr an die Bekämpfung irrthümlicher Lehren gehen. Das erste ist aber um ein gut Theil schwerer, als eine unnütze Weisheit auszukramen.

Was man oft von der Despotie des materiellen Reichthums sagt, ist größtentheils wahr; es ist dieß aber ein Punkt, den die englischen Arbeiter-Journale schon seit geraumer Zeit weit gründlicher und umfassender abgehandelt haben, und zwar mit einer Freiheit, die man wohl auf dem Continente nicht zugeben möchte. Ist dadurch, ist durch alle die „Strikes" das Eigenthum, die Macht des Capitals erschüttert worden? Durchaus nicht. Alle zum Theil sehr bedeutenden Anstrengungen vermochten nichts gegen den allgemein richtigen Satz, daß der Markt den Preis der Waare regelte, und daß man einen Capitalisten nicht nöthigen kann, theurer Arbeiter zu bezahlen, wenn er wohlfeilere haben kann. Was ist nicht in Frankreich von „Organisation der Arbeit" gefaselt worden? Es ist durch alle dieß Gefasel, wie der alte Zschokke sagte, „kein Schweinstall umgefallen," und wenn man auf Lyon hinweist, so braucht es eben nicht viel Kopfbrechens, um zu entdecken, daß der Hauptgrund der dortigen Unruhen in den städtischen Auflagen gelegen, und daß dort hauptsächlich darum kein Ausbruch mehr erfolgt, weil sich ein großer Theil der Arbeiter aus der schwer besteuerten Stadt aufs Land gezogen.

Wir maaßen uns nicht an, die Heilmittel für alle die Uebel, welche auf die untersten Classen drücken, aus einander setzen zu wollen oder zu können, gegen was wir aber gewiß mit Fug und Recht uns aussprechen, das ist der philosophisch seyn wollende Schnickschnack, in welchen man eine trotz ihrer Vielseitigkeit sehr einfache Sache hüllen will, weil man nicht den Muth hat, diese rein praktische Frage auch ganz praktisch nach allen ihren Seiten zu erforschen, und ans Licht des Tages hinzustellen. In England, wo die Vorrechte des grundbesitzenden Adels einen so furchtbaren Einfluß auf die Veranlagung der Feldarbeiter wie der städtischen Arbeiter ausüben, ist durch die umständlichste Besprechung und Schilderung der Noth und des Elends gewiß mehr zur Beruhigung der minder Bedrückten geschehen, als durch irgend eine Verheimlichung hätte geschehen können, wobei freilich nicht zu verkennen ist, daß diese Veröffentlichung auch eine so allgemeine Ueberzeugung von der Schädlichkeit der aristokratischen Güterverhältnisse erzeugt hat, daß das fast ganz aus aristokratischen Elementen zusammengesetzte Parlament nur mit

Digitized by Google

Mühe noch seine Autorität aufrecht erhält. Bei uns sind diese aristokratischen Güterverhältnisse größtentheils gebrochen und man hat gar keinen haltbaren Grund, einer gründlichen Untersuchung aus dem Wege zu gehen, und sich statt dessen mit Phrasen zu begnügen.

Sidi Embarek.

(Fortsetzung.)

Im Anfang des Feldzugs 1842 war eine Anzahl Franzosen, unter andern der Militärbeamte Massot nebst vielen Reisenden auf der Fahrt von Duera nach Algier von den Hadschuten gefangen genommen worden. Auf das Andringen ihrer Familien setzte sich der Bischof von Algier mit Abdel-Kader in Briefwechsel, um seine unglücklichen Landsleute durch Austausch gegen arabische Gefangene in Freiheit zu setzen. Seine Unterhändler waren der Abbé Gstalter, Hr. Franclieu, Grundbesitzer und ehemaliger Artillerieoffizier, der Bibliothekar Berbrugger und Hr. de Toustain-Dumanoir, Secretär-Dolmetscher bei den Finanzen, nebst dem algierischen Mauren, Krimo, für welche ein Aman (Geleitschreiben) von dem mit der Unterhandlung beauftragten Sidi Embarek eingesandt worden war. Die vorläufigen Unterhandlungen über die Auswechslung fanden im April und Mai 1841 statt, und wir geben nach den HH. Toustain-Dumanoir und Berbrugger einen kurzen Bericht, der den Charakter des Chalifah von Miliana ziemlich genau schildert.

Am 1 April 5 Uhr Abends empfing Sidi Embarek die Herrn unter seinem Zelte, das unter dem Schatten wilder Oliven, an einem Ort, Namens Zahror (die Mispeln) in der Ebene des Schelif, wo sein Lager stand, aufgeschlagen war. Sein kleines, ziegenhärenes Zelt war mit großen weißen und braunen Streifen gezeichnet. Der Chalifah, der zwischen seinen beiden Secretären saß, entschuldigte sich den Abgeordneten des Bischofs keinen den europäischen Sitten entsprechenden Empfang bereiten zu können. „Wir Araber," sagte er, „haben auf dieser Erde nur drei Dinge, unser Pferd, unser Gewehr und die Milch unserer Kühe, das ist alles, was wir den Fremden bieten können. Ein Zelt ist oft ein Luxus für uns, und für Euch ist dieß sehr wenig." Indeß wurden die Abgesandten so gut und so prächtig bewirthet, als es die etwas prekäre Lage des Chalifah nur immer erlaubte. Nach kurzer Unterredung über den Zweck der Mission zeigte sich Sidi Embarek ganz geneigt, alle Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen, erklärte aber, der Sultan allein könne entscheiden.

Im Augenblick, wo die Unterredung endigte, erschien die Ruda (Musik) vor dem Zelt des Chalifah, um den Unterhändlern das Vergnügen eines arabischen Concerts zu gewähren. Sie bestand aus zwei Arten Clarinetten, welche unaufhörlich nur eine einzige aus fünf bis sechs Tacten bestehende Melodie spielten, aus zwei Tamburinen und einer großen Pauke. Man kann sich leicht vorstellen, daß ein solches Concert nicht sehr harmonisch klang, was jedoch die Musik nicht hinderte sich regelmäßig des Tages: am Feudscher (Tagesanbruch), am Dohor (eine halbe Stunde nach Mittag) und am Asser (3 Uhr Nachmittags) hören zu lassen. Diese Musik, welche Sidi Embarek auf allen seinen Zügen folgte, trug nicht wenig dazu bei, sein Ansehen in den Augen der Bevölkerungen zu erheben. Vor dem Kriege hatten Abdel-Kader und alle seine Chalifahs eine ähnliche Musik, seit der Wiederaufnahme der Feindseligkeiten aber hatten sie diesen Luxus aufgegeben, und nur der Bey von Miliana ihn beibehalten. Sidi Embarek hatte überdieß Trommeln und Zinken, die sich jeden Abend bei Sonnenuntergang mit einer solchen Richtigkeit vernehmen ließen, daß ein Reisender sich am Thore eines französischen Lagers hätte glauben können.

In der Nacht vom 1 auf den 2 April stieg Sidi Embarek zu Pferde, und verließ plötzlich sein Lager, der französischen Armee entgegen, welche, um Medeah und Miliana mit Lebensmitteln zu versehen, einen Wagenzug geleitete. Am 7 April erhielt er von Abdel-Kader die Vollmacht, um über die Auswechslung der Gefangenen zu unterhandeln, und am 9ten trafen ihn die Abgeordneten des Bischofs wieder in der Umgegend von Medeah. Sidi Embarek ließ seine Truppen halten und empfing seine Gäste mit einer ungeheuren Fantasia (Waffenspiel), welche etwa 3000 vollkommen gerüstete und geübte Reiter vor ihren Augen ausführten. Gegen 10,000 Schüsse wurden zu ihren Ehren abgefeuert. Der Chalifah setzte sich sodann auf den Rasen nieder, die Franzosen nahmen vor ihm Platz und die Unterhandlungen begannen. Die Verhandlung war mündlich, und wenn man über eine Bedingung übereingekommen war, schrieben die beiden Secretäre Embareks sie nieder. Man hatte abgeredet, daß die Auswechslung nicht nach Köpfen, sondern im Ganzen vorgenommen werden sollte, indeß schrieb der eine Secretär, sey es aus Unachtsamkeit oder aus List die Worte: bil hassab (nach Zählung) statt belâ hassâb (ohne Zählung). Da jedoch am Tage der Auswechslung die Zahl der arabischen Gefangenen die der französischen überstieg, so hatte die Sache keine Folge. Ein heftiges Gewitter, das im Augenblicke der Conferenz ausbrach, machte allen müßigen Discussionen und Zögerungen, die der mißtrauische Araber stets beim Abschluß eines Vertrags vorbringt, ein schnelles Ende. In weniger als einer halben Stunde war man über alle Punkte übereingekommen, und einer der beiden Secretäre, über dessen Kopf drei Araber ihre Burnus hielten, um die Papiere und die angezündete Kerze gegen den Regen zu schützen, schrieb den Vertrag vollends zu Ende, und setzte das Siegel des Chalifah auf diejenige Abschrift, welche den Abgesandten des Baba-el-Kebir (großen Vaters) — so nannten die Araber den Bischof von Algier — gegeben werden sollte. Während dieser Conferenz, so wie bei der ersten Zusammenkunft hatten die vier Franzosen alle Ursache, mit dem Benehmen des Chalifah zufrieden zu seyn.

Die Auswechslung der Gefangenen sollte Sonntag den 2 Mai stattfinden, und Embarek schickte alle diejenigen, welche er zusammenbringen konnte, an den bezeichneten Ort, als das Ausrücken der französischen Truppen, um Miliana zu verproviantiren, Sidi Embarek zur Umkehr nöthigte. Er schickte

einen Boten an den Bischof, um ihn zu benachrichtigen, daß dieser Zwischenfall die Auswechslung nur um wenige Tage verzögern könne. In der That traf auch am 13 Mai die Nachricht ein, daß die Gefangenen sich in Marsch setzten und daß die Auswechslung am 18ten um 1 Uhr am Hausch Muzaia, am Fuß des Atlas am Ende der Ebene Metidschah stattfinden solle. Am 16ten kamen vier Araber nach Algier, mit dem Auftrag, den Bischof, welcher selbst bei dem von ihm begonnenen Liebeswerk anwesend seyn wollte, nach dem verabredeten Orte zu geleiten. Am 17ten Morgens gingen die arabischen Gefangenen von Algier nach Blidah ab, 32 Männer, 54 Frauen und 43 Kinder; 20 andere stießen auf dem Wege zu ihnen. Frauen und Kinder wurden auf 12 Wagen fortgebracht; die französischen Gefangenen dagegen wurden, 124 an der Zahl nach dem verabredeten Ort geleitet, als plötzlich Sidi Embarek beim Anblick einer französischen Colonne, welche sich der Höhen um den Hausch Muzaia bemachtigen sollte, Verrath fürchtete, und sie rasch nach dem Westende der Ebene, nach Hausch Berral, treiben ließ. Zu gleicher Zeit schrieb er an den Bischof folgendes Billet:

„Der Bey von Milianah, Chalifah des Sultans Abdel-Kader entbietet Anton, dem Marabut der Christen, dem Diener unsers Gottes und des heiligen Propheten Jesus Christus, seinen Gruß.

„Ich weiß, daß du nach Buffarik gekommen bist; auch ich bin mit deinen Landsleuten bei Hausch Muzaia angekommen, aber ich habe die Berge mit Soldaten bedeckt gesehen und mußte mich zurückziehen. Die unglücklichen Gefangenen rangen die Hände vor Verzweiflung, und sie seufzen noch jetzt. Sieh, was du zu thun hast. Jeder folgt dem Weg, den er für gut hält, aber der gerade ist der beste."

Alsbald nach dem Empfang dieses Schreibens reisten der Generalvicar Suchet, de Francieu, Berbrugger und Toustain-Dumanoir ab, um dem Chalifah die militärischen Ereignisse zu erklären, denen der Bischof fremd war, und sich ihm als Geisel anzubieten. Um 5 Uhr kamen sie ans Gehölz von Kharezas, und fanden auf einer Wiese, umgeben von Arabern, unsere unglücklichen Landsleute sitzen, welche die Hände gegen sie ausstreckten und Thränen der Rührung vergossen. Sie begaben sich zu Sidi Embarei, der sie sitzend unter einem Baume empfing, umgeben von etwa einem Dutzend der vornehmsten Anführer. Er drückte sein Bedauern aus, sie nicht bewirthen zu können, aber er hat weder ein Zelt, noch Brod ihnen anzubieten; er sieht sich also genöthigt sie zu verabschieden, und erlaubt ihnen den vornehmsten der Gefangenen, den Militärbeamten Massot, mit sich zu nehmen. Am folgenden Tage, am 19ten, reisen sie wieder von Buffarik ab, wo sie die Nacht zugebracht haben, und finden den Bey und sein Gefolge nahe bei Sidi Chalifat, nicht weit von Buffarik. Sidi Embarek behielt nun die HH. Suchet, Beebrugger und de Francieu zurück, und beauftragte Hr. Toustain-Dumanoir, die arabischen Gefangenen zu holen, so wie den Bischof zu rufen, mit welchem er selbst vor der Auswechslung sprechen will. Man muß diesem Wunsche des Chalifah entsprechen, oder die Unterhandlung mißlingt. Der Bischof bricht deßhalb mit den Gefangenen auf ohne einen einzigen Mann zur Begleitung. Etwa anderthalb Lieues von Buffarik, an dem Hausch Bu Kandura trifft er den Chalifah, umgeben von 15 der vornehmsten Gefangenen. Beim Anblick des Chalifah steigt er aus seinem Wagen und geht allein vorwärts; auch Embarek steigt ab und geht dem Bischof entgegen. Er faßt ihn bei der Hand und spricht sehr freundlich mit ihm, der Bischof bietet ihm an, in seinen Wagen zu steigen, damit sie ungehinderter reden könnten, Sidi Embarek nimmt dieß an, und beide nehmen Platz in dem bischöflichen Wagen, mitten unter einem zahlreichen Kreise von Arabern, welche diese Scene mit lebhafter Neugierde betrachten, und von Gefangenen, die dem Bischof als ihrem Befreier mit großer Rührung danken. Die Conferenz dauerte fast drei Stunden; Sidi Embarek soll sich unter anderm folgendermaßen geäußert haben: „Unsere Religion befiehlt uns euch zu bekämpfen. Dieß Gesetz, das uns unglücklich macht in dieser Welt — denn der Krieg ist eine grausame Geißel — sichert uns unaussprechliches Glück in der andern. Wir müssen ihm gehorchen, und dennoch wünschen wir den Frieden auf Erden, wenn wir dann auch dort oben nicht alle die Seligkeiten finden, welche Allah den Mutschaheddins (den Kämpfern für die heilige Sache) verheißt."

Während der Unterredung fällt plötzlich hinter dem Wagen des Bischofs ein Schuß, und dieser kann eine schreckhafte Bewegung nicht bemeistern, während die Reihen der Hadschuten in lebhafte Bewegung kommen. Die Sache klärt sich indeß bald auf, indem der Kaid der Hadschuten herbeikommt, und dem Bischof achtungsvoll ein schönes, rothes Rebhuhn überreicht, das er so eben geschossen.

Endlich nimmt die Conferenz ein Ende und der Austausch von 124 französischen gegen 159 arabische Gefangene findet statt: 1200 arabische Reiter sind im Rücken aufgestellt, und bewachen die HH. Suchet, Berbrugger und Francieu als Geißel, während französischerseits zwei Bataillone Infanterie in gleicher Entfernung halten. Im Augenblick, wo er vom Bischof, der ihm einige Geschenke überbracht, Abschied genommen, wendet sich der Chalifah zu einem der Kaids und befiehlt ein schönes Pferd für den Baba el Kebir herbeizuführen. „Wir haben freilich keines, sagte er, das seiner würdig ist, aber in kurzem werden wir ihm ein anderes aus unsern Bergen schicken, eines von denen, welche das belebende Wasser des Schelif trinken. Zugleich werden wir ihm zwölf Ziegen senden, um die kleinen Waisen zu nähren, welche seine Wohlthätigkeit aufnimmt." (Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Reise Michael Kottlers im europäischen Rußland und in Sibirien.

Vierter Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Am 26 Julius (7 August) beschloß ich das nordwestliche Land auf eine Strecke von 10 bis 15 Werften in Augenschein zu nehmen und das schöne Flußthal zu untersuchen, das sich von dem Berg herab so lieblich

Digitized by Google

ausnahm. Wir gehen vorwärts und stoßen gleich wieder auf die Spur einer fremden Partei. Ich ließ mich indeß weder durch die eingeschlagenen Schürfe, noch durch die aufgerichteten Säulen sonderlich erschrecken. Da ich in der Nähe einen kahlen hohen Berg, jedoch etwas niedriger als den obenerwähnten, sah, ging ich mit meinem Führer Paul darauf zu, und genoß auch hier einer schönen Aussicht; Paul versicherte, daß das schöne Flußthal ein ganz ähnliches Ansehen habe, wie an der Kalama, wo sehr reiche Goldsandlager sich befänden, und daß sie auch hier sich finden müßten. Wir überfahen einen weiten Kreis, in den die Goldsucher sich theilen konnten. Ich merkte mir aus diesem Berge alle Flüsse, Flüßchen und Bäche, und tröstete mich mit dem Gedanken, daß auch für mich an irgend einem ein vortheilhaftes Plätzchen sich finden würde. Wir stiegen aus dem Berge wieder herab, ließen unsere ermüdeten Rosse auf die Weide gehen und Paul stellte den Theekessel auf, während ich mich in der Tschapa badete. Dann nahmen wir die hoffnungsreichen Landstriche in Augenschein. Als ich nach dem Lager zurückkehrte, war ich aufs äußerste erschöpft. Dennoch ging ich noch zu den Schüssen, und befahl alle Geräthschaften zu sammeln, indem ich sie am Morgen nach dem Fluß Tschapa führen würde. Wenn eine gute Entdeckung gemacht würde, so sollte jeder Arbeiter einen Monatssold erhalten.

Am 27 Julius (8 August) brachen wir nach dem Frühstück mit der ganzen Schaar nach der Tschapa auf, und als wir nach unserer Ankunft daselbst zu Mittag gegessen und ausgeruht hatten, schickte ich die Arbeiter nach dem untern Bache, um zu schürfen; sie hatten aber kaum angefangen, als Regen und Sturm sie forttrieb.

Den 28 Julius (9 August). Diese Woche hatte einen ziemlich traurigen Anfang, indem Regen und Nebel die Leute niedergeschlagen machten. Ich ließ satteln, um das Flußthal zu durchreiten, als ich aber an das nächste Flüßchen, von dem mir Paul gesagt hatte, daß sich hier Gold finden würde, gekommen war, sah ich, daß auch hier die menschliche Neugierde uns zuvorgekommen und Pfähle zur Abhaltung anderer aufgestellt seyen. Das war nicht geeignet mich zu erfreuen, vielmehr nur zu verstimmen. Ich kehre zu dem Schurf am ersten Bach zurück, wo der Wäscher etwas Gold ausgewaschen hatte. Nach dem Mittagessen ließ ich mir ein frisches Pferd satteln und ritt zu Ignatiew, wo ich eine elende Nacht zubrachte.

Am 29 Julius (10 August) trug ich letzterem auf das ganze Thal der Libunka auszumessen und das Gestein zu beschreiben, ich aber ritt nach der Garewka, fünf Werste unterhalb, ob nicht auch hier ein Pfahl stehe, damit wir nicht auf fremdem Boden gruben und eine neue Zögerung eintrete. Ich dachte, ehe ich zurückkäme, würde das Flußthal aufgenommen seyn, aber nein, man hatte erst angefangen. Ich gab ihm einen scharfen Verweis, da er wisse, wie sehr ich eile, indem ich mich nicht länger aufhalten könne; wenn den Arbeitern das Brod ausgehe, würde ich ohne Zögerung abreisen müssen, nicht nur um neue Vorräthe zu holen, sondern auch um die Anzeige bei dem Gericht in Irutsk zu machen. Nach dem Mittagessen gab ich Ignatiew Anleitung, wie er die Messung aufnehmen und den Pfahl aufstellen solle, ferner wie er die Gesteinarten und die Pflanzen zu bezeichnen habe. Dann setzte ich mich zu Pferd und ritt nach meinem Lager an der Tschapa zurück. Am Abend war ein Gewitter, und wenig fehlte, so wäre der Wald in Brand gerathen. Als ich im Lager eintraf, brachten mir die Arbeiter die gute Nachricht, daß sich Gold gezeigt habe, und daß man beffern Sand finde; sie machten mir große Hoffnung, daß hier gemuthet werden könne. Auch von dem untern Bach, den ich Radostna (den Freudigen) genannt hatte, brachte man mir etwas Gold.

Am 30 Julius (11 August) regnete es wiederum, was die Ausmessung abermals verzögerte, die jedoch Nachmittags vollendet wurde. Wegen der Kürze der Zeit konnte man die Gruben nicht in größerer Tiefe untersuchen; indeß wurde alles so hergerichtet, daß die Stelle nicht in fremde Hände übergehen könne, denn vielleicht wird sie erst im folgenden Jahre bebaut, da bei der dießjährigen Theurung Mühe und Arbeit sich nicht austrägt, denn man muß einem Arbeiter 30 bis 35 Rubel monatlich zahlen, ein Pud Brod kostet 10 K., und ein Aufseher erhält 1200 K. jährlich außer dem Essen, Thee und Zwieback. Nachdem ich alles angeordnet und ihnen Eifer und Fleiß eingeschärft hatte, machte ich mich auf die Reise und nahm den Führer Paul, zwei Arbeiter, den alten Kamel und zehn Pferde mit mir. Es war Abend geworden, bis wir aufbrachen, so daß wir in völliger Dunkelheit aus der Taiga heraus nach der Garewka kamen. Als Ignatiew die Glocken der Pferde vernahm und somit wußte, daß wir in der Nähe seyen, schrie er laut, damit wir durch seine Stimme zu ihm geleitet würden, und bald erblickten wir auch sein Feuer. Die Pferde wurden nun wieder auf die Weide gelassen, der Theekessel aufgestellt und Fische gekocht, die wir in der sehr fischreichen Tschapa gefangen hatten. Ich nahm auch von den Pferden, die sich hier bei den vier Arbeitern befanden, die besten und folgsamsten mit, damit unser Zug durch die Taiga keinen Aufenthalt erleide, und ich desto schneller Brod zurücksenden könne.

Am Morgen nach dem Frühstück übergab mir Ignatiew die Schrift über Aufstellung der Pfähle, über die Ausmessung der Schürfe und die Beschreibung der Gesteinarten. Ich dagegen gab ihm eine geschriebene Instruction, wie die Arbeiten an der Tschapa sowohl als an der Garewka bis zum Herbst fortgesetzt werden sollten, was zu beendigen und was noch zu untersuchen sey. Dann wünschte ich ihm Glück, daß er mit Gottes Hülfe noch etwas Gutes entdecken möge und er mit den Nachrichten hierüber fröhlich nach Nasimow zurückkehren könne. Dadurch munterte ich ihn auf, daß er mir versprach, recht thätig zu seyn. Wenn das Brod hier wohlfeiler wäre, so ist kein Zweifel, daß man an diesen Orten mit Vortheil arbeiten könnte; die Zufuhr von Vorräthen wäre im Winter sehr leicht, denn der Ort ist nur 200 Werste von Nasimow entfernt. Die Garewka hat einen ziemlich geraden Lauf, und von ihrer Ausmündung ist es nur 20 Werste nach Nasimow. Von der Libunka bis zur Garewka ritten wir fort ohne auszuruhen, von da an aber nach dem Oberlauf der Gusenka ging es in dem sumpfigen Boden langsam und mühselig. Gegen fünf Uhr kamen wir an eine Stelle, wo wir auf dem Herweg gelagert hatten. Da wir seit dem Morgen nicht aus dem Sattel gekommen waren und nur aus der Tasche einigen Zwieback gegessen hatten, so blieben wir am Fuße eines Berges im dichten Grase, wo unsere Pferde weiden konnten, und in der Nähe einiger hohen Fichten, wo wir unser Nachtlager aufschlugen. Den Tag über hatte es öfters geregnet, jetzt wehte Nordwind, unsere Stiefel waren von Thau und Koth durchnäßt, der Magen hungrig — lauter Dinge, die Ruhe und Speise sehr willkommen machten. Paul fragte, ob wir durch das steinige Land nach der Mündung der Gusenka gehen oder auf dem Tik hinabfahren wollten; ich hätte gern den Weg zu Wasser gewählt, aber die Flüsse waren sämmtlich gefallen.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 198.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

16 Julius 1844.

Vorschlag zu einer afrikanischen Compagnie in England.

Das Interesse, welches sich seit den Bemühungen zur Unterdrückung des Sklavenhandels, und namentlich seit der Entdeckung des Nigerlaufs durch Lander, an die Nigergegenden knüpft, ist in England nicht erstorben, wohl aber durch den Ausgang der Privatunternehmung im Jahre 1832/33 und der Regierungsunternehmung im J. 1840 sehr gedämpft worden, da der Tod des größten Theils der dazu verwendeten Mannschaften von weiteren Bemühungen abschreckte. Indeß hat sich ein unternehmender Kaufmann gefunden, der nicht auf ungewisse Angaben hin, sondern auf practische Erfahrungen gestützt zu einer afrikanischen Compagnie aufmuntert, um den Handel auf dem Niger zu treiben. Der ganze Gegenstand ist für die Erd- und Völkerkunde zu wichtig, als daß man ihn als eine gewöhnliche kaufmännische Speculation behandeln sollte, und wir theilen deßhalb nach dem von dem Kaufmann H. R. Jamieson veröffentlichten Plan (s. Colonial Gazette 1 Jun. die Hauptzüge mit.

Hr. Jamieson hat seit mehr als vier Jahren ein Dampfschiff in den dortigen Gewässern unter Commando des auch in unserm Blatte öfters genannten Capitän Becroft unterhalten. Er wollte gleich anfänglich den Nigerhandel auf eigene Rechnung treiben, aber das Regierungsunternehmen veranlaßte ihn davon abzustehen, weil er mit den Hülfsmitteln derselben nicht concurriren konnte. Seit aber das Regierungsunternehmen mißglückte, und man ihn noch dazu um Hülfe angehen mußte, um das Dampfschiff Albert aus dem Nil abzuholen, ist er wieder auf den Schauplatz getreten, nachdem er inzwischen durch Cap. Becroft den Alten Calabarfluß und die benachbarten Gewässer hatte befahren und namentlich Elfenbein einhandeln lassen. Die Bemannung seines Schiffs hat keinen Schaden gelitten, denn nur die Officiere waren Europäer, und diese haben vermuthlich alle durch die neuesten Erfahrungen erprobten Mittel gegen die Krankheiten des dortigen Klima's angewendet; alle andere Mannschaft bestand aus Eingebornen. Dasselbe schlägt er nun für eine Nigerunternehmung vor, die seiner Ansicht nach die Felatah-Hauptstadt Rabba zum Hauptziel nehmen soll. Außer Elfenbein, was ein Hauptartikel ist, findet man dort Indigo, Baumwolle, Gummi, Wachs, Gewüeze und Häute, so daß in kurzem ein ganz ordentlicher Handel mit diesem innern Emporium sich bilden kann. Wenn man den Umfang erwägt, den der Sklavenhandel nicht bloß den Niger abwärts nach der See, sondern auch durch die Araber aufwärts nach der Wüste immer noch hat, so kann ein solcher Handel, wo die Landesproducte in großen Massen ausgeführt werden, wesentlich dazu beitragen dem Menschen einen andern Werth als den einer Waare zu geben, und der äußere Sklavenhandel — der innere wird freilich nicht aufhören — kann in kurzem einen gewaltigen Stoß erhalten, und eine Erschließung Innerafrika's angebahnt werden, wie man sie in den Jahren 1832 und 1840 umsonst erstrebte. Eine große Erleichterung dieses Unternehmens liegt darin, daß die englische Regierung zur Unterhaltung der mit der Bewachung der afrikanischen Küste beauftragten Dampfschiffe zu Fernando Po, also an der Nigermündung, eine Maschinenwerkstätte errichten ließ.

Sidi Embarek.

(Fortsetzung.)

Am Abend desselben Tages kamen noch vier andere kürzlich in feindliche Gefangenschaft gerathene Franzosen nach Bussarik zurück. Diese 128 Gefangenen kamen aus Mascara, Saida, Tagdemt, Taza und einigen andern Punkten; die Gefangenen von Tlemsan, welche durch die Kriegsoperationen in der Provinz Oran zurückgehalten waren, hatten noch nicht nach der Metidschah geschickt werden können. Alle, mit Ausnahme der Gefangenen von Tagdemt, welche über den mit ihrer Bewachung beauftragten Kaid sich zu beklagen hatten, waren gut behandelt und besser wie die meisten Eingebornen genährt worden. Ihr Aussehen zeugte nicht von erlittenen Mißhandlungen, und sie hatten sogar vom Emir einige Kleider erhalten.

Diese ganze Unterhandlung hatte den Arabern den Glau-

Digitized by Google

den eingeflößt, daß wir mit Abdel-Kader unterhandeln wollten, und die oben eewähnte Hoffnung auf einen allgemeinen Frieden genähet. Sidi Embarek theilte diesen Irrthum, und glaubte der Austausch der Gefangenen sey nur eine Einleitung zu einem von allen Stämmen lebhaft gewünschten Waffenstillstand. Darum hatte er auch eewartet, dee Bischof weede Vorschläge in diesem Sinne machen, denn da er dieß Verhalten des Bischofs nach den Ansichten seines Landes demaß, wo weltliche und geistliche Gewalt nicht getrennt sind, so wae er überzeugt, der Bischof könne den Frieden schließen. „Warum süheen wir Krieg mit einander?" hatte er während dee langen Conferenz zu ihm gesagt. „Wenn der Krieg auch ein Recht auf die himmlischen Genüsse gibt, wie grausam ist er nicht auf der Erde!" Auf diese sehr deutliche Anspielung konnte dee Bischof nur mit allgemeinen und nothwendiger Weise ziemlich vagen Veesicherungen von Friedensliede antworten. Die Erwartung des Chalifah war also getäuscht, abee er nähete noch einige Hoffnung odee vielmehr einige Täuschungen, wie man bald sehen wird.

Die Befreiung der französischen, zu Tlemsan zurückgehaltenen Gefangenen machte neue Unteehandlungen nöthig. Drei Wochen waren seit der Auswechslung veeflossen, und diese saßen noch immee gefangen. Auf die Anfeagen des Bischofs hatte Sidi Embarek geantwetet: „Sey ohne Sorgen ubee das Schicksal deiner Beüder; die Keiegsoperationen hemmen allein ihre Rückkehr. Geduld! du wiest sie bald wiedee sehen." Da ein neuer Beief ohne Antwort geblieben war, beschloß der Bischof seinen Generalvicar, Abbé Suchet, begleitet von dem Dolmetscher Tonstain-Dumanoir, an den Emir zu senden, um die vollständige Ausführung des Auswechslungsvertrags zu erlangen. Sie machten sich am 8 Junius auf den Weg und nahmen acht gefangene Araber mit sich, die man aus Verseben in Algiee gelassen hatte, und welche sie dem Chalifah bringen sollten. Am 11ten um 8 Uhe Abends kamen sie zu dem Bivouac Sidi Embareks in dee Nähe von Millanah, bei einem Orte Aebaa-Ntaa-el-Dschendel (der Markt bei Dschendel) genannt, weil doet alle Mittwoch ein Vieh- und Kornmaekt stattfindet. Sidi Embarek nimmt sie gut auf und verspeicht ihnen sie zum Lager des Emirs geleiten zu lassen, weil sie von diesem die unmittelbare Freigebung der Franzosen, die noch in seinee Gewalt sind, verlangen wollen.

Gegen 9 Uhr ließ Sidi Embarek Hrn. Tonstain Dumanoie rufen, und hatte eine Unterredung mit ihm, deren merkwürdige Details wir dem Tagebuch des jungen Dolmetschers entnehmen. „Der Chalifah ist allein. Kaum hatte ich neben ihm Platz genommen, als er mich mit Eifer feagte, o b i c h W o r t e b r i n g e. Ich verstehe wohl, daß es sich von Friedenswoeten handelt, und antworte verneinend.

„„Und dein Feeund?"" fahet Sidi Embaeek foet.

„Eben so wenig. Du weißt, daß politische Angelegenheiten uns nicht angehen."

„Dee Chalifah biß sich in die Lippen, und man konnte leicht sehen, wie es ihm zuwider wae, daß er seinen Wunsch, in Unterhandlungen zu teeten, hatte durchblicken lassen.

„„In diesem Fall,"" fuhr ee fort, „„hätte ich nämlich den Sultan davon unterrichten müssen, und da ich eben an ihn schreiben will, so wünschte ich zu wissen ... Wie befindet sich die Königin von Spanien?""

„Das ist doch eine sondeebare Frage, dachte ich bei mir, ich erwiederte jedoch, die Gesundheit dee Füestin, an welcher ee Interesse zu nehmen scheine, sey sehr gut.

„„Sie befindet sich zu Paris? Nicht wahr?""

„Ja."

„„Und wie befindet sich die Sultanin dee Anglis?"

„Gut."

„„Und der König von Moskau?""

„Dießmal sah ich Sidi Embarek fest an, um mich zu vergewissern, ob ee nicht meiner spotten wolle, aber nein, er war ganz ernsthaft, und richtete alle diese Feagen mit so viel Antheil an mich, als handle es sich von seinen Verwandten. So ging er der Reihe nach alle bedeutenden Souveräne Europa's durch. *)

„Der Chalifah beklagte sich sodann bitter über den gegenwärtigen Zustand dee Dinge, tadelte einige Handlungen dee Gouveeneure, die Beförderung einigee Offieiee, welche ee mit Namen nannte — man wied sich erinnern, daß ee mit mehreren derselben peesönlich bekannt wae — und veeschiedene Bulletins, welche zu seinee Kenntniß gekommen. Die Einnahme von Maseaea und die Besetzung der Städte im Innern sind ein Text, übee den er eine lange Litanei von Klagen vernehmen läßt. Er sprach mie von den orientalischen Angelegenheiten, die ee besser zu kennen scheint als ich, und endigte damit, daß er sagte, er habe seinen Truppen Befehl gegeben, mit dee Colonne, die im Augenblick das Land durchzog, sich in kein Gesecht einzulassen. Ich weiß wohl, sagte ee, daß man Krieg führt, um den Ehegeiz einiger Officiere zu befriedigen, aber ich werde ihnen nicht Gelegenheit geben einen Schuß zu thun. Ich ließ den Chalifah seiner üblen Laune Luft machen, wandte nue manchmal, wenn die Gelegenheit sich bot, seine Worte gegen ihn selbst, und da unsere Unterredung ganz confidentiell wae, so konnte er meine Freimüthigkeit nicht übel deuten."

Nach dee Rückkehe aus Abdel-Kaders Lagee, das die HH. Suchet und Tonstain-Dumanoir am 17ten erreicht und am 18ten wiedee verlassen hatten, kamen sie am 22sten zu dem Chalifah zueück, und überbeachten ihm einen Beief des Emirs. Nach kurzee Unteeeebung entließ er sie nach Algier. Seit dem 16ten waren die feanzösischen Gefangenen, 56 an der Zahl, nach Oran gesendet und dem doetigen Commandanten übeegeben woeden.

Im folgenden Monat Septembee eeschien ein Agent Abdel-Kaders, Namens Nicolas Manucei, erklärte sich mit Unter-

*) Sidi Embarek, der geraume Zeit in Algier gelebt hatte, und dort mit den europäischen Verhältnissen etwas bekannt geworden war, wollte vielleicht nur sein Wissen vor dem jungen Dolmetscher ausbreiten.

Digitized by Google

handlungen beauftragt, und machte zugleich im Namen Sidi Embareks Eröffnungen, welche die Unterwerfung des letztern, so wie die Bedingungen und Garantien derselben zum Gegenstand hatten. Nach Aussage dieses Unterhändlers verlangte Sidi Embarek eine bedeutende Summe für sich und die beiden andern Chalifahs, El Berkani und Ben Salem, so wie Geschenke für die untergeordneten Häuptlinge unter seinen Befehlen. Die beiden Beys sollten unter dem Oberbefehl Sidi Embareks ihre Würde behalten, letzterer hätte also Abdel-Kadern ersetzt und ihn seines Einflusses über die Stämme beraubt. Vor jeder Uebereinkunft verlangte Sidi Embarek eine förmliche und öffentliche Erklärung, daß unsere Regierung nie mit dem Emir unterhandeln würde.

Diese Eröffnungen wurden zwar nicht zurückgewiesen, aber doch mit einer gewissen Vorsicht aufgenommen, nicht als ob man die Wichtigkeit einer so entscheidenden Unterwerfung, wie die Sidi Embareks, verkannt hätte, sondern weil frühere Versöhnungsschritte, welche durch Generai Lamoricière und Oberst Renault, Sidi Embareks alte Algierer Freunde, bei ihm gemacht worden waren, keinen Erfolg gehabt hatten. Man konnte also mit Recht zweifeln, ob es ihm ernst sey mit einer Unterhandlung und schlug ihm deßhalb eine Zusammenkunft vor, während zugleich ein Bote die schriftliche ausdrückliche Erklärung, daß Frankreich nie mit Abdel-Kadern Friede schließen würde, überbrachte.

So standen die Sachen, als General Rumigny in Algier eintraf, um General Bugeaud, der einen dreimonatlichen Urlaub nach Frankreich begehrt hatte, temporär zu ersetzen. Die Eröffnung der Unterhandlungen mit Sidi Embarek bestimmte ihn jedoch zu bleiben, da er mit Recht die Unterwerfung dieses Chalifahs als ein für die Provinzen von Algier und Tittery höchst wichtiges Ereigniß ansah, und er die Ehre einer so wichtigen Verhandlung nicht seinem interimistischen Nachfolger überlassen wollte. Er schickte deßhalb den ihm ertheilten Urlaub zurück, und die Reise des Generals Rumigny nach Algier hatte nun keinen Zweck mehr. Sidi Embarek, die indirecte und unfreiwillige Ursache dieser Entschlußveränderung, die zu so vielem Gerede Anlaß gab, befand sich damals zu Zarola, in der Nähe von Milianah. Er empfing die Botschaft des Generalgouverneurs, begab sich aber nicht zu der vorgeschlagenen Zusammenkunft. So hatte die angedahnte Unterhandlung keinen Erfolg. Alles läßt vermuthen, daß das Anerbieten der Unterwerfung des Bey's mit Abdel-Kadern verabredet war und keinen andern Zweck hatte, als die wahren Absichten Frankreichs in Bezug auf den Emir zu erforschen. Einige Tage nachdem die Zusammenkunft hatte stattfinden sollen, griff Sidi Embarek einen Zug, welcher die Stadt Milianah mit Lebensmitteln versorgen sollte, persönlich an.

Etliche Monate später erhielt man Gewißheit, daß Sidi Embarek nie die Absicht hatte, Abdel-Kadern zu verlassen. Einer seiner Neffen erklärte Anfangs Januar 1842 in einer Conferenz, wo ein neuer Austausch der Gefangenen besprochen wurde, „daß sein Oheim, der das Glück des Emirs getheilt, auch dessen Unglück theilen werde."

„Aber die Macht des Emirs ist im Westen zerstört," sagte man ihm, „und im nächsten Frühjahr werdet ihr einen harten Kampf zu bestehen haben."

„Wohlan denn," sagte der junge Mensch, „bringt alles, was ihr in der Hand habt, wir werden dasselbe thun. Wenn ihr Frieden wollt, und euer Stolz euch nicht gestattet, mit dem Emir direct zu unterhandeln, so wird Sidi Embarek für ihn unterhandeln, und sich für die Ausführung verbürgen."

„Das ist unmöglich; wir werden nur mit Embarek für dessen eigene Rechnung unterhandeln."

„In diesem Falle ist nichts zu machen."

Die Treue Sidi Embareks für seinen Herrn zeigte sich über allen Verdacht erhaben, als Abdel-Kader um dieselbe Zeit ihm sein Bataillon regelmäßiger Truppen abverlangte, und er es ihm sogleich schickte, indem er nur 200 Mann zurückbehielt. Hätte er den Emir verrathen wollen, so hätte er ihm sicherlich nicht gehorcht.

In einer neuen, am 7 März 1842 zu Blidah gehaltenen Conferenz, welcher General Bugeaud selbst beiwohnte, stellte er durch seinen Secretär und Abgesandten, Ben Ruila, die Eröffnungen Mauricei's gänzlich in Abrede. Ben Ruila erklärte übrigens, daß die Chalifahs nie nach Algier gehen würden, um die Investitur zu empfangen, daß sie nie im Namen Frankreichs verwalten, demselben nie Tribut zahlen und keine Geiseln stellen würden. „Die Religion, sagte er, „verbietet ein solches Verfahren, und wenn sie auch sich dazu verpflichten wollten, so könnten sie ihr Versprechen nicht halten." Embareks Secretär schlug zugleich im Namen seines Herrn vor, den Franzosen beim Abschluß eines dauerhaften Friedens mit Abdel-Kadern, dessen vollständige Ausführung die Chalifahs gewährleisten würden, zu unterstützen. Dieß schlug der Gouverneur aus und die Unterhandlung scheiterte wie die frühern.

Dagegen empfing General Bugeaud im nächstfolgenden Monat Junius die Unterwerfung Sidi-Ali-ben-Embareks, eines Vetters des Chalifah von Milianah, der noch jetzt in französischen Diensten ist. Dieß war ein junger Mann von 26 bis 28 Jahren, der wie sein Vetter Vergnügen und Luxus liebte und gleich ihm einen sehr lebhaften Geist zu besitzen schien. Er wäre gern auf der Stelle zum Chalifah ernannt gewesen, allein der Generalgouverneur beschränkte sich darauf, ihm den Agatitel zu ertheilen; er ließ sich mit seiner Familie zu Koleah, seiner Vaterstadt, nieder.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Reise Michael Kottlers im europäischen Rußland und in Sibirien.

Vierter Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Am 1 (13) August hatte ich einen unruhigen Schlaf, da ich mich nicht erwärmen konnte. Ich deckte mich mit meinem wasserdichten Mantel

zu, ſchlief aber dennoch nicht, denn die darauf niedergeſchlagene Feuchtigkeit tröpfelte auch wieder auf meinen Körper nieder. Bei dieſer Feuchtigkeit wurde ich ganz durchfroren. In der Nacht war auf Gras und Blättern Reif zu ſehen, aber auch auf den zum Trocknen am Baum aufgehängten Stiefeln, die ich nur mit großer Mühe wieder anziehen konnte. Wir waren erſt in der Mitte Auguſts und ſchon war es vollee Herbſt. Um zehn Uhr kamen wir an den Fluß, wo wir unſere Pferde ausruhen ließen und ſelbſt Zwieback verzehrten und Waſſer tranken; hier fanden ſich keine Beeren, als ſchwarze Johannisbeeren, und dieſe waren nicht reif. Hier kann ſich kein Thier ernähren als ſolche, die bloß Gras freſſen, wie das Rennthier, und Ameiſen wie der Bär. Das Gras iſt hier binſenartig und ſo hoch, daß es einem über den Kopf reicht; in ſolchem Graſe zu Fuße zu gehen iſt keine leichte Aufgabe. Die Gusanka fließt zwiſchen engen Bergen von weißlichem Granit, je weiter unten deſto enger wird das Bett, aber es iſt nicht mehr ſo felſig, wie weiter oben. Wir mußten über den Fluß ſetzen, dann auf dem feuchten Uferrand und durch den lichten, oft überſchwemmten Wald, der hie und da auch ausgebrannt war, uns durcharbeiten. Endlich ſtießen wir auf eine Goldſucherabtheilung, die dem Kaufmann Papow gehörte, und uns ſagte, daß ſie erſt heute von Naſimow aufgebrochen ſey, was uns hoffen ließ, daß auch unſere Mühſeligkeiten bald zu Ende ſeyn würden.

Am Morgen des 3 (15) Auguſt machten wir uns auf, nachdem wir am Waſſer und auf dem Sande gut geſchlafen, und verfolgten die Spur eines Bären, welcher in der Nacht uns nahe gekommen war. Am Fluſſe Filinowka, der ſeinen Namen von einem taubengroßen Vogel Filina hat, hatten wir wieder einen ſchlimmen Unfall: beim Ueberſetzen folgten uns alle Pferde auf dem Wege, den wir ſelbſt gingen, mit Ausnahme deſſen, auf welches alle meine Sachen geladen waren. Dieß riß ſich los, eilte nach dem Ufer hinab in die Tiefe und in einem Augenblick waren alle meine Sachen befeuchtet und durchnäßt. Mein Zorn und mein Schimpfen auf Kornei, der das Pferd nicht, wie ihm befohlen war, bei ſich angebunden gehalten hatte, war umſonſt. Da war gutes Rath theuer. Alsbald wurde ein Feuer angezündet, die Schatulle aufgewickelt, Papiere, Pläne u. dgl. um das Feuer aufgehängt, um zu trocknen; die andern Sachen mußten erſt am Abend getrocknet werden. Jetzt mußte Kornei die Schatulle mit den ſchriftlichen Sachen ſelbſt tragen, damit ſie bei dem oftmaligen Ueberſetzen nicht abermals verdarben würden. An der Filinowka waren die Ufer hoch und Felſenbänke ſtanden auf der ſüdweſtlichen Seite. Unter den Schichten war eine ganz ungewöhnliche, die einem ſturmerregten Meere glich. Nachdem wir mehreremal über den Tis geſetzt hatten, blieben wir endlich auf dem linken Ufer, aber das hatten wir übel zu büßen. Der furchtbare Weg ermattete uns und die Pferde entſetzlich. Wo der Fluß große Wendungen machte, erſtiegen wir die Höhen, welche man hier Stolbiki (kleine Säulen) nannte. Von dieſen hatte man eine ſchöne Ausſicht auf das ganze umliegende Hügelland, auf das Flußthal und die Inſeln des Tisfluſſes. Als wir aber nach dem Fluſſe Talminka hinabſtiegen, kamen wir durch ſumpfige Stellen, und ſelbſt der Wald mit dem von Wurzeln durchzogenen Boden war nur mit Mühe zu durchwandern. Am Ufer waren umgeriſſene Bäume, Sumpf und Teiche, weiterhin war das Land ſteil und ſteinig. Die Sonne ging unter, bis wir aus der Taiga herauskamen; dann ſetzten wir uns zu Pferde, eilten im Trabe nach Matewinsky, wo wir abſattelten, die Pferde auf die Weide gehen ließen, und in einen Nachen ſetzten und über den Jenifei nach Naſimow fuhren. Um zehn Uhr Abends trat ich in meine Wohnung.

Nach war das Badewaſſer im Hauſe etwas warm, und ich ging ſogleich dahin, um meine Glieder zu waſchen und zu erfriſchen, dann trank ich Thee und Milch, denn ich hatte den ganzen Tag von früh an nichts über den Mund gebracht, und legte mich zur Ruhe, wie ein Schiffer, der aus ſturmbewegtem Meere ans Ufer gelangt iſt, und Gott dankt, daß er geſund und ganz zurückkehrte. Ein dreiwöchentliches Waldleben hatte mein Anſehen ganz verändert, doch die friſche Wäſche, die auf meinen Körper kam, und das Scheermeſſer, das meinen Bart mir fortnahm, gaben mir bald mein früheres Anſehen zurück. Die neueſten Nachrichten, die in Naſimow zu meinen Ohren kamen, waren die von Simon Oſipitſch eingeſendeten Pläne über die Muthungen und der Tod eines Arbeiters, der unter ſeinen Befehlen ſtand. Der Kaufmann Gregor Andreitſch, der die Papiere für mich in Empfang genommen hatte, war damit in meiner Abweſenheit nach Jeniſeisk gegangen, und ſo ſah ich mich genöthigt, die mir fehlenden Vorräthe ſelbſt einzukaufen, nämlich Zwieback, Hanf, Tabak, Pelz- und wollene Handſchuhe, ſo wie Tuch, um die Füße, wie in Socken, einzuſchlagen. Obgleich Mittag- und Abendeſſen ſehr elend waren, ſo tröſtete ich mich doch an dem Briefe Oſipitſch's. Dieſer ſchrieb mir, daß Gott mir in zwei Goldſandlagern Glück verliehen habe, eines derſelben finde ſich an dem Fluſſe Beſimenka, und zwar an der Seite in einem ganz trockenen Lager, das andere an dem Oberlauf des Fluſſes Ogne, in welchen weiter unten die Beſimenka fällt; und da er einmal an einem Orte ſich befindet, wo Gold liegt, ſo ſind wohl auch die eingeſandten Nachrichten nicht die letzten, vielleicht nicht einmal die beſten, und er wird ſich bemühen, noch vorzüglichere zu finden. Als ich die Proben betrachtete, freute ich mich in der That mehr über dieſe Muthungen, als über meine eigenen. Beim Thee kam Alex. Timofejitſch Kuzkin zu mir, den ich ſo gut bewirthete, als ich konnte; auch vergeß ich nicht ihm meine Dankbarkeit zu bezeugen, indem ich ihm das verſprochene Geſchenk überreichte. Darüber war er ſehr vergnügt, und verſprach mir in allem behülflich zu ſeyn und mir noch weitere Muthungen an der Gaewka zu zeigen. Es iſt möglich, daß dieſe Goldſandlager mir mein Geſchenk nicht erſetzen, zum mindeſten aber gewährte es mir Freude, daß ich in dieſer Beziehung meine Thätigkeit zeigen, es ſelbſt verſuchen und mit Augen ſehen konnte, was es heißt Goldſandlager in den öden ſibiriſchen Wäldern aufzuſuchen und zu finden.

(Fortſetzung folgt.)

Miscellen.

Platinamünzen in Rußland. Die nordiſche Biene theilt in ihrem Blatt vom 15 Junius eine officielle Angabe über die Zahl der Münzen mit, welche von 1664 bis 1844, alſo in 180 Jahren geſchlagen wurden. Hiebei ſind auch die Platinamünzen aufgezählt, von denen ſeit dem Jahre 1826 für 3,468,572 Rubel geprägt wurden.

Bibelſammlung des Herzogs von Suſſex. Der Katalog dieſes Theils der Bibliothek des verewigten Herzogs bildet einen Octavband von 300 Seiten und enthält nicht weniger als 5531 Nummern. Man rechnet, daß nicht weniger als zehn Tage zum Verkauf der Bibeln allein nöthig ſeyn werden. (Athenäum vom 29 Junius.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 199.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

17 Julius 1844.

Skizzen aus China. *)

Ningpofu

ist eine große Stadt auf dem festen Lande, nahezu westlich von der Tschusangruppe an der Ostküste China's. Sie steht an dem Vereinigungspunkt zweier großer Flüsse, die einen schönen Strom bilden, welcher mit großen Schiffen und Dschunken befahren werden kann. Einer der Flüsse kommt von Westen, der andere von Süden, und über den letzteren haben die Chinesen eine Schiffbrücke geschlagen wegen des Verkehrs mit den Vorstädten am jenseitigen Ufer. Die Stadt selbst ist stark befestigt mit hohen Mauern und Wällen, welche einen Umfang von fünf (engl.) Meilen haben; der Raum innerhalb derselben ist fast ganz mit Häusern und zwar meist sehr dicht angefüllt. Es gibt indeß einige sehr schöne Straßen, schöner und besser als ich sie bis jetzt in irgend einer von mir besuchten chinesischen Stadt gesehen habe. Eine gute Ansicht der Stadt und des umliegenden Landes, so weit das Auge reichen kann, erhält man von einer 130 Fuß hohen Pagode herab, die innen eine Wendeltreppe hat, auf der man nach der Spitze gelangt. Im December, wo ich Ningpofu besuchte, waren die merkwürdigsten Kaufläden in der Stadt diejenigen, welche Pelzwerk und andere wohlgefütterte Kleider verkauften. Selbst der ärmste Chinese hat immer eine warme, mit Pelz oder Wolle für den Winter ausgefütterte Jacke oder einen Rock, und sie können nicht begreifen, wie die Europäer ausdauern können mit den leichten Kleidern, welche sie gewöhnlich tragen. Wenn das Wetter kalt war, zog ich gewöhnlich einen Ueberrock von starkem Tuch über meine andere Kleidung an, und doch befühlten die Chinesen immer meine Kleider und meinten, ich müßte sehr kalt haben. Der Grund, weßhalb sie sich so warm kleiden, scheint der zu seyn, daß sie in ihren Zimmern kein Feuer machen, und diese sind auch gewöhnlich sehr luftig und kalt; sie haben wirklich in dieser Beziehung keinen Begriff von Comfort.

Hinter der Hauptstraße der Stadt finden sich einige Häuser mit sehr großen Vorräthen von Seidenwaaren, ungefähr in der Art, wie manche alt gegründete Handelshäuser in England, die auch sehr wenig durch äußern Prunk anziehen. Zahlreiche Buden finden sich hier, wo man den von den Chinesen sehr hoch geschätzten Jaspis in all den merkwürdigen und phantastischen Formen, die bei diesem Volk so gewöhnlich sind, schneidet und verkauft. Das Verfahren beim Cattundrucken ist noch in seiner einfachsten, ursprünglichsten Form, und man kann es hier, wie zu Schanghai auf den Straßen treiben sehen. Seilerei wird gleichfalls in ausgedehntem Maaße getrieben, und auch sehr starke Seile und Taue aus den Fasern einer Palmenart gemacht, welche in diesem Theile des Landes sehr gewöhnlich ist. Auch die Rinde der Hanfpflanze gibt sehr starke Fibern, die zu demselben Zweck benützt werden.

Die Chinesen im Ganzen genommen sind arge Spieler, selbst die Aermsten können der Versuchung nicht widerstehen, und in einer der Hauptstraßen von Ningpo sieht man nach Sonnenuntergang ein sehr unterhaltendes Schauspiel, nämlich Buden mit Orangen, Confect und andern Kleinigkeiten, wobei sich ein Glücksrad oder Würfel finden; diese sind von Chinesen in großer Anzahl umgeben, welche ihr Glück mit einigen Kupfermünzen versuchen und durch ihre Blicke und Sprache das lebhafteste Interesse an dem Einhalten des Rades oder dem Fallen der Würfel verrathen.

Einige Tempel in der Stadt sind sehr schön und mit Götterbildern angefüllt, vor denen die Einwohner die Knie beugen, Weihrauch verbrennen und andere ähnliche Frömmigkeitsübungen vornehmen. Der Fremde trifft diese Tempel oder Dschoßhäuser, wie man sie gewöhnlich nennt, in allen Straßen, an den Thoren der Stadt, selbst an den Stadtmauern, und kann nicht umhin, den frommen Sinn vieler Einwohner zu bewundern; viele ihrer religiösen Ceremonien haben eine sehr große Aehnlichkeit mit denen der katholischen Kirche, und ich erinnere mich, eines Sonntag Nachmittags, als ich zu einem der Thore von Ningpofu hinausging, Hymnen singen gehört zu haben, nicht unähnlich denen der Christen in andern Ländern; ich glaubte schon auf eine christliche

*) Aus einem Schreiben im Athenäum, 29 Junius.

Digitized by Google

Kirche geſtoßen zu ſeyn, als ich aber nach der Richtung zuging, woher die Töne kamen, fand ich mich getäuſcht, denn es war nur einer der zahlreichen Tempel, mit denen die Stadt angefüllt iſt, und die Hymnen, deren Töne mein Ohr trafen, waren nur an heidniſche Götter gerichtet.

Ningpo iſt in der Mitte einer etwa 30 (engl.) Meilen breiten Ebene erbaut, die auf allen Seiten von einem Bergkreis eingeſchloſſen iſt, und ſich nur gegen Oſten nach der See zu öffnet, wo die Stadt Tſchinhai ſteht und ſo zu ſagen, den Seehafen von Ningpo bildet. Der Anblick von den Bergen herab iſt ſehr ſchön, denn die weite Ebene bildet gleichſam ein ungeheures Amphitheater, das von klaren, mannichfach ſich windenden Flüſſen durchzogen und in allen Richtungen durch Canäle verbunden iſt, ſo daß die Eingebornen ihre Bodenerzeugniſſe und andere Waaren leicht nach Ningpo und von da nach Hangtſchu-fu und allenthalben hinbringen können. Reis iſt ein Stapelproduct dieſes Landſtrichs, wie Baumwolle das des Landes um Schang-hai und an den Ufern des Jangtſe-kiang.

(Schluß folgt.)

Sidi Embarek.

(Fortſetzung.)

Während dieſer Zeit erhielt General Changarnier eine Menge Unterwerfungen, und machte im Weſten des Gebiets Sidi Embareks immer neue Fortſchritte. Die meiſten einflußreichen Häuptlinge des Chalifats kamen nach Algier, um dort ihre Inveſtitur zu erlangen, während Sidi Embarek, außer dem Bereich unſerer Waffen, die Stämme im Süden von Tittery im Schach hielt. Im Monat September jedoch ſcheint ſeine Stellung unhaltbar geworden zu ſeyn, wenn man nach einer Depeſche ſchließen darf, welche Oberſtlieutenant St. Arnaud, Befehlshaber zu Milianah, damals an den Generalgouverneur ſandte: „Sidi Embarek hat nur noch 300 Mann um ſich, die faſt Hungers ſterben; er iſt ſo unglücklich, daß er alle Nächte weint. Ein kleiner Theil der Ajad iſt ihm treu geblieben, aber alle andern Stämme ſind ihm feindlich. Die Bel Khaeudi, die Aebah, die Haread haben ihn verfolgt und ihm all ſein Kriegsmaterial abgenommen. Er zieht ſich eilfertig gegen Suaghi in der Wüſte zurück. Sämmtliche regelmäßige Truppen haben vereint Sold und Brod von ihm verlangt, der Chalifah hat ihnen aber geantwortet, daß er ihnen nichts mehr zu geben habe. Dann wollten ſie ihn verlaſſen, was er aber nicht dulden wollte, indeß wird es doch wohl in Kurzem geſchehen, denn die Zerrüttung iſt in ſeinem Armeecorps vollſtändig.“ Die energiſchen Kämpfe, welche Sidi Embarek ſpäter noch durchfocht, und die überwiegende Rolle, die er fortwährend in den Angelegenheiten der Regentſchaft ſpielte, beweiſen, daß dieſe Nachrichten etwas voreilig waren. Man muß mißtrauiſch ſeyn gegen dieſe Bulletinphraſen, die oft nach ſehr unſichern Nachrichten abgefaßt und die manchmal einen Tag wahr, den andern es nicht mehr ſind, denn nichts zerſtreut und ſammelt ſich mit ſolcher Schnelligkeit, als ein Contingent arabiſcher Truppen.

Das Jahr 1843 begann in der Provinz Tittery mit einer glücklichen Expedition des Prinzen von Aumale. Bei einem Ausfall, den der Prinz im Monat Januar mit der Beſatzung von Medeah machte, erfuhr er, daß Sidi Embarek in der Umgegend von Thaza ſey, und ſchlug auf das Andringen der befreundeten Häuptlinge den Weg nach Boghar ein, wo er am 26ſten ankam. Am Abend wurde er benachrichtigt, daß die Chasna (der Schatz) des Chalifah, von Dſchelul-ben-Farhad und den Ulad Ajad bewacht, in der Nähe ſey, und daß wohl in der Richtung nach Milianah hin, aber nicht gegen Boghar zu Wachtpoſten aufgeſtellt ſeyen, da man von letzterer Seite her nichts zu fürchten ſcheine. Ben Merzug, Sohn des Häuptlings der Bu-Aiſch, verſprach, die Franzoſen dahin zu führen, und mit allen den Seinigen auszurücken. Am 27 Morgens wurde von Boghar aufgebrochen und am 28ſten um Mittag war die Chasna Sidi Embareks in der Gewalt der Franzoſen und ihrer Verbündeten; 700 Reiter der Wüſte, unterſtützt von 200 Spahis unter dem bekannten Oberſt Juſſuf fielen bei Tagesanbruch über das Lager Dſchelulis her. Der Streich war keck, denn in ihrem nächtlichen Marſche ſah dieſe Reiterei links die Feuer der vereinigten Smalahs Abdel-Kaders und ſeiner Chalifahs, und rechts die des Gums Sidi Embareks. Ein ernſthafter Widerſtand wurde von den Wächtern der Chasna nicht geleiſtet. Die Beute war bedeutend und die Bu-Aiſch bekamen ihren reichlichen Antheil. Mehrere tauſend Schafe, Hunderte von Ochſen, Kamelen und Eſeln, und namentlich eine große Menge Teppiche, Tuch und Kleidungsſtücke für die regelmäßigen Truppen, endlich alle Geldkiſten, Pulverfäſſer und andere Munition waren der Preis dieſer Razzia. Sidi Embarek eilte herbei, kam aber zu ſpät, und mußte ſich nach dem Verluſt ſeiner Chasna auf Tagdemt zurückziehen. Die Ulad Siuf, welche ihn vor ſeinem Abzug bei ſich aufgenommen hatten, wurden gleichfalls angegriffen, und ihre Silos am 30 Januar ausgeleert.

Im Monat April brachte der Aga der Ulad Ajad und der Oberſtlieutenant de St. Arnaud Sidi Embarek mehrere einzelne Schläge bei. Im Mai wurde er an der Spitze der Kabylen von Warenſenis durch General Changarnier geſchlagen. Das Jahr war unglücklich für den Chalifah: nicht nur war es das letzte ſeines Lebens, ſondern ein empfindlicher Verluſt traf ihn auch noch, ehe er als Märtyrer ſeines Glaubens und ſeiner Treue für die arabiſche Fahne fiel; ſeine Smalah, d. h. ſeine ganze Familie, fiel mit der Abdel-Kaders am 16 Mai 1843 in die Gewalt der Franzoſen. Seit der Einnahme von Millanah (8 Junius 1840) hatte die Familie des Chalifah nur noch unter den Zelten gelebt, und nur ein Theil derſelben war Sidi Embarek auf ſeinen Zügen gefolgt; beide hatten ſich ſeit dieſer Zeit nicht mehr geſehen, was namentlich die Mutter des Chalifah tief beklagte.

Nach der Unterwerfung Ben-el-Charubis, erſten Secretärs Abdel-Kaders, der im Monat Auguſt 1843 ſich zu Lamoricière begab, wurden die vornehmſten Glieder der Familie Sidi Embareks, welche bisher auf der Inſel St. Marguerite gefangen gehalten worden war, nach Algier zurückgeſchickt,

um als Mittelspersonen zu neuen Unterhandlungen mit dem Chalifah zu dienen, und ihn durch eine Berufung an seine Gefühle als Gatte und Vater, im Namen seiner Verwandten, die noch als Gefangene unter den Feinden ihrer Nation seufzten, zur Unterwerfung zu bewegen. Dieser Versuch war fruchtlos; man behauptet aber, Abdel-Kader, der diese letzten Eröffnungen erfahren habe und fürchtete, Sidi Embarek möchte durch die Bitten seiner Familie wankend gemacht werden, habe ihm Hände und Füße binden lassen und ihn acht Tage lang in seinem Zelte gefangen gehalten. Sidi Embarek, der seinem Herrn gegenüber viel zu sühnen hatte, ertrug, wie man sagt, diese schimpfliche Behandlung mit einer Geduld, welche um so verdienstlicher war, je weniger er die Behandlung selbst verdient hatte, denn wenn Abdel-Kader den Brief gekannt hätte, welchen der Chalifah an seine im Fort St. Marguerite gefangen gehaltene Familie schrieb, er hätte sich wahrscheinlich diese Gewaltthätigkeit gegen den Mann erspart, der ihm am besten diente und bald für ihn fallen sollte.

Dieser Brief, den wir seiner Ausdehnung wegen nicht mittheilen können, ist eine schöne Probe seines Glaubenseifers und seiner männlichen Gesinnungen, die das Unglück noch steigerte, und erhebt sich manchmal zu einer ungemeinen religiösen Beredsamkeit. Er ist angefüllt mit Citationen aus dem Koran und der alten arabischen Geschichte, zum Beweise, daß Sidi Embarek, eben sowohl ein Mann der Kirche als des Kriegs, eine schwärmerische Frömmigkeit mit einer hohen theologischen Bildung vereinigte. Der Chalifah, welcher den gelehrten Unterricht in der Schule seiner Väter wohl benützt hatte, war in der That einer der gelehrtesten, fähigsten und aufgeklärtesten Araber seiner Zeit. Er führte die Feder vortrefflich, und man hat von ihm sehr geschätzte Dichtungen, mehr als die meisten seiner Landsleute wissen. Zu diesen theils natürlichen, theils erworbenen Anlagen kam eine lebendige Einbildungskraft, die in Verbindung mit seinem leidenschaftlichen Wesen ihn anfangs in eine ausschweifende Sinnlichkeit gestürzt hatte. Er liebte die Frauen, und für eine derselben hatte er, wie wir gesehen, die heiligsten Pflichten der Freundschaft verletzt. Die Gewohnheit der Ausschweifung, die er sich zu Algier angeeignet hatte, begleitete ihn nach Miliana, wo er sich häufig in Opium und Champagner berauschte. Aber alle diese Fehler machte Sidi Embarek auf eine edle Weise gut, indem er sich mit Leib und Seele der arabischen Sache weihte, und den Franzosen jeden Fußbreit Landes streitig machte. Von allen Chalifahs Abdel-Kaders ist er der einzige, der als Mudschahed *) (Gottesstreiter) starb. Keiner von allen vereinigte in sich gleichermaßen alle Regierungseigenschaften, und wenn die Kugel, die ihn traf, statt seiner den Emir getroffen hätte, so würde er ohne allen Zweifel den Krieg in dessen Namen fortgesetzt haben, wie er ihn, getrennt von seinem Herrn und auf seine eigenen Hülfsmittel beschränkt, während 18 Monaten in den Bergen der Warensenis führte.

(Schluß folgt.)

*) Dieß Wort ist ein Participium des Zeitwortes dschahada, wovon das Wort „dschehad“ was man gewöhnlich mit „heiliger Krieg“ übersetzt, herkommt A. d. U.

Chronik der Reisen.

Reise Michael Kottlers im europäischen Rußland und in Sibirien.

Vierter Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Am 4 (16) August ging ich nach dem Fluß und ließ am Abend noch meine Sachen in den Kahn bringen. Als ich eben abfahren wollte, kam mein Hauswirth mit den unverschämten Worten: „soll ich denn nichts mehr bekommen? Michael Iwanowitsch, ich muß noch Geld von dir haben.“ Das schlug ich ihm aber ab, und sagte, Permikyn würde bald kommen und die Rechnung mit ihm abschließen. Das Volk hier weiß seine Dienste höher anzurechnen als ein Engländer. Für das Heumachen gibt man dem Arbeiter des Tages einen Rubel, und muß ihn noch mit Branntwein bewirthen; für das Uebersetzen über den Fluß verlangen sie zwei Rubel, für das Fortschaffen eines Nachens mit Pferden auf eine Station 25 Rubel. Im Winter führten sie Holzblöcke nach dem Goldsandlager, kamen in acht Tagen hin und zurück, und verlangten für das Pud (etwa 30 Pfundes unseres Gewichts) 17 Rubel. Meine Transportmittel waren drei aneinander gebundene Nachen mit sechs Schiffen, und mein Begleiter war ein Bekannter, der Sohn meines Hausherrn, ein verheiratheter Mann, der bei Gorozkowsky als Aufseher in Diensten stand. Er war ein erträglicher, umgänglicher Mensch, in Sinn und Art verschmitzt, wie alle Bewohner von Jeniseisk. Wir hatten aber nicht viel miteinander zu reden, so legten wir uns nieder und schliefen ein. Auf den dreißig Meilen Weges gegen den Strom hatten wir nichts mit uns genommen, als einen Laib Brod und Thee; die Schiffer aber gaben mir noch Fische. Am Tage blies ein kalter Wind, der Himmel war trübe und in der Nacht regnete es mit kurzen Unterbrechungen.

Dieß Wetter dauerte am folgenden Tage fort, und am 7 (19) Aug. kamen wir endlich spät Abends nach Antschiferowska. Die Arbeiter, obwohl hinreichend durchnäßt und erfroren, wollten doch weder kochen, noch ein Feuer anzünden. Einige legten sich am Ufer aber in der Barke zum Schlafen nieder, und zwei gingen ins Dorf, um ein besseres Nachtlager zu suchen; da es aber schon spät war, so ließ man sie nicht ein. Ich blieb im Kahn liegen zwischen den Baumstämmen, denn ich fürchtete, sonst gelegentlich ins Wasser zu rutschen. Als die Leute aus dem Dorfe zurückkamen, zündeten sie doch an dem Ufer ein Feuer an, und so kroch auch ich denn endlich auf allen Vieren über Balken und Klötze hinweg, mein Zustand wurde erträglicher, ich konnte mich räuchern und etwas kochen. Dieß verschaffte mir eine ruhigere Nacht. Am Morgen wurde ich von dem Schreiber Stanislaw Kasimirowitsch zum Thee eingeladen, wobei mein Begleiter, Gregor Wasiltisch, mit ihm accordirte über das Mähen von 30 Dessjätinen Wiesen, welche den polnischen Ansiedlern von der Regierung zum Unterhalt angewiesen waren. Als wir uns von da auf den Weg machten, trafen wir einen Weißfischer aus Jeniseisk, und kauften von ihm einen lebendigen Sterlad, welcher drei Pfund wiegen mochte. Jedes Frühjahr ziehen von Jeniseisk

Digitized by Google

Fischer auf den Fischfang aus, welche man theils Weißfischer, theils Rothfischer nennt. Die Weißfischer gehen in zahlreichen kleinen Booten nur etwa 400 Werste weit, und haben Zuggarne, Netze, Angelhaken u. dgl. bei sich; was sie fangen, schicken sie nach der Stadt auf den Markt. Die Rothfischer gehen auf großen Booten mit einem Vorrath von Brod und andern Lebensmitteln, so wie mit verschiedenen Waaren, die sie an die Ostjaken absetzen, bis nach Turuchansk. Hier wählen die Ostjaken diejenigen Waaren aus, deren sie bedürfen, und versprechen dagegen für einen bestimmten Preis Fische und Felle zu liefern; zu dem Ende gibt man ihnen leere Branntweinfäßchen, in welche sie die gesalzenen Fische legen. Früher, so lange es genug Fische gab, brachten sie von da nur Rothfische, nämlich Störe und Steriäde, jetzt nehmen sie auch Weißfische. Früher setzten die Kaufleute auf ihre Waaren einen hohen Preis und gaben es den Ostjaken auf Borg, jetzt aber sind die Preise gemäßigter, die Schuldner lassen ihre Gläubiger im Stich, tauschen bei andern die ihnen nöthigen Waaren gegen Fische und Felle ein, und diese müssen mit geringem Gewinn nach Hause zurückkehren. Dieß Jahr werden auch die Fische theuer werden, denn die Schiffer kommen jetzt theuer zu stehen, und man bezahlt einen Monatsfold von 60 bis 70 Rubel außer der Kost.

Am 9 (21) August war die erste Nacht ohne Regen; man zündete ein großes Feuer an, und trocknete Kleider, Pelze, Kissen u. dgl., die dessen wohl bedurften. Gegen fünf Uhr Abends langten wir in Jemistsk an.

Hier brachte mir am Sonntag Masinsky die Abschriften der Papiere, die andere Goldsucher dem Gericht eingereicht hatten, damit ich mich bei meinen Eingaben danach richten könne. Ich erschrack sehr, als ich sah, daß die andern Säulen, die mich so häufig an der Gorewka und Tschapa gehindert hatten, noch nicht regelmäßig vor dem Gericht aufgezeichnet waren. Wenn mir dieß von der einen Seite einen Vortheil gewährte, daß ich jetzt ihnen voraus war, und somit bei dem Ausmessen des Raumes mich nach Gefallen ausdehnen konnte, so kam mir doch auch auf der andern Seite die Befürchtung, daß vielleicht alle diese Orte an der Gorewka und Tschapa die Arbeit nicht verlohnten, indem die andern deßhalb so unbekümmert um dieselben seyen und ihre Papiere nicht einreichten.

Am 12 (24) August wurde ich vor den Platzbeamten Michal Alex. Kusnitschew beschieden, und als ich zu ihm gekommen war, fragte er mich, ob wir die vorjährigen von Permikyn gemutheten Goldsandlager behielten oder ob wir denselben auf immer entsagen wollten. Nachmittags mußte ich vor Gericht unterschreiben, daß ich von den eingereichten Papieren zwei Abschriften erhalten hatte, und außer dem Stempel 85 Rubel bezahlen. Als ich gegen Abend die verlangte Entsagung dem Beamten Kusnitschew überbracht hatte, fragte ich nach Permikyn, und wie ich aus dem Fenster schaue, kommt jemand mit Postpferden daher gefahren; ich schaue hin und siehe da, es ist der Deus ex machina, Permikyn selbst. Ich eile ihm entgegen ihn zu begrüßen, und war sehr froh, daß er in Betreff unserer neuentdeckten Gruben mit seiner Localkenntniß alles vermittelte. Am Abend übergab ich ihm den Brief von Simon Ostpitsch, die Abschriften der Papiere und die Goldproben. Permikyn erzählte mir, daß er in Irkutsk eine Gesellschaft zusammengebracht und gleichfalls Entdeckungen gemacht habe, die man aber wegen des schwachen Goldertrags nicht muthen könne. Ich fragte darüber seinen Schwiegervater und seinen Diener, diese aber erklärten, es sey nichts der Art in Irkutsk geschehen und er habe keine Goldsucherabtheilung gebildet. Das war mir eine Erklärung von Permikyns Rede; als er meine Papiere und die Goldproben von der Libunka gesehen hatte und sich dahin aussprach, das werde viele Ausgaben machen, so dachte ich: „speich nur; dieses Jahr erkennst du sie für einträglich, und nach der Arbeit wird es nichts seyn, aber gut, ich fange auch an rechnen zu lernen."

Am 13 (25) August war ich mit dem Beamten Kusnitschew zu ihm eingeladen. Man trank Champagner, wovon die Flasche hier 20 R. kostet. Permikyn erzählte von den warmen Quellen im Lande Irkutsk. Es sollen ihrer zwei seyn; die eine sprudelt aus dem Felsen, die andere tiefer gelegene ist gegraben. An denselben sind Badeeinrichtungen angebracht. An der untern waren mehrere Gäste, der Gouverneur selbst mit seiner Familie, ferner einige Generale und Officiere. Da er von Topasen gehört hatte, schickte er seinen Schwiegervater dahin, er selbst aber blieb in den Bädern; als dieser durch einen reißenden Fluß gekommen war, erkannte er, daß es Quarzgestein in großen Bänken sey. Dazwischen fand er über einen Viertelfuß breite Adern mit Opal, aber nur von bläulicher Farbe. Das Land von Irkutsk schilderte er als schön, voll Abwechslung, die Berge sind riesenhaft, zum Theil mit Schnee bedeckt, zum Theil kahl und felsig, dazwischen grasreiche Wiesen, die mit allen möglichen Farben prangen. Die Landbewohner sind Mongolen, ein gutes, demüthiges Volk. Jede etwas merkwürdige Sache erklären sie für göttlich, z. B. die warmen Quellen, in denen, wie sie meinen, Gott badet, und wo sie beten, wenn sie daran vorübergehen. Wenn Permikyn von ihnen ging, schenkte man ihm jedesmal ein ganzes Schaf. Wollen sie ihre Achtung bezeugen, so verbeugen sie sich mit gefalteten Händen; wenn Permikyn ihnen ein Glas Branntwein gab, falteten sie die Hände vor der Stirne, öffneten sie dann, wie die Priester, tauchten den Finger hinein, spritzten zu Ehren Gottes nach allen Seiten hin, falteten dann die Hände, nahmen das Glas zwischen zwei Finger und tranken es demüthig aus. Auf einem Felsen finden sich drei Zeichen, die sie für das Siegel Gottes halten, und die sie küssen, wenn sie dahin kommen. Ein Kosak hat dieselben neuerlich abgemalt.

Kusnitschew seinerseits erzählte von den Goldsandlagern am Flusse Kaiama, die sehr reich seyen, sich weit ausdehnen und schon viele Leute bereichert hätten. Er habe dieses Jahr 71 Antheile ausgeschieden, darunter acht Plätze, die den Besitzern je siebenhundert Pud ausgewaschenes Gold einbringen könnten. Mit einem solchen Goldsandlager kann, wenn Gott Gesundheit gibt, ein Mensch sich schon begnügen, denn die Regierung zahlt, je nach der Goldprobe, etwa 40,000 R. für das Pud. Heuer wuschen die Zotowsky 2 Pud, die Rezanow an der Schargana 20 Pud aus, und wenn man auch die Hälfte für die Arbeit rechnet, so bleibt doch immer ein schöner Gewinn in der Hand.

(Schluß folgt.)

Die Kuliauswanderung nach Mauritius geht fort; im März und April gingen von Calcutta 605 Männer ab, eine nicht sehr bedeutende Zahl, aber sie waren von der ungewöhnlich großen Zahl von 137 Frauen und 99 Kindern begleitet, so daß wohl bald ein Theil der Bevölkerung von Mauritius aus Hindus bestehen wird. Am 10 Mai sollte ein neues Schiff mit 225 Auswanderern abgehen. (Indian News. 5 Junius.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 200.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

18 Julius 1844.

Sidi Embarek.

(Schluß.)

Wir haben jetzt noch das Ende dieses merkwürdigen Mannes zu beeichten, und thun es in wenig Waeten, da das Bulletin über das Gefecht, in welchem er eelag, veeöffentlicht wuede. General Temponrre, Befehlshabee in Mascara, wuede im Anfang Novembers von einem Spanier, einem ehemaligen Desertene der Feemdenlegion, der küezlich aus dem Lager Abdel-Kaders zueückgekehet wae, benachelchtigt, daß die letzte Truppe des Emies, ein eegelmäßiges Bataillon von 8—900 Mann, im Westen der Pevoinz unter dem Befehle Sidi Embareks vereinigt sey. Ee beach am 6 Nav. auf, folgte dem Chalifah von Bivouac zu Bivouac, und eeeeichte ihn, nachdem er die ganze Nacht hindurch marschiet war, am 11 im Thale des Wad-Malah. Die Spahis und die sogenannten Chasseurs d'Afrique untee Oberst Taetas fielen sogleich über das arabische Fußvolk her und hieben es niedee: 400 Mann blieben auf dem Platze, die übrigen fielen in Gefangenschaft und nue eine sehe geringe Anzahl entkam. Nach dee Vernichtung dieser Colonne nahm untee andern auch ein Reiter die Flucht, wurde abee van dem Spahicapitän Cassaignolles, einem Unterafficiee der Spahis und zwei Brigadiers dee Chasseurs veefolgt, und endlich an dem felsigen Abhang eines Hügels, Nameus Kef, eingeholt. Hiee entspann sich zwischen dem Flüchtling und den vier Angeeifern ein wüthender Kampf. Anfangs schien ersterer sich eegeben zu wollen, und bot den Kolben seines Gewehes dem Brigadier Laboffay hin, wandte es aber als diesee zugreifen wollte, mit Blitzesschnelligkeit um, setzte ihm den Lauf auf die Beust und streckte ihn todt niedee. Capitan Cassaignolles stürzte sich nun mit dem Säbel in der Faust auf diesen gefährlichen Gegner, dee aber mit einem Pistolenschuß sein Pfeed niedeestreckte und mit einem zweiten den Beigadiee Sieat verwundete, der ihm einen Sabelhieb über den Kopf beigebeacht hatte. Dann bediente ee sich seines abgeschossenen Gewehres zue Veetheidigung; als er aber den Brigadier Gérard, der allein nach unveewundet war, auf sich zukammen sah, stürzte er sich zuerst auf ihn, und packte ihn am Riemen seiner Patrantasche, warauf dieser ihn an seinem Burnus faßte. Während dieses Ringens stüezten beide vom Pferde und rollten einige Augenblicke über einander hin; aber endlich wurde der Araber schwächer, er blutete aus zwei Wunden, Gérard konnte ihn endlich festhalten und ihn mit einem Pistolenschuß tödten. In diesem Augenblick kam Capitän Cassaignolles, dessen Pfeed der feindliche Reiter getödtet hatte, noch ganz zerschlagen van seinem Sturze und hinkend heran. „Habt ihr ihn endlich, den Spitzbuben?" — „Ich glaube, ja." — „Seht nach, ab er nicht einäugig ist." Gerard drehte den Kopf des Todten um, und sagte: „Allerdings, Capitän." — „Dann ists der berühmte Sidi Embarek, der erste Chalifah Abdel-Kaders."

Die Beförderung, welche dem tapfern Gerard, so wie dem Capitän Cassaignolles, zu Theil geworden, ist die letzte dezeichnende Ehre, die man dem Verdienst und dee Wichtigkeit des gefallenen Feindes erwies, dessen Identität alsbald durch das Zeugniß vielee anwesenden Araber constatirt wurde, die den Chalifah lebend oft gesehen hatten. Der Kopf Sidi Embareks wurde an den Marschall Bugeaud nach Algier gesendet, dieser ließ ihn zu Milianah drei Tage vor den Augen der Menge ausstellen, und dann an seine Verwandten zu Kaleah senden, damit er in dem Begräbniß seiner Familie beigesetzt werde. „Ich habe," schreibt er hierüber, „den Resten dieses in der Geschichte des afrikanischen Kriegs berühmten Mannes die militärischen Ehren erzeigen lassen. Ich glaubte diese Huldigung dem Talent, dem Muth und der unwandelbaren Redlichkeit eines unglücklichen Feindes, der für eine verzweifelte Sache zu sterben wußte, schuldig zu seyn." Der verstümmelte Körper Sidi Embareks war mit den Leichen von 400 regulären Soldaten des Emirs auf dem Schlachtfeld liegen geblieben. Abdel-Kader kam persönlich, um den entdaupteten Leib seines Chalifah aufnehmen, und nach Tagdemt zur Beerdigung bringen zu lassen. Dasselbe geschah von den Arabern in Betreff ihrer andern, an dem Wad-Malah gefallenen Glaubensbrüder, und eine der feanzösischen Colonnen, die einige Wochen nach hee über den Kampfplatz hinzog, fand keine Leiche von den am 11 Navember Gefallenen mehr.

Digitized by Google

Der Tod Sidi Embareks machte auf die moslemitische Bevölkerung einen tiefen Eindruck. Sein Kopf langte zu Algier in dem Augenblick an, wo alle Häuptlinge aus dem südlichen Warenfenis nebst mehreren andern sich zu Algier befanden, um hier die Investitur zu empfangen. Während derselbe im arabischen Bureau stehen blieb, wo er von Dr. Amstein einbalsamirt, dann ein Abdruck davon genommen, gezeichnet und daguerrotypirt wurde, strömten die Eingebornen in Masse herbei, um in achtungsvollem Schweigen die Züge des gefürchteten Häuptlings zu betrachten. Sein ruhmvoller Tod war bald im ganzen Gebiet von Algier bekannt, und erhöhete den Eifer der letzten Anhänger des Emirs. Die meisten freuten sich, Freunde und Feinde, die einen, weil sie mit den Franzosen schon aufrichtig verbunden waren, die andern, weil sie in diesem Ereigniß einen Vorboten des nahen Endes eines Krieges sahen, der sie ins Verderben stürzte. Mehrere feindliche Häuptlinge aus dem Scheliff- und dem Warenfenisthale, darunter der vornehmste Kadi des Gebiets, das unter Sidi Embarek gestanden war, kamen nach Algier, um sich zu unterwerfen, andere schickten Glückwünschungsschreiben an den Generalgouverneur. Unter diesen war der Chalifah des Ostens, Ben Abdallah, dessen Schreiben folgendermaßen abgefaßt war. „Ich habe durch den General Bu-Harand — der Prügelvater, ein Spitzname, den die Araber dem General Lamoricière gegeben — die glückliche Nachricht von dem Kampf erhalten, in welchem Sidi Embarek fiel. Unsere Freude ist auf ihrem Gipfel. Der Hund, den man auf die Nase schlägt, leidet von Einem Schlag mehr als von hundert andern auf den Leib, sagt ein arabisches Sprüchwort. Gelobt sey der Herr für den Sieg unserer Verbündeten und die Niederlage unserer Feinde! Die Zeiten sind sehr geändert. Unsere Tage sind Tage der Freude geworden, während die ihrigen Trauertage wurden. Gott sey gelobt!"

Abdel-Kader begriff die ganze Wichtigkeit dieses Verlustes so gut, daß er sich bemühte die Nachricht in Abrede zu stellen, indem er allenthalben Proclamationen verbreitete, daß die Christen absichtlich den Tod Sidi Embareks ausposaunten; er befinde sich aber seit dem November auf einer Gesandtschaft in Marocco, und die Franzosen, die dieß wohl wüßten, hätten Bestürzung unter den Gläubigen verbreiten wollen, indem sie den Kopf eines unglücklichen Moslims, der im Gefecht am Wadi Maiah fiel, und wie Sidi Embarek einäugig gewesen, ausgestellt hätten. Er fügte hinzu, Sidi Embarek werde demnächst zurückkommen mit einer bedeutenden Verstärkung marocanischer Truppen, und werde dann sein Leben durch seine Siege beweisen. Aber diese Fabel, die so unverwerflichen Zeugnissen über den Tod Sidi Embareks gegenüber ganz unhaltbar war, erreichte den Zweck nicht, den der Emir im Auge gehabt hatte; die Araber erklärten diese Lüge für eine Feigheit, und schlossen daraus, daß die Angelegenheiten Abdel-Kaders ganz verzweifelt stehen müßten.

Sidi Embarek war von hohem Wuchs und athletischem Bau; er war ein vollkommener Reiter und ein eben so tapferer Soldat als geschickter General. In den zahllosen Gefechten, an denen er Theil nahm, hatte er fünf schwere Wunden erhalten, wovon eine ihm das rechte Auge kostete. Er entfaltete in seinen militärischen Anstalten einen Luxus, der mit der studirten Einfachheit Abdel-Kaders seltsam contrastirte: er hatte 7 prächtige Handpferde, deren Geschirr von Gold- und Silberzierrathen ergänzte. Er allein von allen Chalifahs unterhielt fortwährend eine Militärmusik, und er hatte auch, wenigstens in den letzten Zeiten, allein eine reguläre Truppe um sich zu erhalten gewußt. Sidi Embarek war ohne allen Widerspruch der angesehenste Araber nach Abdel-Kader; keiner der andern Beys kam ihm gleich weder hinsichtlich seines Gewichts im Rathe noch seines Einflusses bei den Stämmen. Seine Kühnheit, seine unbeugsame Energie und seine manchmal blutige Strenge hatten ihn hochgestellt in der Achtung seiner Landsleute, welche wollen, daß eine eiserne Hand sie regiere, und er flößte allgemein, wenn auch nicht Ergebenheit und Liebe, so doch Furcht und Achtung ein. Man behauptet, er habe selbst Abdel-Kadern imponirt, der in manchen Fällen wider Willen dem Ansehen dieses getreuen, aber gebieterischen Untergebenen sich beugte. Diese Nachgiebigkeit hätte selbst bei mancher Gelegenheit den Namen Schwachheit verdient, wenn nicht politische Nothwendigkeit dem Emir geboten hätte. Sidi Embarek betrachtete ihn fast als seinesgleichen, und mehr als einmal, wenn die Befehle des Emirs ihm mißfielen, weigerte er sich ganz offen sie auszuführen, indem er den Boten Abdel-Kaders erklärte: „Sagt dem Emir, daß ich Herr in meinem Beylik bleiben will, ich kann besser als er beurtheilen, was ich hier zu thun habe." Sey es, daß man Abdel-Kadern diese hochmüthigen Antworten nicht zu hinterbringen wagte, oder daß dieser es für klug und nützlich hielt, sie nicht kennen zu wollen, kurz er zeigte seinem ersten Chalifah nie seinen Unwillen über diese Ausfälle, ja er übertrug ihm eine unbeschränkte Gewalt, und in einem Circular, das er an die verschiedenen Häuptlinge der Flitas erließ, drückte er sich also aus: „Gruß! Wenn du mein Freund und der treue Diener des wahren Gottes bist, so wirst du alles thun, was dir der Mann, den ich dir bezeichne, befehlen wird; du wirst ihm gehorchen, wie mir selbst. Dieß ist der Chalifah Sidi-Mohammed-ben-Hamian-Uld-Sidi-Embarek, welcher die Moslems liebt, und für den ich, wie du weißt, eine große Achtung habe. Ich kann nichts besseres für dich thun. Sey gesegnet von Gott. Du hast alles zu fürchten, wenn du meine Befehle nicht ausführst. Der, welcher mir ungehorsam ist, wird weder diese noch jene Welt haben."

Gleicher Befehl war an die beiden Chalifahs Berkani und Ben Salem ergangen, welche sich widerwillig unterwarfen und in Dienstsachen häufiger mit ihrem Collegen Sidi Embarek, als mit dem Emir selbst correspondirten. In Briefen nannte Abdel-Kader seinen ersten Cholifah „geliebter Bruder." Dieser nannte ihn „Unsern sehr theuern Herrn, den Sultan El-Hadschi-Abdel-Kader-Mahi-eddin, den Gott erhalten möge." Wenn sie sich trafen, stieg Abdel-Kader zu gleicher Zeit vom Pferde, wie sein Cholifah; sie näherten sich zu Fuße, umarmten sich nach den üblichen wortreichen Com-

Digitized by Google

plimenten, stiegen dann wieder zu Pferde und ritten fort, Sidi Embarek zur Rechten des Emirs und in gleicher Reihe. Unter der Umgebung des letztern und überhaupt unter den Arabern fürchtete man den Chalifah bei weitem mehr als den Sultan. Die wohlbekannte Milde Abdel-Kaders weckte Vertrauen, Zuneigung und fast Vertraulichkeit, während die rauhe Strenge Sidi Embareks die treuen Gläubigen in heiliger Scheu vor der weltlichen Gewalt erhielt, womit er bekleidet war. Er schlug, wie Nicolas Manucci, welcher ihn bei der Arbeit sah, versichert, Köpfe ab wie Zwiebeln. Eines Tages ließ er vierzehn Araber vom Stamme der Zuzzug enthaupten, weil sie einer französischen Colonne auf ihrem Durchzuge Eier und Hühner verkauft hatten. Andere Araber, welche überführt wurden, Briefe an die französische Besatzung nach Miliana gebracht zu haben, wurden während Manucci's Aufenthalt im Lager auf seinen Befehl gespießt, einem Spion die Beine gebrochen. Diese Hinrichtungen waren allerdings furchtbar, aber doch bis zu einem gewissen Grade durch die Nothwendigkeit des Krieges gerechtfertigt, und man kann Sidi Embarek nicht, wie Ahmed Bey, unnütze Quälereien und Grausamkeiten vorwerfen.

Skizzen aus China.

Ningpo fu.

(Schluß.)

Die Gräber der Todten sind über die ganze Ebene zerstreut, und geben dem Fremden einen hohen Begriff von der ungeheuren Bevölkerung des Landes. Als ich von Ningpo nach den Bergen wanderte, konnte ich mir die Unzahl von Gräbern, die ich auf meinem Wege traf, nicht erklären, als ich aber die Berge erstiegen hatte, und die mit dicht bevölkerten Städten und Dörfern nach allen Richtungen übersäete Ebene betrachtete, war ich nicht mehr in Ungewißheit. Häufig war ich auf ganze Haufen von Särgen, namentlich von Kindern gestoßen. Man sagte mir, sie würden periodisch verbrannt, nach ihrem Aussehen aber müssen sie viele Jahre lang auf ihrem Platze gestanden haben und ihre Bewohner längst in Staub zerfallen seyn.

Als ich den Fluß nach Ningpo hinauffuhr, bemerkte ich eine große Anzahl Strohdächer, und befahl meinem chinesischen Bedienten sich zu erkundigen, zu was diese Häuschen dienen sollten; als er zurückkam, sagte er mir mit der größten Ernsthaftigkeit von der Welt, in diesen Häuschen hielten sich die chinesischen Soldaten den Winter über auf. Da ich dieß unmöglich glauben konnte, fragte ich die Fährleute selbst, und erfuhr, daß die fraglichen Hütten Eishäuser seyen, indem während der Sommermonate starke Nachfrage nach dieser Waare ist. Dieß gibt einen guten Begriff von der Art der chinesischen Sprache und zeigt, wie verschieden sie in verschiedenen Provinzen ist, so daß ein Cantanese und einer aus dem Norden sich nicht verstehen können. Dieß geht so weit, daß mein Macao-Bedienter mir hinsichtlich der Sprache im Norden fast nutzlos ist.

Ungeheure Massen von Fischen werden täglich im Fluß oberhalb der Stadt gefangen, und zwar auf eine sehr sinnreiche und unterhaltende Art. Eines Tages fuhr ich eine bedeutende Strecke in einem Baot den Fluß hinauf und zwar etwas vor der Ebbe, um die ganze Fluth benützen zu können, und so weit als möglich hinauf zu kommen. An der Seite des Flusses, etwa eine Stunde oberhalb Ningpo, lagen einige hundert kleine Boote vor Anker, jedes mit zwei oder drei Mann, und da die Fluth eben am Wendepunkt war, setzte sich plötzlich die ganze Flotte mit größter Eilfertigkeit flußaufwärts in Bewegung. Sobald sie eine bequeme Stelle erreichten, warfen sie ihre Netze aus, und begannen ein lautes Geräusch, indem sie mit den Rudern ins Wasser schlugen, wahrscheinlich um die Fische in die Netze zu treiben. Nachdem sie etwa eine Viertelstunde an einer Stelle geblieben waren, fuhr die ganze Flotte weiter hinauf nach der nächsten Station, wo sie auf gleiche Weise verfuhren und so fort, so lange die Fluth stieg; dann kehrten sie beladen mit Fischen für den nächsten Markt mit der Ebbe zurück.

Als Handelsplatz hat Ningpo viele Vortheile; es ist eine große Stadt inmitten eines volkreichen Landes, hat eine vortreffliche Wasserverbindung mit allen Theilen des Reichs, und wird wohl in Zukunft einen ausgedehnten Handel mit Europa und Amerika führen, obwohl Schanghai es ihm noch zuvorthun wird. Ich habe das Land in der Nähe beider Orte durchwandert, und Gelegenheit genug gehabt, den Handel zu sehen, der jetzt auf den zahlreichen Canälen und Flüssen getrieben wird. Schanghai ist in dieser Hinsicht bedeutender, die Zahl der Dschunken, welche an dieser Stadt vor Anker liegen, doppelt so groß wie bei Ningpo, die Canäle und Flüsse sind mit Booten angefüllt, welche nach und nach allen Städten in den nördlichen Theilen des Reichs gehen. Ferner liegt es viel näher an der Hauptstadt, mit welcher es durch den großen Canal verbunden ist; die großen Städte Su-tschu-fu und Nanking sind nur einige Meilen von Schanghai entfernt, und außer einem sehr bedeutenden Handel mit Japan wird ein unermeßlicher Verkehr mit den nördlichen Provinzen von Schantung und Pe-tsche-li unterhalten. Nimmt man all dieß zusammen, so unterliegt es wohl keinem Zweifel, daß Schanghai der größte Handelshafen für die Engländer im Norden werden wird, obgleich auch Ningpo immer einen bedeutenden Theil an sich ziehen kann. Bis jetzt ist aber alles dieß blaße Vermuthung, und hängt großentheils von den innern Einrichtungen in Betreff der Transitzölle und andern Ausgaben ab, die man bis jetzt noch unmöglich voraussehen kann.

Chronik der Reisen.

Reise Michael Kottlers im europäischen Rußland und in Sibirien.

Vierter Abschnitt.

(Schluß.)

Am 14 (26) August faßte ich meine Bittschrift an den Generalgouverneur des östlichen Sibirien, Hrn. Rupert, ab, dem sie 40 Tage

nach der Anzeige im Landgericht zugesendet werden muß, und schickte sie mit der Post nach Irkutsk. An diesem Tage gab mir Permikyn 350 R. beim Abschied, aber am andern Tage, als ich ihm meine Rechnung von 4413 R. vorlegte, schieden wir nicht, wie gute Freunde sonst sich trennen. Er reiste in die Taiga ab, um hier mit Augen zu sehen, was entdeckt worden sey.

Am 15 (27) August kam Gr. Andreitsch, der Kaufmann aus Nasimow, herbei und übergab mir einen Brief von Simon Ossipitsch mit Nachrichten über neue Entdeckungen und fünf Proben Gold. Er hatte neue Lager an einem Bache entdeckt, welcher von der linken Seite in den Olonakan und mit diesem in den Jeniseischimo fällt. Die goldhaltige Schicht ist dick, und nach den Proben zu schließen das Gold schön und großkörnig; der Inhalt ist 2½ Solotnik in hundert Pud, und er schreibt, daß wenn man tiefer komme der Inhalt wohl drei Solotnik seyn möge.

Am 16 (28) eilte ich mir Stempelpapier zu kaufen und die Eingabe an das Landgericht zu machen. Dem Kaufmann Andreitsch sagte ich, wenn er Permikyn auf dem Wege begegne, so möchte er ihn unverweilt zurücksenden; deßhalb solle er früh Morgens aufbrechen. Dieß that er aber nicht, sondern hielt sich auf bis zur Nacht. Am Abend sagte er, er habe auf dem Wege die wilden Thiere gefürchtet, ein Bär hätte ihm kürzlich eine Kuh zerrissen und als die Bauern ihm in der Nacht aufgelauert, habe er sich im Dorf in der Nähe der Kirche hinter einen Zaun gelagert und die Vorübergehenden zerrissen. Ich bemerkte ihm, wie eitel ein solches Geschwätz sey, und wie schädlich mir eine Verzögerung auch nur um einen Tag in dieser unangenehmen und unsichern Jahreszeit werden könne, indem voriges Jahr schon am 16 August in der Taiga Schnee gefallen und die Pferde umgekommen seyen.

Am 17 (29) konnte ich ihn erst nach dem Thee fortschicken, und dann ging ich in die Kirche, um Gott für seine Güte zu danken.

Am 19 (31) schrieb ich an den Fürsten (der auch einen Antheil an der Unternehmung hatte). Inzwischen kam Gawril Dmitritsch aus Nasimow mit einem Schreiben von Permikyn und Simon Ossipitsch, welche meldeten, daß er die Säule um 150 Klafter weiter unten gesetzt habe, und daß ich den zur Gericht anzugebenden Platz erst von hier an bemessen möge. Simon Ossipitsch hatte beim Schürfen weiter oben am Bach bemerkt, daß hier weniger Gold liege, und sich gegen die Mündung gewendet, aber hier eine fremde Abtheilung gefunden, welche nach bereits auf einem bessern, reichern Goldbaden eine Säule errichtet hatte. Er schickte also sogleich einen Arbeiter mit dieser Nachricht ab, damit bei dem Landgericht niemand mit einer Eingabe uns zuvorkomme, und uns, als den ersten, die besten Stellen bleiben möchten. Der Arbeiter, der von dorther kam, sagte aus, daß an dem von Simon Ossipitsch entdeckten Orte gediegenes Gold sey, und daß man beim Einschlagen des Schurfs auch schon ohne Auswaschen Goldkörnchen herausgezogen habe. Permikyn ging in die Taiga, ich aber schickte Gawril Dmitritsch, daß er fünfzig Stück Rindvieh aufkaufen solle, welche dann nach dem Ort, wo Simon Ossipitsch sich aufhalte, getrieben und dort geschlachtet werden könnten, damit gleich zum Frühjahr an hinreichend Fleisch vorhanden sey; ferner sollten bei Krasnojarsk 2000 Schober Heu aufgekauft und verabredet werden, daß die Bauern mit diesem Futter die Pferde den Winter über zu füttern hätten; diese Verabredung fand auch Statt, und man hatte zum 20 September bis zum 10 Mai 30 R. für jedes Pferd zu zahlen. Auch zögerte ich nicht, die erhaltene Nachricht bei dem Landgericht einzugeben. Gerade als ich dort war, wurden sieben neue Verwilligungsgesuche eingezeichnet, namentlich auf Lager am Flusse Najaba, der in die Teja fällt. Von dort sollen in diesem Jahre gegen 30 Eingaben angelangt seyn.

Am 21 August (2 September) schickte ich meine Bittschrift an den Generalgouverneur nach Irkutsk. Heute kam auch der Aufseher Zatowsky von dem Goldsandlager mit einem Führer, der sich innerhalb zehn Tagen einen Weg gerade durch von der Kaiama nach Jenisseisk gebahnt hatte. In sieben Tagen gedenken sie den Weg zurückzumachen. Der Weg soll gut und trocken seyn, wenige sumpfige Stellen bieten, und zur Fahrt im Winter geht es durch Wiesen, die man im Sommer mähen könnte. Die aus der Taiga gekommenen Leute sagen aus, daß 50 Werste von Nasimow bereits Schnee gefallen ist.

Am 31 August (12 September), als ich mich am Brunnen wusch, schwamm ein Stück Eis im Schöpfeimer. In einigen Brunnen soll sich Eis von einem Winter zum andern halten. Da dieser Tag in meiner Heimath ein Feiertag ist und ich doch auch einige Gäste haben wollte, lud ich meinen Hausherrn mit seiner Frau ein, zu denen auch Stanislaw Dementitsch kam, und bewirthete sie mit Thee. Nur ist mit diesen guten Leuten nichts zu reden. Ihre ganze Rede dreht sich unaufhörlich um Kopeken, wie viel man darauf schlägt u. s. w. Die Frauen gingen hier sonst nur einmal im Jahre in die Früh- und einmal in die Mittagskirche, jetzt aber fangen sie an die Kirche häufiger zu besuchen. — Ich höre, wie der Wind den Regen an die Fenster schlägt, bin froh, daß ich schon aus der Taiga heraus bin, und gedenke an diejenigen, welche sich noch darin befinden, und wie es in der Taiga einem armen Talkatsch (dem Herrn eines Goldsandlagers) ergeht, wie er erkrankt, hülflos liegen bleibt und vielleicht darin sterben muß.

Am 11 (23) September kehrten die Arbeiter aus der Taiga zurück, und wußten nichts besseres zu thun, als über Hals und Kopf in flusloses Trunke ihren Erwerb zu verprassen. Dieß Volk braucht starke Aufsicht, wenn bessere Sitten unter ihnen Platz greifen sollen. Die hiesigen Behörden tragen alein Schuld, und es ist keine Hoffnung, daß es besser werde, so lange man nur Beamte herschickt, die anderswo keine Hoffnung auf Beförderung oder das Maaß ihrer Unthaten voll gemacht haben, und der wohlverdienten Strafe entgehen wollen. Das gemeine Volk vermehrt sich jedes Jahr durch neue Ansiedler, aber der Auswurf aus ganz Rußland ist es, der sich hier sammelt. Eine solche Heerde könnte sorgsame und thätige Hirten brauchen, aber es geschieht nichts, um diejenigen, welche ihre Strafe erstanden haben und Beweise eines bessern Lebens geben, zu verhindern, daß sie nicht in das alte Elend verfallen.

Miscellen.

Tannzapfen zum Gerben. Der Moniteur industriel vom 7 Julius meldet, daß ein Gerber zu Vannes nach mehreren Versuchen endlich dazu gelangt sey, die Tannzapfen in derselben Weise, wie die Eichenrinde zum Gerben zu benützen.

Assamthee. Nach den neuesten Nachrichten aus Assam (s. Indien Nowe. 5 Jul.) ist der Thee, namentlich die Gattungen Pekoe und Suchong, vortrefflich, aber die Kosten der Erzeugung sind noch so, daß er nicht mit dem chinesischen concurriren kann.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 201.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

19 Julius 1844.

Uebersicht der neuern polnischen Literatur bis zum Jahre 1842.

Zweiter Abschnitt.

Verlassen wir die „schöne Prosa," welche in der polnischen Literatur sich auf eine so interessante und auch wirklich dem Geist des Volkes entsprechende Weise entwickelt hat, und gehen wir zu der ernsten, didactischen Prosa über, so stoßen wir hier vor allem auf ein Feld, in welchem die Polen sich erst in neuerer Zeit versuchten, auf die Philosophie. In früherer Zeit erschien gar nichts eigenthümliches, sondern man schrieb blind fremden Schulen nach, und die französische materielle Philosophie stand lange in ziemlich ausschließlichem Ansehen; noch Suiadecky (geb. 1756, gest. 1830) wollte durchaus nichts von deutscher Philosophie wissen, und nannte sie, wie einst Gregor von Sanok die scholastische, somnia vigilantium. Indeß konnte er den Eindruck der deutschen Philosophie nicht hindern, und nicht nur Kant und Schelling, sondern namentlich Hegel, spielten mehr und mehr eine große Rolle. Indeß war und blieb dieß ein fremdes Gewächs und die ausgezeichnetsten polnischen Philosophen, wie Cieszkowsky und Trentowsky, welche in die Fußstapfen Hegels traten, schrieben ihre Hauptwerke deutsch. Dagegen suchten andere die Sache mehr vom historischen Standpunkt aufzufassen: Lach Szyrma lehrte in Warschau die schottische Philosophie, Chlendowsky suchte in einer Zeitschrift seinen Landsleuten die Geschichte der deutschen Philosophie von Kant bis Hegel beizubringen, Wiszniewsky gab (1834) „Bacons Methode einer Erklärung der Natur" heraus; aber alles dieß, so verdienstlich es auch auf dem wissenschaftlichen Felde seyn mochte, schien dem Sinn der Nation zu widerstreben, und eine für Polen interessante Reaction trat in einer Frau auf, Eleonora Ziemiecka, welche der ganzen pantheistischen Philosophie den Krieg erklärte, eine Philosophie des Glaubens, eine Philosophie des Katholicismus verkündete, und in dieser Absicht eine Zeitschrift von social-religiösem Inhalt, „der Pilger," gründete. Es ist gewiß charakteristisch für die Polen, welche ihre Rettung nur im Glauben sehen, daß diese Frau ein völliges Schisma in die polnische Philosophie brachte, und mit solchem Erfolge gegen den Rationalismus auftrat.

Geraume Zeit, ehe die Bemühungen der polnischen Philosophen es dahin brachten, daß diese Wissenschaft sich einigermaßen in Polen einbürgerte, erreichte die schönwissenschaftliche Kritik eine gewisse Stufe der Entwicklung und folgte im allgemeinen dem Fortschritt der Literatur, ohne sich um die philosophische Begründung viel zu kümmern. Fr. Dmochowsky und Ew. Siowacky, die berühmtesten Vertechter der französischen pseudoclassischen Grundsatz Laharpes verloren ihr Ansehen, als bei den Polen die nationale Poesie sich entwickelte und aus den Fesseln des veralteten Ungeschmacks sich befreite. Schon der oben erwähnte Moriz Mochnacky führte durch sein Werk „über die polnische Literatur im 19ten Jahrhundert" (1830), wovon der zweite Theil nicht erschienen ist, in den Grundsätzen wissenschaftlicher Kritik eine große Reform ein. Sein Nachfolger ist jetzt Michael Gradowsky, der unter dem Titel „Literatur und Kritik" (1837—1840) 3 Bde. herausgab, worin er die französische Literatur, die ukrainische Dichterschule und die Romanenliteratur in Polen behandelt. Man wirft ihm vor, daß er seine Grundsätze mehr aus den Werken von Mickiewicz, Malszewsky, Goszczynsky, Zaleski ꝛc. abziehe, als diese Werke nach philosophisch begründetern Ansichten beurtheile. Kraszewsky scheint mehr geeignet zum Fortschritt der literarischen Kritik beizutragen, wenn er nur seinen häufigen Nebenrücksichten von Gunst und Ungunst entsagen wollte. Vor kurzem gab er ein Werk: „Literarische Studien" (Wilna 1842) heraus, in welchem sich manche gute Gedanken, aber auch viel Oberflächliches findet. Eine Menge jetzt erscheinender literarischen Wochen-, Monats- und Jahresschriften, behandelt alle möglichen Gegenstände; ausgezeichnet darunter sind die in Warschau von Dr. H. Lewestam erscheinenden „Jahrbücher der literarischen Kritik," welche fleißig redigirt sind; aber er hat sich ganz nach deutschen Mustern gebildet, und ist so von germanischem Geist durchdrungen, daß dieser auf seine Kritik einen sichtlichen Einfluß ausübt. Die übrigen Zeitschriften stellen die bunteste Mischung von Ansichten, Lei-

Digitized by Google

denschaften und Vorurtheilen dar, welche man sich vorstellen kann.

Mit der Kritik stehen unmittelbar die Arbeiten über Geschichte der Literatur und Bildung im Verband. In dieser Beziehung wird jetzt viel Gutes geschrieben. Die Polen haben eine ziemlich vollständige Bibliographie in dem Werke Bentkowsky's, „Geschichte der polnischen Literatur" (1814). Erneuert, umgearbeitet und sehr vermehrt erschien dieß Werk in Wilna unter dem Titel: „Bibliographisch-historische Darstellung der Literatur und der Wissenschaften in Polen von der Erfindung der Buchdruckerkunst bis zum Jahre 1830, von Adam Jocher." Das Werk ist bereits zum zweiten Bande vorgeschritten, und wird in möglichster Vollständigkeit alles enthalten, was nur irgend in der polnischen Literatur gedruckt erschien. Solche Werke muntern auf zur Erforschung der vaterländischen Literatur, und eine Frucht davon ist die große Arbeit des Professors Mich. Wiszniewsky „Geschichte der polnischen Literatur." Krakau 1840 ff. Bei allen Fehlern, die man dem Verfasser vorwirft, ist das nach einem umfassenden Plane angelegte Werk doch eine Zierde der polnischen Literatur, wir wir es in andern slawischen Literaturen vergeblich suchen. Hieher gehört auch ein Versuch Tyszynski's: „Historischer Abriß der Aufklärung unter den Slawen" (Warschau 1841). Für das Studium der dramatischen Literatur ist die Sammlung der alten dramatischen Stücke wichtig von K. W. Wojcicky, unter dem Titel: „Altes Theater in Polen." (2 Theile. Warschau 1841). Einzelne Skizzen alter Schriftsteller und Schriften finden sich in zahlreichen Zeitschriften. Auf diesem Felde arbeiten gegenwärtig Muczkowski in Krakau, Podwysocky und Kraszewsky in Litthauen, Kozmian u. m. a.

Wenn auch die Polen seit Naruszewicz, Bandtke, Lelewel, Danielowicz u. a. keine ächten Geschichtschreiber mehr haben, so darf man deßhalb doch nicht glauben, daß bei ihnen die Geschichte brach liege. Die jetzige Zeit zeichnet sich namentlich dadurch aus, daß für eine künftige kritische Geschichte ein ungeheures Material angesammelt wird. Das bedeutendste historische Werk unserer Zeit ist das von Theodor Narbutt: „Geschichte des litthauischen Volks," acht mächtige Bände, Wilna 1835—1842; aber auch dieß ist mehr nur eine Aufhäufung aller historischen mehr oder minder wichtigen Quellen. An theilweiser Bearbeitung besonderer historischer Epochen fehlt es nicht. Dahin gehört die „Geschichte der Regierung Johann Kasimirs" von einem unbekannten Schriftsteller, herausgegeben von dem Grafen Ed. Raczynsky in Posen 1839. Joseph Lukaszewicz schrieb über die Kirchen der böhmischen Brüder in Polen, eine Geschichte der reformirten Kirchen in Litthauen, eine historisch-statistische Darstellung der Stadt Posen in den ältesten Zeiten. Eben so erschienen Werke von Balinski und dem unermüdlichen Kraszewsky über Wilna, von Sierpinski über Ludlin. Der deutlichste Beweis der in der polnischen Litteratur allgemein hervortretenden Richtung, eine künftige Bearbeitung der Nationalgeschichte vorzubereiten, ist die große Masse jährlich erscheinender geschichtlicher Denkwürdigkeiten, Urkunden, Codices u. dgl. Hier wird in kurzem ein ungeheures Material aufgehäuft seyn, in welcher Beziehung Graf Ed. Raczynsky in Posen das größte Verdienst hat. Im J. 1842 gab W. A. Maciejowsky in Warschau ein Werk heraus, das den Polen die Erforschung der alten Sitten und Gewohnheiten im häuslichen und öffentlichen Leben ungemein erleichtern wird, nämlich: „Polen bis zur ersten Hälfte des 17ten Jahrhunderts hinsichtlich seiner Sitten und Gewohnheiten," Petersburg und Warschau (4 Thl.), aber er hält sich nur an die gedruckten Quellen mit Ausschluß aller schriftlichen Denkmäler und geschichtlicher Untersuchungen, so daß er ein unvollständiges, mattes, zum Theil selbst fehlerhaftes Bild gibt. Jos. Muczkowsky lieferte gute Beiträge zur Geschichte des academischen Lebens in Krakau, und Amb. Grabowsky, Zegota Pauli haben in Bezug auf die Alterthümer, letzterer namentlich für Galizien, vorzügliches geleistet.

In slawischer Geschichtforschung und slawischer Philologie blühen für jetzt noch bei den Polen schwache Hoffnungen. Bis jetzt hat sich als Slawist nur W. A. Maciejowsky hervorgethan. Seine „Geschichte der slawischen Rechte" (4 Thle. 1833 bis 1835) und „Denkmäler der Geschichte, Literatur und des Rechts bei den Slawen bis zum 14ten Jahrhundert" (Warschau 1839, zwei Theile) sind ein Schatz von wichtigen Nachrichten, namentlich in Bezug auf polnisches Recht und den polnischen Stamm überhaupt; was er aber über die andern Slawen sagt, ist oft ohne sonderliche Kritik und beschränkt, und dazu kommt noch ein unklarer Styl und eine verworrene Darstellung. — Andr. Kucharsky (in Warschau) hat sich dadurch bekannt gemacht, daß er die slawischen Länder in wissenschaftlicher Absicht durchreiste, aber über das Ergebniß seiner Reise noch nichts bekannt gemacht hat. Er hat im J. 1838 in Warschau eine Sammlung Codices slawischer Rechte, „die ältesten Denkmäler des slawischen Rechts," aber ohne Erklärung und ohne eigene Zusätze herausgegeben. Die jetzigen Nachfolger dieser Männer sind in ihren Kenntnissen noch zu unreif, und Aug. Belowsky in Lemberg, der mit großem Erfolg sich den allgemeinen slawischen Studien widmet, ist, wie es scheint, für seine Person allzu sehr von der Vortrefflichkeit des lateinischen, westeuropäischen Elements in der slawischen Bildung überzeugt, als daß man auf seine Unparteilichkeit in der Auffassung der polnisch-slawischen Geschichte mit gutem Fug rechnen könnte.

Günstiger entwickelt sich die Völkerkunde. In einer Zeit, wo in den übrigen Slawenländern noch niemand auf die Volkspoesie, auf die Sammlung und Aufbewahrung der Lieder und Sagen bedacht war, unternahm schon der Pole Zorian Doluha Chodakowsky umfassende Arbeiten zur Erforschung des frühern slawischen Volksgeistes, und schöpfte theils aus dem lebendigen Munde des Volks, theils aus den todten Nachrichten verschimmelter Chroniken. Kaum waren die für den Anfang sehr willkommenen Arbeiten Luk. Golembiewsky's, Secretärs der Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften in Warschau („Das polnische Volk, Spiele und Belustigungen" u. s. w. u. s. w.) erschienen, so trat Kasimir Wladislaw Wojcicky mit

einer „Sammlung polnischer Sprüchwörter“ auf, dann mit einer etwas unkritischen Sammlung polnischer Volkslieder „Lieder der Weißkrobaten“ — dieß sollen die Krakauer seyn — „der Mazuren und Rußnen am Bug,“ mit einer Sammlung „Klechden oder Sagen des polnischen und russinischen Volks;“ seine letzten zwei Werke „alte Plaudereien und Bilder“ und „Vaterländische Skizzen“ (1840 u. 1842) sind eine Mischung von Volkssagen, Erzählungen von den Thaten kühner Krieger und Edelleute, alter und localer Denkwürdigkeiten und ethnographischer Schilderungen. Alles ist bei ihm übereinander gehäuft als roher Stoff zu künftiger Bearbeitung. Ihm voran ging Wacław z Oleska mit einer großen Sammlung „polnischer und russinischer Lieder des galizischen Volks.“ (1833) Einen bessern Sammlergeist als beide zeigte Zegota Pauli mit seinen „Liedern des polnischen Volkes in Galizien.“ (1838 bis 1840). Konopka sammelte die Lieder des krakauischen Volks, Lipinski die der Großpolen. Czeczota übersetzte die weißrussischen Lieder am Niemen und an der Düna ins Polnische. Von dem fleißigen litthauischen Forscher, Fürsten Jucewicz, erschien eine kleine, aber gute Sammlung von „Sprüchwörtern des litthauischen Volks.“ (Wilna 1824). Aus allem dem ersieht man, daß allmählich zu einer vollständigen Schilderung der Völker des polnischen Landes nicht mehr viel fehlen wird, und daß es jetzt nur an den Schriftstellern liegt, aus dieser Masse aufgehäufter Materialien zu schöpfen. Man darf von ihnen erwarten, daß sie die Ergebnisse dieser archäologischen und ästhetischen Forschungen in die nationale Literatur übertragen, und sie auf festem Grunde weiter ausbilden werden, denn alle die einzelnen Forschungen in den Slawenländern müssen sich gegenseitig aufklären und vervollständigen.

(Schluß folgt.)

Skizzen aus Nubien.

Berber.

Die reichlichen Brunnen und der angenehme Schatten, welchen die zahlreichen Dumbäume gewähren, machen Wadi Nabe zu einem der lieblichsten Plätze in ganz Nubien. Kleine Karawanen, die nach Berber ziehen, verweilen hier gewöhnlich einige Tage, damit die Lastkamele sich erholen können.

Die Einwohner von Berber sind ein sehr schöner Menschenschlag. Ihre natürliche Farbe scheint von einem dunkeln Kothbraun zu seyn, welches, wenn die Mutter eine Sklavin aus Habesch ist, den Kindern hellbraun, wenn sie aber aus einem Negerlande abstammt, außerordentlich dunkel wird. Die Männer sind etwas größer als die Aegyptier und haben weit stärkere und größere Gliedmaßen. Ihre Gesichtszüge haben durchaus nichts Negerartiges, indem das Gesicht oval, die Nase oft vollkommen griechisch ist.

Die Bewohner von Berber sind Araber vom Stamm Meirefab, Wie alle arabischen Stämme im Nilthal von Oberägypten und Nubien, leiten sie ihre Abkunft aus dem Osten ab, worunter sie Arabien verstehen. Die Ansiedlungen der Meirefab erstrecken sich sechs bis acht Stunden weit am Nilstrome hin und viele von ihnen bewohnen als Ansiedler die benachbarten Oasen. Diese Meirefab stellen ein Heer von tausend freien Arabern und fünfhundert Sklaven ins Feld; allein in ihren Fehden mit den Nachbarn erscheinen sie höchst selten über vierhundert Mann stark. Ihr Oberhaupt ist ein Mann von ihrem eigenen Stamm, der den Titel Mek, welches eine Abkürzung von Melek ist, annimmt, der allen kleinen Häuptlingen dieser Lande bis Darfur und Sennaar hin gemeinsam ist. Die Gewalt dieses Mek ist auf die regierenden Familien beschränkt und erbt nicht vom Vater auf den ältesten Sohn fort. Der Mek hat nur eine geringe Gewalt über die Araber seines Stammes, besonders über diejenigen, die zu mächtigen Familien gehören; auch erhebt er keine Abgaben von den Feldern oder ihrem Ertrage; gegen Fremde aber verübet er oft drückend, weil die Zölle und andere Erpressungen, die er an ihnen verübt, den größten Theil seiner Einkünfte ausmachen.

Ein freigeborner Meirefab heurathet nie eine Sklavin, mag sie nun eine Abyssinierin oder eine Schwarze seyn, sondern ein arabisches Mädchen von seinem oder einem benachbarten Stamm, und wenn er Kinder mit Concubinen gezeugt hat, die Sklavinnen sind, sieht man sie nur als schickliche Partien für Sklaven oder deren Abkömmlinge an, denn die Meirefab halten ungemein viel auf Reinheit des Blutes, was sie mit allen östlichen Beduinen gemein haben. Die Städtebewohner von Aegypten verheurathen sich mit Sklavinnen aus Habesch und den Negerländern. Wenige Bewohner von Berber haben mehr als eine Frau, aber jeder, der es möglich machen kann, hält sich eine Sklavin oder eine Geliebte entweder in seinem oder in einem besondern Hause. Solche Liebschaften heißen Gesellschafterinnen und sind zahlreicher als in den verfeinertsten Hauptstädten Europa's. Wenige Handelsleute ziehen durch Berber, ohne sich eine Geliebte anzuschaffen, sollte es auch nur auf vierzehn Tage seyn. Die Leute von Berber fasten oft den ganzen Tag, um nur am Abend schwelgen zu können; mehr als die andern Nubier fröhnen sie der Wollust.

Sie können sehr artig seyn, wenn sie es für gut finden. Wenn sie Fremde empfangen und eine gastfreundliche Aufnahme anbieten, zeigen sie eine Herzensgüte und eine patriarchalische Einfachheit, die selbst den erfahrensten Reisenden verführen kann; allein so vollendet Heuchler sie auch sind, so können sie doch selten diejenigen hintergehen, die schon in Berber gewesen sind. Ihre Sprache ist voll Höflichkeitsphrasen, und sie erkundigen sich in ein Dutzend verschiedenen Redensarten nach der Gesundheit und nach der Wohlfahrt des andern. Nach einer langen Abwesenheit küssen und drücken sie sich die Hände mit der größten Wärme. Frauenzimmer werden von Mannspersonen auf eine sehr ehrfuchtsvolle Art gegrüßt, indem sie mit der rechten Hand ihre Stirne berühren und dann den Theil des Fingers küssen, mit dem sie die Stirne der Dame berührt haben. Nach dem üblichen Gruße fragen sie: Ist Ihre Fußsohle wohl? d. h. haben Sie noch Kräfte genug, so viel herumzugehen als Sie wollen? Treffen sie jemanden zum erstenmal nach dem Tode eines nahen Anverwandten an, so fallen sie neben ihm auf ein Knie nieder und rufen aus: Sabil Allah, d. h. auf dem Wege Gottes. Hiedurch deuten sie an, daß der Verstorbene auf dem rechten Wege Gottes gegangen sey, und daß er die göttliche Gnade zu erlangen hoffen dürfe.

Zu Wadi Helfad, eine halbe Tagereise von Berber, lebt jetzt ein berühmter Faki, der eine große Anzahl Schüler hat. Der Mann Gottes weiß den ganzen Koran auswendig. Bei ihm lernen die jungen Leute lesen und schreiben, und die gewöhnlichen Betstunden darf keiner ver-

ſäumen. Auch lehrt man ſie, wenn ſie einige Jahre mit gutem Erfolg in der Anſtalt geweſen und wirkliche Fortſchritte gemacht haben, das Geheimniß, Amulette oder Zauberformeln zu ſchreiben. Bisweilen ſchreibt der Fakí Amulette auf ein Stück Papier, das, wenn es der unglückliche Liebhaber verſchlingt, den Gegenſtand ſeiner Liebe zwingen ſoll, ſeinen Bitten Gehör zu geben. Es gibt Fakis, die wegen ſolcher Liebesrecepte beſonders berühmt ſind; andere ſtehen wegen Fiebervertreibungen in großem Rufe. Ich beſitze zwei Amulette, wovon ich das eine zu Berber, das andere zu Damer bekam; ſetzt man zu jenem den Eigennamen, ſo kann kein Weib ſeiner Zauberkraft widerſtehen; wenigſtens verſicherte mich dieß Fakí Manſur, von dem ich das Geheimniß für eine Schnur hölzerner Perlen kaufte, aber ich habe noch keine Gelegenheit gehabt, ſeine Wirkſamkeit zu verſuchen. Das zweite Amulet ſollte den Beſitzer gegen Wunden ſchützen.

Berbers Bewohner ſind ein kräftiger Menſchenſchlag; es gibt daſelbſt wenige Schwächlinge, und da der Ort auf der Gränze der Wüſte liegt, ſo iſt die Luft geſund. Der Name Berber hat wahrſcheinlich zu der Benennung Veranlaſſung gegeben, durch welche man in Aegypten die Nubier unterſcheidet, wo ſie Berabera heißen; dieſer Name aber iſt nicht in ihrem Vaterlande gewöhnlich, denn hier ſind ſie unter dem Namen Nuba und Kenas bekannt; die Aegyptier ſahen Handelsleute von derſelben Hautfarbe ſowohl aus Berber als aus dem Bezirke von Dheim kommen und gaben daher beiden einerlei Namen.

In frühern Zeiten ſandte der Beherrſcher von Sennaar alle vier oder fünf Jahre einen ſeiner Hofbeamten nach Berber, um als Tribut einige Geſchenke einzuſammeln, die in Gold, Pferden und Kameln beſtanden; die Könige von Dongala hatten bis zum Einbruch der Mameluken einen ähnlichen Tribut an Sennaar bezahlt. Seit Mehemed Ali Herr und Meiſter geworden, empfängt er den Tribut. Die Summe, welche ſonſt der Mek oder Melek von Berber an Sennaar entrichtete, um nach dem Tode ſeines Vorgängers in ſeiner Stelle anerkannt zu werden, wurden gewöhnlich durch eine erzwungene Anleihe von einer Karawane erhoben, welche gerade durchzog. Wer den größten Einfluß beſaß, die meiſten Freunde und das meiſte Geld hatte, um ſeine Wahl zu Sennaar zu ſichern, der ſetzte ſich leicht an die Spitze der Regierung.

Außer den Meireſab haben ſich auch viele Fremde in Berber angeſiedelt, beſonders Eingeborne aus Dongala und Abade-Araber aus Oberägypten. Manche von dieſen haben ihren beſtändigen Aufenthalt hier genommen. Viele verheurathen ſich in Berber und haben eine zweite Familie in Aegypten. Die vier Dörfer von Berber liegen insgeſammt etwa eine halbe Stunde Weges vom Nil in der Wüſte, am Rande des nackten Bodens. Die Häuſer ſind gewöhnlich von einander durch große Hofräume geſondert und bilden nirgends regelmäßige Straßen; ſie ſind ziemlich gut gebaut, entweder von Lehm oder aus in der Sonne getrockneten Ziegelſteinen, und ihr Anſehen iſt wenigſtens eben ſo gut als bei jenen in Oberägypten. Jede Wohnung beſteht aus einem großen Hof, der in einen innern und äußern Hof abgetheilt iſt. Um dieſen Hof herum befinden ſich die Zimmer für die Familien, die alle im Erdgeſchoß ſind; von Treppenſteigen und weitern Stockwerken weiß man nichts. Zur Bildung des Daches legt man Balken über die Mauern, die mit Matten bedeckt werden, auf welche man Rohr legt; das Ganze überzieht man mit einer Schicht Lehm. Zwei Stuben werden von der Familie bewohnt, die dritte dient zur Vorrathskammer, die vierte zur Aufnahme von Fremden; ſelten haben dieſe Gemächer mehr als ein kleines Fenſter, ſo daß man die Thüre offen laſſen muß, wenn ſie gehörig erleuchtet werden ſollen; die Thüren haben hölzerne Schlöſſer und Schlüſſel. Dem Fremden, dem man eine Ehre erweiſen will, bringt man bei ſeiner Ankunft eine Art Sofa, das des Nachts als Bett dient. Von Rohr verfertigte Matten breitet man in den Stuben aus, wo die Frauen ſchlafen, auch in denen, wo die Männer während der Mittagsſtunden ein Schläfchen halten; dieſen Genuß läßt man ſich in dieſen Ländern nie nehmen. Wenn ſie ſchlafen wollen, breiten ſie gewöhnlich einen Teppich aus, der aus zuſammengenähten Stücken Leder beſteht, ſtrecken ſich darauf aus, ſchlafen lieber nach der allgemeinen Sitte der Araber ohne Kopfbett, und liegen mit dem Haupt eben ſo niedrig als mit dem übrigen Körper.

In der Vorrathskammer bewahrt man Durra, entweder in Haufen auf der Erde oder in großen Behältern aus Lehm, um ſie gegen die Ratten und Mäuſe zu ſchützen. Deſſen ungeachtet ſind dieſe Thiere äußerſt zahlreich, und laufen auf den Höfen in ſolcher Menge umher, daß ſich die Knaben im Lanzenwerfen nach ihnen üben und ſie täglich zu Dutzenden tödten. Außer der Durra enthält die Vorrathskammer einige Schaffelle mit Butter, einige Honigkrüge, etliche Waſſerſchläuche für Reiſende und, wenn ſich der Eigenthümer in guten Umſtänden befindet, etwas getrocknetes Fleiſch. Der innere Hof iſt gewöhnlich für das Vieh, für Kamele, Kühe und Schafe, beſtimmt, hat eine Unterabtheilung zur Aufbewahrung der trocknen Durrakengel, welche das gewöhnliche Viehfutter werden, wenn die Sommerhitze alles Grüne vertrocknet hat, das die Ueberſchwemmung erzeugt hatte. Der äußere Hof enthält in den meiſten Häuſern einen Brunnen mit ſalzigem Waſſer, welches nur für das Vieh taugt; hier ſchlafen in der heißen Jahreszeit die männlichen Bewohner; hier wird das Lieblingspferd des Herrn gefüttert, hier werden alle Geſchäfte unter freiem Himmel verrichtet.

(Fortſetzung folgt.)

Miscellen.

Krapp in Indien. Nach einem Bericht, der in der Ackerbaugeſellſchaft zu Calcutta vorgeleſen wurde, wächſt der indiſche Krapp, Manjiſtt genannt, in der ganzen Centralkette des Himalaya vom Setledſch bis zum öſtlichſten Nebenfluß des Burhamputer in ungeheurer Menge, und wird von da nach Indien heruntergeſchafft. (Indian News. 3 Jul.)

Einfluß der Miſſionäre in Neuſeeland. Die Colonial Gazette vom 6 Julius meldet, daß mehrere Miſſionäre, namentlich ein gewiſſer Clark, eifrig beſchäftigt ſind, ihre eigene Macht feſter zu gründen und eine Art prieſterliche Kaſte zu ſtiften, zu welchem Ende ſie den neuen Gouverneur, Capitän Fitzroy, zu gewinnen ſuchen, wie ſie dieß mit dem vorigen Gouverneur, dem verſtorbenen Capitän Hobſon, gethan haben. Die Klage iſt bekanntlich alt in Neuſeeland, und ſchreibt ſich von der Zeit her, wo die Zahl der weltlichen Anſiedler, namentlich durch das Auftreten der Neuſeeland-Compagnie, ſchnell gewachſen iſt. Die Coloniſten behaupten, die geheime Feindſeligkeit der Miſſionäre ſey Urſache an allen den Unfällen, die ſie erlitten, an der Verzögerung, welche die Feſtſetzung der Landanſprüche erfahre, ſo wie an der Feindſeligkeit, welche die Eingebornen zeigen. Wenn die Nachricht von der Ermordung Capitän Wakefields und 30 anderer Engländer wahr iſt, welche von franzöſiſchen Blättern mitgetheilt wurde, ſo dürfte der Streit zum Ausbruch kommen.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 202.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

20 Junius 1844.

Persische Skizzen.

Teheran. *)

Man kann mit Zuversicht behaupten, daß, wer nicht selbst in Persien war, sich kein Bild von einer persischen Stadt, namentlich von der Hauptstadt machen kann; wer eine wahrhafte Schilderung liest, der wird sie sicherlich nicht glauben, und die natürlichste Frage: wie kann denn das seyn? dringt sich jedem auf, der nicht wenigstens ein Eckchen von Persien gesehen hat. Indeß wird eine Schilderung der berühmten iranischen Hauptstadt etwas begreiflicher werden, wenn wir uns erinnern, daß sie erst drei Regierungen gesehen hat, a so eine neue Stadt ist, ohne alte Erinnerungen und erst kürzlich hervorgegangen aus der Schaar gewöhnlicher persischer Stadtchen. Sie ward in aller Eile zur Hauptstadt gemacht in den trüben Zeiten des ehrgeizigen, grausamen, keineswegs prachtliebenden Aga Mohammed Chan, des Eunuchen und ersten Kadscharen. Die Größe der Stadt — sie hat nur wenig über eine deutsche Meile im Umfang — entspricht keineswegs ihrer Bestimmung, und weder Aga Mohammed Chans Nachfolger, Feth Ali, noch der jetzige Schah kümmerten sich im Geringsten um die Verschönerung oder Erweiterung ihrer Hauptstadt.

Das armselige, vernachlässigte Teheran ist mit einem trockenen, etwa zwei Klafter tiefen Graben und von einer Mauer umgeben, die nach Art persischer Stadtmauern mit wenigen Kugeln zusammen zu schießen wäre, da aber die Feinde Aga Mohammed Chans keine Artillerie mit sich führten, so diente diese Mauer damals der neuen Hauptstadt zu genügendem Schutz. Solche Mauern aufzuführen kostet keine sonderliche Mühe: zuerst stechen die Arbeiter den Graben aus, dann mischen sie die aufgeworfene Erde mit etwas Wasser, und aus diesem Material von urthümlicher Einfachheit kleben sie ohne alle Kunst mit den Händen die Mauern zusammen; diese Schutzwehr Teherans steht glücklicherweise noch jetzt in ihrer ursprünglichen Gestalt da, einige unbedeutende Breschen abgerechnet, welche hie und da ein heftiger Regen in den persischen Festungsbau eingerissen. In dieser Mauer sind fünf aus Backsteinen aufgeführte und gewölbte Thore, welche Nachts vermittelst hölzerner, etwas zersprungener, da und dort auch zerbrochener Thore und ditto Riegeln geschlossen werden, und vor jedem Thore ist ein elendes Brückchen, deren zerbrechlicher Zustand beweist, daß ihr einziger Zweck ist, den Schah der unanständigen, seiner Würde unangemessenen Nothwendigkeit zu entheben, beim Hereinreiten in die Stadt über den Graben zu setzen.

Ueber das äußere Ansehen Teherans läßt sich fast nichts sagen; von welcher Seite man auch hereinkommt, es ist immer nur der Graben ohne Geländer, die rohen Mauern, nur einige Thore prangen, um der Sache einen Anstrich von Neubau zu geben, mit einigen verschiedenfarbigen, gelben und blauen Backsteinen. Von Ferne unterscheidet man nur eine graue Masse, über welche sich die goldene Kuppel der Moschee des Schah, einige magere Pappeln und bis an den Gipfel gestutzte Platanen erheben. Minarets sind hier nicht gewöhnlich. Und das Innere der Stadt? Nirgends als in Persien kann man einen solchen Ueberfluß an krummen, unregelmäßigen Linien, eine solche Unordnung und Unregelmäßigkeiten jeder Art sehen; der furchtbare Anblick von Armuth und Schmutz frappirt auf die unangenehmste, traurigste Weise. Schmierige, aus Erde zusammengekleckste Mauern von einer todten grauen Farbe, laufen fast ununterbrochen fort, bald hoch, bald nieder, bald eingestürzt; enge, unregelmäßige, mit Unflath und Koth angefüllte stinkende Straßen, auch nicht Ein Gebäude, auf dem der durch den todten Anblick ermüdete Blick ausruhen könnte. Das Herz zieht sich unwillkürlich zusammen, wenn man zum erstenmal durch diese Straßen geht, in denen nur wenig Bewegung herrscht, in denen alles leblos, traurig und einförmig ist. In diesem trübseligen Aeußern spiegelt sich das einförmige, verzagte, schläfrige Wesen der Bevölkerung, welche nichts Schönes kennt, in einer Art wilder Unordnung dahinlebt, und ohne gesellschaftliche Ordnung, ohne alle Gewähr der persönlichen und allgemeinen Sicherheit von einem Tag zum andern existirt, Gott weiß nach was für besonderen Gesetzen oder vielleicht Launen des Geschicks.

*) Nach der Schilderung eines russischen Reisenden in den Vaterländischen Memoiren. Juniusheft.

Digitized by Google

In der ganzen Stadt ist auch nicht Ein Gebäude, das einen noch so unverwöhnten Geschmack befriedigen könnte. Sähe man nicht Menschen gehen und reiten, man könnte Teheran für einen Haufen Küchengärten oder Holzhöfe nehmen, weil mit Ausnahme der Moscheen, Bazare, Ruinen und Begräbnißplätze ganz Teheran nichts anderes ist, als ein harmonisches Ganzes, das aus nackten grauen Mauern besteht. Der Palast des Schah zeichnet sich dadurch aus, daß die ihn umgebende Mauer höher ist, als die andern, und sich eine ganze Straße lang erstreckt. Der Eingang zu demselben von dem Platze her ist dadurch bemerkenswerth, daß komisch gekleidete Wächter um denselben herum sitzen, stehen und liegen.

Dieser Palast, der aus einer unendlichen Menge von Höfen besteht, deren größter Theil von dem Harem eingenommen ist, wurde von Aga Mohammed gebaut. Im Haeem soll ein staunenswerther Luxus und Reichthum herrschen; ich kann aber versichern, daß ich nicht umsonst so lang in Persien gewesen bin, und daß ich nicht daran glaube. Es können dort reiche und namentlich kostbare Sachen sich befinden, aber Luxus in dem Sinne, wie wir es verstehen, eine Verbindung von Glanz, gefälliger Form, Kunst und Reinlichkeit, das ist ein völliges Paradoxon in Persien. Was diejenigen Theile des Palastes betrifft, wohin alle freien Zutritt haben, nämlich zu den Empfangzimmern des Schah, so entspricht weder ihr Aeußeres, noch ihr Inneres den übertriebenen Begriffen, die manche Leser aus verschiedenen Beschreibungen des Orients gezogen haben, und welche dem leidenschaftslosen Zuschauer völlig unbegreiflich sind.

Der Palast ist in der Citadelle gebaut, die den fünften Theil der Stadt einnimmt und von einer besondern Mauer eingeschlossen ist; sie wird von dem übrigen Teheran durch einen Graben geschieden, über den ein hölzernes Brückchen von sehr unzuverlässiger Art geschlagen ist. An dem Thore ist ein Wachthaus, wo die wachthabenden Sarbasen Trauben essen, um sich die Zeit zu vertreiben. In den Umgebungen des Palastes erschallt jeden Morgen eine kriegerische Musik, welche, man weiß nicht warum, sich für berechtigt hält, jeden Tag die Ohren der Menschen zu quälen; außerdem ist dem Palast gegenüber auf dem offenen Platze eine Galerie erbaut, in welcher gleichfalls einige Leute Morgens und Abends jeden Tag unbarmherzig blasen und rasseln, woraus ganz unbeschreiblich wilde Töne entspringen.

(Fortsetzung folgt.)

Uebersicht der neuern polnischen Literatur bis zum Jahre 1842.

Zweiter Abschnitt.

(Schluß.)

Seit den Zeiten der berühmten Brüder Johann und Andreas Suiadecky, deren vortreffliche Werke neulich bei Glügsberg in einer vollständigen Sammlung erschienen sind, hatten die Naturwissenschaften in Polen allerlei Schicksale. Der Verlust vieler höhern Unterrichtsanstalten wirkte nachtheilig auf diesen Zweig der Literatur ein. Dennoch darf man sagen, daß die Polen auch hierin nicht zurückgeblieben sind. Ich erwähne nur die neuesten Werke: Felix Jochowskys „Physik" (Warschau 1842, 2 Thle.), ein Werk, das alle neuern Fortschritte der Wissenschaft umfaßt und in klarer Sprache darlegt; J. N. Czerwiakowsky's „Specielle Botanik der Phanerogamen" *) (Krakau 1840, 1841, 2 Thle.); Pisulewskys „Grundsätze der Botanik und Pflanzenphysiologie," nach A. Richard; vor allem aber die „allgemeine Ornithologie" von Konst. Tyzenhaus, Wilna 1843, ein Werk das der polnischen Literatur nicht wenig Ehre zu machen verspricht.

Auch die medicinische und pharmaceutische Literatur hält mit dem Fortgang der Wissenschaften Schritt und bereichert sich; es erscheinen einige Zeitschriften, welche diesen Wissenschaften gewidmet sind. Einen wichtigen Zweig in der jetzigen polnischen Literatur bilden aber die landwirthschaftlichen und technischen Werke. Die Zeitschriften machen den polnischen Landwirth und Gewerbsmann mit allen Zweigen der Feld- und Hauswirthschaft, mit allen neuern Fortschritten, Erfindungen, Verbesserungen und fremden Methoden bekannt. Außerdem erscheinen fast in jeder größern polnischen Stadt jährlich eine nicht unbedeutende Anzahl eigener oder übersetzter Schriften über die einzelnen Theile der Landwirthschaft und Gewerbe. Alles dieß trägt wesentlich bei zur Verbesserung des materiellen Lebens des Volkes, und man kann schon aus dieser Thätigkeit der landwirthschaftlich-technischen Literatur ersehen, daß bei den Polen die Neigung zu nützlicher Thätigkeit mit jedem Jahre steigt. Es ist dieß gewiß eine sehr wohlthätige Richtung, welche außer dem unzweifelhaften Nutzen auch den Vortheil hat, daß sie mit der geistigen Richtung von ganz Europa, welches allenthalben Verbesserungen einzuführen und die gewerbliche Thätigkeit zu vermehren sucht, die Verbindung unterhält. Unter den Werken dieser Art verdienen eine besondere Erwähnung die erneuerte und vervollständigte Ausgabe der polnischen Gartenkunst unter dem Titel „Norbische Gärten," von Strumill, und Ozapowskis „Agronomie."

Hinsichtlich der theologischen Literatur müssen wir gestehen, daß sie in Vergleich mit der jetzigen polnischen Literatur überhaupt kein sonderliches Leben entfaltet. Die polnische Geistlichkeit hat noch weit nicht den Ruf erlangt, welcher der böhmisch-slowakischen mit Recht gebührt. Außer dem religiös-moralischen Almanach „Alleluja" erscheinen zwei Zeitschriften für die polnische Geistlichkeit; ferner verschiedene Predigtsammlungen. Auf Schriften populären Inhalts zur Erziehung der Jugend und Bildung des Landmanns wendet sich jetzt erst größere Aufmerksamkeit. Als pädagogischer

*) Diese gewöhnliche, aus dem Griechischen entlehnte Ausdruck ist im Polnischen vermieden und durch ein polnisches Wort ersetzt; es zeigt sich auch hier der seit einiger Zeit bei den Slawen, namentlich den Böhmen aufgekommene Purismus, der trotz mancher Auswüchse zur Bildung der Sprache nicht wenig beiträgt.
A. d. U.

Digitized by Google

Schriftsteller zeichnet sich in Warschau Theophil Nowosielsky aus, der die musterhafte Schrift Swoboda Skolks aus dem Böhmischen ins Polnische übersetzte und viele gute Bücher für die Jugend herausgab. In dieser Beziehung findet er eine thätige Stütze an den Warschauer Damen, welche meist ihre schriftstellerischen Talente, die hier eine literarische Bedeutung erhalten haben, wie vielleicht in keiner andern Stadt gleicher Größe, für die Bildung des jungen Geschlechts anwenden. An der Spitze derartiger Arbeiten stehen die classischen Werke der Frau Elem. Hoffmannowa, und an sie schließen sich Pauline Krakowowa und viele andere an.

Einen wichtigen Zweig der polnischen Literatur bilden die periodischen Schriften, deren Anzahl und Inhalt allmählich mehr der literarischen Entwicklung der Polen entspricht. Ehe wir jedoch zu den eigentlichen Zeitschriften kommen, können wir einige Schriften nicht aus der Acht lassen, welche als die gemeinsame Arbeit verschiedener Schriftsteller und als ein Schatz mannichfacher Kenntnisse das literarische Leben im allgemeinen umfassen. Dahin gehören vor allem encyklopädische Schriften, Almanache und literarische Sammlungen. Die Buchhändler A. E. und T. Glücksberg haben die Herausgabe einer großen Encyklopädie übernommen, von der bis jetzt 4 Theile, jeder 7 bis 800 Seiten stark, erschienen sind. Eine Menge der ausgezeichnetsten Warschauer und Wilnaer Schriftsteller hat zu diesem Nationalwerk beigetragen, worin die auf die polnische Geschichte, Länderbeschreibung und Literatur bezüglichen Artikel mit Fleiß und Vollständigkeit ausgearbeitet sind. Weniger gilt dieß von den Gegenständen, die andere Slawenländer betreffen. Es ist sehr zu wünschen, daß die Herausgeber in dem raschen Fortschreiten nicht müde werden, und mit rühmlicher Ausdauer das begonnene Werk zu Ende führen.

Almanache und Neujahrsschriften kommen im Durchschnitt jährlich drei bis viere heraus, von denen wie, da diese Art Schriften sich allenthalben so ziemlich gleicht, und meist nur die Namen sonst schon genannter Schriftsteller wieder vorkommen, bloß einen als Polen eigenthümlich hervorheben, nämlich „Pierwiosnek" (die Schlüsselblume), einen bloß von Damen verfaßten Almanach, der bereits zum viertenmal von den schönen Talenten und dem edlen Streben der Warschauer Damen ein glänzendes Zeugniß ablegt; die Idee einer solchen Schrift ist neu und gewiß nur in Warschau möglich. Großes Lob ist dem Almanach von vielen Seiten zu Theil geworden — ein Lob, das gewiß nicht bloß aus Höflichkeit und Artigkeit für das schöne Geschlecht hervorging, sondern auf dem wirklichen Werth vieler gediegenen Arbeiten beruhte.

Im Jahre 1842 erschienen außer vier Zeitschriften in Frankreich und Belgien im Ganzen 46 periodische Schriften, nämlich 11 politische, 13 rein literarische, 9 gemischte Unterhaltungsschriften, 2 theologische, 2 medicinische, 6 landwirthschaftliche, industrielle und commercielle, eine forstliche Zeitschrift und 2 für das gemeine Volk. Die Warschauer Zeitschriften-Literatur, obgleich der Zahl nach bedeutend, nämlich 23, ist doch im Ganzen ziemlich ärmlich, wechselnd und höchst unsicher. Jährlich erscheinen andere Zeitschriften unter den mannichfachsten Titeln und des verschiedensten Inhalts, hören aber nach kurzem Bestand wieder auf.*) Abgesehen von den politischen Zeitschriften ist die „Bibliotheca Warszawska," welche seit dem Jahre 1842 erscheint, ziemlich das bedeutendste Blatt. In Wilna erscheint bloß Eine politische Zeitschrift, polnisch und russisch, die andern sind literarischen Inhalts, und darunter das Athenäum von Kraszewsky ausgezeichnet. In Petersburg erscheint eine halb politische, halb literarische Zeitung. Lemberg zählt sechs Zeitschriften, worunter gleichfalls nur Eine politisch ist, Krakau drei, Posen sechs, zum Theil sehr gediegene, und Lissa drei, fast bloß für die große Masse des Volks berechnet.

Der Verfall der Emigranten-Literatur scheint uns für das Ganze von keinem großen Nachtheil zu seyn, da sie, einer besondern Richtung folgend, nie in der Geschichte der polnischen Literatur ein eigenes Capitel ausmachen könnte. Die polnische Literatur zeigt sich uns allerdings in einer ehrenwerthen Gestalt, sie hat sich unter den europäischen Literaturen merklich zum Fortschritt gewendet, und ist mit zahlreichen Werken geschmückt, denen eine künftige Zeit einen classischen Werth beimessen wird, aber man kann darum doch den Wunsch nicht unterdrücken, daß die Zeit bald eintreten möge, wo das Licht, welches sich unter den höhern Ständen verbreitet, sich auch auf die Mehrzahl der untern Stände ergießen möge, damit die ungeheure Kluft zwischen den polnischen Herren und Unterthanen in Gemäßheit der gesellschaftlichen Fortschritte und der staatsbürgerlichen Verhältnisse allmählich ausgefüllt werde, daß die Geistlichkeit ihrem Berufe gemäß eifriger sich mit der Aufklärung des Volks und der Literatur befasse, und endlich, daß die Zahl der Schriftsteller sich vermehre, welche den realen, für das praktische Leben vor allem nothwendigen Kenntnissen mit Liebe und Ausdauer sich widmen, und der vorherrschenden Richtung bloß die Einbildungskraft anregender Schriften entgegenwirken. Es gibt jedoch Männer, welche diese Bedürfnisse aus dem rechten Gesichtspunkte betrachten, und aus dem bisherigen Gange der Literatur erblüht eine Hoffnung, welche das Schicksal vielleicht nicht zu Schanden werden läßt.

*) Unter diese gehört auch die Jutrzenka oder Dennitza (der Morgenstern), welche polnisch und russisch erschien, aber aus allen slawischen Sprachen und Dialekten Proben mittheilte; sie hatte, wahrscheinlich weil sie zugleich russisch erschien, manche Gegner und ging nach acht Monaten ein. Der Verfasser des obigen Aufsatzes beklagt sich über die „beschränkte und verblendete Opposition," welche dieses Blatt erfahren; diese Opposition aber ist nur wieder eine der mannichfachen Beweise, daß der literarische Panslawismus, der seinen Hauptsitz in Böhmen hat, in Polen immer noch keine rechten Wurzeln schlagen will. A. d. U.

Skizzen aus Nubien.

Berber.

(Fortsetzung.)

Es gibt zu Berber sehr wenige Häuser von hier sogenannten angesehenen Leuten, wo nicht Freudenmädchen entweder im Hofraume

selbst oder in einer kleinen an den Hof stoßenden Stube wohnen. In dem Hause, worin ich logirte, waren vier solche Mädchen; es sind weibliche Sklavinnen, die ihre Herren bei ihrer Verheurathung, oder wenn sie ihrer überdrüssig sind, freigelassen haben, und die keinen andern Lebensunterhalt haben, als daß sie sich öffentlich preisgeben und die heraufschende Buza bereiten. Den Sklavinnen erlaubt man vor ihrer Freilassung ein Gewerbe mit ihren Reizen zu treiben, um sich so viel Geld zu erwerben, als zu ihrer Loskaufung erforderlich ist. Wenn sie ihre Freiheit erhalten haben, läßt sich ihr ehemaliger Eigenthümer Miethzins von ihnen bezahlen; einige Herren sollen auch an ihrem Gewinn Theil nehmen, und gewähren ihnen Schutz bei den sehr häufig vorfallenden Zänkereien. Viele dieser Damen sind geborne Abyssinierinnen, der größte Theil aber ist zu Berber von Sklavenältern geboren. Gewöhnlich sehen sie hübsch aus, und mehrere würde man in jedem Lande für Schönheiten halten. Die elegantesten unter diesen öffentlichen Mädchen ziehen über ihre Hemden weiße Mäntel mit rothem Futter, die in Aegypten zu Mehalla el Kebir im Delta verfertigt werden. Für ihre intimen Verehrer bereiten diese Mädchen einen Trank, Om Bülbül (Mutter der Nachtigallen) genannt, weil er die Trunkenen zum Singen reizt; dieser Liebestrank hat einen angenehm scharfen Geschmack, fast wie sauer gewordener Champagner. Man setzt dieses merkwürdige Getränk in runden offenen Kalebassen vor, auf denen mit einem Messer eine Menge von Verzierungen eingeschnitten sind. Gleich im Anfang der gesellschaftlichen Zusammenkunft gibt man gewöhnlich stark gepfefferten Schöpsenbraten herum, allein der Buza ist, wie sie sagen, für sich nahrhaft genug; wirklich sieht die gewöhnliche Art mehr wie Suppe oder Brühe aus, als wie eine Flüssigkeit, die getrunken werden soll. Die Fakirs oder Geistlichen sind die einzigen, welche wenigstens nicht öffentlich sich dem Genusse dieser Schwelgerei hingeben; die Frauen aber lieben sie eben so sehr und sind eben so an das Trinken derselben gewöhnt, als die Männer.

Oft bringt man gekochtes oder gebratenes Fleisch auf den Tisch, und Milch macht die Hauptnahrung des Volks aus. Datteln sind ein großer Leckerbissen; sie werden von den Dongolakaufleuten von Mahas eingeführt, und man macht von ihnen nur bei außerordentlichen Gelegenheiten Gebrauch. Man kocht sie oft mit Brod, Fleisch und Milch. Kaffee trinken nur die Kaufleute und die Vornehmen, und selbst dieß thun sie nicht täglich. Der Kaffee ist kein arabischer oder Mokkakaffee, sondern solcher, der wild in den südwestlichen Gebirgen von Habesch wächst, von woher er durch die Sennaarkaufleute eingeführt wird. Er wird 30 Procent wohlfeiler verkauft als der Mokkakaffee in Aegypten; seiner Gestalt und seinem Geschmack nach scheint er derselbe zu seyn.

Die Macht des Melek wird durch die reichern Einwohner vermindert; die Stärke ihrer Verbindungen hält dem Einflusse des Oberhauptes das Gegengewicht. Hieraus läßt sich leicht schließen, daß Familienstreitigkeiten sehr häufig vorfallen, und dieß ist um so öfter der Fall, da die Wirkungen der Trunkenheit bei diesen Leuten schrecklich sind. Während meines vierzehntägigen Aufenthalts zu Berber habe ich von einem halben Dutzend Streitigkeiten gehört, die bei Trinkgelagen vorgefallen waren, und die sich insgesammt mit Wunden durch das Messer oder den Säbel endigten. Niemand geht in eine Buzastube, ohne seinen Säbel mitzunehmen, und die Mädchen sind oft die, welche zuerst bei dem Handgemenge leiden. Man erzählte mir von einem entfernten Anverwandten des jetzigen Oberhauptes, der mehrere Jahre lang der Schrecken von Berber gewesen war. Viele Menschen tödtete er eigenhändig bei der geringsten Veranlassung, und er besaß eine solche Stärke, daß es niemand mit ihm im offenen Felde aufzunehmen wagte. Endlich ward er in dem Hause eines öffentlichen Mädchens überfallen und während der Trunkenheit erschlagen. Einst plünderte er eine ganze Karawane aus, die von Darfur kam und schenkte seinen Weibern den Raub. In einem solchen Lande sieht man es daher für eine große Unklugheit an, nach Sonnenuntergang unbewaffnet auszugehen, und es ereignet sich oft der Fall, daß Leute, besonders Handelsleute, des Nachts in Berber selbst ausgeplündert und beraubt werden.

Vor etwa 40 Jahren hauste in der Gegend von Berber der berühmte Räuber Naym, der durch die Plünderung der ägyptischen Karawanen große Reichthümer angehäuft hatte; er besaß Schätze, die er in mehrern festen Gewölben aufbewahrte. Den größten Theil seines Reichthums verwendete er auf den Ankauf junger Sklavinnen und er sprach gern von den Freuden seines Harems. Gewöhnlich lauerte er den Karawanen zwischen Berber und den Brunnen von Nedea auf. Man hatte oft auf ihn geschossen, sein starker Panzer aber schützte ihn gegen eine aus der Ferne kommende Flintenkugel; er war daher in den Ruf eines Zauberers gekommen, der mit Amuletten versehen sey und von Sterblichen nicht verwundet werden könne. Einige Falls hatten den Kaufleuten erzählt daß, da seine Amulette bloß gegen Bleikugeln geschrieben seyen, er mit silbernen getödtet werden könne; mehrere von den Handelsleuten schmolzen daher spanische Dollars zu großen Klumpen zusammen, mit denen sie ihre Flinten luden. Nayms wahres Amulet bestand jedoch in dem entfernten Schießen und dem schlechten Zielen seiner Gegner. Sobald er hörte, daß ihm eine Karawane an Stärke überlegen sey, pflegte er in einiger Entfernung Halt zu machen, und nachdem er einem Theil derselben befohlen hatte, sich von den übrigen zu entfernen, versicherte er sie, seine Absichten seyen nicht gegen sie gerichtet. War es ihm nun gelungen, einen Theil abzusondern, so zerstreute er leicht die andern. Sein Wort hielt er jederzeit gegen diejenigen, die sich auf diese Art entfernten, und ließ ihre beladenen Kamele unangetastet weiter ziehen, obgleich sie sich vielleicht ein andermal unter den Angefallenen befinden mochten. Sein Glück ist der stärkste Beweis von der Feigheit und Treulosigkeit der Handelsleute, die ihre Reisegefährten auf diese Weise zu verlassen im Stande waren; in den arabischen Wüsten würde ein solches Benehmen einen Stamm auf immer gebrandmarkt haben.

(Schluß folgt.)

Die fossile Riesenschildkröte. In zwei neuerlichen Zusammenkünften der asiatischen Gesellschaft in London las Dr. Hugh Falconer eine Abhandlung über die in den Sewalik-Bergen — so nennen die anglaindischen Geologen die untere Himalayakette — gefundenen Fossilien, die so außerordentlich zahlreich sind, daß Capitän Cautley dem brittischen Museum nicht weniger als 200 Kisten, jede von 4 Centnern, übersandte. Unter den eingesandten Fossilien finden sich die Knochen einer Landschildkröte von ungeheurer Größe, denn sie muß nach der Vergleichung mit den entsprechenden Knochen neuerer Schildkröten nicht weniger als 18 Fuß gemessen haben. Dr. Falconer gab ihr deßhalb den Namen Colossochelys Atlas, und wies der Gesellschaft eine Zeichnung ihrer wahrscheinlichen Gestalt vor. (Lit. Gaz. vom 6 Julius.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 203.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

21 Julius 1844.

Die englischen Colonien.

Canada.

Die Angelegenheiten dieses Landes fangen wiederum an, die Aufmerksamkeit in England zu erregen, und drohen mit einer Krise. Es ist wiederum, wenn auch unter mancherlei Phrasen versteckt, der leidige Racenkampf, den die englische Regierung nicht los werden kann. Geht man auf die Zeit vor der Empörung in Canada zurück, so erhält man schnell den Schlüssel; damals war auch die gesetzgebende Versammlung in Untercanada in Mehrzahl gegen den Gouverneur. Nach den herkömmlichen constitutionellen Begriffen hätte dieser weichen müssen, aber dann war die Herrschaft über Untercanada factisch für England verloren. Die englische Regierung gab, wie zu erwarten, nicht nach, und der Aufstand brach aus. Aehnlich ist jetzt der Fall, aber wegen der Verbindung mit Obercanada verwickelter. Das Gesetz, welches die Vereinigung beider Colonien aussprach, ging vom Mutterlande kraft dessen oberherrlicher Gewalt aus: beide Provinzen sollten vereint, und nach constitutionellen Principien regiert werden, d. h. wenn ein Ministerium mit der gesetzgebenden Versammlung nicht übereinstimme, solle es einem andern weichen, das die Mehrheit darin habe. Um dieß überhaupt nur ausführbar zu machen, durfte Untercanada nicht mehr Repräsentanten haben als Obercanada, so daß die englischen Repräsentanten Untercanadas verbunden mit denen Obercanada's in allen auf die englische Herrschaft bezüglichen Fragen die Oberhand hätten.

Schon diese Vertheilung der Repräsentantschaft war, wenn auch durch die Umstände entschuldigt, doch ein Gewaltstreich, den die französischen Canadier tief fühlten. Ihre untergeordnete Stellung und der Haß, welcher sich immer mehr gegen die englische Regierung entwickelte, war Ursache, daß sie alle wie Ein Mann handelten, und da sie drei Achtheile der Repräsentantschaft ausmachten, so durften sie nur mit einer kleinen Minderzahl der gesammten übrigen Repräsentanten sich verbinden, um die Mehrheit zu erlangen. Unter Lord Sydenham, welcher nach der Empörung die Union beider Provinzen einführen und begründen sollte, gelang ihnen dieß nicht, aber durch allerlei Mittel, die dem Generalgouverneur nicht eben zur Ehre gereichten, wie jetzt auch die englischen Blätter ohne Umschweife anerkennen. Damals aber fand Lord Sydenham Entschuldigung in der Gewalt der Umstände, und man gab sich der Hoffnung hin, wenn nur einmal die Union constituirt sey, so werde sich alles allmählich fügen.

Dem war aber nicht also. Lord Sydendam starb, und ihm folgte der Lord Ch. Bagot, ein alter Diplomat und in parlamentarischen Kämpfen nicht sonderlich bewandert. Eine Vereinigung der französischen Canadier mit einer Minderzahl der englischen Canadier erfolgte, und sie bekamen dadurch ein Uebergewicht im Repräsentantenhause, was dann ein französisch-canadisches Ministerium zur Folge hatte, mit einem Beisatz von Anglocanadiern, die aber so völlig ins Schlepptau genommen waren, daß sie, um im Repräsentantenhause eine Stimme zu haben, vermittelst ihrer französischen Freunde in französisch-canadischen Grafschaften sich wählen lassen mußten. Ihr Zweck war, den Generalgouverneur zu einem reinen Strohmann zu machen, unter dem Vorgeben, daß sie als das verantwortliche Ministerium alles leiten müßten. Maaßregeln, welche den französischen Canadiern wieder eine größere Repräsentantenzahl gegeben hätten, waren angebahnt, und die lange Krankheit Lord Bagots und sein Tod verstärkten ihre Stellung. Der jetzige Generalgouverneur aber, Sir Ch. Metcalfe, setzte ihren Forderungen ein Veto gegenüber und das Ministerium trat ab, obgleich es die Mehrzahl im Repräsentantenhause hatte.

Sir Ch. Metcalfe beruft sich auf die englische Regierung, das canadische Ministerium auf die constitutionellen Principien. Wer soll entscheiden? So ist der alte Racenstreit abermals in Form einer spitzfindigen constitutionellen Frage aufgetaucht, und die Provinz geräth wieder in arge Unruhe, kein gleichgültiger Umstand für England bei den mannichfachen Streitpunkten mit den Vereinigten Staaten, die sich immer mehr und mehr verwirren.

Digitized by Google

Persische Skizzen.

Teheran.

(Fortsetzung.)

Der Hauptflügel des Palastes tritt auf einen viereckigen Platz vor, den man mit Arkaden umgeben will, um hier die zahlreichen Geschütze aufzustellen, welche im Arsenal gegossen werden. Hier ist auch der Eingang in die Gewehrfabrik und am entgegengesetzten Ende ein kleiner Eingang in den Palast. In der Mitte steht auf einer Plattform die ungeheure, zu gar nichts taugliche Königskanone Nadirs auf einer eben so wunderbaren Laffete. Unter derselben hat ein zerrissener und außerordentlich schreihalsiger Derwisch seinen Sitz genommen; er ficht wie rasend mit den Händen und krümmt sich, wobei er verschiedene arabische Sprüche hervorstößt. Hier sitzen auch ganze Tage lang mehrere Freunde des orientalischen Farniente, alle mehr oder minder zerlumpt. Die Kanone steht gerade dem Palastthor (deri-chane) gegenüber; wenn man hineintritt, sieht man zwei große, gangartige Höfe, die ohne alle Ordnung mit bis an den Gipfel beschnittenen Platanen, niedern Cypressen, Rosenbüschen und den gewöhnlichsten Blumen bepflanzt sind. Im ersten Hofe, dem großen mit einem alten verschossenen Vorhang bedeckten Saal mit dem Marmorthron gegenüber, prangen Stöcke und Felels, *) die großartigen Zeichen der Herrscherwürde im Orient, und wachthabende Sarbasen liegen umher. Im zweiten Hofe ist gar nichts, ein gähnendes, müßiges Publicum abgerechnet.

Auch in und um den Palast auf dem öffentlichen Platze sammelt sich alles mögliche Gesindel. An der Teeppe sieht man jeden Tag zwischen zehn und zwei Uhr, Freitag ausgenommen, eine Menge gesattelter, mit schönen, bunten Decken belegter Pferde mit goldenen Zügeln; darauf sitzen Reitknechte, so lange bis ihre Herren, Hofleute, Mitglieder des Raths ꝛc. zum Chusur, d. h. zur Kniebeugung vor dem Padischah, gehen. Die gesattelten Pferde sind größtentheils widrige Schindmähren oder ungeheure Kamele; selten sieht man unter ihnen ein edles, wirklich schönes Roß. Der Hauptvorzug des Pferdes eines Großen besteht im Wuchs, wenn es auch fleckig seyn sollte, langen, fast eselartigen Ohren, und einem aufgebundenen Schweif.

So ist der Eingang in den Palast des Beherrschers von Persien. Noch in derselben Straße, in welche die Palastmauer ausläuft, ehe man zu der Querstraße kommt, die nach dem russischen, an der Flagge erkenntlichen Gesandtschaftsgebäude führt, gleich links bemerkt man einen nichts weniger als eleganten Eingang, wo gleichfalls zerrissene Sarbasen stehen und ein Schweizer mit einem hölzernen Stab. Auch hier ist ein Haufe Menschen und eine Menge Pferde. Eingang, Corridor und Höfe sind nicht besonders reinlich. Aber in diesem Hause, in einem hell erleuchteten Zimmer, liegt auf einer schlecht zusammengeschlagenen Parodie von einem europäischen Diwan unter einer zizenen Decke auf nesseltuchenem Kissen krank und erschöpft der Cardinal Richelieu Persiens; aufgebracht durch einen unerwarteten Widerspruch seines königlichen Zöglings spricht er davon, daß er ein einfacher Mollah, ein armer Mann, ein Fremder, ein Einwohner von Eriwan sey, daß er alle Regierungsgeschäfte aufgeben und nach Mekka pilgern wolle um dort anzubeten, daß er nicht von dieser Welt sey, und anderes ähnliche, wobei er aber doch überlegt, wie er irgend einen mächtigen, schlauen Gegner am besten stürzen könne.

Die Citadelle, auf Persisch Ark, hat zwei Thore, das eine führt aus, das andere in die Stadt. Nicht weit von dem erstern hat der jetzige Schah eine Caserne gebaut für die in Teheran befindlichen Truppen. Um diese Caserne her, die einem großen Karawanserai gleicht, stehen immer Haufen von Sarbasen, bald gekleidet, meist mit Lumpen bedeckt, daß man sich nur wundert, wie sie zusammenhalten, der eine mit einer Patrontasche, der andere mit einem Gewehr, der dritte ohne alle Ausrüstung, der vierte verkauft seinen Cameraden Trauben, Birnen und Brod, ein fünfter gähnt oder schläft am Boden. Bei dem einen sah ich unter dem kurzen Soldatenkleid den langen Rock eines Bürgers, bei dem andern hatten die ursprünglich weißen Beinkleider eine dunkelgraue Farbe angenommen; der eine trug Pantoffeln, der andere Stiefel, der dritte war barfuß, dabei Geschwätz, Lärm, Zank und Streit, türkisch oder in den gemischtesten, unregelmäßigsten persischen Redensarten, kurz ein vollkommener babylonischer Thurmbau.

Hier sind wir mit der Citadelle zu Ende, und wenden uns nach der Stadt zurück. Wenn ein Perser sich nach einem ihm unbekannten Ort erkundigt, so ist seine erste Frage, wie ist dort das Klima und das Wasser? (Ob u gewojesch tschito ur est) Wenn man hier die nämliche Frage thut, so ist die Antwort: da Teheran 4000 Fuß über dem Meere liegt, so sollte man meinen, es sey nicht allzu heiß. Aber es liegt in einer Grube und ist von Sand umgeben; von Norden her zieht sich die Kette des Elbrus und schützt die Stadt gegen die kühlen Winde, während im Süden sich ein unabsehbares offenes Thal ausbreitet, das die Stadt den Stößen der heißen Südwinde öffnet; zudem sind die Straßen ausnehmend eng, die ganze Stadt gedrückt, die Gebäude und Mauern von Lehm erhitzen sich durch die Sonnenstrahlen, und die frische Luft hat keinen Zugang; aus allen diesen Gründen ist im Sommer Qualm und Hitze unerträglich, und der Thermometer steht gewöhnlich auf 35 bis 36° R.

Der Dunst von den Unreinigkeiten jeder Art, welche die Stadt erfüllen, vermischt sich mit der Hitze, und verdichtet die Luft, welche ohnehin mit Miasmen angefüllt ist, die aus den Ausdünstungen der Sümpfe Masanderans herkommen, da diese Provinz an Irak stößt; deßhalb gibt es Jahre, in denen die Fieber hier mit außerordentlicher Gewalt herrschen. Die Heftigkeit dieser Epidemien wird nur dadurch gemindert, daß die Luft an und für sich trocken und gesund ist. Die Krankheiten herrschen am stärksten gegen Ende des Sommers

*) Dieß ist das Instrument, in das man die Füße hineinsteckt, wenn eine Bastonnade ertheilt wird.

Digitized by Google

und im Anfang des Herbstes; der übrige Herbst ist ziemlich erträglich, und es regnet wenig; der Winter ist im allgemeinen nicht rauh und der Frühling sehr angenehm; dieser tritt frühzeitig ein, und vom Januar bis zum Mai ist die Luft rein und gesund. Die Reproductionskraft ist groß, aber die Vegetation ist aus Mangel an Wasser ziemlich arm. Ueberhaupt fehlt es an Wasser, oder was man erhält, ist trübe, unangenehm zu trinken, und wirkt häufig auf Neuangekommene sehr ungünstig. Die meisten Einwohner trinken Wasser, das durch Wasserleitungen aus der Ferne herbeigeführt wird, denn was durch die Stadt läuft und die Bassins füllt, ist schmutzig und stinkend. Zwar laufen auf beiden Seiten der Stadt, auf der einen in einer Entfernung von 35, auf der andern von 25 Werst, zwei ziemlich bedeutende Flüsse, der Kereksch und der Dschadschirud, welche Teheran mit Wasser in hinreichender Menge versehen könnten, aber die weisen Padischahs haben nicht daran gedacht, ihre Hauptstadt an einen dieser Flüsse zu bauen, und auch bis jetzt noch nicht die Mittel gefunden, die vortheilhafte Nachbarschaft zu benützen.

Indem ich nun auf die Stadt selbst komme, muß ich bemerken, daß es für einen Maler, namentlich für denjenigen, der eine Beschreibung mit der Feder geben will, nichts schwerer ist, als diesen todten Haufen zu schildern. Mit dem Pinsel kann man wenigstens nach Schatten, Licht und Umrisse geben, und wenn auch nichts schönes geliefert wird, so ist es doch eine treue Copie der Natur, aber solche farblose, langweilige und unbedeutende Gegenstände mit Worten schildern, ist fast unmöglich. Was soll man von öden, durch Mauern gebildeten Straßen sagen, die sich unaufhörlich in den unregelmäßigsten Linien durchschneiden, und einander so sehr gleichen, daß man zwei Jahre hier leben muß, um sich mit den Localitäten dieser Stadt bekannt zu machen, welche kaum den vierten Theil von Petersburg hat. In Teheran haben die Straßen keinen Namen, und darin haben die Perser, wie ich finde, einen außerordentlichen Tact und eine rühmliche Bescheidenheit gezeigt, denn diese schmutzigen, dunkeln, engen Gäßchen verdienen keinen Namen. Das Vorrecht eigener Namen haben nur die Thore, und zu jedem von den vier eigentlich städtischen Eingängen gehört ein Quartier der Stadt, das den Namen des Thors führte, so z. B. an dem Thor Schemrun das Schemrunquartier, oder Derwasei-Schemrun, am Thore von Kasbin, das Derwoseikasbin ꝛc. Fast die einzige Beschäftigung der Polizei besteht darin, Diebe und ausschweifende Weiber einzufangen. Die einen wie die andern werden hart behandelt von den Ferraschen*) des Kalenters, dessen Geschäfts- und Machtkreis sich nur auf die niedrigen Stände ausdehnt, denn in die Angelegenheiten der Aristokraten wagt er nie anders sich einzumischen, als etwa auf ihre eigene Berufung. Unter seiner Aufsicht steht das städtische Gefängniß, ein eiendes Nest, wo man alle Gefangenen zusammenwirft, und wo man die Verbrecher so lange aufbewahrt, bis der Oberaufseher und der Vollstrecker seiner Entschließungen völlig ausfegt; dieser Proceß wiederholt sich auch mit Erfolg in Betreff der Bestaiinnen, welche ihr Schicksal mit dem teheranischen Aedilen in Verbindung bringt. Betrifft die Sache Leute, welche sich etwas weiter verirrt haben, so geht sie vor das Forum des Begierdeg, des Generalgouverneurs der Stadt, welcher in der Abwesenheit des Schahs die erste Person in derselben ist.

(Fortsetzung folgt.)

*) Das Wort Ferrasch ist schwer zu übersetzen, es bedeutet eigentlich einen, der den Teppich ausbreitet. Die Ferraschen fegen das Haus, begleiten den Herrn auf die Straßen, stoßen das Volk auseinander, und geben die Bastonnade.

Die Wellingtonstatue,

welche am 18 Junius aufgerichtet wurde, hat nicht weniger als 12,000 Pfd. Sterl. gekostet. Sie K. Chantrey hatte früher schon 5000 Pfd. erhalten, und nach Aufrichtung der Statue erhielten seine Testamentsexecutoren noch 5500 Pfd. Hiezu kommen noch für 1500 Pfd. Kanonenmetall, welche die Regierung dazu gab. Das Urtheil über dieß ziemlich theuere Monument ist nicht sehr günstig. Man findet (s. Lit. Gaz. vom 6 Julius) das Piedestal miserabel schmal; am Pferd lobt man die kecke Haltung des Kopfes, sonst aber findet man es, namentlich vom anatomischen Standpunkt aus, schlecht, wie denn Chantrey überhaupt nichts von Pferden verstanden habe, und sich nie damit hätte befassen sollen. Das Gesicht des Herzogs findet man nicht getroffen und seinen Sitz schlecht, seine pantoffelartige Fußbekleidung aber abscheulich. Die Brust des Reiters steht vor und das Gesicht ist zurückgeworfen, wodurch die auffallende Steifheit des Ganzen noch vermehrt werde. Am meisten findet man aber an der Kleidung auszusetzen, die allerdings ein wunderliches Gemisch von moderner Uniform und antiker Draperie scheint, freilich ein Stein des Anstoßes für eine Menge moderner Statuen.

Skizzen aus Nubien.

Berber.

(Schluß.)

Gegen die hülflosen Reisenden bewies Naym nicht so viel Grausamkeit, als man von einem afrikanischen Räuber hätte erwarten sollen. Wenn er die Karawanen ausgeplündert hatte, erlaubte er ihnen gewöhnlich so viel Kamele und Lebensmittel mitzunehmen, als sie zur Rückreise nach Aegypten oder Berber brauchten, und da er den größten Theil der Kaufleute persönlich kannte, gab er ihnen oft bei der Abreise einen oder zwei Sklaven zurück. Er konnte edel und großmüthig seyn, wie Jose Maria, der berühmte andalusische Wegelagerer, auf den in ganz Spanien die schönsten Sonnette gemacht wurden. Bei einem der Angriffe Nayms wurden mehrere Araber vom Stamm der Abade getödtet, und es war um sie lautes Wehklagen in den Lagern. Der ganze Stamm glühte von Rachsucht, und es währte nicht lange, so fanden sie Gelegenheit zur Befriedigung derselben. Eine große Karawane, die von Sennaar nach Aegypten aufbrach, ward von einigen hundert bewaffneten Abades begleitet. Sie machten einige Rasttage zu Berber, um Anstalten zu ihrer Reise durch die Wüste zu treffen. Während dieser Zeit bekam der Chef der Karawane, ein Abade, insgeheim die Nachricht, Naym habe eine neue Braut gewählt und einen gewissen Tag zur Hochzeit bestimmt. Die Karawane erhielt Befehl, Berber den Tag zuvor zu verlassen, und der tapfere Anführer, ein

Mann voll Energie und Gewandtheit, brach in Begleitung von ungefähr hundert bewaffneten Kameelreitern die Nacht zuvor auf, um, wie er vorgab, die Anzahl der Kamele zu theilen und auf diese Art die Thiere bequemer zu Tiger mit Waffer zu verforgen. Als er eine Strecke in die Wüfte hineingeritten war, nahm er nicht den geraden Weg, fondern wandte fich gegen Weften und eilte über die Berge nach Mograt. Als er Nayms Reſidenz erreichte, umringte er ſein Haus und ſteckte es in Brand. Naym ſprang heraus und wurde nebſt fünf Gefährten getödtet. Seinen Kopf brachte man nach Aegypten und ſeine Ohren wurden an Mehemed Ali geſchickt, der ſich damals der Wahabiten wegen in Hedſchas befand.

Nayms Schickſal hielt einen andern Räuber nicht ab, ſein Nachfolger in den Gebirgen zu werden. Derſelbe heißt Kerar und hat ebenfalls ſchon mehrere Karawanen geplündert; den Raub bringt er in ſeine Zelte in den Bergen von Ottaſel. Mehemed Ali hat mehrere Verſuche gemacht, ſeiner habhaft zu werden, aber bisher ohne Erfolg.

Einer der Lieblingsſtreiche der nichtsnutzigen Jugend von Berber beſteht darin, unerfahrene Fremde zu hintergehen, indem ſie dieſelben zu Weibsperſonen locken, die den Tag darauf als Anverwandte von irgend einem Meiſterfah anerkannt werden, welcher Genugthuung für die ſeinee Familie angethane Beſchimpfung fordert. Die Sache wird dann durch große Geſchenke ausgeglichen, woran alle darin verwickelten Perſonen Theil nehmen. Der Abgeſandte, den Ibrahim Paſcha nach Sennaar ſchickte, wurde ein Opfer eines ſolchen Complots. Auf ſeiner Rückreiſe von Sennaar nach Berber brachte man ihn eines Abends zu einem Frauenzimmer, in deren Wohnung er die Nacht über blieb. Der Mek von Berber ſelbſt machte den nächſten Morgen auf ſie als ſeine entfernte Verwandte Anſpruch. „Du haſt mein eigenes Blut geſchändet," ſagte er zu dem Abgeordneten, und der erſchrockene Türke zahlte ihm über 600 Dollars aus; außerdem ſchenkte er ihm ſeine beſten Gewehre und die ſchönſten Sachen von ſeinem Gepäck. Das hatte man bezweckt. Auch ich erhielt mehemals Einladungen, des Abends an Vergnügungsgeſellſchaften Theil zu nehmen, aber ich ſchlug ſie jedesmal aus, denn Fremde könnten nicht vorſichtig genug ſeyn; für ſie wird eine ſolche nubiſche Tertulia zur Räuberhöhle.

Unter den Unannehmlichkeiten, die den Reiſenden zu Berber erwarten, iſt die Frechheit der Sklaven die unerträglichſte. Da ſie als Mitglieder der Familie angeſehen werden, nehmen ſie ein wichtigeres Anſehen als die Herren. Die letztern fürchten ſich, ſie zu ſtrafen oder ihnen wegen ihrer Vergehen ernſte Vorwürfe zu machen, weil ſie leicht Gelegenheit finden können, davon zu laufen und ſich vor fernern Verfolgungen zu ſchützen, indem ſie zu den Beduinen oder den Schelgis gehen. Die erwachſenen Sklaven gehen beſtändig bewaffnet; ſie halten ſich für eben ſo gut als die beſten Araber, und fühlen ſich nur durch den Gedanken erniedrigt, daß ſie keine arabiſchen Mädchen heurathen können. Die Frechheit der Sklaven, ſo wie des Volks überhaupt zeigt ſich bei nichts mehr als in ihrem Benehmen bei dem Tabakrauchen; wenn ſie einen Fremden mit einer Pfeife im Munde ſehen, nehmen ſie ihm oft dieſelbe weg, ohne ein Wort zu ſagen, und weigern ſich ſie zurückzugeben, ehe ſie dieſelbe ausgeraucht haben. Für einen Raucher, was alle Morgenländer ſind, kann nichts unangenehmer ſeyn. Die Einwohner von Berber ſelbſt ſind unmäßige Liebhaber des Tabakrauchens, aber ſie rauchen nur zu Hauſe, wenn ſie keinen Beſuch erwarten, und nehmen ihre Pfeifen faſt nie mit, wenn ſie ausgehen, weil der Tabak eine ſehr theure Waare iſt und ſie befürchten, ein anderer möchte den beſten Zug thun. Ich habe oft geſehen, wie die ägyptiſchen Handelsleute, die lieber zu Mittag nicht eſſen als ihre Pfeife weglegten, durch die Frechheit ihrer Berberdiener zur Verzweiflung gebracht wurden.

Faſt alle Einwohner von Berber verwenden die Zeit, welche ſie nicht zum Feldbau brauchen, auf Handelsgeſchäfte; der Ort iſt auf dieſe Art ein Hauptmarkt für den ſüdlichen Handel geworden, um ſo mehr, da alle Karawanen aus Sennaar und Schendy nach Aegypten durchziehen müſſen. Berber ſelbſt treibt Handel mit Aegypten, und mehrere kleine Karawanen werden hier befrachtet und brechen von hier auf, ohne auf Zufuhren von ſüdlichen Märkten zu warten. Faſt jeder Artikel des Negerhandels kann mit Einſchluß der Sklaven zu Berber 15 bis 20 Procent theurer als zu Schendy abgeſetzt werden. Außer der Durra gibt es noch einen andern Stellvertreter der Zahlung, und dieß iſt der Dammur, ein grober baumwollener Zeuch, der in der Nachbarſchaft von Sennaar verfertigt und von den Bewohnern dieſes Landes zu Hemden gebraucht wird; Durra iſt jedoch das beliebteſte Zahlungsmittel, weil man den Dammur nicht immer zum wahren Marktpreis nehmen will; dieſer ändert ſich überdieß bei der Ankunft jeder Karawane aus dem Süden. Sklaven, Kamele, Pferde, ſo wie alle Artikel von großem Werthe werden in Dollars bezahlt; der Mäkler aber nimmt ſeine Gebühren in Durra, die er folglich in Geld umſetzt.

Während meines Aufenthalts zu Berber brach eine Karawane nach Daraa auf, die aus 250 Kamelen beſtand. Jede Karawane, die von Süden her zu Berber anlangt, hält ſich eine Zeitlang da auf, um gute Führer anzunehmen und andere Vorbereitungen zur Reiſe durch die Wüſte zu treffen. Mehrere von den Ababes haben ſich hier angeſiedelt und ſind ſtets zur Unternehmung der Reiſe bereit; für 20 Dollars ſchlägt keiner die Begleitung einer Karawane aus, und ſie dienen ſowohl zu Führern als zu Beſchützern. Viele Handelsleute ſind mit dem Wege genau bekannt, allein wenn ſie nicht von einem Ababe begleitet wären, ſo würden ſie von jedem Beduinen deſſelben Stammes ausgeplündert werden. Die Karawanen müſſen zu Berber einen Durchgangszoll an den Mek erlegen.

In einer kleinen Abhandlung über die Geſichtsbildung von Ali Ben Gazali, worin er den Charakter der verſchiedenen mahammedaniſchen Nationen ſchildert, beſchreibt er die Nubier folgendermaßen: „ſie ſind ein fröhliches, unbeſonnenes, leichtſinniges, geiziges, verrätheriſches Volk, gottlos und unzüchtig." Dieſes Gemälde iſt in Anſehung der Bewohner von Berber in jeder Hinſicht wahr; ſie ſind von ſehr laſſiger Gemüthsart; ſie ſcherzen, lachen und ſingen beſtändig; ſie jagen allem nach, was Luſt und Kurzweil macht; ſelbſt die älteſten Männer zeigen dieſen Charakter, und ſo haben ſie wenigſtens eine von den guten Eigenſchaften ihrer arabiſchen Voreltern beibehalten; ſie ſind nicht ſtolz. Der Mek von Berber iſt mit den gewöhnlichſten Höflichkeitsbezeugungen zufrieden und zeigt nichts von einem Rangunterſchiede; die Sklaven ſeiner Familie ſind weit hochmüthiger als er ſelbſt.

Das Land auf dem weſtlichen Ufer des Nil, Berber gegenüber, iſt nicht angebaut, allein man erzählte mir daß, wenn man auf dieſer Seite dem Laufe des Stromes folge, man anſehnliche arabiſche Niederlaſſungen antreffe. Die Entfernung von Berber bis an die ſüdlichen Gränzen von Nubien beträgt vier lange Tagereiſen über die Gebirge auf der Weſtſeite des Nil. Der ſchöne Bezirk von Dſchofe, worin man Palmbäume und Quellen antrifft, macht einen Theil dieſer Gebirge aus.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 204.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

22 Julius 1844.

Das Trinken in Norwegen.

(Aus Mügge's Skizzen aus dem Norden.)

Eine alte, schöne Sitte ist es, daß dem Fremden in jeder Gesellschaft, wo er erscheint, ein: „Willkommen in Norge," mit gefülltem Glase zugebracht wird. Die Sitte will es, daß man, diesen Trinkspruch erwiederud, ein Glas auf das Wohl des Hauses leert, und wenn man vielleicht einige freundliche Worte über Land, Leben und Gesellschaft hinzufügt, wird man um so größeres Wohlwollen erwecken. Im übrigen muß man sich hier, eben wie in England, hüten, nach deutscher Weise sein Glas bis an den Rand zu füllen, um den Gesundheiten Bescheid zu thun, die von allen Seiten kommen. Es ist im ganzen Norden Gebrauch, den Namen dessen laut zu nennen, mit dem man zu trinken begehrt. Dieser erwiedert die Höflichkeit, indem er auch seinerseits den Namen des Auffordernden ausspricht; beide heben dann die Gläser und leeren sie, indem sie sich begrüßen. Das ist eine schöne, herzliche Sitte, aber ganz dazu gemacht, viel zu trinken. Man muß sich daher in Acht nehmen, um so mehr, da die Norweger häufig gern ihre Virtuosität beim Glase zeigen, und den Fremden zu Boden bringen wollen. Bei einem Deutschen ist dieß freilich nicht so ganz leicht, denn, was das Trinken betrifft, haben wir unseren sprüchwörtlichen Ruhm nicht ohne Grund, und werden auch in Norwegen denselben aufrecht erhalten, wenn wir die nöthige Vorsicht anwenden. Ganz allgemein hörte ich, daß die Sucht zu trinken, wie sie früher im Lande war, sehr abgenommen hat. Man trinkt noch jetzt bedeutende Quantitäten von Punsch, Toddy und Wein in Gesellschaften; aber man schämt sich der Trunkenheit, und hält es nachgerade für unschicklich und unsittlich, mehr zu trinken, als man vertragen kann. Diese Aenderung ist offenbar eine Folge der höher gestiegenen Bildung, ein Abschütteln alter nationaler Rohheit; denn noch vor zehn oder fünfzehn Jahren gehörte es zu den unabweisbaren Eigenschaften eines ächten Normanns, unmäßig zu trinken, so lange es nur möglich war. — In Drontheim, wo ich einst nach einem scharfen Trinken mich dem gastlichen Hausherrn empfahl, sagte dieser seufzend: Wie ist doch das junge Volk jetzt anders, als damals, wo ich zu ihm gehörte, ja anders, als selbst noch vor einem kurzen Jahrzehnt. Wurde eine Gesellschaft gegeben, so schloß der Wirth die Thür, steckte den Schlüssel in die Tasche, und niemand kam hinaus, ehe nicht das Quantum Getränk bis auf den letzten Tropfen genossen war, welches er seinen Gästen bestimmt hatte. Aber, erwiederte ich, bei solcher Taktik muß die Schlacht blutig gewesen seyn, und Todte wie Sterbende müssen den Boden bedeckt haben. Und was thut das?! rief der alte fröhliche Herr. Die Ueberlebenden nahmen sich ihrer gefallenen Brüder redlich an. Man hob sie auf, man brachte sie nach Haus. Musik zog voran, Fackeln umringten den Zug; unter Gelächter, Gesang und bacchantischer Lust ging es so durch die Straßen. Das kennt jetzt niemand mehr, ja sie schämen sich dessen. Sie sind abgefallen von den Sitten ihrer Väter. Die Sucht nach dem Neumodischen und Fremden hat das gute Herkömmliche verdrängt, und wird das immer weiter in den Winkel schieben.

So der ehrenwerthe Herr, welcher übrigens zu den angesehensten und trefflichsten Männern der Stadt gehörte, aber ein bitterer Feind aller Aristokraten in Christiania war.

Das nordische Klima macht kräftige Speise und starke Getränke nöthig, gastliche Sitten aber befördern den Verbrauch derselben. Daß das Landvolk in übermäßiger Weise sich dem Genuß des Branntweins hingebe, war eine allgemeine Klage, die auch nicht ohne Grund ist. In so ungeheurer Masse und so durchaus verderblich in seinen Nachwirkungen ist der Verbrauch dieses entnervenden Getränkes in Norwegen nicht, wie in Schweden; aber dennoch trifft man Beispiele der Trunkenheit und der traurigen Folgen dieses Lasters genug an. Wie soll es auch gehindert werden? Eine Branntweinsteuer existirt nicht, und in jedem der einsamen Höfe versteht man die Kunst, in Kesseln und Pfannen sich den Branntwein selbst zu brauen. Das Verbot, fremden Branntwein einzuführen, ist daher von geringer Wirkung gewesen. Man verbrennt nun im Inlande um so mehr Kartoffeln und Korn, die man nützlicher verwenden könnte. Bei einem so verständigen Volke

aber, wie die Norweger in überwiegendem Maaße sind, bei einem Volke, das meist in einer großartigen Natur lebt, die es zum Nachdenken auffordert, bei einem freien Volke endlich ist ein Zwang durch Steuer weit weniger anwendbar, als der vernunftgemäße Gang der Dinge durch Belehrung, Aufklärung, Förderung der sittlichen Elemente. Ich muß übrigens bekennen, daß ich weit mehr von der Trinklust und Trunkenheit des Landvolks gehört, als gesehen habe. Ich habe wohl zuweilen Berauschte angetroffen, habe aber nie solche Scenen allgemeiner Besoffenheit gesehen wie in Schweden, und glaube nicht, daß der norwegische Bauer dem Branntwein mehr zugethan ist, als unser Landmann. Dort, wie bei uns, kommen solche Fälle vor, aber dort, wie bei uns, wird die Liebe zum Trunk als ein Laster betrachtet und der Trunkenbold verachtet. Damit ist viel gewonnen, und da namentlich in Norwegen die Geistlichkeit in großem Ansehen steht, bedeutsamen Einfluß üben kann und häufig auch übt, so ist hier zugleich ein Mittel gegeben, kräftig für die Volksmoral zu wirken. Denn bei aller politischen Freiheit ist in der Nation durchgängig ein tief religiöser Zug, welcher durch Natur und Sitten von alten Zeiten angestammt ist.

Persische Skizzen.

Teheran.

(Fortsetzung.)

Die Aufsicht über die Ordnung auf dem Bazar, so wie über die Richtigkeit der Gewichte und Maaße ist ausschließlich einem besondern Beamten übergeben, welcher den Namen Daraga führt, gleichfalls seine Ferraschen hat und für alles, was auf dem Bazar vorgeht, verantwortlich ist. Was andere polizeiliche Gegenstände betrifft, z. B. Reinlichkeit, Beleuchtung der Straßen u. s. w., so wird das alles dem Zufall überlassen, der sich, wie natürlich, um nichts dergleichen bekümmert. Fällt ein Gebäude oder eine Mauer ein, so bleiben die Trümmer unberührt liegen; manchmal wird die Straße dermaßen verengt, daß es gefährlich wird durchzugehen, aber niemand kümmert sich um die Beseitigung einer solchen Unbequemlichkeit; so zieht sich z. B. eine Art Kai längs dem Festungsgraben hin, auf der andern Seite des Weges sind Buden mit allerlei Waaren, Schmieden u. s. w.; der Graben hat kein Geländer, der Weg ist sehr schmal, und dennoch trifft man hier unaufhörlich bald Esel, bald Pferde oder Kamele zum Beschlagen querüber gestellt, über den Kopf hängt, vom Winde herumgedreht, ein langes Stück blauer Leinwand, welches dem Vorübergehenden ins Gesicht schlägt und das Pferd erschreckt, kurz man ist oft völlig zwischen Scylla und Charybdis. Fällt im Winter viel Schnee, so wird dieser von den Dächern auf die Straße geworfen, und bleibt hier liegen, so sehr auch die Schneemasse die Gehenden und Reitenden belästigen mag. Denn man muß wissen, daß unter dem größten Theil der Straßen Canale mit Wasser hinlaufen, und daß in der Mitte, in geringen Entfernungen von einander, Thürchen nach Art der Zuglöcher angebracht sind; es ist also sehr gefährlich, wo anders als am Rande der Straßen zu reiten, weil das Pferd in der Mitte leicht stürzen kann. An den Seiten sind aber die Schneeberge aufgebaut, und es bleibt dem Vorübergehenden nur ein schmaler Pfad zwischen den Mauern der Häusern auf der einen und den Schneehaufen auf der andern Seite. Die Breite dieses Pfades ist kaum hinreichend für Einen Mann zu Pferde, und auch dieser muß stets auf der Hut seyn, weil durch irgend eine unvorsichtige Bewegung das Pferd den Reiter leicht an die Mauer drängt, wodurch dieser sich häufig den Fuß verletzt. Eine solche Lage ist an und für sich nicht sehr spaßhaft, aber es kommen da und dort noch verschiedene Krisen dazu, z. B. wenn man einer ganzen Karawane von Kameln begegnet, die mit ungeheuren Säcken oder mit Holz, Stroh u. dgl. beladen sind; man sieht, daß dieß alles einem gerade auf den Leib rückt, denn die Kamele schreiten gemessen, gleichförmig, aber unhaltend vorwärts, sie kommen immer näher und endlich steht man dem ersten von Angesicht zu Angesicht gegenüber; auszuweichen ist sehr schwer, weil man so ziemlich zwischen zwei Mauern, eine Lehm- und eine Schneemauer, gedrängt ist, umzuwenden ist für die Kamele noch schwieriger, es sind ihrer zu viele und jedes hat seine ungeheure Last, die fortwährend am Schnee und an der Mauer anstreift und den ganzen Raum einnimmt. Es ist dieß eine komische aber auch gefährliche Situation.

In solchen Fällen kommt es häufig, daß die Leute, welche vor ihren Herren hergehen, einen gewaltigen Lärm und Spectakel anfangen, die Kameltreiber ihrerseits larmen auch so viel sie können, und zwar um so mehr, als man nicht leicht an sie kommen kann, da sie hoch oben auf ihren Ladungen thronen. Der Lärm dauert fort, wächst, geht in ein Chaos über, man wendet die Kamele um, sie brüllen; endlich nach langem Worten ist man wieder auf dem schmalen Pfade, da kömmt einem ein Esel mit Backsteinen beladen entgegen, neuer Aufenthalt, neues Geschwätz, nur ist hier kein Widerspruch von Seite des Treibers zu fürchten, denn er ist allein, zu Fuß, somit wächst auch alsogleich die Unverschämtheit der Ferraschen, und sie stoßen unbarmherzig das arme Thier mit den Backsteinen, die auf dem Boden umherrollen, nebst dem Eigenthümer auf die Seite. Solche Begegnungen sind leider sehr häufig, nur wenn wenig oder kein Schnee liegt, kann man sich umwenden und es ist weniger Gefahr da. Dagegen wird man, wenn es trocken ist, bei jeder solchen Begegnung mit einer neuen Schichte beißenden, dicken Staub bedeckt, und zur Regenzeit ist es ausnehmend comfortabel: der Koth ist entsetzlich und eine arge Noth für den Fußgänger, da er in diesen engen Straßen unaufhörlich bespritzt wird, abgesehen davon, daß die Straßen ungepflastert sind.

Das lächerlichste ist, daß man auf demselben Material wandelt, aus dem die Häuser gebaut sind, und daß man sich vorstellen kann, welchen festen Schutz gegen den Regen ein Dach gewährt, das mit diesem nur mit etwas Stroh gemischten Stoffe verschmiert ist; durch den starken Regen war

das Dach meiner Wohnung aufgewaschen, daß sich Löcher darin bildeten, durch welche der Regen ganz ruhig ins Zimmer floß. In andern Wohnungen war es so arg, daß das Dach an einigen Stellen und gar mit der Decke des Zimmers herunterstürzte, und der Eigenthümer dieser lustigen Wohnung ganz ungestört das Himmelsgewölbe beobachten konnte! Dieß war ein unglückliches Jahr: die Hälfte der Hauser von Teheran hatten durchlöcherte Dächer, eine Menge vom Regen unterwaschener Mauern stürzte zusammen, und an einigen Stellen waren die Straßen durch die Ruinen der Hauser völlig verschüttet. Der größte Theil der Einwohner wußte nicht, wohin er sich flüchten sollte; nur diejenigen, welche in großen Häusern mit zwei Etagen wohnten, konnten sich in der untern bergen. Man kann ohne Uebertreibung sagen, wenn hier einmal, wie im nördlichen Europa so oft, drei Monate lang, wenn auch nicht in einem fort, sondern mit Unterbrechungen, starke Regengüsse erfolgten, so wäre der größte Theil von Teheran ganz wörtlich in einen ungeheuren Kothhaufen verwandelt.

Teheran besteht indeß, wie man sich leicht vorstellen kann, nicht bloß aus Straßen, sondern einen bedeutenden Theil davon bilden die Bazare; außerdem gibt es einige, wenn auch nicht sehr viele Gärten; es gibt Ruinen, ohne die nun einmal keine persische Stadt bestehen kann, Moscheen, die jedoch fast alle unbedeutend sind, ein Aresenal, d. h. ein Bau, der aus ungeheuren Höfen, Schmieden und einer Gießerei besteht, wo die Kanonen des ersten Ministers gegossen werden, der ein ausgezeichneter Freund und, seiner eigenen Versicherung nach, Kenner (?) des Artilleriewesens ist; einen Begräbnißplatz mitten in der Stadt, und endlich ein mit den schlechtesten Barracken umbautes Loch, wo eine Art Pferdemarkt gehalten wird; hier verkauft man ausgemergelte, nach Alter und Verdienst geschätzte Schindmähren, gehacktes Stroh, das man hier den Pferden statt des Heus gibt, Gerste, die sie statt des Hafers erhalten, nicht völlig gebrannte Kohlen und ein rundes Holz, welches nur aus Wurzeln und Reisig besteht, das man auf Kamelen und Eseln herbeiführt und nach dem Gewicht verkauft.

Wir wollen uns zuerst mit den Bazaren beschäftigen, denn für einen, der den Orient nicht gesehen hat, sind sie ungemein originell. Man stelle sich eine ungeheure lange Galerie vor, in welche man plötzlich ohne Vorbereitung aus einer öden grauen Straße hineintritt. Diese Galerie ist drei Klafter breit und durch ein drei bis vier Klafter hohes Backsteingewölbe völlig gedeckt. In der Wölbung jedes Bogens in der Mitte ist ein Loch offen geblieben, um Licht herein zu lassen; an den Seiten der Galerie ist in jedem Bogen eine Vertiefung, eine Art Nische, und hinter derselben ein Hundestall, welcher das Licht aus zweiter Hand empfängt, und meistens ziemlich dunkel ist. In der Nische sitzt ein Kaufmann, und in dem Hundestall sind seine Waaren, von denen Proben fast ohne alle Symmetrie und durchaus ohne alle Ansprüche auf Kunst aufgehängt, ausgebreitet oder aufgestellt sind. Außer den Kaufleuten finden sich auf den Bazaren alle Handwerker; die Meister arbeiten in den Nischen und aus den Hundeställen hinter ihnen erschallt an einigen Orten der betäubende Schlag des Hammers auf den Amboß. Uebrigens ist durchaus keine Ordnung beobachtet: neben dem Silberarbeiter sitzt ein Schuhmacher, neben dem Schmied ein Schneider; hier verkauft man Zeuge, dort Krystalle, hier Lederwerk, dort Leinwand oder Drechslerarbeit, und bald verkündet auch die mit fetten Ausdünstungen gefüllte Luft die Nähe einer Bazarküche; man sieht, wie die am eisernen Spieß steckenden Stücke Hammelfleisch mit Gryeräpfel gebraten werden über der wohlgefüllten Kohlpfanne; Berge von Pillau locken die Blicke der Perser, ebenso wie die künstlich am Fenster aufgestellten Pasteten den Europäer. Dort ist wiederum ein Silberschmied, bei dem man eine Menge Pfeifen unter einem Gitter aufgestellt sieht, eine löbliche Vorsicht, denn der Anblick der edlen Metalle wirkt besonders stark auf die Nerven der Sarbasen, welche ihre Wanderungen auf den Märkten größtentheils in schlimmer Absicht machen.

In dem größten Theil der Bazare herrscht sehr viel Bewegung. Volkshaufen wälzen sich vom Morgen bis in die Nacht unter diesen Gewölben, die gewissermaßen von einem dumpfen, ununterbrochenen Geschwätz wiederhallen; manchmal reitet ein Großer, mit einem endlosen Gefolge von Lakaien vorbei, dort springt ein Esel hervor, oder der rundgebogene Hals eines Kamels hängt über dem Volkshaufen herein, und sein widerliches Geschrei verbindet sich mit den andern Tönen; Geschwätz, Lärm, Rufen, die durchdringenden Stimmen der Kinder, alles fließt in einander und erzeugt ein seltsam wildes, widerlich die Ohren zerreißendes Geschrei. Wie es dem Ohr schwer wird, irgend einen bestimmten Laut zu fassen, so kann auch das Auge auf keinem einzelnen Gegenstand haften. Auf dem Bazar stehen zu bleiben, daran ist nicht zu denken, das geziemt sich nicht für einen anständigen Mann! Wenn man etwas kaufen will, so muß man den Diener schicken, und sich stets auf die Uneigennützigkeit des Persers verlassen. Und wie viel charakteristische Gestalten, Lagen und Scenen gibt es hier! Da ist ein armer Teufel, den die Leute eines vorüberziehenden Großen eben so rücksichtslos, wie seinen Esel, aus dem Wege stoßen; sein Gesicht drückt aber dabei doch Unterwürfigkeit gegen denjenigen aus, wegen dessen er die Püffe erhält; auf dem Gesichte jedes breitschultrigen, kräftigen Sarbasen kann man das Zurückstoßende, den Hochmuth lesen; er geht auch allein, und niemand stößt gern an ihn. Bemerkenswerth ist die kühne, kecke, halbwilde Gestalt des Afghanen: sein ungeheurer Turban ist malerisch um den Kopf geschlungen, und seinen Talwar (Säbel) in der Hand blickt er jeden entschlossen an. Die viereckige Physiognomie mit den vorstehenden Backenknochen, den eingeklemmten Augen, der platten Nase und dem weiten Mund, in der cylinderförmigen, niedern Hammelfellmütze und dem gestreiften Rock ist ohne allen Zweifel eine Geißel aus einem turkomanischen Stamm.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Chronik der Reisen.

Ein Aufenthalt in Cochinchina. Von J. Dupré.*)

An Bord der Erigone. December 1843.

Von allen den fast unbekannten Ländern Ostasiens hat Cochinchina am meisten die Aufmerksamkeit Frankreichs auf sich gezogen, und die ersten Verbindungen mit demselben datiren vom Ende des vorigen Jahrhunderts. Im Jahre 1787 kam Pigneau, Bischof von Adran, nach Paris mit dem ältesten Sohn Gia-Longs, dem Erbfürsten des Landes, der, durch eine Revolution entthront, allenthalben die Mittel suchte, seine Rechte wieder zu erobern. Der berühmte Missionär, welcher den Interessen der Religion, seines alten Vaterlandes und seines neuen Herrn zugleich zu dienen hoffte, bat für ihn um die Unterstützung Frankreichs. Die Minister Ludwigs XVI nahmen seine Vorschläge günstig auf, und unterzeichneten mit ihm und seinem Mündel einen Vertrag, durch welchen Frankreich sich verpflichtete, Gia-Long eine Unterstützung an Mannschaft, Schiffen, Waffen und Geld zu liefern, um ihm zur Wiederbesteigung seines Thrones behülflich zu seyn. Er seinerseits sollte, so wie er wiederum Besitz von seinem Königreich genommen, an Frankreich das Gebiet von Turan mit den Inseln Hai-fan und Schum Callao abtreten. Ein Mißverständniß oder der üble Wille des Gouverneurs der französischen Besitzungen in Indien verzögerte die Ausführung dieser Versprechungen, die sodann durch den Ausbruch der Revolution völlig verletzt wurden. Gia-Long blieb also seinen eigenen Kräften überlassen, verlor aber den Muth nicht, sondern kehrte mit einigen Europäern und etwa tausend seinem Schicksal getreu gebliebenen Soldaten in sein Land zurück, und verfolgte seinen Plan mit eben so vieler Ausdauer als Geschicklichkeit, durch List, Gewalt und Intriguen; nach zwölfjährigem Kampfe hatte er sein Königreich wieder erobert.

Während des Kaiserreichs blieben die Verbindungen mit Cochinchina suspendirt, da die Engländer zu mächtig zur See waren, als daß Frankreich irgend etwas nach dieser Seite hin hätte versuchen können, und Cochinchina war zu schwach, um den Herren Indiens die mindeste Ungelegenheit zu bereiten.

Sobald Gia-Long, der die Ueberlegenheit der Europäer zeitig erkannte, sein Land beruhigt hatte, legte er Hand an, sich nach den ihm vorgelegten Plänen eine Armee und eine Marine zu schaffen. Wie alle wenig aufgeklärten Menschen, so regten auch die Mittel, welche eine rasche Thätigkeit möglich machen, seine Aufmerksamkeit am meisten an; er begriff nicht, daß der äußere Apparat von Macht sich nur durch die Entwicklung der Civilisation selbst entwickeln und erhalten kann, und beschäftigte sich unaufhörlich mit der Verbesserung seiner Armee und Marine, mit der Befestigung der Städte, Anlegung von Magazinen, Gießereien, Waffenfabriken, Werften u. s. w., dachte aber nicht an die politische Organisation seines Landes, an Hebung des Ackerbaues, Ausdehnung des Handels und Verbreitung nützlicher Kenntnisse unter seinem Volk.

Kurz nach der zweiten Restauration suchte die Regierung die alten Verbindungen mit Ostindien wieder anzuknüpfen. Ein Schiffscapitän von Bordeaux wurde mit einem Briefe Ludwigs XVIII und ziemlich ärmlichen Geschenken an den König von Cochinchina geschickt. Kurz nachher gegen Ende 1817 erschien die Fregatte Cybele zu Turan, und ihr Capitän, Hr. v. Kergarian, sollte auf die Grundlage des Vertrags von 1787 hin, also gegen Abtretung von Turan und seinem Gebiet, ein Bündniß mit Frankreich anbieten. Mit welchem Rechte konnte man den Lohn für einen Dienst fordern, der nicht geleistet worden war? Die Anmuthung wurde natürlich zurückgewiesen. Der Bischof von Adran war einige Monaten zuvor gestorben, Gia-Long selbst starb im Jahre 1819 und ihm folgte einer seiner Söhne, Migs-Man (die Engländer schreiben Ming-meh). Zum Unglück für die französische Regierung und vielleicht auch für die Cochinchinesen selbst, war dieß nicht der Zögling des Bischofs, der früher mit nach Frankreich gekommen war, denn dieser war 20 Jahre zuvor gestorben. Der neue König hatte wenig Zuneigung für die Männer des Occidents, das Ansehen der Mandarinen, welche seinem Vater so nützlich gewesen waren, schwand allmählich; er hatte vielmehr eine lebhafte Neigung für China, und gab von diesen Gesinnungen im Jahre 1821 einen auffallenden Beweis, indem er sich als den Vasallen des Himmelssohnes anerkannte. Er wollte den Abgesandten des Generalgouverneurs von Indien, Hrn. Crawfurd, nicht bei sich aufnehmen, und dieser mußte wieder abreisen, nachdem man ihn zwar glänzend aufgenommen, aber ohne daß er den König gesehen hätte, ohne ihm auch nur seine Sendung, unter dem Vorwande, daß sie nur commerciell sey, mittheilen zu können. Die katholischen Missionäre, nicht mehr insgeheim geschützt, wurden jetzt mit allen möglichen Plackereien heimgesucht, später verfolgt, worauf sie eine Zuflucht bei einem alten Mandarinen, einem ehemaligen Freunde Gia-Longs und Vicekönig von Südcochinchina, suchten, dessen Macht noch Rücksichten gebot. Aber nach seinem Tode wurden sein Gedächtniß und seine Leiche gröblich mißhandelt, und die Christen blieben ohne allen Schutz.

Die Fahrten der Fregatten Kleopatra und Thetis, die schnell aufeinander folgten, hatten kein Resultat. Im Jahre 1823 war die Lage der Fremden unerträglich geworden; Hr. Chaigneau, damals französischer Generalconsul, und He. Vannier, beide ehemalige Gefährten des Königs, sahen sich genöthigt ihr Adoptiv-Vaterland zu verlassen und kehrten nach einer Abwesenheit von 30 Jahren in ihr Vaterland zurück. Im Jahre 1830 machte man einen neuen Versuch und He. Chaigneau's Sohn reiste als Consul nach Cochinchina ab; sein Schiff scheiterte etwa 40 Lieues von Turan auf Klippen, und die Schiffbrüchigen flüchteten sich nach letzterem Ort, wurden aber sehr schlecht empfangen, gefangen gehalten und mißhandelt bis zur Ankunft der Favourite im Jahre 1831, deren Befehlshaber ihre Freilassung erwirkte. Seitdem sind noch verschiedene französische Schiffe nach Cochinchina gekommen, so die Corvette la Dannide im Januar 1842, etwa ein Jahr nach dem Tode Mig-Man, dessen Sohn ganz in die Fußstapfen seines Vaters treten zu wollen scheint, und im März 1843 die Corvette Heroine, um fünf französische Missionäre aus der Gefangenschaft zu befreien, welche seit Jahren gefangen gehalten und von ihren boshaften Verfolgern mißhandelt wurden, da sie zu feig waren, sie hinzurichten und dadurch den Zorn Frankreichs auf sich zu laden; endlich die Fregatte Erigone, die einen Theil der Monate Mai und Junius desselben Jahres hier zubrachte. Während dieses Aufenthalts habe ich einige Nachrichten gesammelt, welche auf den unvollkommen gekannten Zustand dieser Länder ein Licht werfen können, so unvollständig sie auch sind.

(Fortsetzung folgt.)

*) Revue indépendante vom 25 Junius.

Amerikanische Auswanderung nach Oregon. Der Colonial Gazette vom 6 Julius zufolge ist Ende May's ein Zug von 1500 Amerikanern von dem Fort Independence nach Oregon aufgebrochen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 205.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

23 Julius 1844.

Psychische Epidemie bei den Buräten an der Lena.

Das russische Journal des Ministeriums des Innern vom Junius d. J. meldet neuen Nachrichten aus Irkutsk zufolge, daß im verflossenen Winter bei meheeren Burätenstämmen, die sich noch zum Schamanismus bekennen, eine seltsame psychische Epidemie aufgetreten sey. Wir erwähnen dieses Vorfalls um so mehr, da eine analoge Erscheinung vor zwei Jahren in Schweden sich ergab, und eben so wenig in ihrer waheen Uesache eeklärt wuede. Man hat in Schweden die Sache zum Theil aus der schlechten Beschaffenheit des Korns sich erklären wollen, und dee von den russischen Behörden an Oet und Stelle geschickte Arzt untersuchte auch vor allem Korn und Mehl, ob sich viellecht daeln Spueen von Mutterkoen fänden; seiner Veesicherung nach wae dieß aber durchaus nicht der Fall, wie es denn auch in Schweden sich nicht mit Sicherheit herausgestellt hat, daß die Beschaffenheit des Korns Uesache der seltsamen Erscheinungen gewesen sey. Ein zweiter Eeklarungsversuch in Schweden wae eine keankhaft aufgereizte Eindildungskraft duech den Einfiuß der, namentlich in Smaland, grassirenden Leserei (Pietismus), und in Sibirien schreibt man die Erscheinung dem Auftreten von Lamapeiestern unter den schamanischen Buräten zu, die zum Lamaismus hätten bekehrt werden sollen. Der Darstellung nach scheint man diese Eekläeung als ziemlich ausreichend angenommen zu haben, das ruhige Verhalten dee nicht ergeiffenen Buräten spricht aber so ziemlich dagegen. Die Thatsachen, wie sie das obige genannte Journal anführet, sind in Kürze folgende.

Am 7 Febr. d. J. erhielt der Gouverneur von Jekutsk Nachricht, daß unter den Buräten an der Lena sich eine epidemische Keankheit, eine Art Wahnsinn, gezeigt habe, welche sich dadurch ausspreche, daß der Krankr anfangs tiefsinnig und verdrießlich würde, über Kopfschmeez und Beengung der Brust klage, sehr unruhig schlafe, und am zweiten oder dritten Tag endlich in eine Art Wahnwitz verfalle, und daeln 5 bis 25 Tage bleibe, wobei er sehr durch Schlaflosigkeit und phantastische Erscheinungen gequält weede. Zugleich gab der Localbeamte an, der Grund der Krankheit möge wohl in den transbaikalischen Lamas liegen, welche bei den Buräten als Aerzte *) aufgetreten seyen und durch physische oder moralische Mittel das Uebel erzeugt hätten, um dann als Helfer in der Noth aufzutreten, und durch das so erweckte Veetrauen sie zum Lamaismus zu bekeheen. Der Gouverneur schickte nun sogleich einen Beamten und einen Aezt an Ort und Stelle, und diese fanden sechs Männer und einen 12jährigen Knaben mit der Krankheit behaftet. Man wies die Angekommenen in die Jnete eines alten Mannes, und sie fanden hier alle um ein Feuer herumstehen. Die Kranken drängten sich an einander, wiegten sich von einer Seite zur andern und sangen ein melancholisches Lied, wobei sie manchmal Bewegungen machten, wie sie bei ihren Gebeten gewöhnlich sind, d. h. sie legten die Hände flach zusammen und berührten damit Brust und Stirne, oder sie geiffen bloß nach Kopf und Brust, als fühlten sie hier einen heftigen Schmerz. Der Inhalt des Liedes war dem Dolmetscher nach folgender:

„Im Lande von Chorin waeen zwei Mädchen,
Die hatten eine Mutter.
Die Mädchen erkrankten und starben,
Die Mutter warf sie in den See.
Der alte Großvater zog sie heraus aus dem See,
Und begeub sie in der Erde.
Die Lamas veetrieben die Geister der Mädchen,
Die Geister der Todten gingen nach der Tunka.
Aus der Tunka sind sie hieher gekommen.
Und jezt wandern sie hier herum."

Das Lied wae von dem einförmigen Refrain: io! io! begleitet, womit sie wahrscheinlich Schmerz oder Kummer ausdrückten.

Beim Eintritt des Beamten und Aeztes in die Jurte, setzten die Buräten den Gesang fort, ohne sich um sie zu

*) Das Original beaucht hier den seltsamen Ausdruck „nadobnost," „Bedürfniß;" es ergibt sich aber aus dem Nachfolgenden, daß darunter „Leibes- und Seelenärzte" zu verstehen seyen, was sonst bei diesen Buräten die Schamanen sind.

Digitized by Google

kümmern. Während des Gesangs waren sie in einem völlig unempfindlichen, fühllosen Zustand, nur geiffen sie manchmal mit den Händen nach dem Kopf oder strichen leicht über die Herzgrube, zeigten aber weder in dem Ausdruck des Gesichts noch in ihren Körperbewegungen einen Schmerz. Der Puls war bei allen gedrückt und selten, die Augen trüb und fühllos gegen das Licht und andere fremde Eindrücke, die Haut trocken und kalt, während doch in der Jurte ein großes Feuer brannte. Der Arzt faßte sie stark bei der Hand und zwickte sie in die Wangen, aber weder die Erwachsenen, noch der bei ihnen befindliche Knabe zeigten die mindeste Empfindung. Bei wiederholtem Bespeitzen mit kaltem Wasser scheeckten sie nicht zusammen, wischten sich nicht ab, und zuckten nicht einmal mit den Augen. Der Arzt ließ sie herausführen auf die Steaße, sie gingen ohne etwas davon zu wissen, höeten aber keinen Augenblick auf zu singen und mit dem Körper hin und her zu schwanken. Man führte sie wieder in die Juete,— dasselbe. Endlich wurde ihre Stimme schwach, ihre Bewegungen ließen nach. Sie machten mit den Händen das Zeichen des Gebets, gingen alle zugleich nach der Thüre, verbeugten sich und sangen den Endrefrain: io! io! dann hörten alle plötzlich auf, und erst als sie den Beamten und den Aezt sahen, verbeugten sie sich achtungsvoll.

Jetzt fing der Arzt an neue Beobachtungen mit ihnen anzustellen; er fand, daß bei allen die Zunge rein, der Puls regelmäßig und frei war, die Gesichter belebten sich, die Augen wurden hell, und im Gesicht so wie am Hals zeigte sich warme Ausdünstung. Alle sechs Männer kamen binnen einer Minute, nachdem sie sich in dem gefühl- und sinnlosen Zustande befunden hatten, augenblicklich zu vollem Verstand, und obgleich sie furchtsam und still waren, zeigten sie sich doch keineswegs matt und schwach, sondern so gesund als ob ihnen nichts krankhaftes zugestoßen wäre. Auf die Fragen des Arztes, was sie während des Gesangs gefühlt hätten, eewiederten sie: „nichts." — „Thut euch jetzt etwas weh?" — „Nein! — „Aber vor dem Gesang?" — „Da schmeezte uns der Kopf und wir hatten ein Drücken unter dem Heezen." Alle gingen ganz ruhig nach Hause, auch der Knabe lief, wie ein fehlliches sorgloses Kind, obgleich sein fortwaheendes und sichtlich unfreiwilliges Schwanken während des unaufhöelichen Gesangs Spuren von Schwäche oder wenigstens Ermüdung hätte zurücklassen sollen.

Am andern Tag, fast um dieselbe Zeit, nämlich um acht Uhr Abends, ward dieselbe Scene von den Kranken nochmals aufgeführt; der Arzt konnte keine sichtbaren Uesachen einer krankhaften Stimmung des körperlichen Oeganismus auffinden, und sprach sich für den Einfluß moralischer Ursachen aus. Das Lied, welches sie sangen, war augenscheinlich von den Lamas hieher gebracht, vielleicht um einen eingebildeten Schrecken zu erwecken durch die Hinweisung auf die in den See geworfenen Mädchen. Dee Beamte erfuhr, daß sich während der Krankheit unter den Buraten an der Lena zwei Lamas gezeigt hatten, indeß beschäftigten sie sich nicht eigentlich mit dee Heilung der Kranken, wohl aber sprachen sie auf die Bitte einiger Buraten Gebete für deren Heilung. Die Lamas entfernten sich bald wieder, und die burätischen Stammhäupter hatten sie durchaus nicht im Verdacht böser Absichten.

Weder der Arzt, noch der Beamte wußten was sie aus der Sache machen sollten, um so weniger, als die Krankheit durchaus nicht den Tod zur Folge hatte. Sie dauerte, wie schon erwähnt, bei den einen fünf, bei den andern 25 Tage, dann verschwand sie wieder ohne schädliche Folgen zu hinterlassen, und ohne sich zu wiederholen. Die andern Buraten verhielten sich bei dieser Krankheit völlig ruhig, und suchten sie vor der Regierung zu verbergen, weßhalb auch erst, nachdem sie bei mehreren Stämmen schon geherrscht, eine Anzeige an die Regierung gelangte.

Persische Skizzen.

Teheran.

(Fortsetzung.)

Jetzt ist man aus dem Gewölbe heraus, aber der Bazar hat eine Fortsetzung, und der schmale Raum ist auf beiden Seiten mit Buden besetzt, statt dee Gewölbe sind einige zerrissene, schmierige Lumpen herüber gespannt, die in malerischen Festons über den Köpfen hängen; rechts vom Ausgange aus dem Bazar bemerkt man eine zahlreiche Schaar, die einen kleinen Platz umgibt, auf welchem ein breitschulteriger Mann in einem Filzkalpak bald mit unaussprechlicher Geandezza einherschreitet, bald mit undeschreiblichen Verzerrungen beeumrast; zu Zeiten schreit er laut auf, dann hält er inne, nimmt eine teagische Position an, und übeerschaut die Versammlung mit einem triumphirenden Blick. Dieß ist ein Eezähler; er spricht hier den ganzen Tag, nimmt das Interesse der müßigen Menge durch endlose Erzählungen in Anspruch, und würzt diese Erzählungen mit angemessenen und ausdrucksvollen Gebäeden. An einer andern Stelle erschallt mitten im Bazar aus der Menschenmenge eine Stimme, die in monotonem Gesang über das dumpfe Geschnatter der umgebenden Menge sich erhebt; man hört ihn vom Morgen bis zum Abend, und staunt übee die ungewöhnliche Keaft seines Organs; dieß ist ein Derwisch, der Gebete, Speüche aus dem Koran und moralische Reden liest; niemand gibt Acht auf ihn, jeder geht seines Weges, er aber plaudert für sich fort mit unwandelbarer Ausdauer.

Eine bemerkenswerthe Eigenschaft der Bazare sind die mannichfachen Geeüche, welche den Geruchswerkzeugen eines Eueopäers lästig genug fallen. Wenn man unter den Gewölben durchgeht oder durcheeitet, so empfängt man im Laufe weniger Minuten so viele und so verschiedenartige Gerüche, daß einem dee Kopf schwindeln möchte und man tiefes Mitleid mit seiner armen Nase fühlt, welche in diesem Lande, wie ein Verbrecher, zu ewigen Qualen verurtheilt ist: sie empfängt bald den Geruch fetter Speisen, dann von Talglichtern, von verschiedenen faulen Ausdünstungen, endlich noch andere ganz undestimmbare Gerüche, und zuletzt füllt sie sich auch mit

Digitized by Google

Staub, der in dicken Schichten in der Luft schwebt, und alle Waaren, Speisen, Früchte, Gränwerk, *) kurz was sich nur äußerlich zeigt, in dichter Masse bedeckt.

Das ist das allgemeine Bild des Bazars am Tage, bei Nacht ist alles still, die Buden werden geschlossen, Käufer und Sänger sind fort, nur das Anrufen der Wächter unterbricht die lautlose Stille; in der Ferne wird die Perspective des Gewölbes halb erhellt durch ein kleines Lämpchen, und in mondhellen Nächten dringen die Mondstrahlen durch die Oeffnungen in den Bögen, und erhellen die Buden und Nischen mit sanftem Licht.

Außer der oben beschriebenen Galerie hat der Bazar noch einige Karawanserais, wo die Waaren aufgestapelt sind. Diese Gebäude haben zwei Stockwerke, von denen das untere als Bude, das obere als Wohnung für den Kaufmann dient, während in der Mitte des Hofes die Waarenballen aufgeschichtet sind; hier ist weniger Bewegung als im Bazar, und hier finden sich fast alle Großhändler. Das Karawanserai gehört einem Privatmann und ist sehr einträglich, da die Buden sehr theuer vermiethet werden. Die Bazarr könnten auch zu einer sehr bedeutenden Einnahmequelle für den Schatz oder für die Stadt gemacht werden bei einer bessern Ordnung und Einrichtung im Rechnungswesen, aber hier hat man keinen Begriff von einer Verbesserung der Lage der Städte so wenig als vom Rechnungswesen.

Gärten finden sich in Teheran wenig; sie sind durch hohe Mauern versteckt, und noch dazu alles Grün darin, wie allenthalben, mit Staub bedeckt; darum sehen die Bäume schlecht aus, was mit der übrigen Physiognomie der Stadt harmonirt.

Es gibt Begräbnißplätze innerhalb der Stadt, nur darf man sich nicht einbilden, daß sie auch nur den gewöhnlichen türkischen Begräbnißplätzen, am allerwenigsten aber denen in Stambul gleichen. Ein flacher Platz ist ohne alle Ordnung mit einer Menge kleiner Erdaufwürfe bedeckt, auf deren Höhe eine kleine Steinplatte horizontal in der Richtung nach Mekka hin gelegt ist; auf der andern Seite ist eine zweite Platte oder auch nur ein Backstein in Dreiecksform zugehauen. Kein Baum, kein Monument ist da, die Grabsteine sind ohne Symmetrie hingelegt, manchmal ist das Grab halb aufgerissen und darneben spielen zerlumpte Kinder.

Auf diesen öden Straßen, unter diesen Trümmern und Begräbnißplätzen fühlt der Fremde das Herz von einer außerordentlichen Angst beklemmt; nichts, gar nichts erinnert ihn an das theure Vaterland, nicht ein einziger Aushängeschild in der ganzen Stadt, alles weist unaufhörlich auf die entsetzliche Wirklichkeit hin, alles mahnt daran, daß man in der widerlichen Heimath der Langeweile, der Einförmigkeit, des Schmutzes und der Armuth sich befindet. Niemand suche in meinen Worten eine leidenschaftliche, vorgefaßte Meinung, selbst der wärmste Vertheidiger Persiens findet in Teheran nichts, als was ich hier zu schildern mich bemühte.

Im Frühjahr bestieg ich einmal in der Stadt das Dach eines Hauses; der Anblick von da aus ändert einigermaßen die Physiognomie von Teheran: erstens werden Gehör und Geruch nicht gequält; zweitens hat der Blick eine umfassendere Aussicht, fliegt schneller über die Haufen grauer Häuser dahin, und kann entweder auf einem kleinen grünen Fleck, oder auf der blauen und buntfarbigen Kuppel der Moschee, oder auf einer braunen Perserin ausruhen, die vielleicht eines Geschäfts wegen auf die Terrasse springt, und deren Schleier unvermuthet weggeweht wird.

Da hier das Dach nicht abschüssig, sondern horizontal gebaut ist, so dient es außer seiner gewöhnlichen Bestimmung den Einwohnern in den warmen Sommernächten auch als Schlafstatte, wenn Fliegen, Moskitos, Flöhe und alle möglichen andern Insecten, in Verbindung mit der unerträglich dumpfen Luft nicht in den Zimmern schlafen lassen. Dann hat man am Abend oder nach Sonnenuntergang von oben herab ein seltsames Schauspiel. Die Terassen der niedern Häuser *) Teherans füllen sich dann mit Menschen, Weiber breiten Betten aus, Manner rauchen, Kinder schleppen irgend eine Kleinigkeit herum, manchmal bilden sich malerische, bald mehr oder minder bewegte, bald lacherliche Gruppen.

(Schluß folgt.)

*) Die Früchte gehen in Teheran fast das ganze Jahr nicht aus; am Ende des Januars hat man Pomeranzen und Apfelsinen, die aus Mazanderan kommen; dieß dauert bis in den April, dann reift das Eseill, im Mai Kirschen und Aprikosen, im Junius schwarze und weiße Maulbeeren und Pflaumen, im Julius Pflaumen, Birnen und Pfirsiche, im August Melonen und Trauben, im September und October wieder Trauben und Wassermelonen, die man bis in den November und December aufbewahrt. Außerdem kommen frische und trockene Nüsse, Pistazien, Rosinen und Datteln fast das ganze Jahr hindurch auf die Märkte.

Die Native Americans

gewinnen immer mehr Boden in den großen Städten, und kürzlich fand in Philadelphia eine Volksversammlung von 15 bis 20,000 Personen statt, die größte, die man daselbst je gesehen; auch mußte sie sich in vier Theile mit vier Präsidenten auflösen. Starke Resolutionen wurden gefaßt, daß ein Fremder erst 21 Jahre nach seiner Einwanderung voller amerikanischer Bürger werden solle, und fast alle Redner sprachen heftig gegen die Ernennung von Fremden, namentlich von leidigen Katholiken zu Unions-, Staats- und Gemeindeämtern. Die Journale enthalten eine Menge Artikel, welche die Kluft zwischen den protestantischen Eingeborenen und den fremden Katholiken erweitern müssen. Man fürchtet, daß diese Aufregung der Volksmasse vor oder während der nächsten Wahlen zu ernsthaften Scenen Anlaß geben möchte. Die Blätter zählen eine gute Anzahl Städte auf, wo gleichfalls von den Native Americans Volksversammlungen gehalten wurden. (Colon. Ztg. vom 6 Jul.)

Chronik der Reisen.

Ein Aufenthalt in Cochinchina.

(Fortsetzung.)

Die Regierung von Cochinchina ist völlig unumschränkt, der König ist Herr und Eigenthümer des Bodens und der Einwohner, jeder Mann über 20 Jahre, die Priester und die öffentlichen Beamten ausgenommen,

*) Die Häuser sind größtentheils einstöckig; selten wird ein zweiter Stock aufgesetzt, und nie über das ganze Haus.

Digitized by Google

muß ihm als Soldat oder als Ackerbauer einen großen Theil seines Lebens widmen, und aller Handel geht durch seine Hand. Wehe dem verständigen Arbeiter, dessen Anstrengung die Vorsehung segnet, das Erzeugniß derselben, das beste was er geleistet, wird ihm, wenn es werth geachtet wird dem König angeboten zu werden, genommen, ohne daß er sich auch nur beklagen darf. Die Auswanderung ist ein Verbrechen, nach der herrschenden Lehre ein Diebstahl am Fürsten, der seine Gewalt, wie in China, durch zweierlei Beamte ausübt, durch die bürgerlichen aber gelehrten Mandarinen in der Civilverwaltung, durch die Militärmandarinen in der Armee und Flotte. Die cochinchinesische Politik sucht so viel wie möglich die Fremden auszuschließen, und die Mittel dazu sind einerseits die Erweckung eines blinden Hasses gegen alles Fremde, und andererseits alle möglichen Maaßregeln, welche nur immer das Völkerrecht zuläßt, um die Fremden durch Plackereien abzuhalten. Man macht sich kaum einen Begriff von der Unruhe, welche den cochinchinesischen Beamten die Ankunft und namentlich der Aufenthalt eines fremden Kriegsschiffes auf einer ihrer Rheden verursacht. Sie würden alle Mittel der Gewalt anwenden, um sie zu verjagen, wenn nicht eine unklare Furcht vor der Macht der Europäer sie abhielte; als wir anlangten, war ihre Furcht verdoppelt durch den neuerlichen, von ihnen durchaus nicht erwarteten Triumph der englischen Waffen im himmlischen Reich. Aber statt der Gewalt wenden sie alle mögliche List und kleinen Plackereien an, um zu ihrem Zweck zu gelangen.

Gleich bei unserer Ankunft suchten sie den freien Verkehr mit dem Lande zu hindern. Unter dem Vorwande, uns zu schützen oder als Ehrengeleite zu dienen, in Wahrheit aber, um uns auszuspioniren, mußten Soldaten uns allenthalben hingeleiten. Man *erlaubte* uns in einer ganz verlassenen Bucht Wasser einzunehmen, und alle Tage einen Kahn nach Turan zu schicken, um frische Lebensmittel einzukaufen. Alle Ankäufe geschahen vermittelst eines hiegeeignen Mandarinen, der den Preis festsetzte und selbst das Geld empfing. Sein Gewinn dabei muß groß gewesen seyn, nach dem Preis zu schließen, den er auf die gewöhnlichsten Dinge setzte, und in einem Lande, wo das Geld so selten ist, daß man es fast nicht kennt. Wir konnten keinen Schritt thun in der Stadt, ohne von diesen unbequemen Gesellen überall verfolgt zu seyn; wenn sie es gewagt hätten, sie würden uns völlig gehindert haben, uns aus unserem Landungspunkte zu entfernen. Man mußte zu Drohungen und manchmal zu Kanonenschüssen seine Zuflucht nehmen, um ihren ungestümen Forderungen ein Ende zu machen. Vielleicht wollten sie sich nur ihre Gefälligkeiten bezahlen lassen, denn wenn die Reichthümer des Orients in Europa sprüchwörtlich geworden sind, so scheinen die asiatischen Völker ihrerseits zu glauben, daß unsere westlichen Länder mit Piastern gepflastert seyen. Man verweigerte uns hartnäckig den Eingang in die öffentlichen Gebäude, Festen u. dgl. Die häufigen Besuche an Bord schienen mehr eine Spionerie, als eine Höflichkeit. Den officiellen Forderungen, die wir machten, antworteten sie häufig mit ausweichenden Worten, und manchmal mit Versprechungen, die sie mit der größten Unverschämtheit läugneten, wenn sie die Gelegenheit für günstig hielten oder ihnen kein anderer Ausweg blieb. Zeit gewinnen, ist der große Grundsatz der Orientalen überhaupt gegen Fremde; Zeit gewinnen und inzwischen uns wiederholten kleinen Plackereien und zahllosen kleinen Demüthigungen aussetzen, um uns den Aufenthalt zu verleiden und uns durch unaufhörliche Zögerungen zu entmuthigen, das war die Grundlage aller Politik gegen uns.

Es wäre Thorheit auf diesem glatten Boden, wo der ganze Vortheil für sie ist, mit ihnen ringen zu wollen, denn was verlorene Zeit ist für die Fremden, das ist für sie gewonnen. Redlichkeit, Mäßigung und Festigkeit sind die besten Waffen, die man gegen sie anwenden kann, und ohne sich um Bedingungen mit ihnen zu streiten, muß man gleich von vornherein ihnen ein billiges Ultimatum vorschlagen, das man nöthigenfalls mit Gewalt unterstützen kann. Sie sind eben so schwach als schlau, und Kanonen und Flinten sind ein Argument, dem sie nicht widerstehen können. Eine wohl angebrachte Lection hätte gewiß Erfolge gehabt, welche alle diplomatischen Versuche unserer Schiffscapitäne, wie groß auch ihre Geschicklichkeit seyn mag, nie hervorbringen werden.

Ein Volk, dem es an allem Verkehr mit dem Ausland fehlt, das unter einer so unmoralischen und schwachköpfigen Regierung steht und sich immer vor dem Stock und der Plünderung fürchtet, kann keinen hohen Grad von Civilisation erreicht haben. Die Aehnlichkeit zwischen den Chinesen und Cochinchinesen ist zu groß, als daß man die Verwandtschaft beider Völker läugnen könnte, auch scheint es außer Zweifel, daß die Chinesen die Rolle der Lehrmeister gespielt haben. Obgleich wir jetzt die Chinesen nur in ihrem Verfall kennen, so trägt doch bei ihnen alles den Stempel einer hohen Eigenthümlichkeit. In Cochinchina dagegen fühlt man auf jedem Schritt das Angelernte, die Nachahmung, die Copie einer schlecht begriffenen und schlecht verdauten Idee. In welcher Zeit hat der große Verkehr zwischen beiden Völkern stattgefunden? War er kriegerisch oder friedlich? ist er in einzelnen Absätzen erfolgt oder hat er Jahrhunderte angedauert? Ich weiß es nicht. Wahrscheinlich fanden die ersten Chinesen in Cochinchina eine schwarze und vergleichungsweise wilde Bevölkerung vor, der sie ihre unvollkommene Schrift, ihre Sitten und vielleicht ihre Religion brachten. Dieser Einbruch der Chinesen muß vor der großen Ausdehnung der Malayen in den Meeren des Orients stattgefunden haben, denn ihre Schrift und ihre Sprache sind den Cochinchinesen fremd geblieben.

In der Umgegend von Turan wechselt die Hautfarbe von blaßgelb bis zum Dunkelbraun; das Volk in Masse ist von hellerer Farbe, als die Eingeborenen von Luçon, und dieß läßt glauben, daß die Chinesen sich mit den frühern Bewohnern in sehr starkem Verhältniß gemischt haben, aber, wie es öfters geschieht, daß die rohere schwarze Bevölkerung zum Theil vor der farbigen verschwunden ist. In ihrer Körperbildung haben die Cochinchinesen etwas vom Chinesen und vom Neger; sie haben, wie die Chinesen, die gedrückte Stirne, die vorspringenden Backenknochen, die kleinen Füße; ihre Augen aber sind minder geschlitzt, sie sind im allgemeinen minder groß und scheinen minder kräftig; sie haben schwache Hände, blutrothe Lippen und durch das Betelkauen verdorbene Zähne. Hautkrankheiten sind sehr gewöhnlich bei ihnen, und können theils dem Klima, theils der Unreinlichkeit und den Nahrungsmitteln zugeschrieben werden. Kurz man kann nicht leicht eine häßlichere, schwächere und elendere Bevölkerung sehen, als die, welche uns umgab. Ihre Sprache ist einsylbig, wie die der Chinesen, und sie brauchen dieselbe Schrift, drücken diese aber durch ganz verschiedene Töne aus. Sie essen auf dieselbe Weise mit Stäbchen, deren sie sich sehr geschickt bedienen, bald um Massen von Reis in den Mund zu stopfen, wie er sie kaum zu fassen vermag, bald um mit einer außerordentlichen Zierlichkeit in einer Untertasse die kleinsten Gewürze auszusuchen und in den Mund zu führen, eine seltsame Sitte, welche den Nationen von chinesischer Race eigenthümlich ist, und deren Ursprung, glaube ich, noch niemand entdeckt hat.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 206.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

24 Julius 1844.

Persische Skizzen.

Teheran.

(Schluß.)

Zum Schlusse will ich noch der Vollständigkeit wegen einige physiognomische Porteaits hinzufügen, zu welchen hier wie allenthalben Stoff ist, und die, wie alles andere, einen eigenthümlichen Stempel tragen.

Reisende, wenn sie eine fremde Stadt schildern, schweigen selten von den Frauen, was kann ich aber von dem schönen Geschlecht von Teheran sagen? Es geht und eilt durch die Stadt ganz in dir dichtesten Schleier gehüllt, das Gesicht noch überdieß durch ein weißes Tuch verhängt, und nie ist das Auge des Profanen im Stande bis zu diesem verbotenen Anblick durchzudringen; hier gleichen somit die Frauen gewissen Erscheinungen in den düstern Savannen, und erhöhen noch das todte Aussehen der Stadt.

Unter die originellen Physiognomien Teherans muß man namentlich den Derwisch zählen; in einem weißen oder dunkeln Kleid, manchmal ein Hammelfell mantelartig um die Schulter geschlagen, in dem filzenen oder baumwollenen Kalpak, auf den mit schwarzer Seide Koransprüche eingenäht sind, ernst und steif bis zum Komischen, ist der Derwisch ein classischer Typus des muselmännischen Orients. Teheran ist überreich daran; die einen schlendern auf den Straßen und Bazaren herum, andere, mehr zum sitzenden Leben geneigt, breiten ihren Filz — ihr einziges und unerläßliches Meubel — an den Häuseen der Großen, in den Nischen der Thore aus, ohne den Hausherrn um Erlaubniß zu fragen. Wenn der Derwisch sich hier angesiedelt hat, stößt er täglich in die Trompete und schreit: Hu chakk! (er ist der Herr!) womit seine Arbeiten zu Ende sind; manchmal versteigt er sich auch dahin, einen kleinen Blumengarten anzulegen; am Thore schlägt er sein Zelt auf, und neben demselben baut er eine Quadratelle groß mit Gerste oder mit gewöhnlichen Blumen an. Wenn er einige Monate in einer solchen Ecke gelebt hat, fordert er dringend eine Belohnung für die gegen den Hausherrn gezeigte Herablassung, und niemand schlägt ihm etwas ab. Solche Derwische siedeln sich häufig auch an der russischen Gesandtschaft an, eine Ehre, die sie sonst nur den vornehmsten Personen der Stadt erzeigen.

In moralischer Hinsicht ist der Derwisch eine nicht minder merkwürdige Erscheinung: er ist der religiöse Hausirer, er macht ein Gewerbe aus seiner Religion, sie dient ihm, den täglichen Unterhalt zu erwerben, und er springt mit ihr um, wie ein herumziehender Bajazzo mit den Marionetten; indem er den ganzen Tag und alle Tage dieselben Verse aus dem Koran wiederholt, von denen er oft den Sinn nur halb versteht, muß er endlich daran gewöhnt werden, wie der Schmied an den Schlag seines Hammers; sie werden ihm zu maschinenartigen Klängen, zum Handwerk. Darum irren sich diejenigen sehr, welche in dem Derwisch einen Verzückten sehen; sein sinnloses Geschrei und die Verkrümmungen seines Körpers sind nichts anders als seine gewohnte Arbeit, und er ist, denjenigen zum Trotz, welche sich bemühen alles Orientalische in einem gewissen ungewöhnlichen poetischen Lichte zu betrachten, eine ganz prosaische Person, die sich mit Abstractionen sehr wenig befaßt. Diese Typen, von denen die Reisenden so viel reden, und welche an die heroischen Thaten der Abtödtung des Fleisches, eines geistlichen, beschaulichen Lebens und der Selbstquälerei mahnen, sind verschwunden, und es gibt deren in Teheran keine mehr. Der Islam in Persien mag zwar noch weit von seinem völligen Fall entfernt seyn, aber er hat die allem Neuen eigenthümliche Schnellkraft und Energie längst verloren. Wenn sich in Teheran noch hie und da Derwische zeigen, so ist dieß bei denselben mehr Maske, als eine That der Ueberzeugung. Sie sind alle mehr oder minder Betrüger und viele sind Säufer und Wollüstlinge. Der Derwisch zahlt keine Steuer, er ist eine unantastbare Person, er ist ein Armer, ein Fakir, aber manche haben ganz ordentliche Mittel aufgehäuft, daß sie in ihrer heiligen Selbstvergessenheit nicht Hungers sterben.

Hinter diesen angeblichen Bettlern folgen die wirklichen, bei deren Anblick das Lächeln des Ungianbens verschwindet, und man unwillkürlich sich schmerzlich ergriffen fühlt, denn wem fällt das Schauspiel menschlichen Elends nicht schwer.

Digitized by Google

Die Stimmen dieser Stiefkinder des Schicksals sind so demüthig, ihre mit Lumpen halb gedeckte Blöße so entsetzlich, ihre Gesichter und ihr Körper so abgemagert und ausgemergelt, daß der Anblick oft eben so furchtbar als traurig ist. Indeß ist die Natur ihnen gnädiger und verfolgt sie nicht, wie in unserm rauhen Klima. Das ungeheure Himmelszelt sendet den Armen, die keine andere Zuflucht haben, selten kalten Schnee oder bis auf die Knochen durchdringenden Regen. Da sie auch nicht Hungers sterben, so muß man glauben, daß sie doch so viel erhalten als nöthig ist, um ihr trauriges Daseyn zu fristen, und in diesem Falle flößt der mit so manchen Thorheiten und Irrthümern angefüllte Koran seinen Bekennern ein edles Mitgefühl für die Leidenden ein.

Ich sah in Teheran unter den Armen eine außerordentliche Menge Blinder, überhaupt ziemlich viel Arme, aber doch weniger, als man bei einem Blick auf das allgemeine Elend vermuthen sollte, was auch nach die Folge hat, daß der Anblick der wirklichen Bettler nicht so auffallend ist; es versteht sich von selbst, daß philantropische Anstalten weder in Teheran noch überhaupt in Persien je bestanden. Das sind für die Regierung unerreichbare Dinge. Hier kann ich aber den edlen, unter seinen Landsleuten durch Charakter und Denkungsart ausgezeichneten Hofarzt, den verstorbenen Mirza Baba, nicht unerwähnt lassen. Sein Empfangszimmer füllte sich jeden Morgen mit armen Leuten, die er unentgeldlich behandelte und mit Arzeneien versah, und nicht selten gelang es ihm, den Unglücklichen das Leben, ein zwar trauriges, aber doch theures Geschenk des Schicksals, zu erhalten.

Was soll ich nun von dem teheranischen Pöbel sagen? Das gemeine Volk ist hier friedlich, thätig, unterwürfig, achtungsvoll gegen Höhere, und ob man gleich kaum sagen kann, ehrlich, doch jedenfalls weit ehrlicher als die Großen und das Hofgesinde. Gliche das gemeine Volk hier dem Pariser, so säße der Schah nicht auf seinem Thron und keiner der vornehmen Taugenichtse, welche das arme, gemeine Volk so verächtlich behandeln und so stolz zur Seite stoßen, trüge noch seinen Kopf auf den Schultern. Uebrigens gibt sich in dem hiesigen Pöbel, wie in allen andern Ständen, die durch Jahrhunderte angehäufte Verderbniß kund, aus der wohl keiner den altersschwachen Stamm der Iranier wieder herausziehen wird. Unruhen des Pöbels sind hier nur in Einem Falle möglich, wenn sich nämlich ein religiöser Fanatismus regt; hiedurch kommt er leicht in Aufregung, und dann möchten wohl 2000 zerlumpte Sarbasen den Anfall nicht abwehren können. Was den äußern Anblick betrifft, so möchte man wohl hier selten einen Bauer und noch seltener einen gewöhnlichen Arbeiter irgend reinlich gekleidet sehen. Alle sind in abgerissenen Lumpen.

Jetzt folgt die zahlreiche Classe des Gesinds, la valetaille, auf persisch Nonker. Diese Taugenichtse, der ärgste Abschaum der teheranischen Bevölkerung, *) sind sehr zahlreich. Jeder unbedeutende Schreiber, Mirza, schleppt fünf bis sechs Leute hinter sich drein, die Großen und Reichen aber, die Chane und Staatsbeamten reiten auf der Straße manchmal mit einer Begleitung von 50 bis 100 Mann. Dieß ganze Gesindel ist völlig unnütz, größtentheils mit nichts beschäftigt, schlendert auf den Straßen umher, bestiehlt seine Herren, ist hochmüthig und äfft die Vornehmen nach; unter ihnen befindet sich eine Unzahl von Ganymeden in Shawls und Seide gekleidet, und es concentrirt sich hier alle Verdorbenheit, aller Schmutz der persischen Sitten.

Wenn ein angesehener Herr durch die Straßen eilt, so stoßen Ferraschen vor ihm her das gemeine Volk auseinander; vor dem Pferde her geht der erste Stallknecht mit einer um die Schulter geschlagenen, seidengestickten Pferdedecke, — das ist der Dirigent; hinter ihnen trägt man die Pfeife. Reitet er vor die Stadt hinaus auf die Jagd, oder bloß zum Vergnügen, so begleitet ihn wiederum eine Schaar, aber jetzt zu Pferde; vor ihm führt man zwei oder drei, manchmal auch mehr gesattelte Pferde mit Decken und vergoldeten Zügeln. All dieser Luxus verfällt aber dadurch, daß unter den Fußgängern eine Menge abgerissener, schmutziger Leute ist, und unter den Reitern hinter den stattlichen Rossen elende Schindmähren laufen. Der Auszug des Schahs und des ersten Ministers geschieht ganz auf dieselbe Weise, nur in größerem Maaßstab. Wenn der Schah durch die Stadt reitet, so sind keine andern Reiter bei ihm, und auch vor ihnen ziehen Ferraschen mit langen Stäben, die ein durchdringendes Geschrei erheben, das Volk weicht aus und alle werfen sich zur Seite nieder, wobei sie die rechte Hand aufs Knie legen.

Noch ein allgemeiner Zug der teheranischen Bevölkerung ist die Menge gut gebildeter Physiognomien, und das Graziöse, welches sich manchmal in Haltung und Bewegung zeigt. Diese äußere Schönheit macht auf mich stets einen traurigen Eindruck; warum verstecken sich unter der schönen Hülle schändliche Ausschweifungen, Lüge, Diebere, Trug und Niederträchtigkeit! Allenthalben schwarze Augen und schwarze Haare; in letzterer Hinsicht mag allerdings die Färbung viel machen, so daß der Ungewohnte leicht glaubt, hier seyen gar keine alten Leute, so sehr glänzen alle Bärte von einer gleichformigen schwarzen Farbe.

Zum Schlusse muß ich noch einiges berichten über jene merkwürdige Epoche des Jahres, wo Teheran eine besondere Physiognomie annimmt. Die Anhänger der Secte Ali's oder die Schiiten in Persien haben die Sitte, im Laufe des Monats Muharrem sich bei religiös-dramatischen Darstellungen zu versammeln, deren Gegenstand der Märtyrertod des heiligen Imam Hussein und seiner Familie ist. Diese Darstellungen sind ungefähr dasselbe, was in Frankreich die Mystères waren. Der Imam Hussein und seine ganze Familie, manchmal auch der Prophet selbst, begleitet von Engeln und Erzengeln, tritt auf die Scene. Für das gemeine Volk wird auf den öffentlichen Plätzen, in den Karawanserai's, in den Höfen der Moscheen und auf den Kreuzstraßen eine Schaubühne errichtet, und im Vorübergehen sieht man mit Erstaunen alle

*) In runder Summe kann man diese etwa auf 40,000 angeben; genaue Nachrichten hat man freilich bei dem Mangel aller statistischen Berichte nicht.

Wände der Häuser in dieser Gegend mit schwarzer Leinwand verdeckt; über der Schaubühne ist der obere Theil eines ungeheuren Zeltes ausgespannt, und in einer Ecke eine Art schwarz bedeckter Kanzel errichtet, von welcher herab der Mullah eine Trauerrede hält; hier ist auch am Boden eine viereckige hölzerne Terrasse errichtet, auf welcher die Darstellung selbst vor sich geht. Das Volk steht haufenweise im Kreise umher, die Weiber auf der einen, die Männer auf der andern Seite. Die zweite Logenreihe ist auf den Dächern; Stöhnen, Weinen und das herzzerreißendste Schluchzen ertönen von allen Seiten.

Außer dieser Straßenvorstellung gibt sowohl der Schah als jeder der Großen ähnliche, mit mehr oder minder Aufwand. Bei den Reichen sind die Schauspieler in Kaschmirshawls gekleidet, und den Anwesenden werden Pfeifen, Scherbet und Kaffee gereicht. Die ganze Bevölkerung von Teheran ist in schwarzen Kleidern. Die Daestellung dauert zehn Tage; da man sie an einem beliebigen Tage während des Monats Moharrem anfangen kann, so dauert sie an verschiedenen Enden der Stadt und in den verschiedenen Häusern vierzig Tage lang; einige fangen sogar erst im folgenden Monat an.

Eine andere bemerkenswerthe Epoche im Jahre ist der Nouruz, das Fest des neuen Jahrs, der Anfang des Frühlings, am 9 März. Im Gegensatz gegen die trübseelige Trauerphysiognomie Teherans und seiner Einwohner belebt sich an diesem Tage alles zugleich mit der Natur: die Straßen sind angefüllt, eben so die Bazaes, auf dem großen Platze belustigen Seiltänzer das Volk, beim Schah ist feierlicher Empfang, Selam, wo ihm zu Ehren Verse und Gebete gelesen werden. Die ganze Stadt ist in neuen Festkleidern; an diesem Tage sieht man wenig Lumpen, alles trägt den Stempel der Freude und des Wiederauflebens. Teheran und ganz Persien begrüßen den schönen Frühling, welcher Veilchen und smaragdartiges Grün bringt. Das Fest des Nouruz ist der einzige Ueberrest aus dem Heidenthum, der sich trotz des Islam erhalten hat. Hier denkt man weder an Propheten, noch an Koran und Imame, und doch ist der Tag der fröhlichste und glänzendste im ganzen Jahr.

Indeß, es ist Zeit zu schließen, und bei allem Wunsche, noch etwas über das Dore-ul-chelof, das Kalifenschloß, mitzutheilen, scheint es mir doch entschieden besser für jetzt mich nicht weiter auszubreiten. In Teheran gibt es keine öffentlichen Spaziergänge, kein Theater, keine Kaffeehäuser, gar keine öffentlichen Vergnügungen. Das Leben ist, namentlich für den Europäer, vollkommen öde, klösterlich, und erweckt tödtliche Langeweile.

Chronik der Reisen.

Ein Aufenthalt in Cochinchina.

(Fortsetzung.)

Durch einen glücklichen Zufall haben wir den Festen beigewohnt, welche man auf vier cochinchinesischen Fahrzeugen gab. Ein Theater war, wie durch Zauber, auf dem Ufer errichtet worden. Das Schauspiel begann Morgens und wurde mit mehr oder minder langen Zwischenacten bis zum andern Morgen um drei Uhr fortgesetzt. Theater, Fest und Gesang, alles schien von ähnlichen Darstellungen, wie wir sie zu Macao gesehen hatten, copirt. Ihre Musik unterscheidet sich, so viel ich beurtheilen konnte, von der chinesischen weder in der Composition, noch in der Ausführung. Ihre Architektur hat gleichfalls viel Aehnlichkeit mit der chinesischen, denn sie hat auch die einwärts gehende Curve, obgleich die Cochinchinesen dieselbe minder oft anwenden. Die Pagoden, welche wir sahen, sind nach einem einfachern Plan gebaut, aber ihre Zierrathen haben denselben bizarren Charakter. Sie verbrennen in ihren Pagoden heilige Stäbchen, und bringen der Gottheit, den guten und bösen Geistern, je nach ihrem Vermögen, Opfer dar.*) Sie verbrennen Gold- und Silberpapier, sie bringen Kleider und Schuhe aus Papier dar, wie wir dieß in China gesehen, sie befragen das Geschick auf dieselbe Weise, kurz alles zeigt, daß ihre Religion ein roher Buddhismus ist, in den sich eine Menge fremdartiger und abergläubischer Gebräuche gemischt haben. Die Gebildeten sollen zwischen den Lehren Laotse's und Confutse's getheilt seyn.

Die politische Organisation scheint nach der von China gemodelt, die Strafen sind dieselben; ihre einzige Münze ist dem chinesischen Kasch ähnlich, nur ist sie in Cochinchina aus Zink, statt aus Kupfer; hundert Kasch machen ein Mäs, und während unseres Aufenthalts nahmen sie einen Piaster für 14 Mäs.

Ihre Art sich zu kleiden ist wenig von der in China gewöhnlichen verschieden; bei vollem Anzug tragen die Männer lange Hosen von heller aber Scharlachfarbe und eine dunkle, vorn übereinander geschlagene Tunica, die etwas über die Knie hinabreicht. Diese Kleider sind aus grobem Baumwollenzeug bei den Armen, aus glattem oder brochirtem, sehr leichtem und durchsichtigem Crepon bei den Reichen. Ihre Lieblingsfarben sind schwarz, carmoisin und hellblau. Gewöhnlich binden sie sich um den ganzen Kopf herum, der Gebrauch ist aber nicht so allgemein, wie in China; ihre langen schwarzen Haare sind um den Kopf gerollt, ohne geflochten zu seyn; sie bedecken sich mit einem Stück schwarzen Krepp, das einem Turban gleichen würde, wenn es eben so groß wäre; gegen die Sonne schützen sie sich bald mit einem Schirm, bald mit einem großen Fächer, bald mit einem konischen Strohhut; ihren schwachen, rauhen und struppigen Bart lassen sie ganz wild wachsen. Die Kleidung der Frauen ist von der der Männer nur dadurch verschieden, daß sie den Busen mit einem starken Brustlatz aus Zeug bedecken, so daß sie bei starker Arbeit die Tunica ablegen können, ohne gegen die Schamhaftigkeit zu verstoßen. Fast alle gehen barfuß, nur die Vornehmen tragen seidene Strümpfe mit sehr dünnen Sohlen; wenn aber die Leute aus dem gemeinen Volk unter der brennenden

*) Das seltsamste Opfer, das ich sah, schwamm auf einem kleinen Floße, der aus vier am Ende zusammengebundenen und aufgebogenen Stücken Rotang bestand; darüber lag ein grobes Blatt, auf welchem gehackte Fische, Reis und Fleisch in mehreren kleinen besondern Tassen standen. Man hatte zubereitete Betel und andere cochinchinesische Leckereien in Blätter eingewickelt, und das Ganze war bedeckt mit einem Blatt gelben Papieres, auf welchem zwei Schlangen mit Truthühnerköpfen gezeichnet waren. Die Ecken waren mit kleinen Pavillons aus rothem Papier geschmückt und heilige halb verbrannte Stäbchen an den Seiten aufgestellt. Welchem Gott oder Geist dieß Opfer dargebracht war und zu welchem Zweck, das weiß ich nicht. Ich habe ähnliche schwimmende Opfer in China gesehen, aber nie ein so vollständiges, wie dieses.

Digitized by Google

Sonne und dem manchmal glühenden Boden weit gehen müssen, so schützen sie ihre Füße mit Sandalen aus geflochtenem Stroh.

Trotz ihrer Ansprüche auf Pomp und Pracht sind sie doch äußerst unreinlich und schlecht gekleidet; die kleinen Mandarinen, welche an Bord der Fregatte kamen, trugen ihre Paradekleider, oder richtiger gesagt, ihre Paradelumpen, mit einem ganz theatralischen Stolz; ihre zahlreiche militärische Begleitung war nicht glänzender als sie selbst; die einen trugen ihre Fächer von Federn und ihre Sonnenschirme, die andern kleine Säcke oder zinnerne Kisten mit doppeltem Boden, worin sich Arekanüsse in Betel eingewickelt, Papier, Tabak, große kanische und einige gewöhnliche Cigarren befanden. Ihre emphatische Haltung, ihr affectirtes Benehmen, ihr pretentiöser Gang contrastirten seltsam mit ihrem listigen Blick, ihrem zerrissenen Costüm und ihrer bedientenmäßigen Unterwürfigkeit. In ihren Besuchen an Bord ließen sie nie das geringste Erstaunen blicken, zeigten nicht die leiseste Neugierde, denn dieß wäre eine Huldigung unserer Ueberlegenheit gewesen, womit ihre unbegreifliche Eitelkeit sich nicht vertragen konnte.

Die Landbevölkerung lebt im größten Elend, die Kinder sind nackt, die Erwachsenen kaum gekleidet; ihre Hütten sind aus Rotang und Matten erbaut, haben unterhalb des Daches nicht mehr als zwei Metres Höhe, und man sieht darin weder Meubles, noch Hausgeräthe; kaum sieht man einige rohe Töpfe, um den Reis zu kochen. Ihre Mäßigkeit ist erzwungen, denn sie haben keine andern Nahrungsmittel, als Reis, Mollusken und gesalzene Fische; sie essen die Eier, die auf dem Punkte sind auszubrechen, und ich muß das Zeugniß der Reisenden bestätigen, welche behaupten, daß sie das Ungeziefer gegessen, womit sie bedeckt sind. Hie und da trifft man einige Häuschen, deren stolze Mauern aus Backsteinen aufgeführt sind, welche an der Luft getrocknet und ohne Kalk übereinander gelegt werden.

Sie scheinen indolent und von sanfter Gemüthsart zu seyn, und nie sahen wir sie einander schlagen oder miteinander zanken. Sie schienen uns ohne Furcht und ohne Erstaunen zu sehen, zeigten sich äußerst wohlwollend gegen uns, und was selten ist, ihre freundliche Gesinnung ging nicht so weit, daß sie uns lästig fiel. Wir fanden sie stets geneigt uns Dienste zu leisten, wenn nicht irgend ein formelles Verbot, dessen Verletzung ihnen Stockstreiche zugezogen hätte, sie abhielt. Mit etwas Brod oder Zwieback, mit einigen Stücken Zink, einem vergoldeten Knopf erntete wir allenthalben großen Dank. Die Frauen sind zu den härtesten Arbeiten verurtheilt, und ihre Lage ist noch unglücklicher als die der Männer, wie in allen uncivilisirten Ländern. Wir haben unter ihnen nicht die Liederlichkeit gefunden, deren einige Reisende sie fälschlich beschuldigt haben.

Ihre Gräber sind eben so einfach, als ihre Wohnungen; mitten in den Feldern, die um ihre Hütten her sich erstrecken, am Rande von blumigen Wegen findet man hie und da einen kleinen Raum, wo nichts wächst und die Erde festgeschlagen ist; in der Mitte eines solchen Fleckens erhebt sich ein halbrunder Aufwurf, unter dem die irdische Hülle eines dieser armen Geschöpfe begraben liegt.

Sie brauchen einige rohe Werkzeuge mit ziemlicher Geschicklichkeit zu Tischlerarbeiten, zum Bau ihrer Hütten, zur Verfertigung ihrer Pirogen und ihres ganzen Fischerapparates. Sie spinnen die Baumwolle, woraus sie die im Lande üblichen groben Gewebe machen; ihre Seidenzeuge, die den chinesischen sehr nachstehen, sind ungemein leicht. Ihre Reisfelder bearbeiten sie mit hölzernen Pflügen, die von Büffeln gezogen werden, und außer dem Reis bauen sie noch Hirse, Tabak, Betel, Zuckerrohr, mehrere Kürbisarten, womit sie ihre Hütten bedecken, den Maulbeerbaum, die Kokospalme, den Bananenbaum und die Arekapalme. Sie treiben einigen Handel mit China und Singapur, woher sie gewöhnliches Porcellan, Papier, Eisen, Zinn, einige Feuergewehre und grobe Wollenstoffe erhalten. Dagegen geben sie weiße Cassonade (Zucker) und Schwalbennester. Dieser sehr unbedeutende Handel wird durch einige chinesische Dschunken, die jedes Jahr nach Faifo kommen, und durch zwei oder drei cochinchinesische Fahrzeuge getrieben, die einmal des Jahres die Reise nach Singapur machen; es sind dieß zugleich Kriegsschiffe und Kauffahrer, die der König aussendet, welcher nach dem Modell eines an der cochinchinesischen Küste gescheiterten französischen Schiffes ein Dutzend dergleichen bauen ließ. Sie hatten 4 bis 600 Tonnen, und das Hinterdeck, das ein wenig dem der großen Dschunken gleicht, und ihre drei fast gleich langen Masten abgerechnet, würden sie ziemlich den ältern europäischen Fahrzeugen gleichen, wenn die Unordnung und die Unreinlichkeit, die an Bord herrschen, die Nachlässigkeit, mit der sie ausgerüstet und getakelt sind, ihren barbarischen Ursprung nicht alsbald andeuteten. Sie führen einige schlechte, metallene, verrostete Kanonen auf faulen Lafetten, deren Benützung mir sehr problematisch scheint. *) Außer diesen großen Schiffen sah ich Kriegsfahrzeuge, welche 30 bis 40 mit Piken und Gewehren bewaffnete Leute trugen, und vermuthlich zur Küstenpolizei bestimmt waren; sie haben einige Aehnlichkeit mit den malayischen Prams, aber nicht dieselbe Leichtigkeit und Eleganz. Ihre Fischerfahrzeuge sind lange Pirogen, zum Theil ganz aus Holz, zum Theil mit einem Boden aus geflochtenem Rotang und dicht geschlossenen getheerten Matten; diese letztere Bauart gibt den Schiffen, freilich auf Kosten der Dauer, eine große Leichtigkeit; um das Gleichgewicht herzustellen, haben sie Hebestangen aus Bambus, auf denen sich manchmal die ganze Mannschaft des Schiffes aufstellt, wenn plötzlich der Wind stärker wird. Sie haben große Segel aus Stroh, von so feinem und weißem Gewebe, daß wir sie anfangs für baumwollene Segel hielten; alle ihre Seile sind aus Rotang gemacht, und ihre Anker mit Einer Schaufel aus hartem Holze des Landes.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Der Reisende Lebas ist seit kurzem von einer in Karien unternommenen Reise zurück in Athen angekommen, und er soll daselbst archäologische Entdeckungen von der größten Wichtigkeit gemacht haben. Er gedenkt in Bälde nach Phocis abzureisen, um Nachgrabungen in den Ruinen von Delphi anzustellen. (Echo du Monde Savant vom 11 Jul.)

Statistik des Primärunterrichts in Frankreich. Das Journal d'education populaire meldet, daß der Minister des öffentlichen Unterrichts an die Deputirtenkammer statistische Notizen über den Primärunterricht vertheilen ließ. Die Ausgaben für diesen Zweig des öffentlichen Unterrichts betrugen im Jahre 1843 15,883,412 Fr. Davon lieferten die Gemeinden 9,032,197 Fr., die Departements 1,751,214 Fr. und der Staat etwa 2 Mill.

*) Im October 1843 entzündete sich eines dieser Schiffe beim Abfeuern einer Begrüßungssalve, und sprang vor den Forts von Whampoa bei Canton mit seiner ganzen Besatzung in die Luft.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 207.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

25 Julius 1844.

Das englische Eisenbahngesetz.

Das neue englische Eisenbahngesetz, wodurch die Regierung in die Privatindustrie auf eine bisher unerhörte Weise eingreift, ist eine merkwürdige Lehre über die Entwicklung des Eisenbahnwesens, und die starke Majorität, welche sich für die zweite Verlesung der Bill aussprach (186 gegen 98), ist ein nicht minder merkwürdiger Beweis, welche Macht in England die öffentliche Meinung und das allgemeine Interesse selbst über so bedeutende Particularinteressen ausüben, denn die bisherigen Eisenbahncompagnien, welche trotz der Versicherung des Handelsministers, daß es nicht die Absicht der Regierung sey, die älteren Compagnien in der Regierungsmaaßregel doch am Ende nach mitzubegreifen, sehr bei dem Gesetze betheiligt sind, da jede Fortsetzung oder Erweiterung ihrer Bahnen sie unter das neue Gesetz bringt, repräsentiren ein Eigenthum von nicht weniger als 60,000,000 Mill. Pf., und eine Bruttoeinnahme von 7 bis 8 Mill. Pfd., wobei eine zahllose Menge von Directoren, Ingenieuren, Advocaten ꝛc. mit betheiligt sind. Wenn man in England nur schwer sich entschließt, in die innere Verwaltung der Eisenbahnen einzugreifen, so darf man nicht vergessen, daß die Compagnien eine vergleichungsweise lange und sehr kostspielige Schule durchgemacht haben, während man auf dem Continent von ihren Erfahrungen einen unermeßlichen Nutzen zu ernten im Stande war. Noch im Jahre 1829, als die erste für Personen berechnete *) Eisenbahn, die von Liverpool nach Manchester, der Beendigung nahe stand, hielten viele eine Fahrt von zehn (engl.) Meilen in der Stunde (etwa 4¾ Stunden) für das höchste, was zu leisten sey, und das Erstaunen war allgemein, als bald 20, ja 30 Meilen zurückgelegt wurden. Noch während diese Bahn im Bau war, wurden 24 neue Concessionen nachgesucht, zwischen 1830 und 1836 sechsundzwanzig, im Jahre 1836 allein 29, und im Jahre 1837 fünfzehn. Dann trat einige Jahre Stockung ein, aber der Unternehmungsgeist regte sich bald aufs neue; im vorigen Jahre gingen 24 Eisenbahnbills durchs Parlament, im gegenwärtigen sind nicht weniger als 66 eingereicht, von denen wahrscheinlich über 40 durchgehen. *) Im Jahre 1843 bestanden 70 Eisenbahnen, die mit einer Gesammtausgabe von 60 Mill. erbaut waren. Von einem Eisenbahnsystem war man in den ersten zehn Jahren weit entfernt, und wenn die Regierung sich darein hatte mischen wollen, so wäre der Versuch wahrscheinlich mißglückt, aber sie hatte den Unternehmungsgeist auf lange Zeit hinaus gelähmt, denn die Compagnie hatte mit fast fabelhaften Hindernissen zu kämpfen.

Zum erstenmal ward im J. 1836, zum zweitenmal im J. 1839 ein Versuch gemacht, um für die Zukunft dem Parlament das Recht zu sichern, in die Eisenbahnangelegenheiten einzuschreiten, das erstemal ganz ohne Erfolg, so daß alle die Eisenbahnbills, welche in den Jahren 1836 bis 1839 durchs Parlament gingen, mühselig ihren Weg durchkämpfen mußten gegen die mannichfachen Widersacher, ohne daß die Regierung sich um dieselben besonders kümmerte. Die Kosten, welche die Compagnien für die Verhandlung ihrer Angelegenheiten im Parlament zu bestreiten hatten, laufen auf fabelhafte Summen an; man berechnete, daß diese Kosten im Durchschnitt 1800 Pf. St. auf die englische Meile betrugen, wobei also das, was die Gegner einer solchen Bill an Kosten zahlten, nicht einmal in Rechnung gebracht ist. Eine Linie zwischen Stour und Rugby wurde im J. 1839 debattirt, die Untersuchung dauerte 66 Sitzungstage vom Februar bis August, wurde dann im folgenden Jahr erneuert, und endlich fiel die Bill dennoch durch, die Compagnie aber, welche sich gebildet hatte, zahlte die ungeheure Summe von 146,000 Pfd. St. (über 1,700,000 Gulden). Nach einem solchen Beispiel wird man die Durchschnittsberechnung von 1800 Pf. St. auf die englische Meile noch mäßig finden. Außerordentlich erhöht wurden die Kosten der Eisenbahnen durch die gänzliche Unwissenheit, in welcher sich anfangs das Publicum hinsichtlich

*) Für die Fortschaffung schwerer Waaren auf kurzen Strecken bestanden schon mehrere seit längerer Zeit.

*) Mehr als 20 sind bereits durchgegangen und haben die königliche Bewilligung erhalten; nach der Angabe des Handelsministers rechnet man im nächsten Jahr auf mehr als 200 Eisenbahnbills.

Digitized by Google

der Eisenbahnen befand, man betrachtete sie fast allgemein mit Abscheu, und bei dem bloßen Gerüchte, daß eine Eisenbahn, wenn auch in der Entfernung von einigen Stunden von einer Stadt angelegt werden sollte, liefen Gegenpetitionen im Parlament ein. *) Daraus entsprang denn auch die Nothwendigkeit den Baden zu unmäßigen Preisen anzukaufen, oder richtiger gesagt, die Leute zu bestechen, daß sie keinen gerichtlichen Widerstand der Erbauung der Eisenbahnen entgegen setzten. Für ganz kleine Landstriche wurden Summen von 10 bis 30,000 Pf. St., ja 120,000 Pf. St. gezahlt.

Bei solchen ausschweifenden Kosten, die sich für alle neuen Eisenbahnen wesentlich vermindert haben, ist es ganz erklärlich, daß die alten im Nachtheil sind, zum Theil sehr schlecht rentiren, und erst durch neue Ansätze und Fortsetzungen rentabel gemacht werden können; da nun die neue Eisenbahnbill alle neuen Anlagen dem neuen Gesetz unterwirft, so ist es natürlich, daß die alten Compagnien sich am meisten gegen das neue Gesetz wehren. Es erhebt sich aber dabei noch ein anderer Umstand, der vermuthlich die Feindseligkeit der alten Compagnien gebrochen hat, so wenig auch in dem Gesetz und in den Verhandlungen darüber die Rede war; die neuen Compagnien haben durch das Lehrgeld, welches die alten in jeder Beziehung, keineswegs bloß in technischer, gezahlt haben, einen so ungeheuren Vortheil voraus, daß eine Menge Eisenbahnen im Plane sind, die eine Concurrenz theils mit andern neuen, theils mit alten Eisenbahnen bezwecken; in der gegenwärtigen Parlamentssession sitzen 40 bis 50 Committees, welche mit einem ungeheuren Aufwand von Zeit und Geld das Schiedsrichteramt verwalten zwischen bestehenden und projectirten, oder zwischen zwei projectirten Eisenbahnen, so daß die Directoren mancher alten Eisenbahn genöthigt seyn werden, die Einmischung des Staats, der sie sonst gern entbehren gewesen wären, anzurufen, um ihre Existenz nicht zu gefährden. Kommen concurrirende Eisenbahnen zu Stande, so ist die natürliche Folge, daß sie einander zu ruiniren suchen; dieß gewährt allerdings wahlfeile Reisen, aber nur für eine kurze Zeit, nämlich so lange, bis der eine Theil zu Grunde gerichtet ist, oder beide sich vereinigt haben, wo dann gewiß höhere Preise wieder eintreten, um sich für den gemachten Verlust wieder zu entschädigen. Hier muß der Staat gleichfalls eingreifen, wenn nicht unermeßliche Capitalien zum großen Nachtheil des Ganzen verloren gehen sollen. **) Der Einmischung des Staats in das ganze Eisenbahnwesen ist also auf keine Weise mehr zu entgehen, und es fragt sich nicht mehr, *ob*, sondern nur *wie* der Staat eintreten soll?

Den absoluten Vertheidigern der freien Concurrenz und Compagnien ist auch in England eine Partei entgegengetreten, welche entschieden darauf hinarbeitet, daß sämmtliche Eisenbahnen vom Staat angekauft und von diesem verwaltet werden sollen; allein dieß ist zu rasch gegangen in einem Lande, wo die Compagnien so mächtig sind, und man den vermehrten Einfluß der Regierungsgewalt immer noch mit so großer Eifersucht betrachtet. Für eine solche radicale Umänderung muß erst die öffentliche Meinung reif werden, und dazu ist die jetzige Bill bestimmt. Sie setzt die Bedingungen fest, unter denen der Staat die Eisenbahn an sich bringen kann, da er aber hiezu Geld braucht, so muß er jedesmal sich ans Parlament wenden. Es ist indeß nicht wahrscheinlich, daß die einzelnen Eisenbahnen nach und nach an den Staat übergehen, sondern es ist nur der Weg zu einer allgemeinen Uebernahme angebahnt, und inzwischen vorgesorgt, daß auf den neuen Eisenbahnen die Reisenden dritter Classe nicht wie bisher mißhandelt werden. Letzteres wagte in der ganzen Verhandlung niemand zu vertheidigen, und man verschanzte sich nur hinter den allgemeinen Satz, daß ein solches Eingreifen in die Privatindustrie in England unerhört sey. Selbst Shiel machte sich, vielleicht aus Oppositionsgeist, mit diesem Einwurf gegen das Gesetz lächerlich. Die Nothwendigkeit, allen das Reisen zu erleichtern und den Waarentransport allen gleich möglich und wohlfeil zu machen, spricht zu laut, als daß England auf dem alten System, alles der Privatindustrie zu überlassen, verbleiben könnte. Es ist dieß allerdings ein neuer Grundsatz im englischen Staatsrecht, aber die Nothwendigkeit hat ihn mit überraschender Schnelligkeit dem Lande aufgedrungen.

*) Oxford remonstrirte öffentlich gegen die Errichtung einer Zweigbahn nach dieser Stadt; das war freilich im J. 1834, jetzt hat es dieselbe mit Vergnügen angenommen.

**) In dieser Beziehung hat gewiß die Regierung einen nicht unbedeutenden Fehler begangen, daß sie die bei der Bildung einer Compagnie verlangte Einlage von 10 Proc. der angeschlagenen Kosten auf 5 herabsetzte; der Speculationsgeist bedarf bei der gegenwärtigen Geldfülle gewiß keiner Aufmunterung.

Dr. Johnstons Reise nach Abyssinien.

Schon wieder eine Reise nach Abyssinien! möchten wir sagen; sie werden wahrhaft zur Plage. Salt, Krapf, Isenberg, Lord Valentia, Bruce haben alle das Verdienst, uns ein ziemlich unbekannt gewordenes Land zu erschließen, aber die nachfolgenden Reisen und namentlich die englischen, leiden an einem wesentlichen Gebrechen, an einem fast gänzlichen Mangel an den nöthigen Vorkenntnissen, um ein in ethnographischer Hinsicht so schwieriges Land, wie Abyssinien und seine Nebenländer, zu bereisen. Das wichtigste, was der Mensch auf Reisen trifft, ist doch immer wieder der Mensch, und wenn man über Geschichte, Bildungselemente und Herkunft eines Volkes in so gänzlicher Unwissenheit ist, wie Harris und im allgemeinen auch Johnston, der sich, beiläufig gesagt, mit ersterem wegen seines hochmüthigen Benehmens überwarf, so kann man wohl Land und Leute, wie man sie eben trifft, ganz erträglich schildern, aber der Sinn für die gründlichere Beurtheilung des Volks fehlt, und wenn man vollends, wie bei Harris, eine höchst verwirrende Nachlässigkeit in Daten, Entfernungen und Namen findet, oder wie bei Johnston Argumentationen der gewöhnlichsten Sorte über Islam und Christenthum neben den lächerlichsten etymologischen Bemerkungen — er vergleicht z. B. Schan-Kalli und

Digitized by Google

Dan-Kalli*) — findet, so vergeht einem der Appetit nach der Lectüre ziemlich. Wenn der Kaukasus ein sonderbares Gemisch von Völkern darbietet, so und noch viel mehr Abyssinien und seine Nebenländer. Wo hört die asiatische Race auf, und wo fängt die afrikanische an? welches sind die Mischlingsvölker? Das sind noch die mehr auf der Oberfläche liegenden Fragen, zu denen noch andere von nicht geringer Wichtigkeit kommen. In diesen Ländern finden sich offenbar Reste von alter äthiopischer Bildung, wo sind diese, und in welchen Stämmen haben sie sich erhalten? Wie kam die jüdische Religion ins Land, zu der sich noch ein Theil des Volks bekennt, und wie hat sich das Christenthum dem Judenthum substituirt? Diese und noch viele andere Fragen müssen gelöst werden, ehe wir über Charakter und Zustände des Volks ein sicheres Urtheil fassen können; was ist aber von Reisenden zu erwarten, denen die Vorkenntnisse fehlen, um sich nur diese Fragen zu stellen. Zu ihrer Beantwortung hat in neuerer Zeit Antoine d'Abbadie das Meiste beigetragen, jedoch erst sein Werk begonnen, keineswegs ausgeführt, wohl kaum, weil es ihm auf seiner Reise an Muße gefehlt hätte, sondern weil er selbst vor der Größe der Aufgabe zurückschreckte, welche die Ethnographie in diesem Lande zu lösen hat. Wir erinnern hier nur an das, was wir im vorigen Jahre (Nr. 283) über diesen Gegenstand bemerkten: „Abbadie zählt nicht weniger als 28 Speachen auf, welche am Ufer des rothen Meeres bis über das Cap Gardafui hinaus und in den Bassins der Flüsse Aday, Wedi, Hawasch, Takazze, Marad und Ansaba gesprochen werden. Erwägt man außerdem noch, daß die Expedition, welche mehrmals den weißen Nil hinauffuhr, in diesem Strich gleichfalls eine gute Anzahl grundverschiedener Sprachen bemerkt haben will, so muß man gestehen, daß das Hochland Abyssinien mit seiner Nachbarschaft dem Speach- und Geschichtsforscher Räthsel aufgibt, wie sie sich nicht leicht neben einander finden." Ehe diese vorläufigen Studien gemacht sind, werden die Reisen nach Abyssinien in ethnographischer Hinsicht nur ziemlich schlechte Ausbeute geben, welche Vorzüge sie auch in anderer Beziehung haben mögen; eine lebhafte Schilderung der Sitten und einen von seinem Nebenbuhler Harris sehr abweichenden unprätentiösen Styl kann man dem Reisebericht Johnstons nicht absprechen, und wir werden deßhalb einiges daraus unsern Lesern mittheilen.

*) Diese zufällige Aehnlichkeit, die noch überdieß erzwungen ist, denn die erstern heißen Schangalla, die andern Dankali, gibt ihm Anlaß, beide Völker zu vergleichen, die sich so unähnlich sind, wie Mongolen und Perser. Erstere sind ächte Neger, und haben wahrscheinlich ihren Namen als Bewohner einer Kalla, d. h. einer Sumpfniederung, wie sie sich längs dem Nordabhang der mittelafrikanischen Hochlande hinziehen, die andern sind ein wohl ziemlich rein kaukasischer Stamm, und haben mit den Schangalla nicht das Mindeste gemein.

Die Leserei (Pietismus) in Schweden

steigt allmählich zu einer famösen Höhe. Die Zeitung von Gefleborg Län (und nach ihr das Aftonblad vom 21 Junius) enthält den Brief eines wahrscheinlich dem geistlichen Stande angehörigen Mannes, der in der Nähe von Tranberg am Meeresufer eine große Volksversammlung bemerkt hatte. Er wandte sich dahin, fragte um die Ursache dieses Zusammenlaufs, und erfuhr, daß eine große Anzahl geistlicher Bücher von den „Lesern" verbrannt werden sollten, da sie nur das Volk an der „Seligkeit, dem Gebtheil in Christo, und Gottes Reich" hinderten. Der Reisende suchte sie von ihrem Beginnen abzuhalten, aber ein Mann, Namens Eelf Jansson, antwortete ihm mit lauter Bibelsprüchen und vertheidigte ihr Verfahren. Der Reisende remonstrirte fortwährend, und verlangte, daß sie doch, wenn sie auch weltliche Bücher verbrennen wollten, doch nicht geistliche verbrennen sollten, aber ein anderer Anführer, Namens Olaf Olsson, betheuerte, ihr Entschluß sey so fest daß, wenn auch nur Ein Buch weggenommen würde, sicherlich zuvor Blut fließen müsse. Unter diesen Betheuerungen wurden Arndts wahres Christenthum, Eckmanns, Liederroths, Pelleesens und Luthers Postillen in Säcke gepackt, auf dem Haufen aufgeschichtet und unter Gebet und Lobgesang angezündet und verbrannt. Mehrere Tage hintereinander dauerte die Volksversammlung Tag und Nacht fort, und Eelf Jansson und seine nächsten Anhänger hielten fanatische Reden. Olaf Olsson erklärte, er habe Weib und Kind, Haus und Hof verlassen, um das neue wahre Christenthum zu predigen, das die jetzige Priesterschaft verderbe und verfälsche.

Chronik der Reisen.

Ein Aufenthalt in Cochinchina.

(Schluß.)

Die cochinchinesische Armee schien mir nicht viel furchtbarer als die Flotte. Die Soldaten sind gleichförmig in Tunicas von scharlachrothem grobem Wollzeug gekleidet, und tragen einen niedern, konischen, aus Bambusrohr gemachten Hut. Die Regimenter und vielleicht auch die untern Grade unterscheiden sich durch die Farbe und Form der Aufschläge. Die einen sind mit englischen Gewehren bewaffnet, die andern mit Piken, die auf langen Bambusstäben stecken und mit einem Büschel rother Haare geziert sind, noch andere mit Bogen und Pfeilen; auch haben sie Säbel, die sie hinten am Rücken hängen, so daß sie über die Schulter weg langen müssen, um den Säbel zu ziehen. Wenn man die Landartillerie nach der Seeartillerie beurtheilen darf, so ist sie nicht sehr geeignet ernste Befürchtungen einzuflößen, ich kann aber nichts näheres darüber angeben, denn man hat uns stets mit großer Hartnäckigkeit den Eintritt in ihre Forts und ihre sämmtlichen öffentlichen Anstalten verweigert; ich muß indeß zu ihrer Ehre sagen, daß die Begrüßungsschüsse, welche sie während unseres Aufenthalts zu Turon abzufeuern Gelegenheit hatten, mit großer Regelmäßigkeit erfolgten.

Die militärische Ueberlegenheit der Cochinchinesen über die Nachbarvölker, eine ziemlich unbestreitbare Thatsache, hat ihnen in Frankreich einen Ruf verschafft, der ihr Verdienst weit übersteigt. Man muß sie gesehen haben, um sich von ihnen einen richtigen Begriff zu machen, denn nicht leicht trifft man schwächlichere, furchtsamere Menschen. Uebrigens kann bekanntlich die Zahl der Truppen nicht so ohne weiteres als ein sichtbares Zeichen der Macht des Landes betrachtet werden. Um bedeutende Truppenmassen beisammen zu halten, bedarf es großer Voraussicht und vieler Geldmittel, die der Regierung fehlen. Die Leitung einer so großen Masse, ihr Unterhalt, ihre Ausrüstung sind Schwierigkeiten, die meiner Ansicht nach über ihre Kräfte gehen, und welche die weit gewandtern Chinesen nicht zu überwinden wußten, denn

Digitized by Google

sie haben den Engländern nie die großen Massen gegenübergestellt, über welche sie hätten verfügen können. Die Zahl der Truppen ist wahrscheinlich im Verhältniß zur Bevölkerung des Landes ziemlich groß, aber man weiß auch über letztere nichts näheres. Die HH. Chaigneau und Vannier, welche zu derselben Zeit einen großen Theil ihres Lebens in diesem Lande zubrachten, die dem König nahe standen, im Staatsrath zugelassen waren, schätzen sie für das Gesammtreich Anam der eine auf 17, der andere auf 10 Millionen. Die Bevölkerung des eigentlichen Cochinchina beträgt nur 1 bis 1½ Millionen, und es hat weniger als ein Fünftel der Christen, deren Zahl von den Missionären auf etwa 500,000 geschätzt wird, von denen aber auf Tonkin allein zwei Drittheile kommen.

Die Küste von Cochinchina ist sehr hoch, und ihr Anblick ist großartig, denn es sind scharfe Berge, die kaum durch einen schmalen mit weißem Sand bedeckten Ufersstrich von dem Meere geschieden sind. Im allgemeinen sind sie mit einer mächtigen Vegetation bedeckt; einige erheben ihr Haupt in die Wolken, und brechen somit die fortlaufende majestätische Linie, die ihre nah aneinander gerückten Gipfel am Saum des Himmels abzeichnen. Zu ihren Füßen liegen mächtige Buchten, geräumige, tiefe Rheden, die von den riesenhaften Armen der Berge umschlossen und gedeckt werden. Es gibt wenige Länder auf der Welt, die hinsichtlich der Schifffahrt mehr von der Natur begünstigt sind: die Anfahrt ist bequem, fast gefahrlos, und das gewundene Ufer bietet mehrere sichere Ankerplätze dar, die gewiß einst bestimmt sind, reiche Handelsstatten aufzunehmen. Wenn die Institutionen des Landes sich ändern, wenn der Ackerbau sich entwickelt, Gewerbthätigkeit entsteht und wächst, so wird Cochinchina zu den reichsten Ländern der Erde gehören.

Wenn die französische Regierung nicht völlig auf jede Niederlassung in Cochinchina verzichtet hat, so werden seine Blicke sich gewiß zuerst auf Turan richten, das seit 30 Jahren von allen französischen Kriegsschiffen besucht wurde, die nach den chinesischen Meeren kamen. Diese kleine Stadt verdient in mehrfacher Beziehung Aufmerksamkeit; sie liegt zwischen Hue, der neuen Hauptstadt Cochinchina's, und Fai-fan, einem kleinen, von Chinesen bevölkerten Hafen, wo fast der ganze auswärtige Handel des Landes betrieben wird; seine Verbindungen mit diesen beiden Städten sind leicht zur See, und zu Lande könnte man ohne Zweifel die bestehenden Wege mit geringen Kosten verbessern. Die Bay von Turan ist prächtig; sie ist im Osten offen, und ihr Eingang ist zum Theil geschützt durch die kleine bewaldete Felseninsel Collao-Han; im Norden sind hohe, waldbedeckte, durch tiefe Thäler getrennte Berge. Von dem Ankergrund aus betrachtet scheint die Rhede ein schöner, auf allen Seiten geschlossener Landsee. In der Ferne erhebt sich die Insel Cham Collao und die bizarre Gruppe der sogenannten Marmorfelsen. Die kleine Stadt Turan hat keine andern Gebäude, als einige Pagoden, ein Zollhaus und noch ein anderes ungeheures Gebäude, dessen Thore aber für uns verschlossen waren, und das man uns als ein königliches Magazin, welches Zucker und Arekanüsse enthalte, bezeichnete. In der Mitte der Stadt, die ziemlich bevölkert scheint, ist der Markt, wo wir nichts sahen, als etwas grobes Baumwollenzeug, irdene Geschirre, das gemeinste chinesische Porcellan, Papier und Bücher, eine einzige schlecht lackirte Schachtel mit eingelegter Perlmutter, präparirten Betel und einige Stäbchen, die man in China und Cochinchina bei jeder Gelegenheit verbrennt. Die Häuser sind hier etwas geräumiger und besser gebaut, als diejenigen, von denen ich eben gesprochen, man sieht einige Matten, Töpfergeschirr und selbst rohe Meubles; sie sind fast alle mit einem kleinen Garten und einigen Bäumen umgeben, deren Grün die saftigen Ufer des Flusses verschönert.

Während wir uns hier aufhielten waren die Gewitter sehr häufig, und selten ging ein Nachmittag vorüber ohne Donner; sie bildeten sich gewöhnlich im Südwesten, und nahmen ihre Richtung gegen Norden den Bergen nach, ohne die Rhede zu berühren; wir haben jedoch einige sehr heftige erfahren, aber immer bei Nacht. Die Windstillen sind sehr häufig, doch hatten wir im Junius oft ziemlich frische Nordwinde, die aber nie lange anhielten. Turan ist von allen Punkten im chinesischen Meere derjenige, wo uns am meisten die Hitze plagte, entweder wegen der Windstillen, oder des elektrischen Zustandes der Atmosphäre, oder der Sonnenhitze selbst, obgleich ich leider nie einen Thermometer aussetzte, um zu sehen, wie hoch die Temperatur steige.*) Nach der Wirkung zu schließen, die das Klima auf unsere Mannschaft machte, kann es nicht sehr gesund seyn; allerdings waren unsere Leute durch einen langen mühseligen Seezug erschöpft, und die meisten hatten schwer durch Krankheiten gelitten, aber wir hatten fünf Monate im Winter und Frühjahr zu Macao zugebracht, und viele schienen völlig hergestellt; bei unserer Ankunft zu Turan hatten wir unter 300 Mann 42 Kranke, als wir abfuhren, hatten wir 72, und einen Monat nachher 151, die meisten an Wechselfiebern und nervösen Koliken. Die Fieberzeit stand, wie man uns sagte, nahe bevor, war aber noch nicht eingetreten. Von drei Mann, die den Sonnenstich bekamen, verloren wir zwei, trotz sehr reichlicher Aderlässe und der stärksten Ableitungsmittel.

Bananen und Kokosnüsse waren die einzigen Früchte, die wir sahen, von Gemüsen bemerkten wir nur Pfeben und Malanzanäpfel; Fische sind im Ganzen mittelmäßig, aber in Menge zu haben, eben so Muschelthiere; Geflügel und Wildpret ist reichlich vorhanden; von Hausthieren sahen wir nur den Büffel, den sehr kleinen Buckelochsen, das Schwein, die Katze und den Hund. Die Reisenden behaupten, die benachbarten Berge seyen voll Tiger, Leoparden und reißender Thiere überhaupt, wir haben keine Spur eines dieser furchtbaren Thiere gesehen, und sie möchten wohl auch kaum ihren Sitz aufgeschlagen haben in diesen schroffen, felsigen, von Strichabstürzen durchschnittenen und von Dornen und Stauden aller Art so sehr verwachsenen Bergen, daß es unmöglich ist, hier einen Durchgang zu finden. Wir fanden einige Thäler, die von Wildschweinen verwüstet waren, welche nach Angabe der Eingebornen sehr zahlreich seyn sollen; auch haben wir mehrere Affenarten gesehen, wovon sich eine durch ihre Größe und ihr Fell auszeichnet. Einer wurde getödtet, der etwa einen Meter Höhe hatte, und dessen graues Gesicht von einem weißen Bart eingefaßt war, der Hals war brennend roth, der Körper mit einem prächtigen Grau bedeckt, die haarlosen Theile mattweiß, die Geschlechtstheile roth, wie der Hals, und die Hände schwarz. Große Schlangen schlichen im Dickicht umher. Auerhähne, Rebhühner, Schnepfen, Wasserhühner, Turteltauben und Papageien sind sehr gewöhnlich, während wir nur wenige Seevögel sahen. Schmetterlinge, Insecten und Blumen sind sehr zahlreich und mannichfaltig. Die mit Wäldern bedeckten Berge müssen prächtiges Holz erzeugen, das längs der Küste leicht zu gewinnen wäre; das Innere der Berge birgt große mineralische Reichthümer, und das Land ist im allgemeinen, wenn man den Berichten der Einwohner und der Reisenden, die es durchwandert haben, glauben darf, außerordentlich fruchtbar.

*) Sie variirte von 24° C. am 12 Mai 6 Uhr Morgens bis 32,6 C. am 7 Junius 3 Uhr Nachmittags.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 208.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

26 Julius 1844.

Persische Skizzen.

Religiöser Zustand. *)

Die Macht des Priesterthums mußte im Orient allenthalben und zu allen Zeiten sehr bedeutend seyn, weil ihr Ursprung zugleich theokratisch und politisch war. In Persien haben die Priester ihre religiöse Allmacht fast unversehrt erhalten; vor der Eroberung des Reichs durch die Araber waren die Desturs seit der Wiederherstellung des zoroastrischen Cultus durch Ardeschir Babigan, sehr einflußreich geworden, und ihre Oberpriester saßen im Rath der Könige, über deren Gemüth sie eine unbeschränkte Macht ausübten. Als Persien mit der Dynastie der Sassaniden seine Gesetze und seine Religion verlor, als der Koran an die Stelle des Zendavesta trat, und die Mollas an die Stelle der Desturs, übertrafen die erstern noch die letztern an Reichthum, Ehrgeiz und Macht. Der oberste Priester, Seder-ol-sudor genannt, der als der Stellvertreter des verschwundenen Imam galt, hatte eine unbegränzte Gewalt. Er war es, der die Muschtehids und die Richter ernannte, und der Schah genehmigte nur der Form wegen seine Entscheidungen. Nadir Schah, der außer andern kecken Entschlüssen, die nur ein hoher Geist ergreift und mit einer außerordentlichen Kühnheit durchführt, auch zu politischem Zweck den schiitischen Cultus abzuschaffen, und den verabscheuten sunnitischen an dessen Stelle zu setzen suchte, wagte es zuerst offen feindselig gegen die Mollas aufzutreten, deren wachsende und stets mit heiliger Scheu geachtete Macht ihn beunruhigte. Uebrigens waren ihrr Einkünfte bedeutend, ihr ungeheurer Grundbesitz, die reichen Schenkungen, welche ihnen sowohl von Privaten, als von den Fürsten der verschiedenen nach und nach auf den Thron gestiegenen Dynastien, hauptsächlich von den Sophis, gemacht wurden, hatten seine Aufmerksamkeit erregt und seine Habsucht geweckt; er meinte demnach, diese Reichthümer, die von Leuten aufgehäuft waren, welche aus der Demuth und der anscheinenden Enthaltsamkeit von allen Genüssen der Welt ein Gewerb machten, ließen sich besser zum Unterhalt seiner zahlreichen Armeen verwenden. Er begann damit, die hohe Würde eines Seder ol Sudor aufzuheben, dann confiscirte er das Privateigenthum der Mollas und der Moscheen, die er großentheils verkaufte — eine Einnahmsquelle, die ihm bei seinen unaufhörlichen Kriegen im Innern und im Aeußern wohl zu statten kam. Seit dieser Beraubung konnte die persische Geistlichkeit sich nie mehr ganz erheben, ihre Schätze waren ihr entrissen, ihre Güter verkauft oder in Staatsgüter umgewandelt, und ihr Ansehen zu Schah Nadirs Lebzeiten, wenn auch nicht ganz gesunken, doch sehr beschränkt.

Die persischen Mollas sind in verschiedene Classen getheilt; ihre Studien, das Ansehen das sie sich erworben haben und der Ruf ihrer Frömmigkeit weisen ihnen verschiedene Kategorien an. Wenn sie zur hohen Würde des Muschtehid gelangen und die 70 verschiedenen Wissenschaften erlernen wollen, so gehen sie in das große Collegium zu Kerbelah (im Tigristhale), wo sie unter andern Dingen Logik, Beredsamkeit und Theologie, die ersten Grundlagen ihrer spätern Studien, und das Arabische lernen, damit sie den Koran und die Hedits (geschriebene Traditionen) gut verstehen und erklären können. Wenn sie dieß Collegium verlassen, müssen sie das Diplom eines Doctors oder Muschtehid haben, aber ihre Ernennung zu dieser Würde hängt unabänderlich von der Entscheidung des Hadschi Said-Beghir, des Großpriesters zu Ispahan ab, der als der Stellvertreter des Imam gilt. Der Neuerwählte begibt sich, sobald er diesen hohen Rang erreicht hat, an den Ort, der ihm bald von dem Said-Beghir, bald von der Regierung angewiesen wird, um daselbst sein heiliges Amt auszuüben, dessen äußerst verwickelte Geschäfte fast immer die geistliche, die richterliche und die bürgerliche Gewalt umfassen. Der Muschtehid ist zugleich religiöses Haupt- und Oberrichter des Orts, wo er seinen Sitz aufgeschlagen hat, und der Kreis seiner Thätigkeit erweitert sich nach Maaßgabe, als er die Achtung und Verehrung des Volks zu erringen weiß. Deßhalb ist auch sein Benehmen fortwährend darauf berechnet, den Heiligenschein, der die öffentliche Meinung zu seinen Gunsten stimmt, zu erhalten, und den Verdacht, der sich über

*) Nach Hrn. A. Seyffs. Revue de l'Orient. Febr. 1844.

Digitized by Google

die Aechtheit seines frommen Wandels erheben möchte, zu zerstören. Allerdings ist in dem Benehmen mancher Muschtehids viel Affectation und Heuchelei; ihre neue Stellung kann den Nationalcharakter nicht verwischen, der sich mehr oder minder bei allen Persern durch Heuchelei und tiefe Verstellung kund gibt; auf der andern Seite gibt es aber auch so wahrhaft tugendhafte und in ihren Sitten vorwurfsfreie Männer, wie unter den christlichen Bischöfen.

Die Muschtehids sind gewöhnlich Leute von sehr vorgeschrittenem Alter; sie tragen einen großen Turban von weißem, oder wenn sie Seids, d. h. Abkömmlinge des Propheten, sind, von grünem Musselin; ihre sonstige Kleidung ist von der strengsten Einfachheit, nie tragen sie Caschemirs, weder um den Kopf, noch als Gürtel um den Leib. Ihr Mantel, von blendender Weiße und außerordentlicher Feinheit, ist ein Gewebe von Ziegen- oder Kamelhaaren. Ihr Gesicht zeigt gewöhnlich einen gehaltenen Ernst, und ihr weißer Bart ist wie mit Henna gefärbt. Wenn sie sich nach der Moschee oder sonst wohin begeben wollen, so besteigen sie gewöhnlich ein Maulthier, das an den friedlichen Sinn des Reiters gewöhnt langsamen und gemessenen Schrittes vorwärts schreitet, ohne je stätisch zu werden. Der heilige Mann, welcher auf dem weichen Sattel wie in einem Palankin sitzt, von Dienern und einer Masse frommer Gläubigen umgeben ist, die aus Achtung sich seinem Gefolge anschließen, reitet langsam vorwärts, wobei er stets mit dem Kopfe schwankt und die Körner seines Rosenkranzes durch die Finger laufen läßt. Manchmal wird er von Klagenden unterbrochen, die sich ihm mit tiefer Verehrung nähern und Gerechtigkeit von ihm verlangen. Der Muschtehid hört im Fortreiten die Erzählung der Streitsache und die Zeugenaussagen an, und spricht oft auf der Stelle das Urtheil, das man von Gott selbst eingegeben glaubt.

Die untern Classen der Geistlichkeit verdienen bei weitem die Verehrung nicht, welche das Volk den Hauptern der Religion bezeugt. Sie sind in der Regel unwissend, von unglaublicher Habsucht und verdorbenen Sitten. Das Wort Molla bedeutet freilich einen Gelehrten, aber selten findet man einen, der etwas mehr weiß, als was im Koran steht, und meistens steht es selbst mit der Korankenntniß schlecht genug, da sie selten hinreichend Arabisch verstehen. In Persien kann den Titel eines Molla annehmen, wer will, denn es kostet nur einen Turban; die besondern Studien, die Prüfungen und Formalitäten, die bei denen nöthig sind, welche auf die Würde eines Cazi oder Muschtehid Anspruch machen, werden bei denen nicht verlangt, welche nur Schulmeister seyn oder blaß einen Ehrentitel führen wollen, denn ein Molla kann darum eben sowohl Kaufmann, Kramer oder sonst etwas seyn, alles verträgt sich mit diesem Titel, die angesehensten wie die niedrigsten Geschäfte, denn die Unzahl der Mollas, ohne Rang und ohne Ansehen, hat keine andern Hülfsquellen, als welche ihnen ihre Industrie verschafft. Einige ziehen das Nichtsthun vor und leben vom Bettel, denn die Regierung gewährt nur den Scheich-ol-Islam und den Kasis oder Richtern ein Einkommen. Die Muschtehids erhalten keine Besoldung, dagegen haben sie Grundbesitz und Dörfer, die ihnen der Schah verleiht, und ein bedeutendes Einkommen aus der Rechtsverwaltung und den Geschenken der Privaten, namentlich der Großen. Der im Koran ausdrücklich verdammte Wucher wird nichtsdestoweniger auf eine unverschämte Art geübt von den meisten Mollas, die sich kein Gewissen daraus machen, Geld zu 40 und 50 Procent jährlich zu leihen. Die Muschtehids enthalten sich dieses schimpflichen Treibens, nehmen aber keinen Anstand durch die dritte Hand an Handelsspeculationen Theil zu nehmen, Ländereien zu kaufen, Häuser und Karawanserais zu bauen, um dadurch ihr Vermögen zu vermehren.

In Persien ist, wie in allen andern mohammedanischen Ländern, die einzige oberste und geschriebene Gesetzgebung der Koran. Man richtet sich streng, auch im Civil- und Verwaltungsrecht darnach, und die mindeste Abweichung von den darin enthaltenen Grundsätzen würde als eine Umkehrung der bestehenden Ordnung angesehen. Es gibt indeß auch ein Gewohnheitsrecht, das trotz der Mollas, die seine erklärten Feinde sind und seine Anwendung fortwährend zu hindern suchen, geachtet wird. Das Daseyn dieser beiden Rechtsquellen hat auch zu zwei verschiedenen Gerichtsbarkeiten geführt, die des Scheriet, oder geschriebenen Rechts, und die des Urf oder Gewohnheitsrechts. Das erste beruht ausschließlich auf dem Koran und der Hedits, d. h. der sehr voluminösen Sammlung der Ueberlieferungen, die zur Ergänzung des heiligen Buchs dienen, welches vermuthlich außerhalb Arabiens als allgemeine Gesetzgebung nicht genügte. Die Mollas halten darum den Koran durchaus nicht für unvollkommen, sondern sie nehmen nur die Nothwendigkeit der Tradition an wegen der allzu großen Allgemeinheit und Erhabenheit der Werke des Propheten, welche die theologische Wissenschaft der Mollas und Muschtehids nie ganz ergründen kann. Sie glauben, jeder Vers des Korans könne auf 72 verschiedene Arten erklärt werden, aber dem beschränkten Verstand des Menschen sey es nicht gegeben sich bis zur Höhe der erhabenen Wahrheiten zu erheben, welche Gott in den Buchstaben seines Buchs niedergelegt hat. *) Der verständliche Sinn des Korans betrifft die Lehren des Glaubens und des Gottesdienstes, und hierüber herrscht unter den Auslegern vollkommene Uebereinstimmung; der Widerstreit beginnt erst, wenn sie die angebliche mystische Tiefe der Worte des Propheten ergründen wollen, und sich ins uferlose Meer der Vermuthungen stürzen. Die Imams der Schiiten und Sunniten haben mit ihrem Fanatismus und ihren gezwungenen Erklärungen eine Menge Vorurtheile in die Köpfe und abgeschmackte Gebräuche in den Cultus gebracht, und die jetzigen Mollas setzen mit gleichem Eifer, aber nicht mit

*) Darum sagen auch die persischen Mollas von dem Missionär Henri Martin, der eine Widerlegung des Korans schrieb, er habe das Buch nicht verstanden und nicht verstehen können, da der geheime Sinn den gelehrtesten Mohammedanern entgehe, und also vielmehr noch denjenigen, welche sich zu einer andern Religion bekennen und somit dagegen eingenommen sind. Eine solche Widerlegung kann ihrer Ansicht nach dem Islam in keiner Weise schaden.

Digitized by Google

gleichem Geiste, wie die alten, diese Umwandlung der ursprünglichen Foemen und des ächten Geistes ihrer Religion fort.

Diese Tendenz ist in Persien sehr beachtenswerth, denn obwohl die religiösen Ideen durch Philosophie und ein gewisses Raisonnement modificirt sind, so bilden sie doch ein wesentliches Element in dem moralischen Leben des Volkes. Die Gewohnheit unterrichteter Männer, ihre Glaubenssätze zu ergründen, zu untersuchen, oft dem Geist des Islam zuwider, zu beurtheilen, ihre unwiderstehliche Neigung den verborgenen Sinn eines Verses zu entdecken, und den so oft schon erklärten Stellen neue Bedeutungen zu geben, sind Ursache, daß zahlreiche geheime Secten in ganz Persien sich bildeten, namentlich im Süden, dem classischen Lande der Sophisterei und des orientalischen Rationalismus. Diese Secten haben eine auffallende Aehnlichkeit mit den Neuplatonikern, Manichäern, Gnostikern u. dergl.; einige derselben verwerfen die mohammedanische Offenbarung und bekennen sich zu einem reinen Deismus; andere nehmen den Islam zwar an, verbinden ihn aber mit eigenthümlichen philosophischen Grundsätzen; wieder andere haben die Grundlehren des Islams seltsam genug mit dem Rationalismus und Pantheismus zu verschmelzen gesucht, und eine der merkwürdigsten endlich ist diejenige, welche die Gottheit Alis als erstes Glaubensgesetz annimmt, und sie durch eine geheimnißvolle Menschwerdung erklärt. Diese Secte ist die zahlreichste und am meisten geduldete. Ein Theil des persischen Kurdistan, das ganze südliche Irak und namentlich die volkreichen Districte von Hamadan und Kirmanschah sind großentheils von Ali-Allahi bewohnt, die meistens Nomaden und sehr kriegerisch sind. Die Geschichte aller dieser geheimen Secten Persiens wäre in mehr als Einer Beziehung von hohem Interesse, denn sie würde uns den Geist dieses Volks von einem ganz neuen Gesichtspunkt zeigen, und den Beweis liefern, daß die strengsten und ausschließlichsten religiösen Einrichtungen nicht im Stande sind, die Neigung des menschlichen Verstandes zu bezähmen, der sich gegen die Fesseln empört, in welche man ihn einzwängen will. Dieß kann aber hier unsere Aufgabe nicht seyn.

Da die Mollas die einzigen Dolmetscher des heiligen Gesetzes sind, so gelten sie auch als die einzigen rechtmäßigen Gerichtsbeamten des Reichs. Die Wohnungen der Muschtehids, der Scheich-ol Islam, der Cadis und Pisch-Namas sind die Tribunale, vor denen die bürgerlichen Processe und alles, was Ehe, Scheidung, Erbfolge, Contracte u. dergl. betrifft, verhandelt werden. Diese Gewalt gibt ihnen ein außerordentliches Ansehen, welches selbst gegen das des Königs überwiegt. Ihre Moralität als Richter ist nicht ganz tadelfrei, meist lassen sie sich gewinnen und verschmähen weder Versprechungen noch baares Geld. Zu dieser Habsucht, welche indeß bei den Persern allgemein ist, kommt noch der Fehler, die Processe in die Länge zu ziehen, was die Parteien oft bestimmt, sich zu vertragen, oder sich an Schiedsrichter zu wenden, manchmal auch an das Gericht des Urf, selbst wenn der Streit nicht in dessen Competenz gehört.

Das Urf, oder das Gewohnheitsrecht, behandelt Mord, Diebstahl und überhaupt alle Verbrechen, welche die öffentliche Sicherheit im allgemeinen betreffen. Es wird durch die Gouverneure oder Begier Begs, die Districtsvorsteher und Hakims der Städte gehandhabt, welche die eigentliche Civilgewalt ausüben. Diese Leute zeigen, wenn eine Streitsache an sie gebracht wird, die empörendste Habsucht, sie treiben die Unverschämtheit so weit, ihre Gunst feil zu bieten, so daß der, welcher am meisten zahlt, des Gewinns sicher ist. Nichtsdestoweniger wird der Urf manchmal vorgezogen, weil er unendlich viel summarischer ist, als die Handhabung des Scheriet, und ein Proceß selten länger als eine einzige Sitzung dauert. Das religiöse Recht, das in den Augen der Perser doch immer den Vorzug verdient, ist dem Gewohnheitsrecht wesentlich entgegen: zwischen beiden Rechtsverwaltungen ist absolute Unverträglichkeit und ein fortwährender Streit. Das Scheriet spricht dem Urtheile des Urf alle Gesetzeskraft ab, und erkennt keine Verjährung für Streitsachen an, die nicht seiner Gerichtsbarkeit unterworfen waren, so daß man mit neuen Urkunden und neuen Zeugen stets aus Scheriet appelliren kann, und da in Persien die Fälschung der Contracte und der schriftlichen Verbindlichkeiten mehr nur als eine ungehörige Handlung, denn als ein bestrafungswürdiges Vergehen behandelt wird, und die Bestechung stets Zeugen zu allem möglichen findet, so geschieht es sehr häufig, daß Leute, deren Proceß lange Jahre zuvor durch den Urf entschieden war, an den Muschtehid appelliren, um den Rechtsspruch der bürgerlichen Gewalt aufheben zu lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Ch. Johnstons Reisen in Südabyssinien.

1. Tadschura.

Wir (Hr. Cruttenden und ich) wurden in Tadschura von dem Sultan freundlich aufgenommen, und erhielten eine ganz erträgliche Wohnung angewiesen. Auf dem Wege dahin begegneten wir einer Abtheilung kleiner Sklavenkinder, die in einem ziemlich langen Zug dahee kamen und uns durch ihre Bitten um Knöpfe und Glasperlen nicht wenig lästig fielen. In Gemäßheit der gewöhnlichen Sitte in Arabien, die wohl auch mit der mohammedanischen Religion aus diesem Lande herüber kam, beachten wir den ersten Tag nach unserer Ankunft in freundlichem Gespräch mit den Leuten der Stadt zu, die Hr. Cruttenden von frühern Besuchen her kannte. Alle Anspielung auf Geschäfte, weßhalb wir gekommen, wurde sorgfältig vermieden, da die bestehende Etiquette der Gastfreundschaft forderte, daß man den Gast am ersten Tag nach seiner Reise in Ruhe ließ.

Ich nahm jetzt die Kleidung an, die man mir als die angemessenste für meine Reise empfohlen hatte. Ueber ein Paar weite Tuchhosen zog ich einen langen gelben Nanking-Rock mit Aermeln, die gegen das Handgelenk enger wurden; diese Art Röcke sind bei den Arabern seit den Zeiten des Periplus üblich, denn unter den Handelsartikeln des rothen Meeres, die dort aufgezählt sind, werden diese Röcke genannt, und der Stoff, aus dem sie gemacht werden, wurde damals, wie jetzt,

Digitized by Google

durch indiſche Fahrzeuge eingeführet. Ein breiter Strohhut, aus der doppelten Manilla-Art, mit einer dichten Baumwollenſchichte zwiſchen den beiden Windungen, bildete eine ſehr leichte und für die faſt ſenkrechten Sonnenſtrahlen unbuchdringliche Kopfbedeckung, ein unerläßliches Schutzmittel gegen die am meiſten zu fürchtende Krankheit, den Sonnenſtich.

Am Morgen nach unſerer Ankunft wurden die Waarenballen in Augenſchein genommen, welche in der Nacht aus dem Schiffe hergebracht und im untern Zimmer unſerer Wohnung, ſo wie in dem anſtoßenden Hofe untergebracht worden waren; Naſſah, einer der arabiſchen Bedienten Hrn. Cruttenden's, der mit der Bewachung beauftragt war, ſchlief auf und unter den Packen und Kiſten. Die Züge dieſes Naſſah waren eine ergötzliche Probe der zahlreichen Claſſe von Arabern, die an der Seeküſte Arabiens lebt, und entſchieden negerartigen Urſprungs iſt.*) Man nennt ſie Sidi;**) ſein Geſicht war nahezu dreieckig, die Spitze am Kinn, die Grundlinie an der langen flachen Stirne. Sein Mund war ein geräumlicher Schlund, aber alle ſeine Häßlichkeit wurde gut gemacht durch den angenehmen Ausdruck ſeiner gutmüthigen Augen, und ſeine ruhige Reſignation, die ſich oft in den Worten kundgab, „wenn es Allah gefällt," „Allah hat mich in ſeiner Hut" u. dgl. Seine Geſtalt war ſchlank und zierlich, und ſein gut geordneter arabiſcher Anzug machte ſein Ausſehen ſehr maleriſch. Er war ſtets wachſam, ſtolz auf das ihm übertragene Geſchäft, und ſeinem Herrn, Cruttenden, aufrichtig ergeben.

Tadſchura iſt eine kleine aus zerſtreut gebauten niedrigen Häuschen beſtehende Stadt am Nordufer einer ſchmalen Bay, die ſich in gerader weſtlicher Richtung etwa zwanzig Meilen weit landeinwärts erſtreckt. Die gegenüberliegende Küſte iſt wenigſtens zehn Meilen entfernt. Von Tadſchura an verengt ſich die Bay zu einem kaum 400 Ellen breiten Canal, der ſich dann plötzlich wieder ausdehnt, und in eine große, unregelmäßig geſtaltete Lagune ausläuft, welche den Namen Gubat-al-Ghrab (der böſe Hafen) führt. Auf neuern Karten ſieht man dieſe tiefe Einbucht gar nicht, ein ſo merkwürdiger Zug an dieſer Seeküſte ſie auch iſt, aber auf den ältern portugieſiſchen Karten iſt ſie genau angegeben, und auch die Alten ſcheinen die Bay von Tadſchura gekannt zu haben, denn ſie läßt ſich leicht in dem Sinus Avalitæ im Periplus nachweiſen. Das Meer in der unmittelbaren Nähe von Tadſchura hat wegen ſeiner ganz ruhigen glatten Gewäſſer den Namen Bahr-el-Bacatin, das Mädchen-Meer, erhalten, und es iſt ein ſeltſames Zuſammentreffen, daß die Römer einen Theil des Meeres in der Nähe des alten Carthago auch Mare Nymphæum nannten.

Ich wurde dem Sultan von Tadſchura vorgeſtellt, einem Mann von wenigſtens 60 Jahren. Um ſeinen glatt geſchorenen Kopf war ein weißer Muſſelintuchan geſchlagen, unter dem ein leichter arabiſcher Kalpak hervorſah, der aus den Mittelrippen von Palmblättern geflochten war. Er war nackt bis zum Gürtel, aber um den Hals und über die rechte Schulter hing ein breiter Gürtel von Amuletten, der aus zahlreichen, patrontaſchenartigen Päckchen von rothem Tuch und Leder beſtand, in deren jedem ein geſchriebenes Zaubermittel gegen alle möglichen Uebel und für jedes wünſchenswerthe Gut ſteckte. Ein ganz gewöhnlicher Rock oder Fotah, der bis an die Knie reichte, war um den Leib mit einem ledernen Gürtel befeſtigt, an dem ein Säbel mit ſilbernem Gefäß hing. In ſeiner Hand trug er einen leichten Speer, auf den er ſich im Gehen ſtützte, oder manchmal auch einen ungezogenen Jungen oder eine Frau ſeines Haushalts nicht ſehr ſanft auf den Kopf ſchlug. Indeß erwies ihm ſein Stamm ſehr wenig Anerkennung, und ſein Titel war nur dadurch von Werth, daß er ihm einen geſetzlichen Vorwand gab, von Kaufleuten und Fremden kleine Geſchenke zu fordern, die, ſo viel ich bemerken konnte, ſein einziges Einkommen ausmachten. Außerhalb der Gränzen der Stadt war ſein Anſehen null, und daß man ihn und die Einwohner im ruhigen Beſitz der Stadt ließ, war nur die Folge einer Art von Tribut, den man den umwohnenden Beduinen zahlte. Darum galt es auch für gefährlich, ſich außer in Begleitung eines mächtigen Eingebornen auch nur etwas weit über die Stadt hinauszuwagen.

Der Name, den die Araber der ihnen entgegengeſetzten Küſte gaben, auf welcher Tadſchura liegt, iſt Bar Adſchem, das Feuerland, augenſcheinlich eine Bezeichnung des vulcaniſchen Charakters dieſes Diſtricts. Wenige hundert Schritte hinter der Stadt ſteht eine Klippe von Korallenkalk, erſtreckt ſich etwa zwei Stunden landeinwärts und iſt überlagert von einer dünnen Schichte grober ſchwarzer Lava. In der Regenzeit wird dieſe Bank ſehr raſch untergraben, ſo daß ſchon bedeutende Lavamaſſen in die temporären Sturzbetten hinabgeſtürzt ſind. Die Lava kann nicht viel über einige hundert Jahre alt und Vulcane müſſen vor nicht allzu langer Zeit in dieſer Gegend vorhanden geweſen ſeyn. Wenige Stunden im Innern zwiſchen Raheita und Tadſchura iſt noch jetzt eine Bergkette von augenſcheinlich vulcaniſchem Urſprung, darum auch von den Eingebornen Dſchebel Dſchinn, der Geiſterberg, genannt. Denſelben Namen führt auch ein noch in neuerer Zeit thätiger, aber ſehr kleiner Vulcan auf dem Wege nach Schoa, den die Eingebornen für die Wohnung eines der von Salomo eingeſperrten unruhigen Geiſter halten.

Das Korallenriff bietet den intereſſanteſten Beweis dar, daß die Erhebung der Küſte in die jetzige Epoche erfolgt, da ſie aus derſelben Art von Zoophyten beſteht, wie ſie in der jetzigen Bay leben. Ich ſtand auf dieſem alten Binnenlandriff an einem Nachmittag, als die Reflexion der Sonnenſtrahlen von der Oberfläche des gegenwärtig unter der Oberfläche des Waſſers befindlichen Korallenlagers Tadſchura gegenüber den Parallelismus des äußern Randes mit dem Riff, auf dem ich ſtand, deutlich zeigte, und ein Einſchnitt in dem letztern entſprach auch vollkommen dem ſchmalen Canal, wo jetzt an dem gegenwärtigen Ufer die Schiffe vor Anker liegen. Erderſchütterungen und Ausbrüche von Lava in ſehr großem Umfang können allein die großen Veränderungen erklären, welche augenſcheinlich in vergleichungsweiſe neuern Zeiten in der phyſiſchen Geographie von Südarabien, der Oſtküſte Afrika's und wahrſcheinlich in einem bedeutenden Theil des indiſchen Oceans vorgegangen ſind.

(Fortſetzung folgt.)

*) D. h. von Negermüttern und arabiſchen Vätern.

**) Eigentlich wohl Suweidi, die ſchwarzlichen. Die Araber unterſcheiden Ahmar, die Rothen, wie ſie ſich ſelbſt nennen, und die Aswan, die Schwarzen, woher auch das Wort Sudan kommt.

In einer neuen Caricatur H. B's fliegen Dädalus und Icarus (Sir R. Peel und Hr. Gladſtone) wie Schwalben zur Sonne des freien Handels empor, und laſſen Chartismus und Radicalismus, Torysmus und Conſervatismus auf den entgegengeſetzten Ufern einer Meerenge zurück. Den Verfall, daß Sir R. Peel bei der neulichen Zuckerfrage durch eilf Stimmen der Antiearnalwiegne gerettet wurde, ſtellt er dar, indem Peel als Arion mit der Harfe auf einem Delphin (Hrn. Bright) ſicher ans Land gelangt. (Lit. Gaz. vom 13 Jul.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 209.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

27 Julius 1844.

Lebas in Kleinasien.

Wiederum ist dieß alte Culturland, wohl die Heimath der Pelasger, d. h. aller Völker, die sich über Südeuropa ergossen, der Gegenstand einer archäologischen Reise geworden, und nicht ohne Früchte. Hr. Lebas, von der französischen Regierung mit einer wissenschaftlichen Reise in Griechenland und Kleinasien beauftragt, hat namentlich für das alte Carien viel geleistet. Daß er die spätere Hauptstadt des Landes unter den Römern, Alabanda, nachgewiesen, mag unbedeutend seyn; wichtiger ist seine Auffindung einer 4 Lieues von Alabanda, im Thale von Karpuli gelegenen Stadt, welche frühere Reisende für Orthosia, Lebas jedoch für Alinda hält, und wo noch die Akropole, das Theater, eine Menge Gebäude und endlich die Gräber, alles von Granit noch aufrecht stehen, ein prachtvoller Anblick! ferner seine Entdeckungen zu Mylasa, wo er drei Decrete aus der Zeit von Artaxerres Mnemon und dem Satrapen Mausolus in Inschriften fand, und zu Labranda, wo er den Tempel des Jupiter Labrandenus, des Schutzgottes von Carien mit der doppelten Streitaxt, fand. Der Ort liegt drei Stunden von Mylasa und der Tempel war ein Wallfahrtsort für ganz Carien. Hr. Lebas sagt hierüber in einem Schreiben (Revue Independente, 25 Junius): „Ich hatte endlich den Gegenstand meiner mühseligen Forschungen gefunden, und war wirklich zu Labranda. Strabo sagt, der Tempel des Jupiter stratius an diesem Orte sey sehr alt; in den Ruinen dieses Ortes, der jetzt den Namen Jaila führt, kündigt alles ein hohes Alterthum an, denn der Tempel gleicht denjenigen, welche ich bis jetzt gesehen habe, in keiner Weise. Hier ist kein Peristyl; vier Mauern in regelmäßigen Steinlagen, drei offene Fenster im Süden und Norden, ein Fenster links und rechts an dem Thor der Halle, so wie südlich und nördlich an dem Portikus, im Hintergrunde des Heiligthums eine große, viereckige Nische, worin ohne Zweifel das hölzerne Bild des Königs der Götter stand." Ueber die Identität von Labranda kann kaum ein Zweifel seyn, denn man findet zahlreiche, und zum Theil sehr wohl erhaltene Spuren der heiligen Straße, welche nach Strabo von Mylasa nach Labranda führte, und die fast eben so lang ist, wie die von Athen nach Eleusis. Fellows hat in neuerer Zeit einen unvollendet gebliebenen Tempel zu Ajakli, dem alten Heraklia, für den Tempel des Jupiter Labrandenus genommen; so sagt wenigstens Hr. Lebas, welcher behauptet, dieser unvollendete Tempel, von korinthischer Ordnung, könne nicht über das zweite Jahrhundert unserer Zeitrechnung hinaufreichen.

Eine merkwürdige Entdeckung machte er an einer alten von seinen Vorgängern für unleserlich erklärten Inschrift zu Jasos; es geht aus derselben hervor, daß ehemals zu Theos eine Corporation dramatischer Künstler bestand, welche Truppen von Schauspielern, tragischen sowohl als komischen, nebst den nöthigen Musikern und andern Nebenpersonen den bedeutendsten Städten Kleinasiens lieferte. Die Inschrift ist in der That nichts anders als eine Berathung, in welcher diese Corporation unter andern Dingen feststellt, daß eine dramatische Gesellschaft nach Jasos geschickt werden soll, und die Personen werden alle namentlich aufgeführt; nichts ist vergessen, nicht einmal die Figuranten und andere stumme Personen. Man glaubt einen der Maueranschläge zu lesen, wie man sie in den Städten Italiens im Anfang des Carnevals findet. Was die Aehnlichkeit noch frappanter macht, ist der Umstand, daß der Fall vorgesehen ist, wenn einer der bezeichneten Künstler sich nicht zur bestimmten Zeit auf seinem Posten einfände, und dadurch die Darstellung hinderte; er soll 1000 Drachmen, nicht mehr und nicht weniger, Strafe zahlen, und sich nur mit Krankheit oder schlechtem Wetter entschuldigen können.

Auf die Angabe eines griechischen Hirten begab sich Hr. Lebas auch nach Kuluk, einem kleinen Hafen, wo sich die Ueberreste einer der zahlreichen Städte befinden sollten, die einst am Ufer der Halbinsel von Halicarnassus sich erhoben. Hr. Lebas fand auch wirklich die Ruinen einer Stadt mit einem Tempel, einem Stadium, einem Theater und mehreren Inschriften, von denen aber unglücklicherweise keine den Namen der Stadt angab. Seine Ansichten, welche Stadt des Alterthums dieß seyn könne, scheinen noch nicht fixirt, jedenfalls muß es aber eine der bedeutendern Städte dieses Landstrichs seyn.

Digitized by Google

Perſiſche Skizzen.

Religiöſer Zuſtand.

(Fortſetzung.)

Die Regierung ſieht nicht ohne Beſorgniß, wie die Richtergewalt der Geiſtlichkeit deren religiöſen und politiſchen Einfluß vermehrt, und nährt ſeit geraumer Zeit einen geheimen Grimm gegen ſie wegen ihrer fortdauernden Eingriffe in die königliche Gewalt. Das Corps der Mollas dagegen, welches ſeine Kraft und Bedeutung fühlt, trotzt gewiſſermaßen der königlichen Gewalt, welcher ſie allein eine Gränze ſetzen können, und ſie machen aus ihrer Verachtung kein Geheimniß, denn ſie betrachten die Dynaſtien der Zend, der Aſcharen und Kadſcharen als Eindringlinge und als Uſurpatoren der Rechte, die allein den Nachkommen der Propheten gebühren. Sie tröſten ſich der Hoffnung, daß früh oder ſpät, vielleicht ſchon nach dem Tode Mohammed Schahs, gewiſſen Prophezeihungen zufolge, der Beſitz der Gewalt in rechtmäßige Hände übergehen werde. Die Entartung der mohammedaniſchen Völker, eine Thatſache, über welche ſie ſich ſelbſt nicht im mindeſten mehr täuſchen können, wird von den Mollas der Verweltlichung der Regierung zugeſchrieben, und man hegt dort ebenſo die Hoffnung auf eine Wiederherſtellung des Chalifats, wie manche in Europa auf die Erneuerung gewiſſer Formen, welche mit der gegenwärtigen geſellſchaftlichen Ordnung und mit den Fortſchritten des menſchlichen Geiſtes unverträglich geworden ſind.

Dieſe ſtille Feindſchaft zwiſchen der geiſtlichen und weltlichen Gewalt wächst noch durch das ſchlechte Einverſtändniß, in welchem der große Muſchtehid von Iſahan und der erſte Miniſter des Schah ſtets gelebt haben. Hadſchi Mirza Agaſſi iſt ſelbſt ein ſehr gelehrter Molla, und wie man ſagt, tief eingeweiht in all das Gewirre der moslemitiſchen Theologie, die er übrigens nicht hoch anzuſchlagen ſcheint. Man behauptet ſogar, er ſey mit einer der oben erwähnten geheimen Secten verbunden, obgleich er äußerlich nie eine Veranlaſſung gab, ſeine Rechtgläubigkeit zu verdächtigen, außer der, daß er die Mollas, ſeine Standesgenoſſen, ſehr rauh und mit wenig Wohlwollen behandelt. Keine Zuneigung verbindet ihn daher mit dem Großmuſchtehid von Iſahan, Hadſchi-Mir-Beghir, und er macht ſich ein boshaftes Vergnügen daraus, deſſen Plane zu ſtören und ihm ſyſtematiſch alle ſeine Begehren abzuſchlagen. Aber die außerordentliche Gewalt, welche dieſer moslemitiſche Lama über das Volk ausübt, und die Art von Unabhängigkeit, in welche er ſich der Regierung gegenüber geſetzt hat, ſchützen ihn gegen jeden directen und offenen Angriff Hadſchi Mirza Agaſſi's. Die Politik dieſes Miniſters in Betreff der Mollas, welche er verabſcheut, geht dahin, ſie durch alle mögliche Mittel herabzuſetzen, und ihrem allzu ungemeſſenen Ehrgeiz die Flügel zu beſchneiden. Er hatte einmal den Plan entworfen, unmerklich die Geiſtlichkeit ihrer Richtergewalt zu entkleiden, und die Bedeutung des Urf im Gegenſatz gegen das Scheriet zu erhöhen, ſo ſehr auch eine ſolche Neuerung gegen den Geiſt der mohammedaniſchen Inſtitutionen anſtieß. Hadſchi Mirza Agaſſi führte als Veranlaſſung ſeiner beabſichtigten Aenderung an, daß die Käuflichkeit ſich auch bis auf die höchſt geſtellten geiſtlichen Richter erſtreckt habe, daß ihr Verfahren zu langſam ſey, und daß die Krone ein Recht habe, die Gewalt, welche die Geiſtlichkeit ſich durch die Nachläſſigkeit oder Schwäche der vorigen Könige angeeignet, wieder zu gewinnen u. ſ. w. Dieſer Plan, welchen er vielleicht in einem Anfall von übler Laune gefaßt hat, iſt unausführbar, denn er wäre eine offenbare und allzu anſtößige Verletzung des Religionsgeſetzes, und der Miniſter würde ſich dem allgemeinen Tadel ausgeſetzt haben, einem Tadel, der ſchlimme Folgen haben und auf den Schah ſelbſt zurückfallen konnte. Dieſer, der ſich durch das geiſtige Uebergewicht ſeines ehemaligen Lehrers und jetzigen Miniſters durchaus leiten läßt, hätte leicht in die Ausführung aller der Maaßregeln eingewilligt, welche ihm in dieſer Beziehung vorgeſchlagen worden wären, um ſo mehr, als die Dynaſtie der Kadſcharen, welche nicht ſehr fromm und türkiſchen Urſprungs iſt, bei den Mollas nie gut angeſchrieben war, indem das Geſchlecht, dem ſie angehören, Jeſid in ſeinen Kriegen gegen Ali unterſtützte.

Eine ſolche Aenderung, wenn ſie möglich wäre, würde übrigens dem Volke wenig nützen, denn dadurch würde keine Reform in dem Rechtsweſen bewirkt; das Scheriet zu ſchwächen und den größten Theil der Macht in die Hände der Gouverneure zu legen, hieße nur die Sache verſchlimmern: das Monopol der Rechtsverwaltung in den Händen der Beglerbegs und Hakims würde eine fortdauernde Quelle willkürlicher und tyranniſcher Handlungen und noch größerer Mißbräuche ſeyn, als jetzt ſtattfinden. In einem Lande, wo die Käuflichkeit ſo zu ſagen zum Syſtem geworden iſt, wo die Gefühle der Ehre und Redlichkeit gänzlich fehlen, kann dieſe Art von juridiſcher Concurrenz nur die Nachtheile vermindern, welche aus einem ſo ſeltſam organiſirten Zuſtand der Geſellſchaft entſpringen.

Es gibt wenig Völker, die mehr von ihrer Geiſtlichkeit beherrſcht ſind, als die Perſer. Sie ſind gewohnt ihre Mollas als die Dolmetſcher des göttlichen Worts zu betrachten, ſomit als gelehrter, wie ſie ſelbſt, man muß ſie alſo achten und fürchten. Ihre außerordentliche Unduldſamkeit, und die Gewohnheit, auf offener Kanzel in der Moſchee diejenigen zu tadeln, welche ihnen vom Islam abzuweichen ſcheinen, flößen auch den Mächtigſten Schrecken ein, und jeder ſucht, ſo viel er kann, einer Anklage der Gottloſigkeit oder Gleichgültigkeit in der Religion zu entgehen. Man muß Beweiſe von Rechtgläubigkeit ablegen, indem man ſich den vorgeſchriebenen Regeln des Korans fügt und den Ermahnungen und Entſcheidungen ſeiner Diener blindlings unterwirft; ſonſt ſetzt man ſich ihrem Tadel aus, der manchmal gefährlich wird, da das Geſetz der Geiſtlichkeit das Recht über Leben und Tod der Pflichtvergeſſenen verleiht. Der Fanatismus des Volks unterſtützt die ohnehin koloſſale Macht der Mollas. Auf ein einziges Wort aus dem Munde eines Muſchtehid erhebt ſich die ganze Volksmaſſe, die allenthalben den Leidenſchaften der religiöſen Parteien als Werk-

Digitized by Google

zeug dient, um den Willen eines Mannes auszuführen, den sein Rang in vielen Beziehungen dem König gleichstellt. Jeder ist also auf seiner Hut und gezwungen, seine Gesinnungen zu verbergen, wenn sie mit den von den wahren Gläubigen angenommenen Ansichten und Lehrsätzen im Widerspruch stehen.

Nichtsdestoweniger besteht unabhängig von den oben erwähnten Secten eine starke, aber stille, geheime und vorsichtige Opposition gegen die persische Geistlichkeit — eine Opposition, die fortdauernd wächst, sich in der Stille entwickelt und die Macht der Geistlichkeit untergräbt. In den höhern Classen der Gesellschaft, namentlich unter den Gelehrten, gibt es Leute, die an Verstand, Bildung und Urtheilskraft den Mollas weit überlegen sind. Während die Regierung, eifersüchtig auf die Macht der Geistlichkeit, diese anzugreifen und in den Augen des Volkes herabzusetzen sucht, stellen sich manche Leute aus ganz anderen Beweggründen kräftig der Geistlichkeit gegenüber, tadeln bei geschlossenen Thüren ihre Mißbräuche, machen ihre Fehler mit der außerordentlichen Fähigkeit zu Sarkasmus und zu beißender Ironie, die dem persischen Geist eigen ist, lächerlich, und stellen, ohne sich je bloß zu geben, alle ihre Thorheiten zur Schau. Ein tiefer Scepticismus charakterisirt diese Art geheimer Protestanten. Die Kühnheit ihrer Ideen versteigt sich bis zur gänzlichen Negirung der mohammedanischen Offenbarung; als ausschließliche Nationalisten verwerfen sie alles, was nicht mit ihren individuellen Ansichten übereinstimmt, aber sie haben nicht immer den Muth, ihre Ansichten auch zu bekennen; nur einem Europäer öffnen sie sich leicht, und er erkennt sie schnell an der Art ihrer Argumentationen, an den unablässigen Spöttereien gegen die herrschenden Einrichtungen, und an ihrer Verachtung für alles, was auf Cultus und Religionsübung Bezug hat. Keine Beschränkung, welche der Prophet in den äußerlichen Handlungen, oft auch keine, die er in den moralischen auferlegte, wird von ihnen beobachtet, oder, wenn sie es thun, so geschieht es nur zum Schein, um dem Verdacht und der Verfolgung, die zuverlässig eintreten würden, zu entgehen. Sie bewundern Mohammed, zweifeln aber an seiner Eigenschaft als Prophet, und glauben keineswegs, daß der Koran durch den Engel Gabriel vom Himmel gekommen sey. Diese Leute bilden eine Art Brüderschaft, und stehen in ihren Grundsätzen und Sitten den europäischen Freimaurern ziemlich nahe.

(Schluß folgt.)

Alte und neue georgische Städte.

Das Georgier Joffelian theilt als Beitrag zur alten und neuen Geschichte seines Landes, die er aus asiatischen und europäischen Quellen schöpfte, eine kurze Schilderung sowohl früher vorhandener, als jetzt noch bestehender Städte Transkaukasiens in alphabetischer Ordnung mit. Da für uns viele derselben ein ganz untergeordnetes Interesse haben, so heben wir nur diejenigen aus, an welche sich ein besonderes historisches und geographisches Interesse knüpft, und beginnen mit

Anakopia,

am Ufer des schwarzen Meeres gelegen. Nach georgischen Chroniken wurde die Stadt von den Griechen gegründet, die solche unter Kaiser Heraclius im Jahre 619 dem abchasischen Eristaff (Gouverneur) Leon übergaben. In Folge dessen nannte Cedrenus diese Stadt die abchasische Vestr (Abasgiæ arx). Hier fand sich eine schöne gegen das Meer zu gerichtete Säulengalerie, waron gegen Ende des 18ten Jahrhunderts noch gegen 40 Säulen standen. Die Türken bemächtigten sich der Stadt, aber am Ende des 18ten Jahrhunderts kam sie wieder an Mingrelien. Nach der Sage der Eheisten des Orts ist hier das Grab des Apostels Simon des Cananiters, und die noch jetzt vorhandene alte Kirche wurde über demselben erbaut.

Anamur,

an der Aragwa, in Mittel-Kartallinien, hat eine besondere Bedeutung wegen seiner Lage an der Straße, die aus Georgien über den Kaukasus durch den Engpaß von Darien, die sogenannte kaukasische Pforte, führt. Als Stadt kennt man den Ort seit dem 14ten Jahrhundert, aber seine Existenz reicht höher hinauf, denn es findet sich hier eine alte seit drei Jahrhunderten geschlossene Kirche, die kurz nach Einführung des Christenthums im Lande erbaut wurde. In dieser ruht die Asche der alten Eristaffs an der Aragwa. Die zweite Kirche ist aus dem 14ten Jahrhundert. Jetzt liegt die Stadt im Thal, und ist viel kleiner als zur Zeit der halb unabhängigen Eristaffs, deren Macht Theimuras II erst im vorigen Jahrhundert brach. Früher breitete sie sich rings auf den Höhen und Hügeln aus.

Chronik der Reisen.

Ch. Johnstons Reisen in Südabyssinien.

1. Tadschura.

(Schluß.)

Den Tag nach unserer Ankunft suchten wir die Geschenke aus für die vornehmsten Personen in Tadschura; diese bestanden hauptsächlich aus langen Mänteln von weißem Kattun, aber schön gearbeiteten, zum Theil gefärbten Leibröcken aber Kafahs, die bei den Arabern und Dankalis sehr hoch geschätzt sind. Nachdem dieß wichtige Geschäft zu allgemeiner Zufriedenheit abgemacht war, wurden Conferenzen gehalten über die Zahl und Auswahl der Kamele, deren Eigenthümer sich herbeidrängten, um auch ihren Antheil an den glänzenden Dollars zu bekommen, welche stets für solche Dienste von den Engländern bezahlt wurden. Das war aber keine kleine Arbeit. Kelams oder Conferenzen wurden unablässig gehalten, wir wurden fast einen Monat lang in Tadschura aufgehalten, und mußten endlich zur Drohung greifen, daß wir nach Aden zurückkehren würden, wenn man sich nicht einige. Dieß wirkte, und man versprach uns, daß wir sicher am nächsten glücklichen Tag, d. h. Freitag nach dem Nachmittagsgebet, aufbrechen sollten. Während der vier Wochen unseres Aufenthalts fiel nichts Besonderes vor, und wir brachten unsere meiste Zeit im Hofe auf einer Matte sitzend zu, mit dem Rücken an einige Kissen angelehnt, während vor uns und längs der gegenüberstehenden Mauer gewöhnlich einige unserer Dankali-Bekanntschaften saßen, welche sehr begierig waren, etwas über unsere Sitten und Einrichtungen zu lernen; Discussionen über die christliche Religion waren häufig. Ich wurde hier auch mit einer eigenthümlichen

Digitized by Google

Art von Erbfolge bekannt; Tadschura iſt hauptſächlich von zwei Abtheilungen des großen Stammes der Adu Ali oder Adali bewohnt, die jede ihr eigenes Oberhaupt haben, welche in der Sultanswürde abwechſeln, und während das Mitglied der einen Familie Sultan iſt, iſt das der andern Wesir. Dieſe Erbfolge iſt indeß Tadſchura nicht eigenthümlich,*) ſondern iſt der allgemeine Staatsgrundſatz in allen bedeutenden Stämmen.

Die männlichen Bewohner von Tadſchura haben faſt keine andere Beſchäftigung als den Handel mit Sklaven, die ſie gegen die Waaren von Indien und Arabien, namentlich aber gegen die erſtern, deren Verkäufer ſie auf dem Markt in Berberah finden, austauſchen. Die Sklavenkinder bleiben einige Zeit in den Wohnungen ihrer Eigenthümer, um ſich nach der langen und mühſeligen Reiſe aus Abyſſinien her zu erholen, und befinden ſich in Tadſchura ganz glücklich, denn da ſie zu jung ſind, um das Elend ihres künftigen Zuſtandes zu begreifen, und ihre körperlichen Bedürfniſſe ſorgſam befriedigt werden, ſo gewinnen ſie bald die verlorene Geſundheit und das gute Ausſehen wieder, und werden dann nach den Märkten von Mocha und andern Theilen des rothen Meeres gebracht. Sie ſind faſt alle in einen langen ſchmutzigen Rock von ſehr grobem Baumwollenzeug gekleidet.

Während meines Aufenthalts in Tadſchura ging der Markt in Berberah zu Ende, und drei oder vier Boote kehrten nach der Stadt zurück. Wie jedes Boot landete, ſtiegen der Rais und die Paſſagiere in ihrem feierlichſten und beſten Anzug aus und zogen, begleitet von dem Stadtvolk, nach dem Hauſe des Sultans zu einer Audienz, wo ſie mit der größten Förmlichkeit empfangen wurden. Jeder berührte des Sultans Hand, küßte dann ſeine eigene und legte die Fingerſpitze an die Stirne. Hierauf wiederholte die ganze Verſammlung das erſte Capitel des Korans, die Fahtah,**) um die friedliche Art der Verſammlung anzuzeigen. Die neueſten Nachrichten vom Markt wurden dann beſprochen, der ſtets circulirende Kaffee herumgegeben, die Fahtah wiederholt, und ſo endete die Begrüßung der Heimkehrenden.

Drei oder vier Tage vor meiner Abreiſe kam eine Kafila aus Abyſſinien an, und mit ihr zwei Griechen, die lange am Hofe Sahele Selaſſi, des Königs von Schoa, ſich aufgehalten hatten. Sie hießen Demetrius und Johannes; während ihres Aufenthalts in Abyſſinien hatten ſie ſich zum Chriſtenthum bekannt, jetzt fanden ſie es aber paſſend, fromme Mohammedaner zu ſeyn, und nannten ſich Hadſchi Mohammed und Hadſchi Juſuf. Sie befanden ſich in nicht ſehr guter Lage, da ſie dieſſeits des Hawaſch von einem Stamm der Daukali ausgeplündert worden waren; auch berichteten ſie, daß drei entlaſſene indiſche Diener des Capitän Harris getödtet worden, und ſie ſelbſt nur als Mohammedaner entkommen ſeyen. Nur die Hälfte der zuletzt nach Schoa abgeſendeten Waaren war daſelbſt angelangt, das übrige von den Beduinen geplündert worden. Die Engländer waren ſämmtlich ſicher angelangt. Die Reiſenden baten um eine Ueberfahrt nach Aden, ſo wie um Kleider, wenn wir welche entbehren könnten. Wie entdeckten ſpäter, daß ſie trotz aller ihrer angeblichen Armuth doch einige junge Sklavinnen mitgebracht hatten, die ſie in Mocha verkaufen, und ſich dadurch die Mittel verſchaffen wollten nach Konſtantinopel zu gelangen. Als dieß zu den Ohren Hrn. Cruttenden's kam, ſchlug er ihnen eine Ueberfahrt in ſeinem Boote durchaus ab, und ſagte ihnen, wenn ſie Sklavinnen nach Aden brächten, ſo könnte es wohl kommen, daß man ſie ſelbſt ins Gefängniß würfe und ihre Sklavinnen frei ließe.

Da ich in Aden im Geſpräch mit einem Miſſionär gehört hatte, daß einige Ruinen in der Nähe dieſer Stadt ſich befänden, die nur von einem Volke herrühren könnten, das in der Civiliſation weit höher ſtand, als das jetzige, ſo fragte ich beſonders nach der Sagengeſchichte des Landes. Der Sultan, der einer der älteſten Männer war, erzählte mir, in ſeiner Jugend ſeyen einige große Steinmauern auf dem Wege nach dem Brunnen zu ſehen geweſen, und er bot ſich an uns dahin zu begleiten. Sie befanden ſich etwa in der Mitte zwiſchen dem Brunnen und der Stadt. Alle Spuren über dem Boden waren längſt verſchwunden, wenn man aber mit dem dicken Ende eines Speeres nur etwas den Boden aufkratzte, ſo zeigten ſich deutliche Spuren von Grundmauern eines ausgedehnten Gebäudes. Wenige Schritte davon fanden wir faſt vollkommen erhalten einen regelmäßig geformten Mühlſtein von außerordentlicher Größe; er war aus grobem, ſchwarzem, vulcaniſchem Geſtein und wog wenigſtens 600 Pfund; der Sultan konnte uns keinen andern Beſcheid darüber geben, als daß er durch den Regen von den Bergen herabgekommen ſey. Hinſichtlich der ſteinernen Häuſer ſagte er uns, er habe von ſeinem Vater gehört, daß die Türken ſie errichtet hätten, als ſie Herren des Landes geweſen. Hiebei iſt aber zu bemerken, daß alle alten Gebäude ſowohl in dieſem Lande, als bei den Somalis ohne Unterſchied den Türken zugeſchrieben werden. Auf meiner Reiſe durch das Land Adal hörte ich oft von zerſtörten Häuſern aus Stein und Kalk, und unwandelbar ſetzte man hinzu, daß ſie den Türken gehört hätten; manchmal ſetzten ſie, wir um ſich ſelbſt zu corrigiren, hinzu, daß ſie die Feringis meinten, denn die alten Herren des Landes ſeyen keine Mohammedaner, ſondern Chriſten geweſen.

Wir gingen weiter nach dem Brunnen und fanden die Mündung deſſelben von einer niedern, nur etwa zwei Fuß hohen Steinmauer eingefaßt. Der Brunnen hatte 15 bis 16 Fuß Tiefe bis zur Oberfläche des Waſſers, das ſtets reichlich und ſüß iſt. In geringer Entfernung davon ſtanden aufrecht ſechs Hälften von derſelben Art Mühlſteine, wie wir früher einen geſehen; alle waren, nach der Angabe der zahlreichen Sklavinnen, welche hier ihre Schläuche füllten, in der naſſen Jahreszeit von den Bergen herabgeſchwemmt worden, dieſelbe Nachricht und vielleicht aus derſelben Quelle, wie die des Sultans. Es entſteht natürlich die Frage, welchem Volke dieſe Arbeiten zugeſchrieben werden müſſen, welche die Fähigkeiten der jetzigen Einwohner von Tadſchura ſo ſehr überſtiegen, und zu was dieſe rohen Mühlſteine urſprünglich beſtimmt ſeyn konnten. Das Klima des Landes, wo ſie ſich finden, läßt nicht annehmen, daß ſie zum Mahlen von Weizen benutzt worden ſeyen, und der Dſchuwari war wohl ſchwerlich die Nahrung eines in der Civiliſation ſo vorangeſchrittenen Volks. Ich konnte mir das Daſeyn dieſer Steine gar nicht erklären, denn kein Erzeugniß des Landes, wie es jetzt iſt, konnte ihrer Anwendung erfordern, und die Schwierigkeit läßt ſich nur überwinden, wenn man annimmt, ſie ſeyen von der antediluvianiſchen Zeit, welche dieſen ganzen Landſtrich zur Wüſte machte, dagewesen. Eine nähere Unterſuchung des Landes nördlich und öſtlich von Tadſchura wird vielleicht mit der Zeit das Daſeyn ausgedehnter Ruinen in der Nähe nachweiſen.

*) Sie herrſchte bekanntlich auch in Tunis und wurde erſt durch den jetzigen Bey geſtört.

**) „Das eröffnende," ein feierliches Gebet. A. d. U.

Die engliſche Nationalgalerie bereichert ſich fortwährend mit Meiſterwerken. Das „Gericht des Paris" von Rubens ward für 4000 Guineen angekauft. (Engl. Bl.)

München, in der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 210.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

28 Julius 1844.

Finnland.

Dieß große Land, das nie eine selbstständige Rolle in der Welt gespielt hat, zeigt in neuerer Zeit, si fabula vera est, einen eigenen Geist, und man ist bestrebt eine finnische Nationalität, im Gegensatz gegen russische und schwedischr zu haben. Namentlich ist die russische Regierung bemüht, das Finnische zu befördern, und unterstützt diejenigen, welche dasselbe zu ihrem besondern Studium machen, auf alle Weise; wie manche behaupten wollen, um die schwedische Nationalität der höhern und Mittelclassen zu brechen. Das benimmt den ehrenwerthrn Bemühungen Lönnroths, Castrens, der in neuerer Zeit zur Erforschung der mit den Finnen verwandten Stämme nach Sibirien ging, u. a. nichts an ihrem Werthe, gibt aber eine Einsicht in die Bestrebungen und in die Mittel, die man ins Werk setzt, um das moralische Band, das Finnland immer noch an Schweden knüpft, nach und nach aufzulockern. Merkwürdig ist die Behandlung, welche Finnland erfuhr, seit es unter russischer Herrschaft steht: es ist mit großer Nachsicht behandelt worden, nicht einmal die gezwungene Aushebung von Matrosen, woran es Rußland so sehr fehlt, ist bis jetzt eingeführt worden, und sein Zollsystem war dem Wunsche des Volks gemäß, ausnehmend mild, im Gegensatz gegen das russische, so daß ein für Rußland nachtheiliger Schmuggelhandel, namentlich im Winter in Schlitten, über den Golf herüber sich entspann. *) Am meisten geschah, um die höhere Classe für sich zu gewinnen, der man Anstellungen nicht bloß in Finnland, sondern auch im übrigen Rußland, verlieh und die man reichlich belohnte. Ob aber damit der Zweck erreicht wurde, ist eine andere Frage, denn der finnische Adel wurde dadurch nur in die bekannte Verdorbenheit und Bestechlichkeit der russischen Beamten hineingezogen, und trennte sich von seinem Lande durch eine moralische Kluft, die nicht so leicht wieder auszufüllen seyn möchte.

*) Dieß war wohl Ursache, daß jetzt die Zölle ziemlich empfindlich erhöht worden sind, was in Finnland keinen günstigen Eindruck gemacht hat, ob man gleich, da man einmal mit Rußland verbunden ist, nicht mit sonderlichem Recht darüber Klage führen kann.

Es ist keine Frage, daß von allen russischen Provinzen keine im Vergleich mit ihrem früheren Zustand einen solchen Wohlstand erreicht hat, wie Finnland; sein Handel hat zugenommen, seine Städte haben sich erweitert, sein Boden ist besser angebaut, die höheren Classen sind im russischen Dienst reich, und die mittleren wohlhabend durch Handel geworden. Aber das moralischr Band, wriches Finnland an Schweden knüpft, und das durch tausendjährige Verbindung, durch Religion und Sprache erstarkt ist, dieß ist doch nicht zerrissen, und es fragt sich jetzt für Rußland, ob vielleicht mit andern Mitteln besser dieser Zweck zu erreichen seyn möchte. Seit einiger Zeit bemerkt man in Finnland ein Streben, die Verbindung mit Rußland inniger und stärker zu machen, als sie bisher war; nicht bloß wurden, wie oben schon bemerkt, die Einfuhrzölle stark erhöht, um sie den russischen allmählich näher zu bringen, sondern vielfach wird auch die Erlernung der russischen Sprache zum Gesetz gemacht, die Polizei wird strenger, und nicht bloß der Presse, sondern auch der Sprechfreiheit allmählich ein stärkerer Zwang angelegt. Darf man vereinzelten Stimmen in Schweden trauen, — Flüchtlingen, welche sich der russischen Herrschaft entzogen haben,*) — so leidet es keinen Zweifel, daß die Fortschritte, welche Rußland in der Anhänglichkeit Finnlands seit 1809 gemacht hatte, in den letzten Jahren wieder verloren gegangen sind. Finnland, dieß vorgeschobene Bollwerk der russischen Macht, fängt an sich moralisch gegen Rußland zu wenden, und man darf nicht vergessen, daß die finnische Bevölkerung bis vor die Thore von Petersburg reicht. Verliert Rußland sein Uebergewicht auf dem baltischen Meere, so kann Finnland jeden Augenblick verloren gehen und eine feindliche Macht steht vor den Thoren der Hauptstadt. Dieser Umstand macht ein Land, das doch höchstens anderthalb Millionen zählt, worunter wenig über 100,000 Schweden, so interessant und wichtig; es erklärt die unge-

*) Ein verbannter Finne hat in Stockholm eine Schrift über die Rechte Finnlands auf eine Repräsentativ-Verfassung, wie sie durch das Patent der Besitznahme gewährleistet wurde, herausgegeben; sie ist keineswegs in einem polternden Tone, sondern sehr mild gehalten.

Digitized by Google

wohnte Milde und Nachsicht der Regierung, und läßt bezweifeln, ob es schon an der Zeit war, eine Amalgamation mit dem Zarenreich zu versuchen.

Persische Skizzen.

Religiöser Zustand.

(Schluß.)

Alle, welche nicht von einem fanatischen Geiste beseelt sind und einige Einsicht besitzen, gestehen offen, daß der Islam bei den Persern sehr abgekühlt sey, und mehr und mehr von seiner ursprünglichen Kraft verliere. Sie sagen, es sey nur noch ein schwacher Schatten des ursprünglichen Mohammedanismus, dessen Entartung durch verschiedene Ursachen herbeigeführt worden sey, die sie einem unerbittlichen Geschick zuschreiben. Wer vorurtheilsfrei und gewöhnt ist über den natürlichen Gang der Ereignisse nachzudenken, erkennt leicht, daß diese innere Auflösung des Islam in Persien, die sich durch die Menge der philosophischen Secten und eine fast allgemeine Neigung der Geister zum Unglauben und zur Irreligiösität kundgibt, seinen Hauptgrund in der Untauglichkeit des religiösen Symbols hat, das eine geistige Wiedergeburt der Menschen zu bewirken nicht im Stande ist. Der täglich häufiger werdende Verkehr mit den europäischen Völkern, die fremden Begriffe und Sitten, der Anblick einer großartigen Civilisation, die ihrem eigenen Geständniß zufolge der aller mohammedanischen Völker überlegen ist, die Niederlagen, welche Persien in der letzten Zeit während des Kampfes mit einer benachbarten christlichen Macht erlitten hat, alles dieß sind Neben- aber darum nicht minder wichtige Ursachen der religiösen Erschlaffung, der Desorganisation und des fortschreitenden Verfalls des Reichs. Man kann den Einfluß, welchen die politischen Ereignisse, die Schlag auf Schlag über Persien hereinbrachen, auf die Gemüther im allgemeinen ausübten, unmöglich verkennen. Das Abreißen von Provinzen in Folge eines Kriegs, den eine ächt orientalische Rodomantade herbeiführte, und die gezwungene Obervormundschaft, der es sich nach seinen Niederlagen unterwerfen mußte, und welche jede freie Bewegung hemmt, haben bei allen Menschen, die im Stande sind, die Sache nach ihrem wahren Werthe zu schätzen und über die Gegenwart hinauszusehen, eine außerordentliche Entmuthigung hervorgebracht. Alles mußte diesen Einfluß fühlen, das Privatleben so gut wie das öffentliche; die Sitten wie die religiösen Einrichtungen erfuhren eine merkliche Veränderung, die allgemeinen Ideen wechseln und die ursprüngliche Geistesoriginalität der Nation fängt an zu verschwinden.

Die mohammedanischen Staatsgesellschaften ermangeln eines festen innern Zusammenhanges. Dem Schein nach ist alles stark, und scheint seine Stärke den Dogmen zu entlehnen, welche die Grundlage des gesellschaftlichen und politischen Gebäudes ausmachen. Der strenge und despotische Charakter dieser Dogmen kann aber eben so wenig die Auflösung hindern, als die Zügellosigkeit, welche man bei den Einzelnen wie bei den Regierungen bemerkt, die dem Islam gehorchen. Die Ursache der scheinbaren Kraft und Ausdauer, welche man anfangs in der mohammedanischen Religion selbst sucht, liegt in der innigen Verbindung zwischen dieser und dem Leben in seinen geringsten Aeußerungen; der geistige und leibliche Mensch wird gewissen Regeln und Vorschriften unterworfen, die ihn der freien Selbstbestimmung berauben, indem sie ihn zur Beobachtung kindischer Formen zwingen, wodurch auch die unbedeutendsten Lebensverhältnisse geregelt sind. Der Moslem ist darum von seiner Kindheit an gewöhnt, seine Religion und sein Leben als zwei ganz untrennbare Dinge anzusehen, und er kann nicht begreifen, daß eines ohne das andere bestehen könne. Dieser Glaube ist tief, aber nicht unerschütterlich. Die Neigung dasjenige zu untersuchen, was man ihm vor den Jahren der Ueberlegung eingeimpft hat, ist um so stärker, je mehr sie durch Verbote gehemmt ist, und wird noch gereizt durch den Geist der Streitsucht und der Unabhängigkeit, welche die vornehmen Perser so besonders auszeichnet. Jede Verläugnung ihrer eigenen Vernunft ist also unmöglich; sie verfallen dadurch sogleich in Zweifel, sobald sie sich von ihren ursprünglichen Ideen entfernen — eine Klippe, an welcher der eifrigste und eingewurzeltste Glaube so oft schon gescheitert ist.

Diese fast allgemeine Neigung zum Rationalismus und namentlich zum reinen Deismus entgeht indeß den Mollas nicht, und sie versuchen, aber wie mir scheint, vergebens, den Glauben wieder zu beleben, dessen immer schnellerer Verfall auch ihre eigene Macht bedroht. Das Volk horcht noch willig auf ihre Ermahnungen und unterwirft sich mit anscheinendem Eifer den Vorschriften des Korans, so wie den mehr oder minder willkürlichen Erklärungen desselben; es fastet und betet öffentlich, gibt Almosen, aber spärlich, und wohnt den Predigten im Monat Ramazan bei. Es enthält sich auch, mehr wie die höheren Classen, der berauschenden Getränke, und jammert aufrichtiger beim Anblick der Trauerspiele, die das Märtyrerthum der Kinder Ali's darstellen. Bei diesen Schauspielen wird die Rechtgläubigkeit und Frömmigkeit dadurch bewiesen, daß man die drei usurpatorischen Chalifen, die Vorläufer Ali's, verflucht, und so den tiefen, angeerbten Haß der Schiiten und Sunniten nährt. Der Schmerz, welchen die Schmach, womit Jesid die unglückliche Nachkommenschaft Ali's überhäufte, und die entsetzlichen Grausamkeiten gegen dieselben hervorrufen, äußert sich bei allen aufrichtigen Gläubigen durch häufige Thränen, durch Schluchzen und heftiges Anschlagen an die Brust. Das ist für die Mollas der wahre Prodirstein, der Thermometer so zu sagen, an welchem sie den Grad der Anhänglichkeit an die Religion erproben, und zudem ist es eine Quelle bedeutender Einkünfte für die Geistlichkeit, da man gewöhnlich aus ihr die Schauspieler nimmt.

Die Provinzen, welche an Rußland gränzen, wie Aderbeidschan und Ghilan, sind diejenigen, wo man die größte Veränderung in den allgemeinen und religiösen Ansichten wahrnimmt, nicht als ob Rußland je, wie man dieß gewöhnlich annimmt, daran gedacht hätte, aus weitee gehenden Ab-

Digitized by Google

sichten hier einen neuen Glauben verbreiten zu wollen, sondern in ganz natürlicher Folge des häufigen Verkehrs zwischen beiden benachbarten Staaten und mit einer Menge Europäern überhaupt, die seit dreizehn Jahren zu sehr verschiedenen Zwecken diese Provinzen besuchten. Auch Irak hat, obgleich minder stark, den Einfluß der europäischen Sitten gefühlt, und dieser Einfluß breitet sich allmählich bis zu den fernsten Gegenden Persiens aus. Es ist eine Thatsache, daß dieser Einfluß sich in keinem mohammedanischen Lande zeigen kann, ohne daß die alten Einrichtungen merklich darunter leiden; allmählich folgen Neuerungen, die zum großen Nachtheil des Islam ausschlagen müssen, der sie alle zum voraus verdammt hat. Der Islam kann sich nicht wirksam behaupten, als unter der Bedingung absoluter Unduldsamkeit, und durch die möglichst vollständige Isolirung von den Völkern, die sich zu einem andern Glauben bekennen. Die Vernichtung dieser Grundsätze geschieht aber durch eine unendlich stärkere oder wirksamere Macht, als die religiöse Propaganda, die in ihren Bemühungen bei einem so fanatischen oder religiösen Volke, wie die Perser, stets scheitern wird, denn die eigenthümlichen aber tief gewurzelten Begriffe weichen nie der Controverse oder Widerlegung. Das immer stärkere Eindringen europäischer Sitten und Begriffe, die Umwandlung, die im gesellschaftlichen Leben vorgeht, sind der Beweis, daß die bloße Berührung und der fortdauernde Verkehr mit Europa allmählich eine Umgestaltung und Entwöhnung von allem dem, was jetzt noch hindernd entgegentritt, herbeiführen werden. Die sprüchwörtliche Geselligkeit der Perser, die Lebhaftigkeit ihres Geistes, die Ueberlegenheit ihrer Verstandesbildung im Vergleich mit der anderer asiatischen Völker, endlich die Vollkommenheit und Universalität ihrer Sprache machen sie fähiger, fremde Eindrücke aufzunehmen, und die von außen ihnen zugeführten socialen Elemente sich anzueignen.

Seit etwa dreizehn Jahren findet eine sichtliche Annäherung zwischen Persien und Europa statt, eine Annäherung, die man nicht mehr unterbrechen, und deren Folgen man nicht mehr hindern kann. Von allen Seiten durch Völker eingeschlossen, welche gleichfalls mehr oder minder der Nothwendigkeit eines moralischen wie materiellen Joches unterliegen, kann Persien dem Schicksal, das ihm in der Zukunft beschieden ist, nicht entgehen. Selbst die Macht der Geistlichkeit kann, untergraben und geschwächt wie sie ist, keinen Widerstand mehr leisten. Die Religion selbst wird nothwendig ihre Herrschaft verlieren, da sie nicht wie das Christenthum eine Wiedergeburt des Menschen bewirken, die gesellschaftlichen Zustände verbessern und die Fortschritte der Menschheit überhaupt befördern kann. Die herrschende Neigung zum Skepticismus unter den höchsten und unterrichtetsten Classen der Gesellschaft ist eine sehr bezeichnende Erscheinung; obgleich furchtsam und halb verschleiert, wird sie doch früh oder spät als Ausgangspunkt einer stärkern und allgemeinern Manifestation dienen.

Wohin diese führen wird, möchte schwer zu sagen seyn, denn von den bisherigen Missionärarbeiten, protestantischen wie katholischen, ist nichts zu erwarten. Rußland, obwohl eine christliche Macht, hat nie zu religiösen Missionen seine Zuflucht genommen, denn es weiß zu gut, daß es dadurch alle Aussicht auf Ausführung seiner Plane auf unbestimmte Zeit vertagen oder auf immer zerstören würde; es vermeidet im Gegentheil alles, woran der religiöse Glaube der asiatischen Völker einen Anstoß nehmen könnte. Dagegen läßt es Moslems wie Armenier an den öffentlichen Aemtern Theil nehmen, und beschleunigt dadurch das Werk der Verschmelzung und des geheimen Proselytismus auf alle Weise. In den transkaukasischen Provinzen ist die langsame, aber merkliche Schwächung des Islams eine beglaubigte Thatsache. Die Mollas thun dort dasselbe, wie in Persien, um die fortschreitende Auflösung des religiösen Princips, welche auch allmählich die benachbarten Länder ergreift, aufzuhalten, aber mit unendlich weniger Erfolg. Was gegenwärtig in Karabag, Schirwan und Georgien statt findet, die vor kurzem erst Persien entrissen wurden, das ist der einzige Weg, um auch die benachbarten Völker einer religiösen und politischen Regeneration entgegenzuführen. Wenn einst Persien dasselbe Schicksal erfährt, wie diese eroberten Provinzen, so wird es auf eine starke, unwiderstehliche Weise einer religiösen und moralischen Zukunft entgegenschreiten, deren Bedürfniß es dunkel fühlt und auf eine so merkwürdige Weise kund gibt.

Chronik der Reisen.

Ch. Johnstons Reisen in Südabyssinien.

Abreise ins Innere bis zum Solzsee.

Die Zeit meiner Abreise näherte sich jetzt. Der arabische Schmied war zwei oder drei Tage beschäftigt, mir einen krummen Dolch zu machen, den ich mit drei kleinen Pistolen im Gürtel tragen sollte. Die Gerüchte von Bedrohungen und Ermordungen nöthigten zu Vorsicht und stete Wachsamkeit, sie sind der beste Schutz, denn man muß jedem mißtrauen, bis man von seiner gänzlichen Friedsamkeit überzeugt ist. Zwei Satteltaschen von Kuhfell, gleichfalls vom Schmied gemacht, und darum nicht sehr elegant, waren geräumig genug, um meine ganze Garderobe aufzunehmen, nebst mehrern Pfund Zwieback und einem Käse. Auch ein Maulthier ward für mich gekauft, ein gutes Thier mit sicherem Schritt, des Weges nach Schoa und die Reise mit Kamelen völlig gewohnt. Am 27 Mäez Nachmittags wurde ich gerufen, um die Kamele zum erstenmal laden zu sehen und sie zu zählen. Hr. Gruttenden war anwesend, um mir Lebewohl zu sagen, und ein ganzer Kreis der vornehmsten Hekils der Stadt hielt hier ihren letzten Kalám, um mich der Obhut Ahmed Muhammeds, gewöhnlich Ibn Izaak genannt, zu übergeben, dem die Aufsicht über die Karawane übertragen war. Cassim, einer der vornehmsten Männer der Stadt, und Ibrahim Schelton (der Satan), ein angemessener Name, hatten eingewilligt uns drei Tagereisen weit zu begleiten. Die Kamele waren bereits außer dem Gesicht, die Fahtah wurde von allen Anwesenden gesprochen und ein allgemeines Abschiednehmen erfolgte. Ich schüttelte Hrn. Gruttenden die Hand, dankte ihm herzlich für die Güte, womit er alles Nöthige zu meiner Reise herbeigeschafft hatte, und bestieg mein Maulthier, froh, endlich Tantschura, dessen ich herzlich müde war, im Rücken zu haben.

Digitized by Google

Wir zogen zuerst über einen kleinen Bach, welchen ein in der Nacht gefallener Platzregen gebildet hatte; Cassim war der einzige unter den fünf Eingebornen, der beritten und bloß mit dem gewöhnlichen Dolch seiner Landsleute bewaffnet war. Die übrigen, Ibrahim Scheitan ausgenommen, der sich in Tadschura widerwärtig genug gezeigt hatte, waren mir fremd, und man sagte mir, sie gehörten zu der Escorte von zehn Mann, die man zu meiner Begleitung gemiethet habe. Es war das ärgste Gesindel, das ich noch je gesehen; ihre verdächtigen Blicke, ihr Flüstern und ihr bekannter Charakter, denn sie waren Beduinen aus dem Innern, machten mich anfangs sehr unruhig. Frühzeitig wurde Halt gemacht, da noch eine Anzahl Kamele zu uns stoßen und uns bis Abascha begleiten sollten. Hier stellte man mir auch meinen neuen Diener Zaido, einen Sklaven Ahmed Mahammeds, vor, den man gegen 20 in Schoa auszuzahlende Dollars für mich gemiethet hatte. Er war ein gutmüthiger, aber äußerst feiger Mensch und ganz das Gegentheil seines Nebensklaven Ali. Als man am Haltplatz ankam, nahm letzterer mein Maulthier, Zaido brachte mir meinen Teppich, mein schattisches Plaid und arabischen Mantel, mein Sattel ward zum Kopfkissen hingelegt und so mein Bett zugerichtet für die Nacht. Cassim legte sich an meine Seite, neben ihn Ibrahim, während Zaido und Ali zu meinen Füßen und an meinem Kopf Platz nahmen, um mich gegen einen Mordversuch in der Nacht zu schützen, da viele von dem Debenistamm erklärt hatten, kein Weißer solle wieder durch ihr Land ziehen; es hatte sich nämlich ein Streit über die Vertheilung von 5 oder 6000 Dollars erhoben, welche der Sultan von Tadschura für einige kleine Inseln innerhalb der Bay von den Engländern erhalten hatte. Die Ermordung von drei Mann der europäischen Escorte des Capitän Hearle acht oder neun Tagereisen im Innern war ein traurigez Beweis des aufgeweckten rachsüchtigen Geistes. Von den Debenis hatte ich, wie man mir nachher sagte, am meisten zu fürchten.

Am andern Morgen beach ich, ohne erst mein Maulthier abzuwarten, zu Fuße auf. Ich sah hier eine Menge Wild, namentlich das afrikanische Perlhuhn, aber auch die kleine, von Salt erwähnte, nur 18 Zoll hohe zierliche Antilope von graugelber Farbe mit zierlichem Kopf und großen vorstehenden schwarzen Augen. Mein doppelläufiger Carabiner war leider bloß mit Kugeln geladen, und so wagte ich nicht zu schießen, aus Furcht, ich möchte fehlen und meinen Ruf als Schütze unter Leuten verlieren, welche jeden Weißen von Natur als guten Schützen ansehen. Wir kamen an einem kleinen Dorfe Ambabbu vorüber, durchzogen einen Wald von niedern Mimosabäumen, setzten dann durch die Furt eines kleinen in die See fallenden Baches und lagerten an einer offenen Stelle am Ufer desselben, wo Treibholz und große Kalksteine bewiesen, daß in der nassen Jahreszeit der Bach zum reißenden Strom anschwelle.

Die Aussicht über die Bay von Tadschura und die Somali-Ufer war hier ungemein reizend, besonders im Glanz der aufgehenden Sonne, denn wir waren zwei Stunden vor Tagesanbruch aufgebrochen. Hinter mir erhoben sich öde kahle Berge, die allmählich bis zur Höhe von 6000 Fuß anstiegen. Einer dieser Berge bestand aus geschichtetem Sandstein, der, von den Dünsten einer Kupferauflösung durchdrungen, eine lichtgrüne Farbe erhalten hatte, weßhalb einige Reisende ihn den Dschibel Nars oder Kupferberg nannten. Viele Einwohner waren der festen Ueberzeugung, daß die Engländer Tadschura und das umliegende Land von dem Sultan deßhalb hatten kaufen wollen, um sich mit diesem Metall in Menge versehen zu können. Ein Ankauf war allerdings erfolgt, allein nur von zwei Inseln, die eine am Eingang der Bay, die andere, viel kleinere in dem kleinen Canal gelegen, der in dem Gubat-ol-Chrab gelegen.

Inzwischen war die Karawane angelangt, Zaido breitete unter dem Schatten einiger Mimosenbäume zwei Matten aus, und einige von der Escorte thaten dasselbe im Umkreis um mich her. Ein rohes Gefühl von Höflichkeit schien sie zu hindern mir allzu nahe zu kommen, ich aber argwöhnte, es sey bloß die scheinbare Höflichkeit der kaltblütigsten Mörder, die ich je sah, denn keiner trug, ihrer eigenen Aeußerung zufolge, auf dem Schildbuckel einen kleinen Haarbüschel, wenn er nicht einige Menschen umgebracht hatte, so daß meine Escorte nach mäßiger Schätzung einige Dutzend getödtet haben mußte, und das Vergnügen, mit welchem sie von ihren bestandenen Kämpfen redeten, zeugte deutlich genug von der rohen Grausamkeit dieser Teufel in Menschengestalt, denn die Dankali gelten für besonders wild und verrätherisch. Ich suchte sie deßhalb möglichst durch Höflichkeit und kleine Geschenke bei guter Laune zu erhalten, während ich ihnen häufig Proben meiner Geschicklichkeit mit meinen kleinen Pistolen gab, so daß sie endlich wirklich glaubten, ich könnte mit einem der kleinen Dinger, die so unbedeutend aussahen und die ich stets im Gürtel trug, eben so leicht einen Elephanten erschießen — eine Ansicht, die ich zu unterhalten möglichst bemüht war, da sie einen sichtlich guten Eindruck auf meine Umgebung machte.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Gefangenschaft wegen Schulden in England. Auf die Anfrage des menschenfreundlichen Joseph Hume ließ das Parlament einen Bericht drucken über die Zahl der wegen Schulden gefangen sitzenden Personen und über die Summen, wegen welcher sie, abgerechnet die Kosten, gefangen sitzen. Es ergibt sich aus dem Bericht, daß im ganzen Königreich 3352 gefangen sitzen, davon 2154 in England und Wales, 89 in Schottland und 1113 in Irland, und zwar wegen Schulden unter 1 Pfd. St. 210, unter 5 Pfd. St. 794, unter 10 Pfd. 483, unter 50 Pfd. 922; für Summen über 500 Pfd. sitzen nur 104. Ein Gefangener sitzt bereits seit 32 Jahren und kostet der Grafschaft jährlich 9 Pfd. 2 Sch. 6 D. (Examiner vom 13 Juline.)

•

Die Statistik der Stadt Paris weist nach, daß von einer Million Einwohner nahezu 350,000 im Spital sterben. Nach dem Census von 1843 beträgt die Zahl sämmtlicher Personen, die den Wohlthätigkeitsanstalten zur Last fallen, über 100,000. Darunter sind die an den Bureaux de charité eingeschriebenen Armen, 80,000 an der Zahl, welche bloß zeitweise Unterstützung erhalten, nicht mit einbegriffen. (Voleur vom 15 Julios.)

•

Guanoschiffe. Man berechnet die Zahl der Schiffe, welche jetzt theils auf der Westküste von Amerika, theils auf der Westküste von Afrika Guano holen, auf nicht weniger als 600. (Shipp. Gaz. vom 12 Julius.)

•

Die Gold- und Silbergeschirre im Schloß von Windsor werden auf nicht weniger als 2 Mill. Pfd. St. an Werth angeschlagen. (Sun vom 13 Joline.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 211.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

29 Julius 1844.

Texas.

Die Anschließung dieses Landes an die amerikanische Union ist auf einmal die Hauptfrage des Tages in Nordamerika geworden, so sehr, daß Van Buren, der von dem ganzen Einflusse Jacksons unterstützt, der Präsidentschaft ziemlich sicher war, auf einmal in den Hintergrund getreten ist, weil er, die diplomatischen Schwierigkeiten der Frage scheuend, sich über diese Angelegenheit nur sehr vorsichtig aussprach, und den Anschluß von Texas als eine zwar in naher Zukunft unvermeidliche, für den Augenblick aber nicht wohl thunliche Sache betrachtete. Der alte Jackson dagegen hatte sich zuversichtlich für den Anschluß ausgesprochen, und eben so dessen Freund Polk, gewesener Gouverneur von Tenessee; so wurde denn gegen alles Vermuthen von der demokratischen Partei in einem sogenannten Convent, wo sich die Abgeordneten der Parteien über die bevorstehende Wahl verständigen, und der diesmal zu Baltimore stattfand, Hr. Polk als zukünftiger Präsident vorgeschlagen, dem nun kein anderer Gegner als Hr. Henry Clay entgegensteht, welcher sich gegen den Anschluß ausgesprochen hat, was sehr bittere Erörterungen und Ausfälle, unter anderm auch von dem alten Jackson herbeiführte. Das Journal des Debats, das Organ des raffinirten Quietismus in der Politik, nahm davon Anlaß, sich über die republicanische Raufsucht und Rohheit auszulassen — ein Vorwurf, der nur lächerlich wäre, wenn man ihn nicht verächtlich nennen müßte.

Die große Bewegung, welche in Nordamerika über die Frage herrscht, das bisherige unerwartete Vorschreiten des Präsidenten Tyler, dem man, aus christlicher Milde gegen den Republicaner, keinen andern Beweggrund als den des persönlichen Ehrgeizes unterschob, die lebhaften Verhandlungen mit Mexico, alles dieß zeugt von der Wichtigkeit des Gegenstandes. Wir haben in den Rückblicken des vorigen Jahres (s. Nr. 355) dieser Sache erwähnt, die Entwicklung der Frage aber nicht für so nahe gehalten, wie wir denn auch jetzt noch nicht recht begreifen, was die Angelegenheit so dringlich gemacht hat; wahrscheinlich ist es der innere Zustand von Texas, den man bis jetzt möglichst zu verschleiern und in besserem Lichte darzustellen suchte, während das Land am Rande des Abgrundes steht. Die fast völlige Gesetzlosigkeit, die Räuberbanden, die das Land durchziehen, die Unsicherheit für Leben und Eigenthum, die drohenden Angriffe der Indianer, alles dieß scheint endlich den Zustand des Landes unerträglich gemacht zu haben, so daß dieses zu einer Entscheidung drängte, und den Vereinigten Staaten erklärte, wenn es nicht in die Union aufgenommen werde, so müsse es sich England in die Arme werfen. Jetzt mußte die Unionsregierung einen Entschluß ergreifen, und Tyler that es, gewiß in Uebereinstimmung mit den einflußreichsten Männern aller Parteien seines Landes, denn ohne eine solche Uebereinstimmung — gegen welche die Abstimmungen im Senate durchaus keinen Gegenbeweis liefern — läßt sich nicht begreifen, wie er der mexicanischen Regierung eine Entschädigung von fünf Millionen Dollars hätte bieten können. Seit dem 8 Junius ist der Cabinetscourier Thomson aus Mexico zurück, aber die Nachrichten über den Erfolg seiner Mission lauten vollkommen widersprechend; das Wahrscheinliche ist, daß sich englischer und nordamerikanischer Einfluß in Mexico fortwährend bekämpfen, und die Sache noch nicht zur Entscheidung gediehen ist. Inzwischen setzt der englische Generalconsul in Texas, der aus China wohlbekannte Hr. Elliot, alle Kräfte in Bewegung, um die texanische Regierung von dem der amerikanischen Union gemachten Anerbieten abwendig zu machen, bis jetzt aber, wie es scheint, ohne Erfolg.

Ueber die vorhergehenden Verhandlungen erhalten wir durch das in Neuorleans erscheinende Bulletin vom 14 Junius einen ziemlich deutlichen Aufschluß, indem dasselbe eine von der texanischen Regierung publicirte Correspondenz zwischen Capitän Elliot, dem englischen Generalconsul, und Hr. Anson Jones, dem texanischen Staatssecretär, mittheilt. Es geht daraus hervor, daß die englische Regierung aufs äußerste bemüht war, die Unterhandlungen zwischen Texas und den Vereinigten Staaten zu vereiteln, daß sie in Mexico ihren ganzen Einfluß aufbot, um eine Ausgleichung zwischen Texas und Mexico unmöglich zu machen, außer im Fall ersteres Ver-

Digitized by Google

ſicherungen gebe, daß es ſich nicht an die Vereinigten Staaten anſchließen wolle. Ferner erſieht man aus dem erſten Briefe Elliots, daß die Vereinigten Staaten, wahrſcheinlich um den Zeitpunkt, wo die Entſcheidung erfolgen mußte, hinauszurücken, der franzöſiſchen und engliſchen Regierung vorgeſchlagen hatten, daß ſie gemeinſam einen Friedens- und Unabhängigkeitsvertrag zwiſchen Teras und Mexico vermittlin wollten; daß England den Vorſchlag ablehnte, unmittelbar darauf aber ſelbſt verſuchte, eine ſolche Uebereinkunft auf die von ihm vorgeſchlagenen Bedingungen herbeizuführen.*) Hierin liegt der Beweis, daß England in Bezug auf Teras ſeine eigenen Plane verfolgte, und daß Nordamerika durchaus nicht mehr thut, wenn es jetzt den Anſchluß von Teras aufs äußerſte betreibt.

Wir haben jetzt die Stellung der verſchiedenen Betheiligten ins Auge zu faſſen, wodurch wir allein zu einer Einſicht in die Urſachen der bisherigen Beſtrebungen erhalten. Für Mexico iſt die Terasfrage kaum mehr etwas anders als eine Frage der Eigenliebe, denn eine Wiedereroberung, wenn auch Mexico ſolche ausführen könnte, würde von den Vereinigten Staaten, wie Tyler in ſeiner Botſchaft bei Eröffnung des letzten Congreſſes ohne Umſchweife erklärte, nicht mehr geduldet werden. Teras ſelbſt ſcheint, wie wir oben angegeben, durch ſeine innere noch mehr als durch ſeine äußere Lage gezwungen, ſich an einen Mächtigern anzulehnen, und ſeine nächſte Neigung führte es den Vereinigten Staaten zu; weigern dieſe ſich es aufzunehmen, ſo will es ſich in die Arme Englands werfen, das aber ein ſtarkes Opfer, das Aufgeben der Sklaverei, verlangt. Der nächſte Zweck Englands bei dieſer Verhandlung iſt ein commercieller, der politiſchr Zwecke im Gefolge nach ſich zieht. Wenn England mit Teras ein Bündniß eingeht, ſo wird es von dieſem verlangen und ohne Mühe auch erreichen, daß es ſehr niedere Zölle auf ſeine Waaren legt. Teras, ein Land, das hauptſächlich Producte, namentlich Baumwolle und Tabak ausführt, will, wie die ſüdlichen Staaten der Union auch, die Waaren, die es dagegen eintauſcht, möglichſt wohlfeil bezahlen. Aber der Verbrauch, den Teras allein an engliſchen Waaren machen würde, iſt es nicht, welcher England beſonders lockt, ſondern die Ausſicht Teras zum Entrepot zu machen, um von da aus ſeine Waaren im ganzen innern Gebiete Nordamerika's zu verbreiten; was es auf der langen Gränze der canadiſchen Seen einzurichten bemüht iſt, einen regelmäßigen Schmuggelhandel, das ſoll auch von Teras aus in dem amerikaniſchen Weſten bewerkſtelligt werden. Die Vereinigten Staaten können im Weſten keine Zollinie anlegen, die Karawanen, welche hier den Handel treiben, ſind ſehr bedeutend, und der jetzige Tarif der Vereinigten Staaten würde durch ein Bündniß zwiſchen England und Teras factiſch vernichtet. Ebenſo würde der Handel, der durch Teras hindurch mit den mexicaniſchen Beſitzungen bis nach Californien betrieben wird, in kurzem eine Beute der Engländer, und wie dieſe von Canada aus allmählich in ſüdweſtlicher Richtung bis ins Oregongebiet vorgedrungen ſind, und ſich unter dem Namen der Hudſonsbay-Compagnie in dieſem Lande feſtgeſetzt haben, ſo würde ſich England jetzt unter texaniſchem Namen in allen Landſtrichen von der Galveſtonbay aufwärts bis nach dem Felſengebirge und darüber hinaus feſtſetzen. Das iſt ein Stand der Dinge, den Nordamerika nie zugeben kann, und verhindern muß, ſelbſt wenn es einen Krieg koſten ſollte. Daeum hat Tyler, und darum hat der alte Jackſon ſich ſo ohne alle Umſchweife für die alsbaldige Einverleibung von Teeas ausgeſpeochen.

Man wird allerdings ſagen, der ganze Verlauf der Geſchichte von Teras von Seite der amerikaniſchen Union, und namentlich von Seite der ſüdlichen Sklavenſtaaten ſey nichts als eine fortlaufende Reihe von berechneten Handlungen, um Teras von Mexico abzureißen. Der Beweis hiefür iſt ſogar nicht ſehr ſchwer zu führen, wenn man aber auch dieß alles zugibt, ſo muß man doch geſtehen, daß eine Art von Nothwendigkeit die ſüdlichen Staaten vorwärts treibt, einen Ausweg für ihre Induſtrie, d. h. den Anbau des Bodens vermittelſt Sklaven, zu ſuchen. Die Sklaverei iſt vom Norden her immer weiter nach Süden gewichen, wo man ſchwarze Arbeiter nicht entbehren kann; die alten Culturländer, wie Virginien u. dgl. ſind allmählich mehr ausgeſogen worden, man hat neue Ländereien ſuchen müſſen, und ſo drangen auch die ſüdlichen ſklavenhaltenden Staaten nach Weſten vor. An der Geſchichte von Teras läßt ſich nichts mackeln, ſie iſt ein Raub an Mexico, und aller Wahrſcheinlichkeit nach ein von der Regierung vielfach unterſtützter, wohl überdachter Raub. Aber einſichtsvolle Männer hatten ſchon früher erkannt, daß ein Vorbringen der ſüdlichen Staaten nach dieſer Seite hin nicht zu verhindern ſey, und Clay, der ſich jetzt gegen den Anſchluß von Teras erkläet, hatte bereits im J. 1819 bei Gelegenheit der Eewerbung von Florida auf die Wichtigkeit von Teras hingewieſen, damals aber noch, wie es gewöhnlich mit den Vorſchlägen weiterſchauender Männer geht, wenig Gehör gefunden. Im J. 1828 unter der Präſidentſchaft von Adams, der ſich jetzt an die Spitze der Negerfreunde geſtellt hat und gegen den Anſchluß von Teras declamirt, mußte Clay ſelbſt Mexico den erſten Vorſchlag machen, die Provinz Teras anzukaufen. Der Antrag ſcheiterte, wie ſpäter eine Menge ähnlicher geſcheitert ſind, aber die wachſende Zahl der Nordamerikaner in Teras und ihre Stellung zu Mexico anderte allmählich das Verhältniß, und letzteres iſt jetzt auf eine Stufe von Schwäche herabgeſunken, daß es, wenn nicht England ſeinem ſinkenden Stolz unter die Arme greift, wohl nachgeben wird, da es wohl weiß, daß Nordamerika die einmal gefaßte Beute nicht ſo leicht wieder loslaſſen möchte.

Man hat behauptet, der Anſchluß von Teras werde die nordamerikaniſche Union ſprengen, und die Feindſeligkeit der ſüdlichen und nördlichen Staaten zum Ausbruch bringen, was

*) Darauf deuten wohl die Gerüchte hin, welche im vorigen Jahre längere Zeit umliefen, daß durch Englands Vermittlung ein Vertrag zu Stande gekommen ſey, in welchem Teras als Entſchädigung für die ihm gewährte Unabhängigkeit einen Theil der (in England contrahirten) mexicaniſchen Staatsſchuld übernehmen werde.

Digitized by Google

aber vor zehn Jahren vielleicht wahr gewesen, ist es jetzt nicht mehr: Zeiten und Umstände haben sich wesentlich geändert. Frühre kämpften die südlichen sklavenhaltenden Staaten auf Tod und Leben um einen niedern Tarif, jetzt hat ihre Ansicht eine bedeutende Modification erfahren: man wollte früher seine Baumwolle, das Haupterzeugniß, möglichst gut an England absetzen und dafür englische Waaren möglichst wohlfeil kaufen, aber jetzt haben auch die Pflanzer im Süden eingesehen, daß die Engländer, wenn es ihnen immer möglich wäre, ihre Baumwolle gern entbehren, und sich aus Ostindien, Westindien, Brasilien, Aegypten u. dgl. versorgen möchten, wenn nur gleich eine entsprechende Menge Baumwolle in diesen Ländern zu haben wäre; so haben die Pflanzer auf den Verbrauch des eigenen Landes die Augen wenden lernen, und Nordamerika verbraucht theils im Süden selbst zu groben Zeugen und Säcken, theils im Norden zu mittlerer Waare vielleicht 5—600,000 B., während die Engländer sich immer noch für fünf Sechstheile ihres Verbrauchs aus Amerika versorgen müssen. Die Manufacturthätigkeit des Nordens *) ist somit für die Union ein Band der Einheit geworden, wie es noch vor zehn Jahren nicht bestand, und wie der Süden von seinen Vortheilen gegen den Norden nachließ, so hat auch der Norden eingesehen, daß die Sklaverei, gegen welche ein Heer von mehr oder minder wohlmeinenden Enthusiasten predigte, eine Institution sey, die, wie einmal die Sachen standen, sich nicht abschaffen ließ. Man hat gar leicht mit einer Predigt gegen die Sklaverei wohlfeilen Ruhm der Philanthropie zu ernten, aber man löse das Princip, wie ein Land bestehen soll, welches im Besitz der Weißen ist, während der Weiße nicht den Boden bebauen kann. Ein Aufgeben der Sklaverei heißt so viel, als die ganze jetzige Cultur des Südens, seine Staatsverfassung und das Eigenthum seiner sämmtlichen Grundbesitzer aufgeben. Wir möchten wissen, wie viele feurige Abolitionisten in Europa zu einem solchen Opfer geneigt wären. Wohin die Sklaverei endlich führe, das ist eine andere Frage, hier erwähnen wir nur der Thatsache, daß die Abolitionistenpartei im Norden abgenommen hat, und wenige mehr geneigt sind, dem Süden das Opfer seiner Existenz abzuverlangen. Dieß beweist, daß die Texasfrage nicht mehr, wie manche glauben, die Union sprengen muß.

Es ist die Meinung aller derjenigen, welche den Zustand der Dinge in Nordamerika kennen, daß wenn in der bevorstehenden Präsidentenwahl die Demokraten siegen, der Anschluß an Texas unmittelbar angenommen werden, und nach einem harten Widerstreben von Seite des Nordens durchgehen wird. Siegt aber die Whigpartei, mit Clay an der Spitze, so wird die Frage etwas vertagt, aber doch bald aufs neue auftauchen, und nach etwas längerem Kampfe wird sie der Süden dennoch durchsetzen. Der Verfasser eines Artikels in der „Revue des deux Mondes vom 15 Jul." sagt darüber ganz richtig: „die Bevölkerung des Südens erstickt in den immer engeren Gränzen, worein die Entwicklung der nördlichen Staaten sie einschließt, und sie muß Texas überschwemmen, wenn sie sich ausdehnen und halten will, ohne auf ihre Sitten, ihre Gewohnheiten und ihre besonderen Institutionen zu verzichten." *) Der Süden muß sich in derselben Art wie der Norden, wenn auch nicht mit derselben Schnelligkeit, ausbreiten, und sein Weg geht am Saum des mexicanischen Golfs fort.

(Schluß folgt.)

*) Indeß sind auch im Süden, z. B. in Südcarolina, sehr bedeutende Spinnereien seit einigen Jahren errichtet worden.

Französisch-berberisches Wörterbuch.

Die von dem französischen Kriegsministerium unter dem Vorsitz des H. M. A. Jaubert gebildete Commission zur Entwerfung eines berberischen Wörterbuchs nebst Grammatik hat so eben den ersten Theil ihrer Arbeit herausgegeben. Ein Band von 650 S. gr. 8., der so eben aus der königlichen Druckerei hervorging, enthält den Beherdialekt der Provinz Algier, wie er bei den zahlreichen Stämmen der Berge von Budschia, bei den Stämmen von Mzita, den Beni-Abbès, den Zuawa und in der ganzen Atlaskette bis Medeah im Gebrauch ist. Auf dieß erste Werk wird in kurzem die Grammatik folgen und der zweite Theil des Wörterbuchs, welches die Dialekte der Schawiah-Stämme in der Provinz Constantine, den der Beduinen im Westen und den der Beni-Mzab (Mozabiten) enthalten wird. Die Mitglieder der Commission, Ch. Brosselard und Ahmed-ben-el-Hadsch Ali, welche seit 4 Jahren ihre ganze Zeit dieser Arbeit gewidmet haben, sind gegenwärtig auf Befehl des Kriegsministers wiederum nach den Provinzen Oran und Constantine abgegangen, um ihre Forschungen fortzusetzen und zu vervollständigen. Dieß ist das erstemal, daß ein Araber oder vielmehr ein Berber eine wissenschaftliche Mission von der französischen Regierung erhalten hat. Das Werk ist in jeder Beziehung zeitgemäß, da die französische Macht gegenwärtig im Norden, Süden und Westen mit berberischen Völkern in Berührung ist. Ahmed-ben-el-Hadsch Ali gilt als der gelehrteste Mann seines Volks. (Algérie. 16 Jul.)

Chronik der Reisen.

Ch. Johnstons Reisen in Südabyssinien.

Abreise ins Innere bis zum Salzsee.

(Fortsetzung.)

An diesem Tage wurde nicht mehr aufgebrochen, weil Cassim und Ibrahim noch nicht zurück waren, ich setzte mich nieder auf der Stelle, von wo man die Bay überschauen konnte, und sah hier in der Ferne das Fahrzeug des Hrn. Cruttenden abfahren. Kurz darauf erschienen Cassim und Ibrahim, die nur diese Abfahrt abgewartet hatten, um zu erklären, sie könnten mich nicht weiter begleiten, und für den mir

*) Dieser Artikel ist gut geschrieben, leidet jedoch an zwei bedeutenden Fehlern; fürs erste geht er über den Handel Nordamerika's in Betreff der Baumwolle von einer ganz falschen Ansicht aus, indem er glaubt, daß das Bestreben der Engländer, die nordamerikanische Baumwolle entbehren zu können, schon große Fortschritte gemacht habe, ein Irrthum — wovon jeder Baumwollencurszettel, der die Einfuhr der letzten Jahre in England enthält, ihn überführen könnte. Fürs zweite schreibt er den politischen Intriguen auf Kosten der zwingenden Sachverhältnisse eine viel zu große Macht zu; in Bezug auf das Intriguenspiel in den Vereinigten Staaten scheint er übrigens sehr gut unterrichtet.

bisher verliehenen Schutz eine Belohnung verlangten, die mit ihrem Rang in Tadschura übereinstimmte. Obgleich ich sah, daß alles auf eine Prellerei abgesehen war, mußte ich doch ihrem Verlangen nachgeben. Ich sah sie mit Vergnügen ziehen, ließ alsbald wieder meine Matte ausbreiten und nahm unter einigen Bäumen Platz, die mir Schutz gegen die Sonne gewährten. Bald darauf kamen Frauen mit Milch in kleinen Häuten aus den Bergen herab und boten sie mir gegen Nadeln zum Verkauf an; die jüngern waren sehr hübsch und von ausnehmend zarten Formen, sehr verschieden von den Sklavinnen, die man aus Abyssinien heraufbringt; diese sind auffallend plump, mit rund geformten fleischigen Gliedern, während die Adalfrauen schmächtig, schlank und muskulös, auch viel lebendiger und rüheiger sind. Die ältern Frauen aber waren widerliche Hexen mit flach wie leere Säcke herabhängenden Brüsten, was von dem steten Druck eines Bandes kommt, das über die Brust geht, und womit sie die Last auf dem stets beladenen Rücken festhalten.

Am 30 März in aller Frühe kam Ahmed Mohammed, und die kräftige Stimme, mit welcher er die Kameele zu laden befahl, weckte mich auf; wir mußten aber noch einen Tag liegen bleiben, da weitere Kameele aus Tadschura zu uns stoßen wollten, und die Anführer (Ras) der Karawanen gern ihre Zahl vermehrt sahen, um desto mehr gegen Anfälle geschützt zu seyn. Ahmed ergriff neue Vorsichtsmaaßregeln zu meinem Schutz, ohne mir gleich den Grund zu sagen, der in den neuerlich wieder ausgestoßenen Drohungen der Debeni gegen jeden unglücklichen „Engriz" lag. Der während des Tages eingetroffene Zuzug mehrte die Zahl unserer Kameele auf 84 und die Zahl der streitbaren Männer auf vierzig; außerdem befanden sich einige Frauen und Kinder dabei, und bald stießen auch noch fünf Beduinen vom Hei-Somali-Stamm zu uns, die auf Anrathen Ahmed Mohammeds gleichfalls um je fünf Dollars meiner Escorte zugegeben wurden. Es war dieß eine neue Prellerei, denn es ergab sich später, daß diese Leute schon zu der früher bestimmten und von Hrn. Gruttenden bezahlten Escorte gehört hatten, daß man aber bis jetzt außer den Kamelführern niemand zur Vertheidigung der für die Gesandtschaft bestimmten Waaren gemiethet hatte. Diese Leute, so wie ihr Stamm zeigten sich indessen sehr treu, und ohne ihre Hülfe hätte ich wohl nie die Waaren sicher nach Schoa gebracht.

An diesem Tage war ich Zeuge von der barbarischen Art, wie die Danakil ihre Kameele zeichnen, was mit einem glühenden Eisen geschieht, das man auf der Haut liegen läßt, bis es kalt ist. Sie erhalten zwei Zeichen, das Stammzeichen und das des Privateigenthümers.

Am andern Tage, den 31 März, ging es endlich vorwärts, aber zu meinem Verdruß nur einen sehr kurzen Tagmarsch weit nach Segalla immer noch an der Bay von Tadschura fort. Erst am folgenden Tage, den 1 April, verließen wir das Seeufer, an dem ich eine Menge ausgeworfener Schwämme bemerkt hatte, und betraten eine enge Schlucht, das trockene Bett eines Wasserlaufes, das von dichten Stauden und Gebüschen überhängt war. Der Weg war mit Blöcken schwarzer Lava von allen Gestalten und Größen bedeckt, und wir setzten denselben zwei Stunden lang fort, da die Oberfläche des benachbarten Landes wo möglich noch schlechter aussah, abgesehen davon, daß Dornenbüsche in allen Richtungen ein unübersteigliches Hinderniß gegen das Fortkommen darboten. Wir langten endlich an einem schmalen Durchgang an, wo die in einem großen Becken angesammelten Wasser in früherer Zeit durch eine Lavamauer gebrochen zu seyn scheinen. Diese merkwürdige Stelle hieß Galla Lafue, nach einem eigenthümlichen Baum, der in großer Menge in der Nähe wächst. Er ist etwa 6 Fuß hoch, und hat dicke, glatte, fleischige Blätter, die auf der untern Seite mit einer silberfarbigen, auf der obern mit einer blaßgrünen Dune bedeckt sind; er trägt eine große weiße und purpurrothe Blüthe, die Rinde ist lichtgrau und enthält sehr viel weißen säuerlichen Saft. Ich habe ihn zuerst am Meeresufer und dann wieder in hohen Bergen von Abyssinien gesehen.

Der Paß von Galla Lafue ist nicht mehr als 400 Schritte lang, und windet sich zwischen senkrechten, oben flachen schwarzen Lavafelsen durch. Seine größte Breite ist nicht über 30 Ellen. Als wir heraus kamen, standen wir auf einem unebenen Boden voll unregelmäßiger Haufen von Kalksteinen, der mich an einen alten Seegrund mahnte.

Wir hielten zu meinem Erstaunen ungewöhnlich früh an, und ich erfuhr bald, daß eine Abtheilung Beduinen in der Nähe sey und die Karawane beraube. Man hielt mich anfangs entfernt, damit nicht der Anblick eines Franken die Räuber noch lüsterner mache, endlich aber, als diese immer näher heranrückten, rief man mich gleichfalls herbei, daß ich mit meinen Gewehren ihnen imponiren sollte. Dieser Anblick wirkte auch magisch, sie zogen sich bald zurück und ließen sich zu einem Vertrag willig finden, der endlich gegen neun Uhr Abends abgeschlossen, in arabischer Sprache aufgesetzt und auf dem Koran beschworen wurde; er gewährte der Karawane sicheres Geleite bis zum Bahr-Assal oder Salzsee.

Das Geschenk, welches der Anführer des Stammes verlangte, war ausnehmend mäßig, nämlich bloß drei Stücke blauen Baumwollenzeugs. Auf mein Verlangen wurde dann noch ein Sack mit Reis unter einige der Vornehmsten ausgetheilt, als ein außerordentliches Geschenk, bei der Gelegenheit, wo ein „Engriz" ihr Land betrat. Ahmed Mohammed hatte indeß dennoch wenig Lust, seine Karawane in einer so bevölkerten Nachbarschaft lange aufzuhalten, da nach sein Tabaksvorrath dadurch stark vermindert worden wäre, und so beschloß er am 2 April rasch aufzubrechen, um den Guhat-al-Ghrab, an den wir jetzt gelangt waren, bald hinter sich zu bekommen. Dieser lag vor uns in todter Ruhe zwischen den ihn fast völlig einschließenden dunkeln vulcanischen Bergen.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Die französische Post hat im vorigen Jahre 114,200,000 Briefe erhalten, wovon 3,200,000 nicht abgegeben werden konnten; die übrigen 111 Millionen Briefe trugen 41,569,200 Fr. ein. Ferner hat die Post 60 Mill. Denkschriften befördert, die weitere 2,400,000 Fr. eintrugen. (Moniteur Industriel vom 18 Julius.)

Alterthümer in Algerien. Ein Schreiben in dem Journal Algérie vom 16 Julius klagt über die barbarische Sorglosigkeit der Regierung in dieser Hinsicht, und führt mehrere Beispiele einzelner Personen an, wie General Cavaignac in Orleansville, Verbrugger in Algier, General Galbois in Constantine u. s. w., welche Inschriften, Sculpturen und Münzen sammelten. Aber weit mehr hätte durch die Regierung geschehen können, die noch überdieß durch ihre barbarische Sorglosigkeit die Zerstörung der Denkmäler autorisirt und selbst hervorgerufen habe.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 212.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

30 Julius 1844.

Persische Skizzen.

Ueber den administrativen und politischen Zustand. *)

Unter Feth Ali Schah war Persien in eben so viele Gouvernements als Provinzen getheilt. Die Söhne des Schahs waren Gouverneure der Provinzen, die ihnen zugleich als Apanage dienten, und standen nur unter einem schwachen Zwang. Der Schah selbst hatte sich Teheran mit einem Theil der Provinz Irak Adschem vorbehalten, deren Einkünfte, verbunden mit den Geschenken, welche er regelmäßig alle Jahre von allen Würdeträgern und Gouverneuren des Reichs empfing, zur Unterhaltung seines Hofes und seines ungeheuren Harems hinreichten; da er den Rest seines Lebens in Vergnügen und Wollüsten zubringen wollte, so entschlug er sich aller politischen Sorgen, indem er mehrere seiner Söhne mit der Leitung der Angelegenheiten beauftragte. So hatte Abbas Mirza, Gouverneur von Adserbeidschan, die Verhältnisse mit den benachbarten Staaten, namentlich Rußland, ein anderer Schahzade, der zu Kirmanschah residirte, die Verhältnisse mit Bagdad und Aegypten zu leiten. Jede Provinz hatte damals ihre eigene Verwaltung, und die Einkünfte, welche man daraus zog, dienten zur Bereicherung der Prinzen, die nur einen geringen Tribut oder eine Art Lehnsgefälle an den Schah zahlten, eine Localarmee unterhielten und die verschiedenen Beamten besolderten.

Seit Mohammed Schahs Thronbesteigung ist dieß alles verändert; alle diese mit der Centralregierung so schwach verbundenen Gouverneurstellen wurden unterdrückt, die Gouverneure abgesetzt und verbannt, mehrere mit ausgestochenen Augen, besonders wenn ihre Popularität, ihr unternehmender Charakter oder ihre aufgehäuften Reichthümer dem neuen Beherrscher Argwohn einflößten. Die neuen Provincialbefehlshaber wurden einer strengen Aufsicht unterworfen, waren für alle ihre Handlungen dem Schah verantwortlich, und ihre Macht war schon dadurch sehr geschmälert, daß die angesehensten Männer des Landes im Fall von Unterdrückung und Willkürlichkeit direct nach Teheran berichten konnten. Diese Veränderungen hätten allenthalben gute Wirkungen hervorbringen können, nur nicht in Persien, wo es an allem Sinn für Ordnung und Gerechtigkeit fehlt.

Das Königreich zerfällt jetzt in zwölf große Provinzen: Adserbeidschan, Ghilan, Masanderan, Astrabad, Irak, Fars, Khoraſſan, Loristan, Kirman, Listan, Kurdistan und Chusistan; diese zerfallen dann in eine Menge kleiner, von Beglerbegs und Hakims verwalteter Districte. Die Verwaltung einer Provinz wird dem Meistbietenden zugeschlagen. Teheran, die Hauptstadt des Reichs, ist ein ungeheurer Markt, wo Stellen und Gunstbezeugungen fast öffentlich im Aufstreich verkauft werden. Die Wohnungen des ersten Ministers und der einflußreichsten Personen sind vom Morgen bis zum Abend von einer Masse Solliciranten umlagert, die gleich mit dem Anbieten einer Summe Geldes beginnen müssen: die Aussichten zu einer Stelle stehen in directem Verhältniß zu den Geldopfern, die man darbringt. Teheran ist angefüllt mit Chans und armen Prinzen, die das zur Bestechung nöthige Geld bei Wucherern zu ungeheuren Preisen entlehnen. Im Jahre 1842 erhielt Mirza Nebi Chan das Gouvernement von Fars gegen ein Geschenk von 60,000 Tomans (etwa so viel Dukaten), Hussein Chan, der ehemalige Botschafter in Frankreich kaufte das von Yezd um 10,000 T.; der Gouverneur von Ghilan zahlte 2500 um in seinem Posten zu bleiben. Alle diese Summen, die ein ungeheures jährliches Einkommen ausmachen, fallen in den Privatschatz des Schah und des ersten Ministers, Hadschi Mirza Agassi. Auch müssen noch die Forderungen der Mirzas und Mustophis, welche die Firmane schreiben, so wie der Höflinge, die mehr oder minder zum Gelingen der Sache beigetragen haben, befriedigt werden. Mancher, der diese hungrigen Schreiber nicht bezahlte, wartete Jahrelang vergebens auf seinen Firman, ohne den er sein Amt nicht antreten und seine Besoldung nicht erheben kann.

Ein solcher Gouverneur hat natürlicherweise nichts nothwendigeres zu thun, als wieder zu seinem Geld zu gelangen, und er spürt alle möglichen Gelegenheiten aus, um Geldstrafen zu verhängen, und außerordentliche Lasten seiner un-

*) Revue de l'Orient. Juins 1844

Digitized by Google

glücklichen Provinz aufzuladen, um noch vor Ende des Jahres nicht nur seine Ausgaben ersetzt zu sehen, sondern auch noch einen Ueberschuß zu haben. Ich sage vor dem Ende des Jahres, weil ein Gouverneur leicht vor dem Nourus, wo eine Menge Bewerber sich melden, abgesetzt werden kann. Aus diesen Umständen kann man ohne Mühe errathen, was in den Provinzen vorgeht, und das Uebel steigt mit der Concurrenz der Sollicitanten und der Habsucht der Regierung. Was zwischen dem Generalgouverneur und der Regierung vorgeht, wiederholt sich in tausendfachen Formen mit den Unterbeamten, so daß man diese ganze Verwaltung ohne alle Uebertreibung ein organisirtes Raubsystem nennen kann.

Die Regierung kennt die Bedrückungen und Unterschleife ihrer Satrapen und der andern Angestellten wohl, hindert sie aber nicht, sondern scheint ganz folgerichtig anzunehmen, daß man einen Mann, der es sich so viel Geld kosten ließ, einen Posten zu erhalten, auch denselben benutzen lassen müsse. Hie und da wird eine außerordentliche Commission nach irgend einem Orte geschickt, um die Dörfer zu zählen, oder sich über die Einkünfte eines Distriets zu unterrichten; aber auch dieß ist meistens nur ein Vorwand, um denselben Gelegenheit zu geben, sich zu bereichern. Das Raubsystem beginnt bei dem Schah, und geht hinab bis zum untersten Ketchoda oder Dorfrichter. Als ich die türkische Gränze überschritt und in einem elenden Dorfe anhielt, rühmte sich der Ketchoda einer unbeschränkten Gewalt über die Einwohner seines Dorfes, welche er zwang, ihm drei Viertheile ihrer Erzeugnisse zu geben. „Mein Haus," sagte er zu mir, „wird täglich umsonst mit allem Nöthigen versehen, und da ich Distrietsrichter bin, kann ich prügeln, einsperren, Ohren und Nasen abschneiden lassen, und Geldstrafen über jeden verhängen, der sich gegen mich vergeht." Im vorigen Jahre wurden die Hakems von Ghilan, unter Chane und reiche Eigenthümer, unter einem unbedeutenden Vorwande nach Teheran berufen und gezwungen, dem Schah und seinen Ministern, um in ihren Stellen zu bleiben, ein Geschenk von nahe an 10,000 Tomans zu machen. Bei ihrer Rückkehr nach Ghilan vertheilten sie die Summe unter die kleinen Eigenthümer, welche sich wiederum an den unglücklichen Bauern erholten, auf welche so wie auf die gewerbtreibende Classe am Ende jede Erpressung zurückfällt, was jede Entwicklung der öffentlichen Wohlfahrt fortwährend hindert.

(Schluß folgt.)

Teras.

(Schluß.)

Die Sklavenfrage, welche bei diesem Fortschreiten des Plantagenbaues angeregt wurde, theilt sich je nach dem Landstrich; der Boden an der Küste wird Negerarbeit nie entbehren können, höhere Landstriche dagegen werden die Sklaverei so gewiß, wie irgend einer der nördlichen Staaten, in späterer Zeit von sich stoßen. Die Bewegung der Sklavenbevölkerung, welche seit fünfzig Jahren immer mehr aus dem Norden nach dem Süden wandert, wurde sich in Folge des Anschlusses an Teras immer rascher nach dem mexicanischen Golf ziehen, und die Sklavenbevölkerung sich hier auf Kosten von Maryland, Kentucky, Virginien und selbst der Carolinas außerordentlich vermehren. Schon die bisherige Erfahrung spricht dafür: von 1830 bis 1840 stieg die freie Bevölkerung von Maryland um 9 Procent, die schwarze nahm um 13 Proc. ab; in Virginien stieg die freie Bevölkerung um 7 Proc., die schwarze nahm um 5 Proc. ab. Dagegen ist die Sklavenbevölkerung in den Staaten Louisiana, Alabama und Mississippi in demselben Zeitraum um 58, 124 und 197 Procent gestiegen. Es ist dieß größtentheils eine Folge des innern Sklavenhandels, der hauptsächlich daraus entstand, daß die Sklavenarbeit in einem großen Theile der ältern Staaten nicht mehr rentirt. *) Man kann somit nahezu berechnen, wann Maryland und Virginien aufhören werden Sklavenstaaten zu seyn.

Indeß stößt die Sklavenfrage mit den Bestrebungen Englands zusammen. Lord Aberdeen äußerte sich in seiner Depesche an die nordamerikanische Regierung sehr gemäßigt, aber er spricht sich dahin aus, daß England die Freiheit der Sklaven in der ganzen Welt, und namentlich auch in Teras erstrebe. Das heißt mit andern Worten, sich durchaus gegen die Besetzung von Teras durch Nordamerikaner und gegen den Anschluß erkläre, denn die Ausdreitung nach Teras hinein geschieht hauptsächlich nur vermittelst der Sklavenarbeit. Darum erwiederte auch Calhoun in seiner freilich ziemlich seltsamen Apologie der Sklaverei, „wenn Großbritannien sich darauf beschränke, die Sklaverei in seinen eigenen Besitzungen und in seinen Colonien abzuschaffen, so habe niemand ein Recht sich darüber zu beklagen; anders aber stellen sich die Sachen, wenn der ausgesprochene Zweck seiner Politik, der Gegenstand seiner steten Bemühungen die Abschaffung der Sklaverei in der ganzen Welt sey, dann erfordere die Pflicht anderer Staaten, deren Sicherheit oder Wohlfahet dadurch gefährdet sey, diejenigen Maaßregeln zu ergreifen, welche sie zum Schutz ihrer Interessen für nöthig erachten." Was hier gemeint ist, ergibt sich leicht aus der nachfolgenden Bemerkung: wenn die Bewohner der südlichen Staaten gehindert werden, mit ihren Sklavenschaaren sich allmählich gegen Westen auszubreiten, so verdichtet sich die Bevölkerung in den jetzigen Sklavenstaaten, es müssen Gegenden angebaut werden, die nur der Fleiß des Freien bezwingen kann; unvermögliche Weiße werden sich einzeln mit schwarzen Sklavinnen verbinden, und die Amalgamation immer rascheee Fortschritte machen; die Amalgamation aber führt unvermeidlich zur Emancipation, denn allenthalben haben die Mittelracen den Kampf begonnen.

Darum werden die „Southerners" allem aufbieten, um Teras in die Union aufzunehmen; sie werden vor keinem Opfer, vor keinem Entschluß zurückschrecken, und wir haben

*) Man kann in Maryland und Virginien 10 bis 15 Stunden lang in jungem Wald fortreisen, der auf der Stelle ehemaliger, jetzt verlassener Pflanzungen emporgeschossen ist; dasselbe findet in Kentucky und den beiden Carolinas, wiewohl in geringerem Maaße statt.

Digitized by Google

oben geſehen, daß das wohlverſtandene Intereſſe der Geſammtunion gleichfalls beingend erfoedere, daß kein anderer Staat, namentlich daß England ſich nicht dier feſtſetze. Das Sklaveninteresſe der ſüdlichen Staaten trifft mit dem Handelsintereſſe des Nordens allzu gut zuſammen, als daß nicht eine überwiegende Mehrheit ſich für den Anſchluß in Bälde bilden ſollte. Die Union ſpaltet ſich ohnehin nicht mehr ſo ſtreng in die Inkereſſen der freien und der Sklaven haltenden Staaten, da, wie wir oben geſehen, die Aufhebung der Sklaverei von Norden her immer weiter gegen Süden rückt.

Wird Teras aufgenommen in den Bund, ſo breitet ſich das Syſtem der Sklavenplantagen in wenigen Jahrzehnten vielleicht durch den ganzen nördlichen Theil der mericaniſchen Staaten aus. Schon jetzt befinden ſich trotz aller Bemühungen der mericaniſchen Regierung Tauſende von amerikaniſchen Coloniſten in Californien: ſobald Teras definitiv in der Union iſt, wird dieſe Coloniſation in immer weiterem Umfang fortgehen, und die Amerikaner, im Beſitz der Landgränze Merico's, werden den engliſchen Handel aus einem großen Theil des Landes verjagen, und ſich definitiv an der Weſtküſte feſtſetzen. England hat alſo das größte Intereſſe, den Anſchluß von Teras zu hindern, und indem es die Sklavenfrage voranſtellt, ſucht es die Sympathie des philanthropiſchen Europa für ſeine Sache zu gewinnen. Auf den weſtindiſchen Inſeln herrſcht die Freiheit der Schwarzen und auf dem Continent die Sklaverei; England kämpft für die erſtere, die Vereinigten Staaten für das Princip der Sklaverei; noch ſtehen ſie ſich beobachtend gegenüber, und keines wagt den Kampf zu beginnen. Bisher war Cuba der Boden, auf dem ſich beide begegneten. Daraus erklären ſich eine Menge Verhältniſſe, namentlich auch weßhalb die Vereinigten Staaten ſo ſehr auf die Anerkennung der Unabhängigkeit Merico's drangen, denn der verlängerte Kampf drohte auch Cuba mit zu verwickeln. Aber mit der Unabhängigkeit Merico's hörte die Gefahr nicht auf, denn Mexico bereitete mit Hayti eine Revolutionirung der Inſel vor. Jetzt iſt Merico zu ſolchen Maaßnahmen zu ſchwach, aber England iſt an die Stelle getreten, und unterhält auf der Inſel durch die Hinſendung freier Neger eine fortdauernde Gährung, die ſich in neuerer Zeit wiederholt durch Complotte Luft gemacht hat. Eine Revolutionirung von Cuba aber muß von unzweifelhaftem Einfluß auf die nahen, ſklavenhaltenden Staaten ſeyn, und deren Ruhe ſchwer gefährden.

Wird der Anſchluß von Teras den ſchwebenden Streit zum Ausbruch bringen? das iſt die Frage. Setzen die Nordamerikaner den Anſchluß durch, ſo erreichen ſie auf dieſem Wege das weſtliche Meer; gelingt es England, den Anſchluß zu hindern, und ſich in Teras feſtzuſetzen, ſo iſt der Entwicklung der nordamerikaniſchen Staaten ein Riegel vorgeſchoben. Hiezu kommt die Oregonfrage; vermehrt England dort von Canada aus ſeine Macht, und ſchließt im Süden ſeine Handelsthätigkeit den Kreis, ſo daß Teras, Californien, Oregon und Canada dem engliſchen Einfluß gehorchen, ſo ſind die Vereinigten Staaten gelähmt, England herrſcht in Nordamerika und ſchließt die Nordamerikaner allmählich vom Handel in der Südſee aus. Alle dieſe Dinge ſind in der Terasfrage enthalten, und es fragt ſich jetzt, ob England den hingeworfenen Handſchuh aufnimmt.

Alte und neue georgiſche Städte. *)

Armas oder Karthli.

Einr der Sage nach von dem Stammvater der Georgier, Karthlos, gegründete Veſte in einem Thal 7 Werſte von der Einmündung der Aragwa in den Kur an dem Bache Kaetlis-Chewi. Auf dem das Thal beherrſchenden Berge befand ſich das Grab von Karthlos, das in der Heidenzeit als Heiligthum und Schwurſtätte für alle Karthloſianer oder Georgier diente. König Pharnaos errichtete hier einen Tempel des Armas, wahrſcheinlich des perſiſchen Oramasdes oder Oromud; daher der Name der Stadt Armas. Das von der heiligen Nina verkündigte Chriſtenthum zerſtörte dieſe heilige Stätte des hieſigen Heidenthums und an deſſen Stelle wurde dem wahren Gott eine Capelle errichtet. Schon in der Mitte des 7ten Jahrhunderts ließ Marwan Abul Kaſim Stadt und Veſte zerſtören, worauf ſie ſich nicht mehr aus den Trümmern erhoben. Alle alten griechiſchen und lateiniſchen Geographen erwähnen Armas als der Hauptſtadt Iberiens, und nennen es Haemogila, wie Strabo, Haemaſis, wie Plinius, aber Haemaktika, wie Ptolemäus. In der Nähe auf der ganzen Stelle bis zum Kur hin, wo jetzt alles mit Gebüſch überwachſen iſt, ſtanden gewöhnlich die Lager der römiſchen Legionen. Gleich nach dem Beginn des Chriſtenthums wurde hier zu Ehren der heiligen Nina, der Erleuchterin Georgiens — (ſo genannt weil ſie das Chriſtenthum ins Land brachte) — ein Mädchenkloſter errichtet, das bis ins 13te Jahrhundert beſtand. Beim Einbruch der Mongolen verſchwanden das Kloſter und alle übrigen befeſtigten Punkte völlig. Im 17ten Jahrhundert ſoll es wieder errichtet, aber im Anfang des 18ten unter der Herrſchaft der Türken wieder zerſtört worden ſeyn. In der Tiefe des Buſchwerks und der Wälder, die in den Jahrhunderten der Verödung emporgewachſen ſind, bergen ſich noch jetzt eine Menge Ruinen, die leider noch niemand beſchrieben hat.

Artaan,

im obern Kartalinien, nicht weit von den Quellen des Kur; der Ort beſteht ſeit undenklichen Zeiten unter dem Schutz einer einſt mächtigen Veſte, die auf einem Felſen errichtet war. Ptolemäus kannte die Stadt unter dem Namen Aetaniſſa. Seit dem 13ten Jahrhundert war hier die Reſidenz eines Eriſtaff mit dem Beinamen von Aetaan und Kolas. Eine alte chriſtliche Kirche mit einer Kuppel iſt noch ganz erhalten, aber das Chriſtenthum, das bis 1530 hier blühte, wurde durch die Bemühungen der Türken, welche die Bewohner zum Islam bekehrten, unterdrückt. Jetzt iſt der Ort unter dem Namen Ardagan in der Gewalt der Türken.

Chronik der Reiſen.

Ch. Johnſtons Reiſen in Südabyſſinien.

Abreiſe ins Innere bis zum Salzſee.

(Schluß.)

Am 4 April brachen wir wiederum zur gewohnten Stunde auf und marſchirten 5½ Stunden lang über ein entſetzlich rauhes Land.

*) S. Nr. 209 a. d. J.

Digitized by Google

Gleich nach dem Aufbruch stiegen wir einen schmalen Pfad hinab, welcher mehr einer steilen Treppe als einem Wege glich. Eines um das andere stiegen die Kamele in ein breites, spaltenähnliches Thal hinab, das sich bis zu einer ähnlichen Felsenmauer auf der entgegengesetzten Seite ausdehnte, wo wir wieder hinaufsteigen mußten. Diese Ebene öffnete sich gegen die Ufer des Bahr Assal, auf den wir von dem Gipfel des Muyah, — so heißt die steile Höhe, von der wir eben hinabgestiegen waren, — eine gute Aussicht hatten. Wir zogen eine Stunde lang über die nächste Ebene, deren Sand vermuthlich von den Ufern des Bahr Assal hergeweht worden, und die mit trockenem, drathartigem Gras und zahlreichen Pflanzen, von einer Art Coloquinthen, bedeckt war. Diese Ebene muß erst Seeboden gewesen seyn, als der Bahr Assal noch mit dem Gubat-al-Ehrab in Verbindung stand, denn ich fand an mehreren Orten einen sehr lichtfarbigen Sandstein und eine Kreideart mit Spuren von spiralförmigen eirunden Muscheln.

Nach einem langen, mühseligen Marsch, während dessen wir an einigen breiten viereckigen Ausgängen vulcanischer Dünste, — denn ich konnte sie für nichts anderes nehmen, — in einem weiten Feld schwarzer schlackiger Lava vorüber kamen, an dessen Ende ein kleiner, aber wohlgeformter Krater lag, erreichten wir endlich einen Wadi (Thal), in welchem einige verkrüppelte Dompalmen standen; der Sand in dem trockenen Flußthal schien von der durch den Einfluß der atmosphärischen Luft zerbröckelnden Lava herzukommen. Nachdem wir dem Wadi über eine Stunde gefolgt waren, erreichten wir Alisch-Scheitan, das Teufelswasser, wo wir zu meinem großen Vergnügen endlich anhielten. Am folgenden Tage ging der Weg fast über beelte Felder mit einer dünnen Lavaschichte, welche über einem hellen, feinkörnigen Sandstein lag, unter welchem dieselbe Kreideformation sich befand, die ich gestern schon bemerkt hatte. Gänge von hartem Gestein standen zaunartig von Ost nach West, und einmal zogen wir eine Strecke weit in der Mitte von zweien, zwischen denen heraus das weichere Material ausgewaschen war, so daß nur zwei dünne Mauern von dem äußern, härtern Gestein stehen geblieben waren.

In kurzer Zeit gelangten wir in einen Wadi an einer etwas erweiterten Stelle, wo wir eigentlich die Nacht hätten bleiben sollen, wenn nicht die von Aussa gekommene Karawane uns zuvorgekommen wäre. Dieser begegneten wir jetzt, und der gewöhnliche Austausch von Höflichkeiten und Begrüßungen fand statt. Wenn die Daokali einander sich grüßen, so legen sie die rechten Hände flach zusammen und ziehen sie langsam wieder weg. Dann folgt eine eigenthümliche, sehr lange wörtliche Begrüßung, hierauf eine Menge von Fragen, die rechten Hände werden zum zweitenmal übereinander gelegt, und beide trennen sich, um andere Freunde zu treffen. Das größte Mißtrauen bezeichnet ihr Verfahren gegeneinander, und wenn einer bei der Begrüßung die Hand des andern faßt, so ist dieß, wie man mir sagte, ein sicheres Zeichen des Verraths, denn viele waren schon, auch wenn andere daneben standen, vom vermeintlichen Freunde in diesem Fall getödtet worden. Wenn Frauen ihre männlichen Bekannten begrüßen, nehmen sie ein scheues Wesen an, was vermuthlich für Bescheidenheit gelten soll. Sie halten die dargebotene Hand eine Zeitlang in der ihrigen, führen sie an die Lippen, dann nehmen sie jeden Finger einzeln und drücken sie nacheinander. Dieß Ceremoniell beobachtet selbst eine Mutter gegen ihren Sohn, der ganz majestätisch diese Huldigung empfängt, als ob sie ihm von Rechtswegen gebühre.

Der Weg folgt jetzt ganz dem Thal zwischen hohen düsteren Bergen von düsterrother Farbe, die von demselben vulcanischen Ursprung sind, wie das ganze umliegende Land; weiße Streifen von Muschelkalk lagen auf und zwischen den Schichten dieses Gesteins und zeugten von zwei verschiedenen Epochen vulcanischer Thätigkeit, zwischen welchen der Kalkstein hier rings in der Mündung des Flusses, der hier in die See eingetreten seyn muß, sich bildete, und zwar vor der Trennung des Salzsees Assal von der See. Die Ufer dieses letztern liegen nämlich von dem Gubat-el-Ehrab in gerader Linie nur 6 (englische) Meilen entfernt, obgleich unsere Karawane wegen des rauhen, unebenen Charakters der zwischenliegenden überall durchrissenen Lava nicht weniger als drei Tage gebraucht hatte. Da das Thal von Aleyhamta, in welchem wir uns jetzt befanden, schnell sich verengerte, führte der Weg schlangenartig zwischen den nah aneinander gerückten kahlen Hügeln hin; kaum eine Spur von Vegetation war auf diesem öden Strich zu finden, und in geringen Entfernungen von einander lagen die holzzerfressenen Leichen der Kamele und Maulthiere, denen der Weg von Tadschura hieher zu schwer geworden war. Der König dieses Orts, ein prächtiger Löwe, stand auf einer schmalen Felsenbank auf derselben Höhe der umliegenden Berge. Er blickte unverwandt die Karawane an, scheute sich aber vor der großen Menschenzahl, und mich hielt meine Umgebung ab, auf ihn zu feuern. Ich schlug mit einigen Leuten der Karawane einen kürzern Weg über die Berge ein, aber einen ödern Landstrich habe ich nie gesehen, kein Baum, kein Busch, kein Gras stand auf der steinigen Fläche. Zwei Stunden brauchten wir durch das Thal, wo „der Teufel gesteinigt liegt," so nannte ein von Mekka zurückkehrender Pilger dieses Thal, das einem in der Nähe von Mekka befindlichen gleicht. Wir sahen jetzt aus der Ferne die Stelle am südlichen Ufer des Sees, wo das Salz gebrochen und nach Abyssinien verladen wird, und die auf einer weiß glänzenden Fläche geschäftigen Eingebornen mit ihren Kamelen und Eseln mahnten mich an eine Schilderung aus den arktischen Gegenden, wo die Eskimos mit Schlitten und Hunden auf dem Schnee umher fahren.

Bald zogen wir den Aleyhantopaß hinab und über einen Theil der Salzkruste des Sees, der nun in seiner ganzen Ausdehnung vor uns lag. Es ist dieß eine der merkwürdigsten Erscheinungen des Landes Adal, und höchst wichtig für die Eingebornen, da der See die Hauptquelle der Reichthümer für die verschiedenen Stämme ist, die ihn auf eine Entfernung von mehreren Tagereisen umgeben. Dieser Salzsee liegt nach den Beobachtungen, welche zuerst Dr. Beke anstellte, und dann Lieutenant Barker und Hr. Kirk bestätigten, 4 bis 500 Fuß unter dem Meeresspiegel. Er ist, außer in der Richtung nach der Bay von Tadschura hin, von sehr hohen Bergen eingeschlossen. Fortdauernd bilden sich Salzkrystalle, und das in der Regenzeit hineinströmende Wasser ist nicht im Stande, die während des langen heißen Sommers gebildeten Krystalle wieder aufzulösen. Der See kann nicht über 20 (englische) Meilen im Umkreis haben; der Arm des Sees, über den wir hin zogen, war etwa 20 Minuten breit, nachher zogen wir am Rande fort, wo ein Bach hineinfloß, der anfangs salzig war, aber allmählich immer süßer wurde, bis wir Gangantor erreichten, wo es völlig süß war und wir unsere Lager aufschlugen.

Französischer Ausstellung. Die Zahl der Ausstellenden betrug dieses Jahr 3963, und die Anzahl der goldenen, silbernen und Bronzemedaillen, welche am 28 d. vertheilt werden sollten, 995. (Moniteur industriel vom 16 Julius.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 213.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

31 Julius 1844.

Melusine.

(Bearn and the Pyrenees. By Miss Costello.)

Eines der merkwürdigsten Häuser in Poitiers, wo nicht viele alte sich finden, ist dasjenige, welches jetzt von den christlichen Brüdern als Schule benutzt wird. Thüren und Fenster, so wie die ganze Fazade, sind schon verziert mit merkwürdigen ausgehauenen Figuren und Blatterwerk. Melusine mit ihrem Schlangen- oder Fischschwanz, mit ihrem Spiegel und Kamm ist gleichfalls darunter, diese unerklärliche Figur, die man fast in allen Theilen Frankreichs sehr häufig findet, und welche noch nicht genügend erklärt ist. Da wir wußten, daß dieser Theil des Landes ihr Hauptquartier war, so beschlossen wir sie in ihrem Schlosse zu Lusignan zu besuchen, das uns auf dem Wege lag. In diesem Entschluß bestärkte uns der Bibliothekar, der uns manche Schätze der Stadtbibliothek gezeigt hatte, und drang in uns die Ruinen des „Feenschlosses" nicht unbesucht zu lassen. Wir verließen Poitiers Nachmittags und erreichten binnen zwei Stunden den hübsch gelegenen Flecken Lusignan an den Ufern des Flusses Vanne. Vergebens hatte ich mich während der Fahrt nach einem Thurme umgesehen, und da noch vor unserer Ankunft ein heftiger Regen einfiel, so mußten wir die Befriedigung unserer Neugierde auf den folgenden Tag verschieben. Indeß fragten wir im Gasthof nach dem Feenschloß, und erhielten zur Antwort „da droben" würden wir das Schloß und die „Trou Meluisin" (die Höhle der Melusina) finden.

Wir eilten am andern Morgen einen steilen Pfad hinauf, der zum Schlosse führen sollte, aber als wir die Höhe erreicht hatten, rieb ich mir die Augen, denn ich meinte, die Fee hatte während der Nacht mit ihrem Zauberstab jede Spur des Schlosses hinweg gefegt. Jedenfalls war nicht ein Stein da, nicht ein einsames Mauerstück, das unsere Neugierde hatte befriedigen können. Ein hubsches Madchen von 15 Jahren, welches uns nachgeeilt war, bot sich uns als Führerin an, und geleitete uns nach einem Buschwerk, welches sie etwas bei Seite drückte und, indem sie auf einen finstern Schlund deutete, ihn als das „Loch der Fee" bezeichnete. „Hier," sagte das Madchen, „stieg sie hinab, denn es führt ein Weg bis zu dem Walde dort, wo sie in ihrer Quelle aufstieg, um zu baden: von dort führt ein anderer unterirdischer Weg bis nach Poitiers." Wir fragten sie, ob die Fee noch jetzt erscheine, sie lachte aber und sagte verächtlich: „O nein, das ist alles Fabel; das ist schon lange her." Sie wußte eine tragische Geschichte von einem Soldaten, der hinabgestiegen war, um die Sache zu untersuchen, aber nie wieder herauf kam; sie schrieb jedoch sein Schicksal durchaus keiner übernatürlichen Ursache zu. Der Glaube an Melusine ist mit den Thürmen ihres Schlosses verschwunden.

Ihre Geschichte ist kurz folgende: Melusina, eine Frau von außerordentlicher Schönheit und großem Reichthum hatte unter vielen Bewerbern ihre Hand dem Sire Raymondin von Poitiers gereicht, aber unter der Bedingung, daß sie jede Woche einen bestimmten Tag abwesend seyn dürfe, ohne daß er nach ihrem Aufenthalt forsche. Lange lebten sie glücklich, endlich aber reizte ihn doch die Neugierde, und er eilte ihr nach zu dem Thurme, in welchem sie jedesmal verschwand. Einige Hiebe mit seinem scharfen Schwert öffneten bald die mit eigenthümlichem Schnitzwerk verzierte Bronzethüre, und hier erblickte er in einem Marmorbassin eine weibliche Gestalt mit den Zügen seiner Frau, die aber von der Mitte des Leibes an in ein schuppiges Seeungeheuer auslief. Ihr goldenes Haar hing in reichen Locken über ihren weißen Busen und ihre Schultern hinab, und ruhte auf dem Rande des Bassins; in der Hand hielt sie einen Kamm und einen Spiegel, in welch letzteren sie manchmal emsig hineinschaute, da eine Reihe von Gestalten darin vorüber zog. Raymondin stand einen Augenblick wie versteinert, sie aber stieß, als sie ihre leuchtenden Augen auf ihn heftete, einen durchdringenden Schrei aus, daß das Schloß in seinen Grundvesten erzitterte und alles finster und still wurde. Der Herr des Schlosses brachte den Rest seines Lebens in Buße und Gebet zu, seine Gemahlin sah er nie wieder. Sie hatte indeß ihre Wohnung nicht verlassen, und immer kehrte sie zurück, wenn der Familie Lusignan irgend ein Unglück drohte; dann schrie sie um die Mauern her und rasselte mit ihren Schlangenringen durch

Digitized by Google

die Gänge. Im Jahre 1575 wurde das Schloß auf Befehl des Herzogs von Montpensier geschleift, und mehrere Nächte zuvor erschreckte Melusine das Land umher mit ihrem durchdringenden Geschrei. Einige alte Weiber in Lusignan wollen sie noch manchmal hören, wir waren aber nicht so glücklich jemand zu treffen, der sie wirklich gehört hatte.

Persische Skizzen.

Ueber den administrativen und politischen Zustand.

(Schluß.)

Um die Mißbräuche dieser schändlichen Verwaltung desto klarer ans Licht zu stellen, müssen wir in einige nähere Angaben über das Grundeigenthum und die Steuererhebung eingehen.

Persien ist im Westen, Süden und Osten ein sehr bergiges, zum Theil rauhes Land, im Osten sind zahlreiche ausgedehnte Wüsten. Adserbeidschan, Irak, Ghilan und Masanderan, so wie ein Theil von Chorasan, zeigen einen reichen, fruchtbaren Boden. Fars, die größte Provinz, welche in andern Händen allein ein Königreich bilden könnte, ist im Vergleich mit seinem Umfang und seiner Fruchtbarkeit kaum angebaut. Der Boden ist in verschiedenen Gegenden sehr verschieden: im Innern ist er grob und kiesig, im Norden thonreich und fest; die Ländereien am caspischen Meere sind sumpfig, und ihre außerordentliche Fruchtbarkeit hauptsächlich eine Folge des heradgeschwemmten Schlammes und der unaufhörlichen Ausdünstungen der stehenden Gewässer, die sich stets in reichlichen Regen auflösen. Der Mangel an Wasser im größten Theile Persiens erklärt das Aufgeben so vieler Ländereien, die sonst eines großen, mannichfachen Anbaues fähig wären. Bäche sind nicht nur selten, sondern vertrocknen auch im Sommer. Die Brunnen, welche man oft auf bedeutenden Höhen ausgräbt, um damit die Ebenen zu befruchten, reichen nicht immer zur Bewässerung aus, und wo es keine Flüsse gibt, um den Mangel an Regen und Brunnen zu ersetzen, leiden die Ernten bedeutend. Die angebauten Ländereien liegen immer um die Dörfer her, und es gibt keine abgesonderten Güter; sie bilden immer Kreise um eine kleine Volksmasse, die der Herr des Orts durch Landverwilligungen um sich gesammelt hat. Außer den Privatdörfern besitzt die Regierung eine große Anzahl, und diese bilden die eigentlichen königlichen Domanen. Sie sind meist die Ergebnisse von Confiscationen, theils der Privaten, theils der fürstlichen Familien und der großen Lehensträger, welche in den letzten Revolutionen Persiens umkamen. Die Regierung hat sie meist an Landbauer oder an Wanderstämme, die sich ansiedeln wollen, in Erbpacht gegeben, während sie andere als Tuschul oder Apanagen an Günstlinge oder an Leute verliehen hat, welche Forderungen an die Regierung zu machen haben, die diese in ihrer jetzigen Lage nicht befriedigen kann.

Die Verhältnisse der Bauern zu dem Grundeigenthümer oder Nutznießer eines Dorfs haben große Aehnlichkeit mit denen der Metayers oder Pächters in mehrern Ländern Europa's, aber hier wacht keine regelmäßige Gesetzgebung über die genaue Beobachtung der gegenseitigen Verpflichtungen. Die Streitigkeiten sollen dem Gerichtshof des Scheriet unterliegen, werden aber gewöhnlich durch Gewalt und Willkür entschieden. Dagegen haben die Bauern oder Thal, wie man sie gewöhnlich nennt, ein Recht, das die Leibeigenen nicht hatten, nämlich das den Dienst ihrer Herrn zu verlassen, um einen andern zu wählen. Freilich wird dieß Recht nicht allgemein anerkannt, und mancher Herr hat die Macht, die alten Gebräuche und das Herkommen ungestraft zu verletzen. Dann ist das Loos der Bauern kläglich, sie fliehen, um sich den unerträglichen Erpressungen zu entziehen, bei Nacht, nehmen nichts mit als ihre Lumpen und eine Decke, die sie auf einen Ochsen oder Esel laden, und ziehen auf Nebenwegen fort, um den verfolgenden Ferraschen ihres Herrn zu entgehen. So werden oft ganze Dörfer von ihren Bewohnern verlassen, und diese theils partiellen theils allgemeinen Auswanderungen erklären zum Theil die Ruinen und die Entvölkerung, welche dem Reisenden oft so sehr auffallen.

Diese Menge verlassener Dörfer, diese ehemals fruchtbaren, jetzt unangebauten, mit Dornen und Disteln bedeckten Ländereien, dieß Elend der Menschen, die in stinkenden, unreinen Lehmhütten vegetiren, haben noch eine andere Ursache, nämlich den Durchzug der Sarbasen und Topdschis durch das Land. Diese zuchtlosen Truppen, welche ihren Sold oft Jahre lang nicht erhalten, nehmen nie Lebensmittel auf den Marsch mit, weil sie ein Recht zu haben glauben, überall alles zu fordern und mit Gewalt zu nehmen. Wehe den Dörfern, die sie auf ihrem Marsche treffen, alles flieht in die Berge, nimmt mit, was tragbar ist, und verbirgt den Ueberrest unter der Erde, damit es nicht die Beute der mitleidslosen Sarbasen werde. Wenn dieser das Haus des Bauern leer findet, reißt er selbst den letzten Balken heraus, um sich seinen Pillau zu kochen, oder sich zu wärmen. Im J. 1842 wollte sich der König, begleitet von seinem ganzen Hof und einigen Regimentern, nach den Bädern von Casbin begeben, aber die Bewohner aller Dörfer zwischen Teheran und Casbin flohen sogleich aus ihren Wohnungen, und nach drei Tagen war Hungersnoth im königlichen Lager. Man mußte in forcirten Märschen statt im bequemen Zuge nach Casbin gehen, um sich Lebensmittel zu verschaffen. Alle diese Zügellosigkeiten, der gänzliche Mangel an allem Schutz für Leben und Eigenthum, haben endlich unter den Armeniern und Chaldäern um den Urmia-See eine solche Entmuthigung hervorgebracht, daß eine große Anzahl dieser christlichen Familien, man sagt gegen 60,000 Seelen, nach dem Kriege des Jahres 1828 ihre Ländereien verließen, um den Russen zu folgen. Sie ließen sich in den neuerlich Persien abgenommenen Landstrichen nieder, erhielten hier gewisse Vorrechte, zeitweilige Steuerfreiheit, und fanden so einen Wohlstand, der ihnen unter der räuberischen Herrschaft der persischen Chane versagt war. Diese Auswanderung dauert auf Seite der christlichen Bauern noch immer aus allen Theilen Persiens fort, und scheint erst mit

Digitized by Google

der letzten Familie enden zu wollen, welche den Gränzfluß überschreitet.

Tritt man ins Innere der Städte, so sieht man hier dieselben Mißbräuche, dieselben Ungerechtigkeiten gegen die gewerblichen Classen. Das Uebel ist hier eben so groß, wo nicht größer: nichts geschieht in den Städten, ohne daß der Hakem davon unterrichtet ist; er mischt sich in die geheimsten Angelegenheiten der Bürger, wenn ee irgend eine Möglichkeit sieht Geld beeauszuschlagen. Kauft oder verkauft z. B. ein Kaufmann Waaren von großem Werthe, so wird er augenblicklich von den Spionen oder seinen eigenen Standesgenossen angegeben, daß er großen Gewinn gemacht habe, und um Unannehmlichkeiten jedee Art, ja manchmal einer unter anderem Vorwande verhängten Gefängnißstrafe oder Bastonnade auszuweichen, muß er dem Gouverneur ein Geschenk machen. Geldstrafen fallen hageldicht, und selbst die Leute, welche ihre Angelegenheiten friedlich unter einander ausgleichen, können ihnen nicht entgehen.

Die Auflagen in Persien sind minder groß, als ungleich veertheilt. Wenn sich die Regierung mit der festen Grundsteuer oder Malliat begnügte, so gälte sie für die gerechteste aller asiatischen Regierungen. Aber es bestehen eine Menge unregelmäßiger Taxen, von denen die Geschenke am Nouruz die bedeutendsten sind; der Werth der an diesem Tage dem Schah dargebrachten Geschenke beläuft sich auf mehreere Millionen und bildet fast den dritten Theil der Einkünfte des Schah. Die unregelmäßigste und drückendste Steuer ist ohne Widerspruch der Sadir oder die öffentliche Requisition, wo das Volk zu außerordentlichen und ganz willkürlichen Ausgaben, wie zur Erbauung neuee Paläste und Brücken, bei fürstlichen Heurathen, Ankunft von Gesandten, Truppenausrüstungen u. s. w. beisteuern muß. Die Nomadenstämme werden hievon weniger erreicht als die Städtebewohner, weil sie den Anforderungen leichter entgehen können. Außee den Städten sind es besonders die Dörfer, welche die Hauptlast tragen.

Einer der größten Fehler der persischen Verwaltung ist die Gewohnheit, ganze Dörfee oder Disteicte von der Steuer zu befreien, weil sie irgend einem eelchen Manne gehören, der sich durch Geschenke von allen Abgaben zu befreien wußte, oder den die Regierung sonst begünstigen will. In den Provinzen am easpischen Meere, wo es localer Schwierigkeiten wegen nicht möglich ist, die Dörfer irgend genau zu zählen, ist die Umlage der Steuee am willkürlichsten. Während in den Steuerregistern mancher Distriet mit zehn Dörfern ausgeführt wird, zählt dee Reisende mit Erstaunen mehr als fünfzig. Die schlecht bezahlten Steuererheber finden allem Anschein nach ihren Vortheil dabei, der Regierung die Wahrheit zu veebergen, oder sie lassen sich freiwillig täuschen durch die Grundeigenthümee, welche stets die Steuereinnehmer zu ihren Gunsten zu stimmen und jede genaue Nachforschung zu hindern wissen. Diese theils erlaubten, theils betrügerischen Steuerbefreiungen fügen dem Lande und dem königlichen Schatz einen unberechendaren Nachtheil zu, da sich neben großen völlig freien Gütern auch Ländereien finden, die unbedeutenden Leuten gehören, und deßhalb mit Zehnten und allen möglichen bireeten oder indirecten Steuern überladen sind, so daß die Bevölkerung endlich nach andern Provinzen auswandert. Ghilan zahlt jährlich an den Schah 200,000 Tomans, und die Mustophis odee Steuerbeamten des Landes behaupten, daß von 1500 Dörfern nahe an 500 keine Steuer zahlen. Die Zahl dieser letztern wächst immer mehe, und die Steuern nehmen zu, so daß folgerecht die Last auf den nicht beschützten Dörfern immee schweree und unerträglicher wird. Ebenso ist es anderwärts, aber dieß ist nur Eine der zahlreichen Ursachen, weßhalb die Einkünfte dee Regierung mit der gegenwäetigen Ausdehnung und Bevölkerung des Reichs in so schlechtem Verhältnisse stehen. Indeß erklärt sie wenigstens die allmähliche Abnahme der Einkünfte, welche gegenwärtig noch nicht auf 7 Kurur oder dritthalb Millionen Tomans sich belaufen.

An gewissen Orten, wo die Bevölkerung nomadisch ist oder unzugängliche Berge bewohnt, werden die Steuern nur sehr schwer, meist in Natura und nie vollständig erhoben. Gewisse Districte im Südwesten, und die Bachtiaris, zu denen die bewaffnete Macht nie vordeingt, verweigern alle Steuern, und senden nur manchmal als Peschkesch odee Geschenke einige Pferde. Andere Provinzen sind im Rückstand, den sie seit langen Jahren nicht bezahlen können. So schuldet Kirman dem Schahe seit zehn Jahren nahe an 100,000 Tomans, ohne daß es bisher hätte bezahlen können.

Dieß ist ungefähr die Verwaltung Persiens, die sehr geeignet ist, das ganze Reich zu Grunde zu richten, ohne daß fremde Ursachen und fremder Einfluß dazu beitragen. Wer nicht lange im Lande gelebt hat, und die Sachen in der Nähe sah, könnte glauben, Rußland suche Persien zu einem politischen Zwecke arm zu machen und zu zerrütten. Ich glaube nicht, daß Rußland nöthig hat, da Anaechie zu säen, wo alles schon von selbst wankt, schwach und anarchisch ist; Rußlanb beaucht nicht zu bestechen und sich Creaturen zu schaffen, wenn sein Uebergewicht ihm das unbestreitbare Recht gibt, die Angelegenheiten der persischen Regierung zu leiten und seinen Rathschlägen Achtung zu veeschaffen. Es hat seinen Einfluß durch die Waffen gegründet, und durch das natürliche Uebergewicht, welches auf seiner geographischen Lage beruht, befestigt; es kann offen und gerade verfahren, es braucht keine krummen Wege einzuschlagen, wie die englische Politik hier so häufig thut. Auch kann man es vernünftiger Weise Rußland nicht verdenken, wenn es einen bedeutenden Einfluß auf die Angelegenheiten Persiens und Centralasiens in Anspeuch nimmt, auf welchem Schauplatz sich beide Rivalen oft begegnen und vielleicht einst einen furchtbaren Kampf ausfechten.

Ueberlegt man die Sache ohne vorgefaßte Meinung, so erhält man die Ueberzeugung, daß Rußland mehr als irgend eine Macht Europa's berufen ist, in allen Ereignissen, die in Asien und in Folge hievon auch in Eueova eintreten werden, eine bedeutende Rolle zu spielen. Nach allem was in Persien voegeht, kann man Rußland keine andern Plane zuschreiben, als den, ein einfaches Protectorat oder, wenn man will, eine

Digitized by Google

Obervormundschaft über Persien auszuüben, und wenn es Lust hätte sich der Provinzen Aderbeidschan, Ghilan und Masanderan zu bemachtigen, so hatte es nur nöthig, den noch übrigen Theil der Persien auferlegten Kriegssteuer zu fordern. Rußland würde thöricht handeln, wenn es wie England in Persien sein Gold vergeuden wollte, um sich eine Partei zu machen; man würde sein Gold ohne alle Scrupel annehmen, darum aber keineswegs ihm günstiger gesinnt seyn, aus dem einfachen Grunde, weil es Furcht einflößt, die durch frühere Ereigntsse gerechtfertigt ist, und welche seinem Ehrgeiz wie seinen Planen vollkommen genügt, — eine stets schlagfertige Armee von 50,000 Mann an der Gränze wirkt besser und sicherer als alles Gold und alle geheimen oder offenen Anhanger. Persien nahert sich in Folge seiner erbärmlichen innern Verwaltung, der elenden Finanzwirthschaft und der allgemeinen Verdorbenheit der Sitten immer mehr einem unvermeidlichen Ruin. Es ist eben so thöricht als ungerecht, diesen Stand der Dinge äußeren Ursachen zuzuschreiben, wie manche aus allzu großer Abneigung gegen Rußland gethan haben.

Alte und neue georgische Städte. *)

Ateni.

Eine Stadt mit einer Veste in Unterkartalinien, vier Werste südwestlich von der Stadt Gori, in dem Thal des Flusses Tana, der in den Kur fällt. Sie wurde im Jahre 184 n. Chr. von dem georgischen König Parsman I erbaut und war der Lieblingssitz König Davids IX, der im Anfang des 16ten Jahrhunderts regierte. In der Zeit der innern Kämpfe der imeretischen Könige wurde die Stadt von den Persern zerstört, verödete seit dem Jahre 1689 und diente lesghischen Räubern zum Aufenthalt. Im Jahre 1821 bevölkerte es sich aufs neue. Es finden sich hier große Ruinen und völlig erhaltene prächtige Kirchen, deren man in der Umgegend des jetzigen Dorfes, das den Namen der alten Stadt trägt, neun zählt. Eine derselben, die Sionskirche, welche im 10ten Jahrhundert von König Bagrat II erbaut wurde, ist besonders durch ihre Architektur bemerkenswerth, welche augenscheinlich der berühmten Kirche von Etschmiadsin entlehnt ist. Sie ist außen mit einer rohen Sculptur in armenischem Geschmack verziert und im Innern mit byzantinischen Malereien; der jetzige Bilderschrein (ikonostas) ruht auf Bruchstücken von Marmorsäulen, die augenscheinlich einer vorchristlichen Zeit angehören. Hinter der Kirche sind noch wohlerhaltene Reste von Gebäuden, in denen vor dem 17ten Jahrhundert der Bischof des Orts mit seinem Gefolge wohnte. Von der Stadt sind noch weitläufige steinerne Gebäude und Befestigungen aus den Zeiten ihres blühenden Zustandes übrig, als ein reicher Handel hier getrieben wurde und die Könige hier hausten. Die Stadt und das ganze Thal, das den besten Wein in ganz Kartalinien hervorbringt, sind gegen Norden durch Berge geschützt, welche die von den hohen, das ganze kartalinische Thal beherrschenden Gipfeln des Kaukasus herabwehenden kalten Winde mäßigen.

Achalgori,

oder das neue Gori, zum Unterschied von der alten Stadt dieses Namens; es liegt in Mittelkartalinien im Thal des Kfani, der in den Kur fällt. Die Erbauung der Stadt wird Tourmag I zugeschrieben, welcher zwei Jahrhunderte vor Chr. regierte. Sie ist von Georgiern, Armeniern und Juden bewohnt, und treibt noch immer einen bedeutenden Handel, da sie der Mittelpunkt aller Handelsverhältnisse des Kfanithals und der umliegenden Gegend ist. Sie war immer die Residenz der Eristaffe von Kfani. Die Armenier haben seit unvordenklichen Zeiten hier eine Kirche; die Stadt ist am Abhang eines Berges erbaut, vor welchem ein reißender, fischreicher Fluß, der Kfani, vorbeiströmt, dessen Ufer mit Wein- und andern Fruchtgärten bedeckt sind.

Achalkalaki

liegt in Oberkartalinien an der Vereinigung des Achalkalakis-Baki, der aus dem See Abozi kommt, mit dem Dschawachetischen Kur (Dschawachetis-Mtkwar), einem der Quellflüsse des Kur. Die Stadt, deren Erbauung dem ersten georgischen König Pharnaos zugeschrieben wird, war durch eine steinerne Mauer und eine vor Entdeckung der Feuerwaffen sehr bedeutende Veste geschützt. Sie wurde im 15ten Jahrhundert zerstört und im 17ten wieder aufgebaut durch den Beg von Schawschet, der von hier aus den Islam in allen christlichen, von Georgien abgerissenen Landstrichen um so leichter zu verbreiten hoffte. In der Stadt selbst und in der Umgegend finden sich noch eine Menge Kirchen, die aber meistens von den Türken in Moscheen umgewandelt wurden. Vor 1828 war die Stadt der Mittelpunkt eines besondern Sandschak und die Residenz eines Befehlshabers, der dem Pascha von Achalzicke unterworfen war. Der Friede von Adrianopel gab die Stadt an Grusien zurück, von welchem sie drei Jahrhunderte lang getrennt gewesen war. Unter dem Despotismus des türkischen Paschas, der für den Wohlstand und das Gewissen der Einwohner gleich lästig war, sank ihre früher bedeutende Bevölkerung, die einen ansehnlichen Handel mit ganz Georgien getrieben hatte.

Azkuri.

Stadt mit einer Veste am Kur gleichfalls in Oberkartalinien; sie wurde von dem ersten König Georgiens, Phaenaos, drei Jahrhunderte v. Chr. erbaut. In den georgischen Chroniken ist der Ort berühmt, weil der h. Apostel Andreas hier das Evangelium verkündigte. Noch jetzt steht hier eine Kirche zur h. Mutter Gottes, welche einst die Hauptkirche des hiesigen Exarchialbisthums war. Die Türken, welche sich des ganzen westlichen Georgiens bemächtigten, vernichteten hier das Christenthum, aber die dem Glauben ihrer Väter treu gebliebenen Einwohner zogen nach Imeretien, und nahmen unter andern Heiligthümern auch ein altes wundethätiges Bild der Mutter Gottes mit, das noch jetzt als das Bild von Azkuri in dem imeretischen Kloster Gaenat aufbewahrt wird. Unter türkischer Heerschaft war Azkuri der Hauptort eines Sandschak.

*) S. Nr. 209, 211.

Ein merkwürdiger Shawl. Ein englisches Provincialblatt und nach diesem die Shipp. Gaz. vom 15 Julius meldet, daß die HH. Graham und Smith in London durch Paisley-Weber einen Shawl und zwar in Einem Stück in der Art weben ließen, daß die vier verschiedenen Farben, die er enthält, je nachdem man denselben faltet, zwanzig verschiedene Effecte geben; man kann jede Farbe für sich allein, jede zwei, drei oder alle vier zusammen zur Schau tragen, je nach Gefallen. Das englische Provincialblatt nennt diesen Shawl ein wissenschaftliches (soll wohl heißen: künstlerisches) Erzeugniß, wie in der französischen Industrieausstellung keines vorgekommen sey.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilagen: Intelligenzblatt Nr. 9 und Umschlag zum Monat Julius.)

Digitized by Google

№ 9.

Intelligenz-Blatt zum Ausland.

Mittwoch 31 Julius 1844.

[113] Subscription wird in allen Buchhandlungen angenommen auf:

Systematischer Bilder-Atlas
zum Conversations-Lexikon.

Vollständig 500 Blatt in Quart, in 120 Lieferungen zu dem Preise von 6 Ngr. — 22 kr. rhn. od. 18 kr. C. M.

Die ersten beiden Lieferungen dieser wissenschaftlich geordneten, schön ausgestatteten und ungemein wohlfeilen

Ikonographischen Encyklopädie der Wissenschaften und Künste

sind in allen Buchhandlungen zur Ansicht zu erhalten und wird daselbst auch ein ausführlicher Prospectus ausgegeben. Es bildet ein selbstständiges Ganzes, schließt sich aber auch an alle die zahlreichen Original-Ausgaben, Nachdrucke und Nachbildungen des **Conversations-Lexikon** an, zunächst an die neunte Auflage desselben. Das Werk erscheint in 120 Lieferungen, jede zu 4 — 5 Blatt, und in der Regel werden monatlich 2 — 3 Lieferungen ausgegeben, so daß sich die Auslagen auf mehrere Jahre vertheilen.

Die neunte Auflage des Conversations-Lexikon

erscheint in 15 Bänden oder 120 Heften und kostet jedes **Heft** auf Maschinenpap. 5 Ngr., jeder **Band** 1 Thlr. 10 Ngr.; jeder **Band** auf feinem Schreibpap. 2 Thlr., auf extrafeinem Velinpap. 3 Thlr.

☞ **Frühere Auflagen** *des Conversations-Lexikon werden gegen diese neunte Auflage unter vortheilhaften Bedingungen umgetauscht, worüber eine ausführliche Ankündigung in allen Buchhandlungen zu finden ist.*

Leipzig, im Junius 1844. **F. A. Brockhaus.**

---

[114] **Wichtiges Werk!!!**

Bei **Ernst Schäfer** in **Leipzig** erschien so eben und in allen Buchhandlungen zu haben:

Thiers, A., Napoleon, Geschichte des Consulats und des Kaiserreichs. Uebersetzt von C. T. Heyne. 1ste u. 2te Lieferung à 3 gGr. (8 Bogen, welche auf schönes Velinpapier elegant gedruckt so viel wie 12—15 gewöhnliche Octavbogen enthalten.) Das Ganze wird 4 Bände umfassen.

---

[115] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geschichte der Philosophie
vom allgemeinen wissenschaftlichen und geschichtlichen Standpunkt
von Dr. **H. C. W. Sigwart.**

Erster Band:

Enthaltend die erste Periode und der zweiten Periode erste Abtheilung.

Gr. 8. Velinpap. brosch. Preis 3 fl. 24 kr. od. 2 Rthlr.

Der Hr. Verfasser, rühmlichst bekannt durch mehrere philosophische Werke, hat die Geschichte der Philosophie als Universitäts-Professor viele Jahre hindurch vorgetragen und gibt nun in dem vorliegenden Buche die Resultate seiner mühsamen Forschungen. Sein Standpunkt erhebt ihn über alle Parteien in diesen weitesten Felde menschlichen Wissens und er läßt uns die Philosophie als ein Element und Moment von dem geistigen Gesammtleben der Menschheit erblicken. Dadurch allein ist es möglich die Geschichte der Philosophie selbst in einen weiteren Kreis einzuführen und zum Gegenstand einer allgemeineren Theilnahme zu machen.

Das Werk theilt sich in zwei Abtheilungen, die in drei Bänden erscheinen werden. Der erste Band enthält die ältere Philosophie bis zur Zeit der Reformation. Der zweite die neueuropäische Philosophie bis Kant. Der dritte führt die Geschichte der Philosophie bis zur Gegenwart hinauf.

Stuttgart und Tübingen, 1844. **J. G. Cotta'scher Verlag.**

---

[116] In Unterzeichnetem ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Teutschlands
Vertheidigung
gegen den äußeren Feind
und das sie befördernde System der Eisenbahnen.

Mit einer Tafel Abbildungen.

Von einem Officier.

8. Velinp. kr. Preis 1 fl. 45 kr. od. 1 Rthlr.

Inhalt: Einleitung. I. Vertheidigung gegen den äußern Feind. a) Vertheidigung gegen die Franzosen. b) Vertheidigung gegen die Russen. c) Vertheidigung gegen die Russen und Franzosen zugleich. II. Befestigungen, welche sich aus vorliegender Vertheidigung ergeben. a) Befestigung von Ulm und Rastatt. b) Befestigung der aus unserer Vertheidigung weiter hervorgehenden Punkte. c) Verstärkung der zu unserer Vertheidigung dienenden bestehenden Festungen. d) Besondere, nur der Offensive dienende Anlagen. III. System der Eisenbahnen zur Beförderung unserer Vertheidigung. a) Eisenbahnen zur Beförderung der Vertheidigung gegen die Franzosen. b) Eisenbahnen zur Beförderung der Vertheidigung gegen die Russen. c) Eisenbahnen zur Beförderung unserer Vertheidigung gegen Franzosen und Russen zugleich.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[117] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Shakspere
als Vermittler zweier Nationen.
Von **Karl Simrock.**

Probeband:

Macbeth.

8. Velinpapier brosch. Preis 1 fl. 24 kr. oder 21 gr.

Die nahe Verwandtschaft der Engländer und Deutschen, welche ihre Sprache und die Popularität Shakspere's in Deutschland beweist, hätte beide Nationen schon längst auffordern sollen, sich näher und näher zu befreunden. Indeß finden wir diesen Trieb zu beiden Seiten der Nordsee jetzt so lebendig erwacht, daß uns in dieser Hinsicht wenig zu wünschen übrig bleibt; nur dahin möchte das gegenwärtige Buch wirken, daß eben Shakspere, der beiden Völkern gleich lieb und theuer ist, noch ferner zu ihrem Vermittler gewählt werde, denn wie sich an ihm ihre Verwandtschaft am auffallendsten erweist, so möchte er auch am geschicktesten seyn, den Deutschen für die englische, die Engländer für die deutsche Sprache zu gewinnen. Doch dieß ist nur die Eine Absicht des Werks, das wir hiemit beginnen: die andere sey, das Verständniß des Dichters bei beiden Nationen und seine Aneignung bei uns weiter zu fördern.

Stuttgart und Tübingen, 1844.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Digitized by Google

[118] In Unterzeichnetem ist erschienen und kann durch alle Buchhandlungen und löblichen Postämter bezogen werden:

Das Zollvereinsblatt,

ein Centralblatt für alle Interessen des Handels und der Schifffahrt, der Industrie und des Ackerbaues, der Handelspolitik und der National-Unternehmungen Deutschlands und insbesondere des deutschen Zollvereins, so wie überhaupt für die Discussion aller die National-Oekonomie und die materiellen Interessen Deutschlands betreffenden Fragen.

Herausgegeben
von **Dr. Fr. List.**

Preis des Jahrganas 6 fl. 48 kr. oder 4 Rthlr.

Inhalt. Nr. 22. Die atmosphärische Eisenbahn. — Die Schweiz in ihrem Handelsverkehr mit Frankreich. — Miscellen: Die Handelspolitik der Schweiz.

Nr. 23. Die Postreform. — Die Eisenerzeugung in Oesterreich. — Bekanntmachung über die Gewerbe-Ausstellung in Berlin. — Miscellen: Leipziger Jubilatemesse. Dampfmaschinen. Korneinfuhr in England im Jahre 1843. Der texanische Auswanderungsverein.

Nr. 24. Die Agriculturreform in England und der norddeutsche Ackerbau. — Bemerkungen über die deutsche Runkelrübenzuckerfabrication. — Die neueste Handelspolitik Belgiens. — Miscellen: Die Shawlfabrication in Caschemir.

Nr. 25. Die anonyme Statistik gegen das nationale System der politischen Oekonomie. — Stimmen vom Niederrhein. — Die Linnenfabrication.

Nr. 26. Die anonyme Statistik gegen das nationale System der politischen Oekonomie. — Leipziger Ostermesse von 1844. — Bittschrift der württembergischen Fabrikbesitzer um Erhöhung des Eingangszolles auf Leinen-, Wollen- und Baumwollengewebe. — Das deutsche Hüttenwesen, die englische Concurrenz, der Zollverein. — Die Reformation des Walddaues. — Aus dem Herzogthum Nassau.

Nr. 27. Die schlesischen Arbeiteraufstände. — Die anonyme Statistik gegen das nationale System der politischen Oekonomie. — Statistische Bekanntmachungen der belgischen Regierung. — Miscellen: Verbesserung in der Eisenfabrication Hollands Colonialeinkommen.

Nr. 28. Die Noth in Schlesien und die Handelspolitik im Zollverein. — Votum der badischen Ständeversammlung über den Schutzzoll zu Gunsten der Spinnereien im Zollverein. — Miscellen: Die Assam-Thee-Cultur-Compagnie. Die englische Baumwollindustrie. — Beilage: I. Die hannover'sche Staatsschrift.

Nr. 29. Also sollten die Unterhandlungen über den Anschluß Hannovers an den Zollverein unverweilt wieder aufgenommen und schleunigst zu einem gedeihlichen Ziel geführt werden. — Herzensergießungen eines norddeutschen Gutsbesitzers. — Miscellen: Parlaments- und Gerichtskosten der Eisenbahnen in England, Handel zwischen den Hansestädten und den Vereinigten Staaten von Nordamerika. — Beilage: I. Die hannover'sche Staatsschrift.

Nr. 30. Die englische Zuckerfrage, die holländischen Colonien und die deutsche Nationaleinheit. — Herzensergießungen eines norddeutschen Gutsbesitzers. — Mittel gegen die Noth von Schlesien. — Beilage: II. Die Allgemeine Preußische Zeitung über die Verhandlungen zwischen dem Zollverein und Hannover. — Die Eisenindustrie betreffend.

In das Abonnement kann jedes Vierteljahr für den Rest des Jahres eingetreten werden.

Stuttgart und Tübingen. **J. G. Cotta'scher Verlag.**

---

[119]

Galerie
zu Goethe's sämmtlichen Werken.

Neueste Taschen-Ausgabe in 40 Bänden.
Nach Zeichnungen von **W. Kaulbach** und seinen Schülern,
In Stahl gestochen
von **Steifensand, Weber, Enzing-Müller, Hoffmann** u. A.
40 Blätter in 8 Lieferungen. Preis 5 fl. 20 kr. od. 3 Rthlr. 8 gGr.

Inhalt:

I. Lfg. Elegien. — Faust. — Götz von Berlichingen. — Wilhelm Meister. — Reineke Fuchs.
II. Lfg. Faust, 2tes Blatt. — Egmont. Legende. — Clavigo. Wahlverwandtschaften.
III. Lfg. Reineke Fuchs, 2tes Blatt. — Hermann und Dorothea. Faust, 2ter Theil. — Künstlers Erdenwallen. — Die Braut von Korinth.
IV. Lfg. Goethe, Titelblatt zum ersten Band. — Der Fischer. — Die Aufgeregten. — Dr. Barth und die Evangelisten. — Wahrheit und Dichtung.
V. Lfg. Iphigenia. — Wilhelm Meisters Wanderjahre. — Pater Brey. — Westöstlicher Divan. — Scherz, List und Rache.
VI. Lfg. Tancred. — Werthers Leiden. — Egmont, 2tes Blatt. — Blinde Kuh. — Jery und Bätely.
VII. Lfg. Italienische Reise. — Prometheus. — Satyrus. — Heiden-Röslein. — Wer kauft Liebesgötter?
VIII. Lfg. Aus meinem Leben. — Torquato Tasso. — Der Bürger-General. — Benvenuto Cellini. — Stella.

Stuttgart und Tübingen. **J. G. Cotta'scher Verlag.**

[120] In Commission der literar.-artistischen Anstalt in München ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte

von

Friedrich Beck.

8. geh. Preis 1 Rthlr. oder 1 fl. 36 kr. rhn.

Ein sinniger und frommer Geist durchweht diese Gedichte, die sich denjenigen anderer bayerischen Dichter, wie Pocci und Kobell, würdig anreihen.

---

[121] In Unterzeichnetem sind erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Die fünfzig Tage

oder

die Geschichte der Gründung der christlichen Kirche.

Eine Festgabe

für Christen aller Confessionen

von **G. C. J. Hoffmann,**

Lehrer an der wissenschaftlichen Bildungs-Anstalt auf dem Salon bei Ludwigsburg.

8. Velinpap. brosch. Preis 1 fl. oder 16 gr.

Inhalt: 1) Die frohe Botschaft. 2) Das Wiedersehen. 3) Der erste Sonntag. 4) Das Amt der Apostel. 5) Das Reich Gottes oder die Kirche. 6) Der Abschied. 7) Die Vollendung. — Schlußwort.

Möge dieser interessante Beitrag zur Eröffnung der heiligen Geschichte für das größere Publicum den Sinn für die Einheit und Wahrheit unserer christlichen Kirche mit erwecken helfen!

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[122] In Unterzeichnetem sind so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Gedichte

von

Franz Kugler.

8. Velinpapier in Umschlag brosch. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 Gr.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[123] In Unterzeichnetem sind so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Skizzen

aus dem

Leben und der Natur.

Vermischte Schriften

von **H. Hauff,**

Redacteur des Morgenblattes

Zweiter Band.

Gr. 8. Preis 3 fl. 45 kr. oder 2 Rthlr. 8 gr.

Inhalt: Die kleine Stadt und der Jahrmarkt. Litterarische Grillen: I. Das Jahr 740. II. Schattenarren. III. Der deutsche und der französische Feuilletonist. IV. Ueber deutsche Dramatik, besonders über das Lustspiel. V. Der Holzschnitt als typographischer Schmuck. — Die Bajaderen. — Vom Geisterglauben. — Geologische Briefe. 1) Das Verhältniß der Geologie zu unserer Zeit. 2) Orientirung. 3) Aeltere Ansichten. 4) Werner. 5) James Hutton. Leopold von Buch. 6) Elie de Beaumont. 7) Neueste Beobachtungen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[124] Bei **Vandenhoeck & Ruprecht** in **Göttingen** ist erschienen:

Geschichte des zweiten Pariser Friedens für Deutschland.

Aus Actenstücken

von **Dr. A. F. H. Schaumann,**

außerordentl. Prof. der Geschichte zu Göttingen.

Preis 2 Rthlr.

---

[125] In der **literar.-artistischen Anstalt** in **München** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Handbuch

für Reisende nach London

und dessen Umgebungen

von

Dr. Joseph Gamblhler.

Mit einem Plane Londons, einer Karte der Küste Englands an der Themse-Mündung und einem Panorama der Themse-Ufer.

8. Prais gebunden in Sarsenet. 2 Rthlr. 8 gr. oder 4 fl. rhn.

Der Hr. Verfasser sagt in der Vorrede: „Zwei Punkte hatte ich besonders vor Augen: dem Reisenden auch bei nicht langem Aufenthalte wo möglich das Auswendiglernen der so interessanten Stadt zu erleichtern, da keine würdiger ist auswendig gelernt zu werden, in dem Sinne, wie ältere Philologen einen ganzen classischen Schriftsteller ihrem Gedächtniß Zeile für Zeile anvertrauten; — dann dem Reisenden, der auf den Hebel des äußern Lebens, das *Geld* zu sehen hat, solche *ökonomische* Winke zu geben, die ihn von der Furcht vor dem Popanz der enormen Theurung befreiten."

---

[126] In der literar. artist. Anstalt in München ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Handbuch

für Reisende in Italien

von Dr. **Ernst Förster.**

Zweite Auflage.

Mit 10 in Kupfer und Stein gravirten Planen.

8. in dauerhaftem engl. Einbande. Preis 5 fl. 24 kr. rhn. oder 3 Rthlr. 8 gr.

Wir übergeben hiermit dem Publicum ein Handbuch über Italien, das, wie wir mit Zuversicht ankündigen dürfen, mehr als irgend ein vorhandenes den Ansprüchen von Reisenden jeden Standes genügen wird. Zwei Reisen nach Italien, welche der Hr. Verfasser unter begünstigenden Umständen, zum Theil in höherem Auftrag unternommen, und auf denen er in den größeren Städten einen längern Aufenthalt gemacht und das Land nach allen Richtungen durchforscht hat, setzten ihn in den Stand, umfassende Kenntnisse desselben und seiner Bewohner, sowie auch der Wünsche und Bedürfnisse zu sammeln, nach deren Befriedigung man in den Reisehandbüchern, und freilich gewöhnlich vergeblich, sucht. Die bloße Angabe des Inhalts wird hinreichen, die Umsicht des Hrn. Verfassers, sowie den Umfang seines Werkes zu bezeichnen, dessen Vervollständigung in der zweiten Auflage mit allen dem Hrn. Verfasser und der Verlagshandlung zu Gebote stehenden Mitteln erstrebt wurde.

---

[127] In der **literar.-artistischen Anstalt** in **München** sind erschienen und in allen soliden Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Marienlieder

von

Guido Görres.

Zweite, um das Vierfache vermehrte Ausgabe.

Illustrirt mit Randverzierungen und vielen Holzschnitten.

Ladenpreis: brosch. 24 kr. rhn. oder 6 gGr.; gebunden mit vier Kupfern 36 kr. rhn. oder 9 gGr.

Diese Lieder, 45 an der Zahl, wurden als eine poetische Maifeier zur Ehre der heiligen Jungfrau größtentheils in Rom, im Mai 1842, gedichtet; daß sie in manchen Herzen Anklang gefunden, beweist die so schnell vergriffene erste Auflage. Viele von ihnen wurden bereits von dem großen Meister religiöser Tonkunst, dem Capellmeister K. Aiblinger in München,

Digitized by Google

componirt und zur Begehung der Malandacht, in diesem und dem verflossenen Jahre, in einer der Kirchen Münchens, von einer kleinen Capelle junger Mädchen gesungen. Die Melodien werden in ihrer ergreifenden Zartheit und Tiefe ohne Zweifel durch eine baldige Veröffentlichung, wie wir hoffen, nicht mehr allzulange einem größern Kreise sich entziehen. Die Lieder anlangend, so werden sie sich am besten dem Leser selbst charakterisiren, indem wir eines derselben hier als Probe mittheilen.

Die Marienblume.

Es blüht der Blumen eine
Auf ewig grünet Au,
Wie diese blühet keine
So weit der Himmel blau.

Wenn ein Betrübter weinet,
Getröstet ist sein Schmerz:
Wenn ihm die Blume scheinet
Ins leidenvolle Herz.

Und wer vom Feind verwundet
Zum Tode niedersinkt,
Von ihrem Duft gesundet,
Wenn er ihn gläubig trinkt.

Die Blume die ich meine,
Sie ist euch wohl bekannt,
Die Fleckenlose, Reine
Maria wird genannt.

Maria ist's die süße,
Die Lilie auserwählt,
Die ich von Herzen grüße,
Die sich der Geist vermählt.

Maria ist's die reine,
Die also lieblich blüht,
Daß in so lichtem Scheine
Der Rosen keine glüht.

Erfreue süße Blüthe
Der Erde finstre Gruft,
Erblühe im Gemüthe
Mit deinem Himmelsduft.

Und Heiligkeit und Frieden
Verleihe unsrer Brust
Und nach dem Tod hienieden,
Des Himmels ew'ge Lust.

---

[128] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Leitfaden
der mathematischen und allgemeinen physischen
Geographie
von
Dr. J. H. Mädler,

kais. russ. Hofrath, Ritter, Prof. der Astronomie und Director der Sternwarte zu Dorpat.

8. Velinp. brosch. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 gGr.

Der durch seine Vorträge in Berlin und Dorpat berühmte Herr Verfasser beabsichtigte in gegenwärtigem Leitfaden die Lehren der mathematischen und allgemeinen physischen Geographie so darzustellen, wie sie sich nach den neuesten Forschungen gestaltet haben, ohne jedoch dabei mehr vorauszusetzen als die Elemente der Geometrie, Trigonometrie und Algebra, so daß es für die mittlern Classen der Gymnasien und höhern Bürgerschulen als Lehrbuch brauchbar, und zugleich dem Selbststudium dienlich seyn könne. — Für die in der Geographie vorkommenden Berechnungen ist das Detail möglichst ausführlich gegeben; ebenso wurde den Veränderungen, welche der Erdkörper erlitten hat, ein eigener Abschnitt gewidmet. Im physischen Theile ist das die Meteorologie betreffende ausführlicher als gewöhnlich gegeben und man wird auch hier die neuesten Untersuchungen nicht vermissen. Am Schlusse ist eine Ortstabelle hinzugefügt, welche die geographischen, hypsometrischen und thermischen Constanten so viel als möglich vollständig angibt. Dieser Leitfaden, welcher einem wirklichen Bedürfniß entspricht, enthält überhaupt manches was in ähnlichen Werken theils gar nicht, theils zu kurz, oder in einer jetzt veralteten Gestalt vorzukommen pflegt.

Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[129] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Lehrbuch
der
philosophischen Rechtswissenschaft
oder des
Naturrechts
von
Dr. Karl Heinrich v. Gros,
k. württ. Geheimen Rathe (vormals Prof. des Rechts zu Erlangen).

Sechste, unveränderte, nach dem Tode des Verf. erschienene Ausgabe.

gr. 8. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 Gr.

Obgleich dieses mit seltener Klarheit geschriebene Werk ursprünglich ein Handbuch zum Gebrauch für akademische Vorlesungen ist, so kann doch eben so jeder Gebildete über die wichtigsten Fragen der Rechtslehre auf die einfachste Weise darin Belehrung finden.

Der Verfasser geht nicht vom göttlichen Recht, sondern vom Gesellschaftsvertrage aus. Er leitet die Staatsgewalt aus dem Willen und Interesse der Staatsmitglieder her; er glaubt, daß sie vernünftigerweise nie etwas Anderes seyn könne, als der Ausdruck des Gesammtwillens, und daß sie keinen andern Zweck haben könne, als das allgemeine Beste.

In der Durchführung dieses Grundgedankens bewährt der Verfasser großen Scharfsinn. Immer hält er den Begriff des allgemeinen Besten fest und weist alle weiteren einseitigen Anforderungen an das Naturrecht, so wie alle möglichen Verwechslungen und Täuschungen zurück. Indem er aber unter dem allgemeinen Besten immer nur den wohlverstandenen, überlegten, allen zum Bewußtseyn gekommenen Gesammtwillen versteht, und sogar die Ausübung dieses Willens unter Controle stellt, weist er die einseitige Lehre ab, nach welcher das allgemeine Beste etwas den Menschen Aufgedrungenes seyn soll, vielmehr entspreche nur derjenige Staat der Idee des Rechts, in welchem das Volk durch Personen aus seiner Mitte bei der Ausübung der Staatsgewalt mitwirke.

Stuttgart und Tübingen.
J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[130] In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Hohenstaufen.
Ein
Cyclus von Liedern und Gedichten
von
Albert Knapp.

Mit 6 lithographirten Abbildungen.

8. Velinpapier. brosch. Preis 3 fl. 24 kr. oder 2 Rthlr.

Der Hr. Verfasser suchte in dieser Schrift sowohl die vornehmsten Data der glorreichen hohenstaufischen Geschichte, als auch die herrliche Umgegend jenes Berges, nebst mehreren dazu gehörigen Denkmalen des Mittelalters, dem deutschen Leser in verschiedenartiger Form darzustellen. Die Hauptgesichtspunkte zur Betrachtung jenes denkwürdigen Zeitabschnittes sind in der Vorrede hervorgehoben, und werden den Unkundigern das Verständniß der einzelnen Partien erleichtern. Wenn dieses Buch sich namentlich den Besuchern des herrlichen Hohenstaufen zum freundlichen Begleiter anbietet, so werden dieselben gerade auf jener begeisternden und doch so tiefe Wehmuth erregenden Höhe die mit dem Lichte des Christenthums beleuchtete Natur und Geschichte wohl um so weniger verschmähen.

Stuttgart und Tübingen.
J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,

mit

besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen

in

Deutschland.

Siebenzehnter Jahrgang.

1844.

August.

Stuttgart und Tübingen,

in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1844.

☞ Dem Wunsche vieler Leser des Auslandes zu entsprechen, werden wir künftig für jeden Monat einen Umschlag mit Inhalts-Anzeige drucken lassen, um dieses Journal monatweise geheftet an diejenigen Abonnenten zu verschicken, welche es in dieser Form verlangen werden.

An diejenigen Abnehmer, welche sich hierüber nicht bestimmt aussprechen, erfolgt die Zusendung des Blattes auf die bisher übliche Weise.

Es erscheint von dieser Zeitschrift täglich ein Blatt, auch werden derselben zur Versinnlichung interessanter Aufsätze von Zeit zu Zeit Lithographien und Karten beigegeben. — Der Preis des Jahrgangs ist 16 fl. oder 9 Thlr. 8 gr. — Sämmtlich respective Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen darauf an. Erstere liefern sie täglich, letztere von acht zu acht Tagen oder in monatlichen Heften.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Der Beisatz zum Titel unserer Zeitschrift: „Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker" bezeichnet die allgemeine Bestimmung desselben, die freilich dem jeweiligen Redacteur einen weiten Spielraum läßt. Zeitgeschichte, namentlich fremder Welttheile, Schilderung der Sitten und Zustände anderer Völker ist die eigentliche Aufgabe, die jedoch immer nur sehr bruchstückweise gelöst werden kann, denn der Umfang ist groß, und es handelt sich deßhalb hauptsächlich darum, aus dem reichen Schatze der Nachrichten dasjenige auszuwählen, was für den Augenblick interessant und wichtig ist. Entwicklung der Thatsachen aus ihren verschiedenen Ursachen ist dabei ein Haupterforderniß. Dieser Zweck unserer Zeitschrift erfordert mannichfachen Wechsel, je nachdem die öffentliche Aufmerksamkeit sich auf diesen oder jenen Gegenstand der Weltbegebenheiten hinlenkt, und in diesem oder jenem Welttheile sich Merkwürdiges ereignet, und neue Erscheinungen sich kund geben.

Die Redaction glaubt diesem Zwecke um so gewisser treu zu bleiben, wenn sie es sich zur Aufgabe macht, das Gebiet der Erd- und Völkerkunde zu ihrem Hauptgegenstande zu machen, in so weit dieß, ohne in wissenschaftliche Erörterungen einzugehen, möglich ist. Diese Quelle hat sich auch so ergiebig gezeigt, daß die Verlagshandlung und die Redaction sich veranlaßt sahen, hinsichtlich dieses speziellen Gegenstandes eine Erweiterung eintreten zu lassen in der „Sammlung von Reisen und Länderbeschreibungen"; wenn auch diese noch so reichlich ausgestattet wird, so bleibt immer noch dem Auslande genug Ausbeute übrig.

So leicht die Aufgabe des Auslandes hinsichtlich andrer Welttheile zu stellen ist, so schwierig und noch weit fragmentarischer werden die Mittheilungen über Europa. Mit der steigenden Bevölkerung und Bildung werden die Verhältnisse, nicht nur die politischen, sondern auch die gesellschaftlichen, verwickelter, unklarer, und unterliegen mannichfachern Deutungen. Wer könnte auch dieß Gebiet übersehen, und mit nie wankendem Geiste die mannichfachen Erscheinungen erklären! Die europäische Welt ist in einem Uebergangsprozesse begriffen, in einem socialen nicht weniger als in einem politischen, wie wenig Begebenheiten stellen sich in dieser trüben Gährung klar heraus, und wie sehr werden sie durch Leidenschaften aller Art entstellt! Auch ist in Bezug auf Europa dem Ausland die Gränze schärfer gezogen; Alles was auf Tagspolitik Bezug hat, gehört nicht in sein Gebiet, und nur die reine menschliche Seite davon, die oft genug entstellt wird, darf es herausheben und zum Gegenstand seiner Schilderung machen.

Wenn man nach diesen allgemeinen Andeutungen über den Zweck des Auslandes die Ausführung betrachtet, so kann das Fragmentarische und Lückenhafte wohl keinem entgehen, und es ist auch um so verzeihlicher, da der mit jedem Tage wachsende und sich erneuernde Stoff nicht gestattet, Versäumniß nachzuholen. Daß indeß die Leser des Auslandes dem großen Umfange des gesteckten Ziels Rechnung getragen, und sich an dem Fragmentarischen und Lückenhaften nicht gestoßen haben, ermuthigt die Redaction, die einmal betretene Bahn trotz ihrer Schwierigkeiten nicht zu verlassen.

Die Unterzeichnete erlaubt sich die Leser des Auslands auf nachfolgende mit demselben in engster Verbindung stehende Werke aufmerksam zu machen:

Reisen und Länderbeschreibungen

der ältern und neuesten Zeit,

eine Sammlung der interessantesten Werke über Länder- und Staatenkunde, Geographie und Statistik.

Herausgegeben von **Dr. E. Widenmann** und **Dr. H. Hauff.**

Von dieser Sammung, welche thätigst fortgesetzt wird und als Erweiterung des Planes des „Auslandes" zu betrachten ist, erscheinen jährlich ein paar Lieferungen, je nachdem interessanter Stoff vorhanden.

Die Lieferungen werden einzeln verkauft, und wie man finden wird, zu den billigsten Preisen, für welche sie durch jede solide Sortiments-Buchhandlung bezogen werden können.

1ste Lfg. **Irlands gegenwärtiger Zustand.** Preis 1 fl. oder 16 gr.

2te — **Algier wie es ist.** Mit einer großen Karte. 1 fl. 30 kr. oder 21 gr.

3te — **Alexander Burnes' Reisen in Indien und nach Bukhara,** Erster Band. Mit einem Steindruck. 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

4te — **Washington Irvings Ausflug auf die Prairien zwischen dem Arkansas und Red-River.** 1 fl. oder 16 gr.

5te — **Alfred Reumonts Reiseschilderungen.** 1 fl. 12 kr. oder 18 gr.

6te — **Briefe in die Heimath,** geschrieben zwischen October 1829 und Mai 1830 während einer Reise über Frankreich, England und die Vereinigten Staaten von Nordamerika nach Mexico, 1 fl. 24 kr. oder 20 gr.

7te — **Alexander Burnes' Reisen in Indien und nach Bukhara.** Zweiter Band. 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 gr.

8te — **John Barrow, jun., ein Besuch auf der Insel Island im Sommer 1834.** Mit Holzschnitten. 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr. 4 gr.

9te — **Thomas Pringle, südafrikanische Skizzen.** Aus dem Englischen übersetzt. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 gr.

10te — **Mexico in den Jahren 1830 bis 1832.** Vom Verfasser der „Briefe in die Heimath." Erster Band. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 gr.

11te — **Montenegro und die Montenegriner.** Ein Beitrag zur Kenntniß der europäischen Türkei und des serbischen Volks. Preis 1 fl. 24 kr. oder 20 gr.

12te — **Francis J. Grund, die Amerikaner** in ihren moralischen, politischen und gesellschaftlichen Verhältnissen. Aus dem Englischen übersetzt vom Verfasser. Preis 3 fl. 12 kr. oder 2 Rthlr.

13te — **Mexicanische Zustände aus den Jahren 1830 bis 1832.** Vom Verfasser der „Briefe in die Heimath ꝛc." Zweiter Band. Preis 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

14te — **Astoria oder Geschichte einer Handelsexpedition jenseits der Roky Mountains.** Aus dem Englischen des Washington Irving. Preis 1 Rthlr. 16 gr. oder 2 fl. 42 kr.

15te — **Reise durch Abyssinien im Jahre 1836.** Von A. v. Katte.

16te — **Skizzen aus Irland oder Bilder aus Irlands Vergangenheit und Gegenwart** von einem Wanderer. Preis 1 fl. 12 kr. oder 18 gr.

17te u. 18te Lfg. **Der Geist des Orients,** erläutert in einem Tagebuch über Reisen durch Rumili während einer ereignißreichen Zeit von Dr. Urquhart. A. d. Engl. übersetzt von Dr. F. G. Buck. 2 Bde. 3 Rthlr. 8 gr. oder 5 fl.

19te Lfg. **Rußland und die Tscherkessen.** Von K. F. Neumann. Preis 1 fl. 30 kr. oder 21 gr.

20ste — **Reisen auf den griechischen Inseln des ägäischen Meeres.** Von Dr. Ludwig Roß. Erster Band. Mit zwei Kupfern. gr. 8. besch. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 gr.

21ste — **Ein Besuch auf Montenegro.** Von Heinrich Stieglitz. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 gr.

22ste — **Acht Wochen in Syrien.** Ein Beitrag zur Geschichte des Feldzuges 1840. Mit einer Karte vom Kriegsschauplatz. Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 4 gr.

23ste — **Reise durch Rußland nach dem kaukasischen Isthmus** in den Jahren 1836, 1837 und 1838 von Karl Koch. Besch. Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 8 gr.

24ste — **Beschreibung von Kordofan und einigen angränzenden Ländern,** nebst einem Ueberblick über den dasigen Handel, die Sitten und Gebräuche der Einwohner und die unter der Regierung Mehemed Ali's stattgefundenen Sklavenjagden. Von Ignaz Pallme während dessen Anwesenheit in den Jahren 1838 bis 1839 verfaßt. Gr. 8. brosch. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 gr.

25ste — **Reisen auf den griechischen Inseln des ägäischen Meeres.** Von Dr. Ludwig Roß. Zweiter Band. Mit einem Kupfer, einer Karte und mehreren Holzschnitten. gr. 8. Velinp. besch. Preis 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

26ste — **Reise durch Rußland nach dem kaukasischen Isthmus** in den Jahren 1836, 1837 und 1838. Von Karl Koch. Zweiter Band. Gr. 8. broschirt. Preis 4 fl. 48 kr. oder 2 Rthlr. 20 gr.

27ste — **Geschichte der Entdeckung und der Eroberung Peru's** von Francisco de Xerez, Pizarro's Geheimschreiber. Aus dem Spanischen von Dr. Ph. H. Külb. Nebst Ergänzung aus Augustins de Zarate und Garcilasso's de la Vega Berichten. Gr. 8. brosch. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 12 Sgr.

Stuttgart und Tübingen. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

Inhalts-Verzeichniß.

Größere Aufsätze.

Die Lage Brasiliens im Jahr 1844. 1) Rio-Janeiro und die Provinz Minas Geraes. Nr. 214—218. 2) Die Regierung, die Kammern und die Gesellschaft. Nr. 221. 222. 3) Verwaltung, Industrie und Handel. Nr. 225. 226. — Alte und neue georgische Städte. Nr. 214. 217. 222. 235. 238. 241—244. — Die Kasten in Indien. 1) Allgemeine Eintheilung und Unterabtheilungen. Nr. 215. 2) Die rechte und die linke Hand. Nr. 220. 3) Die verworfenen Kasten. Nr. 224. 225. 4) Die Wanderkasten. Nr. 230. — Der Krieg zwischen Frankreich und Marokko. Nr. 216. — Pariser Excentricitäten Alexander Dumas. der ewige Jude, Mickiewicz. Nr. 217. — Der Negeraufstand auf Dominika. Nr. 218. — Schilderung von Pau. Nr. 219—221. — Der Baikal-See. Nr. 222—224. — Erforschung der Ostküste Afrika's. Nr. 223. — Das persische Theater. Nr. 226—232. — Die Arbeiterversorgung Westindiens. Nr. 227. — Ein norwegischer Bauernhof. Nr. 228. 229. — Die Wotjäken im Gouvernement Kasan. 1) Die Hochzeit. Nr. 229. 2) Todtenfeier. Nr. 231. 3) Die Feste. Nr. 233. — Reiseskizzen aus Frankreich: Dauphiné. Nr. 230. 231. Orleans. Nr. 232. Ausflug in die Provence. Nr. 233. 234. — Kapitän Warners Zerstörungskraft. Nr. 232. — Sammlungen der Akademie der Inschriften in Paris. Nr. 233. — Die Podhalanen. Nr. 234—239. — Die Stadt Graham. Nr. 234. — Die englischen Colonien. Neu-Seeland. Nr. 235. 236. — Notizen aus dem Oregon-Gebiet. 1) Der Oregon-Fluß. Nr. 237. 2) Die Bevölkerung. Nr. 243. — Aleïta, die Kamuk. Nr. 237—240. — Etwas über die Religion der Chinesen. Nr. 238. 239. — Der Landhausirer. Nr. 240—242. — Dureau's Ausflug in den Westen und Süden Algiers. Nr. 241. — Hamiltons Erinnerungen an Columbia. Erster Abschnitt. Nr. 242—244.

Chronik der Reisen.

Owidiopol, Dniester, Akkerman. Nr. 214—221. — Schilderung von Damaskus. Nr. 223—228.

Kleinere Mittheilungen.

Ueber einige alte Vasen und Töpferdruckstücke im deutschen Museum. Nr. 215. — Die meteorologischen Beobachtungen am Cambridge-Observatorium für das Jahr 1843. ibid. — Orforder Architektur-Gesellschaft. (ibid.) — Die Aelfric-Gesellschaft in England. Nr. 216. — Ueber die temporäre Rothfärbung des rothen Meeres. Nr. 218. — Die Wollerzeugung in den Vereinigten Staaten. ibid. — Ein chinesisches Kunststück. ibid. — Instruction an Hrn. Castrén. Nr. 219. — Bildnisse der alten Pharaonen. Nr. 220. — Transport des Leuchtthurms von Sutherland. Nr. 221. — Die Nelson-Säule. Nr. 223. — Nachrichten vom Cap. Nr. 224. — Metallminen in Süd-Australien. ibid. — Annahme der Fabrikstadt Lowell in Nordamerika. Nr. 225. — Lehrstühle für allgemeine slavische Sprachenkunde. Nr. 226. — Thee in Frankreich. ibid. — Klagen über die Missionäre in England. Nr. 227. — Der famose Chevalier d'Eon. Nr. 229. — Silbererz in Frankreich. Nr. 230. — Schulden von Nordamerika. ibid. — Wasserbauten vermittelst pneumatischer Kräfte. Nr. 231. — Erklärung über die fossilen Menschenknochen. ibid. — Fäden aus Kalkhaut. ibid. — Zahl der Sklaven in Nordamerika. ibid. — Maschinenkraft in England. Nr. 232. — Niedrige Fahrpreise auf Eisenbahnen. Nr. 233. — Verbrechen der Frauen in England. ibid. — Rattennoth in Navarra. Nr. 235. — Anwendung der Electricität beim Eisenschmelzen. Nr. 237. — Baumwollenausfuhr aus Nordamerika. Nr. 239. — Die Brodpreise in London. Nr. 240. — Panama und Nicaragua. Nr. 241. — Auctionshalle in Paris. ibid. — Etwas über den Ursprung der Knochenkohlen. Nr. 242. — Telegraphen auf der See. ibid. — Mumienweizen. Nr. 244. — Aneinander gewachsene Zwillingskirschen. ibid.

Nr. 214.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

1 August 1844.

Die Lage Brasiliens im Jahre 1844. *)

1. Rio Janeiro und die Provinz Minas Geraes.

Es ist nicht leicht, eine genaue und vollständige Kenntniß von dem Zustande Brasiliens sich zu verschaffen; man darf sich nicht bloß in den bedeutendern Städten aufhalten, sondern man muß das Innere aufsuchen, wo europäischer Einfluß nur halb hingedrungen ist; hier lernt man erst die Bevölkerung und die zahlreichen Hindernisse kennen, welche in diesem Reich die Entwickelung der materiellen Wohlfahrt und der Civilisation aufhalten. Ich hatte beschlossen trotz aller Mühseligkeiten ins Innere des Landes einzudringen, und die Eigenliebe der Brasilianer stachelte noch meine Neugierde. Wenn man ihnen glaubt, so ist Brasilien der Mittelpunkt der Civilisation von Südamerika, und es wird ein Tag kommen, wo sie mit den Vereinigten Staaten wetteifern und allen Bevölkerungen Südamerika's als Vorbild dienen werden. Allerdings hat Brasilien große Hülfsquellen, aber ist die Rolle, welche dieß entartete portugiesische Geschlecht gern spielen möchte, nicht über seine Kräfte? Diese Frage, welche der Fremde beim Landen zu Rio Janeiro sich stellt, beantwortet er sich bald in einem Sinn, der mit den Träumen des brasilianischen Stolzes in starkem Widerspruch steht.

Ich schiffte mich auf eine Einladung des Admirals Massieu de Clerval im November 1842 auf der Fregatte La Gloire ein, und reiste somit schneller und bequemer als auf den englischen Goeletten, welche den Packetbootdienst zwischen Montevideo und Rio Janeiro versehen. In weniger als acht Tagen langte ich am Eingang der Bay an, und ergötzte mich an dem seltsamen Anblick der Berge, welche dieselbe einschließen, namentlich an dem Corcovado, dessen Gipfel ein menschliches Gesicht darstellt. Das Meer, dessen ruhige Gewässer sich bis zum Fuß der Orgelberge ausdehnen, ist mit hübschen Inseln besäet. Der Zuckerhut, der Corcovado, beherrschen eine Gruppe malerischer Hügel; die Stadt Rio selbst verliert sich in dem weiten Raum, so daß man sich keinen rechten Begriff von ihrer Größe macht, denn die Kirchen de la Gloria und San Teresa sind die einzigen Gebäude, die man unterscheiden kann.

Gleich nach meiner Ankunft erhielt ich einen Vorgeschmack, welche Schwierigkeit eine Reise ins Innere des Landes darbieten würde. Da ich die Provinz Minas Geraes, die wichtigste Brasiliens, zu durchwandern gedachte, so suchte ich mir genaue Nachrichten darüber zu verschaffen, aber die Minister und die Leute, welche man mir als durch Geist und Stellung ausgezeichnet bezeichnete, hatten keine Kenntniß von den Hülfsquellen dieser Provinz; man kann von den Brasilianern selbst über den Ort, welchen sie bewohnen, meist nur ganz unvollständige Nachrichten erlangen, und man trifft niemals einen Staatsmann, der über die innere Lage der Provinzen eine auf Thatsachen gestützte Ansicht aussprechen könnte. Es ist durchaus nothwendig, die Reisewerke zu Hülfe zu nehmen.

Rio Janeiro ist der Aufenthaltsort aller derjenigen, welche im Staatsdienst ihr Glück machen wollen. Hier trifft man alle die Leute, welche in den Provincialrevolutionen eine Rolle gespielt haben, und jetzt den Preis ihrer Anhänglichkeit verlangen, oder den Ministern, von welchen sie gefürchtet sind, Bedingungen auferlegen wollen. Hinsichtlich der weltlichen Vergnügungen bietet die Hauptstadt Brasiliens einem Europäer wenig Hülfsmittel, denn die Bevölkerung stößt die Fremden zurück, und nur einige Familien, welche in Europa gelebt haben, suchen die Fremden an sich zu ziehen und nehmen sie mit Wohlgefallen auf. Der Hof, weit entfernt, dem gesellschaftlichen Leben einen Anstoß zu geben, ist stets ernst und traurig; der Kaiser sieht die Gesellschaft und die Hoffeste sind zu selten, als daß man davon reden könnte. Uebrigens ist die Etikette sehr bizarr. Längere Zeit war es als herkömmliche Sache angenommen, daß die Schwestern des Kaisers nur mit Frauen tanzen durften. Der Prinz von Joinville hat zuerst diese strenge Regel überschritten, und die Anwesenheit einer jungen Kaiserin, welche an die Vergnügungen eines lebenslustigen Hofes gewöhnt ist, wird wohl in das monotone Leben der Höflinge, die den Kaiser umgeben, eine glückliche Veränderung gebracht haben.

*) Von L. de Chavagnes in der Revue des deux Mondes. 1 Jul.

Für einen Fremden, der sich nicht lange aufhält, ist somit der Aufenthalt sehr traurig. Die Frauen sind im Innern der Häuser kaum gekleidet, und jeder Besuch ist ihnen lästig. Ueberdieß hält die Eifersucht der Männer die Fremden ab, und die Frauen können nicht jeden empfangen, den sie wollen. Nur auf einigen Ballen kann man die Brasilianerinnen beobachten; sie kommen, bedeckt mit dem reichsten Schmuck, aber die schönen Stoffe ersetzen den Mangel an Anmuth nicht, und der geschmacklose Luxus fällt unangenehm auf. Diese feierliche Gelegenheit abgerechnet gehen die Frauen nur aus, um die Kirche zu besuchen; sie haben somit weder die Leichtigkeit noch die Gewandtheit der Spanierinnen, und scheinen in ihren Prachtkleidern sich sehr unbehaglich zu fühlen. Gliederfülle, kleiner Wuchs, schöne schwarze Augen, eine mehr kupferfarbige als braune Haut, dichte, rabenschwarze Haare, das sind ungefähr die unterscheidenden Züge der Brasilianerinnen. Man kann zu Rio vielleicht vier oder fünf Frauen nennen, welche sich durch Schönheit auszeichnen, die andern sind ziemlich reizlos. Die Frechheit ihres Blickes und ihre cynische Sprache stößen fast immer einen unüberwindlichen Widerwillen ein. In den spanischen Ländern sind die Frauen die Seele der Gesellschaft, alles unterwirft sich ihrem Einfluß; in Brasilien aber finden sich die Frauen in einem so untergeordneten Zustande, daß man sich genöthigt sieht, sie allein zu lassen. Die Unwissenheit und Eigenliebe der Einwohner von Rio machen leider die Gesellschaft der Männer nicht viel angenehmer als die der Frauen. Man ist auf einsame Spaziergänge beschränkt, die bei der reizenden Lage der Städte manche Zerstreuungen gewähren; wer aber die Freuden der Gesellschaft genießen will, muß sich nothwendig an die Gesandten der fremden Mächte wenden, welche so zu sagen durch ein gemeinsames Exil einander näher gebracht, auch mit den Fremden einen angenehmen gefälligen Verkehr unterhalten.

Um die Traurigkeit zu bewältigen, welche sich des Fremden gleich in den ersten Tagen seiner Ankunft bemächtigt, bedarf es des wunderbaren Klima's von Brasilien und der schönen Landschaften, die man allenthalben um Rio findet. Die Stadt selbst bietet wenig dar: der noch unvollendete Palast des Kaisers ist ein großes, viereckiges Gebäude ohne alle Architektur; die Kirchen, die verschiedenen öffentlichen Gebäude sind solid aber ohne Anmuth gebaut. Der einzige beachtenswerthe Bau ist die Wasserleitung vom Corcovado ins Innere der Stadt. Dieser von den Portugiesen aus den Einkünften der Minen aufgeführte Bau wurde im J. 1740 vollendet. Die Hauptstraße der Stadt ist die Rua d'Ouvidor, wo man einige schöne Laden findet, deren Eleganz und Geschmack mit den schmutzigen Boutiken der andern Theile der Stadt auffallend contrastiren.

Große Entfernungen trennen Rio von seinen Vorstädten; unebene, schlecht gepflasterte und schlecht unterhaltene Straßen machen die Verbindung zwischen den verschiedenen Theilen sehr beschwerlich. Die fremden Minister und alle reichen Brasilianer bewohnen niedliche Häuser in den Vorstädten Cacete und Botafogo. Hier ist man von dem Mittelpunkt der Geschäfte entfernt, aber die Luft ist so rein, und der Aufenthalt in diesen Villas bietet so viel Reiz, daß man diesen Nachtheil gern übersieht. Das Innere der Stadt hat übrigens noch das Unangenehme, daß man zu allen Zeiten den klagenden, monotonen Gesang der Neger hört, welche mit dem Transport der Kaffeeballen beschäftigt sind. Unter den Ausflügen um die Stadt her bietet der botanische Garten am meisten Reiz dar; hier bewunderte ich die mächtige und mit viel Geschick geleitete Vegetation. Die Kaffeepflanzungen und die Theebäume bewiesen mir auch, daß der Garten zugleich einen nützlichen Zweck habe. Die Lage des Gartens ist entzückend; er liegt mitten in einem Thal, das auf allen Seiten von hohen Bergen beherrscht ist, deren Abhänge mit Urwald bedeckt sind.

Ich eilte indeß Brasilien noch anders als durch die Umgebungen von Rio Janeiro kennen zu lernen, und ich muß hier den Brasilianern die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie den Europäern eine Reise ins Innere ihrer Provinzen auf alle Weise zu erleichtern suchen: man gab mir Empfehlungsschreiben an die Grundeigenthümer, deren Wohnungen auf meinem Wege lagen. Der Kaiser gewährte mir auf die Bitte unseres Geschäftsführers einen kaiserlichen Paß, welcher mich des Schutzes und Beistandes aller Behörden des Landes versicherte. Die Brasilianer, an welche ich mich während meines Aufenthalts in der Hauptstadt wandte, hatten alle mich von meiner Reise, die sie für unmöglich hielten, abzubringen gesucht, als sie aber meinen festen Entschluß sahen, thaten sie alles, um mir die Ausführung zu erleichtern. Der Mangel an Gasthöfen, die Entfernung der Wohnungen von einander, die Nothwendigkeit Pferde und Maulthiere zu kaufen, um der Langsamkeit der Karawanen zu entgehen, welche nur zwei oder drei Leguas im Tage machen, alles das sind noch unbedeutende Nachtheile; man muß sich, wie im Orient, mit einem Bett, einer Küche und Lebensmitteln aller Art versehen, denn auf die Vendas, welche man hie und da trifft, kann man nicht zählen. Außerdem muß man die Führer sehr sorgfältig wählen, denn es genügt nicht, daß sie die Wege auf das genauste kennen, sie müssen auch noch außerdem für die Pferde sorgen und sie bei Nacht bewachen, daß sie sich nicht allzu weit vom Lagerplatz verlaufen. Ein guter Führer muß die Pferde beschlagen und ihnen, wenn sie verletzt sind, zur Ader lassen können. Die Mulatten sind durch ihre Thätigkeit und ihren Verstand zu solchen Arbeiten besonders tauglich, denn sie sind minder träge und nachlässig als die Neger; sie verstehen die Befehle und führen sie aus, ohne daß man nöthig hat, sie ihnen öfters zu wiederholen. Die Neger gehen zu Fuß neben dem Maulthier her, während ein guter Mulatten-Camarada fast immer beritten ist. Meine Karawane bestand aus sechs Pferden und Maulthieren, eines für mein Gepäck, ein zweites für meinen Bedienten, die andern für mich, für einen der Führer, und um nöthigenfalls auszuhelfen, denn wenn eines dieser Thiere sich auf der Reise verletzt, so ist es sehr schwer solches zu ersetzen. Alle

Digitized by Google

Pferde und Maulthiere kommen aus der Provinz San Paulo, und je weiter man ins Innere des Landes kommt, deſto mehr ſteigt ihr Werth.

Ouropreto, der Hauptort der Provinz Minas Geraes, war die erſte bedeutende Stadt, in der ich anzuhalten gedachte. Ich benützte einen günſtigen Wind, um mich auf einem großen bedeckten Fahrzeug einzuſchiffen, das mich nach Porto d'Eſtrella führen ſollte. Der Wind war ſtark, und die zahlreichen Inſeln verſchwanden hinter mir. Der Wind ließ nach, als wir in den kleinen Fluß Inhumirim einliefen, und man mußte jetzt zu den Rudern greifen, da die ſumpfigen Ufer das Foetziehen der Schiffe nicht geſtatteten. Nach dreiſtündiger Anſtrengung landete ich zu Porto d'Eſtrella, das eine lange, mit 200 ſchlecht gebauten, niedrigen Häuſern beſtehende Straße bildet.

Dieſe kleine Stadt liegt an der Vereinigung der Inhumirim und Saracuruna, und iſt der Ladeplatz für alle Waaren, welche aus der Provinz Minas Geraes kommen. Dieſe Waaren beſtehen in Baumwolle, Zucker und Kaffee. Die Karawanen nehmen dagegen Wein, Oel, Baumwollenſtoff, Tücher, Häute, Quincaillerie, überhaupt alle Erzeugniſſe Europa's, die man zu Rio gegen Gold und Diamanten einhandelt. Eſtrella wird durch ſeine Lage zu einem ſehr beſuchten Entrepot; es finden ſich jedoch nur einige Kaufläden, wo die Bewohner der Provinz, welche nicht nach Rio gehen können, ſich mit dem Nöthigen zu ihrer Reiſe und für ihre Familien verſorgen. Ich brachte die Nacht bei einem alten Kaufmann zu, der das ſchönſte Haus zu Porto d'Eſtrella bewohnte, das einzige, welches zwei Stockwerke hat. Ich dachte mich nicht niederlegen, als bis er mir alle die vornehmen Namen der Perſonen genannt hatte, welche ſchon in dem Bett geſchlafen, das ich einnehmen ſollte; aber vergebens bat ich ihn um einige Nachrichten über die Umgegend, er kam immer auf ſein Lieblingsthema zurück. Ich hätte gern etwas weniger vornehme Namen und ein beſſeres Abendeſſen gewünſcht, aber ich hatte mehr als einmal Veranlaſſung, die Gaſtfreiheit der Braſilianer zu verwünſchen. Man iſt allerdings nicht mehr Wind und Wetter ausgeſetzt, dagegen muß man ſich einer Menge ziemlich unangenehmer ceremonieller Formen unterwerfen; man muß ſchwatzen und hören, wenn man ſchlafen und ruhen möchte; die geringſte Dorfherberge bei uns bietet mehr Bequemlichkeiten, als die Wohnung eines reichen Braſilianers, der mitten unter ſeinen Sklaven und Heerden lebt.

(Fortſetzung folgt.)

Chronik der Reiſen.

Ovidiopol, Dnieſtr und Akſerman. Von Kraszewski.*)

Den 31 Julius. Unaufhörlich, von Odeſſa angefangen, täuſchte uns die Luftſpiegelung, welche die Steppe ringsumher mit trügeriſchem Waſſer übergoß. Wohin man blickte, ſah man ausgedehnte Waſſerflächen, die nur am heißen Tage für das Auge des Wanderers exiſtirten. Man kann ſich daraus eine Vorſtellung machen, was die Luftſpiegelung in der Steppe eines heißern Landes ſeyn muß, da das Phänomen hier ſchon ſo trügeriſch und ſo gewöhnlich iſt. Wie zogen lange auf der Steppe hin, ohne Ovidiopol zu erreichen, dem wir uns doch, nach den Werſten zu rechnen, augenſcheinlich nähern mußten. Vergebens ſuchte ich es mit den Augen, die Stadt war nicht da, und es zeigte ſich bloß der Klee, in den Sonnenſtrahlen ſchimmernde Limen des Dnieſtr und nichts weiter.

Endlich erhob ſich plötzlich zu unſern Füßen ein Kirchthurm, und hinter dem ungeheuren Dnieſtbette, das ſich meerartig ausdehnt, etwas ſchwärzlichen auf dem Berge, dieſe ſchwärzliche Ferne das iſt Bialogrod, Moncaſtea, Akjerman, das alte Tyras und Ophiuſa, der Thurm zu unſern Füßen iſt das heutige Ovidiopol, das alte Nikonion, das türkiſche Dörfchen und die Veſte Chadſchi-Dere, ein kleiner Ort am Fuße der Uferkette hart am Ufer des Liman, zerſtreut in der Niederung, ein elendes, armes, lebloſes Städtchen. Bloß die Kirche darin iſt von Stein, einige Dutzend Häuschen ſind theils Erdhütten, theils elendes Flechtwerk mit Dächern, die nach Art der Veranda's vorſpringen und gegen die Hitze ſchützen; wenige Bäume. Auch hier trafen wir Juden. Wo ſind dieſe nicht in unſerem Lande? In der breiten, geräumigen Straße drehten wir, als wir den Berg herabgekommen waren, um, wandten uns links nach dem Liman und hielten an dem ſchönen, ordentlichen Poſthauſe, das gerade am Hafen ſteht; daneben iſt auch die Kirche, deren Thurm uns Ovidiopol, — ſo unpaſſend nach dem Namen Ovids benannt, — gezeigt hatte, weiterhin rechts ſind die Ueberreſte einer verlaſſenen ruſſiſchen Veſte, welche durch die Beſetzung von Beſſarabien und Bialogrod ihre ganze Bedeutung verlor und mit dem Städtchen verkümmerte. So lange der Dnieſtr die ruſſiſche Gränze bildete, war Ovidiopol wirklich ſeiner Lage wegen ein wichtiger Ort, aber dieß dauerte nur kurze Zeit. Der Name iſt völlig unpaſſend; Nadeſhdin hat in dem Odeſſer Almanach bewieſen, daß Ovid, der nach Tomi geſchickt war, gar nie hieher kam, und nie das Ufer ſah, das jetzt ſeinen berühmten Namen trägt. Indeß war ihm doch der Dnieſtr, Tyras, bekannt, wie die Erwähnung des Fluſſes in ſeinen Gedichten beweiſt.

Wir hatten weder Zeit, noch Luſt, die Ruinen der Veſte in Augenſchein zu nehmen, und wollten nur während der drückenden Hitze in dem Poſthauſe ausruhen, dem einzigen erdentlichen anſehnlichen Gebäude, deſſen offene Fenſter auf den Hafen des Liman hinausgehen, und von wo aus man das Geräuſch der am ſeichten Ufer aufſchlagenden Wellen hören konnte. Ich beſchäftigte mich zum Angedenken die allerdings nicht ſehr maleriſche Ausſicht des alten Nikonium, der Veſte, des Hafens und des auf Hügeln und in Schluchten zerſtreuten Städtchens zu zeichnen. Hier war auch einſt eine jetzt verfallene Quarantäne, welche Hr. Kohl, glücklicher als wir, nebſt der Feſtung beaugenſcheinigte.

Wir blieben nur eine halbe Viertelſtunde in dem traurigen Ovidiopol, und warteten in fruchtbarer Hitze auf das Dampfboot, das uns über den Liman des Dnieſtr nach Bialogrod führen ſollte. Da wir uns nun einmal hier befinden und das wie aus Bosheit zögernde Dampfboot abwarten müſſen, ſo wollen wir einiges über die Limane und den Dnieſtr ſagen.

Ein eigenthümliches Phänomen aller in das ſchwarze Meer fallenden Flüſſe iſt, daß ſie an ihrer Mündung ſogenannte Limane haben

*) Auszug aus dem dritten Bande eines noch ungedruckten Werkes, das den Titel führt: Erinnerungen aus Odeſſa, Jaffy und Budſchak. Bibl. Waros. Jul. 1844.

von dem verdrehten griechischen Wort limne. Es sind dieß größtentheils salzige Seen, die mit dem Meer in Verbindung stehen oder sich doch in dessen Nähe befinden. Limane nennt man überhaupt nicht bloß die beiden Flußmündungen, sondern alle die salzigen Seen in der Nähe des Meeres. Es sind ihrer eine große Menge. Die, welche dem Meere nahe liegen, sind ganz gesalzen, und gewöhnlich sind sie vom Meere nur durch sogenannte Peresypen, d. h. durch schmale Sandbänke, geschieden. Ein solcher Peresyp ist bei Odessa, wie an vielen andern Orten. Augenscheinlich häuft die Zeit sie auf, und die jetzt durch sie vom Meere geschiedenen Seen bildeten einst Theile von Buchten, welche später bei dem Fall der Gewässer sich durch mehr oder minder vollständige Peresypen abschnitten. Die Limane, in welche jetzt keine Flüsse ausmünden, dienten aller Wahrscheinlichkeit nach jetzt vertrockneten Flüssen als Mündung, deren Spuren noch immer in langen, trockenen Balken (Schluchten) übrig sind, die im Frühjahr noch jetzt oft mit Wasser gefüllt sind. So waren der Aksiak, die Ophiusa und andere scythische Flüßchen, die man heute vergebens suchen würde, denn sie sind ausgetrocknet. Der Liman des Dniestrs unterliegt denselben Bedingungen wie die andern; bei seiner Ausmündung ins Meer, welche auf türkisch Bugas (Kehle) heißt, findet sich ein bereits begonnener Peresyp. Früher konnte derselbe nicht hier seyn, einmal, weil keiner der alten Schriftsteller seiner gedenkt, und zweitens, weil Bialogrod bis ins 16te Jahrhundert für einen der vorzüglichsten Häfen des schwarzen Meeres galt; jetzt können nur noch kleine Schiffe mit Mühe durch die sogenannte Kehle kommen. Aus dem Liman ins Meer fließt der Dniestr jetzt durch zwei Mündungen, welche den Peresyp durchschneiden. Die linke Mündung heißt der stambulische Bugas, welcher 150 Klafter breit und 26 Fuß tief ist, die rechte der otschakow'sche Bugas, welcher klein, nämlich nur 70 Klafter breit und 18 bis 5 Fuß tief ist. Zwischen beiden ist der Peresyp wie eine Halbinsel, 3¾ Werste lang und eine halbe Werst breit rumpfgewachsen.

Neben dem Dniestr-Liman ist der sogenannte Budschak-Liman, der ohne Zweifel in alter Zeit mit ihm ein Ganzes bildete, jetzt durch einen Peresyp geschieden, nähert sich aber an einigen Stellen dem Dniestr-Liman so sehr, daß die Fischer, welche hier Schellen fangen, Gräben von einem zum andern durchschneiden, um darin ihre Netze aufzustellen. Weiterhin ist noch der Liman von Kimbar, der gleichfalls gewiß vor alter Zeit ein Ganzes mit dem Dniestr-Liman ausmachte. Der jetzige Liman des Dniestrs ist beinahe süß, theils in Folge des Peresyp, theils wegen des Flußwassers; doch hängt dieß auch vom Winde ab. (Fortsetzung folgt.)

Alte und neue georgische Städte.

Achalzich,

der Hauptstadt von Oberkartalinien auf einem Felsen, der zu den Berfathöhen gehört, und zwischen zwei Flüssen, die in den Kur fallen. Früher hieß die Stadt Lomisia, nach dem georgischen Wort „Lomisi," die Löwengeweihte. Ihr jetziger Name, der „neue Veste" bedeutet, wurde ihr von den Einwohnern gegeben, nachdem diese, durch die Türken gezwungen, im Jahre 1637 sich zum Islam bekehrt hatten; bei den Armeniern hieß sie im 14ten Jahrhundert Ischanach-ling oder die Stadt der Fürsten. Die Provinz, deren Mittelpunkt Achalzich immer war, auf georgisch Ermalarili oder Samzche, auf armenisch Kalar und Daik, das spätere Paschalik von Achalzich, hatte unter den georgischen Königen eigene Fürsten, die den Namen Atabegs führten, und hieß deßhalb Sa-Atabego. Diese Atabegs machten sich im 15ten Jahrhundert selbständig, mußten aber im 16ten den Türken weichen. Damals erweiterte sich Achalzich, das die Residenz des Pascha's geworden war, sehr schnell. Im 17ten Jahrhundert rechneten die Reisenden gegen 50,000 Einwohner, meist Armenier und Juden; unter ihnen erwähnt Wachuscht nur eine sehr kleine Zahl Meschen (d. h. Georgier), Ureinwohner des Landes, deren Namen bis zum 16ten Jahrhundert im Gebrauch gewesen war. Im Jahre 1828 wurde Achalzich von den Russen erobert und dem Christenthum wieder gewonnen. Die von der Natur üppig ausgestatteten Umgebungen der Stadt zeigen jetzt noch rege Spuren der Verheerungen, welche die einst blühende und reiche Bevölkerung hinrafften. Außer den Georgiern vom griechischen, und den Armeniern vom gregorianischen Glaubensbekenntniß hatten sich hier seit dem 14ten Jahrhundert auch römische Katholiken festgesetzt und Kirchen nebst Schulen gestiftet. Von hier breiteten sie ihre Lehre in Georgien aus, aber sie stießen auf starken Widerstand von Seite des weisen Königs von Kartalinien, Theimuras II, der im Jahre 1755 die Mönche und die Bekenner des lateinischen Glaubens aus Tiflis und dem ganzen ihm unterworfenen Georgien verjagte.

Batumi oder Bato,

ein alter befestigter Ort am Ufer des schwarzen Meeres mit einem Hafen in den frühern Gränzen von Imeretien. Der Handelsverkehr mit den Griechen und Kleinasiaten gab dem König Bagrat IV Veranlassung hier eine Stadt zu gründen, im Anfang des 11ten Jahrhunderts. Die Türken bemächtigten sich derselben im Jahre 1547, stellten die Veste her und versahen sie mit einer Besatzung. Die Beherrscher von Gurien versuchten mehrmals denselben ihr altes Besitzthum zu entreißen, aber umsonst. Das Christenthum wurde von den Türken nach und nach mit Gewalt unterdrückt. Uebrigens ist die mit alten Malereien gezierte Kirche noch ganz erhalten, und die Einwohner der Stadt, welche nach heutzutage georgisch sprechen, bewahren doch, obwohl sie zum Islam bekehrt sind, ihre Kirchenbücher und Bilder auf, zum Andenken daran, daß sie von Christen abstammen.

Baiburt,

am Flusse Ispir, der in den Tschorok fällt, an der Gränze des alten Cappadociens. Diese Stadt und der Lauf des Ispir bezeichneten die Gränze der alten georgischen Bevölkerung gegen Südwesten. Die Einwohner, welche aus Georgiern, Armeniern und Juden bestehen, sprechen unter sich noch jetzt georgisch. Durch die Bemühungen der Türken wurden sie noch im 16ten Jahrhundert zum Islam bekehrt. Die Gründung der Stadt reicht in hohes Alterthum hinauf; ihre frühere Benennung Ispiruli ist rein georgisch und bedeutet die „Stadt der äußersten Gränze." Bemerkenswerth ist, daß sich bei Baiburt noch ein kleines Dorf findet, das die Türken Gurdschi Bagas, d. h. das „letzte Nest der Giurgier." Die erste Befestigung der Stadt wird dem ältesten König Georgiens Phaenaos zugeschrieben; die armenischen Könige machten es, zu den Zeiten ihrer Größe, den Georgiern streitig; später nahmen es die Griechen in Besitz, und Kaiser Justinian verstärkte seine Festungswerke. Jetzt ist es in den Händen der Türken. Strabo kannte es unter dem Namen Pyleatis, und Alexander von Macedonien sandte dahin seinen Feldherrn Memnon, um sich der Goldbergwerke von Kambala zu bemächtigen. Bei Prokop heißt die Stadt Baiberdon, bei Cedrenus Paiperte.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 215.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

2 August 1844.

Die Kasten Indiens.

1. Allgemeine Eintheilung und Unterabtheilungen.

Die Revue de l'Orient (Mai 1844) enthält einen ziemlich umständlichen Artikel über diesen Gegenstand, der noch immer höchst unvollständig bekannt ist. Im allgemeinen weiß man wohl, daß Indien sich in vier Kasten theilt, aber von dem Zahlenverhältniß der Kasten, von deren Unterabtheilungen und Eigenthümlichkeiten ist im Ganzen sehr wenig bekannt. Unter den Braminen oder der Priesterkaste gibt es im Süden der Halbinsel drei oder vier Hauptabtheilungen mit wenigstens zwanzig Unterabtheilungen, und die Scheidelinien sind so scharf, daß sie jeder Art von Verschmelzung einer Kaste mit der andern, namentlich durch Heurath, widerstreben. Auch die Kschatriyas und Vaisyahs zerfallen in viele Unterabtheilungen, sind aber beide im Süden der Halbinsel nicht sehr zahlreich.*) Diese drei ersten Classen tragen zur Auszeichnung eine Schnur, die von der linken Schulter nach der rechten Hüfte hinabgeht; doch sind auch die Pantschalas, eine Unterkaste der Sudras, zum Tragen der Schnur berechtigt. Die vierte Kaste, die Sudras, zerfällt, so viel man weiß, in 18 Haupt- und 108 Unterabtheilungen. Die Sudras bilden natürlich die zahlreichste Volksclasse und machen mit den Parias etwa neun Zehntheile der ganzen Bevölkerung aus. Den Sudras liegen alle Handwerke und überhaupt auch fast alle Handarbeiten ob, und da nach den Gebräuchen des Landes kein Hindu zwei Professionen treiben darf, so darf man sich nicht wundern, daß dieser Stamm — denn Kaste ist ein portugiesisches Wort — in so viele Unterabtheilungen zerfällt. Mehrere Unterabtheilungen der Sudras finden sich nur in gewissen Ländern, aber diejenigen, welche ausschließlich die in jeder civilisirten Gesellschaft unerläßlichen Arbeiten treiben, finden sich allenthalben unter denselben, nur nach den verschiedenen Idiomen wechselnden Namen. Dazu gehören Gärtner, Schäfer, Weber, die Pantschalas oder fünf Handwerkerclassen, nämlich Zimmerleute, Goldarbeiter, Schmiede, Gießer und alle andern Metallarbeiter; ferner die Destillateen und Oelverkäufer, die Fischer, Töpfer, Wäscher, Barbiere u. s. w. Alle diese Kasten gehören zum großen Stamm der Sudras, aber die verschiedenen Kasten der Ackerbauer gehören zum ersten Rang, und betrachten die eben genannten Handwerker als weit unter sich stehend; auch würden sie nie mit ihnen essen.

Der Rang der Braminen und Kschatriyas ist bestimmt und unbestritten: dagegen ist der Rang zwischen den Vaisyahs oder den Kaufleuten und den Sudras oder Landbauern sehr bestritten; die ersteren scheinen denselben völlig verloren zu haben, außer in den indischen Büchern, wo sie stets vor den Sudras genannt sind; diese aber betrachten sich im gewöhnlichen Leben als den Vaisyahs weit überlegen, und halten sich für berechtigt, ihnen ihre Ueberlegenheit in manchen Fällen fühlbar zu machen, indem sie dieselben mit Verachtung behandeln. Merkwürdig ist, daß die Braminen nicht überall unbestritten den ersten Rang in der Gesellschaft einnehmen; die Pantschalas, d. h. die fünf Handwerkerclassen, wollen in manchen Ländern ihren Vorrang nicht anerkennen, obwohl diese fünf allgemein verachteten Classen zu den niedersten Kasten unter den Sudras gezählt werden.

Was die Unterabtheilungen jedes Stammes betrifft, so ist es nicht leicht zu entscheiden, welche hierarchische Ordnung sie unter einander einnehmen. Kasten, die in einer Gegend sehr verachtet sind, genießen in einer andern großes Ansehen, je nachdem sie anständiger leben und wichtigere Geschäfte treiben. Die Kaste, zu welcher der Fürst eines Landes gehört, steht, wie niedrig sie auch anderswo angesehen seyn mag, im Umfang dieses Fürstenthums in gleichem Rang mit den ersten Classen.

Außer der allgemeinen Abtheilung der Kasten gibt es noch eine Eintheilung nach Secten; die beiden bedeutendsten sind die des Siwa und des Wischnu, die aber auch wieder in eine Menge Unterabtheilungen zerfallen.

*) Diese Bemerkung weist nebst einer Menge anderer Umstände darauf hin, wie unvollkommen die südliche Halbinsel von den höhern Kasten bezwungen und gesellschaftlich umgewandelt wurde. A. d. U.

Digitized by Google

Die Lage Braſiliens im Jahre 1844.

1. Rio Janeiro und die Provinz Minas Geraes.

(Fortſetzung.)

Von Poeto Eſtrella an hebt ſich dee Boden allmählich. Die Straße, abwohl ziemlich breit, iſt duech die Regen zerſtört, und da die Sonne allein die Ausbeſſerungen zu übernehmen hat, ſo muß man jeden Augenblick ſich var den Riſſen in Acht nehmen, welche die Steaße duechſchneiden. Man zahlt einen Zoll für die Unterhaltung der Straßen, weiche nicht unterhalten ſind, und zwar 30 Reis (2½ kr.) füe die Meile. Dieſee Zoll iſt eine ziemlich läſtige Auflage für die Kaeawanen, denn da die Steaßen, auf denen er eingeführt iſt, noch nicht vollender ſind, ſo iſt der Weg oft ſo ſchlecht, als wenn gar keine Steaße da wäre, denn die friſch umgehobene Erde iſt nicht feſt, und die Regen ſchwemmen bedeutende Stücke weg, ohne daß die Behörde ſich um den angerichteten Schaden kümmert. Eine Straße fall van Parahyda, einer kleinen Peovinetalſtadt, nach Ouropreto angelegt werden; als ich aber in Braſilien ankam, waren die Arbeiten ſeit acht Jahren begonnen, und erſt 16 Legnas waren fertig, d. h. das Nioellemeut vollender. Die erſten Legnas hatten 50,000 Fr. gekoſtet, ſpäter aber verſtanden ſich Beamte und Jngenieuee, den Preis der Legua auf 100 bis 120,000 Fr. hinaufzutreiben. Die Beücken- und die Steaßenanlagen waren duech den Winterregen faſt zerſtört worden, die andern erſt im Bau begriffen. Es iſt zweifelhaft, ob dieſe Straße, welche Millionen koſten muß, die Veebiudungen ſehe erleichtern wird; man hätte einen allgemeinen Plan aufnehmen ſollen, ſa abee folgte man nur den Windungen des alten Weges, und zwanzig Jahre werden vergeden, ehe die Steaße fertig iſt, obwohl man nur Nivellements auszuführen hat, um die Abhänge minder ſteil zu machen. Dieß einzige Beiſpiel wird genügen, um zu zeigen, was es mit den öffentlichen Arbeiten in Braſilien für eine Bewandtniß hat.

Der Anbau des Bodens iſt, wie die Unteehaltung der Straßen auf das allereinfachſte redueirt. Mau begnügt ſich die Walder niederzubrennen, und dann auf dem ſo gewonnenen Boden Mais oder Kaffee zu pflanzen. Trägt der Boden nicht mehr, ſo ſucht man nicht mit Dünger nachzuhelfen, ſondern man läßt den Boden liegen, der bald ſich mit nenem aber ſchmächtigem, nicht ſehe kräftigem Holze bedeckt; zwanzig Jahee ſpäter werden dieſe Walder wieder zerſtört, und der Boden von nenem angebaut. Die ſchönen Urwaldee Braſiliens verſchwinden nach und nach, namentlich da, wo der Anbau des Bodens ſehr vortheilhaft iſt, ungeheure Bäume weeden gefällt, und von den Eigenthümern auf dem Platze verbrannt.

Jch kam an zahlreichen Vendas vorüber, die in einem Wohnhaus und in einem Schuppen beſtehen, um die Ladungen der Maulthiere dafelbſt unterzubringen. Dann kam ich in ein reizendes Thal, wo die Pulverfabrik der Regierung errichtet iſt; mehrere klare Bäche duechkreuzen es in allen Richtungen und unteehalten eine angenehme Friſche. Das Pulver wird hier nach europäiſchen Methaben fabricirt, iſt aber ganz gewöhnlich und ſehr ſchwach. Der Pulveeveekauf ſcheint in Braſilien von der Regierung nicht ſehe begünſtigt zu ſeyn; var meiner Abreiſe aus Ria wollte ich mir engliſches Pulver kaufen, aber mehreee Kaufleute hatten mir geantwortet, daß ſie keines verkauften. Die Regieenng hatte Befehl gegeben, das eingeführte Pulver aufzukaufen, damit es nicht in die Peovinzen, wo Unzufriedene ſich umtreiben, geſchickt würde.

Von der Pulverfabrik aus vertieft man ſich in ziemlich dichte Wälder, und erſteigt die ſteilen Abhänge der Sierra Eſtrella; eine ſchlecht gepflaſterte Chauſſee macht das Aufſteigen ſchwierig und langſam; erſt nach dreiſtündigem Marſch erreicht man die Höhe, wird aber durch eine peächtige Ausſicht entſchädigt. Die ganze Bay von Rio beeitet ſich vor dem Blicke aus, und der ſogenannte Zuckerhut füllt den Hintergrund. Jn der Ebene wied Mais, Kaffee und Zuckeerohr gebaut, höher hinauf dieß Mais und Kaffee, nach höher ſieht man nur die Bäume, welche der Menſch geſchont hat, und die Felſen mit Schmaeotzeepflanzen bedeckt und von Waldbächen durchfuecht, die ſich mit Geeäuſch in die Ebene ſtürzen. Nach knezee Ruhe machte ich mich wieder auf, und folgte einem Waldbach, dem Piadanha, den man auf mehreren Holzbrücken überſchreitet. Dieſer Waldbach, der ſich weiter hin mit dem Parahyda vereinigt, bietet einen wilden Anblick dar; Bäume wachſen mitten unter den Felſen und Lianen fallen herab bis ins Waſſer. Jch hielt zu Padre Carreo an; eine Kirche und einige Häuſer um einen freien Platz her, deſſen Mittelpunkt ein ungeheuee Feigenbaum einnimmt, bilden das Dorf. Jch blieb in einer Venda, welche als eine dee beſten auf der Straße gilt, und erhielt auch wirklich ein Zimmer, wo man mir auf einigen ins Kreuz gelegten Stäben eine Matte ausbreitete; dee Wirth war feſt überzeugt, ſeine Herberge ſey die bequemſte von dee Welt, und ich dürfte mich glücklich ſchatzen, zu all dieſen Genüſſen zu gelangen. Das Abendeſſen war indeß eine ſehr ſchwierige Sache, denn erſt nach drei Stunden konnte man mir ein geſottenes Huhn und in Waſſer gekochten Reis varſetzen; die Braſilianer ſterben liebee, ehe ſie ſich etwas beeilen. Die freiwillige odee gezwungene Abgeſchloſſenheit der Feauen nöthigt den Feemden mit Geduld auf einige ſchlechte Schüſſein zu warten, die es ihnen gefällig iſt zu ſenden. Ein Fremder bringt nie ins Jnnere der Häuſer, die Küche iſt das unverletzliche Aſyl der Feauen; hier verwalten ſie, bloß in ein Hemd und manchmal in einen Unterrock gehüllt, das Hauswesen, geben den Negerinnen ihre Befehle, oder wachen ſelbſt über die Bereitung drr Speiſen. Jch bin nie in dieſen geheiligten Ort eingedeungen, doch hat eine aus Neugierde geöffnete Thür mich mehr als einmal von der Unſauberkeit übeezeugt, welche hier herrſcht. Die einheimiſchen Speiſen entſpeechen dieſem trübſeligen Aeußern. Die Braſilianer eſſen meiſt ſtinkendes, geſalzenes Fleiſch und ſchwarze Bohnen, die ſie mit Manioc oder Maismehl miſchen.

Paeahyda, wohin man von Padre Correo gelangt, iſt ein kleines Dorf, das nur aus einigen Hauſeen und etlichen Kauf-

Digitized by Google

läden besteht; um dahin zu gelangen, muß man in einem Nachen über den 200 Metres breiten Parahyba setzen; die Ufer sind nicht sehr steil, aber zahlreiche Felsen im Flußbett machen die Schiffahrt unmöglich. Parahyba dankt seine ganze Bedeutung dem gezwungenen Aufenthalt der Karawanen, die nach Porto Estrella gehen oder nach Queopreto zurückkehren; der Nachen faßt nur 6 oder 8 Mauthiere, und wenn die Karawanen irgend zahlreich sind, braucht man über 6 Stunden, um den Fluß zu passiren. An eine Brücke über den Parahyba wird nicht gedacht; inzwischen muß man für ein Thier einen Zoll von 50 Reis zahlen.

Ich mußte die Nacht bei einem Landeigenthümer zubringen, dessen Wohnung, in der Nähe des Parahyba gelegen, sich nahe am Urwald erhob. Die Nacht war schon sehr vorgerückt, und ich mußte durch den Wald, dessen ungeheure Bäume ein unübersteigliches Hinderniß mir entgegenzustellen schienen. Endlich erreichte ich ein angebautes Thal, mußte aber noch so dichte Bambusmassen durchdringen, daß ich mich noch mitten im Walde glauben konnte. Die Wohnung, der Gegenstand dieses mühseligen Suchens, war eine armselige Fazenda, in deren Umgebung man nichts als ziemlich schlechte Kaffeepflanzungen erblickte. Nach einigen an diesem elenden Orte zugebrachten Stunden vertiefte ich mich abermals in die Wälder und durchzog Thäler, wo man anfing die Bäume zum Anbau von Reis und Kaffee niederzuschlagen. Man gräbt in geringen Entfernungen kleine Löcher, und wirft einige Reis- oder Maiskörner hinein; ist das Jahr günstig, so tragen sie 200fältig, aber Trockenheit vernichtet oft alle Hoffnungen, und der Mangel an regelmäßigen Verbindungen hindert die eine Provinz mit ihrem Ueberfluß den Mangel der andern zu ersetzen, so daß die Dürre häufig Hungersnoth zur Folge hat. Während meines Aufenthalts in Brasilien war der Reis sehr theuer geworden, und der Alqueire (Decalitre) kostete 30 Fr. statt der sonst gewöhnlichen 6 Fr. Der Aufstand, welcher in der Provinz Minas ausgebrochen war, hatte den Anbau zahlreicher Ländereien gehindert. In Brasilien tritt man häufig aus einen District, wo Ueberfluß an allen Lebensmitteln herrscht, in einen andern, wo alle Früchte, wie Mais, Manioc, Reis, gänzlich fehlen. Jeder baut bloß für seine Bedürfnisse, geht die Ernte zu Grunde, so muß man sich zu helfen wissen und die nächste Ernte abwarten, denn die Nachbarn sind nicht im Stande zu helfen, da sie selbst nur das Nothwendige geerntet haben.

Man stößt bald auf einen zweiten Fluß, den Parahybuna, an dessen Ufern sich ungeheure Felsen schroff erheben. Die Holzbrücke, welche über diesen Fluß geschlagen war, wurde am 17 Junius 1842 von den Empöerern der Provinz Minas verbrannt, so daß nur die Steinpfeiler noch stehen; die Regierung will die ganze Brücke aus Stein aufbauen lassen, um, wie sie sagt, ein neues Abbrennen zu verhindern. Das Dorf Paraibuna besteht, wie Parahyba, nur aus einigen zerstreut gebauten Häusern; das einzige etwas bedeutendere Gebäude ist das ehemalige Zollamt, wo alle aus der Provinz Minas kommenden Waaren untersucht und das Gold und die Diamanten, welche man dem Zoll zu entziehen gesucht hatte, weggenommen wurden; da die Abgaben gegenwärtig an Ort und Stelle erhoben werden, so gibt es hier kein Zollamt mehr, und ich betrat frei die Provinz Minas, nachdem ich für die Fähre und die im Bau begriffene Straße einen Zoll bezahlt hatte. Diese Provinz war im Jahre 1842 der Schauplatz eines bedeutenden Aufstandes, und die Zerstörung der Brücke von Parahybuna eine der ersten Handlungen der Empörer, welche dadurch den Marsch der Truppen gegen sie aufzuhalten suchten. Einige nähere Angaben über diese Bewegung werden Aufschluß geben über die Stellung der Parteien in Brasilien.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber einige alten Vasen und Töpferbruchstücke im brittischen Museum.

In einer Versammlung der k. literarischen Gesellschaft in London las ein He. Burgon über diese Gefäße, welche alle zu der Art gehören, wo Zigzags, Spirallinien und concentrische Kreise häufig vorkommen, Zierrathen, die unwandelbar ein hohes Alterthum anzeigen. Diese Zierrathen bezeichnen die Schatzkammer des Atreus und andere architektonische Ueberreste zu Mykene. Eines dieser Gefäße wurde von Hen. Burgon zu Athen gefunden in einem Grab neben dem Weg, der zur Akademie führt. Ein Mann, der sein ganzes Leben damit zugebracht hatte, den Boden von Attika nach Antiken umzugraben, schätzte das Alter dieses Grabes nach der Art der darüber befindlichen Erde auf wenigstens 3000 Jahre. Dieß und mehrere andere Umstände führten Hen. Burgon zu der Ansicht, daß dieser Styl von Vasen mit der Periode der cyklopischen Architektur, d. h. mit der ältesten Zeit der griechischen Geschichte, zusammenfalle, und er glaubt sich dadurch berechtigt die Zeit, in welche diese Vasen gehören, wenigstens annähernd zu bestimmen, und die Meinung, daß die Zierrathen an der Schatzkammer des Atreus aus den byzantinischen Zeiten seyen, als irrig zu bezeichnen.

Chronik der Reisen.

Ovidiopol, Dniestr und Akjerman.

(Fortsetzung.)

Die Landesbewohner behaupten hier, der Hauptlauf des Dniestr gehe auf dem westlichen bessarabischen Ufer, zu welchem der stambulische Bugaz gehöret. Hier ist auch der Liman am tiefsten, in der Mitte aber sind Untiefen häufig, ja an einigen Orten ragt schon an Schilf emporzuwachsen. Im Winter ist dieser ganze ungeheure Liman zugefroren, so daß man mit Schlitten darüber fähret, aber das Eis wird nirgends sehr fest und spaltet sich unaufhörlich. Wo es in größerer Breite aufbricht, werfen die hiesigen kecken Uferanwohner Bretter über die Risse und setzen so darüber, aber sie nehmen mit den Pferden einen Anlauf und springen in Einem Satz hinüber. Die Post geht dann nach Tiraspol und Bendre, so daß sie statt 25 nicht weniger als 247 Werste macht. Wie der große Liman des Dniestr, so sind auch alle andern Limane. Jeder hat seinen schlangenartig laufenden Beresyp, der an einer oder zwei Stellen durchbrochen ist, wenn irgend ein Fluß durch denselben ins Meer sich ausmündet.

Jetzt noch einige Worte über den Dniestr selbst. Herodot nennt

ihn unter dem Namen Tyres. Auch Ovid gedenkt seiner, obgleich er schwerlich nie hier lebte, aber er mußte ihn gesehen haben und bessre kennen als Herodot, der ihn wahrscheinlich nie selbst sah, und darum nur so kurz seiner gedenkt. Ovid sagt von ihm: et nullo tardior amne Tyres. Tyras nennt ihn auch Plinius, Strabo, Ptolemäus, Skylax von Karyandra im Periplus; dieser letztere setzt auch hierher die Niederlassung Nikonium. Unter dem Namen Danastris wird der Dniester erst bei Ammianus Marcellinus erwähnt. Dieser berichtet, daß zwei Heerführer der Gothen, Alatheus und Safrax, als die Hunnen zum erstenmal in Europa einbrachen, mit dem kleinen König Widerich cautius descendentes ad amnem Danastrum pervenerant inter Istrum (Donau) et Borysthenem (Dniestr) per camporum ampla spatia diffluentem. Von dem Danaster sprechen auch Jornandes und Constantin Porphyrogeneta.

Der Dniester entspringt nach den Worten unseres alten Chronisten Dlugosz unter dem Beskiden in dem Thal, welches die stets Polonica*) heißt, nahe an dem Schlosse Sobien, an einem Orte, welcher Dembowica heißt, von einer großen Eiche (domb), unter welcher (immer nach Dlugosz) der Dniestr, San und die Theiß hervorkommen. Dieser Fluß könnte leicht schiffbar gemacht werden; das ganze Hinderniß sind kleine Katarakten bei Jampol, die man leicht beseitigen könnte. Unter der Regierung Sigmund Augusts entwarf Cardinal Commendoni den Plan und legte ihn dem Handelsstande vor. Auch später wurden Proben mit der Schiffahrt gemacht, aber noch immer kann man den Dniestr nicht als einen für den Handel so bedeutenden Fluß ansehen, wie er wohl seyn könnte. Gamba schreibt von den Versuchen, welche der Fürst von Nassau-Siegen anstellte, der sich bemühte den Dniestr schiffbar zu machen und zur Besiegung der Hindernisse anzufeuern suchte; im Jahre 1789 fuhr er den Dniestr hinab, ließ ihn sondiren und im Verlauf der ganzen Reise, die er mit dem Geistlichen Gaspari anstellte, genau untersuchen. In den Jahren 1803 und 1804 wurde der Fluß aufs neue aufgenommen und eine Karte davon entworfen. Als Richelieu Gouverneur von Neurußland wurde, munterte er abermals zu Versuchen auf. Das Fahrzeug, dessen man dabei sich bedient, hatte 120 Fuß Länge, 40 Fuß Breite und führte Maste und Segel wie die Elbschiffe. Am 25 April 1804 fuhr man mit dem großen Frühlingswasser von Rozwadow, fünf Meilen von Lemberg, ab, wo der Dniestr schiffbar zu werden beginnt, und kam am 29 nach Zaleszczyk, wo das Schiff bis zum 10 Mai anhielt, um Holz und andere Waaren zu laden. Zwei Tage später kam es nach Jsakawez, dem damals türkischen Chocim gegenüber, und vervollständigte hier seine Ladung. Hierauf fuhr es an Mahilew, das dem Grafen Potacki gehört und wo ein ziemlich bedeutender Handel mit der Moldau getrieben wird, vorüber und kam ohne Unfall nach Jampol. Hier nahm es einen Steuermann an Bord wegen der Kataraktr, zwischen denen nur enge Durchfahrten sind und die Strömung sehr reißend ist. Das Schiff kam glücklich durch und gelangte nach Czehinowka und Dubassary. In der Umgegend von Dubassary erinnert Gamba an die Weinberge, welche der Sage nach hier schon zu den Römerzeiten gepflanzt worden seyn sollen. Am 3t Mai hielt es zu Bender an und fuhr durch die Vorstadt, wo der Dniester in gewundenem Laufe sich gegen das schwarze Meer wendet durch ein mit Wald und Gestrüpp bewachsenes Land. Hier bildet sich in ganz gerader Richtung ein natürlicher Canal, den man mit geringer Mühe schiffbar machen könnte, wodurch den Segelfahrzeugen durch Abkürzung des Wegs viel Zeit erspart würde. Dasselbe Fahrzeug ging am 27 Junius von Odessa ab und fuhr in 39 Tagen den Dnieper hinauf. Im Jahre 1840 kamen 95 Schiffe mit Ladungen in den Dniester herein, später aber wurde dennoch die Schiffahrt auf dem Dniestr unterlassen.

Früher, d. h. vor noch nicht langer Zeit, wurde der Liman zwischen Ovidiopol und Akkerman, der 9 Werste beträgt, auf sehr verschiedenen Schiffen und Fahrzeugen zurückgelegt, und man brauchte bei ungünstigem Winde öfters mehrere Stunden. Manchmal wurden die Fahrzeuge vom Winde bis ins Meer getrieben. Jetzt verbindet der Graf Woronzow, ein kleines hübsches Dampfboot aus englischer Fabrik, die beiden Ufer, und fährt unablässig zwischen Akkerman und Ovidiopol hin und her. Hart am Posthause in Ovidiopol ist der sogenannte Hafen, dem aber das Dampfboot wegen der geringen Tiefe sich nicht nähern kann, weßhalb man Waaren und Passagiere durch Nachen auf das Schiff bringen muß.

Wir warteten und warteten in Ovidiopol auf das Dampfboot und stritten uns hin und wieder, ob ein in der Ferne auf dem Liman erscheinender schwarzer Punkt das Dampfboot sey oder nicht. Trotz der drückenden Hitze, die in dem Hafen herrschte, lief ich doch bald hierhin, bald dorthin, bald stand ich am Fenster und folgte dem Schiff, das endlich ganz unzweifelhaft sich zeigte, mit den Augen, wie es hinschlüpfte auf den klaren Gewässern. Hinter uns wälzte sich eine Menge Fuhrwerk von Tschumak, Fuhrwerk deutscher Colonisten und Bulgaren, und ein Wagen der Fürstin Suzzo (aus dem Hause Gallimachi), welche mit ihrer Tochter im Hafen anhielt, und mit staischer Geduld auf die Erlösung durch das Dampfboot wartete. Ich schlenderte inzwischen in dem weitläufigen öden Städtchen umher, das sich von der Veste herab in der Schlucht herunterzog. Die Kirche und das Posthaus sind jetzt die einzigen ordentlichen Gebäude in Ovidiopol, die ihm noch ein städtisches Aussehen geben. Neben der Kirche ist noch ein Häuschen von reinlichem Aussehen, mit rothem Dach und weißen Mauern, das dem Kirchenbildmaler, dem reichsten Einwohner des Orts, gehört. Mein Reisegefährte bemerkte sich inzwischen mit seinem statistischen Eifer aus dem Hafenbuch die Bewegung des Dampfschiffes und die Zahl der Personen, welche an diesem Tage über den Liman setzten. Man hatte 31 Billette, zum Theil eines für mehrere Personen zugleich, ausgegeben, und die Tageseinnahme betrug im Ganzen 44 R. 18 Kop. Silber.

(Fortsetzung folgt.)

*) Oder Planina, Hochebene.

Miscellen.

Die meteorologischen Beobachtungen am Cambridge Observatorium für 1843, welche kürzlich herausgegeben wurden, bieten ein mehr als gewöhnliches Interesse dar, sowohl wegen des großen Unterschieds der Durchschnittszahl von den gewöhnlichen Jahresdurchschnitten, als auch wegen zufälliger Umstände. Zu den letztern gehört der Sturm am 9 August, der zu den heftigsten gehört, die man je in unsern Breiten erlebte; zu den erstern gehört die ungewöhnlich große Regenmasse, die das Jahr hindurch fiel, obwohl die Zahl der Regentage unter der Durchschnittszahl geblieben ist. (Lit. Gaz. vom 20 Jul.)

Die Oxforder Architekturgesellschaft hielt am 17 Jun. eine Sitzung, worin namentlich die erfreuliche Erscheinung hervorgehoben wurde, daß der Sinn für alte gothische Baukunst immer allgemeiner werde, und die öffentliche Meinung allmählich die barbarische Zerstörung alter Denkmäler dieser Art nicht mehr dulde. (ibid.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 216.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

3 August 1844.

Der Krieg zwischen Frankreich und Marocco.

Wenn man die Journale durchliest, so merkt man wie die Leute ganz ungeduldig werden, daß der Krieg zwischen Frankreich und Marocco noch nicht in helle Flammen ausgebrochen ist. Sie vermeinen, weil so lange gezögert worden, werde wohl aus dem ganzen Krieg nichts werden, allein wer so urtheilt, zeigt nur, daß er weder die Verhältnisse, noch die ganz materiellen Schwierigkeiten kennt, welche sich hier der Kriegsführung widersetzen. Aus dem Benehmen der Marocecaner läßt sich nur so viel abnehmen, daß sich dort zwei Parteien, vielleicht auch zwei Entschlüsse in der Person des Kaisers bekämpfen. Es unterliegt kaum mehr einem Zweifel, daß wenn Muley Abderrahman den Krieg nicht unternimmt, sein Thron unmittelbar gefährdet ist durch den Einfluß Abdel-Kaders und der Marabuts; unternimmt er aber den Krieg, so setzt er sich nicht bloß der Gefahr aus, daß seine Häfen durch die Franzosen besetzt, sein Handel und damit die Hauptquelle seiner Einkünfte vernichtet wird, sondern er muß auch mit der Führung des heiligen Kriegs den Mann beauftragen, der denselben bis jetzt in Algier geführt hat, nämlich Abdel-Kadern. Ehe er dazu greift und es zum erklärten Krieg kommen läßt, wird er natürlich das ganze Arsenal von orientalischer List, Schlauheit, Verrath und Treulosigkeit erschöpfen.

Die Franzosen ihrerseits haben gleichfalls wichtige Gründe, nicht allzu rasch zu gehen. Die Besetzung der Häfen, so weit sie nicht die Rücksicht auf England unräthlich macht, hat freilich keine Schwierigkeit, aber der Krieg zu Lande für den Augenblick sehr große. Die Provinz Oran ist seit drei Jahren der Kriegsschauplatz, es fehlt allenthalben den Stämmen an Korn, und diese versorgen sich in Oran, während den französischen Truppen alle Lebensmittel, zum Theil selbst das Futter für die Pferde, auf eine Entfernung von 25 bis 30 Lieues nachgeschickt werden muß. Dieß macht nicht nur unmäßige Kosten — die Miethe eines Kamels von Oran nach Tlemsan kostet 55 bis 60 Fr. — sondern macht auch das Zusammenziehen größerer Truppenmassen geradezu unthunlich. Dazu kommt, daß die große Hitze einzutreten anfängt, so daß die Spitäler in Tlemsan die Zahl der Kranken beim activen Heere nicht fassen können, und letztere fortwährend nach Oran transportirt werden. Dieser Zustand der Dinge wird noch zwei Monate dauern, und eben so viel Zeit werden die Franzosen nöthig haben, bis Oran hinreichend mit Lebens- und Transportmitteln versehen ist, damit die gegen Marocco agirenden Truppen keinen Mangel leiden. Umfassendere Unternehmungen sind unter diesen Verhältnissen viel eher von Seite Abdel-Kaders — falls sein Ansehen in Marocco völlig überwiegt — als von Seite der Franzosen zu erwarten, die augenscheinlich ein Interesse dabei haben, den unvermeidlich gewordenen Kampf noch wo möglich um einige Monate hinzuhalten.

Wir sagen, „den unvermeidlich gewordenen Kampf," weil aus allen Nachrichten hervorgeht, daß die Bevölkerung von ganz Algerien auf eine merkwürdige Weise bearbeitet wird. Wir legen auf das Ausstreuen von Gerüchten zum Nachtheil der Franzosen und zum Ruhm der Marocecaner keinen Werth, denn diese Gerüchte täuschen nur die Masse, nicht aber die Häuptlinge, welche sehr wohl unterrichtet sind, und ohne welche die Stämme nichts unternehmen. Bedeutender aber ist das Verhalten der Befehlshaber der Duairs und Smelas — welche beiden Stämme schon den Wachsen der Türken und nach kurzer Unterbrechung auch den der Franzosen bildeten — welche sich von den Franzosen zurückzuziehen scheinen. Man erinnert sich, mit welcher Treue der alte Mustapha-ben-Ismael (s. Ausland, Jahrgang 1843 Nr. 197 ff.) auf Seite der Franzosen stand, zum Theil wegen des alten Hasses, welchen die arabisch-türkische Militärariskokratie seit langer Zeit gegen die Marabuts, und somit gegen Abdel-Kader hegte. Nach Mustapha's Tode trat sein Neffe El-Mzari an seine Stelle, diente treu, und auf einmal hat nicht nur er, sondern auch sein Vetter Mohammed Ben Abret, Aga von Tlaret, unter dem Vorwand, „der Ruhe zu bedürfen," den Abschied genommen. Ein solches Benehmen läßt sich nur mit Feigheit oder Verrath erklären; als feig haben sich beide nicht bewiesen, somit bleibt nur der zweite Annahme. Für die Franzosen scheint jetzt ein Entscheidungskampf heranzurücken.

Digitized by Google

Die Lage Brasiliens im Jahre 1844.

1. Rio Janeiro und die Provinz Minas Geraes.

(Fortsetzung.)

Die Volljährigkeit Don Pedro's II war vor der gesetzlichen Zeit erklärt worden, und der politische Ehrgeiz hatte sich alsbald in Bewegung gesetzt, um die Aufregung, welche dieser Maaßregel folgte, auszubeuten. Die Opposition hatte in den Wahlen von 1840 gesiegt, und die Regierung, welche die Kammern als der Regierung feindlich betrachtete, ergriff einen Vorwand, um sie vor ihrer Einberufung aufzulösen. Jetzt griff die Opposition zur Gewalt. Deputirte und Senatoren setzten sich mit den einflußreichen Leuten der Provinz in Verbindung, und leicht gelang es ihnen, den verschuldeten Grundeigenthümern, deren Sklaven sogar verpfändet waren, den Geist der Unordnung einzuflößen. Es war nur noch nöthig, die Masse in Bewegung zu bringen. Das Ministerium hatte eine Maaßregel ausgeführt, welche das Geschwornengericht thatsächlich vernichtete, indem die Entscheidung der Geschwornen von dem Districtsrichter umgestoßen werden konnte. Man beeilte sich zu erklären, die Monarchie sey in Gefahr, das Ministerium verletze die Constitution, halte den Willen des Kaisers gefangen, man müsse sich für die Verfassung bewaffnen u. s. w.; der wahre, jedoch nicht eingestandene Zweck aller Bemühungen war aber die Errichtung einer Bundesrepublik. Die Provinzen San Paulo und Minas Geraes folgten dem gegebenen Anstoß, aber die Unruhen von San Paulo dauerten nicht lange, da die Anführer sich übereilt hatten und vor der Bewegung von Minas losgebrochen waren. Der Baron Caxias hatte bald die Ordnung wieder hergestellt, und marschirte sodann gegen die Provinz Minas, welche inzwischen gleichfalls die Waffen ergriffen hatte. Auf diesem neuen Schauplatz entwickelte sich der Aufstand in seiner ganzen Stärke.

Eine Volksversammlung fand zu Barbacena statt und die Mitglieder der Municipalität, welche sich an die Spitze der Rebellen gestellt hatten, wählten José Feliciano zum Oberhaupt, einen Senator von schwachem Charakter und sanften Sitten, aber voll Ehrgeiz. Da er bereits zwei Jahre lang die Provinz verwaltet hatte, stand er mit allen Municipalitäten im Verkehr, und war allgemein gekannt und geliebt. Der neue Präsident nahm die Rolle als ostensibles Haupt des Aufstandes an, und erließ eine Proclamation an die Mineiros (Einwohner der Provinz Minas). Dieß geschah im Junius 1842. Ueber 6000 Mann von allen Classen und Farben, aber schlecht bewaffnet und schlecht gekleidet, sammelten sich alsbald an verschiedenen Punkten. Lieutenants und Hauptleute wurden zum Range von Oberbefehlshabern erhoben, man handelte ohne Zusammenhang, und die Furcht herrschte in beiden Lagern. Nach einem lebhaften Gewehrfeuer zu Paradybuna hatten beide zusammen sechs Verwundete; das glänzendste Gefecht war das von Queluz am 26 Julius: die Empörer, etwa 1500 an der Zahl, vertrieben den General Riebona mit einem Verlust von 30 Todten oder Verwundeten und 150 Gefangenen aus seiner Stellung, und belagerten sodann Ouropreto, das ohne Zweifel in ihre Hände gefallen wäre, wenn sie geschickte Anführer gehabt hätten, denn der Präsident, Jacinto de la Vieja, war der einzige, welcher sich vertheidigen wollte, der Befehlshaber der Truppen dachte schon die Stadt übergeben. Nach achttägigem Geplänkel, in welchem kein Blut vergossen wurde, zogen sich die Empörer zurück, da sie nicht mit den Waffen in der Hand ins Innere einer ganz offenen Stadt einzudringen wagten, die nur vier Kanonen zur Vertheidigung hatte. Caëthe wurde dann belagert; ein sehr lärmendes Gefecht fand zwischen dem Vortrab beider Parteien statt, und in diesem Kampfe, welcher drei Tage dauerte, wurden nur zwei Menschen, und zwar ganz zufälliger Weise verwundet.

Trotz der Schlappe, welche die Rebellen vor Ouropreto erlitten hatten, war ihre Anzahl doch noch bedeutend, und sie hätten sogar die kaiserlichen Truppen mit Vortheil bekämpfen können, wenn sie mit mehr Uebereinstimmung vorgegangen wären, aber neue Unfalle schwächten ihre Stellung. Eine kaiserliche Proclamation bestimmte etwa 3000 der Rebellen von einer Partei abzufallen, deren Sieg zweifelhaft geworden war. Der Aufstand, weit entfernt, sich in der ganzen Provinz auszubreiten, beschränkte sich vielmehr auf die Districte von Barbacena, Ouropreto, Queluz, Cocaez und Sabara; zu Diamantina, Villa do Serro und Minas Novas ward er unterdrückt. Allenthalben organisirte sich der Widerstand, und eine kurze Zeit lang waren nahe an 20,000 Menschen in der Provinz Minas unter den Waffen. Unter den verschiedenen Armeecorps war das bedeutendste dasjenige der 4000 Empörer, welche Ouropreto belagert hatten. Die Niederlage, welche der Baron Caxias, General der kaiserlichen Truppen, dieser kleinen Armee beibrachte, machte dem Bürgerkrieg ein Ende. Die Schlacht fand zu San Lucia statt. Baron Caxias hatte nur 3000 Mann, war schlecht von seinen Unterbefehlshabern unterstützt, wußte aber durch Entschlossenheit und Geistesgegenwart den Nachtheilen eines schlechten Angriffsplanes vorzubeugen. Der Erfolg machte alle Fehler gut, und war vollständig: nach der Schlacht bei San Lucia fand keine bewaffnete Zusammenrottung mehr statt. Nahe an 500 Mann wurden in diesem Gefecht getödtet, das von Sonnenaufgang bis in die Nacht dauerte. Baron Caxias, welcher reguläre Truppen befehligte und Artillerie hatte, hätte ein so großes Blutvergießen leicht vermeiden können. Der Präsident José war von den Anstiftern der Revolution der einzige, welcher entkam.

Dieß war das Ende dieses kleinen Krieges, welcher über drei Monate gedauert hatte. Mit etwas mehr Thätigkeit und Uebereinstimmung im Handeln hätte die Bewegung sehr ernst werden können. Der Präsident José Feliciano beging den Fehler, die Volksleidenschaften maaßlos zu entflammen; derselbe hatte ohne Unterschied alles bewaffnet, was sich nur anbot um die Sache des Aufstandes zu vertheidigen. Dieß unkluge Benehmen schreckte die Grundeigenthümer, welche in Folge desselben die festesten Stützen der Regierung wurden. Die Uneinigkeit führte furchtbare Repressalien herbei; Todes-

Digitized by Google

drohungen wurden gegen diejenigen ausgestoßen, welche gleichgültig blieben, bewaffnete Schaaren durchzogen das Land und plünderten alles, wohin sie kamen. Der Ausgang einer solchen, schon in ihrem Ursprung compromittirten Bewegung ließ sich voraussehen. Der Augenblick war noch nicht gekommen, die Republik auszurufen, Bahia und Fernambuco hätten das Zeichen des Kampfes gegen die monarchische Gewalt geben müssen. Außer der Geistlichkeit *) und einigen einflußreichen Grundeigenthümern strömten nur Leute, die stets zur Unordnung geeignet sind, zu den Fahnen der Empörung. Auch die beiden Provinzen San Paulo und Minas Geraes blieben, sobald sie einmal beschwichtigt waren, ruhig, gleich den übrigen Theilen Brasiliens. Es war, wir wiederholen es, die Schuld der Anführer, daß der Aufstand auf nichts als einzelne blutige Unruhen hinauslief, die Bewegung hätte allgemein werden können, denn die Vereinigung von Brasilien ist nur scheinbar, und alle Provinzen streben nach Unabhängigkeit: eine Republik nach dem Vorbild der Vereinigten Staaten, das ist der Traum, den sie verfolgen. Auch hier verräth sich der Nationalstolz: die Brasilianer halten sich für zu hoch gebildet, um eine gewöhnliche constitutionelle Regierung nöthig zu haben.

Nach dem Siege von San Lucia dünkte die Regierung sich für stark halten; die Wahlen von 1842 waren ihr günstig und sie hatte die Versuche der Opposition siegreich niedergeschlagen, aber Ruhe kann in Brasilien nicht andauern, und eine Frage der Nationaleitelkeit führte den Sturz des Cabinets herbei. Der Haß gegen die Fremden hat mehr Gewalt über die Brasilianer als alle politischen Grundsätze. Die Provinzen sind jetzt ruhig, aber alles läßt glauben, daß ähnliche Aufstände wie der von 1842 sich häufig erneuern werden.

Die Erinnerungen, welche sich an die Brücke von Parahyduna knüpfen, haben mich von dem Bericht meiner Reise nach Ouropreto abgebracht. Man kann, wenn man Brasilien bereist, der traurigen Gedanken, welche die politische Lage dieses Reichs erweckt, sich nicht wohl entschlagen. Auf meiner Weiterreise fand ich einen neuen Anlaß zu Betrachtungen über die Sorglosigkeit der Verwaltung, wovon ich schon so manche Spuren bemerkt hatte. Ich kam über den Mantequeira, einen sehr waldigen Berg, der einst den Räubern als Zufluchtsort diente, welche man lange Zeit hier ihr Wesen in aller Ruhe treiben ließ. Diese Räuber erhoben Steuern von den Karawanen, welche diese Straße zogen, und ermordeten die Maulthiertreiber, welche nach geschehener Aufforderung noch Widerstand leisteten. Sie hatten an einer der engsten Stellen der Straße eine Barrikade aufgeworfen, wo Menschen und Pferde nur einzeln passiren konnten, so daß zwei Räuber hinreichten, eine ganze Karawane aufzuhalten. Hätte dieses Gesindel sich auf den bloßen Raub beschränkt, die Behörden waren wahrscheinlich unthätig geblieben, denn ein berühmter Reisender hat in Brasilien keinen andern Weg, als sich selbst Recht zu verschaffen, und es ist ein ganz unnützer Zeitverlust, wenn man die Behörden um Verhaftung eines Räubers angeht. Zum Unglück für die Räuber von Mantequeira begingen sie allzu viele Mordthaten. Der Befehl erging also von Rio Janeiro sich der Leute zu bemächtigen, welche durch den Schrecken, den sie einflößten, jede Verbindung sperrten: eine Truppenabtheilung tödtete die einen, schreckte die andern hinweg, und als ich des Weges kam, sah man nur noch die Barrikaden, die ihnen als Bollwerk gedient hatten; erst seit einem Monat waren die Räuber verhaftet worden.

(Fortsetzung folgt.)

*) Die Geistlichkeit hatte für die Empörer Partei genommen, aber ihr Einfluß ist in Brasilien null; mehrere Priester jedoch nahmen Theil an den Gefechten, und unter den Todten zu San Lucia fanden sich Geistliche.

Ueber einen Palmyra-Cylinder im brittischen Museum

las Hr. Gullimore in einer Versammlung der k. Literotnegesellschaft in London eine Abhandlung vor, die, wenn die Schlußfolgerungen richtig sind, ein interessantes Resultat liefert. Der Cylinder hat keine Inschrift, ist aber im vollendetsten Styl orientalischer Kunst ausgeführt. Er zeigt auf der einen Seite einen König in babyloaischer Tracht, dem göttliche Ehren erzeigt werden, auf der andern Seite zwei königliche Personen in ägyptischem Costüm, welche die stierköpfige Isis oder Astarte anbeten. Zwischen den beiden orientalischen Gestalten finden sich astronomische Zeichen, welche darauf deuten, daß die Tag- und Nachtgleiche im Sternbild des Stieres eintrat. Dieß kann jede Zeit zwischen dem 3ten und 18ten Jahrhundert vor Chr. bezeichnen, aber diese unbestimmte Zeit wird bestimmt durch den geflügelten Scarabäus, das wahrscheinliche Symbol des erratischen Thoth über den beiden königlichen ägyptischen Figuren; stellt man diesen mit den gegenüberstehenden Symbolen zusammen, so erhält man das Jahr vor Chr. 1013, wo der erratische Monat Thoth und die Zeichen des Stieres zusammenfallen, und dieß trifft nahebei auch mit der Gründung von Tadmor oder Palmyra durch Salomo zusammen. Wahrscheinlich war um diese Zeit der genannte König in Götzendienst verfallen und konnte wohl die götzendienerischen Gebräuche der Babylonier in dem prächtigen Costüm dieser Nation verrichten. Seine Verbündeten (und durch Heurath mit ihm Verwandten) Rhamses IV und Osorkon befanden sich um diese Zeit innerhalb seines Gebiets und zwar in dem Theil, wo Tadmor liegt. Der Schluß, auf welchen Hr. Gullimore kommt, ist der, daß dieser Cylinder die denkwürdige Zusammenkunft dieser drei Fürsten zu Tadmor verewigen sollte. (Lit. Gaz. vom 20 Jul.)

Chronik der Reisen.

Ovidiopol, Dniestr und Akjerman.

(Fortsetzung.)

So, bald um das Posthaus, bald in dem Hafen herumschlendernd, warteten wir, bis endlich das Dampfboot von Akjerman her deutlicher sich zeigte. Endlich kam es näher und nun gab sich eine lebhafte Bewegung im Hafen kund. Das Schiff hielt in sicherer Entfernung vom Lande, und einige Fahrzeuge fuhren rasch an das Ufer heran und warfen hier kleine Anker aus. Diese Fahrzeuge sind ziemlich groß und

Digitized by Google

lang, ſo daß zwei Reihen Wagen und in der Mitte die Ochſen darauf Platz haben; man nennt ſie Barken oder Schalandas; ſie ſind flachbodig und gehen ſehr wenig tief im Waſſer. Das Dampfſchiff zieht die geladenen Schalanden an einem langen Tau hinter ſich nach.

Die Reiſenden mit Billeten und Erkennungszeichen warteten auf Nachen, die ſie zum Dampfboot führen ſollten. Inzwiſchen erhob ſich gegen Oſten von Odeſſa her eine prächtige dunkle Wolke drohend am Himmel, zog über die Steppe hin und trieb ungeheure Staubwolken auf, welche, ſich zuſammenrollend, bis zu uns herüberflogen. Der Wind blies uns gerade entgegen. Das Beladen der Barken mit den Wagen und dem Vieh, das Drängen der Menſchen und die Eilfertigkeit, womit alle dieſe Vorbereitungen betrieben wurden, läßt ſich nicht leicht beſchreiben. Auf den Schalanden ſtanden allerley Wagen in der Reihe und in der Mitte wie eine Heerde drängten ſich die Ochſen in einem Haufen zuſammen. Unſere kleine, grün bemalte Barke flog von einigen Ruderern getrieben raſch auf dem Liman zu dem Dampfſchiff hin. Wir kamen an den Eingang des Dampfboats und beſtiegen denſelbe auf der Seite des Steuerruders, während auf der Hinterſeite gerade die Schalanden in einer Reihe angebunden wurden. Unſer Gepäck war darauf, ſo wie ein Haufe Tſchumaken, und, wie erwähnt, Wagen, Wägelchen und allerlei Volk.

Das Dampfſchiff Graf Woronzow iſt klein, nur von 40 Pferdekraft, von Eiſen, ſtark gebaut und ſeine ganze Mannſchaft beſteht, den Steuermann, aber nicht den Capitän mit eingerechnet, nur aus fünf oder ſechs Mann. Die Leute ſchienen mir eigentlich gar nichts zu thun, außer daß ſie ein paarmal Kohlen hineinwarfen und ein- oder zweimal von der einen Seite des Schiffes nach der andern ein Gegengewicht ſchoben, wenn das Dampfboot ſich allzu ſehr auf die eine Seite neigte. Alles ging ganz ruhig zu. Reinlichkeit und Ordnung waren muſterhaft. Das Vordertheil des Schiffes zierte das ausgeſchnitzte und bemalte Bruſtbild des Grafen Woronzow, und ein anderes Bild dieſes ausgezeichneten Mannes in Kupferſtich hing über der Cajütenthüre. Alles war mit Oel gemalt und geſchmackvoll eingerichtet. Um den großen Maſt pflegte ſich die geſammte Mannſchaft zu ſammeln, die aus einigen mit Pech beſchmierten Leuten mit friſchen, fröhlichen Geſichtern beſtand.

Im Keſſel begann es zu brauſen und wir ſtoßen ab. Odeſſa entfernt ſich von uns, ſchweigend dreht der Steuermann das Rad, die Matroſen ſtehen in der Ecke und der Capitän läßt ein Paarmal das Gegengewicht bei Seite ſchieben. Die Wolke, die uns ſchon im Hafen bedrohte, nähert ſich, der Wind wechſelt, der Regen fängt an zu tröpfeln und ein Regenbogen erſcheint am Himmel. Wir ließen uns jedoch vom Regen nicht in die Cajüte treiben und zogen dieſen der dumpfen Luft vorzüglich vor. Odeſſa verſchwindet nach und nach, die Kirche nur erhebt ſich noch und die Veſte zeigt ſich auf dem Berge, aber alles wird immer kleiner und undeutlicher. Man kann die Gränzen der Limane weder rechts noch links abſehen und befindet ſich wie auf dem Meere, aber das Waſſer hat nicht die Farbe, welche dem Meere eigenthümlich iſt. Endlich erblickt man ein zerriſſenes gelbhoniges Ufer, von dem eine Landzunge links in den Liman vorſpringt. Sobald dieß umfahren iſt, haben wir die Hälfte unſerer Fahrt zurückgelegt. Schweigend wartete ich, daß das Schloß von Akjerman ſich deutlicher zeigen würde, es verſchwand bald im Waſſer, bald am Horizont. Odeſſa war inzwiſchen völlig für uns verſchwunden, dafür aber erhoben ſich rechts die ungeheuren langen dunkeln Mauren von Bialogrod, einem Schloß, das an Griechen und Römer, an Genueſen und Türken mahnt. Links erhob ſich die Koſakenkaſerne wie ein zweites, neues Schloß mit vier Baſtionen; die Kuppel einer Kirche, das Paſthaus auf einem Hügel, am Ufer ein türkiſches Minaret und der Leuchtthurm malen ſich immer deutlicher am klaren weſtlichen Himmel ab.

Akjerman iſt auf den am Liman hinziehenden Hügeln zerſtreut. Das Schloß tritt mit den Felſen, auf denen es erbaut iſt, in den Liman herein, ſo daß es ganz wörtlich darin badet und unaufhörlich von den Wellen beſpült wird. Ein wunderbarer, ſchöner, farbenreicher Sonnenuntergang beleuchtete dieß großartige und für mich ganz neue Bild. An den Maſt gelehnt, zeichnete ich das Schloß, und mein Reiſegefährte las den Matroſen kleinruſſiſche Märchen, die ihr herzliches Lachen erregten. Der Capitän kam aufs Verdeck, fing an Befehle zu ertheilen und wir näherten uns raſch dem Ufer; ſchon konnte man die Stadt ſehen und das feſtenhafte, aus den hieſigen weißlichen Steinen aufgeführte, mit tiefen Gräben umgebene Schloß, mit Eſcarpen, Baſtien, Zinnen und einem hohen türkiſchen Minaret, dem einzigen Ueberreſt, der lebendig an die Türken und türkiſchen Zeiten erinnert, aber bereits ſeiner älteſten Zierrathen und der obern Baluſtrade entkleidet iſt. Das ſchweigende Schloß, düſter, öde und ernſt, mit ſo mannichfachen Erinnerungen, die auf uns und andere Bezug haben, zog anfangs unſere Augen ausſchließlich auf ſich.

Am Ufer ſah man einen buntſcheckigen Haufen verſammelt, der auf die Ankunft der Fremden wartete. Am Abhang des Berges, den die Zuſchauer einnahmen, ziehen ſich junge Baumpflanzungen am Sultansbad hin, von welchem unterirdiſche Gänge nach dem Schloſſe führen. Der Baumgarten iſt indeß noch zu jung, als daß er jetzt ſchon den Ort zieren könnte, wird aber einſt mit ſeinen Eingängen und gothiſchen Thoren (warum nicht türkiſchen?) und den Kahnen des Landes ein ſehr ſchöner Spaziergang werden. Links ergänzten in den heißen Sonnenſtrahlen die weißen Koſakenkaſernen und eine kleine niedrige griechiſche Kirche; hinter denſelben breiten ſich die Gewäſſer des Liman endlos aus.

Aus dem Dampfſchiff fuhren wir auf einem kleinen Nachen nach dem ſogenannten Hafen; der Wagen wurde herausgezogen, die bereits wartenden Poſtpferde angeſpannt und wir fuhren über den verſchlammten Platz vor dem Schloſſe nach der Stadt, während rechts die ſchwärzlichen Mauern der Veſte, die gerade prachtvoll von der Sonne erleuchtet waren, liegen blieben. (Fortſetzung folgt.)

Die Aelfric-Geſellſchaft in England, welche ſich die Herausgabe aller angelſächſiſchen Schriften zum Zweck ſetzte, hat jetzt bereits zwei Werke erſcheinen laſſen; das erſte ſind die Homilien der angelſächſiſchen Kirche von Aelfric ſelbſt, und nach einer Handſchrift, die wahrſcheinlich auch von ihm herrührt; das zweite ſind die poetiſchen Werke im Codex Vercellensis, wovon bis jetzt der erſte Theil, „die Legende des h. Andreas," erſchienen iſt. Dieſe ſind für den Sprachforſcher viel wichtiger als die Homilien. Die Geſchichte der Entdeckung dieſer Gedichte zu Vercelli durch Dr. Blum iſt bekannt, ebenſo, daß Jakob Grimm im Jahre 1840 zwei der längſten Gedichte ſchon herausgab. Die in England bereits erſchienene Ausgabe von Thorpe ermangelt alles Commentars und iſt überdem unzugänglich; deßhalb ſoll jetzt He. J. M. Kemble das Ganze mit Erläuterungen und einer wörtlichen Ueberſetzung herausgeben. (Lit. Ges. vom 20 Julius.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 217.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

4 August 1844.

Pariser Excentricitäten.

Alexander Dumas. — Der ewige Jude. — Mickiewicz.

Die Revue des deux Mondes vom 1 Julius enthält in ihrer literarischen Chronik eine Reihe Bemerkungen, aus denen wir folgendes ausheben.

„Es ist traurig die Verirrungen des Talents zu berichten, wenn man sich lange Zeit in schönen Hoffnungen gewiegt hatte. Die Zeit der Illusionen ist vorüber, aber weil Künstler, die mit Uneigennützigkeit anfingen, so kläglich gefehlt haben, muß man darum der Sache der Literatur und des gesunden Menschenverstandes weniger treu bleiben? Man kann berechnen: wenn ein Mann mit flüchtiger Hand Tag und Nacht arbeitete ohne zu essen und zu trinken, und niederschriebe, was Hr. Alexander Dumas jeden Morgen herausgibt, er würde nicht fertig werden; das ist das Wunder, die Fabel des Briareus mit hundert Händen ist Wahrheit geworden. Drei Feuilletons-Romane gehen zu gleicher Zeit unter der Feder des Hrn. Dumas: die Mousquetaires, die Tochter des Regenten, endlich die corsische Familie, ohne die Bände von Geschichte und Biographie zu rechnen, die bei seinem Buchhändler herauskommen. Das macht im Tag ungefähr einen Viertelband oder 91 Bände des Jahres. Wenn man freilich hinter die Coulissen gesehen, und die Fabricationsmethode des Hrn. Dumas beobachtet hat, so weiß man, daß er die Zahl seiner Erzeugnisse verdoppeln, verdreifachen, ja vervierfachen könnte. Einundneunzig Bände des Jahres! Hr. Dumas will seine Productionsmaschine nicht übermäßig arbeiten lassen. Doch jetzt ist es in der That nicht Zeit sich in solchen Berechnungen zu ergehen, als ob nicht ein außerordentliches Ereigniß in unserer Nähe eingetreten wäre. Wir sind ruhig und gehen an unsere Geschäfte, als ob der erlauchte, lang erwartete Gast nicht seinen triumphirenden Einzug gehalten hätte! Es ist indeß wahr und wirklich, der ewige Jude ist angelangt,*) das pomphaft angekündigte Werk hat begonnen, in welchem Eugène Sue das große Problem der Organisation der Arbeit in allen seinen Beziehungen lösen will. Morok, der Thierbändiger, wird ohne Zweifel wohl auch sein Votum über die Frage abgeben. Vielleicht ist auch der Schutzengel der beiden jungen Mädchen aus keiner andern Ursache vom Himmel der abgestiegen. Wie dem auch seyn mag, die Bahn ist eröffnet und sie ist ungeheuer groß. Die zehn Bände werden zwei Jahre dauern, und die Erwartungen der Leser periodisch getäuscht werden. Zum mindesten jede Woche wird der ewige Jude mitten im erweckten Interesse plötzlich inne halten. Man wird sich heiser schreien: vorwärts! vorwärts! Der alte Jude wird darum nicht schneller gehen, er wird zu seiner bestimmten Stunde ankommen und immer glauben, er habe es mit gutmüthigem Bürgervolk zu thun; er könnte sich täuschen."

„Andere Neuigkeit! Habt Ihr längs dem Quai Voltaire einen Kupferstich gesehen, welcher Napoleon darstellt im Sterbekleide, die Stirne mit dem mystischen Lorbeer geziert? Unter dem Kupferstich stehen die Worte: „le magistrat du Verbe devant le Verbe." Dieser Kupferstich, vor welchem viele vorübergegangen sind, ohne ihn anzuschauen, verbirgt eine große Zukunft. Er ist die erste furchtsame Kundgebung eines dunklen, unterirdischen Proselytismus, denn wir haben Catacomben, wo einige Dutzend Neophyten an dem künftigen Geschick der Menschheit arbeiten. Wisset denn, daß es in Litthauen einen Menschen gab, den der Geist Gottes heimsuchte, und der ein Prophet des neuen Bundes genannt ist. Er predigt Christus und Napoleon, und predigt auch die Seelenwanderung. In einer merkwürdigen Schrift, die uns vorliegt, sagt er: „der Erhabenste auf dieser Erde ist vielleicht in der andern Welt nicht einmal ein Mensch, und der Geist eines Bären, welcher die Ebenen des Polarkreises verlassen hat, kann in der ersten Hauptstadt der Welt zu den höchsten Ehren erhoben werden." Der Prophet lehrt sodann, daß alles eine Lichtsäule oder eine dunkle Säule ist, daß die Lichtsäule herabsteigt auf die Sehenden, und die dunkle Säule auf die, welche nicht glauben an die Gottheit Napoleons, so daß wenn Ihr nicht auf uns hört, so seyd Ihr unter einer schwarzen Säule, wenn Ihr aber den Propheten hört, so seyd Ihr unter einer

*) Hier folgt eine kurze Skizzirung der sechs ersten Capitel, die wir unsern Lesern erlassen, da sie in Deutschland leider allzu bekannt sind. A. d. U.

Säule von goldenen Strahlen. Der Prophet wird ehrfurchtsvoll angehört, und ein sehr beredter Professor vergißt die slawische Literatur, um sich mit dieser unerwarteten Offenbarung, mit dieser wunderbaren Ergießung des Geistes zu nähren, er hat sich niedergesetzt zum Abendmahl mit dem Propheten, und wir haben eine neue Religion. Der ewige Jude und eine neue Religion, eine literarische und eine philosophische Excentricität: der Monat ist voll!"

Die Lage Brasiliens im Jahre 1844.

1. Rio Janeiro und die Provinz Minas Geraes.

(Fortsetzung.)

Barbacena, wo ich drei Tage nach meinem Aufbruch von Parahybuna ankam, liegt mitten in den Campos auf einem hohen Plateau. Der Ausdruck „Campos" bezeichnet eine Reihe fast gänzlich von Vegetation entblößter Hügel, nur im Grunde der Thäler finden sich einige Bäume und etwas Grün. Ich wünschte mir die schönen, dichten Wälder zurück, die mich bisher gegen die Sonnengluth geschützt hatten. Urwälder zu durchwandern ist für die Brasilianer etwas Schreckliches; darum begriffen sie auch meine Bewunderung dieser schönen Einöden nicht, welche die Hand des Menschen noch nicht entweiht hat. Nichts ist trübseliger als eine Reise durch die Campos: man sieht auf allen Seiten nichts als dürre Hochflächen, und kaum weiden einige Heerden in den Ebenen. Stundenlang geht man ohne eine Wohnung zu entdecken, und auch diese fallen meist in Trümmer. Barbacena zählt 1200 Häuser und etwa 6000 Einwohner, die reichsten Kaufleute hatten an dem Aufstand der Mineiros Theil genommen und befanden sich auf der Flucht. Das Klima ist hier gemäßigt, fast kalt. Unsere Früchte und Blumen, die zu Rio nicht fortkommen, gedeihen hier. Die Verschiedenheit des Klima's erklärt sich aus der hohen Lage der Stadt. Die Einwohner ziehen Rindvieh und füttern Schweine, um den Anbau des Landes kümmert sich niemand. Ich fragte nach der Ursache, und man antwortete mir, die Sorge für das Vieh beschäftige die Bevölkerung hinreichend. Barbacena hat nur wenig zweistöckige Häuser, alle andern sind niedrig und schlecht gebaut, aber in geraden Reihen und die breiten, gepflasterten Straßen sind treppenförmig angelegt, denn der Boden ist sehr abschüssig. Acht Kirchen gehören zu Mönchsbruderschaften, die sich jetzt in kläglicher Lage befinden; es sind große Gebäude ohne allen architektonischen Werth und ohne allen innern Luxus.

Wenn man von der neuern Straße, die von Rio nach Ouropreto führt, abbiegt, so gelangt man nach einer interessanten Stadt, San Juan del Rey. Nach den Aussagen einiger Reisenden bieten Lage und Klima dieser Stadt so große Vortheile dar, daß man sie zur Hauptstadt des brasilianischen Reichs hätte wählen sollen. In San Juan del Rey wurde die einzige Baumwollenspinnerei errichtet, welche das Land besitzt, erhielt sich aber nur wenige Jahre, denn ihre Erzeugnisse konnten die Concurrenz mit den fremden nicht aushalten. Die ehemals so berühmten Goldminen von San Juan del Rey sind jetzt aufgegeben, nur noch eine geringe Anzahl freier Neger beschäftigt sich mit dem Auswaschen des Sandes, den die starken Regen heruntergeschwemmen; das gewonnene Gold lohnt aber selten die Mühe ihrer Arbeit. Man macht mit dem Goldsuchen kein Glück mehr, und darum ist der Anbau des Bodens an dessen Stelle getreten. Eine englische Compagnie hat für die Ausbeutung einer Goldmine in der Nähe der Stadt über 700,000 Fr. ausgegeben, aber ohne Erfolg. San Juan del Rey, das den Durchzug der Karawanen verloren hat, sieht seine Bedeutung täglich schwinden. Die thätige Bevölkerung geht fort, um sich in andern Städten anzusiedeln. Ein schlechtes Dorf, Juiz de Fora, auf dem Wege von Barbacena nach Rio, zählte zur Zeit meiner Reise fünfzig im Bau begriffene Häuser. Da Ländereien und Gebäude in Brasilien einen sehr geringen Werth haben, so ist die Verpflanzung der Bevölkerung von einem Ort zum andern eine sehr wenig schwierige Sache. Der Brasilianer weiß das Land, welches er baut, nicht zu schonen, er hat es bald erschöpft, und entfernt sich um neuen Boden zu suchen, den er nach einigen Jahren wieder verläßt. Auch die reichen Landbauer führen ein solches Nomadenleben. Da es ihnen an aller Erziehung fehlt, so fliehen sie mehr die Gesellschaft, als daß sie solche aufsuchen. Man erstaunt, diese reichen Grundbesitzer ihr Leben auf einsamen Pflanzungen hinbringen zu sehen; umgeben von Sklaven, die allen ihren Launen gehorchen, freuen sie sich der Ausübung einer unbeschränkten Gewalt. Man sieht sie in Holzsandalen, bloß im Hemde und Beinkleidern herumgehen; sie hassen allen Zwang und stehen nur mit untergeordneten Personen in Verbindung: ihnen liegt wenig daran, ob sie an diesem oder jenem Orte leben, und überhaupt ist ihnen alles gleichgültig, wenn sie nur ihre rohen Begierden befriedigen können.

Wenn der Reisende seinen Weg nach Ouropreto fortsetzt, folgt er dem Ufer des Paroopeba, einem der Zuflüsse des Rio das Velhas, und gelangt bald nach Queluz, einer kleinen Stadt von 1200 Seelen. Queluz liegt noch in den Campos, aber diese Einöden bieten hier einen mannichfachern, minder dürren Anblick dar, als in der Umgegend von Barbacena; die Bäume sind höher, das Vieh in größerer Anzahl, aber die Wohnungen immer noch selten. Queluz liegt am Abhange eines Hügels, mitten unter schön gebauten Gärten; die Kirche ist das Hauptgebäude der Stadt, die nur aus einer einzigen Straße voll ziemlich elender Häuser besteht. Die Temperatur ist höher als zu Barbacena; Kaffee, Ananas, Tabak gedeihen zu Queluz, während sie durch die kalten Nächte zu Barbacena zu Grunde gehen würden. Von Queluz an gewinnt das Land ein neues Ansehen: man ist aus den Campos heraus und kommt in Wälder, die keine sehr hohen Bäume haben, aber von kräftiger Vegetation zeugen; zahlreiche Bäche fließen nach dem Rio Francisco hin, und Dörfer erheben sich an verschiedenen Stellen der Straße. Alto da Virgem, durch welches man zuerst kommt, ist ganz von freien Negern bevölkert, das erste Dorf dieser Art auf meinem Wege von Rio her; die Hütten schienen mir ziemlich reinlich und die Gar-

Digitized by Google

ten gut unterhalten. Ouvobranco, das nächste Dorf, hat eine reizende Lage am Fuße des gleichnamigen Berges; eine von Palmen beschattete Quelle, eine Capelle und dreißig Häuser ist alles, was von diesem ehemals bedeutenden, und durch die Erschöpfung der Goldminen ruinirten Dorfe noch übrig geblieben ist.

Je mehr man sich Ouropreto nähert, desto wilder wird die Natur, der fast durchaus feisige Boden erhält die röthliche Farbe des Eisenoxyds, die Natur ist indeß nicht so traurig, als ich sie zu finden glaubte. Kurz vor Ouropreto sieht man den Ita Coiumni, einen ungeheuren Felsblock, der sich 5000 Fuß über das Meer erhebt; er ist einer der merkwürdigsten Berge Brasiliens, noch unvollkommen ersoescht, und enthält, wie man sagt, Diamanten; der Sand, den die Regen herabschwemmen, enthält immer Gold, obwohl nicht mehr in solcher Menge wie früher. Alles zeigt also an, daß dieser Berg reiche Adern enthält, obwohl die bisher unternommenen Arbeiten noch kein Resultat geliefert haben.

Endlich erreichte ich Ouropreto, wo ich anhalten wollte, ehe ich meine Reise tiefer nach Brasilien hinein fortsetzte. Ouropreto liegt in einem von hohen Bergen eingeschlossenen Thale, und man sieht die Stadt erst in dem Augenblick, wo man sie betritt. Der Anblick dieser Häusermasse hat wenig anziehendes; die Kirchen und der Palast des Präsidenten sind die einzigen Gebäude, welche sich aus der verwirrten Masse herausheben. Da Ouropreto zwischen zwei Hügeln erbaut ist, am Fuße des gleichnamigen Berges, so ist der Boden allenthalben so abschüssig, daß die Pferde nur mit Mühe hinaufsteigen; die Häuser sind von Stein, die meisten zweistöckig, aber viele fallen in Trümmer, denn die Bevölkerung entfernt sich von einer Hauptstadt, deren Klima so unangenehm ist. Ein Reisender hat berechnet, daß es zu Ouropreto 260 Tage im Jahr regnet. Wenn man den Eingebornen glauben darf, so vergeht kein Morgen ohne einen mehr oder minder starken Nebel. Ich hatte Gelegenheit, die Richtigkeit dieser Nachrichten zu erproben, denn während ich auf meiner zwölftägigen Reise von Rio nach Ouropreto fortdauernd trockenes Wetter hatte, war ich nicht wenig überrascht, daß es gleich den Tag nach meiner Ankunft zu Ouropreto regnete und ich während meines ganzen Aufenthalts nur in langen Zwischenräumen ausgehen konnte. Die Lage von Ouropreto mitten in den Bergen erklärt diese fortdauernden Regen. Die Temperatur ist übrigens mild, und einige schwache Reifen am Morgen sind das einzige Anzeichen des Winters.

(Schluß folgt.)

Alte und neue georgische Städte. *)

Vedia,

im ehemaligen Georgien am Nordufer des Jnguri, im jetzigen Mingrelien fast an der Gränze von Abchasien 4 Werste von der Mündung des Flusses ins schwarze Meer gelegen. Es wurde lange vor Chr. G. nach der Sage von Egris, dem Bruder des Kartholos, gegründet, und hieß darum Egrisi oder Egri, woher, wie man glaubt, der Name Mingrelien stammt. Der erste georgische König Phaenaos setzte 300 Jahre v. Chr. hier einen Bischoff ein, und die Griechen legten in ihrer blühenden Zeit eine Colonie an. Von dem Namen derselben, Vedia nannte sich, als das Land unter der Regierung der Königin Rusudan (1204 bis 1230) in mehrere Fürstenthümer zerfiel, der Regent der Stadt und des umliegenden Landes Vediel. König Bagrat III baute hier 1013 eine prächtige Kirche, welche noch in hohem Ansehen steht und zu der viele Wallfahrten geschehen, obwohl die Türken das Christenthum in der Stadt und größtentheils auch in der Umgegend unterdrückt haben.

*) Nach Joffelian.

Chronik der Reisen.

Ovidiopol, Dniestr und Akjerman.

(Fortsetzung.)

Als wir den Abhang des Hügels hinab nach der Ebene fuhren, bemerkten wir unter dem Haufen der Neugierigen, welche von der Höhe herunter uns angafften, auch den Hrn. B., bei welchem wir Quartier bestellt hatten. Wir stiegen sogleich aus, schickten die Pferde nach Hause und ritten ungesäumt nach dem Schlosse. Die wirklich riesenhaften Mauern sind noch so wohl erhalten, daß sie, obwohl schon seit manchen Jahren verlassen, doch noch im nöthigen Fall vortrefflich sich zur Vertheidigung eignen würden. Im Innern stehen einige kleine neue Häuschen, eine Schule, die Wohnung des Arztes, das Feuerhaus, die Magazine und die Reste des Arsenals, von welchem sich noch ein Geschütz und einige Kugeln im dritten Hof erhalten haben. Wenn man auf einer Brücke, die jetzt nur noch durch zwei ungeheure auf dem Boden liegende Steinkugeln vertheidigt wird, den Graben überschritten hat bemerkt man über dem Hauptthor auf einer weißen Marmortafel den Namenszug des Sultans ausgehauen; ähnliche Tafeln sind auch auf den beiden Eckbasteien aufgestellt.

In dem ungeheuren ersten Hofe ziehen sich links die mit Brustwehren und Zinnen versehenen Mauern an dem tiefen gemauerten Graben hin. Hie und da ragt ein kleiner Thurm hervor, und eingehrum auf der Höhe der Mauer führt ein breiter Weg. Die Aussicht von dieser Mauer herab auf den nach zwei Seiten sich ausdehnenden Liman ist prächtig. Auf den innern Mauern, welche den ersten Hof vom zweiten trennen, bemerkt man griechische Inschriften, und da und dort stehen Stein- und Eisenkugeln aus der Mauer hervor. An dem noch erhaltenen zierlichen kleinen Minaret haben gleichfalls drei eiserne Kugeln tief eingeschlagen. Der zweite Hof ist kleiner, und war mit Mauern, Basteien, Gräben und breiten Gängen eingefaßt, die mit grünem Rasen überwachsen sind. Hinter dem zweiten ist noch ein dritter Hof, den wir aber heute nicht sehen konnten, da er verschlossen war; unser neugieriger Blick haftete auf den Mauern, und wir bemühten uns den allgemeinen Plan dieser ungeheuren Mauermassen aufzufassen und unserem Gedächtniß einzuprägen. Noch angebrachte griechische und armenische Inschriften ließen sich kaum unterscheiden. Im ersten Hof bemerkten wir eine Art Wappen in Form eines Steigbügels oder griechischen Delta's auf der Binnenseite des Eckbastei. Der Charakter des Baues, namentlich in seinem untern Theil, erinnert an germanische Zeiten; türkisch ist diese Bauart gar nicht, und wo die Hand des

Digitized by Google

Moslems aufstückte, erkennt man sogleich den neuern Anbau an der eiligen Ausführung. Außer dem mit Lehm überschmierten Minaret, das eigentlich nur dem Namen nach ein Minaret ist, denn es gleicht mehr einem Kamin auf den Trümmern einer verbrannten Hütte, als einem geschaiegelten Bau, von dem der Muezzin zum Gebete ruft, und außer der sultanischen Namenschiffre sieht man wenig Spuren der türkischen Herrschaft. Auf der Seite gegen den Limon oder vielmehr gegen den Dniestr zu sind die drei einzigen ziemlich großen Fenster am Schloß, da, wo die Wohnung des Pascha war, von wo aus dieser gewiß oft mit freudigem Blick auf den glatten das Schloß umgebenden Liman sah. Jetzt ist hier eine unreine, halb verfallene Stube. Der Anblick dieses alten mächtigen, jetzt öden Gebäudes, wie ich vorher nie eines sah, machte einen unauslöschlichen Eindruck auf mich. Es war unaussprechlich schön, malerisch und traurig.

Nachdem ich das Schloß völlig umgangen und noch einen Blick auf die Umgebung geworfen hatte, auf die bereits ganz untergegangene Sonne, deren rother Widerschein noch im Wasser ergänzte und da und dort in den Spalten der Basteien schimmerte, kehrten wir nach dem Städtchen zurück. Mein Reisegefährte staunte bei jedem Schritt. Das alte Akjerman war seit einem Jahre nicht mehr zu kennen, es war, als ob man es auf eine neue Bahn des Fortschritts gestoßen hätte; es fing rasch an sich umzuwandeln, die schlechten, unförmlichen, schuppenartigen Häuschen, die krummen Mauern, die ein Labyrinth vermorrter Sträßchen bildeten, verschwinden, und Reihen anständiger Häuser erheben sich, die wie in Odessa aus einem weißlichen Stein errichtet und in einem ganz hübschen architektonischen Styl gebaut sind. Wir kamen an Haufen hergerichteter Steinplatten, angefangenen Bauten, Gerüsten, unvollendeten Thoren, an Schutthaufen und frisch glänzenden, ganz reinlichen, bewohnten Häusern vorüber.

Dieß Land ist jetzt keine wilde Steppe mehr, es ist voller Leben und Bewegung, viel mehr vielleicht als an manchen Orten in unsern altbewohnten Provinzen. Dank den thätigen Bemühungen des Gouverneurs Fedorow, welcher so zu sagen Kischenew erschuf, hebt sich auch Akjerman rasch und kräftig, baut, bevölkert sich und richtet sich ein. Dampfbäder und Weinberge, ein thätiger Handel, öffentliche Gärten, Brunnen, Privatgebäude, alles hat sich auf einmal gefunden, und der herrschende Handels- und Gewerbsgeist sichert noch die schönste Zukunft.

Bei Hrn. B. gastfrei und liebreich aufgenommen, hatten wir kaum etwas ausgeruht und unsere dringenden Leibesbedürfnisse mit Wein, Wasser und Confituren beschwichtigt, als der Mond an dem tiefdunkeln, reinen Himmelsgewölbe aufging, und wir zu meiner großen Freude uns wieder aufmachten zu einem neuen Gang nach dem Schlosse. In den Straßen der Stadt war noch Leben und orientalische Bewegung, die Barbierstuben waren noch offen, und Moldauer, Armenier und Schaaren von Juden wogten auf den Straßen. Die Nacht war wunderbar schön, und der Mond ergoß sein Silberlicht in vollem Strom auf den breiten Liman. Langsam durchzogen wir die Straßen, von denen aus ein Blick ins Innere der Barbierstuben uns die rund um die niedern, schlecht erleuchteten Stuben sitzenden Leute mit verbrannten Gesichtern und schwarzen Haaren zeigte, die ihre Bärte der Bartschüssel hinhalten. Eine Hochzeit mit Musik zog an uns vorüber, wobei Trommeln und Pfeifen phantastisch accompagnirten.

Meine Neugierde führte mich abermals nach dem Schlosse, das ich gern im Mondschein gesehen hätte; es war dieß das Vorgefühl einer neuen Schönheit, und ich bedauerte meinen nächtlichen Besuch keineswegs. Wir gingen gerade nach dem zerstörten Bad des Pascha, das sich mitten auf dem jetzigen Boulevard befindet, und wohin wir durch einen Riß in der Mauer gelangen mußten; die Oberfläche ist mit Gras bedeckt und bildet eine Art Tumulus, der uns durch einige Oeffnungen einen Blick ins Innere gestattet. Ich trat hinein, um zum erstenmal dieß merkwürdige Gebäude zu sehen, stolperte in der Nacht durch hohe und niedrige, oben spitzig gewölbte Thürchen, trat in gewölbte Säle, Zimmer, bedeckte Gänge, die auf eine merkwürdige Weise durch enge Thürchen miteinander verbunden waren, durch welche man sich hindurchdrängen mußte. Ich begreife nicht, wie die stämmigen Türken hier durchkommen konnten. Mitten in dem Labyrinth von Mauern, Gesimsen, sohnförmig ausgehauenen Nischen warf der Mond durch die obern Oeffnungen der zerfallenen Gewölbe Streifen von Licht und Schatten in die seltsame Ruine und erhöhte die Eigenthümlichkeit des Baues. Unwillkürlich dachte man an die Scenen des Haremlebens, an das moslemitische mit dem Colorit des Orients gefärbte Treiben der Moslems. Jetzt war hier alles still, traurig und, namentlich in der Nacht, schreckhaft. Die halbzerfallenen Gewölbe schienen jeden Augenblick über dem Haupte des allzu neugierigen Wanderers einfallen zu wollen. Nachdem ich einige der Hauptzimmer durchlaufen und meine Augen gesättigt hatte an dem Anblick dieses im Nachteffect scheinbar unterirdischen Labyrinths, traten wir wieder heraus in die freie Luft. Von außen gesehen ist das Bad eine Zierde des Spaziergangs und einige Seiten des Ruinenhaufens bieten einen malerischen Anblick. Nicht weit davon ist auf einem großen Platz eine alte Moschee, welche geraume Zeit nach der Einnahme Akjermans bis zu dem Bau der Kathedrale dem christlichen Gottesdienst gewidmet war; sie hat durchaus nichts besonders Merkwürdiges.

Von da gingen wir wieder nach dem Schlosse, um es beim Mondschein von einer andern Seite zu sehen, von wo es sich noch phantastischer ausnimmt, und kehrten dann auf einem gewundenen zwischen aufstrebenden Felsen hinführenden Pfade nach dem Limon zurück. Ein kaum bemerkbarer Fußsteig, wo man bald auf Muscheln und Sand ausglitschte, bald über Steinblöcke stolperte, führte uns unter den Basteien und Mauern immer höher hinauf. Manchmal mußten wir, namentlich weil es Nacht war, auf Händen und Füßen über die rauhen Felsenkämme fortklettern. Als wir die Westseite erreicht hatten, standen wir stille, um den Bau zu betrachten. Der Anblick war der aufgewendeten Mühe werth: über unsern Häuptern hingen die in noch mächtigerer Masse sich erhebenden Mauern, die große uns zunächst liegende Bastei zeichnete sich finster und drohend an dem mondbeleuchteten Himmelsgewölbe ab, rechts und links erhob sich ein Mauerstock über dem andern, bekränzt von Fenstern, Schießscharten, Bastein, Parapets und gestützt durch ungeheure Escarpen auf den wundersam zerrissenen, nach allen Seiten emporstarrenden Felsen. Das Mondlicht, das da und dort in lichten Streifen niederfiel, erhellte das eine Mauerstück und ließ den Rest in tiefem Dunkel. Schwer war es von diesem Anblick sich loszureißen, aber die schon sehr späte Zeit nöthigte uns zur Umkehr, und rasch von einem Fels zum andern springend eilten wir in die Stadt zurück.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 218.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

5 August 1844.

Der Negeraufstand auf Dominica.

Wiederum scheint Westindien in eine neue Phase seiner Entwickelung zu treten; sonst hörte man nur von Aufständen in den Sklavenländern, dießmal bricht in einem Theile Dominica's die schwarze Bevölkerung unter einem nichtigen Vorwand in Empörung aus, mißhandelt die Magistrate, zerstört und plündert das Eigenthum der Weißen, man dört die Namen von Toussaint Louverture und Christoph preisen, und Hayti ist das Losungswort; mit Einem Wort das erste Beispiel des Racenkampfes auf einer emancipirten Insel ist gegeben. Die angebliche Ursache des Aufstandes war ein von der Regierung angeordneter Census, welcher, wie die Empörer behaupteten, nur der Vorlaufer zur Wiedereinführung der Sklaverei seyn sollte, eine ganz grundlose und muthwillig ersonnene Beschuldigung, denn der angeordnete Census wurde auf der Ostseite der Insel Dominica selbst, so wie bis jetzt auf der Mehrzahl der Antillen, ohne Mißtrauen aufgenommen und friedlich in Ausführung gebracht. Der wahre Grund des Aufstandes, welcher vier Tage anhielt und nicht ohne Blutvergießen unterdrückt wurde,*) lag wohl in dem kleinen Grundeigenthum, das die Neger im Besitz haben, welches aber, wie sie wohl wissen, nicht eigentlich ihnen gehört. Es sind dieß die Grundstücke, welche ihnen, so lange sie noch Sklaven waren, von ihren Herren zu ihrem Unterhalte angewiesen wurden. Nach der Emancipation fand man es theils hart, theils unthunlich, sie aus diesem Besitz zu werfen, und hoffte, indem man sie ruhig darin ließ, sie um so eher zur regelmäßigen Arbeit auf den Plantagen zu vermögen. Diese Hoffnung schlug fehl, und wenn die Gutsbesitzer, um die Neger zur Arbeit zu zwingen, ihr unzweifelhaftes Recht in Ausübung bringen und die Neger außer Besitz setzen wollten, so ergab sich ein so drohender Widerstand, daß man immer wieder davon abstand. Die Maßregel des Census mag in einem Theil der Neger die Furcht erweckt haben, daß man jetzt Ernst machen und sie aus diesem Besitz werfen werde. Dieß war vielleicht die geheime Veranlassung des Aufstandes, den keine willkürliche Bedrückung rechtfertigt.

Dominica hat etwa 25,000 Einwohner, wovon 18 bis 20,000 Neger sind. Die Besatzung besteht nur in 120 Mann und wuede des Aufstands nicht Meister; man mußte die Miliz, die man kurz zuvor aufgelöst hatte, wieder zusammenrufen, und diese zerstreute sich sogleich wieder, und ein guter Theil in die Berge und Wälder entfloh. Angenommen auch, was jedoch keineswegs bewiesen ist, daß die oben erwähnte Ursache den Aufstand zum Theil erklärt, so ist das Geheime, Complotartige desselben ein sehr fatales Symptom, und die Mißhandlung mehrerer Weißen, die zum Theil nur mit Mühe dem Tode entgingen und keineswegs persönlich den Schwarzen verhaßt waren, nicht minder. Es zeigt sich immer mehr, daß bei den befreiten Schwarzen, welche die ungeheure Mehrzahl für sich haben, der Haß gegen die Weißen so lebendig ist, als die Verachtung der Weißen gegen die Schwarzen, und das vergossene Blut wird den Haß der beiden Racen nur steigern. Der Vorfall scheint anzudeuten, daß der Versuch, duech die Emancipation einen friedlichen und zufriedenen Landdauerstand auf den englisch-westindischen Inseln zu begründen, keineswegs so gelingt, wie man gehofft und erwartet hatte; was wird aber aus Westindien, wenn die Weißen vor den freien Negern eben so wohl zu zittern haben als vor den Sklaven?

*) Man sah sich sogar veranlaßt, einem der Neger, welcher sich aus fanatischer Wuth für unverwundbar hielt und mit dem Dolch in der Hand auf die Truppen stürzte, aber niedergeschossen wurde, den Kopf abzuschneiden und auf eine Picke zum abschreckenden Beispiel zu stecken.

Die Lage Brasiliens im Jahre 1844.

1. Rio Janeiro und die Provinz Minas Geraes.

(Schluß.)

Der Aufenthalt zu Ouropreto bietet, wenn auch keine großen Zerstreuungen, so doch den Reiz einer herzlichen Gastfreundschaft dar. Die Gesellschaft dieser Stadt zeichnet sich durch Gutmüthigkeit und Freundlichkeit aus; alles, besonders

Digitized by Google

die Beamten, bietet dem Reisenden seine Dienste an, und sucht ihm den Aufenthalt angenehm zu machen. Leider entspricht die Bildung dieser Beamten nicht ihrem guten Willen. Die Behörden selbst kennen das Land nur unvollkommen. In Ouraprets findet sich eine handschriftliche Karte der Provinz Minas; ich verlangte einen Auszug dieser Karte, der mir zu meiner Reise in die Provinz nöthig war, aber die Verlegenheit war groß, denn keiner der Punkte, die ich bereisen wollte, war darin bezeichnet, und ich mußte die Lücken mit den Karten von Arrowsmith, Spix und Brué ausfüllen. Ich drückte lachend dem Präsidenten meine Ansicht über die Nachlässigkeit aus, mit der man sich die für eine gute Verwaltung so nothwendigen und nützlichen Nachrichten zu verschaffen suche, er antwortete mir aber: „in einem Lande, wo alles aufs Gerathewohl geht, ist es unmöglich genaue Nachweisungen zu erlangen; die brasilianische Regierung hat nicht die Mittel einen Verwaltungsdienst zu organisiren, wie er seyn sollte, denn sie muß alle ihre Hülfsquellen dazu verwenden, Aufständen zuvorzukommen, oder sie zu unterdrücken.“ Es ist mit den statistischen Nachrichten, wie mit allen andern, die Zahl der Wähler jedes Districts, die der General- und Provincialdeputirten, das ist alles, was man erfährt; über die Bewegung der Bevölkerung, über den Zustand des Ackerbaues kann niemand antworten.

Eine große Unordnung herrscht in der Verwaltung der Schätze, mit denen sich während meines Aufenthaltes zu Ouro Preto auftrug, die durch die letzten Unordnungen verursachten Uebel zu mildern. Der Schatz hat niemals Geld; wer sich bezahlt machen will, unterhandelt mit einem der Angestellten und opfert zwei Procent der zu erhebenden Summe auf. Die Provinz Minas ist indeß der reichste und bevölkertste Theil Brasiliens, hat eine bedeutende Zahl von Angestellten aus früherer Zeit erhalten, aber viel von ihrem Wohlstand verloren, denn ihre Hülfsquellen an Gold und Diamanten sind allmählich verschwunden. Gegenwärtig übersteigen die Ausgaben jährlich die Einnahmen: das Budget von 1841/42 ergab ein Deficit von 100,000 Fr. auf 1,200,000 Fr., und die Ausgaben von 1842 mußten mehr als das Doppelte der Einkünfte betragen, wegen der Kosten, die der Aufstand verursachte. Man kann durch ein einziges Beispiel sich von dem Zustand der Rechnungsablage in dieser Provinz, welche die erste des Reichs ist, überzeugen. Der District von Serro hat auf der Rechnung eine Einnahme von 3600 Fr. von Branntweinen; zwei Grundeigenthümer zahlen hieran allein die Hälfte, dreißig oder vierzig andere über 300 Fr., die Einnahme ist also absichtlich niedrig angegeben, der Rest bleibt in den Händen der Angestellten, welche kaum ein Zehntel an den Provincialschatz zahlen. Ich konnte mir über das Verrechnungssystem keinen Aufschluß verschaffen und kann bloß versichern, daß in der Erhebung der Steuer keine Regelmäßigkeit ist: mancher Grundeigenthümer zahlt gar nicht, widersetzt sich den Forderungen der Angestellten mit Gewalt, oder erkauft ihr Stillschweigen. Die Berechnungen über Ausgaben und Einnahmen, welche in regelmäßigen Zeiträumen vorgelegt werden sollten, werden Jahrelang verschoben, wo es dann nicht mehr möglich ist die Richtigkeit zu prüfen. Die Abgabe von Häusern, ein Zehntheil des Miethswerths, die Abgabe von Branntwein und Sklaven, endlich alle directen Steuern decken kaum, wie der Finanzminister selbst gesteht, die Erhebungskosten.

Die Ausbeutung der materiellen Reichthümer der Provinz läßt gleichfalls viel zu wünschen übrig; das Eisenerz ist sehr reichlich vorhanden, leider aber ist, aus Mangel an Straßen, das Brennmaterial theurer als in Europa; das Erz ergibt manchmal 90 Proc., und doch ist nur Eine Gießerei in der Provinz, welche ein Franzose leitet. Alle andern Anstalten, welche die Regierung gründen wollte, konnten sich nicht erhalten. Das Eisen kommt aus Europa, während man sich mit Vortheil des brasilianischen bedienen könnte, das durch seine Härte und Dehnbarkeit mit dem schwedischen wetteifert. Das Gold, das man sonst auf der Oberfläche fand, birgt sich jetzt in den Tiefen der Erde. Die Minenarbeiten erfordern in einem Lande, wo es gar keine verständigen Arbeiter gibt, so große Auslagen, daß die Ader sehr reich seyn müßte, um die Ausbeutungskosten zu decken. Die gelehrten Mineralogen, welche ihre Beobachtungen in der Provinz Minas bekannt gemacht haben, erkannten einstimmig, daß Gold sich in großer Menge in den Tiefen der Erde finden müsse; englische Compagnien bildeten sich, aber das Glück spottete ihrer Bemühungen, und die Compagnien, welche jährlich ihr Gesellschaftscapital vermehrten, immer in der Hoffnung eines Erfolges, haben noch kein vortheilhaftes Resultat errungen. Wenn die Ausbeutung der Diamantgruben einigen Speculanten einen gewissen Wohlstand verschaffte, so haben dagegen alle diejenigen, welche Goldminen bearbeiteten, ihre Capitalien aufgezehrt, und mußten ihre Nachforschungen nach einigen Jahren aufgeben. Der Marquis von Barbacena, welcher den größten Theil seines ungeheuren Vermögens an den verschiedenen Höfen Europa's vergeudete, wollte seine in Unordnung gekommenen Vermögenszustände wiederherstellen, indem er die Ausbeutung einer ihm gehörigen Goldmine selbst leitete, aber trotz aller seiner Sklaven, trotz des Reichthums der Adern, auf welche er stieß, verschuldete er sich immer mehr, und bei seinem im Jahre 1842 erfolgten Tode war die Mehrzahl seiner Sklaven einem Wucherer zu Ouro Preto, Namens Paulo Santas, verpfändet, der die unglücklichen Neger mit einer schändlichen Barbarei behandelte. Dieser Paulo Santos war noch vor wenigen Jahren ein elender Commis, der sich aber etwas Geld zu verschaffen wußte; damit trieb er Wucher und bereicherte sich schnell. Die in Brasilien sehr zahlreichen Wucherer sind die einzigen, welche gegenwärtig schnell ihr Glück machen. Fast alles Grundeigenthum ist verpfandet, denn da der Zinsfuß zwei, ja oft drei Procent monatlich ist, so verschlingen die Zinsen in wenigen Jahren das Capital. Die einzige Gefahr der Wucherer liegt in der Auspfändung; darum haben sie auch, um sich gegen Rache zu schützen, Mörder in ihrem Solde.

Mehrmals, wenn ich über den kleinen Fluß von Ouro-

Digitized by Google

preto ging, bemerkte ich unglückliche Neger, die beschäftigt waren den Sand aus dem Flusse zu ziehen und am Ufer aufzuhäufen. Die Goldtheilchen, die sich aus dem Sande losmachen, decken die Unterhaltungskosten; aber die Neger müssen unausgesetzt arbeiten, sonst bemächtigt sich ein Nebenbuhler ihres Platzes, da alle ein gleiches Recht an das Flußbett haben, welches öffentliches Eigenthum ist. Ich fragte einen dieser Unglücklichen, ob er mit seinem Geschäft zufrieden sey, er sagte mir aber, es sey selten gewinnreich, und oft vergingen ganze Wochen, ohne daß er das geringste Goldtheilchen erhielte. Seit das Auswaschen nicht mehr genügend einträgt, ist der der Goldstaub, der lange als umlaufende Münze in der Provinz diente, außer Gebrauch gekommen, und man hat ein Tauschmittel beseitigt, das zu Gunsten der armen Arbeiter eingeführt worden. Ouropreto hat noch seinen Ouvidor, aber da die Amalgamirung des Goldes theils duch die englischen Compagnien, welche die größte Menge gewinnen, theils durch die Brasilianer selbst geschieht, welche der Bezahlung der Abgaben auszuweichen suchen, so ist die Anstellung eines Ouvidor jetzt ziemlich unnütz. Im Jahre 1841/42 ertrugen die Abgaben an Gold, die sich auf 10 Proc. belaufen, nur 30,000 Franken. Daran bezahlten die Brasilianer bloß 2000 Fr., das Uebrige lastete auf den englischen Compagnien, welche noch überdieß einen Ausfuhrzoll von 2 Procent bezahlen müssen. Auffallend ist, daß die Abgabe von 10 Proc. aus der Goldgewinnung eine gleiche Summe eintrug, wie die Ausfuhrabgabe von 2 Procent. Dieß beweist, daß man der Auflage eine bedeutende Summe entzogen hat, denn wie groß auch die Masse der Ausfuhr seyn mag, so ist doch anzunehmen, daß eine bedeutende Menge Gold im Lande blieb oder heimlich ausgeführt wurde.

Ich wohnte am 2 Dec. 1842 zu Ouropreto den Feierlichkeiten bei, welche am Geburtstag des Kaisers stattfanden. Gegen meinen Willen fortgezogen, mußte ich einem Tedeum in der Pfarrkirche anwohnen. Trotz der glänzenden Uniformen und der Ordensauszeichnungen aller Beamten hätte man beim Anhören dieser monotonen Stimmen, dieser langsamen Musik und beim Anblick der ungeheuren Kerzen, die jeder in der Hand trug, glauben können, man wohne einer Beerdigung bei. Als das Tedeum vorüber war, mußte man die Truppen defiliren sehen, den Salven und dem obligaten Geschrei anwohnen; die 400 Mann der Garnison, halb Schwarze, halb Weiße, marschirten wie Soldaten, die ihr Leben mit Schlafen hinbringen. Die Officiere stiegen mit einer Klugheit, die ich zu bewundern nicht umhin konnte, im Augenblick des Defilirens vom Pferde, ohne Zweifel, um uns nicht den Kummer zu machen, sie bei der ersten Schreckensbewegung ihrer Pferde, die nie ein Feuer gehört hatten, herunterfallen zu sehen. Nach Beendigung der Revue begleiteten alle Angestellten den Präsidenten nach seinem Palast, und alle beugten das Knie vor dem Bildniß des Kaisers; dieser sogenannte Handkuß ist ein merkwürdiger Gebrauch in einem Lande, das sich für civilisirt genug hält, um sich als Republik zu constituiren. Abends war großes Schauspiel, das Bildniß des Kaisers wurde auf die Bühne gestellt und ein Vers gesungen; drei Vivats, die der Präsident anstimmte, wurden von der Versammlung wiederholt. Sobald das Bild von der Bühne entfernt war, vergaß man den Kaiser, um nur auf das Stück zu achten, dessen sämmtliche Rollen, selbst die der Frauen, von Officieren und Soldaten ausgeführt wurden. Das vorgestellte Schauspiel war eine schlechte Uebersetzung von Inez de Castro. Die Schauspieler, denen ihr Gedächtniß nicht allzu treu war, hielten oft mitten unter den schönsten Tiraden inne. Der Saal war klein und niedrig; ich sah nur eine oder zwei ziemlich hübsche Frauen, die andern hatten sich durch den Regen abschrecken lassen. Nur kurze Zeit blieb ich anwesend, und war froh, das Stück ohne mich ausspielen lassen zu können.

Zu Ouropreto konnte ich die politische Lage Brasiliens unter einem neuen Gesichtspunkt kennen lernen. Zu Rio hatte ich den Gang der Regierung gesehen, die Menschen und die Parteien auf dem Schauplatz ihrer unablässigen Streitigkeiten beobachtet; zu Ouropreto sah ich die Thätigkeit der Regierung, wie sie sich im Innern des Landes äußert, zwölf Tagreisen von der Hauptstadt, in der reichsten und bevölkertsten Provinz des Reichs, und die Unordnung in der Verwaltung, die Machtlosigkeit der Behörden bewiesen mir, wie viel noch zu thun sey, um der brasilianischen Staatsgesellschaft die Wohlthaten einer weisen und kräftigen Leitung zu sichern. Jenseits Ouropreto sollte mir Brasilien neue, eines besondern Studiums würdige Ansichten eröffnen, was ich aber bis jetzt gesehen, gab meinem Urtheil über die politische und commerzielle Zukunft des Landes eine hinreichende Grundlage. Diese Frage will ich im nächsten Abschnitt, gestützt auf Thatsachen, behandeln.

Ueber die temporäre Rothfärbung des rothen Meeres

las in der Sitzung der französischen Akademie am 22 Jul. Hr. Montagne eine Abhandlung vor. Ehrenberg hatte die periodische Röthung schon im Jahre 1823 in der Bay von Tor bemerkt, Evenor Dupont, 20 Jahre später, in viel größerem, riesenhaftem Maaßstabe. Montagne schreibt dieselbe einer mikroskopischen Alge, namentlich der Gattung trichodesmium, zu, welche auf der Oberfläche des Meeres schwimmt, und sich nicht nur durch ihre schöne Röthe, sondern auch und noch mehr durch ihre außerordentliche Fruchtbarkeit auszeichnet. Die Röthung des Sees von Murten, welche Deranolle beschrieb, hat sehr große Aehnlichkeit mit der des rothen Meeres, obgleich die beiden Pflanzen generisch verschieden seyn sollen. Die Röthung kommt auch, wie bekannt, im atlantischen und stillen Meer vor, und der Grund derselben ist keineswegs immer der Anwesenheit von Mollusken und mikroskopischen Thierchen zuzuschreiben, sondern, wie Montagne meint, einer periodischen Reproduction gewisser Algenarten.

Chronik der Reisen.

Odidiopol, Dniestr und Akjerman.

(Fortsetzung.)

Auf dem Wege sprachen wir natürlich von dem, was uns zumeist beschäftigte, und von Bessarabien insbesondere. Unser Gastfreund er-

zählte uns von den in Akjerman aufgefundenen Kesseln voll Knochen, die am Ufer des Liman ausgegraben wurden, und dieß erinnerte mich an eine ähnliche Angabe des Baron v. Tott, hinsichtlich der Kessel oder vielmehr Steinwannen mit Knochen, die er in der Krim nicht weit von Baktschisarai sah; was sie bedeuten mögen kann ich indeß nicht errathen.

Die Straßen waren verödeter, als zur Zeit, wo wir nach dem Schlosse gingen, indeß war noch Licht in den Baedierstuben der Armenier und den niedrigen Häuschen; Schatten schlichen hin und her und Hunde schlugen an. Akjerman ist jetzt eine Distrietsstadt. „Was hat es für Einwohner?“ fragte ich.

„Der Distriet? Die Gutsbesitzer sind größtentheils Großrussen, welche auf den ihnen geschenkten Ländereien ungeheure Maierhöfe errichteten und Dörfer anlegten. Keiner von ihnen wohnt an Ort und Stelle, sie lassen ihre Güter durch Bevollmächtigte verwalten, und da diese Güter größtentheils sehr zerstreut sind, so sind auch wenig Einwohner im Distriet, aber wenigstens zeigen sie sich hier nie. Auf den bessarabischen Gütern ist eine ganz andere Gewerbsthätigkeit, als im ganzen übrigen Reich. Die Unterthanen sind hier nicht leibeigen. Die Bevölkerung besteht hier aus Moldauern, polnischer Schlachta, Klein- und Großrussen, theils entlaufenen Leuten, theils ansässigen, aber sie ist völlig frei; Leibeigenschaft ist hier nicht vorhanden. Die Dorfbewohner, die Colonisten, sind Pächter; sie zahlen je nach der Anzahl Dessiatinen, bearbeiten eine gewisse Menge Feld, verpflichten sich zu bestimmten Leistungen, ähnlich den Heeresabgaben, für den ihnen angewiesenen Boden, aber wenn sie den Contract erfüllt haben, können sie hingehen, wo sie wollen. Sie bilden Gemeinden, welche Recruten stellen (d. h. jetzt erst stellen sollen), Steuern zahlen u. s. w. Bisher bestanden, um die Bevölkerung Bessarabiens zu beschleunigen, viele Freiheiten (von Steuerzahlung, Recrutenstellung, Auslieferung von entlaufenen Leuten u. s. w.), aber diese Zeit der Nachsicht läuft jetzt zu Ende.“

Wir fingen an, von Gütern, dem Preise des Grundes und besondern Kauffarmen u. dgl. zu sprechen.

„Wenn man den Herren glaubt, sagte mein Wirth, so gibt es auch in Bessarabien Leute, die uns auf Processe lauern und uns krumme Wege denken.“

„Das ist seltsam, erwiederte ich, allein es beweist uns, daß es nirgends hieran mangelt.“

„Ich könnte Beispiele von Leuten aufführen, die hier Land kauften, dann in Processe verwickelt wurden und Land und Geld verloren haben.“

„Seltsam! Da fängt also die Civilisation am faulen Ende an, aber tröstet euch, ihr Herren, denn das trifft auch uns in alten civilisirten Ländern. Das ist die Morgenröthe der Civilisation!“

Ich fragte ihn dann über das jetzige Akjerman, von dem ich sehr mageren Bericht in den neuern Wunderungen in Bessarabien von dem Russen Nadeshdin und von dem Deutschen Kohl gelesen hatte. Nadeshdin sagt, das jetzige Akjerman breite sich sehr weit aus; einige Dörfer und Vorstädte, die dazu gehörten, seyen von der Mitte und dem Schlosse fünf Werste entfernt. Derselbe zählt 2500 Häuser, und nennt Groß- und Kleinrussen, Griechen, Armenier, Polen, Bulgaren und Moldauer, Deutsche, Juden und Zigeuner als Einwohner. Nur von den alten Bewohnern, Türken und Tataren, finden sich hier keine, aber wir müssen um Verzeihung bitten, denn aus der kürzlich aufgenommenen Revision ergibt sich, daß sich noch ein alter Türke in der Stadt befindet, der über die Erniedrigung der Söhne des Propheten und über die künftige Vernichtung der Giaurs nachsinnt. Was dieser Reisende sagt von den zahlreichen Häusern und den wenigen wirklich ansehnlichen Gebäuden sagt, erschien uns auch nicht ganz angemessen, denn ganze neue, sehr hübsche und breite Straßen werden gegenwärtig aufgeführt.

Kohl zählt 8000 Seelen männlichen Geschlechts und zusammen 13,000 Einwohner beiderlei Geschlechts, und klagt über die elenden, unheerzerstreuten, verfallenen Häuschen, über ihr wunderliches Aussehen; er sagt, es finden sich hier 160 armenische Familien, und setzt dann nach mit einer merkwürdigen Leichtgläubigkeit hinzu, daß der Name Akjerman wohl von dem Worte „Germanen“ herkomme. Ferner wundert sich dieser Scheiftsteller über den Ausdruck „Chutor,“ auf den seiner Ansicht nach keine Sprache einen Anspruch hat, und setzt hinzu, daß die Deutschen es „Hutter“ aussprächen, als ob das Wort aus dem Deutschen käme *) (Kohl T. I. p. 171.), da doch „Chutor“ ein türkisch-tatarisches Wort ist und eine ländliche Wohnung bedeutet.

Viel gründlichere Nachrichten über den Ort gab mir mein Gastwirth. Aus der letzten Revision ergab sich in der Stadt, alle Nationen zusammen inbegriffen, eine Bevölkerung von 25,000 Seelen. Jede Nation bildet ihre besondere Gemeinde, hat eigene Casse, Verwaltung, zahlt und erhebt Steuern u. s. w. Uebrigens ist allerdings mit der Stadt die Schweizer-Colonie Schaba verbunden, welche später davon getrennt werden wird. Die Stadt theilt sich in vier Theile, nämlich in drei Vorstädte (Posaden) und die Stadt Akjerman selbst mit der Veste. Die Colonie Schaba ist nebst der Vorstadt Klembet an Schweizern und Kleinrussen bewohnt. Hier ist die Gränzlinie, welche Bagas genannt wird — ein Wort, dessen Bedeutung wir oben schon erwähnten. Hier bezeichnet man die Meersyppen (Sanddünen) überhaupt mit diesem türkischen Wort. Eine andere Colonie ist Payuschoja, auf moldauisch der Mais, wo eine Kirche sich befindet; eine dritte ist Turla oder Turlaki, von dem türkischen Namen des Dniestrs, mit den Vorstädten Tschaiei und Bykofa, wo nur Kleinrussen wohnen. Die übrigen verschiedenen Völker finden sich in der Stadt selbst beisammen, welche mit den Vorstädten durch eine steinerne Brücke, Krywda genannt, in Verbindung steht.

Ehe wir in unserer Beschreibung der Localitäten weiter gehen, wollen wir einige Eigenheiten aus der alten Geschichte Akjermans beifügen.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Die Wollerzeugung der Vereinigten Staaten soll seit dem Jahre 1839 von 35 Millionen auf 85 Millionen Pfund gestiegen seyn. (Colon. Ztg. vom 20 Julius.)

Ein chinesisches Kunststück. Die französische Akademie hat in der Sitzung vom 22 Julius ein chinesisches Kunststück besprochen, ohne es bis jetzt genügend erklären zu können. Es ist dieß ein Metallspiegel, auf dessen Hinterseite chinesische Sprüche stehen; das Merkwürdigste ist aber, daß diese auf dem Rücken des Spiegels eingegrabenen Buchstaben sich in dem Bilde reproduciren, das die Vorderseite gegen den Plafond wirft. (National vom 24 Julius.)

*) Das allerdings keineswegs deutsche Wort lautet indeß auch oft selbst in polnischen Schriften „Futor.“ A. d. U.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 219.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

6 August 1844.

Pau.

(Nach Mrs. Costellos: Béarn and the Pyrenees.)

Wir fuhren nach Pau hinein durch eine häßliche Vorstadt, die uns einen schlechten Begriff von der Stadt selbst gab, immer aber hofften wir noch, diese werde sich besser ausweisen. Aber die grauen, unbemalten Läden an lotterig aussehenden Häusern wollten gar nicht enden, und vergebens warteten wir auf reinliches, gefälliges Häuser, statt der bald verfallenen, casernenartigen Gebäude. Als wir endlich durch die ganze Stadt nach dem großen Platze Henri IV gefahren waren und am Hôtel des Postes hielten, sahen wir mit Erstaunen statt eines schönen einladenden Gasthofs ein elendes, altes, rothes, niederdachiges Gebäude, woran ein ziemlich prétentiös aussehendes aber ganz geschmackloses Haus stieß. Hier konnten wir indeß kein Unterkommen finden, was wir auch nach dem Ansehen dieses sogenannten „besten" Gasthofs nicht eben bedauerten. Gleich schlecht erging es uns aber in mehrern andern, nichts als schmutzige, schwarze Zimmer in einem fünften Stock waren noch übrig, so voll war die Stadt von Fremden, die von allen Seiten aus den Pyrenäenbädern zurückkamen, wo, weil es den ganzen Sommer geregnet hatte, Invaliden und Touristen auf schöne Tage gewartet hatten, bis ihre Geduld gänzlich erschöpft war, und alle sich nach Hause begaben.

Endlich logirten wir uns in sehr erträglichen, aber öden, kalten Zimmern ein, mit so ärmlichen Möbeln und sonstigen Bequemlichkeiten, wie wir es nur je in einer Stadt gefunden, die noch, außer auf der Durchreise, kein englisches Gesicht gesehen hat. Dieß nahm uns um so mehr Wunder, da wir gehört hatten, es mangle durchaus nicht an Comfort in Pau, so wie an allen sonstigen Luxusgegenständen, an denen sich müde Reisende gern erfreuen; dazu sollte noch ein weiches, mildes Klima kommen, worauf man sich verlassen könne, und nur etwas zu wenig Wind und zu anhaltende Wärme lästig fallen. Es war der dritte Oktober und so kalt wie um Weihnachten, der Regen fiel unablässig, und trotz unserer Ungeduld mußten wir in unserm Gasthof bleiben. Am nächsten Tage hellte sich jedoch das Wetter auf, und als wir hinausgingen auf das spitzige Pflaster, fühlten wir uns bessern Muths; indeß bewirkte die schöne Sonne keinen Aenderung in der Stadt, die eine der häßlichsten, ohne Vergleich schlechtest gepflasterten und uninteressantesten in Frankreich ist. Das Schloß lockte uns zuerst, und obgleich es hinsichtlich der Architektur nicht die mindeste Beachtung verdient, obgleich es schmutzig, elend und verfallen ist, mehr als man in einem Lande erwarten sollte, das durch Heinrichs IV Namen unsterblich ist, somit den Reichthum von Bearn bildet und eine Menge Fremde hinzieht; obgleich es überdieß noch von der undankbaren Nachbarschaft vernachlässigt und mit Gleichgültigkeit betrachtet ist, so bieten seine Erinnerungen doch immer noch einen ungewöhnlichen Reiz dar, der einer langen Reise werth ist.

Wir hielten uns bei dem ersten Besuche lange in den Zimmern auf, die jetzt von dem bedachtsamen König wieder hergestellt werden, und verloren dann keine Zeit uns eine Wohnung in einem der schön gelegenen Pavillons der Bains de la Place royale, einem neuen, gut eingerichteten Gebäude, zu miethen, wo eine Reihe wohl meublirter, völlig reiner Zimmer vermiethet wird. Von den Fenstern aus übersahen wir die ganze Länge der prächtigen Pyrenäen von dem Pic de Bigorre bis zu dem riesenhaften Dent du Midi und den zahllosen weiter hin gelegenen Gipfeln. Unser erster Eindruck war eine fast wilde Freude darüber, längere Zeit an einer Stelle zu leben, wo wir diese Berge in ununterbrochener Größe stets vor Augen hatten, durch die hohe Promenade im Rücken des Hauses vor dem Nordwinde geschützt waren, und einen schönen, ziemlich reißenden Bach, die wilde Gave,*) durch die Wiesen vor uns sich schlängeln sahen.

Für unsere anfänglichen unliebsamen Entdeckungen in Pau wurden wir allmählich entschädigt, theils durch diesen Anblick, theils durch den uneigentlich sogenannten Park, ein Wäldchen, das in Terrassen an einem Gelände angelegt ist, welches

*) Gave ist der allgemeine Name für alle Bergwasser in dieser Gegend; das von Pau hat aber vorzugsweise diesen Namen behalten.

Digitized by Google

an die Gave stößt, und eines der reizendsten ist, die wir irgendwo in Frankreich fanden: hier genießt man noch in höherem Grade als auf der Place royale die Aussicht auf die Riesenberge, die Pfade sind allenthalben rein und ziemlich gut erhalten, die Bäume herrlich und alles vereinigt sich, diesen Fleck zum „schönsten in der Welt" zu machen, wie die Gascogner sich etwas hyperdolisch ausdrücken.

Der einzige Theil der Stadt Pau, welcher Erwähnung verdient, ist derjenige welcher an die Gave stößt, oberhalb einer schönen Allee, die sich längs den Ufern des kleinen freundlichen Ousse-Bachs erstreckt; hier meine ich indeß nur die Häuser gegen den Berg hin, denn die Straße, wo ihre Eingänge sind, ist eng, schmutzig und mehr als schlecht gepflastert. Diese Gebäude, denn einige derselben sind groß und stehen frei da, haben eine prächtige Lage, und bieten von dem Bois Louis, wie das Wäldchen unten heißt, betrachtet, einen imponirenden Anblick dar. Die Hauptstraße der Stadt, Rue de la Prefecture, ist miserabel, und die Kaufläden nichts weniger als einladend; sie ist in ihrer ganzen Länge, denn sie reicht von einem Ende der Stadt zum andern, sehr schlecht gepflastert, und einige einzelne Steinplatten lassen nur den Mangel derselben im allgemeinen um so mehr vermissen. Es ist ein guter, viereckiger Platz in der Stadt, welcher, was in Frankreich selten ist, wirklich schön wäre, wenn man ihn völlig ausgeführt hätte: es sind zwei Reihen guter Hauser mit gepflasterten Colonnaden da, aber sehr wenige der Kaufläden, die den Platz erst zum Palais Royal gemacht hatten, sind besetzt, und so fällt die Aermlichkeit und Oede noch mehr auf. Der „Place Henri IV" ist deßwegen ein halb ausgeführtes Project und macht keinen Eindruck. Ein anderer großer, aber öder Platz, Place Grammont genannt, bildet das Marsfeld, und ist für das Militär bestimmt, dessen Casernen die eine Seite des Vierecks bilden. Ein Spaziergang, la Haute Plante, ist in der Nähe; von diesem herabsteigend gelangt man zu den Bädern Heinrichs IV und zu der Basse Plante, so wie zu dem Park. Der große Pferdemarkt von Pau wird in der Haute Plante gehalten, aber es ist keineswegs ein einladender Ort; der Park ist in der That die einzige Stelle, wo man mit Vergnügen lustwandeln kann, denn der hübsche Bois Louis ist hauptsächlich den Wäscherinnen der Stadt so wie den Soldaten überlassen, und die Wasserabläufe von den Straßen, welche in dieser Richtung fließen, haben gewöhnlich einen so unangenehmen Geruch, daß der Gang nach und von dem Park nichts weniger als angenehm ist, und die spitzigen, unebenen Steine machen ihn vollends unerträglich.

Pau soll seit sieben oder acht Jahren mehrfache Verbesserungen erfahren haben, wenn dem so ist, so muß die Stadt in einem wahrhaft klaglichen Zustand gewesen seyn; daß Leute, die seit längerer Zeit hier leben, mit den Aenderungen zufrieden sind, läßt sich begreifen, daß aber Leute, welche in Paris und in der Normandie an mehr Comfort gewöhnt waren, sich mit Pau zufrieden geben können, wundert mich nicht wenig. Die, welche das ganze Jahr in Pau wohnen, sind Irlander, Schotten oder aus fernen Landstädtchen Englands, die an London und Paris nicht gewöhnt sind, und die darum keine Vergleichungen anstellen können, sondern sich mit dem begnügen, was andern oft höchst widerlich ist. Wenn aber Leute von Vermögen und Stand die großen Hauptstädte und die schönen Badeörter in ihrer Heimath verlassen, um Monate lang in Pau zu bleiben, so müssen sie nothwendig finden, daß die Nachrichten über diese Stadt mit der Wirklichkeit in gewaltigem Widerspruch stehen, und daß sie wohl besser gethan hätten zu bleiben, wo sie waren. Der Umstand, daß man angenehme Gesellschaft von Landsleuten hier findet, hat mit Pau und den Pyrenäen nichts zu thun; — allerdings haben Engländer die Stelle der ursprünglichen Einwohner so sehr eingenommen, daß ebenso wie zu Boulogne und Tours nur wenige Franzosen übrig sind.*)

Mehr als eine Familie, die ich ankommen sah, ergötzte mich anfangs durch das Entzücken, welches dem meinigen glich, wenn sie an einem schönen Tage zum erstenmal die Aussicht auf die Berge hatte, sodann durch ihre spätere Unzufriedenheit, wenn der ausbleibende Sonnenschein das Schauspiel änderte, und nur die feuchte schmutzige Stadt übrig blieb, beneben einer nebelgrauen Luft, welche oft wochenlang die Bergriesen verbarg. Die Leute sind aber gewöhnlich durch den Eindruck des ersten Anblicks so bezaubert, daß sie sich beeilen eine Wohnung zu miethen, und zwar für sechs Monate, denn wenn sie solche nur für drei nehmen, wird der Preis erhöht; da sie die gute Gelegenheit zu verlieren fürchten, so makeln sie selten um den Preis, der gewöhnlich sehr hoch ist, und sitzen sie einmal an Ort und Stelle fest, so schauen sie sich erst um, und bedauern ihre Uebereilung, denn sie finden sich zu einem langen, traurigen Winter in einer sehr uninteressanten kostspieligen Stadt verurtheilt, ohne anderes Vergnügen, als ihre Fenster, wenn diese auf die Berge hinausgehen, oder ihr Kamin, wenn dieß nicht allenfalls raucht, was selten ausbleibt. Es gibt kaum eine Stadt in Italien, wo man nicht zahlreiche Gemäldegalerien zur steten lehrreichen Unterhaltung fände, oder wo nicht schöne Gebäude Bewunderung erweckten; aber in Pau ist alles öde, man kann nichts thun, als die Berge betrachten, — denn der Anblick des eingeschlossenen Thals ist sehr beschränkt, — und in dem Park umherwandeln, der am Ende aber doch nur eine ziemlich langweilige Promenade ist. Die Wälle der meisten Städte Frankreichs, welche in einer schönen Landschaft liegen, bieten große Abwechselung in den Aussichten dar, aber in Pau hat man nur immer eine einzige vor sich.

Spaziergänge außerhalb der Stadt sind unangenehm, denn fast überall hin muß man eine lange, standige oder schmutzige Vorstadt durchwandern, und weit hin auf der Chaussee fortgehen, ehr man an einen Platz kammt, welcher der Mühe verlohnt. Wer reiten kann und sich einige Stunden weit ent-

*) D. h. von den höheren Classen, denn das Volk zählt nach der Ansicht der gewöhnlichen Engländer gar nicht. Ueberhaupt geht die fast diese Ansicht der Verfasserin manchmal sehr ins Komische. A. d. U.

fernen will, trifft allerdings schöne Stellen und kann herrliche Aussichten in den Bergen gewinnen, aber ein Aufsahren von einigen Stunden bietet diesen Wechsel nicht.

Es findet sich allerdings bei weitem mehr Bequemlichkeit zu Pau, als in irgend einer andern Stadt in der Nähe der Bäder der Pyrenäen, und wer diese einige Jahre hinter einander, was gewöhnlich ist, besuchen will, hat ganz Recht Pau zu seinem Hauptquartier zu machen. Daß aber diejenigen, welche Unterhaltung suchen, lieber zu Pau als in Italien oder irgend einer Stadt Frankreichs bleiben, ist mir unerklärlich. Ich weiß nicht, ob viele wiederkehren, wenn sie einmal abgereist sind, allein selten sind hier den Winter über mehr als 600 Amerikaner und Engländer. Eine englische Familie kam während unsers Aufenthalts an, miethete ein großes Haus und machte alle Einrichtungen für den Winter, aber das fortdauernde schlechte Wetter scheuchte sie bald nach Paris, und ich wundere mich nur, daß andere nicht dasselbe thaten.

Alle neuern französischen Schriftsteller schildern Pau als eine reizende Stadt, wobei sie natürlich die Gesellschaft meinen, welche für sie allenthalben unerläßlich ist. Uebrigens sind sie an schlecht gepflasterte Straßen gewöhnt und nehmen es mit der Reinlichkeit nicht allzu genau. Das Reisehandbuch gibt zwei ältere Schilderungen, eines aus dem J. 1776 worin es heißt: „die Stadt Pau ist von gewöhnlicher Größe, die Häuser sind meist gut gebaut und mit Schiefer gedeckt. Es ist der Sitz eines Parlaments, einer Universität, einer Akademie der schönen Wissenschaften und einer Münze. Der größte Theil des Bearner Adels macht sie zu ihrem gewöhnlichen Aufenthalt, und die Jesuiten haben ein großes, von Ludwig XIII gegründetes Collegium. Es ist ein Seminar hier unter der Leitung der Lazaristen, ferner ein Franciscaner-, ein Capuciner- und vier Nonnenklöster. Am äußersten Ende der Stadt ist ein altes Schloß, wo die Fürsten von Beaen wohnten und Heinrich IV geboren wurde.

Der Intendant Lebret sagt von Pau im Jahre 1700: „Die Stadt Pau besteht aus zwei Straßen, welche ziemlich lang, aber sehr schlecht gebaut sind, und hat durchaus nichts bedeutendes. Der Palast ist möglichst schlecht unterhalten, äußerst unbequem und sehr schmutzig; das Rathhaus ist noch schlechter. Die Pfarrkirche kann nicht den vierten Theil der Einwohner fassen, ist außerdem schlecht unterhalten und so schmucklos wie die Kirche des kleinsten Dorfes."

(Fortsetzung folgt.)

Instructionen an Hrn. Castrén.

Dieser bekannte finnische Sprachforscher, welcher, wie wir in Nr. 113 berichteten, eine Reise zur ethnographischen Erforschung der Samojedenstämme in Sibirien unternimmt, hat seine Hauptinstructionen von dem vielerfahrenen Prof. Sjögren erhalten, indeß hat auch Hr. Köppen ihm mehrere Punkte aus der Alterthumsforschung und Ethnographie bezeichnet, deren Aufklärung von besonderem Interesse wäre. Sie finden sich in dem Bulletin de la classe des sciences hist., philol. et polit. de l'académie imp. des sciences T. I. Nro. 24. Sie sind zu weitläufig und umständlich, als daß wir sie hier erwähnen könnten, und wir führen nur die zweite Instruction des Akademikers Bär an, welcher darauf bedacht ist, die physische Anthropologie zu erweitern. Sie findet sich in dem Bulletin de la classe physico-mathématique T. III. Nro. 5 (Nro. 53) und lautet folgendermaßen:

„Hr. Magister Castrén wird denjenigen Theil des russischen Reichs zu ethnographisch-linguistischen Zwecken bereisen, welcher nächst den kaukasischen Provinzen für die vergleichende Anthropologie oder die Kenntniß von den Menschenstämmen und ihre Verzweigungen von der größten Wichtigkeit ist. Im Flußgebiete des Jenisei wohnen eine Menge Volksreste, welche dem Aussterben nahe sind. Es ist daher dringend zu wünschen, daß diese Gelegenheit benutzt werde, um unsere Sammlungen für die physische Anthropologie zu bereichern, die leider noch so dürftig sind. Wir wissen aus Erfahrung, wie schwierig es ist, das wichtigste Desiderat für die vergleichende Anthropologie, authentische Schädel der verschiedenen Völker, zu erhalten. Günstigere Verhältnisse für diesen Zweck als die, in welchen Hr. Castrén sich befinden wird, können wir nie finden. Um die Sprachen der verschiedenen Völker kennen zu lernen, wird er längere Zeit unter ihnen verweilen und mit einzelnen Personen vertraut werden. Er wird also auch leichter als Reisende, welche andere Zwecke haben, meist auf den großen Straßen sich bewegen und nur in den Städten längere Zeit verweilen, von den Gebräuchen der Eingeborenen Kunde einziehen und sie aufsuchen können. Dazu kommt, daß im Gouvernement Jenisseisk noch Völker sind, welche ihre Todten über der Erde bestatten, indem sie sie bloß mit Reisig bedecken, oder, was jetzt häufiger geworden ist, indem sie einen einfachen Sarg zusammen schlagen, weßwegen die Leichname leichter aufzufinden sind als gewöhnlich. Ferner kommt noch hinzu, daß viele dieser Völkerbruchstücke sich noch nicht zur christlichen Kirche bekennen, ihre Knochenreste also auch nicht durch geweihte Erde beschützt werden. Bei denjenigen Stämmen, welche ihre Todten über der Erde bestatten, scheint nicht einmal die Gesinnung der Völker gegen Spoliationen der Gräber zu seyn, denn nach dem Vermodern der Särge werden die Knochen ein Spielzeug der Raubthiere.

„Ich trage daher darauf an, daß die Akademie Hrn. Magister Castrén ersuche, jede Gelegenheit zu benutzen, um uns Schädel der verschiedenen Völker zu verschaffen. Daß er über die Authentizität sich möglichst vergewissern wird, läßt sich von seiner Gründlichkeit voraussetzen. Unterdrücken möchte ich dabei die Bemerkung nicht, daß ganze Skelette von jedem Hauptstamme noch erwünschter wären."

Chronik der Reisen.

Ovidiopol, Dniestr und Akjerman.

(Fortsetzung.)

Akjerman, auf Slawisch Bialogrod, den Griechen unter dem Namen Tyras oder Ophiusa bekannt, bei den Römern Alba Julia, bei den Genuesen Mon-Castro oder Manco-Castro, bei den Türken Citate alba, wurde, wie es scheint, im 6ten Jahrhundert vor Chr. G. zuerst von Griechen aus Milet, eben so wie Olbia und andere Colonien an den Ufern des schwarzen Meeres gegründet. Damals war der Hafen, der jetzt durch einen Meersyp gesperrt ist und keine Schiffe mehr zuläßt, noch offen. Plinius erwähnt einer Stadt Tyras, Skylax von Karyanda

erwähnt das alte Ophiusa von Strabo und Plinius gleichfalls. Ophiusa sollte nach den Angaben von Ammianus Marcellinus von Phöniciern gegründet seyn, und man kann annehmen, daß es zu den Zeiten Herodots schon bestand. Akjerman und Tyras liegen, wie es scheint, da, wo später Mon-Castra und das heilige Akjerman erbaut wurden. Nadeshdin gedenkt einer hier gefundenen Goldmünze mit der Inschrift: *Βασιλεως Λυσιμαχου*. Dieser Lysimach wollte nach Alexanders Tode, als er Thracien und ganz Kleinasien erobert, auch mit seinen Nachbarn, den Geten, Krieg führen und ihr Land einnehmen. Er wurde im Kampfe von ihnen gefangen genommen, aber statt eines sichern Todes fand er eine gastfreie Aufnahme und freie Rückkehr. Der Getenkönig setzte ihm ein ärmliches Mahl vor und fragte ihn nach dem Essen, ob es wohl der Mühe lohne, ein so armes Land zu erobern. Hiedurch gerührt, gab Lysimachus nicht bloß den Kampf mit den Geten auf, sondern schloß auch einen Frieden mit ihnen und gab dem König seine Tochter zur Ehe. Die Auffindung dieser Münze spricht nach dem obenerwähnten Reisenden noch sicherer für die Lage von Tyras-Ophiusa im Gebiet des jetzigen Akjermons, obwohl dieß auch sonst nicht dem geringsten Zweifel unterliegt. Die römischen Adler, welche bis in die Tiefen Daciens eindrangen, mußten Tyras vernichten, wo vielleicht nur ein kleiner Ort von dem reichen Ophiusa übrig geblieben war.

Nestor schreibt, daß zu seiner Zeit an der Mündung des Dniestr bis zur Donau Slawen wohnten. Auf der Strecke zwischen dem Pruth und Dniester waren die Stämme der Lutyken und Tywerzen bekannt, die hier auch ihre Stadt hatten; wahrscheinlich stellten sie die alte Stadt Niba Julia unter dem Namen Bialagead (Weißstadt) wieder her, welcher slawische Name auch J. Potocki damals schon existirte. Mit Sicherheit läßt sich nicht angeben, welcher Zeit die hiesige genuesische Colonie angehört, welche im 14ten Jahrhundert hier schon bestanden haben muß, obwohl erst im 15ten die Geschichte davon Meldung thut. (S. Murzakiewitsch Geschichte der genuesischen Niederlassungen in der Krim. Odessa 1837.) Dieser Schriftsteller berichtet, als die Genuesen allmählich Belästigungen in der freien Schifffahrt auf dem schwarzen Meere erfuhren, hatten sie beschlossen sich der Landwege zu bemächtigen; sie besetzten die Mündungen der Donau und gingen von da nach den Mündungen des Dniester. Die Umgebungen desselben enthielten zahlreiche Salzseen, sehr fruchtbaren Boden, lieferten guten Wein und der Fluß Fische in Menge, alles dieß weckte in ihnen den Wunsch, hier auf den Ruinen des alten Tyras die neue Colonie Mon-Castro oder Mauro-Castra zu errichten. Josephat Barbara, ein Venetianer, erwähnt Manca-Castra im Jahre 1430 (erstand der türkisch-tatarische Name Ak-Kierman, der weiße Markt, erst später?). Die Genueser umgaben, theils um sich gegen Ueberschwemmungen, theils gegen fremde Einfälle zu schützen, ihr Schloß mit einem Erdwall, nachdem sie von den hiesigen Tataren die Erlaubniß, eine Niederlassung und eine Veste anzulegen, erkauft hatten, und gaben dabei die Jahet auf dem Dniester den Schiffen aller Nationen frei. Murzakiewitsch führt, wohl ganz richtig, unter den Veranlassungen der Colonisation der Genuesen den Handel mit dem pontischen Weizen auf, den sie von da nach dem Archipel verführten.

Die Türken versuchten sich mehrmals an Mon-Castro, konnten sich aber desselben nicht gleich bemächtigen, mehrmals nahmen und verloren sie es wieder. Die Genueser behaupteten es bis zum Jahre 1474 oder 1475.

Stephan, Hospodar von Bessarabien, der Moldau und Walachei, nahm im Jahre 1474 die Genueser unter seinen Schutz, aber trotz dieses Schutzes konnte sich nach der Einnahme Konstantinopels und Unterwerfung der Krim diese Colonie nicht lange halten, so wenig als die andern in der Moldau, in der Walachei, an der Donau und im Innern Bulgariens. Ein Corps Türken, das zur Verfolgung der Genueser abgeschickt worden war, welche sich aus der Krim zurückzogen und in der Moldau zu verbergen suchten, zertrümmerte auf seinem Marsche die Mauern des Schlosses von Mon-Castro und drang ins Innere der Moldau ein, sodann in die Walachei, wo andere Colonien der Genueser in Sutschawa u. s. w. vernichtet wurden. Die Genueser zogen sich aus Mon-Castro nach dem Schloß Sarakt, wo alte lateinische Inschriften auf einem Thurm in der Stadt sich finden und Zeugniß von ihnen geben. Aus jenen Zeiten blieben hier lange Zeit die Wappen der Dorias, auf der Wand der innern Mauern von Mon-Castro griechische Inschriften mit dem Namen Stephans des Hospodars. Dieser verlor nach der Schlacht bei Vale Alba das Land jenseits des Pruth; angefeuert durch die Beschwörungen seiner Mutter, daß er siegen oder sterben solle, gewann er noch einmal das Verlorene, aber nicht auf lange. Im Jahre 1484 brach Bajazet, der die Niederlage seines Vaters Muhammed auswetzen wollte, in Bessarabien ein, eroberte Kilia und Bialogrud, von wo er sich nach der Walachei wandte und diese mit Feuer und Schwert verheerte. Stephan verhaeg sich vor ihm, bat Polen an, sich als seinen Vasallen zu erkennen, und bat um Hülfe, führte aber dadurch die Türken nur noch weiter bis nach Polen hinein. Im Jahre 1498 bemerkt Cromowski, daß die Türken auf ihrem Rückzug aus Polen Kilia und Akjerman an der Gränze des ottomanischen Reichs erreichten.

Im Jahre 1503 erkannte endlich der Hospodar Bogdan III sich als Vasallen der Türkei an, und wenn auch die Polen noch einigemal in ihren Zügen dahin gelangten, so suchten doch öfter Türken und Tataren für im eigenen Lande heim. Der alte Handel mußte hier aufhören, theils weil die Dniestrmündung sich durch einen Peresyp verstopft hatte, theils aus Furcht vor den Tataren, mit denen und in deren Nachbarschaft niemand sicher war. Core jedoch, der im 18ten Jahrhundert schrieb, erwähnt noch Akjerman als einen Handelsort, wo trockene Früchte, Wolle, Ungarwein, moldauische Ochsenhäute u. dgl. in große Menge ausgeführt werden. Er vergleicht die Häfen von Akjerman und Varna als gleich große Vortheile in der Zukunft versprechend.

Die Russen bemächtigten sich Akjermons zum erstenmal am 25 Sept. 1770. Baron Igelström nahm die Veste nach zehnjährigem Widerstande der Türken, aber der Friede von Kutschuk Kainardschi gab es ihnen wieder zurück. Im folgenden Kriege hielt es sich 90 Tage lang gegen den Fürsten Potemkin, der die Belagerung leitete, und ergab sich zum zweitenmal gerade 18 Jahre nach der ersten Einnahme, nämlich am 30 Sept. 1789. Noch einmal kam es an die Türken durch den Frieden von Jassy, aber im Jahre 1806 nahm es der Herzog von Richelieu am 29 November ohne Schwertstreich, und nun fiel Ovidiopol plötzlich, sobald Akjerman in den Händen Rußlands blieb. Bis zum Jahre 1832 bestand hier eine Festung, dann ward sie gänzlich verlassen, und eine Quarantäne, Zollhaus, Brandwache u. s. w. eingerichtet.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 220.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

7 August 1844.

Die Kasten Indiens.

Die rechte und die linke Hand.

Außer den gewöhnlichen Eintheilungen gibt es noch im südlichen Indien eine andere, die zwar neuern Ursprungs, aber sehr allgemein ist, nämlich die nach der rechten und linken Hand. Die linke Hand besteht aus dem Stamm der Waisiyahs oder Kaufleute, der Pantschalas oder fünf Handwerkerclassen und einiger andern Stämme der Sudras. Auch zählt sie in ihren Reihen die niedrigste aller Classen, die Schakylis oder Schuhflicker, welche als die Stütze derselben gilt. Zur rechten Hand gehören großentheils die höhern Classen der Sudras, und die der Paciahs ist ihre Stütze, weßhalb die Mitglieder dieser Kaste sich auch den Ehrentitel Watan-gai-magattar oder Freunde der rechten Hand beilegen. Braminen, Kschatriyahs und mehrere Classen der Sudras gelten für neutral, und nehmen keinen Theil an diesen Streitigkeiten, weßhalb man sie auch oft als Schiedsrichter wählt, wenn solche Streitigkeiten, was sehr häufig der Fall ist, ausbrechen.

Die eine Hand unterscheidet sich von der andern durch gewisse Vorrechte, die jede ausschließlich für sich in Anspruch nimmt, da aber diese vermeintlichen ausschließlichen Privilegien keineswegs klar bestimmt und anerkannt sind, so entsteht daraus eine Verwirrung und eine Unsicherheit, aus der man sich nicht leicht herausfinden kann; alles was man in solchen Streitigkeiten hoffen kann, ist nicht etwa eine Aussöhnung beider Theile, sondern nur daß sie sich auf eine Ausgleichung einlassen. Macht die eine Hand einen Eingriff in die vermeintlichen Rechte der andern, so folgen Aufstände, die sich weit umher verbreiten, große Landstriche in Unruhe setzen, Gelegenheit zu allen möglichen Ausschweifungen ergeben, und häufig mit blutigen Schlachten enden. Der in allen andern Lebensverhältnissen so furchtsame, sanfte Hindu scheint hierin seine ganze Natur zu ändern. Er trotzt allen Gefahren, um zu behaupten, was er seine Rechte nennt, und nimmt keinen Anstand, sich einem fast augenscheinlichen Tode auszusetzen, ehe er sie aufgeben. Ich *) war mehr als einmal Zeuge von Aufständen, welche durch die gegenseitigen Ansprüche der rechten und der linken Hand erweckt wurden und einen so wüthenden Charakter annahmen, daß die Anwesenheit einer bewaffneten Truppe nicht im Stande war, die Aufrührer zu zerstreuen, ihr Geschrei zu beschwichtigen und den Ausschweifungen Einhalt zu thun, denen sie sich dann ungestraft überlassen zu können glauben. Manchmal, wenn die friedlichen Ermahnungen der Magistrate und andere Versöhnungsversuche durchaus keinen Eindruck machten, mußte man endlich zur Gewalt greifen, um diese Unruhen zu unterdrücken, und die Fälle sind vorgekommen, wo die Wüthenden mehrere Artilleriesalven aushielten, ohne von Beilegung ihrer Streitigkeiten hören zu wollen, und ohne daß die Gefahren, denen sie sich aussetzten, im Stande gewesen wären, ihren unruhigen Sinn und ihre Ansprüche zu mäßigen.

Die Vorrechte, für deren Erhaltung die Hindus so blutige Gefechte liefern, sind, namentlich in den Augen eines Europäers, von der lächerlichsten Art. Das Recht Pantoffeln zu tragen, am Hochzeitstage auf der Straße im Palankin oder zu Pferde erscheinen zu dürfen, die Ehre sich in gewissen Fällen von Bewaffneten geleiten, vor sich her die Trompete blasen und sich bei Festen und andern öffentlichen Aufzügen von der im Lande üblichen Musik begleiten zu lassen, das Recht, in solchen Fällen Fahnen von gewisser Farbe mit dem Bildniß dieser oder jener Gottheit vor sich her tragen zu lassen, das sind einige von den Vorrechten, wegen deren sie sich gegenseitig die Hälse brechen.

Yan.

(Fortsetzung.)

Ein Mittelding zwischen diesen beiden Schilderungen kann einen Begriff davon geben, wie die Stadt jetzt ist; die öffentlichen Gebäude sind gar keiner Erwähnung werth, das einzige

*) Der Verfasser dieser Mittheilungen, J. A. Dubois.
A. d. R.

Digitized by Google

beachtenswerthe ist das sehr große und solid gebaute neue Markthaus. Die Kirchen sind zahlreicher, aber eben so unbedeutend als zur Zeit, wo Lebret schrieb: der protestantische „Tempel" verdient hinsichtlich seiner Architektur nicht mehr Beachtung, und da er gerade über dem Bett eines Baches gebaut ist, so hält man ihn für gefährdet, und er ist im Winter ausnehmend kalt. Mitten durch die Stadt läuft eine tiefe Schlucht, das Bett des Baches Hédas, der sie in zwei Theile theilt, und einen eigenthümlichen Anblick darbietet; eine Brücke verbindet beide Theile. Auf der einen Seite erhebt sich das Schloß, ein ehrwürdiger Gegenstand, der aber freilich mehr durch seine Geschichte als durch den Eindruck seiner Architektur ein Interesse erweckt; von der Schlucht aus gesehen, gleicht es einem Gefängniß, und das Heer grauer, schmutziger Häuser, die den Abhang bedecken, erweckt nichts weniger als Bewunderung.

Das Quartier der Place royale nennen die Franzosen die Chaussée d'Antin von Pau, ein etwas pretentiöser Name, der einen Pariser nicht wenig verwundern muß, denn ein solcher würde nichts entdecken als eine ärmliche Reihe kleiner Häuser und Kaffeeschenken für die Soldaten auf der einen Seite des mit Bäumen bepflanzten Platzes wo die Elite von Pau spazieren geht. Auf der einen Seite dreitet ein großes Hotel seine Höfe aus, an der andern steht kein Haus mit unbemalten Läden und wettergeschlagenen Mauern; am Ende ist ein Bau, der eine zerstörte Kirche zu seyn scheint, in Wirklichkeit aber ein halb erbautes Haus ist, welches man in Trümmer fallen läßt, und wo das Holz für das Militär aufbewahrt ist. Der Anblick auf dieser Seite ist im höchsten Grade öde, und der Fremde erstaunt nicht wenig über das verfallene Aussehen des Platzes; doch muß er noch sein Urtheil etwas suspendiren, und durch eine der kurzen Alleen vorwärtsgehen bis an die mit Brustwehren versehene Mauer. Dann wird er Pau und alle seine Mängel auf einmal vergessen, denn vor ihm eröffnet sich die großartige Aussicht auf die Berge, und die Pracht derselben hat schwerlich ihres Gleichen.

Sobald das schöne Wetter beginnt, ist dieser Platz an Sonntagen mit Lustwandelnden angefüllt, namentlich von den Kauf- und Handwerksleuten der Stadt. Militärmusik ist hier aufgestellt und läßt sich zur großen Freude der Menge laut schallend hören. Die Scene ist sehr munter, aber nicht sehr charakteristisch, da keine Costüme zu sehen sind, und die Elegantes von Pau gerade wie die anderer Städte gekleidet sind.

Längs der unebenen feuchten Straße, die von der Place Royale ausläuft, finden sich die besten Häuser in Pau, und diese, wovon einige sehr gut und mit allem Comfort eingerichtet sind, werden gewöhnlich von den Engländern gemiethet. In der That steht hier Haus an Haus, die ihre besonderen Annehmlichkeiten haben, und obwohl weder sehr schön noch sehr elegant, sind es doch große, viereckige, bequeme Wohnhäuser. Die Franzosen schildern sie als Hotels magnifiques, und die englischen Familien, die darin wohnen, können allerdings zufrieden seyn, denn alle haben schöne Gärten und die prächtigste Aussicht auf die Berge.

Das von Heinrich IV gegründete Collegium ist ein großes Gebäude, aber ohne alle Eleganz und Anmuth, und eingeschlossen in hohe Mauern. Das Hotel der Präfectur und das Gebäude, wo die werthvollen Archive der Stadt aufbewahrt werden, haben durchaus nichts Anziehendes; den Platz gegenüber nimmt das neue Markthaus ein, das aber nicht gebraucht zu werden scheint, denn alle Waaren liegen außerhalb auf Steinen umher, so daß das Gebäude selbst nur zur Zierde da zu seyn scheint; auf diesem Platze war zur Schreckenszeit die Guillotine aufgepflanzt.

Das Volk von Pau scheint ruhig, ehrlich und gefällig zu seyn, wenigstens sahen wir nie ein Beispiel vom Gegentheil. Der gascognische Charakter herrscht, wenn auch etwas gemildert, doch ziemlich vor, wie das ewige Herausstreichen ihrer Stadt und ein gewisses pomphaftes Benehmen beweist, das jedoch harmlos und belustigend ist. Unter dem Volke herrscht auch ein gutes Stück Einfalt und sicherlich wenig Witz. Unter den Verwandten scheint große Zuneigung zu bestehen und Streitigkeiten sind selten. Die Béarner sollen Trunkenbolde seyn, aber auf den Straßen habe ich nie ein Beispiel gesehen; sie sind nachlässig gekleidet, die niederen Classen ausnehmend schmutzig; die Marktweiber in ihren weißflanellenen, spitzigen, häßlich gestalteten Mützen, oder in dem losen, bloß der Wärme wegen ohne alle Zierlichkeit um den Kopf geschlungenen Tuche haben in der kalten Jahreszeit ein sehr unmalerisches Aussehen, und auch die schrillen Stimmen, womit sie die heißen Castanien in den Straßen ausschreien mit: tout cai! tout cai! (ganz heiß! ganz heiß!) sind dem Ohre nichts weniger als angenehm.

Die Diener indeß scheinen fleißig, ehrlich und sehr höflich, so weit unsere Erfahrung geht fügen sie sich sehr gut auf; auch unsere Wirthin in den „Bains royaux" zeigte sich äußerst artig und gefällig; sie war freilich aus der schon verfeinerten Stadt Toulouse, hatte sich aber schon seit langer Zeit in Pau aufgehalten.

Was die Fremden, namentlich Engländer, hauptsächlich anzieht, ist der Ruf eines milden, warmen Klima's, den Pau genießt. Als wir Anfang Octobers ankamen, herrschte unaufhörlich nasses Wetter, das jedoch fast den ganzen Sommer angehalten und die Bäder früher als gewöhnlich geleert hatte. Vierzehn Tage später war das Wetter äußerst angenehm, und dieß versprach einen ruhigen, stillen Winter. Der 18 October brach glänzend an, und es folgte ein heißer Tag, aber Nachmittags sammelten sich bedenkliche Wolken und brachten einen Sturm von Hagel und Regen, welche ihre Wirkung durch eine mehrere Tage anhaltende Kälte äußerten, worauf erst die charakteristische Witterung dieses Orts in einer außerordentlichen Stille der Luft eintrat. Man erzählt, ein gewisser Seecapitän habe Pau, nachdem er mehrere Monate hier zugebracht, voll Verdruß verlassen, da er nie auch nur eine Mühe voll Wind hätte bekommen können. Wenn dieser Herr in der Nacht des 23 Octobers hier gewesen wäre, so

Digitized by Google

würde er wohl hier seinen Aufenthalt für den Rest seines Lebens aufgeschlagen haben, denn einen so wüthenden Orcan habe ich nie erlebt: vier Stunden ohne Unterlaß heulte der Sturm in der Mitte der Nacht durch die Schluchten und über die Ebenen hin mit furchtbarer Gewalt; wüthender Regen und Hagel trat am folgenden Tage ein, und dann kam wieder ein ruhiger, schöner Sommertag, und die Berge erschienen in glänzenderem Lichte wie je. Später aber, namentlich den November hindurch, verläugnete Pau seinen Ruhm, und ein sehr heftiger Wechsel trat ein, Schnee, Regen und dann wieder eine Hitze in den jetzt blätterlosen Alleen, daß drei Sonnenstiche in Einer Woche erfolgten.

Dieß scheint der Charakter des Landes zu seyn, denn Palassou bemerkt in seiner Denkschrift über die Pyrenäen folgendes: „Bekanntlich sind die unter gleichem Breitegrade liegenden Orte in ihrer Temperatur sehr verschieden; die Nähe der See, große Flüsse, Bergketten u. s. w. machen die Luft mehr oder minder heiß oder kalt, heiter oder wolkig. Die hieraus hervorgehenden Modificationen sind namentlich in den an die Pyrenäen stoßenden Ländern bemerklich. Schnee, Kälte und dauſige Regen sind z. B. viel häufiger als im Languedoc und der Provence, obwohl diese unter demselben Breitegrade liegen. Die Pflanzenwelt fühlt natürlich diesen Einfluß. Wenn wir die Ebenen von Roussillon und einige Striche am Fuße der Ostpyrenäen ausnehmen, wo eine milde Temperatur herrscht, so finden sich längs dieser Kette nirgends die duftenden Pflanzen und Bäume, welche dem Süden Frankreichs gewöhnlich sind. Vergebens sucht das Auge den Granatapfel, die Olive ist unbekannt, und die Lavendel verlangt die Pflege des Gärtners. Die gewöhnlichen Pflanzen sind Haide-, Pfriemen- und Farrenkräuter, nebst Dornbüschen, und diese scheinen durch ihre Unfruchtbarkeit dem wechselvollen Klima zu entsprechen.

„Der Winterschnee, welcher die Gipfel der Pyrenäen allzu lange deckt, verlängert die Kälte oft bis in die Mitte des Frühjahrs hinein; dann kommen die Reifen, welche die Hoffnungen des Weinbauers vernichten. Stürme sind, nach Lebret, dem Provinzintendanten im Jahre 1700, sehr häufig in Bearn, und zu den Gefahren, welche die Ernte bedrohen, hätte er auch die häufigen und zerstörenden Nebel fügen können, denen das Land ausgesetzt ist. In den Halden von Pont Long, in der Nähe von Pau, habe ich häufig Nebel aus Gründen aufsteigen sehen, die mit Farren- und Pfriemenkraut und dgl. wildwachsenden Pflanzen bedeckt waren, während die angebauteren Theile frei blieben. Die Ackerbauer in Bearn haben nicht versucht, das Land in der Nähe von Pau anzubauen, da sie es für zu unfruchtbar hielten, das Klima so sehr wandelbar ist, und die Culturpflanzen gegen die Einwirkungen eines Klima's, das den einen Tag brennend heiß, den andern eisig ist, besonders empfindlich sind. Man könnte Bände füllen, wenn man die Wirkungen der von Hagel begleiteten Stürme berichten wollte, welche das Land in der Nähe der Pyrenäen verheeren. Ich will nur Einen Fall erzählen, den ich selbst erlebte. Während eines heftigen Gewittersturms fiel der Hagel in der Größe von Hühnereiern und verheerte den ganzen Strich, über welchen er hinzog; ihm folgte ein anderer, minder heftiger, der aber auch ungeheuren Schaden that, und mehrere geringere traten noch im Laufe desselben Monats Junins ein."

Palassou beschreibt nun mehrere besonders furchtbare Stürme, welche mehr als gewöhnlich zerstörend waren und in diesem Lande nicht selten sind. Seiner Ansicht nach hat das Niederhauen der Wälder auf den Bergen, welche früher die Ebenen und Thäler schützten, zur Verstärkung der Stürme nicht wenig beigetragen. Sommer in der Mitte des Winters scheint keineswegs ungewöhnlich, aber Winter mitten im Sommer gleichfalls nicht. Der Autun oder Südwind bringt gewöhnlich die heißen Tage, welche mich so sehr in Erstaunen setzten, aber nach Palassou ist derselbe außerordentlich ungesund, und für Personen, die zu Schlagansällen geneigt sind, gefährlich. Man soll nicht in der Sonne ausgehen, man soll das Ausgehen des Abends zu allen Jahreszeiten vermeiden, man soll sich dem Südwind nicht aussetzen, kurz man kann sich ohne Gefahr kaum rühren. Ich begreife in der That nicht, was so viele Engländer nach Pau treibt, besonders da auch die Ersparniß gering ist, denn Pau ist so theuer wie Paris, und an den Annehmlichkeiten der Hauptstadt fehlt es ganz.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Ovidiopol, Dniestr und Akjerman.

(Fortsetzung.)

Am 1 August standen wir zwischen 6 und 7 Uhr früh auf, benützten die Zeit der Kühle und eilten abermals hinaus, um die Einzelnheiten des Schlosses und der Stadt möglichst in Augenschein zu nehmen. Ich machte mich vor allem daran die Ruinen des türkischen Bades, das eben durch die Strahlen der aufgehenden Sonne beleuchtet war, von außen abzuzeichnen; dann traten wir hinein, wo ich zwei kleine Säle, den runden Hauptsaal mit sculpirten Nischen, dann einen kleinen mit Resten von Malereien abzeichnete. In den Gewölben fanden sich viereckige Oeffnungen, um den Dampf hinauszulassen; unten konnte man noch die mit rothem Cement ausgelegten Röhren erkennen, welche das Wasser ins Innere des Bades leiteten. Hie und da waren noch gemalte Zierrathen über den engen, zackenförmig ausgehauenen Thürchen übrig, welche Blumen, Festons und ziemlich rohe schwarz und roth beigefleckte Häuschen darstellten. Der ganze Bau dieses Bades ist äußerst merkwürdig, denn ich kenne nichts, das ihm ähnlich ist. An einigen Orten war das Gewölbe eingestürzt, das Gras schoß darüber empor und der Himmel schaute durch die Oeffnungen herein. Außer dem langen, runden Hauptsaal, der an den Corridor stößt, welcher von außen einen besondern Eingang hat, fand ich etwa zehn verschiedene, dunkle, gewundene, längliche Zimmer, welche unter sich durch so enge und niedrige Thürchen verbunden waren, daß wir kaum seitwärts einschlüpfen konnten. Die Mauer ist noch stark und alle Luftlöcher und Röhren des Bades mit rothem pozzolanartigem Cement ausgelegt.

Das Schloß stößt auf zwei Seiten an den Liman, auf der Landseite umgeben es tiefe Gräben, Wälle, Mauern mit Schießscharten,

Brustwehren und Thürme. Die Gräben sind mit Stein ausgelegt, zum Theil in den ganz abschüssigen Felsen selbst ausgehauen und noch heutzutage völlig erhalten. Ein breiter, jetzt mit Rasen bedeckter Weg führet auf der Höhe der Mauern fort, da und dort stehen bald viereckige, bald runde Thürme in noch ziemlich gutem Zustande. In dem ersten sehr geräumigen Hof, der in der Tiefe nach dem Liman ausläuft, wo noch ein Hof die Veste selbst von dem Felsen trennt, steht ein Minaret, in welches drei Kugeln eingeschlagen haben. Hier sind die erwähnten Steine mit griechischen Inschriften und Wappen. Eine mächtige Mauer trennt diesen Hof von dem zweiten rechts, der gleichfalls von Gräben, Mauern und Thürmen umgeben ist, auf denen man bequem herumspazieren kann. Ermauerte, noch ziemlich wohl erhaltene Eingänge führen nach den Höhen der Thürme, auf deren gewölbten Dächern die Wachen stehen mußten. Unterhalb der Mauern in der Erde sind lange dunkle Gänge und Höhlen, die nach der Seite des Liman hinauslaufen. Von der Höhe der Mauern herab ist der Blick auf Liman, Stadt und Schloß wahrhaft wunderbar; eben beleuchtete ihn die aufgehende Sonne, die sich immer höher hob und immer wärmer wurde, da nicht ein Wölkchen sie verschleierte. Von diesem zweiten Hof schneidet eine hohe Mauer mit zwei runden Thürmchen die eigentliche Citadelle ab, wo das Pulvermagazin war und die andern Vorräthe aufbewahrt wurden, und welche gleichfalls gegen das Wasser hingewendet ist. Dieser dritte Hof ist eng und ganz von hohen Mauern eingeschlossen. Auf einer der Wände ist ein nicht leicht zu erkennendes Wappen, in welchem wir jedoch, als wir an einer Leiter hinaufgestiegen waren, etwas wie Mond und Sparen unterschieden. Es ist dieß ein Ueberrest aus den genuesischen Zeiten. Ueber der Thüre des Pulvermagazins ist eine türkische Inschrift, welche die Ausbesserung und den Umbau desselben in das Jahr der Hedschra 1171 (1758 n. Chr. G.) versetzt. In dem unterirdischen Magazin, das früher als Pulverkammer dienen mußte, ist jetzt eine Weinniederlage in mächtigen Fässern.

Als wir das Schloß in die Länge und in die Breite durchlaufen, auch rings umgangen hatten, kehrten wir nach dem ersten Hof zurück, da wir die griechische Inschrift abschreiben wollten, welche sich ziemlich hoch an der Wand findet. Ich stieg an einer Leiter hinauf, aber vergebens, denn die unbequeme Stellung und der zerstörte Zustand der Inschrift ließen mich trotz aller Mühe nicht zum Ziel kommen.

In dem Hof fanden wir eine Menge Bruchstücke von rothen Thongefäßen, die wir zum Andenken mitnahmen. Wir sahen abermals in das Zimmer mit drei Fenstern hinein, welches die Wohnung des Pascha gewesen war, fanden aber nichts Merkwürdiges, außer allenfalls die Form der Fenster. Das Zimmer ist länglich viereckig und hat einen geheimen Ausgang durch die Mauer. Auch die Treppen sind von Stein, wie die sämmtlichen Mauern, Backsteine sieht man nirgends. Als wir das Schloß umgangen hatten, stiegen wir hinab, um es vom Liman aus abzuzeichnen, aber diesen Gang, von dem wir einen Theil von der andern Seite her in der vorigen Nacht zurückgelegt hatten, fanden wir heute am Tage höchst mühsam, mehreremale konnten wir nur mit der größten Anstrengung über die Felsen klettern und verloren unsere Mützen, welche in den Liman hinabfielen. Der Anblick des Schlosses von dieser Seite aus war auch bei Tag sehr schön. Der Name „Weißstadt“ oder „Weißschloß,“ wie er in allen Sprachen überging, kommt ohne Zweifel von den weißen Bausteinen her, aber gerade heute sah es mehr grau und schwarz als weiß her.

Als wir unser Reisegeräthe mit Zeichnungen des Schlosses von innen und außen angefüllt hatten, gingen wir endlich weiter, zu meinem großen Bedauern, daß wir das merkwürdige Schloß sobald verlassen mußten. Eine dreimalige Orangenerfrischung konnte meine Neugierde noch nicht befriedigen. Nadeschdin erzählt in seiner Reise, man habe ihm hier einen Thurm gezeigt, auf dem Puschkin einmal eine ganze Nacht sinnend gesessen; seit dieser Zeit nenne man denselben den Dichterthurm; von dieser Benennung konnte ich aber an Ort und Stelle nichts erfahren. Von dem Schlosse gingen wir am Ufer des Liman entlang nach der griechischen Kirche, aus welcher gerade eine in den mannichfaltigsten Farben prangende Procession mit entfalteten Fahnen herauszog. Wir hatten Gelegenheit die Bevölkerung zu sehen, theils in den Feierkleidern, so daß an dem Nationalcostüm kaum einige Bruchstücke übrig waren. Alles hat hier bereits mit der ganzen Welt die triviale europäische Kleidung angenommen, ohne Noth und Nutzen, namentlich aber ohne allen Charakter und Bedeutung. Griechinnen mit Tüchern in Form von Schleiern auf dem Kopf, aber in Röcken, die nach den neuesten zugeschnitten sind, Griechen in rothen Fesseln, aber in schwarzen Fräcken u. s. w. Der Gesang des Priesters und der aus der Kirche Herausziehenden schien mir seltsam, monoton und pfeifend. Die Kirche selbst, niedrig, verfallen, ärmlich, steht an einer Schlucht, deren Abhang ein kleiner Kirchhof einnimmt. Die Kirche ist ein kleines längliches Viereck mit einem niedrigen Dach und einer Kuppel darüber. Neben ihr und in der Nähe des Kirchhofs liegen Grabsteine mit griechischen Inschriften, aber nicht aus sehr alter Zeit. An den Nebenmauern und auf dem Fußboden der Kirche finden sich eine Menge Reste von schönem, weißem Marmor, gewiß aus einer alten Kirche; hier dienen sie zum Sitzen und um die Einfriedungsmauern zu decken. Das Innere der Kirche will gar nichts bedeuten, es ist arm und buntscheckig. An den Kirchhof stößt eine kleine Capelle, an der Stelle, wo der heilige Jan Soczawski von den Türken ermordet wurde; in der Mitte derselben brennt ein Opferlicht über einer Art von modernem Sarkophag; auf dem Fußboden ist ein mit Farbe überstrichener, gewiß alterthümlicher Stein mit einer griechischen Inschrift, an dem zwei Palmen roh ausgehauen sind. Die Inschrift dieses Steines lautet: „Der neue heilige Märtyrer Jan aus Trapezunt, ermordet zu Akjermann am 2 Jul. 1492; seine heiligen Gebeine finden sich in Soczawa.“ Nadeschin behauptet, die Geschichte seines Lebens finde sich irgendwo in einem griechischen Manuscript. Er war ein Kaufmann aus Trapezunt gebürtig und wurde hier im Jahre 7000 nach Erschaffung der Welt (1492) hingerichtet. Es ist dieß gewiß der Datum der letzten Eroberung Bessarabiens durch die Türken. Bemerkenswerth ist, daß in Soczawa, Trapezunt und Mon-Castro sich gleichmäßig genuesische Colonien fanden.

(Schluß folgt.)

Bildnisse der alten Pharaonen. Hr. Peisse, welcher seit mehrern Jahren sich in Aegypten aufhält, hat vor kurzem ein aus den Ruinen von Karnac gekommenes sehr werthvolles Denkmal des Alterthums nach Paris geschickt, nämlich Basreliefs aus dem Palast der Vorfahren von Méris. Diese Basreliefs enthalten in zwei Abtheilungen etwa 60 Porträts der alten Pharaonen in ihrer Reihenfolge. (Echo du Monde Savant vom 28 Jul.) Wenn diese Sache sich wirklich so verhält, so kann endlich ein langer Streit über einen Theil der ägyptischen Dynastien genügend gelöst werden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 221.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

8 August 1844.

Die Lage Brasiliens im Jahre 1844.

2. Die Regierung, die Kammern und die Gesellschaft.

In Folge der Revolution vom April 1831 wurde die jetzt bestehende constitutionelle Regierungsform eingeführt. Brasilien hat einen Kaiser, verantwortliche Staatsminister, eine Deputirtenkammer und einen Senat, dessen auf Lebenszeit erwählte Mitglieder dem Kaiser zur Auswahl vorgelegt werden. Hält man sich nur an die äußern Formen, so scheint der Gang der Regierung Brasiliens ganz regelmäßig, und allerdings, wenn dieß Reich von Männern geleitet wäre, welche das Gefühl und die Erkenntniß ihrer Pflichten hätten, so würde es in seiner jetzigen Organisation zahlreiche Elemente der Macht und der Wohlfahrt finden. Man muß sich also vor allem fragen, ob der Kaiser, die Minister und die Kammern ihrer schwierigen Aufgabe gewachsen sind.

Don Pedro II ist von zarter Gesundheit und kränklichem Aussehen; das Steife, was man in der Haltung des jungen Kaisers bemerkt, schreibt man einer außerordentlichen Schüchternheit zu, und die Lebensweise, welche ihm auferlegt ist, würde auch diesen Mangel an Freiheit der Bewegungen hinreichend erklären. Don Pedro ist ziemlich klein, frühzeitig dick geworden, macht sich wenig Bewegung und steigt nur sehr selten zu Pferde. Die äußere Aehnlichkeit zwischen ihm und seinem Großvater Don Juan VI ist sehr groß. Man könnte auch zwischen dem Großvater und Enkel mehr als Einen Zug der Aehnlichkeit entdecken, denn bei beiden vereinigt sich Hartnäckigkeit mit Indolenz und Schwäche. Indeß ist man doch hinsichtlich des Charakters Don Pedros II im Ganzen auf Vermuthungen beschränkt, denn eine einzelne Vorstellung gewährt noch nicht die Gelegenheit, sich zu versichern, ob seine Gleichgültigkeit, seine scheinbare Gutmüthigkeit nicht doch eine gewisse Lebhaftigkeit des Geistes verbergen. Der Kaiser spricht nie, sondern heftet auf den Fremden einen festen, aber ausdruckslosen Blick. Er grüßt und antwortet durch ein Nicken mit dem Kopf oder eine Bewegung mit der Hand, und man verläßt mit einem schmerzlichen Eindruck den 20jährigen Fürsten, der so traurig und unglücklich scheint. Der Ernst dieses jungen Mannes flößt keine Achtung, sondern fast Mitleiden ein.

Man weiß nicht, ob der Kaiser selbst mit guten Absichten den Aufgaben einer Lage gewachsen ist, welche eine große Einsicht und einen festen Willen fordert. Es wäre unbesonnen, wenn man jetzt diese Frage lösen wollte. Bisher hat Don Pedro noch nicht den Einfluß ausgeübt, den die constitutionellen Formen einem gewandten Fürsten gewähren, um die Parteien zu meistern; er hat keine andere politische Tendenz gezeigt, als eine lebhafte Anhänglichkeit an die alten Vorrechte, welche die strengen Vorschriften der am portugiesischen Hofe befolgten Etikette in Brasilien eingeführt haben. Allen Parteien fremd, sieht er ein Ministerium dem andern folgen, ohne Bedauern, wie ohne Vergnügen. Keine Gelegenheit hat sich noch geboten, wo seine politischen Neigungen hervorgetreten wären.

Geben wir vom Kaiser auf die Minister über, so finden wir sehr hochfliegende Ansprüche fast unwandelbar mit Unfähigkeit gepaart. Ich könnte nicht Einen, dieses Namens würdigen Staatsmann unter den verschiedenen Ministern nennen, welche das Staatsruder in Brasilien geführt haben. Fände sich in diesem Reiche ein einziger Minister, welcher die Lage der verschiedenen Provinzen beurtheilen, ihre verschiedenen Interessen und Bedürfnisse richtig auffassen, und so dem Lande eine politische und administrative Leitung geben könnte, die Lage von Brasilien würde sich bald wesentlich verbessern, aber die gänzliche Unwissenheit der Regierungsmitglieder erlaubt ihnen nicht, eine solche Bestimmung zu erfüllen. Schlecht unterrichtet über die Bedürfnisse des Landes, sehen sie einen Aufstand um den andern ausbrechen, denen eine verständige Anwendung der Staatsgewalt leicht und allein ein Ziel setzen könnte. So bereitet sich eine Krise vor, die in näherer oder fernerer Zeit eine Auflösung des Reichs herbeiführen zu müssen scheint. Wer soll eine solche Krise verhindern? Der Einfluß des Kaisers ist null; die Minister haben kein politisches System, die Parteihäupter, welche ans Ruder gelangen, vernichten was ihre Vorgänger gethan, und streben nur durch diese unnütze Aenderung ihre kindische Eigenliebe zu befriedigen. Dir nach Popularität strebenden Mi-

Digitized by Google

nister stimmen nur in Einem Punkte zusammen, nämlich dem stets regen, stets mißtrauischen Nationalstolz Concessionen zu machen. Diese Popularitätssucht treibt sie sogar zu seltsamen Unklugheiten Europa gegenüber, und zu den innern Verlegenheiten kommen oft noch äußerst widerwärtige Verwicklungen in den Verhältnissen zu den fremden Mächten. Im Jahre 1843 wurde das Ministerium gestürzt durch eine Etikettenfrage. Auf den Empfang des Sir Henry Ellis, außerordentlichen Gesandten der englischen Regierung, folgte eine lange und sehr aufreizende Polemik zwischen dem Großmeister des Palastes und dem Kriegsminister. Diese beiden vornehmen Personen klagten sich gegenseitig an, die brasilianische Nation erniedrigt zu haben, indem sie dem Gesandten Englands zu viele Ehrenbezeugungen erzeigten. Es handelte sich von einem Trommelwirbel und einer zur unrechten Zeit gesenkten Fahne. Die Bevölkerung gerieth in Aufregung, man warf dem Minister seine feige Nachgiebigkeit vor, denn die Nationalfahne vor einem englischen Gesandten senken, das hieß die Nation erniedrigen. Der Kriegsminister sandte, nachdem er sein Benehmen in den Journalen gerechtfertigt, seine Entlassung ein, die vom Kaiser angenommen wurde, und das Ministerium mußte sich auflösen, um Leuten Platz zu machen, welche dieser wichtigen Frage fremd geblieben und geneigt waren, England keine Concessionen zu machen. Den Veränderungen der Ministerien und der politischen Richtung liegen eben so nichtige Ursachen zum Grunde, aber unter dem frivolen Anschein birgt sich ein ernstes Uebel, nämlich die Bekämpfung des europäischen Einflusses; man besteht hartnäckig darauf, die Fremden zurückzuweisen, denn man ist überzeugt, daß der Handel mit Europa, weit entfernt dem Lande vortheilhaft zu seyn, den Verlust alles aus den Minen gewonnenen Goldes nach sich ziehe. Diese herrschende Meinung nöthigt die Regierung, ihre Verbindungen mit den europäischen Staaten mehr und mehr zu beschränken. Die Regierung ist auf einem falschen Wege, und niemand in Brasilien scheint diese Frage zu begreifen.

(Schluß folgt.)

Pau.

(Schluß.)

Als Napoleon im Jahre 1808 durch Pau kam, fühlten sich die Bearner nicht wenig verletzt durch die Gleichgültigkeit, welche er gegen ihren Helden Heinrich IV zeigte; kaum sah er das Schloß an, in welchem ihr geliebter Landsmann geboren war, und ging so mißachtend damit um, daß seine Soldaten ihre Caserne daraus machten. Aber Napoleon hatte nichts mit Heinrich IV zu thun, die Revolution, welche ihn erhoben hatte die alten Erinnerungen hinweggefegt. Die Statue des einst angebeteten Henry war in die Seine geworfen und sein Name verwünscht worden, als wäre er nicht besser gewesen als die übrigen seines Geschlechts, welche die Volkswuth der Vergessenheit weihte. Napoleons Politik war es nicht, einen verlassenen Götzen wieder aufzurichten, und er hätte den letzten Stein aus dem Schlosse verfallen lassen, ohne es zu beachten. Aber daß die lange Reihe von Königen, welche stets sich der Abkunft von dem unsterblichen Bearner gerühmt hatten, seinen Gebeinen gleichfalls vernachlässigte, ja plünderte, macht ihrem Andenken wenig Ehre. Der Sohn der Maria von Medicis kam nach seines Vaters Tode nach Bearn, und zwar einzig in der Absicht, alle die kostbaren Kunstwerke, woran die Könige und Königinnen von Navarra Jahrhunderte lang gesammelt hatten, Schätze, die nach den Geschichtschreibern jener Zeit ihresgleichen im 16ten Jahrhundert nicht hatten, mit fortzuführen. Das Louvre bereicherte sich durch die Beraubung von Bearn, Tapeten, Gemälde, Meubles, Kunstgegenstände aller Art wurden fortgeführt und nichts an seinem ursprünglichen Platze gelassen. Ludwig XIV und sein Nachfolger kümmerten sich wenig um das Land, außer um Steuern zu erheben; Ludwig XVI, der letzte der Bourbonen, welcher den Eid auf die Fors *) leistete, versprach anders zu handeln und sich mit diesem vergessenen Winkel seines Gebiets näher zu beschäftigen, aber die unglücklichen Ereignisse, welche seine verworfenen Vorgänger herbeigeführt hatten und die ihn vom Throne stürzten, hinderten die Erfüllung seiner Absichten.

Als das souveräne Volk selbst Herrscher geworden war, wurde die Verachtung, womit alles Aristokratische behandelt wurde, auch in vollem Maaße der Wohnung Heinrichs IV zu Theil. Das vernachlässigte Schloß der Beherrscher von Bearn blieb ein Ruinenhaufen, den jedes folgende Jahr seinem gänzlichen Einsturz näher zu bringen drohte, als eine nochmalige Revolution eintrat, um den „alten Aesop zu erneuern." Ludwig Philipp, dem jeder Winkel und jede Ecke seines weiten Königreichs bekannt und vertraut scheint, vergaß nicht die Wiege seines erlauchten Ahnherrn und eilte, dem Schlosse von Pau die rettende Hand zu reichen. Als der Baumeister, welchen der König mit der herkulischen Arbeit beauftragte, das Schloß von Pau wieder herzustellen, daselbst ankam und den Zustand von Verfall sah, muß er über die Größe des Unternehmens erschrocken seyn. So wie ich es noch sehe, grau, feucht, verwittert und zerstört, selbst jetzt in seinem Uebergangszustande, nachdem schon mehrjährige Arbeit darauf verwendet worden, kann ich nur erstaunen, daß man den Plan faßte, ein so verfallenes Gebäude wieder herzustellen; aber nach dem zu schließen, was bereits geschehen, darf man wohl hoffen, daß die große Arbeit ausgeführt werden, und daß nach zehn Jahren, was man von dem traurigen Aussehen des Schlosses Heinrichs IV erzählt, nicht mehr Glauben finden wird.

Was muß der Zustand gewesen seyn, ehe die hübsche Brücke bestand, welche von dem Schloßplatz nach dem Spaziergang la Basse Plante führt? Man erzählte mir, daß ein Rothdach mit Schutthaufen an der Seite diesen Theil des Schauplatzes ausfüllte, aber in weniger als einem Jahre war alles verändert, und die hübsche Terrasse, so wie die prächti-

*) Les fors (gleich den spanischen Fueros) heißen die berühmten Gesetze von Bearn.

Digitized by Google

gen Spaziergänge, welche diese Seite des Schlosses zieren, versprechen noch weit mehr. Der Herzog von Orleans kam selbst zur Stelle, hinderte das Niederreißen einiger Gebäude, die von dem in Verlegenheit gerathenen Architekten bereits zur Demolirung verurtheilt waren, und machte allerlei Vorschläge, die darauf hindeuteten, daß er in künftiger Zeit Pau auf kurze Fristen zu seinem Aufenthaltsort erlesen werde. Sein Tod zerstörte viele Hoffnungen, auch an der Gave, aber das Schloß ward darum doch nicht vernachlässigt; die Architekten sind hier und die Arbeiter sind thätig, die schönen Arabesken und Reliefs treten zu Tage in all ihrer ursprünglichen Zartheit, die Decken erglänzen in neuer Vergoldung, die Mauern von neuen Tapeten, und die Zimmer werden neu getäfelt. Ohne den Tod des Herzogs von Orleans wäre das Schloß wohl bereits für einen königlichen Besuch eingerichtet, aber alle die prächtigen aus Paris hergesandten Möbeln, mit denen die eine Zimmerreihe ausgestattet werden sollte, stehen noch unbenützt da, und in die Verschönerungen ist ein Stocken gekommen. Zu den merkwürdigsten und interessantesten Möbeln gehört das Bett und der Stuhl von Jeanne d'Albret; ihr Schirm, den sie vielleicht selbst gestickt, und das Bett Heinrichs II, lauter schöne Proben der Kunst, namentlich das letztere ganz einzig in seiner Art, und das merkwürdigste Stück, welches ich noch gesehen habe. Die Sculptur ist sehr sorgfältig gearbeitet, am Fuße lehnt in Relief eine schottische Wache, wie sie damals immer an der Schwelle des Fürsten sich befand. Eine Eule von ganz eigenthümlichem Ausdruck sitzt wachend gegenüber, umgeben von Blätterwerk und Mahlköpfen; die Pfosten der Bettstelle sind schön gedreht, und es ist so eingerichtet, daß man sie auseinanderziehen und schließen kann, so daß es bei Nacht ein Bett, bei Tag ein Cabinet ist; auch der ausgeschnitzte Bogen an der Rückseite ist vortrefflich gearbeitet. Ein Betschämel aus derselben Zeit ist in der Nähe, aber all dieses Möbelzeug ist nur für den Augenblick untergebracht, nichts ist in Ordnung; die Bewunderung, mit der man diese Proben alter Kunst betrachtet, hat mit dem Schlosse Heinrichs IV gar nichts zu thun, und alles dieß könnte eben sowohl in du Sommerards Museum, in dem reizenden Hotel de Cluny stehen.

Es möchte freilich besser gewesen seyn, das Schloß ganz mit Möbeln zu füllen, die ausschließlich der Zeit Heinrichs IV oder der nachergehenden angehörten und es fiel mir auf, daß vieles von dem, was aus Paris kam, aus der Zeit Ludwigs XIV ist, und zu den Erinnerungen des Schlosses von Pau gar nicht paßt. Die Tapeten, womit die Wände bedeckt sind, gehören hauptsächlich der Zeit Franz I an, und sind, so wie einige neuere Gobelins, welche Scenen aus dem Leben Heinrichs darstellen, sehr passend. Die schönsten, ja man möchte sagen, die einzig schönen Theile des Schlosses sind die Decken der Haupttreppe und der davon auslaufenden Gänge; die Medaillons zeigen die Köpfe von Margnerite von Valois und ihrem Gemahl Henry d'Albret mit ihren verschlungenen Anfangsbuchstaben und Wappen; diese kommen auch wieder an den Caminen mitten unter den ausgesuchtesten Arabesken vor, welche die Geschicklichkeit des neuen Bildhauers mit ungemeiner Zartheit wieder hergestellt.

In einem der Zimmer steht die schöne Marmorstatue Heinrichs, welche von Francaville bald nach der Schlacht von Ivry ausgeführt wurde; sie ist sehr ausdrucksvoll, gehörte der Galerie Orleans an, und wurde von dem König der Stadt Pau geschenkt.

So oft ich indeß durch den Hofraum dieses verfallenen Gebäudes gehe, fühlte ich, daß es nie ganz aus seinen Ruinen sich erheben kann, die Zerstörung ist allzu vollständig. Welches Interesse kann eine Restauration erregen, zu deren Bewerkstelligung so viel weggeräumt und weggekratzt werden muß, daß kaum eine Spur von dem bleiben kann, was ursprünglich da war! Wie soll man die Medaillons an den äußern Mauern, wie die schön ausgeschnitzten Thüren, Karnieße und die ausgemeißelten Fenster, deren Verzierungen bis ans Dach hinaufgingen, wieder herstellen? wie die Façade erneuern, ohne die eigenthümliche Linie von Mauerkränzen zu zerstören, welche die Etagen abtheilen? wie die einst vorhandene, aber lang verschwundene Terrasse wieder errichten, ohne die selbst in ihrer Häßlichkeit ehrwürdigen Ueberreste des Alterthums zu zerstören? Wie will man dem ganzen Platz wieder ein Ansehen geben, ohne den Schutt des alten Münzthurms wegzuräumen, der von elenden Bauten eingeschlossen ist? Dieß wird indeß wahrscheinlich geschehen, und wenn man den Zustand der Stadt und die vielen darin nothwendigen Verbesserungen erwägt, so möchte es vielleicht am rathsamsten seyn, diese auszuführen und den Gedanken an eine Wiederherstellung des Schlosses ganz aufzugeben. Den Hof wieder pflastern und den Schmutz wegräumen, das kann ohne viel Zeit- und Geldaufwand geschehen, und der alte Bau würde dadurch nicht leiden. Gegenwärtig ist der Eingang der vernachlässigste Theil, und bietet noch immer einen sehr unangenehmen Anblick dar.

Chronik der Reisen.

Ovidiopol, Dniestr und Akjerman.

(Schluß.)

Nachdem wir von hier aus den Liman und die schöne weitere Aussicht genugsam betrachtet, wollte ich meinen Gefährten bereden, auch noch zur Quelle der heiligen Parasceva zu gehen, aber sie war allzu entlegen, die Sonne brannte, wir hatten noch viel zu sehen, und ich mußte diese Pilgerfahrt aufgeben. Ueber diese Quelle, welche anderthalb Werste von der Stadt am Liman sich zwischen den Felsen findet, die hier eine Schlucht bilden, läuft im Munde des Volks eine vortreffliche Sage um. Parasceva war aus Polen gebürtig. Die Tataren raubten sie auf einem ihrer Einfälle in Podolien, und boten sie ihrer Schönheit wegen dem Pascha von Akjerman, einem frischen, schönen Jüngling, zum Geschenk an; sie war kaum 16 Jahre alt, aber ihre Seele war stärker als ihr Alter, und ihre Frömmigkeit war groß. Vergebens schmeichelte ihr der verliebte Türke, um sie zu gewinnen, auf alle Weise, hielt sie in seinem Harem und überhäufte sie mit Geschenken, Versprechungen und süßen Worten. Sie blieb trübsinnig, schwieg hartnäckig, wurde nie munter und legte ihre Trauer nicht ab.

Vergebens ſuchte der Türke ſie ſich geneigt zu machen. Er bat und demüthigte ſich, ſie widerſtand ihm und betete. Endlich aber durch ihren Widerſtand erbittert, trat er in einer Nacht in den Haarem, ging nach der Wohnung Paraska und warf ſich über ſie, aber ein Engel ſtand da zum Schutz der Frommen. Der beſtürzte Muſelmann zog ſich zurück. Paraska aber machte ſich die offenen Thüren und die Zeit der Beſtürzung zu nutze und ſprang hinaus; ſie kam an den Wachen vorüber, eilte nach dem Liman, längs dem Ufer fort und ſuchte einen Kahn, der ſie hinüberführe und ihre Flucht erleichtere. Hier theilt ſich die Sage, die einen behaupten, ſie ſey am Ufer hingegangen, die andern, ſie ſey durch einen unterirdiſchen Gang aus dem Schloſſe gekommen; dieſer Gang ſey ſogar vor noch nicht langer Zeit noch vorhanden geweſen, die griechiſchen Mönche hätten ihn aber mit einem Stein verſtopft.

Die Leute, welche der zornige Paſcha, als er wieder zu ſich gekommen, dem Mädchen nachſchickte, erreichten ſie auf den Felſen, wo ſie ſich zu verbergen ſuchte und nach den Nachen auf dem Liman umſchaute. Gerade wollte man ſie ergreifen, als ſie in einen reinen Bach zerfloß; die Quelle nennt man jetzt noch die Quelle der heiligen Paraska oder die heilige Quelle, ſchreibt ihr wunderbare Heilkräfte zu, und die Kranken wandern dahin, um in derſelben zu baden. Jetzt iſt die Quelle mit einer Mauer eingefaßt und ihre Tiefe beträgt anderthalb Ellen. Leid that es mir, daß die Hitze des Tages und unſere Eile mich abhielt, aus der poetiſchen Quelle Waſſer zu ſchöpfen. Als wir von der griechiſchen Kirche zurückkehrten, beſichtigten wir den türkiſchen Theil der Stadt, welcher geblieben iſt, wie er zu den Zeiten der mahammedaniſchen Herrſchaft war. Es iſt dieß ein Labyrinth gewundener und ſo ſehr an Mauern eingefaßter Gäßchen, daß nirgends das Vordertheil eines Hauſes an dieſelbe ſtoßt; durch enge Thore kommt man in einen Hof, in welchem ein elendes, ſchlecht zuſammengeflicktes, mit Schilf gedecktes Haus ſteht, deſſen Fenſter mit hölzernen Gittern und Stäben verwahrt ſind; an jedem dieſer Häuschen iſt ein Vordach, das Schatten gegen die Sonne gewähret, und innerhalb deſſelben iſt ein Sitz oder eine breite Bank, auf der die Türken der Kühle genoſſen oder in ihrem Gewerbe arbeiteten. So fanden wir auch auf einem Sopha liegend vielleicht den letzten Türken in Aljeeman, einen armen alten Mann. Er lag auf der Bank unter dem Vordach ſeines Hauſes in einer rothen Koppe ohne Turban, und die Pantoffeln ſtanden vor ihm auf dem Boden; er trug einen langen dunkeln Kaftan, hatte eine Tabaksdoſe in der Hand und eine ſilberne Uhr im Gürtel. Als wir uns ihm näherten und um Feuer für unſere Pfeifen baten, reichte er uns gutmüthig, denn er verſtand uns nicht, ſchwarzen Tabak von häßlichem Ausſehen, womit er uns eine Ehre zu erzeigen gedachte.

Alle Gäßchen dieſer alten Stadt ſind krumm, eng und trübſelig. Auf dem Wege veranlaßte uns eine kleine Thüre in einer Mauer, die auf eine ſeltſame Weiſe aus Grabſteinen mit armeniſchen Inſchriften zuſammengeſetzt war, ſtill zu ſtehen; ein Stein, rund ausgearbeitet, deckte dieſelbe, zwei andere bildeten die Seite. Hinter der Mauer war nichts mehr zu ſehen. Indeß führte dieſer Gang auf den armeniſchen Kirchhof und in die armeniſche Kirche. Auf der Schwelle empfing uns in einem langen Kleid, den Gürtel umgebunden, der armeniſche Geiſtliche und verſprach uns die Kirche aufzuſchließen, bis aber die Schlüſſel von ſeinem Vorgeſetzten anlangten beſichtigten wir die Gräber, deren eine Menge um die Kirche her lagen. Der Geiſtliche konnte uns die ältern Grabſchriften ſelbſt nicht leſen; die, welche er las, waren ganz neu und unintereſſant.

Die Kirche iſt halb in der Erde, finſter und trübſelig; über dem Haupteingang iſt eine abgeſonderte, breite Galerie für die Frauen, welche eben ſo wie die ganze Kirche mit Matten und Lederkiſſen ausgelegt iſt. Kirchenſtühle und Bänke ſind keine da, ſelbſt der Thron des Archierei, in welchem ſeine ceremoniellen Schuhe ſtehen, hat keinen Sitz; der Altar gleicht dem in den unirten Kirchen und an den Mauern ſind ſehr alte Grabſteine, mit ausgeſchnittenen ſymboliſchen Zierrathen, Palmen, Vögeln, Fiſchen u. dgl. In der Wand der Sacriſtei iſt eine kleine ſteinerne Wanne zum Taufen eingemauert. Dort ſahen wir noch eine ſilberne Schale zum Weihrauch mit der hebräiſchen Inſchrift: Jakub den Joachim. Die Malereien gleichen den griechiſch-byzantiniſchen, es ſind dieſelben Typen. Die Kirche mit ihrer Vertiefung in die Erde erinnert ausdrucksvoll an die noch nicht lange vergangenen Zeiten des Drucks und der Knechtſchaft; mit den Matten auf dem Boden und den da und dort liegen gelaſſenen Pantoffeln und Kiſſen hat ſie ein ſehr originelles, halb orientaliſches Ausſehen; die Außenſeite iſt ganz friſch geweißt und ſehr gewöhnlich.

Die Sonne brannte immer ſtärker, als wir von Schweiß übergoſſen und ermattet nach einem ohne Frühſtück von 7 bis 12 Uhr gemachten Spaziergang nach unſerer Wohnung zurückkehrten, um aber keine Zeit zu verlieren, begaben wir uns in dem alſogleich angeſpannten Wagen nach den Weingärten. Einige derſelben haben den Ruhm hohen Alters und beſtanden ohne Zweifel ſchon zur Zeit der Eroberung, aber die Erweiterung derſelben und der Fortſchritt des Weinbaues hat erſt in neuerer Zeit begonnen. Die Weingärten liegen auf einer ſandigen Fläche, ſind von breiten Gängen durchſchnitten, die größtentheils mit Maulbeerbäumen, Brustbeer- und Pfirſichbäumen bepflanzt ſind. Die Maulbeerbäume jedoch, die man hier zur Bereitung der Seidenraupen ſetzt, wiegen vor. Auch wälſche Nußbäume finden ſich hier. Die Weinberge dehnen ſich auf einige Werſt hin aus, wir durchwanderten dieſelben, fanden aber keine lebendige Seele darin. Die Reben ſind weder an ein Geländer, noch auch nur an Pfähle angebunden, und die Früchte ſieht man deßhalb auch häufig auf dem Sandboden liegen. Man zeigte hier einige Weingärten, die antworten alt ſeyn ſollen. Hier macht man rothe Weine, die dem Petit Bordeaux, und weiße, die dem Caſſis gleichen, etwa 200,000 Wedro; von dieſen werden 100 bis 150,000 verkauft, der Reſt an Ort und Stelle conſumirt. Aus den Traubenträbern gewinnt man guten Branntwein.

Transport des Leuchtthurms von Sutherland. Der zu Sutherland im Jahre 1802 erbaute Leuchtthurm hat 76 Fuß Höhe bei einem Durchmeſſer von 15 Fuß. Er iſt aus polirten Steinen erbaut und hat im Innern eine Wendeltreppe. Sein Geſammtgewicht beträgt 338 Tonnen, und obwohl er nur einen Flächenraum von 162 Quadratfuß einnimmt, ſo war doch immer die Fortſchaffung einer ſolchen Maſſe ein ſchweres Unternehmen. Indeß wurde es dennoch von dem Ingenieur Mineray vorgeſchlagen und ausgeführt. Man machte eine Art Rollbett unter dem Thurm, und die erſte Bewegung deſſelben betrug 28½ Fuß; dadurch ward er aus ſeiner bisherigen Stellung auf die Linie des neuen Dammes geſchoben, und nun mußte eine Wendung vorgenommen werden. Auch dieſe ging glücklich von Statten, und die Bewegung betrug jetzt 33½ Fuß in der Stunde, ſo daß der Thurm in 14 Stunden eine Strecke von 447 Fuß zurücklegte. Das Wagſtück gelang vollkommen. (Echo du Monde Savant vom 28 Jul.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 222.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

9 August 1844.

Der Baikalsee.

(Vaterländische Memoiren. Junius 1844.)

An den südlichen Gränzen des Gouvernements Jekutsk liegt der große Baikalsee, welcher die Straße von Jekutsk nach Kiachta und den Bergwerken von Nertschinsk gerade durchschneidet. Er erstreckt sich zwischen 51° bis 56° N. B. und 122° bis 127° O. L. v. F. Seine Gestalt ist sichelförmig; anfangs erstreckt er sich von Norden nach Süden, dann wendet er sich nach Westen und birgt endlich gegen Nordwesten um. Seine Länge beträgt 1000 Werst, die Breite ist sehr verschieden: die schmalste Stelle zwischen den Mündungen der Selenga und Buguldeicha ist etwa 30 Werst breit; bei der Insel Olchon gegen Norden ist die breiteste Stelle, etwa 100 Werst; an den übrigen Stellen wechselt er zwischen 50 und 80 Werst. Inseln hat der See wenig, und diese liegen alle in der Nähe des Ufers: die bedeutendsten sind Olchon, Uschkanji, Baklanji, Listwänitschny, Pustoi und Stolbowoi.

An der Insel Olchon macht der See eine bedeutende Bucht, und in dieser liegt die Insel, welche 60 Werst Länge und etwa 12 W. Breite hat; von dem eigentlichen festen Lande ist dieselbe an mehreren Stellen nicht über zwei Werste entfernt. Die ganze Insel besteht aus hohen Bergen und scheint von ferne eine unbewohnte Einöde, indeß sind an der Nordostseite Schluchten, in denen Buräten theils als Viehzüchter, theils als Jäger herumziehen; Ackerbau ist wegen des steinigen Bodens durchaus unmöglich. Auf der ganzen Insel ist nicht Ein Bach, und Menschen und Vieh müssen sich mit dem Wasser aus dem Baikalsee begnügen; manchmal werden auch Brunnen gegraben. Nahe an dem Nordende der Insel erhebt sich ein ungeheurer Fels aus dem Wasser, der für die Buräten in wichtigen Angelegenheiten ein Gegenstand der Verehrung ist. Nach der Sage findet sich auf einem hohen Berge der Insel der Feuerdock Dschingischans. Die übrigen Inseln des Sees sind unbedeutend, von 3 bis 8 Werst lang und durchaus unbewohnbar; zwei derselben sind sogar nur kahle, aus dem See hervorstehende Felsen.

In den Baikal fallen drei schiffbare Ströme, die obere Angara, der Baegusin und die Selenga; sieben ziemlich große Flüsse: Turka, Sneshnaja, Utulik, Dson-Murin, Golousinaja, die große Buguldeicha und die Anga; Flüßchen, die einen Lauf von 10 bis 50 Werst haben, nicht weniger als 217, Bäche und Quellen eine unzählige Menge. Außerdem münden einige Seen in den Baikal aus, und alle in denselben fallenden Gewässer haben einen reißenden Lauf; nach den Regen werden die Bäche zu Strömen. Die obere Angara fällt in das Nordende des Baikal; dieser öde Fluß wird nur in so weit benützt, daß im Monat August von andern Orten her Fischer dahin kommen, um Fische zu fangen. Die Selenga kommt aus der Mongolei und fällt von Südosten her in den Baikal; dieser wasserreiche Strom, der über sehr sandigen Boden läuft, verschlämmt den See und setzt jedes Jahr neue Inseln an. Jetzt schon ist die Mündung der Selenga gegenüber die schmalste Stelle des Baikal, und man hat berechnet, daß etwa in 1000 Jahren dieser Strom durch das Hereinschwemmen des Sandes den See in zwei Theile theilen wird. Die Ufer der Selenga sind nicht sehr dicht bevölkert; bedeutende Dörfer liegen nur an den in dieselben fallenden Flüssen und Bachen. Der Barguzin, ein reißender, schiffbarer, aber schwach umwohnter Strom, gewährt nur durch den Fischfang einen Nutzen, so wie durch den blauen Thon, womit man in Jekutsk die Zimmer anstreicht. Von den in den Baikal sich ergießenden Seen ist nur der Florichino bemerkenswerth; er liegt zwischen dem Barguzin und der obern Angara auf einem hohen Berge, und sein Ablauf soll einen Wasserfall von 50 Klafter Höhe bilden; man fängt in diesem See Alpenforellen. Aus dem Baikal heraus fließt nur Ein Fluß, die Angara, zum Unterschied von der obern Angara manchmal auch die untere genannt. Viele werfen in dieser Beziehung die Frage auf: wohin kommt die aus mehr als 300 Zuflüssen hereinströmende Wassermasse, welche die der untern Angara wohl 200mal übersteigt. Einige haben an unterirdische Abflüsse nach dem Meere gedacht, aus welchem auch die Robben in den Baikalsee gekommen seyn sollen. Dieß ist aber wohl eine überflüssige Anstrengung der Einbildungskraft.

Digitized by Google

An den Ufern des Baikal sind heiße Quellen, von denen die an der Turka und dem Bargasin die bekanntesten sind. Die ersten brechen 9 Werst von der Mündung des Turka, der Insel Olchon gegenüber, hervor, und ihre Temperatur beträgt 44° R. Hier sind Bader eingerichtet. Die Quellen von Bargusin sind in der Nähe der gleichnamigen Stadt, und ihre Temperatur ist so hoch, daß man in einer halben Stunde Fleisch darin kochen kann, aber wegen des schwierigen Zugangs werden sie nur von den Umwohnern besucht.

Der Baikal ist von hohen Bergen umgeben, und liegt zwischen ihnen wie in einer Schüssel. Diese Berge erheben sich an der Südostgränze über die Schneelinie, und einige, z. B. der Chamar Dadan, erreichen eine Höhe von zweitausend Klafter über dem Meere. Auf den Bergen an der Mündung der Sneshnaja *) schmilzt der Schnee niemals. Auf den Höhen um den Baikal trifft man Granit, Lava und schwarzen Krystall; weiter unten Molybdänocker (m. naletjela), Talk, Baikalit, Prehnit, Schiefer und an einigen Stellen Frauenglas in Tafeln; im Grunde der Flüsse trifft man Lazulith. Metalle hat man außer unbedeutenden Goldkörnern keine gefunden. Die Berge um den Baikal sind in mineralogischer Hinsicht nur durch den Akademiker Larmann und auch durch diesen nur an einigen Stellen aufmerksam untersucht worden.

Alle baikalischen Berge sind mit Ausnahme der ganz kahlen mit finstern Wäldern bedeckt; die sibirische Ceder, die Lärche und die Fichte wachsen zur gewöhnlichen Höhe; weiterhin auf dem weißen Moose gedeiht die Schneerose (rhodod. chrysanthum), auf den Höhen der kahlen Berge breitet sich die Andrameda aus; an den Abhängen in der Nähe der Flüsse wachsen ungeheure Pappeln, aber die Erle erreicht nicht ihre gewöhnliche Höhe. Unter den übrigen Pflanzen sind die Gentianen bemerkenswerth. Die baikalische Flora bildet eine besondere Abtheilung wie die kaukasische und uralische.

(Fortsetzung folgt.)

Die Lage Brasiliens im Jahre 1844.

3. Die Regierung, die Kammern und die Gesellschaft.

(Schluß.)

Es würde den Kammern zukommen, der Unmacht der leitenden Gewalt aufzuhelfen, und die zu Rio Janeiro versammelten Deputirten könnten das Land aufklären über seine wahren Interessen, wenn der Nationalstolz nicht auch hier seinen verderblichen Einfluß äußerte. Unglücklicherweise scheint man nur beschäftigt, der Eigenliebe der Brasilianer zu schmeicheln. Oft hörte ich politische Manner das Geständniß ablegen, daß die jetzige Bildung des Landes sich nicht mit einer Repräsentativverfassung vertrage; sie erkennen die Nothwendigkeit an, eine minder engherzige Bahn einzuschlagen, dem Localeinfluß und den Privatinteressen Stillschweigen aufzuerlegen, und die Nation auf einen gedeihlicheren Weg zu dringen. Aber solche Geständnisse helfen nichts, denn dieselben Leute führen, wenn sie zur Gewalt gelangen, eine ganz andere Sprache. Diese Nationaleitelkeit gibt sich selbst in Dingen von materiellem Interesse kund: die Deputirten der verschiedenen Provinzen vermeiden die Discussion, welche der Zustand ihrer besonderen Landestheile hervorruft; sie fürchten gestehen zu müssen, daß ihre Provinz weder so civilisirt noch so reich ist, wie die andern, und statt die Eröffnung neuer Straßen zu fordern, verwerfen sie solche als überflüssig; ihre Provinz, behaupten sie, vereinige schon alle möglichen Vortheile. Wenn der Reisende alle die schönen Dinge glauben wollte, welche die Deputirten mehrerer Provinzen behaupten, so müßte man überzeugt seyn, daß das Reich der größten Wohlfahrt genieße; die Brasilianer selbst sind nur allzu überzeugt, daß alle diese glänzenden Berichte wörtlich wahr seyen.

Wer irgend die Staatsmänner Brasiliens in der Nähe gesehen hat, erklärt sich leicht, warum sie ihren Geschäften so wenig gewachsen sind: trifft man sie in den Salons, so sind sie angenehm und unterhaltend; ihre Eitelkeit, die allenthalben durchbricht, gibt ihrem Gespräch etwas sehr Pikantes. Wenn ihre Ansichten über Europa, über die allgemeine Politik der Mächte gewöhnlich nur aus den Discussionen der Presse aufgelesen sind, so bringen sie doch bei ihrer äußerst feinen Beobachtungsgabe und ihrer schlecht verhehlten Eifersucht häufig Gegenstände nochmals zur Sprache, die ganz erschöpft scheinen. Ihre Bildung ist sehr mannichfaltig aber oberflächlich, und sie haben hinreichend Lebhaftigkeit des Geistes, um einen Gegenstand zu behandeln, den sie nie studirt haben. Die Unterhaltung, die Polemik haben für sie einen ungemeinen Reiz, aber in einer ernsthaften Discussion verräth sich der Mangel an gründlicher Bildung bei dem ersten Schritt. Auf der Tribune werden diese glänzenden Schwatzer lächerliche Redner, und wenn sie sich nicht ihren gehässigen Leidenschaften hingeben, so vernimmt man nur die großen Worte Freiheit, bürgerliche Rechte, Constitution u. s. w.

Die lächerlichen Vorurtheile des Nationalstolzes sind nicht das einzige Uebel, was die Regierung bestehen läßt, ohne es zu bekämpfen. Man braucht nur einen Blick auf die brasilianische Gesellschaft zu werfen, um zu erkennen, daß die moralischen Interessen gänzlich vernachlässigt sind. Man unterscheidet in der Bevölkerung 1) die in Europa gebornen Portugiesen, 2) die Creolen oder eigentlichen Brasilianer, 3) die Mestizen zwischen Weißen und Negern oder die Mulatten, 4) die Mestizen zwischen Weißen und Indianern oder die Cabros, 5) die afrikanischen Neger und 6) die Indianer. Die merkwürdigste Erscheinung ist das Emporkommen der Mulatten, der einzigen Race, welche in Brasilien sich mit jedem Jahre vermehrt. Die Verdorbenheit der Europäer ist die Hauptursache dieser Vermehrung, und die Unsittlichkeit aller Classen hat die Kreuzung der Racen begünstigt und alle Kastenvorurtheile zerstört, die in den europäischen Colonien, und namentlich in den Vereinigten Staaten, noch so mächtig sind. Die einzige reine Race ist die der wilden Indianer, welche sich im Krieg mit Brasilien befinden. Weiße, Mulatten und Cabros

*) So genannt von sneg, der Schnee. A. d. U.

Digitized by Google

unterhalten oft mit derselben Frau Verhältnisse, und aus dieser allgemeinen Kreuzung der weißen Männer und Frauen mit den gemischten Racen entsteht eine Bevölkerung, welche man wegen ihres von Natur olivenfarbigen Teints und wegen ihrer schwarzen, dicken Haare als mulattisch ansehen muß.

Der Mulatte bringt gewöhnlich seine Kindheit in der Sklaverei zu, dankt seine Freiheit nur der Arbeit, und tritt in die Gesellschaft mit einem Gefühl von Haß und Rache gegen die Weißen. Er ist thätiger und klüger als der Brasilianer und strebt nach dem Besitz der Gewalt; unter den gleich von Kindheit an freigelassenen Mulatten nennt man ausgezeichnete Leute. Alle haben eine ungewöhnliche Anstelligkeit zu den verschiedensten Arbeiten. Die untergeordnete Stellung, in welche sie ihre Herkunft versetzt, stachelt ihren Eifer, und sie haben weder die Trägheit, noch die Sorglosigkeit der Brasilianer. Wenn sie die portugiesische und brasilianische Bevölkerung auch nicht im ganzen Reich verdrängen können, so werden sie solche doch gewiß aus einigen Provinzen ausschließen, und namentlich scheint ihnen die Herrschaft in der Provinz Bahia nicht entgehen zu können. Der Tag, wo sie diesen Triumph erringen, wird der Anfangspunkt schrecklicher Reactionen gegen die weißen Grundeigenthümer seyn. Die Mulatten werden mitleidslos verfahren und bei den freien Negern Unterstützung finden. Ihr vereintes Feldgeschrei ist: Tod den Portugiesen! Es bedürfte andere Menschen an der Spitze der Geschäfte, um den Aufschwung dieser zahlreichen Bevölkerung, welche bei der Unordnung alles zu gewinnen hat, einigermaßen aufzuhalten.

Die verständige Thätigkeit der Mulatten sollte die Nacheiferung des brasilianischen und portugiesischen Theils der Bevölkerung hervorrufen. Dem ist aber nicht also. Diese sehen das moralische Uebergewicht verschwinden, ohne daß sie einen Versuch machten, dasselbe wieder zu erlangen. Der erste Schritt wäre eine Verstärkung des Unterrichts, aber dazu will man sich nicht entschließen. Die meisten Brasilianer erhalten nur den Unterricht der Primärschulen: die Provinz Rio Janeiro, deren Bevölkerung 400,000 Seelen beträgt, zählt nur 1350 Schüler. Die Provinz Minas Geraes, die bevölkertste des Reichs und wo am meisten Intelligenz herrscht, sendet 7000 in die Primärschulen. Die andern Provinzen haben 1000 bis 2000 Schüler, welche, wenn sie Schreiben und Lesen gelernt haben, sich für hinreichend gebildet halten. Die Zahl derer, welche einige Jahre auf den Universitäten des Landes oder Europa's zubringen, ist sehr beschränkt. Es gibt zwei Schulen der Medicin, eine zu Bahia, die andere zu Rio Janeiro, und in diesen befinden sich etwa 300 Schüler; die Rechtsschulen von Olinda und San Paulo zählen etwa 200 Studenten. Dann gibt es noch eine Akademie der schönen Künste mit 80 und eine Handelslehranstalt mit 60 Schülern, aber im Ganzen genommen üben diese von unwissenden Professoren geleiteten Anstalten keinen günstigen Einfluß auf die Bildung aus. Die Diplome als Advocat und Arzt werden mit einer Leichtigkeit ertheilt, welche das Studium unnöthig macht. Ein Franzose, der nicht wußte, wovon er leben sollte, wollte die Ermächtigung erhalten, die Medicin auszuüben und sollte ein Examen bestehen; der Professor, welcher ihn examiniren sollte, wußte nur ein wenig Mathematik, das Examen betraf nur einige Rechnungsfragen und der Franzose erhielt die Freiheit alle umzubringen, welche ihm ihr Zutrauen schenken wollten. Trotz dieser Mißbräuche und trotz der augenscheinlichen Unzulänglichkeit des öffentlichen Unterrichts, geben selbst die Brasilianer, welche einige Jahre in Europa zugebracht haben, nicht leicht zu, daß der Unterricht bei ihnen mangelhaft sey. Sie führen als Beispiel des Fortschritts die Entwicklung der Presse in der Hauptstadt und in den Provinzen an, aber diese Journale bieten nichts als eine gehässige Polemik, und man kann sie nicht ohne Widerwillen lesen.

Der moralische Zustand der Bevölkerung portugiesischen Ursprungs entspricht dem intellectuellen; die Sittenverderbniß ist zu bekannt, als daß ich Beispiele anzuführen brauchte. Selbst in Rio hat der Fremde selten Gelegenheit das Familienleben kennen zu lernen, und im Innern der Provinzen kann man wochenlang unter dem Dache eines Gutsbesitzers leben, ohne Frauen und Töchter zu sehen. Jung verheurathet, durch die ersten Kindbetten entstellt, haben sie bald den ganzen Reiz, den sie ausüben können, verloren, und die Ehemänner beeilen sich, sie durch Mulatten- oder Negermaitressen zu ersetzen. Die Ehe ist nur eine Sache des Vortheils. Mit Erstaunen sieht man eine junge Frau von 8 oder 10 Kindern umgeben, von denen nur eines oder zwei ihr, die andern ihrem Manne gehören; die natürlichen Kinder sind in großer Anzahl und erhalten dieselbe Erziehung, wie die legitimen. Die Ehe gilt vielfach bloß als eine Last, und man hat mir ganze Districte genannt, wo sich nur zwei oder drei kirchlich getraute Paare befinden; die Einwohner lebten mit Weißen oder Mulattinen im Concubinat. Oft verkauft ein Herr eine junge Sklavin, wenn sie von ihm schwanger ist, andere behalten ihre eigenen Kinder als Sklaven, und diese Unglücklichen, welche beim Tode ihres Vaters verkauft werden, können ihre Abkunft niemals geltend machen. *) Obgleich im allgemeinen von den Brasilianern milde behandelt, sind die Sklaven doch einer willkürlich harten Arbeit unterworfen, und da auch die Negerinnen, welche sich Mutter fühlen, keine Verminderung der Arbeit erhalten, so sind die Fehlgeburten sehr zahlreich. Man schätzt die Zahl der jährlich trotz der Aufsicht der Engländer eingeführten Sklaven auf 30,000, und doch genügt diese Zahl nicht den jährlichen Ausfall der schwarzen Bevölkerung auszugleichen. Mag nun das Uebergewicht der Männer auf den Pflanzungen, oder die große Anzahl von Fehlgeburten die Ursache

*) Ein Beispiel verdient hier namentlich erwähnt zu werden, weil es großen Beifall bei den Brasilianern fand. Zwei Brüder, Eigenthümer beträchtender Grundstücke in der Provinz Rio Janeiro, hatten alle junge Sklavinnen, jeder auf dem Gute seines Bruders, zu Müttern gemacht, und da die Sklavinnen beider Brüder, falls sie eine Fehlgeburt herbeiführten, Strafe befürchteten, so mehrte sich die Zahl der Sklaven auf beiden Pflanzungen ungemein schnell, und man rühmt jetzt den blühenden Zustand derselben.

Digitized by Google

ſeyn, genug es iſt ſelten, daß auf einer Pflanzung die Zahl der Geburten der Zahl der Sterbefälle gleichkommt.

Nur im Verkehr mit ihren Sklaven überlaſſen ſich die Braſilianer allen ſchlimmen Neigungen ihres Charakters, denn den Fremden gegenüber wiſſen ſie ſich in Schranken zu halten. Wenn man durch einen längern Aufenthalt die geheimen Sünden dieſer ſo unvollſtändig gekannten Geſellſchaft entdeckt hat, erſtaunt man über die tiefe Verderbniß vieler dieſer Menſchen, welche von der Civiliſation nur die Laſter haben; ihnen iſt nichts heilig, weder Freundſchaft, noch Religion, noch Familie. Nur die Furcht hält ſie im Zaum; in der Provinz Fernambuco geſchehen die Ermordungen am hellen Tage, und die Mörder rühmen ſich öffentlich der Anzahl und des Standes der von ihnen erdolchten Leute. Ein Europäer bemerkte eines Tages dem Präſidenten dieſer Provinz, wenn das Duell geſtattet wäre, würden weniger Ermordungen vorkommen. Dieſer aber erwiderte: „glauben Sie, daß ein Beleidigter, um ſich zu rächen, ſein Leben in Gefahr ſetzen würde? Nie wird ein Braſilianer eine ſolche Thorheit begehen.“ Dieſe Antwort bezeichnet den Grad der Ehrenhaftigkeit bei der Mehrzahl der Einwohner.

Die Geiſtlichen, deren Einfluß dieſe tiefe Demoraliſation bekämpfen könnte, geben zuerſt das Beiſpiel aller Laſter. Sie leben in der ärgſten Ausſchweifung, und ſprechen, umgeben von ihrer zahlreichen Familie, ganz ohne Scheu von ihren Kindern. Von den Pflichten ihres Standes kennen ſie nur die, ſich Beerdigungen und Taufen theuer bezahlen zu laſſen. Dieſer gänzliche Mangel an Würde raubt ihnen die Achtung, die ſie ſonſt leicht erwerben könnten, und ſo ſind ſie ohne allen religiöſen und politiſchen Einfluß. Vergebens haben einige eifrige Miſſionare die Gemüther durch ihre Predigten zu ergreifen geſucht; ihr Einfluß dauerte nur, ſo lang ſie ſich eben anbieten. Die erſten, welche man bekehren mußte, waren die Prieſter, und dieß iſt ohne Zweifel die ſchwerſte aller Bekehrungen.

Alte und neue georgiſche Städte. *)

Bolniſi

in Unterkartalinien am Bache Falodane, der in den Maſchawer fällt, ein Zufluß der Kſia, 40 Werſte ſüdöſtlich von Tiflis. König Mirwan erbaute die Stadt 200 Jahre vor Chr. G., König Parsman II errichtete daſelbſt im Anfang des 5ten Jahrhunderts eine prächtige Kirche, in welcher König Wachtang Gorgaslan (Wolfslöwe) in der Mitte desſelben Jahrhunderts einen Biſchofsſitz gründete. Die von den Feinden des Chriſtenthums zerſtörte Stadt und Kirche hatte der Großvater Wachtang Gorgaslans, Artſchil, und ſeine Gemahlin Mariа, der Sage nach eine gerechtiſche Prinzeſſin, im Jahre 419 wieder hergeſtellt. Die Stadt nebſt dem ganzen Thal wurde im Lauf der Jahrhunderte wiederholt von den Perſern verheert, und noch mehr von den räuberiſchen Letghiern, den Bewohnern der öſtlichen Ausläufer des Kaukaſus. Von den alten Bauten iſt nur noch die Kirche bis jetzt erhalten. Im Anfang des 18ten Jahrhunderts war das ganze Thal ſehr ſpärlich bevölkert, an der Kirche befand ſich ein einziger Geiſtlicher und die Stadt war vollkommen öde.

Boſtan oder Boſtan-Kalaki

in Mittelkartalinien am linken Ufer des Kur unterhalb Tiflis. Sie hieß auch Aukawi, und daraus nannten ſich die Biſchöfe. Die Gründung reicht in die älteſten Zeiten des georgiſchen Volks hinauf. König Tirdat I baute hier am Ende des 4ten Jahrhunderts nach Chr. G. eine Kirche und Wachtang Gorgaslan ſetzte einen Biſchof an dieſelben ein. In der Mitte des 13ten Jahrhunderts wurde die Stadt von den Mongolen verheert. König Heraclius I von Kachetien, mit ſeinem mohammedaniſchen Namen Naſar Ali Chan, wollte im Jahre 1698 die Stadt aus ihren Trümmern erheben, aber umſonſt. Das perſiſche Joch laſtete damals auf Georgien, und ließ Heraclius nicht in Frieden regieren. Auf der einen Seite von mohammedaniſchen Leibwachen, auf der andern von ſeinen chriſtlichen Unterthanen umgeben, befand er ſich in einer zweideutigen Lage. Dieß war der Grund, weßhalb er ſich in Boſtan einen Palaſt erbaute und um denſelben her eine mahammedaniſche Colonie gründete. Wachtang VI, der Geſetzgeber, ließ theils aus Glaubenseifer, theils aus politiſchen Gründen dieſen Palaſt und die dazu gehörigen Gebäude, worunter auch eine Moſchee, das Symbol des Uebergewichts des Islam in der armeniſchen Hauptſtadt des mahammedaniſchen Königs von Georgien, niederreißen. Dieß hatte einen vernichtenden Einfluß auf die ganze Stadt, welche von dieſer Zeit an abermals verödete. Die Reſidenz der Biſchöfe von Aukawi wurde nach Mtskhop verlegt, einem fünf Stunden öſtlich von Tiflis gelegenen Städtchen. Der letzte derſelben, Biſchof Stephan aus dem Hauſe des Fürſten von Dſchaſchas, erbaute hier nach der Umwandlung der geiſtlichen Verwaltung Georgiens im Jahre 1817 eine ſchöne Kirche mit einer Kuppel, wo er auch im Jahre 1840 begraben wurde.

Gardabani

in Unterkartalinien an der Einmündung der Kſia in den Kur. Die Stadt wurde in den dunkeln Zeiten Georgiens von der Gattin des Karthlus gebaut, welche ihr nach der Angabe der Chroniſten den Namen Chunan gegeben haben ſoll. Der Sohn von Karthlos, Gardaban, erhielt ſie zu ſeinem Antheil und gab ihr ſeinen Namen. Dann wurde ſie Mtkwaris-Tſiche, die Veſte des Kur, genannt, denn Kur lautet im Georgiſchen Mtkwari. Der erſte georgiſche König Pharnaos gründete 300 Jahre vor Chr. G. bei der Veſte eine Stadt und übergab ſie einem erblichen Vehereſchee mit dem Titel eines Eriſtaff. Marwan Abul Kaſim zerſtörte ſie im 7ten Jahrhundert, ſo daß nur die Veſte übrig blieb, und auch von dieſer ſieht man nur noch Trümmer. Wegen der Nähe der alten Stadt baute König Roſtam im Jahre 1640 eine ſteinerne Brücke, deren Architektur noch jetzt die Reiſenden in Verwunderung ſetzt. Sie iſt bekannt unter dem Namen der rothen Brücke, und liegt 10 deutſche Meilen ſüdlich von Tiflis. Abgeſehen von andern Vortheilen, war die Lage der Stadt in politiſcher Hinſicht ſehr wichtig für Georgien, denn hier war der einzige Verbindungspunkt des mittlern Kurthales mit dem Hochland Armeniens durch das ſogenannte Samchetien. Der Reiſende Chardin fand noch im Jahre 1673 eine ſchwache Spur der alten Stadt unter dem Namen Kuprikent, d. h. Brückendorf, mit 150 Bauernhäuſern.

*) Nach Jeffilian.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 223.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

10 August 1844.

Erforschung der Ostküste Afrika's.

Französische Blätter bringen ohne nähere Angabe über die Veranlassung und die weiteren Zwecke der Reise eine Nachricht, daß der Schiffsfähndrich, Hr. Malzan, die Ostküste Afrika's vom Südabhange der Mondberge bis zu den englischen Besitzungen von Südafrika untersuchen solle und auch bereits dahin abgegangen sey. Ob die portugiesischen Besitzungen auch mit in die Forschung aufgenommen sind, ist wahrscheinlich, jedoch nicht mit Sicherheit angegeben. Einer Aeußerung des Journals, das diese Nachricht bringt (Constitut. vom 20 Juk.), zufolge, soll er „mit arabischen Kaufleuten, welche in gewissen Zeiten an der Ostküste aufbrechen und ins Innere dringen," seinen Weg antreten. Dieß läßt vermuthen, daß er von Berbera aus seinen Weg ins Innere suchen will; er müßte denn sonst von der Küste von Zanzibar, etwa von Melinda aus, eindringen wollen, was wir für ohne Vergleich schwieriger und minder versprechend halten. Der Zweck ist wohl kein anderer, als die Entdeckungen früherer abyssinischer Reisenden auf diesem Wege fortzusetzen, und über Harrer so weit in südwestlicher Richtung vorzudringen, bis er den Strom erreicht, den die Engländer unter dem Namen Haines River wieder aufgefunden haben. Diese Entdeckung würde kaum eine geringere Wichtigkeit haben, als die des Nigerlaufs, und könnte dem Handel Afrika's, wenn nämlich die Besetzung eines bestimmten Punktes an der Ostküste die Folge wäre, eine bedeutend veränderte Richtung geben, denn ein großer Theil der Producte Afrika's, welche jetzt durch Abyssinien oder am Nordabhang über Sennaar gehen, scheint früher, d. h. während der Blüthe der arabischen Herrschaft in Zanzibar und vor dem gewaltsamen Vordringen der Gallastämme, auf Flüssen und durch Karawanen südostwärts gegangen zu seyn.

Dieß ist die geographische Seite dieses Plans, welcher allen Umständen nach zu schließen auch seine politische hat, und es ist zu fürchten, daß diese politische Seite die geographische weit überwiegen wird. Man kennt die Bestrebungen der Franzosen und Engländer, die allenthalben in jenen Gegenden einander entgegenzuwirken suchen. Der Streit über Madagascar ist gleichfalls bekannt, und man muß immer noch jeden Augenblick erwarten, daß der eine oder der andere Theil den Haupthafen der Insel, Diego Suarez, besetze. Französische Blätter haben neuerdings wieder darauf angedrungen, indem die von den Franzosen bereits besetzte Insel Mayotte keineswegs die Vortheile liefern soll, die man sich von ihr versprochen. Jetzt scheint man also auf dem festen Lande einen Punkt zu suchen, der die Besetzung von Mayotte erst vervollständige und vielleicht Unternehmungen nach Madagascar begünstigen könnte. Aber die ganze Küste von den portugiesischen Besitzungen aufwärts ist wenigstens dem Namen nach dem Imam von Mascat unterworfen, und ein Gewaltstreich gegen denselben, außer im Kriege, nicht wohl thunlich; eine Festsetzung in der Gegend von Melinda müßte also mit Einwilligung des Imam von Mascat stattfinden, es ist aber durchaus nicht wahrscheinlich, daß dieser Angesichts der englischen Macht sich so enge mit den Franzosen verbinden sollte. Der Zweck aller Bewegungen dieser letztern im indischen Meere ist nächst dem Eigenhandel die Absicht, dem englischen Handel und der englischen Flotte für den Fall eines Kriegs die Wege zu verlegen, und den französischen Fahrzeugen allenthalben Stützpunkte zu schaffen, von wo aus der englische Handel in diesem Meere beunruhigt werden könnte. Darum wird der Hafen von Diego Suarez von den Engländern so sorgfältig gehütet, und alle Absichten der Franzosen auf Madagascar so viel thunlich vereitelt. Doch haben diese bekanntlich auf Nossi-bé und an einigen andern Punkten der Westküste, Mayotte gegenüber, festen Fuß gefaßt. Jetzt soll dasselbe auf dem festen Lande geschehen, um den Ring zu schließen und den Canal von Mozambique zu beherrschen. Dieß scheint die Hauptabsicht zu seyn, in welcher diese politisch-geographische Sendung ausgeführt wird.

Der Baikalsee.

(Fortsetzung.)

An vielen Orten springen die Berge in den See vor, oder fallen in schroffen Felsen nach dem Wasser zu ab. Alle

Digitized by Google

diese Landvorsprünge dienen als Zeichen für die Schiffe, und in den zwischenliegenden Buchten suchen die Fahrzeuge Schutz vor dem Wellenschlag und den Gegenwinden, denn im ganzen See gibt es nur Einen Hafen auf der Südostseite, nicht weit von dem Apostelkloster. Diese Bucht wird von dem See durch eine schmale Landzunge geschieden, über welche, wenn der See bewegt ist, die Wellen hereinschlagen. Mit dem See steht der Hafen durch eine schmale Einfahrt in Verbindung, in der das Fahrwasser jedes Jahr wechselt. Neben der Einfahrt steht ein Leuchtthurm, den man jedoch nur bei Nord- und Südwestwinden anzündet. Die Ufer des Sees nennt man Korga (die Klippe) und mehrere Strecken haben besondere Namen. Das Wasser ist süß, durchsichtig und kalt; von Ferne scheint es von dunkellasurblauer Farbe. In einer Tiefe von 60 Klaftern sieht man deutlich die Steine auf dem Grunde. Im Monat Julius zeigte ein auf zwei Klafter hinabgelassener Thermometer nur + 4° R. Das Wasser ist vorherrschend kalkhaltig. In der Mitte des Sommers füllt es sich mit Conferven, „das Meer blüht," wie die Anwohner sagen. Auch versichern einige, daß das Wasser dadurch nicht verderbe und keine unangenehmen Gerüche aufsteigen. Eine Ebbe und Fluth ist nicht vorhanden; nur an den Ufern finden sich manchmal Strömungen, bald nach einer bald nach der andern Seite hin; mitten im Sommer steigt das Wasser um zwei Arschinen, da dann alle in den Baikal fallenden Gewässer durch den Regen und das Aufthauen des Schnees angeschwellt sind. Im Jahre 1818 bemerkte man ein eigenthümliches Steigen des Wassers um mehr als ein Klafter, ohne alle sichtbare Ursache. Fünf Werste von der Mündung der Angara beginnt eine schwache Strömung, die immer stärker wird, je mehr man sich dem Flusse nähert. Quer über die Ausmündung des Sees in die Angara läuft von einem Ufer des Flusses zum andern eine Schwelle oder Steinkamm, über den das Wasser überschäumt, wie über den Rand einer Schale, und dann mit furchtbarer Schnelligkeit zwischen den steilen Ufern fortschießt. In der Mitte des Flusses erhebt sich ein Fels, den man den Schamanenfels nennt. Der Steinkamm hat nur zwei Durchfahrten für Schiffe, welche 1½ und 2 Arschinen tief sind. Deßhalb müssen die Fahrzeuge, welche schwer beladen die Angara heraufkommen, an der sogenannten Nikolausanfahrt drei Werste unterhalb des Steinkamms anlegen, um ausgeladen zu werden. Man führt die hier ausgeladenen Waaren zu Lande fünf Werste weit auf Pferden nach einer Bucht des Sees, um sie hier auf andere Schiffe zu laden.

Die Ufer des Baikals sind wild und öde; nur in der südwestlichen Ecke steht das Dorf Kultuk, und 200 Werst davon in der Nähe des Hafens das Apostelkloster; die übrige Gegend ist unbewohnt. Manchmal bleibt ein wandernder Tunguse einige Tage am Ufer des Sees, um Fische in den Mündungen der Bäche zu fangen, oder eine Fischergesellschaft hält sich im Sommer einige Zeit an einem der Flüsse auf. Sonst unterbrechen nur der Wind und das Getöse der Wellen die ewige Stille am Ufer des Sees. An Fischen ist der Baikal sehr reich, und versorgt beinahe das ganze Gouvernement. Der Hauptfisch ist der Herbstlachs (salmo omul); diesem folgen Störe und viele andere. Von größern Wasserthieren findet man nur Robben, die den Namen Nerpa führen. Ein dem Baikal eigenthümlicher Fisch ist bekanntlich der Calionimus baical., ein unförmliches Geschöpf, das einem fliegenden Fisch gleicht, und etwa eine Viertelarschine lang ist. Man hat ihn nie lebendig gesehen, manchmal aber nach langem und heftigem Nordwestwind wird er in ungeheurer Anzahl todt ans Ufer geworfen. Muscheln gibt es im Baikal keine, aber auf den Steinen am Grunde des Sees wächst eine eigenthümliche Art Schwamm, welche in der Form den Corallen gleicht, von geldgrauer Farbe, im Wasser weich, aber an der Luft rauh und spitzig ist. Die Silberarbeiter in Irkutsk gebrauchen denselben zum Poliren der Metalle. In der Bucht zwischen der Insel Olchon und dem festen Lande findet man Mollusken; es sind dieß Klumpen von der Größe einer welschen Nuß, von schmutzig grauer Farbe; innen sind sie mit einer dicken Flüssigkeit angefüllt, in deren Mitte eine Kugel schwimmt.

Von brennbaren Stoffen findet man hier Asphalt, welches Seewachs genannt, und häufig als Heilmittel bei Knochenbrüchen angewendet wird. An der Mündung der Selenga wird ein schwarzer Eisensand ausgeworfen, welcher 75 Procent Eisen enthält. Auch findet sich ein rother Sand, der aus sehr kleinen Krystallen von Granat und wahrscheinlich auch von Rubinen besteht, und welchen man als Streusand benützt.

Die Tiefe des Baikal ist noch nicht mit Bestimmtheit ermittelt. Zufällige, an einigen Orten angestellte Versuche geben nur vereinzelte Ansichten. Bekanntlich findet sich die größte Tiefe an dem westlichen Ufer, und vom östlichen Ufer her steigt die Tiefe, je mehr man sich von dem Ufer entfernt. Schiffe liegen zwei Werst vom Ufer und der Anker erreicht bei 80 Klafter den Grund; aber in einer Entfernung von 15 Werst hat man mit 100 Klaftern den Grund noch nicht erreicht. Dagegen hat man vom westlichen Ufer aus in einer Entfernung von 5 Werst mit einem Ankertau von 1000 Klaftern und einem Wurfanker von 5 Pud noch keinen Grund gefunden. Der Station Golousinaja gegenüber schlug einmal in einer Entfernung von 100 Klaftern vom Ufer die Sache durch Eis und ergab nur die Tiefe von 100 Klafter. Der Station Listwänitschnaja gegenüber stieg die Tiefe vom Hafen aus allmählich, und 9 Klafter vom Ufer fiel das Senkblei auf einmal in eine Tiefe von 80 Klafter. Auch von den Schiffen aus kann man sehen, daß der Seegrund mauerartig abfällt. Dieß ist alles, was man von der Tiefe des Baikals weiß, die uns bis jetzt noch ein Geheimniß ist; auf einigen Karten hat man sie keck angegeben, aber dieß ist nur ein Spiel der Einbildungskraft. Unter dem Volk geht eine Sage, daß man dem Bach Golousinaja gegenüber in einer Tiefe von 6 Klaftern hineingestürzte Berge mit Bäumen und Gebüsche sehe.

Die Winde auf dem Baikal haben alle besondere Namen, welche durch Archangler vom weißen Meer hergekommen sind. Der Westwind heißt Kultuk, der Nordostwind Barguzin (wohl nach dem Fluß dieses Namens) und der Nordwest der Berg-

Digitized by Google

wind, oder kurzweg der Berg. Dieß sind die vorherrschenden Winde, die andern wehen selten. Der Berg, ein sehr heftiger und gefährlicher Wind, ist nicht selten von Regen, Hagel und einzelnen Stößen begleitet, zerreißt die Segel, wirft die Schiffe um u. s. w.; der Barguzin dagegen ist der günstige Wind, welcher stets bei klarem Wetter bläst, warm und gemäßigt ist. Das Eintreten beider Winde erkennt man an untrüglichen Zeichen. Wenn die, welche vom Apostelkloster abfahren, an den rechts liegenden Bergen ein schwarzes Wölkchen erblicken, so reffen sie sogleich die Segel ein, denn dieß ist ein Zeichen, daß bald der Bergwind nahen wird. Zuvor wird der See schwarz und es tritt eine Stille von einer Minute ein. Plötzlich bläst es kalt, wie im Winter aus einer geöffneten Thüre, und die Wellen schlagen ans Schiff an. Lawinen und vor dem Winde treiben kennt man hier nicht. Die Schiffe kehren nach dem Ufer um und bleiben manchmal drei Tage vor Anker liegen.

Der Baikal bedeckt sich im December oder Januar mit Eis, und dieß thaut im Mai wieder auf; man sagt hier, dieser See stehe von einem Nikolanstag zum andern (vom 6 Dec. bis 9 Mai) unter Eis. Von der Mitte Octobers an gefrieren die Ufer wieder, im November bei stillem Wetter reicht das Eis oft 10 Werst weit in den See hinein, und nur ein dichter Nebel über dem offenen Wasser läßt erkennen, daß der See noch nicht ganz zugefroren ist. Bei heftigem Winde deckt das Ufereis, und wird nach der Mitte des Sees getrieben. Ein dichter Nebel lastet unaufhörlich über dem Wasser. Damit der Baikal ganz zufriere, sind mehrere Vorbedingungen nöthig: erstens eine Kälte von nicht weniger als 25°, zweitens ein heftiger, mehrere Tage anhaltender Wind, der das Wasser in der Tiefe aufregt und stark abkühlt. Endlich ist eine ruhige Luft bei 30° Kälte erforderlich. Dann bedeckt sich der Baikal in Einer Nacht mit einer dünnen Eisschichte, die Atmosphäre wird klar, und in Irkutsk, 60 Werste davon, weiß man sogleich, daß der See zugefroren ist. Die Stille dauert fort, das Eis wird fester und in vier Tagen wagt sich vielleicht schon ein kecker Bauer mit seinem Dreigespann von einem Ufer zum andern. Ihm folgen alsbald die Bauern aus den benachbarten Dörfern mit Fuhren abgehauener Fichten, stecken diese ins Eis, und bezeichnen so den Weg. Die Verbindung zwischen beiden Ufern ist hergestellt, und der Verkehr belebt sich. Manchmal ziehen Kaufmannskarawanen auf so schwachem Eise, daß es unter den Pferden sich biegt, daraus macht man sich aber nichts; manchmal sind mitten im See nicht zugefrorene Stellen, aber diese ziehen doch bald an. Wenn das Eis dick geworden ist, so macht man in der Nähe beider Ufer, längs dem ganzen See zwei Spalten, die man die Lagerspalten nennt, damit aber die Fahrten keine Unterbrechung erleiden, stopft man die Spalten mit Eisblöcken aus. Indeß entstehen im See selbst Spalten; sind sie schmal so springen die Pferde im Anlauf hinüber; sind sie breit, so haut man Eisstücke aus und stopft sie zu. Manchmal sprengt das Eis auf einmal einige Klafter breit aus einander und geht dann wieder zusammen; ein andermal bleibt die Spalte etliche Tage, bedeckt sich mit Eis, dann schlägt sie wieder zusammen, und das darüber hingefrorene Eis bildet dann eine Ribbe, welche die ganze Strecke der ehemaligen Spalte bezeichnet. Gewöhnlich ist indeß das Eis spiegelglatt, und auch der Schnee bleibt nicht liegen, sondern wird durch die Winde in Haufen zusammengekehrt. (Schluß folgt.)

Chronik der Reisen. *)

Damaskus.

Am folgenden Tage stieg ich in das Bekaa (das alte Cölesyria) hinab, das zwischen dem Libanus und Antilibanus liegt. Es scheint, daß ein organischer Proceß diese Gebirge bis zur Kahlheit abgespült und das Erdreich in die Ebene geführt hat. Es gibt nichts Kahleres, Ungastlicheres als das Aussehen dieser Bergreihen vom Bekaa und nichts von Natur Fruchtbareres als das Bekaa, vom Libanus und Antilibanus aus geschaut, weit und breit hin sich erstreckend eine kleine Lombardei, deren Venedig vermuthlich einst Tyrus war. Aber dieses angeschwemmte Thal, das einst wimmelte von dichter Bevölkerung, ist in vielen Theilen jetzt so verlassen als die römische Campagna. Die elenden noch sichtbaren Dörfer sind gering an Zahl und liegen weit auseinander, während ausgedehnte Districte, die durch bloßes Aufhacken der Erde und Vertheilung der zahlreichen von den Hügeln herunterfließenden Bäche ausgezeichneten Weizen hervorbringen würden, den Ziegenheerden überlassen sind.

Aus dem Bekaa gelangte ich in den Antilibanus, wand mich durch den Wadyelkaa (Haenthal) und nach einem Nachtquartier in einem elenden Dorfe von Gerberhütten, genannt Khan Dimas, kam ich endlich in Damaskus an.

Ich stieg im spanischen Kloster ab, wurde aber des Aufenthalts darin überdrüssig, ungeachtet der ungeheuchelten Gefälligkeit des Superiors: denn der Contrast des ausgesuchten Luxus der Häuser, die ich bei meinen Besuchen sah, machte mich melancholisch und unzufrieden, wenn ich zu den kahlen Wänden des Klosters zurückkehrte. Endlich gab ich mich in Kost und Wohnung bei einem Eingebornen, wo ich ein angenehmes Zimmer mit der Aussicht auf einen Garten an der Stadtmauer fand, ganz nahe an der Stelle, wo der Sage zufolge Sanct Paulus in einem Korb herabgelassen wurde. Für dieses Zimmer und Kost bezahlte ich 20 Piaster täglich (circa 2 fl. Conv. M.), etwas weniger als einen Dollar, denn Lebensmittel sind in Damaskus sehr wohlfeil.

Da der regelmäßige Cicerone der Stadt ein alter dummer Turke war, so gab ich ihm den Abschied und stellte mich unter die Leitung eines wohlunterrichteten griechischen Katholiken, der sich anheischig machte mein Führer zu seyn, bis ich hinlängliche Kenntniß mit der Topographie des Orts gewonnen hätte.

Unser Weg ging längs des Tarik el mustakim (d. h. gerade Straße). Nachdem wir das Christenviertel verlassen hatten, das nichts Besonderes darbietet, da es äußerlich noch elender erschien, als die im allgemeinen elenden Straßen von Damaskus, fanden wir uns in einem Bazar von Lebensmittelverkäufern. Große Schüsseln mit Reis, kegelförmig aufgeschichtet und phantastisch mit Eiern ausstaffirt, standen neben Krügen

*) Aus einem neuen englischen Reisewerk, „die neuen Syrier" betitelt, von welchem demnächst eine Uebersetzung in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung ausgegeben wird. A. d. R.

voll geronnener Milch, flüssiger Butter und Honig. Die meisten dieser Krüge waren von Zink und zierlich graviert. Die Bazare, wohl bedeckt und öfters des Tages mit Wasser besprengt, sind, selbst bei der größten Hitze, vollkommen kühl.

Nachdem wir durch einen Bogen von römischer Architektur, kohlschwarz durch das Alter und den Rauch gebrannter Hämmel (die hier als Frühstück für das Volk verkauft werden) und ganz niedrig, zum Beweis, daß der ursprüngliche Grund viele Schuh unter dem jetzigen Boden gewesen seyn mußte, gekommen waren, befanden wir uns in dem Sûk el Alabûje (Markt zum Verkauf hölzerner Kisten und Schlüssel), der auch am Mittag trüb und dunkel ist; aber mit einer schnellen Wendung rechts traten wir in einen glänzenden Bazar, dessen Buden mit frischen Schilfreeln und Vergoldung gezirt waren — hier waren Haufen von Timbeck für die Narghile. Da diese Art zu rauchen dem Tschibuck vorgezogen wird und in ganz Syrien in der Mode ist, so bildet der Timbeck einen vorzüglichen Artikel in der Einfuhr aus Bagdad.

In diesen Bazar öffnet sich der Khan des Assad Pascha, der schönste in Damaskus, und der auch anderswo als ein stattliches Gebäude gelten würde. Er wurde von dem berühmten Assad Pascha gebaut, dem Gründer des mächtigen und reichen Hauses Aden. Er regierte in Damaskus gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts mit Gerechtigkeit, Milde und Kraft. An die dreißig Glieder dieser Familie waren ununterbrochen Paschas. Mein Freund führte mich bei einigen Kaufleuten ein, und ein Gespräch über Tauschmittel und Einfuhr deutscher Manufacturen leitete sich ein.

„Geld wird jedes Jahr theurer," sagte einer der Kaufleute, „die eingeführten Artikel brittischen Kunstfleißes mehren sich auf eine schreckenerregende Weise; während ihr eure Waaren unter dem Preise der eingeborenen Fabricanten verkauft, wollt ihr unsere Producte nicht als Tausch annehmen, und dieß schneidet wie ein zweischneidiges Schwert; denn es entzieht dem Lande alles Geld."

„Macht eure Seide kurz gehaspelt statt lang gehaspelt," erwiederte ich, „so werden wir euch mehr abnehmen, als eure Maulbeerbäume hervorbringen können. Ihr könnt ja doch nicht erwarten, daß wir die schlechte Baumwolle Syriens nehmen, da wir die gute von Aegypten und Amerika erhalten."

„Die Citate," sagte ein alter Kaufmann aus Bagdad lächelnd, „würde sich leicht herstellen lassen. Jede syrische Dame trägt irgend einen Artikel brittischer Manufactur: wenn nun jede englische Dame, um das Compliment zu erwiedern, ein wenig Timbeck rauchte, so würden wir unserer Weiber Kleidung mit einem Product bezahlen, und die Abrechnung mit England würde auf ihr natürliches Niveau kommen."

Auf dem Sûk ul Djakmak besuchten wir einige Khane, die aber weit unter dem des Assad Pascha stehen. Im ägyptischen (Khan el missri) fiel mir die schwarze Farbe der Insassen auf. Nahe daran ist der Bazar von Hamâ — einer Stadt, die durch ganz Syrien wegen der Dummheit ihrer Einwohner berühmt ist: doch hat man bemerkt, daß, wenn einmal ein Hamsi Verstand hat, er in der Regel mit einem ungewöhnlich großen Capital davon gesegnet ist. Als Beispiele führt man den obengenannten Assad Pascha, Hanna Bahri Bey, den Finanzminister Mohammed Ali's, und Putros Kerami, den verschmitzten Secretär der alten Emir Beschir an, der außerdem noch den Ruf des ersten arabischen Literaten unter den syrischen Christen genießt. — Es sind im Ganzen 31 Khane in Damaskus.

Nachdem ich Abschied von meinem christlichen Freunde genommen hatte, ging ich einen Empfangbrief an einen der Honoratioren der Stadt abzugeben. Am Ende einer düstern Straße, in welcher die vorspringenden obern Stockwerke sich beinahe berührten und alles Licht ausschlossen, hielt ich am Hause des — Effendi. Ein niedriges Thor, in das ich kaum, ohne mich zu bücken, eintreten konnte, führte mich in einen dunkeln Gang, an dessen Ende sich ein Hofraum, mit glatten Quadern gepflastert, befand, von wo ein schöner Orangebaum seine Zweige bis beinahe an das Dach emporhob: doch da das Haus ziemlich hoch war, so schien mir ein Mangel von Licht obzuwalten. Auf der einen Seite des Hofs war der Empfangsaal, auf der andern die Bedientenzimmer.

Der Effendi empfing mich mit ceremoniöser Höflichkeit, und drückte seine Hoffnung aus, es möchte mir in Damaskus gefallen. Ein schön gekleideter Diener trat im Verlauf weniger Minuten herein mit einem Präsentierteller und zwei Bechern mit Scherbet, wovon der eine die gewöhnliche Farbe der Limonade hatte, der andere aber hoch carmoisinroth war. Die Becher waren rund, von geschliffenem Krystall, mit Deckeln versehen. Nach dem Diener kam ein schwarzer Mulatte, der ein mit Gold gesticktes Handtuch darbot, um den Mund abzuwischen. Hierauf folgten Narghiles und Kaffee. Um mir Gelegenheit zu geben, das Haus zu sehen, sandte der Effendi höflicherweise den Damen die Botschaft, daß ein Fremder gegenwärtig sey, worauf sie sich in die obern Gemächer zurückzogen. Nachdem der Mulatte uns benachrichtigt, daß alles fertig sey, standen wir auf, gingen durch einen zweiten dunkeln Gang und fanden uns im Hofraum des Harems. Jetzt, und erst jetzt verstand ich die Wärme, mit der Reisende von der Schönheit damascenischer Häuser sprachen: wir schienen in der That aus dem Fegefeuer in das Paradies gelangt zu seyn. Das Pflaster des ungeheuren Hofraumes war von polirtem Marmor von verschiedenen Farben und vortrefflich eingelegt. Eine Fontaine in der Mitte, dreißig Fuß lang und fünfzehn breit, in welche metallene Schlangenköpfe reichlich Wasser ausgossen, war überhangen von Orange-, Citronen- und Granatbäumen, und eine ungeheure, gewölbte Vertiefung (Liwan) am äußersten Ende war mit einem Diwan ausgestattet, der, da er gegen Norden liegt, niemals von den Strahlen der Sonne belästigt wird. Wie in Aegypten, war das Erdgeschoß von Stein und in abwechselnden Lagen weiß, blau und roth bemalt: dieß mit der reichen dunkelgrünen Vegetation der Beete, die durch Platten von carrarischem Marmor von einander getrennt waren, brachte in mir den glänzendsten und bezaubendsten Eindruck hervor. Der Raum zwischen den Beeten und dem Liwan war trefflich parquetirt und die Marmorplatten von seltenerer Qualität als in irgend einem andern Theil des Hofs.

(Fortsetzung folgt.)

Die Nelsonsäule. Mit den Denkmälern will es in dem reichen England oft so wenig fort, als in dem viel ärmern Deutschland. Der größte englische Seeheld, dem noch übrigens das neue England am meisten verdankt, konnte bisher immer seine Denksäule nicht vollendet sehen. Es fehlten noch 12,000 Pfd., und diese will endlich (nach der Lit. Gaz. vom 27 Juliut) die Regierung zuschießen. Die Bronzereliefs werden also jetzt bald das Piedestal zieren und die vier Löwen Wache halten an den vier Ecken.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 224.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

11 August 1844.

Die Kasten Indiens.

3. Die verworfenen Kasten.

Es gibt verschiedene Stämme, die man zwar zu den Sudras zählt, welche aber durch ihre Erniedrigung und die Verachtung in der sie leben, gleichsam außerhalb der eigentlichen Bevölkerung stehen und selbst ihre Unterordnung unter die übrigen Classen anerkennen. Der bekannteste und zahlreichste dieser Stämme sind die Pareyers, wie man sie in tamulischer Sprache nennt, aber Pariahs, wie die Europäer sie heißen. Der Ursprung dieser erniedrigten Kaste ist sehr alt: man glaubt, sie sey ursprünglich aus Individuen entstanden, die wegen schlechter Aufführung oder Gesetzbruch von den andern Kasten ausgeschlossen wurden, und da sie nichts mehr weder zu fürchten noch zu hoffen hatten, sich ohne Rückhalt allen Lastern überließen. In allen Ländern Indiens sind die Pariahs von den andern Kasten geknechtet und werden mit großer Härte behandelt; sie dürfen fast nirgends das Land für eigene Rechnung bauen, sondern müssen sich den andern Stämmen vermiethen, von denen sie gegen einen sehr geringen Sold zu den härtesten Arbeiten gebraucht werden. Ihre Herren können sie schlagen, ohne daß diese Unglücklichen sich beklagen dürfen. Diese Classe ist die zahlreichste von allen und bildet mit den Schakplis oder Schuhflickern wenigstens ein Viertheil der Bevölkerung; sie hat die nothwendigsten und härtesten Arbeiten zu verrichten.

In so tiefem Elend und Druck die unglücklichen Pariahs auch leben mögen, so hört man sie doch nie sich beklagen, und nicht einmal murren, daß das Schicksal ihnen nicht eine höhere Geburt verliehen hat; noch weniger denken sie daran ihr Loos zu verbessern, indem sie sich vereinigen um die andern Stämme zu zwingen, sie wie Menschen zu behandeln. Jeder Pariah ist in dem Gedanken erzogen, daß er geboren ist, um den andern zu dienen, und daß dieß seine einzige Bestimmung, sein unwiderrufliches Geschick ist. Niemals wird man ihn überreden, daß die Natur die Menschen gleich geschaffen, und daß er ein Recht hat, die andern Stämme zu einer minder strengen Behandlung zu zwingen.

Sie befinden sich im entsetzlichsten Elend, und die meisten können sich nicht einmal die größten Kleider anschaffen; sehr wenige haben das ganze Jahr hindurch ein gesichertes Auskommen. Wenn sie etwas besitzen, so vergeuden sie es schnell, und arbeiten durchaus nicht, so lange sie zu leben haben. In einigen Districten dürfen sie das Land für sich selbst bauen, sind aber meist nur um so schlechter daran, da sie gewöhnlich mit solcher Nachlässigkeit arbeiten, daß selbst in den besten Jahren die Ernte nicht über sechs Monate lang ausreicht. Die Pariahs, welche sich verdingen, erhalten wenigstens so viel, daß sie ihren Hunger stillen können.

Die Verachtung und der Abscheu der andern Kasten und namentlich der Braminen gegen diese Unglücklichen gehen so weit, daß an manchen Orten ihre Annäherung und selbst ihr Fußspur die ganze Nachbarschaft beschmutzt. Sie dürfen nicht über die Straßen gehen, wo Braminen wohnen, sonst dürfen diese sie durch andere Leute prügeln lassen, denn die Braminen selbst dürfen die Pariahs nicht einmal mit dem Stock berühren. Ein Pariah, der sich so weit vergäße das Haus eines Braminen zu betreten, könnte sogleich ermordet werden, und man hat Beispiele dieser empörenden Ungerechtigkeit in den Ländern einheimischer Fürsten, ohne daß irgend jemand etwas dagegen eingewendet hätte. Wer zufällig einen Pariah berührt hat, muß sich waschen und je nach seinem Rang und seiner Kaste sich durch allerlei Ceremonien reinigen. Wer mit Leuten dieser Kaste essen oder Lebensmittel, die sie bereitet, berühren, sogar nur Wasser trinken wollte, das sie geschöpft haben; wer einen Fuß in ihr Haus setzte oder ihnen erlaubte das seinige zu betreten, würde sich der Ausschließung aus seiner Kaste aussetzen, und erhielte seine Wiederaufnahme nur nach höchst mühseligen und kostspieligen Formalitäten. Wer eine Pariahfrau beschlafen, würde noch härter behandelt, wenn sein Vergehen bewiesen würde.

Die Lage der Pariahs, welche nicht eigentlich Sklaverei ist, hat eine Aehnlichkeit mit der Leibeigenschaft in Europa. Diese Art von Sklaverei besteht in ihrer ganzen Stärke namentlich auf der Küste von Malabar, ebenso wie andere Gebräuche, welche diesem Lande eigenthümlich sind, das wegen

Digitized by Google

65 Kopeken A. für das Pud bezahlt wurden. So gewann der Schiffseigenthümer bei einer glücklichen Fahrt 25 bis 30,000 R. A. In Irkutsk erstanden mehrere Häuser bloß zum Betrieb der Schifffahrt auf dem Baikal. Im Jahre 1818 war zuerst von Erbauung eines Dampfschiffes die Rede, aber die Mittel fehlten und die Sache war noch zu neu, um viel Anklang zu finden; im Jahre 1824 tauchte der Plan abermals wieder auf, stieß aber auf heftigen Widerstand von Seite der Schiffseigenthümer. Im Jahre 1843 kam die Sache indeß doch zur Ausführung, und der erste Goldsucher Ostsibiriens, Nikita Fedorowitsch Masnikoff, erbaute das erste Dampfboot, welches am 15 Sept. vom Stapel gelassen wurde. Von nun an werden die Verbindungen auf dem Baikal ununterbrochen den ganzen Sommer hindurch dauern, und der Weg um den See nur noch für die zwei Wintermonate nöthig seyn, wo der See ganz zugefroren ist.

Wir kommen zum Schluß an den Namen des Baikalsees, welchen man aus dem Chinesischen, Mongolischen und Türkischen erklären wollte; leider fallen aber alle diese gelehrten Erklärungen zu Boden, da weder Mongolen, noch Chinesen, noch türkische Völker den See je Baikal nannten. Als die Russen auf der Angara den See erreichten, fanden sie hier zwei Völker, Tungusen und Buräten oder Mongolen. Die ersten nennen den See Lam, die zweiten Dalai, was wörtlich „groß" und dann in übertragener Bedeutung „Meer" bedeutet. Andere Völker waren nicht in der Umgegend dieses Sees, und die Russen konnten somit den Namen Baikal von keinem entlehnen. In dem Beichte der Kosaken, welche Sibirien eroberten, findet sich folgendes: „Am heutigen Tage kam zu uns das Commando vom Baikalowischen See." (Ot baikalowo osera.) Das Wort Baikalow trifft man auch in andern Gegenden Sibiriens, z. B. im Gouvernement Tobolsk auf dem Wege nach Tjumen ist ein Dorf, die „baikalowischen Jurten" genannt. Im Kreise Minusinsk, Gouvernement Jeniseisk, ist ein Dorf Baikalowo. Den Familiennamen Baikalow findet man im Gouvernement Jeniseisk unter Kosaken und Bauern. Manche werden sagen, der Name komme vom Baikalsee her, das ist aber ein Irrthum, denn vom Baikalsee wanderte niemand nach Jeniseisk aus; alle Ansiedler von Minusinsk sind Auswanderer aus der Stadt Jeniseisk und deren Umgebungen.

Aus dem Obigen kann man etwa nachstehende Folgerung machen. Die Kosaken, welche sich am Baikal festsetzten, bauten hier wahrscheinlich eine befestigte Winterwohnung und ließen dort ein Commando, vielleicht unter Oberbefehl eines gewissen Baikalow. So erhielt der See, an welchem das Commando stand, zuerst den Namen der Baikalow-See, und dann abgekürzt den Namen Baikal. Daß dieß Wort von dem türkischen Bai-kul (der reiche See) herstammt, leidet wohl keinen Zweifel, aber der Name wurde dem Baikal von den Russen nicht wegen des Fischreichthums gegeben, sondern zufällig von dem Familiennamen eines der ersten Ansiedler am See. Die Tataren oder türkischen Völker wohnten niemals in der Nähe dieses Sees, konnten ihm also unmöglich einen Namen aus ihrer Sprache geben. Die Chinesen lernten die Russen erst lange nach der Entdeckung des Baikalsees kennen. Wer diese Erklärung unpassend findet, der muß erst den Beweis führen, weßhalb die Kosaken in ihren Beichten den See nicht einfach Baikal, sondern Baikalowo Ozero oder Baikalowomore nannten.

Was endlich den Ursprung des Sees betrifft, so leidet es wohl keinen Zweifel, daß eine vulcanische Erschütterung den Boden zerriß, und daß die zahlreichen Flüsse und Flüßchen, die sonst in die Angara fielen, jetzt in den Schlund stürzten und denselben ausfüllten. Daß vulcanische Thätigkeit im Spiel war, zeigen die Ufer des Sees, welche besonders auf der Westseite in Steilabstürzen sich nach der Tiefe senken, die heißen Quellen, das Auswerfen von Asphalt und andern Brennstoffen aus dem See. Erderschütterungen kommen in der Umgegend noch jetzt vor; der hohe Chamar-Daban ist nichts als ein erloschener Vulcan, sein Gipfel hat alle Kennzeichen eines Kraters: vier Hügel bilden ihn, zwischen denen ein Abgrund ist, in dessen Tiefe sich ein See findet. Aehnliche Anzeichen erloschener Vulcane mit Seen auf dem Grunde des Kraters trifft man auf vielen Bergen um den Baikal. Indeß ist zu vermuthen, daß die Krater auf immer erloschen sind. In den Chroniken von Irkutsk lesen wir, daß im 17ten und 18ten Jahrhundert starke und häufige Erdbeben stattfanden, jetzt sind sie selten und schwach, oft findet in einigen Jahren keines statt. Das letzte bedeutende Erdbeben war im J. 1805, wo in Irkutsk das Kreuz mit dem Apfel von der Kathedrale herabgestürzt wurde. Seit dieser Zeit weiß man von keinen heftigen Stößen, und die Einwohner von Irkutsk glauben nicht mehr, daß sie oder ihre Nachkommen unter den Trümmern ihrer Häuser werden erschlagen werden.

Nachricht vom Cap.

Die Cape Town Mail (s. Colon. Ges. vom 27 Julius) bringt Nachrichten über die Boeren bei Natal, die im Ganzen dahin lauten, daß man sich mit ihnen verständigt hat, und daß sie die englische Herrschaft anerkennen, unter welchen Bedingungen, darüber verlautet freilich nichts. Hr. Cloete, der an sie geschickte Commissär, ist zurückgekehrt, etwa ein Dutzend Einwohner von Natal, meistens Holländer, haben ihm für seine Bemühungen eine Dankadresse überreicht. Die geringe Zahl der Unterzeichneten ist freilich etwas verdächtig, indeß meldet die obengenannte Zeitung wörtlich: „vollkommene Ruhe wurde hergestellt, und die Boeren, welche es jetzt nicht mehr für nöthig halten, zu Pietermaneitzburg beisammenzubleiben, haben sich nach ihren Landgütern begeben und somit über einen bedeutenden Theil des Landes zerstreut. Etwa 2000 solcher Güter sind jetzt besetzt. Viele haben bereits die Besitzer gewechselt, und 200 bis 250 Pfd. St. ist der gewöhnliche Preis für ein wohlbewässertes Landgut von 6000 Acres. Smellekomp scheint todt, und mit ihm sind die Hoffnungen derer zu Grunde gegangen, welche nach einer gänzlichen Unterwerfung unter die brittische Oberhoheit entgegen waren." Wenn außer den Bewohnern von Pietermaneitzburg noch 2000 Landgüter bewohnt sind, so setzt dieß hier eine Bevölkerung von 10 bis 12,000 Seelen voraus, und wenn man die schwarzen Dienstboten mit einrechnet, darf man sie wohl auf 18 bis 18,000 anschlagen.

Digitized by Google

Die Zahl der Boeren, die am Modderfluß jenſeits der Gebirge lagern, ſoll noch ſtärker ſeyn, und dieſe ſind für die Engländer ganz unerreichbar, wenigſtens für geraume Zeit noch. Man wird ſomit jedenfalls den Boeren aus Pietermaneitzburg die Rückkehr unter engliſche Herrſchaft nicht ſehr ſchwer gemacht haben.

Chronik der Reiſen.

Damaskus.

(Fortſetzung.)

Das Hauptgemach, das ſich vom niedern Theil des Liwans aus öffnete, war hoch, geräumig und von blendender Pracht. Die ganze Mauer war aus Stein, mit Arabesken geſchmückt; der zierlichſte Gegenſtand war eine Miniaturniſche aus weißem Marmor, getragen von dünnen Säulchen mit vergoldeten Capitälen, zwiſchen welchen die ſaraceniſche Honigzelle in ihrer ganzen Verwicklung wucherte. Der erhöhte Boden war mit reichen perſiſchen Teppichen bedeckt, und der Diwan, der ſich um das Zimmer zog, war von Seide, mit Blumen geſtickt. Große alterthümliche Porcellangefäße ſtellten ſich auf verſchiedenen Simſen dar. Ganz und gar fühlte ich, daß die oft geſuchte, aber ſelten gefundene Pracht der Tauſend und Einer Nacht endlich verwirklicht war.

Unſere Unterhaltung bot wenig Intereſſantes dar; der Effendi, ſtark vom Huſten geplagt, beklagte ſich über complicirte Unpäßlichkeit und ſchien ſehr herabgeſtimmt zu ſeyn, daher ich meine Unterredung bald abkürzte.

Ich hatte vorausgeſetzt, daß meine Beſuche in andern Häuſern Stoff zu Beſchreibungen geben würden; ich fand aber eine große Aehnlichkeit in der Anordnung von ihnen allen; einige natürlich kleiner und weniger prächtig, andere größer und prunkvoller; aber jedes gute Haus hat ſeine zwei Höfe, wovon der innere mit einem Waſſerbecken (in Damaskus Bahret, in andern Gegenden Syriens Birket genannt) verſehen iſt. In beinahe allen Höfen befinden ſich Orange-, Citronen- und Granatbäume, aber nur ein Haus kenne ich, das eine Palme einſchließt, da das winterliche Klima zu kalt für ſie iſt. Blumentöpfe werden allgemein um das Waſſerbecken herumgeſtellt, und einige der größern Häuſer haben ein Spalier oder eine Laube von Weinſtöcken.

Die Ekua oder das Hauptgemach iſt im Winter unbewohnbar wegen der Kälte, die der Marmor und das laufende Waſſer hervorbringt. Die Mauern der Winterzimmer ſind mit Holz getäfelt und gewöhnlich in dunkeln Farben gemalt, abwechſelnd mit Vergoldung, japaneſiſcher Lackirung und kleinen Spiegeln.

Es iſt tief zu bedauern, daß der Islam die Künſte verbietet, welche die menſchliche Geſtalt und äußere Natur nachahmen. Wer weiß, ob nicht dieſe Stadt ihre Maler- und Bildhauerſchule gehabt hätte, die mit denen der italieniſchen Hauptſtädte hätte wetteifern können? Die Morgendämmerung der neuern Kunſt zeigte ſich in einem Zeitalter von großer Unwiſſenheit, großer Handfertigkeit und wirklicher Frömmigkeit, zugleich mit Geſchmack zur Schmückung von Kirchen und Privatgebäuden, in welchen die Ornamente nicht bloß äußerlich und abtrennbar, ſondern integrirender Beſtandtheil des Baues ſelbſt waren. Bald aber fiel die Kunſt von ihrem hohen Gipfel, als das Zeitalter der Cabinetsgemälde anbrach. Betrachtet man das Kunſtmaterial, das ſich in mehreren Häuſern von Damaskus zeigt, ſo kann man nicht umhin, zu bedauern, daß die mächtigen Vorurtheile des Islams und die Unterdrückung der Regierung ſeit vielen Jahrhunderten, die den äußern Schmuck der Häuſer den Gewohnheiten des Volks entfremdet hat, die Entwicklung dieſes Zweigs der Civiliſation hinderte. Figuren und Landſchaften zu zeichnen — daran hat das Volk dieſes Landes nicht die entfernteſte Idee. Der abend- und morgenländiſche Styl ſind nun zu alt und zu ſehr verſchieden, als daß ſie eine Vereinigung erlaubten: und ich hege keine Sehnſucht europäiſche Begriffe hier eingeführt zu ſehen, was auf jeden Fall etwas Zwitterhaftes, Ungeheuerliches, Entartetes hervorbringen würde. Man empfahl mir ein neu eingerichtetes Haus, das man ſchön nannte, zu beſuchen, ich war aber beleidigt, als ich fand, daß man in mehrern Theilen des Hauptgemachs ſtatt der landesüblichen reichen Arabesken mehrere erſchreckliche Landſchaften angebracht habe, die offenbar aus gemeinen blauen Steingutteller copirt waren, und, als Gipfel des Lächerlichen, hatte der Eigenthümer in einer herrlich gemeißelten und eingelegten Niſche ein Paar armſelige, franzöſiſche, bemalte Kupferſtiche Lété und Lautomne, zu fünf Sous das Stück, placirt.

Nach den Beſchreibungen der damasceniſchen Kaffeehäuſer, die einige Schriftſteller in ſo glühenden Farben geliefert haben, glaubte ich auf etwas anderes rechnen zu können, als was in der Wirklichkeit exiſtirt. Dürfte man dieſen trauen, ſo wären die hieſigen Kaffeehäuſer den Pariſern überlegen. Jedoch eine Fülle laufenden Waſſers und der Schatten weit ausgebreitetere Bäume bei heißem Wetter unendlich angenehmer iſt, als alles, was der Maler, Bildhauer oder Vergolder hervorbringen kann, ſo haben ſie vermuthlich recht; aber nichts kann armſeliger, alterthümlicher ſeyn, als die Wetterdächer, Stühle und Strohmatten zur Bequemlichkeit der Kaffeetrinker. Es thut mir leid die Illuſionen der Philo-Orientalen zu zerſtören: aber wenn ich am Kaffeehaus des Bab-es-ſelam ſaß, war ich oft gezwungen aufzuſtehen und mich zu entfernen wegen eines Dunſts, der von gewiſſen Anhäufungen herkam, die der Stadt Damaskus beinahe das Recht entziehen ſich mit dem Titel „Geruch des Paradieſes“ zu ſchmücken. Abgeſehen aber von dieſem Ungemach, hat ſicherlich die wuchernde Vegetation, das Gemurmel des plätſchernden Waſſers und die hellen Farben der Trachten der verſchiedenen Gruppen von Schmuncheen und Kaffeetrinkern alle Kraft der Neuheit für den europäiſchen Reiſenden.

Zu mehreren Kaffeehäuſern in den Hauptſtraßen gehört ein öffentlicher Vorleſer oder Erzähler — gewöhnlich ein ältlicher Mann, der beſſere Tage geſehen hat, und dem nichts geblieben iſt, als eine gute klare Ausſprache. Das Thema iſt oft aus Tauſend und Einer Nacht, häufiger aber nach aus der Geſchichte von Antar oder Ali Mirri el Zibak genommen. Der Gewinn eines ſolchen Rhapſoden iſt nicht mehr als zwei oder drei Piaſter täglich, und dieſe Individuen erhöhen manchmal ihr geringes Einkommen dadurch, daß ſie in den öffentlichen Bädern mit den Handſchuhen aus härenem Zeuge (Kis) arbeiten.

(Fortſetzung folgt.)

Metallminen in Südauſtralien. Dieß Land ſcheint beſtimmt auch hinſichtlich des mineraliſchen Reichthums in kurzem eine Rolle zu ſpielen. Man hat Bleiminen entdeckt, die etwas Silber und über 14 Centner reines Blei von der Tonne Erz ergaben. Kurz darauf fand man auch Kupfererz, das nahezu 33 Procent Kupfer ergab, ſo daß die Tonne Erz 27 Pfd. St. werth iſt. Man ſcheint mit aller Anſtrengung darauf bedacht, dieſe reichen Adern zu benützen. (Colonial Gazette vom 27 Julius.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 225.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

12 August 1844.

Die Lage Brasiliens im Jahre 1844.

3. Verwaltung, Industrie und Handel.

Die Rechtsverwaltung scheint auf den ersten Anblick ziemlich regelmäßig eingerichtet, denn die Regierung hat allenthalben Tribunale eingesetzt, aber diese glänzende Außenseite verdeckt eine schimpfliche Wunde, da die Käuflichkeit den Richtern alles Ansehen nimmt. Statt die Tribunale zu vermehren, hätte man nur die Achtung der Gesetze in den vorhandenen besser handhaben sollen, und man würde nicht alle Tage Richter sehen, vom Dezembargador herab bis zum armen Dorfrichter, welche erst das Urtheil aussprechen, wenn man sie gehörig bezahlt hat. Wie unverschämt diese Käuflichkeit betrieben wird, davon mag folgendes Beispiel einen Beweis liefern. Ein Advocat, der eine wichtige Sache zu führen hatte, bekam von dem Kläger eine bedeutende Summe, um sie unter die Richter zu vertheilen. Der Advocat entledigt sich seines Auftrags und nach einigen Tagen kam ein Richter zu dem Kläger, um sich zu beschweren, daß er weniger als seine Collegen empfangen habe, und um den Rest in Anspruch zu nehmen. Man sieht leicht ein, welche Stellung mächtige Familien einer solchen Rechtsverwaltung gegenüber einnehmen müssen. Die Gerechtigkeit steht ganz zu ihrer Verfügung. Zu Fernambuco gibt es reiche Familien, welche Mörder in ihrem Sold halten, und wenn einer dieser Leute wegen eines Mordes verhaftet wird, so bleibt er nur einige Tage im Gefängniß, denn kein Richter wagt es, eine Criminalproceedur gegen ihn einzuleiten. Uebrigens fände man auch keinen Zeugen, welcher die Wahrheit aussagte. Man verurtheilt nur diejenigen Mörder, welche keine mächtige Fürsprache für sich anrufen können, und keinen Schrecken einflößen. Die Beispiele, welche man zur Unterstützung dieser Behauptung anführen könnte, sind unzählig, wir wollen uns deßhalb nur auf zwei beschränken, die allen Commentar überflüssig machen.

Ein Mörder wurde zu Para verhaftet, und da die Familie des Opfers die gerichtliche Verfolgung ziemlich eifrig betrieb, so sollte derselbe verurtheilt werden, als ihm einfiel, die Richter zu bestechen. Er kam deßhalb mit dem Vorstand des Gerichts, einem Doctor Jaguarete, überein, ihm 600 Fr. zu zahlen, wenn er freigesprochen würde. Mehr bedurfte es nicht, und der Mörder wurde losgesprochen, vergaß aber bald sein Versprechen. Einige Monate später erfuhr der Dr. Jaguarete, daß derselbe Mensch einem Kaufmann Waaren geliefert habe, begab sich dahin, um den Preis in Empfang zu nehmen, und erklärte ohne alle Umschweife die Veranlassung der Schuld, indem ohne dieses Versprechen der Schuldner als Mörder verurtheilt worden wäre. — Ein Kaufmann, Namens Abron, der einen bedeutenden Handel zwischen Belmonte und Minas Novas betrieb, lebte mit einem jungen Mädchen, und hatte die Unvorsichtigkeit, vor dem Bruder seiner Maitresse von bedeutenden Summen zu sprechen, die er in seinem Besitz habe. Der Bruder, welcher bisher das Verhältniß seiner Schwester mit ihrem Liebhaber gebilligt hatte, faßte den Plan, den Kaufmann zu ermorden, und führte ihn aus. Die Gerechtigkeit nahm Theil an dem Raube des Opfers, Mörder und Richter theilten sich in Waaren und Geld. Inzwischen kam ein Neffe des Todten, in der Hoffnung die Reste der Erbschaft zu retten, nach Belmonte. Er that einige Schritte, und drang bei dem Richter auf Rückgabe der noch unverkauften Waaren. Aergerlich über diese Zudringlichkeit entgegnete endlich der Richter: „Sie wissen, was ihrem Oheim geschehen ist, halten Sie sich ruhig, wenn Sie sein Loos nicht theilen wollen.“ Der arme Neffe verzichtete voll Schrecken auf alle seine Rechte, denn der Drohung wäre die Ausführung auf dem Fuße gefolgt.

Die Kriegsverwaltung ist nicht besser geleitet, als die Rechtsverwaltung, und die beiden Ministerien des Kriegs und der Marine verschlingen die Hälfte der Staatseinnahmen. Die Ausgaben des Kriegsministers betragen etwa 18 Mill., davon nimmt der Sold der Truppen 7 weg, der Rest wird verschlungen durch die Gehalte der höhern Befehlshaber, durch eine oder zwei Pulverfabriken und ein Arsenal, in welchem die Waffen ausgebessert werden. Die unmäßige Zahl von Rechnungsbeamten vermehrt die Unordnung statt sie zu vermindern, Zahlmeister und Obersten, alle plündern um die Wette und schicken übermäßige Rechnungen ein. Deßhalb ist

Digitized by Google

es auch unmöglich zu wiſſen, wie viel Leute unter den Waffen ſind; ich will diejenige Zahl annehmen, die in einem Berichte des Kriegsminiſters an die Kammern ſteht, obgleich ich ſie für übertrieben halte. Nach dieſem Bericht würden die Linientruppen, Jäger, Reiterei und Artillerie, in allen Provinzen zuſammen 16,000 Mann betragen unter 7 Oberſten, 9 Oberſtlieutenants, 33 Majors, eben ſo vielen Adjutanten, 170 Hauptleuten, und mehr als 500 Lieutenants und Unterlieutenants. Die Officiere ſind natürlich in vollſtändiger Zahl vorhanden. Neben der regulären Armee beſteht die Nationalgarde, Fußvolk und Reiterei, im Ganzen 6000 Mann. Die Organiſation der Linie, wie die der Miliz, läßt vieles zu wünſchen übrig. Die braſilianiſche Armee zählt 1200 Officiere, worunter die Portugieſen, welche bei der Revolution vom J. 1831 ihr Adoptivvaterland nicht verlaſſen konnten, die einzigen dienſtfähigen ſind. Die andern Officiere, welche gar keine militäriſchen Kenntniſſe haben, und nur durch Gunſt zu ihren Stellen gelangen, wiſſen weder ihre Soldaten zu führen, noch ihnen das Beiſpiel der Tapferkeit zu geben. Die Militärgrade werden um ſo leichter erlangt, je weniger Braſilianer ſich dem Waffendienſt widmen; ſie ziehen die viel gewinnreichern und minder beſchwerlichen Stellen als Advocaten und Richter vor.

Die im Jahre 1831 begründete Militärſchule erfährt jedes Jahr neue Veränderungen; jetzt ſpricht man von einer gänzlichen Umwandlung dieſer Anſtalt, und will, daß die daraus hervorgehenden Officiere nach einjährigen Studien mit den Zöglingen der Militärſchulen Europa's wetteifern. Bis dieſe Verſprechungen ſich verwirklichen, wiſſen die Officiere der braſilianiſchen Kriegsſchule nichts von ihrem Handwerk. Die Unerfahrenheit der Officiere zeigt ſich nur allzu ſehr in der ſchlechten Haltung der Truppen, deren Oberbefehl ihnen anvertraut iſt. Vergebens nehmen ſie den Stock zu Hülfe; ſelten gelingt es ihnen Soldaten zu bilden, die gehörig manövriren können. Uebrigens kann die Recrutirung, wie ſie jetzt eingerichtet iſt, die Elemente zu einer kräftigen Armee, wie ſie ein großes Land bedarf, nicht liefern. Die aushebenden Officiere nehmen alle brauchbaren Leute weg, wagen ſich aber nur in die Städte, und hüten ſich wohl ins Land einzudringen, wo ſie ſich der Rache der Einwohner ausſetzen würden. Die neuen Recruten benützen oft die erſte Gelegenheit, um davon zu laufen, gehen von einer Provinz in die andere, und ſind dann vor allen Verfolgungen ſicher.

Die braſilianiſche Marine zählt Ein Linienſchiff, das nicht einmal die See halten kann, drei Fregatten, fünf Corvetten und ſechs Bricks; mit Einſchluß der Lauches, der Cutter und Barken zählt ſie 76 Kriegsfahrzeuge. Die Zahl der Matroſen beträgt 3800, der Stab 300 Officiere, und wenn man erwägt, daß von den auf dem Etat des Marineminiſters ſtehenden Schiffen kaum ein Viertheil armirt und im Stande iſt das Meer zu halten, ſo wird man geſtehen, daß die Zahl der Officiere mehr als zureichend iſt. Als davon die Rede war, die künftige Kaiſerin aus Neapel zu holen, konnte man nur mit Mühe die Ausrüſtung einer Fregatte und einer Corvette vollſtändig machen; die Seearſenale waren leer, an braſilianiſchen Arbeitern fehlte es, und man mußte zu europäiſchen ſeine Zuflucht nehmen. Die Braſilianer glänzen weder als Matroſen noch als Soldaten, und ihre beſten oder vielmehr ihre einzigen Matroſen ſind Portugieſen.

Das Marinebudget beträgt 8 Millionen. Eine Fregatte, die man im Jahre 1834 zu bauen anfing, liegt noch auf den Werften von Para; das Holz, welches Jahre lang dem Sonnenbrand ausgeſetzt war, hat ſich geworfen, und man müßte, um den Bau gut auszuführen, die Arbeit von vorne anfangen, obgleich man ſeit drei Jahren ein Dach gebaut hat, um den Rumpf des Schiffes gegen Sonne und Regen zu ſchützen. Die Verbeſſerungen, deren alle Häfen Braſiliens bedürfen, die Aenderungen in der Errichtung der Leuchtthürme bleiben auf dem Papiere, die dazu votirten Summen werden zu andern Zwecken verwendet oder unterſchlagen, und die Uebel, welche man heilen ſollte, breiten ihre ſchlimmen Wirkungen immer weiter aus. Man hat eine Commiſſion gegründet, welche über Verbeſſerung der Häfen wachen und für die Erhaltung einer guten Seepolizei Sorge tragen ſoll; ſie wird ihren Bericht beginnen, iſt ſie aber einmal inſtallirt, ſo wird die alte Unthätigkeit das Uebergewicht erhalten, und die Vorſtände der Commiſſion werden zu Rio Janeiro ihren Gehalt beziehen für eine Stelle, die alsbald zur Sineenre geworden.

Braſilien hätte namentlich eine Dampfflotte nothwendig, um den Verkehr zwiſchen der Hauptſtadt und den Provinzen zu beſchleunigen, da die Segelfahrzeuge wegen der ſtets an der Küſte herrſchenden Winde für dieſen Dienſt ſehr ſchlecht geeignet ſind; es kann der Fall kommen, daß ein Fahrzeug drei Monate braucht, um von Rio Janeiro nach dem Amazonenſtrom zu kommen. Die von der Regierung in England angekauften Dampfboote ſind zu ſchwach für dieſen Dienſt, die Poſtſchiffe, ſchlecht unterhalten und ſchlecht beſehligt, erleiden unaufhörlich Unfälle. Dieſe Schiffe ſahren alle Monate von Rio ab, legen zu Bahia, Fernambuco, Maranham und Para an, entfernen ſich nie von der Küſte, können ſtets im Fall von Beſchädigung in einen Hafen einlaufen, aber die in der Eile ausgebeſſerten Maſchinen brechen immer von neuem. Ich befand mich auf einem dieſer Packetboote und mußte dreimal nach Maranham zurückkehren; als wir uns zum viertenmal aus dieſem Hafen entfernten, brach die Maſchine abermals, und wir kamen mit einem einzigen Rade und mit großer Mühe nach Para. (Schluß folgt.)

Die Kaſten Indiens.

3. Die verworfenen Kaſten.

(Schluß.)

Das Eigenthumsrecht und dieſer Zuſtand von Leibeigenſchaft haben unter den Nairs, Curgas und Tuluvas, den drei eingebornen Völkern der Küſte von Malabar, von jeher beſtanden und beſtehen noch. Es iſt dieß wohl das einzige Land Indiens, wo ſich das Eigenthumsrecht unverletzt bis auf den heutigen Tag erhalten hat; überall ſonſt gehört das Land

dem Fürsten, und der Bebauer ist nur der Pächter; die Ländereien, welche er anbaut, können ihm nach dem Gefallen der Regierung genommen und wieder bewilligt werden. Auf der Küste von Malabar allein gehört das Land denen, die es von ihren Vorvätern erbten, und sie haben das Recht, solches ihren Nachkommen zu übertragen; sie können es auch verkaufen, veräußern, verschenken, kurz sie haben das Eigenthumsrecht in vollem Maaße. Jeder Grundeigenthümer in diesem Lande hat zum Anbau seiner Ländereien einen Pariahstamm, die seine Sklaven sind, und einen Theil seines Gutes ausmachen. Alle Kinder, die unter demselben geboren werden, sind leibeigen, wie ihre Väter; wenn einer derselben entflieht, um bei einem andern Herrn zu dienen, kann er ihn als sein Eigenthum zurückfordern. Hat ein Grundeigenthümer mehr Sklaven als er braucht, so verkauft er einen Theil an andere Landbauer, denen es daran fehlt. Nicht selten gibt ein Schuldner, den seine Gläubiger verfolgen, statt Geld einen Theil seiner Pariahs her, bis die Schuld getilgt ist. Der Preis dieser Sklaven ist indeß sehr mäßig; nach bestimmten Nachrichten beträgt der Kaufpreis eines noch jungen männlichen, arbeitsfähigen Sklaven nur etwas über drei Rupien oder eine Ochsenladung Reis. Indeß verkaufen die Grundeigenthümer ihre Pariahsklaven nur im höchsten Nothfall, und können sie nie außerhalb des Landes verkaufen.

Jeder Grundeigenthümer in diesem Lande hat seine Wohnung mitten auf seinen Gütern, und lebt hier umgeben von seinen Pariahsklaven, welche ungemein unterwürfig sind. Einige Eigenthümer haben mehr als hundert in ihrem Dienst, behandeln sie aber im Ganzen sehr menschlich, legen ihnen nur nach Alter und Kräften Arbeit auf, geben ihnen denselben Reis zu essen, den sie selbst haben, verheurathen sie, wenn sie erwachsen sind, und geben den Frauen alle Jahre zu ihrer Kleidung ein Stück Zeug von 7 bis 8 Ellen und den Männern eine Kambily oder rohe Wolldecke.

In Malabar sind nur die Pariahs zu dieser ewigen Sklaverei verurtheilt, man findet unter ihnen keine Freien, alle sind Sklaven von Geschlecht zu Geschlecht; sie haben nicht einmal das Recht ihre Freiheit zu kaufen, und wenn sie unabhängig werden wollen, müssen sie heimlich aus dem Lande fliehen. Dieß soll indeß nur selten vorkommen, denn gewöhnt an Unterwürfigkeit und mit Menschlichkeit behandelt, betrachten sie ihren Herrn als Vater und sich als einen Theil seiner Familie; sie sind viel besser daran als die freien Pariahs in andern Landstheilen.

Außer der in allen Provinzen der Halbinsel verbreiteten Pariahkaste gibt es aber auch noch andere, welchen einzelnen Landstrichen eigenthümlich sind, und wo möglich moralisch noch tiefer stehen. So ist z. B. die Kaste der Paiers, welche man nur in Madure und in den dem Cap Comorin benachbarten Landstrichen kennt. Die Paiers sehen sich für weit vornehmer als die Pariahs an, weil sie kein Kuhfleisch essen, aber die Pariahs stellen sich weit über sie, weil sie zur linken Hand gehören, während jene zur rechten Hand gezählt werden. Diese beiden unglücklichen Stämme können sich nie mit einander vertragen, und allenthalben, wo sie in ziemlich gleicher Anzahl sich finden, kommen unaufhörlich Zank und Streitigkeiten vor. Beide führen ziemlich dasselbe Leben in der Gesellschaft, stehen in der öffentlichen Meinung ziemlich gleich tief, und müssen ferne von andern Kasten wohnen.

In den Wäldern an der Küste von Malabar trifft man einen Stamm, der wo möglich die beiden oben genannten noch an Verworfenheit übertrifft; dieß sind die Puliahs, welche man weit unter die Thiere setzt, mit denen sie ihre Wohnung theilen. Man erlaubt ihnen nicht einmal Hütten zu bauen, um sich gegen das Unwetter zu schützen; eine Art Schirmdach auf vier Bambuspfählen und auf allen Seiten offen, deckt sie gegen den Regen; die meisten aber bauen sich eine Art Nester auf den dicht belaubten Bäumen, auf denen sie wie Raubvögel nisten, und nicht bloß die Nacht, sondern auch einen großen Theil des Tages zubringen. Nie können sie mit Sicherheit auf gebahnten Wegen gehen; wenn sie jemand erblicken, müssen sie durch einen Schrei sich zu erkennen geben, und einen weiten Umweg machen, um den Wanderer vorüber gehen zu lassen; die geringste Entfernung, in der sie sich von Personen anderer Kaste halten müssen, ist hundert Schritte. Wenn ein Nair, der stets bewaffnet geht, auf seinem Wege einen dieser Unglücklichen trifft, so hat er das Recht ihn sogleich niederzustoßen. Die Puliahs führen ein ganz wildes Leben und haben keinen Verkehr mit der Gesellschaft.

In allen Provinzen der Halbinsel gilt die Kaste der Schakylis oder Schuhflicker für noch niedriger als die Pariahs, und sie stehen auch allerdings durch ihre Rohheit und Unwissenheit, durch ihre Unmäßigkeit und Trunksucht noch unter ihnen. Sie berauschen sich namentlich gegen Abend, und lange vor Eintritt der Nacht wiederhallen ihre Dörfer von Geschrei und Zank, den Folgen ihrer Gelage. Nichts vermag sie zum Arbeiten zu zwingen, so lange sie noch etwas zu vertrinken haben, und so gehen sie stets von der Arbeit zur Völlerei und von der Völlerei zur Arbeit über. Die Frauen dieses elenden Stammes, die ihren Männern in keiner Art von Lastern nachstehen, gleichen ihnen namentlich in der Völlerei, und man kann danach ihre Bescheidenheit und Züchtigkeit bemessen. Die Pariahs selbst wollen mit den Schakylis nichts zu thun haben, und lassen sie nie mit sich essen.

Unter den Pariahs ist eine Classe, die eine Art von Herrschaft über sie ausübt; dieß sind die Walluwers, die man auch zum Spotte Pariah-Braminen nennt; sie halten sich abgesondert und schließen nur Heurathen unter einander, da sie sich als die Gurus oder geistlichen Führer dieses Stamms betrachten. Sie führen den Vorsitz bei den Heurathen und andern religiösen Ceremonien der Pariahs, verkünden ihnen die guten und die bösen Tage, die günstige oder ungünstige Zeit zur Unternehmung von Geschäften, aber sie schöpfen diese Kenntnisse nur aus den indischen Kalendern, denn sie selbst dürfen sich nicht mit Astronomie, mit Vorhersagung von Sonnen- und Mondsfinsternissen u. dgl. abgeben, da dieß ein ausschließliches Vorrecht der Braminen ist.

Digitized by Google

Chronik der Reisen.

Damaskus.

(Fortsetzung.)

Ich habe schon bemerkt, daß die Straßen von Damaskus ein elendes Aussehen haben. Sie sind eng, von Lehm gebaut und, ausgenommen in den Hauptdurchfahrten, wird man sich nie in der Hauptstadt von Syrien zu befinden glauben, sondern in einem großen Dorfe; überdieß werden Licht und Luft durch die vorspringenden Fenster abgesperrt, die durch unansehnliche ungehobelte Balken getragen werden. Außerdem daß die Straßen krumm laufen, haben sie noch das Ungemach, daß sie an verschiedenen Theilen von verschiedener Breite sind. Hier können zwei Wagen nebeneinander fahren und dort, fünfzig Schritte weiter, kann ein einziges beladenes Maulthier nur mit Schwierigkeit einen Ausweg finden. Auch das Pflaster ist sehr schlecht: denn wo es in der Mitte sich vertieft, so ist die Bahn der Pferde und Maulthiere bei nassem Wetter ein Pfuhl von beschmutzendem Koth, während das Trottoir eine Art Sumpf ist wegen des Lehms, den der Regen von den Häusern herabschwemmt und den wegzuschaffen es weder Abzugscanäle noch Gassenkehrer gibt. Bei Regenwetter zu Fuß zu gehen ist beinahe unmöglich. Die Reichen reiten zu Pferde, und die geringern Stände, Männer und Frauen, gehen in Holzschuhen und Steifstiefeln einher. Andrerseits wird man im Sommer beinahe durch den Staub erstickt.

Was ich von der fürchterlichen Monotonie der meisten Straßen gesagt habe, erstreckt sich nicht auf die Bazare und die Horat el derwischiye (Straße der Derwische), die vielleicht die ächteste orientalische Straße im Morgenland ist. Eine große Mannichfaltigkeit von Kaffeehäusern, Buden und Verkaufsständen von Hausirern gibt ihr das Ansehen einer Messe. Die zwei Hauptbazare, das Seraï und mehrere Moscheen stoßen daran. Wußte ich mich nicht zu unterhalten, so war ich sicher wenigstens dort Zerstreuung zu finden. Die Abwesenheit jedes Gegenstandes, lebenden oder todten, der mich an das Abendland erinnern konnte, bekleidete sie mit einem Zauber, welchen jene, die für den Orient nicht blasirt sind, wohl verstehen. Eingeborne Effendis, seltsame rauhe Scheikhe dämmerten herum und vergesellschafteten sich mit Derwischen aus den entferntesten Gegenden von Asien und frommen sonnenverbrannten Tollen, ohne das kleinste Feigenblatt um ihre völlige Nacktheit zu decken. Hier kann man Buden sehen, wo der Kaffee in einem ungeheuren Mörser abwechselnd von sehr kräftigen Männern zerstoßen wird, mit Stößeln gleich schweren Keulen und mit Beachtung des Tempo wie Schmiede mit ihren Hämmern. Würde der Stößel nicht in den Mörser hineintreffen, sondern auswärts abgleiten, so wäre der Mann wahrscheinlich für sein Leben lang gelähmt oder würde wenigstens ein paar Zehen verlieren. Die Scherbetstände und Conditorsbuden sind einzig; hier ist die breite flache Schüssel von Honigkuchen (Knaseh) und die Saucr von Granatäpfeln (habb erraman) in ihrer gewaltigen, zierlich geschnittenen und glänzenden Schale, wie sie Hassan Bedreddin dem Eunuchen und Agib gab, als der alte Mesir seine Zelte am Meidan aufschlug.

Wer sind alle diese dunkelfarbigen Männer, die an den Thoren der Khane stehen? Sie sind Unterthanen und Schützlinge Ihrer brittischen Majestät, alle Hindus und die meisten Moslems vom westlichen Indien, die ihren Weg hieher über Bagdad oder Mekka finden und das Manayal für das Amt des Thürstehers haben. Sie besitzen selbst eine Moschee und ein Wakf oder eine fromme Stiftung, dotirt in frühern Zeiten von irgend einem Indier, über welche ein Nazir oder Inspector die Aufsicht führt. Es ereignet sich manchmal, daß ein heidnischer Indier vorgibt, ein Moslem zu seyn, um ein Almosen von der Stiftung zu erhalten, aber er wird abgewiesen von dem genau forschenden Inspector. Alle sind unter brittischer Protection, aber die fanatischen Derwische nähern sich dem Consulat nie; und unter einer so leicht erregbaren Bevölkerung erscheint es nicht rathsam, sie zu zwingen die brittische Autorität anzuerkennen. Einst stießen sich ein Franke und der Pförtner eines Khans im Gedränge; bald fielen heftige Worte zwischen ihnen. Der Franke schwur, der „Hans Türk" müsse die Bastonnade vom Pascha erhalten, der Pförtner schwur bei Gott und dem Propheten sich an dem Franken zu rächen, indem keiner nur ein Wörtchen von dem, was der andere sagte, verstand. Man schickte nach dem Janitscharen des französischen Consulats und die Aufklärung erfolgte. Es zeigte sich, daß der Franke ein Westindier und der Thürsteher ein Hindu war; da sie nun erfuhren, daß sie beide Mitunterthanen der Königin seyen, obwohl von so großer Entfernung kommend, lachten sie und schieden in vollkommen guter Laune.

Da die Geschichte der Juden und des Pater Thomas nothwendig eine große Sensation in Damaskus erregt hatte, besuchte ich das Capucinerkloster, dem dieser Mönch angehörte, aber seit seinem Tode unbewohnt war. Als wir eintraten, knarrte die Thüre in ihren Angeln, und beim Durchschreiten des Hofes schien alles verödet: der aufgehäufte Staub der Zimmer bekleidete jeden Gegenstand mit einer grauen, düstern Farbe. Man zeigte uns das Porträt des Pater Thomas in kleinem Quartformat, in Oel gemalt von einem französischen Künstler, der vor einigen Jahren Damaskus besucht hatte; unser Führer, der ihn genau kannte, betrachtete die Aehnlichkeit als vollkommen treffend. Die Wahrheit zu sagen, war die Freiheit der Behandlung der Individualität aufgeopfert. Er schien ungefähr 60 Jahre alt, seine Haltung war mild, offen und verständig; ein weißer Bart vermehrte noch sein ehrwürdiges Aussehen; neben ihm, eine Tasse Kaffee darbietend, stand sein Diener, ein Jüngling von ein- oder zweiundzwanzig Jahren, der ebenfalls auf geheimnißvolle Weise verschwand und, wie man voraussetzt, das Loos seines Herrn theilte, mag es gewesen seyn, welches es wolle.

Die Capucinermönche von Damaskus waren ursprünglich Franzosen, aber da ihre Einkommensquellen aus ihrem Vaterlande nach der ersten Revolution versiegten, zerstreuten sich die Mönche. Unter dem Kaiserreich wurde das Kloster wieder constituirt, und Pater Thomas, ein thätiger, intelligenter, sardinischer Mönch, wurde vom Cardinal Fesch nach Damaskus geschickt. Es ist allgemein bekannt, daß er die Blatternimpfung ausübte, und ich kenne mehrere Familien, in denen er praktizirte; sie beschreiben ihn als höchlich geachteten Mann, aber wenn er einen Fehler hatte, so war es eine größere Liebe zum Gelde als sich mit dem geistlichen Stande vertrug.

(Fortsetzung folgt.)

Die Fabrikstadt Lowell in Neuengland zeigt fortdauernd eine sehr bedeutende Zunahme der Bevölkerung. Ein kürzlich vervollständigter Census zeigt seit 1840 eine Vermehrung um 4335 Seelen. Die Zahl der Einwohner beträgt gegenwärtig 25,000, und man erwartet, daß sie in zwei Jahren 30,000 betragen wird, ein starker Beweis für die Zunahme der Manufacturthätigkeit in den Vereinigten Staaten. (Shipp. Gaz. vom 31 Julius.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 226.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

13 August 1844.

Das persische Theater.

Alexander Chodzko, bereits als Orientalist mannichfach bekannt, namentlich durch seine Sammlung neupersischer und turkamanischer Gedichte (s. Kaeroglu, Jahrg. 1842, Nr. 275), theilt in der Revue indépendente vom 25 Julius d. J. eine Abhandlung über das persische Theater mit, aus welcher wir um so mehr einige Auszüge mittheilen wollen, als wir den Gegenstand schon einigermaßen in den persischen Skizzen (siehe Nr. 202 ff.) erwähnt haben. Er dehnt dabei die Vergleichung mit den mittelalterlichen Mysterien und Possen etwas weit aus, wir können aber dieselbe um so eher annehmen, als man namentlich im westlichen Frankreich noch bis auf den heutigen Tag ähnliche Darstellungen findet.

*

Daß in Persien etwas besteht, was man dramatische Kunst nennen könnte, daß „mitten in dem Nest, wo die unsichtbare Henne, Unka, die Eier der Pracht und Freigebigkeit legt," *) daß „auf der Spitze der Achse, um welche das Rad der menschlichen Größe sich dreht" (der Haf des Schah), es sowohl „Gewölbe des Staatsplasands," als auch „geringere Zierrathen am kaiserlichen Steigbügel" (Chane und Begs) gibt, welche sich manchmal, wie einige große Herren in Mailand und Neapel, zu Entrepreneuren von Schauspielen hergeben, das weiß man in Europa, denn die Reisenden haben wohl davon gesprochen, indeß auf eine so unvollständige Weise, daß das persische Drama bis jetzt selbst für die Orientalisten ein unbekanntes Land ist. Ich behaupte nicht, dieß Land entdeckt zu haben, aber ich habe es durchwandert und erforscht, ich habe lange darin gewohnt und tragischen Schauspielen beigewohnt, wo, wie sich meine „Freunde in Mahammed" ausdrücken würden, „ich mich spiegelte in den Spiegeln, deren glänzende Oberfläche durch den Hauch der Traurigkeit getrübt ist." Ich hatte Komiker in meinen Diensten, welche selbst sagten, ich sey „das Leitpferd (pischahang), welches sein mit Glöckchen behängtes Halsband schüttle, und ihre Karawane in einen guten Hafen leite." Ich hatte Dichter in meinen Diensten, „ich habe das Ende des Seidenfadens mit Wachs bestreichen, um ihnen zu helfen, die Perlen ihrer poetischen Schnüre eine nach der andern aufzureihen," und was noch mehr ist, ich hatte mehr als einmal die Ehre, „Garderobemeister des öffentlichen Weges" und „Großmeister der Trauerceremonien" oder vielmehr „des Leichenzugs der heiligen Imams" zu seyn, was ganz einfach heißen will, daß ich selbst auf meine Kosten tragische und komische Schauspiele gab.

Ich habe einen großen Theil des persischen Repertoriums mitgebracht, das auch für die Geschichte der Kunst in Europa Interesse hat; es diente mir mehemals als lebendiger Commentar für die lyrischen Dramen der Griechen, und hat auffallende Aehnlichkeiten mit den Mysterien des Mittelalters. Das europäische Publicum könnte gegenwärtig zu Teheran am 10 und 12ten Moharrem Darstellungen sehen, ähnlich denen, welche zur Zeit Ludwigs XI auf dem Hotel de Ville zu Paris gegeben wurden. Schauspieler und Costüm haben viel ähnliches, ich werde aber nur von dem sprechen, was in den persischen Teazie's *) orientalisch und eigenthümlich ist, und dann noch meine eigenen Bemerkungen hinzufügen, indem ich wie die Perser sagen würden, „in den Sammlungen meiner klagenden Beichte nachsuche, und mit dem Messer der Erinnerung die Perlmuschein meines Gedächtnisses öffne."

Was ich am meisten asiatisch und mittelalterlich finde, ist die vollkommene Uneigennützigkeit derer, die zu den Spielen beitragen. Unternehmer, Schauspieler, Dichter, und selbst die Verkäufer von Lebensmitteln und Getränken, niemand denkt an die Einnahme, und das Publicum wohnt gratis bei, warum, wird man gleich sehen. Dem Volk ein Schauspiel geben, gilt bei den Persern für ein verdienstliches Werk; der Unternehmer fördert das Heil seiner Seele, und die Scenen die er darstellen läßt, sind eben so viele „Backsteine, die er hienieden brennen läßt, um seinen himmlischen Palast zu bauen." In diesen frommen Zweck mischen sich aber auch minder er-

*) Ausdrücke, deren sich die persischen Kanzleien in der Abfassung der Fermane und anderer officiellen Papiere bedienen.

*) Eben so viel als „Klagen" von dem arabischen Wort „aza" Schmerz, Traurigkeit.

Digitized by Google

habene Rücksichten: die Reichen und Mächtigen vermehren dadurch ihren politischen und religiösen Einfluß, wie die römischen Prätoren und Aedilen sich des Munus *) bedienten, um zum Consulat zu gelangen. Auch die Eitelkeit findet dabei ihre Rechnung, indem man alles, was einer von Edelsteinen, Tapeten, Shawls, kostbaren Stoffen und Silbergeschirr besitzt, dem Publicum zeigen kann. Er läßt sodann, um mit den Persern zu reden, „seinen fettesten Mauswurf aus der Höhle" des Harems hervorgehen, dessen Zugang dem Publicum stets versagt ist. Manchmal entlehnt auch der Unternehmer, wenn er mit dem Nöthigen nicht hinreichend versehen ist, von seinen Freunden und Bekannten. Es war ebenso zu Rom: Lucull lieh einem seiner Freunde 5000 Purpurmäntel. In der berühmten Darstellung, welche Mirza Abul Hassan Chan, ehemaliger Botschafter in Paris, im Jahre 1833 zu Teheran gab, und die vierzehn Tage dauerte, wurden 80 Caschmirshawls ausgestellt, und man hatte von dem königlichen Harem Kostbarkeiten entlehnt, die man auf (— es war ein Gelübde für die Genesung seines Sohnes —) einen halben Kurur (etwa 3 Millionen Franken) schätzte. Der Pomp der großen Oper zu Paris würde daneben als ein wahrer Lumpenkram erscheinen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Lage Brasiliens im Jahre 1844.

3. Verwaltung, Industrie und Handel.

(Schluß.)

Der Flor des Ackerbaues und des Handels, welche bis zu einem gewissen Grade Brasilien über die Schwäche seiner Land- und Seemacht trösten könnte, findet ein großes Hinderniß in den Fehlern des Nationalcharakters. Die Provinz Rio ist die bedeutendste durch den Umfang ihrer Producte, denn der Ackerbau, zum Theil durch die Rathschläge von Europäern geleitet, hat hier Fortschritte gemacht, deren Größe sich leicht durch die Ausfuhrlisten herausstellt. Die andern Provinzen Brasiliens sind in einem weit minder günstigen Zustand. Die Regierung versucht stets fremde Culturen hier einzuführen und vernachlässigt die einheimischen. Diese fremden Culturen kosten viel Geld, und um sie fruchtbringend zu machen, fortgesetzte Anstrengungen und eine mit Einsicht gepaarte Thätigkeit, aber die angeborene Indolenz des Brasilianers macht ihn zu allen schwierigen Culturen untauglich. Die Regierung hat bereits die Zucht des Maulbeerbaums zu begünstigen gesucht, und ich habe zu Rio Janeiro Seidenwürmer gesehen, die auf einem jungen Maulbeerbaum saßen, und durch ein ausgespanntes grobes Tuch gegen den Regen geschützt waren. Man läßt sie fortwährend auf dem Baum, wo sie auch ihre Cocons niederlegen. Die Seide dieser Raupen schien mir keiner andern an Feinheit nachzustehen, doch ist der Faden etwas brüchig. Die Regierung schmeichelt sich eine hinreichende Menge zu erhalten um ausführen zu können. Bis jetzt aber sind es nur Proben, und alles läßt glauben, daß es dabei auch bleiben wird. Es wird mit dieser Cultur wie mit der des Thees gehen, welche König Johann VI mit großen Kosten einführte und dazu einige Chinesen kommen ließ, um ihre Erfahrung zu benützen. Jetzt sind diese Unglücklichen vor Elend umgekommen, und die Theepflanze wird nur noch in einigen botanischen Gärten gebaut.

Statt diese verderblichen Proben zu machen, sollte die Regierung die einheimischen Culturen, Kaffe, Zucker und Baumwolle schützen, da die Nachlässigkeit und Unwissenheit der Pflanzer diesem wichtigen Zweig der Nationalwohlfahrt schon sehr geschadet haben. Der Kaffee von Brasilien war ehemals von den Märkten Europa's zurückgewiesen wegen seiner geringen Güte und wegen des Erdgeschmacks, den er durch das Trocknen auf feuchtem Boden erhält; später kam er in den Handel in Folge der Zerstörung der schönen Pflanzungen von St. Domingo und der Abnahme der Ernten in den Colonien Martinique und Guadeloupe. Der brasilianische Kaffe ist an und für sich gut, und mit etwas mehr Sorgfalt im Einernten könnte man ihm leicht sein Aroma erhalten. Dann würden die Grundeigenthümer einen höhern Preis für ihre Waaren erlangen, was bei einer Ausfuhr von 140 Mill. Pfund keine geringe Summe betragen würde.

Der Kaffee wird hauptsächlich in der Provinz Rio gebaut, und die Pflanzungen dehnen sich über Berge hinaus, welche 3000 bis 3500 Fuß über das Meer emporragen. Während der drei ersten Jahre gibt der Baum nur unbedeutenden Ertrag, und erst vom vierten bis zum achten hat er seine volle Tragfähigkeit. Dann kann man auf eine Ernte von 6 Pfund vom Baum rechnen, wenn die Pflanzung hinreichend Luft hat und von Schmarotzergewächsen rein gehalten wird. Der Kaffeebaum bildet in Brasilien eine Pyramide, deren Grundfläche der Höhe gleich ist. Die untern Zweige haben eine Entwicklung von 7 bis 8 Fuß, und man hält das Wachsthum der Bäume in einer Höhe von etwa 7 Fuß, damit die zum Einsammeln der Früchte verwendeten Negerinnen sie ohne allzu viele Mühe erreichen können. Die Kaffeepflanzungen welche ich sah, schienen mir schlecht geleitet, denn die untern Zweige verschränkten sich unter einander; in den besser beaufsichtigten war etwas mehr Raum; wenn man will, daß die Luft frei circuliren soll, muß man die stärksten Zweige abschneiden, welche zwar sehr viel Kaffee, aber von geringer Güte geben. Eine große Anzahl Negerinnen sind mit der Ernte beschäftigt. Der Kaffee bleibt in großen Höfen dem Regen und der Sonne ausgesetzt, bis die Hülse sich vom Kern loslöst; auf wenigen Pflanzungen hat man gemauerte Trockenhäuser gebaut. Ist der Kaffee getrocknet, so bringt man ihn auf eine Mühle, deren Rad Stempel in Bewegung setzt, welche die Hülse der Frucht zerbrechen; der Kern rutscht hinab, fällt in einen Trog, und kommt dann in ein Sieb, wo er vollends von dem Rest der Hülse befreit wird; dann sammelt man ihn in Säcke und schickt ihn auf Maulthieren nach Rio Janeiro.

*) Die Perser haben sogar das Wort „bakschi khalk," was ein Geschenk ans Volk bedeutet.

Digitized by Google

Der Bau des Zuckerrohrs und die Gewinnung des Zuckers, welche mehr Aufmerksamkeit und Kenntnisse als der Kaffeebau erfordern, liefern auch minder günstige Resultate. Der brasilianische Zucker ist schlechter als alle anderen, und gibt dem europäischen Raffinadeur nur 66 Proc. Der Bau des Zuckerrohrs ist fast allenthalben vernachlässigt; nur die Natur scheint noch der Trägheit der Einwohner zu trotzen, und das Rohr, welches über die hohen Kräuter emporragt, bedeckt noch die verlassenen Pflanzungen. Der niedrige Preis des Zuckers und der hohe Preis des Transports haben vollends die Pflanzer entmuthigt, und die Zuckerausfuhr, statt mit der des Kaffee's zu steigen, vermindert sich mit jedem Jahre. Die von Europäern geleiteten Pflanzungen hätten als Muster dienen können, um eine vortheilhaftere Ausbeutung einzuführen; leider aber weiß der Pflanzer nicht durch Fleiß und leicht zu erwerbende Kenntnisse seine Erzeugnisse zu verbessern; er bleibt im ausgetretenen Geleise, statt durch die Anwendung von Maschinen die Arme zu ersetzen, welche zu fehlen beginnen.

Wenn man die Brasilianer hört, hat die Manufacturindustrie große Fortschritte gemacht, aber trotz aller Versuche und Lobeserhebungen ist sie noch, wie dieß auch nicht anders seyn kann, in der Kindheit. Die schlechte Ausbeutung der natürlichen Reichthümer des Bodens hat auf den financiellen Zustand des Reichs den nachtheiligsten Einfluß. Ein- und Ausfuhrzölle bilden das Haupteinkommen des Staats, darum war es von jeher das System der Regierung und der Kammern diese zu steigern, und diese Steigerung hat eine erhöhte Strenge gegen die Kaufleute und Schiffscapitäne hervorgerufen, denen man kleinliche Formalitäten auferlegt und dadurch den Handel lähmt. Mit dem Aufhören des Vertrags mit England, im November dieses Jahrs, werden alle Ein- und Ausfuhrzölle noch erhöht werden, die brasilianische Regierung will keine neuen Handelsverträge unterzeichnen, sondern die Zölle der fremden Waaren nach den Bedürfnissen des Landes bestimmen. Die Brasilianer glauben, dadurch werde der fremde Handel nicht entmuthigt werden, und gehen von der Ansicht aus, Europa bedürfe Brasiliens, Brasilien aber bedürfe Europas nicht. *)

Die financielle Lage Brasiliens ist sehr critisch. Die fremde Schuld des Landes beträgt 140 Mill. Fr.; dazu kommt der Schuldantheil von Portugal, den Brasilien übernommen hat, mit weiteren 50 Mill. und die innere Schuld mit etwa 90 Mill., so daß die Gesammtschuld 280 Mill. Fr. beträgt. *) Die Schwierigkeiten, welche die Inhaber der Staatspapiere finden, nicht, die Zahlung der Interessen zu erhalten, sondern nur die Ausstellung neuer Papiere für die nicht bezahlten Interessen, haben den Abschluß eines neuen Anlehens ganz unmöglich gemacht. Das Papiergeld verliert jeden Tag, theils durch die zu starke Verausgabung desselben, theils durch die Masse der falschen Papiere, die im Umlauf sind, und so kommt Brasilien seinem Bankerott immer näher.

Die Revolutionen, die unaufhörlich in den Provinzen ausbrechen, vermehren die Ausgaben und machen die Erhebung der Steuern fast unmöglich; Brasilien muß also seine Hülfsmittel in den Zöllen suchen. Die Einkünfte des Reichs betrugen im J. 1843 45,715,000 Fr., die Ausgaben 66,060,000 Franken. Es besteht also in einem einzigen Jahre ein Deficit von fast einem Drittheil, und diesem Deficit sucht die Regierung durch neue Papierausgaben abzuhelfen. Die brasilianischen Staatsmänner rechnen, um etwas Ordnung in ihre Finanzen zu bringen, auf den Ablauf des Handelsvertrags mit England, der ihnen gestatten wird, die Einfuhrzölle zu ändern. Brasilien, sagen sie, kann dann auf eine Vermehrung seiner Einkünfte rechnen, die lästigen Anlehen zurückbezahlen, und die Einnahmen mit den Ausgaben ins Gleichgewicht bringen.

Kann man diese Hoffnung theilen? Kennt die Regierung die Ursachen der Uebel, welche auf Brasilien lasten, und weiß sie die Hülfsmittel anzuwenden? Bis jetzt, das muß man offen sagen, dankt es Brasilien nicht seiner Regierung, nicht seinen Einwohnern, sondern nur dem Reichthum seiner Minen und der Fruchtbarkeit seines Bodens, daß es einer gänzlichen Desorganisation entgangen ist. Die Regierung will nur unmächtige Palliative anwenden, die Nation aber träumt von einer Bundesrepublik, ohne zu fühlen, daß die Uebel mehr in den Sitten, als in den Institutionen ihren Grund haben. Man kann sich wohl die Frage vorlegen, ob Brasilien längere Zeit noch als Reich bestehen kann, oder ob nicht die Anarchie einer Bundesrepublik bald an die Stelle der Unordnung tritt, welche sich jetzt unter regelmäßigen Formen birgt. Der Präsident der Provinz Bahia sagte zu mir: „Unsere Unabhängigkeit wurde ohne Kampf, ohne Blutvergießen errungen, aber wir fühlen es jetzt, eine große Trennung wird nie ungestraft bewerkstelligt, denn wir können nicht zu einer regelmäßigen, festen Gestaltung der Dinge gelangen." Das sind traurige Worte; mögen sie nicht eine Prophezeihung seyn!

*) Hinsichtlich der Handelsverträge hat wohl die brasilianische Regierung mehr Recht, als der Verfasser dieses Aufsatzes, Hr. de Chavagnes, zu glauben scheint. Der Vertrag mit England hat das Land ausgesogen, durch die Vorrechte, welche er dem englischen Handel gewährte; wenn Brasilien keine Handelsverträge mehr schließen will, so heißt dieß nichts anders, als: es will keinem mehr Privilegien einräumen. An dem Fremdenhaß, der allen diesen neuen Ländern gemeinsam ist, tragen die Engländer gleichfalls durch ihre bisher genossenen Vorrechte eine bedeutende Schuld, und die herrschende Stimmung gegen die letztern läßt sich nicht deutlicher bezeichnen, als durch die Art, wie die brasilianische Regierung den Antrag auf Erneuerung des Handelsvertrags zurückgewiesen hat; sie erklärte, wenn man Brasilien wie eine Colonie behandle und auszieht, solle man ihm auch die Vorrechte einer Colonie in den Zöllen einräumen.

A. d. R.

Lehrstühle für allgemeine slawische Sprachkunde.

Ein Correspondent der böhmischen Kwety (Nr. 92 vom 1 Aug.) erwähnt nach der (ehemals illyrischen, jetzt) croatisch-slawonisch-dalmatinischen Zeitung, daß in Rom ein neuer Lehrstuhl der slawischen Sprache gegründet werden soll. Der Papst, aufgefordert durch die

*) Der Franken zu 350 Reis gerechnet.

franzöſiſcher Regierung, beſchloß für die Geiſtlichkeit der katholiſchen Slawen eine Profeſſur der ſlawiſchen Sprache und Literatur zu gründen nach Art der von Paris. Der gelehrte Kopitar, erſter Cuſtos der kaiſerlichen Bibliothek in Wien, wurde von dem Papſt vor einigen Monaten nach Rom berufen, um dieſem für die weſtliche Slawenwelt ſo wichtigen Inſtitut eine ſichere Grundlage zu geben. Wir zählen jetzt in Europa ſieben Lehrſtühle der ſlawiſchen Sprache, einen in Berlin (Prof. Gibulsky), in Breslau (Prof. Gelakowsky), in Leipzig (Prof. Jordan), in Moskau (Prof. Borjansky), in Petersburg (Prof. Preiß), in Charkow (Prof. Sresnewsky) und ſeit kurzem auch auf der Univerſität Kiew. Wir hegen die ſichere Hoffnung, in Wien gleichfalls in Bälde einen ſolchen Lehrſtuhl zu ſehen für die zahlreichen ſlawiſchen Bewohner des Kaiſerſtaats, welcher Slawen von den verſchiedenſten Mundarten in ſeinem Schooße zählt. Dabei erinnern wir auch an die entlegenen Länder der Slawen am Balkan, in Serbien, Bosnien, Bulgarien und Moerdanien, zum Theil ſelbſt in Albanien und Theſſalien (wo ſich im Lauf der Zeit ein eigenthümlicher Dialekt aus dem Griechiſchen und Slawiſchen gebildet hat). Das wachſende geiſtige Leben bei allen Slawen erfordert, daß man dasſelbe durch Gründung von Primär- und höhern Schulen möglichſt unterſtütze.

Chronik der Reiſen.

Damaskus.

(Fortſetzung.)

Das größte Kloſter in Damask iſt das der griechiſchen Katholiken, welche die große Mehrheit der Chriſten dieſer Stadt bilden. Die Kirche iſt ſchön und wurde, zugleich mit dem Kloſter, vor kurzer Zeit gebaut. Ich bewunderte beſonders das Holzwerk der Schranken beim Altar, das ein Muſter des neuen Styls von Schnitzwerk und Vergoldung in Damaskus iſt. Dieſes Gebäude wurde durch Privatbeiträge ausgeführt, deren Hauptbeſtandtheile der Juwelenſchmuck und die Goldmünzen bildeten, womit die Weiber der Gemeinde ſich zieren — ſicherlich ein großes Opfer, da im Orient ſo wenig eheliche Liebe exiſtirt, daß ein Weib manchmal eher ihren Mann in den Schuldthurm wandern läßt, als daß ſie die Goldmünzen von ihrem Turban wegnähme.

Es gab zehn oder zwölf Prieſter im griechiſchen Kloſter, wovon blos einer etwas italieniſch verſtand, die übrigen ſprachen arabiſch und etwas griechiſch. Ihre Zimmer waren reinlich und ein jeder hatte ein erhöhtes europäiſches Bett. Ich beſuchte mehrere und fand ſie mit untergeſchlagenen Beinen auf dem Boden ſitzend, der mit Strohmatten und Teppichen bedeckt war, aber ohne Stuhl und Tiſch. Sie ſchienen höflich, gutartig und äußerſt unwiſſend zu ſeyn. Sie gebrauchen Evangelien, Epiſteln und Pſalmen, die in Rom mit zeilenweiſe abwechſelndem Text in arabiſcher und lateiniſcher Sprache herauskamen; aber nur einer unter ihnen, ein junger in der Propaganda zu Rom erzogener Mann, verſtand etwas von der letztern. Einige Kinder der vornehmern Katholiken lernen italieniſch unter ihm. Der Lehrer beſchrieb ſie als außerordentlich gewandt und intelligent, und bedauerte, daß Damaskus von jeder Anſtalt, um allgemeine Kenntniſſe zu lehren, entblößt war.

Am 2 April, als am Feſte des heiligen Lazarus, iſt die Sitte hergebracht allen Kindern einen vollſtändigen neuen Anzug zu geben und, wenn ſie in der Schule ſind, kleine Geldgeſchenke. Ich war ſehr ergötzt an dieſem Morgen die kleine Tochter meines Wirthes in einer gepunzten Jacke von goldbeſtickertem ſchwarzem Sammet zu ſehen, die Augenlieder ſchwarz aber vielmehr blau mit Kohl gefärbt und die kleinen Wangen roth geſchminkt. Da die reichſten Frauen dieſes Landes ohne Erziehung und ohne Verkehr mit der Welt ſind, ſo concentriren ſie ihren ganzen Ehrgeiz in der Liebe zu Putz, der bei feſtäglichen Gelegenheiten entfaltet wird. Chaque pays chaque usage. Betrachte man am St. Lazarustag eine Dame mit carmoiſinrother Jacke, mit Gold geſtickt, in Hoſen aus bedrucktem Baumwollenſtoff und rothen Safflanſchuhen, mit einem Turban, aus dem geflochtene Locken hervorwellen und bis an die Taille reichen, die Wangen mit rother Schminke bedeckt, die Augen, die durch den Kohl einen hubieriſchen Schimmer bekommen — die Beſitzerin aller dieſer Pracht, niedergekauert auf einem Diwan und eine Narghile ſchmauchend, bietet einen ſo wunderlichen Contraſt zu der Idee, die wir von einer Frau und Mutter haben, als man ſich nur einbilden kann.

Oſtern wird heilig beobachtet von den damasceniſchen Chriſten. Man kann die Faſten nicht ſtrenger halten als ſie. Die Griechen eſſen nicht einmal Fiſch. Oſterſonntag, Montag und Dienſtag machen eine größere „Epoche," wie der Franzoſe ſagen würde, als Weihnachten oder Neujahrstag in England.

Jeder Hausherr, der ſich mit neuen Diwanen verſehen will, wählt die Oſterbeſuche, um ſie zur Schau zu ſtellen. Auch wenn nichts Neues gekauft wird, ſo werden die Häuſer geſchmeert und das oberſte zu unterſt gekehrt. Wanzen und Spinnen haben eine böſe Zeit vom erſten April bis Oſtern. Die Wollſtücke, wenn ſie aus den Diwanen genommen wird, wird nicht gekämmt, ſondern geweicht und geöffnet durch ein mir bis dahin unbekanntes Verfahren. Ein Balken gegen fünf Fuß lang, in der Geſtalt des Vogens eines Violoncells, wird in der linken Hand eines Arbeiters gehalten, der mit ſeiner rechten die Darmſeite in die Wolle treibt. Die Maſchine prallt mit dröhnendem Schall vom Boden ab und löſt einen Theil der Wolle ab, bis alles erweicht iſt.

Am Oſterſonntag flehen die Chriſten ihre beſten Kleider an. Die Männer haben neue Peize, Leibröcke, äußere und innere Pantoffeln. Die wenigen, die den weißen Turban tragen, legen einen von feinem Muſſelin um; jedoch die Erneuerung des dunkelfarbigen Turbans und des Shawls um die Hüfte wird nicht für nothwendig gehalten. Die Frauen erneuern jene Theile des Anzugs, die dem Wechſel unterworfen ſind, und bekleiden ſich mit den koſtbarſten ererbten Röcken und Schmuckſachen; dieſe letztern werden mit der größten Sorgfalt aufbewahrt, mit ihnen geben ſie Beſuche und entſchleieren ſich bloß in den Häuſern naher Anverwandten oder inniger Freunde.

Am Oſterſonntag, Montag, Dienſtag empfängt und erwiedert der Hausherr Beſuche ſeiner ganzen Bekanntſchaft, eine Vernachläſſigung hierin würde als große Mißachtung angeſehen werden. Dieſe Sitte iſt für die europäiſchen Conſuln ſehr beſchwerlich, die mehrere hundert Beſuche empfangen, von denen ſie viele erwidern müſſen. Nicht allein die Chriſten machen ihre Aufwartung, ſondern auch die bedeutendern Moslems der Stadt, von dieſem Gebrauch unterrichtet und in der Meinung hierin etwas Aehnliches mit ihrem Beiramfeſt zu haben, ſetzen einen Ehrenpunkt darein ihre Viſite den Conſuln zu machen.

(Fortſetzung folgt.)

Thee in Frankreich. In einer der letzten Sitzungen der franzöſiſchen Akademie hat Hr. Lecoq eine Probe von einheimiſchem Thee vorgelegt, der in der Umgegend von Angers und Paris vollkommen gedieh. Er ſoll nur in der Behandlung nach einigermaßen dem chineſiſchen nachſtehen, da die Trocknung noch nicht ganz in chineſiſcher Weiſe bewerkſtelligt ſey. (L'Algérie vom 2 Auguſt.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 227.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

14 August 1844.

Die Arbeiterversorgung Westindiens.

Seit in Folge der Emancipation der Neger die Zahl der Arbeiter in Westindien und Guiana immer mehr abnahm, und in eben dem Maaße die Theurung der Arbeit stieg, so daß Hunderte von Pflanzungen theils ganz eingingen, theils ohne Gewinn oder sogar mit Verlust bearbeitet wurden, ist die Frage, wie man Westindien mit hinreichender Arbeiterzahl versehen könne, ein Gegenstand gewesen, der die Colonialblätter aufs lebhafteste beschäftigte. Anfangs hoffte man durch indirecte Maaßregeln die schwarze Bevölkerung zur gewöhnlichen Arbeit auf den Plantagen zu zwingen, allein dieß schlug schon darum fehl, weil die strengsten Mittel nicht verhindern konnten, daß der Neger wenigstens Frau und Kinder nicht mehr auf den Plantagen arbeiten ließ, wenn er auch selbst dieser Arbeit noch sich unterzog; aber selbst von den männlichen erwachsenen Negern arbeiteten bei weitem nicht mehr so viele theils aus angeborner Trägheit, theils weil sie in wenigen Tagen genug verdienten, um nicht nur die ganze Woche zu leben, sondern sich auch noch Geld zu ersparen, und selbst Grund und Boden anzukaufen. Diese Verhältnisse wirkten in den drei größeren Colonien, Jamaica, Trinidad und Guiana am stärksten, da hier am meisten unangebauter Boden war; auf den kleineren Inseln, namentlich Barbados, Antigoa, war fast alles Grundeigenthum in den Händen der Weißen, und die Schwarzen weit mehr genöthigt auf den Plantagen zu arbeiten, um zu leben. Wie hart die Emancipation jene drei größeren Colonien traf, kann man daraus abnehmen, daß der Gesammtertrag Westindiens an Zucker und Kaffee fast auf die Hälfte herabsank, obgleich die kleinen Inseln nur eine geringe Verminderung erlitten, und Barbados sogar, wenn wir einer vereinzelten Nachricht glauben dürfen, seine Erzeugnisse vermehrte. Der Ruin der Plantagenbesitzer rückte mit starken Schritten heran, und man stürmte in die Regierung um Abhülfe.

Diese Abhülfe war schwer: man führte die aus Sklavenschiffen genommenen Neger nach Westindien, und vermiethete sie dort auf 7 Jahre an Pflanzer, und man schiffte die nach Sierra Leone gebrachten Neger theils mit, theils wider ihren Willen gleichfalls nach Westindien ein, aber dieses Verfahren führte mehrere wesentliche Nachtheile mit sich. Fürs erste erhob sich die Gesellschaft der Negerfreunde gegen die ziemlich willkürliche und gewaltthätige Einschiffung der Neger, die sie als neuen Sklavenhandel bezeichneten und durch die Missionäre in Sierra Leone auf alle Weise zu hintertreiben suchten. Zweitens zeigte sich in den Creolennegern in Westindien bald ein sehr entschiedener Geist der Feindseligkeit gegen die neuen Ankömmlinge, die nur ihnen den bisher genossenen unmäßig hohen Taglohn schmälern konnten, und drittens war diese Zufuhr von Arbeitern bei weitem nicht genügend. Um sie ausreichend zu machen, hätte man nicht bloß aus Sierra Leone die Neger holen, sondern auch auf verschiedenen Punkten Afrika's Stationen errichten müssen, um Neger allenthalben anzuwerben, resp. von den Häuptlingen anzukaufen. Dieß wäre ein in aller Form wieder hergestellter Negersklavenhandel gewesen, und so sehr konnte die englische Regierung sich den fremden Staaten gegenüber kein Dementi geben, wenn auch der freilich gesunkene aber doch noch nicht ganz erkaltete Eifer der englischen Philanthropen und Negerfreunde es geduldet hätte. Die Verlegenheit war um so größer, als man in England hinsichtlich der Zuckerzölle nachgeben und von der alten Strenge abweichen mußte. Diese Abweichung ist bekanntlich (s. Nr. 175 v. d. J.) erfolgt, nicht ohne heftiges Widerstreben der westindischen Plantagenbesitzer, deren Beschwichtigung sich indeß das Ministerium angelegen seyn lassen mußte. Das Mittel dazu blieb bisher ein Geheimniß, jetzt tritt es mit einemmal hervor auf eine gewiß selbst für die meisten Theilhaber unerwartete Weise. Kulis aus Indien sollen in möglichst großer Zahl nach Jamaica, Trinidad und Guiana gebracht werden; Agenten der Regierung sind bereits für Madras und Calcutta ernannt, und das Geschäft soll am 1 Oct. d. J. beginnen. Die Shipp. and Mere. Gaz. vom 31 Julius, welche die Nachricht zuerst mittheilt — die sonst so wohl unterrichtete und so sehr betheiligte Colonial Gazette vom 27 Julius weiß noch nichts davon — wünscht zugleich den Rhedern Glück zu dem vortheilhaften

Digitized by Google

Geſchäft der Menſchenfracht, das allerdings gewinnbringend ausfallen kann, denn wenn auf Mauritius allein ſich vierzigtauſend Culis befinden, *) ſo werden nach Jamaica, Trinidad und Guiana im Lauf von wenigen Jahren wohl etliche Hunderttauſende gebracht werden. Wenn man fragt, was den ſo plötzlichen Entſchluß der Regierung herbeiführte, ſo iſt man zwar auf Vermuthungen beſchränkt, dürfte aber wohl kaum ſonderlich fehl gehen, wenn man den neuerlichen Aufſtand auf Dominica ſehr mit in Berechnung zieht, denn auf dieſe Weiſe hängen die engliſchen Pflanzer nicht mehr allein von den Schwarzen ab, und man kann ſich nöthigenfalls auf die unterwürfigen Hindus beſſer verlaſſen und ſie den Schwarzen gegenüberſtellen. Zudem hat dieß Auskunftsmittel den Vortheil, daß man ſich nicht dem Vorwurf ausſetzt, einen neuen Negerhandel zu begründen; freilich wird, moraliſch betrachtet,**) ein Kulihandel nicht viel beſſer ſeyn, aber — zum Henker mit der Philanthropie, es gilt hundert Millionen Pfd. St. engliſches Capital!

Das perſiſche Theater.

(Fortſetzung.)

Nach dieſer Einleitung geben wir zu den verſchiedenen Arten von Schauſpiel über und beginnen mit der

I. Temaſcha oder Poſſe.

Ich habe bereits bemerkt, daß das perſiſche Repertorium aus Myſterien und Poſſen beſteht. Die Poſſe wird von Leuten aus dem Volk, eine Art Gaukler, Lutys genannt, dargeſtellt. Dieß ſind die einzigen Muſiker und Tänzer von Profeſſion, welche es in Perſien gibt; ſie reiſen umher, begleitet von ihren Bayaderen, und wenn eine komiſche Truppe vollſtändig iſt, finden ſich auch einige Affen und Bären dabei. Die Lutys improviſiren die Temaſcha***) oder Tekkid (lächerliche Sache, Maskerade), welche ſie unterſtützt von ihren Seiltänzern und ihren Thieren aufführen. Da es ſich darum handelt, das Volk zu beluſtigen, indem man es zum Lachen bringt, oder rohe Leidenſchaften anregt, ſo beſteht das Stück, wenn man die Poſſe überhaupt ſo nennen kann, aus Witzworten, localen und perſönlichen Anſpielungen, und die Kunſt des Schauſpielers beſteht hauptſächlich in der Geſticulation; man erlaubt ſich alle mögliche unziemlichen Redensarten und Gebärden. Da die Poſſe eine Improviſation iſt, ſo iſt es ſehr ſchwer, ſie ſich niederſchreiben zu laſſen; ich habe indeß ſehr unterhaltende geſehen, und will ſomit verſuchen, einen Begriff davon zu geben, indem ich den Gegenſtand und den Gang eines ſolchen Stücks ſchildere. Man wird daraus erſehen, daß ſie den Darſtellungen des Theſpis und Muſarion, wie man dieſe uns überliefert hat, nicht wenig gleichen. Statt mit Weindefe, wie die alten Griechen, beſprengen ſich die perſiſchen Schauſpieler das Geſicht mit Mehl. Der Gegenſtand iſt immer aus dem Landleben genommen, wie in den Fabulä Atellanä der Römer.

Der Gärtner. (Perſiſche Poſſe.)

Das Theater ſoll einen Garten darſtellen; man iſt mitten im Sommer, und zwei Gärtner treten auf in der Kleidung des Paradieſes, d. h. ſie haben ſtatt aller Kleidung nur einige Fetzen Hammelfell, womit ſie die Mitte des Leibes bedecken. Der ältere heißt Bagyr, iſt reich und Vater einer hübſchen Tochter, die er in ſeinem Harem eingeſchloſſen hält. Der jüngere, Redſchef, iſt arm, aber beſitzt viel Liſt. Die beiden Nachbarn fangen an über die Vortrefflichkeit der Pfleken ihres Gartens zu ſprechen: „der Saft von dieſen würde den weißeſten Candiszucker blaß machen vor Eiferſucht.“ — „Die Sammthaut von dieſen iſt weich beim Anfühlen, wie die Haut, welche die Wangen einer fünfzehnjährigen Schönheit bedeckt“ u. ſ. w. Das Geſpräch iſt in der Art der Hirten des Theokrit; es entſteht ein Streit und es kommt zum Kampf mit Fauſt und Spaten. Endlich wird Bagyr niedergeworfen und bekennt ſich beſiegt; man ſchließt Frieden und Bagyr ſchlägt ſeinem Nachbar vor, „die Flamme der Uneinigkeit in den Fluthen des vom Propheten verbotenen Trankes auszulöſchen.“ — „Du trinkſt das Blut der tapfern Ritter, und ich das Blut der Traube.“ Bagyr übernimmt alle Koſten des Gelags, Redſchef eilt fort Wein zu holen, Bagyr ruft ihn zurück und prägt ihm ein, das gebratene Hammelfleiſch nicht zu vergeſſen. Redſchef geht, aber Bagyr ruft ihn aufs neue zurück, um noch einige Schüſſeln hinzuzufügen. Kaum iſt Redſchef fortgelaufen, ſo ſchreit ihm Bagyr noch einmal nach, und dieß Spiel dauert fort, bis Redſchef, der trotz ſeiner Ermüdung den neuen Aufträgen doch nicht widerſtehen kann, ſich endlich wie Ulyſſes die Ohren verſtopft und aus Leibeskräften davon läuft. Bagyr, jetzt allein, rüſtet ſich ganz ernſthaft zum Mahl; er nimmt die Abwaſchungen vor, und parodirt die Gebräuche frommer Moslems. Die Scene endet mit einem Gelage, das Redſchef mit ſeiner Guitarre belebt; beide Nachbarn trinken reichlich. Die Geſchicklichkeit der Schauſpieler und das Komiſche der Scene beſteht in der vollkommenen Nachahmung aller Symptome einer wachſenden Berauſchung. In Perſien, wo es keine öffentlichen Wirthshäuſer gibt und das Volk ſehr nüchtern iſt, hat die Darſtellung etwas ſehr Pikantes für das Publicum. Bagyr ſchläft endlich ein, und Redſcheb, deſſen Trunkenheit nur eine Liſt war, läuft zu dem jungen Mädchen, um ihm ſeinen Sieg zu verkünden. Obligate Begleitung der Guitarre. Das Stück iſt zu Ende.

Weit intereſſanter in der komiſchen Gattung iſt jedoch das Karagöz (ſchwarze Auge) oder die Marionetten. Dieſe Art Schauſpiel kennt man in Perſien ſeit alter Zeit und ſie iſt national. Man hat in Europa eine vergleichende Geſchichte

*) Ohne die Weiber, Kinder, Geſtorbene und Zurückgekehrte zu rechnen; ſomit beträgt wohl die Zahl der Hingeführten nahe an 80,000.

**) Man ſehe hierüber nur den Antiſlavery Reporter vom 27 December vorigen Jahrs in einem Aufſatz, betitelt: the Coolie Slave trade.

***) Dieß Wort bedeutet einen öffentlichen Aufzug überhaupt; in Indien braucht man es für „Parade.“

des Volksdrama's zu geben versucht, und bemerkt, daß die Marionettenhelden sehr getreue Nationaltypen aus dem gemeinen Leben darstellen. Diese Helden, die einen Uebergang zwischen denen Aesops und den bereits Mensch gewordenen Helden des Thespis und Moliere bilden, aber noch von thierischen Instinkten beherrscht sind, gleichen sich alle in gewissen Beziehungen. Sie sind große Esser, starke Trinker, lebenslustige Leute und keineswegs boshaft; ich nehme hier den Helden der englischen Marionetten aus, welcher kalt und grausam ist: er tödtet alle Personen des Drama's, eine nach der andern, fängt mit seiner Frau an und hört mit dem Teufel auf. Das ist indeß eine Ausnahme; die Helden dieser Art sind gutmüthig und sammtlich mehr oder minder Hasenfüße.

Der persische Volksheld heißt Ketschel Pehlewan (der kahle Held). Sein Anzug hat nichts besonderes, denn nur die Kahlheit ist sein unterscheidendes Merkmal, wie der Buckel beim Polichinelle. Hinsichtlich des Charakters gleicht Ketschel Pehlewan dem neapolitanischen Pulcinello. Was ihn aber von dem neapolitanischen Pulcinello, dem römischen Mapataeeo, dem bolognesischen Arlechino und dem Witze reißenden französischen Polichinelle unterscheidet, das ist seine gute Erziehung und seine tiefe Heuchelei. Ketschel Pehlewan ist fromm, er ist sogar gelehrt, selbst Dichter, wie es alle Welt in Persien mehr oder weniger ist. Er betrügt die Mollas und macht den Damen den Hof. Hier ist eine Probe seiner Schlauheit.

Persische Marionettenscene.

Ketschel Pehlewan findet sich bei einem Akhond (einem vornehmen Geistlichen) ein. Schon die Art, wie er auftritt, erweckt die Heiterkeit des Publicums. Niemand würde Ketschel erkennen, wenn er nicht kahl wäre, denn er hat jetzt das ganze Aeußere des frömmsten Moslems. Er könnte einem Scheich-ol-Islam als Muster dienen. Er seufzt unaufhörlich, betet, citirt Verse aus dem Koran, und der Akhond ist über einen solchen Besuch sehr erbaut. Sie beten mit einander den Rosenkranz andrünstig. Ketschel Pehlewan spricht über Theologie, er kennt die moslemitische Kasuistik und die Tradition; er versteht sich aufs Erzählen und erzählt Legenden, wobei er vorzugsweise auf solche Dinge einen Nachdruck legt, welche die Vortrefflichkeit des Zehntens und die Tugend des Almosens beweisen. Der Akhond ist voller Bewunderung. Aber das ist noch nicht alles. Ketschel ist Dichter; er spricht von den Entzückungen, welche den heiligen Moslems aufbewahrt sind; er besingt das Paradies mit seinen Gastmählern, seinen himmlischen Weinen, seinen Huris. Der Akhond ist entzückt, unsere beiden Heiligen vergessen sich, sie fühlen schon den Vorgeschmack des Paradieses, sie lassen den Rosenkranz und den Koran fallen, sie tanzen, sie trinken, sie berauschen sich; — jeder, der die orientalischen Sitten kennt, wird sich leicht das Komische dieser Scene des moslemitischen Taetüffe vorstellen können.

Ketschel Pehlewan ist die Personification des iranischen Volks, das durch seine Civilisation seinen Nachbarn überlegen ist, und doch seit dreizehn Jahrhunderten ohne Unterlaß von einem fremden Geschlecht überwunden, unterdrückt und beherrscht wird. Stets Sklave, aber doch immer voll Gefühl seiner Ueberlegenheit, setzt es seinen Herren einen innern Widerstand entgegen, der in Heuchelei ausartet. Durch Geduld, Geschicklichkeit und List besiegt es endlich, wie Ketschel Pehlewan, seine Sieger. Seht auf die mohammedanischen Apostel und die tatarischen Chane, es hat sie verdoeben, ihnen seine Sitten, seine Sprache, seine Literatur aufgezwungen. Die Geschlechter der Sieger haben sich mit dem besiegten Volke verschmolzen; jetzt betet, trinkt und singt man zusammen und lebt nach der Art von Ketschel Pehlewan.

(Fortsetzung folgt.)

Klagen über die Missionäre in England.

Seit langer Zeit haben die Missionäre und ihre Beschützer in England eine sehr hohe Protection genossen, und die öffentliche Meinung schützte sie fast immer. Allmählich aber scheint das Blatt sich zu kehren, und in diesem Augenblick, wo das Benehmen Pritchards auf Otaheiti so großes Aufsehen erregt, und die Franzosen demselben geradezu Schuld geben, er habe das Volk zur Empörung aufgereizt, ist es nicht ohne Interesse die Klagen über die Missionäre von andern Orten zu vernehmen. So bemerkt die Colon. Gaz. vom 13 Julius: „Im ganzen brittischen Colonialreich ist keine Provinz, welche in intellectueller und moralischer Beziehung tiefer stünde, als Sierra Leone, nirgends aber ist der Einfluß der Missionäre größer. Die wachsende Feindseligkeit zwischen den Eingeborenen und den Ansiedlern Neuseelands, die Hindernisse, welche dem Fortschritt der Civilisation in den Weg gelegt wurden, lassen sich in großem Maaße den Missionären zur Last legen. Die Ursachen sind für jeden, welcher leidenschaftlos dem Gang der Ereigniss in diesen Colonien folgte, einleuchtend: fürs erste eine unkluge Auswahl der Missionäre, zweitens Mangel an hinreichender Aufsicht, und drittens der Parteigeist, womit die Missionsvorstände in England alle Klagen gegen sie zurückweisen. Ganz unwissende Menschen, aus den niedersten Ständen, angefüllt mit geistlichem Stolz, wurden nur allzu oft an die Spitze der Heerde gestellt, und übten über die Wilden einen Einfluß aus, der auch dem nahesten Bewahrer civilisirter Länder über Wilde nicht entgeht. Durch dieß Ansehen über die Wilden sind sie auch für die Weißen von Bedeutung geworden, wurden übermüthig und herrschsüchtig und haben weltliches Besitzthum in Menge angehäuft."

Chronik der Reisen.

Damaskus.

(Fortsetzung.)

Nach Beendigung der religiösen Feierlichkeiten zu Ostern geben die reichsten Christen eine kleine Fête. Ich habe in meinen Noten eine kurze Erzählung von diesen Unterhaltungen aufbewahrt.

Unser Wirth empfing uns im Hofraum, der gedrängt voll von Leuten war; wir setzten uns in einem großen zierlichen Alkoven, der das Gesellschaftszimmer in den damascenischen Häusern vorstellt und worin frische Luft und Schatten köstlich vereinigt sind. Das Diner wurde ein wenig auf europäische Weise serviert, denn wir saßen an einem Tisch und hatten Messer und Gabeln. Nach der Vermicelliſuppe kam gehacktes Schöpsenfleisch und Spargeln, geröstete Lammszungen, verschiedene Sorten von Gemüsen, unter andern kleine Kartoffeln mit

Digitized by Google

mehligem Geschmack girich Kastanien, ein gebratener Indian beschloß den Zug. Als Compliment für die gegenwärtigen Franken (den französischen und englischen Consul und mich) erschien Champagner- und Graverwein; unter den Eingeborenen bemerkte ich ein rasches Verschwinden von grünem Braknatwein und dem rothen mit Zucker versüßten Landwein. Sie hatten das italienische Wort evviva gelernt und Toast folgte auf Toast, wobei das evviva unser „hip, hip, hurra" vertrat. Die Eingebornen wurden schon ziemlich lärmend, als man aufbrach, um in das Hauptgemach sich zu begeben. In der Mitte davon war ein Gestell mit Hyacinthen und Rosen, so wie auch ein Kohlenbecken für Weihrauch. Die Damen der Familie, die sich beim Essen nicht zeigten, traten herein: Tschibuks, Narghiles und Kaffee wurden den Gästen präsentirt, und ein wenig Aloëholz, auf die angezündete Kohle der Pfeifen gelegt, machte den Timbak noch duftender.

Dann wurden die Minstrels hereingeführt — drei alte Weiber aus Bagdad, die so hager und unirdisch aussehen, als die Hexen Macbeths. Kissen wurden vor die Aeltesten hingelegt, worauf kleine Kesselpauken placirt wurden, die zwei andern spielten Tamburin. Diese Hexen waren schwarz gekleidet, und künstlicher Augenbrauen von Kohhl, die sich um ihre Stirnen schwangen, machten sie noch gräßlicher aussehen, als sie sonst gewesen wären. Nachdem wir die Häßlichkeit dieser Vampyre hinlänglich betrachtet hatten, die uns auf das, was folgte, hatte vorbereiten sollen, gerade wie der europäische Operndirector das Gaslicht verschwinden läßt, bevor er uns zu den Peris einführt, die in bengalischem Feuer und vauxhallischen Regenbogen sich ergötzen, da trat herein Hanum Tamburdschi, die prima donna und première danseuse, ganz Anstand und Grazie, sie mag ungefähr 25 Jahre alt gewesen seyn, ihr Kleid war von feinem gelbem Zeug, mit schwarzen Stickereien, eng anliegend, die Beinkleider von schneeweißer Seide. Die Wangen waren roth geschminkt und die Augenlieder mit Kohhl eingerieben. Ihr Kaschmirshawl, der ihre Taille oder vielmehr ihre Hüften umgab, war zuerst flach angelegt, und dann rund herum mit Nadeln angeheftet, um dem Körper und den Schultern freies Spiel im Tanzen zu geben. Ihr Haupt funkelte von Diamanten, die nach einer oberflächlichen Schätzung nicht unter ein paar tausend Pfund werth waren.

Die Darstellung begann mit einigen rauhen Gesängen, wozu die alten Weiber den Chor bildeten, die Hanum sang ganz durch die Nase und legte die ausgesteckte Hand an die Wange, um den Ton noch lauter zu machen. Der Schall der Tamburine, Kesselpauken und der näselnden Sängerin hatten mir beinahe Kopfschmerzen verursacht, als die Primadonna die Rolle wechselte und in die Mitte des Zimmers sprang, um zu tanzen. Große Stahlringe an ihren Fingern vertraten die Stelle von Castagnetten, und nach einem halben Dutzend von jenen Capriolen und Stellungen, die im Orient für Tanzen gelten, begab sie sich zu ihrem Sitz zurück, an welchem die alten Bagdadis ihren Lärm wieder begannen.

Gegen Mitternacht zogen wir uns zum Souper zurück, das ganz aus orientalischer Conditorei bestand, eine Suppe von Orangenblüthenwasser, worin Kokosschnitze schwammen, Gelées mit Milch, Reis, Mandeln u. s. w. Die Söhne unseres Wirthes warteten bei Tafel mit den Dienern auf; Pfeifen und Kaffee beschlossen um zwei Uhr Morgens die Gastrei.

Da die Christen von Damaskus in einem Zustande von Schmach und Unterdrückung leben, so muß man ihnen vieles nachsehen. Sie sind bescheiden und gutmüthig. Diebstahl, Gewaltthat und Unmäßigkeit sind sehr selten; häufig ist betrügerischer Bankerott und wird kaum als Schande angesehen. Viele der Armen und Unwissenden sind abergläubisch und suchen Talismane gegen das böse Auge, Vorschriften um einen Schatz zu heben und Gedichte, um die Wanzen wegzuzaubern, sich zu verschaffen.

Da die Christen keinen Grundbesitz haben dürfen, so sind sie alle mit Handel und Gewerben beschäftigt. Die Moslems von Damaskus, wenn sie in die Fremde reisen, gehen nach Aegypten, Konstantinopel und Smyrna, die Christen nur nach Aegypten, wo viele von ihnen ihr Glück machen und Unterkommen finden. Die aleppinischen Christen in Aegypten haben nicht diesen Erfolg, denn die Aegyptier ziehen die bescheidenen Manieren der Damascener der verschmitzten Selbstgefälligkeit der Aleppiner vor. Auf der andren Seite haben einige Aleppiner Glück in Konstantinopel gemacht.

Der Fanatismus der Moslemiten, durch den die Christen schwer litten, war in der That durch die Aegyptier daniedergehalten. Vor der Ankunft Ibrahim Paschas wagte nicht einmal ein Franke sich in den Straßen von Damaskus in seiner eigenen Tracht zu zeigen. Die ägyptische Occupation war aber das goldene Zeitalter der Christen. Nachdem Syrien wieder an den Sultan zurückgefallen war, kehrte der alte Fanatismus durch Redschib Pascha in voller Kraft auf. Er begann damit in den Rath die intolerantesten Personen zu berufen. Die zwei Repräsentanten der Christen, Leute von einigem Vermögen, wurden absichtlich gewählt wegen ihrer Furchtsamkeit und politischen Unfähigkeit. Der erste Gegenstand der Berathungen dieser Versammlung war ein Vorschlag, die Christen zu zwingen in den vorigen Zustand von Furchtsamkeit und Schmach zurückzutreten, keinen weißen Turban zu tragen, kein Pferd zu besteigen und sich mit einem Steick zu gürten statt der Schärpe oder des Shawls. Die christlichen Repräsentanten saßen schweigend, fürchtend und zitternd da. Der fanatische Charakter Redschib Pascha's zeigte sich bald. Er erklärte öffentlich, daß er wünsche keine christlichen Scheeibee im Serai zu haben, und daß er die Giaurs verabscheue. Diese Gesinnung wurde bald von seiner Umgebung aufgegriffen. Ein junger Christ kam wegen eines Geschäfts zu seinem Kiahia, der ihn beim Eintreten fragte, ob er Christ oder Moslem sey. „Ich bin ein Christ," sagte der junge Mann. „Gut denn," erwiederte der Knabe, „du mußt zuerst diesen weißen Turban abnehmen, bevor ich mit dir verhandeln kann."

Der Charakter der christlichen Repräsentanten, Leute ohne Ideen oder auf jeden Fall ohne die Fähigkeit sie auszudrücken, war eine hinreichende Bürgschaft dafür, daß sie nicht wagen würden eine Opposition gegen die fanatische Gesinnung der Mehrheit des Rathes zu bilden. Suleiman Effendi und einige andere gaben einen Beweis ihrer Begriffe von freier Besprechung, indem sie den Satz aufstellten, daß, wenn die Christenrepräsentanten eine Opposition gewagt hätten, sie für ihre Verwegenheit ins Gefängniß geschickt worden wären. Es fehlte auch nicht an andern Anzeichen dessen, was zu erwarten war. Eines Morgens warteten einige Christen im Hofzimmer, um Geschäfte zu machen, als ein Officier ihnen befahl sich fortzumachen. Sie antworteten, daß sie auf den Gouverneur warteten. Der Officier wiederholte seinen Befehl streng und sagte, der Pascha werde in kurzer Zeit durchkommen und der Anblick von Giaurs bei so frühem Morgen störe seine Verdauung.

Dieß machte den Redschib Pascha bei der fanatischen Partei sehr beliebt. Das Regime seines Nachfolgers Ali Pascha war milder.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 228.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

15 August 1844.

Ein Bauernhof in Norwegen.

(Aus Mügge's Skizzen aus dem Norden.)

Mitten auf dem Hofplatze hielten wir an, und eine freundliche Frau hieß uns willkommen. Wir verlangten Pferde bis an den Tindsee nach Graver, und hätten es wohl gern gesehen, wenn sie uns sofort zugesagt wären, aber die Antwort schlug unsere Hoffnungen nieder. Man wolle gleich danach aussenden, hieß es, allein die Pferde seyen sämmtlich auf den Alpen und unter drei bis vier Stunden unmöglich, sie zu schaffen. Mittag war vorüber, Graver am Tindsee drei norwegische Meilen entfernt, der Ort weiter also als Volkesjoe von Kongsberg, es mußte daher ein Nachtritt werden, wenn wir lange aufgehalten wurden. Aber dieser Aufenthalt in Volkesjoe hat mir niemals leid gethan. Wie schön war es hier, und welche mannichfache Eindrücke nahm ich mit mir fort. — Zuerst die Natur. Wir lagen in dem hohen, welligen Grase, die Sonne funkelte stechend zwischen dunklen Regenwolken nieder. Da lag der dreieckige See unten zwischen dem Gestein und jenseit düsterer Wald, welcher lang an dem Gebirg hinzog und in der Ferne daran aufstieg. Aber über ihm und hinter ihm in weiter duftiger Ferne zogen mächtige Alpen empor; ein weiter Kranz gewaltiger, kühner Massen, die schimmernd in den Himmel ragten. Das Bleesfeld, das Melsfeld und, als höchstes von allen, der Gausta mit seiner scharfen Doppelspitze, bildeten eine entzückende Alpenferne. Licht und Dunkel bewegte und vermischte sich wunderbar an diesen stolzen Riesen. Ihre Seiten glänzten vom schmelzenden Schnee, an den Spitzen und in den Schluchten aber lag das weiße Kleid noch fest und schwer. Unter ihm traten die nackten, zerrissenen Felsen schwarz und ohne Lebensathem hervor; doch je näher dem Auge, desto mehr verlor sich der wilde Gebirgscharakter, und rund umher wogten die reichen Wiesen, die grünen Ackerstücke dicht mit Gerste besäet und der Wald in mannichfacher Verschlingung. — Hier war ich nun auch zum erstenmal in dem Gaard eines wohlhabenden Landmanns, und zwar in einem recht alterthümlichen und schönen. Mann und Haus waren gleich bemerkenswerth.

Die größeren Gehöfte bestehen in Norwegens Gebirgen stets aus mehreren von einander getrennt liegenden Häusern. Eines enthält gewöhnlich die Prunkgemächer, und ist zur Aufnahme der Gäste und Fremden bestimmt. Dieß ist die Stuga, und hier in Volkesjoe war es eines jener alten, schönen Häuser, die immer seltener werden und nur noch sparsam anzutreffen sind. Sein schmaler Eingang war mit geschnitzten Pfosten versehen, die wunderliche Arabesken bilden: Schlangenwindungen und Wolfs- oder Drachenkörper, vielleicht aus uralter Nachbildung entlehnt, wo Wolf und Schlange noch in nordischer Saga und Mythologie eine so bevorzugte Rolle spielen. Oben kreuzten sich die Zierrathen in einem Capitäl und liefen dann hinauf bis ans Dach. Auch die Ecken des Hauses waren reichlich verziert. Aus einem schmalen Vorraum trat man dann in ein großes Gemach, welches einen Heerd und an der Seite hin Bettstellen zwischen festen Pfosten enthielt, welche die Decke tragen halfen, wie man dieß zuweilen auch bei uns in jenen alten, mit Holz ganz ausgeschlagenen Gemächern der Ritterburgen findet. Das Staatszimmer war jedoch eine Treppe hoch. Hier waren Schränke aufgestellt, mit bläulicher Oelfarbe angestrichen und mit Blumen und Zierrathen bemalt, welche gewiß den Künstler sehr geschätzt machten. Auch die Bettgestelle an der Wand waren bunt und sorgsam behandelt. Gesimse liefen um die Wände, und Sittensprüche waren darauf geschrieben, welche Weisheit und Moral lehrten, das Haus aber vor jeder Noth in die Hand des Allmächtigen empfahlen. Tannenreiser lagen grün und frisch auf dem Boden nach der allgemeinen Sitte in Norwegen; der ungeheure Tisch war weiß und rein, alles athmete Sorgsalt und Sauberkeit, und mit wahrer Freude befand ich mich in diesem stillen Raume, umgeben von dem blitzenden Zinngeschirr, das rund umher auf den Gesimsen stand, sammt Tassen und Gläsern, welche dazwischen wohl geordnet waren. Daß der Besitzer aber ein wohlhabender Mann sey, erwies sich auch aus dem Silbergeräth; ja sogar eine große silberne, einst vergoldete Schüssel oder Taufbecken stand oben in der Reihe der Geschirre, und bildete deren Glanzpunkt und Schlußstein.

Digitized by Google

Hier in dee Stuga wohnten wir, der Eigenthümer aber hatte nach der Sitte der Väter seinen Wohnsitz in seinem Vorrathshause, dem Stopiebod (Säulenhaus), und dieß war dem Gasthause gegenüber. Als wir im Grase lagen, gesellte sich der Sohn Gullks von Volkesjoe zu uns, ein 18jähriger, junger Mann, verständig, bescheiden und unterrichtet, wie bei uns nicht leicht ein Bauer anzutreffen seyn möchte. Auf meinen Wunsch, das Vorrathshaus zu sehen, führte er mich hinein. Ein solches Haus liegt auf Säulen, die hier schlank und geschnitzt waren. Man baut es hoch, damit es vor Nässe sowohl wie vor Ungeziefer sicher sey, und legt die Treppe, welche hinan führt, weit genug von der Schwelle ab, damit Mäuse und Ratten nicht etwa hinüberspringen. Wie erstaunte ich, als ich die Vorräthe sah, welche hier aufgehäuft waren. An den Wänden standen ungeheure Stöße von Haferbrod (Flabbröd), darunter Fässer mit Butter, dann aufgethürmt eine Menge großer Käse. Getrocknetes Rindfleisch hing in ganzen Seiten an den Wänden; daneben Speck und Hammelschinken, Fässer mit Mehl und Grütze, kurz es war hier genug vorhanden, um diese Familie auf Jahr und Tag hinaus vor Hunger zu sichern. Ueber dieser reichversorgten Vorrathskammer war noch ein Stockwerk, wo Kleidungsstücke aller Art, Pelzwerk, Pferdegeschirr, Kisten mit Leinen und Strümpfen, Schuhe, und an den Balken aufgehängt wohl fünf oder sechs Dutzend verschiedenartiger Woll- und Pelzdecken sich befanden. Dieser Deckenvorrath ist im ganzen Gebirge ein Zeichen des Wohlstandes und des Luxus; je mehr Decken, je reicher ist der Mann. Sie werden nicht gebraucht, außer bei feierlichen Gelegenheiten und wenn Fremde kommen; sonst ist ihr Besitz eben so gut eine Eitelkeitssache, wie Silber, Tafelgeschirr und Goldschmuck bei uns.

Eine Art bunter Decken wird in Hardanger von den geschickten Bauern selbst gewebt, ähnlich denen, die man aus verschiedenen Tuchstreifen macht; andere sind mit Pelzwerk gefüttert, und in dem Gemisch von Farben und Besätzen nimmt sich ein solcher Vorrath ganz stattlich aus.

(Schluß folgt.)

Das persische Theater.

(Fortsetzung.)

II. Teazie. (Mysterien.)

Die komische Gattung und das ernste Drama haben nichts mit einander gemein. Im ersten ist alles frei und improvisirt, Form, Styl und Sprache; im ernsten Drama dagegen ist alles bestimmt und geregelt, der Gegenstand hält sich nothwendig in einem gewissen Cyclus der heiligen Geschichte der Moslems. Die Form zeigt stets dieselben Verhältnisse, welche man classisch nennen könnte, und die denen eines griechischen Theaters gleichen. Der Styl dieser Stücke ist sehr sorgfältig ausgearbeitet; wir wollen dieselben Mysterien nennen, denn sie sind, wie wir schon erwähnt, von derselben Art, wie die Mysterien des Mittelalters; aber die dramatische Kunst scheint bei den Persern lange vor der Einführung des Islam, welcher den Teazies ihre Entstehung gab, bestanden zu haben.

Der griechische Geschichtschreiber Arrianer des Großen erzählt, daß dieser Eroberer nach seinem Feldzuge in Indien eine Zeit lang in der Hauptstadt des Darius ausgeruht und hier nach Art der Orientalen sein Leben in Vergnügungen und Festen zugebracht habe. Aelian beschreibt eine dieser Orgien, wo nach einem schwelgerischen Mahle der junge persische Eunuche Bagoas als Frau verkleidet auf der Scene erschien. Dieser Umstand läßt beinahe glauben, daß die Macedonier die Sitte theatralischer Darstellungen in Persien schon vor ihrem Einfall vorfanden, und daß die Teazies nur ein traditioneller Wiederhall der alten Dramen sind. Die Epopöe des Firdusi beweist, daß es den iranischen Dramaturgen an nationalen Gegenständen nicht fehlte. Gegenwärtig aber sind die Heiden der Teazies durchaus arabischer Herkunft, obwohl die bereits 1300 Jahre alten religiösen Sympathien ihnen ein national-persisches Gepräge gegeben haben. Nirgends wurde das Andenken Alis so geehrt, wie in Persien. Man findet noch eine zahlreiche Secte Aliallahis, die ihn als eine Menschwerdung Gottes betrachtet. Seltsames Schicksal eines großen Mannes! Verbannt, verrathen, verfolgt bis in den letzten Sprößling seines Geschlechts, findet ein arabischer Beduine endlich Altäre und eine göttliche Verehrung in einem Lande, das er nur dem Namen nach kannte.

Die Geschichte kennt wenig Menschen, deren Leben so sehr geeignet ist Mitleiden zu erregen, als das Alis, des Sohnes Abu Taleb, des Neffen des Propheten. Sein ganzes Leben ist eine Reihe von Opfern und Unfällen. Mit eilf Jahren war er der erste Anhänger des Propheten; dann ward er sein Waffenbruder, sein Fahnenträger, sein unzertrennlicher Freund, er unterstützte ihn mächtig zu Bedr, zu Kheiber, zu Elkamus und Honein, welche Schlachten über das Schicksal Arabiens entschieden und Ali den Beinamen Essadullah, der Löwe Gottes, verschafften. Mohammed belohnte ihn für so viele Dienste, indem er ihn zu seinem Chalifah (Nachfolger) ernannte, und ihm seine Tochter Fathima — das einzig ihm übrig gebliebene Kind, denn die andern waren in frühem Alter gestorben — zur Gattin gab. Gott segnete diese Verbindung mit einer zahlreichen Nachkommenschaft, und alles schien Ali eine glänzende Zukunft zu versprechen, indeß starb der Prophet, und hinterließ die Interessen seiner Familie in der Gewalt seiner Feldherrn, welche gewandter und einflußreicher waren als Ali. Bekanntlich wurden alle Rechte dieses letztern alsobald vergessen, und er mußte das Chalifat zuerst an Abubekr, dann an Omar und Osman abtreten; er selbst trat erst als der vierte ein, 25 Jahre nach dem Tode seines Oheims. Seine unsichere Macht erstreckte sich nur auf einen Theil des Chalifenreichs, und nach nur vierjähriger Regierung fiel er unter dem Dolch eines Mörders auf der Schwelle der großen Moschee von Kufa.

Die beiden Söhne, welche er von Fathima, der Tochter des Propheten, hatte, waren noch unglücklicher. Der ältere, Hassan, ein Fürst von mildem Charakter und nicht sehr dazu

gemacht, den Intriguen der verschiedenen Thronbewerber Widerstand zu leisten, verzichtete auf das Chalifat zu Gunsten Moawiyahs, der ihm einen lebenslänglichen Gehalt aussetzte, und ihm eine seiner Töchter zur Gemahlin gab. Im J. 49 der Hedschra starb Hassan zu Medinah, wie man sagt, von dieser Frau vergiftet. Hussein, Ali's zweiter Sohn, war bei der Ermordung seines Vaters 37 Jahre alt; sein unternehmender Charakter und seine Fähigkeiten gaben mehr Aussicht auf Erfolg, als die indolente Frömmigkeit Hassans. Da er sich geweigert hatte Jesid, den Sohn Moawiyahs, als rechtmäßigen Chalifen anzuerkennen, mußte er Medinah verlassen und sich nach Mecca zurückziehen, von wo er leichter mit den zahlreichen Anhängern, die sein unglücklicher Vater in der Stadt Kufa zurückgelassen hatte, verkehren konnte. Diese zögerten denn auch nicht, Jesid für einen Usurpator zu erklären. Hussein nahm seine ganze Familie und eilte, nur von 70 Reitern begleitet, zu seinen Freunden. Eine dürre Sandwüste, später unter dem Namen Kerbelah bekannt, dehnt sich zwischen Mecca und Kufa aus: hier sah er sich am 10 Moharrem, im Jahre 61 der Hedschra — ein trauriger Tag in den Annalen der Schiiten — von Jesids Truppen umringt. Der unglückliche Fürst wurde, nachdem er als ächter Sohn des Löwen Gottes gefochten, mit allen den Seinigen niedergehauen, Frauen und kleine Kinder ausgenommen, die man verschonte, um den Triumph des Siegers zu schmücken. Der Kopf Husseins, auf eine Lanzenspitze gesteckt, wurde an Jesid gesendet, welcher ihn verhöhnte und nur mit Mühe zugab, daß man ihn in der Stadt Damascus beerdigte. Sein Körper ward in der Ebene von Kerbelah, nicht weit von Bagdad, beerdigt, wo mehrere Jahre später Azad Doulet, der erste Sultan aus dem Geschlecht der Buiden, ihm ein prächtiges Mausoleum errichtete.

Ich habe den Bericht dieser übrigens wohl bekannten Ereignisse abgekürzt, und füge bloß noch hinzu, daß die Chalifen von Bagdad diese von Geschlecht zu Geschlecht verfolgte Familie nöthigten, Arabien ganz zu verlassen und sich nach Persien zurückzuziehen, wo neue Unfälle ihrer harrten. Gegenwärtig fällt dem Reisenden die große Anzahl von Gräbern dieser Santons oder Imamzades auf, die man in allen Provinzen Persiens und namentlich in denen südlich vom caspischen Meere trifft.*) Persien, das Adoptivvaterland dieser unglücklichen Fürsten, war des Zutrauens, das sie ihm schenkten, nicht unwürdig. Sie fanden hier Freunde und eine gastliche Aufnahme; man führt mehr als Einen Zug an, ähnlich dem von Amr, dem Bruder und Nachfolger des Jakub-ben-Leis, welcher am Tage seiner Krönung (544 der Hedschra, 1271 n. Chr.) bei der Truppenschau ausrief: „oh! daß die Vorsehung mir nicht gestattet hat, eine solche Armee, wie diese, zur Vertheidigung Husseins nach der Wüste Kerbelah zu führen!"

Wir sehen demnach, daß der Tod Husseins eines der wichtigsten Ereignisse der moslimitischen Welt ist. Diese tragische Katastrophe wurde der Mittelpunkt, um welche sich eine Menge politischer und literarischer Interessen drehte: sie war die Ursache des unversöhnlichen Hasses der Abbassiden gegen die Ommiaden, sie ist noch der Zankapfel zwischen den sunnitischen Türken und den schiitischen Persern. Indeß wurde die Verehrung der Imams *) in Persien erst mit dem 16ten Jahrhundert allgemein und officiell, nämlich seit der Thronbesteigung der Dynastie der Sofis, die aus dem Stamm des Propheten waren. Unter den pomphaften Titeln, womit orientalische Fürsten so gern sich schmücken, schätzten die Schahs den des „Hundes am Thore Ali's" (Saki deri Ali) am höchsten. Ihre enthusiastische Vorliebe für alles, was das Andenken der Imams fortpflanzen konnte, kannte keine Gränzen. Am Hofe dieser Fürsten entstanden erst die Teazies oder dramatischen Darstellungen zu Ehren der Familie des Propheten, oder wenn sie auch vorher schon bestanden hatten, so erhielten sie doch erst die Ausbildung, in der wir sie jetzt finden. Von dieser Zeit an wurde der Geschmack für diese Darstellungen unter allen Classen der persischen Bevölkerung immer allgemeiner, trotz des Widerstandes einiger ultra-orthodoxen Mollas, welche der Ansicht waren, es widerstrebe der dem heiligen Charakter der Imams schuldigen Achtung, so auf die Scene gesetzt und durch das Schauspielercostüm entweiht zu werden.

(Fortsetzung folgt.)

*) Diese Gräber der Nachkommen Ali's sind in den Wäldern von Ghilan so zahlreich, daß die Masanderaner das Sprüchwort haben: „die Ghilanee haben unter jedem großen Baum ein Santonsgrab."

*) Dieß Wort, welches im Arabischen ein Oberhaupt bedeutet, bezeichnet in Persien die zwölf ersten männlichen Nachkommen Ali's und der Fathima. Alle andern Mitglieder dieser Familie nennen sich Imamzade, die Kinder des Imams.

Chronik der Reisen.

Damaskus.

(Schluß.)

Die Damascener betrachten es als etwas Wundervolles und Unbegreifliches, daß es Menschen geben soll, die nicht Moslem sind. Ein Christ sagte mir eines Tages, „ein Hund ist sicherlich mehr geachtet, als ein Christ in Damaskus, denn wenn ein Moslem zu einem Christen auf der Straße sagte: „Bring dieses Paket für mich nach Hause" und der Christ weigerte sich, so würde der Moslem ihn schlagen, und die Umstehenden, ohne nach der Ursache zu fragen, würden ihn ebenfalls schlagen. Schlüge aber ein Moslem einen Hund oder einen Esel, so würde jedermann ausrufen: Haram (unerlaubt!) Spricht man von einem Hund, einem Abtritt oder sonst etwas Unreinem, so sagen die Moslems: Aget at Allah, „Gott erhebe dich über so ein Ding." Erwähnt man einen Christen oder Juden bei Namen, so gebraucht man dieselbe Phrase. Bereist ein Moslem den Libanus und hört die Glocken läuten oder sieht er einen Bischof zu Pferde, so sagt er: „O Gott, dieß ist ein Gräuel, wir haben keine Lust daran, aber wir können es nicht wegschaffen."

Mr. Werry, unser Consul, dessen beständige Aufmerksamkeit ich nicht genug anerkennen kann, schickte mir eine Einladung, um die Paschas Selim und Kutschuk Riza mit ihrem Gefolge zu sehen. Der letztere war so eben zum Serasker von Syrien ernannt worden. Nach dem

Diner ſpielte und ſang ein Orcheſter von vier oder fünf griechiſchen Muſikanten zur Unterhaltung der Geſellſchaft mehrere Stücke, die mich an die Zigeunermuſik des Banats von Temeswar erinnerten. Die Gaſterei endete mit einer großartigen epiſchen Improviſation von wenigſtens dreißig Stanzen, worin die neuere Geſchichte der Türkei dargeſtellt war. Sie begann mit der Elegie auf Sultan Mahmud und endete mit einem Lob der Tapferkeit Selim Paſcha's zu Acre.

Riza Paſcha, der die Truppen in Bosnien befehligt hatte, gab eine ganz bezaubernde Beſchreibung der Waldſchönheiten dieſes Landes im Sommer, wobei ich mich verwunderte, daß keiner unſerer Touriſten es je verſucht hat.

Für allen Luxus, den Damaskus darbietet, hatte unſer liebenswürdiger Wirth, der vortrefflich türkiſch ſpricht, geſorgt; aber das Geſpräch ſtockte, denn Muſik zu hören und den Tſchibuk zu rauchen ſchien hinlängliche Unterhaltung für die verſammelten Türken zu ſeyn, die von Natur ein ernſthafteres und ſtilleres Volk ſind als die Araber.

Am 1 Mai, als am Namenstage des Königs der Franzoſen, zog der Conſul, Graf Rotti Menton, in Proceſſion von ſeinem Hauſe mit allen Katholiken in das lateiniſche Kloſter der Terra Santa, wo eine Meſſe geleſen wurde. Die politiſche Rolle des Conſuls war ſich ſo ſehr als möglich mit den Katholiken zu identificiren. Er trug ſeine Uniform aber, wie die Araber ſagen, „yelbes mithi Melik“ (gekleidet wie ein König); beim Heraustreten aus der Kirche unterhielten ſich die katholiſchen Griechen vom Archipel mit Abfeuern von Musketenſchüſſen, und das Volk ließ vive le roi erſchallen.

Am Abend gab der Conſul den Katholiken ein Feſt, das ſich ſehr hübſch anließ. Eine Menge farbiger Lampen erleuchtete die mit Arabesken bemalten Wände, Orangenbäume und Immergrün, während die franzöſiſchen, engliſchen und türkiſchen Fahnen über das Ganze flatterten. Bei Sonnenuntergang kam das Muſikchoꝛ des Paſcha und gab uns mehrere Arien von Bellini und Donizetti. Unterdeſſen kamen die Frauen, chriſtliche und muslemitiſche, ſchaarenweiſe an; ſie wurden hinaufgewieſen und nahmen ihren Platz auf dem Dache des Hauſes ein, die Chriſtinnen auf der einen, die Muslimitinnen auf der andern Seite. Als wir von der Tafel aufſtunden, bemerkte ich, daß L....., ein griechiſcher Katholik, wegen ſeiner Frau, die, wie ich höre, nicht beſonders ſchön iſt, den Conſul plagte. Sie wartete außerhalb unter der Aufſicht eines ſchwarzen Sklaven, aber bevor er ihr den Eintritt erlaubte, wollte er vom Conſul den Befehl ertheilt wiſſen, daß die Muſikanten ihre Blicke nicht auf das Dach richten dürften, wo die Weiber ſich befanden, denn dieſe orientaliſchen Chriſten betrachten es als eine auffallende Verletzung des Eigenthums, wenn ein Moslem die Geſichter ihrer Frauen ſehen ſollte. Der arme Conſul, der verlegen ſchien, wie er ſeine Gemüthsruhe aber ſeine Würde bewahren könnte, drückte mit der beſten Laune ſeine Ueberzeugung aus, daß die aufwärts gehenden Blicke der Muſikanten den Winkel von 45 Graden nicht überſchreiten und alſo gerade auf den weißen Raum zwiſchen den Fenſtern und dem Kaminſims treffen würden. L....., etwas beruhigt, hatte ſeine Frau. Auf dieſe Epiſode folgte eine Unterhaltung von Seiltänzerkünſten mit Hoch- und Tiefſpringen und Späße zweier Poſſenreißer. Der Hanswurſt war ein aemſeliger Wicht von ungefähr 50 Jahren mit geſcharnem Kopf und elenden Kleidern; der Hauptwitz ſchien darin zu beſtehen, daß der andere Poſſenreißer ſich Freiheiten mit ſeinem Bart herausnahm, ein Theil des männlichen Schmucks, der im Orient für zu heilig angeſehen wird, als daß man ihn zu leicht behandeln dürfte. Grobe thätliche Späße des Haswurſts bewirkten ungeheuren Lachgebrüll, die Nachahmung eines ziehenden Eſels war ausgezeichnet. Nach einer prächtigen Exhibition auf dem geſpannten Seil kam L..... lärmend herab zum Conſul und mit einer Art Beſtürzung zeigte er ihm an, daß einige moslemitiſche Weiber, um eine beſſere Ausſicht auf die Gaukler zu haben, ſich an die Chriſtinnen angeſchloſſen haben. „In der That,“ ſagte der Conſul, „haben ſie die Chriſtianen gebiſſen?“ — „Nein, aber ſie haben ſich in die nämliche Gruppe zu ihnen geſellt,“ erwiederte L..... offenbar verwundert, daß der Conſul nicht dieſelben Ideen von fanatiſcher Exclaſiva als er hegte. Ich trat unmittelbar vor und bot mich an die Schafe von den Ziegen zu ſondern, aber der arme L....., grollerfüllt, ergriff die Gelegenheit, ſobald als möglich ſeine Frau zurückzuziehen.

Juden befanden ſich gegen 3000 Juden in Damaskus, aber ſeit dem Erdbeben von Aleppo hat ſich ihre Zahl durch Einwanderung bis auf 5000 Seelen erhöht. Weit entfernt, verfolgt zu werden, genießen die Juden jetzt durch ihr Oberhaupt Ma'alim Raphael einen großen Einfluß. Dieſer Mann gilt für ſehr reich und iſt der Bankier der Regierung des Sultans zu Damaskus. Es iſt bemerkenswerth, daß alle Schreiber im Finanzdepartement Chriſten aber Juden ſind. Einen Tages beſuchte ich dieſe Anſtalt und fand den obern Stock beinahe ausſchließlich von Chriſten beſetzt. Kein Stuhl noch Pult war zu ſehen, die Schreiber ſaßen mit untergeſchlagenen Beinen auf ihren Strohmatten und Teppichen, ſchreibend und rechnend, und erinnerten mich an eine Schneiderwerkſtätte. Der Vaſch Kiatib oder erſter Secretär lud mich ein mich auf ſeinen Teppich niederzulaſſen; ich konnte in mehreren dieſer Schreiber um mich herum die Söhne vieler der reſpectabelſten Chriſten erkennen. Zu ebener Erde waren alle jüdiſchen Schreiber, in der Mitte des Zimmers Ma'alim Raphael, der Rechnungen eifrig examinirte und die Geldzahlungen aus einer ungeheuren ſtarken Kiſte anordnete. Die Stärke ſeiner Seele iſt vollkommen in den ſtarkmarkirten Zügen ſeines Geſichts ausgedrückt, welche, durch einen gewaltigen grauen Bart noch mehr ins Auge fallend, ein trefflicher Gegenſtand für den Pinſel eines Rembrandt abgegeben hätten. Dieſer Mann übt einen unbegränzten Einfluß auf ſeine Brüder in Damaskus aus.

Ma'alim Raphael iſt das Haupt der Farhi Familie, die ſeit 60 Jahren die reichſte in Syrien iſt, obwohl ſie zu wiederholtenmalen grauſam von den Türken ausgepreßt wurde. Der Ma'alim hat noch ein größeres Einkommen durch ſeinen Handel als irgend eine andere Perſon in Syrien. In jedem der Dörfer des Paſchalik iſt ein Subaſchi, der den Bauern Geld vorſchießt und, wenn die Ernte zu Ende iſt, mit einem Profit von 30 Procent wieder eintreibt. Da das Geld nicht länger als drei bis vier Monate ausliegt, ſo iſt der Gewinn ungeheuer. Auf dieſe Weiſe ſchießt Farhi 200 Dörfern Geld vor. Ein anderer Weg ſich Geld zu machen iſt die Aſſociation mit dem Paſcha. Wegen der Werthloſigkeit der Silberpiaſter haben die Gold-Gazis in der Regel ein Agio von 5 oder 10 Procent. Hat der Gazi ſein Maximum erreicht, ſo legt Raphael all ſein vorräthiges Geld aus. In einem Augenblick, der für den Bankier und den Paſcha paſſend iſt, wird der Gazi heruntergeſetzt, der öffentliche Ausrufer geht herum und verkündigt, daß der Gazi nur 21 Piaſter gilt. Auf dieſe Weiſe, indem Geld zu 23 Piaſtern ausgezahlt und zu 21 zurückgenommen wird, erhält der Spekulant einen bedeutenden Profit, da die Reduction mehreremale im Jahre eintritt.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 229.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

16 August 1844.

Die Wotjäken im Gouvernement Kasan. *)

1. Die Hochzeit.

Die Hochzeit bei den noch heidnischen Wotjäken ist ziemlich unterhaltend. Der junge Mann, welcher sich verheurathen will, ladet einige ledige junge Leute ein, und schickt sie zu seinem künftigen Schwiegervater mit dem Vorschlage. Erhalten die Abgesandten die Einwilligung, so bewirthet man sie bei der Braut, und wenn sie zu dem Bräutigam mit der angenehmen Nachricht zurückkehren, setzen sie sich an den Tisch und fangen an zu schmausen. Am andern Tage begibt sich der Vater des Bräutigams zu dem Vater der Braut, um mit ihm den Kalym (Kaufpreis) abzumachen, welcher nach dem Vermögen des Bräutigams und der Braut bestimmt wird, und von 300 R. bis auf Einen beträgt; die Aermsten geben gar nichts.

Die Wotjäken, wie die Tschuwaschen und Tscheremissen nehmen fast immer eine Frau aus einem andern Dorfe. An dem zur Hochzeit bestimmten Tage kommen bis zu 50 Wagen, alle voll Mädchen, bei der Braut angefahren. Die Mädchen treten ins Zimmer und umgeben die Braut, welche um diese Zeit fortwährend weinen muß; sobald man ihre Mitgift auf die Wagen zu laden anfängt, bricht sie in laute Klagen aus, welche so lange dauern, bis man sie aus dem Hause hinaus führt und in den Wagen gesetzt hat zu einem Mädchen, welches aber durchaus keine Freiwerberin seyn darf. Jetzt nehmen auch die andern Mädchen wieder in den Wagen Platz, und es geht mit lautem Gelärm zum Hofe hinaus. Die Braut muß fortwährend mit Geschrei aus dem Wagen springen, als ob man sie mit Gewalt davon führte. Dieß geschieht dreimal, aber man setzt sie immer wieder in den Wagen. Wenn man sie zum drittenmal hineingesetzt hat, so bleibt sie im Wagen aufrecht stehen und fängt laut an zu weinen. Das ganze Dorf begleitet sie anderthalb Werste weit.

Wenn die Braut an der Wohnung des Bräutigams angekommen, der zu Hause geblieben, so führt man sie in die Stube; Schwiegervater und Schwiegermutter fassen sie an den Händen und stellen sie auf ein ausgebreitetes Tuch oder eine Matte, mitten in der Stube, und dann stellt man den Bräutigam neben sie. Ein Kuresa (Priester), Pyrrs (alter Mann), oder am häufigsten eine Pezäi (alte Frau) tritt mit einem Glas Bier zu ihnen, fragen sie um ihre gegenseitige Einwilligung, und geben ihnen dann den Segen, indem sie die Worte aussprechen: Jumar kasma (der Herr gebe den Segen!) Dann läßt man sie dreimal aus dem Glase kosten, und damit ist die Ceremonie geschlossen. Hierauf reicht ein Mädchen von Seite der Braut allen Gästen Bier, die Braut muß aber dem Mädchen folgen, sich vor jedem Gast, wie bei Tscheremissen und Tschuwaschen, auf die Knie niederlassen und nicht aufstehen, als bis sie das Glas ausgetrunken haben. Endlich folgt das Essen, worauf die Mädchen das Zimmer verlassen, und die Frauen die Braut umgeben, sie in die Brautkammer führen, ihr die Mädchenkleider ausziehen und die Frauenkleider anlegen, zugleich wird sie frisirt und ihr der hohe Kopfputz (kokoschnik) auf den Kopf gesetzt; hierauf führt man den Bräutigam herein und die Gäste entfernen sich.

Damit ist aber die Sache noch nicht zu Ende. Am folgenden Tage, so wie die folgenden muß sie ohne alle Ceremonien früh aufstehen, zwei Stunden vor den übrigen Hausgenossen, und alle häuslichen Geschäfte verrichten, um ihre Gewandtheit in der Wirthschaft zu zeigen. Wenn dieß geschehen, so kehren vier sogleich zu ihren Eltern zurück bis zur Butterwoche, *) andere bleiben den ganzen Sommer bei dem Mann bis zum Ausdreschen des Sommergetreides, und arbeiten wie gemiethete Arbeiterinnen. Im Anfang Octobers aber gehen sie zu ihrem Vater und bleiben unveränderlich dort bis zur Butterwoche. Mit dem Eintritt des Festes Wiarn braut man bei den Eltern des Mannes und der Frau Bier, und bereitet Kumys, so wie viele andere Hochzeitsspeisen. Jetzt nehmen aber die Mädchen keinen Antheil mehr an den Ceremonien. Am Tage, wo der Mann seine Frau holen will, versammeln sich manchmal gegen fünfzig

*) Aus den Briefen von A. A. Fuchs in der Kasan'schen Gouvernementszeitung (Nord. Biene, 17 Jul.).

*) Gewissermaßen der Carneval, vor der großen Fastenzeit; sie trifft mit dem Neujahr dieser Stämme (Wiarn) zusammen.

Digitized by Google

Schlitten. Der Tuklätschi (Werber) sitzt in dem Schlitten, welchen die Braut besteigen soll; der Byrsin-Kasik (Freund) begleitet den jungen Ehemann; auch der Argym (Ehrenvater) hat einen besondern Schlitten. Man speist bei den Eltern der Frau, und führt diese dann ins Haus des Mannes, wo sie empfangen wird, als ob sie noch gar nicht dagewesen wäre; jetzt werden oft Hunderte zum Mahl eingeladen, und man schmaust eine ganze Woche lang.

Das persische Theater.

(Fortsetzung.)

Als ich im Jahre 1831 nach Teheran kam, fand ich am Hofe Feth Ali Schahs die Darstellungen der Teazies mit aller Pracht und allem Luxus umgeben, womit dieser Fürst so gern die Augen des Publicums blendete. Während meines eilfjährigen Aufenthalts in diesen Ländern hatte ich Gelegenheit, denselben Enthusiasmus für die Teazies allenthalben zu bemerken. In den Nomadenlagern, wie in den Dörfern, vereinigten sich die Hirten und Bauern zu diesem Ende in den Tekies oder Hallen, die man besonders zu diesem Zweck baute. In den Städten sind es die öffentlichen Plätze, die Karawanserais, die Höfe der Moscheen und der reichen Eigenthümer, welche als Versammlungsplatz dienen.

Da die Vorstellungen stets in freier Luft stattfinden, so dienen ungeheure Stücke ausgespannter Leinwand als Zelt, und schützen die Schauspieler gegen Sonne und Regen. Die Galerien und Fenster der Häuser, welche auf den so gedeckten Platz zugehen, werden für die höhern Stände aufbewahrt; man weist den Zuschauern den Platz je nach ihrem Rang an, denn im Orient wird die Etikette stets streng beobachtet; zu ebener Erde, meist in einer abgesonderten Umfriedung setzen sich die Frauen, so gut sie können, auf den bloßen Sand ohne andere Bequemlichkeit als kleine Bänke, die jede selbst mitbringen muß. Der Rest des Parterre's ist angefüllt mit Leuten, die nach persischer Art sitzen, d. h. auf die Knie niedergekauert, wie ruhende Kamele. Diese sitzenden Gruppen bieten hie und da eine malerische Abwechslung dar. Man sieht hier die Sakis (Wasservertheiler), welche mit ihren ledernen Wasserfäcken, die sie quer über den Rücken tragen, und mit einer Schale in der Hand zu trinken anbieten, zum Andenken an den Durst, welcher die in der Mitte einer dürren Wüste überfallenen Leute des Imam verzehrte. Da nun dieß Wasseranbieten ein verdienstliches, durch die Frömmigkeit gebotenes Werk ist, so thun oft Eltern, deren Kinder in frühem Alter eine schwankende Gesundheit haben, ein Gelübde (nasr), daß ein solches Kind, wenn es ein gewisses Alter erreicht, während einer oder mehrerer Teazies ein Saki werden soll zu Ehren des Imam Hussein. Nichts ist zierlicher als diese kleinen barfüßigen Wasserträger, die man Nasri nennt. Mit Luxus gekleidet, die Augenbrauen und Augenlieder schwarz gefärbt, die geringelten Locken auf der Schulter, und den Kopf geschmückt mit einer Mütze (Schebkula) von Kaschmir, die von Perlen und kostbaren Steinen glänzt, reichen sie dem Publicum Scherbet dar. Nach den Sakis kommen die Pfeifenvermiether, die Fruchthändler, und namentlich die Nachutis oder Verkäufer von Confituren, die in Erbsen, Melonen- und Birnenkernen, Hirse u. s. w. bestehen, alles auf orientalisch zubereitet, d. h. zuerst in Salzlake eingeweicht, dann an schwachem Feuer geröstet. Man consumirt davon eine große Menge, und der Zeitvertreib ist um so angenehmer, als man der Hirse eine außerordentliche tragische Kraft beimißt: man glaubt, daß sie weinen hilft. Mastix oder das Gummi vom Terpenthinbaum spielt gleichfalls eine bedeutende Rolle in den Teazies, und die Frauen kauen fortwährend daran; wenn man ihnen glaubt, so erfrischt es den Athem, macht die Zähne weiß, kräftigt das Zahnfleisch, und was das beste ist, hindert das allzuviele Sprechen. Unter ihnen und den Leuten aus dem Volke finden die oben erwähnten Käufer ihre Kunden, während die angesehenen Leute schwarzen Kaffee, das unerläßliche Getränk bei traurigen Gelegenheiten, trinken, oder ihre Pfeifen rauchen. Endlich sieht man, wie eben so viele unglückweissagende Meteore, die Ferraschen, d. h. die mit Aufrechthaltung der Ordnung beauftragten Diener herumgehen. Sie sind mit großen Stöcken bewaffnet, und aufmerksamen Auges, die Hand hoch, machen sie sich in allen Richtungen Bahn. Sie haben viel zu thun in der Abtheilung der Frauen, die um der geringsten Ursache willen sich zanken oder Faustschläge geben.

Was die Schaubühne betrifft, so behalten ihr die Ferraschen in der Mitte des Paeteree's einen mehr oder minder geräumigen Platz vor, welcher sorgfältig gekehrt und bewässert wird. In der Mitte sieht man den Takht, eine Art großen, mit einem Teppich bedeckten Tisch mit sehr niedern Füßen; dieser Tisch dient einem Lehnsessel, manchmal auch einer Art Kanzel als Unterlage.

Das Schauspiel beginnt mit dem Eintritt des Ruzrchan oder Prologsprechers, der von einem halben Duzend Pischchans oder Sängern, einer Art Chorknaben, begleitet wird. Ist es ein Seid oder Abkömmling der Imams, was sehr häufig vorkommt, so trägt er einen grünen Turban und gleichfarbigen Gürtel; ist er ein einfacher Molla, so trägt er den weißen Turban, und ist nach der Art der Priester des Landes gekleidet. Die Pflicht des Ruzechan besteht darin, die Zuschauer vermittelst einer Predigt und in Prosa recitirter oder in Versen gesungener Legenden, deren Inhalt jedoch mit der darauf folgenden Darstellung nichts zu thun hat, vorzubereiten auf die schmerzlichen Eindrücke. Die Art, wie dieß geschieht, ist so verschieden von dem, was wir auf unsern europäischen Theatern sehen, daß ich, um einen Begriff davon zu geben, hier eine von meinen an Ort und Stelle niedergeschriebenen Bemerkungen mittheile.

Der Ruzechan tritt ein und setzt sich auf den Stuhl, die Pischchans, Jungen von eilf bis dreizehn Jahren, lassen sich mit untergeschlagenen Beinen auf den Teppich nieder. Er sinnt einige Minuten nach, blickt gen Himmel und stößt einen Seufzer aus; seine Augen füllen sich mit Thränen und er sagt schluchzend: „O meine Brüder! meine Schwestern! gebt eure Herzen hin, seyd traurig und weint heiße Thränen.

Digitized by Google

Vergeßt nicht, daß das Nachsinnen über das Unglück der Familie des Propheten — möge Gott ihn segnen — uns einen Weg öffnet, der zur Pforte des Paradieses führt. Wisset, daß eines Tages, nach der heiligen Tradition, die erlauchte Fathime, indem sie die Haare ihres geliebten Sohnes, des Imam Hussein, kämmte, ein aus Versehen ausgerissenes Haar im Kamm erblickte und in Thranen zerfloß. Ach! meine Brüder und Schwestern! gebt Acht, bietet Herz und Ohr her auf das was ich euch sagen werde, so unbedeutend auch dieser Umstand erscheinen mag. Ein einziges Haar! Die keuscheste der Frauen, als sie . . .“

— hier fängt der Ruzechan zu weinen an —

„als sie es zwischen den Zähnen des Kammes sah, zerfloß in Thranen. Ach! Ungehörtes Unheil! Zerrauft eure Haare, ringt die Hände, schlagt auf eure Brust, der Schmerz tödtet mich.“

(Hier wirft der Ruzechan mit einer verzweiflungsvollen Gebärde seinen Turban zur Erde, zerreißt sein Kleid von oben bis unten, und zerrauft seinen Bart. Fast alle Zuschauer ahmten diese Ausdrücke seines Schmerzes nach, das Schluchzen, so ansteckend, wie das Lachen, wurde immer lauter und endete mit einem Schrei, oder richtiger gesagt, mit einem Gebrüll von etwa tausend Menschen, das mich mit Schrecken erfüllte.)

„Ein einziges Haar! Erwägt also, wie bitter der mütterliche Schmerz war, als Fathime von ihrem Paradiesesaufenthalt herab dasselbe geliebte Haupt, das Haupt ihres Sohnes abgeschnitten sah!“

Hier überwältigte das Geschrei und das Schluchzen der Zuschauer die Stimme des Ruzechan.

„Gut, meine Schafe! ein Zoll der Thränen, das ist recht, Gott segne euch dafür. Laßt eure Herzen in Thränen zerfließen, wie ein Stück Zucker sich in Wasser auflöst, bei dem Gedanken, was die erlauchte Tochter des Propheten leiden mußte, als sie das Haupt des Imam Hussein auf der Spitze des Dschrrids der Ungläubigen sah u. s. w. u. s. w.“

Mit der Uhr in der Hand zählte ich 74 Minuten, während welcher der Ruzechan seine Klagen über dasselbe Thema, und mit den Worten, wie man sie eben gelesen, variirte. Sein Tun, seine Gebärden, sein Beispiel sprachen mehr als seine Worte. Auch antwortete ihm die Zuhörerschaft mit Ausdrücken immer heftigern Schmerzens, bis endlich der Ruzechan völlig erschöpft ein Glas Wasser trank, und mit Musikbegleitung die Mesnewis *) von Rumi, dem beliebten Dichter der mystischen Theologen Persiens, anstimmte. Die Pischchans sangen im Chor die Verse und er den Refrain. Hierauf trat er ab unter dem Gemurmel: chuda bereket bedehed (Gott schenke dir seinen Segen), was die Zuschauer mit leiser Stimme aussprechen, denn die Sitte der Bravos ist hier unbekannt. Alsbald nahmen die Ferraschen den Stuhl und den Tisch weg, fegten und besprengten den Platz, denn die Schauspieler erschienen nun ohne Zögerungen.

Mit der dir Perser charakterisirenden Leichtigkeit, von einem Extrem zum andern überzugehen, rauchten in dem Zwischenacte die Zuschauer, nahmen Erfrischungen ein, oder schwatzten friedlich, wie wenn nichts vorgefallen wäre. Alles trat in die Formen des gewöhnlichen Lebens zurück.

Diese Ebbe und Fluth der heftigsten Bewegung wiederholen sich mehrmals bei jeder Vorstellung. Was man von der Wirkung der griechischen Tragödie auf das atheniſche Publicum erzählt, daß die Frauen beim Anblick der Eumeniden, die den Orest verfolgen, in Kindeswehen verfielen, ist hier sehr häufig der Fall. Und Zuschauer beider Geschlechter, nicht zufrieden die Brust mit kräftigen Faustschlägen zu bearbeiten, machen sich mit den Dolchen Einschnitte an der Stirne. Wenn das Publicum von einer Teazie zurückkehrt, sollte man eher glauben, es kommt von einem Gefecht als von einem Schauspiel. Während der zwölf ersten Tage des Moharrem, welcher diesen Darstellungen gewidmet ist, trifft man die ganze Nacht in den Straßen Schaaren solcher Zuschauer nackt bis auf den Gürtel, Keulen schwingend, die rasirten Köpfe strömend von Schweiß und Blut, in wahnsinniger Aufregung schreiend: Oh Hassan! oh Hussein, Könige der Märtyrer! Dabei schlagen sie die Brust nach dem Tact der Mersie, welche ein die Schaar anführender Dichter mit lauter Stimme singt. Diese Gruppen, beleuchtet von dem Schein der Naphtha-Fackeln, wiegen wohl unsere combinirtesten Theatereffecte auf.

Oft läßt man mehrere Ruzechans kommen, die einer nach dem andern den Stuhl einnehmen. Dann fallen trotz des ernsten Gegenstandes die possenhaftesten Scenen vor. Diejenigen Ruzechans, welche die Zuhörer nicht zum Weinen bringen können, werden zornig und überhäufen dieselben mit Schimpfworten. Andere minder zorniger Natur greifen zu milderen Mitteln; sie bitten das Publicum, „es möchte sich stellen, als weine es wenn es auch das Unglück habe in den Sünden dermaßen verhärtet zu seyn, daß es nicht aufrichtig weinen könne.“

Die artigsten enden mit einem Compliment in Versen oder Prosa an den Unternehmer, welcher die Vorstellung zahlt, und fügen ihre Wünsche für das zeitliche und geistige Glück des Schahs, des ersten Wesirs und der andern Herren am Hofe bei.

(Fortsetzung folgt.)

*) Elegien, meist religiösen Inhalts.

Ein Bauernhof in Norwegen.

(Schluß.)

In einem anderen Hause war eine Art Wohn- und Schlafgemach für den Besitzer und dessen Familie, oben die Kammern für Knechte und Mägde, welche in engen Laden schliefen, mit Stroh ausgefüllt und mit Decken belegt; diesen Häusern gegenüber aber lag das Feuerhaus, die Küche, mit breitem, niedrigem Herd und Geräthen aller Art zum Hausgebrauch. — Man legt das Feuerhaus meist seitab von den Wohngebäuden, damit, im Fall der Gefahr, es leichter werde, diese zu beschützen.

Eben als wir die Besichtigung beendet hatten, kam der alte Gullik Volkesjoe von den Alpen mit seinen vier Knechten und einigen Mägden, und nun erhielt ich den rechten

Digitized by Google

Eindruck des patriarchalischen Hirten- und Bauernlebens in diesen Bergen. Hatte der Sohn mir schon gefallen in seiner grauen, grünbesetzten kurzen Jacke, den Hemdkragen übergeschlagen und das Hemd auf der Brust mit großen Silberzierrathen genestelt; das kurze graue Beinkleid, welches bis ans Knie reichte, mit grünem Streif und die Schuhe mit Buckelschnallen, so war der Vater doch weit mehr noch Gegenstand meiner Theilnahme.

In diesen Thälern ist noch die alte Landestracht, mannichfach abweichend, fast allgemein üblich. Die Tellemarkerjacke, grau, grün oder wrißlich von Farbe, mit grünem oder rothem Besatz, blieb bis jetzt vorherrschend; dazu das kurze Brinkleid; das Messer an der Hüfte, welches dolchartig in seiner Lederscheide steckt; die Nesteln am Hemd, welche bei dem Gesinde von Zinn, bei den wohlhabenden Eigenthümern von Silber sind; dazu die kraftvollen Gestalten, ihr lang herabfallendes Haar, die trotzigen Gesichter von großen, hellblickenden Augen beschattet: alles gibt ein eigenthümliches, charakteristisches Bild.

Man muß es sich freilich für das ganze Land nicht allzu idyllisch oder romantisch ausmalen. In vielen der hohen, wilden Alpenthäler ist das Elend und der Schmutz der Armuth überwiegend. Ein hartes Leben, ein Ringen mit tausend Mühseligkeiten, eine gänzliche Abgeschiedenheit von der Welt erzeugen rohe Kraft und rauhes, keckes Wesen, das zuweilen belästigend, mißtronisch und unfreundlich hervortritt. Dieß sind jedoch immer nur einzelne Beispiele. Im allgemeinen ist gutmüthige Neugier und eine höfliche Theilnahme für den Fremden, dem man gern dient und hilft, durchaus vorwaltend, hier aber bei Gullik Bolkesjoe hatte wirklich alles einen romantischen Schimmer. Der Schmuck der großartigen Natur stimmte zu den Menschen. Ordnung, Wohlstand und milde Sitten vereinten sich mit der treuherzigen Einfachheit eines Naturlebens, dessen Söhne einen gewissen Adel zeigten, der aus dem unmittelbaren Bewußtseyn ihrer Freiheit und Selbstständigkeit entsprang. Und dieser alte Mann hier, welcher in der Küche umringt von seinem Gesinde saß, wo er sein einfaches Mahl verzehrte in völliger Gleichheit, der mit Weib und Kind nach vollbrachter Arbeit den Tagesrest in seinem Vorrathshause verlebte, der für seine Gäste das Netz in den See warf, ihnen ein Abendbrod zu beschaffen, am Morgen ihre Koffer und Bündel mit geübter Hand in die Packsättel seiner Pferde schnürte, und ihnen guten Rath und Lehre über Reise und Land ertheilte: er hatte vier Male im Storthinge zu Christiania gesessen, dort geredet für das gemeinsame Wohl, war an des Königs Tafel gewesen, und hatte diesem eben so treuherzig und furchtlos seine rauhe, schwielige Hand geboten, wie er sie uns reichte.

Gullik Bolkesjoe ist aber nicht der einzige Bauer, welcher zugleich eine Art Staatsmann ist. Die politische Bildung und die Einsicht in die Zustände des Landes haben sich mit Hülfe der Verfassung und der freien Presse ungemein verbreitet, und gerade im wohlhabenden Bauernstande sind die Freiheitsideen fortschreitend so weit entwickelt, daß z. B. Gullik bei den letzten Storthingswahlen anderen Platz machen mußte, die kühner und kräftiger sich zur Patriotenpartei bekannten. Oftmals habe ich auch später gefunden, namentlich im Westen an den Fjorden, daß das Volk an seinen Zuständen lebhaften Antheil nimmt und verständig davon zu sprechen weiß. — Der Bauer liest die Zeitungen, das will viel bedeuten! Männer, welche in ihren groben Jacken uns über die Seen ruderten, oder als Führer neben unseren Pferden herschritten, zeigten sich unterrichtet, und sprachen von denen ihrer Landsleute, welche sich im Storthing, oder als Schriftsteller und Dichter auszeichneten. Sie wußten ihre Ansichten klar und verständig zu entwickeln, so daß mein Reisegefährte mehrmals sagte, es sey zu bewundern, wie gut sie unterrichtet wären. In Gullik Bolkesjoe's Hause war die Hauptzeitung von Christiania, das Morgenblatt, und dieß dringt mit seinen aufklärenden Belehrungen bis in die versteckteften Thäler.

Ich muß hier die Bemerkung machen, daß bei dem Bauernstande in Norwegen, und nur bei diesem, die alte Sitte besteht, daß dem Namen des Eigenthümers der Gutsname angehängt wird. Aus solchen Zusätzen ist in andern Ländern der Adel entsprungen. Gullik heißt von seinem Gaard Bolkesjoe: Gullik Bolkesjoe. Heißt das Gut Möen und der Besitzer Niels Herbrand, so wird er Herbrand Möen genannt u. s. w. Es bedürfte nur des Wörtchens **von**, um einen Heerbrand v. Möen daraus zu machen, und hätte Norwegen einen Stand großer Gutsbesitzer erzeugen können, welche auf Kosten der Freiheit und des Eigenthums ihrer Nachbarn sich bereicherten, so wäre der Gang ihrer Geschichte derselbe geworden, wie bei ihren schwedischen Nachbarn und bei uns, wo die freien und edelgeborenen Männer untergingen, um einem Adel Raum zu geben, welcher eben nur durch Unterdrückung der allgemeinen Freiheit, die am freien Grundbesitz hing, entstanden ist. Mit jener norwegischen Bauernsitte hängt auch die Namensveränderung zusammen, welche hier sowohl wie in Schweden und Rußland gebräuchlich ist. Heißt der Vater Hans Gullik Bolkesjoe, so nennt sich der Sohn Niels oder Olaf Gullik**son** Bolkesjoe, und der Enkel heißt Gullik oder Herbrand Olaf**son** Bolkesjoe, worauf der Urenkel dann vielleicht wieder Hans Gullik Bolkesjoe heißen mag. — So wechseln die Namen; der Sohn macht aber immer den Vornamen mit dem daran gehängten **son** zum Geschlechtsnamen und setzt den ursprünglichen Geschlechtsnamen voran. Nur der Gutsname bleibt allen; aber bei dieser Art der Namenbehandlung ist Verwirrung leicht, und sonderbar genug erscheint es, daß nur die Landbewohner diese Sitte festhalten.

Ueber den famosen Chevalier d'Eon, von dem man lange nicht wußte, ob er ein Mann oder eine Frau sey, enthält der Voleur vom 5 August einen Aufsatz, welcher seine Verkleidung als Frau erklärt, und zwar, wie angegeben wird, nach aufgefundenen Privatbriefen desselben. Er hatte, um bei einer Liebesintrigue mit einer vornehmen Engländerin sich und seiner Geliebten herauszuhelfen, sich für eine Frau ausgegeben, wozu ihm der Umstand, daß er keinen Bart hatte und zum Theil weibliche Taufnamen führte, behülflich war. Schon in einer Erziehungsanstalt sollen ihn seine Cameraden wegen seines weibischen Aussehens Mademoiselle d'Eon genannt haben.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 230.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

17 August 1844.

Die Kasten Indiens.

4. Die Wanderkasten.

Wir kommen jetzt zu denen, welche keine bestimmten Wohnsitze haben, und nicht an die verschiedenen religiösen Gebräuche gebunden sind, was sie besonders verdächtig macht. Einer der verbreitetsten Stamme im Süden sind die Kuravers oder Kurumarus, welche in zwei Zweige zerfallen; die einen treiben den Handel mit Salz, das sie an der Küste holen, und ins Innere bringen, von wo sie dann Korn nach der Küste transportiren, ohne sich je an dem einen oder andern Orte lange aufzuhalten. Der andere Zweig der Kuravers macht Körbe, Matten aus Weiden und Bambus, so wie anderes Hausgeräthe. Auch sie müssen unaufhörlich von einem Hause zum andern ziehen, und sind ohne standige Wohnung. Sie haben eine eigenthümliche, für die andern Hindus unverständliche Sprache, und in ihren Sitten und Gewohnheiten vieles mit den Zigeunern gemein; ihre Frauen treiben auch die Wahrsagerei und tattowiren die Arme der jungen Hindufrauen mit Blumen und Thieren. Die Bilder werden leicht auf die Haut gezeichnet, und man sticht dann die Conturen mit der Nadel ab, worauf die Stiche mit einem Pflanzensaft eingerieben werden, der sie unauslöschlich macht.

Die Kurumarus sind sehr dem Diebstahl ergeben, und aus ihrem Stamm sind die Kalla Bantrus, welche von Jugend auf im Stehlen und Rauben unterrichtet werden und dieß Geschäft sich zur Ehre schätzen. Wem die Obrigkeit Nase, Ohren, oder den rechten Daumen hat abschneiden lassen, der zeigt diese Verstümmelungen mit Stolz. In einigen Ländern einheimischer Fürsten sind sie gewissermaßen autorisirt, und man erhebt von ihrem Raub eine Steuer. Tippu Saheb hatte ein ganzes Bataillon Kalla Bantrus in seinem Sold, nicht zum Gefechte, sondern um durch sie das feindliche Lager in der Nacht bestehlen zu lassen und um als Spione zu dienen. In Friedenszeit schickte man sie in die benachbarten Staaten, um dort zum Vortheil ihres Herrn zu rauben und alles auszuspähen. Die kleinen Fürsten des Landes, die man unter dem Namen Paliagars kennt, haben immer eine Menge solcher Leute im Sold. Wo die Kalla Bantrus geduldet sind zahlen die Armen, die sich nicht gegen sie schützen können, eine Abgabe an den Anführer, wodurch dieser für alle in dem versicherten Ort vorkommenden Diebstähle verantwortlich wird.

Die Lambadys, Sukalers oder Bendscharis bilden einen Räuberstamm, der hinter den Armeen hermarschirt; im Frieden handeln sie mit Korn und Salz, aber beim mindesten Kriegslärm rüsten sie sich, von der Gelegenheit Vortheil zu ziehen. Man kennt ihren Ursprung nicht, sie haben eine Religion, Gebräuche und Sprache, die von denen der andern Kasten Indiens abweichen. Man beschuldigt sie Menschenopfer zu schlachten. Dieser verhaßte Stamm hat von allen indischen Kasten die rohesten Sitten. Der haete, trotzige Ausdruck ihres Gesichts, die groben Züge der Männer und der Frauen zeugen hinreichend von ihrem Charakter und ihren Neigungen. Allenthalben werden sie von der Polizei besonders beaufsichtigt. Ihre Frauen sollen sehr häßlich und von zurückstoßender Unreinlichkeit seyn; dennoch beschuldigt man sie einer unmäßigen Sinnlichkeit, und sie sollen manchmal in Schaaren ausziehen und Männer aufsuchen, welche sie nöthigen, ihre Gelüste zu befriedigen. Unter den eigenthümlichen Gebräuchen dieses verhaßten Stammes findet sich auch der, daß sie immer nur aus Quellen oder Brunnen, nie aus Flüssen oder Teichen trinken sollen.

Eine andere wohl bekannte und nicht minder verachtete nomadische Kaste sind die Otters, welche die Brunnen, Bäche, Canäle u. s. w. zu graben haben. Die Pakanatys, ein nomadischer Hirtenstamm, von ziemlich milden Sitten, sind gleichfalls zur Einsamkeit und zur Verachtung verurtheilt. Gaukler, Seiltänzer, herumziehende Komödianten, Charlatans aller Art, gelten in Indien für unehrlich, und sind der Gegenstand allgemeinen Abscheus.

Das persische Theater.

(Fortsetzung.)

Die Schauspieler (Mukallid, Schebihaveran) in den Tazies recrutiren sich, wie die Schauspieler der Temaschas, unter

Digitized by Google

den armen Classen der Gesellschaft, obgleich sie mehr Ansehen genirßen als diese. Es gibt Rollen, welche den Schauspieler wirklichen Gefahren aussetzen, z. B. die von Schemr, dem Mörder des Hussein. Ich kenne einen, der das linke Angr verlor, weil er in demselben Augenblick, wo er sich niederbeugte, um den Kopf des Fürsten abzuhauen, einen Steinwurf erhielt. Ein anderer, welcher der Familir des Imam den unglücklichen Tod desselben berichtete, faßte sich selbst an der Kehle und drückte sie so heftig, daß er desinnungslos niedrrfiel, und rrst durch rine tüchtige Besprrngung wieder ins Lebrn zurückgerufen wurdr. Dieß ist eine Analogie writer zwischen den Teazies und den Mysterien des Mittelalters. In Frankreich war im 15ten Jahrhundert der fromme Eifer der Schauspieler nicht geringer. Die Chronik von Metz erzählt, daß der Pfarrer dieser Stadt bei Aufführung der Leidensgeschichte beinahr am Kreuz gestorben wäre, und daß der Schauspieler, welcher den Judas darstellte, sich nahezu ganz rrdrosselt hätte.

Der Gebrauch der Souffleurs ist in Persien nicht bekannt. Dir Schauspieler, welche ihre Rollen nicht auswendig wissen, treten auf dir Bühnr mit ihren Heften in der Hand, die sie ungescheut zu Rathr ziehen, wenn ihr Gedächtniß sie im Stich läßt. Es gibt weder Coulissen, noch Vorhang, noch Decorationen. Der Hauptunternehmer steht mit einem Stabr bewaffnet auf der Bühne und leitet die Evolutionen. Mancher Schauspieler, der seine Rolle gesprochen hat, setzt sich nieder und wartet, bis die Reihe wieder an ihn kommt. Ihre Declamationsmethodr ist merkwürdig, und ich glaube, dir alten Grlechen hatten etwas ähnliches. Es ist weder der gewöhnliche Gesprächston, noch ein Gesang, sondern ein Mittelding zwischen beiden, eine Art Recitativ nach einem strengen, wohlklingenden Rhythmus, aber ziemlich monoton, wie die Nationalgesänge des Volks.

Dir Weiberrollen werden stets von Männern gespielt, und da dir persischen Begriffr von Anstand erfordern, daß Welber öffentlich nicht anders als verschleiert auftreten, so wird die Verhüllung um so leichter. Uebrigens ist das Publicum nicht schwer zu befriedigen, und nimmt mit bewundernswürdigem Ernst alles an, was man ihm glauben machen will. Dir Personen der unsichtbaren Welt, Männer und Frauen, erscheinen gleichfalls vom Kopf bis zum Fuß verschleiert.

Da wir nun unsrrn Lesern mitgetheilt, aus was das Material und dir Einrichtnng der Scene brsteht, wollen wir vom Drama selbst reden. Das Repertorium, welches ich brsitze, brsteht aus 33 Teazies, dir zu verschiedenen Zeiten von undrkannten Verfassern geschrieben wurden. Dieß kostbarr Manuscript machte einen Theil drr Privatbibliothek drs verstorbenen Feth Ali Schah aus. Es ist ein schöner Foliobanb von 323 Seiten, wovon jedr ungefähr 56 Distichen oder 112 Zeilen in 4 Colonnen hat. Die Zahl der Buchstaben jedes Verses rntspricht ungefähr der rines Verses im Schahnameh (Königsbuch) von Firdusi. Dieß Repertorium wurde mir im Jahre 1833 zu Teherau von Hussein Ali Chan, dem Sohne Abul Feth Chans und Neffen des berühmten Kerim Chan Zend, des persischen Königs, verkauft. Er war damals Eunuch im königlichen Harem, und erfüllte zugleich das Amt rines Directors der Teazies am Hofe. Es ist das vollständigste Repertorium von allen, die ich Geiegenheit hatte im Orient zu sehen. Ob irgend einr Bibliothek Europa's Manuscriptr dieser Art besitzt, weiß ich nicht.

Nachstehendes sind dir Titel der Teazies im genannten Repertorium:

1. Der Erzengel Michael sagt dem Prophetrn den Tod seiner Enkel voraus.
2. Der Tod des Propheten Mohammed.
3. Der Chalif Omar bemächtigt sich des Gartens von Fedek.
4. Der Tod Fathima's, der Tochter des Propheten.
5. Das Märtyrerthum Ali's.
6. Das Märtyrerthum des Imams Hassan.
7. Derselbe Gegenstand von einem andern Vrrfasser.
8. Die Abreise Moslims, des Sohnes Akil, nach Kufa.
9. Das Märtyrerthum der Kinder Moslims.
10. Das Märtyrerthum der Erwachsenen.
11. Die Abreise des Imam Hussein von Mecca.
12. Hur kommt auf den Weg des Imam Hussein.
13. Derselbe Gegenstand von einem andern Verfasser.
14. Der Imam Hussein verirrt sich in der Wüste.
15. Derselbe Gegenstand von einem andern Verfasser.
16. Der Imam Hussein ruft das Mitleiden der Gottlosen an.
17. Das Märtyrerthum des Abbas, Bruder des Imam Hussein.
18. Das Märtyrerthum Ali Ekbers, des Erstgebornen Imam Husseins.
19. Das Märtyrerthum Kassems, des Sohnes Imam Hassans.
20. Das Märtyrerthum der Kinder von Zeineb, der Schwestrr des Imam Hussein.
21. Fathima Sogra, Tochter des Imam Hussein, schickt rinr Rosr von Medina nach Kerbela.
22. Fathima Sogra schreibt einen Brief an ihren Bruder.
23. Das Märtyrerthum von Ali Asgar, rinem noch an der Mutterbrust liegenden Kinde des Imam Hussein.
24. Das Märtyrerthum des Imam Hussein.
25. Dir Schatten der Propheten kommen, um die Leiche drs Imam Hussein zu sehen.
26. Die Frauen drs Stammes Beni Esseb bringen Wasser für das Harem des Imam Hussein.
27. Sekina, dir Tochter des Imam Hussein, begibt sich ins Lager Ben Seads, und bittet um Erlaubniß, die Körper der Märtyrer zu begeadrn.
28. Dir Klage der Familie des Imam Hussein auf seinem Grabe.
29. Katib und Wetib.
30. Ein Kloster ruropäischer Mönchr.

Digitized by Google

31. Die Araber des Stammes Ibn Esek begraben die Märtyrer.

32. Derselbe Gegenstand wie Nr. 30.

33. Die Familie des Imam Hussein sendet Nachrichten nach Medina.

In allen diesen Stücken spielt die Intrigue, die Verwicklung, eine sehr geringe Rollr. Die Teazie, allen Einzelnheiten der von ihr dargelegten Mythe getreu, geht gerade auf ihren einzigen Zweck los, den Zuschauer durch die Erzählung des Unglücks ihres Heiligen zu rühren und Haß gegen diejenigen einzuflößen, welche die Ursachen desselben waren; darum steht sie der griechischen Tragödie auch weit näher als der Tragödie des neuern Europa. Man hat weder durch eine Reihe künstlich zusammengestellter Thatsachen noch vermittelst unvorhergesehener Zufalle einen dramatischen Effect vor Augen. Selbst die Charaktere sind nicht künstlerisch nüancirt, und doch bringen diese Mysterien eine wunderbare Wirkung hervor, denn sie sind wahr, und stellen vorzugsweise dasjenige dar, was durchaus national ist. Manchmal macht ein einzelner, ganz unbedeutender Umstand den Stoff der ganzen Darstellung aus; so z. B. handelt es sich in Nro. 21 nur von Uebersendung einer Blume. Fathima Sogra, von dem Imam Hussein, ihrem Vater zu Medina zurückgelassen, sucht die Traurigkeit, welche die Abreise ihrer Familie ihr verursacht, zu zerstreuen. Ein Arader kommt und fragt nach der Ursache ihres Kummers; er sagt ihr, er sey Kaufmann, stehe auf dem Punkte, mit seiner Karawane nach Kerbela abzugehen, und er werde gern Briefe, die sie ihm anvertrauen wollr, überliefern. Sie gibt ihm eine Rose, und bittet ihn, einige freundliche Worte an jeden von ihren Verwandten zu sagen. Diese Botschaften und die Antworten des Fürsten und anderer Mitglieder seiner Familie, welche demselben Kaufmann mündlich anvertraut werden, füllen das ganze Drama aus; man liest es, wie eine schöne Darstellung des häuslichen Lebens der Orientalen. Aber die Perser, welche alle Details aus dem Leben jedes Mitglieds der Familie ihres geliebten Imam kennen, so gut wie die Verhältnisse ihrer eigener Familie, werden dieß noch mit ganz andern Gefühlen lesen.

Diese Einzelnheiten des häuslichen und des Hirtenlebens kommen selbst in den ernsten, traurigen Scenen in Menge vor. In Nr. 2. ist der Prophet Mohammed seiner letzten Stunde nahe, und spricht den Wunsch aus, dieß Thränenthal zu verlassen. Der Erzengel Gabriel, sein Vertrauter und sein Vermittler zwischen Himmel und Erde, übernimmt es, sein Fürsprecher bei Gott zu seyn. Auf den Rath des Erzengels befiehlt der Prophet dem Ausrufer Beial alle Einwohner der Hauptstadt in der großen Moschee zusammenzurufen, und begibt sich selbst dahin. Er verrichtet persönlich den Gottesdienst und kündigt dem Volke an, daß er auf einen Befehl Allahs im Begriff steht dir Erde zu verlassen, und als seinen geistlichen und weltlichen Nachfolger seinen Schwiegersohn Ali zurücklaßt. Sein Lebewohl ist höchst feierlich; alles geht in einer majestatischen Ruhe vor sich. Die letzten Worte des Propheten sind Worte der Liebe und Demuth: „Lebt wohl, meine Freunde, meine Lämmer. Da eben höre ich die Trommel des Abschieds schlagrn. Die heilige Seele nimmt ihren Aufschwung in die höhern Regionen; wenige Augenblicke noch, und ich habe gelebt. Benützt diese Zeit. Wer von euch eine Klage gegen mich hat, er trete auf; er soll zufrieden gestellt werden, denn ich muß unschuldig vor dem Throne meines Gottes erscheinen."

Auf diesen großherzigen Aufruf tritt ein Beduine, Sevadé, aus der Menge hervor, und klagt den Propheten an, er habe, als er triumphirend von einem Kriegszug nach Mecca zurückkehrte, ihn mit der Peitsche geschlagen, als er sein Kamel antreiben wollte; er, Sevadé, habe als ein armer, niedriger Mann sich nicht beklagen können, jetzt aber fordere er sein Recht der Wiedervergeltung, wie es Mohammed selbst im Koran ausgesprochen. Mohammed ausgenommen, welcher ruhig und sanft bleibt, ist alle Welt über die unverschämte Forderung Sevadé's empört. „Hat denn dieser junge Mensch," spricht Fathima, „ein Felsenherz? Wie wagt er es, sein Wiedervergeltungsrecht an dem heiligen Leib meines alten Vaters auszuüben, der vom Fieber geschwächt ist, und kaum noch athmen kann." Aber als ächter Sohn der Wüste fühlt Sevadé die Gerechtigkeit seiner Sache; er weiß, daß Moses und nach ihm Mohammed ausgesprochen haben: „Aug um Auge, Zahn um Zahn, Wunde um Wunde." Der Prophet, obwohl Fürst und der Auserwählte Gottes, muß den Schlag empfangen, welchen er ausgetheilt hat, wenn nicht der Kläger ihm aus eigenem freiem Willen verzeiht. Nichts kann diesen beugen, weder die Thränen Fathima's, noch die Geldentschädigung welche Ali anbietet, eben so wenig als die Bitten Hassans und Husseins, welche ihren Rücken der rächenden Peitsche überliefern wollen. Mohammed ermahnt sie, von ihren Bitten abzustehen, entblößt seinen Rücken und ist bereit, den Streich zu empfangen; jetzt aber spricht Sevadé: „Erhabener Abgesandter Gottes! meine Seele sey zum Opfer dargebracht für die deinige. Aus Ehrfurcht für das Angedenken an den Tag des letzten Gerichts verzeihe ich dir. Ich wollte nur deine Gerechtigkeit sehen; ich war davon überzeugt, Prophet der Liebe. Wie hätte sonst ich Elender gewagt, das Wiedervergeltungsrecht an deinen heiligen Gliedern zu fordern?"

(Fortsetzung folgt.)

Reisebilder aus Frankreich.

Die Dauphiné.

Die Berge zwischen Besançon und Pigerol sind mit schönen Lärchenbäumen bedeckt, auf deren Rinde eine Art Manna gefunden wird, wovon die Pharmaceuten und Färber guten Gebrauch zu machen wissen. Die herrlichen Berge der Dauphiné sind für den Waidmann ein werthgeschätztes Jagdrevier; sie wimmeln von Gemsen, Rehen, Hirschen, Hasen, Rebhühnern, Fasanen, Adlern und Habichten; auch Bären und Steinböcke finden sich noch. Viele jetzt ganz kahle Berge waren ehedem mit Föhren, Fichten und Tannen bewachsen; übelberechnete Gewinnsucht vermochte die Leute, diese prächtigen Waldungen zu fällen; man gewann dadurch neue Aecker, die man nebar machen konnte. Aber das Gebreich,

führer durch die Wurzeln der Bäume und der dazwischen wachsenden Pflanzen festgehalten, blieb nun dem Winde und dem Regen ausgesetzt und wurde nach und nach in die Ebene gespült; die vormals grünen, waldbekränzten Höhen begannen kahl zu werden, und den Menschen blieb die Reue, Wälder verlassen zu haben, die ihm sonst Wild und Holz die Fülle geliefert hatten. Diese beklagenswerthe Entholzung der Berge erzeugte noch ein anderes Uebel. Die früher vorhandene Menge hoher Bäume zertheilte die Wolken und ließ sie als Regen herabfallen. Jetzt treibt sie der Wind gegen die kahlen Höhen und Felsen; der Himmel der Dauphiné und der Provence ist glühend; alles trocknet aus und verbrennt auf den Feldern während der Sommerhitze, und nun klagen die Leute über die Seltenheit belebender und erquickender Regen. Die Natur hatte dafür gesorgt, der Mensch hat ihr entgegen gearbeitet und hat nun den Nachtheil davon.

Mondragon ist nur fünf Lieues von Montelimar entfernt. Wir kamen um ein Uhr Nachmittags hier an, aber obgleich Mondragon nur ein kleiner Ort ist, brachten wir hier doch den Rest des Tages zu, weil wir uns köstlich amusirten. Ein verabschiedeter Seeoffizier hat sich hier angesiedelt, der noch alle Freimüthigkeit und Heiterkeit eines Seemannes besitzt. Zuweilen flucht er, aber nur, wenn er bei sehr guter Laune ist, seine Flüche sind nicht so bös gemeint und haben nichts Abschreckendes. Er weiht seine Tage mit einer großen und schönen Frau, die er zärtlich liebt; sie wollen miteinander alt werden wie Philemon und Baucis.

Montelimar war in ganz Frankreich die erste Stadt, welche die reformirte Lehre annahm, wie denn unter der hiesigen Noblesse und dem Adel der Umgegend noch viele Reformirte sind; auch die Dörfer im Gebirge zählen viele Calvinisten; es sind biedere, rechtliche, sehr fleißige Leute. Auf vielen Höhen gewahrt man die von Oelbäumen umgrünten Trümmer alter Hugenottenschlösser. In der Citadelle von Montelimar pflegten sie zu gemeinsamen Berathungen sich einzufinden. Auch Lizon, eine kleine französische Meile von der Rhone, ist ein solches Hugenottenstädtchen, auf einer Höhe gelegen, an deren Fuße die Drome vorbeifließt. Das ehedem sehr feste Schloß von Lizon spielte während der Religionskriege, welche den Boden der Dauphiné mit Blut tränkten, eine wichtige Rolle. Die muthigsten Hugenotten hatten es inne, und da alle Feldherren unverrichteter Sache abziehen mußten, weil es der unerschrockene Montbrun vertheidigte, beschloß König Heinrich III es in Person zu belagern. Er unternahm einen schrecklichen Sturm, ward aber mit bedeutendem Verlust zurückgeworfen, und forderte nun die Bewohner dieses zähen, starren Hugenottenstädtleins Lizon auf, sich binnen 24 Stunden zu ergeben, sonst würde er alles über die Klinge springen lassen. Statt aller Antwort brachten die Frauen der Belagerten ihre Spinnräder auf die Wälle und begannen ganz kaltblütig und sittsam zu spinnen, im Angesicht der Feinde, fast unter deren Kanonen. Diese Verhöhnung schüchterte den König ein und die Belagerung wurde aufgehoben. In diesen Hugenottenfrauen war etwas von dem Geiste der alten Spartanerinnen.

Zweihundert Schritte von Lizon führt eine steinerne Brücke über die Drome, berühmt geworden durch ein Gefecht, welches auf derselben im Jahre 1815 zwischen den königlichen, von dem Herzog v. Angoulême befehligten Truppen und denen des Kaisers, die General Debelle commandirte, stattfand. Die Drome ist ein ziemlich breiter Fluß, aber nirgends schiffbar, selbst im Winter nicht; im Sommer kann man darin baden und das ist auch etwas werth.

Eine Viertelstunde jenseits der Brücke gelangten wir nach Loriol, einem langen von Obsthainen und Olivenwäldchen umgebenen Dorfe. Wir besuchten hier eine liebenswürdige, patriarchalische Familie, und fanden hier in Eintracht beisammen Großeltern, Eltern, Kinder und Enkel. Wir wurden mit köstlichen Weintrauben, Pfirsichen und eingemachten Früchten bewirthet, und die Alten und die Jungen ruhten nicht, bis wir von allem genascht und gekostet hatten. In ganz Dauphiné trifft man noch die gute alte Gastfreundschaft. Nur ungern ließ man uns fort; man hätte uns mit Lust eine ganze Woche bewirthet und die kleinen Ereignisse von Loriol mitgetheilt.

Von der Citadelle von Montelimar hat man eine prächtige Aussicht in die Berge und Thäler. Man sieht Orange, das von der Rhone bespülte alte, durch Concilien berühmte Valence und Die, ein Städtchen an der Drome, wo die Hugenotten eine Hochschule hatten.

In der Gegend von Montelimar haben die Trappisten ein Kloster gestiftet, welches wir in Augenschein nahmen. Hieher haben sich einige Menschen zurückgezogen, die sich überreden, daß sie moralische und physische Fähigkeiten empfangen haben, um sie nicht anzuwenden; Leute, die sich selbst auf das grausamste verläugnen und einem langsamen entsetzlichen Tode weihen.

Von Montelimar kommend, gingen wir nochmals an dem Gebiete von Grignan, einem Schlosse, das nicht mehr vorhanden ist, und welches der Frau von Sévigné seine Berühmtheit verdankt. Alles spricht von ihren Briefen, gibt vor, sie zu bewundern, und doch haben nur wenige den Muth, sie alle zu lesen. Man findet in dieser zahlreichen Sammlung zwanzig bis dreißig, die man immer noch mit Vergnügen liest, weil sie in einem reizenden, pikanten Styl Begebenheiten schildern, die zu allen Zeiten Theilnahme erwecken; die andern Briefe erwähnen bloß der Liebe der Frau v. Sévigné für ihre Tochter — einer Liebe, die ohne Zweifel für beide sehr beseligend war, den geneigten Leser aber bald ermüdet.

Alterthümlich, wie alle Städte im mittäglichen Frankreich, ist auch Montelimar. Begegnet man in den diversen Stadtgäßchen einem Karren, so muß man sich ehrerbietig an die Wand drücken, wenn man nicht von einem Rade gequetscht seyn will. Aber in den engen Gäßchen hausen höfliche Südfranzosen mit einem eigenthümlichen Patois.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Silbererz in Frankreich. Neue Nachforschungen in den Challanches-Bergen bei der Gemeinde Allemont im Isère-Departement haben auf eine Silberader geführt, deren Erz 4 Unzen bis 9 Pfund Silber vom Centner ergab, das gediegene Silber ungerechnet. Auch fanden sich Kobalt und Nikel, die man außerdem in ganz Frankreich nicht gewinnt. (Moniteur industriel vom 25 Julius.)

Schulden von Nordamerika. Sämmtliche Schulden Nordamerika's, die der Unionsregierung von 26,644,648 Dollar mit eingerechnet, betragen die Summe von 234,005,848 D., davon hat Pennsylvanien am meisten, nämlich 40,290,464. Dann kommt New-York mit 23, Louisiana mit 20, Ohio mit 18, Maryland mit 16, Illinois mit 14 Mill. Die Gesammtinteressen, welche dafür zu bezahlen sind, betragen 13,079,792 D. (Revue brit. Julius.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 231.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

18 August 1844.

Die Wotjäken im Gouvernement Kasan.

2. Todtenfeier.

Im Herbst wird die Todtenfeier also begangen. Man bringt einen runden Klotz herbei, und klebt daran so viele Lichter, als man Sterbfälle zu betrauern hat. Den Klotz stellt man auf eine Bank an die Thüre, und an die Säule desselben setzt man zwei Schalen, eine leer und eine zweite, die mit Kuchen, Kierspeise, Grütze, manchmal auch mit Butter gefüllt ist. Die Gedachtnißfeier wird bald von Einer Familie, häufiger aber von einem ganzen Geschlecht mit seinen Bekannten vorgenommen. Die Ceremonie wird von dem Aeltesten in der Familie begonnen; er tritt zu der vollen Schale, nimmt von jedem ein Stück, nennt dabei die Verstorbenen bei Namen, und wünscht ihnen Ruhe im Grabe; er kostet einmal von jedem Stück und wirft das Uebrige in die leere Schale. Nach ihm thun alle andern dasselbe. Nach Beendigung der Ceremonie wird das in der Schale Gebliebene den Hunden gegeben, welche, schon an die Sitte gewöhnt und durch den Geruch herbeigelockt, sich in Schaaren im Hofe sammeln, und unter Heulen und Bellen auf die Speisen warten. Obwohl die Wotjäken für die Todtenfeier auch Bier brauen, so trinken sie doch nie bis zur Berauschung, da sie es für Sünde und für unanständig halten, bei der Todtenfeier betrunken oder lustig zu seyn, weßhalb sie auch niemals Lieder singen und tanzen, wie die Tschuwaschen und Tscheremissen thun.

Im Frühjahr wird gleichfalls die Todtenfeier abgehalten, nur mit dem Unterschied, daß sie nach Vollendung der Feier die Reste nicht den Hunden geben, sondern alles auf den Begräbnißplatz bringen, die Speisen auf die Graber setzen und das Bier darüber ausgießen. An diesem Tage sammelt sich auf dem Begräbnißplatz eine Menge Männer und Frauen, stellen sich um die Gräber und klagen bitterlich. Ueber die Todtenfeier bei den Wotjäken geht nachstehende Sage. Vor alter Zeit, nämlich vor ihrer Unterjochung, soll die Herbsttodtenfeier auf eine andere, furchtbare Weise gefeiert worden seyn. Sie wurde in einem einzigen Hause bei dem ältesten und vorzüglichsten Manne des Dorfs gehalten, und nach der Beendigung bot dieser sich freiwillig als Opfer für Aller Heil dar. Er wurde getödtet und im ganzen Dorfe als der Gerechte begraben. Hunde sollen früher bei den Todtenfeiern nicht gewesen seyn, aber man habe sie gerufen, um ihnen die übrig gebliebenen Speisen hinzugeben, zum Andenken an die Zeit, wo ihnen die Tödtung des alten Mannes verboten wurde.

Bei Todtenfeiern einen Menschen zu opfern, galt in alten Zeiten für eine heilige Ceremonie. Den Tag, ehe dieß furchtbare Opfer vollbracht wurde, aßen sie den ganzen Tag lang nichts, sondern brachten denselben im Gebet zu, ohne ein Wort unter einander zu reden. Nachdem ihnen die Menschenopfer untersagt waren, sollen sie der Ansicht gewesen seyn, daß ohne ein so bedeutendes Opfer die Todtenfeier so wenig mehr bedeute, daß man auch die Hunde dabei zulassen dürfe. Man kann unmöglich mit Sicherheit behaupten, ob diese mündliche Ueberlieferung der Wotjäken wahr ist. Als ich aber die Namen der Wochentage aus dem Wotjäkischen ins Russische übersetzte, erinnerte ich mich sogleich an diese Ueberlieferung, und erwog, ob sie nicht etwas Wahres enthalte. Die Wochentage heißen auf Wotjäkisch: Freitag, Arnepal, der Tag an welchem man nicht arbeitete; Sonnabend, Schnmot, der Sabbath; Sonntag, Dütscharpal, der russische Tag; Montag, Dütscharna-der, der Tag nach dem Russischen; Dienstag, Kysnepal, der trockene oder Fastentag; Mittwoch, Wirnepal, der blutige Tag; Donnerstag, Polschernal, der letzte Tag. Der Kysnepal und Wirnepal haben ihre Namen ohne Zweifel von irgend einer Begebenheit oder einer Ceremonie, vielleicht von jenem furchtbaren Opfer bei der Todtenfeier.

Das persische Theater.

(Fortsetzung.)

Man könnte in der That kein glänzenderes Lob des Korans und seines Verfassers aussprechen. Ich will hier noch das Ende desselben Stückes hersetzen, obgleich man, um sei-

Digitized by Google

nen ganzen Werth zu schätzen, genau in die orientalische Etikette, wovon dieß Stück eine der merkwürdigsten Proben dictet, eingeweiht seyn müßte. Der Prophet fühlt, nachdem er Gott dafür gedankt, daß er als ein Gerechter stirbt, seine Kräfte sinken. Man trägt ihn in das Haus; er will mit seinem Schwiegersohn, seiner Tochter und ihren Kindern allein seyn, um ihnen seine letzten Augenblicke zu widmen. Die Geschichte berichtet, daß er auf den Knien Aischas, der Tochter Abu Bekrs, starb, aber wir ziehen den Glauben der Schiiten vor, und vergessen die Geschichte, um die lieblichen Erzählungen ihrer Dichter zu hören.

Azrael, der Engel des Todes, nähert sich dem Haus des Propheten. Fathima, die ihn kommen sieht, läuft nach der Thüre, um ihn zu fragen was er will.

Azrael (an der Thüre).

Ich grüße dich, edle Familie des Propheten; ich komme von einer langen Reise; vergönne mir einzutreten.

Fathima.

Sage mir, wer bist du, junger Fremdling, der du in den Umkreis des Harems trittst, und dann um Erlaubniß bittest einzutreten. Der Prophet ist krank und liegt in seinem Bett; man kann ihn unmöglich sehen. Lasse uns in Ruhe; mein Vater ruhet viel.

Azrael.

Meine Seele für die deinige! Ich komme seine her, und muß durchaus den sehen, welcher der heiligste Beschützer der Menschen am Tage des letzten Gerichts seyn wird.

Fathima.

Entschuldige, der große Held hat sich eben aus einer Ohnmacht erholt. Der erhabene erste Wesir Gottes, bei welchem die göttlichen Offenbarungen niedergelegt sind, übergibt seinen Körper der Gnade Gottes. Das ganze Haus erschallt von Trauerklagen. Dieß ist nicht der Augenblick ihm einen Besuch zu machen, entferne dich, und Gott sey dir gnädig.

Azrael.

Geliebte Tochter des Abgesandten Gottes, gehe, grüße von mir den Herrn zweier Welten. Sage ihm, daß ein Mann mit blutrothen Augen *) gekommen ist, um sein demüthiges Haupt zu seinen Füßen zu legen.

Fathima.

Ich habe dir schon geantwortet, Bruder. Mein Herz bricht; ich habe nur meine Thränen, um dir den Eintritt zu versagen. Mein Vater röchelt auf seinem Todesbette, und ich stehe auf dem Punkte zur Waise zu werden. Was willst du mit diesem fieberhaften Körper, der elend auf seinem Lager liegt. Ich wiederhole dir, der Abgesandte Gottes empfängt niemand.

Der Prophet.

Fathima, Freude meines Herzens, Licht meiner Augen, komme einen Augenblick an mein Bette. Sage mir, meine Tochter, wer ist es, der hier unten sprach. Der traurige Ton seiner Stimme hat alle noch übrige Geistesgegenwart und Kraft in mir gebrochen.

*) Dieß ist das Kennzeichen, das den Engel des Todes von den andern Engeln unterscheidet.

Fathima.

Möge ich geopfert werden, um dein Leben zu retten. Ein Fremdling ist an der Thüre, und bittet um Einlaß. Ich weiß nicht, wer es ist, und was ihn herführt; ich weiß nur, daß er sehr eilig ist.

Der Prophet.

Eile, unglückliche; streue schwarze Asche auf dein Haupt, meine um meinen Tod. Meine letzte Stunde ist gekommen. Es gibt nur Einen Gott. Wisse, dieß ist einer der Diener des Palastes des Gottes der Gnade. Zweifle nicht, es ist der Engel des Todes, der Seelenräuber. Gehe, denn der Tod ist angelangt auf der äußersten Grenze meiner Zeit. Der Faden meines Lebens bricht endlich unter den Fingern des Geschicks. Ja, er ist es, der die Frauen zu Wittwen macht. Seit er lebt, hat er nie in das Gesicht eines Lebenden gelacht. Aus Achtung für mich ist er an der Schwelle stehen geblieben, sonst hätte er uns unvermuthet überfallen. Ja, meine Tochter, er betritt ohne Mühe selbst die Pforten der Hölle. Hätte man sie geschlossen, er träte durchs Schlüsselloch herein. Gehe also meine Tochter und sage zu Azrael: „Tritt herein, du Bote des strahlenden Schöpfers."

Fathima.

Sey willkommen, Azrael, Vertrauter der Geheimnisse des göttlichen Herrschers. Beehre unser niederes Haus mit deinem Eintritt. Verfüge darüber nach deinem Wohlgefallen. Tritt herein, und ruhe aus, wie ein Vogel in dem Flaum seines Nestes.

Azrael (zum Propheten).

Ich begrüße dich, Führer aller geschaffenen Wesen. Mögen Geister und Menschen das Lösegeld seyn für deinen edlen Körper. Ich bin es, Azrael, einer der untersten Diener der strahlenden Pforte Allahs! Der erhabene Schöpfer hat mir befohlen, wie folgt: Gehe hin und beuge dich vor meinem Propheten. Eile, bitte achtungsvoll um Erlaubniß, in seine Wohnung treten zu dürfen, und wenn du sie erhältst, grüße ihn von mir und sprich leise: „„O Freund, der du mit erhabenen Eigenschaften ausgerüstet bist; da oben stehen alle Propheten, welche dir vorangegangen,*) und sind bereit, dich bei deiner Ankunft in dem himmlischen Palast zu begrüßen."" Rüste dich, an den Freuden des Paradieses Theil zu nehmen, komm und genieße die Seligkeiten, welche du so wohl verdient hast.

Der Prophet.

Du bist willkommen, Bote des erhabenen Schöpfers. Du hast mich erfreut, Azrael, mit der Botschaft dieser neuen Gnade Allahs. Doch möchte ich dich noch um eins bitten.

Azrael.

Könnte ich dir mein Leben opfern, Fürsprecher der Todten an den Schranken des Gerichts der Todtenauferstehung. Sprich, womit kann ich dir dienen?

Der Prophet.

Wisse fürs erste, daß ich den Anblick meines Sterbens meiner Familie ersparen möchte, Frauen und Kinder würden sich vor dir fürchten. Weile also verborgen in einer Ecke meines Hauses, bis die Leute meines Harems hinausgegangen sind.

*) Die moslemitischen Theologen sagen, von Adam bis Mohammed habe Gott 124,000 Propheten auf die Welt geschickt, um die Menschen zu leiten.

Digitized by Google

(Azrael entfernt sich; die Leute des Harems ziehen vorüber, grüßen den Kranken, und gehen hinaus.)

Kamm, Azrael, und vernimm, daß mein Herz müde ist dieser Welt. Gewähre mir aber noch einen kurzen Aufschub, daß der Erzengel Gabriel niedersteige aus den himmlischen Regionen. Sobald ich ihm Lebewohl gesagt, kannst du die Befehle Allahs vollstrecken. Weder meine irdischen Angelegenheiten, noch der Wunsch, mein Leben zu verlängern, haben Theil an meiner Bitte. Die einzige Sorge, welche mich beschäftigt, ist das Heil meines Volks; der Gedanke macht mir tausend Schmerzen.

Der Erzengel Gabriel (leise zu Azrael).

Mein Bruder! Hast du schon die Seele des Großvaters Hussens genommen; als ich über die Erde hinflog, hörte ich nichts als Klagen und Seufzer .... (Zum Propheten.) Ich grüße dich, Saldgrube der Freigebigkeit und der Tugenden, dich, dessen Gegenwart den Tempel zu Mecca heiligte, dich, den Gott seinen Freund nannte, dich, dessen demüthiger Diener zu seyn Abraham sich rühmt. Ich komme von unserem obersten Herrn, der zu mir sprach: „geh und sieh, ob er in den Schooß meiner Gnade rückkehren will, daß er durch seine Gegenwart den Glanz meines Paradieses erhöhe.

Der Prophet.

Ich grüße dich, Träger des göttlichen Worts, der du den betrübten Seelen Freudenbote bist. Es war nicht schön von dir, mein edler Freund, deinen Bruder hier so lange schmachten zu lassen. Warum hast du mich verlassen in einer solchen Stunde, wo ich sterbe. Welch wichtiges Geschäft verursachte diesen traurigen Verzug?

Gabriel.

Ich bin beschämt, aber ich dachte dach darum nicht minder an dich. Mit frischen Tulpen zierte ich die Blumenbeete deines künftigen Palastes. Den Bewohnern des Paradieses habe ich die glückliche Nachricht deiner nahen Ankunft verkündet; den Westwind sandte ich, über deine Gebüsche hinzuwehen; den Staub blies ich von den Fensterrahmen deiner Gartenpaläste; den Harem füllte ich mit einer Auswahl der schönsten Huris. Schon sehnt sich alles im Paradiese, den Staub deiner Füße anzubeten, selbst die Propheten nicht ausgenommen, welche von deiner Schönheit entzückt sind.

Der Prophet.

Dein Bericht hat mich erfreut, Gabriel, Gott möge dich lohnen. Aber noch ist ein Knoten auf meinem Herzen. Sage mir, könntest du ihn lösen?

Gabriel.

Sage mir, was ist dieser Knoten, der das Schlagen deines edlen Herzens hemmt, und selbst den Wirkungen der Allmacht widersteht?

Der Prophet.

Mein Herz schließt sich schmerzlich bei dem bloßen Gedanken an mein Volk. Tag und Nacht beschäftige ich mich damit, so daß ich die Leiden meiner Krankheit vergesse. Dieser Gedanke brennt hier, wie eine schlecht geheilte Wunde. Sprich deutlich! Was ist der Wille des Ewigen in Bezug auf mein Volk am Tage des letzten Gerichts? In dem Gedanken, daß meinen Schafen eine Demüthigung bereitet ist, erstickt mein Herz, ich weiß nicht unter welcher Last.

Gabriel.

O du, dessen Leben dem Thron Gottes Glanz verleiht, der Staub deiner Sandalen ist heilsamer Balsam für die Augen deines ergebenen Gabriel. Ja, Dank deinem Verdienst, deinen Anhangern, selbst den schlechtesten und in der Sünde verhärtetsten, soll verziehen werden. Gott ist erfreut über deine Dienste, so daß er in deine Hande die Schlüssel des Paradieses und der Hölle legt. O Herr, du wirst thun nach deinem Gefallen!

Der Prophet.

Baum meines Fleisches in dieser Welt, schüttle deine Herbstblätter, der Wille des Allerhöchsten geschehe. (Zu Azrael.) Da Gott dir befohlen hat, meine Einwilligung zu verlangen, ich bin bereit. Komm und vollziehe den Befehl, der dir geworden ist. Gabriel hat den Zweifel, welcher meine letzte Stunde trübte, beschwichtigt, indem er mir eine erfreuliche Lösung verkündigte. Und du, Engel des Todes, ich beschwöre dich im Namen des Herrn, erschöpfe an mir in dieser Stunde alle Leiden, die mein Volk zu erdulden hatte. Verschone mich nicht, aber Gnade meinem Volk! Unter dieser Bedingung ermächtige ich dich, meine Seele fortzureißen und mich den brennendsten Schmerz erdulden zu lassen.

Gabriel.

Bruder und Diener Gottes, erinnere dich, was unser Heer dir empfohlen hat über das letzte Röcheln Mohammeds, des Hochmächtigen. Sanft und mit Vorsicht mache dich ans Werk, diesen seligen Geist mitfortzunehmen, und bitte um Vergebung, ehe du ihn berührst.

Azrael (indem er dem Propheten einen Apfel anbietet).

Meine Seele für die deinige, Herr zweier Welten. Du bist matt, deine Kräfte schwinden, und du fühlst, wie der Schlag deines Herzens inne hält. Der Duft, den dein Körper ausstrahlt, ist das wirksamste Stärkungsmittel. Doch der Geruch dieses Apfels würde deine Schwäche wieder beleben. Rieche daran, o König der wahren Religion. Ausdrücklich zu diesem Zweck habe ich ihn gebrochen auf den Höhen des Paradieses.

Der Prophet.

Jetzt gehe ich, wohin die Liebe eines alten Freundes mich zieht. Dort wird die Wunde meiner Brust heilen. Und da ich jetzt verloren bin in der Betrachtung seines göttlichen Wesens, so spreche ich: „ich bekenne, daß kein anderer Gott ist als er." *)

(Er riecht an den Apfel und stirbt. Die Engel verschwinden und die Familie des Propheten kommt, um über seine Leiche zu weinen.)

(Schluß folgt.)

Wasserbauten vermittelst pneumatischer Kraft.

Die bisherige Methode, Pfeiler in den Boden unter dem Wasser einzuschlagen, ist bekanntlich äußerst mühselig und langsam. Ein Dr. Potts hat jetzt in England ein Patent auf ein Verfahren genommen, wodurch die Handarbeit durch pneumatische Kraft ersetzt werden soll. Er gebraucht dazu hohle eiserne Röhren oder Pfeiler, die unten offen sind und vertical auf der Stelle, wo ein Bau errichtet werden soll, aufgesetzt werden. Am obern Ende der Röhre ist eine luftdichte Kappe mit einem biegsamen Rohr, das theils aus Metall, theils aus Kautschuk besteht (elastic hose) und dem der Erfinder den Namen Proboscis (Rüssel) gab. Dieß läuft in einen geschlossenen Raum, aus

*) Dieß ist das letzte Gebet, welches der Koran den Sterbenden vorschreibt.

welchem die Luft vermittelſt der Luftpumpe oder irgend einer der jetzt üblichen Saugapparate ausgepumpt wird. Iſt die Luft in der Röhre und dem gußeiſernen Pfeiler gehörig verdünnt, ſo dringt Sand und Schlamm in den Pfeiler, und ſo wie dieſe emporſteigen, ſinkt der Pfeiler, da der Druck der Atmoſphäre aus dem Innern entfernt iſt, durch ſein eigenes Gewicht und den äußern Druck der Atmoſphäre immer tiefer ein. Mehrere Proben, welche Dr. Ryan, der ſich in einer Vorleſung im polytechniſchen Inſtitut darüber hören ließ, in Verbindung mit Hrn. Potts anſtellte, haben gezeigt, daß der Pfeiler mit ziemlicher Schnelligkeit im feſten Boden, wie Sand und Kieſel, einſinke. Man hat Vorkehrungen getroffen, daß auch größere Materialien, wie große Rollſteine u. dgl., ebenfalls von der Maſchine ergriffen werden. Wenn eine gehörige Anzahl Pfeiler eingeſenkt iſt, will Hr. Potts den Raum vermittelſt einer aus römiſchem Cement, Lehm u. ſ. w. gebildeten und durch die hydrauliſche Pumpe gehärteten Maſſe ausfüllen. (Lit. Gaz. vom 3 Auguſt.)

Reiſebilder aus Frankreich.

Die Dauphiné.

(Schluß.)

Orange mit ſeinen Römerresten nahm unſere ungetheilte Aufmerkſamkeit in Anſpruch. Aber nicht nur Ruinen gibt es hier zu bewundern, ſondern auch ſchöne blühende Frauen mit vollen Formen, lebhaften Augen und netten Füßen. Ihre herrlichen Augen ſagen viel, aber die chriſtliche Liebe verbietet uns alle gewagten Bemerkungen. Die Männer ſind offen, freimüthig, luſtig; ſie nehmen gern Fremde auf und ſetzen ihnen vortreffliches Geflügel und Fiſche vor; ihren Weinen aber darf man nicht trauen; ein Mann, der davon eine Flaſche träfe, könnte das Gleichgewicht und die Vernunft verlieren.

Im Schlachthauſe von Orange findet man eben ſo wenig Ochſen, als Oelbäume im freien Felde in Sibirien; man ſieht nichts als kleine Schöpſe, deren Fleiſch ſehr wohlſchmeckend iſt und mit vielerlei Soucen zugerichtet wird. Man iſt hier Suppe wie in ganz Frankreich, aber dieſes Bargericht wird mit Hammelfleiſch bereitet, welches mit Pfeffer und Knoblauch gewürzt iſt. Auf eine ſo kraftvolle, gegen den Magen gehende Suppe bekommt man in der Regel einen rechten Durſt, den man nicht immer mit Waſſer und Schafmilch ſtillt. Nicht für die Bewohner von Orange war es alſo, daß Noah einen Ochſen und eine Kuh in ſeine Arche aufnahm.

Das Gebiet von Orange ſtand im 9ten Jahrhundert unter der Herrſchaft der Könige von Burgund und Arles; im 11ten Jahrhundert hatte es eigene Grafen und bekam bald den Titel eines Fürſtenthums. Wilhelm, ein Sohn des Beetrand de Baux, nannte ſich zuerſt von Gottes Gnaden Fürſt von Orange. Vom König René von Sicilien und Grafen von Provence kaufte Fürſt Ludwig die Souveränetät über ſein Fürſtenthum; dieſes Fürſten Sohn, Guillaume, wurde von Ludwig XI gefangen genommen und genöthigt, demſelben um 40,000 Thaler die Souveränetät über ſein Fürſtenthum zu verkaufen, doch erhielt ſein Sohn Johann die Wiederaufhebung dieſes ungültigen Vertrags.

Orange liegt in einer großen und ſchönen, von einigen kleinen Hügeln bewäſſerten Ebene. Die Univerſität, welche ehedem Orange zu einem Muſenſitz machte, war im Jahre 1365 von Kaiſer Karl IV geſtiftet worden. Moritz von Naſſau, Prinz von Oranien, ließ im Jahre 1622 das hieſige Schloß vortrefflich befeſtigen, allein Louis XIV ließ erſt die Feſtungswerke und dann auch das Schloß ſchleifen. Drei berühmte Kirchenverſammlungen ſind in Orange gehalten worden.

Man kann hier nirgends hingehen, ohne ſeinen Fuß auf etwas zu ſetzen, das den Römern gehört hat; hier liegen Granitſäulen, dort erblickt man Reliefſculpturen und Trümmer einer Ehrenpforte. Wir befahren den Keller eines Tiſchlers, dem eine wahlerhaltene Moſaik als Fußboden dient. Im Circus von Orange wurden Wagenrennen und Gladiatorenkämpfe gehalten; der größte Theil der heutigen Stadt iſt auf dem Platze erbaut, den der Circus einnahm. Der ſchöne Himmel von Südfrankreich und die Nähe von Italien hatten den römiſchen Senat bewogen, hier eine Colonie zu gründen, wo römiſche Größe und Prachtliebe ſich entfalteten.

Die alte Hochſchule von Orange mußte ſich ehedem viele ſpöttiſche Bemerkungen gefallen laſſen; man behauptete, die Univerſität hätte eben ſo gut nach Beaune verlegt werden können. Avocat à la fleur d'Orange iſt zur ſprüchwörtlichen Redensart geworden, und beweiſt, wie wenig ſchwierig die Profeſſoren hinſichtlich der Kenntniſſe derjenigen waren, die den Doctorhut begehrten. Man erzählt, daß ein Stutzer, der mehr Fortſchritte in der Tanzkunſt als in der Gelehrſamkeit gemacht hatte, zum Zeitvertreib in die gelehrte Körperſchaft aufgenommen ſeyn wollte. Er ſtellt ſich vor, zahlt, nachdem er befragt worden iſt, erhält für 60 Reichsthaler die Tage und iſt nun Doctor in partibus. Er bedankt ſich vielmal und fragt, ob nicht auch ſein Pferd die Doctorwürde erhalten könne? Nein, verſetzten die geeelzten Profeſſoren, wir dürfen nicht zwei Stücke Vieh an einem Tage promoviren!

Von Orange aus beſuchten wir Embrun, Gap, Vienne, Briançon, Grenoble und die große Carthauſe. Gréſivaudan mit ſeinen ungeheuren Bergwäldern wurde von den burgundiſchen Königen den Biſchöfen von Grenoble geſchenkt. Die Kirche Notre Dame zu Vienne war ein römiſches Prätorium.

Miscellen.

Die foſſilen Menſchenknochen, welche Hr. Felix Robert in der Nähe von Alais gefunden zu haben glaubt, ſind von Hrn. Marcel de Serres näher unterſucht worden, und dieſer hat zwar gefunden, daß es allerdings Menſchenknochen, daß ſie aber ſchwerlich foſſil ſind. (Echo du Monde Savant vom 21 Julius.)

•

Fäden aus Kalbhaut. In einer der letzten Sitzungen der Geſellſchaft der Gewerbe in London legt ein Juwelenhändler, Namens Williams, Schnüre und Bänder aus Kalbhaut vor, welche ſeiner Anſicht nach alle andern an Dauer lang übertreffen. „Ich bediene mich, ſagte er, ſeit 20 Jahren der Schnüre aus Kalbhaut, um Löcher in Perlen und Diamanten zu bohren. Fäden und Schnüre jeder andern Art dauern nicht eine Stunde, ſelbſt Darmſaiten ſind nicht viel beſſer. Eine Kalbhaut, in vier Riemen geſchnitten und zuſammengedreht, dauert drei bis vier Monate. Kalbhäute könnten bei manchen mechaniſchen Apparaten wegen ihrer Dauer von großer Wichtigkeit werden. (Echo du Monde Savant vom 25 Julius.)

•

Zahl der Sklaven in Nordamerika. Man ſchätzt dieſe Zahl gegenwärtig auf 2,874,000, zu einem Werth von einer Milliarde Dollars. (Revue brit. Julius.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 232.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

19 August 1844.

Capitän Warners Zerstörungskraft.

Wie man sich denken kann, erregt diese Entdeckung große Aufmerksamkeit, namentlich unter dem Militäe und der Marine. So viel geheimnißvolles auch noch darunter steckt, daß Cap. Warner im Besitz einer Kraft ist, die er unter gewissen Umständen, vielleicht nach Gefallen, anwenden kann, leidet keinen Zweifel. Die Naval and Militaey Gazette, welche in früheren Jahren schon die Regierung aufgefordert hatte, eine Prode mit dieser furchtbaren Zerstörungskraft anzustellen, tadelt in ihrer Nummer vom 3 August die See- und Landoffieiere, welche mit wegwerfender Verachtung oder mit Hohn von der Sache gesprochen, sehr steeng, und fordert die Regierung auf, eine neue Probe gegen eine Festungsbastion unter der gehörigen Aufsicht, daß kein Betrug darunter versteckt sey, anstellen zu lassen. Was die Sache bisher in England und auf dem Continent verdächtig machte, ist der Schein von Marktschreierei, den man auf die Sache geworfen hat, und die Geheimthuerei Warners; nachdem dieser nun aber durch die völlige Zerschmetterung des ihm überlassenen Schiffes bewiesen, daß er im Besitz einer ganz außerordentlichen Kraft sey,*) so fällt hiemit auch der Vorwurf der Marktschreierei zu Boden, und das Benehmen Capitän Warners läßt sich aus seinen Verhältnissen und aus der Art, wie man in England mehrmals Entdecker behandelte, die ihre Entdeckung gutmüthig der Regierung mittheilten, sehr leicht erklären. Schon mehrere sind, wie die oben erwähnte N. a. M. G. und andere Blätter geradezu offen sagen, um den wohlverdienten Lohn für ihre Entdeckungen betrogen worden, und zum Theil im Elend gestorben; alle Aufoederungen wegen einer Belohnung, nachdem einmal das Geheimniß heraus war, wurden von einem Minister an den andern geschoben, und jeder glaubte sich zu Ausflüchten berechtigt. Aehnliches muß wohl Capitän Warner fürchten, und er hat sehr betheiligte Rathgeber an der Seite, welche ihn in seinem vorsichtigen Benehmen bestärken. Nach dem Liverpool Journal waren Cap. Warners Versuche mit sehr großen Kosten verknüpft, und ein Advocat, der großes Interesse daran nahm, war ihm namentlich behülflich, mehrere Tausend Pfund zum Behuf dieser Versuche aufzunehmen. Capitän Warner steckt also in Schulden, und sein Theilhaber ist ein Advocat, der ihm vermuthlich rathen wird, gehörig sicher zu gehen. So ist das Benehmen Cap. Warners der Regierung gegenüber hinlänglich gerechtfertigt. Was nun die zerstörende Kraft selbst betrifft, so wagt nur Ein Journal, das von der Naoal and Military Gazette citirt wird, eine Vermuthung anzustellen, indem es sagt: „Chemiker wissen, daß Chlorstickstoff eine stärkere explodirende Keaft besitzt, als irgend ein bis jetzt entdeckter Körper, aber wegen der Schwierigkeit der Behandlnng haben wenige Chemiker Versuche damit gemacht. Die große explodirende Kraft ist also vorhanden, und es bedarf nur der Entdeckung einer ungefährlichen Bereitungsart und Wasser, um die Explosion herbeizuführen; alles übrige ergibt sich von selbst. Der Bericht von Capitän Warners Versuch beweist, daß die explodirende Kraft, welcher Art sie nun auch gewesen seyn mag, zuerst auf das Wasser, und dann erst durch den Stoß auf das Schiff wirkte. Da Capitän Warner auch Festungen wie Schiffe in die Luft sprengen will, so darf er nue den kleinsten Tropfen Oel in einem zerbrechlichen Glasfläschchen so andringen, daß das Fläschchen beim Aufschlagen auf irgend einen Körper brechen muß, und der Zweck ist erreicht, wie bei dem Contact mit Wasser."

*) Seine Feinde und Neider, wozu auch ein von Sir G. Cockburn recht eigentlich als Spion aufgestellter Officier gehörte, haben ihm Betrug schuld gegeben; der erwähnte Officier machte sogar an Sir G. Cockburn einen Bericht, worin er behauptete, die Zersprengung des Schiffs sey vermittelst zweier Pulverfäßchen geschehen, indeß haben die auseinandergerissenen Balken und Bretter nicht die geringste Spur einer Pulvererplosion gezeigt.

Das persische Theater.

(Schluß.)

Was wir die hohe Tragödie und dramatische Situationen nennen, findet sich ziemlich häufig in den persischen Mysterien, aber die schiitischen Dramaturgen legen wenig Werth darauf. Vor allem achten sie auf die Einzelnheiten über das häus-

Digitized by Google

liche Leben und den heiligen Charakter der Familie Mohammeds, dessen poetisirte Chronik diese Mysterien, wie man bereits gesehen hat, darbieten. Ich will hier noch ein Fragment des siebzehnten Mysteriums übersetzen, wo es sich von einer heldenmüthigen Aufopferung handelt. Mitten in der Wüste sind Hussein und seine Begleiter von den Truppen Jesids eingeschlossen, die den weit schwächern, aber zu einer muthigen Vertheidigung entschlossenen Feind, durch das Abschneiden des Wassers bezwingen wollen, ein Mittel, dessen Wirksamkeit die Kriegsmänner dieser öden Gegenden oft erprobt haben. Die Sonne steht im Zenith des südlichen Arabiens, die Luft glüht, der Durst macht sich im Lager des Imam auf eine grausame Weise fühlbar, und namentlich leiden die Kinder.

Sekina.

O Abbas, ich habe Durst! Hörst du, Anführer der Männer, Durst! Die vertrockneten Lippen der kleinen Sekina rufen zu dir: Durst! Bring mir Wasser, mein Oheim, und möge ich dein Opfer werden. Ich bitte dich, hoher Krieger, wenn sie Wasser verkaufen um den Preis der Seele, kaufe mir welches, der Durst verzehrt mich; oh! hilf mir, ich kann nicht mehr.

Abbas.

Geduld, meine Liebe, warte einen Augenblick, ich gehe nach dem Euphrat; vielleicht gelingt es mir Wasser zurückzubringen. Weine nicht, meine Kleine. Ruhe ein wenig aus auf dem Mantel der Gattin deines Oheims, und verhalte dich ruhig, bis ich zurückkehre vom Euphrat.

Sekina.

Meine Seele für die deinige, theurer Oheim. Deine Sekina stirbt voll Klage, daß sie ihre Jugend nicht genießen konnte. So welkt eine rothe Tulpe. Meine Blumenkrone schließt sich über der schwarzen Höhlung des Bechers, der ihr als Sarg dient. Und du, der lebt, kannst du mich so hinschwinden sehen? Hussein, von allen verlassen, und Asgar ein Märtyrer in der Wiege. Eile, Abbas, alles Gold der Seele für einen Trunk frischen Wassers. Kaufe mir welches, nimm deine Kürbisflasche und gehe nach dem Fluß; ich habe keine Hoffnung mehr zu leben, der Durst tödtet mich.

Abbas.

Möge mein Tod deine Leiden ausbüßen, Licht meiner feuchten Augen, Freude der Seele meines Bruders. Eile, gib mir die Kürbisflasche. Gott, stehe mir bei, diesen Elenden Wasser zu entreißen. Wenn ich nicht zurückkomme, in Allahs Namen vergiß mich nicht, sondern befiehl allen Frauen des Harems, daß sie sich vereinigen, und mich mit dem Zoll ihrer Thränen ehren. Vergiß nicht, die Todtenklage um mich anstellen zu lassen. Und da meine Mutter *) nicht mehr lebt, so sollst du, Sekina, die glänzendste Kerze auf meinem Grabe seyn. Inzwischen entferne dich unter den Schatten der Zelte des Harems. Ich will versuchen Wasser zu bringen, um deinen Durst zu stillen u. s. w. u. s. w.

Abbas, als ächter arabischer Ritter, wird sein Wort halten. Er weilt noch einen Augenblick unter den Seinigen, da er fühlt, daß er sie zum letztenmal sehen wird. Die Männer und Frauen seiner Familie suchen ihn von seinem Vorhaben abzubringen, Hussein selbst bestrebt sich umsonst, seinen Entschluß zu beugen, indem er ihm bald die unerhörte Waghalsigkeit seines Unternehmens vorstellt, bald ihm die Wichtigkeit seiner Gegenwart im Augenblick, wo der Feind endlich zum Angriff sich entschließt, fühlbar macht.

Abbas.

Deine arme Sekina krümmt sich unter den Qualen des Durstes. Sie hat so viel geweint, daß ihr Leib nur noch ein Thränenbach ist. In dieser Wüste habe ich nichts mehr, als meine Seele. Wohlan denn, ich opfere sie u. s. w.

Der Imam gibt endlich nach; er hat keine Hoffnung, daß das Unternehmen gelingen werde, aber er selbst ist Araber, ein Mann des Schwertes, und fühlt sonach die Schande, womit sein heldenmüthiger Fahnenträger sich bedecken würde, wenn er sich weigerte, einer nothleidenden Frau Beistand zu leisten.

Hussein.

So gehe denn, eile. Gott sey bei dir. Die himmlischen Huris neigen sich zur Erde, in Erwartung deiner Ankunft. Gehe, in kurzem komme ich zu dir, ja in einer Stunde wirst du selbst mir entgegenkommen. Nach dir soll niemand mehr mir als Fahnenträger dienen, zu was sollte ich auch einen andern suchen. Du allein bist meine Stütze, meine Vertheidigung. Inmitten in dieser Wüste trenne ich mich von dir. Komm! komm! Noch einmal einen Kuß auf jede deiner Hände, auf deine Füße . . . . . Zeineb, meine Schwester, bring hieher alle Stücke der Rüstung meines Vaters, des siegreichen Ali. Gib uns seine Lanze, die ähnlich dem Stab des Moses, in ihrem Stachel das Gegengift gegen die Wunder des Propheten Jesu birgt; *) dieß Panzerhemd, das Werk der kunstreichen Hände des Propheten David, diesen Helm, dessen Höhlung das Himmelsgewölbe nachahmt u. s. w.

Zeineb waffnet ihren Bruder mit eigenen Händen, und bald sieht man ihn im Lager des Feindes anlangen, das am Ufer des Euphrats sich hinzieht.

Abbas.

Ho! Haufen ungerechter Bluttrinker! Ich bin Abbas von der Familie Ali's, der das wunderbare Wasser des Kuser **) austheilt. Einige Kinder unseres Harems verlangen zu trinken, ich schäme mich nicht hieher zu kommen mit dieser Kürbisflasche wie ein einfacher Wasserträger. Im Namen Gottes, gebt mir einige Tropfen, es fehlt uns daran.

Ein feindlicher Krieger.

Träume nicht von Wasser, edler junger Mann. Jetzt darf niemand dir welches geben. Höre, was Jesid mit lauter Stimme unserm Anführer befohlen hat: Wenn selbst der angeschwellte Fluß die Oberfläche der Erde überschwemmt hätte, so würde ich kein Wasser geben, wäre es auch nur so viel um eine Pfeilspitze zu netzen.

Abbas.

Schande dir, Euphrat! möge der Erdball in Staub verwandelt, auf deine Quelle fallen. Warum brennen nicht deine Eingeweide von Mitleiden. Betrachte das Kind Sekina! Sie

*) Abbas war Ali's Sohn von einer andern Frau als Fathima.

*) Nefesi Issa, weil Christus die Todten erweckte, indem er sie anhauchte, die Lanze dagegen einen Lebenden zur Leiche machte.

**) Der Name eines Stroms im Paradiese.

erstickt vor Verlangen, ihren Durst in deinen Fluthen zu löschen. Möge es Gott gefallen, daß du nie mehr das Gebiet von Kerbela durchziehst.

Der Krieger.

Dieser junge Mann ist ein Sohn des Königs der Löwen. Wie sein Vater, vermag er die Reihen des Feindes allein zu durchbrechen. Er ist der Tapfere der Tapfern. Am Tage eines königlichen Aufzugs vermag er die Pracht Alexanders des Großen zu entfalten. Im stärksten Schlachtgewühl kommt die Stärke seines Arms der Stärke Ali's gleich. Vereinigt euch, schließt unsere Reihen, wir wollen ihn mit einem Hagel von Pfeilen überdecken, sonst würde er seinen Freunden Wasser bringen.

Abbas.

Und du, Himmel, wie lange wirst du uns mit deinen glühenden Strahlen durchbohren? Laß nicht den Rosenstrauch des lebendigen Glaubens hinschwinden aus Mangel an Begießung. Die Blicke Sekina's sind nach der Seite gerichtet, wohin ich gehe. Laß mich Wasser tragen in unser Harem für das arme Kind Sekina, das Durst leidet und traurig ist. Himmel, erhöre meine Bitte, und befreie mich von der Schande mit leeren Händen zu ihr zurückzukehren.

Die Araber stürzen sich in Masse auf ihn; nach Wundern von Tapferkeit wird er von Pfeilen durchbohrt, verliert beide Arme und kommt ganz mit Blut bedeckt ins Lager Hussseins zurück. Diese Rückkehr bietet eine bewundernswerthe Scene, deren sich kein Shakespeare schämen würde. Abbas gehört nicht mehr dieser Welt; das wenige Leben, welches seine tödtlichen Wunden und der Blutverlust ihm gelassen, hält ihn zwar noch aufrecht, aber seine Seele genießt schon die Herrlichkeit, die seiner im Paradiese wartet. Er kann die Zeltthüre seines Bruders nicht mehr finden. Das einzige Band, welches ihn noch ans Leben bindet, ist der Gedanke, daß er Sekina nicht Wort gehalten.

Abbas.

Komme mein Bruder, nimm meine blutige Leiche in deinen Armen auf.

Hussein.

Tod und Unglück! Wo bist du? Laß dich vernehmen! Möge ich als Opfer fallen bei dem Klang dieser geliebten Stimme . . . Ach! Da bist du! Das Blut strömt in großen Tropfen über deine unordentlichen Haare. Erhebe deine Stimme, sprich, mein Bruder, sprich, Licht meiner Augen, Muster der Tapfern, Gegenstand der Liebe unserer ganzen ganzen Familie, mein Bruder, mein Abbas!

Abbas.

Wer bist du? Du hast den Geruch meines Bruders. Die Sanftmuth Hussseins versüßt deine Worte. Die Trunkenheit der Liebe des Martyrerthums hat mich mir selbst entrückt! Ich kann nichts mehr fassen als die göttlichen Versprechungen, welche das Schicksal mir leise in die Ohren wiederholt.

Hussein.

Was ist aus dir geworden, daß du deinen Bruder vergessen? Welches Entzücken hat dein Wesen verschlungen? Siehe, ich bin es, dein Hussein, dessen Rücken sich beugt und bricht unter der Last des Kummers, den dein Zustand mir einflößt. Meine Eingeweide brennen vom Feuer der Wunden.

Abbas.

Gott sey gelobt, ich war nie geizig mit meiner Seele, wenn ich jemand helfen sollte. Ich habe nie mich geschont, wenn es galt, Aufopferung für unsere heilige Sache zu zeigen. So blutet auch jetzt im Namen Gottes der Vogel meines Daseyns, durchbohrt von dem Schwert des Hasses. Mein Herz ist voll hoher Freude, denn ich war nicht karg mit meiner Seele.

Hussein.

Vogel des Herrn des Paradieses, was singst du? Das Eisen eines Dscherid hat deine Flügel gebrochen; was hast du? Theurer Genosse am Gastmahl meines Unglücks, der du das Wasser der Unsterblichkeit in der vollen Schaale deines Blutes trinkst, was hast du?

Abbas.

Welch Entzücken! ich habe getrunken aus der Schale des Märtyrerthums. Welche Freuden! ich habe eine frische Rose im Garten des Gehorsams gebrochen. Welche Blume! Der Mundschenk am Kuser reicht mir einen Becher. Ich koste den Nectar im Krystall des Glücks. Welcher Trank! Ich höre eine Melodie, die noch kein sterbliches Ohr gehört hat: welche Musik! Alle göttlichen Versprechungen, die den Menschen verkündigt wurden, werden sich erfüllen: welche Wirklichkeit!

Hussein.

Ach! mein Bruder! Bei der Seele des Märtyrertodes der Ungerechtigkeit, du wirst vor unserm Großvater erscheinen mit einem in der Weiße der Unschuldigen strahlenden Gesichte. Oeffne deine Augen und komm zu dir. Hast du irgend etwas uns noch aufzutragen, sage es, denn meine Augen vergießen blutige Thränen.

Abbas.

Mein letzter Wille, o Imam der Völker, ist der: führe mich nicht lebend unter das Zelt des Harems. Ich würde mich schämen Sekina anzusehen. Ich leide viel, du weißt es, o Führer auf dem Wege des Heils. Ich habe ihr versprochen, Wasser aus dem Euphrat zu holen, um ihre vertrockneten Lippen zu netzen. Wenn ich unter ihr Zelt käme, würde Sekina mich fragen: „Wohlan, wo ist das Wasser?“ (Er zeigt die Stümpfe seiner Arme.) Sieh selbst, mein Bruder, ich habe kein Wasser. Ich könnte deinem kleinen unglücklichen Kinde nicht antworten. Aber es ist Zeit; ich gehe voll Liebe zu dem Abgesandten Gottes und spreche: ich bekenne, daß kein anderer Gott ist als Allah! (Er stirbt.)

Hussein.

Komm herbei, meine arme Zeineb, edle Vormünderin der Waisen des Propheten, komm, stimme den Klaggesang an zum Andenken an deinen Abbas. Klage, jammere, seufze, wälze dich im Staube. Der Leib, den die Hände des heldenmüthigen Ali's so gern liebkosten, ist von Blut überströmt. Komm, zähle die zweihundert Pfeile, welche ihn durchbohrten ꝛc. ꝛc.

Man sieht wohl, in Werken von solchem Gepräge handelt es sich nicht bloß von den Klagen eines unwissenden, fanatischen Volks, wie einige europäische Reisende behauptet haben. Unsere besten Tragödien könnten den Asiaten nicht gefallen, denn die Handlung ist zu belebt, und die Ereignisse folgen sich zu schnell, was sich nicht mit dem Geschmack der Leute verträgt, für welche die Teazies geschrieben wurden. Ich erinnere mich, daß ich die Perser immer lachen sah, wenn

Digitized by Google

ein Europäer in seinem Zimmer auf- und abging; „der Mensch ist ein Narr, sagten sie, sich so viel zu bewegen um gar nichts, statt sitzen zu bleiben und ruhig zu seyn, wie es für wohlerzogene Leute sich schickt.“ Im Orient geht alles langsam, im nöthigen Fall weiß man jedoch eine außerordentliche Kraft und Thätigkeit zu entwickeln; ist aber dieser Aufschwung zu Ende, so tritt auch wieder Ruhe ein. Wenn ein Perser sich an einem schönen Morgen gesagt hat, daß er einige Stunden lang weinen will, so wird er über dieß oder jenes Unglück, das der Familie des Propheten zustieß, heiße Thränen vergießen. Er kennt die Geschichte zum voraus, und wenn die Verse schön sind, kann er sie sich tausendmal wiederholen lassen, ohne sich zu langweilen. Die Monologen gleichen sich oft, und werden ermüdend, wie die Chöre des Aeschylus, aber diese Tragien sind darum in den Augen des aufmerksamen Beobachters nicht minder der größten Beachtung würdig.

Reisebilder aus Frankreich.

Die Ufer der Loire.

Gar einfach zeigt sich das alte ruhmgekrönte Orleans, von alten Chronisten die steinr Stadt genannt. Hätte es nicht eine hübsche quer durchschneidende Straße von oben nach unten, hätte es nicht einen wundervollen Dom, es wäre eine kleine, reizlose Stadt. Der Thurm wo die Jungfrau hauste und commandirte, nimmt sich unbedeutend aus, das Haus der Agnes Sorel, wie das Haus Franz I sind unscheinbar schwarz in Nebenstraßen versteckt, im Handwerkerviertel verborgen; Johanna's Statue ist weniger als mittelmäßig. Das Mädchen von Orleans hat in Frankreich wenig Glück gehabt, ihre Erscheinung war, wie ein geistreicher Tourist sehr treffend bemerkt, für ein prosaisches Land zu poetisch, um bei der Kunst eine würdige Verherrlichung zu finden. Voltaire hat sie beschrieben, und die Stadt ihres Feuertodes, Rouen, hat sich auch einer mittelmäßigen Bildsäule zu schämen.

Man hat es jetzt erkannt, daß der Dom das einzige Denkmal ist, was die alte Stadt des Aurelianus, den altfranzösischen Punkt Orleans, am würdigsten darstellt. Man riß Häuser und ganze Straßen nieder, um einen großen, imposanten Zugang zu öffnen für die Kathedrale, welche bis jetzt mit ihrer steinernen Pracht abseits lag, halb verborgen. Ihr Bau fällt durchaus in die Periode der modernen Kunst, aber sie ist in allen Hauptmotiven getreu nach den Principien des germanischen Styls brillant und in edler Harmonie aufgeführt. Die Detailformen erscheinen an sich allerdings nüchtern und ohne lebendiges Gefühl für ihre eigentliche Bedeutung gebildet, doch sind auch sie aber eine namhafte Einmischung moderner Elemente. Vorzüglich geschmackvoll ist die Façade; die Einrichtung derselben folgt dem Vorbilde der ältern französisch-germanischen Kathedralen; die beiden Thürme erheben sich, reich geschmückt und in glücklichen Verhältnissen, in je zwei vierseitigen Geschossen; über diesen steigt ein rundes Obergeschoß empor, welches durch einen offenen, luftigen Säulenkreis, mit buntem Zinnenwerk abschließend, gebildet wird.

Terrassenförmig hebt sich Blois nördlich von der Loire in die Höhe. Es ist eine Mittelstadt, die für den Deutschen etwas Romantisches hat durch die steinernen Terrassen von der Kathedrale herab, durch die grünen Bäume des Bischofsitzes, durch den weiten Blick links und rechts die Loire entlang, durch die verschränkten heimlichen Steintreppen, welche hinab führen in die untere Stadt, durch die Brunnen, welche in den Winkeln der Abhänge brüseln und wo die Mädchen von Blois heimlich sich unterhalten; ihr stuartmäßiger Kopfputz gibt ihnen ein gar naives Ansehen.

Das Schloß von Blois liegt am obern Hang des Berges und stellt jetzt noch schwarze und weiße Zeiten dar, wenn man durch einen Thorbogen in das Quadrat des Schloßhofes eintritt: rechts ein tiefdunkles Haus mit Thurmtreppen, mit Fenstern ungleicher Höhe; geradein ein lichtes Schloßgebäude im gemischten Geschmack aus der Zeit Ludwigs XIII; links daran sich drängend, den Winkel bildend nach der Loire hinab, der schwarze Thurm, wo, nach der Volkssage, Katharina von Medicis astrologische Zauberei trieb. Rechts vom Eingange in dem unregelmäßigen Hause der Thurmtreppe war der Saal der Generalstaaten, der berühmten Stände von Blois.

Welchen Contrast, ruft ein geistvoller Schriftsteller aus, welchen Contrast mit moderner Departementseintheilung und Religionslosigkeit bilden die Kirchen in Frankreich! Wenn man ohne Schema reise, romantisch von Stadt zu Stadt jenseits des Rheins von Köln bis Narbonne, von Antwerpen bis Nizza, so glaubt man, die Kirchenbauten seyen unzählbar. Das südwestliche Deutschland hat seinen schönen Theil an dieser thatschweren Welt der Geschichte, wovon das westliche Europa der interessante Teppich. Wie oft in der Normandie müßt ihr still halten vor einem unscheinbaren Städtchen, denn es hat einen Dom, der mancher Hauptstadt ein architektonisches Juwel wäre. Kaum aus Paris heraus, kaum eingetreten in die alte Provinz Orleanois, und Chartres mit seiner Domespracht nöthigt euch, stille zu stehen und Orleans und Tours und Nantes und Poitiers; wohin man sich wendet, die grauen festen Zungen alter Geschichte nehmen den Fuß und erfüllen mit Ehrfurcht vor eine Nation, die so reich zusammengewebt ist, die sich so leichtsinnig ohne Ahnenstolz gibt, die man oft abgeschmackt behandelt, weil man sie nicht kennt und versteht.

Die goldene Morgensonne lag auf den grauen Steinen, als ich den Dom von Orleans hinaufstieg, um das Land zu überschauen, einen Hauptsitz der alten Gallier, das Land der Carnuten. Nach Osten, die Loire aufwärts, saßen die Sennonen, so berühmt im Cäsar. Die Commentarien des großen Römers muß man neben dem Guide bei sich führen, sie sind eine gar gute Reisebeschreibung durch Frankreich. Die Departements haben den großen Reiz altfranzösischer Provinzen verwischt, haben den Arm stark, aber das Herz arm gemacht. Der alte Franzose weiß noch den Namen jedes kleinen Ländchens und Frankreich war an solcher charakteristischen Sonderung sehr reich. Nach Süden hinab, jenseits der Loire, schräg gegenüber von Orleans, liegt ein solches Ländchen, die Salagne, welches sich noch manche Eigenthümlichkeiten bewahrt hat. In Romorantin, dem Hauptstädtchen der Sologne, hatte König Franz I eine Zeitlang gewohnt; die ersten Jagdfreuden hatte er im Walde von Chambord erlebt und hier baute er sich später ein herrliches Jagdschloß.

Maschinenkraft in England. Im Jahre 1792 berechnete man die Maschinenkraft auf 12 Mill. Menschenkräfte, im Jahre 1817 auf 200, im Jahre 1833 auf 400 und im Jahre 1841 auf 600 Mill. (Revue britann. Jul.)

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 233.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

20 August 1844.

Sammlungen der Akademie der Inschriften in Paris.

Paris, den 3 August.

Die Akademie der Inschriften hat so eben den ersten Band der ersten Serie der mémoires presentés par divers savans herausgegeben. Dieß ist eine neue Sammlung, die sie kürzlich beschlossen hat erscheinen zu lassen. Die Akademie der Wissenschaften und die der moralischen und politischen Wissenschaften hatten schon das Beispiel gegeben, die besten der von Nichtmitgliedern in ihren Versammlungen vorgelesenen Abhandlungen drucken zu lassen. Diese Sammlung soll zwei Serien bilden, die erste bestehend aus Abhandlungen über irgend einen historischen oder sprachlichen Gegenstand, der zweite aus Abhandlungen, welche für die Preise über französische Alterthümer eingeschickt worden sind. Die Zahl der Sammlungen, welche die Akademie herausgibt, ist sehr beträchtlich, obgleich sie bei weitem nicht alle umfaßt, welche auf Staatskosten erscheinen und in den natürlichen Bereich der Akademie gehören, wie die Collection orientale, die Sammlung lateinischer Inschriften, die Sammlung von Documenten für die Geschichte von Frankreich u. a. Die Gründe, welche der Akademie diesen Theil ihres rechtmäßigen Wirkungskreises entzogen haben, sind jedoch viel zu vielfach und verwickelt, als daß ich darauf eingehen möchte. Ein anderer Theil der ihr vom Gesetz zugeschriebenen Beschäftigung ist ebenfalls weggefallen, nämlich die Bestimmung der Inschriften auf Denkmünzen, welche der Staat schlägt, und auf Monumente, welche er errichtet. Die Akademie hat dafür eine stehende Commission, welche aber seit Jahren unbeschäftigt ist, weil der Minister des Innern sich nicht an sie wendet. Dieß war der ursprüngliche Zweck ihrer Stiftung gewesen, aber sie hat ihn nach und nach durch wichtigere Arbeiten so überschritten, daß er wegfallen kann, ohne daß sie darunter leidet. Doch um auf ihre Arbeiten zurückzukommen. Sie ist mit dem Druck des fünfzehnten und sechzehnten Bandes ihrer Memoiren beschäftigt, deren gegenwärtige Serie im Jahre 1816 begonnen hat. Dieß sind die Memoiren, welche die Mitglieder in den Sitzungen lesen; jedes muß zweimal gelesen werden, das erstemal ist keine Discussion erlaubt, aber bei dem zweiten Lesen kann jedes Mitglied seine Einwendungen machen; hierauf werden sie einer eigenen Commission übergeben, welche sie ganz oder im Auszug in die Sammlung einrückt. Uebrigens werden eine viel größere Anzahl von Memoiren in den Sitzungen gelesen, als in die Sammlung kommen, theils weil die Mitglieder Arbeiten lesen, welche zu eigenen Werken gehören, theils weil die späte Erscheinung der Bände sie bewegt, ihre Memoiren sonst bekannt zu machen. Diese Sammlung ist die einzige, welche die Akademie in ihren Sitzungen beleuchtet, alle übrigen werden von Commissionen, welche sie aus ihrer Mitte erwählt, bearbeitet, und kommen erst zu ihrer Kenntniß, wenn die fertigen Bände vertheilt werden.

Dazu gehören 1) die Notices et Extraits des manuscrits. Diese Sammlung wurde im Jahre 1785 angeordnet, und die ersten Bände erschienen unter der Leitung von Degnignes. Es sind bis jetzt 14 Bände erschienen, welche besonders werthvolle Abhandlungen und Auszüge aus arabischen Handschriften von Sacy enthalten. Gegenwärtig zerfällt jeder Band in zwei Halbbände, deren erstere Auszüge aus orientalischen und die zweite aus mittelalterlichen Handschriften enthält. Die Arbeiten werden vor dem Druck in der Commission gelesen; der 15te und 16te Band sind im Druck, der letztere soll die Einleitung in die Weltgeschichte von Ibn Chaldun enthalten, dem einzigen philosophischen Schriftsteller der Araber, und wegen der großen Wichtigkeit des Werks wird ausnahmsweise kein Auszug, sondern der ganze Text mit einer Uebersetzung gegeben, welche zwei Bande füllen werden. Dieß ist eine der besten Sammlungen, welche die gelehrten Gesellschaften je herausgegeben haben, nur wäre zu wünschen, daß die Bände in schnellerer Folge erschienen. 2) Die Sammlung, betitelt Table chronologique des documens imprimés relatifs à l'histoire de France, ist die Fortsetzung des von Bretigny vor der Revolution angefangenen Catalogen aller gedruckten Geschichtsquellen von Frankreich. Die Akademie hat diese nützliche Arbeit wieder aufgenommen und ist bis zum fünften Bande vorgerückt, welcher in wenigen Tagen erscheinen wird. 3) Die

Histoire litteraire de la France ist eine Sammlung, welche von den Benedictinern von St. Maur angefangen und bis zum achten Band gedeiht wurde; nach ihrer Auflösung übernahm die Akademie die Fortsetzung; es sind 20 Bände erschienen, welche bis in das 13te Jahrhundert gehen. Es sind biographische und bibliographische Studien über alle französischen Schriftsteller nach der Chronologie geordnet; sie sind natürlich von sehr ungleichem Werth, aber oft Arbeiten von großem Interesse und das Resultat äußerst sorgfältiger Forschungen. Die Commission besteht aus vier Mitgliedern, welche alle Monate zwei Sitzungen halten; sie wurde viele Jahre von Daunou präsidirt, der ein gelehrter Mann und correcter Schriftsteller war, aber keinen Sinn für das Mittelalter hatte; er war darin wie in allem aus der Schule des letzten Jahrhunderts. Der gegenwärtige Präsident ist Leclerc. 4) Die Sammlung der Historiens des Gaules et de la France ist ebenfalls bis zum 21sten Band vorgerückt; sie wurde auch von den Benedictinern angefangen und von der Akademie übernommen und in demselben System fortgesetzt. Sie enthält die Geschichtsquellen von Frankreich, jedoch nicht immer in vollständigen Ausgaben, sondern bearbeitet und nach chronologischen Abschnitten vertheilt, was kein gutes System ist, indem dabei Schriftsteller, welche von einer Periode in die andere hinüberlaufen, zerschnitten werden müssen. Es ist ein Werk von großem Werth, das aber im Verlauf der Zeit ohne Zweifel in einer zweiten Ausgabe gänzlich umgearbeitet werden wird. 5) Die Sammlung der Geschichtschreiber der Kreuzzüge, die ebenfalls von den Benedictinern vorbereitet wurde, von der aber nichts erschienen war, bis die Akademie vor einigen Jahren die Materialien untersuchte und eine Commission ernannte, welche sich in drei Sectionen getheilt hat, die in besondern Sammlungen die westlichen, die orientalischen und die griechischen Quellen herausgeben. Bis jetzt ist nur der erste Band der westlichen Quellen fertig, aber noch nicht erschienen. 6) Die Commission der Diplome und Charten hat den ersten Band ihrer Sammlung herausgegeben und der zweite ist fertig. Diese Sammlung ist von der von Urkunden, welche Thierry für die Sammlung der Documente zur Geschichte von Frankreich herausgibt, unabhängig, und die beiden Werke müssen nothwendig oft dieselben Materialien enthalten, was einer der Nachtheile davon ist, daß nicht alle Unternehmungen dieser Art in den Händen der Akademie concentrirt sind. 7) Die Ordonnanzen der Könige von Frankreich sind bis zum 12ten Band vorgeschritten und bis zu den Ordonnanzen der Könige der dritten Dynastie. Die Commission läßt zugleich einen ausführlichen Index zu der ganzen Sammlung drucken, unter dem Titel Table chronologique des ordonnances. 8) Die Akademie setzt unter dem Titel Table chronologique des documens imprimés relatifs à l'Histoire de France die von Brequigny angefangene und unter seinem Namen bekannte bibliographische Sammlung fort, und der fünfte Band ist im Begriff zu erscheinen.

Man sieht aus dieser Liste von Arbeiten, wie sehr sich der literarische Charakter der Akademie geändert hat; im letzten Jahrhunderte beschäftigte sie sich vor allem mit griechischer und römischer Literatur, und nur gegen das Ende fing die orientalische durch Deguignes und Anquetil an sich Raum zu machen. Seitdem hat die französische des Mittelalters bei weitem den Vorsprung gewonnen, in Folge der Ueberreste der Arbeiten der Benedictiner; die classische Literatur aber erscheint nur noch in den Memoiren, und mag in einiger Zeit in einer Sammlung griechischer Inschriften erscheinen; da beinahe alles, was die Alten uns hinterlassen haben, herausgegeben ist, so hat die Akademie, welche vor allem Werth auf die Bekanntmachung neuer Geschichtsquellen legt, wenig neues dabei zu thun, als in ihren Memoiren Abhandlungen über einzelne Punkte aufzunehmen, während das Mittelalter und der Orient zahllose Geschichtsquellen liefern, deren Bekanntmachung kaum anders als durch Gesellschaften unternommen werden kann, welche Plane machen können, deren Erfüllung mehr als Ein Menschenalter erfordert.

Arbeiterverein zu gegenseitiger Unterstützung in Paris.

Man spricht so viel von Organisation der Arbeit, und hat doch noch immer die Formel nicht gefunden, wonach man diese Organisation bemessen will. Die Ursache ist leicht zu finden, denn eine solche allgemeine Formel gibt es nicht, sie muß unter den verschiedenen Umständen immer neu gestaltet werden. Vergleichungsweise leicht ist dieß in einem Lande, wo der Taglohn in dem Verhältniß zu dem Preise der nothwendigen Lebensmittel hoch ist, und so sehen wir, daß Fouriers Ideen in Amerika einen fruchtbaren Boden gefunden, und schon eine gute Anzahl Arbeitergesellschaften sich gebildet haben, die auf gemeinsamen Gewinn arbeiten; aber in unsern europäischen Staaten, wo seit langer Zeit die Hauptlast der Abgaben und die factischen Monopole vieler Lebensmittelverkäufer schwer auf den Armen drücken, ist dieß um ein gut Theil schwerer. In Spanien finden sich Anfänge, auch im südlichen Frankreich soll Aehnliches sich gestalten, denn dort hat der Arbeiter einen weniger strengen Winter zu bestehen, und die physischen Bedürfnisse sind leichter befriedigt. Aber in den nördlichen Gegenden hält es schwer, und gewerbliche Unternehmungen auf gemeinsamen Gewinn der verschiedenen Arbeiterclassen gegründet, möchten hier noch lange scheitern; dagegen sind Gesellschaften zu gegenseitiger Unterstützung immer nützlich, und ein interessantes Beispiel bildet die Gesellschaft, welche zu Paris in dem Stadttheil Clichy seit vier Jahren sich gebildet hat, und zwar nach der alten Sitte des Mittelalters unter dem Patronat eines Heiligen, des Vincent de Paula. Das Jahresfest dieses Patrons wird feierlich in der Kirche begangen, die ganze Gemeinde von Clichy ist dabei in Bewegung, und die gesammte Gesellschaft zieht, Musik und Trommeln voran und das Banner des heiligen Vincent de Paula entfaltet, nach der Kirche, wo ein feierliches Hochamt gehalten wird.

Das Jahr 1843 war ein schweres Jahr für die Gesellschaft; sie hatte 446 Arbeitstage mit 2 Franken für den Tag

zu bezahlen, abgesehen von etwa 500 Fr. für Arzneien; vier Mitglieder sind gestorben, und die Casse hat theils für Beerdigungskosten, theils als Hülfe für die Wittwen, 642 Fr. bezahlt. Trotz dieser Ausgaben, welche sich im Ganzen auf 2277 Fr. beliefen, blieben am 1 Jan. noch 4080 Fr. in der Casse, welche in die Spareasse niedergelegt wurden. Leider ist die Gesellschaft noch nicht sehr zahlreich, und seit dem vorigen Jahre kaum gestiegen; die Anzahl der Mitglieder beträgt etwa 100. Indeß ist es, wie auch der Moniteur industriel vom 8 Aug., dem diese Einzelnheiten entlehnt sind, bemerkt, immerhin merkwürdig, daß mit einer monatlichen Einzahlung von 2 Fr. so viel erreicht worden ist. Freilich scheint auch ein Fabrikindaber in Clichy, Namens Rouquès, der den Cassier für die Gesellschaft macht, ihr manche Beihülfe zu gewähren, und ist außerdem bemüht, sie von der unglücklichen Gewohnheit des Wirthshausbesuchs abzubringen, indem er ihnen einfachere Vergnügungen verschafft, die nichts kosten und jedermann Vortheil bringen. Diese Association verdient gewiß alle Anerkennung, namentlich in einer Stadt, wie Paris, wo durch den hohen Preis der Lebensmittel ein Drittheil der Menschen im Spitale stirbt, und der Pöbel durch die Noth immer tiefer sinkt und so leicht verwildert.

Die Wotjäken im Gouvernement Kasan.

3. Die Feste.

Die religiösen und nationalen Feste bei den Wotjäken sind folgende: Bydsym-Nunäi, das glänzende Fest. 2) Tyrpot-juon, das Herausführen des Pfluges, das Pflugfest. 3) Turnon-juon, das Fest des Heumachens. 4) Sisli-juon, das Herbstfest. 5) Wiar, das neue Jahr. 6) Wyi-juon, das Butterfest oder Wyarnä, die Butterwoche. 7) Die Todtenfeier, welche zweimal im Jahre statt findet. Mir scheint es auffallend, daß alle Hauptfeste, überhaupt die sämmtlicher Heiden dieser Gegend, mit den christlichen Festen zusammenfallen. Wahrscheinlich haben diese Völker, weil sie keine eigene Zeitrechnung hatten, sich nach der russischen oder tatarischen geeichtet.

Obgleich unser Osterfest auch nicht auf einen und denselben Tag fällt, so wird doch das Bydsym-Nunäi von den Heiden immer am ersten Tag der heiligen Woche gefeiert. Tschuwaschen, Tscheremissen und Wotjäken haben die Gewohnheit, am grünen Donnerstag den Teufel (Schaitan) zu verjagen. An diesem Tage werden im ganzen Dorfe die Hofthore, und in den Wohnhäusern und Vorrathskammern die Thüren geöffnet; die ganze kecke Jugend eines wotjäkischen Dorfes sammelt sich mit langen Stäben in den Händen auf wilden Pferden an einem zum voraus bestimmten Ort. Auf das erste Signal beginnt diese Cavalcade auf der Straße fortzusprengen unter wildem, furchtbarem Geschrei: ai! ai! hai! hai! reitet in die offenen Thore hinein, in allen Ecken herum, und ficht dabei mit den Stöcken. Dann springen sie von den Pferden, laufen im Hofraum herum, treten in alle Vorrathshäuser und Wohnungen, und endlich auch ins Wohnhaus, wo sie aus aller Macht schreien. Der, welcher zuerst in einen Hof hineinreitet, und die zunächst folgenden erhalten eine Belohnung für ihre Heldenthat; diese besteht in Geld und hängt von der Freigebigkeit des Hausbesitzers ab; der eine gibt einen Griwen (10 Kopeken), der andere fünf Kopeken, die meisten einen Groschen (2 Kop.). Die andern bleiben indeß auch nicht unbelohnt: man gibt ihnen ein Ei oder einen Pfannkuchen. Wenn sie nun, wie sie meinen, den bösen Hausgeist ausgetrieben, waschen sie das Wohnhaus und fangen an sich zu einem Feste zu rüsten: sie machen Kumys, brauen Bier, schlachten Hämmel, Vögel, manchmal eine Kuh, die Heiden wohl auch eine Stute. Sie gehen schon vom ersten Ostertage an müßig, weil sie den Hausteufel immer drei Tage vor ihrem Fest verjagen. Das Gelage besteht in unaufhörlichem Trinken von Kumys und Bier, einer besucht den andern, und sie trinken fort bis zur Berauschung.

Reisebilder aus Frankreich.

Ausflug in die Provence.

Bei Viviers zeigen sich dichte und kräftige Baumpflanzungen, von sehr ergiebigen Obstgärten durchschnitten. Die Natur belohnt den Fleiß des Landmannes, indem sie ihm ihre Reichthümer spendet. Die Rhone bildet am Ende dieser Gärten eine etwas tiefe Bucht; die Ufer sind zu beiden Seiten mit Pappeln und Weiden besetzt und laden zur Ruhe ein am Rande eines Wassers, welches stets klar ist, weil der Fluß es unaufhörlich erneuert. Ein Kahn erwartete uns am Ende der Gärten, und wir wurden eingeladen uns einzuschiffen; ein langes Netz war auf dem Hintertheil des kleinen Fahrzeugs zusammengerollt und eines der Enden am Ufer befestigt. Wir waren so glücklich, einige schöne Aale und Hechte zu fangen.

Als Heinrich IV für gut fand, den Glauben der römischen Kirche anzunehmen, pflanzte man auf der höchsten Stelle des Städtleins Viviers eine Ulme, welcher prachtvolle Baum zu einer Erstaunen erregenden Größe gediehen ist. 1593 gepflanzt, ist er jetzt über 250 Jahre alt. Heinrich IV, die Ludwige vom XIII bis zum XVIII haben im Schatten dieser Ulme ruhen können, welche der Dynastie der Bourbons angehört. Welche Begebenheiten drängten sich verüber von dem Tage an, da er gepflanzt wurde, bis heute? Generationen sind erstanden und erloschen; alles ist verschwunden, nur der herrliche Baum steht noch immer da. Jene Menschen, welche Freiheit für Freiheit und Ausschweifungen für Vaterlandsliebe hielten, versuchten es, die Art an den Baum zu legen, den die Jahrhunderte geachtet hatten. Aber der wackere Maire von Viviers schützte ihn vor ihrer blinden Wuth. Die Ulme ist die einzige Merkwürdigkeit, das einzige Königsdenkmal von Viviers.

Cadereusse ist mit der Cleonthis des Regnard zu vergleichen, die wedre Mädchen, noch Frau, noch Wittwe war. Die Einwohner geben nicht zu, daß es ein Dorf ist, und die Fremden wollen es für keine Stadt gelten lassen. Dennoch strömen sie den ersten Sonntag im October hier zusammen, um das Volksfest anzuschauen. St. Michael ist der Schutzpatron dieses Orts; man weiß, daß dieser Heilige ein vorzüglicher Kriegsmann war, entschlossen, unerschrocken, tapfer. Ihm zu Ehren haben die Provençalen von Cadereusse ein jährliches Fest eingeführt, wo sie sich bemühen, einiges von den Siegen dieses Erzengels

über den Fürſten der Finſterniß in das Gedächtniß der Gläubigen zurückzurufen. Dieſe Feſtlichkeit iſt unter dem Namen Bugne oder Bote bekannt, was man mit Votiafeſt überſetzen kann.

Zu Rom verkündigten Cymbeln und Trompeten den Anfang der Spiele; hier in dem beſcheidenen provençaliſchen Marktflecken wird das Feſt von einem Tambour und Pfeifer eingetrommelt und eingepfiffen, dazu auch eingeläutet mit allen Glocken, die man hat. Zu Rom gaben die Aedilen das Zeichen und vertheilten die Preiſe; hier iſt es der Herr Maire oder ſein Adjunct, welche dieſes Ehrenamt auf ſich nehmen. Auf der Wieſe, welche den Kampfplatz vorſtellt, nimmt der Magiſtrat eine mit Schranken umgebene Stelle ein, wo er alle Blicke auf ſich zieht, bis die allgemeine Aufmerkſamkeit ſich auf die Spiele ſelbſt richtet. Aber auch alsdann vergeſſen die Verehrer des ſchönen Geſchlechts zuweilen die Kämpfenden, um nach den ſchönen Damen hinzuſehen, die gewiſſermaßen den Hofſtaat des Herrn Maire bilden.

Sonſt eröffneten zwei Frauen die Spiele des heiligen Michael; man ſtellte einer jeden einen Eimer Waſſer auf den Kopf; die, welche das wenigſte davon verſchüttet hatte, nachdem ſie über die Wieſe gegangen war, trug den Preis davon. Dieſen Damen folgten zwei Männer, die mit den Füßen und bis an den Kopf in Säcken ſteckten; es war von nichts geringerem die Rede, als hüpfend ein beſtimmtes Ziel zu erreichen. Aber beide Spiele ſchienen den feinen Kennern zu wenig komiſch und ſind unterdrückt worden. Nunmehr eröffnen zwanzig Schnellläufer das weit und breit berühmte Schauſpiel auf einem Stoppelfelde in der Nähe der Wieſe. Die mitleidsvolle Güte des Herrn Maire verſtattet auch den Krüppeln an den Spielen des heiligen Michael Theil zu nehmen, und man läßt auch Mitbewerber zu, die weniger als zwei Beine zu ihrer Verfügung haben. Man muß geſtehen, daß die Einwohner von Caderouſſe hier vor den Römern etwas voraus haben. Nie kamen dieſe auf den Einfall, in ihren öffentlichen Spielen Lahme auftreten zu laſſen, aber ſie hatten auch keine Gegenſtände, denen zu Ehren ſie Feſte hätten feiern können, und die chriſtliche Barmherzigkeit war ihnen unbekannt.

Ringer treten in die Schranken, um ſich den Beifall der Frauen zu erringen; ihre Gliedmaßen haben ſie mit Olivenöl beſtrichen. Dann wird gejubelt und getanzt bis in die ſpäte Nacht, und wenn man endlich glaubt, dem heiligen Michael Ehre genug erwieſen zu haben, begibt man ſich nach Hauſe.

Rochemaure beherbergte uns einen halben Tag; man findet hier einen merkwürdigen Baſaltkegel, auf deſſen Gipfel ein Schloß erbaut wurde, von dem noch einige Trümmer vorhanden ſind. Auf der Höhe des Berges, von dem man uns ſagte, daß er ein feuerſpeiender geweſen ſey, war in der Zeit der Lehnsherrſchaft eine andere Veſte von großem Umfang angelegt worden. Rochemaure ſteigt amphitheatraliſch empor und die letzten Häuſer ſtoßen an die Grundmauer der Feſtung. Der Menſch ſchläft ruhig auf Vulcanen, die er für immer erloſchen glaubt und die eine Erderſchütterung doch wieder entzünden kann. Es iſt erwieſen, daß man hier Lava auf einem ſehr ausgearbeiteten Raume findet; ſie iſt einem natürlichen Abhang gefolgt. Wir begannen den Berg zu erklimmen, wir gingen durch die alte Feſtung, die nahe bei dem ſogenannten Krater ſich befindet. Baſaltſäulen ſcheinen hier Bogenhallen gebildet zu haben, und wir gewahrten auf verſchiedenen Punkten auffallende Ueberbleibſel alterthümlicher Pracht. Trotz aller Verwüſtungen der Zeit ſieht man noch Freskogemälde, Inſchriften, Wappenſchilder, deren Farbe nichts von ſeiner Friſche verloren hat. Was wurde unter dieſe Farben gemiſcht, das ſie unverwüſtlich machte? Man weiß es eben ſo wenig als den Namen des Lehnsherrn, der dieſe merkwürdige feſte Burg erbaut hat. Wir vergeſſen alles, um uns einzig mit den kurzen Augenblicken zu beſchäftigen, die wir zu leben haben.

Wir fanden eine lange Reihe von Gemächern, welche ohne Zweifel der Luxus reich ausgeſchmückt hatte, einen ungeheuren Waffenſaal und eine Capelle, welche ſo verfallen iſt, daß man nur mit Mühe noch ihre urſprüngliche Beſtimmung errathen kann. Doch ſcheint es gewiß, daß ſie der chriſtlichen Zeitrechnung angehört. Dieſer ganze Theil des Schloſſes enthielt die Wohnzimmer des Lehnsherrn, und vereinigte wahrſcheinlich in ſich alles, was nur zur Annehmlichkeit des Lebens gehört. Weiterhin fanden wir Gefängniſſe und dunkle Kerker, traurige Denkmäler des lehnsherrſchaftlichen Deſpotismus. Zeit und Roſt haben die Eiſenketten zernagt, die an den Wänden befeſtigt waren, und im Laufe der Jahrhunderte miſchte ſich die Aſche der Unterdrücker mit der der Unterdrückten.

Hier ſieht man verfallene Ciſternen, dort auf der entgegengeſetzten Seite des Kraters ungeheure Baſaltmauern, welche die Veſte unüberwindlich machten; dicht am Rande eines Abgrundes ſind dieſe Mauern mit einer Kühnheit erbaut, die in Erſtaunen ſetzt. Ueberbleibſel der Kunſt und Trümmer der todten Natur ſind hier allenthalben aufgehäuft, ſo daß es den Menſchen nicht mehr möglich wird, ſie von einander zu unterſcheiden. Inmitten dieſes alten merkwürdigen Schloſſes, auf der höchſten Spitze des Berges, ſteht der Thurm; er bildete die letzte Befeſtigung, welche die Feinde des Lehnherrn zu erſtürmen hatten; man ſtieg und ſteigt noch auf einer Treppe von achtzig Stufen hinauf, welche in die verſteinerte Lava eingehauen ſind. Bis jetzt hatten wir gezweifelt und mußten es. Nur durch den Schlund eines tobenden Vulcans konnte die Lava auf dieſe faſt nicht zu berechnende Höhe gelangen; wir haben uns durch den Augenſchein überführen wollen und ſind nun überzeugt. Auf der Höhe dieſes Thurmes bemächtigt ſich unſrer ein Gefühl des Schauders und des Erſtaunens; man ſieht hoch über der ebenen Erde und hat einen großen Theil dieſer Höhe erſtiegen, ohne es gewahr worden zu ſeyn. Den Gaſſen von Rochemaure in allen Richtungen folgend, ſteigt man nämlich immer bergan. Von dieſem Thurme und nach der Seite der Rhone hin entdeckt man auch die Ströme der alten Lava, welche in Krümmungen bis zur Ebene hinabfloſſen und auf ihrem Wege alles verwüſteten und verbrannten. Jetzt fließt ein Bach mit ſüßem Waſſer ruhig da, wo man damals nur Feuerſtröme erblickte. Auf der andern Seite gewahrt man einen ungeheuren Schlund, den die Gewalt des Feuers hervorgebracht hat.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Niedrige Fahrpreiſe auf Eiſenbahnen in England. Man ſcheint auch hier die Nothwendigkeit zu fühlen allmählich die Fahrpreiſe möglichſt niedrig zu ſtellen, um die Eiſenbahn auch den Aermſten zugänglich zu machen. So meldet die Shipp. and Merc. Gaz. vom 7 Aug., daß auf dem Brandling Junction Railway die dritte Claſſe zu weniger als einem halben Penny per Meile befördert wird.

Verbrechen der Frauen in England. Im Jahre 1841 war das Verhältniß der vor Gericht geſtellten Frauen zu den Männern in den Ackerbaudiſtricten wie 1:6, in den Fabrikdiſtricten wie 1:3. (Revue britann. Jul.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 234.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

21 August 1844.

Die Podhalanen.

Von Zeischner. (Biblioth. Warsz. Jul.)

Die geographischen Verhältnisse jedweden Landes üben einen überwiegenden Einfluß auf die Lebensweise und Beschäftigungen seiner Bewohner aus. Den Umfang dieser Wahrheit beweisen am klarsten bergige, hohe Länder, die von tiefen Thälern durchschnitten sind, in deren Sohle reißende Gewässer strömen; eigenthümliches Klima, Pflanzen und Thiere geben einem Lande eine besondere Physiognomie und dem Menschen einen eigenthümlichen Charakter. Dieß gilt in vollem Maaße von den polnischen Bergbewohnern, die auf den Nordabhängen der Tatras wohnen, und sich Podhalanen nennen, von hal oder hol, d. h. den hohen, kahlen Bergen, die sich über die Gränze der Bäume erheben. Von den in den niedrigen Bergen angesessenen Goralen (Bergbewohner) und von den Bewohnern der Ebenen halten sie sich für ganz verschieden, und nennen diese Lachen (Polen). Wir stellen uns gewöhnlich das polnische Volk nur als Bewohner unermeßlicher Ebenen vor, als Leute, welche auf den flachsten Höhen die üppigen Hufen voll goldenen Weizens bauen, und niemand denkt daran, daß das Volk auch Sitze mitten in den hohen Alpen hat, und daß dieses in seiner Lebensart und seinen Gewohnheiten den Tyrolern, Schweizern, den französischen und spanischen Pyrenäenbewohnern ähnlicher ist, als den Krakowiaken und Mazuren, mit denen es nur die Sprache gemein hat.

Je näher man den Tatras kommt, desto höher erheben sich die Berge, welche von tiefen Thälern durchschnitten sind, und in diesen ziehen sich wie Bänder lange Dörfer hin, in denen nur die Kirche, das Pfarrhaus und die Schenke sich unter den Bauernhäuschen auszeichnen. Oft ist es schwer anzugeben, wo ein Dorf endigt und anfängt, denn sie sind nicht von einander abgegränzt. Gewöhnlich hat jedes Haus in der Nähe der Wirthschaftsgebäude auch die Felder entweder im Thal oder auf den Höhen; manchmal stehen an den Seiten der Berge einzelne Häuschen umgeben von einigen Bäumen; gewöhnlich aber finden sich mehrere Häuser beisammen und gehören den ausgeheuratheten Familiengliedern; solche Häuser nennt man die verlorenen, weil da, wie man sagt, selten ein Soldat oder Priester hineinkommen. Darum sind die Namen der Dörfchen in den Bergen oft schwer zu nennen, denn die Bewohner wissen sie selbst nicht und kennen nur ihre Familiennamen, zu welchem Dorfe aber solche zerstreute Häuser gehören, ist schwer zu sagen. Die Wohnungen dieser Leute, so wie ihre Wirthschaftsgebäude, sind oft sehr ordentlich gebaut und haben ein gutes Aussehen; sie sind aus halben Balken aufgeführt, mit Schindeln oder Brettern gedeckt und haben große Fenster mit reinen Scheiben; hier sieht man nicht die verfallenen Lehmhütten, die mitten in den reichsten Fluren im Krakauer Gebiet und in Masovien so gewöhnlich sind. Zu dem ordentlichern Bau tragen freilich die bedeutenden Wälder bei, aber mehr doch noch die Arbeitsamkeit und die Ordnungsliebe der Bewohner. Wie das Aeußere, so zeigt das Innere der Häuser eine große Ordnung. Gewöhnlich theilt die Flur das Haus in zwei Theile; auf der einen Seite ist die schwarze, auf der andern die weiße Stube, und hinter derselben ist noch eine kleine Kammer zum Aufbewahren verschiedener Sachen bestimmt. Das erste, größere Gemach ist gewöhnlich ganz mit Rauch überzogen, denn die schwarze Stube hat in der einen Ecke das Feuer, von dem der Rauch nicht durch ein Kamin, sondern, durch das ganze Gemach sich ausbreitend, durch die Thüre hinaus geht; wenn das Feuer brennt, bildet sich eine Rauchwolke bis zur halben Höhe des Gemachs, und wer nicht daran gewöhnt ist, kann es nicht aushalten. Hier wird gekocht, hier hält sich das Gesinde im Winter auf, hier hat das junge Kalb mit der Kuh und alle andern vierfüßigen Hausthiere Zutritt, denn alles was lebt, drängt sich zur Wärme, namentlich in einem so scharfen Klima. Auf der andern Seite ist die sehr saubere, weiße Stube, mit einem reingewaschenen Brettersußboden; rings herum läuft eine Bank, in der einen Ecke steht ein braunrother Tisch, auf der andern Seite auf mehr oder minder langen Brettern liegen verschiedenfarbige Teller, Schüsseln und Schüsselchen, darüber Reihen von schön geschenerten Töpfen, Krügen, just eben so nothwendig, wie die Siedensachen auf den Etageren in vornehmen Salons. In einer an

Digitized by Google

deen Ecke über einem deeiten, mit zahlreichen Decken überlegten Bette hängen Heiligenbilder, die einen nicht allzu schönen Pinsel verrathen. Gerade gegenüber ist der Ofen und das geweißte Kamin. Die im Gemache herrschende Reinlichkeit und eine Art Comfort geben einen freundlichen Begriff von den Bewohnern. Hier hält sich der Gazda (der Hausherr) auf, hier empfängt er die Besuchenden und hier werden auch die häuslichen Arbeiten vorgenommen.

Eben so anständig sind die andern Gebäude; Ställe für das kleine Vieh, für die Pferde, Wagenschuppen u. s. w. sind im Viereck erbaut, und in der Mitte ist der Hof manchmal mit flachen Steinen gepflastert. In den Ställen sieht man ein hübsches, stämmiges Pferd, einige Kühe und Ochsen und eine Schafherde; auch finden sich mehrere geschickt und leicht gearbeitete Wägelchen. Vor dem Hause stehen gewöhnlich einige Bäume, die dasselbe vor den Windstößen schützen sollen, denn eines Schutzes gegen die Sonne bedarf es hier nicht, da man bei den Podhalanen sich nirgends über allzu große Hitze beklagen darf; niemals habe ich Eschen gesehen, welche kräftiger und üppiger emporwuchsen. Dieser Baum muß zu seinem Wachsthum mehrere günstige Vorbedingungen beisammen finden. Die Esche dient dem Bergbewohner nicht bloß zur Zierde; sie ist ihm ein zugleich nützlicher, ja unentbehrlicher Baum. Aus der Esche macht er sich seine geschickt gebauten Wagen und anderes Geräthe. Gärten finden sich hie und da bei den Häusern, selten aber sieht man daselbst Fruchtbäume. Abgesehen von den eisernen Fenstergittern läßt sich wohl gegen die Häuschen der Bergbewohner wenig einwenden.

Die Podhalanen sind im allgemeinen kräftig und schön gebaut; so wohlgestaltet aber die Männer sind, so unschön sind die Weiber, gewöhnlich groß gewachsen, knochig gebaut ohne alle Anmuth; ausnahmsweise finden sich dagegen in einzelnen Dörfern vollendete Schönheiten, welche unter den schönsten Frauen der Welt hervorstechen würden. Die Kleidung der Podhalanen, der Oertlichkeit angemessen und zum Ersteigen der hohen Berge eingerichtet, ist allenthalben dieselbe. Die Männer tragen lange, anliegende Beinkleider aus weißem Tuch, die mit ungarischem, gefärbtem Wollgarn ausgenäht sind; an den Füßen ein großes Stück Leder, das in Schuhform aufgebogen und durch vielfach umgewundene Riemen an die Beinkleider befestigt ist. Diese eigenthümliche Art leichter Fußbekleidung hat ihre Vorzüge, denn beim Bergsteigen erhält sie dem Fuß seine natürliche Biegsamkeit, und darum haben sie auch nicht die scharfen Eisen nöthig, wie sie die Schweizer an ihre groben Schuhe heften; dagegen schützen diese Sandalen den Fuß nicht gegen Feuchtigkeit und reißen schnell: wer nicht eine so einfache Fußbekleidung gewöhnt ist, fühlt bald die harten Steine empfindlich. Aber die Podhalanen halten bei den größten Anstrengungen darin aus, finden andere Fußbekleidung zu kostbar, und gefallen sich in ihren Kierpzen, wie sie dieselben nennen. Ein kurzes Hemd, nur halb so lang, als unser gewöhnliches, befestigen sie am Gürtel mit einem ungeheuren Messingknopf, der einige Loth wiegt, und mehrere Kettchen trägt. Dieß ist ein bei den jungen Johasen oder Schafhirten sehr beliebter Schmuck. Einen großen Gürtel von rothem Leder, eine halbe Elle und darüber breit, binden sie um den Leib, und befestigen ihn mit einer langen Reihe schwerer kupferner Schnallen. Dieser Gürtel dient ihnen zugleich als Tasche, die sie sonst nicht haben, und sie bewahren Geld, Tabak, Feuersteine und andere Kleinigkeiten darin auf; manchmal befestigen sie auch zu größerer Zierde große Ducaten daran. Ihr Oberkleid bildet einen Sack von grobem, bräunlichem, manchmal auch weißem Tuche, von dem Schnitt der jetzigen Paletots, sie hängen ihn wie einen Mantel um, schlüpfen manchmal aber auch durch die Aermel. Die Dörfer unterscheiden sich von einander durch eine kleine Einfassung des Rocks von verschiedenfarbigem Tuche. Je kürzer der Rock ist, aus desto höheren Gegenden sind die Leute. Im Winter tragen sie einen Pelz oder einen kurzen Rock aus dunkelblauem Tuche. Den Kopf schützen sie mit einem kleinen Hute mit rundem Boden und schmalem Rand; um den Hut binden sie statt der Bänder Schnüre von weißen Seemuscheln, die im ganzen Distrikt der Podhalanen sehr hoch geschätzt sind. Statt der Muschelschnüre dient manchmal ein Stück Leder, auf welchem mit Messingknöpfen allerhand Schnörkel angebracht sind.

Den Hut abgerechnet machen sich die Podhalanen ihren ganzen Anzug selbst. Die Frauen tragen gleichfalls Sandalen, am Festtage jedoch gelbe Saffianstiefelchen mit hohen Absätzen, die sie aber erst in der Nähe der Kirche anziehen; ferner einen langen, dunkelblauen Unterrock mit angestickten weißen Blumen, darüber einen braunen Oberrock, wie die Männer. Die Haare flechten sie in große Zöpfe oder schlingen ein weißes Tuch um den Kopf. Sie sind von hohem Wuchs, und edler, keckrer Haltung. Das schwarze, auf die Schultern fallende Haar gibt ihrem etwas langen ausdrucksvollen Gesicht einen Anstrich von Ernst.

Obgleich sie sich stark vermehren, besitzen sie doch vergleichungsweise bedeutende Felder, welche aber ihrer Unfruchtbarkeit wegen nicht so viel ertragen, daß sie dabei auskommen könnten, wenn sie nicht zur Industrie ihre Zuflucht nähmen. Ihre Fluren geben wegen der hohen Lage über dem Meere — 1800 bis 4000 Fuß — nur schlechten Hafer und Kartoffeln. Der erste reift häufig nicht, und sie müssen ihn noch grün schneiden zum Futter für das Vieh, damit der Schnee ihn nicht ganz bedecke, die Kartoffeln aber graben sie unter dem Schnee aus. Solche Fälle sind häufig; ich habe selbst welche gesehen. In der Mitte Octobers 1840 fiel auf den Tatras der Schnee vier Fuß hoch und bedeckte den noch grünen Hafer und die noch unreifen Kartoffeln. Dasselbe wiederholte sich in den folgenden Jahren auf den höher gelegenen Gründen. In dem ganzen Berggebiet wird der Hafer selten höher als eine halbe Elle, aber das Korn ist sehr voll, und gibt ohne Vergleich mehr Mehl, als der, welcher in den Ebenen wächst. Außer dem gewöhnlichen weißen Hafer säet man auch schwarzen, der ein noch viel volleres Korn hat. Es wäre zu wünschen, daß diese Lehre eine allgemeine Anwendung fände. Die Einführung der Kartoffeln hat die Podhalanen gegen Hungersnoth geschützt, die früher häufig war, und seit dieser Zeit

hat ſich die Bevölkerung bedeutend gemehrt. Die Gaeallen nennen die Kartoffeln Grul, und in der Umgegend eines Dorfes am ſchwarzen Dunajez ganz einfach Rüben. In geringer Menge wird Gerſte gebaut, dagegen viel Flachs, aus dem ſie ihre Leinwand bereiten, mit der ſie einen bedeutenden Handel nach Ungaen treiben. Dieſe Gewebe ſind indeß ſehr grob, ſelten bringen ſie etwas feineres zu Stande, denn das ganze Geſchäft iſt in der Hand der Dorfbewohner, welche die neueren Verbeſſerungen in der Weberei nicht zu benützen wiſſen. In dem Bergiande begünſtigen indeß alle Umſtände die Entwicklung des Leinwandgeweebes; ſchöner, hoher Flachs geräth jedes Jahr, und wenn die Einwahner ihr Geſchäft verſtünden, könnten ſie leicht ſehr feine Leinwand bereiten; ein Mann, welcher eine verbeſſerte Leinwandbereitung einführte, könnte der wahre Wahithäter dieſer armen, bereits übervölkerten Länder werden.

Allgemein iſt die Anſicht unter dem hieſigen Volk von unermeßlichen metalliſchen Schätzen, die das Gebirge in ſeinem Schooß verſchließe; indeß verhält es ſich in der Wirklichkeit anders. Erzreiche Gruben finden ſich in Sachſen, in Ungaen, am Ural u. ſ. w. nur in den untern Bergen. Die Tatras ſind, wie die Alpen, Pyrenäen und Apenninen arm an Metallen, und obgleich man an einigen Orten Gruben eröffnet hat, ſo gab man ſie doch bald wieder auf, da ſie die Koſten der Ausbeutung nicht zahlten. Eine Ausnahme hievon ſcheinen die Gruben im Thale van Koſcielisko gemacht zu haben, wo mächtige Halden, oder Steinhaufen, die aus der Tiefe der Erde herausgehoben wurden, bezeugen, daß hier weitläufige, lang andauernde Arbeiten unternommen wurden. Die Gorallen erzählen eine Menge Einzelnheiten von dieſen Arbeiten, van den Maſchinen, van den unermeßlich langen Ketten, van den Schmelzhütten und Münzöfen, die hier zur Zeit eines alten Königs geſtanden hätten. Hier iſt wahrſcheinlich van König Siegmund I die Rede. Aus allem dieſem iſt ſo viel ſicher, daß noch im Anfang des laufenden Jahrhunderts die Herren von Ludian in der Zipſer Geſpannſchaft hier Silber und Kupfer gewannen, und das Erz nach Ungarn führten. Jetzt gräbt man nur an einigen Orten nach Eiſenerz, und verarbeitet das Eiſen in Zakopan, Koſcielisko, Poronina und Jaworyna. Nur am erſten Orte wird Eiſen in einem großen Ofen geſchmolzen, größtentheils aus tatraniſchem Erz; an anderen Orten ſchmiedet man das aus Ungarn herübergeführte Eiſen. Alles dieß ſind aber nur Anſtalten in kleinem Maaßſtabe, denn die Hütte in Zakopan liefert jährlich nur etwa 7000 Centner Roheiſen; wenige Leute ſind dadurch beſchäftigt, und die Podhalanen, welche darauf nicht eingeübt ſind, werden ſelten benützt.

(Fortſetzung folgt.)

Die Stadt Graham.

(Nach dem London Journal of Botany. Von Hooker.)

Die Stadt Graham, die zweite der Capcolonie hinſichtlich der Größe und gegenwärtig auch der Wichtigkeit, iſt eine häßliche ſchlecht gebaute Stadt. Sie liegt in einer Vertiefung von mäßig hohen, meiſt ſanft abfallenden und mit Raſen bedeckten Hügeln umgeben, die von wohlbewaldeten, maleriſchen Schluchten durchſchnitten ſind. Hier herrſcht eine ſchöne und kräftige Vegetation, die Bäume erreichen eine bedeutende Höhe und die an ihnen ſich hinaufrankenden und in Guirlanden herabfallenden Schlingpflanzen bilden einen ſchönen Anblick. Hier wächſt auch in großer Menge der ſeltſame Naſeboom (eussonia spicata) mit großen gezahnten, herrlich grünen Blättern, die am Ende der kahlen Zweige an ſtrahlenförmigen Büſchen vorſtehen. Die Akazie oder der Doornboom, eine ſehr große Aloëart, und andere Dornbüſche in bedeutender Zahl charakteriſiren die Vegetation dieſer Schluchten. Die merkwürdigſte Pflanze iſt aber eine baumartige Euphorbie, die eine Höhe von 40 bis 50 Fuß erreicht, einen dicken knorigen Stamm und einen breiten abgeplatteten Gipfel wie eine Fichte hat; Blätter trägt ſie nicht, aber die jungen Zweige ſind ſehr ſaftig, grün, voll knotiger Winkel, die wie die Arme eines Leuchters aufwärts gebogen ſind. Dieſer wunderliche Baum iſt gefüllt mit einem milchartigen, ausnehmend ſauren und brennenden Saft, der bei jedem Einſchnitt in Menge herausläuft.

Der große Fiſchfluß fließt 14 (engliſche) Meilen von der Stadt vorbei, aber ſein breites Buſchbett, das ihn auf ſeinem ganzen Lauf begleitet, nähert ſich an einigen Stellen bis auf ſechs Meilen der Stadt. Dieſes Ufergeſtade, von welchem in dem letzten Kaffernkrieg ſo viel die Rede war, trägt einen äußerſt wilden Charakter; der Boden iſt nicht eigentlich bergig, aber ein Chaos von ſteilen abfallenden Hügeln, die durch tiefe, enge Schluchten getrennt ſind. Hügel und Schluchten ſind mit Buſchwerk bedeckt, das ſo geſchloſſen, ſo undurchdringlich wie die Wälder Braſiliens, aber noch viel dichter iſt. Man kann ſich kaum einen Landſtrich denken, der ſchwerer zu paſſiren wäre. Dieſe ganze Vegetation iſt aber zugleich ſo faſtrich, daß ſelbſt in der trockenſten Jahrszeit das Feuer nichts darüber vermag, und daß man ſie nur auf den durch die wilden Thiere ausgetretenen Pfaden durchdringen kann. Die Kaffern jedoch ſchlüpfen mit einer unglaublichen Gewandtheit ſchlangenartig durch die dichteſten Gebüſche, wo kein Weißer ihnen nachkommen könnte, und ſo dient ihnen dieſer Uferſtrich vortrefflich, um ihre Einfälle und Raubzüge zu verbergen.

Vor zwanzig Jahren fanden noch die Ufer des Fiſchfluſſes von Elephanten und andern wilden Thieren gewimmelt haben, aber der hitzige Krieg, den die Coloniſten von Albany gegen dieſe Thiere um ihres Elfenbeins willen führten, der viel häufiger Durchzug von Menſchen und Vieh, die Truppenmärſche und die im letzten Krieg hier gelieferten Gefechte haben ſie verjagt — jetzt ſoll man nicht einen einzigen Elephanten mehr finden. Dagegen gibt es noch Rhinocerosſe und Büffel, aber die erſtern, die gefährlichſten Thiere dieſes Landſtrichs, ſind ausnehmend ſelten geworden. Das Flußpferd findet ſich noch an der Mündung des Fluſſes, aber die großen Antilopenheerden ſind viel ſeltener geworden, und manche Thiere ſind innerhalb der Gränzen der Colonie ganz verſchwunden.

Um Graham her, wo der Boden allenthalben von Termiten untergraben iſt, findet man wenig wilde Thiere, doch ſind Hyänen noch ziemlich zahlreich, und ein engliſcher Reiſender ſah zu ſeinem Erſtaunen einen Lämmergeyer. Das Klima dieſer Gegend gilt für geſund, iſt aber ſehr heftigen und plötzlichen Temperaturveränderungen unterworfen; übrigens iſt es trocken, es regnet ſelten und die Regenzeit iſt unbeſtimmt.

Digitized by Google

Reisebilder aus Frankreich.

Ausflug in die Provence.

(Schluß.)

Aix war die Hauptstadt der Grafschaft Provence und der gute René d'Anjou, der gern König beider Sicilien gewesen wäre, der letzte Beherrscher derselben. Er hinterließ die Grafschaft einem Neffen, der ihn um wenige Monate überlebte, worauf die Provence mit Frankreich vereinigt wurde. Nach Aix gelangt man durch einen herrlichen Baumgang, der rechts und links mit schönen Häusern besetzt ist, und wird fast versucht zu glauben, daß man auf den Boulevards von Paris sich befände. In der Stadt selbst sieht man einige Straßen, die des Eingangs würdig sind, und Spuren der alten Römer finden sich in Fülle. Sextus Calvinus, der tüchtige Proconsul, leitete warme Quellen hieher, welche von prachtvollen Bädern aufgenommen wurden; diese Wasser sind im Sommer nur lauwarm, im Winter aber sehr heiß.

Am Rathhause, von dem sich weder Gutes noch Böses sagen läßt, gewahrt man eine marmorne Bildsäule, die den Marschall von Villars vorstellt; sie ist mit geschicktem Meißel gearbeitet; doch bemerkt man mit Mißfallen daran ein wunderliches Gemisch von Antikem und Neuem hinsichtlich des Costüms.

Ein Altarbild in der Carmeliterkirche zu Aix soll von König René dem Guten gemalt seyn; noch lebt er im Munde des Volks, in Sagen und Liedern, der gute René, der liebenswürdige Idyllendichter, der gute Freund und Gönner der Provençalen. Am Ende einer duftenden Allee zu Aix erblickt man seine Bildsäule.

Auch die Kathedrale verdient besucht zu werden. Die Thüren des Haupteingangs sind mit einer Menge gut ausgeführter Sculpturen bedeckt. Insbesondere sind die Taufsteine geeignet, die Aufmerksamkeit zu fesseln. Eine leichte Kuppel deckt die Piscina und ist von sechs prächtigen Marmorsäulen getragen — ein Raub aus den Sextinischen Bädern. Hier in der Kathedrale stellen sie sich den Blicken würdevoll dar, während sie in den Ruinen der Bäder, von allen Seiten durch unbedeutende Gebäude eingeengt, kaum bemerkt werden würden.

Carpentras ist auf einer Anhöhe erbaut, etwa eine Meile von dem Berge Ventoux, einem der höchsten in Südfrankreich, dessen Gipfel mit ewigem Schnee bedeckt ist. Die Lage der Stadt erscheint angenehm, die Straßen sind breit, und man sieht viele Häuser, auf welchen das Auge mit Wohlgefallen ruht. An sehenswerthen römischen Alterthümern fehlt es auch nicht. Das außerhalb der Stadt gelegene Hospital ist ein imposantes Gebäude; die große Treppe nimmt sich prächtig aus und die Capelle ist mit kostbarem Marmor geziert; dieses Hospital ist eines der großartigsten Gebäude im ganzen Departement. Es enthält auch das marmorne Grabmal seines menschenfreundlichen Stifters, des Hrn. v. Inguimbert, Bischofs von Carpentras. Er hatte sein ganzes Leben dazu angewendet, die Noth seiner armen Pfarrkinder zu erleichtern und fromme nützliche Stiftungen ins Leben zu rufen; er war ein wahrer, ächter Bischof, beseelt von dem Geiste, der auf den Aposteln ruhte.

Von Carpentras aus kamen wir durch das Dorf Pernes, dessen niemand erwähnen würde, wenn der berühmte Flechier nicht daselbst geboren wäre. Gegen Abend erreichten wir das liebliche Städtchen Isle und ein Schild fiel uns in die Augen: Gasthof von Petrarch und Laura. Es läßt sich leicht erachten, daß wir aargungeweise hier einkehrten. Man kann, woher man auch kommen mag, auf keine Weise nach Isle gelangen, ohne herrliche Alleen von Platanen zu durchschneiden, die so alt sind, als die ältesten Häuschen, welche sie beschatten. Längs dieser Allee fließt reichlich ein helles Wasser und macht das Städtlein wirklich zur Insel, woher es auch seinen Namen empfangen hat. Große unregelmäßig hingeworfene Steine leiten dieses Wasser zu den Rädern einiger Hammerwerke und erzeugen reizende Cascaden. Das überflüssige Wasser stürzt sich geräuschvoll und schäumend zurück. Dieses Schauspiel hat etwas Entzückendes, und wir genossen des Anblicks, während man unser Abendessen zubereitete.

Und ach, welch ein Abendessen! Möchten doch alle Gastronomen des Erdkreises dem Hôtel von Petrarch und Laura zueilen: Aale, Forellen, Krebse, die man in unserer Gegenwart gefischt, stritten sich um die Ehre auf unserer Tafel zu prangen!

Der Assisenhof des Departements von Vaucluse hält seine Sitzungen in Carpentras und möchte dort gerade am rechten Orte seyn; es ist ungefähr als ob ein Arzt mitten unter seinen Kranken wohnte. Dieser Bezirk ist nämlich reich an Leuten, welche kleine Gesellschaften bilden, die entschlossen sind, auf Kosten der Gesammtheit zu leben. Ein Advocat, dessen glänzende Beredsamkeit mehr als einen Spitzbuben vom Galgen errettet hatte, reiste ohne alle Begleitung in diesem Departement, und sah sich nicht weit von Isle durch drei Straßenräuber angehalten, die ihm auf die unhöflichste Weise die Börse oder das Leben abforderten. Ein solches Dilemma ist freilich keinem Widerspruch unterworfen, gleichwohl hat man in den Gerichtshöfen nach herkömmlichem Brauch sich das Recht, zu antworten, bis auf den heutigen Tag vorbehalten, und der alten Praxis treu, versetzte der Advocat mit pathetischem Ton folgende improvisirte Rede: was denkt ihr denn, ihr Herren, ich bin es ja, den ihr anfallet, ich, St. Clair, der durch seine Mühewaltung als Vertheidiger euer ganzen Genossenschaft wohl hundert der Eurigen die wankenden Köpfe erhalten hat! Und ihr selbst, ihr Herren, wie könnt ihr ohne mich den Gefahren Trotz bieten, die euch umringen? Ich allein verleihe euch den Muth, zu rauben, wenn ihr mich aber beleidigt, wenn ich euch verlasse, so sollt ihr gewiß, ihr Undankbaren, an die königlichen Procuratoren denken!

Schon bei dem Namen St. Clair gewann alles eine andere Gestalt; die Beleidigungen, die Drohungen hörten auf, man ehrte ihn wie einen Freund und Protector. Als Beweis, wie hoch er seinen Rath achte, verlangte der Räuberhauptmann, daß er ihm einen Dan auf eine Vertheidigung unentgeltlich anstellen solle. Geschwind schrieb ihn St. Clair, denn wie könnte man einem so höflichen Spitzbuben etwas abschlagen? Man trennte sich voll Liebe und Freundschaft, und die Geschichte sagt, daß etwa zwei Monate nachher der auf der Landstraße ausgestellte Schuldschein im Gefängnisse wirklich eingelöst worden sey.

Als ich mich in der Provence befand, waren wirklich einige berüchtigte Straßenräuber eingefangen worden. Aber man ist es der Wahrheit schuldig, zu erklären, daß im allgemeinen das Arrondissement von Carpentras eines von denen in Südfrankreich ist, wo die wenigsten Verbrechen begangen werden. Ausnahmen kommen allenthalben vor.

Die Pfirsiche, Feigen und Melonen von Carpentras sind vortrefflich; es sind veredelte, von der goldenen Sonne des Südens gereifte Früchte; das Fleisch der Melonen ist blaßgrün, überaus erfrischend und erhitzten Reisenden besonders zu empfehlen. Dieses Kühlungsmittel ist jedenfalls angenehmer als die famösen Auflösungen, welche die losen Apothekergehülfen dem Hrn. v. Pourceaugnac vorschlagen!

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 235.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

22 August 1844.

Die englischen Colonien.

Neuseeland.

Seit Jahren haben einsichtsvolle Leute in England die Nothwendigkeit geprebigt, in systematischer Weise di Colonisation zu betreiben, und ein Vorschlag nach dem andern, namentlich von dem bekannten Ch. Buller, ist im Parlament gemacht worden. Die Gründe, welche man geltend machte, lassen sich kurz in folgendem zusammenfassen: wir haben eine übermaßige, zum Theil hungernde Bevölkerung zu Hause, aber Land im Ueberfluß in unsern Colonien; wenn wir jährlich eine bedeutende Anzahl Menschen nach diesen Colonien schaffen, so geben wir diesen nicht nur reichlich Brod, sondern auch unsern Manufacturen zahlreiche, wohlhabende Abnehmer, welche für uns weit sicherer sind, als diejenigen in fremden Ländern, die uns durch feindselige Tarife oder durch die Concurrenz anderer Völker mehr oder minder entrissen werden können. Dieser Gründe ungeachtet — welche für England um so triftiger sind, als eine Freihandelspolitik in England fürs erste noch als Unmöglichkeit gelten kann — ging in dem Colonialwesen nichts Entschiedenes vor sich; man kam zu keinem festen geordneten System, und die Presse so wie die Parlamentsredner verarbeiteten sich umsonst. Endlich ist aber ein Aetenstück erschienen, das, wie die Engländer sagen, die Schuld vor die rechte Thüre legt, und für das englische Colonialreich von kaum geringerer Wichtigkeit seyn dürfte, als seiner Zeit der berühmte Bericht Lord Durhams über Canada. Dieß ist der Bericht der Unterhauscommittee über das Verfahren der Neuseelandcompagnie, welcher keineswegs bloß für Neuseeland eine Bedeutung hat, sondern für das ganze Colonialreich entscheidend werden wird. Ehe wir jedoch auf diesen Bericht eingehen, müssen wir die Ursachen, welche denselben herbeigeführt haben, in kurzem erwahnen.

Die Compagnie ward im Jahre 1837 gebildet, da man sich aber mit der Regierung über das Verhältniß derselben zu den Colonisten einer- und der Regierung andererseits nicht vereinigen konnte, so geschah nichts bis zum Jahre 1839, wo die Compagnie, ohne noch ihrer rechtlichen Stellung sicher zu seyn, die erste Expedition aussandte, gerade noch zu rechter Zeit, um zu verhindern, daß nicht die Franzosen sich dieses Landes bemächtigten. Seit dieser Zeit sind durch die Bemühungen der Compagnie 10,000 brittische Ansiedler hingeschafft worden, und der Besitz ist, abgesehen von den Eingebornen, den Engländern gesichert. Das Verfahren der Regierung gegen die Compagnie ist vielleicht beispiellos, und man würde es kaum glaublich finden, wäre es nicht durch die neueste Parlamentscommittee in allen seinen Theilen bezeichnet und so sehr gebrandmarkt worden, daß die Colonial Gazette vom 3 August ohne alle Umschweife sagt: „Hätte Lord Stanley und das Colonialamt mit nur gewöhnlicher Ehrlichkeit gehandelt, die Metzelei zu Wairoa (wo 19 Engländer von den Eingebornen erschlagen wurden) hätte nicht stattgefunden, denn die unselige Feindschaft zwischen den Ansiedlern und Eingebornen hätte nicht diese Höhe erreicht. Wir wollen keine untergeordneten Werkzeuge tadeln: auf Lord Stanleys Kopf fällt das vergossene Blut; seiner gründlichen Schwachköpfigkeit, seiner hochmüthigen, absichtlichen Unwissenheit muß die Metzelei zu Wairoa zugeschrieben werden." Dieß sind starke Ausfälle, aber die Geschichte des Verhältnisses der Compagnie zur Regierung rechtfertigt sie vollkommen.

Als die Compagnie im J. 1837 sich bildete, bot ihr die Regierung — damals war Lord Glenelg Colonialminister — einen königlichen Freibrief an, wenn sie ein Capital unterzeichne, und als Handelscompagnie auftrete. Sie zögerte anfangs, da sie einen solchen Freibrief nicht für genügend hielt, willigte aber endlich ein, und jetzt erklarte die Regierung — Lord Normandy war inzwischen an die Stelle Lord Glenelgs getreten — sie habe ihre Ansicht geändert; der Freibrief wurde verweigert, und um die Compagnie an allem Weiterschreiten zu hindern, die nördliche Insel von Neuseeland als ein unabhängiger Staat anerkannt. Die Compagnie schritt dennoch zum Werk, kaufte Land von den Häuptlingen, und jetzt beeilte sich die Regierung die kaum abgelehnte Souveränetät der nördlichen Insel wieder zu erlangen, was durch einen Vertrag mit den Häupt-

tingen geschah.*) Sobald die Souveränetät erworben war, erklärte die Regierung, sie werde keinen Rechtstitel britischer Unterthanen an Ländereien, welche den Eingebornen abgekauft worden seyen, anerkennen. Dieß war eine zu schreiende Ungerechtigkeit, als daß sie sich hätte durchführen lassen; nicht nur wurden viele Ausnahmen zugelassen, sondern es fand auch eine Correspondenz zwischen der Compagnie und Lord John Russell statt, dem dritten Colonialminister, mit welchem es die Compagnie zu thun hatte: hier wurde die Uebereinkunft abgeschlossen, daß die Compagnie alle ihre Ländereien an die Regierung abtrete, dagegen von ihr so vielmal vier Acres Land erhalten solle, als sie Pfund Sterling ausgegeben habe. Diese Uebereinkunft wurde von den Behörden in der Colonie, welche sich von Anfang an auf eine eben so abgeschmackte als feindselige Weise benommen hatten,**) durch Zögerungen und raduliſtiſche Schwierigkeiten vereitelt. Der erste Schritt Lord Stanleys war, der Uebereinkunft mit Lord John Russell eine neue und gezwungene Auslegung zu geben, indem er erklärte, die Compagnie solle kein Land erhalten, außer wo sie beweise, daß sie den Eingebornen einen angemessenen Preis dafür bezahlt habe. Die Compagnie sah wohl, woher der Widerstand entsprang: die von der Regierung gegründete Colonie zu Auckland — sie selbst hatte sich auf die Cookesstraße beschränkt — ging ganz schlecht; die Compagnie erbot sich ihr aufzuhelfen, wenn man den Ansiedlungen der Compagnie Schutz und angemessene Verwaltung angedeihen lassen wolle. Dieß geschah im Mai 1843, und erst im Februar 1844 erfuhr die Compagnie, daß der neue Gouverneur Fitzroy im Junius 1843 dahin instruirt worden war, „daß man nicht annehmen dürfe, die Regierung sey verbunden, der Compagnie für ihre Auslagen so und so viel Acres Land zu sichern.“ Wenn diese Worte einen Sinn haben, so bedeuten sie nichts anders, als daß die Regierung durch ihr feierliches Versprechen nicht gebunden sey.

Dieß widersinnige und unedliche Verfahren hat keinen andern Grund, als einerseits die Abneigung der Bureaukraten im Colonialamt gegen die freie Wirksamkeit der Compagnie, andererseits den Haß der Missionäre gegen die Fortschritte der Laieneinwanderung, welche ihre herrschsüchtigen Plane zerstörte. Die Einwanderung ging trotz aller Vexationen der Regierung fort, aber das Recht des Landbesitzes wurde nicht festgestellt, die Missionäre nährten den Haß der Eingebornen gegen die Ansiedler, und so fielen die Streitigkeiten vor, deren Opfer 19 Engländer an Einem Tage wurden und welche noch nicht beigelegt sind.

(Schluß folgt.)

*) In Bezug auf die mittlere und südliche Insel auf eine noch viel summarischere Weise; der oben erwähnte Vertrag heißt der „Vertrag von Waitangi.“

**) Die Ansiedler kamen an und ließen sich auf den Ländereien nieder, welche die Compagnie von den Eingebornen gekauft hatte; sie besaßen kein Recht, auf dem Gebiet eines unabhängigen Staats — denn als ein solcher war ja Neuseeland anerkannt worden — die englische Fahne aufzupflanzen; sie pflanzten somit die neuseeländische Flagge auf, worüber der englische Resident (später Gouverneur) Hobson zornig wurde, sie als Rebellen erklärte, und Truppen gegen sie schickte. Die Colonisten, froh, eine Entschuldigung zu haben, ihre Nationalflagge aufzupflanzen, nahmen die neuseeländische ab, ehe die Truppen anlangten. Die ganze Sache wäre nur lächerlich gewesen, wenn nicht Capitän Hobson gleich von Rebellen gesprochen hätte. Er unterhandelte eben um die Abtretung der Souveränetät mit den Häuptlingen, konnte aber sich nicht gedulden, den Abschluß abzuwarten, sondern schickte Soldaten ab, um die Ansiedler deßhalb anzugreifen, daß sie nicht die britische Flagge aufgepflanzt hätten, ehe er oder sie ein Recht hatten, solches zu thun.

Die Podhalanen.

(Fortsetzung.)

Die Goralen haben indeß noch andere Mittel und Wege des Verdienstes: sie kaufen z. B. von Haus zu Haus die Eier zusammen und setzen sie nach Krakau ab, wo besondere Händler sie aufkaufen und nach Warschau verschicken; im Herbst fangen sie eine bedeutende Menge Krammetsvögel, und bringen sie bis nach Waeschau, Lemberg und Wien. Dieser Fang beginnt in der Mitte des Octobers und ist am einträglichsten im November und December. Sie fangen die Krammetsvögel in Schlingen oder in großen Netzen. In die Mitte des Netzes legen sie eine kleine Erdschichte mit einem Wachholderstrauch und binden einen gefangenen Krammetsvogel daran, der herumflattert und dadurch die andern verlockt; der Vogelsteller lauert in einer kleinen Hütte von grünen Tannenzweigen, und zieht von dieser aus das Netz zusammen. Obgleich dieser Fang sehr einfach ist, so erfordert er doch viele Geschicklichkeit, weil die Vögel sehr scheu sind. Die wenigen Arbeiten im Hause und auf den undankbaren Feldern nöthigen einen bedeutenden Theil der Bevölkerung auf Arbeit in ferne Gegenden zu gehen. So ziehen sie südwärts bis nach Pesth und kehren nach vollendeter Weinlese in ihre Heimath zurück. Aber das warme Klima bekommt ihnen nicht gut, denn sie erkranken häufig an Fiebern, und bleich, abgemagert wie Schatten kehren sie zurück, um unter ihren prächtigen Berggipfeln wieder Gesundheit zu suchen. Nordwärts gehen sie über Warschau hinaus bis Pultusk und Plock. Wenn sie aus ihren Bergen sich entfernen, so gehen sie vor dem Johannistage bis Krakau; die ganze Stadt belebt sich plötzlich, jede Abtheilung ist mit langen Sensen versehen und zieht vorwärts mit einem Kranz auf der Sense, andere singen, tanzen und treiben Muthwillen. Da sie im Heumähen eine unvergleichliche Geschicklichkeit besitzen, so bringen sie den Sommer über eine bedeutende Menge Geld zusammen. Man sollte glauben, daß sie in den fruchtbaren Ländern, die sie auf ihren weiten Wanderungen besuchen, gerne bleiben möchten; dieß geschieht aber sehr selten, sie seufzen nach ihren Berggipfeln, wie nach einer Geliebten, und sehen nur dort ihr Glück. Wenn einer — gewöhnlich durch die Verhältnisse zu den Herren gedrängt — in den Ebenen sich in Dienst begibt, so kehrt er doch nach einigen Jahren in seine Heimath zurück, denn nichts kann ihn mit den „Lachen“ aussöhnen, wo alles flach ist, wie er sagt, und es keine windumsauste Berggipfel gibt.

So sehr bedürfen diese einfachen Menschen eines edlern Genusses ihrer herrlichen Natur.

Am meisten beschäftigen sich die Podhalanen mit der Viehzucht auf ihren weiten Bergebenen, die eine vortreffliche aromatische Weide bieten. Gewöhnlich haben sie Schafe, weniger Rindvieh, Pferde und Ziegen. Am Fuße der Tatras in den Thälern weiden die Kühe, Ziegen und Schafe, manchmal aber auch Ochsen und Pferde auf den höchsten Bergen. Wie in allen Alpenländern, so interessirt auch in den Tatras das Austreiben des Rindviehes und der Schafe auf die Berge die Bevölkerung des ganzen Dorfes, und man zieht mit einer gewissen Feierlichkeit aus. Kaum beingen die, welche man nach den Bergen aussandte, die freudige Nachricht, daß das Gras schon hoch gewachsen sey, was erst Ende Mai's oder Anfang Junius eintritt, so rührt sich die ganze Bevölkerung des Dorfs; man reinigt die zur Wirthschaft in den Sennhütten (Schalaschen) nöthigen Gefäße, man miethet und dingt die Bazen und Johasen, die Erfahrenen ertheilen Rath, wie man sich bei schlechtem Wetter, gegen Wölfe u. s. w. zu verhalten habe. Und wenn alles zu der mehewöchentlichen Schalaschenwirthschaft hergerichtet ist und das Vieh auszieht, dann nehmen alle von einander Abschied und wünschen sich Glück zu diesem Aufenthalt, der die poetischste Zeit im Leben des Bergbewohners ist. Die Bewegung im Dorfe, bis alle ausgezogen sind, dauert drei Tage. Die Ochsen haben ihre eigenen Hirten; die Kühe werden von den Mädchen und den noch unerwachsenen jungen Burschen gehütet; die Johasen sind die Schaf- und Ziegenhirten. In den aus Schwarten in den Thälern aufgeführten Häuschen, Schalaschen genannt, wohnen die Hirten; Stiere und Schafe, manchmal auch die Kühe, campiren in freier Luft. Die Milchwirthschaft hat sich in den Tatras nicht so ausgebildet, wie in der Schweiz, und ist noch völlig in der Kindheit; die Schafwirthschaft hat aber eine größere Vollkommenheit erreicht. Jeder bereitet sich sein Essen selbst aus grobem Hafermehl; es besteht in einer Art Polenta, die mit Butter oder saurer Milch genossen wird. In den Schalaschen der Kuhhirten ist kein Vorgesetzter; jeder thut was ihm beliebt. Ganz anders ist es in den Schalaschen der Schafhirten: sie stehen unter der Aufsicht eines Odmanns, welcher den Namen Baza führt. Die Eigenthümer vertrauen ihm ihre Schafe an, für welche er verantwortlich ist, und ihre Anzahl, die mit der Ausdehnung der Bergweide im Verhältniß steht, beträgt gewöhnlich 2 bis 300 Stück. Der Baza ist der Gebieter der Schalasche und er weist den Johasen die Zahl der Schafe und den Ort der Weide zu. Aus der Milch bereitet er den Käse und bewahrt diesen auf. Kaum haben die Schafe sich an den Schalaschen gesammelt, so theilt man sie ab in die Hammel und Mutterschafe; die erstern gehen den ganzen Tag auf die Berge und ersteigen die unzugänglichsten Höhen; die andern kehren Mittags zurück, und werden dreimal des Tages, Morgens, Mittags und Abends gemelken. Jedesmal wird die Milch in einen mächtigen, kupfernen Kessel gegossen, der an einem eisernen Haken über dem Feuer hängt; die Milch wird gesotten und Kalbermagen hinzugethan, worauf sie sich scheidet; dann bereitet der Baza mit kräftigen Handen den Käse. Die besten Gattungen kommen von denjenigen Schafen, die auf den hohen Bergen weiden, und werden im Julius und August gemacht. In manchen Schalaschen geben sie dem Käse allerlei merkwürdige Formen, indem sie ihn in dünne Fäden ziehen, und oft kann man sich kaum überzeugen, daß eine so meisterhafte Arbeit aus Käse gefertigt ist.

Während des Aufenthalts auf den Bergen leben die Johasen von Schafmolke, in welche sie Kässtücke werfen, und diese einfache Nahrung ist der Gesundheit ausnehmend zuträglich; denn nirgends findet man unter den Bergbewohnern wohlgestaltetere Leute, als die Johasen. Diese Molken sind sehr gesund, namentlich von den Weiden auf hohen Bergen, wo die wohlriechenden Alpenkräuter wachsen. Für Bensteidenden, die aus allgemeiner Schwäche herstammen, sind sie namentlich zuträglich. Indeß ist die Zahl derjenigen, welche in den Tatras Gesundheit suchen, sehr beschränkt, wegen Mangel an allen Bequemlichkeiten und wegen der nicht geringen Schwierigkeit, sich die nothwendigsten Lebensbedürfnisse zu verschaffen.

Drei Tage, nachdem man die Schafe den Bazen und Johasen übergeben hat, kommen die Gazdas, deren Eigenthümer, nach den Schalaschen, um sich zu besprechen. In einen Kübel, der ein bestimmtes Maaß hat, melken sie selbst die Schafe, stecken einen Stab hinein, und geben diesen dann zurück, indem sie eine Kerbe hineinschneiden: im Verhältniß zur Länge dieses Maaßes müssen nun die Bazas den Gazdas wöchentlich eine gewisse Menge Käse liefern.

Die Podhalanen haben das einförmige, von der übrigen Welt abgeschnittene Hirtenleben ausnehmend lieb gewonnen, und es läßt sich nicht läugnen, daß bei schönem Wetter der Genuß der herrlichen Aussichten in der freien Natur einen unaussprechlichen Reiz hat, den die Podhalanen sehr gut auffassen. Das Herumsteeifen mit den Schafen an den steilen Abhängen und das damit verbundene sorgenlose Leben stärkt einen kräftig gebauten Körper und macht den Geist munter und unternehmend. Dieß ist gewiß die poetische Seite im Leben dieser Bergbewohner. Aber plötzlich ändert sich die Scene auf den Bergen, der Himmel umwölkt sich, es regnet unmäßig und häufig macht auch der Schnee das Hirtenleben beschwerlich und unangenehm. Oft bedeckt der Schnee im Junius, Julius und August die Weiden einige Fuß tief; dann verlassen die Hirten ihre Schalaschen und verlegen ihre bewegliche Wirthschaft ins Thal, ja sie kehren, wenn der Schnee sehr stark ist, in die Dörfer zurück. Die Schafe verlieren dann die Milch, ja sie erfrieren; Pferde kommen am meisten um. Sobald die auf den höhern Bergen weidenden Heerden das Unwetter und der Schnee ereilt, steigen Schafe und Pferde immer höher in die Berge, stehen immer größere Kälte aus, sie irren, von diesen gequält, nutzlos umher, und da sie weder Schalaschen, noch einen Menschen finden, der ihnen den Weg zeigt, so kommen sie mitten in den Sommermonaten vor Kälte um. Die Johasen gehen allerdings aus, um sie zu

suchen, aber im Nebel wird der Weg leicht verfehlt, und sie kommen um; gewöhnlich kehren sie zurück, ohne etwas ausgerichtet zu haben.

In jeder Schalasche ist der Hund unerläßlich, dieser treue Begleiter des Menschen am Pol, wie am Aequator, auf den weiten Blachfluren, wie auf den Gipfeln der Berge; gewöhnlich sind vier bis fünf Hunde zum Hüten da. Sie sind von einer eigenthümlichen, in den Ebenen unbekannten Race, die sehr den Neufundländern gleicht, nur hat sie lange zottige Haare und einen länglichten Mund. Ihre schwarzen Augen glänzen und zeugen von ihrer Kraft und ihrer Kühnheit. Am Tage gehen nur ein oder zwei Hunde mit den Schafen, Nachts aber wachen alle bei den Hürden, und schützen die Heerde gegen Wölfe und Bären, und gegen den gleich gefährlichen Feind, den Räuber. Wenn sich ein Fremder der Schalasche nähert, so fallen die Hunde ihn an und würden ihn furchtbar zerfleischen, wenn nicht die Hirten sie zurückriefen. Diese Hunde sind ihren Herren ausnehmend anhänglich, und werden auch sehr hoch geschätzt: für einen schönen, jungen Hund muß man 20 bis 60 polnische Gulden bezahlen. Man sollte sie auch zur Hut der Schafe in den Ebenen einführen, da diese ausgezeichnete Race große Vorzüge vor dem deutschen Schäferhund hat. Wie die Hirten nähren sich auch die Hunde von Molken und Milch, und wollen nichts anders.

(Fortsetzung folgt.)

Alte und neue Städte Georgiens.

Gatschiani

an den Gränzen Georgiens gegen Armenien, wurde in den dunkeln vorhistorischen Zeiten gegründet. Später fiel es auf eine Zeitlang in die Hände der Armenier, endlich aber in die der Türken, worauf die christliche Bevölkerung sich zerstreute oder vernichtet wurde. Im 16ten Jahrhundert war die Stadt schon völlig öde.

Gonareti

in Unterkurtalinien im Thal des Flusses Tar oder Gudscharet, der in den Kur fällt. Gegründet wurde sie von König Pharnadschom 200 Jahre vor Chr. Von der alten Stadt finden sich nur noch Steinhaufen und Fundamente von Gebäuden; im Anfang des 18ten Jahrhunderts war sie öde.

Goki

in Oberkurtalinien am Nordufer des Dschawachet'schen Kur, wurde in den ältesten Zeiten des georgischen Volks noch vor den Königen gegründet. Ihre Bewohner waren Meschen, Armenier und Juden. Noch im vorigen Jahrhundert war es ein kleines Städtchen.

Gonia

in den frühern Gränzen Imeretiens am westlichsten Ende, am Flusse Tscharach Batum gegenüber. Die Gründung desselben reicht in die ältesten Zeiten hinauf, die Veste, welche die Könige daneben bauten, ging im Jahre 1547 in die Hände der Türken über, die Bevölkerung ist jetzt mohammedanisch und hat von ihren Vätern nichts mehr übrig behalten als die Sprache.

Gori,

eine bedeutende Stadt, sowohl wegen ihres hohen Alters als wegen ihrer Lage in der Mitte des mairrischen Thals von Kartalinien. Die Zeit der Gründung der Stadt ist nicht genau bekannt, aber ihr hohes Alter unbestritten. Der Name kommt von dem georgischen Wort „Gori," welches Hügel bedeutet. In der That liegt auch die vor Erfindung der Feuerwaffen unzugängliche Veste der Stadt auf dem Gipfel eines hohen schroffen Hügels; die Stadt breitet sich in der Niederung am Ufer des Kur aus, der der hier sich vereinigenden zwei bedeutenden Zuflüsse, die Liachwa und Medschuda, aufnimmt. So ist die Stadt auf drei Seiten von Flüssen umgeben, und nur auf einer, der Nordseite, offen, wo sich viele, mit Kornfeldern und Weingärten bedeckte Thäler ausdehnen. Die georgischen Chroniken erwähnen Gori zum erstenmal im Anfang des 7ten Jahrhunderts. Die Veste auf dem hohen Berg diente, nach Angabe der Chronisten, dem byzantinischen Kaiser Heraclius als Vorrathskammer für Kriegsbedürfnisse zur Zeit des Kriegs mit Persien. Sie war durch eine starke Mauer geschützt, welche alle Höhen des Bergs umzog; um jedoch die Garnison mit Wasser zu versehen, stand sie durch einen unterirdischen Weg mit der Liachwa in Verbindung. Während der innern Unruhen im 16ten Jahrhundert bemächtigten sich die Türken der Stadt und Veste. König Simon nahm sie im Jahre 1599 den Türken wieder ab, da er aber nicht hoffte, sie vertheidigen zu können, so zerstörte er sie. König Rostom, der die Oberherrschaft der Perser anerkannte, lenkte die Aufmerksamkeit des Schahs hieher, der auch wirklich die zerstörten Festungswerke wieder herstellte und eine persische Besatzung hineinlegte. Unter König Wachtang VI im Jahre 1710 war hier keine persische Besatzung, deßhalb fiel die Veste wiederum in die Hände der Türken, denen es Schah Nadir mit ganz Georgien wieder entriß, die Veste zerstörte und die Stadt dem König Theimuras II übergab. Dieser suchte die herabgekommene Bevölkerung wieder zu vermehren, und legte hier einen Garten mit künstlich erbauten Brunnen an. Zum letztenmal ward die Stadt von dem vorletzten König Georgiens Heraclius II befestigt und mit Geschütz versehen; auch erneuerte er die alte Kirche. Durch Einwohnerzahl, Handel und Schönheit der Häuser nimmt Gori nach Tiflis, wovon es 87 Werste entfernt ist, den ersten Platz ein.

Gremi,

die alte Hauptstadt Kachetiens, liegt am Fuße der Berge, welche Kachetien von Dagestan trennen, an dem in die Alasan fallenden Bache Gremi. Die Gründung reicht in hohes Alterthum hinauf. Die räuberischen Bergstämme beunruhigten sie unaufhörlich durch ihre Einfälle, indeß hörte es bis zum 15ten Jahrhundert nicht auf eine Stadt zu seyn, und zwar die Hauptstadt der Könige von Kachetien. Der furchtbarste Feind Georgiens, Abbas der Große, zerstörte die Stadt von Grund aus und verjagte alle Einwohner. Seit dieser Zeit hat es sich nicht mehr aus seinen Trümmern erhoben. Von alten Denkmälern ist nur die mit einer Kuppel versehene Kirche zu den heiligen Erzengeln erhalten, wo der König von Kachetien, Leo, der im Jahre 1554 starb, begraben liegt.

Rattennoth in Navarra. Französische Blätter (Voleur vom 10 August) bringen die Nachricht, daß von den Höhen von Amezcoas herab nach den Ebenen von Navarra und Alava zahllose Rattenschaaren dringen und furchtbare Verheerungen in den Ernten anrichten.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 236.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

23 August 1844.

Scene aus Nordmerica.

Als ein Beispiel, was dort für Schauspiele aufgeführt werden, entlehnen wir aus einer in Neuyork neu erschienenen Schrift: Commerce of the Prairies. By J. Gregg, folgendes Bruchstück.

Vor einiger Zeit hatten die Comantschen einen berühmten Anführer, Namens Juan José, der sich durch seine Schlauheit und kühnen Muth im ganzen Lande berühmt machte. Er hatte zu Chihuahua eine gute Erziehung erhalten, und kam hinter alle gegen ihn gerichtete Anschläge, indem er die Briefselleisen wegnahm und die Briefe erbrach. Er fiel endlich durch Verrath und zwar auf folgende Weise. Der Gouverneur von Sonora, welcher den Räubereien der Apatschen Einhalt thun wollte, hatte eine Bekanntmachung erlassen, und demjenigen, der dieselben berauben würde, alle Beute ohne Abzug zugesprochen. Man dachte nicht anders, als daß die Indianer nach so vielfältigen glücklichen Räuberrien große Schätze besitzen müßten, und im Frühjahr 1837 machten sich zwanzig Leute, meist Fremde, mit einem Amerikaner an der Spitze auf, und erreichten binnen wenigen Tagen eine Rancheria von etwa 50 Kriegern, worunter auch Juan José mit drei andern Hauptanführern nebst ihren Familien sich befand. Als die Amerikaner heranzogen, gab ihnen Juan José zu verstehen, wenn sie fechten wollten, sollten sie ihre Leute finden, aber die Freibeuter versicherten, sie beabsichtigten bloß friedlichen Handel, und so kam bald ein freundschaftlicher Verkehr zu Stande. Der amerikanische Anführer aber, entschlossen die gefährlichen Häuptlinge aus dem Wege zu räumen, ließ ein kleines Feldstück, das man den Indianern bisher verborgen hatte, mit Kartätschen laden und in Bereitschaft halten. Hierauf wurden die Krieger in das Lager eingeladen, um ein Geschenk an Mehl in Empfang zu nehmen, welches man gerade so aufgestellt hatte, daß das Feldstück die Stelle bestrich. Während die Krieger den Inhalt des Mehlsacks theilten, wurde das Geschütz abgefeuert und eine gute Anzahl derselben blieb sogleich auf dem Platze. Die übrigen wurden dann mit Büchsen angefallen, und deren 20, darunter Juan José und die andern Anführer, ermordet. Die, welche entkamen, traten später als die Rächer der Gefallenen auf, und überfielen eine andere Abtheilung Amerikaner, die eben damals am Rio Gila auf dem Biberfang waren; die erbitterten Indianer verschonten keinen, und blieben die ganze Schaar, mit Einschluß einiger Mexicaner, 15 an der Zahl, nieder.

Die Podhalanen.

(Fortsetzung.)

Wo die Oertlichkeit günstig ist, hegen die Johasen oder die Kuhhirten einen bedeutenden flachen Strich auf einer Bergwiese ein und düngen sie reichlich; zu bewässern ist nicht nöthig, da in den Tatrathälern häufig und oft nur allzu stark Regen fällt. Wenn die Bergwiesen in voller Blüthe sind, hätte ein Botaniker nicht geringe Gelegenheit, die seltensten Alpenpflanzen zu sammeln. Im Anfang oder in der Mitte Augusts kommen die Gazdas, um das Gras zu mähen, auf die Berge, und sammeln das Heu in kleinen, zu diesem Zweck errichteten Schuppen, die zugleich auch zum Schutz für das im Walde weidende Vieh dienen; im Winter führen sie das Heu auf Schlitten hinab, denn es ist schwer und oft unmöglich, mit Wagen auf die Bergflächen hinaufzukommen.

Manchmal verwildern die Johasen; viele Monate von allen andern Menschen getrennt, erhalten sie eine gewisse Herbheit des Charakters, der sie bei dem geringsten Vorwurf, den man ihnen macht, namentlich wenn sie einen Hammel aufgezehrt haben, zu Ausschweifungen führt. Aus Furcht vor der Strafe entfernen sie sich von der Schalasche und treiben sich auf den Bergen herum, bis sie endlich zu Räubern werden. Dazu trägt die Oertlichkeit nicht wenig bei. Nicht bloß in den Tatras ist es leicht einen Versteck zu finden, sondern auch in den weiter gegen Süden gelegenen Bergen, wozu die schwache, nicht sehr rasche Verwaltung Ungarns das ihrige beiträgt. Gewöhnlich geben sich die Räuber schon durch ihr Aeußeres kund, durch einen breiten Gürtel mit zahlreichen Schnallen und glänzenden Buckeln, und durch eine Feder auf dem Hut; sie sollen bewaffnet die Schalaschen an, thun aber

gewöhnlich niemand etwas zu leide, sondern rauben nur die Käse und kochen sich am Abend einen Hammel in Milch, was der größte Leckerdissen dieser Bergbewohner ist. Gewöhnlich wenn Räuber sich zeigen, erzählen die Johasen von ihnen wundersame Nachrichten: sie übertreiben ihre Anzahl unmäßig, erheben deren Keckheit und zittern vor ihrer Grausamkeit. Wenn sich nur einer oder zwei an den Schalaschen zeigen, so erschrecken Baza und Johasen, deren gewöhnlich 6 bis 10 sind, fordern sie auf, kleine Käse anzunehmen, bewirthen sie mit Milch und Molken, und kochen einen Hammel. Diesen können freilich die beiden Leute nicht allein verzehren, und so nimmt die ganze Schalasche daran Antheil. Obgleich die Räuber ungemein gefürchtet sind, wie die Johasen gewöhnlich sagen, so sind sie doch in den Schalaschen keine unwillkommenen Gäste. Ueberhaupt ist es unter den Podhalanen herrschende Ansicht, daß das Räuberhandwerk etwas rühmliches, adeliges ist; sie sprechen und singen unaufhörlich davon und haben sogar eine eigene Art Räuberlieder. Der großartigste unter diesen Räubern, nicht bloß bei den Podhalanen, sondern bei allen ungarischen Slowaken, ist Janosik, aller Wahrscheinlichkeit nach keine erdichtete Person, auf die man aber alles, was die Einbildungskraft dieser einfachen Leute Glanzendes und Bedeutsames ersinnen konnte, zusammengehäuft hat. Janosik hauste namentlich in Liptau, in der Arvaer und Zipser Gespanschaft und unter den Podhalanen; er ging auch noch weiter bis zu den Tatras und Roznauer-Bergen und denen, welche sich über den Quellen des Gran erheben. Aber in den Tatras und den angranzenden Städtchen führte er mit seinen zwölf Gefährten die meisten Stückchen aus. Man zeigt in den Tatras noch die Stellen, wo er nach Ungarn hinüber ging, die steilen Felsen, auf denen er sein Mahl hielt, die Höhlen, in denen er wohnte. Außerordentlich stark, kühn und unternehmend, ein vortrefflicher Schütze, hatte er auch sonst mehrere Eigenschaften, die ihn vor gewöhnlichen Menschen auszeichneten: er war ein ausnehmend flüchtiger Tänzer, hochgewachsen, würdevoll in seinem Benehmen und vermied Grausamkeiten, wählte sich nur die Reichen als Opfer aus und beschenkte die Armen. Er hatte mehr als eine Geliebte und war der wahre Götze der Bergnymphen. Alle diese Eigenschaften zusammengenommen machten Janosik völlig zum Ideal im ganzen Bergland, und darum haben auch die Podhalanen alle Vollkommenheiten und alle Poesie in ihm zusammengehäuft. Traurig war indeß sein Ende, und mit Rührung erzählen dasselbe alle Bergbewohner. Er wurde in Liptau ergriffen und in Mikolasz aufgeknüpft. Der Kaiser selbst in Wien hätte ihm gern das Leben geschenkt, aber es war zu spät; er hatte versprochen, im Kriege ins Heer einzutreten, und er hätte sich auch gestellt; dafür müssen die Liptauer jährlich eine Strafe bezahlen, die einige Groschen beträgt. Zahlreiche, freilich schlechte Bildnisse, findet man im ganzen polnischen und slowakischen Bergland an den Wänden hangen, und sie stellen ihn gewöhnlich dar, wie er auf eine Art gestützt einem seiner Gefährten im Tanzen zusieht; traurige Lieder besingen und beklagen ihn noch. Manchmal lassen allerdings solche Räuber die Schalaschen in Ruhe, fallen dagegen Reisende an, plündern Häuser, begehen Gewaltthaten und Todtschläge, gewöhnlich aber beschränken sie sich auf den Raub von Käsen und Schafsfleisch, was eine häufig straflos ablaufende Ungebühr ist.

Wenn jemand die Schalaschen besucht, nehmen Baza und Johasen ihn sehr gastfrei auf. „Willkommen! willkommen! setzt euch, ruht aus!" das ist der erste Empfang dieser gutmüthigen Leute. Dann bringen sie das Beste herbei, was sie haben, süße und saure Milch, frischen und ältern Käse, sie bitten unausgesetzt nichts zu sparen, alles geschieht mit einer unglaublichen Herzlichkeit und Gastfreundschaft. Dann überschütten sie den Wanderer mit Fragen: woher kommt ihr? was hört man auf den Ebenen? wie theuer ist das Getreide? u. s. w. Sie staunen über jedes besondere Kleidungsstück, über Feuergewehre und Instrumente. Aber durch ihre bereitwillige Dienstfertigkeit und durch die Raschheit, mit der sie jeden Wunsch erfüllen, söhnen sie wieder den Reisenden mit sich aus, und wenn er erklärt, daß er bei ihnen übernachten wolle, so kennt die Freude keine Gränzen. Man verschafft ihm alle Bequemlichkeiten, man macht ihm auf der Bank eine Streu von Tannenzweigen, gibt ihm die Ueberröcke zum Zudecken, die ganze Nacht brennt das Feuer, und einer von den Johasen um den andern legt Holz zu. Ist auch das Lager nicht sehr bequem, so wird es doch durch die Gutmüthigkeit versüßt, mit der sie es geben. Ein Blick auf die von den brennenden Baumklötzen erhellten Schalaschen ist eigenthümlich in seiner Art; auf dem ganzen Boden der Schalasche ausgestreckt und die Füße gegen das Feuer gewendet liegen die Johasen, so daß man keinen Schritt thun kann, ohne an einen von den Schläfern zu stoßen.

Die großartige, prachtvolle Natur der Tatragebirge macht auf den, der sie besucht, einen unaussprechlich tiefen Eindruck; riesenhafte Gipfel, einer neben dem andern, ragen in der durchsichtigen Atmosphäre hoch über die Ebenen empor. Auf den Gipfeln und den darunter liegenden Thälern herrscht eine feierliche Stille, nichts als zerrissene Steinmeere sind zu sehen, und in ihrer Mitte hie und da eine grüne Oase, gewöhnlich in der Nähe einer schmelzenden Schneefläche; da und dort nur macht ein weißer Schmetterling an lebende Wesen, oder die pfeifende Stimme eines im Krummholz nistenden Vogels läßt sich hören. Da und dort erhebt sich ein Adler über die Gipfel, aber schnell verläßt er wieder die öden Striche, denn hier findet sich kein Raub für ihn. Auf den Gipfeln und an den Seiten, mitten im starren Klima, wachsen, von vorspringenden Felsen geschützt, Blumen von wundersamer Schönheit, die mit den schimmernbsten Farben geziert sind. Häufig bedecken niedrige, rothe Blüthen ganze Gipfel, und daher rührt wohl die Benennung der rothen Berge. Andere Blumen haben die mannichfachsten Schattirungen von Himmelblau, und gehören gewöhnlich zur Familie der Gentianen. Eine Art derselben hat sehr gesuchte Wurzeln, die in ferne Länder verführt werden. Aber diese zierlich mit Blumen geschmückten Hügel deckt oft plötzlich der in den wärmsten Monaten fallende Schnee. Es gibt keinen furchtbareren

Digitized by Google

Anblick als den in den höchsten Bergen, wo man nur Felsen und Stein und den blauen Himmel sieht. Kein Anblick ist schreckhafter und majestätischer zugleich, als der Südabhang des Krywan; die wilde, todte Natur hat sich hier in allen Extremen entfaltet, Felsenwände von 1000 bis 2000 Fuß Höhe, abschüssige Seitenwände mit dergleichen Felsblöcken übersäet, und im Thale dagegen smaragdgrüne Flächen, die Gewässer einiger Tatrasee. In diesen Strichen, wo die todte Natur ihre Herrschaft ausgebreitet hat, wird man von den Johasen und seiner Kirrdel (Heerde) mit unaussprechlichem Vergnügen begrüßt. Selbst die auf die Weide getriebenen Pferde, welche Tage lang auf den einsamen Bergen umherirren, halten an, wenn sie den Menschen erblicken, nähern sich ihm mit hoch emporgerecktem Kopfe und flatternder Mähne, begrüßen selbst den Unbekannten mit Wiehern und begleiten ihn manchmal eine weite Strecke.

Nicht bloß wunderbar gefärbte Pflanzen decken die Tatrahöhen, sondern eigenthümliche vierfüßige Thiere treiben sich auf denselben umher. Auf den höchsten europäischen Bergen, 6000 Fuß über dem Meere, lebt die Gemse (kosciol dzika, die wilde Ziege), und das Murmelthier (swistak); auch auf den Tatras fehlen diese nicht. Oft ersinnen unsere Schriftsteller, selbst die, welche über Zoologie schreiben, aus Sprachunkenntniß statt der einheimischen Namen neue für dieselben, oder nehmen gar solche aus fremden Sprachen an. Wie weit solche Unkenntniß manchmal geht, brauche ich hier nicht auszuführen. In der Erdkunde der Karpathen von Staszyc sind diese Thiere längst vollständig benannt und beschrieben. Wo immer die Berge sich zu einer bestimmten Höhe erheben, und mitten in dem strengen Klima die eigenthümlichen Alpenpflanzen wachsen, da hat auch die Gemse ihren Wohnsitz aufgeschlagen; nirgend noch haben die Reisenden, so sehr sie auch die Welt der Länge und Breite nach erforschten, je die Gemse in der Ebene getroffen. Unwillkürlich erhebt sich die Frage, weßhalb gleichmäßige physische Verhältnisse auch allenthalben gleichartige Thiere hervorgerufen haben. Es sind dieß ohne Zweifel Fragen von der höchsten Wichtigkeit. Mit unvergleichlicher Geschwindigkeit durchfliegt die Gemse alle europäischen Gebirge, die sich alpenartig hoch erheben; nur in den höchsten Felsengegenden der Tatras nistet und wohnt sie, und steigt selten herab auf die niedern Berge bis zum Krummholz; auf den höhern Bergen findet sie die Pflanzen, die sie liebt. Wenn aber der Winter mit all seiner Strenge zu herrschen beginnt, dann steigt sie herab in die Wälder, welche an die kahlen Berge stoßen. In zwei Strichen der Tatras finden sich die Gemsen, in der Gruppe der höchsten Berge zwischen den Gipfeln des Seeauges, des Swinnitza, des Krywan und der Lomnitzer Spitze und dann bei den Rochaczen, einer viel weiter als die vorhergehende gegen Westen gelegenen Gruppe. Zwischen diesen hohen Gipfeln erheben sich mitten aus dem niedern Kamm kleinere Berge von 5 — 6000 Fuß, in denen die Gemsen sich umtreiben. Indeß nimmt die Zahl derselben mit jedem Jahre ab, da die Jäger von allen Seiten hier auf sie Jagd machen. Jäger, welche die Sache beurtheilen können, sind der Ansicht, daß sich in den gesammten Tatras nur noch etwa hundert, vielleicht nicht einmal so viel Gemsen finden.

Mit der Gemse lebt das Murmelthier auf den hohen Gipfeln; die Podhalanen nennen es den Pfeifer (swistak) wegen seines eigenthümlichen Geschreies, denn die einzelnen Töne hängen so eigenthümlich zusammen, daß es große Aehnlichkeit mit dem Pfeifen hat. Ich hielt ein Tatra-Murmelthier in meinem Zimmer und überzeugte mich mehrmals davon, wenn es aber Futter verlangte, und man ihm welches gab, so theilte es die einzelnen Töne in gewissen Zeitstufen ab. Es ist ein sehr possierliches Thier, läßt sich gut zähmen, und auffallend ist, daß es, obwohl in den wildesten Gegenden zu Hause, doch Zuckerbackwerk den Kohlblättern und süße Getränke dem Wasser vorzieht. Läßt man es frei, so wird es bald wieder wild. Als ich mein Murmelthierchen einen ganzen Winter und den halben Sommer völlig gezähmt hatte, und dann in den Garten ließ, fing es sogleich an, unmäßig lange Gänge zu graben, wurde mit jedem Tage wilder, und kam nur heraus, wenn man ihm zum Fressen bot. In den Tatrabergen macht das Murmelthier sehr lange Gänge, legt diese mit Moos und Gras aus, und schläft hier, wie viele andere Thiere, seinen Winterschlaf. Gegen Ende des Sommers trägt es seine starken Vorräthe von Wurzeln und Stengeln in die Löcher, mästet sich damit, und wenn es eine ungewöhnliche Dicke erreicht hat, schläft es in dieser Winterwohnung ein, und kommt erst im Frühjahr ganz abgemagert heraus. Im warmen Zimmer schläft es nicht, nur bemerkte ich, daß es im December und Januar traurig war und wenig aß; im Februar dagegen war es ungemein lebhaft und fröhlich. Im folgenden Winter hielt ich es in der freien Luft, hier grub es sich ins Heu ein, und schlief vier Monate. Im Januar nahm ich seine Temperatur vermittelst eines sehr empfindlichen Thermometers auf, und überzeugte mich, daß an den Stellen, wo das Blut am stärksten fließt, seine Wärme + 9,40 vom hunderttheiligen Thermometer betrug, während zugleich ein anderer an freier Luft aufgehängter Thermometer auf Null stand.

Wenn das Murmelthier sich zum Winterschlaf in seine Gänge zurückzieht, graben es die Podhalanen gewöhnlich aus; sein Fett, das sie als die beste, in allen Krankheiten wirksame Arznei ansehen, schätzen sie sehr hoch. Mit der Gemse wohnt das Murmelthier an der Gränze der Bäume im ganzen Tatragebirge, und findet sich in den unteren Tatras, einem viel südlicher gelegenen, mit den eigentlichen Tatras parallelen Gürtel, nur an den höchsten Bergen Soitsko und Djumbir.

Andere erwähnenswerthe Thiere haben die Tatras nicht, Wolf und Bär kommen aus der Liptauer und Arwaer Gespannschaft nach den Wäldern unterhalb der hohen Gipfel; in den Tatras selbst hausen diese Thiere nicht, da die Wälder im Sommer zu sehr von Hirten bevölkert sind, und im Winter zu wenig Nahrung bieten.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die englischen Colonien.

Neuseeland.

(Schluß.)

Nach dieser Schilderung des Verfahrens kommen wir an den Bericht, welcher zwar jeden direct ausgesprochenen Tadel gegen die Regierung vermeidet, aber durch seinen Ton hinreichend zeigt, wem er die Schuld an allem Vorgefallenen beilegt. Die Uebersicht der Rechtsansprüche an den Boden ist der interessanteste Theil, und gewiß auf die natürlichen Verhältnisse gebaut: man will den Wilden nur ein Anrecht auf den von ihnen selbst besessenen Boden, nicht auf das wüste liegende Land einräumen, aus dem guten Grunde, weil sie selbst gewiß keinen Begriff davon haben, daß ein solches Land Werth besitze, den es auch jedenfalls erst durch den Anbau der Umgegend erhält; dagegen wird das Verfahren der Neuseeland-Compagnie gegen die Eingebornen sehr gelobt, indem letztern der zehnte Theil alles Landes, und zwar mitten unter den Ansiedlern, aufbewahrt werden sollte, damit sie nie bloß zur dienenden Classe herabsinken möchten. Die Vorsorge für die Eingebornen bildet überhaupt einen der hervorstechendsten Züge des Berichts und macht den humanen Gesinnungen der Berichterstatter, sowie der ihnen mit gutem Beispiel vorangegangenen Neuseelandcompagnie alle Ehre; alles soll angewendet werden, um die innern Kriege zu vermeiden, um die Wilden allmählich an ein civilisirtes Leben zu gewöhnen, und damit dieß um so leichter sey, will man ihnen mehrere Vorrechte einräumen: fürs erste sollen sie keine Steuer von ihrem Boden zahlen, man soll sie im Civildienst, namentlich bei der Polizei anstellen, wo sie immer taugen mögen, man will eine Truppe von Neuseeländern errichten, die bloß unter englischen Officieren stehen soll, ohne jedoch die Häuptlinge ganz von den Befehlshaberstellen auszuschließen. Die Bildungsfähigkeit, welche dieser Stamm gezeigt hat, läßt glauben, daß sie, auf solche Weise unterstützt, allmählich an den Wohlthaten der Civilisation Theil nehmen werden, ohne ganz in dem eingedrungenen fremden Stamm aufzugehen. Gelingt dieß den Neuseeländern nicht, bei der ungemeinen Lebenskraft, welche der Stamm zeigt, so möchte man beinahe allen Stämmen dieses Welttheils das Urtheil der Vernichtung sprechen.

Zu bedauern ist, daß durch das unkluge Verfahren der Regierung hinsichtlich der Landkaufe ein feindseliger Geist zwischen den Eingebornen und Ansiedlern emporgewachsen ist, und wahrscheinlich noch manche bittere Früchte tragen wird. Der große Fehler lag darin, daß man aus Feindseligkeit gegen die Neuseeland-Compagnie den Eingebornen ein allgemeines Souveränetätsrecht über alles Land zusprach. Diese „legale Fiction" konnte keine anderen Folgen haben, als den Eingebornen die Ansicht einzuflößen, daß sie allerhand wundersame Rechte erhalten hätten, von denen sie früher nichts gewußt, und dieß geht jetzt so weit, daß sie z. B. in Betracht eines Landstücks, welches unter Aufsicht des amtlichen Beschützers der Eingebornen nach allen in den Augen eines Europäers billigen und genügenden Formen Rechtens angekauft worden war, und zwar für Rechnung der Regierung selbst, die Rechtlichkeit des Kaufes durchaus läugnen und neue Forderungen stellen. Schlägt man diese ab, so ist großes Mißvergnügen und vielleicht gewaffneter Widerstand zu fürchten, gewährt man sie aber, so ladet man der Colonie eine Last auf, die sich immer neu erzeugend am Ende die Colonie erdrücken müßte, ohne den Eingebornen einen wesentlichen, dauernden Vortheil zu gewähren; denn bereits hat es sich gezeigt, daß die Landverkäufe, welche ihnen auf einmal einen unbekannten Reichthum für etwas, auf das sie bisher keinen Werth gelegt, in den Schooß warfen, nur ihre Fortschritte auf der Bahn der Civilisation gehemmt und sie träge und ausschweifend gemacht haben. Es ist gekommen, wie es häufig in solchen Fällen geht; man hat ihnen anfangs zu viel nachgesehen, sie zu sehr nach europäischen Rechtsbegriffen behandelt, und jetzt findet es sich, daß sie diese Rechtsbegriffe nur mißbrauchen, und daß man sich endlich doch, nachdem man ihre Habsucht angereizt, entschließen muß, sie mit Ernst und Nachdruck zu behandeln, bei aller Milde, die man gegen sie zu üben geneigt ist.

Wenn dieser Bericht das künftige Verhalten in Bezug auf die Ureinwohner festzustellen scheint, so hat man dabei wohl die Inseln des stillen Oceans im Auge, von denen eine nach der andern die Aufmerksamkeit der Engländer auf sich ziehen wird. Die Berichterstatter haben die Auswanderung nach neuen Inseln, sofern sie ohne Vorwissen und ohne Leitung der Regierung geschieht, entschieden getadelt, zugleich aber auch anerkannt, daß dieser Strom der Auswanderung nicht wohl zu dämmen sey. Zahlreiche Beispiele aus neuerer Zeit beweisen dieß, und ohne kräftiges Einschreiten der Regierung wird sich eine sehr unregelmäßige Auswanderung über Polynesien ergießen, wird unter den Eingebornen Kriege veranlassen, die Regierung dadurch in Ungelegenheiten mit fremden Mächten verwickeln u. s. w. Der Aufenthalt von etwa 200 Engländern und Amerikanern auf Otaheiti, wo sie den Aufstand gegen die Franzosen leiten sollen, gibt davon Zeugniß, und man wird in den nächsten Jahren wohl viel von diesen Dingen hören. Darum machen wir auf diese Seite des Berichts, die wohl kaum unabsichtlich hingeworfen wurde, vorerst nur aufmerksam, ohne uns näher darauf einzulassen.

Zum Schluß ist noch die Bestimmung über den Landverkauf herauszuheben, welcher Gegenstand in Canada und in Neusüdwales, so wie an mehreren anderen Orten zu so mannichfachen Ungelegenheiten geführt hat. Der Bericht schneidet alle Landspeculationen, sofern sie nicht auf wirklichen Anbau berechnet sind, völlig ab, indem er eine gleichmäßige, wiewohl sehr niedrige Taxe, auf alle Ländereien, angebaute und unangebaute, legt. Dadurch werden alle Speculationen, große Landstrecken anzukaufen, um sie später, wenn in der Umgegend der Anbau fortgeschritten ist, wieder einzeln zu hohen Preisen abzulassen, möglichst abgeschnitten, und eine natürlichere Ausbreitung der Colonisation begünstigt. Aehnliches wird auch noch in Neusüdwales und anderen Orten geschehen müssen, um weiteren Nachtheilen einer ungemessenen Speculationswuth vorzubeugen, und in dieser Beziehung wird der Bericht der Committee über Neuseeland als Wegweiser dienen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 237.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

24 August 1844.

Notizen aus dem Oregongebiet.

(Nach Duflot de Mofras: Exploration du territoire de l'Oregon, de la Californie, et de la Mer Vermeille.)

1. Der Oregon- oder Columbiafluß

ist der bedeutendste dieses Gebiets, dem er seinen Namen gegeben hat. Woher der Name Oregon kommt, ist durchaus unbekannt, denn das Wort hat keine europäische Wurzel, und man findet es in keiner indianischen Sprache. Die Stämme der Flachköpfe, welche an seinen Ufern wohnen, nennen ihn Jakatl Wimakl, den großen Strom. Der Name Columbia wurde ihm von dem amerikanischen Capitän Gray gegeben, der ein Schiff dieses Namens befehligte und im Jahre 1792 in den Strom einlief. Die Spanier, die man als die ersten Entdecker dieses Flusses vom Meere her betrachten muß, nannten ihn im Jahre 1775 Rio de San Roque; vom Lande her kannten die Canadier seit den ersten Jahren des 18ten Jahrhunderts, zur Zeit als der Marquis von Beauharnais Gouverneur von Neufrankreich war, den Fluß vollkommen, und nannten ihn den großen Strom des Westens. Der Oregon entspringt in zwei großen Armen in den Felsengebirgen und fällt nach einem Laufe von etwa 300 Lieues ins stille Meer zwischen dem Landvorsprung Adams und dem Cap Desappointment; er nimmt mehrere kleine Flüsse, namentlich den Kaulis und Wallamet auf. An ihren Ufern erheben sich Niederlassungen von französischen Canadiern, Engländern und Amerikanern, welche diesen bewundernswürdig fruchtbaren Boden anbauen.

Schiffe von 400 Tonnen können den Strom bis auf vierzig Lieues von seiner Mündung hinauffahren; seine Breite wechselt zwischen 6 bis 800 Metres, und seine Ufer sind fast auf der ganzen Strecke seines Laufs mit riesenhaften Fichten geschmückt; aber die fast unübersteigliche Schwierigkeit bei der Einfahrt in den Strom und die zahlreichen, dadurch veranlaßten Unfälle werden nie eine sonderliche Entwicklung der Schifffahrt zulassen. Vor der Mündung zieht sich in Halbmondform und auf einer Ausdehnung von 8 bis 9 Seemeilen eine ungeheure Brandungslinie herum. Im Augenblick der Ebbe, namentlich zur Zeit der Schneeschmelze, reißt die Strömung des Flusses, welche eine Schnelligkeit von mehr als zwei Lieues in der Stunde erhält, Bruchstücke der überschwemmten Ländereien, ungeheure Bäume und einzelne Holzstücke mit sich fort; wenn nun der Seewind das Wasser gegen die Mündung treibt, erzeugt ihr Zusammenstoß ungeheure Wellen von mehr als 60 Fuß Höhe, und für den, der im Innern des Flusses, umgeben von einer üppigen Vegetation, vor Anker liegt, bietet die Barre ein furchtbar prächtiges, poetisches Bild dar, mit dem Getöse der Wellen, das man auf mehrere Stunden weit hört, und den Schaaren von Seeraben und Albatrossen, welche sich über den schäumenden Wellengipfeln wiegen. Diese Barre besteht aus beweglichem Sand, und das Fahrwasser ändert sich fast jedes Jahr. Darum hat auch die Hudsonsbai-Compagnie trotz der Geschicklichkeit ihrer Seeleute auf dieser gefährlichen Einfahrt schon mehrere Schiffe verloren der William unter andern mit 30 Personen an Bord ging im Jahre 1828 mit Mann und Maus zu Grunde, und während des Sommers 1841 erlitt hier die amerikanische Corvette Peacock Schiffbruch. Im Januar 1842 blieb ich 19 tödlich lange Tage mitten unter wüthenden Stürmen eine Meile vom Ufer vor Anker liegen, da wir wegen der Gewalt der Strömung nicht hinauffahren, und wegen der heftigen Winde nicht hinaus konnten. Was diesen Strom mit Recht zum Gegenstand des Schreckens für den Seefahrer macht, ist der Umstand, daß man bei schlechtem Wetter mehr als 200 Lieues nördlich oder südlich fahren muß, um Sicherheit entweder im Hafen von San Francisco in Californien oder in der Puget-Bai in der Juan de Fuca-Straße zu finden. Weder der Canal zwischen England und Frankreich, noch die Meerenge von Gibraltar, noch der mexicanische Golf bieten so heftige Strömungen, einen so furchtbaren Wellenschlag, so rasche Windwechsel und eine so ausgedehnte Barre dar, wie der furchtbare Eingang in den Columbiastrom. Nur Dampfschiffe können ihn sicher passiren, und auch diese nur während einiger Monate in der schönen Jahreszeit.

Im Sommer kommen zahlreiche Indianerflottillen 300 bis 400 Lieues weit herbei, um Tauschhandel zu treiben und

Digitized by Google

Salmen zu fischen, an denen dieser Strom und seine Zuflüsse überreich sind. Die Kähne, in welchen diese Indianer ihre weiten Reisen machen, sind einfache, mit Feuer ausgehöhlte Fichtenstämme, haben kaum zwei Fuß Tiefe, vier Fuß Breite und 25 bis 30 Fuß Länge. Uebrigens sind sie mit großer Sorgfalt gebaut, mit verschiedenfarbigen Muscheln ausgelegt, und innen wie außen mit breiten, rothen und blauen Streifen bemalt. Ueber dem Vordertheil ist der Kopf eines symbolischen Thiers, das sie verehren, und welches gewöhnlich einen Biber, einen Adler oder Prairiewolf vorstellt. Die Indianer führen auf diesen gewagten Fahrten ihre Familien mit sich. Weiber und Kinder handhaben, niedergekauert auf dem Boden, das Ruder mit außerordentlicher Geschicklichkeit, und es ist wirklich unglaublich, wie so schwache Fahrzeuge diese ungeheuren Entfernungen zurücklegen und die Barre passiren können bei einer See, wo europäische Schaluppen unfehlbar scheitern würden.

Sind die Schiffe einmal im Fluß, so fahren sie 5 Lieues weit hinauf und legen einige Klafter vom linken Ufer an in der Nähe einer Flaggenstange, auf der die brittischen Farben flattern.

Die Podhalanen.

(Fortsetzung.)

Von allen Bergen der Welt unterscheiden sich die Tatras durch die große Anzahl von Seen auf bedeutenden Höhen. Das Ansammeln der Gewässer steht im engsten Zusammenhang mit der Art der Felsen. Es gibt keine Seen in der Mitte von Sandsteinen und Kalkfelsen, alle tieferen Seen liegen zwischen krystallinischen, namentlich Granitfelsen. Zu den ausgezeichnetsten gehört der Fischsee oder das Meerauge; der erstere Name kommt von der großen Menge Forellen, die in seinem durchsichtigen Wasser leben. Es ist dieß aller Wahrscheinlichkeit nach eine neue, den Tatras eigenthümliche, von den bisher beschriebenen verschiedene Art. Der andere Name Meerauge verbindet sich mit einer Menge poetischer, im ganzen polnischen und slawakischen Gebirge weit und breit herrschender Ansichten. Sie behaupten, die auf hohen Bergen liegenden Seen seyen unergründlich, ständen mit dem Meere in Verbindung, und verursachten noch heutigentags, sobald diese unerschöpflichen Gewässer überströmten, häufige Ueberschwemmungen in den Gebirgen. Es erhält sich auch das Vorurtheil, daß es Zauberer gebe, die das Wasser beschwören, und welche das Austreten der Flüsse veranlassen könnten. Ein solcher Zauberfürst war für die Podhalanen der berühmte schwedische Botaniker Wahlenberg, welcher eine musterhafte Flora der Tatras schrieb. Als er im Jahre 1813 die Tatras besuchte, traf er beim Eintritt in ein zweites Dorf unter dem Volk eine starke Aufregung und manche laute Drohungen. Seit einiger Zeit herrschten hier in diesem außerordentlich regnerischen Jahre starke Ueberschwemmungen. Die Hirten sahen, daß Wahlenberg etwas Silbernes in die Quellen setzte; es war sein Thermometer, um deren Temperatur zu messen, und sie schlossen sogleich, daß er als ein Zauberer durch sein Werkzeug die Quellen im Meerauge zum Ueberströmen bringe. Deßhalb wollten sie ihn auch, mit Hauen, Dreschflegeln und Aexten ausgerüstet, ermorden, und er wäre ohne Zweifel als Opfer des Aberglaubens gefallen, wenn ihn nicht eine alte Frau, welche Mitleid mit ihm hatte, im Schweinstall versteckt hätte. Selbst der protestantische Pfarrer des Dorfes theilte die Vorurtheile des Pöbels, und versagte dem gelehrten Schweden Schutz und Obdach. Der Name Meerauge gehört nicht einem einzigen See besonders an, sondern ist vielen hochgelegenen Seen gemeinschaftlich; denn sie nennen so einen See in Liptau, am Ende des Thals von Raczkow, unterhalb des mächtigen Berges dieses Namens; ferner einen kleinen Teich auf dem niedern Gürtel, der sich zwischen Eperies und Tokaj hinzieht und am südlichen Ende den Namen Hegyallya führt. Der Fischsee oder das polnische Meerauge, aus dem die reißende Bialka fließt, nimmt gerade eine Viertelquadratmeile ein, auf drei Seiten umschließen ihn einige tausend Fuß hohe Felsgipfel, und auf der vierten öffnet sich das tiefe Thal der Bialka. Sein durchsichtiges Wasser ist von schöner, smaragdgrüner Farbe, und seine ausgedehnte Oberfläche, welche nach Maaßgabe einer helleren oder düsterern Beleuchtung himmelblau oder grün ist, erinnert lebhaft an die Oberfläche des adriatischen Meeres, welcher Umstand wohl hauptsächlich die Vergleichung der Tatraseen mit dem Meere veranlaßt hat. Das Meerauge ist bedeutend tief; die größte Tiefe nach meinen Messungen ist auf der Südostseite an dem steilen sogenannten Mönchsfelsen, und beträgt 151 Pariser Fuß.

Ueber diese Seen gehen bei den Podhalanen eine Menge Sagen, die ausnehmend poetisch ausgeschmückt sind. Das Meerauge soll ihrer Ansicht nach nicht zu ergründen seyn und mit dem adriatischen Meer in Verbindung stehen. Ein gewisser Herr schiffte auf dem Meere und scheiterte bei einem heftigen Sturm, sein Leben rettete er zwar, aber er verlor alle seine Kostbarkeiten. Lange suchte er in Trauer versenkt längs dem Meeresufer seine mit kostbaren Steinen angefüllte Schatulle, aber vergebens. Dann wanderte er durch die weite Welt und besuchte auch die Tatras so wie das in allen Karpathenlanden berühmte Meerauge. Als er auf einem Nachen über dieses geheimnißvolle Wasser hinschiffte, erblickte er auf einmal jene Schatulle und Stücke eines Mastbaums. Die Johasen zogen sie heraus, sie war verschlossen und unverletzt, wie bei dem Scheitern des Schiffs, und enthielt noch alle Kostbarkeiten. Es braucht keine Bemerkung, daß dieß eine reine Fabel ist, denn das Wasser des Tatrasees ist eben so gut zu trinken, als das der zahlreichen benachbarten Quellen, es hat nicht eine Spur von Salz, und der See liegt 4200 Fuß über der Meeresfläche.

Die Johasen erzählen oft von Fischen ungeheurer Größe, die bei Stürmen aus der Mitte der Seetiefe herauf sich zeigen; es sind ohne Zweifel die großen, in der Tiefe des Meerauges wohnenden Fische. Der See ist weit und breit berühmt durch seine malerischen Ansichten und die zahlreichen, an denselben sich knüpfenden Sagen, wodurch er auch jährlich viele

Wanderer anlockt. Wenn man aus dem Dorfe Bukowina im Thale des Biaikaflusses hinaufgeht, trifft man jeden Augenblick auf die schönsten Aussichten. Die von Fels zu Fels herabstürzenden Wasser, welche in weißen Schaum sich auflösen, haben dem Fluß den Namen Biaika (von bialy, weiß) verschafft. Auf dem schlechten, oft einem Steindamm ähnlichen Wege muß man mühselig zum Meerauge hinansteigen. Auf einmal erblickt man den großen, bald grünen, bald himmelblauen See wie einen Spiegel vor sich liegen. Dieß Bild ist außerordentlich mannichfaltig und prachtvoll, feierlich und trübselig zugleich, und hat etwas unaussprechlich Reizendes; in ätherischer Ferne starren die zahlreichen Gipfel empor; hier erhebt sich ein unermeßlicher, einige Tausend Fuß hoher Fels, von leichten Wolken umkränzt und an den Seiten mit Schnee, der sich selbst in den wärmsten Sommermonaten hält, wie mit weißen Gürteln geschmückt. Ueber dem See mitten unter Rothtannen und Krummholz steht eine Schalasche, zum Unterkommen der Wanderer hieher gebaut. Vergebens aber sucht man darin einen Menschen, und man kann sie unmöglich für eines der Einkehrhäuser nehmen, wie man sie häufig in der Schweiz trifft. Diese Schalasche schützt den Reisenden bloß gegen Stürme und Regen, und wer sich aufmacht, um das Meerauge zu besuchen, muß sich mit Lebensmitteln versehen, denn hier findet man nichts als reine Luft und vortreffliches Quellwasser.

Auf der Ostseite des Meerauges, etwa 500 Fuß höher, mitten in der wildesten Felsengegend liegt ein anderer viel kleinerer See, der schwarze Teich (Czarnystaw) genannt. Einige haben ihn auch Meerauge genannt, ohne zu wissen, was dieser Name eigentlich bedeutet. Minder malerisch sind die nicht fern von dem Meerauge gelegenen unter dem Namen der fünf Teiche bekannten Seen in einer Höhe von 6121 Fuß über dem Meere. Die einschließenden Berge sind nicht sehr hoch, sehen vielmehr aus, wie kleine Hügel, aber ein gänzlicher Mangel an allem Lebenden gibt diesem See einen sehr finstern Charakter; hier scheint alles Leben gänzlich erloschen, nicht ein grünes Gras erfreut das Auge, kein Thier unterbricht die Grabesstille, nur todte, graue Steine, wie aus der Zertrümmerung eines Berggipfels entstanden, umgeben das grüne Wasser der fünf Seen.

Groß ist die Anzahl der Seen auf den Tatras, aber sie alle aufzuzählen ist hier nicht der Ort.

(Fortsetzung folgt.)

Aieila, die Ramuſi.

(Eine Erzählung aus Indien. Asiatic Journal. Juliut.)

Es war an einem Abend in der Regenzeit. Von den höchsten Gipfeln der großen westlichen Ghats hatten die schweren Wolken sich allmählich weggezogen und eine wunderbare Klarheit und Durchsichtigkeit der Luft zurückgelassen. Die prächtigen Umrisse der hohen Berge traten keck heraus, nur über den Thälern hingen noch die schweren Nebel, und Waldbäche, durch die Regen angeschwellt, stürzten sich gewaltsam von Fels zu Fels herab, jetzt erglänzend im Widerscheine des vom Sturmgewölk gerötheten Morgenhimmels, jetzt verloren in dem dichten Buschwerk, das die Abhänge der Berge bedeckt. Der ganzen Scene war jener großartige Charakter aufgedrückt, vor dem die armselige Menschenkraft in Nichts zurücksinkt, und selbst die Bergvesten, sonst so furchtbaren Ansehens, erschienen ärmlich und schwach, wenn der ferne Donner in den Bergen hallte, und der Widerschein des Lichts die höchsten Spitzen und die tiefsten Schluchten dieser ewigen Berge erhellte. Wer die Zeichen des Himmels in dieser Jahreszeit und in diesem Lande kannte, der wagte, so prachtvoll auch das Schauspiel war, sich gewiß nicht hinaus aus der sichern Wohnung, denn der glänzende Himmel konnte jeden Augenblick wieder mit übereinander stürzenden Wolken bedeckt seyn, der Blitz um jeden Felsengipfel zucken und die in Strömen herabgießenden Regen Felsen, Baum und Hütte mit sich fortreißen in die Tiefe. Der Bauer des Dekkan blieb deßhalb weislich in liegender Stellung innerhalb seiner Hütte, der Reisende harrte aus im Darrem soloh des Dorfes und selbst der Räuber in den Bergen übte eher seine Pfeile gegen den Aar, der über die Mauern seines Raubschlosses hinschoß, als daß er sich in solcher Stunde hinausgewagt hätte.

Aber Ein Mann, geboren und erzogen auf diesen großen Bergen, war kühn genug, selbst der Natur in ihrem drohenden Anblick zu trotzen; die Fürsten des Landes fürchtete er nicht, und eben so keck, wie er ihnen in ihrem schlimmsten Zorn entgegengetreten wäre, stand er jetzt auch auf seinem Felsengipfel, seine schlanke Gestalt trat hervor in dem klaren Hintergrund und sinnend schien er jeder Bewegung der Natur in ihrer Sturmgewalt zu folgen. Dieser Mann war Krishnadschi, der Ramuſi, Bruder Umiahs, des zweiten Anführers der Ramaſi-Schaar, vor dem jeder kleine Fürst im Dekkan erbebte, der dem Peischwa Trotz bot und den die europäische Macht unablässig verfolgt. Er war kühn und unermüdlich, doch mehr als Krieger, denn als Räuber, und obwohl sein Name des Schreckens voll war, so neigte er sich doch mehr zur Milde hin, da der Verrath und die Hinterlist, welche in spätern Jahren das Benehmen seiner Feinde bezeichnete, seinen Charakter noch nicht verhärtet hatte; das Schicksal hatte ihn zum Bergräuber gemacht, so sehr er auch zu etwas Besserem geboren gewesen wäre. Die Laune des Geschicks machte ihn, wie so manchen andern, zu ihrem Spielball, und er, der den Adel seines Landes auf das Schlachtfeld hätte führen und durch kühne tapfere Thaten sich den Beifall der Fürsten und Helden hätte erwerben können, er war der Anführer einer zügel- und gesetzlosen Räuberschaar.

Als er so da stand und die Vesten überblickte, über welche seine Ahnen so lange geherrscht, und die zahlreichen Dörfer, über deren Bewohner der Ramuſi eine unumschränkte Gewalt ausübte, da schwoll das Herz des kühnen Räubers hoch in seinem Busen, und seine Lippen lächelten verächtlich bei dem Gedanken, wie eitel alle Versuche der Dekkan-Fürsten waren, ihn in ihre Schlingen zu locken. Jetzt fiel der Nebel der Nacht rasch um ihn her nieder, er hob seinen Schild und sein Luntengewehr vom Boden auf und stieg den schmalen gewundenen Fußpfad hinab, der über den Purandar-Berg nach dem kleinen Tempel des Gottes Kedary führt, der von den Ramuſis besonders verehrt wird und der Schutzheilige der Veste war. Die Landschaft rund umher war wild und öde, der Tempel selbst klein, von roher Bauart, und von dichten Dschungeln umgeben, in denen man das Heulen der Schakals und das ferne Brüllen der Raubthiere vernehmen konnte, welche die Annäherung der Nacht aus ihren Schlupfwinkeln hervorrief. In dem Tempel warf eine einzige Lampe ihr ungenügendes Licht auf das Bild

Digitized by Google

des Gottes, um deſſen häßliche Geſtalt Lunten-ſtinken, Turbane, Säbel und Pfeile als Opfer der Ramuſis aufgehängt waren, und der Häuptling hab, als er vorüber ging, die Hand zum Gruße; kaum war dieß geſchehen, als ein Mädchen aus dem Innern des Tempels hervorſprang, ſeinen Arm faßte und eilig ausrief: Kriſtnadſchi, warum biſt du ſo lange, von Sonnenuntergang bis jetzt, auf der Spitze dort ſtehen geblieben, während ich dich hier unter dem Schutze des Tempels erwartete, um dir eine traurige, ſchreckenvolle Geſchichte zu erzählen. „Aleila," rief der Häuptling, „weßhalb biſt du hier, wie konnteſt du allein den Bergpfad betreten, und dich den Gefahren ausſetzen, die mehr für einen bewaffneten Krieger, als für ein Mädchen paſſen? Was deine traurige, ſchreckenvolle Geſchichte betrifft, ſo muß eine Ramuſi-Tochter ſich nicht ſchrecken laſſen durch die Raubzüge ihres Volks. Ein Pfeil ward an deine Wiege gepflanzt, mein ſüßes Kind, und du mußt nicht bleich werden und ſchaudern, wenn er von dem Bogen eines Bruders unſerer Bande ſchwirrt."

Das Mädchen trat plötzlich zurück. „War nicht Aleila von ihrer früheſten Kindheit an die Geliebte des Ramuſi-Häuptlings, und kennt er ihr Herz ſo wenig, daß er ſie der Furcht beſchuldigen kann? Habe ich nicht die Brüder der Bande zum Raubzug bewaffnet geſehen, und ſah ich nicht die Opfer der Macht des Peiſchwa blutend zurücktragen nach ihrer Bergheimath unter dem Jammer und den Thränen ihrer hülfloſen Kinder? Iſt Aleila's Wange bleich geworden bei dem Anblick? Kriſtnadſchi, mein Herz iſt muthig, wie das deinige, oder ich wäre deiner Liebe nicht werth; hätte ich hier in der dunkeln Stille dieſes einſamen Tempels gewartet, wenn ich das Gebrüll der wilden Thiere nicht weniger gefürchtet hätte als deine Abweſenheit. Aber höre mich, Kriſtnadſchi. Der Goſain Tſchitra hat durch ſeinen Einfluß das Leben meines Bruders Raguh gerettet, den der Peiſchwa wegen Plünderung des Dorfes Sakurdy zum Tode verurtheilt hatte; zum Dank hat mein Vater dem Prieſter alles angeboten, was er verlangen würde, und dieſer verlangte — die Hand Aleila's." Der Häuptling trat zurück, ſein Auge flammte und ſeine Augenbrauen wurden finſter, wie die Gewitterwolken über ihm; das Mädchen hielt inne. „Dein Vater hat Recht," rief der Häuptling endlich aus; „wir wollen Städte und Dörfer plündern; wir wollen das Eigenthum von Sakurdy zurückgeben und er mag ſein Gelübde löſen." Aber das Mädchen faßte nochmals ſeinen Arm, ihre Augen ſtarrten wild, und in heißen, abgeſtoßenen Tönen flüſterte ſie: „Nein, Kriſtnadſchi, mein Vater nahm ſeinen Turban ab, band ein Tuch an deſſen Stelle um und ſchwur bei dem Altar Kedary's, daß er ihn nicht wieder aufſetzen würde, bis ich, ſein Kind, Goſains Tſchitra's Braut geworden ſey."

Kriſtnadſchi, nicht minder aufgeregt, als ſie ſelbſt, ſchlang ſeinen Arm um das Mädchen und beteat mit raſchen Schritten den Tempel des Gottes. Er ſtellte ſich vor das Götzenbild, zog ſeinen Dolch aus dem Gürtel, warf ihn auf den Boden und rief: „Kedary, höre mein Gelöbniß! Gold und Silber, Juwelen und reiche Stoffe habe ich als Preis des Erfolgs gegen meine Feinde vor dich hingelegt; wenn du aber deinem Diener Goſain erlaubſt, dieß Mädchen zu heurathen, ſo will ich deinen Altar berauben und deinen Tempel in Stand verwandeln; der, welcher dieß ſchwört, hat noch nie gewankt." Dann ſchlang er das Mädchen in ſeine Arme und rief leidenſchaftlich: „Aleila, ich will dich nicht verlieren, Liebe zu dir iſt erwacht mit meiner Kindheit, iſt erwachſen mit mir, und hat ſich mit jedem Gedanken ſpäterer Jahre verſchlungen. Ich bin Häuptling meines Volks, aber ohne deine Liebe wäre ich lieber der Niedrigſte der verworfenen Kaſte; Reichthum, Ehre und Ruhm ſind mir nichts ohne dich, und Kriſtnadſchi's Wille iſt ſtärker als deines Vaters Gelübde. Kehre mit mir zurück, meine Liebe, und Goſain wird, ehe viele Tage vorüber ſind, ſelbſt ſeinen Ausſpruch zurücknehmen und deines Vaters Gelübde auflöſen."

„Sey ruhig, Geliebte; erinnere dich, daß des Peiſchwa's einziger Zweck iſt, dich gefangen zu nehmen und die Macht unſeres Volks zu brechen; der Goſain könnte dich verrathen, und würde es gewiß thun, wenn ihm unſere Liebe bekannt wäre." — „Ich fürchte ihn wenig," ſagte der Häuptling nachläſſig. „Drei lange Jahre hat der Peiſchwa meinen Bruder Umlah und mich ſelbſt verfolgt. Sie haben meinen Pfad erforſcht ſelbſt bis ins Dorf, wo ich wohne, aber ich bin ſtark durch meine Freunde, meine Verſteck und meine Verkappungen, und ſtets kehren die Truppen geſchlagen und entmuthigt zurück, während Kriſtnadſchi ſeine Pfeife in Ruhe raucht und den Staub ihrer fliehenden Roſſe betrachtet." Der Häuptling hielt inne, denn ein Ton wie das Annähern vieler Menſchen ſchlug an ſein Ohr; Aleila ſprang nach der Thüre und ſah auf einmal des Peiſchwa Soldaten auf ſich zueilen. Sie eilte zurück, um Kriſtnadſchi zu warnen. Dieſer raffte ſeinen Dolch auf und barg ſich ſchnell hinter dem Götzenbild. Mit einem wilden Triumphgeſchrei ſtürzten die Truppen ihres Opfers ſicher in den Tempel, aber ihr Staunen war unbeſchreiblich, als ſie ſtatt des ſtolzen geächteten Häuptlings nur die zierliche Geſtalt eines Mädchens ſahen, das die einſame Lampe, die vor dem Bild prangte, mit Oel nährte. Wüthend ſuchten die Soldaten jede Ecke aus, ſie ſprangen auf die Schultern des Götzenbildes, ſie ſchlugen auf den meſſing Stein mit ihren Kolben und riſſen die geſtickten Teppiche von dem Altar; dann eilten ſie wieder fort, den verſchlungenen Pfad hinauf, der nach dem Gipfel führte. Abermals allein ſchlug Aleila ihre beiden Hände vor die Stirne, beugte ſich tief vor dem Götzenbild, blickte einen Augenblick unverwandt den abziehenden Soldaten nach und ſchlich ſich dann hinter den Altar. Auf einem Steinblock hinter dem Bild, den nur ein mit der Strike genau Bekannter von den andern unterſcheiden konnte, las ſie das einzige Wort: o kail (er floh), nur flüchtig wie mit der Dolchſpitze hingezeichnet. So beruhigt brach Aleila in einen Strom erleichternder Thränen aus, und eilte ſchnell über den Fußpfad nach der Veſte. (Fortſetzung folgt.)

Anwendung der Elektricität bei der Fabrication des Gußeiſens. Die Aufmerkſamkeit der Hammerbeſitzer in England wurde kürzlich auf eine ſehr wichtige Verbeſſerung ihres Gewerbes gerichtet. Die Anwendung der Elektricität ſoll mehrere koſtſpielige Proceſſe entbehrlich machen und in den Hochöfen von Wallis und Derbyſhire mit großem Erfolg angewendet worden ſeyn. Der hohe Preis des Brennmaterials und der Arbeit, die zur Reinigung der Erze von Schwefel, Phosphor und ähnlichen Beſtandtheilen nöthig ſind, erhöhen den Marktpreis des Eiſens, und da dieſe Stoffe ſämmtlich von negativer Elektricität ſind, ſo iſt man auf das neue Verfahren verfallen, wonach der unreine Metallſtrom, wie er aus dem Glühofen kommt, im Augenblick der Conſolidation einer mächtigen voltaiſchen Batterie ausgeſetzt wird, welche die unreinen Beſtandtheile ſo loslöſet, daß ſie beim Puddeln leicht ausgezogen werden. Dr. Ure ſoll mit derartigem Eiſen die Probe gemacht haben, daß es ſich ungemein leicht in Stahl umwandeln laſſe. (Times vom 12 Auguſt.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 238.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

25 August 1844.

Etwas über die Religion der Chinesen.

(Nach dem Schreiben eines katholischen Missionärs, Hrn. Jos. Rizzolati, apostol. Vicars in Hukwang. Revue de l'Orient. Julius.)

Die Religion dieses Reichs ist ein eben so grober Götzendienst als der der alten Welt. Ihre Götter sind fast unzählig; die einen sind durchaus fabelhaft, die andern und zwar in ziemlich großer Anzahl haben wirklich in den ersten Zeiten der Monarchie gelebt; dieß sind die Erfinder der Künste, die Meister der alten Weisheit, die gesetzgebenden oder erobernden Könige; es sind berühmte Männer und Frauen, die sich durch ihre Tugenden oder ihre Laster, durch Ausschweifungen oder Grausamkeiten zur Ehre der Apotheose emporgeschwungen haben. Die Namen aller dieser Götter mit einer Uebersicht ihrer merkwürdigsten Abenteuer würden dicke Bände füllen, denn diese wunderbare Chronik hat keinen andern Grund und keine andern Regeln als die delirirende Einbildungskraft einer Menge von Bonzen, Charlatans und Zauberern, welche der Unwissenheit des Pöbels spotten und seine Leichtgläubigkeit ausbeuten. Ich will unter diesen Gottheiten die gewöhnlichsten aufzählen: Pan-kü, welcher Ordnung in das Chaos brachte, indem er den Himmel von der Erde schied; Schen-Nam, welcher die Todten richtet und die Wanderung der Seelen leitet; Schen-Wam, den Herrn der Hölle; Tien-Ken, den Herrn des Himmels; Luai-Xen, den Gott des Donners und Blitzes; Lao-Schuin, den obersten Schiedsrichter der Schlachten; Kum-fu-tsu, den König der Weisheit; Lö-Zai-Xen, den Ordner des Handels und der Vertheiler des Reichthums; Men-Schiun, den Hüter des häuslichen Herdes; Schan-Hüan, den Schutzgeist der Städte, endlich Ma-wam den Freund der Hirten und den Beschützer der Heerden.

Außer diesen allgemeinen Göttern hat jede Familie, jedes Handwerk, jeder Stand seine eigenthümlichen Götzen, die in einer engern Sphäre einen bestimmten Einfluß ausüben und speciellen Interessen und Bedürfnissen entsprechen. Z. B. zur Zeit der Trockenheit wendet man sich an den Gott der Gewässer, daß er die Wolken eröffne; wenn aber der Regen nach mehrtägigen Anrufungen und Bitten nicht kommt, nachdem man viel Weihrauch und heiliges Papier verbrannt hat, so geht man von der Anbetung zum Hohne über: „Du Dieb, gewähre uns um was wir bitten oder gib uns zurück, was wir dir angeboten haben. Deine Eitelkeit findet Gefallen an unsern Huldigungen und darum läßt du dich bitten. Aber siehe, die Bittenden haben jetzt den Stock in der Hand. Laß regnen, oder . . ." Und dann peitschen sie ihn wie ein eigensinniges Kind.

Was die Hausgötter betrifft, so ist die Sache noch merkwürdiger. Wenn die Geschäfte schlecht gehen oder ein Unglück die Familie trifft, so ist der Götze schuld daran, und der Proceß ist ihm bald gemacht: man nimmt ihn von seinem Piedestal herunter, man erklärt ihn aller Ehren verlustig, man verweist ihn in irgend einen Tempel, wo die unthätigen, trägen Götter aufbewahrt werden, oder man kündigt ihm den Gehorsam etwa in folgender Weise auf: „So viele Jahre schon beten wir dich an; wir haben vor deinem Altar so und so viele Pfund Weihrauch verbrannt, wir haben uns jeden Tag so und so oft vor dir niedergeworfen, wir haben ungeheure Summen ausgegeben, um dir zu gefallen, und doch hat uns die Anbetung deiner Gottheit noch nicht eine Sapeke eingebracht. Wisse also, daß wir nichts mehr von dir erwarten, und daß wir jetzt auf deine Gunstbezeugungen verzichten; wir suchen uns jetzt einen freigebigern Gott. Um aber als gute Freunde zu scheiden, erzeigen wir dir die letzte Ehre." Bei diesen Worten wirft sich die ganze Familie mit dem Kopf zur Erde nieder, und so endet das Lebewohl.

Trotz ihrer Vielgötterei rufen die Chinesen doch in großen Gefahren: „Lao-Tien-Schei" (o großer Herr, hilf uns!) oder auch: „O alter Himmel! hilf uns!" ein Ausdruck, welchen wir unsern Christen verbieten, weil er doppelsinnig ist, der aber nichtsdestoweniger beweist, daß die Idee eines einzigen höchsten Wesens auch in das Herz dieser Heiden eingegraben ist.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Die Podhalanen.

(Fortsetzung.)

Vom Fuße der Tatras, wo ein Dorf am andern liegt, bis zu dem Anfange der kahlen Berge ziehen sich in dreifem Gürtel, sowohl auf der Nord- als auf der Südseite, dunkelgrüne Wälder hin. Diese Wälder sind in den unteren Theilen sehr üppig, höher hinauf aber weit minder schön, von immer kränkelnderem Ansehen gehen sie in der Nähe der nackten Berge, allmählich in elende, krüppelhafte Bäume über, deren Zweige sich nach allen Seiten hinwenden, und zum Theil mit Nadeln überzogen sind. Neben diesen Baumzwergen stehen hie und da verdorrte Bäume, und es ist ein sehr beachtenswerther Umstand, daß diese ohne Vergleich größer, als die jetzt wachsenden sind. Kann man aus ihrer Größe den Schluß ziehen, daß einst in den Tatras ein milderes Klima herrschte? Der größte Theil der Bäume in den Wäldern auf der polnischen Abdachung besteht aus Tannen, welche oft ungemein glatt sind; es scheint, daß die leichten Lüfte der Tatras dem Wachsthum der Menschen und Bäume förderlich sind. Die Lieder und Gespräche der Podhalanen zeugen von ihrer Liebe zu diesen Bäumen. Und in der That wird man auch selten irgendwo in der Welt schöner gewachsene Tannen finden, als auf dem Wege, welcher von der großen Schmelzhütte Zakopan nach Koscielisko eröffnet ist. Fichten sucht man in den Tatras umsonst; sie finden sich erst tiefer unten in dem Thale, näher bei Nowytarg. Sehr selten trifft man mitten unter den Roth- und gewöhnlichen Tannen einzelne Ahornbäume; wo ich solche sah, waren es immer alte, abwärts geneigte und auf der einen Seite mit Moos überwachsene Bäume. Ohne Vergleich häufiger findet man Buchen in Gesellschaft der Tannen; sie haben in einigen Gegenden sogar die Nadelhölzer verdrängt. Diese Striche haben ein weit lebendigeres Ansehen, z. B. das Stronczynische Thal, welches nach dem Berge Giewant führt. Eine etwas andere Physiognomie haben die Wälder auf dem südlichen oder slowakischen Abhang. Im allgemeinen herrschen auf der westlichen Seite Laubwälder vor. Alle Wälder bei Cieplica Luczka bis nach Przydylina hin sind Buchenwälder. Im östlichen Theile wiegen Tannen, namentlich Rothtannen vor. In der Mitte zieht sich ein etwa fünfhundert Fuß breiter Gürtel von Lärchenbäumen hin.

An der Baumgränze und manchmal mitten im Krummholz wächst der Zirbelbaum, der Fichte ähnlich, mit mächtigen, fanftgroßen Zapfen, die große Kerne haben, welche an Geschmack der Haselnuß gleichen. Dieser Baum hat an jeder Nadelscheide vier oder fünf Nadeln, während die Fichte durchaus nur zwei hat. Auf beiden Abhängen der Tatras über der Baumgränze, also in einer Höhe von 4200 Fuß über dem Meere, fängt die Zwergfichte (Kozodrzewina) an, welche nie zum Baum emporwächst, sondern nur in krummen Aesten sich ausbreitet. Oft bedeckt sie ungeheure Flächen, die, von weitem betrachtet, wie hohes ungleiches Gras aussehen. Hie und da sind die Stauden 10 bis 12 Fuß hoch, und haben ein ausgezeichnet biegsames und pechreiches Holz. Aller Wahrscheinlichkeit nach hat der Baum seinen polnischen Namen „Ziegenholz" von den Gemsen oder wilden Ziegen bekommen, die sich darin aufhalten.

Wie alle geographischen und natürlichen Verhältnisse des von den Podhalanen bewohnten Landes von dem Hügelland und den Ebenen Polens verschieden sind, so hat auch der Charakter der Bewohner etwas besonderes, und es haben sich eigenthümliche Sitten und Gewohnheiten gebildet, wodurch sie sich von den übrigen Bewohnern Polens unterscheiden; auch ihre Sprache hat viele unbekannte Worte und Wendungen. Von der Natur mit einem kräftig gebauten Körper und einem scharfen Verstande ausgerüstet, haben sie in dem undankbarsten Boden sich durch Strebsamkeit und Arbeit so viele Hülfsmittel geschaffen, daß sie ein ohne Vergleich angenehmeres Leben führen, als die Bewohner der fruchtbarsten polnischen Landstriche, und zudem haben sie die Fassungskraft von Leuten erworben, die höhere geistige Bedürfnisse haben. Die Sicherheit ihres Grundbesitzes, die Abscheidung ihres Ländchens durch hohe, steile Berge von den Nachbarländern, die Unfruchtbarkeit des Bodens, das strenge Klima, ihre geistigen Fähigkeiten, alle diese Umstände zusammengenommen, haben auf die eigenthümliche Gestaltung ihres Lebens eingewirkt, und die natürlichen Verhältnisse haben Beschäftigungen erzeugt, die mit denen der Bewohner des Flachlandes nichts gemein haben. Ueberdieß hat sich unter den Podhalanen die Ueberzeugung ausgebildet, daß sie den Bewohnern der Ebene, welche mitten in den fruchtbarsten Ländereien Mangel und Noth erdulden, an Geist überlegen sind. Woher kommt ihre Geringschätzung der Lachen, welche ihrerseits wieder die Bergbewohner hassen, und sie wegen ihrer Aermlichkeit und ihrer magern Aecker verspotten? Die Könige von Polen haben seit den ältesten Zeiten die Berglande, damals unermeßliche Wälder, zugleich mit den Thälern und den kahlen Bergen freien ansässigen Leuten oder Colonisten (Soltysen) übergeben, unter der Bedingung, bestimmte Abgaben zu zahlen oder jährlich einige Tage auf dem königlichen Schlosse in Krakau zu arbeiten. Die Soltysen bewahren noch in ihren Familienarchiven die Schenkungen der Könige aus der Familie der Piasten, woraus man sehen kann, daß eine und dieselbe Familie 500 Jahre lang den Grund ihrer Väter bearbeitete, und ihre Schafe auf dieselben Berge trieb. Jede Familie wählt unter sich ihr Familienhaupt oder Aeltesten, zugleich auch einen wohlhabenden, ordentlichen Grundeigenthümer (Gazda) und legt bei ihm ihre Documente nieder. Die Pflicht dieses Gazda ist es, die Familienrechte gegen Beeinträchtigung zu wahren. In einem dieser Familienarchive, bei den Kalaten, sah ich in Schaflary, einem in geringer Entfernung von Nowytarg liegenden Dorfe Schenkungen von Kasimir dem Großen, und die Bestätigungsschreiben oder Leistungsveränderungen von den nachfolgenden Königen.

Das häusliche Leben der Podhalanen ist nicht ohne Reiz, und allenthalben schlagen ihre Charakterzüge vor. Ein hartes Klima, ungeheure Lawinen nöthigen sie oft lange Zeit in ihren dumpfen niedern Wohnungen zu bleiben; sich selbst und

ihrem Sinnen überlassen, haben sie etwas Schwermüthiges und eine melancholische Milde in ihrem Charakter angenommen; auf der andern Seite gewinnt oft eine außerordentliche Phantasie das Uebergewicht. Diese Gemüthsverfassung hat einen bedeutenden Einfluß auf die Gestaltung ihrer religiösen Gefühle. Der Gottesdienst in den Kirchen geht mit ungewöhnlicher Feierlichkeit vor sich. Eine wahre Zerknirschung malt sich auf diesen ernsten, langen Gesichtern, und tief eingeprägte religiöse und moralische Grundsätze geleiten sie in allen Lebensverhältnissen. Dem Priester bezeigen sie hohe Achtung; unter allen Umständen umgibt ihn eine unwandelbare Verehrung. Wenn in den Winterabenden eine Gesellschaft sich am häuslichen Herde sammelt, wenn die Wirthschaftsneuigkeiten durchgesprochen, einige Scherze gewechselt sind, dann lassen sie der Phantasie ihren Lauf. Gewöhnlich haben sie es stark mit den Teufeln zu thun, und was sie erzählen ist nicht in entfernten Zeiten oder entlegenen Orten vorgegangen, sondern dem Großvater oder Vater hat auf diesem Berg oder in jenem Walde der Teufel einen Streich gespielt, oder er hat ihn entdeckt, als er etwas in Gemeinschaft mit ihnen thun wollte und ist entflohen. Ferner interessirt sie auch ungemein das Aufsuchen verborgener Schätze in den Felsen, wo Räuber sie einst niederlegten. Als ich einmal die Tatrafelsen untersuchte, fragten mich die auf die Berge fahrenden Gazdas neugierig, was ich suche. Alle behaupteten dann, daß dieser oder jener Gipfel unglaublich viel Gutes (d. h. edle Metalle) berge, daß aber Gott es niemand verleihe. Sie finden natürlich an einigen Stellen Adern, welche etwas Gold enthalten, aber der Gewinn derselben kostet mehr, als es werth ist. Zudem hat die Phantasie es über alle Maaßen vervielfältigt. In den höchst mühselig zu ersteigenden Gipfeln hinter dem Froschsee, welcher oberhalb dem Meerauge oder Fischsee liegt, erheben sich goldene Mönche — so nennt man die steilen Felsen; wo man sie anrührt, da liegt Gold. Aber es ist sehr schwer zu diesem Ort zu gelangen. Ich weiß nicht mehr wie viele Vaterunser man sprechen muß, ohne hinter sich zu blicken, ehe man zu jenem Goldland gelangt, und wenn man glücklich alle Hindernisse besiegt und das Ziel erreicht hat, muß man in der Wahl des Schatzes sich beschränken, sonst verwandeln die Ducaten sich in Steine. Die armen Goldgruben in den Tatras und die zahlreichen Nachrichten wurden von minder kundigen Leuten auf die reichen Minen von Olkusz bezogen. Wahrscheinlich knüpft sich an jeden Berg und jeden Fels irgend eine Sage von großen Schätzen, zu denen niemand gelangen kann.

(Schluß folgt.)

Alte und neue Städte Georgiens.

Dahadeka

in dem Bezirksteriet Atschar bei den Lasen. Die Zeit der Gründung versetzen die Chroniken ins hohe Alterthum. Ihre Bewohner waren Kaufleute, welche mit den Anwohnern und den angränzenden Ländern Handel trieben. Jetzt ist es ein Dorf im Besitz der Türken, und die Kirchen sind in Moscheen umgewandelt, da die Türken hier, wie im ganzen westlichen Georgien, das Christenthum verachtet haben.

Dmanisi oder Dhanisi.

Dieser Name kommt von dem Wort dabo, welches im Georgischen ein Dorf bedeutet, da die Stadt noch Wachuschts Angabe von einer Menge Dörfer umgeben war. Die Stadt liegt in Unterkartalinien, am Moschawer, einem Zufluß der Kßa, 80 Werste westlich von Tiflis. Die Zeit der Gründung ist unbekannt, und man weiß nur, daß es vor dem 9ten Jahrhundert eine große Stadt war und im Jahre 851 von dem saracenischen Heerführer Buga verheert wurde, wobei alle Einwohner ohne Unterschied von Alter und Geschlecht niedergemetzelt wurden. Die geringe Bevölkerung, welche sich wieder sammelte, fiel im Anfang des 16ten Jahrhunderts unter das Joch der Türken. König Simon besuchte den Ort, aber schon als elendes Städtchen, im Jahre 1581 wieder unter georgische Herrschaft. Schon im 5ten Jahrhundert war hier ein Bischof mit dem Titel „von Dmanisi und Taschir," und die Bischöfe residirten hier trotz der unglücklichen Zeiten bis zum Ende des 18ten Jahrhunderts. Kirchen und andere Gebäude boten schon im Anfang des vorigen Jahrhunderts nur noch weite Ruinen dar. Nach Wachuschts Beschreibung war hier eine Heilquelle, die namentlich gegen den Stein Linderung verschaffte.

Scheleti

in dem nördlichen bergigen Theil von Kachetien nahe an dem Fluß Jori, der in den Alasan fällt. Die Gründung der Stadt wird dem Sohn von Kachlos, Kachos, zugeschrieben, von welchem Kachetien den Namen hat; sie fällt wie andern Orten in die ältesten Zeiten des Landes, und die Umgegend ist deßhalb auch reich an alten Ruinen. Wachtang Gorgasion baute hier eine Kirche und setzte einen Bischof ein, dessen Benennung „von Gezo-Tiaeti und Chewsurien" beweist, daß es sich um die Bekehrung der wilden Stämme des Gebirgs handelte.

Schiwani,

in Kachetien an der Vereinigung der schwarzen und weißen Aragwa, acht Werste südlich von Ananur. Sie wurde im hohen Alterthum erbaut und im 7ten Jahrhundert von Murwan Abul Kasim zerstört. Von den Trümmern der alten Stadt hat sich noch die halbzerstörte Veste und eine Kirche erhalten, ferner eine Brücke über die Aragwa zur Verbindung mit dem Bergland von Kachetien, so wie mit der ganzen Provinz Gezo-Tiaeti.

Karagatsch

oder Kisik in Kachetien am Alasan. Diese Stadt besteht seit dem 16ten Jahrhundert und wurde von Belan-Chan gegründet, der im Namen der persischen Könige von 1677 bis 1683 Kachetien verwaltete. Da er ans Furcht nicht im Innern dieser Provinz leben wollte, so verließ er Telow, die eigentliche Residenz der kachetischen Könige, und erbaute sich einen Palast in Karagotsch, von wo aus er das ihm untergebene Land furchtbar mißhandelte. Der König von Kartolinien, Georg XII (1677 bis 1689), suchte ihn durch abgesandte Mörder aus dem Wege zu räumen, aber er wurde nicht getödtet, sondern nur in die Schultee verwundet, und rief nun die Lesghier aus den Bergen herbei, mit deren Hülfe er das unglückliche Kachetien gänzlich verwüstete. Die Klagen der Kachetinee gelangten bis zum Schah, und veranlaßten endlich den Fall des Tyrannen, aber nicht der Tyrannei, die noch lange von Karagotsch aus auf ganz Kachetien lastete. Jetzt liegt die Stadt in Trümmern.

Digitized by Google

Kaspi

in Mittelkartalinien, 67 Werste nördlich von Tiflis an der Einmündung der Lechuea in den Kur. Die Gründung der Stadt reicht in das höchste Alterthum des georgischen Volks hinauf. Die Ossetinen zerstörten sie im Jahre 140, und als sie wieder aus ihren Trümmern erstanden war, wurde sie von Murwan Abul Kasim in der Mitte des 7ten Jahrhunderts gänzlich verwüstet.

Kabuleti

am Ufer des schwarzen Meeres an der Mündung des gleichnamigen Flusses, der zwischen dem Rion und Tschneoch fließt. Die Stadt wurde schon im Alterthum gegründet und von mehreren georgischen Königen befestigt. Jetzt ist sie in den Händen der Türken. Es finden sich daselbst eine Menge Denkmäler des Christenthums, das von den Türken im Anfang des 19ten Jahrhunderts vollends gänzlich vernichtet wurde.

Aicila, die Ramuki.

(Fortsetzung.)

Es war ein liebliches Dorf, mitten in einem reich bewaldeten, wohlangebauten Thal des Dekkan. Die untergehende Sonne goß ihr glänzendes Licht über die mit Sculpturen bedeckten Tempel und die glatten, seeartigen Gewässer neben denselben, während da und dort Mädchen von nicht gewöhnlicher Schönheit ihre wohlgefüllten Gefäße von den Brunnen wegtrugen, oder sich niederbeugend ihre glänzenden Haare in den schönen Gewässern des Teichs badeten. Es war augenscheinlich ein Brahminendorf, denn an keinem andern Ort sah man je so viele heilige Bäume, wandernde Kühe, reich gekleidete Frauen und schöne Tempel; heute war die Zahl der Fahnen verdoppelt, die Blumenkränze erneuert, die Priester in neuem Anzug, denn eine Hochzeit sollte diese Nacht gefeiert werden zwischen dem mächtigen Liebling des Peischwa, Gosain Tschitru, und der schönen Aicila, der Ramuki-Tochter. Einige behaupteten, ihr Bruder Ragah habe Zwang angewendet gegen die widerstrebende Braut, andere aber meinten, seit Kristnadschi, der Ramuki, gefangen genommen worden bei dem Versuch aus dem Purandarberg zu entkommen, habe der Vater Aicila's mehr Werth auf das schützende Bündniß mit dem Brahminen zu setzen geschienen. Wie dem auch seyn mag, der Dschossi oder Darfastenmann hatte erklärt, dieser Tag, der dritte des Monats Dschetsch, sey günstig und die Hymenäen sollte demgemäß nach Sonnenuntergang gefeiert werden.

Vor dem Hause Wittandschi's, des Vaters Aicila's, war eine Verandah von schönem Bambusflechtwerk errichtet, das man mit frischen Zweigen von Mango- und Dschumbulbäumen, deren Blätterwerk vielleicht das glänzendste in ganz Indien ist, und mit Rosensträußen bedeckt hatte, welche durch Sträge von weißem Mogri zierlich zusammengeknüpft waren. Vor der Verandah standen, jeder durch ein kleines Gestell gehalten, vier Supari-Nußbäume, welche von den Brahmanen geweiht waren und jetzt die vier großen Ramuki-Gottheiten vorstellen sollten; auch waren zehn Töpfergeschirre aufgestellt, mit zahlreichen Blumen überworfen, geziert mit Strichen, die man, am Glück zu bringen, mit Turmerik gefärbt, nebst reifen Dschwoei-Aehren und Blüthen von Mangozweigen. Während alle diese Vorbereitungen außerhalb von Priestern und Freunden gemacht wurden, stand Aicila, die sich aus dem Harem gestohlen, an der kleinen Quelle in ihres Vaters Garten, reich gekleidet mit goldenen Zierrathen und in glänzenden Seidengewändern, ihrem Hochzeitkleide, mit fieberisch gerötheter Wange und unachtsam auf alles, was um sie her vorging. Tausend Bilder gingen vor ihrem innern Auge vorüber. So muthig sie war, so war sie doch jetzt an einem Augenblick angelangt, der ihr zu mächtig war. Sie hatte daran gedacht die Erfüllung der Ceremonie zu verweigern, aber was vermochte sie, ein schwaches, hülfloses Mädchen gegen den ausgesprochenen Willen von Fürsten und Priestern, von einem Vater und einem ganzen Stamm? Sie hatte an Flucht gedacht, aber ihr Geliebter war in das Gefängniß des Peischwa geworfen worden und konnte ihr keinen Schutz bieten; sie glaubte zum mindesten sterben zu können, aber ach! der Tod ist für die Jugend immer schrecklich, so junge Liebe auf dem Lebenspfad scheint, und obgleich ihr Licht jetzt so schrecklich verdunkelt war, so wagte Aicila doch nicht, voreilig eine Welt zu verlassen, in der ihr Geliebter noch athmete und litt. Vielleicht, dachte sie, kann ich ihn noch retten, und bei diesem Gedanken schien ihr der Tod sogar noch schrecklicher als Gosain Tschitru selbst. Ach! Zweifel und Nachlässigkeit, ängstliche Gedanken und streitende Leidenschaften scheinen das menschliche Herz zerreißen zu müssen, aber diese Fluth der Gefühle selbst benimmt dem Geiste die Urtheilskraft und Entschlußfähigkeit, daß auch der Stärkste, wie die neue Aicila, unfähig wird zu handeln.

Aber die Zeit verfloß; der Bräutigam, in rothe Seide gekleidet, mit dem Mandoly oder Blumenkranz auf der Stirne und auf einem reich geschirrten Roß, dem Geschenk des Peischwa, war mit seinen Brüdern und Freunden nach dem Tempel Hunimans gezogen, wo reiche Geschenke von Turbanen und gestickten Pantoffeln ihm angeboten wurden, und von wo er, begleitet von Musikern und Fahnenträgern, langsam nach dem Brauthause zog.

Aicila hatte den Ton der Musik gehört, und mit einer wilden Gebärde, als begreife sie jetzt erst deren Bedeutung, hatte sie ihre Hände an die glühenden Schläfe gedrückt und sprang nach dem Hause zu, aber ihre Mutter befand sich bereits an dem Thorweg mit einer Lampe von Weizenmehlteig, die in einem Messinggefäß mit geweihten Oels schwamm. Hastig ergriff sie Aicila an der Hand und eilte nach der Schwelle, wo bereits der Gosain stand, in jeder Hand einen Dolch und eine Kokosnuß; ihr Bruder Ragah, als des Bräutigams theuerster Freund, stand an seiner Seite und hielt nach der Sitte des Volks einen gezogenen Säbel über seinem Haupt. Aicila sah nichts von dem allem, ihre Augen waren auf den Boden geheftet und ihre Hände über dem Busen gefaltet. Die Menge staunte über ihre Schönheit, der Gosain nähert sich seiner Braut, die Priester winden farbige Schnüre um sie, bis endlich Trommeln wirbeln, Gewehre abgefeuert werden und die Trauung vollzogen ist bis auf das Anlegen der Armspangen (Kankan) und der Ausschmückung mit dem Hochzeitschmuck (Mangalik); aber die Berührung des Gosain bringt das unglückliche Opfer zum Bewußtseyn, sie weicht zurück vor seiner rothbraun Hand und springt mit einem lauten herzzerreißenden Schrei zur Seite. Diesem Schrei folgt der Schlachtruf vieler Menschen, eine Schaar bewaffneter Ramukis bricht in den Kreis, Priester und Frauen fliehen zerstört auseinander, als sie das zornsprühende Auge Umiahs erblicken, der rachedürstend hereinbricht. Aber ach! der Bote Kristnadschi's war zu spät gekommen, um die arme Aicila zu retten, denn obwohl Blut floß und herbe Fehde an diesem Tage zwischen Stämmen entbrannte, die sonst gemeinschaftliche Sache gemacht hatten, Aicila war immer noch des Brahminen Braut.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 239.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

26 August 1844.

Die Podhalanen.

(Schluß.)

Um eine Vorstellung von den Erzählungen der Podhalanen zu geben, will ich einige hier anführen, und dabei so viel wie möglich ihre eigenthümliche Ausdrucksweise beibehalten.

Ein großer Wald bedeckte völlig den jetzt nackten Berg Raniſchborg bei Schaflary. Oben auf dem Gipfel ſtand eine ungeheure Tanne, welche vor allen andern von der Sonne beſchienen wurde. Auf jenem Berge hielten ſich Räuber auf, und als dieſe nach Ungarn gelockt wurden und dort hingerichtet werden ſollten, machte einer von ihnen Ausſagen, als ob niemand von der polniſchen Seite zugegen wäre. Gerade aber befand ſich ein Podhalane bei der Arbeit, und erfuhr ſomit, daß an dieſer Tanne ein Gürtel mit Ducaten liege und unterhalb derſelben ein Keſſel mit Geld. Als er nach Hauſe zurückkehrte, fand er dieß wirklich, wie der Räuber geſagt hatte, und daher ſchreibt ſich das Vermögen der Familie Relin.

Unter der Polana Kacprowa ſpringt eine unermeßlich reiche Quelle hervor, die durch unterirdiſche Canäle mit dem Hundsteich in Verbindung ſtehen ſoll. Dieſer hat ſeinen Namen daher, daß ein Hund nicht hinter den Schafen darein gehen wollte, weßhalb ihn die Hirten in der Quelle erſäuften. Als dieß geſchah, ging gerade der Großvater meines Führers, von welchem ich dieſe Erzählung habe, mit einem Zauberer aus, um das Gold in dieſer Quelle zu ſuchen, da das Waſſer ausgefloſſen war; gleich beim Eintritt fanden ſie einen großen Hammer 20 Pfund ſchwer, womit die Zauberer das Gold in Stücke ſchlugen, aber gerade ſammelte ſich das Waſſer wieder, und man mußte eiligſt flüchten ohne etwas ausgerichtet zu haben.

Im Thale der Skoruszyna iſt ein Felſen, der ſchwarze Thurm genannt, mit einer Oeffnung, in welcher zwölf Räuber ihre vollſtändige Kleidung zurückgelaſſen haben; auch iſt hier ein Schweinstrog voll Geld, aber alles iſt hier verzaubert und verflucht, und ſelbſt die Leute, welche ſahen, wie die Räuber an einer Strickleiter in die Kluft hinabſtiegen, können ſie nicht mehr finden. Daſſelbe erzählt man von einer andern Höhle im Thale von Koſcielisko mit einigen Veränderungen. Stets ſtiegen Räuber in dieſelbe hinab, ſie hatten dort alle möglichen Geräthſchaften, und wohnten zur Winterszeit darin; es ſind auch bis jetzt noch vollſtändige Anzüge für zwölf Menſchen und unermeßliche Schätze daſelbſt, welche derjenige heben kann, der die Höhle findet; aber den Kleidern darf niemand ſich nähern, denn in der Mitte liegt ein geladenes Gewehr, welches losgeht, wenn man ſich denſelben nähert. Das Thal von Koſcielisko iſt das ſchönſte in den Tatras, und durch die Poeſie wunderbar ausgeſchmückt. An jedem Felſen haftet irgend eine Sage. Gleich am Eingang desſelben bei einem Kalkofen traf ein Bauer zwei Räuber, von denen jeder einen halben Centner Geld trug, und die zu ihm ſprachen: „Gott hat dich beglückt, — hiemit gaben ſie ihm das Geld — du machſt dich ſelbſt glücklich und erlöſeſt uns!“ Der Bauer aber fürchtete ſich den Schatz zu nehmen und ſprach: „ich fürchte, ihr möchtet mich dem böſen Feind übergeben.“ Damit ging er fort, die Räuber aber ſtiegen den Berg hinauf, und übergaben das Geld dem Teufel, welcher jetzt Wache darüber hält. Der Bauer jedoch hatte den Räubern ſorgſam nachgeſehen, wohin ſie gegangen, und als ſie fort waren, ging er ihnen nach an den Ort, wo ſie in dem Berg ſich verborgen hatten, aber er fand weder eine Höhle, noch Schätze. Viele nach ihm haben an demſelben Orte geſucht, aber nie etwas gefunden. Ein Bauer wollte den kleinen Teich von Smreczyn am Ende des Thales von Koſcielisko ablaſſen, aber als er zu graben anfing, rief ihm eine Stimme zu: „Hör' auf, denn wenn du dieſen Teich ablaſſeſt, ſo überſchwemmſt du alle Dörfer bis ans Meer.“

Ich könnte noch viele ähnliche Sagen anführen, aber ſie gleichen einander größtentheils; allenthalben kommen Räuber, Zauberer, Geld und unaufgefundene Orte vor, an denen ſolches verborgen liegt, nur da und dort mit einer kleinen localen Veränderung. Die Podhalanen erzählen dieſe Geſchichten ſehr dramatiſch, und man ſollte meinen, ſie ſeyen Augenzeugen ſolcher Begebenheiten geweſen. Ihr Geſicht und ihre ganze Figur nimmt den Ausdruck bald des Staunens, bald

der Klage und der Betrübniß an, manchmal aber schlägt doch etwas vor, das wie ein Ausdruck von Warnung aussieht, es seyen dieß nur schöne Täuschungen ohne Wirklichkeit, deren Ergründung aber doch wohl der Mühe werth seyn möchte.

Wie alle Bergbewohner, so sind auch die Podhalanen sehr abergläubisch. Wenn ihnen irgend etwas verloren geht, so wenden sie sich an eine Wahrsagerin, deren es in jedem Dorf eine gibt, und erhalten wie gewöhnlich eine zweideutige Antwort; der ertheilte, übrigens nicht sehr kostspielige Rath beruhigt sie dann völlig.

Die Podhalanen haben einen eigenthümlichen Tanz, der sich von dem in den polnischen Ebenen unterscheidet, und mehr dem slowakischen nähert. Ein hübscher, schlankgewachsener Bursche in enganliegenden weißen Beinkleidern wirft seinen Ueberrock ab, tritt in die Mitte des Zimmers und beginnt den Tanz, indem er auf die mannichfaltigste Weise die Füße in Bewegung setzt, springt und stampft, und dazwischen hinein pfeift oder schreit. Ein oder zwei Mädchen tanzen mit kurzen Schritten um den Mann herum, welcher sich in der Mitte des Zimmers hält, und kommen ihm dabei bald näher bald entfernen sie sich wieder. Die begleitende Geigenmusik gehört eben nicht zu den angenehmsten: sie ist monoton und melancholisch; wenn aber schnellere Akkorde kommen, so faßt der Bursche seine flüchtige Tänzerin, und schwingt sich mit unglaublicher Schnelligkeit herum. Die in der Schenke versammelten Leute sehen zu, loben die Flinkigkeit, trinken dabei oder fordern die Mädchen zum nächsten Tanze auf. Es ist dieß mehr ein Auftreten auf der Bühne als ein allgemeiner Tanz. Der Räubertanz unterscheidet sich von dem gewöhnlichen durch kecke Sprünge und eine ernstere stärkere Musik. Der Tänzer singt während des Zurücktretens zwei, manchmal auch vier Verse, die Zuschauer und Hörer machen Witze über diese Lieder und noch mehr über ihre Nutzanwendung.

Ich kann den Podhalanen keine sonderliche Mäßigkeit zuschreiben, im allgemeinen überschreiten sie in erhitzenden Getränken oft das Maaß, doch trinken sie nicht bis zur gänzlichen Bewußtlosigkeit, denn immer rechnen sie und sparen; es sind mehr einzelne Ausbrüche und nicht die Folge einer so verderblichen allgemeinen Liederlichkeit, wie bei den Bauern in den Ebenen. — Obwohl die Podhalanen in einem scharfen Klima wohnen, sind sie doch ausnehmend lebendig, lustig, voll Witz, aber auch oft von stürmischer Leidenschaftlichkeit. Im allgemeinen sind sie sehr locker in ihren Sitten. Wenn sie sich um die Hand eines Mädchens bewerben, so machen sie sich eben nichts daraus, daß unzweideutige Zeugen früherer Liebesverhältnisse vorhanden sind, und der Gazda hat oft ein oder zwei Kinder seiner Frau bei sich. Dieß ist die Folge von einer eigenthümlichen Art von Liebesverhältnissen. Am Sonnabend Nachts steigt gewöhnlich der Auserwählte durchs Fenster ein zu seiner Geliebten, und am Morgen macht er sich auf demselben Wege wieder fort. Diese Besuche sind den Eltern bekannt, und sie verhindern dieselben auf keine Weise, ja sie gehen sogar häufig aus der Stube.

Selten trifft man irgendwo mehr Neigung sich auszubilden, als bei den Podhalanen. Im allgemeinen gilt das Dienen als Chorgehülfe für eine große Ehre, und wer in der Kirche dem Priester nachbetet, genießt einer gewissen Achtung. Oft dienen junge Bursche ein ganzes Jahr umsonst, nur damit sie lesen und schreiben lernen. Ist einer besonders begabt und hat Lust zu lernen, und sind die Eltern vermöglich genug dazu, so schicken sie ihn nach Podolinez in der Zipser Gespannschaft in die von dem Fürsten Ludomirski fundirte Piaristenschule. Hier können sie mit einer kleinen Beihülfe ihre Studien vollenden, indem sie sich mit dem Unterricht kleiner Kinder abgeben. Später gehen sie auf die Universität nach Lemberg, Pesth oder Preßburg. Sie widmen sich ohne Ausnahme dem geistlichen Stande, und der größte Theil der Priester im Gebirgsland, in Gallizien und im Krakau'schen sind Podhalanen, deren Väter die allerärmsten Felder bebauen, und durch Fleiß und Ordnung einiges zur besseren Erziehung ihrer Kinder erspart haben.

Schon seit einiger Zeit besucht eine bedeutende Zahl Reisender jährlich die Tatras. Die Podhalanen setzen eine Ehre darin mit den Herren zu sprechen, und gewinnen das Herz derselben durch aufrichtige Unterwürfigkeit und Dienstwilligkeit. Vor allem loben sie ihre Berge, und empfehlen besonders das Quellwasser, erheben die alle Krankheiten heilenden Molken bis in den Himmel, und geben eine Beschreibung ihres armen Landes; dann sprechen sie ihr Erstaunen aus über das Fuhrwerk des Reisenden und über seine ganze Ausrüstung. Außerordentlich neugierig fragen sie nach den geringsten Einzelnheiten, und unterlassen auch nicht den Frauen zu bezeugen, wie sehr sie ihnen gefallen. Oft kann der Reisende ihre Ausrufe und Fragen hören: o wie schön ihr seyd! was habt ihr für schöne Kleider! und was kostet das? Diese Naivität neben vielem Verstande, diese Einfalt neben großer Munterkeit und manchmal nicht wenig Witz macht eine Fahrt nach diesen prächtigen Gipfeln sehr angenehm.

Die von mir gesammelten Lieder der Podhalanen verdienen aus zwei Rücksichten Beachtung, einestheils weil sie ein Bild der Gefühlsweise und des eigenthümlichen Charakters der Podhalanen geben, und zweitens weil sie die Kenntniß dieser noch so wenig bekannten Mundart erleichtern. Was den Menschen am meisten interessirt, was den Gegenstand seiner Gedanken bildet, was ihm Freude oder Schmerz verursacht, das spricht er im Gesange aus, und darum bezieht sich ein großer Theil dieser Lieder auf das Hirtenleben. Da sie den schönsten Theil des Jahres mitten in den majestätischen Bergen zubringen, besingen sie diese und die damit in Verbindung stehenden Gegenstände, die Schafe und die Schalaschen, die Ziegen und Pferde; sie sind entzückt von der Schönheit der die Gipfel bedeckenden Blumen. Einige Liedchen athmen ein sehr zartes Gefühl, einige sind voll poetischer Bilder, doch tragen auch manche das Gepräge roher, wilder Sitten. Gegen den Kriegsdienst haben sie einen unsäglichen Widerwillen, denn da müssen sie ihre geliebten Berge verlassen, viele Jahre in den Ebenen wohnen und schlechtes Wasser trinken. Wie allenthalben, so gibt es auch bei den

Digitized by Google

Podhalanen eine Menge Liebeslieder, von denen viele ihren moralischen Standpunkt klar zeichnen: oft tragen sie den Stempel zügelloser Ausschweifung, und diese habe ich als unpassend nicht aufgenommen, da es nicht nothwendig ist, gemeine Liederlichkeit allgemein bekannt zu machen.

Eingeschlossen von schwer ersteiglichen Bergen kümmern sich die Podhalanen nicht um fremden Span; darum haben sie auch, wie alle Bergvölker, ihre alte Sprache mit zahlreichen Eigenthümlichkeiten bewahrt, und viele treffende, sonst unbekannte Ausdrücke sind unter ihnen gewöhnlich. Ihre meisten Sitten und Ausdrücke haben sie von den ungarischen Slowaken angenommen, mit denen sie auf zwei Seiten im Süden und Westen zusammengränzen. Häufig begeben sie sich nach Ungarn, wo sie eigentlich gar keine Abgaben zahlen und am wohlfeilsten ihre Bedürfnisse befriedigen. Von dort erhalten sie Duchan (Tabak) und Siacie (Getreide, Hafer). Um diese zu kaufen ziehen sie in Karawanen nach Miszkolz und Koszyc. Das dortige Land ist fruchtbar, das Leben daselbst gut, die Höfe und Schlösser sind prächtig, die Aushebung zum Kriegsdienst selten, die Steuern gering, alles dieß hat Ungarn zum geladten Land, zum Eldorado für die Podhalanen gemacht. Dieß sind die Hauptursachen, weßhalb sie die Sitten der Slowaken befolgen und ihre Sprachweise annehmen, denn mit diesen Slowaken haben sie ohne Vergleich mehr Verkehr als mit ihren Landsleuten an der Weichsel.

Etwas über die Religion der Chinesen.

(Schluß.)

In allen Provinzen, welche ich durchwanderte, fand ich, daß die Heiden an die Metempsychose oder Seelenwanderung glauben. Aus diesem Glauben entspringen mehrere Secten, welche mit einander an Abgeschmacktheiten wetteifern. Die einen, überzeugt, daß die Seelen ihrer Vorfahren in gewisse Thiere übergegangen sind, versagen sich Fleisch, Fische und alles was Leben hat, um nicht an ihren Voreltern z Vatermördern zu werden;*) die andern, namentlich in Hu-Kwang, bilden sich ein, der Mensch habe drei Seelen, wovon eine im Grabe ruhe, die andere die von den Lebenden dargebrachten Opfer in Empfang nehme, und die dritte den Lauf ihrer Wanderungen verfolge. Die Heiden der achtzehn Provinzen, aus denen das Reich besteht, beten alle ohne Ausnahme nach den Vorschriften des Gesetzes und der einstimmigen Lehre der Weisen die Geister ihrer Voreltern an. Dieß Vorurtheil hat die tiefsten Wurzeln im Geist der Chinesen geschlagen, weil es ihnen von Kindheit an eingepflanzt wird, weil sie auf jeder Seite ihrer classischen Bücher diese Lehre gepredigt finden, und weil sie bei Strafe für entartete Kinder zu gelten, glauben müssen, daß ihre Todten sich in eben so viele Götter verwandelt haben. Daher die Menge täglicher Opfer, das häufige Niederwerfen, der Weihrauch und das geheiligte Papier, welches sie am häuslichen Herde verbrennen, daher auch die wunderbaren Legenden und die abgeschmackten Fabeln, die sie zum Ruhm ihrer Vorväter um die Wette erfinden.

In mehreren Districten von Schan-si und Schen-si gegen die Gränze der großen Mauer hin, so wie in einigen Dörfern der Provinz Peking, leben einige Leute, die man Te-hue-hue, oder menschgewordene Götter nennt, und bei lebendigem Leibe anbetet. Diese Art Lama's sagen sich ungestraft von den heiligsten Pflichten los, unter dem Vorwande, daß ihre göttliche Natur die ärgsten Ausschweifungen rechtfertige, und sie üben nichtsdestoweniger auf die bethörte Menge einen unbeschränkten Einfluß aus.

Es gibt noch andere Secten, welche das Firmament, die Sonne, den Mond, den Polarstern, die Planeten und selbst gewisse Teufel anbeten.

Neben diese einheimischen Religionen hat sich auch der jüdische und mosaimitische Cultus festgesetzt. Die Anhänger Mohammeds kennt man unter dem Namen Hui-hui-Kiao, oder Kiao-men, sie sind zahlreich und wohnen namentlich in den Provinzen Schan-si, Schen-si, Ho-nan und Hu-pe. Die Juden sind weit minder zahlreich, man nennt sie Hui-hui-Kü-hiao, und ihre Rabbiner nennen sich Aaronisti oder Aahun. Die Juden sind auch in China der Gegenstand eines instinctiven und allgemeinen Hasses; wahrscheinlich um der öffentlichen Abneigung möglichst auszuweichen, leben sie sehr zerstreut, denn in den oben genannten vier Provinzen findet man nicht ein einziges Dorf, das ganz von Juden bewohnt ist.

Wenn von der Religion des chinesischen Reichs die Rede ist, so darf man den Kalender nicht vergessen, der gleichsam das Complementum derselben bildet. Man regulirt ihn nach dem Mondswechsel; jeder Tag des Jahres ist mit seinem Prognosticum eingezeichnet, und als glücklich oder unglücklich angegeben. In denen, die mit einem Unglückszeichen versehen sind, würde kein Chinese wagen, die Todten zu begraben, eine Heirath zu schließen, oder ein wichtiges Geschäft anzufangen. Es darf übrigens nicht jeder die Zukunft so nach Gefallen deuten, sondern dieser Artikel bildet ein Monopol. Alle Kalendermacher, die man in den Provinzen verbreitet, müssen in diesem Hauptpunkt mit dem kaiserlichen Kalender übereinstimmen, der das einzige bevorrechtete Orakel in Betreff der guten und schlechten Tage ist. Wehe dem, der dieß Gesetz übertrate, er würde exemplarisch gestraft werden. Nur die Bonzen von der Lamasecte, welche bei dem Kaiser das Amt der Zeichendeuter versehen, haben dieß seltsame Vorrecht in Kraft der Gabe der Zukunft und der Weisheit, welche sie von den Göttern erhalten zu haben vorgeben. Diese Bonzen sind gegenwärtig die Günstlinge des Kaisers, der sie in allen Staatsangelegenheiten um Rath fragt.

*) Diese indische Lehre, welche mit dem Buddhismus tief in China eingedrungen ist, mag dort allerhand Modificationen erlitten haben; der Verfasser dieser Nachrichten, augenscheinlich kein Gelehrter, theilt die Religionen China's nicht in der gewöhnlichen Weise ab, und thut vielleicht wohl daran, denn ächt nationalchinesische und indische Religionsansichten scheinen an manchen Orten in einer Art verschmolzen, daß man sie nicht mehr trennen kann. A. d. U.

Aicila, die Ramuſi.

(Fortſetzung.)

Als der Häuptling Keiſtnadſchi vermittelſt des wohlbekannten Deckſteins hinter dem Altar Kedary's entkam, hatte er die Macht ſeiner Feinde ſchlecht berechnet. In Sicherheit gewiegt durch die in letzter Zeit geübte Nachſicht gegen manche That des Raubes und der Verheerung in den benachbarten Dörfern, hatte Keiſtnadſchi ſeine wenigen, wahlgeübten und ſtets um ihn befindlichen Anhänger in einem entlegenen Daſe gelaſſen und Purandar zu ſeinem unmittelbaren Aufenthalt gewählt, da dieſe Gegend theils wegen der prachtvollen Landſchaften, theils als der Aufenthalt ſeiner Geliebten ihm werther war, als alle andern; aber einer ſeiner Anhänger, der riſeeſüchtig auf ſeine Macht und über die mangelnde Gelegenheit, Geld und Edelſteine aus den Schatzkammern ſchlauer Braminen zu rauben, ungehalten war, hatte gegen eine hohe Belohnung der Regierung des Peiſchwa den Aufenthalt eines Theils der Schaar verrathen. Dieſer wurde, während ſie eben ihr Abendeſſen bereiteten, von einer ſtarken Abtheilung Sipahis überfallen und von einer überhängenden Höhe herab aufgefordert ſich zu ergeben; aber die Ramaſis waren allzu entſchloſſen, um hierein zu willigen, zogen ſich fechtend zurück nach einem dichten Gebüſch, wo viele entkamen, und nur wenige, die ſich in den Hütten des angezündeten Dorfes verſteckt hatten, umkamen, während diejenigen, welche lebend in des Feindes Hände fielen, ihr Leben dadurch erkauften, daß ſie den Aufenthalt ihres Häuptlings in Purandar verriethen. So fand Kriſtnadſchi, als er das ſchützende Gebüſch erreicht hatte, ſeinen Rückzug auf allen Seiten abgeſchnitten und ſich von des Peiſchwa's Reiterei umringt; ehe viele Tage vergingen lag er, ein gefeſſelter, verurtheilter Gefangener, in dem ſtärkſten Gefängniß zu Punah.

Ein heiteres Feſt ward gefeiert am erſten Tage des großen Deſſreah, und während die Proceſſionen der Prieſter und die den Braminen gegebenen Feſte die Stadt erfüllten, während der von vielfarbigen Fahnen halbbedeckte Tempel Parwatis von Muſik ertönte, waren die Harems der Reichen voll Luſt und Vergnügen, denn Geſchenke an Kleidern, Schmuck, Salben, Schönheitsmitteln und Räucherwerk wurden den Frauen und Töchtern der Braminen gemacht, und ihre Zimmer waren angefüllt mit Schmuck und Zierathen der koſtbarſten Art. Am meiſten zeichnete ſich in dieſer Hinſicht der Harem Gosain Tſchitra's aus, wo ſeine ſchöne junge Gattin Aicila im Hauptzimmer des Palaſtes ſaß, umgeben von den koſtbarſten Gaben, welche Reichthum und Macht nur immer zu den Füßen der Schönheit niederlegen kann. Und wahl ſchien ſie, der Gegenſtand aller dieſer Huldigungen, zu deren Entgegennahme berechtigt, denn ſie ſaß mit dem Anſtand einer Fürſtin, gekleidet in einen reichen mit Perlen und Edelſteinen beſetzten Sari von feinem Kaſchmir, die Rabenlocken mit einem Kranz von Tulſiblättern zu Ehren der Berggöttin umwunden. Ihre Dienerinnen waren zahlreich, gleichfalls reich gekleidet in ihren feſtlichen Gewändern, aber obwohl ſie ausgerüſtet mit Zither und Laute ihres Herrin Befehl erwarteten, um ihre orientaliſchen Unterhaltungskünſte zu üben, bemerkten ſie doch in ihrer Gebieterin eine ganz andere Haltung, als ſonſt zwiſchen den Frauen der orientaliſchen Harems und den vertrauten Gefährtinnen ihrer müßigen Stunden gewöhnlich iſt, denn Aicila ſuchte weder vertrauliche Unterhaltung, noch Geſpräch, noch Zeitvertreib. Ihre Dienerinnen zitterten bei ihrem Wort, die Frauen des Harems fürchteten ihren Einfluß, und der Gosain Tſchitra wußte kaum, ob er ſeine ſchöne und ſtolze Braut mehr fürchte oder mehr anbete.

So ſaß Aicila und ſo ſtanden um ſie ihre jungen Dienerinnen, die Augen ſchweigend auf ſie geheftet, als ein Sklavenmädchen leiſe ins Zimmer trat und mit ehrfurchtsvoll über den Buſen gefalteten Armen und zu Boden geſchlagenen Augen ſich dem Sitze der Schönheit näherte und beſcheiden ihre Botſchaft ausrichtete. „Die Frau Bima wünſcht zu wiſſen, ob es deine Abſicht iſt, heute Nacht zu den Frauen des Harems in den Ketuch-Garten zu kommen, wo unſer Herr zu Ehren des Tages eine Unterhaltung veranſtalten will. Frau Bima beſtehlt mir zu ſagen, daß Sonnenuntergang die Zeit iſt.“ Aicila richtete ihre großen vollen Augen auf die Sprecherin und erwiederte mit ſehr entſchiedener Stimme: „Ich will nicht, daß man ſich ſo zu mir dränge; ſage deiner Gebieterin, daß heute Nacht kein Feſt in dem Ketuch-Garten ſeyn wird; ich habe meinen Wunſch, daß dem alſo ſey, ſchon meinem Gemahl, unſerem Herrn, ausgeſprochen.“ Die Sklavin entfernte ſich, zitternd über den Eindruck, den eine ſolche Botſchaft auf das leidenſchaftliche Gemüth ihrer Herrin Bima machen würde, während Aicila ihre Dienerinnen entließ, und ihnen befahl ſie in den ihrer Ruhe gewidmeten Stunden in keiner Weiſe zu ſtören. Voll Erſtaunen über dieſen Befehl zu einer ſolchen Zeit entfernten ſich alle Mädchen; kaum war aber Aicila allein, ſo änderte ſich ihr Weſen völlig. In Thränen ausbrechend erhob ſie ſich von ihrem Sitz, trat hinaus auf die Terraſſe des Harems und lehnte ſich über die Marmorbaluſtrade; nachdem ſie eine Weile geweint, gleichſam um ihrem gepreßten Gefühl Luft zu machen, drückte ſie ihre ſchönen Hände an die heißen Schläfe und blickte ängſtlich hinaus. Aber nicht auf die reichen Trümmel der Göttin, nicht auf den dichten Blätterſchmuck, der den Saum des Berges umgab, nicht auf die glänzenden Gruppen in den belebten Bazars blickte ſie, ſondern auf einen finſtern, einſamen, von hohen Mauern eingeſchloſſenen Thurm. Dort war freilich nichts zu ſehen, als des Peiſchwa's Fahne und einige wenige Vögel, deren Jungen in den theilweiſe verfallenen Mauern Schutz fanden, aber Aicila's Auge ſchien die Mauern zu durchdringen zu dem Gefangenen hin, und ein herber Schmerz zuckte über ihr Angeſicht, wenn Bilder von Schmerz und Kummer, von Feſſeln und ſchimpflichem Tod in ihrer Einbildungskraft aufſtiegen; ſie ſtreckte die Arme aus gegen den Thurm und rief: „mein Kriſtnadſchi, ich will dich retten; ich will meine Gewalt anwenden, daß Tſchitra nicht wagen ſoll, wie dieſen Preis, dein Leben, du tapferer Häuptling, zu verweigern. Und obwohl ich dieſen Preis mit Liebe gegen den bezahlen muß, den ich haſſe, und ich in tiefem Elend ſcheerlich bald ſterbe, ſo ſollſt du doch wieder frei auf den Bergen wandeln, umgeben von deinen treuen Herzen.“ Aicila wandte ſich um und ſuchte ihren Sitz wieder, doch nicht um zu ruhen, ſie ſtützte ihren Kopf in die Hand und verſank in ſtilles und ängſtliches Sinnen; als aber Gosain Tſchitra ſie ſah, ehe er fortging an den Hof des Peiſchwa, war es ihm, als ſey ſeine junge Braut niemals ſchöner geweſen, und wie ſie ſtolz die Hand wegzog, die er zu faſſen ſuchte, fühlte er, daß er ſelbſt eines Fürſten Gunſt hingeben würde, wenn es ihm nur gelänge, das Herz derjenigen zu gewinnen, die ihn als ihren Herrn verabſcheute, obwohl Sanftmuth und Ungerechtigkeit geſucht hatten, ſie zu ſeiner Sklavin zu machen.

(Schluß folgt.)

Die Baumwollenausfuhr aus Nordamerika betrug im J. 1841 530,204,100 Pfd. und koſtete 54,330,341 D.; im J. 1843 betrug die Ausfuhr 792,297,106 Pfd. und koſtete nur 49,519,506 D. (Times vom 14 Aug.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 240.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

27 August 1844.

Der Landhausirer.

Eine finnländische Begebenheit. *)

Auf einem reizenden, ringsum von Ackerfeldern umgebenen Berge im Kirchspiel L...s liegt ein kleines, roth angemaltes, hölzernes Haus mit vier Fenstern in der Fronte, die nach der großen Poststraße hin gerichtet sind. Von der einen Giebelseite hat man die Aussicht auf die Kirche und das Kirchdorf, von der andern auf einen großen, mächtigen Föhrenwald, und gleich jenseits der Landstraße fließt in brausendem Strom eine der breitesten und wasserreichsten Elfen, die Finnland in großer Menge durchströmen. In diesem anspruchslosen Haus wohnte seit 30 Jahren des Kirchspiels Lehnsmann (Gerichtshalter), der vormalige Fahnenjunker Anders Gustav Rask mit seiner theuern Hausehre, Brita Cajsa Bahrsten und ihrer kleinen Pflegetochter Nina Sophia, einer Bruderstochter der Frau Rask. Wir wollen auch das Innere des friedlichen Hauses mit seinen gelb gemalten Fensterladen und weißgetünchtem Schornstein näher untersuchen. Die Küche, in die man zuerst tritt, ist ein freundlicher Raum mit zwei Fenstern, eines an der Giebel- und eines an der Langseite des Hauses. Die eine ganze Wand ist vom Fußboden bis hinauf zum Dach mit Brettereichen bekleidet; in der obersten Abtheilung prunken weiße und bunte Porzellanteller, in der andern spiegelblanke Zinnteller und Schalen, dann folgt Steingut, endlich hölzerne Teller, russische, lackirte Tassen u. s. w. An der zweiten Wand hängen in der symmetrischsten, effectreichsten Ordnung Kasserolen, Trichter, Reibeisen, Mörser, Kuchen- und Bratpfannen, alles geputzt und gescheuert. An derselben Wand lehnt sich der alten treuen Dienerin Wappus (Walburg) glänzendweiße ungemalte Ruhebank mit ihrem Bretterdeckel, und in der Ecke neben der Thür steht das braungemalte Wasserfaß (vattsän) auf seinem Fußgestell. Aus der Küche kommt man in die Haushaltskammer, welche zugleich der Frauen Arbeits- und Ankleidezimmer, Nina Sophias Schlafkammer und im Alltagsleben der Familie Speisesaal ist. Hier sieht man gleich links an der Thür einen großen, gedohnten Eckschrank, in dessen oberer Abtheilung die Wäsche der Familie aufbewahrt wird, während die untere als Schenke dient. Weiter findet sich hier ein Brettergestell mit einem Vorhang von vergilbter Leinwand, wo des Hauses Milchvorrath bewahrt wird, und unter demselben befindet sich Nina Sophia's Klappenbank (ein Bett das man zusammenklappen kann); außerdem noch eine blaugraue Commode, zwei gelbe und drei braune Holzstühle, und unter jedem Fenster ein ovaler Tisch; die Wände sind bedeckt mit verschiedenen Wollen- und Leinengarn-Strähnen, einigen Zuckerhüten, Wagschalen, einem Ellenmaß, den Winterkleidern der Frau ꝛc. Der Saal ist wieder ein ziemlich großes Gemach mit getünchten, blaugesprenkelten Wänden; neben der Thür steht ein perlfarbener Schenktisch, an der andern Seite eine Wanduhr, von Jacob Tönni in Umoia gemacht; übrigens findet man hier nur acht bis zehn Lattenstühle und einen enormen geweißten Kachelofen mit einer Nische, in welche der alte Rask, da er keine Gäste erwartet, zufällig eine große drei Tonnen haltende Essigflasche gestellt hat, damit deren Inhalt gehörig gähre und sauer werde. Bald hätte ich vergessen, die Aufmerksamkeit auf einen kleinen Wandspiegel mit vergoldetem Rahmen zu lenken, welcher an dem Pfeiler zwischen den Fenstern hängt, und wegen der schönen Glaszeichnungen von den Kindern des Kaplans ganz besonders bewundert wird. Werfen wir nun einen Blick in das Allerheiligste, die Fremdenkammer, den Stolz der Hausfrau. Das Erste, was uns in die Augen fällt, ist ein großes Imperialbett, mit einer großblumigen Cattundecke, dann erblicken wir unter dem einen Fenster ein weiß angemaltes Kanape, dessen grüne Flanelldecke mit ihren strotzenden Franzen von gelbem, rothem und blauem Wollengarn den Fleiß und die Geschicklichkeit der Hausmutter ins hellste Licht stellt; davon zeugen auch die hübschen gemusterten Baumwollenüberzüge auf weißgemalten Stühlen mit ihren runden Lehnen. Unter dem andern Fenster steht eine gebeizte Kleiderkiste mit massivem Messingbeschlag und Handhaben;

*) Der eigentliche Titel: Gärdfarihandsaren, bedeutet einen Westgothländer, der mit Baumwollenzeugen und Tüchern im Lande umherzieht, wie bei uns die Tyroler mit Teppichen. Wir heben besonders hervor, was sich auf die finnischen Zustände bezieht.

Digitized by Google

dieß künſtlich gearbeitete Möbel, eine Brautgabe der ſeligen Obriſtin T. an ihre Hausmamſell Brita Caiſa, nimmt ſich unter den andern Gegenſtänden aus wie eine Predigerstochter auf einer Bauernhochzeit. In der Ecke daneben ſehen wir einen kleinen runden Theetiſch mit Platten von lakirtem Blech, beſetzt mit vielen „ſchönen Raritäten," wie z. B. ein Paar hohe Leuchter von Porcelan, in Geſtalt von Frauenzimmern, die mit erhobenen Armen die Lichter überm Kopf in den Händen halten; eine ſchöne Puppe, die, ſo wie man ſie berührt, mit ihrem Wachskopf hin und her nickt; ein allerliebſtes Toilettſpiegelchen mit nur zwei Zoll hohem Glaſe, welches ſo naſeweis iſt, das Angeſicht des Hineinblickenden in die Geſtalt eines Franzbrodes zu verzerren, u. dergl. m. An den Wänden aber hängen ſchöne Schildereien, wie eine Coquette, die im tiefſten Negligé ganz vertraulich an der Seite eines alten würdigen Paſtoren mit Ringkragen und Alongeperücke ſitzt; dann — la Modestie, und zu beiden Seiten Scenen aus dem Leben des verlornen Sohnes; weiterhin die vier Jahreszeiten, perſonificirt als Damen mit Handen und Reifröcken, endlich Stockholms Schloß von der Land- und Seeſeite, und auch unter Glas und Rahmen ein vor vierzig Jahren von der Hausfrau ſelbſt genähtes Zeichentuch, mit Buchſtaben, Namenschiffern, flammenden Herzen, Blumenkörben u. ſ. w. ganz gefüllt. An der andern Seite des Saales aber iſt noch eine Kammerthür, aus welcher der alte Raſk ſeinen Kopf hervorzuſtecken pflegt, wie der Kukuck auf einer Bauernuhr, ſobald er jemand in die Saalthür eintreten hört. In ſeiner Kammer finden wir rechts eine grüngemalte Bettkiſte zum Ausziehen, worin die beiden Alten Nachts zuſammenliegen; vor dem Fenſter ſteht ein gelbgemalter Schreibtiſch, mit einer Klappe zum Verſchließen und einem Schränkchen mit des Alten kleiner Bücherſammlung; unter dem Fenſter noch ein gewöhnlicher ſchwarzer Schreibtiſch und vor dieſem ein Stuhl mit halbkreisförmiger Rückenlehne und braunſchwarzem Lederkiſſen. In der Ecke daneben ein in der Wand befeſtigter Pfeifenſtand, gefüllt mit langen hölzernen Pfeifen. Der noch übrige Raum iſt ausgefüllt mit einem bequemen, altmodiſchen Sopha mit Lederbezug, einem großen, gemalten Schrank mit des Lehusmanns Archiv, und einigen Stühlen, die eigentlich in den Saal gehören. Außerdem gewahren wir noch auf dem Bücherſchränkchen einen Augenſchirm, eine Papierſcheere, ein Lineal und eine Nagelzange, auch auf dem Tiſch eine runde Schnupftabacksdoſe von Papiermaché mit dem faſt abgeriebenen Bildniſſe Blüchers, und ein paar Schnupftücher, welche für gewöhnlich auf einer kleinen Trockenleine vor dem Ofen hängen.

So iſt die Wohnung des Lehnsmanns von außen und innen beſchaffen. Was nun das Volk betrifft, ſo hat dasſelbe in den minder bebauten abgelegenen Theilen von Tavaſtland wie auch in Savolax und Karelen, durch deren faſt undurchdringliche Wälder die Civiliſation nur langſam und mit Mühe vorwärts ſchreiten kann, mit ihrer erſtgebornen Tochter, der Bequemlichkeit, noch gar wenig Bekanntſchaft gemacht, und noch weniger mit ihrer unächten Tochter — dem Laſter. So iſt man in der Art zu bauen und zu wohnen dem Brauch der Vorväter noch unverändert treu geblieben. Wir civiliſirten, vielleicht mehr oder weniger ſolidariſirten Menſchen, können es nicht faſſen, wie es nur möglich iſt, in ſolchen Neſtern wie die ächten finniſchen Hütten ſind zu exiſtiren, und doch bauen Frieden, Freude und Gedeihen auch dort neben der Schwalbe unter dem ſtrohgedeckten Dach ihre Wohnſtätte. Die meiſten unſerer Leſer werden eine ſolche Hütte nie geſehen haben; wir wollen verſuchen, ein anſchauliches Bild davon zu entwerfen. Vor allen Dingen iſt zu bemerken, daß eine finniſche Hütte keine Fenſter hat; das iſt noch ein ganz unbekannter Luxusartikel. Durch kleine, viereckige Oeffnungen in der Wand, etwa drei Viertelellen im Quadrat meſſend, dringt das Licht ins Innere; dieſe Löcher bilden aber zugleich die Abzüge des Rauchs und ſind mit Riegelincken verſehen, welche nicht nur des Nachts, ſondern auch bei ſtarkem Regen und Unwetter geſchloſſen werden. Neben der Thür iſt gewöhnlich der Herd angebracht, welcher aus Feldſteinen, oder wenn's hoch kommt, aus ordinären Ziegelſteinen beſteht, und nie einen Rauchfang oder Schornſtein hat. Dagegen wird das Feuer auf dieſem Herde, wie in Veſta's Tempel, beſtändig unterhalten, und der Rauch mag ſelbſt ſehen, wie er durch eines jener Lichtlöcher oder die Dachritzen ſeinen Weg ins Freie findet. Dadurch wird nun die Stube (d. h. der innere Raum der Hütte) auf eine ganz natürliche Weiſe in zwei verſchiedene Regionen getheilt — nämlich die Rauchregion und die Nichtrauchregion. Jene iſt die obere, und das ganze Dach nebſt den Wänden, zumal an den Fenſteröffnungen, iſt mit glänzendſchwarzem Ruß überzogen, während die untere Region ſtets rein geſcheuert und weiß iſt — ein ſtarker, doch nicht unbehaglicher Contraſt. Ordentliche Betten kennt man nicht; man begnügt ſich damit, die manerfeſten Bänke oder auch den Fußboden als Lagerplätze zu gebrauchen. In einer wohlgeordneten Hütte haben überdieß auch die Hühner ihre Wohnung, und in der Regel wird auch einem oder dem andern Lieblingsſchwein geſtattet neben dem Menſchen ſeinen Aufenthalt zu nehmen; die Pferde aber, welche ſich bei den Finnen derſelben Vorliebe erfreuen wie bei den Arabern, werden während des Winters jeden Morgen in die Stube geführt, um dort ihre Frühkoſt zu erhalten.

Der Erzähler macht uns nun mit den Bewohnern einer ſolchen Hütte bekannt. Nicht weit von jenem Kirchdorf, bei dem der Lehensmann Raſk wohnt, war die Bevölkerung in eine bisher unbewohnte Wildniß vorgedrungen; man hatte dort eine kleine Filialcapelle errichtet und den Ort Tewola genannt. Unter den Anſiedlern war auch der rüſtige Thomas Tewonen, dem es durch raſtloſe Thätigkeit mit Axt und Steinhaue gelungen war, den dürftigen Boden in ein verhältnißmäßig reiches Bauerngut umzugeſtalten, und die Bären, Luchſe und Eulen noch etwas weiter in die Wildniß zurückzudrängen. In der feldſtgebauten Baumſtammhütte wohnten nun außer ihm ſelbſt ſeine brave Frau mit einigen kräftig heranwachſenden Kindern, ein alter Hausmann und ein junger, tüchtiger Knecht. An einem dunkeln November-

Digitized by Google

abend war die Hausfrau beschäftigt, die geschenerten Milchschalen zum Trocknen aus Feuer zu stellen; neben einer am Dach befestigten Schaukelwiege saß ein dreijähriges Kind, an einer harten Käseeinde knubbernd, und an der andern Seite des Herdes bereitete der Alte, nachdem er die Schnitzarbeit aus der Hand gelegt hatte, selbst seinen Mehlbrei. Thomas aber mit dem Knecht Matti (Diminutiv von Mats, d. h. Mathias) war draußen im Walde und noch nicht heimgekehrt, als ein Fremder in die Hütte trat. Sein Schafpelz war mit einem rothen Wollengürtel zugebunden, auf dem Kopf hatte er eine hohe tschakosörmige Pelzmütze, in der einen Hand ein Paar weite Handschuhe von Seehundsfell, in der andern eine Malmari, d. h. eine derbe Peitsche mit kurzem Stiel, an dessen unterm Ende eine Metallkugel befestigt ist, so daß sie auch als Waffe gebraucht werden kann.

Ein Fremder war in Tewola eine gar seltene Erscheinung; er ward daher von allen Anwesenden angestaunt, sogar die gelbe Katze sprang dem Alten auf den Schoos und stierte mit ihren grünglanzenden Augen den Eintretenden an, der kein Wort sprach, und auch auf die endlich erfolgenden Fragen der Hausfrau: woher? wohin? ꝛc. sehr einsylbige und unbefriedigende Antwort gab. Dann aber — nach einer langen Pause — berichtete er ungefragt, er habe beim Lehusmann im Kirchdorf — oder, wie er sich ausdrückte, an der Mutterkirche, ein eiliges Geschäft abzumachen, und wolle um die Erlaubniß bitten seine schwere Kiste hier unter Dach stellen zu dürfen, um ohne die Last schneller mit seinem Schlitten vorwärts kommen zu können, da sein Pferd schon müde sey. Am andern Morgen wolle er dann die Kiste mit seinen Waaren wieder abholen, und er kenne den Thomas von Tewola recht wohl. Die Hausfrau besann sich ein wenig, weil ihr Mann nicht zu Hause war, willigte aber doch ein und legte selbst mit Hand an, um die schwere Kiste vom Schlitten in die „Stube" zu schleppen — worauf der Fremde Abschied nahm und weiter fuhr. — Etwa eine Stunde darauf kam der Bauer mit seinem 15jährigen Sohn Isaak und dem Knecht Mats aus dem Walde zurück. Nachdem sie den Bericht der Hausfrau vernommen hatten, streckten sie sich auf die Bänke, zündeten ihre kurzen Pfeifen an und hüllten sich in den ambraduftenden Rauch des Omakaswan, eines im Lande gebauten Tabaks. (Fortsetzung folgt.)

Der Brodpreis in London.

In England scheint sich, wie in einigen Ländern des Continents, ein lebhafter Kampf über den Brodpreis und über die Rechte der Bäcker entspinnen zu wollen, und er wird hier namentlich von den Grundeigenthümern geführt werden, denen man unaufhörlich vorwirft, daß sie mit den Korngesetzen es sind, welche den Brodpreis vertheuern. Diese Grundeigenthümer haben somit ein Interesse den Beweis zu führen, daß ihre Schuld es nicht oder wenigstens nur zu einem geringen Theil ist, wenn das Brod einen ungewöhnlich hohen Preis behauptet. So sagt ein Correspondent der Times vom 13 August ausdrücklich, wenn man den Preis von Weizen, Mehl und Brod in London und Paris vergleiche, so finde man gewöhnlich, daß der Preis des Weizens nur um 10 Procent, der des Mehls schon um 20 und der des Brodes um 40 Procent differire. Daraus geht allerdings hervor, daß Mehlhändler und Bäcker in London einen unbilligen Vortheil an sich reißen, der Briefsteller sucht auch den Beweis durch eine sehr ins Detail eingehende Berechnung zu führen, und ist der Ansicht, daß mehrere Parlamentsglieder im nächsten Jahre die Sache zur Sprache bringen werden. Dieser Gegenstand, der auch mit einem Gesetz über den innern Getreidehandel in Verbindung gesetzt werden soll, scheint viele einflußreiche Personen sehr zu beschäftigen, und dürfte Anlaß zu interessanten und wichtigen Verhandlungen geben.

Aicila, die Ramuse.

(Schluß.)

Es war ein geräumiges, aber sehr einsames Zimmer in dem alten viereckigen Thurme des gewöhnlichen Gefängnisses; hier war ein hohes, vergittertes Fenster, ein schlechter Teppich mit zerrissenen Stricken eingefaßt, ein Wasserkrug und ein kleines Bild Hunimaos. Als die Nacht einbrach, waren alle diese Gegenstände, so wie die Eidechse an der Mauer und die aus ihrem Loche hervorschauende Ratte deutlich zu sehen bei dem Schein einer kleinen Oellampe in einer Nische, die einst mit Sculpturen geziert, jetzt aber von Oel und Rauch arg geschwärzt waren. Es war ein elendes Gemach und in sehr verfallenem Zustande, aber der, der es einnahm, der Häuptling Kristnodschi, obwohl abgemagert und das Auge von Sorge umdüstert, zeigte doch immer noch den Geist des alten Ramusi-Führers so ungebeugt, wie in den Tagen seiner kecksten Freiheit.

Der Häuptling stand mit gefalteten Armen, die Augen sinnend auf den Boden geheftet, und offenbar war sein Geist zu tief beschäftigt mit den frühern Ereignissen und künftigen Aussichten seines ereignißreichen Lebens, als daß er das, was ihn umgab, sonderlich hätte beachten können. Er wußte, daß sein Schicksal besiegelt sey, er wußte, daß der Peischwa beschlossen hatte, ihn am letzten Tage des Dasserohfestes hinrichten zu lassen, und der tapfere Mann zitterte bei diesem Gedanken; nicht als ob Kristnodschi den Tod gefürchtet hätte, denn er war ihm schon so oft in tausendfacher Gestalt entgegengetreten, nicht als ob er an Rettung verzweifelt hätte, denn ein mit Botschaft belasteter Pfeil war erst vor einer Stunde in sein Fenster geflogen, und hatte ihm die Versicherung gebracht, daß er nicht den Tod eines Verbrechers sterben solle, aber der tapfere Mann zitterte bei dem Gedanken, sie, die ihm theurer war als das Leben, in der Gewalt eines gehaßten Tyrannen zu lassen, als hülflose Sklavin durch Verrath und Gewalt von ihm gerissen, und wahrscheinlich verrätherisch, ihr Leben in hoffnungsloser Gefangenschaft zu verseufzen. Dieser Gedanke war bitterer für ihn, als selbst der Tod am Galgen oder das Triumphgeschrei der Tausende, die über das Schicksal des Räuberanführers jauchzen würden. Er betrachtete die Sache von allen Seiten, aber umsonst, seine wirren Gedanken gaben ihm keinen Trost, denn gefesselt, gefangen, hülflos wie er war, konnte er keinen Plan ersinnen und versank in dumpfes Brüten. Auf einmal aber wurden seine trüben Betrachtungen unterbrochen, indem leise seine Gefängnißthüre aufging und eine Frau mit einem kleinen Wasserkrug hereintrat, dicht verschleiert in einen rothen Sack, wie er von dem gemeinen Volk auf dem Bazar getragen wird. Der Besuch war ungewöhnlich, und der Häuptling blickte sie an mit der gespannten Neugierde, wie sie stets durch eine heftige Aufregung

Digitized by Google

bei der Erwartung großer Ereigniſſe erzeugt wird. Die Frau aber ſchloß die Thüre, ſtellte das Gefäß auf den Boden und näherte ſich langſam dem Häuptling; endlich ließ ſie den Schleier fallen und zeigte eine majeſtätiſche, anmuthsvolle mit zahlreichen koſtbaren Juwelen geſchmückte Geſtalt.

„Häuptling,“ ſagte ſie, „du biſt gefeſſelt und gefangen, und ich erſcheine als Bittende vor dir, dennoch kannſt du mir vielleicht einen Dienſt leiſten, und wenn du es treu thuſt, ſo ſoll Leben und Freiheit dein Lohn ſeyn.“ Kriſtnadſchi betrachtete die flammenden Augen und die fieberiſch gerötheten Wange der Sprecherin; wohl merkte er, daß es nichts gewöhnliches ſey, was die Frau verlange, darum blickte er rundherum ſeine Mauern an, gleichſam um ihr zu verſtehen zu geben, wie machtlos der ſey, den ſie um Hülfe bitte. Sie errieth ſeine Gedanken, und erwiederte raſch: „das hat nichts zu ſagen; du, der du uns Leute des Friedens haſſeſt, du, deſſen Heimath die wilden Berge ſind, und der nicht unſern Darrembalahs und große Bazaes aufſucht, um von dem zu ſchwatzen, was er thun will, du wirſt mir am beſten gehorchen; dann die hat man keine Geſtändniſſe und Gewiſſensbiſſe zu fürchten, denn Thaten der Gewalt folgen einander zu raſch, als daß du über jede einzelne viel nachdenken könnteſt. So höre denn: ich bin die erſte Frau eines reichen und mächtigen Mannes. Mein Gemahl liebte mich ſehr, und zehn Jahre lang herrſchte ich unumſchränkt in ſeinem Harem, aber er hat jetzt eine junge Frau geheurathet, eine ſtolze, hochmüthige Schönheit, die mich behandelt wie eine Sklavin und meinen Gemahl beherrſcht wie eine Königin. Heute hat ſie ihren Beleidigungen die Krone aufgeſetzt vor den Ohren meiner Sklavinnen, die meiner ſpotten, und ich habe geſchworen mich zu rächen. Höre mich alſo, denn ich muß kurz ſeyn. Befreie mich von meiner Nebenbuhlerin und zwar ohne Verzug, dann ſollſt du, ehe der Morgen graut, frei und reich ſeyn, frei von des Peiſchwa's Gewalt und dem Verrath derer, die dich haſſen und beneiden.“

Der Häuptling richtete ſich auf, ſeine Stirne wurde finſter wie die Nacht und antwortete ſtreng: „Weib, ich bin kein Mörder; du mußt die Moogs (die niederſte Claſſe) aufſuchen, daß ſie deinen Willen thun, wenn es ſich darum handelt, das Blut eines unſchuldigen, hülfloſen Weibes in ihrer friedlichen Behauſung zu vergießen. Wir ſind Krieger, und obgleich jeder die Schärfe des Schwerts der Ramuſis kennt, ſo ziehen wir es doch nur gegen die, welche uns als Männer und Feinde gegenüberſtehen, oder um Unſchuldige und Hülfloſe zu vertheidigen, nicht zu tödten.“ Der Häuptling wandte ſich und ſchritt mit langſamen Schritten durch die Kammer, aber doppelte Rache glühte jetzt in der Bruſt der Frau, und mit großer Heftigkeit rief ſie aus: „Gut, ſtolzer Räuber, jetzt ſorge für dich, denn nicht nur ſollſt du den Tod eines Verbrechers ſterben, ſondern dein Kopf ſoll auch außerhalb der Stadt hingeworfen werden, daß die Hunde davon nagen. Deine Brüder und deine Schweſtern ſollen in kurzem dein Schickſal theilen, denn Bima hat noch Schönheit, Macht und Reichthum ſo gut wie die ſtolze Aleila, und wird ſie vielleicht mit noch größerem Nachdruck brauchen.“

Abermals ſchauerte der Häuptling zuſammen, ein wildes Licht flammte aus ſeinen Augen, ein freudiges Lächeln zuckte auf ſeinen Lippen, dann wurden ſie wieder bleich und zitternd, wie vor Furcht. In Einem Augenblick ſtand er an Bima's Seite, beſchwor ſie ſeinen Stamm zu ſchonen und verſprach ihren Willen auszuführen; ehe ſie ſchieden, hatte er den Dolch der Frau in ſeinem Gürtel, ihren Ring an ſeiner Hand, und das Verſprechen der Freiheit, ehe der zweite Tag graue. Während das Weib Goſain Tſchitra's mit finſterem Triumphe in ihrem Herzen das Gemach des Gefangenen verließ und heimlich ihre Schritte zurücklenkte nach dem Schauplatz ihres beabſichtigten Verbrechens, benützte Kriſtnadſchi voller Zuverſicht auf Erfolg eifrigſt alle ihr Mittel, die auf eine ſo geheimnißvolle Weiſe ihm an die Hand gegeben worden waren.

Der Mond ſank hinter dem dichten Mangowald am heiligen Berge hinab und ließ alles eingehüllt in tiefſter Dunkelheit; die großen Feuerwerke in des Peiſchwa's Garten waren lange erloſchen, die feſtlichen Gruppen zerſtreut und in tiefen Schlummer gehüllt; die Luft war kühl und ſtill, und lud alles ſo ſehr zur Ruhe ein, daß ſelbſt der Verbrecher, erſchöpft von dem Sturm ſeines Gewiſſens, in kurzen Schlummer verſank. Doch Eine noch wachte, die ſchönſte, die reichſte, die geliebteſte und gewiß die beneidetſte in der ganzen menſchenvollen Stadt, aber Kummer, zu tief, um ſich auszuſprechen, nagte an ihrem Herzen; in dieſer Nacht hatte Tſchitra, von tödtlicher Eiferſucht gereizt, ihre Bitte zurückgewieſen, und ihr mit bitterem Lächeln geſagt, daß vor Sonnenaufgang der Räuberhäuptling den Tod des Verbrechers ſterben müſſe. Jetzt war kein Stolz mehr in der Miene des unglücklichen Mädchens; mit ausgeſtreckten Armen kniete ſie nieder auf den kalten Marmor, ihre Augen ſuchten das Dunkel zu durchdringen, um noch einen Blick zu werfen auf den Thurm, der alles enthielt, was ſie auf Erden liebte. So brachte Aleila die Nacht zu, endlich ſprang ſie auf und that das Gelübde, ihn, dem ſie ihre Liebe geweiht, nicht zu überleben, ſondern als ächte Hindu-Frau auf ſeinem Grabe zu ſterben. Getröſtet durch dieſen Entſchluß ſtand ſie auf, hatte aber kaum ſich emporgerichtet, als ihr Auge auf die dunkle Geſtalt eines Mannes fiel, der aus den innern Gemächern des Harems leiſen Schrittes heraustrat. Aleila war nicht furchtſam, aber die Stunde, ihre Einſamkeit, der Ort, deſſen Betretung jedem Manne bei Todesſtrafe verboten war, konnte wohl ein ſo aufgeregtes Gemüth wie das ihrige erſchüttern, um ſo mehr, als ſie das Schimmern von Waffen bemerkte, wie der Fremde leiſe vortrat im Sternenlicht, als ſuche er irgend ein Opfer aus. „Wer iſt hier,“ ſagte ſie, „der es wagt, das Harem des fürſtlichen Tſchitra zu betreten? er fliehe oder ein ſicherer, ſchrecklicher Tod iſt ſein Schickſal!“ Der Fremde hört es, hält inne, dann ſprang er mit einem Schrei wilder Freude vorwärts und Aleila lag nochmals in den Armen ihres Geliebten.

* * *

Das alte Schloß Punander ertönte von der wilden Luſt der Ramuſi-Schaar, als der Häuptling Kriſtnadſchi ſeine ſchöne Braut Aleila nach dem kleinen, mit Fahnen und Blumen geſchmückten Tempel Kedory's führte. Vielleicht war ihre Freude noch größer, daß die Ungnade und der Tod Goſain Tſchitra's Veranlaſſung zu derſelben gegeben hatte; manchmal blickte von Zeit zu Zeit von der Berghöhe hinab auf die ferne Ebene, wo noch ein rauchender Scheiterhaufen verkündigte, daß Bima mit ihren erſten Gefährtinnen ſich bei der Beerdigung ihres Gemahls dem Scheiterhaufen geweiht hatte. Aber Aleila, die ſchöne Aleila, ſo ſtark in Liebe und Vertrauen, ſah nichts von dem allem; ſie hatte alles über ihrer jetzigen Freude vergeſſen, und keiner, der ſie jetzt ſah an des Häuptlings Seite, hätte ſie ſich jetzt vorſtellen können als das, was ſie kurz war, die ſtolze deſpotiſche Gebieterin im Harem eines Tyrannen.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 241.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

28 August 1844.

Durieu's Ausflug in den Süden und Westen von Algerien.

(Echo du monde Savant, 11 Aug.)

Hr. Durieu, Mitglied der wissenschaftlichen Commission zur Erforschung von Algier, begab sich von Oran zuerst nach Tlemsan, und von da nach Mascara, um von hier aus gegen Süden vorzudringen. Er kam bis über Wizart und Saida hinaus und entfernte sich bis auf 20 Myriametres von der Küste; zu seinem großen Erstaunen fand er, daß hier die Vegetation in dieser großen Entfernung noch ganz den mittelmeerischen Charakter trug, und zwar in der ausgesprochensten Weise. Von Saida an erhebt sich das Plateau immer mehr und endigt endlich mit einem langen Abfall, von dessen Höhe aus der Reisende den Rand dessen, was man mit der Zuversicht einer alten Gewohnheit die große Wüste nennt, überschauen konnte; eine eigentliche Wüste ist aber nicht da, auch der Mangel an Bevölkerung ist nur theilweise, und einzelne ziemlich wohl bevölkerte Oasen finden sich allenthalben. Die Luftspiegelung ist hier ausnehmend stark, und Hr. Durieu genoß einmal des merkwürdigen Anblicks einer doppelten, in zwei Schichten über einander und zwar in viel deutlicherer Weise, als man es sonst leicht beobachtet.

Ehe Hr. Durieu, um mit dem gewöhnlichen Ausdruck zu reden, an den Rand der Wüste kam, schon 7 bis 8 Lieues südlich von Mascara, traf er in größerer Zahl als bisher den gegliederten Lebensbaum (Callitris quadricocca oder quadrivalva, sonst auch Thuya articulata genannt). In andern Theilen des algierischen Gebiets sieht man den Baum nur hie und da, und er erreicht nie eine bedeutende Größe, im Süden von Mascara aber stehen die Bäume, ohne eigentliche Wälder zu bilden, dichter beisammen, und bedecken einen sehr großen Raum, auf dem sämmtliche, augenscheinlich vielhundertjährige Bäume alle gleich alt zu seyn und aus Einer Epoche zu stammen scheinen. Die meisten von denen, deren Stamm einfach ist, erreichen einen Umfang von mehr als vier Metres; es gibt auch vielfältige, die noch viel dicker sind; wenn nicht der Gipfel verstümmelt wurde, erreichen sie oft eine Höhe von 60 Fuß. Man findet keine mittelmäßigen Bäume und eben so wenig junge Stämme in den Zwischenräumen zwischen den alten. Brand, der sonst das Unterholz verzehrt, kann hier die Ursache nicht seyn, denn die alten Stämme würden, weil das Holz sehr harzhaltig ist, unfehlbar mit ergriffen werden. Hr. Durieu sah rohe Hirten, welche prächtige Stämme dieser Art anzündeten, bloß um sich an dem schönen Brande zu delustigen.

Einige Theile dieser bewaldeten Gegend bestehen aus wilden Oliaen, welche aber nicht so hoch werden, wie die am Ufersrich. Die Kermeseiche erreicht hier die Höhe von Waldbäumen und wird fast so dick, wie gewöhnliche Eichen. Die Mastixpistazie wird hier gleichfalls sehr groß und bildet bedeutende Waldgruppen. Je weiter man gegen Süden kommt, desto zahlreicher und schöner wird der gegliederte Lebensbaum, ohne jedoch sich in dichte Wälder zusammenzudrängen. Man hat augenscheinlich an mehrern Orten starke Schläge vorgenommen, und das Holz, das dem äußern Anblick und der Güte nach dem Cederholz gleicht, wurde mit dem aus den lange unbekannten Cederwäldern des kleinen Atlas nach den Städten an der Küste gebracht und vielfach verwendet. Dadurch entstand die Meinung, als ob in den Ebenen des Innern auch Cedern vorhanden seyen. Man hat anfangs über die Behauptung gespottet, daß sich in Afrika ächte Cedern finden, seit aber nicht mehr zu läugnen ist, daß in der Umgegend von Setif, auf den Höhen von Dschidschelli und selbst in der Nähe von Algier wirklich Cedern vorhanden sind, will man deren allenthalben finden. — Auch der Cederwachholderbaum ist eines der merkwürdigen Erzeugnisse der Waldregion südlich von Mascara und Saida; er erreicht eine Größe, die man sonst nicht sieht, und Hr. Durieu fand einen, dessen Stamm über einen Metre im Umfang hatte.

Während zwei Monaten durchzog dieser unerschrockene Forscher das Land in der Nähe des Kriegsschauplatzes, wo man den Abfall der Stämme befürchten mußte, durch deren Land er zog, aber nie war derselbe auch nur im geringsten gefährdet, was man gewiß nicht sagen könnte, wenn man bei nächtlicher Weile den Weg um Paris machte. Hr. Durieu

Digitized by Google

hatte nichts zu fürchten, als die Gluth des Sirocco, welchen man den Athem der Wüste nennen konnte, und der vier bis fünf Tage lang ohne Unterlaß wuthete. Hr. Durieu hat diesen Ausflug im April und Mai d. J. gemacht, und wird ihn vermuthlich im Herbst fortsetzen.

Der Landhausirer.

(Fortsetzung.)

Während aber die Menschen in behaglicher Ruhe über die schönen Tücher und den sonstigen Inhalt der Kiste schwatzten, wollte der Hofhund Wahti seinen gewöhnlichen Platz am Herde nicht einnehmen, sondern schnüffelte unruhig in der Stube umher, blieb dann plötzlich vor der Kiste stehen und begann zu knurren. Der Knecht schien gleich Verdacht zu schöpfen; Thomas aber meinte, es möge wohl irgend ein Teufelsdreck die Nase des Hundes beleidigen. Allein das Thier ward immer unruhiger, und Matti stand auf und nahm eine Art von der Wand. „Was Henker, Matti" — rief Tewonen — „du wirst doch nicht die Kiste aufschlagen wollen! Ich rathe Dir, laß das, sonst sollst Du erfahren was ein geblauter Rücken ist." — Aber kaum hatte der die Drohung ausgesprochen, als Matti auch schon mit Einem Schlage den Deckel der Kiste gesprengt hatte und trocken sagte: „Da habt Ihr den Teufelsdreck, den Wahti witterte," während der Kopf eines lebendigen Menschen aus dem Kasten hervorguckte. Nach einer Pause des Staunens stand nun auch Tewonen auf, gab dem Knecht die Hand und sagte: „Dank Matti! Wenn Du nicht wärst, würden wir wohl morgen früh alle mit kaltem Mund daliegen. Aber was sollen wir nun mit dem Vogel hier machen? Sollen wir ihn binden und morgen vor den Lehnsmann führen?" — „Wozu binden" — meinte Mats; „der ist wohl aufgehoben in der Kiste, und Wahti und ich wollen ihn schon bis Morgen hüten.

Die Erzählung wird unterbrochen durch einen ausführlichen Bericht über Rask's frühere Schicksale. Er war ein Kind der Liebe; aber seine Mutter, Lena Hilvän, war so wohl gelitten, daß man ihr den Fehltritt bald verzieh und sich auch später für ihren kleinen Gustao Anders lebhaft interessirte. Dieser ward in die Schule gegeben, und als er die nöthigen Vorkenntnisse hatte, nahm ihn der würdige Rathsmann Wörberg in seine Handlung, wo der Knabe seine Pflichten mit Unlust, aber doch treu erfüllte. Nach ein paar Jahren zum Jüngling geworden, verliebte sich Rask in des Rathsmanns hübsches Stubenmädchen, worüber der letztere so erboste, daß er dem jungen Menschen sofort den Dienst aufsagte. Ehe Rask aber, in aller Demuth, wie er es wollte, das Haus verlassen konnte, mußte er sehen, wie sein Mädchen sich von Herrn Wörberg herzen und küssen ließ; da wich die ehrfurchtsvolle Demuth dem Zorn der Verachtung. Er hatte den Muth, eine solche Liebesscene keck zu unterbrechen und dem Rathmann die früher erhaltenen Vorwürfe mit dessen eigenen Worten zurückzugeben. Dann ging er auf eigenen Füßen hinaus in die Welt, ernährte sich anfangs kümmerlich genug durch Abschreiben; trat 1788, als der Krieg zwischen Schweden und Rußland ausbrach in Dienste unter Gustav Moriz Armfeldt, erfocht sich bei Havitaizal die Würde eines Fahnenjunkers, dann aber auch ein lahmes Bein, und erhielt bald darauf zum Lohn für seine Tapferkeit die erwähnte Lehnsmannsstelle im Kirchspiel L . . s. Ein Jahr später vermählte er sich mit der kleinen runden Hausmamsell seines Gönners, des Obristen T. — nachdem er sich überzeugt hatte, daß sie keine von den Stubenmägden war, die er seit seiner Erfahrung beim Rathsmann so innig verachtete, und nahm später, da seine treue Hausehre ihm keine Nachkommen schenkte, deren kleine Bruder-tochter Stina Sophia als Pflegekind zu sich, die gegenwärtig ihr zehntes Jahr erreicht hatte.

Wir kehren nun zurück zu unserm Bauer Thomas Tewonen. Dieser hatte sich wieder zur Ruhe gelegt, die Wache seinem treuen Knecht überlassend; aber Matti war nicht bloß treu, sondern auch klug, und meinte, der Eigener der Kiste werde schwerlich den Anbruch des Tages abwarten, um dieselbe wieder abzuholen, vielmehr die Dunkelheit der Nacht benutzen, um mit Hülfe des Kerls in dem Kasten in die Hütte einzudringen, die Schlafenden zu überfallen und alles was ihm von Werth schiene zu rauben. „Matti, du hast wirklich Recht," sagte der Bauer, und begann darauf sofort, den Kistenmann zu verhören. Mit Hülfe einiger Prügel, die nicht sanft gewesen seyn mögen, war bald das Geständniß da, und nun übernahm Matti die Rolle des Kistenmannes. Sobald der verabredete Pfiff erscholl, ließ er den Fremden ein und packte ihn von hinten an beiden Armen. Der Rauber, ein kräftiger Vierziger, strengte seine ganze Kraft an um sich zu befreien, aber er ermattete bald unter dem herkullischen Griff des Knechts und mußte sich ruhig binden lassen. — Nachdem die erste Wuth des Mißlingens verraucht war, stimmte er einen andern Ton an, und bot dem Bauer die baare Summe von 200 Thlr., wenn er ihn und seinen Gehülfen freilassen wolle, widrigenfalls es ihm schlimm gehen werde. Tewonen antwortete ruhig: „der Herr schützt die Gerechten. Wenn du der Teufel selber wärst und mir ein ganzes Bauerngut dötest, ich lasse dich nicht los." — „„Ist das dein fester Beschluß?"" — „Den Mann erkennt man an seinem Wort, wie den Ochsen an seinem Horn (Niestä sonasta, savvesta herkä)" rief der Bauer. „Nun so wisse" — sagte der Rauber — „daß ich dich noch einmal besuchen werde, und dann wirst du deinen Beschluß bereuen. Ich sage wie du: Niestä sonasta, savvesta herkä." — Die Hausfrau aber, die bis jetzt kein Wort gesprochen hatte, antwortete: „Gott ist groß, und kann des Bösen Rathschlag zu nichte machen, und — wen der Herr will bewahren, der ist sicher in allen Gefahren." Und als der Räuber diesen Spruch aus dem Psalmbuch lachend mit einer Gotteslästerung beantwortete, ergriff Tewonen seine Art und drohte ihm den ruchlosen Kopf zu zerschmettern, wenn er sein Lastermaul nicht hielte. Damit endete die Unterredung.

Am andern Morgen hielten zwei Schlitten vor dem rothen Hause des Lehnsmannes Rask, und ein rüstiger Mann

Digitized by Google

blickte faſt demüthig zum Küchenfenſter hinein; drinnen ſaß Frau Rask und vergoß Thränen — weil ſie allzuemſig Meerrettig rieb. Als aber der lange Mann die Thür öffnete und ſchüchtern „guten Tag" bot, blickte ſie auf, und eewiederte nach Landesſitte: „Gott gebe es." Dann wußte ſie den Feemden ſo geſchickt auszufragen und ſo zutraulich zu machen, daß ſie bald von den Verhältniſſen in Tewola eben ſo gut unterrichtet war, als der Knecht Matti ſelbſt. Ja ſie hatte ſogar erfahren, daß Tewonon auch eine hübſche erwachſene Tochter habe, die dem Knecht nicht übel zu gefallen ſchien, welche aber auf einem andeen Hofe diente. Endlich erhielt Stina Sophia den Befehl, dem Lehnsmann zu meiden, daß ein Fremder ihn zu ſprechen begehre. Hr. Rask wae eben am Schreiben und ſehr unwillig über die Unterbeechung, und meinte, als er erfuhr, daß dee Mann von der Capelle kam, es werde wohl wieder irgend eine Teufelei im Gange ſeyn; er wolle indeß bald herauskommen. Wieklich teat er baid darauf in die Küche, wo Mats am Heed ſaß, und fragte, was er wolle? Mats mochte wohl noch nie eine ſolche Figue geſehen haben, in beaunrotden, kurzen Hoſen und Gamaſchen, hellgrauem Rock mit großen Meſſingknöpfen und einer langen, bunten Weſte, einer engen Leberceavatte um den Hals, ein paar großmächtige Beilen auf der rotden Naſe und einen geünen Augenſchiem auf dem Kopf; — er machte einen tiefen Bückling und ſagte kein Wort. „Kannſt du's Maul nicht aufthun, Keel?" fuhr der geſtrenge Lehnsmann ihn an, und als Mats ſich veraebens anſtrengte ein Wort hervorzubeingen, gerieth er ſo in Zorn, daß ſeine Frau für nöthig fand, ein deſcheidenes Wort mit drein zu reden und den Fremden feeundlich zu ermuthigen. Kaum hatte aber dieſer die kurze Meldung gemacht, daß er zwei Spitzduden von Tevola her gebracht habe, als der Lehnsmann einen andern Ton anſtimmte; denn wenn es galt, Landſtreicher und Friedensſtöeer zu eewiſchen, dann zeigte ſich ſein Dienſteifer im vollſten Glanz. „Ja ſo, mein Buesche, das iſt ein ander Ding," — und nun mußte Mats deeichten, wie alles zugegangen war. Doch als er nach deendetem Bericht auf Hrn. Rask's Geheiß die gebundenen Kerls hereinboite, da rief dieſer: „Na, Gott verdamme mich, das iſt ja der Wallfiſch. So hat der Teufel dich ſchon wieder aus dem Keeker deraus gelaſſen?" — „Aber wee iſt es denn, Papa?" fragte die Hausfrau. „Nun wer ſollte es ſeyn, als Manei Juſſi ſelbſt." — Dieſer im ganzen Lande berüchtigte und gefürchtete Raubmöeder war in der That einer der wildeſten ſeines Gelichters, die je im Noeden ihr Unweſen trieben; man ſagte ſogar allgemein, daß er den gemoebeten Menſchen die Herzen ausſchneide, ſie am Feuee eöſte und dann veezehre. Kein Wunder alſo, daß alle Anweſenden bei dieſem Namen ſich entſetzten. Rask aber ſchickte eiligſt zum Gefangenwärter, ließ die beiden Verbrecher in Ketten legen und dann unter ſtaeker Bedeckung nach Karlskeona transpoetiren, wo ſie bis an ihr Ende in der Ankerſchmiede aebeiten mußten.

(Schluß folgt.)

Alte und neue Städte Georgiens.

Kutais oder Kutaiſi,

die Hauptſtadt von Imeretien, liegt am Fluß Rion. Den Anfang der Bedeutung dieſee Stadt leiten die geargiſchen Chroniken von dem abchaſiſchen König Leon ab, der im Jahee 792 hier ſeine Reſidenz aufſchlug. Er ſall auch auf einem hohen Berge eine Feſtung gebaut, auf ſteinteenen Geundlagen eine Brücke über den Steam geſchlagen und in der Stadt einen Paiaſt gebaut haben. Später errichtete hier König Bageat IV (1027 bis 1072), dee mit Helena, einer Tochter des griechiſchen Kaiſees Romanus, vermählt wae, eine prächtige Kieche zur Muttee Gottes, welche innen mit eeichen Maſaiks geſchmückt wae. König Alexander umgab die Stadt mit einer ſteineenen Mauer. Die Türken bemächtigten ſich dee Stadt im Jahee 1692 und zerſtörten die Veſte und die Kirche, deren Maemoemauern von dem Paſcha nach Achaiziche geſchafft wurden. Zu bemeeken iſt, daß die beiden von Prokop (de bell. pers.) angeführteten Namen Uchelmeelon und Kututiſian nue eine und dieſelbe Stadt bedeuten. Der eeſtere Name bezeichnete waheſcheinlich den höher gelegenen Theil von Kutais, auf dem rechten Ufer des Rion, wa jetzt die Trümmee dee Veſte liegen; unter dem zweiten Namen iſt augenſcheinlich die jetzige unteee Stadt verſtanden, in welcher damals eine beſondere Akropolis auf den öſtlichen Höhen ſich befand. Man veemuthet nicht ohne Waheſcheinlichkeit, daß die Stadt in ein noch höheees Altee hinaufreicht und Kitei (Kytaia) hieß nach der Familie des mythiſchen Aetes, des Vaters der Medea. Jetzt iſt es eine Kreisſtadt des neuen geoegiſch-imeretiſchen Gauvernements.

Lori

in Unterkartulinien am Fluſſe Debeda, der in die Kſia fällt, faſt an der Gränze Aemeniens. Einſt eine bedeutende Stadt mit einer ſtarken Veſte, war ſie dee Zankapfel zwiſchen Armenien und Geaegien, und dieß wurde die Urſache ſeiner Zeeſtöeung. Chardin ſchreibt, daß zu ſeinee Zeit die georgiſche Bevölkerung an den Gränzen von Diliſchan, alſa gerade bei Lori, aufgehört habe. In den glänzenden Zeiten des geargiſchen Reichs hatten die Georgier hier iher Kiechen und Geiſtlichen. Aus dee armeniſchen Geſchichte erſieht man, daß vom 11ten bis 13ten Jahrhundert zu Lori ein beſonderer Zweig der Königsfamilie der Bageatiden ſich befand.

Mowakaneti

in Kachetien zwiſchen Kur und Alaſan, da, wo die alten Griechen und Römee das an Albanien geänzende Land Cambyſena hin verlegten. Man ſchreibt die Gründung der Stadt dem Sohne des fabelhaften Karthlos, Mowakan, zu; ſie wurde von Murwan Abul Kaſim in der Mitte des 7ten Jahrhunderts zerſtöet.

Mzcheta,

die alte Hauptſtadt Kartaliniens und allee kaethloſianiſchen Stämme, liegt an der Einmündung dee Aragwa in den Kue. Uefpeung und Name ſtammt, der Sage nach, von Mzchetos, dem tapferſten und mächtigſten der Söhne aou Kaethlos. Deutet aber der Name Mzcheta nicht ehee auf die uefpeüngliche Beaölkerung der Stadt duech Meschen? Der Name wurde von Ptolemäus in Meſkieta, von Agathias in Mechiſtha aeedoeben. Nach den geoegiſchen Chroniken wae in alten Zeiten der ganze Kaukaſus von dem mediſchen und aſſyriſchen Reich und dann von dem durch Cyeus geſtifteten peeſiſchen abhängig. Ardem, peeſiſcher

Gouverneur in Georgien einige Jahrhunderte vor Chr. G., soll zuerst den Georgiern die Kunst gelehrt haben, Kalk zu brennen und Steinarbeiten auszuführen; er umgab auch vielleicht Mzcheta zuerst mit einer steinernen Mauer; in Folge dessen hieß die Stadt Deda-Kalaki, die Mutterstadt. Nach dem fabelhaften Einfall des macedonischen Alexanders soll der von ihm zurückgelassene Gouverneur Jason die Mauern zerstört haben; aber Pharnaos, der Jason besiegte, umgab die Hauptstadt des von ihm gegründeten Reichs aufs neue mit Mauern. Viele Jahrhunderte hindurch war hier der Mittelpunkt der Civilisation, die sich hier bei den Karthlasiauern unter vielen verschiedenartigen Einflüssen und in den mannichfaltigsten Formen entwickelte. Es war eine Zeit, wo die Bürger von Mzcheta die Leichen ihrer Todten verzehrten. Die Herrschaft der Perser minderte die anfängliche Sittenrohheit durch Einführung der Religion Zoroasters; damals wurde die Verehrung von Armas (Ormuzd), Saden und andern Symbolen des Orients in Mzcheta eingesetzt. Die Griechen, durch den Handel mit dem Phasis nach dem Kur geführt, brachten ihre Mythologie mit, und so erhoben sich in Mzcheta die Bilder der Venus und des Hercules. Im Jahre 318 n. Chr. legte die heilige Nino hier den Grund zum Sieg des Christenthums über das Heidenthum, indem sie den König Mirian bewog, mit allen Bewohnern seiner Hauptstadt die Taufe anzunehmen. Als endlich das Christenthum allenthalben eingedrungen war, machte Wachtang Gorgasian durch den Bau einer georgischen Kirche Mzcheta zum Hauptsitz desselben, indem er hier den Sitz des obersten Erzbischofs von ganz Iberien begründete. Bald darauf verlor Mzcheta sein politisches Uebergewicht, indem die Hauptstadt der Könige im Jahre 469 nach Tiflis verlegt wurde; aber die kirchliche Obergewalt blieb, indem der Erzbischof Kathalikos hier fortwährend seinen Wohnsitz aufschlug. Die Ufer des Kur und der Aragwa sind noch jetzt mit Ueberresten von Kirchen und andern Gebäuden bedeckt, womit die Frömmigkeit der Könige und der Erzbischöfe Mzcheta schmückte. Marwan Abul Kasim begann die Reihe der Verheerungen, von denen sie sich aber immer wieder erholte, bis zu dem letzten Schlag, den ihr Tamerlan beibrachte. Seit dieser Zeit wollten die Könige Mzcheta nicht mehr mit neuen Gebäuden schmücken, um nicht den Fanatismus der Moslems zu reizen und sie zur gänzlichen Vernichtung der noch vorhandenen Heiligthümer herauszufordern, welche auf diese Weise bis zu der jetzigen Zeit sich erhalten haben.

Nekresi

in Kachetien am Flusse Kwarelis-Zkali, der in den Alasan fällt. Die Stadt wurde vom König Pharnaos 250 Jahre vor Chr. G. erbaut, und König Tirdat errichtete hier im Beginn des Christenthums eine Kirche, wo der heilige Awim, einer der dreißig syrischen Väter, die nach Georgien gekommen waren, einen Bischofssitz für das ganze transalasanische Kachetien gründete. Im Anfang des 18ten Jahrhunderts bestand schon die Stadt nicht mehr, aber in dem Oertchen dieses Namens hielten sich immer noch Bischöfe auf, die sich von Gagma-Mchar und Dedoi nannten; der letztere dieser war Ambrosius, der im Anfang des 19ten Jahrhunderts starb. Von den alten Bauten sind nur noch Reste der Befestigungen übrig, welche die Stadt gegen die räuberischen Kaukasusbewohner schützten. Auch die Kirche ist noch ganz, neigt sich aber zum Einsturz.

Odsrache

in Untercartalinien am Flüßchen Odsche, das in den Achalzichis-Zkal fällt. Seine Gründung fällt in die ersten Zeiten der georgischen Geschichte; es war die Residenz eines Eristaff und die Hauptstadt einer Provinz, die gleichfalls den Namen Odsrache führte. Bei der Zertrümmerung Georgiens nach König Alexanders Tod um das Jahr 1446 verödete es, und wurde bald darauf von den Türken eingenommen, welche Stadt und Veste verheerten. Jetzt herrscht der Islam in dem kleinen Dorf, das auch den Namen Odsrache führt. Die christliche Kirche ist in eine Moschee umgewandelt.

Ofurgeti

am Flusse Bsudscha, der in den Chinos-Zkali fließt, welcher zwischen dem Rion und dem Tschoroch ins schwarze Meer fällt; hier hatten die Guriels, d. h. die Beherrscher der Provinz Gurien, welche seit dem Anfang des 16ten Jahrhunderts unabhängig geworden waren, ihren Sitz. Der letzte derselben, Guriel Mamia VII, begann hier im Jahre 1810 einen prächtigen Palast zu bauen, den er jedoch nicht vollendete, da er bald nach der Vereinigung Guriens mit Rußland starb. Es findet sich hier noch eine prächtige, mit reichen Bildern und andern Heiligthümern geschmückte Kirche; die Einwohner bestehen hauptsächlich aus Armeniern und Juden.

Oltisi

am Oberlauf des Tscharoch mit einer weitläufigen Veste. Die Stadt wurde zwei Jahrhunderte vor Chr. G. vom König Mirwan erbaut, und vom König David VI (1264 bis 1294) neu befestigt und erweitert. Später war es in den Händen der Atabege, welche hier ihre Residenz aufschlugen. Die Türken, welche sich ganz Westgeorgiens bemächtigten, setzten hier einen Pascha ein, und in Folge dessen verfiel das Christenthum und alle Einwohner traten nach und nach zum Islam über. Nichtsdestoweniger befinden sich in den Händen dieser Georgier, welche zwar ihrem Glauben, aber nicht der Sprache ihrer Väter entsagt haben, noch viele Denkmäler des ehemaligen Christenthums, als Bücher, Bilder u. dgl. Von dorther erhielt man die bemerkenswerthe, im 11ten Jahrhundert auf Pergament geschriebene Fasten-Triode mit verschiedenen historischen Bemerkungen an den Rändern. Auch einige Kirchen sind noch in der Stadt erhalten.

Miscellen.

Panama und Nicaragua. Durch die Sendung des Generals Castellon von Seite der Staaten Nicaragua und Costarica nach Paris, um die französische Regierung zu bitten, die Ausgleichung der finanziellen Streitigkeiten zwischen diesen Staaten und England, so wie das Protectorat derselben zu übernehmen, ist auch der Plan eines Canals durch die Landenge wieder in Bewegung gekommen, und das Journal des Débats vom 6 August bespricht denselben und äußert sich dahin, der Canal bei Panama, wo die französische Regierung im vorigen Jahre Plane aufnehmen ließ, sey allerdings der kürzeste und würde nur 19 Leguas lang werden, während die schiffbar zu machende Linie am Nicaragua-See 74 Leguas betrüge, aber bei Panama fehle es nicht bloß an Arbeitern, sondern, wenn man diese auch hinschaffte, an Lebensmitteln, um dieselben zu nähren, abgesehen von dem ungesunden Klima im Sommer. Die Ufer des Nicaragua sehen dagegen gesund und fruchtbar und im allgemeinen gut bevölkert.

Austernhalle in Paris. In der Rue Montorgueil, allen, welche Paris kennen, als der Sammelplatz der Austernwirthschaften wohl bekannt, soll jetzt eine eigene Halle für den Austernverkauf errichtet werden. (Fr. Bl.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 242.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

29 August 1844.

Oberst J. P. Hamiltons Erinnerungen an Columbia.

Erster Abschnitt.

Zwei an erfreulichen und betrübenden Begebnissen reiche Decennien sind verflossen. Zwanzig Jahre sind es jetzt, seit Canning eine Gesandtschaft an die junge columbische Republik abordnete, um derselben Großbrittanniens Freundschaft zu verheißen. Ich war Mitglied dieser diplomatischen Mission und will nun einige Erinnerungen an die Menschen, an die Sitten und an die Gegenden jener herrlichen Tropenwelt aufzeichnen, zu meinem Vergnügen, vielleicht auch zu dem anderer.

Nach einigen Rasttagen in Jamaika schifften wir uns nach Santa Marta ein. Nach einer sehr stürmischen Fahrt ankerte unsere Isis im Hafen von Santa Marta. Der Reisende, der sich von dieser Seite dem columbischen Gebiete naht, erblickt sogleich die Cordilleras im Hintergrunde von Santa Marta in majestätischer Größe emporragen; viele ihrer Spitzen sind mit ewigem Schnee bedeckt, während sie weiter abwärts mit der schönsten Bekleidung immergrüner Bäume und Sträuche geschmückt sind, denn Tropenländer Amerika's gewähren mit ihren baumartigen Farrenkräutern dem Europäer, der zum erstenmal an diesen Küsten landet, immer einen bewundernswürdigen Anblick. Er staunt, wenn er diese in unsern Klimaten so bescheidenen und versteckten Pflanzen in aller Majestät der Fichten und Palmen vor sich sieht; die Stiele verschiedener Kaktusgattungen gleichen großen Candelabern. Als unsere Fregatte vor Anker gelegt hatte, begrüßte sie die columbische Flagge, worauf die Erwiederung von der Batterie am Ufer erfolgte. Wir machten dem tapfern Oberst Saida, Gouverneur der Stadt, unsere Aufwartung, wurden freundschaftlich empfangen und ersucht, sein Haus zu unserem Quartier zu machen. Der Oberst war, wiewohl ein geborner Spanier, dennoch ein eifriger Patriot, der für die Sache der Freiheit von Columbia standhaft geduldet hatte. Schon in Merico hatte er gegen die Spanier gefochten, war aber in ihre Gefangenschaft gerathen, und nachdem man ihn nach Europa geschickt, in der Veste Ceuta gefangen gesetzt worden. Um sich aus dem Kerker zu befreien, arbeitete er sieben Monate lang mit großer Beharrlichkeit daran, einen unterirdischen Gang durch die Wälle zu graben, und bestand dabei, nach dem zu urtheilen, was er mir selbst erzählte, so viele Abenteuer als der bekannte Herr von Trenk. Sein Muth wurde zuletzt durch einen glücklichen Erfolg belohnt, er entkam aus seinem unterirdischen Gefängniß, aber leider nur, um aus den Händen eines Feindes in die eines andern zu gerathen, denn gleich darauf wurde er von tunesischen Corsaren gefangen. Doch auch aus dieser Gefangenschaft wurde er bald befreit, und zwar dießmal durch die humane Vermittlung des französischen Consuls in Tanger, der ihn gegen einige seidene Taschentücher auslöste. Der Oberst kehrte hierauf sogleich nach Amerika zurück und trat in columbische Dienste, wo er sich die Achtung und Liebe Bolivars in hohem Grade erworben hatte.

Oberst Saida hatte durchaus kein spanisches Temperament; toujours gai et vive la bagatelle! schien sein Motto zu seyn, und seine heitere Lebensphilosophie gestattete ihm nicht, sich viel um das Vergan und Vergad in der Welt zu bekümmern. Wir mußten bei ihm speisen und wurden mit einem trefflichen, nach spanischer Kochkunst zubereiteten Mahl fetirt. Zwischen dem ersten und zweiten Gang ergehen sich die Gäste etwa eine halbe Stunde, worauf sie bei ihrer Rückkehr in das Speisezimmer die Tafel mit Torten, Confituren und eingemachten Früchten besetzt finden, die zwar alle vortrefflich zubereitet sind, aber durch ihre übergroße Süßigkeit für Magen und Zähne verderblich werden. Dieses letztere besonders hat der häufig zu bemerken Gelegenheit, den die Damen der neuen Welt anlächeln. Doch sey ihnen hiemit kein Vorwurf gemacht; sie bleiben, ihrer schlechten Zähne ungeachtet, dennoch schön.

Keine Stadt hat während des blutigen Kampfes zwischen Spanien und seinen vormaligen Colonien mehr gelitten als Santa Marta, das wegen seiner geringen Entfernung vom Magdalenenflusse oder Rio Grande ein sehr wichtiger Platz ist, und dessen Besitz sich beide Parteien beständig streitig machten. Die Stadt selbst ist nicht befestigt, aber dem Hafen dienen einige Forts zum Schutze. Während des Bürgerkrieges hat

Digitized by Google

sich die Zahl der Einwohner sehr vermindert; sie hatten gegen die Sache der Republicaner eine große Abneigung gezeigt, weßhalb viele der angesehensten Bürger von der columbischen Regierung verbannt oder zu Militairdiensten gezwungen wurden.

In den Monaten December und Januar weht hier ein Südostwind von den Anden her, der, wegen des vielen Sandes, den er mit sich führt, sehr nachtheilig für die Augen ist. Auch die Häuser, welche wegen der großen Hitze ohne Fenster sind, füllt er mit einem feinen weißen Sande an, der alle Geräthe bedeckt und Speisen und Mahlzeiten reichlich würzt. Diese Plage, zu der sich noch die der Moskitos, Asseln und Scorpionen, gelegentlich auch ein Besuch des gelben Fiebers, gesellt, muß jedem gar sehr die Lust verleiden, Santa Marta zu seinem Wohnsitz zu wählen. Dessen ungeachtet kann diese Stadt wegen ihrer günstigen Lage am atlantischen Meere mit der Zeit ein wichtiger Handelsplatz werden, zumal wenn der Plan, zwischen Cartagena und dem Binnenlande vermittelst des Magdalenenflusses eine Wasserverbindung ins Werk zu richten, mißlingen sollte.

Musik und Tanz sind die vorzüglichsten Belustigungen der Küstenbewohner; in allen Städten und Dorfschaften hört man jeden Abend die muntere Guitarre und leichte Füße, welche sich nach ihren Tönen bewegen. Der Hausherr oder die Hausfrau empfangen freundlich den Fremden, der Lust bezeigt, einzutreten, um zuzusehen oder mitzutanzen. Die Frauen von Santa Marta haben schöne Augen und meistens eine gefallige, angenehme Gesichtsbildung. Viele der hiesigen Einwohner haben in ihren Häusern ein Altarstück mit einem Jesuskinde, welches sie des Abends mit Wachskerzen erleuchten und mit Blumen und Muscheln verzieren, von welchen letzteren man an der Küste von Santa Maeta sehr schöne Arten findet. Jedermann ist es gestattet, während dieser religiösen Ceremonie ein- und auszugehen.

Eine kleine Meile von der Stadt fließt ein Bach, dessen klares, kühles Wasser von den Einwohnern sowohl zum Trinken als zum Baden benutzt wird. Im Januar 1823 wurde Santa Marta von etwa vierhundert Indianern eingenommen; ein Spanier, Namens Pugal, der vormals hier Gouverneur gewesen, war ihr Anführer. Die Indianer plünderten alle Häuser bis auf das Zollhaus und die Magazine einiger reichen Kaufleute, welche man für den guten Magen des spanischen Generals Moraies aufbewahrte, der damals in Maracaibo commandirte. Die Indianer behaupteten sich aber nur achtzehn Tage im Besitze der Stadt; Pugal wurde nachmals von den Patrioten gefangen und, ungeachtet er damals schon ein Sechziger war, als gemeiner Soldat nach Lima geschickt. Santa Marta hatte, als es von den Indianern genommen wurde, nur eine geringe Zahl von Militzsoldaten zur Besatzung, die größtentheils keine aufrichtigen patriotischen Gesinnungen hegten. Zur Zeit unseres dortigen Aufenthalts bestand die Garnison aus einem Regiment Infanterie aus der Provinz Antioquia, das von dem Obersten Rastro, dem Bruder des columbischen Ministers des Innern, commandirt wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Der Landhausirer.

(Schluß.)

Als der Winter vergangen war und schon die Feüchte des Feldes zu reisen begannen, erhielt eines Tages Herr Rask einen großmächtigen Brief mit dem Siegel des Landhöfdings. Was konnte der ihm zu melden haben? Kaum hatte er mit seiner Brille das eigenhändige Schreiben des vornehmen Herrn dechiffrirt, so lief er in die Küche und schloß seine verwunderte Frau in die Arme, mit der Frage: „willst du was Neues wissen, Mutter?“ — „Nun in des Herrn Namen, was gibt's denn, lieber Alter?“ — „Mutter, du bist eine vornehme Frau geworden.“ — „Ach du bist wohl verrückt, ich verstehe dich nicht.“ — „Nun so laß dir sagen, daß dein alter Anders Gustav — Oekonomie-Director geworden ist; hier der Landshöfding schreibt es selbst, weil wir den Muuri-Juffi erwischt und richtig abgeliefert haben. Er schickt auch gleich die Bestallung mit, sieh hier, und eine Anweisung auf 200 Thlr. dazu, die zur Belohnung zwischen Thomas Tewonen und seinem Knecht Mats vertheilt werden sollen.“ — „Gott beschütze mich“ — rief die Alte, — „„Oekonomie-Director! — Ja das klingt nach etwas. Gibt denn der Titel auch einen höhern Rang?“ — „Ei das versteht sich, Premierlieutenantsrang wenigstens. Heissa! lustig, Mutter!“ — Und nun ward sofort beschlossen, die ehrenvolle Erhöhung duech ein jubelndes Gelag zu feiern. In den nächsten Tagen war alles beschäftigt zu putzen, zu scheuern und zu kochen, und dann ward die ganze Nachbarschaft zu Gast geladen, auch Thomas Tewonen und sogar sein Knecht, und kein Mensch wußte warum.

An dem Tage des Gelages kamen Fuhrwerke verschiedener Art von allen Seiten herbei. Zuerst kam der hochwürdige Caplan mit seiner Frau und zwei kleinen Kindern, alle in einer zweirädrigen Leiterkarre. Mit großer Ehrerbietung wueden sie empfangen und in das Fremdenzimmer geführet; aber noch waren die Complimente nicht zu Ende, als der Hr. Major aus Eskola vorfuhr, und den ihm entgegentretenden Rask mit den Worten begrüßte; „—ster Diener, (das „ergeben“ verschluckte der Major gänzlich) —ster Diener, mein alter Fahnenjunker, viele Grüße von Eskola.“ — Als der alte Junggesell zum Pastoren hineingeführt ward, kamen schon wieder andere Gaste, der Adjunct, der Schulehrer mit seinen Töchtern u. s. w., zusammen an die dreißig Menschen, die Kinder nicht mitgerechnet. Nachdem eine gute Stunde mit Begrüßungen und gelegentlich auch mit Vermuthungen über die Veranlassung des Festes vergangen war, ward die Gesellschaft zur Mahlzeit in den Saal geführt, und als alle Platz genommen hatten, — die Kinder an einem kleinen Tisch in der Ecke — erhob sich Hr. Rask, füllte aus der vor ihm stehenden Punschbowle alle Gläser, und sprach mit vieler Würde: „Meine Herrschaften! Wir wissen alle, daß wir hier nicht gern viel Umstände machen sehen ohne Ursache. Es fehlt auch dieser Gesellschaft nicht an einem Anlaß. Mit der letzten Post erhielt ich ein Schreiben von meinem höchsten Vorgesetzten mit einer Be-

ſtellung als Oekonomie-Director, und dieſes Ereigniß verſchafft mir das Vergnügen Ihrer Anweſenheit. Der Lehnsmann Rask hat die Ehre, Ihnen die Geſundheit des Oekonomie-Directors Rask zu proponiren! Ich hoffe, Sie werden die Gläſer auf den Grund leeren." — Auf den Grund, auf den Grund, rief man von allen Seiten — und nun folgten endloſe Beglückwünſchungen und Verwunderungen. Als man eben im Begriff war, ſich wieder zu ſetzen, nahm Rask nochmals das Wort: „Ich habe noch eine Geſundheit zu proponiren, nämlich die unſeres ehrenwerthen Capellbauern Thomas Tewonen und ſeines Knechtes Mats Matſon, und es freut mich, Ihnen bei dieſer Gelegenheit mittheilen zu können, daß die 200 Thlr., welche auf Ergreifung des Muuri-Juſſi geſetzt waren, ihnen beiden zur Theilung unter ſich zuerkannt worden ſind. Die Tewola-Kerle ſollen leben!" — Man kann ſich die Verwunderung dieſer Leute denken, welche in ihrem abgelegenen Weiler nicht einmal von der Ausſtellung eines ſolchen Preiſes etwas gehört hatten. — Der Capellbauer Tewonen faßte ſich aber ſehr ſchnell, und nach einer höflichen Verbeugung gegen den Oekonomie-Director und einer zweiten gegen die ganze Geſellſchaft, ſprach er mit der Würde, die wahres Verdienſt jedem, auch in der groben Bauernjacke verleiht: „Verzeihen Sie mir, meine Herren und Frauenzimmer, wenn ich als ein ſchlichter Bauer meine Worte nicht zu ſetzen weiß wie ich ſollte. Ich will daher ganz einfach danken für die unverdiente Ehre, die Sie uns erwieſen haben, indem ſie die Gläſer auf unſer Wohl leerten." — Wieder verbeugte er ſich und leerte ſein eigenes Glas; dann aber fuhr er fort: „Erlauben Sie mir noch ein paar Worte. Daß für die Ergreifung Muuri-Juſſi's eine Belohnung ausgeſetzt war, habe ich bis jetzt nicht gewußt, auch haben Matti und ich nur gethan, was unſere eigene Sicherheit zu thun gebot. Aber hier hat ſich's gezeigt, daß des Herrn Wege unerforſchlich ſind und daß Ehrlichkeit am längſten währt. Denn als Muuri-Juſſi von Matti ergriffen war, bot er uns gerade dieſelbe Summe, wenn wir ihn freilaſſen wollten. Blutgeld konnten wir natürlich nicht nehmen; da aber der gnädige Gott es nun ſo gefügt hat, daß uns dieſelbe Summe von unſerer geſetzlichen Obrigkeit geſchenkt wird, ſo nehmen wir die Gabe mit großem Dank an. Doch was mich ſelbſt betrifft, ſo würde ich unrecht handeln, wenn ich auch nur einen Stüber davon nehmen wollte, denn es war Matti's Verdienſt allein, daß der Räuber ergriffen ward. Daher iſt das Geld dein, Matti, und nun kannſt du dir einen eigenen Hof neben dem meinigen anlegen. Mit Gottes Hülfe biſt du nun für dein ganzes Leben ein geborgener Kerl. Aber ſchwer iſt's allein anzufangen. Ich habe längſt bemerkt, daß du und meine Anna ein Aug' auf einander habt; nimm ſie, Matti, und werde mein zweiter Sohn und mein treuer Nachbar. Und Sie, hochgeehrte Herrſchaften! wenn Sie es nicht verſchmähen, in eines geringen Bauern Hütte zu treten, ſo lade ich Sie alleſammt ein, zur Himbeerzeit in Tewola auf Matti's und Anna's Hochzeit zu trinken!"

Ueber den Urſprung der Knochenhöhle.

Schon oft hat man Vermuthungen aufgeſtellt, wie es wohl komme, daß man in einzelnen zufällig entdeckten Höhlen die Knochen ſehr verſchiedener wilder und zahmer Thiere beiſammen fand. Die Annehme, daß es die Raubhöhle irgend eines reißenden Thieres geweſen, reichte in keinem Falle aus, und man mußte zu andern Erklärungen ſeine Zuflucht nehmen. Endlich hat Hr. Levaillant (ſ. Echo du Monde Savant vom 8 Auguſt) eine Erklärung aufgeſtellt, welche mindeſtens für viele der jetzt entdeckten Höhlen ausreichen mag. Man findet nämlich manchmal in der Kreide- oder Tertiärformation große Spalten, die mit mehr oder minder ausgedehnten Höhlen unter dem Boden in Verbindung ſtehen. Wenn die obere Oeffnung dieſer Spalten durch Pflanzen bedeckt iſt, ſo bilden ſie eigentliche Fallen, die, Jahrhunderte lang offen, das Grab vieler Thiere werden, welche hineinſtürzen und nicht wieder heraus können. Wird ſpäter eine ſolche Höhle durch Erdſtürze oder ähnliche Zufälle bloßgelegt, ſo findet man hier natürlich die Reſte der umgekommenen Thiere. „Ohne hiemit alles erklären zu wollen," fährt Hr. Levaillant fort, „glaube ich doch, daß in ſolchen Spalten oder natürlichen Fallen der Urſprung der meiſten Knochenhöhlen zu ſuchen iſt. Ich habe bei Almorar in Eſtremadura eine durch einen Erdſturz geöffnete Höhle geſehen, welche eine große Menge Knochen von Ziegen und Schafen, von Füchſen und Haſen enthielt, deren Beiſammenſeyn kaum einen andern Grund haben konnte, als den oben angegebenen. In der Sierra de Audia, in der Nähe von Pampeluna, iſt eine von den Hirten ſehr gefürchtete Spalte, welche nach Verſicherung dieſer Hirten von jeher eine Menge Thiere verſchlungen hat. Es iſt eine bei den Jägern im ſüdlichen Spanien ſehr wohlbekannte Thatſache, daß wenn die Trockenheit große Spalten im Boden geöffnet hat, der größte Theil des jungen Wildes darin umkommt. Bei La Calle in Nordafrika habe ich in einer durch einen Erdſturz kürzlich geöffneten Höhle Knochen von Ziegen, Stachelſchweinen und Schakals gefunden, und als ich eines Tages in der Nähe des Cap's Tiſſila jagte, fiel ich in einen verloſſenen Silo, der neben gleichen Knochen auch eine große Menge Schildkrötenüberreſte enthielt."

Alte und neue Städte Georgiens.

Oni

in Imeretien auf den Höhen von Raſcha an der Einmündung der Dſchedſchora in den Rion, von Phornadſchem 200 Jahre vor Chr. G. gegründet, im Jahre 777 unter König Leon von den Abchaſſern zerſtört. Das Neſt führt noch jetzt den Namen einer Stadt und iſt der einzige Handelspunkt im ganzen öſtlichen mit Bergen und Schluchten angefüllten Raſcha; den Handel treiben hauptſächlich die Juden. In der Stadt finden ſich noch Trümmer alter Befeſtigungen.

Obreti

in Unterkartalinien an der Einmündung des Tſchiwtſchiwa in den Kſio. Die Gründung der Stadt fällt in die dunkeln Zeiten der georgiſchen Geſchichte. Hier war der Mittelpunkt der Herrſchaft des mächtigen, nach der Sage des Landes noch vor der Zeit der Könige aus China nach Georgien gekommenen Hauſes des Orbelian. In der Folge erhielt ſowohl die Stadt, als der dazu gehörige Kreis den Namen Schamſchwilde, den ſie auch bis jetzt erhalten haben. König Phornaos er-

weiterte 300 Jahre vor Chr. G. die Stadt. Im 5ten Jahrhundert nach Chr. baute König Mirdat innerhalb der Veste auf dem Gipfel des Bergs eine prächtige Kirche mit einer Kuppel. Im Jahre 888 wurde die Stadt von Sumbat, dem Sohn des armenischen Königs Aschod I, erobert und blieb etwa ein halb Jahrhundert lang in der Gewalt der armenischen Könige. Tamerlan zerstörte sie gänzlich, sie erhob sich aber wiederum aus ihren Trümmern, und in der ersten Hälfte des 18ten Jahrhunderts zählte sie 20,000 armenische Einwohner. Im Jahre 1578 wurde sie von den Türken zum letztenmal zerstört, und jetzt liegt sie ganz öde.

Nisa

nicht weit vom schwarzen Meere am Flusse Chobdschi jenseits des Tscharoch. Das Städtchen war nie bedeutend, obwohl es sehr alt ist, und auch schon den Römern und Griechen bekannt war. Die georgischen Könige befestigten es auf der Seeseite. Die Türken, welche sich der Stadt bemächtigten, vertilgten das Christenthum, aber nicht die georgische Sprache, welche noch jetzt von den Eingebornen gesprochen wird.

Signag

in Kachetien auf den Berghöhen, die das malerische Thal des Alasan beherrschen. Auf dem rechten Ufer des letztern ist eine ganz neue Stadt, die erst vom König Heraclius II im Jahre 1760 zu diesem Rang erhoben wurde. Er baute eine noch jetzt vorhandene Festung gegen die Bergvölker in derselben.

Suramy

eine an der Gränze von Kartalinien und Imeretien am gleichnamigen Flusse gelegene Stadt und Veste wurde vom König Pharnadschom 250 Jahre vor Chr. gebaut. Bis zum Jahre 1800 war die Veste vertheidigungsfähig, die georgischen Könige aller Dynastien behaupteten dieselbe trotz mehmaliger Einnahme und Verheerungen. Dubois glaubt, in der Nähe von Suramy habe der von Strabo erwähnte, von Phrixus gegründete Tempel der Leukothea gestanden. Nach wahrscheinlicher ist, daß hier das Sunium von Plinius lag. Die jetzige Bevölkerung des Städtchens besteht aus Georgiern, Armeniern und Juden.

Tamarscheni

in Mittelkartalinien am Ufer des Liachwa, von der georgischen Königin Tamar im Jahre 1190 gegründet. Die Einwohner treiben Handel mit den Osseten und andern Bewohnern des Beergrückens, welcher Ratscha in Imeretien von dem eigentlichen Georgien scheidet. Die Stadt überlebte kaum ein halbes Jahrhundert, denn unter Rusudan, der Tochter der Königin Tamar, wurde sie von dem Sultan Dschelaleddin zerstört; jetzt besteht sie nur noch als Dorf.

Telaw

in Kachetien am Flusse Tscheda, der in den Alasan fällt. Die Stadt, vom ersten König Kachetiens Kirik im Jahre 893 gegründet, wurde später die Residenz der kachetinischen Könige. König Artschil, der Sohn Wachtang Schah Nawas, verschönerte sie am Ende des 17ten Jahrhunderts mit einem Palast und einer Kirche, die noch stehen. König Heraclius I, von Nadir Schah auf dem Theon befestigt, bemühte sich sehr um Ausschmückung der Stadt, die auch jetzt noch eine der schönsten des Landes ist. Deßhalb wurde sie auch bei der neuen Bildung des georgisch-imeretischen Gouvernements zur Kreisstadt erhoben.

Tiflis,

die Hauptstadt Georgiens, ist anderwärts schon näher beschrieben worden. (S. Nr. 108 ff.)

Tmogwi

in Oberkartalinien zwischen dem Flüßchen Zuna und Kwi, die miteinander in den Kur fallen, vom König Pharnadschom 250 Jahre vor Chr. gegründet. Es ist merkwürdig als der Geburtsort des Dichters Saegis, der in der georgischen Literatur unter dem Namen Tmogwely bekannt ist. Dieser Saegis war Gouverneur der Stadt Tmogwi und des dazu gehörigen Gebiets, Secretär der Königin Tamar und Lehrer des georgischen Königs David (1230 bis 1236). Königin Tamar hatte einen Palast im Schlosse der Stadt, weßhalb dieses auch Tamar-Ziche, das Schloß der Tamar, genannt wurde. Die Trümmer dieses Schlosses liegen noch jetzt auf dem gegenwärtig kaum zugänglichen Felsen. Auch von der durch die Türken im Jahre 1578 zerstörten Veste sind noch Trümmer vorhanden, und ganz erhalten ist die Kirche mit dem Grabmal des Dichters Saegis, von welchem man noch ein Gedicht hat unter dem Titel Wistramiani, welches der in der georgischen Literatur unsterbliche Sänger der Königin Tamar, Schota Rustawell, als ein Musterwerk betrachtete. Die jetzige Einwohnerschaft der Stadt ist zum Islam bekehrt.

Uplos-Ziche

in Mittelkartalinien zehn Werste südlich von der Stadt Gori auf dem linken Ufer des Kur. Uplos, einer der Söhne von Mzchetas, soll sie gegründet haben. Die ganze Stadt ist in den Felsen gehauen und erhebt sich steil über dem Fluß. Noch sind Paläste, Häuser u. s. w. erhalten, man sieht noch die Canäle zur Ableitung des Regenwassers und die aus dem Felsen gehauenen Mauern. Es ist dieß das merkwürdigste Denkmal einer ungewöhnlichen Entwicklung der Troglodytenarchitektur. Auf den verödeten Trümmern findet man viele armenische, kufische und neuarabische Inschriften. Unter allen den aus dem Felsen gehauenen Gebäuden ist auch nicht eines, das den Charakter einer christlichen Kirche trägt, und man muß demnach die Erbauung dieser wunderbaren Stadt den vorchristlichen Zeiten zuschreiben. Es findet sich allerdings eine Kirche, aber sie ist aus Backstein gebaut und noch dazu aus ziemlich später Zeit, nämlich unter König Bagrat III am Ende des 10ten Jahrhunderts. Georgische und armenische Chronike berichten einstimmig, daß diese Stadt von dem armenischen König Sumbat, dem Bagratiden, im Jahre 887 genommen und verheert worden sey. Zum zweitenmal ward sie von dem König Abchasiens, Georg, eingenommen, der den sich darin bergenden Sohn des georgischen Königs Konstantin im Anfang des 10ten Jahrhunderts in Gefangenschaft führte. Eine dritte Einnahme durch Sturm fiel in einem einheimischen Krieg im Jahre 980 vor, und die letzte geschah durch Dschingis Chan, der die Stadt völlig verheerte. Dubois de Montpéreux hat in seiner Reise um den Kaukasus eine schöne Beschreibung derselben geliefert. *)

Telegraphen auf der See. Man richtet gegenwärtig zu Paris drei Telegraphen auf, welche auf drei Stationsschiffen zwischen Dover und Calais während des Aufenthalts des Königs in England aufgestellt werden sollen. Auf diese Weise wird der König stets in directer Verbindung mit dem Minister des Innern bleiben. (Voleur vom 15 August.)

*) Auch Karl Koch erwähnt ihrer in seiner Reise im Kaukasus. S. Ausland 1843. Nr. 64.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 243.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

30 August 1844.

Notizen aus dem Oregongebiet.

(Nach Duflot de Mofras: Exploration du territoire de l'Oregon, de la Californie, et de la Mer Vermeille.)

2. Die Anwohner am Columbia.

In diesem Gebiet und zum Theil am Wallamet wohnen 200 Amerikaner, 100 Engländer und eine Anzahl französischer Canadier, welche mit ihren Familien eine Bevölkerung von 3000 Seelen bilden mögen. Die Angabe über die Amerikaner ist aus dem Jahre 1841, und ob erst seitdem eine größere Anzahl hingewandert ist, abgesehen von denen, welche in diesem Jahre aufgebrochen sind, wissen wir nicht anzugeben. Die französischen Canadier sind zum Theil ehemalige Diener der Hudsonsbay-Compagnie, die meisten aber sind freie Einwanderer, welche direct aus Canada herüberkamen. Der Hauptpunkt der Engländer ist das im Jahre 1824 von Dr. Mac Loughlin erbaute Fort Vancouver auf dem rechten, d. h. dem nördlichen Ufer des Columbia in einer sehr malerischen Lage: vor dem Fort breiten sich unermeßliche grüne Ebenen aus; weiterhin in einer Entfernung von 300—400 Schritten ist der klare, von ungeheuren Bäumen überschattete Strom und gegen Südosten erhebt sich der Berg Hood, dessen schneebedeckter Gipfel mit den tiefer unten gelegenen finstern Fichtenwäldern seltsam contrastirt. Das Fort Vancouver hat weder Wall noch Graben, und nur in der Mitte des Hofes sieht man zwei alte eiserne Kanonen. Die Bevölkerung besteht aus 700 Menschen, worunter 25 Engländer und 100 angeworbene französische Canadier mit ihren Familien. Diese, obwohl meist mit Indianerinnen verheurathet, sprechen größtentheils französisch. Die Tschinuk-Indianer, welche in der Nähe des Forts wohnen, mischen in ihre eigenthümliche Sprache eine Menge französischer und auch einige englische Worte. Wie alle Indianer dieser Gegenden unterscheiden sie die verschiedenen weißen Völker sehr leicht; sie nennen die Spanier Spagnois, die Engländer Kindschor, eine Abkürzung von King George, als Unterthanen dieses letztern. Die Amerikaner nennen sie Boston, weil sie fast alle aus dieser Stadt kommen, und die französischen Canadier Franse oder Pasapuks, d. h. weiße Gesichter, da die Franzosen ohne allen Zweifel die ersten waren, welche die Felsengebirge überstiegen.

Die zweite größere Ansiedlung ist an der Pugetsbai, mit etwa 6 bis 700 S., meist freien Ansiedlern, und heißt Nesqually; zu Kaulis, am gleichnamigen Fluß, zählt man etwa 600 S., und über hundert angeworbene französische Canadier sind in den Ebenen am Ufer des Wallamet angesiedelt, wo sie sowohl Viehzucht als Ackerbau treiben. Uebrigens ist der Plan zu einer Stadt gleichfalls am Ufer des Wallamet entworfen, und zwar von Mac Loughlin, dem Agenten der Hudsonsbay-Compagnie, welcher sich durch seine Heurath mit der Tochter des vornehmsten Häuptlings der Columbia-Indier, seinen hohen Wuchs, seine außerordentliche Körperstärke, so wie durch seine überlegenen Einsichten allgemeines Ansehen erworben hat, so daß Amerikaner, Engländer und Franzosen ihn durch gemeinsame Uebereinstimmung zu ihrem Gouverneur gewählt haben. Die Stadt soll den Namen Oregon führen, und obwohl jetzt noch die Compagnie fast allmächtig ist, so ist doch schon der Grund zu einer unabhängigen Bevölkerung gelegt, die sich in ihrem Besitz behaupten wird, wie auch der Streit zwischen Amerika und England über das Oregongebiet sich entscheiden mag.

Oberst J. P. Hamiltons Erinnerungen an Columbia.

Erster Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Nachdem wir ein geräumiges bedecktes Boot und einen großen Kahn zur Fahrt nach der Stadt Mompox für uns und unser Gepäck gemiethet, und dieselben mit den nöthigen Vorräthen von Zwieback, Rum, getrocknetem Fleische, Geflügel und Chocolade beladen hatten, schickten wir uns zu unserer Abreise nach den Cienagas oder Seen an. Beiläufig empfehle ich hier jedem, der auf dem Magdalenenstrome reisen will, die Moskitonetze nicht zu vergessen, denn diese malitiösen Insecten sind eine furchtbare Plage auf diesem Strome. Ohne Schutzwehr gegen sie ist es nicht möglich zu schlafen. Unter den

amerikanischen Strömen ist der Magdalena einer der größten; er hat seine Quelle in der Centraleordillere, da wo sich die Ostkettr oder die von Santa Fé von derselben ablöst. Der Magdalenenstrom geht über Neyva, Hondo, Mompor und fällt in mehrern Mündungen ins Antillenmeer. Seine Hauptzuflüsse sind der Sogamozo, der Cauca und der Bogota, welcher letztere nur einen kurzen Lauf hat, aber wichtig ist, weil er die Ebene bespült, in welcher Bogota liegt und in der Nähe dieser Stadt herrliche Cascaden bildet.

Unser Boot war ein regelmäßig gebautes gedecktes Fahrzeug; die Schiffsmannschaft bestand aus einem Steuermann, einem Koch und zehn Ruderern; das zweite Fahrzeug, ein Kahn oder Bongo, wie man es hier zu Lande benennt, war aus einem künstlich ausgehöhlten Baume gezimmert und hatte eine Länge von 42 Fuß; es führte einen Steuermann, Koch und fünf Ruderer. Bis zu dem großen Dorfe Cervanos, wo wir diese unsere Fahrzeuge treffen wollten, war uns eine Abtheilung Lanciers zur Bedeckung mitgegeben worden, welche nothwendig war, weil sich einige benachbarte Indianerstämme noch unter den Waffen befanden. Ihre Montirung hatte für einen Europäer viel Auffallendes. Sie trugen mit Bärenfell beschlagene Helme, rothe Jacken und weite hellfarbige Beinkleider; Stiefeln hatten sie nicht, ihre Füße waren nur mit Sandalen und sehr großen Sporen versehen, übrigens aber nackt. In der französischen Revolution hatten wir es mit Sansculottes zu thun, aber eine Cavallerie sans bottes war mir bisher noch nicht vorgekommen. Ihre Pferde waren klein, aber munter und dauerhaft.

Cervanos ist sieben spanische Meilen von Santa Marta entfernt. Der Weg ist an einigen Stellen sehr abschüssig und sehr beschwerlich, zumal an der Küste, wo wir des Nachts über große Steinmassen kamen. Bei Guava gelangten wir an schöne Waldungen, die wegen der vielerlei Farbhölzer, welche aus ihnen nach Santa Marta zur Ausfuhr nach Europa gebracht werden, für den Handel von großer Wichtigkeit sind. Auch ritten wir durch mehrere Flüsse und erschracken, als in der neuen Welt noch unerfahrene Reisende, jedesmal, wenn uns die Soldaten sagten, daß sich in diesem oder jenem Alligators aufhielten. Ich denke noch daran, wie wir, gleich jenem Schneider, Beine und Knie in die Höhe zogen, indem wir spähend rechts und links umherblickten, jeden Augenblick erwartend, die weiten Rachen dieser gierigen Ungeheuer aus dem Wasser hervorkommenn zu sehen. Später, als wir den Magdalenenstrom hinauffuhren, bekamen wir oft genug Alligators von ungeheurer Größe zu sehen, und gewöhnten uns an ihren Anblick; doch ging meine Bekanntschaft mit ihnen nie so weit, daß ich Lust zu dem Versuch bekommen hatte, auf einem derselben zu reiten, wie unser trefflicher Naturforscher Waterton.

Dem Oberst Reinboldt, der die Gefälligkeit hatte, mir ein schönes, munteres Pferd zu leihen, verdanke ich es, daß ich bis Cervanos sehr bequem und angenehm reiste. Der Oberst, von Geburt ein Hannoveraner, hatte vormals einige Jahre in englischen Diensten gestanden; gegenwärtig befehligte er ein sehr schönes Jägerbataillon, welches zu Cartagena in Garnison lag. Er war damals auf einer Reise nach Maracaibo begriffen, wo er einem schönen Mädchen, das er nachmals heurathete, seine Aufwartung machen wollte. Um diesen schönen Preis zu erringen, bestand er so viele Gefahren, als einstens die irrenden Ritter. Sein Weg von Santa Marta nach Maracaibo führte durch das Gebiet eines mächtigen, unabhängigen Indianerstammes, der Goahiras, welcher die Küste, wenige Stunden ostwärts von Santa Marta nach Rio de la Hacha zu bewohnt und keinem Fremden einen friedlichen Durchzug durch dasselbe verstattet. Der Oberst Reinboldt sagte mir, er habe einen treuen Führer als Begleiter bei sich, und um den am Tage beständig umherschweifenden Indianern zu entgehen, wollten sie nur des Nachts reisen, und sich des Tages in dem düstern Dickicht der Wälder verborgen halten. Der Oberst kam glücklich nach Maracaibo — omnia vincit amor — und erhielt den Lohn, welcher ihm wegen seiner Beharrlichkeit und seines Muthes mit vollem Rechte gebührte. Oberst Reinboldt gilt für einen der besten columbischen Officiere, und hat sich an der Spitze seines schönen Scharfschützenbataillons bei mehreren Gelegenheiten vortheilhaft ausgezeichnet.

Die Goahiras bewohnen den nordwestlichen Theil der Halbinsel, welcher vom Golf von Maracaibo und dem Antillenmeere gebildet wird. Sie hatten von jeher blutige Kriege mit den Spaniern geführt und standen mit den Engländern auf Jamaika in Handelsverbindungen. Den Weg über die Gebirge machen sie oft unsicher und unternehmen zuweilen verwüstende Einfälle in die Ebenen — sie sind die Beduinen Südamerika's. Mehrere dieser Wilden sprechen englisch; noch sind sie im Besitze eines sehr beträchtlichen Küstenstrichs östlich von Santa Marta. Es ist auffallend, daß sich die Spanier diese indianische Völkerschaft, die ganz von ihrem Gebiete eingeschlossen ist, niemals unterworfen haben. Man sagte mir, die frühere Regierung habe es aus Politik unterlassen, um die Bewohner der Provinzen am wechselseitigen Verkehr zu hindern. In wie weit diese Behauptung gegründet sey, will ich hier nicht entscheiden. Man schätzt die Bevölkerung des Landes der Goahiras auf 40,000 Seelen, worunter über 10,000 kriegsfähige Männer, die mit Feuergewehren, Speeren, Bogen und Pfeilen bewaffnet sind. Zwischen den Goahiras und den Kaufleuten aus Jamaika findet, wie bereits bemerkt wurde, ein nicht unbeträchtlicher Handelsverkehr statt, wobei erstere Maulesel, Schafe, Perlen, Farbholz und Häute gegen Rum, Munition und Spielzeug vertauschen. Auch mit der Stadt Rio de la Hacha steht dieser tüchtige Indianerstamm in Handelsverbindung. Ihre Caziken zeichnen sich durch einen kriegerischen Kopfschmuck aus, der aus einem Tigerfell gemacht ist, an dem vorn die Zähne hervorragen, und der mit Papagaienfedern verziert wird.

Wir kamen um 2 Uhr des Morgens in Cervanos an. Der Theil des Ortes, in dem die Garnison lag, war während des Krieges mit hohen Pallisaden, einer Lehmwand mit Schießscharten und spanischen Reitern befestigt worden, weil

Digitized by Google

es in den letzten Jahren zweimal von den Indianern überfallen und einmal völlig eingenommen worden war, wobei der größte Theil der Garnison niedergemacht wurde. Gegenwärtig bestand die Besatzung aus hundert Mann von einem Bataillon aus Antioquia und einer Abtheilung Lanciers. Das Dorf zählte jetzt noch 2000 indianischer Einwohner, nachdem dieselben während des Krieges durch den häufigen Verlust, den sie wegen ihrer Anhänglichkeit an die Sache des Königs erlitten hatten, auf weniger als die Hälfte zusammengeschmolzen sind. Ungefähr vierzehn Tage vor unserer Ankunft war ein indianischer Führer gefangen und da keine Partei Pardon gab, sogleich erschossen worden. Er starb, wie mir die Officiere sagten, mit der größten Kaltblütigkeit.

Von den Moskitos wird man hier fast zu Tode gepeinigt: ihr wildes Schwärmen an den grasigen Seeufern kann einen zur Verzweiflung bringen, denn sie verderben dem Reisenden manchen Genuß. Der Officier, der in Cervanas commandirte, war verheurathet, und hatte seine Gattin, eine schöne, junge Dame aus Cartagena bei sich. Er bewirthete uns mit einem trefflichen Frühstück, welches, nach dortiger Landesweise in dicker Chokolade, gebackenen Eyern mit gehacktem Pöckelfleisch nebst Pisang und allerlei Südfrüchten bestand. Als wir nach der Mahlzeit einen Spaziergang um das Fort machten, wurde ich zu meiner nicht geringen Verwunderung von vier Soldaten englisch angeredet. Sie waren mehrere Jahre in columbischen Diensten gewesen und jetzt dem Bataillon aus Antioquia mit einverleibt worden; zwei von ihnen waren aus Irland, einer, Namens Bucks, aus High Wycombe, und der vierte aus Yorkshire. Die drei erstern in columbischen Diensten zu finden, war mir nicht so auffallend, als einen guten Yorkshirer als Soldaten hier anzutreffen, und ich würde seinen Worten kaum getraut haben, wenn sein ächter Dialekt mich glaubhaft gemacht hätte. Diese Leute beklagten sich, daß ihnen die Regierung an rückständigem Solde eine beträchtliche Summe schuldig sey, könnten sie diese erhalten, so würden sie den columbischen Dienst sogleich verlassen, da sie einsehen gelernt hätten, daß die Feldzüge in den ungeheuren Ebenen Südamerika's keine Spielerei seyen und zu fechten gebe es stets vollauf.

In dem Hofe des Commandanten sah ich einige englischer Kampfhahne, die an den Beinen mit einer Schnur, welche ihnen einen kleinen Spielraum ließ, festgehalten waren. Die Columbier finden großen Geschmack an Hahnenkämpfen, und sollen dabei zuweilen Wetten von vielen Tausend Dollars machen. Späterhin traf ich auf meiner Reise, 1590 Meilen landeinwärts manchmal Indianer, die auf dem Rücken Käfigr mit englischen Kampfhähnen trugen, um sie an vornehmer Columbier zu verkaufen. Der Hahn wird zum Kampf mit englischen Stahlsporen bewaffnet, von denen das Paar drei Dollars kostet. Meine neue Doppelflinte und ein Taschencompaß erregten die große Bewunderung der Officierr in Cervanas.

Mit unsern Flinten gingen wir an den Seen auf die Jagd und schaffen fünf große Vögel vom Kibitzgeschlecht, eine Sperlingstaube von der Größe einer Drossel und einen Hahnenvogel mit herrlichem Gefieder. Auch sahen wir sehr mannichfaltige Arten von Wasservögeln, konnten ihnen aber nicht beikommen, da das Seeufer sumpfig war. Die Schönheit der Seen konnten wir nicht genug bewundern; ihre Oberfläche ist mit Inseln voll herrlicher Waldungen übersäet, und ihre Ufer mit der Seetraube bedeckt, die häufig eine Höhe von 70 bis 80 Fuß erreicht. Im Hintergrunde derselben erblickt man, bis zu den Wolken emporgethürmt, die Andenkette, welche auf der Seite von Caracas nach Santa Marta zuläuft. Viele ihrer Riesengipfel sind mit ewigem Schnee bedeckt, und schneelicht Passe führen über sie, von Felsklüften überragt, wo Adler und Geyer horsten.

Amerika hat eine große Anzahl Hochebenen, von denen einige durch ihre außerordentlicht Erhebung, andere durch ihren ungeheuren Umfang merkwürdig sind. Das columbische Plateau begreift alle Hochthäler in den Provinzen Assuay, Ecuador, Cundinamarca und Boyaca. Es gibt hier Hochebenen von 4000 bis 9000 Fuß.

(Schluß folgt.)

Alte und neue Städte Georgiens.

Urbnisi

in Mittelkacheticn am Kur; der Ursprung der Stadt soll gleichzeitig mit dem von Uplis-Ziche*) seyn, und in ihrer blühenden Zeit zählte man eine Bevölkerung von 50,000 Menschen. Es war stets eine Handelsstadt; der georgische König Bakar in der Mitte des 4ten Jahrhunderts stellte sie wieder her und baute eine Kirche zu Ehren des ersten Märtyrers Stephan. Unter Wachtang Gorgoslan wurde hier ein Bischof eingesetzt. Murwan Abul Kasim zerstörte die Stadt im 7ten Jahrhundert; König Wachtang VI. der Gesetzgeber, suchte sie wieder herzustellen, aber die Unruhen, welche seine Regierung trübten, erlaubten ihm nicht seinen Entschluß auszuführen; doch schützte er die Stadt durch eine steinerne Mauer gegen die räuberischen Lesghier, und schmückte das schützende alte wunderthätige Bild der Mutter Gottes, bekannt unter dem Namen der Ulumbi'schen, und ein besonderer Gegenstand der Verehrung für die Osseten, selbst für die Ungläubigen. In der Stadt findet man häufig Münzen aus sehr alter Zeit. Zur Zeit des Reisenden Chardin hatte sie 500 Häuser. Die Bischöfe, deren Sitz vor dem 19ten Jahrhundert hier war, führten die Aufsicht über alle Orte auf beiden Ufern der Liachwa.

Udscharma

in Kachetien am Flusse Jori vom König Saurmag 300 Jahre vor Chr. erbaut. In der Geschichte der Bekehrung Georgiens zum Christenthum wird einer Regentin Udscharma's, Salomia, gedacht, welche das Christenthum auf Zureden der heiligen Nina selbst annahm. Wachtang Gorgaslan befestigte die Stadt im 5ten Jahrhundert und stellte die von Salamia erbaute Kirche wieder her. Bis zum 15ten Jahrhundert war die Stadt groß, volkreich, fest und trieb einen bedeutenden Handel.

Chereti

in Kachetien an der Vereinigung des Alasan mit dem Kur, eine alte Stadt, deren Gründung Chaos, dem Bruder des Kaethlos, zugeschrieben wird. Später führte sie den Namen Choeanta. Murwan Abul Kasim

*) Der Verfasser schreibt immer Uplis und nicht Uplos, wie sonst gewöhnlich. A. d. U.

zerstörte sie im 7ten, die Mongolen im 13ten Jahrhundert. Jetzt zeugen nur noch Trümmer der Befestigungen, Kirchen und einiger großen Gebäude von ihrem ehemaligen Daseyn.

Chobtscha

am Ufer des schwarzen Meeres an der Mündung des gleichnamigen Flusses war die Residenz des Gouverneurs der Lasen; jetzt befindet sie sich in den Händen der Türken. Es gibt darin viele alte Ueberreste aus der Zeit des ehemals hier blühenden Christenthums.

Choni

in Imeretien am Flüßchen Gubis-Zkali, das in den Rion fällt, den georgischen Chroniken zufolge im Jahre 812 von dem abchasischen König Theodosius erbaut und von den Türken zerstöret. Hier ist eine alte Kirche, ein Denkmal der ersten Zeiten des Christenthums. Vor dem 19ten Jahrhundert war hier der Sitz des Bischofs von Wakin, d. Th. von dem ganzen flachen Imeretien. Prakop schreibt, daß die Lasen, nachdem sie die in ihr Land eingedrungenen Hunnen besiegt, hier einen Tempel zum ersten Märtyrer Stephan gebaut und dabei eine Stadt Onnguris, ohne Zweifel das heutige Chani, gegründet hätten. Die jetzige Kirche ist bemerkenswerth durch ein altes Bild des Märtyrers Georg.

Chornabudschi

in Kachetien am Fuße des Berges Ziwi-Mta, in der Nähe des Alasan, vom König Bakar im Jahre 351 vor Chr. erbaut und von den Mongolen in der Mitte des 13ten Jahrhunderts zerstört. Man sieht hier noch die Trümmer einer Kirche und die Grundlagen der alten Festung. Die Stadt führte auch den Namen Dschojet.

Zinzkaro

in Unterkartalinien nahe am Flüßchen Algeti, das in den Kur fällt, von der Königin Tamar erbaut und bis zum 15ten Jahrhundert ein Besitzthum der georgischen Königinnen. Das günstige Klima, die malerische Lage und andere Vortheile veranlaßten die Könige häufig die Sommermonate hier zuzubringen. Die Türken und die räuberischen Lesghier vollendeten die Zerstörung. Wachusht berichtet, hier sey eine Quelle, in deren Wasser man keine Körner kochen könne, die aber sonst gut zum Trinken sey.

Ziche-Gotschi

in Imeretien, am Quellgebiet des Rion in den Gränzen Swanetiens, unter dem ersten König Pharnaos von dem in den Sagen berühmten Geistaff Kadscha gebaut. Im Anfang des Christenthums war es eine bedeutende Stadt, wurde aber von Marwan Abul Kasim in der Mitte des 7ten Jahrhunderts zerstört. Doch bestand sie noch bis zur Zertrümmerung des georgischen Reichs im 15ten Jahrhundert. Jetzt sieht man nur noch Spuren alter Gebäude, im Anfang des 18ten Jahrhunderts aber stand noch die Veste und ein Palast des regierenden Fürsten Mingreliens.

Zuna

in Oberkartalinien am Dschamacher'schen Kur, noch im mythischen Zeitalter gegründet. Unter dem ersten König Pharnaos wurde es die Residenz eines Eristaff; im Anfang der christlichen Zeit bemächtigten sich derselben die armenischen Könige und nannten sie Katschta-Tun, die „Wohnung der Diwo;" seither hieß die Stadt auch Chur. Die Könige Armafel und Asorn vereinigten sie wieder mit Georgien, und seit dieser Zeit nannten auch die Georgier sie Katschta-Ziche, die Festung der Diwo. Die Türken zerstörten sie, übrigens ist sie noch reich an Denkmalen aus vorchristlicher und christlicher Zeit.

Zchinwali

in Mittelkartalinien am Ufer der Liachwa, vom König Asphagur in der Mitte des dritten Jahrhunderts der christlichen Zeit erbaut. In der blühenden Zeit Georgiens war es eine wichtige Handelsstadt, und seine Bevölkerung bestand und besteht noch aus Georgiern, Armeniern und Juden; letztere haben hier noch jetzt ihre Hauptsynagoge. Die Lage der Stadt mitten in dem weiten kartalinischen Thal ist sehr malerisch.

Zchomisi

in Abchasien am gleichnamigen Flusse, der ins schwarze Meer fällt. Sie wurde vom König Saurmag 200 Jahre vor Chr. erbaut, von den Arabern im 7ten Jahrhundert zerstöret. Seit dieser Zeit erhob sie sich nicht mehr aus ihren Trümmern.

Tschuremi

in Kachetien am gleichnamigen Flüßchen, der in den Alasan fällt. Die Gründung reicht, wie die des nahen Schekeli, in die ältesten Zeiten hinauf. Wachtang Gargasian befestigte, erweiterte und verschönerte es mit einer reich ausgestatteten Kirche, an welcher er einen Bischof für das ganze innere Kachetien einsetzte. Die Könige aus der Dynastie der Bagratiden wandten der Stadt fortwährend ihre Aufmerksamkeit zu, aber die Mongolen zerstörten sie unwiederbringlich.

Tschchari

in Imeretien am Flüßchen Tschchaeula, das mit der Budscha in die Kwirila fällt. Der erste König von Abchasien, Leon, erbaute sie im Jahre 797. Die hier befindliche Kirche hat wegen ihrer rein georgischen Bauart schon mehr als einmal die Aufmerksamkeit der Reisenden auf sich gezogen. Jetzt ist es ein kleines Handelsstädtchen.

Scharapani

in Imeretien an der Verbindung der Flüsse Dsirula und Kwirila auf einem hohen Berge, nach den georgischen Chroniken von Pharnaos gegründet, der hier eine starke Veste erbaute und einen besondern Eristaff einsetzte. In den blühenden Zeiten ihres Bestandes unter den Bagratiden soll die Veste eine unterirdische Verbindung mit dem Fluß gehabt haben und uneinnehmbar gewesen seyn, aber die innern und äußern Unruhen brachten der Stadt Verderben; im 18ten Jahrhundert bestand sie nicht mehr. Bei griechischen und lateinischen Geographen ist sie als sehr bedeutende Stadt unter dem Namen Sacapanis oder Sarapana bekannt. Nach Plinius waren zwischen dem Kyrus und Phasis (d. h. zwischen Kur und Rion oder Kwirila) ein Landweg von fünf (nach Strabo von vier) Tagereisen. Die Schiffe gingen den Kur herauf bis Surium, dem jetzigen Sucami, wo die Waaren ausgeladen und auf Kamelen und Pferden nach Schacapani geschafft wurden. Hier wurden sie wieder auf Schiffe geladen, die den Kwirila hinab in den Rion und von da ins schwarze Meer gelangten. Strabo schreibt, daß Sarapana den schmalen Durchgang nach Iberien gedeckt hat. Die Römer bemächtigten sich des Orts zur Zeit des Kaisers Justinian, später kamen die Perser und legten eine Besatzung hinein. Rom schickte jährlich nach Sacapana gegen 100 Millionen Sesterzien,*) weßhalb Plinius klagt, dieß sey ein Schlund, der die Finanzen des Reichs verzehre. Jetzt ist der Ort völlig öde und kaum bemerkt man noch Spuren ehemaliger Befestigungen.

*) Vermuthlich für Waaren aus dem Innern Asiens, namentlich aus China.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 244.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

31 August 1844.

Alte und neue georgische Städte.

Wir haben in einer Reihe früherer Blätter nach den Angaben eines Georgiers die Städte dieses in so manchen Beziehungen merkwürdigen Landes aufgezählt, und fügen hier jetzt die allgemeinen Schlußbemerkungen bei, welche für die Geographie und Geschichte gleich interessant sind.

Die Städte Georgiens entstanden vorzugsweise an den bedeutendsten Strömen des Landes und an deren Hauptzuflüssen. In dieser Beziehung nimmt der Kur (Mtkwary) den ersten Rang ein, denn sein Thal enthielt den Kern des Volks und der Civilisation der Kartwelier oder Georgier, weßhalb es auch vorzugsweise Kartli oder Kartalinien genannt wurde. Hier auf dieser ganzen Strecke des langen, von dem Kur auf gebildeten Bogens von seiner Quelle bis zur Einmündung der Kßia oder des Chram waren beide Ufer des malerischen Thals mit Städten besäet; sie bilden drei Hauptgruppen, welche das obere, mittlere und untere Kartalinien bezeichnen. In Oberkartalinien, welches das Quellland des Kur bis zu dem Engthal von Bordschom umfaßt, reicht der Ursprung der Städte in die Dunkelheit des mythischen Zeitalters hinauf; sie gelten indeß für neuer als Mittelkartalinien, wo man die Wiege des karthlassianischen Volks und Reichs annimmt, und wo die geheimnißvollen Ruinen von Armas, die troglodytenartigen Katakomben von Uplis-Ziche und die alte Hauptstadt Mzcheta sich finden. Das eigentliche Mittelkartalinien ist die Strecke des Kurthales vom Bordschom bis zur Einmündung der Aragwa in den Kur bei Mzcheta: von hier breitete sich in spätern Zeiten aus der Tiefe des Thals die Civilisation namentlich nordwärts aus, dem Lauf der vom Kaukasus herab kommenden Flüsse nach. Unterkartalinien umfaßt hauptsächlich das Bassin des Chram oder der Kßia, die von der Gränze Armeniens herkommend von Süden in den Kur fällt; hier fanden sich die Städte sowohl an der Kßia selbst, als auch an ihren Zuflüssen, dem Matschawer und der Debeda; ihr Ursprung leitet sich gleichfalls aus Mittelkartalinien in mehr oder minder alter Zeit ab. Außer diesen drei Gruppen, welche in hydrographischer Abhängigkeit vom Kur stehen, findet sich noch eine besondere im Bassin des Alasan, des bedeutendsten unter den nördlichen Zuflüssen des Kur, und zwar theils am Alasan selbst, theils an seinem Zufluß, dem Jori. Diese Städte, welche in der Folge zu dem besondern kachetinischen Reich gehörten, reichen nur zum Theil in die alte Zeit hinauf, die meisten sind neueren Ursprungs. Hierauf folgen noch zwei Flußthäler, deren Gewässer sich ins schwarze Meer ergießen und eine nicht minder eigenthümliche Entwicklung der georgischen Civilisation kund geben, die Thäler des Tscharoch (des alten Akampsis) und des Rion (des Phasis). Das erstere, welches in der Nähe der Kurquelle beginnt, bezeichnet die äußerste Gränze des karthlassianischen Volkes, das letztere, welches mit einem seiner Hauptflüsse, dem Kwirila, an die Mitte des oben erwähnten vom Kur gebildeten Bogens stößt, führte die Karthlosianer geraden Weges an das schwarze Meer, wo sie durch die schon in alter Zeit hieher dringenden Griechen zuerst mit Europa in Verkehr traten. Wie dort, so bildete sich auch hier in der Folge ein eigenes Reich, zu welchem Mingrelien und Gurien gehörten. Bemerkenswerth ist, daß die einheimische Civilisation der Kartweler nie am schwarzen Meere festwurzelte, sondern stets durch fremde Colonien verdrängt wurde. Dieß war ohne Zweifel die Hauptursache, weßhalb dieß Volk im Laufe so vieler Jahrhunderte zu keiner lebendigen organischen Entwicklung gelangen konnte. In sich isolirt konnte es Mauern und Befestigungen um seine Bergnester her aufhäufen, aber kein eigentliches Leben beginnen. Was am meisten Leben sich bemerklich machte, ist augenscheinlich fremder Einfluß eingedrungen, theils gewaltsam durch Eroberungen, was namentlich am Quellland des Kur und am Bassin des Tscharoch und der Kßia statt fand, theils durch friedliche Handelskarawanen, die vom Meere her auf dem Rion und Kwirila nach dem mittleren Kur gelangten.

Der Ursprung der georgischen Städte ist anfangs rein kriegerischer Art durch die Nothwendigkeit der Selbsterhaltung geboten. Alle ältern Städte, deren Gründung die Sage dem Karthlos und seinen nächsten Nachkommen zuschreibt, waren nichts anders als Bergvesten, unter deren Schutze sich das

Digitized by Google

Volk ansiedelte und mehrte. In der Folge hob die feudale Einrichtung des karthlosianischen Reichs viele Wohnsitze mächtiger und reicher Fürsten zum Rang von Städten empor. Viel wirkte auch die religiöse Verehrung für Orte, die durch ein besonderes Heiligthum ausgezeichnet waren, für bedeutende Tempel, später für Bischofssitze, um welche her nicht selten alte Städte sich erneuerten, oder neue entstanden. Uebrigens war dieser letztere Einfluß, der in Europa so bedeutend Folgen hatte, in Georgien sehr beschränkt. Die Religion liebte hier mehr die einsame Zurückgezogenheit auf den Höhen der Felsen und in der Tiefe der Thäler, als den Lärm des öffentlichen Lebens; selbst die Bischofssitze blieben größtentheils an einsamen öden Kirchen, oder in der friedlichen Stille bescheidener Dörfer.*) Die Städte, welche sich aus sich selbst heraus durch die freiwillige Verbindung von Industrie und Handel belebten, waren seltene Ausnahmen, und ihre Bevölkerung bestand meist aus Fremden, Armeniern, Griechen und Juden. Dieß war die unausbleibliche Folge davon, daß die karthlosianische Nationalität in den engen Gränzen ihrer heimischen Thäler, die allenthalben durch unersteiglicher, isolirende Bergwände ringsriedet waren, eingeschlossen blieb. Bei diesen ungünstigen, auf die Entwicklung des städtischen Lebens einwirkenden Verhältnissen konnte sich auch kein Bürgerstand, nicht einmal eine städtische Verwaltung, in dem Sinne, wie sie in europäischen Städten war und ist, ausbilden.

Indeß gab es hier doch nach der früheren Einrichtung eine besondere Classe von Leuten, welche eine Art Ehrenbürger bildeten, die sogenannten Mokalaken, deren Name schon von dem Worte Kalaki herkommt, welches im Georgischen Stadt bedeutet. Diese Classe bestand in zwei Hauptstädten Georgiens, Tiflis und Gori. Die Mokalaken von Tiflis bestanden aus handel- und gewerbtreibenden Armeniern, welche König Wachtang Gorgaslan in die von ihm neu erbaute Stadt Tiflis berief, und denen um sie an ihren neuen Wohnsitz zu knüpfen, verschiedene Vorrechte und Begünstigungen verlieh. Zu diesen kamen später neue Ansiedler, gleichfalls Armenier, welche die berühmte Königin Tamar berief. Die Abneigung der eingebornen Georgier gegen das städtische Leben, gegen Handels- und Gewerbsthätigkeit, war so stark, daß trotz aller gebotenen Vortheile und Vorrechte der Stand der Mokalaken auch jetzt noch ausschließlich aus Armeniern besteht.

Diese Vortheile und Vorrechte waren sehr groß, und die Könige erwiesen ihnen persönlich alle Achtung und Rücksicht; sie konnten nach dem allgemeinen Landrecht Bauern besitzen; im Fall von Criminalverbrechen waren sie nicht wie die Leute der andern niedern Stände der Todesstrafe unterworfen, sondern konnten sich mit Geld loskaufen. In den unglücklichen Zeiten Georgiens, wo an die persischen Könige der schimpfliche Tribut an Mädchen und Knaben, welche unter dem Namen „Arbad" bekannt ist, geschickt wurde, waren sie gleichfalls gegen Geldbezahlung frei. Sie zahlten dem König nur eine bestimmte Steuer, welche „Machta" hieß; sie konnten in Staatsdienst treten, und hatten sogar für einige Ehrenstellen ein Vorzugsrecht; sie dienten jedoch stets lieber im Civil- als im Kriegsdienst. Sie theilten sich je nach der Größe der von ihnen gezahlten Steuer in mehrere Classen, aus denen sie nach Gefallen in eine andere, höhere oder tiefere übergehen, die sie aber nicht an ihre Kinder vererben konnten. Ihr Verhältniß zu den Adeligen war so, daß bei Ausgleichung der Geldstrafen für Mord ein Mokalak erster Classe mit einem Adeligen zweiter Classe u. s. w. gleichstand. Sie beschäftigten sich namentlich mit Handel, doch zum Theil auch mit Gewerben. Die Mokalaken von Tiflis achteten sich für höher als die von Gori; in den andern Städten Georgiens gab es nie Mokalaken, und man machte auch keinen Versuch sie einzuführen. *)

Was die Verwaltung der Städte betrifft, so war diese in völlig asiatischem Geiste sehr einfach, ohne alle besondere Einrichtungen und Ceremonien. Der oberste Befehlshaber war der sogenannte Mouraff, welcher in seiner Person die richterliche und verwaltende Macht über alle Bewohner der Stadt in sich vereinigte. Die Aufsicht über die Ordnung der Stadt theilte er mit einigen andern von ihm selbst gewählten Beamten. Diese Beamten waren erstens die Nazwalen, denen die Aufsicht über Verkauf, über Ein- und Ausfuhr aller Arten von Waaren, Einsammlung von Zöllen in Geld oder in Natura, die Besichtigung der in den Handel kommenden Lebensmittel und die Bestimmung der Auflagen, mit Einem Wort die Handelspolizei übertragen war. Die zweiten Beamten waren die Gsiren, eine Art Polizeihauptleute, denen die Aufsicht über Befolgung der Anordnungen des Mouraff und der Regierung überhaupt oblag. In Tiflis befand sich außer dem Mouraff noch ein sogenannter Melik, welcher speciell die handeltreibende Classe der Bürger unter seiner Gerichtsbarkeit hatte; er hatte alle Streitigkeiten in Handelssachen zu entscheiden, die Schätzung der Waaren vorzunehmen, alle Handelsverträge zu bestätigen und schriftlich abzufassen. In kleineren Städten gab es häufig keinen Mouraff, sondern nur Nazwalen und Gsiren.

Die städtische Beamtenschaft wurde in wörtlichem Sinne von der Stadt „gefüttert." Die Gesetze bestimmten, wie viel für irgend etwas an den Mouraff zu bezahlen war, was frei-

*) Ohne Zweifel kam es auch daher, daß in vielen Provinzen Transkaukasiens das bereits befestigte Christenthum sich nicht halten konnte. Wären die Bischofssitze von mehr oder minder stark bevölkerten und festen Städten umgeben gewesen, so wären sie nicht so spurlos verschwunden, daß die Namen von einigen noch jetzt ein Räthsel für den Geschichtsforscher sind. Ein Bischof, der auf dem von dem Kaiser Andronikus Paläologus nach Konstantinopel ausgeschriebenen Concil vorkommt, hatte wahrscheinlich seinen Sitz in Ossetien, wo der Missionär Johann Bolgareki im J. 1780 viele in Trümmer fallende Kirchen und einige noch ganz erhaltene fand.

*) Jetzt noch zahlt die Genossenschaft der Mokalaken in Tiflis eine bestimmte Steuer, die sie selbst auf die einzelnen je nach deren Vermögen ausschlägt. Andere Rechte sind ihnen nicht zuerkannt.

Digitized by Google

lich nach der Volkszahl und dem Reichthum der Städte sich verschieden stellte. So erhielt z. B. in der Stadt Ateni nach der vom König Wachtang VI, dem Gesetzgeber, erlassenen Hofordnung (Dastulama) der Mouraff den hundertsten Theil alles in die Stadt geführten Weins; außerdem mußten die Bürger ihm an Festen ein Geschenk von Federvieh und andern Landeserzeugnissen machen, und alle der Reihe nach seine Pferde hüten und sie mit Futter, d. h. mit Heu, Spreu, Gerste u. s. w. versorgen. In einigen Städten waren zum Vortheil des Mouraff und der Nazwalen Steuern von Mädchen, die sich verheurathten, angeordnet, und zwar besondere für Mädchen und andere für Wittwen, z. B. von einem Mädchen 30 K. S. für den Mouraff und 10 K. für den Nazwal; von einer Wittwe außerdem noch für den Mouraff ein ganzer Hammel. Alle diese Aemter, selbst das des Melik in Tiflis nicht ausgenommen, waren erblich, und gingen selten von einer Familie auf die andere über.

Oberst J. P. Hamiltons Erinnerungen an Columbia.

Erster Abschnitt.

(Schluß.)

Da uns die Moskitos entsetzlich belästigten, bewaffneten wir uns gegen sie mit Cigarren, deren Rauch sie nicht wohl vertragen können. Das Rauchen auf Reisen in Südamerika empfiehlt sich auch noch sehr aus einem andern Grunde, indem es gegen die mancherlei bösartigen Fieber schützt, denen man leicht ausgesetzt ist, wenn man in Savannen und in der Nähe von großen, stehenden Wasserpfühlen schläft.

Unsere Fahrzeuge waren glücklich über die Brandung gekommen, welche die Einfahrt in die Seen vom atlantischen Meere aus erschwert und, wenn der Wind die Fluthen stark gegen die Felsen treibt, häufig gefährlich ist. Bei Pueblo Viejo legten wir vor Anker. Hier sah ich den großen, schwarzen, wilden Truthahn, einen guten Tischvogel, zum Verkauf, und den Paugay oder die wilde Henne, welche die Gestalt und Größe eines Fasanen hat, am Leibe schwarz, am Schweife weiß gerändert ist, und auf dem Kopf einen schwarzen Federbusch hat; ihr Fleisch gilt für einen Leckerbissen. Im Dorfe liefen mehrere häßliche Hunde ohne Haare umher, welche ungefähr die Größe eines Wachtelhundes hatten; dieser Mangel an Bedeckung mag in dem heißen Klima eine große Erleichterung für sie seyn, aber ihr Déshabillé steht ihnen nicht sehr gut.

An Vögeln, die sich durch ihr buntes Gefieder und viele charakteristische Merkmale auszeichnen, ist diese Gegend sehr reich. Die goldfarbigen Kurukus verlassen ungern die heißen Zonen Amerika's, und die bunten Rassen der Papagaienfamilie sind kaum zu übersehen. Ich nenne nur die Aravas mit entblößten Backen, die Amazonen mit grünem Gefieder, die Tawnos, Kaikas und Guarubas. Nur unter dem Einflusse eines hohen Grades von Wärme findet man den Jakama mit smaragdenem, metallartig schillerndem Gefieder und an den Ufern der großen columbischen Ströme und Flüsse gewahrt man ganze Heerden Cotingas und Pisangvögel, auch zahlreiche Wandertauben und herrlich gefiederte Häher.

Bei Pueblo Viejo zeigte man mir den Platz, auf welchem im J. 1820 ein sehr hitziges Gefecht zwischen columbischen Truppen unter Anführung des Generals Carignan, nachmaligen Gouverneurs von Panama, und den indianischen Eingebornen vorgefallen war. Die von einem spanischen General ins Treffen geführten Indianer vertheidigten sich in ihrer Stellung wie Verzweifelte; gegen Tausend Mann wurden mit Lanzen und dem Bajonett niedergestoßen, die, wie sich bei Ueberfehung der Leichname zeigte, alle Wunden vorn hatten, Spartanern vergleichbar. Am folgenden Tage griffen sie, wiewohl nur noch 400 Mann stark, die Columbier wieder mit ihrer gewöhnlichen Tapferkeit an, mußten aber der Uebermacht der Feinde weichen. Diese Notizen theilte mir Herr Pedro Geral, französischer Handelsconsul in Bogota mit, welcher unmittelbar nach der Schlacht auf dem Platze gewesen war. Wirklich sahen wir nur wenige junge Männer in den Dörfern, deren Bevölkerung fast nur aus Greisen, Frauen und Kindern bestand. Die Häuser sind meistens aus Lehm und Bambusrohr gebaut und mit Palmblättern gedeckt.

Da das Wetter sehr still geworden war, flehten unsere schwarzen, kupferfarbigen und dunkelbraunen Ruderer mit lauter Stimme alle Heiligen von Neuspanien um günstigen Wind an. Bei dem Orte Menciady wurde Halt gemacht; dicke Stangen wurden in den Lehmboden eingeschlagen und die Boote an dieselben befestigt. Ein kühles Lüftchen, das die Nacht über wehete, vertrieb die schlimmen Moskitos, und wir konnten, nachdem wir am Ufer zwei Nächte hindurch keine Ruhe vor ihnen gehabt hatten, fest und ungestört auf dem Verdeck schlafen, was uns ungemein stärkte.

Dann gelangten wir in den Bocagrande, fuhren in südwestlicher Richtung und legten in einer Stunde vier englische Meilen zurück. Jeder Indianer und Neger erhielt in der Frühe ein Glas Rum zur Magenstärkung; fügt man hiezu noch einige Cigarren, so arbeiten die Kerls mehrere Stunden hinter einander wie die Galeerensklaven. Ihre ganze Kleidung besteht in einem Stück Zeug, welches sie um den Unterleib binden und einem Strohhute, sonst sind sie völlig nackt.

Ich erlegte einen schönen, milchweißen Reiher, dessen Rücken die Federn liefert, die der europäischen schönen Welt zum Kopfschmuck dienen. Wir sahen sehr mannichfaltige Arten von Wasservögeln, Strandläufer, prächtige, scharlachrothe Löffelreiher, Flamingos, Wasserhühner; aber sie scheuten sich vor den Booten und ließen sich nicht bekommen. Dann kamen wir in den Redondasee und den folgenden Morgen in den Boca Sucia. Bald darauf erblickten wir zwei rothe, langgeschwänzte Meerkatzen, die zur Nachtzeit ein furchtbares Geheul erheben; sie hielten sich aber außer Schußweite. An den Ufern der Seen wachsen der wilde Pisang und Feigenbaum, und viele Sträuche und Klettergewächse mit prachtvollen Blüthen. Das Seewasser hatte hier einen ganz süßen Geschmack.

Digitized by Google

Als wir Nachmittags in einen neuen See einliefen, sahen wir jene rothen, langgeschwänzten Meerkatzen in großer Menge, doch nur eine einzige von ihnen kam uns zum Schuß. Diese schlang sich, nachdem wir sie verwundet, so fest mit dem Schweif um einen Ast, daß wir sechsmal auf sie schießen mußten, bis sie fiel. Wir holten dann unsere Beute, ungeachtet das Landen mit vielen Schwierigkeiten verbunden war. Die Indianer und Neger fanden bei dem Abziehen und Auffchneiden derfelben Junge in ihrem Leibe, deffen ungeachtet aber ließen fich diese Menschen, welche einen Heißhunger haben wie die Geyer und einen Magen wie die Strauße, nicht abhalten, fich den Leckerbiffen zum Abendeffen zu kochen. Ich kaufte ein Paar schöne junge Tukans oder Pfefferfreffer fammt dem Käfig von Bambusrohr, in welchem fie umhergetragen werden. Der Tukan ift nach der Küfte zu, bei Santa Marta und Cartagena, häufig, in dem Innern von Columbien habe ich ihn nie gefehen.

Wir erfchracken fehr, als ein Indianer über Bord fprang, um eine Ruderftange zu holen, die er hatte fallen laffen, und erwarteten alle Augenblicke, den Unglücklichen von einem Alligator gepackt zu fehen; aber er erreichte feinen Zweck und kehrte unverfehrt an Bord zurück. Ich glaube, das Singen der Indianer und Neger, fo wie das Plätfchern mit den langen Ruderftangen, verfcheucht diefe Krokodile der neuen Welt von den Booten. Einige Stunden darauf fiel mein fchönes Wachtelhündchen über Bord und ich gab es verloren; aber durch die Bemühungen eines Negers, dem ich einen Dollar verfprach, erhielt ich es wieder. Ich fchoß nach einem ungeheuren Alligator, allein fein Schuppenpanzer war nicht zu durchlöchern.

Nun gelangten wir an Sandbänke und wir trafen daſelbſt eine Familie gelagert, die hier mit einer Ladung Reis, Geflügel und Piſang mehrere Tage auf günſtigen Wind zur Ueberfahrt nach Santa Marta gewartet hatte. Ein hübſches Mulattenmädchen von ſiebzehn Jahren ſchien die Aufmerkſamkeit meines jungen Secretärs beſonders auf ſich zu ziehen, aber die Unkenntniß der ſpaniſchen Sprache legte den Liebesunterhandlungen ein ſtarkes Hinderniß in den Weg.

Um die Boote über die Sandbänke bringen zu können, mußten wir uns dem unangenehmen Geſchäfte unterwerfen, alles ſchwere Gepäck abzuladen. So gelangten wir an den Rio grande oder Magdalenenſtrom, der hier eine Breite von etwa anderthalb engliſchen Meilen hatte. Südweſtlich lagen freundliche Hügel, die Aehnlichkeit mit den Dünen in Suſſex haben. Hier ſahen wir, ſeitdem wir Pueblo Viejo verlaſſen, zum erſtenmal wieder angebaute Felder voll Mais, Baumwolle, Zuckerrohr und Cacao. Sie liegen auf dem linken Ufer des Magdalena, das, ungeachtet ſeines ſchönen, fruchtbaren Bodens, größtentheils noch unbenutzt und mit Wald bedeckt iſt. Weiter den Strom aufwärts ſahen wir einige große Savannen, auf denen Pferde in Menge weideten; auch trifft man hier große Maiereien mit Rindviehzucht. Die zwei- bis dreihundert Kühe, welche auf jeder derſelben gehalten werden, liefern dem Beſitzer täglich Milch zu zwei bis drei Arroba's Käſe, der größtentheils nach Cartagena und Santa Marta verſchickt wird. Die meiſten Anwohner des Stromes ſind Creolen, nur hin und wieder erblickten wir einen Indianer oder Neger.

Gegen Mittag erreichten wir das große Dorf Solidad, welches etwa eine halbe Meile vom Magdalena auf deſſen linkem Ufer liegt, und durch einen Canal mit demſelben in Verbindung ſteht. Ein mulattiſcher Handelsmann bot uns freundſchaftlich ſeine Zimmer zum Schlafen an und es däuchte uns vortrefflich, als wir hier, nachdem wir in einem tropiſchen Klima vier Tage und vier Nächte ohne die Kleider auszuziehen gereiſt waren, zum erſtenmal wieder die Wäſche wechſeln konnten. Der Thermometer ſtand um 3 Uhr des Nachmittags im Schatten auf 83°.

Das Dorf Boraquillo hatten wir von Ferne liegen geſehen, die Seichtigkeit des Waſſers verhinderte uns aber daſelbſt zu landen. Wir überſchickten daher Hrn. Glenn, einem angeſehenen engliſchen Kaufmann, der ſich daſelbſt aufhielt, die Empfehlungsbriefe, die wir an ihn hatten, durch einen Boten. Man findet in Columbien eine nicht unbeträchtliche Zahl engliſcher und deutſcher Kaufleute; manche hatten ſich ſchon früher, als noch die Spanier bekriegten, daſelbſt niedergelaſſen, und man nannte mir mehrere, die ſich bereits ein anſehnliches Vermögen erworben hatten. Die Bekanntſchaft mit Hrn. Glenn hielt uns hier einige Tage zurück.

Miscellen.

Mumienweizen. Die Lit. Gaz. vom 17 Auguſt berichtet nach dem Derry Journal, daß Samen, die in einer im Jahre 1840 aufgerollten Mumie gefunden worden, von einem Hrn. Reid gepflanzt worden und aufgegangen ſeyen. Die Beſchreibung lautet folgendermaßen: „Der ägyptiſche Weizen hat eine viel größere und ſchwerere Aehre als der unſrige, ſo wie einen verhältnißmäßig ſtärkern Stängel. Die Aehre iſt volle ſechs Zoll lang und hat einen langen Bart, wie die Gerſte; ihre Breite mißt, diagonal genommen, in einer Richtung mehr als einen Zoll und in der andern einen halben, ſie hat ſomit bis auf ein Drittheil ihrer Länge ein ziemlich viereckiges Anſehen, und ihr Ende gleicht ziemlich dem der Gerſte. Die auszeichnende Eigenthümlichkeit, welche ihre große Breite erklärt, beſteht aber in der Stellung des größten Theils der Körner in kleinen Aehren, welche ſo feſt an der Hauptähre anliegen, daß man ihr Vorhandenſeyn als getrennte Aehren nur durch Unterſcheidennehmen erkennen kann. Größe, Form, Feſtigkeit und Farbe des Korns iſt dieſelbe wie bei unſern Körnern, und da ſie ſehr reichlich ausgibt, ſo verdient ſie die Aufmerkſamkeit unſerer Ackerbauer."

Aneinandergewachſene Zwillingseierchen. Der Dumfries Courier berichtet, daß man in der Nähe vom Schloß Douglas in einem Lerchenneſte zwei junge Vögel gefunden habe, welche, wie die flamändiſchen Zwillinge, durch ein mit Federn bedecktes Ligament miteinander verbunden waren, doch ſo weit von einander entfernt, daß ſie beim Fliegen auch die innern Flügel gebrauchen konnten. (Lit. Gaz. vom 10 Auguſt.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilagen: Intelligenzblatt Nr. 10 und Umſchlag zum Monat Auguſt.)

№ 10.

Intelligenz-Blatt zum Ausland.

Samstag 31 August 1844.

[131] In Unterzeichnetme ist erschienen und kann durch alle Buchhandlungen und löblichen Postämter bezogen werden:

Das Zollvereinsblatt,

ein Centralblatt für alle Interessen des Handels und der Schifffahrt, der Industrie und des Ackerbaues, der Handelspolitik und der National-Unternehmungen Deutschlands und insbesondere des deutschen Zollvereins, so wie überhaupt für die Discussion aller die National-Oekonomie und die materiellen Interessen Deutschlands betreffenden Fragen.

Herausgegeben

von **Dr. Fr. List.**

Preis des Jahrgangs 6 fl. 48 kr. oder 4 Rthlr.

Inhalt. Nr. 32. Stimmen aus Frankreich über das nationale Handelssystem der Deutschen: Fortschritte des Zollvereins. Denkschrift über die Interessen und Verhältnisse Frankreichs in Beziehung auf den deutschen Zollverein. (II. Die neuern Zollzerwürfnisse.) — Professor K. H. Hagen und die Theorie der Handelsfreiheit. — Miscellen: Handel zwischen England und China. Die Getreideeinfuhr von Frankreich. John Maddens neue Spinnmaschine.

Inhalt. Nr. 33. Die anonyme Statistik gegen das nationale System der politischen Oekonomie nebst den erwähnten Uebersichten über den deutschen Wollenwaaren- und Weizenhandel von resp. 1741—1840 und 1697—1841. — Stimmen über den Zollverein: 1) aus Mecklenburg, 2) aus Frankreich: Fortsetzung von H. Richelots Denkschrift (Gründe für eine Einigung zwischen Deutschland und Frankreich, Wesenheit des deutschen Zollvereins, Vergleichung der beiderseitigen Bodenerzeugnisse und Tarife.) — Miscellen.

Inhalt. Nr. 34. Belgien und der Zollverein. (I. Artikel.) — Dr. v. d. Horst über den Zollverein. — Ueber Maaß und Gewicht, in besonderer Beziehung auf Württemberg. — Der nassauische Gewerbverein. — Denkschrift über die Interessen und Verhältnisse Frankreichs in Beziehung auf den deutschen Zollverein. (Acker- und Weinbau, Viehzucht und Fleischverbrauch, Viehzölle.) — Die schlesischen Linnenweber und die Seehandlung. — Noch ein Wort über Prof. K. H. Hagens Theorie der Handelsfreiheit. — Miscellen.

Inhalt. Nr. 35. Belgien und der Zollverein. (II. Artikel.) — Ueber Maaß und Gewicht, in besonderer Beziehung auf Württemberg. — Denkschrift über die Interessen und Verhältnisse Frankreichs in Beziehung auf den deutschen Zollverein. (Die Schafwolle. Die Manufacturen: Eisen-, Baumwoll- und Woll-Industrie.)

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

132] Bei A. Wiedrack in Leipzig ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Juliens Nachlaß.

Von der Verfasserin von „Juliens Briefe." 8. geh. ¾ Thlr.

Die rühmlichst bekannte Verfasserin gibt hier den Eltern, denen es wahrer Ernst ist die Zukunft ihrer Töchter durch Erziehung zu sichern, ihre vielseitigen geprüften Erfahrungen, die sie in der Bekanntschaft mit geistreichen und weisen Frauen gesammelt hat. Das Buch eignet sich daher, seines angenehmen, nützlichen und belehrenden Inhaltes wegen, zu einem passenden und werthvollen Geburtstags-, Hochzeits- oder Weihnachtsgeschenke für gebildete Damen.

In derselben Buchhandlung ist auch vorräthig:

Juliens gesammelte Briefe.

4 Theile. 3. Aufl. 8. geh. 2½ Thlr.

Ein competenter Beurtheiler nennt dieses Werk eines der gediegensten, so von Frauenhand gekommen sind.

---

[133] Bei A. Wiedrack in Leipzig ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Die Rückkehr ins Vaterhaus.

Von St. Relly.

2 Theile. 8. 2½ Rthlr.

Die Erzählung in ihren angenehmen Verwickelungen steigert die Aufmerksamkeit des Lesers von Seite zu Seite, und befriedigt in einfach schöner Aufklärung vollkommen. Die weibliche Tugend in der Entsagung glänzender Verhältnisse, die Festigkeit des männlichen Charakters in der Anhänglichkeit an den einmal geliebten Gegenstand, die waltende Hand Gottes, die das Unrecht was einem guten Menschen wiederfahren, an späteren Nachkommen wieder gut macht, ist in der gemüthlichen Weise des rühmlichst bekannten Verf. hier geschildert.

---

[134] Systematische Aufzählung

der

Vögel Württembergs,

mit Angabe ihrer Aufenthaltsörter und ihrer Strichzeit.

Aus Auftrag

der Centralstelle des landwirthschaftlichen Vereins in Württemberg entworfen

von Christian Ludwig Landbeck.

Preis 48 kr. od. 12 gGr.

Inhalt: Tagraubvögel. — Nachtraubvögel. — Schwalbenartige Vögel. — Sitzfüßler. — Krähenartige Vögel. — Spechtartige Vögel. — Fliegenfänger. — Würgerartige Vögel. — Dickschnäbler. — Lerchenartige Vögel. — Sänger. — Meisenartige Vögel. — Taubenartige Vögel. — Hühnerartige Vögel. — Laufvögel. — Regenpfeiferartige Vögel. — Sandhühner. — Reiherartige Vögel. — Schnepfenartige Vögel. — Rallenartige Vögel. — Möwenartige Vögel. — Pelikanartige Vögel. — Taucher.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Digitized by Google

[135] Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Der neue Pitaval.

Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit.

Herausgegeben

von **Dr. J. E. Hitzig** und **Dr. W. Häring (W. Alexis).**

Der so eben neu erschienene fünfte Theil (Preis 2 Thlr.) enthält: Warren Hastings. — Der Sohn der Gräfin von St.-Geran. — Ludwig Christian von Oinhausen. — Mary Hendron und Margaret Pendergras. — Zur Geschichte der englischen Highwaymen: 1) Spiggot und Philipps. 2) Hawkins und Simpson. 3) Ralph Wilson und William Barkwith. — Eruer. — Der Doctor Castaing.

Der erste Theil kostet 1 Thlr. 24 Ngr., der zweite bis vierte jeder 2 Thlr.

Leipzig, im Mai 1844. **F. A. Brockhaus.**

---

[136] Bei Unterzeichnetem erschien in Commission:

Die deutschen Freiwilligen in Griechenland

bis zu ihrer Wiederauflösung unter König Otto I.

Nebst Reisebeschreibung von München bis zur Landung auf jenem classischen Boden und Topographie der wichtigsten Plätze dieses Landes

von Franz Heinemann,

ehemaligem griechischen Freiwilligen.

Preis 21 gGr. od. 26 Sgr. 3 Pf.

Heiligenstadt, im Julius 1844. **Fr. Delion.**

---

[137] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Ueber den Einfluß der

Vertheilung des Grundeigenthums

auf das

Volks- und Staatsleben.

Von

Dr. Karl Wolfgang Christoph Schütz,

Privatdocent an der staatswirthschaftlichen Facultät zu Tübingen.

Gr. 8. Preis 2 fl. od. 1 Rthlr. 8 gr.

Inhalt: Einleitung. Geschichtliche Notizen über die Vertheilung des Grundeigenthums bei den Aegyptiern, Juden, Griechen, Römern, alten Deutschen. Die Entwicklung der europäischen Grundeigenthumsverhältnisse bis zur französischen Revolution. Die Gestalt derselben seit dieser Zeit. Litteratur. Einfluß der Vertheilung des Bodens auf das Volks- und Staatsleben. Große Güter. Der Einfluß derselben auf die materielle Seite des Volkslebens. Einfluß auf Landwirthschaft, Forstwirthschaft, Gewerbe und Handel; auf die Bevölkerung und die Vertheilung des Vermögens und Einkommens unter dieselbe. Gestaltung der Volkswirthschaft. Einfluß auf die geistige Seite des Volkslebens. Intelligenz, Moralität und Religiosität. Einfluß auf die bürgerliche Gesellschaft und den Staat. Privat- und öffentliche Rechtsverhältnisse. Gemeinde- und Staatsverfassung und Verwaltung. Finanzen. Staatskraft. Mittlere Güter. Kleine Güter. Einfluß auf die materielle Seite des Volkslebens. Einfluß auf die geistige Seite des Volkslebens. Einfluß auf die bürgerliche Gesellschaft und den Staat. Privatrechtsverhältnisse. Gemeindeverfassung und Gemeindeverwaltung und öffentliche Rechtsverhältnisse. Finanzen. Staatskraft. Ganz kleine Güter. Von dem Einfluß des Staats auf die Vertheilung des Grundeigenthums. Anhang: Statistik der Vertheilung des Grundeigenthums in England, Frankreich, Griechenland, in der Türkei, Oesterreich, Preußen, Frankreich, Württemberg.

In Absicht auf die Vertheilung des Grundeigenthums gelten in den Gesetzgebungen der wichtigsten europäischen Staaten verschiedene einander geradezu entgegenstehende Grundsätze. Bald wird es aus wirthschaftlichen und politischen Gründen für gerathener gehalten, die Untheilbarkeit größerer Landgüter aufrecht zu erhalten, bald wird die freie Theilbarkeit des Bodens als ein Mittel zu dessen Entwicklung des öffentlichen Wohls angesehen. In der neuern Zeit aber ist namentlich in Deutschland sowohl von Staatsmännern und von Volkskammern, als in der Litteratur der unbedingte Werth einer gränzenlosen Theilbarkeit und Verkleinerung des Grundbesitzes vielfach in Zweifel gezogen worden.

Der Verfasser hat sich zur Aufgabe gemacht, diesen Gegenstand, der bei der Berathung der neuen Particular-Gesetzgebungen eine wichtige Rolle spielen muß, nach allen seinen Seiten, mit Rücksicht auf die über den Gegenstand früher erschienene Litteratur und auf den Grund eigener gelegentlich einer wissenschaftlichen Reise gesammelter Erfahrungen einer neuen gründlichen Untersuchung zu unterwerfen.

Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[137] In Unterzeichnetem ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Die christliche Lehre

nach dem

kleinen Katechismus Luthers.

Zur Unterweisung geordnet

von

G. Mehring,

Decan zu Langenburg.

8 Velinp. brosch. Preis 20 kr. oder 6 gGr.

Des Verfassers Streben war es, die christliche Lehre in ihrer Begriffs-Einheit aufzufassen und darzustellen, zugleich zu zeigen, wie sich diese Darstellung am Lutherischen Katechismus, der auch als evangelische Bekenntnißschrift so große Bedeutung hat, durchführen läßt, indem gerade er für eine methodische Entwicklung des Religionsbegriffs die Hülfe bietet, die bei manchem andern Katechismus aus dem Reformations-Zeitalter vermißt wird.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[138] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Lehrbuch

der

philosophischen Rechtswissenschaft

oder des

Naturrechts

von

Dr. Karl Heinrich v. Gros,

k. württ. Geheimen Rathe (vormal. Prof. des Rechts zu Erlangen).

Sechste, unveränderte, nach dem Tode des Verf. erschienene Ausgabe.

gr. 8. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 Gr.

Obgleich dieses mit seltener Klarheit geschriebene Werk ursprünglich ein Handbuch zum Gebrauch für akademische Vorlesungen ist, so kann doch eben so jeder Gebildete über die wichtigsten Fragen der Rechtslehre auf die einfachste Weise darin Belehrung finden.

Der Verfasser geht nicht vom göttlichen Recht, sondern vom Gesellschaftsvertrage aus. Er leitet die Staatsgewalt aus dem Willen und Interesse der Staatsmitglieder her: er glaubt, daß sie vernünftigerweise nie etwas Anderes seyn könne, als der Ausdruck des Gesammtwillens, und daß sie keinen andern Zweck haben könne, als das allgemeine Beste.

In der Durchführung dieses Grundgedankens bewährt der Verfasser großen Scharfsinn. Immer hält er den Begriff des allgemeinen Besten fest und weist alle weiteren einseitigen Anforderungen an das Naturrecht, so wie alle möglichen Verwechslungen und Täuschungen zurück. Indem er aber unter dem allgemeinen Besten immer nur den wohlverstandenen, überlegten, allen zum Bewußtseyn gekommenen Gesammtwillen versteht, und sogar die Ausübung dieses Willens unter Controle stellt, weist er die einseitige Lehre ab, nach welcher das allgemeine Beste etwas den Menschen Aufgedrungenes seyn soll, vielmehr entspreche nur derjenige Staat der Idee des Rechts, in welchem das Volk durch Personen aus seiner Mitte bei der Ausübung der Staatsgewalt mitwirke.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

[140] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Neueste unveränderte Auflage.

Das nationale System der politischen Oekonomie.

Von

Dr. Friedrich List.

Erster Band.

Der internationale Handel, die Handelspolitik und der deutsche Zollverein.

Gr. 8. brosch. Preis 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr.

Inhaltsanzeige.

Vorrede. Einleitung.

Erstes Buch. Geschichte. — Die Italiener. — Die Hansen. — Die Niederländer. — Die Engländer. — Die Spanier und Portugiesen. — Die Franzosen. — Die Deutschen. — Die Russen. — Die Nordamerikaner. — Die Lehren der Geschichte überhaupt.

Zweites Buch. Theorie. — Die politische und die kosmopolitische Oekonomie. — Die Theorie der productiven Kräfte und die Theorie der Werthe. — Die nationale Theilung der Geschäftsoperationen und die Conföderation der Nationalproductivkräfte. — Die Privatökonomie und die Nationalökonomie. — Nationalität und die Oekonomie der Nation. — Volks- und Staatswirthschaft, politische und Nationalökonomie. — Die Manufacturkraft und die persönlichen, socialen und politischen Productivkräfte. — Die Manufacturkraft und die natürlichen Productivkräfte. — Die Manufacturkraft und die Instrumentalkräfte (materiellen Capitale). — Die Manufacturkraft und das Agriculturinteresse. — Die Manufacturkraft und der Handel. — Die Manufacturkraft und die Schifffahrt, die Seemacht und die Colonisation. — Die Manufacturkraft und die Circulationsinstrumente. — Die Manufacturkraft und das Princip der Stetigkeit und Werkthätigkeit. — Die Manufacturkraft und die Reizmittel zur Production und Consumtion. — Die Douane als Hauptmittel zu Pflanzung und Beschützung der innern Manufacturkraft. — Die Douane und die herrschende Schule.

Drittes Buch. Die Systeme. — Die italienischen Nationalökonomen. — Das Industriesystem (von der Schule fälschlich Mercantilsystem genannt). — Das physiokratische oder Agriculturssystem. — Das Tauschwerthsystem (von der Schule fälschlich Industriesystem genannt). — Adam Smith. — J. B. Say und seine Schule.

Viertes Buch. Die Politik. — Die Insularsuprematie und die Continentalmächte. — Nordamerika und Frankreich. — Die Insular-Suprematie und die deutsche Handelsunion. — Die Continentalpolitik. — Die Oekonomie der deutschen Nation. — Nachtrag.

Stuttgart und Tübingen, Februar 1844. J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[141] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Nomenclator botanicus

seu:

Synonymia plantarum universalis.

Enumerans

ordine alphabetico nomina atque synonyma,

tum generica tum specifica, et a Linnaeo et a recentioribus de re botanica scriptoribus plantis phanerogamis imposita.

Autore **E. Steudel**, Med. Dr.

Editio secunda ex novo elaborata et aucta.

105 Bog. Lexicon-Format. Preis 12 fl. od. 8 Rthlr.

Wenn schon vor 20 Jahren die erste Ausgabe dieses Werks eine gefühlte Lücke in der botanischen Litteratur nach allgemeiner Anerkennung auf eine befriedigende Art ausfüllte, so wird nach diesem Zeitraum, der an Fruchtbarkeit der Entdeckungen jede frühere noch so glänzende Periode der Bereicherung der botanischen Kenntnisse weit übertrifft, einer zweiten Auflage, deren Bearbeitung der Verfasser aufs neue eine lange Reihe von Jahren widmete, um so weniger eine dankbare Aufnahme fehlen, als gleichzeitig mit dem sich darbietenden reichen Material der wirklich neuen Entdeckungen der Fleiß der verschiedenen, unabhängig von einander dieselben oder verwandte Gegenstände bearbeitenden Schriftsteller, und deren individuelle Ansichten über Bildung von zahlreichen neuen Gattungen, die Masse der Synonyme auf eine der Wissenschaft selbst beinahe Gefahr drohende Art vermehrte. Es hat sich daher der Verfasser die Aufgabe gestellt, dem botanischen Publicum gleichsam einen Leitfaden aus diesem Irrgarten zu bieten, indem er mit Beachtung der ihm auf verschiedenen Wegen zugekommenen Wünsche insofern ihn solche nicht zu weit von dem ursprünglichen Plane entfernten, jede im ganzen Umfange der botanischen Litteratur bekannt gewordene Pflanze in alphabetischer Ordnung mit Zugabe von Genus, Species, Autorität, Synonymie, Lebensdauer, Vaterland und Stelle im System aufführt und da wo der Name des Autors und die beständige Hinweisung auf die systematischen Werke von Sprengel, Decandolle und D. Dietrich (so weit diese erschienen) und ein am Ende des Werks beigefügtes vollständiges Verzeichniß der angeführten Autoren nicht zureichend erschien, auch noch häufig eine specielle Nachweisung beifügt. Auf diese Art erhält man über die angeführten Momente eine sehr schnelle und vollständige Aufklärung, das Auffinden der bis jetzt aufgestellten Gattungen und Arten wird erleichtert, und es dient dieses mit großem Zeitaufwand und unermüdeter Geduld und Ausdauer durchgeführte Werk als Repertorium eben so sehr dem Litterator, als dem von großen Bücherssammlungen entfernten Liebhaber der Botanik, so wie den Besitzern von Herbarien und Gärten. Ein Werk in diesem Umfange welches mit Einem Blicke den gegenwärtigen Reichthum der botanischen Entdeckungen vor das Auge bringt, fehlt in der botanischen Litteratur. Wenn auch einige Werke (wie *London* Hortus britannicus ed. 2 London 1850—59 und *Sweet* Hortus britannicus ed. 3. London 1839) ihre ehrenwerthe Stelle stets behaupten werden, so können sie doch das angezeigte Werk um so weniger entbehrlich machen, als darin hauptsächlich nur auf die in England cultivirten Pflanzen, auf die Synonymie aber nur sehr eingeschränkt Rücksicht genommen ist, während die systematische

Digitized by Google

Anordnung den schnellen Ueberblick und die Erleichterung des Auffindens nicht gewährt. Beide Werke führen nur etwa 30,000 (also um 10,000 weniger als die erste Ausgabe) Arten auf, während das jetzige Werk nahe an 5000 Genera und über 70,000 Arten aufzählt. Die zweckmäßigste typographische Einrichtung macht es möglich, daß dieses ausgedehnte Material in einem für Deutlichkeit und Uebersicht nicht störend einwirkenden möglichst engen Raum zusammengefaßt ist.

Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[142] Bei dem lebhaften Interesse, welches Nord-Afrika gegenwärtig nicht bloß bei den Freunden geographischer Wissenschaften, sondern auch durch seine sich mit jedem Tage wichtiger gestaltenden Beziehungen zu unserm Erdtheil auch in der politischen Welt erregt, glauben wir auf folgende in unserm Verlag erschienene Schrift wiederholt aufmerksam machen zu müssen:

Das Sultanat Mogh'rib-ul-Aksa

oder

Kaiserreich Marokko.

In Bezug auf Landes-, Volks- und Staatskunde

beschrieben

von **J. Graberg von Hemsö,**

vormaligem königl. schwedischem Consul zu Tanger und Tetuan, Ritter ꝛc.

Aus der italienischen Handschrift übersetzt

von **Alfred Neumont.**

gr. 8. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 gGr.

Inhalt:

Erste Abtheilung. Chorographie. I. Geographische Lage. Eintheilung des Landes. Küsten und Seehäfen. Berge und Thäler. Flüsse und Seen. — II. Klima und Boden. — III. Producte und Physiographie. Mineralreich. Pflanzenreich. Thierreich. — IV. Wohnungen und Städte. Im Reiche Fez. Im Reiche Marokko. Jenseits des Atlas. — **Zweite Abtheilung.** Ethnographie. V. Bevölkerung. — VI. Fundamentalkünste. Ackerbau. Viehzucht. Jagd und Fischfang. — VII. Industrie und Handel. Bautunst. Künste und Gewerbe. Handel. Münzen, Maaße und Gewicht. — VIII. Civilisation. — **Dritte Abtheilung.** Nomographie. IX. Regierung und Gesetze. — X. Verwaltung und Polizei. — XI. Staatshaushalt und bewaffnete Macht. Einkünfte. Ausgaben. Bewaffnete Macht. — XII. Diplomatie und Geschichte. Diplomatie. Geschichte. — Erste Periode. Fremde Herrschaft. — Zweite Periode. Einheimische Herrschaft.

Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[143] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Handbuch

der Dampfmaschinenlehre

für Techniker und Freunde der Mechanik.

Von Dr. **Christoph Bernoulli.**

Zweite gänzlich umgearbeitete Auflage.

Mit 9 Steindrucktafeln.

Gr. 8. Velinpapier beschirt. Preis 3 fl. 36 kr. oder 2 Rthlr 4 gGr.

Statt aller Anrühmung glauben wir hier nur die Hauptabschnitte aus dem reichhaltigen Inhalt dieser neuen, gänzlich umgearbeiten Auflage anführen zu dürfen:

Einleitung. Wichtigkeit der Dampfmaschinen für die menschliche Gesellschaft und allmähliche Verbreitung derselben. I. Historische Mittheilungen. a) Erfindung der ersten Dampfmaschine durch Savary. b) Von früheren Versuchen, die Kraft des Dampfes anzuwenden. c) Erfindung der ersten Koldenmaschinen durch Newtomin. d) Fortschritte bis auf Watt. e) Umgestaltung der Dampfmaschinen durch J. Watt. f) Classification der bis jetzt erfundenen Arten von Dampfmaschinen. g) Erforderniß einer wirklichen Dampfmaschine. h) Darstellung einer Dampfmaschine in ihrem Zusammenhange, und zwar einer doppelt wirkenden mit niedriger Pressung, nach Watt und Boulton. II. Physik des Dampfes. a) von den Gesetzen der Dampfbildung und den Eigenschaften des Dampfes überhaupt. b) Specielle Physik des Dampfes. III Von der Erzeugung oder Production des Dampfes. 1) Vom Ofen und der Feuerung. 2) Von den Dampfkesseln oder Dampferzeugern. 3) Von der Alimentation oder Speisung des Kessels. 4) Von den Veränderungen des Dampfdruckes im Kessel und dessen Messung. 5) Von den Mitteln eine Explosion des Kessels zu verhüten. IV. Von den verschiedenen Organen der eigentlichen Dampfmaschinen. a) Von Dampfcylindern. b) Von Dampfkolben. c) Von der Admission des Dampfes und deren Regulirung. e) Von der Distribution des Dampfes oder der Steuerung. d) Vom Condensator oder den Verdichtungsapparaten. f) Von den Organen zur Erzielung einer rotirenden Bewegung. V. Von der Stärke oder dem Nutzeffect der Dampfmaschinen, mit einem Anhang, ob Hochdruckmaschinen vortheilhafter als andere sind. VI. Von noch ungewöhnlichen Vorrichtungen und Dampfmaschinensystemen. VII. Von der Dampfschifffahrt oder den Schiffmaschinen. 1) Geschichtliches über die Erfindung und Verbreitung der Dampfschifffahrt. 2) Besondere Erfordernisse einer Schiffsmaschine. 3) Verbindung der Maschine mit der Radwelle. 4) Erhältliche Schnelligkeit. 5) Ueber die erforderliche Kraft der Dampfmaschinen. 6) Uebelstände der Ruderräder. 7) Archimedische Dampfschiffe oder Schrauber. 8) Dimensionen von zwei amerikanischen und zwei französischen Dampfschiffen. 9) Schiffmaschine von Galy-Cagalat. VIII. Von den Locomotiv-Maschinen. a) Besondere Erfordernisse einer Locomotiv-Maschine. b) Uebersichtliche Beschreibung einer Locomotive und ihrer Verrichtungen. c) Specielere Betrachtung der verschiedenen Theile und ihrer Verrichtungen.

Stuttgart und Tübingen, 1841. J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[144] **Für Leihbibliotheken und Lese-Vereine.**

In Unterzeichnetem sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gesammelte Erzählungen

von der Verfasserin

der Bilder des Lebens.

Zwei Bände.

8. Brosch. Preis 6 fl. oder 3 Rthlr 16 gr.

Statt aller Empfehlung erlauben wir uns hier die in Nr. 34, 1839, der Blätter für Literatur und bildende Kunst stehende Beurtheilung anzuführen: „Der tiefe Sinn, das reine Gemüth, der edle Geist, welcher in den Bildern des Lebens waltet, deren Werth wir auch in diesen Blättern dargethan haben, findet sich auch in diesen gesammelten Erzählungen wieder. Sie zeichnen sich durch Innigkeit sowohl als durch Klarheit, vor allem aber durch ein ächt religiöses und rein sittliches Gefühl vor so vielen Tagserscheinungen aus, welche nur zu blenden, nicht zu erhellen, nur die Zeit zu verflüchtigen, nicht das Gemüth zu erheben suchen. Und darum eignen sie sich auch namentlich vor vielen andern ähnlichen Schriften zur Lectüre für Jungfrauen und Frauen, deren Sinn unverderben und deren Geist auf das Höhere und einzig Wahre im Menschenleben gerichtet ist. Sie sind dabei eben so fern von jeder pedantischen Trockenheit wie von zelotischer Eiferung, sondern die liebenvollste Liebe spiegelt sich in ihnen anmuthig und mit den wärmsten Farben in allen Strahlenbrechungen ihrer innigsten Empfindungen. Nur steht jedes Gemeine fern, und alles trägt den Stempel eines Seelenadels, der, seines innern Werthes sich bewußt, doch von der liebenswürdigsten Demuth durchdrungen ist. Unsere Leserinnen besonders werden mit uns übereinstimmen, wenn sie diese Erzählungen in Geist und Herz werden aufgenommen haben."

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,

mit

besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen

in

Deutschland.

Siebenzehnter Jahrgang

1844.

September.

Stuttgart und Tübingen,

in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1844.

☞ Den Wunsche vieler Leser des Auslandes zu entsprechen, werden wir künftig für jeden Monat einen Umschlag mit Inhalts-Anzeige drucken lassen, um dieses Journal monatweise geheftet an diejenigen Abonnenten zu verschicken, welche es in dieser Form verlangen werden.

An diejenigen Abnehmer, welche sich hierüber nicht bestimmt aussprechen, erfolgt die Zusendung des Blattes auf die bisher übliche Weise.

Es erscheint von dieser Zeitschrift täglich ein Blatt, auch werden derselben zur Verständlichung interessanter Aufsätze von Zeit zu Zeit Lithographien und Karten beigegeben. — Der Preis des Jahrgangs ist 16 fl. oder 9 Thlr. 8 gr. — Sämmtlich respective Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen darauf an. Erstere liefern sie täglich, letztere von acht zu acht Tagen oder in monatlichen Heften.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Der Beisatz zum Titel unserer Zeitschrift: „Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker" bezeichnet die allgemeine Bestimmung desselben, die freilich dem jeweiligen Redacteur einen weiten Spielraum läßt. Zeitgeschichte, namentlich fremder Welttheile, Schilderung der Sitten und Zustände anderer Völker ist die eigentliche Aufgabe, die jedoch immer nur sehr bruchstückweise gelöst werden kann, denn der Umfang ist groß, und es handelt sich deßhalb hauptsächlich darum, aus dem reichen Schatze der Nachrichten dasjenige auszuwählen, was für den Augenblick interessant und wichtig ist. Entwicklung der Thatsachen aus ihren verschiedenen Ursachen ist dabei ein Hauptforderniß. Dieser Zweck unserer Zeitschrift erfordert mannichfachen Wechsel, je nachdem die öffentliche Aufmerksamkeit sich auf diesen oder jenen Gegenstand der Weltbegebenheiten hinlenkt, und in diesem oder jenem Welttheile sich Merkwürdiges ereignet, und neue Erscheinungen sich kund geben.

Die Redaction glaubt diesem Zwecke um so gewisser treu zu bleiben, wenn sie es sich zur Aufgabe macht, das Gebiet der Erd- und Völkerkunde zu ihrem Hauptgegenstande zu machen, in so weit dieß, ohne in wissenschaftliche Erörterungen einzugehen, möglich ist. Diese Quelle hat sich auch so ergiebig gezeigt, daß die Verlagshandlung und die Redaction sich veranlaßt sahen, hinsichtlich dieses speziellen Gegenstandes eine Erweiterung eintreten zu lassen in der „Sammlung von Reisen und Länderbeschreibungen"; wenn auch diese noch so reichlich ausgestattet wird, so bleibt immer noch dem Auslande genug Ausbeute übrig.

So leicht die Aufgabe des Auslandes hinsichtlich andrer Welttheile zu stellen ist, so schwierig und noch weit fragmentarischer werden die Mittheilungen über Europa. Mit der steigenden Bevölkerung und Bildung werden die Verhältnisse, nicht nur die politischen, sondern auch die gesellschaftlichen, verwickelter, unklarer, und unterliegen mannichfachern Deutungen. Wer könnte auch dieß Gebiet übersehen, und mit nie wankendem Geiste die mannichfachen Erscheinungen erklären! Die europäische Welt ist in einem Uebergangsprozesse begriffen, in einem socialen nicht weniger als in einem politischen, wie wenig Begebenheiten stellen sich in dieser trüben Gährung klar heraus, und wie sehr werden sie durch Leidenschaften aller Art entstellt! Auch ist in Bezug auf Europa dem Ausland die Gränze schärfer gezogen; Alles was auf Tagspolitik Bezug hat, gehört nicht in sein Gebiet, und nur die rein menschliche Seite davon, die oft genug entstellt wird, darf es herausheben und zum Gegenstand seiner Schilderung machen.

Wenn man nach diesen allgemeinen Andeutungen über den Zweck des Auslandes die Ausführung betrachtet, so kann das Fragmentarische und Lückenhafte wohl keinem entgehen, und es ist auch um so verzeihlicher, da der mit jedem Tage wachsende und sich erneuernde Stoff nicht gestattet, Versäumnisse nachzuholen. Daß indeß die Leser des Auslandes dem großen Umfange des gesteckten Ziels Rechnung getragen, und sich an dem Fragmentarischen und Lückenhaften nicht gestoßen haben, ermuthigt die Redaction, die einmal betretene Bahn trotz ihrer Schwierigkeiten nicht zu verlassen.

Die Unterzeichnete erlaubt sich die Leser des Auslands auf nachfolgende mit demselben in enger Verbindung stehende Unternehmung aufmerksam zu machen:

Reisen und Länderbeschreibungen

der ältern und neuesten Zeit,

eine Sammlung der interessantesten Werke über Länder- und Staatenkunde, Geographie und Statistik.

Herausgegeben von **Dr. E. Widenmann** und **Dr. H. Hauff.**

Von dieser Sammlung, welche thätigst fortgesetzt wird und als Erweiterung des Plans des „Auslandes" zu betrachten ist, erscheinen jährlich ein paar Lieferungen, je nachdem interessanter Stoff vorhanden.

Die Lieferungen werden einzeln verkauft, und wie man finden wird, zu den billigsten Preisen, für welche sie durch jede solide Sortiments-Buchhandlung bezogen werden können.

1ste Lfg. **Irlands gegenwärtiger Zustand.** Preis 1 fl. oder 16 gr.

2te — **Algier wie es ist.** Mit einer großen Karte. 1 fl. 30 kr. oder 21 gr.

3te — **Alexander Burnes' Reisen in Indien und nach Bukhara,** Erster Band. Mit einem Steindruck. 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

4te — **Washington Irvings Ausflug auf die Prairien zwischen dem Arkansas und Red-River.** 1 fl. oder 16 gr.

5te — **Alfred Reumonts Reiseschilderungen.** 1 fl. 12 kr. oder 18 gr.

6te — **Briefe in die Heimath,** geschrieben zwischen October 1829 und Mai 1830 während einer Reise über Frankreich, England und die Vereinigten Staaten von Nordamerika nach Mexico, 1 fl. 24 kr. oder 20 gr.

7te — **Alexander Burnes' Reisen in Indien und nach Bukhara.** Zweiter Band. 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 gr.

8te — **John Barrow, jun., ein Besuch auf der Insel Island im Sommer 1834.** Mit Holzschnitten. 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr. 4 gr.

9te — **Thomas Pringle, südafrikanische Skizzen.** Aus dem Englischen übersetzt. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 gr.

10te — **Mexico in den Jahren 1830 bis 1832.** Vom Verfasser der „Briefe in die Heimath." Erster Band. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 gr.

11te — **Montenegro und die Montenegriner.** Ein Beitrag zur Kenntniß der europäischen Türkei und des serbischen Volks. Preis 1 fl. 24 kr. oder 20 gr.

12te — **Francis J. Grund, die Amerikaner** in ihren moralischen, politischen und gesellschaftlichen Verhältnissen. Aus dem Englischen übersetzt vom Verfasser. Preis 3 fl. 12 kr. oder 2 Rthlr.

13te — **Mexicanische Zustände aus den Jahren 1830 bis 1832.** Vom Verfasser der „Briefe in die Heimath ꝛc." Zweiter Band. Preis 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

14te — **Astoria oder Geschichte einer Handelsexpedition jenseits der Roky Mountains.** Aus dem Englischen des Washington Irving. Preis 1 Rthlr. 16 gr. oder 2 fl. 42 kr.

15te — **Reise durch Abyssinien im Jahre 1836.** Von A. v. Katte.

16te — **Skizzen aus Irland oder Bilder aus Irlands Vergangenheit und Gegenwart** von einem Wanderer. Preis 1 fl. 12 kr. oder 18 gr.

17te u. 18te Lfg. **Der Geist des Orients,** erläutert in einem Tagebuch über Reisen durch Rumili während einer ereignißreichen Zeit von Dr. Urquhart. A. d. Engl. übersetzt von Dr. F. G. Buck. 2 Bde. 3 Rthlr. 8 gr. oder 5 fl.

19te Lfg. **Rußland und die Tscherkessen.** Von K. F. Neumann. Preis 1 fl. 20 kr. oder 21 gr.

20ste — **Reisen auf den griechischen Inseln des ägäischen Meeres.** Von Dr. Ludwig Roß. Erster Band. Mit zwei Kupfern. gr. 8. brosch. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 gr.

21ste — **Ein Besuch auf Montenegro.** Von Heinrich Stieglitz. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 gr.

22ste — **Acht Wochen in Syrien.** Ein Beitrag zur Geschichte des Feldzuges 1840. Mit einer Karte vom Kriegsschauplatz. Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 4 gr.

23ste — **Reise durch Rußland nach dem kaukasischen Isthmus** in den Jahren 1836, 1837 und 1838 von Karl Koch. Brosch. Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 8 gr.

24ste — **Beschreibung von Kordofan und einigen angränzenden Ländern,** nebst einem Ueberblick über den dasigen Handel, die Sitten und Gebräuche der Einwohner und die unter der Regierung Mehemed Ali's stattgefundenen Sklavenjagden. Von Ignaz Pallme während dessen Anwesenheit in den Jahren 1838 bis 1839 verfaßt. Gr. 8. brosch. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 gr.

25ste — **Reisen auf den griechischen Inseln des ägäischen Meeres.** Von Dr. Ludwig Roß. Zweiter Band. Mit einem Kupfer, einer Karte und mehreren Holzschnitten. gr. 8. Velinp. brosch. Preis 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

26ste — **Reise durch Rußland nach dem kaukasischen Isthmus** in den Jahren 1836, 1837 und 1838. Von Karl Koch. Zweiter Band. Gr. 8. broschirt. Preis 4 fl. 48 kr. oder 2 Rthlr. 20 gr.

27ste — **Geschichte der Entdeckung und der Eroberung Peru's** von Francisco de Xerez, Pizarro's Geheimschreiber. Aus dem Spanischen von Dr. Ph. H. Külb. Nebst Ergänzung aus Augustins de Zarate und Garcilasso's de la Vega Berichten. Gr. 8. brosch. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 12 Sgr.

Stuttgart und Tübingen. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

Inhalts-Verzeichniß.

Größere Aufsätze.

Die Verbindungswege in Mejorirmien. Nr. 24[illegible]–243. — Die Paraguayplanze in Brasilien. Nr. 244. — Studien aus China. 6) Die Hauptstadt von Junschuen. Nr. [illegible] Der Tempel. Nr. 246. — Französische Studien. (Nach Bibliothek.) Nr. 248. 249. — Die Slawen in Schlesien. Nr. 249–[illegible] — Oesterreich-Italien. Nr. 250. Die Drusen. Nr. [illegible]–251 — Lyman. Nr. 251 — [illegible]asien und seine Hauptstadt [illegible]r. 252. 253. — Die Gartenlauben in Frankreich. Nr. 253–[illegible]. — Der Schutt in den ägyptischen Städten. Nr. 254. — Skizzen aus London. 1) Die Banken. Nr. 254. 2) Die Bevölkerung Londons unter dem statistischen Gesichtspunkt einer Bürgerschaft. Nr. 269. [illegible]. 3) Das Colosseum in seiner neuen Gestalt. Nr. 272. — Die Wüste von Nubien. Nr. 256–258. — Beschäftigung des Volkes in England. Nr. [illegible] — Skizzen aus Spanien. Eintritt in Alt-Castilien, Toledo Nr. 2[illegible] Somosierra. Buytrago, Madrid Nr. 284. 285. Logronno Nr. [illegible]. die Ebene von Jeun. Nr. 274. — Neapolitanische Spitzbubenschlacht. Nr. 259. — Skizzen aus Nubien, der Tempel zu Derr, Omm el He[illegible] Nr. 260. — Notizen über die englische Bevölkerung. ibid. — Ausflug nach Italien. Nr. 261–266. — Montevideo und Paeaguay. Nr. 262. — Der Mißwand in Norwegen. Nr. 263. — Die Mahratten im westlichen Indien. Nr. 264–272. — Darau. Nr. 266. — Oberst Hamilton's Erinnerungen an Columbien. Zweiter Abschnitt. Nr. 267–269. — Die thebanische Wüste in Siwah. Nr. 268. — Die Ruinen von Cyrene. Nr. 270. — Jahresbericht der asiatischen Gesellschaft zu Paris. Nr. 271–274.

Chronik der Reisen.

Aschichatschews Reise über die Anden und durch die Pampas. 1) Reise über die Anden. Nr. 245–249. 2) Ritt durch die Pampas. Nr. 256–263.

Kleinere Mittheilungen.

Verbindung Algiers mit dem Innern. Nr. 24[illegible] — Gel[illegible] Preisaufgabe der französischen Akademie. Nr. 245. — [illegible] Cyperaturen. ibid. — Fortschritte der Seedampfschiffahrt in England. Nr. 247. — Das Riesenskelett des Lord Ros. Nr. [illegible] Die Insel Ischabee. Nr. 24[illegible] — Versteinerter Wald in [illegible]. ibid. — Lager fossiler Knochen in Amerika. Nr. 250. — Ung heure Ausbeute für ein Museum. ibid. — Cistercienserkloster in England. ibid. — Das archäologische Journal in England. Nr. 251. — Illuminirung im Freien zu Paris. Nr. [illegible]. — Ansicht über Warners Entdeckungsmaschine. Nr. 253. — Wiederbenutzung alter Särge. Nr. 254. — Die Bevölkerung von Teduantepec. Nr. 255. — Der Name Mogador. [illegible] — Die Kohlenlager in England. Nr. 257. — Das Bündniß zwischen Montevideo und den benachbarten Provinzen. Nr. 258. — [illegible]rlin in den Gebirgen. Nr. 259. — Bündniß der Engländer auf Kreta mit den Griechen. ibid. — Der Bau der Corinthischen auf der [illegible] Insel. Nr. 261. — Münzenverkauf in London. ibid. — Die Diamantproduction in Frankreich. Nr. 262. — Seewasserthermometer. ibid. — Urtica nivea. ibid. — Die englische archäologische Gesellschaft. Nr. 264. — Aegyptisch persische Antiquität. ibid. — Unbekannte Inschriften auf Trinidad. Nr. 265. — Versteinerter Wald in [illegible] Cairo. Nr. 266. — Die Beförderung der indischen Fürsten durch Frankreich. ibid. — Die Insel Reg. Nr. 267. — Die englische und französische Flotte. Nr. 268. — Der Reisende Bonomi. ibid. — Pyramidalcasis Nr. 269. — Die barmherzigen Schwestern in [illegible]. ibid. — Reisbau in der Camargue. ibid. — Die Dorfwölfe in [illegible]. — Ein neuer norwegischer Läufer. Nr. 271. — Ausdehnung der Londons in London. ibid. — Alter von Mogador. ibid. — Preisfrage über Ersetzung des Kuntelrübenbaues. Nr. 272. — Ericsons [illegible] Kraft. Nr. 273. — Entdeckung in Senegambien. ibid. — Beleuchtung von London. Nr. 274. — Nachricht von der Insel Ja[illegible] ibid.

Nr. 245.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

1 September 1844.

Die Verhältnisse in Mesopotamien.

Alle europäischen Nationen, welche den Großhandel in den indischen Meeren an sich rissen, haben eine Zeitlang in den beiden großen Buchten Stellung genommen, welche in das Land tief einschneidend von jeher die wichtigsten Handelsstaaßen gewesen sind, in dem rothen Meer und in dem persischen Golf. Die Portugiesen und Holländer sind hier den Engländern vorangegangen, und der Unterschied liegt jetzt nur theils in den mächtigeren Mitteln, welche die Engländer in Bewegung setzen können, theils in der größern Schwäche, worein die mohammedanischen Länder verfallen sind. Daß die Engländer nicht als Colonisten, sondern nur als einflußreiche Macht hier auftreten können, versteht sich von selbst: sie werden nie den Bestand der Bevölkerung und die nationale Macht der Araber brechen, vor welcher sich selbst die Türken beugen müssen, obwohl das Paschalik Bagdad dem Namen nach einen Theil des türkischen Gebiets ausmacht. Untermesopotamien ist in mancher Hinsitt der türkischen Macht noch weit weniger zugänglich als Aegypten, und wenn es nicht viel früher noch sich unabhängig machte unter einem türkischen Pascha, so liegt der Grund weniger an der Lust und Fähigkeit mehrerer Pascha's, als an dem Umstand, daß die Araber diese Gegenden kein so unterwürfiges Geschlecht sind, als die ägyptischen Fellahs, und daß der trotzige Raub- und Freiheitsgeist der Kurden jede Ausdehnung der Macht gegen Norden unthunlich macht. So spielt der Pascha eine ziemlich schwache Rolle, und wird mehr und mehr zum Spielball der Engländer, die es vortrefflich verstehen, ihn von sich abhängig zu machen.

Es ist die alte Sitte der Türken, die Paschaliks so ziemlich an den Meistbietenden zu verkaufen, und dieser sucht sich dann für seine Auslagen möglichst zu entschädigen, weil man leicht und bald einen neuen an seine Stelle schickt. Allein in Bagdad hat letzteres seine Schwierigkeit, weil es sehr schwer ist, eine türkische Armee durch die syrische Wüste oder gar durch Kurdistan nach Bagdad zu führen. Wollte sich demnach die Pforte eines Pascha's entledigen, so mußte sie sich eines in Bagdad angesehenen Mannes bedienen, denn sonst meldete sich nicht leicht einer, den gefährlichen Posten einzunehmen. Daraus entsprang ein Verhältniß, ähnlich dem der Mameluken in Aegypten. Sobald ein angesehener Mann etwas Geld hatte, kaufte er sich Sklaven, meistens aus dem Kaukasus, oft auch Christenkinder aus der Umgegend von Erzerum oder aus Kurdistan. Diese Sklaven nannte man Gurgi oder Georgier. Sie bildeten nicht nur ein furchtbares Corps, weil sie alle in den Waffen geübt waren, sondern sie waren auch im Besitz aller höheren Stellen, und man wählte meistens aus ihnen den Pascha, da man einen durch den andern im Zaum halten konnte. Auf diese Militärrepublik einzuwirken wurde den Engländern nicht schwer, denn sie durften nur dem einen oder dem andern Geld vorschießen, so konnten sie leicht dazu gelangen, denjenigen zum Pascha ernennen zu lassen, der ihnen am besten anstand. Dieß war um so leichter, als die Engländer immer mehr den Handel auf dem persischen Golf beherrschten, und durch ihren Einfluß und alle die Vortheile, welche sie nach Gefallen gewähren konnten, auch die ganze wohlhabende und einflußreiche Classe der armenischen Kaufleute auf ihrer Seite hatten.

Der Einfluß der Engländer im persischen Golf begann zu der Zeit, als General Malcolm zuerst (1800) Verbindungen mit Persien anknüpfte. Damals ernannte er einen einfachen Agenten zu Buschir, dessen Hauptgeschäft war, die Schiffe der Compagnie zu versorgen. Allmählich machte man aus dem Agenten einen Residenten, dessen Macht sich über den ganzen persischen Golf erstreckte, und man gab ihm eine Wache von Sipahis. Immer mehr wurde die Wohnung des Residenten erweitert und befestigt, man führte sogar Artillerie ein unter dem Vorwand, sie an die persische Regierung zu verkaufen, und man baute einen Thurm, auf dem man eine Flagge aufzog, und so mit den Schiffen auf der Rhede correspondirte, kurz, ehe es sich die Perser versahen, hatten sie durch die erkaufte Concurrenz des Gouverneurs einen Residenten, welcher stärker war, als dieser Gouverneur, und eine Residentenwohnung festen als die Stadt. Der erste englische Agent hatte nichts als eine Commissionsgebühr von seinen Lieferungen, der zweite erhielt 240 Pfd. St. jährlich, jetzt hat der Resi-

Digitized by Google

dent außer bedeutenden Entschädigungen 4000 Pfd. St. jährlich, sein Assistent 1600, und man kann sich denken, was diese Leute mit einem so bedeutenden gesicherten Einkommen für einen Einfluß in einem Lande ausüben, wo höchstens die Armuth constant bleibt, alle größeren Vermögen aber einem raschen Wechsel unterliegen. Hiezu kommt noch, daß England die Seepolizei im persischen Meerbusen mit einer eisernen Strenge handhabt, und die arabischen Seeräuber wirksam im Zaum hält. Alle friedlichen Menschen des Golfs waren also mit der englischen Herrschaft, so angemaßt sie auch war, im höchsten Grade zufrieden.

Ganz in gleicher Weise, wie zu Buschir, hatten auch die Engländer allmählich sich zu Bassora und Bagdad festgesetzt, und namentlich der durch seine antiquarischen Forschungen in Mesopotamien bekannte Rich trat mit einem Pomp, aber auch mit einer Gewaltthätigkeit auf, wie man sie noch nie gesehen hatte; er gerieth mit dem Pascha in Streit, schloß darauf seine Wohnung, bewaffnete seine Leute, wiegelte durch sein Geld den Pöbel in der Stadt auf, ließ die vor Bassora liegenden Schiffe in den Strom einlaufen, sperrte dadurch die Schifffahrt, und zwang so den Pascha zur Nachgiebigkeit. Seit Rich sind die englischen Residenten nicht mehr so herb aufgetreten, aber ihrem Einflusse haben sie darum keineswegs entsagt, und kein europäischer Agent kann sich dort mit ihnen messen.

Hr. Fontanier, dessen neuestem Werk: Voyage dans l'Inde et dans le Golfe persique, diese Einzelnheiten größtentheils entlehnt sind, that was in seinen Kräften stand, um den Einfluß des englischen Residenten nicht übermächtig werden zu lassen, aber wir vernehmen über den schwachen Einfluß des französischen Agenten fortwährende Klagen in den französischen Zeitschriften. Gegenwärtig befindet sich Hr. Löwe Weimars, der bekannte Literat, als Generalconsul in Bagdad, wohin man ihn gesendet haben soll, weil seine schriftstellerische Thätigkeit in Paris unbequem war. Hr. Löwe Weimars versteht weder Arabisch noch Türkisch; seine ganze frühere Laufbahn machte ihn zu einer solchen Stelle wenig geeignet, und sein Einkommen, 15,000 Fr., nimmt sich neben dem des englischen Residenten, welcher 150,000 Fr. hat, sehr schmächtig aus. Unter solchen Verhältnissen kann sein Einfluß nur sehr untergeordnet seyn. Der gegenwärtige Pascha von Bagdad, Redschid Pascha, von Damascus her als ein fanatischer Mosiem und als Gegner der Franzosen*) bekannt, scheint sich manches gegen den französischen Generalconsul erlaubt zu haben, was er gegen den englischen Residenten sich nicht herausnehmen würde. **) Vielmehr neigt sich dort alles vor den Engländern, und wir führen hier aus der Revue de l'Orient (April 1844) eine bezeichnende Stelle an:

„Bassora wird allmählich eine englische Besitzung; die türkische Regierung scheint nicht sehr geneigt sie ihnen streitig zu machen, denn sie hat fast gar keine Gewalt mehr über diesen Theil ihres Gebiets, welcher von den Montefik-Arabern, den unbotmäßigsten und furchtbarsten von allen, bewohnt wird. Die Art, wie die Engländer ihren Einfluß in Bassora begründen, ist merkwürdig genug. Bakir Aga, der vorige und auch der letzte von der Pforte hingesandte Mutsellim, glaubte dem Pascha von Bagdad, seinem Vorgesetzten, die zahlreichen, von den Engländern begangenen Verletzungen der Douanenordnung mittheilen zu müssen. Die Dampfboote fuhren den Euphrat bis unterhalb Bassora, wo sie sonst stationirt sind, hinab, nahmen mehrere mit Waaren beladene Handelsschiffe ins Schlepptau, fuhren dann wieder hinauf an der Stadt vorüber ohne anzuhalten, und umfuhren so den Zoll, welchen man für alle von außen kommenden Waaren bezahlen muß. Einige Meilen oberhalb Bagdad hielten sie an und luden die Waaren aus, welche hier eben so wenig Zoll zahlten, wie zu Bassora. So verfuhren die Agenten der ostindischen Compagnie, um sich eines unbequemen Aufsehers zu entledigen; sie benützten eine Krankheit, die ihn nöthigte, mehrere Tage das Bett zu hüten, schickten in aller Eile den Obersten Taylor (Residenten in Bassora) nach Bagdad, und gaben den bereits in der Genesung begriffenen Bakir Aga für todt aus. Auf Verlangen des Obersten fertigte der Pascha gleich in derselben Sitzung einen Firman aus, kraft dessen die Stelle als Mutsellim von Bassora einem gewissen Mehemed Aga, einer Creatur der Engländer, übertragen wurde, der um die Besorgung der Geschäfte sich um so weniger annahm, als (der armenische Bankier) Barseigh, der Agent der Engländer, ihm bereits aller deßfallsigen Odliegenheiten enthoben hatte. Dieser hält jeden Morgen den Diwan, verhandelt alle Sachen, bestreitet die Ausgaben, empfängt die Einnahmen, schreibt die Befehle u. s. w. Von einer solchen Lage der Dinge zur gänzlichen und definitiven Besitznahme ist nur ein Schritt."

Im J. 1841 hatte England durch die Vorstellungen Frankreichs und Rußlands bei der Pforte, so wie durch das ephemere Uebergewicht, das die letztere durch die Ereignisse des Jahres 1840 in Syrien erlangt hatte, sich genöthigt gesehen, seine Dampfschiffe zurückzuziehen, und etwas minder scharf aufzutreten, allein bald kamen die Dampfschiffe wieder, und der Einfluß den die Engländer schon zu Damascus auf Redschid Pascha ausgeübt, machte sich bald in Bagdad wiederum fühlbar. Dagegen leisteten sie ihm den Dienst, seine Sache in Konstantinopel zu führen, wo er sich durch seine Willkürlichkeiten verdächtig gemacht hat. Sollte er abgesetzt werden, was leicht möglich wäre, da er die mächtigsten Araberstämme gegen sich in Harnisch gebracht hat, so würde vorerst der englische Einfluß etwas leiden, wahrscheinlich aber bald das alte Spiel wieder beginnen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Er hatte auch zu Damaskus nach Abzug Ibrahim Pascha's mit dem bekannten Grafen Ratti-Menton einen herben Streit.

**) Es handelte sich hier, wie in so manchen Fällen im Orient, um einen Etikettestreit (siehe Revue de l'Orient, März 1844), aber unter dieser futilen Außenseite liegt sich gewöhnlich ein ernstlicher Anlaß, und wenn auch kein solcher Anlaß besteht, so entspringt er schnell, so wie sich ein europäischer Agent nicht in seiner Würde zu behaupten weiß.

Digitized by Google

Die Piaſſavapflanze in Braſilien.

(Echo du monde Savant, 18 Aug.)

In einer der neueſten Sitzungen der k. Geſellſchaft in England theilte ein Hr. Parkes folgende Bemerkungen über eine neue Grasart Braſiliens mit. „Ich habe die Ehre," ſagte er, „der Geſellſchaft ein Büſchel von dem braſilianiſchen Graſe vorzulegen, das die Poetugieſen Piaſſava genannt haben. Ob daſſelbe auf die tropiſchen Gegenden beſchränkt iſt, weiß ich nicht anzugeben. Eine ungeheure Menge von dieſem Gras wird jährlich getrocknet in England eingeführt, bloß um Bürſten daraus zu machen. Für dieſen Zweck iſt es von einer erſtaunlichen Dauer, und widerſteht allen Abwechslungen von Trockenheit und Feuchtigkeit beſſer als irgend eine andere Subſtanz. Hr. Whitworth, der Erfinder der bewunderswerthen Maſchine zum Kehren der Straßen, hat dieſem Gras den Vorzug vor allen andern Stoffen gegeben, und ſolche Bürſten dauern, wenn man gepflaſterte aber macadamiſirte Straßen damit kehrt, über ein Jahr. He. Whitworth, der dieſen Stoff für unentbehrlich hält, wenn ſeine Maſchine gelingen ſoll, hat ſeinen Bruder nach Braſilien geſchickt, um bloß zu dieſem Zweck eine Menge von dieſem Gras herbeizuſchaffen. Gewöhnlich führt man nur die feinen Sarten in England ein, und die daraus gefertigten Bürſten werden namentlich von den Schlächtern gekauft, denn keine andere Art von Bürſten dringt ſo tief ein und reinigt ſo vollkommen, wie dieſe. Dieſe Grasart wird in London um 14 Pf. St. die Tonne verkauft, und iſt im Handel unter dem Namen Boß bekannt. Ich bedauere ſehr, daß ich der Geſellſchaft nur dieſe mageren Details über eine Pflanze mittheilen kann, die für den Ackerbau ſehr nützlich werden könnte, wenn man ſie in Europa zu acclimatiſiren vermöchte. Das Gras wächst zu einer Länge von 30 Fuß. Bei ſeiner trockenen, faſerigen Art ſollte man glauben, es ſey im Ofen gedörrt, dem iſt aber nicht alſo, ſondern die tropiſche Sonne genügt, ihm alle dieſe Eigenſchaften zu verleihen."

Chronik der Reiſen.

Tſchichatſchews Reiſe über die Anden und durch die Pampas. *)

1. Die Reiſe über die Anden.

Im Anfang Januars 1837 kam ich auf einer engliſchen Kriegscorvette nach Valparaiſo. Ich war ſo zufrieden mit der gaſtlichen Aufnahme der Offiziere, daß ich nicht ohne Bedauern die freundliche Aufforderung ablehnte, mit ihnen das Cap Horn zu umſchiffen; einundzwanzig Tage hatte ich auf der Corvette zugebracht beim herrlichſten Wetter, und auf dem ſchönſten Meere unter allen den Genüſſen, die ein tropiſcher Himmel und der raffinirteſte Comfort bietet. Ich war noch jung, der Poeſie des Lebens noch zugänglich und dürſtete nach neuen Eindrücken. Ich verließ deßhalb die gaſtfreundliche Flagge, die mich auf dem ſtillen Ocean geſchützt hatte, und beſchloß über die Cordilleren und die Pampas meinen Weg nach der Mündung des Platafromes zu ſuchen.

Es war Sommeranfang, die Hitze erſtickend, doch mäßigten das regelmäßige Wehen der Paſſatwinde und Terralitos (Landwinde) die Temperatur, aber innen in den Ebenen, wo die Strahlenreflexion ſo ſtark war, mußte ich eine viel ſtärkere Hitze erwarten. Zwei Tage nach meiner Ankunft miethete ich Pferde, ließ alle Bücher und Gepäck auf der engliſchen Corvette, die ich in Montevideo wieder zu treffen hoffte, und reiſte allein mit einem Führer nach Santiago de Chili ab. Mein Aufenthalt zu Valparaiſo war alſo kurz, denn dieſe reiche Stadt iſt ſehr häßlich trotz ihres pomphaften Namens, den ihr nur Leute geben konnten, welche durch einen Zug über die Wüſten von Atacama erſchöpft waren, denn nur in den Augen von ſolchen konnte dieſer ſteinige, von Schluchten zerriſſene Boden ein paradieſiſches Thal werden. Die Entfernung zwiſchen Valparaiſo und Santiago iſt nahebedeutend, nur etwa 14 geographiſche Meilen. Wenn man die hohen Anden anſah, die ihre Schneehäupter über die Gewäſſer des Meeres hereinzuhängen ſchienen, ſo hätte man die Entfernung für noch geringer anſehen können. Dieſe optiſche Täuſchung hat ihren Grund in der außerordentlichen Durchſichtigkeit der Atmoſphäre, aber es ermüdet endlich, und iſt namentlich für die armen Pferde läſtig, die man unaufhörlich antreibt, weil man jeden Augenblick an Ort und Stelle ankommen zu müſſen glaubt. Obgleich ich ein vortreffliches Pferd ritt, ſo brauchte ich doch zu dieſem Ritt volle 24 Stunden.

Santiago bietet einen wahrhaft prachtvollen Anblick dar; denn es lehnt ſich an die Granit- und Kalkwände der Anden an, die von dem rieſenhaften Vulcan Aconcagua *) überragt ſind, und iſt auf allen Seiten von üppigen Gärten umgeben. Die üppige Flora dieſer Gärten ſchmückt die ganze Umgebung wie mit einem breiten dunkelgrünen Teppich. Der Boden iſt allenthalben angebaut und die überall ſichtlichen Spuren des Wohlſtandes ſetzen den Reiſenden nicht wenig in Erſtaunen. Dieſen Wohlſtand dankt Chili einer Regierung, die weit verſtändiger iſt, als die der andern Republiken im ſpaniſchen Amerika und dem Umſtand, daß man in dieſer kaum aus den Windeln hervorgegangenen Geſellſchaft die Achtung für die Obrigkeit und die Rechte der einzelnen zu bewahren wußte, ohne welche die Geſellſchaft ſelbſt nicht beſtehen kann.

Wie in den meiſten ſpaniſchen Städten, ſind auch in Santiago die Straßen gerade und theilen die Stadt in regelmäßige Vierecke. Es iſt unnöthig die Stadt zu beſchreiben, denn die erſte beſte „personal narrative" eines engliſchen Seemanns, der Erlaubniß erhalten hat auf einige Tage ans Land zu ſteigen, theilt hierüber mehr mit, als ich irgend zu geben vermöchte. Ich hatte eine gute Anzahl Empfehlungsſchreiben, unter andern auch an den muy excellentissima Señor Admirante der chileniſchen Flotte, welche damals aus einer Corvette und drei oder vier Kriegsſchoonern beſtand, die mit ſechs bis acht Kanonen ausgerüſtet waren; da es ſomit dieſem zweiten Nelſon an einem Hundertkanonenſchiff fehlte, auf dem er würdig ſeine Admiralsflagge hätte aufpflanzen können, ſo hielt er es für beſſer, ſie auf dem Kamin ſeines eigenen Hauſes aufzurichten. Indeß iſt die chileniſche Flotte, wenn auch klein, doch für den Schutz der Ufer und des ſichtlich anwachſenden Handels hinreichend; ſie erfüllt folglich ihre Beſtimmung völlig.

---

*) Dieß iſt derſelbe Tſchichatſchew, der auch den Altai erſtieg. Die Schilderung ſeiner Reiſe durch Südamerika ſteht in den vaterländiſchen Memoiren vom Mai d. J. A. d. R.

*) Dieſer hat nach Fitzroy und Darwin 23,000 engliſche Fuß Höhe.

Der Obriſt B... war mein Cicerone in Santiago, er führte mich durch die ganze Stadt und ſparte ſeine Bemerkungen nicht, die ſich durch ungewöhnlichen Scharfſinn und Gründlichkeit auszeichneten. Eines Abends führte er mich auf die Alameda und ſagte: „Sie müſſen nothwendig dieſen Ort beſuchen; er hat eine große Bedeutung für den Fremden.“ Und in der That, in einem Lande, wo die Neigung zum Sentimente, was auch die Progreſſiſten ſagen mögen, noch weit das Uebergewicht über die andern Leidenſchaften hat, iſt der Anblick eines öffentlichen Spaziergangs für den Sittenbeobachter ſehr merkwürdig. Die Alameda iſt wirklich ſchön, ein zierliches Miniaturbild des berühmten Madrider Prado; ſie iſt mit prächtigen Pappeln beſetzt, von einer üppigen Vegetation umgeben und bildete den Schauplatz der modiſchen Welt. Die jungen Leute in verſchiedenfarbigen, moireeiſchen, ſilbergeſtickten Röcken und Ponchos, in grauen Hüten mit langen Quaſten tummeln ſich auf andaluſiſchen Hengſten herum; ihre Bewegungen ſind leicht und zierlich trotz der unförmlichen Sporen. Aber die Weiber, die Weiber! Es gibt keine reizendern Frauen auf der Welt als die unter einem tropiſchen Himmel geborenen Spanierinnen; bei ihnen iſt keine Koketterie, aber die Gluth und die Zartheit der erotiſchen Natur in jeder Bewegung. Ihre pechſchwarzen Augen glänzen in den hellpomeranzengelben Geſichtern, die kunſtreich umgewoſenen, durchſichtigen Mantillen zeigen ihre zierlichen Formen; und dieſe wundervollen Geſtalten ſieht man hier jeden Abend friſche Luft ſchöpfen (tomar el fresco) und mit ihren Freunden ſich unterhalten. Die Schönheit der Füßchen der amerikaniſchen Spanierinnen iſt ſprüchwörtlich geworden, und ich will nichts davon ſagen, weil ich mich fürchte, zu tief ins Reden hineinzukommen.

In dieſer glücklichen Verſammlung fröhlicher Menſchen ſcheint das merkwürdigſte Geſicht das des europäiſchen Forſchers mit ſeinen vorgefaßten Meinungen, ſeinem forſchenden Blick. Er iſt in tiefes Sinnen verſunken über die univeriſchen Erſcheinungen der Anden, und immer zieht ihn doch wieder ſeine philoſophiſche Neugier zu den Gruppen reizender Frauen hin. Ich geſtehe es, ich war ſo ſehr in phyſiologiſche Forſchungen vertieft, daß ich recht eigentliche Gewiſſensbiſſe fühlte und aus Leibeskräften davon lief. Der verw. Obriſt B., der in der Schlacht bei Toulouſe ein Bein verloren hatte, lief mir wackelnd nach, ſo weit es in ſeinen Kräften ſtand, und ſuchte vergebens eine Antwort auf ſeine Frage: was mir denn ſey, was mir herauszubringen. Ehe er mich einholen konnte, war ich ſchon an meinem Gaſthof, und eilte auf den andern Wegen Maulthiere zu beſtellen, denn noch eine Minute, und ich vergaß die Pampas, um in der zauberhaften Alameda zu bleiben. Am andern Morgen klirrte der Arriero ſchon mit ſeinen mächtigen Sporen auf der Treppe; er hatte drei prächtige Maulthiere bei ſich. Dasjenige, welches ich beſteigen ſollte, war ein ſchönes, kräftiges Thier, und verſprach einen glücklichen Ritt über die Anden. Mit großer Geſchicklichkeit ſchnallte der Arriero hinter meinem Sattel ein kleines Felleiſen feſt, in welchem bloß etwas Wäſche, einige Rollen mit ſpaniſchen Piaſtern, ein Compaß, einige Thermometer und etlicher Bücher ſich befanden. Als alle Vorbereitungen zu Ende waren, brachte mir meine Hauswirthin, eine gute alte fünfzigjährige Frau, nach der unwandelbaren Sitte noch eine Taſſe Chocolade. Meine Abreiſe und mein Alleinſeyn mit einem einzigen Führer ſchien der guten Frau ſehr zu beunruhigen, und ſie wandte alle Redekünſte auf, um mich davon abzubringen, aber ich wollte nichts mehr hören, das Roß war geworfen und die Alameda voll zu nahe. Als ich aber die Piſtolen lud, welche meinen Gürtel nicht mehr früher als am atlantiſchen Ocean verlaſſen ſollten, ſagte ſie mir mit ganz mütterlicher Stimme: Lo siento mucho, hijo, que te hechas asi a perder, — pero como no hay remedio, vayas te con Dios. (Es thut mir leid, mein Sohn, daß du ſo in dein Verderben rennſt, da es aber nicht anders ſeyn kann, ſo ziehe mit Gott!)

Ich dankte ihr, ſo ſehr ich konnte, und nach zehn Minuten waren wir ſchon zum Thor von Santiago hinaus. Wir hatten bis Mendoza, der erſten Stadt jenſeits der Anden, vier Tage lang zu reiſen. Nicht weit von Santiago kommt der Reiſende in das ſchöne Thal von Mapo, das nicht ſehr angebaut, aber dennoch fruchtbar iſt, und eine der ſchönſten Landſchaften in Amerika darbietet. Die mit Früchten beladenen Bäume neigen ſich unter ihrer Laſt zur Erde und niemand nimmt ſie ihnen ab. Hier iſt eine Hängebrücke aus Fellen und Stricken,*) wie ich deren ſchon ähnliche in Mexico und Columbia geſehen, aber dieſe Brücke überteifft ſie alle durch die Feſtigkeit ihres Baues und ihre kunſtreichen Formen. Sie iſt ähnlicher Art, wie die europäiſchen Drathbrücken, nur iſt zu bemerken, daß dieſe Brücke hier ſeit undenklichen Zeiten ſteht, und daß ihre Erbauer wahrſcheinlich nie Geometrie und Mechanik gelernt haben, wie die europäiſchen Ingenieure. Unſere Maulthiere kamen glücklich hinüber, obwohl ſie ſich manchmal unter denſelben furchtbar bog. Von dieſem Punkt an hebt ſich der Boden allmählich, man glaubt die Anden mit den Händen berühren zu können, aber man hat bis zu ihrem Rückgrat noch 14 Stunden zu reiten. Um mir die Zeit zu vertreiben, hielt ich für nöthig, mich mit meinem Führer etwas genauer bekannt zu machen. Antonio war ein hübſcher Burſche von 25 Jahren; ſein Geſicht, ſo wie alle ſeine Bewegungen drückten Sorgloſigkeit und Selbſtvertrauen aus. Er war kaum aus den Straßen von Santiago hinaus, als er Feuer von mir begehrte, ſeine Cigarre anzündete und ohne ein Wort zu ſprechen ſein Maulthier vor dem meinigen hergehen ließ, dann ſtimmte er über ſeinen Sattelbogen gelehnt ein ſpaniſches Lied an. Dieſer Geſang, verbunden mit den ſehr rein ausgeſprochenen Tönen der ſchönen ſpaniſchen Sprache, machte einen unbeſchreiblichen Eindruck auf mich; in dieſem Geſang lag etwas Erhabenes, das dem Charakter der vor uns liegenden Wüſte völlig entſprach. Trotz der ſeltſamen Manieren meines Gefährten hatte ich nicht im mindeſten eine ſchlimme Meinung von ihm, denn ich hatte mich an den Verkehr mit Leuten dieſer Art in den mexicaniſchen, columbiſchen und peruaniſchen Anden hinreichend gewöhnt. In Augenblicken der Gefahr — und dieſe ſind auf ſolchen Reiſen nicht ſelten — war Antonio ein Held voll Selbſtaufopferung.

(Fortſetzung folgt.)

Verbindung Algiers mit dem Innern. Die Algérie vom 21 Auguſt berichtet: „unſere Verbindungen mit der Wüſte werden immer häufiger; Algier wird bald das ſeyn, was Tunis ehemals war, der Punkt, wo die Stämme und Dörfer in der Sahara ihre Einkäufe machen. Auf den Straßen nach Tunis werden jetzt die Reiſenden geplündert und mißhandelt, während ſie auf denen, die nach Algier führen, allenthalben Schutz finden.“

*) Dieſe Stricke werden gewöhnlich aus Aloeblättern gemacht, welche hier Pito heißen; dieſe Induſtrie hat in Amerika und in Algier eine große Ausdehnung gewonnen.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 246.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

2 September 1844.

Skizzen aus China.

Die Hauptstadt von Fu-tschuen. — Das Kloster. *)

Im verflossenen Monat Julius (1843) verweilte ich zwei Tage in der Hauptstadt von Fu-tschuen, Tscheu-tu-fu. Diese große hübsche Stadt hat breite, ziemlich gerade Straßen, die, wie Paris, mit viereckigen Steinen gepflastert sind; auch mehrere Kais verschönern die Stadt, und an diesen findet man die schönsten Buden, die großentheils mit europäischen Waaren angefüllt sind, aber zu einem unmäßigen Preise; ich handelte um eine kleine Pendeluhr, die in Frankreich 15 bis 20 Fr. gekostet hätte, welche man mir aber nicht um 55 Taels — der Tael gilt 7½ Fr. — lassen wollte. Man darf indeß nicht glauben, daß diese Buden sehr reich ausgestattet seyen; ich fragte einen Geschäftsmann, wie viel Werth wohl der glänzendste Laden in sich schließen möchte, und er antwortete mir: höchstens 2 bis 3000 Taels.

Die Wohnung, welche ich dem Palast des Gouverneurs gegenüber inne hatte, erlaubte mir, diesen hohen Beamten und sein zahlreiches Gefolge in der Nähe zu betrachten. Den Tag nach meiner Ankunft bemerkte ich, daß man auf einem Maste eine Fahne aufzog; ich fragte nach der Ursache und erfuhr, daß man sie jedesmal aufziehe, wenn der Tsung-tu — dieß ist der Titel des Gouverneures — den Tag über ausgehen wolle. Dieß geschah denn auch wirklich; ein Kanonenschuß verkündete seinen Auszug. Alsbald ließ sich eine groteske Musik hören, etwa wie wenn man in ein Schäferhorn und eine schreiende Trompete bläst. Ich sah im Gefolge des Gouverneures die Leute seines Hauses, seine Leibwache, seine Reiter, so wie eine Menge großer und kleiner Mandarinen vorüberziehen. Wenn diese hohen Beamten auf einem solchen Zug sind, haben sie stets eine zahlreiche Begleitung; sie mögen im Palankin oder zu Pferde sitzen, ein Diener entfaltet über ihrem Haupte einen großen, runden Sonnenschirm, ein anderer fächelt ihnen mit einem Fächer Kühlung zu, ein dritter führt das Pferd am Zügel oder faßt den Palankin mit der Hand. Bei der Rückkehr des Tsung-tu dieselbe Salve, dieselbe Musik. Man erweist ihm jedesmal dieselbe Ehre, so oft er die Schwelle seines Palastes überschreitet, wäre es auch nur um einen Spaziergang zu machen. Gegen 9 Uhr Abends bringt man ihm eine halbe Viertelstunde lang die letzte Serenade. Hierauf schließt das Schauspiel mit einem Kanonenschuß und alle Thore der Stadt werden geschlossen.

Um 4 Uhr Morgens neuer Chacmari und neuer Kanonenschuß — die Thore der Stadt öffnen sich. Ich machte mich schleunig auf, denn ich hatte, um die Stadt genau in Augenschein zu nehmen, einen tüchtigen Weg vor mir. Sie hat vier Lieues im Umkreis, und ist in drei große Abtheilungen getheilt, die Stadt der Eingebornen, die Stadt der Tataren und die kaiserliche Stadt, wo ehemals der Kaiser seinen Wohnsitz aufgeschlagen hatte. Diese drei Städte haben jede ihre starke, aus Backsteinen aufgeführte Befestigung. In die Tatarenstadt gelangt man durch ein großes, 26 Fuß langes, gewölbtes Thor. Hier könnte man sich außerhalb China's glauben; die Häuser haben eine eigenthümliche Architektur, Männer und Frauen haben so ziemlich europäische Größe, und ihre Züge und Sitten gleichen fast den unsrigen.

Am zweiten Tage machten wir uns früh Morgens auf, um eine berühmte Pagode Wen-schu-yuen zu sehen. Wir kamen etwas vor 11 Uhr an, gerade die Zeit, wo die Bonzen sich zu Tische setzen. In einem ungeheuren Refectorium saßen, Rücken an Rücken an einem langen, sehr schmalen Tische 90 Bonzen, mit gefalteten Händen, die Augen fest auf den Boden gerichtet; sie sagten gemeinsam einige Gebete, die keiner von uns verstehen konnte. Dieß dauerte etwa zehn Minuten. Einer von ihnen, der den Ceremonienmeister machte, hielt eine kleine Glocke in der Hand, die er mit einem kleinen, kupfernen Stäbchen schlug; er war es auch, der die Psalmodie anstimmte. Der große Bonze war in der Mitte hinter einem vergoldeten Götzenbild; er betete singend, wie die andern, aber allein vor einem kleinen erhöhten Tischchen, von welchem aus er die ganze Versammlung überschaute.

Mitten im Refectorium und dem Götzenbild gegenüber war ein anderer gelb gekleideter Bonze, der demselben eine

*) Revue de l'Orient, August. Aus einem Schreiben des katholischen Missionärs Freycenon.

Digitized by Google

mit Reis gefüllte Schale darbot. Ein viertee Bonze, hinter dem Vorgenannten und vor der Thüre ganz in unserer Nähe aufgestellt, hielt in dee rechten Hand ungefähr in der Höhe der Augen ein kupfernes Blättchen mit einigen Reiskörnern, und in der linken Hand ein Stäbchen, um die kecken Fliegen zu verjagen, welche das dem Baet des Götzenbildes dargebeachte Opfee zu berühren wagten.

Als das Gebet geendigt war, schlug der Ceremonienmeistee seine Glocke nicht mehe; dee Bonze, welcher die Schale mit Reis dardrachte, stellte sie unter das Kinn des Götzenbildes, und der, welcher die Reiskörner hielt, legte sie voe uns auf einen dazu destimmten Stein nieder. Dann beeilten sich die Dienee, die Schüssein der verschiedenen Tische zu füllen; keinee der in der eesten Reihe sitzenden Bonzen rührete sich, als aber der große Bonze das Zeichen gab, machten sich alle ans Werk. Sie verschlangen eine gute Anzahl Reisschüsseln nebst einer Menge Melanzanäpfel, aber sonst genießen sie nichts, denn sie essen kein Fleisch, und trinken niemals Wein, wenigstens nicht öffentlich. Gegen Ende der Mahlzeit reichte man ihnen Thee, so viel sie veelangten. Das Mahl endete ungefähr in derselben Ordnung, wie es begonnen: wir sahen alle Bonzen in zwei Linien nach ihren Zellen abziehen, die sie selten verlassen. Sie waren alle mager, blaß und entstellt, mit Ausnahme ihres Oberhaupts, welcher eine ziemliche Dicke hatte; vielleicht dankte er seine Würde seinem umfangreichen Bauch, denn dieß ist hier ein Zug der Aehnlichkeit mit den Göttern; es finden sich in dieser Pagode mehrere Götzenbildee von 12 Fuß Höhe, deren Bauch wenigstens 6 Fuß im Durchmesser hat. Der große Bonze geht niemals aus, und selbst wenn der Kaiser käme, würde er nie einen Schritt thun, um ihn anzureden. Die Wohnung der Bonzen ist ein prächtiges, zweistöckiges Gebäude, das von Backsteinen aufgeführt und mit langen Coreidors umgeben ist. Welch schöne Erziehungsanstalt könnte dieß werden, wenn das Christenthum einmal in China blühen sollte!

Die Verhältnisse in Mesopotamien.

(Fortsetzung.)

Wie haben oben von den Guegis gesprochen, welche ihre Herrschaft in dem Paschalik Bagdad auf ziemlich gleiche Weise, wie die Mameluken in Aegypten gegründet hatten, aber auch sie sind unterlegen; Daud Pascha, der gegen zwanzig Jahre die Hereschaft daselbst geführet, *) entledigte sich ihrer, wie Mehemed Ali der Mameluken, aber wenn er selbst dadurch an Macht gewann, so verlor die Türkei, denn indem diese stets bewaffnete, aber den Landeseingebornen feindliche Macht gebrochen wurde, erhielt nicht die türkische Regieeung, sondern im wesentlichen die Araber das Uebeegewicht. Dieß ist um so mehr der Fall, als die Araber wenig oder keine fremde Waaren kaufen, dagegen unaufhörlich ihre Producte verkaufen; so häuft sich bei ihnen eine Menge Geld an, das großentheils in die Wüste geschickt wird und dort vor den Klauen der Türken sicher ist. Selbst in den Städten, freilich nicht in Bagdad, aber in Bassora, sind die Araber sehr mächtig, und die türkische Herrschaft so wie der englische Einfluß erhalten sich hier nur dadurch, daß sie eine mächtige arabische Familie gegen die andere hetzen. Außerhalb der Städte ist die Herrschaft des Pascha's so gut wie gar nicht anerkannt, und wo ostwärts die Gränze zwischen der türkischen und persischen Herrschaft ist, veemag kein Mensch zu sagen; im Ganzen genommen neigt sich das westliche Ufer zur türkischen, das östliche zu der persischen Herrschaft, aber bloß darum, weil die Stämme auf dem westlichen Ufer nur Sunniten, auf dem östlichen meist Schiiten sind; *) indeß kümmern sie sich um die eine Regieeung so viel oder so wenig als um die andere.

Ehe wir auf die Geschichte von Mohammeea eingehen, welche wie die von Kerbelah einen der Streitgegenstände zwischen Persien und der Türkei ausmacht, wollen wir nach Fontanier den Kampf zweier arabischen Familien um die Heerschaft in Bassora schildern, da sie den Zustand dieses Landes genauer, als irgend eine allgemeine Darstellung schildert. Vier Stunden westlich von Bassora liegt die ganz arabische Stadt Zobeir, nur durch eine wasserlose Wüste getrennt. Hier herrschte die Familie Zele, deren Einfluß auch zu Bassora so überwiegend war, daß der Mutsellim dagegen völlig in Schatten trat.

Das Land unterhalb Bagdad ist auf dem linken oder östlichen Ufer von dem Araberstamm der Schabahs bewohnt, welche Schiiten sind. Der Scheich dieser Araber hatte zwar von dem Pascha von Bagdad die Investitur erhalten, gab aber dennoch vor, daß er eigentlich von dem König von Persien abhänge, auf dessen Gebiet sich ein Theil seines Stammlandes erstreckt. In den Schat-el-Arab — wie der Euphrat in seiner Mündung heißt — ergießt sich ein Canal des Karunflusses, der aus dem persischen Gebirg herabkommt, und sich in geringer Entfernung vom Euphrat in den persischen Golf ergießt. Dieser Punkt, wo zwei Flüsse zusammentreffen, von denen der eine ins persische Gebiet hinaufführt, der andere ganz Mesopotamien durchzieht, bezeichnet deutlich die Stelle, wo eine wichtige Handelsstadt sich begründen ließ. Der Scheich der Schabahs ließ an dem erwähnten Canal zuerst einige Hütten bauen, dann folgten bessere Gebäude, und allmählich entstand eine kleine Stadt mit Namen Mohammera; der Scheich trug Sorge, den Handel so wenig wie möglich durch Abgaben zu belästigen, und so zog sich ein großer Theil desselben von Bassora hieher. Dieß führte später einen Angriffskrieg von Seite des Pascha's von Bagdad herbei, fürs erste aber entschied sich der Kampf zweier Araberfamilien hauptsächlich in Folge dieser Verhältnisse.

*) Wenn wir uns recht entsinnen, so starb er an der Pest, welche in den Jahren 1831 und 1832 Bagdad verheerte.

*) So wird von Fontanier angegeben, aber eine Nachricht in der Revue de l'Orient zählt Stämme als Schiiten auf, welche ganz oder größtentheils auf dem westlichen Ufer wohnen.

Digitized by Google

Von Mohammera kamen die Waaren, ohne irgend einen Zoll zu bezahlen, nach Zobeir und verbreiteten sich von da aus nach allen Richtungen im Lande. Der Scheich von Zobeir hätte aber kein Araber seyn müssen, wenn er nicht nach dem Alleinhandel gestrebt hatte, und so kam er sehr bald mit den Engländern in Conflict, denn diese hatten sich das Recht ausgewirkt, daß ihre Waaren nicht untersucht werden sollten, als wenn sie im Residentschaftsgebäude gelandet wären, und dieß Vorrecht wurde auch beibehalten, als der Resident durch das Verbot seiner Regierung genöthigt war den Eigenhandel aufzugeben, und nicht ein einziger englischer Kaufmann in Bassora war. Der Resident lieh somit nur den bedeutendsten Kaufleuten seinen Namen, und erhöhte dadurch seinen Einfluß. Da die von den Europäern gezahlten Zölle nicht willkürlich erhöht werden können und niedriger sind, als die der Eingebornen, so gingen dadurch ungeheure Summen für die Regierung verloren und vertheilten sich unter den von der Residentschaft begünstigten Kaufleuten. Der Scheich von Zobeir war somit aus commerciellen wie aus politischen Gründen, weil der Einfluß der englischen Residentschaft dem seinigen zu Bassora die Wage hielt, gegen letztere erbittert, und da es ihm allmählich gelungen war die Macht des Mutsellim völlig zu absorbiren, so benutzte er dieß, um gegen die Eigenmächtigkeiten der Engländer aufzutreten. Der Resident ergriff deßhalb die nächste Gelegenheit, sobald das gewaltsame Verfahren der Zeir ihm einen Anlaß gab, um den Pascha von Bagdad, damals noch Daud, gegen die Zeir aufzureizen und sie als Rebellen erklären zu lassen. Eine Expedition wurde also gegen Bassora, wo die Zeir herrschten, unternommen, einer den letzteren feindliche Familie, die der Tadschid, schloß sich an den Pascha an, eben so der mächtige Stamm der Montefiks, welcher in englischem Interesse war, und so wurden die Zeirs besiegt und ermordet.

Mohammed ben Tadschid, der Verbündete der Türken, wurde nun Scheich von Zobeir, und erbte auch die Macht der Zeir in Bassora. Diese Stellung brachte ihn, wie seine ehemaligen Gegner, die Zeir, in Zerwürfniß mit dem englischen Residenten, um so mehr, da er sich als den Intestaterben aller Güter der Zeir ansah, von denen mehreres an einige Agenten der englischen Residentschaft übergegangen war.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Tschichatschews Reise über die Anden und durch die Pampas.

1. Die Reise über die Anden.

(Fortsetzung.)

Nach einem fünfstündigen Ritt hielt mein Führer, der immer vorangeritten war, auf einmal an und erklärte, die Zeit der Siesta sey gekommen und wir müßten die Maulthiere etwas Gras fressen lassen. Ich sah mich um, aber vor mir waren nichts als Felsen und Dornbüsche, indeß folgsam meinem Peon stieg ich herunter und nahm meinem Maulthier den Zaum ab. Antonio legte sich sogleich auf den Boden, zog ein Stück von einer Art Pastete heraus und trug mir sogleich mit aller spanischen Höflichkeit an, sein Mahl mit ihm zu theilen. Ich nahm davon mehr aus Artigkeit als aus Appetit, aber wie sehr erschrack ich, als ich mir mit dem Verschlingen des ersten Stücks die Kehle verbrannte. Die Pastete bestand ganz einfach aus zwei Stücken Brod mit einer dicken Schichte Cayennepfeffer dazwischen. Geimaßen, Zuchen, fast epileptische Zufälle, nichts konnte mich von dem verfluchten rothen Pfeffer (pimiento) befreien. Die Kehle brannte mir fürchterlich. Antonio lachte laut auf, und sagte, das sey seine gewöhnliche Nahrung, und er begreife den wunderlichen Geschmack der Herren Engländer*) nicht. Ich brauche nicht zu bemerken daß, obwohl ich nicht die Ehre hatte ein Engländer zu seyn, sein Geschmack über meine Begriffe ging.

Die starke Hitze und die unangenehme Erinnerung an mein Mittagsmahl, das mir nur den Hunger reizte, veranlaßte mich die Augen zu schließen. Um drei Uhr war ich mit meinem pfeffergefütterten Sancho Pansa wieder zu Maulthier. Unser drittes zum Wechseln bestimmtes Thier ging mit einer Glocke am Halse voran; dieß war unser Führer, denn bei jeder Reuna — so heißt ein Zug beladener Maulthiere — geht ein solches als Leiter voran; seine Gefährten, wie sie auch beladen seyn mögen, trennen sich nicht von ihm, und eilen jedesmal, es wieder einzuholen, wenn sie durch eine Krümmung des Weges oder irgend ein anderes Hinderniß zurückgehalten worden sind.

Bald begannen wir am Abhang aufzusteigen, welcher sichtlich immer mehr sich hob. Um uns her starrten schroffe Granitwände empor, und nur hie und da noch zeigten sich Flecke von gelblichem Grün und magere verkrüppelte Gebüsche. Von den Höhen fielen unaufhörlich Wasserfälle herab, die häufig unsern Weg verschütteten und den Schritt unserer Maulthiere unsicher machten. Alles um uns her nahm einen wilden großartigen Ausdruck an — wir hatten die Region der Cordilleren betreten. Die letzten Strahlen der Sonne übergossen die Kaskade mit Goldglanz und violetten Schattirungen, und es war, als werfe der Himmel uns sein letztes Lächeln zu. Ein unaussprechliches Gefühl von Beklemmung, gemischt mit Ehrfurcht, bemächtigte sich meiner Seele immer mehr, als ich die steilen Höhen hinaufstieg; hier scheint man sich ganz von der bewohnten Welt zu trennen und betritt die Region der todten Einsamkeit. Mit jedem Schritt aufwärts enthüllen sich prachtvolle, großartige, aber düstere Bilder; mit jedem Schritt sagt man mehr und mehr den Reizen der gastfreundlichen Natur Lebewohl. Das Herz preßt sich zusammen, die Einbildungskraft verliert ihre Lebendigkeit, denn sie ist wie angeschmiedet an die furchtbare Wirklichkeit, neben welcher jede Phantasie beinahe ins Kindische sich verliert. Unwillkürlich wird der Blick dämmerhaft, unbeweglich. Alle Zartheit, alle Ueppigkeit des tropischen Himmels verschwindet. Man fühlt sich unter dem Einfluß einer rohen Gewalt, gegen die man nicht ankämpfen kann. Jede Minute des Lebens muß mit angestrengter Aufmerksamkeit, mit unerschütterlicher Kaltblütigkeit erkauft werden. Hier bestraft sich die kleinste Zerstreuung mit dem Tode. Ein einziger unsicherer Schritt — und ein bodenloser Abgrund faßt seine Beute.

Die Maulthiere, mit vorgestrecktem Halse und weitgeöffneten Nastöchern, schienen ihren Weg durch den Geruch zu finden und stiegen

*) In Amerika ist das Uebergewicht der Engländer so stark, daß das gemeine Volk jeden gebildeten Europäer, von welcher Nation er auch seyn mag, einen Engländer nennt.

Digitized by Google

mit ſtaunaswerther Geduld und Gewandtheit die zahllaſen Krümmungen des Bergpfades hinauf. Von Zeit zu Zeit hielten ſie athemlos an und gingen dann wieder weiter, ohne daß man nöthig gehabt hätte ſie anzutreiben. Wer nie das Maulthier in den Cordilleren geſehen hat, kann ſich nicht wohl einen Begriff machen von der wunderbaren Ueberlegung dieſes Thieres, welche Gewandtheit und Vorſicht nöthig iſt, nicht nur um vorwärts zu ſchreiten, ſondern auch um ſich anzuhalten an Abhängen, von denen die ſteilſten 30 bis 35° Neigung haben. Die Pfade, auf denen es ſeinen Weg ſucht, laufen häufig auf der einen Seite an 6 bis 8000' hohen Steilabſtürzen hin, während ſich auf der andern Seite ſenkrechte Wände erheben, ſo daß das Maulthier auf dem oft nur 2 bis 6 Fuß breiten Pfade mit ſeiner Ladung an die Felswand anſtößt. Dieſe Pfade ſind namentlich auf den Schieferfelſen größtentheils mit Kalkſteinen bedeckt, und das Faſtkammen iſt um ſo beſchwerlicher, als die Wendungen ſchroff und unerwartet ſind.

Die Dämmerung iſt unter dieſen Breiten nicht lange; kaum iſt der letzte Rand der Sonnenſcheibe hinuntergeſunken, ſo iſt es Nacht, und für den Träumer gibt es hier nicht das reizende Helldunkel der italieniſchen und ſpaniſchen Abende. Wenn aber dem Reiſenden dieſe geheimnißvolle atmoſphäriſche Erſcheinung nicht zu Theil wird, ſo bekannt ihn dagegen die Nacht für alles, was er Schönes in Europa zurückgelaſſen hat. Der Mond warf eine Art milchweißes Licht auf die dunkeln Krümmungen der Anden, und gefährlich wurde es den Weg in dieſem Labyrinth von Windungen und Pfaden feſtzuſetzen. Als wir nach einem ſteilen Aufſtieg eine kleine faſt horizontale Ebene erreicht hatten, welche vor einem zweiten noch ſteilern Aufſtieg als Abſatz zu dienen ſchien, erklärte Antonio, daß wir hier unſer Nachtlager aufſchlagen müßten. Dieß Bivouac behagte mir nicht ſonderlich, weil hier weder ein Buſch noch Gras für unſere Maulthiere war, aber mein Peon erklärte ganz entſchieden, daß er nicht weiter gehen werde, theils weil wir uns verirren könnten, theils weil er ſeine ermatteten Maulthiere nicht dem ſchädlichen Einfluß des Mondes ausſetzen könne. *)

Ich konnte die Richtigkeit der erſten Bemerkung nicht abläugnen, und um die Unerheblichkeit der zweiten zu beweiſen, hätte ich meinem Arriero einen Curs über Phyſik leſen müſſen, wozu weder ich, noch mein Zuhörer die geringſte Neigung hatte; ſo unterwarf ich mich alſo den Argumenten Antonio's unbedingt. In einer Minute waren die Maulthiere abgezäumt, die Sättel und Kiſſen an den Felſen angelehnt und nach einem beſcheidenen Abendmahl, das aus einigen trockenen Feigen und etwas Brod beſtand, rauchten wir unſere Cigarren und legten uns dann auf unſer Gemach- und Mausheit; der Schlaf, dieſer große Tröſter in allen Unfällen, ſchloß bald unſere Augenlieder. Kaum aber hatten die erſten Strahlen der Morgenröthe angefangen durch den Nebel der Cordilleren zu brechen, ſo war auch Antonio ſchon auf den Füßen. Ich wollte dasſelbe thun, aber umſonſt. Weder die großartige Anregung der wilden Natur, noch der wohltönende Geſang der mancherlei Vögel, welche die Morgenröthe im Thal Maypa begrüßten, noch die Nothwendigkeit die Zeit zu benützen, nichts vermochte mich aus der Erſtarrung zu ziehen, die ihren Grund in der geſtrigen Ermüdung und in dem allzu kurzen Schlaf hatte. Endlich ſtrengte ich alle meine Kräfte an, erhob mich und lief nach einem kleinen Bache, der von einem der Andenkleſcher herabfloß, und ſteckte den ganzen Kopf ins kalte Waſſer. Dieſe Art von Toilette bringt zwar eine nichts weniger als angenehme Empfindung hervor, iſt aber ein vortreffliches Hülfsmittel gegen abgeſtumpfte Fibern. Als ich zurückkehrte, hatte mein Gefährte zu meiner großen Freude Chocolade gekocht, der mir bei meinem leeren Magen ausnehmend willkommen war. Wir machten uns wiederum auf den Weg; aber der Morgen war rauh, das Aufſteigen beſchwerlich, und faſt bei jedem Schritt rollten Erdklumpen oder Steine von der Höhe hinab. Aus Mitleid mit meinem Maulthier, das auf dem rauhen krummen Pfade nur mit Mühe fortſchritt, ſtieg ich an einem ſteilen Abhang herunter; als ich aber ermüdet mich wieder aufſetzen wollte, biß das undankbare Thier ſeine Nüſtern auf, legte die Ohren nieder und fing an zu traben gerade in dem Augenblick, wo ich den einen Fuß in den Bügel geſetzt hatte. Die Sache war keineswegs ſpaßhaft auf dem ſchmalen Pfade an den ſteilen Abhängen vorüber. Das boshafte Thier hatte es augenſcheinlich darauf abgeſehen, mich an einem Abhang abzuſetzen, und dieß gelang ihm endlich auch, ſo daß ich mirderſtel mit der angenehmen Ausſicht, von einem Abhang zum andern hinabzufallen in weiß Gott welche Tiefe. Antonio wollte vor Lachen ſterben und warf den Laſſo, um mich an weiterem Fall zu hindern. Da gab der Zaun mir Kraft; ich raffte mich auf, lief meinem Maulthier noch, erreichte es endlich und ſchwang mich trotz ſeines Sträubens hinauf. Jetzt denke ich nur mit Lachen an den Vorfall; aber zwiſchen den ſcharfen Felſenſpitzen und den bodenloſen Abgründen war die Sache in der That nicht ſpaßhaft. Gegen Mittag erreichten wir eines von den Häuschen, welche für die von einem Schneeſturm ereilten Reiſenden erbaut wurden. Hier hielten wir unſere Sieſta und fingen nach kurzer Ruhe und einem leichten Mahle wieder den Berg hinaufzuſteigen an. Der Weg wurde immer ſchwieriger, und zahlreiche Thierleichen und Knochen zeugten dafür, was den Reiſenden auf dieſem Wege erwarten könne. Die Gegend iſt hier ſo wild, und die Höhen ſind ſo ſchwer zugänglich, daß man nicht begreift, wie im Jahre 1535 Almagro mit 570 Spaniern dieſes Gebirge nur etwas weiter gegen Norden überſchreiten konnte.

(Fortſetzung folgt.)

*) Bei den Arrieros in den Cordilleren herrſcht die Anſicht, daß der Mond einen ſchädlichen Einfluß auf die Thiere ausübe. Häufig laſſen ſie dieſelben lieber in der größten Hitze des Tages arbeiten, um ſie nur nicht dem Einfluß des Mondes auszuſetzen.

Miscellen.

Preisaufgaben der franzöſiſchen Akademie der Inſcheiften und ſchönen Künſte. Dieſe hat für das Jahr 1845 zwei geſchichtliche Preisaufgaben von allgemeinem Intereſſe geſtellt. Die erſte betrifft eine Darſtellung der Kriege, welche ſeit der Zeit Kaiſer Gordians bis zum Einbruch der Araber zwiſchen den Römern und den Saſſanidenkönigen ſtattfanden, und deren Schauplatz die Ufer des Euphrats und Tigris vom Oronte bis nach Medien hinein, und zwiſchen Erzerum im Norden, Teſiphon und Petra im Süden waren. Die zweite Aufgabe lautet dahin, den Urſprung, die Wanderungen und die Reihenfolge der Völker zu erforſchen, welche vom 3ten bis zum Ende des 11ten Jahrhunderts das Nordufer des ſchwarzen und kaſpiſchen Meeres bewohnten, und zu unterſuchen, ob und in wie weit ſie ſich an irgend eines der jetzt vorhandenen Völker anſchließen. (Echo du Monde Savant. 18 Aug.)

In einer neuen Carricatur H. B's. iſt O'Connell als Galilei dargeſtellt, wie er durch das Gefängnißgitter ſieht und ſagt: „und doch bewegt ſie ſich;“ Sir Graham, Sir R. Peel und der Attorney General ſtehen als Inquiſitoren um ihn herum. (Lit. Gaz. vom 17 Auguſt.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 247.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

3 September 1844.

Der Tindsee.

(Aus Mügge's Skizzen aus dem Norden.)

Der Tindsee ist das Mittelglied einer langen Kette von Seen, die alle Wasser aus den Hochgebirgen aufnehmen, und sie endlich durch den Skreusfjord in die Nordsee führen. An diesem Fjord, oder vielmehr am Skeensee liegt die Handelsstadt Skeen (Schiin), deren reichen Kaufleuten die meisten Wälder in diesem Bezirk gehören, und deren Holzhandel einer der größten im Lande ist. Nach einem langen zum Theil sehr beschwerlichen Ritt öffnete sich endlich der Wald, und Felder kamen zum Vorschein, Hütten, die zerstreut an einer Bergwand lagen, in deren Tiefe ein wildes Wasser schäumend niederstürzte. Ich hielt mein Pferd an und sah in eine herrliche Gebirgsferne. Düster blaue und umnebelte Waldgebirge drängten sich kesselartig zusammen, zahllose Schluchten liefen tief in ihren Schooß. Hier hoben sich weißlich schimmernde Felsen empor, dort schien die dunkelste Nacht geheimnißvoll auf engen Thälern zu brüten, aber unten lief ein Streif von Wasser hin, von dessen Spiegel der glänzende Schild der Sonne aufblitzte. Das war der Tindsee, der tiefe, geheimnißvolle Zaubersee, der, zwischen 3000 Fuß hohen Felsen ruhend, wie ein Spalt erscheint, den irgend einer der alten Götterriesen einst im Zorne mit seinem Schwerte gehauen und diese Felsenreihen auf immer getrennt hat.

Wir fuhren quer über das Wasser, und nun erst sah ich, daß der Tindsee gar nicht so schmal ist, wie man meint. Die hohen Felsenwände, welche meist senkrecht steil auf ihn niederstürzen, lassen ihn nur so erscheinen, in Wahrheit aber ist er meist über eine Viertelmeile breit, und es dauerte eine gute Weile, ehe es mit aller Anstrengung möglich war, das jenseitige Ufer zu erreichen. Dieselbe Täuschung wiederholt sich an den Fjorden im Westen. Man glaubt auf einem schmalen Wasserstreif zu schwimmen, und erkennt allein an der Verkleinerung der Gegenstände auf der andern Seite, daß die Entfernung nur scheinbar gering sey. Ganz dasselbe wiederholt sich auch, wenn man die Gebirge betrachtet, welche diese Meer- und Seespalten umringen. Als man mir am Tindsee die Felsenmassen zeigte, von denen man behauptete, sie seyen 3000 Fuß und darüber hoch, war ich durchaus zweifelhaft in meiner Gläubigkeit. Ich verfolgte mit den Augen die jähen Absätze, vom Gipfel bis da, wo die ungeheuren Lager steil in den See sanken und verschwanden; maß die Wasserfälle, welche zahlreich von den Zinnen stürzten; die weißen Schaumstreifen der Bäche, welche zwischen dem waldigen Revier erschienen und verschwanden, deren Leuchten ich wohl sah, aber deren Rauschen ich nicht hörte, bis ich mich endlich überzeugte, daß vom Seespiegel aus alles in der Verkürzung erschien, und deßwegen so nahe herantrat.

Später wurde mir das erst recht gewiß, wenn es galt, eine Höhe zu erklimmen, die eben gar nicht bedeutend aussah; wenn man jedoch zu steigen begann, dehnte sich der Raum wunderbar unter den Füßen aus, und aus den Minuten, in denen man damit fertig zu werden meinte, wurden halbe und ganze mühevolle Stunden. Mit einem neuen und besseren Boote fuhren wir unter den Felsenwänden des Tindsees hin, die oft so senkrecht glatt auf hunderte von Fußen in seine Fluth stürzten, als habe ein Messerschnitt sie zertheilt. Die dunkeln Wasser schlugen in mächtigen, schäumenden Wellen an diese nackten Grundmauern der Erde, und mit einem leisen Schauder mochte man wohl daran denken, daß, wenn unser hoch emporgeworfenes und hinabgeschlendertes Boot hier anrannte, umstürzte oder zertrümmerte, kein Entkommen, auch für den besten Schwimmer möglich sey. Zuweilen mußten wir hinter Vorsprüngen Schutz suchen, weil der Wind zu heftig wurde, und unsere erschöpften Ruderer Erholung bedurften, denn diese Seen sind böse Wasser. Die Stürme fallen mit rasender Gewalt auf sie nieder, und ehe man es sich versieht, ist ein Hexenaufruhr da, dem man vorsichtig entgehen muß.

Wir suchten an einer Stelle Schutz, die des Priesters Höhle heißt, weil hier einst ein Prediger, der dem See entronnen war, drei Tage ohne Nahrung und Hülfe sitzen mußte, und beinahe verhungert wäre. Denn landwärts hängen die Felsen mehrere Tausend Fuß hoch unwegbar über einer Höhlung, durch welche ein alter Baum sein Geäst windet; den

Digitized by Google

See aber konnte kein Fahrzeug halten, und der Gottesmann würde umgekommen seyn, wenn der Sturm sich nicht gelegt hätte. Kann man es bei solchen Vorgängen, solcher wilden Herrlichkeit der Ufer und solcher Tücke des schwarzen, geheimnißvollen Elements wohl der Phantasie verargen, wenn sie viele schauerliche Wunder vom Tindsee erzählt? Hier ist das Land dazu; hier haben die Drachen gewohnt und die Riesen, jene fabelhaften, zauberkundigen Kinder der alten Nacht, die Thors Hammer endlich überwand, jener fürchterliche Hammer des Gottes, der die Felsenwohnungen seiner Feinde in Stücke zerschlug, und wahrscheinlich dadurch alle die entsetzliche Zerklüftung hervorgebracht hat, welche man in Norwegens Gebirgen jetzt erblickt.

Nicht weit von Haakenaes, einem Gaard am See, läuft eine Rinne von einem Felsengipfel nieder, wohl tausend Fuß lang, 100 breit und 50 tief. Glatt und scharf bildet sie eine lange, seltsame Linie, welche sich im Dunkel des Sees verliert. Es ist, als habe eine ungeheure Gewalt dieß Stück aus dem Gefüge gerissen und unter ihrem Drucke zermalmt. Nach der Sage aber kam einst ein Riese von drüben, und schritt über den See, der hier eine Viertelmeile breit seyn mag, ungefähr, wie wir heutzutage über eine etwas breite Gosse schreiten. Der ungeschlachte Gesell trat aber dießmal ein wenig zu kurz; er glitt aus, der eine Fuß fuhr an der Felsenwand nieder und riß das Gestein mit herab, wo es jetzt noch fehlt. Erst im Grunde des Sees fand er seinen Stützpunkt. Unwillig sprang er auf und sah sich das Ding an, das ihn zum Straucheln gebracht. So bin ich doch in meinem Leben, rief er aus, noch niemals in eine so tiefe Pfütze gefallen; ich werde sie zuschütten, wenn mir's noch einmal passirt. So erzählten wenigstens unsere Ruderer, und die Stelle heißt allgemein des Riesen Fußtritt. Als ich fragte, wie tief wohl der See sey, versicherten sie einstimmig, er sey eine Meile tief, das heißt eine alte norwegische Meile, 20,000 Ellen. So tief mag er nun freilich nicht seyn, aber tief ist er, gewiß mehrere tausend Fuß tief, schließt man nach den Alpen, die ihn umgeben. Der nordischen Phantasie ist aber nichts zu groß, zu wunderbar und ungeheuer. Als ich fragte, ob denn der See noch nie gemessen sey, erwiederte einer der Männer ganz ernsthaft, das sey unmöglich. Man habe es versucht, habe Tau an Tau gebunden, und unten einen schweren, silbernen Krug angehängt. Nachdem man viele tausend Klafter tief ihn hinabgelassen, habe dieß Senkbiel Grund gefunden, als man es aber herauf gezogen, war der Krug geschmolzen und nur der Henkel saß noch an dem Tau. Wo dieß geschehen, und wie es möglich sey, daß Feuer die Tiefe des Sees fülle, darüber schwieg der Mann. Leben die Riesen, vertrieben von der sonnenhellen Erdoberfläche, dort unten etwa weiter, und haben sie ihre Zauberschmieden mit dem tiefen See überdeckt, damit es nie den winzigen Menschen einfallen möge, auch dahin sie zu verfolgen?

Die Bauern in den Gebirgen erzählen wohl manches wunderbare Zeichen, das in Sturm und Nebelnächten tief in wildester Einsamkeit Kunde gibt von der untergegangenen Welt des Ungeheuren, aber sie geben ihr Wissen nicht gern zum Besten, und sind von ungläubigem Lachen und Fragen beleidigt. Der Tindsee aber hat noch manche Sagen aufzuweisen, auch aus späterer, christlicher Zeit, und der heilige Olaf, der überall in Norwegen bei Wunderangelegenheiten eine große Rolle spielt, ist auch hier nicht vergessen. Der heilige Olaf fuhr einst über den See, und wäre in einem plötzlich entstandenen Sturm fast ertrunken. Da verfluchte er das schwarze, tückische Wasser sammt den bösen Geistern in dessen Tiefe, und befahl, daß nie ein Mensch mehr darin umkomme. Seit dieser Zeit soll es geschehen seyn, wie der Heilige geboten, obwohl vielfach daran gezweifelt wird, und wohl von Zeit zu Zeit Menschen hier verunglücken, wie überall. Namentlich ist dieß im Frühjahr der Fall, wenn der Eisgang kömmt; aber der heilige Olaf hat auch nicht gesagt, daß auf dem Eise keiner sterben solle, und dieß mag ein Trost seyn für alle, welche dem Wunder vertrauen.

Die Verhältnisse in Mesopotamien.

(Fortsetzung.)

Indeß war Mohammed-ben-Tadschid nicht bloß den Engländern zuwider, sondern auch und noch mehr den türkischen Behörden zu Bassora, die er ganz in seine Gewalt bekam. Der Mutsellim, ein gewisser Mehemed Tscheledi, hatte die Zölle in Bassora in Verbindung mit dem Oberzolleinnehmer in Bagdad gepachtet. Durch die Gründung von Mohammera aber nahmen diese Zölle immermehr ab, und Mehemed Tscheledi, der fortwährend zahlen und die Wechsel seines Geschäftsgenossen honoriren sollte, sah sich in die größte Verlegenheit gesetzt. Er schickte zwar dem Scheich der Schahabs zu Mohammera einen Befehl zu, diese Stadt zu verlassen, aber dieser spottete seines Befehls und lachte, als Mehemed Tscheledi mit dem Zorn des Pascha's drohte. Um letztern zu ärgern, schickte ihm der Scheich der Schahabs eine Liste aller Schiffe, die in Mohammera einliefen, damit er seine Verluste ganz genau berechnen könne; damit nicht zufrieden, vertrieben die Schahabs einen zu Deoassir aufgestellten Posten, der die Hauptmündung bewachen sollte. Diese Neckereien dauerten fort, der arme Mutsellim hatte durchaus kein Mittel sich zu vertheidigen, da man ihm in Bagdad keinen Para anwies, um Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, und wandte sich somit an den Scheich des mächtigen Stammes der Montefik; dieser wies ihn an den Scheich von Zobeir, der sich zwar seiner annahm und durch seinen Einfluß die Schahabs an weiterem Umsichgreifen hinderte, sich aber seinen Schutz auch bezahlen ließ, und eine so unbegränzte Macht in Bassora ausübte, daß der arme Mehemed Tscheledi nicht einmal einen Courier nach Bagdad schicken konnte, denn die Montefiks und Ben-Tadschib hätten solche aufgefangen.

Diese Stellung war nicht haltbar und Mehemed Tscheledi ergriff endlich das letzte Mittel, und gab geradezu seine Stelle auf, eben zu der Zeit, als der Pascha gegen den Kurdenbey von Revendus gezogen war, und der Sache keine besondere

Digitized by Google

Aufmerkſamkeit ſchenken konnte. Um eben dieſe Zeit traten die von Oberſt Cheſney geleiteten Verſuche ein, den Euphrat bis hinauf nach Bir mit Dampfbooten zu befahren, und eine regelmäßige Verbindung mit dem Mittelmeer auf dieſem Wege herzuſtellen. Wir haben nicht nöthig auf dieſe Unternehmung, die theils wegen der großen Schwierigkeiten und Koſten, theils auch wegen der entſchiedenen Feindſeligkeit der Araber aufgegeben wurde, näher einzugehen, und bemerken blaß, daß Oberſt Cheſney in ganz richtiger Beurtheilung der Wichtigkeit eines Punktes, wie Mohammera, vorſchlug, dieſen Platz zum Mittelpunkt aller Verbindungen zu machen. Daß die Souveränetät über dieſen Ort beſtritten war, kümmerte die Engländer wenig, und wenn ſie die Euphratdampfſchifffahrt fortgeſetzt hätten, ſo würde es ihnen nicht ſchwer geworden ſeyn, dieſe Schwierigkeit zu beſeitigen. Oberſt Cheſney hatte es auch in Bombay ſchon dahin gebracht, daß ſein Vorſchlag angenommen wurde, und man hat von Indien aus ohne weiteres dem Reſidenten zu Buſchir den Befehl zugeſchickt, mit dem Scheich von Mohammera zu unterhandeln; da dieſer von dem Paſcha mit einer Abſetzung bedroht war, und zudem ſelbſt Schiffe hatte, die den Handel mit Bombay trieben, ſo hütete er ſich wohl, den Engländern etwas abzuſchlagen, und die Sache kam nur darum nicht zur Ausführung, weil die Engländer das Euphratproject fallen ließen.

Dagegen konnten die türkiſchen Behörden nicht vergeſſen, daß Ben Tadſchib ſie völlig unter ſeiner Herrſchaft gehalten hatte, ein Anſchlag wurde mit Einverſtändniß des Paſcha von Bagdad zu ſeiner Ermordung entworfen, und auch mit aſiatiſcher Schlauheit und Hinterliſt im Diwan zu Baſſora, wohin ſich Mehemed Tſcheledi wieder begeben hatte, ausgeführt. Man hatte wohlweislich wenig Truppen aus Bagdad mitgenommen, um keinen Argwohn zu erwecken, denn ſonſt hätte Ben Tadſchib gewiß mit offener Gewalt ſich dem Anmarſch widerſetzt. Und trotz aller Vorſichtsmaßregeln hatte man nicht gewagt, den Streich allein zu führen, ſondern ein Mitglied aus der Familie Zeir wurde jetzt zum Scheich von Zobeir ernannt, und war im Stande ſchnell genug eine hinreichende Anzahl alter Anhänger ſeiner Familie zu ſammeln, um ſich daſelbſt gegen die Tadſchib zu behaupten. Man erſieht hieraus, wie die Türken durchaus nur dadurch herrſchen, daß ſie eine mächtige, eingeborne Familie der andern entgegenſetzen.

Dieß war hauptſächlich die Methode des kingen Daud Paſcha geweſen, und man bezeichnet es als eine Thatſache, daß ſeine Nachfolger mehr und mehr davon abwichen und ſelbſt direct über das Land herrſchen wollten. Die Angelegenheit von Mohammera und die Ermordung Ben Tadſchibs in Verbindung mit den Maaßregeln der Engländer, welche die Donane auf das ſtärkſte beeinträchtigten, bewogen den Paſcha Ali im Jahre 1838 ſich ſelbſt nach Baſſora auf den Weg zu machen. Die Engländer und die arabiſchen Häuptlinge, in deren Namen ſie handelten, thaten ihr möglichſtes ihn davon abzubringen, und ſie ſollen ihm im Einverſtändniß mit den arabiſchen Häuptlingen 300,000 Ain-Piaſter (etwa 270,000 fl.) geboten haben. Die Gründe dieſes Verfahrens ſind einleuchten: die arabiſchen Häuptlinge mußten dem Paſcha, wenn er kam, große Geſchenke machen, wenn ſie nicht abgeſetzt ſeyn wollten; die Engländer aber fürchteten ſchwerere Zerwürfniſſe: der Marſch von Bagdad nach Baſſora durch die Wüſte war keine Kleinigkeit, und bei der entſetzlichen Sorgloſigkeit der Türken konnte die Armee leicht auf dem Marſche und vor den Mauern Baſſora's durch Mangel und Noth halb aufgerieben und eine Beute der Araber werden. In dieſem Falle hätten letztere gewiß ganz Baſſora geplündert und verwüſtet, und ähnliches war von den zügelloſen türkiſchen Truppen ſelbſt zu fürchten. Der Paſcha hatte ſich aber einmal in den Kopf geſetzt, ſeine Macht in dem ſüdlichen Theile ſeines Gebiets zu zeigen, und durch Einſetzung neuer Scheichs eine gute Ernte an Geſchenken zu machen. Die Sache lief beſſer ab, als man erwarten konnte, aber der Umſtand, daß gegen mehrere arabiſche Häuptlinge nicht andere Araber, ſondern türkiſche Truppen geſchickt wurden, welche ohne Unterſchied alles plünderten und die Weiber ſchändeten — was die Araber gegen einander nie verübten — erbitterte die Stämme ſehr, und zudem ſah ſich noch der Paſcha veranlaßt, Mohammera ſelbſt anzugreifen und zu zerſtören, wodurch er nicht nur die Feindſchaft des Häuptlings der Schahab, ſondern auch die Barmüeſe der Perſer ſich zuzog, welche Mohammera als eine von Schiiten bewohnte Stadt für ſich in Anſpruch nahmen. Von jener Zeit her datirt der Streit der Türken und Perſer, welcher durch die von Redſchib Paſcha angeordnete Einnahme von Kerbelah, dem Wallfahrtsorte der Perſer, noch mehr angeſtachelt wurde.

(Schluß folgt.)

Fortſchritte der Seedampfſchifffahrt in England.

Man hat in London eine Ueberſicht dieſer Fortſchritte gedruckt und vertheilt, welche von Intereſſe iſt, da ſie die raſche Entwicklung ſeit ſechs Jahren zeigt. Die erſte Dampfſchifffahrtsverbindung zwiſchen England und Amerika wurde im Jahre 1838 von dem Great Weſtern begonnen, und theils von dieſem Schiff, theils von der Britiſh Queen und dem unglücklichen Präſidenten bis 1842 ohne Unterſtützung der Regierung und ohne Contract zur Beförderung der Briefe fortgeſetzt. Die Linie nach Halifax und Boſton wurde von Hrn. Cunard eingerichtet, welcher von der Regierung 57,000 Pfd. St. erhielt und dafür die Briefpoſtreiſen 186,300 (engliſche) Meilen weit transportiren mußte. Die Linie nach Weſtindien wurde 1842 von einer Geſellſchaft gegründet, welche im Jahre 1840 einen Contract abſchloß und 240,000 Pfd. St. jährlich erhielt, um die Briefpoſtreiſen 684,816 Meilen weit zu befördern. Die Linie nach Malta und Alexandrien wurde im Jahre 1840/41 eingerichtet von der ſogenannten Peninſula Company, welcher die Regierung 31,000 Pfd. jährlich bewilligte, um die Briefpoſtreiſen 72,000 Meilen weit zu transportiren. Die Linie zwiſchen Calcutta und Suez wurde von der India Steam Company im Jahre 1842 ohne Unterſtützung von Seite der Regierung eingerichtet. In den Jahren 1843 und 1844 übernahm die Peninſula Company die Linie zwiſchen Calcutta und Suez gegen 20,000 Pfd. jährlich auf fünf Jahre; ſie ſollte im erſten Jahre 38,080 M., im zweiten 57,120 M. und im dritten 114,200 M. zurücklegen. (Shipp. and Merc. Gaz. vom 20 Aug.)

Digitized by Google

Chronik der Reisen.

Tschichatschews Reise über die Anden und durch die Pampas.

1. Die Reise über die Anden.

(Fortsetzung.)

Wir näherten uns der Schneegränze. Die Kälte nahm zu und wir konnten bereits die Höhe des Passes erblicken; aber an diesem Tage war es uns nicht möglich, dieselbe noch zu ersteigen. Der Abend trat ein und die Maulthiere wurden matt. Antonio schlug vor, in der nächsten Berghütte die Nacht zuzubringen, und wir erreichten sie endlich völlig erschöpft. Mein Arriero suchte, nach seiner verständigen Gewohnheit, in den Felsenritzen einige alte Kräuter zusammen und bald flackerte ein lustiges Feuerchen unter unserem bescheidenen Kessel. Jetzt nahm ich das Häuschen, in dem wir Unterkunft gefunden, in Augenschein: es war aus Backsteinen aufgeführt, 10 bis 12 Fuß hoch, mit dicken Mauern und schmalen Ritzen statt der Fenster, durch welche nur schwache Lichtstrahlen eindrangen; jetzt im Sommer kam es mir wie ein finsteres Gefängniß vor, was mußte es erst im Winter seyn, wenn der Schneesturm in dieser Einöde haust und die furchtbaren Lawinen alles zu zerschmettern drohen? Antonio sah mich an als errathe er meine Gedanken, näherte sich mir mit geheimnißvoller Miene und sagte: „wißt ihr wohl, Signor, welches Unglück vor vier Jahren sich ereignet hat? Acht Menschen kamen hier an der Stelle, wo wir sitzen, vor Hunger um. Es war im Winter, im Monat Julius. Eine Abtheilung Kaufleute aus Buenos-Ayres und Chili zog aus Mendoza nach Santiago über die Cordilleren. Die äußerste Noth trieb sie, und gegen wiederholten Rath entschlossen sie sich zur gefährlichen Reise. Bis hieher ging es glücklich; nicht weit von dieser Hütte aber erreichte sie ein furchtbarer Sturm; da sie in den öden Bergen keine Hülfe zu erwarten hatten, so lagen sie sich in diesem Häuschen, um die Wiederkehr besseren Wetters abzuwarten; Kälte und Hunger nöthigten sie, ihre Maulthiere abzuschlachten und das Fleisch mit der hölzernen Thüre dieses Häuschens zu kochen. Das war ihr letztes Mittel das Leben zu fristen, aber auch ihr Todesurtheil. Der Schnee drang ins Innere des Häuschens ein, und der erste chilenische Courier, der im Anfang des Frühjahres die Cordilleren überstieg, fand ihre Leichen, welche noch die Spuren des furchtbaren Kampfes und der Qualen des Todes an sich trugen. Die Knochen der Maulthiere liegen noch um das Häuschen her."

Mit finsterem Blick erzählte mir Antonio diesen, so wie noch mehrere andere Unfälle, welche kürzlich in diesem Theil der Anden vorgekommen waren. Alle diese Unfälle erhalten einen eigenthümlichen Charakter durch die furchtbare Ueberzeugung, daß hier keine Hülfe möglich ist, und daß der Reisende nach drei- oder viertägiger Reise, fern von allen menschlichen Wohnungen, kein Mitleiden von Seinesgleichen zu gewärtigen hat. Der Klang der Glocke, der tröstliche Anblick der gastlichen Häuser und Mönche auf den Alpen belebt hier nicht die hinstrebende Hoffnung. Ich gestehe, daß ich, obwohl es Sommer und wilder Lawinen noch Schneestürme zu fürchten waren, doch lange die Augen nicht schließen konnte; meiner Einbildungskraft schwebten unaufhörlich die früheren Bewohner dieses Häuschens und ihr qualvoller Tod vor. Nach und nach aber überwog die Müdigkeit und ich versank in tiefen Schlaf trotz aller Phantasmagorien, die mich indeß auch im Schlummer nicht verließen.

Am andern Tage Morgens brachen wir auf, um die letzten Höhen zu übersteigen. Auf der chilenischen Seite der Anden geht die Schneelinie weit tiefer herab, als auf der östlichen nach Mendoza gerichteten Seite. Auf dem höchsten Punkt des Passes wechselt die Höhe der Schneegränze, und im heißen Sommer findet sich hier manchmal gar kein Schnee. Dieß ist nicht zu verwundern, denn auf den Himalayabergen unter fast gleicher Breite (31 Grad) sind die Gipfel in einer Höhe von 19 bis 20,000 Fuß völlig nackt; die englischen Hydrographen des Beagle sahen einmal den Vulcan Aconcagua völlig schneelos, obgleich er nach ihren eigenen trigonometrischen Messungen 23,000 Fuß Höhe hat.

Als wir den höchsten Punkt des Passes ersteigen wollten, setzte ich mich der größern Sicherheit wegen auf das dritte noch übrige Maulthier, zog den Gurt fester an und so brachen wir auf. Der Abhang ist fast allenthalben etwa 30 Grad, und war so steil, daß wir uns unaufhörlich an der Mähne unserer Maulthiere halten mußten. Der Pfad ging in unaufhörlichen Zigzags, und die Wendungen waren so scharf, daß die Maulthiere mehr als einmal auf dem Punkt standen, kopfüber hinabzustürzen; dennoch schritten sie mit erstaunlicher Geduld vorwärts, und hielten kaum einige Minuten an, um wieder Athem zu schöpfen. Nach zweistündigem, höchst mühseligem Aufsteigen erreichten wir endlich den höchsten Punkt des Passes, la Cumbre genannt, und das prachtvolle Panorama, das sich vor unsern Blicken plötzlich entfaltete, übertraf alle Erwartung. Alle die Gipfel, welche uns zwei Tage vorher vom Mappo-Thal aus unersteiglich geschienen hatten, lagen jetzt zu unsern Füßen, und die Gewitterwolken, deren Donnerschläge unsere Häupter bedroht hatten, wogten jetzt ruhig unter uns am Abhang der Berge hin. Vulcane erhoben sich an den weißen Gipfeln der Anden und gaben ihnen einen noch prachtvollern Charakter. Obwohl ich lange, stumm vor Staunen, in den Anblick dieses prächtigen Bildes versunken blieb, so erinnerte ich mich doch bald an einen andern Punkt der Anden, der diesem noch vorzuziehen ist, nämlich in einer Schlucht der Cordilleren von Quito, von wo aus man auf das reizende Thal von Chilla hinabschaut; hier wandert der Blick allmählich von dem üppigsten Gürtel der Aequatorialvegetation, wo Palmen, Zuckerrohr und die duftende Vanille blühen, hinüber zu der wilden Region der Alpenpflanzen, zu den riesenhaften, mit Vulcanen bekränzten Andengletschern, deren glühende Lava und dichter Rauch großartig sich ausbreiten an den weißen Schneekuppen und dem tiefblauen Himmel.

Ich eilte hier den Siedpunkt des Wassers zu messen vermittelst eines Barothermometers, an dessen Scala jeder Grad in zehn Unterabtheilungen getheilt war. Zu diesem hypsometrischen Versuch, dessen Resultate dem jetzigen Stand der Wissenschaft nicht vollkommen entsprechen, mußte ich darum greifen, weil mir ein paar Barometer auf dem Wege zerbrochen waren. Die Operation dauerte länger, als ich anfangs gedacht hatte, denn der Wind wehte unaufhörlich die Flamme der Spirituslampe hin und her, worin ich den Schnee statt des distillirten Wassers zum Sieden brachte. Nachdem ich die Ziffern in meinem Tagebuch vagemerkt, eilte ich die Cumbre zu verlassen, denn wir waren von Kälte ganz erstarrt.*) (Fortsetzung folgt.)

*) Ein von seltsamen Umständen begleiteter Diebstahl beraubte mich am Ende des Jahres 1838 in Paris des größten Theils meiner Handschriften und sonstiger Sachen; trotz aller Nachforschungen konnte bis jetzt keine Spur dieses Diebstahls entdeckt werden. Diese für mich unersetzliche Verlust betraubte mich fast aller Zahlenangaben über meine Beobachtungen, und von allen gesammelten Thatsachen und Ziffern blieben mir nur Bruchstücke.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 248.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

4 September 1844.

Französische Städte.

(Nach A. Blanqui.)

Ich besah mir in Rochefort den Kerker der Galeerensklaven, eine würdige Vorbereitung zu einer Reise nach der Halbinsel. Was soll ich von diesen abscheulichen Höhlen sagen, wo die schenßlichsten Bösewichter vereinigt scheinen, um ihre Erziehung zu vollenden! Der unermüdliche und großmüthige Appert hat alles beschrieben und man darf ihm Glauben schenken. Rochefort ist eine interessante Stadt; die Schiffswerften der Marine verdienen die ganze Aufmerksamkeit des Reisenden. Welche unzählige Verschiedenheit von Dingen muß man gründlich kennen, um das Prachtgebäude eines Schiffes würdig beurtheilen zu können! Dem Ingenieur der Marine darf von dem Größten bis zum Geringsten nichts unbekannt seyn, soll er mit Sicherheit eine solche weitläufige Maschine erbauen können, von der das Wohl einer kleinen Armee abhängt. Die Masten, das Takelwerk, die Ausrüstung, die Wirkung des Wassers auf das Metall und des Windes auf die Segel, die Beladung, die Artillerie, nichts darf ihm fremd seyn. Ich habe irgendwo die trefflichen Anweisungen gelesen, die Colbert über diesen Gegenstand für seinen Sohn niedergeschrieben hat, als er ihn nach Rochefort schickte, um dort die Schiffsbaukunst zu erlernen. Sie geben einen hohen Begriff von dem Zustande der Marine unter Ludwig XIV, von der man jetzt oft mit zu großer Geringschätzung spricht.

Der Weg von Rochefort über Blaye nach Bordeaux führt durch liebliche, reizende Gegenden. Wie wunderschön, wie malerisch sind die Ufer der Charente bis Saintes, und die der Gironde bis Bordeaux! Die Industrie hat die Wogen dieser Flüsse mit geschmackvollen und bequemen Dampfschiffen bedeckt. Bordeaux ist für Frankreich, doch unter dem Einflusse eines glücklichern Klima's, das, was Liverpool für England ist. Es wird jetzt durch englischr Gastronomen und spanische Verbannte bevölkert. Die einen wenden sich hieher, angezogen durch die Weine von Lafitte und Chateau Margaux, die andern warten auf eine günstigere Zukunft, indem sie das ferne zerrüttete Vaterland beweinen.

Die Brücke von Bordeaux, das große Theater, der freie Platz, welcher die Stelle des ehemaligen Teompeterschlosses einnimmt, sind einer Hauptstadt würdig. Der schöne Stream, welcher die Mauern der Altstadt bespült und mit einem Walde von Masten bedeckt ist, trägt durch seine majestätische Ausdehnung viel zu der Großartigkeit des Anblicks bei. Jeden Tag, wenn die Fluth steigt oder fällt, ist es ein unterhaltendes Schauspiel, zwei reißende Ströme in entgegengesetzter Richtung fluthen zu sehen, Schiffe mit sich führend, welche entweder aus den entferntesten Gegenden der Erde ankommen oder dorthin eilen, die Aufträge des Handels, oder die Erzeugnisse des Kunstfleißes zu überbringen.

Der Weg von Bordeaux nach Bayonne, der bis Langon lachend und voll Abwechslung ist, nimmt ein anderes Ansehen an, sobald man die Landes betritt, ein Land, welches offenbar durch das Meer verwüstet wurde. Es ist eine weite Sandebene, mit unübersehbaren Flächen von Haidekraut und Tannenwäldern bedeckt, und hat über 150 Quadratstunden Inhalt. Diese ganze Wüste wird von zahlreichen Schaf- und Ziegenheerden durchstreift, welche den Einwohnern, die einzeln bei den dichtesten Gruppen der Tannen oder einigen immergrünen Eichen wohnen, eine bedeutende Einnahme gewähren; rechnet man hiezu noch die Harz- und Kartoffelernte, die Hirse und den türkischen Weizen, so hat man ein Verzeichniß sämmtlicher Producte. Die Harzernte, von allen die bedeutendste, geschieht auf folgende Weise: jedes Jahr, wenn der Saft in die Bäume tritt, zieht der Holzhauer mit einer Leiter und einem kleinen Beil durch die Wälder, und macht auf der einen Seite jedes Baumes eine nicht sehr tiefe Oeffnung, indem er dort die Rinde abnimmt. Oft wird der Einschnitt zehn Fuß hoch gemacht, aber nicht über sechs Zoll breit; kaum ist er vollendet, so beginnt das Harz zu rinnen, einer Quelle von weißem Honig nicht unähnlich und fast ganz durchsichtig. An dem Fuße des Baumes wird es in einer zu diesem Zwecke angebrachten Aushöhlung gesammelt. Einige Bäume liefern eine überraschende Menge, ohne deßhalb abzusterben; der Geruch, den die Bäume um diese Zeit verbreiten, ist sehr angenehm und durchduftet die ganze Gegend.

Digitized by Google

Die Korkernte ist viel leichter und weniger einträglich, denn nur alte Bäume sind dazu tauglich, und auch diese nur wieder in großen Zwischenräumen. Man trennt die Rinde vom Baume von der Wurzel bis dahin, wo die Aeste anfangen. Diese Rinde ist es, aus der die Pfropfen und ähnliche Sachen verfertigt werden; man verschickt den Kork entweder roh oder verarbeitet, doch da in Frankreich selbst sehr viel verbraucht wird, geht nur wenig in das Ausland.

Mont de Marsan, die Hauptstadt des Landes, hat eine reizende Lage an den Ufern der Midouze, deren klare Wellen mit lautem Getöse unter einer kühn gewölbten Brücke hindurchströmen. Die Gensdarmes sind hier sanft und artig, und diese Eigenthümlichkeit verdient wohl erwähnt zu werden; die Franzosen, welche nicht in den Gränzgegenden reisen, kennen nicht den vollen Werth eines höflichen Gendarmen. Man muß aus dem Schlafe aufgeschreckt oder bei Tische gestört worden seyn mit den gebieterischen Worten: Ihren Paß! um den Reiz der Stimme eines Belgadiers würdig schätzen zu lernen, wenn er achtungsvoll sagt: Meine Herren, wollten Sie die Güte haben, mich Ihre Pässe sehen zu lassen, und wohl gar noch obendrein den Hut abnimmt. Doch diese Ausnahmen sind äußerst selten.

Bayonne, in einem schönen Thale, am Zusammenflusse der Nive und des Adour gelegen, erscheint in den Augen des Reisenden gar nicht in dem kriegerischen Zustande, den man erwarten sollte. Der Rasen, welcher die Glacis bedeckt, raubt ihnen das Ansehen ihrer finstern Bestimmung, und sähe man nicht einige Zugbrücken, einige tiefe Graben, einige Kanonen mit ihren Schildwachen, so könnte man glauben, man käme in die friedlichste Stadt von der Welt. Die Einwohner üben ohne Unterschied die freundlichste, herzlichste Gastfreundschaft, und man sollte fast vermuthen, sie seyen beauftragt, durch ihre Artigkeit die Reisenden zurückzuhalten, welche nach Spanien wollen. Meinen Freunden in Bayonne danke ich das Vergnügen, während einiger Tage die Frische der Gehölze von Cambo genossen, die gesunde Luft der Gestade von Biarritz eingeathmet zu haben. Diese beiden malerisch gelegenen Dörfer, das erstere an den Ufern der Nive, das letztere an der Küste des Meeres, werden seit einigen Jahren durch eine Menge von wirklichen oder eingebildeten Kranken belebt. Zu Biarritz sieht man, wenn die Luft klar ist, in der Ferne die hübsche kleine Stadt Fuentarabia und die romantischen Küsten von Biscaya; ist das Meer unruhig, so bricht es sich mit ungeheurem Geräusch an den Felsen, welche die französische Küste umziehen.

(Schluß folgt.)

Die Verhältnisse in Mesopotamien.

(Schluß.)

Es scheint, als ob das System, welches die Pforte seit 80 Jahren zuerst in Kleinasien gegen die sogenannten Derebeys und andere mächtige Familien, dann in Europa gegen den übermächtigen bosnischen Adel verfolgte, das System die Localaristocratie zu brechen, mehr und mehr in die Ansichten der türkischen Beamten überhaupt übergegangen ist. Daud Pascha nach und selbst Ali Pascha sein Nachfolger verstanden es, eine Menge Araber in der Nähe von Bagdad und andern Städten anzusiedeln. Dieß hat seit den Verfolgungen, welchen mehr und mehr die Scheichs ausgesetzt sind, allmählich aufgehört und die Umgebungen der Städte entvölkern sich wie diese selbst. Bagdad, welches noch vor zwanzig Jahren über 200,000 Seelen hatte, ist, seitdem größtentheils durch die Pest, auf 80,000 herabgesunken, worunter 2 bis 3000 Christen, 10,000 Juden, einige Tausend Perser, welche sämmtlich auf dem rechten Ufer des Tigris wohnen; der Rest besteht aus Arabern, denn die Türken, welche bloß aus Beamten und einigen tausend Mann Militär bestehen, sind kaum zu rechnen; zwischen diesen und den Arabern herrscht seit einigen Jahren eine auffallende Animosität, wie sie sonst nicht gewöhnlich war. Abgesehen von den Erpressungen, welche man gegen die Araber übt, und die wohl mehr oder minder Herkommens sind, scheint dazu die allgemeine Abnahme des Handels und Verkehres und namentlich die Feindseligkeit gegen die Perser, von denen sonst viele Tausende jährlich nach Kerbelah und Bagdad wanderten, um hier ihre Andacht bei den Heiligthümern der Schiiten zu verrichten, besonders beigetragen zu haben.

Was es mit diesen persischen Verhältnissen für eine Bewandtniß hat, ist nicht leicht zu sagen. Wir haben oben gesehen, daß die Zerstörung von Mohammera schon viel böses Blut machte und Reclamationen veranlaßte; indeß sind die dortigen schiitischen Araberstämme doch in zu schwachem Unterthanenverband zu Persien, als daß diese Reclamationen so gar ernstlich gemeint seyn konnten. Auf der andern Seite hielten sich persische Prinzen, namentlich der unter dem Namen Zilli Sultan bekannte Ali Schah *) in Bagdad und dessen Nähe auf, was wohl zu dem herben Tone der persischen Regierung gegen den Pascha von Bagdad Veranlassung gegeben haben mag. In den Jahren 1839 und 1840, also kurz nach der Zerstörung von Mohammera, war viel von einem Kriegszug des Schah nach Bagdad die Rede, um diese Provinz seinem Reiche einzuverleiben; aber so erbärmlich auch die Kriegsmacht des Pascha von Bagdad war, so überstieg doch ein solches Unternehmen die Kräfte der Perser allzusehr, und zudem würden sich die Engländer demselben offen widersetzt

*) Dieser Ali, ein Sohn Feth Ali Schahs, war Gouverneur von Teheran und führte als solcher den Titel Zilli Sultan, Schatten des Herrschers; nach Feth Ali's Tode bemächtigte er sich des Schatzes, und ließ sich als Ali Schah proclamiren; die Herrlichkeit dauerte aber nur sechs Wochen, denn vor dem Anzug des von Engländern und Russen unterstützten Mohammed Schah hielten seine Anhänger nicht Stand. Ali Schah, ohnehin ein schwacher Mensch, wurde nicht getödtet, sondern nur auf die Festung Ardebil geschickt, von wo er entfloh, nach Konstantinopel und Aegypten und von da nach Bagdad und Kerbelah ging, um an diesem heiligen Wallfahrtsort der Schiiten seine Anhänger zu sammeln. Allein von seinen Thaten hat man nichts gehört, und seit der Erstürmung von Kerbelah im Anfang des vorigen Jahres ist er wie verschollen.

Digitized by Google

haben. Was zu der Erstürmung und Plünderung Kerbelahs, dieser heiligen Stadt der Schiiten, Anlaß gab, ist nicht recht bekannt geworden. Die Geschichte machte so viel Aufsehen und erregte in Persien solchen Lärm, daß der Pascha Ali abgerufen werden mußte, und Redschib, Pascha von Damascus, an seine Stelle trat. Man hat den englischen Residenten, mit wie viel Recht oder Unrecht müssen wir dahin gestellt seyn lassen, beschuldigt, daß er dabei die Hande im Spiel gehabt habe, und die Beschuldigung wird, wenn gleich keineswegs bestätigt, doch erklärt, wenn man annimmt, daß die persische Regierung als Preis erneuerten guten Einverständnisses mit England gefordert habe, England solle die persischen Prinzen in Bagdad nicht mehr unterstützen. Es wäre gar nicht undenkbar und einer asiatischen Politik würdig, daß die persische Regierung insgeheim den Pascha von Bagdad zu dem Zug gegen Kerbelah aufgemuntert habe, um sich eines möglicher Weise gefährlichen Gegners zu entledigen. Dieß scheint aus dem spätern Benehmen Persiens hervorzugehen, das zwar einen gewaltigen Lärm aufschlug, aber, nichtige Reclamationen abgerechnet, nichts that, sondern seine Truppen nur nach Hamadan in der Richtung gegen Kirmanschah aufbrechen ließ, um sich vor ihren Unterthanen das Ansehen zu geben, als wolle sie die ihrem Glauben zugefügte Unbill rächen. Ob diese Vermuthung die von vielen Gräueln begleitete Unternehmung gegen Kerbelah richtig erkläret, müssen wir freilich dahin gestellt seyn lassen.

Eine fernere Gefahr als von Persien aus drohte Bagdad durch die Unternehmung Kurschid Pascha's, der das Paschalik für seinen Herrn, Mehemed Ali, in Besitz nehmen sollte. Lange hatte Kurschid Pascha im Innern des Landes, im eigentlichen Nedschd, sich aufgehalten, ohne, wie er schon lange beabsichtigte, auf die Länder am persischen Golf und am Euphrat loszurücken, denn die Stämme im Innern hatten ihm die Transportmittel verweigert, ohne welche nichts gegen das Euphratthal zu unternehmen war. Im J. 1839 aber fanden sie sich endlich dazu bereitwillig gefunden haben, und Kurschid gelangte bis an den persischen Meerbusen. Wahrscheinlich haben nur die Drohungen der Engländer, welche mehrere Kriegsschiffe nach dem persischen Golf sandten, eine Eroberung Mesopotamiens gehindert, die mit Hülfe der hier sehr zahlreichen und mächtigen Araberstämme *) jeden Augenblick auszuführen gewesen wäre. Mehemed Ali's Chalifenträume hatten ihn schon lange nach dem Besitze dieses alten, jetzt so tief gesunkenen Sitzes der Macht und Herrlichkeit lüstern gemacht, aber eine mächtigere Hand, als die des Sultans, that ihm Einhalt.

Das Paschalik Bagdad ist das größte des türkischen Reiches, denn es reicht von Maedin bis zum persischen Golf und von den Gränzen Persiens bis über den Euphrat hinaus. Durch seine Lage ist es für den Transithandel vortrefflich geeignet: Arabien sendet ihm Kaffee, Weihrauch und Gummi, Persien Seide aus Ghilan und Yezd, Wolle, Kirschbaumholz zu Pfeifenrohren, Lammsfelle, Shawls aus Kirman, Saffran, Tabak, Teppiche, trockene Früchte und Medicinalwaaren. Die Schiffe, welche den Tigris hinauffahren, bringen aus Indien und den benachbarten Inseln Mousseline, reiche Stoffe, Zucker, Gewürze, Aloe, Kampher und Beenstein. Europäische Waaren erhält es zum Theil direct aus Europa über Bassora, zum Theil durch die Karawanen aus Aleppo und Damascus. Sein eigenes Gebiet liefert ihm Tabak und Datteln, welche die berühmtesten im Orient sind, und seine rothen und gelben Wollen- und Seidenstoffe werden von allen Arabern der benachbarten Stämme getragen. Die Engländer haben in den Umgebungen von Bagdad Indigo zu bauen angefangen, und alles läßt glauben, daß er gedeihen wird. Leider aber nimmt der Handel mit jedem Tage ab, da die Erpressungen des Pascha's und seiner Agenten alle Sicherheit des Eigenthums aufheben und die fremden Kaufleute verjagen. Nur die Engländer leiden unter diesen Verhältnissen weniger, da sie sich zu vertheidigen wissen. Nicht nur haben sie am Schatt-el-arab zu Kont und Franki *) Kohlenniederlagen und Magazine errichtet, aus denen sie allmählich befestigte Posten machen, sondern auch die Wohnungen des Residenten, seiner vornehmsten Beamten und der englischen Kaufleute zu Bagdad sind durch Befestigungen unter einander verbunden, und bilden bereits eine englische Stadt in der arabischen. Die englischen Dampfboote stationiren vor dieser kleinen Stadt, welche mit Hülfe der englischen Anhänger, namentlich der von ihnen beschützten Chefs des Landes, jedem Angriff des Pascha's Trotz bieten kann. Die Engländer haben somit hier so festen Fuß gefaßt, daß wohl nur eine europäische Macht sie zu vertreiben im Stande wäre.

*) Eine Anzahl derselben sind unter dem freilich ziemlich uneigentlichen Titel „Streitkräfte des Paschalik's Bagdad" in Nro. 124 d. J. aufgeführt. A. d. R.

Chronik der Reisen.

Tschichatschews Reise über die Anden und durch die Pampas.

1. Die Reise über die Anden.

(Fortsetzung.)

Das Hinabsteigen war noch viel schwieriger als das Hinaufsteigen. Die Maulthiere treten gewöhnlich eines in die Fußstapfen des andern, und dadurch sind im Schnee tiefe Löcher ausgetreten, welche den Weg höchst beschwerlich machen; die Schneemauern zu beiden Seiten des Weges nöthigen oft den Reiter, die Füße fast in gleiche Höhe mit den Ohren des Maulthieres heraufzuziehen. Dieß war mir so unangenehm, daß ich abstieg, mein Maulthier allein gehen ließ und zu Fuß hinabstieg. Ein aufgerichtetes hölzernes Kreuz, das ich auf einem Felsen bemerkte, zog meine Aufmerksamkeit auf sich, und ich fragte Antonio, weßhalb es hier aufgestellt sey. Seine Antwort war, es sey zum Gedächtniß eines Arriero, der hier von seinen Gefährten ermordet wurde.

Die breiten blutigen Spuren um uns her auf dem Schnee bezeich-

*) Diese beiden Orte, welche die Revue de l'Orient, Mai 1844 nennt, sind auf keiner Karte bezeichnet, auch nicht auf der Berghausischen Karte des persischen Golfs, sind also entweder ganz neu oder sehr unbedeutend.

Digitized by Google

oelen die Leiden der armen Lastmaulthiere welche schwer beloben dieses Weges ziehen. Eines unserer Maulthiere hatte sich an einer unter dem Schnee verborgenen scharfen Spitze eines Kieselfelsens den Fuß bedeutend verletzt; wir eilten deßhalb nach dem nächsten Schutzhäuschen, um etwas auszuruhen und das verwundete Thier zu verbinden. Dieß war um so nöthiger, als wir im Laufe dieses Tages die gefährlichsten Stellen in den Cordilleren zu passiren hatten. Der Rio de los Vueros ist ein Schreckenswort für den Reisenden und für den Arriero. Das Wasser darin schwillt oft so plötzlich an, daß es unmöglich ist hinüberzukommen, und man nicht selten vier bis fünf Tage warten muß, bis es wieder sinkt. Obwohl die Maulthiere gewohnt sind mit solchen Hindernissen zu kämpfen, so kann man sie doch nur mit Sporen in diesen Bach treiben, besonders wenn Felsstücke und Rollsteine durch die Gewalt des Wassers heruntergeführt werden.

Als wir uns dem Rio de las Vaccas näherten, stieg Antonio von seinem Maulthier, entkleidete sich und stellte sich an den Bach unterhalb der Furt auf, wo wir hinüber mußten; er nahm seinen Lasso, schwenkte ihn unaufhörlich über dem Kopf und begann die Maulthiere bei ihrem Namen zu rufen und sie laut zum Uebergang anzutreiben. Das Maulthier, welches die Reena führen sollte, gehorchte nicht, und trotz unseres Geschreies und der Steine, welche Antonio nach demselben warf, wollte es doch durchaus nicht zuerst ins Wasser. Dieß dauerte einige Zeit, ich aber war nicht geneigt, persönlich den Zug zu eröffnen, worin ich mehr Gefahr als Ruhm sah; endlich aber durch die Hartnäckigkeit des Thieres, das bisher so treu uns den Weg gezeigt hatte, gelangweilt, trieb ich mein Maulthier durch Sporenstöße vorwärts, zog dann die Füße so hoch wie möglich hinauf und befand mich bald mitten im Bach. Ich kam glücklich hinüber, obgleich ich in diesem Augenblick ungewiß einem von den buddhistischen Götzenbildern mit natergrschlagenen Brinen, aufgesperrtem Mund und unbeweglichem Blick gleichen mußte. Als ich am andern Ufer angelangt war und meine contemplative Positur aufgegeben hatte, faßte ich den Lasso, um auf diese Weise dem verwundeten Maulthier einen gewissen Halt zu geben. Aber was ich befürchtete geschah. Kaum war das unglückliche Thier in den Bach getreten, so schlug ein großer, von der Strömung hergewälzter Stein an seinen verwundeten Fuß; das Maulthier verlor das Gleichgewicht, fing an zu wanken und suchte sich mit den Vorderfüßen, ja sogar mit den Zähnen zu halten. Antonio folgte mit dem Blick jeder Bewegung des Maulthieres. In diesem kritischen Augenblick warf er mit erstaunlicher Sicherheit seinen Lasso demselben um den Kopf, befestigte das Ende desselben am Ufer und stürzte sich, ohne auf die eigene Gefahr zu achten, in den Bach, um dem armen Thier zu helfen. Das Wasser ging ihm bis an die Brust und es hätte leicht ertrinken können, aber er hatte in diesem Augenblick nur Einen Gedanken, wie er das Maulthier retten könne. Nur mit der größten Anstrengung gelang es ihm, dasselbe wieder auf die Beine zu bringen, und nun durchschritt das Thier — ein Muster von Geduld und Gewandtheit — den Bach, stellte sich neben seinen Gefährten und schüttelte ruhig das triefende Wasser ab. Das Blut floß aus seiner Wunde und in seinem Blick lag ein Ausdruck von Leiden und Ergebung, der auch das härteste Herz hätte rühren können.

Inzwischen konnte man hier nicht länger bleiben, und mein Arriero, obwohl noch ganz im Costüm des Erstgebornen im Paradiese, schrie doch mit lauter Stimme: „Adelante, Señor, non hay que hacer aqui!“ (vorwärts, Herr, hier ist nichts zu machen!). Ich ritt weiter; nach einer halben Stunde holte mich mein Arriero ein, nachlässig über den Sattel hinliegend und vollkommen mit sich selbst zufrieden. Als er zu mir kam, bot ich ihm eine Cigarre; er rauchte sie zugleich, stimmte dann ein fröhliches Lied an, indem er labanisch bemerkte, daß wir gegen Abend noch etwas zu sehen bekommen würden. In der Thal sahen wir gegen Abend einen außerordentlich steilen Abhang, an welchem unser Pfad quer hinführte. Der Berg war aufwärts sehr steil, das Wasser schoß mit furchtbarer Schnelligkeit von der Höhe herunter und führte unaufhörlich Erde und Felsstücke in der Richtung herbei, welche wir verfolgen mußten. Ungeheure Granitblöcke hingen über unsern Köpfen und schienen bei der geringsten Berührung herunterstürzen zu müssen. Dieser furchtbare Abhang war etwa 40 Klafter lang und so schmal, daß auf der einen Seite die Schulter des Reiters beinahe die verticale Bergwand berührte, auf der andern der Fuß über den Abgrund hinaushing, in welchem die donnernd herabstürzenden Gewässer verschwanden. Als wir diese Stelle hinter uns hatten, warf mir Antonio einen bedeutsamen Blick zu und bemerkte, dieser Abhang heiße Ladero de los Vaccas (Kuhtreppe) und sey für schwer beladene Maulthiere äußerst gefährlich. Bei jedem Zuge gehen unfehlbar einige Maulthiere zu Grunde; denn durch den Sturzbach geschreckt drücken sie sich an die Felswand, stoßen mit der Ladung an die Vorsprünge an, verlieren das Gleichgewicht und stürzen hinunter. So viel man weiß, sind hier schon über 600 dieser armen Thiere hinabgestürzt, und wie viele mögen gefallen seyn, die niemand nachzählte? Alles das erzählte mir Antonio, ehe wir an die Ladera kamen, was wohl besser nachher geschehen wäre, und rief mir dann zu, ich möchte nur dem Maulthier den Zügel auf den Hals werfen und es ganz seinem Willen überlassen. Ich ließ mir das nicht zweimal sagen, und mein kluges Maulthier suchte mit aufgeblasenen Nüstern gleichsam schnuppernd seinen Weg und brachte mich unverletzt über die gefährliche Stelle hinüber.

Dieser Tag war äußerst ermüdend. Wir durchzogen die schwierigsten Punkte der Cordilleren und mußten zum Nachtlager Upsalata erreichen, wo ein kleines Silberbergwerk ist in einem Thal, das gleichsam die Unterlage der Hauptketten der Anden bildet. Nirgends noch sah ich ein so dürres unfruchtbares Land: drei oder vier Minenarbeiter, denen ich begegnete, sagten mir, daß seit zwei Jahren kein Regen gefallen sey. Nur mit der größten Mühe verschaffte ich mir für unsere armen erschöpften Maulthiere etwas Gras, das ich fast mit Gold aufwiegen mußte, und eine schwindsüchtige Ziege für unsern eigenen Tisch. Gern hätte ich gewünscht, die Ueberreste des Steinwegs zu sehen, den die alten Inkas in der Nähe von Upsalata erbaut hatten, aber ich konnte nicht so weit aus meinem Wege abweichen; indeß erfuhr ich, diese Ueberreste glichen allen denjenigen, die ich schon mehrfach in andern Theilen Südamerika's gesehen hatte.

(Schluß folgt.)

Der Riesentelescop des Lord Roß ist in dem Schlosse Birch nahe bei Belfast in Irland aufgestellt. Das Rohr hat 50 Fuß Länge und 9 Fuß Durchmesser. Das Speculum, welches 4000 Kilogramme wiegen soll, ist vermittelst einer massiven Plattform, welche 3000 Kilogramme wiegt, befestigt. Das Speculum wird gegenwärtig geschliffen, welche Operation vierzehn Tage dauern soll. (Voleur vom 25 August.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 249.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

5 September 1844.

Die Slawen in Schlesien.

(Von J. G. Kohl.)

Die Vorfechter des Panslavismus vindiciren sich Schlesien als eine slawische Provinz, in welche die Deutschen bloß eingedrungen wären, und sich bis jetzt darin gehalten hätten. Es lehrt uns allerdings die Geschichte, daß diese Provinz eine lange Zeit ein Theil des polnischen Reichs gewesen, und erst später, als es an die Könige von Böhmen fiel, zu Deutschland kam. Seitdem aber hat darin das deutsche Element ein solches Uebergewicht gewonnen, daß das Verhältniß der Slawen zu den Deutschen bei weitem ungünstiger steht, wie z. B. in Böhmen und Mähren. Das gilt nicht allein der Zahl nach, sondern vor allem auch der Cultur und geistigen Potenz nach. Denn es steht Schlesien in letzter Hinsicht ehrenvoll unter den Provinzen Deutschlands, während sein Slawenthum so wenig Geltung und Bedeutung im europäischen Völkerverbande hat, daß dem Auslande beinahe alle Kenntniß davon mangelt; das ist es, was uns ermuthigt und auffordert, es hier ein wenig zu beleuchten. Die Ausdehnung der Districte, so wie die Wohnplätze, wo Slawen in Schlesien wohnen; ihre äußere Erscheinung und die daraus sich kund gebende Nationalität; ihre Sprache, Cultur und Sitten, und endlich ihre wahrscheinliche Zukunft, das sind die vier Punkte, welche wir abhandeln werden.

I. Die Districte, wo Slawen in Schlesien wohnen.

Am concentrirtesten finden wir die Wohnplätze der Slawen in Oberschlesien, und zwar auf dem rechten Ufer der Oder. Indeß treten dieselben in diesem Theile des Landes auch herüber auf das linke Ufer, was schon unterhalb Oppeln anfängt und hinauf bis an die Landesgränze geht. Daher gehört auch der Mehrheit der Bevölkerung im Oppelner Regierungsbezirke dieser Nation an. Weiter hinab ziehen sich die Gränzen der slawischen Bevölkerung vom rechten Oderufer an über Oels hinüber nach Festenberg bis zur Gränze von Polen; jedoch sind in diesem schon zum Breslauer Regierungsbezirke gehörenden Districte Deutsche und Slawen vermischt, und es herrscht besonders in den Städten das deutsche Element vor. Sporadisch kommen die Slawen am linken Oderufer in diesem Regierungsbezirke nur in der Gegend von Ohlau vor, so zwar, daß man mitten inne zwischen lauter deutschen Ortschaften einzelne polnische Dörfer findet. Obgleich die Ansiedlung der böhmisch-mährischen Brüdergemeinden um Strehlen der neuern Zeit angehört, so dürfen sie doch als ächte Slawen — wenn auch vom czechischen Stamme — nicht übergangen werden, da sie ihre Nationalsprache unter sich aufrecht erhalten, obgleich sie im öffentlichen Verkehr nur die deutsche, und zwar in ziemlich gutem Dialekte sprechen. Eben so muß ich hier auch die Wenden, welche in dem erst neuerer Zeit zu Schlesien geschlagenen Landstück der Ober- und Nieder-Lausitz wohnen, anführen. Freilich weichen die gedachten Czechen so wie diese Wenden sehr von den Polen in Oberschlesien ab, und selbst ihre Sprache ist so verschieden, daß sie sich gegenseitig nur schwer verstehen, aber dessen ungeachtet sind sie doch alle ächte Slawen, die in Nationalsitte und Neigung sich ungleich näher stehen, als in ihrer äußeren Erscheinung.

Der österreichische Antheil von Schlesien ist mehr von Slawen als von Deutschen bevölkert. Es bilden aber dieselben einen Uebergang von den Czechen zu den Polen, was nicht allein in ihrem Sprachdialekte, sondern auch in ihrer Körperform, so wie in ihren Sitten sich zeigt. Von der Grafschaft Glatz an, wohin sich eine Enclave von österreichisch Schlesien zieht, bis gegen Jägerndorf trifft man nur Deutsche. Von hier an aber treten die Slawen auf, welche gar bald einzig und allein und zwar bis an die Gränze von Galizien, Mähren und Ungarn dominiren.

Ein Blick auf die Landkarte zeigt uns, daß die Slawen in ganz Schlesien nur der Uebermacht der Deutschen weichen mußten, die sich in gewissen einzelnen Stößen geltend gemacht hat, wohrr es denn auch kommt, daß die Gränzlinie zwischen den beiden Völkerschaften keine gerade und ununterbrochene, sondern eine gekrümmte, an vielen Orten durchrissene ist, wie dieß namentlich von Neiße nach Neustadt und Leobschütz hin der Fall ist, wo Slawen und Deutsche bald vor-, bald rückwärts wohnen.

Digitized by Google

Wenn gleich heutzutage eine politische Gewalt mehr die Slawen in den von ihnen bewohnten Gebieten zurückdrängt, so thut es doch die intellectuelle und moralische, welche von Seite der Deutschen sich immer neuere Bahnen in jenes Gebiet bricht, und theilweise Besitz davon nimmt, so daß es beinahe zu berechnen ist, wann dasselbe endlich so weit erobert seyn kann, wo ihm aller weitere Halt abgehen muß, freilich vorausgesetzt, daß keine unvorhergesehenen politischen Ereignisse dazwischen treten.

Sollten wir die von Slawen bevölkerten Landstrecken in Schlesien im Verhältniß zum Ganzen angeben, so dürften sie nahezu das Drittheil, folglich ungefähr dreihundert Quadratmeilen austragen. Da indeß zwischen ihnen so viele Deutsche wohnen, so erleidet die slawische Bevölkerung noch einen bedeutenden Abzug; auch bewohnen sie gerade einen großen Theil der schlechtesten Landschaft, und es beträgt sonach ihre Anzahl noch nicht den vierten Theil von ganz Schlesien.

(Fortsetzung folgt.)

Französische Städte.

(Schluß.)

Poitiers ist noch eine Stadt aus dem Mittelalter und die Alterthumsforscher sollten sie mit größerem Eifer besuchen. Die steilen, gewundenen Straßen, die Ueberbleibsel alter Mauern, die Zinnen und die unendliche Länge geben der Stadt ein ganz eigenthümliches Gepräge. Höchst interessant ist die kleine Johanniskirche, die den Zeiten des sechsten Jahrhunderts anzugehören scheint. Sie hat im Innern Arkaden mit Säulen, und der Giebel des Gebäudes zeigt einen bunten Schmuck, in welchem die Formen der Antike aufs willkührlichste durcheinander gewürfelt erscheinen. Schwer in den Formen, überladen mit seltsamen Ornamenten und mit bildnerischem Schmuck erscheint die Kirche Notre Dame la Grande zu Poitiers als das brillanteste Beispiel einer noch völlig barbarischen Pracht.

Tours, diese schöne Stadt, deren Industrie jedoch blühender seyn könnte, bereicherte sich während der gottseligen Restauration durch Seminarien und Verbrüderungen aller Art. Man pflanzte hier viel Kreuze, aber nicht genug Maulbeerbäume. Mit welcher Schönheit des Himmels die Natur diese herrlichen Provinzen auch ausgestattet hat, so sind sie doch noch weit zurück gegen das rege geschäftige Treiben, welches sich in Rouen, Bordeaux und Marseille zeigt. Wirkliches Leben gibt es in Frankreich nur in dem Mittelpunkte, d. h. in Paris und an einigen Gränzorten wie die eben genannten; alles Uebrige verschmachtet aus Mangel an Antrieb, oder geht einen verkehrten Weg.

Blois, diese alte, an historischen Erinnerungen so reiche Stadt verschönert sich immer noch nicht, ungeachtet des Reichthums mehrerer Einwohner. Dort, wie an vielen andern Orten ist man glücklich oder unglücklich aus Gewohnheit; man denkt an nichts, man könnte glauben, die Bewegung reibe das Leben auf; niemand wagt sich vom Platze, aber jeder glaubt sich um den Planeten drehen zu müssen, der aus Paris geschickt ward. Der Feldwächter dreht sich um den Maire, dieser um den Unterpräfecten, dieser um den Präfecten. Diese verschiedenen Gestirne haben eine zahlreiche Menge von Trabanten, und daraus entsteht eine Einförmigkeit, von der sich niemand einen Begriff machen kann, der gewöhnlich in Paris lebt.

Ich besuchte die alten Städte Laon, Soissons, Beauvais und betrachtete mir die ehrwürdigen Denkmale der gothischen Architektur. In dem Städtlein Corbigny ging ich in die Kirche des heiligen Markulf, deren Bauart viel Interessantes darbietet. Sonst pflegten die Könige von Frankreich nach ihrer Salbung in dieser Kirche ein neuntägiges Gebet zu verrichten und man sagt, daß sie alsdann die Kraft bekommen hätten Kröpfe zu heilen. Die bedeutenden Kirchenbauten, die in Frankreich, zu Clermont und besonders zu Tours bald nach der Mitte des fünften Jahrhunderts ausgeführt wurden, kennen wir nur aus den Berichten des Geschichtschreibers Gregor von Tours. Unter den erhaltenen Werken sind zunächst einige Baureste in Betracht zu ziehen, die sich im Süden des Landes und zwar in der Provence befinden; diese schließen sich was die geographische Lage und das Verhältniß zu den reichlich vorhandenen antiken Monumenten zur Genüge erklären, den italienischen Werken altchristlicher Architektur noch unmittelbar an. Unter ihnen sind besonders hervorzuheben die mit Kreuzgewölben bedeckten Baptisterien zu Riez, Aix und Avignon mit eigenthümlichen Portalen, Säulen und sonstigen architektonischen Merkwürdigkeiten.

Diese Bauten gehören ohne Zweifel den frühesten Zeiten altchristlicher Architektur an. Im westlichen und im nördlichen Frankreich sind einige andere Baureste erhalten, welche aus den folgenden Jahrhunderten herrühren und theils eine schlichtere Behandlungsweise, die mehr nur das Materielle der altrömischen Technik bewahrt, theils eine Umwandlung der römischen Decorationsweise erkennen lassen. Die Mehrzahl dieser Monumente findet sich in Poitou und besonders in Anjou. Man betrachte nur die Martinskirche zu Angers aus dem Anfange des neunten Jahrhunderts und man wird das Gesagte bestätigt finden.

Saintes, eine kleine Stadt an der Charente, mit engen, krummen Gassen und einer alten, mit trefflichen Glasmalereien geschmückten Abtei war die Hauptstadt der ehemaligen Grafschaft Saintonge. Die Gegend ist reich an Getreide, Wein, Obst, und die Charente liefert köstliche Fische. Während des Mittelalters gehörte Saintonge bald den Franzosen, bald den Engländern. Nach langen blutigen Kämpfen brachte es Karl V wieder an Frankreich. Es gehörte unter das Parlament zu Bordeaux, einige Kirchspiele ausgenommen, welche unter dem Landgerichte von Angoumois standen. Die Charente theilte dieses Ländchen Saintonge in einen südlichen und nördlichen Theil; in dem südlichen Theil oder Obersaintonge war das durch Kirchenversammlungen berühmte Saintes die Hauptstadt; in dem nördlichen Theil oder Untersaintonge

Digitized by Google

war St. Jean d'Angely der Hauptort. In der Nähe liegt das Städtlein Taillebourg mit einem Schloſſe auf einem von der Charente beſpülten Felſen.

Angoumois iſt voll Hügel, auf denen treffliches Getreide und edle Reben gedeihen; an Eiſengruben und Papiermühlen fehlt es auch nicht. Dieſes von der lieblichen Charente bewäſſerte Ländchen war ehedem eine Grafſchaft. Als aber der rüſtige, in allen ritterlichen Künſten wohlerfahrene Graf Franz im Jahre 1515 König von Frankreich ward, machte er ein Herzogthum daraus. Angouleme, die Hauptſtadt, liegt auf einem Berge an der Charente, in einer angenehmen, reizenden, fruchtbaren Gegend. Früher hatten hier die Jeſuiten ein vielbeſuchtes Collegium. In der alten Abtei von St. Cibard befinden ſich die Grabſtätten der alten Grafen von Angoumois; hie und da bemerkt man intereſſante Sculpturen und architektoniſche Ornamente. Mit nicht weniger als zehn Klöſtern war früher Angouleme geſegnet. Auf dem benachbarten Schloſſe Cognac an der Charente erblickte Franz I das Licht der Welt; eine kleine Meile davon liegt der kleine Flecken Jarnac, in deſſen Gegend die Hugenotten von Heinrich III geſchlagen wurden. Lavalette, Rochefaucault und Montbrün ſind Städtchen, die in der früheren Landesgeſchichte oft genannt werden. In Saintonge und Angoumois erblickt man zahlreiche, mit Thürmen und Zugbrücken verſehene Burgen und Feudalſchlöſſer, auf welchen die alten Seigneurs ſich gütlich thaten. Ludwig XI und nach ihm die Jacobiner machten dieſem ein Ende.

Die Inſel Iſchaboe.

Die Democratie pacifique theilt über dieſe in neuerer Zeit durch den Guanohandel ſo bekannt gewordene Inſel einiges Nähere mit. Sie liegt unter 26° 13' 34" S. B. etwa 30 Kilometres von Angra Pequeña; ſie bietet von allen Seiten nur ein unfruchtbares, ungaſtliches und ſehr gefährliches Ufer dar, und der Seefahrer muß ſich vor dem trügeriſchen Schimmer hüten, den der dürre weiße Sand am Ufer ſtets von ſich gibt; wenn er ſich in die nach der Küſte ziehenden Strömungen treiben läßt, ſo iſt er verloren; nur an einer einzigen Stelle iſt ein ſicherer Landungsplatz. Auf der Oberfläche der Inſel ſieht man keine Spur von Vegetation, und es regnet nie, allein die Erde wird durch ſtarke Thaue erfriſcht; die ſcharfe Kälte der Nacht und die glühende Sonnenhitze bei Tag hindern wohl die Entwicklung der Vegetation. Ein Theil der Inſel bildet ein Plateau von 400 Metres Länge und 200 Metres Breite; hier iſt die Guanobank, der die Inſel ihren neuern Ruf verdankt. Dieſe Bank kann 11 bis 12 Metres Dicke haben, und die ganze Maſſe gibt alſo nahe an eine Million kubiſche Metres. Das Klima iſt trotz der aufſteigenden Ammoniakexhalaiſonen nicht ungeſund. Im vorigen Sommer waren hier 35 Schiffe in Ladung, deren Mannſchaft, etwa 700 Mann, eine ſehr mühſelige Arbeit unter einer glühenden Sonne zu verrichten hatte, und doch ſtarben nur zwei Leute an alten Bruſtübeln. Indeß hat man von den Inſecten viel zu leiden. Der Seemann, welcher dieſe Nachrichten mittheilt, iſt nicht der Anſicht, daß der Guano ausſchließlich von Vogelexcrementen gebildet ſey, vielmehr glaubt er, daß dieſe nur einen ſehr geringen Theil des Guano ausmachen. „Ich habe, ſagt er, der Ausbeutung des Guano beigewohnt, und bin überzeugt, daß der unfruchtbare Felſen von Iſchaboe gewiſſermaßen das Grab der Fettgänſe und ähnlicher Vögel iſt, denn Myriaden derſelben haben hier ihre Knochen gelaſſen, und man findet im Guano Schichten von bräunlicher Farbe, wo Skelette von Fettgänſen in verſchiedenen Stufen von Verweſung und unzählige Eierreſte aufgehäuft ſind. Andere Schichten enthalten keine Spuren von Fettgansknochen, aber halb verfallene Skelette von Robben, als ob Millionen dieſer Thiere ſich nach Iſchaboe begeben hätten, um hier zu ſterben. Die Schichten wechſeln nicht regelmäßig ab, ſondern ſind durcheinander gemiſcht und verworfen. Die, welche von Robben herzukommen ſcheint, iſt fett und ſalbenartig anzufühlen."

Chronik der Reiſen.

Tſchichatſchews Reiſe über die Anden und durch die Pampas.

1. Die Reiſe über die Anden.

(Schluß.)

Am andern Tage brachen wir Morgens in der Frühe auf, um bis zum Abend die warmen Quellen von Villa Vicenza zu erreichen. Wir mußten nach die Höhe von Paramillo überſteigen, dieß war aber unſer letztes Hinderniß; noch ein Schritt und wir betraten die Region der Pampas. Nach ſechsſtündigem Ritt erreichten wir die Höhe des Berges, der mir ein Zwerg ſchien in Vergleich mit den rieſenhaften Gebirgen, die wir, gleich einer unüberſteiglichen Stein- und Eismauer, im Weſten hinter uns gelaſſen hatten; kaum konnte ich mich überzeugen, daß ich ſie wirklich überſtiegen. Der Gebirgsrücken der Anden, der ſich erſt in der neueſten geologiſchen Periode durch vulcaniſche Kräfte emporgehoben, läßt ſich in dieſem Theil Chili's in zwei parallele und getrennte Ketten theilen: in die weſtliche, die aus Kalkſtein und Granit, und in die öſtliche, die aus Sandſtein und Conglamerat beſteht. Die älteſte und höchſte iſt die weſtliche Kette, die eigentliche Axe der Anden.

Paramillo iſt der höchſte Punkt auf dem Wege über die öſtliche Kette; von dieſer Höhe herab eröffnet ſich zum erſtenmal die Ausſicht über die unermeßliche Fläche der Pampas. Im erſten Augenblick glaubt man den Ocean zu ſehen. Der Wanderer, durch die zauberhafte Wiedung der Luftſpiegelung und den gränzenloſen Horizont geblendet, unterſcheidet nur mühſam durch den Dunſt der Atmoſphäre die Stadt Mendoza und die grünliche Schattirung der Pampasvegetation. Villa Vicenza ſteht am Fuße des Paramillo. Ein ſteiler Abhang führte uns nach dieſer Stadt, deren Name auf den Karten der neuen Welt mit dicken Buchſtaben verzeichnet iſt. Mehrfach getäuſchte Erwartungen hatten mich bereits an die Phantasmagorien europäiſcher Kartographen gewöhnt, aber ich erwartete doch nicht ſtatt einer Stadt eine mißgeſtaltete ſchmutzige Maſſe von Häuschen und Hütten zu finden, und alte in Trümmer zerfallende Mauern, welche das ſogenannte Heilbad bilden. Doch wie dem auch ſeyn mochte, ich hatte ſo lange keinen Menſchen geſehen, daß ich nicht wenig erfreut war, und obwohl ich mich weder über Verkältung, noch über irgend eine rheumatiſche Krankheit zu beklagen hatte, ſchnell meine Piſtolen und mein Oberkleid ablegte und zu der lärmenden Geſellſchaft der Badenden eilte. Hier waren alle Geſchlechter durcheinander in dem urthümlich naiven Anzug unſerer Ureltern im Paradieſe. Hier ſind Wannen aber eigentlich in der Erde ausgegrabene Gruben, eine über der andern am Abhang des Berges.

Ich beſchloß, ohne näher hinzuſehen, in eine der höhern hineinzuſteigen. Man ſtellt ſich meinen Schrecken vor, als, wie ich eben ins Waſſer hinunterſteigen will, das erſchreckte Haupt einer mißgeſtalteten alten Frau, deren Phyſiognomie einem wüthenden Froſch nicht unähnlich ſah, hervorſchnaubte. Voll Schrecken wich ich zurück und eilte nach einem minder gefährlichen Ort. Unter ſolchen Umſtänden war ich nicht ſehr geneigt, chemiſche Unterſuchungen über die Beſtandtheile des Waſſers von Villa Vicenza anzuſtellen, wie ſchien es aber ſehr angenehm. Ich trank zwei Taſſen davon und legte mich dann ſchlafen.

Am folgenden Tage wachen wir vor Sonnenaufgang nach Mendoza auf, denn wir hatten noch etwa 10 Leguas zu machen. Die letzten Abhänge der Anden ſenkten ſich ſichtlich, und die Vegetation, von der wir ſeit unſerem Aufbruch von Santiago ſo gut wie nichts geſehen hatten, trat allmählich wieder in ihre Rechte ein. Da die Abhänge noch ziemlich ſteil und mein Maulthier minder ermüdet war als die andern, ſo ritt ich allein voraus in der Richtung der Pappeln der Alameda von Mendoza, deren ſilberne Wipfel von Zeit zu Zeit zwiſchen den Krümmungen des Pfades ſich zeigten. Eine warme berauſchende Luft wehte uns entgegen ſtatt der drückenden kalten Atmoſphäre der Anden; ein ſtarker Wind führte uns den Wohlgeruch der Steppen entgegen; alles verkündete eine weichere Natur, und das Herz, lange wie durch eine Eisrinde gepreßt, öffnete ſich allmählich wieder den ſüßen Eindrücken des Lebens.

Es war ſchon Mittag, als wir die ſchöne Oaſis von Mendoza erreichten. Es iſt etwas ganz Eigenthümliches in dem Gefühl, das der Anblick eines blühenden Thals hervorbringt, wenn man aus einem wilden Bergland kommt oder nach einer langen Seefahrt das Schiff verläßt. Die Sonnenſtrahlen fielen faſt ſenkrecht und die Hitze, durch die Reflexion an den weißen Häuſern von Mendoza verſtärkt, wurde ſo heftig, daß wir eilen mußten, in einer Poſada der Stadt Kühlung zu ſuchen. Leider war es eben die Zeit der Sieſta, und wie konnten die Leute nicht herausſpottern, da wir keinen Lärm machen und die allgemeine Ruhe nicht unterbrechen wollten; ich beſchloß deßhalb in einer der grünen Lauben, die am Ufer der Canäle ſtanden, auszuruhen — trotz der Moskitos, mit denen ich ſchon unter andern Breiten des heißen Erdgürtels nähere Bekanntſchaft zu machen und mich von ihrer beſondern Vorliebe für europäiſches Blut zu überzeugen das Vergnügen gehabt hatte. Antonio aber, der in aller Noth Rath wußte, bat mich, einen Augenblick zu warten, und nach einigen Minuten erſchien er mit der Nachricht, daß er einen Schuppen entdeckt habe, worin wir alle, Menſchen und Maulthiere, ruhig Platz finden könnten. Ich ging dahin und fand hier zu meinem größten Vergnügen eine alte Hängematte aus Palmblättern, welche an die Querbalken der Decke aufgehängt war. Alles verſchwand für mich in der Welt. Ich ſah nur noch die Hängematte, ſtürzte mich, wie ich war, in das irdiſche Paradies und verfiel in einen Todesſchlummer.

Als ich erwachte, hatte alles bereits ein anderes Anſehen gewonnen; das thieriſche und Pflanzenleben trat aus ſeinem Schlaf heraus und die Bevölkerung von Mendoza begann ſich auf den Straßen zu zeigen. Ja, ich behaupte ſogar, daß ſich einige Bewegung kund gab, wenn dieſes Wort zu der faulen Natur der Leute paßt, für welche es in dieſer Welt nichts gibt als ihre Haushaltung und das Stadtgeklatſch; kann es aber bei ihnen mehr Thätigkeit geben, da auf der einen Seite ſchwer zu durchwandernde Ebenen, welche ſich wenigſtens 300 Leguas weit ausdehnen, ſie vom atlantiſchen Ocean trennen, und andererſeits die Cordilleren ihnen faſt jeden Zugang zu den Seeſtädten des ſtillen Meeres verſagen? Mendoza iſt ſomit ſchon durch ſeine Lage von aller Welt abgeſchieden; dagegen beſitzen ſie eine üppige Natur, einen freundlichen Himmel, die Poeſie des beſchaulichen Lebens, welche nur unter dieſen geheimnißvollen Breiten recht verſtändlich iſt: was braucht es weiter für das kurze Leben des Menſchen? Einem Europäer allerdings, deſſen Beſtand und Charakter in einer andern Schule, unter andern Bedürfniſſen, andern Beſchäftigungen gebildet wurde, iſt die Apathie, in welche die Bewohner dieſer Gegenden verſunken ſind, unerträglich. Die unendlichen, mannichfachen Hebel der europäiſchen Civiliſation wecken und erhalten in ihm geiſtige Thätigkeit und Energie des Willens. Hier iſt nichts dergleichen, und Ueberlegenheit des Geiſtes, welche an andern Orten den Menſchen ſo hoch über Seinesgleichen ſtellt, würde hier bei dem Mangel einer Thätigkeitsſphäre vielleicht eine unnütze Qual, eine Laſt ohne Frucht und ohne Belohnung ſeyn.

Ich war mit einigen Empfehlungsſchreiben verſehen und überbrachte ſie an ihre Adreſſen; da ich aber niemand zu Hauſe fand, begab ich mich auf die Alameda, überzeugt, daß ich am Abend hier alle Perſonen, die ich wünſchte, treffen würde. Ich täuſchte mich auch nicht, und meine Bekanntſchaft mit der Geſellſchaft von Mendoza knüpfte ſich auf dem öffentlichen Spaziergang an. Don N., das angeſehenſte Mitglied dieſer Geſellſchaft, hatte den guten Einfall, unter den hundertjährigen Bäumen der Alameda eine Tertulia zu bilden, die aus gutmüthigen, aber ziemlich einfältigen Männern und reizenden Frauen, die — ohne an meiner zerriſſenen Kleidung und meinem fremdartigen Benehmen irgend einen Anſtoß zu nehmen — mich mit der unverſtellteſten Liebenswürdigkeit und Freundlichkeit aufnahmen, die man ſo ſelten bei den affectirten, langweiligen und langweilenden Idolen unſerer Salons findet. Das Mondlicht gab dieſer Geſellſchaft in freier Luft einen eigenthümlichen Reiz.

Der Abend dauerte bis 2 Uhr Morgens. Wer uns ſah, hätte glauben können, wir ſprächen von ſehr wichtigen Dingen, faſt vom Schickſal der Welt, ſo lebhaft war unſer Geſpräch. Dem war aber keineswegs alſo. Nach dieſem Abend weiß ich nicht, wie ich es anfangen ſollte, die tauſend und eine Urſache aufzuſuchen, weßhalb es mir unmöglich ſey, in Mendoza nicht wenigſtens einige Tage zu bleiben. Unvermuthet erhob ſich eine ganze Maſſe neuer Lebensbedürfniſſe, Wünſche u. ſ. w., deren Daſeyn ich vorher nicht geahnt hatte. Die Ueberlegung bewaffnete ſich und beſtand einen herben Kampf mit dieſen neuen, ungerufenen Gäſten, aber unterlag, wie ſich von ſelbſt verſteht, und ich blieb. Gott weiß, wie lange es gedauert hätte, bis ich wieder zu Verſtand kam, wenn nicht nach einigen Tagen der Courier der chileniſchen Regierung mich aus meiner ſüßen beſchaulichen Faulheit herausgeriſſen hätte. Er ging nach Buenos-Ayres, und da er keinen Reiſegefährten hatte, ſo ſchlug er mir vor, mit ihm zu gehen. Die Gelegenheit war ſo bequem, die Umſtände ſo günſtig, daß ich es nicht abſchlagen konnte. Mit Leidweſen nahm ich Abſchied von meinem guten Antonio, ſchwang mich eilig auf ſein Pferd, das ein halbnackter Gaucho herbeiführte, und bald war die Stadt hinter mir verſchwunden.

Verſteinerter Wald in Texas. Der Volmar vom 25 Aug. berichtet, wir wiſſen nicht aus welcher Quelle, daß an dem Urſprung des Fluſſes Paſigono ein verſteinerter Wald ſich finde, und daß ſelbſt Bäume, die noch Saft hätten, ſich verſteinerten.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 250.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

6 September 1844.

Obermesopotamien.

Wir haben in unserem vorigen Artikel über „Mesopotamien" der Vorfälle in dem oberen Theile des Landes gar nicht gedacht, weil sie mit dem, was in dem Hauptpunkt desselben vorgeht, durchaus nicht zusammenhängen. Die Ereignisse bei den Nestorianern, welche eigentlich von dem ziemlich unabhängigen Kurdenhäuptling Baidar Chan, und nicht von dem Pascha von Mossul, dem am Ende vorigen Jahres verstorbenen Mehemed Pascha,*) ausgingen, haben in mancher Beziehung mehr Lärm gemacht, als sie verdienten. Die Nestorianer, für welche das Interesse in Europa seit einigen Jahren besonders darum erwacht ist, weil man ganz erstaunt war, in der Tiefe Asiens eine bewaffnete, unabhängige, christliche Völkerschaft zu finden, waren großentheils an dem Unglück, welches sie betraf, selbst schuldig, indem sie durch unvorsichtige Einfälle in das Gebiet des Emirs von Dschestreh diesen zu dem Einfall in ihr Land herausforderten. Baidar Chan führte diesen Einfall mit rascher Entschlossenheit aus, bemächtigte sich des Landes, verlangte aber nue eine mäßige Kriegssteuer, und ließ eine Besatzung im Lande zurück, um künftige Unruhen zu hindern. Kaum war er aber abgezogen, so standen die Nestorianer wieder auf, ermordeten die Besatzung mit Ausnahme des Oberbefehlshabers, der sich in einem befestigten Hause mit einer Handvoll Leute muthig vertheidigte. Erbittert hierüdee rief der Emir schnell seine Truppen wieder zusammen, brach nachmals ins Land dee Nestarianer ein, und richtete jetzt ein furchtbares Blutbad an, in welchem mehrere Tausend, ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht, niedergemetzelt und eine fast gleiche Anzahl in Gefangenschaft geschleppt wurde.

Dieß ist das Historische dieses Vorfalls, der so großes Aufsehen erregt hat und auch die europäische Diplomatie in Konstantinopel lebhaft beschäftigte. Entsetzt über das Unheil schrieben die protestantischen Missionäre in Urmia und die katholischen in Mossul einander gegenseitig die Schuld zu, wahrscheinlich aber tragen beide gleich viel und gleich wenig Schuld; sie haben wahl gleiche Schuld, indem sie durch ihre Missionsbestrebungen eine Aufregung unter den Nestarianern hervorriefen, ihnen von dem Antheil sprachen, den die Christenwelt ihren Bemühungen schenke u. dgl. So kam das Volk in Gährung; die nächste Veranlassung aber scheint der nestorianische Patriarch Mar Siman gewesen zu seyn, ein ehrgeiziger Mann, der sich mit keinem geringern Gedanken trug, als nicht bloß das geistliche, sondern auch das weltliche Haupt seines Stammes zu werden. Die Stellung, wie sie der Wladika van Montenegro und nahezu auch der Patriarch der Maroniten hat, ist anlockend, und man gibt Mar Simon schuld, daß er bei der türkischen Regierung um Bestätigung seiner Ansprüche sich bewarden. Ein Angriff gegen den von der Pforte fa gut wie unabhängigen Emir von Dschestreh konnte dabei nicht schaden, vielmehr eher nützen und das Ansehen der Nestarianer erhöhen.

Dieß ist die eine Seite der Sache, die andere aber ist die türkisch-moslemitische. Von dieser Seite bringt man die Unternehmung gegen die Nestorianer mit den gleichzeitigen Schritten gegen die Maroniten und die europäischen Christen in Zusammenhang, und betrachtet sie als das Werk der fanatischen türkischen Partei, welche, je mehr die europäischen Mächte als Beschützer der Christen auftreten wollen, desto mehr diese zu erniedrigen suchen. Es ist ein kaiserlicher Commissär abgeordnet und ihm ein englischer Consul (Hr. Stevens aus Samsun) beigeordnet worden, aber die allgemeine Ansicht ist, daß Baidar Chan nichts zu befahren haben werde, auch wenn er abhängiger von der Pforte wäre, als er wirklich ist. Wie dem auch seyn mag, der moslemitische Fanatismus ist im ganzen Paschalik Mossul geweckt, und hat sich neuerlich durch Mißhandlung der dortigen Dominicaner *) zu erkennen ge-

*) Mehemed Pascha war ein roher, aber kräftiger Türke, über dessen Verfahren sich die europäischen Consuln vielfach beklagten, meist auch nicht mit Unrecht, aber er verstand es, die unruhigen Stämme seines Paschalik in Unterwürfigkeit zu halten.

*) So nennt sie das Univers, das in geistlichen Dingen wohl unterrichtet ist, andere nennen die dortigen Missionäre Lazaristen. Das genannte Blatt rühmt sich in seiner Nummee vom 18 August, „daß die Dominicaner-Mission zu Mossul, unterstützt von den verständigen Bemühungen des französischen Consuls Botta, die Pläne der protestantischen Missionäre vereitelt habe."

geben. Die Anfeindungen der verschiedenen Zweige der christlichen Kirche haben von jeher die christliche Religion in den Augen der Türken erniedrigt, und die bittern Streitigkeiten zwischen den katholischen und protestantischen Missionären hat gewiß zu dem fanatischen Ausbruch nicht wenig Anlaß gegeben. Das Hauptopfer werden wie natürlich zuerst die einheimischen Christen, welche die Consuln mit allem Eifer, wenn auch gegen das Aeußerste, doch nicht gegen unaufhörliche Plackereien und am allerwenigsten gegen Pöbelaufstände schützen können.

Wenn die Unklugheit der Missionäre und der üble Wille der verhärteten türkischen Fanatiker in jenem Theile des Landes die Wuth des Volkes entfesselt, so gibt es kein Mittel, demselben Widerstand zu leisten, denn weder eine fremde Macht, noch die Pforte selbst kann auf jenen entlegenen Winkel einen sonderlichen Einfluß ausüben. Nordwärts, westwärts und ostwärts sind die kurdischen Gebirge, in welche sobald kein türkischer und persischer Heerhaufen mehr eindringen wird, und von Syrien kann Mossul und das umliegende Land um so weniger Hülfe erhalten, als Syrien selbst zerrüttet ist, die Araber, namentlich die Aneseis im Norden, gar nicht mehr gehorchen, und mehrere Districte völlig die Steuern zu verweigern anfangen. Solche Betrachtungen sollten den Eifer der Missionäre etwas mäßigen. Man hat mit dem Tode des kräftigen Mehemed Pascha eine ziemlich allgemeine Zerrüttung in Odermesopotamien erwartet; diese ist bis jetzt nicht erfolgt, aber ein unkluges Auftreten der Missionäre und ihrer Beschützer kann die Veranlassung zu einer fast gänzlichen Auflösung aller Ordnung werden, welche ohnehin durch die Feldzüge Reschid Mehemed Pascha's gegen die Kurden in den Jahren 1836 und 1837 auch hier nur sehr unvollständig wieder hergestellt wurde. Die Pforte muß aus Schwäche diesen entfernten Theil ihres Reichs sich selbst überlassen, denn noch ein solcher Heerzug gegen die Kurden, wie der Reschid Mehemeds, übersteigt die jetzigen Kräfte der Türkei bei weitem, und zudem ist nicht mehr die dringende Veranlassung zu einer solchen Kraftanstrengung da, wie vor acht und neun Jahren, wo es sich darum handelte, Syrien wieder aus den Händen Mehemed Ali's zu reißen, und die Integrität des Reichs zu behaupten. Um innere Händel aber und Christenverfolgungen bekümmert sich die Pforte gerade nur so viel, als sie sich, durch die Gesandten in Konstantinopel gedrängt, bekümmern muß, und dabei weiß sie die Politik des Temporisirens trefflich anzuwenden.

Die Slawen in Schlesien.

(Fortsetzung.)

II. Ihre äußere Erscheinung und ihre Nationalität.

Im allgemeinen steht der Slawe in Schlesien in seiner Persönlichkeit und in seiner ganzen äußern Erscheinung hinter dem Deutschen. Schon das, daß seine Körpergröße im Durchschnitt geringer ist, wie die des Deutschen, thut dem Eindruck, den sein Auftreten macht, Eintrag. Diese kleine Gestalt ist aber hier mehr eine Folge seiner äußern auf ihn einwirkenden Verhältnisse, als wie seiner Nationalität, da es bekanntlich z. B. unter den Böhmen so wie unter den Polen eben so viele starke und hochgewachsene Männer gibt, wie unter den Deutschen. Die Aermseligkeit und Dürftigkeit, in welcher der Mehrtheil der Slawen in Schlesien von seiner Geburt an lebt, hat auf die Entwicklung seines Körpers jenen nachtheiligen Einfluß. Diese Armuth und Dürftigkeit ist zum Theil eine Folge des mageren und undankbaren Landes, welches er bewohnt, zum Theil auch seiner Liebe zum Trunke. Nothgedrungen üben diese Slawen eine große Genügsamkeit in Wohnung, Bekleidung und Kost, die ihnen aber, da sie dieselbe von der frühesten Jugend an haben müssen, zur Gewohnheit und zur andern Natur geworden ist. Nur da, wo sie mit den Deutschen vermischt sind, machen sie etwas mehr Anspruch an Lebensgenuß, was man sowohl an ihren Wohnungen, als an ihrer Bekleidung sieht. Da aber, wo sie die compacte Masse der Bevölkerung ausmachen, sind ihre Wohnungen höchst elend, meist aus Holz- und Lehmwänden bestehend, mit Strohdach und oft genug noch ohne Schornstein, so daß sich der Rauch seinen Ausgang durch das Dach sucht. In gleicher Art sind auch ihre landwirthschaftlichen Gebäude. Ihre Bekleidung ist sehr einfach und besteht meistentheils aus grober Leinwand, die sehr häufig eigenes Fabricat ist; jedoch finden hievon auch viele Ausnahmen statt, was besonders von den Slawen gilt, die man schon halb zum czechischen Stamme zählen muß, und die ihre Wohnsitze in Oderschlesien auf dem linken Oderufer, d. h. im Ratiborer, Koseler und Leobschützer Kreise haben; zu diesen gehören auch die in österreichisch Schlesien im Kreise Troppau und Teschen. Dieselben kleiden sich, wenigstens was ihren Feststaat anlangt, in Tuch, und lieben dabei das Blanke und Bunte. Allgemein national aber ist das viele weiße Linnen, was die Frauen tragen, und auf dessen blendende Weiße und Sauberkeit sie viel halten, was denn ihre Erscheinung, da sie zwischendurch bunte Kleider haben, sehr ansprechend und freundlich macht. Dieß tritt insbesondere da recht hervor, wo sie in großen Schaaren über Feld zur Kirche gehen.

Eine sehr armselige Figur macht der oberschlesische slawische Bauer mit seinem Fuhrwerke, wovon er übrigens einen Theil seines Lebensunterhalts bezieht. Winzig kleine, magere und zottige Pferde vor einem kleinen, sehr einfach gebauten Wagen gespannt, das Geschirr meist aus Stricken und Bändern bestehend; er selbst in seinem rohen, grauen Leinwandkittel, Leinwandhosen und grobem Hemde, oft genug undeschuhet; auf dem mit struppigem Haare umwachsenen Kopfe eine Pelzmütze oder einen groben, durchlöcherten Filz, das ist seine Erscheinung auf der Straße.

Aus dem Gesagten kann man schon folgern, daß die Slawen in Schlesien nicht gerade ein schöner Menschenschlag genannt werden können, obgleich sich das wohl leicht finden würde, wenn sie mehr auf ihr Aeußeres hielten und überhaupt auch halten könnten. Davon kann man den Beweis finden an den stattlich aussehenden Burschen, die zum Militär gezogen werden und sich in der Uniform ganz anders darstellen,

Digitized by Google

als in ihrem groben Leinwandkittel; man kann ihn finden an den netten Mädchen, die in ihren bunten Kleidern und in ihrem blendenden Weißzeuge einhergehen, welcher Putz noch erhöht wird durch einen breitkrempigen weißgrauen Hut, der ihr Gesicht in ein schmeichelndes Halbdunkel stellt, und welcher die Fülle ihres Busens auf die vortheilhafteste Art hervorhebt. Könnte sich dieß Volk überhaupt aus seiner Dürftigkeit herauswinden, so würde auch seine äußere Erscheinung bei höherer Cultur, die mit dieser Erhebung verbunden seyn würde, eine viel günstigere werden.

Was die Nationalität der in Rede stehenden Slawen betrifft, so stellt sich durch das bereits über ihre äußern Verhältnisse Mitgetheilte eben keine allzu günstige Ansicht für dieselbe. Im eigentlichsten und stärksten Sinne des Wortes kann man ihnen gar keine zusprechen; wenn wir nämlich damit den richtigen Begriff eines nationalen Zusammenhaltens und einer daraus hervorgehenden innigen Anhänglichkeit an ihre Stammgenossen, so wie eines daraus hervorgehenden Patriotismus verbinden wollen. Wo sollte auch eine solche Nationalität festwurzeln, und wie kann sie da, wo dieß nicht statt findet, überhaupt bestehen? Seit Jahrhunderten sind sie keine Nation in sich mehr, sondern stets als Partikel einer fremden zugetheilt; seit Jahrhunderten sind sie ihren Stammgenossen in Osten entfremdet, und sind es gerade gegenwärtig mehr als je. Selbst die nationalen Sympathien für dieselben, welche die Blutsverwandtschaft noch unterhalten könnte, werden durch die politische Stellung unterdrückt und müssen allmählich vollends erkalten. Bereits sind sie auch so gering, daß nur zuweilen noch leise Spuren sich zeigen. Ja sogar in Antipathien sind sie mitunter schon übergegangen, wie man oft genug Gelegenheit hat zu bemerken. So z. B. ist bis auf den heutigen Tag noch ein gewisser Unwille bemerkbar, welchen die diesseitigen Slawen noch gegen die Polen vom Jahre 1807 her haben, wo Streifparteien herüberkamen und Plünderungen und Verwüstungen übten. Und auch in der jüngsten Zeit kam es zu Reibungen zwischen den aus russisch Polen kommenden Ueberläufern, die in Schlesien dieben und da Arbeit suchten. Ueberdieß hören nunmehr — bei der strengen russischen Grenzsperre — alle Familien- und andere Verbindungen auf, so daß sich die dies- und jenseitigen Stammverwandten immer mehr entfremden.

Was man also noch als Nationalität bei den Slawen in Schlesien bezeichnen kann, das ist einzig und allein das Hängen und Festhalten an ihrer Sprache und an ihren Sitten. Aber auch dieß schwindet — wenn gleich sehr allmählich — immer mehr. Im folgenden Abschnitte wird darüber ein Mehreres gesagt werden. Betrachten wir die Sache vom kosmopolitischen Standpunkte aus, so möchten wir diesen Slawen eine baldige völlige Germanisirung wünschen. Dieser Wunsch aber muß bei ihnen das Gefühl der eigenen Nationalität noch mehr verletzen, als wie es die Wirklichkeit schon thut, und man muß daher der waltenden Zeit die weitere Entwicklung und völlige Entscheidung einzig und allein überlassen. (Fortsetzung folgt.)

Die Druſen.

Die Druſen werden in zwei Claſſen getheilt — Akkals und Dſchahils. Akkal bedeutet einen Weiſen und Dſchahil einen Unwiſſenden, das will ſagen, daß die erſtern in die Geheimniſſe der druſiſchen Religion eingeweiht ſind, die andern nicht. Dieſe Unterſcheidung hat durchaus keinen Bezug auf den weltlichen Rang oder Reichthum, denn jeder Druſe, Mann oder Weib, kann vom Zuſtande des Ungeweihten in den des Eingeweihten übergehen, indem er gewiſſe Erklärungen abgibt und den Feierheiten anfängt, die dem Dſchahil gewöhnt ſind, und es iſt nicht ungewöhnlich, einen trunkenen lügenhaften Druſen plötzlich ſich in einen nüchternen und wahrheitsliebenden Akkal umwandeln zu ſehen. Die Dſchahils bilden, wie ſich erwarten läßt die große Mehrheit der Nation.

Dem Dſchahil liegen keine religiöſen Pflichten ob, aber er kennt die leitenden Artikel ſeines Glaubens, wie den von der Seelenwanderung u. ſ. w. Die geheimen Erkennungszeichen ſind dem Dſchahil eben ſo bekannt als dem Akkal. Er ißt, trinkt und kleidet ſich, wie es ihm gefällt; aber obwohl ihm keine religiöſen Pflichten geboten ſind, ſo fürchtet und achtet er die Gebräuche der Akkals.

Dieſe letztern ſind die Depoſitäre der Geheimniſſe der Religion. Sie tragen einen enaben loſen Turban und dürfen ſich nicht in geſtickten oder außergewöhnlichen Kleidern zeigen; doch iſt ihnen dieß erlaubt, wenn ſie ſich in Damaskus oder Beyrut befinden, um nicht von den Moslems unterſchieden zu werden. Ihre Aermel müſſen geſchloſſen, nicht aufgetrennt und offen ſeyn. Die gemeinen Akkals tragen einen geſtreiften Aboy, d. i. einen langen bis an die Knie reichenden Mantel. Der Akkal raucht keinen Tabak, trinkt keinen Wein oder gebrannte Waſſer, noch ißt er mit den Dſchahils oder nimmt an ihren Feſtlichkeiten Theil. Als Scheikh Naman Dſchanblat ein Akkal wurde, verſchaffte er ſich die Erlaubniß ſein Tabakrauchen fortſetzen zu dürfen, aber ſolche Dispenſen ſind ſehr ſelten. Ein Akkal ſpricht nie ein obſcönes Wort aus, noch ſchwört er bei irgend einer Gelegenheit oder ſpricht Lügen. Wird ein unehrlicher Akkal von einem andern Druſen gerichtlich verfolgt und z. B. gefragt: „biſt du dieſe Summe ſchuldig?“ ſo wagt er nicht zu lügen, ſondern ſucht irgend eine Ausflucht und ſagt: „vielleicht hat mein Gegner unrecht, er iſt ein ehrenhafter Mann, aber ſein Gedächtniß hat ihn getäuſcht.“

Die Akkals nehmen ungern eine Einladung zu einer Gaſterei oder die Gaſtfreundſchaft eines türkiſchen oder moslemitiſchen Gouverneurs an. Sie betrachten das Geld, das die Regierung gibt, als ein Product der Tyrannei, und wenn jemals Umſtände ſie zwingen ein ſolches anzunehmen, ſo ſuchen ſie ſich deſſelben unmittelbar zu entledigen. Dieß iſt eine ſonderbare Erkenntlichkeit bei einer Nation, welche die Philoſophie der Karmaten und Boteniter geerbt hat, denn Mord und Plünderung von Ungläubigen, wie Nichtdruſen genannt werden, iſt in ihren Augen kein Verbrechen.

Den Akkals wird tiefe Ehrfurcht gezollt und immerdar der Vorrang eingeräumt; wenn ſie aber nicht treulich ihren Gebräuchen nachkommen, ſo werden ſie excommunicirt (mahrumia) und ausgeſtoßen.

Der Verſammlungszeit für religiöſe Zwecke iſt Freitag Abend unmittelbar nach der Dämmerung. Die Tempel ſind in der Regel Gebäude ohne Schmuck und unveränderlich in abgelegenen Gegenden errichtet. Ein hölzernes Gitter ſondert die männlichen Akkals von den weiblichen ab. Die Handlung beginnt mit Geſprächen über Politik.

Digitized by Google

Alle Neuigkeiten werden mit der strengsten Berücksichtigung der Wahrheit mitgetheilt. Man bezeichnet dieses und jenes Individuum als Feind der deutschen Nation. Ein anderes, das eine Bedrückung durch die Regierung erfahren hat, wird zum Schutz und Unterstützung empfohlen. Ein dritter, ein Armer, der vom Scheikh der Akkals empfohlen wird, erhält den Betrag einer Geldcollecte. Dann werden Auszüge aus den heiligen Büchern ihrer Religion gelesen und kriegerische Hymnen gesungen, welche die Ankunft der Drusen von China,*) die Vertilgung der Ungläubigen und die Eroberung der Welt durch die Drusen beschreiben. Dann essen sie etwas, wie Feigen, Rosinen u. s. w. auf Kosten der Stiftung oder Wakf des Hauseh. Hierauf geht die Gesellschaft auseinander, und nur die vornehmsten Akkals bleiben zurück, um den mitgetheilten Neuigkeiten gemäßer Maaßregeln zu besprechen. Andere Nachrichten von noch speciellerer Natur können dann ungescheut vorgebracht werden, und wird ein tiefes Stillschweigen gewünscht, so setzt man einen Ausschuß von drei Personen nieder. In jedem Fall werden gewisse Häuptlinge der sechs Familien, die im erblichen Besitz von Makattas stehen, wenn sie gleich Dschahil sind, zu politischen Maaßregeln mit beigezogen.

Daß Wissen eine Macht ist, scheint eines ihrer Grundprincipien zu seyn; der Mechanism, durch welchen Kenntniß der Dinge von den Extremitäten zu dem Herzen des politischen Körpers und von dem Herzen zurück zu den Extremitäten gebracht wird, ist sehr scharfsinnig erdacht, und einfach und wirksam in der Ausführung. Der Aelteste eines Dorf-Hauses repräsentirt seinen Distrikt im Centralort eines Makatta. Alle Aeltesten der Häuser der Makattas setzen sich in Communication mit dem Oberpriester des Dorfes Bahlin, dann kehrt der Aelteste, nachdem er die Centralneuigkeiten zu Bahlin gehört hat, zurück und macht sie den Dorfältesten bekannt; diese theilen, was die ganze Gemeinde betrifft, den Akkals ihrer Dörfer mit, und was geheim ist einigen Auserwählten. Dieser Mechanism hat bei vielen Gelegenheiten die ganze Nation in den Stand gesetzt, wie Ein Mann zu handeln. Wenn Geheimnisse, der ganzen Nation anvertraut, religiös von ihr bewahrt werden, um wie viel mehr die Kenntniß von Bewegungen, die nur von einer erlesenen Anzahl starker unterhalten waren, denn das größte Verbrechen, das ein Druse begehen kann, ist ein Nationalgeheimniß zu offenbaren; außer den Banden des Bluts und der Religion — nichts zu sagen von der seit Kindesbeinen erlangten Gewohnheit von Schweigsamkeit — besteht noch die Furcht vor der Strafe, da ein entdeckter Verräther unfehlbar in Stücke gehauen würde.

Wenn ein Druse in einem fremden Ort einen Religionsverwandten zu entdecken wünscht, so sagt er: „Säen die Bauern eures Landes den Samen des Hilledsch?“ (Hel el frilahun yezraun fi beladkum hab al hilledsch?) Ein Fremder sagt: „nein,“ aber ein Druse antwortet: „Er ist gesäet in die Herzen der Gläubigen“ (mezrua fi kulub el mumininn). Ein anderes Zeichen ist die Kenntniß der fünf Geistlichen, allegorisch „Gräzen“ (hadud) genannt, deren Namen sind: Hamza, Ismael ibn Mohammed, Abu Abdallah Mohammed ibn Wahab, Abulkhair Selama und Abulhasan Ali. Dieß waren seit unvordenklichen Zeiten die Erkennungszeichen der Drusen, doch habe ich allen Grund zu glauben, daß seit den Bürgerkriegen in Syrien und der Zerstreuung mehrerer ihrer Bücher, die in ihren Tempeln und Capellen (hauns) geheimgehalten waren, jene Zeichen in andere umgewandelt worden sind, die jetzt nur ihnen selbst bekannt sind.

Es gibt keine Nation in der Welt, die das Princip gegenseitiger Hülfe und Mitwirkung so vollkommen in die Praxis einführt — in der That bilden sie mehr eine große Familie oder einen Clan als eine Nation. Die Entwicklung der Maronitenmacht unter den Auspicien des frühern Emir Beschir hatte eine innigere Verknüpfung der Drusen zur Folge, denn im vergangenen Jahrhundert, wo ihre politische Uebermacht unbestritten und unangefochten war, waren die beiden Familien der Dschanbelat und Yezbeki beständig miteinander im Kriege, und erst bei der Erscheinung von dritten Parteien legten jene zwei Factionen ihre Zwistigkeiten bei Seite, und nun wirken alle zusammen, obwohl die Häuser Talhuk und Abdelmalek öffentlicher Weise für das Haus Schehab gestimmt sind. Wenn Drusenfamilien scheinbar der allgemeinen Politik der Nation entgegenhandeln, so geschieht dieß mit dem vollen Einverständniß der übrigen und in der Absicht einen besondern Zweck zu erreichen. Das Verlassen oder der Verrath des Interesses der Nation ist scheinbar, nicht wirklich. Die Annahme von Formen irgend einer Religion, die ihren weltlichen Absichten dienen kann — ein Princip, das die Nasairier und andere Abtheilungen der Karmaten annehmen — stammt offenbar aus einer Periode, die den Tagen Hakems und Hamzas angehört.

Die Prätension der Drusen, als Moslemiten zu gelten, wenn sie in Damaskus sich aufhalten, hat zu verschiedenen Zeiten Fetwas oder gesetzliche Gutachten des Mufti veranlaßt, die ihnen dieses Recht absprechen. Bei verschiedenen Gelegenheiten haben Drusen, die in früherer Zeit in Damaskus ergriffen worden waren, die übliche und erforderliche Erklärung der Islamsbekenner abgelegt. Dieß hatte aber ihre unmittelbare Enthauptung zur Folge, damit sie im Glauben Mohammeds stürben, denn die Moslemiten sagen, hätten sie fortgelebt, so wären sie in ihren ursprünglichen Unglauben zurückgefallen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Die Drusen glauben, daß es in China viele ihrer Religionsverwandten gibt, und einige der mehr fanatischen unter ihnen waren höchlich unzufrieden, als sie vernahmen, daß Ihre deutsche Majestät den Bruder der Sonne und des Mondes bekriege.

Miscellen.

Schichten fossiler Knochen in Amerika. In der Sitzung der französischen Akademie am 12 August zeigt Hr. Poet an, daß er während eines fünfjährigen Aufenthalts in Nordamerika 21 Lager von fossilen Knochen entdeckt habe. Er beschrieb Knochen aus sieben dieser Lager mit, welche in Wäldern sich finden, die bis jetzt noch nicht von Europäern besucht waren und von Wilden bewohnt sind.

Bezahlung für Musik. Die Lit. Gaz. vom 24 Aug. meldet, daß ein Hr. Brale in Regentsteret für eine einzige Serenade von Thalberg 6500 Fr. gezahlt habe, gewiß ein Preis, den noch kein Componirne für eine solche Composition erhielt.

Cistercienserklöster in England. Es gehört zu den merkwürdigen Erscheinungen des 19ten Jahrhunderts, daß in England (in Leicestershire) ein großartiges Gebäude für eine Cistercienser-Abtei errichtet wurde. Der bekannte Dr. Wisman, Bischof von Melipotamus, der sich seiner längern Zeit in Rom aufhielt, weihte dieselbe am 20 Aug. ein. Das Gebäude, im alten englischen Styl aufgeführt, soll sehr imposant seyn. (Lit. Gaz. vom 24 August.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 251.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

7 September 1844.

Diran.*)

Felsentempel, dem christlichen Cultus geweiht, kommen in Abyssinien sehr häufig vor. Gewöhnlich sind sie von einem Kreuzgang umgeben und die Wände mit Sculpturen bedeckt. Der heilige Laitbala, ein alter Beherrscher des Landes, soll die meisten dieser Gotteshäuser gebaut haben, und sein Grab befindet sich in einer dieser Kirchen, welche von den christlichen Einwohnern die Kirche von Golgatha genannt wird.

Diran, eine Meile von dem Städtlein Halai entfernt, war ehemals der Ort, über welchen alle abyssinischen Handelskarawanen zogen, um hier für ihre weitere Reise nach dem Innern oder nach der Küste die nöthigen Vorkehrungen zu treffen. Die Bewohner brachten sich aber durch ihren lebhaften Sklavenhandel nach und nach in den Ruf der Schlechtigkeit und Heuchelei, und seitdem überdieß in dem Districte von Diran eine große Handelskarawane rein ausgeplündert wurde, haben sich die Kaufleute aus dieser Gegend zurückgezogen, und ziehen von Halai aus in südwestlicher Richtung, so daß sie Diran ganz umgehen.

In der ganzen Umgegend befindet sich, außer der Regenzeit, nur eine einzige, noch dazu sehr spärliche Trinkwasserquelle, die in einer tiefen Felsschlucht aus Glimmerschiefer entspringt, und bei welcher die ganze Mädchenschaar der benachbarten Orte oft Stunden lang versammelt ist, um nach einander ihren Wasserbedarf einzunehmen. Dieses enge Felsthal hat durch dichtes, grünes Gebüsch etwas Liebliches und zeichnet sich dadurch vor der ganzen Gegend aus. Das Gebüsch selbst besteht größtentheils aus einem Strauch, welchen die Abyssinier Septe benennen, und dessen getrocknete Samenkapseln die Eingebornen statt der Seife zum Waschen der baumwollenen Tücher verwenden. Diese Samenkapseln werden zwischen Steinen zu Mehl gerieben und dann auf einem concav ausgebreiteten großen Leder mit kaltem Wasser gemengt; das zu waschende Tuch wird hierauf in dieser Mischung mit den Füßen gestampft, wobei sich ein Schaum bildet, wie bei der Seifenmischung; diese Operation wird einigemal wiederholt und darauf das Tuch mit reinem Wasser ausgewaschen; wenn die gehörige Quantität von Septe angewendet wurde, ist das Tuch von jedem Schmutz befreit. Dieses Waschmittel ist für die Baumwollenstoffe, welche hier zu Lande verfertigt werden, weit weniger nachtheilig, als der Gebrauch von Seife. Gelegentlich ist zu bemerken, daß in ganz Abyssinien nie eine weibliche Person sich mit dem Waschen der Kleidungsstücke beschäftigt, sondern daß dieß ausschließlich von Männern besorgt wird.

Der zu Diran dem christlichen Cultus gewidmete Versammlungsort ist eine einfache, in dem höchsten Theile des Dorfes gelegene Hütte, zu welcher die Bewohner durch das Anschlagen schwebend hängender, dünner Steinplatten zusammengerufen werden. Vor 400 Jahren waren bereits Steinplatten in Ermangelung von Glocken in Abyssinien gebräuchlich, wie man aus dem wahrhaftigen Bericht des Alvarez ersieht. Die Bewohner des benachbarten Ortes Halai sehnten sich schon lange nach dem Besitz einer Glocke, deren es in Abyssinien nur einige wenige gibt, und hatten auch, da sie für die mancherlei seit Jahren vollbrachten Freveltaten Buße zu thun wünschten, vor kurzem endlich einige hundert Thaler zusammengebracht, für welche ein nach Aegypten gehender Priester eine Glocke erkaufen sollte; dieser Mann war aber zu Dschidda ein Mohammedaner geworden und hatte das ihm anvertraute Geld verpraßt.

Die Frauen in der Gegend von Diran haben keine schönen Gesichtszüge, aber sehr lebhafte Augen und einen schönen Körperbau. Die mohammedanischen Frauen und Mädchen haben außer einer Art von Schurzfell, das um die Lenden befestigt ist, keine Bekleidung; die christlichen Frauen dagegen bedecken ihren Körper mit einem weißen, baumwollenen Tuch, ihre Haare flechten sie in dünne, kurze Zöpfe, die vom Scheitel an den Kopf rund umgehen. Ihr beliebtester Putz sind Ringe und Armspangen von Silber und Kupfer, und Cypräenmuscheln, welche theils in Form eines Kreuzes, theils in der einer Rosette zusammengestellt, auf den über die Schultern hangenden Fellen befestigt sind. Blauseidene Litzkordeln tragen alle christlichen Abyssinier, männlichen und weiblichen Geschlechts, um

*) Nach dem Bericht eines deutschen Reisenden.

Digitized by Google

sich von den Mohammedanern zu unterscheiden. Die Weiber sind jeden Tag, welchen nicht der Cultus zu einem Feiertag stempelt, ununterbrochen beschäftigt, und zwar theils mit häuslichen Arbeiten, theils mit Baumwollenspinnen; die Mädchen haben das Holz für die Haushaltung einzusammeln und von den Brunnen Wasser zu holen. Der Feiertage gibt es übrigens in Abyssinien so viele, daß sie zusammen wohl die Hälfte des Jahres einnehmen; sie sind in Verbindung mit der großen Menge von Fasttagen als eine wahre Landplage anzusehen.

Die Slawen in Schlesien.

(Fortsetzung.)

III. Ihre Sprache, Cultur und Sitten.

Die Sprache der Slawen in Schlesien ist die polnische. Um ihre wenige Ausbildung zu bezeichnen, nennt man sie die Wasserpolnische. Sie unterscheidet sich von der reinen polnischen vornehmlich durch eine gewisse Nachlässigkeit in der Aussprache, wodurch viele Wörter verunstaltet werden, und durch das Einmischen fremder Wörter, besonders deutscher, denen sie dann slawische Formen geben. Selbst der Nichtpole, und der, dem auch die slawische Sprache überhaupt unbekannt ist, wird, wenn er eine Zeit lang in Polen das reine Polnische gehört hat, bald einen Unterschied zwischen diesem und dem hier gesprochenen Dialekte finden. Aber eben so, wie sich dieser von jenem unterscheidet, eben so ist es der Fall mit dem Dialekte, welchen der Oberschlesier des linken Oderufers spricht. Am meisten tritt dieser Unterschied bei den Einwohnern des Troppauer und Teschner Kreises hervor. Denn hier geht das polnische Idiom schon in das Böhmische (Czechische) über, obgleich es von diesem noch sehr abweicht, und gleichsam nur das Verbindungsglied zwischen beiden ist. Der Böhme (Czeche) spricht seine Sprache sehr prägnant, fest und scharf, der Pole bringt mehr Fluß und Milde hinein. Man könnte beide beinahe mit den deutschen Dialekten in Nord- und Süddeutschland vergleichen, und es wäre die Art, wie der Norddeutsche seine Zunge braucht, der des Böhmen, und die des Süddeutschen der des schlesischen Slawen ähnlich. Um nur ein Beispiel zu geben: so braucht bei einer Menge von Wörtern der Böhme ein scharf gehauchtes rauhes H, wo der Slawe ein mildes G setzt; eben so verwandelt der Letztere das scharfe S des Böhmen in ein Sch. — Die allgemeine Bemerkung, daß in der Regel die Sprache ein Wiederklang der nationalen Persönlichkeit eines Volkes ist, findet sich auch hier bestätigt. Denn so wie der Böhme härter spricht und betont, wie der schlesische Slawe, so ist er auch in seiner Persönlichkeit und in seinem Charakter bestimmter und nachdrücklicher. Wohl spiegelt sich auch in ihm die slawische Ergebenheit und Unterwürfigkeit, aber bei weitem nicht in dem Grade, wie in dem schlesischen Slawen.

Neben ihrer Nationalsprache aber sprechen die Slawen in Schlesien auch zum größten Theile mehr oder weniger deutsch, und dieß gilt besonders von der Jugend und der jungen im Militär gedienten Mannschaft, welche das Deutsche, wovon ihnen die Anfangsgründe in den Schulen schon beigebracht waren, im Dienste ziemlich geläufig sprechen lernen.

Am meisten macht sich die deutsche Sprache in den Städten, welche im Gebiete der Slawen liegen, geltend. Sie wird mitunter zur Nothwendigkeit für einen jeden, der irgendwie mit den Behörden in Berührung kommt, oder der überhaupt ein öffentliches Geschäft betreibt, indem alle öffentlichen Verhandlungen deutsch gepflogen werden. Die drei vorzüglichsten Städte in diesem Gebiete sind: Oppeln, Ratibor und Gleiwitz, erstere wegen des Sitzes der oberschlesischen Regierung, die zweite wegen des daselbst befindlichen Oberlandesgerichts, und die dritte als Centralpunkt des oberschlesischen Berg- und Hüttenbetriebs. Die übrigen Städte sind meistentheils klein und unbedeutend, und nur die, welche als Kreisstädte gelten, beachtenswerth. Wie eben gesagt, so wird in allen diesen Städten, vornehmlich aber in den bedeutenderen, viel deutsch gesprochen, und in gebildeten Kreisen kommt das Polnische in der Unterhaltung fast gar nicht vor.

Was die geistige Cultur der Slawen in Schlesien betrifft, so hat sie sich in neuerer Zeit gegen die frühere sehr gehoben. Als Beförderungsmittel derselben muß man zunächst die Maaßregeln der Regierung betrachten, welche nach Kräften das Schulwesen befördert und auf Volksbildung hinwirkt. Alsdann aber hat auch die Verlegung der beiden Dicasterien, der Regierung und des Oberlandesgerichts, nach Oberschlesien viel zur Vermehrung geistiger Cultur beigetragen, weil dadurch eine Anzahl gebildeter Deutscher dorthin versetzt sind, welche auf ihre Umgebungen günstig wirken. Ferner ist der Bergbau und das Hüttenwesen auch ein Mittel zur Cultur des Slawen in Schlesien, der, indem er viel mit den Deutschen in Berührung und Verbindung kommt, auch deren Sitten annimmt. Auch die Bildung, welche die junge Mannschaft während ihrer militärischen Dienstzeit erhält, und die sie dann auf ihre fernere Lebensverhältnisse so wie auf ihre Umgebungen überträgt, ist nicht zu übersehen. Eine Erscheinung der neuesten Zeit aber, die Mäßigkeitsvereine, sind vor allem andern geeignet, zur geistigen Erhebung dieses Volksstammes beizutragen. Die entschiedene Neigung des Slawen zum Trunke hatte auch bei denen in Schlesien bis zum Uebermaaße überhand genommen und sich so verbreitet, daß man unter andern an Sonn- und Festtagen nur wenig Nüchternen auf den Straßen begegnete, ja daß sogar Weiber und Kinder diesem Laster fröhnten. Das hat aber eine fast ans Wunderbare gränzende Umwandlung, und zwar in dem kurzen Zeitraume von noch nicht einem vollen Jahre, erfahren, und man glaubt jetzt gar nicht mehr in demselben Oberschlesien zu seyn, wenn man an jenen Tagen fast gar keinen Betrunkenen mehr antrifft und die Branntweinschenken leer sieht. Nur die große Religiosität und die Devotion vor seinen Priestern konnten beim Slawen dieses Wunder bewirken. Denn von der Geistlichkeit ging der Impuls zu den Mäßigkeitsvereinen aus und von ihr wird er unterhalten. Die Folgen derselben las-

en sich noch gar nicht berechnen. Die zunächstigen sind: die Gründung eines geordneten Hauswesens an die Stelle des früher gänzlich zerrütteten; ein andaltender Fleiß in seinem Beruf und damit verbundene größere Sittlichkeit; ein fleißigerer und erfolgreicherer Betrieb des Landbaues, und endlich ein gesünderes und kräftigeres Geschlecht. Wo früher die Menschen im Rausche sich als unter das Thier erniedrigten, da sieht man sie jetzt ehrbar einhergehen, und wo sie sonst in den Branntweinhäusern ihre Zeit hindrachten, da sieht man sie jetzt ihrem Beruf nachgehen, an Sonn- und Festtagen die Kirchen besuchen und zu Hause sich mit etwas Nützlichem, auch wohl mit Lesen in Büchern beschäftigt. Dieß muß denn ihre geistige Erhebung aufs entscheidenste befördern, und ihnen eine viel höhere als wie die zeitherige moralische Stellung verschaffen.

Daß aber diese geistige Cultur in den Städten bereits eine viel höhere Stufe erreicht hat, wie in den Dörfern, das setzt man wohl schon nach dem, was ich von der Sprache gesagt habe, voraus. Bei ihnen ist die Zeit nicht mehr fern, wo sie in dieser Hinsicht mit jeder deutschen Stadt sich gleichstellen können. Auch in ihnen haben die Mäßigkeitsvereine rasche Fortschritte gemacht. Aus dem preußischen Gebiete dringen sie jetzt auch hinüber in das österreichische, und wie hier, so nimmt die Anzahl der Mitglieder reißend schnell zu, weil dort wie hier die Priesterschaft sich an die Spitze stellt.

Was die Sitten der Slawen in Schlesien anlangt, so sind sie, insofern sie die Moral betreffen, zum Theil in dem Gesagten schon angedeutet. Sie waren früher, wo noch der Branntwein seine Herrschaft übte, nicht die besten, und es gingen mit dem Laster des Trunkes mehrere andere gleichzeitig im Schwunge. So waren z. B. Unzucht und Diebstahl keine Seltenheiten.

Mit der aus den Enthaltsamkeitsvereinen hervorgehenden sittlichen Erhebung des Volkes wird zugleich Religion und Gottesdienst reiner und höher. Die Devotion des Slawen konnte man sonst nur als eine etwas geläuterte Abart deren betrachten, die er vor seinem Herrn hatte und die er also, wie gegen diesen, gegen seinen Gott als eine Art von Frohne abthat. Der katholische Cultus, dem er mit Eifer zugethan ist, eignete sich zu dieser Frohnableistung besonders, weil er glaubte, wenn er alle vorgeschriebenen Gebete, Kniebeugungen, Kreuzschlagen, so wie zuweilen Wallfahrten abthat, so habe er sich der Pflichten gegen seinen Gott eben so gut entledigt, als wie er es durch die Frohne mit denen gegen seinen Grundherrn thut. Dieß alles fängt nun an eine würdigere Gestalt zu bekommen, indem sein nüchterneres Leben ihm theils eine reinere und bessere Vorstellung von Religion gestattet, theils auch die würdige Geistlichkeit ihm dieselbe aus einem andern Gesichtspunkte darstellt und ihn über das Wesen derselben mehr aufklärt. Daß ich in meiner Darstellung von seinem frühern Zustande und von seinen damaligen Begriffen nicht zu weit gehe, dafür mag die Thatsache Zeugniß geben, daß man ihn oftmals nicht allein unmittelbar nach dem kirchlichen Gottesdienste alsbald dem Wirthshause zueilen und sich dort toll und voll saufen sah, sondern daß er dieß auch oft genug schon vor demselben that und in vollem Rausche die Kirche betrat.

Nach allem dem ist nur zu wünschen, daß der gute Same, welchen die gedachten Vereine ausstreuen, auch fernerhin aufgehen und gedeihen möge, und daß die Widersacher derselben endlich vollends ganz das Feld räumen müssen, damit dieses sittlich und physisch herabgesunkene Geschlecht sich immer mehr erhebe und nicht ferner der übrigen Bevölkerung nachgesetzt werde.

Von Gebräuchen und Gewohnheiten der Slawen in Schlesien will ich im allgemeinen nur bemerken, daß sie darin gerade die meiste Verwandtschaft mit ihren Stammgenossen im Osten bewahrt haben. So z. B. ist es Sitte bei ihnen, daß sie es an Hochzeiten, so wie auch bei Kindtaufen hoch hergehen lassen und dabei einen viel größern Aufwand machen, als eigentlich ihr Vermögenszustand gestattet. Da wird getrunken, getanzt und gejubelt, was alles in den Wirthshäusern geschieht, indem ihre Wohnungen selten Raum genug haben, um es da zu thun. Das Trinken und mit diesem die oft genug vorgekommenen groben Excesse hören nunmehr aber bei den meisten auf, und es tritt mehr Anstand an deren Stelle. Hiedurch vermindert sich denn auch der ungebührliche Aufwand, und es bleibt dafür dem jungen Ehepaar ein Nothpfenning zum Anfange in seinem Hauswesen. Viele Sitten und Gebräuche, wie unter anderm das Kirchweihfest (Kirmes), das Bringen des Erntekranzes u. dgl., haben die Slawen mit den Deutschen gemein, so wie überhaupt sie manches gegenseitig angenommen haben.

Hiebei muß ich noch etwas anführen, was hier gehört, ich meine die gegenseitige Abneigung der Slawen und der Deutschen. Noch heutzutage ist es beim Volke in Schlesien ein Schimpfname, wenn der Deutsche jemanden einen Polaken nennt, was der Slawe damit vergilt, daß er Nimecko (Deutscher) ebenfalls als Schimpfname betrachtet. Diese Abneigung ist eine Frucht uralter Zeiten, wo die Deutschen häufig in Polen, und die Polen wiederum in Deutschland einbrachen und Gräuel und Verwüstung übten, was einen gegenseitigen Haß begründete, der durch die Wiederholung ähnlicher Ereignisse in neuerer Zeit aufgefrischt worden ist. Ob er jemals werde ganz getilgt werden, und ob überhaupt Hoffnung dafür vorhanden sey, das wird man vielleicht aus dem nachfolgenden Abschnitte schließen können.

(Schluß folgt.)

The archæological Journal.

Die archäologische Gesellschaft in England, welche im Laufe dieses Jahres zusammentrat und während dieses Monats September ihre erste Zusammenkunft in Canterbury halten wird, hat bereits ihre Thätigkeit bekundet, indem unter dem obigen Titel und unter Leitung der Centralcommittee der Gesellschaft zwei Hefte mit verschiedenen Arbeiten erschienen sind. Das erste enthält außer einer sehr passend geschriebenen Einleitung über den Zweck und die Plane der Gesellschaft mehrere interessante Aufsätze, von denen wir hier nur eine Mittheilung von

Roach Smith über keltische Münzen vor der Römerzeit und eine andere über angelsächsische Architektur erwähnen. Im zweiten Heft ist eine Abhandlung über „Kriegsbauten“ die vorzüglichste; der Verfasser, Hr. Cleek, zählt in England 465, in Wales 107, in Schottland 155 und in Irland 120 feste Schlösser und Ruinen von Schlössern auf. Die englische Grafschaft, welche am meisten dieser Ueberreste des Mittelalters besitzt, ist Northumberland, was sich auch aus der Geschichte dieser Gegend ohne Mühe erklärt.

Die Druſen. *)

(Fortſetzung.)

Die Vereinigung von Politik und Religion iſt im druſiſchen Syſtem inniger als bei einem andern mir bekannten Volk. Ein Druſe, der ein weltliches Geheimniß offenbart, glaubt, daß er eine religiöſe Apoſtaſie begehe. Denn führe man einmal das Syſtem unverletzlicher Geheimniſſe in die Religion ein, ſo wird es ſehr leicht, dieſes Prinzip auch auf die Politik und die übrigen Verhältniſſe des Lebens überzutragen. Dieß ſtimmt vollkommen zu der gemeinen Verſchmitztheit, die im Orient Mode iſt, wo die Leute beſtändig das Sprüchwort im Munde führen: „Wer ſeine Sache verhehlt, erreicht ſeinen Zweck.“

Gleich den alten Juden betrachten ſie ſich ſelbſt als ein eigenes von Gott auserwähltes Volk. Ihre phyſiſche Aehnlichkeit mit den Juden iſt zu merkwürdig, um den Reiſenden nicht zu frappiren, — ich ſpreche von dem Schnitt des Geſichts, denn an Muskelſtärke ſind ſie das, was die Juden vielleicht waren, als ſie von ihren Gebirgsveſten herab der Scharen der ſyriſchen Heiden waren.

Alle druſiſchen Frauen lernen Leſen und Schreiben, was ein merkwürdiges Factum iſt, wenn wir die Erniedrigung und Unwiſſenheit ſowohl der moslemitiſchen als chriſtlichen Frauen in Syrien betrachten. Es kann kaum bezweifelt werden, daß längere Zeit Blutſchande bei den Druſen herrſchend war, jetzt aber faſt ſie ſeltener geworden ſeyn. Kein Fremder ſieht je das Antlitz einer Druſenfrau, da ſie noch viel ſorgfältiger verſchleiert zu ſeyn ſcheinen, als ſelbſt die Moslemitinnen. Die Ehen finden gewöhnlich in ſehr frühe Jugend ſtatt. Im Gegenſatz zu andern orientaliſchen Nationen iſt Polygamie bei ihnen verboten, denn ſelbſt die Dſchahils, die durch keine religiöſe Verpflichtung gehindert ſind, ahmen in dieſer Rückſicht die Enthaltſamkeit der Akkals nach. Wenn ein armer Akkal zwei Söhne hat, ſo entſagt er dem jus mariti. Iſt er reich, ſo hört das jus mariti nach der Geburt des vierten Sohnes auf. Dieſes jus mariti wird während der neun Monate der Schwangerſchaft nicht ausgeübt, und zwei Jahre lang nach der Geburt eines Kindes und während der geſetzlichen Periode nur einmal des Monats. Der Emir Said Tanuh von Abay, der letzte druſiſche Prophet, beſtand auf der Beobachtung dieſer Vorſchriften wegen der Geſundheit und Stärke der Kinder, und auch damit das Eigenthum einer jeden Familie nicht unter zu viele Erben vertheilt werde. Das erſte Factum mag vermuthlich die außerordentliche phyſiſche Ueberlegenheit der Druſen über die Maroniten erklären; auch die zweite Vorſchrift iſt durchaus nicht unpaſſend für eine Nation, die kein Gewerbe, ſondern Ackerbau treibt: die gewerblichen Maroniten können ihr Capital verdoppeln, aber die ackerbauenden Druſen können den Umfang ihrer Ländereien nicht vermehren.

Ein weiblicher Akkal darf keinen Dſchahil heirathen; thut ſie es, ſo wird ſie auf ein oder zwei Jahre von dem Hause oder Tempel ausgeſchloſſen. Wenn ein Mann ſeine Frau verſtößt, ſo kann er ſie nicht wiederum nehmen, nicht einmal ihr Geſicht ſehen. Wenn beide, Mann und Frau, ſich gegenſeitig zur Scheidung verſtehen, ſo findet ſie ſtatt, wo nicht, ſo wird eine geheime Verſammlung der Freunde der beiden Parteien gehalten, die man Dſchemyo eltahkik (Verificationsverſammlung) nennt. Iſt der Fehler auf Seite des Mannes, ſo muß er bei der Trennung dem Weibe die Hälfte ſeines Vermögens geben, und umgekehrt. Einer der ſonderbarſten Gebräuche der Druſen iſt der, daß wenn wahre oder falſche Gerüchte umlaufen, daß ein Mann ſein Weib verſtoßen hat, ihn der Kadi kommen läßt und ſagt: „Es geht allgemein das Gerücht von deiner Scheidung, ſie muß ſtattfinden.“ Es würde dem Mann nichts helfen, wenn er auch erklärte ſeine Frau nicht verſtoßen zu haben.

Macht ein Frauenzimmer einen faux pas, ſo iſt die ganze Familie ſo entehrt, daß man keine Heirathsverbindungen mit ihr eingehen will, und ſie wird im höchſten Grad verächtlich; nur der Bruder, der Oheim oder, wenn kein näherer Verwandter exiſtirt, der Vetter, kann, indem er die entehrte Frau tödtet, die Schande auswaſchen, und dann iſt die Familie wieder in ihre vorige Stellung zurückverſetzt. *) Bei ſolchen Fällen intervenirt ſelten oder nie die bürgerliche Obrigkeit. Die beſte Erläuterung, die ich hierüber geben kann, iſt eine Anekdote, die mir der Subſtitut eines Localgouvernements mittheilte: „Ich ſchlief in meinem Bett, als ich um Mitternacht einen Schlag an meiner Zimmerthüre hörte. „Wer iſt da?“ rief ich aus. Eine Stimme antwortete: „Naſſe eddin.“ Ich öffnete die Thüre, und herein trat ein Druſe mit einem Sack auf ſeiner Schulter. „Was bringt dich zu dieſer unzeitigen Stunde herbei?“ ſagte ich. „Meine Schweſter hatte ein Liebesverhältniß und ich habe ſie getödtet. Hier im Sack iſt ihr Haar und übriger Schmuck, und da ich fürchte, der Gouvernante möchte mir etwas zufügen, ſo ſuche ich deine Fürſprache.“ — „Ei, da ſind ja zwei Haare im Sack,“ bemerkte ich. „Ich tödtete auch ihre Mutter, denn ſie wußte um die Intrigue.“ — „Es gibt keine Kraft als beim allmächtigen Gott! Wenn deine Schweſter unrein war, gab dieß einen Grund auch deine Mutter zu tödten? Aber leg dich nieder und ſchlaf.“ Am Morgen ſagte ich zu ihm: „Ich denke, du warſt zu unruhig um zu ſchlafen.“ — „Bei Allah! o mein Oheim (ein gewöhnlicher Ausdruck), ſo unglücklich hatte mich die Schande gemacht, daß ich ein ganzes Jahr lang keinen geſunden Schlaf hatte bis auf die vergangene Nacht.“ Darauf ging ich mit ihm zum Gouverneur und ſprach: „Willſt du dem Naſſr eddin das Schuldig der Strafloſigkeit geben?“ Der Gouverneur ſagte zu Naſſe eddin: „Sprich ohne Furcht.“ Naſſe eddin erzählte ſeine Geſchichte, worauf der Gouverneur ſagte: „Lo bas“ (das ſchadet nichts). Darauf küßte dieſer die Hand des Gouverneurs und entfernte ſich.

Die Druſen halten auch in ihren tödtlichſten Fehden den Harem heilig und unverletzlich. Nie iſt ein Beiſpiel bekannt geworden, daß ein Druſe eine chriſtliche Frau mißhandelt hätte. Man vergleiche in dieſer Rückſicht den heidniſchen Druſen mit dem höchſt katholiſchen Spanier.

(Schluß folgt.)

*) Aus dem nächſtens in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung erſcheinenden Werk: „Die heutigen Syrier.“

*) Wenn das Glied einer chriſtlichen Familie im Libanon ſeine Religion abſchwört, ſo wird ſeine Verwandtſchaft auf ähnliche Weiſe entehrt und iſolirt.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 252.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

8 September 1844.

Altcastilien und seine Hauptstadt.

(Nach A. Blanqui.)

Die Merinoheerden, die einzige Hülfsquelle des Landes, zeigen sich in großer Zahl auf den weiten Ebenen von Altcastilien. Besonders häufig ist hier die schwarze Gattung, deren Ausfuhr streng untersagt ist; ihre Wolle wird zu braunen Stoffen verarbeitet, welche den niedern Volksclassen zur Bekleidung dienen. Sie wird nicht gefärbt und ist deßhalb sehr gesucht in einem Lande, wo die Farbstoffe theuer und die Färbereien noch weit zurück sind.

Von Briviesca bis Burgos erregt kein Ort, kein der Beachtung werther Gegenstand die Aufmerksamkeit des Reisenden. Burgos, ungefähr wie Vittoria gelegen, an dem äußersten Ende einer ungeheuren, kalten und unfruchtbaren Ebene, ist der Schauplatz einer blutigen Schlacht gewesen, welche unter Napoleons eigener Anführung gewonnen ward. Durch den Thurm der Kathedrale und die malerischen Ueberbleibsel der Citadelle bemerkt man schon aus großer Ferne diese Hauptstadt, welche einst für Altcastilien und einige Zeit sogar für ganz Spanien so berühmt war.

Unter dem hiesigen Erzbischof, welcher in der guten alten Zeit 40,000 Ducaten Einkünfte hatte, stehen die Bischöfe von Pamplona, Calahorra, Palencia und Santander. Acht Mönchsklöster und zehn für Nonnen befanden sich sonst in Burgos, und noch leben zahlreiche Müßiggänger von den Austheilungen dieser Klöster. Burgas, Aalla, Osma, Segovia, Calahorra, Siguenza, Soria, Pedraza, Sepulveda, Alcienza, Almedo und noch ein Dutzend Flecken und Nester von Altcastilien wimmeln von Tagdieben und Bettlern aller Art. Hier ist das classische aber romantische Revier des Raubgesindels.

Die fruchtbarste Gegend von Altcastilien ist der Distrikt, welcher Tierra de Campos genannt wird und nördlich von Medina de Rio Seco und Palencia liegt. Der hier wachsende Wein ist vortrefflich und die Ebenen sind mit schönen Schafherden bedeckt; die beste spanische Wolle kommt aus dieser Gegend. Auch die mit reinen, gesunden Lüften gesegnete Rioja ist fruchtbar an Getreide, Wein, Obst und Honig.

Auf den ersten Blick scheint Burgos eine bedeutende Stadt zu seyn; der Kai am Flusse Arlanzon ist breit, reinlich, mit prachtvollen Gebäuden geziert, und scheint einer großen Stadt anzugehören. Während der Sommermonate ist der Fluß ohne Wasser und die Brücke über denselben ganz überflüssig. Die Gräber des Cid und seiner Ximene liegen auf einer Insel und werden von Trauerweiden beschattet.

Die Straßen sind krumm, eng, dunkel, mit kleinen spitzigen Steinen gepflastert und gleichen heimlichen Gängen der Gefängnisse, und die vergitterten Fenster der Erdgeschosse dienen nicht dazu, den finstern Eindruck zu mindern. Die Mauern sind mit alten Wappenschildern, Kreuzen, Muttergottesbildern und Inschriften bedeckt, und können für eine wahre Erinnerungstafel des Mittelalters gelten. Auch aus der Zeit Philipps des Zweiten besitzt Burgos mehrere Monumente und öffentliche Gebäude: zwei von Herrera gebaute Klöster, zwei Thore und ein großes Gefängniß. Schwerlich wird man in irgend einer andern Stadt Spaniens so viele Merkmale von dem tödlichen Verfahren der Inquisition finden; hier hat sie mehr als anderwärts ihre Früchte getragen, und ihr Thron, der unter Ferdinand VII wieder grünte, hätte leicht aufs neue Sprossen und Zweige getrieben. Jetzt wird es etwas heller, allein unter besagter Regierung fand man hier Unwissenheit, Fanatismus, Trägheit und königliche Freiwillige; die Scheiterhaufen sind kaum ausgelöscht und es bedarf nur eines günstigen Hauches, um sie wieder anzuzünden.

Viele Reisende haben die Kathedrale von Burgos beschrieben — eines der merkwürdigsten Bauwerke, welche es auf der Welt gibt. Mit vielem Fleiße habe ich mir das Innere betrachtet und werde so frei seyn, einige Bemerkungen mitzutheilen, die meinen Vorgängern entgangen sind. Keiner von allen hat, so viel ich weiß, von dem ungeheuren Gitter gesprochen, welches den Chor umgibt; es ist 30 Fuß hoch und massiv von Kupfer, die Arbeit ist bewundernswürdig und das Metall hat einen Werth von drei Millionen. Auch die sechs großen, massiv silbernen Leuchter hat man nicht erwähnt; sie sind 5 Fuß hoch und stehen zu beiden Seiten des Hochaltars. Die Chorstühle sind von Sandelholz mit eingelegter Arbeit

Digitized by Google

von sonderbarem Geschmack verziert. Auf dem Sitze ist eine Blume, die aus einer Vase in Form einer Urne entspringt; die Henkel dieser Urne sind zwei Wasserstrahlen, welche zwei kleinen Engeln ihre Entstehung verdanken. Eine große Menge von Faunen, Sirenen, Satyrn und Nymphen schmücken mehrere andere Chorstühle, und es ist wohl möglich, daß sich der alte humoristische Künstler, dem diese Bildnereien ihre Entstehung verdanken, satyrische Anspielungen auf die Sitten des Clerus erlaubte. Nicht weit vom Chor ist die Reliquiencapelle; hier zeigt man ein Stückchen von Moses Stabe, einen Knochen des Zacharias, einen Schuh der Jungfrau Maria, einen Stein von dem calvarischen Berge und einige Fingerspitzen voll Sand aus dem Jordan.

(Schluß folgt.)

Die Slawen in Schlesien.

(Schluß.)

IV. Die Zukunft der Slawen in Schlesien.

Was das Schicksal der Völker in der Zukunft seyn werde, das zu bestimmen kann sich niemand vermessen. Aber schließen kann man aus der Vergangenheit und Gegenwart, wie es sich ungefähr gestalten werde, und solche Schlüsse sollen es auch hier seyn, nach denen ich muthmaßen will, welche Zukunft den Slawen in Schlesien bevorsteht.

Sehen wir zunächst auf ihre Vergangenheit, so sind sie aus den Herren zu Unterworfenen geworden, denn früher gehörte Schlesien zu Polen, und die Deutschen waren nur Einwanderer und Gäste. Dieß Verhältniß hat sich im Laufe der Zeit umgekehrt, und es besteht das gegenwärtige, wie die Geschichte lehrt, schon seit mehrern Jahrhunderten. Haben nun gleich die Deutschen niemals und nirgends Gewalt gebraucht um das slawische Element auszurotten, so hat doch dieses der moralischen Gewalt, d. h. der fortschreitenden Civilisation nachgeben müßen. Die meisten Primaten der Slawen haben sich in Folge dessen im Laufe der Zeit germanisirt, und es leben nunmehr eine Menge angesehener Familien als ächte Deutsche in Schlesien, deren Namen ihre slawische Abkunft anzeigen. Und dieses Germanisiren geht ohne allen äußern Zwang immer fort, und findet meistentheils in den mittlern und höhern Classen statt; hiernach geschlossen, läßt sich unschwer die Zukunft der schlesischen Slawen bestimmen. Sie werden wahrscheinlich im Laufe der Zeit immer mehr in den Deutschen aufgehen und am Ende ganz in ihnen verschwinden, wenn nicht etwa von Osten her ein Sturm sie beide trennen sollte; diese Trennung würde indeß, da die Verbindung immer fester und inniger wird, auch je länger desto schwerer werden. Dieses Verschwinden der Slawen unter den Deutschen bereitet sich vor und ist eigentlich schon im Gange, und zwar in dreifacher Art, in der Sprache, in den Sitten und in den politischen Ansichten.

Was zunächst die Sprache betrifft, so halten die Slawen in Schlesien zwar noch fest an der ihres Stammes, und es gibt sich darin eine Zähigkeit bei ihnen kund, die ihr Bestehen und ihren Gebrauch noch auf lange Zeit hinaus verbürgt. Indeß wird es doch für die Jugend und insbesondere für die männliche fast zur Nothwendigkeit, sich das Deutsche anzueignen, weil ihr dieß zu ihrem Fortkommen in sehr vielen Fällen unentbehrlich ist; mit der Nothwendigkeit aber verbindet sich noch eine gewisse Eitelkeit, indem man damit, daß man deutsch spricht, den Bildungsgrad den man erreicht hat, andeuten will. Es ist damit so ziemlich dasselbe, wie mit dem Französischen im Elsaß und Lothringen, was dort auch das Deutsche immer mehr verdrängt. Hier in Schlesien kommt noch dazu, daß die geistige und pecuniäre Potenz bei weitem überwiegend bei den Deutschen ist, daß also die Slawen sich fügen müssen, indem der Mehrtheil von ihnen dienstbar ist. Auch ist nicht zu übersehen, wie leicht sie fremde Sprachen lernen, so daß es sie nicht viel Mühe kostet, des Deutschen mächtig zu werden. Man erstaunt in der That, wie schnell sie damit zu Stande kommen, und wie z. B. Dienstboten, die kaum ein deutsches Wort kennen, in kurzer Zeit diese Sprache lernen, wenn sie bei einer deutschen Herrschaft sind; auch schon ihre große Ergebenheit macht, daß sie sich die möglichste Mühe damit geben. Auf diese Art wird ihnen endlich durch Gewohnheit eine Sprache und mit dieser das Volk, das sie spricht, lieb, und man bedient sich derselben überall, wo man nicht gerade unter seinen Stammgenossen ist. Dieß nimmt in neuerer Zeit immer mehr überhand, und die Ableistung der Militärpflicht ist ganz besonders bei der jungen Mannschaft eine Veranlassung, sich im Deutschen zu üben, sich mit den deutschen Cameraden zu befreunden und deutsches Wesen lieb zu gewinnen; dadurch aber wird ein sehr großer Schritt gethan zur Germanisirung des Volks.

Sehen wir auf die Sitten, so ist es damit gerade und fast noch mehr so, als wie mit der Sprache. Der stete Umgang mit den Deutschen, welchen der größte Theil der schlesischen Slawen hat, und welcher durch Berufsgeschäfte, so wie durch soeiale Verbindungen fortwährend herbeigeführt wird, trägt allmählich die Sitten der erstern auf die letztern über, ohne daß auch der umgekehrte Fall vorkommen könnte, einzig aus dem Grunde, weil, wie schon gesagt, die Deutschen in der geistigen und pecuniären Potenz über die Slawen präponderiren. Im Aeußern manifestirt sich dieß Uebertragen am Hauswesen und an der Kleidung; da nimmt deutsche Sitte und deutsche Mode immer mehr überhand, und man kommt jetzt z. B. in den slawischen Dörfern in mehr als doppelt so viel Wohnungen, als wie noch vor ein Paar Decennien, wo deutsche Sitte und deutsche Einrichtung die polnische verdrängt. So konnte man z. B. in früherer Zeit fast in allen Häusern das liebe Vieh mit dem Menschen unter einem Dache, ja in einem und demselben Raume treffen, wogegen dieß jetzt immer seltener vorkommt, und jetzt dem Vieh sein Stall von den menschlichen Wohnungen abgesondert angewiesen ist. Was die Kleidung betrifft, so habe ich zwar im zweiten Abschnitte gesagt, daß sie noch höchst elend sey, auch führte ich dort an, wie jämmerlich die Erscheinung des Slawen sey, wenn er als Vecturant öffentlich auftritt. Die Wirklichkeit

Digitized by Google

bestätigt dieß allerdings noch in einigen Gegenden, aber die gänzliche Umbildung seiner Lebensweise, wenigstens in so weit sie das Sparen und Zusammenhalten so wie die damit verbundene bessere Lage betrifft, welche durch die Enthaltsamkeitsvereine herbeigeführt wird, muß, wenn dieselben immer weiter um sich greifen, seine ganze Stellung und äußere Erscheinung zu einer andern machen, und sie derjenigen nähern, welche die Slawen in den Städten so wie in den Districten bereits inne haben, wo sie sich eines größern Wohlstandes und einer höhern Stellung in der Sittlichkeit erfreuen. Und darin dienen ihnen die Deutschen als Vorbilder. Gibt es nun gleich unter diesen mitten zwischen den Slawen Individuen, welche in ihren Sitten hinter diesen stehen, so sind dieß immer nur Ausnahmen, welche die Regel nicht umstoßen können, daß der Deutsche in Politur und Sitte weit vor dem Slawen steht. Daß ich dieß hier nicht auf die Allgemeinheit, d. h. auf die gesammte deutsche und slawische Nation ausgedehnt wissen will, füge ich zum Ueberflusse hier bei; denn ich rede immer nur von den Slowen in Schlesien.

Wollen wir untersuchen, welche politische Ansichten die Slowen in Schlesien überhaupt haben, so werden wir vorweg finden, daß es sehr unklare, sehr unsichere und sehr wenig selbstständige sind. Man könnte Hunderte von ihnen fragen, ob sie eine politische Veränderung ihrer Lage wünschen, und sie würden kaum verstehen, was man damit meinte. Man könnte ferner forschen, ob sie die Herstellung einer großen und allgemeinen slawischen Nation (den Panslawismus) wünschen, und sie würden auch da nicht begreifen, was das sagen wollte. Zwischen dieser Beschränktheit einer politischen Ansicht hat sich aber dennoch eine große Liebe zu ihrem Vaterlande Geltung verschafft, eine Liebe, die zum Patriotismus wird, wo man ihnen klar macht, daß der Staat, dem sie angehören, ihr Bestes will, daß er sie zu heben und in eine günstigere Lage zu versetzen trachtet, und daß eine Menge von getroffenen Maaßregeln hierauf abzielen; und was besonders zu beachten, das ist, daß hierin unter den Slawen im preußischen und im österreichischen Antheile gar kein Unterschied stattfindet. Und gerade dieß kann man mehr, wie jedes andere für ein Zeichen ansehen, daß endlich diese Slawen in den Deutschen aufgehen, d. h. völlig mit denselben werden amalgamirt werden. Indeß ist dieß für die in österreichisch Schlesien viel weniger wahrscheinlich, wie im preußischen, und zwar aus dem Grunde, weil jene noch einen Zusammenhang und Stützpunkt an ihren Stammgenossen in Galizien und Mähren haben, mit denen sie, schon weil sie unter gleicher Landeshoheit stehen, viel mehr Verbindungen unterhalten, als wie die im preußischen Antheile mit denen in Polen. So viel steht indeß bei ihnen allen fest, daß sie ihren deutschen Herrschern fast durchgängig innig und fest zugethan sind, und daß sie auch nicht im entferntesten den Wunsch hegen, jemals unter andere Hoheit zu kommen. Die Apostel des Panslawismus würden daher bei ihnen eine schwere Mission haben, und ein sehr steriles und undankbares Feld zu bebauen bekommen.

Die Druſen.

(Schluß.)

Die Druſen haben außer der dogmatischen Theologie keine Wissenschaft oder Literatur. Ihre Jugend lernt lesen und schreiben, der übrige Theil des Lebens geht in Politik, Ackerbau und kleinen Gebirgsfehden auf. Sie lesen auch den Koran, um mit ihm bekannt zu seyn, und im Fall der Noth die moslemitische Religion ausüben zu können. Sie sind sicherlich in politischen Dingen ein sehr intelligentes Volk; sie haben ein viel geschickteres und scheinbareres Benehmen als die Christen, sind ihnen aber nicht gleich in der Kunst Urkunden aufzusetzen; — um mich verständlich zu machen, so würde ein Druſe den überzeugendsten Advocaten, ein Christ den geschicktesten Notar abgeben.

Sie haben keinen Geschmack für schöne Künste und sehr wenig für nützliche Industrien. Niemals sah ich eine Zeichnung oder ein Gemälde von einem Druſen. Man sagt, daß die Arabesken und Mosaiken im Palast von Mohtara, dem Sitz der Familie Dschanbelat, jedem andern derartigen Schmuck in Syrien gleich waren, aber, wie die Decorationen von Beiteddin, waren auch sie von damascenischen Künstlern ausgeführet worden. Einige Grabmäler ihrer Scheikhe sind sehr zierlich gehauen.

Dschebel Druſe ist sicherlich nicht das Land des Gesanges; nichts quält mehr die Ohren als ihre unharmonische Musik. Ich will nicht sagen, daß arabische Musik im allgemeinen unangenehm ist, wenn man einmal sich an sie gewöhnt hat; ja nichts kann anmuthiger seyn, als den Nil hinunterzuschwimmen, wenn der Vollmond die Wipfel des Palmenhaines versilbert und ein Chor von Schiffern über dem Wasser ertönt, es liegt sicherlich Zierlichkeit und Grazie in der Melodie Dus ja leili und andern, die in großen Städten bei den Unterhaltungen der Eingebornen gesungen werden, wenn nur der Europäer lange genug im Lande gewesen ist, um sich an den Styl zu gewöhnen: aber niemals hörte ich den Gesang und die Handtrommel der Druſen ohne Qual. Die Vollkommenheit der Vocalmusik auf dem Libanon besteht darin, näselnd und gurgelnd zu seyn, und als ob dieß nicht eine hinreichende Umkehrung des europäischen Ideals von Vortrefflichkeit wäre, so füllt noch dieser höchst beleidigende Guttural, Ghain, der nichts mehr und nichts weniger als das northumbrische burr (Schnarren) ist, die Intervalle aus und dient als Vehikel jeder fioritura.

Die sechs herrschenden Familien üben eine Art von lehensherrlicher Gerichtsbarkeit in ihren treffenden Domänen aus, und die große Mehrheit der Processe werden durch sie, ohne Bezugnahme auf den Kadi, entschieden, der nur selten um seine Entscheidung in Streitsachen, welche Erbschaften und andere wichtige Materien betreffen, angegangen wird. In Streitigkeiten zwischen Christen und Christen geht man nie zum Kadi, da in solchen Gelegenheiten die Vorsteher der Klöster Richter sind. Die druſischen Kadi's geben vor, der Secte des Abu hanifeh zu folgen, einer der vier großen Autoritäten in moslemitischer Jurisprudenz; in der Wirklichkeit richten sie sich aber nach den Traditionen ihrer eigenen Nation. Sonderbarerweise nehmen sie das Zeugniß eines Christen gegen einen Druſen an. In den moslemitischen Gebieten kann ein Christ eigenwillig nur ein Drittel seines Eigenthums legiren; aber die Druſen erlauben jedermann volle Freiheit, über seinen Besitz im Testamente zu verfügen. Wird ein Druſe Christ, so setzen sie vermöge einer legalen Fiction voraus, daß sein Vater kein Druſe war, sondern seine Mutter ein Liebesverhältniß mit einem Christen hatte. Wird ein Mann zur Tilgung einer Schuld verurtheilt und entzieht sich

Digitized by Google

der Bezahlung, ſo wird er nicht in das Gefängniß geſteckt, ſondern man quartiert ein paar Soldaten bei ihm ein. Dieſe leben auf ſeine Koſten in Saus und Braus, bis entweder die Schuld bezahlt oder der Vorrath ſeines Hauſes erſchöpft iſt. Nach kurzer Zeit findet gewöhnlich ein Compromiß ſtatt.

Die äußerſte Verwirrung in Bezug auf das Mein und Dein ergab ſich aus den Bemühungen des alten Emir Beſchir, die Macht der Druſen zu unterdrücken. Ihre Ungeduld, ſein Joch abzuſchütteln, führte zu Revolten; die Ueberwältigung dieſer Aufſtände war mit ausgedehnten Confiscationen von Eigenthum begleitet. Die Vertreibung des alten Emir Beſchir im Jahre 1840 und die gewaltſame Wiederübernahme der Ländereien durch die Druſen veranlaßte die verwickeltſten Streitigkeiten, denn in manchen Fällen war das Eigenthum durch Kauf bereits an die dritte Hand übergegangen. Auf der einen Seite ſtand die Rechtseinwendung des bezahlten Kaufpreiſes, auf der andern die eines unverletzlichen Erbrechtes. Bis zum Zeitpunkt meiner Abreiſe, im Herbſt 1843, war es den Druſen gelungen, die meiſten dieſer ſtreitigen Länder in ihree Gewalt zu bewahren. *)

Land rentirt ſich mit ungefähr 4 Procent vom Einkaufspreis, wenn es nicht ſelbſt vom Beſitzer bebaut wird. Das Stapelproduct iſt Seide; der Reiſende fühlt ſich zur Bewunderung hingeriſſen, wenn er jeden Fleck Erde auf den Bergabhängen ſorgſam in Maulbeerterraſſen umgewandelt und bewäſſert ſieht, während nur geringe Aufmerkſamkeit den Straßen gezollt wird. Es gibt wenige oder gar keine Orangenbäume im obern Libanon, aber ſie gedeihen auf den Mittelhöhen. Auch wächſt wenig oder kein Getreide im Druſenlande; was das Bekaa, das alte Cöleſyrien, nicht liefert, das kommt aus Aegypten. Reis, welcher nach dem Brode das Hauptnahrungsmittel iſt, wird beinahe bloß aus Damiette nach Sidon und Beyrut eingeführt.

Es gibt nur wenige Straßen auf dem Libanon; die am ſorgfältigſten angelegten beſtehen aus einer Folge von Stufen auf- oder abwärts eines Bergabhanges; aber in vielen der frequenteſten Routen muß das Pferd ſich ſeinen Weg ſo gut ausfindig machen als es kann. In der That ſind ſie mit Fleiß in ſo unpraktikabelm Stand gelaſſen, um die Bewegungen der Truppen zu verhindern. Eine gute Regierung könnte leicht eine macadamiſirte Straße über den Libanon durch Meten anlegen. Der Handel zwiſchen Beyrut und Damaskus iſt ſo groß, daß man mit wenigem Weggeld und bei Einführung von Räderwagen, um die Güter zu transportiren, einen hübſchen Gewinn für die Auslage erzielen könnte. Jetzt ſind Maulthiere und Eſel die einzigen Laſtthiere. Das arabiſche Kamel kann in dieſen Bergen nicht ziehen, und das turkamaniſche Gebirgskamel, deſſen man ſich im Norden von Syrien bedient, iſt hier unbekannt. Viele Druſen treiben das Geſchäft von Frächtern; ſelten aber die kommen Verluſte vor, die man dem Mangel von Ehrlichkeit oder Pünktlichkeit bei ihnen zuſchreiben könnte.

Das Geſetz der Gaſtfreundſchaft gilt im ganzen Morgenlande; ich darf aber mit vollem Rechte ſagen, daß die Druſen ſelbſt über das orientaliſche Maaß in dieſer Hinſicht hinausgehen. Nach den ſelbſtſüchtigen und ausſchließlichen Principien der Philoſophie, welche die Druſen von den Kaematen und Patentern geerbt haben, iſt der Schutz oder die Unterſtützung, die man einem Fremden in Noth angedeihen läßt, ungeſetzlich; aber doch thun ſie es aus Ehrgefühl. Aus meiner eigenen Erfahrung kann ich anführen, daß ich in allen Theilen des Druſenlandes mit der größten Gaſtfreundlichkeit empfangen wurde. Ihre Lebensart iſt folgende: ſie eſſen dreimal des Tages. In der Frühe nehmen ſie etwas Brod und Käſe oder Weintrauben zu ſich. Mittags diniren ſie; die beliebteſten Gerichte ſind Kibbi oder gehacktes Fleiſch und Getreide in Klöße geformt und geſchmort, Reis in geſottene Weinblätter gerollt, verſchiedene Arten von Salat und Omeletten mit Kräutern. Einige Gerichte ſind der türkiſchen und druſiſchen Tafel gemeinſam, wie der nie fehlende Pilau und Reis mit Malven. Die unveränderliche Begleitung des Pilau iſt geronnene Milch. In den Häuſern der höhern Stände erſcheinen Suppe, Vögel und Schöpſenfleiſch auf der Tafel, das letztere immer gedünſtet mit Gemüſen. Fällt ein Feſt ein oder ſind Fremde eingeladen, ſo wird Wildpret oder ein ganzes gebratenes junges Lamm aufgetragen. Wenn der Hausherr eine Ehre erweiſen will, ſo ſteht er auf und reißt ein Stück mit den Fingern ab und legt es auf den Teller des begünſtigten Individuums. Das Hammelfleiſch im Libanon iſt vortrefflich, aber Ochſenfleiſch wird nie gegeſſen, und die Druſen haben denſelben Abſcheu vor dem Schweinefleiſch als die Juden und Muslemiten. Das beſte Obſt im Druſenland ſind Feigen und Weintrauben. Aepfel und Birnen ſind klein und ohne Geſchmack. Einige der letztern ſind ſo rauh, daß wenn man in ihre Schale ſchneidet es ſich gerade ſo fühlt, als ob man in Holz ſchnitte.

Wenn ein Druſe ſtirbt, ſo wird der Leichnam mit den beſten Kleidern des Verſtorbenen angethan und mit unbedecktem Geſicht ausgeſetzt; Frauen werden in einen Sarg gelegt. Alle Gräber im Gebirge ſind in der Form einer Kammer, Haſchaſche genannt, und liegen gewöhnlich in der Nähe der Hochſtraße. Der Deckel der Särge, worin die todten Frauen liegen, wird anfänglich nicht zugenagelt; die Leichname der Männer werden oben auf den Sarg und dann ein großer Stein vor die Grabesthüre, die einige Tage nicht geſchloſſen wird, gelegt. Dieß geſchieht deßwegen, damit, wenn die Perſon nicht todt wäre, ſondern bloß in einer Erſtarrung ſich befände, die Möglichkeit gelaſſen würde laut zu ſchreien, damit ein etwa Vorübergehender es hören und den Scheintodten befreien kann. Es wird für unziemlich gehalten, für die Träger des Sarges, wie dieß in andern Theilen von Syrien geſchieht, etwas zu bezahlen. Die Trauernden kämpfen miteinander um die Ehre den Sarg zu tragen. Druſen und Chriſten legen bei dieſer Gelegenheit ihren gegenſeitigen Haß nieder und folgen den vornehmern Gliedern der beiden Nationen. Beim Tode eines großen Akkals pflegte der vorige Emir Befehle die Hand des Verblichenen zu küſſen und eine Gebärde mit der rechten Hand zu machen, als wolle er den Leichnam tragen. Als das Gewicht der Jahre auf ihn drückte pflegte er einen ſeiner Söhne zu ſchicken, um dieſe Pflicht an ſeiner Statt zu verrichten.

Bei dem Tode eines Akkals wird eine Verſammlung gehalten, um über die Verdienſte und Schwächen des Verſtorbenen zu urtheilen. Jeder Umſtand ſeines Lebens wird durchgegangen und genau keritiſirt. Fällt der Ausſpruch günſtig aus, ſo ſagen ſie: Allah yerhamha (Gott ſey ihm gnädig). Wo nicht, ſo glauben ſie, daß er keine Vergebung finden wird.

*) Ich leſe jetzt aus den Zeitungen, daß die Druſen eine große Summe als Entſchädigungsgeld bezahlen müſſen.

Filtrirung im Großen zu Paris. Die k. mediciniſche Akademie, die Ingenieure der Hauptſtadt und der Geſundheitsrath haben nach einer langen Unterſuchung endlich beſchloſſen ein Syſtem der Filtrirung alles in die Häuſer und Brunnen geleiteten Seinewaſſers im Großen einzuführen. (Moniteur industriel vom 29 Auguſt.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 253.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

9 September 1844.

Die Galeerensklaven in Frankreich.

In dem Augenblick, wo die Zeit nicht mehr fern ist, in welcher eine der scheußlichsten Strafanstalten, die je die Menschheit entehrten, die französischen Hochschulen aller Laster und Verbrechen, die Bagnos in Toulon, Brest, Rochefort ꝛc. hoffentlich für immer verschwinden werden — die Deputirtenkammer hat deren Unterdrückung schon mit einer großen Stimmenmehrheit beschlossen — ist es wohl passend etwas Näheres über das Entstehen und die Zustände dieser eben so merkwürdigen als furchtbaren Anstalten mitzutheilen.

Als man im 15ten Jahrhundert anfing etwas menschlicher zu strafen, und einsehen lernte, daß Scheiterhaufen, Galgen, Schwert, Radern, Köpfen, Viertheilen, Spießen, geschmolzene siedende Metalle in die Adern gießen, eiserne Jungfrauen, Foltern und Martern aller Art, wie sie der erfindungsreiche höllisch-menschliche Geist nur erdenken konnte, nicht hinreichten Verbrechen zu verhindern, und noch weniger die Verbrecher zu bessern, da kam man in Frankreich unter Karl VII auf die Idee, Menschen, die sich schwerer Vergehen schuldig gemacht hatten, welche die Todesstrafe nicht schlechterdings forderten, vermittelst eiserner Ringe und Ketten an Ruderschiffe, Galeeren genannt, zu schmieden, und sie durch schwere anstrengende Arbeit auf längere Zeit, oder auch auf Lebenszeit die verübten Verbrechen büßen zu lassen. Diese von der menschlichen Gesellschaft ausgestoßenen Individuen wurden zuerst in dem Hafen von Marseille verwendet, wo sie bald eine Art von Verbrechercolonie bildeten, und von den Schiffen, auf denen sie unter der strengsten Aufsicht arbeiten und rudern müssen, Galeerensklaven genannt wurden. Da der Nutzen, den man auf diese Weise nach von den Verbrechern ziehen konnte, bald einleuchtete, war die neue Colonie schnell im Zunehmen, und erhielt aus allen Provinzen Frankreichs, wo man anfing weniger leichtsinnig und grausam mit einem Menschenleben zu verfahren, bedeutenden Zuwachs.

Ein gewisser Jacques Coeur, ein Zahlmeister, der die Ehre der Gläubiger des Königs von Frankreich zu seyn, mit seinem Untergang bezahlte, war im Besitz von vier prächtigen Galeeren mit vergoldeten Rudern, auf welchen er eine große Zahl solcher Verbrecher — die man damals Forsaires (Gezwungene), woher das heutige Forçat stammt, nannte — auf denselben angeschmiedet hatte. Karl VII confiscirte diese Schiffe zu seinem Nutzen, und der arme Zahlmeister, dem der König über eine Million schuldete, mußte noch dazu flüchtig werden, um seine Person in Sicherheit zu bringen.

Von diesem Zeitpunkt an wurde die Galeerenstrafe oder Galeerensklaverei förmlich, wenn auch noch nicht gesetzlich, eingeführt und ihre Disciplin organisirt. Das auf die Galeere Schicken war jedoch sehr willkürlich und hing oft von den Launen, der Rachsucht irgend eines Großen oder des Königs ab. Ludwig XI, dessen Politik war, die Großen zu demüthigen, schaffte das Privilegium, welches die höhern Stände hatten, in besondern Staatsgefängnissen ihre Schuld aber ihre Verbrechen zu büßen, ab, und unter seiner Regierung finden wir einen Herrn René von Belestar, wegen begangener Verbrechen und Unthaten auf Lebenszeit auf die Galeeren verurtheilt, mit der Clausel, daß wenn er entwische, man ihm den Kopf abschlagen solle, wenn man seiner habhaft werden könne.

Unter Karl VIII finden wir schon einen General-Oberst aller Galeeren, dem die besondere Ueberwachung der Ruderleute übertragen ist, und der ein Register über die Verurtheilten führt, in welchem er, ohne Unterschied zu machen, den wegen seiner Verbrechen gezwungenen Kettensklaven und den Ruderknecht, der seine Freiheit gegen einen angemessenen Sold freiwillig verkaufte, einschrieb.

Jetzt wurden auch die Dienste der Unteroffiziere, die bei den Galeeren zur Aufsicht angestellt waren, regulirt, und Ober- und Unteraufseher ernannt.

Als einmal die Galeerenstrafe förmlich bestand, beeilten sich die Gerichte aller Provinzen, ihre gefährlichsten Verbrecher zu derselben zu verurtheilen, und von allen Seiten wurden solche Sträflinge in Ketten geschmiedet nach Marseille abgeschickt. Auch sogar die obere Geistlichkeit glaubte das Privilegium zu haben, sich durch die Galeeren von den Individuen

zu befreien, die ihr unbequem waren; dieser Mißbrauch wurde ihr jedoch bald untersagt.

Als im Jahre 1544 der Erzbischof von Bourges sich unterfing aus eigener Machtvollkommenheit vier Geistliche, worunter zwei auf Lebenszeit, auf die Galeeren zu schicken, verurtheilte ihn das Parlament, dieselben auf seine Kosten wieder zurückkommen zu lassen, widrigenfalls man die Kosten bestreiten und sich sodann an seine zeitlichen Güter halten würde.

Damals war die Verurtheilung zur Galeere nach immer mit Auspeitschung und Brandmarkung, und nicht selten mit Verstümmelung der Glieder, mit Nasen- und Ohrenabschneiden begleitet, und mit einem glühenden Eisen wurden dem Verurtheilten die Buchstaben G A L aufgedrückt. Später wurde die Peitsche durch das Halseisen ersetzt, und statt drei Buchstaben brannte man nur noch zwei in das Fleisch des Unglücklichen ein, entweder T F oder T P, wie es die Farbe der Mütze wollte, die er tragen mußte.

Auf die Galeeren wurden nun ohne Unterschied alle Arten von Verbrechern geschmiedet, und unter ihnen so manche, deren angeschuldigte Verbrechen unmöglich waren. Hier sah man durcheinander Zauberer, Teufelsbanner, Herenmeister, Raub- und Meuchelmörder, Falschmünzer, Diebe, Bankerottirer, Wilddiebe, Schmuggler ꝛc. auf den Ruderbänken.

Als die Galeerenschiffe in Folge der bei dem Seewesen vorgegangenen Veränderungen eingingen, verwandte man diese Kettensklaven, wie noch jetzt, zu den schwersten Arbeiten in den Häfen und den Seearsenalen, besonders bei hydraulischen Arbeiten, Ausschöpfungen, zum Graben der Bassins, zum Herbeischaffen schwerer Lasten, ungeheuer Steinblöcke ꝛc.

Jetzt mußte man auch darauf bedacht seyn, große Räume in denen sie schlafen und bewacht werden konnten, für sie zu erbauen, und so entstanden vor beinahe hundert Jahren durch eine Ordonnanz Ludwig XV die Bagnos (Sklavenhäuser).

In diesem Augenblick bestehen noch vier Galeerenanstalten in Frankreich, nämlich drei für Verbrecher vom bürgerlichen Stand, in Toulon, Brest und Rochefort, und eine für das Militär zu Lorient. Die drei ersten enthalten zwischen 8 bis 9000 auf längere oder auf Lebenszeit verurtheilte Galeerensklaven oder Forçats, wie man sie jetzt nennt, von denen in Toulon in der Regel über 4000 und in Brest 3000 sind.

Eine Verwaltung, deren Personal nicht sehr zahlreich, ist mit dem schwierigen und wichtigen Amt beauftragt, diese Verbrecher zu bewachen, zu hüten, ihre Arbeiten zu leiten, für ihre Nahrung und ihre Kleidung zu sorgen, den geringen Lohn, den sie für die mühsamsten Arbeiten erhalten, zu bestimmen, ihre Vergehungen zu bestrafen, ihre gute Aufführung zu belohnen, ihre Beschwerden anzuhören, ihnen wenn sie gegründet sind abzuhelfen, mit ihren Familien zu correspondiren, sich mit unzähligen Einzelnheiten zu befassen, welche 3 bis 4000 in solchen Behältern eingesperrte Menschen erheischen.

Diese Verwaltung ist einem Commissär der Marine anvertraut, der den Titel eines Chefs des Ruderdienstes führt.

Ein Obercommis mit dem Titel eines Rechnungs-Agenten, dem noch zwei oder drei andere Commis beigegeben sind, hat das ungeheure Rechnungswesen dieser Anstalt bis in die kleinsten Details zu besorgen.

Um die Mannszucht zu erhalten, ist ein ziemlich beträchtliches Corps unter dem Namen der Ruderwache angestellt, das von Officieren und Unterofficieren verschiedener Grade befehligt wird. Die Adjutanten, welche den schwierigsten Dienst dabei haben, sind sehr schlecht dafür belohnt.

So viel im allgemeinen über diese Strafanstalten, wir wollen nun einen Unglücklichen, der dazu verurtheilt ist, hier seine Verbrechen abzubüßen, auf allen Leidensstationen, die er durchzumachen hat, begleiten.

Der Verurtheilte wird auf einem Cellenwagen, in welchem er mehrere Tage und Nächte in einem engen, dunklen Raum eingesperrt ist, und in welchem er keine Art von Bewegung machen und kaum die zum Athmen nöthige Luft schöpfen kann, an den Ort seiner Bestimmung gebracht. Seine Füße sind nun so angeschwollen, daß er nicht mehr gehen kann, seine Augen können das Tageslicht nicht mehr ertragen, und man muß ihn in die Schaluppe, welche ihn im Hafen erwartet, tragen oder schleppen. Diesen Dienst erweisen ihm andere Forçats. Die Schaluppe, deren Ruderer gleichfalls Forçats sind, mit Ausnahme des Piloten am Steuerruder, der ein freier Mann ist, und die von einigen Rudergarden bewacht werden, bringt den Neuangekommenen schnell in jenes schreckliche Sklavenhaus, welches die Mehrzahl der Verurtheilten nie mehr verläßt. Ein entsetzlicher Augenblick für den aller Ehre, aller Freiheit, alles Vermögens beraubten Unglücklichen, welcher nun der ganzen übrigen Welt, die für ihn auf immer verschlossen ist, ein ewiges Lebewohl sagt. Vergeblich suchen auch die verhärtetsten Verbrecher die Empfindung, welche sich ihrer in diesem Augenblick bemächtigt, sie mag nun der Verzweiflung oder Gewissensbissen ihren Ursprung verdanken, zu verbergen.

Kaum ausgeschifft werden sie in die Schreibstube des Marinecommissars geführt, der, von mehreren Adjutanten umgeben, sogleich ihre Papiere untersucht, sich von der Identität ihrer Person überzeugt und sie auf sein Register einträgt. Von jetzt an haben sie keinen Namen mehr, nur eine Nummer bezeichnet noch ihre Individualität.

Aus der Schreibstube führt man sie in den Badsaal, wo man sie in einer großen, hölzernen Bütte wascht und wo sie andere Forçats mit einem groben Schwamme reiben und die Bütte unaufhörlich mit Seewasser füllen. Diese ganze Operation geschieht unter der Aufsicht eines Adjutanten und darf nur einige Minuten dauern. — So gereinigt wird nun ihr Körper von einem Wundarzt der Marine in einem anstoßenden Gemach von Kopf bis zu den Füßen untersucht. Alle sich vorfindenden körperlichen Fehler oder Gebrechen werden genau aufgezeichnet, und die Kranken sogleich in das Galeerenlazareth geschickt, wo ihnen die nöthige Pflege und Hülfe zu Theil wird. Diejenigen, welche gesund befunden wurden, erhalten

Digitized by Google

sogleich nach der Besichtigung des Arztes ihre Sklavenkleidung, die aus folgenden Stücken besteht:

1) Eine lange Jacke vom gröbsten rothen Tuch.

2) Ein Paar gelbe Beinkleider von demselben Zeug für den Winter und von grober Leinwand für den Sommer.

3) Zwei Hemden von ungebleichter, roher Leinwand.

4) Ein Paar mit Eisen beschlagene dicke Schuhe.

5) Eine Mütze von rother oder grüner Wolle; grün für die auf Lebenszeit und roth für die auf eine bestimmte Zeit Verurtheilten. Jede Mütze ist mit der Nummer ihres Besitzers versehen.

Sobald sie mit diesem Costüm bekleidet sind, läßt man ihnen die Haare bis fast auf die Wurzel abschneiden, jedoch so, daß sie wie Furchen aussehen, damit man sie im Fall der Entweichung leichter erkennen kann, weßhalb auch keiner so leicht entwischt, bevor er sich nicht eine Perücke verschafft hat.

Drei Viertheile seiner Zeit bringt der Forçat etwa in dem gemeinschaftlichen Saale des Bagno zu, während er die übrigen Stunden zur Arbeit in der freien Luft verwendet, wo er mit freien Arbeitern zusammen kömmt. So beschwerlich und mühsam diese Arbeiten auch oft seyn mögen, so sind sie ihm doch sehr zuträglich und heilsam. Gegen den Abend werden sämmtliche Sträflinge wieder in ihren Saal geführt, und mit einbrechender Nacht werden sie an die hölzernen Pritschen angekettet, welche ihnen statt der Betten dienen, und zwar so, daß immer einer gegen den andern zu liegen kömmt, und nicht die geringste Bewegung machen kann.

Noch wird, um ihre Entweichung zu erschweren, die Vorsicht gebraucht, immer zwei Forçats, die eiserne Ringe an den Füßen haben, vermittelst einer Kette, welche etwa einen Meter lang ist, aneinander zu schmieden.

Nicht gleich bei ihrer Ankunft werden sie so zusammengekettet, man legt ihnen vorerst den eisernen Ring an den Fuß, läßt sie sich dann drei Tage von den Strapatzen der Reise erholen, während welchen sie nicht nur nicht arbeiten, sondern sogar eine bessere und nahrhaftere Kost wie die gewöhnliche erhalten, und erst wenn man sie für hinlänglich gestärkt hält, kettet man sie zusammen und führt sie zur Arbeit.

(Fortsetzung folgt.)

Altcastilien und seine Hauptstadt.

(Schluß.)

Das ist alles, was Burgos von castilischen Schätzen und castilischem Ruhme blieb; die Bevölkerung, sonst 40,000 Seelen, ist bis auf 11,000 gesunken. Die Mehrzahl der Einwohner besteht aus liederlichen Müßiggängern; die Soldaten sind mit Lumpen bedeckt und die Mehrzahl der civilen Bevölkerung besitzt selbst diese nicht; viele müssen ihr Leben durch die täglichen Almosen fristen, die sie von den Klöstern erhalten, und sie ziehen diesen Schimpf der Ehre einer durch Arbeit errungenen Unabhängigkeit vor. Wenn die Stunde der Vertheilung naht, stürzt jung und alt, Frauen und Kinder, bunt durch einander nach dem Thore des Klosters, wo sie sich nicht immer ohne Kampf erhalten. Ein empörender Anblick ist es, diese Masse von Elenden zu sehen, wie sie sich in den Staub werfen, um einen Knochen, etwas Brod, oder einige Erbsen zu erhaschen. Die Mönche sehen gleichgültig auf diese entwürdigten Menschen, stets jedoch bereit, ihre Befehle aufrecht zu erhalten und überall zuzuschlagen, wo es ihnen beliebt. Der Pöbel, der in Spanien zahlreicher und wilder als in irgend einem andern Lande Europa's ist, bildet die Miliz der Klöster; er steht zu ihren Befehlen, lebt von ihren Almosen, und will nichts von Aenderung der Dinge wissen, die seine Trägheit stören könnte.

Von Burgos bis Lerma hat die von kleinen Hügeln unterbrochene Ebene nichts bemerkenswerthes, es wären denn einige große Galgen, welche als Zeichen der Dienstbarkeit und peinlichen Halsgerichtsordnung auf Hügeln stehen. Es ist die Livree der Dörfer, welche den Grunden gehören. Ueberall herrscht dieselbe Dürre, und wenn die Spanier keine Vorkehrungsmittel treffen, so ist Altcastilien in Zeit von fünfzig bis sechzig Jahren eine vollkommene Wüste, der es auch an Räubern nicht fehlen wird. An mehreren Orten nimmt schon jetzt der Sand so sehr überhand, daß er die Bäche verschlingt und daß die wenigen Bäume, welche sich noch gehalten haben, verdorren.

In Lerma, einem altcastilischen Flecken von etwa zwölfhundert Einwohnern, besuchte ich sechs Klöster. Der Herzog von Infantado hat hier bedeutende Besitzungen; ein altes, verfallenes Schloß, ganz mit Wappen bedeckt, war der Sitz seiner Ahnen; jetzt ist es nichts als eine große, unregelmäßige Masse von Gewölben, durch die man das Land dahinter und den Lauf des Flusses sieht. Hieher kommen die Carthäuser, die Franciscaner, die Augustiner, um hier zu träumen nach ihren reichlichen Mahlzeiten; überall werden sie mit den Zeichen der höchsten Achtung empfangen, denn Altcastilien ist immer noch das Paradies der Mönche. Die Männer stehen in ihrer Gegenwart mit unbedecktem Haupte, und die Kinder beeifern sich, ihnen die Hände zu küssen.

Die feinwolligen Schafe von Altcastilien machen jedes Jahr ihre Reise; wenn sie den Sommer auf den Bergen zugebracht haben, kommen sie im Winter auf die warmen Wiesen der mittäglichen Provinzen. Diese wandernden Schafe können sich auf fünf Millionen belaufen, und es gibt noch Klöster, welche 40 bis 50,000 besitzen. Gewöhnlich besteht eine Heerde aus 10,000 Köpfen; die Sorge über dieselbe ist einem Schäfermeister übertragen, welcher 50 Gehülfen mit 50 Hunden unter seinem Befehle hat. Wenn die Schäfer an dem Orte ankommen, wo sie den Sommer zubringen wollen, beginnen sie damit, den Schafen so viel Salz zu geben als sie fressen wollen; sie lecken es von Steinen, deren man sich zu diesem Zwecke bedient. Ende Julius bringt der Schäfer die Böcke in die Heerde, sechs bis sieben auf hundert weibliche Schafe. Drei Vließe der Böcke geben gewöhnlich zwei Pfund Wolle. Ende Septembers beginnen die wandernden Schafe ihren Marsch in die wärmeren Gegenden; ihr Weg ist durch

Digitized by Google

die Gesetze vorgeschrieben. Da sie über bebaute Felder kommen, sind die Grundbesitzer verpflichtet, eine Straße von 90 Fuß Breite für sie frei zu lassen. Sobald sie an den Ort kommen, welchen sie im vorigen Jahre inne hatten, werden sie eingepferchi, und kurze Zeit nachher werfen die Schafe Lämmer.

Im April treten die Heerden ihren Marsch nach den Bergen wieder an und im Mai werden sie geschoren; ein Mann scheert sechs bis sieben in einem Tage. Will man dieß thun, so schließt man sie in einem großen Hofe ein, von wo sie in das Bad getrieben werden. Da sie hier sehr eng zusammengedrangt sind, schwitzen sie stark, und die Wolle, dadurch erweicht, läßt sich leichter scheeren. Die Schäfer lassen die Heerden nie aus der Hürde, bis die Sonne den Nachtthau aufgetrocknet hat; auch laßt man sie nach einem Gewitter niemals aus einem Bach oder Teich saufen. Wie in andern Landern befassen sich auch in Spanien viele Schäfer mit Heilkunde; das Landvolk consultirt sie oft, denn sie haben gegen manche Uebel und Leibesbeschweeden probate Kräutertränke, Salben und sonstige Mittel. Die Landleute in Altcastilien halten große Stücke auf die Schäfer; man nannte mir einen, dee vor etwa dreißig Jahren angeblich wegen Zauberei vor das Tribunal in Burgos beschieden wurde.

Die xanthischen Marmorreste.

(Nach dem Athenäum vom 24 Aug.)

Die wichtigen Sammlungen zu Xanthus sind jetzt nach England geschafft, Regierung und Privaten, niemand denkt vorerst an eine abermalige Unternehmung nach Kleinasien und man kann die xanthische Sammlung als vollständig ansehen. Sie wird emsig von Alterthumsforschern, Geschichtschreibern und Künstlern besucht, und jeder sucht heraus, was in seinen Kram taugt, bald um alte Theatra zu stützen, bald um neue aufzubauen. Seit die Marmorreste des Parthenon ins brittische Museum kamen, ist keine gleich wichtige Erwerbung gemacht worden, und obgleich die xanthischen Ueberreste nicht mit den tadellosen Erzeugnissen des goldenen Zeitalters der griechischen Sculptur an innerem Werthe sich vergleichen lassen, so haben sie doch ihr eigenthümliches Interesse. Hinsichtlich der Parthenonüberreste ist alles deutlich und bestimmt, Ursprung, Zeit, Schicksal, alles ist bekannt, während man über die meisten Verhältnisse der xanthischen Marmorreste gänzlich im Dunkel ist.

Welch ein Land war dieß Südufer von Kleinasien, ein Land so angefüllt mit volkreichen Städten, daß man in einer einzigen Tagereise die zerstörten Reste von zwanzig sehen kann; ein Land von wunderbarer Schönheit und Fruchtbarkeit, von zahllosen Flüssen durchströmt, deren Thäler mit tempelgleichen Trophäen gefüllt sind zum Andenken vergessener Thaten und mit Gräbern namenloser Todten, die gen Himmel ragen. Allenthalben die Spuren eines Volks, gleich ausgezeichnet durch seine Bekanntschaft mit allem, was das Leben schmückt, wie durch seinen unbezwinglichen Unabhängigkeitsgeist, und bei dem, wie bei allen hellenischen Stämmen, wie und wo sie auch zerstreut seyn mochten, Freiheitsliebe und Schönheitssinn stets Hand in Hand gingen. Hier war der Schauplatz, wenn auch nicht der Geburtsort jener seltsamen, aber wundervollen Mythen, in denen die Sage des Alterthums ihre Ansichten von den Einflüssen und dem äußern Anblick der Natur, wie von den Triebfedern des menschlichen Lebens niederlegten, bis Sterne und Jahreszeiten, bis Leidenschaften und die Macht der Menschen in der schöpferischen Phantasie der Dichter zu lebenden Wesen wurden, und durch die Schöpfungen der Kunst bestimmte, liebliche Gestalten erhielten. Hier herrschte Bellerophon, der die Chimära erschlug, und Sarpedon, den Schlaf und Tod von dem Schlachtfeld vor Troja bis zu seinem Grab an den Ufern des Xanthus trugen. Hieher brachte Latona, von Delos flüchtend, ihre himmlischen Kinder, um sie zu baden in dem heiligen Flusse; hier wohnten die Amazonen; hier kämpften aufeinanderfolgende Nationen um den Besitz des lieblichsten und fruchtbarsten Landes unter der Sonne, und ließen zum Staunen der Nachwelt Spuren ihrer Macht, ihrer Künste und ihres Cultus zurück, aber gleich ihren gegenüberwohnenden Nachbarn und nahezu ihren europäischen Stammverwandten, den Griechen, sind die größten, schönsten und dauerndsten Denkmäler, die sie zurückgelassen haben, nicht die Tempel ihrer Götter, sondern die Wohnungen der Todten.

Die xanthischen Marmorreste, wie man sie mit Recht nennt, — denn die im brittischen Museum aufbewahrten Stücke sind alle aus Xanthus, obwohl durch Zeichnungen und Abgüsse aus den benachbarten Städten Tlos, Trimessus, Pinara, Myra und Cadyanda erläutert, — können in vier Classen eingetheilt werden. 1) Die ältesten grälolycischen Werke, welchen Ausdruck wir jetzt aus Mangel an einem bessern gebrauchen. 2) Die griechisch-persischen, indem griechische Kunst sich mit persischer Geschichte verbindet. 3) Die griechisch-römischen und 4) die byzantinischen und ältesten christlichen Ueberreste.

Die wichtigsten dieser Ueberbleibsel, die ältesten und in den Augen der Alterthumsforscher die werthvollsten, sind vier angeblich Grabdenkmäler, zwei von der Stele- oder Pfeilerform, — eine hohe viereckige Säule mit einer hohlen Kammer oder Sarkophag oben und mit einem flachen vorspringenden Dach; — diese wurden nach den auffallendsten ihrer ausgehauenen Zierrathen das Löwen- und das Harpyen-Grab genannt. Zwei andere sind, wie Fellowes sich ausdrückt, gothisch gestaltet, und bestehen aus einem hohen viereckigen Piedestal in drei Stockwerken, wovon das unterste und oberste hohl sind, mit einem gewölbten Aufsatz oder Deckel, über dem ein aufrechtstehender First hinläuft, der an jedem Ende eine Art Bogen, wie die gothischen Spitzbogen, hat. Deckel und Seiten dieser eigenthümlich geformten Gräber sind manchmal glatt, manchmal mit Inschriften oder Sculpturen bedeckt. Die, welche man hinwegführte, sind die einzigen hochverzierten Proben, die man fand, und Hr. Fellowes hat sie nach den darauf ausgehauenen Gegenständen das Chimären-Grab und das Grab mit dem gefügelten Wagen genannt.

(Fortsetzung folgt.)

Warners Zerstörungsmaschine. Warner hat jetzt der Regierung folgendes Dilemma gestellt: sie soll ihm ein Linienschiff stellen, das er auf eine Entfernung von fünf (englischen) Meilen zerstören will; gelingt ihm dieß nicht, so macht er sich lächerlich und die Regierung verliert nichts; gelingt es ihm aber, so ist die Gewißheit, eine solche Kraft zu besitzen, mit der Aufopferung eines alten abgetakelten Linienschiffs nicht zu theuer erkauft. In diesem Sinn äußert sich auch die Naval and Military Gazette vom 24 Aug., welche äußerst bemüht ist, die Sache Warners zu einer Entscheidung zu bringen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 254.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

10 September 1844.

Der Schutt in den ägyptischen Städten.

(Nach einem Schreiben im Athenäum vom 24 August.)

Einer der merkwürdigsten Züge der ältern und neuern Städte Aegyptens ist die ungeheuee Anhäufung von Schutt, der sich in und um dieselben findet. Diese Anhäufungen dehnen sich um Alexandrien her stundenweit aus, und die bei Cairo umgeben beinahe ganz die Stadt mit einer Hügelkette, welche zum Theil die höchsten Häuser überragt. In Alexandria bestehen diese Hügel, so weit man nach den bis jetzt gemachten Ausgrabungen schließen kann, aus Ruinen von Tempeln und Häusern verschiedener Zeiten, während die um Cairo her ganz das Erzeugniß dieser Stadt sind, wozu der rasche Verfall der Häuser hauptsächlich beitrug. Jene Ausgrabungen bilden die Steinbrüche für das neue Alexandrien. Aus einem derselben erhielt Hr. Harris den kolossalen, jetzt im brittischen Museum gefundenen Fuß, und der vorige französische Consul verschaffte sich mehrere interessante Gegenstände, unter welchen eine Statue Herodats und eine Bronzevase die bedeutendsten sind. Da man gegenwärtig zum Bau der Docks und der Befestigungen eine Menge Material braucht, so bringt fast jeder Tag irgend ein Beuchstück aus dem Alterthum zu Tage, wovon alles, was Maemor ist, wie Säulencapitäle und Ueberreste von Bildsäulen, auf der Stelle zerbrochen und in den gewöhnlich gleich daneben errichteten Ofen geworfen wird, um Kalk daraus zu brennen, während die Grundmauern alter Gebäude zu tragbaren Steinen ausgehauen werden für die neuern Bauten, welche, wie alle türkischen, den Namen ihrer Gründer nicht wahl zu einer fernen Nachwelt tragen werden. Hinsichtlich Cairos ist ein anderer merkwürdiger Umstand, nämlich die nie fehlende Anzeige von Gebäuden aus dem Alterthum, und daraus ergibt sich, daß die ehemaligen, wie die jetzigen Bewohner Aegyptens den Luxus in Gefäßen zur Kühlung des Wassers sehr weit getrieben haben, denn die Bruchstücke dieser Gefäße bilden, wie auf dem Monte Testacio bei Rom, keinen unbedeutenden Theil der Masse. Diese Gefäße zum Kühlen des Wassers werden aus unglasirtem Thon von äußerst poröser Art gemacht, wodurch in dem ägyptischen Klima die Verdunstung sehr stark und das Wasser kühl erhalten wird. Da diese Gefäße bald ihre Porösität verlieren, und sonst zu nichts zu gebrauchen sind, so liefern sie einen regelmäßigen Beitrag von fast unvergänglichem Material, das zur Bildung dieser Hügel sehr bedeutend mitgewirkt hat. Die besten Gefäße zum Wasserkühlen werden zu Kenneh gemacht, einer Stadt in der Thebais am Ostufer des Nils; sie sind von gemeiner Thonfarbe, äußerst dünn und porös, häufig auch von sehr eleganter Form. In den Häusern der reichern levantinischen Familien Aegyptens herrscht der Gebrauch, diesen Gefäßen einen angenehmen Geruch zu geben, indem man die Innenseite mit dem Rauch von Mastix parfumirt — ein Verfahren, das zu der Ansicht verleitet hat, in der Thebais hätte sich die merkwürdige Kunst erhalten, Gefäße zu bereiten, welche dem Wasser einen angenehmen Geruch geben.

Die Ausdehnung und Höhe dieser künstlichen Hügel um Cairo her ist sehr merkwürdig. Wenn man sich der Stadt von Nordosten her nähert, so kann sich der Reisende noch meilenweit von jeder menschlichen Wohnung entfernt in der Wüste glauben, bis er hart an den Thoren ist und der Anblick der Stadt ihm auf einmal wie eine Feenschöpfung der arabischen Mährchen vor die Augen tritt. In den letzten Jahren hat diese Illusion bedeutend abgenommen duech die Errichtung von Windmühlen auf den höchsten Punkten. Im Südwesten der Stadt hat man einen der Hügel sehr nützlich verwendet zum Ausfüllen eines benachbarten Sees, und noch näher bei Alt-Cairo ist einer, der auf den Rath und Betrieb von Europäern sehr vermindert wurde duech die Bereitung von Salpeter, denn wenn die Erde von diesem Salze gereinigt warden war, so führte man sie nach einigen Olivenpflanzungen in der Nähe.

Die Galeerensklaven in Frankreich.

(Fortsetzung.)

Unter den Forçats zu Toulon und Brest findet man alle Stände repräsentirt, Adelige, Gutsbesitzer, Kaufleute, Aerzte, Advocaten, Notare, Fabricanten, Handwerker, Künstler, Bauern,

Digitized by Google

Tagiöhner, Geiſtliche, Militärperſonen u. ſ. w. ſind alle durch einander zuſammengeſchmiedet, derſelben Behandlung, denſelben Arbeiten, Strafen und Belohnungen unterworfen. In dem Bagno herrſcht die vollkommenſte Gleichheit.

Im Winter werden die Arbeiten im Freien nach 4 Uhr des Nachmittags beendigt, und ſobald der Kanonenſchuß gefallen iſt, werden ſie in ihre Sklavenhäuſer zurückgebracht, die ſie den andern Tag erſt wieder verlaſſen. Hier wird ihnen aber geſtattet, jedem nach ſeinen Fähigkeiten und Kenntniſſen kleine Arbeiten für ſich zu machen, was ſehr zur Erhaltung der Ordnung beiträgt und ſie von böſen Gedanken und Plänen abbringt.

Sobald ſie in den Saal gekommen ſind und ſich auf ihren Bänken niedergelaſſen haben, beginnen dieſe Privatarbeiten. Der eine ſchnitzt allerlei Figuren aus Kokosnußſchalen, der andere macht Tabaksdoſen, ein dritter ſticht Petſchaften, noch andere ſchreiben Briefe oder Bittſchriften für diejenigen ihrer Cameraden, die nicht ſchreiben können, copiren Noten, leſen u. ſ. w. Durch dieſe Beſchäftigungen finden ſie Mittel ihre traurige Lage etwas zu erleichtern und manche Bedürfniſſe zu befriedigen. Auch ſind alle diejenigen unter ihnen, welche ſich ſo beſchäftigen, äußerſt unterwürfig und ruhig, wohl wiſſend, daß ihnen das geringſte Vergehen das Verbot dieſer Arbeiten zuziehen würde.

Sobald die Pfeife ertönt, müſſen alle dieſe Arbeiten augenblicklich eingeſtellt werden, die Abendgebete werden verrichtet, und jeder legt ſich auf den ſchmalen Antheil eines Brettes, das ihm ſtatt des Bettes dient. Um ſich gegen die Kälte zu ſchützen, haben ſie eine Decke, zur Unterlage jedoch nur Holz, und ſtatt des Kopfkiſſens dient ihnen ein etwas erhöhter Block. Sobald ſie ſich niedergelegt haben, werden ſie vermittelſt einer eiſernen Stange, die durch ihre Fußringe gezogen wird, alle an einander gekettet, und während der ganzen Nacht gehen Wachen in dem Saal auf und ab, welche diejenigen, die nicht ſchlafen, zwingen, ſich völlig ruhig und ſtille zu verhalten, und die mindeſte Unordnung auf der Stelle auf das ſträngſte rügen.

Sobald der Morgenſchuß gefallen iſt, nehmen die Wachen die Eiſenſtangen weg, und die Forçats rollen ihre Decken zuſammen, ſtehen auf und machen ſich zur Arbeit bereit. Bevor ſie jedoch den Saal verlaſſen, unterſucht ein Wächter in Gegenwart eines Adjutanten alle ihre Eiſen, um zu ſehen, ob nicht daran gefeilt worden iſt, indem er mit einem Hammer daran klopft. An der Wand des Saales hängt ein Brett, welches man das Sicherheitsbrett nennt; alle Namen oder Nummern der Forçats eines Saales ſind auf demſelben aufgezeichnet, und ſowie einer hinausgeht, ſteckt ein Wächter einen hölzernen Zapfen neben ſeine Nummer. Auf dieſe Art ſieht man augenblicklich, ob keiner fehlt.

Sobald alle den Saal verlaſſen haben, kommen einige andere Forçats, welche bereits nicht mehr durch Ketten gepaart ſind, um den Saal zu reinigen, die Nachtkübel auszuleeren u. ſ. w., und dieſe haben ſchon die Vergünſtigung, daß ihnen eine kleine dünne Matratze zum Schlafen bewilligt wird. — Die Sträflinge, welche bei den ſchweren Arbeiten nicht Eifer und Fleiß genug zeigen, werden durch Drohungen, denen nicht ſelten Stockſchläge folgen, dazu aufgemuntert. Iſt gerade keine Arbeit vorhanden, ſo wird ihnen geſtattet, wie bei ihren Mahlzeiten auf dem Erdboden zu lagern, für ſich zu arbeiten oder zu ſchlafen.

So oft der Forçat wieder in das Sklavenhaus zurückkommt, wird er in Gegenwart eines Oberadjutanten von oben bis unten von einem Wächter durchſucht. Dieſe Vorſicht iſt höchſt nöthig, um ſich zu überzeugen, daß er ſich keine Feile, keine Säge einer Uhrfeder verſchafft, oder nichts was der Verwaltung angehört, geſtohlen hat; da man ſo häufig dergleichen Gegenſtände bei ihnen findet, ſo iſt dieſe Durchſuchung vollkommen gerechtfertigt. Jeden Tag kommen ſie mit freien Arbeitern und Leuten, welche das Bagno beſuchen zuſammen, Verwandte, Freunde, Geliebte und andere Perſonen, mit denen ſie in irgend einer Verbindung ſtehen, ſuchen ſehr oft ihnen die Mittel entweichen zu können, zu verſchaffen.

Jeden Morgen, bevor der Forçat den Schlafſaal verläßt, erhält er ein Stück ſchwarzes Brod; um 11 Uhr findet das Mittageſſen ſtatt, welches in einem Schoppen ſehr ſchwacher Fleiſchbrühe, vier Unzen Bohnen und ungefähr einem halben Schoppen Wein beſteht. Die Küche wird von den dazu beſtimmten Forçats ſelbſt beſorgt. Ein großer Herd, ein ungeheurer Keſſel, einige Eimer und eine Rieſenpfanne ſind das ganze Küchengeräthe; die Bohnen werden in Salzwaſſer abgekocht und dann mit etwas Fett geſchmort.

Wir haben zwar geſagt, daß eine völlige Gleichheit in dem Bagno herrſcht, dieß iſt jedoch nur bis zu gewiſſem Grad wahr, denn leider macht auch hier das Geld wieder einen großen Unterſchied, und derjenige welcher ſich keines zu verſchaffen vermag, es ſey nun durch Privatarbeiten, oder daß er Verwandte und Freunde hat, die ihn unterſtützen, muß alle jene Erleichterungen entbehren, welche ſich der Wohlhabende ſelbſt in dem Bagno noch verſchaffen kann, und die hier von unendlich größerem Werthe ſind, als im Zuſtand der Freiheit.

Bei ihrer Ankunft im Bagno nimmt man den Verurtheilten nebſt den Kleidern, die ſie mitbringen, auch alle ihre Baarſchaft weg, welche man in eine zu dieſem Zweck ſich bei dem Obercommiſſär befindliche Caſſe deponirt. Nach den Geſetzen des Bagno darf kein Forçat mehr als fünf Fr. Geld bei ſich haben; er kann dieſe Summe, wenn er davon ausgegeben, und Geld in der Caſſe für ihn vorhanden iſt, ſich immer wieder completiren laſſen, muß jedoch Rechenſchaft von dem ausgegebenen Geld ablegen. Diejenigen, die nun wohlhabend ſind, Unterſtützungen von ihren Familien u. ſ. w. erhalten, verſchaffen ſich Genüſſe, welche die Mittelloſen nicht haben können. Sie genießen weißes Brod, laſſen ſich allerlei Ragout bei dem mit Bewilligung der Behörden im Bagno etablirten Speiſewirth auftiſchen, namentlich laſſen ſie ſich des Morgens oft eine Ratatouille, eine Art Frieot von Fiſch zubereitet, wohlſchmecken, während der an ſie geſchmiedete Kettencamerad, dem ſie nichts davon anbieten, ſein

Digitized by Google

trocknes, schwarzes Brod verzehrt, was ihm um so heeder schmecken muß.

Die Verrichtungen des Barbiers, den man hier Baederot, so viel wie Bartkratzee, nennt, weeden so wie die der Köche, von den dazu eewählten Forçats versehen — eine Vergünstigung, die in der Regel als eine Belohnung für eine gute Aufführung, oedentliches Betragen, friedliches, unterwürfiges Benehmen bewilligt, wie im Gegentheil jedes Vergehen scharf und streng bestraft wird. Man kann wohl denken, daß unter einer so großen Zahl von Veebeechern jedee Art dee Zorn, der Haß, die Leidenschaften, die Erbitterung, die Rache, nicht selten das Verlangen nach dem Tod rege machen, welchen sie sich nicht seldst zu geben wagen, und daß häufig Verbrechen begangen werden, welche man weder voeaussehen, noch verhindern kann.

Solche Veebrechen werden möglichst schnell von einem besondern Teibunal der Marine, von dem keine Appellation stattfindet, geeichtet, und die Vollziehung des Uetheils findet jedesmals in den nächsten 24 Stunden statt; jedoch werden jetzt die Todesurtheile noch der königlichen Bestätigung unteeworfen.

Der im Bagno diensthuende Chef hat alle Mittel in der Hand, um die Ordnung und Sicherdeit zu eehalten; diese Mittel bestehen hauptsächlich in der Anoednung von Strafen und Belohnungen. Ehemals wueden die geringsten Vergehungen auf dee Stelle und ohne alles richteeliche Urtheil ganz nach Willkür auf das fürchterlichste, mit Nasen- und Ohrenabschneiden, Zungeausreißen und noch andeeen Verstümmelungen bestraft; das ist aber jetzt anders geworden, und mit dem Voranschreiten der sittlichen Bildung wurden auch die Strafen menschlicher. Ehedem waeen Stockschläge die geringste Strafe, jetzt ist es die härteste, und sie wird nur in gewissen Fällen, wie Entweichung, Menterei und Diebstahl an Cameraden verübt, gesetzlich veroednet.

Der zu Stockschlägen verurtheilte Forçat wird auf die Bank der Geeechtigkeit, welche mit einer schmalen Mateatze bedeckt ist, geiegt, die Hände weeden ihm mit einen Strick zusammengebunden, die Füße muß ihm ein anderer Forçat halten, und so empfängt er die Anzahl Prügel, welche ihm zuerkannt ist, mit einem gedeehten Strick, welcher längere Zeit in Seewasse eingeweicht und dann wieder geteocknet wurde, was ihn eben so hart wie Holz, adee weit biegsamer macht. Die andern Disciplinarstrafen bestehen: in der Entziehung des Weins; in dem Wiederzusammenkeiten zu zwei auf eine bestimmte Zeit, wenn der Sträfling durch gute Aufführung erlangt hatte, mit gedeochener Kette allein gehen und schlafen zu düesen; in der Ausstellung des Forçat, welcher entwichen war und wieder erwischt wuede; in der Einsperrung in einem besondern Kerkee. — Diese Steafen reichen in der Regel aus, und Dank der guten Aufsicht ist thee Anwendung selten nothwendig, da die Verurtheilten wohl einseben, daß nur völlige Unterwürfigkeit ihnen Nutzen beingen kann.

(Schluß folgt.)

Die xanthischen Marmorreste.

(Fortsetzung.)

Das älteste von den Steiegräbern, vielleicht das älteste von allen sculpirten Gräbern, die man herüberbrachte, ist das Löwengrab, besonders interessant und bemerkenswerth, weil es diese xanthischen Ueberreste mit bekannten Peuden babylonischer und persepolitanischer Kunst verbindet. Die beiden liegeaden Löwen sind von einem außerordentlichen Ausdruck und ganz persepolitanisch; die Figuren am Ende zeigen die Gruppe des Mannes mit einer Art ägyptischer Peerücke, der mit dem aufrechten Löwen kämpft und ihn erschlägt, ein mythologisches oder astronomisches Emblem, das in den persischen und babylonischen Ueberresten unaufhörlich wiederhult wird. Die merkwürdigen Marmortafeln, welche die Kammer oben auf der Stele bildeten, sind in Fellowes „Lycia“ abgebildet.

Die Feirse, welche den obern Theil des Harpyengrabes umgab und schon im Jahre 1842 nach London gebracht wurde, ist außerordentlich merkwürdig. Das Grab befand sich an der Seite der Akropolis von Xanthus und bestand aus einer viereckigen Säule in einem einzigen Block, etwa 17 Fuß hoch und 80 Tonnen schwer. Oben auf der Säule war eine hohle Kammer für den Todten, umgeben von 3′ 6″ hohen Basreliefs von weißem Marmor. Auf diesen ruhte der viereckige vorstehende Deckstein, welcher 15 bis 20 Tonnen wog. Die Basreliefs dieses Grabmals sind in einem Kunststyl, von dem nur noch eine einzige Peobe in Europa existiet, nämlich eine berühmte Marmortafel, jetzt in der Villa Albani und von Winkelmann angeführet als die älteste bekannte Probe griechischer Sculptur. Hr. Fellowes verschaffte sich, als er während des Frühjahres in Rom war, einen Abguß, und dieser ist jetzt neben dem xanthischen Basrelief aufgestellt; die unmittelbare Vergleichung beider läßt keinen Zweifel über Gleichheit des Alters und des Styls übrig. An jedem Ende der Nord- und Südseite dieses Frieses ist eine gegen außen fliegende Harpye, welche eine bekleidete weibliche Figur in ihren Griffen hält; unterhalb der einen Harpye ist eine fünfte weibliche Gestalt, welche niederkniet und ihr Gesicht mit den Händen bedeckt. Daß diese die alte homerische Legende von den Töchtern des Königs Pandaeus daestellen, wird jetzt allgemein angenommen. „Pandaras von Kreta stiehlt den von Vulkan gefertigten lebenden goldenen Hund aus dem Tempel Jupiters. Der Vater der Götter rächt diesen Diebstahl durch die Vernichtung des Pandarus, dessen verwaiste Töchter von den Göttinnen auferzogen werden. Venus nährt sie mit Milch und Wein, Juno verleiht ihnen Schönheit und Verstand, Diana gibt ihnen eine schlanke Gestalt, Minerva lehrt sie nähen und weben. Als sie herangewachsen sind, will Venus sie verheurathen, aber Jupiter, dessen Rache noch nicht gesättigt ist, sendet die Harpyen, von denen sie fortgeschleppt und nach dem Tartarus geführt weeden.“ Dieß ist die Geschichte, wie sie Penelope im 12. Buch der Odyssee erzählt.

Daß diese Katastrophe deutlich den Tod anzeigt und sumit ein passendes Ornament für ein Grabmal ist, scheint klar. Königg Pandaeus, welcher vergöttert und im Xanthusthal verehrt wurde, macht, als Zierrath auf einem xanthischen Grabe angebeacht, die Sache besonders interessant und passend. Die übrigen Theile der Figue sind nicht so leicht zu erklären; eine der sitzenden Figuren auf der Westseite soll Aphrodite seyn, und vor ihr die drei Grazien gänzlich verhüllt, wie sie in der frühern griechischen Kunst immer dargestellt worden. Ihr

gegenüber iſt Hera oder Juno gleichfalls auf ihrem Thron und vor ihr die Kuh mit dem Kalbe als Emblem für Jo und ihren Sohn. Ueber die Bedeutung der Sculpturen auf den drei andern Seiten iſt man minder übereinſtimmend und wir laſſen ſie deßhalb vorerſt bei Seite. Alle Blöcke, aus denen dieß Monument beſteht, wurden nach England gebracht, und man ſcheint mit dem Plan umzugehen, das Ganze in derſelben Form, wie es in Lycien ſtand, wieder herzuſtellen; wir möchten gegen dieſen Plan in Bezug auf dieß beſondere Monument ſehr remonſtriren; Werth und Bedeutung erhält daſſelbe hauptſächlich durch den eigenthümlichen Styl der Sculptur und dieſe iſt 20 Fuß über dem Auge innerhalb der Mauern eines düſtern Muſeums außer dem Bereich einer genauen Beobachtung; denn düſter iſt ein ſolches Muſeum immer in Vergleich mit dem Effect, den eine ſolche Sculptur in der freien Luft unter dem glänzenden Himmel Lyciens machen mußte. Ein Modell würde einen Begriff von Form und Bauart richtig geben.

Ein Gleiches gilt nicht von dem Plan die andern zwei Gräber wieder herzuſtellen, die von ganz verſchiedener Form, viel größer, mit ſtärker vortretender Sculptur und in minder eigenthümlichem Styl gearbeitet ſind.

Das Chimära-Grab ſcheint ſich auf die Geſchichte Bellerophons zu beziehen. Auf der einen Seite des gewölbten Obertheils iſt ein Wagen von vier muthigen Roſſen gezogen, welche von einem Krieger im Helm und einem Wagenlenker in phrygiſcher Mütze angeleitet werden. Sie rennen gegen eine Chimära, einer Löwin mit den Hintertheilen einer Ziege und eines Drachen, welche vor ihnen zurückzuweichen ſcheint. Die andere Seite des Bogens iſt ganz ähnlich, außer daß unter den Füßen der ſtampfenden Roſſe ein Panther ſtatt der Chimära liegt. Längs dem ſchmalen etwa 1' 8" breiten Fries läuft ein Basrelief hin, das auf der einen Seite eine Schlacht, auf der andern einen Leichenzug vorſtellt. Dieß Grab iſt durch ein Erdbeben umgeſtürzt worden; der Deckſtein lag am Fuße der Grundmauer, und außer der Sculptur auf dem gewölbten Deckel war keine zu ſehen.

Von noch größerem Intereſſe und Schönheit iſt das Grab mit dem geflügelten Wagen. Auf jeder Seite des gewölbten Daches iſt ein Wagen mit geflügelten Rädern von vier Pferden gezogen, ein bewaffneter Held und ein Wagenlenker darauf; längs dem aufrecht ſtehenden Fries läuft ein Basrelief hin, das auf der einen Seite Krieger darſtellt, die einen Fluß überſchreiten, auf der andern eine Jagd. Der Schaft oder mittlere Theil, eine feſte Felsmaſſe, iſt in einer Art ſculpirt, als beſtünde das Ganze aus Balkenwerk. Dieſer mittlere Theil ruht auf einem Piedeſtal, um welches eine etwa 4' breite Frieſe in Basrelief herumläuft. Die Hauptfigur auf der Oſtſeite iſt ein Satrap, der auf einem Thron ſitzt und genau wie Darius auf dem pompejaniſchen Moſaik der Schlacht von Arbela gekleidet iſt; er hat die Capuze über den Kopf gezogen und das Kinn bedeckt; Geſtalten von Räthen oder Gefangenen befinden ſich vor ihm. Dieſelbe Perſon ſieht man auf der andern Seite im Kampf, ihr Name Pataſa iſt über dem Kopfe hingeſchrieben. An jedem Ende ſind zwei ſehr majeſtätiſche, in der Zeichnung äußerſt zierliche Figuren. Eine derſelben, welche bekleidet iſt, findet ſich in den Felſengräbern wiederholt, und ſcheint eine Art Apotheoſe der Todten anzuzeigen. Dieß ſtaunenswerthe Denkmal iſt eben ſo intereſſant, eigenthümlich und vortrefflich ausgeführt, als das Harpyengrab, aber der Kunſtſtyl iſt ganz verſchieden, viel freier und lebendiger, während die Figuren auf dem Harpyengrab in ihrer ſtarren, ſteifen Kleidung und formellen Behandlung den älteſten etruskiſchen gleichen.

Aber das Seltſamſte an dieſen ungeheuren Grabmälern, — Felſenmaſſen von 20 bis 30' Höhe, — iſt der Umſtand, daß ſie in ihren äußern Formen hölzerne Bauwerke nachahmen, und ſo ſculptirt ſind, als wären es viereckige und runde Balken, Vorſtöße u. ſ. w., kurz ſie mahnen an nichts ſo ſehr, als an ungeheure hölzerne Käſten. Dieſelbe Eigenthümlichkeit der Nachahmung hölzerner Bauten erſtreckt ſich auch auf die ausgehöhlten Felſengräber, welche in andern lyciſchen Städten, namentlich bei Telmeſſus und Pinara, in großer Menge vorhanden ſind. Von Einem Punkt zu Pinara aus zählt man 1500 dieſer Aushöhlungen; die Felſenabhänge ſind ganz durchlöchert, alle ſind behauen und reich verziert mit Basreliefs, von denen einige mit lebhaften Farben bemalt ſind.*) Von vielen hat man Abdrücke mit nach England gebracht, von andern ſind zahlreiche, an Ort und Stelle colorirte Zeichnungen genommen worden. Auch dieſe werden wohl in dem Muſeum aufgeſtellt werden, und können allein einen Begriff von dieſen wunderbaren Arbeiten geben, die ſo genau ausgeführt ſind, daß die geringſte davon Jahre lange Arbeit gekoſtet haben muß.

Derſelben Periode und demſelben Volk gehören die ſculpirten Platten und Frieſenbruchſtücke an, welche in römiſche Mauern eingefügt gefunden wurden. Ein ſehr lebendig ausgeführter Wagenzug, der einem Triumph gleicht, und wobei die Pferde nicht auf griechiſche, ſondern auf perſiſche Weiſe geſchirrt ſind, nebſt vier ſchönen geflügelten Sphinxen ſcheinen ein Grab ähnlich dem des Satrapen Pataſo geziert zu haben das aber aus Mangel an Baumaterial ſchon vor langen Jahrhunderten zerſtört und umgeſtürzt worden zu ſeyn ſcheint. Ein anderer Ueberreſt, augenſcheinlich gleichzeitig mit dem obigen und ebenfalls in alte Mauern eingefügt, iſt der Fries der wilden Thiere, Bären, Rehe, ein Löwe, der einen Hirſch anfällt, ein Satyr, der auf dem Boden hinkriecht, und ein ſchmalerer Fries, welcher Geflügel und Hahnenkämpfe darſtellt, und äußerſt lebendig, aber etwas roh in der Ausführung iſt.

Die eben geſchilderten Denkmäler rühren von einem Volke her, das wir Xanthier oder Lycier nennen, das aber Herodot und ſie ſich ſelbſt Tramilä nannten. Die Inſchriften ſind in einer Sprache, die von der griechiſchen verſchieden iſt, die aber wahrſcheinlich doch zu den indogermaniſchen gehört. Auf einigen ſculpirten Gräbern finden ſich Inſchriften in griechiſcher und lyciſcher Sprache, ſomit für Alterthumsforſcher unſchätzbar. Die merkwürdigſte dieſer Inſchriften iſt die auf einer 13' hohen Stele; der ganze Schaft iſt auf allen Seiten mit einer langen Inſchrift in lyciſchen Charakteren bedeckt, wovon genaue Abdrücke genommen und Abſchriften bei allen gelehrten Geſellſchaften Europa's vertheilt worden, aber noch ſind ſie nicht ganz entziffert.

(Schluß folgt.)

Wiederbenützung alter Seide. Ein Prof. Delzenne will das Mittel aufgefunden haben, alte verbrauchte Seide völlig zu einem leimartigen Stoff (magma glutineux) aufzulöſen, den man wie das Glas ſpinnen könnte. Die Hauptſchwierigkeit ſind noch die gefärbten Stoffe, doch hofft er auch über dieſe Meiſter zu werden, und dadurch Frankreich von einem großen Theil des Tributs von 70 Mill. Fr. zu befreien, den es jetzt noch an fremde Länder für rohe Seide bezahlt. (Voleur vom 30 Auguſt.)

*) Auch an dem Harpyengrab waren die Figuren durchaus bemalt.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 255.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

11 September 1844.

Skizzen aus London.

(Von Dr. Gumbihler.)

Die Reise.

Die Wirklichkeit überholt von Tag zu Tag die Erwartung. Seit der Eröffnung der rheinischen Eisenbahn bis an die belgischen Bahnen ist die Reise nach England für den größten Theil von Deutschland außerordentlich erleichtert worden, mit Gewinn an Zeit und Geld. Ich habe von Nürnberg bis Frankfurt a. M. nur ein Geringes weniger bezahlt, als von letzterer Stadt bis London! Doch gesegnet sey dir englische Concurrenz im Verkehr. Kaum regt sich eine Zeitlang das Gute, so setzt sich in allen Zweigen des Verkehrs das Bessere und eilt dem Besten mit Riesenschritten zu. Welcher Schneckengang von Nürnberg nach Frankfurt, namentlich wenn die häufigen Unordnungen Ordnung werden, und irgend ein Posthalter aus Mangel an Pferden die Reisenden stundenlang vor dem Hause am Ungeduldfieber zappeln läßt! Welche Eile aber darauf. Der Reisende verläßt um 6 Uhr Morgens Mainz und hält in Lüttich sein Nachtlager, selbst zufällige Aufenthalte und Mauthkomödien in Verviers eingerechnet; der nächste Ruhepunkt am nächsten Tage ist Nachmittag Ostende! Aber nein, kein Ruhepunkt; es kann möglicher Weise gleich nach Dover gehen. Seit kürzester Zeit fahren Dampfer in vier, sechs, sieben Stunden nach letzter Stadt, entweder unmittelbar nach Ankunft des belgischen Wagenzugs, oder am nächsten Tage Morgens. Die Ueberfahrt ist für den Ungenirten nur Kleinigkeit, 7 Shillinge; für den Genirten eine Guinee! Der Unterschied ist nur von Bedeutung bei schlechtem Wetter; in solchem ist der auf das Verdeck gewiesene Siebenshilling-Passagier etwas übel daran, zumal da eines der Dampfboote, „the Fawn," eben nicht das schnellste ist. — Von Dover geht es dann im Nu auf der Eisenbahn nach London zu höchst mäßigen Preisen (dritte Wagengattung z. B. nur siebenthalb Shilling).

Von nicht angenehmster Art ist der Anblick der Reisenden in der dritten Wagengattung auf der ganzen Linie von Köln bis Ostende. Diese Reisenden müssen in undedeckten Wagen dem so oft ungünstigen Elemente trotzen. Ist dir Eisenbahn in den Händen der Privaten oder der Regierungen — in keinem Fall ist die Sache zu entschuldigen, am allerwenigsten, wenn letzteres statt findet, denn eine Regierung hat am wenigsten Ursache zu wuchern. Man macht sich allenthalben mit den Sanitätsmaaßregeln breit, welche sogar für das Vieh in Anwendung kommen. Sind nicht Gesellschaften zur Verhinderung der Thierquälerei Unsinn, so lange eine privilegirte Gesellschaft das Vorrecht hat, ganze Wagen voll Reisender wie Thiere zu behandeln. Bei schlechtem Wetter ist aber der dritte Wagengattungpassagier elender als Vieh daran, da er als Mensch solchen Strapazen nicht gewachsen ist. Man denke sich Wagenvoll armer Creaturen, gebrechlich, alt, mit wimmernden Kindern auf den Armen; durchnäßt, durchweht von schneidendem Winde, schnatternd und zitternd vor Kälte. Oder sind es Verbrecher nach den Galeeren! Nein, diese würde man gewiß von Amtswegen delicater behandeln. Es ist unmöglich, eine Beschreibung von dem schauderhaften Anblick zu geben, welchen ein Haufen solcher Dritter-Wagen-Passagiere in Verviers in tiefer Nacht darboten, als der kalte Regen in Strömen auf dieses Volk fiel; es war gerade, als wollte man ein nächtliches Schauderbild geben! Will man diese Leute ganz und gar von der Eisenbahn verdrängen? — Man will hindern, daß die Passagiere, welche füglich die zweite und erste Wagengattung zahlen können, von der letzten Gebrauch machen, oder man will den Pöbel von den Honoratioren scheiden! — Freilich ist auf manchen englischen Bahnen derselbe Gebrauch; — allein auch dort hat sich die öffentliche Stimme gegen ein solches Verfahren erhoben. Dasselbe ist nicht einmal klug, denn je menschlicher die Behandlung, desto größer der Zudrang. Die Taunus-Eisenbahn hat vier Wagengattungen; alle sind gedeckt und nobel — und ohne Unterschied frequentirt. Letztere Bahn ist ein deutsches Juwel; erstere Bahnen aber sind barbarisch, und sie können diesen Vorwurf nur durch schnelle Beseitigung des gerügten Uebelstandes von sich abwälzen.

Digitized by Google

Die Galeerensklaven in Frankreich.

(Schluß.)

Kaum ist die Entweichung eines Forçats bekannt, so zieht man eine gelbe Flagge auf und das Admiralsschiff löst eine Kanone, um die Bewohner der Stadt und der Umgegend davon zu benachrichtigen. Die Verhaftung eines entwichenen Galeerensträflings in der Stadt wird mit 50 Franken und auf dem Lande mit 100 Fr. belohnt. Sobald das Alarmzeichen gegeben ist, setzen sich Bürger und Bauern in Bewegung und machen Jagd auf den Unglücklichen, dem es gelungen ist, die Aufmerksamkeit seiner Wächter zu täuschen. Die Furcht beraubt oder gar ermordet zu werden, spornt sie noch mehr, als die ausgesetzte Belohnung zur Verfolgung des Entwichenen an. Selten gelingt es daher auch einem solchen Flüchtling sich Kleider, eine Perücke und eine Freistätte zu verschaffen, wenn er nicht schon vorher durch seine Verbindungen mit Bekannten, liederlichen Dirnen, die er schon früher kannte, oder andern Freunden, sich im voraus dieß alles gesichert hat, was jedoch meistens der Fall ist. So lange sie nicht eingefangen sind, weht die gelbe Flagge. Bisweilen halten sie sich auch mehrere Tage in dem Bagno selbst, unter Holzhaufen, zwischen Gebälk, in Tonnen u. s. w. versteckt, auf, wohin ihnen Cameraden Lebensmittel bringen, bis sich eine Gelegenheit zur Flucht findet. Hat man sie wieder eingefangen, so werden sie zu Stockprügel oder zur Kerkerstrafe verurtheilt, ihre Strafzeit wird um einige Jahre verlängert, und man stellt sie, auf einem Faß sitzend, an dem Thore des Bagno aus, und hängt ihnen ein Brett um den Hals, auf dem die Worte: evadé, ramené (entwischt, zurückgebracht) geschrieben stehen. Ihr Kopf wird von neuem geschoren, und nur ein kleines Büschelchen Haare bleibt stehen, die Hände werden ihnen geknebelt.

Die Belohnungen für gute Aufführung, Gehorsam und gute Dienste haben auf das Benehmen der Forçats noch weit mehr Wirkung als die Strafen; sie ermuthigen die Bessern, auf dem guten Weg, den sie betreten haben, fortzuschreiten, und sind oft die Ursache, daß auch die rohesten ihre Leidenschaften und die Heftigkeit ihres Charakters bezähmen.

Diese Belohnungen und Aufmunterungen bestehen in Folgendem:

Das Gesetz will, daß, wie wir schon bemerkten, die Sträflinge immer Paarweis durch Ketten an einander geschmiedet werden, ein jeder Theil tragt die Hälfte der Schwere der Kette. Dieses Zusammenschmieden dauert in der Regel mehrere Jahre, für die Verdächtigen und Gefahrlichen wohl immer. Hat sich nun ein Verurtheilter durch gute Aufführung, aufrichtige Reue, Ergebung in sein Schicksal, Arbeitsamkeit ꝛc. ausgezeichnet, so verordnet der Chef des Dienstes dessen Trennung von seinem Kettenkameraden durch die Worte: mis en chaine brisée (wieder in gebrochene Kette gethan); ein solcher Sträfling behält die Hälfte der Kette, von der das eine Ende um seinen Leib gewunden wird, während das andere an dem Fußring angeschmiedet bleibt.

Dieses ist die beste Belohnung, die größte Gunst, die einem Forçat werden kann; sie verbessert seine Lage außerordentlich, und es ist begreiflich, welchen großen Werth sie für ihn haben muß! Jetzt kann er wieder allein gehen, er ist nicht mehr gezwungen auf einen Kameraden zu warten, ob es diesem auch gefällig ist, sich mit ihm zugleich in Bewegung setzen zu wollen, und gar oft findet er sich mit einem ihm weltfremden Menschen zusammengeschmiedet, der einen unerträglichen Charakter hat, störrig, heftig und streitsüchtig ist, wodurch ihm das Leben noch mehr zur Höllenpein werden muß. Die Erleichterung, welche dieses Belohnungsmittel gewährt, ist der mächtigste Hebel, tüchtige Krankenwärter für die Hospitäler und brauchbare Subjecte für andere Posten im Innern der Sklavenhäuser, die ein gewisses Zutrauen und Eifer fordern, zu finden und zu erhalten. Für die Lazarethe der Marine wünscht man zur Bedienung der Kranken jeder Waffengattung solche Sträflinge, deren bisherige Aufführung Vertrauen einflößte. Diese Menschen sind dann in der Regel sehr thätig, sorgsam, treu, unterwürfig und gehorsam, weil sie fürchten sonst wieder in das Bagno zurückgeschickt zu werden, wo sie unendlich schlimmer daran sind. Die Posten, welche von den bessern Sträflingen, denen man Zutrauen schenkt, versehen werden, und die deren Lage sehr erträglich machen, sind die der Aufwärter, Auskehrer, Barbierer, Brodvertheiler, Schreiber in verschiedenen Sälen und Bureaux angestellt u. s. w., und diese werden nicht mehr zu den rauhen Arbeiten in den Häfen verwendet; sie schlafen dann in einem besondern Saal, der Prüfungssaal genannt, haben eine kleine Matratze und erhalten wöchentlich zweimal Fleisch. Die höchste Belohnung, die jedoch einem Forçat werden kann, ist die der Begnadigung und Entlassung aus dem Bagno, und die Aussicht einer solchen außerordentlichen Vergünstigung spornt die Bessern unter ihnen zu einer äußerst musterhaften Aufführung an.

Jedes Jahr tritt zu diesem Zweck eine Commission zusammen, die aus Stabsofficieren von der Marine und der Artillerie, aus dem Commissär der Lazarethe, dem Chef des Ruderdienstes besteht, und von dem Generalcommissär der Marine präsidirt wird. Diese Commission untersucht und prüft auf das sorgfältigste die Aufführung und Besserung derjenigen Individuen, die ihr vorgeschlagen werden, um sie der Gnade des Königs zu empfehlen. Sobald die Bestätigung der der Begnadigung würdig Befundenen angekommen ist, werden alle Forçats in ihren Sälen versammelt, und es ist nicht möglich sich einen Begriff von der Freude und dem Jubelgeschrei derjenigen zu machen, welche freigesprochen werden; dieß geht selbst auf die über, die sich in ihrer Erwartung getäuscht finden, aber Hoffnung haben ihre Begnadigung in dem folgenden Jahr zu erhalten, und fortfahren sich exemplarisch aufzuführen und die geduldigste Unterwerfung zu zeigen.

Nirgends und an keinem Orte der Welt gewährt die christliche Religion mehr Trost, und ist ihre göttliche Abkunft heilsamer, als in dem Bagno, und außer wenigen verstockten Sündern und durchaus unverbesserlichen Bösewichtern finden

Digitized by Google

alle Sträflinge in ihr eine außerordentliche und wohlthätige Linderung ihrer Leiden, Barmherzigkeit und endliche Verzeihung. Würdige Geistliche sind jeden Augenblick bereit, diesen Elenden Trost einzusprechen, ihre Thränen zu trocknen, sie zur Geduld und Ergebung zu ermahnen, und ihnen im Namen des Ewigen dereinstige Verzeihung bei wahrhafter und aufrichtiger Reue zu verheißen. Jeden Sonntag wird ein Gottesdienst für sämmtliche Sträflinge gehalten, nach welchem sie auch Religionsunterricht erhalten. Die große Mehrzahl derselben wohnt auf das andächtigste bei, und hört der Predigt mit frommer Aufmerksamkeit zu.

Die härteste Strafe nach den Stockschlägen und dem Wiederzusammenketten ist die Kerkerstrafe, wo jeder Verurtheilte einzeln in eine enge finstere Celle eingesperrt wird, in welche Luft und Licht nur sehr sparsam durch ein kleines Loch eindringt, das auf einen schon an und für sich sehr finstern Gang führt, in welchem sich Wachen befinden, über die ein Adjutant die Oberaufsicht führt. Hier werden sie mit einer Kette an die schmale Pritsche, welche ihnen zum Lager dient, angeschmiedet, und erhalten, so lange ihre Haft dauert, nichts wie Wasser und schwarzes Brod; jede Art Arbeit ist ihnen untersagt. Ihre Kette ist aber so lang, daß sie ihnen vergönnt, den Kopf aus dem Loche, das auf den Gang führt, hinausstrecken zu können, um etwas frische Luft zu schöpfen, die einzige Zerstreuung, welche ihnen gestattet wird, und on der sie auch häufig Gebrauch machen. Es gewährt einen seltsamen Anblick, wenn man zu gewissen Stunden durch einen solchen Gang geht, und aus allen Löchern diese furchtbaren Gesichter und Köpfe blicken sieht.

Außer diesen besondern Zellen befindet sich in dem Bagno von Toulon noch ein großer gemeinschaftlicher Kerker, welchen man den Saal der Ungehorsamen nennt. Hier werden alle diejenigen, welche durchaus unverbesserlich scheinen, ein störriges Wesen haben, und nicht aufhören sich widerspänstig zu zeigen, eingesperrt, und bleiben bei Tag und bei Nacht angeschmiedet. Wachen mit scharfgeladenen Carabinern verlieren sie auch nicht einen Augenblick aus den Augen und zwingen sie Werg zu machen, mit welchem die Schiffe verstopft werden.

Für wirklich kranke Sträflinge wird auf das beste gesorgt und sie erhalten in den Lazarethen alle Pflege, die ihr Zustand erfordert: ein gutes Bett und so viel Fleisch und Wein, als es der Arzt für nöthig hält. Barmherzige Schwestern und Krankenwärter bedienen sie, und die Aerzte besuchen sie zweimal des Tages. Ein Geistlicher ist zu jeder Stunde bereit, ihre Beichte zu hören, ihnen Muth einzusprechen und Verzeihung für ihre Sünden hoffen zu lassen, wenn ihre Reue aufrichtig ist.

Hat der Unglückliche keine Hoffnung mehr zue Genesung, nahr endlich die furchtbare Todesstunde für ihn, so werden ihm abermals alle Tröstungen der christlichen Religion zu Theil; er empfängt das heilige Abendmahl, sein Beichtiger weilt an seinem Sterbebett und spricht ihm Muth und Trost bis zum letzten Athemzug ein.

Es gibt indessen nicht selten so hartnäckige und eingefleischte Sünder unter den Forçats, daß sie mit Unwillen und Abscheu die Tröstungen der Religion und ihrer Diener auf das hartnäckigste bis zum letzten Augenblick von sich weisen, und nur Rache, Grausamkeit und Mord athmen, oder auch um einem Daseyn ein Ende zu machen, das ihnen nur noch eine unerträgliche Last ist, solche Verbrechen begehen, welche die Todesstrafe unwiederruflich nach sich ziehen müssen. Ist nun die königliche Bestätigung zur Hinrichtung eines solchen Verbrechees angekommen, so wird dieselbe im Beisein aller Sträflinge, welche auf den Knien und entblößten Hauptes dieser Handlung beiwohnen, wie in ganz Frankreich, mit Hülfe der Guillotine vollzogen. Die Brüderschaft der grauen Büßenden in Toulon übernimmt die Beerdigung des Hingerichteten, legt den Leichnam in eine Bahre und begräbt ihn, als ein Werk der Barmherzigkeit.

Das Schauspiel dieser Hinrichtungen übt einen sehr verschiedenen Einfluß auf die zuschauenden Verbrecher aus, während die einen dadurch erschüttert Reue zeigen und sich selbst Besserung versprechen, rufen die andern laut aus: „dem ist wohl, er ist von seinen Martern befreit, wären wir auch schon so weit!"

Diejenigen Forçats, welche in dem Lazareth des Bagno sterben, werden in einem von vier Sträflingen ohne Ketten, die nur den eisernen Ring am Fuß haben, getragenen Sarg in das große Spital der Marine gebracht, wo ihre Leichen geöffnet und zu anatomischen Studien verwendet werden.

In der Kammer der Deputirten ist das Gesetz, welches das Eingehen der Bagnos verordnet und dafür das Pönitentiarsystem einführen soll, bereits durchgegangen, in dee nächsten Sitzung kömmt es vor die Pairskammer. Die Meinungen über diese Abänderung der Strafart großer und gesadelicher Verdrecher sind in Frankreich wie allenthalben sehr getheilt, und sie hat vieles für und auch manches gegen sich; dagegen ist es gewiß, daß die Galeerensklaverei, in der Art wie sie jetzt besteht, nur eine Hochschule für Verdrecher, besonders für unverbesserliche Verbrecher ist, während sie die unmenschlichste, wahrhaft höllische Pein für jeden, der noch einen Funken von Gefühl und Ehre hat, seyn muß, und dieses Zusammenleben mit den scheußlichen Ausgeburten der Menschheit nicht selten auch in ihm alle Reue, jeden Wunsch eines Besserwerdens erstickt.

Diese Bagnos liefern die Räuber- und Mörderbanden, welche alle größern Städte Frankreichs und namentlich Paris so unsicher machen, und welche von den Forçats, die ihre Strafzeit ausgehalten, oder die entwischt sind, sogleich heimgesucht werden, indem sie alte Bekannte wieder aufsuchen und neue Verbindungen für Mord und Raub anknüpfen.

Das kommende Jahr wird über das Fortbestehen, die Umwandlung odee das Eingehen dieser Strafanstalten entscheiden.

Digitized by Google

Die xanthiſchen Marmorreſte.

(Schluß.)

Zu der zweiten Claſſe dieſer Fragmente, nämlich zu derjenigen, welche wie die griechiſch-perſiſche nannten, gehört eine Maſſe von Ruinen, Frieſen, Thürgiebeln, zerſtümmelten Bildſäulen u. ſ. w., die zuſammen in der griechiſchen Stadt ſüdöſtlich von der alten Akropolis gefunden wurden; ſie ſcheinen durch ein Erdbeben zerriſſen und den ſteilen Abhang hinabgeworfen zu ſeyn, und zwar muß dieſe Kataſtrophe nach der Errichtung der vergleichungsweiſe neuern Gebäude eingetreten ſeyn, da dieſe durch den Fall zertrümmert wurden und darunter begraben liegen. Unter dieſen Trümmern fanden ſich die zwei Frieſen, die jetzt an der Nord- und Südſeite des phigaliſchen Zimmers im brittiſchen Muſeum aufgerichtet ſind: das größere, etwa 3' 4" tief, beſteht aus ſechzehn großen Platten von parieſchem Marmor, von welchen vier erſt in dieſem Jahre angelangt ſind; ſie ſtellen einen wüthenden Kampf zwiſchen Griechen und Perſern dar, worin die Perſer augenſcheinlich Sieger ſind. Die Gruppirung und Eintheilung ſind ſehr belebt, das Relief keck und vortretend; der Kunſtſtyl iſt, wenn auch nicht von erſtem Range, doch ſehr gut. Wir ſehen hier Perſer, welche griechiſche Krieger zu Boden geſtreckt haben, und hitzige Kämpfe zwiſchen Kriegern, die ſämmtlich griechiſch gekleidet ſind; daraus müſſen wir ſchließen, daß in dieſem Kampf, was auch ſeine Urſache und wo auch immer der Schauplatz deſſelben geweſen ſeyn mag, die Perſer jedenfalls von griechiſchen Verbündeten gegen Griechen unterſtützt und über Griechen ſiegreich waren. Die ſchmälere etwa 2' breite Frieſe iſt in einem dem vorigen ähnlichen aber gleichzeitigen Kunſtſtyl, aber hinſichtlich des Gegenſtandes nach weit intereſſanter. Es ſtellt die Belagerung einer feſten Stadt dar, eine Maſſe Volks bittet um Zuflucht innerhalb der Mauern, während ein über die Zinnen hervorſchauender Krieger ganz ſo ausſieht, als wolle er ihnen dieß Recht ſtreitig machen; denn der Ausdruck in dieſer kleinen Figur iſt auf eine ſo komiſche Weiſe belebt, daß es wirklich ausſieht als ſchüttle er den Kopf. Auf der andern Seite iſt ein Ausfall und ein Sturm, und in der Mitte iſt ein Häuptling in perſiſchem Anzug unter einem Sonnenſchirm, während Gefangene oberhalb der Stadt vor ihm ſprechen. Trotz der kleinen Verhältniſſe dieſes Frieſes iſt er voll Kraft und Lebendigkeit ſowohl hinſichtlich des Plans als der Ausführung.

Die beiden Frieſen und zahlreiche Bruchſtücke von Statuen und Säulen ſind ſeit vorigem Jahre im brittiſchen Muſeum aufgeſtellt worden; die bei frühern Expeditionen unentdeckten oder zurückgebliebenen Theile ſind jetzt angelangt, und die Arbeit der Wiederherſtellung, ſo weit es die Sculpturen betrifft, wurde Hrn. Weſtmacott anvertraut; Hr. Fellows iſt nach genauer Beſichtigung aller dieſer Blöcke, Frieſen, Karnießen, Säulen, Statuen u. ſ. w., die ſämmtlich an einem Platz oder in der Nähe deſſelben gefunden wurden und hinſichtlich des Kunſtſtyls von allen andern abweichen, der Anſicht geworden, daß ſie ſämmtlich zu einem prachtvollen Gebäude joniſcher Ordnung gehörten, ob aber ein Grab oder ein Siegesbau, iſt nicht recht klar. Man ſcheint jetzt ziemlich übereinzuſtimmen, daß ſie ſich auf die Geſchichte von Harpagus beziehen, und daß der alte Satrap ſelbſt in dem ſchmalern Fries unter dem Sonnenſchirm thronend dargeſtellt wird. Harpagus, der aus bekannten Gründen bei Cyrus in großer Gunſt ſtand, wurde von dieſem zur Eroberung Lyciens ausgeſandt, und auf dieſem Zuge wurde die Stadt Xanthus belagert und erobert. Dieſe Ereigniſſe ſollen ums Jahr 539 vor Chr. Harpagus wurde von einer Schaar joniſcher und äoliſcher Soldtruppen unterſtützt. Die Xanthier wollten nicht nachgeben, ermordeten ihre Weiber und Kinder und wurden ſelbſt innerhalb der Mauern ihrer Stadt bis auf den letzten Mann niedergehauen. Hr. Fellows iſt der Anſicht, der ganze Bau ſey entweder eine in ſpäterer Zeit zum Andenken an dieſes Ereigniß errichtete Trophäe oder ein Mauſoleum zu Ehren der griechiſchen Krieger, welche auf der Seite der Perſer fochten. Unglücklicherweiſe hat ſich trotz alles Suchens keine Inſchrift gefunden. Der Gegenſtand iſt eine perſiſche Eroberung; Styl und Arbeit ſind rein griechiſch; dieſe beiden Punkte ſind gewiß, alles übrige beruht bis jetzt auf bloßer Vermuthung.

In dieſer Claſſe von Fragmenten griechiſcher Kunſt gehören auch die kleinen Frieſen, welche Begräbnißgegenſtände darſtellen. Eine Proceſſion, welche Geſchenke darbringt, und eine in Plan und Behandlung ſehr lebendige, in der Ausführung aber ziemlich unvollkommene Jagd.

Die dritte Claſſe von Fragmenten gehört in die Zeit der römiſchen Herrſchaft. Die Ueberreſte aus dieſer Zeit ſind von keinem großen Werthe. Man hat nur zwei Metopen und Trigliphen von dem Triumphbogen, der den Namen Veſpaſians trägt, mitgenommen, ſo wie einige Zeichnungen von Bädern, Moſaikpflaſtern, Sarkophagen u. ſ. w., nebſt zahlreichen Münzen und Inſchriften. Als man den Schutt und den Triumphbogen Veſpaſians wegräumte, ſtieß man auf einen Theil der alten cyklopiſchen Mauern und fand auf denſelben eine Inſchrift zu Ehren von Glaukus und Sarpedon.

Von der vierten Claſſe in byzantiniſchen oder ältern chriſtlichen Ueberreſten fanden ſich in Xanthus die Ruinen mehrerer großen Kirchen, Klöſter und Capellen, wie in Italien aus den Ruinen alter heidniſcher Größe erbaut. Die Befeſtigungen der Stadt datiren aus dieſer Zeit, und ein großer Theil der kürzlich nach England gebrachten Sculpturen fand man in die Wälle oder in die Mauern gewöhnlicher Gebäude eingefügt, ein Beweis, daß hier, wie anderswo, auf den Strom der verheerenden Barbaren ein Zuſtand blinder Unwiſſenheit und Bigotterie folgte. Man fand Kreuze von verſchiedenen Formen und andere chriſtliche Embleme und Monogramme. Proben von dieſen, ſo wie auch Eiſenarbeiten und Töpfergeſchirr mit dem chodiſchen Stempel wurden nach England gebracht, und vervollſtändigten ſo die Reihe von Ueberreſten zur Aufhellung der Religion, Geſchichte und Künſte der lyciſchen Städte von ihrer früheſten bis zur ſpäteſten Epoche ihres Daſeyns.

Der Iſthmus von Tehuantepec. Hr. Gaetano Moro hat eine Reconnaissance de l'isthme de Tehuantepec effectué durant les années 1842 et 1843 herausgegeben auf Antrieb von Don José de Garay, welcher die Ausführung eines Canals zur Verbindung der beiden Meere von der Regierung übernommen hat. Hr. Moro ſchätzt die Koſten des Canals auf 60 bis 80 Mill. Fr.; der höchſte Punkt, den derſelbe erſteigen muß, iſt nicht weniger als 360 Metres, zu welchem Ende auf der einen Seite 120, auf der andern 161 Schleußen nöthig ſind. Die Breite des Iſthmus iſt 200 Kilometres (55 Lieues), dennoch hat man die Stiene, die Ausführung für leichter als zu Panama (16 Lieues) und Nicaragua (38 Lieues) anzugeben. Das Ganze iſt aber nur eine Pfuſcherei der mexicaniſchen Regierung, denn die Ausführung iſt unmöglich, da in jener Gegend durchaus kein Europäer und nicht einmal Indianer leben können, wie mehrfache Verſuche der alten ſpaniſchen Regierung bewieſen haben.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 256.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

12 September 1844.

Die Wüste von Nubien.

(Nach Will. Hunter.)

Mit sandigen Thälern, wo hie und da Akazien oder Terebinthen und eine murmelnde Quelle den Wanderer erfreuen, welche Orte Wadis heißen, wechseln wilde, mit Sandsteinfelsen erfüllte Bezirke, durch welche die abgemattete Kamele nur mit Mühe kommen können. An vielen Punkten ragen dunkle Granitfelsen empor, umflattert von Adlern und Geiern, welche auf Beute lauern, auf ein gefallenes Kamel oder sonstiges Aas.

Wadi Nebir ist ein angenehmes Thal; wir fanden hier Akazienbäume und junges, frisches Gras, ein wahres Labsal für unsere guten Kamele, die man erst auf den Zügen durch die Wildniß recht lieb gewinnt, wo man einsieht, was diese treuen Thiere leisten. Wir hatten gehoffr in einem großen, von der Natur gebildeten Becken etwas Regenwasser zu finden, allein der Behalter war trocken, und aus der Menge von Kamelmist um denselben sah man, daß es erst neuerlich von einem Beduinenlager ausgeleert worden war.

Unser Weg ging drei Stunden lang über steinige Hügel und durch Felsenpässe nach dem Brunnen hin, der el Morra heißt, was so viel als der bittere bedeutet. Und diesen Namen führt er mit Recht, wenn man ihn mit dem lieblichen Nilwasser vergleicht; allein die östlichen Araber, welche an schlechtes Wasser weit mehr gewohnt sind als die Nubier und Aegypter, bemerken vielleicht kaum seinen unangenehmen Geschmack. Es ist ein sehr großer Brunnen, der ungefähr vierzig Fuß tief ist und nie austrocknen soll. Nachdem wir uns hier mit einem geringen Vorrath von Wasser versorgt hatten, setzten wir unsere Reise fort nach Wadi Olaki. Dieß ist ein schönes Thal, das sich von Osten nach Westen erstreckt; zur Regenzeit sammeln sich ansehnliche Bäche in diesem Wadi und ergießen sich in den Nil. In dem Thal ist treffliche Weide und es wachsen da Akazien, Tamarinden und Palmbäume; wegen dieser Vorzüge steht es bei den Beduinen in großer Verehrung. Als sich unsere Führer dem Wadi näherten, begrüßten sie ihn mit großer Feierlichkeit, mit Segenssprüchen und frommen Anrufungen; sie dankten dem Himmel, daß er sie so weit glücklich geleitet habe; dann nahm jeder Araber eine Hand voll Durra und warf sie auf die Erde — ein frommes Opfer an den guten Genius, der über den Wadi von Gott als Aufseher bestellt ist. In ganz Yemen und Hedschas herrscht derselbe religiöse Brauch. Nach dem ausdrücklichen Zeugnisse des arabischen Historikers Makrizi stammen die nubischen Beduinen aus dem Hedschas und sind Abkömmlinge der berühmten Stämme Kadan, Nezar und Koreisch. Makrizi's Notizen über diesen Gegenstand sind höchst schätzbar und für den Geographen und Geschichtforscher höchst wichtig, weil sie darthun, wie dieser Theil von Afrika von arabischen Ansiedlern bevölkert wurde. Makrizi nennt viele Scheiks der nubischen Beduinen, die sich durch Tapferkeit, Gastfreiheit und andere löbliche Eigenschaften auszeichneten. Er kam einst des Abends an das Zelt eines Häuptlings und fand in demselben sechzig geladene Gäste bei dem Abendessen. Makrizi's beachtenswerthe Nachrichten erklären somit am besten, warum wir im ganzen Nilthale, in Nubien, Kordofan, Belad el Taka, Darfur und Borgo reines arabisches Blut finden.

Nach einem Marsch von sechs Stunden betraten wir den Wadi Omga, der einen Behalter von Regenwasser hat, welcher ihn zum Ruheplatz für Karawanen macht; wir fanden ihn aber ausgetrocknet. Kein Thal, durch das wir bis jetzt gekommen waren, stand so voll von Akazienbäumen; Schwärme von Heuschrecken fraßen an den jungen Sprossen und Blättern und der Boden war mit Coloquinten bedeckt, welche Pflanze allenthalben in dieser Wüste sehr gewöhnlich ist. Die Leute von unserer Karawane belustigten sich damit, daß sie einander mit diesen runden Kürbissen warfen und sich gegen sie mit ihren Tartschen schützten, worin sie eine große Geschicklichkeit besaßen. Zum Unglück hatte ich keine Tartsche, und einige meiner Reisegenossen warfen so oft nach meinem Kopfe, daß ich endlich genöthigt war, mich an den Anführer der Karawane um Schutz zu wenden, durch welchen Schritt ich mir eine blutige Nase ersparte.

Der Boden von Wadi Omga besteht ganz aus Sand und

Digitized by Google

die Berge verlieren hier ihre groteske Gestalt; die meisten Bäume waren gänzlich verdorrt, weil seit beinahe drei Jahren kein Regen gefallen war. Ich wunderte mich nicht, daß ich im Sande keine Fußstapfen irgend eines wilden Thieres und keine Spur von Vögeln sah, ausgenommen einige Krähen. Wir trafen mehrere Beduinen vom Stamme der Bischaris, die Kamele mit Ladungen von Sennesblättern begleiteten, welche sie zum Verkauf oder zum Eintausch gegen Durra nach Derr schafften. Den ganzen Abend setzten wir unsere Reise im Wadi fort und machten nach einem Marsch von ungefähr neun Stunden Halt.

Vor Sonnenaufgang brachen wir wieder auf, und in drei Stunden langten wir am Ende des Wadi Omga an, dessen Berge durchaus aus Granit bestehen. Hier kamen wir auf eine große, sandige Ebene, und jenseits derselben stiegen wir zwei Stunden lang über eine Gebirgskette, die aus Grünstein besteht. Nach sechs Stunden gingen wir hinab in Wadi el Towaschi, d. i. in das Thal des Verschnittenen. Diesen Namen hat es von einem Eunuchen, der zu der großen Moschee von Mekka gehörte, und der hier ermordet und der Geschenke beraubt worden war, welche er von den Königen von Darfur und Sennaar erhalten hatte. Das Jahr, wo dieser Mord vorgefallen war, konnte ich nicht genau erfahren, aber einer von unsern Führern erzählte mir, sein Vater habe sich noch gut daran erinnert. Ich zweifle daher nicht, daß dieser Eunuche derselbe war, den Bruce Mohammed Towasch nennt, und dessen Leichnam gerade an dieser Stelle von dem berühmten Reisenden drei Tage darauf gefunden ward, nachdem er einen der Mörder, einen Bischaribeduinen, gefangen genommen hatte.

Bewohner der heiligen Städte Mekka und Medina machen oft Reisen nach Sudan, wo sie von den Königen und Häuptlingen als Leute, die dem geweihten Boden von Hedschas angehören, mit Auszeichnung empfangen und reichlich beschenkt werden. Vor etwa dreißig Jahren reiste ein Bürger von Mekka ins Land der Neger und gelangte daselbst zu solchem Ansehen, daß er eine starke Partei bildete und endlich einen Bezirk in Besitz nahm, über den er jetzt als Melik oder König gebietet.

Andere erzählten mir, die Leute, welche den Verschnittenen ermordeten, seyen keine Bischaris gewesen, sondern des unglücklichen Reisenden eigene Führer, die nach seinem Golde und seiner übrigen Habe lüstern waren. Diese Führer gehörten zu den Beduinen von Hameidab, die auf dem östlichen Ufer ihren Hauptsitz haben. Wegen dieser Schandthat wurden sie von ihren Freunden und Nachbarn stark getadelt, und man hat bemerkt, daß seit der Zeit die Hameidab in Verachtung gerathen sind. Bei Edfu haben sie einige Lager, aber die Kraft und das Ansehen dieses Stammes, der täglich mehr in Verfall geräth, sind dahin; sie hat die Rache ereilt, die ewige Vergeltung!

Das Grab des Mohammed Towaschi befindet sich am Fuße eines Berges, an derselben Stelle, wo er ermordet ward, und wird als das eines Heiligen oder Martyrers betrachtet; das Grab ist von Stein und ward von einigen gottesfürchtigen Arabern errichtet. Wir fanden es mit Matten bedeckt, und alle guten Moslims in unserer Karawane gingen hin und verrichteten ihr Gebet auf demselben. Als sie sich wieder entfernten, streuten sie etwas Durra auf dasselbe und füllten einen Krug, den ein früherer Reisender daselbst gelassen hatte, mit Wasser. An die Stangen am Grabe hatte man bunte Wimpel befestigt, eine unter den Arabern gewöhnliche Sitte. Mehrere Kamelsättel lagen umher, welche fromme Reisende dem Heiligen geweiht hatten. Man versicherte mich, daß in Aegypten und Nubien viele Araber an dem Todestage des Mohammed Towaschi fasteten und durch inbrünstige Gebete und Almosen an die Armen die Gottheit zu versöhnen suchten.

Die heißen Mittagsstunden rasteten wir bei dem Grabe des Martyrers. Gegen Abend zogen wir weiter, und nach einem Marsch von etwa zehn Stunden machten wir Halt in Wadi Abu Borsche, welches von kahlen Berghöhen durchschnitten ist. In dem dürren Sande dieses Wadi wachsen einige Selambaume, die zu den Akazien gehören; das Holz dieses Baumes schätzen die Araber wegen seiner großen Härte und brauchen es zu den Schaften ihrer Lanzen; aus den Zweigen machen sie Stäbe von drei Fuß Länge, den obern Theil krümmen sie im Feuer, wenn das Holz noch grün ist, und bestreichen ihn öfters mit Fett, wodurch er schweeer und fester wird. Alle tragen einen solchen Selamestab wie bei uns viele Leute Ziegenhainer oder spanische Rohre haben. In ganz Nubien, in Belad el Taka und Suakin findet man diese Stäbe, und der Beduine, der keine Lanze in der Hand hat, ist selten ohne einen Selame. Es gibt noch einen Baum, eine andere Species von Akazien, Dodda genannt, bei den Bischaribeduinen, aus dessen Holz ebenfalls treffliche Stäbe verfertigt werden, die früher auch in Aegypten und Syrien sehr gesucht waren. Dieser Baum wächst weiter gegen das rothe Meer hin.

Wir trafen einige schöne Gazellen, die, sobald wir nahten, pfeilschnell davon eilten. Viel Wildpret gibt es in dieser Gegend nicht, die Thiere würden umkommen vor Durst, denn Wasser findet man hier nur in tiefen Brunnen. Daß übrigens die flüchtigen Gazellen der Wüste in den Liedern und Dichtungen der Beduinen häufig vorkommen, ist zur Genüge bekannt.

Wir brachen vor Sonnenaufgang auf und erreichten nach drei Stunden Wadi el Berd, ein schönes, breites Thal mit Bäumen. Ueber unsern Häuptern flogen große Schaaren weißer Vögel von der Größe der Gänse, deren Zug nach Norden ging. Diesem Thale haben die Araber den Namen Berd (Kalte, Kühle) gegeben, weil sie finden, daß selbst im heißen Sommer hier immer kühle Lüfte wehen. Eine Oeffnung geht nach dem Nil hin, von woher im Frühjahr die linden Lüfte wehen. Ungefähr zwei Stunden lang setzten wir unsere Reise in demselben fort; alsdann zogen wir über eine Hügelkette und machten während der Mittagsstunden in einem andern Thale Halt. Malerische Gruppen gibt es zu schauen, wenn eine Karawane anlangt oder abgeht; bei uns veranlaßte das

Digitized by Google

Anhalten zu Mittag jedesmal Zwist und Händel. Sobald es bekannt war, daß man in einem bestimmten Wadi rasten wollte, ritten die jungen Leute von der Karawane voraus, um sich an dem Ruheorte den größten Baum oder eine Stelle unter einem überhangenden Felsen auszusuchen, wo sie für sich und ihre Gesellschaft Schutz gegen die Sonne fanden. Jeden Tag erhob sich ein Zank mit denen, die unter einem Schatten spendenden Baume zuerst ankamen; mich verdrieß man oft von der kühlsten und angenehmsten Stelle und jagte mich in die brennende Sonne, denn die Beduinen und Nubier sind in der Wüste eben so barsch und unartig, als die Franzosen im Theater. Ich brachte daher gewöhnlich die heißen Mittagsstunden unter großem Ungemach zu, denn ich war nicht bloß der Sonne ausgesetzt, sondern ich mußte mir auch mein Mittagsmahl selbst kochen und zubereiten; Abends hatte ich wieder dieselbe Arbeit zu verrichten, obgleich ich von des Tages Mühen sehr abgemattet war. Der Hunger behielt jedoch stets die Oberhand über die Ermüdung, und ich mußte Holz holen und spalten, um Feuer anzuzünden; dann machte ich mir einen guten Kaffee, von dem ich jedesmal meinen Reisegefährten von Darau eine Tasse voll einschenkte; sie tranken ihn außerordentlich gerne, und dieß war das einzige Mittel, um sie bei leidlich guter Laune zu erhalten. Ein stärkender Nachtschlaf erquickte mich doch immer wieder, und ich habe mich nie gesünder und aufgeräumter befunden als auf dieser Reise, obschon ihre Mühseligkeiten in der That sehr groß, ja weit größer waren, als ich gedacht hatte.

Das gewöhnliche Gericht aller Reisenden war zu Mittag Felyre, welches in Mehl mit Wasser vermischt und in einen weichen Teig verwandelt besteht, den man dann auf der eisernen Platte bäckt; hierauf gießt man Butter und Honig darauf und läßt sich die Speise schmecken. Abends kocht man Linsen, die mit geröstetem Brode und einer Zwiebelsauce aufgetragen werden; des Morgens genießt jeder ein Stück Zwieback nebst einigen rohen Zwiebeln oder Datteln. Auf Wüstenreisen begnügt man sich mit frugalen Mahlzeiten; auf Leckerbissen muß man verzichten.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Tschichatschews Reise über die Anden und durch die Pampas.

2. Die Pampas.

Die Pampas lagen vor mir in ihrer ganzen gränzenlosen Ausdehnung; bis Buenos-Ayres waren es etwa 300 Leguas. Ich mußte also mehrere Tage im Galopp fortreiten, denn eine andere Gangart, außer dem Schritt, kennt man in diesen Ländern nicht. Die Steppenpferde fangen an zu galoppiren, sobald man nur einen Fuß in den Bügel gesetzt hat; ob auch schon der zweite Fuß in den andern Bügel getreten ist, kümmert sie gar nicht. Diese Reise von Mendoza nach Buenos-Ayres, welche von sehr wenigen Europäern unternommen wird, hat, abgesehen von verschiedenartigen Beschwerden, einen Vortheil, daß nämlich der Reisende sich durchaus nicht um Pferde zu kümmern braucht, denn es sind fast immer welche zum Wechseln vorhanden; dieß ist die Sache des Gaucho, welcher sich als Führer und unentbehrlicher Genosse bei dem Reisenden befindet; zu diesem Ende treibt er mehrere ledige Pferde vor sich her, und sobald das Pferd, welches eben geritten wird, müde ist, wirft er seinen Lasso nach einem andern, und nun muß man das frische Pferd besteigen. Diese Aushülfspferde werden gewöhnlich aus den großen Pferdeheerden genommen, welche über die ganze Oberfläche der Pampas zerstreut sind. Diese Heerden sind von zweierlei Art; nämlich gezähmte Pferde, die einen Herrn haben, und wilde Pferde. Die letztern streichen in Heerden von mindestens 15,000 Stücken umher und sind größtentheils von brauner oder graulicher Farbe. Die Geschichte dieser Heerden ist merkwürdig: die Spanier brachten zwischen 1530 und 1552 Pferde und Rindvieh ins Land, die sich in Folge der reichen Weide außerordentlich vermehrten. Das Pferd der Pampas ist weder sehr stark, noch sehr groß; aber seine Leichtigkeit im Laufe und seine Gliedergewandtheit sind in der That erstaunlich. Ich glaube, daß es schneller ist als sein asiatischer Steppenbruder, obwohl minder fähig, lange Anstrengungen zu ertragen; übrigens scheint es mir sehr unter der turkmanischen Race zu stehen.

Von den Pferden der Pampas gehen wir zu den Bewohnern über; ein ganz natürlicher Uebergang, denn der Gaucho ohne Pferd ist nur ein halber Mensch. Die christlichen Bewohner der Pampas sind jetzt in die große sogenannte argentinische Föderalrepublik, die aus fünfzehn Staaten besteht, zusammengetreten. Das sind aber bloß Worte, denn die politische Maschinerie dieser Länder wechselt unaufhörlich, und in dieser ganzen pomphaft angekündigten Conföderation gibt es nichts Feststehendes, nichts Organisches. Für solche kleine auf der weiten Oberfläche zerstreute halbwilde, kaum aus der lästigen Colonialregierung hervorgegangene Bevölkerungsmassen sind die verwickelten Formen einer Föderalregierung ein vollkommener Unsinn. Wie kann eine Föderalregierung in einer Gesellschaft bestehen, wo weder die Begriffe von Privat-, noch öffentlichen Rechten und Pflichten entwickelt sind? Diese erbärmliche Nachahmung des nordamerikanischen Staatenbundes ist jetzt die unerschöpfliche Quelle unaufhörlicher Streitigkeiten und Unruhen. Jeder führt hier die demokratischen Formeln im Munde, obgleich keiner sie versteht; diese Auswüchslinge der Civilisation wissen weder zu befehlen, noch zu gehorchen. Dieser unglückliche Zustand muß zwar zum Theil den Umständen zugeschrieben werden, von denen die Eroberung dieser Länder durch die Spanier begleitet war; wie dem aber auch seyn mag, es ist traurig, ein Land zu sehen, das drei Jahrhunderte lang unter der Herrschaft einer der mächtigsten Nationen der Welt stand, und jetzt in solche Zerrüttung und Nichtigkeit versunken ist. Was ist von den Spaniern in der neuen Welt geblieben? Die Religion, welche weit mehr auf einem abergläubischen Gefühl als auf einer aufrichtigen Ueberzeugung beruhte, ist jetzt zugleich mit der geistlichen und weltlichen Gewalt verschwunden, und kein moralisches Element ist vorhanden, das den Uebergang aus den alten Ansichten des patriarchalischen Lebens in die neue Ordnung der Dinge hätte verwickeln können.

So gingen allerhand Gedanken durch meinen Kopf, bis mich die Lançade meines Pferdes niederbrachte, welches ohne alle Ceremonie über die ihm vorkommenden Gebüsche setzte; ich war endlich genöthigt im Schritt zu reiten, und jetzt erst dachte ich an meinen Führer. Dieser, von Kindheit an an solche Ritte gewöhnt, eilte langsam, wie ein zweiter August, liebte es aber auch nicht stille zu halten. Der

Digitized by Google

Mensch war eine wahre Reitmaschine, doch mäßigte auch er auf einen Augenblick den Schritt seines Pferdes, die Freundschafts-Cigaere ward zwischen uns gewechselt, aber nach wenigen nahebedeutenden Worten gab er seinem Pferde wiederum die Sporen und rief mir zu: „Adelante, señor cavallero!“ Das Felleisen mit den Depeschen war fest an den Sattel des besten Pferdes in der ganzen Truppe, das vor uns her jagte, angeschnallt. Merkwürdig war es zu sehen, mit welcher Gewandtheit die zwei uns begleitenden Gauchos die ins Gebüsch sich verlaufenden Pferde auf unsern Weg zurücktrieben.

Sieben bis acht Leguas von Mendoza, am Rande einer breiten Sandfläche, entdeckten wir einige magere Pappeln und einen frischen grünen Fleck. Der Gaucho erklärte, dieß sey die Poststation, und als wir dahin kamen, sahen wir auch einige Gauchos an der Schwelle eines elenden Häuschens sitzen. Sie schienen uns gar keine Aufmerksamkeit zu schenken, und fuhren fort zu rauchen, ohne uns im mindesten zu beachten. Wir fragten, ob es Pferde gebe, und einer von ihnen wies, ohne ein Wort zu sprechen, auf den Corral. Rodriguez, so hieß der Gaucho, stieg ab, ging, ohne sonderlich über die entsetzliche Faulheit der Gauchos zu erstaunen, auf den sogenannten Postmeister zu und sagte ganz höflich und in gutmüthigem Tone: „schnell, schnell, mein Freund! ich habe große Eile.“ Der Postmeister war jetzt sogleich im Sattel, um Pferde zu holen, und in einem Augenblick war alles bereit. Rodriguez wußte aus langer Erfahrung, daß man im Anfang einer Reise nicht grob mit diesen Heeren umgehen darf; sie können einem für die Zukunft dienen. Nachdem wir die Pferde bezahlt hatten — einen halben Real für die Legua — sprengten wir alsbald wieder im Galopp davon. Diese Posthäuschen unterhielten ehemals die Verbindung zwischen den Vicekönigen von Peru und Buenos-Ayres; jetzt finden sie sich nur noch in demjenigen Theil der Pampas, wo eine bedeutende Bevölkerung in der Nähe ist, auf deren Schutz man sich verlassen kann; man darf aber nicht glauben, wenn man einmal die Pampas durchreist hat, diese Stationen das nächstemal wieder an demselben Ort zu treffen; denn wegen der unaufhörlichen Einfälle der Indier ist alles schwankend und unsicher; die Reisenden nehmen deßhalb gewöhnlich vorräthige Pferde mit für den Fall, wo sie keine Stationen treffen.

Die Erhöhung der Temperatur, welche in dem Maaße stieg, als wir tiefer in die Steppen eindrangen, die Reflexion der Sonnenstrahlen vom Boden, so wie von den Pflanzen und Sandtheilchen in der Luft, alles dieses fing an gegen Mittag uns sehr zu ermüden. Aber als die Hitze zwischen 1 und 2 Uhr ihren höchsten Punkt erreicht hatte, nahm sie nach und nach wieder ab und leichte wechselnde Lüftchen erfrischten den Abend. Am angenehmsten war die Reise Morgens und Abends, obwohl die häufig uns ereilende Dunkelheit machte, daß die Pferde stolperten und in die von den Viscachas ausgegrabenen Löcher fielen. *) Es ist zum Erstaunen, daß nicht viel mehr Unglücksfälle durch diese Löcher vorkommen, und ich begreife nicht, wie ich selbst mit einigen Contusionen wegkam und nicht Arm und Beine brach. Diese Gruben sind gewöhnlich mit Gras oder Reisig verdeckt, und das Pferd, das auf ebenem Boden fortspringt, bemerkt sie nicht eher, als bis es hineingetreten ist. In solchen Fällen macht der Reiter gewöhnlich einen salto mortale über den Kopf des Pferdes und muß dann so schnell wie möglich aufspringen und sich wieder aufs Pferd werfen. Mir passirte es mehr als einmal, daß ich solche gymnastische Stücke in Ausübung bringen mußte; ich kann sie aber nicht sehr lustig nennen. Nur der unerschrockene Gaucho nimmt sie in größter Munterkeit hin; er fällt aber auch, wie eine Katze, immer gerade auf die Füße. Ein lautes Caraja tröstet ihn bei den größten Unfällen.

Auf der dritten Station war ich schon vollkommen erschöpft; wir waren etwa 17 bis 18 Leguas fortgejagt, und so sollte es, um das Ziel zu erreichen, noch zwölf Tage fortgehen. Wer nicht durch eine angemessene Diät und Gewohnheit auf eine so heftige und andauernde Bewegung vorbereitet ist, dem geht es schlecht. Die einfache Nahrung der Gauchos, die bloß aus Rindfleisch ohne alle Mehlspeisen besteht, macht sie zu solchen Ritten besonders tauglich, und der Europäer überzeugt sich hievon, sobald er dieselbe Lebensweise wie sie annimmt. Als Rodriguez mein bleiches Aussehen und meine Erschöpfung sah, hatte er Mitleid mit mir und blieb im Nachtlager. Ich warf mich mit dem Sattel auf den Boden, aber hier fielen in der Nacht Moskitos wie Heuschrecken über mich her; ich hüllte den Kopf in einen Poncho, aber dieß machte mir unerträglich heiß; voll Verzweiflung lief ich in die Hütte, wo Flöhe und Wanzen mit Heißhunger an meinem Körper sich mästeten. Indeß war meine Erschöpfung so groß, daß ich nichtsdestoweniger bis zum Morgen schlief. Als ich erwachte, glaubte ich mich in Noahs Arche zu befinden. Weiber, Kinder, Geier, Hunde — alles lag bunt durcheinander. Ein kleiner Junge kratzte mit dem größten Vergnügen neben mir am Kopfe; der fruchtbare Gedanke, daß aus seinen Haaren meinen nächtlichen Feinden eine Verstärkung erwachsen möchte, schreckte mich auf, und ich sprang zur Thüre hinaus. Der Gaucho, weniger empfindlich als ich, blieb ganz ruhig sitzen, um den Paraguay-Thee zu kochen, der beste Trank in den Steppen, denn er beruhigt das Blut.

(Fortsetzung folgt.)

*) Von diesen Thieren schwärmen so zu sagen die Pampas; indeß ist es ungemein schwer, diese Thiere zu fangen, obgleich man sie oft am Rande ihrer unterirdischen Wohnungen ruhig sitzen sieht. Bei Tage kommen sie selten aus ihren Löchern heraus; kaum aber berührt der untere Rand der Sonne den Horizont, so zeigen sie sich auf dem Boden mit ihrer ganzen lächerlichen Schnauze, ihren weißen Backen und Schnurrbärten; nichts ist possierlicher, als das mäuerische Gesicht dieser Thiere.

Der Name Mogador.

Es gibt kaum einen Stadtnamen, der für die Gelehrten nicht Gegenstand des Streites ist, und Mogador macht keine Ausnahme. Nach den einen ist Mogador verdorben aus Agadir. Nach andern ist Agadir nichts anderes als das moderne Santa Cruz der Portugiesen, da es aber zwei Agadir gab, ein kleines und ein großes (Agadir Seir und el Kebir), so ist Santa Cruz das große Agadir und Suera (der eigentliche Name der Stadt Mogador) das kleine. Eine viel einfachere Etymologie leitet den Namen Mogador von den portugiesischen Worten mau godor, schlechtes Lager, ab, und was diese Ableitung zu bestätigen scheint, ist der Umstand, daß die Spanier auch jetzt noch die Stadt mau lugar, schlechter Ort, bezeichnen. Die wahre Etymologie ist aber von Sidi Megdur, einem in der Nähe der Stadt begrabenen Marabut. Die spanisch-portugiesische Ableitung kommt daher, weil Mogador einer der schlechtesten Ankerplätze der Welt ist; europäische Schiffe gingen sehr häufig hier zu Grunde, und für sie gibt es in der That kein „schlechteres Lager,“ denn nach den Berichten des Prinzen von Joinville brachen hier die Ankerketten der französischen Schiffe wie Glas. (L'Algérie vom 2 Sept.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 257.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

13 September 1844.

Beschäftigung des Volkes in England.

Die öffentlichen Blätter bringen jetzt den lang erwarteten Auszug aus den angestellten Untersuchungen und Berichten über die Beschäftigungen des Volks; eine Menge Thatsachen über die Verhältnisse der niedern Volksclassen werden dadurch außer allen Zweifel gestellt, und müssen auf künftige Entscheidungen des Parlaments sehr bedeutend einwirken. Wir können hier vorerst nur einige der wichtigern Punkte herausheben.

Fürs erste ergibt sich, daß zwischen 1831 und 1841 die Zahl der mit dem Ackerbau beschäftigten Personen trotz der ungeheuren Zunahme der Bevölkerung ziemlich stationär blieb; die Menge der hinzugekommenen Hände mußte also anderweitig beschäftigt werden. Die gesammte männliche Bevölkerung Großbritanniens von 20 Jahren und darüber betrug im J. 1831 3,199,984, und im J. 1841 3,829,668, also in zehn Jahren eine Zunahme von 630,000 Erwachsenen. Keiner von allen diesen fand Unterkommen im Ackerbau, denn die Zahl der Landbesitzer und Feldarbeiter betrug im J. 1831 980,750, und im J. 1841 nur 961,585. Bringt man nun auch einen von den zählenden Personen nachgewiesenen Irrthum in Anschlag, so hat sich jedenfalls im Laufe von zehn Jahren die Ackerbaubevölkerung gar nicht oder nur sehr schwach vermehrt. In Handel, Gewerben und Manufacturen waren dagegen im J. 1831 1,278,283, im J. 1841 dagegen 1,682,044 beschäftigt, in sämmtlichen Industriezweigen fand also eine Zunahme von mehr als 400,000 statt. Für das gesammte Großbritannien stellt sich also das Verhältniß der Industriellen aller Art zu den Ackerbauern nicht ganz wie 2 : 1, nimmt man aber England allein in Betracht, so stellt sich ein höchst merkwürdiges Verhältniß heraus, nämlich:

	Ackerbauer.	Handelsleute.	Vermischte Beschäftigungen.
1811	35	44	21
1821	33	45	21
1831	28	42	30
1841	22	46	32

Die Ackerbaubevölkerung beträgt somit wenig mehr als ein Fünftel, und ist stationär in der Zahl, während die andern Theile der Bevölkerung in raschem Zunehmen begriffen sind. Das Morning Chronicle macht hiezu die Bemerkung: „Kann irgend etwas klarer die Thorheit einer Gesetzgebung zeigen, welche die Entwicklung der einzigen Art von Industrie hemmt, welche mit der Vermehrung der Arbeiter sich auszudehnen im Stande ist.“

Auch geben die Berichte außerdem genaue Nachweisungen über die Zahl der in den verschiedenen Zweigen der Manufactur beschäftigten Personen. In der Baumwollfabrication arbeiten: Männer von 20 Jahren und drüber 138,112, unter 20 Jahren 59,171. Weiber von 20 Jahren und darüber 104,470, unter 20 Jahren 75,309; im Ganzen 377,662 Personen. In der Strumpfwirkerei sind beschäftigt 50,955, mit Spitzen (lace) 35,347, Wolle und Wollgarn 167,296, Seide 83,773, Flachs und Hanf 85,213. Die Gesammtzahl der in der Manufactur von Webewaaren aller Art beschäftigten Personen ist 800,246. Von den in den Minen beschäftigten kommen auf die Kohlenminen 118,237, Kupferminen 15,407, Bleiminen 11,419, Eisenminen 10,989, Zinnminen 610, im Ganzen 193,821 Personen. Mit der Bearbeitung der Metalle sind beschäftigt: mit Eisen 29,497, mit Kupfer 2126, mit Blei 1293, mit Zinn 1320. Mit der Bereitung von Glas- und Töpferwaaren sind beschäftigt 32,233, mit Handschuhen 9225, mit Maschinen aller Art 16,550. Hiebei ist zu bemerken, daß nur die Zahl der wirklich arbeitenden Personen aufgezählt ist, nicht die von ihrem Erwerb lebenden Personen, als Weiber, Kinder ꝛc.

Die Wüste von Nubien.

(Fortsetzung.)

Nachmittags reisten wir wiederum durch ein gebirgiges Land, und dann gelangten wir in eine Sandebene, die in ein mit mehrern Palmbäumen versehenes Thal ausläuft. Nach einer Tagreise von etwa neun Stunden machten wir Halt in diesem Thale bei den Brunnen, welche den Namen El Nabeh führen. Während wir über die Ebene zogen, begegneten wir

Digitized by Google

einer kleinen Karawane von acht Abaddebeduinen, die von Berber kamen und nach Daran wollten; sie hatten etwa 30 Sklaven und mehrere beladene Kamele bei sich, welche sie in Oberägypten verkaufen wollten. Die Nachrichten, die sie uns mittheilten, waren niederschlagend; die Brunnen, die auf unserm Wege lagen, hatten sie fast ganz trocken gefunden. Einige von unsern Leuten geriethen über diese Nachricht in große Unruhe und wollten schon mit den Abaddes umkehren, die andern aber redeten es ihnen aus. Die Leute von Daran kauften von diesen Abaddes ein starkes Kamel, um es mit Wasser zu beladen, und wir brachten die ganze Nacht mit Berathungen über das zu, was wir thun sollten. In dem Wadi el Nabeh gibt es fünf Brunnen nahe bei einander, wovon drei salziges, zwei trinkbares Wasser enthalten; die letztern aber haben nur sehr wenig Wasser, und dieß wenige ward sogleich dadurch consumirt, daß wir die Schläuche füllten. Wie weiland zwischen den Hirten Abrahams und den Hirten Lots, erhob sich am nächsten Morgen ein Streit über das Wasser, welches die Nacht über hervorgequollen war; jeder Theil wollte es zu seinem Gebrauche haben. Es wurde ein Wasser des Haders, wie einst jenes zu Moses Zeiten in der arabischen Wüste.

Der angenehme Schatten, welchen die Palmbäume gewähren, macht diesen Wadi zu einem berühmten Punkt der nubischen Wüste, und kleine Karawanen bleiben hier auf ihrer Reise nach Berber gewöhnlich einige Tage, um ihren Kamelen etwas Zeit zu ihrer Erholung zu lassen. Große Karawanen finden es jedoch unmöglich, sich hier länger als eine Nacht aufzuhalten, indem das trinkbare Wasser nur spärlich zu haben ist.

Unsere Häuptlinge beriethen sich den ganzen Morgen über das, was sie thun wollten; zwei Tagereisen hatten wir nach Schigre und von hier fünf Tagereisen nach Berber am Nil. Unmöglich konnte man die Thiere mit so viel Wasser beladen, als wir zur ganzen Reise brauchten. In den Bergen gegen Südosten gibt es eine Quelle, die Nawarik heißt, und diesen Weg hatten wir einschlagen können; aber niemand von unserer Gesellschaft war mit diesem Wege bekannt, außer einem Bischari, dessen Führung man sich jedoch nicht anvertrauen wollte. Man zeigte mir noch einen dritten Weg von Wadi el Nabeh aus, allein diese Gegend wird von wilden Beduinen bewohnt, welche Feinde unserer Karawanen waren; von ihnen hatten wir nur schlimmes zu erwarten gehabt.

Bei solchen Umständen sagt jedermann seine Meinung; die meinige ging dahin, daß wir unsere 35 Esel tödten, die täglich wenigstens 15 Schläuche mit Wasser erforderten; zu dieser Maaßregel seyen wir genöthigt, meinte ich, dann wollen wir den Kameleu so viel Wasser aufladen, als sie tragen können und gerade durch die Wüste, ohne Schigre zu berühren, nach Berber ziehen; auf diese Art würden wir die Reise in fünf forcirten Tagemärschen zurücklegen. Die Araber können aber bei solchen Gelegenheiten selten zu einem muthigen Entschlusse gebracht werden; sie trösten sich gewöhnlich mit der Hoffnung auf Allah Kerim oder Gottes Güte, und der Erfolg unserer langen Berathungen war der, daß wir den gewöhnlichen Weg einschlagen wollten. Wir besserten unsere Wasserschläuche und Sandalen aus, stärkten uns durch ein Bad in den kühlen Brunnen und brachen dann auf. Nicht ohne große Besorgniß machte ich mich von dieser Stelle auf den Weg, denn ich sah keine Möglichkeit, wie wir den fürchterlichen Folgen des Wassermangels entgehen wollten. Um meinen Esel bei gutem Muthe zu erhalten, nahm ich ihm die beiden kleinen Wasserschläuche ab, welche er bisher getragen hatte und bezahlte einem Beduinen vier Dollars, um vier kleine Wasserschlauche bis Berber mitzunehmen, denn ich glaubte, daß wenn ich auf dem Esel ritte, ich wenigstens zwei Tage Durst ertragen könnte. Ein mit Wasser zu sehr beladenes Kamel stürzte am Abend und brach ein Bein, durch welchen Unfall mehrere Wasserschläuche zerbarsten. Das Kamel ward auf die durch das Gesetz gebotene Weise geschlachtet; man drehte ihm den Kopf nach Mecca hin und durchschnitt ihm die Kehle. Einige von unsern Leuten blieben zurück und holten uns erst in der Nacht mit einigen ausgesuchten Stücken Fleisch, die sie von dem Kamele abgeschnitten hatten, wieder ein.

Vor Tagesanbruch machten wir uns wieder auf den Weg, durch felsige Bezirke und Sandebenen ziehend. Nach einem vierstündigen Marsche hielten wir am Eingange von Wadi Tarfawi, der seinen Namen von der Tarfa oder dem Tamariskenbaume hat, welcher darin wächst; auch war der Boden mit dem schönen Sennesstrauche bedeckt, dessen Grün für uns ein ganz neuer Anblick war. Die Sennafrucht hatte ihre volle Reife erlangt und diente einem Heuschreckenschwarm zur köstlichen Nahrung; auch wachsen hier viele dornige Tamarisken und einige Dompalmen, und machen dieses Thal zu einem der lieblichsten und angenehmsten auf dem ganzen Wege. Ueberhaupt fand ich die gefürchtete nubische Wüste, wenigstens bis Schigre, bei weitem nicht so traurig, als die große syrische Wüste. Selten verging ein Tag, ohne daß wir Bäume und Wasser trafen, und diese nubische Wüste wird jetzt häufiger besucht, als die Karawanenstraße von Haled nach Bagdad, oder von Damascus nach Medina. Die ebene Beschaffenheit der syrischen Wüste mag kein so schreckliches Ansehen haben, als die unfruchtbaren, rauhen Felsen der nubischen Wüste, allein die letzte hat wenigstens den Vortheil der Abwechslung.

Da wir auf unserem schönen Ruheplatze in dem lieblichen Tamarisken-Wadi frühzeitig angelangt waren, sandte man die Kamele nach einem Thale seitwärts, fast zwei Stunden weit, um aus einem Teiche Wasser zu holen, dessen etwas salziger Geschmack es wahrscheinlich macht, daß außer dem Regenwasser, welches sich darin sammelt, noch unten auf dem Boden eine Quelle ist. Bald nachdem der Mittag vorbei war, kamen sie wieder; heute ward noch ein Kamel getödtet, das für unfähig zur Fortsetzung der Reise erklärt wurde, und schnell versammelten sich die Adler und Geier der Wüste, um ihren Antheil an dem geschlachteten Thiere zu erhalten. Es ist merkwürdig, wie geschwind diese Vögel da sind, wenn sie merken, daß es Futter für sie gibt.

Digitized by Google

Gegen vier Uhr Nachmittags brach die Karawane wieder auf. Gerade als wir abzogen, brachte mir der Araber, welcher mein Wasser fortschaffte, den größten von den vier Wasserschläuchen und sagte mir, sein Kamel könne ihn nicht weiter tragen. Ehe ich zwei kleinere Schläuche zurecht gemacht, und in sie das Wasser des großen gefüllt, sie mit Stricken zugebunden und auf meinen Esel geladen hatte, war die Karawane eine große Strecke voraus, so daß ich sie erst lange nach Sonnenuntergang wieder einholte, indem ich ihren Fußstapfen im Sande folgte. In solchen Fällen fühlt man sehr den Mangel eines liebenden Gefährten, eines treuen Dieners, denn Sklavenhändler haben mit den Verlegenheiten ihrer Mitmenschen kein Mitleid.

In später Nacht lagerten wir uns in einem an Weidepflanzen reichen Thale, Wadi Kawa genannt. Während des ganzen folgenden Tagemarsches waren wir auf allen Seiten von Luftspiegelungen oder Kimmungen umgeben, welche die Araber „Serab" nennen; die Hebräer heißen sie „Schanab," und von ihnen ist in der Bibel an mehreren Stellen die Rede. Die Farbe war von dem reinsten Azurblau und so klar, daß die Schatten der Berge, welche den Horizont begränzen, sich darin mit der größten Genauigkeit abspiegelten, wodurch die Täuschung, als sey ein weiter See vorhanden, noch vollkommener wurde.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Tschichatschews Reise über die Anden und durch die Pampas.

2. Die Pampas.

(Fortsetzung.)

Sobald unser Frühstück eingenommen war, setzten wir uns wieder zu Pferde, und ein achtjähriger Junge erschien, um uns als Führer zu dienen; denn sein Vater saß eben beim Hazardspiel, das die Gauchos mit einer Art Wuth treiben, und schickte seinen Sohn an seiner Stelle. Der Junge klammerte sich ohne die mindeste Furcht an die vordern Füße des Pferdes, um in den Sattel hinaufzuklettern, da er noch nicht an die Bügel reichte. Aber nach einer Minute jagte er schon in vollem Rennen über die Ebene hin. Der Ritt dauerte über fünf Stunden ununterbrochen fort, das aber schien dem Jungen gar nichts zu machen. An diesem Tage kamen wir an einigen kleinen Salzseen vorbei, übernachteten unter freiem Himmel und waren am andern Tage schon in San Luis. Ich weiß nicht, weshalb dieses Nest eine Stadt heißt und sogar die Hauptstadt einer Provinz der argentinischen Conföderation ist. Wenige Häuser haben Fenster; sie sind größtentheils aus Lehm und von Gärten umgeben, deren Grün durch die Heuschrecken abgefressen wurde. Die Geißel der Pampas während zwei oder drei Monaten des Jahres, die Heuschrecke, macht hier, wie in der alten Welt, ihre verheerenden Züge; alle Vegetation wird, wo sie einfallen, vernichtet, ja sie fressen selbst die Strohdächer auf den Häusern. Eine andere Geißel der weiten Einöden der neuen Welt sind die Ameisen, deren dichte Schaaren, so furchtbar wie die der Heuschrecken, selbst die Indier aus ihren Wohnungen jagen. Ich verließ die Bewohner von San Luis unter dem unglücklichen Eindruck dieses Unfalls, denn in einigen Stunden hatten die Heuschrecken sie aller Feld- und Gartenfrüchte beraubt; die Niedergeschlagenheit war allgemein.

In San Luis findet sich ein Corregidor, eine Art Oberbefehlshaber der Provinz, der manchmal den Gouverneur ersetzt. Theils aus Neugierde, theils aus kluger Ueberlegung machte ich diesem wichtigen Beamten einen Besuch. Als ich seine dicke, fette Figur sah, in der Position des olympischen Jupiters, konnte ich mich des Lachens kaum enthalten. Er begann sogleich mich mit hochtrabenden Phrasen über seinen Patriotismus und seine uneigennützige Aufopferung für das allgemeine Wohl zu quälen; dann erging er sich in die unwahrscheinlichsten Argumentationen über die Grundlagen des Föderalismus und der politischen Einheit,*) und dann ging er ohne weiteres zu persönlichen Bemerkungen über, und gab mir ziemlich grob zu verstehen, daß er kraft seiner Amtsgewalt die Fortsetzung meiner Reise hindern könne. Es war klar, daß er mir eine unerlaubte Steuer auflegen wollte, und da ich wußte, daß dieß sich mit einigen Piastern abmachen lasse, so eilte ich, den habsüchtigen amerikanischen Mandarin zu verlassen, und übertrug Rodriguez die Unterhandlungen über meinen Tribut. Eine kleine Anzapfung meines Beutels verschaffte mir freien Durchzug durch die Provinz San Luis mit officieller von Sr. Excellenz unterschriebener Erlaubniß. Als ich in das Posthaus zurückgekommen war, fragte ich, ob es nichts zu Nacht zu essen gebe: hay todo, senor! es gibt alles Mögliche, antwortete mir die Wirthin, und brachte mir einen elenden Salat und bitteres Oel. Als ich dieß sah, seufzte ich tief und legte mich schlafen.

Müdigkeit und schlechte Nahrung erschöpften mich ganz, und am andern Tage stand ich mit einem Fieber auf. Zum Glück hielt der dicke Corregidor von San Luis meinen Begleiter eine Zeitlang auf, denn er fand es unerläßlich, einige seiner tiefsinnigen Ansichten über den gegenwärtigen Gang der politischen Verhältnisse nach Buenos-Ayres zu schicken. Da ich fürchtete, in dem elenden Nest allein zurückbleiben zu müssen, entschloß ich mich zu einem heroischen Mittel und verschluckte auf einmal eine doppelte Portion Jalappa, die ich immer im Vorrath bei mir führte; die rettende Wirkung derselben wartete ich in Geduld ab.

Inzwischen zog in San Luis ein langer Wagen auf unmäßig hohen Rädern ein, der mit Mühe von etwa 20 Pferden geschleppt wurde, die an den Sattelgurten in langem Zuge hintereinander angespannt waren. Diesen Wagen begleiteten fünf oder sechs Gauchos und trieben eine Heerde von Pferden zum Abwechseln vor sich her. Dabei befand sich ein Engländer, der aus Buenos-Ayres nach Mendoza ging, und sobald er hörte, daß ein kranker Europäer in der Stadt sey, mich besuchte. Hätte ich das Haus verlassen können, so wäre ich natürlich diesem Besuch zuvorgekommen, denn in fernen Ländern, wo einem die ganze Umgebung fremd ist, wo nichts an das gebildete Leben mahnt, in dem man aufwuchs — hier ist jeder Europäer fast ein Verwandter. Was man auch von der Verschiedenheit der Nationalitäten, Begriffe, Sitten und Gewohnheiten sagen mag, wenn man mit Gauchos zusammenkommt, so bemerkt man kaum diese bleichen Schattirungen, und alles verschwindet vor der gleichmäßigen europäischen Abkunft und Beziehung; nirgends

*) Dieß war gerade die Zeitfrage, indem die Partei der Unitarier und der Föderalisten sich bekämpften. Die erstere wollte, daß alle Staaten der argentinischen Republik unter einer Centralgewalt vereinigt seyn sollten; die andere verlangte die Einsetzung rein localer Behörden, welche keiner andern Gewalt verantwortlich wären.

überzeugt man sich so sehr von der Wahrheit, daß der Mensch vor allem ein Mensch ist.

In dem englischen Reisenden erkannte ich den Major N., der mir vor einem Jahre einen wichtigen Dienst in Mexico geleistet hatte. Wir waren sehr erfreut einander zu sehen, und unser Gespräch stockte auch nicht einen Augenblick; unsere Erlebnisse, die Gleichheit der Ansichten über die uns umgebenden Gegenstände brachten uns einander näher. Major N. reiste in Geschäften einer englischen Bergwerkscompagnie und sollte neue Nachforschungen in Chili anstellen; deßhalb war dieser unternehmende Mann, den weder Unfälle, noch Beschwerden, noch die Gefahr, mit wilden Indianern zusammenzutreffen, zurückschreckten, mit der ungeheuern Arche Noä von Buenos-Ayres aufgebrochen, um alle Instrumente, deren er nöthig hatte, nach Mendoza zu führen.

Mit Tagesanbruch erschien ein darfüßiger Bote ganz in Lumpen, blieb achtungsvoll an der Schwelle stehen und rief mit lauter Stimme: „El muy illustre Señor Corregidor de San Luis!“ und nach einigen Minuten erschien an der Thüre die aufgedunsene Figur dieses hohen mächtigen Beamten, der den Tag zuvor eine Steuer auf meinen Beutel gelegt hatte. Nach den gewöhnlichen weitläufigen Begrüßungen, die bei den Südamerikanern stets nicht unter einer halben Stunde dauern, ließ sich der an Körper und Seele schmutzige, demokratische Satrap in der im Zimmer befindlichen Hängematte nieder, daß die Steine seufzten und die Decke krachte wie bei einem Erdbeben. Nachdem er eine Cigarre angezündet hatte, legte er mit bedeutsamem Blick ein ungeheures Paket Depeschen auf den Tisch, zum deutlichen Beweis, daß die Scheerbenpest mit Columbus auch in die neue Welt übergegangen sey. Hierauf blickte der Herr Corregidor den bei mir befindlichen ehrenwerthen Major N. mit einem durchdringenden Blick an, brach dann endlich das Schweigen und führte mit ihm ein Gespräch, das ich nie vergessen werde.

Von einem Reisenden verlangen die Leser gewöhnlich eine Darstellung der localen Ansichten von verschiedenen Gegenständen, den localen Gesichtspunkt, aber das ist nicht so leicht, als es auf den ersten Anblick scheint. Man kann ein ganzes Jahr in einem Lande leben, und ist nicht im Stande, die verborgene Ursache verschiedener, täglich vorkommender Ereignisse zu errathen; gewöhnlich schent man den Fremden, oder man spricht vor ihm nicht von Dingen, die nach der Meinung der Eingebornen allzu gewöhnlich sind, und doch sind es gerade diese gewöhnlichen Dinge, welche den unterscheidenden Charakterzug eines Landes ausmachen, und das erklären, was darin vorgeht. Die Fälle, wo die Eingebornen über ihre häuslichen Angelegenheiten sprechen, sind sehr selten, und diese muß der Reisende zu fassen suchen; denn dadurch erklärt sich ihm vieles, was er vorher nicht begriffen hat. Einen solchen Fall bot das seltsame Zusammentreffen zwischen den Ansichten des Engländers und des Südamerikaners, wovon ich Zeuge war. Gleich bei den ersten Worten setzte uns der Corregidor durch seine unglaubliche Unwissenheit und seine noch unglaublichere Eigenliebe in Erstaunen; vielleicht hatte er zufälligerweise über die gegenwärtige Entwicklung der mechanischen Künste in Europa in irgend einem alten Feuilleton, das der letzte Pampero ihm aus Santiago zugeweht, gelesen. Dieses Feuilleton brachte unsern Corregidor völlig aus dem Concept, und als er es gelesen, bildete er sich ein, die Gelehrsamkeit der ganzen Welt verschlungen zu haben. Er faßte sich ein Herz, nahm in seiner Hängematte eine wichtige Miene an und ergoß nun auf den armen Major N. einen Strom inquisitorischer Fragen über alles Mögliche, was in seinem schweren Kopfe gährte. Der unglückliche Engländer mochte sich drehen und ablehnen wie er wollte, endlich aber ins Herz getroffen, nahm er den hingeworfenen Handschuh auf.

Schwer war es, dem Gedankengang in diesem wundersamen Kopfe zu folgen, denn dieser warf sich von einer Frage zur andern und der kalte Engländer hatte die größte Mühe, ihn bei einem und demselben Gegenstand zu halten. Der Corregidor fragte, wollte, wie es scheint, in die Antworten des Engländers eingehen, wechselte aber sogleich wieder das Gespräch, und da er eine gründliche Ueberlegung der Sache durchaus nicht gewöhnt war, so vergaß er selbst wieder, was er gefragt hatte. Er zog aus den Antworten die allerunerwartetsten Schlüsse, und fand immer wieder Gelegenheit, seinen Patriotismus, seine Uneigennützigkeit, seine umfassenden Ansichten und die reichen Hülfsquellen des Landes herauszustreichen. Ich bemerkte bald, daß darin der Hauptzweck des Gespräches bestand: er wollte nicht sich unterrichten, sondern im Gegentheil den Europäern Sand in die Augen streuen. Mein guter Engländer schien dieß nicht zu bemerken, und mit brittischer Ausdauer bestrebte er sich, den Corregidor auf den wahren Weg zu leiten, und ihm zu beweisen, was der Corregidor gar nicht bewiesen sehen wollte. Das Mißverständniß des Majors machte den Kampf noch viel seltsamer und komischer. Man kannte den Corregidor durchaus keinen unverständigen Menschen nennen, im Gegentheil gab sich in ihm eine Mischung spanischer Vorsicht mit der Verstecktheit und Schlauheit eines Gaucho kund; aber er bot ein ganz treffendes Beispiel dar, wie leicht ein gesunder natürlicher Verstand durch Halbwisserei verdorben und ganz unfähig wird, die gründlichen und einfachen Begriffe zu fassen, in denen wahre Aufklärung beruht. Die Unterredung wurde dadurch höchst *interessant*, daß der kalte Engländer selbst dem widerstrebenden Corregidor ziemlich deutlich bewies, daß alle die großen Plane von Anlegung mächtiger Verbindungsstraßen durch die Pampas ein reines Unding seyen, indem es dazu an Menschen, an Geld und selbst an Steinen fehle. Der Corregidor berief sich auf die von den Incas gebaute große Straße längs der Anden, und wollte nicht recht einsehen, daß zu den Zeiten der Incas die Anden ungemein stark bevölkert waren und Steine dort sich in der Nähe finden. Endlich schwieg der Major gänzlich, und der Corregidor führte einen Monolog fort, der den Engländer sehr langweilte, dem ich aber mit Vergnügen zuhörte, denn diese freche Unwissenheit und das Chaos in den Begriffen eines der höheren Beamten der argentinischen Republik erklärten mir besser als alle Zeitungen, weßhalb die Republik selbst sich in einem so furchtbaren Chaos befindet, und bewies mir überdieß die wichtige Wahrheit, die ich bisher eigentlich nur vom Hörensagen kannte, daß es besser ist mit einem Menschen zu thun zu haben der gar nichts gelesen hat, als mit einem der nur ein einziges Buch las. Man muß in diese unglücklichen Länder kommen, um vollständig zu begreifen, wohin es mit der bürgerlichen Gesellschaft kommen kann, wenn sie von dem ersten besten Halbwilden, der die Prätension hat, alles zu wissen, regiert wird.

(Fortsetzung folgt.)

Die Kohlenlager Englands sollen einigen theoretischen Geologen zufolge die Bedürfnisse Englands auf 2 bis 3000 Jahre befriedigen. Andere aber, wie Sedgwick und Buckland, welche den Abgang auch mit berechnen, meinen, nach 400 Jahren werde von den besten Kohlenbergwerken wenig mehr als der bloße Name übrig seyn. (Min. Journal.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 258.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

14 September 1844.

Scenen aus Spanien.

(Nach A. Blanqui.)

Eintritt in Altcastilien. — Toledo.

Von Vittoria bis Miranda am Ebro, welcher hier nicht breiter ist, als der kleine Arm der Seine in Paris, führt der Weg durch eine öde Ebene, welche durch die Gluth der Sonne versengt ist. Einige hier und dort zerstreute Bäume zeugen von einer kräftigen Vegetation, aber niemand will pflanzen; es herrscht dagegen ein unbesiegbares Vorurtheil. Diese Menschen, welche den Mönchen ihren Körper, ihre Seele und die Früchte ihrer Arbeit geben, scheuen sich, eine Pappel an die Seite des Weges zu pflanzen, weil sie fürchten, die Vögel, welche ihre Ernte verzehren, möchten darin einen Zufluchtsort finden. Ich habe über diesen Punkt zuweilen eifrig mit Landleuten gestritten und sogar mit Männern, die nicht ganz ohne Aufklärung waren, aber es ist mir unmöglich gewesen, sie zu überführen, ungeachtet der Tristigkeit meiner Gründe, welche ich ihnen entgegen stellte. Auch die Dörfer haben ein trübes Ansehen; kein Baum, kein einziger Baum, in dessen Schatten der Reisende Erquickung finden könnte. Die Erde ist nackt wie die Hand, und die Einwohner sind nackt wie die Erde. Eine Anzahl von Kindern beiderlei Geschlechtes, ohne Strümpfe, ohne Schuhe, ohne Hemden sogar, umringt den Wagen der Reisenden, und bittet in flehendem, eingelerntem Tone um Almosen. Das ist der einzige Unterricht, den sie von ihren Eltern erhalten, die gewöhnlich gemeinschaftlich mit ihnen betteln. Die Mönche fügen noch die Kunst hinzu, sich die Brust zu schlagen und das Paternoster zu beten.

Eine zweite Linie von Douanen, offenbar zur Verstärkung der Posten von Vittoria aufgestellt, befindet sich in Miranda, am Anfange der Brücke über den Ebro.*) Diese kleine Stadt kündigt sich schon in der Ferne durch ihre Thürme an, deren jeder, wie alle, selbst in den erbärmlichsten Dörfern, ein Glockenspiel hat. Oft kömmt man durch Dörfer von 150 Seelen, die sieben bis acht Kirchthürme haben; in einigen kleinen Städten findet man nicht selten bis gegen hundert. Vielleicht wird Spanien einst noch zu diesen Schätzen von Metall seine Zuflucht nehmen müssen, um den Verlust der Bergwerke von Mexico und Peru zu ersetzen. Noch war ich mit diesen Gedanken beschäftigt, als die Douaniers den Wagen öffneten und, wie es üblich, die Hüte hineinbielten. Jeder meiner Reisegefährten bezahlte diesen patentirten Bettlern seinen Tribut, ich aber weigerte mich dessen, obgleich ich durch ein ausdrucksvolles Stillschweigen und noch ausdrucksvollere Bewegungen mehrmals daran erinnert ward. Nun ließ einer der Zöllner, voll Wuth, meine Koffer vom Wagen nehmen, stellte sie auf das Geländer der Brücke und durchsuchte sie mit allem Eifer. Vergebens! Ich hatte keine Kaschmirshawls für die schönen Damen von Madrid bei mir, und in Hinsicht meines Gleichmuths war ich schon ein vollkommener Spanier geworden. Bei mir verlor der Beamte der Douanen sowohl seine Beute als seine Pantomimen; unter meinen Sachen befand sich keine Contrebande.

Hier beginnt die große sandige Ebene von Altcastilien. Die Löwen, welche das Wappen halten, haben ihre Klauen ziemlich abgenutzt, seit die verderblichen Engpässe die sie vertheidigen sollten, so oft schon genommen wurden. Selbst der berühmte Paß von Pancorvo, dessen bloßer Anblick Schrecken einflößen muß, hat aufgehört für unnehmbar zu gelten, und was ist in der Fortification gleichwohl dramatischer, wenn ich mich dieses Ausdruckes bedienen darf, als eben dieser Engpaß? zwei steile, nackte Felsen, über 500 Fuß hoch, bedrohen von beiden Seiten den Tollkühnen, der sich zwischen sie wagt; Steine, welche von der Höhe herabgewälzt werden, fallen gerade auf die Straße nieder und müssen ihn zerschmettern. Von Zeit zu Zeit erweitert sich dieser Schlund, in welchem beständiges düsteres Schweigen herrscht, und der von der Sonne nur sparsam beschienen wird; an diesen weitern Stellen befinden sich kleine Bollwerke, von denen man den Weg der Länge nach bestreichen kann, der bereits von beiden Seiten jedem Feuer bloßgestellt ist. Ein Bach, der

*) Dieß ist vor der Verlegung der Douane durch Espartero geschrieben.

Digitized by Google

schon oft mit Blut getränkt ward, läuft an dem Fuße der Berge hin, und die Oeffnung zwischen beiden ist nicht breiter als eine Viertelstunde. Der Eingang auf der Seite von Frankreich her ward durch eine kleine Schanze vertheidigt; auf der castilischen Seite schließt das Dorf Pancorvo, von den Ruinen seiner alten Citadelle überragt, den Eingang. Dieß ist der Paß, den die Spanier nicht zu vertheidigen wußten, und dessen Wichtigkeit und Stärke jeder erkennt, der im Kriegshandwerke auch noch so unerfahren ist. Innerhalb desselben stehen mehrere Kreuze; jedes ist das Zeichen eines Mordes, der an dieser Stelle begangen ward.

Indem man aus diesem Defilé in die Ebenen von Castilien tritt, leuchtet einem ein unbegränzter, immer heiterer Horizont entgegen, der durch die kleine Stadt Briviesca nur wenig unterbrochen ist. Die Abdachung ist fast unmerklich, aber obgleich die hellste Sonne scheint, wird die Luft doch schärfer, und man bemerkt, daß das Klima sich geändert hat, daß man sich hoch über der Meeresfläche befindet. Man sieht übrigens keine Spur von Vegetation, keinen Bach, keine Hütte, kein lebendes Wesen; kaum unterbrachen einige unmerkliche Erhöhungen die ermüdende Einförmigkeit; aber auch nicht ein Strauch wächst auf diesen Hügeln. Die Bauern, die wir in den Dörfern trafen, waren schwarz und schmutzig, und in ihre weiten Mäntel eingewickelt paßten sie hinsichtlich ihres finstern Aussehens vollkommen zu dem wilden, öden Lande.

Briviesca ist eine Stadt von 2000 Seelen, überreichlich mit Capucinern aller Arten versehen. Ein kleiner, wasserarmer Bach läuft in der Mitte durch die Hauptstraßen in einem ärmlichen Bette. Zum erstenmal seit meinem Eintritt in Spanien habe ich hier einer fremdartigen Feierlichkeit beigewohnt, die in Frankreich nur durch Caricaturen bekannt ist. Alle Einwohner waren auf der Straße, mit Kämmen von Buchsbaum bewaffnet; die Frauen durchsuchten mit scharfem Nagel die Haare ihrer Kinder, und tödteten ohne Gnade und ohne Furcht alles, was ihnen auf diesem Wege aufstieß. Diese unerläßliche Operation wird gewöhnlich jeden Sonntag vorgenommen, entweder in der Familie oder auf der Straße; es ist, besonders während der heißen Sommermonate, eine äußerst zuträgliche und achtungswerthe Vorsichtsmaaßregel.

Ein einziger Mann nahm an der allgemeinen Arbeit keinen Theil; er trug einen Geldbeutel und eine kupferne Monstranz. Bald näherte er sich uns und forderte: una lemosna por Dios, ein Almosen für Gott! Man kann sich unser Staunen denken und wird leicht errathen, daß wir uns weigerten, etwas zu geben. Aber plötzlich lief ein Mann herbei, küßte ehrfurchtsvoll die Monstranz und steckte ein kleines Geldstück in den Geldbeutel, den jener ihm hinreichte. Sollte man es glauben? Doch ich wiederhole nur die Worte eines Spaniers: dieser Bettler einer für uns ganz neuen Art war der Pächter eines benachbarten Klosters. Für einen jährlichen Zins haben die Mönche ihm das Recht verpachtet, die Monstranz küssen zu lassen; deßhalb fällt er alle Vorübergehende in den Straßen an, um zu seinem Gelde zu kommen. Die Industrie ist also doch in Spanien noch nicht gänzlich erstorben, aber sie hat sich in die Klöster zurückgezogen, und kommt von hier aus nur dann und wann auf die Landstraßen.

Nach der Messe zog ein neues Schauspiel ganz anderer Art unsere Aufmerksamkeit auf sich, ich meine die Arbeiten der Ernte, die von den Mönchen für die Feiertage allein von allen Arbeiten erlaubt sind. Dieß geschieht wohl zum Theil wegen so mancher Vortheile, die für die Geistlichkeit selbst daraus erwachsen. Die Garben werden auf einem großen, festgestampften Raum ausgebreitet, und durch Pferde, Maulthiere oder Esel getreten, welche an einer schweren Rolle angespannt sind, auf der sich der Führer sitzend oder stehend halten kann. Von hier aus treibt er die Thiere mit einer langen Peitsche zur Arbeit an, und sie bewegt sich beinahe wie ein zweirädriger Wagen in der Reitbahn. Ich habe einige solche Führer mit großer Schnelligkeit und dabei mit Sicherheit und Anstand fahren sehen. Die Frauen nehmen Theil an dieser Bewegung, die etwas Unterhaltendes haben würde, wäre man dabei nicht den brennenden Strahlen der Sonne ausgesetzt, und zwar in einem Lande, wo sie nicht ohne Gefahr sind.

Ein Vorgebirge des Tajo, wo seine Wasserfülle in ein enges Bett zusammengepreßt ist und sich rings um einen kühnen Vorsprung sammelt, ist von den malerischen, mannichfaltigen Häusermassen von Toledo bedeckt, welche in maurischer Weise gruppirt sind. Die Straßen sind zu eng und steil, um in dem größeren Theil der Stadt Wagen zuzulassen; fast im Mittelpunkte liegt die Kathedrale. Der Alcazar oder königliche Palast, aus der Zeit Karls V, welcher die Stelle des maurischen Castells einnahm, ist auf dem höchsten Gipfel des Vorgebirgs erbaut, und überragt stolz alle Gegenstände ringsum. Die schöne gothische Kirche Reyes nuevos kommt zunächst der Kathedrale; viele kleinere Kirchen, ehemals Moscheen, haben ihre fast noch unveränderte Form. Die Klöster sind zahlreich, haben jedoch während des letzten Krieges sehr gelitten, und ihre Kunstschätze sind großentheils verschwunden. Die maurischen Moscheen, welche in die nun dem St. Ramon, Cristo de la Luz, Santa Maria la Blanca, St. Ildefons, St. Isidro und andern Heiligen gewidmeten Kirchen umgewandelt worden sind, haben verschiedene Bauart, aber im Ganzen kleine Verhältnisse. Die Transita, ehemals eine jüdische Synagoge, wurde während des Krieges zu einem Militärmagazin verwendet; ihre fast noch unveränderten Formen erinnern an jene Zeiten, wo, wie in den bessern Tagen Toledo's, Duldsamkeit diesen Religionen eine freie Ausübung gestattete.

Die Kunstschätze der Kathedrale sind ungeheuer; die Werke einiger der besten Maler aus der castilischen Schule können nur hier noch aufgefunden werden. Die Alhajas oder der Schmuck des Schatzes, welcher bei großen Festlichkeiten gebraucht wird, ist von unermeßlichem Werthe. Das mit Edelsteinen besetzte Gewand der Jungfrau ist so werthvoll, daß es bei einem feindlichen Einfall der Sicherheit wegen sogleich fortgeschafft wird.

Ich betrachtete mir die Stelle, wo das Haus des Padilla stand, welches niedergerissen wurde, indem man wähnte, so

Digitized by Google

sey Toledos größter Sohn der Schande verfallen; sein Andenken aber lebt fort herrlich und glorreich. Man kann hier wahrlich sagen: Suchst du ein Monument, so blicke nur um dich! Die modernden Trümmer dieses ehemaligen Sitzes der Industrie, die dahingeschwundenen Künste und Manufacturen von Toledo, vierzig ganz erloschene Dorfschaften, deren Gebiet in Einöden verwandelt ist, sind schweigende und doch sehr beredte Zeugnisse von dem Charakter des Triumphes, den man über die Freiheiten von Castilien davon trug!

Die Wüste von Nubien.

(Schluß.)

In Syrien und Aegypten habe ich diese Luftspiegelung oft gesehen, sie glich stets einem Morgennebel und lag nie ruhig auf der Ebene, sondern bewegte sich stets hin und her. Hier aber wich sie ganz davon ab und hatte die vollkommenste Aehnlichkeit mit dem Wasser; die große Trockenheit der Luft und der Erde in der nubischen Wüste mochten Ursache von dem Unterschiede seyn. Der Anschein des Wassers kam uns auch weit näher als in Syrien und Aegypten, indem dieses oft nicht über 200 Schritte von uns entfernt war; vorher hatte ich sie nie anders als in der Entfernung von wenigstens einer halben Meile gesehen. Es gab auf einmal gegen ein Dutzend solcher trüglichen Seen um uns her, jeder war von dem andern abgesondert, und großentheils besanden sie sich in niedrigen Gegenden.

Nach einer Reise von etwa vier deutschen Meilen machten wir Halt, um zu kochen und auszuruhen. Mit dem ersten Tageslichte — noch vernahmen wir der Löwen und Schakale Geheul — brachen wir auf und näherten uns den hohen Gebirgen von Schigre, die wir den ganzen vorigen Tag im Gesichte gehabt hatten. Nach einem zweistündigen Marsche kamen wir in diese Gebirge, alsdann wandten wir uns gen Osten und langten in einem schönen Wadi an, der voll Palmbäume stand, und auf beiden Seiten mit steilen, fast unzugänglichen Felsen begränzt war. Wir folgten den Krümmungen des Thales, und kamen nach einem vierstündigen Marsch vor Schigre an, wo wir uns lagerten; die umliegenden Berge sind insgesammt von Granit und bestehen aus Blöcken von verschiedener Größe, die in der wildesten Unordnung auf einander gehäuft sind. Bei der Oeffnung des Gebirges, wo man das Wasser findet, etwas unterhalb des höchsten Gipfels, erblickt man schöne, dichtkörnige Porphyrfelsen von hellrother Farbe und mit Adern von Feldspath; sie haben große Aehnlichkeit mit denen jenseits des zweiten Nilkatarakts. Die Annäherung zu dem Brunnen ist etwas schwierig, weil er sich am Ende eines sehr engen Ganges in einer Felshöhle befindet, wo sich außer Quellwasser auch Regenwasser sammelt; vortrefflich und sehr kühl ist das Wasser, unglücklicherweise aber nicht in großer Menge vorhanden, wenigstens fanden wir nur einen kleinen Vorrath. Um die Quellen her flatterten girrende Turteltauben, die ebenfalls ihren Durst löschen wollten. Der Brunnen von Schigre ist in dieser ganzen Wüste berühmt. Die Bischaris lagern sich oft in den benachbarten Wadis, und einer ihrer vornehmsten Scheiks oder Heiligen liegt in der Nähe des Brunnens begraben. Reisende bringen oft auf dem Grabe fromme Opfer, und wenn Beduinen in der Nachbarschaft lagern, kauft man von ihnen einige Schafe, und schlachtet sie dem Heiligen zu Ehren.

Jemand von unserer Gesellschaft fand hinter einem Felsen bei dem Grabe eine leere Kiste von ägyptischer Arbeit, die ganz neu war, und welche wahrscheinlich ein Handelsmann dahin gesetzt hatte, dessen Kamel sie nicht weiter bringen konnte, und der sie auf seiner Rückreise wieder mitnehmen wollte. Unsere Beduinenführer vom Stamme der Abaddes verlangten sie von dem, welcher sie gefunden hatte; sie sagten, sie seyen die Herren der Wüste und alle Schätze, welche man darin antreffe, gehörten ihnen.

Wir lagerten uns in der Nähe des willkommenen kühlen Brunnens, und unsere erste Sorge ging dahin, die Schläuche zu füllen. Aus Gefälligkeit erlaubten die Abadde den Fellahkonsulenten, ihre Schläuche zuerst zu füllen; die letzteren aber mißbrauchten diese Erlaubniß, indem sie auch ihre Kamele tränkten, so daß, nachdem sie den Brunnen verlassen hatten, nur sehr wenig Wasser darin blieb. Die Abadde erklärten alsdann, daß sie würden dableiben müssen, bis der Brunnen wieder voll sey; wir blieben daher die ganze Nacht und die mit Recht wachsamen Abadde schliefen an der Oeffnung der Felshöhle, damit während der Nacht kein Wasser gestohlen würde.

Vier Stunden brauchten wir, um über die Bergkette zu kommen, welche den Namen Dschebel Schigre führt. Diese kahlen, wilden Granitberge scheinen mir die höchsten Punkte des westlichen Nubiens zu seyn. Auf den Felshöhen horsten Raubvögel und in den Bergschlachten hausen Löwen und Panther. Die Gegend, durch welche wir zogen, nachdem wir die Gebirge von Schigre verlassen hatten, ist eine große Sandfläche, welche gelegentlich durch Kieselsteinboden unterbrochen wird. Auch ging unser Weg durch mehrere Striche beweglichen Sandes. Bisher waren wir einem gebahnten Wege gefolgt, wo sich derjenige, welcher diese Reise einmal gemacht hat, nicht leicht verirren kann. Südwärts von Schigre fanden wir keinen betretenen Weg mehr, und da man hier auch keine Berge weiter im Gesichte hat, so ist die Erfahrung und das scharfe Auge eines Beduinen nöthig, um die Karawanen in der gehörigen Richtung zu erhalten. Die Berge von Schigre sollen von den alten Priestern von Meroe jährlich besucht worden seyn, um dort einem geheimnißvollen Cultus obzuliegen.

Chronik der Reisen.

Tschichatschews Reise über die Anden und durch die Pampas.

2. Die Pampas.

(Fortsetzung.)

Endlich stockte der Redefluß des südamerikanischen Solon, und er schloß damit, daß seine Depeschen bereit seyen und wir abreisen könnten.

Digitized by Google

Nicht ohne Wehmuth trennte ich mich von dem verständigen Engländer, denn ich fürchtete auch für sein Schicksal; in diesen unermeßlichen menschenleeren Steppen hält eine zerbrochene Achse oder ein Rad die Reisenden Wochen lang auf, und dann wird er leicht das Opfer eines Indianereinfalls. In den Pampas gibt es nur Ein Mittel zum Reisen, das Reitpferd. Allerdings ist die Bewegung ermüdend, dafür aber auch lustig, wenn man in vollem Jagen über die unermeßlichen Ebenen hin rennt, wo das wellenförmige Gras und die kaum drei bis vier Fuß hohen Algarrobenbüsche unter den Füßen des muthigen Rennees zusammenknicken. Mein Fieber war vorbei; bald kamen wir in die Gegend der kleinen Grapflanzen, deren bereits durch die Sonnenstrahlen vergoldete Spitzen sich schon am Horizont bemerkbar machten. Die Luftspiegelung täuschte uns unaufhörlich, wenn wir die fernen Gegenstände sahen, namentlich wenn wir uns den kleinen Oasen von falschem Grase näherten. Da wo in der Ferne nur eine schwächliche Familie hagerer Algarrobäume stand, sah man nur ihre Spitzen, sie selbst schienen in der Luft zu hängen, jedoch nicht verkehrt. Es war etwas Trübseliges in diesem Schauspiel auf den unermeßlichen Einöden, wo nichts sich rührte als wir selbst, die wir die allgemeine Stille nur durch die gemessenen Hufschläge unserer Pferde und durch einzelne abgebrochene Worte unterbrachen.

Je mehr die Sonne zum Mittag emporstieg, desto mehr verschwand die Luftspiegelung. Um ein Uhr hüllte uns die Reflexion der Sonnenstrahlen, verbunden mit der Gluth des flammenden Himmels, wie in eine Feueratmosphäre. In dichten Tropfen strömte der Schweiß, und kaum erhielten unsere Sporenstöße die armen, mit Schaum bedeckten Pferde im Galopp. Außerdem schon durch das ausgebrannte, saftlose Gras erschöpft, schnaubten sie oft vor Mattigkeit und stürzten vor Erschöpfung nieder. Der mitleidige Leser hält vielleicht den Reisenden, der so rasch über die Steppe hinjagt, ohne das gute Pferd zu schonen, für einen Barbaren; aber der Reisende, welcher der Gefahr ausgesetzt ist, vor Hitze zu verschmachten, ist auch zu bedauern, wenn ihn nicht ein durch den Zug des Pferdes veranlaßter Luftstrom kühlt.

Gegen 7 Uhr Abends entstand ein Lärm; der mit der Heerde lediger Pferde voranjagende Gaucho bemerkte plötzlich Staub, hielt sogleich an und betrachtete den Horizont mit unbeweglichem durchdringendem Blick. Ich riß meine Augen auf, um irgend etwas zu erspähen, da ich aber durchaus nichts erblicken konnte, so glaubte ich, alles sey eine Täuschung der Einbildungskraft. Die Gauchos sind so besorgt mit Indianern zusammenzutreffen, daß ihre Augen unaufhörlich auf die kleinsten Bewegungen, die am Horizont der Pampas vorgehen, gerichtet sind. Diese stete Anstrengung des Blicks, an welche die Gauchos von Kindesbeinen an gewöhnt sind, schärft denselben so sehr, daß sie Gegenstände, die den Augen eines Europäers gänzlich entgehen, deutlich erkennen, selbst in der Dunkelheit der Nacht. Das scharfe Gesicht der Hirten- und Jägervölker setzt uns wie in der alten, so in der neuen Welt gleichmäßig in Verwunderung. Staunenswerth ist die Sicherheit des Blicks des Gaucho auf der Jagd; im allgemeinen aber, wenn es sich um Entfernungen handelt, kann man ihm nicht trauen; denn wie die asiatischen und afrikanischen Nomadenvölker, nimmt der Gaucho bei Berechnung der Entfernung die Zeit und den Lauf des Pferdes in Anschlag, und seine Angaben sind deßhalb größtentheils irrthümlich.

Die Befürchtungen unseres Peon waren nicht ohne Grund. Rasch wälzte sich der von ihm erblickte Staub heran, und wir wußten nicht, nach welcher Seite wir uns wenden sollten. Rodriguez, einem Seemann gleich, der, ehe er ein Segel aufzieht, sorgsam hinausschaut, ob nicht ein Windstoß drohe, richtete einen unruhigen Blick auf die Staubwolke, und bemühte sich zu errathen, was sie verberge. Endlich schlug er vor, in entgegengesetzter Richtung davon zu sprengen. Nach einiger Zeit hielten wir an, um zu sehen, welche Richtung die Leute nahmen, die unsere Neugierde so sehr erweckten, und betrachteten sorgfältig unsere Waffen, um im äußersten Fall unser Leben so theuer wie möglich zu verkaufen; nach einigem Anhalten aber, das uns entsetzlich lang wurde, überzeugten wir uns, daß die, welche uns so viel Unruhe gemacht hatten, durchaus keine Indianer, sondern Gauchos seyen. Obgleich uns das Zusammentreffen mit diesen gleichfalls nicht sehr erfreute, da man nicht wissen konnte, was solche Leute im Sinne hätten, so mußten wir doch dem Anschein nach zeigen, daß wir sehr erfreut seyen sie zu sehen. Wir jagten demnach in unserer frühern Richtung fort, und nach einigen Minuten trafen wir mit einer Schaar wilder Reiter zusammen, von denen immer einer bunter als der andere bekleidet war. Es waren ihrer etwa zwanzig, die von einem großen Jagdzuge zurückkehrten; Löwenfelle und Straußenfedern, die an ihren Sätteln hingen, zeugten unwidersprechlich von ihrem Erfolge. Rodriguez, der nicht gern lang in ihrer Gesellschaft blieb, wechselte einige Worte mit ihnen, bot ihnen einige Strohcigarren an und sagte dann mit den Worten: adios, caballeros! weiter.

Ich will den Leser nicht ermüden, um ihn Tag für Tag, Stunde für Stunde mit uns über die eben so unermeßliche als einförmige Ebene hinjagen zu lassen; nur sobald etwas Merkwürdiges uns aufstößt, will ich es berichten. In unserer Zeit sind die Reisen nicht mehr das, was sie früher waren; sie gehören jetzt in das Gebiet gründlicher Kenntnisse, so wie der geleheten Literatur. Es war eine Zeit, wo die Lüge fast unerläßlich war, wenn die Beschreibung einer langen Reise Glück machen sollte; jetzt sucht man Wahrheit, und die Concurrenz gebildeter Reisenden ist so groß, daß eine Lüge sich gegen den Geist der Forschung und Kritik nicht lange erhalten kann. — Je mehr wir uns der Provinz Santa Fé näherten, desto seltener wurden die Posthäuschen (ranchos), und wir legten manchmal 10 bis 12 Leguas zurück, ohne die geringste menschliche Spur zu finden. Endlich benachrichtigte man mich, daß wir uns einer kleinen Befestigung näherten, wahrscheinlich dem letzten bewohnten Ort auf einer ziemlich weiten Fläche. Am dritten Tage nach unserer Abreise aus San Luis kamen wir auch wirklich an einen kleinen, mit Gräben, Cactushecken und Aloë's umgebenen Ort, wo in einigen wenigen elenden Hütten fünfzig Gauchos mit Weibern und Kindern lebten. Im Laufe dieser drei Tage begegnete uns nichts Bemerkenswerthes, außer daß wir einigemal in Vizcachalöcher stürzten und ein- oder zweimal durch falsche Gerüchte von Indianern in Unruhe gesetzt wurden.

(Fortsetzung folgt.)

Die Verhältnisse Montevideo's scheinen nach französischen Blättern (vom 4 September) eine neue Wendung zu nehmen, indem Montevideo mit Entrerios, Corrientes und Paraguay ein Bündniß abgeschlossen haben soll, um sich der Macht von Rosas zu erwehren. Bestätigt sich diese Nachricht, welche viel Wahrscheinlichkeit für sich hat, so entsteht ein neuer Bund der östlichen Staaten, und der Plan von Rosas, Gebieter der sämmtlichen Lapiataſtaaten zu werden, neigt sich zu seinem Ende.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 259.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

15 September 1844.

Neapolitanische Spitzbubenschliche.

Ich wollte von Neapel mit dem Dampfboote nach Sicilien reisen, und ging eines schönen Nachmittags über den Largo di Castello nach dem Molo, um mich nach der Abfahrt des Schiffes im Bureau zu erkundigen, als ein wohlgekleideter junger Mann, eine dicke, goldene Uhrkette über dem feinen blauen Tuchrocke, mir entgegenkommt und mich im feinsten Italienisch fragt, ob ich nicht zufällig den sardinischen Consul wohnen wisse, den er wegen seiner Paßangelegenheiten sprechen müsse, aber trotz allen Nachfragens noch nicht habe auffinden können? Auf meine verneinende Antwort wollte er sich schon unter vielen Entschuldigungen, mich so ganz fremd angeredet und belästigt zu haben, zurückziehen, fragte mich jedoch plötzlich, gleichsam zur Dankbarkeit, um mir für die angebliche Belästigung einen Dienst zu erzeigen, ob ich den Wallfisch schon gesehen habe, der so eben mit einem Schiffe gebracht worden sey? Der Mann traf, ohne es zu wissen, meine schwache Seite, da das Studium der Naturgeschichte immer die Beschäftigung meiner Mußestunden gewesen war. Ich faßte daher die Frage sehr lebhaft auf, und erkundigte mich angelegentlichst, wo der Fisch zu sehen sey, den er mir als einen der größten seit langer Zeit hier gesehenen beschrieb. Nach der feinen Höflichkeit italienischer Dandys erbot er sich sogleich, mich selbst an Ort und Stelle zu führen, gab mir seinen Arm, und geleitete mich an den Molo hinab. Der Wallfisch sollte sich noch auf einem Schiffe befinden, das außerhalb des Hafens in der Nähe des k. Arsenals vor Anker läge. Mein Begleiter miethete eine Barke, gestand nur die Hälfte des geforderten Preises zu, unter der wiederholten mir gegebenen Versicherung, die Leute hier seyen alle Spitzbuben, die den Fremden immer das Doppelte abforderten, und wir bestiegen sodann die Barke, in die außer den beiden Ruderern noch zwei oder drei Männer eintraten, die ich weiß nicht wohin, vielleicht nach demselben Ziele wie ich strebten. Als wir durch den Hafen ruderten, erkundigte sich der Fremde wißbegierig nach der Art der abgetackelten Kriegsschiffe, nach der Zahl ihrer Kanonen ꝛc., und amusirte sich höchlichst über die neapolitanische Mundart, die ihm anfangs fast unverständlich vorgekommen sey; dann, als wir aus dem Hafen hinausgeschifft waren, lenkte er das Gespräch auf andere Gegenstände, fragte mich, ob ich schon auf dem Vesuv gewesen sey, und proponirte mir auf meine verneinende Antwort, andern Tages die Tour mit ihm zu machen, wozu er sich bereits mit zwei Franzosen, welche im Hotel de Russie logirten, verabredet habe.

Mittlerweile setzte sich einer der gegenübersitzenden Männer auf ein quer über die Barke liegendes Brett neben uns, „um das Gleichgewicht nicht zu stören," und schaute recht dumm in die Welt, bis ihn einer seiner Gefährten fragte, ob er da ein Gebetbuch habe? Er zeigte dabei auf die weitklaffende Tasche der langen Sammetjacke des Gefragten, aus der ein Spiel Karten guckte. Allgemeines Gelächter krönte den herrlichen Witz, der zur nächsten Folge hatte, daß das sic dictum Gebetbuch hervorgelangt und darin gebättet wurde, wobei sich mein Gefährte wieder sehr über die merkwürdigen Zeichen auf den italienischen Karten amusirte, und ich, darauf aufmerksam gemacht, nicht weniger. Die Karten wurden dann ganz gleichgültig wieder beigesteckt; doch beachte sie der Eigenthümer bald wieder zum Vorschein, indem er ganz leise und unter der Hand zu seinen Gefährten sagte, er wolle ihnen einmal ein Kartenkunststück zeigen. Es war das bekannte, wobei man zwei Karten in die eine, eine dritte in die andere Hand nimmt, sie dem Zuschauer zeigt, und dann mit einem Wurfe vermöge des Vorteschlagens so durcheinander wirft, daß der Gefragte gewöhnlich die unrechte wählt.

Der Mann machte seine Sache indessen so schlecht, daß immer jeder wußte, wo die fragliche Karte lag, und er, als er gleichwohl seinen Cameraden Wetten anbot, fast jedesmal verlor. Nun mischte sich auch mein Begleiter ins Spiel, woran wir bislang nur durch stilles Rathen und Lachen Theil genommen hatten. Er spielte um einen Pezzo (etwa 1½ Thlr.) statt des bisherigen Spiels um einige Groschen; allein das Blatt wandte sich, er verlor einige Pezzi, und trug nicht mehr Geld bei sich. Die Spieler trauten indessen dem ehrlichen Gesichte; sie drangen so lange in ihn, bis er ein klei-

Digitized by Google

nes Darlehen von ihnen annahm, unter Angabe des Gasthauses, wo er logirte, um dort das Geld wieder in Empfang zu nehmen. Mit diesem Darlehen wurde nun weiter gespielt, bis er abermals alles verloren hatte, und nun nicht mehr zur Annahme eines anderweit angebotenen Darlehens zu bewegen war. Statt dessen stacheite er mich an, mein Glück zu versuchen, und da der Spieler die Karten gerade wieder unglaublich offenbar gelegt hatte, so wettete ich einen Pezzo, die fragliche Karte zu rathen. Nahm nun jener die Karten nochmals auf, und legte sie von neuem — wobei ich aber wieder meiner Sache sicher zu seyn glaubte — oder wie kam es, kurz ich verlor meinen Pezzo und dann noch einen, womit glücklicherweise der Baarbestand meiner Börse erschöpft war. Auch mir wollte man nun eben so bereitwillig Geld zum Weiterspielen vorstrecken, dafern ich nur meinen Gasthof angäbe, und versuchte auf noch dringendere Art, als vordin bei meinem Begleiter, mich zur Annahme der Offerte zu bewegen; allein ich blieb um so leichter standhaft, als ich eigentlich schon ungern und wider meinen Willen gespielt hatte, und mit Gewißheit voraussah, daß ich immer verlieren würde. Als ich nun die Annahme eines Darlehens so entschieden ablehnte, fragte mich mein Begleiter, der fortwährend die größte Theilnahme für mich an den Tag legte, und anscheinend mir gern zu meinem Gelde wieder verhelfen wollte: „ob ich vielleicht Gold, etwa einen Napoleond'or, bei mir habe? den könne ich mir so wechseln lassen, und damit weiter spielen." Ich hatte nun in der That mein ganzes baares Reisegeld in einem ledernen Kotzchen am Arme, und in dem Augenblick noch nicht den geringsten Verdacht *gegen meinen Begleiter* geschöpft: die ganze Sache war so schnell unter dem gespannten Beobachten des Spiels vor sich gegangen, und die ununterbrochenen Ruderschläge wiegten uns so angenehm auf dem herrlichen Golf, daß der Geist weder Zeit noch Lust hatte, über das alles nachzudenken; ich muß es also einem guten Genius zuschreiben, daß ich der Wahrheit wider meine Gewohnheit untreu wurde, und die Frage den so flüsternd verneinte. Ein guter Genius war es auch, der meine Blicke von den Karten abwendete und mich umherschauen ließ — wir befanden uns weit außerhalb des Hafens, und ruderten, statt unmittelbar nach der andern Stadtseite, auf die Mitte des Golfs zu. Ich fragte rasch, wo denn der Wallfisch sey? Halb betroffen, aber doch gleich wieder gefaßt, erwiederte man, er sey so eben in das königliche Arsenal gezogen worden, wo ihn die königliche Familie besehen wolle, und für andere Leute nun, wenigstens zur Zeit, unsichtbar. Unter diesen Umständen verlangte ich ans Land gesetzt zu werden: das Schiff wurde gedreht, wir ruderten nach Sta. Lucia, und ich hatte nun, trotz der Versuche meines Begleiters, mich durch die fließendste Unterhaltung daran zu hindern, Muße genug, über das Geschehene nachzudenken, wo es mir dann alsobald klar wurde, daß ich in die Hände falscher Spieler gerathen war, und daß die Kerle sammt und sonders, mein feiner Dandy an der Spitze, unter einer Decke spielten. Ich verbarg indessen meinen Argwohn möglichst, und stieg, in Sta. Lucia angelangt, ganz ruhig aus dem Kahn, welchen ich noch mit ungefähr acht guten Groschen bezahlen mußte, weil mein Begleiter ungemein bedauerte, gar kein Geld mehr bei sich zu haben (er hatte ja alles verspielt), und mich um diese kleine Ausgabe bitten zu müssen, wozu ich ja auch optimo jure verpflichtet war, da ich den Wallfisch hatte sehen wollen. Der galante Italiener ließ es sich nicht nehmen, mich noch eine Strecke am Arme in die Stadt zu geleiten. Als er sich verabschiedete, um zu den beiden Franzosen im Hotel de Russie zu gehen, um mit ihnen wegen der Besteigung des Vesuvs Rücksprache zu nehmen, ging ich rasch und anscheinend arglos auf die Piazza del Palazzo Reale, kehrte dann aber schnell bis zu einer Straßenwendung zurück, von wo ich Sta Lucia übersehen konnte, und sah daß jener *nicht* in das Hotel de Russie, sondern zu seinen Helfershelfern bei der eben verlassenen Barke ging. Es war also klar, daß ich getäuscht und mit der Wallfischgeschichte nur zum Spiele auf das Meer hinausgelockt war, imgleichen daß mein feiner, mit Goldketten behängter Sardinier ein ganz gewöhnlicher neapolitanischer Spitzbube war.

Empört über diese Frechheit, und ganz mit dem Gedanken an Rache beschäftigt, ging ich wieder zum Molo hinab, um nun das Dampfschiff zu besteigen. Ein müßiger, zerlumpter Lazzarone mußte mir das Bureau zeigen, und um mich von der erlebten Betrügerei noch gewisser zu überzeugen, warf ich auf dem Wege zum Bureau die Frage hin, ob man hier eben einen Wallfisch gefangen oder ans Land gebracht habe? anfangs verneinte jener meine Frage ganz treuherzig, dann schoß es ihm plötzlich wie ein Blitzstrahl durch den Kopf, und er bedeutete mir mit einem pfiffigen Gesichte, daß sich falsche Spieler wohl dieser Finte bedienten, um den Fremden aufs Meer zu locken, „ich solle mich dadurch nicht verführen lassen." Hold ingrimmig, halb lächelnd antwortete ich ihm, daß ich eben von einer solchen Wallfisch-Besichtigung zurückkehre, sein guter Rath also etwas zu spät komme, daß ich aber nichts sehnlicher wünsche, als einem jener Spitzbuben wieder zu begegnen, um ihn der verdienten Strafe zu überliefern. Dazu machte mein Führer aber ein sehr bedenkliches Gesicht, und entwarf mir folgendes, wahrscheinlich sehr treues Bild: „Dieß Spiel, und namentlich die Verlockung der Fremden dazu aufs Meer sey zwar sehr streng verpönt, und die Polizei kenne die Leute, die dieß Handwerk trieben, alle sehr genau; allein der Polizeipräfect der Stadt bekomme ein schönes Douceur von ihnen, und der Polizeiminister wieder vom Polizeipräfecten, und so sähe man denn immer durch die Finger, wobei die heillosesten Geschichten passirten. Ich könne wohl lachen, so davon gekommen zu seyn, denn die Leute hätten sonst wohl die Manier, den Fremden, der nicht gutwillig sein Geld im Spiele verlöre, durch einen Messerstich aus dieser Welt, und dann auf der von der Stadt abgewendeten Seite der Barke ganz leise über Bord zu schaffen; dadurch verschwinde das Opfer spurlos auf ewig. Uebrigens wolle er mir auch jetzt noch rathen, jenen Leuten, mit denen ich im Schiffe gewesen wäre, wenn mir etwa wieder einer zu Gesicht kame, recht

Digitized by Google

höflich aus dem Wege zu gehn und gar nicht zu thun, als ob ich ihn kenne, aber ir gesehen hätte, denn sie gingen nie allein und immer bewaffnet. Bei der geringsten Anstalt von meiner Seite, einen zu fassen oder zu verrathen, würden sogleich andere herzuspringen, und — vi toccano, d. h. mich über den Haufen stoßen."

So weit ging der Bericht meines Lazzarone. Ich aber konnte nicht genug staunen über eine Staatsverwaltung im civilisirten Europa, wo solche Dinge passiren können, und verlor ganz den Muth, ein hartes Urtheil über das neapolitanische Volk auszusprechen; denn woher soll im Volke Achtung vor Recht und Gesetz, woher Moral und Bürgerlichkeit kommen, wenn es durch so schlechtes Beispiel zu Betrügereien und Verbrechen angeführt wird, wenn der Niedrigste im Volke die Niederträchtigkeit der Ersten und die Nichtachtung des Gesetzes so genau kennt? Mein Berichterstatter war ein Lazzarone, also einer aus der niedrigsten Classe des Volkes, obgleich man seit Goethe's Apologie aufgehört hat, diese Menschen als lauter Diebe und Mörder zu betrachten. Wo man die Mörder zu suchen hat, das geht aus der Erzählung des Lazzarone hervor, eben so aber, wo die Betrüger und niederträchtigen Gesetzesverächter. Ob es wahr ist, daß der gegenwärtige Polizeichef Neapels von den falschen Spielern, und von dem erstern wieder der Polizeiminister besoldet wird, um das falsche Spiel und den dabei vorfallenden Meuchelmord zu dulden, weiß ich nicht. Man muß aber in Neapel gewesen seyn, man muß die schamlose Bestechlichkeit der dortigen Beamten mit eigenen Augen gesehen haben, ja nach mehr das Zurschautragen dieser Bestechlichkeit und die vor dem versammelten Volke gemachten Prapasitionen, sich zu bestechen, und dann das öffentliche Markten um den Bestechungspreis selbst erlebt haben, um an die Möglichkeit solcher Schamlosigkeiten zu glauben; dann wird man aber nur zu geneigt seyn, sie auch für höchst wahrscheinlich zu halten.

Schon auf meiner Rückreise aus Italien, in Genua, las ich in den Zeitungen, daß in Neapel jemand bei hellem Tage und auf offener Straße, als er auf einen Taschendieb einsprang, von dessen in der Nähe stehenden Helfershelfern mit Messerstichen bedeutend verwundet wurde, und seit der Zeit haben sich dergleichen Fälle leider wieder sehr gehäuft. Ich glaubte aber die Mittheilung des erlebten Abenteuers, obgleich ich dabei als der Duplete keine brillante Rolle spiele, meinen lieben Landsleuten um so weniger vorenthalten zu dürfen, da ich noch in keinem der über Italien erschienenen Werke, so weit sie mir bekannt, eine Warnung vor dieser Gefahr gefunden habe. Zwar erwähnt Maier in seinem classischen Werke über Neapel, das ich leider erst nach meiner Reise dorthin zu Gesicht bekam, die dem dargestellte Manier, Fremde aufs Meer zu locken, und dort zu betrügen oder auszuplündern; allein es geschieht dieß nicht nur blaß en passant mit zwei Worten, so daß man die ganze Sache leicht übersieht oder vergißt, sondern ausdrücklich mit der Redensart: „es soll u. s. w.," so daß man deutlich sieht, Maier schenkt dem ganzen Gerüchte keinen Glauben. Ich habe mich indessen nur zu sehr von dessen Wahrheit überzeugt, und warne daher jeden, sich in Neapel auf desfallsige Ansagen nicht von dem Gelüste verschleichen zu lassen, angeblich frischgefangene Wallfische zu sehen.

Schallverhältnisse in den Gebirgen.

G. Studer erzählt in seinen „topographischen Mittheilungen aus dem Alpengebiege" *) einen Vorfall, wo ein Mann in einen tiefen Gletscherschlund fiel, und hier seine oben sprechenden Gefährten deutlich vernahm, sich selbst aber durchaus nicht vernehmbar machen konnte, und setzt dann hinzu: „Allerdings sind die Schallverhältnisse in den Gebirgen ganz eigenthümlich, und scheinen noch nicht genügend erforscht worden zu seyn. Mir selbst sind in dieser Beziehung auf verschiedenen Gebirgswanderungen einige bemerkenswerthe Erscheinungen zu Theil geworden. So z. B. vernahm ich von den Höhen der Bahlegg über Habkern, auf dem Hohgant, auf dem Scheibegütsch im Entlibuch, somit aus einer Entfernung von sechs Stunden, unverkennbar das donnerähnliche Getöse der Gletscherbrüche an der Jungfrau, während dasselbe ihr zunächst in der Tiefe des Lauterbrunnenthals schon nicht mehr gehört wird, und als ich zur Zeit der militärischen Besetzung des Kantons Schwyz, am 22 August 1833, auf der Spitze des großen Mythen stand, drang nicht nur die Musik eines nach Brunnen ziehenden Bataillons sehr vernehmbar zu meinen Ohren, sondern ich konnte sogar das Commando des Brave Obersten auf dem Exercierfelde zu Schwyz deutlich verstehen."

Chronik der Reisen.

Tschichatschews Reise über die Anden und durch die Pampas.

2. Die Pampas.

(Fortsetzung.)

Als wir an dem befestigten Orte anlangten, erfuhren wir, daß alles sich rüste, um am folgenden Tage auf die Straußenjagd zu gehen. Als ich die Augen umherwarf, sah ich in der Ecke einer Hütte ein schönes junges Gauchomädchen (Gauchita), die auf einem Pferdeschädel soß. **) Sie schien vor unsern Blicken geflüchtet zu seyn, und ich gestehe, daß ich trotz alles Antheils an dem Schicksal der Strauße doch nicht umhin konnte, neugierige Blicke in jene Ecke zu werfen, und selbst Rovetguez, der sich sonst nicht gerade näher mit den Geheimnissen dieser Welt abgab, setzte sich ganz ruhig neben die Gauchita. Bald bemerkte ich, daß er ein offenbares Liebesverhältniß mit ihr anknüpfte. Er löste die Blätter von einem Maiskolben ab, machte eine Cigarre aus dem Stroh und reichte diese der schönen Unbekannten. Nach diesem Eingang knüpfte sich leicht ein Gespräch an, und kurze Zeit darauf sagte er mir, wir müßten das Mädchen mit uns nehmen. Die Ursache begriff ich nicht, Thatsache war aber, daß sie von San Luis nach Buenos-Ayres sich begeben wollte, die Reise aber nicht allein fortzusetzen sich getraute, und recht früh war mit uns die Reise machen zu können. Begreiflicherweise konnte ich nichts einwenden, nur verlor ich mich in Vermuthungen, wie so ein zartes Wesen 20 bis 25 Leguas

*) Bern und St Gallen bei Huber u. Comp. 1844.

**) Die Knochen des Pferdekopfes sind das allgemeine Meubel in den Wohnungen der Gauchos; sie dienen als Tisch, Stuhl und Kopfkissen.

täglich fortreiten könne. Ich kannte noch nicht den Muth und die unerschütterliche Ausdauer der Amazonen der Pampas.

Meine Gedanken wurden durch die gebieterische Stimme meines Magens unterbrochen, der aus allen Kräften sich vernehmlich machte, daß er seit dem Morgen leer sey. Ich fragte die Gauchos, ob es nichts zu essen gebe, und sie antworteten mir mit dem ewigen: hay todo; als ich den praktischen Sinn dieses geheimnißvollen Worts näher zu ergründen mich bemühte, sah ich ein ganzes Lamm mit Fell und Wolle in der heißen Asche braten; das heißt hier carne en cueros (Fleisch im Fell). So seltsam mir auch dieser Küchenproceß erscheinen mochte, so ist doch ohne allen Zweifel das Fleisch außerordentlich saftig und schmackhaft. Die schöne Gauchita aus San Luis nahm Antheil an unserem bescheidenen Mahl, nach dessen Beendigung wir uns schlafen legten, wo wir eben kamen.

Bei Tagesanbruch waren wir alle auf, und da die Gauchos in geringer Entfernung von unserem Wege auf die Jagd gehen wollten, so reizte es mich nicht wenig eine Straußenjagd zu sehen. Ich bat den Carrea mich mit den Jägern zurückzulassen, trennte mich von ihm für diesen Tag und ritt mit den wilden Reitern in Begleitung eines Peons und mit mehreren Vorrathspferden hinaus. In einiger Entfernung sahen wir einen kleinen Bach, der nach mannichfachen Krümmungen sich in einigen Salzseen verlor. Die Straußen, in den Pampas ñandu genannt, halten sich vorzugsweise gern in der Nähe des Wassers auf; darum eilten die Gauchos, in der Erwartung, daß die Jagd bald beginnen werde, frische Pferde zu besteigen. Was mich betrifft, so wußte ich nicht, was ich mit den Bolas machen sollte, die man mir in die Hand gab, und die ich durchaus nicht zu handhaben wußte, wohl aber konnte ich aus Ungeschicklichkeit mein eigenes Pferd damit verletzen. Nichtsdestoweniger erhielt die Lust der Nachahmung, die einem Russen so stark eingepflanzt ist, die Oberhand, und ich schwenkte keck die Bolas über meinem Kopfe.

Plötzlich hörte man ein leichtes Rauschen, das Schilf am Ufer des nächsten Sees gerieth in Bewegung, zwei Strauße erschienen und ergriffen, sobald sie uns erblickten, sogleich mit einer wahrhaft staunenswerthen Geschwindigkeit die Flucht. Ihre Erscheinung war das Signal zu einem allgemeinen Angriff. In Einem Augenblick jagten alle Pferde aus Leibeskräften ihnen nach; die Gauchos schwangen, auf den Sattelbogen gelehnt, mit Geschrei die Bolas über ihren Köpfen; ihre Ponchos flatterten im Winde; jede Minute schien es, als würden wir die schnellfüßigen Vögel erreichen, aber die Strauße, welche den Hals vorstreckten und die Flügel ausspannten, liefen mit der Schnelligkeit des Windes. Einige Gauchos, welche bessere Pferde hatten, näherten sich den Straußen bis auf 20 Schritte, aber kaum wollten sie ihre Bolas auf sie loswerfen, als die Vögel sich seitwärts wandten und aufs neue mit stets veränderter Richtung flohen. Die Jäger waren ärgerlich über den Unfall, holten aber jedesmal wieder in vollem Rennen die Bolas von dem Boden auf und setzten dann die Verfolgung fort. Ich hatte die Unvorsichtigkeit mich in ihrer Nähe zu halten, und trotz aller meiner Reitergewandtheit verlor ich doch, als die Strauße plötzlich scharf umbogen und mein Pferd ihnen folgte, das Gleichgewicht und fiel ganz tüchtig auf den Boden nieder. Die Gauchos lachten über meine Ungeschicklichkeit so sehr, daß die Eigenliebe, die ewig des Verstandes spottet, mich antrieb, augenblicklich wieder aufs Pferd zu springen und aufs neue zugleich mit meinen halbwilden Geführten im größten Eifer fortzurennen.

Die Jagd war in vollem Zuge; schon waren einige Strauße von den tödtlichen Schlägen der Bolas getroffen worden, aber andere zeigten sich in Menge in verschiedenen Richtungen. Die Gauchos zerstreuten sich, um sie zu verfolgen, und erfüllten die Luft mit freudigem und ungeduldigem Geschrei. Die bisher so stillen Pampas ertönten von frischem Leben. Manchmal, wenn die schlauen Vögel alle ihre Listen erschöpft hatten und sahen, daß sie ihren Verfolgern nicht mehr entgehen könnten, wandten sie sich plötzlich um und rannten unter die Füße der Pferde, gleichsam um diese mit dem Schlag ihrer Flügel zu erschrecken, welche mit einer Art Klauen versehen waren. Oft erreichten sie ihren Zweck; das Pferd sprang plötzlich zur Seite und warf den Reiter aus dem Sattel, aber in diesem Augenblick eilten andere Jäger herbei und jagten, erbittert durch diese Taktik der Strauße, ihnen mit neuem Eifer nach. Sobald die Bolas um die Füße der Strauße schlangen, fiel der Vogel, der glückliche Jäger sprang vom Pferde, hieb mit seinem Messer die Flügel ab und band sie als Siegeszeichen an seinen Sattel.

Die Jagd endete, nicht weil es an Wild fehlte, sondern weil die Pferde ganz entkräftet waren. Wenn die erste Hitze des Rennens bei den Pferden vorüber ist, so ist keine Hoffnung mehr, den Strauß zu erreichen. Bald blieben nur drei oder vier Gauchos übrig, welche mit besonderem Eifer einen armen Strauß, der sich von der Heerde entfernt hatte, verfolgten; völlig erschöpft, änderte er in Verzweiflung jeden Augenblick seine Richtung und lief endlich gerade auf mich zu. Bei diesem Anblick kam mir der unglückliche Gedanke in den Kopf, der Sieger des armen Vogels zu werden. Ich faßte die Bolas, schwang sie heftig über meinem Kopf, warf sie endlich und in einem Augenblick lag niedergestürzt am Boden — nicht der Strauß, sondern mein armes Pferd, dem ich den furchtbaren Schlag an die Ohren beigebracht, welchen ich dem Strauß zugedacht hatte. So stürzte ich an einem und demselben Morgen zum zweitenmal; das war mir genug, denn ich war von meiner gänzlichen Unfähigkeit zur Straußenjagd vollkommen überzeugt, setzte mich geduldig auf ein anderes vorräthiges Pferd und sagte auf immer meinen temperären Jagdgefährten Lebewohl.

Die Gauchos essen die Straußeneier und den vordern Theil der Brust; die Federn verkaufen sie nach Buenos-Ayres, aber dieß bildet keine fortdauernde Beschäftigung.

Inzwischen war die Hitze so heftig geworden, daß Rodriguez genöthigt war, zwei Stunden mitten auf dem Wege anzuhalten, um unsere arme Reisegefährtin ausruhen zu lassen. Im Nachtlager kamen wir alle wieder zusammen, dieß Nachtlager aber war das dichte Gras unter freiem Himmel.

(Fortsetzung folgt.)

Bündniß der Engländer auf dem Cap mit den Griquas. Die neuesten englischen Blätter (Shipp. and Merc. Gaz. vom 2 Sept.) enthalten einen mit Adam Kock, dem Haupt der Griquas oder Bastaarden, wie man sie früher nannte, abgeschlossenen Vertrag zu gegenseitigem Schutz an der Gränze. Adam Kock soll 100 Pfd. St. jährlich und eine gewisse Anzahl Gewehre erhalten, die jedoch Eigenthum der Engländer bleiben. Das Bündniß ist offenbar gegen die an den obern Zuflüssen des Oranjestroms hausenden ausgewanderten Boers gerichtet, denen man immer noch nicht recht traut, und welche auch eine völlige Beendigung derer bei Port Natal hindern.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 260.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

16 September 1844.

Skizzen aus Nubien.

Der Tempel zu Derr.

(Nach Will. Hunter.)

Belzoni ist es, der von den Riesengebern der alten Pharaonen das Siegel des Geheimnisses nahm; er eröffnete das Grab des Psammithes und ließ von den Pyramiden den Sand der Wüste wegfegen, der die Eingänge verschüttet hatte. Freilich war der Lohn der Anstrengung kein anderer, als der, daß man sie überwunden hatte. Man hatte geglaubt, in den Pyramiden das Archiv der Urgeschichte zu entdecken und fand nur Staub, Verwesung, fand nur die vermoderten Grabschriften vermodderter Königsmumien.

In Karnak entfaltet sich die höchste Pracht der pharaonischen Zeit. Der Reisende, der die Trümmer dieses wunderbaren Palastes sieht, staunt über diese Gebäude, denen an Großartigkeit keine andern von Menschenhänden geschaffenen gleichzustellen sind. Man sieht hier Porträts der alten Pharaonen, deren Thaten in colossalen Darstellungen nachgebildet sind: man sieht hier prachtvolle Säulengänge, Obelisken, Pylonen; die Sphinxallee, die von Luxor bis Karnak geht, besteht aus mehr als 600 colossalen Sphinxen. In den wundervollen Räumen des Schlosses von Karnak erblickt man Menephta, der die Feinde bekämpft hat und triumphirend zurückkehret, weiterhin die Feldzüge Rhamses des Großen, ferner Sesostris mit mehr als 30 besiegten Königen.

Nicht nur Mizraim, das uralte Land der Pharaonen und Hirtenkönige, auch Nubien ist mit herrlichen ägyptischen Tempeln erfüllt; das ganze Nilthal bis zu den Quellen des heiligen Stromes sollte mit gottgeweihten Stätten versehen seyn. So sieht man bei dem kleinen Flecken Derr in Nubien, der etwa 200 Häuser zählt, einen in den Felsen gehauenen ägyptischen Tempel, dessen ganze Bauart ein hohes Alterthum verräth. Die Götter Aegyptens scheinen hier lange vorher verehret worden zu seyn, ehe man sie in die Riesentempel von Karnak und Luxor versetzte.

Der Tempel zu Derr ist nebst seinem Pronaos und seinem Adyton ganz aus dem Sandsteinfelsen gehauen; der Vorhof besteht aus drei Reihen viereckiger Säulen mit verschiedenen Verzierungen: die Säulen der Reihe zunächst der Cella, die ursprünglich vermittelst des Daches mit dem Haupttempel verbunden waren, sind größer als die andern; sie haben beinahe 4 Fuß ins Gevierte, sind ungefähr 14 Fuß hoch und noch vollkommen, während von den beiden Außenreihen nur noch Bruchstücke von den Schaften übrig sind. Ein Theil des ausgehöhlten Felsens, der eine der Mauern des Vorhofes gebildet hatte, ist zusammengestürzt; auf den Bruchstücken desselben ist eine Schlacht abgebildet: der Held verfolgt auf seinem Wagen den überwundenen Feind, welcher sich in Waldesdunkel zurückzieht, die Verwundeten mit sich führend. Auf einer niedern Abtheilung derselben Mauer werden die Gefangenen mit auf den Rücken gebundenen Händen vor den Henker gebracht, welcher in der Stellung abgebildet ist, wie er einen hinrichtet. An der gegenüber befindlichen Mauer ist eine andere Schlacht abgebildet; hier werden die armen Gefangenen vor den habichtsköpfigen Osiris gebracht. An der Vordermauer der Cella ist auf jeder Seite des Haupteinganges Belzeus, wie er erschlagen werden soll, und Osiris mit aufgehobenem Arme, den beabsichtigten Schlag aufhaltend. Diese Gruppen bekommt man sehr häufig in den ägyptischen Tempeln zu sehen; aber Belzeus hat hier in Nubien nur zwei Köpfe und vier Arme, während er im untern Nilthal, im eigentlichen Aegypten, mit zahlreichen Köpfen und Armen vorgestellt wird.

Auf den vier Säulen in der Fronte der Cella sind Figuren in verschiedenen Trachten, die einander bei den Händen fassen. Auch sieht man hier Dinge eingegraben, welche sich auf den mystischen Cultus des Priapus beziehen. Die Cella des Tempels von Derr besteht aus einem Zimmer, welches 13 Schritte ins Gevierte hat und sein Licht durch die Hauptpforte empfängt. Von der Cella bis zum Adytum führen zwei Reihen viereckiger Säulen; die innern Mauern der Cella und ihre sechs Säulen sind mit geheimnißvollen Figuren bedeckt; einige Ueberreste von Farbe beweisen, daß diese Figuren ursprünglich bemalt waren. An einer der innern Tempelwände erblickt man fünf Figuren in langen Gewändern und

mit geschornen Häuptern ein Boot auf den Schultern tragen, dessen Mitte von einem Manne mit einer Löwenhaut um die Schultern gestützt wird. In der Nähe des Tempels sind Felsengräber mit schwer zu entzifferuden Inschriften.

Während ich das uraite nubische Götterhaus besah, entdeckte ich einige Gruppen Araber vom Stamm Abu Hor mit großen und kleinen Netzen; sie zogen an das Ufer, um im Nil zu fischen; auch lagen einige Schiffe von Esne und Assuan am Gestade, um Datteln zu laden, die bis nach Cairo versandt werden, denn die Datteln von Derr sind in ganz Aegypten sehr geschätzt; der Ort selbst liegt in einem Wäldchen von Dattelbäumen. In der Nähe hausen Beduinen in Zelten aus Matten von Palmblättern.

Om el Hebal.

Unser Weg führte uns durch sandige Thäler, bis wir nach einer etwa siebenstündigen Reise an eine steile Anhöhe, bei den Arabern Akaba genannt, kamen, wo der Sand und die Feuersteinberge aufhörten. Nachdem wir über den Akaba waren, der aus Granitschiefer besteht, gelangten wir nach sechs Stunden zu einem schönen natürlichen Behälter von Regenwasser zwischen den Granitfelsen; unser Weg zog sich in südwestlicher Richtung hin. Zwischen den Felsen beginnt ein Engpaß, durch welchen beladene Kamele nur mit Mühe kommen können. Als wir uns hier um eine Ecke des Berges wandten, fanden wir unsere vorausziehenden Leute, die sich laut mit einem starken Trupp bewaffneter Beduinen zankten, und ehe ich mich nach der Ursache erkundigen konnte, hatten die Ababde, die bei unserer Karawane waren, schon zu den Waffen gegriffen und wollten die Feinde angreifen. Die letztern waren ebenfalls Ababde, aber von einem andern Stamm. Als sie unsere Abreise von Darau erfahren hatten, verließen sie ihr Dorf, um uns in diesem Engpasse aufzulauern und von uns eine Abgabe als Wegegeld zu erheben; sie waren ungefähr 30 Mann stark, und so stark waren auch unsere Ababde. Beide Theile gingen nackt, denn es ist unter ihnen allgemeine Sitte, nie mit einer unnützen Last auf ihrem Körper zu fechten und bloß einen Lappen oder ein Tuch um ihre Lenden zu wickeln. Sie waren mit langen, zweischneidigen Schwertern und kurzen Lanzen und Tartschen bewaffnet, welche letztere für sie vorzüglich von Nutzen sind, indem sie den Hagel von Steinen abhalten, mit welchem jeder Angriff zu beginnen pflegt. Als ich sie auf diese Art einander anfallen und unter dem fürchterlichsten Geschrei mit Schwertern zum Handgemengr kommen sah, und da ich glaubte, wir seyen von Räubern angegriffen, so wollte ich mit unsern Leuten am Kampfe Antheil nehmen und hatte schon meine Flinte auf den vornehmsten unter den Angreifenden angelegt, als mir einer von unsern Ababde zurief, ich sollte um Gottes Willen nicht schießen, weil er hoffe, daß kein Blut zwischen ihnen vergossen werden würde. Auf den Rath unserer Führer übernahmen die ägyptischen Kaufleute, die mit Säbeln bewaffnet waren, die Vertheidigung unsers Gepäcks im Rücken, denn die Ababde waren ängstlich bemüht, den Streit unter sich allein auszumachen. Nach einem ungefähr 22 Minuten dauernden Kampfe, der mehr ein Scheingefecht war, hörte derselbe durch Vermittelung der beiderseitigen Anführer auf und beide Theile schrieben sich den Sieg zu. Der ganze Schaden bestand in drei leicht verwundeten Leuten und in einem entzwei geschlagenen Schild. Unsere Leute erreichten jedoch ihren Zweck, denn wir setzten unsern Weg fort, ohne etwas zu bezahlen, und ich freute mich, als ich sah, daß wir uns auf unsere Araber verlassen konnten. Mehrere Scheiks der Ababde haben ein Recht, eine Abgabe von den Karawanen zu fordern, andere machen ohne Grund Ansprüche dieser Art, und es liegt den Kobarim oder Führern ob, die Karawanen gegen solche Erpressungen zu schützen.

Auf der ganzen Reise bemerkten wir zwischen den unfruchtbaren Granitfelsen eine große Menge Heuschrecken; dann kamen wir in ein breites, mit Gesträuchen bewachsenes Thal auf beiden Seiten von herrlichen, kühn emporragenden Granitfelsen eingeschlossen. Nach fünf Stunden erreichten wir einen schmalen Wadi, welcher wegen seiner zahlreichen Krümmungen Omm el Hebal heißt; nach einem sehr ermüdenden Marsche rasteten wir hier. Der Wadi ist voll von dornigen Bäumen, deren dunkelgrüne Blatter mit den glatten, glänzenden, kohlschwarzen Granitfelsen in sonderbarem Einklang stehen. Das Thal hat an einigen Stellen übrr sechzig Ellen in der Breite, und die höchsten Felsgipfel sind dreihundert Fuß über dem ebenen Boden.

Am Abend brannten wir bei unsern Feuern getrockneten Mist von den Kamelen, welche vorher da ausgeruht hatten; wirklich machten wir des Abends selten Halt, ohne solche Art von Feuerung zu finden, denn die Handelsleute verlassen selten den gewohnten Weg; auch können sie ihre Ruheplätze nicht nach Belieben wählen, diese sind an solchen Stellen bestimmt, wo es einige Kräuter und Gesträuche zur Weide oder wenigstens einige Akazienbäume gibt, an deren Blättern und Zweigen ihre Kamele des Abends einige Stunden lang fressen können.

Unsere Karawane bestand aus 39 beladenen Kamelen, aus 35 Eseln und ungefähr 80 Personen, und war in ein Dutzend Tischgenossenschaften eingetheilt, wovon jede auf dem Ruheplatze einen abgesonderten Bivouak bildete. Obschon der Häuptling der Ababde das anerkannte Oberhaupt der Karawane war, so folgten doch die Fellahkaufleute bei dem Aufbruche und Haltmachen ihren eigenen Launen, und es gab fast jeden Abend Streit über den Ruheplatz. Keiner der Handelsleute hatte ein Zelt; wir schliefen insgesammt unter freiem Himmel, niemand aber that seine Augen zu, ohne sein Gepäck so gesorgt zu haben, daß es etwaigen Dieben und Schnappähnen Mühe kostete, einen Versuch zum Stehlen zu machen, ohne den Eigenthümer aufzuwecken.

Merkwürdige Felsbildungen sieht man bei Omm el Hebal, und hie und da gähnen tiefe Spalten im dunklen Gestein, was auf eine uralte Erschütterung zu deuten scheint, auf vulcanische Ausbrüche oder Erdbeben. Wir wagten uns in eine dieser schauerlichen Felsschluchten; am Eingang liegen ungr-

Digitized by Google

heure Granitblöcke aufgethürmt, welche Steinmassen immer zahlreicher werden, je weiter man die steilen Felsen hinan klimmt. Bei starken Regen, die hier öfters fallen, sammelt sich das Wasser in natürlichen Behältern, und unsere Ababde füllten sich hier einige Schläuche. Zwischen den seltsam gestalteten Granitklippen sprossen Akaziendäume, von deren grünen Wipfeln Turteltauben girrten.

Bevölkerungsverhältnisse in England.

Die von uns bereits erwähnten (s. Nr. 257) statistischen Berichte über England enthalten manche interessante Angaben, aus denen wir hier über einige merkwürdige Unterschiede zwischen den verschiedenen Grafschaften Nachstehendes ausheben. „Die in der Nähe der See liegenden Seegrafschaften zeigen verhältnißmäßig die geringste Sterblichkeit: die nördliche Abtheilung (riding) von Yorkshire ergibt nur 192 Todesfälle auf 10,000 Personen, Kent 202, Sussex 163, Cornwall 180, Devon 179, Hampshire 189 (der Durchschnitt von ganz Nordwales), Lincoln 197, während der Durchschnitt von England und Wales zusammengenommen 221 ist. Die Durchschnittszahl der Seegrafschaften Englands ist 199 (gleich der Durchschnittszahl von Südwales). Diese Durchschnittszahl wäre noch viel niederer, wenn nicht die Sterblichkeit in einigen Seegrafschaften, wie z. B. in Durham und Lancashire, durch die Art der hier betriebenen Beschäftigungen sehr gesteigert würde. Dieß ist aber noch nicht alles, denn die jährliche Sterblichkeit der Kinder unter einem Jahre ergibt in den meisten Seegrafschaften auch ein weit geringeres Verhältniß zu der Gesammtzahl der Todesfälle als in den andern. In Devonshire z. B. sterben von sämmtlichen gebornen Kindern nur 10 Procent im ersten Jahre, und ihre Zahl macht nur 15 Proc. der gesammten Sterbefälle aus, während in Worcestershire diese Zahlen 15 und 26 sind. Westmoreland ergibt in dieser Beziehung ein noch günstigeres Verhältniß, denn hier sind diese Zahlen nur 9 und 15. Für England und Wales zusammengenommen sind diese Zahlen 14 und 21. Die obige Ansicht bestätigt sich auch durch den Umstand, daß das Verhältniß der Kinder zu der Gesammtzahl der Einwohner in den Seegrafschaften im Durchschnitt am größten ist, obgleich sich einige starke Ausnahmen finden. Staffordshire gibt in dieser Beziehung das günstigste und Middlesex das schlechteste Resultat. In ganz England und Wales ist die Zahl 1323 im Durchschnitt, mit andern Worten, je die siebente Person ist ein Kind unter fünf Jahren. Die größere oder geringere Zahl von Ehen in dem einen oder dem andern District ist on oft bemerkt, aber noch nicht zugleich nachgewiesen worden, daß eben diese Districte auch die größte Zahl von Personen zwischen 20 und 30 Jahren enthalten. Middlesex enthält unter 20,000 Personen über 4000 Verheirathete, hat aber auch die bei weitem größte Zahl von weiblichen Bewohnern zwischen 20 und 30 Jahren. Wenn die Berichte genau sind, so finden sich gegenwärtig etwa 342,500 weibliche Personen zwischen 20 und 30 Jahren im Lande, aber die Vertheilung derselben ist außerordentlich launenhaft und zum Theil ganz unnatürlich. Dasselbe läßt sich von Personen zwischen 30 und 40, so wie über 50 Jahren sagen. Der nördliche Theil von Yorkshire hat unter 20,000 E. 3400 Leute beiderlei Geschlechts über 50 Jahre, während Lancashire unter gleicher Einwohnerzahl nicht 2200 hat. Es ist interessant, daß diejenigen Districte, welche die größte Anzahl von Männern zwischen 20 und 30 Jahren zeigen, auch die größte Anzahl von Weibern in diesem Alter haben. Vielleicht zeugt nichts so sehr von dem Wohlstand, der Moralität und dem allgemeinen Charakter eines Volks, als die Art, wie es wohnt. In 14 Grafschaften Englands sind über 2000 bewohnte Häuser auf je 10,000 Einwohner, so daß jedes Haus im Durchschnitt nicht ganz fünf Bewohner zählt. In Middlesex ist der Durchschnitt sieben. Es wäre eine merkwürdige Untersuchung, ob das Verhältniß der Verbrechen mit dem engen Zusammenpacken der Menschen in den Wohnungen gleichen Schritt hält.

Chronik der Reisen.

Tschichatschews Reise über die Anden und durch die Pampas.

2. Die Pampas.

(Fortsetzung.)

Als ich früh Morgens vor den andern erwachte, sah ich zu meinem Schrecken eine Schlange, die sich zugleich mit uns im Nachtlager eingefunden hatte. Das giftige Unthier hatte sich vermuthlich in der Nacht hergeschlichen, und lag in einen Kreis geringelt ruhig neben unserem schlafenden Correo. Ich eilte dem ungebetenen Gast durch einen Pistolenschuß den Kopf zu zerschmettern, und weckte dadurch meine Reisegefährten. Sie sprangen auf und liefen noch halb schlaftrunken aus allen Kräften davon, in der Einbildung, die wilden Indier säßen ihnen auf den Fersen. Als sie die Ursache des Lärms erkannt hatten, beruhigten sie sich, sattelten die Pferde und wir machten uns wieder auf den Weg. Um den Kopf gegen die Hitze zu schützen, mußten wir ihn in weiße Tücher einschlagen, denn die in das Futter unserer Strohhüte eingestopfte Baumwolle war ein schlechter Schutz. Um einen Luftzug hervorzubringen, waren durch unsere Hüte Löcher gebohrt, aber auch diese halfen wenig. Ich erwähne dieser Einzelnheiten, da sie für denjenigen, der sich in solchen Umständen befindet, keine Kleinigkeiten sind.

Als wir über die Savanne hinjagten, konnten wir die Gewandtheit und den festen Sitz unserer Gauchita nicht genug bewundern, denn sie war uns allen voraus, und schien gar keinen Begriff von Ermattung und von der Gefahr des Bibracheros zu haben. Vortrefflich nahm sie sich im Gegensatz zu unserer beschmutzten, ermatteten Schaar auf ihrem scheckigen Renner, in ihrer leichten, bunten Kleidung aus. Das lange Gewand in breiten Falten floß an den Seiten ihres Pferdes hin, der Strohhut mit dem rothen Band hob ihre durchsichtige pomeranzenfarbige Haut, die in den Sonnenstrahlen mit einem eigenthümlichen Goldschimmer glänzte. Wir wechselten mehrmals die Pferde aus den in der Steppe weidenden Heerden und eilten rasch vorwärts, denn wir wollten sobald wie möglich die Provinz Cordoba erreichen, wo man schon häufigere befestigte Wohnungen von Gauchos findet, denn jetzt

befanden wir uns in dem gefährlichſten Theil der Pampas, der durch die unaufhörlichen Einfälle der wilden Indier am meiſten berüchtigt iſt.

Obwohl ich ſchon eine gute Strecke durch die Steppen der neuen Welt geritten war, und wie man ſich denken kann, ſchon oft im Fall geweſen war, Pferde aus einem Rudel herauszuſuchen, ſo konnte ich doch nie lernen gleich auf den Blick ein gutes Pferd von einem ſchlechten zu unterſcheiden, und war in der Wahl meiſt ſo unglücklich, daß ich endlich mich entſchloß auf gut Glück eines herauszunehmen, und oft im Aerger diejenigen wählte, die am ſchlechteſten ausſahen. Wenn man übrigens durch die Anſtrengung ſchon ſo ermattet iſt, geht es einem mit dieſen ungezähmten Vierfüßlern ſehr ſchlecht. Der Schmerz in den Hüften, die Mattigkeit in allen Gliedern, die Erſchöpfung durch die unabläſſige Anſtrengung und durch die ſchlechte Nahrung machen es einem völlig unmöglich mit einem hitzigen wilden Pferde zu kämpfen, deſſen erſter Gedanke iſt, ſeinen Reiter auf jede möglicher Weiſe durch hölliſche Sprünge und andere Einfälle abzuſetzen. Die Pferde werden in den Pampas ungefähr auf dieſelbe Weiſe gezogen, wie in den ruſſiſchen Steppen. Man theilt ſie gewöhnlich in zwei Heerden ab, in Stuten und Hengſte; letztere, Manadas genannt, läßt man als Hengſte, die andern, Madrinas genannt, tragen eine Glocke am Halſe. Das Zureiten der Pferde geſchieht ſo ziemlich wie bei den Kalmüken und Koſaken. Wenn man den Pferden den Loſſo um den Hals geworfen hat, zieht man ihm denſelben zu, bis es umfällt; dann bindet man ihm die Füße mit Riemen, manchmal verbindet man ihnen auch die Augen, und während der eine Gaucho das linke Ohr feſthält, legt ihm der andere den Sattel (recado) auf. Iſt das Thier nicht gar zu toll, ſo wirft man es nicht zu Boden, ſondern bindet ihm nur die Füße. Sobald dieſe Vorbereitungen zu Ende ſind, ſchlägt der Gaucho nur zwei- oder dreimal mit der Hand auf den Sattel und ſchwingt ſich dann keck hinauf; in einem Augenblick ſind dann die Füße losgebunden, und mit Hülfe mächtiger Sporenſtöße und der Peitſchen ſeiner Gefährten treibt er es nun zum Rennen über die Ebene an. Man muß die Feſtigkeit und Gewandtheit dieſer Reiter ſehen, wenn das Pferd unter ihm ſpringt und tobt, ſich auf die Hinterbeine ſtellt, auf einem Fleck ſich wie im Kreiſel herumdreht und mit Hinter- und Vorderfüßen ausſchlägt. Schwer und lang iſt der erſte Kampf, nach welchem das eigenſinnige, erbitterte Thier, wenn es ſich ſatt getobt hat, in vollem Jagen fortrennt und der Gaucho es immer noch mehr antreibt, bis es ganz kraftlos iſt. Dann kehrt das völlig gezähmte Pferd im Schritt nach Hauſe zurück, mit dem Schimpfnamen des „Zugeritteten.“ Statt der eiſernen Stange wendet man anfangs Riemen an, die feſt an die untere Kinnlade gebunden werden, ſpäter aber vertauſcht man ſie mit einem ſehr ſcharfen Mundſtück. Dieſe Reitkunſt wird indeß nur von einer gewiſſen Anzahl Gauchos praktizirt, obgleich ſie im allgemeinen die beſten Reiter von der Welt ſind.

Im Anfang des Rittes begriff ich nur unvollkommen alle Unannehmlichkeiten einer ſolchen unfreiwilligen Bereiterſchaft, jetzt aber, da ich ſchon 200 Leguas durchritten hatte, blickte ich, das muß ich geſtehen, mit Ungeduld auf die unabſehbare Steppe, ob nicht irgendwo ein reizendes Städtchen oder ein ſicherer Zufluchtsort auftauche, wo man einige Tage ausruhen könnte. Buenos-Ayres war noch 100 Leguas weit. Unſere artige Reiſegefährtin lächelte oft über uns, und ſuchte uns durch ihr Beiſpiel zu ermuntern. Sie kehrte zu ihrem Mann nach Buenos-Ayres zurück, nachdem ſie ihre Verwandten in San Luis beſucht hatte; um dieſen Verwandtenbeſuch zu machen, mußte ſie wenigſtens 500 Leguas zurücklegen. Ihr ganzes Hab und Gut beſtand in einem kleinen Felleiſen, welches demjenigen Pferde angeſchnallt war, das auch die Poſttaſche trug. Ich bedauerte nicht mehr mit ihr ſprechen zu können, da wir vom frühen Morgen bis in die ſpäte Nacht nicht vom Pferde kamen; am Abend konnte ich an nichts als ans Eſſen denken; jeder bemühte ſich bald möglichſt ſeinen Maté zu ſchlürfen und zu ſchlafen.

Am Abend des zweiten Tages war der Horizont auf einmal von einer fahlen Röthe erhellt. Bald entfaltete ſich vor uns eine breite Flammenlinie, die mit furchtbarer Schnelle über die Pampa hinzog. Die Flamme, welche das trockene Gras ſchnell verzehrte, blieb bald ſtehen, bald rückte der Feuerſtrom vorwärts, als beſchreibe er Zauberkreiſe auf der unabſehbaren Savanne. Hinten kniſterte die Aſche, vorn wogten dichte Rauchwolken. Zu unſerem Glück wechſelte der Wind nicht, und wir waren bald durch die wunderbare, aber gefährliche Schaubühne hindurch geritten. Die Führer waren in großer Unruhe, und wenn ich nur einen Augenblick anhalten wollte, um das prächtige Schauſpiel zu ſehen, ſchrie ein Gaucho auf mein Pferd los mit den Worten: Señor, cuidado à los Indios! (Herr, nehmen Sie ſich vor den Indiern in Acht!) Wir flogen mit verhängtem Zügel über die Steppe hin. Bei näherer Unterſuchung aber zeigte es ſich, daß gar keine Indier da waren, daß ſie aber einen oder zwei Tage früher in geringer Entfernung von unſerem Wege die Pampas angezündet hatten. Solche Brände erneuern ſich in den Ebenen der alten und neuen Welt häufig; ſie ſind theils zufällig, theils zündet man das Gras abſichtlich an, um den Boden zu befruchten. In Südamerika hemmt man ſie manchmal durch Gegenfeuer (contra fuegos). Zu dem Ende wird unter dem Winde in einiger Entfernung von dem Brande ein breiter Strich angezündet, ſo daß, wenn das Feuer dahin gelangt, es aus Mangel an Nahrung inne hält.

Faſt zwei Tage lang hatten wir nichts genoſſen als Paraguaythee und getrocknetes Rindfleiſch, das wir bei uns vorräthig hatten. Poſthäuschen trafen wir nur ein einziges und in dieſem keinen Menſchen; alle waren von den Indiern maſſacrirt worden. Auf dem Boden lagen noch verſtümmelte Leichen und Kleiderfetzen. Endlich ſahen wir eine kleine Veſte, wo drei oder vier Gauchos ſorglos auf einer über den Graben geſchlagenen Zugbrücke ſitzend ihre Cigarren rauchten. Dieſe Befeſtigung war ein Zeichen, daß wir uns dem Seerand der Pampas näherten, wo hohe Gräſer und Salzpflanzen mit dem üppigen Klettenwuchs wechſelten. Sandhügel (Medano) erhoben ſich häufiger am Horizont, und hie und da ſah eine kleine Weide hervor. Die Oberfläche des Bodens wurde unebener und an einigen Stellen zeigten ſich Spalten und Schluchten. Eine Heerde ſchöner Guanakos, die unſerer anſichtig wurde, blieb bald ſtehen, als wollte ſie uns neugierig betrachten, bald begab ſie ſich eilig auf die Flucht. Rodriguez ſtürzte, als er ſie betrachtete, im vollen Sprung ſeines Pferdes in einen Biscachero, beſchädigte ſich den Fuß, ſtieg aber doch gleich wieder aufs Pferd. Alles das war das Werk einer einzigen Minute, aber Rodriguez fing bald an, heftiger Schmerzen wegen zurückzubleiben. Ich wollte mich nicht gern von ihm trennen, aber da wir von Buenos-Ayres nicht mehr ſehr entfernt waren, hoffte ich im Nothfall allein dahin zu gelangen, und Rodriguez konnte vor meiner Abreiſe nach Braſilien immer noch dahin kommen.

(Fortſetzung folgt.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 261.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

17 September 1844.

Ausflug nach Italien.

Mangabino. Anfang Novembers.

Wir hatten geglaubt, in Airola endlich unsere Reise in einem bequemen Wagen fortsetzen zu können, aber damit war es nichts. Der Ticino ist ein sehr gefährlicher Gebirgsstrom, und der ganz ungewöhnliche starke und anhaltende Regen hatte ihn dergestalt angeschwellt, daß er mehrere Brücken zerstört und die schöne Kunststraße an vielen Orten stark beschädigt, ja oft ganz spurlos fortgespült hatte. Bis Faido mußten wir daher noch zu Fuß gehen. Die Reise das Liviner Thal hinab war aber doch höchst angenehm und interessant. Man möchte es die Heimath der Wasserfälle nennen, und wer ein besonderer Freund gerade dieser Art Naturschönheit ist, kann keinen bessern Weg einschlagen, als dem Lauf des Ticino folgend. Zwar hingen schwere Wolken hoch an den mit schwarzen Tannen bestandenen Thalrändern, aber die schneebedeckten Häupter der höchsten Gebirge schauten noch über die Wolken hervor, und dann und wann sah auch wohl ein Eckchen blauer Himmel durch. Ueberdieß hatte der vorhergehende Regen den Vortheil für uns, die Wasserfälle in ihrer vollsten Schönheit zu zeigen. Hunderte, ja viele Hunderte von Cascaden stürzten die Flüe aber an den Felswänden hinab, von denen jeder eine ausdrückliche Reise dahin gelohnt hätte; die größere Zahl derselben fließt auch nur bei so ungewöhnlichem Thauwetter. Bald sieht man sie wie Silberfaden hoch aus den Wolken herab über das schwarze Gestein sich schlängeln, bald wie ein leuchtender Flor von Fels zu Fels herabrollen, bald spielen sie fontainenartig empor über die Blöcke, welche ihnen den Weg vertreten, oder sie schäumen frei mit wilder Gewalt 60 bis 100 Fuß hohe Abstürze hinab. Anscheinend im Widerspruch mit dem Gesetz der Schwerkraft wird je länger, je langsamer die Bewegung des fallenden Wassers, weil es sich wie Staub auflöst, der in den graciösesten Flocken herabsinkt, oder in dampfendem Nebel wieder emporsteigt.

Imposant ist aber vor allen der Dazio grande. Der Tessin, welcher überhaupt ein sehr starkes Gefälle hat, bildet oberhalb Faido eine Stromschnelle, welche auf etwa 500 Schritt Länge gewiß 300 Fuß Gefälle hat; dabei fließt er in einer so engen Schlucht und zwischen so hohen, senkrechten, oft überhängenden Steinwänden, daß die Straße an den mehrsten Stellen in den Fels gehauen, an andern 30 bis 40 Fuß hoch aus den sorgfältigst gefugten Quadersteinen aufgemauert werden mußte. Man möchte sagen, daß der Fluß selbst keinen Platz hat in seinem Bette; an zwei Stellen ist der oberhalb schon 50 bis 100 Schritt breite Strom nur zwei Schritt breit; man könnte bequem hinüberschreiten, wenn es möglich wäre, an die Stelle hinabzugelangen. Das Flußbette muß sich daher unterhalb des Wasserspiegels sehr erweitern, oder ungemein tief [illegible] gepreßte Wasser aus diesen Spalten in die weitern Kessel hervor, brauset wie kochender Schaum über die Felsblöcke hin und stürzt laut donnernd von Fall zu Fall fort, während die Straße, wie eine Wendeltreppe gewunden, sich Mühe gibt, ihm nachzukommen. Allmählich steigt man dann auch aus der Region der Tannen in die der Kastanien und Nußbäume, des Weinstocks, der Cypressen und Oliven herab.

Bellinzona bietet einen sehr eigenthümlichen Anblick. Drei Forts in einer langen Mauer sperren das ganze 2000 Schritt breite Thal von den hohen Bergen links bis zur 250 Schritte langen steinernen Brücke rechts über den Tessin. Die Mauer ist zur Vertheidigung nach beiden Seiten eingerichtet und das Städtchen selbst befestigt.

Da das Dampfschiff wegen des schlimmen Wetters heute nicht über den See geht, so habe ich Muße, diesen Brief zu schreiben. Um solch ein Wetter zu haben, wie wir heute, braucht man nicht nach Italien zu reisen. Es regnet unaufhörlich, der Lago maggiore ist um 14 Fuß gestiegen. Unser Gasthof liegt auf einer Insel, und man kann mit keinem Tritt heraus; in dem Hof, durch welchen wir gestern noch gegangen, sind wir heute mit Kähnen herumgefahren.

Neapel, den 17 November.

Hier habe ich nun die rauhen Berge des Thüringer Waldes gegen die Ufer des neapolitanischen Golfs vertauscht. Die dunkeln Tannen, die ihre Zweige unter der Last des

Digitized by Google

Schnees senkten, gegen lichtgrüne Citronenbäume mit goldenen Früchten, gegen Palmen und Oliven. Gerade vor meiner weit geöffneten Balconthüre erhebt sich jenseits der Bucht der Vesuv, aus dessen Krater dichte weiße Wolken emporwirbeln. Weinberge und Gärten bedecken seinen Fuß, und längs des Ufers ziehen sich in einer ununterbrochenen Reihe von Häusern und Palästen die Ortschaften Portici, Torre del Annunciato, Torre del Greco und Castellamare hin. Weiter rechts ragt das Vorgebirge Sorento ins Meer und die Insel Capri erhebt ihr zackiges Haupt aus der Fluth. Unmittelbar unter den Fenstern das rege Treiben dieser volkreichen Stadt. Alles ist hier lärmend, selbst die Brandung des Meeres gegen die Ufer und hohen Quais scheint mir lauter als anderswo. Die Austern- und Fischverkäufer mit ihren Frutti di mare, die Eselreiber, welche ungeheure Lasten von Grünem herbeiführen, die Blumen- und Weintraubenverkäufer, die Kutscher, die Bettler und selbst die Faullenzer, die sonst nichts thun, schreien wenigstens. Wenn ein Lazzarone Langeweile hat, so stößt er einen Schrei aus, und flugs sammelt sich eine Gesellschaft um ihn, die ebenfalls schreit, und alle sind zufrieden. Dort spielen zwei a la mora, wobei es darauf ankömmt, zu wissen, wie viel Finger der Mitspieler aufheben wird; man glaubt es komme zu Messerstichen, aber es ist nur eine freundschaftliche Unterhaltung. Weiterhin spielt man mit Kugeln im Sand il bigliardo dei poveri, alles unter lautem Geschrei, und selbst die Pferde vor den Wagen rasseln mit Schellen. Wirklich geht man mit einer Art von Betäubung durch die Straßen; plötzlich fährt dir ein Miethswagen quer vor die und nöthigt dich, einen Umweg zu machen, wenn du weiter gehen willst. „Eccelleuza!“ ruft ein anderer, und zeigt mit vorwurfsvollem Blick auf deine bestaubten Stiefel; während du den Blick darauf richtest, hat der Mann dich schon beim Fuß gefaßt, er schiebt einen kleinen kastenartigen Schemel unter, und mitten im Gewühl von Menschen und Pferden stellt er für zwei Grani den völligen Glanz deiner Chaussure mit seinen Bürsten wieder her. „Andiamo alla barca“ schreit ein kleiner Matrose und verrennt dir den Weg; per carita, signore! ein Bettler und streckt seine Krücke aus, so daß du hinüberesteigen mußt. — Wo du dich hinwendest, so beeinträchtigt jemand deine Freiheit, um dich zu veranlassen, ihm einen Gewinn zu gönnen. Ein deutscher Bettler öffnet dir eine Thür, ein italienischer macht sie zu, damit du das Aufmachen erkaufen sollst.

Doch ich wollte noch nicht von Neapel schreiben, sondern erzählen, wie ich dahin gekommen bin, nämlich zu Wasser und im Wasser. Furchtbare Regengüsse hatten die Seen und Flüsse Oberitaliens so angeschwellt, daß fast alle Verbindung unterbrochen war; die große Schiffbrücke über den Po war gerissen, und wir mußten aus und unsere durchnäßten Effecten auf kleinen Kähnen einschiffen, welche nur mit Noth den reißenden Strom passirten. Das Wetter war abscheulich und ich eilte nur, die mir schon bekannten Gegenden gegen neue zu vertauschen. Der trübe Himmel entstellte alles; die borromäische Insel im Lago maggiore sah nicht besser aus, als die Möweninsel in der Schiei, und selbst Genova la superba war lange nicht so superb, als sonst.

Aber man sieht es der meerbeherrschenden Stadt doch zu allen Zeiten an, daß einst Königreiche ihr unterthan waren; die Paläste der Durazzo, Baldy, Doria, Caretto, Lavagna und viele andere sind von fürstlicher Pracht. Man verschwendete an ihnen, was in Genua am kostbarsten ist, den Raum. Wenn man wissen will, was eine schöne Treppe ist, so muß man hieher kommen; die oft 50 Fuß breiten Stufen steigen sanft an, sind meist aus weiß und schwarzem Marmor und mit kostbaren Statuen zu beiden Seiten geschmückt. Sie führen durch zwei, drei Stockwerke, in denen eigentlich nichts ist, bis man an die Wohnzimmer kömmt, denn hoch muß man steigen, um aus dem Dunkel der engen Gassen bis zu einer prachtvollen Aussicht sich zu erheben. Die Strada Baldy, nova und novissima, sind zwar breit und prachtvoll mit großen Quadern gepflastert, aber je näher dem Hafen, desto enger werden die Gassen, und bequem kann man dort beide Seiten einer Straße zugleich ablangen. Ich wohnte im Croce di Malta, 120 Stufen hoch; der Speisesaal reichte in dieser Höhe durch zwei Etagen und sah einer Kirche ähnlicher, als einem Salon. Man erstaunt, wenn man in dieser Thurmhöhe auf das flache Dach des Hauses tritt und dort einen lieblichen Orangenhain mit sprudelnden Springbrunnen antrifft. Aber das Wasser kömmt in Röhren von den Bergen herab, die unmittelbar hinter Genua an 3000 Fuß aufsteigen. Sie sind mit Landhäusern, Gärten, Olivenwäldern bekleidet, [illegible] für die ganze Armee des Königreichs machen.

Wunderbar schön ist von dort oben der Anblick des mittelländischen Meeres und des von Schiffen dicht angefüllten Hafens, welcher durch zwei Molos geschützt wird, an deren Enden die Leuchtthürme sich schlank und hoch erheben. Es ist eine Riesenarbeit gewesen, in dieser tiefen Fluth die Felsblöcke aufzuthürmen, welche fest genug sind, um Wogen zu widerstehen, die sich oft mit furchtbarer Gewalt gegen sie anwälzen und ihren Schaum 30 bis 40 Fuß hoch emporsprühen.

Der prachtvolle Anblick der Stadt vom Palast Lavagna aus erinnerte mich leidhaft an Schillers Fiesco, an den Rausch des Ehegeizes, der den kühnen Mann ergreift, als er die Flügelthüren seines Gemachs öffnet und Genua im Glanz der Morgensonne vor ihm liegt. Ganz am entgegengesetzten Ende der Bucht erhebt sich der Palast Doria; dort ruhte der alte Andreas, dessen Geschlecht noch fortblüht, während das Haus Lavagna mit „dem Löwen“ erlosch.

So schön die Wellen des mittelländischen Meeres aussahen, als sie gegen das schräge Felsufer schäumten, so unerfreulich wurden sie, sobald unser Dampfschiff, „der Sully,“ um die Spitze des Molo herumruderte. Die Nacht war finster und stürmisch, und alle Passagiere wurden seekrank. Einem derselben, welcher sich aufs Verdeck gelegt hatte, wurde von einer herabstürzenden Raa der Schädel gespalten, so daß der unglückliche Mensch (ein gedorner Russe) wohl kaum mit

Digitized by Google

dem Leben davon kommen wird. Die Fahrt dauerte sehr lange: im Angesicht Livornos nahm das Unwetter so zu, daß wir fast wieder umkehren mußten. Indessen erreichten wir gegen Abend die Rhede (wir hätten schon Morgens da seyn sollen) und liefen hinter dem schützenden Mole ein. Der Capitän beschloß, 24 Stunden liegen zu bleiben, um den Sturm austoben zu lassen.

Am folgenden Tage sah der Himmel blau aus, die Luft fächelte mild, die See lächelte, das Schiff dampfte, die Anker waren gelichtet, und hinaus ging's abermals in die See. Aber während der Nacht nahm der Sirocco wieder zu und das Elend erneuerte sich, bis wir hinter dem Molo van Civita vecchia einliefen. Nun hatte ich genug, ich ließ mich ausschiffen, um nach Rom und von da zu Land nach Neapel zu gehen, aber dazu waren die Päße nicht visirt. Man schickte mich von der Policia nach der Dogana, vom preußischen Consul zur päpstlichen Legation, von der Paß auf den Zoll, überall mußte bezahlt werden, überall wurde gebettelt und nirgends war man zufrieden. Keine Stadt hat einen so widrigen Eindruck auf mich gemacht, als diese. Ganze Schwärme zerlumpter Bettler drängten sich um uns, jeder ergreift mit Gewalt ein Stück des Gepäcks, einen Nachtsack, einen Regenschirm oder einen Mantel, und läuft davon ohne zu fragen wohin man will. Nachdem ich alle Schwierigkeiten endlich beseitigt glaubte, forderte man mir das Postgeld für zwei Plätze ab, weil sonst die Diligence erst morgen früh abgehen könne. Die Leute mochten mir ansehen, daß ich das stürmische Meer nicht liebte, und glaubten mich sicher zu haben; ich entschloß mich aber kurz, ließ meine Sachen aufpacken, nahm ein Boot, und verfügte mich abermals an Bord des armen Sully, welcher sich mühsam in der Richtung nach Cap Circellum fortschaukelte. Wären die Gefährten des Ulysses so seekrank gewesen wie ich, sie hätten nicht nöthig gehabt sich hier die Ohren mit Wachs zu verkleben. Ich hätte die Sirene sehen mögen, deren Gesang mich zu verlocken vermocht.

In Civita vecchia (welches von der See einen schönen Anblick gewährt) hatte ich den Vorzug, die Bekanntschaft des berüchtigsten Räuberhauptmanns unserer Zeit zu machen. Derselbe hatte eine Menge Raubzüge vollführt, und wie er selbst wohlgefällig bemerkte, dabei 30 Menschen ermordet, als endlich ein Vergleich zwischen der Regierung Sr. Heiligkeit einer- und Signor Gasparina andrerseits zu Stande kam, demzufolge letzterer nach Ancona abgeführt wurde. Bald aber überzeugte sich der Bravo, daß er übervortheilt sey und den Contract unmöglich halten könne; er kündigte ihn demnach auf, stellte sich abermals an die Spitze der Bande und hauste ärger als zuvor. Die päpstliche Regierung ging nun eine neue Compromiß ein. Es wurde dem Räuberhauptmann eine comfortable Wohnung zu Civita vecchia angewiesen, er erhält 4 Schüsseln und 4 Paoli täglich, geht in Begleitung umher, und führt seitdem ein gottseliges und erbauliches Leben. Jedenfalls war er die liebenswürdigste Persönlichkeit, die ich in Civita vecchia kennen lernte.

(Fortsetzung folgt.)

Der Bau der Korinthen.

(Nach einem Schreiben aus Cephalonia im Athenäum vom 24 Aug.)

Die Korinthen sind vortrefflich im reifen Zustande, doch ißt man sie gewöhnlich schon im Julius, denn wenn sie vollkommen reif sind, haben sie fast zu viel Süßigkeit, ja man will behaupten, sie seyen dann ungesund. Sie wachsen wie die Trauben in Büscheln, aber alle Beeren so fest aneinander, daß sie eine compacte Masse bilden, und fast wie ein Föhrenzapfen aussehen. Von den gewöhnlichen Trauben unterscheiden sie sich darin, daß sie keine Steine haben, eine einzige auffallend größere Beere ausgenommen, die man die männliche Beere nennt. Man pflanzt sie in großen Feldern gerade wie die Weingärten, nur daß man sie sehr sorgfältig pflegt, was mit den Weinreben nicht der Fall ist, weßhalb man denn auch nur einen schlechten Landwein daraus gewinnt. Die Inseln, wo man die Korinthen hauptsächlich baut, sind Zante, Cephalonia und Ithaka. Wasser in Fülle ist nöthig für das Gedeihen der Korinthenrebe, und die Pflanzung wird mit Erdaufwürfen und Gräben eingeschlossen und mit Schleußen versehen, um das Wasser je nach Bedürfniß herein- oder hinauszulassen. Die Reben werden in Reihen gepflanzt, 3 oder 4' von einander. Eine neue Pflanzung wird angelegt entweder durch Setzlinge oder durch Pfropfen auf gewöhnliche Reben. Die letztere Methode ist die beste; die Setzlinge werden im December geschnitten und im Frühjahr gepflanzt; bis sie zur vollen Tragfähigkeit kommen braucht es 6 bis 7 Jahre, gepfropfte aber tragen in drei oder vier Jahren. Im December werden die todten oder schwächern Zweige abgeschnitten und im Januar die andern geklippt, indem man nur drei oder vier Augen stehen läßt. Jedes Auge treibt mehrere Zweige, einen großen und einen kleinen auf jeder Seite, aber nur der große trägt. Die Gaben der Schößlinge der Korinthenrebe werden nicht gebrochen. Im August beginnt das Einsammeln der Frucht, die dann fast schwarz ist; man bringt sie zuerst auf den Trockenboden, ein Fleck im Weingarten, der gereinigt, geebnet, manchmal auch gestampft und mit einer Decke von Kuhdung überzogen ist. Die Frucht wird hier der Sonne ausgesetzt und häufig umgewendet, bis sie vollkommen dürr ist. Dann trennt man sie vom Stengel und bringt sie ins Magazin; über einem solchen sitze ich jetzt, denn die Häuser hier haben kein bewohnbares Erdgeschoß, da es ganz von diesen Magazinen eingenommen ist, die zur Zeit des Packens einen furchtbaren Gestank verbreiten. Durch das Schwören, Lärmen und Fluchen der Arbeiter in dem abscheulichen Neugriechisch mit ihrem näselnden und quackenden Ton ausgesprochen wird man Morgens früh sehr unangenehm geweckt. Vor der Ausfuhr wird die Korinthe in Fässer gepackt und durch die schmutzigsten der Griechen mit nackten Füßen eingetreten, so daß man die Masse Koth in einem englischen Plumpudding ermessen kann. Wenn die Korinthen trocknen, ist die Furcht sie zu verlieren am größten; ein einziger Regen zerstört ungeheure Quantitäten und ein starker Regensturz die ganze Ernte. Cephalonia hat 6242, Zante 8440 Acres Korinthenpflanzungen.

Chronik der Reisen.

Tschichatschews Reise über die Anden und durch die Pampas.

2. Die Pampas.

(Fortsetzung.)

Als wir in ein kleines Gauchodorf gekommen waren, befanden wir uns sichtlich bereits in einer minder öden Gegend. Da und dort

sah man bereits um die Wohnungen her kleine Flecke geackerten Feldes, und der fruchtbare Boden der Pampas belohnte den Menschen für seinen Versuch zum ansässigen Leben mit reichen Früchten. Es ist nicht zu zweifeln, daß wenn die Spanier die gehörige Aufmerksamkeit auf die Ausbereitung und Beförderung des Ackerbaues gewendet hätten, einige Theile der südamericanischen Ebenen jetzt unter dem wohlthätigen Einfluß des Ackerbaues stehen, und nicht ganz dem jetzigen müßigen, nomadischen Leben anheimgegeben seyn würden.

Um den armen Rodriguez ausruhen zu lassen, schlug ich ihm vor, in dem kleinen Dorfe Cabeza de Tigre zwei Tage zu bleiben. Hier wurde ich näher bekannt mit den wilden Sitten der Gauchos von Buenos-Ayres, welche immer schlechter wurden, je mehr wir uns den Mündungen des Rio de la Plata näherten. Früh mit Tagesanbruch kamen wir nach Cabeza. Es war Sonntag und alles ruhte aus. Der kleine freie Platz im Innern des Orts war voll Schmutz und Knochen geschlachteten Hornviehs. Die kleine Kirche stand mitten auf einem viereckigen Platz, und trotz meiner Ermüdung ging ich in die Messe, um dem Himmel einen warmen Dank darzubringen für die glückliche Beendigung des gefährlichsten Theils meiner Reise; auch wünschte ich eine Einsicht zu bekommen in die religiösen Gefühle der verwilderten Kinder der Wüste. Es war nicht das erstemal, daß ich Gelegenheit hatte, in halbwilden Ländern das traurige Gemälde der Rohheit und des Aberglaubens zu sehen, und darum glaubte ich hier über nichts Besonderes mich wundern zu müssen; dennoch setzten mich die hiesigen Patres durch die gänzliche Vernachlässigung ihrer Pflicht in Erstaunen. Ihr stetes Bestreben war nicht ihren geistlichen Kindern fromme Gedanken einzuflößen, sie zu beschwichtigen und ihre Sitten zu mildern, sondern vielmehr ihren Leidenschaften zu schmeicheln und ihren sündhaften Neigungen Vorschub zu thun. Ich hatte schon mehrmals bemerkt, welche Einwirkung manchmal auf halbwilde Menschen eine gute, aber mit Liebe ausgesprochene Ermahnung von irgend einem häufig sehr ungelehrten Dorfpfarrer macht; der Wilde besann sich, weinte sogar, und beim Herausgehen aus der Kirche sah man auf seinem Gesicht wenigstens eine Zeitlang nicht den gewöhnlichen wildthierischen Ausdruck, mit Einem Wort, das Thier gewöhnte sich manchmal ein Mensch zu seyn. Hier aber vernimmt man in der Kirche weder Predigt, noch Orgel, noch Gesang, nichts das stark und eindringend auf die rohen Gefühle des Gaucho wirken könnte, fast niemand kümmerte sich um den Gottesdienst, und nach der Messe jagen Laien und Patres eilig nach einer kleinen Wiese, wo eine schmutzige Pulperia oder Schenke stand.

Hier erwartete mich ein neues Schauspiel, die Hazardspiele in ihrer ganzen Rohheit. Hier sitzen die Gauchos mit dem Messer im Gürtel, die Strohcigarre im Mund ganze Tage lang auf den Fersen und verspielen im Kartenspiel ihr ganzes Vermögen, ein Lieblingspferd, Hut, Sporen und Hemd. Nie hatte ich noch ein so widerliches Schauspiel gesehen; hier legen Leute, die auch sonst schon lasterhaft sind, den letzten Schein von Scham und Anstand ab, und geben sich mit höllischer Wuth allen Eingebungen ihrer ungezähmten Laune hin; ihre Augen glühen, der Schaum steht ihnen vor dem Mund, die Karten fliegen, laut tönen die Flüche, die Verwünschungen, endlich werden die Messer gezogen, — und, was das ärgste ist, die Patres selbst nehmen in gänzlicher Selbstvergessenheit an diesem unsittlichen Spiel Antheil. Um fünf Uhr ändert sich plötzlich die Scene, der Schall der Abendglocke ertönt, und alles wird hingewiesen, Karten, Messer und Hüte. Alle halten plötzlich inne, Reiter und Fußgänger, Greise, Kinder und Weiber, alles wird plötzlich unbeweglich bis zum dritten Glockenschlag, kaum ist aber dieser in der Luft verhallt, so werden aufs neue die Hüte aufgesetzt, Karten und Messer werden vom Boden aufgenommen, das ganze wilde Leben, die vorigen Leidenschaften treten wieder auf, Verwünschungen und Flüche werden gewechselt. Dasselbe geschieht auch, wenn das hochwürdige Gut auf den Straßen sich zeigt. Wenn der Pater es ins Haus eines Sterbenden trägt, werfen sich alle auf die Knie, wo sie eben sind, und stehen erst wieder auf, wenn der schrille Klang der Glocke sich in der Ferne verliert. Diese in ganz Südamerika ziemlich allgemeine Sitte wird so streng beobachtet, daß kürzlich in Peru das Volk beinahe einen deutschen Handwerker zerrissen hätte, weil er in einer Pfütze, wo ihm die Processian begegnete, sich nicht sogleich auf die Knie niederwerfen wollte.

Schwer wird es dem Fremden diese Zeichen äußerer Verehrung mit der tiefen innern Entsittlichung zu vereinigen. Entspringt diese traurige Erscheinung aus Heuchelei oder aus Gewohnheit, oder ist sie die natürliche Folge verstockter Rohheit oder gänzlicher Verdüsterung der Seele, in welche nie eine heilsame Erkenntniß hineinfiel? Wie dem auch seyn mag, es ist traurig, daß unter diesem Himmel, in diesem mit allen Gütern der Welt gesegneten Lande selbst diejenigen Dinge, welche in andern Ländern so wohlthätig auf das Herz wirken, hier nur zur Verdeckung, ja fast zur Aufreizung menschlicher Leidenschaften dienen.

Schon dunkelte es und das Spiel ging immer noch fort, aber jetzt war es nicht mehr das Kartenspiel, sondern der blutige Kampf der mit scharfen Sporen an den Füßen bewaffneten Hähne, welche die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zogen. Der stärkste unter den Kämpfern gehörte einem dicken Pater, der ihn mit wahrhaft väterlicher Zärtlichkeit bis zum entscheidenden Augenblick des Kampfes in den Händen hielt und die neugierigen Jungen hinwegjagte.

Müdigkeit, Abscheu und endlich der ferne Klang der Guitarre zogen mich von dem widerlichen Schauspiel ab. Ich saigte den Tönen der Guitarre, und fand unsere Dolcesita spielen und ihre Buenosayrische Lieder singen. Beim Klang der Guitarre sammelte sich bald eine Schaar Mädchen und junger Leute, die nacheinander, ohne alles Ceremoniell, ins Haus traten und blaß die Worte sprachen: ave Maria purissima. Allmählich schwieg das Gespräch, und Rodriguez, der nie gern müßig war, faßte die letzten Töne auf und stimmte mit heiserer Stimme den Lieblingsgesang des einheimischen Fandango an. Im Augenblick bildeten sich Gruppen von Tanzenden, die Guitarre ertönte aufs neue und der scharfe Klang der Castagnetten begleitete den Tact der Musik. Alles belebte sich und kam in Aufregung, allenthalben herrschte gutmüthige Neckerei und sorglose Fröhlichkeit. Merkwürdig ist es, daß ich trotz der Lascivität des Tanzes den ganzen Abend nie die geringste Unanständigkeit, nicht einmal einen unziemlichen Scherz bemerkte. Die Gauchos sind beim Tanzen wie umgewandelt.

(Fortsetzung folgt.)

Münzenverkauf in London. Die Sammlung eines Hrn. Thomas in London brachte bei dem Verkauf nicht weniger als 17,000 Pfd. St. ein; einige Münzen erhielten ausschweifende Preise, eine bis jetzt unbekannte Silbermünze Alexanders 112 Pfd., eine Goldmünze von Berenice mit einem bis jetzt einzigen Symbol 165 Pfd. und eine Goldmünze von Ptolemäus IV 175 Pfd. (Lit. Ges. vom 17 Aug.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 262.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

18 September 1844.

Montevideo und Paraguay.

Wir haben vor einigen Tagen des Gerüchts erwähnt, daß zwischen Montevideo, Entrerios, Corrientes und Paraguay ein Vertrag abgeschlossen sey, um das Joch des Dictators Rosas abzuwerfen. Die Sache scheint sich zu bestätigen, und wird besonders wahrscheinlich durch die Handelsverhältnisse, in denen sich diese verschiedenen Landstriche befinden. Der alte Streit zwischen Buenos Ayres und Montevideo läuft darauf hinaus, daß letzteres auch ein Handelshafen zur Ausfuhr der Erzeugnisse der benachbarten Länder seyn will. Diese Länder führen dieselben Waaren aus wie die, welche ihre Ausfuhr nach Buenos Ayres machen müssen, nämlich Häute, Fett, gesalzenes Fleisch u. dgl., und Buenos Ayres kann somit, so lange Montevideo unabhängig ist, den Handel dieser Länder nicht beherrschen, sondern beiden bleibt nur übrig sich zu bemühen, durch jede mögliche Erleichterung des Handels den größten Theil desselben an sich zu ziehen. Dieser Wettstreit, welcher den Flor dieser Länder verbürgen, allerdings aber auch dem fremden Einfluß und der fremden Einwanderung Thür und Thor öffnen würde, ist nicht nach dem Geschmack von Buenos Ayres, und Rosas spielt hier nur unter veränderten Formen dieselbe Rolle gegen Rivera, wie einst Pueyrredon gegen Artigas.

Bei diesem Streite zwischen den beiden Ausfuhrhäfen dieses weiten Landes sind diejenigen Landstriche, welche ihre Erzeugnisse so ziemlich durch den einen wie durch den andern ausführen können, und dazu nichts bedürfen, als die Freiheit der Schifffahrt auf dem Parana und La Plata, sehr betheiligt. Diese Landschaften sind Entrerios, Corrientes und seit Dr. Francia's Tode auch Paraguay. Dr. Francia hatte bekanntlich um allen Streit mit dem Ausland zu vermeiden, und dadurch auch den Frieden im Innern besser zu wahren, den fremden Handel so gut wie ganz untersagt, und Paraguay abgesperrt, seit seinem Tode aber drängt alles darauf hin, einen Abfluß für die reichen Erzeugnisse zu finden. Dieß kann nur auf dem Paraguay, Vermejo und Parana geschehen, deßhalb muß Paraguay in gutem Vernehmen mit demjenigen stehen, der die Schifffahrt aus dem Parana in den La Plata beherrscht. Dieß ist Rosas, der durch seine Flotte und den Besitz der Insel Martin Garcia über diese Gewässer Meister ist. Paraguay hat deßhalb Gesandte an Rosas geschickt, und die Anerkennung seiner Unabhängigkeit verlangt; diese ist nicht direct abgeschlagen, aber die Frage umgangen worden und die Gesandten zogen unverrichteter Dinge ab; Paraguay rüstet sich deßhalb zum Kriege gegen Rosas, denn sobald es letzterem gelingen würde, die Banda Oriental seiner Herrschaft einzuverleiben, so wäre unfehlbar sein nächster Schritt, Paraguay zu einer Provinz der argentinischen Republik zu machen.

England hat in neuerer Zeit gesucht mit Paraguay Handelsverbindungen anzuknüpfen, und zu dem Ende eine Gesandtschaft nach Assomption geschickt; aber diese ist durchaus mißlungen, und zwar, wie man vielfach versichert, durch das Mißtrauen, welches die Agenten von Rosas allenthalben gegen die Engländer zu erwecken wußten. England hat aber ein sehr großes Interesse an dem Handel mit Paraguay, aus denselben Gründen, weßhalb es sich auch von der Banda Oriental ein ausschließliches Privilegium für die Beschiffung des Uruguay mit Dampfbooten auswirkte. Der Vertrag mit Brasilien läuft in diesem Jahre zu Ende, und es leidet kaum einen Zweifel mehr, daß Brasilien England keine besonderen Vortheile mehr auf seinen Märkten einräumen wird, da es die Thorheit des früheren Vertrags hinreichend bezahlt hat. Den höheren Eingangszöllen und der Concurrenz der Fremden sucht England nun auf einem Umweg vorzubeugen, indem es auf dem Uruguay und Parana seine Waaren bis ins Innere von Brasilien bringen will, wo an eine Zollaufsicht nicht zu denken ist. Darum hat Brasilien, sobald es vernahm, daß die Banda Oriental den Uruguay der englischen Schifffahrt eröffne, sich von dieser Regierung zurückgezogen und mehr an Rosas gehalten, denn Oribe, der Stellvertreter von Rosas, würde, sobald er in Montevideo Präsident wäre, mit Brasilien einen Vertrag schließen über gegenseitige Auslieferung der politischen Verbrecher und wahrscheinlich über die Schließung der Schifffahrt auf dem Uruguay für fremde Schiffe. In dieser Beziehung soll sich wenigstens Oribe sehr bestimmt

Digitized by Google

geäußert haben, und die Sache ist auch allen Umständen angemessen.

Man sieht hieraus, wie die Bundesgenossenschaften in jenen Gegenden einem schnellen Wechsel unterworfen sind, und weßhalb der Krieg sich so sehr in die Länge zieht. Hält die Regierung von Montevideo, hält namentlich die französische Legion, welche bekanntlich jetzt die französischen Farben aufgegeben und die der Banda Oriental angenommen hat, aus, behauptet Ribera ferner das Feld, und betritt Paraguay, unterstützt von Corrientes und Entrerios, mit frischen Kräften den Schauplatz, so muß Rosas unterliegen, da er das Interesse sämmtlicher europäischer Staaten, und namentlich Englands, in dem Kampfe gegen sich hat. Etwas Entscheidendes aber möchte kaum geschehen, so lange England die Blokade von Montevideo anerkennt, da die Flottille von Buenos Ayres ohne europäische Dazwischenkunft stets Meister der Schifffahrt auf dem La Plata bleiben wird.

Ausflug nach Italien.

(Fortsetzung.)

Ich bin überzeugt, daß lange in Italien reisen den Charakter verschlechtert. Man sieht eine ganze Nation von Fachinis, Camerieres, Vetturinis, Hostes und Ciceroues, die sich vereint haben, den Reisenden zu plündern; sie betrügen ihn, alles zusammen gerechnet, um eine Kleinigkeit, aber es ist immer verdrießlich, geprellt zu werden. So setzt man überall die schlimmsten Absichten voraus, oft auch da, wo sie nicht vorhanden sind; man traut niemand, handelt und feilscht bei jeder Forderung, und ist jedesmal doch übertistet. In Deutschland sucht ein Armer durch irgend eine Hülfsleistung Anrecht auf eine Unterstützung zu gewinnen, der italienische Bettler will dich zwingen, ihm etwas zu schenken, und macht sich so lästig und unleidlich, wie möglich, damit du dich seiner durch ein Almosen entledigen sollst. Er hält dich an den Kleidern fest, zeigt die ekelhaftesten Wunden und Verstümmelungen, schimpft, wenn du ihm nichts gibst, und lacht dich aus, wenn du ihm gegeben. Du darfst nur nach dem Namen einer Straße fragen, so streckt der, welcher die Antwort gab, die Hand nach einer Belohnung aus. Ein ganz wohlgekleideter Mensch verfolgte mich durch Livorno, um mir das Haus unseres Consuls zu zeigen, welches ich mir schon hatte bezeichnen lassen. Ich sagte ihm, daß er sich nicht bemühen möge, weil ich ihm nichts geben würde. „Ecco la casa," sagte der Mann, nachdem er mich aufgegeben hatte, „al terzo piano," im dritten Stock, und zog sich zurück. Erstaunt über diese Bescheidenheit kletterte ich die drei hohen Stiegen hinan, und erfuhr, daß der Consul Parterre wohnte.

Eine Hauptregel ist, daß man dem Italiener nie auf einmal gibt, was man ihm zugedacht. Gib ihm fünf Franken für die kleinste Dienstleistung, so wird er sagen: „è poco Signore," es ist wenig. Gib ihm aber erst einen Franken und dann einen halben, so ist es gut; zufrieden mit allem, wenn es seyn muß, sucht er stets noch etwas zu accrochiren, sobald eine Möglichkeit da ist.

Am 10 November Mittags kamen wir unter den Schutz der Insel Ischia. Wir eilten an dem hohen Castell von Procida und dem schön geformten Cap Miseno vorüber, durchschifften die Bucht von Baja und Puzzuoli, und als wir um den Pausilippo bogen, breitete das prachtvolle Neapel sich vor uns aus. Aber Wolken hingen um den Vesuv und verdunkelten das Vorgebirge von Sorento, so daß der Anblick nicht so reich und schön war, wie wir erwartet. Auch Konstantinopel erblickte ich zum erstenmal um dieselbe Jahreszeit und muß doch gestehen, daß dieser Anblick den von Neapel weit übertrifft.

Eine der interessantesten Gegenden, welche man in Italien besuchen kann, bleibt die ausgegrabene Stadt Pompeji. Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts wußte man zwar, daß ein Ausbruch des Vesuvs im Jahre 79 n. Chr. Pompeji zerstört, nicht aber, wo diese Stadt gelegen. Einige beim Brunnengraben aufgefundene Inschriften bezeichneten zuerst den Ort. Gegenwärtig ist etwa der vierte und jedenfalls der interessanteste Theil der alten Stadt, über welche Weinberge und Landhäuser sich ausbreiteten, ans Tageslicht gezogen, denn ausgegraben sind: das Forum, zwei Theater, die Straße der Handwerker und Kaufleute, der Circus vor dem Thore, die Straße der Gräber und die Häuser bekannter Männer, wie Cicero, Diomedes, Sallust u. s. w. Die Einwohner Pompeji's waren im Augenblicke der Eruption gerade im Amphitheater versammelt, welches mit seinen Marmorstufen, Löwenzwingern und Vomitorien vor unserem Blick aufgedeckt steht. Wahrscheinlich hatte der größere Theil Zeit, sich zu flüchten; jedoch findet man auch eine Menge Verunglückter. An der Thüre des großen schönen Hauses des Freigelassenen Diomedes fand man das Skelet eines Mannes mit einem Schlüssel in der einen und einem Beutel Geld in der andern Knochenhand. Im Tempel der Isis lag in den untern Gewölben ein Skelet mit einer Brechstange; der Mann hatte sich damit durch zwei dicke Mauern durchgearbeitet. Ein weibliches Skelet hielt in seinen Armen die Skelette zweier Kinder, welche es gegen den Aschenregen hatte schützen wollen, und noch zeigt man ein versteinertes Stück Asche mit dem Abdruck eines schönen Busens.

Nichts überrascht beim Besuch dieses Epimenides der Städte so sehr als die Frische der Farben, welche 2000 Jahre lang an diesen Kalkwänden klebten. Fast alle Fußböden der größern Häuser sind mit den zierlichsten Mosaiken bedeckt, und die Fontainen mit dem zerbrechlichen Schmuck von Conchylien und Seemuscheln sehen aus, als ob sie eben fertig geworden. Man staunt über die Correctheit der Zeichnung und den Glanz der Farbe bei den schwebenden Figuren auf rothem oder schwarzem Grunde, welche die Wände schmückten und jedesmal Bezug auf die Bestimmung des Orts hatten. Ein Pfeiler im Haus eines Tuchfabricanten zeigt die ganze Procedur dieses Geschäfts, den Webestuhl, das Krumpen, das Waschen, endlich eine Schraubenpresse, sehr ähnlich wie sie jetzt

Digitized by Google

noch angewendet wird. In den Schlafzimmern findet man Obst, Blumen und Jagdstücke. Die Namen der Handwerker, sowie die der Straßen sind mit schöner Schrift, meist roth, an den Häusern angeschrieben; an einigen Stellen findet man scherzhafte Ausrufungen und gewisse Figuren angemalt, wie man sie an unsern Mauern auch findet. Die Räder der Wagen haben Geleise in das harte Lavapflaster gegraben, an einigen Stellen liegen noch die Steine, um bei Regenwetter trockenen Fußes von einem Bürgersteig aufs andere über die Straße fort zu gelangen. Man hat Brod, Mehl, Oliven, Feigen, Bohnen, freilich alles verkohlt, Weinkrüge (spitze Amphoren, wie sie heut noch im Orient gebräuchlich), zahllose Töpfergeschirre von der zierlichsten Form und mit den bekannten Figuren auf schwarzem Grund, Kochöfen, Backherde, allerlei Handwerksgeräthe, chirurgische Werkzeuge, Würfel, Schachspiele, musikalische Instrumente, Küchengeschirr und Wagschalen gefunden, und alles unterscheidet sich von eben diesen jetzt gebräuchlichen Gegenständen nur darin, daß es zierlicher und geschmackvoller gearbeitet ist.

Wenn man bedenkt, wie Pompeji doch nur eine Landstadt zweiter Ordnung war, so erstaunt man über die Menge von Bronze- und Marmorstatuen, von Gemälden und Mosaiken, von Vasen und Geschmeide, die man aus derselben und nur aus etwa einem Viertel derselben ausgegraben hat. Besonders schön muß das Forum Civile gewesen seyn, ein viereckiger Platz, ganz nach den von Vitruv gegebenen Verhältnissen geordnet. Es ist genau auf den Gipfel des Berges von Castellamare und auf den Krater des Vesuvs orientirt, welcher das Verderben über die Stadt ausgoß. Auf drei Seiten stehen noch mehr als 200 Säulen dorischer Ordnung aufrecht; sie sind aus Tuffstein mit Stuck überkleidet und roth oder gelb angemalt. Diese Säulen bildeten einen fortlaufenden Portikus oder bedeckten Gang, aber die schön geschnitzten Karnieße sind eingestürzt. An der vierten Seite erhob sich ein Tempel, in welchem das kolossale Haupt eines Jupiters aufgefunden wurde. Noch stehen zwölf prachtvolle kannelirte Säulen des Peristyls aufrecht. Die Curie, die Basilica, der Tempel Mercurs, die Concordia und das Pantheon stehen zunächst. Die vielen Standbilder, welche diesen Platz schmückten, sind in das Museum nach Neapel abgeführt, sowie der größte Theil der Kunstschätze, Gemälde und Mosaiken. Allerdings würden diese Gegenstände jetzt nur um so schneller zerstört werden, ließe man sie am Orte; aber gewiß jeder Reisende bedauert, nicht wenigstens ein Haus ganz auf römischen Fuß dort wieder hergestellt zu finden, wozu man doch das vollständigste Material hat.

Die Alten verwendeten weit mehr als wir auf ihre öffentlichen Gebäude, und verlangten weniger für ihre Häuslichkeit. Alles ist da klein, aber zierlich bis ins letzte Detail. Die Zimmer, welche den viereckigen Hof umgeben, haben selten mehr als 8 bis 10' ins Gevierte, und stehen unter sich in keiner Verbindung.

Es scheint, daß die Pompejaner viel Verkehr mit den Aegyptiern gehabt haben; dieß beweisen ihre Sculpturen, ihre Papyrusrollen, der Isistempel und die aufgefundenen Mumien. In dem Hause eines Apothekers hatte man gläserne Flaschen mit Medicin und Marmorkrüge mit Balsam zum Einbalsamiren der Mumien gefunden. Ich bin so glücklich gewesen, ein kleines Stück dieser verhäteten Masse zu erobern, welche trotz seiner 2000 Jahre einigen Geruch bewahrt hat.

(Fortsetzung folgt.)

Die Eisenproduction in Frankreich.

Die Production von Roheisen und geschmiedetem Eisen hat in den letzten 25 Jahren eine sehr bedeutende Vermehrung erfahren: im Jahre 1819, wo die Administration der Minen zum erstenmal die Sammlung von Nachrichten über die Bedeutung der Hochöfen in Frankreich unternahm, wurde die Gesammtmasse des Gußeisens auf 1,125,000 metrische Centner geschätzt, die neuesten Berichte dagegen über das Jahr 1842 ergeben eine Masse von 3,994,557 metr. Ctr.; die Production ist also im Verhältniß von 100:358 gestiegen. Das geschmiedete Eisen wurde im Jahre 1819 auf 742,000 metr. Ctr. geschätzt, im Jahre 1842 betrug die Production 2,846,238 metr. Ctr.; die Vermehrung verhielt sich also wie 100:384. Schon im Jahre 1782 fing man an das Eisenerz mit Steinkohlen zu schmelzen, und zwar im Departement Saone et Loire; im Jahre 1819 wurde diese Schmelzung auch im Departement de l'Isère eingeführt, damals aber war die Masse des vermittelst Cokes geschmolzenen Eisens noch äußerst unbedeutend und der größte Theil des gewonnenen Eisens wurde mit Holzkohlen geschmolzen. Die neuen Versuche, welche man im Jahre 1822 machte, um das Gußeisen vermittelst Cokes zu schmelzen, hatten anfangs nicht den Erfolg, welchen man davon erwartete, erst im Jahre 1828 gewann diese Methode mehr Wichtigkeit und stieg von nun an regelmäßig mit jedem Jahre. Im Jahre 1819 hatte man auf diesem Wege 20,000 metr. Ctr. gewonnen, im Jahre 1827 erst 73,671, im Jahre 1828 aber 215,700, und nun stieg die Zahl rasch, bis sie im Jahre 1842 1,022,816 metr. Ctr. betrug. Das Schmelzen mit Holzkohlen stieg vom Jahre 1819 bis zum Jahre 1842 von 1,105,000 metr. Ctr. auf 2,971,741, also um mehr als das Dritthalbfache. (Moniteur industriel vom 8 Sept.)

Chronik der Reisen.

Tschichatschews Reise über die Anden und durch die Pampas.

2. Die Pampas.

(Fortsetzung.)

Als ich am andern Tage sah, daß der Fuß unseres Cornes noch immer sehr stark aufgeschwollen sey, beschloß ich die nächste Estancia zu besuchen. Diese Estancias sind sehr merkwürdig durch die ungeheure Anzahl von Rindvieh, die auf denselben gezogen werden. Im Gebäude selbst finden sich weite Schlachthöfe und sogenannte Saladeros, d. h. Orte, wo man das Rindfleisch, sowie eine ungeheure Anzahl Häute einsalzt und trocknet. Diese beiden Gegenstände bilden den Hauptzweig des äußern Handels von Buenos-Ayres und Montevideo. Im Jahre 1794 bestand die Ausfuhr bloß aus der ersteren Stadt aus mehr als einer Million Stück, und obgleich jetzt wegen der unaufhörlichen innern

Kämpfe dieſer Handelszweig wahrſcheinlich in Verfall gerathen iſt, ſo bildet doch immer noch die Viehzucht die hauptſächlichſte Beſchäftigung des Volks. Auf den bedeutendern Eſtancias geſchieht das Einſalzen des Fleiſches und das Trocknen der Häute in folgender Weiſe. Zwei- bis achttauſend Stück Hornvieh werden gewöhnlich auf Einmal zum Schlachten beſtimmt, theils um auf dieſe Weiſe einen hinreichenden Waarenvorrath zu haben, theils um das Vieh gegen die öftern Einfälle der Indier zu ſchützen. Die beſtimmte Anzahl Vieh wird um die Eſtancia her zuſammengetrieben und während der Nacht in große geſperrte Räume eingeſchloſſen. Mit Tagesanbruch begeben ſich die Gauchos zu Pferde und die Laſſos in den Händen in dieſe abgeſperrten Räume, werfen hier einem Stück den Laſſo um die Hörner und ſchleppen es mit erſtaunlicher Kühnheit und Gewandtheit in den Schlachthof. Hier nähern ſich ihm Gauchos zu Fuße von hinten und ſchneiden ihm mit ihren langen ſcharfen Meſſern die Sehnen an den Füßen durch, dann treten ſie auf die Seite und ſtoßen plötzlich das Meſſer dem Thier in das Genick mit ſolcher Sicherheit und Kraft, daß das Meſſer bis ins Rückenmark eindringt; das Thier, welches bisher lange gegen den gewaltſamen Tod angekämpft hat, ſtürzt plötzlich todt nieder. Dann kommt die Schaar der Gauchos mit aufgeſtreiften Aermeln und vom Kopf bis zu den Füßen mit Blut überſprützt, um die Häute abzuſtreifen und das Fleiſch zu zerſchneiden. Häute, Fleiſch und Knochen werden auf abgeſonderte Haufen geworfen und die beiden erſtern ſogleich mit einer dichten Salzſchichte beſtreut, worauf man ſie zehn bis zwölf Tage in freie Luft liegen läßt; hier werden ſie von der freien Luft durchzogen, und nach Ablauf dieſer Zeit iſt der Proceß des Trocknens und Salzens zu Stande gekommen beendet. Die Knochen, die man in Europa nicht verloren gehen läßt, wirft man hier aufs Feld hin; Fett und Zungen werden abgeſondert behandelt und bilden einen wichtigen Handelszweig mit Braſilien.

Der Anblick eines ſolchen Saladero macht einen höchſt unangenehmen Eindruck. Nachts hört man das klägliche Stöhnen des ohne Futter zwei bis drei Tage lang in den ungeheuern Pferchen eingeſchloſſenen Viehs, bei Tage das furchtbare Gebrüll der erbitterten Stiere, welche mit verzweifelter Anſtrengung ihren Mördern zu entkommen ſtreben, wildes Geſchrei und grauſame Scherze der mit Blut überſtrömten Gauchos; alles dieß iſt höchſt widerlich, namentlich wenn man erwägt, daß bei dieſer rohen Schlächterei der Menſch unaufhörlich um ſein Leben ſpielt und nur eine geringe tägliche Belohnung dafür erhält. Einige Schritte von dem Schlächterhof iſt eine Heerde hungriger Hunde, die mit blutunterlaufenen Augen und offenen Rachen warten, bis ihre Reihe kommt, um an dem Feſte Theil zu nehmen. Die mißgeſtalteten Gallinas, Caracaras und andere Raubvögel ſammeln ſich zu Tauſenden um die Saladeros; ſie breiten ihre Flügel aus, erfüllen die Luft mit ihrem Geſchrei, und erwarten mit Ungeduld die Nacht, um die Menſchen und Hunde abzulöſen und ſich ihren Antheil an der allgemeinen Beute zu holen.

Außer dem Laſſo, den der Gaucho von Kindheit an zu behandeln gelernt hat, ſo daß er ihn in vollem Rennen nach jedem beliebigen Theil des Thieres wirft, hat er noch ein anderes Mittel, das Hornvieh zu bewältigen oder, richtiger geſagt, zu fangen. Wenn der Gaucho auf freiem Felde einen Stier fangen will, ſo nähert er ſich ihm und ſucht ſich vor allem anderm zu vergewiſſern, ob der Stier ſich zu widerſetzen oder zu fliehen beabſichtigt. Im erſtern Fall wirft der Gaucho keck ihm den Laſſo um die Hörner, befeſtigt unerzüglich das andere Ende an einem zu dieſem Zweck am vordern Sattelbogen angebrachten Haken, wendet ſich dann plötzlich im rechten Winkel zur Seite, treibt ſein Pferd aus allen Kräften an und bringt dadurch auf einmal den Stier von ſeinem Wege ab. Manchmal ſtürzt derſelbe gleich beim erſten Ruck zu Boden, öfters aber ſtemmt er ſich kräftig mit den Füßen an, und in einem ſolchen Fall jagt der nach hitzigem Kampf ermüdete Reiter fort, um Hülfe zu erholen. Wenn der erbitterte Stier trotz des Laſſos mit den Hörnern ſtößt, ſo hat der Gaucho allein in der Flüchtigkeit ſeines Pferdes Rettung zu hoffen. Dieſe Schauſpiele werden bei aller Ruchloſigkeit und Gewandtheit der Gauchos doch öfters tragiſch.

Wenn nach dem erſten Zuſammentreffen der Stier ſich vom Menſchen abwendet, ſo fängt der Gaucho unter höhniſchem Geſchrei: toro cobarde (ein feiger Stier!) ihn zu verfolgen an, und dieſe Verfolgung dauert ſo lange, bis der Stier ganz entkräftet iſt. Auf einmal bleibt der Reiter ein kleines Stück zurück, beugt ſich dann tief auf den Hals des Pferdes herunter, ſprengt mit voller Macht auf den Stier ein, faßt ihn beim Schweif und treibt hierauf ſein Pferd nach der entgegengeſetzten Seite an. Durch die plötzliche Wendung aus dem Gleichgewicht gebracht, fällt der Stier gewöhnlich nieder, und in demſelben Augenblick ſteckt ihm auch ſchon das mörderiſche Meſſer im Nacken. Oft iſt der Sturz des Thieres ſo plötzlich und heftig, daß das Rückgrat entzwei bricht. Für dieſe ſeltſamen und ganz nationalen Vergnügen haben die Südamerikaner ein eigenes Wort „colear“ *) erfunden, das ſich faſt in der ſpaniſchen Sprache nicht findet. Man muß jedoch den Gauchos die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß ſie viel weniger als die columbiſchen Llaneros dieß in jeder Beziehung barbariſche Wort gebrauchen und ableiten. In den Savannen von Venezuela erzählten mir die Llaneros mit einem beſondern Gefühl von Stolz, daß der ägſte Coleador unter ihnen der bekannte General Paez ſey, ein Umſtand, der wahrſcheinlich den Ruhm dieſes Helden in den Augen der Nachwelt noch erhöhen muß.

Spät Abends erſt kehrte ich zu meinen Reiſegefährten zurück, wo der arme Rodriguez mir erklärte, daß er durchaus nicht weiter gehen könne, denn ſein Fuß ſchwoll mehr und mehr an. Er ſchrieb deßhalb ſeinen Beicht und bat mich das Poſtſtellreiſen mit mir zu nehmen und ſolches dem Poſtamt zu Buenos-Ayres zu übergeben.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Seewaſſertemperatur. In der Sitzung der franzöſiſchen Akademie am 2 September ſchickte ein Hr. Aimé eine Abhandlung ein über die Temperatur des Mittelmeeres und über ein neues Inſtrument, das er zur Ermittelung derſelben erfunden haben will. Er fand, daß die tägliche Temperatur, welche niemals wechſelt, in einer Tiefe von 18 Metres ſich zeige; die Annäherung an Untiefen und an Küſten ſoll hierin keine Aenderung ergeben. (Echo du Monde Savant. 5 Sept.)

Urtica nivea. Dieſe bei den Chineſen unter dem Namen a-pu wohlbekannte Brennneſſelart gibt eine außerordentlich ſtarke Faſer, und wird zu dem Ende in China und Japan vielfach gebaut. Ein Hr. Pepin forderte in dem Echo du Monde Savant vom 8 Sept. zu erneuerten Proben in Frankreich auf, wo dieſe Pflanze namentlich im Süden ſehr gut gedeihe und zugleich eine wahre Zierde ſey. Man hat in Paris ſehr gelungene Verſuche gemacht, Stricke von großer Feſtigkeit daraus zu drehen.

*) Das Wort kommt von „cola,“ der Schweif.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 263.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

19 September 1844.

Der Miösvand in Norwegen.

(Aus Mügge's Skizzen aus dem Norden.)

Von der Höhe eines Bergzuges sahen wir endlich einen weiten, wellenschlagenden See schwarz und düster zwischen nackten, baumlosen Fjellen. Es war der Miösvand. In den Senkungen zwischen jähen Ufern stossen wilde Bäche ihm zu, umringt von dichtem Waldengebüsch; die Wasser stürzten schäumend an vielen Stellen von den Felsenwänden in Cascaden nieder, Hügel, Wiesen und Sümpfe wechselten, bis endlich ein Paar Sennhütten und Weideplätze sich zeigten, von denen uns ein Pfad zu einem Hofe am See führte. Der Hof hieß Vaage und war sehr unbedeutend. Wie konnte dieß wohl anders seyn in solcher Einöde? Aber der Mann war verständig und wohl unterrichtet. Rund um das Haus lagen kleine Ackerstücke, die Gerste stand grün und dicht darauf, buntes Vieh graste in der Ferne, und der Miösvand ist reich an guten Fischen, und könnte damit wohl viele Menschen und Familien ernähren. — Dieser See nimmt die Wasser auf, welche vom Hardanger Gebirg niederströmen und liefert sie, mittelst der Maanelf, dem Lindsee ab; aber welch ein Unterschied ist zwischen dem reizenden Lindsee und diesem nackten Becken, umringt von zerklüfteten Felsen, an denen Schneefelder hängen und denen überall der Ausdruck der Verödung aufgeprägt ist. Der Miösvand liegt an der äußersten Gränze der Welt, welcher der Mensch sich bemächtigen konnte, dicht an der Region, die er den wilden Thieren auf ewig überlassen muß, weil kein Fleiß mehr diesem traurigen Boden einen nährenden Halm entlockt. Doch selbst über diese trostlosen Ufer hinaus hat von Zeit zu Zeit die Natur, mitten in der Steinwüste, irgend ein verborgenes Lebensfünkchen niedergelegt, mit dem Aaronsstabe an diese schrecklichen Felsen geschlagen, daß sie sich spalteten, zurückwichen, und Raum gaben für ein kleines Thal, für eine Hütte, für einen Weideplatz, für ein winziges Feld, das, mit unsäglichem Fleiß gereinigt und bestellt, meist in Schnee und Eis versinkt, ehe seine Früchte reifen konnten.

Es hat etwas Rührendes, zu denken, welche Kraft und Stärke im Menschenleben liegt, daß es hier in fürchterlicher Wildniß gedeihen kann; daß es seit Jahrhunderten sich über diese Einöden erhoben, mitten in den Schooß von Gebirgen geworfen hat, die acht Monate lang erstarrt unter dem Mantel des Todes ruhen, vier andere Monate lang ein Entsetzen erregendes Chaos zerschmetterter Felsen bilden. Und wie tief muß diese Kraft wurzeln, daß sie diese schreckliche Heimath schön finden und nicht tauschen möchten mit den Reizen eines milderen Himmels?!

Zu der wilden Verödung des Landes und der geringen Zahl seiner Bewohner stimmt auch die Thierwelt. Es ist, als müßten die Geschöpfe mit rothem, warmem Blut diese morschen, eisigen Berge fliehen, als könnten sie nur in geringer Zahl unter einem Himmel und auf einem Boden ausdauern, der nicht gemacht scheint, ein vereinigtes, großes und geselliges Leben zu bilden. — Viele Tage lang kannst du reisen, und kein Vogel fliegt über dir an der Sonne hin, kein Gesang steigt aus diesen Feldern und Fluren auf, keiner dieser vielen, großen Seen ist belebt durch Schwärme wilden Geflügels. Selten oder nie wird ein Wild aufspringen, nicht wie bei uns, die Schaaren der Hasen, Rehe, Hirsche an den Rändern der Forsten weiden und dich anblicken; alles ist vereinzelt hier, selten zu finden, und kaum machen wenige Landstriche davon eine Ausnahme. — Die Thierwelt ist so wenig zahlreich, wie die der Menschen, und selbst der Hund fehlt, der treue, wachsame Gefährte und Freund. — Hier gibt es wenig zu bewachen; der unnütze Fresser ist aber allzu kostbar in einem Lande, wo die Menschen oft nicht des harten Haferbrodes genug haben; überdieß auch sind die Kuhheerden auf den Gebirgen so wenig an Bewachung durch Hunde gewöhnt, daß sie mit gesenktem Gehörn auf jeden losrennen und es gefährlich ist, in Begleitung eines Hundes ins Gebirge zu gehen. — Nur in den Seen und in der Meerestiefe wimmelt es von den kaltblütigen Geschöpfen, die das rosige Licht der Sonne nicht athmen dürfen. Fische gibt es in großer Fülle, aber sie gehören in den Gebirgsseen und den schnell strömenden Flüssen und Bächen fast allein der Gattung der Forellen an.

Lachs und Forelle, und besonders die Lachsforelle, ist von außerordentlicher Größe und Schönheit, der Meerfische nicht zu gedenken, und was die salzige Fluth sonst beut. Norwegen ist so berühmt deßhalb, daß jährlich wenigstens ein reichliches Schock Engländer herüberkommen, um zu angeln und zu fischen; es ist so berühmt auch mit seinen Bären und Rennthieren in den Hochgebirgen, daß wiederum jährlich ein reichliches halbes Schock Engländer kommen, um auf den Hardanger- und Dovrefjellen Jagd zu machen, und einige zuweilen sich dort Hütten bauen lassen, und aus Bären- und Rennthierliebe allda überwintern. Es soll ein Engländer auf dem Dovregebirge seit sechs Jahren wohnen, der einige 30 Bären erlegt hat, sammt Gott weiß wie vielen Rennthieren. Dieser Mann wäre wohl werth, vom Storthing zum norwegischen Staats-Bärenjäger ernannt zu werden. Aber kann dieß alles dem Reisenden Ersatz geben für die Oede der Natur, in der keine Stimme erschallt, als der Klageruf und das höhnische Lachen des Schneehuhns? Hier am Miösoand sah ich sie zum erstenmal: es war Hochsommer und ihre Farbe braun? als ich im September über die Kiölen ging, waren sie weiß geworden und unterschieden sich wenig von dem frischgefallenen Schnee.

Ausflug nach Italien.

(Fortsetzung.)

Neapel, 5 Dec. 1840.

Fast alle Tage gestattet das schöne milde Wetter irgend einen interessanten Ausflug in die Contorni di Napoli. Wir haben durchschnittlich 12 bis 15° Wärme, selten weniger, oft mehr gehabt, und ich habe am 2 Dec. bei Amalfi noch in der See gebadet. Lästig ist nur der Siroceo, welcher heiß und giftig von Afrika herüberweht, und in dieser Jahreszeit Regen bringt.

Gestern bestieg ich den Vesuv, welcher gewaltig raucht und einen neuen Ausbruch verspricht. Von Portici reitet man auf Eseln über Resina und das verschüttete Herculanum, durch lauter Gärten und Weinberge (welche den Lacrimä Christi erzeugen), bis zu der etwa 2000 Fuß über dem Meer erhobenen Eremitage St. Salvadore. Dort nun hört alle Vegetation auf, und man wandert über lauter erstarrte Lavaströme, die, schwarz und wild ausgezackt, einen schauerlichen Anblick gewähren. Sie bedecken fruchtbare Felder und Garten, welche sie verwüstet, aber in einer Reihe von Jahren, wenn ihre Oberfläche noch mehr verwittert, verwandeln auch sie sich selbst in gesegnete Gefilde, bis wieder ein glühender Strom über sie hinzieht. Eine halbe Stunde vom Eremiten gelangt man an den Fuß des sehr steilen Kegels, welcher sich innerhalb des alten, wohl eine Meile im Durchmesser haltenden Kraters, des sogenannten Atrio del Cavallo, erhebt, dessen Wände an einer Seite eingestürzt, an der andern aber fast so hoch sind, als der jetzige jüngere Kegel. Auf diesen klettert man mühsam eine halbe Stunde empor, und befindet sich 3700 Fuß über dem Golf von Neapel auf der einen und dem Busen von Salern auf der andern Seite, welche mit ihren Inseln und Vorgebirgen, Städten und Gärten da, wo der Rauch des Vulcans sie nicht bedeckt, einen prachtvollen Anblick gewähren. Dieser Rauch wird beim Ersteigen der letzten Höhe sehr lästig, denn wenn man auch den Wind so faßt, daß man aus der großen Wolke selbst bleibt, die wie eine gewaltige Wetterfahne herumschwenkt, so dringt er doch aus allen Rissen im Gestein hervor und nöthigt das Schnupftuch vor den Mund zu halten. Oben auf dem obersten Rand angekommen erblickt man einen Trichter, der etwa tausend Schritt im Durchmesser und 300 bis 400 Fuß Tiefe haben kann. Gewöhnlich ist er ganz mit dickem Dampf erfüllt. Wir stiegen in den Kessel hinab, so weit es der Qualm gestatten wollte, den hin und wieder ein Windstoß für einige Secunden auskehrt, und dann erblickt man nahe und deutlich ein Loch, nicht viel größer als ein Zimmer, aus welchem die dichten weißen (des Nachts rothen) Dampfwolken mit dumpfem Getöse emporwirbeln. Diese Oeffnung hatte sich erst seit vier Tagen gebildet.

So sieht der Krater heute aus, aber er ändert sich bei jeder Eruption, dann wirft er die ganze Steinmasse, auf welcher wir gestern standen, in die Luft, schleudert Asche und Felsblöcke weit umher, und öffnet der Lava irgend ein neues Bette. Wir besuchten die des vorigen Jahres; sie war an der Oberfläche so erkaltet, daß man darauf gehen konnte, in den Spalten aber sah sie aus wie rothglühendes Eisen. Wir steckten unsere Stöcke in einen solchen Spalt und sogleich loderten sie in Flammen auf, an denen wir unsere Cigarren anzündeten. Beim Hinaufsteigen klettert man über einen Lavastrom auf treppenartigem Geröll empor; hinab dagegen geht man an einer Seite des Kegels, welche mit Sand und Asche bedeckt ist. Ich machte diese Tour im vollen Rennen in sechs Minuten. Die Böschung ist zwar sehr steil, aber man sinkt mit jedem Tritt bis an die Waden ein, als ob man im Schnee laufe, und kann weder fallen, noch sich sonderlich beschädigen.

Der Vesuv ist merkwürdig, aber schön vor allem ist die Halbinsel von Sorent, das lieblichste, was ich in Italien gesehen. Auf der Neapel gegenüberliegenden Seite des Golfs streckt sich eine felsige Landzunge fünf Meilen weit ins Meer, welche alle Naturschönheiten in sich vereint. Da die Breite dieser Halbinsel nur ein bis zwei Meilen beträgt, die Berge sich auf derselben aber zu 4450 Fuß erheben, so geht schon hieraus hervor, wie schroff und imposant die Abfälle derselben gegen das Meer zu seyn müssen. Aber zwischen jenen Höhen finden sich Thäler und kleine Ebenen, welche alle Reize der üppigsten Vegetation und des sorgsamsten Anbaues neben den wilden, kahlen Felsmassen zur Schau tragen. Umgeben ist dieß Paradies von zwei köstlichen Wasserdecken, dem Golfe von Salern und dem von Neapel, und überwölbt sahen wir es Ende Novembers von einem stets blauen Himmel. Die köstliche, belebende Luft, die funkelnde, warme Sonne des Tages, der milde Vollmond und die leuchtenden Sterne der Nacht, endlich das üppigste Grün der Gärten und Felder

Digitized by Google

ließen uns zweifeln, ob unser Kalender sich nicht irre, wenn er den Winter anzeigte. Nie werde ich den Blick von der Terrasse meiner Wohnung vergessen, einem vormaligen Kloster (la cocumella), eine Viertelstunde von Sorent, welche die weißen Kuppeln und Mauern aus den saftgrünen Kernen eines unübersehbaren Orangenwalds erhebt. Wenn ich sage, eines Orangenwalds, so muß ich zur Steuer der Wahrheit bemerken, daß es eigentlich Orangengärten sind und jeder Baum gepflanzt ist, auch zweifle ich, ob es nördlich des 36sten Breitegrads andere gibt. Aber die Gärten stoßen einer an den andern, die 30 bis 40 Fuß hohen Stämme verdecken jene Einfriedigungen, und nur die Thüeme und schönen Kirchen der Ortschaften, die Villen und Klöster, steigen schneeweiß über diese ewig grünen und ewig mit Früchten bedeckten Zweige empor. Die Cypressen und Cedern, die Myrthenbäume, die Oliven variiren das Grün der Gegend vom schwarz- bis zum graugrünen, aber den überwiegenden Grundton geben die unbeschreiblich frischen Blätter des Citronen- und Orangenbaums. Selbst die Kastanien sind noch belaubt, und nur die in geringerer Menge vorhandenen Nuß- und Feigenbäume verrathen das Geheimniß der Jahreszeit. Dabei muß man sich die Orange nicht als den auf einen Pfahl gesteckten runden Wulst vorstellen, wie in unsern Treibhäusern, sondern als einen schönen, schlanken Baum, wie ihn Gott geschaffen. Von der Menge der Früchte kann man sich keine Vorstellung machen, wenn man es nicht gesehen hat.

Um nun endlich aus den Orangen hinauszukommen, führe ich dich auf eine hohe Terrasse, wo du die Stadt Sorent mit dem Hause des Tasso, den alten Augustustempel und die ganze Piano di Sorento (eine halbe Quadratmeile ebenes Land zwischen den Bergen) übersiehst, welche mit meinem Orangenwald, vier bis fünf großen Dörfern und zahllosen Häusern bedeckt ist. Hinter dir steigen die Berge empor, deren Spitzen durch Klöster und Telegraphen bezeichnet sind, vor dir öffnet sich das unabsehbare Meer, aus welchem mit kühnen Conturen die Inseln Capri, gleich einem Schiff vor Anker, weiterhin Ischia und Procida, endlich das Vorgebirge Misene, Bajä, Puzzuoli und Neapel, das große Neapel mit seinen Schlössern und Castellen, auftauchen. St. Elmo überragt die gewaltige Stadt mit seinen drohenden Feuerschlünden, aber auf der höchsten Spitze des Landes erblickst du den weißen Thurm des schönen Klosters von Camaldoli, dahinter die schneebedeckten Appenninen, den rauchenden Vesuv, und in weitester Ferne malt sich wie ein Lufthauch am Horizont das Gebirg von Gaeta und das Cap Circellum, welches bereits römisch ist. Doch am lieblichsten ist der Vordergrund, die freundliche Stadt, der Garten, der immer noch 100 Fuß hohe, senkrechte Absturz zum Meer, auf welchem zahllose Fischerbarken mit den malerischen dreieckigen (lateinischen) Segeln zum Fang ausziehen, das Vorgebirge, welches noch die Trümmer und das netzförmige Mauerwerk eines Neptun- und eines Herculestempels trägt, und an welchen sich die tiefblauen Wogen in schneeweißen Schaum verwandeln. — Doch die Beschreibung einer solchen Aussicht hören, ist nicht viel mehr, als die Partitur einer Musik lesen; es gehört viel Phantasie dazu, sich das Meisterwerk selbst daraus zu construiren, und gerade das ganz receptive Behagen geht dabei verloren.

Eingedenk der Leiden meiner letzten Seereise ließ ich, um nach Capri überzusetzen, ein großes Boot mit sechs Ruderern bis zur äußersten Landspitze, dem Cap Minerva, kommen, von wo die Entfernung kaum eine Meile ist. Ein frischer Wind führte uns schnell nach dem Lieblingsaufenthalte Tibers. Die Insel hat ihren jetzigen Namen von den Ziegen (capri), welche allein bestimmt scheinen, diese schroffen wilden Felswände zu ersteigen. Erst vor zwei Jahren haben hier zwei Preußen die sogenannte Grottone azzure oder blaue Höhle, wieder aufgefunden, deren die römischen Schriftsteller erwähnen, aber deren Lage viele Jahrhunderte unbekannt geblieben ist. Die Bewohner der Insel sollten diesen beiden Barbaren ein Denkmal setzen, aus Dankbarkeit, denn sie verdienen nicht wenig an den zahllosen Reisenden, welche jetzt nach Capri pilgern, um die Azurgrotte zu sehen, und von denen neun Zehntel wieder abziehen, ohne sie gesehen zu haben; zur Zahl der letztern gehörte auch ich. Der Eingang ist kaum mehr als drei Fuß hoch, und so schmal, daß eben nur ein ganz kleiner Nachen einschlüpfen kann, auf dessen Boden der wißbegierige Reisende sich niederlegt, um nicht den Schädel einzurennen. Es begreift sich aber, daß, wenn die See irgend bewegt ist, es ganz unmöglich wird, hinein, und noch unmöglicher, wieder hinauszukommen.

Wir bestiegen statt dessen den östlichen Gipfel der Insel, welcher die Mauerreste des Sommerpalastes des Tiberius trägt. Da auch dieß Gebäude durch vulcanische Asche lange bedeckt gewesen ist, so haben sich die Gewölbe, die Mosaiken, der Fußboden und selbst die Farben an den Wänden, welche man ausgegraben hat, gut erhalten. Der Blick von hier über das Meer und seine Inseln und Halbinseln, auf Neapel und den Vesuv, ist unbeschreiblich; aber schauerlich ist es, hinabzuschauen, die gerade, tausend Fuß hohe Felswand, welche senkrecht, oft überhängend von diesem Schloß hinabsteigt, und ihren Fuß in der Brandung der Wellen badet. Tiber machte sich das Vergnügen, an diesem Punkt die Malcontenten und Demagogen seiner Zeit hinabgleiten zu lassen. Jetzt wohnt dort oben ein armer Eremit, der dich bittet, deinen berühmten Namen in seinem Buche zu verzeichnen und seine Büchse um eine Unterstützung bittet. Als wir nach der Marina hinabkamen, fanden wir die See sehr aufgeregt und den Wind gerade entgegen. Zwei unserer Matrosen schwuren bei St. Antonio, daß wir nicht zurück könnten, und als wir dennoch mit den vier übrigen Ruderern abgingen, trieben sie zurück, und wir mußten zwei Stunden lang kämpfen, bis wir unter einem der alten Thürme landeten, welche an vielen Orten der Küste gegen die sarazenischen Seeräuber erbaut worden sind. Bei schönem Sonnenuntergang und hellem Mondschein wanderten wir, der köstlichsten Aussicht genießend, über die Berge der Cocumella zu.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Chronik der Reisen.

Tschichatschews Reise über die Anden und durch die Pampas.

2. Die Pampas.

(Schluß.)

So leid es mir that, mich von dem guten Mann zu trennen, so fürchtete ich doch die englische Corvette zu verfehlen, die vermuthlich schon das Cap Horn umschifft hatte und in Montevideo angelangt war. Ich verabschiedete mich somit von dem Cerro und Dolorsito, nahm zwei Gauchos mit mir und bald verschwanden wir in einer dichten Staubwolke. Nachdem ich noch etwa 60 Leguas durchrannt hatte, gelangte ich am dritten Tage, nachdem ich Cabezo del Tigre verlassen, nach Buenos-Ayres. Vor der Stadt traf ich eine Schaar Gauchos, welche eine ungeheure Menge Eier, Gemüse und Milch im Galopp nach der Stadt brachten. Allenthalben war die Bewegung des Seehafens bemerklich, und auf der letzten Station, wo wir die Pferde wechselten, befanden wir uns schon in der Mitte von ansässigen und civilisirten Menschen.

Nachdem ich meine Depesche auf dem Postamt abgegeben hatte, suchte ich mir ein Unterkommen. Nach langem Suchen, während dessen man uns vom Kopf bis zu Fuß mit Wasser übergoß, mit Apfelsinen, Mehl, kurz mit allem möglichen bewarf, gelangten wir endlich in den Gasthof. Voll Freude, allen Theorien des amerikanischen Carnevals extremen zu können, trat ich rasch ins Thor. Kaum waren wir aber in den Hof getreten mit unsern ausgemergelten Gesichtern, unsern zerrissenen Kleidern und nackten Füßen, als die Bewohner des Gasthofs, vermuthlich in der Einbildung, wir gehörten zu einer Gruppe kostümirter Carnevalsbrüder, uns mit Eierschalen, Asche und allem möglichen bewarfen. Ich gestehe, daß ich mitten im römischen und neapolitanischen Carneval nie eine solche Raserei gesehen habe. So sehr dieß alles uns aber auch in Harnisch jagte, so war doch nichts zu machen, mit Geduld hielten wir den ersten Angriff aus und beugten uns möglichst tief auf den Hals unserer Pferde nieder. Endlich aber, als wir für unsern Antheil genug bekommen zu haben glaubten, hob einer meiner Gauchos den Kopf und schrie laut: Senores, ahora basta! (meine Herren! es ist genug), worauf er kaltblütig vom Pferde stieg. Kaum hatte er jedoch die Treppe betreten, als jemand von hinterher auf ihn zusprang und mit aller Macht ihn mit etwas Weichem auf den Rücken schlug. Als ich bei dem entsetzlichen Gelächter aller Anwesenden meinen Gaucho ansah, bemerkte ich, daß er ganz purpurroth geworden war: man hatte ihn mit einer ungeheuren Blase voll rothen Weins geschlagen, die Blase war beim Schlag aber plötzlich gesprungen und mein Begleiter war auf einmal roth gekleidet.

Der Gaucho murmelte ein heftiges: carajo! zwischen den Zähnen, zog sein Messer aus dem Gürtel und drohte den ihn umgebenden Spaßmachern; man wußte, daß eine solche Drohung selten im Scherz gemeint ist, alles wich unverzüglich zurück, und nach einigen Minuten erschien der Wirth, ein geborner Franzose. Nachdem er mit stolzem Blick unsern Anzug gemustert, erklärte er sehr grob, für Leute unseres Schlags lägen die Gasthöfe außerhalb der Stadt. Diese aristokratische Frechheit des Wirths war gar nicht für meine dermalen ohnehin gereizten Nerven, und ich erklärte ihm ganz kurz, daß ich den Gasthof nicht verlassen würde, als bis er mich in die besten Zimmer geführt; zugleich ließ ich ihm an meinen Wechseln und Empfehlungsbriefen riechen. Dieß wirkte auf den zarten Geruchssinn des Gastwirths und er verbeugte sich dreimal bis auf den Boden. Ich sah ihn an und staunte über die Schnelligkeit, mit der wie die Nullen gewechselt, übergab mein Pferd dem Gaucho und folgte der sich vor mir verbeugenden Figur, die mich in zwei reinliche Zimmer führte. Was ich in den nächsten 24 Stunden machte, erinnere ich mich durchaus nicht mehr; ich glaube ich lag 24 Stunden lang in einem Todesschlummer. Am andern Morgen, als ich die Augen öffnete, sammelte ich erst allmählich meine Gedanken, wie es denn komme, daß ich in einem ruhigen Zimmer läge; ich betastete noch halb schlaftrunken die Mauer und konnte eine Zeitlang meinen eigenen Augen nicht trauen. Endlich aber nahm ich meine fünf Sinne zusammen und zog ein von dem Herrn Wirth entlehntes reines Kleid an, das freilich so kurz war, daß meine Hände und Füße wie telegraphische Zeichen daraus hervorstoßen. Aber im Carneval ist alles erlaubt, und ich begab mich ganz ruhig zu dem großbritannischen Gesandten.

Hier fand ich eine schöne Gesellschaft, die dem höhern Kreise der englischen Aristokratie angehörte. Außer der artigen Familie des Gesandten selbst traf ich viele sehr gebildete Offiziere von einer kürzlich in den La Plata eingelaufenen Fregatte. Man findet nicht leicht einen artigern Empfang als bei den höhern Ständen der Engländer, denn diese so unzugänglichen und gezwungenen Leute, — so lange sie auf ihrer Nebelinsel wohnen, — werden die angenehmsten Gesellschafter, sobald sie einige Jahre in fremden Ländern zugebracht haben. Die kalte, harte Außenseite scheint aufzuthauen unter dem wohlthätigen Einfluß des südlichen Himmels; von dem ursprünglichen Gepräge bleibt nur der Adel des englischen Charakters, der sich nicht selten auch die muntere Umgänglichkeit der Südländer aneignet. Ich weiß nicht, in wie weit ich mich irre, aber mir scheint der alte Typus der gebildeten vornehmen Herren, der sich in dem gegenwärtigen europäischen Leben mehr und mehr verliert, hat sich noch am meisten bei den englischen Aristokraten von reinem Blute erhalten.

Etwa zehn Tage lang blieb ich in Buenos-Ayres. Die Stadt ist so bekannt, daß ich es für überflüssig halte, etwas darüber zu sagen; nur über ihren politischen Zustand einige Worte; dieser war und ist jetzt sehr traurig wegen der innern Unruhen, die auch das häusliche Leben stören. Buenos-Ayres hat 70,000 Einwohner; dazu kommen an 20,000 Fremde, die hier, wie allenthalben, aus einem Auswurf von Leuten jedes Standes bestehen, die der Hunger aus dem eigenen Vaterland getrieben hat. Diese Ritter, wenn auch nicht von der traurigen, doch von der *industriellen* Gestalt, suchen sich hier, wie an andern Orten, fortzubringen, wie sie eben können, und dieser Auswurf der europäischen Gesellschaft vermehrt noch die Unruhen. Die Armuth der niedern Classen ist auf jedem Schritt ersichtlich. Die Gesellschaft ist hier gänzlich zerrissen, die Meinungen sind so verschieden und die Männer leben in solchem Hader, daß nur die Frauen noch die Bande der Verwandtschaft und Freundschaft aufrecht erhalten. Die reizenden Parteiinnen rechtfertigen aber auch jetzt noch den allgemeinen Ruf ihrer Liebenswürdigkeit, wie ihrer Vaterlandsliebe.

Das englische Kriegsschiff, das ich in Valparaiso verlassen hatte, kam in Montevideo an, und am nächsten Tage begab ich mich an Bord der gastfreien Corvette. In derselben Nacht lichteten wir bei günstigem Winde die Anker und fuhren längs der reizenden Ufer Brasiliens hin.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 264.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

20 September 1844.

Scenen aus Spanien.

(Nach A. Blanqui.)

Somosierra. — Buytrago. — Madrid.

Noch sind in Aranda am Duero, einer Stadt von etwa 5000 Einwohnern, viele Narben von den Wunden sichtbar, die es während des Freiheitskampfes empfing. Als wir den Fluß hinabfuhren, sahen wir die Mauern des bischöflichen Palastes, welche von Gewehr- und Kanonenkugeln wie durchsiebt waren. Der berühmte Guerillaführer Empecinado hatte sie gegen ein Regiment kaiserlicher Truppen schießen lassen, das sich daselbst verschanzt hatte. Wer hätte damals gedacht, daß dieser kühne Parteigänger an den Ufern desselben Flusses, die der Schauplatz seiner Thaten waren, unter den Händen seiner eigenen Mitbürger sterben werde! Dieß tragische Ende ist bekannt; man weiß, daß Empecinado nach der famosen Restauration des absoluten Königthums den trefflichen Absolutisten überliefert, noch auf dem Schaffotte mit seinen Henkern rang, und daß er mit Bajonnetten erstochen werden mußte, weil es unmöglich war, ihn zu hängen. Ganz Europa erschallte von dieser abscheulichen Execution. Aber das ist vielleicht nicht bekannt, daß die Mönche während der ganzen Zeit seiner Gefangenschaft die Grausamkeit begingen, ihr Schlachtopfer in einem eisernen, äußerst niedrigen Käfig der Wuth des Pöbels von Roa, welches er so tapfer vertheidigt hatte, bloß zu geben. In diesem bejammernswerthen Zustande führte man ihn durch die Straßen und über die öffentlichen Plätze; die Weiber begossen ihn mit kochendem Wasser und die Mönche sangen dazu das Te Deum!

Sobald man auf einer hübschen Brücke, die, wie alles in Aranda, noch die Spuren des Krieges trägt, über den Duero gekommen ist, beginnt die Ebene wieder und zieht sich fast ohne Unterbrechung bis an den Fuß von Somo Sierra, berühmt durch eine der glänzendsten Waffenthaten der Franzosen. Das Dorf Fremillo, welches sich mit seinen röthlichen Häusern einsam in der Fläche erhebt, stört die Einförmigkeit nur wenig, und die Züge der Maulthiertreiber, denen wir von Zeit zu Zeit begegneten, dienten auch nicht zu unserer Aufheiterung. Alle diese Arrieros waren mit langen Flinten bewaffnet; werden sie angegriffen, so ziehen sie sich hinter ihre Thiere wie hinter eine Schutzwehr zurück, und vertheidigen sich von hier aus mit der größten Hartnäckigkeit; doch ihr kriegerisches Ansehen allein genügt in der Regel schon Achtung einzuflößen. Die Räuber dieser Gegenden zeigen sich nur in zahlreichen Banden und sind es ihrer nur wenige, so nehmen sie viel eher zur List als zur Gewalt ihre Zuflucht. Sie verbergen sich am Rande eines Abgrundes, am Abhange eines Hügels, oder bei einer schmalen Brücke. Ruhig erwarten sie hier die Ankunft eines Reisenden oder eines Wagens; sobald ihre Beute ihnen nahe genug ist, springen sie auf, ergreifen das vorderste Maulthier beim Zügel und führen es gegen den Abhang; die mindeste Bewegung zieht hier augenblickliches Verderben nach sich. Dann stürzt der Wagen in die Tiefe und die Räuber haben bloß die Unbequemlichkeit hinabzusteigen, um die zerschmetterten Leichname der Reisenden zu plündern. Selten kann die bewaffnete Macht zur Verfolgung dieser Räuber aufgeboten werden, und man hält dieß auch für ganz unnütz, sey es nun wegen der großen Entfernung, in welcher die Dörfer von einander liegen, oder wegen der gränzenlosen Furcht, die man vor den Räubern der größeren Straßen hat.

Die häufigen Hohlwege und Schluchten begünstigen ungemein diesen Hang zu Räubereien, der dem spanischen Pöbel eigenthümlich zu seyn scheint. Wenn man sich dem Somo Sierra nähert, wird das Land schrecklich im ganzen Sinne des Wortes. Ein kleines Gehölz bedeckt den Fuß des Berges und verbirgt auf eine schauerliche Weise alle Zugänge; keinen Zufluchtsort, keine Wohnung kann man erblicken, wo man auf Beistand rechnen dürfte, wenn man dessen bedürfte. Während des Freiheitskrieges hielten 13,000 Spanier, welche Artillerie bei sich hatten, diese wichtige Stellung besetzt, die durch einen einzigen Anlauf der polnischen Ulanen der kaiserlichen Garde genommen ward. Wir sahen den Bach, der an jenem Tage durch Ströme von Blut gefärbt wurde; man kömmt über eine kleine Brücke, unter welche die Guerillas

Digitized by Google

einige hundert Leichen ermordeter franzöſiſcher Gefangener geworfen hatten. Der ebene Platz, auf dem die feindliche Artillerie ſtand, ſowie der Weg der dahin führte, ſind faſt noch ganz erhalten, und auf der Straße, auf welcher die Ubianen den ſchrecklichen Angriff vollführten, zogen die Maulеſel jetzt unſern friedlichen Wagen. Von der Höhe des Berges konnten die Spanier die Kette des Guadarama ſehen, welche Madrid umzieht.

Nicht ohne Bewegung kann ein Franzoſe die Orte ſehen, welche Zeugen von dem vergeblichen Tode ſo vieler Braven waren. Fragt man die Bewohner der benachbarten Dörfer, ſo verbieten ihre finſteren, wilden Geſichter jede fernere Erkundigung. Sehen Sie den Schornſtein dort? ſagte mich ein Poſtillon von Buytrago; da brieten wir die Franzoſen und wir könnten auch wohl jetzt noch welche braten! Du, der du ſie brieteſt, entgegnete ich dieſem Cannibalen, ſage mir doch, wie ſchmeckte ihr Fleiſch? Das weiß ich nicht, erwiederte er ruhig, wir warfen es den Hunden vor!

Buytrago, ein weiter Kirchhof der Franzoſen, liegt in einem Thale, welches von einem Bache durchſtrömt wird, der ſich rings um das reizende Dorf zieht. Die Sarazenen hatten dieſen Ort zu einem wichtigen Poſten erhoben und die Mauern, welche ſie errichteten, haben ihre Macht überdauert; die Thore, die Schießſcharten, die Thürme, auf dem Felſen errichtet und feſt wie ihr Fundament, ſtehen noch. Alles iſt von Ziegelſteinen erbaut und mit einem Kitt verbunden, deſſen Bereitung uns jetzt ein Geheimniß iſt. Die Bewohner von Buytrago ſind wahre Muſter von Häßlichkeit und dabei wilder als die andern Caſtilier. Man erzählt ſich von ihrer ſprüchwörtlichen Grauſamkeit, von ihrem wilden Fanatismus Züge, die meine Feder niederzuſchreiben ſich weigert. Die Bedeckung, welche wir nehmen mußten, als wir dieſen Ort, an den ſich ſo manche betrübende Erinnerung knüpft, verließen, und die vielen Kreuze an den Seiten des Weges waren ganz dazu geeignet, uns Schrecken einzuflößen, und bald ſollte dieſe Angſt gerechtfertigt werden. Um ein Uhr des Morgens waren wir ausgefahren; noch vor zwei Uhr trat der Anführer der Soldaten zu uns an den Wagen und erklärte, ſeine Leute ſeyen ſo ermüdet, daß ſie nicht weiter marſchiren könnten; wir mußten capituliren und ihnen das Dreifache der anfangs ausgemachten Belohnung verſprechen. Ohne dieſen Entſchluß wären wir mitten in der Nacht auf der gefährlichſten Straße von ganz Spanien verlaſſen geweſen und vielleicht hätte die Bedeckung ſelbſt uns aus Rache für unſere Weigerung beraubt; ihre Geſichter waren wenigſtens durchaus nicht geeignet, Vertrauen einzuflößen.

In dem Dorfe Cabreras, welches auf einem kahlen Granitfelſen liegt, ſchloß ſich eine abermalige Verhandlung zwiſchen den Reiſenden und der neuen Bedeckung wieder zum Vortheil der Soldaten; dieſe wollten die Vorläufer ſeyn und den Weg rein machen, wir beſtanden aber darauf, daß ſie den Wagen beſtändig im Geſichte behalten ſollten. Der Grund, weßhalb wir nicht nachgaben, war, daß ſich die Räuber ſchon häufig zwiſchen die Vorläufer und die Reiſenden geſchlichen, und dieſe dann ausgeplündert hatten, ohne daß ihnen die Bedeckung etwas nützte.

(Schluß folgt.)

Ausflug nach Italien.

(Fortſetzung.)

Am folgenden Tage bewegte ein leiſer Weſtwind kaum den Spiegel des Waſſers, um Mittag landete ich abermals auf Capri, nahm ſogleich das kleine Boot und ruderte ungefähr eine halbe Meile an der Küſte hin, längs einer furchtbar hohen, ſenkrechten Felsmauer. Dießmal war faſt gar keine Brandung, und bald ſchlüpften wir in die enge Oeffnung der Grotte; dieſe iſt im Innern über 100 Fuß lang und breit, 70 Fuß über dem Waſſer hoch und eben ſo tief unter demſelben. Da die Oeffnung über dem Meeresſpiegel ſehr klein iſt, unterhalb desſelben ſich aber bedeutend erweitert, ſo dringt das Licht in dieſe große Wölbung aus dem Waſſer ſelbſt, aus welchem die Sonnenſtrahlen azur gefärbt reflectiren. Die Farbe des Waſſers war unbeſchreiblich ſchön, und ſelbſt die Felswände mit ihren Stalaktiten haben eine bläuliche Färbung, obwohl ſie nicht ſo blitzblau ſind, wie die Maler ſie gern darſtellen. Auffallend war die Wärme der Luft im Innern der Grotte; die Felſen ſah man tief auf dem Grund. Die Alten hatten dieſe Höhle als Seebad benützt, und man findet im Hintergrund derſelben einen Gang in das Geſtein gearbeitet, den man ziemlich weit verfolgen kann, dann iſt er aber verſchüttet, und man weiß nicht, wo er oben ausmündet.

An dieſem Tage ſtiegen wir (bis zum Schloß Friedrich Barbaroſſas auf 536 in der Felswand gehauenen Stufen) nach dem 1800 Fuß hohen Monte Solara, dem höchſten Punkt der Inſel hinauf. Ich pflückte dort am letzten November blühende Narciſſen vom köſtlichſten Geruch. Die Ausſicht iſt bezaubernd, doch ſollſt du für dießmal ohne Beſchreibung davonkommen.

Die ſchöne, meiſt in die Felswand geſprengte Kunſtſtraße von Sorent nach Caſtellamare iſt der einzige fahrbare Weg auf der Halbinſel von Sorent; alle übrigen ſind Fuß- oder Saumpfade. Auf Eſeln ritten wir über den Rücken des fünfthalbtauſend Fuß hohen Mont Angelo nach Amalfi; da der Kamm des Gebirges viel näher an der Bucht von Salern als an der von Neapel liegt, ſo iſt das Hinab- noch weit ſchwieriger als das Hinaufſteigen. Es ging über Stufen, Steinblöcke und Geröll im Zickzack ſtundenlang ſchroff beegab, und faſt unbegreiflich ſchien es, daß die Thiere uns folgen konnten. Aber während wir abſaßen, ſetzte der Führer ſich auf und ritt ganz harmlos im Trab, wo wir alle Kraft und Aufmerkſamkeit aufwenden mußten, um nicht zu Fuß den Hals zu brechen. Die Tour war ſehr mühſam, aber reich an den überraſchendſten und frappanteſten Ausſichten; gewaltige Höhlen mit rieſenhaften Tropfſteinbildungen, große Klöſter tief unter unſern Füßen, die wir bald darauf hoch über unſern Köpfen wie Schwalbenneſter am Fels klebend erblickten,

Digitized by Google

das Meer weit unten mit den Sirenenfelsen, und die Sonne, die ins Meer tauchte. Nachts bei Vollmondschein kamen wir in das alte Capucinerkloster von Amalfi, welches halb in eine gewaltige Höhle hineingebaut ist, aus deren Dunkel man einen köstlichen Blick auf die alte Stadt Robert Guiscards hat. Das Kloster war, wie so viele andere, vom König Murat aufgehoben und zum Gasthof geworden. Wir ritten in den schönen Klosterhof mit schlanken Doppelsäulen und Spitzbögen normännisch-byzantinischen Styls ein, welcher von hellem Mondschein erleuchtet war. Ich speiste im geräumigen Refectorio und schlief in einer Zelle, in deren Fensternische vor einer kleinen steinernen Bank man eine herrliche Aussicht auf die Stadt tief unten hat, welche jetzt so verödet, und einst so mächtig und groß war, daß ihre Schifffahrtsgesetze überall Geltung fanden; dort sollen auch die ersten Compasse verfertigt worden seyn. Noch ragen die vielen Thürme, die zum Schutz gegen die Seeräuber erbaut wurden empor; die Wellen ächzten an den Felsen, und aus einer Grotte drang ein Getöse, wie ferne Kanonenschüsse, wenn die Wogen in sie hineinschlugen. Wie manchmal mochte der arme Pater Franciscaner, der vor mir diese Zelle bewohnte, dort gesessen und sehnsüchtig in die schöne Welt hinausgeblickt haben, doppelt schön für ihn, weil sie ihm verschlossen war. Er dachte wohl nicht, wie mancher mitten in dieser Welt umherirrt, dem ihr Glück ebenso verschlossen bleibt wie ihm, und daß oft die tiefste Einsamkeit gerade im Gewühl der Menschen ist. Auch ich saß spät noch da und träumte. Aber das Kloster ist den Mönchen wieder geschenkt, in drei Monaten ziehen die Patres conscripti ein, und Gastwirth und Gäste müssen hinaus.

Zu dem Schönsten, was man in Italien sehen kann, gehört der Saumpfad von Amalfi nach Salern; er zieht sich hoch an den Felswänden längs des Meeres hin, tief in den Schluchten liegen große, schön gebaute Ortschaften, und eine ganz eigenthümliche Vegetation von Myrthen, Aloen, Cactus, Lorbeer und indianischen Feigen schmückt die Berghänge. Ich sah eine blühende Aloe, deren Blüthenstengel mindestens 20 Fuß lang war. Die kleinen Bäche waren sorgfältig gefaßt und die Mühlteiche auf den flachen Dächern der Häuser angebracht. Von Salern kehrten wir nach Torre del Greco und auf der Eisenbahn nach Neapel zurück, wo Tags zuvor Feuer in unserm Hause ausgebrochen war. Unsere Habe war indeß der Gefahr der Flammen und der noch größern der Löscher glücklich entgangen.

Noch muß ich einer andern prachtvollen Aussicht, der von Camaldoli — einem Kloster, eine halbe Meile von Neapel erwähnen — von wo man die ganze mächtige Stadt übersieht. Doch ich will deine Geduld nicht mit einer neuen Beschreibung heimsuchen, aber das weiß ich, daß, wenn man sich doch einsperren lassen muß, es am besten wäre, gleich ein Camaldolenser-Mönch zu werden.

(Fortsetzung folgt.)

Die Mahratten im Westen.

Der Winter in Indien. — Die Mahratten auf Reisen. — Der Uebergang über die Ghats. — Die Rhapsoden und Häuptlinge der Mahratten. — Festungen auf den Bergen; ritterliche Sitten. — Punah. — Ein Collegium von Braminen. — Das Land unter englischer Herrschaft.

(Nach Th. Pavie in der Revue des deux mondes vom 1 Jul.)

Der Winter besteht in Indien aus einer Reihenfolge vollkommen heiterer, nach sehr heißer Tage, die aber durch kühlere Lüfte gemildert sind. Die Bäume vom zartern Wuchse verlieren die Blätter; andere aber, beständig grün, zeigen nur einen vorübergehenden Stillstand ihres Wachsthums. Anstatt sich über ihr Herannahen dieser Zeit zu betrüben, sehnt man sich nach derselben, indem die Sonne sich um einige Grade entfernt und allenthalben ein neues Leben in Stadt und Land entsteht. Die Sommersonnenwende bringt fruchtbare Wolken, welche die dürstende Erde tränken, und die befeuchteten Saaten wachsen und reifen schnell. Dann, wann die Ernte beendigt ist, wann die Nothwendigkeit, ihre Producte auszuwechseln, die Bevölkerung zum Wandern anreizt, werden ihre Reisen durch eine günstigere Temperatur erleichtert. In den längern Nächten wird der Boden mit Thau getränkt; der Mensch fühlt sich gesünder und kräftiger, die Beschwerden zu ertragen, und auch die Lastthiere, welche ihm dienen, vermögen eher weite Strecken zurückzulegen, Berge zu übersteigen und den Sand der Ebene zu durchschreiten.

Die Winterszeit ist auch für Europäer die Zeit des Wanderns und Reisens. Die Bewohner von Bombay verlassen ihre Insel und machen Ausflüge zu Wasser nach der Elephanta und nach den Höhlen von Salsette, manchmal bis Elora, zu den räthselhaften Monumenten, deren Entstehung sich nicht wohl bestimmen läßt. Wer, aus Europa kommend, sich angewöhnen oder von der Hitze ausruhen will in einem gesündern Luftkreise, begebe sich nach den Bergen von Mahabeliewar oder in die Umgebungen von Punah. Hat man erst einige Wochen in dem glühenden Sande und dem erstickenden Staube von Bombay zugebracht, so wird man bald das Bedürfniß fühlen, die Höhen zu ersteigen, welche die Bay begränzen. Nach jener Seite hin, gegen Punah, der Hauptstadt der westlichen Mahratten, wandte auch ich mich in der schönen Jahreszeit, welche mit dem December beginnt und im Februar endigt. Die Straße über die Berge führt einem Flüßchen zu, im Hintergrund der Bucht, neun Meilen von Bombay. Man bedient sich hübscher Barken mit lateinischen Segeln, und fährt gewöhnlich des Nachts, weil man den Wind benützen muß, der kräftig nur bis drei Uhr bläst und gegen Morgen plötzlich aufhört. Bald läßt man die großen europäischen Schiffe hinter sich, und die schweren asiatischen Schaluppen, die ein stets lebhafteres Handelsverkehr zu Hunderten um die englische Stadt schaart. Je tiefer man sich in die Stille einer heitern Nacht versenkt, je lauter man die bewegten Wellen plätschern hört, desto mehr empfindet man ein unbeschreibliches Wohlgefühl, das von dem harmonischen Getöne des Windes, der die Kokosbäume am Strande der Inseln schüttelt, noch erhöht wird. Zuerst gleitet man zwischen dunkeln hohen Felsen hin, dann an einem niedrigen mildern Ufer; statt des Meeres trägt uns ein kleiner stiller Fluß; an der Küste unterscheidet man neben den dunkeln Hütten hohe Palmen, welche die Häupter gegen dem sternbesäeten Himmel wiegen. Die Hindumatrosen schlafen gewickelt in ihre langen weißen Baumwolldecken, die Leichentüchern gleichen; der Steuer-

mann ſingt mit leiſer Stimme und der Kranich antwortet ihm ſchrillend aus dem Sumpfe.

Man wirft den Anker im Hafen von Panwell, einem ziemlich bedeutenden Handelsplatz, der Bamboy mit den Städten des Innern verbindet und die Verbindungslinie zwiſchen dieſer Inſel und den kleinen Staaten der mahrattiſchen Föderation bewacht, welche in die Ländereien der engliſchen Compagnie eingeſchloſſen ſind. Mit anbrechender Dämmerung gewahrten wir große zweimaſtige Barken mit Baumwolle beladen, welche am Strande das Eintreten der Fluth erwarteten; Wagen, Ochſen in großer Menge, kleine Pferde und einige Kamele erfüllten den Raum, welcher das Dorf vom Ufer trennt. Aber zu dieſer frühen Stunde gehen die Hindus noch nicht den Obliegenheiten ihrer Kaſte nach; ſie unterwerfen mit einer gewiſſen Sammlung ihre religiöſen und geſundheitlichen Vorſchriften, welche ihr enges Leben begränzen.

Von den Ufern des Fluſſes erſtrecken ſich ſalzige, ſumpfige Ebenen bis an den Tholrand, in welchen die Engländer ihren liebſten Zeitvertreib, die Schnepfenjagd, verfolgen. Das Dorf Panwell liegt am Eingange einer Bergſchlucht, und Trümmer einer alten Feſtung deuten an, daß ſeine Lage die europäiſchen Bewohner ſchon früh beſtimmt hatte, einen Waffenplatz daraus zu machen. Sembodſcho (Sewadſchi?), deſſen Eroberungen das mahrattiſche Reich ſo weit ausdehnten, zerſtörte 1682 die Veſte, die ſeinen Intereſſen ſchädlich geworden, da die Heerführer unter Aurengſib ſich dieſes Punktes bemächtigten, um ihre Feinde vom Meeresufer abzuſchneiden, und ſie hinderten, die Küſte mit ihren bewaffneten Fahrzeugen zu bedrohen. Die Europäer haben hier nichts gebaut, ſo daß Panwell ein weiter Bazar blieb, von ſchönen Bäumen beſchattet, ſtets von Karawanen aus dem Innern beſucht, wo zu jeder Stunde das Tamburin der Bajaderen, das Geſchrei der Bettler und die Geſänge der Fakirs ertönen. Bei den letzten Hütten zur Seite des Weges erhebt ſich der Baden, und ſobald man einen Berg überſtiegen, tritt ein zweiter höherer hervor; ſo erreicht man allmählich die Hochflächen der Ghats. Dieſe Bergkette erſtreckt ſich von dem Fluß Tapti bis zum Vorgebirge Comoria. Einen einzigen Punkt ausgenommen, wo ihre letzten Ausläufer ſich bis in die Fluthen zu ſenken ſcheinen, bleibt ſie vom Meere auf 40 bis 70 Meilen entfernt, und zeigt den Schiffenden in ihrer ganzen Ausdehnung abgeriſſene zackige Gipfel ähnlich den Bergen Arabiens gegen die Meerenge von Bab-el-Mandeb. Zwiſchen den niedrigeren Bergketten, an welchen häufig dunkler Porphyr zu Tage tritt, woraus hindoſtaniſche Künſtler koloſſale Standbilder gemeißelt, erſtrecken ſich eng umſchloſſene Ebenen, wie ausgetrocknete Seen. Alte Straßenzüge, breit wie die der Römer, durchſchneiden einige jener Waſſerbecken; wilde Palmen (borassus flagelliformis) durch den Wind in weiten Zwiſchenräumen ausgeſäet beſchatten ſpärlich den Pfad. Andere Bäume, von derſelben Art, meiſtens von einem Ringe ſchwarzer Geyer umkreiſt, erheben ſich hie und da in dieſen öden Räumen bald über dornigem Geſtrüpp, bald über dem ausgetrockneten Bett eines Wildbachs. Am breiten Fuße der Berge, deren Gipfel meiſt ſteil und abgeriſſen iſt, ſieht man Waldüberreſte, unter denen die Straße beim Eintritt in die Engpäſſe ſich hinzieht. Des Abends verräth bläulicher Rauch das Daſeyn einer Hütte im ſtillen Waldesgrund; gewöhnlich ſind die Landſtriche, welche kein fließendes Waſſer haben, wo die Sonnenſtrahlen von den Felſen zurückprallen, wenig zum Anbau geeignet und faſt unbewohnt.

Zur Zeit, wo wir das maleeiſche Land durchreiſten, zogen zahlreiche Schaaren von Hirten und Kaufleuten die ſtaubigen Straßen entlang; es waren Mahratten, die nach dem Einſchiffungspunkt Baumwolle brachten, welche von den Fahrzeugen nach Bombay übergeſchifft wird. Die Ernte dieſes Produkts findet weit im Innern Statt, aber doch näher bei letzterem Ort, als bei Madras; am Hafendamm der engliſchen Stadt angelangt, bleiben die Baumwollballen während der ganzen trockenen Jahreszeit im Freien aufgeſchichtet, bis die Schiffe ſie nach den Märkten von London und Liverpool tragen oder in den Factoreien von Canton niederlegen, wo ſie gegen Thee oder chineſiſche Seide vertauſcht werden. Die Bergbewohner kaufen auch verſchiedene Getreidearten ein, Reis und Koen, und tauſchen daſür Salz, Eiſen und kleine Fiſche ein, welche an der malabariſchen Küſte gefangen werden und den Hindus nebſt getrocknetem Karry zur Speiſe dienen. Die Mahratten bedienen ſich, wenn ſie gar weitem herkommen, nicht der Wagen zum Fortſchaffen ihrer Producte; die ſchlechtgebahnten Wege ſind nicht zum Fahrweck geeignet; ſie benützen dazu Ochſen und Büffel, denen ſie mittelſt ſtarker Gurte die wohlvertheilte Laſt aufbinden. Es gibt Züge von zwei- bis dreihundert ſolcher beladenen Thiere, die Monate lang durch Berg und Thal hinziehen und von einigen zwanzig Bewaffneten beſchützt werden, die Feuergewehre, Keulen, Spieße, Schilde und Säbel tragen. An der Spitze des Zuges ſchreitet der ſchönſte jener ſtarken geduldigen Vierfüßer hin; meiſtens iſt es ein Ochſe, denn der Büffel mit ſeinen kurzen Beinen und weitgeöffneten Nüſtern, nach Pfützen und Bächen ſpähend, wo er ſich gern hineinlaucht, wäre wenig zum Anführer geeignet. Der glanzwürdige Ochſe, dem dieſe Ehrenſtelle zugetheilt worden, iſt zugleich Heerführer und Fahnenträger. Auf ſeinen gerundeten langen Hörnern flattern weite rothe Pantalons, die er ſich wohl hütet am Buſchwerk zu zerreißen; an ſeinem nervigen Halſe iſt das Schellchen befeſtigt, das die Fahrten ſeines Herrn trägt und als Zeichen zum Verſammeln des Zuges dient. Schnüre niedlicher weißer Muſcheln (Porcellanſchnecken), in Indien Kauri genannt, hängen in Feſtons über ſeine breite Stirne herab. Dieſe Muſchelzier, welche auf der indiſchen Halbinſel ſo häufig iſt, hat keinen großen Werth, und ein Kauri, in den Bazars wie kleine Münze benützt, gilt nur den achtzigſten Theil eines Kupferkreutzers.

(Fortſetzung folgt.)

Miscellen.

Die brittiſche archäologiſche Geſellſchaft ſollte am 9 d. zuſammentreten, und mehrere intereſſante Mittheilungen ſind bereits angekündigt, ſo zwei über die Grabhügel (barrows) in verſchiedenen Theilen des Landes, namentlich in Derbyſhire, über die Architektur des Mittelalters in England, beſonders der Kathedrale in Canterbury u. ſ. w. Schade daß auch Allotria, wie die Aufrollung einer ägyptiſchen Mumie durch Hrn. Pettigrew, vorkommen werden, wobei der eigentliche engliſche Charakter der Geſellſchaft nur leiden kann.

Aegyptiſch-perſiſche Antiquität. Die Lit. Gaz. vom 7 Sept. will aus einer in der Schatzkammer von Venedig befindlichen Vaſe wiſſen, welche eine zweiſprachige Inſchrift in ägyptiſchen Hieroglyphen und in Keilſchrift enthalten ſoll. Auf letztere hat man bereits den Namen Artaxerxes ausfindig gemacht. Dieſe Vaſe wäre freilich ein merkwürdiges Seitenſtück zu dem Stein von Roſette.

München, in der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 265.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

21 September 1844.

Ausflug nach Italien.

(Fortsetzung.)

Rom, 15 Sept. 1840.

Endlich komme ich ja weit zur Ruhe und Besinnung, daß ich etwas anderes thun kann, als sehen und staunen. Wenn man, wie ich, nur vierzehn Tage in Rom verweilen kann, so hat man kaum Zeit, mit sich selbst einigermaßen über alle die Eindrücke klar zu werden, welche die gewaltigen Trümmern der Vorzeit und die ihrer nicht unwürdigen Schöpfungen späterer Jahrhunderte hier auf diesem berühmtesten Fleck des Erdballs hervorrufen. Ich stehe nicht an, Konstantinopel in landschaftlicher und malerischer Hinsicht unbedingt den Vorzug vor Neapel einzuräumen, aber an geschichtlichem Interesse und an Denkmalen der Vorzeit steht Rom hoch über der Stadt des Constantin. Die Künste waren schon im tiefen Verfall, als jener Kaiser sie vom Tiber an den Bosphorus versetzte (sein Triumphbogen hier auf dem Forum ist Zeuge davon). Der Arm der Römer war schon ermüdet und die Mechanik unserer Zeit noch kein Ersatz; die Imperatoren konnten daher Säulenschäfte und Obelisken aus Italien und Aegypten nach Byzanz bringen, und die Bildwerke aus Griechenland und Asien zusammenschleppen, aber solche Bauten, wie sie Tullius, Agrippa und Vespasian ausgeführt, unternahm das neue Rom nicht mehr. Das Christenthum hat dort nur ein einziges wahrhaft großes Denkmal geschaffen: die Art, wie diese Lehre aufgefaßt und in ein Dogma gezwängt wurde, hinderte jede weitere Entwicklung, und nirgends, als in der St. Sophia findet man etwas von dem Geiste, welcher noch in den Trümmern des Colosseums und der Kaiserpaläste, im Pantheon und in den Bädern Caracalla's und Diocletians athmet.

Indeß verfiel während der ersten christlichen Jahrhunderte die Baukunst im Occident noch viel mehr, als im Orient. Der altrömische Prachtstyl war schon ursprünglich mit seinen Säulenordnungen und Gebälk aus Griechenland entnommen; im siebenten Jahrhundert kehrte die Baukunst noch einmal von dort nach Italien zurück, aber in modificirter Gestalt. Sie hatte sich nach örtlichen Bedürfnissen entwickelt und selbst manches von den Arabern angenommen. Die dünnen, gepaarten Säulen, die spitzen Bogen, die engen, hohen Kuppeln und die sorgfältige Ausführung der Einzelnheiten, welche mehr den Schmuck, als das bauliche Bedürfniß vor Auge hat, bezeichnen den byzantinischen Styl, welcher in Italien vorzugsweise von der Marcuskirche in Venedig repräsentirt wird. Von der andern Seite drang die deutsche Baukunst, welche man ohne allen Grund die gothische genannt hat, über die Alpen. Sie feiert ihren Triumph im Mailänder Dom, ist aber nicht weiter als bis ins Toscanische vorgedrungen, und auch dort wandten die Italiener von den Gewölben und pyramidalischen Formen sich wieder dem altrömischen Styl zu, von dem sie in zahllosen Ruinen die köstlichsten Modelle besaßen. Wirklich ist es charakteristisch, wie jenseits der Alpen die Dächer, die Thürme, die Giebel und Spitzen mehr oder minder scharf gezackt sich in die Luft erheben, während in Italien alle Bauwerke in horizontalen Linien gegen den Himmel abschneiden.

Anfangs des 16ten Jahrhunderts wurde endlich zu Rom ein ganz christliches Bauwerk ausgeführt, die Peterskirche, welche das Pantheon Agrippa's zum Muster nahm, aber an Großartigkeit sich jedem antiken Denkmal an die Seite stellen darf. Da ich die Sophienkirche in frischem Andenken hatte, so war mein erster Gang hier in Rom in das Pantheon, und von da mit Vermeidung jeden andern Anblicks in die Basilica Vaticana. Ich gebe dir das Urtheil, welches die Vergleichung dieser drei Sommitäten der Baukunst in mir begründete, wie Montaigne sagt: „nicht als das gute und richtige, sondern als das meinige."

Es ist eine schon oft ausgesprochene Bemerkung, daß St. Peters Dom durchaus beim ersten Anblick den Eindruck kolossaler Größe nicht macht. Der Grund hievon sind nicht blos die meist übertriebenen Erwartungen, welche der Beschauer mitbringt. Die ganz im Palaststyl erbaute Fronte der Kirche zeigt zwei Etagen von Fenstern und Thüren, einige wenige Säulen und Statuen, und alle diese Theile in demselben Verhältniß zu einander. Da wir nun gewohnt sind,

Digitized by Google

Statuen von 6 bis 10 Fuß und Säulen von 20 bis 30 Fuß Höhe zu sehen, so kann man sich denken, vor einem Palais ganz gewöhnlicher Größe zu stehen, das dem Auge drei oder viermal so nahe gerückt ist, als es hier wirklich der Fall ist. Aehnlich verhält es sich mit dem Innern, obwohl dieß schon einen weit größern Eindruck macht. Du siehst in das Schiff einer Kirche hinein, in welchem anfangs nichts ungewöhnlich auffällt, als daß die Menschen so sehr klein erscheinen. Wenn man nun aber sich erst überzeugt, daß jene Säulen, von denen ich sprach, 200 Fuß hoch und von denselben Dimensionen, wie bei uns ein Kirchthurm, daß die vier Pfeiler, welche die Kuppel tragen, so groß wie bei uns eine Kirche, nämlich 240 Fuß im Umfange sind, wenn man weiß, daß die Schreibfeder in der Hand des Evangelisten Matthäus vierthalb Ellen lang und daß der Bronze-Baldachin über dem Hauptaltar so hoch wie das Berliner Schloß, nämlich 100 Fuß, dann merkt man wohl, daß dieser Dom etwas anders ist, als was man bisher gesehen. Am Eingange glaubst du zwei kleine Engel zu sehen, die das Weihwasserbecken hatten; trittst du heran, so gewahrst du, daß wenn einer dieser Engel sich einen Frack über die Flügel zöge und hinaus auf die Straße ginge, alle Leute vor Entsetzen über den Koloß stehen bleiben würden. Kurz, man muß sich selbst erst für die Peterskirche heranbilden, und mit jedem Besuch erscheint sie schöner, imposanter und unermeßlicher. Die antiken Bauwerke stellen sich größer dar, als sie sind, und der Beschauer empfangt von ihnen den Eindruck, welchen sie machen, durch die Sinne. Im St. Peter muß man messen, schätzen, vergleichen, man muß die Reflexion zu Hülfe nehmen, und der Dom ist groß für jeden in dem Maaße, wie er ihn begreift.

Die Peterskirche bildet im wesentlichen ein lateinisches Kreuz, über dessen Durchschnittspunkt die Kuppel gewölbt ist. Die Länge dieses Kreuzes beträgt 300 Schritte, fast einen Büchsenschuß, die Breite (oder richtiger die Länge der Arme) 200 Schritt. Auf dem Marmorboden findest du die Längen der bedeutendsten christlichen Kirchen angegeben. St. Peter zunächst kommt St. Pauls in London; jedoch ist diese Kathedrale schon 80 Fuß kürzer, dann folgt der Dom zu Florenz, der von Mailand und der von Bologna, endlich wenn man schon den halben Weg nach dem Hauptaltar zurückgelegt hat, die Sophienkirche zu Konstantinopel.

Aber die Länge eines Gebäudes ist nicht das Entscheidende, sonst könnte der Exerzierstall in Potsdam mit St. Peter in Rom wetteifern. Wir wollen die Höhe betrachten: die Wölbung des Schiffes ist 150 Fuß hoch, höher als die Masten eines Linienschiffes, und höher als die meisten Kirchthürme, und auf dieser Höhe ist die eigentliche Kuppel erst aufgesetzt. Da wo die Arme den Stamm des Kreuzes durchschneiden, steht der Hauptaltar, über ihn erhebt sich der erwähnte 100 Fuß hohe Baldachin und über diesen die Kuppel, deren innere Wölbung fast 400 Fuß Höhe hat. Sie endet mit einer Laterne, unter welcher demnach der Michaelisthurm zu Hamburg, der Stephan zu Wien oder der Münster von Straßburg eingeschoben werden könnten.

Es gibt nur wenig steinerne Brücken in der Welt, die eine Spannung von 80 Fuß halten, und doch hat das Hauptschiff in St. Peter diese Breite. Noch mehr, die Kuppel hat sogar einen Durchmesser von 128 Fuß, genau so viel, wie St. Sophia. Das ist ungeheuer viel und doch nicht genug, nicht genug im Verhältnisse zu der immensen Länge und der Höhe des Gebäudes. Michel Angelo hat die Kuppel des Pantheons 290 Fuß hoch in die Lüfte versetzt, aber er konnte sie nicht um 200 Fuß erweitern; er blieb sogar noch um ein geringes hinter derselben zurück. Einer Wölbung von mehr als 130 bis 136 Fuß scheinen in der technischen Ausführung unbesiegbare Schwierigkeiten entgegenzustehen, und das Maaß ist meines Wissens nie und nirgends überschritten worden. Wenn es aber für eine der Hauptdimensionen eines Bauwerks ein Maximum gibt, so scheint es, daß die beiden übrigen ebenfalls nicht willkürlich vergrößert werden können, ohne der Schönheit und Zweckmäßigkeit des Bauwerks Eintrag zu thun.

(Schluß folgt.)

Scenen aus Spanien.

Somosierra. — Buhtrago. — Madrid.

(Schluß.)

So nähert man sich der Umgegend der Hauptstadt; einige verkrüppelte Olivenbäume und die Weinberge von Fuencarral bilden den einzigen Schmuck des Landes, und am äußersten Horizont gewahrt man die Spitzen der Thürme von Madrid. Die Masse der Minarets gibt ihr das Ansehen einer Stadt des Orients, und man wird finden, daß in anderer Hinsicht der Vergleich noch treffender ist. Die Stadt ist äußerst reinlich, und alle Straßen, selbst die schmalsten, haben Bürgersteige von breiten Steinplatten. Die Kaufmannsläden sind selten und finster, und stehen hinsichtlich des Reichthums und der Eleganz denen von Paris bei weitem nach, selbst denen von Lyon und Bordeaux. Sie sind mit Contrebande angefüllt, denn die Fabriken des Landes sind in gänzlichem Verfall.

Madrid besitzt eine Menge öffentlicher Brunnen, welche der Xarama mit herrlichem Wasser versorgt, denn der Manzanares ist beinahe immer ausgetrocknet. Der Xarama fließt außerhalb der Mauern von Madrid in einem von Kalkhügeln umgebenen Bette, welches über sechzig Fuß höher liegt als die Stadt.

Ich nahm meine Wohnung in der Nähe der berühmten Puerta del Sol, dem gewöhnlichen Versammlungsort aller Müßiggänger; zu jeder Stunde des Tages, besonders aber bei Sonnenuntergang, ist dieser Platz, den ein großer Springbrunnen schmückt, mit Menschen bedeckt. In ihre Mäntel gehüllt, stehen viele regungslos da gleich Bildsäulen; gegen das Ende des Tages wird die Versammlung so zahlreich, daß die Wagen dadurch am Fahren gehindert werden. Bei allen Stürmen, die Spanien erschüttert haben, ist dieser Platz das Theater der Volksaufläufe gewesen; er ist lang und schmal, und verdiente viel eher den Namen einer Straße. Die vor-

Digitized by Google

züglichsten Straßen von Madrid verlaufen sich hier, namentlich die von Alcala, St. Hieronymus, de la Montera und die Calle mayor, eine der ältesten Straßen Madrids.

Welcher Schlaf, der des Todes allein ausgenommen, vermöchte den Angriffen der Geschöpfe zu widerstehen, welche in Spanien die allein unverletzlichen sind. Ich mußte ihnen den Platz überlassen und mir einen andern auf dem Balcon suchen. Von hier aus, fest in meinen Mantel gewickelt, sah ich zum erstenmal eine nächtliche Procession, die in Frankreich ganz unbekannt ist. Sie bestand aus vier Pedellen mit Laternen und einem Sacristan, der ein Panier unserer lieben Frau vom Rosenkranze trug; einige Sänger begleiteten den Zug und sangen bei dem Tone eines Schlangenrohrs die Litaneien der heiligen Jungfrau aus voller Kehle. Bei der Annäherung des Zuges, bei dem keine Priester, sondern nur Kirchenaarsteher und Chorknaben waren, entblößte jeder das Haupt. Von Zeit zu Zeit hörten die Gesänge auf und dann erfolgte das Geschrei: Gebt für unsere liebe Frau vom Rosenkranze! Nach diesen Worten hielten zwei Almosensammler allen Vorübergehenden die Büchsen hin, oder gingen in die Kaufmannsladen, Almosen zu empfangen oder zu erbitten. Regelmäßig jeden Abend, zu derselben Stunde setzt sich diese Procession unter denselben Ceremonien in Marsch, zieht über die Puerta del Sol, wo die Menge bei ihrer Annäherung das Haupt entblößt und kehrt in die Kirche zurück, wenn sie ihre gewöhnliche Ernte gehalten hat.

Der königliche Palast war früher mit einer Masse kleinlicher Gebäude umgeben, die dessen Schönheit zu erkennen hinderten; man verdankt ihre Wegräumung dem König Joseph. Doch bis jetzt hat noch nichts vermocht, diesem einsamen Gebäude, das an einem der äußersten Enden Madrids wie verloren steht, etwas Leben zu geben. Es hat die Gestalt eines ungeheuren Quadrats, dessen eine Seite gegen den Manzanares, die andere gegen die Stadt gekehrt ist; dies sind die beiden Hauptfronten. Man kann nichts Schöneres sehen, als die große Treppe dieses Palastes; die Stufen derselben sind von weißem Marmor, das Gewölbe ist mit Frescogemälden der besten Meister aus der spanischen Schule geziert und das Ganze gewährt einen wahrhaft bewundernswerthen Anblick. Der Thronsaal ist sehr groß und ganz mit Purpursammt ausgeschlagen; zwölf Statuen von Bronze geben ihm ein ernstes, düsteres Ansehen. Der Thron oder vielmehr der Sessel war umgewendet und mit ledernen Riemen befestigt, wahrscheinlich um Profane abzuhalten sich darauf zu setzen.

Die Betzimmer, fast alle mit inländischem Marmor bekleidet und mit Gemälden von Murillo geschmückt, sind ungemein reich verziert. Die Schloßcapelle ist ein Meisterwerk der Anmuth, Eleganz und Einfachheit. In einem der mittlern Cabinette des Schlosses sah ich ein Gemälde von Irlarte, den man als den größten regelmäßigen Landschaftsmaler der Spanier betrachten kann; er war in Guipuscoa geboren und kam früh nach Castilien und von da nach Sevilla, um unter den dortigen Meistern sich weiter auszubilden. Er arbeitete mit eminenter Leichtigkeit in verschiedenen Manierrn. Seine Scenen sind im allgemeinen aus der Sierra Morena; dann malte er südspanische Landschaften mit maurischen Castellen, vermischt mit Erinnerungen an die wildromantische Scenerie seines baskischen Geburtslandes. In seinen besten Coloriten nähert er sich dem Effecte des Claude Lorrain bei Sonnenuntergängen und sanften Formen, und manchmal schmückt er seine Compositionen mit römischen Ruinen; seine eigentlich spanische Manier ist Silbergrau von seltener Schönheit.

Die frühesten Erzeugnisse des Don Diego Velasquez de Silva verrathen wenig Spuren seiner spätern Größe. Eines seiner frühesten Bilder stellt die Anbetung der Hirten dar; die Zeichnung ist correct, die Personen gemein, da ihm die Zigeuner der Triana als Modell gedient hatten; die Farbe ist kräftig, aber dick und bronzeartig. Als er von Sevilla als königlicher Hofmaler nach Madrid berufen ward, verschwand allmählich seine harte und trockene Manier. Er malte die ganze königliche Familie und viele Grandes, mit denen er in den freundschaftlichsten Verhältnissen lebte, denn er war, wie Rubens, nicht nur Künstler, sondern auch feiner Weltmann. Seine Manieren wechselten in der Folge so sehr, daß man sie nur aufzuzählen braucht, um die außerordentliche Gewandtheit des Talentes das er besaß, zu zeigen. Er scheint nach und nach Mopa, Rubens, Tizian, Sanchez Coello studirt und nachgeahmt zu haben, jedoch nicht sklavisch, sondern indem er jedesmal, gleich Raphael oder Murillo, ihre Ideen weiter fortführte oder sie wie seine eigenen annahm und verschmolz. Von seinen Reiterporträts ist wahrscheinlich sein Philipp III das beste, obwohl das Pferd von dem berühmten Conde Duque de Olivarez mehr Schwierigkeit in der Zeichnung darbot.

Unter den Historienmalereien ist seine beste Arbeit das unter dem Namen die „Lanzen" bekannte Bild, weil er diese Waffenart dort anbrachte. Es stellt die Uebergabe von Breda vor, dessen Gouverneur die Schlüssel dem spanischen General Spinola überreicht, der ihn mit unaussprechlicher Güte und Freundlichkeit umarmt; die Truppen sind rings umher aufgestellt und in der Ferne zeigt sich eine prachtvolle Landschaft. Um die Entfernung im Vordergrunde genau zu bezeichnen, und die Gruppen zu sondern, hat er sich des Lichtes statt des Schattens bedient und dadurch eine eigenthümliche Wirkung hervorgebracht.

In dem eigentlichen Familienleben sind seine Hilanderas oder flachsspinnenden Frauen eines der besten Stücke, befindlich in der königl. Bildergalerie. Seit dem Jahre 1622 hatte Velasquez als Hofmaler Philipps IV seinen Aufenthalt in Madrid genommen.

Die Mahratten im Westen.

(Fortsetzung.)

Des Abends, wenn ein passender Ort zum Nachtlager erwählt worden, hält der Zug an. Die Baumwollballen mit Mauern aufgeschichtet, bilden ein Viereck mit einer einzigen Oeffnung, worin während der Nacht die Lastthiere eingeschlossen werden. In einsamen Gegenden, wo der Ueberfall eines Tigers oder einer Räuberbande zu befürchten ist, bewachen sorgsame Posten den Eingang. In der Mitte

ſind die Zelte von Zeug oder Matten aufgeſchlagen, welche die wandernde Familie beherbergen; die Männer hängen ihre Feuergewehre an die in der Erde befeſtigten Pfoſten, ſetzen ſich im Kreiſe herum und plaudern rauchend. Ihr Narguile beſteht aus einer hohlen Kokosſchale, einem zierlichen Stab, der die Pfeife trägt, und einem Bambusrohr. Niemals verläßt der Mahratte ſeine Heimath ohne dieſes Geräthe; das Narguile und das alterthümliche Schwert mit breiter Klinge ſind ſeine unzertrennlichen Reiſegefährten. Der Anzug der Männer beſteht gewöhnlich aus einem Stück weißen Stoffes, das um die Lenden geſchlungen wird, ohne die Bewegung des Knies zu hemmen; in der Ebene birgt er in einer Falte ſeine Waffe; wenn er in das Dickicht der Berge eindringt, trägt er ſelbe in der Hand. Der Beduine, welcher durch den Sand der Wüſte wandert, kann wohl an einer dünnen Schnur die feine Damaſcenerklinge in hölzerner Scheide am Halſe tragen, nicht ſo der Mahratte, der, flüchtig und leicht wie eine Gemſe, die Abſtürze der Ghats erklimmt, und den ſeine Waffe nur hemmen würde. Die ſcharfen Felſenkanten nöthigen ihn auch, ſeinen Fuß durch einen plumpen Kothurn zu ſchützen, und manchmal umhüllt er ſeine Beine mit einer Bekleidung, ähnlich jener der alten Franken. Sein Haupt iſt mit dem hinduſtaniſchen Tuban geſchmückt, der aus weißem und rothem Zeuge beſteht, und deſſen Enden auf den Nacken fallen und ihn vor der Sonne ſchützen.

Während die Männer der Ruhe pflegen, beginnen die Frauen ihre häuslichen Arbeiten; die einen zünden das Feuer an und ſuchen dürres Reiſig im Felde; andere mit dem Kruge auf dem Kopfe, ein Kind im Arme und von fünf oder ſechs größern, die nackt im Staube ſich tummeln, umſchwärmt, ſchöpfen Waſſer aus der nahen Quelle. In der kühlen Jahreszeit bedecken ſie ſich Kopf und Schultern mit einer Art Kapuze aus geſtreiftem Zeuge, die ſonſt in der indiſchen Halbinſel nicht getragen wird und ſich ſeltſamerweiſe auch bei den Bäuerinnen einiger Pyrenäendörfer findet. Die enge Jacke, welche die Bruſt und den Oberarm umſchließt, reicht nicht bis zu dem kurzen Rocke, den die mahrattiſchen Frauen weit und fliegend tragen, wie die ſpaniſchen und portugieſiſchen Cocotinnen. Dieſer Rock umgibt die Hüften in bunten ſchreienden Farben, und läßt den Fuß und das Bein erblicken, das mit klingenden Ringen aus Kupfer, Silber und Stahl reich geſchmückt iſt. Die Arme zieren Spangen vom Handgelenk bis zum Ellenbogen; in der Naſe hängt ein ungeheurer Ring, der über den Mund herabfällt, und in den Ohren ſind reiche Gehänge von Treſſen, farbigem Faden, rothen und blauen Schleifen, die bis auf die Schultern reichen, befeſtigt. Dieſer auffallende Putz wird von den jungen Mahrattinnen mit einer gewiſſen Würde getragen; diejenigen, welche von Radſchputen abzuſtammen meinen, verſchleiern ſich, wie die mohammedaniſchen Frauen.

An einer Quelle ſind oftmals die Frauen verſchiedener Züge verſammelt. Die jungen Mädchen, vom Mantel befreit, füllen die Krüge und ſtellen ſie in die Runde. Die jugendlichen Mütter unterhalten ſich im Schatten mit greiſen Matronen, die nur aus Gewohnheit zur Ciſterne gekommen ſind, um ſich der Jugend beizugeſellen, von der ſie geachtet werden. In den Ländern des Orients, wo die Frauen außer der Geſellſchaft der Männer leben, haben dieſe Verſammlungen unter freiem Himmel etwas Geheimnißvolles und Trauliches; der Europäer fühlt die Unſchicklichkeit ſie durch ſeine Nähe zu ſtören.

Indeß ertönt die Trompetenmuſchel, die Ochſen kehren langſam zur Einfriedung zurück, die Büffel bezeichnen ihren Weg im Staube mit den Waſſertropfen, die von ihren Seiten rieſeln. Die müden Hunde folgen dem Zugvieh und lagern ſich zu den Füßen ihrer Herren. Auf dem Zelte flattert die Fahne des Volksſtamms; die Frauen zerſtreuen ſich, jede nach ihrer Lagerſtätte. Der Brunnen ſteht verlaſſen, denn im Walde irren zu dieſer Zeit böſe Geiſter umher. Das Kind, erſchreckt vom Geheul des Schakals, drängt ſich an die Mutter und eilt darwärts; Nachtvögel, der Höhlung eines Feigenbaums entflatternd, ſchrecken die jungen Mädchen, die raſchen Schrittes entfliehen und ſich nicht umſchauen können, ohne die drei Waſſergefäße auszuſchütten, die ſie auf dem Kopfe tragen. Bald ſinkt Finſterniß von den Bergen nieder, und man unterſcheidet kaum mehr menſchliche Geſtalten, die, Schatten gleich, hie und dort verſchwinden; das Klingen der Metallringe, das einen ſichern feſten Gang verkündet, entfernt ſich immer mehr, und bald ruhen dieſe patriarchaliſchen, halbwilden Horden in tiefem Schlummer.

Zu früher Tageszeit machen ſie ſich wieder auf den Weg und wählen zu ihrer Mittagsruhe einen ſchattigen Ort. Dießmal legen ſie ſich unter den knotigen Aeſten des Anacardium, von dem die Kinder gern die rothen Beeren pflücken, oder unter dem Schattendache des heiligen Feigenbaumes, der nach allen Seiten ſeine Zweige in den Boden ſenkt, aus denen wieder neue Bäume wurzeln. Aber der Reiſende, der einem ſolchen Zuge beim Austritt aus einem Engpaß begegnet, iſt zu bedauern. Wenn er zu ſeinem Glück eines der kleinen ſichern, aber eigenſinnigen Pferdchen des Landes reitet, ſo werden ihm nur die Beine zerſtoßen von den Baumwollballen, welche die ungeduldigen Thiere, die ſich gern auf breiterem Pfade bewegen möchten, auf ihrem Rücken tragen. Wenn er einen ſchönen perſiſchen Renner reitet, der ſolcher Begegnung nicht gewöhnt iſt und von dem ſeltſamen Aufzuge des Heerführers erſchreckt wird, dann läuft er Gefahr, daß das flüchtige Roß ihn durch Wald und Felſen ſchleift.

Die Entfernung von Panwell nach Punah beträgt etwa 30 Stunden, aber 30 Stunden im Gebirge. Wenn auch die Engpäſſe häufiger werden, je mehr man ſich von dem Meere entfernt, und die Beſchwerden der Reiſe erhöhen, ſo wird man es doch kaum gewahr bei der Erhabenheit der Umgebung und den herrlichen Fernſichten, die ſich darbieten. Zuweilen windet ſich der Pfad an einer Bergwand hin neben einem Dorfe, das unter Mangobäumen verſteckt liegt, und in dem Maaße, als man höher ſteigt, umfaßt der Blick eine ungeheure Strecke Landes in den abwechſelndſten Formen. Im lachendſten Theil des Thales erhebt ſich die Pagode, am Rande eines Teiches, von zertrümmerten Treppenſtufen umgeben; ein immergrüner Garten, ſtets voll Blumen und Früchte, liegt neben dem Waſſerbehälter, und zwei Büffel treiben das Rad, das die Bewäſſerung vollbringt. Das Getriebe liegt ſo verſteckt unter dem Buſchwerk, daß man das Waſſer in die Canäle ſtrömen hört, aber nicht das geringſte davon ſieht. In dieſen Hainen ſchlägt die indiſche Nachtigall, Bulbül, deren Stimme kräftiger und wohlklingender iſt, als die der unſern, und welche die weite Einſamkeit mit ihrem Geſang wunderſam belebt.

(Fortſetzung folgt.)

Unbekannte Indianerrace auf Trinidad. Die Lit. Gaz. vom 7 Sept. berichtet ohne Angabe der Quelle, daß man auf Trinidad bei dem neulich aufgenommenen Cenſus zwei Lager von eingebornen Indianern entdeckt habe, die von allen bis jetzt bekannten Racen durchaus verſchieden ſeyen.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 266.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

22 September 1844.

Daran.

(Nach Will. Hunter.)

Nachdem ich die beiden ptolemäiſchen Tempel von Kum Ombu und die großen Steinbrüche von Dſchebel Selſeleh, in denen die ungeheuren Blöcke gebrochen wurden, aus denen die koloſſalen Bauwerke in Theben und die Tempel in Edfu und Eſne gebaut ſind, genau durchforſcht hatte, begab ich mich nach dem kleinen Dorfe El Kab, um die Hypogäen des alten Eleithya, welche die franzöſiſchen Alterthumsforſcher entdeckt haben, in Augenſchein zu nehmen. Die Hypogäen ſind nicht ſo geräumig und weniger geſchmückt als die von Theben, aber in archaologiſcher Hinſicht von großer Wichtigkeit wegen der zahlreichen bemalten und bis auf den heutigen Tag gut erhaltenen Baſſeliefs, welche in einer fortlaufenden Reihe trefflich und genau ausgeführter Gemälde die wichtigſten Momente des häuslichen Lebens der alten Aegypter daſtellen: die Geſchäfte bei dem Landbau, bei dem Säen, bei der Ernte, die Weinleſe, ländliche Tänze, Leichenfeier. Dann beſuchte ich auf dem linken Nilufer Hermontis, jetzt Cement genannt, mit ſeinen impoſanten Tempeltrümmern, in deſſen Nähe die herrlichen Ruinen des alten Theben liegen. Drei Beduinenfamilien hatten daſelbſt ihre Zelte aufgeſchlagen, als ich da war; eine Anzahl Schafe und Kamele weideten auf der nahen Teiſt.

Daran iſt ein anſehnliches Dorf, etwa zehn Stunden nördlich von Aſſuan, auf dem öſtlichen Nilufer. Seine Einwohner ſind theils ägyptiſche Landleute, theils Araber vom Stamme der Ababde, wovon ſich viele in den Dörfern bei Aſſuan niedergelaſſen haben; ein Theil ihrer Familien aber hält ſich noch immer in den Gebirgen auf, und lebt da auf Nomadenart während der Jahreszeit, wo der Landbau ihre Gegenwart an den Nilufern nicht erheiſcht; die andere Zeit des Jahres wohnen ſie, wie die ägyptiſchen Fellahs, in Dörfern. Die beiden angeſehenſten Häuptlinge der Ababde wohnen zu Kene und Daran. Seit undenklichen Zeiten ſind die Ababde die Karawanenführer durch die nubiſche Wüſte. Mehrere treiben einen großen Sklavenhandel und ihre Häuptlinge erheben von jedem Sklaven und von jeder Kamelladung eine Abgabe; was durch die Wüſte paſſirt und nicht einem ihrer Stämme angehört, muß ihnen Zoll bezahlen. Der andere Theil der Bewohner von Daran ſind Fellahs, die ſich mit Ababdefrauen verheurathet haben und großentheils auch Handel treiben; es ſind Leute, denen nicht viel Rühmliches nachzuſagen iſt.

Als alle Handelsleute zu Daran beiſammen ſich befanden, ſchaffte man die verſchiedenen Waaren zum Beladen der Kamele auf einen öffentlichen Platz vor dem Dorfe, der Baezed ol Dſchellabi heißt. Zu Mittag wurden die Kamele reichlich getränkt; dann kniete jedes derſelben nieder an der Seite der Ladung, die für daſſelbe beſtimmt war. Gerade vor dem Anfange des Aufladens erſchienen die Frauen der Ababde mit irdenen Gefäßen in den Händen, die mit brennenden Kohlen angefüllt waren; ſie ſetzten dieſelben vor die verſchiedenen Ladungen und warfen Salz darauf. Bei dem Emporſteigen der bläulichen Flamme rufen ſie: Möget ihr glücklich ſeyn auf euerer Hin- und Rückreiſe! Es iſt dieß eine Art Exorcismus, denn nach ihrer Behauptung werden auf dieſe Weiſe der Teufel und jeder böſe Genius vertrieben.

Wir wurden ungefähr eine halbe Stunde über das Dorf hinaus von allen Weibern und Kindern begleitet. Mein vornehmſter Freund zu Daran, Hadſchi Hoſſein el Aluan, in deſſen Hauſe ich gewohnt hatte, wollte mit uns die Reiſe nach Nubien machen. Er wurde jedoch verhindert, und es ſtießen ſein Bruder und ſein Sohn zu der Karawane, und ihre Abtheilung bildete den größten und reichſten Theil der Fellah-Handelsleute. Der alte Hadſchi Hoſſein begleitete uns eine gute Strecke mit ſeinen Weibern, und als er umkehrte, empfahl er mich ſeinen Verwandten mit den Worten: Gebet mir Acht auf dieſen wackern Mann! Er iſt euer Bruder, ſagte er zu ſeinem Sohne, und hierhin, indem er ſeinem Sohne die Weſte öffnete und ſeine Hand auf ſeinen Buſen legte, hierhin thut ihn! Dieſe Empfehlungsart iſt auch in der arabiſchen Wüſte ſehr gewöhnlich, wo ſie wirklich eine Bedeutung hat, allein unter dieſen Aegyptern iſt ſie eine bloße Redensart.

Digitized by Google

Einer der Fellah-Kaufleute sagte mir, er sey gesonnen, eine bedeutende Quantität Elfenbein einzukaufen, denn von mehrern Seiten habe er Bestellungen erhalten. Ehedem war dieser Handelszweig in Aegypten sehr blühend; jetzt bezieht Europa seinen Bedarf wohlfeiler aus der Berberei und aus Ostindien. Jedoch ist die Einfuhr des Elfenbeins aus Darfur nach Aegypten noch immer von einiger Wichtigkeit.

Ausflug nach Italien.

(Schluß.)

Die Alten wählten für ihre Tempel meist die Form der Rotunde, die schönste von allen, wie wir sie in dem lieblichen Sibyllentempel zu Tivoli, dem der Venus zu Baja und der Vesta zu Rom u. s. w. noch jetzt bewundern und im Pantheon anstaunen. Wo die Absicht hingegen war, eine größere Menge Menschen zu versammeln, die von demselben Punkt aus angeredet werden konnten, wählten sie das longliche Viereck als die einfachste und zweckmäßigste Form. So waren die Basiliken beschaffen, in welchen der König (Basileus) Recht sprach, und eben diese Gestalt war besonders geeignet für die christlichen Vorträge. Auch hatten die ältesten Kirchen sämmtlich diese Form und unterschieden sich von den viereckigen Tempeln darin, daß die Saulen nicht außen um das Gebäude standen, sondern im Innern, um mehrere Schiffe neben einander halten zu können. Sta. Maria Maggiore und Ara Coeli zu Rom sind die schönsten Muster dieser Bauart. Aus christlicher Vorliebe für das Kreuz ging man später von jener Gestaltung ab, kam aber dadurch schon in Verlegenheit, wohin man bei der Kreuzform den Hauptpunkt, den Altar und die Kanzel, zu legen habe, um von allen gesehen zu seyn und niemand den Rücken zu kehren. So entstanden die Grundzeichnungen der deutschen Kathedralen und Münster. Im St. Peter nun hat man alle diese Dinge vereinen und damit, wie ich glaube, das Unmögliche gewollt. Steht man am Eingang des Hauptschiffs, so sieht man von der Kuppel gar nichts; um in diese hineinzublicken, muß man 150 Schritt weiter vorgehen, den Kopf auf die Schulter legen und der einen Hälfte des Gebäudes den Rücken drehen.

Wie viel schöner ist in dieser Beziehung das Pantheon. Alle Abmessungen stehen dort in dem einfachsten Verhältnisse. Die Höhe des Gebäudes ist gleich seinem Durchmesser, die Kuppel selbst der dritte Theil einer Sphäre, die Tiefe des Portikus ist gleich ein Halb des Durchmessers der Rotunde. Sowie du in die Eingangsthüre trittst, übersiehst du mit einem Blick das ganze Innere des Gebäudes, nicht der mindeste Raum ist deinem Auge entzogen, und du kannst bis an die Scheitel der Wölbung sehen, ohne den Kopf verdrehen zu müssen. Dieß schöne Gebäude wurde, wie man noch jetzt auf dem Fries des Simses liest, 26 J. v. Chr. durch Marius Agrippa, den Schwiegersohne des Augustus, erbaut. Daß man diesen Tempel allen Göttern weihte, scheint mir ein Fortschritt zum Christenthum gewesen zu seyn; daß man ihn später Maria und den Martyrern widmete, ein Rückschritt zum Heidenthum. Um so weniger hatte man nöthig, in der innern Anordnung des Tempels etwas zu ändern. Man hat zwei der sechzehn schönen Säulen von geibem Marmor auseinandergerückt, um mehr Platz für den Altar der Hauptgöttin, der Jungfrau Maria, zu gewinnen, und heilige Bilder in die Nischen der Götterbilder gestellt. Außerdem hat man 45 Mill. Pfund Bronze von dem Dach des Pantheons genommen, und davon den geschmacklosen Baldachin im St. Peter und Kanonen auf der Engelsburg gegossen, sonst aber alles gelassen, wie es vor fast 2000 Jahren war.

Offenbar haben die Baumeister Constantins bei der Sophienkirche zu Byzanz das Pantheon zu Rom zu ihrem Vorbild genommen; auch sie erhoben es in die Lüfte, doch nur halb so hoch, wie Michel Angelo Buonaroti, und dann bauten sie kein lateinisches Kreuz darunter, sondern schweiften die Seitenwände ihres Tempels in vier Halbkreise von demselben Durchmesser, wie das Hauptgewölbe, aus, so daß man, wo man sich auch hinstellt, immer einen Blick in die Kuppel hat.

Wenn nun das, was ich oben gesagt, wie ein Tadel aussieht, so eile ich hinzuzusetzen, daß kein Tag vergangen ist, so lange ich in Rom war, wo ich nicht wenigstens eine Stunde in St. Peter zugebracht, und daß dieser mir dann mit jedem Besuche werther und unbegreiflicher geworden ist. Die Ausschmückung des Innern ist ernst und reich, der vorherrschende Farbenton der des weißen Marmors und des Goldes. Es sind hier nach ungefährer Berechnung 60 bis 80,000 Quadratfuß Vergoldung, und der Fußboden ist mit Porphyr, Jaspis und Achaten in schönen Zeichnungen ausgelegt. Zwischen den gewaltigen Marmorpfeilern stehst du Gemälde von vierzig Fuß Höhe, und man traut seinen Augen kaum, wenn man dicht herantretend gewahrt, daß es Mosaiken, daß es Millionen kleiner Steinchen sind, die so kunstvoll gefügt wurden, daß sie jede Schattirung, jeden Farbenschmelz eines köstlichen Gemäldes wiedergeben. Rings an den Wänden erblickst du die Grabmäler der Päpste, welche hier beigesetzt sind. Eines der schönsten ist das Clemens XIV von Canova; der Engel des Todes auf demselben scheint mir so vollendet, wie irgend ein Apoll oder Antinous des Alterthums. Die kolossalen Bildsäulen sind mit allegorischen Figuren und Basreliefs verziert, welche geschichtliche Handlungen und meist den Sieg der geistlichen Macht über die weltliche verherrlichen. Dort thut der deutsche Heinrich IV den Fußfall, und hier schwört der französische Heinrich IV seine ketzerischen Irrlehren ab. In jener Saule ruhen auch die Gebeine der drei letzten Sprößlinge eines Königsgeschlechts, das seine irdische Krone im Kampf für das Papstthum einbüßte, und ihnen gegenüber eine Königin, die ihrem Reiche entsagte, um zum Katholicismus zurückzutreten, die letzten Stuarts und Christine von Schweden.

Der Apostel, dem dieser ungeheure Tempel geweiht ist, sitzt rechts, zunächst am Hauptaltar unter einem rothsammetnen Thronhimmel auf einem antiken, kurulischen Stuhl. Man hat behauptet, daß diese Bronzefigur ein Jupiter sey, dem

man den Donnerkeil genommen und dafür ein Paar Schlüssel in die Hand gesteckt habe. Das ist nun wohl nicht wahr; diese Figur ist eine sehr schlechte Arbeit, wahrscheinlich aus einer der ersten christlichen Jahrhunderte. Der Heilige streckt, nicht ohne einige Prätension, den linken Fuß beträchtlich über das Piedestal hinaus, seinen Verehrern zum Kuß entgegen, und es ist fast unglaublich, daß ein Viertel des kolossalen Metallzehens dadurch schon abgeküßt ist. Um die Kuppel herum steht mit mächtigen Buchstaben: „Du bist Petrus, der Fels auf den ich meine Kirche gründe, und dir gebe ich die Schlüssel zum Reiche des Himmels.

Merkwürdig war mir hier in der Hauptstadt des katholischen Glaubens die Kirchen zu allen Zeiten leer zu finden, trotz der Verheißung, die an den Kirchthüren angeschlagen, die nichts weniger verspricht als Indulg. plen. tot. quotid. et perpet. vivis et mort. Man sieht fast niemand dort, als Fremde, meist Engländer, die mit Mr. Blacks Wegweiser so schnell als möglich ihr tägliches Pensum absehen in order to get on. In der Capelle der Chorherren werden oft des Morgens uralte Kirchenmusiken ohne Instrumentalbegleitung aufgeführt. In einem fernen Winkel des gewaltigen Doms, mehrere hundert Schritt weit, klingen diese feierlichen Chorale ergreifend schön. In Rom hört man auch noch die wunderbaren Stimmen von Menschen, die man in ein musikalisches Instrument verwandelt hat.

In der sixtinischen Capelle habe ich am Sonntag noch den Papst gesehen, die Bischofsmütze auf dem Haupt und den goldgestickten, langen Purpurmantel über die weiße Dalmatica. Die Cardinäle in rothen Käppchen und langen violetten Mänteln, und die Schweizergarden im Costüm des fünfzehnten Jahrhunderts, roth, gelb und blau gestreift, den spanischen Hut mit der rothen Feder auf dem Haupt. Wie sehr viel malerischer und schöner sind doch diese alten Anzüge, als unser alles nivellirender Frack.

In Rom üben die Namen einen eigenen Zauber. Es ist ein besonderes Gefühl, sich zu sagen, hier ist der Capitolinische Berg, dieser Platz das Forum Romanum, die Mauerreste gerade unter uns das Tabularium, die Senatshalle, wo die Beschlüsse gefaßt wurden, welche die Welt unterwarfen. Jene schönen, korinthischen Säulen rechts standen vor dem Tempel des Jupiter Tonans, und das feste Kellergewölbe links ist der Carcere Mamertino, wo die Anhänger Catilina's büßten, Jugurtha verhungerte, und die besiegten Könige in ehrn dem Augenblick erwürgt wurden, wo der Triumphator über jenen grauen Basaltquadern den Clivus Capitolinus hinanschritt. Freilich wirkt die Gegenwart dabei störend ein, schlechte, niedere Häuser drängen sich ein zwischen die Tempel des Romulus, der Vesta, Roms und der Venus. Auf den Fundamenten des capitolinischen Jupitertempels erhebt sich die Kirche Ara Coeli, und auf der Arx oder Burg steht heute die preußische Gesandtschaft. Der tarpejische Fels ist durch ein Fabrikgebäude versteckt, und der Tempel des Augustus ist eine päpstliche Douane.

Versteinerter Wald in der Nähe von Cairo.

Einen in geologischer, wie in malerischer Beziehung höchst bemerkenswerthen Anblick bietet der versteinerte Wald bei Cairo dar. Wenn der Reisende an den Kalifengräbern vorbei ist und südwärts sich wendet, fast im rechten Winkel mit der Straße nach Suez, betritt er ein niedriges unfruchtbares Thal, das mit Sand, Kies und Muscheln bedeckt ist, als ob die Fluth sich eben erst davon zurückgezogen hätte. Nachdem er etwa zehn (englische) Meilen weit in diesem Thal fortgegangen, überschreitet er eine Reihe niedriger Sandhügel, die eine Zeitlang seinem Weg parallel liefen, und stößt dann mit Einemmal auf einen Anblick, der über alle Begriffe öde und seltsam ist. Meilenweit erstreckt sich eine Masse von Baumstrünken, die alle in Stein verwandelt sind, und die, wenn der Huf des Pferdes daran schlägt, wie gegossenes Eisen klingen. Das Holz ist von dunkelbrauner Farbe, hat seine Form durchaus erhalten, die Stücke sind ein bis fünfzehn Fuß lang, einen halben bis drei Fuß dick, und liegen, so weit das Auge reichen kann, so enge nebeneinander, daß ein Esel kaum seinen Weg hindurch finden kann. Stieße man in Schottland oder Irland auf diesen Anblick, so würde man ohne weiteres annehmen, hier sey ein ungeheurer Sumpf abgelassen worden und die ausgegrabenen Bäume verfaulten nun in der Sonne. Die Wurzeln und die Zweigansätze sind fast vollständig erhalten und an einigen die Wurmlöcher unter der Rinde erkennbar. Die zartesten Gefäße und alle die feinern Theile des innern Holzes sind vollkommen ganz, wie man sich bei der Untersuchung mit Vergrößerungsgläsern überzeugen kann. Das Ganze ist so vollkommen verkieselt, daß man Glas damit kratzen kann, und daß es die höchste Politur annimmt. (Asiatic Journal. August.)

Die Mahratten im Westen.

(Fortsetzung.)

Man hält an, und beim entzückenden Anblick der zauberischen Fernsicht wünscht man sich Flügel, um sich hierhin und dorthin zu schwingen in die Unendlichkeit, die sich dem Auge erschließt. Allenthalben ist der Anblick der Berge erhebend und groß, aber wenn ein südlicher Pflanzenwuchs Thäler und Schluchten erfüllt, wenn riesige Lianen mit ihren breiten Blättern unsichtbare Wasserquellen bedecken, und ihre Blüthen um Baumstämme schlingen, die sich über den Abgrund neigen, wenn der Colibri unter Bananen schwirrt und der Adler über drohenden Felsen schwebt, so erfüllt die Herrlichkeit einer vollendeten reichen Natur, so lockend und so gewaltig zugleich, die innerste Seele, und man begreift die indische Poesie, welche, ungeziert und ungeordnet, demnach im Einklange steht mit dem Lande, das sie gebaren. Man denke sich solche Naturscenen in den hehren Abend- und Morgenstunden.

Vergessen wir nicht, daß es Winter ist, daß man ohne zu große Mühsal zu Fuß wandern kann während der frühen Morgenstunden vor dem Aufgang der Sonne. Schon sind die höhern Berge von eisigem Schimmer beleuchtet. Der Kokila oder indische Kukuk läßt seinen Frühruf hören; kleine smaragdgrüne Vögel, wie Lerchen, erwachen und wirbeln mit fröhlichem Sange der Sonne entgegen. Sobald die Wälder sich erhellen und in ihrem herbstlichen Schmucke leuchten, erheben sich große Flüge von Papageien und lassen sich mit Geräusch auf den Fruchtbäumen nieder. Auf den gebrochenen Aesten eines uralten Baumes

ruhen teäge Geyer, den Kopf unter den flaumigen Flügeln verſteckt; um ſie aus ihrem Schlummer aufzuſcheuchen bedarf es mehrerer Steinwürfe, dann ſchwingen ſich dieſe Rieſenvögel mit leichtem Fluge zwiſchen den Bergen hin. Wenn in den Ghats der Sturm ſich erhebt und beim gewaltigen Rollen des Donners von allen Seiten Waſſerbäche in die Felsſchluchten ſtürzen, beugen ſich die Bäume und verſchlingen ihre Aeſte; zerſplitterte Bambus ſtürzen mit dürren Stämmen in die ſchäumenden Schlünde; Steine rollen, der Tiger flüchtet in die Höhlen, der Vogel verſtummt, aber dieſer Aufruhr in der Natur, den man mit den Sinnen für das Ende aller Dinge halten könnte, erneut die alte Erde, erfriſcht die Berge und ſchmückt die Felſen mit Grün und Blüthen.

Wenn die Sonne hoch genug heraufgeſtiegen iſt, um ihre Strahlen in das Dickicht der Wälder zu ſenden, belebt ſich der Pfad mit ſeltſamen Gruppen. Hier im Gebüſch haben ſich Taſchenſpieler niedergelaſſen, welche mit Schlangen in Körben, ihren Gaukelgeräthſchaften und einem abgerichteten Ochſen, welcher das Gepäck trägt, von einer Stadt zur andern ziehen; gleich wie der Gaukler ſeines Schmuckes entkleidet, ſeinen Reis kocht und während der Ruheſtunden ſeine bunten Lappen ausbeſſert, mit denen er ſich zum Ergötzen der Menge vermummt, ſo übernimmt auch das Laſtthier, der erſte Künſtler der Truppe, während den Zwiſchenacten ſeine dienſtbare Rolle. Dort auf abgelegenem Wege ziehen ſchweigend zwei junge Feldarbeiter hin; auf grober Hängematte zwiſchen zwei Bambus tragen ſie ehrfurchtsvoll ihre kranke Mutter nach liegend einem geheiligten Teiche. Dieſes primitive Volk, unverändert von dem Fortſchritt der Zeit, nähert ſich von den Ueberlieferungen früherer Jahrhunderte.

Die Schwierigkeiten der Bergpäſſe hielten mehrmals die engliſche Armee in ihren Feldzügen gegen die Mahratten auf. Nach den Kriegen, welche die Auflöſung und Unterwerfung der verbündeten Staaten herbeiführten, wurde der Bau einer Militärſtraße unternommen und vollendet, wie es eine Inſchrift des Lord Elphinſtone bezeugt. An der ſteilſten Stelle wurde ein Zollhaus errichtet, wo die Laſt- und Zugthiere, wie auch die Fußgänger ein geringes Weggeld entrichten müſſen; aber ſo wenig es auch iſt, ſo bringt dieſe Auflage dennoch dem Staat ungefähr 100,000 Fr. jährlich ein. Der Ochſentreiber gibt dem Einnehmer die Geſammtzahl ſeiner Laſtthiere an, und dieſer zählt ſie, indem ſie, eines nach dem andern, vorüberziehen. Dieſes oft ſehr langwierige Geſchäft verurſacht ein großes Geſperre auf der Straße; während ein Zug bergab ſteigt, zieht ein anderer aufwärts; Ochſen, Pferde, Karren ſtoßen zuſammen und erregen in dem ganzen Durchpaß unendlichen Staub. Man iſt zu warten genöthigt, und ich benützte dieſe Zeit, die Waffen eines vornehmen Mahratten im einzelnen zu betrachten; er ſaß ſehr ernſthaft an der Schranke und blickte in die unermeßliche Gegend zu ſeinen Füßen hinaus, die früher vielleicht das Eigenthum ſeiner Väter geweſen. Seine Lanze war ein langes Stück Eiſen, zweiſchneidig, mit harthölzernem Schaft, mit Leder überzogen und einem riſſelirten Metallgriff. Der runde Schild befand ſich, wie die Partiſane, in einem befranzten Lederfutteral; er hatte ungefähr 20 Zoll Durchmeſſer, fünf kleine Buckeln auf ſeiner Oberfläche, und konnte nur Bruſt und Schultern des Kämpfenden ſchützen, wenn er ſich im Ausholen vorwärts beugte. Die Kunſt gilt vollkommen unſern mittelalterlichen, und ihre Wirkung muß im Zweikampf fürchterlich ſeyn; ſie wird, wie der Schild, an einem Gehänge über der Schulter getragen. Die lange Flinte hatte ſtatt des Hahns eine feine Baumwollſchnur, welche während des Marſches ſtets brennend erhalten wird. Die ſchöne Damaſcenerklinge mit ſehr breitem Stichblatt ruhte in einer rothen Sammetſcheide. Es war mir eine ſeltſame Ueberraſchung, in den Händen eines Lebenden dieſe Waffen zu ſehen, die einem andern Zeitalter angehören, von denen einige ſchon die älteſten Völker trugen.

Man kann ſich leicht denken, daß die Vortheile dieſer Militärſtraße von einem Volke, deſſen Unterwürfigkeit ſie ſichert, wenig geſchätzt werden; der Wegzoll, womit die Kaſten beſteuert werden, erregte Unzufriedenheit, und den Mahratten waren die Schlagbäume wie in den engliſchen Grafſchaften eine Neuerung; doch mußte man ſeine Erzeugniſſe nach der Küſte bringen und nothgedrungen die Straße gut finden. Aber kühne Fußgänger, zu arm oder zu ſtolz, dem Geſetze zu folgen, wagen ſich oftmals in die Abgründe und wählen den kürzeſten Pfad, ohne das Zollhaus zu berühren. Mit Lebensgefahr ſteigt der Bergbewohner aufwärts und abwärts, indem er ſich an die Schlingpflanzen klammert und den trockenen Steambetten folgt. Es macht ihm Vergnügen ſich in die Einſamkeit zu vertiefen, Gefahren zu beſiegen und in nie betretene Wildniſſe einzudringen. Auch vollbringt er oftmals auf ſeinem Wege abergläubiſche Gebräuche, die Geheimniß fordern. Er weiht den Göttern die Feſtlinge des Thieres, das er zu ſeiner Nahrung ſchlachtet, und bewahrt den Stein, auf den das Blut gefloſſen, als ein Heiligthum, das ſeine Reiſe ſchützt. In den Spalten unerſteiglicher Felſen, an einer verſiegten Quelle, zwiſchen hohem Schilf, grünt eine Palme von der herrlichſten Art. Dieſem Baume, in ſeiner Sprache Tär oder Täl genannt (Caryota urens Lin.), weiht er eine Art von Verehrung, kletteret an dem Stamme hinauf, bis wo er ſeine gezähnten Blätter ausbreitet, hängt neben die Beeren, welche in langen Trauben herabfallen, legend eine Opfergabe, ein Ex-Voto, auf und zieht dann fröhlich ſeines Weges. Wenn er bei dieſem kühnen Unternehmen verunglückt, weiß niemand davon, und nur Hunderte von Adlern, Geyern und Falken bezeichnen mit heiſerem Geſchrei den Unglücksort. Mit Staunen ſieht der Reiſende dieſe Raubvögel in endloſen Kreiſen über dem Abgrunde ſchweben und fragt vergebens nach der Urſache; dieſe Bergkette, die an ihrem Fuße ſo reichlich bewachſen iſt, beherbergt auf ihren öden Klippen unzählige Schwärme von fleiſchfreſſenden Vögeln, und in ihren Höhlen und Klüften reißende Thiere im Ueberfluß, unter andern den Tſchita, einen kleinen Leoparden, der zur Jagd abgerichtet wird.

(Fortſetzung folgt.)

Die Beförderung der indiſchen Poſt durch Frankreich. Franzöſiſche Blätter (Univers vom 11 Septembre) enthalten darüber Folgendes: „Die indiſche Poſt, welche am 7 Auguſt in London abging, kam am 8 um 8 Uhr 20 Minuten Morgens in Calais an, ging um 9 Uhr 10 Minuten wieder ab und kam um 1 Uhr 33 Minuten nach Paris. Von Paris ging ſie um 2 Uhr 40 Minuten Morgens ab und kam am 11 um 4 Uhr 30 Minuten Abends in Marſeille an, ſo daß der Weg von Calais nach Marſeille in 67 Stunden 20 Minuten zurückgelegt wurde. Der Packwagen enthielt fünfzig eiſerne Kiſten von einem Quadratfuß mit den engliſchen Depeſchen und zehn kleinere Kiſten von verſchiedener Größe mit den franzöſiſchen Briefſäcken. Im Augenblick, wo die Poſt in Marſeille ankommt, werden die Pakete an Bord des engliſchen Paketboates gebracht, das nach einer halben Stunde ſchon die Anker lichtet, um nach Malta abzugehen.“

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 267.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

23 September 1844.

Oberst J. P. Hamiltons Erinnerungen an Columbia.

Zweiter Abschnitt. *)

Nachdem wir in Solidad neue Vorräthe von getrockneten Krabben, Geflügel, Zucker, Chocolade, Orangenmarmelade und einigem starken catalonischen Wein eingeladen hatten, fuhren wir ab und kamen an den Dörfern Savanna und Grande Rey de Molino vorüber. Der wilde Baumwollenbaum, der mit seinen vollen, reifen, geborstenen Capseln von den Ufern des Stromes herüberhing, gewährte uns einen neuen, wohlgefälligen Anblick. Wir sahen auch das Klettergewächs, von der die Vanille gewonnen wird; sie liebt einen feuchten Boden und nimmt sich an den Bäumen, um die sie sich schlingt, sehr lieblich aus; vormals wurde sie in beträchtlicher Menge nach Spanien verschickt. Die Menge von Kletterpflanzen, die von den hohen Waldbäumen herabhangen, hat ein ganz eigenthümliches Ansehen; in einiger Entfernung gleichen sie zuweilen dem Takelwerk an einem Kriegsschiffe. Häufig sind sie so dicht durcheinander gewachsen daß es unmöglich ist durchzukommen; manche von ihnen haben eine herrliche Blüthe. Viele Fruchtbäume liefern ein treffliches Holz zu eingelegten Arbeiten, dessen mannichfaltige Farben, gut polirt, den schönsten Glanz annehmen. Späterhin sah ich zu Bogota in mehrern vornehmen Häusern Probestücke von Zimmergeräthschaften, die mich durch die verschiedenfarbigen, schön polirten Holzarten, die sehr geschmackvoll daran angebracht waren, ganz in Erstaunen setzten. Die Creolen arbeiten aber sehr langsam, ein vollständiger Toilettentisch mit Schubladen würde von ihnen schwerlich unter einem Jahre vollendet werden; überdieß muß man ihnen, wenn sie kein Vermögen besitzen, das Geld voraus bezahlen.

Mein College und Reisegenosse Oberst Campbell schoß einen Vogel mit herrlichem Gefieder, Amarilla oder Goldbrust genannt; der Rücken war chocoladefarbig, die Brust goldgelb, und auf dem Kopfe hatte er eine schaelachrothe Haube; an Größe kam er einer Amsel gleich. Auch durch seinen angenehmen Gesang zeichnet sich dieser wunderschön Vogel aus.

Die Breite des Stromes hatte in dieser Gegend beträchtlich abgenommen, und seine Strömung wurde allmählich stärker. An dem Ufer lagen mehrere Hütten, die, beschattet von den großen, immergrünen Blättern der Königspalme, die zu einer ansehnlichen Höhe emporwächst, ein ländlich freundliches Ansehen hatten. Oefters sahen wir Häuser, die auf der nach dem Flusse zugekehrten Seite mit einer festen, kreisförmigen Umzäunung von Bambusrohr zum Schutz gegen die Alligatoren umgeben waren, die sich hier in großer Menge aufhalten. Ungeachtet dieser Vorsichtsmaaßregel finden sie dennoch dann und wann Gelegenheit sich eines Menschen zu bemächtigen. So hörten wir in Barranca, daß ein junges Mulattenmädchen von etwa 14 Jahren, als es seinen Krug am Flusse füllen wollte, von einem dieser Thiere bei der Handwurzel gepackt und unter das Wasser gezogen worden sey. Wenn es dem Alligator einmal gelungen ist einen Menschen zu ergreifen, so wird dadurch seine Begierde nach Menschenfleisch dergestalt angeregt, daß er denselben Versuch öfters und mit größerer Dreistigkeit erneuert. Die Einwohner bieten daher alle möglichen Mittel auf, um solche Alligatoren wegzufangen, was ihnen in der Regel auch leicht gelingt, da diese furchtbaren Amphibien so gefräßig sind wie ein Hai.

Um 3 Uhr des Morgens ankerten wir in dem kleinen Dorfe Pontecorvo, und waren herzlich froh, als wir uns am Ufer vor unsern Verfolgern, den Moskitos, die den Kahn schaarenweise umschwärmten, retten konnten. Hier schliefen wir, bis das Boot ankam, denn ich und mein Secretär waren die Nacht hindurch in dem Kahn vorausgefahren. Ich kaufte hier für drei Dollars einen schönen Papagai, der sehr deutlich einige spanische Worte sprach und durch seinen beständig wiederholten Ausruf: Viva Bolivar! Viva la Colombia! Viva la Patria! bewies daß er ein guter Patriot war. Diesen Vogel brachte ich nachmals mit nach England, wo er aber bald starb; er war zu sehr an die Luft und an die Sonne seiner schönen Heimath gewöhnt.

An dem Städtchen Pigna, das auf dem rechten Strom-

*) Siehe Nr. 244.

ufer liegt, kamen wir am 11 Januar 1824 varüber; bunte Käfer und Vögel schwirrten um uns, und so drückend war die Hitze daß uns unsere leichten Sommerkleider zu schwer waren. Bei Piqua erblickten wir einr Schaar kleiner schwarzer Geirr, dir vom Aase eines Alligators fraßen, und in den benachbarten Wäldern sahen wir ungeheure Campanodänmr. Am Stromufer ragten hier große Felsen empor, und die wildromantische Landschaft wärr des Pinsels eines Ruysdael oder Salvator Rosa werth gewesen. Wir bemerkten hier zahlreichr Schaaren kleiner Fische, die beständig aus dem Wasser iprangen, wahrscheinlich weil sie von Alligatoren verfaigt wurden. Südwärts zeigten sich uns in der Frne hohe Gebirge, erhabene Andengipfel mit glänzendem Schnee bedeckt.

In dieser Gegend des Flusses liegen mehrere Inseln, die mit hohen Bäumen und schönen Sträuchen, besonders von der Mimosa-Art, rrichlich bewachsen sind. Der Boden ist hier oft bis zur Tiefe von 15 Fuß außerordentlich fett und fruchtbar. In den Wäldern dieser Gegend wächst drr Bejucco, ein Kletterstrauch, der sa stark und zähe ist daß die Einwohner die Sparren ihrer Häuser und die Bambusstöcke an den Gerippen ihrer Champans damit zusammenbinden. Diese Champans sind lange, flache Boote, mit denen sie auf dem Magdalrnenflusse von der Stadt Mompor aus nach den innrrn Provinzen schiffen. Auf den Bäumen erblickten wir wieder dir rothen, langgeschwänzten Meerkatzen. Amerika ernährt eine große Affenfamilie, die in zahlreiche Stämmr zerfällt, deren Geschiechter und Gattungen aber nichts Uebereinstimmendes mit den afrikanischen oder asiatischen Affen darbieten. In den glühendheißen Strecken von Neuspanien, Brasilien und Guyana leben die langarmigen Klauenaffen, die Aluaten mit der Stentorstimme, die diebischen Sapajus, die därtigen Sakis, die phantastisch gefärbten Ustitis. Sie wiegen sich auf den Llaurn am Ufer des Orinoko und Magdalena, und es gibt Momente, wa man in eine Zauberwelt versetzt zu seyn glaubt, wenn man die Schlangen und Kaimans klappern hört, wenn man dir Colibris, die Stelzenläufer, Flamingos, Aktapis, die azurblauen Quitquits gewahrt, oder wenn man einen Sapaju mit einem häßlichen Klauenaffen sich doren sieht.

Ueber Nacht blieben wir in dem großen Dorfe Barranca nueva, das auf dem linken Ufer des Magdalena liegt, und fanden daselbst in dem Hause des Postmeisters ein gutes Quartier, das beste seit wir Santa Marta verlassen. Barranca ist ein beträchtlicher Stapelplatz für vielerlei Produetr, die auf Kähnen den Magdalena hinadgeführt und von hier aus auf Mauthieren nach Cartagena geschafft wrrden; desgleichen für trockene Waaren, für Weine die aus Europa, den Vereinigten Staaten und Jamaica über Cartagena und Barranca ins Innere des Landes versendet werden. Zur Argenzeit, drei Monate im Jahre, fährt man mit flachen Booten auf einem natürlichen Canal von hier nach Cartagena. Ein Ingenieur, der das Trrain zwischen diesrn beiden Orten in Augenschein gnommen, hat Hoffnung grmacht daß dieser Wasserweg mit wenigen Kosten auch für die übrigen Theile des Jahrrs zur Schifffahrt brauchbar grmacht werden könnte. Das Darf hat eine hohe Lage, und da der Wald umher ausgerodet ist, hat man eine schöne, freie Aussicht auf drn Magdalenafluß. Barranca nueva gegenüber liegt eine Insel, die ein Lieblingsaufenthalt der rothen Meerkatzen ist; des Nachts vernimmt man ihr entsetzliches Geheul.

Am Mittag kehrte unser wackerer Wirth, der Herr Postmeister, mit etwa 30 Männern und Frauen aus einem zwei Stunden entfernten Dorfe van einem Tauze zurück; die ganze ehrenwerthe columbischr Gesellschaft ritt auf Rossen und Maulthieren, und die Frauen saßen auf denselben mit übergeschlagenen Beinen wie die Männer; in diesen ländlichen Grfilden wußte man noch nichts von Damensättein und grünsammetnen Reitkleidern.

Barranca's Bevölkerung beläuft sich auf rtwa 1000 Seelen. Des Abends erquickten wir uns an riner frischten Stelle des Flusses durch ein erfrischrndes Bad, während eiu Bedirnter am Ufer Wache hielt, um Acht zu grben daß sich kein Kaiman unbrmerkt nähere. Dir cartagenische Briefpast irgt van Barranca nueva nach Honda einen Weg van etwa 800 Mrilen in fünfzehn Tagen zurück. Das Felleisen befindet sich in einem langen, leichten Canve, welches, unter der Leitung van vier Rudrern, Tag und Nacht stramaufwärts fährt. Einer von ihnen ist immer mit Rudern, ein anderer mit Leukung des Kahns beschäftigt, nach sechs Stunden werden sie van ihren beiden Gefahrten abgelöst.

Gegrn Abend verließen wir Barranca; am Morgen hatte der Postmeister einen Brief empfangen mit dem Auftrage, für zwei von Panama abgeschickte Mitglieder des Congrresses, dir binnen sechs Tagen mit ihrem Gefolge und Gepäcke rintreffen würden, zwanzig Pferde und Mauthiere nach Cartagena zu schicken. Als wir abreisen wollten, trafen wir den Obersten Johnstone und einen irländischen Officier; der erstere war fünf Jahre in columbischen Diensten gewesen, hatte in den meisten Schlachten und Gefechten gegen den spanischen General Morillo mitgefochten und war schwer verwundet worden. Er hattr jetzt, nachdrm er zuletzt Stabsofficier bei dem Bataillon Albion, das aus drittischen Soldaten bestand, gewesen war, den Dienst mit Beibehaltung seines halben Soldes verlassen und war eben auf seiner Rückreise nach England begriffen. Officiere, die ohne verwundet worden zu seyn außer Dienst treten, erhalten nur ein Drittel ihres Soldes fortbezahlt. Geschäftsträger der Vereinigten Staaten von Nordamerika bei der Republik Columbia war dazumal Oberst Todd.

Als wir mit gutem Winde den Strom hinauf nicht weit vom Ufer hinsegelten, schoß ich einen Leguan, welcher von der Nasenspitze bis zum Ende des Schwanzes vier und einen halben Fuß lang war. Da drr Leguan, wie mir der Schiffspatron sagte, für einen Leckerbissen gilt, so wurde er dem Koch mit drm Auftrage übergeben denselbrn als Frieassee mit einer weißen Sauce zuzubereiten. Sein Fleisch schmecktr auch in der That vortrefflich und war so weiß und zart als Hühnrrfleisch. Obrrst Campbell und ich begaben uns mit unsern

Flinten auf den Kahn, weil wir uns auf demselben, da er weniger tief im Wasser ging, dem Ufer mehr nähern konnten, und erlegten drei rothe Aras. Hierauf landeten wir und gingen nach einem kleinen See, auf dem sich, wie uns die Indianer sagten, sehr viele Wasservögel aufhielten; unterwegs sahen wir auf den Bäumen mehrere schwarze wilde Truthähne sitzen. Einem kam ich zum Schusse und verwundete ihn, aber es gelang ihm dennoch zu entkommen. Auf dem See, der mit Schaaren von mannichfaltigen Wasservögeln bedeckt war, schoß mein Freund einen dunkelfarbigen Brachvogel mit einem fünf Zoll langen gekrümmten Schnabel. Am Ufer des Flusses war auf einem Pfahl der Kopf eines Tigers aufgesteckt, welcher erst vor kurzem erlegt worden seyn mußte und mit seinen großen starken Zähnen die Vorüberfahrenden wüthend anzugrinsen schien.

In einer Hütte, neben der sich ein Viehhof befand, welcher durch eine Umzäunung von starkem Bambusrohr gegen reißende Thiere verwahrt war, fanden wir eine farbige Frau emsig damit beschäftigt Käse aus unabgerahmter Milch zu bereiten. Wir ließen uns von ihr Molken geben, die uns vortrefflich schmeckten nach der großen Hitze, welche wir auf einem Wege durch Wälder, in denen das Dickicht der Bäume und Gesträuche jedem Lüftchen den Zugang verwehete, ausgestanden hatten. In dieser Hütte sahen wir eine Pica aber das lange spitzige Instrument, mit dem man hier die Ochsen lenkt und antreibt, welche, da sie fast ganz in der Wildniß leben, sehr unbändig sind.

Wenn wir so auf der Jagd umherstreiften, waren wir wegen der vielen giftigen Schlangen, die sich in den Wäldern und sumpfigen Gegenden aufhalten, beim Gehen immer sehr auf unserer Hut. Besonders gefährlich sind die Klapperschlangen und Agues, deren Biß tödtlich ist, wenn man nicht sogleich gewisse Gegenmittel anwendet, welche die Eingeborenen gewöhnlich bei sich führen. In einigen Bäumen bemerkten wir große Löcher, die man, wie uns gesagt wurde, gemacht hatte um Honig und Wachs der wilden Bienen aus denselben zu bekommen; das letztere ist ein sehr wichtiger Artikel in einem Lande wo in allen Städten und Dörfern so viele geweihte Stätten und Altäre zur Ehre der Jungfrau und eines Heeres von Heiligen das ganze Jahr hindurch erleuchtet sind.

Wir fuhren an den Dörfern Barranca Vieja und Puel vorüber, die beide auf dem linken Ufer des Flusses liegen, um den sich hier wellenförmige Hügelreihen und grasartige Waldgegenden ausbreiten. Der Thermometer stand Nachmittags um ein Uhr im Schatten auf 87° F., um drei Uhr auf 89°. Ein Indianer sprang seines Strohhuts wegen, der ins Wasser gefallen war, über Bord und erhielt ihn wieder, ohne daß ihm ein Unfall zugestoßen wäre; die Indianer schwimmen mit einer bewundernswürdigen Geschicklichkeit. Ein großes Floß voll Pferde, das mit einer Umzäunung von starkem Bambusrohr umgeben war, fuhr stromabwärts neben uns vorüber. Wir sahen eine große Menge rother Papagaien (Aras), die immer paarweise zusammensitzen; zuweilen blickte auch nur ihr rother Kopf aus den hohlen Bäumen hervor, in welchen sie nisteten.

Ueber Nacht blieben wir in einem Dorfe am Stromufer. Als wir hier des Abends bei Mondlicht auf dem Markte umhergingen, trafen wir Menschen von mannichfaltiger Farbenzeichnung, die gruppenweise um kleine niedrige Tische saßen, an welchen sie um Confect Karte spielten. Diese Neger, Indianer, Mulatten, Mestizen, Zambas und Creolen schienen dabei mit einer Leidenschaft auf den Gewinn versessen zu seyn wie die professionirten Londoner Spieler, welche Summen von Tausenden auf Eine Karte setzen, und wir waren nicht wenig verwundert, oder es ärgerte uns vielmehr, daß sie darüber kaum die geringste Rücksicht auf uns nahmen. Die Einwohner des Dorfes waren lauter Fischer; eine große Menge von Fischen, welche an Gestalt und Farbe den Rochen glichen und etwa zwei bis drei Pfund wiegen mochten, hingen, zum Trocknen in der Sonne an Stricken aufgereiht, im Dorfe umher. Da wir uns vor Sonnenuntergang mit unseren Moskitonetzen wohl verwahrt hatten, konnten wir den blutdürstigen Insecten Trotz bieten, an deren Gesumme wir merkten, wie sie überall an denselben umherflogen um eine Oeffnung zu suchen. Beim Schlafengehen sollte jeder einen Bedienten bei sich haben, der sogleich die Bettvorhänge hinter ihm zumachte, sonst folgen ihm diese Peiniger nach und stören ihn durch Stechen und Summen die ganze Nacht hindurch in seiner Ruhe. Es gibt nicht leicht etwas Schmerzhafter s als die Stiche der Moskitos in einem tropischen Klima. Man kann sich nicht erwehren an der gestochenen Stelle zu kratzen, wodurch eine zuweilen sehr bösartige Geschwulst entsteht. Die Eingebornen legen in Rum getauchten Tabak auf die bösen Stellen, was, wie ich an mir selbst zu bemerken Gelegenheit hatte, die Entzündung bedeutend vermindert.

(Fortsetzung folgt.)

Die Insel Keg,

neuerer Zeit mehrfach von den russischen Journalen genannt, weil der Großfürst Thronfolger dieselbe im Mai dieses Jahres besuchte, liegt in der Mitte der Dwina, der Stadt Archangelsk gegenüber; die Ufer derselben werden jedes Jahr beim Aufgehen des Eises von dem Wasser und dem Anstoß des Eises unterwaschen. Nach den Erzählungen alter Leute war die Insel noch zu Zeiten Peters des Großen nur 150 Klafter von der Stadt, und jetzt ist die Entfernung auf 500 Klafter gestiegen. So wird die Insel mit jedem Jahr verkleinert. Dieser Proceß muß schon seit langen Jahrhunderten fortgehen, denn das Wort Keg bedeutet in der karelischen Sprache „krank," und die Bewohner nannten sie so, weil sie dieselbe sichtlich hinschwinden sahen. (Nord. Biene. 23 Aug.)

Die Mahratten im Westen.

(Fortsetzung.)

Wie man in das Land vordringt, findet man allenthalben Spuren des alten Feudalwesens, dessen letzte Ueberreste in den Waffen zu sehen sind. Auf allen steilen Anhöhen und selbst in Dörfern erheben sich

die Bogen der mahrattischen Häuptlinge; obwohl jetzt verlassen und zerfallen, überraschen sie noch durch ihren Umfang und die Kühnheit ihres Baues. Wenn die Veste die Spitze eines Hügels krönt, dehnten sich ihre Mauern bis in die Ebene aus, bis an den Rand eines Grabens, und deckten so jeden einnehmbaren Punkt; manchmal waren zwei Bergr durch einen doppelten Wall verbunden und bildeten so Eine große Befestigung von der Ausdehnung einer Stadt; Tausende von Menschen wohnten geschützt in diesen unermeßlichen Räumen, die verschanzten Lagern glichen. Endlich gab es noch Vertheidigungslinien auf den steilsten Felsgräten, in einer Entfernung von mehrern Stunden, wie Gränzlinien zwischen zwei Völkerschaften. Die Wälle und Thürme waren großentheils aus Erde aufgeführt; muselmännische Geschichtschreiber behaupten sogar, die indischen Fürsten hätten ihre Festungen nie anders gebaut, und versichern daß diese dicken Mauern, mit Zinnen besetzt, den Batterien mittlern Geschützes Widerstand zu leisten vermochten. Indeß sah ich an den Eckthürmen eines alten Schlosses einiges Mauerwerk von querübergelegten Ziegelsteinen. In den Zeiten der Unabhängigkeit hatte jede Anhöhe ihre Befestigungen; während eines Krieges, wenn das Volk, hartnäckig dem Brahmadienst ergeben, sich gegen das Joch der Mogols empörte, wurden Feuer auf den Bergen angezündet; diese Zeichen verbreiteten sich mit Schnelligkeit und riefen allenthalben Krieger herbei. Heutzutage gleichen diese alten Castelle mit ihren zerfallenen Thürmen, ähnlich denen zu beiden Seiten des Rheins, altersschwachen Greisen, denen das Gedächtniß entschwunden ist; wo sonst unaufhörliches Kriegsgeschrei erscholl und die Kettenglieder des mahrattischen Bundes geschmiedet wurden, wüthen jetzt Sturm und Regen und zerstören die verlassenen Mauern, die gleich einem Leibe ohne Seele in Asche und Trümmer zerfallen, oder von wilden Thieren in Besitz genommen ein Zufluchtsort der Schlangen und Würmer werden. In unserem Himmelsstriche wurzeln Epheu und kleine Pflänzchen, in den Tropenländern mächtige Lianen und Riesenblumen an dem Gemäuer, das von ihnen vollends zerstört wird; Vögel säen die Samen des Waldes darin aus, und bald umgibt die Wildniß, was von Menschen verlassen wird. Manchmal ziehen vor den klaffenden Thoren dieser Vesten schöne baktrische Kamele vorüber, noch einmal so groß und stark wie der braune Dromedar der Wüste von Suez; sie steigen mit verlängerten Schritten den Hügel herab, und ihr Führer schläft sorglos auf seinem wiegenden Sitze und setzt ohne Aufenthalt seinen Weg fort; er trägt dem Bergschlosse nicht mehr die reichen Stoffe von Delhi und Agra zu!

Es ist natürlich daß ein vorzugsweise kriegerisches Volk, das noch der Regenzeit stets in den Kampf zog, für die Ueberlieferung seiner Heldenthaten glühe. Jetzt, da sich dieß alles geändert hat, bleiben ihm nur die Erinnerungen vergangenen Ruhmes! Der Mahratte denkt beständig daran; diese Gedanken glühen in seiner Seele, wie die Lunte seines Gewehres, die immer fortglimmt, Tag und Nacht, in der stillen Ebene, im Schooße tiefsten Friedens, den er nicht zu stören vermag. Die Sänger des Volks gehen von Dorf zu Dorf und singen zum Klange der Mandoline oder des Tamburins diese kriegerischen Thaten, ähnlich den Barden von Koromandel, die, näher den Gauklern und Mimen verwandt, die Menge oft durch leichtfertige Lieder ergötzen.

Diese historischen Ueberlieferungen und Legenden nennt man Kathas, von Kath, „reden," wie die Saga der Isländer von segia, „singen," abstammt. Sie bringen in dem horchenden Kreise eine ruhige, aber tiefe Begeisterung hervor, die sich nur durch die Unbeweglichkeit der Zuhörer darthut. Ich sah mehrere Beispiele davon, aber besonders Ein merkwürdiges. Einst des Nachts befand ich mich in dem Dorfe Karli; die Saiten hörten nicht auf zu tönen, und ich wollte daher zusehen, was in dem indischen Dörfchen vorging. Ich drängte mich zwischen den Bambus durch, die auf diesen Höhen wie ein Wald emporschießen, um mich dem Hundegebell zu entziehen, und sah neben den Hütten zwei Sänger von der erstaunten Menge umgeben. Wenn der Athem ihnen fehlte, goßen die Frauen, aus Furcht die Erzählung möchte ein Ende nehmen, Oel in die Lampen an den Thüren, und das hellere Licht schien die Eingebungen der Improvisatoren aufs neue zu beleben. Es gemahnte an die Dichtkunst der Alten und ihren Vortrag mit Musikbegleitung; es waren die Grundzüge der epischen Dichtung, wie des Drama's. Sonst hatten wohl diese kriegerischen Volkslieder zu Waffen und Kampf geeifen! So verging ein großer Theil der Nacht. Die Greise blickten starr zur Erde; ihre langen Bärte bebten um den krampfhaft geschlossenen Mund; die Frauen schienen lebhaft aufgeregt durch Sang und Klang; die Männer waren wie überwältigt durch den Inhalt des Vortrags. Als die Rhapsoden schwiegen sank ein Gestirn unter, hinter den Mauern der Veste von Logar, über denen es wie ein Feuerzeichen geleuchtet hatte. Einige Meilen vom Dorfe entfernt und ungefähr 6500' über dem Meere erhebt sich dieses Bergschloß, das einst für uneinnehmbar galt, und dessen Besitzer es lange gegen den Herrscher von Punah behauptete. Als er sich endlich auf Zureden des Generals Wellesley nach dem Kriege von 1802 ergab, versicherte er daß er seit dreißig Jahren die Veste nimmer verlassen habe. Dreißigmal sah der alte Adler von seinem Horste herab das Jahr sich erneuen, ohne einen Augenblick in seinem Entschlusse, das ihm anvertraute Gut zu bewahren, wankend zu werden.

Gegenüber von Logar, wo die Fernsicht gegen Westen sich auf dreißig Stunden ausdehnt, und in geringer Entfernung von dem Dorf Karli, befindet sich ein in den Felsen gehauener Tempel, merkwürdig genug und verschieden von den schon beschriebenen. Er ist 126' lang und 46' breit; sein Gewölbe mit beinahe spitzen Bogen ist mit Holzwerk bekleidet, von neuerer Arbeit als das übrige Gebäude. Die Vorderseite, mit einem Säulengang in riesigen Verhältnissen von kurzmähnigen Löwen überragt, ist mit feinem Bildwerk geschmückt, worunter eine Gruppe Elephanten, die ihre Rüssel verschlingt, besonders hervortritt. Im Innern zieht sich abermals eine niedrige Colonade bis in den Hintergrund des Chors, welche mit knieenden Elephanten verziert ist; hier erhebt sich ein runder Altar, von einem Schirme gedeckt, ohne irgend ein Götzenbild. Dieser Tempel gehörte der Secte der Dschainasen, die sonst auf der ganzen Halbinsel blühte, jetzt vielleicht nur noch in Guzerat besteht. Welcher unbekannten Gottheit war er geweiht? Die sehr alten Inschriften, verschieden ausgelegt, schienen nur Namen und Würden einiger Stifter anzudeuten, und enthalten nichts der Wissenschaft Ersprießliches. In den Felsen gehöhlte Gemächer, links vom Eingang, scheinen den Priestern zum Aufenthalt gedient zu haben; sie sind, wie die Pagode selbst, gegen Westen gewendet. In den Capitälen der Säulen nisten Fledermäuse und Palmratten; in den Nischen, um ein bramanisches Standbild von einer Lampe erhellt, hausen häßliche Bettler, an Händen und Füßen verstümmelt, ohne sich um den Namen des Gottes zu bekümmern der hier verehrt wird. So flüchten Armuth und Elend stets unter himmlischen Schutz, wenn ihnen der irdische versagt ist.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortliche Redaction: Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 268.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

24 September 1844.

Die thebaische Wüste und Siwah.

(Nach Will. Hunter.)

Mitten zwischen steilen, sehr hohen Felsen am rechten Nilufer, von Assuan bis einige Meilen nördlich von Antinopolis, sieht man eine Menge in den Fels eingehauener Grotten; östlich von denselben erstrecken sich bis an das Rothe Meer Sandwüsten. In dieser Einöde lebten die in der Kirchengeschichte berühmten Einsiedler. Schon vor dem dritten Jahrhundert gab es Asceten und Anachoreten, die sich in der Enthaltsamkeit übten, besonders in Aegypten und in der thebaischen Wüste. Die Christenverfolgungen unter Diocletian vermehrten ihre Anzahl, und noch jetzt sollen sich koptische Mönche in dieser Wüste aufhalten. Die großen Landstriche, welche sich westlich und östlich vom engen Nilthale und dem breiten Delta erstrecken, gehören zu Aegyptens politischen Dependenzen; sie werden von kleinen, meistentheils kahlen Bergketten durchzogen und sind durch diese von öden Sandwüsten getrennt, in welchen mehr oder minder fruchtbare Oasen im Sandmeere liegen. Durchstreift werden diese Gegenden von rohen Beduinenstämmen, die zum Theil in Höhlen wohnen, und bald in der Wüste, bald an den Nilufern erblickt werden. Der Stamm der Wulad Ali und deren räuberische Nachbarn waren in früheren Zeiten eine arge Geißel für die fruchtbaren Gefilde von Aegypten.

In der Umgegend der Oase von Theben, heutzutage El Kargeh genannt, wurden in neuerer Zeit die Ruinen von drei schönen Tempeln und eine Nekropolis entdeckt; der große Tempel hat drei Ringmauern, und das Dach, von welchem noch ein Theil vorhanden ist, ward von mächtigen Felsblöcken gebildet; an den drei Tempeln erblickt man kolossale Statuen und Hieroglyphen. Die Nekropolis besteht aus etwa 300 Gebäuden von ungebrannten Backsteinen; die an den Mauern befindlichen Heiligenbilder beweisen daß sie Christen zum Aufenthaltsort gedient haben. Noch im 17ten Jahrhundert war hier ein Kloster, das sich durch die Gelehrsamkeit seiner koptischen Mönche, mit welchen europäische Orientalisten in Correspondenz standen, einen großen Ruf erworben hatte. Diese Oase von El Kargeh mit ihren heidnischen und christlichen Cultusdenkmalen wird von den nach Darfur ziehenden Karawanen besucht.

Westlich von dieser großen Oase liegt die kleinere, Dakhel genannt, mit dem Städtlein Medinat el Kafir, dessen Einwohner einigen Handel treiben mit Aegypten, Nubien und den dahin ziehenden Kaufleuten. Diese Oase hat stark besuchte Schwefelbäder, und auf Wadi el Bari liegen Ruinen römischer Bäder und einer griechischen Kirche. Von Medinat el Kafir aus macht man gewöhnlich einen Ausflug nach den Natronseen, merkwürdig durch die ungeheure Menge Natron, das seit den ältesten Zeiten hier gewonnen wird. Diese Seen liegen in der Salzwüste, welche Strabo und Ptolemäus beschrieben haben. In der Kirchengeschichte ist auch diese Einöde berühmt wegen der vielen heiligen Einsiedler, die im vierten Jahrhundert hier hausten; auch das Kloster des heiligen Makarius befand sich hier.

Die Oase Siwah entspricht dem Ammonium der Alten, das wegen seines hochgeachteten Orakels, seiner theokratischen Regierung, der herrlichen Tempel, Palmenhaine und Sonnenquelle so berühmt war, als berüchtigt durch die Schmeichelei der Priester, welche Alexander den Großen als Jupiters Sohn begrüßten. Diese Oase, vormals so reich und Mittelpunkt eines ansehnlichen Handels, hat jetzt nichts mehr als die berühmte Quelle, einige Tempeltrümmer und wird von einem tiefgesunkenen, auf niedriger Culturstufe stehenden Stamm bewohnt, dessen Mitglieder sich großentheils mit Viehzucht befassen. Etwa 2000 Menschen wohnen in der Stadt Siwah, die eine ganz eigenthümliche Bauart hat und wegen der konischen Gestalt und der dichten Zusammendrängung der Wohnungen mit einem Bienenkorbe verglichen wird. Schätzbare ägyptische Sculpturen entdeckte man neulich in einem Kellergewölbe in Siwah, in dessen unmittelbarer Umgebung vor wenigen Jahren die Ruinen des weltberühmten Jupiter-Ammons-Tempels und der dreifachen Ringmauern desselben entdeckt wurden. Die Priester dieses im Alterthum so hochgefeierten Gotteshauses, welches zugleich eine hochwichtige Stätte der Cultur für Afrika war, sollen im Besitz einer

Digitized by Google

brsondern Geheimlehre grwesen seyn, wie dir befreundeten Männer von Eleusis. Etwa eine Viertelstundr von den Tempelruinen, gegen Südosten, hat man in einem Palmenhain die berühmtr Sonnenquelle aufgefunden, und in einem brnachbarten Hügel, Dschebel Abudekr genannt, findrt man geräumige Katakomben, die zum Theil nomadischen Arabern zum Aufenthalt dienen. Ein Kaufmann von Suez verlebte rinst eine Nacht bei diesen Troglodyten, von deren Sitten und Bräuchen er mir viel Anziehendes mittheilte. In diesen schauerlichen Katakomben haben Aegyptier, Grirchen und christliche Einsiedler gelebt. Der große Tempel des Jupiter Ammon bestand aus ungeheuren Felsblöcken, und seine Verzirrungen waren durchaus ägyptisch; die verehrtrn Gestalten von Isis und Osiris erblickt man hie und da in den Tempeltrümmern. Das aus Smaragden und andern Edelsteinen verfrrtigte Standbild des Zeus glich vom Kopfe bis zur Mitte des Körpers einem Widder. Etwa zwölf Mrilen nordwestlich von Siwah lirgt ein See, und in demselben einr Insel, welchr noch kein Reisrnder besuchen konnte und von der die Eingebornen die wunderlichstrn Dinge rrzählen.

Nachdem ich mir Siwah und seine alten Prachtdenkmalr genugsam brtrachtet hattr, besuchte ich Kossrir, Suez und das in Ruinen gesunkenr, verödete, von Belzoni wieder aufgefundene Berenice, zur Zeit der Ptolemäer rinr herrliche, glanzerfüllte Stadt, jetzt ein von hagern Arabern und Schakalen bewohnter Schutthaufen. Man rrkennt noch die Richtung, in der dir Straßen liefen, erblickt auch rinen fast ganz vom Sande verschütteten, mit Sculpturen bedeckten Tempel.

Oberst J. P. Hamiltons Erinnerungen an Columbia.

Zweiter Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Mit Tagesandruch verließen wir das Dorf, und sahen bald darauf rine etwa fürdrn Fuß lange, grün und schwarz gezeichnete Schlange, die an dem Ufer des Flusses unter den Büschen hinschlüpfte; ehe wir aber unsere Flinten zur Hand hatten, war sir schon verschwunden. Gegen Mittag kamen wir an der Stadt Teneriffa vorüber, dir in dem Freiheitskampfe viel hatte leiden müssen, weil die Einwohner Godos waren. So nennt man hirr die Spanier wegen ihrer Abstammung von den Gothen. Dir Kirche und dir schönsten Häuser waren im Jahre 1821 niedergebrannt worden. Einer unserer Indianer fing rinr kleine Wasserschildkröte, und bald darauf fahrn wir einen großen Flsch, den man Bagre nennt und wegen seines sehr wohlschmeckenden Fleisches schätzt: unsere Reisr auf dem Magdalena und im innern Columbien war für uns rin höchst lehrreicher Cursus der Zoologie,, Botanik und verwandter Naturwissenschaften.

Wir kamen an einer Sanddank vorüber; daselbst sahen wir wieder rinen großen todten Alligator liegen, um welchen sich eine Schaar von Geiern versammelt hatte, unter denen ich auch zwei Geierkönigr bemrrkte. Man sagt, drr gemeine Geier verlassr seine Beute als willfähriger Unterthan, und mache bloß den Zuschauer bei der Mahlzeit, sobald sein König erscheine. Mag dieß sonst der Fall seyn, hier mußte man glauben, der Geist des Republicanismus habe sich auch auf das gefiederte Geschlecht erstreckt, und der Oberherr werde nicht mehr mit der altrn Achtung behandelt, denn dir zwei Könige und alle ihre Unterthanen saßen hier ohne Unterschied und Ceremonie bei dem Festmahlr versammelt, so fröhlich wie König Arthur und seine Ritter. Wir sahen heutr zum erstenmal den Cabeza negra (Schwarzkopf), rinen gewaltigen Vogel, der stehend fünf vollr Fuß hoch ist; am Lride ist er weiß, auf drm Kopfe schwarz, um den Hals scharlachroth. Er war sehr scheu und ließ sich nicht zum Schussr kommen. Auch flogen mehrere Zügr Papagairn mit großem Geschrei über uns hin.

Das frrundlichr nette Aeußerr des Dorfes Plato bewog uns daselbst unser Nachtquartier zu nehmen. Als wir des Abends, wir gewöhnlich, im Dorfe umhergingen, trafen wir in einem Hause zwei schwarzr Knaben, die auf der Violine spielten, ein Mädchen das rine klrine Pauke schlug und einen Mulattenknaben der mit drm Triangel begleitete. Wir waren nicht wrnig erstaunt, als wir diesr dunkelfarbigen Musikanten mit vielem Geschmack einige Walzer spielrn hörten, und da wir den Wunsch äußerten rinige Paare dazu walzen zu sehen, bildrte sich bald ein Kreis, aus welchem Tanzlustige hervortraten. Mein junger Secrrtär walzte mit einigen hübschen Mulattenmädchen, und mehrerr der Dorfbewohner wurden nicht müdr sich zwei Stunden lang hrrum zu drehen. Es war ein Vergnügen junge Mädchen von acht bis neun Jahren mit der größten Anmuth tanzen zu srhen, und die Grschicklichkeit zu beobachten mit welcher sie dabei ihren Armen dir wohlgefälligstrn Stellungen zu geben wußten. Die Creolen, Indianer und Neger haben auch einen sehr richtigen Tact und ein außerordentlich feines Gehör für Musik. Spater habe ich oft mit Vergnügen an diesen Abend gedacht. Die Dämmerung war kühl und erfrischend, der Mond schien voll auf uns herab und allrs stimmte zu unserer Fröhlichkeit. Dir kleinen nackten Knaben und Mädchen, die mit kreuzweis überrinandergeschlagenen Beinen, gruppenweise beisammensitzend uns lachend zusahen, sowir dir Tanzer, alle delustigte dir Neuheit des Vergnügens. Als wir in drr Frühe das Dorf verlassen wollten, brachtr ein junges Mulattenmädchen dem Oberst Campbell einen Napf voll Milch und einige Früchtr zum Geschenk. Der Oberst hatte am vorigen Abend mit ihr grplaudert und sir mit einer Klrinigkrit brschenkt, wofür sir ihm durch diese Gaben ihrr Dankbarkeit brweisen wolltr.

Wir nahmen von hier aus ein Mädchen mit uns nach Mompor, welches auf seiner Reisr stromabwärts durch einen unglücklichen Zufall seinr Habr ringebüßt hattr; das Canoe, auf dem sie fuhr, war in der Nacht durch einen umherschwimmenden Baum, an den es stieß, umgeworfen worden und alles darauf befindlichr Gepäck verloren grgangen. Auf der heutigen Tagreise schoß ich rinen Reiher, der von einrr Flügel-

Digitized by Google

spitze bis zur andern fünf Fuß lang war. Wir sahen viele wilde Enten und Gänse, und an den Ufern des Flusses schöne grüne Eidechsen, die außerordentlich behend und schnell in allen ihren Bewegungen waren. An seichten Stellen des Flusses waren die kleinern Fische in großen Haufen so dicht zusammengedrängt, daß der Kahn sie zu durchschneiden schien. Ebendaselbst zählten wir auch, auf einer Strecke von zwei bis dreihundert Schritten, dreißig Kaimans, die um unser Boot schwammen; gewöhnlich kommen sie nur mit dem Kopfe über das Wasser hervor.

Die Bewohner dieser Gegenden haben eine besondere Vorliebe für die Hunde, die in großer Menge in allen Dörfern umherlaufen und durch ihr Gebell den Jaguar oder gefleckten Tiger, den Leoparden und andere Raubthiere verscheuchen. Die Hundswuth soll in ganz Südamerika nicht vorkommen.

Wir fuhren vor dem Dorfe Somdrone vorüber und blieben über Nacht in dem Orte San Pedro. Am folgenden Tage schossen wir viermal auf Alligatoren, die dem Kahne ganz nahe gekommen waren, mit Posten, und mochten wohl einige von ihnen verwundet haben, da sie sogleich untersanken und sich nicht wieder blicken ließen. Kugeln aus einer Büchse von Staudenmeier, in mäßiger Entfernung abgeschossen, müßten gewiß ihren dichten Schuppenpanzer durchdringen. Die Nacht brachten wir in dem sogenannten Sitio del Demonio (Teufelsherberge) zu, die ihren Namen von den vielen kleinen Teufeln hat, die daselbst in Moskitogestalt umherschwärmen. Mit Sonnenaufgang reisten wir weiter. Diesen Morgen fiel der Steuermann des Kahns, der über den Durst getrunken hatte, über Bord, und sogleich zeigte sich ein großer Kaiman, der auf ihn zueilte. Das Schlagen mit den Ruderstangen auf das Wasser und ein furchtbares Geschrei, welches die Indianer und Neger erhoben, hielt ihn jedoch so lange zurück daß wir dem Steuermann, den das Untertauchen und der Alligator auf einmal ganz nüchtern gemacht hatten, ein Seil zuwerfen und ihn mit demselben wieder an Bord ziehen konnten.

Die Schiffahrt auf dem Flusse wurde jetzt wegen der Menge von großen Bäumen die im Wasser lagen, und wegen der durch die Hemmungen seines Laufs verursachten Stemmungen und Wirbel, sehr beschwerlich. Das Schiffsvolk mußte, da Windstille eingetreten und das Wasser an den andern Stellen des Flusses zu seicht war, die Boote sehr mühsam mit den Ruderstangen durch diese Bäume durcharbeiten. Unter diesem anstrengenden Geschäft, und während sie am stärksten schwitzten, tranken sie oft mit gierigen Zügen aus großen Gefäßen Wasser, ohne die geringsten nachtheiligen Folgen davon zu verspüren, was zum Theil seinen Grund auch darin haben mochte daß das Wasser durch die schwüle Luft erwärmt war; der Thermometer stand um 3 Uhr des Nachmittags im Schatten auf 93°.

(Schluß folgt.)

Die Mahratten im Westen.

(Fortsetzung.)

Religiöses Gefühl ist ein bezeichnender Zug im Geiste der Gebirgsvölker, gleichwie die Vaterlandsliebe; die Mahratten, treu dem Brahmadienste, vertheidigten ihren Glauben gegen die Uebermacht des Islams und kämpften zugleich für die Unabhängigkeit ihres Landes gegen die Anhänger des Propheten. Angeeifert von ihren Brahminen, gründeten sie ein ungeheures, aber nur ephemeres Reich; mit Hülfe der Umtriebe dieser selben Priester würden sie ihre Freiheit wieder erlangen, wenn es je möglich wäre. Diese Kaste genießt unter den Mahratten eine große Verehrung, wird aber in andern Provinzen so wenig geachtet, daß niemand ein Bündniß mit ihr eingehen möchte. Indeß rühmt sie sich, wie ihre Nachbarn in Südindien, in den Besitz des Landes durch den Gott Parasurama gekommen zu seyn, der als sechste Fleischwerdung Wischnu's auf die Erde niederstieg, um den Kampf zwischen der Priester- und Kriegerkaste zu beendigen. Will man dieß Dogma näher betrachten und seinen geschichtlichen Werth aufsuchen, so bedeutet es einen ehemaligen König, der zwei eifersüchtige Kasten vereinigte, indem er ihnen gleiche Rechte nach verschiedenen Seiten hin einräumte. Daher diese zahllosen kleinen Radschas, Edelleute mit Erbrecht und Grundbesitz, die in Indien verbreitet sind; auf der andern Seite die Schenkungen von Grund und Boden, welche den Brahminen gemacht wurden, und deren nicht sehr altes Datum auf metallenen Platten verzeichnet ist. So verbreitete sich auch Sprache, Religion, bürgerliche und kriegerische Verfassung der Hindus auf so großen Länderstrecken, und wenn dieß auch nur langsam und allmählich geschah, so wurde dieß Werk der Civilisation doch keineswegs durch Ueberfälle der mittelasiatischen Völker unterbrochen, gegen welche Hindustan durch hohe Berge, mächtige Ströme und das Meer geschützt war. Aber der Ursprung der Mahratten wird dadurch etwas erniedrigt daß sie von den drei untersten Kasten abstammen, die nicht, wie die übrigen, sich zu den wiedergebornen zählten; ihre Vorfahren waren Ackerbauer, Schaf- und Kuhhirten; ungeachtet aller ihrer Ansprüche dürfen sie sich nicht mit den Radschputen, „Königssöhnen," deren Name schon ihre hohe Würde verkündet, in Eine Reihe stellen.

Es ist sicher, daß auch sittliche und physische Verschiedenheit die Völker von Radschastan und Maharaschtra trennt. Das Föderativsystem bestand in beiden Ländern; in beiden wohnte ein kriegerisches Volk; aber die Mahratten zeigten einen niedrigern Typus, vielleicht in Folge ihrer Abstammung. Noch heute erkennt man in den Mahratten die Freigelassenen, deren kräftige Bildung nichts Ausgezeichnetes hat. Sie haben platte Gesichter, deren Züge nicht die feinen zarten Linien zeigen, welche man an den drei Köpfen des Trimurti zu Elephanta bewundert; ihre Formen sind eher kräftig als anmuthig; die Größe des Kopfes, die sie unter allen indischen Völkern auszeichnet, benimmt ihnen alle Aehnlichkeit mit den Bildwerken an Tempeln aus der besten Zeit.

Der Name Maharaschtra, seine schon in indischen Schriften erwähnt, findet sich jedoch mit keinem wichtigen Zeitereigniß verbunden, bis zu dem Tage, wo Aurengsib den Thron von Delhi bestieg. Als dieser Eroberer Südindien zu unterjochen drohte, setzte ihm ein mahrattischer Fürst, der heldenmüthige Siwadschi, dessen Geschichte ein wahrer Roman ist, den kräftigsten Widerstand entgegen, indem er die Reiterei, die unter seinem Befehle stand, dem Dienste des Mogols

Digitized by Google

entzog und einen Aufruf an die Häuptlinge des Gebirgs ergehen ließ. Sein Vater Schahdschi hatte schon das Joch abgeschüttelt und erhöhte sich zum unumschränkten Herrn des Fürstenthums, zu dessen Statthalter ihn der Kaiser erhoben hatte. Siwadschi setzte das Werk der Befreiung fort. Geschah es aus eigener Eingebung oder wurde er durch die Rathschläge seines Lehrers und Orakels, eines alten Beaminen, geleitet, der ihm stets zur Seite stand, indem er seine Sache zu einer heiligen machen wollte — er träumte die Vereinigung des Landes unter Einem Oberhaupte und es gelang ihm dieß auszuführen. Sobald er allmählich sich der festen Plätze durch Ueberrumpelung oder freiwillige Uebergabe bemächtigt hatte, dehnte er den Schauplatz seiner Feldzüge aus, ohne sich der obersten Herrschaft zu begeben. Da vor ihm niemals gebieterische Umstände einem Fürsten so viel Gewicht über das Volk gegeben hatten, so fand er Gehorsam und Ergebenheit selbst bei denen die der Alleinherrschaft am meisten entgegen waren; der Föderalismus verschwand von selbst, weil er sich unmächtig fühlte die Unabhängigkeit zu erkämpfen. Als Siwadschi mit 54 Jahren 1680 starb, hinterließ er seinem Nachfolger ein wohlbefestigtes Reich, worin die Beaminen eine mächtige Körperschaft bildeten, die der aufblühenden Dynastie ergeben war. Die Reaction war eben sowohl religiös als politisch gewesen; die Ehrentitel am Hofe, sonst persisch und von Delhi herübergekommen, wurden durch ähnliche Ausdrücke aus der heiligen Sprache ersetzt. Noch heutzutage hat sich die mahrattische Sprache von aller Vermischung rein erhalten, und der muselmännische Einfluß ist eben so wenig merkbar darin, als in den Sitten des Volkes.

Der Sohn des Gründers dieser Dynastie, Sambadschi, fiel Aurengsih in die Hände und mußte die Rache dieses glühendsten Feindes seines Stammes fühlen. Er wurde enthauptet, aber unter der Herrschaft Soho Radscho's blühte das Reich in höchster Vollkommenheit. Diese Unzahl kleiner Könige, welche sonst in der Ebene Raubzüge machten und dann ihre Beute in ihren Felsennestern bargen, diese Hochlandsräuber, der Schrecken ihres eigenen Landes, die abwechselnd den Feind abwehrten und sich dann in ihre Schlösser zurückzogen, vereinten sich jetzt zum offenen Kriege. Im Jahre 1740 waren die Mahratten Herren des ganzen Theils von Indien, der durch zwei Meere umschlossen wird, von Agra im Norden bis zum Cap Camorin im Süden; ihre Ueberfälle erstreckten sich vom Indus bis Bengalen, und den europäischen Niederlassungen standen für allenthalben drohend entgegen. Das neu entstandene Calcutta wurde 1742 von den Engländern mit einem Graben umgeben, um es gegen die Angriffe ihrer Reiterei zu schützen; das Fort von Bassein und die Insel Salsette, den Portugiesen entrissen, gehörte den Nachfolgern des Siwadschi. Acht Jahre früher schon verbrannten diese siegreichen Heere, von den Ghats herabstürmend, die Vorstädte von Delhi und spotteten so des vergangenen Ruhmes ihrer frühern Beherrscher. Endlich schlossen die Mahrotten ein Bündniß mit dem Nizam (von Heiderabad) und dem König von Mysur; sie fochten in den Reihen der 40,000 Reiter Heider Ali's, neben den französischen Truppen, welche Lally befehligte.

Der Nachfolger Sahus Räw Radschu, ein schwacher und unfähiger Fürst, wurde durch die zwei Großwürdenträger des Reichs abgesetzt und in die Veste Satterah eingeschlossen, worauf die Herrschaft sich theilte: der Schatzmeister Begudschi Bunsla erhob die Stadt Nagpur zum Hauptort des östlichen Reichs und der Brahmine Badschi Rao, erster Minister (peshwa) erwählte das alte Punah zu seiner Residenz und zugleich zur Hauptstadt des Westreichs. Letzterer starb 1768 und vererbte auf seinen Sohn die Herrschaft mit dem Titel Peschwa, der erblich geworden war; zwei Jahre später, im Januar 1771, verloren die Mahratten bei Panniput gegen Achmet Schah Abdalli von Cabul die größte Schlacht, welche seit ihrem ersten Einfall die Hindu gegen die Muselmänner geschlagen hatten. Mahamedanische Geschichtschreiber sagen daß ihr eigenes Heer aus 42,000 Reitern und 38,000 Fußgängern mit 80 Stücken Geschütz bestanden habe, während sie, freilich mit Uebertreibung, die Zahl ihrer Feinde auf 50,000 Reiter und 15,000 Fußgänger angeben, welche von einer Anzahl Freiwilliger und 200 Kanonen, außer den Geschützen, die auf Kameelen getragen wurden, unterstützt waren. Das Heer der Mahrotten zählte im Ganzen mehr als 500,000 Menschen, Soldaten, Weiber, Kinder und Sklaven, welche meistens bei der Niederlage umkamen. Dieser schreckliche Unfall lähmte den Eifer der verbündeten Fürsten; allmählich löste das Reich sich auf, und Verschwörungen im Palaste führten den Bürgerkrieg herbei, worein England sich mischte. Beim Tode des Peschwa Madhu Rao 1772 wurde Narrain, welcher ihm nachfolgen sollte, durch seinen Oheim Ragobah ermordet. Die unzufriedenen Völker erklärten sich gegen den Mörder für den muthmaßlichen Sohn seines Opfers. Der Usurpator aber floh zu den Engländern, die ihn unterstützten.

Nun war ein Vorwand gefunden, den sie eifrig ausbeuteten. Zweimal erklärten sie den Mahratten den Krieg, um ihnen den Mörder ihres Peschwa aufzudringen; zweimal widerstanden diese ihren Angriffen. Bei dem Einfall Heider Ali's wurde es gefährlich die Mahratten aufzureizen; nun wurde ein Friedenstractat geschlossen und alle eroberten Plätze zurückgegeben, Salsette ausgenommen. Zum zweitenmal verzichteten brittische Agenten auf den Triumph einer ungerechten bösen Sache.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Die englische und die französische Flotte. Einer Uebersicht in französischen Blättern zufolge besitzt England gegenwärtig an Segelschiffen 22 Dreidecker, 77 Zweidecker, 21 Fregatten von 60 bis 50 Kanonen, 59 Fregatten von 48 bis 30 K. und 180 kleinere Schiffe; im Ganzen 359. Frankreich hat 7 Dreidecker, 39 Zweidecker, 34 Fregatten von 60 bis 50 Kanonen, 13 Fregatten von 48 bis 30 Kanonen, 206 kleinere Fahrzeuge und im Ganzen 299 Schiffe. An Dampfschiffen besitzt England 3 von 500 Pferdekräften und darüber, 11 von 450 bis 350 Pferdekräften, 35 von 320 bis 200, 75 von 180 und darunter, im Ganzen 124 Dampfschiffe. Frankreich hat 21 Schiffe von 450 bis 350 Pferdekräften, 27 von 320 bis 200 Pferdekräften, 59 von 180 und darunter, im Ganzen 107 Dampfschiffe. England hat demnach an Segel- und Dampfschiffen 483, Frankreich 406 oder 77 weniger als England.

*

Der Reisende Bonomi, welcher, wie bekannt, den Dr. Lepsius nach Aegypten begleitete, ist jetzt wieder auf der Rückkehr nach England begriffen. Nach einem Brief aus Marseille vom 23 August ist er auf dem Eraschid daselbst angelangt und sollte sich mit den jungen Aegyptiern, die zur Vollendung ihrer Studien nach Paris gehen, gleichfalls dahin begeben. (Athenäum vom 7 Sept.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 269.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

25 September 1844.

Skizzen aus London.

(Von Dr. Gamblhler.)

Die Bevölkerung Londons von 1844 unter dem statistischen Gesichtspunkt einer Bürgerschaft, mit Nebenbemerkungen.

Londons Uebergewicht liegt in seiner ansässigen Bürgerschaft, in dem, was man gewöhnlich dritten Stand, Mittelstand nennt, der ganz gegen die Ansicht von vielen faßt allgewaltig auftritt. „In England gibt es nur Reiche und Arme," pflegt das Heer der in falscher Ansicht Befangenen zu sagen; — zwischen Reich und Arm liegt aber das gewaltige Mittel derer, welche im „respectablen" Mittelstande anständig leben, ohne gerade reich und eben so wenig arm zu seyn, obgleich beides zu werden im außerordentlichen Wechsel der Dinge in nächster Möglichkeit liegt. Wer in diesen Kreis getreten, ist dann unthätig, entweder weil er nichts mehr zu arbeiten braucht oder nichts mehr zu arbeiten hat, und zugleich mit dem Ende der Arbeit ans Ende des Besitzes gelangt ist. Der Adel bildet mit seinem Gefolge, der Geistlichkeit (wenigstens der höheren, deren Mitglieder aus den nachgebornen Söhnen des Adels bestehen), wenn man den Rang der Engländer betrachtet, den ersten Stand — hier ist wegen des ursprünglichen Landereiendesitzes auch Reichthum zu Hause; vor der Ausbildung des englischen Gewerbefleißes und Handels (— bekanntlich von kürzerem Datum als in den anderen civilisirten Staaten Europa's —) stand diesem Stand nur einer gegenüber, der freilich in der Hauptsache arme Bürgerstand. Allein dem ist nun nicht mehr so, und gerade seit das sonst so verachtete Ding, der Dampf, in Verbindung mit Kohle und Eisen, einem Mittelstand das gewaltige Daseyn so außerordentlich vergrößert hat. So ist es durch das ganze Land, vorzüglich aber in den Städten, und unter diesen vor allen in der Stadtlandschaft London, welches seinen gewaltigen, nie geahnten Umfang, dessen Aufhören kaum abzusehen ist, dem Mittelstande verdankt. Jahr aus, Jahr ein sind Tausende von Bauten im Gange, in einer Anzahl und Masse, welche zusammengestellt große Continentalstädte geben würde. Immerhin treffen diese Neubauten gerade nicht neue Stadtansätze in der äußersten Peripherie, sondern Bauten an der Stelle niedergerissener alter, die neuen Platz machen müssen, z. B. an der Stelle der berüchtigten Rookery in St. Giles, wo elassische Winkel verschwinden, und dellen, prächtigen Räumen weichen. Allein diese prächtigen Räume werden in Besitz genommen vom Mittelstande, dem Kaufmanne oder dem Gewerbsmanne. Der enorme Straßenanzeiger der Stadt London begreift eigentlich die Räume der Bürgerschaft. Die Räume an sich, der Boden gehören zwar immer dem Adel; allein die in die Augen fallenden Gebäude werden in der Regel vom Mittelstande bewohnt; ja die Adeligen, welche, um einen Aufenthalt in London zu haben, Häuser bauen oder miethen, treten dann in ihrer Steuerpflichtigkeit ganz in die Reihe der bürgerlichen Nachbarn. Von diesen will ich nun als Masse eine kleine Skizze geben.

Die große Bürgerschaft Londons theilt sich in der Hauptsache in die Zahl der Kaufleute und die Zahl der Gewerbtreibenden (Industriellen), während natürlich keine ganz genaue Granze gezogen werden kann, insofern eine Menge der Fabricanten mit ihren Fabricaten auch Handel und zwar oft sehr großen Handel treiben, wenn auch nicht den von der Industrie wesentlich verschiedenen Großhandel. Die Masse der als respectabel geltenden Kaufleute, vom sehr wohlhabenden Schiffseigner bis zum gewöhnlichen Krämer herab, ist in London, wie man sich leicht denken kann, eine Welt, und zwar eine neue Welt. Die Zahl dieser den englischen Volksthumhebel in Bewegung setzenden Individuen (— der unbedeutende Kaufmann wird gar nicht erwähnt —) beläuft sich auf 70 bis 80,000; die Zahl der respectabel Gewerbtreibenden kann füglich an die 40,000 angenommen werden (zusammen 120,000). Nicht zu übersehen ist, daß unter beiden Classen, im Ueberschusse bei der letztern, eine große Menge weiblicher Individuen als Firmaträger zu stehen haben, z. B. in der zweiten Classe das Heer der Putzmacherinnen. Die Menge der Arbeiter in manchen Anstalten beläuft sich in die Hunderte. Viezig, fünfzig Arbeiter sind nicht auffallend.

Digitized by Google

Die officielle Angabe der Bevölkeeung Londons beläuft sich über 1,800,000; allein die Pfaerregister weeden nicht regelmäßig geführet; im Beeeich der Dissenter noch weniger; rechnet man hiezu noch den foetgedenden Wechsel, wobei unter gegenwärtigen Umständen nur auf Zunahme zu schließen ist, so daef man die Bevölkerung dieses Stadtungehenees über zwei Millionen Seelen annehmen, ungerechnet die sich zeitweise aufhaltenden Feemden.

Geht man von den voehin angegebenen Hauptclaſſen der Bewohnee ab und veefolgt man die Seitenzweige, so gewahet man wohl vorerſt das Heee der Beamten, theils der vom Staat, theils der von der Stadt angeſtellten, deren letzte Zahl sehr groß ist. Faſſen wir z. B. den Stadtkönig — den Loedmayoe — und sein Regiment — Stadteath und Polizei — in die Augen — welche Maſſe! Immerhin wied ein groſſer Theil der letzteen schon in der Liſte der Handel- oder Gewerdteeibenden miteinbegeiffen, indem der Stadtrath meist aus Bürgern beſteht; die Polizei ist abee unabhängig.

Eine eigene füe sich beſtehende Claſſe bilden die Handelsfensale (Brokers) oder Mäckler; sie sind die Vermittlee eines großen Theiles des Verkehees. Die Anzahl dieſer geschwoeenen Unteehändlee füe „the City of London" sind 782. Zu den hervorſtechendſten Charakteren dee Handelswelt gehören: 1) die Directoren der Bank von England, an Zahl 24, mit einem Ober- und Untergouveeneur (Governor and Deputy Governor); 2) die Directoren der Oſtindiſchen Geſellſchaft in gleicher Anzahl, abee ohne beſondern Goveenoe; 3) die Directoeen der Weſtindiſchen Geſellſchaft, an Zahl 31, mit einem Ober- und Unteepeäſidenten (Chairman und Deputy Chairman); 4) die eigentlichen Hauptbankiers dee Stadt London, in dee deſcheidenen Zahl 63; dieſe bilden abee in Veebindung mit den Landbanken eine dis ins Ueberſchwängliche gehende Geldariſtokeatie.

(Schluß folgt.)

Oberſt J. P. Hamiltons Erinnerungen an Columbia.

Zweiter Abſchnitt.

(Schluß.)

Ein angenehmer Südweſtwind, der uns wunderbae eefeiſchte und erquickte, wehte des Mittags, und es fielen, zum erſtenmal ſeitdem wie das Feſtland Südamerika's detreten hatten, einige Regenteopfen. Unſer Nachtquactier nahmen wie in Pinto, einem kleinen Doefe mit dreihundeet Einwohnern, die ſich gröſtentheils mit Mäſten des Viehes beſchäftigen und mitunter Heerden von hundert Stück Rindvieh beſitzen. Des Abends beſuchten wir den zweiten Alcalden im Ort und kauften von ihm für ſechs Dollars deei Jaguae- odee Tigerfelle. Eines derſelben war von einem Tiger, der vor kuezem eine groſſe Kenle aus dem Hauſe des Alcalden geraubt und in dem hitzigen Kampfe, in welchem er erlegt worden, deei ſeiner beſten Hunde getödtet hatte. Der Alcalde erzählte uns, daß dieſer Tiger damals mit Tagesandeuch durch den Fluß geſchwommen und mitten in das Dorf gekommen ſey. Nachdem die Hunde durch ihr unaufhöeliches Gebell ſeine Ankunft verkündet, ſey er mit ſeinen Sklaoen aufgebrochen, habe den zubringlichen Gaſt mit gewaffnetee Hand empfangen und glücklich erlegt. Die Jäger tödten den Jagnar zuweilen mit Kugeln, gewöhnlicher aber noch mit einer ſieben Fuß langen Lanze, die am Ende mit einer deeiten eiſernen, vorn und an den Seiten ſchaeſen Spitze verſehen iſt. Der Jaguar und dee Alligator ſind Todfeinde und leben in beſtändigem Kriege mit einander. Wenn der Tiger den Alligator auf den heißen Sanddänken ſchlafend antrifft, packt ee ihn unteehalb des Schwanzes, wo er weiche, leicht verwunddare Theile hat. Die Beſtüezung des Alligatoes iſt dann ſo groß daß er nicht leicht an Flucht oder Gegenwehe denkt; gelingt es aber dem Alligatoe den Feind im Waſſer, ſeinem eigentlichen Element, zu überfallen, ſo iſt der Voetheil auf ſeiner Seite; es glückt ihm dann gewöhnlich ſeinen Gegner zu erſäufen, den er dieraus ſelßt. Der Tiger, welcher ſeine Ohnmacht im Waſſer wohl kennt, eehebt, wenn ee durch einen Fluß ſchwimmen will, zuvor am Ufer ein ſuechtbares Geheul, um die etwa in der Nahe ſich aufhaltenden Kaimans zu verſcheuchen. Es gibt auch in dieſen Gegenden viele Tigeekatzen, die häufig junge Schweine, Ziegen und Geflügel rauben. Ihr ſchöngeflecktes weiches Fell wied als geſuchtee Handelsaetikel nach Eueopa verfühet.

Pinto, das Hirtendörfchen mit ſeinen regſamen, fleißigen Bewohneen, gefiel mir recht gut. Eine trefliche fette Kuh koſtet hier 20 ſpaniſche Dollaes und lieſert oft zwei Arrobas Talg zu Lichtren. Wir verließen Pinto um ſechs Uhr des Morgens; in der Nacht war ein ſtaekee Thau gefallen, und des Morgens ſtieg ein dickee Nebel auf. Vor der Abeeiſe vereichtete ein Indianer oder Negee jedesmal ein Gebet, woeauf die ganze Veeſammlung einen Geſang anſtimmte. Da der Himmel bewölkt wae, beſchloſſen Campbell und ich auf die Jagd zu gehen. Wie degaben uns zu dem Zwecke mit unſeeen Flinten auf den Kahn und landeten an einer ſchönen Stelle, wo eine indianiſche Hütte, umgeben von mannichfaltigen, heeelichen Fruchtbäumen, ſtand, die zugleich mit Knoſpen, Blüthen und reifen Früchten bedeckt waren. Wir ſahen hier eine neue Affenart, die Monosmochinos, mit ſehr langem Schwanze, den ſie beim Speingen von Baum zu Baum mit bewunderswüediger Geſchicklichkeit zu brauchen wiſſen. Da wie dieſe Speeies genauee kennen zu lernen wünſchten, verfolgten wie ſie eine Zeit lang, ohne ihnen jedoch zum Schuſſe kommen zu können. Wie beachten vier Stunden mit Jagen in den Wäldern zu, in welchen, obgleich ſie mit dichtem Geün bedeckt waren und wie zufälligeeweiſe einen von den Indianern gemachten Holzweg entdeckten, auf dem uns kein Sonnenſtrahl treffen konnte, dennoch die Hitze faſt uneeteäglich war. Unſeee Mühe ward uns aber auch duech eine reiche Beute beiohnt; wir erlegten eine geoße rothe Meerkahe, die einen ſo langen rauhen Baet hatte wie ein Capuciner, zwei geoße Aras, einen ſcharlacheothen und einen blau- und goldgelben, zwei grüne Papagapen und einen ſchönen

Digitized by Google

Schlangenfalken, um dessen Hals ein schwarzer Ring lief; seinen Namen hat er daher, weil er die Schlangen verfolgt und tödtet. Sodann erlegten wir ein Orodnium, eine Amsel von der Größe einer Drossel, die an der Brust und einem Theile des Schwanzes orangenfarbige Federn hatte, einen großen Reiher, einen Pato real oder eine Königsente und einen geiben Habicht mit braunem Kopfe. Des Affen Tod, der wie ein guter Vater aussah, hätte uns fast leid gethan; er blickte uns, als er gefallen war, so beweglich an, als wollte er uns unser Unrecht vorwerfen und sagen: was habe ich gethan daß ich den Tod verdiene? Dabei gab ihm sein langer Bart fast das Ansehen eines alten Mannes.

Um 6 Uhr Abends kamen wir nach Rinconda, einem einzeln gelegenen Gute, wo wir, da uns die Anstrengung des heutigen Tages und das Fasten von Morgens sechs Uhr an gänzlich erschöpft hatten, über Nacht zu bleiben beschlossen. Der Gutsbesitzer, ein Creole, war ein äußerst thätiger Mann; es war ihm eine Strecke Landes von tausend Schritten längs dem Ufer des Magdalena gegen Entrichtung des kleinen Zehnten an die Geistlichkeit zu Mompor eingeraumt worden, mit der Erlaubniß sie der Breite nach, so weit er nur immer wollte, anzubauen. Während dieser Zeit hatte er ein hübsches wohleingerichtetes Haus gebaut, eine Zuckerfabrik angelegt und seine Cacao-, Zucker- und Pisangpflanzungen in den blühendsten Zustand gebracht. Es gewährte uns eine wahre Freude einen Mann zu sehen, der durch Rührigkeit, Tüchtigkeit und rastlosen Fleiß reich geworden war.

Python natalensis.

Das Boston Journal of natural History (Vol. IV) enthält von einem Hrn. Th. Savage eine Schilderung dieser Schlange, die man lange mit der Boa Südamerika's verwechselt hat, welche sich aber durch die Platten unter dem Schweife sehr von ihr unterscheidet. Sie erreicht eine Länge von 14 Fuß und hat in der Nähe des Afters eine eigenthümliche Art Haken oder Krallen, die sie ausstrecken kann, und vermittelst deren sie sich am Boden oder an Wurzeln, an Bäumen u. dgl. festhält und sich dann mit einer unbegreiflichen Gewalt auf ihre Beute schnellt. Der Angriff ist so plötzlich und so heftig, daß das Opfer häufig gleich durch den ersten Stoß niedergeworfen und betäubt wird, dann erst beginnt die furchtbare Operation des Umstrickens. Diese Krallen oder Fußansätze, wie man sie auch genannt hat, dienen zugleich der Schlange zum Baumsteigen, und auf mehr oder minder kahlen Zweigen soll sich diese Schlange, wahrscheinlich mit Hülfe dieser Fußansätze, völlig gerade in die Höhe richten und nach Beute umherspähen. In dieser Stellung soll sie so unbeweglich verharren, daß manchmal Vögel sie für einen Baumstrunk hielten, sich darauf niederlassen wollten und so unvorsichtigerweise in den Schlund fielen.

Die Mahratten im Westen.

(Fortsetzung.)

Von nun an treibt die europäische Politik ihr Spiel in Südindien; die mohamedanischen Anführer, Männer der That, zu kühn und zu beschränkt, um in diesem Irrsal von Ränken ihren wahren Vortheil zu erkennen, wußten nicht welche Partei sie ergreifen sollten. Unter dem Einfluß des Königs von Mysor griffen sie 1784 die kleinen Staaten an, welche den englischen Besitzungen am nächsten waren, und nachdem sie nachlagerweise diese Schranke zerstört hatten, hielten sie erschrocken inne. Lord Hastings löste bald das Bündniß, das sie mit Heidar Ali eingegangen hatten; im Grunde konnten sie bei dem Steigen dieses muselmännischen Helden, der gewaltsam und fanatisch gegen die Hindu war, wie Anerkennen, nichts gewinnen. Als Tippu die Feindseligkeiten begann, entriß er den alten Verbündeten seines Vaters einen Theil ihrer Ländereien, und die besiegten Mahratten erlangten nur durch Hülfe der Engländer, ihrer neuen Freunde, den Besitz derselben wieder. Diese opferten einer nahen Zukunft den augenblicklichen Ruhm: Tippu mußte um jeden Preis untergehen; dieß war erste Bedingung des Gedeihens ihrer Niederlassungen in Indien. Als dieß Hinderniß besiegt, als der Sultan von Seringapatam mit den muselmännischen Herrschern verschwunden, seine Hauptstadt im Sturm erobert war und die französische Revolution Englands Macht in Indien festgründete, erschütterten neue Stürme das geschwächte Reich Maharatschtra. Im Jahre 1795 führte der Tod des jungen Peschwa, gegen den einst die englischen Truppen Partei genommen, einen unseligen Kampf zwischen zwei Bewerbern herbei, die während acht Jahren um die Herrschaft stritten. Nach den Kriegen der zweiten Hälfte des 18ten Jahrhunderts war der mahrattische Volksname nur noch für die Unterthanen des Herrschers von Punah gültig, alles übrige war ihnen entrissen worden. Der Sohn des Ragoboh, verstoßen von jenen, die einst seinen Vater im Unglück aufgenommen, war nach vielen Unfällen gezwungen sich vor Badschi-Rao zurückzuziehen, den die Siege des Generals Wellesley unwiderruflich in sein Erbe einsetzten. Im Mai 1803 wurde Friede und Ruhe in den Ghats wieder hergestellt unter folgenden Bedingungen: der mohamedanische Fürst nimmt fremde Hülfe an, erkennt die Oberherrschaft seiner Verbündeten und verzichtet auf die Leitung äußerer Politik. So war der Peschwa geschützt und getrennt von den übrigen Häuptern der Föderation, gegen welche der Krieg fortgeführt wurde. Wir werden bald sehen, was die Compagnie bestimmte ihn abzusetzen. Die festen Plätze, welche sie den andern Prätendenten waren, unterhandelten endlich; doch gab es deren die nur durch Hunger bezwungen werden konnten und ungestraft die Macht des Herrschers bis vor seiner Hauptstadt verhöhnten; zu diesen gehörte auch Logve, dessen wir oben erwähnten, und welches nur zehn Stunden von Punah entfernt ist.

Wenn man dieser Stadt nahe kommt und ungefähr einen Raum von zwei Geviertmeilen mit geringen Häusern überbaut sieht, so begreift man daß dieses nicht der Hauptort eines gewerb- und handeltreibenden friedlichen Königreichs seyn kann. Punah gleicht einem Flecken, der sich vergrößert hat, aber doch nicht zu der Ausdehnung, welche einer so wichtigen Stadt zukommt. Gegen Westen liegt sie an einem Flusse, der im Winter beinahe austrocknet, mit tiefem Bett, dreihundert Metres breit, mit unvollendeten Brückenbogen; die Götter waren dem Unternehmen nicht günstig, indem zweimal der Bau durch natürliche Ursachen unterbrochen wurde, und so erklärten die Brahminen, es sey besser das Unternehmen aufzugeben.

Dieser Fluß heißt Mula und fällt ganz nahe bei der Stadt in die Mata; bei der Vereinigung dieser Ströme, einem besonders heiligen Ort, verbrannten sich die Wittwen mit den Leichen ihrer Gatten. Die

Digitized by Google

Mata fließt in die Bhima und mit dieser in den Krischna, der sich in den Golf von Bengalen ergießt. Auf diesen Strömen, wovon der erste fünfundzwanzig Stunden von Bombay entspringt, kann man zur Zeit ihres Anschwellens die ganze Halbinsel im Kahn durchschiffen und sich von Punah nach dem Strande von Golkonda begeben. Der Krischna, ein heiliger Strom, die natürliche Gränze des Dekkan, wurde 1310 zum erstenmal durch die muselmännischen Heere überschritten, als Cafur den König von Carnate bekämpfte. Auf dem linken Ufer der Mata stehen die Gebäude der alten Residenz; zur Seite, als die Mahratten noch ein wenig feldständiger waren, zur Zeit des Schutzes, bewahnte der Gesandte mit seinem kleinen Hofstaat die Höhen von Samgam; jetzt befindet sich in der Residenz die städtische Regierung. Ueber der Stadt, auf einer öden, aber luftigen Hochfläche, von Bergen umgeben, ziehen sich die militärischen Verschanzungen hin, Blockhäuser in Reihen gestellt wie Zelte; wo der chinesische Gong den Schildwachen die Stunden angibt, wo Uebungen im Feuer, Paraden sich ohne Unterlaß folgen; vielleicht weniger um die Truppen an den Dienst zu gewöhnen, als um den Mahratten zu zeigen, wie aufmerksam man ihre Bewegungen überwacht. Von Samgam nach den Verschanzungen begegnet man einer Reihe von Baggiaws, entzückenden Landhäusern, von englischen Beamten bewohnt, welche sowohl dem Civil- als Militärstande angehören. Diese netten Häuschen, von Holz gebaut, mit Galerien umgeben, schmucklos nach außen, innen mit einer Einfachheit verziert welche den Luxus nicht ausschließt, sind doch einigermaßen eine Befestigungslinie, welche die Hauptstadt eines Königreichs im Schach hält! Jede Umzäunung besteht aus einer Pflanzung von Akazien und Banhinien, deren weiße und rothe Blüthenzweige die ersten Frühlingsboten sind; die Wagen rollen geräuschlos durch die sandigen Landgänge; überall Bäume und Blüthen. Wohl wären solche Wohnungen geeignet den unterjochten Völkern die Ordnungsliebe, Gesittung und die Gewohnheiten des Westens mitzutheilen, wenn nicht religiöses Vorurtheil den Hindu mißtrauisch machte gegen christliche Völker; wenn der englische Charakter schmiegsamer und nicht Stolz und das Gefühl der Ueberlegenheit allzu vorherrschend wären! Mit dem zierlichen Gesträuche südlicher Breiten, den tropischen Pflanzen, deren Fortkommen das mildere Klima auch noch auf den Bergen gestattet, vermischt sich die Rebe und der Pfirsich. Der Winter, so mild zu Punah, erinnert an die prächtigen Herbsttage in Louisiana, die Zeit der Ernte, den Indian-Summer. Mimosen, Euphorbien sind ihrer Blätter entkleidet: es liegt wie ein Schlummer über der Natur, eine Schwüle, welche von der Windstille vermehrt wird, da die Ghats jeden Luftzug aufhalten; aber überall, wo das Land bewässert wird, ist der Einfluß der trocknen Jahreszeit kaum bemerkbar. Man kann sich leicht davon überzeugen, indem man den Garten der englischen Officiersgesellschaft besucht. In diesem reichbepflanzten Raume reifen stets Früchte und Gemüse der verschiedensten Himmelsstriche; die süße Patate aus Caralina und die gewöhnliche Kartoffel aus Canada wachsen zusammen im Schatten des Mangobaumes und der Betelpalme; man unterscheidet nicht mehr unter welcher Zone man sich befindet. Mit stachligem Cactus umzäunte Felder, den Sträflinge mit eisigen Säbeln beschnitten, während ihre Wachen im Schatten ruhten, erinnerten an die Ranchos des südlichen Amerika's, diese Pachthöfe der Pampas, die keine andere Schutzmauer gegen die Angriffe der Indier haben.

Wenn man sich der niedlichen „Cottages" im kalten England erinnert, kann man sich denken wie sie unter diesen günstigern Himmelsstrichen seyn müssen, diese Wohnhütten einer auserlesenen Gesellschaft, welche durch ihre exceptionelle Stellung gezwungen ist im Umfange eines Gartens alle Annehmlichkeiten des Lebens zu vereinigen. Welcher Unterschied zwischen dem fränkischen Quartier, so still, so rein, so traurig trotz seiner Schönheit, und der finstern Stadt, der Stadt der Hindus, ein wahrhafter Bienenkorb, voll Gesumme und Geräusch! In den Straßen von Punah zu Fuß zu gehen wäre sehr schwierig; herrenlose Hunde, denen ein Fakir Mehlkuchen eigenhändig austheilt, bellen im Chor gegen den Fremden. Die Karren rollen auf hölzernen Achsen mit solchem Geräusch, daß man den Ruf Kabardor, „gebt Acht," nicht vernimmt, den im Gewühl die Palankinträger und die Diener der Vornehmen ausstoßen, welche auf ihren kleinen Pferden reiten. Der Europäer, der zu Fuße geht, ist wie vom Himmel gefallen, ein Topiwala, ein Hut ohne Kopf, nichts mehr, und seine Farbe schützt ihn keineswegs gegen die Stöße der Menge, unter die er sich mischt. Sobald er zu Pferd erscheint oder zu Wagen, so präsentiren die Schildwachen, die Sitzenden erheben sich; demnach müssen seine Kutscher und Bedienten Sorge tragen die Kühe nicht zu stören, die im Wege liegen: man kann dem Indier niederer Kaste, der auf seiner Matte liegt, Stockschläge bieten, aber das geheiligte Thier ist größerer Achtung würdig. Die Dichter hatten die Kuh zum Sinnbild der Erde erhoben; das Kalb, welches sie alljährlich zur Welt brachte, bedeutete die jährlichen Erzeugnisse eines ewig fruchtbaren Bodens; dann vergaß das Volk nach seiner Gewohnheit die Mythe und nur der Buchstabe blieb, ohne den Geist, und so betet es jetzt das Abbild der mächtigen Natur an, deren Urheber die alten Weisen über den Sternen suchten. Aber außer dieser lebenden Darstellung der Gottheit gibt es in Punah symbolische Bilder, von denen man nicht sprechen kann, welche unverschämt genug an den Stämmen der Feigenbäume angebracht sind; indem man diese rohen Aeußerungen heidnischer Gottesverehrung vor Augen hat, weiß man nicht, was man mehr bewundern soll, die Einfalt oder die Frechheit eines Volks, das, nachdem alles auf Erden von ihm geheiligt worden, nicht weiß, wo es mit seiner Anbetung aufhören soll.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Die barmherzigen Schwestern in England. Seit der Reformation wurden diese nie mehr in der Hauptstadt Englands aufgenommen; seit einigen Wochen aber befinden sich acht Schwestern und eine Novize voel unter der Obhut des apostolischen Vicars in London, Hrn. Griffiths, und des katholischen Adels. (Journal des Debats vom 11 Sept.)

Reisbau in der Camargue. Diese Insel im Rhonedelta, welche lange Zeit zu nichts diente, als zu magern Viehweiden, ist jetzt in die Hände einer Compagnie übergegangen, welche nach mehrern mißglückten Versuchen, dieselbe nutzbar zu machen, endlich den Reisbau versuchte. Er konnte dieß Jahr wegen mannichfacher hindernder Umstände nicht wohl vor dem Anfang Junius begonnen werden, und die Ernte wird deßhalb vielleicht dieß Jahr nicht reifen, allein der Reis ist so prächtig gediehen, daß man alle Ursache hat zu erwarten, dieser Anbau werde künftig völlig gelingen. (Echo du Monde Savant vom 15 Sept.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortliche Redactene Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 270.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

26 September 1844.

Die Ruinen von Cyrene.

(Nach Will. Hunter.)

Das dem Pascha von Tripoli unterworfene Gebiet gleicht einem ungeheuren Antiquitätencabinet. Da sehen wir in der Hauptstadt selbst, die immer noch ein Hauptstapelplatz für europäische nach dem innern Afrika bestimmte Waaren ist, die imposanten Trümmer marmorner Triumphbogen; dort an der Meeresküste, wo die bläulichen Wogen sich brechen, erhebt sich das uralte Lebda mit den herrlichen Resten seines Amphitheaters, und von da aus besucht man den kleinen, von einigen Palmen und Akazien beschatteten Ort Turkra, wo Säulen, Tempelruinen, Bäder, Todtengrotten und eine römische Caserne, deren Junecen vortrefflich erhalten ist, den ehemaligen längeen Aufenthalt und die Wirksamkeit der großen Nation verkünden. Von hier begab ich mich nach der kleinen, lebhaften Stadt Mesurata, die durch ihren Gewerbfleiß und ihren Handel mit dem nördlichen und innern Afrika von Bedeutung ist. Auch in den Häfen von Bengazi und Deene ist einige commercielle Regsamkeit und das geschaftige Treiben maurischer Spediteure wahrzunehmen.

Auf der Hochebene von Barka liegt der unbedeutende Ort Grenna mit den bedeutsamen Ruinen des alten prachtvollen Cyrene. Unter den zahlreichen Steinhaufen und Trümmern von alten Denkmälern, welche der Ackerbauer im Schooße der Erde findet, erkennt man noch Ruinen eines aus Backsteinen aufgeführten Bades, ein Stadium, zwei kleine unterirdische Tempel aus der Römerzeit mit christlichen Sinnbildern und mehrere andeee größere Gebaude. Am merkwürdigsten aber ist die Nekropolis; der ganze Abhang des Gebirges, so weit das Auge eeicht, ist mit Grotten, Sarkophagen und Trümmern allee Art bedeckt. Bei Monddeleuchtung ist diese Scene besonders effectvoll.

Cyrene wae eine Colonie der Insel Thera und war auf Antrieb des delphischen Orakels gestiftet worden. Die Verfassung war zuerst monarchisch, und unter König Battus dem Glücklichen erhielt die Colonie durch neue griechische Ankömmlinge großen Zuwachs. Nach dem Tode der Pheretime wurde eine republicanische Verfassung eingeführt, woduech jedoch die innern Unruhen nicht gehoben wurden. Nach Alexanders des Großen Hintritt ward Cyrene ein Theil des ägyptischen Reiches; es trieb großen Handel theils mit seinen eigenen Producten, theils stand es mit Carthago, Ammonium und dem innern Afrika in mannichfaltigem Handelsverkehr.

In einer der Hödien, die zu Begräbnissen dienten, fand man Malereien, welche Leichenspiele darzustellen scheinen und welche Letronne für römischen Ursprungs hält; in einee andern ist ein Circus und eine Jagd abgebildet, in einer dritten ist ein vortreffliches Bild, das in einer Reihenfolge von kleinen Tableaux die Hauptbeschäftigungen, welche einem schwarzen Sklaven oblagen, darstellt. Der Haarschmuck und die Costüme auf diesen Gemälden sind in Bezug auf Gestalt und Faebe nicht weniger merkwürdig. Die langen blauen Gewändee ohne Aeeaffen und die rothen mit dem Haare verflochtenen Shawls, die auch bloß um den Kopf gewunden vorkommen, zeigen eine merkwürdige Uebereinstimmung mit der Kleidung dee neuern Afrikaner und besonders mit der der Bewohner von Fezzan. Schätzbare Notizen über die Malereien, Sculpturen und antiken Bauwerke von Cyrene verdankt man Hardouin, Letronne und Pacho.

Duech die Gesetze des Demonax aus Mantinea wae die Gewalt der Könige von Cyrene sehr beschränkt worden; dem Monarchen blieben nur die Einkünfte und die priesterliche Würde. Von den auswärtigen Händeln dieses alten nordafrikanischen Staates sind nur im allgemeinen die Gränzstreitigkeiten mit Carthago bekannt. Apion, dee unächte Sohn des Ptolemaus Physkon, vermachte Cyrene den Römern. Aus diesee Zeit rührt ein merkwürdigee Tempel, dessen Ruinen man jetzt noch erblickt, auf der Hochebene von Barka; er ist ganz aus dem Sandsteinfelsen gebauen, und es scheinen in ihm die Götter Aegyptens, Griechenlands und Roms verehrt worden zu seyn. In Bezug auf den Cultus waren die Peiester dieses Tempels Elicktikee, und aus Diodor und Strabo ersehen wir daß hier jährlich die Mysterien der Venus Aphrodite gefeiert wurden. Noch erblickt man die prächtigen Säulen, die dem Vorhofe des Tempels zur Stütze und Zierde

Digitized by Google

dienten. Im Innern ist ein Triumphzug abgebildet, ein merkwürdiges Tableau. Deutlich erkennt man den Triumphator, die ihm folgenden römischen Krieger mit Speeren und Schilden, besiegte Könige und Häuptlinge der Libyer und Mauritanier in Fesseln, schwarze Sklaven mit Löwenhäuten, drei Elephanten und hinter ihnen andere Thiere der Wüste. Dieß sind die merkwürdigen Ueberbleibsel des alten prachtvollen Cyrene.

Skizzen aus London.

Die Bevölkerung Londons von 1844 unter dem statistischen Gesichtspunkt einer Bürgerschaft, mit Nebenbemerkungen.

(Schluß.)

Ein nicht weniger interessanter Theil der Londoner Bürgerschaft ist der gewerbtreibende. Die Grundidee des englischen Gewerbes ist die Theilung der Arbeit, die moralische Kraft im Handel mit guten Artikeln und so viel als möglich zu festen Preisen — ein Umstand, welcher besonders auch in die handeltreibende Classe hinübertritt; (daß eine Meisterschaft auch in wirklich schlechten, vorzüglich aber in gut scheinenden Artikeln entwickelt wird, ist bei dem jetzigen Stand der Civilisation eine Sache, die sich von selbst versteht). Die Zahl der Gewerbe und Industriezweige für London ist 1050. Interessant wäre eine Aufzählung derselben, wenn es der Raum gestattete, um zu sehen, worauf der Mensch verfiel, um seine Civilisationscomforts zu befriedigen. Diese Gewerbe bilden, obgleich wie schon bemerkt, London keine eigentliche Fabrikstadt ist, eine Kernbürgermasse, und diese muß als höchst wohlhabend angesehen werden. Kommen auch Tag für Tag Bankerotte vor, so ersetzt sich der Abgang sogleich wieder, und man hat gefunden, daß, je mehr die Erleichterung der Arbeit vor sich geht, die Hände für Beschäftigung zunehmen müssen, eine Wahrnehmung, die den Blick immer auf die Allgemeinheit zu richten gebietet. Von den Hauptgewerben abwärts gibt es aber noch ein Heer kleiner Gewerbe, welche immer noch ihren Mann nähren, und wo selbst an äußerster Gränze noch nicht Armuth ist; der Schuhflicker und Gassenkehrer lebt auch noch comfortabel, und gewiß comfortabler als mancher deutsche Arbeiter von größerer Bedeutung. Ist ein untergeordneter Arbeitsstand sehr gedrückt, z. B. der der Näherinnen und Näher für die Slopmerchants (Händler in fertigen, äußerst wohlfeilen Kleidern für das Volk), so rückt die Presse unbarmherzig über die Unbarmherzigen her, nicht weniger die Polizei. Wäre der englische untergeordnete Arbeiter, z. B. Fabrikarbeiter, nur einigermaßen an Oekonomie gewöhnt, so würde er in den Zeiten der Crisen zu leben haben, was nicht der Fall ist. Bessere Erziehung muß auch hier das Beste thun. London sieht dieser Verbesserung gierig entgegen; geschehene Schritte lassen nur Gutes hoffen.

Die Londoner haben Bequemlichkeiten, welche früher nicht geahnt werden konnten; der ökonomische, thätige Bürger bewegt sich sehr frei, ungeachtet des Druckes der Taxen. Sinkt auch der theure Brodpreis nach, so wird er im Comfort alle Nationen übertreffen. Alle Tage wird ihm das Vergnügen erleichtert; er fährt vom westlichen Ende Londons auf der Themse zu jeder Stunde um Four Pence (12 kr.) nach Greenwich, um einen Sixpence selbst nach Gravesend. Auf den südlichen Eisenbahnen bekömmt er für eine Sonntagsexcursion nach Dover, Brighton ꝛc. ein Excursionsbillet, welches den Rückweg gratis gestattet! Nach Richmond bezahlt er einen Shilling. Darum erweitert und verschönert sich aber auch die Stadt so außerordentlich, darum nimmt das Bürgerelement, oder das Element des dritten Standes Tag für Tag zu, und gibt Erscheinungen, welche man auf dem Continente, wenn vor Augen geführt, für Mährchen halten möchte. Das Bereich des Handels und Gewerbes ist hauptsächlich die City von London; das Bereich des freien, unabhängigen Reichthums Westminster, namentlich aber in den äußern Gränzen, wo modernere Bauten, heiteren Aussehens, reinere Luft und öfterer Sonnenschein vorherrschen; in den ehemaligen Prachtregionen Westminsters haust ein Theil der Reichsepauvrirten. In der Umgebung Londons leben alle, denen es in der Stadt zu eng, oder auch zu theuer ist, obgleich die Landhäuser hier gegen andere ländliche Gegenden Englands sehr theuer sind; in weiter Entfernung von London, vorzüglich gegen Norden zu, lebt man billiger als in vielen Städten Deutschlands. — Der Handels- und Industriebereich in der City ist aber oft so beengt, der vornehmste Reichthum so eingezwängt und in dunkle Räume gewiesen, daß man hier eher Bauer als Crösusse suchen möchte. Wer die Londoner Aus- und Einfuhrwichtigkeit sehen will, besuche neben den allbekannten Docks die dem Fremden weniger bekannten Wharfs (Aus- und Einfuhrplätze nebst Waarenräumen) an beiden Ufern der Themse, wo die Werthe der Objecte immer nach Millionen Gulden geschätzt werden müssen. — Man könnte die Frage aufwerfen, warum London, die Hauptstadt des brittischen Reichs oder vielmehr der gesammten Handelswelt, keine Industrieausstellung, wie Paris und Berlin, veranstalte. Ohne vielen Umschweif ist die Antwort kurz: London, ja ganz England, namentlich im Norden, sind eine feststehende Ausstellung dieser Art. In ganz London ist kein einzelner Raum, der eine besondere Ausstellung faßte, ja für den Bau eines solchen ist kein Platz! Alles liegt ja offen da; wie viele Läden Londons sind nicht ausgezeichnete Ausstellungen; jede der Handelsstraßen ist eine zusammengesetzte, so zwar, daß wirkliche Ausstellungen, welche man versucht hat, fast Carricaturen geworden sind (z. B. die sogenannten Bazare, wo die Spielsachen fast Hauptsachen sind).

In Bezug auf Armuth muß der Blick vorerst durch Aermlichkeit wandern; von dieser sind ganze Straßen und Quartiere angefüllt, allein versehen mit allen Einzelnheiten der wohlhabenden Quartiere, d. i. man findet hier Handel und Gewerb in allen Zweigen, aber in Wahrheit erbärmlich! Auch hier täuscht oft der Schein, besonders da an diese ärmlichen Localitäten jene vorhin erwähnten reichen anstoßen, denen man den Reichthum nicht ansieht; so in nächster Nachbar-

Digitized by Google

ſchaft des Fluſſes. Erſt dann geht es in die Elemente der Armuth, wobei, wäre die Peſt der Städte, Faheläſſigkeit, nicht einheimiſch, nur geringer Uebelſtand wäre. Der Gegenwart große Aufgabe iſt, die Jugend durch Erziehung der Fahrläſſigkeit zu entreißen. Wie? — Die Antwort führte mich zu weit, um ſo mehr, da ich nicht in Streit mit den unpraktiſchen Pädagogen (meiſt Theologen) gerathen will. Nebenbei aber mag geſagt ſeyn, daß die wahre Erziehung, das wahre Schulweſen, wie es aus dem Volke, ohne Zuthun der Regierung ſich von Jahr zu Jahr raſcher entwickelt, in London große Fortſchritte macht. Ein Jahr überholt das andere, und man greift die Fahrläſſigkeit an der Wurzel an, und mit Ausrottung dieſer wird es mit Armuth bald beſſer ſtehen.

Die algieriſchen Derkawi.

Ch. Didier entlehnt in ſeinem kürzlich erſchienen Werke „Promenade au Maroc" aus dem Magazin Pittoresque Nachſtehendes über die Dercawi (ſo genannt nach der Stadt Deeka in Marocco) in Algier. „Unter den Maeabuts dieſes Landes gibt es eine Secte, die durch ähnliche Bande, wie die Freimaurer, unter ſich verbunden ſind. Ihr Zweck iſt gegen alle weltlichen Häuptlinge anzukämpfen, die ſich ihrer Macht nur bedienen, um die Moslems zu unterdrücken, und ſie zu hindern ſich nach dem Koran zu regieren. Die Derkawi ſind aus allen Stämmen und erkennen ſich an allgemeinen und beſondern Zeichen. Sie raſiren ſich nicht die Haare ab, tragen nur Lumpen, und kein reicher Araber erſcheint unter ihnen mit einem neuen Burnus, ohne ihn vorher zu durchlöchern und zu zerreißen. Die Fanatiſchſten kleiden ſich nur in Matten, in Stücke von Teppichen und alte Zeltlappen; da aber viele Araber aus Noth keine andern Kleider tragen, ſo erkennen ſie ſich auch an gewiſſen Beugungen der Stimme, durch das Auflegen der Hand aufs Herz und durch eine beſonders inſpirirte Art den Namen Allah auszuſprechen. Einige Derkawi ſind ſehr arm und führen ein Bettlerleben, andere ſind reich und gehören zu den erſten Familien des Landes.

„Trotz des Geheimniſſes, in das ſie ſich hüllen, kennt man doch die Art, wie neue Mitglieder aufgenommen und die Oberhäupter gewählt werden. Sie verſammeln ſich in den entlegenſten Bergen; der von Wenſeris iſt der Mittelpunkt der Geſellſchaft, ſeine bedeutendſte Waffenniederlage. Vor der Einnahme von Mascara durch die Franzoſen hatten ſie ihren Verſammlungsort in dieſer Stadt, ſeitdem aber haben ſie denſelben an den Scheliff verlegt. Ihre Verſammlungen haben anſcheinend nur religiöſe Zwecke, aber Politik miſcht ſich oft hinein, und neben dem Koran predigen ſie auch die Unabhängigkeit der arabiſchen Nationalität. Sie ſind ſehr zahlreich, und haben unter den unabhängigen Stämmen mannichfache Verzweigungen, namentlich unter den Kabylen. Faſt die ganze Familie Abdel-Kaders gehört dieſer Secte an; ſein Bruder, Sidi Muſtapha, und ſein Vetter, Sidi Abdel-Kader Ben-Thaieb, ſind ihre Hauptſtützen und Oberhäupter."

Die Mahratten im Weſten.

(Fortſetzung.)

Alle Straßen und Plätze tragen den Namen irgend eines Gottes; vor den Tempeln ſind die ſchönen Teiche ausgegraben, wo das Volk, wenn die Ströme verſiegen, alltäglich ſich badet und ſeine Gewänder reinigt. Dieſelben Hindus, die auf der Straße leben, verbergen und ſchließen ſich ein bei ihren Mahlzeiten; die böſen Einflüſſe, welche ſie dabei befürchten, ſind die Unreinlichkeit und die Berührung fremder, die entweder durch Geburt oder Zufall unrein ſind, daher die ſtrengen Vorſichtsmaßregeln, die außerordentliche Sorgfalt für ihre Perſon und Wohnung. In einer Stadt, fromm wie Punah, werden alle Religionsübungen verdoppelt, und jeder ſcheint nur von dem Verlangen beſeelt, ſich den Göttern angenehm zu machen. Aſceten mit langen Bärten und gekrümmten Nägeln, wie Thiere in ihre Hütten vergraben, murmeln Verſe, denen die Frömmſten andächtig zuhören und welche die Menge erbauen. Nicht nur die Namen von Brama und Wiſchnu ſind an die Straßenecken geſchrieben; ein engliſcher Schriftſteller ſagt: „mehr noch vermag man die Bewohner des indiſchen Himmels durch die Schilderungen zu erkennen, womit die Mauern bedeckt ſind, ſo daß man die brahmaniſche Götterlehre erlernen kann, während man die Stadt durchwandert." Die Pagoden haben nichts Merkwürdiges; ſo fanatiſch die Mahratten auch waren, wußten ſie doch beſſer Feſtungen als Tempel aufzuführen. In den Bazars ſieht man noch Buden mit alten Waffen: das Schlachtſchwert des Reiters neben der Keule des Fußgängers, den Panzer von Baumwolle, ähnlich dem des Mangalen, neben der Lanze mit breiter Spitze, die man den Sachſen entlehnt glaubt. Die ſchönen Staffe Nordindiens darf man hier nicht ſuchen. Als die Mahratten Geſchmack an den Geweben von Delhi und Kaſchmir fanden, raubten ſie ſolche ihren Nachbarn, anſtatt ſie ſelbſt zu verfertigen, und beſonders den Muſelmännern, die eine weiter vorgeſchrittene Geſittung und größere Auswahl in der Kleidung zu einem Luxus verleitete, der den Bergbewohnern unbekannt war. Dieſe Stadt zählt mehr als 100,000 Einwohner, was in Indien keine große Anzahl iſt, die größerer Bauwerke ermangelt, und wo man nur wenige Spuren einer glorwürdigen Vergangenheit findet, gleicht keineswegs der Hauptſtadt eines Reichs, deſſen Beherrſcher eine Einnahme von 30 Millionen hatte und 200,000 Mann Reiterei ins Feld ſtellen konnte. Vielleicht war die Lage von Punah mitten im Gebirge ſeiner größern Ausbreitung ſchädlich, während die Neigung zu Kampf und Gefecht und Ueberfällen die Mahratten zu ruhiger Beſchäftigung unfähig machte; auch der Mangel an großen Strömen, an leichter und ſicherer Verbindung hinderten dieſe Stadt eine Niederlaſſung des Handels und Gewerbfleißes zu werden. Im Sinne ſeiner kriegeriſchen Bewohner war Punah, als offener Platz auf einer Hochebene erbaut, am Fuß höherer Berge, wo Vertheidigung unmöglich war, nur ein Markt, der beim Herannahen des Feindes verlaſſen wurde, während ſie in die Veſten ſich flüchteten mit ihren Reichthümern, d. h. mit ihren Waffen und Angehörigen. Die Häuſer, auf Granitfundamenten ruhend, beſtehen aus Holzwänden mit Balconen, vorſpringenden Dächern und vergitterten Altanen mit hübſchen Schnitzereien, bisweilen in maureſiſchem Geſchmack. Dieſe netten Verzierungen paſſen gar wohl zu den vorſpringenden Bordersſeiten der Pagoden, zu den Kuppeln einiger Tempel dem mongaliſchen Bauſtyl nachgeahmt und den ſchaftförmigen runden Pyramiden in der Mitte der Höfen. Die religiöſen Bauwerke

haben im Osten eine Verschiedenheit der Form, die sich jener der Waldbäume vergleichen läßt; diese gleichen der kühnen Palme, und jene mit ihren Kuppeln den hohen Blätterdomen, die in der Nähe der Quellen so lieblichen Schatten verbreiten. Außerhalb der Stadt, bei der katholisch-portugiesischen Capelle, haben die Muselmänner ihre Moscheen und den Begräbnißplatz, wo die weißen Gräber von dem steinernen Turban überragt sich unter wahren Blüthenhainen bergen. Man findet in verschiedenen Schriftstellern, daß der Islam auf dem Gebiete des mahrattischen Bundes nicht geduldet wurde; indeß war in der Veste von Maligaun, die ihm zugehörte und sich 1818 den Engländern ergab, eine Besatzung von Arabern im Solde des Peschwa. Das wäre eher so zu erklären, daß die mohammedanische Religion nur wenige Anhänger in diesem Theil Indiens fand, der sonst eine Zufluchtsstätte des Brahmanismus war.

Punah ist das Benares des Westens und die alten Traditionen werden daselbst in einem eigenen Collegium fortgepflanzt. Das brahmanische Lyceum nimmt einen der ehemaligen Paläste des Peschwa ein, und besteht aus verschiedenen Wohnhäusern, welche durch enge Hofräume getrennt und von einem Graben mit fließendem Wasser umgeben sind. Die Thüren sind niedrig, die Treppen schmal; die Gemächer haben Fenster ohne Glas, aber mit Verzierungen; die inneren Räume, still und einsam, sonst durch den weiblichen Theil der Regentenfamilie bewohnt, dienen jetzt den jungen Schülern zum Aufenthalt; diese sind selbst so ruhigen Sinnes, daß das Frauengemach in ein Kloster verwandelt scheint. Eine Ehrenwache von inländischen Kriegern, in der reinen Landestracht und mit den alterthümlichen Waffen, steht am Eingange. Vollkommene Stille herrscht in den Bogengängen der Höfe. Sobald ein Pandit vorübergeht, wird er von den Wachen ehrfurchtsvoll begrüßt, die sich alsdann wieder auf die Bänke niederlegen. Ihre Gegenwart ist nur eine Ehrenbezeugung der kriegerischen Kaste und des hindustanischen Gesammtwesens gegen die Allmacht der Brahmanen.

In den ersten Sälen befinden sich die Primärschulen; kleine Kinder jeglichen Standes lernen die mahrattischen Buchstaben und die Sanskritstellen in der gewöhnlichen Schrift lesen, die so schwer zu entziffern ist, wie die bengalische. Die Anfänger im Schreiben üben sich, indem sie mit dem Finger den weißen Schriftzügen auf schwarzen Brettchen folgen. Diese ersten Grundlagen der Erziehung sind sehr verschieden von den spätern Unterrichtsgegenständen, welche die Summe aller menschlichen Kenntnisse umfassen und gleichsam den Vorhof des großen Weisheitstempels bilden. Ein wenig weiter vorwärts schreitend findet man die sechs Classen oder Facultäten. In einem Curs von fünf Jahren für jeden Lehrgegenstand erklären die Lehrer Sprachlehre, Logik, Poesie, Astronomie, Arzneikunde und religiöse und profane Rechtsphilosophie. Wer die dreißig Jahre der sechs Facultäten durchlaufen hat aus der Schule als Pandit oder Doctor aller Wissenschaften; wohlverstanden ist es die heilige Sprache, das Sanskrit, das indische Latein, und damit die Ueberlieferungen frühester Zeiten, was man erlernen und lehren muß. Die Sprachlehre wird zur abstracten Wissenschaft durch ihre halb algebraischen Formeln, welche die Regeln bestimmen; die Logik (nyaya, oder sicherer Schlußfolgerung) wird hinlänglich durch die hindustanischen Scholiasten erklärt, welche die Kunst mit Verstand oder Unverstand zu raisonniren auf den höchsten Punkt trieben. Es ist hier Stoff zu vielem Lernen vorhanden und der gewandte Schüler kann sich bei seinem Austritt aus der Schule in allem versuchen. Was die Poesie betrifft, so besitzt sie wahrhafte Schönheit an Rythmus und Bildern; der Lehrer studirt den Vers, welchen der Schüler wiederholt, und erklärt ihm denselben durch einen geschriebenen Brief oder mündlich durch eine Anführung in der Volkssprache. Dieser Lehrcurs zog mich mehr an als die übrigen, denn die Werke der Einbildungskraft sind Gemeingut aller Völker. Die Studirenden saßen auf der Erde, die Handschrift auf den Knien — jeder muß seinen Text abschreiben — und verfolgten mich mit spähenden Blicken, ungewiß wie sie meine Neugier deuten sollten. Die einen sahen die Einführung eines Fremden als zudringlich an; dieß waren junge Brahmanen vom Lande; andere aus wohlhabenden Familien, die Bombay schon besucht hatten, mochten vielleicht Vergleichungen zwischen der brahmanischen Lehrart und europäischen Erziehung anstellen, und schienen von diesen wichtigen Gedanken zerstreut. Der Lehrer hatte sich aus Achtung vor meinen englischen Begleitern von seinem Ruhepolster erhoben. Ich reichte einem kleinen ernsten Schüler mit platter Stirne und finsterem Ansehen die Hand und bat ihn um sein Manuscript; er trat verächtlich zurück, während einer seiner Genossen mir höflich und freundlich sein Heft reichte. Der Pandit verstand ohne Zweifel die Auslegungen des Textes; er gab sie in mahrattischer Sprache für die Zuhörer und für uns mit sichtlichem Eifer und Wohlgefallen auf hindustanisch; er gab uns, was sie selbst „den Mund des Herrn“ nennen.

In dem Studium der Astronomie ist die Mathematik mit begriffen, deren gereimte Lehrsätze sich leicht dem Gedächtniß einprägen; aber es fehlt ihnen die Genauigkeit, und die Hindu rechnen so ungern, daß über eine gewisse Zahl hinaus sie nur von Millionen und Myriaden sprechen. Selbst in den Zahlen suchen sie das Wunderbare! Man kann sich wohl vorstellen, daß die Astronomie der Brahmanen eigentlich Astrologie ist und die Arzneikunde sich gar sehr der Magie nähert. Sie geben zwar zu, daß in dem Studium der Lebensorgane am Leichen das wahre Mittel verborgen liege, Krankheiten zu erkennen und zu heilen, aber der Abscheu davor verbietet ihnen diese Untersuchungen. In dem medicinischen Hörsaal standen zwei junge Leute abseits und vermieden jede Berührung mit ihren Nachbarn, weil einer ihrer Verwandten hundert Stunden entfernt gestorben war und sie deßhalb während vierzig Tagen für unrein galten. Es liegt ein großer Unterschied zwischen diesen allzu strengen Vorurtheilen und der Achtlosigkeit, womit die Studirenden unserer anatomischen Theater die sterblichen Reste behandeln, die ihrer Hand vertraut sind. Die Vorschriften der bürgerlichen und religiösen Sittenlehre, welche in der Schule der Philosophie gelehrt werden, führen den Indier in die Kenntniß der Pflichten seiner Kaste ein, in die Gesetze der Gesellschaft, welcher er angehört. Dieser Lehrcurs wäre sehr schön, wenn die Brahmanen, welche die alten Texte erläutern, die verschiedenen Hüllen lüfteten, worin das Dogma vergraben liegt; aber dieß thun sie keineswegs: sie lehren, was sie selbst gelernt, und überliefern es so den Nachkommen. Diese Lehrer, welche sich gleichsam als das Glied einer großen Kette ansehen, haben übrigens nichts Pedantisches an sich; die Zöglinge sind weder halsstarrig noch ungestüm, und die Wissenschaft scheint weder dem Lehrenden noch dem Lernenden lästig zu seyn. In jenen Weltgegenden besteht noch, was bei uns täglich sich vermindert, Achtung für Dinge und Personen, welche der Geschichte angehören.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 271.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

27 September 1844.

Jahresbericht der asiatischen Gesellschaft zu Paris.

Der Berichterstatter, Hr. Jul. Mohl, eröffnet seinen dießjährigen Bericht, welcher etwas umständlicher als gewöhnlich ausgefallen ist, mit der Bemerkung, daß auch dieß Jahr die orientalischen Studien einen stetigen Fortschritt zeigen, und daß die Gewißheit, welche die asiatische Gesellschaft zu Paris gibt, daß alle einzelnen wichtigeren Beiträge durch sie zur öffentlichen Kenntniß gelangen, den Fleiß und den Unternehmungsgeist mancher Personen anspornen, die sich außerdem wenig um orientalische Studien und Forschungen kümmern würden. Einen solchen Fall zeigte namentlich die Herbeischaffung zahlreicher himjaritischer Inschriften aus der zerstörten Stadt Mareb durch einen französischen Pharmaceuten, Hr. Arnaud, den der bekannte Orientalist Fresnel, Consularagent zu Dschiddah, zur Erforschung dieser in antiquarischer Hinsicht so bedeutenden Stadt aufforderte. Dieß ist indeß nur ein unbedeutender Theil des Gewinnes, den solche Gesellschaften gewähren, ein weit bedeutenderer liegt in der Eröffnung zahlreicher Verbindungen, die dem Einzelnen durchaus unmöglich seyn würden; so hat die G. im verlaufenen Jahre den zweiten Secretär der Gesellschaft in Calcutta und den Brahminen Ram Comal Sen (bekannt als Verfasser eines Lexikons der Bengali-Sprache) mit der Wahrung ihrer literarischen Interessen in Indien beauftragt, und aus der Bereitwilligkeit dieser beiden Männer nicht unbedeutende Vortheile gezogen, denn eine Menge wichtiger literarischer Erscheinungen Indiens geht für die europäische Lesewelt gänzlich verloren, weil keine Kunde davon nach Europa dringt.

Nachdem der Bericht noch auf die Thätigkeit der englischen, deutschen,*) und in neuerer Zeit selbst einer amerikanischen Gesellschaft für Beförderung orientalischer Studien aufmerksam gemacht, geht er auf die einzelnen Zweige des letztern über, und beginnt, wie gewöhnlich, mit den arabischen, welche immer noch den Vorrang behaupten und verdienen, um so mehr, als sie allmählich mehr eine praktische Anwendung gewähren, und die arabische Welt in immer engere Verbindung mit Europa hineingezogen wird. Im Mittelalter durchsuchte man vor allem die arabischen wissenschaftlichen Werke, um darin den Nachlaß der Griechen zu finden, den die Araber ausgebeutet; später beschäftigte man sich mit ihrer Sprache und Poesie, um dadurch die Bibel desto besser zu erklären; jetzt will man vor allem die arabische Geschichte und Einrichtungen kennen lernen, weil der Fortschritt der historischen Studien und der Zustand der Politik diese Grundsätze gleichmäßig verlangen.

Die Geschichte der Araber vor Mohammed gab Veranlassung zu einer kleinen Abhandlung Hrn. Erdmanns zu Kasan über den Tod Abrahahs; dieser äthiopische Heerführer ging im Jahre der Geburt Mohammeds mit seinem ganzen Heere vor Mecca zu Grunde. Dieß Ereigniß macht Epoche in der Geschichte der Araber, und hat auch in der That eine große Bedeutung, weil, wenn die Aethiopier Meister von Mecca geworden wären, der Islam wahrscheinlich in der Geburt erstickt seyn würde. Hr. Erdmann macht es sehr glaubwürdig, daß jene in der arabischen Tradition ganz unverständliche Katastrophe durch eine Epidemie veranlaßt wurde. — Eine neue Geschichte Mohammeds war seit langer Zeit ein Bedürfniß, denn man besaß nur eine einzige umständliche Biographie desselben, von Gagnier, welche, so gut sie auch in ihrer Zeit war, den Forderungen der neuen Kritik nicht mehr entsprach. Sacy, Fresnel, Reinaud, Hammer, Ewald u. a. haben zahlreiche Einzelnheiten theils aus dem Leben Mohammeds selbst, theils aus der Geschichte Arabiens unmittelbar vor seiner Zeit in ihren Werken berührt und gezeigt, daß Materialien genug zu einer lebendigen und fast vollständigen Schilderung des Propheten und seiner Zeit vorhanden seyen. Hr. Weil, den ein längerer Aufenthalt zu Cairo zu einem solchen Unternehmen vorbereitet hatte, liefert über das Leben Mohammeds ein ganz aus Quellen geschöpftes Werk, die Frucht bedeutender Studien, das ein

*) Diese wird im October eine erste Zusammenkunft zu Dresden halten, um eine Gesellschaft nach dem Muster der englischen Gesellschaften zur Herausgabe von Uebersetzungen orientalischer Werke und orientalischer Texte zu gründen. Letzteres wäre wohl das dringendste Bedürfniß, da die Uebersetzungen immer einen größern Leserkreis finden und sich selbst erhalten könnten.
A. d. R.

neues Licht auf den Mann wirft, welcher das Schicksal eines großen Theils der Menschheit geändert hat. Es ist zu hoffen, daß der verdiente Erfolg des Werkes dem Verfasser Gelegenheit geben wird, seine Arbeit in einer neuen Ausgabe zu vervollständigen, indem er den moralischen und politischen Zustand Arabiens zur Zeit Mohammeds genauer schildert, die Zusätze, welche er ans Ende des Werks verlegte, in den Text aufnimmt, und den polemischen Theil seiner Noten unterdrückt. Weil kündigt die nahe Herausgabe eines umfassenden Werkes über die Kritik des Korans an, und verspricht eine allgemeine Geschichte des Chalifats, ein ungeheures Unternehmen, das man in unserer Zeit noch kaum unternommen zu sehen hoffen konnte.

Gayangos hat den zweiten und letzten Theil seiner Geschichte der Araber in Spanien nach El Makkari herausgegeben. Gayangos hat bekanntlich nicht vollständig übersetzt, sondern mehrere Abschnitte, die für den europäischen Leser viel zu umständlich behandelt waren, abgekürzt, und die Lücken mit Auszügen aus anderen arabisch-spanischen Schriftstellern ausgefüllt; dabei hätte er aber genau die Veränderungen und Auslassungen, welche er vornahm, anzeigen sollen, damit man genau wisse, was Mittheilung arabischer Schriftsteller ist. Trotz dieses Mangels muß man anerkennen, daß er unsere Materialien zur Geschichte der spanischen Araber bedeutend vermehrte, und die Liberalität der Londoner Committee für orientalische Uebersetzungen, welche die Herausgabe des Werks übernahm, verdient allen Dank der Geschichtsfreunde.

Hr. Quatremère hat auf Kosten der Londoner Uebersetzungscommittee den ersten Theil des zweiten Bandes seiner Uebersetzung der Geschichte der Mameluken von Makrisi herausgegeben. Dieser Schriftsteller aus dem 14ten Jahrhundert unserer Zeitrechnung ist berühmt durch seine ungeheuren Compilationen über alle Theile der ägyptischen Geschichte unter der Herrschaft der Moslems. Mehrere kleine Abhandlungen sind schon von Rink, Sacy und Tychsen herausgegeben worden, aber hier wird zum erstenmal eines der großen Werke Makrisis den europäischen Lesern zugänglich, denn man kannte bis jetzt nur die von Reinaud und einigen andern Gelehrten angeführten Bruchstücke. Makrisi ist ein vortrefflicher Schriftsteller, dessen Werke angefüllt sind mit einfachen und aus den besten Quellen geschöpften Thatsachen, und die Herausgabe seiner Geschichte der Mamelukendynastie kann den Wunsch nur steigern, die ganze Reihe seiner geschichtlichen Werke erscheinen zu sehen. Quatremère selbst verspricht dazu mitzuwirken, indem er ankündigt, daß er abwechselnd einen Band Mamelukengeschichte und einen Band der Beschreibung Aegyptens von demselben Verfasser herausgeben werde. Wir werden auf diese Weise den Zustand Aegyptens zu einer Zeit, wo diese reiche Provinz eine so wichtige Rolle spielt, und zu einem vollständigen Gemälde der politischen, religiösen und moralischen Geschichte der Araber einen so wesentlichen Beitrag liefert, gründlich kennen lernen. Quatremere hat diesen neuen Band mit gelehrten Anmerkungen und merkwürdigen diplomatischen Actenstücken begleitet.

Hr. de Slane gab, gleichfalls auf Kosten der Uebersetzungscommittee zu London, den zweiten Band seiner Uebersetzung des biographischen Wörterbuchs von Ibn Challikan heraus; dieser zweite Band liefert fast die Hälfte des Werks, und der dritte ist unter der Presse, so daß in zwei bis drei Jahren dieß für die Literaturgeschichte der Araber so wichtige Werk vollendet seyn kann. — Hr. Schier in Leipzig setzt seine lithographische Ausgabe der Geographie des Abulfeda fort, würde aber wohl besser thun, seine Kenntnisse und sein calligraphisches Talent auf ein noch nicht gedrucktes Werk zu wenden, wie dieß gegenwärtig Hr. Wehstein in Leipzig thut, der das arabisch-persische, für die Synonymen so wichtige Wörterbuch von Zamachschari lithographirt.

Hr. Torndberg in Upsala gab den zweiten und letzten Band der Geschichte von Fez von Ibn-Abi-Zerá, dem Marokkaner, heraus; diese Geschichte beginnt mit der Eroberung des Maghreb durch die Araber, und geht bis zur Lebenszeit des Verfassers, somit bis zum Anfang des 14ten Jahrhunderts. Es ist ein originelles, nach den Traditionen des Landes verfaßtes Werk, welches eine der Hauptquellen dieses Theils der arabischen Geschichte bleiben wird, dessen man sich aber mit großer Vorsicht bedienen muß. Es hat zeitig die Aufmerksamkeit der Gelehrten auf sich gezogen. Petit de la Croix hinterließ eine noch nicht herausgegebene französische Uebersetzung. Cardonne benützte es vielfach, Dombay übersetzte es ins Deutsche und Pater Moura ins Portugiesische. Hr. Torndberg verspricht, seine Ausgabe duech eine lateinische Uebersetzung und einen Commentar zu vervollständigen.

Der bekannte Orientalist Lane gab einen abgekürzten und methodisch geordneten Koran aus, um die Kenntniß dieses wichtigen Werkes der Mehrzahl der Leser zu erleichtern. Hr. Cureton benützte den Anlaß, welchen Lane ihm gab, um eine Probe der neuen Lettern, welche die Committee zur Herausgabe der Texte hatte stechen lassen, zu geben, und zwei kleine, bei den sunnitischen Moslims sehr geachtete Abhandlungen über die Lehrsätze des Islam drucken zu lassen. Ein gleicher Grund veranlaßte ihn, den arabischen Commentar des Rabbi Tanchum über die Klagelieder Jeremiá herauszugeben. Das Werk von Tanchum umfaßt die ganze Bibel und hat von jeher die Aufmerksamkeit der Theologen auf sich gezogen; Hr. Cureton will nächstens den Commentar über die kleinen Propheten erscheinen lassen.

Die französische Akademie der Inschriften, welche im J. 1832 einen Preis aussetzte für die beste Vergleichung der arabischen und hebräischen Poesie, hat diesen Preis einer Abhandlung des Hrn. Wendrich in Wien zuerkannt, welche jetzt im Druck erscheint. — Hr. Beresford in London hat aus dem arabischen Werke Hidajet al Nahwi die Regeln über die arabische Syntax ausgezogen, welche in den bisherigen Abhandlungen fehlten. — Hr. Nesselmann in Königsberg gab den Text und die Uebersetzung einer Arithmetik von Behaeddin heraus, welcher am Ende des 16ten Jahrhunderts lebte, und somit sehr geeignet ist, den ganzen Fortschritt zu zeigen, welchen die Algebra bei den Arabern machte. Hr. Roeper hat eine Reihe

Digitized by Google

von Abhandlungen begonnen, worin er die griechische Literärgeschichte behandelt, insofern sie sich aus den Werken von Adnisaradsch ergibt. Leider ist die Ausbeute geringer, als man von diesem Zögling christlicher Schulen erwarten sollte.

Um die arabische Sprache her gruppiren sich die andern semitischen Dialekte. Wir übergehen die Arbeiten über das Hebräische und das alte Testament, welche mehr ins Gebiet der gelehrten Theologie gehören, und führen zuerst die vollständige Ausgabe und die Uebersetzung des Talmud an, welche Hr. Pinner in Berlin begonnen, und wozu er sich durch sechsjährige Nachforschungen in den großen Bibliotheken des Orients und Europa's vorbereitet hat. Abgesehen von dem Werth, den diese große Sammlung der Traditionen und der Entscheidungen der jüdischen Doctoren für die Bekenner des mosaischen Glaubens haben muß, hat sie auch noch einen großen, historischen Werth durch die zahlreichen Thatsachen jeder Art, die sie enthält, durch die Poesie der erzählten Fabeln, durch die tiefen Ideen, welche oft mit den kindischen Speculationen gemischt sind, durch das schlagende Beispiel einer Religion, wo die Subtilität der Gelehrten an die Stelle des geistlichen Lebens tritt, und endlich durch das Bild von dem intellectuellen Zustand eines begabten Volkes, das Jahrhunderte lang gegen den Druck und den falschen, von seinen Schulen eingeschlagenen Weg ankämpfte. Pinners Werk hat darum auch einen praktischen Nutzen, denn es wird die Reformen, welche der religiöse Unterricht der Juden fordert, erleichtern, und zur Zerstörung vieler Vorurtheile beitragen.

Die himjaritischen Inschriften, deren Entdeckung so glücklich mit der des jetzigen Dialekts von Hadramaut zusammenfällt, ziehen mehr und mehr die Aufmerksamkeit der Gelehrten auf sich. Hr. Forster hat eine neue Erklärung der von Wellsted und Cruttenden zurückgebrachten Inschriften bekannt gemacht; sie gründet sich auf die Uebersetzung einer Inschrift von Hadramaut, welche der Araber Noweiri gegeben. Forster macht bedeutende Aenderungen in dem von Gesenius und Rödiger vorgeschlagenen Alphabet, und seine Erklärung verdient die größte Beachtung, um so m r als die Entdeckungen von Arnaud den Gelehrten eine sicherere und breitere Grundlage der Forschung über die letzten Reste der Civilisation Südarabiens geben werden.

Wir übergehen einige bloß theologisch und grammatikalisch merkwürdige Arbeiten über syrische Literatur und Sprache, um einer neuen ethnographisch wichtigen Forschung zu erwähnen, nämlich der Versuche, Sprachen, die bisher dem semitischen Stamme ganz fremd zu seyn schienen, mit diesem zu verknüpfen. Hr. Benfey, Prof. in Göttingen, hat ein wichtiges Werk über die Verhältnisse des Koptischen zu den semitischen Sprachen geschrieben. Man hatte diese Verwandtschaft schon vermuthet, aber die bisherigen Vergleichungen beruhten auf keiner hinreichend festen Grundlage; Hr. Benfey aber wandte alle Hülfsmittel der vergleichenden Philologie an, und gelangte durch eine sehr scharfe Analyse des allgemeinen Ganges der Sprachenbildung zu dem Resultat, daß das Koptische und die semitischen Dialekte einen gemeinsamen Ursprung haben müßten, aber sich trennten, ehe die Beugungen gehörig festgestellt waren. Bis jetzt hat Hr. Professor Benfey blos die grammatikalischen Formen behandelt, will aber auch seine Forschungen auf die Wurzeln ausdehnen. Die Lösung dieser für die Ethnographie wichtigen Frage wird sehr erleichtert durch die Entdeckung des Hrn. de Sauley, welcher dahin gelangt ist, die demotische Schrift der Aegyptier zu lesen. Es ist dieß der größte Schritt in den ägyptischen Studien seit Champollion, und diese Entdeckung, welche auch auf die Erklärung der Hieroglyphen ein neues Licht werfen muß, wird die Mittel an die Hand geben, zu viel ältern grammatikalischen Formen hinaufzusteigen, als wir sie in den Büchern der koptischen Christen finden. Hr. Benfey spricht in seiner Vorrede die Hoffnung aus, die Sprachen, welche im Westen Aegyptens, im nördlichen Afrika gesprochen werden, an die semitischen anknüpfen zu können, will aber zu dem Ende die Herausgabe der großen Arbeiten abwarten, welche in Paris über dieselben Sprachen vorbereitet werden. Die französische Regierung hat bekanntlich eine Commission ernannt unter dem Vorsitz Hrn. Jauberts, welche ein großes berberisches Wörterbuch entwerfen soll.

(Fortsetzung folgt.)

Ein neuer norwegischer Läufer.

Die Times nun 16 September erwähnen nach indischen Blättern einen ächten Nachfolger Ernst Menzens (oder diesen selbst), der kürzlich in Indien angekommen seyn soll. Dieser Mann will die Entdeckung der Nilquellen allein und zu Fuße unternehmen. Er glaubt etwa vier Monate zu brauchen und will in gerader Linie gehen, indem er Wüsten durchschneidet und Flüsse durchschwimmt. Er läuft einen Grad, also 15 deutsche Meilen in 12 Stunden, und kann drei Tage ohne Lebensmittel und Wasser bleiben, wenn er nur einigen Himbeeresyrup zu sich nimmt, den er in einem kleinen Fläschchen bei sich führt. Kann er sich Nahrung verschaffen, so genügt ihm eine geringe Menge, dagegen kann er auch, wenn Lebensmittel in Fülle vorhanden sind, auf drei Tage zumal essen. Dieser wunderbare Mann nimmt nur eine Karte, einen Compaß und eine norwegische Axt mit sich. Er hat bereits einige merkwürdige Reisen gemacht, z. B. von Konstantinopel nach Calcutta und zurück in 59 Tagen, wofür ihm der Sultan 2000 spanische Thaler schenkte, ebenso von Paris nach Petersburg in 13 Tagen. Er hat Zeugnisse von den Behörden zu Calcutta und St. Petersburg, welche diese außerordentlichen Leistungen bestätigen; er ist etwa 45 Jahre alt und schmächtig gebaut; in gefährlichen Fällen traut er auf seine Schnelligkeit, da, wie er sagt, weder ein Dromedar noch ein Mensch ihn einholen kann, — si fabula vera est.

Die Mahratten im Westen.

(Fortsetzung.)

Neben der großen Uebung, welche die Lehrweise der brahmanischen Collegien bezeichnet, gewahrt man eine fruchtbringende Idee in diesem Unterricht, der einer Körperschaft, einer Kaste anvertraut ist, in deren Schooß die Kenntniß des Alterthums aufbewahrt wird; dieser Einrichtung verdankt der Brahmanismus seine lange Fortdauer. Diese Gelehrten

Digitized by Google

ons Punah glauben nicht, daß ihr Reich zu Ende sey, und bedienen sich einer europäischen Neuerung, der lithographischen Presse, um ihre Schriften ohne Hülfe fremder Rebellen zu verbreiten. Die englische Regierung unterstützt diese Schulen, die aus sich selbst nicht bestehen könnten, denn man zählt in einer Classe nur etwa zehn bis fünfzehn Schüler. Diese Unterstützung ist der Honigkuchen, womit man die Neigung zu Umtrieben in dem mächtigen Feinde einschläfert. Zu demselben Zweck gewähet die Compagnie den Priestern, welche bei den drei Pagoden von Parwati-Berg angestellt sind, monatlich einen Zuschuß von 50 Rupien oder 125 Fr. Jener Berg, zwei Meilen von Punah entfernt, war das Capitol der Mahratten; der letzte Peschwo stieg vor 25 Jahren dort herab, um in die Verbannung nach Benares zu gehen. Auf steiler Spitze trägt er drei Tempel, wovon der erste der Göttin Parwati, Tochter des Himala, Herrn der Schneegebirge, geweiht ist; der zweite ihrem Sohn Kartikeya, dem Gott des Krieges, und der dritte dem Wischnu. Man steigt empor auf einer ungeheuren Treppe, welche auch Pferde und Ochsen betreten können. Nachdem man an einem Posten vorübergekommen, ähnlich dem im Vorhofe des Collegiums, tritt man in einen luftigen Bogengang in maurischem Baustyl; die dienenden Braminen begießen die Götzenbilder mit Oel und fegen die großen Instrumente aus Kupfer blank, welche bei den Umzügen des Durga-Pudscha in übermenschlichen Lauten ertönen; es sind ungeheure Trompeten von phantastischen Formen, Trommeln jeder Art und tönende schwirrende Scheiben, wie der Tamtam. Der Gipfel des Hügels ist mit mehreren Ringmauern umgeben, wovon einige zerfallen, andere aber noch in gutem Zustande sind, dazwischen stehen Bäume, und ihre Grundfesten verbirgt das hohe Gras, welches die heiligen Ochsen abweiden.

Am steilsten Abhange erhebt sich über einem Hofraume, dessen Mittelpunkt die Pagode des Wischnu bildet, der unvollendete Palast des Peschwo. Der Blitz hat den Wohnsitz des Fürsten zertrümmert, gleichsam um den Untergang eines Reichs zu bezeichnen, dessen Vertreter er war; es sind nur wenige Mauerreste dieses Gebäudes noch zu schauen, das die ganze Ebene beherrschte; die beiden Städte, die mahrattische und die englische, zeigen sich nebeneinander; diese gleich einem Parke mit ihren Baumgängen und Hainen, jene wie ein Schachbrett, mit all seinen Figuren bedeckt. Ueber den Mangobäumen, welche der fürstliche Beherrscher häufig im Lande gepflanzt hatte, um seiner Hauptstadt Schatten und Kühle zu verschaffen, erblickt man sehr entfernt, am Fuße eines steilen Berges, seinen Sommerpalast. An den Ecken des oberirdischen Gebäudes steigen Thürme in die Höhe, die durch Wendeltreppen und Terrassen verbunden sind; der untere Theil dieses Schlosses ist aus Holz erbaut und von einer Galerie umgeben, welche die Säle im Erdgeschosse vor der Sonne bewahrt, und da kriegerische Zwecke jedem mahrattischen Bauwerke zum Grunde liegen, wurde diese Villa von einer hohen dicken Mauer mit vier gewaltigen Thürmen beschützt, die jetzt zertrümmert sind. Fast möchte man glauben dieser Palast wäre nie vollendet gewesen. Heutzutage ist alles still und öde rings um das befestigte Sommerhaus; man sieht weder junge Frauen in den innern Hofräumen, noch Schildwachen auf den Wällen.

In der Ebene, nahe dem heiligen Berge, sieht man noch ein großes Maesfeld, einen weiten Raum von einer Mauer umgeben; hier fand alljährlich zur Zeit des Dessarah, eines großen Festes, welches mit dem Aufhören der Regenzeit zusammenfiel, die Versammlung von Tausenden von Braminen statt, welche nach der Reihe aus der Hand des Peschwo das Almosen oder die Gabe erhielten, welche die Achtung bezeichnete, die die Könige der Priesterkaste schuldig waren, nach der Vorschrift, welche dem Heerscher Freigebigkeit gegen „die Zweimalgeborenen“ gebietet, gegen diejenigen, welche ein neues Leben durch die Einweihung in die religiösen Geheimnisse empfingen. Die Brahmanen kamen aus allen Gegenden herbei; bisweilen stieg ihre Zahl auf 50,000, und das Staatsoberhaupt erfreute sich des Anblicks so vieler heiligen Männer, die seine Größe und Herrlichkeit verkündeten. Nach dieser friedlichen Handlung überschwemmten die bewaffneten Schaaren der Krieger das Land, plünderten und raubten in den Dörfern und stürmten wie ein Gewitter durch das Thal; auf solche Weise wurde das junge Jahr eingeweiht. Gab es keinen Krieg, so überfielen die Häuptlinge die Ländereien ihrer Nachbarn und stiegen dann in ihre Bergschlösser hinauf, bis sich Gelegenheit darbot, in den Sold eines Fürsten zu treten. Auf diesen Bergspitzen, 5 bis 6000' über dem Meere, mußte das Leben sehr traurig seyn; wohl sangen dort die Barden oftmals dem Burgherrn die Thaten seiner Ahnen, aber diese langweilte sich bald, seine Rosse am Abhang des Berges müßig weiden zu sehen.

Das Andenken der alten Versammlungen des Dessarah verwirrte dem letzten Peschwa, Badschi-Rao, den Kopf. Die Braminen zettelten eine Verschwörung an, deren Verzweigungen sich bis in die englischen Provinzen erstreckten, und der Fürst, durch sie aufgeregt, brach bei folgender Gelegenheit unvorsichtigerweise los. Als die Compagnie in einen gefährlichen Krieg mit Nepal verwickelt war, im Jahre 1816, bedrohte Randschit Singh mit einem starken Heere die Ländereien derjenigen Seikhs, welche ihn von den britischen Besitzungen trennten. Eine Schaar Freiwilliger bildete sich an den Gränzen der Provinz Agra. Die englischen Schriftsteller sagen, daß man sich auf einen allgemeinen Aufstand gefaßt machte, und Lord Hastings nahm Maßregeln, um seinen Ausbruch zu unterdrücken oder doch zu hindern. Die Mahratten zeigten sich bereit ihre Bündnisse wieder anzuknüpfen, welche der Vertrag von Bassein aufgelöst hatte. Die getrennten Staaten von Mahrattschira bestanden aus dem Königreich Punah, dem von Scindiah, aus dem Fürstenthum, welches Holkar verwaltete, und den Provinzen unter der Herrschaft des Radscha von Nagpur, Appa-Saheb. Fünf oder sechs Fürsten, die auf verschiedenen Punkten zu den Waffen griffen, wären im Stande gewesen die englische Macht, damals noch nicht so sehr befestigt, im Schach zu halten. Sogar in den letzten Jahren noch hat man zu Punah, ja selbst in Bombay drohende Proclamationen gegen die Europäer aufgefunden.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Aufhöhung des Bodens in London. Bei den neulichen Reparaturen der großen Abzugscanäle hat man Messungen angestellt über den künstlichen Boden, da die Oberfläche Londons durch die allmähliche Anhäufung von Schutt sich erhöht hat. Diese künstliche Boden steigt an einigen Orten bis zu 33 Fuß, und auf einer weiten Strecke hat er sich in den letzten 72 Jahren um 2' 2" erhöht. (Times vom 14 Sept.)

Alter von Mogador. Auf dem Seethor (bab el Mersa) zu Mogador ist eine arabische Inschrift, welche alle Zweifel über die Zeit der Erbauung der Stadt hebt; sie ist aus dem Jahre 1184 der Hedschra (1781). (L'Algérie vom 16 Sept.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 272.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

28 September 1844.

Skizzen aus London.

(Von Dr. Gambihler.)

Das Colosseum am Regentspark in London in seiner neuen Gestalt.

Diese großartige Spielerei (wie sie der gediegene, englische Kunstwerke recensirende Waagen nennt), ist von jeher von keinem Fremden in London unbesucht geblieben. Es ist ein von Baumeister Burton 1827—1828 aufgeführter großartiger Bau, mit Portikus von sechs corinthischen Säulen und einer Kuppel von 145 Fuß Durchmesser, ganzer Umfang 436 Fuß, in Polygongestalt; Mauerhöhe 64 Fuß von außen, 79 von innen; 115 Fuß hoch, von wo das Licht einfällt. Dieser Bau barg in sich ein außerordentliches Panorama Londons, auf Leinwand gemalt und in die Runde gespannt zwischen 30 und 40,000 Quadratfuß einnehmend. Dieß Rundgemälde, welches London als Stadt sammt der Entfernung von mehr als 20 engl. Meilen in der Landschaft ringsum panoramisch darstellt, wurde 1821—1822 von der Kugel der St. Paulskirche bei Gelegenheit des Baues der neuen Kugel von Horner entworfen und als viereckiges Gemälde in besagtem Colosseum mit außerordentlicher Kunst und Genauigkeit vom Historienmaler der Königin Adelaide, E. T. Parris, nicht bloß ausgeführt, sondern in der perspectivischen Anlage vollkommen umgearbeitet, so, daß nur Horners Grundidee beibehalten wurde. An diese Anstalt schlossen sich Einzelnheiten, welche Waagen zu seinem Urtheil veranlaßten, nämlich Schweizergegenden, Glashäuser, eine Eisdecke im Sommer zum Schlittschuhfahren ꝛc. Im Mai 1843 wurde das Colosseum zum Verkaufe ausgeboten unter erstem Angebote von 10,000 Pfd. St.; es wurde um 22,000 Pfd. St. zwei Kaufleuten, Montague und Turner zugeschlagen. Diese nun unterwarfen das Ganze einer vollkommenen Renovation, um die Ausstellung noch großartiger als je darzustellen und zugleich interessantere Nebenzwecke zu verbinden. Herr Parris hat das Firmament seines Rundgemäldes vollkommen umgearbeitet mit wahrhafter Meisterschaft, da die malerisch perspectivische Täuschung unmöglich weiter getrieben werden kann. Am Gemälde ist nur nachgefahren, aber im Wesentlichen nichts geändert worden, indem die Vergleichung der Stadt und Landschaft von 1821 und 1844 ein besonderes Interesse gewährt, nicht bloß für den Fremden, sondern auch, und besonders, für den Londoner, namentlich den jungen. Der Contrast scheint ein Jahrhundert in sich zu schließen. Herrn Parris Geschick wird erkannt aus der Vergleichung mit Horners ursprünglichem Plan und der Ausführung (der Künstler hatte die Gefälligkeit, mir auch die kleinsten Details vorzuführen.)

Die großartigen Nebensachen sind: 1) eine permanente Rundausstellung von Sculpturen lebender Künstler unter vorzüglichster Beleuchtung am Fuße des Londonpanorama's; 2) eine ähnliche Gemäldeausstellung, beide Anstalten, um das Publikum zum Ankauf zu gewinnen; (Henning liefert vorzügliche Sculpturen), Ausländer sind nicht ausgeschlossen; 3) großartige Panoramen und Dioramen durch optische Mittel; 4) optisch-malerisch täuschende Darstellungen von Höhlen; 5) ähnliche Darstellungen von Schweizergegenden; 6) Sammlungen erotischer Gewächse; 7) großartige Ruinen, z. B. des Theseustempels in auffallend antiker Nachahmung, alles in ursprünglicher Größe; letzteres ganz neu; 8) ein mit Gas beleuchtetes Rundgemälde von London am Abend, über das erwähnte Rundgemälde so gespannt, daß es am Tag niedergelassen werden kann (das Transparent von H. Danson gemalt.) Auf dem Gipfel des Gebäudes wird eine großartige Camera obscura für die Gegend ringsum angebracht werden. Alle Verzierungen und malerische Ausstattungen sind außerordentlich reich. Es ist den Unternehmern Glück zu wünschen. Die Eröffnung wird in ein paar Monaten stattfinden. Der Decorateur ist Will. Bradwell, vom Coventgardentheater.

Jahresbericht der asiatischen Gesellschaft zu Paris.

(Fortsetzung.)

Wenden wir uns von den semitischen Völkern zu den Ländern des indischen Stammes, so stoßen wir zuerst auf Mesopotamien, wo seit dem höchsten Alterthum diese beiden Racen sich vermischten und Mittelpunkte der Civilisation bil-

Digitized by Google

deten, welche das ganze Alterthum mit ihrem Ruhm erfüllten, deren Sprachen, Literaturen und Künste aber keine andern Spuren zurückgelassen zu haben scheinen, als einige Inschriften und künstliche Aufwürfe, die aus Backsteinen mit Schriftzeichen bestehen. Hr. Botta, französischer Consul zu Mossul, hob eine Ecke des Schleiers, der die Geschichte dieser Länder deckt. Schon in der Sitzung des vorigen Jahres wurde angekündigt, daß Hr. Botta auf dem Hügel von Khorsabad, fünf Lieues von Ninive, die Spuren eines Gebäudes entdeckt habe, dessen sämmtliche Mauern ganz mit Sculpturen und Inschriften bedeckt sind. Die seitdem angestellten Nachgrabungen haben der Sache eine immer größere Wichtigkeit gegeben, und die vier in dem Journal asiatique erschienenen Berichte, denen bald andere folgen werden, haben in ganz Europa das lebhafteste Interesse erweckt. Alles deutet an, daß diese Ruinen assyrisch sind, und die geschichtlichen Folgerungen, welche man theils aus den Basreliefs, theils aus der Bauart ziehen kann, sind bereits sehr wichtig. Wahrscheinlich wird aber Hr. Botta noch weit mehr Material liefern, denn bis jetzt ist nur ein Viertheil des Gebäudes ausgegraben, und die französische Regierung, welche mit größtem Eifer ihn unterstützt, hat nicht nur Geld zur Fortsetzung der Arbeiten angewiesen, sondern auch einen Zeichner hingeschickt. Hr. Botta hat das ganze Dorf, welches auf den Ruinen lag, angekauft, und da der Pascha gestorben ist, welcher sich den Nachgrabungen mit aller Härte, die Habsucht und Unwissenheit einflößen können, widersetzte, so wird hoffentlich nichts mehr den Gang dieser schönen Entdeckung unterbrechen, und Paris wird bald ein Museum assyrischer Sculpturen besitzen. Diese Entdeckung wird indeß alle ihre Früchte erst dann tragen, wenn man die langen und zahlreichen Inschriften entziffern kann. Bis jetzt ist von den vier oder fünf Systemen von Keilschrift nur Eines durch den Scharfsinn der HH. Burnouf und Lassen zugänglich geworden; da aber die persischen Könige auf ihren Denkmälern glücklicherweise häufig zwei- oder dreisprachige Inschriften setzten, so wird man wohl mit Hülfe des persepolitanischen Systems allmählich auch die andern lesen lernen. Hr. Rawlinson, englischer Generalconsul zu Bagdad, der die Gelegenheit, welche ihm früher der Oberbefehl eines persischen Regiments bot, benützte, um alle Inschriften, die er finden konnte, zu copiren, kündigte d i nahe Erscheinung einer großen Arbeit über die Keilinschriften an, womit er sich mehrere Jahre beschäftigte, und die mit großer Neugierde erwartet wird. Rawlinson besitzt unter anderem die einzige bekannte Copie der großen Inschrift, welche Darius in drei Sprachen auf den Felsen von Bisitun graben ließ, und es ist zu hoffen, daß diese ihm den Schlüssel zu den assyrischen Inschriften geben wird. Eine große Anzahl Keil- und Pehlewi-Inschriften, zum Theil bekannt, aber unvollständig copirt, zum Theil ganz neu, werden in der Reise der HH. Coste und Flandin erscheinen, welche die französische Regierung gegenwärtig herausgibt, leider mit einem Luxus, daß das Werk nur wenigen Personen zugänglich seyn wird. Ein gelehrter Däne, Hr. Westergaard, hat seinerseits einen großen Theil Persiens durchreist, und bringt gegenwärtig eine reiche Sammlung von Keilinschriften zurück.

Die Arbeiten Sacy's und Longpériers über die Münzen der Sassaniden sind bekannt, aber die Pehlewi-Inschriften einiger Münzen der letzten Sassaniden und der ersten Chalifen oder ihrer Stellvertreter in Persien, die in einem neueren Charakter geschrieben sind, waren noch zu erklären. Olshausen hat dieses Problem glücklich gelöst, und aus diesen Umschriften einige Thatsachen über den Zustand Persiens unter den ersten Chalifen — ein Zustand des Kampfes zwischen den Grundsätzen der alten persischen Monarchie und den Anforderungen der arabischen Eroberung — abgeleitet. Noch lassen sich aber manche andere Folgerungen daraus ziehen, und Olshausen selbst wirft einige Fragen auf, die er aus Mangel an Materialien nicht lösen konnte; die Anhänge seiner Abhandlung lassen aber hoffen, daß er diese Mine fortdauernd bearbeiten und seine Forschungen auf die östlichen Provinzen ausdehnen wird, wo jetzt Denkmäler aller Art sich finden, in denen die Pehlewi-Schrift und das verdorbene Dewanagari der Buddhisten auf eine seltsame und bis jetzt unerklärliche Art sich vermischen. Hr. Masson wird bald einige solcher Ueberreste mittheilen. Eine andere Arbeit über die Münzen der Sassaniden erschien kürzlich zu St. Petersburg von Hrn. Dorn, worin er einige neue Erklärungen schon bekannter Münzen vorschlägt, und auch einige neue Münzen aus den rasch anwachsenden Petersburger Sammlungen mittheilt.

Die neuere persische Literatur war Gegenstand einiger bedeutenden Arbeiten: Hr. Troyer gab den ersten und dritten Band seiner Uebersetzung des Dabistan heraus, wovon der zweite schon im vorigen Jahr erschien, so daß das Werk jetzt vollständig ist. Der Uebersetzer bespricht in einer Vorrede mehrere Fragen, welche sich natürlich aus der Lesung dieses merkwürdigen Buchs ergeben, z. B. über die Authenticität der Quellen, über das geschichtliche Daseyn der angeblichen Religion der Mahabadier u. s. w. Der Dabistan ist die vollständigste Geschichte der Religionen, die im Orient geschrieben wurde, und umfaßt eine Menge Secten, über welche wir sonst wenig oder gar keine Nachrichten haben. Die großen Religionen, wie der Bramanismus, der Buddhismus und der Islam, haben authentische Schriftdenkmäler hinterlassen, in denen man sie studiren muß, aber die Genauigkeit, mit welcher der Dabistan von ihnen spricht, erweckt auch Vertrauen für seine Nachrichten über die wenig bekannten Secten, mit Ausnahme jedoch des Capitels über die Mahabadier, das eine völlige Fabel zu seyn scheint. Die Arbeit Troyers ist um so verdienstlicher, als der Dabistan ein schwieriges Buch ist, voll von abgebrochen citirten Versen und technischen allen Religionen entlehnten Ausdrücken.

Der Freiherr von Hammer hat den zweiten und letzten Band seiner Geschichte der Mongolen in Persien erscheinen lassen, welches Werk mit dem früher erschienenen über die goldene Horde eine vollständige Geschichte der westlichen Mongolen bildet. Das Buch ist ganz aus Originalquellen gezogen, und vermehrt unsere Kenntnisse über diesen Theil der orien-

Digitized by Google

talischen Geschichte, über welche man doch schon die bessern Werke besaß, sehr bedeutend. Hr. von Hammer hat alles beachtet, was auf die Literärgeschichte, die Einrichtung des mongolischen Reichs und die Sitten dieser Epache Licht werfen kann; er hat die verwickelte Genealogie der Dschengischaniden sorgfältig entwickelt, und so ein lebendiges Gemälde dieser Dynastie gegeben, worin der persönliche Charakter einiger großen Fürsten seltsam contrastirt mit der unbesieglichen Barbarei einer Race, die ein Reich nicht bewahren konnte, das sie mit Strömen Bluts erobert hatte.

Hr. Quatremère ließ in der Sammlung der Notices et Extraits eine umständliche Lebensbeschreibung von Schah Rokh, dem Sohn und Nachfolger Timurs erscheinen, die aus dem großen Werke Kemaleddin Abderrezaks gezogen ist. Dieß Buch umfaßt die Geschichte der Auflösung des mongolischen Reichs in Persien, so wie die Regierungen Timurs und Schah Rokhs. Hr. Quatremère hat sich nicht ohne gute Gründe an den letzten Theil gehalten, nicht bloß weil hier der Verfasser als Zeuge und Mitbandelnder redet, sondern auch weil wir über Timur und seine Einrichtungen schon ziemlich genau unterrichtet sind, dagegen über die Regierung Schah Rokhs bisher nur sehr unvollständige Auszüge bekannt wurden, so wichtig auch diese lange und glückliche Regierung ist, während welcher Persien sich einigermaßen von der langen Zerrüttung erholte. Schah Rokh war ein tapferer und gemäßigter Fürst, Freund der Wissenschaften und wohl geeignet, das von seinem Vater eroberte Reich zu begründen. Die Unfähigkeit seiner Nachfolger zerstörte diese Hoffnung, aber seine Regierung ist nichts desto minder eine der glanzendsten Epochen des Mittelalters im Orient. Leider hat Quatremère nur die Hälfte der Biographie geliefert, und es ist zu wünschen, daß er sie im nächsten Bande vervollständige.

Hr. Dorn hat in Petersburg zwei Abhandlungen herausgegeben, deren Materialien aus persischen Schriften gezogen sind. Die erste behandelt die Geschichte Georgiens im 16ten und 17ten Jahrhundert, und ergänzt die Geschichte Georgiens nach georgischen Quellen, wie sie Brosset geliefert hat. Die zweite Abhandlung enthält Materialien zur Geschichte der Chasaren, wozu Hr. Dorn die nöthigen Auszüge aus arabischen und persischen Schriftstellern mittheilt. Beide Schriften, so wie einige frühern, gehören zu einer Reihe von Abhandlungen über die allgemeine Geschichte der kaukasischen Völker, welche Hr. Dorn abfassen will, und wozu er in Rußland Gelegenheit findet, wie sonst in keinem Lande. Die Ruhe, mit welcher er fortschreitet, die Gewissenhaftigkeit, womit er die Grundlagen seiner künftigen Arbeit bekannt macht, lassen hoffen, daß sein Erfolg mit der Schwierigkeit der Aufgabe im Verhältniß stehen wird.

Wir können Westasien nicht verlassen, ohne eines aus dem Armenischen übersetzten Werkes zu gedenken, nämlich der Geschichte des Fürsten Wartan in dem Wartabied Elise, von dem Abbé Gregor Karabagi Garabed ins Französische übersetzt. Elisa ist ein Schriftsteller aus dem fünften Jahrhundert, ein Schüler Mesrobs, des Erfinders des armenischen Alphabets, und Secretär Wartans des Mamigoniers, der sich an die Spitze des Aufstandes der Armenier gegen Jezdedscherd, König von Persien, stellte. Das Werk genießt eine verdiente Popularität bei den Armeniern, welche in dieser Geschichte ihrer temporären Befreiung vom persischen Joch das Vorbild ihrer künftigen nationalen Wiedergeburt sehen. Kein armenischer Schriftsteller, mit Ausnahme Moses von Chorene, ist so vielfach bearbeitet worden, wie Elisa, und die Wichtigkeit der von ihm behandelten Epoche, so wie die Genauigkeit und das hohe Interesse seiner Nachrichten, und endlich die fast classische Art seines Berichts rechtfertigen auch diesen Vorzug. Das Werk wurde im Jahre 1764 zu Konstantinopel gedruckt, St. Martin hat sich dessen in seinen gelehrten Abhandlungen über Armenien häufig bedient, Neumann hat es großentheils ins Englische übersetzt, und Capelletti ins Italienische. Garabed liefert jetzt eine vollständige französische Uebersetzung; es ist dieß seinerseits eine patriotische Handlung, und man fühlt in den Bemerkungen, mit denen er seine Uebersetzung begleitet, alle Hoffnungen eines getheilten, zerstreuten und unterdrückten Geschlechts, das mitten unter allen Uebeln, die auf ihm lasten, seine Nationalität noch nicht verloren hat. (Fortsetzung folgt.)

Die Mahratten im Westen.

(Schluß.)

Badschi-Rao hatte im Frühling 1817 Truppen ausgehoben und seine Familie und seine Schätze fern von seiner Hauptstadt entsendet. Um seine bösen Absichten zu bestrafen, drang man ihm fremde Truppen auf, welche er besolden und unterhalten mußte. Der Peschwa legte so feindliche Besatzung in seine eigenen Staaten und bezahlte dem Schatz der Compagnie 34 Lak Rupien oder 8,500,000 Fr. Die Geldmittel, wodurch er seine Heere unterhalten konnte, gingen in die Hände der Engländer über. Ein Vertrag vom 15 Junius setzte die Grundzüge des neuen Bündnisses fest, welches für den Mahrattenfürsten viel lästiger war als das erste; dieß Einstellen der Feindseligkeiten gab den Truppen der Compagnie Gelegenheit, sich zum Kampfe vorzubereiten, und den Bergbewohnern Zeit, den günstigen Augenblick abzuwarten, ohne sich durch voreilige Bewegungen zu verrathen. Bei den Festen des Durga-Pudscha waren bewaffnete Schaaren längs den Stufen aufgestellt, welche aus der Ebene nach dem Gipfel des Parwati-Berges führen; der Resident verlangte von Badschi-Rao Erläuterungen über diese kriegerischen Rüstungen, deren wahren Grund er wohl vermuthete. Der Peschwa antwortete, daß er dem Fest, das in Wahrheit sehr prächtig war, einen ungewohnten Glanz geben wolle; die Sonne beleuchtete einen Wald von Flinten und Lanzen an den unermeßlichen Stufen des Hügels. Das letzte mahrattische Heer, stolz auf seine große Zahl, blickte mit thörichtem Hochmuth nach dem kleinen englischen Lager, das in dem weiten Bassin unter dem Berg von Parwati verborgen lag. Das Volk sah voll Vertrauen und geheimer Freude die Zurüstungen eines Verraths, welcher ihm auch noch den letzten Schatten von Unabhängigkeit rauben sollte. Den 5 November griff Badschi-Rao plötzlich die Residenz an; seine Truppen, von Obrist Burns zurückgeworfen, verschanzten sich nordwestlich von der Stadt, in den Schluchten von Ganega. Im Hinter-

Digitized by Google

grunde des Passes, vor welchem der heilige Berg mit seinen drei Tempeln emporsteigt, mußten 30,000 Asiaten erfahren, was eine Handvoll europäischer Soldaten unter einem geschickten Anführer vermag. Eine gänzliche Niederlage verjagte die Armee des Peschwa weit von der Hauptstadt. Die übrigen Häuptlinge des alten Bundes, welche sich allzumal auf einer großen Strecke Landes empört hatten, wurden auf verschiedenen Punkten besiegt. Badschi-Rao, viermal geschlagen, wurde zur Flucht gezwungen, seiner Besten beraubt, welche ihm eine nach der andern entrissen wurden, so daß er keine Zufluchtsstätte mehr fand und sich Sir John Malcolm im Laufe des Jahres 1818 ergab. Nach einer ehrenvollen Capitulation wurde ihm gestattet, sich nebst den übrigen abgesetzten Radschas mit einem beträchtlichen Ruhegehalt zurückzuziehen, und so nahm er Abschied von dem Benares des Westens, um in der wahrhaften Hauptstadt des Bramanismus in Frömmigkeit Pagoden zu bauen und vergangenen Ruhmes zu gedenken.

Von dem vorhandenen Geschütze blieben den Einwohnern von Punah nur fünf kleine Zwölfpfünder; sie sind von dem Blute der Opfer geröthet, welche dem Durga dargebracht werden und den Brahminen vom Parwati-Berge übergeben, welche sie ehrfurchtsvoll unter einem Schutzdache verwahren. An großen Festtagen, die jetzt ziemlich traurig sind, donnern diese unschädlichen Geschütze von der Höhe herab, aber so wenig kriegerisch, daß die Adler ungestört in den Akazien am Eingang des Tempels nisten. Die ränkevollen Brahminen, welche die Engländer so sehr hassen, überlebten die Unabhängigkeit ihres Landes, und obgleich sie einen Gehalt beziehen für ihren Tempeldienst und die Erhaltung und Fortpflanzung der heiligen Sprache, lastet das Joch doch schwer auf ihnen; sie können der Zeiten nicht vergessen, wo Fürsten von ihnen regiert wurden und bei religiösen Festlichkeiten reiche Almosen ihnen zufielen. Auf den Dienst im Tempel und den Lehrstuhl beschränkt, sehen sie sich oft genöthigt Gewerbe zu ergreifen, die ihnen das Gesetz im Nothfall gestattet, wobei aber der Gesetzgeber gewiß ihre jetzige Lage nicht voraussah.

Im Nordosten des Berges liegt ein prächtiger See von bewaldeten Anhöhen umgeben, mit einer geräumigen Insel in der Mitte. Auf dieser Insel befindet sich ein kleiner Tempel, eine Brahminenwohnung und ein Garten, dessen kühle Schatten zum Nachsinnen einladen. Den Kriegern gehörten die Berge, den Hütern des Cultus die Thäler an; auf den grünen Wiesen am Rande der Bäche schrieben die indischen Priester die alten Scholien auf Palmblättern nach und glichen darin den Benedictinern: „vallis benedictus umbrat.“ In den Zeiten der Unruhe und des Kampfes, wenn die benachbarten Berge sich mit Kriegern bedeckten und vom Kriegsgeschrei erdröhnten, wie mußte alsdann diese Einsamkeit ruhig erscheinen? Nachdem ich rings die Anhöhen erstiegen, setzte ich mich manchmal unter den Schatten der hohen Bäume und sah die Schatten sich verlängern auf dem glatten Spiegel des Sees. Eines Abends vernahm ich den Hufschlag eines Pferdes auf dem gepflasterten Wege; es war ein alter Mahrattenhäuptling in seiner Kriegsrüstung, der einen kleinen weißen reich aufgezäumten Renner mit zierlichen Füßen ritt; die einst prächtige Decke, der Zaum mit rothen abgenützten Baumwollquasten verziert, zeigten den langen Gebrauch an. Der Greis trug einen doppelten eisernen Harnisch, im aufgerollten Gürtel einen langen Dolch; der Rand des Schildes, der am Sattelknopf hing, schlug beständig an die Scheide seines Schwertes und erklang wie eine fernhallende Glocke. Wohin zog dieser Ritter mit weißem Barte, mit dem Musselinturban und geschmückt wie am Tage der Schlacht? Sein Diener folgte ihm ehrfurchtsvoll mit dem in Silber eingelegten Narguile, das er seinem Herrn willig nachtrug. War es noch, als ob der alte Häuptling im Jahrhundert sich täuschend aus Gewohnheit seine alten Besitzungen durchziehe! Im selben Augenblick unterbrach ein Flintenschuß nahe am Wege die Ruhe der Landschaft; es waren zwei englische Corporäle, die in den Mangobäumen, welche der Peschwa gepflanzt, nach Turteltauben schossen!

So sind die nach den Radschputen furchtbarsten unter den Völkern Indiens gesunken. An den Föderalismus gewöhnt, waren sie nicht im Stande sich in ein einziges Reich zu verschmelzen; unruhig und unbotmäßig verwarfen sie mit Verachtung den Gedanken einer Centralmacht, die ihre Stärke gewesen wäre. Fortan ist ihre Unabhängigkeit dahin, und ihr Volksthum nur ein Traum. Von den acht Königreichen, welche heutzutage das mahrattische Reich bilden, bleibt auch nicht Einem ein Schimmer von Freiheit, wenn man nicht jene Fürsten für unabhängig hält, welche die kleinsten Besitzungen haben und ihren häuslichen Angelegenheiten vorstehen dürfen. Der Radscha von Berar, welcher in seinen Ländern eine Bevölkerung von drittehalb Millionen zählt, gibt Tribut und stellt 1000 Reiter ins Feld. Die Familie Holkar, geschmälert durch erzwungene Abtretung, ist ebenfalls zu einer Steuer gezwungen, die viel zu beträchtlich ist, und wird jetzt durch ein Kind repräsentirt, das der Resident leitet und lenkt, wie seine Staaten. Die großen schönen Provinzen von Gwaliar, welche im vorigen Jahrhundert das ganze mahrattische Reich wieder zu erobern drohten, mit einem Heere von 80,000 Kriegern, worunter 60,000 Reiter, sahen 1843 den Tod ihres letzten Herrschers. Dieses Königreich hat eine Bevölkerung von 4 Millionen, und vor kurzem ertönte bis nach Europa das Wuthgeschrei dieser Mahratten, welche eine Schlacht gegen die Truppen der Compagnie wagten. Aber wenn auch diese Bündnisse aufgelöst sind, der Charakter der mahrattischen Völker blieb derselbe; sie sind schlau, verschlagen, grausam, und haben keines der asiatischen Laster abgelegt. In einem Lande, das, wie das englische Indien, militärisch besetzt ist, gibt es zu wenig Beziehungen zwischen Siegern und Besiegten, als daß die Civilisation die wilden Sitten der Bergbewohner mildern könnte. Das mahrattische Reich ward durch einen Verrath begründet; durch Verrath ging das Königreich unter, dessen Hauptstadt Punah war. Der letzte Peschwa conspirirte vor dem Angesicht des Residenten, und es wäre ihm vielleicht geglückt, wäre ihm nicht ein zu gewaltiger Mann wie Lord Elphinstone gegenübergestanden. Der Radscha Pertab-Singh, durch die Engländer auf dem kleinen Throne von Sattarah wieder eingesetzt, stürzte sich durch seine chimärischen Empörungen selbst herab. Diese Ereignisse zeigen an, welchen Widerstand die Compagnie noch in diesen getheilten Völkerschaften finden kann. Die westlichen Mahratten, welchen man auf der Straße begegnet, sind stets bewaffnet, und haben das Ansehen von Soldaten am Tage nach einer Schlacht, oder so zu sagen eines zersprengten Heeres, das einen Anführer sucht.

Preisfrage über Ersetzung des Runkelrübenbaues. Da man in Frankreich gleichfalls dem allmählichen Erlöschen der Runkelrübenzuckerfabrication in nicht allzu ferner Zeit entgegen sieht, so hat die Akademie für Ackerbau und Handel im Departement de la Somme die Preisfrage ausgesetzt, welche specielle Cultur den Runkelrübenbau am vortheilhaftesten ersetzen könne, falls in Folge der jetzigen oder künftigen Gesetzgebung die Zuckerindustrie aufgegeben werden müßte. Der Preis ist eine goldene Medaille von 300 Fr. Werth.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 273.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

29 September 1844.

Scenen aus Spanien.

Logroño.

(Aus den Tagebüchern eines brittischen Officiers. *)

Nicht sobald hatte ich den Gipfel eines Hügels erreicht, als ich mein Pferd anhielt, um ein wenig zu Athem zu kommen und die reiche Ebene zu betrachten, auf welcher Logroño liegt, von dem schlängelnden Ebro befruchtet, begränzt von üppigen Weinbergen, Olivenpflanzungen und eleganten Landhäusern, umgeben von schönen Gärten und malerischen Ruinen, von denen einige mit Epheu überzogen, einen köstlichen Gegensatz zu den hohen und gleichförmigen Thürmen bilden, welche durch ihre verschiedene Bauart und ihre Glockenstühle in einem nicht geringen Grade zu der Verzierung des Ganzen beitragen und über eine Anzahl wohlgebauter Häuser hervorragen. Die alten, mit Wachtthürmen versehenen Stadtmauern sind vollkommen erhalten, aber die Brücke über den Ebro ist halb verfallen.

Als ich in die Stadt selbst gelangt war, bemerkte ich zahlreiche Gruppen stattlicher Damen, die sich in ihren weißen Spitzenschleiern und ihren mit Silberfranzen besetzten Basquinas auf die Spaziergänge begaben, und von denen manche ihr großes, dunkles Auge auf mich warfen, indem mein Anzug, mein ganzes Aeußere ihnen verkünden mochte, daß ich nicht aus dieser Gegend sey.

Das Gasthaus zum Engel ist eines der besten Hotels von Logroño. Hier fand ich meinen treuen Diener Jayme voll Ungeduld auf mich wartend, und seine sehnsüchtigen Augen auf einen Tisch werfend, der in einer Ecke der sehr geräumigen Küche stand, und ein wahrhaft ergötzliches Schauspiel darbot: eine ungeheure Suppenschüssel, welche von der kräftigen Brühe der Olla überfloß, deren Inhalt ebenfalls auf verschiedene Schüsseln sich ausbreitete. Sodann gewahrte ich eine gebratene junge Ziege, einen großen Truthahn, vier gebratene Enten, Ragouts von Kaninchen und Geflügel, Schüsseln mit Eiern und Schinken und einen Ueberfluß von Gemüse und Weinkrügen. Der Tisch war von einem ebenso kräftigen Menschenschlag besetzt, als die Speisen, unter deren süßer Bürde er seufzte; da sah man dicke, wohlgenährte Maulthiertreiber, reiche Pachter, Viehmäster und Handelsleute, welche mit ihren verschiedenen Erzeugnissen auf die Messe von Santo Domingo de la Calzada gingen; diese kräftig gebauten Maulthierhändler und deren ehrenwerthe Tischgenossen hatten insgesammt wohlgefüllte Börsen und keinen Widerwillen gegen die guten Dinge dieser Welt.

Einige anmuthige Verbeugungen machend, näherte sich mir die hübsche junge Wirthin, und hieß mich angelegentlich willkommen. Erlauben Sie mir, sagte sie, Sie in ein Zimmer zu führen, wo Sie eine passende, heitern Gesprächen nicht abholde Gesellschaft finden werden. Es war ein redseliges Weibchen, diese Wirthin von Navarra, und ihre schönen, muntern Augen wurden immer beredter. Ziehen Sie es vor, rief sie plötzlich aus, ziehen Sie es vor, zuerst Ihr Schlafzimmer zu sehen und sich ein Bett zu versichern? Also diesen Weg hier, Capitän, den Gang entlang, aber nehmen Sie sich in Acht, daß Sie mit ihrem Hut nicht an die Schinken hier, noch an die Würste dort stoßen, denn da unser Haus — der heiligen Jungfrau tausendmal Dank dafür — in einem so vortrefflichen Rufe steht, so kommen Reisende von allen Orten herbeigeströmt, um hier in großer Zahl mit köstlich zubereiteten Speisen bewirthet zu werden, so daß wir genöthigt sind, unsere Schinken, Cervelatwürste, geräucherte Zungen und Käse, wo wir nur Platz finden, aufzuhängen; das sind die Murillos, sagte sie schalkhaft lächelnd, das sind die Tableaux, welche unsere Wände schmücken. Aber dieses hier ist das Zimmer, sagte die kirbliche Schwätzerin, dieses hier, und führte mich in ein langes, kühles Gemach, welches sieben Betten enthielt. Das beste, Capitän, wählen Sie sich. Ich würde es vorziehen, ein Zimmer allein zu haben, wenn noch eines unbesetzt ist, sagte ich. Es gibt keines mehr, erwiederte sie, ausgenommen eines, welches ich Ihnen um die ganze Welt nicht lassen möchte. Wie so? fragte ich. Weil es an das meinige stößt, versetzte das allerliebste Weibchen, und Sie sind ein zu artiger, hübscher Mann, um Sie neben mir zu haben, denn Sie

*) Archibald Yates.

Digitized by Google

wissen, wir sind alle geneigt in Versuchung zu fallen, und es ist besser sie zu vermeiden; überdieß ist mein Mann auf einer Reise, die ihn wenigstens noch vier Tage von Hause entfernt hält, und was würden die Leute sagen, daß Sie da schliefen? Aber einer muß doch, sagte ich, einer erhält doch das beneidenswerthe Gemach; übrigens verspreche ich Ihnen, dem Vergnügen allein zu seyn, eine jede jener Versuchungen aufzuopfern, welche Ihr Gewissen so sehr beunruhigt. Ach, rief sie aus und schüttelte bedeutungsvoll das schöngelockte Köpfchen, es gibt heutzutage keine Josephe mehr, am wenigsten in der Gestalt von jungen Capitänen!

Am nächsten Morgen genoß ich die reichen und mannichfaltigen Ansichten, welche die fruchtbaren Ebenen bei Logroño darbieten.

Jahresbericht der asiatischen Gesellschaft zu Paris.

(Fortsetzung.)

In Bezug auf Indien finden wir eine kleine Anzahl Werke, die jedoch von großer Bedeutung sind. Lassen in Bonn hat den ersten Band seiner indischen Alterthumskunde herausgegeben, worin er die Geographie und die erste Epoche der indischen Geschichte behandelt. Er setzt darin in systematischer Ordnung die Thatsachen, welche das Studium der Indianisten bisher festgestellt hat, auseinander, bespricht die noch streitigen Punkte, und fügt die Resultate seiner eigenen Studien hinzu. Es ist überflüssig auf die Wichtigkeit einer solchen, von einem so gelehrten und so verständigen Mann unternommenen Arbeit, besonders aufmerksam zu machen. — Hr. Gorresio hat den Druck des zweiten Bandes des Ramayana vollendet, welche Ausgabe zu Paris auf Kosten der sardinischen Regierung erscheint; der Band ist jedoch dem Publicum noch nicht übergeben. — Hr. Burnouf hat den zweiten Band des Bhagavata Purana herausgegeben, welcher einen Theil der prächtigen, auf Kosten der königlichen Bibliothek erscheinenden Sammlung ausmacht. Dieß Gedicht ist unter allen dramanischen Büchern das populärste, und wurde in die wichtigsten Provincialdialekte übersetzt; es bildet die Grundlage des Unterrichts in allen Schulen der Wischnuiten, welche Secte den größten Theil der indischen Bevölkerung umfaßt, und dient endlich der großen Masse der Hindus als religiöse, historische und philosophische Encyklopädie. Man findet in diesem Gedicht Reste aller Phasen, welche die dramanischen Doctrinen durchgemacht haben, und wenn es um diese zu verstehen, unerläßlich ist, bis zur Quelle hinaufzusteigen, und sie in ihrer ursprünglichsten Form zu studiren, so ist es auf der andern Seite nicht minder nothwendig, ihnen in ihrem letzten Ausdruck, wie sie in den Puranas stehen, zu folgen, denn die Dogmen, welche in den Vedas kaum vortreten, haben ihren wahren Werth nur durch die Entwicklung und den Einfluß, welchen sie ausübten, erhalten. Hierin besteht die eigentliche Wichtigkeit des Studiums der Puranas. — Hr. Pavie hat eine Sammlung von Episoden aus dem Mahabharat übersetzt. Er wollte den Lesern einige der ausgezeichnetsten Stücke dieser ungeheuren Sagensammlung geben, welche so große poetische Schönheiten und so wichtige historische Angaben enthält. Das Wort „historisch" muß hier im weitesten Sinne genommen werden, indem es alles umfaßt, was den Zustand einer Civilisation, die Wendung der Ideen eines Volkes und die bürgerlichen Einrichtungen betrifft; in diesem Sinne ist kein Buch historisch wichtiger, als das Mahabharat. Pavie's Arbeit ist eine der ersten Früchte, welche die Herausgabe des Textes dieses Gedichts zu Calcutta in Europa getragen hat; es ist zu hoffen, daß die Gelehrten auf dieser Bahn verharren und nicht bloß Episoden, sondern die vollständige Uebersetzung dieses Denkmals des Hindugeistes geben werden.

Die Werke, welche bisher erwähnt wurden, gehören der bramanischen Form der Hinducivilisation an, welche für uns die wichtigste ist, da sie den größten Einfluß auf alle östlich vom Indus gelegenen Länder ausübte, und mehr als jedes andere Element zu der Entwicklung des philosophischen Geistes beitrug. Der zweite Zweig der Hinducivilisation, der Buddhismus, hat eine ähnliche und kaum minder wichtige Rolle in der Menschengeschichte gespielt, indem er seine Herrschaft bei allen Nationen nördlich und östlich von der indischen Halbinsel begründete, und sie in die metaphysischen Ideen einweihte, so weit ihr der Hindurace von Natur nachstehender Geist sie fassen konnte. Man hatte bisher diese große historische Thatsache mehr in dem Umfang als in der Mitte des Kreises, den der Buddhismus in Asien einnimmt, beobachtet. Remusat hat den Buddhismus in China studirt, Schmidt und Csoma de Körös bei den Mongolen und Tibetanern und Turnour bei den Cingalesen; andere beobachteten ihn noch unvollkommener bei den Birmanen, Siamesen und Kalmüken. Diese Forschungen führten zur Entdeckung sehr bedeutender Verschiedenheiten unter den Lehren der buddhistischen Länder, und man überzeugt sich leicht, daß man Urkunden, die nach Zeit und Ursprung sehr verschieden waren, und Dogmen, die auf die mannichfaltigste Weise ausgelegt wurden, vor sich habe. Man besaß eine Sammlung in Pali geschriebener Bücher, welche alle Kennzeichen eines hohen Alterthums und einer vollständigen Authenticität an sich tragen, und die allen buddhistischen Nationen im Süden gemeinsam sind; aber man fand bei den Buddhisten des Nordens eine verschiedene Literatur, die aus Uebersetzungen anderer Werke als der Pali-Schriften im Süden entsprang, und die Fragen, welche aus dieser Verschiedenheit und aus der Ungewißheit über das Alter der Bücher bei den zwei großen Abtheilungen der buddhistischen Völker sich ergaben, fanden keine Lösung. Endlich entdeckte Hr. Hodgson in Nepal eine ungeheure Sammlung buddhistischee Werke in Sanskrit; freigebig theilte er der asiatischen Gesellschaft zu Paris den größten Theil der Sammlung mit, und Burnouf, den seine frühern Arbeiten über die Palischriften schon von selbst bewogen, sich damit zu beschäftigen, steht auf dem Punkte ein Werk unter dem Titel „Einleitung in die Geschichte des indischen Buddhismus" herauszugeben, worin er die im Sanskrit geschriebenen Werke des

Digitized by Google

nördlichen Buddhismus und die im Pali geschriebenen des Südens vergleicht. Diese Untersuchung gibt ihm das Mittel an die Hand, die buddhistischen Bücher aller Nationen zu classificiren, die verschiedenen Concilien zu bestimmen, auf denen sie redigirt wurden, ferner auszumitteln, an welche Concilien die Bücher der verschiedenen Nationen sich anschließen, und die Epochen so wie den besondern Charakter der verschiedenen Secten und Lehrsätze zu unterscheiden. Von dieser großen Arbeit ist nur ein Bruchstück über den Ursprung des Buddhismus erschienen, aber der ganze erste Band ist großentheils gedruckt und wird bald ausgegeben werden.

Unter den Werken über diejenigen Literaturen, welche sich theils durch die Sprachverwandtschaft, theils durch den Einfluß der Hinducivilisation an das Sanskrit anschließen, befindet sich eines, dessen Gegenstand sich dem eben besprochenen nähert. Es ist dieß eine Sammlung von Legenden, betitelt „der Weise und der Narr," tibetanisch und deutsch herausgegeben von Schmidt. Der Ursprung dieses Werkes ist unbekannt, es gehört aber zu dem Kandschur (der großen Sammlung buddhistischer Schriften), nur weiß man nicht, ob es aus dem Sanskrit übersetzt ist, wie der größte Theil der tibetanischen Schriften, oder ob es zu den in Tibet selbst verfaßten Werken gehört. Man kennt mongolische und kalmükische Uebersetzungen, und das Buch scheint unter den Buddhisten Centralasiens sehr verbreitet. Es ist ein religiös-moralisches Buch, das einundfünfzig Legenden enthält, welche den Beweis führen sollen, daß jede gute oder böse Handlung ihre Belohnung oder Bestrafung in einer künftigen Wiedergeburt finde. Das Werk trägt die Kennzeichen einer vergleichungsweise neuen Zeit; ihm fehlt die metaphysische Tiefe, welche man so oft in den classischen Büchern der Buddhisten bewundert, aber es ist voll von dem menschlichen Gefühl, welches diese Religion auszeichnet. Der Hauptzweck, welchen Hr. Schmidt im Auge hatte, ging dahin, den Gelehrten in Europa einen tibetanischen Text zu liefern, der sie in den Stand setze, diese Sprache näher kennen zu lernen.

Hr. Taylor Jones hat zu Bangkok eine kleine siamesische Grammatik herausgegeben, und kündigt auch die baldige Erscheinung eines Wörterbuchs an. Die verschiedenen protestantischen Missionäre zu Bangkok haben eine große Anzahl kleiner Bücher für das Bedürfniß ihrer Missionen drucken lassen: siamesische Katechismen, Bruchstücke aus der Bibel und Elementarschriften; aber nichts von allem dem gelangt nach Europa. Man versichert auch, die deutschen Missionare an der Küste von Cotschin hatten ein Wörterbuch der Malapalim-Sprache drucken lassen, zu dem sie selbst die Lettern schneiden mußten. Solche Werke sind allerdings nicht für das europäische Publicum berechnet, aber man begreift dennoch nicht, weßhalb die Verfasser oder die Missionsausschüsse nicht auf den Gedanken kamen, eine kleine Anzahl Exemplare nach Europa zu schicken, wo sie von den Bibliotheken mit Begierde aufgenommen werden würden, damit Gelehrte sie zum Behuf ihrer linguistischen und ethnographischen Studien gebrauchen könnten. Die Wissenschaft würde dabei gewinnen, und die Missionäre würden eine verdiente Ehre einernten, gegen welche sie nicht gleichgültig seyn sollten.

Hr. Naarda hat zu Amsterdam die zweite Ausgabe der javanesischen Grammatik von Gerot erscheinen lassen, wozu noch ein Lesebuch von Gericke und ein Wörterbuch von Roorda selbst kommt.

Adde Mosblech hat ein ziemlich umfangreiches Wörterbuch der Sprache der Marquesas- und Sandwich-Inseln herausgegeben; es ist dieß die bedeutendste Wörtersammlung, welche man bis jetzt von diesen Dialekten besitzt, und der Herausgeber hatte den gesunden Verstand, ein ebenso einfaches als genügendes Schriftsystem dafür anzunehmen.

Es bleibt jetzt nur noch die chinesische Literatur übrig, welche durch die gegenwärtigen Zustände eine besondere Bedeutung gewinnt, aber der Zufall wollte, daß im letzten Jahre nur eine kleine Anzahl Werke herauskam. Hr. Medhurst hat zu Batavia den zweiten und letzten Theil seines chinesisch-englischen Wörterbuchs veröffentlicht, welches alle in dem Wörterbuch Kangdi's enthaltenen Wörter umfaßt. Im Anfang seiner Arbeit hatte er das phonetische Wörterbuch Marrisons zu Grunde gelegt, und wollte dieß nur nach den Wurzeln ordnen; als er aber weiter kam, fügte er immer neue Worte und neue Bedeutungen hinzu, so daß von der 46sten Wurzel an sein Wörterbuch ein fast neues Werk geworden ist. Er hat damit der chinesischen Literatur um so mehr einen Dienst erzeigt, als die Wörterbücher des Pater Basile und Morrisons nur schwer noch zu bekommen sind. Hr. Medhurst arbeitet gegenwärtig an einem englisch-chinesischen Wörterbuch, dessen Bedürfniß sich jedoch fühlbar macht, seit China auf Punkten zugänglich wurde, wo der anglochinesische Jargon von Canton nicht mehr als Vermittlungssprache zwischen Europäern und Eingebornen dienen kann. Niemand vermag noch alle Folgen vorauszusehen, welche die Ereignisse der letzten Jahre haben werden; gewiß ist aber, daß sich China nicht bloß dem Handel, sondern auch dem intellectuellen Einfluß Europa's öffnen muß, und die Chinesen begreifen dieß auch so gut, daß das Studium der englischen Sprache sich unter ihnen zu verbreiten anfängt. Um solches zu erleichtern, hat Hr. Thom, englischer Consul zu Ningpo, den ersten Theil eines anglochinesischen Elementarbuchs zu Canton drucken lassen. Die Schwierigkeiten einer solchen Unternehmung sind sehr bedeutend, die erste und größte aber besteht in der gänzlichen Verschiedenheit der englischen und chinesischen Töne. Hr. Thom erklärt in einer chinesischen Vorrede den Zweck seines Buches, dann gibt er das englische Alphabet, auf chinesisch und Mandschu umgeschrieben, Beispiele der Aussprache auf Chinesisch, Mandschu und Englisch, und endlich eine bedeutende Sammlung von englischen Worten und Phrasen ins Chinesische übersetzt und nach dem Klang umgeschrieben. Das Buch ist nach chinesischer Weise in Holz geschnitten und gedruckt. Das Schneiden ist von Chinesen ausgeführt, und deßhalb die englischen Buchstaben nicht immer gelungen; das nächstemal wird es aber wohl besser gehen, und zudem liegt die wahre Schwierigkeit nicht hier, sondern im Auffinden eines möglichst

guten Systems, die Töne der englischen Sprache im Chinesischen wiederzugeben. Man wird nicht auf einmal zu einer genügenden Lösung kommen, aber die Bahn ist gebrochen und die Erfahrung wird bald zu weiteren Vervollkommnungen führen.'

Das Departement der asiatischen Angelegenheiten zu St. Petersburg hat im vorigen Jahr den Katalog der in seinem Besitz befindlichen chinesischen, mongolischen, tibetanischen und Sanskrit-Bücher herausgegeben, und kürzlich ein Supplement folgen lassen, das die Originaltitel enthielt, die der Katalog nur in russischer Umschreibung gegeben hatte. Auch ließ dasselbe eine Beschreibung des chinesischen Ackerbaues folgen, die von dem Archimandriten Hyacinth übersetzt wurde, und von einer Abbildung der Ackerbauinstrumente China's begleitet ist. Baron Chaudoir ließ zu St. Petersburg eine Sammlung von chinesischen, japanischen, coreanischen und javanesischen Münzen in Kupfer stechen, und begleitete sie mit einer historischen Einleitung.

Das letzte Werk, das wir hier erwähnen müssen, ist die von Endlicher zu Wien herausgegebene erste Lieferung von einem Atlas von China. Es sind dieß ganz genau die chinesischen Karten, welche D'Anville benützte, und welche das Resultat der von den Jesuiten auf Befehl Kanghi's in den Jahren 1707 bis 1717 gemachten trigonometrischen Messungen sind. Endlicher gibt die Karten in der Form und Größe des Originals heraus, ohne etwas an den Punkten zu ändern, welche seitdem namentlich durch die Küstenaufnahme der Engländer genauer bestimmt wurden; er will ihnen den ursprünglichen Charakter bewahren, damit sie als Materialien für unsere künftigen Karten China's dienen könnten. Der Text seines Buchs enthält einen Index der Karten nach den Provinzen, und gibt die Namen der Districte, Städte und Berge auf chinesisch mit der deutschen Umschreibung und der Angabe von Länge und Breite. Das ganze Werk, dessen Herausgabe man dem Conservator der kaiserlichen Bibliothek in Wien, Grafen von Dietrichstein, verdankt, wird sechs Lieferungen bilden.

(Schluß folgt.)

Ericssons „Caloric Engine."

In New-York und London erschien kürzlich eine kleine Schrift, betitelt: „Vorlesung über die neuesten Verbesserungen in der Dampfschifffahrt und den Küsten des Seekriegs; nebst einer kurzen Notiz von Ericssons „Caloric Engine." Die Vorlesung wurde von einem Hrn. J. O. Sargent vor dem Boston-Lyceum gehalten. Hr. Ericsson, Schwede in der schwedischen Armee und ein Mann von ausgezeichneter mechanischer Erfindungsgabe, arbeitete vor etwa 20 Jahren in London mit dem bekannten Mechaniker Braithwaite. Nach einigen merkwürdigen Entdeckungen, deren Früchte ihm nicht zu gute kamen, führte er der Admiralität ein Dampfboot vor, das durch die Schraube (propeller) statt der Schaufelräder in Bewegung gesetzt war. Man machte auf der Themse eine Probe, die Admiralität war sehr cordial, fand die Sache sehr interessant, schüttelte Hrn. Ericsson mit aller Achtung die Hand, aber — man wollte mit der Erfindung nichts zu thun haben. Ericsson ging nach Amerika, und die lebendige Schilderung, welche Hr. Sargents Vorlesung eröffnet, zeigt den Erfolg.

„Vor fünf oder sechs Jahren war ich Zuschauer, als der Great Western auf seiner ersten transatlantischen Fahrt den Hafen von New-York verließ. Das Ereigniß erregte allgemeines Interesse, und machte darum den Tag zu einem wahren Fest. Ueberall standen die Zuschauer in gedrängten Reihen, die zahlreichen Schiffe im Hafen flaggten und eine Menge Segel- und Ruderboote schossen zwischen den großen Fahrzeugen hin und her. Als das prächtige Schiff auf seine große Reise abging, folgte ihm eine ganze Flotte von Dampfbooten, beladen mit einer ungeheuren Menschenmenge. Seitdem ist der Great Western regelmäßig alle Monate gekommen und gegangen, und seine Abfahrt erregte wie natürlich bald kein größeres Interesse mehr, als ein gewöhnliches Londoner Packetboat. Am 20 October vorigen Jahres aber zwischen 2 und 3 Uhr Nachmittags strömte die Menschenmasse wieder nach dem Hafen. Zur bestimmten Stunde kam der Great Western den East River herab, eingehüllt in dichte Dampfwolken, seine Schaufelräder arbeiteten mit ungewöhnlicher Schnelligkeit und alle Segel waren aufgesetzt, augenscheinlich that er sein Möglichstes, um seinen Lauf zu beschleunigen. Er war kaum eine Viertelmeile an der Batterie vorüber, als ein schönes Modell von einem Kriegsschiff, fregattenartig und in zierlicher Haltung, gegen die Zinth den North-River herunter kam, ohne daß der mindeste Rauch oder Dampf seinen Weg verdunkelt hätte, ohne Schaufelräder oder sichtbare Rauchröhre, getrieben durch eine geräuschlose und unsichtbare Kraft, ohne einen Fetzen von Segeltuch an seinem biegsamen schönen Sparrwerk, aber mit einer Schnelligkeit, die bald die versammelten Tausende überzeugte, das Schiff werde mit Glück dem tüchtigen, in der ganzen Welt berühmten, als der König der Meere betrachteten Dampfboot den Rang streitig machen. Das ist der Fortgang in den Künsten. Der neue Ankömmling war das Kriegsdampfboot der Vereinigten Staaten, Princeton; die Kraft, welche dasselbe trieb, war Ericssons Erfindung. Bald erreichte das Schiff den Great Western, fuhr rund um ihn herum und dann noch einmal an ihm vorbei, ehe er von ihm Abschied nahm. Von diesem Augenblick an war der Vorzug von Ericssons Erfindung vor den bisher beliebten Schaufelrädern entschieden." Der Vortheil für ein Kriegsschiff liegt darin, daß die Triebkraft geräuschlos und unter der Oberfläche des Wassers wirkt; so kann es in der Nacht unbemerkt herankommen, seine Triebkraft ist gegen Schüsse gesichert und es kann Segel gebrauchen. Hrn. Sargents Schriftchen enthält eine interessante Abhandlung von Ericsson, und einen Bericht über seine „Caloric Engine." Atmosphärische Luft, die mit jedem Kolbenhub die Hitze zurückgibt und sie immer wieder braucht, treibt die Maschine.

Entdeckung in Senegambien. Das englische Athenäum vom 14 Sept. meldet, wie wissen nicht aus welcher Quelle, daß die Commission, welche der französische Gouverneur vom Senegal im vorigen Jahre ausschickte, um den Lauf des Flusses Falemé und die Goldminen, die in den daran stoßenden Ländereien sich finden sollen, zu untersuchen, ihre Arbeiten durch Erforschung des obern Laufs des Gambia vollendet habe. Der französische Marineminister soll jetzt die Mittheilung eines Mitglieds der Commission, Hrn. Raffenel, zur Herausgabe vorbereiten; man sagt, dasselbe löse durch ganz neue Angaben die Frage über die vorgebliche Verbindung zwischen dem Oberlauf des Gambia und Senegal.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 274.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

30 September 1844.

Jahresbericht der asiatischen Gesellschaft zu Paris.

(Schluß.)

Dieß ist die Liste der bedeutendern Werke, die zur öffentlichen Kenntniß gelangt sind, und obwohl sie nothwendig unvollständig ist, so zeigt sie doch hinreichend die raschen Fortschritte der orientalischen Studien. Diese Bewegung ist erstaunlich, wenn man sie mit dem vergleicht, was sie im Anfang dieses Jahrhunderts war, und dennoch entspricht sie weder den Anforderungen der theologischen, historischen und archäologischen Studien unserer Zeit, noch den mit jedem Tage dringendern Bedürfnissen der Politik, dieß Wort im weitesten Sinne genommen. Denn wer sieht nicht daß Europa, dessen Macht und Thätigkeit nach allen Seiten hin die Gränzen seines Gebietes überschreiten, mit jedem Tage mehr sich Meister von Asien zu machen, und daselbst seine Herrschaft, seine Religion und seine Wissenschaft einzupflanzen sucht? Aber um gut zu herrschen, muß man genaue Kenntnisse besitzen, sonst legt man nur ein momentanes, brutales Joch auf. Um neue Ideen einzuführen, muß man die alten kennen, an welche man sie anknüpfen will; um die Wissenschaften wieder zur Blüthe zu bringen, muß man wissen, in welchem Punkt sie stehen geblieben sind. Dieß sind nothwendige Bedingungen des Gelingens, und wer diese Bedingungen nicht erfüllt, begeht eine eben solche Barbarei, wie in unserer Zeit so viele orientalische Fürsten, welche ihren Völkern die europäische Civilisation einpeitschen wollten, die sie selbst nicht kannten, und welche nur den Sturz alles dessen, was in ihrem Lande noch achtungswerth war, beschleunigten. Wenn der Aufschwung der orientalischen Literatur nicht noch schneller ist, als wir ihn jetzt sehen, so liegt der Fehler nicht an den Orientalisten. Fast jeder hatte Lust mehr zu unternehmen als er unternimmt, aber die Mittel zur Herausgabe fehlen, und die meisten haben bedeutende Opfer gebracht, um das was sie unternahmen, auch zu Ende zu führen. Dieser Umstand führt uns auf die Ermunterung, welche die Regierungen und das Publicum den orientalischen Studien gewähren, und was von diesen zu hoffen ist.

Von allen Regierungen hat die französische seit einer langen Reihe von Jahren am meisten für die orientalischen Studien gethan; sie hat Lehrstühle für fast alle Sprachen des Orients, todte wie todte geschaffen, sie läßt zahlreiche Reisen unternehmen, die Sammlung von Manuscripten in der königl. Bibliothek ist die reichste, welche es gibt, und sie wird am liberalsten verwaltet; sie macht durch Subscriptionen oder unentgeldlichen Druck die Herausgabe einer großen Anzahl Werke möglich, welche ausschließlich für das gelehrte Publicum bestimmt sind; sie besitzt in der königlichen Druckerei eine Anstalt, welche reicher an orientalischen Typen ist, als irgend eine andere in der Welt, und welche ihre disponibeln Gelder vorzugsweise zur Aufmunterung asiatischer Studien verwendet; sie gibt durch ihre gelehrten Körperschaften allen Bemühungen einen Mittelpunkt und ein Ziel ehrenwerthen Ehrgeizes, und endlich zeigt sie die Achtung vor der Wissenschaft, welche mehr als jede materielle Hülfe die Arbeiten des Geistes belebt. Man könnte indeß wünschen, daß in Frankreich überhaupt etwas mehr für die orientalischen Studien geschehe, daß nicht alle Aufmunterungen sich in Paris concentrirten, daß diese Studien einigermaßen in den öffentlichen Unterricht eindrängen, aber hier liegt der Fehler nicht an der Regierung, sondern an dem Publicum, welches im allgemeinen für alles, was den Orient betrifft, nur ein untergeordnetes Interesse zeigt.

In England finden wir genau das Gegentheil von dem, was in Frankreich vorgeht; die Regierung thut nichts für die orientalische Literatur, wie sie überhaupt nichts für die Wissenschaft thut; ihr Grundsatz ist, dieß den gelehrten Körperschaften zu überlassen. Allerdings hat sie diese reichlich dotirt, und die Universitäten von Oxford und Cambridge sind ohne irgend eine Ausnahme die reichsten literarischen Körperschaften der Welt. Aber ihre Organisation ist der Art, daß sie nur langsam und schwer dem Fortschritt der Wissenschaften folgen, und die überreichlichen Mittel, welche den Fremden mit Staunen erfüllen, sind großentheils durch Jahrhunderte alten Schlendrian geldhmt. Man hat vor alter Zeit einige Lehrstühle des Hebräischen und Arabischen gegrün-

Digitized by Google

bet, aber seitdem ist nichts mehr geschehen, und die Universitäten eines Landes, das hundert Millionen Hindu-Unterthanen zählt, würden noch jetzt keinen Lehrstuhl des Sanskrit besitzen, wenn nicht ein Oberst im Dienst der ostindischen Compagnie einen solchen zu Orford gegründet hätte. Es gibt zu Orford und Cambridge wenigstens tausend literarische Pfründen, die alles bieten, was die Arbeit begünstigen kann, freie Zeit, prächtige Bibliotheken, Druckereien, welche im Besitz ausnehmend einträglicher Privilegien sind, und man könnte somit glauben, daß ein Theil dieser zahlreichen Litteraten gerne sich den orientalischen Studien widmen würde, theils um sie zur Erklärung der Bibel, zur Erforschung der Geschichte und zur Aufhellung der classischen Alterthümer, theils zum Studium des jetzigen Zustandes des Orients zu verwenden. Wenn man vollends hinzufügt, daß diese Universitäten mit Studenten bevölkert sind, welche keinen Facultätscurs, sondern nur die sogenannten Humaniora durchmachen, und wovon eine große Anzahl den Orient theils als Reisende, theils als Diplomaten oder Verwaltungsbeamte besuchen will, so sollte man erwarten, daß in diesen Anstalten alle Zweige der orientalischen Studien mehr als sonst wo blühen. Aber in England sind die Universitäten dem Beispiel der Regierung gefolgt, und haben dem Publicum die Sorge überlassen, die orientalischen Studien zu pflegen. Dieses ist indeß, wie man den Engländern zum Ruhme nachsagen muß, nicht gleichgültig geblieben. Jeder, der einiges Vermögen besitzt, hält es für seine Pflicht, zu einer gelehrten Gesellschaft zu gehören, und so seinen Theil zur Beförderung der Wissenschaft beizutragen. Auf diese Weise wurde die Londoner asiatische Gesellschaft, die Committee für Uebersetzungen und die Gesellschaft für Herausgabe orientalischer Texte gegründet und erhalten; sie leisten zahlreiche Dienste, und man verdankt allein den Ermunterungen des Publicums eine Menge historischer Werke und die Menge von Reisen im Orient, welche so viel zur Kenntniß fast aller Theile Asiens beigetragen haben. Indeß ist der Antheil, den das englische Publicum an den orientalischen Studien nimmt, noch bei weitem nicht im Verhältniß zu ihrer Wichtigkeit, und nur derjenige Theil, welcher auf die Missionen Bezug hat, findet alle nöthige Unterstützung. Die englischen Missionsgesellschaften konnten nicht bloß die Bibel in alle Sprachen des Orients übersetzen, sondern auch eine große Zahl Grammatiken und Wörterbücher von bisher unbekannten Dialekten herausgeben.

Es gibt aber in England noch eine andere Macht, welche durch ihre Stellung berufen ist, das zu thun, was Staat und Universitäten vernachlässigen, und welche auch lange Zeit die Rolle, welche die Natur der Dinge ihr auferlegte, ruhmwürdig erfüllt hat. Dieß ist die ostindische Compagnie. Sie fordert von ihren Beamten Kenntniß der gelehrten und der Vulgärsprachen des Orients, sie gründete die Collegien von Haileybury und Fort William, wo diese Sprachen von den besten europäischen und einheimischen Meistern gelehrt werden; sie spornten den Ehrgeiz der Schüler durch die glänzendste Zukunft, und ermunterten durch sehr bedeutende Subscriptionen alle in Indien herauskommenden Werke über die Sprachen und die Geschichte des Orients. Diese Bemühungen hatten auch die Erfolge, welche man sich davon versprechen konnte. Man sah während dreißig Jahren eine Reihe von Wörterbüchern, Grammatiken und classischen Werken in fast allen Sprachen Asiens herauskommen, und die Denkschriften der Gesellschaften von Calcutta, Madras und Bombay geben Zeugniß von dem Eifer, welchen sie ihren Civil- und Militärbeamten für alle Forschungen, welche auf den alten und neuen Zustand Indiens ein Licht werfen konnten, einzuflößen wußte. Aber seit der Verwaltung Lord M. Bentincks wurde dieß System aufgegeben; man hat mit einemmal den Druck der für den öffentlichen Unterricht bestimmten Werke unterdrochen, man hat die Subscriptionen eingestellt, man hat die orientalischen Studien vernachlässigt, und die Forscher entmuthigt; wenn noch immer etwas geschieht, so liegt der Grund darin, daß der edelmüthige Eifer einiger ausgezeichneten Männer sich durch das verachtungsvolle Benehmen einiger Oberbeamten noch nicht kalten ließ. Uebrigens ist dieß ein Zustand der Dinge, welcher nicht dauern kann; man wird erkennen, daß man sich der Sprache eines Volks und der ihm geläufigen Ideen bedienen muß, wenn man will, daß dasselbe Fortschritte mache, daß man, um zu regieren, gründliche Kenntnisse erworben haben muß, und man wird unter einer oder der andern Form auf das verlassene System zurückkommen.

In Deutschland wurde die orientalische Literatur nicht, wie in England, durch politische Interessen, noch, wie in Frankreich, durch eine große Centralisation begünstigt, aber allenthalben nahm man sie mit Wohlgefallen auf, weil die theologischen, philologischen und philosophischen Studien hier weiter als sonst irgendwo vorgeschritten sind. Die orientalischen Studien fanden auf den Universitäten freundliche Unterstützung, und sie sind in den öffentlichen Unterricht mehr als in irgend einem andern Lande eingedrungen. Die verschiedenen deutschen Regierungen, mit Ausnahme Oesterreichs haben dafür fast alles gethan, was ihre Lage gestattete; sie haben eine bedeutende Anzahl Lehrstühle geschaffen, die Reisen ihrer Gelehrten nach dem Orient benützt, und einige haben auch bedeutende Manuscriptsammlungen zusammengebracht. In dieser Beziehung haben sie jedoch noch am meisten zu thun, denn die meisten deutschen Universitäten sind noch schlecht mit Manuscripten versehen, und doch sind die Regierungen alle reich genug, um eine Sammlung zu bilden, welche ihren Gelehrten die nöthigen Hülfsmittel für ihre Arbeiten an die Hand gebe. Man bedenkt nicht genug, daß das Verkommen der Literatur im Orient so stark ist, daß die Manuscripte untergehen, und nicht wieder ersetzt werden, und daß die Anstalten, welche gegenwärtig sich bestreben, solche Sammlungen anzulegen, eben so gewiß Mittelpunkte der Gelehrsamkeit bleiben werden, als diejenigen, welche zur Zeit der Wiederherstellung der Wissenschaften griechische und lateinische Manuscripte sammelten, Jahrhunderte lang die Mittelpunkte classi-

Digitized by Google

scher Studien geblieben sind. Die Pflicht der deutschen Regierungen in dieser Beziehung ist um so augenfälliger, als die orientalische Literatur sonst nirgends, wenn ich mich so ausdrücken darf, so populär ist, wie in Deutschland, und nirgends so sehr mit der natürlichen Richtung der Geister übereinstimmt. Dieß ist so wahr daß, wo nur immer ein orientalisches Buch herauskommt, der Verfasser sich instinctartig nach Deutschland wendet, als dem Lande, wo er hauptsächlich ein Publicum hoffen kann.

Unter den Staaten, welche im allgemeinen dem in Deutschland gegebenen Anstoß folgen, wie Schweden und Dänemark, zeichnete sich dieser letztere immer durch den Schutz aus, welchen er den orientalischen Studien gewährte, durch die Sorgfalt, womit er eine Sammlung von Manuscripten zu erschaffen suchte, und durch die wissenschaftlichen Reisen, welche er unternehmen ließ. Die Zeit ist nicht mehr, wo Sacy sagen konnte, Dänemark habe für die asiatischen Studien mehr gethan, als alle andern Länder Europa's, aber darum thut jetzt Dänemark nicht weniger, sondern andere thun mehr als sie sonst thaten. Holland, welches große Interessen im Orient hat, that viel für das Studium der malayischen Dialekte, aber man darf mit Recht erstaunen, daß es sich nicht beeilte, uns die Literatur von Japan zugänglich zu machen, wo die Holländer allein Zutritt haben. Seine Beamten zu Nagasaki haben einige merkwürdige Werke über den Zustand von Japan herausgegeben, aber wie kommt es, daß wir noch immer auf die Grammatiken und Wörterbücher beschränkt sind, welche die Jesuiten vor 300 Jahren herausgaben, und daß ein durch seine Gelehrsamkeit ausgezeichnetes Land einen Ruhm verschmähte, den ihm die Umstände besonders zugewiesen hatten?

Spanien und Portugal haben seit langer Zeit nichts als einige Uebersetzungen arabischer Werke geliefert, aber es ist hoffen, daß, wenn in Spanien die Ruhe sich herstellt, dieß Land die Arbeiten über die Geschichte der Mauren, wozu es so viele Materialien besitzt, vervollständigen wird.

Italien, wo mehrere Mitglieder der religiösen Orden und die Propaganda sonst den Studien der Sprachen und der Geschichte des Orients so große Dienste leisteten, fangt an, Zeichen neuer Thätigkeit zu geben. Einige in der Lombardei unternommene Arbeiten, die toscanische Expedition nach Aegypten und die thätige Aufmunterung, welche die piemontesische Regierung den orientalischen Studien angedeihen läßt, geben die Hoffnung, daß diese Nation, vielleicht die von der Natur am meisten begabte, zu den Arbeiten der höhern Gelehrsamkeit zurückkehren wird, welche ehemals ihren Ruhm ausmachten.

Wir haben jetzt nur noch von Rußland zu reden, einem neuen Lande, wo die Arbeiten des Geistes nur mit Mühe Platz finden neben den militärischen Tendenzen der Nation und der Regierung, das aber sehr bedeutende Interessen im Orient hat, und nothgedrungen die darauf bezüglichen Studien befördern muß; darum sehen wir auch, wie die russische Regierung für den Unterricht in den asiatischen Sprachen auf allen ihren Universitäten sorgt; daß sie eine bedeutende Anzahl Specialschulen für alle im Reich gesprochenen Dialekte gegründet hat, daß sie zu Petersburg ein orientalisches Institut erschuf, welches mit den auswärtigen Angelegenheiten verbunden ist, daß sie eine ziemlich bedeutende Anzahl orientalischer Werke drucken läßt, Manuscripte und Münzensammlungen vom größten Werthe zusammenbringt, zahlreiche Reisen unternehmen läßt, und in der Petersburger Akademie den orientalischen Studien eine mächtige Stütze gab. Die von Rußland ausgeführten Arbeiten betreffen im allgemeinen die Münzenkunde, den Buddhismus, die mongolische, tibetanische und georgische Literatur, so wie die Geschichte und Beschreibung der dem Scepter Rußlands unterworfenen Länder. Wenn die Zahl und Wichtigkeit dieser Arbeiten noch nicht so groß sind, als man sie von einem großen Reich erwarten kann, so liegt der Grund in der Neuheit der Studien und in dem Mangel eines gelehrten Publicums; aber es gibt kein Land, dessen Regierung mehr im Stande ist für die orientalische Literatur zu thun, und auch eifriger darin seyn muß, wie Rußland. Die Bedürfnisse der Verwaltung und der Diplomatie, die fortwährende Berührung mit den asiatischen Völkern, die Interessen des Handels und der natürliche Ehrgeiz eines mächtigen Reichs, das seinen Platz in der civilisirten Welt einnehmen will, werden gewiß bei den Russen große Anstrengungen erzeugen, um eines Zweigs der Wissenschaften Meister zu werden, wofür ihre Stellung so große Vortheile bietet, und welcher für sie eine so augenscheinliche Wichtigkeit hat.

Der Schluß, den man aus allen diesen Beobachtungen ziehen kann, ist augenscheinlich, daß weder die Regierungen noch das europäische Publicum die orientalischen Studien in dem Grade begünstigen, wie die Bedürfnisse der Wissenschaft es fordern, aber es ist auch gewiß, daß ein wirklicher und stetiger Fortschritt stattfindet. Was jetzt geschieht, schien noch vor zwanzig Jahren unmöglich, und Unternehmungen, welche jetzt chimarisch scheinen, werden in zwanzig Jahren leicht seyn. Die Ergebnisse der historischen und philologischen Forschungen über den Orient treten allmählich in die Masse der Kenntnisse ein, die man von einem gebildeten Manne verlangt, und die Zeit ist nicht mehr ferne, wo die Geschichte des Orients, nach den Entdeckungen der jetzigen Generation ganz neu erbaut, ihren natürlichen Platz in der Universalgeschichte einnehmen wird. Dann werden die Arbeiten der Orientalisten von einem größern Kreise gewürdigt werden, und die größte und einzige Aufforderung finden, welche die Anstrengungen der Gelehrten belohnen kann, die Aufmerksamkeit und die Achtung des Publicums.

Scenen aus Spanien.

Die Gegend von Irun.

(Nach A. Bates.)

Es war ein frischer, herrlicher Frühlingsmorgen, der mich nicht lange rasten ließ, sondern mit Macht mich hinaustrieb in die duftigen, thaugetränkten Auen. Grünende Hügel, die

Digitized by Google

sich anmuthig über einander erhoben, begränzten meinen Pfad und zeigten allenthalben Bilder ländlicher Geschäftigkeit. Die biscayischen Frauen, arbeitsam, rüstig und wohlgewachsen, waren schon mit ihren Arbeiten emsig beschäftigt; hier sah man sie in regelmäßige Reihen geordnet, in welchen sie mit gleichförmiger Thätigkeit die Erde umgruben; diese Ordnung und Gleichzeitigkeit ihrer verschiedenen Bewegungen gab ihren Arbeiten eine eigene gefällige Wirkung, und half ihnen überdieß mit größerer Leichtigkeit und Schnelligkeit arbeiten, da eine jede genöthigt war, gleiche Linie mit ihren Gefährtinnen zu halten. Der gespaltene Spaten, womit sie ihr Land umgraben, ist, obgleich groß und schwer, der bergigen Natur dieses Landes angemessen, und setzt sie in den Stand, sogar die steilen Seiten der schroffsten Hügel zu bebauen, wo keine Ochsen gehen könnten, daher der gute Zustand der Landcultur, welchen man in diesee Provinz allenthalben wahrnimmt.

Auf der andern Seite zeigten die eleganten Landhäuser und die netten Pachthöfe, womit diese grünen Hügel des Baskenlandes bedeckt sind, und welche vor dem Hause geschmackvolle Blumenbeete und hinter demselben wohlversehene Küchengärten haben, ein geschäftiges Leben und Treiben der Männer und Frauen, die hier mit Gartenarbeit beschäftigt waren, Kühe melkten, Gras mähten, Bäume fällten, Rinder, Schweine und Federvieh fütterten, kurz, alle Morgengeschäftigungen der Pachthöfe verrichteten. Noch andere waren mit dem Vogelfang beschäftigt, welchem die Bewohner von Biscaya leidenschaftlich ergeben sind, sey es um die Vögel in Käfigen zu halten oder Pasteten und Fricassées daraus zu machen. In einiger Entfernung von dem Küchengarten befindet sich ohne Ausnahme ein Platz, der dem gefiederten Stamme allein gewidmet ist, und worauf man Mais, Hanf und verschiedene andere Sämereien zu ihrer Fütterung anbaut. Eine Baumgruppe, ein kleines, stehendes Wasser, von dickem Gebüsch beschattet, machen diese köstliche Einsamkeit noch anziehender, auf deren Vorderseite ein kleines Sommerhaus steht, so vollkommen von Schlingpflanzen überzogen, daß nichts als einzelne Steine davon zu sehen sind. Hier halten sich diejenigen auf, welche entweder Vergnügen oder Vortheil von dem Vogelfang ziehen, und erspähen den günstigen Augenblick, die Schnur des Netzes zu ziehen, welche in das Haus geht und an das Wasser reicht, in dessen Nähe das Netz liegt. Dorthin stellt man auch mehrere Käfige mit Lockvögeln und Hausgeflügel, das an verborgene Fäden angebunden ist, um die Vögel, welche noch oben in der Freiheit herumschweben, anzulocken.

Ich setzte vergnügt meine Wanderung fort und gelangte in ein wildes einsames Thal, in welchem man bloß zwei Schäferhütten sah, die wie Adlernester nahe an den Gipfeln einiger Felsen hingen. Ein einziger Bach, mit wenigen Kirschbäumen besetzt, nebst einigen Ziegen, welche an den bemoosten Felsen herumkletterten, waren die einzigen anziehenden Gegenstände, welche man in dem Augenblicke bemerken konnte. Nach den lächelnden Hügeln, die ich durchzogen hatte, veränderte sich die Landschaft plötzlich in drohende Gebirge, auf deren Gipfeln dichte Gruppen von hohen Gebirgsbäumen sich erheben, während hie und da der schlängelnde Pfad auf beiden Seiten mit kühnen und rauhen Felsen überhangen ist, deren hervorragende Gipfel eine Art von Bogen über dem Haupte des Reisenden bilden. Von dem Gipfel dieses Gebirges, welches der großen cantabrischen Kette angehört, überschaut das Auge eine prächtige, erhabene Landschaft, die in einem herrlichen Gemälde eine Reihe fruchtbarer Thäler und Hügel, enger Bergschluchten, schlängelnder Ströme und endlich das Weltmeer selbst darstellt, wie es in der Ferne seinen weiten und geräumigen Schooß ausbreitet. Jetzt steigt man dieses Gebirge herunter und das einschläfernde Murmeln der rauschenden Bäche, die eine Reihe prächtiger Wasserfälle bilden, von denen einige von einer solchen Höhe sich herunterstürzen, daß das fallende Wasser wieder aufsteigt und die Felsen in dichtem Nebel umgibt, versetzt die Sinne in eine süße, der Betrachtung geweihte Ruhe; aber indem der Wanderer noch tiefer hinabsteigt, gewahrt sein Auge wieder Obstgärten, Ackerland und grüne Wiesen, und er sieht in geringer Entfernung das malerische Kloster der Capuciner-mönche aus schönen, majestätischen Baumgruppen hervorragen. Hinter diesem liegt Passages, von einer kühnen und schroffen Felsenkette umgeben, die so nahe mit einander verbunden sind, daß nur durch eine einzige schmale Oeffnung ein Blick auf die ferne See möglich ist.

Die Frauen dieser Gegend des schönen Baskenlandes tragen lange Zöpfe, weiße Mieder, kurze Röcke von verschiedenen Farben und schmale Schuhe mit großen Schleifen besetzt. Während der Feldarbeit tragen alle breitrandige Hüte, die sie vor den brennenden Sonnenstrahlen einigermaßen schützen. Auch sieht man häufig diese rüstigen Baskinnen, mit Rudern bewaffnet, auf großen Fischerkähnen in den Seebuchten sich herumtummeln.

Die Beleuchtung Londons.

Die nachstehenden merkwürdigen Angaben, die von einer der Hauptgascompagnien herrühren, können einen Begriff von den Mitteln geben, welche gegenwärtig zur Beleuchtung Londons und seiner Vorstädte aufgewendet werden. Es gibt 18 öffentliche Gaswerke, die von 12 Compagnien geleitet werden; das Capital derselben beträgt über 2,800,000 Pfd. St., welche in Röhren, Reservoirs u. s. w. angelegt sind. Das Einkommen daraus wird auf 450,000 Pfd. geschätzt. Für diese Gaswerke braucht man jährlich 180,000 Tonnen Kohlen, es werden 1460 Millionen Kubikfuß Gas gemacht; es gibt 131,300 Privat- und 30,400 öffentliche Lichter; 380 Lampenanzünder, 176 Gasometer, worunter mehrere doppelte und im Stande 5,500,000 Fuß zu fassen. Endlich sind 2500 Menschen dabei auf mannichfache Art beschäftigt. (Lit. Gaz. vom 14 Sept.)

Nachricht von der Insel Itschaboe. Die Morning-Post vom 17 Sept. meldet, daß die Mannschaften der Guano ladenden Schiffe handgemein geworden sind, und daß man nach dem Cap um Truppen schicken mußte. Nach der Shipping Gazette vom 10 Sept. kann die Masse des Guano bei der jetzigen Ausbeutung nicht über zwei Jahre anhalten.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilagen: Intelligenzblatt Nr. 11 und Umschlag zum Monat September.)

Digitized by Google

№ 11.

Intelligenz-Blatt zum Aus

Montag 30 September 1844.

[145]

J. G. v. Herders ausgewählte Werke.

Ausgabe in Einem Bande,
mit dem Bildniß des Verfassers in Stahl gestochen und einem Facsimile seiner Handschrift.
Preis des jetzt vollständigen Werks 14 fl. oder 8 Rthlr.
Hübsch cartonnirt 14 fl. 36 kr. oder 8 Rthlr. 8 gGr.

Das Bedürfniß einer Ausgabe von Herders Werken in Einem Bande, mit welcher wir die Reihe unserer compacten Editionen von Goethe, Schiller, Platen, Lessing, Klopstock ꝛc. ergänzen, ist schon längere Zeit fühlbar gewesen; um so angenehmer ist es uns jetzt, die Vollendung dieser Ausgabe in dem Augenblick ankündigen zu können, wo ganz Deutschland voll Begeisterung für den Ruhm des unsterblichen Herder die hundertjährige Wiederkehr seines Geburtstags allenthalben feierlich begeht.

Außerdem sind noch zu haben.

J. G. von Herders sämmtliche Werke in Taschen-Format. 60 Bändchen. Preis 24 fl. oder 14 Rthlr.
Ebendieselben einzeln:

I. Religion und Theologie. 18 Bdchn. Preis 7 fl. 12 kr. oder 4 Rthlr. 6 gGr.
II. Litteratur und Kunst. 20 Bdchn. Preis 8 fl. oder 4 Rthlr. 18 gGr.
III. Philosophie und Geschichte. 22 Bdchn. Preis 8 fl. 48 kr. oder 5 Rthlr. 6 gGr.

Einzelne Bändchen aus diesen Abtheilungen werden für 24 kr. oder 6 gGr. abgegeben.

— — **Der Cid.** Nach spanischen Romanzen. Neue unveränderte Ausgabe, 16. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 6 gGr.

— — — — Illustrirte Ausgabe mit 70 Holzschnitten. Nach Zeichnungen von E. Meurenther. Zweite Auflage. Preis 6 fl. 24 kr. oder 4 Rthlr.

— — **Gedichte.** Herausgegeben von J. G. Müller. Neue Ausgabe. 8. Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 8 gGr.

— — **Christliche Reden und Homilien.** Herausgegeben von J. G. Müller. 3 Theile. 16. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 12 gGr.

— — **Sophron.** Gesammelte Schuleeden. Herausgegeben von J. G. Müller. 16. Preis 1 fl. 48 kr. od. 1 Rthlr.

M. Caroline v. Herder, Erinnerungen aus dem Leben J. G. v. Herders. Herausgegeben von J. G. Müller. 3 Theile. 16. Preis 1 fl. 48 kr. oder 1 Rthlr. 4 gGr.

Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'scher Verlag.

[146] In Unterzeichnetem sind so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Alte hoch- und niederdeutsche

Volkslieder

mit Abhandlung und Anmerkungen

herausgegeben von

Ludwig Uhland.

Erster Band.

Die Liedersammlung in fünf Büchern.

Erste Abtheilung.

Gr. 8. Velinpapier deoschirt. Preis 3 fl. od. 1 Rthlr. 18 gGr.

Mit Dank und Freude wird Deutschland aus der Hand eines seiner geliebtesten Dichter und gründlichsten Forscher diese seit

Digitized by Google

vielen Jahren vorbereitete Sammlung deutscher Volkslieder „einen Beitrag zur Geschichte des deutschen Volkslebens“ empfangen. Mit der zweiten Abtheilung schließt der für sich bestehende Text ab, an dessen Schlusse die Angabe der Quellen für jedes einzelne Lied und ein alphabetisches Verzeichniß der Liederanfänge beigefügt werden soll. Nach der Vorrede beabsichtigt aber der Verfasser zwei kleinere Bände folgen zu lassen, welche eine Abhandlung über die deutschen Volkslieder und kritisch-historische Anmerkungen umfassen werden. Die Verlagshandlung wird bemüht für die würdigste Ausstattung eines Werkes zu sorgen, das eine Zierde der deutschen National-Litteratur bilden wird.

Stuttgart und Tübingen, im September 1844. J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[147] **Die unbedingt vortheilhaftesten Anerbietungen an Leihbibliotheken und Lesecirkel, wie für Jedermann!**

Das vorzüglichste und interessanteste Unterhaltungswerk:

Lesefrüchte

oder

der Erzähler,

das Buch für lange Winterabende.

Eine Galerie der interessantesten Erzählungen, der merkwürdigsten historischen Begebenheiten, der neuesten Reiseberichte, der charakteristischsten Züge aus dem Leben berühmter Zeitgenossen und vorzüglichsten Anekdoten ꝛc.

1838 — 1843.

21 Bände. Gr. 8. (Jeder Band über 20 Bogen stark.) Bisheriger Ladenpreis 26⅔ Thlr.

Von diesem rühmlichst bekannten, durch seinen ungemein reichhaltigen Unterhaltungsstoff unübertroffenen Werke habe ich alle Vorräthe angekauft und lasse dieselben zu nachstehenden äußerst billigen Preisen ab.

Der herabgesetzte Preis für 21 Bände ist	10 Thlr.	Jeder Band ist ein geschlossenes Werk.
" " " " eine Auswahl von 12 Bänden	6 "	
" " " " " " 4 "	2 "	
" " " einen Probeband . . .	15 Ngr. (für 21 Bogen gr. 8.)	

Durch jede Buchhandlung von Unterzeichnetem zu beziehen.

Ludwig Schreck in Leipzig.

Der Band 8 gGr. oder 10 Ngr.!

Die besten Romane von

Bronikowski, Duller, Tarnowski, Clauren, George u. m. a.

24 Bde. Ladenpreis 30 Thlr. für nur 8 Thlr.!!!

☞ Jedenfalls seit Jahren die billigste Acquisition für Leihbibliotheken, Lesecirkel und jeden Leselustigen!

Bronikowski, Alex., Veit. Ein Beitrag zu den Denkwürdigkeiten peinlicher Gerichtspflege. Gr. 8. 3 Bde. Velinp. Ladenpr. 4 Thlr. Herabg. Pr. 2 Thlr.

☞ Anerkannt als Bronikowski's bester und interessantester Roman!

— — die Britten in der deutschen Hauptstadt. Erzählung. Gr. 8. Velinp. Ladenpr. 25 Ngr. Herabg. Pr. 15 Ngr.

Duller, Eduard, der Antichrist. Roman. 2. Aufl. 8. 2 Bde. Velinp. Ladenpr. 2 Thlr. Herabg. Pr. 1 Thlr.

Whitehead, Leben, Thaten und Schicksale der merkwürdigsten englischen Räuber und Piraten. 2 Bde. Gr. 8. Velinp. Ldpr. 3 Thlr. Herabg. Pr. 1 Thlr. 10 Ngr.

Tarnowski, L., die Makkabäer. Ein geschichtl. Emancipations-Roman. 2 Bde. (I. Die Berglöwen. II. Der Spitzkopf.) 8. Velinp. 1842. Ldpr. 3 Thlr. Herabg. Pr. 1 Thlr. 10 Ngr.

Frick, Ida, Feldblumen. Zwei Novellen. (Johanna Shore. — Die Familie von Felsing.) 8. Velinp. 1840. Ldpr. 1 Thlr. 22½ Ngr. Herabg. Pr. 15 Ngr.

George, 1805—1815. Erinnerungen eines Preußen aus der Napoleonischen Zeit. Gr. 8. 1840. Ldpr. 1 Thlr. 7½ Ngr. Herabg. Pr. 15 Ngr.

Aesop. Taschenbuch des Witzes, des Scherzes und der Unterhaltung für 1840. Kl. 8. Ldpr. 22½ Ngr. Herabg. Pr. 10 Ngr.

Clauren, H., Familientheater für Privatbühnen und Dilettanten-Vereine. 8. br. Ldpr. 15 Ngr. Herabg. Pr. 5 Ngr.

Enth.: Die Emigranten. — Die Eisenbahn-Actien-Speculanten.

Einzelne Werke zu den beigesetzten sehr ermäßigten Preisen. Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Cannow, satyrische Hopfer. Eine interessante Sammlung satyrischer Aufsätze und Erzählungen. 8. br. Ldpr. 1 Thlr. Herabg. Pr. 10 Ngr.

Blessington, der Rebell von Neu. Historische Erzählung. Nach dem Engl. von Ludojasky. 8. br. 3 Bde. Ldpr. 3 Thlr. 15 Ngr. Herabg. Pr. 1 Thlr. 10 Ngr.

Bunte Reihe. Deutsche Original-Novellen der beliebtesten Novellisten neuester Zeit. 8. 3 Bde. br. Ldpr. 4 Thlr. 15 Ngr. Herabg. Pr. 1 Thlr. 10 Ngr.

Inhalt: Der Herr Pathe, von R. Roos. — Das Hochzeitsgeschenk, von Beer. — Die Waldschenke, von Dr. Nürnberger. — Meister und Gesell, der Hochzeitstag, von Ludojasky. — Der Mörder, von Crasselt. — Der sinnige Herzog, die Taufe des Erstgebornen und die todte Schwester, von Pannasch. — Die Masken, von Beer. — Elisabeth Charlotte, von Dr. Schütz. — Alfred, Liebes-Novellette, von A. Keil.

Bruchstücke aus dem Erdenwallen eines Dämons. Aus den Papieren eines Blasé. Novellen ꝛc. (Von Becherer.) 8. Ldpr. 1 Thlr. 15 Ngr. Herabg. Pr. 10 Ngr.

Auerbach, die Blutzeugen des Protestantismus, J. Herrgott und seine Genossen. Novelle. 8. Ldpr. 20 Ngr. Herabg. Pr. 7½ Ngr.

Chabo, Reise in Navarra während des Aufstandes der Basken. Deutsch von Alvensleben. Ldpr. 1 Rthlr. 22½ Ngr. Herabg. Pr. 10 Ngr.

Alle 24 Bände für nur 8 Thlr.

Ludwig Schreck in Leipzig.

[148] Im Verlage von Graß, Barth u. Comp. in Breslau und Oppeln ist so eben vollständig erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Grundriß der Geographie

in fünf Büchern, enthaltend die mathematische und physikalische Geographie, die allgemeine Länder- und Völker-, sowie die Staatenkunde;

erläutert durch **143 eingedruckte xylographische Figuren und Darstellungen**, durch 3 Karten und einen Anhang Hülfs- und Nachweisungs-Tabellen.

Entworfen von Professor Dr. **Heinrich Berghaus.**

Vollständig in 1 Band von 84 Bogen größtes Oktav. Preis eleg. cart. 3⅓ Rthlr.

Dieses Buch, welches bereits während seines Erscheinens in Lieferungen vollen Beifall im Publicum fand, darf jetzt nach seiner Beendigung demselben mit Ueberzeugung als eines der brauchbarsten, belehrendsten und vollständigsten geographischen Handbücher empfohlen werden. Die Leistungen des Hrn. Verfassers in der geogr. Litteratur sind überall anerkannt und geschätzt und die bisher erschienenen Beurtheilungen dieses Werkes bestätigen dieß. — Dasselbe nimmt unter den geographischen Leistungen der Neuzeit einen der ersten Plätze ein und kein Leser wird dasselbe ohne große Befriedigung und Belehrung aus der Hand legen.

---

[149] Vollständig ist jetzt erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Friedrich Schiller

als Mensch, Geschichtschreiber, Denker und Dichter.

Ein gedrängter Commentar zu Schillers sämmtlichen Werken

von **Karl Grün.**

Gr. 12. 2 Thlr. 20 Ngr.

(Auch in fünf Heften à 16 Ngr. zu beziehen.)

Leipzig, im September 1844. **F. A. Brockhaus.**

---

[150] **Neue Schrift.**

In allen Buchhandlungen ist vorräthig:

Die Chemie, in ihrer Anwendung auf Künste und Gewerbe, von A. Bouchardat. Aus dem Französischen übersetzt und mit vielen Zusätzen und Nachträgen bereichert von Prof. G. Kißling. — Mit 52 in den Text eingedruckten Abbildungen. Vollständig in 4 Lieferungen. Erste und zweite Lieferung, broschirt, je 1 fl. oder 16 gGr.

Wir bitten jeden der sich für Chemie interessirt, besonders die HH. Lehrer an polytechnischen Schulen, sich vorstehendes Werk zur Einsicht vorlegen zu lassen, um selbst sich zu überzeugen daß es sich durch klare und bündige Darstellung auszeichnet, auf die neuesten Bereicherungen, welche die Chemie erfahren hat, eingeht, und daß es den besten Erscheinungen auf dem Gebiete dieser Litteratur beizuzählen ist.

---

[151] Im Verlage von Brockhaus u. Avenarius zu Leipzig ist so eben erschienen:

Mickiewicz (Adam),

Vorlesungen über slawische Litteratur und Zustände.

Deutsche, mit einer Vorrede des Verfassers versehene Ausgabe.

Dritter Theil.

Gr. 12. Geh. 1⅔ Thlr.

Die beiden ersten Theile dieses wichtigen Werks erschienen 1843 und kosten 5 Thlr.

---

[152] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Ackerverfassung, die Zwergwirthschaft

und

die Auswanderung

von

Dr. **Friedrich List.**

Mit einer Karte über die Güter-Arrondirungen in den Gemeinden des ehemaligen Illerkreises im Königreich Bayern.

8. Velinpapier. broschirt. Preis 36 kr. oder 9 Gr.

Stuttgart und Tübingen. **J. G. Cotta'scher Verlag.**

---

[153] In Unterzeichnetem ist erschienen und an alle Buchhandlungen versendet worden:

Anleitung

zum Waldwegbau

von **H. Karl,**

Fürstlich Sigmaringen'schem Oberforstmeister.

Mit Tabellen und Figurentafeln.

8. Velinp. brosch. Preis 1 fl. 30 kr. od. 21 Gr.

Daß der geregelte Waldwegbau von großem Einfluß auf Herstellung und Erhaltung des besseren Waldzustandes, so wie auf Erhöhung des Geldertrags der Forste sey, wird von Niemand in Abrede gestellt werden wollen. Gleichwohl ist die gegenwärtige Beschaffenheit der Waldwege im allgemeinen eine sehr mangelhafte und unvollkommene zu nennen. Namentlich tritt der gerügte Mangel in kleinern und gesonderten Waldungen und am auffallendsten in Gebirgsforsten hervor, wo die nöthigen Wege oft ganz abgehen oder in so trauriger Beschaffenheit vorhanden sind, daß sie kaum gebraucht werden können. Die Ursache dieses Uebelstandes ist hauptsächlich in der unverdienten Geringachtung und oberflächlichen Behandlung zu suchen, welche der wichtige Gegenstand des Waldwegbaues gewöhnlich in den Forstschulen, so wie in den Compendien der Forstwissenschaft findet. Es dürfte daher gegenwärtige Schrift, deren Zweck es ist, dem Forstpersonal eine Anleitung zu geben, sich mit der Wichtigkeit und der grundsätzlichen Behandlung des Waldwegbaues vertraut zu machen, ein um so willkommener Beitrag zu nennen sey und eine gewiß von jedem Forstmanne erkannte Lücke in der Forstlitteratur ausfüllen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[154] **Für Leihbibliotheken und Lese-Vereine.**

In Unterzeichnetem sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gesammelte Erzählungen

von der Verfasserin

der Bilder des Lebens.

Zwei Bände.

8. Brosch. Preis 6 fl. oder 3 Rthlr 16 gr.

Statt aller Empfehlung erlauben wir uns hier die in Nr. 34, 1839, der Blätter für Literatur und dieselbe Kunst übende Beurtheilung anzuführen: „Der tiefe Sinn, das reine Gemüth, der edle Geist, welcher in den Bildern des Lebens waltet, deren Werth wir auch in diesen Blättern beurkundet haben, findet sich auch in diesen gesammelten Erzählungen wieder. Sie zeichnen sich durch Innigkeit sowohl als durch Klarheit, vor allem aber durch ein ächt religiöses und rein sittliches Gefühl vor so vielen Tagserscheinungen aus, welche nur zu blenden, nicht zu erhellen, nur die Zeit zu verflüchtigen, nicht das Gemüth zu erheben suchen. Und darum eignen sie sich auch namentlich vor vielen andern ähnlichen Schriften zur Lectüre für Jungfrauen und Frauen, deren Sinn unverdorben und deren Geist auf das Höhere und einzig Wahre im Menschenleben gerichtet ist. Sie sind dabei eben so fern von jeder pedantischen Trockenheit wie von geistlicher Eiferung, sondern die lebensvollste Liebe spiegelt sich in ihnen anmuthig und mit den wärmsten Farben in allen Strahlenbrechungen ihrer innigsten Empfindungen. Nur sieht jedes Gemeine fern, und alles trägt den Stempel eines Seelenadels, der, seines innern Werthes sich bewußt, doch von der liebenswürdigsten Demuth durchdrungen ist. Unsere Leserinnen besonders werden mit uns übereinstimmen, wenn sie diese Erzählungen in Geist und Herz werden aufgenommen haben."

J. G. Cotta'scher Verlag.

Digitized by Google

[155] In Unterzeichnetem ist erschienen und kann durch alle Buchhandlungen und löblichen Postämter bezogen werden:

Das Zollvereinsblatt,

ein Centralblatt für alle Interessen des Handels und der Schifffahrt, der Industrie und des Ackerbaues, der Handelspolitik und der National-Unternehmungen Deutschlands und insbesondere des deutschen Zollvereins, so wie überhaupt für die Discussion aller die National-Oekonomie und die materiellen Interessen Deutschlands betreffenden Fragen.

Herausgegeben

von **Dr. Fr. List.**

Preis des Jahrgangs 6 fl. 48 kr. oder 4 Rthlr.

Inhalt. Nr. 36. Belgien und der Zollverein. (III. Artikel.) — Kühne's amtliche Erklärung über den Schmuggelhandel vermittelst der Mescontirungen. — Denkschrift über die Interessen und Verhältnisse Frankreichs in Beziehung auf den deutschen Zollverein. (Seidenwaaren, Flachs und Hanf, Töpferwaaren, Glaswaaren, Papier, Maschinenbau, Mode- und Kurswaaren ꝛc. Allgemeine Betrachtungen.)

Inhalt. Nr. 37. Luginsland. An unsere Leser. Der brlgische Vertrag. Die Noten des Grafen Westmoreland an Lord Aberdeen von 1842. Der neue holländische Zolltarif. — Die neue Weizenernte in England und die Hoffnungen der deutschen Landwirthe. — Denkschrift der preußischen Regierung vom 18 Julius 1844 über die Handelsverhältnisse zu Belgien.

Inhalt. Nr. 38. Luginsland. Capitän Warnees Zerstörungsmittel. Furchtbare Zerstörungsmittel zu Lande. Wichtige landwirthschaftliche Frage an die bevorstehende Versammlung der deutschen Forst- und Landwirthe zu München. — Die britischen Depeschen über den Stuttgarter Zollcongreß. (I. Artikel.) — Beschluß der Denkschrift der preußischen Regierung vom 18 Julius 1844 über die Handelsverhaltnisse zu Belgien. Denkschrift über die Interessen und Verhaltnisse Frankreichs in Beziehung auf den deutschen Zollverein. (Frankreichs künftige Handelsstellung. Die Einigung mit Belgien.) — Miscellen.

In das Abonnement kann jedes Vierteljahr für den Rest des Jahres eingetreten werdrn.

Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[156]

Bedlitz Waldfräulein.

Zweite unveränderte Auflage.

In Unterzeichnetem ist erschienen und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Waldfräulein.

Ein Mährchen in 18 Abenteuern

von **Zedlitz.**

Zweite, unveränderte Auflage.

8. Velinpapier. Brosch. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 gGr.

Die erste Auflage wurde in dem kurzen Zeitraum von 6 Monaten vergriffen und rasch mußte dieser zweite unverändrte Abdruck vranstaltet werden.

Ein Gedicht von Zedlitz, dem Sanger der berühmten Todtenkränze, dem trefflichen Dolmetscher von Byrons Childe Harold, bedarf der Empfehlung einer Buchhandlung nicht; nur darauf sey hinzudeuten erlaubt, daß der Dichter hier auf einem ganz andern Gebiete der Poesie als früher und in einem von dem der feierlich ernsten Todtenkränze sehr verschiedenen Tone, aber mit gleicher vollendeter Meisterschaft und vielleicht noch erhöhter Jugendfrische mit der heitern Schöpfung hervortritt.

Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[157] In Unterzeichnetem ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden.

Theater

von Julius Mosen.

8. Velinpapier brosch. Preis 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr.

Inhalt: Kaiser Otto III. — Cola Rienzi, der letzte Volkstribun der Römer. — Die Bräute von Florenz. — Wendelin und Helene.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'schen Verlag.

---

[158] In Unterzeichnetem sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte

von

Gottfried Kinkel.

8. Velinp. brosch. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 gr.

Hauptabschnitt des Inhalts:

Zum Eingang. — Bilder aus Welt und Vorzeit. — Oden und Verwandtes. — Des Dichters Leben und Betrachtung, in deutschen Weisen. — Roma's Erwachen. — Die Brüder. — Otto der Schütz. Ein rheinische Geschichte in zwölf Abenteuern

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[159] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Nationale Rechtserzeugung u. Rechtsbildung in Deutschland.

Ein Vortrag

für die Versammlung der Advocaten in Mainz bestimmt

von **Fr. Rödinger,**

Rechtsconsulent in Stuttgart.

Gr. 8. in Umschlag geh. Preis 24 kr. oder 6 gGr.

Stuttgart und Tübingen, im Julius 1844.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,

mit

besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen

in

Deutschland.

Siebenzehnter Jahrgang

1844.

October.

Stuttgart und Tübingen,

in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1844.

☞ Dem Wunsche vieler Leser des Auslandes zu entsprechen, werden wir künftig für jeden Monat einen Umschlag mit Inhalts-Anzeige drucken lassen, um dieses Journal monatweise geheftet an diejenigen Abonnenten zu verschicken, welche es in dieser Form verlangen werden.

An diejenigen Abnehmer, welche sich hierüber nicht bestimmt aussprechen, erfolgt die Zusendung des Blattes auf die bisher übliche Weise.

Es erscheint von dieser Zeitschrift täglich ein Blatt, auch werden derselben zur Verständlichung interessanter Aufsätze von Zeit zu Zeit Lithographien und Karten beigegeben. — Der Preis des Jahrgangs ist 16 fl. oder 9 Thlr. 8 gr. — Sämmtlich respective Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen darauf an. Erstere liefern sie täglich, letztere von acht zu acht Tagen oder in monatlichen Heften.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Der Beisatz zum Titel unserer Zeitschrift: „Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker" bezeichnet die allgemeine Bestimmung desselben, die freilich dem jeweiligen Redacteur einen weiten Spielraum läßt. Zeitgeschichte, namentlich fremder Welttheile, Schilderung der Sitten und Zustände anderer Völker ist die eigentliche Aufgabe, die jedoch immer nur sehr bruchstückweise gelöst werden kann, denn der Umfang ist groß, und es handelt sich deßhalb hauptsächlich darum, aus dem reichen Schatze der Nachrichten dasjenige auszuwählen, was für den Augenblick interessant und wichtig ist. Entwicklung der Thatsachen aus ihren verschiedenen Ursachen ist dabei ein Haupterforderniß. Der Zweck unserer Zeitschrift erfordert mannichfachen Wechsel, je nachdem die öffentliche Aufmerksamkeit sich auf diesen oder jenen Gegenstand der Weltbegebenheiten hinlenkt, und in diesem oder jenem Welttheile sich Merkwürdiges ereignet, und neue Erscheinungen sich kund geben.

Die Redaction glaubt diesem Zwecke um so gewisser treu zu bleiben, wenn sie es sich zur Aufgabe macht, das Gebiet der Erd- und Völkerkunde zu ihrem Hauptgegenstande zu machen, in so weit dieß, ohne in wissenschaftliche Erörterungen einzugehen, möglich ist. Diese Quelle hat sich auch so ergiebig gezeigt, daß die Verlagshandlung und die Redaction sich veranlaßt sahen, hinsichtlich dieses speziellen Gegenstandes eine Erweiterung eintreten zu lassen in der „Sammlung von Reisen und Länderbeschreibungen"; wenn auch diese noch so reichlich ausgestattet wird, so bleibt immer noch dem Auslande genug Ausbeute übrig.

So leicht die Aufgabe des Auslandes hinsichtlich andrer Welttheile zu stellen ist, so schwierig wird noch weit fragmentarischer werden die Mittheilungen über Europa. Mit der steigenden Bevölkerung und Bildung werden die Verhältnisse, nicht nur die politischen, sondern auch die gesellschaftlichen, verwickelter, unklarer, und unterliegen mannichfachern Deutungen. Wer könnte auch dieß Gebiet übersehen, und mit nie wankendem Geiste die mannichfachen Erscheinungen erklären! Die europäische Welt ist in einem Uebergangsprozesse begriffen, in einem socialen nicht weniger als in einem politischen, wenig Begebenheiten stellen sich in dieser trüben Gährung klar heraus, und wie sehr werden sie durch Leidenschaften aller Art entstellt! Auch ist in Bezug auf Europa dem Ausland die Gränze schärfer gezogen; Alles was auf Tagspolitik Bezug hat, gehört nicht in sein Gebiet, und nur die rein menschliche Seite davon, die oft genug entstellt wird, darf es herausheben und zum Gegenstand seiner Schilderung machen.

Wenn man nach diesen allgemeinen Andeutungen über den Zweck des Auslandes die Ausführung betrachtet, so kann das Fragmentarische und Lückenhafte wohl keinem entgehen, und es ist auch um so verzeihlicher, da der mit jedem Tage wachsende und sich erneuernde Stoff nicht gestattet, Versäumtes nachzuholen. Daß indeß die Leser des Auslandes dem großen Umfange des gesteckten Ziels Rechnung getragen, und sich an dem Fragmentarischen und Lückenhaften nicht gestoßen haben, ermuthigt die Redaction, die einmal betretene Bahn trotz ihrer Schwierigkeiten nicht zu verlassen.

Die Unterzeichnete erlaubt sich die Leser des Auslands auf nachfolgende mit demselben in engster Verbindung stehende aufmerksam zu machen:

Reisen und Länderbeschreibungen

der ältern und neuesten Zeit,

eine Sammlung der interessantesten Werke über Länder- und Staatenkunde, Geographie und Statistik.

Herausgegeben von **Dr. E. Widenmann** und **Dr. H. Hauff.**

Von dieser Sammlung, welche thätigst fortgesetzt wird und als Erweiterung des Planes des „Auslandes" anzusehen ist, erscheinen jährlich ein paar Lieferungen, je nachdem interessanter Stoff vorhanden.

Die Lieferungen werden einzeln verkauft, und wie man finden wird, zu den billigsten Preisen, um sie jeder solide Sortiments-Buchhandlung beziehen können.

1ste Lfg. **Irlands gegenwärtiger Zustand.** Preis 1 fl. oder 16 gr.

2te — **Algier wie es ist.** Mit einer großen Karte. 1 fl. 30 kr. oder 21 gr.

3te — **Alexander Burnes' Reisen in Indien und nach Bukhara,** Erster Band. Mit einem Steindruck. 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

4te — **Washington Irvings Ausflug auf die Prairien zwischen dem Arkansas und Red-River.** 1 fl. oder 16 gr.

5te — **Alfred Reumonts Reiseschilderungen.** 1 fl. 12 kr. oder 18 gr.

6te — **Briefe in die Heimath,** geschrieben zwischen October 1829 und Mai 1830 während einer Reise über Frankreich, England und die Vereinigten Staaten von Nordamerika nach Mexico, 1 fl. 24 kr. oder 20 gr.

7te — **Alexander Burnes' Reisen in Indien und nach Bukhara.** Zweiter Band. 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 gr.

8te — **John Barrow, jun., ein Besuch auf der Insel Island im Sommer 1834.** Mit Holzschnitten. 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr. 4 gr.

9te — **Thomas Pringle, südafrikanische Skizzen.** Aus dem Englischen übersetzt. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 gr.

10te — **Mexico in den Jahren 1830 bis 1832.** Vom Verfasser der „Briefe in die Heimath." Erstes Band. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 gr.

11te — **Montenegro und die Montenegriner.** Ein Beitrag zur Kenntniß der europäischen Türkei und des serbischen Volks. Preis 1 fl. 24 kr. oder 20 gr.

12te — **Francis J. Grund, die Amerikaner** in ihren moralischen, politischen und gesellschaftlichen Verhältnissen. Aus dem Englischen übersetzt vom Verfasser. Preis 3 fl. 12 kr. oder 2 Rthlr.

13te — **Mexicanische Zustände aus den Jahren 1830 bis 1832.** Vom Verfasser der „Briefe in die Heimath ꝛc." Zweites Band. Preis 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

14te — **Astoria oder Geschichte einer Handelsexpedition jenseits der Roky Mountains.** Aus dem Englischen des Washington Irving. Preis 1 Rthlr. 16 gr oder 2 fl. 42 kr.

15te — **Reise durch Abyssinien im Jahre 1836.** Von A. v. Katte.

16te — **Skizzen aus Irland oder Bilder aus Irlands Vergangenheit und Gegenwart** von einem Wanderer. Preis 1 fl. 12 kr. oder 18 gr.

17te u. 18te Lfg. **Der Geist des Orients,** erläutert in einem Tagebuch über Reisen durch Rumili während einer ereignißreichen Zeit von Dr. Urquhart. A. d. Engl. übersetzt von Dr. F. G. Buck. 2 Bde. 3 Rthlr. 8 gr. oder 5 fl.

19te Lfg. **Rußland und die Tscherkessen.** Von K. F. Neumann. Preis 1 fl. 30 kr. oder 21 gr.

20ste — **Reisen auf den griechischen Inseln des ägäischen Meeres.** Von Dr. Ludwig Roß. Erstes Band. Mit zwei Kupfern. gr. 8. brosch. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 gr.

21ste — **Ein Besuch auf Montenegro.** Von Heinrich Stieglitz. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 gr.

22ste — **Acht Wochen in Syrien.** Ein Beitrag zur Geschichte des Feldzuges 1840. Mit einer Karte vom Kriegsschauplatz. Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 4 gr.

23ste — **Reise durch Rußland nach dem kaukasischen Isthmus** in den Jahren 1836, 1837 und 1838 von Karl Koch. Brosch. Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 8 gr.

24ste — **Beschreibung von Kordofan und einigen angränzenden Ländern,** nebst einem Ueberblick über den dasigen Handel, die Sitten und Gebräuche der Einwohner und die unter der Regierung Mehemed Ali's stattgefundenen Sklavenjagden. Von Ignaz Pallme während dessen Anwesenheit in den Jahren 1838 bis 1839 verfaßt. Gr. 8. brosch. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 gr.

25ste — **Reisen auf den griechischen Inseln des ägäischen Meeres.** Von Dr. Ludwig Roß. Zweiter Band. Mit einem Kupfer, einer Karte und mehreren Holzschnitten. gr. 8. Velinp. brosch. Preis 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

26ste — **Reise durch Rußland nach dem kaukasischen Isthmus** in den Jahren 1836, 1837 und 1838. Von Karl Koch. Zweiter Band. Gr. 8. broschirt. Preis 4 fl. 48 kr. oder 2 Rthlr. 20 gr.

27ste — **Geschichte der Entdeckung und der Eroberung Peru's** von Francisco de Xerez, Pizarro's Geheimschreiber. Aus dem Spanischen von Dr. Ph. H. Külb. Nebst Ergänzung aus Augustin de Zarate und Gaecilasso's de la Vega Berichten. Gr. 8. brosch. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 12 Sgr.

Stuttgart und Tübingen. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

Inhalts-Verzeichniß.

Größere Aufsätze.

Marocco. (Mit einer Karte.) Nr. 275. 276. — Mittheilungen über die Bewohner von Java und Celebes. Nr. 275—278. — Skizzen aus London. Das englische Eisenbahnwesen in seiner jetzigen Gestalt. Nr. 276. 277. — das neue Parlamentshaus. Nr. 291. — die Gesellschaft zur Verbreitung religiöser Traktätchen. Nr. 295. 296. — Skizzen aus Spanien. Viktor. Nr. 277. — Hamiltons Erinnerungen aus Columbia. Dritter Abschnitt. Nr. 278—280. Vierter Abschnitt. Nr. 286—289. — Französische Alterthümer. Nr. 279. — Texas und der Golf von Mexico. Von Mistreß Houstoun. 1. Neuorleans. Nr. 279—281. 2. Galveston. Nr. 289—295. 3. Ausflug ins Innere. Nr. 296—300. — Der Handel Algiers mit dem Innern. Nr. 280—282. — Der Isthmus von Tehuantepec. Nr. 281. — Die britische archäologische Gesellschaft. Nr. 282. — Die jonischen Inseln. Corfu. Nr. 282—288. Santa Maura. Nr. 292. Ithaka. Nr. 293. Cephalonien. Nr. 294. Zante. Cerigo. Nr. 295. — Gedichte der Turkmanen. Nr. 283—285. — Der Osiristempel zu Kalabscht. Nr. 284. — Die Feldarbeiter in England. Nr. 285. — Die Lage von Tripoli. Nr. 287. — Ueber die Entwerfung einer neuen Karte von China. Nr. 288. — Athara. Nr. 290. — Eindruck von Türkisch Belgrad. Nr. 291. — Die Geschichte Abdel Dschelils. Nr. 292—294. — Die Colonial Gazette in England. Nr. 293. — Javathee. Nr. 294. — Die Folgen der Juliusrevolution in Martinique. Nr. 295. — Corsica. Nach Blanqui. ibid. — Forschungen über die russischen Städte. Europäischer Einfluß. a) griechisch-römische Städte. Nr. 296—299. — Der Torfmoor von Allen in Irland. Nr. 297. — Der Sklavenhandel auf der Ostküste in Afrika. Nr. 298. — Die Schifffahrt auf dem Amazonenstrom. Nr. 299. — Smyths Reise von Lima nach Para. 1. Fahrt auf dem Huallaga. Nr. 300—304. 2. Aufenthalt in Sarayacu. Nr. 305. — Die Beschränkung der Papiercirculation in England. Nr. 301. — Schwedische Zustände. Nr. 302. — Etwas über Pirano. Nr. 303. — Assuan. Nr. 304.

Chronik der Reisen.

Reise eines russischen Officiers um die Welt. 4. Fahrt von Manilla nach Kamtschatka und Aufenthalt daselbst. Nr. 301—[illegible].

Kleinere Mittheilungen.

Kaffeeerzeugung. Nr. 275. — Beamtenzahl in Spanien. [illegible] Der Reisende Delamarche. Nr. 276. — Einrichtung von Seebädern in Paris. ibid. — Eisenhandel der Nordamerikaner. Nr. 276. — Atmosphärische Eisenbahnen in England. ibid. — Evaporatism. Nr. 277. — Garella über den Isthmus von Panama. Nr. 280. — Weißer Menschenhandel in Brasilien. Nr. 281. — Der Moa oder Riesenvogel auf Neuseeland. ibid. — Die Motala-Werkstätte in Schweden. Nr. 282. — Rahmyths Kriegsdampfboot. ibid. — Ein Hippodrom in Paris. Nr. 283. — Neues Rettungsboot. ibid. — Der Handel von Gold. Nr. 284. — Kohlengewinnung in England und Frankreich. Nr. 285. — Der Handel von Marocco mit dem innern Afrika. Nr. 286. — Ein dreiflügeliger Vogel. Nr. 287. — Culturgeschichte Littauens. ibid. — Zustand der Städte in England. Nr. 288. — Eine [illegible]sche Gesellschaft in London. Nr. 289. — Der Reisende [illegible]. ibid. — Die Siegel der Könige von Frankreich. Nr. 290. — [illegible] über den Schah von Persien. Nr. 291. — Besuch der größten Cocos-Inseln. Nr. 292. — Bau von Kriegsschiffen in England. ibid. — Betrieb des Sklavenhandels in Brasilien. Nr. 293. — Katholische [illegible]n nach Guatimala. Nr. 296. — Der Negerjargon auf St. Lucia. Nr. 298. — Der Themsetunnel als Speculation. ibid. — Einnahmen und Einnahmen in England. Nr. 298. — Ein Heu-Heuschreckensturm. Nr. 299. — Eine Nähmaschine. ibid. — Neue Zitterlinemaschine. ibid. — Maschine zum Setzen und Ablegen der Buchstaben. ibid. — Die Bewohner der Comoro-Inseln. Nr. 300. — Bevölkerung von Sudamerika. ibid. — Seidenbau in Frankreich. Nr. 301. — Der [illegible] Schwaner. ibid. — Verhältniß der Engländer und Franzosen auf Corneo. ibid. — Die römische Wasserleitung in Nimes. Nr. 304. — Das Schlammbad von Sak. Nr. 305.

Nr. 275.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

1 October 1844.

Marocco.

(Mit einer Karte.)

Die Aufmerksamkeit, welche der Krieg Frankreichs mit Marocco erregt hat, veranlaßte schnell die Erscheinung mehrerer Karten; so ist eine von Hauptke bei Flemming erschienen, eine andere im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, welche der Allgemeinen Zeitung und auch dem Auslande beigelegt wurde, und eine dritte in Frankreich, welche das Journal Algérie vom 2 Sept. seinen Lesern mittheilte. Alle drei unterscheiden sich nur in sehr unwesentlichen Dingen von einander; ein Beweis, daß alle Verfasser derselben gleich viel oder gleich wenig wußten. Der französischen Karte fehlt der auf den andern mehr oder minder stark bezeichnete Gebirgszug, welcher von Nordosten nach Südwesten im Süden der Stadt Marocco hinstreicht; die beiden letzten hätten ihn aber allenfalls eben so gut auch weglassen können, denn wir wissen gar wenig von seinem Daseyn. Auch hinsichtlich der innern Verhältnisse des Reichs und seiner Bevölkerung sind wir noch immer mannichfach im Dunkeln. Graberg van Hemsö, dessen Schrift „das Sultanat Moghrib-el-Aksa oder das Kaiserreich Marocco" bis jetzt noch das beste ist was wir in systematischer Form über das Land besitzen, gibt bekanntlich die Bevölkerung auf 8,500,000 Seelen an, bei andern Schriftstellern schwankt sie zwischen 5 und 13 Millionen. Nach der allgemeinen Analogie mohammedanischer Reiche möchten wir uns eher zu der geringern als zu der größern Zahl hinneigen, obwohl auf der andern Seite zu bemerken, daß der fast fabelhaft fruchtbare Boden eine vielleicht zehnfach stärkere Bevölkerung nähren könnte. Die Zahlen, welche Graberg van Hemsö angibt, mögen, wenn auch nicht als genaue Angaben, so doch als Verhältnißzahlen von Bedeutung seyn; er schlägt die Berber-Bevölkerung*) auf 3,750,000, die Mauren, d. h. die arabisch sprechende Mischlingsrace, auf 3,550,000 und die reinen Araber nur auf 740.000 an. Außerdem rechnet er 539,000 Juden und 120,000 Schwarze aus dem Sudan. Erwägt man, daß die maurische Bevölkerung im wesentlichen als durchaus unkriegerisch anzusehen ist, daß die wandernden Araber nicht sonderlich gehorsam sind, so ergibt sich ganz von selbst, daß die Berbern, bei denen sich noch überdieß eine gute Anzahl Juden als Hintersassen befinden, eigentlich das numerische Uebergewicht im Lande haben, und da die Regierung eine arabische ist, fast immer in Opposition gegen dieselbe sich befinden. Daraus ergibt sich auch zweitens, weßhalb die Religion, als das gemeinsame Band, welches die widerstrebenden Nationalitäten verbindet, und der geistliche Charakter des Herrschers von weit eingreifenderer Wichtigkeit sind, als in den benachbarten Staaten.

Wir besitzen noch keine irgend brauchbare Geschichte Marocco's, oder richtiger gesagt des westlichen Afrika's, aber sie würde in religiöser und ethnographischer Hinsicht von hohem Interesse seyn. Im Jahre 122 der Hedschra (739/40 n. Chr.), sechzig Jahre nachdem die Araber das Land betreten, brach der erste Aufstand der Berbern, und zwar derer um Tanger aus; zugleich zeigten sie sich als Anhänger der Kharidschiten, einer Secte, deren Anhänger großentheils das Ansehen des Chalifen verwarfen. Der arabische Schriftsteller En Nowairi führt diesen Umstand ausdrücklich an,*) und der Uebersetzer macht dazu die Bemerkung: „Die Berbern, stets der arabischen Herrschaft feindlich, zeichneten sich gleich anfangs durch zahlreiche Apostasien aus, und als später der Islam sich gründlich unter ihnen festsetzte, waren sie stets geneigt einer ketzerischen Doctrin zu folgen, in der Hoffnung auf diesem Wege wieder zur Unabhängigkeit zu gelangen." Diese Worte

*) Graberg van Hemsö protestiet gegen diesen Namen als unrichtig, s. S. 45, allein wir haben keinen andern gemeinsamen, und dieser hat wenigstens den Vorzug, daß er dem ganzen Nordafrika den Namen des Barbareskenlandes gegeben, und so doch wahrscheinlich eine allgemeinere Bedeutung hat. Da man, namentlich in Marocco selbst, zwischen Amazirghen und Schellöchen oder Schelluhs genau unterscheidet, beide aber nur Zweige Eines Stammes sind, so ist es wohl, wenn auch nicht das Richtigste, doch das Bequemste, vorerst den Namen Berbern als den allgemeinen beizubehalten, um so mehr als ihn auch die arabischen Schriftsteller gebrauchen.

*) S. Journal Asiatique Nov. 1841.

Digitized by Google

sind das Thema, zu welchem die Geschichte des äußersten Westens, Maghreb ul Alsa, 800 Jahre lang die Variationen liefert. Die Griechen, denen die Araber das Westland entrissen, besaßen nur die Küstenstädte, und dahin ging auch vorerst der Zug der erobernden Araber allein; das Innere war unabhängig unter der patriarchalischen Regierung eingeborner Häupter. Nur allmählich drangen die Araber gegen Süden vor, ohne je in den Gebirgen Herr zu werden; nur die Religion konnte die Berbern bezwingen und mit den Arabern einigermaßen verschmelzen, indem es ihnen gegen die Christen ein gemeinsames Interesse gab. Um dem Vorwurf auszuweichen, daß sie sich dem Islam entziehen wollten, fingen die Berbern bald an sich sehr fanatisch zu zeigen: von ihnen ging in der Mitte des 11ten Jahrhunderts die Secte der Morabetun *) aus, so wie die Almosaden, oder El Morahhedana, d. h. Bekenner eines einigen Gottes, im Gegensatz gegen die Christen, welche eine Dreieinigkeit annehmen.

Man darf sich nicht verwundern, wenn dieses Reich nur stoßweise sehr mächtig war; stand eine neue Secte auf, welche im Fanatismus die anderen mit sich fortriß, so erhob sich mit einemmal eine furchtbare Macht, in gewöhnlichen Zeiten aber, wo kein Theil der Bevölkerung ein entschiedenes Uebergewicht über den andern ausüben konnte, sie sich also gegenseitig im Schach hielten, war das Reich schwach, so kriegerisch auch die fast unabhängigen Berbern und die Araber seyn mochten. Daraus erklärt sich wohl auch die Sitte der marocceanischen Herrscher, die Neger als Soldaten, namentlich als Leibwache zu halten; es war dieß gewissermaßen die Neutralitätserklärung zwischen den einander feindselig gegenüberstehenden Theilen der Bevölkerung, und der Herrscher konnte hoffen, mit seiner Hausmacht und dem einen Theil der Bevölkerung sich in gewöhnlichen Fällen immer gegen den andern Theil zu behaupten. Indeß war dieß immer ein System der Schwäche, und es wird wohl wenige Länder geben, die so viel und lang durch Bürgerkrieg gelitten haben, wie Marocco. Das geschwächte Reich konnte allmählich den spanischen Arabern keine Hülfe mehr senden, und mußte sich endlich auf seinen eigenen Küsten von den Christen angegriffen sehen.

Um dieselbe Zeit, wo die christlichen Spanier die Mauren vollends verdrängten und selbst auf dem berberischen Ufer einige Eroberungen machten, drohte noch eine andere Gefahr von Osten her, die Türken; obgleich Glaubensgenossen, schied sie doch die alte Spaltung zwischen den westlichen und östlichen Chalifen, und mehr noch die Furcht vor der Macht und Energie der Türken. Diese, damals sämmtlichen Christenstaaten und noch mehr den rohern mohammedanischen Ländern an Kriegskunst überlegen, dreiteten rasch ihre Eroberungen in dem sogenannten mittlern Westland (maghreb el ausset) aus, und griffen selbst in den äußersten Westen ein. **) Lange Zeit war die Provinz Oran, die noch zum äußersten Westen gehört, der Kriegsschauplatz, aber mehr und mehr mußten die Marocceaner weichen, und endlich fiel selbst Tlemsan in die Hände der Türken. Wenn wir den arabischen Schriftstellern *) glauben dürfen, war Tlemsan gegen Ende des Mittelalters eine ungeheure Stadt, und konnte zu den großen Hauptstädten des Islam gezählt werden; aber die grausamen Kriege, welche die Stadt gegen Chalreddin Barbarossa und dessen Nachfolger zu führen hatte, machten den Arabern, diesen ewigen Freunden der Unabhängigkeit, den Aufenthalt unerträglich; die meisten verließen die Stadt und suchten einen sichern Zufluchtsort in den unzugänglichen Gebirgen des Atlas, so daß in dem Umfange der Mauern nur eine kleine Anzahl Menschen zurückblieb, welche das Joch der Knechtschaft dem Verlust ihrer Güter und ihrer Freiheit vorzogen. Das Ungewitter rückte also näher, und die Beherrscher von Marocco sahen sich endlich genöthigt gegen die Türken aufzutreten.

Da sie mit den Waffen nichts ausrichteten, nahmen sie zu geistlichen Mitteln ihre Zuflucht, und stets suchten sie die Araber gegen die Türken aufzuhetzen. Der Gedanke der arabischen Nationalität ist darum in Algier weit älter als die französische Eroberung; er wurde erhalten durch fromme, oft fanatische Marabuts, die namentlich von der Stadt Derca aus, wo, wie es scheint, eine religiöse Schule ist, in großer Anzahl hinüberzogen und Krieg gegen die Türken predigten. Daher stammt der geheimnißvolle Bund der Dercawi, **) welcher sich über einen großen Theil des algierischen Gebiets ausbreitet, seinen Hauptsitz aber in der Provinz Oran hat; Warenseris soll dort ihr Hauptpunkt seyn, und darum mußten auch die Franzosen einen besondern Feldzug in jene Gegend hin unternehmen. Diese Dercawi standen, wie den Türken, so auch denjenigen Arabern, die als Machsen den Türken dienten, durchaus feindlich gegenüber, und es erklärt sich daraus, in welch seltsamer Lage die Angelegenheiten der Provinz Oran sich befanden, als die Franzosen zwar Oran, Mostaganem und Mers-el-Kebir besetzt hatten, aber den den Türken befreundeten Duairs und Smelas noch feindlich gegenüberstanden; diese waren nun zwischen den Franzosen und den ihnen feindlichen, von den Dercawi aufgehetzten Arabern in der Mitte, und wären, wenn dieser Zustand länger gedauert hätte, unfehlbar das Opfer geworden. Daraus erklärt sich denn, weßhalb diese so bereitwillig die Hand ergriffen, als die Franzosen, über ihre Stellung allmählich besser aufgeklärt, sie ihnen boten. Indeß war die versäumte Zeit so leicht nicht einzuholen; die Dercawi hatten ihre Zeit gut genützt, und der Zufall wollte, daß ein Abdel-Kader sich unter ihnen befand.

Es ist hieraus leicht ersichtlich, daß ein feindseliges Verhältniß zwischen Frankreich und Marocco unmöglich ausbleiben

*) El Marabet, der streng ans Gesetz Gebundene, oder eigentlich „der stets zum Glaubenskampfe Gerüstete;" aus diesem Worte ist das in Europa jetzt gewöhnliche Marabut verdorben.

**) Die Araber theilen die Berberei, Maghreb, in drei Theile: 1) in Maghreb ul Alsa, den fernen Westen; 2) Maghreb el Ausset, den mittlern Westen, welcher östlich von Oran beginnt und bis Budschiah geht; 3) in Afriliah, welches sich östlich von Budschiah bis an die Gränzen Aegyptens ausdehnt.

*) S. Geschichte Tlemsans, Jouen. asiat. Jan. 1841.

**) S. die betreffende Mittheilung in Nr. 270.

Digitized by Google

konnte, sondern nothwendig in der Entwicklung der Dinge lag, so wie Abdel-Kader und die Dercawi vor den Waffen der Franzosen erliegen. Der Kaiser kann sich auch unmöglich diesen Verhältnissen entziehen, denn wenn er gegen Abdel-Kader gewaltsam auftreten will, oder auch nur ihn nicht unterstützt, so hat er es nicht bloß im allgemeinen mit dem religiösen Fanatismus seiner Unterthanen, sondern mit einer seit langen Jahren gegründeten, äußerst thätigen, freimaurerartigen Verbindung zu thun, welche den Kampf fortsetzen wird. Für den Augenblick ist der Friede mit Marocco wieder geschlossen, allein die scheinbare Großmuth, mit welcher man dem Kaiser die Kriegskosten erläßt, ist ein sicherer Beweis, daß die Franzosen erwarten, die Gelegenheit zu neuem Kampfe werde sich in nicht sehr ferner Zeit ergeben. Wie dieser Kampf ausfallen wird, läßt sich nicht mit einiger Sicherheit voraussagen, denn bei der schlechten Kriegsordnung der Marocceaner und der Arabrr überhaupt haben sie doch Mittel gnug die Franzosen in große Verlegenheit zu bringen. Daß in offenrr Schlacht die Franzosrn drn Sieg davon tragen werden, leidet zwar keinen Zweifel, aber zu rechter Zeit werden auch den Marorranern die Rathgeber nicht fehlen, welche die vorhandenen Kräfte auf eine den Franzosen verderbliche Weise benützen können. Man rrinnerr sich drr Schlacht an drr Makta, am 28 Junius 1835, wo Abdel-Kader mit seinen Arabern, noch ohne regelmäßige Truppen, den tapfern oder unglücklichen General Trezel durch Angriffe endlich zum Rückzug zwang. Alle Reitervölker haben eine instinctartigr Verachtung für dir Fußsoldaten, und können sich, bis die Erfahrung sie belehrt hat, nicht einbilden, daß rine muthvolle Reiterei von einer wohldisciplinirten Infanterie geschlagen werden könne. Die Marocceaner mögen vielleicht noch einige Proben machen, ehe sie hievon völlig überzeugt sind, aber dann werden sie wohl ihre Taktik ändern, und ehe die Franzosen eine gesicherte Herrschaft über Algier ausüben, werden noch Schätze verschwendet werden und Blut in Strömen fließen müssen.

(Schluß folgt.)

Eigenthümlichkeiten der Bewohner von Java und Celebes.

Die Bewohner Java's sind entweder ursprüngliche, unvermengte oder Strand-Javaner. Erstere sind unstreitig achtungs- und liebenswürdiger als letztere. Jenen ist im allgemeinen Duldsamkeit, Dienstfertigkeit, Gastfreundlichkeit, patriarchalische Genügsamkeit, Fleiß und Sittsamkeit eigen; die Strand-Javaner, ein buntes Gemisch indischer Völker, sind dagegen falsch, diebisch, in ihrem vorgebrieteten Handel betrügerisch, gewinnsüchtig und wollüstig. Der Javane ist im allgemeinen nicht kriegerisch. Sein Muth oder seine Feigheit hängen von den Eindrücken ab, welche sein Anführer oder seine Ueberzeugung auf ihn machen. Grausam ist er fast niemals. Beleidigungen erträgt er viele, bevor er zur Rache getrieben wird. Durch Freundlichkeit ist er leicht zu besänftigen und durch Güte zu gewinnen. Bei seiner Genügsamkeit sorgt er wenig für die Zukunft. Er arbeitet für sich und die Seinigen nicht mehr als nöthig ist; doch bebaut er, wenn es ihm geheißen wird, willig das Feld seines Häuptlings. Es ist auch wenig Arbeit nöthig bei der fast unglaublichen Fruchtbarkeit jener gesegneten Insel, welche nicht nur die großen Civil- und Militärausgaben deckt, sondern auch den verhältnißmäßig ungeheuern Ueberschuß von beiläufig 25 Millionen Gulden abwirft.

Ganz anders ist es mit Celebes und den dazu gehörigen größern und kleinern Inseln. Dieselben enthalten eine Menge kleinerer und größerer Fürstenthümer, die nun einander und größtentheils auch von den Holländern unabhängig und meist nur Bundesgenossen sind. Die nordöstlichen Inseln stehen mit den ost- und südöstlichen, so wie mit den Holländern auf Java wenig in Verbindung. Ihre Bewohner stehen noch auf der niedrigsten Bildungsstufe, kennen selten Geld, leben in Armuth, ohne Gewerbfleiß, theils vom Fischfang, theils von andern Naturerzeugnissen, treiben sehr wenig Ackerbau und Tauschhandel, aber desto mehr Seeräuberei. Zu ihren allgemeinen Eigenschaften gehört Kriegsgeist, Muth und Verwegenheit. Als gewandte, kühne Seefahrer pflegen sie sich gegen Uebermacht bis auf den letzten Mann zu wehren. Sehen sie, daß Rettung unmöglich ist, so machen sie, wie man zu sagen pflegt, „Amak," d. h. sie rennen mit einem entblößten Kris (langem Dolch) in einer oder beiden Händen blindlings auf die Feinde, tödten oder verwunden jeden, den sie treffen können, bis sie selbst fallen. Mancher Wüthende hat schon zehn bis zwölf Gegner vor seinem eigenen Fall getödtet. Beleidigungen nehmen sie selten oder niemals geduldig hin. Wegen Kleinigkeiten, in geringem Wortwechsel, ziehen sie nicht selten ihren Kris und tödten einen Freund oder Spielgenossen. Diebstahl muß entweder schweigend und unbemerkt hingenommen oder mit dem Macke des Diebes gerächt werden, sonst ist der Bestohlene, wenn der Dieb ergriffen und bestraft wird, gewöhnlich verloren. Verschmähung des gesuchten Umgangs mit Jungfrauen, besonders Sklavinnen, wird auch nicht selten mit dem Kris gerächt. Dieses Rachedurstes, dieser Kriegs- und Mordlust ungeachtet übertreffen die Bewohner von Celebes alle indischen Völker in treuer Anhänglichkeit an diejenigen, die ihre Zuneigung gewonnen haben. Die Treue, der besonnene Muth des Buginesen, seine Selbstaufopferung zur Vertheidigung und Erhaltung seines Herrn ist achtunggebietend und unübertrefflich. Er kennt keine Furcht, scheut keine Waffe, keine Uebermacht und Wunde; nur über seine Leiche geht der Weg zu dem, den er vertheidigt. Ein Offizier, welcher sich die Zuneigung der Buginesen erworben hat, ist im Gefecht mit einer lebendigen Mauer umgeben. Keiner von seinen Untergebenen weicht und läßt ihn im Stiche. Sie nehmen ihn in ihre Mitte, um ihn, in dichtgeschlossenem Kreise, fechtend zu vertheidigen oder, wenn es nicht anders seyn kann, mit ihm zu fallen.

Da die Wege in Indien sehr unsicher sind, am unsichersten auf Celebes und um so gefährlicher, als es da nicht nur Geld und Gut, sondern auch das Leben gilt, so reist man immer bewaffnet und selten oder nie allein. Hat man aber einheimische Diener, so kann man sich auf diese verlassen. Selbst gegen seine Freunde und Verwandten vertheidigt der Buginese seinen Herrn, ja wenn Flucht rathsam und möglich ist, wird er diesem anrathen sich zu retten und den Räuber anfallen oder aufhalten, um seinem Herrn Zeit zur Rettung zu gewähren. Solche muthvolle Treue findet man nicht bei dem Javaner, der nur dann Standhaftigkeit zeigt, wenn er Vortheil und Uebermacht auf seiner Seite, oder Ergebung in sein Schicksal, wenn er keine Rettung sieht.

Genügsamkeit, Trägheit und Abneigung von jeder mit anhaltender

Digitized by Google

Anstrengung verbundenen Arbeit ist den Bewohnern von Celebes in noch höherem Grade eigen als den Javanern. Hassen auch diese schwere, behaeliche Arbeiten, so lassen sie sich doch leicht dazu überreden oder zwingen. Celebesen wenden dagegen alle Mittel, Flucht, List und Gewalt an, um sich drückenden Lasten zu entledigen. Argwohn und Hinterlist herrscht sowohl bei den einzelnen, als in der Staatspolitik. Gewiß ist, daß es noch keiner Regierung einer europäischen Nation gelang sich das volle Vertrauen eines freien Völkchens auf Celebes zu erwerben. Sie sind Bundesgenossen aus Frucht oder in Rücksicht auf inländische Feinde. Die Fürsten, welche nähern Umgang mit Europäern haben, heucheln große Demuth, um nicht die Habsucht derselben zu reizen.

Es gibt kaum ein Land der Erde, welches durch unzählige Baye, Buchten, Halbinseln und Flüsse, gemäßigtes Klima und natürlichen Reichthum zum Landbau, Gewerbfleiß und Handel mehr geeignet wäre, wie Celebes. Dennoch sind deßfallsige Bemühungen und Ermunterungen, besonders von Seite der niederländischen Regierung, ziemlich vergebens gewesen. Die Gebirgsgegenden sind besonders für europäischen Landbau geeignet. Kartoffeln, so gut als die besten in Europa, werden der Centner für weniger als zwei Gulden verkauft, wogegen die schlechteren von Java doppelt und dreifach so viel kosten. Weinstöcke, die nicht selten unter der Last ihrer Trauben brechen, gedeihen ohne die mindeste Pflege, und nur sehr wenige erfordern der Zucker und Indigo.

Sie haben im allgemeinen keine Religion, keine Tempel oder Bethäuser, keine Fetische, keine Priester. Nur an den Küsten haben sich durch handeltreibende Fremde, selbst durch Meernomaden, einige dunkle Religionsbegriffe verbreitet. Unter Islam versteht man nur die Verpflichtung sich beschneiden zu lassen und kein Schweinefleisch zu essen. — Obschon bei diesen Insulanern kein Begriff von Unsterblichkeit der Seele sich findet, so wird doch das Andenken verstorbener Blutsverwandten und Häuptlinge verehrt, aber auf eine Weise, die mit dem Scalpiren der amerikanischen Wilden viel Aehnliches hat, nämlich dem sogenannten Kopfschneiden. Wenn die Ernte vollendet ist, begibt sich der Mann zu seinem Mordzuge. Mit einem Spieße, einem Messer und einem sogenannten Kopfschneider, einer nur im östlichen Archipel bekannten sehr harten und schaefen Waffe, versehen, geht er auf die Lauer, über die Gränze eines andern Stammes, um einen Fremden zu überfallen, und verbirgt sich in Büschen. Diese Lauer setzt er so lange fort, bis er einen Fremden oder unvorsichtigen Jäger von einem Nachbarstamme erwischt, ihn überfällt, ihm den Kopf abschlägt und sich dann mit dieser gesuchten und gefährlichen Beute schleunigst nach Hause begibt, wo man ihn angstvoll erwartet. Kommt nun der glückliche Jäger mit einem erbeuteten Kopfe, so ist die ganze Familie in Freude. Der Kopf wird außerhalb des Hauses aufbewahrt. Verwandte und Freunde werden zum Feste geladen, Frauen und Kinder schmücken sich. Sind noch zwei bis drei Tagen die Eingeladenen angekommen und die Vorbereitungen zum Feste vollendet, so wird der erbeutete Kopf unter Musik, Tanz und Gesang in das Haus gebracht, im Triumphe herumgetragen und das Familienfest dauert mehrere Tage, während welcher der verwesende Kopf nicht aus der Mitte kommt. Dann wird sein Schädel mit den Haaren — denn nur darum ist es zu thun — abgelöst, das übrige begraben oder weggeworfen, jener aber unter die Verwandten und Freunde, zu deren größtem Vergnügen, vertheilt, und jeder Gast begibt sich mit diesem angenehmen Geschenke nach Hause.

Dieser barbarische Gebrauch ist so verjähret und eingewurzelt, daß angesehene Männer, die sich nicht der Gefahr und Mühe einer Fremdenkopfjagd aussetzen wollen, einem ihrer Sklaven oder Dienstleute, die übrigens als Familienmitglieder betrachtet und behandelt werden, den Kopf abschlagen. Dieses abscheuliche Kopfschneiden, wobei weder Alter noch Geschlecht geachtet wird, ist die Hauptursache der fortwährenden Feindseligkeiten zwischen den verschiedenen Stämmen. Denn jeder Mord jener Art ist der Vater eines gleichartigen. Sobald nämlich ein kopfloser Körper von dem Stamme des Erschlagenen gefunden wird, ist seine Familie zur Rache verpflichtet, und keine Wittwe trägt so lange Trauer (ein weißes Band um die Stirne), bis dem Todten ein anderes Haupt geweiht ist. Doch ist das Gesetz angenommen, daß dieses Köpfen nur zur Zeit des Müßiggangs ausgeführt werden darf. Zur Zeit der Arbeit, des Pflanzens, Säens und Erntens ist jeder sicher. Niemand denkt dann dieser Menschenjagd, mit deren Ausnahme die Stämme, unter denen sie herrscht, arbeitsamer, ehrlicher und sittlicher sind, als die Bewohner der andern Halbinseln. Die Hausthiere und Tausende von Hirschen sind sichre vor reißenden und verwüstenden Thieren, deren Celebes kein einziges hat; dagegen hat es die besten und stärksten indischen Pferde, kräftige Männer und geprobte Seesoldaten.

Der Fischfang ist sehr vortheilhaft und liefert die verschiedenartigsten, feinsten und fettesten Fische. — Perlmuttermuscheln und mehr oder weniger kostbare Schildkröten werden auch gewonnen. Einige Flüsse führen Goldsand. Berge geben Eisen und Kupfer. Die ungeheuern Wälder geben nicht nur Ueberfluß an Brenn- und Bauholz, sondern auch feines schwarzes Ebenholz. Kurz Celebes vereinigt alle Reichthümer der Natur mit einem angenehmen und gesunden Klima. Dennoch werden von dieser großen und reichen Insel so wenig Vortheile gezogen. Der Civilisation und Industrie wirft die Zerstückelung in eine Menge kleiner, unabhängiger, meist gegeneinander feindlicher Fürstenthümer entgegen. Das alte, mächtige Reich der Macassaren, welches sonst den holden östlichen Archipel beherrschte, ist jetzt zerbröckelt und machtlos.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Kaffee-Erzeugung. Man schätzt die Masse des im vorigen Jahre erzeugten (d. h. eigentlich nur auf den Verbrauch Europa's oder der Colonialländer berechneten) Kaffees auf 459 Mill. Pfd. an, etwa 10 Proc. mehr als im Jahre 1842. Davon lieferte Brasilien 170 Mill., Java 140, Cuba 45, Hayti 38, Portorico und Laguayra 36, Englisch-Westindien 10 Mill., Ostindien und Mocha 6 Mill., die französischen Colonien 4 und Holländisch-Westindien 3. Von dieser Masse sollen etwa 5 Zwölftheile zum Verbrauch nach den Vereinigten Staaten gehen. So meldet die Colonial Gazette vom 14 Aug., wie möchten aber die Richtigkeit der Angabe, namentlich wenn unter der Rubrik „Ostindien und Mocha" auch Südindien und Ceylon begriffen seyn sollen, sehr bezweifeln.

Beamte in Spanien. Ueber diese bemerkt Tonski in seinem neuesten Werke l'Espagne en 1843 et 1841: die Zahl der nicht im Dienste Befindlichen sey 24 bis 25,000, und sie theilen sich in: illimitados, nicht activ mit einem Drittheil des Gehalts, cesantes, Suspendirte mit Titel ohne Gehalt, retirados, in ehrenhaftem Rücktritt, und jubilados, im Besitz einer Staatspension.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

(Mit einer Karte von Marocco).

Nr. 276.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

2 October 1844.

Skizzen aus London.

(Von Dr. Gambihler.)

Das englische Eisenbahnbauwesen im Herbste 1844.

Nimmt man die englische Eisenbahnkarte zur Hand, so zeigt sich auf den ersten Blick die, wenn ich so sagen darf, „geographisch-praktische" Tendenz, nach welcher ein Eisenbahnkörper mit links und rechts ausgebreiteten Gliedern sich ausdehnt. Die Privaten haben im gemeinschaftlich patriotischen Zweck vaterländischer Nützlichkeit gehandelt; die Regierung hätte es schwerlich besser machen können. (Es wird letzterer schwer werden, den ersten die Zügel des Eisenbahnwesens aus der Hand zu reißen.) In Deutschland wird es von Tag zu Tag fühlbarer, wie die Eisenbahninteressen der verschiedenen Staaten sich kreuzen. — Bereits, nach acht Jahren, ist England in seinen wichtigsten Districten von Eisenbahnen durchschnitten, und werden die in kürzester Zeit so rasch anstauchenden weitern Bahnvorschläge in demselben Geiste, sey es von Privaten oder von der Regierung, durchgeführt, dann wird das Land das alte Straßensystem mit dem neuen, dem so wichtigen Kinde der Civilisation, gleichsam überwältigt haben, ohne daß das Ueberwältigte unnütz gemacht seyn wird; die alten Straßen werden gleichsam Sklavendienst thun. Durch das Eisenbahnwesen ist aber in England der Verkehr auch insofern gehoben worden daß die im alten Straßenbausystem Betheiligten wenig oder gar nicht beeinträchtigt worden sind; die Kurzsichtigkeit ist in ihren Voraussagen, zum allgemeinen Besten, nirgends mehr als hier getäuscht worden. Während die Bierhausspolitiker Tag für Tag über Abnahme der Gewerbe und des Erwerbs klagen, zeigen die Listen des allgemeinen Verkehrs Jahr für Jahr 12, 15, 18, ja 20 Procent Verkehrzunahme! Die Gründe liegen dem Klugen nicht weit, dem Unklugen sind sie unzugänglich; die Ausführung gehört auch nicht hieher. Dem Eisenbahnwesen allein verdankt man einen großen Theil dieses Verkehrsaufschwungs und vor allem dem richtig geographisch bemessenen Eisenbahnwesen. Da wo die Bahnen gleichsam sehnsüchtig in einander zu fließen streben, da müssen Schnellposten aushelfen, welche bei der gewohnten Schnelligkeit auf den herrlichen Straßen die Abwesenheit der Schienenwege fast vergessen machen. Hat die Natur zwischen Reichestheile Arme des Oceans geschoben, so ersetzen schnelleilende Dampfer die Ueberfahrt und bereits bilden die Ueberfahrtslinien nach Irland und dem Continent ein wahres Straßengewirr! Welchen unermeßlichen Vortheil sich das leider durch politische Rücksichten an den Schleifkorren der Langsamkeit und des Zaudems gespannte Frankreich dadurch in den Wind schlägt, daß es nicht London und Paris und Straßburg so schnell als möglich verbindet, ist nicht zu berechnen. Das neueste Ereigniß der Zollverhältnisse, welches Belgien und Deutschland enger verbindet, hat eine Glücksverkünderin an derjenigen Eisenbahn, welche das ganze Land von dem wichtigen Köln bis Ostende durchschneidet. Welche merkwürdige Erscheinungen werden sich nicht am europäischen Horizonte zeigen im nächsten Lustrum! Jahrzehent ist unter solchem Vorwärtseilen der Verhältnisse eine zu lange Periode! Es ist ein betrübender Anblick auf französischer Küste, die dem englischen Boden so rasch Enteilten in die Morterkasten französischer Eilwägen einpferchen zu sehen. Wie außerordentlich hat sich der Verkehr auf dem Rhein gehoben — und mehr gehoben seit den einigen Monaten der Eröffnung der oben erwähnten rheinisch-belgischen Linie! Die Prophezeiung eines ähnlichen Verkehrs auf der Donau bei Ausführung der so günstigen vermittelnden Projecte wird vom Datum der Verkündung bis zur Verwirklichung nur eine kurze Zeit einnehmen!

Werden aber die Leute nicht abgeschreckt durch manche nicht gut rentirende Bahnen? Nein, gerade umgekehrt; man streckt die schlechter rentirenden durch Fortsetzung oder Anschluß an gut rentirende zu verbessern und man wird sich nicht täuschen, wie es schon gemachte Experimente dieser Art beweisen. England verdankt seinen Aufschwung in so vieler Hinsicht der negativen Ermuthigung, d. i. daß man sich eben durch Fehlschlagen zu weitern Versuchen anspornen ließ. Die Unternehmer haben dann nur Augen auf die Zukunft, aber keine Ohren für die a complete failure verkündenden Unternehmungsschwächlinge der Gegenwart, die in England so we-

Digitized by Google

nig als in Deutſchland fehlen. Go on — go a head! iſt das Loſungswort der Dampfſchiffe, Dampfwagen und der vom Unternehmungsgeiſt Beſeelten. Britannien zählt am Tage, an dem ich dieſe Zeilen niederſchreibe, in ſeinen drei Königreichen — bekanntlich am vorzüglichſten in England — 54 Bahnen in folgender alphabetiſcher Ordnung:

Ardrooth und Forfor (Schottland). Länge 15 engl. M.

Belfaſt-Portadown (Irland).

Birmingham-Derby Junction. L. 41¼ M.

Birmingham-Gloucester. L. 53 M.

Bolton-Leigh (Verbindungsbahn zwiſchen der Liverpool-Mancheſter und der Mancheſter-Preſtonbahn).

Briſtol-Gloucester. L. 37½ M.

Cheſter-Crewe. L. 21 M. (An die Grand Junctionbahn ſich ſchließend.)

Cheſter-Birkenhead. 44 M. (Nach Liverpool.)

Dublin-Kingſton (Irland).

Dundee-Ardroath (Schottland). 16¾ M.

Dundee-Newtyle. 18 M.

Durham-Sunderland. 22 M.

Eaſtern-Counties, Colcheſter Linie. 50½ M.

— Cambridge Linie. 32¼ M. Beide von London.

Edinburg-Glasgow. 33 M.

Garnkirk-Glasgow.

Glasgow-Paisley-Greenock. 22½ M.

Glasgow-Ayr. 51 M.

Great-Weſtern, von London nach Briſtol und Exeter. 193½ M.

Großr Nordbahn Englands von Darlington bis London. 283 M.

Grand Junction. 97 M. Von Birmingham nach Liverpool.

Hayle-Redruth nach Falmouth, im ſüdweſtlichſten Winkel Englands, eine kleine Strecke.

Hull-Selby. 30¾ M.

Lancaſter-Preſton. 20 M.

Liverpool-Mancheſter, bekanntlich die erſte mit Dampf befahrene Bahn in England. 31 M.

London-Birmingham. 112½ M. Alſo von London nach Liverpool 112½ + 97 = 209½ M.

London-Croydon. 10½ M.

London-Blackwall. (Bekanntlich nicht mit Locomotiven befahren, ſondern mit Wagen, die durch ein Seil vermittelſt ſtehender Dampfmaſchinen in Bewegung geſetzt werden, wie z. B. in Lüttich und Aachen bei bedeutenden Terrainſteigungen.)

London-Greenwich, die zweite mit Dampf befahrene Bahn; beide einige Meilen long.

London-Southweſtern (nach Southampton). 77¼ M.

London-Dover (South-Eaſtern). 88 M.

Mancheſter-Bolton-Preſton. 24 M.

Mancheſter-Birmingham. 85 M.

Mancheſter-Leeds. 60 M.

Carliſle-Maryport. 24 M.

Midland-Counties (Mittelgrafſchaften Englands); von Rugby nach Derby. 49¼ M.

Newcaſtle-Carliſle (an der ſchottiſchen Gränze das Land von Oſt nach Weſt durchſchneidend). 60 M.

Newcaſtle-Darlington. 36 M.

Newcaſtle-Northſhields, kleine Strecke.

North-Midland. 73 M.

North-Union. 22 M.

Nottingham-Derby. 41¼ M.

Paisley-Renfrew, kleine Strecke.

Preſton-Wyre. 15 M.

Stockton-Darlington.

Stockton-Hartlepool, beide nur kleine Strecken.

Sheffield-Rotherham, kleine Strecke,

Sheffield-Mancheſter, mit ſtarkem Umweg 40 bis 50 M.

Taff-Vale (Merthyr-Cardiff), kleine Strecke.

Weſt-London, nach Oxford (Great-Weſtern Zweigbahn), etwa 12 M.

Whitby-Pickering (mit Pferdekraft befahren). 15 M.

Yarmouth-Norwich. 26½ M.

York-North Midland. 27 M.

(Schluß folgt.)

Marocco.

(Schluß.)

Alle mohammedaniſchen Staaten ſind ſeit dreißig Jahren mehr oder minder durch ſchwere Schläge belehrt worden, wie ſehr ihre Macht vor der der Europäer zurückſtehen muß, nur Marocco hatte dieſe Erfahrung bis vor einigen Monaten nicht gemacht; dort haben der Stolz, die Hartnäckigkeit und die Unwiſſenheit, welche die mohammedaniſchen Völker den Chriſten gegenüber beſeelt, ſich recht eigentlich concentrirt. Es iſt wiederholt von den einſichtsvollſten Franzoſen und Engländern behauptet worden, daß Abderrahman, wenn er ſich aus Schrecken vor den franzöſiſchen Waffen zu Gewaltſamkeiten gegen Abdel-Kader hinreißen laſſen ſollte, um ſeinen Thron ſpielt; der Prätendenten ſind, namentlich in Tafilelt, wo es von Scherifs wimmelt, gar viele, auch wenn Abdel-Kader ſich nicht perſönlich verſucht ſehen ſollte nach der Krone zu greifen. So wenig genaues wir über die innern Verhältniſſe von Morocco wiſſen, ſo reicht doch dieſes hin, um die Schwäche der Regierung, wenn auch nicht der Völker in ein helles Licht zu ſetzen, und einem Manne von dem Einfluß und der Entſchloſſenheit eines Abdel-Kader iſt darum vieles möglich.

Wir machen in Betreff der innern Schwäche und Haltloſigkeit der Regierung nur auf den famoſen Ali Bey el Abaſſi aufmerkſam. Dieſer Spanier, mit Namen Don Domingo Badia y Leblich, der unter angenommenem arabiſchem Namen die meiſten Länder von Nordafrika und Arabien durchreiſte, war nichts mehr und nichts weniger als ein Agent der ſpaniſchen Regierung, von Godoy, dem Friedensfürſten aufgeſtellt,

Digitized by Google

um eine Revolution in Marocco zu bewirken, und das Land unter spanische Herrschaft zu bringen. Die verderbliche Schwäche des damaligen spanischen Generalconsuls, den man ohne Aufsehen zu erregen nicht wechseln und auch nicht ins Geheimniß ziehen konnte, ohne durch seine Furchtsamkeit Verdacht zu erwecken, war nebst der damaligen Aufregung Spaniens die Hauptursache, weßhalb der Anschlag mißlang. In seiner Reise hat Ali Bey dieses Umstandes freilich nicht erwähnt, aber die Art, wie ihn der Kaiser aus dem Reich entfernte, zeugt hinreichend dafür, daß demselben die Intriguen Ali Bey's kein Geheimniß geblieben waren. Letzterer gibt über seine gewaltsame Entfernung aus dem Lande keine Gründe an, sondern sagt nur am Schlusse ganz kurz: „Auf diese Art verließ ich das marocccanische Reich; ich übergehe die Betrachtungen, welchen ich hier nicht Raum geben will und die ich vielleicht anderwärts nachholen werde." (S. deutsche Uebersetzung von Bertuch, 1. Band S. 220). Don Dominge Badia fand nach seiner Rückkehr Spanien in Verwirrung und den Kronprinzen Ferdinand nebst dem Friedensfürsten in Bayonne, wo er sich Napoleon vorstellte, und diesen von den Planen des Friedensfürsten und der Möglichkeit, Marocco in Besitz zu nehmen, unterrichtete. So meldet wenigstens Bourienne in seinen Memoiren. Napoleon hatte damals anderwärts zu viel zu thun, um auf so weitaussehende Plane sich einlassen zu können, und die Sache blieb liegen. Aus den Mittheilungen Bourienne's geht jedoch genugsam hervor, daß der Plan keineswegs so chimärisch war, als er aussieht, und vielleicht ist noch das Andenken daran in Spanien nicht erloschen.

Die Schwäche der marocconischen Regierung ist so groß, und die Schwierigkeiten die man dem Handel mit andern Völkern entgegensetzt, sind so bedeutend, daß in neuerer Zeit viele behauptet haben, der Kaiser erschwere absichtlich den Handel, damit die Stämme nicht reich würden, weil der Reichthum sie unfähig, nicht zum Aufstand reizen — denn dazu braucht es keines Anlasses mehr — sondern zum Sieg gegen die Regierung führen würde. Ali Bey, welcher Marocco unter der Regierung des vorigen Sultans besuchte, schreibt diese Verhinderung des Handels der Besorgniß vor dem Eindringen des fremden Geistes zu und sagt: „Die Strenge seiner Religionsgrundsätze und die Verbannung allen Aufwandes sind auch der Grund seiner Abneigung, mit den Christen Handelsverbindungen ꝛc. zu unterhalten. Er besorgt beständig, daß dadurch seine rechtgläubigen Unterthanen am Ende verdorben und von ihrem Glauben abtrünnig gemacht werden würden. Diese Ansicht erschwert alle Handelsverbindungen auf einen solchen Grad, daß Leute, welche mit ihren Früchten ganze Flotten beladen könnten, kaum so viel Geld haben um sich das nöthigste anzuschaffen, weil es ihnen unmöglich gemacht wird, ihre Vorräthe an den Mann zu bringen. Bei einem Volke, wo niemand etwas als sein Eigenthum besitzt — denn der Sultan ist Herr von allem — wo es niemanden erlaubt ist, über die Erzeugnisse seines Fleißes frei zu schalten und zu walten, und wo niemand seinen Erwerb ungehindert genießen, und sich damit vor seinen Landsleuten sehen lassen darf, da ist es leicht, die Ursachen seiner Faulheit, seiner Unwissenheit und seines Elends zu entdecken." *) In ähnlicher Weise äußert sich J. G. Jackson in seinem Werke über die Fruchtbarkeit Marocco's. Von der Provinz Errif sagt er: „Diese Provinz, welche sich längs dem Ufer des mittelländischen Meeres ausdehnt, erzeugt Korn und Vieh in Fülle. Derjenige Theil, welcher an Tetu anstößt, bringt die köstlichsten Orangen der Welt hervor, so wie Feigen, Trauben, Melonen, Aprikosen u. s. w." Die nächste Provinz, El Gord, gibt der Provinz Rif nichts nach; es ist ein schönes, flaches Land, reich an Weizen und Gerste. Hierauf kommt der District von Fes oder Fez, ebenfalls überreich an Korn. Kurz, der ganze nördliche Theil des Reiches ist ein ununterbrochenes, unberechenbar reiches Kornfeld; Früchte gibt es in Fülle, eine vortreffliche Baumwolle wächst in der Umgegend von Rabat und Salé, ebenso Hanf. Die Provinzen Temsena, Schawiya, Dukkala und Abda, die zum eigentlichen Marocco gehören, liefern Korn, Pferde und Hornvieh in Menge. Andere Provinzen erzeugen Zuckerrohr, Indigo, Baumwolle, Gummi, Wachs, auch fehlen reiche Metallminen nicht. Mit Einem Wort, die Reisenden können die natürlichen Reichthümer des Landes nicht genug loben, ebenso aber stimmen sie überein, daß nicht nur für die Entwicklung des Reichthums nichts geschieht, sondern positive Hindernisse derselben entgegen geworfen werden, ob bloß aus Unverstand und Habsucht, oder mit Bedacht und Absicht, müssen wir dahin gestellt seyn lassen.

Was indeß auch die Gründe seyn mögen, die Folgen sind unvermeidlich, nämlich eine weit verbreitete Unzufriedenheit, die wahrscheinlich nur eines Anlasses bedarf, um in volle Flammen auszubrechen. Von dem Augenblick an, wo Frankreich auf dem Boden Algiers festen Fuß faßte, konnte es keinem Zweifel unterliegen, daß seine Macht oder sein Einfluß sich früh oder spät auf das ganze Land von der großen Syrte bis zum atlantischen Meer ausdehnen muß; wann eine factische Besitznahme erfolgt, hängt von Umständen ab. Bis jetzt hat sich Frankreich mit einer eclatanten Demüthigung des Kaisers begnügt, und dadurch den nordafrikanischen Völkern die Lehre gegeben, daß auch ihre mächtigste Regierung nicht im Stande ist, es mit den Europäern aufzunehmen. Die Stunde, wo Marocco gleichfalls in den Kreis der europäischen Bewegung hineingezogen wird, ist jedenfalls nicht mehr ferne. Gegen die Fruchtbarkeit Marocco's ist das Gebiet von Algier fast eine Wüste. Mögen nun die Gelüste Frankreichs sich über Marocco ausdehnen, oder England Frankreich mit Macht daran hindern wollen, der Erfolg ist immer derselbe, Marocco wird dem europäischen Einfluß geöffnet, und hat einmal eine europäische Regierung die lästige Sperre des Handels gesprengt, sind diese Provinzen einmal etliche Jahre lang in dem Besitz einer freien Ausfuhr ihrer Erzeugnisse gewesen, so möchte es ganz unmöglich werden, das alte Zwangssystem, die alte Absperrung noch ferner aufrecht zu erhalten.

*) S. deutsche Uebersetzung Bd. I. S. 183.

Eigenthümlichkeiten der Bewohner von Java und Celebes.

(Fortsetzung.)

Mächtiger und einflußreicher ist noch dem Fall Macassars das Reich Boni geworden. Die Bohrzeuge seiner Bewohner besuchen alle Häfen, ihre Niederlassungen sind zahlreich, ihre Rowe ist geachtet und gefürchtet, ihr Land volkreich, gut bebaut und mit orgwöhnischer Vorsicht gehütet. Nordwestlich ziehen sich viele kleine Reiche hin, die theils Ackerbau und Viehzucht, theils Handel und Seefahrt treiben. Die östliche und südöstliche Halbinsel, oder das Land zwischen der Bucht von Boni und von Tolo, war dem Innern nach nur durch Gerüchte bekannt, bis ein sehr gebildeter holländischer Seemann, Vosmaer zu Neuwied am Rhein geboren, derzeit die schöne, sichere Bay von Kendari entdeckte, worauf er sich auf Kendari niederließ. Diese große Halbinsel hängt nur in der Mitte von Celebes mit diesem durch eine Landenge zusammen, und ist in viele kleine Staaten vertheilt, die einander feindlich entgegenstehen. Die Menge ihrer Bewohner ist, auch nicht beiläufig, bestimmbar. Vom Strande gesehen scheint das Land unbewohnt, indem man aus Vorsorge gegen Seeräuber bleibende Menschenspuren vermeidet. Man kennt weder Geld, noch Armuth und Reichthum. Niemand hat festen Landbesitz. Man sieht keine Flecken und Dörfer. Eine Familie umzäunt sich ein Stück Land, um darauf Mais und Reis zu ziehen, so viel als sie für ein Jahr selbst zu brauchen und zum Eintausch anderer Bedürfnisse nöthig zu haben gedenkt, errichtet sich ein Haus auf Pfählen und zieht nach geborgener Ernte weiter. Dasselbe Land zwei Jahre hintereinander zu bebauen wird für Unglück bringend gehalten. Es besteht keine Regierung. Fürsten oder Häuptlinge beziehen keine bestimmten Abgaben, sondern nur Einkünfte als Kriegsanführer und Oberrichter durch Gaben der Kläger und Bußen der Verurtheilten, die auch Erzeugnisse sammeln und liefern müssen, womit Tauschhandel getrieben wird.

Vielweiberei ist zwar auf Celebes gestattet, doch machen nur wenige Häuptlinge Gebrauch von dieser Erlaubniß. Die Eltern haben über die Verheurathung ihrer Kinder keine Macht außer der des freundlichen Rathes. Ehescheidung, die nur auf dem freien Wunsche der Gatten oder eines derselben beruht, ist sehr selten, zu fast unerhört. Selbst bei den Fürsten oder Häuptlingen, die mehrere Frauen haben, pflegen diese freundlich in einem Hause zu leben und sich in die häuslichen Geschäfte zu theilen. In dem indischen Archipel hat überhaupt das Anlockende der islamitischen Vielweiberei bei den Eingebornen wenig Reiz. Das Verbot des Schweinefleisches hindert die Ausbreitung des Islams, doch findet er darin Unterstützung, daß die Hadschi's (mohammedanische Sendlinge) in Farbe, Kleidung, Sprache, Gewohnheiten und Gebräuchen vieles mit den Eingebornen gemein haben, auch das Heidenthum nicht verfolgen, sondern demselben nur einen leichten mohammedanischen Firniß geben. Uebrigens wissen sie sich schon bei den abergläubischen Urbewohnern in Ansehen zu setzen, Reichthümer zu sammeln, in Familienverbindungen mit Häuptlingen zu treten und durch Ränke und Erbschaften emporzuschwingen.

Die Christen-Missionäre pflegen sehr wenig Eifer für Bekehrung der Heiden zu zeigen, empfangen gute Besoldungen, leben sehr gut mit europäischen Frauen und verstehen es auch, für ihre alten Tage ein ansehnliches Sümmchen zurückzulegen. Die getauften Heiden oder Mohammedaner werden von ihren vormaligen Glaubensgenossen nicht sowohl verfolgt als vielmehr verachtet. Auch einheimisch gewordene christliche Europäer pflegen jenen, meist religionslosen Scheinchristen nicht zu trauen und sie nicht gern in Dienste zu nehmen. Gewöhnlich ist es nur Küstengesindel, welches anscheinend zum Christenthum bekehrt und einigermaßen belehrt wird. Wilde Völkerschaften zu vermenschlichen, ihnen das rohe Kopfschnellen und Menschenfleischfressen abzugewöhnen u. s. w., scheint den Bequemlichkeit und Wohlgenüsse liebenden evangelischen und katholischen Missionären zu mühsam und gefährlich. Mönche wären wohl dazu tauglicher. Jene meist hochbesoldeten Missionäre sind gewöhnlich stolz und genußsüchtig. Ihre Verachtung und Mißkennung der Eingebornen ist der Verbreitung des Christenthums gewiß mehr hinderlich als förderlich.

Von dem sehr fruchtbaren und schönen Innern jener breiten Halbinsel ist noch immer wenig Zuverlässiges bekannt. Wilde Binnenländer machen von Zeit zu Zeit verheerende Einfälle in die Küstenländer, rauben Menschen und Vieh, worauf sie sich mit ihrer Beute durch die ungeheuern Waldungen zurückziehen, wenn sie nicht von vorsichtigen und muthigen Küstenbewohnern zurückgeschlagen werden.

Vom Menschenfleischgenusse hat ein im Küstenlande gefangener und dann von einem Häuptlinge, welchem er zu Theil geworden war, an einen europäischen Beamten als Sklave verschenkter Binnenländer folgendes erzählt: „Menschenfleisch schmeckt besser als Hirsch-, Hunde-, Rind- und Pferdefleisch. Das Fleischige am Kopfe, Gehirn und Eingeweide werden nicht gegessen. Das beste, welches sich fast immer die Häuptlinge zueignen, sind: der Ballen oder das Innere der Hand, die Finger und der Ballen oder das unterste der Füße, von den Fersen bis zu den Zehen. Darauf folgt das Fleisch um die Brustwarzen, die Waden und die Backen des Hintern. Weniger Geschmack hat das edele Fleisch an Armen und Beinen. Bauch und Rücken oder der wirkliche Leib wird nur von dem gemeinen Volk und den Sklaven gegessen, auch bei großem Ueberflusse weggeworfen. Dieses Rauben und Fressen geschieht nicht etwa nur aus Noth und Hunger, indem man Schlachtvieh zur Genüge hat, auch nicht von allen Stämmen, wohl aber, eben wegen dieses Unterschiedes, die innern Fehden desto häufiger und hitziger.

Das indische Christenthum besteht in der niedern Volksclasse, selbst bei den Abkömmlingen der Europäer nur im Getauftseyn, Auswendiglernen einiger Fragen und Antworten, Besuchen der Predigt, von welcher sie wenig oder nichts verstehen, Theilnehmen an dem Abendmahl und vorzüglich Tragen europäischer Kleidung. Noch jämmerlicher steht es um den Islam auf dem südlichen und westlichen Celebes. Beschneidung, Enthaltung vom Schweinefleisch und Lernen des Sprüchleins: „Es ist nur Ein Gott und Mohammed ist sein Prophet," machen den Mohammedaner. Wie der Javane eine Menge hindu'scher Engelchen und Teufelchen, Geisterchen und Kobaldchen, so hat der Mohammedaner auf Celebes eine Menge Vergötterter, geheiligter Könige, Priester und Verwünschte. Schon durch Kinder- und Ammenmährchen sind sie tief in den Volksglauben eingewurzelt. Volksgesänge, Erzählungen und Ueberlieferungen von Heldenthaten der Voreltern sind voll von fabel- und wunderhaften Vorfällen. Schrift und Literatur sind auf Celebes weit unter der javanischen. Geschichte und Glaube leben fort in mündlich vererbten Liedern und Erzählungen.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 277.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

3 October 1844.

Scenen aus Spanien.

(Nach A. Dates.)

Vittoria.

Von den Höhen von Salinas bis in die Ebene von Vittoria senkt sich die Straße fast unmerklich abwärts und die Schnelligkeit der Maulthiere, welche uns zogen, ward auf Augenblicke gefährlich. Das Geräusch ihrer Hufe und das Geschrei des Mayoral, der sie beständig bei ihren Namen ruft, tönt in den Bergen wieder wie der Marsch einer Armee. Schwerlich kann man etwas Schöneres sehen als die Straßen in der Gegend von Vittoria; die Maulthiere fliegen auf diesen wohlunterhaltenen, spiegelglatten Straßen mehr als sie laufen. Man verdankt sie Carl III, dem einzigen Könige, dessen Andenken bei dem spanischen Volke fortlebt, und der dem Lande während weniger Jahre so viel Wohlthaten erzeigt hat, als seine Nachfolger Uebles.

Schon aus weiter Ferne kann man die schöne Stadt Vittoria sehen; sie liegt in der Mitte einer weiten, rings von Bergen umgebenen Ebene an den Ufern eines kleinen wasserarmen Flusses. Wenn man von den Pyrenäen kommt, ist dieß die erste spanische Stadt, welche des Namens würdig ist. Sie ist von wohlunterhaltenen Promenaden umgeben und ihre Bevölkerung ist ledhaft und thätig; der Handel und Kunstfleiß ihrer Einwohner haben sie gegen den Verfall geschützt, welcher sich in andern Provinzen dieses Reichs so deutlich ausspricht. Dem Urtheil unterrichteter Männer zufolge, die ich hierüber befragte, genießt Vittoria jetzt sogar eines blühenden Wohlstandes. Die Neustadt wird täglich duech neue Gebäude erweitert und verschönert; bedeutende öffentliche Anstalten sind in dem Laufe weniger Jahre errichtet warden, und man könnte Paläste nennen, welche den schönsten in Baedeaur nicht nachstehen, sowahl was Reichthum als was Geschmack betrifft. Vittaria ist in der That der Mittelpunkt eines sehr ansehnlichen Handels. Der Platz, welcher zu den Stiergefechten bestimmt ist, liegt inmitten der Stadt, die auch wegen ihrer liebenswürdigen und gebildeten Frauen eines sehr vortheilhaften Rufes genießt.

Die Gegend des Schlachtfeldes von 1813 ist prachtvoll. Die englisch-spanische Armee, unter Wellingtons Befehlen, kam auf der Straße von Burgos her, umging die Stadt und erschien auf der großen Straße nach Frankreich, um der französischen Armee den Rückzug abzuschneiden. Augenzeugen berichten, daß dieses Manöver mit bewundernswürdiger Pünktlichkeit ausgeführt ward und daß der Marsch der englischen Colonnen, von den Mauern aus gesehen, einen herrlichen Anblick darbot. Allgemein schreibt man den Verlust der Schlacht der Uneinigkeit der feanzösischen Generale zu und erzählt davon allerlei seltsame Anekdoten. Es war in der That keine gewöhnliche Niederlage; die Armee, welche eine Menge von Schätzen und Weibern mit sich führte, waed verfolgt wie das Wild von dem Jäger. Die schönsten Frauen des Madrider Hofes und die reichsten Kleinodien Indiens reizten Siegee und Besiegte gleich staek. Es gad keinen Kampf, und ohne die Division des Geneeals Fov würde es auch keinen Rückzug gegeben haben. Man sah damals reizende, geschmückte Frauen durch die Cavallerie aus ihren Wagen vertrieben, sich den Dragonern zu Füßen werfen, und ihnen alle Schätze bieten die jene nur wollten, blaß für die kleine Gunst, sie hinter sich auf das Pferd zu nehmen und so der politischen und physischen Wuth der Spanier zu entziehen. Die Cassenwagen der französischen Aemee sah man durch die Soldaten plündern, welche sie vertheidigen sollten, und das Schlachtfeld war mit Chaisen, Staatswagen, Pappschachtein und Koffern überdeckt, die durch Kartätschen und Flintenkugeln zerschmettert waren; eine große Zahl von Feauen blieb todt auf dem Schlachtfeide. In den Annalen des spanischen Freiheitskrieges ist diese denkwürdige Schlacht von Vittoria als ein Tag des Glückes verzeichnet.

Ich besuchte den Garten von la Florida, dessen wohlklingender Name, wie die meisten Benennungen in Spanien, zu dem bezaubernden Orte trefflich paßt. Man muß die brennende Sonne der öden Ebenen von Altcastilien gefühlt haben, um den ganzen Werth der Kühle und des Schatteus zu erkennen; la Florida ist auch zu allen Stunden des Tages besucht, es ist der Versammlungsort der angesehensten Familien, der Garten der Tuilerien von Vittoria. In dieser

Digitized by Google

spanischen Provinz findet man nirgends eine glänzendere Gesellschaft. Auch einige englische Familien haben sich hier angesiedelt.

Skizzen aus London.

Das englische Eisenbahnbauwesen im Herbste 1844.

(Schluß.)

Es haben die jetzt bestehenden Hauptbahnen ihre Aufgabe gelöst, allein auf eine Art, daß sie nur zum weitern Verfolg des Eisenbahnsystems so zu sagen auffordern. Die alten — seit einigen Jahren alt geworden! — haben gezeigt, daß sie den Verkehr und die Communication nicht nur heben, sondern — dieß ist ein Hauptpunkt — beides auch schaffen; sie haben dem ehemaligen Verkehr in gar nichts geschadet; die Einzeldeeinträchtigungen verschwinden gegen das Gesammtwohl gehalten in Nichts. Es muß demnach vorwärts gehen. Zeichnet man die neu projectirten Bahnen auf die Karte von England, so sieht man ein vollkommenes Eisenstraßennetz in weit größerer Ausdehnung nach allen Dimensionen der Fläche, als im Beginn der Verkehrserleichterung das gewöhnliche Landstraßennetz muß ausgesehen haben. Die von London nach Norden gehende Bahn war ursprünglich nach der zweiten Handelspotenz des Landes, nach Liverpool gerichtet, und wendete sich demnach, um die Unterpotenz, Birmingham, nicht in Stich zu lassen, zu weit westlich; eine neue entsprechende Linie muß nun von London gegen das nördliche Netz zu mehr östlich ausgehen, um Bedfordshire, Huntingdonshire nach Newmark on the Trent hin zu durchschneiden, um über Doncaster, die Hull-Selby-Bahn kreuzend, direct nach York zu gehen, und bis Scarborough an die See fortgesetzt zu werden. Allein das Land ist dennoch zu breit, und es wird eine dritte Linie von London aus nordwärts nöthig seyn, nämlich von Oxford aus, wohin die Great-Western Bahn ausbiegt, schnurgerade über Rugby, dann links einlenkend nach Litchfield bis ins Herz von Staffordshire, um sich dort mit der alten Bahn zu binden. Dann bedenke man den breiten Süden Englands, namentlich von London an die Westküste; da soll nun eine Bahn von Glouester bis Pembroke entstehen. Eine Hauptbedingung ist die noch engere Verbindung des Nordens, Englands und Schottlands. Eine die Mitte durchschneidende Bahn wird von Lancaster über Carlisle, durch Dumfriesshire bis Lanark reichen, und unaufhaltsam, nach Edinburg ausweichend, allein die Hauptrichtung über Stirling nehmend, über Perth weg, sich an die in diesem hohen Norden schon bestehenden Eisenbahnanfänge anschließen. Oder Carlisle soll eine Seitenbahn bis Kilmarnock geführt werden. Auf der andern Seite soll Edinburg mit Newcastle fast der Ostküste entlang durch einen Schienenweg verbunden werden. Daß die klaffenden Strecken der jetzt schon bestehenden Bahnen zu verbinden sind, versteht sich von selbst, z. B. in größerer Ausdehnung von Cambridge nach Ely; hier im Dreizack nach Norwich, rechts nach Lynn, Regis in der Mitte, nach Sutton, Boston (Lincolnshire), Lincoln, bis Doncaster und Wakefield rechts.

Die gewichtigsten Gründe befahlen die kürzeste Communication zwischen London und Dublin; es versteht sich, daß der Blick dahin gerichtet ist, wo Irland und England am nächsten sich die Hände bieten, zwischen Dublin und Holyhead — nur 61 Meilen Wasserweg. — Die Bahn von Chester soll also bis nach Anglesea geführt werden, an dem kleinen Canal zwischen Anglesea-Ufer und Holyhead. Kleinere Anknüpfungen verschwinden ganz unter diesen großen Riesenanlagen, z. B. von Chichester nach Hastings, und von Ashford nach Margate im Süden.

Es ist übrigens den alten, gewöhnlichen Landstraßen noch Thätigkeit genug gestattet, indem sie die Annäherung an die Eisenbahnen befördern, ja im Ganzen haben diese Straßen nur gewonnen; die Rührigkeit übersteigt für den vom Continent Kommenden jeden Begriff; England ist ein fahrendes Publicum geworden! Wer möchte unter solchen Umständen Fußreisen machen? Wäre das alte Straßenbauwesen nur einigermaßen dem auf dem Continente, z. B. Deutschlands in den negativen Eigenschaften gleich gewesen, so hätte die rasche Entwicklung des Eisenbahnwesens als kein Wunder gelten können. Es stellte sich das Vorzüglicher neben das Vorzügliche! In vielen Provinzen Deutschlands muß das Eisenbahnwesen das Publicum vor dem Unheil und der Noth des gewöhnlichen Straßenbaues retten, in Bezug auf Zeit und Geldgewinn. In England war der Straßenverkehr vor den Eisenbahnen gegen den Straßenverkehr Deutschlands um ein Paar Hundert Procente besser, und gerade in England drang der Dampf die Eisenbahnen der Cultur auf. Stand in Deutschland die gewöhnliche Landstraße in so schlechtem Rufe, so muß sie gerade durch das Eisenbahnwesen gehoben werden, denn in Kurzem werden Heere von Communicationswegen, wie in England nothwendig werden, das ist, Märkte und Dörfer und kleinere Städte müssen leicht mit den Eisenbahnen, wenn nicht durch Zweigbahnen, doch durch ganz gute Landstraßen in Verbindung gesetzt werden.

Die natürlichste Frage ist nun: rentiren sich diese Bahnen? Die Ausführung der einzelnen Berichte würde mich zu weit führen, allein die Antwort fällt im Allgemeinen befriedigender aus, als man erwarten könnte; man kann sie ohne Weiteres bejahen. Freilich sind die Dividenden keine solchen, welche übermäßige Hoffnungen befriedigen; über fünf Procente geht es nicht leicht, viele haben wegen Kürze der Zeit vorerst nur die beste Hoffnung, weiter nichts; allein man begnügt sich im Lande der Unternehmungen auch schon damit, auf keinen Fall läßt man sich aber bei so öffentlichen Dingen des Geizes beschuldigen. Alle Bauten sind solid; die Bahnhöfe der höchsten Bequemlichkeit des Publicums entsprechend; einen so mißrathenen Bahnhof, als die Nürnberg-Fürther Eisenbahn besitzt, die im Verhältniß wohl die meisten Interessen unter allen europäischen Bahnen abwirft, gibt es in England nicht; ein Engländer hält es für unmöglich, wenn man ihm sagt, daß auf jener Eisenbahn an beiden Enden die Reisenden, wenn der Zug lang ist, unter freiem Himmel aus- und einsteigen müssen! Auch Belgien steht hierin England nach.

Nur dürfte die Aufmerksamkeit gegen die Passagiere der dritten Wagengattung allgemein zu empfehlen seyn, obgleich sich in England der, welcher sich der letzten Wagengattung bedient, nicht viel aus Regen macht; die englische Bekleidung ist besser, weßhalb man auch in den offenen Wagen eine wenigstens scheinbar weit respectablere Gesellschaft sieht, als in Belgien. Indeß bin ich weit entfernt, die offenen Wagen entschuldigen zu wollen. — Die nächste Frage ist: werden die Eisenbahnen ohne das sich in England, wenn ich so sagen darf, breit machende Oppositionswesen bestehen können? Gewiß nicht; das reisende Publicum kann aber dabei nur gewinnen, und die Opponirten werden auch nicht zu viel verlieren. Bereits rührt sich die Opposition. So eben kündigt sich ein großes Committee an zur Errichtung einer „atmosphärischen Eisenbahn von London nach Portsmouth" auf directestem und kürzestem Weg. Dieß Committee hat an der Spitze den Earl of Winterton, an den sich 65 andere höchst achtbare Individuen schließen; die beiden leitenden Ingenieure sind William und Joseph Enditt. Das Capital ist auf 1,250,000 Pfd. St. angeschlagen in 25,000 Actien, jede zu 50 Pfd., mit einer vorläufigen Einzahlung von Einem Pfd. per Actie, wovon nur 5 Shillinge dürfen ausgegeben werden, ehe the report of the railway departement of the board of trade erschienen, so daß also hier kein solches beklagenswerthes Benehmen statt finden kann, wie es da und dort bei Bahnprojecten in Süddeutschland statt fand! Die Bahn verspricht außerordentliche Vortheile: acht Züge im Tag, und zwar volle, d. i. mit allen drei Wagengattungen. Dann soll gegen die bestehende Bahn gehalten das Geldersparniß zu 9, 6, 4 Shillingen für die entsprechenden drei Wagengattungen bewirkt werden; Zeitersparniß die Hälfte! Die Zeit wird lehren, ob keine Täuschungen mit unterlaufen. Bis gegenwärtig ist von den 54 englischen Bahnen nur eine einzige gewesen, welche den Voranschlag nicht überschritten hat.

Die Verwaltungskosten sind groß; die Banten sind sehr großartig; die Bahnhöfe höchst ausgezeichnet und rivalisirend; alle sind solid und splendid, — eine gewisse Bauästhetik ist aber eigentlich nirgends entwickelt; der Nutzen ist die leitende Idee. In Deutschland wird sich die Architektur nach derselben Idee fügen, mit Ausnahme des großen Nürnberger Bahnhofes, dessen von der Regirung aufgeführten Hauptgebäude in Uebereinstimmung mit dem Geiste der Architektur der Stadt (ans Gothische gränzend) stehen werden, was nicht genug gelobt werden kann. Die Manufactur und Architektur dürfen bei den englischen Bauten sich frei entwickeln; — alles dieß kostet Geld; allein dasselbe kömmt auch wieder dem Publicum zu Gute. Schließlich ist zu bemerken, daß bei den englischen Eisenbahnen das Doppelbahnsystem allgemein und weite Geleise vorherrschend sind. Fast allgemein bekannt ist der Umstand, daß in England die Post an die Eisenbahnen für Beförderung der Passagiere sammt Wagen bedeutende Summen zu entrichten hat.

Betrachtet man Londons Eisenbahnwesen im Einzelnen als die Concentration des Ganzen (obgleich es mit Liverpool jetzt schon die Palme theilt und später mit Edinburg wird theilen müssen), so gewahrt man eine über alle Beschreibung gehende Rührigkeit, welche sich nicht bloß an den Eisenbahnhöfen entwickelt, sondern durch die Hauptstraßen der ganzen Stadt selbst bemerkbar ist. Die Zahl der die Passagiere an die Stationen führenden Omnibusse (conveyance omnibusses) ist Legion; die für die verschiedenen Eisenbahnen in der Stadt vertheilt liegenden Geschäftsstuben schwärmen den ganzen Tag von Volk; an den Stationen ist endlich in den entscheidenden Momenten ein Riesenknäuel von Menschen, Pferden, Wagen und Dienenden. Dieser Knäuel löst sich aber rasch, ruhig, ohne Lärm, ohne Verwirrung, ohne Streit; mit größter Liberalität wird der Reisende behandelt, und man sieht allen einen gewissen Stolz über dieses Eisenbahn-Nationalinstitut an. Hinsichtlich der Zeit wird höchst pünktlich verfahren. (Ein sehr thätiger Freund sagte mir, daß er jeden Tag, wenn er auf Eisenbahnen zu gehen habe, die Uhr um mehrere Minuten vorstelle, um ja nicht zu spät einzutreffen, obgleich die Omnibusse im Ganzen sehr pünktlich sind.) London hat nun 8 Bahnhöfe in seinem Umkreise, einige reichen in die Stadt; allein zu allen ist es weit und man geht damit um, einen einzigen Vereinigungspunkt (terminus) zu errichten. Es steht zu erwarten, ob dieses neue Riesenproject, das aber durch die Nothwendigkeit geboten zu seyn scheint, anschlagen werde. London ist sich aber auch dadurch seit einigen Jahren ganz ungleich geworden; London zu Archenholz Zeit und jetzt; London aber auch 1814 und jetzt; — nein, das Datum des Contrastes ist jünger, es heißt 1836—1844; jenes London war ruhig gegen dieß — und noch ist die Krise nicht erreicht, nach der Rührigkeit und Thätigkeit Ende nicht abzusehen!

Hr. Delamarche,

welcher im J. 1841 auf der Fregatte Erigone nach den indochinesischen Meeren abging, hat dort mannichfache Forschungen angestellt, über welche er sich selbst also äußert. „Ich habe zu gleicher Zeit den Barometerstand, die Temperatur der Luft in verschiedenen Höhen, den hygrometrischen Zustand der Luft und die Senkung des Horizonts beobachtet; die werthvollsten Beobachtungen aber und diejenigen, welche ich mit der größten Sorgfalt verfolgte, sind die über den Erdmagnetismus. Das Studium dieser Phänomene ist bekanntlich noch neu; die englische Escadre hatte keine Instrumente bei sich und wahrscheinlich werden die einen Augenblick durch den Krieg geöffneten Straßen für geraume Zeit wieder verschlossen seyn; ich war glücklich genug, meine magnetischen Beobachtungen bis unter die Mauern von Nanking verfolgen zu können, und habe auch die Berechnungen gemacht, um in Kürze die Resultate vorliegen zu können." Die HH. Arago und Duperrey sind von der Akademie mit der Untersuchung der Arbeiten des Hrn. Delamarche beauftragt, und werden wohl darauf hinwirken, daß der Minister des Innern die nöthigen Fonds zur Bekanntmachung dieser interessanten Arbeiten verwilligen wird. (Courr. franç. vom 18 Sept.)

Digitized by Google

Eigenthümlichkeiten der Bewohner von Java und Celebes.

(Fortsetzung.)

Man muß lange und vorurtheilslos inländische Musik gehört und europäische beinahe vergessen haben, um erstere beurtheilen zu können. In der java'schen hört man fast Glockengeläute und im Gesang den Choralton, ernst und tief, bald übergehend ins Melancholisch-Schmelzende, bald wieder mit Kraft sich erhebend und gleich dem Donner in die Ferne verlierend. Der Gesang ist ernst, langsam und chormäßig.

Auf Celebes bestehen die Lieder fast aus lauter Dithyramben. Hüpfend und schnell beginnt der Gesang, wird schneller und schneller und endlich wild. Die Musik gleicht einer Schlacht. Nach einzelnen Tönen, bald rascher und rascher steigt sie mit klimmender Wuth zum wilden Toben, sinkt dann schneller als sie gestiegen ist und endet gleich einem fröhlichen Trinklied. Man sah manches europäische Gesicht bei solcher Musik und solchem Gesange erbleichen. Denke man sich eine Versammlung von 50 bis 100 Inländern, in kleinern Kreisen auf Matten liegend und sitzend in leisem Gespräche, einige spielend, andere essend oder schlummernd, die Musik mit ihrem Gesange choralmäßig begleitend, einige Europäer und Abkömmlinge derselben im Kreise einiger Häuptlinge. Wird eines der bekannten und beliebten Kriegslieder angestimmt, so wenden sich alle Köpfe nach der Musik. Man vergißt Spiel und Essen. Halbschlafende richten sich auf und ihre Augen glühen. Wenn dann das Schlachtgewühl in Ton und Sang sich hören läßt, springen die meisten auf, ziehen ihre flammenden Kriese, stimmen in den wilden Ton der Musik, bis dieser sich verändert und langsam ins Fröhliche übergeht. Dann steckt einer nach dem andern seine Waffe wieder in die Scheide und alle kehren zu voriger Ordnung, sitzend oder liegend, zurück. Das Spiel darf nicht zu lange dauern, um nicht alte Zwiste aufzuregen und blutig zu endigen. Es ist jedoch einem Europäer, als Gastfreund oder Lehnsherrn, auch jedem Unbewaffneten, nie gefährlich.

Die Hautfarbe der Bewohner von Celebes und Java ist ziemlich gleich braun und bräunlich im Baike. Die fürstlichen Familien pflegen sich durch lichtere Farbe, so wie schönen Wuchs auszuzeichnen, besonders in dem weiblichen Theil. Im allgemeinen ist der Körperbau wohl auf Java schöner als auf Celebes; hier schmaler an Schultern, dicker an Lenden. Gesichtszüge und körperliche Haltung sind verschieden. Auf Celebes verkünden sie Muth, Trotz, Freiheitssinn und Raubsucht, auf Java mehr Ernst und Schlauheit.

Die Javaner tragen ihr langes Haar, worauf besonders ihre Häuptlinge viel halten, immer bedeckt. Auf Celebes haben Fürsten und Vasallen die Haare kurz geschnitten und nur der gemeine Mann läßt sie lang wachsen. Der Javane trägt über seine kurzen Hosen eine lange, fast weibliche Bedeckung. Der Celebese windet um seine Lenden eine fast gleiche Kleidung. Seine Hosen reichen nur bis an die Knie, von wo an die Beine nicht bedeckt sind. Beide tragen fast immer ihre gewöhnliche Waffe, den Kris, in einer Leibbinde, der Javane hinten unter dem Rücken, der Celebese vorn unter der Brust. Jener verwendet so viel als möglich auf seine Kleidung, dieser ist in einfacher, leichter Kleidung, nachlässig. Auf Java verläßt der Vornehme nicht leicht sein Haus ohne Sonnenschirm, als Zeichen seines Standes, und wird wohl freundlich, aber nie vertraulich mit Geringen. Auf Celebes sind, mit Ausnahme besonderer Veranlassungen, Fürsten, Vasallen und Unterthanen in Kleidung von gleichem Stoff und gleicher Bewaffnung nicht zu unterscheiden.

Besondere Sorgfalt verwendet der Javane auf seine Pferde, deren Fütterung und Reinigung. Mähnen und Schweif werden sorgsamst unterhalten. Jedes Pferd hat eine wohlgebaute, reinlich gehaltene Stallung. Das Sattelzeug ist bei Vornehmen kostbar; manches kostet 100 bis 200 und mehr Gulden. Auf seinem Sattel, dessen Sitz einem Sessel gleicht, sitzt der Javane, dem sein Pferd mehr Luxus als Bedarf ist, mit gebogenen Knien, die kurzen Steigbügel zwischen der großen Zehe. Der Celebese, selbst der Fürst und Große, sorgt sehr wenig für Fütterung und Reinigung seiner Pferde, die schlechte oder keine Ställe haben und deren Mähnen kurz abgeschnitten werden. Fürsten und Diener reiten immer ohne Sattel und Steigbügel mit einem schlechten einfachen Zaume.

Auffallend und bemerkenswerth ist es, daß sich auf Java bei dem Europäer, wenn er auch sehr unreinlich ist, doch Ungeziefer (Flöhe und Läuse) nicht einnisten. Dagegen ist der unsaubere Inländer desto reichlicher damit versehen. Den gemeinen Javaner sieht man in der Mittagshitze nicht selten im Schatten sitzen, wo dann Frauen und Männer einander Läuse vom Kopf absesen, und nach jedem Fange dieselben entweder selbst zerbeißen oder dem Eigenthümer oder der Eigenthümerin auf der Hand zum Genusse darreichen.

Die Banaei ist bei den beiden Völkerschaften (auf Celebes und Java) verschieden. Der Javane baut auf festem Grunde seine gedrängte, in Abschnitte vertheilte Wohnung mit einer Pandoppe, d. h. gedeckten offenen Galerie. Die Wohnungen auf Celebes sind auf Pfählen von vier bis zwanzig Fuß über dem Grunde gebaut, sehr geräumig und wenig abgetheilt, so daß man Wohn- und Schlafzimmer der ganzen Familie, Speisevorhältniß und Küche zuweilen in einer großen, 40 bis 60 Fuß langen und halb so breiten Kammer beisammen hat. Die Schlafplätze sind mit dichten Gardinen versehen. Obschon die südwestlichen Celebesen nach Maaßgabe vorhandener bemerkenswerther Ruinen*) in der Baukunst zurückgegangen sind, so sind ihre Wohnungen doch mit den javanischen, selbst den geringern nicht zu vergleichen.

Sehr mannichfaltig und zahlreich sind die durch Ausgrabungen in Feldern, Brunnen und Wasserleitungen gefundenen goldenen, kupfernen und steinernen Alterthümer, Götzenbilder, schön gravirte Armbänder, Becher, Glocken, Opfer- und Tempelgeschirre, von denen man neuerlich Sammlungen angelegt hat und die von vormaliger Kunstbildung Zeugniß geben.

(Schluß folgt.)

Seebäder zu Paris. Es soll sich eine Gesellschaft gebildet haben, welche eine hinreichende Masse Seewasser auf Flößen nach Paris schaffen will, damit man Seebäder zu Paris nehmen kann. Man baut in den Champs Elysées gegenwärtig das Haus, in welchem diese Bäder eingerichtet werden sollen. (Voleur vom 20 Sept.)

---

*) Die Geschichte derselben ist in anscheinend undurchdringliches Dunkel gehüllt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 278.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

4 October 1844.

Oberst J. P. Hamiltons Erinnerungen an Columbia.

Dritter Abschnitt.

Um 4 Uhr des Nachmittags (17 Januar 1824) kamen wir in Mompox an. Wir hatten daselbst Logis bei einem angesehenen Kaufmann, Namens Pino, zu erhalten, an den wir ein Empfehlungsschreiben hatten. Dieser war aber krank und konnte uns daher nicht aufnehmen. Dagegen bot uns Hr. Lynch, ein Engländer, der früher als Officier in columbischen Diensten gestanden und sich dann als Kaufmann in Mompox niedergelassen hatte, freundschaftlich einen Theil seines Hauses zum Quartier an, von dem wir mit Freuden Besitz nahmen. Da der Magdalenenfluß von Mompox an für große Boote zu seicht wird, hat man von hier aus, um weiter aufwärts zu schiffen, eine besondere Art von kleinen, flachen Fahrzeugen nöthig, die man Champans nennt. Es ist auffallend aber doch gewiß, daß diese Champans hinsichtlich ihrer Gestalt und Bauart ganz dieselbe Beschaffenheit haben als die Kähne, mit denen die Indianer oder Ureinwohner dieses Landes vor den Zeiten der spanischen Eroberungen den Fluß beschifften. Offenbar beabsichtigte die spanische Politik, daß zwischen den verschiedenen Provinzen dieser großen Colonien so wenig Verkehr als möglich stattfinden sollte, damit sie ihre eigenen Kräfte weder kennen noch gebrauchen lernten. Daher widersetzten sich die Spanier allen Verbesserungen des Transportwesens, und wer in diesem ungeheuren Reiche reist, stößt, wenn er die Flüsse beschiffen, die Ebenen durchwandern, die Gebirge übersteigen will, überall auf große Schwierigkeiten. Diese Zeiten der Barbarei sind jetzt vorüber, und es steht zu erwarten, daß in wenigen Jahren der Reisende den weiten Weg vom atlantischen Meere bis zu den Gestaden des stillen Oceans ohne bedeutende Hindernisse wird machen können. Die Natur bietet dem Menschen, um dieß zu bewerkstelligen, in den schönen schiffbaren Flüssen, an denen Südamerika reicher ist als irgend ein anderes Land, die besten Mittel dar.

Die Champans, welche zu Mompox in beträchtlicher Menge gebaut werden, sind theuer, für ein großes zahlt man 300 Dollars; das Schiffsvolk auf diesen Champans ist ein dem Trunke ergebener, händelsüchtiger, aufrührerischer Menschenschlag. Während unseres Aufenthalts in Mompox hatten sie unter einander ein Gefecht mit ihren langen Messern, wobei einer getödtet und fünf verwundet wurden. Dieser Vorfall blieb von Seiten der Gerichte gänzlich unbeachtet, und weder eine Todtenschau noch irgend eine andere Untersuchung fand deßhalb statt. Um diese rohen Menschen in Ordnung zu halten, wäre eine Behörde nöthig, die, mit militärischer Gewalt ausgerüstet, jedes Verbrechen auf der Stelle bestrafte.

Mompox war und ist auch jetzt noch ein wichtiger Stapelplatz für den Handel, obgleich es, wie die meisten Städte der Republik Columbia, durch die neuern Kriegsunruhen sehr gelitten hat. Durch seine vortheilhafte Lage an dem Magdalena, zwischen den Städten Santa Marta, Cartagena und Bogota, so wie den Provinzen Antioquia und Mariquito, bleibt ihm ein starker Transithandel mit Cacao, Brasilienholz, Zucker, Kaffee, Goldstaub und Flachs für beständig zugesichert. Für 260 Pfund gutes Färbeholz zahlt man hier 8 Dollars, für ein gutes Pferd 200 Dollars. Der Flachs von Columbien ist seiner Stärke wegen ein sehr gesuchter Artikel; man nennt ihn hier Pito.

Mompox hat ungefähr 8000 Einwohner von allen Farben, die Mehrzahl aber besteht aus Schwarzen und Zambos. Auch ist es der Hauptaufenthaltsort der Bogas oder Schiffsleute, die den Ruderdienst auf den Champans versehen und die an Trunkliebe und Verworfenheit ihres Gleichen nicht unter der Sonne haben. Es befinden sich hier auch ein Civilrichter, zwei Alcalden, ein Militärgouverneur, mit dem Range eines Obersten, eine kleine Garnison von 60 Mann; das Hauptgeschäft dieser letzteren besteht darin, die Bagas in Ordnung zu halten. Man verfertigt hier schöne, zierliche Ketten aus Gold, welches aus der Provinz Antioquia kömmt und bei der Bearbeitung nicht den geringsten Zusatz erhält. Es sind hier einige schöne Kirchen und mehrere Klöster; die letzteren sind unter der gegenwärtigen Regierung geschlossen worden, und stehen jetzt, nachdem sie ihre vormaligen Bewohner geräumt, verlassen da. Mehrere von ihnen haben sich in die Klöster von Bogota begeben, welche ihre Güter behal-

Digitized by Google

ten haben und vielen Mönchen aus den aufgehobenen Provinzialklöstern zum Zufluchtsort dienen.

Die Häuser in den Hauptstraßen von Mompor sind nicht höher als ein Stockwerk, aber gut gebaut, und haben, weil sie häufig geweißt werden, ein reinliches und nettes Ansehen. Zur Nachtzeit wurden die Straßen mit großen Papierlaternen erleuchtet; den Befehl dazu hatte vor kurzem die Regierung auf Veranlassung eines Versuchs, den man gemacht hatte, Hrn. Pino zu ermorden, gegeben. An der Seite des Flusses befindet sich ein Kai, und ein anderthalb Meilen langer, zwanzig Fuß hoher und drei Fuß dicker Damm dient der Stadt und dem Kai gegen die Ueberschwemmungen des Flusses in der nassen Jahreszeit zum Schutze. Auf dem Markte findet man frisches Fleisch im Ueberflusse und mannichfaltige Arten von Fischen, Früchten und Gemüsen; von vorzüglicher Güte sind die Trauben und Ananas. Die Einwohner halten in Käfigen den Trupial, einen Vogel mit schwarzem und orangefarbigem Gefieder, der die Nachtigall dieses Landes ist und, wenn er gut schlägt, theuer bezahlt wird. Ich nahm einen dieser Vögel, einen vorzüglich guten Schläger, für den ich 16 Dollars gegeben hatte, mit nach Bogota, wo er ein Opfer des Klima's wurde. Die Hitze ist in Mompor wegen seiner niedrigen Lage sehr drückend. Der Thermometer stand am 22 Januar um zwei Uhr des Mittags auf 88°.

Der Gouverneur, Oberst Ramos, ein durch Bildung und Verdienst ausgezeichneter Mann, speiste bei uns mit seinen Stabsofficieren. Unser Tischgetränk war der sogenannte Guarapo oder Zuckerrohrsaft, in Wasser gekocht, der sehr kühlend und wohlschmeckend ist. Es wurde viel von Bolivar, Morillo und den Kämpfen für die Freiheit und Unabhängigkeit gesprochen. Die Patrioten zu Mompor hatten sich tapfer gegen den General Morales vertheidigt, der, wie gewöhnlich, wenn er eine Stadt eingenommen, auch hier viele Einwohner erschießen ließ. Wir hatten Gelegenheit, den berühmten columbischen General Morillo kennen zu lernen; er stammt aus einer der ersten Familien in Caracas. Frühzeitig kam er nach Altspanien, wo er in der Leibgarde des Königs diente. Nach seiner Rückkehr ins Vaterland war er aufs eifrigste bemüht, die Unabhängigkeit der spanischen Colonien zu begründen, und während des verzweifelten Kampfes zwischen Spanien und Columbia wurden ihm wichtige Commandos an der Küste der Republik anvertraut; er leitete auch die Belagerung von Cartagena, welches sich nach einer langen Blokade den siegreichen Waffen Columbia's unterwarf. Der General zeigte in seinem ganzen Benehmen eine Feinheit, an welcher man sogleich erkannte, daß er in der großen Welt aufgewachsen war. Er sprach geläufig französisch und italienisch, auch etwas englisch, doch nicht so fertig, daß er sich gern mit Engländern in ihrer Landessprache unterhalten hätte. Morillo besitzt ausgezeichnete Talente und hat in seinen militärischen Unternehmungen während des blutigen Krieges viel Umsicht, Muth und Entschlossenheit gezeigt. Glaubwürdige Männer in Bogota sagten mir später, daß ihn die Regierung als einen unruhigen Kopf fürchte und ihn daher gern an der Küste in einiger Entfernung von ihrem Sitze beschäftige. Er hat nachmals seiner Stelle als Gouverneur der Provinz Santa Marta, Cartagena und Rio de la Hacha entsagt, und den General Bermudez zum Nachfolger gehabt. Wie die meisten seiner Landsleute ist auch an dem General Morillo seine unbegränzte Leidenschaft zum Spiel zu tadeln, dem zu Gefallen er oft Tage und Nächte hindurch aufbleibt. Diese Leidenschaft muß zu Südamerika's Verderben ausschlagen, wenn Senat und Congreß keine ernstlichen Maßregeln ergreifen, dem weitern Ueberhandnehmen Einhalt zu thun, und diese schlimme Passion aus den Seelen der verschiedenen Volksclassen auszurotten, denn die Columbier, von den vormaligen Granden an bis zu den Indianern und Negern, sind alle dem Spiele gleich sehr ergeben.

General Morillo ist manchmal sehr guter, lustiger Laune, und dann soll er sich gerne auf Kosten anderer einen Spaß machen. So gab er neulich zur Feier der Befreiung des Landes vom spanischen Joch der Besatzung von Santa Marta auf dem dortigen Markte ein großes Fest; alle anwesenden Soldaten mußten sich einfinden, alle erhielten Mann für Mann eine Flasche St. Juliawein, ein Pfund Rindfleisch, Gemüse, Eingemachtes, worau alle Volksclassen großen Geschmack finden, und schmausten auf dem Markte in eigens dazu errichteten Buden. Als es anfing dunkel zu werden, und niemand von der anwesenden Menge ihn leicht erkennen konnte, jagte der General einen jungen Stier auf den Markt, der brüllend mitten unter dem Volke umhertobte. Die Verwirrung, welche er hier anrichtete, war unbeschreiblich. Die Menge floh nach allen Seiten hin, und Tische, Sitze, Gläser, Flaschen, kurz alles was im Wege stand, wurde über den Haufen geworfen. Es versteht sich, daß dieser Spaß nicht ohne Wunden, Beulen und einige unzeitige Niederkünften ablief.

Nachdem wir zwei Champans nebst einer Piragua oder einem Canoe von Hrn. Pino und unter Lynchs Beistande das buntfarbige Schiffsvolk der Bogas gemiethet hatten, beschlossen wir von Mompor abzureisen. Aber sowohl Lynchs als unsere eigenen Bemühungen, das Schiffsvolk, das sich größtentheils betrunken in der Stadt umher zerstreut hatte, zusammenzubringen, waren vergebens. Solche Unordnungen entstehen aus der verkehrten Sitte, die hier herkömmlich ist, daß man den Bogas, welche darin, daß sie nicht leicht das Ufer verlassen, so lange sie noch einen Real in der Tasche haben, den sie in Aguardiente oder Chica vertrinken können, nicht besser als unsere englischen Matrosen sind, vor der Abfahrt ihren ganzen Lohn in die Hände gibt. Eine Person, welche die Beköstigung des Schiffsvolks übernimmt, sorgt für den Einkauf der Vorräthe, von denen ein jeder täglich seine Ration, die in eingesalzenem Rindfleisch, Pisang und zuweilen auch Reis besteht, von dem Patron des Champans erhält. Das Essen wird für alle in dem hintern Theile des Schiffsraums in einem großen, eisernen Topfe gekocht. Vor der Mahlzeit waschen die Bogas ihre Ruder, die sie dann auf den Boden des Kahns legen, wo sie die Stelle des Tisches vertreten, und

Digitized by Google

bedienen sich beim Verzehren des Mahis statt Messer und Gabeln der Finger, wie im Orient. Zur Nachkost haben die meisten von ihnen einen Kuchen von Zucker.

Unser gedecktes Champan war etwa 60 Fuß lang und 7 Fuß breit, und stand zwei Fuß hoch aus dem Wasser hervor. Die Höhe des gewölbten Verdecks, das sich in der Mitte desselben befand, betrug 6 Fuß, 6 Zoll und war aus starkem, biegsamem Bambusrohr gemacht, das mit zähen Zweigen fest zusammengebunden war. Die Schiffsmannschaft auf einem solchen Champan besteht aus dem Schiffspatron, dem Pilot, der mit einem großen Ruder auf dem hintern Theil des Fahrzeugs steuert, und 22 Bogas, die mit 20 Fuß langen Ruderstangen versehen sind. Ein Theil dieser letztern steht beim Rudern auf dem Verdeck, ein anderer auf dem Boden des Champans; die Ruderstange wird dabei gegen die Schultern gestämmt, die dadurch eine harte, schwielige Haut bekommen. Die Bogas vertragen neben ihrer trägen Lebensweise auf dem Lande auch die allerbeschwerlichste Arbeit. Sie vermögen in diesem tropischen Klima von sechs Uhr des Morgens bis sechs Uhr des Abends auf den Champans stromaufwärts zu rudern, wobei ihnen nur eine Zwischenzeit von anderthalb Stunden zum Frühstück und Mittagessen vergönnt ist. Den Tact, nach welchem sie, bald schnell, bald langsam, rudern, geben einige von ihnen durch ihre Stimme an. Dieses beständige Geschrei ist anfangs unangenehm, bald aber gewöhnt man sich so daran, wie der Müller an das Klappern seiner Mühle. Hingegen verursachte es immer eine Störung, über die man sich nicht so leicht wegsetzen konnte, wenn die Bogas zwischen dieser einförmigen Arbeit zuweilen eine Art von hüpfendem Tanz anstellten, wodurch ein Schaukeln entstand, welches alles Lesen und Schreiben unmöglich machte. Die Bogas ziehen sich durch ihre Arbeit, besonders durch das beständige Umhergehen auf dem heißen Verdeck, das man, um es abzukühlen, häufig mit Wasser begießt, leicht Uebel an den Füßen zu. Oft sieht man in den Dörfern junge Menschen umhergehen, die über diesem Geschäft zu Krüppeln geworden sind, und die bei dem Mangel an der zu ihrer Wiederherstellung nöthigen ärztlichen Verpflegung ihren Familien zur Last fallen. Die Reise stromaufwärts auf dem Magdalena ist wegen der außerordentlichen Hitze, der Schwärme von Moskitos und wegen des Schlafens auf den heißen Sandbänken im höchsten Grade beschwerlich. Der Reisende kann unter diesen Umständen nichts sehnlicher wünschen, als aller dieser Mühseligkeiten in so kurzer Zeit als möglich überhoben zu seyn. Ich ließ daher ein Paar Fässer Rum und einige hundert Cigarren mitnehmen, und versprach den Bogas, daß sie, wenn sie tüchtig arbeiteten, täglich einige Cigarren und Morgens und Abends ein Glas Rum erhalten sollten.

(Fortsetzung folgt.)

Der amerikanische Eishandel.

Zwei der großen Stapelwaaren von Massachusetts sind gegenwärtig Granit und Eis. Der letztere Gegenstand ist in wenigen Jahren zu einer Wichtigkeit emporgestiegen, die sich die ersten Unternehmer wohl nicht träumen ließen. Die Masse Eis, die im vorigen Jahre von Boston aus verschifft wurde, war 53,000 Tonnen, wofür die Verschiffer nur 12,430 Dollars zahlten, also etwas weniger als ein Viertheldollar für die Tonne, ans Schiff geliefert kostet es aber bereits 2 D. 55 C. (etwa 6 fl. 20 kr.) die Tonne, während der Verkauf 3,575,000 D. einbrachte, gewiß ein erklecklicher Gewinn, an dem freilich noch manches abgeht. Eine Firma befrachtete im vorigen Jahre allein 101 Schiffe. Das Eis wird regelmäßig nach Bombay, Canton, Madras, Calcutta, Mauritius und allen bedeutenden Häfen in heißen Klimaten verführt. Eine Ladung wurde kürzlich nach Ostindien verschifft und Pfund für Pfund gegen Baumwolle ausgetauscht, die in Liverpool, wie man sich denken kann, guten Vortheil abwarf. Der Handel ist für alle Betheiligten sehr vortheilhaft, selbst für die Holzhändler und Sägemühlen von Maine, denn das Sägemehl, das zum Einpacken des Eises benützt wird, bezahlt man zu sehr gutem Preis. Es gibt jetzt in Boston 16 Compagnien, welche Eis nach Ost- und Westindien, nach Neworleans und andern südlichen Häfen verschiffen, und die stets steigende Nachfrage hat die Folge gehabt, daß man jetzt bedeutende Quantitäten Eis auf der Eisenbahn nach Boston schickt. Früher verkaufte man das Eis zu 6 Cts. das Pfund in Neworleans, jetzt zu 1 Ct. und der Gewinn der Verschiffenden ist dabei ums Vierfache gestiegen. Das Eis wird durch eine Maschine in viereckige Blöcke von nicht weniger als 12 Zoll Dicke gesägt, und an Bord der Schiffe mit Stroh und Heu in dünne, luftdichte Holzkisten gepackt. Eine der Bostoner Compagnien verbrauchte im vorigen Jahre für 7000 Dollars Stroh und Heu zum Packen. (Simmonds Col. Mag. Sept.)

Eigenthümlichkeiten der Bewohner von Java und Celebes.

(Schluß.)

Die Jagd ist ein Hauptvergnügen der Eingebornen und der Europäer auf Celebes, dessen große Wälder von Hirschen, wilden Büffeln und Stieren wimmeln. Wilde Schweine werden wenig geachtet, und auf großen Jagden ein wildes Schwein zu schießen erregt Spott und Gelächter. Die Jagd wilder Büffel und Stiere ist die ehrenvollste. Sie erfordert viel Gewandtheit und ist mit Anstrengung und Lebensgefahr verbunden. Bewundernswürdig ist dabei die Geistesgegenwart und Kaltblütigkeit der Eingebornen. Einzelne Büffel und Stiere aber nur ein Paar derselben vertheidigen sich nicht bloß, sondern pflegen auch unangeschossen anzufallen, wogegen sie in Truppen furchtsam fliehen und selbst angeschossen ihr Heil in der Flucht suchen. Fast unbegreiflich ist die Zähigkeit des Lebens dieser Thiere. Von mehrern Schüssen durchbohrt und durch Lanzen so verwundet, daß sie Gedärme über die Erde schleifen, sieht man sie noch schnell rennen und dicke Pallisadenzäunen mit erstaunlicher Kraft durchbrechen. Die Jagden auf Celebes sind übrigens im allgemeinen Treibjagden. Man fängt zwar mit Schießen an, aber die Schießjagd dauert selten länger als eine Stunde. Dann beginnt die eigentliche inländische Strickjagd, die zu Pferde geschieht. Die Bewohner von Celebes sind die besten Reiter in dem Archipel, und die macassarischen Pferde, obschon selten über vier Fuß hoch, die schnellsten, stärksten und feurigsten. Der Inländer reitet stets ohne Sattel, auf einem kleinen, lastliegenden Kissen, welches er, auch im schnellsten Rennen, nach Belieben verschiebt. Auf und ab steigt er nicht wie der Europäer auf der linken, sondern auf der

Digitized by Google

rechten Seite. Das Pferd hat einen sehr einfachen Zaum, dessen Zügel sehr kurz sind und fast um den Hals liegen. An der rechten Seite des Zaumes ist ein Strick mit einer Endschlinge befestigt. Der Reiter hat in der rechten Hand einen 6 bis 8 Fuß langen Spieß, dessen Spitze etwas hinterwärts und nach dem Boden gekehrt ist. An dem nach oben gekehrten untern Holze dieses Speeres und in der Mitte sind gewöhnlich Häkchen, an denen die Schlinge hängt. So vorbereitet erwarten die Strickjäger, in größerer oder kleinerer Zahl, an oder unter Gebüschen vertheilt, den durch Treiber aus dem Dickicht in den freiern Wald getriebenen Hirsch. Sobald man das Wild erblickt rennt ihm der Jäger nach, holt es gewöhnlich in gestrecktestem Rennen ein und wirft ihm gewandt die Steckschlinge um das Geweih oder den Hals, wonach er das Pferd anhält und durch Zusammenziehung der Schlinge den Hirsch fängt. Das hiezu durch Instinct und Uebung geschickte Pferd bleibt, sobald der Strick geschlungen ist, auch im schnellsten Laufe stehen, wobei wohl, wenn der Hirsch groß und stark ist, Pferd und Hirsch niederstürzen, was den Reiter gar nicht befremdet. Er springt augenblicklich vom Pferde und gibt dem Wild einen nie fehlenden Gnadenstoß, macht dann seinen Strick los, steigt wieder zu Pferde und sucht neue Beute, ohne sich um das erlegte Wild weiter zu kümmern. Dieses wird durch Fußknechte auf den allgemeinen Sammelplatz gebracht, wo die Eingeweide sogleich ausgenommen werden. Das Blut wird mit trocknem Grase abgewischt, das noch warme Herz des Thieres aber, ungekocht, zu einem sehr schmackhaften Gerichte gemacht, in ganz kleine Stücke gehackt, mit Pfeffer und Salz, wo möglich auch Soya, angemacht und so, noch blutig, gegessen. Unglaublich ist bei großen Jagden die Menge der erlegten Hirsche. Einhundert und zwanzig waren einst der Ertrag einer ein-, ja halbtägigen Jagd. Was macht man aber mit dem unter so heißem Himmel roh kaum 24 Stunden, gekocht und zubereitet selten über zwei Tage brauchbar bleibenden Fleische? Man schneidet es in etwa fingerdicke Scheiben, legt diese einen Tag oder eine Nacht lang in Salz und Tamarinde, wonach man dieselben einige Tage hindurch an der Sonne trocknet. Diese mitunter auch noch mit andern Gewürzen angemachten dürren Fleischscheiben werden Dlagding genannt und auf verschiedene Weise gekocht, gebraten, auch auf Kohlen geröstet, wo sie recht wohl schmecken. Die Jagd auf Kaimans (Alligators) hat nichts besonders Bemerkenswerthes, hat auch keinen Vortheil, sondern geschieht nur zum Schießvergnügen, und ist dadurch lästig, daß sie nur in Mittagshitze stattfindet, wenn die Kaimans am Ufer schlafen.

Der Volksglaube im indischen Archipel nimmt eine Menge Götter verschiedener Art an, gute und böse, beschirmende und verfolgende, die mit den Menschen in Verbindung stehen sollen. Allgemein bekannte sind: die Pontianake und der Panrolli. Pontianak wird geschildert als eine schöne junge Frau, mit losen über das Gesicht hängenden Haaren, scharfen Fingernägeln und einer wehklagenden Stimme, gleich der eines weinenden Kindes, an stillen, abgelegenen Orten wohnhaft. Die Pontianak sind nicht böse, sondern unglückliche Geister, nach alterthümlicher, kindlicher Mythe, Frauen, die in Kindesnöthen gestorben sind. Ihre Schmerzen vergessend, mit Liebe zum Leben und Sehnsucht nach ihrem Neugebornen, das geliebte Kind mit gebrochenen Augen suchend, sieht die junge Frau. Ihr letzter, unbefriedigter Wunsch, dieses Kind des Schmerzes an ihre Brust zu drücken, ist der einzige Gedanke und die Beschäftigung des Geistes, indem er den Körper verläßt. Das ungestillte Verlangen bleibt in der abgeschiedenen Seele. Als Phantom, in der luftigen Einhüllung einer schönen blühenden Frau, ist sie auf die Erde gebannt, sieht die Menschen, die ihr ihr geliebtes Kind genommen, irret an einsamen Plätzen und sucht unter Wehklagen mit tiefem mütterlichem Schmerze und loshängenden Haaren das geliebte Kind. Nicht rachsüchtig und boshaft, sucht sie die ihr nahenden Menschen zum Mitleid und Zurückgeben ihres Kindes zu bewegen. Aus diesem Volksglauben entsprang der Gebrauch, Weibern, welche in Geburtsnöthen sterben, ein Ei unter den Arm zu legen und sie mit demselben zu begraben. Dadurch, glaubt man, habe die Abgeschiedene Ruhe, indem sie meine, sie habe ihr Kind unter dem Arme und gehe, ohne den Verlust des Schmerzenskindes zu fühlen, in die andere Welt über. Der Panrolli ist ein Geist ganz anderer Art. Bei den inländischen Fürsten, besonders im östlichen Archipel, gehört es zum Luxus Hermaphroditen und Castraten in Diensten zu haben. Diese verachtlichen Wesen besitzen gewöhnlich das volle Vertrauen ihrer Herren, und dienen denselben zur Ausführung ihrer geheimen Plane und zur Unterdrückung ihrer Unterthanen. Von geringer, ja gemeiner Abkunft haben sie doch großen Einfluß, sind trotzig, grausam und rachgierig, deßhalb von dem Volke gehaßt und gefürchtet. Diese Gesinnung bleibt auch nach ihrem Tode in dem Volksglauben herrschend. Zufolge desselben werden sie herumirrende böse Geister — Panrolli genannt, und suchen wegen der Verachtung, die man ihnen zuwendete, an den Männern Rache zu nehmen. Das Glück der Liebe und Ehe, welches sie im Leben nicht genießen konnten, ist ihnen verhaßt. Bösartig und neidisch, suchen sie dasselbe bei den Menschen zu stören, auch den Mann eines Gliedes zu berauben, damit er ihnen gleichkomme, wonach ihm nichts anderes übrig bleibt, als zu werden, was sie in ihrem Leben geworden sind. Daher die große Furcht vor einem Panrolli, welcher sich unsichtbar, jedoch nicht ungehört still nähren können. Wenn sich ein gewisses Geräusch in der Luft hören läßt, welches man für Zeichen der Annäherung eines Panrolli hält, so fangen Weiber und Mädchen an einen großen Lärm zu machen, schreien laut, schlagen mit Stöcken gegen Bretter, alles um den Panrolli zu erschrecken und in die Flucht zu jagen. Indeß verstecken sich bei dem ersten Gerücht die Männer und Jünglinge sorgfältig; denn nur diesen sind die Panrolli gefährlich. Der Glaube an dieselben ist dadurch so fest eingewurzelt, weil wirkliche Castraten vorgeben, manche wohl auch glauben, was gewinnsüchtige Eltern oder Verwandte ihnen vorlügen: was diese an ihnen verübt haben, sey durch Panrollis geschehen.

Atmosphärische Eisenbahnen in England. Dieß bis jetzt bloß auf einer kleinen Strecke zwischen Kingston und Dalkey in Anwendung gebrachte System soll jetzt zum Behuf einer Ausdehnung der Verbindungen zwischen England und Irland in einem viel größern Maaßstabe zur Ausführung kommen, indem man die Häfen von Werford, Waterford, Wicklow mit Kingston und Dublin vermittelst einer atmosphärischen Eisenbahn verbinden, sodann zwischen Werford und Fishguard Harbour im südlichen England eine Verbindung durch mächtige Dampfboote herstellen, und von Fishguard Harbour aus eine atmosphärische Bahn von 120 englischen Meilen erbauen will, welche sich an einem bestimmten Ort in die Great-Western Bahn ausmünden soll. Die Hauptabsicht ist, der hauptsächlich über Liverpool stattfindenden Verbindung eine Concurrenz entgegenzustellen. (Shipp. and Merc. Gaz. vom 19 Sept.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 279.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

5 October 1844.

Französische Alterthümer.

Hr. Lenormant las am 9 August d. J. in der Versammlung der Akademie der Inschriften den Bericht der Commission, welche zur Beurtheilung der im letzten Jahre erschienenen Werke über französische Alterthümer niedergesetzt wurde. Diese Arbeiten betreffen fast sämmtlich das französische Mittelalter, ein Beweis, wie sehr in Frankreich die Ansichten wieder im Umkehren sind. Einer besondern Erwähnung verdient wegen seiner fleißigen Forschungen und wegen seiner wahren Leidenschaft für Urkunden und Palaeographie Hr. Marchegay, den der Bericht, um den Fleiß und die Sorgfalt seiner Forschungen zu bezeichnen, einen Layen-Benedictiner nennt. Hr. Marchegay gab einen Recueil des Archives d'Anjou heraus, denn als Conservateur der Archive des Departements Maine und Loire war er dazu besonders aufgefordert. Die alte Benedictinerabtei Saint Maur de Glanneseuille, wo sich zuerst in Gallien die Benedictiner niederließen, zog hauptsächlich seine Aufmerksamkeit auf sich; es gelang ihm 62 Urkunden dieses Klosters aufzufinden, die alle älter als das 13te Jahrhundert sind, und von denen viele der Zeit der Merovinger und Karolinger angehören. Ein Urkundenbuch des Klosters St. Florent von Saumur, seltsamerweise das schwarze Buch genannt, und aus dem 12ten Jahrhundert stammend, wurde gleichfalls von Marchegay mit ungemeiner Mühe zusammengebracht.

In eine andere Kategorie gehöret eine Geschichte Rouens während der Communalperiode von Chernel. Der Bericht macht eine psychologische Bemerkung bei diesem Buche, die jeder, der sich mit ähnlichen Arbeiten beschäftigte, manchmal an sich erfahren haben wird. Hr. Chernel hatte die Arbeit mit großen Hoffnungen unternommen, der Schluß zeigt aber eine starke Enttäuschung. Hier waren keine berühmten Namen ins Licht zu stellen, keine großen Thaten zu schildern, denn die Geschichte dieser zügellosen, egoistischen Gemeinde ist ziemlich monoton. Ob dieß mehr an der Geschichte der französischen Communen liegt, mag dahin gestellt seyn; allerdings haben wenige französische Städte eine so glänzende Rolle gespielt, wie die größern deutschen, spanischen und italienischen Städte, und der Berichterstatter macht deßhalb die ächt französische Bemerkung, wenn man auch an der Bildung der Communen einiges Interesse genommen habe, so sehe man sie doch ohne Bedauern verschwinden und mit dem Verlust ihrer Privilegien in der Nationaleinheit aufgehen. Indeß läßt er doch den Städten Frankreichs, und namentlich Rouen, die Gerechtigkeit widerfahren, daß es namentlich der isolirte Widerstand der einzelnen Städte war, welcher Frankreich in dem Kampf gegen die englische Uebermacht unter Karl V rettete.

Neben die etwas monotone Geschichte dieser Communen, wo der Verfasser augenscheinlich dem Gegenstand sich überlegen zeigte, stellt der Bericht eine „Geschichte der Grafen von Flandern" von Edward Leglay, welcher ebenso augenscheinlich seiner Aufgabe nicht gewachsen war; er wollte eine Art Einleitung zu Barante's Geschichte der Herzoge von Burgund schreiben, hat aber seine Aufgabe schlecht begriffen, wahrscheinlich aus Mangel an Kenntniß der flandrischen Verhältnisse, vielleicht sogar zum Theil der Sprache; denn wenn die Geschichte der Erhebung der flandrischen Communen sehr dürftig behandelt ist, so findet man dagegen eine gut gezeichnete Schilderung der Verhältnisse zu Frankreich, weßhalb denn die Commission auch für ihn auf eine Medaille antrug.

Mehr in alterthümliches Detail gehen die HH. Martin und Cahier ein, mit ihrer „Beschreibung der Glasfenster von Bourges," und Hr. Caumont mit seinem Cours d'antiquités monumentales. Ersteres ist ein fortlaufendes Werk, das schon einen Preis erhielt, und jetzt wiederum einen zugeschieden erhält, letzteres wird gleichfalls trotz mannichfacher Mängel sehr belobt, aus Gründen, welche die Commission selbst in folgender Weise angibt. „Die Commission kann nicht vergessen, daß der Zweck der Gründung der Medaillen, welche die Akademie vertheilt, der war, eine Art von Forschungen aufzumuntern, deren Vernachlässigung ein gerechter Gegenstand der Klage für die Freunde der Wissenschaft war. Wenn dieß sich jetzt geändert hat, wenn ein wirklicher Eifer auf die Gleichgültigkeit folgte, so würde es undankbar seyn, wenn man nicht die Namen derjenigen, welche dieser Bewegung sich widmeten, laut nennen wollte. In dieser Liste nimmt

Digitized by Google

Hr. Caumont einen der ersten Plätze ein.“ In ähnlicher, doch schon ziemlich untergeordneter Weise behandelten ihren Gegenstand mehrere andere Schriftsteller, so ein Hr. Gaspard seine „Geschichte von Signy,“ ein Cistercienserkloster, noch älter als Clugny, aber ganz das Gegenspiel der letztern durch so manche gelehrte und erleuchtete Männer ausgezeichneten Abtei; so Baron Chaillon des Barres die „Geschichte der Abtei von Pontigny,“ die der heilige Bernhard stiftete, und wo die bedeutendsten Männer Englands, wie Thomas Becket, Stephan Langton u. s. w. eine Zuflucht fanden; so dr ia Querière dir „historische Beschreibung der Häuser von Rouen.“ Er war einer der wenigen, welche zu einer Zeit, wo niemand sonst auf die ehrwürdigen Reste alter Privatgebäude achtete, diesen Zweig des antiquarischen Studiums hervorhob. Der Bericht sagt über dieß Buch nicht mit Unrecht: „es ist ein wahrer Nekrolog; nach und nach verschwinden alle die kleinen Meisterstücke der Civilbaukunst unter den Schlägen zweier unversöhnlichen Feinde, der Unwissenheit der Eigenthümer und der Leidenschaft für gerade Straßen. Als die Städte noch angefüllt waren mit diesen Reichthümern, beachtete man sie nicht, wenn dagegen jedermann gelernt haben wird, sie zu schätzen und zurückzuwünschen, wird keine Spur mehr davon vorhanden seyn. Dann wird man das Buch des Hrn. de la Querière mit einem schmerzlichen Gefühl zu Rathe ziehen, voll Reue, daß man im Ducereau und Chastillon die Paläste und Schlösser nicht mehr findet, die uns, wenn wir sie noch besäßen, auf die architektonischen Wunder Italiens minder eifersüchtig machen würden.“

Wir haben diese Auszüge mitgetheilt, namentlich um Proben von dem zu einer Pietät gegen das Alterthum zurückkehrenden Geiste in Frankreich zu geben. Außerdem gibt der Bericht wenig, was allgemein interessiren kann, und wir erwähnen nur, daß das Werk eines zu früh verstorbenen Schriftstellers, Hercule Gerand, über die französische Königin Ingeburg von Dänemark den ersten Preis davon trug. Der Verfasser hat die Rechtfertigung der mißhandelten Königin übernommen, und sein Buch erhält dadurch ein besonderes Interesse, daß der Streit zwischen der Königin und dem König, Philipp August, sich mit dem Streit zwischen dem Papst Innocenz III und dem genannten König verwickelt. Als eine antiquarische Merkwürdigkeit können wir noch den Recueil manuscrit des inscriptions grecques et latines de Glanum von Marquis de Lagoy anführen. Glanum ist das heutige St. Remy, und muß schon vor Cäsars Zeit gestanden haben, denn drei von den Inschriften sind gallisch mit griechischen Charakteren.

Oberst J. P. Hamiltons Erinnerungen an Columbia.

Dritter Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Endlich waren wir so glücklich, von Mompox fortzukommen, denn die Bogas hatten sich, nachdem sie in den verschiedenen Schenkstuben sich noch recht geladt hatten, bewogen gefunden, an Bord zu gehen. Die Stromufer sind hier bei Mompox mit freundlichen, von Pisangbäumen umgebenen Hütten besetzt. Eine unserer schlauen Meerkatzen (wir hatten ihrer zwei mit an Bord) entkam hier an das Ufer und wurde von einigen Bogas bis in einen Wald verfolgt; hier erlegten sie dieselbe, als sie eben im Begriffe war, einen Baum zu ersteigen, mit ihren langen Messern, und brachten sie todt wieder mit sich zurück.

Auf unserer heutigen Jagdpartie sahen wir einen scharlachrothen Pelikan so sitzen, daß man ihm gut beikommen konnte, wenn man sich die Mühe nicht verdrießen lassen wollte, einen beträchtlichen Umweg zu machen und sich durch langes Gras und einige Hecken durchzuarbeiten. Da wir, aus Begierde nach dem Vogel, keine Hindernisse scheuten, schritten wir sogleich zum Werke und krochen auf dem verdeckten Wege so leise als möglich vorwärts. Ehe wir aber unser Ziel erreicht hatten, hörten wir plötzlich in einem Gebüsche ein heftiges Rasseln, und da wir nichts anderes erwarteten als ein Tiger werde hervorspringen und uns anfallen, spannten wir sogleich den Hahn unserer Gewehre und schickten uns an, uns so gut als möglich zu vertheidigen. Doch wie angenehm wurden wir überrascht, da nichts als ein Hase zum Vorschein kam, der, aufgeschreckt aus seinem schattigen Lager, hurtig an uns vorüberlief.

Wir fuhren heute sechs spanischr Meilen weit stromaufwärts, und übernachteten dem Dorfe Guama gegenüber, das auf dem rechten Ufer des Magdalena liegt, auf einer Sandbank, konnten aber wegen der Moskitoschwärme, die sich hier aufhielten, und vor dem beständigen Geplätscher, welches dir Kaimans, von denen der Fluß hier wimmelt, beim Verfolgen der Fische dicht neben uns machten, die ganze Nacht hindurch nicht schlafen. Uebrigens gaben uns die Bogas bei unserer Furcht vor ihrem Besuche die tröstliche Versicherung, daß sir des Nachts selten das Wasser verließen.

Campbell war heute so glücklich, einen Cabaza negra zu erlegen, was wir schon lange gewünscht hatten, ohne bisher unsern Zweck erreichen zu können. Da er nur in den Flügel getroffen war, hatten wir Mühe ihn zu bekommen, denn er lief fast mit der Schnelligkeit eines Straußes und setzte sich ernstlich mit seinem Schnabel zur Wehr; endlich erwischte ihn ein Boga an einer seichten Stelle und schlug ihn mit seiner langen Ruderstange zu Boden. Dieser schöne Vogel war von einer Flügelspitze bis zur andern 10 Fuß lang, vom Schnabel bis zu den Klauen 6 Fuß und stehend 5 Fuß hoch. Um den Hals hatte er keine Federn sondern nur eine rauhe Haut. Beim Gehen schreitet er stattlich einher, daß man ihn deßhalb auch den Capitän nennt. Wir ließen ihn uns am andern Tage zum Mittagessen braten, sein Fleisch war aber hart und zähe.

Die Nacht brachten wir abermals auf einer Sandbank zu, und da sich während derselben ein Wind erhob, der unsere Moskitonetze umherblies, so konnten diese berüchtigten Insecten ungehindert unser Blut saugen. Mein linkes Bein schwoll von den Stichen dieser nächtlichen Peiniger so sehr, daß ich

Digitized by Google

am folgenden Tage Campbell nicht mit auf die Jagd begleiten konnte. Mit Tagesanbruch reisten wir weiter, und erreichten um 10 Uhr des Morgens El Peñan, wo wir, um noch zwei Bogas zu miethen und das Verdeck ausbessern zu lassen, heute verweilten, und in dem Hause des Alcalden ein gutes Quartier fanden. In diesem Dorfe hielten die Eltern mit großer Gewissenhaftigkeit darauf, daß ihre Kinder dreimal des Tages beteten, wobei dieselben niederknieten und die Gebete in spanischer Sprache sangen. Des Abends zog eine Procession, die aus etwa sechzig Männern, Frauen und Kindern bestand, an deren Spitze sich ein alter Indianer befand, mit sechs Papierlaternen, die auf Stangen hingen, einem Kreuze und einem Madonnenbilde unter Absingung von Vespergebeten um die Kirche und im ganzen Dorfe umher. Der alte Indianer sagte mir, daß diese Ceremonie dazu diene, die bösen Geister zu verscheuchen, und wöchentlich einigemale wiederholt werde. El Peñan war zur Zeit der spanischen Regierung eine königliche Domäne, und entrichtete einen jährlichen Tribut an den König von Spanien; jetzt zahlt es der columbischen Regierung jährlich eine etwas geringere Abgabe.

Einen kleinen, artigen Affen, Titi genannt, beachte Campbell als Jagdbeute mit; er war auf dem Rücken hellgrau, auf der Brust und dem Unterleibe chocoladefarbig. Auch hatte mein Freund eine Wasserralle mit herrlichen, goldgelben Flügeln und einen großen Habicht erlegt, der seither das Schrecken des Geflügels im Dorfe gewesen war. Des Abends brachte eine alte, indianische Frau dem Oberst Campbell, aus Dankbarkeit dafür, daß er sie von diesem Feinde befreit hatte, einige Eier zum Geschenk, und die kleinen Knaben tanzten vor Freude um den todten Vogel.

Auf dem See, El Peñon gegenüber, hausen ganze Schaaren Wasseradgel; auch wächst hier der Cujavabaum, aus dessen Frucht man das beliebte Gelée bereitet, welches in beträchtlicher Menge nach Europa verschickt wird. An den Ufern des Flusses wächst hier eine zwanzig Fuß hohe Art von Bambusrohr, die anderthalb Zoll lange Stacheln, aber keine Blätter hat. Auch gewahrten wir einen schönen, zum Falkengeschlecht gehörigen Vogel; sein Leib war chocoladefarbig, sein Schweif grün, der Schnabel goldgelb, und um die Augen war er carmoisinroth. So wunderschönes Gefieder erzeugen nur die Tropenländer!

Am folgenden Morgen um 5 Uhr reisten wir weiter, und kamen durch den Brazuela de Morales, einen engen Canal, der nicht zu allen Zeiten des Jahres schiffbar ist. In südöstlicher Richtung erblickten wir in weiter Entfernung hohe Gebirge. Meinem Koche waren die Beine von Moskitostichen dergestalt geschwollen, daß wir fürchteten, er würde seine Geschäfte eine Zeit lang einstellen müssen. Von den Bäumen tönte uns heute das Geschwatz einer neuen Affenart entgegen, und auf dem Canale schwammen zwei wilde Königsenten mit ihrer Brut an uns vorüber. Sie sind um die Hälfte größer als unsere zahmen Enten, und der Alligator verfolgt sie nie. Die Dörfer an den Ufern des Magdalenenflusses sind größtentheils reinlich, und haben in dieser Hinsicht vor den südeuropäischen bei weitem den Vorzug. Die Einwohner waren überall friedfertig und gegen Fremde gefällig.

Mit Tagesanbruch waren wir reisefertig, hatten aber, ehe wir weiter fahren konnten, nach einen Aufenthalt, da wir zuvor den Champan von einer Untiefe, auf die er gerathen war, losmachen mußten. Um drei Uhr des Nachmittags kamen wir nach Morales, einem netten, freundlichen Dorfe, in dem wir eine herrliche Aussicht hatten, die von einer Reihe schöner bis an die Spitzen mit Wald bewachsener Berge begränzt war. Wir fanden hier in dem Hause einer wohlhabenden Wittwe, die zwei sehr hübsche Töchter hatte, von denen die ältere seit einem Jahre verheurathet war, ein gutes Quartier und eine sehr freundliche Aufnahme. Um 4 Uhr des Morgens standen wir auf und begaben uns, nachdem unsere Betten wieder aufgeladen waren, auf die Champans. Hier bemerkten wir bald an den finstern, mürrischen Gesichtern der Bootsleute, daß etwas Böses im Werke sey, wiewohl uns der Grund ihres Mißvergnügens unbekannt war. Wir fuhren indessen, mit Zurücklassung des kleinen Champans, auf dem noch die Stellen zweier kranken und eines entlaufenen Bogas ersetzt werden mußten, von Morales ab. Kaum aber waren wir ein kleines Stück weit gekommen, als uns der Schiffspatron zu unserer großen Verwunderung sagte, daß es ungewiß sey, wann das andere Champan nachfolgen würde, denn die Leute seyen sehr unzufrieden darüber, daß wir von Morales abgereist wären, ohne einen Ruhetag daselbst zu halten. Unter diesen Umständen blieb uns keine andere Wahl übrig als wieder umzukehren; die Freude, welche ich bei diesem unvermutheten Vorfall in den Augen meines jungen Secretärs las, schien mir zu verrathen, daß er besondere Ursache habe, damit zufrieden zu seyn, und der Erfolg lehrte, daß ich mich in meiner Vermuthung nicht getäuscht hatte. Die älteste Tochter unserer Wirthin hatte eine besondere Zuneigung zu ihm gefaßt und ihn mit zwei kleinen goldenen Ringen beschenkt, daher er sich wohl von ihrer Gesellschaft mehr Vergnügen als von der langweiligen Fahrt auf dem Champan versprechen konnte, und die eingetretenen Hindernisse als eine günstige Fügung des Glücks betrachtete. Die jüngere Tochter, welche mit ihrem Vetter, einem jungen munteren Creolen, versprochen war, hatte völlig die Gesichtsbildung einer Zigeunerin; auch sprach sich in ihren feinen Zügen und schwarzen Augen ganz die diesem wandernden Stamme eigenthümliche Schalkheit aus. Unsern Bootsleuten gaben wir einen harten Verweis und schreckten sie durch die Drohung, daß wie sie bei unserer Ankunft in Bogota verklagen und die Regierung ersuchen würden, sie als gemeine Soldaten nach Peru zu schicken. Hierauf ergriffen wir sogleich die nöthigen Maaßregeln, um die Stelle der zwei kranken und des weggelaufenen Bogas, an die wir 36 Dollars, welche wir ihnen hatten zum voraus bezahlen müssen, verschwendet hatten, durch drei andere zu ersetzen.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Texas und der Golf von Mexico,

oder Nachtfahrt in der neuen Welt, ist der Titel eines Buches, das die Fahrten einer Dame in Westindien, dem Süden der Vereinigten Staaten und namentlich in Texas beschreibt. Es ist vielfach in dem gewöhnlichen Touristentone geschrieben, der gar manche Abkürzungen und Auslassungen zuläßt, enthält aber so viele beachtenswerthe Züge und Beobachtungen des socialen Lebens, das namentlich in diesen Ländern des Racenkampfes viel wichtiger als das politische ist, daß wir nicht umhin können einige längere Auszüge daraus zu machen, und wir beginnen mit ihrer Ankunft zu

Neuorleans.

Es ist herkömmlich, daß man bei der Fahrt stromaufwärts „Dampf nimmt," wie der Ausdruck lautet; wir lehnten es aber ab, weil wir unsern Lauf nach Gefallen einrichten wollten, und überdieß der Lärm der Dampfmaschinen mit Nachdruck nicht sehr angenehm ist; auch kommt man eben nicht viel schneller vorwärts, da das Dampfboot gewöhnlich mehrere Schiffe ins Schlepptau nimmt und der Dampf nicht ausreicht, so daß man im Durchschnitt nicht mehr als drei oder vier Knoten in der Stunde zurücklegt. Geraume Zeit sieht man nichts als dieselben niedrigen mit Binsen bewachsenen Ufer, wenn man sie so nennen kann, denn es ist nicht die mindeste Erhöhung bemerkbar; man trifft unzählige Snags*) und schwimmende Bäume, welche der Wasserfläche ein äußerst ödes Ansehen geben. Ein Matrose, der nur ein wenig am Tauwerk hinaufstieg, sagte, er könne über die Spitzen der niedern Bäume hinweg das Meer sehen; mehrere Fahrwasser führen zum Fluß hinaus und zwischen diesen dehnen sich diese Sumpfwälder aus. Hie und da begegneten wir einem großen Floß, auf denen meist ein kleines Häuschen erbaut ist, wo man oft die Leute, denen diese schwimmenden Inseln anvertraut sind, ganz behaglich ihr Mahl kochen sieht. Man kann den Schmutz und die Häßlichkeit dieses berühmten Stromes einige Meilen von seiner Mündung nicht stark genug schildern; seine Nebel sind ärger als die der Themse. Nur sehr allmählich bessert sich das Ansehen der Landschaft und die Wälder werden dichter, aber die Bäume noch nicht größer. Der gewöhnlichste Baum ist der unächte Ahorn, dessen glänzend rothe Samenkapseln von den braunen Blättern angenehm contrastiren. Je weiter wir den Fluß hinauf kamen, desto höher und mannichfaltiger wurden die Bäume, und sie bieten durch das lang herabhängende spanische Moos, mit dem sie bedeckt sind, einen eigenthümlichen Anblick dar. Diese parasitische Pflanze hängt von jedem Zweig in Klumpen herunter, die oft 6 bis 8 Fuß lang sind, und ihre graue Farbe gibt den Wäldern etwas Finsteres und Eintöniges.

Allmählich erschienen nun Magnolien und Baumwollenbäume, hie und da bemerkten wir viele Ausrodungen, auf denen nahe am Strom temporäre Holzhäuser errichtet waren, in denen die Holzhauer wohnten, welche für die zahllosen Dampfboote das Holz fällen und aufschichten. Diese unersättlichen Ungeheuer werden bald die fast gänzliche Vernichtung dieser charakteristischen Wälder verursachen, denn sie verschwinden rasch unter den Händen dieser geschäftigen, ewig vorwärts strebenden Dampfboatcompagnien.

Während der Nacht wurde der Nebel sehr dick, und wir waren in einiger Besorgniß wegen der großen Zahl von Dampfbooten, die unaufhörlich an uns vorüberkamen. Nach dem amerikanischen Gesetz muß man bei Nacht stets an der Maßspitze zwei Lichter brennen lassen, und wenn ein Schiff, das diese Vorsicht nicht beobachtet, in der Nacht von einem andern umgerannt wird, so hat es keinen Anspruch auf Entschädigung. Der nächste Morgen war feucht, kalt und nebelig, doch gegen neun Uhr drang die Sonne durch und wir waren wieder unter Segel. Jetzt nahmen die Häuser an Zahl und Wohnlichkeit zu, und wir bemerkten mehrere Zuckerplantagen mit zahlreichen Hütten von Sklaven. Letztere arbeiteten in großer Menge auf den Feldern, schienen sehr lustig und wir hörten sie oft laut lachen, was uns nicht wenig auffiel nach allem, was wir von den Leiden dieser Menschen gehört hatten.

Leider brachten wir wegen Windstille noch mehrere Tage auf dem Strome zu, endlich aber, am 6 December, kamen wir in die Nähe der Stadt, eine geschäftige Scene, ein Mastenwald, wie ich es selten gesehen. Man hatte uns vor der Ankunft so viel von St. Charles Hôtel erzählt, daß wir beschlossen, hier unsere Unterkunft zu suchen. Dieß Hôtel ist von dem Eigenthümer des Astorhauses zu New-York auf Speculation gebaut worden, und die Speculation gelang noch besser als die des Astorhauses selbst. Das Hôtel kann 500 Personen aufnehmen. Wir landeten um 12 Uhr, und eine solche geschäftige, lärmende Scene habe ich nie zuvor gesehen; sie ist für den Fremden ungemein unterhaltend, und bei allem Lärm ist doch keine Verwirrung und Unordnung zu sehen. Wer sind denn die buntgekleideten Leute, die rittlings auf Baumwollenballen sitzen und so ruhig aussehen, während sie doch ernste Geschäfte miteinander abmachen? Aus ihren Gesichtern kann man nichts lesen; sie sind so gut geschult, daß niemand auf den Einfall kommt, es seyen wichtige Geschäfte unter ihnen im Gang. Der Herr, welcher auf einem Molassenfaß sitzt, pfeift und emsig an einem Stock schneidet, nur damit sein Gesicht nicht seine Ansichten verrathe, macht Geschäfte mit dem Mann ab, der sich neben ihm auf einem leeren Faße wiegt. Der letztere steht nach einer Weile mit großer Kaltblütigkeit auf und sagt: „es ist eine ungeheure Menge Geld, die Sie verlangen, Herr, und da ich große Eile habe, einen guten Schluck zu thun, so will ich die Sache bis auf weiteres verschieben." Es braucht kaum eine Bemerkung, daß der schlaue Herr zurückgerufen und der Kauf abgeschlossen wurde. Diese erste Probe von Amerikanern, die ich in ihrem eigenen Lande sah, machte einen starken Eindruck auf mich; ich fand, daß diejenigen, welche nach Kleidung und Ansehen entschieden zur bessern Classe der Eingebornen gehören, so erpicht auf „Geldmachen" sind, daß sie weder Zeit noch Gedanken auf andere Gegenstände wenden können. Die Betrachtung der Amerikaner als eine Nation und auf der Scene kann interessant seyn, aber die Erforschung der einzelnen Individuen wird bald langweilig und monoton. Man kann sich einer Zeitlang belustigen an der Schlauheit, mit der sie ihre Verkäufe schließen, an der Schärfe ihrer Bemerkungen, an der Originalität ihrer Ausdrücke, aber da alles aus dem Streben nach Geldanhäufung hervorgeht, so verliert man bald alles Interesse an dem Einzelnen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Heruntergeschwemmte Bäume, die sich mit dem einen Ende im Boden eingerammt haben, während das andere im Wasser auf und nieder wogt, wodurch sie für die Schiffe sehr gefährlich werden.

Foalkleidung. Das Limerick Chronicle meldet, daß in den Straßen von Longford zwei Damen von der Secte der weißen Quäker verhaftet wurden, weil sie in einem gar zu primitiven Anzug erschienen; sie hatten nämlich statt aller Kleidung nur einen Gürtel um Bäuchweck, der ihnen bis an die Knie reichte.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 280.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

6 Oktober 1844.

Der Handel Algiers mit dem Innern.

Es scheint, daß die Franzosen in Algier allmählich die Früchte ihrer Anstrengungen auch hinsichtlich des Handels zu ernten anfangen, und wir dürfen um so mehr diesem Gegenstand unsere Aufmerksamkeit widmen, als diese Handelsverbindungen allein uns nach und nach über das Innere dieses Theils von Nordafrika einen Aufschluß geben können. Um zu beurtheilen, wie viel wir noch in dieser Beziehung zu lernen haben, darf man sich nur erinnern, daß noch vor fünf Jahren die Lage des merkwürdigen Tagdemt den Franzosen ganz unbekannt war; der Zug des Generals Marey im Mai und Junius d. J. nennt uns eine Menge Städte, die wir früher durchaus nicht kannten, so Laghuat, dessen Häuptling sich jetzt mit den Franzosen auf einen sehr guten Fuß gestellt haben soll; das längst genannte, aber wenig bekannte Ain-Maadbi, welches uns erst durch die Züge Abdel-Kaders aufgeschlossen wurde, und so viele andere, von denen z. B. die einzige gute, wiewohl ältere Karte Afrika's, die von Berghaus, durchaus nichts weiß. Es scheint für die algierischen Verhältnisse in der Beziehung auf den Handel jetzt ein Wendepunkt eingetreten zu seyn. In den ersten Jahren hielt die Unsicherheit aller Verhältnisse die innern Stämme ab, sich nach den von den Franzosen besetzten Küstenstädten zu begeben, dann kam die Periode der Herrschaft Abdel-Kaders, welcher dabei interessirt war, daß kein andauernder Verkehr sich mit denselben anknüpfe, und seit dem Jahre 1839 hat der Krieg diese Verbindungen vollends gelähmt. Der Handel mußte also in diesen 14 Jahren so viel wie möglich suchen, seine Wege durch Marocco und Tunis zu nehmen, aber auch dieß scheint in neuerer Zeit auf Schwierigkeiten gestoßen zu seyn. Im Innern von Tunis sieht es ziemlich verwirret aus, und so wenig wir von dem Zustand des Landes näheres wissen, so sind doch zwei Thatsachen genugsam bekannt, um uns eine Einsicht in den Stand der Dinge zu gestatten. Der Bey von Tunis hat sich nach dem löblichen Beispiel anderer mahammedanischer Herrscher eine Menge Monopolien mit Landeserzeugnissen zugeeignet, und es fehlt also sicherlich für die Stämme, welche ihre Waaren aus dem Innern nach der Meeresküste bringen wollen, an Plackereien und Erpressungen keineswegs; abgesehen hievon ist auch noch der Seeräuberteufel in den Bey gefahren, und er will eine europäisch exerciete Armee haben, zu welchem Ende er Aushebungen im ganzen Umkreis seines Gebietes veranstalten läßt. So kriegerisch nun auch die Bewohner dieses Landstriches sind, wenn der Krieg in ihrer Weise geführt wird, so abgesagte Feinde sind sie gegen allen Soldatenzwang, und die Folge dieser Aushebungen und aller damit verbundenen Erpressungen ist eine immer zahlreichere Auswanderung auf französisches Gebiet, was, gelegentlich bemerkt, die Franzosen bald in große Verlegenheit hinsichtlich ihres Verhältnisses zu dem Bey bringen dürfte. Der Handel kann unter solchen Verhältnissen ohnehin nicht gedeihen. Auf der Seite von Marocco hat der Krieg, welcher seit dem Jahre 1839 in der Provinz Oran unaufhörlich dauert, und mehr und mehr die benachbarten marocconischen Stämme ergreift, den Handel wo nicht unterbrochen, so doch zu bedeutenden Umwegen genöthigt, und ein gleicher, wo nicht schlimmerer Fall, ist in Tripoli, wo es seit acht Jahren nicht mehr ruhig geworden ist; anfangs hemmte den Handel die Unruhe in der Familie Caramonli selbst, da der eine Zweig der Familie sich auf die Araber des Innern stützte, der andere mit den Türken gemeinsame Sache machte, und seit dem gänzlichen Sturz der Familie Coramonli und der Einsetzung eines türkischen Pascha hat der Kampf zwischen der türkischen Macht und den Arabern nie geruht, und die verrätherische Ermordung angesehener Häuptlinge, wie z. B. des Scheichs der Oase Fezzan, hat die Bevölkerung nur noch mehr aufgereizt.

So ist der vor 15 Jahren ziemlich lebhafte Verkehr mit dem Innern in gewaltige Stockung gerathen, die fremden Waaren haben zwar den Weg ins Land hinein gefunden, aber die voluminösen Producte des Innern konnten nicht, wie sonst, an die Küste gelangen. Jetzt haben die Franzosen Ruhe und Frieden in den Provinzen Titteri und Constantine hergestellt, halten ihn mit Strenge aufrecht, einzelne Stämme fangen an die gerechtere Verwaltung der Franzosen den Erpressungen einheimischer Häuptlinge vorzuziehen; das Vertrauen stellt

Digitized by Google

sich her, und gegenwärtig sollen in der Provinz Titteri allein gegen 30,000 Mann aus dem Innern von den verschiedensten Stämmen sich gesammelt haben, um den Handel mit Algier wieder anzuknüpfen. So meldet wenigstens der Moniteur vom 23 September, und bemerkt dabei, daß unter diesen Volksmassen die größte Ruhe herrsche, indem sie, wie dieß bei ihnen gewöhnlich ist, für die Zeit des Handels alle Fehden eingestellt haben.

(Fortsetzung folgt.)

Oberst J. P. Hamiltons Erinnerungen an Columbia.

Dritter Abschnitt.

(Schluß.)

Morales zählt etwa 800 Einwohner und treibt einen beträchtlichen Cacaohandel mit Cartagena. Auf der Vorderseite des freundlichen Dorfes, dem Stromufer entlang, laufen schöne Alleen von Königspalmen, die auch um die Häuser angepflanzt sind und viel zur Verschönerung des Ortes beitragen. Die Dörfer dieser Gegenden sind gewöhnlich mit Gehölz umgeben, die Plantagen aber werden, um sie vor den Verwüstungen wilder Thiere zu sichern, stets in einiger Entfernung von denselben angelegt.

Um 5 Uhr des Morgens reisten wir von Morales ab. Als wir uns unserer Wirthin und ihren Töchtern empfahlen, erwiederten uns die letztern auf Spanisch: „Leben Sie wohl, meine Herren! Sie werden bald die armen Mädchen in Morales vergessen, wenn Sie die schönen, jungen Damen in Bogota werden kennen gelernt haben!“ Ihre Prophezeyung mag wohl später eingetroffen seyn; am heutigen Tage bemerkte ich aber, daß einer unserer Reisegefährten beständig sehr niedergeschlagen war. Diese beiden Mädchen waren in der That die hübschesten, die wir bisher in Columbia gesehen hatten.

Nach einer beschwerlichen Tagreise erreichten wir um 6 Uhr des Abends Badillo. Bei unserer Ankunft daselbst versammelte sich ein großer Haufe neugieriger Zuschauer am Ufer, und als wir unsere Verwunderung darüber bezeigten, hier eine so große Volksmenge zu treffen, sagte man uns, daß am folgenden Tage das Candalefäfest in dem Orte gefeiert werde, wo zugleich ein beträchtlicher Jahrmarkt sey. Fest und Markt werden stark von den Einwohnern der Stadt Zimiti besucht, die in der Provinz Cartagena, sechs spanische Meilen von Badillo, an einem See liegt, der mit dem Magdalena in Verbindung steht. In der Nähe von Zimiti wascht man beträchtlich viel Goldstaub, der nach Mompor verkauft wird. Des Abends herrschte großes Leben im Dorfe; überall sah man Männer und Frauen in ihren Festkleidern, die sich zum Theil mit Tanzen vergnügten, theils am Kartentische mit Spielen beschäftigt waren. Wir sahen hier dem Tanz der Neger zu, ein Mann schlug eine kleine Pauke und drei Mädchen sangen, wobei sie dem Tacte nach bald schnell bald langsam in die Hände klatschten. Nicht weit davon stand ein Improvisator, der mit großer Fertigkeit Verse aus dem Stegreife recitirte und sang; aus einem seiner patriotischen Lieder behielten wir die Worte:

Untergang den schlechten spanischen Tyrannen,
Heil und Glück Amerika's Republicanern?

Ein Lieblingstanz des Volkes ist durch das Lascive seiner Stellungen und Bewegungen besonders anstößig. Er wird von einem Mann und einer Frau getanzt; die letztere thut anfangs spröde und schüchtern, sucht zu entfliehen und wird von dem Manne verfolgt, zuletzt aber werden sie mit einander vertraut. Wollüstiges Verlangen spricht sich in diesem Tanze noch unverhüllter aus als in dem altspanischen Fandango. Unter den Zimitiern waren einige besonders gute Tänzer; die zimitischen Frauen trugen um den Hals schöne, goldene Ketten mit Kreuzen, und in den Ohren sehr große goldene Ringe. Wundern mußten wir uns über einige unserer Bogas, die, ungeachtet sie 14 Stunden in der Sonne auf den Champans gerudert hatten, dennoch die fröhlichsten unter den Tänzern waren. Wir konnten vor dem Geräusche des Tanzens, das bis 4 Uhr des Morgens fortdauerte, nur wenig schlafen. Einige Tage vor unserer Ankunft war in der Nähe von Badillo ein großer Tiger erlegt worden, der starke Verheerungen unter dem Vieh angerichtet hatte.

Um 5 Uhr des Nachmittags reisten wir von Badillo ab. Campbell und Cade bestiegen mit ihren Flinten das Canoe und erlegten zwei wilde Truthähne, ein Paar Schneepfen und einen Specht, der auf dem Kopfe eine schöne, scharlachrothe Haube hatte. Die Nacht brachten wir auf einer Sandbank zu. Mit Tagesanbruch reisten wir weiter, und erblickten an diesem Tag in großer Entfernung die hohen, schneebedeckten Berggipfel der Sierra de Simiterra, in der Provinz Antioquia. Um 7 Uhr des Abends erreichten wir San Pablo, wo wir unser Nachtquartier nahmen. Nicht weit davon sind steile Sanddünen voll Höhlen, in welchen kleine Schwalben nisten. Der Boden, welcher früher fett und lehmig war, wird hier mehr sandig und ist mit lieblichen Hügelreihen bedeckt. Auf einigen Sandbänken sahen wir eine große Menge schöner Schmetterlinge von jeder Farbe und Größe, ließen uns aber nicht darauf ein sie zu fangen, weil wir nicht mit den nöthigen Schachteln und Kästen versehen waren, in denen man sie sorgfältig verschließen muß, wenn sie nicht von den weißen Ameisen zerfressen werden sollen.

Wir übernachteten in einem einzelnen Hause, das auf einer schönen Anhöhe lag und mit weitläufigen Cacao- und Pisangplantagen umgeben war, deren Besitzer sich bereits zwölf Jahre hier aufgehalten und mit Anbau derselben beschäftigt hatte. Die Cacaofrucht gleicht am Baume einer kleinen, rauhen Melone, hat eine dunkelrothe Farbe und ist ganz angefüllt mit den kleinen Bohnen. Der Boden an den Ufern des Magdalena eignet sich wegen seiner Fruchtbarkeit und Nässe ganz besonders zum Anbau des Cacaobaumes. Vor dem Hause stand ein siebenjähriger Orangenbaum, dessen Stamm einen Umfang von sieben Fuß hatte; wir kauften hier eine kleine Schleuder mit getrockneten Thonkugeln, die man gebraucht um Aras und andere Papagaien zu tödten,

Digitized by Google

wenn sie Verheerungen in den Plantagen anrichten. Unser Wirth erzählte uns, er habe vor kurzem einen Löwen erlegt; das Thier aber, welches man hier so nennt, ist nur eine Art von Leopard, der zwar die Farbe und den Schwanz des afrikanischen Löwen hat, aber beträchtlich kleiner ist. Dieser Mann war sehr für die Sache der Unabhängigkeit eingenommen, und hatte die Armee der Patrioten mit einer beträchtlichen Menge von Chocolade beschenkt, als sie, um die spanischen Truppen anzugreifen, den Magdalenenfluß hinabzog.

Ein kleines Floß von aneinander gebundenen Bäumen fuhr leer an uns vorüber; auf solchen Flößen kehren häufig die Bogas von Honda nach Mompar zurück. Wir übernachteten auf einer kleinen Insel, wurden aber durch ein Ungewitter genöthigt, Obdach in unseren Champans zu suchen. Besondere Unterhaltung gewährten uns die Affen durch ihre mancherlei Possen, welche sie auf den Bäumen trieben; sie hingen zuweilen, mit ihren Jungen auf dem Rücken, am Schwanze, und diese umklammerten fest den Leib der Alten.

Eine Nacht brachten wir in der großen, sandigen Ebene Peñones de Barbacoas zu, woselbst im Jahre 1819 eine Schlacht zwischen den Spaniern und Patrioten vorgefallen war, in welcher die letzteren einen vollständigen Sieg davon getragen hatten. Campbell und Cade gingen auf dem Schlachtfelde umher, und ließen sich die Stellungen, welche beide eingenommen hatten, zeigen.

Die Waldbäume hatten in dieser Gegend des Flusses einen besonders schlanken und geraden Wuchs. An den Bäumen sahen wir in großer Menge die schwebenden Nester der Oropendulums, welche sehr künstlich gebaut sind, und stets an den äußersten Spitzen der Zweige hängen. Durch dieses freie Schweben in der Luft sind sie vor den Nachstellungen der Affen gesichert, welche auf Eier und junge Vögel sehr erpicht sind. Die Oropendulums leben immer in größeren Schaaren beisammen. Da die Bäume, auf welchen diese Vögel nisten, eine beträchtliche Dicke und sehr glatte Rinde haben, dabei bis zur Höhe von 30 bis 40 Fuß von Aesten entblößt waren, so konnte keiner der Bootsleute hinaufsteigen, um ein Paar Zweige mit Nestern abzuschneiden und herabzuwerfen; mein Wunsch ihren innern Bau näher kennen zu lernen, blieb daher unbefriedigt. Die Farbe des Oropendulum ist schwarz bis auf den Schweif, der orangegelb ist; sie haben die Größe einer kleinen Taube.

Wir landeten bei dem Dorfe St. Bartolome, wo wir uns, um einige Bootsleute zu miethen, einen Tag aufhielten. Der Patron des Champans verschaffte sie uns für neun Dollars, die wie einem jeden als Löhnung bezahlen mußten. Wir trafen im Dorfe einen alten Franciscanermönch aus einem Kloster in Bogota, der sich seiner Gesundheit wegen hieher begeben hatte. Er erzählte uns, daß er Anno 1783 in den Orden getreten sey, und zeigte sich überaus gesprächig und mittheilend. Auch ließ er sich, als wir ihm eine Flasche Franzwein vorsetzten, dazu bewegen, einige Gläser zu trinken, und ungeachtet er dabei so saure Gesichter machte, daß uns der Wirth deßhalb auslach und lachte, machte er doch schon früher manche Flasche geleert haben, und aus Erfahrung die Vorzüge des Weins vor Adams Ale (Wasser) kennen.

Nicht weit von dem Dorfe hauste ein 18 Fuß langer Alligator, dem schon viele Schweine und Hunde, die sich um zu trinken dem Flusse genaht hatten, zur Beute geworden waren. Alle Versuche, welche die Einwohner des Dorfes bisher gemacht hatten, um ihn zu erlegen, waren vergeblich gewesen; wir sahen ihn, als er eben auf einer Sandbank einen kleinen Alligator anfiel und ihn mit Blitzesschnelle in den Fluß jagte. Die Einwohner nahten sich nur mit Vorsicht der Gegend des Flusses, über welche er sich die Herrschaft angemaßt hatte. Auf einer Sandbank fanden wir ein Kaimansei, welches von einem der Bootsleute ausgebrütet und nachmals von mir nach England geschickt wurde. Vom Alligator oder Kaiman erzählte man mir die sonderbare Anekdote, daß das Weibchen alle Jungen fräße, welche nicht sogleich, nachdem sie ausgekrochen, in den Fluß liefen. Der augenblickliche Gebrauch der Beine sey das einzige Mittel, ihnen die Gunst der Mütter zu verschaffen.

Texas und der Golf von Mexico.

Neuorleans.

(Fortsetzung.)

Die Amerikaner gelten, und ich glaube mit Recht, für ein moralisches Volk, aber auch dieß Verdienst ist, glaube ich, bei ihnen nicht so groß, als es bei andern Völkern seyn würde. Ihr Durst nach Reichthum, der nur durch strenge Geschäftsthätigkeit befriedigt werden kann, macht ihre Gewohnheiten überhaupt ruhiger und zurückhaltender. Man sieht eine amerikanische Frau bei ihren Ausgängen, Ausfahrten oder Austritten, Sonntags ausgenommen, selten von einem Herrn begleitet; dieß wäre Zeitverlust, und somit eine unnöthige Ausgabe. Junge, zarte, hübsche Frauen sieht man deßhalb unbegleitet und in den buntesten Farben einhergehen, denn man versagt ihnen nicht die unschuldigen Vergnügungen, welche Kleiderschmuck und weibliche Gesellschaft verschaffen können, und man sieht sie in den Straßen von einem Kaufladen zum andern, von einem Boarding-House zum andern gehen, um Sachen einzukaufen oder Besuche zu machen. Diese Sitte, daß junge verheirathete Frauen kein eigenes Hauswesen haben, sondern in den Schwatznestern, genannt Boarding-Houses, wohnen, scheint mir sehr tadelnswerth. Die junge amerikanische Frau, — und sie heirathen, wenn sie fast noch Kinder sind, — bleibt so den ganzen Tag ohne die Gesellschaft ihres Mannes, ohne den Schutz seiner Gegenwart. Ihr Gespräch beschränkt sich auf Skandalgeschichten oder das fade Modegeschwätz, und an einem Orte, wo alle ein Recht zum Eintritt haben, müssen die bessern nothwendig auch mit solchen in Berührung kommen, die sie bei sich, wenn sie ein Hauswesen gehabt hätten, nie empfangen haben würden.

Auf dem freien Platze stand eine Menge Miethwagen; ihre Reinlichkeit und ihre vortreffliche Bauart, um von dem anständigen Aussehen der Kutscher gar nicht zu reden, würde die Miethwagen der meisten europäischen Hauptstädte beschämen. Wie fiel auf, wie sehr die Leute, die wir begegneten, einander glichen: man kann einen Yankee nicht leicht für den Bewohner eines andern Landes ansehen; sie sind fast alle

Digitized by Google

sehr genau rasirt, ohne eine Spur von Bart am Kinn oder der Oberlippe, und dann sind auch ihre Kleider so genau dieselben. Ich konnte dieß anfangs nicht begreifen, warum alle die männlichen Bewohner so wie nach einem Modell gegossen schienen, bis ich die zahlreichen Kleiderbuden mit Strohmännern in ganz ähnlichem Anzug sah, denn in Neuorleans gibt es eigentlich gar keine Schneider, wohl aber Schneiderkaufleute in Menge, die sich die Kleider in großer Anzahl fix und fertig aus dem Norden kommen lassen, namentlich aus New-York, das die Mode für die Elegants anderer Städte angibt.

In Amerika, selbst Neuorleans nicht ausgenommen, wo eine Mischung aus französischem Blut und das südliche Klima ein munteres Aussehen der Menschen herbeiführen sollte, sieht alles ernst, gemessen, übereiegend aus. Nichts von der lustigen, sorgidsen Art, die man sonst unter den Franzosen und selbst unter Engländern bemerkt; sogar die Vergnügungen, deren nicht viele sind, werden ohne eigentliches Gehenlassen genossen, denn das Geschäft verfolgt sie bis in ihre Genüsse hinein und wird selbst ihr Genuß.

Die Frauen sind ausnehmend artig, hübsch, wahrhaft weiblich aussehend. Ich habe bemerkt, daß sie allein ausgehen, die Achtung vor den Frauen ist jedoch in Amerika so groß, daß dieß selten unangenehme Folgen hat. Ueber den Geschmack der amerikanischen Frauen in ihrer Kleidung läßt sich manches sagen. Zwar sind ihre Röcke, Hauben, Hüte u. s. w. alle aus Paris, und ich zweifle, ob eine amerikanische Dame leicht etwas tragen würde, von dem sie auch nur vermuthete, es sey nicht von Pariser Fingern gemacht, und man sollte somit glauben, sie seyen gut gekleidet, aber das Ganze paßt nicht recht zusammen, und namentlich sind die Farben nie geschmackvoll gemischt, denn die amerikanischen Damen lieben schreiende Farben etwas zu sehr, und so lieblich auch ihre Gesichter sind, so ist doch ihre Haltung selten gut.

Indeß glaube ich nirgends so viel und so mannichfaltige Schönheit und Liebenswürdigkeit gesehen zu haben, wie in Neuorleans, die hellfarbige englische Amerikanerin mit ihrer schlanken Gestalt, die an Reiz die Schönheiten des „alten Landes" weit übertrifft; die Creolinbrunette mit ihren elastischen Formen und ihrem zierlichen Gang, und endlich die schönste von allen die dunkelfarbige und doch blühende Quadrauin. Die Farbe ihrer Wangen spricht zu deutlich ihre geachtete Abkunft aus, die Frauen des Landes halten sich hochmüthig entfernt von ihr und ihrem Umgang, und so schließen sie in der Bitterkeit ihres Herzens nur allzu oft Bande, welche die Moral verwirft, welche aber der Menschenfreund bei der geachteten Quadraun entschuldigen muß.

Alles dieß und noch manches andere beobachtete ich auf meiner ersten Fahrt durch die Straßen von Neuorleans. Es ist hier allerdings viel zu sehen und zu bemerken, aber genaue Beobachtung wird allmählich langweilig, und ich war froh, mich wieder in meinem Hotel zu sehen. Hier sieht man auf, daß die Damen ihre eigene Table d'Hôte haben, und nicht warten, bis ihre Ehemänner von der Börse oder sonstigen Geschäften zurückkommen. Essen scheint überhaupt eine Lieblingsunterhaltung der Damen zu Neuorleans zu seyn, wenn man nach der häufigen Wiederkehr der Mahlzeiten schließen darf. Sie frühstücken um 9 Uhr, um 11 Uhr wird ein Imbiß aufgetragen, um 4 Uhr das Mittagsmahl, um 6 Uhr der Thee und um 9 Uhr das Abendessen; zu allen diesen Stunden ertönt ein Gong von furchtbarer Kraft durch das Hotel und ruft die schönen Bewohnerinnen aus ihren Zimmern zum gemeinschaftlichen Mahl. Wie man mir sagte, setzten sich täglich etwa hundert Damen zu diesen weiblichen Mahlzeiten nieder. Der Mangel an Beschäftigung, der aus diesem Wirthshausleben entspringt, — denn so begabt und gut unterrichtet auch die amerikanischen Damen sind, so lieben sie doch literarische Beschäftigung durchaus nicht alle, — ist wohl der Hauptgrund zur Vermehrung der Mahlzeiten, nährt den Kleiderluxus und weckt die Neigung zum Klatschen. Die Damen sehen wenig von ihren Männern, denn diese sind den ganzen Tag in Geschäften abwesend, und die wenigen Augenblicke, die sie der Damengesellschaft widmen, reichen nicht hin, daß die Frau einen großen Einfluß auf den Mann gewinnen kann. Demnach nehmen die Frauen eine hohe Stellung in den Vereinigten Staaten ein, sie sind gebildeter als die Männer, und einige haben in den letzten Jahren durch ihre Schriften eine nicht geringe Stufe auf der Leiter des literarischen Ruhmes erstiegen.

Doch ich muß zu den innern Einrichtungen des Hôtels zurückkehren, die einen guten Begriff von der Lebensart in dieser großen Hauptstadt der südlichen Staaten gibt. Die Abende werden mit Musik und Tanz hingebracht, welcher letztere hier ein Hauptvergnügen ist. Die Damen laden die Herren, deren Gesellschaft sie angenehm finden, zu dieser Unterhaltung ein, und das Tanzen dauert meist bis lang nach Mitternacht. So sehr mich dieß oft störte, so war ich doch eigentlich froh, daß das monotone Leben der armen Damen dennoch einige Abwechslung hatte, und daß die Herren noch etwas mehr als Handel zu treiben und zu trinken verstanden.

Unsere Privatzimmer waren sehr bequem, mit guten Teppichen, luxuriösen Meubeln und Vorhängen von dem reichsten blauen Damast versehen. Das einzige Hôtel, dem ich es vergleichen kann, sind „les Princes" in Paris. Ich hätte mich in dieser Region des Luxus, der Wohllebens und der Höflichkeit glauben können; man hat hier weiße Gehülfen (Diener) und sieben vortreffliche Pariser Köche; ich brauche also nicht hinzuzufügen, daß die Küche auch vortrefflich war. Mein Schlafzimmer war ausgezeichnet — schneeweiße Moskito-Vorhänge und eine Menge Lehnstühle und Psychés. In der That, wären die ersteren nicht da gewesen, ich hätte mich zu Paris glauben können. Ein amerikanisches Frühstück hat seinesgleichen in keinem Lande, eine große Mannichfaltigkeit von Fischen und Früchten, Eingemachtes aller Sorten und Kuchen von allen Arten und Größen. Die Büffelzungen sind vorzüglich, und die Philadelphia-Schinken thun es, — wie die Amerikaner behaupten, — dem westphälischen weit zuvor. Ihre berühmten Buchweizenkuchen, die sie heiß mit Butter bestreichen und essen, fand ich köstlich, — aber wie ungesund! nur ein amerikanischer Magen kann sie, täglich genossen, verdauen. Der Preis für alle diese Dinge ist freilich im Verhältniß zu Paris oder London ziemlich hoch. Für drei Zimmer, Essen, Licht, kurz alles, Wein ausgenommen, für meinen Mann, mich und mein Kammermädchen kostete 17 Dollars täglich; doch muß ich bemerken, daß wir auf dem Zimmer speisten.

(Schluß folgt.)

Garella über den Isthmus von Panama. Die Bemühungen, sich genaue Nachricht über die Möglichkeit einer Durchstechung zu verschaffen, häufen sich, fallen aber nicht immer günstig aus. Nach dem Courr. franç. vom 23 Sept. ist Hr. Garella von einer Unte suchungsreise zurückgekehrt, meldet aber, daß der Hochpunkt des Isthmus zwischen den beiden Meeren nicht bloß zehn Meters betrage, wie die französisch-granadinische Compagnie berichtet hatte, sondern 125 Metres, so daß statt eines einfachen Durchschnitts ohne Schleußen nun an einen Canal zu denken ist, der auf beiden Abhängen zusammengenommen wenigstens 60 Schleußen hätte.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 281.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

7 October 1844.

Der Isthmus von Tehuantepec.

Wir haben vor kurzem (siehe Nr. 255) erwähnt, daß in Mexico der Plan zu einer Durchstechung des Isthmus von Tehuantepec abermals aufs Tapet gekommen sey, glauben aber aus mancherlei Gründen, daß dasselbe nicht einmal im Ernste unternommen werden wird, sondern vielleicht bloß dazu dienen soll, europäisches Geld nach Mexico zu locken, um die Taschen gewisser Leute zu füllen. Uebrigens ist das Projekt unausführbar, weil das Klima keine dauernde Ansiedlung auf einem großen Theil der betreffenden Strecke gestattet; die alte spanische Regierung soll schon mehrmals Versuche angestellt haben, die aber sämmtlich scheiterten, obgleich man Eingeborne zur Ansiedlung wählte. Der Grund der Ungesundheit liegt nicht in Sümpfen oder einer sonstigen Malaria, sondern darin, daß oft bei der größten Hitze mit einem Male eisige Winde von den benachbarten schneebedeckten Bergen herabwehen, und den dadurch erzeugten Fiebern hat noch keine Ansiedlung widerstanden. Da indeß Hr. Garay, welcher im Jahre 1842 das Privilegium auf eine Durchstechung des Isthmus erhielt, durch eine wissenschaftliche Commission trigonometrische Messungen veranstaltet haben soll, so ist es von Interesse, dieselben mitzutheilen, und wir entheben aus einem französischen Blatte (Constitutionel vom 25 Sept.) die hauptsächlichsten Angaben ohne weitern Commentar.

„Der Isthmus von Tehuantepec gehört zu den Departements Oajaca und Veracruz, welche nach den letzten statistischen Angaben der mexicanischen Regierung 750,000 Einwohner zählte. Die specielle Bevölkerung des betreffenden Landstrichs ist 51,854 Seelen, was annehmen läßt, daß sich der größte Theil der erforderlichen Arbeiter an Ort und Stelle finden würde. Dieser Theil Mexico's enthält alle Reichthümer einer tropischen Natur, namentlich eine ungeheure Menge Bau- und Kunstschreinerholz; er ist von zahlreichen Gewässern durchfurcht, die zur Speisung eines Canals mehr als hinreichend sind, und ist verhältnißmäßig gesund. Diese Gegend vereinigt also alle nöthigen Bedingungen für die Ausführung eines solchen Canalbaues.

„Die Entfernung von einem Meere zum andern in gerader Linie ist 220 Kilometres; die durchlaufende Cordillere zeigt eine ganz außerordentliche Senkung, und die Wasserscheide auf dem Plateau von Tarifa liegt nur 200 Metres über dem Meere. Diese Höhe kann einen Ingenieur durchaus nicht erschrecken. Von dem Nordabhang der Cordillere läuft in gerader Linie gegen den atlantischen Ocean ein großer Fluß, der Goazacoalca, welcher in seinem Laufe zahlreiche Zuflüsse aufnimmt; auf dem Südabhang laufen der Chicapa und Ostuta nach dem stillen Meere. An demjenigen Ende des Isthmus, das an den Golf von Mexico stößt, bildet die Mündung des Goazacoalco einen ungeheuren Hafen; auf der entgegengesetzten Seite finden sich Lagunen, die gehörig ausgetieft Schiffen von starker Tüchtigkeit einen leichten Zugang gewähren würden. Nach dem Project Hrn. Garay's soll der Goazacoalco bis zu einem seiner Zuflüsse, dem Malatengo, schiffbar gemacht werden, was schon zwei Drittheile des Isthmus ausmacht; von diesem Punkt an bis zu den Lagunen würde die Schifffahrt auf einem von den vereinten Gewässern des Chicapa und der Ostuta gespeisten Canal gehen, welcher etwa 80 Kilometres Länge hätte. Der Abhang von dem Plateau von Tarifa bis zum Malatengo, welcher 160 Metres beträgt, würde 54 Schleußen erfordern; der Abhang nach dem stillen Meere zu, welcher 200 Metres beträgt, würde 67 Schleußen nöthig machen, im Ganzen also 120 Schleußen."

Man ersieht aus diesen Angaben ohne Mühe, daß ein solches Unternehmen in einem Lande wie Mexico eine halbe Unmöglichkeit ist, und daß es nach vielmehr im weiten Felde steht, als eine Durchstechung der viel kürzern Landenge von Panama.

Der Handel Algiers mit dem Innern.

(Fortsetzung.)

Das Zusammenströmen einer so großen Menge Menschen zum Behuf des Handels ist wohl hauptsächlich eine Folge des Zuges, den General Marey ins Innere des Landes, wie schon bemerkt, im Mai und Junius dieses Jahres unternahm. Er

Digitized by Google

deang dabei, seinem Bericht zufolge, bis auf 120 Lieues von Algier vor, also jedenfalls mehr als vier Breitegrade südlich von Algier. Es galt hauptsächlich den Städten oder befestigten Orten (Ksar*) Laghuat, Tedschmout, Aweta, Assafia und Ain Maadhi. Die Erbauung dieser zum Theil sehr alten Ksars hängt mit der ganzen Lebensweise der dortigen Völker zusammen, die zum Theil in den Bergen, oder wohl richtiger im hohen, zum Getreidebau tauglichen Lande, zum Theil in der Ebene wohnen, welche man gewöhnlich die Wüste nennt, weil im Julius alles Gras verdorrt ist und die Bäche und Quellen versiegen. Letztere züchten zahlreiche Heerden, für welche sie auf ihrem Grund und Boden im Herbst hinreichende, im Winter reichliche, im Frühjahr überflüssige Nahrung finden; im Sommer aber ziehen sie nach dem Tell oder dem anbaufähigen Lande im Gebirge. Die Bewohner der letzteren ziehen im Winter nach der Wüste, d. h. in die Ebenen herab, theils um der Kälte der Berge auszuweichen, theils um die Weiden der Ebene zu benützen. Hierauf beschränken sich indeß die Wanderungen nicht, denn ein großer Theil der Bevölkerung besitzt zugleich den Handel damit in Verbindung; so ziehen sie im Winter nach Tuggurt, verkaufen dort ihre Wolle, Butter, Käse, Vieh, das Getreide des Tell und europäische Waaren, und kaufen dagegen Datteln, Wollstoffe, Sklaven, Straußenfedern; im Frühjahr kommen sie zurück, machen auf dem Wege einen Abstecher zu den Beni-Mzab (Mozabiten), und lassen ihre Kamele zu Laghuat ausruhen. Im Sommer kommen sie nach dem Tell, verkaufen die Waaren des Südens und kaufen die des Nordens und das Getreide ein; im Anfange des Herbstes endlich kommen sie nach Hause und lassen ihre Kamele ruhen, um in kurzer Zeit ihre Wanderungen, die jährlich eine Strecke von 400 Lieues betragen mögen, wieder zu beginnen. Diese Stämme gleichen großen Handelshäusern, und würden ungeheuren Gewinn machen, wenn nicht die Herren des Tell sich im Sommer bedeutende Abgaben zahlen ließen, und wenn sie sich nicht unter einander unaufhörlich befehdeten; sie sind indeß nichtsdestoweniger sehr reich.

Zur Unterstützung dieses Handels brauchen sie indeß große, sichere Niederlagen, und daher stammen die Ksars oder festen Orte. Jeder Stamm hat den seinigen; die einen stehen unter Marabuts, wie Ain Maadhi, andere werden von den Stämmen selbst bewacht, und noch andere sind nach und nach in den Besitz mächtiger Häuptlinge übergegangen, indem die türkische Herrschaft zu Zeiten die hieher reichte; merkwürdig ist dabei, daß der Kampf zwischen weltlichen Herren und Marabuts, den man seit geraumer Zeit schon in der Provinz Oran bemerkt, hier gleichfalls Jahrhunderte alt ist. **) In welchen Händen aber auch diese Ksars seyn mögen, so können sie die Stämme so wenig entbehren, als die Stämme die Ksars missen können. Ein Ksar muß sicher seyn gegen plötzliche Ueberschwemmungen, die wegen der starken Regen nicht selten sind, muß an einem nicht versiegenden Fluß oder dergleichen Quelle liegen, und mit einer hinreichend starken Mauer eingeschlossen seyn, um den Angriffen streifender Horden widerstehen zu können; die Mauern bestehen zwar größtentheils nur aus Lufziegeln und sind nicht sehr fest, reichen aber jedenfalls gegen die Stämme aus, von denen sie möglicherweise angegriffen werden können; auch gegen die Türken haben sie sich großentheils mit Glück gewehrt. Anders ist dieß mit den Franzosen, die stets Geschütze, wenn auch von sehr leichtem Kaliber, mit sich führen. Diese können hoffen, das ganze Land durch die Ksars mit Sicherheit zu beherrschen. Die Stadt Laghuat z. B., die Hauptstadt dieses Theils des Landes, welche am Nord- und Südabhang eines Beeges unmittelbar westlich von dem Wad Mzi erbaut ist, hat große, prächtige Gärten, die sich im Norden und Süden der Stadt auf fast eine Stunde weit ausdehnen; Palmen sind hier zahlreich und liefern gute Datteln; ferner gibt es Feigen-, Aprikosen- und Mandelbäume ꝛc. in Menge, auch Gemüse sind sehr mannichfach und in Fülle. Diese Gärten machen den Reichthum Laghuats, aber auch seine Schwäche aus, denn die Bewohner werden sich nie entschließen, diese Gärten der Zerstörung preiszugeben, und doch könnten sie solche gegen eine französische Colonne nicht vertheidigen, denn die ganze Bevölkerung beträgt nur 5 bis 6000 Seelen, und die Zahl ihrer Mannschaft höchstens 600 Fußgänger. Kommt dazu noch, daß die Franzosen Meister vom Tell bleiben, so scheinen sie ihre Herrschaft ziemlich sicher stellen zu können, denn was den türkischen Deys mit ihren schwachen Mitteln halb gelungen ist, kann den Franzosen mit allen den Mitteln, über welche sie verfügen, nicht allzu schwer werden.

Nach dem Obigen braucht es keines Nachweises mehr, daß um Laghuat her, und namentlich am Laufe des Mzi ein bedeutender Handel seit alten Zeiten besteht, und daß unter die Waaren, mit denen sich derselbe befaßt, auch Manufacte Europa's gehören. Es fragt sich nun namentlich, wie ist es mit dem Lande zwischen Algier und Laghuat beschaffen, und welche Hindernisse setzt dieses einem fortdauernden Verkehr entgegen. Der Zug des Generals Marey weist keine besondern Schwierigkeiten nach, wir wollen indeß aus seinem Be-

*) Ksar ist wohl nichts anders als das arabische Wort Kassar, festes Schloß; es scheint eine Eigenheit des nordafrikanischen Dialekts, den Nachdruck auf die letzten Sylben zu legen und dadurch den Vocal der ersten Sylbe auszustoßen; vergleiche den Namen Rbat, statt Rabat; Sghir der Kleine, statt Seghir u. s. w.

**) Ain Maadhi war so lange man weiß, im Besitz einer Marabuts- oder Scherif-Familie, der Tedschi oder Tadschini. Auch Laghuat stand in alter Zeit unter der Herrschaft der Familie des Marabut El Hadsch Aisa: vor 300 Jahren aber ging sie in die Hände einer weltlichen Familie über und stand unter der Oberhoheit Marocco's, bis sie von diesem vor etwa 100 Jahren an die Türken abgetreten wurde. Seit dieser Zeit hat der Kampf zwischen den Marabuts und den weltlichen Häuptern nicht aufgehört; Abdel-Kader, der, selbst ein Marabut, auch die Marabuts allenthalben begünstigte, setzte während seines Zuges gegen Ain Maadhi einen gewissen El Hadsch Larbi als Häuptling ein, der aber im vorigen Jahre der Gegenpartei erlag. Wahrscheinlich danken die Franzosen die gute Aufnahme, welche sie fanden, dem Umstand, daß der siegreiche Anführer Ahmed ben Salem sich in seiner Herrschaft nicht ganz sicher fühlte.

richt eine kurze Schilderung des Landes beifügen: „das Land vom Meere bis zur großen Wüste *) zerfällt in sechs sehr verschiedene Zonen: die Metidscha, ein warmer, niedriger und feuchter Landstrich; der Atlas (d. h. die Kette, unmittelbar südlich von Algier), welcher 25 Lieues breit ist, ein Klima ähnlich dem Südfrankreichs hat und bei Boghar endet; die kleine Wüste, ein ziemlich hoher, wenig bewässerter Landstrich; der Dschebel-Amur und Dschebel-Sahari, welche 25 Lieues Breite und eine Höhe etwa wie die Vogesen haben; hierauf das Bassin des Mzi, das eine Reihe Bergketten mit steilen Höhen darbietet und wo der Boden unfruchtbar und die Hitze sehr heftig ist; endlich jenseits Laghuat kömmt die große Wüste ohne Wasser und ohne Berge. In der Metidscha wachsen die Aloe, der Feigenbaum, die Orange, welche im Atlas nicht fortkommen, der Palmbaum gibt aber keine Datteln. Die Bäume des Atlas sind die des südlichen Frankreichs, die Ulme, die grüne Eiche u. s. w. Die Cerealien gedeihen vom Meere bis Boghar ohne Bewässerung; von hier an bedürfen sie Wasser, einige höhere Striche des Dschebel Amur und Dschebel Sahari, so wie die Hochflächen im Westen der kleinen Wüste ausgenommen, welche sehr hoch liegen, und die Quellen des Scheliff, der Mina, des Sig und mehrere Bäche enthalten, welche sich in die Schotts (Landseen) ergießen. Die Bäume der Wüste sind der Mastix-, der Wachholder- und manchmal der Johannisbeerbaum; an dem untern Theil der Berge wachsen Fichten und der Lebensbaum; die grüne Eiche findet sich oben auf den Höhen des Atlas, des Dschebel Amur und Dschebel Sahari. Die Palmen geben nur südlich von diesen Bergen Früchte; sobald man diese überstiegen hat, werden Weizen und Gerste sehr selten; die Dattel macht die Hauptnahrung aus. Pflanzen, Reptilien, Insecten, Vögel, Mineralien, kurz die ganze Natur haben, wie die Sitten der Einwohner, einen ganz eigenthümlichen Charakter."

Man ersieht aus dieser Schilderung, daß von besonders großen physischen Hindernissen nicht die Rede ist, und die Franzosen scheinen auch in moralischer Beziehung alles gethan zu haben, um ihr Uebergewicht zu sichern. Sie haben allenthalben Tribut verlangt, auch von Ain Maadhi, aber deutlich gezeigt, daß es ihnen mehr um ein Zeichen der Unterwürfigkeit, als um Geld zu thun ist; ihre Truppen haben die strengste Mannszucht beobachtet, alles Privateigenthum blieb geachtet, was natürlich gegen das räuberische Benehmen der türkischen Soldaten stark abstechen und ein günstiges Vorurtheil für die Ordnung und Regelmäßigkeit der französischen Verwaltung erwecken mußte. Wenn so viel erreicht wurde zu einer Zeit, wo die Verhältnisse mit Marocco noch völlig ungewiß waren, wo man dem Ausbruch des Krieges mit jedem Augenblick entgegensah, so muß der Eindruck, den die Demüthigung des Kaisers macht, vollends entscheidend gewirkt haben. (Schluß folgt.)

*) Darunter darf man indeß nicht die Wüste zwischen den Südabhängen des großen Atlas und Tombuctu verstehen, sondern es ist dieß nur ein mehr oder minder großer, mehr oder minder wasserloser Strich zwischen zwei nördlichen Ausläufern des Atlas.

Weißer Menschenhandel in Brasilien.

Der National vom 25 Sept. meldet aus Rio Janeiro, daß am 16 Jun. zwischen der brasilianischen Regierung und einem französischen Hause ein Vertrag abgeschlossen wurde, vermittelst dessen das Handelshaus der brasilianischen Regierung eine gewisse Anzahl nicht Neger, sondern Europäer liefern soll. Brasilien kauft von dem bezeichneten Hause 600 Erdarbeiter (terrassiers) zum Preise von 345 Fr. für den Kopf, nach Rio Janeiro geliefert. Die Ueberfahrtskosten, so wie die 345 Fr. Kaufpreis werden als Vorschüsse, die den Colonisten gemacht wurden, betrachtet, und diese werden behandelt wie Neger, die man an der afrikanischen Küste gemiethet hat, d. h. sie müssen durch ihre Arbeit die Vorschüsse zurückzahlen. So lange diese Heimzahlung nicht vollständig ist, gehört die Arbeit dieser Unglücklichen den Käufern, und die 600 weißen Sklaven können an die Fazendeiros (Gutsbesitzer) vermiethet oder verkauft werden; da sie wohlfeiler kommen als die Schwarzen, so wird man ihnen wohl den Vorzug geben. Engländer dürfen unter der Zahl dieser kauf- und verkaufbaren Colonisten nicht seyn — eine Ausnahme, die man der Einsprache des Sir H. Hamilton verdankt. So weit der National; es ist wohl hauptsächlich wieder auf deutsche Colonisten abgesehen, mit denen obermals ein Handel getrieben werden soll, noch schlimmer als der nach Texas, dessen Unterhändler kürzlich von den französischen Gerichten die verdiente Beandmarkung erfuhren.

Texas und der Golf von Mexico.

Neworleans.

(Schluß.)

Ich bemerkte in Amerika nichts von der widerlichen Vertraulichkeit, die zwischen Herrn und Diener bestehen soll, und eben so wenig die Abneigung der dienenden Classe, denen, welche Zufall oder Erwerbung von Reichthümern höher gestellt haben, auch wirklich zu dienen. In Amerika gilt kein ehrlicher Beruf für erniedrigend, und jeder hofft in der Zukunft einen so wichtigen Platz in der Welt einzunehmen, wie der andere. So fühlt er sich, während er seine Pflichten als Diener erfüllt, auf einem gewissen Fuße von Gleichheit mit seinem Brodherren, der vielleicht seine Laufbahn mit eben so geringem Vermögen wie er angefangen hat. Diese Ansicht tritt nothwendig dem gemeinen Knechtsinn entgegen, der in aristokratischen Ländern so oft die Diener bezeichnet, und in der Mehrzahl thun sie, ohne auf Freiheit und Gleichheit zu pochen, ihre Pflicht eben so gut oder besser als in andern Ländern. Ist die Dienstzeit vorüber, so schüttelt vielleicht der gewesene Herr dem gewesenen Diener die Hand und spricht vertraulich mit ihm, ohne Furcht sich etwas zu vergeben. Daß es Leute gibt, deren Sinnesart durch die bestehenden Verhältnisse verdorben wird, und welche bei den herrschenden demokratischen Ansichten das Gefühl ihrer temporären Abhängigkeit verlieren, ist wahr, aber die Beispiele sind bei einem so ernsten, methodischen und verständigen Volke, wie die Amerikaner, gewiß selten. Im Gegentheil ist es nicht gerathen, englischer Diener mit hinüberzunehmen, denn nur wenige sind anhänglich und verständig genug, um den verführerischen Lockungen einer nominellen Gleichheit zu widerstehen.

Wir hatten während unseres Aufenthalts manche Gelegenheit, mit einigen der reichsten Kaufleute dieser reichen Stadt bekannt zu werden,

Digitized by Google

und ich ermangelte nicht, alle möglichen Nachfragen über die Einrichtungen und Hülfsquellen dieser aufstrebenden Handelsstadt anzustellen. Die Lage von Neuorleans hat kaum ihresgleichen in der Welt, sie beherrscht über 20,000 Meilen Flußschifffahrt und steht in leichtester Verbindung mit der See, nicht bloß direct den Mississippi hinab, sondern auch durch einen Canal nach dem See Pontchartrain. Die ungeheure Menge Baumwolle, womit die Stadt während der Zeit des Jahres, wo die Ernte heimgebracht wird, angefüllt ist, könnte allein schon einen schwachen Begriff von der Ausdehnung ihres Handels geben. Während unsere Yacht im Hafen lag, konnten nicht weniger als 1600 flachbodige Handelsfahrzeuge damit beschäftigt seyn. Louisiana, dessen Hauptstadt Neuorleans ist, umfaßte im Jahre 1538 Florida, Alabama, Mississippi, Süd-Tennessee und Missouri; im Jahre 1718 ward Neuorleans gegründet. Im Jahre 1732 betrug die Bevölkerung 500 Weiße und 2000 Neger. Damals galt ein Neger 126 Dollars, jetzt 500. Im Jahre 1769 wurde die Colonie an Spanien abgetreten, und in demselben Jahre trat das gelbe Fieber zum erstenmal in Neuorleans auf. Die Kathedrale oder Kirche St. Louis ist einer der interessantesten Gegenstände der Stadt; sie wurde von den Spaniern bald nach der Besitznahme gebaut, man läßt sie aber leider in Trümmer fallen.

Ueberblickt man die jährlichen Listen der in den Hafen einlaufenden Schiffe, den Werth ihrer Ladungen, vergleicht man damit den Census der Stadt und die Einkünfte, so kann man nicht umhin, Neuorleans als ein unvergleichliches Beispiel rasch aufblühenden Wohlstandes anzusehen. Im Jahre 1802 liefen 256 Schiffe in den Mississippi ein; im Jahre 1810 betrug die Bevölkerung der Stadt 24,552 Seelen, indem sie sich im Verlauf von 7 Jahren verdreifacht hatte; die große Epoche in der Geschichte der Stadt beginnt aber mit dem Jahre 1812, wo das erste Dampfboot in ihren Hafen einlief. Im Jahre 1830 betrug die Bevölkerung, Schwarze und Weiße zusammengerechnet, 49,826 Seelen. In gewöhnlichen Jahren sterben in Neuorleans jährlich 3800 Personen; nach den officiellen Berichten war im Jahre 1822 die größte Zahl von Todesfällen an Einem Tage am gelben Fieber 60, an andern Krankheiten 80; während 1841 wo die größte Zahl von Todesfällen am gelben Fieber 43, und die größte Sterblichkeit überhaupt 60, was zur Genüge zeigt, daß der Gesundheitszustand der Stadt sich bessert. Das Austrocknen der ungeheuren Moräste, welche Neuorleans fast umgeben, ist von großen Schwierigkeiten begleitet und geht nur langsam vor sich.

Das größte Steigen des Mississippi findet im Anfang des Sommers statt, wenn der Schnee im Norden und in den Gebirgen schmilzt. Wenn dieß Steigen eintritt, stehen die Straßen von Neuorleans drei oder vier Fuß unter der Höhe des Flusses, und die Ueberschwemmungen sind manchmal zur Reinigung und Erfrischung der Städte während dieser Zeit der Hitze und des Fiebers sehr nützlich.

Es finden sich hier manche milde Gesellschaften und schöne Einrichtungen für die Unterstützung der Kranken und Armen. Die Kirchen sind schön und zahlreich, die Gefängnisse ausgezeichnet gut geleitet. Die Reinlichkeit auf den Märkten ist vortrefflich und diese sind auch mit allem Nöthigen überflüssig versehen, namentlich mit Früchten, von denen Ananäpfel in großer Menge aus Cuba eingeführt werden. Feuersbrünste sind in Neuorleans sehr häufig, und wie bedeuteten ungemein, daß zur Zeit unserer Ankunft das St. Charles Theater schon abgebrannt war; es soll hinsichtlich seiner Größe und der Pracht seiner Decorationen seines Gleichen kaum in Europa gehabt haben.

Das System der Nationalerziehung kann man nicht genug loben. Jeder zahlt von seinem eingeschätzten Eigenthum ein Procent, und dafür werden seine Kinder, so viel ihrer seyn mögen, unterrichtet in allem, was ihnen nöthig ist. Die Lehrer sind Leute von anerkanntem Werth und empfangen gute Besoldungen. An Washingtons Geburtstag zogen Tausende von den jungen Bürgern der Republik durch die Straßen mit ihren Lehrern voran. Ich bemerkte eine äußerst artige Frau an der Spitze eines Zuges von Mädchen; sie war sehr jung und senkte den Kopf, als nähme sie nur ungern an dem Aufzuge Theil. Auf Befragen erfuhr ich, sie sey die Gattin eines Officiers mit kleinem Einkommen, besitze großes musikalisches Talent und sey als Singlehrerin mit einem Gehalt von 200 Pfd. angestellt. Für einen Europäer, namentlich für einen Engländer, hat diese Vermischung aller Stände anfangs etwas Fremdartiges, aber hier ist nicht die breite Demarcationslinie zwischen Reich und Arm, Hoch und Niedre. In dicht bevölkerten Ländern und bei einer Regierung wie die englische möchte ein solches Erziehungssystem sich wohl nicht durchführen lassen, aber hier, wo Raum genug für jeden ist, ohne daß er mit seinem Nachbar zusammenstößt, ist es gewiß angemessen, jeden so viel immer möglich zum kenntnißreichen, nützlichen Bürger heranzuziehen.

Der ganze Charakter der Stadt, namentlich der Theil, wo Franzosen wohnen, zeigt deutlich den gallischen Ursprung; die Namen der Straßen sind großentheils französisch, aber sie sind schlecht gepflastert, und nur die in vortrefflichen Federn hängenden Wagen machen das Fahren erträglich. Die Kaufleute sind außerordentlich höflich, springen zwar nicht sonderlich umher, um was zu zeigen, entschuldigen sich aber mit großer Artigkeit, und dringen den Besucher nicht so zum Kaufen, wie oft in Europa. Theuer ist alles, aber man muß sich erinnern, daß hier das Geld nicht den Werth hat, wie anderswo, und daß man einen Dollar nicht höher anschlägt als bei uns einen Sixpence.

Wir waren nun vierzehn Tage im Mississippi vor Anker gelegen und sehnten uns als ächte Seeleute nach Veränderung. Am 15 Dec. lichteten wir wohlgemuth die Anker.

Der Moa oder Riesenvogel von Neuseeland. Ein Correspondent des Athenäums vom 21 Sept. läßt sich hierüber also vernehmen: In Bezug auf dieses außerordentliche Geschöpf, wovon Prof. Owen aus den von Neuseeland nach England geschickten Knochen mehrere Arten nachgewiesen hat, bemerkt Prof. Hitchcock aus Massachusetts, daß die ungeheuer großen Vogelnester, welche Cook und Flinders an den Küsten von Neuholland entdeckten, diesem riesenhaften Vogel angehört haben mögen. Capitän Cooks Nachricht über diese Nester lautet folgendermaßen: „Um 2 Uhr Nachmittags, da keine Hoffnung auf klares Wetter war, fuhren wir von der Eidechseninsel (auf der Narrenküste von Neuholland unter 15° S. B.) ab, um nach dem Schiff zurückzukehren, und landeten unterwegs an einer niedern sandigen Insel, die wir schon bei unserer Ausfahrt bemerkt hatten. Auf dieser Insel sahen wir eine ungeheure Menge Vögel, meist Seevögel, und das Nest einer andern Vogelart von einer ungeheuern Größe. Es war aus rohen Pfählen auf dem Boden erbaut, hatte 26 Fuß im Umfang und 32'' Höhe." Capitän Flinders fand zwei ähnliche Nester auf der Südküste von Neuholland in König Georgsbay. „Sie waren auf dem Boden erbaut, über den sie sich zwei Fuß erhoben hatten, einen ungeheuern Umfang und großen Raum im Innern. Die Baumzweige und anderes Material, aus denen das Nest bestand, hätten einen ganzen Karren gefüllt." Wir haben keinen bekannten Vogel als den Moa, der ein so ungeheures Nest bedürfte, und es scheint deßhalb möglich, daß wenn diese Vögel auch in Neuseeland ausgestorben sind, sie in dem wärmern Klima Neuhollands sich noch finden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 282.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

8 October 1844.

Die brittische archäologische Gesellschaft.

(Nach dem Athenäum vom 14 und 21 September.)

Die erste Zusammenkunft der brittischen archäologischen Gesellschaft fand am 9 September in Canterbury statt, um „persönlichen Verkehr zwischen Alterthums- und Geschichtsforschern in den verschiedenen Theilen des Landes sowohl als im Ausland zu fördern und durch das Vorlesen und Besprechen von Abhandlungen über antiquarische und historeische Gegenstände für eine Woche lang Unterhaltung und Belehrung zu gewähren.“ Als erster Versammlungsort war Canterbury bestimmt, eine an Alterthümern reiche Stadt mit einer schönen Kathedrale, die eine lange Reihe aufeinander folgender Aenderungen in der Art der gothischen Baukunst zeigt, mit zahlreichen Gebäuden, die einem raschen Verfall oder einer noch raschern Zerstörung unter der Hand unwissender Wiederhersteller entgegengehen, mit einer Menge interessanter Kirchen in der Nähe, und mit rohen Grabhügeln, die von den Alterthumsforschern mit dem Namen „Saxon Barrows“ bezeichnet werden. Auf den Prospectus folgte schnell ein gedrucktes Programm, aber sonstige Vorbereitungen waren schlecht getroffen, denn als der allgemeine Ausschuß am 9ten um 2 Uhr zusammentrat, wußte er eigentlich nicht recht, was er anfangen sollte. Endlich nahm der Präsident, Lord Albert Conyngham, als die Versammlung um 3 Uhr zusammengetreten war, den Stuhl ein und hielt eine passende, nicht allzu lange Anrede. Ihm folgte Hr. Roach Smith mit einer Auseinandersetzung der Zwecke der Gesellschaft, die im Prospectus schon viel besser gegeben war. Nun aber trat zum Schrecken vieler Anwesenden Sir Will. Betham auf mit einem unmäßig langen Aufsatz „über den Ursprung des Götzendienstes.“ Nach einer Einleitung über den Nutzen antiquarischer Studien und über einen boshaften Kritiker im Quaeterly Review ging er auf den Thurm von Babel, auf die angebliche Geschichte der Semiramis, welche eigentlich eine ältere Art von Britannia gewesen, und auf die Sprache Labans über, welche von der Jacobs wesentlich sich unterschieden habe. Ein guter Theil der Versammlung schüttelte sich, und gab alle möglichen Zeichen der Ungeduld kund, die sich nur immer mit der Höflichkeit vertrugen. Dann ging die Versammlung auseinander, und am Abend fand ein solennes Gastmahl von 88 Gedecken statt. Damit ward aus Abend und Morgen der erste Tag, nur daß die „Primeval Section“ noch Abends um acht Uhr sich versammelte, und ein Geistlicher, Namens Bathurst Deane, eine Abhandlung über die „Barrows“ vorlas, der man gleichfalls nichts besonderes, als Fleiß nachrühmen konnte, die indeß insofern am Platze war, als am andern Morgen einige solcher Barrows in der Nähe von Canterbury geöffnet werden sollten. Ihm folgte ein Hr. Th. Bateman mit einer bis aufs kleinste getreuen dürren Aufzählung alles dessen, was man in Barrows findet, wobei wir Merkwürdigkeitshalber den Umstand ausheben, daß in vielen dieser Barrows sich Schichten von Rattenknochen finden, worüber der Verfasser aber wenig Kluges und Ausreichendes zu Tage zu fördern wußte.

Am folgenden Morgen zog eine Reihe von Wagen hinaus nach den Dünen bei Bardam, wo bereits acht Barrows bis auf fünf Zoll von ihrem Inhalt aufgegraben waren. Die Erwartungen waren sehr gespannt, aber man fand außer einigen Schenkelknochen, einigen Glasperlen und Töpfergeschirre, nichts was einem uneingeweihten Auge von Interesse gewesen wäre. Zu allem Unstern goß schon um halb zehn Uhr unendlicher Regen herab, so daß außer den fanatischen Alterthumsforschern, die allem Ungemach trotzten, jedermann Reißaus nahm. Am Abend fand eine Versammlung statt, in welcher die Ausgrabungen besprochen wurden, aber aus der ganzen Discussion ist nichts merkwürdig, als daß Alterthumsforscher, wie Pettigrew, und Geologen, wie Buckland, sehr erhebliche Zweifel aufwarfen, daß dieß wirklich „sächsische Grabhügel“ aus dem 6ten und 7ten Jahrhundert seyen.

Am Mittwoch Morgen fand eine Versammlung der mittelalterlichen Section statt, in der aber gleichfalls wenig Interessantes und Bedeutendes zur Sprache kam, eine genealogische Abhandlung von Hen. Stapleton abgerechnet, „über die Grafen von Guisnes und die alten Earls von Orford;“ diese Abhandlung zeugt von anhaltenden Forschungen im Gebiet der normännisch-englischen Geschichte, ging aber in seinen Details weit über

Digitized by Google

den Gesichtskreis der Zuhörerschaft hinaus. Dagegen bot die architektonische Section etwas Bedeutendes dar, indem Prof. Willis die Uebersetzung eines Berichts über die Kathedrale von Canterbury von einem Mönch, Namens Gervasius aus dem Jahre 1174 vorlas, zugleich ein Modell der Kathedrale vorzeigte und die Veränderungen im Bau, die seitdem vorgegangen, nachwies. Bei dieser Gelegenheit legte ein Hr. Gadwin eine merkwürdige Sammlung von Maurerzeichen vor, die er an den Kathedralen von Köln, Straßburg, Gloucester und Canterbury copirt hatte. Er habe, sagte er, dieselben Zeichen allenthalben im Gebrauch gefunden, an den englischen Kathedralen seyen sie noch ganz frisch, und in einer Unterredung, die er noch denselben Morgen mit einem an der Canterbury-Kathedrale beschäftigten Maurer hatte, fand er, daß viele Maurer, sämmtlich Freimaurer, ihre mystischen Zeichen seit vielen Generationen geerbt hätten. — Am Abend machte die Architektur-Section unter Prof. Willis Leitung einen Gang durch die Kathedrale, wobei die Damen sich besonders eifrig in allen Details gothischer Baukunst zu unterrichten bemüht waren, und sie scheuten sich sogar nicht ihrem Führer in eine erst neu entdeckte Kirche unter der Kathedrale zu folgen, die durch ihre Fresken und sonstige Ausschmückung außerordentlich interessant ist. Dieser Ausflug war jedoch im Programm nicht vorgesehen, und die Mehrzahl der Gesellschaft hatte einen andern nach der normännischen Kirche zu Barfreston gemacht, wohin aber kein so unterrichteter Lehrer, wie Hr. Willis ist, sie begleitet zu haben scheint.

Die historische Section trat zum erstenmal am Freitag zusammen, aber auch hier kam nichts von Bedeutung zu Tage; die „Primeval Section" versammelte sich an demselben Tage abermals, und der Tisch war mit zerbrochenen Töpfergeschirren und ähnlichen interessanten Reliquien übersäet. Hr. Pettigrew entrollte an diesem Abend, wahrscheinlich um die Langeweile zu unterbrechen, eine Mumie, welche gewiß nicht zu den brittischen Alterthümern gehörte, und am Samstag fand wieder eine Generalversammlung statt, wo die Gesellschaft nach den gewöhnlichen Complimenten sich auflöste.

Der ganze Verlauf der Versammlung zeugt dafür, daß sich die Alterthumskunde in England noch nicht aus den alten Lappalien und dem gelehrt seyn sollenden Plunder herausgearbeitet hat; das Urtheil des Athenäums, wenn gleich das Blatt sich wegen der vornehmen Gesellschaft mit Zurückhaltung ausdrückt, fällt auch sehr ungünstig aus,*) und es nimmt vor allem von diesem schlechten Ergebniß der ersten Versammlung der brittischen Alterthumsforscher Anlaß, auf die Gründung eines Museums brittischer Alterthümer anzutragen, um nur einmal für derlei Studien einen sichern Anhaltspunkt zu haben.

*) Im Gegensatz gegen dieses sucht die Liter. Gazette die Versammlung und ihre Leistungen möglichst herauszustreichen, wohl nicht ohne äußeres Zuthun, denn dieß Blatt war auch das erste, die Gesellschaft anzukündigen, und zwar auf eine Weise, daß man hätte glauben mögen, sie werde für die Archäologie so bedeutend werden, wie die Naturforscherversammlung für die Naturwissenschaften.

Der Handel Algiers mit dem Innern.

(Schluß.)

Die Meldung des Moniteur, die wir oben angeführt haben, könnte glauben lassen, daß der Haupthandel in der Provinz Titteri sey, aber dieselben Verhältnisse, wie sie in letzterer Provinz vorherrschen, finden sich auch in Constantine, und wir es scheint, noch in weiterem Umfang, vielleicht, weil hier noch weniger Terrainschwierigkeiten vorhanden sind. Wie die Ued Nayl aus dem Süden der Provinz Titteri, so sind es in der Provinz Constantine namentlich drei Nomadenstämme, welche den Handel nach dem Westen, besonders nach Juggrat, treiben; die Franzosen*) nennen sie Felmia, Balman und Bu Azid. Im Tell von Constantine, 9 Lieues westlich von dieser Stadt, kaufen diese Nomaden das Korn auf, womit sie den Markt von Tuggurt versorgen; letzteres ist das große Emporium in dieser Gegend, welches seine Waaren theils aus Tunis, theils von Norden her bezieht, und wiederum die Karawanen aus dem Süden mit den aus dem Osten und Norden bezogenen Waaren versorgt. Von Suf in Tunis kommen die Seidenwaaren des letzteren Landes, Baumwollen- und Wollenzeuge, wohlriechende Essenzen, Gewürze und Waffen, manchmal auch Sklaven, die von Südosten her, aus Ghedames zugeführt werden; dagegen nehmen die Karawanen von Suf Kamele, Schafe, Wolle und Butter mit, welche von den Stämmen des Tell im Norden und im Westen hergebracht wurden. Der für die Franzosen *beachtenswertheste* Handelszug ist aber der, welchen die Mzussa, Warguela (Wurglah) **) und Betnte treiben, die Goldstaub, Strauße und schwarze Sklaven bringen, denn diese kommen aus dem Lande, das zunächst an die eigentliche Sahara stößt, mit welcher sie auch in ununterbrochener Verbindung stehen.

Die wichtigsten Handelsstraßen aus dem Innern Afrika's, alle diejenigen, welche die Oasen von Fezzan und Tuat berühren müssen, laufen in Ghedames zusammen, von wo sie nach Tripoli und Tuggurt gehen. Von Ghedames nach Tuggurt sind es 15 Tagreisen, und man findet auf dem ganzen Wege nur Einen Brunnen. Seit einiger Zeit ist diese Handelsstraße gestört — ob durch Achmed Bey's Züge oder durch eine andere Ursache, wissen wir nicht — und die Karawanen gehen jetzt von Ghedames nach Suf, das nur 10 Tagreisen entfernt ist. Indeß kann es kaum fehlen, daß bei wieder-

*) S. Moniteur Algerien vom 21 August.

**) Im Wadi Reagh, wo Tuggurt liegt, findet sich auch eine zweite Stadt, Namens Warglah, die man aber nicht mit dem Warglah unter 32° N. B. im Lande der Beni Mozab (s. Berghaus Karte von Afrika) verwechseln darf. Was übrigens den Namen Mozab betrifft, so sind wir noch in ziemlicher Ungewißheit: die Franzosen führen Beni-Zab, Mzab, Mozab auf, ohne selbst noch unterscheiden zu können, ob die Zab, die sich gleich in der Nähe von Biscara finden, eins sind mit den um mehrere Grade südlicher angegebenen Mozab oder Mozabi. Auch führen die Franzosen Zabs Scherki (östliche Zabs) auf, denen also westliche Zabs entsprechen müssen, so daß vielleicht für diesen Stamm ein sehr ansehnlicher Raum herauskommt.

Digitized by Google

hergestellter Ruhe der Handel die alte Straße wieder einschlägt.

Aus dem abengesagten geht hervor, daß Tuggurt hauptsächlich den Handel zwischen dem Osten und dem Westen und Norden, zum Theil aber auch den mit dem Süden vermittelt, und für die Franzosen stellt sich nun das Interesse heraus, den Handel der Stämme aus den Provinzen Titteri und Constantine möglichst zu begünstigen,*) dagegen den über Suf nach Tunis zu lähmen, während sie hinwiederum den südlichen Handel von Tuggurt mit der eigentlichen Sahara zu fördern bemüht seyn müssen. Die Sache ist insofern schwierig, als die Stämme von Constantine und Titteri ohnehin schon mehr nach Tuggurt liefern, als sie von dort holen, und werden die Manufacte auch vollends von den Franzosen durch Vermittlung dieser Stämme geliefert, statt daß Tuggurt sie jetzt größtentheils aus Suf, und Tunis überhaupt, bezieht, wohin die Landeserzeugnisse des Innern in großer Menge gehen, so stellt sich das Handelsverhältniß für Tuggurt immer ungünstiger, den Fall ausgenommen, daß Tuggurt in viel größerem Maaße als bisher den Handel mit der Sahara vermittelt.

Um diese Punkte näher zu untersuchen, will sich nun eine Anzahl französischer Kaufleute in der nächsten Handelszeit, d. h. gegen den Monat November, nach Tuggurt begeben, um diesen großen Markt näher kennen zu lernen. Aufmerksam gemacht durch die Behörden von Constantine wollen sie aber zuerst nach Wed-el-Attemania gehen, das nur 9 Lieues westlich von Constantine liegt, und wo der Hauptmarkt für das nach dem Süden, besonders Tuggurt, bestimmte Korn abgehalten wird. Ihr Zweck ist hier mit den genannten Nomadenstämmen in Verkehr zu treten, ob diese nicht auch europäische Manufacte für den Markt von Tuggurt kaufen, oder ob es nicht möglich wäre, sie als Frachtführer zu benützen. Es ist wahrscheinlich sehr klug von Seite der Regierung, daß sie nicht auf einmal der zügellosen Gewinnsucht der Einzelnen völlig freien Spielraum gewähren will: sie hat zur Genüge erfahren, daß man an den bestehenden Handelsverhältnissen nicht zu viel rütteln darf, wenn man sie nicht auf längere Zeit stören will. Darum erlaubt sie vorerst nur einer geringen Anzahl Kaufleute sich auf die Märkte des Innern, sowohl im Tell als in der Wüste zu begeben, und sie scheint der Ansicht, daß nur größere Unternehmungen, die durch vereinte Kräfte zu Stande gebracht werden, Erfolg versprechen. Zu dem Ende soll eine Waarenniederlage, vorerst nicht zu Tuggurt, über welches man noch keine directe Macht ausüben kann, sondern zu Biskara angelegt werden, wo eine französische Besatzung ist, die den Handelsleuten genügenden Schutz gewähren kann.

Zu diesem vorsichtigen Verfahren der französischen Behörden scheint auch noch der Umstand Veranlassung zu geben, daß man zugleich die allzu große Macht der Nomadenstämme brechen will. Tuggurt ist, wie schon erwähnt, durch seinen Kornbedarf von den Nomadenstämmen abhängig, und diese erwerben mehr und mehr Landbesitz in der Oase, so daß die dortige ohnehin nicht energische Bevölkerung sehr gedrückt ist. Die französische Regierung kann aber weder in politischer, noch in commercieller Hinsicht wünschen, daß diese Nomadenstämme Meister der beiden Endpunkte des Tauschhandels zwischen dem Korn- und dem Dattellande werden.

*) Diese Stämme haben ohnehin das Handelsübergewicht in der Oase von Tuggurt, da sie dieselbe mit dem Nothwendigsten, mit Korn, versehen, wodurch sie auch in den Besitz großer Dattelpflanzungen daselbst gekommen sind.

Die jonischen Inseln.

Reizend sind die Umgebungen von Hyeres, einladend das milde Nizza, herrlich liegt das prächtige Genua da, nicht minder anziehend Catalauniens Hauptstadt, Barcelona, und paradiesisch sind die Umgebungen von Neapel und die Insel Capri, aber unvergleichlich und wahrhaft himmlisch ist das Klima der jonischen Inseln, unter denen sich noch besonders Zante, „il Paradiso del Levante," durch seine Lage und die innere Beschaffenheit seines Landes auszeichnet.

Unter fast ewig klarem Himmel am reinsten Azur, den beinahe zehn Monate im Jahre kein Wölkchen trübt, von den smaragdgrünen Fluthen des mittelländischen Meeres umspült, von balsamischen Lüften umweht, liegen das alte Phäacien (Corfu) mit Alcinous Gärten; Leukadien (Santa Maura) mit seinem berüchtigten Felsen; Odysseus Heimath Ithaka (Theaki); Cephalonien, Zante, Paxo und endlich das der reizenden Schönheitsgöttin ergebene Cythere (Cerigo). Auf diesen Inseln setzt man bei jedem Schritt den Fuß auf alterthümlichen Boden, und wandelt zwischen Lavendel, Myrten, Lorbeern, Galdorangen, Limonen, Rosen und Purpur blühenden Cactus, unter den Düften der aromatischsten Pflanzen und Kräuter, mit denen die ganze Atmosphäre erfüllt ist.

Nichts läßt sich mit dem Zauber der jonischen Sommernächte vergleichen, die fast volle neun Monate hier währen. Hier liegen unter Oliven und Lorbeern die Einwohner, den Blick zu den hier dreimal glänzenden Sternen gewandt, in behaglicher wollüstiger Ruhe die ganze Nacht und bringen sie mit Singen, Erzählen und Betrachtungen hin, die Nähe des Allmächtigen, des Unbegreiflichen, des schöpferischen Weltgeistes ahnend. In keinem andern Land Europa's, weder in Italien, noch in Spanien, noch im südlichen Frankreich sind die Sommernächte so reizend und erwecken so hohe Empfindungen und Gefühle als auf den jonischen Inseln, unter dem jonischen Himmel. Nirgends wirkt die Natur so beseligend als in den Thälern von Corfu oder dem Olivenhügel von Zante. Ewig unvergeßlich sind mir die paar Jahre, die ich hier zubrachte, und gewähren mir die süßesten Rückerinnerungen. Mag seyn, daß man in einem Alter von zwanzig Jahren anders sieht, empfindet und denkt, als in reifern Jahren, wo sich alle Dinge anders gestalten und man sie mit weniger begeisterten Augen betrachtet. Indessen habe ich das südliche Frankreich, Italien und Spanien noch früher bereist und kennen gelernt, aber nirgends haben mich Land und Klima so angesprochen, als in des Odysseus, Telemachs und Alcinous Heimath.

Corfu.

Die Insel Corfu, welche zur Zeit der französischen Occupation (1807 bis 1814) etwas über 50,000 Einwohner, die 10 bis 12,000 Mann starke Garnison nicht mit einbegriffen, zählen mochte, hat einen

Umfang von beinahe dreißig deutschen Meilen. Ihre größte Länge ist zehn, ihre größte Breite vier Meilen. Sie ist ziemlich hügelig und hat namentlich sehr hohe und steile Felsmassen, darin aber auch die anmuthigsten Thäler, unter denen besonders das Thal Roppa in dem Canton Lispades, das vom Flüßchen Ermanes bewässert wird, sich durch seine äußerst malerische Lage auszeichnet. Hier war früher ein See, den ein Erdbeben verschwinden machte, von dem man aber noch die Spuren sieht und der auch noch auf allen venetianischen Karten bezeichnet ist. Die Gegend, in welcher dieser See lag, ist wild, öde und schauerlich einsam, und seltsame Volkssagen sind über das Verschwinden dieses Wassers unter den Landleuten der umliegenden Dörfer verbreitet. Gleich Adlernesten liegen manche dieser Dörfer auf den höchsten Felsmassen, und schmale, in die Felsen eingehauene Staffeln führen zu ihnen, so daß es unbegreiflich scheint, wie man sich da anbauen konnte, aber oben angekommen wird man nicht selten durch eine ziemlich große und mit Oliven und Weinreben bepflanzte Ebene überrascht. Die Bewohner dieser Oerter führen meistens ein fast patriarchalisches, mitunter auch halbwildes Leben. Ihr Hauptreichthum besteht in Oliven, Böcken und Ziegen, die ihnen Oel, Milch und Käse liefern. Kühe und Ochsen sind auf dieser Insel unbekannte Thiere. Das Ziegenfleisch aber, so wie die Milch dieser Thiere, die sich hier von lauter aromatischen Kräutern nähren, schmecken vortrefflich; Butter kennt man nicht, das köstliche Olivenöl ersetzt sie reichlich. Fleischspeisen sind bei den Landleuten sehr ungewöhnlich, nur an hohen Festtagen wird ein Ziegenlämmchen im Freien am Spieß gebraten, und die Familie sitzt singend und scherzend um das Feuer, bis der Braten fertig ist, der sodann unter fröhlichen Gespräichen verzehrt wird, wobei gemischter Wein in irdenen offenen Krügen herumgereicht wird. Ein berauschter Gricchr ist auf den jonischen Inseln ein weißer Rabe.

Auf der ganzen Insel ist jetzt nur noch eine Stadt, die Hauptstadt Corfu, die außerordentlich gut befestigt und von zwei durch Gewalt uneinnehmbaren Citadellen oder Forts beschützt wird. Die Straßen der Stadt sind größtentheils sehr enge, krumm, hügelig und uneben, nur zwei derselben sind ziemlich breit, da man aber nie einem Fuhrwerk hier begegnet, so hat dieß nichts zu sagen. Kein Haus hat mehr als zwei Stockwerke, keines hat einen Hof oder gar einen Garten, fast alle haben aber Vorhallen und Arkaden, unter denen die Kaufleute ihre Buden haben und feil halten. Die Stadt zählt 12 bis 15,000 Einwohner, die übrigen Bewohner der Insel leben theils in 130 Flecken und Dörfern, theils in einzelnen Häusern und Hütten, die auf der Insel zerstreut liegen.

Die Venetianer hatten die ganze Insel in sieben Cantone eingetheilt, und diese Eintheilung wurde unter der französischen Herrschaft auch beibehalten. Die Kantone waren Corfu, Leschimo, Strongoli, Liapades, Spagna, Agrafus und Perlitia, alle so ziemlich gut angebaut, d. h. mit Olivenbäumen und Weinstöcken bepflanzt. Getreide, Früchte und Gemüse bringt die Insel nur wenig hervor, und das wenige besteht meistens in Mais, etwas Weizen, Orangen, Limonen, Citronen, Feigen, Auguricn, Melonen, Artischocken, wilden Spargeln u. dgl. Eigentlichen Ackerbau kennt man so wenig wie Gemüsegärten, der Weinstock wächst längs andren Baumstämmen wild hinan oder auf den zu diesem Zweck amphitheatralisch angelegten Terrassen der Berge. Die Natur thut hier fast alles, der Mensch wenig mehr als das, was sie ihm bringt, sammeln und zusammentreffen. Die Oliven werden nicht einmal von den Bäumen gepflückt, sondern man wartet bis sie abfallen, reibt sie dann zusammen und läßt sie durch ein Pferd oder ein Maulthier zwischen zwei großen Mahlsteinen zermalmen; Mühlen kennt man so wenig als Keltern, nur einige alte Windmühlen, die aber längst nicht mehr im Gange waren, entsinne ich mich vor dem Flecken Castrades an dem Ufer der See gesehen zu haben. Der Corfiote schläft in der Regel von drei zehnten Stunde des Morgens bis zur fünften oder sechsten des Abends, vom Monat März bis Ende Octobers, und ruht dann des Nachts meistens unter freiem Himmel von den Strapazen, d. h. vom Schlafen des Tages und dem Essen aus. Letzteres ist freilich sehr mäßig, und ich glaube nicht, daß sich ein Oesterreicher von mittelmäßigem Appetit mit dem begnügen würde, was zehn Griechen verzehren. Vor dem Schlafengehen, d. h. um neun Uhr des Morgens, ist ein Stückchen Brod, etwas Knoblauch oder Zwiebel oder ein Stückchen weißer Ziegenkäse das Mahl, mit dem er zu Bette oder vielmehr zu Baden geht, denn Bettstellen sind auf dem Land ganz unbekannte Dinge, und der Corfiote schläft mit seiner Familie auf einer groben wollenen Decke auf dem ungedielten Boden seiner Hütte, der aus der kühlen Erde, wie sie die Natur geschaffen hat, besteht. Beim Wiedererwachen wird das Mittagsmahl eingenommen, dessen Zubereitung in der Regel keiner Brennmaterialien bedarf. Etwas Kräuter mit Seesalz, Oel und Citronensaft angemacht, ein Stückchen Brod, ein gesalzenes Fischchen, nicht viel größer wie eine gemeine Sardelle, und ein Schluck Mischwein reichen hin jedes Glied der Familie zu sättigen. Hiezu kommt noch, daß der Grieche fast ein Drittheil des Jahres Fasten hat, welche er auf das genaueste und strengste beobachtet, und während deren er sich nicht nur aller Fleischspeisen, Eier u. dgl. enthalten muß, sondern sich auch keiner Art von Fett bedienen darf, folglich auch des Oels nicht, ja nicht einmal Milch oder Käse darf er genießen; es bleibt ihm nun nichts übrig seinen Hunger zu stillen als Kräuter, Gemüse, die er roh oder abgekocht mit Salz und Citronensaft verspeist, und Brod oder Zwieback. Dabei sind die Leute kerngesund, kräftig, wissen nicht viel von Krankheiten und eben so wenig von Nahrungssorgen. Anders ist es freilich in der Stadt, deren Einwohner wenigstens zu einem Drittheil aus Italienern, meistens Venetianern, bestehen, die Abkömmlinge ecaetianischer Familien sind, welche Expenlation oder auch Verbannung nach Corfu führte; unter ihnen sind manche berühmte und bekannte Namen venetianischer Nobili, wie die Grafen Mocenigo, Dandalo, Contarini u. s. w.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Motalas mechanische Werkstätte scheint, namentlich seit Kapitän Caelfund als Arbeitschef eingetreten ist, unter den großen Werkstätten Europa's einen immer bedeutendern Platz einzunehmen. Unter vielen anderen Arbeiten werden gegenwärtig dort zwei Dampfschiffe mit archimedischen Schrauben gebaut, von denen eines von dem Kaiser von Rußland bestellt und zu einem Geschenk für den Schah von Persien bestimmt ist. (Examiner. 24 Sept.)

Hrn. Nasmyths Kriegsboot. Dieser Ingenieur, der sich seit mehreren Jahren mit verschiedenen Proben von Schiffen beschäftigt, hat der Admiralität einen Plan zu einem eisernen, bombenfesten, von der archimedischen Schraube getriebenen Dampfboot vorgelegt, das nur von zwei Menschen geleitet wäre, und jedem Schiffe, auf das es losgelassen würde, ein mehrere Fuß breites Loch unter dem Wasserspiegel in die Seite bohren würde. (Athenäum. 21 Sept.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widnmann.

Digitized by Google

Nr. 283.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

9 October 1844.

Gedichte der Turkmanen.

Die Werke, welche über das Morgenland geschrieben wurden, sind zweifacher Art; es sind entweder Schriften, von Einheimischen selbst verfaßt, die den rohen Sammlungen oder künstlerischen Erzeugnissen der Westländer über die Erd- und Völkerkunde des Orients zu Grunde liegen, oder es sind Reisebeschreibungen aus der Anschauung, aus den Erfahrungen und Ansichten der Fremden hervorgegangen, die hin- und herzogen im Lande. Sind die letztern Werke von kundigen Männern verfaßt, welche die Zustände mit Einsicht und Unbefangenheit schildern, so wird sie der wissenschaftliche Forscher allen sogenannten Quellen zur Kenntniß des östlichen Lebens und Webens weit vorziehen. Es ist in keiner Literatur der orientalischen Völker ein Werk vorhanden, das sich im entferntesten mit den Reiseberichten eines Herodot oder Marco Polo, mit der Beschreibung Arabiens von Niebuhr, oder mit der Darstellung Afghanistans von Elphinstone messen könnte. Die geistigen Erzeugnisse der Orientalen, namentlich der Perser, bewegen sich beinahe durchgängig, wenn man so sagen darf, in den höhern Kreisen der Gesellschaft, in conventionellen wesenlosen Formen; sie sind keineswegs das gesunde Erzeugniß eines geraden kraftigen Sinnes, auf dem Fundamente der wirklichen Zustände empogewachsen, sondern das krankhafte Product einer schwankenden, feigherzigen Phantasterei und eines erlogenen Larvenlebens. Dieß gilt aber nicht bloß von den poetischen, sondern auch von einem großen Theile der sogenannten historischen Leistungen der Morgenländer; es sind Luftgebilde, welche mit dem wahren Leben und Weben der armseligen, verwilderten Geschöpfe in sehr geringem Zusammenhange stehen. Die Chinesen und Araber der früheren Jahrhunderte bilden in dieser, wie in mancher anderen Beziehung eine höchst rühmliche Ausnahme; es haben beide Völker vorzügliche historische Werke aufzuweisen. Die Chinesen sind jedoch die einzige Nation des Ostens, welche ein bürgerliches Drama geschaffen hat; sie allein haben den Roman der Wirklichkeit ausgebildet, — eine Gattung der Literatur, die sich sonst nur bei den civilisirten Völkern des modernen Europa's findet. In diesen Romanen werden ebenfalls, gleichwie bei den bessern Erzeugnissen dieser Dichtgattung im Westen, die Vorfälle des gemeinen wirklichen Lebens, die Familiengespräche und freundschaftlichen Ergüsse, das leidenschaftliche, gebässige Getriebe im Frauengemache, wie die wandelbaren Geschicke einer Familie und die täglichen Plackereien des Hauswesens um eine ihrer Entwicklung entgegeneilende Begebenheit gereiht, und mit Geschick und Einsicht zu einem Ganzen verbunden. Das Drama der Hindu, die religiösen, unförmlichen Spectakelstücke der indochinesischen Völkerschaften und Perser, die Ritterromane der Beduinen und die arabischen Mährchen stehen in dieser Beziehung weit hinter den Erzeugnissen des östlichen Asiens zurück; sie schildern uns wohl manche Sitten und Gewohnheiten des Volkes, sie geben uns aber kein der Wirklichkeit entsprechendes Bild von dem ganzen Leben und Weben, von der Denk- und Fühlweise der Massen. Die Schönheit der Schirin und das reizende Wesen der Nur Mahal, die Hochherzigkeit des Nuschirwan und die Tugenden der Schahs und Sultane alter und neuer Zeiten sind erfunden; von der Moral des Dschami und der Weisheit der Beadmanen sind in der Wirklichkeit kaum kennbare Spuren vorhanden. Und zeigt uns denn der vielgepriesene Rustem ein wahres Muster des Charakters, der Sitten und Bildung seiner persischen Landsleute der früheren Jahrhunderte oder der laufenden Zeiten? Ich glaube es nicht. Firdusi und Rustem mögen es mir verzeihen, wenn ich ihnen Unrecht thue.

Was nun die ganze persische Literatur nicht leistet, das wird uns in dem Werke des Alexander Chodzko*) geboten. Durch die Volksdichtungen der Perser und Turkmanen, welche der gelehrte einsichtsvolle Pole während seines elfjährigen Aufenthalts in Asien gesammelt hat, erhalten wir ein ge-

*) Specimens of the popular poetry of Persia, as found in the adventures and improvisation of *Karraglou*, the bandit-minstrel of northern Persia, and in the songs of the people inhabiting the shores of the Caspian Sea. Orally collected and translated, with philological and historical notes, by Alexander Chodzko. London 1842.

Digitized by Google

treues Bild der gemeinen Wirklichkeit; es werden uns die Hoffnungen und Wünsche, die Tugenden und die bei weitem überwiegenden Laster dieser barbarischen und verwilderten Völkerschaften in ihren eigenen Geisteserzeugnissen vorgeführt, deren Treue und naturgemäße Auffassung keinem Zweifel unterworfen ist. Es lohnt sich deßhalb wohl der Mühe, diese seltene Erscheinung auf dem Gebiete der östlichen Literaturen genauer zu betrachten.

In allen Ländern und Zeiten, die des Lichtes der Buchdruckerkunst entbehren, wo Lesen und Schreiben und geistiges Treiben überhaupt nicht die nothwendige Eigenschaft eines jeden Menschen, sondern als das Geschäft irgend einer bevorrechteten Classe der Gesellschaft betrachtet wird, finden wir Rhapsoden und öffentliche Erzähler, welche das Volk in seinen Mußestunden ergötzen und belehren. Es sind dieß Erzähler zweierlei Art: sie recitiren entweder bloß den vorhandenen Stoff mit mancherlei Ausschmückungen, oder es sind schöpferische Geister, die neue Welten des Denkens und Fühlens ins Daseyn rufen und die wilden Geschlechter auf der Bahn der Menschlichkeit vorwärts treiben. Dieß sind die heiligen Sänger, mit welchen eine neue Aera in allen Völkergeschichten beginnt. Man erinnert sich an Linus und Orpheus, an die priesterlichen Lieder der alten Römer und die Gebetsammlungen in den Wedas der Brahmanen. Homer und Ossian sind selbst bloß solche aus dem grauen Alterthum herüberschimmernde Bardengestalten. Die meisten Völker des Orients stehen aber heutigentags noch auf dieser niedern Stufe der Gesittung. Nur wenige Menschen haben die Mittel, und von diesen sind nur wenige geneigt, sich einer geistigen Arbeit zu unterziehen; das Leben der bei weitem größeren Massen ist abwechselnd der Jagd und dem Kriege, den Raubzügen und dem Müßiggange gewidmet. Diese langen Stunden der Faulheit zu verkürzen, bei Gelagen und Festlichkeiten für grobe Späße wie für feine Scherze zu sorgen, das ist das Amt einer eigenen Classe, des Erzählers oder Lustigmachers, von den Persern die „verliebte Person" genannt, ohne Zweifel aus demselben Grunde, weßhalb die Erzählungen in den romanischen Sprachweisen der mittleren Jahrhunderte bald die ausschließende Bedeutung von Liebesgeschichten erhielten. Das Verhältniß der beiden Geschlechter zu einander bildet ja fast allein den Inhalt oder wenigstens den Hintergrund der Ergebnisse der meisten gewöhnlichen Naturen, sowohl im Osten als im Westen der Erde. Diese Barden, deren in jeder Stadt, ja in jedem größern Orte oder herumziehenden Stamme der sogenannten Iliat *) Persiens und Mittelasiens mehrere sind, werden nach den Gedichten, die sie recitirend absingen, in gewisse Classen eingetheilt. Die Erzähler des Firdusi heißen „Heldenbuchs Sänger," die des Karroglu, von dem sogleich die Rede ist, „Karroglu Sänger." Diese Gedichte sind aber von zu großem Umfange, um auf einmal recitirt zu werden. Sie werden deßhalb, wie die Iliade und Odyssee, in gewisse Rhapsodien eingetheilt, im Persischen Versammlungen genannt, welche in einer Sitzung nach herkömmlichen, höchst einfachen Melodien, wovon Chodzko ebenfalls einige Proben mitgetheilt hat, abgesungen werden. Es ist Sitte, daß beim Schlusse eines jeden Gesanges der Barde über das treulose Geschick sich beklagt, das ihn mit so geringen Glücksgütern segnete. Er empfiehlt den Zuhörern Weisheit und Enthaltsamkeit in allen Dingen und wünscht ihnen ein Leben von 999 Jahren, so lange nämlich hat Noah gelebt — natürlich dieß alles bloß in der Voraussetzung, daß die dankbaren Zuhörer eine Fülle Goldes und Silbers in die leeren Taschen des süßen Sängers und Schmeichlers regnen lassen. Eine große Anzahl dieser Volksdichtungen wurden niemals aufgeschrieben, sie gehen von Mund zu Mund, und jeder Barde schmückt sie aus nach eigener Weise. Es hatte der gelehrte Reisende viele Mühe, bis er eine vollständige Abschrift der turkmanischen Volkslieder erhalten konnte, und zwar unverbrämt mit dem Phrasengeklingel persischer Rhapsoden.

Ruschan, oder mit seinem Spitznamen Karroglu, der Sohn des Blinden *) genannt, ist eine Art Rinaldo Rinaldini, ein poetischer Räuberhauptmann, welcher plündert und mordet, aber von Zeit zu Zeit auf Unkosten anderer den Großmüthigen spielt; durch Tapferkeit und List überragt er die ganze Bande, welche aus davongelaufenen Stallknechten, aus Metzgern, Schmieden und Schäfern besteht, und hält sich deßhalb für berechtigt, alles an sich zu reißen, was er mit Gewalt, mit Lug und Trug zu erreichen vermag. So lange der Sohn des Blinden vollauf hat, kennt seine Vergnügungssucht keine Gränzen, tritt aber Mangel ein, so stürzt er wie ein hungriger Tiger aus seiner Höhle, und zerreißt alles, was ihm entgegentritt. Doch kann er sich nicht gleich in den Kampf stürzen: ein wildes Lied muß seinen Muth aufstacheln, ihm ist die Dichtkunst das Rasseln der Klapperschlange, das Zischen der Natter. Das turkmanische Volksepos des Karroglu besteht aus solchen Liedern, vor dem Beginne des Kampfes gedichtet und gesungen, und durch prosaische Erzählungen zu einem Ganzen verbunden; die schönsten dieser Lieder leben im Gedächtnisse eines jeden ächten Sohnes Turkestans. Während die Barden der Perser die Thaten des Rustem singen, lassen die Turkmanen die Schlachtgesänge des Räuberdichters erschallen. Haben sie dann ihr Schwertlied vollendet, haben sie gesungen: „Es ist genug, genug des Redens und Prahlens! Was sind in meinen Augen 30, 60, 100 eurer Krieger? Was sind eure Felsen, eure Schluchten, eure Wüsten unter den Hufen meines Pferdes? In mir schaut ihr den Leoparden der Berge und Thäler," **) — dann erst beginnen die Kämpfe

*) Iliat, wie die herumziehenden Horden in Persien genannt werden, ist eine ungewöhnliche baschkirische Mehrheitsform von dem Il, das im Türkischen und Mongolischen eine Horde, einen Stamm bedeutet. Der Häuptling heißt Ilchan; doch jetzt führen nur zwei Häuptlinge bedeutender Stämme in Kurdistan und Fars diesen Namen führen, und ein Schutzloser heißt Jisiß, ein Stammloser. Kann wohl demjenigen eine Festung etwas nützen, heißt es in einem turkmanischen Liede, der kein Glück, keinen Stamm hat (Jisiß)?

*) Der Name ist türkisch; Oglu bedeutet Sohn und Kurr, blind.

**) Diese Stelle aus Karroglu ist das gewöhnliche Schlachtlied der Turkmanen.

zwiſchen den tapfern Iliat und dem feigen Geſindel des Schahinſchah; die erſtern gehen, wie man ſich leicht denken kann, gewöhnlich als Sieger aus dieſen Kämpfen hervor.

Gleich der Eingang des Epos, welches zu den Zeiten Schah Abbas II von Perſien (1661—1666) ſpielt, ſchildert uns den furchtbaren Zuſtand der ſchmachvollen Willkür und des geſetzloſen Weſens der türkiſchen Horden und ihrer Häuptlinge. Der Vater des Ruſchan war Stallmeiſter irgend eines Sultans jenſeits des Orus, der ihn des Augenlichts berauben ließ. Welch ein Verbrechen hatte wohl der arme Mann begangen? Man denke ſich nur, unter den Fohlen des Gebieters wurden zwei unwürdig dieſes großen Herrn befunden! Der Hirt war aber zu gleicher Zeit ein großer Aſtrolog; er wußte, daß gerade dieſe ſchlechten Fohlen zu Wunderpferden heranwachſen. Ruſchan erhielt auf ſeine Bitte eines derſelben geſchenkt, das dann durch die aſtrologiſchen und Stallknechtskünſte des Vaters zu einem Roſſe herangebildet ward, wie man kaum jemals eines geſehen hatte. Doch wir wollen die Beſchreibung des „Kirat“ oder „Kaſtanienbraunen,“ welche bei den Pferdekennern und Pferdehändlern Perſiens eines unbeſtreitbaren claſſiſchen Anſehens ſich erfreut — ſie dient ſelbſt bei allen vorkommenden Streitigkeiten als Entſcheidungsgrund — hier vollſtändig mittheilen:

„Fürſt!“ ſo ſingend tritt Karregin dem erſtaunten und erzürnten Sultan entgegen, „Fürſt! hier bin ich; vernimm, woran man ein Roß, mein edles Roß erkennt! Soich ein Roß iſt friſch und voller Leben. Schaue zu, wie ſeine Naſenlöcher abwechſelnd aufſchwellen und zuſammenſchrumpfen, wie ſeine zarten Glieder den Gliedern der Gazelle gleichen, zu jeder Minute bereit den Wettlauf zu beginnen: die Hüften gleichen den Hüften der Gemſe, und der zarte Mund folgt der leiſeſten Bewegung des Zügels, gleichwie der Mund des jungen Kamels. Wenn ſo ein Pferd iſt, ſo zermalmen ſeine Zähne die gleichwie unter einer Mühle zerkrachenden Haberkörner. Es iſt ein hungriger Wolf, der die Speiſe verſchluckt. Der Rücken erinnert an den eines Haſen; die Mähnen ſind weich und ſeiden; ſein Rückgrat ſteigt hoch empor und gleicht dem eines Pfauen. Soich ein Pferd muß zwiſchen dem vierten und fünften Jahre geritten werden. Schaue ſeinen Kopf, er iſt klein und niedlich, die Augen ſtehen heraus wie zwei Aepfel, und die Zähne ſind Diamante. Die Form des Mundes gleicht dem des Kamels, und die Glieder ſind niedlich gedreht und geformt; etwas rundlicht und länglicht iſt ihre Geſtalt. Kommt ſoich ein Pferd aus dem Stall, ſogleich ſpielt es und ſpringt empor. Seine Augen gleichen den Augen des Adlers, und es dreht ſich unruhig herum wie ein hungriger Wolf. Der Bauch und die Rippen füllen gerade die Gurte aus. Ein junger Menſch von guter Herkunft leiht ein geneigtes Ohr den Worten der Aeltern und behandelt ſein Pferd mit der größten Aufmerkſamkeit; er kennt auswendig ſeine Abſtammung, ſein reines Blut und prüft häufig die Kraft der Gelenke in den Knien.“

(Fortſetzung folgt.)

Ein Hippodrom zu Paris.

Die alten Zeiten wollen wiederkehren; in Paris ſoll ein neuer Circus unter dem Namen Hippodrom errichtet werden, wo man Wettrennen zu Pferde, zu Wagen, zu Fuß, Triumphmärſche, Jagden, kurz, wie das Programm ſich ausdrückt, „alles darſtellen wird, was die alten Völker bis zum Wahnſinn liebten.“ Hoffentlich wird man ſich indeß nicht bis zu den Gladiatoren und den wilden Beſtien des römiſchen Circus verſteigen. Die Unternehmer ſind F. Lalouc und Victor Francoai. Der Bau, der in den elyſäiſchen Feldern errichtet wird, wird im Januar beginnen und im April vollendet ſeyn. Der Hippodrom ſoll 85 Metres lang und 66 Metres breit werden. Man nimmt an, daß 10 bis 12,000 Zuſchauer in dieſem Umkreis-Platz haben werden. Die Arena ſoll offen, dagegen die Zuſchauer, welche an den beiden Enden in Amphitheatern und an den Seiten in Galerien untergebracht werden, gegen die Sonne und die Unguſt des Wetters geſchützt ſeyn. Die Vorſtellungen ſollen an den Sonntagen von 3 bis 5 Uhr ſtattfinden, an zwei andern Tagen zu noch zu beſtimmender Zeit. Man ſieht, zu den Stiergefechten iſt es nicht mehr weit. (Courr. franç. 29 Sept.)

Die joniſchen Inſeln.

Corfu.

(Fortſetzung.)

Die reichen Einwohner der Stadt Corfu werden nach der Quantität Oel geſchätzt, die ſie alljährlich machen, und wie man zu Paris ſagt, er hat ſo und ſo viel Tauſend Franken Revenuen, ſagt man zu Corfu, er hat ſo und ſo viel hundert Krüge Oel zu verzehren, ebenſo bekommt eine Braut eine gewiſſe Zahl Olivenbäume zur Ausſteuer mit. Dieſe Bäume ſind hier von einer ungewöhnlichen Größe und Schönheit, ſo wie man ſie in keinem andern Land Europa's, weder in Spanien noch in Italien ſieht, und machen den Reichthum der Inſel aus. Das Oel, beſonders das von Paxo, iſt vortrefflich, kryſtallhell und hat oft die Farbe des reinſten Quellwaſſers. Dieſes Oel iſt ſo wohlſchmeckend und man gewöhnt ſich ſo ſehr daran, daß, als ich wieder nach Deutſchland zurückkam, ich auch die beſte Butter unangenehm ſchmeckend fand und mich erſt wieder daran gewöhnen mußte. Die Beſitzer der Olivenwälder ſind große Herren, und verzehrten früher einen Theil ihrer Einkünfte in Venedig, wo ſie meiſtens den Winter zubrachten. Während der franzöſiſchen Herrſchaft ſchmelzen ihre Revenüen jedoch faſt auf nichts zuſammen, da man das Oel nicht ausführen konnte, indem Corfu beſtändig von den engliſchen Schiffen blokirt wurde, ſo daß alle Schifffahrt und Verſendungen aufhörten, und nur mit großer Mühe und Gefahr die Kanonierſchaluppen der Regierung in finſtern Nächten es wagten nach Otranto zu ſegeln, um die Verbindung mit dem feſten Land einigermaßen zu unterhalten, und dennoch fielen auch dieſe nicht ſelten in die Hände der Engländer. So kam es denn, daß der Werth des Oels, für das man keinen Abſatz mehr finden konnte — das meiſte ging früher nach Venedig und Trieſt — faſt auf Null herabſank, und der Adel und die Wohlhabenden in Corfu, deren Reichthum faſt ausſchließlich in dieſem Product beſtand, ſich in der größten Noth und Geldverlegenheit befanden, ſo daß viele von ihnen ihre Olivenbäume umhauen, Kohlen daraus brennen ließen und dieſe verkauften, um leben zu können; ein ungeheuer Nachtheil und Verluſt, da, wie bekannt, der Olivenbaum einer langen Reihe von Jahren bedarf, bevor er ſo weit iſt, daß er Früchte bringt.

Digitized by Google

Alles Getreide der Insel, worunter der Calombochio und Mais das meiste liefert, reicht bei aller Mäßigkeit der Corfioten kaum für den Bedarf von vier bis fünf Monaten für die Bewohner der Insel hin, welche seit Jahrhunderten gewohnt sind, das mangelnde gegen Oel auszutauschen, da dieses aber ebenfalls während der französischen Herrschaft nicht möglich war, so war bisweilen das Brod so theuer, daß die Bewohner der Stadt das Commißbrod des Soldaten mit fünf bis sechs Piaster bezahlten, und verhältnißmäßig theurer den Schiffszwieback, wenn kein Brod zu haben war.

Der Wein, den man auf der Insel Corfu zieht, ist sehr stark, meistens schmutzig und dick, und ungesund unvermischt zu trinken; die weißen Weine sind süß, feurig und dem Cyperwein sehr ähnlich, doch gibt es auch herbe und saure. Würden die Weinberge sorgfältiger bebaut und wäre die Behandlung des Weins anders, so müßte hier ein ganz vorzügliches Getränk, das den besten spanischen und ungarischen Weinen zur Seite gestellt werden könnte, gezogen werden, besonders wenn man die alten Weinstöcke durch junge aus guten Weinländern gehalte ersetzte. Es lag aber in der Politik der venetianischen Regierung, daß die Insel Corfu kein Weinland werden sollte, weil sie einen ungeheuren Gewinn am Oel machte, das fast alles durch ihre Hände ging und von dem sie wenigstens 20 bis 30 Procente zog. Deßhalb hatte sie auch das Anpflanzen korinthischer Weinstöcke auf Corfu bei schwerer Strafe untersagt, und nöthigte so die Corfioten, sich auf den Oelbaum zu beschränken. Zweimal werden hier die Oliven jedes Jahr geerntet, aber Orangen, Limonen, Citronen, Feigen, Granaten, Maulbeeren gibt es fast das ganze Jahr, und um Weihnachten und im Januar blühen Orangen und Citronen am schönsten. Die Maulbeeren gedeihen hier vortrefflich, und eine Seidenwürmerzucht im Großen müßte sehr gewinnreich seyn. Auch an Capern, Aloën, Nopal (indische Feigen), Cypressen, höher wie die italienischen Pappeln, ist kein Mangel, und selbst Dattelpalmen sind nicht selten. Die Aloë wird oft zehn Fuß hoch, und man sieht deren zu jeder Zeit in der Blüthe. Alle diese Pflanzen, Gesträuche und Bäume, die man oft, nachdem man hohe Berge, die sich mit steilen Felsen endigen, mühsam erklommen hat, in den sich dann darbietenden schönen Flächen findet, gewähren einen sehr malerischen und romantischen Anblick, namentlich wenn sie zwischen alten verfallenen Gemäuern und Ruinen, die man so häufig im Innern der Insel antrifft, hervorragen.

Der älteste Namen der Insel Corfu war wahl Scheria, dessen Homer, der sie die feuchtbare nennt, erwähnt. Später hieß sie Drepanum, von ihrer sichelförmigen Gestalt, dann Phäakia, Corcyra und endlich Corfu. Erst mit des Themistokles Ankunft, der sich mit einer Anzahl Griechen, die aus Korinth verbannt waren, in Corcyra niederließ, beginnt die Geschichte dieser Insel mit einiger Sicherheit, also etwa 800 Jahre vor unserer Zeitrechnung. Corcyra wurde damals eine Republik und führte lange und hartnäckige Kriege mit Korinth, das von dem ganzen Peloponnes unterstützt wurde; ohne den Beistand Athens, das ihm die thätigste Hülfe angedeihen ließ, würde es auch wahrscheinlich unterlegen seyn. Indessen hatten die Corcyrer doch eine sehr bedeutende Seemacht, die mehr als einmal die korinthische Flotte schlug. Als Themistokles und Aristoteles aus Athen vertrieben wurden, fanden sie eine freundliche Aufnahme in Corcyra, ebenso später Belisar, als ihn Justinian von sich stieß. — Auf sehr kurze Zeit fiel Corcyra in die Hände des Agathokles, Tyrannen von Syrakus. Pyrrhus zwang die Corcyrer, nachdem er ihre Hauptstadt genommen hatte, ihm gegen die Römer zu dienen. Unter Teuta's Regierung fiel die Insel in die Hände der Illyrier und endlich in die der Römer. Cäsar stellte jedoch für den Augenblick ihre Republik wieder her, ob sie sich gleich mit dem Pompejus gegen ihn verbunden hatte. Aber Augustus, gegen den sie Partei für den Antonius ergriffen hatte, beraubte sie aller ihrer Freiheiten, und jetzt sank sie allmählich von ihrer Größe und Blüthe herab, obgleich ihr die Kaiser Caligula und Claudius wieder große Vortheile und Begünstigungen einräumten. Sie unterstützte die römischen Kaiser fortwährend mit Hülfstruppen und Schiffen, so wie später die griechischen Kaiser, als sie zum morgenländischen Reich gehörte. Schon unter dem Kaiser Claudius wurde der größte Theil der Corcyrer Christen. Mehrmals wurde diese Insel schrecklich verheert, namentlich durch die Vandalen unter Genserich und durch Totila, den König der Gothen, der auch die Stadt Corcyra fast gänzlich verlilgte. Nicht minder schrecklich hausten einigemal die Sarracenen. Der König Roger von Sicilien eroberte ebenfalls die Stadt, die jedoch der Kaiser Emanuel Comnenus durch Hunger wieder bezwang, und dann aus dieser Insel, Epirus und Aetolien ein eigenes Herzogthum schuf. Der König beider Sicilien, Karl von Anjou, bemeisterte sich endlich der Insel, die er Johann, einem Sohn des Herzogs Michael IV, entriß, und von jetzt an erhielt sie den Namen Corfu, der wahrscheinlich von ihrer alten, auf hohen Felsen liegenden Festung herrührt. Der Sohn Karls von Anjou gab nun die Insel Corfu seinem Bruder Philipp dem Fürsten von Tarent als Lehn; nach dem Tod von dessen Sohne kam sie aber wieder unter die unmittelbare Herrschaft Neapels, bis sie unter der Regierung des Herzogs von Braunschweig sich empörte, die neapolitanische Besatzung vertrieb und sich nach so vielen Jahrhunderten wieder als Republik constituirte. Es dauerte aber nicht lange, so fanden die Corfiaten für gut sich unter den Schutz Venedigs zu begeben, weil sie fürchteten eine Beute der Genueser oder anderer mächtiger Staaten zu werden. Sie leisteten den Venetianern treffliche Dienste gegen die Türken und waren eine tüchtige Vormauer gegen das Umsichgreifen dieser Barbaren. Vier Jahrhunderte waren sie mit Venedig vereinigt, und hielten zwei denkwürdige Belagerungen gegen die Türken aus, denen die Stadt jedesmal den kräftigsten Widerstand und eine heldenmüthige Vertheidigung entgegensetzte, so daß die Barbaren trotz ihrer ungeheuren Uebermacht und großen Hülfsmitteln jedesmal unverrichteter Sache wieder abziehen mußten, wobei sie freilich den unbeschützten innern Theil der Insel schrecklich verwüsteten, die Dörfer verbrannten, die Felder verheerten und alle Einwohner, deren sie habhaft werden konnten, Männer, Frauen und Kinder, als Sklaven mit sich fortschleppten. Die erste dieser Belagerungen hatte im Jahre 1537 stattgefunden und die zweite im Jahre 1716.

(Fortsetzung folgt.)

Neues Rettungsboot. Man baut gegenwärtig zu London ein neues, eigenthümliches Rettungsboot, dessen Planken aus Kautschuk und zerriebenem Kork bestehen, und die um zwei Drittheile weniger als Eichenholz wiegen, so daß das Schiff nicht sinken kann. Seine Länge beträgt 34 Fuß, seine Breite 11; es ist mit Kupfer beschlagen und wird von zwölf Rudern getrieben aber fährt mit zwei Segeln. Die belgische Regierung soll drei solcher Fahrzeuge für den Küstendienst bestimmt haben. (Constitut. 29 Sept.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 284.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

10 October 1844.

Der Osiristempel zu Kalabschi.

(Nach Will. Hunter.)

Die heutigen Nubier bauen noch, wie ihre Vorfahren, ihre Steinhütten, wo das Nilufer sehr schmal ist, an dem Abhang der Berge, damit sie nicht das anbaubare Land wegnehmen. Wo die Ebene breit ist, stehen ihre Wohnungen mitten auf derselben, und bestehen blos aus Lehm. Am Ufer wachsen Dattelbäume und Akazien; die letzten tragen im Frühjahr eine bittere Frucht, die der des Johannisbrodbaumes gleicht. Die Araber sammeln sie und verkaufen dieselbe zu Assuan an die ägyptischen Kaufleute, welche sie zum Gerben des Leders brauchen. Eine große Menge derselben von vorzüglicher Beschaffenheit wächst in der Nachbarschaft von Sint und hat die Gerbereien dieses Ortes in hohen Ruf gebracht.

Nach einem Ritt von sechs Stunden erreichten wir Kalabschi, das größte Dorf auf dem westlichen Nilufer zwischen Assuan und Derr. Am Fuße des Berges in der Mitte des Dorfes, unten nach dem Flusse hin, sind die Trümmer eines sehr großen Tempels. Die Fronte des Portieus besteht aus einem großen Propylon von hoher Schönheit und Einfachheit, mit einem Thor in der Mitte, wodurch man in den Porticus kommt; hier ist eine Säulenreihe an der Mauerseite gewesen, allein jetzt ist nur noch eine Säule vorhanden; die Bruchstücke der andern liegen auf der freien Fläche herum. Auf jeder Seite des Porticus und in Verbindung mit demselben ist ein schmaler, dunkler Gang an einer Thür auf die freie Fläche, die den Tempel umgibt, einem großen Thorweg gegenüber, welcher in der Mauer der äußern Einfassung angebracht ist. Die Fronte der Halle ist mit vier schönen Säulen und zwei Pfeilern aerziert. Diese Bauart stammt offenbar aus der Zeit, wo man die Tempel zu Tentyra und Philä baute. Die Decke der Halle ist herabgefallen und bedeckt jetzt den Boden, und von den Säulen, welche sie trugen, sind nur noch zwei vorhanden. Unter den Sculpturen an der Vordermauer der Cella bemerkt man den zweiköpfigen Briareus unter der Hand des Siegers, den sperberköpfigen Osiris und andere bedeutsame Figuren der alten Götterlehre. Die Cella bildet ein einzelnes Gemach in der Mitte des Tempels, und in dem Adyton oder Allerheiligsten erblickt man Ueberreste herrlicher Säulen. Hinten sind kleine Gemächer oder Cellen, die vielleicht zu Gefängnissen für widerspänstige Priester dienten, aber zu Prüfungsorten für diejenigen, welche sich um die Priesterwürde bewarben. Wer darein gethan wurde, von dem konnte man buchstäblich sagen, daß er in die Mauer eingeschlossen sey, denn man bemerkte nicht das Geringste von einer Celle, wenn die Steine, welche den äußern Eingang verschlossen, davorlagen.

Die Mauern der Cella und das Adytum sind voll gemalter Figuren, deren Farben noch leidlich erhalten sind, besser als jene zu Philä; die Farben, die man gewöhnlich brauchte, sind roth, blau, grün und schwarz. Der sperberköpfige Osiris mit einem Stabe in der Hand ist mit einer lichtgrünen Farbe gemalt; einige Frauen mit Lotus in den Händen sind ganz schwarz, die buntgestreiften Gewänder des Osiris mit der Tiara auf dem Haupte haben ein prächtiges Ansehen; die Haare sind an allen Figuren schwarz gemalt, die Zwischenräume zwischen den verschiedenen Figuren sind mit rothgemalten Hieroglyphen bedeckt. An den untern Theilen der Seitenmauern des Allerheiligsten sind einzelne Menschengestalten, jede mit einem Thier an ihrer Seite, gewöhnlich mit einem Ochsen, einer Gazelle oder einer Gans. Die äußern Tempelmauern sind voll Sculpturen von kolossaler Größe, wie jene zu Tentyra und Edfu; sie sind von einer rohen Ausführung und entsprechen keineswegs der Schönheit der Bildhauerarbeit im Innern. Von den Mauern sieht man Sphynxköpfe vorspringen; die Ringmauer des Tempels ging bis an den Fuß des Berges, und Besucher zu Wasser konnten während der Ueberschwemmung von ihren Schiffen in den Tempel kommen.

Die beiden Bedumen, die mir als Führer dienten an den Stromufern des alten, heiligen Nils, verstanden nichts weder von griechischer Mythologie noch von ägyptischer Symbolik; sie wußten nichts von Champollion, nichts von Friedrich Creuzer und Otfried Müller. Sie starrten den Osiris an und wunderten sich nur, daß man einem menschlichen Leibe

Digitized by Google

einen Vogelkopf aufsetze. Dumme Teufel, warum habt ihr kein Collegium über Archäologie gehöret? Der eine dieser Beduinen hatte früher mit Straußfedern gehandelt, bis Seine Hoheit Mehemed Ali Pascha, höchstwelcher bekanntlich mit allem handelt, auch ihm das Handwerk legte.

Der Tempel zu Kalabschi gehört zu den köstlichsten Ueberresten des ägyptischen Alterthums, und seine Einzelnheiten verdienen von einem ausgezeichneten Architekten genauer untersucht und beschrieben zu werden, denn er gehört in die schönsten Zeiten der ägyptischen Baukunst. Später hatte man diesen Tempel, wie so manchen andern, in eine christliche Kirche verwandelt, und an den Wänden erblickt man jetzt noch Heiligenbilder, von guten griechischen Mönchen gemalt, dem alten vogelköpfigen Osiris zum Possen und zum Trotz.

Gedichte der Turkmanen.

(Fortsetzung.)

Karroglu ergreift, um die Unbill, die seinem Vater widerfahren, zu rächen, ein Freibeuterleben. Er haust anfangs in den Gegenden jenseits des Orns, dann zieht er sich in die kurdischen Gränzprovinzen zwischen den beiden Reichen der Perser und Türken zurück. Seine Thaten und Abenteuer bilden den Inhalt dieses denkwürdigen Gedichtes.

Man wird es natürlich finden, daß das Banditenhandwerk von den Persern wie von den Türken mit ziemlich milden, hie und da selbst mit reizenden Farben geschildert wird. Ihr ganzes Staats- und bürgerliches Leben ist ja ebenfalls bloß ein organisirtes Räuberwesen; der Schah und dr Sultan unterscheiden sich bloß von dem gemeinen Wegelagerer durch die Erblichkeit ihrer Würde und durch eine Art religiöser Weihe, wodurch ihr gesetz- und rechtloses Treiben in den Augen der dummen Menge geheiligt wird. Solch ein Gedanke tritt uns, obgleich noch nicht klar genug entwickelt, aus den dreizehn Gesängen des turkmanischen Volksepos entgegen. Die Oschik, so werden die Rhapsoden genannt, lassen zwar Karroglu zahlreiche Grausamkeiten begehen; er mordet den Feind, und jeder Wohlhabende ist des Raubers Feind, mag er ihm bewaffnet oder wehrlos entgegenkommen. Doch ist der Räuber zu Zeiten bis zur Tollheit großmüthig und tapfer. Toller, Wahnsinniger ist auch einer seiner Lieblingstitel; so wird er von den Banditen angeredet, und der Hauptmann selbst würdigt sie dieser Ehrenbenennung. Bei alle dem ragt Karroglu über das ganze zahlreiche Gesindel der Paschas und Wesire, der Agas und Beglerbegs weit hervor; sie werden uns sämmtlich als feige und niederträchtige, jedes besseren Gefühls unwürdige Seelen geschildert. Man kann Karroglu hassen, ihn einen Wüterich und Menschenräuber schelten; tollkühnen Muth und Hochherzigkeit, ja sogar Anwandlungen von menschlichem Gefühl wird man ihm nicht absprechen können. Von dem allen keine Spur bei den beiteiten Knechten und officiellen Gaunern des Sultans und des Schah; es ist Gesindel durch und durch. Man erschrickt in Wahrheit vor den Menschen, wie sie uns hier entgegentreten; sie könnten ohne alle Religion, ja ohne einen Glauben an Gott und an Bestrafung und Belohnung in einem jenseitigen Leben nicht boshafter, nicht schlechter und selbstsüchtiger seyn. Ja man wäre geneigt anzunehmen, sie seyen besser ohne diesen äußerlichen Ceremonienkram, weil sie hierin nicht selten eine Entschuldigung für ihre Laster, ja sogar eine Aufforderung zu Mord und Todtschlag finden. Der Raschedi, das heißt der Gerechte, so nennen sich bekanntlich die Schiiten selbst, wähnt ein gutes Werk zu thun, wenn er die Sunniten ausplündert und ermordet. Man ersieht aus diesen Volksdichtungen, daß das Herz dieser verwilderten Muselmänner weder Liebe noch Freundschaft kennt. Die Vielweiberei zerknickt alle zartern Gefühle, alle edlen, häuslichen Tugenden, die zu allen Zeiten die einzige sichere Grundlage eines geordneten Gemeinwesens bilden. Das Weib ist dem Turkman ein liebliches Spielzeug, das er, wenn es ihn nicht mehr ergötzt, als abgenutzte Waare in den Winkel wirft. Die Kameraden sind ihm Zech- und Raubgenossen, für welche er weder Achtung noch Freundschaft hegt. Nur sein Pferd, sein Pferd ist ihm alles, das liebt und vergöttert er; es bringt ihn ja eilenden Laufes zur reichen Karawane, und rettet ihn, wenn der Raub gelungen, durch seine Gewandtheit und Schnelligkeit vor den nacheilenden Feinden.

In gewissen halbverwilderten Zuständen der bürgerlichen Gesellschaft ist es kein kleiner Ruhm, ein tüchtiger Fresser und Säufer zu seyn; auch die Helden Homers lassen es bekanntlich hieran nicht fehlen. Karroglu leistet aber hierin das Unmögliche, besonders wenn es von schöner Hand dargebracht wird. Die Schönen sind alle in den kühnen Räuberhauptmann, der bald über eine Stadt von 8000 Seelen gebietet und 777 tollkühne Gauner mustert, zum Sterben verliebt; sie sind auch nicht blöde und tragen sich selbst ihm an, von der Tochter des Sultans zu Stambul und des Pascha von Choi bis herab zum niedern Weibe. Es werden in diesen Gesängen gar viele dieser Weiber geschildert, keine aber mit so reizenden Farben wie der Knabe Alwas, der geschändete Liebling und Erbe des Hauptmanns. „Krieger," so sprach die schöne Tochter des Hassan Pascha zum gefesselten Räuber, „sey gutes Muthes, ich befreie dich, wir wollen uns lieben und ewig treu bleiben im Glück und im Unglück. Welche Speisen willst du haben?" — „Du wirst mir wohl nicht genug schaffen können." — „Was ich, die Tochter eines so mächtigen Emir?" „Nun, nun, wir wollen sehen; gib Papier und Tinte her, ich will den Küchenzettel machen." Karroglu schrieb folgendes nieder: „Zum Frühstück bereite jeden Tag 22½ Pf. Fleisch, 15 Pf. vom weißesten Brod, 15 Pf. Branntwein und 15 Pf. Wein. Als Gabelfrühstück bringe 15 Pf. von demselben Fleisch, 15 Pf. Brod, 7½ Pf. Branntwein und 15 Pf. Wein, und zum Abendessen einen Pillau von 22½ Pf. Reis von der Gattung, die vorzüglich in Masanderan wächst und ambraduftend genannt wird, auf welchem ein ganzes gebackenes, noch nicht entwöhntes Lamm liegen muß, dann 22½ Pfund Wein, 15 Pfund Branntwein und überdieß Wildbraten, allerlei Eingemachtes, Süßigkeiten und Leckerbissen — je mehr

desto besser." Die zarte Tochter des Pascha zog zwar besorgt die Schultern hinauf, ihre Neigung zu dem tüchtigen Manne schien sich aber durch diesen einzigen Küchenzettel nur noch zu vermehren; sie gab dem Hausmeister alsbald Befehl sich pünktlich hienach zu richten, und Karragiu — hat nichts übrig gelassen.

Abbas II hatte den Räuber mehrmals nach Ispahan eingeladen, der Schah versprach ihn zum Feldmarschall zu erheben; denn dem Gebote seines Vaters gemäß hatte der schiitischr Gauner niemals die Waffen gegen die Sofi erhaben. Karragiu folgte dem Rufe nicht, und der erzürnte Schah setzte einen Preis auf seinen Kopf. In seinen alten Tagen, er zählte bereits hundert Jahre, wo kein schwarzes Haar auf seinem Haupte und keine Freude im Herzen war, entschloß sich der Rauber, ganz allein, ohne alle Begleitung, auf seinem Wunderpferde sitzend, nach Ispahan zu ziehen. Schmerzlich war der Tag der Trennung; die Frauen weinten in ihren Gemächern und die alten Banditen auf den Straßen aan Tschamlibill; so hieß der befestigte Ort der Bande unfern Choi, dessen Ruinen man heutigen Tages noch sieht. Der Hauptmann ritt van dannen, dag seitwarts in die Gebirge, wendete sich plötzlich um zu seinen 777 Genossen, die ihn bis hieher begleitet hatten, und sprach:

„Freunde und Kameraden, mein Herz ist aall, ich muß zum letztenmai ein Lied euch singen," und der Gesang strömte jetzt nach heraar wie ehemals in seiner Jugend:

„Der Frühling kammt. Der Schnee schmilzt in den Bergen. Meine lieben Schwesterberge entschleiern ihr Haupt var meinen Augen. Hier ist mein ägyptisches Schwert, in Blut getaucht bis zum Ueberflusse! O meine Berge, meine Schlachten werden ewig leben in eurem Wiedrrhalle. Wie glücklich war ich, auf eurem Busen hin- und herwandernd! Lauernd lag ich unter euren Klippen verbargen, bis die Karawane an euren steilen Abhängen emparstieg. O mrine Berge, ihr habt niemals meine Gehelmnisse verrathen! Ich danke ruch, ich danke!"

Karragiu weinte laut auf und mit ihm alle Krieger. Nachdem er sich erhalt hatte, fang er weiter:

„Mit Aiwas ließ ich mich nieder zu Tschamlibill, wir tranken den rothen Wein, der in Strömen floß. O meine Berge, mit meinem Schilde maß ich die Türquise und die Perlen, das Gaid, das Silber und die Edelsteine der ganzen Welt, auf eurem Rücken als Beute gewannen. Ich habe blaß zwei Brüder, mein Schwert und mein Pferd; ihr Berge, ihr seyd meine Schwestern."

Karragiu endigte, und alle seine Kameraden vergossen Thränen. Er küßte jedem die Augen und ritt nur allein van dannru gen Ispahan. Zu Kuhrud, einem kleinen Ort zwischen Ispahan und Kaschan gelegen, ward das Pferd Kirat auf hinterlistige Weise getödtet; jetzt war alles zu Ende; das Leben hatte für den Turkman allen Reiz aerloren. „Ihr Schandkerle," rief er aus, „kammt herbei! Ihr habt mein Pferd getödtet; hier ist auch mein Busen, haut zu! Ich werde mich nicht länger vertheidigen; sa nehmt denn mein Leben dazu! Ohne Kirat bin ich der Welt nutzlos, doch gestattet, daß mein Lied nochmals, und zwar zum letztenmal erschalle:

„Auf dem Schlachtfelde läßt der Held, läßt der tapfere Krieger sein Leben. Flinten und Pistalen singen ihm den Leichengesang. O Tod, wen verschanst du wahl? Vadai Amir,*) der schlaueste der Menschen, suchte dir zu entrinnen; da springst du aus dem Hinterhalte hervar und sitzest ihm auf dem Nacken. Aber das Herz des Widders Karragiu fürchtet dich nicht, wenn rs Gattes Wille ist."

(Schluß folgt.)

Die jonischen Inseln.

Corfu.

(Fortsetzung.)

Bei der letzten befehligte ein Deutscher, der Graf von Schulenburg, Generai in venetianischen Diensten, die Besatzung. Die belagernde türkische Armee unter dem Großwesir Ali Pascha war über 30,000 Mann stark, und hatte sich schon aller die Stadt beherrschenden Anhöhen bemächtigt, die sie reichlich mit Geschütz versah. Nach einer vierzigtägigen vergeblichen, abgleich mörderischen Belagerung beschloß der Großwesir einen Hauptsturm zu wagen. Groß war die Wuth der Ungläubigen und ihr tolles Anrennen mit einem furchtbaren Geschrei begleitet, aber eben so vergeblich wie die frühern Angriffe; mit blutigen Köpfen wurden sie zurückgeschlagen, und mehrere Tausend van ihnen fanden den Tod unter den Wällen und in den trockenen Gräben der Festung. Dem Graf von Schulenburg setzten die dankbaren Corfioten und Venetianer eine Bildsäule von carrarischem Marmor, die noch in der alten Festung auf dem Platz vor dem Gouverneurpalast steht.

Einige Jahre nach diesem Ereigniß, wenn ich nicht irre 1719, traf die Stadt ein schreckliches Unglück, der Blitz schlug nämlich am ersten Weihnachtsfeiertag in das in Felsen eingehauene große Pulvermagazin der Cittadelle der alten Festung (Fortezza vecchia), in welchem damals bedeutende Pulvermassen aufgehäuft waren. Die Erschütterung und der Donner der gesprengten Felsengewölbe war so entsetzlich daß die ganze Stadt wie bei einem gewaltigen Erdbeben, die hier sehr häufig sind, bewegt wurde, und alle Einwohner glaubten der Weltuntergang sey vor der Thüre. Fast kein Haus war unversehrt geblieben, die umherfliegenden Felsstücke schlugen mehrere Dächer, unter andern das einer Kirche, völlig ein, und die Bestürzung unter den Einwohnern, die alle der S. Spiridionskirche zuströmten, war so groß, daß sie gleich Wahnsinnigen gegeneinander- und umherrannten, und jeden Augenblick den völligen Untergang der Insel und der Stadt und das jüngste Gericht erwarteten. Man kann sich einen schwachen Begriff von dieser Zerstörung machen, wenn man bedenkt, daß mehrere Tausend Centner Pulver in dem in einen ungeheuern Felsen eingehauenen Gewölbe lagerten, dessen Wände vielleicht mehr als fünfzig Fuß Dicke hatten, und diese Massen wurden gewaltsam gesprengt! — Fünf Schiffe im Hafen wurden durch die herabfallenden Felsstücke in Grund gebohrt, alle übrigen mehr oder minder stark beschädigt, und in der Entfernung von mehr als einer Meile fand man die Trümmer eines Schildhauses, das oben auf der Platform dieses Felsen am Eingang zum Magazin gestanden hatte, und

*) Der bekannte Lavfer Schah Abbas I.

Digitized by Google

nicht weit davon die verstümmelten verbrannten Glieder von Soldaten, welche die Wache oben gehabt hatten. Im Ganzen hatten mehrere Tausend Personen das Leben durch dieses furchtbare Ereigniß eingebüßt, von dem noch heute die Corfioten nicht ohne zu schaudern erzählen. Jetzt ist dieses Magazin wieder vollkommen hergestellt und mit einem Blitzableiter versehen.

Durch den Frieden von Campoformio kamen 1797 die jonischen Inseln und mit ihnen Corfu an die französische Republik, welche aber schon 1799 gezwungen war es durch Capitulation und nachdem die französische Garnison acht Ausfälle gemacht und alle Hausthiere, namentlich auch die hier so zahlreichen Ratten, aufgezehrt hatte, an die Stadt belagernde russisch-türkische Armee und Flotte zu übergeben. Die sehr schwache Garnison erlangte einen ehrenvollen Abzug und wurde sammt allen Franzosen großentheils nach Toulon abgeführt. Sie hatte während der Belagerung über 600 Mann verloren. Durch den Frieden von Tilsit kamen die jonischen Inseln abermals unter die französische Botmäßigkeit, die ihnen jedoch die Engländer, das durch Gewalt uneinnehmbare Corfu ausgenommen, bald nacheinander wieder abnahmen. Die Einwohner von Corfu bedauerten den Abzug der Russen, denen sie sehr gewogen waren, weil sie sich zur gleichen Religion mit ihnen bekannten, dagegen waren die Juden den Franzosen hold, die durch sie alle Freiheit und gleiche Rechte mit den Griechen und Italienern erhielten, die sie früher so sehr unterdrückt und mißhandelt hatten.

Nach dem Sturz Napoleons wurden durch den ersten Pariser Frieden die jonischen Inseln zu einer Republik unter dem Schutz Großbritanniens erklärt. Ein Augenzeuge schildert die Uebergabe folgendermaßen. Seit der Mitte des Jahres 1813 war die Insel Corfu auf das strengste von den Engländern blokirt, so daß wir wenig und zuletzt gar keine Nachricht mehr von dem, was auf dem Festlande vorging, erhielten, nur wenn es manchmal einem Albaneser oder Griechen gelang, der Wachsamkeit der auch in dem schmalen Canal, der die Insel von Epirus und Albanien trennt, kreuzenden Engländer zu entgehen, hörten wir, jedoch nur sehr unvollständig, was sich im übrigen Europa zutrug, und oft gerade das Gegentheil von der Wahrheit, da der Gouverneur, General Donzelot, dieselbe möglichst geheim hielt. Noch lange nach der Schlacht von Leipzig und als die Alliirten schon über den Rhein gegangen waren, glaubten wir die Franzosen in Berlin. Erst als man versuchte, das in französischen Diensten in Garnison in Corfu stehende Regiment der Albaneser, das meistens aus Flüchtlingen und Deserteuren, die sich der Wuth und Tyrannei des grausamen Ali Pascha von Janina entzogen hatten, bestand, nach Italien einschiffen zu wollen, ging uns mehr Licht über die Vorfälle in dem übrigen Europa auf. Diese Albaneser, eine wilde irreguläre Soldateska, weigerte sich auf das standhafteste sich einzuschiffen, indem sie behaupteten, mit der Bedingung, nur auf den jonischen Inseln zu dienen, in französischen Sold getreten zu seyn, und der Gouverneur mußte diesen Plan aufgeben oder einer Empörung von ihrer Seite gewärtig seyn. Es unter den schon so schwierigen Umständen darauf ankommen zu lassen, war eben nicht rathsam, die Albaneser waren 3000 Mann stark und auf der ganzen Insel zerstreut, und es wäre unmöglich gewesen, sie in den Schluchten und Gebirgen zu Paaren zu treiben, wo sich vielleicht das Landvolk mit ihnen vereinigt hätte.

In den ersten Monaten des Jahres 1814 waren wir noch immer im Dunkeln über das, was in Frankreich vorging, und hatten keine Ahnung von Napoleons Schicksal, aber durch das plötzlich so kühn gewordene Benehmen des Ali Pascha von Janina, der sich früher so gefällig und selbst demüthig gegen uns bewiesen hatte, und nun auf einmal mit einer bedeutenden Truppenmacht vor Parga rückte, um dieses, das uns noch gehörte, zu belagern, wurde uns klar, daß Frankreichs Angelegenheiten eben nicht zum besten stehen müßten. Die Pargenioten, entschlossen sich bis aufs äußerste zu vertheidigen, schickten ihre Weiber und Kinder nach Corfu, wo man dieselben in Privathäuser unterbrachte und auf das beste für sie sorgte. Bald darauf unterhandelten jedoch die Einwohner von Parga insgeheim mit den Engländern, vermuthlich aus Furcht, während daß die Franzosen sie nicht gegen den grausamen Tyrannen Ali schützen könnten, und öffneten ihnen zur Nachtzeit den Hafen und die Thore von Parga. Die unbedeutende französische Garnison, aus ein paar Compagnien meistens italienischer Truppen bestehend, wurde zu Gefangenen gemacht, und die englische Flagge wehte in Parga, worauf Ali Pascha wieder abziehen für gut fand. Man weiß, wie die englische Regierung die Ergebung der Pargenioten später belohnte und sie an den Tyrannen Ali verschacherte, worüber ein Schrei des Entsetzens durch das ganze übrige Europa erschallte.

Murats Abfall von seinem Schwager hatten wir zwar erfahren, doch war nichts Officielles darüber bekannt geworden, und die in Corfu garnisonirenden neapolitanischen Truppen, ein Bataillon leichte Infanterie, meistens von französischen Officieren befehligt, fuhren fort den Dienst mit uns zu versehen. Endlich zeigte sich eines Morgens gegen das Ende des Monats Mai ein englisches Parlementärschiff, dem noch ein anderes Schiff mit einer weißen Flagge folgte. Niemand wußte, was dieß zu bedeuten habe, bis mit dem englischen Parlementär auch mehrere Franzosen ans Land stiegen, die zu unserer großen Verwunderung weiße Cocarden an den Hüten hatten und direct zum Gouverneur geführt wurden. Einige Stunden später war das Räthsel zum allgemeinen Erstaunen der Einwohner und zum großen Verdruß und Aerger der Garnison, die sich eher des Himmels Einfall als einen Bourbon auf den Thron Frankreichs geträumt hätte, gelöst. Noch denselben Tag wurden die Bedingungen des Friedens bekannt, so wie daß man Corfu, die einzige Insel, die von den jonischen noch in der Gewalt der Franzosen war, an die Engländer übergeben müsse. Die Corfioten, die gehofft hatten, entweder ganz frei oder doch unter russischen Schutz zu kommen, waren unwillig, als sie erfuhren, daß Großbritannien seinen schweren Scepter über sie schwingen würde, und wären nun eben so gern französisch geblieben.

(Fortsetzung folgt.)

Handel von El Goleah. In einem sonst unbedeutenden Artikel der Revue de Paris vom 28 Sept. über den Handel von Algier ist eine Stadt genannt, welche wir in dem Artikel (Nr. 280 bis 282) nicht aufgeführt haben, nämlich El Goleah, das, wie Gedames, in der Wüste gelegen, im Westen dieselbe Rolle spielt, wie Gedames im Osten. Die algierischen Stämme bringen die Erzeugnisse ihres Landes nach Metlili, von da kommen sie durch die Schaambha, welche Goleah und Metlili bewohnen, nach Goleah, und von hier theils durch die Schaambha, theils durch die Ommadhi nach Timimum, dem Hauptort der Oase Tuat. Von hier aus werden sie durch die Tuariks und Ghanessa nach Tombuctu gebracht. Von den Schaambha geht immer eine gewisse Anzahl nach Algier selbst, wo man sich also ohne Mühe mit ihnen in Verkehr setzen könnte.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 285.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

11 October 1844.

Die Feldarbeiter in England.

Nachdem man, besonders im Laufe der letzten Parlamentssession, lange genug das unglückliche Loos der Fabrikarbeiter beklagt, und darin oft genug das billige Maaß überschritten, drängt sich nun die Klage über die Ackerbaubevölkerung in gleichem, ja noch in größerem Maaße auf, da in mehreren Grafschaften der „Incendiarism," d. h. die Brandlegung wieder begonnen und allen Umständen nach keinen andern Grund hat, als das Elend der Landarbeiter. Darüber sind viele von den Herren, welche über die Landarbeiter den Mund voll genug genommen, sehr still, weil man niemand darüber anklagen kann, als sie selbst. Allerdings finden sich manche wohlgesinnte Männer, die sogar mit bedeutender eigener Aufopferung das Loos dieser Arbeiter zu mildern suchen, aber der Wohlthätigkeitssinn des Einzelnen kann die schlimmen Folgen des falschen Systems nicht verhindern. Die aristokratische Geschlossenheit der Güter, welche auch dem Thätigsten nicht erlaubt, seine Ersparnisse auf Ankauf eines kleinen Stückes Feld zu verwenden, und dadurch sich einen gewissen Grad von Unabhängigkeit und ein sicheres Auskommen für sein Alter zu erwerben, hält die ländlichen Arbeiter in einem Zustand von Unterordnung und Rohheit, von denen Elend und Verbrechen die zahlreichen und unvermeidlichen Folgen sind. Der Pächter braucht Arbeiter nicht das ganze Jahr hindurch gleichmäßig, sondern zur einen Zeit viel, zur andern wenig; was soll der Arbeiter, der nicht eine Scholle eigenen Bodens hat, in der Zwischenzeit anfangen?

In der letzten Zeit sind viele sogenannte „Agricultural-Associations" entstanden, welche ein- oder mehreremal im Jahre zusammenkommen, Diners geben, Preise an fleißige Arbeiter austheilen u. dgl., aber was sollen diese Preise helfen, wo den Arbeitern das fehlt, was sie brauchen, anhaltende und gleichförmige Arbeit. Die Zeitungen erschallen auch von Spöttereien über diese „Agricultural-Associations," und nicht mit Unrecht, aber sie sind ein bedrutsames Symptom eines wachsenden Uebels, und manche wohlgesinnte Gutsherren sprechen doch hier ohne Umschweife von dem, was der Mehrzahl der Feldarbeiter noth thut. Es fehlt dabei auch nicht an Leuten, welche geradezu sagen: alle diese künstlichen Mittel helfen nichts, hebt die Feudalität des Besitzes auf, das Recht der Erstgeburt, den politischen Vortheil, welchen der Besitz großer Güter gewährt, so wie die KornGesetze und die Jagdgesetze, nebst den hundert andern Gesetzen, wodurch die Aristokratie gehätschelt wird, dann wird ein richtiges Verhältniß sich herstellen. In England wird wohl vorerst von solchen radicalen Anordnungen wenig zu Tage kommen, aber die Richtung ist gegeben, und Jahr um Jahr wird das jetzige System eines [illegible] diesem muß eine [illegible] setze schon von selbst folgen, namentlich lassen sich dann die einjährigen Pachtperioden, wobei der Pächter allen Jagdlaunen seines Pachtherren sich unterwerfen muß, nicht mehr aufrecht erhalten, denn längere Pachtzeit ist dann eines der ersten Erfordernisse.

Gedichte der Turkmanen.

(Schluß.)

Karrogiu ließ sich nun ohne Widerstand tödten; vergebens aber hofften seine Mörder eine Belohnung vom Schahinschah in Ispahan. Sie wollten den Räuber mitten unter seinen Getreuen zu Tschamlibill gefangen genommen haben; die Wahrheit kam aber bald an das Tageslicht und die Mörder wurden von den Banditen, die als Zeugen gegen sie auftraten, mit Erlaubniß des Sofifürsten in Stücke zerhauen. Kuhrud erhielt aber für ewige Zeiten Befreiung von allen Steuern, unter der Bedingung, daß dessen Bewohner immerdar Gebete zur Gottheit emporsenden möchten für das Seelenheil des Gauners Ruschan Karrogiu. Auf Befehl des Schah ward dem Banditen überdieß ein prachtvolles Mausoleum gesetzt; sein Erbe Aiwas erhielt aber förmlich die Belehnung über Tschamlidill und alle geraubten Schätze der 777 Köpfe zählenden Bande. Was kann nun ein ehrlicher Mann in solchen Ländern erwarten, wo Gauner auf diese Weise belohnt werden? Wir wollen jedoch hinzufügen, daß mehrere

Digitized by Google

der kleinern turkmanischen Lieder, die hier mitgetheilt werden, aus einem Gefühle für Recht und Tugend hervorgegangen sind; sie leben dessenungeachtet im Munde allee Stämme. Vorzüglich zeichnen sich in dieser moralischen Beziehung die Gesänge der turkmanischen Baeden Kaeajoglan und Mehdun Kuli aus, die Rückeet dee deutschen Sprache aneignen sollte. Man sieht, daß aus diesen Menschen durch dessere Erziehung etwas zu machen wäre. Es sind dieß Liebeslieder oder sie beschreiben die Vorfälle bei einem Tschappah, wie man dort einen Rand- oder Plünderungszug nennt, und sind durchgängig in einer kühnen, Freiheit und Unabhängigkeit athmenden Sprache abgefaßt. Nicht so die persischen Volkslieder. So weit die türkische Literatur hinter den Geisteserzeugnissen der Perser steht, so weit bleibt das poetische Volkslied heutigentags hinter dem türkischen zurück. Die staatlichen Verhältnisse des Kadscharenreichs mögen dee Grund hievon seyn. Persien ist schwach und entmuthigt; es müht sich ab zwischen den zwei mächtigen Nachbarn, im Norden und Südosten, wankend und schwankend zwischen Rußland und England, einen nichtigen Schein von Unabhängigkeit zu bewahren. Diese unsichere, kraft- und saftlose Stellung spiegelt sich ab in dem persischen Volksliede, von welchem uns He. Chodzko edenfalls einige Proben mitgetheilt hat.

Bevor ein Tschappah unternommen wird, versammelt sich die ganze Horde und alle Familienhäupter sitzen im Kreise [illegible] Krieger auf, sich zu erklären, ob sie an dem Zuge Antheil nehmen wollen oder nicht. Ist eine hinlängliche Anzahl von Abenteurern beisammen, so wählen sie einen Häuptling, Sirdar genannt, dessen Befehlen dann alle Theilnehmer des Tschappah, Häuptlinge wie Gemeine, unbedingt sich fügen müssen.

Von großem alterthümlichem und sprachlichem Interesse sind die Lieder, welche auch zum Theil im Original mitgetheilt sind; aus den poetischen Provinzen südlich des kaspischen Meeres zwischen dem Fluß Ostara, der Persien einerseits von Rußland trennt, und dem Karasu, auf dee Gränze zwischen Persien und Turkmanien, die verhältnißmäßig erst sehr spät zum Islam übergingen. Es ist dieß bekanntlich das Land, woein nach den sichersten Ueberlieferungen Zoroaster gelebt, geweissagt und geschrieben haben soll. Es werden hier drei verschiedene Dialekte gesprochen: das Taulische, von der Wüste Moghan bis zue Mündung des Flusses Dinachal, in welchem ein großer Vocalreichthum und viele andere Eigenthümlichkeiten und Elemente des Zend vorkommen. So vermeidet auch das Taulische beinahe durchgängig den Buchstaben l; das Ghilek, von Dinachal bis zur Mündung des Flusses Pilorud; dann das Masanderani, von dem Pilorud bis zur Mündung des Kaeasu. Die äußerliche Form der lyrischen Gesänge dieser Gegenden gleicht vollkommen dee ältesten Weise dee asiatischen Poesie, den Psalmen Davids und dem hohen Liede Salomons; sie bestehen in Distichen, innerhalb welcher ein Gedanke, die Beschreibung eines Gegenstandes oder die Darstellung eines Geschäfts enthaltend, abgeschlossen ist. Die Bewohner nennen heutigen Tages noch ihre Gedichte Pahlewan, ein Wort, das bereits bei Hafis und Saadi in diesem Sinne vorkommt. Das Zend scheint hier zu einer gewissen Zeit die Landessprache gewesen zu seyn; denn jetzt noch finden sich eine Menge reiner Zend- und Sanskritwörter in den Sprechweisen dieser Gegenden, welche in dem modernen Persischen nicht mehr vorkommen und deren Hr. Chodzko einige gesammelt und zur Erklärung der geographischen und anderer Namen aus den alten und neuen Zeiten benutzt hat. So heißt z. B. Wasch im Zend und Ghilek eine Pflanze (es ist dieß unstreitig das deutsche Wachsen, was in Riwasch oder Rhabarber, wörtlich Rinnpflanze) sich wieder findet. Es ist also jetzt einmal die richtige Etymologie des Wortes Rhadaeber gefunden. Hr. Chodzko findet heutigen Tages in Ghilan und Masanderan alle Namen wieder, welche in der Beschreibung dieser Gegenstände im eilften Buche des Strabo vorkommen. Ich gestehe aber, daß mir manche Etymologien und Zusammenstellungen des Alten mit dem Neuen sehr gewagt und selbst willkürlich scheinen, so z. B. wenn die Odrisen, in welchem Namen viele neuere Forscher mit eben so geringem Rechte die Hunnen finden wollen, von dem heutigen Dorfe Winia abgeleitet werden u. s. w. Viele dee Volksgesänge südlich des kaspischen Meeres tragen ganz den Charakter der bayerischen Schnaderhüpflein, die Schmeller so vortrefflich in seinem bayerischen [illegible] Lieder und Wiegenspiele, die Mahrchen des Korans und der Aberglauben des Landes bilden abwechselnd den Inhalt dieser Lieder, aus welchen ich nun einige zur Probe mittheilen will.

1.

Das Geschnatter des Kalun *) ist lieblich meinen Ohren,
Ich sitze da und dampfe, in Gedanken verloren.
Ich denke über eine Fügung Gottes, zum Zeitvertreib,
Warum mein böser Nachbar hat ein so schönes Weib.

2.

O Mädchen, sey nicht so stolz,
Auch ich bin nicht von Holz,
Mit deinen brennenden Augen komm herbei —
Ich steck' am Spieß deiner Tyrannei.
O bei Gott, ich bitte dich gar sehr,
Mädchen, verbrenne mich nicht mehr.

3.

„Ich bestieg des Berges Gipfel, um die Heerde zu weiden; da sah ich ein Madchen — ich war verloren. Ich sagte: „Mädel, gib mir ein Küßlein." Sie sagte: „Junge, gib mir ein Geldlein." Ich sagte: „das Geld ist im Beutel, der Beutel im Schnappsack und dee Schnappsack auf dem Rücken des Kamels und das Kamel ist in Kerman." Sie sagte: „Du wünschest einen Kuß von meinen Lippen; dee Kuß liegt

*) Die Lieblingspfeife der Perser, wie die Tschibuk bei den Türken und die Hokka in Hindostan.

Digitized by Google

hinter den Zähnen, die Zähne sind verschlossen mit einem Schlüssel, den Schlüssel hat meine Mutter und meine Mutter ist bei deinem Kamel in Kerman."

4.

„O Hahn, du Teufelshahn! Du laufst davon, weg zur Stiege des Hühnerhauses, o Hahn! Wenn ich dich füttere, frißt du das beste Korn, Perlkorn, du Hahn! Kommt's aber zum Kampfen, läufst du ins Hühnerhaus, o Hahn! Schande über dich, du hast dich verkrochen in die Wasserleitung, in ein Ei, in einen Schlupfwinkel! Schande über dich, du weißt nicht was Fechten heißt, du tapferer Hahn! Ich habe dir hundertmal gesagt, schrei's recht prächtig heraus dein Kikeriki oder sonst, warte nur, ich werde im Hühnerhause dich einsperren, du Teufelshahn!"

5.

Eine Tochter zu ihrer Mutter.

„Mutter, o halt mich nicht länger zu Hause, laß mich heurathen! Aber ach, gib mir keinen aus Aliabad! *) die Bewohner dieser Stadt haben immer die Feder in der Hand. O Mutter meiner Seele, wirf diese von Liebe berauschten Augen nicht weg an einen abgemagerten, geilen, verfaulten Aliabader! Mutter, o halt mich nicht länger zu Hause, laß mich heurathen! Aber ach, gib mir keinen aus Barfrusch. **) Diese Leute tragen häßliche Pelze im Winter. O Mutter meiner Seele, wirf mich nicht weg an einen Barfruschi, einen Ohrring tragenden, abgemagerten, verwitterten und verfaulten Barfruscher! Mutter, o halt mich nicht länger zu Hause, laß mich heurathen! Aber ach, gib mir keinen Bauern aus Pahsawar, ***) es sind Maulthiertreiber, über und über mit Schmutz bedeckte Kohlenbrenner! O Mutter, meine Seele, wirf diese, die meinigen, zu Liebe begeisternden Augen nicht weg an solch ein schwarzes Gespenst, an einen abgemagerten, verwitterten und verfaulten Pahsawarer."

Die jonischen Inseln.

Corfu.

(Fortsetzung.)

Weit über zehn Millionen hatten die Festungswerke und die Ausbesserung derselben in der letzten Zeit der französischen Regierung gekostet, und fast eine eben so große Summe hatte sie zu andern nützlichen Zwecken für die Stadt und Insel Corfu, von der sie nie eine Obole zog, während den sieben Jahren ihrer Beschützung verwendet. Nur in der letzten Zeit, als die Noth am dringendsten wurde, verordnete der Gouverneur eine gezwungene Anleihe von ein paarmal hunderttausend Franken. Die an und für sich schon so außerordentlich feste Stadt mit ihren zwei Forts und der Citadelle hatte man noch durch Vorwerke, Redouten und kleinere Forts auf der Landseite ungeheuer verstärkt, und sodann alle diese Festungswerke durch ein verschanztes Lager mit einem tiefen Graben sammt der Stadt nochmals von dem übrigen Theil der Insel abgeschlossen, doch war dieses Lager bei der Uebergabe noch nicht ganz vollendet. Beim Graben desselben, es führte mitten durch den Landstrich, von dem man behauptet, daß hier des Alcinous Gärten gewesen, stieß man auf die Ruinen des alten Chrysopolis, die Hauptstadt der Phäacier, von der jene Gärten rechts lagen, und noch jetzt führet diese Gegend den Namen derselben. Da fast die ganze Garnison an diesem Lager arbeitete, so ging es sehr schnell damit, und jeden Tag machte man auf der schmalen Linie, welche für den Graben gezogen war, die außerordentlichsten Funde und Entdeckungen, eine große Menge corcyräischer und altgriechischer Kupfer-, Silber- und Goldmünzen, selbst aus den ältesten Zeiten, wurden zu Tage gefördert, ebenso Vasen und Urnen aller Größen und Formen, und mitunter von edlem Metall und mit Steinen besetzt, Geräthschaften aller Art, namentlich viel Lampen und Opfergefäße, ganze Fundamente von Tempeln, Monumenten und andern Gebäuden, Säulen, Bilder mit den herrlichsten Mosaikböden, Capitäler, Altäre u. s. w. kamen zum Vorschein, und was würde man nicht noch alles entdeckt haben, wenn man statt der vorgezeichneten Linie des schmalen Grabens den Spuren der Ruinen gefolgt wäre? Von den Medaillen, die man fand, waren viele dem Zeus, dem Poseidon, Dionysos, Ares, der Pallas Athene, dem Herakles, Hermes, der Hera, der Aphrodite u. s. w. gewidmet, und andere bezeugten die Macht, welche Corcyra zur See gehabt haben mußte. Eines Tages hieb ein Sapeur bei diesen Befestigungsarbeiten mit seiner Hacke ein rothes irdenes Gefäß entzwei, und siehe da, es fielen eine große Menge glänzender Goldstücke aus demselben und zerstreuten sich ringsumher. Der Bursche, der den glücklichen Hieb gethan, starrte das schöne Gold wie versteinert an, während seine um ihn stehenden Cameraden schnell darüber herfielen und ihm das Zusehen ließen, so daß er selbst wenig oder fast nichts davon erhielt.

Schon den andern Tag, nachdem der Parlamentär diese wichtigen Neuigkeiten überbracht hatte, warf eine englische Flotte, aus mehreren Linienschiffen, Fregatten, Corvetten, Briggs bestehend, Anker in der Rhede von Corfu, und vermehrte täglich ihre Segel durch noch hinzukommende Schiffe. Einige Tage später erschien auch die französische Flotte von Toulon kommend, einige zwanzig Segel stark, unter denen fünf Linienschiffe, mehrere Fregatten u. s. w. waren, endlich kamen auch mehrere italienische Kriegsschiffe von Venedig, Neapel und Genua, um die diesen Ländern angehörigen Truppen abzuholen. Die französische Flotte hatte links von der englischen Anker geworfen und die Italiener rechts von derselben. Alle diese Schiffe waren in zwei Linien vor der Stadt Corfu aufgestellt und gewährten einen außerordentlich imposanten Anblick. Jeden Morgen, nachdem die Reveilleschüsse gefallen waren, spielte die Musik der Linienschiffe abwechselnd, und den ganzen Tag wimmelten Hafen und Rhede von unzähligen kleinen Booten.

Mit der Uebergabe der Stadt und den Festungswerken beeilte man sich eben nicht sehr, und sie fand nur nach und nach statt. Von der

*) Aliabad ist ein großes Dorf, nahe bei Sary, der Hauptstadt Masanderans. Die Männer dieser Provinz sehen gewöhnlich so aus, wie sie hier beschrieben werden; die Frauen sollen aber reizend seyn und schön. Der Name Masanderan heißt höchst wahrscheinlich zu deutsch „Hochwaldung."

**) Barfrusch ist der vorzüglichste Handelsplatz Masanderans; der Fluß Babul geht durch die Stadt und ergießt sich 5½ deutsche Meilen nördlich der Stadt ins kaspische Meer.

***) Pahsawar ist ein District Masanderans, aus welchem der berühmte Volksdichter Amiry stammt.

Anſteckung der weißen Cocarden, welche der königliche franzöſiſche Generalcommiſſär die Vorſicht gehabt hatte, in hinlänglicher Quantität von Tanlan mitzubringen, wollten die Truppen anfänglich gar nichts wiſſen und traten ſie mit Füßen, auch ging es nicht ohne Reibereien zwiſchen den franzöſiſchen und engliſchen Officieren ab, wozu das oft ſehr arroganle Benehmen der letztern Veranlaſſung gab und die oft blutig endigten. Zwei franzöſiſche und drei engliſche Officiere fanden den Tod in Zweikämpfen. Das Betragen dieſer Rothröcke war wirklich oft von der Art, daß es die Franzoſen nicht wohl ungeahndet laſſen konnten. Wir waren, da man uns über fünfzehn Monate Sold ſchuldete, natürlich ſehr geldarm, während Albions Söhne goldgefüllte Taſchen hatten, und dieß uns bei jeder Gelegenheit durch Prahlſucht und lächerliche Verſchwendung fühlen laſſen wollten, indem ſie geringe Gegenſtände, wenn Franzoſen in der Nähe waren, weit über ihren Werth und mit Oſtentation bezahlten, das Gekaufte dann verſchenkten oder auch wohl wegwarfen. Eines Tages trat ein engliſcher Marineofficier in das Militärkaffehaus auf der Eſplanade, ließ ſich ein Glas Raſolia reichen und gab dem Aufwärter einen venetianiſchen Piaſter (etwa 2½ fl.), um zu bezahlen. Als ihm nun derſelbe den ihm zukommenden Reſt, meiſtens in venetianiſchen Gazettis und türkiſchen Paras beſtehend, brachte, nahm er dieſe Handvoll Geld und ſchleuderte ſie mit den Worten zur Erde: „mit ſolchem Zeug muß ein engliſcher Officier nicht ſeine Taſche beſchmutzen.“ Einige Gazettis fielen unglücklicherweiſe auf die Füße eines franzöſiſchen Capitäns von der Legion der Chaſſeurs de l'Orient, die den ägyptiſchen Feldzug unter Bonaparte mitgemacht hatten und deren Ueberbleibſel in Corfu ſtanden. Dieſer ſprang ſogleich erbost auf, gab dem Engländer eine derbe Ohrfeige, der nun raſch ſeinen Dolch zog und den Franzoſen erſtechen wollte, dieſer zog jedoch eben ſo ſchnell den Degen. Die übrigen anweſenden Officiere ſprangen hinzu, verhinderten daß es zu weiterm Thätlichkeiten kam, und eine Herausforderung folgte unmittelbar, das Duell fand auch noch in der nämlichen Stunde in dem Olivenwald hinter Caſtrades ſtatt, und der Engländer kam ſchlecht weg, indem ihm der Franzoſe eine gefährliche Wunde in den Unterleib beibrachte. Auch geſchah es einigemal, daß etwas berauſchte und ſich unanſtändig aufführende Engländer an öffentlichen Orten zur Thüre hinausgeworfen wurden.

Endlich mußte man jedoch, nachdem man lange genug gezögert hatte, in den ſauern Apfel der Uebergabe beißen, und ein Poſten nach dem andern wurde von den Engländern beſetzt. Zuerſt die Außenwerke, dann die Stadtthore, das neue Fort und zuletzt die alte Feſtung, in welcher ſich der Gouvernementspalaſt ſammt der Citadelle befindet. Drei Tage vor der Uebergabe des neuen Forts fand noch ein Ereigniß in demſelben ſtatt, das leicht ein ähnliches Unglück wie das Springen des großen Pulvermagazins vor beinahe hundert Jahren hätte herbeiführen können, und welches alle Einwohner der Stadt Corfu ſchnell aus derſelben in die Olivenwälder auf eine Stunde Wegs flüchten machte. In dem Laboratorium des neuen Forts war nämlich eine gefüllte Bombe geſprungen, welche ſogleich noch einige andere entzündete und dieſe wieder andere, ſo daß nach und nach mehrere Tauſend Bomben, die daſelbſt angehäuft waren, ſprangen, ohne jedoch großen Schaden anzurichten, da ſich natürlich niemand in die Nähe wagte und das Gewölbe, in dem ſie lagen, bombenfeſt war; ganz in der Nähe deſſelben war aber auch das wohlgefüllte Pulvermagazin dieſes Forts, und die mit ſolchen Verhältniſſen unbekannten Perſonen glaubten, daß deſſen Sprengung nun nicht ausbleiben könne, und liefen über Hals und Kopf, alles im Stich laſſend, zu den Stadtthoren hinaus, beſonders waren es die Juden, deren Quartier am Fuße des neuen Forts lag, die ſammt Weiber und Kindern in den ſeltſamſten Aufzügen davon trabten. Indeſſen hörte das Springen der Bomben nach etwa Dreiviertelſtunden auf und die Flüchtlinge kehrten allmählich wieder in die Stadt zurück. Man hat nie erfahren können, wie ſich dieſe Bomben eigentlich entzündet hatten, die allgemeine Meinung war, daß irgend ein patriotiſch geſinnter Artilleriſt, vielleicht auch auf höhern Befehl, das Springen derſelben veranlaßte, damit ſie nicht in die Hände der verhaßten Engländer fallen ſollten. Was die Sache um ſo wahrſcheinlicher machte, war, daß durchaus niemand dadurch beſchädigt wurde und die Bomben ſo hübſch der Reihe nach ſprangen, wie wenn Lunten von einer zur andern führten, und jedenfalls mußten die Zundröhren aufgeſteckt ſeyn.

Noch eine andere Unannehmlichkeit für die Franzoſen entſtand daher, daß ſie die beſten Kanonen und Mörſer von Cez bei Nachtzeit heimlich eingeſchifft hatten, da dieß nun gegen den Vertrag und den Engländern verrathen worden war, ſo mußten die bei Nacht eingeſchifften Geſchütze bei Tag wieder ausgeſchifft werden, wobei ſich die franzöſiſchen Arbeiter ſo ungeſchickt benahmen, daß mehrere Stücke in die Tiefe des Meeres fielen.

Als nun endlich alles in Ordnung, der letzte Poſten der Citadelle abgelöst und der letzte Mann der franzöſiſchen Garniſon eingeſchifft war, ſank die franzöſiſche Fahne auf der höchſten Spitze der Citadelle und wurde durch die ſich ſchnell erhebende engliſche erſetzt, die ſogleich mit allen Kanonen der engliſchen Flotte ſalutirt wurde. Endlich lichteten die franzöſiſchen und italieniſchen Schiffe die Anker und ſteuerten der albaneſiſchen Küſte zu, mit Wehmuth die verlaſſene, ſich immer mehr dem Auge entziehende Inſel anblickend, auf der ſie ſo manche Freuden gefunden hatten und die ihnen ſo manche angenehme Erinnerungen ließ.

(Fortſetzung folgt.)

Kohlenerzeugung in England und Frankreich. Nach Documenten der franzöſiſchen Regierung betrug die Maſſe der im Jahre 1814 in Frankreich erzeugten Kohlen 665,610 Tonnen, im Jahre 1826 1,301,000 Tonnen, im Jahre 1836 2,544,000 Tonnen. Im Jahre 1841 wurden 256 Minen bearbeitet von 29,520 Arbeitern, von denen im Durchſchnitt jeder 116 Tonnen zu Tage fördert. *) Im Jahre 1836 war der Preis einer Tonne Kohlen 11 Sch. 3½ D., im Jahre 1841 war er auf 7 Sch. 9½ D. gefallen. Ueber den Ertrag der engliſchen Kohlenminen exiſtiren keine ſo beſtimmten Daten, wahrſcheinlich iſt er aber zehnmal größer als der in Frankreich. Aus Parlamentsberichten ergibt ſich, daß im Jahre 1841 7,410,000 Tonnen längs der Küſte und 1,840,000 nach dem Ausland verſendet wurden, abgeſehen von der großen Menge, die in einigen Manufacturdiſtricten an Ort und Stelle verbraucht wurde. Es iſt ein merkwürdiger Umſtand, daß in England ein Mann durchſchnittlich 253 Tonnen Kohlen im Jahre herausſchafft, alſo um 110 Procent mehr als in Frankreich. (Shipp. and Marc. Gaz. vom 28 Sept.)

*) Dieß würde 3,424,320 Tonnen ergeben, ſo daß England ſchwerlich das Zehnfache hievon erzeugt.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 286.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

12 October 1844.

Oberst J. P. Hamiltons Erinnerungen an Columbia.

Vierter Abschnitt.

In Sitio de Guerepata, einem Dorfe am linken Ufer des Magdalenenflusses, übernachteten wir. Zwei große Champans, die so eben nach einer Fahrt von dritthalb Tagen aus Honda hier eingetroffen waren, trafen wir an diesem Ort. Die Nachricht von der Kürze dieser Fahrt war uns sehr erfreulich, da uns hiemit das nahe Ende unserer eigenen, langen, beschwerlichen Reise auf dem Flusse verkündigt ward. Die Champans waren mit Tabak und Cigarren aus der der Regierung gehörigen Tabaksfactorei zu Ambelina beladen, das oberhalb Honda in der Provinz Mariquita nicht weit von dem Flusse liegt. Der Tabak von Ambelina gilt für den besten in Columbia, und wird fast dem von Cuba gleichgeschätzt; von dem vorzüglichsten war der Preis fünf Dollars für die Arroba, von dem geringeren wurde sie zu zwei Dollars verkauft. Ein guter Wind begünstigte heute unsere Fahrt. Auf einer Sandbank sahen wir die frischen Fährten von Jaguars und vernahmen in der Nacht ihr Gebrüll; im Strom zeigten sich jetzt große Lagen bunter Kieselsteine, und gegenüber im Dickicht am Ufer kam ein Leopard mit weit geöffnetem Rachen zum Vorschein. Des Abends erreichten wir Nare, wo uns der Alcalde ein unbewohntes Haus zum Quartier anwies. Ungefähr eine Meile unterhalb Nare ergießt sich in den Magdalena ein beträchtlicher Fluß, der seinen Lauf durch die Gebirge und an der Stadt Rio Negro vorüber nimmt. Unsere Bootsleute reichten uns in ihren Calebassen einiges Wasser aus demselben, das ganz klar und bei weitem kühler als das des Magdalena war. Dieser Fluß kann, vom Magdalena aufwärts, nur zwei Tagreisen mit Pleaguas befahren werden; die Waaren werden hierauf abgeladen und von Trägern über das Gebirge in das Innere der Provinz geschafft.

Wir gewahrten jetzt eine Ziegenheerde, das sichere Zeichen, daß wir uns nun einer Gebirgsgegend näherten. Ich lernte einen liebenswürdigen columbischen Officier, der als Rittmeister in einem Lancierregiment stand, kennen; er stellte mir auch seine schöne junge Gattin vor, die er aus Peru, woher sie war, abgeholt hatte, und erzählte uns viel von den neuesten politischen Begebnissen in jenem Staate, und von den Fahrten und Wanderungen, die er dort gemacht hatte. Mit Entzücken schilderte er die paradiesischen Gefilde von Lima und die wildromantischen Ufer des berühmten Sees von Titicaca, dessen Niveau höher liegt als der Gipfel des 11,000 Fuß hohen Pik von Teneriffa. Dieser wunderbare See ist auch dadurch merkwürdig, daß auf einer seiner Inseln Manka Kapak geboren ward, der das Reich der Inkas gründete. Hieher muß auch der Centralpunkt der ältesten, urthümlichen Civilisation von Südamerika verlegt werden. Die uralten Tempelruinen gehören einer Zeit an, die der Epoche der Inkas weit voranging. Noch jetzt erblickt man an den Ufern herrliche Ueberreste von Denkmälern, die von jenem alten civilisirten Volke herrühren. Der See von Titicaca ist von allen Seiten mit gewaltigen Bergen umgeben; er ist, nach der lebendigen Schilderung meines geistvollen columbischen Freundes, eines der vornehmsten Heiligthümer der alten Cultur Südamerika's. Die Gestade der großen Binnenseen scheinen Hauptstätten des religiösen Cultus der alten Indianer gewesen zu seyn. Nördlich von Bogota, oben auf den Bergen von Zipaquira liegt der See von Guatavita in einer Höhe von 8400 Fuß über der Meeresfläche; er hat nicht voll eine deutsche Meile im Umfang, ist aber merkwürdig dadurch, daß die großen Schätze des Fernando Perez de Quesada und des Antonio de Sepulveda in ihn versenkt wurden. Am Ufer des rings von schneebedeckten Bergen umgebenen Sees hatten die Indianer einen berühmten Tempel, zu welchem sie in frühern Zeiten, als sie noch nicht katholisch waren, von weit her wallfahrteten. Neben demselben warfen sie als Opfer und Zeichen der Frömmigkeit kostbare Gegenstände und Erzeugnisse ihres Fleißes in das klare Wasser. Im Orkosthale in Peru befindet sich ein See, in welchen die massivgoldene Kette von 233 Ellen Länge versteckt seyn soll, welche der Inka Huana Kapak nach der Geburt seines Sohnes verfertigen ließ. Ins columbische Staatengebiet gehört der See von Tacarigua, merkwürdig durch die dichte Bevölkerung und durch den blühenden Ackerbau an seinen Ufern; er ist nicht viel größer

Digitized by Google

als der Neuenburger See in der Schweiz, und auch an seinen Gestaden soll vor vielen hundert Jahren ein altindianisches Heiligthum gestanden haben.

Als ich des Abends gegen 10 Uhr allein vor unserer Herberge am Ufer des Magdalena saß, wurde ich auf dem Dache des nächsten Hauses einen Mann gewahr, der mit einer Lanze nach etwas warf; dieß war, wie sich mir bei näherer Aufmerksamkeit zeigte, ein großer Affe. Der Mann erzählte mir, Herr Jocko stelle sich häufig des Nachts ein, um Geflügel zu stehlen, was ihm auch schon einigemal recht wohl gelungen sey; übrigens war der Affe für seinen Feind zu behend gewesen und ihm glücklich entwischt.

Wir fuhren mit Tagesanbruch von Nare ab und begegneten bald einem großen Champan und einer Piragua, die den Fluß hinabfuhren und so viel als möglich in der Mitte der Strömung erhalten wurden. Das Schiffsvolk ruderte emsig und sang fröhliche Lieder; der Grund ihres Frohsepns ließ sich leicht erklären, da sie wieder zu ihren Familien in Mompor zurückkehrten, und die Arbeit bei der Schifffahrt stromabwärts für sie ein bloßer Zeitvertreib ist.

Die Nacht brachten wir auf einer kleinen Insel zu, die von herrlichen Vögeln und Schmetterlingen wimmelte. Das närrische Geplauder der Papagayen, die Possen der Affen amüsirten uns höchlich. Von einigen wunderschönen Schmetterlingen, welche wir gefangen, hatten die Ameisen am folgenden Morgen nur noch das Skelett übrig gelassen; bei dem Präpariren der Skelette müßten sie vortreffliche Dienste leisten können. Die nächste Nacht bauten wir wieder auf einer Sandbank. Die Regengüsse wurden jetzt häufiger und unsere zigeunermäßige Herberge gewährte uns schlechten Schutz gegen die ungestüme Witterung der nassen Jahreszeit, welche jetzt begann. Gegen Abend erblickten wir auf einer Insel mehrere Hunderte von Papagayen, die sich einige niedrige wilde Feigenbäume zur Ruhestatte ausersahen; sie flogen alle paarweise herzu und ehe sie einschliefen, machten sie eine halbe Stunde lang einen so großen Lärm als die Raben und Krähen auf ihren Schlafplätzen. Ich zählte dreißig Paare, die zugleich in der Luft flogen. Wir fuhren an dem Dorfe Buena Vista vorüber, das auf dem linken Ufer des Flusses liegt; seine Umgebungen sind hier schön; Bergreihen, die oft kühn bis an sein Ufer herantreten, schließen ihn ein, und erfreuen das Auge durch den Anblick der schattigen, ewig grünen Bäume und herrlichen Sträuche, mit denen sie bedeckt sind. Wir übernachteten auf einem großen Lager von angespültem Kieselgestein und zogen, um uns vor dem Regen zu schützen, über die Moskitonetze noch unsere wollenen Bettdecken. Die Bogas widerriethen uns, in den anstoßenden Wald zu gehen, weil sich in dieser Gegend viele Jaguars aufhielten.

Unser nächstes Quartier nahmen wir in einem vor kurzem vom Obersten Acosta erbauten Hause. In der Stube hingen mehrere Häute von wilden Schweinen, die von den Bewohnern der Gegend erlegt worden waren. Man sagte mir, daß sie sich oft in Heerden von mehreren Hunderten zeigten, und in den Mais-, Reis- und Gemüsefeldern große Verwüstungen anrichteten. Dicht am Hause schwebten drei Nester von Oropendulums. Auch hörten wir hier den Bugio, einen Vogel mit grauem Gefieder und von der Größe einer Amsel, welcher eine sanfte melancholische Stimme hat, die er die ganze Nacht hindurch ertönen läßt.

Der Fluß war jetzt an manchen Stellen sehr reißend und ungefähr bald so breit als bei Mompor. Nur mit großer Schwierigkeit konnten wir die Champans durch einige Strudel bringen. Die Bootsleute mußten sie am Ufer mit Seilen ziehen und häufig streckenweise durchs Wasser gehen. Wir erreichten um zwei Uhr des Mittags zu unserer großen Freude die Bodega oder das Zollhaus, welches auf dem rechten Ufer des Flusses liegt. Ich werde nie das freudige Gefühl vergessen, mit dem ich am ersten Morgen nach unserer Ankunft in der Bodega erwachte, und wie mich der Gedanke, daß ich nun von der täglich zwölfstündigen Gefangenschaft im Champan, von der Gesellschaft der Bogas und Moskitos und den üblen Gerüchen aller Art erlöst sey, aufs neue belebte. Es war mir zu Muthe wie einem Vogel, der eben aus seinem Kafig entwischt ist, und es ward mir leicht ums Herz, als ich umherstreifend dem sonderbaren Geschwätze des Guacharacho und den mannichfaltigen Vogelstimmen, die aus der Nähe und Ferne ertönten, zuhorchte. Der Name Guacharacho ist nach der eigenen Stimme des Vogels gebildet, in der man dieses Wort zu finden glaubt; er hat ungefähr die Größe und Gestalt des Fasans; Brust und Rücken sind chocoladefarbig und auf dem Kopfe trägt er einen rothen Kamm.

Wenn die Neuheit der Gegenstände unsre Aufmerksamkeit erregte, so war dieß nicht weniger der Fall bei den Landeseingebornen, als sie uns und unsere Begleitung erblickten. Ein indianischer Knabe war höchlich erfreut durch den Anblick einer dem Obersten Campbell gehörigen Laterne, welche das Licht vermittelst dreier unter stumpfen Winkeln aneinanderstoßender Spiegel zurückwarf, von denen der mittlere farbig war. Ebenso erregten unsere Karten von Südamerika überall die große Bewunderung der Anwohner des Flusses, wenn wir ihnen die Namen ihrer Städte und Dörfer darauf zeigten.

Endlich lag Honda vor uns, in dessen Nähe sich einige schöne Wasserfälle befinden. Das heftige Geräusch dieser Katarakten wird weit umher in der Gegend gehört und scheint, nach der Anstrengung zu urtheilen, mit welcher sich die Vögel bemühen, dasselbe durch ihre Stimmen zu übertönen, das gefiederte Geschlecht zum beständigen Wettstreit aufzufordern. Honda war bis zum Jahre 1807, wo ein großer Theil desselben durch ein Erdbeben verwüstet ward, eine ansehnliche Stadt. Jene furchtbare Naturbegebenheit ereignete sich zur Nachtzeit und ungefähr 500 Menschen verloren dabei das Leben. Die Hauptkirche und viele der schönsten Häuser lagen, als wir dort waren, noch im Schutt. Der Gulifluß, welcher aus dem Innern der Provinz Mariquita kommt, ergießt sich bei Honda in den Magdalena. Er fließt über einen schwarzen Sand, der auch seinem Wasser ein dunkles Ansehen gibt, obgleich es klar und wohlschmeckend ist. Die Eingebornen geben

aber dennoch dem Waſſer des Magdalena den Vorzug, weiches ſie, damit es ſich ſetzt, erſt einige Zeit in ihren Pataras oder Krügen ſtehen laſſen. Eine lange, hohe Brücke, welche über den Guli geht, ſetzt die Stadttheile mit einander in Verbindung. Honda iſt die Hauptſtadt der Provinz Mariquita, welche ſich eine beträchtliche Strecke an dem linken Ufer des Magdalena hinzieht, und durch eine hohe Gebirgskette von der Provinz Antioquia und dem Thale des Cauca getrennt iſt. Zu dieſer Kette gehört auch das berühmte Quindiugebirge.

Die Waſſerfälle oberhalb Honda ſind ein großes Hinderniß der Flußſchifffahrt; die Champans müſſen von den Bogas erſt abgepackt und ihre Ladung zu Lande über die gefährlichen Stellen hinausgeſchafft werden. Zuweilen verunglücken Champans bei dem Verſuche dieſe Strömung, die ſich reißend von Felſ zu Felſ ſtürzt, zu paſſiren. Ein Mann aus Honda verſicherte, daß ein Aufwand von etwa 5000 Dollars hinreichen würde, um jene Gefahren zu beſeitigen, und den Fluß auch an dieſen Stellen ſchiffbar zu machen; dennoch hat man ſich bisher vor dieſem Unternehmen geſcheut. Unter den Einwohnern Honda's findet man viele mit Kröpfen, auch deutet ihr Aeußeres im allgemeinen auf keine gute Geſundheit. Zum Theil mag wohl der Grund hievon in dem außerordentlich heißen Klima liegen, das hier beſonders drückend wird, da die Gebirge, welche die Stadt von allen Seiten umgeben, der Luft jeden freien Zutritt verwehren. Man ſchätzt die Zahl der Einwohner auf 5000. Von einem Herrn erhielt ich einigen Zimmt zum Geſchenk, der in dieſer Provinz ſelbſt von wilden Bäumen geſammelt worden war. Bisher war es mir unbekannt, daß dieſes ſchmackhafte Gewürz auch in Südamerika gefunden wird.

Oberſt Araga, Gouverneur der Provinz Mariquita, bewirthete uns mit einer köſtlichen Mahlzeit; Olla Podrida machte den Anfang und dieſer folgten gegen zwanzig andere Gerichte, immer je drei auf einmal, ſo daß ich vor Wohlgerüchen zuletzt faſt erſtickte. Das Deſſert war vortrefflich, und einige Gläſer alten Malagas beſchloſſen den Schmaus. Nach der Mahlzeit erzählte einer der Gäſte eine Geſchichte, die mich an Sindbad's Abenteuer in den arabiſchen Nächten erinnerte. Es habe nämlich, nicht weit von der Stadt Mariquita, einſtens ein großer Magnetfels geſtanden, deſſen Wirkung ſo ſtark geweſen ſey, daß die Reiſenden und Maulthiertreiber, wenn ſie in ſeine Nähe gekommen, Sporen und Zügel hätten abthun müſſen, um nicht von ihm angezogen zu werden. Man zeigte mir ein Stück Magnet, das angeblich von dieſem Felſen ſeyn ſollte.

Der Gouverneur und ſeine Gemahlin beſuchten uns in der Bodega; die letztere, eine Dame von ausgezeichnet ſchönem Teint, war aus Cuiuta gebürtig; in den Feldzügen gegen die Spanier hatte ſie ihren Gemahl häufig begleitet und dabei viel Ungemach ausgeſtanden. Einmal hatte ſie auf der Flucht vor Morillo's Truppen, während ſie über einen Fluß ſetzte, auf dem Canot ein Kind geboren.

(Fortſetzung folgt.)

Der Handel Marocco's mit dem Innern Afrika's.

Die Revue des deux mondes vom 1 October enthält von dem bekannten Didier nach einigen neuern ſpaniſchen Schriftſtellern eine Darſtellung der innern Verhältniſſe von Marocco, und führt über den Handel dieſes Landes eine unſeres Wiſſens bis jetzt nicht bekannte Thatſache an. Vor der franzöſiſchen Eroberung zog eine maroccaniſche Karawane durch ganz Algerien, durch die Schlucht im Lande der Wanaſcherifch (ſonſt Warenſeris geſchrieben) und das Scheliffthal, dann durch die eiſernen Thore nach Conſtantine und weiter bis nach Tripoli und Gabes, wo ſie ſich mit den Karawanen aus allen andern muſelmänniſchen Ländern vereinigte, ſo daß eine Menſchenmaſſe von 4 bis 5000 Perſonen zuſammen kam. Seit der Eroberung Algiers ſollen die maroccaniſchen Handelsleute ſich zur See nach Tripoli und Gabes begeben. Wenn man indeß damit ſagen will, daß dieß der ganze Handel mit der Sahara ſey, ſo iſt dieß wohl falſch, denn von Tafilelt, ſo wie von einigen andern Orten, z. B. Wurglah, gehen gleichfalls Karawanen direct nach Tombuctu.

Die joniſchen Inſeln.

Corfu.

(Fortſetzung.)

In der ganzen Stadt Corfu iſt auch kein einziges Gebäude, das als beſonders merkwürdig erwähnt zu werden verdient, und ſelbſt der Gouvernementspalaſt iſt ſehr mittelmäßig; an geräumigen Caſernen und Magazinen iſt zwar kein Mangel, aber ſie ſind weder bequem noch mit Sorgfalt eingerichtet. Das Theater iſt ein altes ſeltſames Gebäude, das früher eine ganz andere Beſtimmung hatte; unter den vierzig griechiſchen Kirchen und Capellen iſt keine einzige in architektoniſcher Hinſicht von Bedeutung, und nur zwei haben Thürme, von denen der eine, der des S. Spiridion, ein Glockenthurm iſt. Die Glocken aller andern Kirchen ſind an einigen Seitenportalen angebracht oder hängen auch frei auf dem Dach. Die Kirche des h. Spiridion iſt ziemlich groß und geräumig, und wegen ihres hochverehrten Heiligen nicht nur in Corfu, ſondern in ganz Griechenland und wo man ſich zur griechiſch-chriſtlichen Religion bekennt, berühmt. Die Verehrung für dieſen Heiligen iſt ſo groß, daß Gott, Chriſtus, der heilige Geiſt und die Jungfrau ihm weit nachſtehen müſſen, und während der Grieche gleichgültig zuhören würde, wenn man jene läſterte, ſo würde er ſich mit Wuth auf denjenigen ſtürzen, der ſich auch nur der leiſeſten unziemlichen Anmerkung gegen dieſen Heiligen erlaubte. Mit demſelben, der in mehrern Särgen, von denen der letzte und größte von gediegenem Silber iſt, in einer Capelle der Kirche aufbewahrt wird, hat es folgende Bewandtniß. S. Spiridion ſoll auf der Inſel Cypern geboren worden ſeyn, wo er zuerſt ein armer Mönch war, der aber ein ſo makelloſes und exemplariſch frommes Leben führte, daß er bald die allgemeine Verehrung genoß; noch unter Konſtantin dem Großen wurde er zum Biſchof erhoben und ſtarb als ſolcher in der Stadt Tremunte auf Cypern. Später wurde ſeine Leiche nach Konſtantinopel gebracht, wo ſie unter den griechiſchen Kaiſern mehrere außerordentliche Wunder verrichtet haben ſoll. Als Konſtantinopel unter Mahmud II durch die Türken erobert wurde, gelang es einem Griechen, den Heiligen der allgemeinen Verwüſtung zu entziehen und ihn auf die Inſel Corfu zu entführen. Ein Sohn des Griechen, der den S. Spiridion den Händen

der Ungläubigen entrissen hatte, gab denselben seine Tochter, die einen adeligen Corfioten Namens Stomati Bulgari heurathete, zur Aussteuer mit, und seit dieser Zeit ist der Heilige das Eigenthum dieser Familie, an der er allerdings das Wunder bewirkt hat, sie unermeßlich reich zu machen, da bei weitem der größte Theil der zahlreichen Geschenke und Opfer, die ihm von ganz Griechenland, wie ehemals dem delphischen Apollo, gebracht werden, in ihre Kassen fällt; auch ist immer ein Mitglied dieser Familie Protopapa, d. h. Oberpfaffer an der Kirche des heiligen Spiridion. Der Körper dieses Heiligen, der, so wie sein Gesicht, das ein sehr grämliches Ansehen hat, ganz schwarzbraun ist, ist nichts anderes als eine ägyptische Mumie, die man in einem viereckigen, reich vergoldeten und mit Edelsteinen und Perlen besetzten Kasten, der an der Vorderseite offen und mit Glasscheiben versehen ist, so daß man ihn bequem sehen kann, verwahrt, unten aber streckt er die nackten schwarzen Füße heraus, die von den frommen Gläubigen schon halb abgeküßt sind. Dieser Kasten wird in dem schon erwähnten silbernen Sarg verwahrt, aber acht Tage lang im Jahre am S. Spiridions-Fest herausgenommen, senkrecht in der Kirche aufgestellt, mit Wachen umgeben und so Tag und Nacht ohne Aufhören von allen Griechen, der jonischen Inseln und des Festlandes, von denen selbst viele aus Kleinasien kommen, besucht und geküßt. Daß sich ihm keiner nähert, ohne ihm irgend ein Opfer zu bringen, von denen das geringste ein Silberstück vom Werth eines Gulden ist, versteht sich von selbst, oder viel Tausend Zechinen, so wohl Ringe, Perlen, Edelsteine u. s. w. fallen in das große, von Priestern und Soldaten wohlbewachte silberne Becken, das zu diesem Behuf neben ihm aufgestellt ist.

Während dieser Zeit ist die Kirche auf das prächtigste ausgeschmückt, der Thurm derselben ist mit Festons von Lorbeern und Myrten bis in seine höchste Spitze verziert, die Glocken läuten ohne Aufhören, die Gläubigen bringen so viel Wachskerzen herbei, daß man ganz Paris damit beleuchten könnte, und bezahlen außerdem kleine Läppchen, Bänder und andere Gegenstände, die durch die Berührung mit dem Körper des Heiligen selbst heilig geworden, mit schwerem Geld. Den letzten Tag wird nun noch der Heilige in seinem Kasten und in einem prächtigen griechischen bischöflichen Gewand in Procession durch die ganze Stadt getragen, wobei das Militär Spalier bildet, und der Gouverneur sammt seinem Generalstab, dem Senat von Corfu, der ganzen sehr zahlreichen Geistlichkeit und dem zahllosen Volk aus allen Gegenden dem Kasten folgen. Weiber legen ihre Kinder, noch in den Windeln, mitten auf die Straße, damit das Heilige über sie wegschreite, und halten nun deren Glück für unfehlbar. Da diese Procession mitten im Sommer in der großen Hitze stattfindet und fast den ganzen Tag währt, so ist sie namentlich für das Militär sehr ermüdend, und unsere Soldaten wünschten dabei dem Heiligen alle möglichen Uebel, und das in Corfu garnisonirende deutsche Regiment nannte ihn nicht anders als den heiligen Spiriochs.

Auch bei besonders großen Calamitäten, wie bei Erdbeben, Pest, Belagerungen u. s. w., wird S. Spiridion aus seinem Sarg gehoit und in Procession herumgetragen. Die glückliche Befreiung von den belagernden Türken schreibt man ihm allein zu, und kein Corfiote macht eine Reise oder eine wichtige Unternehmung, ohne dessen Schutz angefleht und ihn, also die Familie Bulgari, beschenkt zu haben. Ebenso kommen das ganze Jahr durch Geschenke und kostbare ex voto für ihn von den andern griechischen Inseln und dem Festlande von Leuten an, welche irgend ein Gelübde ihm oder seinem Schutz in gefährlichen Krankheiten oder Unternehmen anstehen. Der stärkste furchtbarste Schwur der Corfioten ist bei dem heiligen Spiridion, und selbst der durchtriebenste Spitzbube und Betrüger würde es nicht wagen, bei diesem Namen falsch zu schwören, wobei er die eine Hand auf dessen Sarg legen muß. Während der h. Spiridion ausgestellt ist, wagen es die Juden nicht leicht ihr Quartier zu verlassen oder sich gar in die Gegend der S. Spiridionskirche zu verlieren, weil sie sich gröblicher Mißhandlungen aussetzen würden. Die hiesigen Juden, welche, so wie die in Zante und Cephalonien, von denen abstammen, die Papst Paul IV aus Ancona jagte, warden zur Zeit der venetianischen Herrschaft außerordentlich gedrückt, ihr Quartier wurde zur Nachtzeit, so wie an allen griechischen christlichen Festtagen verschlossen und mit Wachen besetzt, sie mußten auf der Brust einen großen, runden, gelben Lappen tragen, waren aller Art Demüthigung besonders von den Griechen ausgesetzt und durften keine liegenden Güter besitzen. Mit der Besitznahme der jonischen Inseln durch die Franzosen hörte dieß zwar alles auf, dennoch mußten die unglücklichen Hebräer, namentlich bei großen Festen, wie in der Osterzeit, noch oft militärischen Schutz nachsuchen, um nicht mißhandelt zu werden. — Die venetianischen Adeligen, welche in Corfu wohnen, haben mehrere Casinos, in der Art, wie man sie in Venedig kennt, eingerichtet; sie waren es auch, welche die meisten Logen in dem Theater inne hatten, in welchem italienische Opern, Schauspiele und Ballette gegeben und während der Franzosenzeit gar nicht übel und sogar mit Pracht aufgeführt wurden. Das Orchester, wenigstens die blasenden Instrumente, bestand jedoch fast ausschließlich aus französischer Militärmusik.

Die Griechen auf den jonischen Inseln, und namentlich in Corfu, zeichnen sich von denen des Festlandes und vorzüglich von denen in Morea und Albanien durch Scharfsinn, Lebenslustigkeit, Gewandtheit und Bildung vortheilhaft aus, obgleich sie ihnen an Trägheit nicht nachgeben. Hochmuth und Rachsucht sind ihnen besonders eigen, und der geringste Zwist endigt sich in der Regel mit Messer- und Dolchstichen. Hundertjähriger Erbhaß ist in den Familien nichts Seltenes, und der sterbende Vater vermacht ihn dem Sohn, der die übertragene Blutrache nur zu treu vollzieht. Ihre Rache ist feig und hinterlistig, denn nie greifen sie den Feind offen, sondern immer unversehens, aus einem Hinterhalt oder nachdem sie ihm Fallstricke gelegt haben, an, und diese Erbhaß dehnt sich über ganze Familien und deren Freunde und Verwandte aus. Unter der venetianischen Regierung war es nicht selten die Veranlassung, daß sich ganze Dörfer bekriegten, und dieß war dann ein wahrer Vertilgungskrieg, indem man sich mit der größten Wuth schlug, und wobei Weiber und Kinder nicht verschont blieben, sondern gräßlich ermordet, verstümmelt und geschändet wurden, freilich weil sie, so sehr es in ihren Kräften stand, an dem blutigen Kampf Theil nahmen, indem sie, auf der Erde liegend, die abgeschossenen Gewehre ihrer Männer, Geliebten und Väter luden. Diesem Unfug machte die französische Herrschaft ein Ende, konnte aber den Privatmord nicht unterdrücken, da man der Mörder selten, so fast nie habhaft werden konnte, indem sie sich nach vollbrachter That sogleich in einem Kahn in das nahe Albanien flüchteten, wo sie sich Jahre lang herumtreiben, bis ein günstiger Augenblick für sie kommt, und sie sich mit Sicherheit wieder nach Corfu, Zante u. s. w. begeben zu können glauben.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 287.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

13 October 1844.

Die Lage von Tripoli.

Unter den Staaten von Nordafrika spielt Tripoli die geringste Rolle, ist aber durch seine Lage und Verbindungen mit dem Innern wichtiger als Tunis. Seit langen Jahren ist das Land in Verwirrung, aber der Faden derselben läßt sich ziemlich leicht verfolgen. Die Familie Karamanli *) hatte in ihren häufigen Fehden mit den Arabern des Innern sich der Familie eines sehr mächtigen und angesehenen Häuptlings bemächtigt; der alte Jussuf Karamanli, der erst im vorigen Jahre gestorben ist, ließ die Kinder dieser Familie, zwei Söhne, erziehen, und schenkte ihnen großes Vertrauen, zum bittern Verdruß seiner Söhne und Höflinge. Diese verschworen sich gegen die beiden Brüder, von denen der eine Abdel Dschelil hieß, und suchte sie zu ermorden, ein getreuer Freund aber benachrichtigte sie von dem Anschlag, und Abdel Dschelil trat nun sogleich gegen Sidi Ali, den ältesten Sohn Jussufs, der um diese Zeit gänzlich kindisch geworden war, mit einem Heere auf. Dieß geschah im Jahre 1830 oder 1831. Abdel Dschelil, ein ungemein thätiger und kluger Mann, wußte bald alle Stämme der Umgegend mit sich zu vereinen, eroberte auch die Oase Fezzan, wo er sich einen sichern Zufluchtsort aufbehielt, und schloß in kurzem die Stadt Tripoli fast völlig ein. Sidi Ali, aufs Aeußerste gebracht, mußte sich an die Türken um Hülfe wenden; Tahir Pascha erschien im Anfang des Jahres 1837 mit einer Flotte, Sidi Ali begab sich an Bord des Admiralschiffs, um dem Stellvertreter des Großherrn seine Achtung zu bezeugen, wurde aber auf dem Schiffe zurückgehalten, und statt seiner landete ein türkischer Pascha mit einem Corps von 8100 Mann regulärer Truppen.

Ein Kampf zwischen den Türken und Abdel Dschelil konnte nicht ausbleiben, denn letzterer war Meister des ganzen Landes, die Stadt Tripoli ausgenommen, und keineswegs geneigt, seine Stellung gutwillig aufzugeben. Der Kampf entbrannte und fiel zum Nachtheil der Türken aus, so daß die Pforte ihren Pascha durch einen zweiten, Namens Askar Ali ersetzte, der List anwandte, nach mehrern Jahren zweifelhaften Kampfes Abdel Dschelil in einen Hinterhalt lockte, gefangen nahm und hinrichten ließ. Sein Tod gab aber Tripoli den Frieden nicht. Noch lebten seine Söhne und seine Anhänger, und in neuester Zeit ist der Kampf abermals entbrannt, dießmal jedoch für die Türken günstig ausgefallen; der Anführer der verbündeten Araber, Miludi Scheich, wie manche behaupten, ein ehemaliger Minister der Familie Karamanli, ist nach längerem Widerstand im Sommer dieses Jahres endlich erlegen.

Abdel Dschelils Tod und letzteres Ereigniß bieten einige Eigenthümlichkeiten dar, die man unter den gegenwärtigen Verhältnissen Nordafrika's nicht außer Acht lassen darf. Es sind die Marabuts, welche Abdel Dschelil verriethen,*) und in seiner Familie wird also, wie in mehreren andern Fürstenfamilien, der Haß gegen die Marabuts fortleben. Vielleicht hatte sich Abdel Dschelil den Haß der Marabuts durch seine Verbindung mit Frankreich zugezogen, denn kurze Zeit vor seinem im Jahre 1842 erfolgten Tode hatte er einen Franzosen mit Anknüpfung näherer Verbindungen beauftragt. Daß diese Verbindung nicht ganz zufällig war, und nicht bloß in dem Kopfe Abdel-Dschelils erwuchs, zeigt das Gerücht, daß in dem letzten Aufstande der Araber gegen den türkischen Pascha Franzosen die Bewegung der Insurgenten geleitet hätten. Wahr oder unwahr, so hat das Gerücht seine Bedeutung, denn es zeigt, wessen man sich von Seite der Franzosen gewärtig ist. Diese sollen jetzt von Tuggurt aus auf die Stämme im Innern einzuwirken suchen, wohl zu dem Zwecke, den Handel der Sahara nach den französischen Besitzungen zu leiten; denn schon Abdel Dschelil hatte in dem Entwurfe zu einem Handelsvertrag, den er nach Frankreich geschickt hatte, das Ver-

*) Sie stammt von dem bekannten Korsarencapitän Sinan, dem Freund und Genossen der Barbarossa, den man den Karamanli nannte, weil er aus Karaman gebürtig war; er entriß Tripoli den Malteserrittern im J. 1550, und Soliman II ernannte ihn zum Pascha dieser Stadt.

*) So meldet wenigstens eine Lebensbeschreibung dieses letzteren in der Revue de l'Orient, September 1844; eine höchst interessante Schrift, auf die wir zurückkommen werden.

Digitized by Google

sprechen gegeben, künftighin die Caravanen aus dem Innern nach Constantine zu senden. Ein solches Versprechen war von Seite Addei Dschelits nicht eitel, denn dieser war nicht nur Meister von Fezzan, sondern größtentheils auch von Tiddu, wohin jetzt sein Sohn sich gezogen hat, begleitet von der Mehrzahl der Fezzaner, die vor der Herrschaft der Türken geflohen sind. Das ganze Land ist erbittert gegen die türkische Herrschaft, welche das Land auf eine viel ärgere Weise als je die Familie Karamanli aussaugt, und wenn die Franzosen den Arabern des Innern einige Unterstützung gewähren, so möchte es wohl bald um das türkische Regiment in Tripoli schlecht aussehen.

Oberst J. P. Hamiltons Erinnerungen an Columbia.

Vierter Abschnitt.

(Fortsetzung.)

In der Nähe von Honda nimmt die Gegend einen romantischen Charakter an; einige Granitfelsen, die der hintern Seite der Bodega gegenüber gleich hohen Wällen senkrecht emporragen, haben ganz auffallende Gestalten. Zur Beschützung der Güter, die sich in den großen Niederlagen des Zollhauses befinden, sind vier bis fünf Mann Wache vor demselben aufgestellt. Von Guadias traf der größte Theil der Maulthiere ein, die wir zu unserer Reise und dem Transport unserer Bagage bestellt hatten. Wir waren daher fast den ganzen Tag damit beschäftigt, die erforderlichen Anstalten zu unserer Abreise zu treffen; mein Wagen und einiges schwere Gepäck mußten in der Bodega zurückgelassen und von hier aus von Indianern über das Gebirg geschafft werden, beides mußte man zu diesem Zweck erst in kleinere Stücke zerlegen. Zwei Männer blieben in der Bodega, um die nöthigen Anordnungen zum Transport zu treffen.

Nach unserer Gefangenschaft in den Champans schien uns das Reiten, selbst bei der Gluth der tropischen Sonne eine angenehme Art zu reisen, und wir glaubten fast am Ziele unserer Beschwerden zu seyn, wiewohl der Weg äußerst schlecht war und beständig an dem Rande steiler Abgründe hinlief. Der Reisende verliert aber bald alle Furcht vor Gefahr, wenn er die außerordentlichen Eigenschaften des Maulthiers in diesem Lande und seine Gewandtheit im Auf- und Abklettern an diesen Bergen und steilen Abhängen kennen gelernt hat. Sie setzen beim Gehen ihre kleinen Füße mit großer Vorsicht in die durch das viele Hin- und Herreisen auf diesen Wegen entstandenen Vertiefungen, und es ist zum Erstaunen, mit welcher beharrlichen Ausdauer sie die steilsten gewundenen Gänge verfolgen. Nur selten stolpern sie, und das Beste, was der Reiter auf gefährlichen Wegen zu seiner Sicherheit thun kann, ist, die Zügel unangezogen auf den Nacken des Thieres zu legen und ihm das Aufsuchen der am mindesten gefährlichen Stellen selbst zu überlassen. Dieß thut es mit meisterhafter Geschicklichkeit, indem es, ohne je eine abweichende Richtung einzuschlagen, geduldig den Windungen des Pfades folgt. Ein gutes Maulthier leistet in diesen Ländern unschätzbare Dienste.

Einige Stunden weit führte uns der Weg dicht am Ufer des Magdalena hin auf Hügeln, die beträchtlich über seine Wasserfläche emporragten. Mehrmals eröffneten sich schöne Aussichten auf den Fluß, der mit häufigen Wirbeln und schäumendem Brausen zwischen den seinen Lauf hemmenden Felsen hinströmt. Hierauf schlugen wir uns plötzlich nach Osten, ritten anderthalb Stunden dem Bette eines kleinen Flusses entlang, und verließen ihn dann wieder bei einer steilen Anhöhe, über die wir unsern Weg nahmen; auf dieser war eine Art von Posada, woselbst wir anhielten um zu frühstücken. Wir sprachen hier Hrn. Jones, der mit dem Hause Powles, Herring und Comp., welches die Geschäfte wegen der ersten columbischen Anleihe übernommen hatte, associirt und jetzt auf seiner Rückreise nach England begriffen war.

Wenn man vom Magdalenenflusse aus die Berge erstiegen hat, stellt sich die Alpengegend dem Auge in unübertrefflicher Schönheit dar. Die zackigen Gebirgsreihen waren fast überall bis zu den Spitzen mit Wald bedeckt, und mehrere klare Bächlein ergossen sich rauschend herab von den felsigen Höhen, sprudelnd und schäumend mit wildem Brausen, blitzend in den Strahlen der Sonne; über unsern Pfad flossen sie, wo sie uns bei dem Durste, den wir empfanden, eine erwünschte Erfrischung gewährten. Die majestätischen Bäume, mit denen die Berge gekrönt sind, umhüllt an den Wurzeln dichtes Gebüsch, dessen dunkles Grün eine wohlthätige Erquickung für das Auge ist. Hie und da erblickt man in romantischen, und dem Anscheine nach unzugänglichen Gegenden die Hütte eines Indianers, und um dieselbe einiges angebaute Land; die vorzüglichsten Gewächse, welche sie ziehen, sind Zuckerrohr, Pisang und Reis. Die eigenthümlichen Gestaltungen der Berge in den verschiedenen Theilen der Cordilleras gewähren dem Auge des Europäers einen ganz neuen Anblick. Ihre scharfen Seiten und Spitzen führen auf die Vermuthung, daß außerordentliche oceanische Erschütterungen solche Veränderungen in den Gestalten dieser ungeheuren Massen hervorgebracht haben. Als wir gegen Mittag eine beträchtliche Höhe erstiegen hatten, wurde die Luft weit kühler. In einigen niedriger gelegenen Gegenden kamen wir an großen und kleinen Meiereien vorüber, und sahen Kuh- und Ziegenheerden auf herrlichen Weiden grasen.

Wir erreichten den höchsten Punkt der Gebirgskette, die den Magdalena und das Thal von Guadias scheidet. Um sechs Uhr des Abends gelangten wir unter Begleitung des Obersten Acosta und seines Bruders, die uns einige Meilen weit entgegen geritten waren, in das hübsche freundliche Dorf Guadias. Der ganze Eindruck, den das Thal auf uns gemacht hatte, war so bezaubernd, daß wir endlich das irdische Paradies erreicht zu haben glaubten, und er wurde jetzt durch das bequeme Logis, welches wir in des Obersten Acosta Hause fanden, so wie durch die gute Mahlzeit und die vortrefflichen Weine, welche er uns vorsetzen ließ, in der That nicht ge-

Digitized by Google

ſchwächt. Faſt alles Land in dem Umkreiſe von einigen Stunden gehörte dieſem Officier.

Die Einwohner von Guadias verdienen ſich viel Geld damit, daß ſie Maulthiere zum Transport der Waaren vom Magdalenenfluſſe nach Bogota vermiethen. Die Maulthier- und Pferdezucht in dem Thale iſt ſehr beträchtlich. Obriſt Acoſta widmete ſeine Sorgfalt vorzüglich der Zucht der letzteren, und verſuchte mich ein ſchönes, graues Pferd von ihm zum Geſchenk anzunehmen; ich lehnte jedoch ſein Anerbieten ab. Unſer braver Wirth iſt wegen ſeines gaſtfreien, edelmüthigen Benehmens gegen Reiſende und Fremde allgemein bekannt; er lebt ganz wie ein Patriarch in dieſem glücklichen Thale. Die Einwohner legen ihm ihre Streitigkeiten zur Entſcheidung vor und es gelingt ihm gewöhnlich ſie auf freundſchaftlichem Wege und zur Zufriedenheit aller Parteien zu ſchlichten. Da es in Guadias um einige Grade kühler iſt als in Bogota, ſo wird es häufig von Kranken aus dieſer Gegend beſucht, die durch des Klima's günſtigen Einfluß oft in kurzem wieder geneſen. In den guten Betten, welche unſer gaſtfreundlicher Wirth für uns beſorgt hatte, ruhten wir die Nacht hindurch vortrefflich; des Morgens ſtanden wir frühzeitig auf und beſuchten ein Kloſter, das vormals dem Franciscanerorden gehört hatte. Es lag ſehr ſchön — ſo wie überhaupt die guten Väter immer die beſten Plätze zu wählen wußten — auf einem freundlichen Hügel, unter dem ſich ein Forellenbach auf grünen Wieſen hinſchlängelte. Die columbiſche Regierung hatte ſeine Einkünfte in Beſchlag genommen, und einen Theil des Gebäudes zur Errichtung einer Lancaſterſchule benutzt. Es wurden in derſelben vierzig Knaben unterrichtet; einige von ihnen laſen in meinem Beiſeyn mit großer Fertigkeit und die Handſchrift war, wie ich aus ihren Schreibebüchern erſah, bei den meiſten ſicher und gut. Die Capelle des vormaligen Kloſters war klein und nett und hatte ihren ganzen Schmuck behalten.

Guadias iſt in der That ein wunderſchöner, reizender Ort, und kann mit der Zeit von Bedeutung werden. Wegen des vortrefflichen Klima's und ſeiner hohen Lage würde Guadias ein paſſender Aufenthaltsort für europäiſche Auswanderer ſeyn, die nicht wohl daran thun, ſich auf den heißen Ufern des Magdalenenfluſſes niederzulaſſen; wegen ſeiner günſtigen Lage an dem vorzüglichen Handelswege nach der Hauptſtadt wird Guadias mit der Zeit ohne Zweifel noch größere Wichtigkeit bekommen. Im Thale baut man Zuckerrohr, Kaffee und Piſang und einen beträchtlichen Theil deſſelben nehmen ſchöne fruchtbare Weiden ein. Wir ſahen hier, ſeitdem wir das feſte Land betreten, die erſten Schafe; ſie waren klein, hatten lange Wolle von brauner und weißer Farbe und ihr Fleiſch war vorzüglich. Auf einem Spaziergange, welchen ich ohne Flinte, aber in Begleitung meines Wachtelhundes machte, brachte mir dieſer aus einigen Schaaren Rebhühnern, die wir ſahen, mehrere Stücke. Dieſe Vögel ſind fetter als die Wachteln und ein delicates Leckerbiſſen.

Des Abends beſuchte uns der Pfarrer, Namens Lee, in des Obriſten Hauſe, ein einſichtsvoller Mann, der mit großem Eifer die Sache der Unabhängigkeit verfocht, und ſich dabei ſtark gegen die ſpaniſche Regierung äußerte, welche er für die bei weitem ſchlechteſte in ganz Europa hielt und ihre Grundſätze, die für Altſpanien ſelbſt ebenſo verderblich als für ſeine vormaligen Colonien geweſen ſeyen, aufs heftigſte tadelte. Sein Großvater, ein Irländer, war Kaufmann, und zur Zeit da er von Cadix hieher gekommen, als ein Anhänger der Patrioten von dem ſpaniſchen General Morillo in ſtrenger Gefangenſchaft gehalten worden. Der Pfarrer war ein großer Jagdliebhaber und guter Oekonom; er hielt achtzig fette Ochſen, von denen wir am folgenden Tage einige auf der Weide ſahen, die dem Smithfielder Markte vor dem Chriſtfeſte keine Schande gemacht haben würden. Der Pfarrer ſagte uns, man könne vom linken Ufer des Magdalenenfluſſes aus über hundert Leguas in nordweſtlicher Richtung nach Panama zu reiſen, ohne irgend eine Hütte oder Herberge zu Geſichte zu bekommen; eine Behauptung, die wohl gegründet ſeyn mag.

Zu Guadias iſt eine Strohhutfabrik, welche gute Geſchäfte macht, in derſelben ſind auch viele Indianer beſchäftigt; dieſe Leute haben zu gewiſſen Arbeiten viel Geſchick und ſind recht gelehrig. In dem kleinen Bache bei dem Kloſter in Guadias ſtärkten wir uns durch ein ſehr erfriſchendes Bad. Am letzten Abend, welchen wir bei dem Obriſten Acoſta zubrachten, veranſtaltete er uns zu Ehren einen Ball, zu dem er die angeſehenſten Einwohner von Guadias einlud, und uns dadurch Gelegenheit verſchaffte, den Tanz der höheren Stände zu beobachten. Unter den Tänzerinnen waren einige hübſche Mädchen, beſonders ein Paar Schweſtern aus Bogota, welche ſich mit ihren Herren in ſpaniſchen Contratänzen, Walzern und dem Fandango zeigten.

(Fortſetzung folgt.)

Die joniſchen Inſeln.

Corfu.

(Fortſetzung.)

Aberglauben und Unwiſſenheit, in welcher ſie ihre ſelbſt höchſt unwiſſenden Pfaffen — viele von dieſen können weder ſchreiben noch leſen — zu erhalten ſuchen, machen daß ſie dieſe barbariſchen Sitten und Gewohnheiten nicht ablegen, und kein Grieche der joniſchen Inſeln geht aus, ohne mit Waffen verſehen zu ſeyn.*) Eiferſucht iſt meiſtens die urſprüngliche Triebfeder dieſer Mordthaten. In einem kleinen Hafen, Porto Aſſiona, detaſchirt, hatte ich einigemal ein wirklich wunderſchönes Landmädchen eines benachbarten Dorfes mit vielleicht zu großer Theilnahme angeblickt, als mich der Capo de Dieci (ein über zehn Familien geſetztes Haupt, eine Art Schultheiß) freundlichſt warnte und bat, dieß zu unterlaſſen, um nicht der Gefahr ausgeſetzt zu ſeyn, erdolcht zu werden, was dann großes Unheil über das ganze Dorf bringen könnte. Ein anderer Officier hatte die Tochter eines Capo de Cinquente (Haupt über fünfzig Familien, etwa Bürgermeiſter) entführet, und der Gouverneur hielt es für angemeſſen, nachdem er ihm eine derbe Strafpredigt gehalten, ihn mit der erſten Gelegenheit nach Italien zu verſetzen, um ihn der griechiſchen Rache zu entziehen. Die joniſchen Griechen ſind

*) Dieß hat unter der engliſchen Verwaltung ziemlich aufgehört.

im allgemeinen ſehr wohlgebaut, von ſchlankem Wuchs, oft majeſtätiſchem Gang, man ſieht ſehr edle Geſichter unter ihnen, ſelbſt in den Dörfern, Mädchen und Frauen von wohrhaft aphroditiſcher Schönheit und Grazie, reizendem Nymphenwuchs und Sylphidengang ſind nichts Seltenes, und ſo eiferſüchtig und rachſüchtig der Corſiote auch ſeyn mag, ſo ſind ihm doch für Geld ſeine Töchter, Schweſtern, ſo Frauen nicht ſelten feil, und noch Umſtänden oft für ſehr geringe Summen. Die Reichen aber ſperren ihre Weiber ein, und man ſieht ſie nur an hohen Feſten im Freien oder verſchleiert und wohl bewacht in die Kirchen gehen, wo ſie ihre beſondern Sitze hinter dicht vergitterten Logen haben.

Da die Koſt und Nahrung, ſo wie das ganze Leben der Jonier äußerſt einfach iſt, ſo ſind Krankheiten ſehr ſelten bei ihnen, die Aerzte haben deßhalb wenig zu thun und ſind in den Dörfern gänzlich unbekannt und entbehrlich. Verwundungen, Entbindungen, Scorpionſtiche und kleine Unpäßlichkeiten heilen ſie unter ſich und bedienen ſich dabei gewiſſer ſehr wirkſamer Kräuter, ziehen wohl auch in ſchwierigen Fällen den Prieſter zu Rathe und der Abergloube thut dabei oft Wunder. An Teufelsaustreibungen fehlt es auch nicht. Man ſieht wenig alte Männer, doch oft noch rüſtige hundertjährige Greiſe, die dann hoch verehrt werden; das Alter iſt kräftig und geſund, daß es wenig Greiſe gibt, kommt wohl daher, daß die meiſten Männer im ſchönſten Alter eines unnatürlichen Todes ſterben (?).

Die Kleidung der Griechen auf dem Lande iſt ſehr einfach, eine runde Jacke, gewöhnlich von braunem grobem Tuch und ohne Kragen, aber mit rothen Schnüren, bei den Wohlhabendern auch mit Seide, Gold oder Silber beſetzt, deckt den Oberkörper, die Aermel derſelben ſind meiſtens an dem Ende mit Sammet gefüttert, und haben wo möglich ſilberne Knöpfe, unter der Jacke tragen ſie noch einen Bruſtlatz, der gleichfalls mit Borten beſetzt iſt und Knöpfe wie die Jacke hat. Dieſe Knöpfe, wenn ſie von Silber, ſind rund und faſt ſo groß als eine kleine Nuß. Die Jacke wird Corbogiuni und der Latz Soccordi genannt. Die Beinkleider, die nur bis über die Knie reichen, ſind von blauer oder auch grauer Baumwolle, nicht gefalten, aber doch ſo weit, daß man bequem ausſchreiten kann; diejenigen Griechen, welche Strümpfe tragen, die dann meiſtens von blauer oder weißer, manchmal auch von braunrer und grauer Farbe ſind, befeſtigen dieſelben mit einem rothſeidenen Kniebund, Scatſodeta genannt, an die Beinkleider. Nicht ſelten haben dieſe Bänder große ſilberne oder vergoldete Schnallen in der Form eines kleinen runden Schildes. Ein breiter rother oder gelber Gürtel von Wolle, manchmal auch von Seide, umgürtet ihre Hüfte und ſchnürt den Leib ein, ſo daß er gewiſſermaßen den Dienſt eines Schnürleibes verſieht. Die Hemden ſind von Baumwolle. Taſchentücher ſind bei den gemeinen Griechen ganz unbekannt. Auch auf den Schuhen haben ſie ſolche große Schnallen, viele Landbewohner tragen jedoch nur eine Art Sandalen von Schweinsleder, das noch Borſten hat und die ſie Zoucchia nennen. Den Kopf bedeckt ein rothes rundes Käppchen, manchmal auch eine große Mütze von derſelben Farbe mit einem ſeidenen Büſchel. Die Haare werden meiſtens am Vorderkopf geſchoren, ſo wie der Bart, nur Backenbärte und manchmal auch Schnurrbärte laſſen ſie ſtehen. Faſt alle Griechen der joniſchen Inſeln bedienen ſich noch des Fonka, eine Art von Shawl, der ihnen zu verſchiedenen Zwecken nützlich iſt, bald winden ſie ihn als Turban um den Kopf, bald rollen ſie ihn um den Hals, meiſtens aber tragen ſie ihn auf einer Schulter, ſo daß er hinten und vorn herabhängt und dann, beſonders wenn er neu und koſtbar iſt, als Schmuck dient. Ein kurzer Mantel mit einer Kapuze, dem der neapolitaniſchen Lazzaroni ziemlich ähnlich, den ſie Lewantine nennen und der von braunes ziemlich waſſerdichter Wolle iſt, ſchützt ſie gegen Regen, Wind, Sturm und Sonne zugleich, und dient ihnen auch meiſtens ſtatt Matratze und Kopfkiſſen.

Im Gürtel trägt der joniſche Grieche beſtändig einen Dolch oder großes zweiſchneidiges Meſſer, deſſen Griff oft von ſehr künſtlicher Arbeit in Elfenbein, Ebenholz oder Silber iſt; ſie nennen es Moro. — Die Frauen tragen ſehr lange Camiſole von rothem oder blauem Tuch, möglichſt reich mit Silber, Gold oder Seide, namentlich die Aermel, geſtickt und beſetzt, das ſie Zilees nennen. Ihr Soccordi oder Bruſtlatz iſt von Gold- oder Silberſtoff, auch von Seidenbrocat bei den minder Wohlhabenden. Außerdem haben ſie aber noch ein anderes Bruſtſtück, das man Petineina nennt, eine dreieckige Form hat und ſehr reich verziert iſt. Ueber alles dieß haben ſie einen Oberrock, Carpeta, der bis auf die Ferſen herabfällt, von Tuch, bei ſehr Reichen von Sammet und der mit breiten Borten beſetzt iſt. Ihre Haare durchflechten die Griechinnen mit rothſeidenen Bändern, die ſie Taſtades nennen, und bedecken den Kopf dann auch noch mit einem lichtgelben Shawl von Muſſelin, der mit Spitzen beſetzt iſt, und ſo lange daß ſie ihn noch hinten kreuzweiſe in dem Nacken zuſammenlegen, dann wieder nach vorn ziehen, einen Theil der Bruſt damit bedecken, ſo daß die Enden mit den Spitzen bis faſt an den Gürtel herabfallen und zur großen Zierde dienen. Dieſer Shawl iſt demnach zugleich Kopf-, Hals- und Bruſtbedeckung, und ſie wiſſen mit demſelben eben ſo gut und ſcheinriſch zu kokettiren, wie die Andaluſierinnen mit ihren Mantillen. Gern behängen ſie ſich mit goldenem Schmuck, Edelſteinen und Perlen, und tragen bei hohen Feſten wohl auch Guirlanden von Zechinen in zwei- und dreifachen Reihen in den Haaren, auch lieben ſie ſehr die venetianiſchen Ketten, die ſie an dem Hals, um die Aermel und wo es geht anhängen; ebenſo beſtecken ſie alle Finger mit Ringen, und wenn ſie es möglich machen können ſtecken ſie eine ſilberne oder goldene Diamantnadel, Fiori (Blume) genannt, in das Haar, das ſie wohl auch mit Perlen durchflechten, die ſie beſonders gern zu Ohrringen verwenden. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß dieß alles nur von den Frauen der Reichen gilt, die der Armen müſſen ſich mit Tuch und Gewändern von Baumwolle begnügen, und ſind froh, wenn ſie dieſelben mit einer ſilbernen Nadel befeſtigen können. Aber alle befeſtigen ihren Gürtel mit einer ſehr großen metallenen Schnalle, die eine Platte in Form einer Muſchel hat und ſehr zierlich gearbeitet iſt; ſie iſt nach den Umſtänden von Kupfer, Meſſing, Silber oder Gold, und oft ſo groß wie die Untertaſche einer Taſſe oder auch wie ein Deſſertteller.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Ein dreiflügeliger Vogel. Am 31 Auguſt ſchoß ein Hr. Heathcote auf dem Gute Drummond ein Haſelhuhn mit drei Flügeln; der dritte iſt ein völlig ausgewachſener Flügel auf dem Rücken. Das Thier wurde ausgeſtopft und befindet ſich jetzt auf Drummond Caſtle. (So berichtet nach dem Perth Courier die Shipping Gazette vom 28 Sept.)

Geſchichte Litthauens. Von dem mehrfach bekannten Jaroſzewicz erſcheint in Warſchau eine Culturgeſchichte Litthauens von den älteſten Zeiten bis ans Ende des 18ten Jahrhunderts. (Tygodn. lit. Nr. 24.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 288.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

14 October 1844.

Ueber die Entwerfung einer neuen Karte von China.

Die Wichtigkeit, welche China in neuerer Zeit für Europa erlangt hat, macht die Entwerfung einer neuen, auf möglichst guten Grundlagen beruhenden Generalkarte dieses Reichs sehr nothwendig. Wir haben früher schon (in dem Bericht der asiatischen Gesellschaft zu Paris von Julius Mohl) berührt, daß Endlicher in Wien die von den Jesuiten entworfene Karte, welche d'Anville als Grundlage diente, wieder herausgibt, und führen hier, um die Bedeutung dieses Unternehmens für Erweiterung der geographischen Kenntnisse zu zeigen, einen Auszug aus einer Mittheilung Hrn. William Huttmans „über chinesische und europäische Karten von China" (s. Journal of the Geographical Society of London Vol. XIV) an, da derselbe gleichfalls der Ansicht ist, daß diese Arbeiten der Jesuiten allein noch als Grundlagen für chinesische Kartographie dienen können. Die betreffende Stelle lautet folgendermaßen: „Hinsichtlich der Materialien für die Entwerfung einer neuen Karte des chinesischen Reichs ist es nach unserer obigen Auseinandersetzung entschieden, daß nur die Aufnahmen, welche die Jesuiten-Mathematiker unter der Regierung Kang-his von dem Reiche machten, als Grundlage dienen können, wozu nach die spätere Aufnahme der Sungarei, Ostturkestans und der westlichen Provinzen China's kommen müssen. Mit diesen muß man die werthvolle Aufnahme der chinesischen Küsten, wie sie vor einigen Jahren die ostindische Compagnie und noch später die Admiralität anstellen ließ, verbinden, so wie alles, was man immer Sicheres aus den Werken neuerer chinesischer Geographen, so wie aus europäischen Arbeiten, z. B. Klaproths Karte der Marschroute eines chinesischen Officiers von Tsching-tu-fu nach Hlassa in den Jahren 1786 bis 1790 u. s. w. entnehmen kann.

„Die Jesuiten-Mathematiker, welche die trigonometrische Aufnahme des Reichs leiteten, waren der Aufgabe wohl gewachsen, und die chinesische Regierung gewährte ihnen alle mögliche Unterstützung; die allgemeine Richtigkeit ihrer Beobachtungen kann man auch daraus abnehmen, daß sie mit den neuerlichen Aufnahmen, welche die Engländer zu machen im Stande waren, ziemlich genau zusammentreffen. Ich habe die Breite und Länge verschiedener Orte auf Walkers Karte der chinesischen Küste vom Cantonfluß bis zum Jang-tse-kiang mit denen auf Kanghi's Karte verglichen, und den Unterschied nie über einige Minuten gefunden, was sich allenfalls aus der geringen Vollkommenheit der damaligen astronomischen Instrumente erklären läßt. Wenn man behaupten wollte, es wäre unklug, bei Entwerfung einer neuen Karte China's eine Aufnahme zu Grunde zu legen, welche eingestandenermaßen manchmal in der Lage der Orte um einige Minuten fehlt, so würde ich die Bemerkung ganz richtig finden, wenn die geringste Hoffnung vorhanden wäre, eine richtigere Grundlage zu erlangen. Der Kaiser von China wird wohl schwerlich sein Reich wieder vermessen lassen, und wenn auch die Engländer oder Franzosen einer so kostspieligen Unternehmung sich unterziehen wollten, würde er den Ingenieurgeographen den Zugang verwehren. Es bleibt also nichts übrig, als Kanghi's Vermessung als Grundlage einer neuen Karte anzunehmen, oder die Karten von China in ihrem jetzigen unvollkommenen Zustande zu lassen.

„Glücklicherweise besitzen wir die Mittel, Kanghi's Karte zu verbessern, indem wir die neuern Nachrichten des Paters Spigahu, des Chinesen A-kwei und anderer hinzufügen, und einige Irrthümer aus der englischen Küstenaufnahme, so wie aus einer Tabelle der Länge und Breite vieler Orte im Reich, welche im J. 1818 herausgegeben wurde, zu berichtigen. Diese Tabelle gibt nicht nur die Lage der Provincialhauptstädte an, sondern auch die Länge und Breite von 120 Orten in der Mandschurei, Mongolei, Sungarei, Ostturkestan und Tibet, und von 17 in Kin-tschuen, das früher den Miao-tse gehörte. Wenn 50 von diesen, als neue Beobachtungen, und die 43 von Spigahu mitgetheilten zu den 620 in Kanghi's Karte bemerkten kommen, so hat man eine Gesammtzahl von 700 astronomisch bestimmten Punkten im chinesischen Reiche, die eine viel bessere Grundlage für die Karte China's abgeben, als man für irgend ein asiatisches Land, Indien ausgenommen, besitzt."

Digitized by Google

Oberst J. P. Hamiltons Erinnerungen an Columbia.

Vierter Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Nachdem wir zwei sehr vergnügte Tage bei dem Obersten verlebt hatten, schieden wir von Guadias. Der wackere Mann ließ es sich ungeachtet unserer Gegenvorstellungen nicht nehmen, uns mit seinem Freunde, dem Pfarrer Lee und seinem Bruder noch einige Stunden weit auf dem Wege nach Bogota zu begleiten. Diese Gewohnheit ist hier allgemein herkömmlich und wird als eine Höflichkeit betrachtet, durch welche Wirth und Freunde den Gästen ihre Achtung zu erkennen geben. In einigen Provinzen begleiteten mich Herren mehrere Stunden weit bis an die Gränze ihrer Besitzungen. Viele Edle des Landes gebieten über weitläufige Districte, die gewöhnlich von kleinen Flüssen begränzt werden. Als wir uns von dem Obersten und dem Pfarrer trennten, stiegen wir von den Maulthieren und umfaßten uns nach spanischer Sitte mit um den Leib geschlungenen Armen.

Die Gebirgsgegend war immer schön und abwechselnd; wir kamen über Anhöhen und Flüsse, über die geschickt und kunstvoll angelegte Brücken gingen. Um 4 Uhr des Nachmittags erreichten wir das Dorf Villete; der Alcalde und die angesehensten Einwohner waren uns entgegen geritten und in dem Hause des erstern fanden wir ein Quartier für uns eingerichtet. In der Regel ist es in Villete um einige Grade wärmer als in Guadias — ein Unterschied, der seiner etwas niedrigern und feuchtern Lage zuzuschreiben ist. Eben diese Lage macht es auch ganz besonders geschickt zum Bau des Reißes, der hier in großer Menge wächst und zum Verkauf nach Bogota geschickt wird. In den benachbarten Bergen halten sich viele schwarze Bären auf; bei dem Obersten Acosta sahen wir die Felle von einigen, welche er auf der Jagd erlegt hatte; auch Auerhähne gibt es in den Wäldern. Eine gute Stunde hinter Villete kamen wir über den Rio negro, über welchen eine mit vieler Kunst zusammengefügte Brücke von Bambusrohr führt. Mit Verwunderung sahen wir, wie von dem Markte in Bogota zurückkehrende Maulthiertreiber die steilen Abhänge und Felsen hinab so ruhig hinritten, wie es ihresgleichen etwa auf der Straße nach Bath zu thun pflegen, und sich zu diesem Wagestücke oft halb verhungerten Thieren anvertrauten. Wir begegneten auch einigen mit Gepäck beladenen Ochsen, denen statt der Zügel ein Strick durch die Nasenlöcher gezogen war, und einigen hundert Pferden und Maulthieren, die von dem großen Freitagsmarkte in Bogota zurückkehrten.

Morgens neun Uhr brachen wir nach dem großen Dorfe Furntativa auf, das in der Ebene von Bogota liegt. Der ganze Weg nach der Hauptstadt von Columbia führt durch eine Ebene, auf der man rechts und links überall Kornfelder und ungeheure Weiden voll Vieh erblickt. Eine lange steinerne Brücke führte uns über den Bogotafluß; wir erblickten hier in der Luft große Schaaren von wildem Geflügel, das sich vorzüglich auf einigen Seen der Ebene aufhält, und den Bewohnern derselben Gelegenheit zu einer guten Jagd darbietet, von der wir nachmals selbst öfters Gebrauch machten. In einer Entfernung von drei bis vier Meilen eröffnete sich uns eine schöne Aussicht auf Bogota, das an dem Felsen der Gebirgskette liegt, welche die östliche Gränze der Ebene bildet. Die schöne Kathedralkirche und die Klöster Guadalupe und Mensuca, welche auf den Gipfeln zweier Anhöhen liegen, gewähren einen besonders imposanten und malerischen Anblick.

Mit guten englischen Pferden versehen, und da der Weg größtentheils über schönen Rasen hinging, trabten wir nun rasch vorwärts, und vergaßen die ausgestandenen Beschwerden und Mühseligkeiten bei dem Anblick Bogota's, das wir um drei Uhr erreichten. Wir bezogen daselbst ein Quartier im Hause des Dr. Maine, der uns mit einer kostbaren, von einem französischen Koche zubereiteten Mahlzeit bewirthete und viele Einheimische und Fremde, mit denen er uns bekannt zu machen wünschte, dazu einlud. Am folgenden Tage statteten uns Gesandte und andere öffentliche Beamte ihren Besuch ab, um uns wegen unserer glücklichen Ankunft in Bogota ihre Theilnahme zu bezeugen. Wir selbst machten dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Don Pedro Gual, unsere Aufwartung, und übergaben ihm einen Brief von Hrn. Canning. Hr. Gual, welcher sich durch seinen früheren mehrjährigen Aufenthalt in den Vereinigten Staaten eine große Fertigkeit im Sprechen des Englischen erworben hatte, empfing uns sehr gütig und versprach uns am folgenden Tage die Zeit wissen zu lassen, wenn Seine Excellenz der Hr. Vicepräsident gesonnen sey, uns eine öffentliche Audienz zu ertheilen.

Bogota liegt auf einer über 8000 Fuß hohen Ebene am Fuße herrlicher, erhabener Berge, durch welche die Stadt gegen die furchtbaren Ostwinde geschützt ist, und von denen sie stets frisches und reines Wasser erhält. Diese Stadt beherrscht die Ebene und kann sich leicht gegen einen von dieser Seite andringenden Feind vertheidigen. Die hier sehr häufigen Erdbeben haben großen Einfluß auf die Bauart der Gebäude, unter denen, mit Ausnahme der Kathedrale, keines sich auszeichnet; sie sind fast alle einstöckig und die Mauern außerordentlich dick. Die öffentlichen Gebäude haben gewaltige Fundamente und die Dicke der in den Kirchen befindlichen Säulen steht mit der Länge in gar keinem Verhältnisse; sie widerstehen jedoch nur so den Erderschütterungen. Die Häuser sind aus Luftziegeln gebaut, mit gebrannten Ziegeln bedeckt und die äußern Mauern weiß angestrichen; im Innern sieht es noch beinahe ganz so aus, wie in den Häusern Europa's im Anfange des 16ten Jahrhunderts. In den großen Häusern läuft um den innern Hofraum insgemein entweder eine Galerie herum, wenn das Haus einstöckig ist, hat es aber zwei Stockwerke, so fehlt eine bedeckte Galerie niemals. Sämmtliche Plätze in Bogota sind groß und mit Springbrunnen geziert. Auf dem Domplatze wird Freitags ein großer, von Leuten aus der Umgegend stark besuchter Markt gehalten; Menschen, Sitten und Costüm kann man hier studiren!

Digitized by Google

Am 8 März erhielten wir bei Seiner Excellenz dem Hrn. Vicepräsidenten der Republik Columbia in seinem Palaste am großen Markte öffentliche Audienz. Er saß auf einem Throne unter einer Art von Baldachin aus kostbarem, rothem Sammt, umgeben von den Ministern, Stabsofficieren und vielen andern Staatsbeamten. Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten stellte uns Sr. Excellenz vor, und nachdem wir unter den herkömmlichen Ceremonien unsere Geschäfte vollendet, schieden wir, wie es schien, mit gegenseitiger Zufriedenheit.

Dann machten wir vielen Herren unsere Gegenbesuche, unter andern dem Bischofe von Merida, bei dem wir die Ehre hatten zum Handkusse zu gelangen. Während dieser Ceremonie bemerkte ich an seinem Finger einen Ring mit einem kostbaren Smaragd; diese Edelsteine werden vier Tagreisen nordwestlich von Bogota in den berühmten Minen bei Muzza gefunden. Der Bischof war zugleich Senator, und Geschäfte, die er als solcher zu verrichten hatte, waren der Grund seines gegenwärtigen Aufenthaltes zu Bogota. Auch strahlten uns an diesem Morgen hie und da aus einem feurigen schwarzen Augenpaare und von Wangen, die mit der Farbe der Rose und Lilie geschmückt und von dunkeln Locken umflossen waren die Reize weiblicher Schönheit entgegen. Hier mußte ich unwillkürlich an die Prophezeiung der jungen, hübschen Madchen in Maraies denken, und brachte sie auch meinem Secretär wieder in Erinnerung.

Das Klima ist vorzüglich dazu geeignet, den Teint der Frauen zu erhalten, da die hohen Grade von Hitze und Kälte hier gar nicht vorkommen. Nur zur Regenzeit wird es zuweilen unangenehm. Fast das ganze Jahr hindurch ist das Klima wie in England gegen Ende Mai, und beständig einladend zum Spazierenreiten und Gehen; vorzüglich die Gelegenheit zum letztern benutzte ich häufig. Fast täglich machte ich, zur großen Verwunderung der Landeseingebornen, die nicht begreifen konnten, warum ein Herr, der Pferde im Stalle habe, das Gehen dem Reiten vorziehe, drei bis vier spanische Meilen zu Fuß, und mehr als einmal boten mir Pächter und Indianer, die zum Markt nach Bogota reisten, in der Meinung, der Caballero habe sein Pferd verloren und sey dadurch in die Nothwendigkeit zu gehen versetzt worden, das Ihrige zum Reiten an. Ueberhaupt herrscht in Columbia der Gebrauch, daß niemand zu Fuß geht, der im Stande ist, ein Pferd zu halten, und einem bagotaischen Pächter macht das Geklirr seiner großen Silber- oder Stabliporen (wobei zu bemerken ist, daß sie selten Strümpfe und nur Sandalen tragen) so viel Vergnügen, als einem jungen Husarenfähndrich, der eben in seinem Regimente eingetreten ist.

Bei den Herren in Bogota ist es Sitte, sehr viel auf den Straßen umherzureiten, zumal am Sonntag. Dem Fremden ist es anfangs auffallend, die Menge von Pferden in einer Art von Paß einherschreiten zu sehen. Es gibt Menschen, die sich ihren Lebensunterhalt damit erwerben, Pferden diesen Paß zu lehren; sie binden zu dem Zweck Stricke um die Beine der Pferde und zwingen sie dadurch kleine Schritte zu machen, die ihnen bald zur Gewohnheit werden. Man pflegt den Pferden hier ein ungemein scharfes Gebiß anzulegen; ihre Satteldecke ist gewöhnlich aus scharlachrother oder einer andern lebhaften Farbe und mit Gold oder Silber gesäumt; ein guter Paßgänger wird sehr theuer, zuweilen mit 1000 Dollars bezahlt. Vorzüglich geschätzt werden die schwarzen Pferde; ein schwarzer Hengst, den mir Ordaneta schenkte, hatte, wie man mir sagte, 800 Dollars gekostet; die Race ist nicht groß, aber munter, kräftig und zur Ertragung anhaltender Strapazen geschickt. Das Handwerk des Hufschmieds muß hier besonders einträglich seyn, da man ihnen für das Beschlagen eines Pferdes fünf spanische Dollars bezahlen muß.

Eine Art von kleinen schwarzen Geiern sind die wahren Straßenreiniger in der Stadt; nach jedem Markte büpfen sie in Menge auf den Verkaufsplatzen mit einer Dreistigkeit umher, daß man sie fast mit dem Stocke berühren kann, und fressen den Abfall vom Fleisch und andern Dingen. Von Zeit zu Zeit werden die Straßen durch heftige Regengüsse abgespült, wobei das Wasser, da die Stadt abhängig gebaut ist, strahlweise die Gassen hinabschießt und allen Unrath mit sich in den quer an ihr vorüberlaufenden kleinen Fluß führt.

(Schluß folgt.)

Die jonischen Inseln.

Corfu.

(Schluß.)

Eine Griechin hat in der Regel nur ein Festkleid für das ganze Leben, ja dasselbe muß nach ihrem Tod ihrer Tochter und Enkelin ebenso dienen, die es meistens als Brautschmuck zur Aussteuer erhalten, und sie selbst hat es oft schon von der Großmutter ererbt. Ein solches Kleid dient Jahrhunderte, wird aber nur bei den allerhöchsten Festen, wie die Ostern, oder dem h. Spiridionsfest, oder dem des Schutzheiligen des Ortes, angelegt, und dann wieder auf ein Jahr lang sorgfältig in der Truhe verschlossen. Diese Kleider sind meistens von Brocat, reich mit Gold und Silber und sogar mit Perlen und Steinen besetzt, und oft so schwer, daß die arme Frau wie unter einer schweren Bürde seufzt und schwitzt, und manche wohl froh seyn mag, wenn der Augenblick gekommen ist, wo sie sich desselben wieder entledigen kann. Von den armen Frauen der Landleute haben die meisten nie die Stadt Corfu gesehen und überhaupt gar keinen Begriff von einer Stadt, ihr Dorf mit einer Stunde im Umkreis ist ihnen die Welt, sie fühlen sich deßhalb nicht unglücklicher, und ihre Männer halten sie gern vom Besuch der Stadt ab, und bringen ihnen zum Ersatz durch die Berührung des h. Spiridions geheiligte Dinge von dessen Fest zurück, wodurch sie sich überglücklich fühlen. Von den Griechinnen in der Stadt haben jedoch schon manche ihre griechischen Sitten und Kleidung abgelegt und sich in beiden und noch andern Dingen so ziemlich französirt.

Aeußerst interessant und merkwürdig sind die ländlichen Feste auf den jonischen Inseln und namentlich auf der Insel Corfu, die immer unter freiem Himmel in Olivenwäldern oder unter Cypressen und Orangen gefeiert werden, und zu denen die Schutzheiligen der Dörfer größtentheils die Veranlassung geben. Bei einem solchen Fest, das die Corfioten Panigiri nennen, finden sich auch die Einwohner der Dörfer ein, welche in der nächsten Umgebung des Ortes liegen, wo es gefeiert

Digitized by Google

wird, und diese Gäste kommen dann mit ihren Feierkleidern geschmückt und wohl bewaffnet mit Musik an der Spitze, d. h. eine Art von Schalmei, eine türkische Guitarre oder Mandoline und eine dreisaitige Violine, in wohlgeordnetem Zug an. Die Frauen, gleichfalls in ihrem höchsten Schmuck, reiten dabei auf Maulthieren, Pferden oder Eseln, welche die Männer am Zaum führen. Die Ordnung bei diesen Festen erhalten die zu diesem Zweck von der Gemeinde ernannten älteren Männer selbst, die zur besondern Auszeichnung mit Bändern geschmückt sind. Das Abfeuern von Gewehren und Pistolen kündigt das Beginnen des Festes an, das wie billig mit dem Gottesdienst eröffnet wird; ist dieser beendigt, so halten die Familien in verschiedenen Gruppen und im Freien eine Mahlzeit, bei welcher ein am Spieß gebratener ganzer Hammel oder auch eine Ziege die Hauptschüssel bilden, von der man nach Belieben herunterschneidet. Der Wirth und die Gäste lagern dabei auf dem dürren Gras im Kreis unter dem Schatten der Oliven oder Orangen und reichen sich einander den Mischwein, und die obenerwähnten Instrumente spielen auf. Nach diesem Mahl wird allerlei Gebackenes, Früchte, süßer Wein, Kaffee und Anisett oder Rosolio aufgetragen, und bleibt für jedermann zum beliebigen Genuß während der noch übrigen Festzeit stehen. Nun geht es an Tanz und Spiel, und die Romaika und Arnautka, die zwei beliebtesten Tänze, die unverkennbar noch altgriechischen Ursprungs sind, werden aufgeführt. Die ältern nicht tanzenden Männer spielen, schießen und trinken, andere halten Wettrennen oder bringen die Zeit mit Leibesübungen zu, in welchen sie sehr gewandt und behend sind. Aber auch der Geistliche des Ortes oder der Kirche, deren Fest gefeiert wird, weiß dasselbe zu seinem Nutzen auszubeuten; denn außer den freiwilligen Opfern, die an Kerzen, Geld, manchmal auch in ex voto gebracht werden, bezeichnet er eine Stelle an der Kirchenmauer, die man die wahrsagende oder prophetische Mauer nennt, und gegen welche man ein Stück Geld drückt: bleibt das Geld an derselben hängen, so kann man sicher seyn, daß das Unternehmen, welches man vor hat oder was man wünscht, gelingt, fällt es aber herab, so ist es nichts damit, das Geld gehört aber jedenfalls, es mag nun hängen bleiben oder herunterfallen, dem Schutzpatron des Ortes, d. h. dem Geistlichen. Mit dem Hängenbleiben hat es folgende Bewandtniß: der Papa beschmiert die Mauer hie und da mit einer transparenten klebrigen Materie, und wenn man gerade diesen Fleck trifft, so bleibt das Geld, gewöhnlich eine Gazetta oder ein türkischer Para, hängen. Diese Feste, besonders in der Nähe der Stadt Corfu, wie zu Patoma, Mandrechio, Castrati, gewähren durch die Mannichfaltigkeit der verschiedenen Trachten, — man sieht dabei außer den Griechen von verschiedenen Gegenden Albaneser, Epiroten, Türken, Italiener, früher französische, jetzt auch wohl englische Uniformen, — und die fremdartigen Tänze und Spiele eine sehr malerische und romantische Ansicht; dabei geht es recht lebhaft und munter zu, und ich habe mich bei diesen Festen immer recht sehr belustigt. Nach Beendigung derselben ziehen die fremden Gäste singend und schießend wieder ab, und die Bewohner des Dorfes geben ihnen unter beständigen Salven und Lebehoch das Geleit.

Die Insel Corfu hat große Salinen und versteht fast alle übrigen Inseln, Santa Maura ausgenommen, mit Salz, wenn man sich aber unter diesen Salinen etwa Salzwerke wie in Deutschland vorstellen wollte, so würde man gewaltig irren, denn es sind weiter nichts als einige Schuh in die Erde gegrabene viereckige Vertiefungen, in die man zur Zeit der großen Hitze das Meerwasser leitet, und welches dann von der Sonne in kurzer Frist in Salz verwandelt wird, das so wenig Werth hat, daß die Lieferanten der Lebensmittel für die Garnison den Soldaten erlaubten, so viel sie wollten davon nach Gefallen zu nehmen. Diese Salzgruben befinden sich bei Leschimo, Castrati und Potamo, und 1000 Pfund Seewasser geben an 600 Pfund Salz in ungefähr 20 Tagen. Ich sagte zwar, daß es keine anderen als Windmühlen auf der Insel Corfu gebe, doch erinnere ich mich eine Art kleinerer Oelmühlen an dem Flüßchen Messangi, die von dem Wasser desselben getrieben wurden, gesehen zu haben; ebenso sind auch bei dem Dorf Lebenitza im Kanton Leschimo einige sehr elende Getreidemühlen, die jedoch nur selten im Gang sind, nämlich dann, wenn sie während der Regenzeit und noch einige Monate später ein aus einer hohen Bergschlucht heranbrausender Strom treibt. Der Kanton Leschimo ist einer der romantischsten und malerischsten der ganzen Insel. Hohe Berge, Felsen, Schluchten, wilde Thäler wechseln unaufhörlich miteinander ab. Die dunkeln Cypressengruppen auf den Höhen, das hier so sehr schöne Grün der Ahornbäume, die unbenutzt wachsen und absterben, die Platanen, Orangen, Oliven, Lorbeern, Feigen und Limonen, auch eine Art Fichten geben die mannichfaltigsten Schattirungen, und hie und da stößt das Auge auf einige zerstreut liegende Häuser und Hütten, mitunter auch Ruinen. Besonders seltsam aber nehmen sich die Häuser, ja fast thurmhoch aufgespeicherten Salzhaufen aus, die eben wie die Häuser mit grünen oder rothen Ziegeln bedeckt sind, und von fern beim Sonnenschein wie Paläste von Krystall oder Edelsteinen glitzern und funkeln, so daß, wenn man diese sehr symmetrisch erbauten Salzpaläste nicht kennt, nicht weiß, was man davon halten soll. Dieses Salz wird einstweilen so aufbewahrt, bis es nach und nach verschickt werden kann, denn die Magazine in der Stadt Corfu können nicht den fünfzigsten Theil fassen. Früher ging das meiste Salz nach Venedig, dessen Regierung einen ungeheuern Gewinn damit machte. In dem Kanton Leschimo sieht man auch hie und da Eichen, die einzigen auf der Insel. Dieser Kanton ist der bevölkertste und fruchtbarste, er zählt an 12,000 Bewohner, Menschen von schönem wahrhaft altgriechischem Schlag, und bringt besonders auch Baumwolle, Getreide aller Art, selbst Roggen, Hülsenfrüchte, Honig, Wein, Wachs, Melonen, sogar etwas Seide hervor, Oel versteht sich von selbst, und Spargel und Artischocken wachsen wild; das Flüßchen und die Bäche liefern Forellen und Süßwasserkrebse; er ist von hohen Bergen und Felsen umgeben, und seine Bewohner zeichnen sich auch durch eine sehr reinliche, ja fast luxuriöse Kleidung und malerische Tracht vortheilhaft vor den übrigen Einwohnern der Insel aus. Leschimo ist Corfu's Arkadien.

Städtischer Zustand in England. Das Parlament hat eine Committee ernannt, um den Zustand der großen Städte und volkreichen Districte zu untersuchen. Diese Committee hat ihren ersten Bericht herausgegeben, derselbe ist aber sehr voluminös und die Angaben wenig verarbeitet, so daß man sich nur sehr schwer durcharbeitet. Die Bevölkerung von 50 Städten, — London ausgenommen, — beträgt 3,035,426. Das Ergebniß hinsichtlich der Straßen- und Häuserreinlichkeit durch gehörige Wasserabläufe fällt aber sehr schlecht aus; so z. B. sind nur in 4 Städten die Straßen gut gereinigt, in 30 schlecht und in 16 gar nicht; nur 9 Städte sind reichlich, 41 sehr spärlich mit Wasser versehen. (Athenäum vom 28 Sept.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 289.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

15 October 1844.

Oberst J. P. Hamiltons Erinnerungen an Columbia.

Vierter Abschnitt.

(Schluß.)

Wer von der Küste her oder den Magdalenenfluß herauf nach Bogota kömmt, wird leicht vom Fieber befallen, das seinen Grund in der schnellen Veränderung des Klima's hat; das Fieber ist häufig langwierig, greift den Kranken stark an, und nimmt ihm alle Munterkeit; doch ist es, wenn man bei Zeiten Chinarinde dagegen braucht, selten lebensgefährlich. Häufige Bewegung und eine Flasche alter Madera sind die besten Mittel gegen das Fieber; von beiden machte ich täglich Gebrauch. Die hohe Lage Bogota's und die dadurch verdünnte Luft verursacht den Europäern anfangs gewöhnlich Beschwerden beim Athmen.

Der große Marktplatz zu Bogata bietet an den wöchentlichen Markttagen in der That ein sehenswerthes Schauspiel dar. An 10,000 Dollars sollen jeden Freitag auf demselben ausgegeben werden, und das bunte Gewühl der mit Einkaufen und Verkaufen beschäftigten Creolen, Mulatten, Mestizen, Indianer und Neger gewährt dem Fremden, der es von der Treppe der Kathedralkirche aus betrachtet, eine angenehme Unterhaltung. Ein Theil des Marktes ist für die Metzger, ein anderer für die Händler mit Wildpret, zahmem und wildem Geflügel, ein dritter für die Frucht- und Gemüseverkäufer bestimmt; auf einem vierten werden grade wollene und baumwollene Tücher feilgeboten, die man in einigen Provinzen verfertigt. Die Indianer und jungen Landleute scheuten sich damals den Markt zu besuchen, da die Regierung Befehl gegeben hatte, einige von ihnen zu Soldaten auszuheben. Vorzüglich kommen schöne Früchte hieher zum Verkauf, und man sieht Granatäpfel, Ananas, Kirschen, Erdbeeren, Pfirsiche, Aepfel, Chirimoyas, mannichfaltige Arten von Melonen, Zapatas, Mangas und andere Südfrüchte; nur zwei Tagereisen von Bogata abwärts ist ein völlig westindisches Klima.

Das Fleisch würde vortrefflich seyn, wenn die Metzger nicht alles Fett abschnitten, um es zur Verfertigung von Lichtern zu gebrauchen. Die Pächter pflegen keine jungen Thiere zu schlachten, daher kann man Fleisch von Kälbern, Lämmern, jungen Böcken und Spanferkeln nicht wohl zu kaufen bekommen. Um immer fettes Fleisch und nach englischer Kochkunst zubereitete Gerichte auf dem Tische zu haben, schlachteten wir zuweilen junge Ochsen, von denen auch die übrigen sich hier aufhaltenden englischen Familien einen Theil erhielten.

Der Montag und Donnerstag waren als Visitentage bei dem Vicepräsidenten und dem Finanzminister Castillo bestimmt. Montags war bei diesem, Donnerstags beim andern Gesellschaft, wo wir Gelegenheit hatten, angenehme Bekanntschaften zu machen. In den Gesellschaften Castillo's, der verheurathet war, traf man gewöhnlich einige von den Schönen der Stadt an; sie schienen aber so viel Wohlgefallen an ihrer eigenen Unterhaltung zu finden und behaupteten sich so fest in ihren Reihen, daß man bei dem Versuche, sie zu durchbrechen so viel gewagt haben würde, als bei dem Angriff auf eine Schwadron unserer Leibgardisten. Die Erfrischungen, die des Abends gereicht wurden, bestanden in Ale, das auf Flaschen gezogen war, in Jamaikarum, süßen spanischen Weinen und eingemachten Früchten. Das Ale, welches aus England selbst gekommen war, galt für etwas ganz Außerordentliches, und kein John Bull konnte sich gütlicher daran thun als der columbische Finanzminister. Bei den Abendgesellschaften des Vicepräsidenten waren keine Damen zugegen, und die Unterhaltung bestand im Spiele.

Auffallend ist es dem Fremden, der zum erstenmal nach Bogota kömmt, selbst wohlgekleidete Frauenzimmer auf den Straßen zu sehen, die mit der größten Ruhe ihre Cigarren rauchen, und nicht geringer ist seine Verwunderung, wenn er sieht, wie Damen, die ihren zierlichen Hut mit feiner Koketterie auf eine Seite gesetzt haben, die kostbare Perlenhalsbänder und Ringe tragen und mit einem schönen schwarzseidenen Kleide und Streifen von schwarzen Glaskorallen angethan sind, ohne Schuhe und Strümpfe einhergehen. Auf das Waschen und die Reinlichkeit der Füße wenden sie bei diesem Barfußgehen besonders große Sorgfalt. Junge Damen dieser Art haben

eine Scheu vor den Schuhen, wie ein Pferd, das bis zum sechsten Jahre wild umhergelaufen ist, vor den Hufeisen, erwerben sich aber gleichwohl durch ihre Mode unter den feinen jungen Herren manchen Bewunderer, der Wohlgefallen an den Jungfrauen „sin medias y sin zapatos“ findet. Damen von Stande ist das Rauchen nur noch zu Hause verstattet, früher sollen sie sogar auf öffentlichen Bällen mit der Cigarre im Munde erschienen seyn.

Die Garnison Bogotas bestand aus der Husarenleibgarde des Vicepräsidenten, einem Artilleriecorps und einem schönen Bataillon Freiwilliger; die letztern waren alle aus Bogota selbst gebürtig und der Kragen an ihrer Uniform war vorzüglich kostbar. Das Artilleriecorps und die Freiwilligen befanden sich im besten Stande, von den Husaren hingegen ließ sich nicht dasselbe rühmen; es waren meistens kleine, häßliche Leute, die nicht gut uniformirt und noch schlechter bewaffnet waren; nichtsdestoweniger aber sind sie im Kampfe brav und ertragen Beschwerden und Strapazen mit großer Standhaftigkeit. Auch ein kürzlich errichtetes Bataillon Linientruppen lag damals hier in Garnison. Was für ein wichtiges Bedürfniß eine gute ärztliche Verpflegung für die Armee sey, erkannte der Präsident Bolivar sehr wohl; er nahm sich der Kranken aufs thätigste an, besuchte die Hospitäler und sparte weder Mühe noch Kosten, um alles anzuschaffen, was zur Wiederherstellung der Kranken dienen konnte. Wer so handelt, gewinnt am sichersten das Vertrauen und die Ergebenheit seiner Soldaten, die nie genug für einen General thun zu können glauben, der mit väterlicher Liebe für sie sorgt. Auch Bolivar hatte dadurch die Herzen der Seinen gewonnen, und wurde von den Truppen fast angebetet.

Die Damen von Stande in Bogota sind gewöhnlich klein, aber wohl gebaut, und stehen hinsichtlich ihrer zierlichen Füße, die mit schönen, seidenen Strümpfen und netten Schuhen bekleidet sind, den Frauen keines Landes in der Welt nach. Sie gehen mit derselben anmuthsvollen Würde einher wie die Damen in Spanien, tändeln ebenso mit dem Fächer und sind auch ebenso kokett. Der Anzug, in dem sie des Morgens umhergehen, fiel mir im Anfange auf, später aber dünkte mich, daß er ihnen recht wohl stehe. Kopf und Schultern sind mit einem feinen, aber einfachen schwarzen oder blauen Tuche umhüllt, welches zuweilen unter dem Kinn zusammenläuft, aber das Gesicht nicht bedeckt; ein kleiner schwarzer Castorhut, dessen oberer Theil kegelförmig gestaltet ist, schwebt so zu sagen nur an ihrem Kopfe. Er wird auf eine Seite gesetzt, umfaßt sie aber so wenig, daß ich kaum begreifen konnte, wie es möglich sey, daß er nicht herabfiel. Ihre Kleider, die aus schwarzseidenem Zeuge verfertigt sind, schließen knapp an den Leib an, und sind mit Glaskorallen von derselben Farbe stark besetzt. Dieß ist der Anzug, in dem sie die Kirche zu besuchen pflegen. Ich vermuthe indessen, daß der kleine schwarze Castorhut und der Umschlag um Kopf und Schultern bald aus der Mode kommen werden, denn kurz vor meiner Abreise aus Bogota sah man Damen mit großen französischen, reichlich mit künstlichen Blumen besetzten Hauben, hellseidenen Kleidern und Halstüchern auf den Straßen umhergehen, eine Neuerung, die bei einem Theil der Priesterschaft viel Aufsehen und Aergerniß erregte, da man es für Sünde hielt, Andachtsübungen in einem so bunten Aufzuge zu verrichten. Des Abends tragen sie einen schönen, mit künstlichen Blumen gezierten Strohhut, welchen sie ebenso wie den vorerwähnten aufsetzen, einen warmen Narwicher Shawl und Kleider aus englischem Cattun. In Gesellschaften und auf Bällen erscheinen sie sehr geschmackvoll nach französischer Mode gekleidet, und in einem sehr reichen Schmuck von Perlen, Smaragden und andern kostbaren Steinen, auf deren Ankauf sie große Summen verwenden. Die Damen tanzen schön und anmuthsvoll, denn in den spanischen Contretänzen kann man die mannichfaltigen künstlichen Stellungen des Körpers am besten beobachten; auch der Walzer ist hier beliebt. Bei den Morgenbesuchen, die ich Damen abstattete, traf ich sie häufig in orientalischer Weise auf Kissen, die auf einer Binsenmatte lagen, sitzend, am Stickrahmen beschäftigt, während eine junge Negersklavin still in einem Winkel kauernd die Befehle ihrer Gebieterin erwartete. Die Creolen behandeln die Sklaven im Hause mit vieler Güte und Nachsicht, und stehen mit ihnen gewöhnlich auf einem vertrauteren Fuß als in England der Herr mit seinem Diener. An Sittlichkeit stehen die Frauen Bogota's den europäischen zum wenigsten nicht nach. Kommt auch unter ihnen dann und wann ein faux pas vor, so muß ich sie dennoch gegen die Verleumdungen in Schutz nehmen, welche einige Reisende in Schriften über die Sitten der Bewohner Südamerika's von ihnen verbreitet haben. Eine Frau, die einen schlechten, unmoralischen Lebenswandel führt, wird jederzeit von allen guten Gesellschaften ausgeschlossen seyn.

Wir machten einen Ausflug nach dem Wasserfall von Tekudama, verließen um vier Uhr Nachmittags Bogota und erreichten nach zwei Stunden das kleine Dorf Sucha, welches in südwestlicher Richtung von Bogota liegt. Wir nahmen daselbst unser Nachtquartier bei dem Pater Candia, einem Priester vom Orden des heiligen Franciscus, der uns sehr liebreich und gastfrei aufnahm, und überhaupt in seinem ganzen Wesen nichts Mönchisches verrieth; vielmehr bemerkte man es an seinem freimüthigen, gewandten Benehmen, daß er in stetem Umgange mit der Welt gelebt hatte; wir waren daher auch bald bei ihm wie zu Hause. Pater Candia hatte sich zu der Zeit, da das Land von den spanischen Truppen unter dem General Morillo besetzt war, als ein eifriger Republikaner gezeigt. Er schien zwischen 30 und 40 Jahre alt; in seinem Gesichte sprach sich bei vieler Milde und Gutmüthigkeit zugleich auch Scharfsinn und Klugheit aus. Die Häuser des Dorfes Sucho schienen reinlich und gut eingerichtet zu seyn, und die stille Zufriedenheit, welche man überall unter den Pfarrkindern wahrnahm, schien der beste Beweis dafür zu seyn, daß Pater Candia in seinem Gemüthe weder Fanatismus noch Habsucht hegte. Leider herrscht aber bei nur allzu vielen Priestern und Mönchen in den ehemaligen spanischen Colonien gerade die entgegengesetzte Denkweise; sie an-

Digitized by Google

beiten nur für die Erhaltung des Aberglaubens und der Unwissenheit, und haben dadurch auf die niedern Volksclassen den verderblichsten Einfluß.

Am nächsten Morgen setzten wir unsere Reise nach dem Wasserfall fort. Als wir uns jenseits Canoas dem Fuße des Gebirges näherten, überraschte uns die Schönheit und die Fülle der Natur, welche sich uns überall in diesem Theile der Ebene Bogota's offenbarten. Die Bevölkerung derselben ist im Verhältnisse zu ihrer Größe und der außerordentlichen Fruchtbarkeit des Bodens nur gering; bei ihrer außerordentlich günstigen Naturbeschaffenheit aber läßt sich nicht zweifeln, daß sich die Bewohnerzahl bald auf das Zehnfache vermehren und in einigen Jahren so groß seyn werde, als zu der Zeit, da Gonzalo Ximenes de Quesada diese Länder noch nicht erobert hatte, denn damals war die Ebene nach allen Richtungen hin mit indianischen Dörfern bedeckt. Was für ein herrliches Klima, welchen vortrefflichen Boden findet hier der Europäer, der Lust hat, sich in diesen Gegenden niederzulassen, und wie müßte der Ertrag der Ländereien alle Erwartungen übertreffen, wenn gehöriger Fleiß auf den Ackerbau gewendet würde. Der Boden dieser schönen Hochebenen besitzt eine erstaunliche Productionskraft, hinsichtlich ihres Klima's werden diese wundervollen Plateaus, ungeachtet sie dem Aequator so nahe liegen, von keinem Lande der Erde übertroffen; in diesen Gegenden kann sich jeder das Klima nach Gefallen wählen, denn wer mit dem Thermometer in der Hand allmählich höher aufwärts oder tiefer abwärts steigt, kann genau das Klima ausmitteln, das seiner Gesundheit am zuträglichsten ist.

Von der Anhöhe stiegen wir jetzt abwärts nach dem Wasserfall; der Weg, der abschüssig, schlüpfrig und an mehrern Stellen gefährlich ist, geht durch einen hohen düstern Wald, dessen Schatten uns vor den heißen Sonnenstrahlen schützte. Weiter abwärts herrschte überall eine feierliche Stille, die nur zuweilen durch die ernste Stimme des Tropial unterbrochen ward; auch zogen hie und da Vögel mit herrlichem Gefieder, die in diesen romantischen Wildnissen ungestört hausen, unsere Aufmerksamkeit auf sich. Auf einer kleinen, ebenen Stelle ließen wir unsere Diener mit den Pferden zurück, und als wir noch einige hundert Fuß abwärts gestiegen waren, erblickten wir den Tecubamafall, den der Bogotafluß hier bildet. Nachdem dieser Fluß in einer Breite von ungefähr 140 Fuß zwischen zwei Felsen hingeströmt ist, kommt er an einen Abhang, von dem er sich in einer ungefähr 60 Fuß breiten und 24 Fuß dicken Wassermasse in einen tiefen Abgrund hinabstürzt. In den Cordilleren nennt man solche Abhänge Barancas. Der fast perpendiculäre Abgrund besteht aus röthlichen Granitlagern; die Höhe des Falls beträgt ungefähr 1200 Fuß. Auf den Granitmassen stehen hohe Bäume, die das Großartige des Anblicks noch vermehren. Es läßt sich nicht aussprechen, von welchen Gefühlen des Staunens, der Freude und des Grausens der Zuschauer bei dem Anblick des Sturzes dieser gewaltigen Wassermasse ergriffen wird. In stumme Bewunderung durch dieses erhabene Schauspiel versetzt, verweilte ich einige Minuten am Rande des Abhangs. Das im Falle zerstäubte Wasser glich einer dichten Schneewolke bei einem heftigen Schneegestöber, und die darauf fallenden Sonnenstrahlen brachen sich in den schönsten Regenbogenfarben. Nur ein geringer Theil der herabstürzenden Wassermasse erreicht die Erde, das übrige verdunstet während des Falls in der Luft. Mit Verwunderung sah ich von dem Abhange, wie in der Tiefe nur ein geringer Bach seinen Lauf in nordwestlicher Richtung nach dem Magdalenenflusse zu fortsetzt, in den der Bogota sich ergießt. In den Wäldern um den herrlichen Wasserfall hält sich viel Wildpret auf, das hier die Cluscopflanze, sein Lieblingsfutter, in Menge findet; auch eine andere sehr nahrhafte Pflanze, die Plagadore, wächst in diesen Wäldern; ein junger Ochs, den man damit füttert, wird in Zeit von zwei Monaten fett. Wir sahen hier einen Vogel, der den Namen Pellaco hat, an Gestalt der Amsel glich, auf dem Rücken und der Brust eine herrlich grüne Farbe hatte und an der Kehle und am Schwanze roth war; sein Schnabel war lang und gekrümmt; er hat einen sanften, lieblichen Gesang.

Wir kehrten vergnügt nach Sucho zurück, wo unser Freund, der Pater Candia, ein gutes Frühstück für uns in Bereitschaft hatte, das wir uns bei dem Appetite, den wir von dem weiten Ritt mitgebracht hatten, vortrefflich schmecken ließen. Nachdem wir zwei Stunden ausgeruht hatten, nahmen wir von unserm freundlichen Wirthe Abschied, bestiegen unsere Pferde und kehrten höchst befriedigt von diesem schönen Ausfluge nach Bogota zurück.

Texas und der Golf von Mexico.

Galveston.

Sechs Tage nach unserer Abfahrt von Neworleans bekamen wir Galveston zu Gesicht, wir konnten aber vorerst wegen des Nebels nur einige graue Häuser, zwei Kirchen und etliche Mastspitzen sehen. Wir machten Zeichen, daß wir einen Lootsen wünschten, da das Fahrwasser nicht leicht zu finden ist, mußten aber drei Stunden warten, bis ein Dampfboot, das, wie wir bemerkten, seit einiger Zeit heizte, auf uns zufuhr. Als dasselbe in unsere Nähe kam, gab es uns mit dem auf amerikanischen Schiffen noch immer sehr gebräuchlichen Sprachrohr die Nachricht, daß es einen Lootsen an Bord habe. Wir waren recht froh, jetzt die Aussicht zu haben, noch an diesem Tage in den Hafen zu gelangen, denn noch eine Nacht mit Luviren zuzubringen, war nicht sehr angenehm. Ehe der Capitän des Dampfboots abfuhr, suchte er noch als ächter Yankee ein Geschäft zu machen, indem er uns anbot, uns über die Barre ins Schlepptau zu nehmen. Für diese Hülfsleistung, welche etwa eine halbe Stunde weggenommen hätte, verlangte er die mäßige Summe von 100 Dollars; wir lehnten wie natürlich das Anerbieten ab, da es aber in höflicher Weise gestellt war, so hoben wir gegenseitig zum Zeichen der Freundschaft die Hüte und der New-Yorker fuhr nach seinem Standplatz im Hafen zurück.

Wir hatten also jetzt einen Piloten an Bord, einen Engländer und erfahrenen Seemann, und hatten Ursache uns Glück zu wünschen, denn an guten Lootsen fehlt es sehr, und selbst an Bojen, denn einige unempfindige, oft an falschen Plätzen aufgestellte Fässer sind alles, was

man sieht, und diese sind noch oft durch Bosheit oder Zufall weggenommen. Das Hinüberfahren über die Barre war ein ängstlicher Augenblick, und der Lootse selbst athmete sichtlich auf, als wir glücklich hinüber waren. Eine halbe Stunde später lagen wir sicher im Hafen von Galveston vor Anker, und wurden hier gleich nach dem Mittagessen durch einen Besuch von Capitän Elliott, dem englischen Bevollmächtigten, überrascht. Der erste Anblick von Galveston gibt keinen sonderlichen Begriff von seiner Wichtigkeit, die Häuser sind klein, und nur hie und da zeigt ein größeres Haus von bedeutenden Ansprüchen seines Besitzers. Die Straßen sind nicht sehr regelmäßig und die Häuser bestehen aus Holz, meist bloß aus aneinander genagelten Planken. Das Ganze hat ein sehr gebrechliches Ansehen, und namentlich vom Hafen aus ist an einen grasartigen Eindruck nicht zu denken.

Die Insel Galveston ist etwa fünfzehn (englische) Meilen lang und selten über zwei breit. Nur drei Bäume stehen darauf, und diese sind nicht sonderlich schön und groß, dienen jedoch als eine Art Landmark; der Boden ist reich und mit dem langen, dicken, üppigen Prairiegras bedeckt. Die Insel ist von mehrern Meereseinschnitten, Bayous genannt, durchzogen. Gegenwärtig ist Galveston die einzige Stadt auf der Insel, diese hebt sich aber schnell. Sonderbar ist es, daß hier, wo Backsteine so leicht gemacht werden könnten, die Einwohner sich immer noch mit ihren hölzernen Hütten begnügen, die im Durchschnitt nicht mehr als zehn Jahre dauern und in dieser Zeit leicht vom Winde umgestürzt werden, ein Fall, der nicht gerade selten vorkommt, den Häusern aber keinen sonderlichen Schaden zufügt. Die englische Kirche ist gegenwärtig in einem ziemlich verfallenen Zustande. Während eines neuerlichen Sturmes wurde sie, so wie die halbe Stadt, darunter auch die römisch-katholische Capelle, ganz übergeneigt auf ihre Stützbalken, wo sie blieb, bis man sie wieder aufrichtete. Der katholische Priester, der in dem Anbau seiner kleinen Capelle wohnte, flüchtete während des Sturmes in die protestantische Kirche, die zuletzt fiel. Der strenge Theil seiner Heerde tadelte ihn nachher sehr ernstlich wegen seines mangelnden Glaubens, und daß er Zuflucht unter den Ketzern genommen. Man hätte glauben sollen, Galveston werde nach diesem Unfall ein Ruinenhaufen bleiben, aber keineswegs, in einer unglaublich kurzen Zeit waren Häuser und Kirchen aus ihrer zurückgelehnten Stellung wieder aufgerichtet, niemand war verletzt, weder in seiner Person, noch in seinem Besitzthum, und die Geschäfte gingen fort, wie zuvor. Die Kirchenfenster waren allerdings sämmtlich zerbrochen und sind noch nicht wieder hergestellt, aber der Geistliche war nach Halifax gegangen, um von dem Bischof Gelder zu dem Ende zu erheben. Die Schnelligkeit, womit man hier Häuser erbaut, ist erstaunlich. Ein Haus von sechs Zimmern wird vom Boden bis zum Dach aufgerichtet und bewohnbar gemacht in Zeit von einer Woche; freilich sind solche Häuser nicht sonderlich luftdicht und gut geschlossen. Aber die Texaner sind ein ungeduldiges Volk, sie gehen in allem schneller, als ich sonst je von Leuten sah oder hörte. Die Gegenwart und wie sie diese am besten benützen können, ist ihre fixe Idee, und sie sind von ihren täglichen Geschäften allzu sehr eingenommen, um ruhig an die Resultate zu denken.

Die Stadt enthält etwa 300 bedeckte Gebäude, die man Häuser nennt, und vier Kirchen, ziemlich viel für die Einwohnerzahl von 2000. Tempel, öffentliche Plätze, Theater, botanische und zoologische Gärten sind bis jetzt bloß im Plane, kurz Galveston ist eine beginnende Stadt, die aber bald zu Flor und Bedeutung gelangen wird. Schon jetzt finden sich bedeutende Kaufläden daselbst, und es erscheinen drei Zeitungen, in denen die Anzeigen oft unterhaltend genug sind, namentlich von den Aerzten, mit denen Galveston reichlich versehen ist. Für einen Fremden ist es mitunter äußerst spaßhaft, durch die Straßen zu wandern und die verschiedenen Geschäfte und Berufsarten zu betrachten. An Advocatenbureaus ist kein Mangel, und die Schnapsbuden sind gleichfalls ziemlich dicht gesäet. Einige der am meisten besuchten Läden sind die, welche Arzneien enthalten, und jedes ankommende Schiff bringt Blutegel zu Tausenden, Chinin in Ballen und Calomel in Fäßchen. Das Practiciren muß hier excessiv seyn.

Es findet sich hier ein Geist gegenseitiger Hülfeleistung, den man nur mit Vergnügen betrachten kann. Auch die Artigkeit und Höflichkeit der Texaner kann ich nur loben. So ließ z. B. ein Bierwirth an der Westseite in der Nacht, ehe ich ans Land stieg, eine bequeme Treppe am Landungsplatz ausbauen und ein Geländer anbringen, ohne eine Entschädigung zu erwarten oder anzubringen. Der Aufstieg wäre in dem schlammigen Boden allerdings höchst mühsam gewesen, denn die Stelle ist so schmutzig, wie in der Regel die Umgebungen der Häuser, wo jetzt gewöhnlich noch die Schweine sich wälzen. Es wäre nicht sehr schwer dem Uebelstand, daß sich das Wasser um die Häuser her ansammelt, abzuhelfen, aber man ist mit andern Dingen allzu sehr beschäftigt, um sich damit abzugeben. Die Schweine, die sich hier wälzen, suchen sich indeß nicht die reinlichste Nahrung, sondern streiten sich oft mit dem Aasgeyer um gefallenes Vieh, so daß ich während meines Aufenthalts Schweinefleisch sorgfältig vermied. Die Hunde liegen in zwiefachem Streit mit den Schweinen, und selten sieht man letztere mit Ohren und Schweif. (Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Eine syroägyptische Gesellschaft wurde kürzlich in London gegründet, um Nachrichten über alle möglichen Gegenstände zu sammeln, welche Personen, die im Orient reisen wollen und deren Aufmerksamkeit vorzugsweise auf Gegenstände von antiquarischem und historischem Interesse gerichtet ist, wichtig seyn können. Bis jetzt ist aus Mangel an Zusammenwirken und an System nicht viel geschehen, um die Bekanntschaft mit Aegypten, Arabien und Syrien nutzbringend zu machen, obgleich zahlreiche europäische Reisende sie fortwährend besuchen, aber oft an den interessantesten Localitäten vorüberziehen, ohne sie zu beachten, weil ihnen die nöthigen Detailkenntniß abgehen. Bereits sind einige Agenten ernannt, und die Gesellschaft wird Mittheilungen über den gegenwärtigen und frühern Zustand, über Alterthümer, Institutionen des Orients u. s. w. aufnehmen, so daß in Zukunft der Bibel- und Alterthumsforscher, der Philologe, der Geschichtschreiber und andere, welche an orientalischen Untersuchungen Antheil nehmen oder die wichtigen jetzt vorgehenden Veränderungen beobachten, Gelegenheit haben werden, das Resultat ihrer Beobachtungen zur Oeffentlichkeit zu bringen. Die Gesellschaft hat bereits zwei Werke im Druck, und will einen Katalog alter Manuscripte, Inschriften, Bücher und Karten herausgeben. (Athenäum vom 28 Sept.)

Der Reisende Delgorgue oder Delegorgue, dessen wir mehrmals in den Berichten des Schweden Wahlberg (S. Nr. 37 f.) gedacht haben und der einigen Nachrichten zufolge von den Wilden ermordet worden seyn sollte, ist unter vielen Gefahren und Mühseligkeiten in Gegenden vorgedrungen, welche bis jetzt keines Europäers Fuß betreten hat, und dann glücklich nach dem Cap zurückgekehrt, von wo er bereits mit einer bedeutenden Ernte werthvoller und seltener Naturgegenstände die Rückreise nach Europa angetreten hat. (ibid.)

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 290.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

16 October 1844.

Atbara.

(Nach Will. Hunter.)

Die Karawane, der ich mich angeschlossen hatte, bestand aus 200 beladenen Kamelen, 30 Dromedaren, auf denen die reichsten Handelsleute ritten und die weiter keine Ladung hatten, aus ungefähr 150 Sakrim, wie die Araber alle diejenigen nennen, welche sich mit dem Handel befassen, aus 300 Sklaven und 45 Pferden, die für den Markt in Yemen bestimmt waren; sie wurden den ganzen Weg über an den Sklaven geführt. Der größte Theil der Ladungen bestand in Tabak und baumwollenen Stoffen, welche Artikel die Handelsleute von Suakin in Sennaar geholt hatten. Die Karawane befand sich unter guter Aufsicht; ihr Anführer war einer der vornehmsten Männer unter den Arabern von Suakin, befreundet und verwandt mit den Häuptlingen der nubischen Beduinen, durch deren Gebiet unser Weg ging. Ohne Widerwillen, ohne Murren gehorchten alle den Befehlen des Anführers in allem, was sich auf den Zug der Karawane bezog. Die einzigen Fremden, die sich zu den Kaufleuten von Suakin gesellt hatten, war eine Gesellschaft Tekruri oder schwarzer Handelsleute aus Sudan, die aus 5 Herren, 30 Sklaven und zehn Kamelen bestand. Ich vereinigte mich mit dieser Gesellschaft, weil wir insgesammt Fremde waren und über gemeinsamen Beistand übereinkamen. Auf der ganzen Reise lagerte ich mich in ihrer Nähe, und ward bald freundlich aufgenommen mit meinen schwarzen Gefährten; sie erwiederten mir manche kleine Dienste, welche niemand mehr bedarf als ein Karawanenreisender, und ich blieb nie zurück, wenn es galt, auch ihnen gefällig zu seyn. So lebten wir fortdauernd auf gutem Fuße mit einander. Unter diesen Handelsleuten war einer aus Darfur, ein anderer aus Kordofan und drei ursprünglich aus Bornu, von wo sie vor vielen Jahren mit der Karawane nach Fezzan und von da nach Cairo gereist waren. Der vornehmste unter ihnen und das Haupt unserer Tischgenossenschaft, Hadschi Ali el Bornawi, war als Sklavenhändler in vielen Theilen der Türkei herumgereist; er war zu Konstantinopel gewesen, hatte lange Zeit zu Damascus gelebt, wo viele Leute aus Sudan als Gartenarbeiter bei den Großen dienen, und war dreimal als Pilger in Mekka gewesen. Jetzt war Hadschi Ali in Kordofan ansässig und wandte seine Zeit auf Handelsgeschäfte zwischen Obeid und Dschidda. Seine Reisen und die scheinbare Heiligkeit seines Benehmens hatten ihm einen großen Ruf verschafft, und er ward von den nubischen Häuptlingen gut aufgenommen, denen er jedesmal einige kleine Geschenke von Dschidda mitbrachte. Obgleich er fast immer, mochte er unter einem Mattendache sitzen oder unterwegs auf seinem Kamele reiten, mit dem Lesen des Korans beschäftigt war, huldigte er doch dem Frohsinn und war ein vollkommener Bruder Lustig, dessen ganzes Streben auf sinnlichen Genuß gerichtet war. Den Gewinn von seinem kleinen Capital, welchen er durch seine Reisen stets erneuerte, wandte er ganz auf die Befriedigung seiner Begierden. Er hatte eine Lieblingssklavin aus Borgo bei sich, die seit drei Jahren mit ihm lebte und ihr eigenes Kamel hatte; seine übrigen Sklaven machten die ganze Reise zu Fuß. Seine ledernen Säcke waren mit allen Arten ausgesuchter Leckereien angefüllt, besonders mit Zucker und Datteln, und seine Mittagsmahlzeiten waren die besten bei der Karawane. Hörte man ihn von Moral und Religion sprechen, hätte man glauben sollen, er kenne das Laster bloß dem Namen nach, allein Hadschi Ali, der die Hälfte seines Lebens mit Andachtsübungen zugebracht hatte, verkaufte im verflossenen Jahre seine eigene Base auf dem Sklavenmarkte zu Medina und kurz zuvor erst hatte er sie zu Mecca gehenrathet. Sie war dahin von Bornu über Cairo als Pilgerin gereist, und hier traf sie Hadschi Ali ganz unerwartet an, forderte sie als seine Anverwandte zurück und heirathete sie, denn in allen Landen, wo Mohammeds Gesetz gilt, können die Bäschen von den männlichen Verwandten der Familie zur Frau gegeben werden. Als es ihm nun zu Medina an Geld fehlte, verkaufte er seine holde Cousine an einige ägyptische Kaufleute, und da das arme Weib nicht im Stande war, ihre freie Abkunft zu beweisen, so mußte sie sich ihrem Schicksal unterwerfen. Dieser Umstand war bei der Karawane recht gut bekannt, aber der saubere Hadschi genoß dessenungeachtet fortdauernd die Achtung aller.

Digitized by Google

Die Karawanen, welche in Nubien, Habesch, Arabien und andern Ländern reisen, rüsten sich mit Sonnenaufgang zum Aufbruch, von zehn Uhr Vormittags bis um vier Uhr Nachmittags wird Halt gemacht und gerastet, dann wird bis spät in die Nacht die Reise fortgesetzt; so ist es allenthalben der Brauch.

Da die Kamele der Kaufleute von Suakin schwer mit Waaren beladen waren, hatten sie nur einen im Verhältniß zu der Menge von Sklaven und Thieren geringen Vorrath von Wasser mitgenommen. Gegen Mittag waren ihre meisten Schläuche leer. Das Oberhaupt der Karawane kam zu unserer Tischgenossenschaft heran, und nahm beinahe mit Gewalt von jedem unter uns den vierten Theil des Wassers, das wir noch hatten. Die heißen Mittagsstunden brachten wir auf einer schwarzen Sandebene bei einigen Akazienbäumen zu, und nach einer langen, mühseligen Tagereise schliefen wir in einem Wadi, der voll Gesträuche und tiefen Sandes war; solche Wadi's oder Niederungen finden sich häufig in allen Theilen von Nubien.

Nach einem dreistündigen Marsch durch eine glühende Sandebene erblickten wir die grünen Wellen des Flusses Atbara, und kamen in die schattigen Wälder, die seine Ufer bekränzen. Der frische, üppige Pflanzenwuchs, der jetzt um uns her bemerkbar ward, erfüllte selbst die steinernen erzen der Sklavenhändler mit freudigem Entzücken. Einer derselben rief, indem er auf den durchzogenen öden Landstrich anspielte, aus: „Nach dem Tode kommt das Paradies!" Wir zogen eine gute Viertelstunde zwischen hohen Bäumen hin, und es kostete uns viele Mühe, die Kamelladungen aus ihren Aesten loszuwickeln. Es gab hier mannichfaltige Gewächse, verschiedene Arten von Sumpfpflanzen, Dompalmen von ungeheurer Größe, deren üppige Fruchtdüschel die Begierden der Sklaven erregten; Nebelbäume mit reifen Früchten, und hiezu ein Ueberfluß von wilden Kräutern, welche auf fettem Boden wuchsen. Auf den Bäumen hielten sich eine große Menge Vögel auf, und der liebliche Gesang einiger entzückte mich und meine Gefährten. Turteltauben waren in großer Menge vorhanden, und ihr verliebtes Girren wollte kein Ende nehmen. Wir eilten nach dem Flusse hin und stiegen begierig seine niedrigen Ufer hinab, um unsern Durst zu löschen. Mehrere Kamele zerrissen bei dem Anblick des Wassers die Halfter, woran man sie führte, und indem sie die Ufer hinabeilten, warfen sie ihre Ladungen ab und veranlaßten ein gewaltiges Geschrei und große Unordnung.

Nur kurze Zeit blieben wir an dieser herrlichen Stelle, und setzten dann unsere Reise etwa eine Stunde lang größtentheils zwischen Dattelbäumen, mit welchen der Rand der Wüste bekränzt ist, an den Ufern des Flusses hin fort. Diese Bäume waren größer, als ich sie irgendwo in Aegypten gesehen hatte, und ist nicht die Dompalme in diesem Theile von Nubien herelich und prachtvoll? Diese Frage eines meiner Reisegenossen mußte ich zu meinem innigsten Vergnügen bejahend beantworten. Nach einer Stunde wateten wir ohne Schwierigkeit durch den Fluß, da das Wasser den Kamelen kaum bis über die Kniee reichte. In einer halben Stunde gelangten wir auf dem andern Ufer nach dem Dorfe Atbara, das diesen Namen von seiner Nähe am Flusse hat. Da hier die Karawane einige Tage bleiben sollte, so war das Beste, was jeder that, daß er sich einen passenden Ruheplatz aussuchte. Die Kaufleute von Suakin stiegen an einer offenen Stelle vor dem Dorfe ab, wo sie verschiedene Abtheilungen bildeten; die Handelsleute von Suban und ich nahmen von einigen dicken Dornbüschen an der Seite des Dorfes Besitz, zwischen welchen sich jeder mit der Art nach etlichen Stunden Arbeit eine kleine Lagerstätte machte, die gerade groß genug war, ihn und sein Gepäck zu fassen; die Sklaven dagegen bekamen Befehl, vor dem Eingang zu schlafen. Auf diese Art sicherten wir unsere Waaren vor Dieben, und indem wir einige Matten über die Gebüsche breiteten, verschafften wir uns einen angenehmen, erquickenden Schatten.

Das Dorf oder eigentlich das Lager Atbara besteht aus mehrern langen, unregelmäßigen Reihen von Zelten, die aus Matten von den Blättern der Dompalme gemacht sind, und enthält etwa 200 Beduinenfamilien. Dieß ist die allgemeine Art von Wohnungen in der ganzen, größtentheils öden Landesstrecke zwischen Aegypten und Habesch. Da die nackten Häute der nubischen Schafe und Ziegen die Einwohner nicht mit den nöthigen Stoffen versorgen, um sich wie die östlichen Beduinen Zeltdecken von Wolle oder Ziegenhaaren zu machen, so nehmen ihre Stelle Matten ein. Sie schlagen eine Reihe Pfähle, die ungefähr 12 bis 15 Fuß lang sind, einander gegenüber in die Erde, so daß sie sich oben gegeneinander neigen, und über diesen machen sie andere wagerecht fest; alsdann werfen sie Matten auf eine solche Art darüber, daß sie allenthalben eine abhängige Fläche bilden, damit der Regen ablaufen kann. Jedes Zelt ist mit zwei bis drei Ruhebetten versehen, welche im Innern beinahe den ganzen Raum einnehmen, so daß nur sehr wenig Platz zum Stehen bleibt. In den kleinern Zelten leben beide Geschlechter zusammen, in den größern aber ist eine Scheidewand quer durch das Zelt, welche es in ein Vorder- und Hintergemach theilt; in dem letzten wohnen die Frauenzimmer, und dasselbe dient auch zur Küche. Alle Männer von Ansehen haben für ihre Weiber besondere Zelte, wozu bisweilen noch ein offenes Dach kommt, zur Aufnahme von Fremden.

Atbara ist der Aufenthalt des Häuptlings der Beduinen vom Stamme Hamadab. Einige Ortsbewohner stehen in fortwährenden commerciellen Verbindungen mit den nubischen Handelsstädten Schendi und Suakin. Sobald es in der Nachbarschaft bekannt ward, daß eine Karawane angekommen sey und deabsichtige, einige Tage da zu verweilen, fanden sich eine Menge Beduinen ein mit Schafen, Büschelmais (Durra), Butter und Milch, um diese Artikel gegen baumwollene Zeuge, Specereien, Gewürznelken und Rauchwerk zu vertauschen. Wir sahen da allerliebste Mädchen und Frauen mit schönen Augen, schönen Lippen und schönen Zähnen, schlankgebaute, muntere Kinder der Wüste. Sie schienen sich nicht vor der Eifersucht ihrer Gatten und Väter zu fürchten, da

Digitized by Google

ſie lachend und ſchäckernd bis dicht an unſere Zelte kamen. Die Schönheiten ſchienen ſich ihrer Reize bewußt zu ſeyn, aber man ſah leicht ein, daß ſie in keiner andern Abſicht uns umſchwärmten, als um ihre Durra und Milch recht theuer zu verkaufen. Schon in Aegypten hatte ich gehört, daß dieſe Beduinen von Atbara auf ihre Weiber nicht eiferſüchtig ſeyen, denn es iſt bei ihnen eine Sache der Ehre, ſo lange kein Mißtrauen in ihre Weiber zu ſetzen, bis ſie die unzweideutigſten Beweiſe von ihrer Untreue haben. Sieht ein Mann von Atbara einen Fremden ſeine Frau küſſen, ſo lacht er darüber; ertappt er ſie aber im Ehebruch, ſo folgt der Tod unvermeidlich. Es ſind dieſe Beduinen ein ſchöner, kräftiger Schlag von Leuten, bewährte Ringer und Reiter; ſie haben eine Art Turnier, Moszana genannt, wie ihre Brüder in der ſyriſchen Wüſte; es ſind kecke, verwegene Leute dieſe Hamadadi, beſtändig gehen ſie bewaffnet, denn an Fehden und Streitigkeiten mit benachbarten Stämmen fehlt es nie.

Büſcheimais und weiſche Bohnen werden in die Wälder dicht am Fluſſe geſäet, ohne daß der Boden auf irgend ine Art vorher zurecht gemacht würde; der Umfang des fruchtbaren Bodens iſt auf beiden Seiten des Fluſſes graß, nur am linken Ufer baut man wegen der Räubereien der benachbarten Dſchahali nichts an. In Jahren, wo der Fluß nicht über ſein Ufer tritt, ziehen ſie ihren ganzen Bedarf von Beiad el Teka. Das Vieh dieſer Beduinen von Atbara iſt ſehr ſchön und in großer Menge vorhanden; ihre Kamele waren einige Tage vor unſerer Ankunft in die nächſten Gebirge geſchickt worden, wo etwas Regen gefallen war, um daſelbſt im friſchen Graſe zu weiden; die Kamele unſerer Karawane trieb man jeden Morgen in den Wald am Atbaraſluſſe, um ſie die Zweige der Akazien abfreſſen zu laſſen; die Schafheerden der Hamadadi folgten den Kamelen in die Gebirge. Wir kauften einige große ſchöne Schafe um ſehr billigen Preis.

Das Oberhaupt und einige ſeiner Verwandten halten Pferde und tragen Panzer. Nach einem Aufenthalt von vier Tagen zu Atbara erhob das Oberhaupt der Hamadab von jeder Perſon der Karawane einen Durchgangszoll. Diejenigen Kaufleute, von denen man vermuthet, aber von denen man weiß, daß ſie Gold bei ſich führen, werden willkürlich in Anſpruch genommen. Man ſagte uns, das Oberhaupt von Atbara müſſe mit einigen Häuptlingen benachbarter Stämme die von den Karawanen erhobenen Summen theilen. Den Tag nach der Bezahlung der Zölle ſchickte das Oberhaupt jeder Geſellſchaft der Kaufleute eine große Schüſſel Durra, die zu einem flüſſigen Teig gemacht war, und etwas Buza zum Gebrauch für die Karawane.

Große Adler und Geier zeigen ſich häufig in dieſer Gegend; ich ſah einen Rakam oder Adler mit ganz ſchwarzem Leibe, kahlem Kopfe und ungeheuer ſtarken Beinen. In den Wäldern hauſen Schakale, Schlangen und Schwärme von großen Ratten, die zwiſchen den Durraſtappeln herumlaufen. Die Sklaven der Karawane tödteten eine Menge derſelben, denn dieſe Leute haben ſtets einen ſtarken Appetit und ſelbſt Rattenfleiſch verſchmähen ſie nicht. Während des hohen Waſſers findet man im Fluſſe Krokodile. Zwei Tagereiſen weiter vereinigt ſich der Atbara mit dem Mogren, worauf beide vereinigte Flüſſe den letztern Namen führen.

Eiſerne Brücke über die Newa.

Der Kaiſer von Rußland hat die Ingenieure Bury, Curtis und Kennedy von Liverpool beauftragt eine eiſerne Brücke über die Newa zu bauen. Ueber die Newa führt im mittlern und vornehmſten Theil der Stadt eine Schiffbrücke, die ſogenannte Iſaakbrücke; der Verkehr iſt ungeheuer, aber jeden Abend muß ein Theil der Brücke abgenommen werden, um den Schiffen den Durchgang zu geſtatten, und im Frühjahr kommt das Eis mit ſolcher Gewalt herunter, daß man die Brücke am einen Ende losmachen und am andern Ufer längs dem Quai anlegen muß. Das ſind große Nachtheile für eine Stadt wie Petersburg, und der Kaiſer iſt deßhalb entſchloſſen eine eiſerne Brücke auf Pfeilern von finniſchem Granit aufführen zu laſſen. Die HH. Bury ſind mit dem Guß beauftragt, und werden, ſobald ihr neuer Ofen vollendet iſt, wöchentlich 158 Tonnen Gußeiſen liefern können. Die Brücke ſoll ſieben Bogen erhalten, der mittlere mit 156 Fuß Spannung, die darauf folgenden an beiden Seiten 143, 125 und 107 engliſche Fuß. Die Fläche der Brücke wird faſt horizontal ſeyn, denn vom Mittelpunkt aus wird ſie nur 7 Fuß Neigung haben; ihre Länge wird mindeſtens 1078 Fuß betragen. Die zu dieſer ungeheuern Brücke nöthige Eiſenmaſſe beträgt 8000 Tonnen, ungerechnet die Candelabre und die prächtigen Balauſtraden, womit der Kaiſer ſie verzieren will, und die auch noch 1000 bis 1500 Tonnen wiegen werden. Nach den jetzigen Eiſenpreiſen wird blos das Metall auf 800,000 Pfd. St. kommen. (Times vom 2 October.)

Texas und der Golf von Mexico.

Galveſton.

(Fortſetzung.)

Es gibt ein großes, in gutem Zuſtande befindliches Hôtel zu Galveſton und mehrere kleinere. Im erſtern, dem ſogenannten Tremont-Houſe, verſammelt ſich der fashionable Theil der Geſellſchaft. Die Table d'Hote-Zeit iſt zwei Uhr, und eine Viertelſtunde nachher, — denn der Amerikaner widmet dem Eſſen keine längere Zeit, — ſieht man ſie unter der breiten Veranda des Hôtels in jeder möglichen Varietät von Körperverkrümmung die Zeitung leſen. Ich glaube, es liegt nicht in der Natur des Amerikaners ſtill oder gerade zu ſitzen. Sie wiegen ſich entweder in ihren Stühlen, oder rutſchen hin und her, oder ſie ſtrecken die Beine über das Gitter der Veranda und ergeben ſich der abſcheulichen Unreinlichkeit, über welche Hr. Dickens ſich mit ſo verdienter Mißbilligung ausſpricht. Ich wundere mich, daß die amerikaniſchen Damen der Sache keinen Einhalt thun; ich habe Grund zu glauben, daß ſie in ihrem Benehmen eben ſo artig und anſtändig, als ſie gebildet und ſchön ſind, daß ſie einen unbegränzten Einfluß ausüben und mit ausgezeichneter Achtung und Rückſicht von den kecken „Söhnen des Bodens“ behandelt werden; warum erheben ſie ſich nicht, und ſprechen zu ihren Männern, Brüdern und Liebhabern: „weeſt dieſen Tabakklumpen weg, der euer Geſicht entſtellt, eure Stimme und Sprache lächerlich macht; ich will das Tabakkauen und ewige Ausſpeien nicht ſehen.“ Sie müßten gewiß allmählich durchdringen.

Doch ich komme zu allgemeinere Gegenſtände. Aus allem, was

Digitized by Google

ich erfahren und von ärztlichen Personen gehört habe, ist das Klima von Galveston Island keineswegs ungesund. Die Hitze muß in diesen Breiten zwei oder drei Monate hindurch freilich sehr groß seyn. Julius, August und September sind peinliche Monate, dann wüthen die Moskitos, und die Leute seufzen ohne Zweifel nach Bäumen, kühlenden Bächen und Schutz gegen die Sonne. Aber über das Klima in den übrigen neun Monaten des Jahres hörte ich keine Klage, selbst unter mißvergnügten Landsleuten. Die Landschaft, wenn man sie so nennen kann, ist freilich ohne alle Abwechslung, eine lange monotone Prairie, hie und da mit hohen Grasbüscheln und zahlreichen Torfmooren unterbrochen, nimmt die ganze Insel ein. Der Boden ist reich und zur Viehzucht geeignet; Rehe gibt es in großer Zahl und man verkauft sie auf dem Markt etwa zu 2 Dollars das Stück; Geflügel, besonders Truthähne, bringt man von dem etwa 4 Meilen entfernten festen Land.

Die einzige Ausfahrt, die man machen kann, ist am Seeufer hin, und dieß Seeufer ist schön, so hart und flach mit seinem schönen Sande, daß man kaum die Pferde auftreten hört; manchmal wird man durch eine interessante Bayou aufgehalten, die man, je nachdem es kommt, durchschwimmen oder durchwaten muß, denn zum Brückenschlagen hat man weder Zeit noch Geld, und wollte man auch beides daran wenden, so würde die Brücke durch den ersten Regen oder die erste hohe Fluth weggewaschen werden. Da es nun an Brücken fehlt, so muß man sich zu helfen suchen, so gut es geht. Trifft man glücklicherweise jemand, der kürzlich übergesetzt hat, so fragt man ihn: „Herr, ist's zum Schwimmen?“ Auf die bejahende Antwort und wenn man zu Pferde ist, stürzt man sich keck ins Wasser. Führet der Weg am Ufer hin, so ist das sicherste, man geht eine Strecke hinaus in die See, bis man sich unter der Brandung befindet. Anfangs schien mir dieß sehr gefährlich, es ist aber jedenfalls das beste, denn stets findet sich eine Sandbarre quer über die Mündung dieser Bayous, und wenn man diese trifft, ist die Wassertiefe sehr gering.

Wir hatten einst eine sehr komische Scene mit einem Franzosen, der zu Fuß daher kam, und den nun die Gefälligkeit eines unserer Begleiter, der ihn zu sich aufs Pferd nahm, über eine solche Bayou hinüber brachte. Bei der Gelegenheit kann ich nicht unerwähnt lassen, daß die französischen Auswanderer ausnehmend geeignet sind, mit den Ungelegenheiten eines neuen Landes, wie Texas, zu kämpfen. Sie sind leichtmüthiger und minder schnell niedergeschlagen als englische Auswanderer; ihre Bedürfnisse sind geringer und leichter befriedigt. Eines Abends stand ich auf der Werfte, wartend auf den Nachen, der vom Delphin abstoßen sollte, und sah die Landung von 150 französischen Emigranten; es war eine bunte Gruppe, meist gut gekleidet, und alle sahen munter und fröhlich aus. Unter diesen sah ich einen alten sehr aufrecht gehenden kräftigen Mann. Er trug die Kleidung eines Pächters, aus seiner Haltung aber erkannte ich, daß er in seiner Jugend Soldat gewesen seyn mußte. Er trug eine Blouse mit einer Pelzmütze auf dem Kopf, seine Frau trug sein Gewehr und seine Kinder umgaben ihn. Er sagte mir, er habe seinen Pachthof in Verdun aufgegeben, um sich in Texas niederzulassen; in seiner Heimath sey er ein armer Mann, hier würden seine Kinder, sagte er, wenigstens nicht hungern. Der energische Ton des Mannes war ein gutes Vorzeichen, daß es ihm gelingen würde. Sehr freute es ihn, im fremden Lande bei der ersten Ankunft mit freundlichen Worten begrüßt zu werden. Er war einer von Napoleons alten Soldaten: je ne suis pas aristocrate, moi! sagte er. Die Thränen standen in seinen Augen, als er mir eine Prise Tabak bot, das einzige, was er zu geben hatte. Seine alte Dose von Zinn war nach des „kleinen Corporals“ kleinem Hute geformt, und vom langen Gebrauch glänzend und abgegriffen. Wie wenig kannten diese armen Leute die Schwierigkeiten, die ihrer warteten. „Ist das nicht Texas?“ fragten sie unmittelbar nach ihrer Landung, und als man ihnen sagte, daß sie dahin noch eine schwierige Reise von mehreren hundert Stunden zu machen hätten, waren sie anfangs etwas niedergeschlagen, doch erwachte bald die Hoffnung wieder, und wie die Pilger der alten Zeit zogen sie freudig ihren Weg.

Zu Galveston gibt es nicht viel Unterhaltung, indeß findet sich Wild in der Nähe in großer Menge, und da man sehr leicht ziemlich gute Pferde miethen kann, so ließen wir selten einen Tag vergehen, wo wir nicht unsere Geschicklichkeit erprobten. Ein gewisser Capitän Cary hält nämlich einen großen Stall und vermiethet ein Pferd mit einem kleinen Wagen täglich zu einem halben Dollar. Er ist ein freier Neger, der sich durch ausdauernde Anstrengung tausend Dollars erspart hat und seine Freiheit erkaufte. In einem der von ihm entliehnten Wagen fuhren wir täglich aus mit unsern Gewehren, manchmal auch mit unserem Fischapparat, und an Jagdgegenständen fehlte es uns nicht. Wenn Nordwind wehte, gab es Schaaren von Seevögeln in unglaublicher Zahl und Enten von allen Arten; diese waren meist schmackhaft, alle die andern größtentheils kaum eßbar, da sie zäh waren und einen Fischgeschmack hatten. Gänse konnte man nur sehr schwer schießen, da sie sehr scheu waren, und zudem war auch nichts im Stande sie zart zu machen; auch schmeckten sie mehr nach Fischen, als nach Geflügel. Man darf sich nicht wundern, daß wir alles, was wir schossen, zu essen versuchten, denn unser Mittagsmahl bestand, mit Ausnahme des Wildprets, immer aus Rindfleisch; Hammelfleisch war gar nicht zu haben, denn ein Schaf ist eine Merkwürdigkeit zu Galveston. Schweine gab es allerdings genug, aber sie nähren sich von Schlangen und todten Hunden, so daß man nicht daran denken konnte, sie zu verzehren. Truthühner und anderes Geflügel war selten, und wir hatten dessen auch auf der Reise genug gehabt; Wildpret war gut, aber mager.

Indeß war die Jagd nicht ohne Gefahr, denn Moore sind häufig und um so gefährlicher, als kein äußeres Zeichen sie verräth und als man nicht leicht wieder herauskommt, wenn man hineingerathen ist; in der Nachbarschaft dieser Moore sind Schnepfen sehr zahlreich. Wir tödteten ihrer eine große Anzahl, ebenso Regenpfeifer, oft zwanzig auf einen Schuß. Die Texaner verschwenden ihre Munition nicht auf so kleines Wild, die Knaben ausgenommen, denen man schon in sehr früher Zeit eine Büchse anvertraut, die freilich in der Hand dieser unerfahrenen Jäger oft den Vorübergehenden gefährlich wird. Merkwürdig ist die Ausdauer der Texaner bei der Jagd auf Rehe; sie kriechen oft stundenlang in horizontaler Lage fort im langen Grase, so daß sie oft in der Minute kaum einen Schritt vorwärts kommen. Unser Pferdeverleiher, Capitän Cary, hatte sich einen großen Theil des Geldes zu seiner Freikaufung mit dieser Jagd erworben.

(Schluß folgt.)

Die Siegel der Könige von Frankreich. In den Archiven zu Paris zeigt man jetzt eine vollständige Sammlung der Siegel der Könige, Königinnen und Regenten Frankreichs. Die Abdrücke wurden von den Originalen in Schwefel gemacht und belaufen sich auf 325. Man will die Sammlung durch die Siegel der Gemeinden und der großen Feudalherren vervollständigen. (Echo du Monde Savant vom 6 October.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 291.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

17 October 1844.

Skizzen aus London.

(Von Dr. Gambihier.)

Das neue Parlamentshaus.

Das fast Vollendete an diesem europäisch merkwürdigen Bau läßt nun leicht auf die nicht mehr ferne liegende gänzliche Vollendung schließen. Das Monument, in seiner jetzigen Gestalt, fordert das Urtheil heraus, sowohl des gemeinen Menschenverstandes als des baukundigen Kunstverstandes. Der gemeine Menschenverstand bedauert, daß er für die ersten nothwendigsten Berücksichtigungen eines Großbaues fast gar nicht um Rath gefragt wurde; man schien diese köstliche Naturgabe, die im Volke fast immer den Kunstverstand ersetzt, ganz auf die Seite gestellt zu haben, und ärgert sich nun, wenn sogar die Kunstverständigen dieselbe Klage führen. Die Lage des Hauses ist, weil sie nicht nur nicht neu geschaffen, sondern nicht einmal verändert angepaßt wurde, eine ganz unglückliche, dem ersten Zweck einer großartigen, allseitigen Ansicht des Großbaues entgegengesetzte. Das Erhabenseynsollende liegt im Kessel, liegt zu tief, und ein Schuh zu tief schadet dem Bau in der Nähe an seiner Großartigkeit ungemein. Die zur Wölbung ansteigende Westminsterbrücke drückt den Bau, der seine Fronte auf das Wasser hat, ungebührlich; von der Landseite liegt die nächste Nachbarschaft höher; ja es scheint fast, als solle das Parlamentshaus eine — Düne vorstellen! Nun wollte der Baumeister eine Landseitefronte bilden, und hiefür alles entfernt wissen, was gleich anfangs hätte entfernt werden sollen, wenn man die Hauptfronte auf die natürlichste Weise auf die Landseite zu gemacht hätte. Es ist fast bei allen größern Bauten Londons die erste Aufnahme zu leichthin, zu oberflächlich genommen worden; war der erste Fehler gemacht, so häufte sich das Sündenregister in gesteigertem Verhältnisse, und am Ende mußten dann öfter mehrere Baucarricaturen entstehen; hiefür spricht die Nationalgalerie mit der nagelneuen Zugabe des Trafalgarsquares mit seinen Terrassen, um das verunglückte Nelsonmonument zu schmücken! Die Kosten, die bei solchen geometrischen Unglücksreihen vergeudet worden, sind enorm. Als man die Westminsterbrücke — die millionenfressende — reparirte, wünschte der Baumeister des Parlamentshauses, Barry, seinen ersten Fehler wohl einsehend, daß man das ganze Brückenwerk abtrüge bis auf den Grund, und dann einen der Waterloobrücke ähnlichen Bau aufführte, welcher den Neubau nicht mehr so hinderte, denn es ist doch klar, daß nicht alle Beschauer sich am entgegengesetzten Ufer aufstellen können, oder der richtigen Beschauung wegen auf Booten in Mitte des Flusses. Allein — man schente die neuen Kosten; ebenso wenig will man die Westminsterhalle, die Margaretkirche, ferner die störenden Häuser in den Nebenstraßen entfernen; der Baumeister baut fort, er mag aber seine geringe Energie verwünschen, die er anfangs an den Tag legte, um seinem Neubau die nothwendige großartige Ansicht zu verschaffen. Sind Sommersethouse, die Paulskirche schlecht umgeben, soll es denn dem neuen Parlamentshause nicht besser gehen? Will man aber hintennach verbessern, dann sey Gott gnädig; es geht wie mit jenem deutschen Philosophen, der in seiner Einfachheit ein Paar seidene, gestickte Pantoffeln zum Präsent bekam, und fand, daß seine Strümpfe, dann seine übrigen Kleider, dann sein Stuhl, dann sein Zimmer, endlich sein ganzes Haus nicht mehr paßten — welche Kosten in der Folge! Man kam in den Ausgaben schon von 707,104 auf 1,016,924 Pfund Sterling. Aller neuer Zuthaten ursprüngliche Kostenüberschläge sind um 100 Procent, wird versichert, überstiegen worden! Doch lassen wir dieß Capitel und wenden wir uns nach Innen, das der äußern Pracht entsprechen soll.

Hier ist alles auf englischen Reichthum berechnet und auf große Massen. Des Baumeisters Talent hat sich reich entfaltet, wie in der überreichen Ornamentik des Ganzen, über welche, obgleich gothisch, ein eigenthümliches Englischthum ausgegossen ist. Die Steinhauerarbeit und Steinschnitzerei sind von einer ausnehmenden Vollendung und mit außerordentlicher Beharrlichkeit durchgeführt. Man berath nun schon länger die innere großartige Ausstattung, welche offenbar, da fremde Concurrenz ausgeschlossen ist, wieder ächt englisch werden soll. Ich habe das merkwürdige Actenstück vor

Digitized by Google

mir liegen, welches mancher Befürchtung Raum gibt: The third report of the commissioners of the fine arts, with appendix, 1844. Dieser Bericht sollte im Interesse der Kunst für Deutschland nicht unübersetzt bleiben. Ich will mich nicht darauf einlassen, welche Eigenthümlichkeiten, welche Einflüsse die Zusammensetzung von Prüfungscommissionen leiten — c'est tout comme chez nous — viele Köpfe, viel Sinn. Man hatte die sehr noble Grundansicht durch Eröffnung einer Concurrenz englischer Künstler für Lieferungen von Kunstsachen ins neue Haus die englische Kunst zu heben; allein möchte da nicht ein Hysteron Proteron mit unterlaufen? Es sollen ja nur Kunststücke, aber keine Probestücke geliefert werden; die öffentlich ausgestellten Cartons haben eine großartige Mittelmäßigkeit, einen fast gänzlichen Mangel der Frescomalerei nach Idee und praktischer Arbeit an den Tag gelegt. In ästhetischer Kunst ist es wie in Industrie; nur allgemeinste Concurrenz läßt Vorzügliches hoffen.

Es muß ja nicht im ersten Jahre schon das ganze neue Haus ästhetisch verziert werden; — man eile nicht, um nicht veranlaßt zu werden, Verfehltes wieder zu entfernen. Ruhmvolle Anfänge bahnen den Weg zur höchsten Kunstvollendung! Es sind enorme Räume vorhanden, die mit mir jeder Kunstfreund nach und nach, nicht augenblicklich, ausgefüllt zu sehen wünscht. Enorme Flächen gestatten historischen Malern eine volle Entwicklung eines grandiosen Talentes; — nach dem Berichte selbst wird die Masse des jetzigen englischen Talentes für historische Malerei nur von mittelmäßiger Qualität angesetzt. — Ferner, woher den Stoff nehmen? Aus englischer Geschichte, und wenn diese nicht ausreichen sollte, aus dem Reiche der Allegorie. Nun entspinnt sich zwischen zwei Mitgliedern der Commission, Henry Hallam und Visconnt Mahon, über besagten historischen Stoff eine höchst interessante Erörterung. Jener geht von köstlichen ästhetischen Ideen aus und findet unter andern die englische Geschichte arm an Stoffen für ächt ästhetische Darstellungen. Er sagt (leider kann ich die Darstellung nur in gedrängtestem Umriß geben), der historische Maler will Stoffe, welche der ästhetischen Idee des Schönen an sich am zusagendsten sind; nun aber bietet die englische Geschichte nur wenige solcher Stoffe dar (für den Historiker haben die Ereignisse anderweitigen Werth), namentlich ist für die Entwicklung weiblicher Schönheit im Stoffe wenig gegeben, „die schönsten und interessantesten Frauen in der englischen Geschichte müssen auf dem Schaffot gemalt werden!" Will man nur Schlachten malen? — Versailles zeigt die Unästhetik eines solchen Unternehmens im höchsten Grade. „Schlachten haben wir," sagt Hallam, „wie sich von selbst versteht; allein ich kann Schlachtenstücke nicht unter die besten Stoffe des größten Styles historischer Malerei rechnen; seit der Einführung der Feldartillerie und der scharlachrothen Uniformen sind jene Stücke noch viel weniger zuträglich als sonst. Krönungen, Processionen, Fürstenzusammenkünfte sind überladene Dinge, die der höchsten Aufgabe der Kunst, die im neuen Parlamentshause repräsentirt werden soll, nur schlechten Stoff geben." — Der Frescostyl will Entwicklung in schönen, grandiosen Formen; diese sind im modernen Costüm fratzenhaft versteckt, darum hat kein Preisbewerber einen modernen Stoff genommen; nun ist aber der alte Stoff zu gering; man kann nicht lauter Cäsare und Caractacusse malen!

Hierauf gibt Mahon Antwort und bringt eine Menge Momente aus der englischen Geschichte, auch der modernen vor, wo man sich mit pittoresken, wilden und uncivilisirten Völkern herumschlug; — allein in einer Entgegnung verwirft Hallam auch diese angeführten Stoffe, welche wohl einen nach der bloßen Natur malenden Künstler, nicht aber einen nach der höchsten Idee der Kunst Ringenden befriedigen könnten. — Es sey mir eine Frage erlaubt: Wie wäre es, wenn man die germanische und die englische Geschichte verbände, wäre dann der Stoff noch so mager? Haben denn die Britten so ganz vergessen, von welcher Abkunft sie sind? — Oder sollte die alte classische Geschichte ausgeschlafen seyn? So wenig als classische Kunst, von welcher alle moderne abstammt. Könnten denn die modernen Jünger nicht die antiken Stoffe der antiken Meister wiederholen? Sind doch die Britten, die aristokratischen Britten, so eingenommen für classische Erziehung — sollten sie es nicht auch für classische Kunst seyn? ein modernes Meisterwerk, das mit Praxiteles oder Apelles Meisterwerken wetteiferte, wäre wohl gewiß nicht unpassend im Hause der Lords und Gemeinen, und sollte der Bau auch immerhin gothisch seyn; das classisch Schöne paßt in jedem schönen Bau.

Wie monoton möchte der Parlamentshäuser Kunst ausfallen mit nur englischen Künstlern und mit Stoffen nur aus englischer Geschichte? Wird letztes Princip befolgt, so prophezeihe ich etwas Beklagenswerthes. — Schließlich bemerke ich noch, daß man auch vorhat, aus der Westminsterabtei und der Paulskirche die profanen Monumente nach den Parlamentshäusern zu schaffen. Ich frage: welche? — Wohl nicht alle? — Die meisten sind Muster des schlechtesten Geschmacks. — Soll Thorwaldsens Byron-Statue nicht hieherkommen? — Brittischer Genius der gegenwartigen Kunst, nimm dich zusammen und hüte dich, aus lauter Nationalität unkünstlerisch zu werden!

Eindruck von Türkisch-Belgrad.

Kürzlich kam in London unter dem wunderlichen Titel: Eothen (aus dem Osten) von einem ungenannten Verfasser ein Band Reisen im Orient heraus, welchem ein Franzose sicherlich den etwas abgeteagenen Titel „Mrise-Eindrücke" geben würde. Es ist dem Verfasser, der augenscheinlich gemerkt hat, daß man der gewöhnlichen Touristenbücher über den Orient herzlich satt ist, nicht um Beschreibung der Dinge zu thun, sondern vielmehr die Eindrücke darzustellen, welche das dortige Leben und die Verhältnisse auf den europäischen Reisenden machen, und damit hat er eine weit minder behandelte Seite getroffen. Wir geben hier vorerst eine Schilderung seiner

Digitized by Google

Eindrücke bei der Landung in Belgrad, mit der Abſicht, andere Auszüge folgen zu laſſen.

„Wir näherten uns dem ſüdlichen Ufer des Strymes, aber nichts Lebendes wollte ſich zeigen, einen Geier ausgenommen, der um die peſtverdächtige Stadt in weitem Kreiſe umherflog. Plötzlich trat aus einem kleinen Thor eine Gruppe beturbanter Leute hervor, und als ich ans Ufer ſprang, ſah ich mich zum erſtenmal von Menſchen aſiatiſcher Race umgeben; ich bin ſeitdem durch das Land der Osmanlis von der ferdiſchen Gränze bis zum goldenen Horn, von dem Gaif von Satallah bis zum Grab des Achilles geritten, aber ſolche ultratürkiſch ausſehende Burſche wie die, welche mich am Ufer der Save empfingen, habe ich nie geſehen; es waren Leute aus dem niederſten Stande, welche die Hoffnung etwas durch das Tragen des Gepäcks zu verdienen, hieher trieb, aber ſo arm ſie waren, erkannte man doch, daß ſie Türken von der alten ſtolzen Schule ſeyen, welche die trotzige Haltung der einſt ſiegreichen Ottomanen noch nicht vergeſſen hatten.

„Obgleich Serbien eine Art Unabhängigkeit beſitzt, ſo iſt doch Belgrad als Gränzfeſtung noch von türkiſchen Truppen beſetzt. Ob die Leute, welche uns umgaben, Soldaten oder friedliche Einwohner waren, konnte ich nicht unterſcheiden; ſie trugen das alte türkiſche Coſtüm, Weſten und Jacken von mannichfachen glänzenden Farben, und um den Leib mehrere Shawls, die den magern Trägern eine ziemlich würdevolle Corpulenz gaben. Die Shawls enthielten ein ganzes Bündel Waffen, keiner hatte weniger als zwei unmäßig lange Piſtolen, einen Yatagban nebſt einem oder zwei Dolchen von verſchiedener Geſtalt und Größe; die meiſten dieſer Waffen waren mit Silber eingelegt und ſtark brunirt, ſo daß ihr Glanz mit den verblichenen Kleidern auffallend contraſtirte; aber dieſe Sorgfalt für die Waffen iſt ein Ehrenpunkt für den Osmanli, der auch in der Noth ſeinen Yatagban glänzend zu erhalten ſucht. Die lang herabhängenden Schnurrbärte, die breiten Falten der einſt weißen Turbane, welche über den durchdringenden Augen herabhingen, und die abgezehrten Züge gaben ihnen ein Anſehen unheimlichen Stolzes; ſie ſuchten, wie ich es ſpäter oft bemerkte, noch immer verachtungsvoll auf die Chriſten herabzuſehen und ſchienen der Anſicht zu ſeyn, daß ſie viel nützlicher, ehrenvoller und frömmer beſchäftigt wären, wenn ſie uns den Hals abſchnitten, als wenn ſie unſer Gepäck trügen. Mein treuer Yorkſhirer Diener machte ganz bedenkliche Geſichter, als dieſe kriegeriſchen Träger das Gepäck ſeines Herrn aufluden und davon trugen.

„Der moslemitiſche Theil der Stadt iſt einſam und öde, man geht auf und ab auf unebenen Wegen durch die ſchmalen, von fenſterloſen Wohnungen eingenammenen Gäßchen, und kommt endlich auf einen offenen, mit ſchwarzen Ruinen von dem jüngſten Brande bedeckten Platz; man zieht vorüber an einem Berg von Auskehricht, dem Schutt von Jahrhunderten, und darauf ſieht man eine Menge dicker, walfahrtlicher Hunde liegen, die in der Sonne ihre Glieder weit ausſtrecken, als wären ſie todt; Störche oder Kraniche ſitzen furchtlos auf den niedern Dächern und ſchauen ernſt herab; die eingeengte Luft, die man athmet, iſt angefüllt von dem Geruch der Citronen- und Pomeranzenſchaalen, die in der Sonne dörren, oder, wenn man ſich dem Bazar nähert, mit den Wohlgerüchen fremder Gewürze. Sehnlich wünſcht man irgend ein Lebenszeichen, und tritt feſt auf dem Boden auf, als wolle man die Schläfer mit dem Stampfen der Ferſe erwecken, aber der Fuß fällt geräuſchlos auf den Staubboden einer orientaliſchen Stadt und alles bleibt ſtill."

Der Schah von Perſien.

Bei Gelegenheit der nicht ſehr wahrſcheinlichen Nachricht von der Thronentſagung des Königs von Perſien bringt die Revue de Paris vom 5 October nachſtehende Einzelnheiten über denſelben. „Mahammed Schah, Sohn Abbas Mirzas, beſtieg den Thron im October 1834, und iſt jetzt kaum 40 Jahre alt. Sein Bruder Karaman Mirza, Gouverneur von Tauris, ſtarb zur Zeit des Bruchs zwiſchen Perſien und der Pforte eines plötzlichen Todes. Man hat bemerkt, daß zu jener Zeit eine große Anzahl plötzlicher Todesfälle den perſiſchen Adel trafen, namentlich diejenigen, welche ſich ſeinen kriegeriſchen Gelüſten widerſetzten. Karaman Mirza war ein friedlicher Mann und ſehr mit Rußland befreundet, das ihm, ſo wie dem großen Seid von Tauris eine jährliche Penſion bezahlte. Mohammed Schahs jüngerer Bruder heißt Mahammed Rhaim Mirza und war Gouverneur von Chol. Ein anderer Prinz, Ferhad Mirza, wurde im Jahre 1840 zum Gouverneur von Fars ernannt, aber bald von der Bevölkerung verjagt, die der jetzigen Regierung noch feindlicher iſt, als die von Jeſahan, denn hier wie dort gibt ſich der Haß der eigentlichen Perſer gegen den tuckomaniſchen Stamm der Kadſcharen kund. Abbas Mirza, der Vater Mohammed Schahs, hatte einen ältern Bruder, Namens Mohammed Ali Mirza, der zu Lebzeiten Feth Ali Schahs Gouverneur von Kermanſchah war. Er ſtrebte nach dem Thron, der ihm nach ſeines Bruders Tod zukam; man behauptet, er habe ſogar einem Franzoſen 20,000 Tomos gegeben, um Gewehre zu kaufen, aber er ſtarb den plötzlichen Tod, der ſo oft perſiſche Vornehme ereilt, und ſein Sohn floh auf türkiſches Gebiet." Dieſe Nachrichten ſind mit einiger Vorſicht anzunehmen, denn es finden ſich in dem Artikel einige grobe Unrichtigkeiten; wahr iſt aber, wie ſpäter angegeben wird, daß die Noth und Verwirrung im perſiſchen Reich aufs höchſte geſtiegen ſind, und daß eine Spaltung deſſelben in einen nördlichen und ſüdlichen Theil kaum lange ausbleiben kann.

Texas und der Golf von Mexico.

Galveſton.

(Schluß.)

Wir hatten uns vorgenommen ſpäter erſt ins Innere des Landes zu reiſen, wenn das Wetter ſchöner und die Prairie nicht mehr ſo naß ſeyn würde, inzwiſchen aber nach Neuorleans zurückzukehren. In dieſem Augenblick aber waren die Seenebel ſehr unangenehm, und es mußte äußerſt unſicher ſeyn, ſich dem Lande zu nähern. Am 9 Januar ließ ſich ein großes Schiff blicken, das ſich beim Näherkommen als eine engliſche Corvette, die Elektra, anwies. Ihre Ankunft an der Texa-

Digitized by Google

nischen Küste vor erwartet, und der Lootsen begab sich sogleich in seinem kleinen Schooner hinaus, aber der Seenebel, der sich etwas verzogen hatte, kam kurz nach seiner Abfahrt so dicht zurück, daß der Lootse die Einfahrt unmöglich finden konnte und diese wieder hinaussuhr auf die offene See. Dieß Wetter dauerte etwa vierzehn Tage, und obwohl hie und da die Sonne durchdrang, so schien sie doch nur wie durch einen Nebelschleier. Merkwürdig ist, mit welcher Schnelligkeit diese Nebel sich oft wegziehen.

Auf einem unserer Ausflüge sahen wir das Fort von Galveston, auf dessen Schutz ich den guten Bürgern nicht rathen möchte sich sonderlich zu verlassen. Ihre Sicherheit im Fall eines Angriffe zur See liegt in der Schwierigkeit sich der Küste zu nähern. Die Barre an der Mündung des Hafens und die Seichtigkeit des Wassers bilden einen natürlichen Schutz. Aus demselben Grunde ist eine Marine unnütz, und der Präsident hat, wie ich glaube, stets dagegen gesprochen, die Republik mit dem Ankauf, der Ausrüstung und Unterhaltung von Kriegsschiffen zu überbürden. In der gegenwärtigen finanziellen Lage des Landes ist eine Marine eine mehr als unnütze Last. Auch ist die Apathie und Indolenz der Texaner, wenn sie nicht einen gegenwärtigen persönlichen Vortheil dabei heben, in der That unbegreiflich. Als ein Beweis hievon kann der Umstand dienen, daß eine Kriegsbrigg und ein Kriegsdampfboot im Hafen von Galveston beide auf dem Grunde lagen oder vielmehr faßen, und ganz wörtlich aus Mangel an Ausbesserung durch Seeinsecten und Ungeziefer aller Art in Stücke fielen. Ein klein wenig Geld und eine sehr geringe Anstrengung zu rechter Zeit angewendet hätten der Republik zwei werthvolle Schiffe gerettet, und der Verkaufspreis wäre unter den laufenden Umständen nicht gleichgültig gewesen.

Am 26 Januar verließen wir Galveston, kehrten aber noch kurzem Aufenthalt in Neuorleans wieder dahin zurück. Wir fragten, ob es nichts Neues gebe, erhielten aber die in Europa so gewöhnliche Antwort: „nichts, alles so still wie möglich.“ Indeß bringt in diesem noch um sein Daseyn kämpfenden Lande jeder Tag sein Ereigniß mit sich, und selten vergeht einer ohne eine oft glückliche Anstrengung dieser energischen Ansiedler, ihr Land zu Macht und Wohlfahrt empor zu heben. Das Wichtigste unter den Ereignissen war das Anrücken einer Schaar Mexicaner, die sich der Stadt Bexar näherten. Die Texaner schienen nicht im mindesten darüber besorgt, vielmehr einem neuen Strauß mit dem Feind gar nicht abgeneigt. Ein anderer kürzlich eingetretener Umstand hatte große Freude erregt. Ein Dampfboot, Nomens Ellen Frankland, war glücklich in den Hafen zurückgekehrt, nachdem es den Trinity-Fluß hinauf 4 bis 500 (englische) Meilen weit gefahren war. Dieß war das erstemal, daß ein solches Unternehmen glückte und es macht Epoche in der Handelsgeschichte des Landes. Capitän Frankland, der Eigenthümer des Schiffes, versicherte uns die Schifffahrt sey ganz praktikabel, selbst bis zu einem Punkt, der nur 60 bis 70 Meilen von dem Red River entfernt sey.

Dieser Theil des Landes ist kürzlich einer Gesellschaft von englischen und amerikanischen Speculanten bewilligt worden, die bereits eine große Anzahl Ansiedler hieher geführt haben. Auch eine englische Compagnie soll kürzlich eine Speculation unternommen haben, welche nicht nur eine Quelle bedeutenden Vortheils für sie selbst seyn, sondern auch die Interessen des Landes im allgemeinen sehr befördern wird. Die Absicht ist, mit wenig tiefgehenden eisernen Dampfbooten den Trinity-Fluß zu befahren und denselben Flöße anzuhängen. Der glückliche Erfolg von Capitän Franklands Expedition hat bewiesen, daß der Trinity-Fluß der Schifffahrt keine großen oder unübersteiglichen Hindernisse entgegensetzt. Dieß kann man im allgemeinen von den Flüssen in Texas nicht sagen, denn diese sind seicht, voller Snags und Hindernisse aller Art. Was die Handelsstellung der Vereinigten Staaten betrifft, so muß die Schiffbarkeit des Trinity-Flusses dem Handel der Stadt Galveston einen unermeßlichen Vortheil bringen, denn man weiß jetzt, daß ein Canal, der den Trinity- mit dem rothen Fluß verbindet, eine keineswegs sehr kostspielige Unternehmung seyn würde, die Entfernung beträgt nur etwa 60 englische Meilen und das Land ist vollkommen flach. Ohne allen Zweifel würde die große Masse von Baumwolle und andere Erzeugnisse des Landes am rothen Flusse vermittelst des Canals und des Trinity-Flusses nach Galveston gehen, statt im rothen Fluß *) auf Dampfboote geladen und auf einem langen, gefährlichen Umweg nach Neuorleans gebracht zu werden. Ich glaube die Texaner sind nicht wenig erfreut über die Aussicht, den Amerikanern ein Bein unterzuschlagen; sie wissen recht gut, daß wenn diese Durchfahrt hergestellt wäre, sich ihnen ein weites Feld für den Schmuggelhandel eröffnen würde. Schmuggelwaaren könnten in die Vereinigten Staaten in hinreichender Menge eingeführt werden, um das ganze westliche Land zu versorgen, und amerikanische Producte werden ohne Zweifel zum großen Aerger ihrer ehemaligen Landsleute in Neuorleans von den Texanern über Galveston ausgeführt werden.

Erwägt man den hiesigen Stand des Handels, so ist es augenscheinlich, daß Texas bald den ganzen mexicanischen Handel an sich ziehen wird. Dieser ist bisher nur den Vereinigten Staaten aus durch Karawanen geführt worden, welche die ganze Strecke der großen westlichen Provinzen durchzogen und mit den mexicanischen Handelsleuten zu Santa Fé ihre Verkäufe abschlossen. Wenn man erwägt, daß Santa Fé von Galveston nur 500 (englische) Meilen entfernt ist, so kann man sich einen Begriff von den Handelsvortheilen machen, welche die Texaner über die Amerikaner besitzen würden. Die letztern haben es Jahre lang der Mühe werth gefunden, die hohen amerikanischen Zölle für englische Baumwollenwaaren zu zahlen, und die Waaren von Philadelphia oder New-York über 4000 Meilen weit nach Santa Fé großentheils auf Lastthieren zu führen. Welch einen Preis mußten die armen Mexicaner für ihre Waaren zahlen, um diesen unternehmenden Handelsleuten noch einen Profit, und zwar noch Yankee-Maaßstab, zu lassen.

Wäre der Hafen von Galveston gehörig mit Baken versehen, so würde er keineswegs schlecht seyn. Die Einfahrt ist vollkommen sicher für Schiffe die zehn Fuß tief gehen, manchmal können sich sogar solche hinwagen, die 12 bis 14 Fuß tief gehen. Es ist ohne Frage der beste Hafen im mexicanischen Golf, und ohne allen Zweifel wird kein anderer Hafen in Texas je eine große Handelsbedeutung haben. Bei dem gegenwärtigen Zustande der Vernachläßigung aber wird keine Assecuranzcompagnie weder in England noch in Amerika hieher bestimmte Schiffe versichern.

*) Die Amerikaner legen ein solches Gewicht auf den Handel des rothen Flusses, daß der Congreß wiederholt ungeheure Summen zur Wegschaffung des stets sich wieder anhäufenden Treibholzes votirt hat, denn diese Anhäufung ist so stark, daß die Schifffahrt öfters Monate lang unterbrochen wird.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 292.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

18 October 1844.

Die Geschichte Abdel Dschelils.

Wir haben oben bei Gelegenheit der jetzigen Verhältnisse Tripoli's (s. Nr. 287) dieses merkwürdigen Mannes gedacht, und theilen hier nach der Revue de l'Orient vom September d. J. seine Lebensgeschichte mit, da sie zu den immer wichtiger und interessanter werdenden Verhältnissen Nordafrika's einen nicht unbedeutenden Beitrag liefert. Wir früher die Lebensgeschichte Sidi Embarecks und schon im vorigen Jahre (s. Nr. 197 ff.) die Mustapha-ben-Ismaels gegeben haben, so jetzt die Abdel Dschelils, denn aus dem vielfach bewegten Leben solcher Männer gewinnt man eine Einsicht in den Gang der Begebenheiten in jenen Ländern, wie sie kaum etwas anderes gewähren kann.

Abdel Dschelil stammte aus einer alten fürstlichen Familie des innern Afrika, und seine Vorfahren, Häupter des mächtigen Stammes der Uled Soliman, ließen sich im Anfange des vorigen Jahrhunderts im Lande von Syrta nieder, da wo die Wüste fast ans Meer stößt, und dieses den großen Einbug in die afrikanische Landseite macht. Ihre hohe Abkunft und ihr großer Reichthum gaben ihnen bald einen solchen Einfluß in diesen Gegenden, daß die zahlreichen Stämme von Mesurata bis Bengasi sie als ihre Oberhäupter anerkannten. Sobald ihr Ansehen hinlänglich befestigt war, und sie sich stark genug fühlten, suchten sie das lästige Joch des Paschas von Tripoli abzuschütteln, daraus befanden sie sich fast unaufhörlich im Kriege mit demselben, und ihre Geschichte ist nur eine lange Reihe von Unruhen, Aufständen und Gefechten, in denen sich das Glück bald auf die eine, bald auf die andere Seite neigte. Abdel Dschelil verlor seinen Vater schon in zartem Alter, und wurde nebst seinen beiden Brüdern, Amor und Seif Ennasser, von seinem Oheim, dem Scheich Rheid, erzogen, einem Manne von großen Fähigkeiten, erprobtem Muth und unternehmendem Geiste; als würdiger Fortsetzer der ehrgeizigen Pläne seiner Ahnherren erklärte er sich unabhängig und dehnte seine Eroberungen bis in die libysche Pentapolis aus. Der Ruf seiner Siege machte den Pascha von Tripoli zittern, und nach vergeblichen Bemühungen, den raschen Fortschritten seines Feindes, der die ganze Regentschaft zu überschwemmen drohte, Einhalt zu thun, beschloß er einen großen Schlag zu führen, und rüstete die zahlreichste Armee aus, welche Tripoli je auf den Beinen hatte; 40,000 Mann zogen unter dem Befehl seines Sohnes Ahmed gegen das Land von Syrta, und nach langem, wechselvollem Kampf erklärte sich das Glück völlig zu Gunsten der tripolitanischen Armee, indem Scheich Rheid in einem blutigen Gefechte erschlagen wurde. Dieser Tod verbreitete Schrecken und Bestürzung unter seinen Anhängern, die meisten unterwarfen sich, die Uled Soliman wurden in die Wüste zurückgeworfen, und Abdel Dschelil nebst seinen beiden Brüdern gefangen nach Tripoli geführt.

Abdel Dschelil war damals zehn, Seif Ennasser neun Jahre alt, Amor aber war etwas älter als beide. Der alte Pascha Jussuf nahm großen Antheil an den Kindern, und ließ sie in seinem Palast wie seine eigenen Söhne erziehen. Alle drei zeigten die glücklichsten Anlagen, aber Amor, von ernstem, nachdenklichem Wesen, ergab sich den Studien, las den Koran und dessen Ausleger, und bald wurde er in der ganzen Regentschaft durch seine Gelehrsamkeit und seine Heiligkeit berühmt. Im Alter von 20 Jahren verließ er Tripoli, und zog sich nach Tibbu zurück, wo er noch jetzt als hochverehrter, reicher Marabut lebt und einen großen Einfluß ausübt. Abdel Dschelil und Seif Ennasser blieben am Hofe zu Tripoli, stets mit Liebe und Zuvorkommenheit von dem alten Pascha behandelt, aber beneidet und gehaßt von den Söhnen und Höflingen desselben, die ihm unaufhörlich Mißtrauen gegen die beiden jungen Leute einzuflößen suchten, und ihm vorsagten, er ziehe hier zwei junge Löwen auf, die ihn, sobald sie erwachsen seyen, beißen und Tripoli Unglück bringen würden. Aber der alte Pascha behandelte sie fortwährend väterlich, denn er glaubte, wenn er die beiden jungen Leute durch die Bande der Dankbarkeit an sich feßle, so werde er seinen Thron befestigen, und dann durch ihren Einfluß die alten und zahlreichen Anhänger ihrer Familie, in deren gezwungener Unterwerfung er keine Sicherheit für die Zukunft sah, aufrichtig mit sich verbinden.

Digitized by Google

Jussufs Vertrauen in die beiden jungen Leute war unbegränzt: er übertrug ihnen den Oberbefehl über seine Truppen auf mehreren Expeditionen gegen widerspänstige Stämme, und jedesmal kehrten sie als Sieger nach Tripoli zurück. Diese wiederholten Erfolge steigerten nur die Eifersucht und den Haß der Söhne des Pascha's und seiner Höflinge, die den beiden Brüdern den Untergang schworen, und während diese auf einem bedeutenden Zug zur Unterwerfung mehrerer empörten Stämme begriffen waren, schmiedete man in Tripoli Plane gegen sie. Die Intriguen waren so geschickt geleitet, daß man endlich den alten Pascha wirklich erschreckte, und ihn beredete, Abdel Dschelil stehe an der Spitze einer großen Verschwörung, deren Zweck seine Entthronung sey. Der alte Jussuf, dessen Geist, durch das Alter geschwächt, bereits anfing an der Zerrüttung zu leiden, welche bald darauf seine Abdankung nothwendig machte, willigte endlich in den Tod der beiden Brüder. Man kam insgeheim überein, daß sie nach ihrer Rückkehr verhaftet und erdrosselt werden sollten, und um keinen Verdacht zu erwecken, blieb der Briefwechsel des alten Pascha liebevoll und wohlwollend.

So geheim indeß der Anschlag auch gefaßt war, so erhielt doch ein ergebener Freund Abdel Dschelils und seines Bruders davon Kunde, und er beeilte sich, sie von dem Schicksal, das ihrer bei der Rückkehr waete, zu benachrichtigen. Beide Brüder, entrüstet über die Schwache des Pascha's und die Hinterlist ihrer Feinde, sahen sich um ihrer eigenen Sicherheit willen zur Empörung genöthigt. Die Truppen unter ihren Befehlen, deren Anhanglichkeit sie sich durch Tapferkeit und Uneigennützigkeit erworben hatten, erklärten sich zu ihren Gunsten, sie machten gemeinschaftliche Sache mit den Stämmen, die sie hatten bekämpfen sollen, und bemächtigten sich Benolids, wo sie sich befestigten. Bald schloßen sich ihnen auch die von alter Zeit her ihrer Familie ergebenen Stämme an.

Als diese Nachrichten nach Tripoli gelangten, geriethen die Söhne des Pascha in nicht geringe Bestürzung; ihre Intriguen waren entdeckt, der Schlag verfehlt, und jetzt blieb nichts übrig als Abdel Dschelil mit offener Gewalt zu bekampfen, um die Fortschritte des Aufstandes zu hindern. Zu diesem Zweck wurde in aller Eile ein Heer von 25,000 Mann ausgerüstet, das sich unter den Befehlen eines der Söhne des Pascha in Marsch setzte. Abdel Dschelil und seine Brüder zogen ihm an der Spitze von 8000 Mann keck entgegen, und das tripolitanische Heer wurde trotz seiner Ueberlegenheit gänzlich geschlagen; Zelte, Gepäck, Geschütz, kurz alles Material fiel in die Hände der Sieger. Dieser bedeutende Sieg erhöhte den Ruhm und die Macht Abdel Dschelils; gewandt wußte er den ersten Enthusiasmus seines Heeres zu benutzen und sich des ganzen Landes von Speta zu bemachtigen; bald schaarten sich auch die ins Innere zurückgedrangten Ueb Soliman um die Söhne ihrer alten Hauptlinge. Diese Erfolge Abdel Dschelils und die Unfalle des tripolitanischen Heeres raubten dem alten Pascha vollends den Rest von Verstand; er wurde völlig kindisch, und sein ältester Sohn Sidi Ali bestieg den Thron. Die Angelegenheiten waren aber in einem sehr kritischen Zustande. Der neue Pascha war nicht im Stande sich den Fortschritten Abdel Dschelils zu widersetzen, welcher mit jedem Tage seine Eroberungen ausdehnte, sich soeben der Oase Fezzan bemächtigt hatte, und nichts versäumte, seine Macht zu befestigen und dem Pascha neue Feinde zu erwecken: so reizte er die zahlreichen Stämme, welche die Berge von Gorian bewohnen, zum Aufstand, und verband sich mit ihrem Häuptling Sidi Guma, einem sehr gewandten und einflußreichen Manne. Bald darauf schloß sich auch der Häuptling von Taruna, Sidi Merpet, ihm an. So war die Gewalt Sidi Ali's, mit Ausnahme einiger Küstenstädte, welche noch zu ihm hielten, auf einen Umkreis von wenigen Meilen um die Stadt beschränkt.

Das schlechte Vernehmen, das damals zwischen dem englischen und französischen Generalconsul herrschte, erschwerte noch die Verlegenheiten des Pascha. Der französische Consul hatte die Partei der Stadt, d. h. die des Pascha gegen die Araber genommen, und der englische Consul die der Araber, mehr aus Oppositionsgeist gegen seinen Collegen, als aus einleuchtenden politischen Gründen. *) Der französische Consul, Hr. Schwebel, konnte den Pascha nur durch unfruchtbare Wünsche unterstützen, während Hr. Warrington auf indirectem Wege ihm bedeutend schaden konnte. Auf seine Veranlassung erschien eine englische Escadre vor Tripoli, um von dem Pascha bedeutende Summen, die er dem englischen Handel schuldete, gebieterisch zu verlangen. So sah sich Sidi Ali seiner Geldmittel, die ihm in seiner verzweifelten Lage so nothwendig waren, beraubt, und, außer Stand, den Kampf gegen die zahlreichen Feinde, welche ihn von allen Seiten umgaben, fortzusetzen, fand er kein anderes Rettungsmittel, als die Hülfe der Pforte anzurufen. Diese hatte schon lange gesucht, ihre Herrschaft über Tunis und Tripoli wieder herzustellen, sah in dem Begehren Sidi Ali's eine günstige Gelegenheit, ihre Plane in Ausführung zu bringen, und beeilte sich ein Geschwader unter Tahir Pascha hinzusenden. Letzterer erschien anfangs vor Tunis, wagte aber nichts gegen diese Regentschaft zu unternehmen, da die Admirale Lalande und Gallois vor Tunis erschienen waeen, um sich einer Landung der Türken zu widersetzen. Tahir Pascha, auf diese Weise genöthigt, seinen Planen auf Tunis zu entsagen, setzte seinen Weg nach Tripoli fort, wo er im Anfang des Jahres 1837 erschien. Beim Anblick der ottomanischen Flotte stiegen Sidi

*) Oberst Warrington, englischer Generalconsul, befindet sich wohl seit mehr als 20 Jahren in Tripoli, hatte mit der Verproviantirung Malta's von Tripoli, oder eigentlich von Bengasi aus, viel zu thun, und kam theils hiedurch, theils durch die Beförderung mehrerer Engländer, die von hier aus ins innere Afrika eindringen wollten, in Zerwürfniß mit dem Pascha. Man hat dem Oberst Warrington über die damaligen Verhältnisse manches vorgeworfen, auch ihm eigennützige Absichten schuld gegeben, aber man ist darüber nie ins Klare gekommen, und wenn auch politische Bestrebungen damals schon mit unterlaufen seyn mögen, so sind sie jedenfalls für die neuern Verhältnisse, besonders seit der Ausdehnung der französischen Macht in Nordafrika, ohne Belang; jetzt unterstützt England wie natürlich den türkischen Pascha gegen die Araber, welche zum Theil mit Frankreich in Verbindung stehen. A. d. U.

Digitized by Google

Ali's Hoffnungen wieder, aber seine Freude war von kurzer Dauer; aus Achtung für den Großherrn mußte er sich an Bord des Admiralschiffes begeben, um Tahir Pascha seine Aufwartung zu machen, wurde aber daselbst zurückgehalten und als Gefangener nach Konstantinopel geführt. Der Kapudan-Pascha setzte einen neuen Gouverneur mit 8500 Mann regulärer Truppen ans Land, und machte so der zweihundertjährigen Herrschaft der Familie Karamanli ein Ende.

Das erste Geschenk, was die Türken der Regentschaft Tripoli machten, war die Pest, welche einen großen Theil der unglücklichen Bevölkerung hinraffte, und auch die Türken hinderte, etwas gegen die Araber zu unternehmen. Abdel Dschelil war in der Zwischenzeit nicht unthätig: er sah den Kampf voraus, der bald zwischen ihm und den Türken sich entspinnen müsse, und entschlossen diese aus der Regentschaft zu verjagen, suchte er seine Macht und seinen Einfluß nach allen Seiten hin auszubreiten. Dazu war ihm die Stellung, die seine Familie seit so langer Zeit in Nordafrika einnahm, äußerst günstig. Abdel Dschelil hatte außer seinen beiden Brüdern noch fünf Schwestern. Eine derselben ist an den Kaiser von Marocco verheurathet, wie dieß seit mehrern Jahrhunderten herkömmlich war; es war dieß eine politische Heurath, welche die Handelsverbindungen mit Innerafrika erleichtern sollte, denn diese einflußreiche Familie war mit den Tuariks und allen Fürsten dieser Länder verbündet. Drei andere seiner Schwestern waren mit Fürsten von Tibbu und Bornu verheurathet, und die letzte mit Saadi, dem Scheich des großen Stammes der Saadi, so daß man sagen kann, Abdel Dschelil sey durch seine Frau, Neffen und Töchter mit allen regierenden Fürsten Innerafrika's verbunden gewesen.

Diese Stellung wußte Abdel Dschelil wohl zu benützen und bald erkannten ihn die mächtigen Stämme der Ulad-Breik, Saadi, Erbascha, Orfella, Ghedadfa, El Fatim, Soob, Mesangka, der Ghedarna, Ulad Busef, Tuabin, Taverga u. s. w. als ihr Oberhaupt an. Er gab Fezzan eine militärische Einrichtung, und ernannte seinen Sohn zum Gouverneur von Murzuk; endlich schuf er eine reguläre Armee, und übergab den Oberbefehl derselben seinem Bruder Seif Ennasser. Letzterer hatte einen Anstrich von altritterlichem Wesen. Mehreremale forderte er im Laufe der später zu erzählenden Kämpfe den Pascha von Tripoli zum Zweikampf heraus, um wie er sagte, einem Krieg ein Ende zu machen, der so vielen Menschen das Leben kostete. Sein unerschrockener Sinn scheute keine Gefahr, und seine unruhvolle Thätigkeit bedurfte der Bewegung des Lagers und des Krieges. Sein unbezähmter Muth ging bis zur Verwegenheit, während Abdel Dschelil nicht minder tapfer, aber ruhiger und überlegter, die Talente eines gewandten Staatsmanns und Administrators mit der natürlichen Unerschrockenheit seines Bruders verband. So wußte er nicht nur das seiner Herrschaft unterworfene Land zu organisiren, sondern auch den Bund mit Fezzan und Mesurata aufrecht zu erhalten, denen er Geld und Munition lieferte, so daß sie den Kampf mit den Türken in Uebereinstimmung mit ihnen bestehen konnten.

Unter diesen Umständen begann der Krieg, welcher mit Abdel Dschelils Tode endigen sollte. Anfangs wurde nur eine Reihe von Scharmützeln geliefert, die zwar nichts entschieden, weil Abdel Dschelil aus Mangel an Artillerie keinen Platz wie Tripoli angreifen konnte, aber den Handel zerstörten und die Lage von Tripoli und damit auch die der Türken ganz verzweifelt machten. Abdel Dschelil war Meister des ganzen Gebiets der Regentschaft, und die Türken, in Tripoli blokirt, ohne Geld, weil sie keine Steuern erheben konnten, waren außer Stande, das Geringste zu unternehmen. Die Pforte, durch den langen Kampf in Verlegenheit gesetzt, rief einen Pascha um den andern ab, ohne daß dadurch die Sache eine andere Wendung erhalten hätte. Endlich gegen Ende des Jahres 1838 erschien Askar Ali, welcher alsbald erkannte, daß er die Politik seiner Vorgänger nicht fortsetzen dürfe. Schlau, gewandt und um die Mittel nicht verlegen, sah er ein, daß die Verbindung der arabischen Häuptlinge zu furchtbar sey, um sie von vorn anzugreifen, und daß er seine Feinde nur besiegen könne, wenn er sie trenne. Er kannte vollkommen den habsüchtigen, unruhigen Geist der Araber, und wußte, daß es ihm nicht schwer werden würde, diese Leute, denen Unthätigkeit bald zur Last wird, durch Geld zu verführen und in sein Netz zu ziehen.

(Fortsetzung folgt.)

Die jonischen Inseln.

Santa Maura.

Diese Insel, welche ungefähr fünfzehn deutsche Meilen im Umfang hat, ist nur durch einen kaum eine halbe Meile breiten Canal vom Festland, Albanien, getrennt, der so wenig Tiefe hat, daß man ihn zu gewissen Zeiten zu Fuß durchwaten kann. Die ganze Insel, die ziemlich gut angebaut ist und besonders viele Oel-, Mandel-, Citronen- und Orangebäume hat, zählt ungefähr 16 bis 18,000 Einwohner, von denen 6 bis 7000 auf die Stadt Santa Maura kommen und die übrigen in einigen dreißig Dörfern wohnen. An trefflichen Ziegen, so wie an Schafen und Schweinen ist auch hier kein Mangel, und die letztern sind, so wie auf fast allen jonischen Inseln, von ganz außerordentlicher Größe und Dicke, und so fett, daß sie sich oft nicht mehr von der Stelle bewegen können, woran die Olivenmast schuld seyn mag. Das Fleisch eines solchen mit aus Olivenkernen gebackenen Kuchen gemästeten Schweines hat einen vorzüglich guten Geschmack, und das der geräucherten oder eingesalzenen Schinken ist nicht roth wie bei uns, sondern hat ein durchsichtiges, harnähnliches Aussehen. Wein bringt diese Insel mehr hervor als sie braucht, und zwar von ziemlicher Güte, auch ist das hiesige Oel noch besser wie das von Corfu, das der Insel Paxo ist jedoch das vorzüglichste. An Obst und Gemüse ist großer Ueberfluß vorhanden, an Getreide aber Mangel, auch werden Baumwolle und Flachs gezogen; die Erdbeben sind hier noch häufiger und stärker als auf den übrigen jonischen Inseln.

Die Stadt Santa Maura, welche die Einwohner auch Amarichi oder Amakuli nennen, liegt in einer thonigen Ebene am Canal, ist klein und hat nur einstöckige Häuser, nur eine einzige Treppe hat Vorhallen. Wegen den Erdbeben zieht man es vor hier von Holz zu

bauen, obgleich es weit kostbarer als Steine ist; diese hölzernen Häuser, auf eine eigenthümliche Art in einandergefügt, widerstehen oft den heftigsten Stößen und fallen endlich nur zusammen, wenn sich die Erschütterungen zu oft wiederholen, so daß die Bewohner immer noch Zeit haben sich zu flüchten, was bei den steinernen Gebäuden nicht der Fall ist, da diese oft ein einziger Stoß in einen Schutthaufen verwandelt. — Die Ebene, in welcher die Stadt liegt, ist an dritthalb Meilen lang und äußerst romantisch. Zu einer sehr reichhaltigen Quelle krystallhellen Trinkwassers, die etwa eine Stunde von der Stadt entfernt ist, führet zwischen hohen immer grünen Hecken ein recht angenehmer Spaziergang. Diese Quelle, Megalibrusis genannt, versorgt nicht nur die ganze Stadt reichlich mit Wasser, sondern sie durchströmt vielarmig die Ebene, deren Felder und Gärten sie hinlänglich bewässert und die daher sehr fruchtbar sind. Die Festung von Santa Maura ist ziemlich groß und liegt auf einer Landzunge, ist mit Gräben umgeben und hat hohe von Thürmen flankirte Mauern. Etwas westlich von ihr lag die alte Hauptstadt der Insel, die, durch Erdbeben schon zerstört, die Muselmänner völlig verheerten und deren Ueberreste zuletzt das Meer vertilgte, so daß man von dieser Stadt und ihrem Hafen kaum eine Spur mehr sieht. — Eine von den Türken erbaute Wasserleitung, die das Wasser von der soeben erwähnten Quelle über eine Stunde weit auf vierthalb hundert Bogen nach der Festung führte, ist noch ziemlich unversehrt vorhanden, und ein Theil derselben dient jetzt noch statt einer Brücke, welche die Stadt mit der Festung verbindet, da nun aber diese ziemlich hohe Brücke keine Geländer hat, auch sehr schmal ist, — sie hat kaum vier Fuß Breite, — so geschieht es nicht selten, daß Menschen von derselben herabstürzen, und bei heftigem Wind darüber zu gehen ist durchaus nicht rathsam, weßhalb sie in den Wintermonaten nicht wohl praktikabel ist, und man einen andern Weg, der zur Stadt führt, einschlagen muß, obgleich man dann beinahe zwei Stunden um geht. Die Festung Santa Maura stammt aus dem 13ten Jahrhundert, ein Neapolitaner, Graf Tocki, erbaute sie und machte sich bald darauf auch zum Souverän der Insel, so wie der Inseln Zante, Cephalonien und Ithaka.

Man weiß, daß Santa Maura das Leukadien der Alten ist, und besonders durch den leukadischen Felsen berühmt war, von dem sich unglückliche, d. h. närrische Liebhaber hinabstürzten; das bekannteste Opfer dieser Art ist die berühmte Sappho, welche sich Phaons Treulosigkeit so zu Herzen zog, daß sie diesen Tod wählte. Ganz nahe bei diesem Felsen, in dem man noch jetzt viele alte, auch manche neugriechische Namen eingekritzelt findet, stand ein berühmter Apollotempel. Jetzt heißt er Capo Ducato und ist etwa vier Stunden von der Stadt entfernt. Leukadien war ehemals eine Halbinsel, die durch eine schmale Erdzunge mit Akarnanien zusammenhing; die Korinther durchstachen diese Landenge, Diorrygma genannt, nach andern sollen es die Leukadier selbst gewesen seyn, und machte sie so zu einer Insel. Die alte Stadt Leukadien lag am Abhang eines Berges an dieser Erdenge, links von der heutigen Stadt. — Odysseus soll auch Leukadien beherrscht haben, nach dessen Tod es sich zu einer Republik constituirte. Im peloponnesischen Kriege schlug sich Leukadien auf die Seite der Korinther und Spartaner, weßhalb ihre Flotte von den Corcyrern und Athenienſern mehrmals geschlagen und zerstreut wurde. Auch an den Kriegen des Festlandes von Griechenland nahm sie mehr oder minder Antheil, namentlich auch in den Feldzügen gegen den König Philipp von Macedonien und gegen den Tyrannen Dionysius von Syrakus. Endlich gerieth auch sie unter römische Botmäßigkeit, und später gehörte sie zum oströmischen Reich. Unter Balduin II eroberte sie der erwähnte Graf Tocki, dann gerieth sie abwechselnd bald unter die türkische, bald unter venetianische Herrschaft, wodurch sie sehr leiden mußte, und mehrmals fast gänzlich verheert und verwüstet wurde, bis sie endlich den Venetianern verblieb; sie hatte von jetzt an fast gleiches Schicksal mit den übrigen jonischen Inseln, kam aber schon im Jahre 1812 durch Capitulation an die Engländer, welche, Corfu ausgenommen, die andern Inseln schon besetzt hatten. — Aus dieser Ursache besuchte ich auch nur noch die Insel Thiaki, das alte Ithaka, persönlich, und selbst dieses nur, indem ich mich der Gefahr aussetzte, vielleicht als Spion von den Engländern gefangen und gehangen zu werden. Indessen überwältigten Hang und Drang, des berühmten Odysseus Vaterland kennen zu lernen, die Furcht vor Gefahr, und da mir der Gouverneur natürlich keine Erlaubniß, nach Theaki zu gehen, ertheilen konnte, so gab er mir nach wiederholten Bitten und nachdem er mir die Gefahren, denen ich mich aussetzte, hinlänglich vorgestellt hatte, einen Urlaub von mehreren Tagen nach Athanien, wohin sich öfters Officiere der Garnison von Corfu auf die daselbst sehr ergiebige Jagd begaben, jedoch immer in griechischem Bauerncostüm und in Begleitung einiger Einwohner von Corfu. Ich begab mich nun ebenfalls gekleidet auf das nahe Festland, und ging über Paxo nach Prevesa, von wo ich mich nach Thiaki einschiffte, und glücklich in Begleitung eines albanesischen Bauers, der etwas venetianisch sprach und die Insel genau kannte, daselbst ankam.

Miscellen.

Die größte der Comoren-Inseln. Diese Insel, der man sich nur mit großer Schwierigkeit nähern kann, wurde seit 75 Jahren nicht besucht; nach Hörörnegh ermordeten die Einwohner die Fremden, und es war nicht möglich einen Fuß dahin zu setzen. He. Bosse, Commandant der Gabarre Pendente, hat indeß die Sache versucht und es ist gelungen. Er wurde keineswegs feindlich, sondern vielmehr sehr gut aufgenommen und konnte die Insel näher untersuchen, denn sie wird für die neue Besitzung Mayotte, welche der militärische Stützpunkt der Franzosen in jenem Meere seyn soll, sehr nützlich werden, da sie äußerst fruchtbar und von einem zahlreichen, kräftigen Negerstamm bewohnt ist, aus welchem man eine hinreichende Anzahl Arbeiter für die Insel Mayotte ziehen kann. (Nach dem Courr. franç. vom 6 Oct.)

Bau von Kriegsschiffen in England. Nachstehendes ist die officielle Liste der Kriegsschiffe, welche am 1 October 1841 auf den königlichen Werften im Bau waren. Viele davon sind schon weit vorgerückt und können im nächsten Frühjahr vom Stapel gelassen werden, wo eine große Anzahl Werkleute in den verschiedenen Arsenalen geschäftig ist, sie in möglichster Schnelle zu vollenden. Zu Chatham waren gebaut 17 Schiffe, zu Deptford 1, zu Devonport 11, zu Pembroke 2, zu Portsmouth 9, zu Sheerneß 3, zu Woolwich 12, zu Blackwell 4, zu Bombay 4, zu Glasgow 3, zu Liverpool 1, zu Poplar 2. Unter diesen 89 Schiffen sind 18 Linienschiffe und 14 Fregatten. (Examiner vom 5 October.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 293.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

19 October 1844.

Die Colonial Gazette in England.

Dieß Blatt besteht jetzt seit beinahe sechs Jahren und ging nach etwa vierjährigem Bestand unter ziemlich antiministeieller Leitung in andere Hände über, welche so viel möglich die Farbe des Ministeriums hielten. Allmählich aber fand sich die Redaction außer Stande, fortwährend diese Farbe zu halten, ihre Bekämpfung ministerieller Maßregeln wurde immer häufiger, und seit Ende Septembers ist eine abermalige Aenderung mit dem Blatte vorgegangen; das Blatt vom 21 September zeigte an, daß die nächste Nummer nicht am 28 Sept., sondern erst am 5 October erscheinen würde. In der Zwischenzeit ist augenscheinlich in der Leitung des Blattes wiederum eine Veränderung vor sich gegangen, und die neueste Nummer vom 5 October beginnt mit einem entschiedenen Angriff auf die Lässigkeit und auf die mannichfaltigen Fehler des Ministeriums, namentlich Lord Stanley's selbst. Die Redactionsverhältnisse eines solchen englischen Blattes können uns freilich nur sehr indirect berühren, und wir haben die Geschichte des genannten Journals nur darum angeführt, weil sie in gewisser Beziehung die Geschichte des Antheils ist, den man in England den Colonien widmet. Dieser Antheil war noch vor 20, ja noch vor 15 Jahren ungemein gering, und man betrachtete die Colonien sehr häufig bloß als Versorgungsanstalten für Günstlinge. Aufgerüttelt wurde man aus dieser Sorglosigkeit eigentlich erst durch die Ereignisse in Canada, wo durch Nachlässigkeit, Unverstand und Gehenlassen ein solcher Augiasstall von Mißbräuchen und Zerwürfnissen sich aufgehäuft hatte, daß mit gewöhnlichen Mitteln nicht mehr durchzukommen war. Erst jetzt wurde John Bull, da er die Unterdrückung eines Aufstandes mit einer bis anderthalb Millionen Pfund Sterling zu zahlen hatte, aufmerksam, und man hat seitdem Canada nicht mehr aus dem Auge verloren. Durhams Bericht über dieß Land, wo der Racenunterschied allen Streitigkeiten mehr oder weniger zum Grunde liegt, aber sie wenigstens verbittert, ist bekannt, und seitdem regiert in Canada, eben so wie in Indien, ein Generalgouverneur, zum Beweis, daß man die Wichtigkeit dieser Colonie vollkommen erkannt hat. Es ist hier nicht unsere Absicht auf die Maaßregeln, welche in Betreff Canada's ergriffen wurden, einzugehen, und wir machen blaß auf die Abschaffung der Holzzölle und die Gestattung der Getreide-Einfuhr in England zu einem bloß nominellen Zoll aufmerksam, um zu zeigen, welche Beachtung man seit einigen Jahren dieser Colonie schenkt; sie soll das Mittel werden, um die kecke Republik im Süden zu zügeln, und den Westen derselben durch die gestattete Einfuhr von Korn in Canada für sich zu gewinnen.

In den andern Colonien ging es minder schreiend, aber vielfach nicht viel besser als in Canada zu, und wir wollen hier nur auf den Auszug der holländischen Boeren über die Cap-Colonie hinaus hinweisen, um zu zeigen, daß ähnliche Vernachlässigung der Interessen leicht eben so schlimme Folgen nach sich ziehen konnten, wie in Canada. Aber ein mächtigeres Interesse drängt in England darauf hin, die Colonien mit aller Macht zu heben. Der gesammte Colonialhandel ist seit zehn Jahren um 60 bis 70 Proc. gestiegen, und er kann bei fortdauerndem gedeihlichem Wachsthum der Colonien in den nächsten zehn Jahren noch in viel größerem Verhältniß steigen. England erkennt vollkommen, daß ihm die Ausdeutung des europäischen Continents, namentlich Deutschlands und Spaniens, über kurz oder lang entgehen muß, und so sehr es auch durch schlaue Verträge diesen Zeitpunkt hinauszuschieben sucht, so muß er dennoch kommen, und zwar in einer nicht sehr fernen Zukunft. Die Predigten von Handelsfreiheit sind verbraucht, nur noch gut, um politische Kinder einzuschläfern, welche die rauhe Wirklichkeit bald aus dem süßen Schlummer wecken dürfte; England muß sich deßhalb beeilen, anderswo Ersatz zu finden, und dieser liegt in seinen Colonien. Diese muß es auf alle Weise heben, muß die Auswanderung dahin erleichtern, die zahlreichen Hindernisse, die ihrem Emporkommen entgegenstehen, aus dem Wege räumen. Alles das stört die Routine der bisherigen Colonialbeamten, d. h. der Beamten des Colonialministers, welche bisher, mehr als alle Minister, die Angelegenheiten die Colonien geleitet haben, oder vielmehr sie in dem breit getretenen Geleise des Schlendrians fortschoben. Je mehr aber die öffentliche Aufmerksamkeit sich

Digitized by Google

den Colonien zuwendet, desto mehr wird der Minister selbst für alles, was er geschehen läßt, verantwortlich, und die Verantwortlichkeit ist so umfassend, daß sie fast für Eine Schultern zu schwer wird. Es sollte uns nicht wundern, wenn das Colonialamt in mehrere Zweige gespalten, und jedem verantwortliche Beistände, wenn auch nicht mit Sitz im Cabinet gegeben würden. Die nächste Parlamentssitzung dürfte reich an Debatten über Colonialgegenstände werden.

Die Geschichte Abdel Dschelils.

(Fortsetzung.)

Das erste was nun Askar Ali that, war, daß er Abdel Dschelil über seine Gesinnungen ausforschen ließ, und ihm dann einen so vortheilhaften Frieden vorschlug, daß dieser ihn unmöglich zurückweisen konnte. Ein Vertrag wurde zwischen beiden geschlossen, wodurch Askar Ali, im Namen des Großherrn, Abdel Dschelil als Gouverneur von Syrt und Fezzan, gegen Bezahlung eines Tributs von 25,000 Talaris bald in Geld, bald in Natura, anerkannte. Letzterer seinerseits sollte die Verbindungen zwischen Tripoli und dem Innern wieder herstellen, und die Karawanen nach letzterer Stadt leiten. Eine der Clauseln gewährte Abdel Dschelil Zollfreiheit für alle ihm persönlich gehörenden Waaren. Zu gleicher Zeit schloß Askar Ali mit Guma, dem Häuptling von Gorian, und mit Meryet, dem Schich der Taguna, vortheilhafte Verträge ab. Nach mehrern Jahren des Unglücks und des Kriegs sah also die Stadt Tripoli, welche an die friedlichen Absichten und an die Aufrichtigkeit Askar Ali's glaubte, den Frieden wieder einziehen, und gab sich der Hoffnung einer glücklichen Zukunft hin. Der Handel erhielt seine alte Thätigkeit, und der Verkehr mit dem Innern wurde auf dem ehemaligen Fuße hergestellt.

Unglücklicherweise sollte der Friede und die Wiederkehr des alten Wohlstandes nicht lange dauern. Askar Ali wußte die zehn Monate nach Abschluß seiner Verträge mit den arabischen Häuptlingen wohl zu benützen, um sein Heer zu organisiren und seine Finanzen durch Erhebung der Steuern wieder herzustellen; er benützte die Tribute der unterworfenen Häuptlinge, um sich die Ergebenheit der einflußreichsten Leute zu erkaufen, und sie gegen Abdel Dschelil, als den furchtbarsten und mächtigsten, zu gebrauchen, denn war dieser einmal besiegt, so war die Unterwerfung der andern eine leichte Sache. Vor allem mußte er sich der Mitwirkung von Guma und Meryet versichern; er hatte nämlich ganz richtig berechnet, daß der Friede den Bund der Häuptlinge auflockern würde, ihr Interesse, eines und dasselbe im Kriege, spaltete sich im Frieden, und machte sie seinen Verführungen zugänglich. Er stellte ihnen Abdel Dschelil als einen Ehrgeizigen vor, der allen Handel an sich raffen wolle, der nur danach strebe, seinen Einfluß und seine Macht über die ganze Regentschaft auszudehnen; er gab ihnen viel Geld, versprach ihnen nach Abdel Dschelils Besiegung noch viel mehr, und sparte keine Versprechungen von Ehrenstellen und Würden. Diese Mittel waren zu mächtig, um nicht so ehrgeizige, auf ihr Ansehen so eifersüchtige Häuptlinge zu blenden; sie fügten sich seinem Willen und er schloß ein geheimes Bündniß mit ihnen.

Der gewandte und hinterlistige Askar Ali wollte indeß immer noch nicht Abdel Dschelil offen angreifen, sondern zog es vor, diesen zum Beginn der Feindseligkeiten zu nöthigen und so scheinbar das gute Recht auf seiner Seite zu haben. Abdel Dschelil hatte dem Vertrag gemäß die Handelsverbindungen Tripoli's mit dem Innern wieder hergestellt, und mehrere Karawanen waren bereits in dieser Stadt angelangt, wo er einen mit seinen Angelegenheiten betrauten Agenten unterhielt. Eine Zeitlang ging alles gut, bald aber machte man tausenderlei Schwierigkeiten: man erhob Zoll von den ihm gehörigen Waaren, obgleich diese nach dem Vertrage frei seyn sollten, dann wollte der Agent des Pascha die Waaren, welche zur Bezahlung des halben Tributs geliefert wurden, nicht mehr zum Platzpreis annehmen, sondern sie willkürlich und sehr unter ihrem Werthe schätzen. Alle diese Verletzungen des Vertrags mußten Klagen und Beschwerden von Seite des Sultans von Fezzan *) zur Folge haben, auf welche der Pascha jedoch nur mit Hochmuth und Verachtung antwortete. Zugleich ließ er in der Landschaft Syet eine bedeutende Heerde von Ochsen, Kamelen und Schafen, die Abdel Dschelil gehörte, wegnehmen. Diese letztere Handlung war zu bezeichnend, als daß letzterer über die Absichten des Pascha hätte in Zweifel bleiben können; Abdel Dschelil war zu stolz um eine solche Beleidigung zu ertragen, sah den Friedensvertrag durch die Verletzung mehrerer Artikel desselben und durch die Treulosigkeit Askar Ali's für gebrochen an, stellte sich an die Spitze seiner Armee und bemächtigte sich Mesuratas. Bald darauf fiel auch Sliten in seine Gewalt, und er rückte siegreich nach Lebida, 20 Lieues von Tripoli.

Askar Ali, dem bisher alles nach Wunsch gelungen war, schickte eine starke türkisch-arabischer Armee gegen ihn, während Guma und Meryet, mit denen er im Einverständniß war, sich zu Abdel Dschelil, wie um ihn zu unterstützen, begeben, dann aber, wenn die Schlacht begonnen hätte, ihre Waffen gegen ihn wenden sollten. Dieser hinterlistige Anschlag hatte den vollen Erfolg, welchen der Pascha erwartete. Voll Vertrauen auf seine alten Bundesgenossen griff Abdel Dschelil die tripolitanische Armee an, als plötzlich die Stämme von Gorian und Taruna die Maske abwarfen, und seinen Truppen in die Flanke fielen. Dieser unerwartete Verrath verbreitete Schrecken in ihren Reihen, sie unterlagen der Uebermacht, und nur mit vieler Mühe gelang es Abdel Dschelil sich mit einigen treuen Dienern zu retten und Benolid zu erreichen, wo er die Trümmer seines Heeres sammelte, bald aber diesen Ort aufgab und sich nach Fezzan zurückzog. Diesen Augenblick achtete Askar Ali für günstig sich auch der andern arabischen Häuptlinge, nämlich Gumas und Meryets, zu entledigen, welche so leicht in die Falle gegangen waren, und jetzt, ihren eigenen Kräften überlassen, ihm keinen ernsten Wider-

*) Diesen Titel führten die Häuptlinge dieser Oase seit alter Zeit.

stand entgegensetzen konnten. Die beiden Verräther erkannten zu spät den begangenen Fehler, sie wurden, einer nach dem andern, von Askar Ali's Truppen angegriffen und geschlagen. Guma, aus Gorian verjagt, flüchtete sich in die nahen Gebiege der Regentschaft Tunis, und Meeyet, unablässig verfolgt, erreichte nur mit großer Mühe die Oase Fezzan, wo er Abdel Dschelil um Gnade und Verzeihung anflehte.

Die perfide Politik Askar Ali's teiumphiete; duech Gewandtheit, List und Veestellung hatte er den Bund der aeabischen Hauptlinge veruichtet, und so einen nach dem andern geschlagen. Ein großer Theil der Regentschaft wae ihm unteewoefen, abee Abdel Dschelil in Fezzan blieb immer noch suevrbar und Askar Ali's Hülfsquellen erlaubten ihm für den Augenblick nicht, ihn nach diesem feenen Lande zu verfolgen. Die acht letzten Monate des Jahees 1840 und die Halfte von 1841 veerlaufen in einer Art von gezwungenem Waffenstillstand, wo beide Parteien ihee Kräfte veermehrten und sich zum Kriege rüsteten.

Abdel Dschelil, Meister von Fezzan, that alles Mögliche, um eine neue Armee auf die Beine zu bringen, vergaß aber dabei keineswegs, sich mit dem Handel und der Wohlfahrt eines Landes zu beschäftigen, dessen Herrschaft er behaupten zu können glaubte. Treu seinem Plane, den Handel von Tripoli zu veenichten, machte er seine Hauptstadt Murzuk zum Veereinigungspunkt aller Karawanen des Innern, und um ihren Zug nach Fezzan zu erleichtern, ließ er nach allen Richtungen hin Brunnen graben. Dieser merkwürdige Mann, der sich ebenso gut auf die Handelsverhältnisse, als auf die Regieeungskunst verstand, ließ aus Aegypten und Marocca Artikee kommen, um die Waaren, welche die Völker des Innern als Austausch nehmen, zu Muezuk veefertigen zu lassen. Die vollkommene Kenntniß diesee Waaren, welche ebenso zahlreich und mannichfaltig sind als die Völker selbst, ist ein schwieeiges und wichtiges Studium, denn die Araber wechseln nicht sondeelich in iheen Moden, und jede Völkeeschaft hat iher besondeee Lieblingsgegenstände, die sie ankauft, ohne etwas andeees dafür anzunehmen. Diese Gegenstände haben stets dieselbe Form, dieselbe Farbe, dasselbe Gewebe, die gleiche Größe u. s. w. Alles dieß kannte Abdel Dschelil vollkommen; er hatte die Arbeitsleute berufen, um selbst die verschiedenen Erzeugnisse liefern zu können, und dadurch Muezuk zu einer wichtigen Manufacturstadt gemacht, wo die Karawanen des Innern die ihnen nöthigen Waaren einhandelten. Da er abee auch einen Absatzweg für diejenigen Waaeen brauchte, welche ee im Tausch eehielt, und um die nöthigen Rohstoffe zu kaufen, trat ee in Veebindung mit Mehemed Ali, der die ganze Wichtigkeit einee Veebindung mit Abdel Dschelil wohl einsah, und bereitwillig auf seine Voeschläge einging. Ihre Veebindung, welche anfangs bloß einen Handelszweck hatte, nahm bald einen weit wichtigeren politischen Charakter an, und rief einen Vertrag ins Leben, duech den Mehemed Ali sich anheischig machte, dee Regentschaft Tripoli sich zu bemächtigen, dagegen die Verwaltung von Fezzan, Syet und Bengasi an Abdel Dschelil zu überlassen, dee seinerseits die Karawanen nach Cairo insteadiren sollte. Die Angelegenheiten Syriens und die nachheiligen Unfalle erlaubten Mehemed Ali nicht, diesem Verteage Folge zu geben, welcher den Handel der Barbareskenstaaten mit Centralafrika veenichtet hätte.

Waheend Abdel Dschelil duech neue Bündnisse, durch seinen Handel, duech die Aufmunterung des Ackeebaues in Fezzan, — er führte den Indigobau ein — den Reichthum und die Wohlfahet seines Landes und dadurch zugleich seinen Schatz veemehrt, rüstete sich Askar Ali zu einer starken Expedition. Im Anfange des Herbstes 1841 verließ eine türkisch-aeabische Armee Tripoli und gelangte bis in die Umgegend von Murzuk, wuede abee völlig geschlagen, zog sich in Unordnung zurück, und verloe alles Gepäck und Geschütz. Der Sultan von Fezzan verfolgte die flüchtige Aemee und kehete in das Land Syet zuück, welches er bald wieder eroberte. Bestürzt übrr die Niedeelage seiner Truppen und die Foetschritte seines Feindes, sammelte der Pascha schnell neue Truppen, deren Obeebefehl er El Belasi anveetraute. Dieser schlug sein Lager zu Mesueata auf, während Abdel Dschelil zu Lambedia stand, eine Tageeeise westlich von Zafferan. Beide Aemeen blieben während des Winters 1841 und die ersten Monate von 1842 beobachtend einander gegenübeestehen, indem beide ein entscheidendes Gefecht vermieden. Es fielen nur kleine Scharmützel vor, in denen die arabische Aemee stets die Obeehand hatte, welche aber auf die Stellung beider Theile keinen Einfluß übten.

Um diese Zeit wae ich*) mit einer Ausbeutung der Schwefelminen von Mukta beschäftigt, welche Abdel Dschelil mir auf zehn Jahee durch einen zwischen uns abgeschlossenen und vom Großheren bestätigten Veeteag abgetreten hatte. Aber bei dem Kriegszustand, worin sich das Land Syet befand, konnte die Ausbeutung nur unter dem Schutze seines Lagees und mit den Aedeltern, die er selbst mie geliefert hatte, statt finden; dieß nöthigte ihn, um mich nicht den Orchsanis und andeen feindlichen Stammen ausgesetzt zu lassen, eine hineeichende Macht in der Umgegend von Mukta aufzustellen. Da er jedoch durch die im Lande heerschende fuechtbaee Hungeesnath und duech seine militarischen Operationen genöthigt wae, seine Stellung öftees zu wechseln, und in Eile große Entfernungen zurückzulegen, so wäre es unklug gewesen, seine Streitkräfte in Gegenwaet eines feindlichen Heeres zu theilen. Auf seine Einladung verzichtete ich für den Augenblick auf meine Arbeiten und begab mich ins Lager. Bei der gefährlichen Lage, worin er sich befand, war meine Anwesenheit nothwendig, um den gesunkenen Muth seiner Truppen zu beleben, denn die Häuptlinge glaubten, ich sey mit einer Sendung des Königs von Frankeeich beauftragt, und Abdel Dschelil benützte diesen Glauben, um sie zu überzeugen, er sey in seinem Kampfe gegen den Pascha von Feankeeich unterstützt.

Der Empfang, welcher mir in seinem Lager zu Theil wurde, war meiner veemeintlichen Stellung angemessen, und ich blieb vier Monate daselbst. Leider heerschte aber während

*) Ein Hr. Subtil, von dem dieser Artikel herrühet.

A. d. R.

dieſer ganzen Zeit der größte Mangel: das Heer nährte ſich von Wurzeln, und um dieſe ſtritt man ſich mit Begierde. Es war dieß die Doga, eine Art Wegerich, die man am Feuer röſtete, und dann in Mehl verwandelte; das Gron Gazail, eine Art Lattich, welche die Araber roh eſſen; das Fammert, eine Doldenart mit Knollen; das Bomnadi, ein Kraut ähnlich unſerm Wieſenbaldrian; ferner weiße Trüffeln und andere Kräuter, deren Namen mir unbekannt ſind. Dieß war faſt die einzige Nahrung des Heeres, nebſt hie und da ein wenig an der Sonne getrocknetem Kamelfleiſch. Es iſt faſt unglaublich, wie Leute über ſechs Monate lang mit ſolchen Nahrungsmitteln aushalten konnten. Der Paſcha, welcher die Lage der arabiſchen Armee kannte, benützte dieß, um die Leute Abdel Dſchellils zum Abfall zu bewegen; ſeine Spione kamen oft ins Lager und ſuchten die Treue der Häuptlinge durch Verſprechungen und Schilderungen des in dem tripolitaniſchen Heere herrſchenden Ueberfluſſes zu verführen; ſie machten aber wenig Glück, und alle ertrugen die Entbehrungen mit Muth und Ergebung.

(Schluß folgt.)

Die joniſchen Inſeln.

Thiaki.

Drei Tage verweilten wir auf dieſer Inſel und durchſtrichen ſie nach verſchiedenen Richtungen. Ihr Umfang beträgt höchſtens ſechs deutſche Meilen; ſie iſt im Ganzen ziemlich kahl und felſig, und nicht ſo baumreich wie Corfu und Santa Maura, doch ſind nebſt Oliven auch Cypreſſen, Limonen-, Granat- und Orangenbäume häufig und der Weinſtock wächſt faſt aus den Felſen, namentlich gibt es ſehr viele Korinthen, und die Einwohner leben faſt allein von dem, was ihnen die Ausfuhr derſelben einbringt. Gemüſe, Obſt, Getreide ſind nur äußerſt wenig und von ſehr geringer Qualität vorhanden, dagegen gutes Quellwaſſer. Der Wein iſt außerordentlich ſtark, ganz dunkelroth, blutähnlich und ſehr berauſchend, ein halber Krug wirft einen Mann ſchon um. — Die Zahl der Einwohner wird kaum 6000 betragen, die in einigen Flecken und Dörfern und einzelnen Baracken wohnen, eine Stadt iſt nicht mehr vorhanden, wohl aber mehrere griechiſche Mönchsklöſter und eine hinlängliche Zahl Kirchen, auch drei gute und ſehr ſichere Häfen, welche in drei Meerbuſen liegen und von denen der größte, Vathi genannt, alle Arten von Schiffe aufnehmen kann. Die Einwohner von Thiaki ſind ſehr leutſelig, gefällig und gaſtfrei, alſo ziemlich das Gegentheil derer von Santa Maura, welche die unfreundlichſten und wildeſten Bewohner der joniſchen Inſeln ſind. An dem Hafen Vathi liegt der Flecken gleiches Namens, er iſt der bedeutendſte Ort auf Thiaki, hat zum Theil ziemlich gut gebaute Häuſer, die Einwohner dieſes Orts ſind ein ſehr geſunder und blühender Menſchenſchlag, und Weiber und Mädchen, die auf Thiaki weit mehr Freiheit als auf den übrigen Inſeln genießen, haben wirklich altgriechiſche Reize. Links von Vathi liegen ziemlich bedeutende Ruinen, welche die Einwohner il Palazzo (den Palaſt) betiteln; es ſind einige Mauern und mehrere große und tiefe unterirdiſche Gewölbe. In dieſer Gegend fand man vor etwa einem halben Jahrhundert einen Marmorſtein, auf welchem eine altgriechiſche Schrift eingegraben war, die mit den Worten: „Bei verſammeltem Rath hat der Senat beſchloſſen u. ſ. w.“ anfing. Dieſer Stein wurde damals nach Venedig gebracht. In der Nähe von Vathi, am Abhang eines Berges und in einer Schlucht, ſtößt man auf Ruinen, von welchen die Einwohner behaupten, daß ſie die der alten Hauptſtadt und Citadelle der Inſel ſind, die jedoch auf keinen Fall aus den Zeiten des Odyſſeus herrühren. Mehrere alte Schriftſteller, unter ihnen Ptolemäus und Cicero, erwähnen der Stadt Ithaka, die gleich einem Adlerneſt auf ſteilen Felſen lag.

In Homers Zeiten muß die Inſel viel mehr Waldung gehabt haben wie jetzt, überhaupt bevölkerter und beſſer angebaut geweſen ſeyn, da ſie Odyſſeus, der freilich hier geboren war, zu ſeiner Reſidenz machte; ihre drei ſchönen Häfen gaben ihr auch eine größere Wichtigkeit. Mitten in dem Meerbuſen von Vathi liegt eine kleine Inſel, auf welcher ſich ein griechiſches Kloſter nebſt einer Kirche befindet, welches der Pfalz auf dem Rhein nicht unähnlich iſt, auf den Anhöhen und Bergen rings um dieſen Meerbuſen ſind Weinberge, Olivengehölze, Cypreſſenwäldchen und Orangenbäume, und zwiſchen denſelben einzelne Häuschen, einige Capellen und mehrere Windmühlen, die alle achtflügelig ſind. Der Anblick, den man beim Einfahren in dieſen Meerbuſen hat, iſt daher von der überraſchendſten Art und höchſt maleriſch. Nicht weit von dem Flecken Vathi liegt auch die Quelle Arethuſa, die an dem Felſen Corax entſpringt und von der in der Odyſſee die Rede iſt. Daß es dieſelbe ſey, wird wenigſtens von griechiſchen und italieniſchen Gelehrten behauptet. Das Waſſer derſelben iſt vortrefflich, ſehr erfriſchend und kryſtallhell. Als ich Thiaki beſuchte ſtand nur ein engliſches Piquet von einem Lieutenant befehligt auf dieſer Inſel, das in einem Haus ganz in der Nähe von Vathi caſernirt war, und jeden Tag eine Wache von drei Mann und einem Caporal aufziehen ließ. Gern hätte ich mit den Leuten und dem Offizier geſprochen, da ſie aber weder italieniſch noch neugriechiſch ſprachen, ſo würde ich mich ſogleich verrathen haben, wenn ich ſie engliſch oder gar franzöſiſch angeredet hätte, indeſſen fürchtete ich dennoch einen Augenblick von meinem Begleiter verrathen zu werden.

Sklavenhandel in Braſilien. Unter den kürzlich gedruckten Parlamentspapieren findet ſich ein Schreiben des engliſchen Miniſters zu Rio Janeiro, Hrn. Hamilton, an Lord Aberdeen, nebſt einer Abſchrift einer an den braſilianiſchen Miniſter gerichteten Beſchwerde über Fortſetzung des Sklavenhandels. Es geht daraus mit ziemlicher Sicherheit hervor, daß vom 1 November 1842 bis zum April 1843 auf einem Theil der braſilianiſchen Küſte 39 Sklavenſchiffe landeten, nämlich ſüdwärts von Rio 16 und nordwärts 23. Rechnet man jedes Schiff nur zu 300 Sklaven, was zu wenig iſt, ſo kommen binnen fünf Monaten 11,700 eingeführte Sklaven heraus. Rechnet man, daß die angeführten Fälle von Schiffen ſich nicht auf die ganze Küſte und nur auf fünf Monate des Jahres erſtreckten, ſo iſt die Annahme nicht übertrieben, daß das ganze Jahr hindurch zwiſchen 20 und 30,000 Sklaven eingeführt werden. Man kann ſamit kaum ſagen, daß der Sklavenhandel in Braſilien abgenommen habe; die Sklaven ſind wegen der mit dem Handel verbundenen Gefahr etwas theuer geworden, das iſt alles. Die Braſilianer ſuchen ſich indeß das Anſehen zu geben, als hätte der Sklavenhandel aufgehört. Ein Mitglied des Senats, Hr. Vasconcellos, hatte in offener Sitzung behauptet, es ſeyen in neuerer Zeit keine Sklaven eingeführt worden, und dieß eben hatte das Schreiben des engliſchen Geſandten zur Folge. (Nach dem Antislavery Reporter vom 2 October.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widnmann.

Digitized by Google

Nr. 294.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

20 October 1844.

Javathee.

Die Thätigkeit der Holländer in Erschaffung neuer Handelszweige zeigt sich auch hier wieder in sehr erfreulichem Grade. Wir wissen nicht, seit wann in Java Thee gebaut wurde, gewiß ist aber, daß eine nur einigermaaßen nennenswerthe Ausfuhr noch nicht älter als vier oder fünf Jahre ist; nichtsdestoweniger betrug die Ausfuhr von Javathee nach den Niederlanden im Jahre 1843 bereits 6300 Kisten, während die Zufuhr chinesischen Thees nicht über 17,000 beträgt, so daß Java bereits mehr als den vierten Theil des Verbrauchs von Holland bestreitet. Erwägt man den ungeheuren Aufschwung, den nicht bloß die Zucker- und Kaffeecultur in diesem fruchtbaren Eilond seit 20 Jahren genommen, sondern die verhältnißmäßig fast noch stärkere Zunahme des Indigobaues im Verlauf von nur zehn Jahren, so läßt sich mit ziemlicher Sicherheit voraussetzen, daß Holland aus Java bald so viel Thee beziehen wird, als es zu seinem eigenen Verbrauch nöthig hat, und daß es, da der chinesische Thee noch nicht gleich sich verdrängen lassen wird, auch nach andern Orten, namentlich Deutschland, absetzen kann. Die Singapore Free Preß suchte in einem Artikel vom 2 Mai d. J. den Werth des javanischen Thees in Vergleich mit dem chinesischen herabzusetzen, und sagte voraus, daß die Theecultur in Java so wie wahrscheinlich auch die von Assam wieder aufgegeben werden würde. Singapur ist freilich bei dem englisch-chinesischen Theehandel sehr betheiligt, und schon dieß mag einigen Verdacht gegen die Behauptungen jenes Blattes einflößen. Jetzt bringt der holländische Staatscourant (und nach ihm das Amsterdam'sche Handelsblad vom 9 Oct.) jenen Artikel der Singapore Free Preß und eine Entgegnung von einem Hrn. Jacobson, welcher anführt, daß der Javathee zwar allerdings noch zum Theil einen Erdgeschmack habe, was den Erzeugnissen aller jungen Theepflanzungen, so wie auch dem Kaffee anklebt, daß aber dieser Erdgeschmack mit jedem Jahre sich vermindere, und so der Vortheil, den China seinem mehrhundertjährigen Theebau verdankt, auch Java zu Theil werde; dann weist er aber auch nach, wie sich in die chinesische Theefabrication allmählich mancher Mißbrauch eingeschlichen, indem man nicht blos fast vermoderte Blätter dazu nehme, sondern mannichfach zum Theil sehr schädliche Ingredienzien beimische. Solche Auseinandersetzungen, von deren Richtigkeit sich jeder bei etwas näherer Untersuchung gebrauchter Theeblätter überzeugen kann, können nur dem steigenden Absatz von Javathee höchst förderlich seyn. Hr. Jacobson meint, die Zeit werde wohl kommen, wo Java gegen vierzig Mill. Pfd. Thee werde ausführen können.

Die Geschichte Abdel Dschelils.

(Schluß.)

In den ersten Tagen des Aprils that die englische Regierung zu Gunsten Abdel Dschelils einen Schritt, der den Gang der Ereignisse beschleunigte. Der englische Consul erschien am 12 April zu Syrt, und begab sich ins Lager Abdel Dschelils. Der Zweck dieses Besuchs war, letztern aufzufordern, die Sklaverei in Fezzan und allen Provinzen des Innern abzuschaffen; Hr. Warrington versprach dagegen beim Diwan in Konstantinopel die Rückberufung Askar Ali's und einen Firman des Großherrn auszuwirken, welcher Abdel Dschelil im Besitz von Fezzan, Syrt und dem Ausfuhrhafen von Bengasi bestätigen solle. Diese Anerbietungen waren glänzend und geeignet, Abdel Dschelils Ehrgeiz zu befriedigen, aber er mißtraute den Engländern und wollte sich in keinen Vertrag einlassen. Indeß war seine Lage der Art, daß ein formeller Widerspruch sehr unklug gewesen wäre, und er erwiderte deßhalb dem Consul, wenn England Macht genug habe, seine Versprechungen zu halten, so würde er seinerseits thun, was man von ihm verlange. Diese ausweichende Antwort schien den Consul zu befriedigen, er entfernte sich und ging nach Tripoli zurück. In Folge dieser Unterredung bat mich Abdel Dschelil, nach Frankreich zu gehen, und eine Bestätigung des Vertrags auszuwirken, durch den er sich anheischig machte, die Karawanen des Innern nach Constantine zu instradiren. Er bevollmächtigte mich zugleich, in seinem Namen mit der französischen Regierung zu unterhandeln, denn er wollte lieber mit Frankreich als mit England zu thun haben. Während ich aber nach Marseille segelte und Abdel Dschelil zutrauensvoll auf das

Digitized by Google

Ergebniß meiner Sendung wartete, spannen sich finstere Intriguen gegen ihn an, und der Verrath schlich sich in sein Lager ein.

Askar Ali, in seinen Kriegszügen so unglücklich, sann auf schwarzen Verrath, und die Verlockungen, welche ihm früher so gut geglückt waren, sollten ihm seinen Feind in die Hände führen. Die Lage dieses letztern war sehr kritisch. Das Jahr 1841 war sehr unfruchtbar gewesen, und Mangel herrschte in seinem Lager, während Askar Ali im Besitz der Seehäfen seine Truppen mit Lebensmitteln versorgte, die er aus fremden Ländern bezog. Dieser Umstand begünstigte Askar Ali's Plane; er hatte um diese Zeit erfahren, daß seine Rückberufung in Konstantinopel unterzeichnet sey, da aber der Ueberbringer des Firmans noch nicht angelangt war, so beeilte er sich diese Zögerung zu benutzen, um einen großen Streich zu führen, in der Hoffnung dadurch vielleicht eine Zurücknahme seiner Absetzung zu bewirken. Uebrigens fiel es seiner Eigenliebe allzu hart, die Regentschaft zu verlassen, ohne sich an einem Feinde gerächt zu haben, der ihn durch seine Siege gedemüthigt hatte. Der Besuch des englischen Consuls schien ihm ein Vorwand und eine günstige Gelegenheit, um seinen Plan auszuführen. In den Gefängnissen von Tripoli hielt er seit langer Zeit den Aga Osman, ehemaligen Gouverneur von Mesurata, gefangen, den er des Einverständnisses mit Abdel Dschelil beschuldigte und gegen den ein Todesurtheil ausgesprochen werden sollte. Osman hatte einen Sohn Mustapha, der eine Tochter Merpets geheurathet hatte und im Lager Abdel Dschelils in großer Gunst stand. Askar Ali ließ Osman zu sich rufen, und bot ihm Gnade, Freiheit und Wiedereinsetzung in seine Befehlshaberstelle zu Mesurata an, wenn er Mustapha bewegen wolle, Abdel Dschelil zu verrathen; im Weigerungsfalle solle er sogleich enthauptet werden. Osman, erschreckt durch die Drohungen des Pascha, willigte in alles, und schrieb an Mustapha, der auch die Rolle des Verräthers übernahm, um seinen Vater zu retten.

Da das Leben Osmans ihm für Mustapha's Treue bürgte, so schickte er an Abdel Dschelil folgende Botschaft. „Warum sollen wir zur Ausgleichung unserer Streitigkeiten die Vermittlung der Ungläubigen anrufen? Wir wollen uns als gute Moslems vertragen. Ich biete dir dieselben Vortheile, wie der englische Consul, und verspreche dir von dem Großherrn, deinem und meinem Herrn, den Firman, welcher dich in der Verwaltung von Syrt und Fezzan bestätigen soll. Nimmst du mein Anerbieten an, so schicke die Häuptlinge, zu denen du am meisten Vertrauen hast, zu Belasi, der von mir Vollmacht hat, mit dir zu unterhandeln." Abdel Dschelil kannte den hinterlistigen Charakter Askar Ali's, aber er fühlte sich stark genug, um nichts fürchten zu dürfen. Zudem wollte er lieber mit ihm als mit den Engländern unterhandeln, und die Noth in seinem Lager nöthigte ihn, den Frieden anzunehmen. Während dieser Unterhandlungen spann Mustapha, dieser sonst so ergebene Freund, der ihm sogar das Leben dankte, insgeheim eine Verschwörung im Lager an, und vermochte seinen Schwiegervater Merpet und mehrere andere Stammhäuptlinge zur Partei des Pascha überzutreten. Eben dieser Merpet, der Abdel Dschelil schon einmal verrathen, der von letzterem wieder zum Scheich der Tarunas gemacht und gänzliche Verzeihung erhalten hatte, wurde an Belasi abgeschickt, und ihm schlossen sich einige der verehrtesten Marabuts an. Aber diese von Mustapha bereits gewonnenen Verräther begaben sich zu Belasi nicht um mit ihm den Frieden zu unterhandeln, sondern um sich über die Mittel zu verständigen, Abdel Dschelil in die ihm gelegte Schlinge zu locken.

Belasi sollte eine Zusammenkunft mit Abdel Dschelil verlangen, um den Vertrag zu unterzeichnen und einige noch unentschiedene Punkte zu besprechen. Der Ort der Zusammenkunft sollte in gleicher Entfernung von beiden Lagern, d. h. zwei Tagemärsche entfernt seyn und beide mit einer Bedeckung von 500 Mann erscheinen. Belasi aber gedachte 2000 Mann zu senden, um seinen Feind zu umringen, und damit Abdel Dschelil weniger Widerstand leiste, versprach Merpet, in seine Begleitung Leute zu bringen, die ihn auf ein gegebenes Signal verrathen würden. Ein anderer Theil des tripolitanischen Heeres sollte inzwischen sich nach dem Lager Abdel Dschelils begeben, wo Mustapha den in der Verschwörung eingeweihten Stämmen das Zeichen geben und das Gerücht von Abdel Dschelils Tode ausprengen werde, um dessen Anhänger und die getreuen Stämme zu vernichten.

Als der höllische Plan entworfen war, kehrten Merpet und die Marabuts ins Lager Abdel Dschelils zurück, der, den Friedesversicherungen trauend, gern in die Zusammenkunft willigte. Er und Seif Ennasser verließen das Lager mit 300 Tarunas unter Merpets Befehl und 200 Fezzani's und Ulad Soliman; um der Versammlung mehr Glanz zu geben, ließen sie sich von ihren Familien, ihren Dienern und mehreren Häuptlingen begleiten, von denen einige um die Verschwörung wußten. Der erste Tag verging ohne den mindesten Verdacht, aber am zweiten Tage entdeckte man in der Ferne einige Truppenabtheilungen, die ihnen in den Rücken zogen, so daß der Rückzug abgeschnitten wurde. Dieß beunruhigte Abdel Dschelils Anhänger, und einer der Söhne Merpets, Abdel Adi, welcher ihm ergeben blieb, benachrichtigte ihn, daß sein Vater ihn verrathe, und rieth ihm, da es noch Zeit sey, nach dem Lager umzukehren. Aber Abdel Dschelils Vertrauen auf den Eidenden und auf die Maraduts, welche ihn begleitet hatten, war so groß, daß er selbst diese Anklage von sich wies, und seinen Weg fortsetzte. Indeß näherten sich die Truppenabtheilungen immer mehr, und zugleich sah man andere auf den Flanken und vorwärts erscheinen, so daß kein Zweifel mehr übrig blieb, und Abdel Dschelil sah, daß er eingeschlossen und verrathen sey. Vielleicht wäre es jetzt noch möglich gewesen, sich durch alle diese Feinde einen Ausweg zu bahnen, aber Seif Ennasser, nur auf seinen Muth hörend, erklärte laut, er werde alle diese Verräther züchtigen, oder dieser Ort werde sein Grab seyn. Abdel Dschelil war seines Bruders Ansicht, obgleich er die Stellung für sehr gefährlich hielt, aber ihn stützte die Hoffnung, daß sein Schwager Saadi, der ihm eine starke Karawane mit Lebensmitteln und 2000 Mann Truppen zuführen sollte, noch zu rechter

Zeit anlangen würde, denn man befand sich gerade auf dem Wege, welchen Saadi nach dem Lager zu nehmen hatte; konnte man somit nur einen oder zwei Tage aushalten, so mußte Saadi anlangen und sie befreien.

Beide Brüder bemächtigten sich einer Anhöhe, die sie zur Vertheidigung nützlich hielten, und bald darauf wurden sie von den 2000 Mann tripolitanischer Truppen umringt und angegriffen. Kaum hatte das Gefecht sich entsponnen, so wandte sich Merpet mit seinen 300 Turnas gegen sie, und es blieben ihnen nur ihre 200 Fezzanis und Ulad Soliman, alle voll Muth und Treue.

Mit dieser Handvoll Leute wehrten sich Abdel Dschelil und sein Bruder, immer auf Saadi rechnend, heldenmüthig mehrere Tage lang. Auch von ihrem Lager aus hofften sie Hülfe, denn einer ihrer treuen Diener hatte sich in der Nacht durch die feindlichen Linien geschlichen; aber sie wußten nicht, daß der Verrath auch dort gehaust hatte und ihr Lager nicht mehr bestehe. Die Ulad Soliman und die Fezzanis, von einer Abtheilung der Truppen Belasis, mit denen sich Mustapha und die erkauften Stamme verbanden, angefallen, waren in voller Flucht. Schon fünf Tage lang wehrten sich die beiden Brüder, durch ihre Stellung begünstigt, mit dem Muth der Verzweiflung gegen ihre Mörder, als Seif Ennasser von einem der Turanas durch einen Schuß in die Stirne getödtet wurde. Jetzt verschwand jede Hoffnung. Die noch lebenden Freunde Abdel Dschelils baten ihn allein zu fliehen, und Abdel Adi bot ihm seine Stute an, denn die Verräther hatten ihm Pferd und Dromedar getödtet. Er hätte in der Dunkelheit die Berge gewinnen und zu Guma gelangen können, aber noch hielt ihn eine Hoffnung aufrecht. Ein Eilbote von Tripoli hatte den Weg zu ihm gefunden und ihm die Nachricht von der Ankunft eines englischen Geschwaders und der Abberufung Askar Ali's gebracht; Abdel Dschelil hoffte, Belasi, der ein Araber war, werde jetzt des Pascha Sache verlassen, der englische Consul werde Schritte zu seinen Gunsten thun, und endlich rechnete er immer noch auf Saadi, aber keine von allen diesen Hoffnungen bestätigte sich. Belasi wußte nichts von der Abberufung des Pascha, der sich wohl hütete, sie ihm anzukündigen, sondern ihm den Befehl zuschickte, Abdel Dschelil, sobald er gefangen genommen sey, zu tödten. Dieser konnte sich nicht mehr halten: die meisten seiner Getreuen waren getödtet, die Ueberlebenden, fast sammtlich verwundet, von Anstrengungen erschöpft, ohne Wasser und ohne Lebensmittel waren zu einem weitern Widerstand unfahig. Abdel Adi, der ihm vorgeschlagen hatte zu fliehen, hatte ihn verlassen und war glücklich in die Berge entkommen. Am siebenten Tage einer heldenmüthigen Vertheidigung fiel Abdel Dschelil lebend in die Hände seiner Feinde, und mit ihm einige seiner Frauen, sein jüngerer Sohn und drei Söhne Seif Ennassers. Der besiegte, entwaffnete, gefesselte Sultan von Fezzan flößte den Arabern und selbst den Verräthern, die ihn verkauft hatten, noch so viel Schrecken ein, daß keiner ihn zu tödten wagte; vielmehr gestattete man ihm an Belasi einen Boten zu senden, durch den er nach Tripoli geführt zu werden verlangte, wo er einen mächtigen Fürsprecher zu finden hoffte. Statt aller Antwort schickte Belasi tückische Mörder. Sein Kopf, so wie der seines Bruders, wurde abgeschnitten, zu Tripoli im Triumph umhergetragen und einige Tage später von Askar Ali nach Konstantinopel geschickt. Um die Mittel, welche er zur Erreichung seines Zweckes angewendet hatte, nicht an den Tag kommen zu lassen, ließ er Merpet, Mustapha und alle Verräther, die sich ihm verkauft hatten, enthaupten. Mit dem Tode Abdel Dschelils und seines Bruders war indeß Askar Ali's Blutdurst noch nicht gestillt, die unglücklichen Kinder derselben, von denen das älteste noch nicht 14 Jahre hatte, wurden auf seinem Befehl in ihrem Gefängniss erdrosselt, mit Ausnahme des jüngsten Sohnes Seif Ennassers, der nur vier Jahre zählte, und welcher später unter der Regierung des Pascha Ahmed mit seiner Mutter zu der übrigen Familie abgehen durfte.

Der mit so viel Angst erwartete Saadi traf am Tage nach Abdel Dschelils Tode mit seiner Karawane und seinen 2000 Mann auf der noch von dem Blute seiner Schwäger gerötheten Anhöhe an. Durch die flüchtigen Fezzanis und Ulad Soliman erfuhr er den Verrath Merpets und Mustapha's, den Aufstand der verbündeten Stämme und die Plünderung des Lagers; bald erhielt er auch Gewißheit über den Tod seiner Verwandten, und rachedurstig setzte er seinen Marsch auf Lambedia fort, wo er die ungetreuen Stämme noch zu finden hoffte. Seine Hoffnung trog ihn nicht, sie waren im Lager, eben beschäftigt, die Schätze ihres ehemaligen Anführers, die Frucht ihres Verraths, zu theilen. Saadi griff sie unvermuthet an und schlug sie völlig; nicht bloß gewann er die Abdel Dschelil gehörigen Zelte und alles Gepäck wieder, sondern nahm ihnen auch noch eine unermeßliche Beute ab. Der Stamm der Ulad Busef, der schuldigste unter allen, wurde fast vernichtet. Nachdem Saadi so den Tod seiner Schwäger gerächt, schlug er den Weg nach Fezzan ein, und kam nach Murzuk zu seinem Neffen, der auf die Nachricht von dem Tode seines Vaters und Oheims und vom Abfall der Verbündeten jeden Augenblick von einem tripolitanischen Heere angegriffen zu werden fürchtete. Außer Stande, demselben zu widerstehen, verließ er Fezzan mit seiner ganzen Familie und allen seinen Schätzen, und zog sich nach Tibbu zurück. Die Kaufleute, die Arbeiter, welche sein Vater hatte kommen lassen, seine Freunde, seine Diener und ein Viertheil der Bevölkerung folgten ihm. Abdel Dschelils Tod gab der Regentschaft Tripoli nur einen scheinbaren augenblicklichen Frieden; die Stamme, welche ihn verrathen hatten, bereuten es schnell, mehrere empörten sich, und das unglückliche zerrüttete Land verlor den Handel mit dem Innern, welcher seinen Reichthum ausgemacht hatte, für immer. Auch Fezzan ist durch die Auswanderung des jungen Fürsten verödet, die Karawanen aus dem Innern kommen nicht mehr dahin, unter das drückende Joch der Türken gebeugt und ohne hinreichende Menschenzahl für den Ackerbau ist diese Provinz jetzt so arm, daß sie jährlich kaum hundert mit Waaren beladene Kamele nach Tripoli sendet.

Digitized by Google

Die Familie Abdel Dschelils besaß, wie wir oben erwähnten, große Besitzungen in Tibbu, Amor befand sich hier als reicher und angesehener Marabut, und unter seinem Schutze gründete sein Neffe, dem die Ulad Soliman und 60,000 Fezzanis folgten, ein neues Fürstenthum, baute mehrere kleine Städte, und die nach Tibbu verlegten Fabriken Fezzans sind in voller Thätigkeit. Als Neffe des Königs, der eine Schwester seines Vaters geheurathet, hat er sein Bündniß mit den Tuariks, denen er schon durch seine Heurath mit der Tochter eines ihrer einflußreichsten Fürsten verwandt war, fester geschlossen. Er ist Herr des Handels von Centralafrika, leitet die Karawanen nach seinem Gefallen und ist im Besitz unermeßlicher Reichthümer, sein Ruf und sein Einfluß wachsen fortwährend, und Fezzan, das unter seinem Vater so blühend war, jetzt aber arm und verödet ist, wird bei der nächsten Gelegenheit unter seine Herrschaft zurückkehren.

Die jonischen Inseln.

Cephalonien,

welches nur durch einen schmalen Canal von Ithaki getrennt ist, sah ich nur von der Ferne. Sie ist die größte der jonischen Inseln, und hat zwei Städte, Argostoli, die Hauptstadt, und Luxuri, keine derselben ist jedoch sehr bedeutend, und namentlich ist die erstere, obgleich die Hauptstadt, sehr klein, und hat nur eine Straße und einstöckige Häuser, war aber ehemals weit größer und volkreicher. Die hier sehr häufigen Erdbeben haben sie zerstöret, eben so wie die fast in Ruinen liegende Festung, die drei Stunden von der Stadt entfernt liegt, und welche die Cephalonioten nur il Castello nennen. Der ganze Weg von dre Stadt bis dahin ist mit Ruinen von Häusern bedeckt, welche durch die Erdbeben zerstöret wurden. Eines derselben währte vierzig Tage lang und machte fast die ganze Insel zu einer öden Wüste, da deren Einwohner fast alle die Heimath verlassen hatten, aus Furcht, lebendig verschlungen zu werden; sie sahen täglich dem völligen Untergang der Insel entgegen. Im Innern der Festung, die einen ziemlich großen Umfang hat, sind viele Wohngebäude, Magazine, Casernen, vier Kirchen, Cisternen u. s. w., aber die meisten derselben sind Ruinen. Diese Festung wurde noch von den griechischen Kaisern erbaut und von den Venetianern sehr vergrößert und mit neuen starken Werken versehen, sie reicht über die höchsten Berge des südlichen Theils der Insel, den sie ganz beherrscht. In früheren Zeiten hing sie durch eine lange Straße aber Reihe von Gebäuden mit Argostoli zusammen und war von großer Wichtigkeit für die Besitzer der jonischen Inseln. — Es sollen furchtbare Grausamkeiten gegen Staatsgefangene, die hieher gebracht wurden, in dem Innern dieses Schlosses verübt worden seyn, und noch wird der Stein gezeigt, auf welchem die venetianischen Gouverneure den ihnen übergebenen Gefangenen die Köpfe abschlagen ließen. Auch die Türken sollen, während sie im Besitz dieser Insel waren, schrecklich hier gehaust und viele hundert Christen in der Festung gespießt haben. — Auf einem Berg dieser Insel, il monte negro genannt, befindet sich ein sehr dunkler Tannen- und Cypressenwald, der ebenfalls il bosco negro (der schwarze Wald) genannt wird, der einzige auf der Insel ist, und Räubern und Mördern, die sich nach allbegangenen Verbrechen hieher flüchten, zum Aufenthalt dient. Dieser Berg ist der alte von Hesiodus und Demosthenes angeführte Berg Ainos, auf dem Zeus einen in ganz Griechenland hochberühmten Tempel hatte. Die Thäler und Schluchten desselben sind äußerst wild und unzugänglich, so wie die Menschen, die in denselben wohnen, fast Wilde sind, mit denen nicht umzugehen ist, und von denen viele in ihrem ganzen Leben nie aus dem Bereich dieses Berges kommen.

Die zweite Stadt der Insel, Luxuri, liegt zu Land etwa drei Stunden von Argostoli entfernt, zu Wasser fährt man jedoch in einer halben Stunde von dem einen Ort zum andern. Die Bevölkerung von Luxuri ist nahe an 6000 Einwohner, diese sind auch weit blühender, kräftiger und schöner als die Argostoliter. Zwischen diesen beiden Städten und ihren Bewohnern herrscht schon seit Jahrhunderten ein tief eingewurzelter Haß, jede derselben will den ersten Rang behaupten, die eine weil sie die alte Hauptstadt, die andere weil sie die größere und reichere Stadt ist. Schon öfters kam es zwischen den Argostoliern und den Luxuriern zu Händeln, welche nur durch die Waffengewalt der Truppen beendigt werden konnten. — Nach liegt auf einem hohen Berg, der eine ziemliche Strecke ins Meer reicht und eine Art Halbinsel bildet, eine alte, ebenfalls durch das Erdbeben sehr zerstörte Festung, Asso genannt, welche die Venetianer auf den Trümmern eines alten Castells im Jahre 1595 erbauten; sie ist sehr geräumig und hat große Gebäude. Diese beiden Festungen dienten hauptsächlich den Einwohnern der Insel bei den Einfällen der Türken zum Zufluchtsort.

Das Hauptprodukt der Insel sind die Korinthen, von denen jährlich an acht Millionen Pfund ausgeführt werden. Die Zahl ihrer Einwohner ist über 70,000, die in den beiden Städten und etwa 120 Dörfern und Flecken wohnen, sind stolz, räuberisch, rachsüchtig, sehr schlau sind und äußerst mäßig leben. Im Alterthum hieß diese Insel Cephallenia, auch Tetrapolis, Plinius nennt sie Melena. Sie muß damals weit beträchtlicher und volkreicher gewesen seyn, denn sie zählte vier Hauptstädte, von denen jede mit ihrem Gebiet eine eigene Republik ausmachte; auch sie scheint unter des Odysseus Herrschaft gestanden zu haben, da Homer ihre Einwohner, die Cephalanioten, vor Troja als von jenem Helden angeführet, bezeichnet; auch nennt er sie „die stolzen Cohorten, deren Köpfe immer mit Stratagemen und Schlauheit ausgerüstet sind.“ Außer den erwähnten vier Hauptstädten, welche die Namen Samos, Palea, Pronos und Cranil führten, müssen auch noch andere Städte vorhanden gewesen seyn, da man allenthalben auf der ganzen Insel auf bedeutende Ruinen stößt. — Die Cephalanioten waren sehr wankelmüthige Verbündete, die sich bald zu den Peloponnesiern, Korinthern und Spartanern schlugen, bald auf die Seite der Athenienser warfen; von den Römern wurden sie sehr spät, lange nach den andern Griechen unterjocht. Im 4ten Jahrhundert gehörte Cephalonien zu dem abendländischen Reich, dem es endlich die Lombarden entrissen. Im 10ten Jahrhundert nahmen die Venetianer und Genueser gemeinschaftlich Besitz von dieser Insel, deren sich in den Kreuzzügen der Fürst Galus von Tarent bemächtigte. Später war sie eine Zeitlang im gemeinschaftlichen Besitz der Franzosen und Neapolitaner, bis sie Tocht eroberte. Nach diesem aber bemächtigten sich ihrer die Türken, und verübten schauderhafte Grausamkeiten auf derselben. Im Jahre 1499 wurde sie diesen von den Venetianern wieder abgenommen, nachdem sie die Festung belagert und eingenommen hatten, jetzt verblieb sie dieser Republik bis an deren Ende, und hatte dann gleiches Schicksal mit Corfu. Keine der jonischen Inseln hat so oft ihre Herren gewechselt und so viel Drangsale aller Art, sowohl durch Feindesschwert als furchtbare Erdbeben und Pest erduldet wie Cephalonien.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 295.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

21 October 1844.

Skizzen aus London.

(Von Dr. Gambihler.)

Die Gesellschaft zur Verbreitung religiöser Tractätchen.

Für deutsche Ansichten und Begriffe ist diese englische, ächt englische, englisch hochkirchliche Gesellschaft in ihrem Wirkungskreise eine der sonderbarsten Erscheinungen der Zeit. Während die Proselytenmacherei in Deutschland, in den Augen selbst sehr orthodoxer, ich will nicht sagen rationalistisch gesinnter Menschen, ein höchst verwerfliches Treiben ist, findet dasselbe von der benannten Gesellschaft in der ausgedehntesten Weise statt; man fürchtet nicht den Vorwurf, als befolge man den dem Jesuitismus nachgesagten Grundsatz: der Zweck heilige die Mittel. Die Gesellschaft besteht seit 1799, war immer im Steigen begriffen und ist jetzt noch nicht in Abnahme, ja, je mehr sich Deismus, Rationalismus, Dissentismus, Philosophie von einer Seite, und Katholicismus (oder wie man denselben in England heißt, Romanismus, Popery Idolatrie) auf der andern, geltend machen, desto mehr Kraft entwickelt diese Tractätchenverbreitung. Das große Gebäude der Gesellschaft in London, im buchhändlerisch berüdmten oder berüchtigten „Paternoster row" bei St. Pauls (so eng, daß sich die Nachbarn über die Straße fast die Hand bieten können), stellt gewissermaßen einen Januskopf vor; gegen St. Paul alt, nach Paternoster row jung, nagelneu, erst vor einigen Wochen bezogen; der neue Theil ist modern, prachtvoll, fast unenglisch, freundlich und hell aussehend, ein Wunder der Architektur in diesem Stadttheil, äußerst geräumig und fest, damit (nicht im Scherz gesagt) die Wucht der Tractätchen nicht die Balken und Gewölbe drecke. Ich kann in Bezug auf literarische Masse nur den Leipziger Büchermarkt des gesammten Deutschlands mit der ähnlichen Masse besagter Gesellschaft in Vergleichung stellen, denn wie sollte ich anders vergleichen, wenn es sich um viele Millionen von Exemplaren handelt! Im Jahre 1800 eine Anzahl von 200,000; 1807: 1,232,879; 1812: 2,967,000; 1820: 5,626,674; 1825: 10,500,000; 1835: 16,241,345; 1841: 17,799,582; 1843: 16,067.176! 1844: 15,637,676; im Jahre 1839 war die Zahl auf 18,042,531 gestiegen. Schwankungen gab es immer. Die Filialgesellschaften gaben in Circulation seit 1800 bis 1844: 46,453,282, so daß die Totalsumme ist: 450,000,000, mit letztem Jahr an 476 Millionen. Woher nun die Mittel? — Daher vorzüglich, von wo in England die meiste öffentliche Unterstützung kömmt, von wohlthätigen Privaten; ein gewisser Beitrag jährlich (eine halbe Guinee oder mehr), oder eine Schenkung von zehn Guineen, machen ein Mitglied; zunächst vom Erlöse der Tractätchen von denen, die sie bezahlen können oder wollen; für Halbbedürftige wird die literarische Waare um den halben Preis abgegeben, und zwar in enormen Zahlen. (Im Betrag zu 6132 Pfd. St. oder 73,584 fl. rhein. für letztes Jahr. Die Totaleinnahme der Gesellschaft für letztes Jahr war 52,743 Pfd. St. 3 Sh. 9 Pence, oder 632,918 fl. 15 kr. rhein. Unter den Legaten seit 1809 sind zwei sehr starke, eines von 2413 Pfd. im Jahre 1837, ein anderes von 1000 Pfd. 1829, letzteres von einer Dame. Damen betheiligen sich außerordentlich in allen Interessen der Gesellschaft; im Jahre 1844 stehen schon sechs Misses und Mistresses auf der Vermächtnißliste; im Ganzen für 1844: 396 Pfd. 5 Sh. 6 Pence.)

Da nun ein Hauptaugenmerk auf China gerichtet ist, so haben sich in letzter Zeit wohlthätige Leute einen bedeutenden Fonds zur Anfertigung von Tractätchen in chinesischer Sprache angelegen seyn lassen; unter mehreren Hunderten von Beiträgen sind viele von 10, mehrere von 20 Pfd. Die Zahl der Subscribenten für Lebenslang beläuft sich zwischen 450—500. (Es finden sich hier Summen von 600, 300, 200 und 100 Pf.) Die am 30 Dec. 1843 gemachte Liste der jährlichen Subscribenten beläuft sich auf 4600; eine außerordentliche Menge anonym. In besonderer Beziehung ist noch zu erwähnen ein eigener Wohlthätigkeitsfonds für den oben erwähnten Neubau. Er belief sich im letzten Jahre auf 899 Pf. 1 Sh. 11 P., oder 10,789 fl. 9 kr. Im Schulwesenbericht des letzten Jahres in den Parlamentsacten kommt vor, daß bei Ausbau oder Reparatur von Schulhäusern die Schulen geschlossen wurden, weil der Fonds nicht reichte während der Bauten!

Digitized by Google

Ehe ich weiter von den Tractätchen selbst reden kann, muß ich wieder bei dem Zweck der Gesellschaft anbinden. Derselbe greift der Bibelgesellschaft nur unter die Arme, die Gesellschaft verbreitet Bibeln in untergeordnetem Verhältniß, nachdem die Tractätchen die Bibellesung vorbereitet haben. Vorerst handelt es sich um Verbreitung des Christenthums, wo es noch gar nicht bekannt ist, dann um die Erstarkung, wo es noch nicht feste Wurzel gefaßt hat, in christlichen Ländern handelt es sich aber à tout prix (hier wörtlich nach den aufgeführten Summen) um öffentliche, offenbare, bestimmt ausgesprochene Proselytenmacherei, um Bekehrung zuvörderst zum Protestantismus, zunächst aber zum englisch-hochkirchlichen Protestantismus, der vom deutschen Protestantismus weit verschieden ist; letzterer gilt dem ächten englischen Hochkirchler als eine teuflische Ketzerei! Dem Katholicismus tritt aber die Gesellschaft offen gegenüber, und nennt einen Uebertritt von dieser Confession eine Bekehrung zum wahren Glauben, in Ausdrücken welche identisch lauten mit der Anpreisung einer alleinseligmachenden Kirche. Dieß Wirken ist am offenbarsten in Frankreich, Spanien, überhaupt da wo der Katholicismus vorherrschend ist. Das nächste Wirken ist auf die Ungläubigen unter christlichen Seeten gerichtet; hier zeigt der religiöse Canal nach Deutschland, nach wohin übrigens, allen Berichten zufolge, das Wirken nur gering ist. Doch mehr hievon weiter unten. Eine große Rolle spielen die Colporteure, welche man sonach Protestantismus- oder im bessern Sinne Christenthumshausirer nennen könnte. Sie sind der alle Welt verbreitet. Zunächst wichtig sind die angelegten Tractätchenbibliotheken nach allen Weltgegenden; wo es fehlt, hilft der Londoner Centralverein augenblicklich nach. Dann tritt die Presse wirksam auf; der Bericht preist die Wirkungen der Presse als gierreich, in Ländern selbst, wo sie nichts weniger als einheimisch ist. Als von hohem Belang werden die Tractatchen-Leihanstalten (loan tract-societies) gepriesen, d. i. wobei den zu Bekehrenden die Bücher bloß geliehen, bei annahender Bekehrung dann geschenkt werden. Wo es sich um Katholikenbekehrung handelt, werden die wechselseitigen Bücher ausgetauscht. Um den Leuten die Bücher oder religiöse Handzettel in die Hände zu spielen, werden alle ersinnlichen Mittel anzewendet, z. B. im Interesse der Gesellschaft stehende Schneider schicken die Taschen der auszubessernden oder neu zu fertigenden Gewänder von Tractätchen vollgestopft in die Häuser der Kunden; außerdem stellen sich die Colporteure an alle Passagen, um ihre seelenheilrettende Waare abzusetzen, in bedeutenden Aus-, Ein-, Zu- und Durchgängen in den Städten und Dörfern, ja auf freiem Felde, besonders aber an den Schifflandungsplätzen; öffentliche Predigten werden gehalten, wo es nur immer geht. (In Deutschland würden solche Prediger ohne weiteres gewiß in Polizeiverwahrsam oder ins Narrenhaus geschickt werden; man denke sich eine Kirchweihe, eine Messe, einen öffentlichen Vergnügungsplatz in Deutschland gerade in rechter Stimmung des Genusses, und nun auf einmal einen Prediger aus dem Volke, der in salbungsreicher Rede zur Bekehrung mahnt!) — In England ist aber dieß Predigtertemporiren eine alltägliche, vorzüglich sonntägliche Sache. Besonders abgesehen haben es die Bekehrer auf die Deutschen in Nordamerika, da die Ernte im deutschen Deutschland so gering ist.

Die einlaufenden Berichte der einzelnen Arbeiter im Dienste der Bekehrung sind in der Regel in sehr mystischer Sprache abgefaßt, alles im religiösen, nicht alltäglichen Styl. Unter andeem wird alle Wirkung nie dem Bekehrer oder dem bekehrenden Buch, sondern der Gnade des Herrn zugeschrieben, der die Bekehrten würdigte, zu sich zu rufen, namentlich aus dem Bereiche der Popery oder des römischen Katholicismus; oft wird die Saldung dieser Sprache zum widerlichsten Proselytenmachereigesalbader, mit welchem dem toleranten Christenthum geradezu Hohn gesprochen wird. Neben dieser Verirrung vom gesunden Menschenverstande nimmt sich dann eine andere Richtung der Gesellschaft wieder erquicklich aus, wenn sie nämlich mit Humanität anbindet, die Menschen vom Laster, von der Faulheit und vor allem von der Trunkenheit abzubringen sucht. Daß aber das Wirken der Gesellschaft in dieser Hinsicht gegen das Wirken des Pater Mathews himmelweit absteht, geht aus den numerischen Verhältnissen der Beeichte hervor. Ueberhaupt muß sich das Wirken der Gesellschaft in den meisten Fallen mit Einzelnheiten begnügen; die geringe Wiekung wird dann beschönigt mit dem religiösen Gemeinplatz: es ist schon großer Gewinn, wenn auch nur Eine Seele zum Heile sich bekehret. Die einzeln aufgeführten Fälle gehören fast alle in den Bereich der Armuth, und sehr oft in den Kreis des hochbetagten Alters, mitunter auch des Kindesalters (Kinder sind häufig Bekehrer oder Bekehrte). Gar nicht selten sind es Falle, welche in den Bereich der Physiologie und Psychiatrik spielen; alten, schwächlichen Personen beider Geschlechter, Kranken, namentlich offenbar hysterischen jüngern Frauenspersonen wird wörtlich die Hölle so heiß gemacht, daß sie sich endlich bekehren, unter beschriebenen Erscheinungen, welche an nothwendig eintretendem Wahnsinn keinen Zweifel übeig lassen. In den meisten Staaten Deutschlands würden solche Bekehrungsschauspiele mit dem Zuchthause bestraft werden müssen! (Ich wünschte, daß ein großer Theil des Berichts von den deutschen Psychologen, d. i. ärztlichen, nicht philosophischen Psychologen — welche letztere häufig selbst allen gesunden Verstand krank faseln — vor das Forum genommen würde; die englischen Aerzte dürfen nicht reden, aus allbekannten Ursachen.

(Schluß folgt.)

Einwirkung der Julirevolution auf Martinique.

Von einem Hrn. Breen ist eine sehr interessante Monographie Sta. Lucia's, einer der kleinen Antillen, erschienen. Er spricht darin unter anderem auch von der Flucht schwarzer Sklaven aus Martinique nach Sta. Lucia, und gibt eine in mehrfacher Beziehung interessante Schilderung des Eindrucks, den die Julirevolution auf Martinique machte.

Digitized by Google

„Vor 1831 war Flucht von Sklaven in Martinique selten, im Anfange dieses Jahres aber brach ein Aufstand unter ihnen aus, in Folge dessen viele veranlaßt wurden eine Zuflucht in den benachbarten brittischen Colonien zu suchen. Ich befand mich damals zu St. Pierre und kann als Augenzeuge sprechen. Die Nachricht von der Julirevolution hatte unter der Colonialbevölkerung mannichfache Gefühle rege gemacht. Mitten unter den widerstrebenden Elementen erschien die „Gloire," beladen mit Heften von der Strasse in Paris und nach Martinique bestimmt. Als die Freunde Ludwig Philipps sahen, daß er fest auf dem Thron sitze, begannen sie die Werkzeuge, womit die große Revolution bewirkt worden, näher zu sichten. Einige, die in dem neuen Kampf abgenützt worden waren, wurden bei Seite geschoben, andere ließen sich bessern, während die größere Zahl, denen nur der Rost abgestreift war, Schärfe und Politur erhalten hatten. Unter diesen hatten mehrere den Vortheil zweischneidig zu seyn, und da sie zugleich die machtigsten und gefährlichsten waren, so wurde vorgeschlagen ihre Dienste damit zu belohnen, daß man die Straßen von Paris aufräumte, und die Wildnisse von Campeche mit ihnen bevölkerte. Dieß waren die unruhigen Geister, welche auf die Bevölkerung von St. Pierre losgelassen wurden, und man konnte aus ihrem Benehmen leicht erkennen, daß die Gährung der „ruhmvollen Tage" sich bei ihnen noch nicht ganz gelegt hatte. Es waren meist Handwerker, Decrotteurs und andere Mitglieder der niedersten Classe, die von angesehenen Einwohnern gemieden wurden, und welche deßhalb, um sich zu entschädigen, mit den Schwarzen sich in näheren Verkehr einließen. Die letzteren waren, wie man sich denken kann, erfreut darüber von Weißen auf gleichem Fuß behandelt zu werden, und mehrere Tage lang sah man nichts als Schaaren von Negern und Julihelden Arm in Arm durch die Straßen ziehen oder in den Bierschenken zechen. Die Ankömmlinge, aufgeregt durch das Trinken, sprachen offen von Barrieaden und Blut, deuteten ihr Erstaunen aus, daß unter der dreifarbigen Fahne noch die Sklaverei bestehen solle, und ermunterten die Schwarzen dem edlen Beispiele zu folgen, das ihnen die „Metropole" gegeben. Um das Ganze zu krönen, kam auch die Marseillaise bald an die Tagesordnung, und die Neger richteten sie sich nach ihren speciellen Lagen und Ansichten ein, indem sie „colons" statt „canons" sagten und sangen:

„en avant, marchons contre les *colons*."

Der Rath und die Aufmunterungen der neuen Freunde der Schwarzen standen mit ihren eigenen Ansichten zu sehr in Uebereinstimmung, und bald faßten sie den Plan die Plantagen in Brand zu stecken und die Weißen zu ermorden. Geheime Versammlungen wurden gehalten, Anführer bestimmt, Truppenabtheilungen organisirt, Waffen und Munition angeschafft, Eide und Versprechungen ausgewechselt, und der Tag der Ausführung festgesetzt. Der Ausbruch sollte am 24 Dec. 1830 statt finden, aber einige unvorhergesehene Umstände vereitelten dieß, und man setzte ihn endlich auf den 9 Februar fest. Mehrere Einzelheiten weckten jedoch den Verdacht der Weißen, und sie schickten eine Deputation an den Gouverneur Dupatet, und baten ihn um Schutz. Dieser spottete ihrer Befürchtungen, und um sie zu überzeugen, daß sie von den Schwarzen nichts zu befürchten hatten, willigte er ein sie nach St. Pierre zu begleiten, dessen Bevölkerung van 26,000 Seelen als der Herd der Empörung galt. Die Schwarzen, welche den Gouverneur Dupatet als den legitimen Repräsentanten der Revolution ansahen, und deßhalb glaubten, daß er ihren Absichten günstig seyn müsse, waren sehr niedergeschlagen, als sie fanden, daß er sich rüste Maaßregeln gegen sie zu ergreifen. Um den verderblichen Folgen der Entdeckung und Niederlage zuvorzukommen, ertheilten die Häupter der Verschwörung Befehle, für den Augenblick alle Bewegungen einzustellen. Diese Befehle kamen indeß für die Landdistricte zu spät, denn am 9 Febr. 7 Uhr Abends, als der Gouverneur eben bei St. Pierre landete, sah man elf Zuckerplantagen und drei Häuser in Brand stehen, und einen Kreis von Flammen und Rauch um die Stadt her bilden. In Einem Augenblick war die Stadt ein Schauplatz der ärgsten Verwirrung: die regelmäßigen Truppen, die Gendarmen, die Miliz zu Pferd und zu Fuß, die Matrosen auf den Kauffahrern, und die Einwohner, Weiße, Schwarze und Farbige, sah man in allen Richtungen durch die Straßen rennen. Die Neger waren auf mehrern Plantagen in Waffen, ein Theil von ihnen wurde getödtet, andere verwundet, der Rest leicht überwältigt, und vor 5 Uhr am andern Morgen war der in Thorheit aufgefaßte, im Dunkel faetgespannene und in der Geburt erstickte Aufstand wie weggewischt von der Erde. Am 10ten wurde das Kriegsgesetz auf der Insel verkündet, und in den nächsten Tagen über 500 Menschen bloß auf Verdacht hin verhaftet. Ein Gerichtshof wurde augenblicklich niedergesetzt, um die Gefangenen zu richten, die größte Anzahl alsbald wieder freigegeben, und nur 53 wirklich praeesfirt. Die Verhandlung dauerte vierzehn Tage und endete mit einem Todesurtheil gegen 22 der Rädelsführer."

Corsica.

In einer Sitzung der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften zu Paris erstattete Hr. Blanqui Bericht über seine Reise und seine Studien in Corsica; er suchte besonders die Frage zu lösen: wie kommt es, daß diese so fruchtbare, so gesund gelegene Insel, beinahe im Mittelpunkt des Mittelmeeres, ausgerüstet mit guten Hafenplätzen, in der Cultur fast keine Fortschritte macht? Hr. Blanqui wies zuerst auf die historischen Gründe. Von der frühesten Zeit an waren die Corsen unterjocht, und zwar von Völkern, welche die Insel als Domäne, die Corsen nicht als Selbstzweck betrachteten, bis auf die französische Zeit. Corsica sollte eine Million Einwohner haben und zählt nur 220,000; Corsica brachte keine Kunstwerke in der Architektur, Sculptur oder Dichtkunst hervor, während die gegenüberliegenden italienischen Gestade Musensitze waren; denn die Corsen waren stets unzufrieden mit ihren Bedrückern, unruhig, weil, gegeneinander aufgehetzt, diese rachsüchtigen, heftigen und stolzen Menschen ihren Hoß zu sättigen suchen; sie waren genugsam mit äußern und innern Fehden

und Streitigkeiten beschäftigt, und die Genueser wollten, daß die Corsen sich gegenseitig schwächten und aufrieben. Die Genueser verkauften ferner die Gerechtigkeit, daher gänzliche Unsicherheit des Besitzes und der Person; die zahlreichen Verbrecher waren aber auch sonst bei den mangelhaften Polizeieinrichtungen ziemlich sicher. Wundern muß man sich, daß auch nur noch die Tugenden, welche wir antreffen, bei den Corsen geblieben sind, wie die Häuslichkeit und Anhänglichkeit an die Familie; geehrt und gefürchtet ist der Vater und groß seine Patestas. Die Glieder einer Familie unterstützen sich, daher die Kämpfe, die bei der Wahl eines Vorstehers stattfinden, nicht politische, sondern Glanzkämpfe der Familienhäupter sind. Ferner zieren den Corsen Nüchternheit und große Gastfreundschaft.

Warum schreitet aber Corsika unter französischer Herrschaft nicht schneller vor? Weil die Insel noch an den alten Wunden theilweise leidet. Der Bandit war einst ein Verbannter, der politischer Gründe wegen fliehen mußte; der Bandit war ein Ehrenmann und genoß die Theilnahme des Volkes; jetzt, da die Banditen meistens Räuber und Verbrecher sind, zehren sie doch noch am alten Wohlwollen; die Banditen suchen bei dem Volke sich beliebt zu machen; so predigte einer, ein Mörder, gegen die Verderbtheit der Reichen und galt endlich als ein Heiliger; ein anderer wurde für einen Wunderthäter ausgeschrien, der Todte auferwecken könne. Noch immer dauert die gräßlichste Blutrache fort, und die Zeugen sagen aus, je nachdem sie Freunde oder Feinde des Angeklagten sind; die Mörder entkommen noch zu oft in die nahen Berge, auf die nahe See. Es sind zu wenig Städte auf der Insel, nur zwei, und diese unter sich verfeindet; Bastia ist der Handelsplatz, Ajaccio Sitz der meisten Behörden; sie unterstützen sich nicht in dem Bestreben, Corsica zu civilisiren. Die Dörfer liegen auf den höchsten Punkten der Berge, angeklebt wie Adlerhorste; zu ihnen führet keine ordentliche Straße. Eine einzige Chaussée gibt es auf Corsica, welche die beiden feindlichen Städte Bastia und Ajaccio verbindet; aber selbst diese konnte man nicht so ziehen, daß sie durch die Dörfer auf jenen Höhen gegangen wäre.

Will man Corsica schneller sittigen, so muß man die Wohnsitze der Landleute mit Güte oder Gewalt ändern und noch mehr gute Straßen anlegen, denn in den Bergdistrikten sieht es noch aus wie im Mittelalter. Ferner muß man die Frauen an den Fortschritten der Cultur Theil nehmen lassen, denn dermalen gibt es auf der ganzen Insel nur eine einzige Erziehungsanstalt für Mädchen. Gegen die berüchtigten bewaffneten Landstreicher muß die Regierung noch schärfere Maaßregeln ergreifen; es hält dieß zwar sehr schwer, und Napoleon sagte, um da zum Ziele zu gelangen, brauche man 30 Millionen und 30,000 Mann. Die Streitigkeiten der Hirten müssen von der Obrigkeit entschieden werden, sie nicht mehr unter sich selbst blutig auskämpfen lassen; durch Handel und Industrie muß man die mittelalterliche Isolirung der einzelnen Gemeinden zu beseitigen trachten; in den Schulen, auf der Kanzel, in den Gerichtshöfen muß man dem verwilderten Volke Achtung vor der Person anderer einflößen, denn noch immer sind die Verbrechen gegen die Persönlichkeit anderer (Kindermord ausgenommen) größer und zahlreicher als in jedem andern Lande, während Diebstähle in höchst kleiner Zahl vorkommen. Hoffen wir auf das kommende Geschlecht, denn die Kinder sind geistreich, lebhaft und besuchen die Schulen gern.

Die Insel wird von Bergreihen durchschnitten, deren höchste Gipfel mit Eis bedeckt sind; der Monte Rotondo ist über 8000 Fuß hoch; aber auch fruchtbare Thäler sieht man mit schönem Getreidebau und zahlreichen Schafheerden; treffliche Reben und Olivenbäume gedeihen auf den saumigen Hügeln. In der klippenreichen Bucca di Bonifacio ist die ergiebigste Korallenfischerei. Die dichten Wälder liefern schönes Bauholz und der Handel mit diesem stets gesuchten Artikel ist sehr beträchtlich. Noch im 17ten Jahrhundert waren auch die in Corsica fabrizirten Seidenwaaren sehr geschätzt.

Die jonischen Inseln.

Zante,

das sogenannte Paradies der Levante, welches etwa dritthalb Meilen südlich von Cephalonien liegt und zwölf im Umfang hat, soll die gesündeste, anmuthigste und geselligste unter den jonischen Inseln seyn. Ihre Produkte sind ungefähr dieselben wie auf den andern Inseln, und obgleich nicht den dritten Theil so groß wie Cephalonien, so bringt sie doch eben so viel Korinthen wie diese heraus, und dabei ganz vorzügliche Muscatweine in großer Quantität, so daß die Zantioten einige Tausend Fäßchen ausführen. Die Stadt Zante ist viel größer als selbst Corfu, und hat beinahe das Doppelte der Einwohner, die ganze Insel zählt deren 40,000, die außer der Stadt in etwa dreißig Dörfern leben. Sie ist auch die betriebsamste und gewerbreichste dieser Inseln, und hat sogar mehrere nicht unberühmte Fabriken und Manufacturen, namentlich in seidenen und baumwollenen Zeugen, Teppichen, goldenen Ketten, Bijouterien, Leder u. s. w. Die Stadt liegt amphitheatralisch und sehr malerisch auf einem Hügel, und über derselben die sie beherrschende Festung, die eine halbe Stunde im Umfang hat, auf einem Berg, sie ist aber ebenfalls in einem schlechten und zerfallenen Zustand, in welchen sie großentheils durch die Erdbeben versetzt wurde. — Zante ist das alte Hyria des Plinius, auch diese Insel gestaltete sich zu einer Republik um nach des Odysseus Regierung, sie hatte so ziemlich einerlei Schicksale mit Corcyra und später mit Cephalonien.

Cerigo,

welches ganz getrennt von den übrigen jonischen Inseln, unterhalb Morea und nur acht Meilen von Candia entfernt liegt, ist die nächst Paxo die unbedeutendste derselben, hat etwa 6000 Einwohner, von denen die große Mehrzahl Fischer sind und die in etwa dreißig Dörfern wohnen; eine Stadt hat diese Insel nicht, aber ein altes verfallenes Gemäuer, das Fortezza betitelt wird, aber durchaus unhaltbar ist; noch zwei andere kleinere Forts sind in nicht viel besserem Zustand. Der Hauptort der Insel ist der Flecken Capsali, woselbst ein griechischer Bischof residirte, und bei welchem auch die erwähnte Fortezza liegt. Im Alterthum war dieses felsige Eiland, das durch seinen Cultus der Venus sehr berüchtigte, auch durch die Entführung Helena's bekannte Cythera, und hatte zwei beträchtliche Städte, Cythera und Scandea. Ruinen von dem der Aphrodite geweihten Tempel sind noch vorhanden. Die vielen Porphyrbrüche, die auf der Insel waren, gaben ihr den Beinamen Porphyrussa. Sie war abwechselnd unter athenienſischer und lacedämonischer Herrschaft, und kam später mit dem übrigen Griechenland unter die Botmäßigkeit der Römer, dann an das orientalische Reich und nach dessen Untergang an die Venetianer, zu ihr gehört auch das kleine Inselchen Cerigotto, frühre als ein gefährliches Seeräubernest berüchtigt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 296.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

22 October 1844.

Forschungen über die russischen Städte.

2. Einfluß der europäischen Civilisation. a) Griechisch-römische Städte.

Die Griechen schlossen bald das gesammte Bassin des schwarzen Meeres in den Kreis ihrer Thätigkeit ein; anfangs durch die Enge und die Unruhen ihres Vaterlandes genöthigt, dann durch ihren unermüdlichen Unternehmungsgeist fortgetrieben, verbreiteten sie allenthalben hin ihren Stamm und ihren Namen, ihre Herrschaft und ihre Civilisation. An den Ufern des schwarzen und asowischen Meeres zusammengenommen zählte man gegen 300 Colonien, die nur allein von Milet ausgezogen waren. Auf denjenigen Theil des Uferstriches, der in die Gränzen des jetzigen Rußlands fällt, auf dem Bogen von den Mündungen der Donau bis zu der des Rion, kannte schon Herodot viele Niederlassungen der Griechen, namentlich der Milesier, in deren einer er selbst sich einige Zeit aufhielt. Dieß war die berühmte Stadt der Borysteniten oder einfach Borysthen, in der Folge, vielleicht auch schon damals, Olbia oder Oldiopol genannt, deren Spuren unter dem Namen der „hundert Gräber" (Sta mogil) am rechten Ufer des südlichen Bug zwischen Nikolajew und Otschakoff in der Nähe des Dorfes Poruin liegen.*) Eine andere, nach dem Namen zu schließen, gleichfalls griechische Ansiedlung war Karkinitis, in der Folge Karkina und Kerkina, die am Ufer zwischen Kinburn und Perekop gelegen haben müssen, nicht weit von dem jetzigen Aleschki.**) Am asowischen Meere erwähnt Herodot einen Handelsort Krymna, gleichfalls griechischen Ursprungs, welcher in der Umgegend des jetzigen Mariupol oder bei Berdiansk seine Stätte gehabt haben muß.*) Sodann ist bei ihm dunkel von Griechen die Rede, welche an der Mündung der Tyras (Dniestr) und an der des Hypanis (wahrscheinlich des jetzigen Tiligul) wohnten, wo auch in der Folge Anfänge von Handelsorten und Städten sich zeigten. Herodot hatte indeß nicht die Absicht alle damaligen griechischen Ansiedlungspunkte am nördlichen Ufer des schwarzen Meeres aufzuzählen. Daß damals ihrer noch wenige waren, beweisen die auf ihn folgenden Erdbeschreiber; indeß war die schöpferische Periode der griechischen Colonisation zu den Zeiten Herodots in ihrer vollen Blüthe. Wenn nicht vor, doch unmittelbar nach ihm, zeigt sich der ungastliche Pontus umgürtet von einem für immer hier angesiedelten Griechenland. Wo man nur immer Anker werfen, wo man gegen Wind und Wellen sich schützen konnte, bei jeder Meeresbucht, an jeder Flußmündung, an jedem Vorgebirge erklang ein griechischer Name, wehte griechischer Geist und stand eine griechische Ansiedlung. Im Laufe der Zeit erreichten viele von diesen Ansiedlungen eine hohe Stufe von Reichthum und Wohlstand. Einige derselben bildeten Mittelpunkte mächtiger Staaten, deren Herrschaft sich über die einheimischen Barbaren ausdehnte, und denen sie allmählich statt ihrer wilden Freiheit etwas Civilisation mittheilten. Mit ihren Untergebenen und im allgemeinen mit den Städten des eigentlichen Griechenlands standen sie auf gleichem freundschaftlichem Fuße, dienten ihnen als Niederlagsorte und Märkte, und verschafften ihnen Absatz ihrer Kunsterzeugnisse. Dieß dauerte fort während des ganzen selbständigen Bestandes von Griechenland. Als für dieses die letzte Stunde schlug, als das Joch des weltbeherrschenden Roms auf ihm lastete, war das nördliche Ufer des schwarzen Meeres der letzte Zufluchtsort, wohin die letzten Reste der nationalen Unabhängigkeit und Selbständigkeit des alten Hellas sich retteten. Aber das Schicksal hatte sein Urtheil gesprochen. Die römischen Adler umfaßten bald mit ihren siegreichen

*) Bei Herodot schon ist die Stadt der Borysthenites eine Stadt im eigentlichen Sinne, nämlich umgeben mit Mauern, Thürmen und Thoren. Spätere Sagen führen den Ursprung der Stadt in die medischen Zeiten hinauf. Ihr Bestand unter dem Namen Borysthen und Olbia dauerte sehr tief in die griechisch-römische Periode hinein.

**) Von ihr stammt der Name des Karkinitischen Meerbusens, den Strabo VII. 4. anführt.

*) Krymna verschwand später, und an seiner Stelle erschienen zwischen Perekop und der Donaumündung Aken, Gigris und Kaein, gleichfalls von Griechen bewohnt.

Digitized by Google

Flügeln auch das ganze Bassin des schwarzen Meeres. Die Periode, welche mit der römischen Herrschaft für das Nordufer des schwarzen Meeres anbrach, war verderblich, denn sie hemmte ihre weitere Entwicklung. Aber sie leistete wichtige Dienste der Geographie des Landes, welche damals erst die Resultate der mehrhundertjährigen Bewegung der belebenden griechischen Civilisation ans Licht brachte.

Fassen wir alle Nachrichten zusammen, welche uns von den classischen Schriftstellern der ersten Jahrhunderte der griechisch-römischen Periode überliefert wurden, so finden wir, daß die Ansiedlungen der Griechen in den jetzigen Gränzen des russischen Reichs sich in drei Hauptgruppen theilen lassen. Die erste ist das nordwestliche Uferland von den Mündungen der Donau bis zu der Landenge von Perekop; die zweite umfaßt die Halbinsel der Krim, zu der dritten gehöret das nordöstliche Uferland mit Einschluß des asowischen Meeres, von der Mündung des Rion bis wieder zur Landenge von Perekop.

Fußend auf die Andeutungen Herodots kann man mit ziemlicher Zuverlässigkeit annehmen, daß die Strecke zwischen der Donau und der Krim oder das heutige neurussische Uferland von den Griechen wo nicht zuerst entdeckt, doch zuerst colonisirt wurde. Die Hauptmittelpunkte der Colonisation waren natürlich die Mündungen der bedeutendsten Flüsse, des Dniestr (Tyeas) und Dniepr (Borysthens). Am Dniepr thronte, wie wir schon gesehen, das berühmte Olbia, der Dniestr rühmte sich der im Alterthum nicht minder bekannten Stadt Tyras oder Ophiusa (Schlangenstadt), ohne Zweifel der Vorlaufer des jetzigen Akkerman. Gleichfalls am Dniestr, nahe am Meere, lag das Städtchen Hermonaktis und das Schloß Neoptolemos, augenscheinlich griechischen Ursprungs und wahrscheinlich zu Tyras *) gehörig. Weiter oben am Dniestr, wie es scheint am Ausang des Liman, lag eine besondere Stadt, Nikonion oder Nikonia, die zugleich mit Tyras auf den Schauplatz tritt. Vom Dniestr nach der Donau, im heutigen Bessarabien, trifft man zu verschiedener Zeit die Ortschaften Cyclion, Kremnisk oder Kremniski und Carpis, letzteres nach Ptolemäus nicht weit von der nördlichsten Mündung der Donau, vielleicht wo das heutige Kilia steht; alle diese haben keine bemerkbaren Spuren hinterlassen. Vom Dniestr nach dem Dniepr finden sich der istrische Hafen (in der Umgegend der heutigen Colonie Lustdorf), der istrianische Hafen, wo jetzt Odessa steht; das Städtchen Ordessus oder Odessus, nahe dem heutigen Dorfe Kodiewki, endlich der Tempel der Demeter, wahrscheinlich auf der Stelle des heutigen Otschakoff. Den Dniepr beherrschte, wie es scheint, Olbia ausschließlich, wenigstens werden hier keine andern Städte und Ortschaften griechischen Ursprungs erwähnt.**) Gegen Osten am Dniepr längs der Kinburn'schen Landenge und weiter gegen Perekop hin fand sich außer dem Karkina Herodots keine andere Ansiedlung. Bemerkenswerth ist, daß dieser ganze Uferstrich niemals zu einem Ganzen sich verschmolz. Städte und Ortschaften waren darüber hin verstreut und ohne Verbindung mit einander. Deßhalb gingen sie wahrscheinlich auch früher und spurloser als die andern zu Grunde. Die Geschichte weiß von ihrem Ende so wenig, als von ihrem Ursprung und ihrem Bestande.

(Fortsetzung folgt.)

*) Nach Ammianus Marcellinus, der sich ohne Zweifel auf alte Ueberlieferungen stützte, gehörte Tyeas ursprünglich den Phönizieen.

**) Spätere Geographen unterschieden am Dniepr zwei besondere Städte, so Mela Olbia und Borysthen, Ptolemäus Olbia und Miltopol. Aber die beiden ersten Namen bezeichnen bei allen Schriftstellern eine und dieselbe Localität, einerlei Stadt. Der bei Ptolemäus allein sich findende Name Miltopol ist vielleicht aus Miletopol verdorben, wie Olbia seines Ursprungs wegen hieß.

Skizzen aus London.

Die Gesellschaft zur Verbreitung religiöser Tractätchen.

(Schluß.)

Nimmt man nun die Wirkungen der Gesellschaft nach den Ländern im Besondern vor, insofern dieselben aus den Berichten an die Centralgesellschaft eingesehen werden können, so ergibt sich im allgemeinen Folgendes: 1) China. Viel Fortschritt; Tractätchen und Bibeln viel Absatz, vorzüglich ist es das Wunderbare und die Versprechung des ewigen Heils, welche das Christenthum empfehlen. Zu gleicher Zeit gibt man den Eingedrungen Winke über ihre eigenen Zustande, von Engländern geschrieben und trefflich übersetzt zu lesen; die Lesesucht der Chinesen wird dann vortrefflich zum Hauptzweck der Gesellschaft benutzt. Die Zuschüsse von London aus sind bedeutend nach diesen Gegenden. Java wird als Stapelplatz nach China benützt und zwar sehr gedeihlich. Ein Hr. Bruckner verbreitet die Tractätchen in Java selbst, wo sie gern gelesen werden. In Siam hat das Volk die neuen, geschenkten Bücher lieber, als den Inhalt; dieß ermuthigte aber die Hausirer. Die Karenen und Birmanen lassen sich gern taufen; man schult Großeltern, Eltern und Kinder in Einer Schule. Die Karenen haben treffliches Gedachtniß, mehrere Schüler lernten 420 geistliche Lieder in vier Monaten auswendig, ohne in ihren andern Studien beeinträchtigt zu werden. Trefflich geht es in Oberassam. Die Haupttendenz ist auf Indien gerichtet. Man klagt von hier aus über zu geringe Sendungen von London; man will nun um Tausend Procente mehr schicken, um die indischen christlich-religiösen Bedürfnisse zu befriedigen. Die englische Regierung schließt in Indien von allen Schulen religiöse Bücher aus; darüber wird nun heftige Klage geführt, man müsse so viel als möglich den Geschulten Tractätchen zukommen lassen. „Die Jugend," hieß es, „welche auf diese Weise Kenntnisse ohne Religion erlangt, lernt ihre eigenen absurden Fabeln verachten, erhält aber nichts Besseres dafür, so daß Indien bald mit kaltem und herzlosem Unglauben überzogen seyn wird." Das Motiv der Regierung ist übrigens jedem Vernünftigen klar. — Die Tractätchensendung von London nach Calcutta ist übrigens sehr stark; sie betrug vergangenes Jahr 312,888 Exemplare, dabei nicht gerechnet, was inländische Pressen leisten. In Benares geht es trefflich zu; zu Patna wurden auf einer Messe, bei ungeheurem Zulaufe von fast 100,000 Neugierigen,

Digitized by Google

unter Anpreisen und Predigen, eine Menge Tractätchen abgesetzt; die Prediger hatten sich heiser und athemlos gepredigt, aber das Volk wollte ihnen kaum eine halbe Stunde Ruhe gestatten; so ging es ein Paar Tage fort. In Australien gehen die Geschäfte schlecht; „the way of salvation" ist schlecht betreten; zugleich wirken in vielen Districten die Katholiken mit günstigerem Erfolg, z. B. in Neuseeland. In Afrika scheinen sich günstige Aussichten zu gestalten, z. B. an der Küste von Guinea. Im Süden fangen die Kaffern an, am Christenthum Geschmack zu finden; „sie haben Charakter, Kraft und Verstand, allein niedergedrückt und finster!" — man muß für diese Leute extra höchst einfache Sachen verfassen. — Auf Mauritius hat man gegen katholische Bestrebungen zu kämpfen; im spanischen Amerika geht der Gesellschaft ein Hoffnungsstern auf. Hauptcolporteur ist Capitän Gardiner mit viel Erfolg; in Westindien scheint es gut zu stehen, an einigen Stationen sind jährlich 10 bis 20,000 Exemplare abgesetzt worden. — Ein Hauptzug geht nach Nordamerika, und hier ist ein besonderes Augenmerk auf die Deutschen gerichtet (bekanntlich sind die meisten Auswanderer aus dem Mutterlande mehr oder weniger ursprünglich schon dem Sectenwesen geneigt.) Es besteht übrigens hier, wo Sinn und Unsinn gleich freier Spielraum gestattet ist, eine eigene Tractätchengesellschaft; dieselbe hat im letzten Jahre 4,155,478 Exemplare in verschiedenen Sprachen drucken lassen; in achtzehn Jahren = 68,418,138! Einnahmen in einem Jahr = 96,240 Dollars oder 231,000 Gulden. Das Colporteursystem ist hier im höchsten Grad ausgebildet; über 20,000 Familien haben gratis Tractätchen erhalten. An 10,000 Dollars sind für bezahlte Werke aus dem Westen eingegangen. Der Londoner Verein steht in enger Verbindung mit dem amerikanischen Verein. Im drittischen Nordamerika werden die Tractätchen als Trostmittel im Elend angesehen; vorzügliche Unterstützung erhält der Sonntagsschulverein. In Nova Scotia erregen die Bücher Enthusiasmus. In Grönland wirken deutsche Missionäre, welchen die Tractätchen sehr willkommen sind. In Europa gehen die Operationen vorerst nach Frankreich, abgleich gehindert von „fürstlichen Personen und Gewalten, den Regierern der Finsterniß der Welt und von geistlicher Niederträchtigkeit in hoher Stellung" (eigene Worte des Berichtes). Alle Dinge und Personen, männlich und weiblich, die der Gesellschaft zu Gebot stehen, werden in Bewegung gesetzt zum Bekehrungsgeschäft. In Boulogne und Bordeaux sind Commanditen errichtet worden. Paris hat eine besondere Gesellschaft, die in einem Jahre 700,000 Exemplare druckte und 600,000 absetzte; 25,000 Fr. sind eingenommen, aber 32,000 Fr. ausgegeben worden. Das Leben Christi ist ein Hauptbuch; die Katholiken haben ebenfalls eines gedruckt, und statt gentiles, huguenots gesetzt, so daß es hieß: „der Menschensohn soll verrathen werden und sie werden ihn zum Tode verdammen und werden ihn übergeben den Hugenotten, ihn zu verspotten, zu geißeln und zu kreuzigen." Sechzig ergebene Agenten, Admiral Verhuel an der Spitze, sind thätig, das Licht, welches „in Finsterniß scheint," zu verbreiten.

Eine eigene Praxis wird sehr gerühmt. Man verbreitet bei Leichenbegängnissen Tractätchen; wird ein Protestant begraben, so laufen viele Katholiken mit der Neuheit wegen. Da nimmt nun der Pastor Gelegenheit, das „wahre Evangelium zu predigen." Bei einem Falle dieser Art war „die Wirkung so groß, daß durch die Gnade Gottes der Priester des Dorfes mit mehreren seiner Pfarrkinder den Irrthümern Roms entsagte und alle wahre Nachfolger Christi wurden" (des Berichtes eigene Worte). Im Toulouser Bericht hieß es: „Wenn wir auf die ungeheuren Anstrengungen sehen, welche die Papisterei macht, um die Wahrheit in Christo auszulöschen, so können wir Gott nicht genug danken für die Bildung unserer Gesellschaft. Die Presse ist offenbar die mächtigste Maschine in Frankreich, um die mit erneuter Kraft errichteten Bollwerke umzustoßen." Der Londoner Verein unterstützt die französischen Vereine kräftig. In Bezug auf die Schweiz wird über Lauheit geklagt; in Belgien hält es mit Bekehren schwer, in Spanien geht es noch schlechter; „das Land ist immer noch geschlossen gegen alle Anstrengungen, religiöse Wahrheit zu verbreiten." So in Portugal; in Italien geht es besser mit „Verbreitung der reinen Wahrheit." In Ungarn glückliche Ernte; es sind hier in einem Jahr, neben directen Sendungen aus Württemberg, 107,000 Exemplare gedruckt worden. Hr. Dr. Barth ist Hauptagent, so auch für Kärnthen. Für Niedersachsen wird von Hamburg aus thätig gewirkt; für Würtemberg ist Dr. Barth thätig; von Bayern hieß es: „hier ist die Barth'sche Kirchengeschichte von der Regierung verboten und in Regensburg von katholischen Priestern verbrannt worden." Gar oft wird über deutsche Ungläubigkeit geklagt, und man hofft auf die Zeit, „wo dieser Unglaube auf die Kniee sinken werde." In Rußland soll die Gesellschaft sehr gut wirken, so in Schweden und Norwegen.

Der Katalog der Tractätchen begreift ein Heer von Sprachen und die sonderbarsten Titel. Bunyans pilgrims progress ist das wirksamste Buch. Die Sprache ist in allen rein, einfach und edel, natürlich nicht ohne anfangs erwähnte Salbung. Zweiundzwanzig Tractätchen sind deutsch. Unter den Biographien Kieplings Leben von Schubert. In Bezug auf Preis geht es von 18, 10, 15 Shill. bis auf einen halben Pfenning (anderthalb kr.). Das Papier in der Regel gut, oft prachtvoll; der Druck immer vorzüglich; die Einbände solid, nach englischer Art. Die Bücher sind eingetheilt für junge, alte; männliche, weibliche; reiche, arme; gebildete, ungebildete; gesunde, kranke Leser, d. i. für Leser aller möglichen Arten.

Texas und der Golf von Mexico.

Ausflug ins Innere des Landes.

Zu meinem Leidwesen hörte ich von Hrn. de C..., daß die französischen Emigranten, welche während meines früheren Besuchs zu Galveston angekommen waren, nicht, wie wir geglaubt hatten, von ihrer Regierung, sondern von einem speculirenden Landsmann hergesendet

waeden, und daß ſie aus manchen unerwarteten Urſachen viel gelitten hätten; es fehlte an den nöthigen Einrichtungen zu ihrem Unterhalt auf der Reiſe. Ich geſtehe, ich bedauere es ſehr, daß nicht einige Tauſende aus unſerer hungernden Bevölkerung nach dieſem Lande gebracht werden können. Die Coloniſation von Neuſüdwales und Neuſeeland iſt ohne Zweifel vortheilhaft für England, es iſt aber die Frage, ob ein gleich gutes Loos die armen Coloniſten dort erwartet. Texas hat als Auswanderungsland große Vortheile; ſein Klima iſt, die Niederungen ausgenommen, vortrefflich, und der Anſiedler hat weder die ſchaefe Winterkälte, noch die glühende Sommerhitze der nördlichen Staaten Amerika's und Canada's zu fürchten. In letztern Ländern hat der Anſiedler auch das Land erſt von den Urwäldern zu ſäubern, ehe er hoffen kann, das Land vortheilhaft bebauen zu können; dieſe Arbeit iſt ihm aber in Texas erſpart, wo die fruchtbaren Prairien wenig Mühe von Seite des Ackerbauers fordern. Verglichen mit Neuſüdwales und Neuſeeland hat Texas weder den armen Boden und die Düren des erſtern, noch die theuern, dichtbewaldeten Ländereien des zweiten, und endlich iſt nach Texas nur eine Reiſe von vier, höchſtens ſechs Wochen erforderlich. Ich glaube, daß die Berichte von der Fruchtbarkeit des Bodens in Texas nicht übertrieben ſind; ſein Klima in der Rollprairie 70 bis 80 engliſche Meilen von der See iſt ausnehmend geſund, auch vergleichungsweiſe frei von Moskitos und Schlangen. Die Niederungen aber zwiſchen den Rollprairien und der See ſind, nach allem, was wir erfahren konnten, für Europäer kaum bewohnbar. Wir ſahen einige Deutſche, die ſich vor fünf Jahren im Niederland an den Ufern des Brazos niedergelaſſen hatten, aber ſie litten wiederholt von Fiebern, waren zwar jetzt einigermaßen akklimatiſirt, ſahen aber entſetzlich elend aus. Ein anderes, kaum minder fruchtbares Uebel, als die Fieber, ſind die Moskitos, welche ſo giftig und läſtig ſind, daß man es kaum aushalten kann. Wir waren nur den Winter hindurch in Texas, und hatten ſomit glücklicherweiſe keine Gelegenheit, den Umfang der Plage an unſern eigenen Perſonen zu ermeſſen. Es iſt kein Zweifel, daß dieß Niederland, deſſen Boden indeß von unvergleichlicher Güte iſt, nur von Leuten aus den ſüdlichen Staaten, aus Louiſiana, Miſſiſippi u. ſ. w., bewohnt werden kann. Dieſe ſind an noch ungeſündere Lagen wie Texas gewöhnt, und jene Länder haben noch überdieß nicht den fortdauernden friſchen Seewind, der über Texas hinbläſt.

Ich will nun ſuchen einen Bericht über die Landeserzeugniſſe zu geben, welche mit weniger Arbeit, als vielleicht in irgend einem andern Theil der Welt, gewonnen werden. Der Grund hievon liegt in dem Umſtand, daß die Prairie, man möchte ſagen zur Hälfte ſchon von der Natur angebaut iſt; ſie iſt im allgemeinen völlig eben, und weder Bäume noch Stauden hemmen den Gang des Pflugs oder den Spaten des Landbauers. Der Boden iſt ſehr tief, und wenn man denſelben umwendet, ſtößt man auf keinen Stein, nicht einmal auf einen Kieſel. Im Niederland werden Baumwolle, Zucker und Tabak die großen Stapelerzeugniſſe ſeyn, und ſie kommen in ihrer Qualität den beſten in andern Landſtrichen gleich. In der Rollprairie gedeihen Baumwolle, Indigo, Reis, Weizen, Gerſte und Hafer, ſo wie alle gewöhnlichen Gemüſe der gemäßigten Zone in wunderbarer Ueppigkeit. Weizen wird aber wohl in den bergigen und weniger üppigen Diſtrikten weiter gegen Norden zu größerer Vollkommenheit gelangen. Hier werden auch Aepfel- und Birnbäume ohne Zweifel ſehr gut gedihen, aber das Klima des ſüdlichen Theils von Texas iſt zu warm, um dieſe Früchte in beſſerer Qualität zu erzeugen. Sehr ſchöner Indigo wächst wild in mehreren Theilen des Landes, Trauben, Pfirſich und Pflaumen ſcheinen einheimiſch und man findet ſie wild in den Wäldern. Die Prairien bieten zugleich allenthalben die ſchönſte Weide, und ſind für die Viehzucht unübertrefflich. So üppig iſt das Wachsthum von Kräutern aller Art, daß das Vieh, welches das ganze Jahr hindurch im offenen Lande weidet, gewöhnlich in vortrefflichem Zuſtande iſt; alles was das Vieh bedarf, iſt die Anſtellung von einem oder zwei Mexicanern als Hirten, zu welchem Geſchäft ſie ſich vortrefflich eignen, und das ſie auch mit Treue ausführen ſollen. Während wir in Texas waren, betrug der Preis eines Ochſen 5 Dollars, der von Pferden und Maulthieren 30 bis 50, und während wir zu Houſton waren, wurde ein Hundert Schweine zu ½ Penny das Pfund verkauft. Die Milde des Klima's und der Umſtand, daß man weder Hitze noch Kälte in gemäßigem Grade zu befahren hat, iſt dem Wachsthum des Viehes ausnehmend günſtig. Einer der erfahrenſten und verſtändigſten Männer im Lande iſt der Anſicht, daß in Texas die Schafzucht am beſten ſich rentiren würde, nicht nur wegen des wachſenden Begehrs von Wolle in den Vereinigten Staaten, ſondern auch zur Befriedigung der Bedürfniſſe der Anſiedler.

Nachdem ich ſo manche der lockenden Ausſichten geſchildert, welche das Land der europäiſchen Einwanderung darbietet, muß ich auch der Nachtheile einer Anſiedlung in Texas erwähnen. Das erſte und auffallendſte iſt die Schwierigkeit, Land mit gutem Rechtstitel zu kaufen; es iſt die Anſicht einiger der beſten Rechtsgelehrten in Texas, daß die Rechtsanſprüche auf drei Viertheile der bebauten Ländereien in Texas ſehr zweifelhafter Art ſeyen, nicht gerade ganz unſicher, doch einem Proceſſe ausgeſetzt, und an Rabuliſten, die ſolche Proceſſe unternehmen, um die Beute zu theilen, fehlt es hier keineswegs. Jetzt iſt Land in vielen Theilen des Landes reichlich vorhanden, wenn die Bevölkerung aber anwächst, wird ſich ſehr bald ein Mangel herausſtellen. Hat ſich der Anſiedler in einer geſunden, guten Lage angekauft und alle ſeine Anordnungen zum Landbau getroffen, ſo wird er im Verkehr mit ſeinen Nachbarn, namentlich wenn dieß Yankees, einen hohen Grad von Schlauheit entwickeln müſſen, wenn nicht ſein Vermögen nach und nach ſchwinden und ſich in die Taſchen ſeiner ſchlauen Nachbarn verlieren ſoll. Manche haben, durch den niedrigen Preis des Bodens verführt, fern von allen andern Wohnungen ſich eine Stelle meiſt nahe an Flüſſen ausgeſucht. Entgeht hier der Anſiedler dem Fieber und der Gicht, ſo wird er bald die gänzliche Vereinzelung und alle mit einem ſolchen Aufenthalt in der Wildniß verbundenen Mühſeligkeiten und Entbehrungen nicht ertragen können, abgeſehen von der Gefahr, die ihm von Seite ſtreifender Indianerbanden droht. Wer ſich allzu nahe an Flüſſen ſtatt auf dem anſteigenden Boden, meiſt etwa eine Viertel- bis eine halbe Stunde vom Ufer, anſiedelt, wird ſeine Unvorſichtigkeit bald mit Krankheit und Armuth büßen, wie gar viele Beiſpiele zeigen.

(Fortſetzung folgt.)

Katholiſche Miſſion in Guatimala. Der Nouvelliste de la Flandre (und nach ihm der Indépendant vom 12 Oct.) meldet, daß der Pater Walle im Einverſtändniß mit der Propaganda in Rom ein Miſſionshaus in der Hauptſtadt Guatimala gründen will. Man iſt mit der Regierung von Guatimala deßhalb einverſtanden. Unter den bis jetzt bezeichneten Mitgliedern werden zwei Italiener, ein Deutſcher und drei Spanier, die übrigen Belgier ſeyn.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 297.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

23 October 1844.

Das Torfmoor von Allen in Irland.

(Nach Johnsons: Tour in Ireland.)

Wir schifften uns auf dem Canal ein, der durch das berühmte Torfmoor (bog) von Allen führt, das größte in Irland. Es dehnt sich von Edenderry, 20 Meilen von Dublin, bis an den Shannon aus, und selbst über diesen prächtigen Strom hinaus, und war früher weit größer, — etwa 3 Mill. Acres, jetzt nur noch 300,000 — nimmt aber durch das Fortschreiten des Anbaues immer mehr ab. Es ist ein großes flaches Tafelland, 270 Fuß über dem Meere, und somit leicht zu entwässern; wahrscheinlich werden auch, ehe ein halbes Jahrhundert vergeht, prächtige Kornfelder den größten Theil desselben einnehmen. Selbst jetzt reist man selten einige Stunden weit, ohne wohlangelegte Bauernhöfe sich über die schwarze Ebene erheben zu sehen. Auf der Linie des Canals sind zwei Oasen, welche, wie die portugiesischen Städte, sich in der Ferne recht gut ausnehmen, aber beim Eintritt die Erwartung gewaltig täuschen. Es sind Philippstown und Tullamore. Hier hält das Boot einige Minuten an, und der Reisende hat Gelegenheit seine Beine auszustrecken, und die Nacktheit oder vielmehr den Schmutz des Landes sich zu betrachten.

Die alten Troglodyten wohnten in Höhlen, hatten besondere Gesetze und Einrichtungen, selbst Könige, aber die irischen Troglodyten sind nur mit Maulwürfen, Ratten, Kaninchen und andern Durchgradern der Muttererde zu vergleichen. Sie graben nur ein Loch in den Boden, meist in den Torf, bedecken ihn mit Rasen und Strauchwerk, und lassen an einem Ende eine Oeffnung zum Eingang, an der andern eine kleine zum Ausgang für den Rauch. Diese elenden Wohnungen sieht man in allen südlichen und westlichen Theilen Irlands, namentlich auf den Torfmooren. Indeß sind merkwürdigerweise die Bewohner dieser letztern Gegenden sprichwörtlich gesund, da die antiseptischen Eigenschaften des Torfs Fieber und andere in den schmutzigen Hütten der Armuth so gewöhnliche Krankheiten verhindern. Einen Grad über der Troglodytenhöhle im Torfmoor ist die Lehm- oder Steinhütte über dem Boden. Da die meisten derselben keine Kamine hatten, und der Rauch durch den gewöhnlichen Eingang hinauszog, so trat ich in eine solche Hütte, um zu sehen, was für Augen die hier wohnenden Leute hätten, daß sie dem stechenden Torfrauch Trotz bieten konnten. Zu meinem Erstaunen sah ich die Familie um das Feuer sitzen und Kartoffeln und Salz in einer klaren Atmosphäre verzehren. Die Erklärung war nicht schwer; der dünne Rauch haftete an der Decke, kroch langsam längs derselben fort, bis zum obern Theil der Thüre, während unter ihm ein Strom frischer Luft in die Hütte drang, so daß das Gleichgewicht hergestellt und ein Baldachin von warmem Rauch über den Köpfen der Bewohner erhalten wurde. Der Hauptnachtheil ist, daß so lang das Feuer brennt, die Thüre offen bleiben muß; dagegen dringt nicht durch den Kamin der Regen an den Feuerplatz.

Vor einiger Zeit fand man zu Scardorough in einem Tumulus, und zwar in einem Eichenstamm eingesargt, ein schwarzes Skelett in voller Rüstung, zum Beweis, daß es ein alter Britte war, und wenigstens 2000 Jahre in seinem Sarkophage gelegen hatte. Er maaß über sechs Fuß, mochte fünfzig Jahre alt gewesen seyn, und hatte noch eine vollständige Zahnreihe im Munde. Da sein Sarg ein Eichbaum gewesen, und der Boden, auf dem er ruhte, mit Eisen geschwängert war, so bildete sich eine Art Dinte, welche, als Haut und Fleisch aufgelöst und verschwunden waren, die Knochen schwarz wie Ebenholz machte. Wäre der alte Krieger in einem irischen Torf begraben gewesen, so hätten die der Fäulniß entgegenwirkenden Eigenschaften seines Grabes wahrscheinlich Haut und Kleider vor dem Zerfallen bewahrt. Vor wenig Jahren wurde ein alter Irländer in einem Torfmoor gefunden, so gut erhalten, daß seine Kleider und selbst die Säume am Rock sehr deutlich waren; es fand sich, daß diese nicht mit Faden, sondern mit Thiersehnen genäht waren. Die Alterthumsforscher behaupteten, der Irländer müsse wenigstens hundert Jahre im Torfmoore gelegen haben, denn seine Kleidung wurde im dreizehnten Jahrhundert durch einen königlichen Befehl verboten. Die Ueberreste dieses Menschen sind in einem der Museen von Dublin noch zu sehen, und

ein Theil der Kleider ist noch immer vergleichsweise gut erhalten.

Die antiseptischen Eigenschaften der irischen Moore sind schon lange bekannt; die mächtigen Bäume, welche man in denselben 12 bis 20 Fuß unter dem Boden wohlerhalten findet, sind davon unwiderlegliche Beweise, doch fehlen auch andere Bestätigungen nicht. Vor vielen Jahren wurde eine Frau vermißt, und man hörte 30 Jahre lang nichts von ihr, als auf einmal ihr Körper in einem Torfmoore gefunden wurde, und zwar mit so wenig geänderten Zügen, daß ihre Freunde sie ohne Mühe erkannten. Bemerkenswerth ist, daß unter denen, die mitten in den Torfmooren hausen, Fieber kaum jemals beobachtet wurden.

Die Skelette von Thieren, namentlich von dem irischen Reh und Elennthiere, sind sehr merkwürdig. Eines derselben ist so groß wie ein mäßiger Elephant, und seine Hörner messen ungefähr 12 Fuß. Wie diese Thiere durch die dichten Wälder der Insel kommen konnten, ist erstaunlich.

Unter den zahlreichen angebauten Flecken, welche über diesen ungeheuren Moorstrich verbreitet sind, kamen wir auch an einer kleinen schottischen Colonie vorüber, welche den deutlichsten Beweis führte, was Fleiß und Sparsamkeit in diesen Einöden bewirken können. Alles war reinlich und bequem, wie in einem großen Pachthof mitten in England. Aber ich fürchte es wird lange dauern, bis sich die Irländer an die stetige Arbeit der ausdauernden klugen Schotten gewöhnen. Das traurige, hoffnungslose Schicksal des irischen Bauern scheint alle Springfedern des Ehrgeizes zu untergraben, und sie ihre Lumpen und Hunger so ruhig hinnehmen zu lassen, als wären sie mohammedanische Fatalisten.

Forschungen über die russischen Städte.

2. Einfluß der europäischen Civilisation. a) Griechisch-römische Städte.

(Fortsetzung.)

Wir wollen jetzt auf die östliche Abtheilung, das an den Kaukasus stoßende Uferland hinübergehen. Dahin war die erste Reise der Griechen auf dem ungastlichen Meere, die unter dem mythischen Namen des Argonautenzugs bekannt ist, gerichtet. Darum drang auch aller Wahrscheinlichkeit nach die Colonisation bald hieher. Der erste Ansiedlungspunkt war die Mündung des Phasis (Rion), an welcher die Stadt Phasis, die Vorläuferin der jetzigen Veste Poti, gegründet wurde. Eine andere Colonie, nördlich von Phasis, wurde wahrscheinlich später angelegt, entwickelte sich aber schneller, nämlich Dioskuria, später Sebastopol genannt, jetzt gänzlich verschwunden.*) Zwischen Phasis und Dioskuria werden von Ptolemäus die Städtchen Geapolis und Neapolis erwähnt, aber auch von ihnen ist keine Spur übrig geblieben.*) Dagegen hat Pythius, der nördliche Nachbar von Dioskuria, spätere aber prächtige Trümmer zurückgelassen, das jetzige Bitschwind oder Pizund, welches eine prächtige, vom Kaiser Justinian erbaute Kirche hat. Weiter gegen Norden erwähnt Ptolemäus die Städte Ampsalis und Tdasos, die Ortschaften Kukunda und Enandia, welche jetzt schwer zu bestimmen sind. Dagegen ist der Handelsort Bata oder Patus, wo jetzt Gelendschik liegt, sehr wohl bekannt; ferner der sogenannte sindische Hafen an der südlichen Mündung des Kuban, folglich in der Umgegend des jetzigen Anapa. Es geht hieraus hervor, daß das Ostufer des schwarzen Meeres, mit Ausnahme des Rion, stets so schwer zugänglich und der Ansiedlung so unfreundlich war wie jetzt. Aber mit dem Delta des Kuban beginnt eine andere Ordnung der Dinge. Hier, wo Asien und Europa zusammenstoßen, zeigt sich eine auffallende Vermehrung der Colonien, eine besondere Entwicklung der Industrie, des Wohlstandes, der Macht und Aufklärung der Griechen. An der Spitze der Colonien erscheint das berühmte Phanagoria, eine der Hauptstädte des alten griechischen bosporischen Reichs, die jetzt mit dem alten Namen neben der aus ihren Trümmern erstandenen Veste Taman sich wieder erhoben hat.**) Um dasselbe häuften sich Ortschaften und Städtchen: Stratoklia, Hermonassa, Apaturon, Kipy, Korokondama, Patreus, Achilleon, Kimmerion oder Zerberion.***) Einige von diesen liegen am asow'schen Meer, in welches der Kuban mit seiner nördlichen Mündung sich ergießt. Hier sind die Colonien wiederum unterbrochen, und auf dem ganzen weiten Umkreis des asow'schen Meeres findet sich nur eine Oase, welche fortdauernd griechische Bevölkerung erhalten hat, nämlich an der Mündung des Don das reiche und mächtige Tanais in der Gegend des jetzigen Asow. Gegen das Ende der reingriechischen Periode waren alle diese Städte, Städtchen und Oertchen durch ein politisches Band, durch die mächtige Hand des pontischen Mithridat unter einander verbunden. Dieß trug wahrscheinlich zu ihrer Erhaltung und Blüthe bei, trotz der Nachbarschaft der wilden Völker, welche schon damals die drohenden Schluchten des Kaukasus füllten.

Später erst eröffnete sich Tauris der von den Griechen verbreiteten Civilisation, dafür drang sie tiefer ein, und brachte

*) Dioskuria, nach Arrian eine milesische Colonie, war schon dem Skylax bekannt; später unter den Byzantinern war der Ort unter dem Namen Sebastopol Sitz des Metropoliten von Abasgien, d. h. Abchasien, lag also wohl schwerlich, wie Mannert behauptet, an der Stelle des heutigen Suchum-Kale.

*) Einigen Nachweisungen zufolge liegen sie da, wo jetzt Redutkale und Anaklia sich finden.

**) Als Bischofssitz bestand Phanagoria unter seinem Namen bis in die Mitte des sechsten Jahrhunderts. In der Folge erscheint an seiner Stelle Tamatarcha, der Sitz des Metropoliten von Zichien, aus welchem Namen sich wahrscheinlich das in den russischen Chroniken vorkommende Tmutarakan und später Taman gebildet hat.

***) Auf der Insel, welche durch das Delta des Kuban gebildet wird, finden sich eine Menge Trümmer alter Ansiedlungen und Befestigungen, welchen man leider aus Mangel an genauen Nachforschungen keinen alten Namen mehr geben kann. Außer den hier aufgezählten nennt man noch um Phanagoria der zwei Orte mit sichtlich griechischen Namen Gorgippia und Skopelos (vielleicht das heutige Temrük.)

Digitized by Google

üppigere, glänzendere Früchte. Beneidenswerth ist das Loos dieser kleinen Ausläufer, welche in Form von Halbinseln sich ins Meer erstrecken! Herodot verglich Tauricn seiner physischen Gestaltung nach mit Attika und Japygien, den damals gebildetsten und aufgeklärtesten Theilen Italiens und Griechenlands; hatte er in die Zukunft sehen können, wie hatte er gestaunt über die Richtigkeit seiner Vergleichung in allen Beziehungen. Nicht bloß geographisch, sondern auch historisch war Taurien in seiner Art für den Osten Europa's dasselbe, was Griechenland und Italien für den Westen. Hier ging für den europäischen Osten die erste Morgenröthe der Civilisation auf, und aus der Dunkelheit poetischer Mythen erglanzte der helle Morgen des Lebens. Daß die Colonisation der Griechen hier später als an andern Theilen des Nordufers des schwarzen Meeres begann, ist daraus ersichtlich, daß Herodot noch nicht erwähnt, ob hier Griechen wohnten, und auch andere Andeutungen weisen darauf hin, daß zu den Zeiten des Vaters der Geschichte hier zu Colonien noch kein Grund gelegt war. Die Ansiedlungen drangen von beiden Enden des Südufers ein, von dem östlichen, wie es scheint, früher. Hier gründeten auch während des großen persischen Kriegs die Milesier einige Zufluchtsorte, aus denen später die bosporische Provinz erwuchs. Hier erstanden zwei Mittelpunkte und zwei Hauptstädte, auf der einen Seite Phanagoria, auf der andern Panticapäum, wo jetzt Kertsch ist. Die europäische Hauptstadt siegte über die asiatische; in ihr schlugen die Archeanaktiden ihren Sitz auf, als sie in ihren Händen die Obergewalt über das ganze Gebiet vereinigten und den Königstitel annahmen; in Folge dessen erhielt das ganze Gebiet den Namen Bosporus.

Auf der andern entgegengesetzten Seite der Halbinsel, da wo jetzt Sebastopol steht, gründeten, man weiß nicht genau wann, wahrscheinlich aber gleich nach Beendigung des persischen Kriegs, die Auswanderer des pontischen Heraclea, unter Mitwirkung der Einwohner von Delos, bloß zu Handelszwecken einen andern Mittelpunkt der Colonisation, aus dem sich bald die reiche und mächtige Stadt, das herakleische Chersones, bildete, wovon später nur der Name Chersonesus blieb. Dieß war eine Stadt im vollen Sinne des griechischen Worts — eine Stadt, die sich selbst durch sogenannte Protoi oder Protewonen regierte. Diese beiden Mittelpunkte der Colonisation, obwohl durch die ganze Länge des südlichen Gebirgskammes der Krim getrennt, traten auf der Landseite mit einander in Verkehr, und suchten beide ihre ausschließliche Herrschaft auf derselben auszubreiten. Aber diese Nebenbuhlerschaft erschöpfte nur ihre Kräfte, so daß sie endlich gegen die beiden Theilen gleichmäßig feindlichen Barbaren sich nicht vertheidigen konnten. Die Folge davon war, daß das bosporische Reich und die Republik Chersones sich freiwillig unter die Hand des mächtigen Mithridates Eupator begaben. Dieser schützte sie gegen die Skythen, aber sich selbst nicht gegen die Römer. Letztere benützten den Fall ihres Feindes und eigneten sich die Herrschaft über das ganze griechische Taurien zu, ließen aber die Formen der alten Ordnung der Dinge bestehen. Im Reiche Bosporus schleppte sich abermals eine Reihe von Königen hin, und Chersonesus hieß eine freie Stadt. So bestanden sie einige Jahrhunderte lang. Am Ende des dritten Jahrhunderts n. Chr. hatte Bosporus das Unglück, unter die Herrschaft der Barbaren zu fallen, aber im vierten Jahrhundert befreite Chersones dasselbe und brachte es unter die Herrschaft der Kaiser von Byzanz zurück, welche es von dieser Zeit an durch ihre Beamte verwalten ließen. Aber der furchtbare, zügellose Barbarenstrom riß endlich doch die alte Provinz Bosporus unwiederbringlich von Byzanz ab. So verödete sie, versank in Dunkelheit und verschwand von dem Schauplatz der Geschichte. Chersones dagegen blühte noch lange, aber auch seine Stunde schlug, und als Rußland sich der Krim bemächtigte, fand es nur Trümmer; aber diese Trümmer waren noch so frisch und wohlerhalten, daß sie reichlich das Material zu einer neuen Stadt lieferten. *)

(Fortsetzung folgt.)

Der Negerjargon auf Sta. Lucia.

Breen gibt in seinem von uns bereits erwähnten Werke: St. Lucia, historical, statistical and descriptive, auch einige Nachricht über die Art, wie die Neger das dort übliche Französisch sprechen, ohne jedoch, da er gar zu verachtungsvoll auf diese Mundart herabblickt, Proben des Dialekts zu geben. Er sagt darüber bloß: „die Negersprache ist ein aus dem Französischen gebildeter Jargon, und besteht aus Worten oder vielmehr Tönen, die den Sprachorganen der schwarzen Bevölkerung nachgebildet sind. Als Patois ist es noch unverständlicher, als das der Neger in Englisch-Westindien. Sein unterscheidender Charakter ist die Unterdrückung des „r" in fast allen Worten, und die Hinzusetzung von „hi" und „ha," um die Beugungsfälle auszudrücken. Es ist mit Einem Wort die französische Sprache, travestirt für die Bequemlichkeit von Kindern und zahnlosen alten Weibern." Das Merkwürdige ist aber, daß dieß Patois auch in die vornehme Gesellschaft eingedrungen ist, und zum Theil selbst in den höchsten Cirkeln die französische Sprache verdrängt hat. Es ist nur noch ein Schritt, so wird dieß Patois zur Schriftsprache, und jedenfalls bilden sich in Westindien französische, spanische, englische, holländische und dänische Negersprachen aus, die für Europäer gänzlich unverständlich werden müssen.

*) Die gänzliche Losreißung der Provinz Bosporus von dem byzantinischen Reich durch die Chasaren geschah im sechsten Jahrhundert. Uebrigens wurde die Stadt Bosporus oder Panticapäum nicht zerstört; bis zum 15ten Jahrhundert war darin noch ein Bischofsitz, dessen Inhaber häufig an den Kirchenversammlungen in Konstantinopel Theil nahmen. Chersones behielt bis ins 9te Jahrhundert das Recht sich selbst zu regieren unter der Oberhoheit der byzantinischen Kaiser, aber Kaiser Theophilus stellte sie den übrigen Städten des Reiches gleich, nur hatte sie den ersten Rang unter allen griechischen Ansiedlungen nicht bloß in Taurien, sondern auch in Zichien. Nach griechischen Nachrichten war sie noch in der Mitte des 14ten Jahrhunderts völlig erhalten (Niceph. Greg. XVIII. 2.), russische Chroniken aber berichten, daß gegen Ende desselben (1363) Olgerd, Großfürst von Lithauen, sie zerstörte.

Digitized by Google

Texas und der Golf von Mexico.

Ausflug ins Innere des Landes.

(Fortsetzung.)

Wenige Wochen hatten einen großen Unterschied in dem Anblick des Landes bewirkt: die Prairie zog bereits allmählich ihren Sommermantel von Blumen an und unermeßliche Heerden von Zugvögeln verdunkelten die Luft; wildes Geflügel und alle Arten von Landwild waren in weit größerer Menge vorhanden, als während unseres ersten Aufenthalts. Hr. Haußmann belustigte sich mit Schnepfenschießen, und tödtete einmal auch einen im Lande sehr seltenen Vogel, der Sandbergheber genannt, einer Trappe sehr ähnlich im Aussehen und Geschmack, aber viel größer. Der Sandbergheber erscheint nur nach mehretägigen heftigen Nordwinden (northers). Diese Winde sind dem Golf von Mexico eigenthümlich, und treten gewöhnlich nach einigen Tagen feuchten heißen Wetters ein, etwa alle vierzehn Tage. Man erkennt ihre Annäherung durch das Aufsteigen einer dunkeln Bank am Horizont, welche allmählich den Himmel überdeckt. Der Sturm bricht dann mit eigenthümlicher Schnelle und furchtbarer Gewalt los und dauert gewöhnlich 48 Stunden, hierauf wendet sich der Wind herum gegen Osten und Süden und der Sturm nimmt ab. Während der „Norther" anhält, ist die Kälte heftig und der Wind so durchdringend, daß es fast unmöglich ist sich warm zu halten. Das Wetter ist dabei gewöhnlich klar, und nur sehr selten ist der Wind von Regen begleitet. Der furchtbare Orkan, der im verflossenen September herrschte, läßt beinahe glauben, daß eines schönen Tages die blühende Stadt Galveston in die See geschwemmt werden wird. Damals war die Gewalt von Wind und Wellen so heftig, daß manche Häuser kopfüber gestürzt und einige mehrere hundert Schritte weit fortgespült wurden. Der größte Theil der Insel stand geraume Zeit unter Wasser, und man mußte in Kähnen von einem Haus zum andern fahren. Indeß ist ein solcher Sturm seit Menschengedenken unerhört, und ein Beweis gegen die mögliche Ueberschwemmung der Stadt mit Wasser liegt darin, daß sich der Sand, aus dem die Insel besteht, fortwährend anhäuft, wie überhaupt das Land am mexicanischen Golf immer fortrückt. Wir sahen eine vortreffliche 60 oder 70 Jahre alte spanische Karte, die in allen wichtigen Punkten eine merkwürdige Genauigkeit zeigte, aber die Insel Galveston ist viel kleiner dargestellt, als sie jetzt ist, und die Pelikan-Insel, — eine große Sandbank in der Mitte der Bay, — findet sich auch gar nicht. Auch läßt sich aus dem Verhältniß ihres Wachsthums schließen, daß sie vor fünfzig Jahren noch gar nicht bestand. Dieß könnte vermuthen lassen, daß sich der Hafen allmählich auffüllt, aber viele glauben, daß in eben dem Maaße, als sein Umfang abnimmt, das wechselseitig von dem Trinity-Fluß gebildete Fahrwasser tiefer werden wird. Die Barre am Eingang soll genau dieselbe bleiben, obwohl die Tiefe des Wassers je nach den Winden bedeutend wechselt.

Eines der Hauptübel, das aus dem bisherigen unruhigen Zustand des Landes hervorgeht, scheint zu seyn, daß die Leute, statt ihren häuslichen und Ackerbaugeschäften nachzugehen, sich mit der Abfassung einer Menge von Gesetzen und Congreßacten abgeben. Diese sind ich weiß nicht zu wie vielen Bänden angewachsen, und viele derselben sind so widersprechend und lassen so viele Erklärungen zu, daß man glaubt, es werde den texanischen Avocaten nie an Geschäften fehlen. Ein großer Theil dieser Congreßacten bezieht sich auf den Landbesitz; da ich die Schwierigkeit, zu einem sichern Rechtstitel in Texas zu gelangen, oben schon erwähnt, so will ich hier eine kurze Beschreibung der verschiedenen Rechtsansprüche geben.

Die ersten Besitztitel sind die, welche von der mexicanischen Regierung ausgingen, viele von diesen sind unbedingt, unbestreitbar, und gewiß die besten, die man findet; andere jedoch aus derselben Quelle sieht man für ganz ungültig an, indem gewisse Bedingungen an die Bewilligung geknüpft wurden, welche der Inhaber nie erfüllte; dieß hat indeß viele nicht abgehalten Ansprüche darauf zu erheben. Die zweite Classe von Besitztiteln sind die, welche von der Regierung der Republik Texas herstammen; sie sind mannichfacher Art, und scheinen so unvorsichtig verwilligt worden zu seyn und zugleich so viele Gelegenheit zu Betrug dargeboten, daß man gegenwärtig unmöglich sagen kann, ob eine derselben gut oder schlecht ist. Diese Besitztitel zerfallen in vier Classen: solche, die allen bewilligt wurden, welche vor der Unabhängigkeitserklärung ins Land kamen; solche, die denen verwilligt wurden, welche zur Zeit der Unabhängigkeitserklärung anwesend waren oder an dem Feldzuge von 1836 Antheil nahmen; Besitztitel derjenigen Colonisten, welche in verschiedenen Perioden seit der Unabhängigkeitserklärung ins Land kamen und Bürger wurden, und endlich solche, welche durch die Ausstellung von Regierungsscheinen (scrip) geschaffen wurden.

Von diesen vier Classen sind die ersten die besten, weil sie die ältesten sind. Hinsichtlich der zweiten Classe braucht man bloß zu bemerken, daß in sehr kurzer Zeit 15,000 Personen die Legua Land, welche durch Congreßacte jedem, der Antheil an dem Unabhängigkeitskampfe genommen hatte, zugesprochen wurde, in Anspruch nahmen und Besitz davon ergriffen. Es ist aber wohl bekannt, daß in der erwähnten Zeit gewiß keine 15,000 streitbare Männer im ganzen Lande waren, und daß Tausende von Abenteurern, sobald die Acte erlassen war, aus den Vereinigten Staaten ins Land strömten, sich unter solchen Vorwänden Besitztitel verschafften und dann alsbald zurückkehrten. Dieß ließ sich in jenem Augenblick der Verwirrung leicht bewerkstelligen und der Betrug war schwer zu entdecken; die Regierung setzte später eine Commission nieder, um die Gültigkeit dieser Besitztitel zu untersuchen, und die Zahl wurde bald von 15,000 auf 5000 vermindert; indeß werden auch die für ungültig erklärten Besitztitel noch fortwährend in den Vereinigten Staaten verkauft. Die dritte und vierte Classe von Besitztiteln gelten im allgemeinen für gut, hauptsächlich aber nur, wenn der ursprüngliche Besitzer der erste war, der sich auf diesem Grundstück niederließ, denn die Register werden in den sogenannten Land-offices, die sich in jedem Distrikt befinden, sehr nachlässig gehalten, so daß, wenn der Besitzer schon mehreremale gewechselt hat, durchaus auf keine rechtliche Sicherheit zu bauen ist.

(Fortsetzung folgt.)

Der Themsetunnel als Speculation. Was man gefürchtet hatte, ist gekommen; der merkwürdige Bau des Themsetunnels, zu welchem auch der Staat bedeutende Summen beigesteuert, ist als Speculation gänzlich mißglückt. Vor einigen Tagen wurden 100 Actien à 50 Pfd. St. das Stück, also im Ganzen zu 5000 Pfd. St. Nominalwerth, zu dem Spottpreis von 6 Sch. per Actie, also im Ganzen um 30 Pfd. St. losgeschlagen. Da eine Menge Capitalisten anwesend waren, so liefert dieser Verkauf den besten Beweis, welche geringe Rente der merkwürdige Bau einträgt. (Engl. Bl.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 298.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

24 October 1844.

Der Sklavenhandel auf der Ostküste von Afrika.

Die früher gewöhnlichen Plätze des Sklavenhandels in der Bay von Biafra und weiter nordwärts sind allmählich durch die englischen Kreuzer etwas gar zu unsicher geworden, und man möchte fast glauben, daß diejenigen, welche dort noch den Sklavenhandel treiben, mit denen, die ihn im Süden und auf der Ostküste fortführen, im Einverständniß stehen, und die Kreuzerschiffe gewissermaßen necken; wenigstens ist es keinem Zweifel unterworfen, daß man auf der Ostküste Sklaven zu einem Preis erhält, wie man sie auf der Westküste nicht erhalten kann. Die in mehrfacher Beziehung interessante Schrift: Narrative of the Voyages and Services of the Nemesis. By W. D. Bernard, gibt bei Gelegenheit des Aufenthalts in der Delagoa-Bay nachstehenden Bericht.

„Von der Delagoa-Bay haben wir weiter nichts mehr zu berichten, obgleich in Bezug auf den Sklavenhandel viele interessante Thatsachen hatten ans Licht gezogen werden können, wenn die Nemesis länger geblieben wäre. Es scheint unzweifelhaft, daß der Handel früher mit größerer Grausamkeit geführt wurde als jetzt, aber man weiß immer noch genug davon, um die Eingebornen selbst als die schlimmsten Beförderer desselben zu betrachten. Die Schwierigkeit sich Sklaven zu verschaffen, scheint die Leidenschaften der wilden Häuptlinge nur einen Augenblick niedergehalten, nicht unterdrückt zu haben, und wenn sie keine Feinde zu Gefangenen machen und keine Verbrecher zu verurtheilen haben, ziehen sie auf Raub aus, um ihre eigenen Leute gefangen zu nehmen und sie in die Sklaverei zu verkaufen. Capitän Owen bemerkt, daß unter einem frühern portugiesischen Befehlshaber die Häuptlinge bereder wurden, ihre daemlosen Unterthanen für anderthalb Dollares zu verkaufen, und diese erhielten sie nicht in Geld, sondern in Waaren von unbedeutendem Werthe. Mehrere Ladungen wurden auf diese Weise für den brasilianischen Markt gewonnen. Es ist nicht zu verwundern, daß bei einem solchen Preis die glückliche Landung einer einzigen Ladung unter dreien noch immer einen ungeheuren Gewinn abwirft.

„Der günstigste Sklavenmarkt an der Ostküste Afrika's ist gegenwärtig am Fluß Quillimane, etwas über 500 Meilen nördlich von Delagoa-Bai, etwa in der Mitte zwischen letzter Niederlassung und Mozambique. Hier werden die Sklaven für grobes Tuch, Schießpulver, Glasperlen, Messerschmiedwaaren u. dgl. eingehandelt, und die Ankunft eines mit solchen Waaren beladenen Schiffes wird bei den Stämmen im Innern das Signal zu einem allgemeinen Kriege, worin der Schwächere das Opfer des Stärkeren wird. Vor einigen Jahren noch wurden nicht weniger als 5000 Sklaven von diesem Markt allein nach Rio Janeiro ausgeführt. Wie viel davon freilich den Ort ihrer Bestimmung erreichten, läßt sich nicht angeben. Es ist in der That erstaunlich, daß ein so ungesunder Platz wie Quillimane fortwährend eine so große Anzahl Menschen zur Ausfuhr liefern kann. Der Boden und die Luft sind nicht minder pestartig, wie der Handel selbst, denn die Wirkungen dieses letztern werden in weitem Umkreis gefühlt, und tief im Innern gehen die Sklavenjagden ihren Gang."

Forschungen über die russischen Städte.

2. Einfluß der europäischen Civilisation. a) Griechisch-römische Städte.

(Fortsetzung.)

In den rein griechischen Zeiten waren Bosporus und Theodosius beide ihrer Abkunft treu, und concentrirten ausschließlich in ihren Mauern städtisches Leben und Wesen. Nur in Bosporus konnte wegen der Entwicklung der monarchischen Gewalt dieß nicht lange so bleiben. Die Könige von Bosporus hatten zwei Hauptstädte, Panticopäum und Phanagoria, aber auch noch andere Städte konnten sich diesen fast gleichstellen, so jenseits der Meerenge Tanais, diesseits innerhalb Taurien, Theodosia, welches jetzt wieder unter demselben Namen erstanden ist. Ueberhaupt war die ganze Strecke der krim'schen Halbinsel von Theodosia bis zur Meerenge, welche für sich selbst wieder eine besondere Halbinsel bildet, die man unter dem Namen der Halbinsel von Kertsch kennt, mit einer Menge

kleiner Städte und Ortschaften bedeckt, die sich als eine Art Nebenstädte um Panticapäum schaarten, ja die Ortschaften Hermision, Porthmion, Parthenion, Mirmikion, Nympäa, Dia, Akry, Zephyrikon, Kitean oder Kitea, endlich das Städtchen Kimmerikon. *) Chersones aber duldete neben sich keine stadtisch gebildete Nachbarschaft, und es vereinigte alle seine Bürgerschaft innerhalb der Mauern, mit denen es seine Halbinsel einschloß. Die einzige Stadt, oder vielmehr Nebenstadt, in dieser Provinz war Eupatoria, das erst in der Folge durch die Anordnungen der Mithridate entstand, welche das ganze griechische Taurien zu Einem politischen Ganzen verbanden; di ß ist das jetzige Inkerman, welches bei den Byzantinern auch Doros und Theodoro heißt. **) Was das gebirgige Süduser der Krim betrifft, so erwähnt auf der ganzen Strecke von Chersones bis Theodosia der sehr genaue Strabo, welcher im Anfange der griechisch-römischen Periode lebte, keine colonisirten Punkte. Von späterhin erscheinenden Orten können nur Athinea, oder richtiger der athinische Hafen (in der Nähe des jetzigen Sudak) und Lampas oder Lampady (ohne Zweifel das jetzige Groß- und Klein-Lambat) auf einen Ursprung in der rein griechischen Zeit Anspruch machen. Uebrigens spricht Strabo schon von den festen Orten, welche zur Zeit Mithridats von dem sich zurückziehenden skythisch-taurischen König Skyluros errichtet wurden, unter denen Neapolis kürzlich in der Nähe des jetzigen Sympheropol, Palakion und Chabon ***) aber in der Nähe der jetzigen Orte Balaklawa und Kaffa-Theodosia, also am südlichen Ufer, nachgewiesen wurden. Die übrigen von Ptolemäus in Menge aufgeführten Orte, sowohl am südlichen Ufer als jenseits des Gebirgs im Innern der Halbinsel, scheinen mit Ausnahme Herakleans, das er an den sogenannten faulen See versetzt, keineswegs griechischen, nicht einmal griechisch-römischen Ursprungs, obwohl sie gewiß unter mehr oder minder unmittelbarem Einfluß des bosporischen und folglich auch des römischen Reiches standen.

Wir haben bereits bemerkt, daß die römische Politik die innere Organisation der griechischen Städte größtentheils verschonte. Dieß geschah namentlich in Bezug auf die entfernteren Länder wie das Nordufer des kaspischen Meeres. So behielt, wie schon erwähnt, Bosporus seine Könige, und Chersones seine Protowonen. Ueberhaupt gehörte fast alles, was jetzt Rußland am schwarzen Meere besitzt, nie in die Liste der römischen Provinzen. Aber dennoch schritt die Entwicklung des städtischen Lebens nicht weiter, und die Colonisation im griechischen Geiste hörte auf. Seit dem Beginne des Reichs erscheint nicht eine einzige neue Schiffer- oder Handelsansiedlung. Dagegen beginnt zum Theil aus alten, zum Theil aus neuen Elementen eine neue Art Städte, die bestimmt waren, eine Gränzschutzlinie des Reichs zu bilden. Diese wurde in Betreff des nördlichen Ufers des schwarzen Meeres ein Gegenstand besonderer Sorgfalt der Imperatoren nach ihrer Uebersiedlung an den Bosporus. Von dieser Zeit an begannen sich die sogenannten Phrurien, Castea, Castella und Vigilä (φρούρια) zu mehren, deren Namen man jetzt noch namentlich in den Districtsbenennungen der Krim hört. Gleichergestalt waren die von Justinian am Südufer der Krim erbauten Aluston und Gorzuwitai, die noch jetzt in dem Namen Aluschta und Gursupda sich erhalten haben; dazu gehört ferner das im Innern der Krimgebirge später entstandene gothische Schloß (χαστρον Γοτθικος) jetzt Mangup, und am Ostufer des schwarzen Meeres die von Justinian erneuerte Veste Petra, deren Trümmer neben dem Städtchen Udschenar liegen, Kodopol, dessen Ueberreste noch jetzt den georgischen Namen War Ziche — was auch Rosenstadt bedeutet — führen, und Onoguris, von den Lasen erbaut, jetzt Oni. Aehnlicher Art war das schon im zweiten Jahrhundert vorhandene Schloß Alektor an der Mündung des Dniepr, wahrscheinlich wo das jetzige Kinburn ist.

Diese Ordnung der Dinge dauerte fort während des ganzen Bestandes des osteömischen Reiches, welches trotz dem, daß es Rom unwiederbringlich verloren hatte, sich doch bis zum letzten Athemzuge noch hartnäckig das römische nannte. Man muß jedoch in dieser langen Reihe augenscheinlich sehr einförmiger Jahrhunderte zwei ungleiche Perioden unterscheiden. In Bezug auf unsern Zweck, der sich ausschließlich auf die Städte beschränkt, theilen wir mit der Regierung des Kaisers Justinian ab, um so mehr, als in den gleichzeitigen Denkwürdigkeiten Prokops sich eine genaue Aufzählung aller damals gemachten Rüstungen, wozu auch die Städte gezählt werden, sich findet. Die Aufzählung der Justinianeischen Städte halten wir für das Sterbeinventar jener Lebensperiode, welche man in besonderem Sinne die griechisch-römische nennt.

Der unterscheidende Charakterzug der byzantinischen Periode, ist, daß von dieser Zeit an in allen Bewegungen des öffentlichen und politischen Lebens, und darum auch an dem Schicksal der Städte ein neues Element, das Christenthum, Antheil nahm. An der Städtebildung hatte dieß lebendige Element der Geschichte der neuen Zeit vorzugsweise in der Westhälfte des Reichs Antheil, und unterstützte den deutschen Geist, der eine entschiedene Umwandlung der städtischen Einrichtungen zu Stande brachte; so wurden die Bischöfe Stadtoberhäupter, was im byzantinischen Theile des Reichs niemals der Fall war. Dennoch muß man sagen, daß die Bischofssitze, welche nach altem Brauch nur in Städten errichtet wurden, auch

*) Die Namen dieser Ortschaften und Städtchen lassen sich leicht an die Trümmer und Ueberreste heften, von denen die Umgebungen von Kertsch längs der Meerenge noch immer voll sind. Kimmerikon war am weitesten von Kertsch entfernt, und stand am äußersten Südostende der Halbinsel von Kertsch unterhalb des Berges Opuk. Von da nach Theodosia wird am Meeresufer das Städtchen Kafek erwähnt, aber nur von Ptolemäus, war also später, halbbarbarischen Ursprungs.

**) Das gegenwärtige Eupatoria ist die ehemalige Tatarenstadt Gesiew, an dessen Stelle im Alterthum keine Ansiedlung sich fand.

***) Strabo versetzt Palakion und Chabon ins Innere der Halbinsel, aber Plinius gedenkt eines Orts Placia am Meeresufer in der Umgegend des jetzigen Balaklawa. Chabon soll nach der Ansicht der Geographen noch jetzt in der Veste Otuz erhalten seyn, zwischen Theodosia und Sudak.

Digitized by Google

hier in engem Verbande mit dem Wohlstand und der Macht derselben standen. In den Ländern, welche durch den Einbruch der Barbaren von dem Reiche abgerissen wurden, verloren die Städte alles; sie wurden elender und volkarmer als die Dörfer; wo aber ein Bischofssitz sich erhielt, da verödete die Stadt nicht völlig, sie versank nicht in Staub, wurde nicht vom Angesicht der Erde vertilgt, es blieben Spuren der Civilisation, Funken des Lichts, die unter dem wohlthätigen Einfluß des Christenthums bald mit minderem, bald mit hellerem Glanze leuchteten. Hinsichtlich der Nordufer des schwarzen Meeres besitzen wir leider keine genügende Angaben, um seine hierarchische Organisation mit Genauigkeit anzugeben; wir wissen nur, daß dieß Land, welches in der griechisch-römischen Periode keine Provinzialeinrichtung erhalten hatte, und den unaufhörlichen Einfällen der Barbaren zur Beute blieb, auch in seiner hierarchischen Einrichtung während der ganzen byzantinischen Periode fortwährend schwankte. Derjenige Theil, welcher das jetzige neurussische Uferland umfaßt, fiel ganz aus dem Reichsverband, und die hierarchische Einrichtung der thracischen Diöcese, welche das westliche Ufer des schwarzen Meeres umfaßt, endete an der Donau, auf deren Nordseite die skythische Eparchie mit dem einzigen Bischofssitz in Tomi begann. *) Die nordöstliche Abtheilung, d. h. das Land am Kaukasus, gehörte zur pontischen Diöcese. Hier war Neocaesarea früher die Metropole; aber um das eilfte Jahrhundert theilte es diese schon mit Trapezunt, namentlich für die Ostufer des schwarzen Meeres, und hierauf bildeten sich die Bischofssitze Phasis, Rodopol, Abidina (Pizund), Petra und Zigani (wahrscheinlich so viel als Stadt der Zichen). Um das zehnte Jahrhundert erschienen selbstständige Metropoliten Zichiens und Alaniens, deren Sitze in Tamatarcha und Pizund waren; die ersten hielten sich bis in die Mitte des zwölften, die andern bis in die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts. Ohne Zweifel hatten beide Erzbischöfe Bischöfe unter sich, und es gab Städte; aber alles dieß liegt in tiefer Dunkelheit. Was Taurien betrifft, so bestanden hier ursprünglich zwei ganz getrennte Bischofssitze in zwei Hauptmittelpunkten griechischer Ansiedlung und Civilisation, d. h. in Bospor und Chersones. Sie gehörten zu keiner Diöcese oder Eparchie, sondern waren selbstständig, und wurden im dreizehnten Jahrhundert zu Metropolitensitzen erhoben. Gleiche Ehre genoß Sugdaja (in den russischen Chroniken Surosh), jetzt Sudak, eine dem classischen Alterthum unbekannte Stadt, in der sich aber schon im achten Jahrhundert ein Bischofssitz fand; damit wurde im zwölften Jahrhundert ein anderes Bisthum vereinigt, das in der bis jetzt gänzlich unbekannten Stadt Phully bestanden hatte. Wo der Sitz der Hierarchen Gothiens war, die gleichfalls zum Range von Metropoliten aufstiegen, und noch im 15ten Jahrhundert unter die dem Patriarchen zu Konstantinopel unterworfenen Erzbischöfe gehörten, ist gleichfalls nicht mit Sicherheit bekannt, wahrscheinlich aber war es Mangup, welches bei den Byzantinern das Gothenschloß hieß und wo nach dem Fall des Reichs noch lange griechische Fürsten saßen.*) Bei der Zerstörung Mangups am Ende des 15ten Jahrhunderts verbargen sich die gothischen Bischöfe, die endlich allein noch in der Krim zurückgeblieben waren, in einer Vorstadt von Baktschi Serai, welche Marianopol hieß, ohne Zweifel nach einem im Felsen ausgehauenen Kloster zu Ehren der Jungfrau Maria, das noch jetzt in dem Thale zwischen Baktschi Serai und Tschufut Kale sich findet. Von da begab sich in neuer Zeit (um 1780) der letzte Bischof Gothiens mit den letzten Resten der griechischen Bevölkerung, welche der Nationalität und dem Glauben ihrer Vater treu geblieben war, auf das Gebiet des rechtgläubigen Rußlands; er sprach hier, vielleicht an der Stelle, wo das Krymna Herodots gestanden, am Ufer des asowschen Meeres, den Segen aus über die Gründung des Städtchens Mariupol, das die mehr als zweitausendjährige Colonisation des Nordufers des schwarzen Meeres abschließt.

(Schluß folgt.)

*) Im fünften Jahrhundert war der Bischof von Tomi, Theotimus, eifrig und nicht ohne Erfolg bemüht, das Christenthum unter den Barbaren im Norden der Donau auszubreiten. Auch Johannes Chrysostomus beschäftigte sich viel mit Organisirung der apostolischen Missionen jenseits der Donau. Man darf nicht zweifeln, daß dieser Eifer auch in der Folge noch anhielt, und nicht unfruchtbar blieb. Im Anfang des 10ten Jahrhunderts fanden sich nach dem Zeugniß Constantin Porphyrogenetes in dem jetzigen Bessarabien Ruinen von den Petschenegern zerstörter Städte mit sichtlichen Spuren, daß dort Christen gewohnt hatten. Wahrscheinlich waren dieß dieselben Städte, deren Namen Ptolemäus erwähnt. Stammen nicht von diesen Christen die jetzt noch merkwürdigen, unterirdischen Labyrinthe her, die in den Felsen an den Ufern des Dniestr ausgehauen sind, und in welche sich später fromme Mönche flüchteten? Wenigstens gleichen sie sehr den Höhlen von Inkermann und den Klöstern bei Baktschi Serai in der Krim, deren Entstehung man gleichfalls den griechischen Christen zuschreibt. Ein solches unterirdisches Kloster in Bessarabien führt noch jetzt den Namen Gneodeschti, feste Stadt.

*) Die gothische Eparchie war anfangs an der Donau, wann sie nach der Krim verlegt wurde, ist unbekannt, nur weiß man, daß im 8ten Jahrhundert auf der siebenten ökumenischen Kirchenversammlung der Bischof von Gothien und der von Sugdaja neben einander unterschrieben. Im 15ten Jahrhundert hatten die taurischen Erzbischöfe in der Kaiserkrönung Kaiser Andronikus des Alten folgenden Rang: den 16ten Cherson, den 29 Bosporus, den 34 Gothien, den 35 Sugdaja.

Texas und der Golf von Mexico.

Ausflug ins Innere des Landes.

(Fortsetzung.)

Der Reisende in Texas muß auf alle Arten von Unbequemlichkeiten gefaßt seyn; sein Bett, wenn er so glücklich ist, eines zu erhaschen, wird man ihm streitig machen, oder er wird es wenigstens mit einem andern Reisenden theilen müssen. Der letzte französische Geschäftsträger, der gerade frisch von allem Lucas und allen „Agrémens“ des Pariser Lebens herkam, hielt einst Nachts in einer der Herbergen am Wege an und begab sich alsobald zu Bette, der Wind pfiff zwar durch die Bretterwand und die Sterne blinkten durch das Dach herein, aber die Müdigkeit schloß bald seine Augen. Er hatte indeß nicht lange geschlafen, als ihn das Eintreten eines Mannes von fuchsbraunem An-

ſehen weckte; es war ein ſtämmiger Kentuckyer, gehörig bewaffnet mit Piſtolen und einem Bowie-Meſſer, und ſagte, während er ſich ſeiner Oberkleidung entledigte, mit rauher, aber nicht unfreundlicher Stimme: „He! Fremder, ich denke, ich will die innere Seite des Bettes nehmen, wenn es Euch eins iſt.“ Ich glaube der Pariſer brachte lieber die Nacht auf dem Boden zu, als daß er einen Yankee zwiſchen ſich und der Wand hätte liegen laſſen. Kein Gaſthofbeſitzer denkt je daran, einen Reiſenden gehen zu laſſen, ſo lange noch ein Bett in ſeinem Hauſe iſt, wo noch weniger als zwei Perſonen ſchlafen.

Wir kannten die Schwierigkeiten und Unbequemlichkeiten einer Reiſe durch das Land hinauf vollkommen, und waren auf alles gefaßt. An einem froſtigen, aber hellen Tag ſchifften wir uns Nachmittags um zwei Uhr auf dem Dampfboot ein. Die amerikaniſchen Flußdampfboote unterſcheiden ſich ſehr von denjenigen, an welche ein europäiſches Auge gewöhnt iſt. Sie haben das Anſehen von hölzernen Häuſern, die auf einem großen Floß gebaut ſind, haben einen Balcon oder Verandah und auf dem Dach iſt das ſogenannte Orkandeck, wo die Herren rauchen und unthätig ſpazieren. Als wir das Dampfboot beſtiegen, waren die Cajüten der Herren und Damen ganz voll, und ich zog es daher vor, den Abend trotz der Kälte auf dem Balcon zuzubringen. Wir ſpeiſten bald nach unſerer Ankunft an Bord und jedermann benahm ſich artig und höflich; allerdings war hier eine ſeltſame Miſchung von Ständen, überdieß machte dieß die Sache nur noch amüſanter. Während des Mahls waren die Damen ſehr ſchweigſam, obgleich der Lärm, den ſie fünf Minuten zuvor in ihrer Cajüte gemacht hatten, betäubend war. Das Abendeſſen beſtand aus abwechſelnden Platten von gekochten Auſtern und Beefſteaks, die in Fülle vorhanden waren und mit wunderbarer Geſchwindigkeit zwiſchen den Zähnen der Texaner verſchwanden. Einmal wurde unſer Mahl verſchoben, weil der Koch ans Ufer gegangen war und einen „Ochſen geſchoſſen“ hatte.

Glücklicherweiſe war Waſſer genug vorhanden, um über die Barre des Rothfiſchfluſſes zu kommen, und wir fuhren nun auf den Büffelfluß hinauf. Eine geraume Strecke von der Mündung an ſind die Ufer niedrig, flach und ſumpfig, aber als der Fluß ſich verengerte wurden die Ufer hoch, und die Bäume waren ſehr ſchön trotz der Jahreszeit, welche dem Blätterſchmuck und der Waldlandſchaft nicht günſtig war. Magnolien, 80 Fuß hoch und dick, wie Waldbäume, wie hätten ſie in voller Blüthe ſich ausgenommen! Mannichfaltige Stauden wuchſen dazwiſchen, Immergrün, Lorbeern, Rhododendrons, Ciſtus und Arbutus, alles wuchs zu einer rieſenhaften Höhe heran und überwölbte oft das Fahrzeug.

Um 7 Uhr Morgens langten wir in der hübſchen Stadt Houſton an, die hoch oben über dem Fluß erbaut iſt. Gaſthöfe, wie ſie eben ſind, finden ſich in Menge, und wir nahmen unſer Quartier im Houſton-Hauſe, einem großen, feſten, hölzernen Gebäude, das ein Capitän oder Obriſt Baldwin, einer der höflichſten, gefälligſten Leute, hielt, die ich je ſah. Wir hatten ein Wohnzimmer, das gegen das Wetter Stich hielt, obgleich ſich die ſcharfe Kälte nicht daraus verbannen ließ. Man ſagte uns, der Wirth ſuche die Bequemlichkeiten ſeines Gaſthauſes möglichſt zu vermehren, ſtecke aber bedeutend in Schulden; mehr wurde ausgegeben, als hereinkam, und erſt dieſen Morgen, als er einen Herrn anſprach, ſeine Rechnung zu bezahlen, erwiederte dieſer: „wenn Sie mich noch einmal inſultiren, ſo ſchieß ich Sie nieder.“ Wir gingen hinab in das Gaſtzimmer, um zu frühſtücken; die Speiſen beſtanden in zähen Beefſteaks, jedes ſo groß wie ein guter Teller, kaum durchwärmten Eiern, die man über das Fleiſch ausgoß, und Eichhörnchen; kein Gaſt blieb über fünf Minuten, und wenn er ſich entfernte, ward ſein Platz ſogleich von einem andern hungrigen Reiſenden eingenommen. Ich ſchaute in ſchweigender Verwunderung der außerordentlichen Kraft ihrer Zähne zu.

So ſtolz die Texaner auf die Stadt Houſton ſind, ſo darf man ſie doch nicht allzu genau in Augenſchein nehmen, es iſt nur Ein Haus von Backſteinen darin, und ich konnte nicht wohl begreifen, wie die Einwohner gar ihr als von einer großen Stadt reden konnten. Wir nahmen unſer Mittagsmahl auf dem Zimmer ein und ſpeiſten nicht ſchlecht; nachdem wir den in einem großen Keſſel angemachten Thee getrunken, begaben wir uns äußerſt ermüdet zur Ruhe, aber ein ſchneider Nordwind pfiff wild um das zerbrechliche Haus, machte ſich Bahn durch alle Spalten und Ritzen und löſchte Feuer und Licht aus; auch war die Kälte heftiger als ich ſie ſonſt je erfuhren. Die ganze Stadt war in einem Zuſtande von Aufregung, denn die Mexicaner, welche kürzlich erſt in Bexar eingedrungen waren und alle Einwohner als Gefangene mit fortgeführt hatten, wurden ſtündlich erwartet. In der Nacht entſtand ein Geſchrei, ſie ſeyen eingedrungen, zum Glück aber war es ein falſcher Lärm.

Die Prairie war damals in einem ſchlechten Zuſtande zum Reiſen. Wege gibt es bekanntlich keine, und bloß dem Pfade früherer Reiſenden folgen, iſt allzeit ſchwer; indeß wollten wir doch etwas vom Lande ſehen, mietheten deßhalb einen von zwei ſtarken Pferden gezogenen Wagen und fuhren ab trotz Wind und Wetter. Als wir Houſton verließen, fuhren wir einen ſo ſteilen Berg hinan, daß es faſt unmöglich ſchien, auch den leichteſten Wagen hinaufzuziehen. Baumſtumpen ſtanden noch mitten auf dem Wege, der durch einen dichten Wald führte. Die Bäume waren meiſt Immergrün, Magnolias, Lorbeern und Cypreſſen, und der ganze Wald hatte das Anſehen eines Ziergebüſches in rieſenhaftem Maaßſtabe. Trotz der ſtrengen Kälte begann der Boden ſich mit Blumen zu bedecken. Der Anblick war äußerſt erquickend, und ich begann zu glauben, daß der Name „glückliche Jagdgrund,“ was Texas in der Indianerſprache bedeuten ſoll, dem Lande nicht umſonſt gegeben ſey. Wenn man indeß weiter ins Innere kommt, werden die Wälder minder dicht und das Land offener, es iſt in der That eine Prairie, mit geringen Unebenheiten und geſchmückt mit zahlreichen Baumgruppen, die von der Natur ſo geſchmackvoll vertheilt ſind, daß man ſich in einem ſchön unterhaltenen engliſchen Park glauben könnte, wo Landſchaftgärtner ihre größte Kunſt aufgeboten haben, um die Landſchaft zu verſchönern.

(Fortſetzung folgt.)

Eiſenbahnausgaben und Einnahmen in England. Man hat in England ſehr koſtſpielig gebaut und manche Umſtände, namentlich die ungeheuern Parlamentsausgaben, haben die Ausgaben noch ſehr vermehrt; dennoch liefern die Eiſenbahnen im Ganzen genommen keine ſchlechte Rente. Die Railway Times vom 28 Sept. melden, daß die 2000 engliſchen Meilen Eiſenbahnen im laufenden Jahre 7,002,004 Pfd. St. eintrugen. Die Verwaltungskoſten betrugen 2,222,924 Pfd. St., Abgaben an die Regierung 191,081 Pfd., Intereſſen von Anlehen u. ſ. w. 1,070,000 Pfd., locale Abgaben und Taxen 156,000 Pfd., ſo daß die Geſammtausgabe (noch Schätzung) 3,024,834 Pfd. beträgt und ungefähr 3,111,000 Pfd. als Dividende von einem Capital von etwa 84 Mill. übrig bleiben.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 299.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

25 October 1844.

Die Schifffahrt auf dem Amazonenstrom.

Die mannichfachen Bemühungen, welche gegenwärtig stattfinden, um die Schifffahrt auf dem Amazonenstrom bis an den Fuß der Cordilleren zu eröffnen, veranlassen uns auf eine ältere Reise, die schon im Jahre 1834 unternommen wurde, zurückzukommen. Sie wurde von einem Lieutenant W. Smyth und einem Hr. J. Lowe Ende 1834 und Anfang 1835 unternommen, auf Betrieb von Personen, welche in dem Werke selbst nicht genannt sind, es läßt sich aber ohne Mühe errathen, daß der Lieutenant eines englischen Kriegsschiffs — Hr. Smyth diente auf dem Samarang — eine solche Reise nicht ohne Vorwissen und Gutheißen seiner Regierung unternommen habe. Seitdem hat die englische Regierung von Guiana aus alle möglichen Nachforschungen über die Schifffahrt auf dem Amazonenstrom und seinen Nebenflüssen anstellen lassen, und auch die französische Regierung ist nicht zurückgeblieben. Der Bericht des Hrn. v. Montravel ist kürzlich erschienen, bringt aber nur einen Theil dessen, was er untersuchen und erstreben sollte; der Bemühungen, welche von französisch Guiana ausgingen, und darauf abzielten, das französische Gebiet bis an die Ufer des Amazonenstroms auszudehnen, ist kaum gedacht, so leidvoll die Sache auch geraume Zeit nicht bloß die französische Regierung, sondern auch England und Brasilien beschäftigt hat. Ferner sind wir wohl kaum im Irrthum, wenn wir die Reise des Grafen Castelnau gleichfalls mit den Bestrebungen Frankreichs, sich den Zuzong ins Innere Südamerika's zu eröffnen, in Verbindung bringen, und wir werden in dieser Ansicht noch mehr bestärkt, wenn wir erfahren, daß der französische Bevollmächtigte bei der Republik Ecuador, Hr. v. Mendeville, hinsichtlich der Beschiffung des Amazonenstroms mit der Regierung dieses Landes in Unterhandlung trat; wenigstens wurde am 5 August vorigen Jahrs von dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Don Benigno Malo, eine ziemlich umfassende Note über diesen Gegenstand dem französischen Geschäftsträger übergeben. Ob die Fahrten des Hrn. Montravel in unmittelbarem Zusammenhang mit diesen Unterhandlungen standen, wissen wir nicht, aber in der erwähnten Note ist auf die Nothwendigkeit einer Entdeckungsexpedition aufmerksam gemacht, um sich zu vergewissern, welche Hindernisse einer solchen Verbindung des Ostabhangs der Anden mit dem atlantischen Ocean entgegenstehen. Peru und Bolivia sind bei einem solchen Unternehmen gleichmäßig betheiligt, und wenn wir nicht irren, ist auch schon von letzterem Staate aus eine Aufforderung deßhalb an mehrere europäische Seemächte ergangen; denn Bolivia ist um so mehr bei einem solchen Unternehmen interessirt, je schwächer und mühseliger sein Verkehr mit dem stillen Meere ist. An einen bedeutenden Aufschwung Bolivia's läßt sich nicht denken, so lange nicht die Freiheit der Schifffahrt auf dem Parana und den in denselben einmündenden Strömen eine Wirklichkeit geworden — was, gelegentlich bemerkt, Bolivia in einen Bund mit Paraguay ziehen muß — und so lange nicht die Schifffahrt auf dem Amazonenstrom in Ausführung gebracht ist. Darum befindet sich gegenwärtig ein Generalconsul Bolivia's, Don Vicente Pazzos, in London und bereist auch den Continent, um sich mit den europäischen Regierungen zum Behuf des Handels mit dem Amazonenstrom in Einverständniß zu setzen.

Die große Frage bleibt freilich, was wird Brasilien zu einem solchen Unternehmen sagen? Die oben erwähnte Note des Ministers von Ecuador, Don Benigno Malo, besagt freilich: „keine amerikanische Nation besitzt ein ausschließliches Schifffahrtsrecht auf diesen Strömen, deren Ausmündung Brasilien angehört, welches aber die Auflegung eines Zolls auf die Schifffahrt nie verlangt hat und niemals wird verlangen können." Indeß ist es bekannt, und zum Ueberfluß auch aus Montravels Bericht ersichtlich, daß die Stadt Para ein ausschließliches Recht auf den brasilianischen Handel hat, und es fragt sich, ob Brasilien nicht verlangen wird, kraft seines Territorialrechts, den Handel auf dem Amazonenstrom zu regeln. Es würde sich dadurch freilich mit seinen eigenen Bestrebungen hinsichtlich der Schifffahrt auf dem Parana und Uruguay in Widerspruch setzen, allein solche Widersprüche sind zu häufig schon vorgekommen, als daß man die Erneuerung ähnlicher Dinge sehr seltsam finden sollte.

Digitized by Google

Mit der Eröffnung der Schifffahrt auf dem Parana und Amazonenstrom und deren Nebenflüssen würde eine neue Periode der Entdeckung Südamerika's beginnen, denn die ungeheuren Strecken, namentlich in der Nähe des letztern Stromes, sind ein großentheils noch unbekanntes Feld, ja manche sind noch von keines Europäers Fuß betreten worden, andere Stellen sind nach einem kurzen Zeitraum der Blüthe wieder in Staub und Vergessenheit gesunken. So erwähnt die Note Don Benigno Malo's der Ruinen von Valladolid, Loyola und Zamora am Chinchipe, die kürzlich erst wieder aufgefunden wurden; diese einst blühenden Städte sollen wie die am Rio Napo gelegenen Maipa, Baeza, Avila, Archidona ꝛc. durch den Einbruch von Indianerhorden zerstört worden seyn. Alles beweist, daß unsere jetzige Kenntniß dieser Länder viel geringer ist, als ehemals zu den Zeiten der Spanier.

Vielleicht ist kein Theil der Welt so fluß- und wasserreich als das Gebiet des Amazonenstromes, der 800 Leguas an seiner Mündung noch 56 Varas Tiefe haben soll. Der einzige Punto de Manserique soll einige Schwierigkeit darbieten, da hier eine Strecke weit die Strömung sehr heftig ist, jedoch von den Eingebornen mit ihren Kahnen überwunden wird, somit also schwerlich der Dampfschifffahrt große Hindernisse entgegensetzen kann. Wenn man die zahllosen Flüsse und Ströme erwägt, welche nach allen Seiten hin der Schifffahrt sich öffnen, so kann man nicht umhin, die Betrachtung anzustellen, welches Schicksal dereinst diesem Lande bevorsteht, das unter dem fruchtbarsten Himmelsstrich gelegen, und mit Wasser, mehr wie irgend ein anderes Land, gesegnet, solche Leichtigkeit allseitiger Verbindung darbietet. Ein unermeßliches Feld bietet sich hier der menschlichen Thätigkeit, eröffnet einen mächtigen Theil des Erdballs der Cultur und dem menschlichen Verkehr, um die zahlreichen Indianerstamme der Gesittung entgegenzuführen, denn wenn hier der Handel sich eröffnet, so steht den Indianern wohl ohne Zweifel ein besseres Loos bevor, als jetzt von Seite der brasilianischen Regierung.

Wahr ist es freilich, wenn Brasilien der Schiffung des Amazonenstroms keine Hindernisse entgegensetzt, und diese allen Nationen offen bietet — wie sich auch Frankreich und England hinsichtlich der Paranaschifffahrt verständigt zu haben scheinen — dann werden alle wo möglich an den Ufern Factoreien anzulegen suchen, um den Handel mit den Eingebornen zu treiben. Eine Aufsicht über solche Factoreien ist in den ungeheuren Räumen nicht möglich, und somit könnten aus denselben kleine Colonien innerhalb des brasilianischen Reiches entstehen, aber die Cohäsionskraft dieses letztern scheint überhaupt in der Abnahme begriffen, und somit wird es einer solchen commerciellen Besitznahme dieses Stromes, welche der europäischen Thätigkeit und Betriebsamkeit ein solches Feld eröffnet, wohl kaum lange widerstehen können. Bolivia, Peru und Ecuador werden aber zuerst die Früchte ernten.

Wir werden nun unsere Auszüge aus Smyths oben erwähnter Schrift beginnen.

Forschungen über die russischen Städte.

2. Einfluß der europäischen Civilisation. a) Griechisch-römische Städte.

(Schluß.)

In welchem Grad und Maaße während dieser zwanzig Jahrhunderte die Civilisation der am Nordufer des schwarzen Meeres sich einnistenden Fremdlinge auf die Nationalität und das Leben der Russen einwirkte, das ist schwer zu entscheiden. Daß sie gleich in den frühesten Zeiten ihrer Einwanderung nicht bloß am Meeresufer fußten, sondern ins Innere des Landes vordrangen, in die Tiefe des europäischen Ostens, ins Herz des russischen Landes, das unterliegt keinem Zweifel. Schon zu den Zeiten Herodots fand sich im waldigen Lande der Budinen, welches mit den Gouvernements Wolhynien und Kiew zusammenfällt, eine bedeutende Stadt Gelon, der Sprache, den Sitten und der Civilisation nach hellenischer Abkunft. Ferner ist es bereits aus Herodot bekannt, daß das berühmte Olbia schon damals die Quelle war, aus welcher hellenische Bildung sich rasch hinauf am Dniepr und in die Tiefe des barbarischen Skythiens verbreitete.*) Die späteren Geschichtschreiber und Geographen schweigen von den fernern Fortschritten dieses wohlthätigen Einflusses der nordwestlichen Coloniengruppe. Aber in Betreff der nordöstlichen Abtheilung, deren Mittelpunkt in der Krim, in dem berühmten Bosporus sich befand, zeugen Geschichte und unsterbliche Denkmäler, daß sie Lehranstalten der Civilisation waren, Brennpunkte der Aufklärung für die einheimischen und umwohnenden Barbaren. Die Herrschaft und der Einfluß der bosporischen Könige dehnten sich frühzeitig weit hinein in die Steppen aus, welche zwischen Don und Wolga und bis an den Kaukasus hin sich ausbreiten. Nach dem Zeugniß von Ptolemäus standen an der großen Wendung des Dons, also da, wo er sich der Wolga nähert, die „Altäre Cäsars," und noch weiter an den riphäischen Bergen die „Altäre Alexanders," ohne Zweifel von Griechen errichtet.**) Hier war auch das ganze Land, welches Mithridats Namen führte, und eine lange Reihe von Ortschaften und Städtchen, die von Ptolemäus im Umfang des jetzigen Südrußlands zwischen Dniestr und Wolga aufgeführt werden, zeugen von einem bedeutenden Grad der Civilisation unter den Eingebornen, zu deren Entwicklung ohne Zweifel die Nachbarschaft der griechischen Colonien mehr oder minder beitrug.***) Wir wissen bestimmt,

*) Viele skythische Könige, die am untern Dniepr wohnten, darunter der berühmte Anacharsis, waren entschiedene Hellenomanen; sie verheiratheten sich gerne mit Griechinnen, von denen eine ihren Sohn lesen lehrte, und eine andere ihren Gemahl vermochte, sich einen Palast zu bauen, der mit Sphynxen und Greifen von weißem Marmor verziert war. Herod. IV. 78 f.

**) Die Sage, daß Alexander der Große bis zu den Ufern des Dons vorgerückt sey, erhielt sich, wie bekannt, bei vielen Schriftstellern des Alterthums.

***) Ptolemäus zählt etliche 20 Städte vom Bug bis an die kaukasischen Steppen auf, aber es ist vergebliche Mühe, diese kahlen Namen auf den jetzigen kahlen Steppen an irgend eine Oertlichkeit anzuknüpfen.

Digitized by Google

daß auch in ſpäterer Zeit die einheimiſchen Völker ſich keine Städte zu bauen verſtanden, daß für die Chaſaren z. B., ein mächtiges und nicht ganz wildes Volk, im neunten Jahrhundert die Stadt Sarkei oder der weiße Thurm am Don auf ihre beſondere Bitte von Byzantinern unter Leitung des erſten cherſoneſiſchen Gouverneurs Petronius gebaut wurde. Im Anfange der eigentlich ruſſiſchen Geſchichte hieß der Dniepr, dieſer Nährvater der Macht und Größe Kiews, dieſer „Mutter der ruſſiſchen Städte,“ der griechiſche Weg; an ſeiner Mündung hielten ſich noch Ueberreſte griechiſcher Colonien, griechiſche Induſtrie und Bildung, beſonders auf der Inſel St. Eutheria, wahrſcheinlich das heutige Chartiz, welchem das Städtchen Nikopol gegenüber liegt. Das ruſſiſche Element und ruſſiſches Leben erſcheint angeſiedelt in dem fernen Tmutorakan, dem byzantiniſchen Tamatarcha, welches aus den Trümmern Phanagorias ſich erhoben hatte. Die ruſſiſche Macht dringt über die Donau, und will ihren Mittelpunkt in Groß-Perejaſlawl, auf den Ruinen des alten Marcianopol gründen. *) Aber die Hauptrolle ſpielt das berühmte Cherſones oder Cherſan, das Korſun der ruſſiſchen Chroniken. Von hier aus drang das Chriſtenthum nach Kiew, und von da ins ganze ruſſiſche Land. Von daher kamen die erſten chriſtlichen Miſſionäre, aber auch die erſten Künſtler, die Lehrmeiſter geiſtiger und weltlicher Bildung. Korſun blieb lange Zeit für die Ruſſen das höchſte Symbol aller Fortſchritte der Civiliſation. „Korſuniſche Waare,“ „korſuniſche Künſte“ waren für die Altruſſen dasſelbe, was ſpäterhin „deutſche Waaren,“ „deutſche Kunſt“ wurden. Und wer erklärt, auf welche Weiſe ſelbſt der Name dieſer merkwürdigen Stadt ſich im ruſſiſchen Lande in der Benennung zweier Städte des Korſun am Dniepr und des Korſun an der Wolga wiederholt?

Ein Heuſchreckenſturm.

In der Reiſe der Nemeſis, deren wir ſchon wiederholt gedachten, iſt bei dem Aufenthalt in der Delagoa-Bay nachſtehendes Phänomen erwähnt, das um ſo auffallender iſt, als ihm in der Nacht und am folgenden Tage ein Sturm folgte, deſſen Annäherung es angezeigt zu haben ſcheint. „Es war dieß die ſiebente große Plage Aegyptens, die Heuſchreckenplage, denn dieſe füllten die Atmoſphäre in Myriaden, ſo weit das Auge reichen konnte. Während der Zeit, als der Heuſchreckenſturm dauerte, war der Himmel verfinſtert und die ganze Luft wie durch einen rauſchenden Wind bewegt, ein Geräuſch, welches durch das Schlagen der Flügel hervorgebracht wurde. Man konnte kaum Augen und Mund öffnen, ohne zu fürchten von ihnen geblendet oder erſtickt zu werden. Zum Glück dauerte dieſe Erſcheinung nicht lange. Am Tage vor derſelben war die Luft vollkommen ruhig geweſen, aber am Morgen des Tages, wo ſie kam, wehte ein Nordoſtwind bis an den Abend, wo er völlig zum Südweſtwind umſprang, welcher am folgenden Tage faſt bis zum Sturm anwuchs, und alle Heuſchrecken fortführte, wie ſie der Nordoſtwind gebracht hatte. Zwei Tage darauf wehte wieder Nordoſt, brachte aber keine Heuſchrecken mehr.“

*) Nach der bekannten in der Sonntagschronik enthaltenen Liſte „naher und fernen ruſſiſchen Städte,“ welche Liſte in ihrer jetzigen Form dem 14ten Jahrhundert angehört, galten und waren wohl auch einmal ruſſiſche Städte die jenſeits der Donau liegenden: Widez (Widdin), Ternow, Derſtwin (das alte griechiſche Doroſtol), Akolätra, Varna und Kowarna. Dort wird auch das jetzige Kilia, welches ohne Zweifel byzantiniſchen Urſprunges iſt, erwähnt.

Texas und der Golf von Mexico.

Ausflug ins Innere des Landes.

(Fortſetzung.)

Die Stadt Houſton war unſer Hauptquartier während unſeres Aufenthalts im obern Lande, und wir bedauerten ſehr, daß der Zuſtand der Prairie wegen der fortwährenden heftigen Regen uns hinderte, bis Waſhington hinauf zu reiſen. Der Mangel und die ſchlechte Beſchaffenheit der Gaſthäuſer hätte uns nicht davon abgeſchreckt, aber in einem Lande, wo es keine Wege gibt, verirrt man ſich gar leicht, und die Gefahr wird bedeutend geſteigert, wenn die Spur früherer Reiſenden durch den Regen verwiſcht wird. Zwiſchen Houſton und Waſhington iſt eine Strecke von nicht einer Stunde, die, während wir im Lande waren, ſich nicht unter vier Stunden zurücklegen ließ, ſo tief war der Koth. Die Thäler des Brazos- und Trinity-Fluſſes ſind im Winter wochenlang überſtrömt, und bei dem Mangel an Furten und Brücken ſehr ſchwer und ſelbſt gefährlich zu überſetzen. Im Laufe der Zeit wird man die Ufer erhöhen, wie am Miſſiſippi, und ſomit den Ueberſchwemmungen Einhalt thun. Jetzt iſt der Anblick der Prairie in der Winterszeit, ſo wie die manchmal darauf vorfallenden Scenen beluſtigender für den Zuſchauer, als die betreffenden Theile; man ſieht Reiſende knietief im Koth, als ob ſie ſich gar nicht mehr herausarbeiten könnten, nebſt ſtreckendem und todtem Vieh unter Baumwollenballen, die man mit der äußerſten Anſtrengung fortzuſchleppen ſucht, kurz es gehört viel Muth dazu, den Gefahren dieſer Straße zu trotzen.

Unſer Gaſthof zu Houſton, obwohl ſo bequem als Obriſt Baldwins Aufmerkſamkeit ihn nur immer machen konnte, war kalt und unangenehm genug, ſo daß wir herzlich froh waren, als der letzte Abend herankam, den wir unter ſeinem Dache zuzubringen hatten.

Wir verließen Houſton um 8 Uhr Morgens, was mir ſehr angenehm war, denn ſo konnte ich einen bedeutenden Theil des Landes ſehen, den wir früher in der Finſterniß zurückgelegt hatten. Die Kälte war ſtreng und die Texaner ſagten, es ſey ungewöhnlich kalt für die Jahreszeit. Sie haben ein Sprüchwort, demzufolge man nach dem Blühen der Hundsbeere (dogwood, cornus sanguinea) keinen Froſt mehr zu befahren hat. Dieß Jahr war eine Ausnahme, denn dieſer hübſche Strauch war in voller Blüthe und doch ſtand der Thermometer 4° unter dem Gefrierpunkt. Glänzend ſchien die Sonne über uns und trotz der ſcharfen kalten Luft blieb ich auf dem Orlandeck, bis mich ein tüchtiger Schlag von einem Zweig der überhängenden Bäume an die Gefahr meiner Stellung mahnte. Schönes Gebüſch wuchs bis an den Rand des Waſſers, und den ſteilen Abhang herab waren Waſſerrinnen eingeriſſen, das Waſſer aber jetzt in Eiszapfen verwandelt. Das Land war hoch und auf beiden Seiten wechſelten Berg und Thal, je mehr wir aber dem Meere näherten, deſto flacher und unſchöner wurde das Land; allmählich ward es ſumpfig und hatte ein ungeſundes Anſehen.

Es waren ſo viele Paſſagiere an Bord als bei dem Herauffahren, und ich hatte Urſache, die Nacht vor dem lärmenden Geſchwätz zu fürchten.

Digitized by Google

Die Stimmen der Amerikaner ſind im allgemeinen unangenehm und hoch geſchraubt, was von einem Mann ſchon unangenehm iſt, hört man aber eine ſolche Stimme aus dem Munde einer jungen hübſchen Frau, ſo fühlt man ſich geneigt, die Ohren zu verſtopfen. Was den gewöhnlichen Nioſenton betrifft, den ich vor meiner Anweſenheit im Lande für eine Fabel, wenigſtens für eine ſtarke Uebertreibung hielt, ſo exiſtirt er allerdings in großer Vollkommenheit; ich hatte in Folge des Lärmens eine ziemlich ſchlafloſe Nacht auf meiner ſchmalen Bank im Dampfboote. Wir frühſtückten an Bord mit Rindfleiſch und rohen Eiern, und der unſehlbare Egg-Noggy (Grog mit Eiern angemacht) wurde von Herren und Damen getrunken. Branntwein wird à discretion und gratis gegeben, indeß übernahm ſich doch niemand.

Mit uns befand ſich eine ſehr hübſche Amerikanerin an Bord, die erſt vor vierzehn Tagen ſich verheurathet hatte; ſie war noch nicht neunzehn Jahre alt, und dieß war ihre zweite Ehe. Das Leben beginnt frühzeitig in dieſem Lande, namentlich für den weiblichen Theil der Bewohner; faſt noch als Kinder werden ſie verheurathet, und die Folgen ſind ein früher Verfall der Jugend und Schönheit. Nach dem Frühſtück machte ich den Verſuch und ging in die Damencajüte, weil mich das, was dort vorging, amuſirte. Die Frau des Capitäns, welche mehr menſchliche Milde in ihrem Weſen beſaß, als ein Dutzend Herzen in unſerer conventionellen Welt, gab ſich große Mühe mich das Stricken zu lehren, worin ſie ſehr geſchickt war, und ich beantwortete ihr dagegen eine Menge Fragen über England. Als ich bei Gelegenheit einer andern Frau ſagte, wie viel Kinder ich zu Hauſe gelaſſen hätte, wunderte ſie ſich nicht wenig, wie ich von ihnen ſo lange entfernt bleiben könne, und wiederholte mir eine Menge Anekdoten und gute Einfälle aus ihrer eigenen Kinderſtube, ſo daß mich meine Kälte, mich in dieſe geſchwätzige Geſellſchaft zu wagen, allmählich zu reuen begann. Indeß wurden wir bald unterbrochen durch die unangenehme Nachricht, daß in Folge des heftigen Nordwindes, der ſeit zwei Tagen wehte, das Waſſer an einem der Ufer zu niedrig ſey, als daß wir dieſen Abend noch Galveſton erreichen könnten. Wir mußten demgemäß warten, bis die Fluth wieder ſtieg.

Eine temporäre Brücke wurde geſchlagen und alle gingen ans Ufer, jedes um ſich auf ſeine Weiſe zu beluſtigen. Hr. Houſtoun ging mit mehrern andern auf die Jagd und hatte das Glück, ein Opoſſum zu erlegen, ein ſeltſam ausſehendes häßliches Thier, das einigermaßen einem Dachs gleicht und Vorderpfoten hat faſt wie eine Menſchenhand. Als man das Thier an Bord brachte, verlangte die Geſellſchaft dringend es zum Abendeſſen zu ſpeiſen, indem es ein gar leckerer Biſſen ſey. Bei den Yankees ſteht das Opoſſum in beſonderer Achtung als ein ausnehmend ſchlaues Thier. Es iſt ſehr ſchwer daſſelbe zu fangen, und es übt einige Liſten, um ſich zu retten; iſt es z. B. nur leicht verwundet und ſieht es kein Mittel zum Entkommen, ſo ſtellt es ſich todt, läßt ſich ſogar heimtragen und als todt auf die Seite werfen; ſobald es aber allein iſt, macht es ſich auf und eilt wieder in den Wald. Dieſe Liſt des Opoſſums iſt ſo gut bekannt, daß wenn ein Herr ſeinen Sklaven in Verdacht hat, daß er ſich krank ſtelle, um der Arbeit auszuweichen, ſo vergleicht man ihn mit dem kleinen ſchlauen Thier und ſagt: „er ſpielt das Opoſſum mit uns.“ Es iſt ſchwer einen Yankee zu betrügen, aber den Negern gelingt es doch oft, wenn ſie ſich krank ſtellen, denn dieſe Leute ſind, obwohl Sklavenbeſitzer, doch meiſt ſehr gutmüthig.

Im Anfang der Nacht beluſtigte ich mich wie gewöhnlich damit, dem Geſpräch der ſcharfen Rechner und der ſchlauen Politiker, die uns umgaben, zuzuhören. Das künftige Schickſal des Landes und ſeine wahrſcheinliche Verbindung mit einer andern Macht wurde beſprochen, aber welche Macht dieß ſeyn ſolle, das war die Frage. Frankreich, ſagten ſie, habe ſich große Mühe gegeben, in den Beſitz von Texas zu kommen, aber ſeine Vorſchläge hätten ihnen nicht ſonderlich genutzt und die Sache ſey beſeitigt worden. England ſchien ihnen das wünſchenswertheſte Land, an das ſie ſich anſchließen könnten, aber man zweifelte und zwar ziemlich allgemein, ob dieſe Macht ihnen irgend Vorſchläge machen würde.*) Dieß war offenes Geſpräch, insgeheim aber benachrichtigte uns ein glaubwürdiger Mann, daß eine Unterhandlung wegen des Verkaufs von Texas zwiſchen Nordamerika und Mexico auf dem Punkt ſehr abgeſchloſſen zu werden. Die Unterhandlung, verſicherte er uns, war nahezu beendigt und die Papiere bedurften nur noch der Unterzeichnung der beiderſeitigen Präſidenten, als die amerikaniſcher Seits mit den Documenten beauftragte Perſon auf den Einfall kam, er könne eben ſo gut auf eigene Rechnung noch ein Geſchäft abmachen. Statt gerade nach Mexico zu gehen, ging er nach Texas, um Land zu kaufen, da er vorausſah, daß mit Abſchluß des Ankaufs der Landwerth ſteigen würde. Dieſer Umweg verurſachte einen bedeutenden Aufſchub, und inzwiſchen traten Ereigniſſe ein, welche den projectirten Vertrag unmöglich machten und den Stand der Sache völlig änderten.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Nähmaſchine. Ein Hr. Boldit hat in der Société des inventeurs eine Nähmaſchine aufgeſtellt, die ungemein einfach ſcheint, und bei allen einfach fortlaufenden Nähereien eine große Erſparniß gewähren muß. An einem Segel haben acht Arbeiter mehr als acht Tage zu thun, die Maſchine Hrn. Boldits macht mit zwei Menſchen das Segel in drei Vierteltagen fertig. Das Segel hat 80,000 Stiche, und ein Arbeiter kann in ſeinen 12 Stunden nur 1000 Stiche machen. Die Nähmaſchine macht 120 Stiche in der Minute, folglich 87,400 an einem Tage. (Echo du Monde Savant vom 10 October.)

Neue Filtrirmaſchine. Bekanntlich will die Stadt Paris Filtrirmaſchinen im Großen aufſtellen, um das Seinewaſſer zum Gebrauch geeigneter zu machen; indeß haben auch die einzelnen Wohnungen, wohin das gereinigte Waſſer nicht ſo leicht gebracht werden kann, kleine Maſchinen nöthig. Ein Hr. Tard hat eine ſolche höchſt einfache der Geſellſchaft der Erfinder vorgelegt, welche nicht bloß Waſſer, ſondern auch Wein, Eider, Bier, Oel u. ſ. w. reinigt. Eine ſolche Maſchine von ⅓ Metre (6 Pariſer Zoll) Durchmeſſer liefert in einer Stunde mehr Waſſer, als eine Familie in einem Tage verbrauchen kann. (ibid.)

Maſchine zum Sehen und Verwerfen der Lettern. In der Druckerei der HH. Worms und Laloubère zu Paris iſt eine ſolche Doppelmaſchine von den HH. Young und Aveiry Decembre aufgeſtellt, an der junge Mädchen täglich drei Franken verdienen. Setzmaſchinen hat man ſchon mehrere erfunden, aber es fehlte bis jetzt noch an einer Maſchine zum Vertheilen der Buchſtaben, ohne welche die Erſparniß der erſtern unbedeutend iſt. (ibid.)

*) Man darf nicht vergeſſen, daß eine Engländerin ſpricht. A. d. U.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 300.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

26 October 1844.

Smyths Reise von Lima nach Para.

Der Bericht über diese Reise erschien schon im Jahre 1836 zu London unter dem Titel: Narrative of a Journey from Lima to Para. Etwa ein Drittheil des Buchs ist der Landreise gewidmet, die wir hier als im allgemeinen bekannt vorerst übergehen, und uns an denjenigen Theil halten, wo der Verfasser sich auf dem Huallaga einschifft, um diesen Fluß, so wie den Ucayali hinab nach dem Amazonenstrom, und auf letzterem nach Para zu gelangen. Wir beginnen unsere Auszüge mit der

Fahrt auf dem Huallaga.

Wir schifften uns am 18 Dec. 1834 auf dem Chinhao, einem kleinen Nebenfluß des Huallaga ein, und erreichten in kurzem letztern Strom, den wir zu unserer großen Freude sehr still dahin fließen sahen. Etwa tausend Schritte unter der Einmündung liegt am rechten Ufer der Hafen Caracol, wo aber nur einige Indianerhütten sich finden. Hier warteten wir drei Tage lang auf unser Gepäck, das unter Führung des Lieutenants Ascarate anlangen sollte, aber wir mußten uns endlich am 24sten einschiffen, ohne dasselbe abwarten zu können. Nach zwei Stunden erreichten wir den Fall von Cayumba, wo sich der gleichnamige Fluß mit dem Huallaga vereinigt; letzterer stürzt sich durch zwei hohe perpendiculare Felsen hindurch, ersterer aber fällt einen steilen Abhang herab. In einer kleinen Bay, wo unsere Kahne sicher lagen, fanden wir den größten Theil unseres Gepäcks, das Lieutenant Ascarate, welcher uns vorausgeilt war, hier zurückgelassen hatte, und da sich darunter auch unsere Mäntel befanden, welche wir in den zwei letzten Nachten entbehrt hatten, so brachten wir eine ganz leidliche Nacht zu, um so mehr, als wir auch Zwieback und getrocknetes Rindfleisch vorfanden, das uns nach mehrtägiger Pflanzenkost vortrefflich mundete. Nachdem wir unser Zelt aufgeschlagen hatten, sahen wir einen Kahn den Fluß herauf sich gegen die reißende Strömung fortarbeiten, und als er näher kam, erkannten wir unsern Führer Ruiz, der aus dem tiefer unten gelegenen Juana del Rio zurückkehrte.

Am folgenden Morgen rüsteten wir uns vor Tagesanbruch aufzubrechen, um sechs Uhr waren wir auf dem Wasser und schossen nun pfeilschnell den Strom hinab. Dieser war auf beiden Seiten von hohen Bergen eingeschlossen, welche mit schönen zum Theil über das Wasser hineinhängenden Bäumen bedeckt waren; aber unsere rasche Fahrt war nicht von langer Dauer, denn nun begannen die Fälle: der Malpaso von Duran, über welchen der Strom mit furchtbarer Schnelle hinabstürzt, nöthigte die Mannschaft, den Kahn auszuladen und das Gepäck am Ufer fortzutragen; da das Ufer sehr steil und verwachsen war, übrigens auch der Kahn mit Stricken über die Schnelle hinabgelassen werden mußte, damit er nicht zertrümmert werde, so war die Arbeit nicht gering und nahm ungemein viel Zeit weg. Etwa eine Stunde weiter unten kamen wir abermals an eine Schnelle, Malpaso de Islappata genannt, wo dieselbe Arbeit unternommen werden mußte, und bald erreichten wir die dritte Schnelle, Malpaso de Palma genannt, wo der Kahn wieder umgeladen, und das Gepäck eine Viertelstunde weit über Felsen und wirres Gebüsche getragen weeden mußte, worauf dann erst die Indianer nach dem Kahn zurückkehrten, um über den Fall selbst hinabzufahren, denn die Ungangbarkeit des Ufers hinderte, den Kahn, wie früher, am Strick hinabzulassen. Die Indianer führten das Wagstück mit großer Geschicklichkeit aus, und hielten sich dabei mitten in der stärksten Strömung; die Wellen und der aufspritzende Schaum verbargen den Kahn gänzlich, und man sah nur eben noch die Leute über denselben emporragen; das wilde Geschrei der Indianer, das fortwährende Trommelschlagen, der hohle Klang des Horns, das Gebrüll des Wassers und die wilde Großartigkeit der umliegenden Landschaft machten einen Eindruck auf uns, der stets frisch im Gedächtniß bleiben wird. Der Kahn, fast mit Wasser angefüllt, erreichte mit Mühe das Ufer, wo wir seiner warteten, und als endlich die Indianer ans Ufer sprangen, zeigten sie ihre Freude über die glücklich bestandene Gefahr durch Singen und allerlei lustige Sprünge.

Noch drei Malpasos, von Chuntaplaya, Peres und Derumbo, hatten wir zurückzulegen, ehe wir Nachmittags fünf Uhr gänzlich durchnäßt zu Juana del Rio anlangten, froh,

Digitized by Google

ohne eigentlichen Unfall durchzekommen zu seyn. Dieß Dorf wurde erst im Jahre 1830 gegründet von unserem Führer Ruiz, der acht Familien von Pachiza zur ersten Ansiedlung hieher brachte. Jetzt ist die Zahl auf vierzig Familien gestiegen, welche sich hauptsächlich mit dem Weben von Tucuya, einem rohen Baumwollenstoff, abgeben, den man theils zu Kleidern, theils zu Säcken braucht, um die Coca hineinzupacken, und welche deßhalb im Thale von Chinchao sehr begehrt ist; auch gilt dieser Zeug längs des größten Theils des Marañon als Tauschmittel. Die Indianer des Dorfes sind von dem Stamme der Xanamatschos und sprechen die Sprache Ibita, verstehen aber meist auch das Quichua (d. h. die eigentliche Peruaner-Sprache). Die Stelle ist sehr gut für eine Ansiedlung gewählt, das Land umher fruchtbar und reich an Wild, so wie an Vögeln vom schönsten Gefieder.

Am folgenden Tage wollten wir Juana früh Morgens verlassen, fanden aber, daß die zwei Kähne, welche unser Führer gemiethet hatte, nicht für uns und unser Gepäck hinreichten, so daß wir ein drittes nehmen mußten, und auch jetzt noch wollte es nicht recht gehen, denn unser eigenes Gepäck war schwer genug, als wir aber auch noch die Weiber und Kinder, die Hunde und Katzen, und alle die et ceteras der Indianer aufnahmen, reichte das Wasser bis an den Rand. Wir machten Ruiz Vorstellungen, daß er uns mit so vielen nutzlosen Personen belästigt habe, er erklärte aber, dagegen gebe es kein Mittel, denn die Indianer würden ohne ihre Familien nicht von der Stelle gehen. In unserem Kahn, welcher 25′ lang und 3′ breit war, befanden sich außer uns, dem Führer, seinem Bruder und drei Ruderern noch drei Weiber, fünf Kinder, vier Hunde und zwei Katzen, nebst einer Menge Hausgeräth, als irdene Töpfe, Pfannen u. s. w. Unsere Ruderer waren indeß sehr vergnügt und stießen lustig ab, wir aber brauchten einige Zeit, ehe wir uns an den tiefen Gang unsers Kahns gewöhnen konnten.

Wir hätten gewünscht in den Monsonfluß, der etwa eine halbe Legua unterhalb Juana in den Huallaga fällt, einzulaufen, da wir von einer sehr merkwürdigen Höhle an seinem Ufer gehört hatten, aber der heftige Regen und das stürmische Wetter verhinderten uns. Nach der Einmündung des Monson werden die Berge an der Ostseite niedriger und treten weiter vom Ufer des Huallaga zurück, aber auf der Westseite treten sie steil, hart an den Fluß heran, nehmen jedoch gleichfalls allmählich an Höhe ab. Die Tiefe des Stromes wechselte an diesem Tage von ein bis fünf Klafter, und die Strömung betrug im Durchschnitt fünf bis sechs (englische) Meilen in der Stunde. Unsern Christabend brachten wir auf einer Sandbank am rechten Ufer des Flusses zu, und ruderten am 25 mit Tagesanbruch wieder den Strom hinab. Die Indianer machten zweierlei Arten von Decken für die Kähne, eine, Pamacari genannt, glich dem Ueberzug eines Wagens, und breitete sich über unsere Sitze aus, die andere, Armapari, lag flach auf dem Gepäck; beide bestanden aus Palmblättern. Die Pamacari machte die Fahrt weit angenehmer, da sie uns gegen Sonne und Regen schützte, und doch nach allen Seiten hin umzuschauen gestattete. Indeß mußten wir diese Bequemlichkeit öfters entbehren, da es gefährlich war, die schlimmen Stellen mit einer solchen Decke hinabzufahren. An diesem Tage bot der Strom keine andern Hindernisse dar, als hie und da im Strombett festgerammte Baumstämme, das Land war ziemlich nieder auf beiden Seiten, und bis an das Ufer her auf eine höchst malerische Weise bewaldet. Wir landeten öfters um zu jagen, fanden es aber wegen der Schlingpflanzen, womit die Bäume unter einander verbunden waren, höchst schwierig durch den Wald zu kommen, und das dichte Blätterwerk hinderte uns häufig die Vögel zu sehen, welche wir unmittelbar über uns hörten. Die Indianer wanden sich schlangengleich durch das Gebüsch mit einer Schnelligkeit, daß wir ihnen nicht folgen konnten, und obwohl sie nackt waren, schienen sie sich doch nicht um die furchtbaren Dornen zu kümmern, welche uns die Kleider zerrissen, und denen sie auf eine uns unbegreifliche Weise auszuweichen wußten. Nicht minder bewundernswerth war die Stille, mit der sie fortgingen, und sie beklagten sich wiederholt, daß wir ihnen durch unsern Lärmen die Jagd verdürben. An diesem Abend wurden wir zum erstenmal von Insecten belästigt und brachten eine elende Nacht zu.

Bei Tagesanbruch (den 26) setzten wir unsere Fahrt weiter fort, der Strom hatte viele Krümmungen und wurde allmählich tiefer, die Schnelligkeit der Strömung nahm ab von $6\frac{1}{2}$ auf $5\frac{1}{4}$ (engl.) Meilen in der Stunde, die Ufer waren niedrig, und reich mit Bäumen besetzt, in deren Zweigen viele Affen spielten; wir hatten einige Mühe unsere Ruderer von der Jagd abzuhalten, denn die Affen bilden in diesen Gegenden einen Hauptheil der Fleischnahrung. Um 4 Uhr Nachmittags kamen wir an der Mündung des Malliza an, eines kleinen Flusses, der sich von Westen her in den Huallaga ergießt. Zwei Leguas oberhalb ist das Dorf Uchiza, da aber der Fluß für unsere Kähne nicht zu befahren war, so mußten wir an seiner Mündung eine Hütte aufschlagen. Die Stelle war so mit Bäumen bedeckt, daß wir etliche fällen mußten, um nur Raum zu unsern astronomischen Beobachtungen zu gewinnen, und unsere Hütte war ein vollkommenes Insectennest, so daß wir über die Annäherung des Tages höchst erfreut waren, und schon um 5 Uhr nach dem Dorfe Uchiza aufbrachen, das am Südende der Präfectur von Chachapoyas liegt. *) Unsere Ruderer nahmen ihre ganze Familie, Weiber, Kinder, Hunde und Katzen mit sich, und wir kamen, nachdem wir einen kleinen Bach überschritten, auf eine gut unterhaltene Straße, die über ein flaches, reiches Land hinführte; der Wald auf beiden Seiten war mit einigen der höchsten Bäume geschmückt, die wir je gesehen. Das Dorf bestand aus 40 Häusern mit einer Kirche und „Convento." Die

*) Chinchao, wo sich die Reisenden einschifften, liegt beinahe unter 10° S. B.; der Strom fließt hier gerade gegen Norden, die Einmündung des Malliza ist etwa unter 7° 40′. Nach der obigen Angabe liegt Uchiza auf dem linken oder westlichen Ufer, nach den gewöhnlichen Karten, z. B. der von Spix und Martius aber auf dem rechten oder östlichen Ufer. A. d. U.

Häuser waren freilich nichts als Schuppen, auf allen Seiten offen, und hatten eine 7 oder 8 Fuß über dem Boden erhöhte Plattform, welche die Hälfte des innern Raums einnahm, und zur Schlafstelle für die ganze Familie diente. Der Gouverneur, ein spanischer Creole, sagte uns, die Bevölkerung betrage 200 Seelen; einmal im Jahr komme (oder solle kommen) ein Priester aus dem sechs Tagreisen westwärts entfernten Huacrachuco; ein kleines Dorf Crisneja genannt, liege zehn Legnas weiter oben am Flusse. Das Land um Uchiza bietet guten Weidegrund, allein die Spanier haben niemals Vieh hieher gesendet. Der Anbau ist auf Reis und Mais beschränkt; Paradiesäpfel, Ananas, Limonen, Orangen und andere Südfrüchte wachsen wild. Der Gouverneur sagte, das Land sey auf 12 Legnas gegen Westen nur eine einzige, fruchtbare Ebene.

Während wir in der Mitte der Nacht unsere Beobachtungen anstellten, hörten wir den Schrei eines kleinen Vogels, welchen man Alma perdida, die verlorene Seele, nennt, weil sein Geschrei ausnehmend melancholisch ist; der erste Ton ist lang und scharf, dann folgen aber drei andere, ebenso lange, welche allmählich stiller werden. Die Peruaner sagen, er beklage die Todten. Hier sahen wir zum erstenmal Leute, die ihr Gesicht roth und blau angestrichen hatten, wodurch sie ihre Reize zu erhöhen meinten, was aber auf uns einen ganz andern Eindruck machte. In einer der Hütten bemerkten wir ein kleines Otternfell, und hörten, daß Ottern hier im Flusse sehr zahlreich seyen.

Am 28 December verließen wir wieder unsern Hafen um halb sieben Uhr des Morgens; der Fluß wandte sich etwas mehr gegen Westen unter bedeutenden Krümmungen, seine Tiefe wechselte von zwei bis vier Klafter und seine Strömung betrug etwa fünfthalb (engl.) Meilen in der Stunde. Während wir anhielten, um unser Mahl zu bereiten, tödteten die Indianer einen großen Affen mit einem rothen Bart, welchen sie in Anspielung auf unsere zu einer ansehnlichen Länge herangewachsenen Barte „unsern Landsmann" zu nennen beliebten. Wir kamen Abends nach dem Hafen Tocache, der zwei Legnas vom Huallaga entfernt liegt, wo wir uns Lebensmittel, noch mehr Ruderer so wie noch einen Kahn zu verschaffen suchten, da, wie man sagte, der Fluß jetzt für tief beladene Schiffe gefährlich würde. Der Weg nach dem Dorfe lief, wie der nach Uchiza, in südwestlicher Richtung *) durch eine prachtvolle, fruchtbare Ebene mit herrlichen Bäumen; wir maßen einen, der quer über den Weg gefallen war, und fanden den Durchmesser sechsthalb Fuß. Tocache hat eine Kirche, ein Convento und 44 Häuser mit etwa 200 Einwohnern. Sie beklagten sich sehr über den Mangel an geistlichen Beistand, da sie über vier Jahre von keinem Priester besucht worden waren. Die Alcalden baten unsere peruanischen Freunde, sich bei ihrer Rückkehr nach Lima doch wegen dieses Mangels zu verwenden.

Unsere aus Uchiza mitgebrachten Ruderer verließen uns hier, und wir hatten große Schwierigkeit uns andere zu verschaffen, da die Regenzeit vorgerückt war, und der angeschwollene Zustand des Flusses die Gefahr der Schnellen sehr vermehrte. Indeß bot uns einer der Alcalden seine Dienste an, bald fanden sich auch andere Freiwillige, und wir brachen nach dem Hafen auf, beladen mit einem schönen Truthahn, den wir auf dem Wege für fünf Schnüre Glasperlen gekauft hatten, welche man als Aequivalent von zwei Piastern annahm. Die unter diesen Leuten am meisten begehrten Waaren sind Quecksilbersublimat (das sie Soliman nennen, und als Mittel gegen eine Hautkrankheit brauchen), Nadeln, dunkelblaue Glasperlen, Messer und Sacktücher.

(Fortsetzung folgt.)

*) Hier stimmt die Angabe mit der Karte überein. A. d. U.

Die Bewohner der Comoro-Inseln.

(Voyages and Services of the Nemesis.)

Die Nemesis fuhr am Abend des 1 September von Mozambique ab, erreichte aber die Comoro-Insel Johanna erst am 4, da sie gegen eine heftige südwestliche Strömung zu kämpfen hatte. Die Insel Mohilla ist die erste, die man erblickt, dann folgt die nur durch einen schmalen und sehr malerischen Canal getrennte Insel Johanna, welche am meisten von allen diesen Inseln besucht wird und auch den besten Hafen hat. Die Bewohner dieser Inseln sind größtentheils arabischen Ursprungs, fast sämmtlich Mohammedaner, und sie tragen den Turban und die fließenden weiten Gewänder, die an keinem Theil der benachbarten Küste gewöhnlich sind; ein Dolch oder Pistolen im Gürtel sind gleichfalls nicht ungewöhnlich. Zum Willkommen schütteln sie die Hand auf sehr freundliche zuvorkommende Weise. Ihre Züge sind regelmäßig und wohlgebildet, und ihre wenn gleich dunkle Gesichtsfarbe ist sehr verschieden von der der Bewohner sowohl des benachbarten Continents, als der Insel Madagascar. Kurz sie scheinen ursprünglich Auswanderer aus einem fremden Lande zu seyn, wahrscheinlich arabische Handelsleute, obgleich ihr Aeußeres sich im Laufe der Generationen verändert haben mag. (Von der Sprache dieser Insulaner, die vollends über ihren Ursprung entscheiden müßte, erfahren wir nichts.) Diese Insulaner scheinen bei den verschiedenen Kriegsschiffen und Kauffahrern, die hier anlegen, sehr beliebt zu seyn, obgleich man sie der Zweideutigkeit und Hinterlist beschuldigt, die sie zugleich mit der schlauesten Schmeichelei zu bedecken suchen; dagegen rühmt man auch die Freundlichkeit und Gastlichkeit, womit sie unthätigen Schiffen beigestanden sind.

Texas und der Golf von Mexico.

Ausflug ins Innere des Landes.

(Schluß.)

Unter diese politischen Conferenzen mischte sich auch viel Gespräch über den Sklavenhandel, ein sehr viel besprochenes Thema, das zu einigen heftigen Erörterungen Anlaß gab; die Mehrzahl war stark zu Gunsten der Fortdauer der Sklaverei, eine Minderzahl heftig dagegen. Einer dieser letztern sprach besonders richtig und scharfsinnig, und ich bewunderte den moralischen Muth, womit er mitten unter so zahlreichen Gegnern offen seine Sache vertheidigte. Nach Anhörung des Streits hatte ich keinen Grund meine bisherige Ansicht von der Sache zu ändern, und ich bin noch so sehr wie je überzeugt, daß die Sklaveneigenthümer

am meisten unter der Fortdauer der Sklaverei leiden. Die fast unbeschränkte Macht, welche ein Sklavenbesitzer, wenigstens auf den Plantagen, über sein Menscheneigenthum ausübt, muß dahin wirken, einen Mann tyrannisch und mitleidslos zu machen. Die Einwürfe, welche man indeß häufig gegen die Sklaverei macht, sind oft höchst trivial: man sagt, der Name eines Sklaven müsse etwas bitter Verletzendes für den haben, welcher ihn führt; ehe man aber die Neger aus diesem Grunde bedauert, müßten sie Jahre, ja Generationen lang frei gelebt haben, denn so wie sie jetzt sind, fehlt ihnen dieß feine Gefühl gewöhnlich ganz.

Im Charaktre der Negersklaven sind, wie allenthalben, die guten und schlechten Eigenschaften gemischt; sie sind gewiß muthvoll, gutmüthig und dankbar, aber auch rachsüchtig, eitel, hinterlistig und träge. Viele glauben, daß ihre Geisteskräfte sehr gering anzuschlagen sind, und wenn auch bei dieser Ansicht viel Vorurtheil sich mit einschleichen mag, so ist doch gewiß, daß die Meinung, sie ständen in geistiger Hinsicht auf gleichem Fuß mit ihren weißen Brüdern, nur wenig Anhänger finden wird.

Es ist ungemein schwierig die Politik der Sklavenhalter, die Neger in einem Zustande gänzlicher Unwissenheit und geistiger Unterordnung zu halten, und sie so sehr wie möglich zu Thieren zu machen, wodurch sie dann wiederum ihr Benehmen gegen sie zu rechtfertigen und jede Vermengung der schwarzen und weißen Race zu hindern hoffen. Man hat bemerkt, daß im Süden die Bevölkerung viel stärker unter den Schwarzen als unter den Weißen zunimmt, und da die überschüssige Bevölkerung anderer Länder sich nur spärlich da ansiedelt, wo Sklaverei besteht, so folgt daraus, daß die Negerrace in kurzem die Zahl der Weißen weit übersteigen wird. Dann, aber nicht früher, wird der Kampf um die Freiheit beginnen, und wie er enden wird, das kann kein Mensch voraussehen. Die Sklaveneigenthümer in Texas und in den südlichen Staaten der Union möchten zwar glauben machen, einer ihrer Hauptgründe für Aufrechthaltung der Sklaverei sey die Unmöglichkeit in vielen Theilen ihres Gebiets weiße Arbeiter zu verwenden,*) man sieht aber leicht, daß der wahre Grund ihres Benehmens aus der Befürchtung hervorgeht, die Neger möchten alsbald einen ihnen widerwärtigen Gebrauch von ihrer Freiheit machen, wenn diese ihnen gewähret würde.

Daß dieß der Fall in Zukunft seyn wird, läßt sich nicht bezweifeln, und es ist sehr zu vermuthen, daß irgend eine Regierung den Bestand der Sklaverei aufmuntert, da man weiß, daß sich die Sklaven in so großer Zahl vermehren. Werden nicht entschiedene Maaßregeln ergriffen, so muß der Tag der Abrechnung kommen, und in Anbetracht einer solchen Krise, so wie bei der Voraussicht, daß in einem solchen Fall die nördlichen Staaten wenig Hülfe leisten werden, hindern die Regierungen der südlichen Staaten so viel möglich einzelne Freilassungen, so wie den Eintritt freier Neger in ihr Land. Mir scheint, daß viele von den Uebrin, die man als eine Folge der Freimachung der Sklaven befürchtet, sich sehr vermindern, und vielleicht ein Bürgerkrieg wird verhindert werden, wenn man zeitig vermittelnde Maaßregeln gegen die Neger ergreift. Sie sind einer großen Anhänglichkeit fähig, und wenn man gleich das Werk von Jahren nicht in Einem Tage abmachen kann, so ließe sich doch vieles thun, um ein besseres Verständniß anzubahnen. Das einzig wirksame Mittel der Versöhnung ist die Neger in die Gesellschaft der Weißen und zu gleichen gesellschaftlichen Rechten zuzulassen, aber für eine solche Maaßregel ist das Vorurtheil gegen sie zu stark. — Während dieß eben verhandelt wurde, hatten die Neger unten eine Schlägerei, und ihr Geschrei, ihre Flüche waren schrecklich; man störte sie aber nicht in ihrem Zeitvertreib, und niemand kümmerte sich um die Balgerei.

An diesem Bayou hat man mehrere Städte zu bauen angefangen, und namentlich eine muß ich erwähnen, weil sie ein gutes Bild von den übrigen gibt. Sie wurde von einem Fremden, Namens Pellegrini, wenn ich nicht irre einem Savoyarden, angelegt. Dieser unternehmende Mann ist ein so kecker Luftschlossbauer, als ich je einen sah, über alle Begriffe enthusiastisch und sanguinisch. Wir blieben nur kurze Zeit, um an der Stadt Passagiere zu laden; der Plan umfaßt Kirche, Gasthäuser, öffentliche Plätze, Theater, kurz alle Zugaben einer großen Stadt, inzwischen aber bestehen blos acht hölzerne Häuser und ein hochklingender Name.

Ein kleiner Unfall an einer der Dampfmaschinen verzögerte unsere Ankunft zu Galveston um einige Stunden, und erst spät am Abend des dritten Tages landete das Dampfboot am obern Landungsplatze der Stadt. Unsere Zölle erwartete uns mit ihrer Bemannung rüstiger englischer Matrosen in ihrem eleganten, stattlichen Yachtenstim, und sie erregten nicht geringe Bewunderung, als sie aus der Zölle an Bord des schmutzigen kleinen Dampfboots stiegen; niemand an Bord hatte bis jetzt die stattliche Mannschaft einer englischen Yacht gesehen, und der Anblick füllte sie mit Staunen. In fünf Minuten waren wir wieder an Bord unseres ruhigen, bequemen Seehauses, unter all dem Comfort, den man erst recht schätzt, wenn man ihn einige Zeit entbehrt hat.

Am 31 März lichteten wir die Anker und segelten nach Havana.

Bevölkerung von Südaustralien. Nach den neuesten Zeitungen weist der Census der Regierung vom Jahre 1844 eine Bevölkerung von 17,196 Seelen aus. Die Vertheilung der Geschlechter ist bemerkenswerth. Bei den Kindern unter 7 Jahren, also den größtentheils in der Colonie geborenen, findet kein nennenswerther Unterschied statt. Bei Personen von 7 bis 21 Jahren tritt derselbe bereits hervor; es sind 2244 männlichen und nur 2107 weiblichen Geschlechts. Bei Personen höhern Alters ist der Unterschied am bedeutendsten, es sind 4829 männlichen und nur 3295 weiblichen Geschlechts, ein Beweis, um wie viel weniger Weiber wie Männer auswandern; indeß ist bei der Gleichheit der Geschlechter unter den Kindern nicht zu erwarten, daß eine solche Ungleichheit lange dauern werde. Im Jahre 1841 hatte die Bevölkerung etwa 15,000 betragen. Die Zahl der Verbrechen und der Wirthshäuser ist trotz der steigenden Bevölkerung glücklicherweise im Abnehmen; Verbrecher wurden im Jahre 1840 nach 47, im Jahre 1843 nur 31 verurtheilt; die Zahl der Wirthshäuser fiel von 70 auf 34. Hinsichtlich der Confessionen theilt sich die Bevölkerung folgendermaßen: Anhänger der Hochkirche 9418, Presbyterianer 1691, wesleyanische Methodisten 1669, andere protestantische Dissentres 3309, Katholiken 1055, Juden haben sich bereits 25 eingefunden, und Mohammedaner und Heiden (Hindus) 32. Unter der obigen Bevölkerung sind etwa 650 Ureinwohner nicht inbegriffen. (Colon. Gaz. vom 12 Oct.)

*) Daß ist indeß doch unwiderfprechlich wahr. A. d. U.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 301.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

27 October 1844.

Die Beschränkung der Papiercirculation in England.

Die dießjährigen von Sir R. Peel vorgeschlagenen und durchgeführten Maaßregeln sind bekannt; der willkührlichen Herausgebung von Bankscheinen sollte ein Ziel gesteckt, keine weitere Bank als die welche bisher Zettel ausgaben, sollte ferner solche ausgeben können, diese selbst nur zu dem Betrage, welchen sie in den letzten Jahren ausgegeben hatten, und endlich solle, wenn eine solche Firma eingehe, das Recht derselben, Bankscheine auszugeben, nicht an einen andern übergehen, sondern der Bank von England, d. h. dem Staate, anheimfallen. Es ist in diesen Anordnungen der Grundsatz, daß nur der Staat Bankscheine, d. h. Papiergeld, solle ausgeben dürfen, klar ausgesprochen, nur ist derselbe mit Milde und ohne Störung der bisherigen Interessen durchgeführt. Eine gute Anzahl Bankhäuser jedoch ist mit der Einrichtung gar nicht zufrieden, ihr Widerstand konnte, so lange das Parlament den Plan Sir R. Peels debattirte, bei der Einstimmigkeit, welche sich zu Gunsten desselben aussprach, nichts ausrichten; jetzt wird aber mit den Waffen der Presse dagegen angekämpft. So äußerte sich kürzlich ein die Interessen der Zettelbanken vertretendes Blatt folgendermaßen. „Sir R. Peel ist der erste Minister der Krone, welcher es versucht hat, dem Ruf, welchen ein Mann seiner Redlichkeit und Ehrenhaftigkeit wegen genießt, Gränzen zu setzen, sobald er das Zeugniß der Welt, daß er diese Eigenschaften besitze, in Form eines feierlichen auf einem Stück Papier ausgedrückten Versprechens in Anspruch nimmt. Dieß scheint uns eine tyrannische Antastung der unbestreitbaren Rechte des Menschen in seinen socialen Verhältnissen." Man sieht, die Engländer können gleichfalls, wenn es in ihren Kram taugt, philosophische und rhetorische Phrasen machen, nur hat die Bankmaaßregel Peels mit den „unbestreitbaren Rechten des Menschen" gar nichts zu thun, sondern es ist nichts anders als eine der zahlreichen im Staatsleben vorkommenden Polizeimaaßregeln, welche verhüten soll, daß der eine nicht dem andern, bewußt oder unbewußt, einen großen, unersetzlichen Schaden zufüge.

Man könnte in England, wo die frühere unbeschränkte Zettelausgabe der Banken große, aber nicht so übermäßige Nachtheile, wie in Nordamerika nach sich zog, noch an der Richtigkeit des von Peel eingeschlagenen Wegs zweifeln, wendet man aber seine Augen auf Nordamerika, das alle guten und schlechten Seiten des englischen Lebens in weit größerem Umfang ausbildete, so hört aller Zweifel auf. Die Banken Nordamerika's, wie sie früher bestanden, die Vereinigte Staatenbank an der Spitze, sind gerichtet, und um so mehr als der Unsinn, den Privaten zu gestatten Geld zu schlagen — denn eine unbeschränkte Zettelausgabe ist nichts anderes — dadurch noch mehr ans Licht trat, daß allmählich nicht bloß Banken, sondern auch andere Privaten ihre Zettel, d. h. ihr Versprechen gelegentlich mit baarem Geld zu zahlen, ausstellten. Um die Wahrheit eines Satzes zu erproben, darf man ihn nur auf die Spitze treiben; das ist in Nordamerika mit dem Ausgeben von Bankscheinen geschehen, indem jeder, wer wollte sich dieß Recht anmaßte. Eine gänzliche Verwirrung aller Handels- und Vermögensverhältnisse war die Folge, und kein anderes Land als Nordamerika hätte eine solche Zerrüttung so leicht ohne eine Revolution überstanden. In England hat man die Sache nicht so ins Extrem getrieben, was aber die Uebervortheilung Einzelner betrifft, so sind manche Fälle vorgekommen, die so schreiend waren, als irgend einer in Nordamerika; indeß sind sie in der großen soliden Handelsbewegung Englands unbeachtet geblieben. Merkwürdig wird es seyn zu sehen, welche Phasen dieser Streit in England noch durchmacht, denn die Sache betrifft zu viele und zu einflußreiche Personen, als daß sie bei einigen matten Zeitungsartikeln stehen bleiben könnte.

Smyths Reise von Lima nach Para.

Fahrt auf dem Huallaga.

(Fortsetzung.)

Früh am Morgen des 30 Dec. verließen wir den Hafen von Tocache, und nachdem wir etwa fünf Leguas zurückgelegt,

Digitized by Google

erreichten wir den von Pisano, an der Mündung eines kleinen Flusses gleiches Namens. Dieß Dorf hat nur 24 Einwohner, und liegt 8 Leguas oben am Flusse. Im Laufe des Tages kamen wir über nicht weniger als eilf Malpasos, die zum Theil gefährlich waren, aber die Geschicklichkeit unserer Rudersleute führte uns ohne Unfall hindurch, und am Abend landeten wir bei Sion, einem Dorfe mit einer Kirche, einem Convento und 30 Häusern, das der Padre von Saposaa besucht, aber selten mehr als einmal im Jahre. Das Dorf ist hübsch gelegen und hat eine Alameda, die sehr reinlich gehalten ist und nach dem Flusse hinführt. Hier mußten wir abermals andere Ruderer nehmen, da die von Tocache nicht weiter gehen wollten. Wir fanden im Hafen ein großes, der Regierung gehöriges Canoe, das wir ins Wasser hinabließen, worauf wir um Mittag, nachdem wir uns Ruderer verschafft, unsere Fahrt von neuem begannen. Bei der Rückkehr aus dem Dorfe nach dem Hafen hatten wir einen Beweis von der Geschicklichkeit der Indianer, Vögel durch Nachahmung ihres Geschreis anzulocken; wir hatten vergebens einige Spottvögel (oriolus americ.), die auf den Spitzen der Bäume herumflatterten, zu schießen gesucht, konnten aber nie nahe genug kommen; einer unserer Indianer jedoch legte die Hand an den Mund, und ahmte so genau das Geschrei des Vogels nach, daß sie sogleich uns in Schußnahe kamen.

Seit wir den Fluß Monson verlassen, waren wir durch ein niederes, flaches Land gefahren; jetzt aber kamen wir abermals in einen Bergrücken, wo der Fluß, in seinem Lauf beengt, starke Wirbel zog und die Fahrt sehr gefährlich machte. Wir kamen über 9 Malpasos, welche sämmtlich der Kahnschifffahrt nicht geringe Hindernisse entgegensetzen. Gegen 5 Uhr Abends erreichten wir ein kleines Dorf, Balsayaquillo, wo wir die Nacht über blieben. Dieser Ort wurde erst im Jahre 1832 von einigen Indianern aus Lupuna gegründet, und hat 40 Einwohner, die uns ungemein höflich aufnahmen. Wir genossen hier eines herrlichen Schlafs in einer reinlichen Hütte, ein Luxus, der uns nicht oft zu Theil wurde. Da der Boden erst kürzlich ausgerodet worden war, so lagen die die Bäume noch in allen Richtungen umher; nach war aber das Land nicht angebaut, und Paradiesäpfel, Geflügel und Fische bildeten die einzigen Nahrungsmittel der Einwohner.

Am 1 Januar 1835 verließen wir das Dorf, fuhren die Schnelle von Capello de Mayuna hinab, und erreichten um 1 Uhr Nachmittags an der Mündung des Huayabamba den Ort Lupuna. Kaum hatten wir das Ufer berührt, so sprangen mehrere unserer Ruderer ans Land, ließen Racketen los, und baten uns einige Schüsse abzufeuern, was wir ihnen zu Gefallen thaten, worauf wir unter Schreien, Trommeln, Pfeifen und allem möglichen Lärmen dem Landungsplatze naher fuhren. Kaum hatten wir angelegt, so fanden wir uns von dem ganzen Dorfe umringt. Die Freunde unserer Ruderer brachten Masata, Aguardiente, Chicha und Huarapo zu trinken, und wir mußten die Ceremonie öfter wiederholen als uns lieb war. Das ganze Dorf war in Aufruhr, denn die Ankunft ihrer Freunde am ersten Tag des Jahres machte den Tag zum doppelten Fest. Wir nahmen unser Quartier im Hause des Alcalden, wo ein halb Dutzend betrunkenrr Indianer tanzten und sangen und einen furchtbaren Lärmen machten. Sie behandelten uns sehr höflich, aber wenn sie nicht die Absicht hatten, uns mit Freundlichkeit umzubringen, so wollten sie uns gewiß durch ihr unaufhörliches Anbieten von Getränken berauscht machen. Der Abend war schön und wir ergriffen die Gelegenheit unser Gepäck zu trocknen, das durch den Regen und das Hereinspritzen des Wassers in den Kahn gänzlich durchnäßt war. Lupuna ist ein großes Dorf, das auf beiden Seiten des Huayabamba nahe an seiner Mündung liegt. Es hat eine Kirche, ein Convento und etwa 250 Einwohner. Der Alcalde sagte uns, daß unsere Ankunft, wovon die Nachricht uns vorangegangen war, mehrere Leute zur Flucht veranlaßt hatte, denn es war das Gerücht gegangen, 200 Engländer seyen auf dem Marsche, um sie gefangen zu nehmen und zu Sklaven zu machen. Wahrscheinlich hatten einige unserer angeblichen Freunde zu Huanuco das Gerücht ausgesprengt.

Am nächsten Morgen machten wir einen Ausflug nach Pachiza, welches über zwei Leguas aufwärts am Huayabamba liegt. Wir stiegen ans Land und verfolgten einen Pfad durch ein Wäldchen von Palmen, deren über einander hängende Zweige den Eindruck eines großen Flügels in einer schönen, gothischen Kathedrale machten. Am Mittag erreichten wir Pachiza, das etwa 600 Einwohner zählt und eine Kirche hat. Die Häuser sind ohne Ordnung umher zerstreut, und das Volk scheint ausnehmend indolent, denn obwohl sie nach einigen Zierrathen, die wir zu verkaufen hatten, Lust bezeugten, so waren sie doch zu faul, um etwas zu holen, das sie dagegen als Tausch geben könnten. Ihre Gesichter gleichen denen der Anwohner des obern Huallaga; die Männer sind muskulös, gut gebaut, und im Durchschnitt 5' 7" bis 8" groß. Ihre Sprache ist der Ibita-Dialekt, doch reden auch einige etwas Spanisch. Die Frauen lassen ihre Haare lang wachsen und schmücken sie mit Blumen. Weder Männer noch Weiber bedecken den Kopf oder die Füße, beide aber färben Hände und Füße blau mit einer Pflanze, die sie Huito nennen, und wovon sie glauben, daß sie das Jucken der Insectenstiche verhindere. Wir versuchten es, können aber von keinem guten Erfolg sagen. Die Leute scheinen sehr gutmüthig, suchten sich uns gefällig zu zeigen, und waren bereit uns alles zu geben, was wir brauchten. Der Boden erzeugt Vanille, Zuckerrohr, Gummi, Capivi-Balsam, Yucas und Ananas. Das Zuckerrohr, aus dem sie eine Art Branntwein und Huarapo machen, ist die einzige Pflanze, welche sie mit einiger Anstrengung anbauen. Affen scheinen den Haupttheil ihrer thierischen Nahrung auszumachen, denn man sah sie in großer Zahl gedörrt in den Häusern hängen; auch wir aßen sie nicht selten, obgleich anfangs mit Widerwillen, aber Gewohnheit und Nothwendigkeit überwogen, und am Ende fanden wir das Fleisch gar nicht unangenehm.

Vögel und Schmetterlinge von den mannichfachsten und glänzendsten Farben sind hier zahlreich; auch bemerkten wir

ein riesenhaftes Spinnengewebe an den Bäumen hängen, es war etwa 25 Fuß hoch und nahezu doppelt so lang, die Fäden waren sehr stark und die leeren Bälge von Tausenden von Insekten hingen darin. Es schien die Wohnung einer bedeutenden Zahl von Spinnen, von viel größerer Art, als man sie in Europa sieht.

Die Stadt wird hie und da von dem Priester besucht, welcher zu Saposoa residirt; das Volk empfängt ihn mit großer Achtung und beschenkt ihn mit Wachs, Gummi und Tucuya. Diese Leute haben kein anderes Jagdgewehr als die Cerbatana oder das Blaserohr, womit sie einen in Gift getauchten kleinen Rohrpfeil abschießen. Der Huayabamba ist 30 bis 40 Leguas von seiner Mündung, wo er eine Breite von 60 bis 70 Klaftern hat, schiffbar, und von Pachiza an fahren Kähne von 10 bis 12 Tonnen. Am Nachmittag kehrten wir während eines heftigen Sturms nach Lapuna zurück.

Nachdem wir uns neue Kähne und neue Ruderer verschafft, schifften wir uns am 3 Jan. um eilf Uhr wieder ein, und erreichten bald das am rechten Ufer des Huallaga liegende Juanjuy. Unsere Erscheinung erweckte nicht wenig Neugierde, und alles strömte herbei um uns anzustaunen; die Stadt ist ziemlich groß und über eine Ebene zerstreut, sie hat eine Kirche und gehört zu dem Distrikt von Saposoa, welches 12 Tagereisen (?) entfernt liegt. Bald erreichten wir die Mündung des Flusses Sapo, welcher eine große Strecke hinauf schiffbar ist. Noch etwas weiter unten stießen wir auf ein kleines Dorf an einem Arm des Flusses, der Insel Anchobaro gegenüber, welches erst vor sechs Jahren von Señor Manuel Jose Arevalo gegründet wurde, und etwa dreißig Einwohner enthält, meist Auswanderer aus Moyobamba. Die Stelle scheint gut gewählt, eine bedeutende Strecke Land ist ausgerodet und noch mehr wird umgebrochen. Paradiesäpfel wachsen hier zu einer bedeutenden Größe. Señor Arevalo behandelte uns mit vieler Höflichkeit und wir blieben die Nacht über bei ihm; er hat einiges Rindvieh, klagte aber über starke Verluste durch die Puma's, welche in den umliegenden Wäldern in Menge vorhanden seyn sollen.

Am folgenden Morgen fuhren wir weiter, bis wir an denjenigen Arm des Flusses kamen, den wir für den Hauptstrom hielten, es wimmelte aber hier so sehr von Inseln, daß sich dieß durchaus nicht genau bestimmen läßt, und wir nannten deßhalb diesen Theil des Flußlaufes das Labyrinth.*) Die Ufer waren niedrig, schienen sumpfig zu seyn, und die Bäume waren nicht so groß, als wie sie bisher gesehen hatten. Die Caña brava, eine große Art Rohr, nicht unähnlich dem Bambus, etwa 6″ im Umfang und 25 bis 30′ hoch, wuchs hier sehr dicht; dieß ist das Rohr, dessen sich die Indianer stets zum Bauen bedienen. Wir kamen nun an Pumanasi, d. h. dem Löwenhaus, vorüber, wo wir einen Wirbel fanden, der die Kähne rund umdrehte. Bald aber gelangten wir an einen tiefen Strich des Stromes, wo kurz darauf der Pillcuana von Osten her einfällt; dieser kleine Fluß fließt an den Salinas oder Salzbergen vorüber, die bis an den Huallaga heranreichen. Sie sind von einer Salzkruste bedeckt, das einen Zoll tief aus dem Boden efflorescirt, und ihnen ein Ansehen gibt, als wären sie mit Schnee bedeckt. Das Salz sammeln die Indianer der Nachbarschaft, und treiben damit einen nicht unbedeutenden Handel nach Tarapoto, Chasuta, Moyobamba und andern Orten weiter unten am Marañon. Wir erreichten gegen Sonnenuntergang das Dorf Tapaja, das etwa 60 bis 70 Einwohner zählt und in einem Wald von Pisangbäumen steht; hier hielten wir an, um die Nacht daselbst zuzubringen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Die Stelle muß um 7° 30′ S. B. liegen. A. d. U.

Reise eines russischen Officiers um die Welt.

4. Reise von Manilla nach Kamtschatka.*)

Am 22 Julius gegen 6 Uhr Morgens lichteten wir die Anker bei einem leichten Landwinde, welcher jedoch bald umsprang und uns zum Laviren nöthigte, so daß wir erst am folgenden Morgen aus der Bucht von Manilla herauskamen. Bis zum 9 August wechselte Windstille mit leichten Gegenwinden ab, und wir kamen nur mit Mühe an den Bashi-Inseln vorbei, einigen nackten vulcanischen Felsen, die nur selten von Fischern besucht werden. Am 9 erhob sich ein steifer Wind, und obwohl der Barometer keine bedeutende Veränderung zeigte, so deuteten doch alle Umstände auf einen Sturm hin, weßhalb wir die Segel etwas einzogen und zum gänzlichen Einreffen in Bereitschaft setzten. Bald verwandelte sich der Wind in wirklichen Sturm, heftig wogte das Meer, riß eine lange Schaluppe mit den Seitenbalken fort und dauerte mit gleicher Heftigkeit bis zum 12. Dann wurde es wieder ruhig, und abermals begann eine lange Reihe von Windstillen oder schwachen Winden, die von einer Hitze begleitet waren, welche manchmal auf 40 bis 45° in der Sonne stieg. Der Schweiß floß in großen Tropfen herab und die ganze Haut bedeckte sich mit einem rothen Ausschlag, so daß man weder sitzen, noch sich auch nur anlehnen konnte, ohne am ganzen Körper das Gefühl zu haben, als würde man gepeitscht. Das Baden konnte die ermatteten Glieder nicht erfrischen, weil das Wasser selten kälter als 25 oder 27° war; aus demselben Grunde konnte es auch unsern quälenden Durst nicht löschen. Diese Hitze äußerte ihren lähmenden Einfluß nicht bloß auf den Körper, der Geist litt gleichfalls darunter. Auch die Nacht gewährte keine Ruhe, denn wenn die Luft um einige Grade kühler war, so herrschte doch in den Cajüten eine so dumpfe Luft, daß der Schlaf, wenn er auch endlich kam, die Kräfte nicht wieder herstellen konnte. Auf solche Weise gingen, mit kleinen Zwischenräumen von Gegenwind und vier Tage Sturm mit eingeschlossen, vierzig Tage hin, in welchen wir kaum tausend Meilen geraden Weges zurücklegten.

Endlich hob sich der lange ersehnte günstige Wind und führte uns schnell aus den beinahe verticalen Sonnenstrahlen hinweg in ein gemäßigteres Klima. Der rasche Temperaturwechsel war äußerst empfindlich, bei 20° Wärme schnatterten wir noch und kleideten uns wärmer, aber Körper und Geist wurden wieder munter, die durch die schwüle Luft erschlafften Kräfte kehrten zurück und zugleich begannen auch aus den

*) Die ersten Nummern dieser Reise s. Ausland vom vor. J. Nr. 122 ff. Nr. 153 ff. und Nr. 168 f. Obiger Abschnitt steht in den Vaterländischen Memoiren zum Monat Julius d. J.

Digitized by Google

Cajüten und dem Verdeck die Schaben und Spinnen zu verschwinden, welche die lange Hitze in unglaublicher Menge hervorgelockt hatte. Der günstige Wind hielt etwa eine Woche an, worauf wieder veränderlicher Wind eintrat, der uns jedoch immer nach etwas vorwärts brachte, wenn auch nicht immer in geradem Lauf.

Am 15 September erblickten wir die Gipfel *) der Berge von Kamtschatka. Von dem Vorgebirge Lopatka, welches die südliche Spitze bildet, bis Awatscha, finden sich in geringer Entfernung von einander sechs Gipfel, von denen sich jeder auf 9 bis 12,000 Faß über die Meeresfläche erhebt; sie heißen von Süden angefangen: der erste, zweite, dritte und vierte, dann folgen der Poworatnaja und Wiljutschinskaja; einige davon rauchen noch, andere sind erloschen, und der unaufhörlich flammen ausstoßende Kljutschewskaja Sopka liegt viel weiter gegen Norden. Der Anblick dieser Vulcane, welche mit ewigem Schnee bedeckt sind und deren scharfe Spitzen aus den Wolken hervorschauen, ist von wilder Großartigkeit.

Die Einfahrt in die Bucht von Awatscha befindet sich in einem breiten von den Vorgebirgen Poworatna und Schipun gebildeten Meerbusen. Nördlich von der Einfahrt, oder der Mündung, wie man sie in Kamtschatka nennt, stehen in einer Reihe die Hochgipfel Karäginja, Strelotschnaja und Gorelaja. Der obere Theil dieses letztern **) ist im Jahre 1827 eingestürzt; der Fall der ungeheuern Steinmasse erregte ein Erdbeben, und aus dem Schlunde wurde so viel Asche ausgestoßen, daß die Straßen von Petropaulowsk, welches 50 Werste davon entfernt ist, mit einer halben Fuß dicken Aschenschichte bedeckt waren.

Lange hatten wir an der Einfahrt mit widrigen Winden, die von einem aus Nordost kommenden furchtbaren Wellenschlage begleitet waren, zu kämpfen, aber das Wetter war schön und Wallfische spielten in der Ferne. Am 20 September erhob sich ein Wind aus Nordost, aber mit ihm veränderte sich auch das Wetter, ein heftiger Regen mit einem unglückweissagenden Nebel trat an die Stelle des schönen Herbstwetters, die Ufer verbargen sich völlig, so daß wir einige Stunden unsicher hin und her fuhren, aber endlich zeigte sich das Vorgebirge Poworatna, dann der Wiljutschinskaja-Gipfel, bald darauf die Insel Staritschok und das ferne Leuchtthurms-Vorgebirge (majatschny). Als wir an Staritschok vorüber waren, dessen steile schwarze Ufer eine furchtbare Brandung peitschte, sahen wir den Babuschkin-Felsen, eine ungeheure Granitmasse an der Südseite der Bucht von Awatscha, und die Brüder, drei senkrecht nebeneinander aus dem Wasser hervorstehende, drei- bis vierhundert Klafter hohe Felsen. Auf beiden Seiten erheben sich die durch unterirdisches Feuer zerrissenen Ufer, deren Höhen ärmlich gekrönt waren von blattlosen Birken, während an den Seiten hie und da weiches Gras sich ausbreitete. Nirgends eine Spur von menschlichem Daseyn, nur Schaaren von Seevögeln, die aus den steinigen Ufern aufflogen, belebten die traurige, wild großartige Gegend.

Da wir wegen des Nebels die Einfahrt in den Hafen von Petropaulowsk nicht sehen konnten, so mußten wir um 6 Uhr Abends in der Bucht von Awatscha Anker werfen. In der Nacht wurde es ruhiger, und um 11 Uhr kam der Unterbefehlshaber von Kamtschatka mit einem Lootsen an Bord, um uns sobald wie möglich in die kleine Bucht zu geleiten. Um 6 Uhr des nächsten Morgens lichteten wir die Anker und fuhren in den Hafen von Petropaulowsk ein. Das Städtchen oder vielmehr das Dorf, welches den pomphaften Namen des Hafens von Petropaulowsk führet, liegt amphitheatralisch am Abhang der Berge, welche die kleine Bucht umgeben. Hinten in der Ferne erhebt sich die mit ewigem Schnee bedeckte Karäginja-Sopka. Ein bläulicher Rauch wirbelte aus den Kaminen der hölzernen, größtentheils mit Rasen gedeckten Häuschen, und die ganze Bevölkerung lief herbei, um das Schiff zu sehen, das die Reise um die Welt gemacht hatte, und dessen Ankunft immer eine Epoche in dem einförmigen Leben der Bewohner von Petropaulowsk bildet.

Das Bemerkenswertheste an der Einfahrt ist eine schmale lange Landzunge, die sich fast gleich mit der Wasserfläche durch die ganze Bucht hinzieht und den in den Hafen einlaufenden Schiffen nur einen schmalen Durchgang läßt. Auf beiden Seiten der Landzunge ist die Tiefe drei Klafter und darüber; ihre Länge beträgt 150, ihre Breite etwa 10 Klafter. Sie schützt die kleine Bucht vollkommen gegen den Wellenschlag, und scheint aus dem Meeresgrunde durch unterirdisches Feuer emporgehoben, recht eigentlich um einen in der Welt einzigen, natürlichen Hafen zu bilden. Als Cook und Lapeyrouse Kamtschatka besuchten, stand der Flecken Petropaulowsk auf der Landzunge; jetzt sieht man hier nur noch halb zerfallene Hütten, die zum Trocknen der Jukala (getrocknete Fische) dienen. Gegen Mittag waren wir an unserer Stelle angelangt und warfen Anker.

(Fortsetzung folgt.)

*) Diese führen den speciellen Namen Sopka, wahrscheinlich von Sapiet, brennen, sieden, denn eine Reihe von Vulcanen, die freilich großentheils erloschen sind, zieht sich durch die ganze Halbinsel hin.

**) Gorelaja heißt „der verbrannte." A. d. U.

Miscellen.

Seidenbau in Frankreich. Der Courrier de la Drome gibt folgende Statistik der Seidenerzeugung in Frankreich: Vor wenig mehr als 15 Jahren waren nur in sechs Departements ausgedehnte Maulbeerbaumpflanzungen zur allgemeinen Zucht der Seidenwürmer. Hiezu kamen nach etwa 16 andere, in denen der Anbau in beschränktem Maaßstabe und in unsicherer Weise getrieben wurde. Jetzt aber haben 42 neue Departements zu diesem einträglichen Geschäft gegriffen, so daß jetzt unter 86 Departements 64 mit Maulbeerbäumen versehen sind und Seide in größerer oder geringerer Quantität erzeugen.

Der Reisende Dr. Schwaner, Mitglied der naturforschenden Commission in Niederländisch-Indien, hat auf Borneo an den Ufern des Flusses Mertapura bedeutende Lager von Steinkohlen angetroffen, so wie eine vortreffliche Art Eisenerz. Auch hat er daselbst eine große Menge neuer und seltener Gegenstände aus dem Gebiet der Zoologie und Muster von nicht weniger als 179 verschiedenen Holzarten gesammelt, die man zu Batavia erwartet. (Holl. Bl.)

Verhältniß der Engländer und Holländer auf Borneo. Die holländisch-indische Regierung hat gegen den Sultan auf Kuti, wo der Engländer Murray umkam und eine belgische Handelsbrigg geplündert wurde, eine Expedition ausgesendet, um denselben zu strafen; zugleich hat sie aber auch einen Commissäre-Inspecteur für Borneo ernannt, indem das Land Kuti einen Theil der Residentschaft der Süd- und Ostküste von Borneo ausmacht und unter dem niederländischen Residenten steht, der sich zu Banjermassing aufhält. Dadurch fällt wahrscheinlich den Bestrebungen der Engländer, auf Borneo eine Niederlassung zu gründen, entgegengewirkt werden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 302.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

28 October 1844.

Schwedische Zustände.

Kaum war in diesem Jahre der Reichstag versammelt, so wurde nach ziemlich langer und vielfach interessanter Verhandlung der am vorigen Reichstag entworfene Vorschlag zu einer gänzlichen Umformung des Repräsentationswesens in Schweden von dem Priesterstand und dem Ritterhaus verworfen. Man hatte, um diesen Zweck zu erreichen, die Mitglieder des letztern in großer Zahl zusammengesucht, und die Partei, welche den bisherigen Stand der Dinge zu erhalten wünschte, setzte ihre Ansichten durch, obwohl nicht so leicht, als es den Anschein hatte, denn ein großer Theil des güterbesitzenden Adels kam mit dem bureaukratischen Theile, dem es um Erhaltung seiner Aemter vor allem zu thun ist, in Widerspruch, und alle Umstände lassen schließen, daß ersterer nur ungern auf eine so schroffe Maaßregel, wie die gänzliche Verwerfung des Repräsentationsvorschlags, einging. Die Folge hievon war, daß sich alsbald drei Constitutionsclubs bildeten, in Gemäßheit der drei Parteien, welche sich auf dem Reichstag herausgestellt hatten. Der Spott mischte sich bald in diese „Constitutionsfabrik," wie man es nannte, und ein Scherzblatt meinte, nun sey Schwedens Glück gesichert, da drei Constitutionsfabriken im Gang seyen, und aus der Concurrenz wie allenthalben, so auch hier, nur das Beste sich der Welt zum Kauf bieten könne. Der Spott trifft freilich mehr die Verwirrung der öffentlichen Angelegenheiten überhaupt, als die Vereine die sich bildeten. Der erste, unter dem Vorsitz des bekannten Herrn von Hartmannsdorf, ist mehr negativer Art, denn er ist eigentlich nur bemüht, eine Veränderung zu hintertreiben; der zweite unter Freiherrn Sprengtporten will vermittelnd auftreten, und repräsentirt hauptsächlich den güterbesitzenden Adel, der sich seine Standesrechte nicht ganz entreißen lassen, aber seine keineswegs hoffnungslose Sache nicht mit der der bureaukratischen Partei vermengen will; der dritte endlich besteht aus acht Personen, zwei von jedem Stande, die im Grunde genommen dem alten Repräsentationsvorschlag getreu sind, aber ihn dergestalt modificiren wollen, daß den wahren oder vorgeschobenen Einwürfen dadurch vorgebeugt werde. Dieser Verein ist bis jetzt der einzige, welcher mit einem Vorschlag ans Licht getreten ist, die beiden andern haben geschwiegen, der des Freiherrn v. Sprengtporten wohl aus dem Mangel an Energie, welcher allen Mittelparteien anzuhangen pflegt, der erste schon wegen seiner ganz negativen Natur.

Der Vorschlag des dritten Vereins läßt sich mit wenigen Worten angeben. Die Repräsentation soll aus zwei Kammern bestehen, die jüngere aus 150 Mitgliedern, welche wenigstens 25 Jahre alt seyn müssen, die ältere aus 75 Mitgliedern, welche wenigstens 35 Jahre alt sind. Die Vertheilung der Repräsentantschaft ist einfach, wie folgt: 30 Mitglieder sollen von den Städten mit mehr als 500 Einwohnern direct gewählt werden, die 120 andern vom Land indirect durch Wahlmänner; die ältere Kammer soll von der jüngeren gewählt werden, und zwar für die Periode von fünf gesetzlichen Reichstagsversammlungen. Die Zusammensetzung derselben ist beachtenswerth, weil sie einen wahren Reichsrath bilden würde; sie soll bestehen aus fünf höheren Gesetzesbeamten (lagfarne), fünf höheren Militärs (aus der Marine sowohl als aus der Landarmee), fünf höheren Civilbeamten, wozu auch die diplomatischen Personen gerechnet sind; zwanzig höheren Gelehrten (lærdomsidkare), wozu man Bischöfe, Universitätsprofessoren, Consistoriums- und Akademiemitglieder rechnet; aus zwanzig Hochbesteuerten, wozu namentlich auch die Fideicommiß-Inhaber von wenigstens 5000 Rthlr. Einkommen gezählt werden, und endlich aus zwanzig älteren Reichstagsmännern, die wenigstens auf zwei vorhergehenden Reichstagen als gewählte Mitglieder gesessen haben. Alle anderen Bestimmungen sind von untergeordneter Bedeutung.

Es ist in keiner Weise zu erwarten, daß dieser gegen den früheren sehr gemäßigte Vorschlag einen bessern Eingang finde, denn für die bureaukratische Partei handelt es sich darum, die Selbstrepräsentation des Adels beizubehalten, und durch diese, welche Mitglieder gänzlich herabgekommener Familien umfaßt, die zum Theil in sehr untergeordneten Bedienstungen stehen, sich eine fortdauernde Mehrheit zu sichern. Indeß ist auf dem Reichstag und zwar namentlich im Ritter-

Digitized by Google

hause selbst eine Art Anarchie eingerissen; ein Vorschlag, der darauf abzielte, die dringend nothwendige Entwerfung der Gesetzbücher möglich zu machen, indem man dem Gesetzesausschuß ständische Gerechtsame beilegte, und ihn über die Reichstagszeit hinaus sitzen ließe, fiel durch, obwohl die Regierung selbst diesen Vorschlag unterstützte. Während so die stationäre Partei an einem Tag einen Sieg feierte, fiel sie selbst an einem andern Tage durch, indem die Veränderung genehmigt wurde, daß die Reichstage künftig alle drei statt alle fünf Jahre gehalten werden sollten; kurz ein Schwanken in der Partei selbst ist sichtlich, während die Gegner im wesentlichen durchaus einig handeln, denn sie wissen wohl, daß wenn einmal das Haupthinderniß, nämlich die Selbstrepräsentation des Adels aufgehoben ist, alles andere von selbst folgt, und das Mehr oder Minder von Wahlberechtigung keinen bedeutenden Unterschied mehr machen kann. Indem sich so der Streit immer mehr aus den unwesentlichen Dingen herausschält, so daß nur der Kern zurückbleibt, nämlich Aufhebung oder Nichtaufhebung der Standesrepräsentation, hat die stationäre Partei den Umstand gegen sich, daß der vorige Reichstag selbst sich für die Aufhebung aussprach. Die Hauptsache, um welche es sich handelt, ist also doch auch für diesen Reichstag noch nicht verloren, und die Frage ist nur, ob die sich immer lauter kundgebende Ungeduld noch ferner durch das Zögerungssystem der stationären Partei wird hinhalten lassen. Auffallend ist es, daß der Verein, welcher den Constitutionsvorschlag machte, dem Bürgerstand eine große Zahl Abgeordnete, nämlich 30 — für das Verhältniß zwischen Städte- und Landbevölkerung Schwedens um die Hälfte zu viel — gewährte; es geschah dieß aber wahrscheinlich, um den Bürgerstand definitiv mit dem Bauernstand zu verbinden, und eine fatale Spaltung zu vermeiden, die den Sieg der Reformfreunde verzögern würde, aber nur um so entschiedener machen müßte, womit der vermittelnden Partei auf der andern Seite keineswegs gedient wäre, denn diese erinnert sich gar wohl, daß alle Umgestaltungen Schwedens bisher von den Königen und dem Bauernstande allein durchgesetzt wurden, und oft dem Adel hart genug fielen.

Smyths Reise von Lima nach Para.

Fahrt auf dem Huallaga.

(Fortsetzung.)

Am 5 Januar machten wir einen Ausflug nach Tarapoto, der bedeutendsten Stadt in diesem Theile des Landes; zu diesem Endzweck fuhren wir den Huallaga wieder hinauf bis zur Einmündung des Mayo, eines tiefen, stillen Flusses, dessen Ufer in höchst malerischer Weise mit Bäumen überhangen sind. Nach einigen Stunden Ruderns kamen wir nach dem Hafen Juan Guerra, welcher Ort wegen der vortrefflichen hier gebauten Flußfahrzeuge berühmt ist; auch gelten die hiesigen Männer für die besten Schiffer im Lande. Die Frauen beschäftigen sich namentlich mit der Bereitung von Tucuya aus der Baumwolle, die in den benachbarten Wäldern in Menge wächst. Nachdem wir uns etwa eine Stunde im Dorfe aufgehalten hatten, gingen wir zu Fuß nach Tarapoto, das etwa fünf Stunden weit entfernt liegt. Ein gut unterhaltener, von Bäumen köstlich überschatteter Weg führt dahin. Einige Indianer, die wir trafen, flohen voll Schrecken über unsere Erscheinung in die Wälder. Bei Sonnenuntergang erreichten wir Cumbasa, die Vorstadt von Tarapoto, welche nur durch einen kleinen Bach davon getrennt ist; auch hier rannten mehrere Einwohner voll Schrecken vor uns fort, aber wir traten in ein Haus, wo eine alte Frau uns höflich empfing, und eine Schüssel mit Masata anbot, die wir jedoch, so durstig wir auch waren, uns nicht entschließen konnten, zu trinken. Dieß Getränk wird aus gekochten Yucas bereitet, welche von den Weibern zu einem Brei gekaut und dann in einen Topf gespuckt werden, wo man sie gähren läßt; nach zwei oder drei Tagen gießt man den Brei mit Wasser an und trinkt ihn; er ist sehr berauschend.

Wir betraten nun Tarapoto, das auf ansteigendem Boden liegt, wo Granitspitzen hie und da durch den Sand dringen. Die Häuser sind aus der Caña brava errichtet und mit Lehm verklebt, einige auch geweißt, aber alles ist bunt durch einander gebaut, ohne alle Regelmäßigkeit, den öffentlichen Platz ausgenommen, wo man Straßen zu bilden versucht hat. Die Kirche, welche einer großen Scheune gleicht, ist von Zeit zu Zeit, wie die Bevölkerung anwuchs, vergrößert worden und jetzt 300 Fuß lang, aber immer noch unzureichend, um die Bevölkerung zu fassen. Wir besuchten sie am andern Tage, welches ein Sonntag war, und fanden sie sehr voll; die Indianer schienen sehr andächtig und der Gottesdienst schloß mit einer guten Predigt in spanischer Sprache. Als dieser vorüber war, begleitete die ganze Gemeinde ihren Prediger zurück nach dem Convento unter Tanzen und Singen, Trommeln und Pfeifen, und mit wehenden Fahnen, die mit Federn geschmückt waren. Am Pfarrhause nahmen sie Abschied von ihm; der Rest des Tages wurde mit Tanzen und Springen zugebracht, und endigte mit einer allgemeinen Berauschung.

Die Kleidung der Frauen besteht in einer Art weißer Jacke, welche Schultern und Brust bedeckt, und einem blauen Rock; ihr Haar ist in zwei lange Zöpfe geflochten, mit Blumen und mit Bändern geschmückt, die sie aus Lima erhalten. Sie haben fast keinen Handel, und ihr einziges Kunsterzeugniß ist eine grobe Art Tucuya, aus der sie ihre Kleider machen. Die Natur liefert ihnen ihre wenigen Bedürfnisse fast von selbst, so daß sie ein ausnehmend indolentes Leben führen. Baumwolle, Gummi, Harz und weißes Wachs sind die Haupterzeugnisse ihrer Wälder; das letztere formen sie zu runden, etwa ein Pfund schweren Kuchen, die als Münze gelten, und ungefähr einem Dollar gleichstehen. Auf unsern Putzkram setzten sie einen hohen Werth, und wir konnten ohne Mühe eine große Menge Lebensmittel kaufen. Baumwollene Sacktücher, Messer, Scheeren waren gleichfalls sehr begehrt, wie

Digitized by Google

mon denn auch englische Manufacturwaaren in ziemlicher Menge zum Verkauf ausgestellt fand. Ueberhaupt fanden wir auf unserer ganzen Reise keinen nur einigermaßen bedeutenden Ort, wo nicht englische Waaren sich gefunden hätten; die 200 Dollars, welche wir unserm Führer Ruiz bezahlten, wurden von ihm alle zum Ankauf englischer Waaren zu Huanuco verwendet, um sie während der Hinabfahrt an verschiedenen Holtplätzen zu verkaufen.

Aus den Nachrichten, die wir vom Padre Eusebio, dem Geistlichen der Stadt erhielten, ergab sich, daß die Bevölkerung von Tacopoto, die Vorstädte mit eingeschlossen, etwa 4000 Seelen beträgt; er glaubte, die Leute wären nicht abgeneigt, größere Thatigkeit zu entfalten, wenn sie nur eine hinreichende Belohnung dafür fänden. Die Einwohner sind wenig Krankheiten unterworfen; Dysenterie und Hautausschläge scheinen am meisten vorzuherrschen.

Da wir wiederum neue Ruderer miethen mußten, so konnten wir erst am 8 Jan. von Juan Guerro aufbrechen, fanden aber den Mayo sehr angeschwollen, und als wir in den Huallaga einliefen, war dieser, so weit wir es schätzen konnten, um etwa 14 Fuß gewachsen. Als wir zu Xapaja eintrafen, sagten die Indianer unserem Führer, die Pässe seyen durch den hohen Stand des Flusses sehr gefährlich geworden, und wir müßten warten, bis der Strom wieder falle. Dieß geschah auch in der Nacht, wo er um etwa zehn Fuß fiel. Wir brachen Nachmittags auf in zwei kleinen unsichern Canoes, mit der ziemlich sichern Aussicht gelegentlich auf unsere Schwimmkunst angewiesen zu seyn. Der Strom nahm eine östliche Richtung und war zwischen zwei Bergen eingeengt, daß er nicht über 25 Klafter Breite hatte und Wirbel zog, so daß es aller Kraft und Geschicklichkeit unserer Ruderer bedurfte, um sicher durchzukommen. Den Tag zuvor wäre die Fahrt unmöglich gewesen, namentlich am Malpaso del Estrro, wo wir wiederum den größten Theil unseres Gepäckes ausladen mußten.

Am folgenden Tage war der Strom noch immer sehr angeschwollen und führte uns pfeilschnell hinab — noch 5 Malpaso's mußten an diesem Tage überstanden werden — doch kamen wir zeitig nach Chosuto, an dem Fluß gleichen Namens gelegen, wo uns alsbald eine Schaar neugieriger Indianer umringte und der Geistlicher uns äußerst gastfrei aufnahm. Chosuto nimmt einen bedeutenden Raum ein, und ist etwas regelmäßiger gebaut als die früher getroffenen Städte; seine Bevölkerung beträgt 1100 Seelen. Gesichtsschnitt und Kleidung sind so ziemlich dieselben wie weiter oben am Strom, und auch sie beschmieren sich auf die gleiche Weise. Unser Führer verschaffte uns zwei Kähne und 14 Ruderer, um nach dem andern Ufer überzusetzen, aber in der Nacht schwoll der Huallaga so sehr an, daß wir die Fahrt nicht wagen durften, und zu Chosuto bleiben mußten. Wir strichen um den Ort her, und erstaunten nicht wenig über den Schrecken, welchen wir einflößten, denn die Leute welche wir trafen, namentlich die Frauen, liefen gewöhnlich davon: der Padre erklärte uns die Ursache, welche in unsern Barten lag, die wir zum Schutz gegen Mosquitos und Sandfliegen hatten wachsen lassen, während die indianischen Bärte kaum bemerklich sind. Der Padre Mariano de Jesus hatte mehrere Reisen den Ucayale hinauf nach Ocopa gemacht, wo früher ein Collegium zur Erziehung von Missionären bestand; er behauptete, der Ucayale sey bis weit über die Einmündung des Pachitea hinauf schiffbar.

In der Nacht fiel der Strom um 12 Fuß und wir rüsteten uns zur Fortsetzung unserer Reise. Der größte Theil der Einwohner hatte sich versammelt um unsere Abfahrt zu sehen, und die Scene war auch wirklich sehr charakteristisch. Die Ruderer rannten hin und her, beluden die Canoes mit Pisang und ihren kleinen Kleiderbündeln, ihre Weiber brachten ihnen noch einen Abschiedstrunk in Ollas oder irdenen Töpfen, und alles zeigte sich voll Leben und Thätigkeit. Wir nahmen Abschied von dem freundlichen Padre, dessen Gastfreundschaft uns so werthvoll gewesen war, und schifften uns ein auf dem Strom, der einige Meilen weit still zwischen niedrigen Ufern hinfloß; bald aber begannen die Fälle von neuem, und drei Malpasos waren an diesem Tage zu überschreiten. Hier endigen übrigens die Berge, und der Ort heißt deßhalb Pongo, was in der Indianersprache das Ende der Berge bezeichnet. Von hier an fließt der Strom ohne Unterbrechung gleichmäßig fort nach dem Maranon. An einer Stelle, wo derselbe durch eine Insel verengt wird, brachten wir die Nacht zu, und zwar viel bequemer als sonst, denn unsere Ruderer waren viel lebendigere, thätigere Leute, als wir sie bisher gehabt hatten, auch besser mit Bequemlichkeiten ausgerüstet, denn jeder hatte seinen Moskitovorhang und eine Matte aus der Rinde des Ponchama, welche wasserdicht seyn soll.

(Fortsetzung folgt.)

Reise eines russischen Officiers um die Welt.

4. Reise von Manilla nach Kamtschatka.

(Fortsetzung.)

Hr. Ch., der erfahrene Seemann, der alle Eigenthümlichkeiten des Klima's und der hiesigen Oertlichkeiten kennt, lud uns alsbald zu einem vortrefflichen Mahl ein, wo Früchte, Gemüse u. dgl. in Fülle prangten; den Werth eines solchen Mahls können nur ausgehungerte Seeleute schätzen, denen nach einer langen, mühseligen Fahrt jeder frische Bissen als die größte Leckerei erscheint. Er führte uns auch zum Oberbefehlshaber von Kamtschatka, der uns mit Herzlichkeit aufnahm, und alle Mittel verschaffte, um eine kleine Reise ins Innere von Kamtschatka vorzunehmen. Die kalte Jahreszeit rückte heran, und so suchten wir ein Unterkommen, das wir bald im Hause des Kaufmanns Scharaff fanden, eines in seiner Art merkwürdigen Mannes; er ist 60 Jahre alt, aber rüstig und frisch wie ein Vierziger. Er gilt für den besten Jäger und Hundeschlittenfahrer in Petropaulowsk, ja fast in ganz Kamtschatka. Auf seinen Handelsreisen im Innern der Halbinsel fährt er mit seinen Hunden auf Wegen, wohin sich kaum einheimische Kamtschadalen trauen.

Während wir uns hier aufhielten, kam die Nachricht von der

Digitized by Google

Vermählung des Großfürsten Thronfolger an, welche hier 13,000 Werste von Petersburg möglichst festlich begangen wurde. Am folgenden Tage versahen wir uns mit Vorräthen und allem Nöthigen zu unserer Reise; wir waren zu vier, und ein Arzt der kamtschadalischen Seecompagnie, so wie der Inhaber der landwirthschaftlichen Anstalt, welche bei den heißen Quellen am Bache Paratunka sich findet, begleiteten uns. Wir fuhren in einer Schaluppe aus der Bucht von Awatscha in die von Targin, konnten aber leider auf dieser Fahrt wegen des schlechten Wetters und des Nebels wenig von der großartigen Landschaft sehen. Nach dreistündigem Rudern liefen wir in die Bucht von Targin ein, welche einen weiten vortrefflichen Hafen bildet. Am Eingange rechts steht der Kosakenstein, auf welchem eine ungeheure Menge Seeraben und Möven saßen. Dieser Kosakenstein muß durch einen unterirdischen Stoß von dem Granitvorgebirge losgerissen worden seyn; zwischen ihm und der übrigen Masse ist nur etwa eine Klafter Raum und die Wände steigen senkrecht an. Felsen dieser Art nennt man hier Kekura. Alles zeugt hier von sehr heftigen vulcanischen Umwälzungen, aber die Steinflächen liegen nicht horizontal, sondern sind unter mannichfachen Winkeln geneigt. Der Babuschin-Fels und die drei Brüder, welche wohl gleichfalls gewaltsam von den nächsten Massen losgerissen wurden, sind durch den feuchtbaren aus dem östlichen Meere heranbringenden Wellenschlag schon sehr unterwaschen, und irgend ein neuer Stoß wird sie ins Meer stürzen.

An der Bucht von Targin war in früheren Jahren ein volkreiches Dorf von Kamtschadalen, jetzt steht aber nur noch die einzige Hütte eines alten Jakuten daselbst. Wir landeten am rechten Ufer, und gingen etwa anderthalb Werste zu Fuß nach einem kleinen Süßwassersee, wo ein kleiner Kahn mit Jakuten unserer wartete. Das Wetter war schön, malerische Ansichten wechselten unaufhörlich miteinander ab, und wir hatten über den drei Werste langen See gesetzt, ehe wir es uns versahen. Im Sommer muß die Umgegend des Sees reizend seyn, denn selbst jetzt noch im October, wo die Bäume blattlos und das Grün erbleicht war, zeigten sich wahrhaft liebliche Landschaften. Aus dem See stürzt ein kleiner Bach, der in die Paratunka fällt, und neben demselben, nicht weit von dem See, wohnen zwei alte Matrosen mit ihren Familien. Um ihre Häuschen her sind Gerüste aufgeschlagen, um die Fische zu trocknen, denn der Bach, über den eine Wehre angelegt ist, enthält eine unglaubliche Menge Fische, so daß man viele derselben mit der Hand fängt; gewöhnlich geschieht aber der Fang mit einer Art Fischspeer (marik), der einen Widerhaken hat; das Eisen ist nicht festgemacht, sondern läuft auf einer Rinne aus, und ist nur durch einen Riemen an der Stange befestigt. Der Fischer stößt das Eisen dem Fisch in den Leib, worauf es von der Rinne hinabfällt und mit dem Fisch wieder herausgezogen wird. Diese Art Fischfang erfordert indeß große Gewandtheit und Uebung. Die Menge der Fische ist oft so groß, daß das Wasser ganz roth aussieht, denn die meisten Fische sind Forellen (unter gar mannichfachen Localnamen) und Rothfische. Wenn die Fische vom Meere aufsteigen, sind die kamtschadalischen Bäche und Flüsse so voll davon, daß die Eingeborenen, wenn sie vorübergehen und ihnen die Lust Fische zu speisen ankommt, leicht mit der Hand sie fangen, aufreißen, den Rogen herausnehmen und roh essen, das übrige aber wegwerfen.

Wir setzten uns hier zu Pferde und ritten zwei Werste weit zu der Paratunka, über welchen die Pferde schwimmend setzten, während wir auf einem Floß hinüberfuhren. Von der Paratunka bis zu den heißen Quellen dehnt sich eine weite Tundra aus, welche etwa 20 Werste im Umfang hat; sie ist von hohem Gras bedeckt und völlig flach, ohne die mindeste Erhöhung, aber hinter den hohen Bergen, die sie einschließen, erheben sich auf der einen Seite die weißen Gipfel der Sopkas von Awatscha, auf der andern die stets etwas rauchende Wiljutschinskaja-Spitze. Als es dunkelte, gelangten wir an das Haus des Hrn. L..., eines geborenen Kamtschadalen, den Hr. Peter Ricord in der landwirthschaftlichen Unterrichtsanstalt zu Moskau hatte erziehen lassen. Als Cook und Lapeyrouse Kamtschatka besuchten, war hier ein volkreiches Dorf von Kamtschadalen, von denen im Jahre 1803, als Krusenstern hieher kam, nach sechzehn Menschen übrig waren; jetzt wohnt außer Hrn. L... nur ein sechzigjähriger Kerl hier, ein Poselschik, d. h. ein zur Ansiedlung verbannter Mensch, von riesenhaften Formen, aber mit einer finstern Physiognomie. Hr. L... flüsterte mir zu, er habe schon zwölfmal wegen verschiedener Raubthaten auf den Straßen Sibiriens die Knute erhalten.

Das Haus des Hrn. L... liegt auf einer kleinen Anhöhe, von welcher man die Tundra in ihrer ganzen Schönheit übersieht. Neben dem Hause ist ein kleines Gärtchen und etliche Wirthschaftsgebäude, und unten am Hügel liegen in geringer Entfernung von einander zwei kleine Seen von heißem Wasser, deren Quellen aus einem weißen Grunde hervorsprudeln, weßhalb auch einer der Seen der Milchsee heißt. Die Temperatur des größern Sees ist etwa + 28° R., die des kleinern + 20°. Der wärmere See liegt näher am Hause, und an demselben fließt ein Bach mit eiskaltem Wasser vorüber, zu dessen beiden Seiten eine Menge kleiner heißer Quellen von 30° und darüber sich finden. An dem wärmern See ist eine kleine Badeeinrichtung angebracht, in welche man das warme Wasser aus dem See hineinlaufen läßt. Die Quellen sind schwefelhaltig und in Hautkrankheiten sehr bewährt. Früher war neben der Badeeinrichtung ein kleines Häuschen mit einem Zimmer, worin man sich aufhalten und entkleiden konnte. Leider aber ist das Häuschen vor kurzem abgebrannt. Das Baden in dem Seewasser ist außerordentlich angenehm, der ganze Körper fühlt eine Art wollüstige Erschlaffung, so daß man, einmal im Wasser, sich nur schwer entschließt es wieder zu verlassen. Die heißen Quellen machen diesen Erdfleck auch ungemein fruchtbar; im Garten des Hrn. L... wachsen vortreffliche Früchte, und hart am Hause auf einer Strecke von 10 bis 15 Quadratklaftern, wo vor langer Zeit einmal Kartoffel gepflanzt worden waren, wachsen sie noch jetzt Sommer und Winter fort von selbst, und man braucht nur einmal im Jahre die Stelle umzugraben. Im Winter schmilzt hier der Schnee durch die innere Wärme der Erde und bildet eine Art Gewölbe, unter welchem man die ganze Zeit hindurch die vortrefflichsten frischen Kartoffeln erhalten kann. Die Gebäude muß hier ungemein dünn seyn, denn wenn man mit dem Fuße stampft, hört man ein dumpfes Geräusch, als wäre es unten hohl. Selbst das Herumspringen kleiner Kinder bringt eine leichte Erschütterung zu Wege, die man einige Schritte weit spürt. Nachdem wir gebadet und ein gutes Mahl eingenommen, legten wir uns ächt militärisch auf ausgebreitetem Heu zum Schlafen nieder und brachen am andern Morgen, nachdem wir unsern gastfreundlichen Wirthen Lebewohl gesagt, in Begleitung eines Jakuten abermals auf.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 303.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

29 October 1844.

Etwas über Pirano. *)

Nachdem wir des freien Blickes über Land und Meer hinlänglich froh geworden, steigen wir südöstlich niederwärts und winden uns durch die engen dunkeln Straßen Piranos zu dem Hauptplatze, in dessen Mitte der bequeme steinumdämmte Winterhafen liegt, ein Ausläufer des weiten geräumigen, den wir später besuchen werden. Rings umher, den breiten Umgang begränzend, die Hauptgebäude der Stadt, alte Klöster, Rathhaus (palazzo pubblico), Gasthof und andere ziemlich ansehnliche Bauten. Auch hier ein unverkenndares Kleinvenedig — Zinken auf den Dächern, hohe Spitzbogenfenster, zwischen deren breiten Flügeln schlanke Marmorsäulen; an den öffentlichen Gebäuden der Markuslöwe, hier überall in Eintracht mit Sanct Georg dem Drachentödter, dem erkorenen Schutzpatron der Stadt, und dem gewaltigen, gegenüber lauernden Drachen und in Schafpelz gehüllten Wölfen vielleicht allzu friedfertig beharrenden Schutzpatron so vieler Länder und Völker, dem Janus, dessen Doppeladlerblick es obliegt, in alter wohlgeübter Kraft und Schärfe unermüdlich Wacht zu halten gegen die verkappte Räuberbrut in Ost und West. Vorzüglich malerisch stellt alles dieß sich als Gesammtbild dar, von der südöstlichen Zugbrücke des Stadthafens aus gesehen. Ueber diese Brücke scheiten wir nunmehr, um hinaus zu gelangen zu dem Valle di Siciole, in welches das Meer tief einschneidet, den mehrere Miglien breiten eigentlichen Hafen bildend, den berühmten Porto delle Rose, beim Volk gewöhnlicher Porta gloriaso — ich weiß nicht, ob in Erinnerung der für Venedig glorreichen Ziani-Schlacht oder, was wahrscheinlicher, nur so in zufälliger Verstümmelung des ursprünglichen Namens. Die gegenüberliegende, diesen Hafen südlich begränzende Landzunge, welche in die Punta di Salvore ausläuft, ist ziemlich kahl; die diesseitige, weithin und weit hinan bebaut, erinnerte mich unwillkürlich an den bekannten Brief Cassiodors, in dessen Eingang der umsichtige Minister Theodorichs zu den Tribunen der damals nur im Keime erst sich regenden Lagunenstadt gewendet schon des außerordentlichen Wein- und Oelreichthums dieser Küsten gedenkt. Ehrwürdig blickt das altergraue Karthäuserkloster von den grünen Höhen nieder. Am Ende dieses Meerbusens, wohl wegen seiner Breite Largone genannt, in dem eigentlichen Valle di Siciole, sind bedeutende Salinen, die ausgedehntesten in Istrien. Dasselbe Verfahren wie bei Muggia und Kapodistria, nur hier in größerem Maaßstabe und von ausgiebigerem Erfolg. Unzählige mit Lehmgrund bedeckte, lehmummwallte Beete sind durch eine mit mehreren Thoren versehene Mauer längs dem Meerbusen zugleich geschützt vor Ueberfluthung und offen gehalten dem nöthigen Eindringen des Seewassers, das, im Frühjahr eingelassen, etwa eine Hand hoch stehen bleibt um zu verdunsten. Eine Menge kleiner Holzhäuschen, mehrere hundert an der Zahl, sind für die Arbeiter bestimmt, die um dieselbe Zeit, wo bei uns die Kornfelder mit Schnittern sich bevölkern, hier sich einfinden, um die aus den verdunsteten Wassern niedergeschlagenen Salzschichten von den Beeten abzunehmen. Es soll bei diesem eigenthümlichen Erntefest eine ungemeine Fröhlichkeit bei Sang und Klang in diesen Gegenden herrschen. Und bei dem überschwänglichen Salzreichthum des adriatischen Meeres ist an kein Mißjahr zu denken; im Gegentheil, es darf nur einr von der Regierung, welcher das Ganze als Regal zufällt, gesetzlich bestimmte Menge Salz gewonnen werden. In diesem Augenblick sind die Salzblumenbeete bereits abgeerntet, verstummt ist der Jubel der Arbeiter, die den gewonnenen Vorrath schon seit mehreren Wochen an die Salinenoberintendanz zu Kapodistria geliefert, und die Hütten stehen leer. Wo noch vor einem Monat fröhliche Gesänge schallten, kreischen jetzt nur schwirrende Sumpfvögel, die mit dem nun immer üppiger aufwachsenden Uferschilf sich mehren und bald das fröhliche Gewühl der Weinlese, später das der Olivenernte mit ihrem eintönigen Gekreisch begleiten werden. Ein ziemlich trotzig blickender Istrianer im dunkelgrauen Schifferwamms gesiel sich, die ganze Strecke bis zum Ende des Meerbusens Largone auf seinem Grauchen neben mir herreitend, von all diesen Herrlichkeiten weitläufig zu berichten.

*) Aus einem demnächst erscheinenden Werke über Istrien und Dalmatien, von H. Stieglitz.

Digitized by Google

Zugleich ermunterte er mich, doch ja einmal zur Salzernte hieher zurückzukehren; Lustigeres finde man in der ganzen Welt nicht; das könne er, der weit herum gekommen, auf sein Schifferwort versichern.

Smyths Reise von Lima nach Para.

Fahrt auf dem Huallaga.

(Fortsetzung.)

Am 14 Januar gelangten wir um Mittag nach der Mündung des Chipurana, der im Sommer wohl großentheils trocken seyn mochte, jetzt aber wirkte die Anschwellung des Huallaga auf denselben ein, so daß wir eine gute Strecke hinauffahren konnten. Gegen 5 Uhr landeten wir an einem sandigen Ufer, und da der Himmel uns mit einer nassen Nacht drohte, so eilten die Indianer sogleich in den Wald, um Materialien zum Aufbau von Hütten herbeizuschaffen, die auch in unglaublich kurzer Zeit zu unserer Aufnahme in Bereitschaft stunden, und uns in der That während der stürmischen Nacht hinreichend Schutz gewährten. Das Hinauffahren auf dem Chipurana, von wo aus wir nach dem Ucayale gelangen wollten, war nicht wenig mühsam, theils wegen des untiefen Wassers, theils wegen der Menge von Baumen, welche das Flußbett füllten; wir mußten uns öftees durch die Zweige einen Weg hauen, und die Kähne über die Stamme hinüberziehen. Die Ufer waren dicht bewachsen und die Bäume so von Kriechpflanzen überdeckt, daß sie wie eine feste Wand sich darstellten. Wir hieben einen Baum nieder, den die Indianer Sapote nannten, und der 70 bis 80 Fuß Höhe hatte; er war mit Früchten beladen, leider aber wurde unsere Hoffnung darauf getäuscht, denn sie waren noch nicht reif; die Frucht gleicht einigermaßen dem Mammy-Apfel in Westindien. Während wir damit beschäftigt waren, rief einer der Indianer, daß eine Heerde wilder Schweine in der Nähe sey; ehe wir uns aber durch das Dickicht arbeiten konnten, waren sie wieder fort; die Indianer hatten ihre Zahl auf etwa 200 geschätzt. Abends hielten wir wieder auf einem sandigen Ufer an, unser kleines Hüttendorf erhob sich von neuem und war kaum beendigt, als ein furchtbares Gewitter mit Donner, Blitz und Regen über uns kam, und alle unsere Bemühungen, astronomische Beobachtungen anzustellen, vereitelte.

In den nächsten Tagen hatten wir viel von Sandfliegen zu leiden, und in dem Flusse kamen wir theils wegen der Untiefen, theils wegen der angehäuften Baumstämme nur wenig vorwärts, am dritten Tage, den 18 Januar, in sechs Stunden nicht weiter als anderthalb Leguas, wobei wir von den Sandfliegen halb zu Tode gepeinigt wurden. Wir erreichten endlich den sogenannten Hafen von Yanapacu, wo unsere einzige Unterkunft eine weder wind- noch wasserdichte Hütte war, mitten im Walde, und angefüllt mit Mosquitos und Insecten aller Art. Hier mußten wir jedenfalls drei oder vier Tage zubringen, denn der Padre Mariano hatte unsern Führer Ruiz in Kenntniß gesetzt, daß wir beim Durchzug durch das Land der Campos-Indianer, zwischen Santa Catalina und Sarapacu, wahrscheinlich auf Schwierigkeiten stoßen würden, indem diesem baedarischen Volke nicht zu trauen sey; gegen den Padre Plaza, den Geistlichen von Sarapacu, bezeigten sie sich aber sehr folgsam. Wir schickten deßhalb am nächsten Morgen unsern Führer mit einem Schreiben ab, um den Padre von unserer Ankunft zu Yanapacu in Kenntniß zu setzen, und ihn um seinen Beistand anzugehen. Auch sollte unser Führer zu Santa Catalina Leute miethen, um das Gepäck nach diesem acht Leguas von Yanapacu entfernten Orte zu schaffen.

Die nächsten Tage, welche zu allem Ueberfluß sehr regnerisch waren, brachten wir ziemlich trübselig in unserer Hütte zu, und eest am dritten Tage, Morgens 10 Uhr, erschienen vierzehn Indianer von Santa Catalina, um unser Gepäck abzuholen. Wir deliberirten noch, ob wir aufbrechen sollten, da der Tag sich wieder regneeisch anließ, aber die Indianer baten uns aufzubrechen, da sie ihre Moskitonetze auf halbem Wege zurückgelassen hatten. Während wir noch deliberirten, hatten unsere Indianer aus Ebasuta die Sache schon entschieden, indem einer nach dem andern mit dem leichtern Gepäck aufgebrochen war, und den Leuten aus Santa Catalina das Schwerere zum Nachtragen zurückgelassen hatte. Ehe wir den Hafen verließen, brauchten wir die Vorsicht, die Canoes vermittelst Schlingpflanzen fest an Bäume anzubinden, damit, im Fall wir zueückkehren und unsern Weg auf dem Huallaga nach dem Marañon fortsetzen müßten, uns die Mittel zu Gebot stünden. Um 11 Uhr war alles zum Aufbeuch berett, und wir zogen durch einen dichten Wald, wo wir aber wegen der heftigen Regen, die vorangegangen und den lehmichtrn Boden aufgeweicht hatten, nur mit großer Mühe vorwärts kamen.

Wir bemerkten, daß die Baume wedee so hoch noch so dick waren, als wir sie bisher gesehen hatten, und ebenso, daß die Zahl der Schlingpflanzen gering war, was unsern Marsch sehr erleichterte. Wir kamen über eine große Menge Bache, durch welche zum Theil 10 bis 12 Fuß tiefe Schluchten mit perpendiculären Seitenwänden in den Boden eingerissen waren. Baumstämme, welche die Indianer darüber gelegt hatten, und rin in den Schlamm gestoßener Pfahl halfen uns hinüber. Wir sahen auf diesem Wege eine Menge Vögel und Insecten, aber gar keine vierfüßigen Thiere, obwohl Tiger,*) wilde Schweine und einige andere kleine Vierfüßler sich in diesen Wäldern befinden sollen. Um halb sechs Uhr erreichten wir einen Tambo, d. h. einen großen, wohlgedanten Schuppen, worin wir all' unser Gepäck beisammen und die Indianer emsig mit Kochen beschäftigt fanden. Wir waren kaum eingetreten, so goß der Regen in Strömen herab und hielt die ganze Nacht an.

Am andern Morgen um eilf Uhr erreichten wir, wohl duechnaßt, Santa Catalina, wo eine Menge der Eingebornen unserer wartete, um uns nach dem Gemeindehause zu begleiten;

*) Mit diesem Worte bezeichnet man gewöhnlich den Puma und Leopard.

Digitized by Google

bald erschienen daselbst der Gouverneur, die Alcalden und die Fiscale der Kirche, begleitet von vielen Einwohnern. Wir konnten nicht begreifen, weßhalb wir so ehrfurchtsvoll empfangen wurden, bis Ruiz uns sagte, er habe, um uns eine gute Aufnahme zu verschaffen, dem Gouverneur zu verstehen gegeben, daß drei hochansehnliche Personen sich auf dem Wege nach Sarayacu befänden, ein Heiliger, ein General und ein Priester, nebst einem Adjutanten des Generals; er bat uns wir möchten ihn nicht verrathen, die Leute hier seyen nicht viel besser als Wilde und ihnen nicht wohl zu trauen. Wir waren ärgerlich über den gespielten Betrug, aber unser Zorn mäßigte sich, als wir unsern Tisch mit Pisang, Geflügel und Fischen bedeckt sahen, was wir wohl außerdem nicht in solcher Fülle erhalten hatten. Wir erfuhren von Ruiz, daß bei seiner Ankunft der Gouverneur und alle anderen Behörden gänzlich betrunken gewesen seyen. Der erstere redete ihn in einem zornigen Ton an, fragte woher er komme und was ihn hieher gebracht habe; hierauf erwiederte er anfangs bloß, er habe einige Dinge für den Padre Plaza zu Sarayacu mitgebracht; erst am andern Morgen, als der Gouverneur nüchtern war, gab er ihm den obigen Bericht von den Personen, die er zu geleiten habe.

Santa Catalina ist ein kleines Dorf, das dreißig Familien zählt, und hat eine neu gebaute Kirche, die der Mission von Sarayacu unterworfen ist, und folglich unter der geistlichen Fuhrung von Padre Plaza steht. Die Einwohner kamen hauptsächlich von Tarapota und Cumbasa; die Männer beschäftigen sich meist mit Jagen und Fischen, die Weiber mit Spinnen und Weben und dem Anbau von Pisang. Das Zuckerrohr wachst wild im Ueberfluß, und sie machen Syrop und Huarapo daraus. Das Volk scheint äußerst indolent, und macht durchaus keine Anstrengungen als um die einfachsten Bedürfnisse der Natur zu befriedigen. Der Gouverneur, ein großer Mann mit einem widrigen Gesichte, war aus Tarapoto, und durch Padre Plaza zu seiner jetzigen Würde erhoben; er zeigte sich bereit alles zu thun, was dem Padre Plaza gefallen könne, brachte übrigens täglich neue Einwürfe gegen unsern Aufbruch vor, so daß wir nicht wußten, was wir daraus machen sollten, und nur vermutheten, er wolle von den Schmucksachen, die wir bei uns führten, möglichst viel für sich zu erhalten suchen.

Ein Einwohner von Tarapoto, der eben aus Sarayacu kam, und wahrscheinlich von dem Gouverneur einen Auftrag hatte, brachte uns die Nachricht, er sey von den Panos-Indianern angehalten und ausgefragt worden, ob er etwas von den Engländern wisse, welche dieses Wegs ziehen wollten; sie seyen entschlossen, ihnen den Durchgang zu verwehren. Zugleich rieth der Tarapotino, wir sollten doch nicht weiter gehen, bis wir Nachricht von dem Padre Plaza hätten; zwar hielten wir die ganze Geschichte für ersonnen, glaubten aber doch mit einiger Vorsicht zu Werke gehen zu müssen, namentlich weil Padre Mariano de Jesus zu Chasuta uns schon gesagt hatte, die Leute seiner Mission und die von Santa Catalina stünden nicht auf gutem Fuß mit einander, und es wäre möglich, daß man uns hinderte mit den Leuten aus Chasuta weiter zu gehen; wenn wir aber genöthigt seyn sollten umzukehren und den Huallaga hinabzufahren, so würden die Leute aus Chasuta uns beistehen. Wir untersuchten den Zustand des Hafens und fanden nur fünf kleine Kähne, die für uns und unser Gepäck nicht hinreichten, somit waren wir genöthigt auf Verstärkung von Sarayacu zu warten.

Indeß wurden unsere Chasutinos, da keine Nachricht aus Sarayacu ankam, sehr ungeduldig; sie wollten zu ihren Familien zurückkehren, und keinen Tag mehr warten. Auf den Rath unsers Führers Ruiz machten wir ihnen einige kleine Geschenke, und Ruiz versprach sie bei Nacht zu beaufsichtigen, damit sie nicht wegliefen; auch schien er für unser Gepäck von den Bewohnern Santa Catalina's zu fürchten, und rieth uns zur Vorsicht, indem den Leuten nicht ganz zu trauen sey. Wir rüsteten uns deßhalb in der Nacht, einem etwaigen Angriff zu begegnen, und da das Gemeindehaus keine Thüren hatte, so legten wir nach Einbruch der Nacht einige Gegenstände so in den Weg, daß die Angreifer darüber hätten stolpern und uns dadurch von ihrer Ankunft benachrichtigen müssen; auch schliefen wir mit den Waffen zur Seite. Indeß hatten wir keine Furcht, und müssen gestehen, daß wir auch keinen Grund hatten, an der Ehrlichkeit der Leute zu zweifeln; im Gegentheil sorgten sie sehr aufmerksam für unsere Bedürfnisse, und brachten uns jeden Tag Geschenke, die wir jedoch nie ohne Gegengeschenke annahmen.

Leider erhielten wir Nachricht, daß der Bote, den wir an den Padre Plaza gesendet hatten, nicht geraden Weges von Sarayacu zurückkehren, sondern auf dem Wege sich mit der Jagd belustigen wolle; wir schickten daher Ruiz mit den Chasutinos nach Sarayacu ab, mit der Bitte, uns doch möglichst schnell in Kenntniß zu setzen, ob wir den Catalinafluß hinabfahren oder an den Huallaga zurückkehren, und auf dem Marañon nach dem Ucayali uns begeben sollten. Ruiz und seine Leute reisten ab und nahmen alle Kähne mit sich; während seiner Abwesenheit machten der Gouverneur und die Alcalden uns häufige Besuche, und der Fiscal nebst seinem Gehülfen versorgten uns reichlich mit Lebensmitteln. Der letztere sprach etwas Spanisch, so daß wir uns ihm verständlich machen konnten, aber im Handelsverkehr fiel uns die Abwesenheit von Ruiz sehr empfindlich.

(Fortsetzung folgt.)

Reise eines russischen Officiers um die Welt.

4. Reise von Manilla nach Kamtschatka.

(Fortsetzung.)

Im Winter geschieht alles Reisen in Kamtschatka mit Hunden, im Sommer aber zu Fuß oder zu Pferd, weil es keine Wege gibt, auf denen man fahren könnte; leider aber gibt es auch wenig Pferde. Die Sommerwege sind größtentheils nichts anderes als schmale von Bären ausgetretene Pfade, auf denen einer hinter dem andern marschiren muß. Voran zog der Jakute, welcher aus Langweile ein einförmiges heimisches

Lied summte, ohne Stimme oder Ton zu ändern. Der Weg führte durch einen ziemlich dünnen Birken- und Pappelwald; das hohe Gras, eine Art Geisbart, reicht den Pferden bis fast an den Rücken, und an einigen Stellen war dasselbe zusammengetreten; der Jakute wies auf die Stelle hin und sagte, hier hätten Bären miteinander gerauft. Der zottige Pelz aus Kamtschatka ist dem Menschen selten gefährlich, obgleich sich manchmal sehr große Thiere darunter finden; sie nähren sich großentheils von Fischen, und streifen nach lebendigem Fleisch erst dann umher, wenn der Fischfang in den Flüssen zu Ende geht; dann kommen sie den Flecken und manchmal auch den Städten näher. Sie sind indeß trotz ihrer Größe ziemlich feig und flüchten den Menschen. Frauen und Mädchen, die nach Gras und Beeren in den Wald gehen und Bären antreffen, schlagen ihre Schürzen über die Köpfe und gehen mit durchdringendem Geschrei gerade auf ihn los, worauf er, erschreckt von einer solchen Phalanx, stets die Flucht ergreift.

Nach einer Stunde gelangten wir an den kleinen Bach Mikisch, neben welchem einer der frühren Gouverneure von Kamtschatka sich in einer sehr hübschen Lage ein großes Haus mit allem Zubehöre, Gärten, Orangerie, Bädern und Zimmern für Fremde erbauen ließ. Während der gastfreie Wirth sich hier aufhielt, strömte die gesammte kleine Gesellschaft von Petropaulowsk hier mit der gesammten Familie auf Hundeschlitten zusammen, von welcher Art zu sahren er selbst ein großer Freund war. Ueber dem Thor des Hauses stand die Inschrift: „ich selbst bin satt, die Hunde hungern," was so viel heißen wollte, als daß jeder Gast den nöthigen Vorrath von Jukola für die Hunde mitbringen solle. Die Liebenswürdigkeit des Wirths belebte die Gesellschaft und die Gäste belustigten sich einige Tage nacheinander. Jetzt steht das Haus öde, der Garten ist mit Gras überwachsen, die Seitenflügel des Hauses, wo die Gäste untergebracht wurden, und die Orangerie sind gänzlich eingestürzt, und alles bietet ein trauriges Bild der Verödung und Zerstörung dar. Von dem Hause aber, wie man hier sagt, von dem Palast am Mikisch ist eine breite gerade Straße nach dem Flusse Bystraja durchgebrochen, der seinen Namen (der reißende) mit Recht führt; im Frühjahr, wenn der Schnee thaut, überströmt er weit und breit seine Ufer, und ein Uebergang ist dann gar nicht möglich. Ueberhaupt ist in Kamtschatka während des Frühjahrs alle Verbindung abgebrochen, Bäche und kleine Flüsse, auf die man hier mit jedem Schritte stößt, schwellen durch die Schneeschmelze zu Strömen an, die in ihrem verheerenden Lauf alles mit sich fortreißen. Gegen Abend erreichten wir das jakutische Dorf Orlowka, das aber nur aus drei Jurten besteht. Das Wetter war klar, und trotz der einbrechenden Dunkelheit schimmerten noch die weißen Gipfel der Sopkas von Awatscha im Rosenglanz der für die Ebene bereits untergegangenen Sonne.

Wir wanderten an den Jurten der Jakuten umher, welche ausgehauenen viereckigen Pyramiden glichen und sich in zwei Hälften theilten, die Winter- und die Sommerwohnung. In der Winterwohnung war ein Bretterboden, ein russischer Ofen, und überhaupt die ganze Einrichtung wie in einer russischen Bauernstube; in der Sommerabtheilung war die Erde der Boden, und im Dach eine Oeffnung für den Rauch angebracht, weil die Sommerabtheilung auch als Küche und Vorrathskammer für den Winter dient. Die Jakuten zeichnen sich durch ihre Sorglosigkeit und Unreinlichkeit aus. Kaum sammeln sie sich einen hinreichenden Vorrath von Jukola für sich und ihre Hunde auf den Winter, und nähren sich die meiste Zeit von sogenannten sauren Fischen. Diese wird folgendermaßen bereitet: wenn die Fische gefangen sind, schneiden sie den Rogen heraus und graben dann eine Grube, die sie mit Rasen auslegen; hierein legen sie den Rogen und dann die Fische darauf; diese bedecken sie wieder mit einer Schichte Rogen und Gras, worauf sie die Grube zumachen und den Fisch darin lassen, so lange er nicht „übersauert," d. h. so lange er nicht völlig faul. Wenn man den sauren Fisch aus der Grube nimmt, verbreitet sich in der ganzen Nachbarschaft der widerwärtigste Geruch; aber die eigentlichen Leckermäuler achten auf eine solche Kleinigkeit nicht, eben so wenig darauf, daß im Fisch eine Menge Würmer sich finden. Für die Hunde graben die Kamtschadalen Fische in großer Menge in Gruben aus aber bis fünf Fuß Tiefe, und lassen sie darin, bis sie ganz „übersauert" sind. Bei Mangel dient auch der für die Hunde bereit gehaltene Fisch den Menschen zur Speise. Gesäuerte Forellenköpfe *) gelten bei den Liebhabern für den größten Leckerbissen. Die Gouverneure von Kamtschatka lassen in Petropaulowsk keine sauren Fische zubereiten, weil sich davon in der Stadt ein unerträglicher Geruch verbreitet. Man sagte mir, daß es ehemals solche Liebhaber dieses Leckerbissens gab, — namentlich ein Geistlicher, ein gebürtiger Kamtschadale, — daß sie sich aus Petropaulowsk nach den nächsten Dörfern begaben, nur um saure Fische zu essen, welche ihnen unentbehrlich geworden waren und deren lange Entbehrung ihre Gesundheit störte.

Wer in Kamtschatka reist, muß stets zwei Dinge bei sich führen, Thee und Tabak, namentlich aber Thee. Das erste, wenn man in ein Haus kommt, ist, den Theekessel aufsetzen zu lassen, der sich so ziemlich in jedem Hause findet. Wenn der Theekessel aufgestellt ist, bereiten die gastfreien Bewohner des Hauses zum Mittagsmahl oder Abendessen, was sich immer nur Gutes im Hause findet, und niemand denkt daran je eine Bezahlung zu verlangen. Die ganze Familie ist im höchsten Grade zufrieden, wenn der Gast ihnen Thee und Zucker zu nehmen gestattet, und er hat dieß Zutrauen niemals zu bedauern, denn er wird keinen Verlust leiden. Beschenkt der Gast den Hausherrn vollends mit einer Rolle Tabak, bewirthet er ihn mit einem Schnaps oder gibt er ihm etwas Thee, so ist die Hochachtung unbegränzt, und diese Freundlichkeit ist ein Gegenstand langer Erinnerung.

Nachdem wir in Orlowka übernachtet, stiegen wir zu Pferde, ritten etwa 12 Werste weit über Hügel und Tundras, setzten über eine Menge Bäche und Flüsse und gelangten endlich nach der Ortschaft Chutor, das der in Petropaulowsk befindlichen Ackerbaugesellschaft gehört. Ein früherer Gouverneur hat vor etwa 10 Jahren zum Betrieb des Ackerbaues in Kamtschatka eine Actiengesellschaft gegründet, welche die Sache eifrig betrieb, eine Art Musterpachthof (chutor) einrichtete und Roggen, Gerste u. s. w. zu bauen anfing. Aber Mangel an Händen und einige von der Gesellschaft unabhängige Unfälle erkalteten bald ihren Eifer, so daß jetzt der größte Theil der Musterwirthschaft verödet ist und nur ein entlassener Matrose noch darauf lebt. Indeß ist das Capital der Actionäre nicht verloren und sie haben an dem Fortgang ihres Unternehmens noch nicht verzweifelt; zur bessern Betreibung ist auf Verlangen der Gouvernementsregierung in Jekutsk ein besonderer Agronom hieher gesendet worden.

(Fortsetzung folgt.)

*) Der Fisch heißt in Kamtschatka Kischut und scheint eine Forellenart.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widnmann.

Digitized by Google

Nr. 304.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

30 October 1844.

Assuan.

(Nach dem Englischen von W. Smith.)

Nach einer angenehmen, viertägigen Reise von Esne aus erreichten wir Assuan, den romantischsten Ort in Aegypten. Auf den vom Nil benetzten Hügeln grünen Palmen, Terebinthen und Maulbeerbäume. Ungefähr eine Meile von den Gräbern beginnt die große Ziegelmauer Hayi el Adschut, welche längs der Sandebene zwischen den Granitfelsen bis in die Nachbarschaft der Insel Philä sich hinzieht. Sie sollte zur Schutzwehr gegen die Einfälle der Beduinen des östlichen Gebirgs dienen, als zwischen Philä und Syene (Assuan) ein lebhafter Verkehr zu Lande stattfand. An den Granitfelsen längs dem Wege hin trifft man hieroglyphische Aufschriften an, die immer zahlreicher werden, je näher man der Insel kommt. Auch sieht man unlesbare griechische Inschriften, wahrscheinlich die verblichenen Namen wißbegieriger hellenischen Touristen. Alle Umgebungen von Assuan sind von Alterthümern erfüllt.

Syene, welches unter den auf einander folgenden Beherrschern ein Gränzposten Aegyptens war, zeigt mehr als irgend ein anderer Punkt auf Erden ein Gemisch von Denkmälern, welche lebhaft an den Untergang gewaltiger Völker und die Unbeständigkeit aller menschlichen Dinge mahnen. Hier haben Pharaonen und Ptolemäer jene halb unter Flugsand begrabenen Tempel und Paläste erbaut, dort Römer und Araber Festungswerke und Gemäuer aufgeführt, und über den Trümmern aller dieser Bauwerke sieht man französische Inschriften, die Zeugniß geben, daß hier Krieger und Gelehrte des neueren Europa's ihre Zelte und Observatorien gehabt haben. Allein die ewig waltende Macht der Natur zeigt noch ein ergreifenderes Schauspiel. Hier sind die Terrassen aus rothem Granit, welche steil abfallen, und über die der schäumende Nil seine stürmischen Wogen wälzt, dort die Steinbrüche, aus deren Felsen die Obelisken und kolossalen Statuen der ägyptischen und äthiopischen Tempel gebildet wurden; noch jetzt bezeugt ein zum Theil schon vollendeter, noch am Felsen befindlicher Obelisk die Kraft, Kunst und Ausdauer der Werkleute. Auf der glatten Oberfläche dieser Felsen sieht man hieroglyphische Sculpturen, welche ägyptische Gottheiten und denselben dargebrachte Opfer vorstellen. Kein anderes Volk hat so wie die Aegyptier sich mit seinem Lande zu identificiren gewußt, und im buchstäblichen Sinne die Erinnerungen seines Ruhms der Erde aufgeprägt.

In der Umgegend dieser höchst merkwürdigen Stadt findet man auf der linken Seite die Katakomben und Hypogäen von Syene; gegenüber nach Süden hin liegen eine Menge reizender und fruchtbarer Inseln, die wegen ihres üppigen Grüns und der herrlichen Lage den Namen der tropischen Gärten führen. Die eine dieser Inseln, das heutige El Sag, ist das weltberühmte Elephantine der Alten; noch jetzt sieht man Ueberreste des Nilmessers, den Strabo beschrieben hat; die beiden Tempel aus der Zeit von Amenophis III sind in unsern Tagen zerstört worden, um das Material bei dem Bau einer Caserne und mehrerer Magazine in Assuan zu benutzen. Das Flußbett zwischen Assuan und der Insel Elephantine ist häufig ganz trocken. Während meiner Anwesenheit wurden hier fünf große Krokodile mit Harpunen erlegt. Nach dem Nilmesser auf Elephantine werden alle Untersuchungen der Reisenden so lange vergeblich seyn, als die hohen Stromufer mit Schutt und Flugsand bedeckt sind. Der von dem Chalifen Moawia erbaute Nilmesser ist noch vorhanden. In der Nähe des Steindammes, welcher den Hafen von Assuan bildet, ist eine viereckige Oeffnung, unten mit Stufen, wodurch sich das Steigen des Wassers leicht bestimmen läßt. Dieser Damm ist ein Werk der Araber.

Smyths Reise von Lima nach Para.

Fahrt auf dem Huallaga.

(Fortsetzung.)

Gerne hätten wir etwas Näheres über die häuslichen Einrichtungen dieses Volkes gesehen, aber sie verließen stets ihre Häuser, wenn wir uns ihnen näherten. Da sie keinen Verkehr mit andern Stämmen haben, so sind sie ausnehmend

Digitized by Google

einfältig, aber durch freundliche Behandlung und durch Hinweisung auf die Vortheile eines erweiterten Verkehrs ließe sich ihr Zustand leicht bessern. Merkwürdigerweise waren wir hier von Mosquitos und Sandfliegen frei, was wir eifrigst benützten, um unsere Reisebemerkungen niederzuschreiben. Endlich kam auch unser Bote mit einer Nachricht vom Padre Plaza zurück, welcher uns allen möglichen Beistand versprach, um uns in den Stand zu setzen die Reise auf dem Pachitea zu machen.*) Voll guten Muthes rüsteten wir uns zur Reise und brachen, begleitet von dem Gouverneur und vierzehn Ruderern, aus Santa Catalina auf. Der Fluß glich ziemlich dem Chipurana, nur war er weit minder mit Bäumen verstopft.

Der Padre hatte versprochen, wir sollten ihn in einem Dorfe Namens Papaya, das den Panos-Indianern gehörte, treffen. Das Canoe, in welchem Ruiz saß, war von einigen ungläubigen Indianern gelenkt, welche, da sie die ersten waren, welche wir trafen, unsere Aufmerksamkeit nicht wenig auf sich zogen; sie waren untersetzt, von sehr schwärzlicher Gesichtsfarbe und ohne Bart. Unser Anblick erschreckte sie nicht wenig und sie zitterten, wenn wir sie anredeten. Am andern Morgen brachen wir sehr zeitig auf, voll Hoffnung bald den Missionar zu finden, der uns über alle noch bevorstehenden Schwierigkeiten hinweghelfen sollte. Nachdem wir etwa zwei Leguas weit gefahren waren, wurde der Fluß bedeutend tiefer, und wir konnten mit Rudern statt mit Stangen fahren; dieß war augenscheinlich eine Folge des Steigens des Ucayale, da das Wasser sehr stark gefärbt, und das Ufer bis auf eine große Höhe überströmt war. Als wir in den Caño oder das große Fahrwasser einliefen, vernahmen wir aus dem Dorf einen Flintenschuß, worauf wir sogleich unsere Flagge entfalteten und den Gruß mit unsern zwei Drehbassen erwiederten.

Alle unsere Hoffnungen beruhten nun auf dem Padre Plaza, und wir würden umsonst versuchen, unsere Gefühle in diesem Augenblick zu beschreiben. Die Canoes fuhren nicht schnell genug für unsere Ungeduld, und mit jeder Windung schien sich das Wasser endlos vor uns auszubreiten. Endlich vernahmen wir Trommeln und freudiges Geschrei am entgegengesetzten Ende eines kleinen Sees, über den wir dahinfuhren, und bald stießen wir auf zwei Canoes, welche uns nach dem Dorfe geleiten sollten. Nach wenigen Minuten erblickten wir den verehrungswürdigen Padre, umgeben von den Dorfbewohnern. Wir landeten und sprangen ans Ufer unter einem Begrüßungsschuß von den Drehbassen, und wurden herzlich von diesem Patriarchen umarmt, welcher nach der Art des Empfangs zu schließen ebenso erfreut war als wir selbst.

Er war ein ziemlich kleiner, dicker Mann, zwischen 60 und 70 Jahren, mit einem gutmüthigen Gesichte; kaum hatten wir uns aus seiner Umarmung losgemacht, so begannen die Weiber mit noch mehr Inbrunst ein ähnliches Willkommen. Nicht zufrieden mit Küssen und Drücken zogen sie uns nach ihren Wohnungen, wobei sie uns immer umschlungen hielten und ihre Freude uns zu sehen mit dem einzigen spanischen Worte, das sie kannten: amigo! ausdrückten. In den Wohnungen erwartete uns eine neue Scene, die, mit dem männlichen Theile der Gemeinde Freundschaft zu schließen. Diese Leute scheinen, wie die Eingebornen einiger Inseln im stillen Meere, mit dem Worte „Freund" die stärksten Begriffe von gegenseitiger Liebe und Achtung zu verbinden, und wenn die Ceremonie der Freundschaftserrichtung einmal vorüber ist, gilt sie als ein untrennbares Band. Jeder hatte nach seinen physiognomischen Ansichten seinen Freund sich unter uns erkoren, und bat den Priester den Vertrag zu bestätigen, was dieser auch that, und uns die Ceremonie erklärte, welche in einer Umarmung und mehrmaligem Aussprechen des Wortes „Amigo" bestand.

Nach geschlossener Freundschaft setzten wir uns auf den Boden nieder zu einem guten Frühstück, das aus Schildkröten, Seekuh-Fleisch (matati) und einem von dem Padre gelieferten gerösteten Curasso bestand. Während des Mahls überreichten wir ihm einen kleinen Krug Pisco Italia — ein zu Pisco in der Nähe von Lima aus Trauben bereiteter Stärkungstrank — den wir trotz mancher Versuchungen für diese Gelegenheit aufgespart hatten. Wir besprachen uns jetzt eifrig mit dem Padre über den Gegenstand, der uns am meisten interessirte, nämlich die Möglichkeit den Pachitea hinaufzufahren; er ließ uns hoffen und setzte hinzu, er wolle die von uns mitgebrachten Waaren untersuchen, und wenn sie zu den Kosten hinreichten, so wolle er, sobald die Missionsindianer von der Einsammlung der Sarsaparilla zurückgekehrt und die Anschwellung gefallen sey, uns begleiten. Die Beschränkung, „wenn die Waaren hinreichten," beunruhigte uns ein wenig, indeß wurden unsere Befürchtungen durch seine Versicherung gemildert, daß er in seinem hohen Alter erfüllt zu sehen hoffe, was er in seiner Jugend so eifrig gewünscht habe, die Unterwerfung des Caribos und die Eröffnung des Pachitea.

Wir hatten jetzt Gelegenheit das Dorf zu besichtigen, und uns die Wohnungen genauer in Augenschein zu nehmen. Di se haben etwa 130' Länge und sind von ovaler Gestalt; die Seitenwände waren aus Rohr, aber nicht mit Lehm verklebt, und das Dach zierlich mit Palmblättern gedeckt. In jeder dieser Wohnungen hausen mehrere Familien. Im Innern herrscht nicht viel Zierlichkeit, am entferntesten Ende der Thüre gegenüber brannten zwei Feuer, und der Boden war mit Töpfen und Geschirren von jeder Größe überdeckt; an

*) Dieß ist einer der Oberarme des Ucayale, und kaum je von Europäern befahren. Die Karten, z. B. die von Spix und Martius, welche uns im Augenblick zu Gebot steht, geben ihn als einen vergleichungsweise unbedeutenden Fluß, dessen Quellen noch überdieß sehr gegen Westen zu liegen scheinen; wahrscheinlich waltet aber hier ein Irrthum ob, und unter dem Pachitea ist wohl einer der größeren Arme des Ucayale zu verstehen, dessen Quellen nicht sehr ferne von Cuzco liegen können, so daß also ein directer Wasserverkehr zwischen diesem wichtigen Theile des Landes und dem Marañon zu bewerkstelligen wäre. Daraus erklärt sich der Eifer des Hrn. Smyth und seiner peruanischen Begleiter, den Pachitea zu beschiffen, wovon etwas weiter unten näher die Rede seyn wird.

jeder Seite waren erhöhte Plattformen für die Bettstellen, über welche Mosquitonetze ausgespannt waren, Bogen, Pfeile, Lanzen und Fischgeräthe hingen an den Pfosten und Balken, während die Mitte völlig leer gehalten war, denn sie wird nur benützt zum Begraben der Todten.

Die Frauen waren nicht schön, hatten aber eine sehr gefällige Miene, obgleich ihr fließendes Haar und ihre gemalten Gesichter und Körper ihnen ein wildes Ansehen gaben. Die Symmetrie ihres Baues war indeß ausgezeichnet, denn obgleich klein, waren sie doch sehr proportionirt, und Arme, Brüste und Knöchel sehr zart geformt. Sie tragen Glasperlen um den Hals, um Hand- und Fußgelenke; die meisten haben auch die Nasenwand durchbohrt, und ein kleines Stück Perlmuschel oder eine große Glaskoralle hängt daran herab. Beide Geschlechter färben die Zähne schwarz mit einer Pflanze, die sie Pacamuca nennen, und welche das Verderben der Zähne verhindern soll, aber nach dem zu schließen, was wir hier sahen, scheinen sie eine gegentheilige Wirkung zu haben. Dieß waren die Leute, von denen man uns zu Santa Catalina berichtet hatte, daß sie unsern Durchzug hindern würden. Der Missionar tadelte den Gouverneur hierüber streng; dieser schien sich zu schämen, und versprach, künftig kein so müßiges Gerede sich verbreiten zu lassen, und Fremden, die nach der Mission sich begeben wollten, jede Erleichterung zu verschaffen.

Am andern Morgen, den 3 Februar, brachen wir frühzeitig auf und erreichten gegen Mittag den prächtigen Ucayale, der in majestätischer Ruhe, über eine halbe Stunde breit, dahin floß; mit unaussprechlicher Freude lenkten wir in denselben ein, denn noch war dieser prachtvolle Strom nie von civilisirten Menschen besucht worden, die Geistlichen ausgenommen, welche die Einwohner der elendesten und schauderhaftesten Barbarei zu entreißen suchten, was ihnen auch bis zu einem gewissen Grade gelungen ist: jetzt aber befanden diese sich in einem höchst verlassenen Zustand durch die Vernachlässigung der sogenannten liberalen Regierung in Lima.

Wir fuhren diesen und den folgenden Tag den Ucayale hinauf, an welchem mehrere Missionshöfe liegen; erst am dritten Tag, den 5 Februar, bogen wir in eine Bucht ein, die uns nach Sacavacu führte. Nichts glich der wilden Schönheit dieser Fahrt: die untern Bäume standen meist wegen der Höhe des Ucayale zu einem Drittheil im Wasser, während die höher stehenden sich über unsere Köpfe emporthürmten und zum Theil über die Bucht hereinhingen, so daß sie eine malerische Allee bildeten; dabei glich das Wasser, welches mit einer Lattichart (lechugina) bedeckt war, einem rein gefegten Gesellschaftsplatz, auf dem wir ruhig und langsam fortglitten. Wir stießen mehemals auf Canoes, die von Frauen geführt waren, welche bei unserm Anblick erschracken und pfeilschnell sich unter dem Dickicht verbargen. Die Scene ward noch mehr belebt durch eine große Menge Vögel, die von Zweig zu Zweig hüpften, durch die Rufe der Indianer und die hohlen Töne der Bodona, einer hölzernen Trompete, womit man unsere Ankunft verkündete.

Um zehn Uhr Vormittags kamen wir am Hafen der Mission an, und fanden das Ufer mit einer Menge Frauen und Kinder besetzt, welche die Neugierde hieher geführt hatte, die aber bei unserer Landung nach allen Richtungen entflohen. Als wir über den öffentlichen Platz zogen, begrüßte uns der Priester mit einem Schuß aus einem kleinen Mörser, und wir betraten das Gemeindehaus, gefolgt von der Mehrzahl der Bevölkerung, deren Begierde uns und unsere Kleider näher zu beschauen nur durch die Furcht im Zaum gehalten war. Die Scene war eine Zeitlang höchst belustigend, denn so wie wir uns ihnen näherten, flohen sie voll Schrecken, und nur die Anwesenheit des Priesters beruhigte sie. Der männliche Theil der Bevölkerung war wegen des Sarsaparilla-Sammelns abwesend. Padre Plaza führte uns nach einem geräumigen Gemach, wo wir alsbald unser Gepäck unterbrachten.

(Schluß folgt.)

Reise eines russischen Officiers um die Welt.

4. Reise von Manilla nach Kamtschatka.

(Fortsetzung.)

Von Chutoe ritten wir über Stary-Ostrog nach dem merkwürdigsten Punkt unserer Reise, dem Flecken Karälki. Wir stiegen hier bei einem ehemaligen Matrosen ab, der lange in den sibirischen Bataillonen, dann als Mateese gedient hatte, und sich der Zeit einer stärkern Einwohnerzahl in Kamtschatka und des Einreißens der Pocken wohl erinnerte. Bald kam auch der Unterbeamte Karäkoff, der das Amt eines Tajon oder Fleckenvorstandes versah. Diese Würde ist wählbar, aber die Wahl fällt größtentheils auf die Nachkommen der alten Tajonfamilien, welche eine Art sehr angesehener Aristokratie unter den Kamtschadalen bilden. Der Gewählte muß erst einige Jahre als Unterbeamter dienen, und erst wenn seine Verwaltung die Wahl rechtfertigt, wird er von dem Gouverneur im Amt eines Tajon bestätigt. Zur Belohnung für gute Verwaltung gibt man ihm einen Hirschfänger und Kaftane aus feinem hellcothem Tuch, die auf allen Nähten mit goldenen Borten besetzt sind.

In dem Flecken Karälki sind 30 Einwohner. Wir traten in alle Häuser und fanden allenthalben die größte Reinlichkeit und selbst einen gewissen Grad von Luxus. Das Theeservice aus englischem Fayence und einen Theekessel sieht man fast in jedem Hause. Die Hausfrau trägt ein zitzenes Kleid, die Kinder sind reinlich und fast auf allen Gesichtern sieht man die Zufriedenheit. Diesen Wohlstand verdankt man hauptsächlich dem strengen Verbot des Gouverneurs an die im Innern Handel treibenden Kaufleute, keinen Branntwein mitzunehmen. In frühern Jahren belästigten sich die Kaufleute, wenn sie ihre Rundreise machten, nicht mit vielen Waaren, sondern nahmen nur gehörig Branntwein mit sich. Viele hatten zu dem Ende hölzerne Flaschen mit zweierlei Boden und zweierlei Hähnen, auf der einen Seite war reiner Branntwein, auf der andern Wasser, nur mit etwas Branntwein versetzt; wenn sie nun mit einem Kamtschadalen über die Zahl der Branntweingläser für ein Zobelfell handelten, schenkten sie ihm ein, zwei auch drei Glas reinen Branntwein ein, dann aber, wenn der Kamtschadale schon benebelt war, Wasser; so lockten sie dem Kamtschadalen für eine Kleinigkeit die werthvollsten Pelze ab. Jetzt ist dieß anders; in

Digitized by Google

die Unmöglichkeit versetzt, sich der Völlerei hinzugeben, welche für die Bewohner eines so rauhen Landes doch eine entschuldbare Sünde ist, haben sie eine Leidenschaft für den Thee gefaßt, und tauschen ihre Pelzwaaren gegen Thee, Zucker und andere Lebensbequemlichkeiten um. Der Verkauf von Branntwein findet nur in Petropaulowsk und in dem Dorfe Klutschewsko statt.

Alle Kamtschadalen sind Christen, können sich aber von ihren alten Begriffen noch nicht losmachen. Der Protoierei fand auf einer Rundreise kürzlich noch hölzerne Götzenbilder, die trotz des Verläugnens noch immer der alten Achtung genießen. Die Kamtschadalen sind sehr verschlossen, und trotz aller Nachfragen hat man sich über ihre ehemalige Religion noch keinen genügenden Aufschluß verschaffen können. Die Schamanen treiben noch, wenn auch im Verborgenen, ihr Wesen. Die größte Verehrung genoß der Gott Kutcha, von dessen Thaten sie viele Sagen erzählen. Nachstehendes ist eine derselben: Kutcha reiste einst in Kamtschatka und legte sich in einem Walde nicht fern von einem Dorfe zur Ruhe nieder; da kam ihm die Lust an zu essen, er machte ein kleines Götzenbild und sprach zu ihm: „gehe zu dem Tajon, er hat viele Fische, bitte ihn um einige für mich, aber siehe, daß sie gut sind.“ Das Götzenbild ging, kam zu dem Tajon und sprach: „gib mir Fische, aber gute.“ Der Tajon sah das Götzenbild an und sprach: „du bist ja nur ein kleines Götze, was brauchst du Fische? Sieh' dich vor, du hast ja an einem Fischkopf für das ganze Jahr genug. Geh' fort, sonst werfe ich dich selbst in den Fluß.“ Das Götzenbild kam mit der Antwort zum Kutcha, welcher heftig sich erzürnte und dem Götzenbild befahl zu dem Tajon zurückzukehren und alle Fische aufzuzehren; den Fischen aber befahl er nicht mehr in den Fluß zu gehen. Zu spät bemerkte der Tajon seinen Irrthum, und als er sah, wie geschwind das Götzenbild die Fische verschlang, bat er um Gnade, aber das Götzenbild hörte ihn nicht, sondern verzehrte alle Fische. Solcher Wunder viele schreiben die Kamtschadalen dem Kutcha zu.

Im Sommer sammeln die Kamtschadalen Vorräthe für den Winter, salzen, trocknen und säuern Fische, und sammeln Heu für das Vieh, dessen Zahl sichtlich zunimmt; auch säuern sie Tscheremscha ein, eine Art wilden Knoblauch, der gegen den Scorbut sehr nützlich seyn soll, und sammeln einige mehlreiche Wurzeln. Im Herbst, wenn der Schnee fällt, gehen sie in die Berge auf die Jagd nach Steinböcken, welche um diese Zeit, wo sie kein Futter mehr daselbst finden, in Heerden herabkommen; die Jagd ist manchmal nicht wenig gefährlich, wenn eine Schneewehe die Steinböcke jagt, wo sie sich, ohne auf die Schüsse zu achten, auf die Jäger losstürzen und sie oft in Abgründe mit sich reißen. Im Winter jagen die Kamtschadalen Zobel, weiße und andere Füchse, Ottern, Land- und Seebären, und wenn ihnen nichts besseres aufstößt, auch Hermeline, die sie sonst des Schusses kaum werth halten, indem ein so kleines Thier das Pulver nicht werth sey. Wie wenig man in Kamtschatka die Hermeline schätzt, geht daraus hervor, daß im Jahre 1830 die Frau eines Kaufmanns einem amerikanischen Capitän 50 Hermeline, das Stück zu einem halben Rubel, verkaufte.

Im Herbst haben die Kamtschadalen an allem Ueberfluß: man bewirthet uns mit Wildpret, mit sehr schmackhaftem Steinbockfleisch, frischen Fischen, vortrefflichem Schmierkäse, Pflaumen und Rahm, aber Brod ist eine Seltenheit; in Petropaulowsk kostet das Pud Roggenmehl, das man aus Ochotsk bringt, 10 bis 12 Rubel. Der Kamtschadale spart nichts, um einen Gast zu bewirthen; wenn er weiß, daß im Flecken ein Fremder angekommen ist, ißt er mit seiner Familie nichts als sauere Fische, nur um für den Gast die besten Bissen aufzubewahren. Die Gastfreundschaft kennt hier keine Gränzen; auch herrscht strenge Ehrlichkeit und vollkommene Uneigennützigkeit, Tugenden, die allen Kamtschadalen eigen sind; Diebstahl ist unbekannt.

Die Zahl der einheimischen Kamtschadalen nimmt fortwährend ab, man zählt ihrer nur noch 2500. Selbst die Sprache kommt außer Gebrauch und das neue Geschlecht kennt sie fast nicht mehr; alle sprechen russisch und das Kamtschadalische verstehen sie nur höchstens noch. Diese Sprache besteht aus einer Menge Kehl- und Zischlaute, z. B. Kchlschucht, der Herr, Kumchschtschi Head; gern setzen sie chetschutsch oder chtsch an das Ende selbst russischer Worte. Uebrigens zerfällt das Kamtschadalische in vier von einander ganz verschiedene Sprachen; der Kamtschadale am Ostufer versteht den am Westufer nicht, und im nördlichen Theil werden auf den einander entgegengesetzten Ufern gleichfalls verschiedene Sprachen gesprochen. Man wollte den Kamtschadalen zum Landbau bewegen, allein es gelang nicht, und bei der jetzigen geringen Bevölkerung ist es eine Unmöglichkeit. Unter dem Gouverneur Bem in den Jahren 1772 bis 1775 war der Ackerbau in blühendem Zustande, jetzt wird er nur noch in dem von Russen bewohnten Dorfe Klutschewska betrieben. Rasteckende Krankheiten haben den größten Theil der Ureinwohner hingerafft. Die Kamtschadalen, die fast ausschließlich vom Fischfang und der Jagd leben, waren so an die Fische gewöhnt, daß sie den Mangel des Brodes nicht fühlten; außerdem scheuten sie auch den Ackerbau, aus Furcht, es möchte ihnen an Zeit fehlen, eine hinreichende Menge Fische für sich und ihre Hunde zu sammeln, und was blieb ihnen dann im Fall einer Mißernte? Von Seite der Regierung genießen die Kamtschadalen manche Unterstützung; der Tribut ist nur ein Zobel des Jahres vom Kopf, und außerdem haben sie einige Obliegenheiten zu erfüllen, sie führen die Post und befördern Reisende, wofür sie eine Entschädigung erhalten. Dagegen erhalten sie manche Gegenstände, die mit dem Kronstransport aus Rußland kommen, z. B. Pulver, um den ursprünglichen Preis ohne Berechnung der Transportkosten, die oft den Werth der Sache übersteigen. — Die Kamtschadalen sind im allgemeinen klein, augenscheinlich schwachen Körperbaues, dunkelfarbig, haben schmale Stirne und fast alle ohne Ausnahme schöne schwarze gutmüthige Augen. Im Verkehr mit Fremden sind sie schüchtern und verschlossen, verbergen aber unter einer einfältigen Außenseite oft eine scharfe Beobachtungsgabe.

Nachdem wir in Karäki übernachtet hatten, traten wir am nächsten Tage unsern Rückweg an, nicht auf demselben Wege, den wir gekommen, sondern nahe am Meere hin, und wir hatten manche Mühseligkeiten auf demselben auszustehen, namentlich während wir zu Pferde waren, aber wir erreichten doch nach viertägiger Abwesenheit Abends um zehn Uhr glücklich Petropaulowsk.

(Schluß folgt.)

Die römische Wasserleitung zu Nimes wird gegenwärtig auf einer Strecke von 3000 Metres untersucht, wie es scheint in der Absicht, dieselbe in spätere Zeit möglichst vollständig wieder herzustellen. Nach dem Moniteur industriel vom 20 Oct. hat man die Wasserleitung an zehn verschiedenen Stellen aufzugraben versucht; an vier Orten hat man sie noch nicht erreicht, an dreien fand man sie mehr oder minder beschädigt und an drei andern völlig erhalten.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 305.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

31 October 1844.

Smyths Reise von Lima nach Para.

Aufenthalt zu Sarayacu.

Unser Erstes war nun, uns zu vergewissern, ob die Reise auf dem Pachitea ausführbar sey, und zu diesem Zweck luden wir den Padre zu einer Besichtigung alles dessen ein, was wir mit uns führten; nur behielten sich die bei uns befindlichen peruanischen Officiere das Nöthige zur Rückreise nach Lima und wir zur Weiterreise nach Para vor. Nach genauer Untersuchung erklärte der Padre, es reiche nicht hin, denn um einen glücklichen Erfolg zu sichern, müsse man 2 bis 300 Mann und Lebensmittel für drei Monate mitnehmen; jedem Mann müsse man zur Entschädigung eine Axt oder das Geld dafür, nämlich drei Piaster geben; weniger als die eben angegebene Zahl könne man nicht mitnehmen, denn die Caribos seyen ein sehr zahlreicher Stamm, und man müsse eine starke Landpartei auf beiden Seiten des Flusses haben, um Ueberfallen vorzubeugen. Dabei blieb es, und all unser Kopfbrechen, auf irgend eine Weise die Mittel zu dem Unternehmen herbeizuschaffen, half nichts. Zu unserm großen Leidwesen mußten wir unsere Hoffnung aufgeben. Padre Plaza benachrichtigte uns, daß diese unsere Expedition die erste officielle Mittheilung von der Regierung zu Lima nach neunjährigem Schweigen sey, daß er wiederholt die Aufmerksamkeit der Regierung auf den verlassenen Zustand der Missionen gerichtet, und auf den großen Nachtheil hingewiesen habe, wenn man die Eingebornen wieder in ihre frühere Barbarei zurückfallen lasse; man habe seine Briefe durchaus unbeachtet gelassen, und bis die Regierung, wie jetzt geschehen sey, durch fremde Thätigkeit angereizt worden, keinen Blick auf die Pampa von Sacramento geworfen. Während dieser langen Zeit habe man ihm nie seine Besoldung ausbezahlt, und um sich und die Mission zu erhalten, habe er einen Handel mit Tabakinga und San Pablo angefangen, wohin er von den Indianern gewobene Zeuge, Sarsaparilla und Schildkrötenöl geschickt, und dagegen Eisen, Glasperlen, Baumwollenzeuge und einige unbedeutende Leckereien für seine Tafel erhalten habe.

Wir hatten nun etwa einen Monat in Sarayacu zu bleiben, denn die Indianer mußten erst von dem Sarsaparilla-Sammeln zurück seyn, und wollten dann den Carneval bei ihren Familien zubringen. Das Wetter war sehr naß während unseres ganzen Aufenthalts, so daß wir wenig von dem benachbarten Lande sehen konnten, auch schien der Padre ein weites Umherstreifen nicht zu wünschen. Uebrigens erhielten wir von ihm zahlreiche Aufschlüsse über das Land, und wurden während unseres ganzen Aufenthaltes gastfrei bewirthet.

Nach den Missionsberichten zu Lima und dem Viagero Universal wurden die ersten Versuche zur Bekehrung der Indianer in den Ländern zwischen dem Huallaga und Ucayale im J. 1631 von dem Mönch Felipe Luyendo gemacht, der von Huanuco hinabfuhr, die zerstreuten Einwohner in 6 Pueblos oder Dörfer sammelte und sie bewog die Taufe anzunehmen. In den nächsten fünfzig Jahren wurden noch einige Versuche gemacht, von denen mehrere unglücklich abliefen. Der Mönch Ant. Vital war der erste, welcher im J. 1685 den Apurimac und Ucayale nach dem Marañon hinabfuhr. Im J. 1712 wurde das Collegium zu Ocopa zur Erziehung von Missionaren gegründet, im Jahre 1735 eine Colonie zu Mayro angelegt, und im Jahre 1791 entdeckte Padre Girbal die Straße quer durch den nördlichen Theil der Pampa del Sacramento — so genannt weil sie am Frohnleichnamsfeste im J. 1726 aufgefunden wurde — auf den Flüssen Chipurana und Santa Catalina; er war es, der die Mission zu Sarayacu gründete. Padre Plaza, der gegenwärtige Missionär, befand sich 34 Jahre hier, und übt einen patriarchatischen und höchst wohlthätigen Einfluß auf alle Ansiedlungen am Ucayale und in der Nachbarschaft aus, von denen er viele selbst gegründet hat. Seit dem Jahre 1815 geschah nichts weiter; damals warf Spanisch Amerika die Herrschaft des Mutterlandes ab, viele Missionäre verließen ihre Stellen und eine große Anzahl Indianer sind somit in ihre alte Barbarei zurückgefallen.

Die Pampa del Sacramento umfaßt den größten Theil des Landes zwischen dem Huallaga, Ucayale, Marañon und Pachitea, und der Viagero Universal bemerkt, wie es scheint nicht mit Unrecht, daß die beiden Continente Amerika's kein zweites so günstig gelegenes und fruchtbares Land enthalten.

Digitized by Google

Es ist von Norden nach Westen über 100 Stunden lang und 20 bis 40 breit. Zwei der Gränzflüsse sind zu allen Zeiten für große Schiffe fahrbar, die beiden andern für Boote und kleine Fahrzeuge. Der größte Theil dieser Provinz ist ganz flach und mit Bäumen bedeckt; nur in der Nähe des Huallaga wird das Land zum Theil bergig, aber von Gebirgen, wie sie auf manchen Karten verzeichnet sind, ist keine Rede. Der Boden liefert Früchte in Menge für den Verbrauch der Einwohner, und die Flüsse sind unerschöpflich reich an köstlichen Fischen. Die Waldthiere sind dieselben, wie man sie allenthalben vom Huallaga bis Para findet, aber nicht sehr zahlreich, weil sie von den Indianern zum Theil muthwillig vernichtet werden. Wald und Feld bieten eine fast endlose Mannichfaltigkeit schöner Vögel, und das Pflanzenreich, welches bis jetzt von Botanikern noch nicht erforscht wurde, wetteifert in Schönheit mit jedem Theile der Welt. Das Klima gleicht ziemlich dem von Madeira; während unsers Aufenthalts zu Sacavacu wechselte es nur zwischen 75 und 85° F. (19 und 23½° R.), obgleich die Sonne über unsern Zenith ging. Padre Plaza sagte uns, in der trockenen Jahreszeit, d. h. im Junius, Julius und August sey die Temperatur sehr gleichmäßig und die Hitze keineswegs drückend, da sie durch erfrischende Winde gemildert werde, welche gewöhnlich in einer der Strömung des Flusses entgegengesetzten Richtung wehen.

In diesen schönen Garten wohnen sehr verschiedene Indianerstämme. Von Norden angefangen kommen unmittelbar am Marañon die Mapari und Puinan, dann die Panos oder Setebos bis zu dem Flusse Curhiabatay oder Manoa, auf diese folgen die Conibos oder Manoas und die Xipebos vom Manoa bis zum Aguaytia; von dem letzten Flusse bis zum Hafen Mayro am Pachitea die Cannibalen Caribos, auch Carapachos oder Callisecas genannt. An der Nordwestecke der Pampa bestand früher die Mission Laguna, aber die derselben unterworfenen Völker haben sich im Jahre 1830 getrennt, die Cocamos ließen sich am Marañon in den Städten Nauta und Pucinari nieder, während die Panos sich der Mission von Sarayacu anschlossen. Diese bilden jetzt mit den Cumbasinos am Santa Catalina den größten Theil der Bevölkerung der Pampa del Sacramento. Als Padre Plaza im Jahre 1801 die Mission von Sarayacu oder Manoa übernahm, war alles in höchst unvollkommenem Zustand; es gab weder Kirche noch Convento; er machte sich mit Eifer an die Arbeit, baute mit Hülfe des Padre Mariano de Jesus Kirche sowohl als Convento, und legte eine Stadt an. Die Vernachlässigung der benachbarten Missionen hatte die nothwendige Folge, die Mission von Sarayacu zu vermehren, und im J. 1834 bestand sie aus etwa 2000 Menschen, einer Mischung von Panos, Setebos, Conibos, Xipebos und Sencis. Die Stadt steht etwa 50 Fuß über dem Niveau des Stroms, wenn er am stärksten ist; so ist sie gegen Ueberschwemmungen gesichert, trocken, gesund und ziemlich frei von Insecten. Einige der Stämme, welche zu Sarayacu wohnen, sind um ein ziemliches heller, als die andern, und in den Gesichtszügen herrscht merkliche Verschiedenheit; im allgemeinen ist es eine gedrungene kleine Race von lichter Olivenfarbe, mit Adlernase, breitem Gesicht, hohen Backenknochen, und schwarzen, aber nicht glänzenden Augen. Sie sind im Ganzen sehr wohlgestaltet, was wohl von ihrer Abneigung herkommen mag, mißgestaltete Kinder aufzuziehen, die gewöhnlich umgebracht werden. Einige der jungen Männer und Frauen könnten als wahre Modelle dienen, aber ihre Sitte die Zähne mit einer Pflanze, Mucumuco genannt, dunkelblau zu färben, macht ihren Anblick sehr widerlich.

Ihr Benehmen ist frei und natürlich, sie zeigen ohne Schminke ihre Zuneigung oder ihren Haß, sind höflich, behandeln aber andere auf dem Fuß vollkommener Gleichheit, mit Ausnahme des Padre, gegen den sie eine große Verehrung zeigen. Beide Geschlechter sind dem Trunke sehr ergeben, und kaum ein Tag vergeht ohne ein Trinkgelage in irgend einem Hause, wozu die Frauen zwei bis drei Tage zuvor Yucas oder Mais kauen, woraus Masata gemacht wird; sie setzen sich dabei um einen Trog herum, in den sie fortwährend das Gekaute spucken. Bei diesen Festen sitzen die eingeladenen Frauen auf Matten im Halbkreis umher, während die zum Hause gehörigen fortwährend die Gefäße für die Gäste füllen. Dabei wird auch von den jungen Leuten getanzt und eine mißtönige Musik gemacht. Solche Feste dauern Tag und Nacht hindurch, und die Theilnehmer bleiben dann zwei bis drei Tage lang in vielischer Stumpfheit.

Beide Geschlechter heurathen zwischen 12 und 15 Jahren, und sie haben im Durchschnitt vier Kinder. Die Anhänglichkeit beider Theile zu einander, so wie zu den Kindern scheint nicht groß, denn wenn sie auch auf längere Zeit sich entfernen, nehmen sie nie Abschied, so wie sie auch bei der Rückkehr keine besondere Freude zeigen. Dieselbe Gleichgültigkeit tritt hervor beim Tode von Anverwandten. Sonst wurden die Todten in den Hütten in einer 6 bis 7 Fuß tiefen Grube beerdigt, der Padre aber hat die Sitte eingeführt, dieselben in der Kirche zu begraben, wahrscheinlich um die Anhänglichkeit an diese zu erhöhen. Auf die Ausbildung seiner Heerde hat er sehr wenig Aufmerksamkeit gewendet, denn wie es scheint kannte kein Indianer auch nur das Alphabet. Es ziemt sich nicht für uns hierüber ein Urtheil zu fällen, und wenn wir den Padre deßhalb befragten, schien er augenscheinlich abgeneigt uns zu antworten. Das Volk wohnt dem Gottesdienst sehr regelmäßig bei, und benimmt sich anständig; er wird jeden Tag früh Morgens abgehalten, da die Indianer oft ihre Geschäfte wegen sehr weit gehen müssen. Der Gottesdienst findet theils lateinisch, theils in der Indianersprache statt; die ganze Versammlung stimmte in die Antworten ein, und schien sehr andächtig. Am Sonntag vor Carneval predigte der Padre seiner Heerde eindringlich, hauptsächlich gegen die Sünde des Trunks; aber sein guter Rath schien sehr wenig anzuschlagen.

Die Gerechtigkeit wird von dem Gouverneur und zwölf Alcalden verwaltet, welche in schwierigen oder ernsten Fällen den Padre um Rath fragen; wo es aber fast kein Eigenthum gibt, kann es keine verwickelten Fälle geben, und die Gerichtsbarkeit wird hauptsächlich gegen Verbrecher geübt. Während

Digitized by Google

unſers Aufenthalts wurde ein Mann wegen Ehebruch geſteaft, und die Strafe beſtand in Peügein, die von einem der Richtee aufgezählt wneden; nach dem Geſcheet des Schuldigen zu ſchließen, war die Strafe nicht leicht. Im allgemeinen ſchien gute Ordnung in der Stadt zu heerſchen. Der Gouvernene war ein veeſtändiger zungee Indianee, den der Padre ausgewählt hatte; er erſchien jeden Moegen mit ſeinem Amtsſtab bei demſelben, küßte ſeine Hand, eedielt den Segen und beſprach dann die Staatsangelegenheiten. Obgleich das Volk in der Civiliſation wenig voegeſchritten iſt, ſo machen doch die Unteewürfigkeit, welche es dem Padre bezeigt, und die Aufmerkſamkeit in der Kirche dem wuedigen Miſſionae alle mögliche Ehre.

Die herrſcheuden Kranhheiten ſind Rheumatismen und Fieber, welche im Deeember, Januar und Febeuar eintreten, aber nicht gefahelich ſind, wenn der Kranke ſich nicht badet, was ſie bei inneter Hitze ſehr gerne thun. Kinder und ſelbſt Erwachſene ſind geneigt zum Eedeeſſen, und es erfordert große Wachſamkeit von Seite der Eltern, um ſie davon abzuhalten; viele ſteeben in Folge davon eines feühzeitigen Todes. Die einzigen Mittel dagegen ſind Caſtoröl und Beecharzeneien; Ewachſenen aber die Sache abzugewöhnen iſt ſehr ſchwer. Der Padre äußerte große Furcht vor den Pocken, denn keiner der Indianee zu Sarayacu iſt geimpft, und es wäee ein geoßes Glück, wenn die Regierung von Peru ſie mit den Mitteln dazu verſehen wollte.

Die Stämme auf dem rechten Ufer des Ucayale ſind ſehr zahlreich und im allgemeinen ganz wild, denn auch die, welche ſchon zum Cheiſtenthum bekehrt waeen, ſind ſeit dem Abgang der Miſſionare wieder in Baebaeei verfallen. Dieſe Stamme ſind von Naeden gegen Süden die Mayorunas, auch Barbudos genannt, bis zum Tapiche, die Capanaguas von da bis zu den Seneis-Bergen, die Seneis, welche ziemlich Ackerbau treiben, und in gutem Vernehmen mit der Miſſion ſtehen; die Remos, die beſten unter dieſen Stämmen, aber mit faſt chineſiſchem Geſichtsſchnitt, endlich bis zur Buelta del Diablo hin, welche das erſte Hinderniß dee Schiffahet auf dem Ucayale iſt, die Amajuacas, mehemals bekehet, und immee wieder abgefallen. Alle dieſe Stamme ſind ſehr keiegeriſch, aber nur die in ſüdweſtlicher Richtung gegen den Pachitea hin wohnenden Caeibos gelten, und allem Anſchein nach nicht mit Unrecht, für Cannibalen: ihre Zahl ſcheint der Ausdehnung ihrer Anſiedlungen nach in neuerer Zeit ſtark im Zunehmen begriffen. Keiner der Stämme ſoll über vier zahlen, was ſie mit zweimal zwei ausdrücken.

Ueber die Thiere dieſer Gegend konnten wir uns wegen der Jahreszeit wenig Aufſchluß verſchaffen. In der Pampa ſollen mehrere Katzenaeten, die man allgemein unter dem Namen „Tiger" begreift, ſich finden, Rothwild in Menge, frrner Füchſe und Baeen, auch Ameiſenbären, Tapirs und Schweine, wahrſcheinlich das Peeari. Ein Hauptnahrungsmittel iſt die Vaca marina oder Manati, 8 bis 9 Fuß lang und 2 bis 3 Fuß dick; ferner die Flußſchildkröte, Tartaruga oder Charapa, wie die Indianer ſie nennen, in unermeßlicher Menge in allen Flüſſen, die in den Marañon fallen, und in dieſem mächtigen Strome ſelbſt. In der trockenen Jaheeszeit ſind alle Ufer und Buchten damit bedeckt; nicht nur ſind ſie eine ſehr ſchmackhafte Speiſe, ſondern ſie liefern ein Oel, das die Indianer bei Nacht brennen und mit ihren Speiſen miſchen; es iſt ein Handelsartikel den ganzen Marañon hinab, und heißt Manteca. Wegen des Oeles wird auch das Buſeo oder das Flußſchwein gefangen, welches etwa 6 Fuß Länge hat.

Alligators gibt es in großer Menge, und ſie ſind für die Eingedornen ein Gegenſtand des Schreckens; man ſieht ihrer 30 Fuß lange in den Bayen und ſtehenden Waſſeen. Seltſame Eezählungen laufen um von ungeheuren Schlangen im Strom, allein, obgleich man im Lande allgemein daran glaubt, wird es doch wohl erlaubt ſeyn, an der Richtigkeit etwas zu zweifeln.

Die Schlammbäder von Sak.

Der Salzſee von Sak liegt auf der Weſtſeite der Halbinſel Krim am Dorfe Sak, ſechs Werſte vom Meere, etwa 45 Werſte von Symopherapol. Der See gehört zu den Kronsgüteen und liefert durch das daraus gewonnene Salz ein bedeutendes Einkommen, iſt aber weit mehr bekannt durch die heilende Kraft ſeiner Schlammbäder. Die beſte Zeit, dieſe zu nehmen, iſt von Mitte Julius bis Mitte Auguſt, indeß hängt dieß von der Hitze ab, welche im Sommer in der Krim herrſcht; manchmal beginnt die Heilkraft in den erſten Tagen des Julius und dauert bis zum 25 Auguſt. Während der ſtarken Hitze verliert der See bedeutend Waſſer durch Verdünſtung, und läßt ſchlammige Ufer zurück, die mit einer Schichte ausgekochten Salzes bedeckt ſind, welches ſich um dieſe Zeit kryſtalliſirt. Es findet eine directe und unmittelbare Einwirkung des durch die Sonnenſtrahlen oder künſtlich erwärmten Schlammes auf die Haut ſtatt, indem eine reichliche Schweißabſonderung erregt und die Einſaugung verſtärkt wird, was in vielen Krankheiten ſehr heilſam wirkt. Die mittelbare Wirkung des Schlammes beſteht darin, daß ſie in Folge der ſtarken Ausdünſtung einen großen Durſt erzeugt und durch reichliches Trinken die verdickten Säfte verdünnt werden. Außerdem dringen die Beſtandtheile des Schlammes, wenn auch in geringer Menge, durch das Einſaugen der Haut in das Blut. Zur Bequemlichkeit der Kranken iſt an dem ſchlammigen Ufer ein Gebäude mit allem Nöthigen eingerichtet, und man kann in dem Sak genannten Dorfe Unterkunft finden. (Nachrichr Biene vom 28 Sept.)

Reiſe eines ruſſiſchen Officiers um die Welt.

4. Reiſe von Manilla nach Kamtſchatka.

(Schluß.)

Die Bevölkerung von Petropaulowsk, welche 500 Seelen beträgt, beſteht faſt ganz aus Bedienſteten; der Reſt ſind einige Kaufleute, entlaſſene Matroſen u. ſ. w. Die Häuſer ſind von Pappel- oder Birkenholz, nur eines, das neue Haus des Gouverneurs, beſteht aus Fichtenholz und wird mit Eiſen gedeckt, wie dieß auch mit der Kirche der Fall iſt. Steinerne Häuſer gibt es hier nicht, theils aus Mangel an Backſteinen, theils wegen der häufigen Erdbeben. Am 6 Mai 1841

Digitized by Google

war hier ein so heftiges, daß die ältesten Leute sich keines ähnlichen erinnern konnten. Die Glocken der Kirche schlugen von selbst an, Schornsteine und Backöfen stürzten größtentheils ein; das Wasser entwich aus der kleinen Bucht und kam dann mit solcher Gewalt zurück, daß es die ganze Stadt wegzuschwemmen drohte; in der Mündung des Flüßchens Kalachtyrka stieg die Fluth auf 50 Fuß, und nicht weit von Oriowka erhielt die Erde eine Spalte, aus der eine Quelle heißen Wassers hervorbrach. Der dort wohnende Jakute flüchtete sich von panischem Schrecken ergriffen. Alle Bewohner von Petropaulowsk glaubten ihre letzte Stunde sey gekommen. Seltsamerweise verlassen die Leute in Kamtschatka die Häuser bei Erdbeben nicht, in der Meinung, die Gefahr außerhalb sey viel größer. Die Stöße dauerten, immer seltener und schwächer werdend, bis in den September fort.

Die Lebensart in Petropaulowsk hat sich seit der Umgestaltung der Verwaltung und den Vorrechten, die man ausgetretenen Officieren und Beamten gewährte, wesentlich geändert. In frühern Zeiten wurden nur Officiere hieher gesandt, welche sich in den Linienregimentern Sibiriens und des innern Rußlands schlecht betragen hatten, aber seit Peter Ricords Gouverneurschaft, der das Land von seiner Reise um die Welt her kannte, hat sich dieß sehr geändert; die hier und in Ochotsk dienenden Officiere und Beamten erhalten jetzt doppelten Sold und ihre Dienstzeit ist fünf Jahre, nach welchen sie den einfachen Sold als Pension erhalten, nach zehnjährigem Dienste aber den doppelten. Eine andere Veränderung wurde durch den jährlichen Besuch amerikanischer Kauffahrer hervorgebracht. Alles was über Ochotsk nach Kamtschatka kommt, ist unmäßig theuer, so daß selbst ein doppelter Sold nicht einmal zu den einfachsten Lebensbequemlichkeiten hinreichte; jetzt ist dieß anders: seit acht Jahren bringen Amerikaner, welche sich mit den Bedürfnissen des Landes vollkommen bekannt gemacht haben, alles Nöthige herbei zum halben vorigen Preise, wobei sie noch, wie sich von selbst versteht, ihren guten Profit machen. Im Frühjahr und Anfang des Sommers, wenn die Vorräthe von Mehl, Zucker, Branntwein, Tabak u. dgl. sich erschöpfen und nur die sorgsamsten Hauswirthe diese Luxusartikel noch besitzen, machen die Bewohner von Petropaulowsk sehr lange Gesichter, und Fische erscheinen fast ausschließlich auf ihren Tischen in allerlei Formen, meist getrocknet (Jukola). Alle Blicke richten sich sehnsüchtig in die Nebelferne, ob nicht ein Amerikaner sich blicken läßt, dem sie wie einem Messias entgegensehen. Endlich erscheint der gewünschte Gast; der Gouverneur räumt ihm einen Platz ein, um seine temporäre Bude aufzuschlagen, und alsbald erhellen sich die freudseligen Gesichter. Es wird wohl kein Jahr vergehen, wo nicht die Amerikaner für 100,000 R. A. Waaren hier absetzen, und natürlich bringen sie z. B. an Thrasherleder gar manchen Ausschuß, wo kein Teller und keine Tasse recht zur andern paßt, aber alles wird verkauft.

Petropaulowsk genießt die Rechte eines Freihafens, und mit Ausnahme von Thee und geistigen Getränken darf man alles hineinführen; das Verbot des Thees ist eine Folge des Geschreis der sibirischen Kaufleute, die mit Kiachta handeln, Rum und Branntwein wird aber verboten, um der Völlerei entgegenzuarbeiten, zu der die Kamtschadalen sehr geneigt sind. Das erstere Verbot könnte wohl aufgehoben werden, denn die sibirischen Kaufleute würden wenig verlieren, die Kamtschadalen aber, welche den größten Theil ihres Lebens in der Kälte, auf der Jagd, beim Fischfang und ähnlichen schweren Arbeiten zubringen, würden bei der Wohlfeilheit des Thees sehr viel gewinnen.

Wer in Kamtschatka lebt, muß sich mit der Wirthschaft befassen, denn es gibt hier weder Märkte für Lebensmittel, noch Kramläden, und selbst das allmächtige Geld ist oft unnütz. Jeder besitzt eine Kuh, Hühnerhof, meist auch Schweine. Die Zahl dieser Hausthiere hat sich vermehrt, seit man strenge Maßregeln gegen das Herumlaufen der Hunde ergriffen hat; diese nährten sich fast von denen aus Aas ausgeworfenen Fischen, wenn man aber nicht wohl Acht gab, so griffen sie Hühner, Schweine, Kälber und selbst Kühe an, tödteten sie, fraßen sie aber nicht auf, sondern ließen sie liegen. Diese Hunde sind ganz wolfsähnlich, und vieler Eigenschaften der Hunde, z. B. die Wachsamkeit, fehlen ihnen ganz; ein ganzes Dutzend Hunde, die vor einem Hause angebunden liegen, rührt sich nicht, wenn ein Fremder kommt. Die kamtschadalischen Hunde bellen auch nicht, sie heulen, was auf den, der nicht daran gewöhnt ist, einen sehr unangenehmen Eindruck macht.

Außer dem, was der Garten und ein Miniaturviehhof liefert, bestehen die Lebensmittel der Einwohner aus Fischen, verschiedenen Arten Wildpret, Seepapageieneiern und einigen ärmlichen Erzeugnissen des Landbaues. Das Gewinnen der Eier von Seepapageien und Möven ist kein leichtes, vielmehr häufig ein sehr gefährliches Geschäft, da diese Vögel ihre Brut oft an sehr unzugängliche Orte legen. Der Mangel an Capitalien, zum Theil auch an Unternehmungsgeist, so wie mehrere Localumstände hindern die Kaufleute selbst Schiffe auszurüsten und sich so den Gewinn zuzueignen, den die Amerikaner machen. Würde eine ordentliche Handelsbrigg ausgerüstet, so könnte sie im Sommer nach Nishnekamtschatsk gehen, um Holz sowohl für die Regierung als für Privaten zu holen, und im Winter nach Manilla, um Mehl, Reis und andere Waaren nicht bloß für Kamtschatka, sondern über Ochotsk für ganz Ostsibirien herbeizuschaffen. Ginge ein solches Schiff vollends nach Singapur, so könnte es die englischen Manufacturwaaren dort wohlfeiler als in England selbst erhalten; es brauchte nur im letzten Monat des Nordostmonsuns aus Manilla abzufahren, in Singapur den Wechsel des Monsuns abzuwarten und mit dem Eintritt des Südwestmonsuns, d. h. gegen Ende Aprils, zurückzukehren.

Am 8 October fiel der erste Schnee, thaute jedoch bald wieder weg, aber gegen Ende Octobers fiel er in solcher Masse, daß unter Beihülfe der schon ziemlich starken Kälte der Schneeweg fahrbar war, zur großen Freude der Liebhaber der Hundeschlitten, die von nun an das Hauptgespräch des ganzen Städtchens ausmachten. Unsere Bekannten suchten uns den Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen, und stellten namentlich Hundeschlitten in Menge zu unserer Verfügung, aber die Zeit unserer Abfahrt näherte sich, denn die strenge Winterkälte durften wir nicht abwarten; indeß ist strenge Kälte in Petropaulowsk selten, sie erreicht 15°, aber 20° ist schon eine Seltenheit. Dagegen sind die Purgas, wie man hier die heftigen Schneestürme nennt, um so mehr zu fürchten, denn diese decken oft völlig die Häuser zu, und man muß von oben in dieselben hineinsteigen.

Am 23 November war alles zur Abfahrt bereit, und wir arbeiteten uns durchs Eis aus der kleinen Bucht hinaus, wobei die mit Sägen ausgerüstete Mannschaft der Seecompagnie gute Dienste leistete. Aber der Eingang der großen Bucht war noch durch Eismassen verstopft und drohte unsere Abfahrt zu hindern; zum Glück erhob sich in der Nacht ein tüchtiger Wind, der das Eis brach und uns am 24 Morgens freie Abfahrt gewährte.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilagen: Intelligenzblatt Nr. 12 und Umschlag zum Monat October.)

Digitized by Google

№ 12.

Intelligenz-Blatt zum Ausland.

Donnerstag 31 October 1844.

[160]

Novellen-Zeitung.

Ausgewählte Romane, Novellen, Erzählungen, Reisen, dramatische und poetische Werke.

Mit Nr. 12 des Feuilletons der Novellen-Zeitung, welche

am 18 September

ausgegeben wird, beginnt und wird regelmäßig in den folgenden Nummern fortgesetzt:

Zopf und Schwert.

Dramatisches Zeitbild in fünf Acten

von **Karl Gutzkow.**

Die Verlagshandlung glaubt die Leser der Novellen-Zeitung durch Aufnahme dieses Stückes eines unserer gefeiertsten Bühnendichter um so mehr zu verpflichten, als dasselbe überall, wo es zur Aufführung gekommen, mit dem größten Beifall begrüßt worden ist. — Die bisher erschienenen Nummern der Novellen-Zeitung enthalten:

W. Meinhold.

Die Bernstein-Hexe. In ihrer ursprünglichen, neu-hochdeutschen Gestalt vom Jahre 1826.

Therese (Frau von Bacherache).

Reisefragmente: I. Bremen. II. Osnabrück und Münster. III. Düsseldorf.

Alfred de Musset.

Eine seltene Ehe. Eine Novelle.

Louis Schneider.

Legatio dramatica in partibus infidelium.

Eugene Sue.

Der ewige Jude. I. und II. Band, mit 80 Illustrationen von Karl Richard. (Die Fortsetzung erfolgt stets wenige Tage nach dem Erscheinen des Originals).

Biographie

von Eugene Sue mit dessen Portrat.

Eduard von Bülow.

Die Offenbarung. Eine Novelle.

F. Gerstäcker.

Sieben Tage auf einem amerikanischen Dampfboot.

Die Novellen-Zeitung erscheint seit dem 1 Julius regelmäßig jeden Mittwoch in Nummern von acht (dreispaltigen) Foliosriten im Formate der Illustrirtrn Zeitung. Vierteljahrlicher Pranumerationspreis für 13 Nummern 25 Ngr. — 52 Nummern bilden einen Band und geben dem Name nach den Inhalt von 12 — 15 Banden gewöhnlichen Octavformats. — Titel und Inhaltsverzeichniß zu jedem Bande werden unentgeltlich nachgeliefert.

Leipzig, J. J. WEBER

☞ Bestellungen auf die Novellen-Zeitung werden in jeder Buchhandlung angenommen und Probnummern auf Verlangen unentgeltlich verabfolgt.

[161] Im Verlage der Unterzeichneten ist erschienen:

Charles Darwins

Secretärs der geologischen Gesellschaft in London,

Naturwissenschaftliche Reisen

nach den

Insrin des grünen Vorgebirges, Südamerika, dem Feuerlande, den Faikland-Insrin, Chiloeinsein, Galapogosinseln, Otaheiti, Neuholland, Neuseeland, Van Diemen's Land, Keelinginseln, Mauritius, St. Helena, den Azoren ꝛc.

Deutsch und mit Anmerkungen von

Ernst Dieffenbach, M. Dr.

Zwei Theile. Mit einer Karte und Holzschnitten. gr. 8. geh. frin Velinpap. Preis: 3 Thlr. 8 Sgr.

Darwins naturwissenschaftliche Reisen bieten ein besonderes wissenschaftliches Interesse nicht nur für das Publikum im allgemeinen, sondern speciell für Geographen, Zoologen, Mineralogen, Geognosten, Botaniker, Physiker und Chemiker dar.

Braunschweig, August 1844.

Friedrich Vieweg und Sohn.

[162] So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Neue römische Briefe

von

einem Florentiner.

Zwei Theile.

Gr. 12. Geh. 4 Thlr. 15 Ngr.

Die Neuen römischen Briefe bilden auch den dritten und vierten Theil der Römischen Briefe desselben Verfassers, welche 1840 bei mir erschienen und ebenfalls 4 Thlr. 15 Ngr. kosten.

Leipzig, im September 1844.

F. A. Brockhaus.

[163] In unterzeichnetem sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Fabeln

und

poetische Erzählungen

von

Gottl. Conr. Pfeffel,

in Auswahl herausgegeben

von **H. Hauff,**

Redacteur des Morgenblattes.

2 Theile. Taschen-Format, mit Pfeffels Portrait in Stahlstich.

Preis 1 fl. 36 kr. oder 1 Rthlr.

Pfeffel behauptet unter den deutschen Dichtern der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts eine sehr ehrenvolle Stelle. Er genießt eines bedeutenden Rufs, und seine Werke werden überall gelesen und hochgeachtet. Sein Geist ergoß sich vorzugsweise in die Form der Fabel und der derselben durch moralische oder satyrische Pointe zunächst stehenden poetischen Erzählung. In diesen Gattungen, denen er auch vorzüglich seinen Ruhm verdankte, spricht sich sein lebendiger, liebenswürdiger Geist bei weitem am eigenthümlichsten aus, und nur auf sie konnte Rücksicht genommen werden, wenn es sich davon handelte, eine Auswahl von Pfeffels Werken zu treffen.

Viele der Pfeffel'schen Fabeln und poetischen Erzählungen sind, nicht selten mit großer Freiheit, immer mit Glück, fremden, namentlich französischen Mustern nachgebildet; wohl noch mehr gehören dem Dichter ganz an. Die Stoffe sind meist den Erfahrungen des täglichen Lebens oder den öffentlichen Ereignissen entnommen; besonders bot ihm die französische Revolution reiche Gelegenheit, sein schönes Talent zu üben und die Wechsel der großen Zeitgeschichte in heitern, launigen Bildern zu parodiren. — Viele seiner Schöpfungen in diesem Fache sind den besten gleichartigen in allen Litteraturen an die Seite zu setzen, und werden noch lange Genuß und Nutzen gewähren.

In gegenwärtiger Ausgabe sind fast alle Fabeln und ein großer Theil der poetischen Erzählungen vereinigt. Beigegeben ist aus den prosaischen Werken die Biographie eines Pudels, in der sich Pfeffels munterer Geist so rein ausspricht.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Digitized by Google

[164] Mit Anfang October beginnt ein neues Abonnement auf die

Illustrirte Zeitung.

Wöchentliche Nachrichten

über alle Zustände, Ereignisse und Persönlichkeiten der Gegenwart, über Tagesgeschichte, öffentliches und gesellschaftliches Leben, Wissenschaft und Kunst, Musik, Theater und Moden.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 16 dreispaltigen Seiten in groß Folioformat mit 20 — 25 in den Text eingedruckten xylographischen Abbildungen (Illustrationen).

Vierteljährlicher Abonnementspreis für 13 Nummern 1⅔ Thlr.

26 Nummern bilden einen Band, welchem Titel und Inhaltsverzeichniß unentgeltlich nachgeliefert werden.

☞ Bestellungen auf diese jetzt in einer Auflage von 12000 Exemplaren erscheinende Zeitschrift, welche nicht nur allen öffentlichen Lesecirkeln, sondern auch und insbesondere jedem gebildeten Familienkreise als die belehrendste und unterhaltendste Lectüre anempfohlen werden darf, können in allen Buchhandlungen und Postämtern aufgegeben und die Fortsetzung daselbst wöchentlich in Empfang genommen werden.

Leipzig: Expedition der Illustrirten Zeitung.
J. J. WEBER.

---

[165]

Karte von Spanien und Portugal.

In der Unterzeichneten ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Karte

von dem Iberischen Halb-Insellande

oder

den Königreichen Spanien und Portugal,

entworfen und bearbeitet
von Dr. **H. Berghaus**, in Kupfer gestochen von **Brose.**

Maasstab 1/500000. Preis 4 fl. 30 kr.

Die vorstehende Karte, deren Verfasser beide rühmlichst bekannt sind und in ihrem Fache eines so ausgezeichneten Rufes genießen, dürfte in den jetzigen für beide Länder so hochwichtigen Zeiten durchaus keiner weiteren Empfehlung bedürfen.

München, 1844. **Literarisch-Artistische Anstalt.**

---

[166] In Unterzeichnetem sind erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Mythologische Forschungen und Sammlungen

Wolfgang Menzel.

Erstes Bändchen.

8. Velinp. broch. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 gr.

Inhalt: I. Die Schöpfung des Menschen. Vergleichende Uebersicht der darauf bezüglichen Mythen und Dichtungen. — II. Eros. — III. Monographie der Bienen. — IV. Die Mythen des Regenbogens. — Nachträge.

Die erste Abhandlung entfaltet in einem sehr weiten Panorama solche Mythen, die das classische Alterthum nur wenig berühren, aber desto tiefer in die Ideenwelt des Orients und des christlichen Mittelalters eingreifen, und die dem Herrn Verfasser zugleich eine mythologische Recognoscirung in allen Welttheilen verstatteten. Die zweite verweilt vorzugsweise unter den lieblichsten Phantasien des alten Hellas. Die dritte und vierte legen Proben von der Art und Weise ab, wie Gegenstände der Natur im Reflex der Symbolik, Mythologie und Poesie aufzufassen sind. — Zu wissen, wie derselbe Gegenstand oder dieselbe Idee sich in den verschiedensten Vorstellungsweisen der Völker von den ältesten Zeiten an abgespiegelt habe, ist ein Bedürfniß, das sich den Forschern in mehr als Einer Wissenschaft aufdrängt, zunächst aber von denen empfunden wird, die sich mit ästhetischen Ideen beschäftigen und im weiten Gebiete der Phantasie zu orientiren haben. Die unbefangene, wenn wir so sagen dürfen, naturgeschichtliche Behandlung der Mythologie, die möglichst vollständige Sammlung und Vergleichung aller Symbole, Mythen und Dichtungen, die sich auf denselben Gegenstand beziehen, ist ohne Zweifel die zweckmäßigste und gunstigste für das ästhetische Bedürfniß, und wir hoffen daher, daß diese allen Freunden der Poesie und Kunst gewidmete Forschungen und Sammlungen den strengen Forderungen der Gründlichkeit und Vollständigkeit nachkommen und allgemeinen Anklang finden werden.

Stuttgart und Tübingen. **J. G. Cotta'scher Verlag.**

---

[167] Im Verlage der Unterzeichneten ist erschienen:

Lydia.

Von Therese,
Verfasserin der „Briefe aus dem Süden", eines „Tagebuchs" ꝛc.

8. geh. fein Velinpap. Preis: 2 Thlr.
Braunschweig, August 1844.
Friedrich Vieweg u. Sohn.

---

[168] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden.

Savonarola.

Ein Gedicht
von
Nicolaus Lenau.

Zweite durchaesehene Auflage.
Velinpapier in Umschlag broschirt. Preis
2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 gGr.

Gründliche historische Studien haben in unserer Zeit ein neues Licht auf den florentinischen Reformator geworfen. Ein anerkannter Dichter entlehnt in gegenwärtiger Darstellung die Fackel der Geschichte, und sie wirft in seiner Hand den verklärenden Schimmer der Poesie über einen der edelsten Kämpfer für eine Sache, deren — zu früh, von einer aufgeklärteren und glücklicheren Nachwelt beweinter — Märtyrer er geworden ist. Dabei hat der Verfasser allen Versuchungen widerstanden, zu welchen ihn eine Verwechslung der Zeit, die er zum Gegenstand seiner Dichtung gewählt hat, mit frühern Erscheinungen verführen konnte. Als Dichter hat er, mit künstlerischer Besonnenheit, die Flammen, durch welche Savonarola starb, zur poetischen Glorie verklärend, ihn doch nicht von dem historischen Boden, in welchem seine Thätigkeit und seine Geisteseigenthümlichkeit wurzelte, losgerissen, um ihn in ein ideales Vacuum zu stellen; er hat durch tieferes Eingehen in den Geist jener Zeit mit all' seinen Zügen, seinen Gebrechen und Flecken, welche einem großen und reinen Charakter zur Folie dienen, ebenso der Wahrheit die Ehre gegeben, als die poetische Wirkung rein erhalten und verstärkt. Savonarola erscheint als das, was er war, als der Arzt der damals kranken Kirche, und die im Gegenstand selbst liegende Poesie ist, wie man es von dem Verfasser erwarten durfte, durchaus keinen äußerlichen, mit der eifersüchtigen Selbstständigkeit der Muse unverträglichen Zwecken dienstbar gemacht. Wir hoffen, daß die zweite Auflage dieser Dichtung, in welcher ächte Poesie aus einer frischen und tiefen Begeisterung für die Herrlichkeit des christlichen Glaubens Hand in Hand geht, sich wie die erste recht viele Freunde erwerben werde.

Stuttgart und Tübingen, Sept. 1844.
J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[169] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Nationale
Rechtserzeugung u. Rechtsbildung in Deutschland.

Ein Vortrag für die Versammlung der Advocaten in Mainz bestimmt
von Fr. Rödinger,
Rechts-Consulent in Stuttgart.

Gr. 8. in Umschlag grh. Preis 24 kr. oder 6 gGr.

Stuttgart und Tübingen.
J. G. Cotta'scher Verlag.

Digitized by Google

[170] In Unterzeichnetem sind so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Alte hoch- und niederdeutsche

Volkslieder

mit Abhandlung und Anmerkungen

herausgegeben von

Ludwig Uhland.

Erster Band.

Die Liedersammlung in fünf Büchern.

Erste Abtheilung.

Gr. 8. Velinpapier broschirt. Preis 3 fl. od. 1 Rthlr. 18 gGr.

Mit Dank und Freude wird Deutschland aus der Hand eines seiner geliebtesten Dichter und gründlichsten Forscher diese seit vielen Jahren vorbereitete Sammlung deutscher Volkslieder „einen Beitrag zur Geschichte des deutschen Volkslebens" empfangen. Mit der zweiten Abtheilung schließt der für sich bestehende Text ab, an dessen Schlusse die Angabe der Quellen für jedes einzelne Lied und ein alphabetisches Verzeichniß der Liederanfange beigefügt werden soll. Nach der Vorrede beabsichtigt aber der Verfasser zwei kleinere Bände folgen zu lassen, welche eine Abhandlung über die deutschen Volksliedee und kritisch-historische Anmerkungen umfassen werden. Die Verlagshandlung war demüht für die würdigste Ausstattung eines Werkes zu sorgen, das eine Zierde der deutschen National-Litteratur bliben wird.

Stuttgart und Tübingen, im September 1844.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[171] Bei Hinrichs in Leipzig ist eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu finde:

Neuestes Städte-Lexikon,

enthaltend sämmtliche Städte, Flecken und Verkehrsorte von Europa, sowie die außereuropäischen Handelsplätze. Ein Handbuch für Beamte und Geschäftsleute von *H. Mertens*, k. sächs. Oberpostamtsschreiber. Gr. 8.

316 S. 1844. in Cambric gebd. 1½ Thlr.

Dieses Werk ist für Post- u. a. Beamte, Kaufleute, Fabricanten, Zeitungsleser ꝛc. äußerst brauchbar und übersichtlich, enthält über 14,500 Ortsnamen und ward sogleich nach seinem Erscheinen von mehreren Oberpostbehörden empfohlen.

---

[172] **Handbuch für Auswanderer nach Amerika.**

In Unterzeichnetem ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Handbuch und Wegweiser

für Auswanderer

nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika,

enthaltend

die für sie wissenswerthesten Gesetze, Sitten und Gebräuche. Rathschläge und Warnungen gegen Uebervortheilung. Beschreibung der für sie geeignetsten Landstriche. Rathschläge in Bezug auf Gesundheit, Klima und Boden. Reiserouten. Entfernungen der vorzüglichsten Plätze von den Hauptstädten der Staaten und von Washington. Straßen, Canäle und Eisenbahnen. Bevölkerung, Producte, Klima und Boden einzelner Staaten, nebst einer umständlichen Beschreibung aller in den Staaten Ohio, Michigan, Indiana, Illinois und Missouri und in den Territorien Wisconsin und Iowa gelegenen Grafschaften, einem statistischen Anhang und einer illuminirten Karte.

Von **Francis J. Grund.**

8. Velinpap. brosch. Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 6 gGr.

Das Bedürfniß eines Buches, welches den Auswanderern ausführliche Belehrung über jene Dinge und Verhältnisse von Amerika gibt, welche sie vor allem zu wissen nöthig haben und die sie zugleich gegen Uebervortheilung, Irrthümer im Ankauf von Ländereien und Verluste aus Unkenntniß der Gesetze, Sitten und Gebräuche sicher stellen, ist schon lange in Deutschland gefühlt worden. Obige Schrift soll diesem Mangel abhelfen. Der Hr. Verfasser hat während eines siebenzehnjährigen Aufenthalts in den Vereinigten Staaten und in den verschiedensten Stellungen, die ihn mit allen Classen der Gesellschaft in die intimste Berührung brachten, vielleicht mehr wie jeder andere Einheimische oder Fremde Gelegenheit gehabt die amerikanischen Zustände und die Stellung der eingewanderten Deutschen nach allen Richtungen hin kennen zu lernen, und hält es daher für seine Pflicht, das Ergebniß seiner Erfahrungen seinen Brüdern im deutschen Vaterlande mitzutheilen.

Stuttgart und Tübingen, im Febr. 1844.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[173] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Lehrbuch

der

philosophischen Rechtswissenschaft

oder des

Naturrechts

von

Dr. Karl Heinrich v. Gros,

k. württ. Geheimen Rathe (vormal. Prof. des Rechts zu Erlangen).

Sechste, unveränderte, nach dem Tode des Verf. erschienene Ausgabe.

gr. 8. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 Gr.

Obgleich dieses mit seltener Klarheit geschriebene Werk ursprünglich ein Handbuch zum Gebrauch für akademische Vorlesungen ist, so kann doch eben so jeder Gebildete über die wichtigsten Fragen der Rechtslehre auf die einfachste Weise darin Belehrung finden.

Der Verfasser geht nicht vom göttlichen Recht, sondern vom Gesellschaftsvertrage aus. Er leitet die Staatsgewalt aus dem Willen und Interesse der Staatsmitglieder her; er glaubt, daß sie vernünftigerweise nie etwas Anderes seyn könne, als der Ausdruck des Gesammtwillens, und daß sie keinen andern Zweck haben könne, als das allgemeine Beste.

In der Durchführung dieses Grundgedankens bewährt der Verfasser großen Scharfsinn. Immer hält er den Begriff des allgemeinen Besten fest und weist alle weiteren einseitigen Anforderungen an das Naturrecht, so wie alle möglichen Verwechslungen und Täuschungen zurück. Indem er aber unter dem allgemeinen Besten immer nur den wohlverstandenen, überlegten, allen zum Bewußtseyn gekommenen Gesammtwillen versteht, und sogar die Ausübung dieses Willens unter Controle stellt, weist er die einseitige Lehre ab, nach welcher das allgemeine Beste etwas den Menschen Aufgedrungenes seyn soll, vielmehr entspreche nur derjenige Staat der Idee des Rechts, in welchem das Volk durch Personen aus seiner Mitte bei der Ausübung der Staatsgewalt mitwirke.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Digitized by Google

[174] In Unterzeichnetem ist erschienen und kann durch alle Buchhandlungen und löblichen Postämter bezogen werden:

Das Zollvereinsblatt,

ein Centralblatt für alle Interessen des Handels und der Schifffahrt, der Industrie und des Ackerbaues, der Handelspolitik und der National-Unternehmungen Deutschlands und insbesondere des deutschen Zollvereins, so wie überhaupt für die Discussion aller die National-Oekonomie und die materiellen Interessen Deutschlands betreffenden Fragen.

Herausgegeben

von **Dr. Fr. List.**

Preis des Jahrgangs 6 fl. 48 kr. oder 4 Rthlr.

Inhalt. Nr. 40. Luginsland: Der neue österreichische Tarif. Fr. Kleseker über den Zollverein. — Die drittischen Depeschen über den Stuttgarter Zollcongreß. (III. Artikel.) — Mecklenburg und der Zollverein. — Miscellen.

Inhalt. Nr. 41. Luginsland: Suses und Siberhs Bericht. — Die drittischen Depeschen über den Stuttgarter Zollcongreß (IV. Artikel.) — Etwas über den Anschluß Mecklenburgs an den Zollverein. — Ueber den schlesischen Gebirgs-Leinwandhandel. — Miscellen.

Inhalt. Nr. 42—43. Luginsland: Die Weserzeitung und die Bremer. Der Anschluß von Böhmen an den Zollverein und die Leipziger Allgemeine. — Die Gewerbsausstellung in Berlin und das Gastmahl bei Kroll. — Die neueste Ein- und Ausfuhrstatistik des Zollvereins. — Handelsbilanz des deutschen Zollvereins von den Jahren 1837—41.

In das Abonnement kann jedes Vierteljahr für den Rest des Jahres eingetreten werden.

Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[175]

Vierteljahrsschrift 1844, viertes Heft.

Heute versenden wir:

Das vierte Heft der

Deutschen Vierteljahrs-Schrift

für 1844.

October bis December.

Preis des Jahrgangs von 4 Heften von je mehr als 20 Bogen 12 fl. od 7 Rthlr. 8 gGr.

Inhalt:

Einige Worte über Naturwissenschaften in unserer Zeit. — Die Zollvereins-Industrie, vom praktischen Standpunkte aus beleuchtet. — Die Stellung der Czechen und der Deutschen in Böhmen. — Luxus und Mäßigkeit. — Kaffee und Zucker. — Der Staat und die Jugendbildung. — Die Cometen. — Die Vereinzelung der menschlichen Wohnsitze auf dem Lande. — Andeutung über die Bildung und den Wirkungskreis kriegswissenschaftlicher Vereine im deutschen Bundesheere. — Das deutsche Executionswesen gegen zahlungsunfähige Schuldner, besonders in Preußen, und die Nothwendigkeit einer Revision und Umarbeitung der noch gegenwärtig das Verhältniß der zwischen Gläubiger und Schuldner feststellenden Gesetzgebung. — Aus Anlaß der Fabrikemeuten. — Kurze Notizen.

Stuttgart u. Tübingen, den 1 October 1844. J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[176] In Unterzeichnetem sind so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Gedichte

von **Franz Kugler.**

8. Velinpapier in Umschlag brosch. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 Gr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[177] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das deutsche Eisenbahnsystem

als Mittel zur Vervollkommnung der deutschen Industrie, des deutschen Zollvereins und des deutschen Nationalverbandes überhaupt.

Mit besonderer Rücksicht auf württembergische Eisenbahnen

von Dr. Friedrich List.

8. Preis 18 kr. oder 4 Gr.

Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'scher Verlag.

Digitized by Google

M E S M E R
ATLAS
Algier
Scherchell
Tenes
Medeah
Miliana
MEDEAH
Khalifa
Cheik
PROV. ALGIER
Aumale
Bordj el Emir Abdah
Bordj el Arbah
Ain Madhi
Laghouat
Cap Blanc
Sebkha
Chebne el Hod
Ain Sultan
Ain Oussera
Ain Tadmit
Ain Ouarka
Ain Ouassel
Ain Ouarka
Ain Ouassel
Ain Ouarka
Ain Ouassel

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,

mit

besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen

in

Deutschland.

Siebenzehnter Jahrgang

1844.

November.

Stuttgart und Tübingen,

in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1844.

☞ Dem Wunsche vieler Leser des Auslandes zu entsprechen, werden wir künftig für jeden Monat einen Umschlag mit Inhalts-Anzeige drucken lassen, um dieses Journal monatweise geheftet an diejenigen Abonnenten zu verschicken, welche es in dieser Form verlangen werden.

An diejenigen Abnehmer, welche sich hierüber nicht bestimmt aussprechen, erfolgt die Zusendung des Blattes auf die bisher übliche Weise.

Es erscheint von dieser Zeitschrift täglich ein Blatt, auch werden derselben zur Versinnlichung interessanter Aufsätze von Zeit zu Zeit Lithographien und Karten beigegeben. — Der Preis des Jahrgangs ist 16 fl. oder 9 Thlr. 8 gr. — Sämmtlich respective Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen darauf an. Erstere liefern sie täglich, letztere von acht zu acht Tagen oder in monatlichen Heften.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Der Beisatz zum Titel unserer Zeitschrift: „Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker" bezeichnet die allgemeine Bestimmung desselben, die freilich dem jeweiligen Redacteur einen weiten Spielraum läßt. Zeitgeschichte, namentlich fremder Welttheile, Schilderung der Sitten und Zustände anderer Völker ist die eigentliche Aufgabe, die jedoch immer nur sehr bruchstückweise gelöst werden kann, denn der Umfang ist groß, und es handelt sich deßhalb hauptsächlich darum, aus dem reichen Schatze der Nachrichten dasjenige auszuwählen, was für den Augenblick interessant und wichtig ist. Entwicklung der Thatsachen aus ihren verschiedenen Ursachen ist dabei ein Haupterforderniß. Dieser Zweck unserer Zeitschrift erfordert mannichfachen Wechsel, je nachdem die öffentliche Aufmerksamkeit sich auf diesen oder jenen Gegenstand der Weltbegebenheiten hinlenkt, und in diesem oder jenem Welttheile sich Merkwürdiges ereignet, und neue Erscheinungen sich kund geben.

Die Redaction glaubt diesem Zwecke um so gewisser treu zu bleiben, wenn sie es sich zur Aufgabe macht, das Gebiet der Erd- und Völkerkunde zu ihrem Hauptgegenstande zu machen, in so weit dieß, ohne in wissenschaftliche Erörterungen einzugehen, möglich ist. Diese Quelle hat sich auch so ergiebig gezeigt, daß die Verlagshandlung und die Redaction sich veranlaßt sahen, hinsichtlich dieses speziellen Gegenstandes eine Erweiterung eintreten zu lassen in der „Sammlung von Reisen und Länderbeschreibungen"; wenn auch diese noch so reichlich ausgestattet wird, so bleibt immer noch dem Auslande genug Ausbeute übrig.

So leicht die Aufgabe des Auslandes hinsichtlich andrer Welttheile zu stellen ist, so schwierig und noch weit fragmentarischer werden die Mittheilungen über Europa. Mit der steigenden Bevölkerung und Bildung werden die Verhältnisse, nicht nur die politischen, sondern auch die gesellschaftlichen, verwickelter, unklarer, und unterliegen mannichfachern Deutungen. Wer könnte auch dieß Gebiet übersehen, und mit nie wankendem Geiste die mannichfachen Erscheinungen erklären! Die europäische Welt ist in einem Uebergangsprozesse begriffen, in einem socialen nicht weniger als in einem politischen, wie wenig Begebenheiten stellen sich in dieser trüben Gährung klar heraus, und wie sehr werden sie durch Leidenschaften aller Art entstellt! Auch ist in Bezug auf Europa dem Ausland die Gränze schärfer gezogen; Alles was auf Tagspolitik Bezug hat, gehört nicht in sein Gebiet, und nur die rein menschliche Seite davon, die oft genug entstellt wird, darf es herausheben und zum Gegenstand seiner Schilderung machen.

Wenn man nach diesen allgemeinen Andeutungen über den Zweck des Auslandes die Ausführung betrachtet, so kann das Fragmentarische und Lückenhafte wohl keinem entgehen, und es ist auch um so verzeihlicher, da der mit jedem Tage wachsende und sich erneuernde Stoff nicht gestattet, Versäumtes nachzuholen. Daß indeß die Leser des Auslandes dem großen Umfange des gesteckten Ziels Rechnung getragen, und sich an dem Fragmentarischen und Lückenhaften nicht gestoßen haben, ermuthigt die Redaction, die einmal betretene Bahn trotz ihrer Schwierigkeiten nicht zu verlassen.

Die Unterzeichnete erlaubt sich die Leser des Auslands auf nachfolgende mit demselben in engster Verbindung stehende Werke aufmerksam zu machen:

Reisen und Länderbeschreibungen

der ältern und neuesten Zeit,

eine Sammlung der interessantesten Werke über Länder- und Staatenkunde, Geographie und Statistik.

Herausgegeben von **Dr. E. Widenmann** und **Dr. H. Hauff.**

Von dieser Sammung, welche thätigst fortgesetzt wird und als Erweiterung des Planes des „Auslandes" zu betrachten ist, erscheinen jährlich ein paar Lieferungen, je nachdem interessanter Stoff vorhanden.

Die Lieferungen werden einzeln verkauft, und wie man finden wird, zu den billigsten Preisen, für welche sie durch jede solide Sortiments-Buchhandlung bezogen werden können.

1ste Lfg. **Irlands gegenwärtiger Zustand.** Preis 1 fl. oder 16 gr.

2te — **Algier wie es ist.** Mit einer großen Karte. 1 fl. 30 kr. oder 21 gr.

3te Lef. **Alexander Burnes' Reisen in Indien und nach Bukhara,** Erster Band. Mit einem Steindruck. 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

4te — **Washington Irvings Ausflug auf die Prairien zwischen dem Arkansas und Red-River.** 1 fl. oder 16 gr.

5te — **Alfred Neumonts Reiseschilderungen.** 1 fl. 12 kr. oder 18 gr.

6te — **Briefe in die Heimath,** geschrieben zwischen October 1829 und Mai 1830 während einer Reise über Frankreich, England und die Vereinigten Staaten von Nordamerika nach Mexico, 1 fl. 24 kr. oder 20 gr.

7te — **Alexander Burnes' Reisen in Indien und nach Bukhara.** Zweiter Band. 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 gr.

8te — **John Barrow, jun., ein Besuch auf der Insel Island im Sommer 1834.** Mit Holzschnitten. 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr. 4 gr.

9te — **Thomas Pringle, südafrikanische Skizzen.** Aus dem Englischen übersetzt. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 gr.

10te — **Mexico in den Jahren 1830 bis 1832.** Vom Verfasser der „Briefe in die Heimath." Erster Band. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 gr.

11te — **Montenegro und die Montenegriner.** Ein Beitrag zur Kenntniß der europäischen Türkei und des serbischen Volks. Preis 1 fl. 24 kr. oder 20 gr.

12te — **Francis J. Grund, die Amerikaner** in ihren moralischen, politischen und gesellschaftlichen Verhältnissen. Aus dem Englischen übersetzt vom Verfasser. Preis 3 fl. 12 kr. oder 2 Rthlr.

13te — **Mexicanische Zustände aus den Jahren 1830 bis 1832.** Vom Verfasser der „Briefe in die Heimath ꝛc." Zweites Band. Preis 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

14te — **Astoria oder Geschichte einer Handelsexpedition jenseits der Roky Mountains.** Aus dem Englischen des Washington Irving. Preis 1 Rthlr. 16 gr. oder 2 fl. 42 kr.

15te — **Reise durch Abyssinien im Jahre 1836.** Von A. v. Katte.

16te — **Skizzen aus Irland oder Bilder aus Irlands Vergangenheit und Gegenwart** von einem Wanderer. Preis 1 fl. 12 kr. oder 18 gr.

17te u. 18te Lfg. **Der Geist des Orients,** erläutert in einem Tagebuch über Reisen durch Rumili während einer ereignißreichen Zeit von Dr. Urquhart. A. d. Engl. übersetzt von Dr. F. G. Buck. 2 Bde. 3 Rthlr. 8 gr. oder 5 fl.

19te Lfg. **Rußland und die Tscherkessen.** Von K. F. Neumann. Preis 1 fl. 30 kr. oder 21 gr.

20ste — **Reisen auf den griechischen Inseln des ägäischen Meeres.** Von Dr. Ludwig Roß. Erster Band. Mit zwei Kupfern. gr. 8. brosch. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 gr.

21ste — **Ein Besuch auf Montenegro.** Von Heinrich Stieglitz. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 gr.

22ste — **Acht Wochen in Syrien.** Ein Beitrag zur Geschichte des Feldzuges 1840. Mit einer Karte vom Kriegsschauplatz. Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 4 gr.

23ste — **Reise durch Rußland nach dem kaukasischen Isthmus** in den Jahren 1836, 1837 und 1838 von Karl Koch. Brosch. Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 8 gr.

24ste — **Beschreibung von Kordofan und einigen angränzenden Ländern,** nebst einem Ueberblick über den dasigen Handel, die Sitten und Gebräuche der Einwohner und die unter der Regierung Mehemed Ali's stattgefundenen Sklavenjagden. Von Ignaz Pallme während dessen Anwesenheit in den Jahren 1838 bis 1839 verfaßt. Gr. 8. brosch. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 gr.

25ste — **Reisen auf den griechischen Inseln des ägäischen Meeres.** Von Dr. Ludwig Roß. Zweites Band. Mit einem Kupfer, einer Karte und mehreren Holzschnitten. gr. 8. Velinp. brosch. Preis 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

26ste — **Reise durch Rußland nach dem kaukasischen Isthmus** in den Jahren 1836, 1837 und 1838. Von Karl Koch. Zweiter Band. Gr. 8. broschirt. Preis 4 fl. 48 kr. oder 2 Rthlr. 20 gr.

27ste — **Geschichte der Entdeckung und der Eroberung Peru's** von Francisco de Xerez, Pizarro's Geheimschreiber. Aus dem Spanischen von Dr. Ph. H. Külb. Nebst Ergänzung aus Augustins de Zarate und Garcilasso's de la Vega Berichten. Gr. 8. brosch. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 12 Sgr.

Stuttgart und Tübingen. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

Inhalts-Verzeichniß.

Größere Aufsätze.

Verhältnisse in Ostindien. 1) Allgemeine Bemerkungen. Nr. 306—308. 2) Die Armee. Nr. 326. 327. — Briefe über die naturforschende Gesellschaft in Hort. Erster Brief. Nr. 306. Zweiter Brief, Nr. 310. Dritter Brief. Nr. 318—21. — Ethnographische Bemerkungen über Alt-Aegypten. Nr. 305. — Bogota. Nr. 307—309. — Ueber den Golfstrom und andere Meeresströmungen, Nr. 308—411 — Physikalische Charakteristik Schwedens, Nr. 309. — Das Atelier eines chinesischen Malers. Nr. 310. 311. — Samuel Houston, Präsident von Texas. (Mit seinem Bildniß.) Nr. 311. — Der Handel zu Tauris. Nr. 312. — Eine Procession und ein Kloster in Südamerika. Nr. 312. — Reise von Lima nach Para. 3) Abreise von Sarayacu. Marannon. Nr. 313—316. — Eine Fahrt auf dem rothen Meere. Nr. 313. — Der Negeraufstand auf Dominica. Nr. 314. — Tamulische oder malabarische Druckerei. ibid. — Löwenjagd bei den Azebo-Galla. Nr. 318. — Notizen aus dem Innern Rußlands. ibid. — Skizzen aus London. Londner Volksschulwesen. Nr. 316. 317. — Nachricht über Abyssinien durch die HH. Galinier und Ferret. Nr. 316. — Etwas über Damaskus: der Meidan, ländliche Bevölkerung, der Aga des Quartiers, Lustbarkeiten. Nr. 316. 317. — Forschungen über die russischen Städte. Europäischer Einfluß. b) deutsche Städte. Nr. 317. 318. — Grundeigenthumsrecht in Algier. Nr. 318. — Cypern. Robert über die Griechen. Nr. 319. 320. — Reclamation Dr. Beke's. Nr. 319. — Bemerkungen über die Samojeden. Nr. 321—324. — Bewässerungen und Umgebungen von Damaskus. Nr. 322. — Etwas über die Geistlichkeit Schwedens. Nr. 323. — Sklavengänge in Marocco. Einleitung. Nr. 323. Erster Abschnitt. Nr. 324—328. Zweiter Abschnitt. Reise nach Tetuan. Nr. 330—333. Anhang: die vier Hauptstämme in Marocco. Nr. 334. 334. — Dampfbootfahrt von Rostow nach Taganrog. Nr. 325. — Das Regenmädchen bei den Neugriechen. Nr. 327. — Alterthümer in Cumä. Nr. 328. — Das Klima der Kirgisensteppe. Nr. 329—333. — Die Vergifter in Indien. Nr. 330. — Der Seeruf. Nr. 331. — Schweden im Jahre 1843. Von Theodor Mügge. Nr. 334. 335. — Die Badegäste auf den Riesgebirgs. Nr. 335.

Kleinere Mittheilungen.

Ausfuhr von russischen Producten aus Rußland. Nr. 306. — Behandlung der Cholera in China. ibid. — Amerikanische Dampfschifffahrt. Nr. 307. — St. Lucia. Nr. 307. — Riesenhaftes fossiles Beutelthier. ibid. — Merkwürdiges Beispiel rascher Vegetation. Nr. 308. — Ein Ungeheuer von Dicke. ibid. — Der Monolith zum Sarkophage Napoleons. ibid. — Vendetta-Geist in Corsica. Nr. 310. — Ein merkwürdiger Vogel. ibid. — Wirkung einer Windhose. Nr. 311. — Mlle. Taglioni nach Amerika engagirt. Nr. 312. — Einwirkung des Lichts auf Pflanzen. ibid. — Beförderung des innern Handels in Algier. Nr. 313. — Die Schlangen im Jardin des Plantes. Nr. 314. — Berangers Arbeiten. ibid. — Rothtannen. Nr. 315. — Bienen-Industrie. ibid. — Der Folgen falscher Scham. Nr. 317. — Neue Art Straßen. Nr. 318. — Eine Statue des Haryolrates. Nr. 319. — Preisschrift auf Colbert. ibid. — Ein Fortschritt der Sklavenemancipation in Nordamerika. Nr. 320. — Die Jaffarin-Inseln. Nr. 321. — Eine eiserne Kirche für Jamaica. ibid. — Irrenn-Anstalten in Algier. ibid. — Fortschritte der Dampfschifffahrt in Persien. Nr. 322. — Verwendung des Kohlenstaubs. ibid. — Hellenische Association in London. ibid. — Dampfpfeife. ibid. — Seidenindustrie in den Vereinigten Staaten. Nr. 323. — Neue Mönchsritter. Nr. 324. — Vereinigung in London zu früherm Schließen der Läden. Nr. 326. — Londoner Polyglotteninstitut für Handels- und juridische Documente. Nr. 327. — Bearbeitung des Herbariums von Delessert. Nr. 328. — Pflanzensendung aus französisch Guiana. ibid. — Thätigkeit des Abbé Paramelle. Nr. 340. — Ein mehr als hundert Meilen breiter Meerenstlave. ibid. — Ainsworth über den Zug der zehntausend Griechen. Nr. 312. — Auswanderung von Arbeiterinnen nach Algier. — Zunahme der Sterblichkeit in London. Nr. 334. — Gespräch mit dem Reisenden Grafen von Castelnau. Nr. 335. — Meteorologisches Centralarchiv in Italien. ibid. — Ermäßigung der Preise im Landbau. ibid.

Nr. 306.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

1 November 1844.

Verhältnisse in Ostindien.

Wir haben, seit die Engländer den Entschluß gefaßt, sich aus Afghanistan zurückzuziehen, kaum einen Blick auf die indischen Angelegenheiten geworfen; einige Bemerkungen über die Unruhen in Bundelkund und über die Stellung der Engländer in Sind waren alles, was wir darüber mittheilten. Wenn wir jetzt eine nähere Beurtheilung des Verhältnisses der Engländer in Indien unternehmen, so geschieht dieß nicht etwa wegen der neuerlichen Veränderung in der Administration, welche nur die Folge einer Privatstreitigkeit unter dem Regierungspersonal war, sondern weil die Stellung der Engländer sich durch ihre Beschränkung auf Indien immer klarer herausstellt, und die Symptome eines neuen Zustandes der Dinge immer deutlicher hervortreten. Die auswärtigen Verhältnisse Indiens treten in den Hintergrund zurück, seit Jahren wendet man kaum mehr die geringste Aufmerksamkeit auf das, was jenseits des Indus vorgeht, und wenn gleich die Zustände Afghanistans, Turkestans und Persiens keineswegs als gleichgültig zu betrachten sind, so hat doch die öffentliche Meinung mit ihrer Gleichgültigkeit insofern Recht, als eine unmittelbare Folge derselben für Indien nicht zu erwarten ist. Ob Herat, vor sechs Jahren der Angelpunkt anglo-indischer Politik, in persischen oder afghanischen Händen ist, ob Yar Mahammed lebt und sich dort behauptet, oder ob Kamrans Sohn Dschehangir mit persischen Truppen daselbst eingedrungen, das sind jetzt für Indien ziemlich gleichgültige Dinge geworden. Herat ist zwar immer noch der Punkt, von wo aus allein größere Armeen von Persien nach Indien marschiren können, aber niemand kann daran denken, eine feindliche Armee nach Indien zu führen, denn man weiß zu gut, daß die Engländer jedenfalls eine stärkere, disciplinirtere, mit allem wohl versehene Armee ihnen entgegenstellen könnten.

Eine andere Frage ist der Einfluß, den Persien und Afghanistan in Indien üben können, und der auch durch tausend geheime Canäle, durch die unzufriedenen Afghanenhäuptlinge Indiens wie durch arme Fakirs, die überall herumwandern und wo sie können, den Haß gegen die ungläubigen Franken aufregen, geübt wird. Gegen diesen anzukämpfen ist den Engländern nicht wohl möglich, und was die Folgen dieser wachsenden Umtriebe seyn werden, das ruht im Schooße der Zukunft. England ist durch eine unglückliche Verkettung der Umstände der Feind des Islam in Indien und der Beschützer der Hindus geworden, aber man kann ohne alle Uebertreibung sagen, daß es den Haß der Moslems in hinreichendem Maaße erregt hat, ohne die Hindus darum für sich sonderlich zu gewinnen. Freilich kann es immer noch den Satz für sich anführen: oderint dum metuant, denn es befindet allenthalben eine hinreichende Anzahl Spione, um von allem was vorgeht, genau unterrichtet zu seyn, und es besitzt die Mittel, ehe irgend ein Feind etwas unternehmen kann, eine genügende Streitmacht zu sammeln und jeden bewaffneten Widerstand alsbald niederzuschlagen. So lange es also an Geld und an Truppen nicht fehlt, hat es nichts zu fürchten; das ungeheure Land aber liefert immer noch gehörig Geld, und die weit verbreitete Armuth macht den Kriegsdienst wenigstens im Norden Indiens, wo die besten Soldaten ausgehoben werden, zum beliebten Handwerk. In einem Lande, wo der Taglohn ziemlich auf zwei Pence steht, der Arbeiter also in 30 Tagen nur 60 Pence oder 5 Schilling verdienen kann, wird der Soldatenstand, der dem geringsten Mann 16 Schill. monatlich nur an baarem Geld bietet, auf lange Zeit noch seine Anhänger finden. Wäre in Europa der Sold des Soldaten noch jetzt, wie vor 300 Jahren, das Drei- bis Vierfache des Taglohns, so würde das Werbesystem noch immer sich als ganz praktisch bewähren. Dazu kommt für die Sipahis noch der bedeutende Umstand, daß sie als Mitglieder des indobritischen Heeres zugleich ihre Anverwandten und ihr Familieneigenthum vor den unmäßigen Erpressungen einheimischer Fürsten und Häuptlinge schützen, denn wenn ein solcher Soldat erfährt, daß seine Angehörigen auf widerrechtliche Weise geplackt werden, wendet er sich an seinen europäischen Offizier, und von diesem geht das Gesuch um Schutz bis hinauf an den Residenten bei demjenigen Fürsten, dessen Beamte die Erpressung üben; dem Vorworte eines solchen Residenten aber werden höchstens Ausflüchte und Entschuldigungen, keineswegs

Digitized by Google

aber Weigerungen entgegengestellt, und die Engländer ermangeln auch nicht, ihren Einfluß zu Gunsten ihrer Soldaten und deren Familien auf alle Weise anzuwenden. Sie erhalten dadurch z. B. aus dem niederträchtig verwalteten Königreich Audh nicht weniger als 40,000 Mann, welche namentlich die Aussicht auf solchen Schutz unter ihre Fahnen lockt. Von dieser Seite aus betrachtet haben die Engländer von einzelnen Ausbrüchen der Unzufriedenheit in den Regimentern noch nichts zu fürchten; diese entsprangen bis jetzt hauptsächlich aus wirklicher Ungerechtigkeit oder vernachlässigter Vorsorge für die Soldaten, nicht aus einem planvollen Widerstreben.*) Administrative Anordnungen können hier bald viel ausrichten, und diese Veranderungen müssen sich nach dem veränderten socialen Zustande des Landes richten. Früher war der einheimische Adel noch bedeutend, führte durch seinen Einfluß zahlreiche Recruten dem Heere zu, und man konnte und mußte diesem Adel Befehlshaberstellen geben, die seiner socialen Stellung entsprachen. Jetzt ist dieß anders geworden und England wird seine indische Armee mehr nach dem Muster der französisch-arabischen einrichten müssen, wo europäische und arabische Unterofficiere in einem bestimmten Verhältniß gemischt sind.

Dieß ist vors erste eine innere Verwaltungsfrage ohne sonderliche politische Bedeutung, die es nur durch fortgesetzte Nachlässigkeit erhalten könnte. Brauchbare und verlässige Truppen kann England noch immer in gehöriger Zahl erhalten, um über innere und die schwache Zahl der äußeren Feinde zu triumphiren. Die Vorfälle in Gwalior sind ein deutliches Beispiel der Art, wie die Begebenheiten in Indien verlaufen. Die Veranlassung zu diesen Vorfällen lag in einem Zerwürfniß in der regierenden Familie, dessen Auseinandersetzung hier zu weitläufig seyn würde.**) So lange diese Zerwürfnisse auf dem Boden der innern Verhältnisse des Staats spielten, enthielt sich die anglo-indische Regierung aller Einmischung, und der Resident war nur bemüht dahin zu wirken, daß sie keinen gefährlichen Charakter annahmen; so wie sie aber zu einer Widerspänstigkeit gegen den Residenten führte, war auch sogleich die Einschreitung da, aus sehr einleuchtenden militärisch-politischen Gründen. Eine Armee von 30,000 Mahratten, mit hinreichender Artillerie ausgerüstet, stand nur wenige Tagemärsche von dem wichtigen Agra entfernt; die Lage des Landes zwischen dem noch immer nicht hinreichend beruhigten Bundelkund und dem stets ziemlich unruhigen Malwa, von wo die Unruhstifter Verbindungen bis nach Sind unterhielten, machten eine rasche Entscheidung nothwendig. Hiezu kam noch, daß in geringer Entfernung eine Sikharmee von 70,000 Mann stand, deren Uebelwollen hinreichend bekannt war; in wenigen Monaten konnte im westlichen Nordindien ein Brand entstehen, der, wenn auch ohne dauernde Folgen, doch nur mit ungeheuren Opfern von Geld und Menschen zu dämpfen gewesen wäre. Man darf indeß nicht glauben, als ob in Gwalior auch nur eine halbe Uebereinstimmung gegen die Engländer geherescht hätte, im Gegentheil, die Parteien waren sich ziemlich gleich, und wären zweifelsohne in kurzem handgemein geworden. Allerdings scheint der vorwaltende Haß gegen die Engländer der einen Partei das momentane Uebergewicht gegeben und die blutige Schlachten von Tschonda und Punniar herbeigeführt zu haben, aber im ganzen war es nur ein durch besondere Umstände verstärktes Aufflammen der alten Abneigung gegen die Fremden, wie sie sich unter der indischen Aristokratie überhaupt kund gibt, nicht ein überlegter Plan gegen englische Herrschaft.*) Aehnliche Fälle werden den Engländern noch mehrere kommen, ohne daß sie irgend ihre Herrschaft wesentlich erschüttern könnten.

Ein gleicher, vielleicht noch ernsterer Kampf steht den Engländern mit dem Pendschab bevor, das in allen wesentlichen Beziehungen eben so gut ein unterworfener Staat ist, wie Gwalior, wenn es gleich dem Namen nach als gänzlich unabhängig gilt. In noch höherem Grade, als die Mahrattenarmee in Gwalior, ist die der Sikhs, eine stehende Opposition gegen die Obergewalt der Engländer, und diese haben denn auch nicht unterlassen, die innern Zerwürfnisse zu nähren; der letzte Angriff gegen den jetzigen Machthaber des Pendschab, Hira Singh, ging von brittischem Gebiet aus,**) und hätte ohne stillschweigende Zulassung der brittischen Regierung nicht stattfinden können. Hira Singh muß diese Umtriebe kennen, denn so erklärt sich ganz einfach, weßhalb er in neuerer Zeit eine Uebereinkunft mit Dost Mohammed abschloß, und dadurch einen Angriff der afghanischen Stämme auf Peschawer verhinderte. Dieß setzte ihn in den Stand, die Mehrzahl seiner Truppen im Osten zu versammeln, um desto eher den Engländern Widerstand leisten zu können. Diese Vertagung des alten Streits zwischen Sikhs und Afghanen über Peschawer ist es, welche Akhbar Chan veranlaßte, mit seinen Truppen wieder von Dschellaladad zurückzukehren, denn der tödtliche Haß, den die Engländer in Afghanistan gegen sich ausgesäet, überwiegt den Glaubens- und Stammhaß gegen die Sikhs, und jedenfalls werden die Afghanen lieber den uneinigen Sikhstaat als die Engländer zu Nachbarn haben wollen, zu welch letzterem Ergebniß sich gegenwärtig alles anschickt.

Das energische Auftreten der Engländer in Gwalior, die Besetzung von Sind und das demnächstige Einschreiten im

*) Bei den bengalischen Regimentern, wo Meutereien ausbrachen, liegt, so weit wie die Sache kennen, die Ungerechtigkeit vor, daß man die für den Dienst in Sind bisher immer bewilligte Feldbatta verweigerte; bei den Madrasregimentern ein auffallender Mangel an Voesorge, indem diese ihre Familien theils im Felde theils zu Hause von ihrem Solde unterhalten, und der verschiedene Preis der Lebensmittel, namentlich des Reises, es für sie oft eine Unmöglichkeit macht, mit ihrem in baarem Geld ausbezahlten Solde zu bestehen.

**) Sie findet sich sehr umständlich erörtert in dem Asiatic Jour. vom Junius d. J.

*) Die wirklich oder angeblich verlangte Auslieferung des Artilleriepaels von 300 Stücken, den Doulet Rao Scindiah schon vor 40 Jahren mit Hülfe französischer Officiere zusammengebracht, und der als das Palladium des Staats galt, scheint den Ausbruch entschieden zu haben.

**) Unter Jhne Sing, dem sich ein angesehener Geistlicher (Guru) und zwei Prinzen des königlichen Hauses Pischora und Caschmira-Singh anschlossen.

Digitized by Google

Pendschab sind nichts als mittelbare Folgen des Rückzugs aus Afghanistan. Von dem Augenblick an, wo die Engländer, ohne es noch zu gestehen, sich zum Rückzug rüsteten, erkannten sie auch die Nothwendigkeit, den moralischen Folgen desselben entgegen zu arbeiten, und der erste Schritt in dieser Beziehung war die Aufstellung der sogenannten Reservearmee am Setledsch. Die Nothwendigkeit dieses Schrittes trotz der großen damit verknüpften Kosten ist in spätern zur Oeffentlichkeit gelangten Briefen der beiden Generalstatthalter, Lord Auckland und Lord Ellenborough,*) klar ausgesprochen worden, und das Asiat. Journ. Febr. 1843 motivirt denselben mit folgenden Worten: „wenn es wahr ist, wie man behauptet, daß der Generalgouverneur eine mit unsern Unfällen in Cabul zusammenhängende Verzweigung politischer Intriguen unter einigen mohammedanischen Fürsten Indiens entdeckt hat, so ist es augenscheinlich, daß das Drama, welches in der Nähe von Firozpur aufgeführt werden soll, die Zusammenkunft zwischen dem Maharadscha des Pendschab und dem Generalgouverneur mit eingeschlossen, nicht bloß, wie manche sich das Ansehen geben, in dem Licht eines von Eitelkeit eingegebenen Schauspiels betrachtet werden darf, sondern als eine stille Lehre der Klugheit gegen die Uebelgesinnten und der Aufmunterung für die Gutgesinnten. Täuschen wir uns nicht sehr stark in unserer Voraussicht, so hat die unkluge Politik, welche unsere Waffen über den Indus hinausführte, die dort erlittenen Unfälle und die unglücklichen Umstände,**) welche die nothwendigen Vergeltungsmaaßregeln begleiteten, bereits den Samen zu großem Unheil für die brittischen Interessen in Indien gesäet, wenn auch die Früchte noch für einige Zeit nicht so klar zu Tage kommen sollten."

Wir haben oben gezeigt, wie die englische Herrschaft in Indien auf Gewalt und kluge Benützung der Mittel, nicht aber wie manche glauben, auf das Wohlbefinden der großen Masse des Volks gebaut ist. Eine solche Herrschaft darf keinen bedeutenden Unfall erleiden, wenn nicht ihre moralische Kraft unvermeidlich sinken soll, und es ist kein geringer Beweis der großen Besonnenheit und Entschlossenheit der Engländer, daß sie den Schlag von Cabul so ausgewetzt und wenigstens die nächsten Folgen so glücklich überwunden haben. Wer an die Verschwörung des Jahres 1839 und an die Belagerung der Veste Bhurtpur im Jahre 1824 zurückdenkt, deren Scheitern einen fast allgemeinen Aufstand gegen die Engländer zur Folge gehabt hätte, der wird gestehen, daß sie unter den vorwaltenden Umständen wirklich fast das Unmögliche geleistet haben.

(Fortsetzung folgt.)

*) Lord Aucklands Schreiben vom 24 Febr. 1842 und Lord Ellenboroughs vom 10 April desselben Jahrs in der Sammlung von Aktenstücken, welche dem Parlament vorgelegt wurden.

**) D. h. die muthwillige Verheerung der Städte und das Hinschlachten unschuldiger Menschen, denn die wahrhaft Schuldigen wußten den Schlägen wohl auszuweichen.

Die wissenschaftliche Versammlung in York.

Erster Brief.

Seit Wochen hatte ich gekränkelt, weßwegen der Arzt einen kleinen Ausflug für das beste Mittel hielt, meinem verstimmten Nervensystem einen frischern Ton zu geben. Die mir dadurch so unerwartet gewordene Aussicht, an den Versammlungen der Naturforscher in York Theil nehmen, das altertümliche York sehen und bewundern zu können, war mir zu lockend, um nicht alles zu versuchen, den Befehl des Arztes und meine innern Wünsche mit den äußern Hindernissen und Hemmungen in Einklang zu bringen. Es gelang mir, und bald waren die nöthigen Vorkehrungen getroffen, um das dumpfe und rauchige London auf einige Tage verlassen zu können. Leider fand mich der Morgen des 24 September so unwohl, daß mich weder der schöne Bahnhof der Birminghamer Eisenbahn, noch das enge Gewühl und Getümmel der Reiselustigen und Geschäftsmänner aus meiner trüben Stimmung herausreißen konnte. Als ich in mein Coupé eingestiegen und einen der leeren Mitsitze eingenommen, fand ich mich in der Gesellschaft von zwei Damen und drei Herren, die eben damit beschäftigt waren, die frischen und noch feuchten Zeitungen zu lesen. — Die holdlächelnde Miene des Herrn mir gegenüber schien anzeigen zu sollen, daß er eine Unterredung mit mir anzuknüpfen wünsche, zu der ich mich aber auf keine Weise geneigt fühlte. Da er seine holde Absage von meiner Seite abgelehnt fand, sprach er um so häufiger seiner Schnupftabaksdose zu, aus der er nicht gerade die niedlichsten Prisen inländischen Landerzeugnisses nahm, wodurch seine Nachbarin zur Rechten, eine ältliche Dame, so wie sein Nachbar zur Linken, ein elegant gekleideter Herr, einen großen Theil der unerbetenen Gabe auf ihren Schooß bekamen. Der Herr, welcher mir zur Rechten saß, schien ein gewaltiger Geolog zu seyn, denn auf seinem Schooß lag eine große geologische Karte Englands ausgebreitet, auf der er unsern einzuschlagenden Weg verfolgte und uns unaufgefordert Erklärung über die Hauptgebirgszüge der Umgebung gab. Der Hauptgegenstand des ziemlich allgemein gewordenen Gespräches blieb aber immer die bevorstehende Versammlung in York. „Wünschen Sie vielleicht einen Blick in die Morning Chronicle zu werfen," frug mich mein vis-a-vis, der Riesenschnupfer, und mit einer Hand mir die Zeitung hinreichend, wollte er als weiser Ausläufer der Zeit zugleich eine Prise nach der Nase führen. Da aber ein neidischer Windstoß einen bedeutenden Theil des Taboks entführte und die schnelle Bewegung der beiden Hände der jungen Dame zu meiner Linken nach ihren Augen deutlich genug verrieth, daß ihr etwas von dem Ueberflusse zu Theil geworden war, so machte ihm sein Vorhaben nur halb gelungen seyn. Die Aeußerung des Schmerzes der jungen Dame erregte in der Gesellschaft einen förmlichen Auftritt; Aeußerungen des Bedauerns ließen sich aus allen vier Ecken des Wagens vernehmen, und ein junger Herr warf sogar hin, wie unangenehm es sey, wenn man ein Laster, wie das Schnupfen doch eigentlich angesehen werden müßte, noch auf eine solche Weise handhabe. Der Riesenschnupfer sah mich verschmitzt mit dem einen Auge an, während er das andere auf seine Dose geeichtet hatte und diese aus einem ziemlich großen Paket von neuem füllte.

Harrow, die Schule, auf welcher Lord Byron seinen excentrischen Lauf begann, lag längst hinter uns, und das Pfeifen der Locomotive verkündete, daß wir in Wolverton angekommen. Die Bewegung hatte

mir wahrgethan, und viel aufgeheiterter nahm ich meinen alten Platz wieder ein, um nun selbst eine Unterhaltung mit dem Riesenschnupfer anzuknüpfen, in dem ich einen heitern, lebhaften und witzigen Irländer fand, dessen Bemerkungen über Wissenschaft und Leben mich bald in Erstaunen setzten, und mich daher um so mehr beklagen ließen, nicht schon frühre seiner Aufforderung gefolgt zu seyn.

Bei dem freundlichen Dorfe Weedon machte mich mein neuer Freund darauf aufmerksam, daß sich seine Bewohner schmeicheln, die eigentliche Mitte Englands zu bewohnen. Kurze Zeit darauf hielten wir in Rugby, einem Ort mit einer sehr guten Schule. Von hier wendet sich die Eisenbahn der Midland-Counties nach Derby. Da uns hier die ältliche Dame verließ, so übergab sie die jüngere dem Schutz eines Herrn, den sie in Rugby erwartet hatte. Die Conversation wurde jetzt allgemeiner. Die junge Dame und ihr Beschützer sprachen von Flandern, über flämische Sprache und flämische Dienstmädchen. Der Riesenschnupfer war in allen Theilen der Welt zu Hause. Der Geolog sprach von Gebirgsarten, ihrer Erhebung u. s. w. Der junge Mann, der, wie es sich jetzt auswies, der Ingenieur der Eisenbahn war, machte uns mit den Namen der an der Bahn liegenden Ortschaften bekannt, und lenkte unsere Aufmerksamkeit besonders auf das schöne Wiesenland und die zahllosen Heerden Vieh, die darauf weideten. Leicester, dem wir uns jetzt näherten, ist allgemein wegen seiner Butter und Käse bekannt; da aber der Bahnhof am Ende der Stadt lag, so konnte ich nur wenig von dieser berühmten Manufacturstadt sehen. Der Geolog machte mich besonders auf den rothen Granit aufmerksam, der in der Umgebung des Mount Sorrel gebrochen wird, und eine so charakteristische Ausnahme von den Kohlenlagern bildet, aus welchen die ganze Umgegend besteht.

Da wir eine Stunde später in Derby ankamen, als es eigentlich der Fall hätte seyn sollen, so schrieb der irländische Schnupfer diese Verspätung der ungeheuern Last des Wissens und der Gelehrsamkeit zu, die die Locomotive in Folge der Yorker Versammlung zu ziehen hätte. Keine üble Bemerkung, da ich unter den Passagieren Murchison, Wheatstone, Warburton, das radicale Parlamentsmitglied und Präsident der geologischen Gesellschaft, Richard Taylor, wie mehrere andere anerkannte Gelehrte gesehen hatte. — Die Kalkspathkrystalle und der Marmor, welche man in Derbyshire findet, werden hier geschnitten und zu Schmuck verarbeitet. — Diese Nachricht verdankte ich dem Geologen. Die Gegend, die wir nun jetzt zu durchfahren, war viel reizender und romantischer, als der Strich südlich von Derby, namentlich nachdem sich das Thal geöffnet, durch welches die Derwent fließt. Einen ganz besondern Reiz verleihen der Landschaft in den südlichen Grafschaften die vielen lebendigen Hecken, die jede einzelne Besitzung einschließen. Sobald man sich aber den Kohlen- und Sandsteindistricten nähert, verschwinden diese immer mehr und mehr, und die grünen Umfriedigungen der einzelnen Besitzthümer werden durch Mauern verdrängt, bei denen die Steine nur lose aufeinandergelegt sind, was der sonst so schönen Gegend einen eigenthümlich düstern Charakter aufprägt. Der Thurm von Chesterfield ist in der Umgegend eben so berühmt, wie der von Pisa, da er das Eigenthümliche hat, daß er spiralförmig gewunden ist. Als der Baumeister während des Baues bemerkte, daß der Thurm sich auf die eine Seite neigte, soll er, um das Einfallen zu verhindern, die Spitze auf die entgegengesetzte Seite sich haben überneigen lassen, um so den Schwerpunkt auf die Mitte fallen zu lassen und dadurch das Umstürzen zu verhindern. Wie dem aber auch seyn mag, der Thurm bietet jedenfalls einen der merkwürdigsten Anblicke dar.

Unser Yorkshire-Passagier hatte uns schon seit einiger Zeit wieder verlassen und wurde in Masbro durch Sir Henry De La Beche, den Geologen und einen der Directoren der Eisenbahn, ersetzt. Mein unbekannter Freund, der Riesenschnupfer, der darin einen Vortheil vor mir voraus hatte, daß er mit meinem Namen bekannt war, stellte mich dem großen Geologen, den er genau kannte, vor. Sir Henry nimmt den ersten Augenblick für sich ein. Durch und durch liebenswürdig in seinem Charakter, verbindet sich bei ihm mit seinem vorgerückten Alter die kräftigste Jugendfrische in Rede und Thun. Mit dem lebhaftesten Enthusiasmus erzählte er mir von einigen Cycadeen, die er in dem nahen Kohlenwerke aufgefunden hatte. Da der Eisenbahndirector früher Stahlfabricant gewesen, so gab er uns die genaueste Auskunft über die beste Bereitung desselben. Er sah mich für einen Yankee an, da ich den amerikanischen Aexten bei weitem den Vorzug vor den englischen gab. Mein Irländer schien mit diesem Mißverständniß unzufrieden, denn er klärte den Irrthum augenblicklich auf, und der Erstahlfabricant gab nun zu daß, obschon die Amerikaner es nicht verständen Stahl zu fabriciren, sie doch die besten und dauerhaftesten Aexte aus englischem Stahl bereiteten. Seine Bemerkungen über den Zunftgeist, der unter den Stahlarbeitern herrscht, waren mir höchst interessant, und wir hätten uns keinen unterrichtetern Begleiter wünschen können, als Hrn. Ricketts.

Die Sonne neigte sich bereits hinter Wakefield und beleuchtete die Thurmspitzen in einem zweifelhaften Roth, als wir in York anlangten. Einer meiner Freunde war so aufmerksam gewesen, mir mein Logis nicht weit von der Guildhall zu miethen, und da ich Hrn. De La Beche und meinem unbekannten Freund versprochen, in ihrer Gesellschaft zu speisen, so setzte ich mich so schnell als möglich in Besitz und eilte jenen in den Schwan nach. Es that mir wirklich leid, daß hier das Incognito des interessanten Schnupfers ein Ende fand. Wir sprachen über Richard Taylor, Secretär der Linné'schen Gesellschaft, und ich frug: „Ist Dr William Cooke Taylor ein Bruder des vorigen?“ — „No he is not,“ antwortete mein Unbekannter in einem ganz eigenthümlichen Ton, während Sir Henry in starkes Lachen ausbrach, das mir augenblicklich verrieth, daß der Riesenschnupfer, der Irländer und William Cooke Taylor, L. L. D., eine und dieselbe Person seyen. *)

Von Zeit zu Zeit ertönten von dem hohen Münster und den umliegenden Thürmen die Glocken im schönlichen Verein, um, englischer Sitte gemäß, den ankommenden Fremden den Willkommen zuzurufen.

Miscellen.

Rußlands Ausfuhr an Talgpreduckten soll nach den Times (15 Oct.) 12 Mill. Pfd. St. in runder Summe betragen und davon für 7 Mill. nach England gehen.

Die Behandlung der Cholera in China soll ganz barbarisch seyn; man macht Stiche in die Zunge, um sie bluten zu machen, reckt und streckt die Glieder, schlägt auf die Brust, Rücken, Schenkel und Hüften, bis reichlich Blut nachfließt. (Annal. de la prop. de la foi. Juillet.

*) Verfasser von History of India, Natural history of Society, A Tour through the manufacturing districts of Lancashire, Factories and the factory system etc.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 307.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

2 November 1844.

Ethnographischr Bemrrkungen über Alt-Aegypten.*)

Der in unserem Blatte schon medrmals genannte Craniologe Sam. G. Morton, dekannt durch sein Werk üder die amerikanischen Schädel, hat die Arbeit unternommen, Mumienschädel zu untersuchen. Er unterscheidet dauptsächlich nur die kaukasische und die Negerraee, und theilt die erstere in drei Classen, den pelasgischen, den semitischen und den ägyptischen Typus. Der pelasgische Typus ist derjenige, welcher in den Völkern griechischen Stammes von Kleinasien dis nach Italien vorherrscht, und von dem wir nach den Mustern der griechischen Kunst unsere Schönheitsideale ausgedildet haben. Der semitische Typus ist dezeichnet durch eine vergleichungsweise zurücktretende Stirn, lange, gebogene und sehr vorstehende Nase, eine auffallende Entfernung zwischen den Augen, und eine niedrige, breite, starke Entwicklung des Gesichts. Dir ägyptische Form unterscheidet sich von der pelasgischen durch eine schmalere, mehr zurücktretendr Stirne, wädrend das Gesicht stärker vortritt und der Gesichtswinkel somit geringer ist. Die Nase ist gerade oder adlerartig, das Gesicht eckig, die Züge ost scharf, und das Haar durchgehends lang, weich und gelockt. Unter diese Reihe rechnet er auch manche, die sich von arabischen und Hindnköpfen nicht unterscheiden lassen; Morton nennt diese Australägyptier, ohne auf den Namen sonderliches Gewicht zu legen, und deschränkt sie hauptsächlich auf die kaukasischen Bewohner des Nilthals oderhalb Aegypten.

Unter hundert Mumienschädeln, die er untersuchte, sind 49 ägyptisch, 29 pelasgisch, 6 semitisch, 5 gemischt, 8 negerartig, 1 wirklicher Negerkopf und 2 Köpfe sind mißgestaltet. Daraus geht dervor, daß mehr als acht Zehntheile der ungemischten kaukasischen Race angehören, daß die pelasgische sich wie 1:1⅔ und die semitischr wir 1:8 verglichen mit der ägyptischen verhält; daß ein Zwanzigstel der Köpfe Spuren von Neger- und anderer fremden Abstammung enthalte, während nnr ein rinziger reiner Neger sich findet. Dir hieraus gezogenen ethnographischen Folgerungen sind nachstehendr.

1. Das Nilthal in Aegypten und Nubien war ursprünglich von einem Zweig des kaukasischen Stammes dewohnt, den Mizraimiten der Schrift, den Nachkommen Hams, und diese waren verwandt mit der lidyschen Völkerfamilie.

2. In ihrem pdysischen Charakter standen diese Aegyptier zwischen der indoeuropäischen und semitischen Race.

3. Die Australägyptier oder Meroiten waren ein indoarabischer Stamm, der den ursprünglichen libyschen Bewohnern eingeimpft war.

4. Außerdem wurde der ägyptische Stamm zu verschiedenen Zeiten durch das Einströmen kaukasischer Nationen Asiens und Europa's, durch Pelasger, Skythen und Phönicier modificirt.

5. Hie und da scheinen Könige Aegyptens aus allen diesen Nationen aufgekommen zu seyn.

6. Die Kopten sind, zum Theil wenigstens, eine Mischung von Kaukasiern und Negern in sehr wechselnden Verhältnissen.

7. Neger waren zahlreich in Aegypten, aber in alter Zeit wie jetzt in sehr untergeordneter Stellung als Diener und Sklaven.

8. Die nationalen Kennzeichen aller dieser Völker findet man deutlich auf den Denkmälern abgedildet, und außer den Skythen und Phöniciern sind auch alle in den Catacomben nachgewiesen worden.

9. Die jetzigen Fellahs sind die directen und am wenigsten gemischten Nachkommen der alten Aegyptier, und letztere sind auch durch die Tuariks, Kabylen, Siwahs und anderr Reste libyscher Völker repräsentirt.

10. Die neuern Nubier sind mit wenigen Ausnahmen nicht die Nachkommen der auf den Monumenten abgebildeten Aethiopier, sondern rine mannichfach gemischte Race von Aegyptiern und Negern.

*) Der Artikel steht ursprünglich in den Transact. of the American Phil. Society Vol. IX. und ist in dem American Journal of Science Julius 1844 abgekürzt mitgetheilt.

Digitized by Google

Verhältnisse in Ostindien.

(Fortsetzung.)

Was den Ruf der englischen Waffen am sichersten wieder begründete, ist die Besetzung von Sind und die dort gelieferten Schlachten, so viel auch die Moral gegen diese Eroberung einzuwenden haben mochte. Man hat bekanntlich dieß moralische Capitel bis zum Ueberfluß ausgebeutet, ohne daß es im mindesten auf die Leiter oder den Gang der Begebenheiten Einfluß haben konnte. Es ist dieß eine jener hohlen moralischen Genugthuungen, eine selbsteigene Absolution nach geschehener Sündenbeichte, die in neuerer Zeit in England gleich einer gewissen Afterphilanthropie Mode geworden ist, zum Schrecken und zur Plage der Staatsmänner und zum Spotte der Vernünftigen. Wie die Stellung Englands in Indien einmal geworden ist, war die Besetzung Sinds eine Maaßregel der Selbsterhaltung, wie es die demnächstige Besetzung des Pendschab seyn wird. Drei Gründe sind es hauptsächlich, welche die angloindische Regierung bewogen: die Nothwendigkeit den Handel von Malwa und der Nordgränze, welcher unter dem harten und ungerechten System der Amirs siechte, zu heben durch die freie Beschiffung des Setledsch und Indus, zweitens die Schützung dieser Gränze gegen Einfalle von Belutschen und Afghanen, die nach dem unglücklichen Rückzug gewiß nicht ermangelt hätten, Raubzüge über Schikarpur in die Länder jenseits des Indus zu machen, und drittens die Sicherung der Ruhe in Dschelpur, Dschodpur und den kleinern Radschputenländern Bikanir und Schekawat, wo die Ruhestörungen seit vielen Jahren nicht geendet hatten, weil die Ruhestörer, wenn man sie verfolgte, sich immer in die Wüste gegen den Indus hin flüchteten, wo man ihnen nicht folgen konnte. Diese Gründe rechtfertigen die Besetzung von Sind vollkommen, was man auch immer gegen die Art derselben anführen mag, denn eine allgemeine Oberherrschaft Englands über Indien ist jetzt eine Nothwendigkeit geworden, gegen die sich nicht mehr ankämpfen läßt, und diese Nothwendigkeit bedingt auch die möglichste Erhaltung der Ruhe und Sicherheit, als das erste was die Unterthanen von der Regierung anzusprechen haben. Die moralische Verantwortlichkeit der Engländer liegt nicht mehr in der Besetzung oder Nichtbesetzung dieses oder jenes Landstriches, sondern in der Summe von Wohlthaten, die durch ihre Herrschaft der großen Masse des Volks zuströmen.

Was diesen Punkt betrifft, so sind die Engländer bisher nicht glücklich gewesen, und bis jetzt ist Indien unter ihren Händen verarmt; ob diese Armuth schon ihren tiefsten Punkt erreicht hat, und die Bewegung wieder aufwärts geht, ist noch nicht mit Sicherheit zu bestimmen, es scheint aber, daß der Wohlstand einigermaaßen wieder im Zunehmen ist, wenn wir mehrjährige Durchschnitte von Aus- und Einfuhr betrachten. Die durchschnittliche Einfuhr in den Jahren 1832/38 war 323 Laks Rupien (3,230,000 Pf. St.); der Durchschnitt der fünf folgenden Jahre 1838/43 524 Laks Rupien, also ein Unterschied von 201 Lak oder etwas über 2 Mill. Pf. St. In der ersten Periode war die Ausfuhr 549 Laks, in der letzten 758, ein Unterschied von 209 Laks. Betrachten wir vorerst die Zunahme der Ein- und Ausfuhr, so können wir kaum zweifeln, daß die seit Aenderung des Freibriefs der Compagnie im Jahre 1833 gestattete Ansiedlung von Europäern in Indien, wodurch auch bedeutende Massen von Capitalien hingezogen wurden, diese Besserung hauptsächlich bewirkte. Was den Unterschied zwischen der Aus- und Einfuhr betrifft, die im ersten Zeitraum 226 Laks, im zweiten 234 Laks beträgt, so ist dieß der Tribut, welchen England an Indien zahlt für die in England geführte Verwaltung, für dort bezahlte Pensionen u. dgl. Dieser jährliche Verlust von etwa dritthalb Mill. Pfd. St. lastet schwer auf Indien, und wird nur dann allmählich erträglicher werden, wenn die Masse der nutzbringend in Indien angelegten englischen Capitalien diese Summe übersteigt.

Aber nicht allein das materielle Entziehen dieser Summe hat Indien arm gemacht, sondern das englische Handelssystem. Nicht mit Unrecht vergleichen die Engländer selbst Indien mit Irland, und glauben für die Blüthe Indiens alles mögliche zu thun, wenn sie ihm seine Rohstoffe abnehmen, und diese mit Manufacturen bezahlen, ohne zu erwägen, daß sie nicht nur die feinen Manufacturen Indiens durch hohen Zoll auf indische Waaren in England und niedrigen Zoll auf englische Waaren in Indien vernichtet haben, sondern fortwährend die Arbeit des Armen durch immer steigende Einfuhr von Baumwollenstoffen und Baumwollengarn vernichten. In ganz Indien wächst Baumwolle, aber was nicht die allergröbsten Sorten sind, die in den Familien für den Gebrauch selbst gearbeitet werden, das kommt alles entweder als Garn oder als vollendeter Stoff aus England. Nach officiellen Beichten ist die Einfuhr von Baumwollenwaaren vom Jahre 1833 an, wo dieselbe 45,755,910 Yards betrug, auf 155,506,914 Yards im J. 1842 gestiegen. In demselben Zeitraum stieg Baumwollengarn von 4,783,794 Pf. auf 12,050,839 Pf. Wir führen diesen Gegenstand an, weil er die Hauptkleidung des Volks ausmacht, denn Luxuswaaren, wie Linnen und Wollenzeuge, sind keineswegs in gleichem Verhältniß gestiegen, und ihre Einführung hat sich wohl mehr nur nach der Anzahl der im Lande sich aufhaltenden Europäer gerichtet. *) Die Einfuhr der Baumwollenwaaren hat die einheimische Fabrication vernichtet, die Städte verödet — Dacca ist von mehr als 100,000 Menschen auf 30,000 herabgesunken — und durch die Armuth der Städte ist auch die Unterhaltung von Teichen und Canälen, die zur Befruchtung des Bodens unerläßlich sind, in Verfall gekommen. Man blicke auf das Land vom Indus bis zum mittelländischen Meere; an zahllosen, jetzt wüste liegenden Orten stößt der Reisende auf Reste großartiger Wasserleitungen, die einst das Land befruchteten, und auf einen ehemaligen großen Wohlstand hindeuten, wo jetzt — man denke nur an die Wüste ostwärts von Candahar — kaum mehr wandernde

*) Wollenzeuge wurden eingeführt im J. 1834 45,301 Stück, im J. 1842 55,443, Linnen im J. 1833 591,728 Y., im J. 1842 954,515.

Digitized by Google

Heerden ihren Unterhalt finden. Wenn durch englische Capitalien nicht große, umfassende Anstrengungen gemacht, wenn die Aufmerksamkeit der anglo-indischen Regierung nicht vorzugsweise auf diesen Gegenstand gelenkt wird, so geht Indien einem ähnlichen Schicksal entgegen, ja einige Engländer haben schon geradezu behauptet, Indien werde größtentheils wieder zur heulenden Waldwüste *) voll reißender Thiere.

Hierin liegt nun allerdings Uebertreibung, denn der Einfluß des englischen Handelssystems trifft einen großen Theil des Innern sehr wenig, namentlich in Südindien, denn aus dem tiefen Innern kommen die voluminösen Landeserzeugnisse gar nicht regelmäßig an die Küste. Daraus erklärt sich das starke Schwanken in der Ausfuhr von Zucker, Kaffee, Baumwolle u. dgl. Stehen die Preise in den Seehafen hoch, so ertragen die Producte leichter die mühselige und kostspielige Landfracht meist auf Lastthieren, stehen sie nieder, so bleiben sie im Innern. Daran haben sich die Berechnungen über wahrscheinliche Zunahme der Zucker- und Baumwollenausfuhr bisher gestoßen, denn Indien hat das einemal 70, das andere mal nur 50,000 Tonnen Zucker auf den englischen Markt geliefert. Es steht allzu schlecht um Wege und Transportmittel überhaupt, als daß bis jetzt noch an eine stetige Zunahme der Ausfuhr zu denken seyn könnte. In dieser Beziehung hat die anglo-indische Regierung noch große Anstrengungen zu machen, die aber hauptsächlich durch äußern und innern Frieden bedingt sind. Lord Ellenborough, dessen Vertheidigung zu übernehmen wir uns eben nicht gedrungen fühlen, hat unter manchen andern sehr wenig begründeten Vorwürfen auch den hören müssen, daß kein Canal, keine Straße, keine bedeutende innere Verbesserung seinen Namen tragen und an seine Statthalterschaft erinnern werde. Diejenigen aber, welche ihm diesen Vorwurf machten, haben wohl nicht erwogen, daß der afghanische Krieg 15 Mill. Pf. St. verschlang, große Anlehen nöthig machte, und daß die mittelbaren Folgen des afghanischen Kriegs, die Aufstellung der Reservearmee, das kräftige Einschreiten in Sind und Gwalior auch wieder bedeutende Geldkräfte in Anspruch nahmen.

Das wahre Mittel dem Lande aus seinem tiefen Verfall wieder aufzuhelfen, liegt in dem Einströmen englischer Capitalien und englischer Thätigkeit; die Capitalien allein machen es keineswegs aus, denn diese würden sich bei einzelnen übereichen Hindus und Parsen, deren Vermögen sich nach Krur Rupien **) berechnet, wohl finden, aber englische Intelligenz und Thätigkeit sind nöthig, und der Einfluß, welchen Engländer leicht bei der Regierung erwerben. Die reichen Hindus und Mohammedaner wissen in der Regel mit ihrem Reichthum nichts anzufangen, als sich in allen Lüsten zu walzen und allen Launen zu fröhnen, das sicherste Mittel zum Untergang der vornehmen Geschlechter, der in Indien mit einer furchtbaren Schnelligkeit fortschreitet. Der geistige Halt fehlt, und von Seite der Regierung geschieht, vielleicht aus einer elenden Berechnung, welche sich mit der Zeit strafen wird, bei weitem nicht genug, um diesen geistigen Halt dem Volke zu geben; vielmehr läßt man die früher erhaltenen Institute, wo Hindus und Mohammedaner ihre eigenen religiösen und juridischen Studien verfolgten, mehr und mehr zerfallen, während einzelne dornirte Köpfe ihnen mit einemmal die Weisheit des Abendlandes einschütten, und noch mehr dornirte Zeloten nur von alsbaldiger Bekehrung der Hindus, von der „Zerstörung des Reichs Satans" und von der „Beschleunigung der Herrschaft der Gnade" reden, und alle weltliche Bildung, alle andere Fortschritte zu socialer Verbesserung für eitel und nichtig erklären.

(Schluß folgt.)

*) Vielleicht ist es diesem Ueberwuchern des Waldes in manchen Theilen Indiens zuzuschreiben, daß die Cholera jetzt endemisch in Indien geworden ist. Selten ist es jetzt, daß ein Regiment einen nur einigermaßen weiten Marsch zu machen hat, ohne daß die Cholera unter demselben ausbricht. Die Sache hat eine so beunruhigende Ausdehnung gewonnen, daß man sehr in die Regierung dringt, die Ursachen näher untersuchen zu lassen.

**) Gewöhnlich Krore geschrieben; in Irak ursprünglich ein Maaß von sechs Eselslasten, 7100 Pf. schwer; in Indien bezeichnet man damit 100 Laks oder 10 Mill. Rupien (1 Mill. Pf. St.)

Bogota.

Erinnerungen an Columbien von Obrist Hamilton.

Wir besuchten eines Morgens in Gesellschaft einer liebenswürdigen brittischen Dame die Gräfin Maria Lozano, hauptsächlich in der Absicht, uns in dem Innern ihres Hauses umzusehen, welches von allen in Bogota am kostbarsten meublirt seyn sollte. Wir fanden auch wirklich die ganze Einrichtung desselben vortrefflich. In den Zimmern waren, außer einigem schön gearbeiteten alten Hausgeräthe von großem Werthe, auch viele andere kleinere Kunstwerke nebst französischen und englischen Kupferstichen. Die Gräfin, die das Geld sehr liebte, erzählte uns unter vielen tiefen Seufzern, daß man ihr vergangenen Winter 40,000 Dollars gestohlen habe. Fünf maskirte Diebe waren des Nachts um 10 Uhr in das Haus gekommen und hatten, nachdem sie zuvor die Sklaven eingesperrt, die Gräfin gezwungen, ihnen den Ort zu entdecken, wo sie ihren theuern Schatz verwahrte. Diesen leerten sie darauf sorgfältig aus, banden, ehe sie sich entfernten, die Gräfin nach wohlbedächtig an einen Kamsessel und wünschten ihr dann eine gute Nacht. Daß diese Diebe unentdeckt blieben, spricht eben nicht für die Wachsamkeit der Polizei von Bogota. Der Gemahl der Gräfin, ein Creole, hatte in der Ebene von Bogota große Besitzungen und hielt sich vorzüglich auf einer seiner Quintas auf, wo er ein sehr eingezogenes, arbeitsames Leben führte. Er galt für einen kenntnißreichen Mann und war mehrmals in Spanien gewesen.

Was das Klima betrifft, so herrscht in Bogota ein beständiger Frühling. Besonders gewährt in der trockenen Jahreszeit der Morgen von 6 bis 10 Uhr außerordentlichen Genuß. Aber auch zur Regenzeit sind die Morgen in der Regel schön. Gewöhnlich kommen die Regengüsse, die von heftigen Donnerschlägen und Blitzen begleitet sind, erst des Nachmittags gegen 2 oder 3 Uhr und dauern dann den größten Theil der Nacht hindurch. Ein Spaziergang des Morgens nach einem solchen nächtlichen Gewitter ist außerordentlich angenehm; überall athmet man die balsamischen Düfte mannichfaltiger wilder Gesträuche ein, und die Hecken zu beiden Seiten des Weges sind wie übersäet mit Moschus-

Digitized by Google

cafen, die faſt das ganze Jahr hindurch blühen. Nah und fern ertönt die Muſik verſchiedenartiger Vögel, die bei ihrer ſchönen Stimme oft nur ein unſcheinbares Gefieder haben. Unter dieſen zeichnet ſich vorzüglich eine Amſel aus, die ziemlich mit der europäiſchen übereinkommt, nur daß ſie etwas größer und hellfarbiger iſt.

In ſo weit ich, nach meiner geringen Kenntniß, über Blumenzucht urtheilen kann, glaube ich nicht, daß man leicht an einem Ort Europa's ſo mannichfaltige Sorten ſchöner Nelken finden wird, als man zu Bogata in den Blumentöpfen auf den Balcons der Damen ſieht; viele zeichnen ſich ſehr durch ihre Größe und Schönheit aus. Um es meinen Nachbarn gleich zu thun, kaufte ich zur Beſetzung meines Balcons fünfzig Töpfe mit Nelken, jeden zu einem Dollar, und da mir eine Dame, welche ſich auf Blumenzucht verſtand, die Gefälligkeit erzeigte, die Auswahl derſelben für mich zu übernehmen, ſo konnte ich unter meinem Flor einige ſeltene Exemplare aufweiſen. Der Abwartung dieſer Blumen nahm ſich die Mulattin, die mir aufwartete, mit großer Sorgſamkeit an. An ſchönen warmen Morgen ſchwirrten die Kolibris, gleich den Libellen, um dieſe Blumen, an denen ſie die kleinen Inſecten wegfingen und den Honigthau einſaugten; das glänzende Farbenſpiel ihres purpurrothen und goldgelben Gefieders gewährte bei ihrem raſchen Umherfliegen in dem Sonnenlichte einen herrlichen Anblick. Früher glaubte ich, daß ein Klima wie das zu Bogotà (8000 Fuß über der Meeresfläche) für die Kolibris zu kalt ſey, aber auf meinen einſamen Spaziergängen in den dortigen Berggegenden ſah ich ſie häufig noch in einer Höhe von 500 Fuß über der Hochebene. Oft mußte ich bei dieſen Wanderungen bedauern, daß ich kein Botaniker bin, da die Berge überall mit Sträuchern und Pflanzen bedeckt ſind, die ſich zum Theil durch die ſchöne Geſtaltung ihrer Blätter und durch die herrlichen Farben ihrer Blüthen auszeichnen. Zu ganz neuen Entdeckungen in dieſen Gegenden würde der in ſeinen Forſchungen unermüdete berühmte Botaniker **Mutis**, der ſich mehrere Jahre in Bogota aufhielt, wenig Gelegenheit übrig gelaſſen haben, wenn nicht General Morillo, zum großen Schaden für Columbia, alle ſeine Schriften und Sammlungen in Beſchlag genommen und nach Madrid geſchickt hätte.

Ich beſuchte Hrn. Riviero, den Director des Nationalmuſeums, welcher eben von einer Reiſe nach dem Metafluſſe, die er in der Abſicht, den Lauf deſſelben zu meſſen und anderer topographiſchen Beſtimmungen wegen gemacht hatte, zurückgekehrt war. Der Meta fließt vier Tagereiſen von Bogota, jenſeits der öſtlichen Gebirge, und ergießt ſich, nachdem er eine beträchtliche Strecke durch ungeheure Ebenen gefloſſen iſt, in den Orinoco. Hr. Riviera zeigte mir das Holz, die Milch und einiges Wachs von dem höchſt merkwürdigen Milchbaume (Galocto dendron utile). Er hatte von ſeinem Ausfluge auch eine kleine Calabaſſe mitgebracht, die mit dem Gift angefüllt war, in welches die Indianer am Meta die Spitzen ihrer Pfeile und Speere zu tauchen pflegen, und erzählte mir, er habe ſelbſt geſehen, wie Vögel und kleinere Thiere, die mit ſolchen vergifteten Pfeilen getroffen wurden, auf der Stelle todt hingeſtürzt ſeyen. Ferner ſah ich bei ihm eine indianiſche Hängematte, die in der Landesſprache Chichanot heißt; ſie war ſehr künſtlich aus dem Baſt des Palmbaumes verfertigt, das Geflecht war fein und dauerhaft, und das Ganze zum Schlafen in einem heißen Klima ſehr zweckmäßig. Auch mehrere ſchöne Tigerkatzenfelle, die er von den dortigen Indianern gekauft, hatte er von ſeiner Reiſe mitgebracht. Eine an den Ufern des Meta wachſende Wurzel, Barbasco genannt, die er mir zeigte, wird von den Indianern zum Tödten der Fiſche gebraucht. Wenn ſie gekocht und in das Waſſer des Meta gemiſcht werden, vergiftet ſie die Fiſche, die dann auf der Oberfläche des Fluſſes umherſchwimmen und von den Indianern geſammelt werden. Den Kaimans und Schildkröten ſchadet die Barbascowurzel nicht.

Ich ſah einem Stiergefechte zu, das auf dem großen Markte in Bogata, gerade vor meinem Hauſe, angeſtellt wurde; da ich aber dieſes Nationalvergnügen in Altſpanien ſelbſt kennen gelernt hatte, wo die Reiter vortrefflich ſind und den wilden, raſchen andaluſiſchen Stieren die ganze Arena zum Tummelplatz eingeräumt wird, ſo konnte es mich, in der Art, wie ich es hier ſah, um ſo weniger befriedigen. Der Stier wurde von einem Reiter an einem Laſſo, der um den untern Theil der Hörner geſchlungen und lang genug war, ihm Spielraum zu einem Angriff zu verſtatten, auf den Marktplatz geführet. Der Picador hält in der Linken eine Fahne, die er hin und her bewegt, um das Thier zu reizen. Sobald dieſes mit abwärts gerichtetem Kopfe auf ihn zugerannt kommt, wirft er ihm geſchickt einen kleinen Spieß in den Nacken und ſpringt auf die Seite; ein Schwärmer, der an dem Ende des Spießes befeſtigt iſt, entzündet ſich zu gleicher Zeit und macht die Beſtie noch wüthender. Der Stier muß wohl bei einem ſolchen Kampfe in der Regel den Kürzern ziehen, denn wenn der Reiter den Picador in Gefahr ſieht, ſucht er ſogleich durch eine geſchickte Stellung, die er mit ſeinem gut abgerichteten Pferde nimmt, den Angriff des Stieres zu hemmen. Dieß geſchieht oft mit ſo glücklichem Erfolge, daß der Stier auf die Seite ſtürzt und eine Zeitlang wie todt daliegt.

Ueberhaupt habe ich mich oft, wenn ich zuſah, wie auf den ungeheuren Ebenen Südamerika's das Vieh mit dem Laſſo eingefangen wurde, über die Geſchicklichkeit gewundert, welche die Pferde durch gute Abrichtung erlangt haben, und wie ſie immer eine Stellung anzunehmen wiſſen, durch welche das gefangene Thier zum Fallen gebracht wird, ohne daß ſie ſelbſt dabei ſtürzen. Der Laſſo iſt am hintern Theil des Sattels mit einem ſtarken eiſernen Ringe befeſtigt. Einſt wurde ein Officier von dem Ochſen, den er fangen wollte, zu Boden geworfen, und jedermann glaubte, daß er verloren ſey. Aber zum Glück für ihn wendete der Ochs ſeine ganze Wuth gegen das Pferd, das er ſtark beſchädigte, indeſſen der Reiter Zeit gewann zu Fuße zu entkommen. Schon in früheſter Jugend üben ſich die Knaben im Werfen mit dem Laſſo, wobei ihnen das Hausgeflügel, Schweine und andere Thiere zum Ziel dienen.

(Fortſetzung folgt.)

Die **amerikaniſche Dampfſchifffahrt**, namentlich auf den Flüſſen, zeigt manche Eigenthümlichkeit, welche ſie von der europäiſchen unterſcheidet, ſo die Einrichtung der Cajüten auf dem Verdeck, die Verwendung des Rumpfes ausſchließlich für die Ladung, die Wirkung des Steuerruders am Vordertheil des Schiffes vermittelſt in Verbindung ſtehender Eiſenſtangen, die Anwendung eines beſondern Keſſels für jedes Schaufelrad u. ſ. w. Die Schnelligkeit iſt viel größer als in Europa wegen des angenommenen Hochdruckſyſtems. Während die Dampfboote in Europa gewöhnlich durch einen Druck von 5 Pfund auf den Quadratzoll in Bewegung geſetzt werden, bedarf man ſich nicht, 100 bis 150 Pfund anzuwenden. Eine der außerordentlichſten Fahrten fiel in dieſem Sommer vor, wo ein Dampfboot den Weg von Neuorleans nach St. Louis hinauf, alſo gegen den Strom, eine Strecke von 1200 engl. Meilen in 3 Tagen 23 Stunden zurücklegte. (Athenäum. 19 Oct.)

München, in der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 308.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

3 November 1844.

Bemerkungrn über den Golfstrom und die Seeströmungen überhaupt.

Wir entnehmen aus einem längern Vortrag, welchen der nordamerikanische Marinelieutenant Maury am 2 April d. J. vor dem Nationalinstitut hielt, einige Auszüge, die von allgemeinem Interesse sind, da man bis jetzt weder über den Golfstrom, noch über andere bedeutende und constante Strömungen im Meere irgend genaue Auskunft hat, wie denn auch der Verfasser an einer Stelle seines Vortrags sagt, die Nachricht, welche Franklin über den Golfstrom gegeben habe, bilde immer noch die Basis, ja fast die Summe alles dessen, was wir über den Golfstrom wissen. Indeß ist man doch seitdem auf manches aufmerksam geworden, und namentlich haben die Untiefen, welche die Schifffahrt an den Landvorsprüngen von Carolina gefährlich machen, Anlaß dazu gegeben. Man hat in Folge von Sondirungen entdeckt, daß sie durch eine Strömung von Norden her entstanden seyn müssen. Eine Vergleichung der jetzigen Karten mit Jeffry's Atlas, der im Jahre 1775 herauskam, zeigt nicht nur, daß diese Untiefen wachsen, sondern daß auch die Kette der Hatteras-Inseln in fortwährender Bildung begriffen ist. Die Buchten von Currituck und Roanoke, welche jetzt völlig durch Sandbarren geschlossen sind, waren meist schiffbar; die Bucht (inlet) von Ocracoke hatte damals 17, jetzt nur noch 8 Fuß Wasser. Außen diesen gibt es noch zwischen Beaufort in Nordcarolina und Charleston in Südcarolina 25 oder 30 Buchten, von denen viele damals schiffbar waren, während sie jetzt geschlossen sind, und nur als trockenes Land erscheinen. Woher kommt aber der Sand, der diese Inseln bildet? Sie sind durch stehende, nur durch die Fluth in Bewegung gesetzte Wasserpfützen von dem festen Lande getrennt, der Sand kann also nicht vom Ufer her kommen, sondern muß mit der allgemeinen Erhebung der Küste durch vulcanische Kräfte empergehoben oder durch den Golfstrom aus dem Meeresgrunde aufgeworfen, oder durch die nördliche Strömung an der Küste herbeigeführt werden. Eine nähere Untersuchung muß dieß entscheiden, und diese Untersuchung ist eben so interessant für den Geologen, als wichtig für den Seefahrer, aber die Lehrbücher der Seemannskunst schweigen über die Gewalt der Seeströmungen, über ihre Wechsel und allgemeinen Gesetze.

Gehen wir hinaus ins atlantische Meer, so finden wir einen ungeheuren Strom warmen Wassers, der aus dem Westen von Florida nach den Bänken von Neufundland in nordöstlicher Richtung, und dann ostwärts nach Europa fließt. Seine Breite und Tiefe kennen wir nicht, und man sagt bloß, daß er manchmal zwei, manchmal fünf Knoten in der Stunde laufe, und sich stets innerhalb gewisser breiter Gränzen finde, die aber von 140 bis 340 Meilen wechseln. Damit ist unser Wissen zu Ende, obgleich eine genauere Kenntniß des Golfstroms selbst und seiner Zweige viele Schiffbrüche verhindert, und zur schnellen und sichern Beschiffung des atlantischen Meeres nicht wenig beigetragen haben würde. Obgleich Seefahrer fast dreihundert Jahre lang häufig ganz den Golfstrom hin- und herwärts durchschifften, so war doch selbst sein Daseyn nicht allgemein bekannt, bis Franklin vor 70 Jahren die Wärme seines Wassers entdeckte. Als er im Jahre 1770 in London war, befragte man ihn über eine Denkschrift, welche das Zollbureau von Boston an die Lords der Schatzkammer geschickt hatte, mit der Angabe, daß die Packetboote von Falmouth meist 14 Tage länger nach New-York brauchten, als gewöhnliche Kauffahrer von London nach Providence in Rhodeisland; man bat deßhalb, daß die Packetboote von Falmouth nach Providence statt nach New-York geschickt würden. Dieß schien Franklin sehr seltsam, da London doch entfernter ist, als Falmouth, und er befragte deßhalb einen Wallfischfänger aus Nantucket, der eben damals in London war; dieser erklärte ihm die Sache daraus, daß die Schiffscapitäne von Rhodeisland mit dem Golfstrom bekannt seyen, die Capitäne der Falmouther Packetboote aber nicht; die letztern blieben im Golfstrom und würden täglich 60 bis 70 Meilen zurückgetrieben, die erstern aber wichen demselben ganz aus. Er selbst sey durch die Wallfische damit bekannt gemacht worden, die sich zu beiden Seiten des Golfstroms, aber nie in demselben fänden. Auf Franklins Begehren verzeichnete er auf einer Karte den Lauf des Golfstroms, von der Straße von

Digitized by Google

Florida an; Franklin ließ die Karte stechen, und schickte Abdrücke davon an die Capitäne der Falmouth-Packete, die aber keine Notiz davon nahmen. Der Lauf des Golfstroms, wie er von jenem Wallfischfänger aus dem Gedächtniß aufgezeichnet wurde, ist auf unsern Karten bis jetzt fast ohne Veränderung stehen geblieben.

(Fortsetzung folgt.)

Verhältnisse in Ostindien.

(Schluß.)

Der saudere Bund geistlichen Hochmuths und weltlicher Oberflächlichkeit zeigt einen Verfall wahrer Regierungskraft an, der für die Engländer verderblicher werden kann, als alle Verschwörungen. Hindus und Mohammedaner stehen einmal den Feringhis schroff gegenüber, und werden im Ganzen genommen in dem Feringi immer den Fremden und den Feind sehen, und nur der Erniedrigung gedenken, in welche sie durch die Herrschaft der Fremden gesunken sind. Man hat dieß von jeher gefühlt, und oft genug Anläufe genommen, um die Eingebornen mit zur Verwaltung zu ziehen, immer aber ist wieder ein Rückschlag erfolgt, weil man über die Verdorbenheit und Unbrauchbarkeit derselben klagte. Aber die Regeneration eines Volks ist nicht das Werk weniger Jahre, und der Unterricht in den Künsten und Wissenschaften des Westens bringt eben so viel westliche Verderbniß mit, und entfremdet den, welchem man sie beibringt, seinem eigenen Volke. Nur Männer, die in aller Weisheit der Braminen und in aller Gelehrsamkeit mohammedanischer Gesetzeskunde erfahren sind, werden das moralische Uebergewicht über ihre Landsleute erringen, das mit der Zeit auf ihre eigene sittliche Haltung zurückwirkt, damit ihr Ansehen nicht durch schlechten, unredlichen Lebenswandel falle. Nirgends als bei der Beherrschung fremdartiger Völker zeigt es sich deutlicher, daß nur wahre Bildung und überwiegende Intelligenz die Herrschaft bedingen, nicht aber ein bloßes Utilitätsprincip, und die banale Ansicht, daß die bloße Sicherung äußerer Ruhe im Gegensatz gegen die rohere Verwirrung und persönliche Unsicherheit ein solches Gut sey, daß fremdartige Völker sich geduldig europäischer Herrschaft fügen, hat sich in neuern Zeiten allenthalben, namentlich aber in mohammedanischen Ländern so völlig Lügen gestraft, daß es hohr Zeit wäre, davon abzugehen.

Man würde sich sehr tauschen, wenn man glaubte, die Beförderung draminischer und mohammedanischer Studien würde der Einwirkung europäischer Bildung sich starrsinnig widersetzen; sie würden nur europäischer Oberflächlichkeit widerstreben, bald aber erkennen, daß in dem Geist europäischer, durch das Christenthum gemilderter Bildung eine weit höhere Kraft liegt, als in den beschrankten Formen des Bramanismus und des Islam. Die Resultate europäischer Bildung, aber nicht deren Formen, würden in das draminische und mohammedanische Wissen übergehen, und dann erst wäre es möglich, die Eingebornen in größerer Zahl zu der innern Verwaltung mit Nutzen zu verwenden. Ehe nicht die Verwaltung größtentheils durch Eingeborne, unter Aufsicht von Europäern, geschieht, ist nicht abzusehen, wie letztere bei aller Thätigkeit und Tüchtigkeit den an sie gemachten Anforderungen genügen können. Die Klagen über die gänzliche Verwirrung, so wie über die Verworfenheit der Justiz- und Polizeiverwaltung in Bengalen sind zu offenkundig, als daß wir sie hier näher zu bezeichnen brauchten. Die Polizei wird als gänzlich corrumpirt und bei einem durchgreifenden Raubsystem betheiligt, die Rechtsverwaltung als unwirksam und meist in den Händen einzelner Familien befindlich geschildert; hiezu kommt die Bedrückung der Reiots durch die Zemindars, welche jeden, der sich ihren Erpressungen nicht fügen will, ins Gefängniß werfen lassen, und wenn man diesen Mißbräuchen Einhalt thun will, so drohen die Zemindare, daß dann das Einkommen der Regierung nicht eingebracht werden könne. Mit dieser Schilderung begrüßte der Bengal Hurkaru die Einsetzung des Hrn. Bird als speciellen Gouverneur von Bengalen, *) und erklärte geradenwegs die Hoffnung auf eine wirksame Reform sey nahezu völlig eitel.

Wenn es in Bengalen unter den Augen der angloindischen Regierung so aussieht, so kann man sich leicht vorstellen, was in den entfernteren Provinzen und namentlich was in den halb unabhängigen, subsidiären Staaten geschieht. Will man eine Einsicht gewinnen in das, was in Bengalen und Behar lautlos, unter der Hand, gleichsam en détail vorgeht, so darf man nur auf den Zustand des benachbarten Audh blicken, wo dasselbe System, aber im Großen, in den grellsten Zügen herrscht. Hier werden die Reiots offenkundig geplündert von den Zemindars oder Steuerpächtern, **) welche ihrerseits die Amil oder Steuereinsammler zu betrügen suchen, so daß Amils und Zemindars häufig vollkommen Krieg mit einander führen. Die Folge davon ist, daß das Volk furchtbar ausgesaugt und in der Schatzkammer doch kein Geld ist; so sind keine Truppen bezahlt, als die, welche die Amils unterhalten, die Regierung ist machtlos, das Volk im Elend, und im Lande herrscht Bürgerkrieg und Anarchie. Sonst war allgemeine Empörung das Mittel gegen solche Zustände, jetzt aber hat England dem Könige von Audh den Thron gegen innere wie gegen äußere Feinde garantirt, und keine Furcht vor Empörung hemmt mehr die Raubsucht der Großen und des Hofes. Ganz ähnlich lauten die Nachrichten aus dem Gebiete des Nizam von Heideradad; auch dort sind die re-

*) Dieß ist eine von Lord Ellenborough eingeführte Aenderung, die von sehr guten Folgen werden kann, da jetzt der mit so vielen andern Sorgen belästigte Generalgouverneur nicht mehr auch die specielle Verwaltung Bengalens zu beaufsichtigen hat.

**) Ursprünglich waren sie nichts anderes, aber da ihre Stellung erblich wurde, gewannen sie eine solche Gewalt in ihrem Gebiete, daß man nicht mehr wußte, ob sie Grundbesitzer oder bloß Steuereinnehmer seyen. Cornwallis beging in Bengalen und Behar den großen Irrthum, sie für ersteres zu erklären, und brachte dadurch eine Verwirrung in die Verwaltung, welche unlösbar scheint; die Reiots in der Präsidentschaft Madras, wo dieser Fehler nicht begangen wurde, sind weit besser daran.

Digitized by Google

gulären Truppen, namentlich die acabischen Miethstruppen, sehr schlecht bezahlt, und entschädigen sich zum Theil selbst im innern Lande, während der Nizam, welcher in seinem Schloß zu Goleonda 4 Mill. Pfd. Sterl. an Geld aufgehäuft haben soll, keines zur Bestreitung der Verwaltungskosten hergeben will, da man ihm in den Kopf gesetzt hat, die englische Regierung beabsichtige, ihm sein Land zu nehmen, für welchen Fall er sein Schäfchen im Trocknen haben will. In neuerer Zeit soll er sich doch dazu verstanden haben, 25 Laks (250,000 Pfd. St.) zur Bezahlung der Truppen herauszugeben. Derlei schreiende Proceduren sind freilich unter directer englischer Herrschaft unmöglich, aber das Uebel sitzt in den innern Theilen des Körpers, in den kleinen feinen Canälen, wohin die Aufsicht fremdländischer Beamten nicht dringen kann; das untere Räderwerk der Verwaltung muß den Einheimischen, mit oder wider Willen, überlassen werden, und es handelt sich nur darum auch für höhere Stellen Eingeborne zu gewinnen, die eine ganz andere Aufsicht über das untergeordnete Personal zu führen im Stande seyn würden, als die Europäer.

Man ersieht hieraus ohne Mühe, welche riesenhafte Aufgaben den Engländern in Indien bevorstehen. Der allgemeine Reichthum des Landes scheint sich, nach unsern obigen Angaben wieder etwas zu heben, allein alle städtische Industrie ist vorerst durch die so gut wie freie Einfuhr aller englischen Waaren vernichtet; dagegen macht der industrielle Landbau, wenn wie die auf den auswärtigen Absatz berechneten Culturen so nennen dürfen, sichtliche Fortschritte, und wird aller Wahrscheinlichkeit nach in den nächsten zehn Jahren noch bedeutendere Fortschritte machen als in den letzten, aber dabei geht eine ziemliche Umkehrung der Vermögensverhältnisse vor, und der alte große Landbesitz wird leidrn, zum Theil verschwinden, wie die städtische Industrie. Um dem industriellen Landbau aufzuhelfen, ist das erste die Anlegung von Straßen, von Canalen und Wasserleitungen. Das nächste ist dann dessen Polizei- und Gerichtsverfassung, die nur mit Hülfe der Eingebornen möglich sind, woraus die Nothwendigkeit umfassendern Unterrichts in den nationalen Instituten der Hindus und Mohammedaner von selbst folgt. Bei dem System, wie es jetzt betrieben wird, steht die Braminenkaste so gut wie die Mohammedaner den Feringis im wesentlichen feindlich gegenüber, und eine Versöhnung ist nur dadurch möglich, daß man allem Proselytismus engherziger Missionspredigt und Tractätleinvertheilen steuert, und daß man den Unterricht statt ihn bloß in den weltlichen Wissenschaften des Westens zu heben, wo er für die Eingebornen immer eine fremde Pflanze bleibt, nach dem Vorgang von Warren Hastings und Wellesley in dem Geist einer großartigen politischen Bildung betreibt, und ihn dadurch für die Masse der Eingebornen wenigstens indirect fruchtbringender macht. Es ist seit dem kleingeistigen Bentinck eine Art hochmüthiger Verachtung indischen Wissens und mohammedanischer Gelehrsamkeit in der englischen Verwaltung eingerissen, und es wird um so schwerer halten ihn wieder auszutreiben, als die Noth des Augenblicks zu sehr auf materielle, vor der Nase liegende Gegenstände hinweist, wobei die in weiterer Ferne liegenden Vortheile gründlicher Bildung vernachlässigt werden. Man wird aber um so mehr darauf zurückkommen müssen, je näher die Zeit heranrückt, wo sich die Mediatisirung der zwei mächtigsten einheimischen Staaten, Audh und Hyderabad, nicht mehr umgehen läßt.

Wir werden demnächst auf einzelne Punkte besonders eingehen.

St. Lucia

gehört zu der Inselreihe, welche man gewöhnlich die kleinen Antillen nennt, und die sich in Hufeisenform quer über den Eingang des mexicanischen Golfs ziehen; sie liegt unter 13° 50′ N. B. und 60° 58′ W. L. v. Gr. Mit Ausnahme von Barbados ist sie die östlichste der ganzen Gruppe und nach Guadeloupe und Trinidad auch die größte; sie hat 42 (englische) Meilen Länge und 21 in ihrer größten Breite. Die Insel ist sprüchwörtlich bekannt wegen ihrer wilden, romantischen Landschaften; allenthalben wechseln finstere Wälder und fruchtbare Thäler, lachende Ebenen und senkrechte Abstürze, seichte Bäche und tiefe Schluchten ab. Die Hauptbergkette erstreckt sich der Länge nach durch die Mitte der Insel und theilt sie in einen Ost- und Westabhang. Die Berge sind dicht mit Waldbäumen bekleidet, auf beiden Seiten laufen kleine Ketten gegen das Meer aus und bilden je nach ihrer Richtung und Entfernung von einander Ebenen, Thäler oder Schluchten. Die Pitons sind zwei merkwürdige, mit den übrigen Bergen durchaus nicht zusammenhängende Felsenpyramiden an der Südseite der Einfahrt in die Saufrière-Bay; der eine wird auf 3300, der andere auf 3000 Fuß über dem Meere geschätzt; schwerlich ist je einer derselben erstiegen worden. Diese Berge tragen die deutlichsten Spuren vulcanischer Ueberwurfe. Ein ähnlicher Piton, gleichfalls etwa 3000 Fuß hoch, steht tiefer innen im Lande. (Brems St. Lucia.)

Bogota.

(Fortsetzung.)

In der Gegend von Bogota sind schon viele amerikanische Antiquitäten entdeckt worden. Auf dem Museum zeigte mir Hr. Rivero den sehr schön erhaltenen Leichnam eines Cazikn, den man vor kurzem bei Tunja ausgegraben hatte. Man fand ihn eingehüllt in ein großes, buntfarbiges baumwollenes Tuch von einer Arbeit, wie sie sich kein Creole erinnerte jemals gesehen zu haben. Hr. Rivero vermuthete daher, daß das Alter der Mumie noch vor die Zeiten der spanischen Eroberungen zu setzen sey. Die Stellung des Leichnams war sitzend und die Knie berührten fast das Kinn.

Ein Mann und eine Frau wurden vor meinem Hause vorübergeführet, die auf dem Franciscanermarkt erschossen werden sollten. Sie trugen Kreuze und zu beiden Seiten gingen Mönche, die sie ermahnten, um Vergebung ihrer Sünden zum Himmel zu flehen; eine militärische Wache diente zur Bedeckung. Diese beiden Personen hatten miteinander in einem unerlaubten Umgange gelebt, und um ihn desto ungestörter fortsetzen zu können, hatte der Mann seine Frau mit Hülfe ihrer Nebenbuhlerin ermordet, indem er sie erst in die Kehle gestochen und dann an einem Balken im Hause aufgehenkt hatte. Die Weibsperson war

nicht älter als 19 Jahre und hatte kein uninteressantes Gesicht. Beide Delinquenten wurden, wie man mir sagte, zur Bereuung ihrer Sünden gebracht.

Das Läuten der verschiedenen Kirchen- und Klosterglocken hört in Bogota, eben so wie in den spanischen Städten, den ganzen Tag nicht auf. Bei dem Geläute um 9 Uhr des Morgens und 6 Uhr des Abends zieht das Volk auf den Straßen die Hüte ab und spricht laut ein Gebet. Die Altgläubigen nehmen auch, wenn sie an einer Kirche oder an einem Kloster vorübergehen, den Hut ab. Uebrigens hat die columbische Regierung sehr weise daran gethan, daß sie alle Provinzialklöster aufhob, ihre Einkünfte einzog und den Sitz der Mönchsschaar auf Bogata allein beschränkte, wo über ihr sittliches Verhalten genauere Aufsicht geführt und ihren Intriguen vorgebeugt werden kann. Diese unnütze, nur von fremdem Brode lebende Menschenclasse hat selbst bei dem Volke schon viel von ihrem Einflusse verloren. In den höhern Cirkeln von Bogota wird man keinen Mönch erblicken. Zu einem Ansehen und Einfluß, wie in Altspanien, hatten sie es hier nie gebracht. Dort hatten sie als Beichtväter der Könige und Granden auf die Staatsangelegenheiten eingewirkt und ihre Macht und Herrschaft auf eine ungebührende Weise ausgedehnt.

In der Kirche von San Pablo wohnte ich einer öffentlichen Prüfung bei, welche der Vicepräsident, der Bischof, der Minister des Innern, der der Finanzen und einige Mitglieder des Senats und Congresses mit mehrern Studenten anstellten, welche die gelehrten Anstalten zu Bogota besuchten. Die meisten Fragen bezogen sich auf die Regierung des Staats, legislative und ausübende Gewalt, Senat und andere staatsrechtliche Themata; auch wurden sie in der Theologie, Mathematik, neuern Geschichte und Logik examinirt; in der letztern richtet man sich nicht mehr nach dem Aristoteles. In Bogota sind zwei öffentliche Gelehrtenschulen, die von jungen Menschen aus allen Theilen Columbia's besucht werden. Diese tragen lange Mäntel, Mützen und eine Schärpe, die bei den Studenten der einen Anstalt weiß, bei denen der andern roth ist. Unter der spanischen Regierung war das Bartholomäus-Collegium nur für die Söhne der Adeligen bestimmt, das andere für die Bürgerlichen. Dieser Unterschied hat jetzt aufgehört und beide stehen jedem offen. Die Gebäude sind sehr groß; die meisten Professoren wohnen daselbst.

An einem Sonntag begab ich mich in Gesellschaft einer vornehmen englischen Dame in das Haus des Obristen Narvaez, dessen Gemahlin Pathe eines sehr hübschen Mädchens von 17 Jahren war, das sich entschlossen hatte den Schleier zu nehmen und in ein Kloster des Ordens der Conception aufgenommen werden sollte. Nachdem sich das junge Mädchen in einem schönen weißen Kleide und mit Perlen und Edelsteinen aufs kostbarste geschmückt im Hause des Obristen eingestellt hatte, begleiteten sie diese, ihre Eltern, Verwandte, Freunde und ich noch dem Kloster. Auf den Straßen spielte eine Truppe Musiker und am Kloster selbst wurden wir mit einem Feuerwerk empfangen. Wir gingen hierauf in eine Capelle, die nicht weit von der Clause entfernt war, welche sie bald auf immer von der Welt scheiden sollte. Das Mädchen redete indessen unbefangen und heiter mit seinen Verwandten und Freunden, und indem ich dabei Gelegenheit hatte, ihr schönes Gesicht und ausdrucksvolles, schwarzes Auge zu beobachten, wurde ich ebenso von Mitleid gegen die unglückliche Verblendete durchdrungen, als mit Abscheu gegen die unselige Sitte erfüllt, deren Opfer sie in der Fülle ihrer Gesundheit und Reize werden sollte. Diese Betrachtungen versetzten mich in eine mißmuthige Stimmung, und auch die übrige Gesellschaft schien, als sich der Augenblick nahte, wo die Ceremonie ihren Anfang nehmen sollte, in ernstes Nachdenken versunken zu seyn. Kurz nach 4 Uhr des Mittags kamen die Priester mit brennenden Wachslichtern und unter Absingung von Hymnen vom Altar der Capelle auf uns zu und nahmen ihr Schlachtopfer in Empfang, worauf sie sich wieder entfernten, die übrigen Anwesenden aber auf die Knie sanken und eine beträchtliche Zeitlang beteten. Die Braut des Himmels kehrte dann wieder mit den Priestern zurück und klopfte nochmal an die Klosterpforte, welche die Aebtissin öffnete, um sie in dieser Brautkammer der Lebenden zu empfangen. Hinter einem eisernen Gitter erblickte ich zwanzig Nonnen, jede mit einer brennenden Kerze in der Hand, die, als ihre neue Gefährtin eintrat, mit ihr Loblieder und Hymnen sangen, welche, begleitet von einer sanft tönenden Orgel, einen erschütternden Eindruck auf mich machten.

Die Gesellschaft begab sich hierauf in das Speisezimmer, wo Chocolade, Confect, Limonade und andere gute Sachen für sie in Bereitschaft standen. Ich unterhielt mich daselbst einige Zeit mit der Aebtissin, die mehrere Fragen in Bezug auf England und englische Sitten und Gebräuche an mich richtete; ihr Gesicht blieb dabei beständig mit dem schwarzen Schleier verhüllt; doch schien sie nicht mehr jung zu seyn. Die Geistlichen und andere Herren nahmen die Erfrischungen in einem Nebenzimmer ein, und ich hatte es als eine besondere Ehrenbezeigung zu betrachten, daß man mir den Zutritt in den Speisesaal verstattete. Nach einer halben Stunde wurden wir ersucht, wieder in die Capelle zurückzukehren, wo der neuen Nonne das Ordenskleid angelegt wurde, welches ihr, wie mich dünkte, ein noch interessanteres Ansehen gab, als der Schmuck, den sie vorher getragen hatte. Ihr langes, schön gelocktes Haar wurde hierauf abgeschnitten und eine Mütze von grobem Tuch, die einen Theil der Stirne und Wangen bedeckte und unter dem Kinn befestigt ward, auf ihren Kopf gesetzt; der übrige Anzug und die Haube war aus feinem weißem Flanell; an der Seite des Gewandes hing ein Rosenkranz und ein Crucifix. Als Obrist Narvaez die Himmelsbraut fragte, ob sie ihr Gelübde nicht bereue, antwortete sie mit einem melancholischen Lächeln: ganz und gar nicht. Eine alte Nonne, die nicht weit davon stand, sagte mit bedeutender Miene die Worte: „Ella no sabe lo que ha hecho!“ (sie weiß nicht, was sie gethan hat). Wir sagten hierauf der jungen Nonne Lebewohl.

In der Capelle sah ich hinter den Gittern einige Galerie mehrere schwarze Augen hervorblicken; es waren, wie man mir sagte, junge Novizen, die von dort aus der Ceremonie zusahen. Während der ersten acht bis zehn Tage ist es den Verwandten erlaubt, die junge Nonne an ihrem neuen Aufenthaltsorte zu besuchen; hierauf aber ist aller Besuch, außer der Mutter, welcher es alle Monate einmal verstattet ist, untersagt. Der Orden der Conception hat eine weniger strenge Disciplin als viele andere; es ist den Nonnen auch erlaubt, weibliche Bedienung zu haben.

(Schluß folgt.)

Riesenhaftes fossiles Beutelthier. Bekanntlich finden sich in Australien Beutelthiere aller Art, reißende wie zahme. Hr. Owen will jetzt noch aufgefundenen Ueberresten entdeckt haben, daß es einst dort ein Beutelthier von der Größe eines Rhinoceros gab. (Athen. 13 Oct.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 309.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

4 November 1844.

Physische Charakteristik Schwedens.

(Aus Theodor Mügge's: Schweden im Jahre 1843.)

Schweden hat dieselben Grundsäulen, auf denen es wie Norwegen ruht. Es ist derselbe ungeheure Felsenblock, aus welchem Skandinavien aus dem Meerr aufgewachsen ist, es sind auch dieselben Gebirgsarten: Granit, Gneuß, Porphyr, Grünstein, Glimmerschiefer, Kalk, welche vorherrschend angetroffen werden. Mit wahrer Verschwendung hat jedoch die Natur in Schweden so ungeheure Massen von Eisenerz abgelagert, daß diese unerschöpflichen Vorräthe das Menschengeschlecht auf immer damit versorgen könnten. Ein eiserner Gürtel unter der Bodenoberfläche zieht durch das ganze Land von Lappland bis Schonen und bricht zuweilen sogar in Bergen zu Tage. Der 1800 Fuß hohe Gallivare in Lappland besteht ganz und gar aus einer fast gediegenen Eisenmasse, und diese allein wäre hinreichend für einen vieltausendtonsendjährigen Bedarf der Erdbewohner. Wer kann sie jedoch jenseits des Polarkreises benutzen, wo es weder Holz, noch Kohlen, noch Menschen gibt? Diese Schätze zu heben muß andern Zeiten vorbehalten bleiben, wenn vielleicht durch neue große Revolutionen des Erdkörpers der Tag des Lebens für jene ausgestoßenen Zonen erscheint.

Norwegen, das mit seinen wilden hohen Westküsten, mit seinen Alpen, deren Scheitel der ewige Schnee krönt, in die Wogen des atlantischen Meeres sinkt, hat sicher durch solche gewaltige Revolutionen sein vorliegendes Stufenland einst verloren; Schweden aber, über welches die Schlamm- und Wassermassen hinstürzten, hat jenes behalten, ja vielleicht ist auch vieles erst später aus dem Meeresgrunde hervorgewachsen, da man weiß, wie sich die ganze schwedische Küste langsam immer mehr emporhebt, was in Norwegen wenigstens nicht in dem Maaße der Fall ist. Dieß Stufenland nun zieht weit von dem Stamm des Gebirgsstocks nach dem Becken der Ostsee und deren großen Busen nieder; je weiter man gegen Süden kommt, um so niedriger werden die Hügel, bis die Südspitze, die große Provinz Schonen, fast denselben Charakter einer Ebene voll welliger geringer Hebungen und Senkungen bietet, wie das ihr gegenüberliegende Deutschland.

Schweden ist also zum allergrößten Theil ein Hügelland, zum kleinen Theil wirklich gebirgig, oder in seinem südlichsten Gegensatz eben. Der mildere Wald- und Bergcharakter ist daher vorherrschend, und dieser Reichthum an Wäldern und Wassern, an Flüssen, welche vom Gebirge rauschend niederströmen, an großen Seen, welche zwischen den Senkungen sich sammeln, füllt den ganzen nördlichen und mittlern Theil und bestimmt dessen Naturverhältnisse. Erhabene Naturschönheiten wird der Reisende selten in Schweden finden, wohl aber viele liebliche und reizende Stellen, Waldeinsamkeiten, stille Gehäge, eine wechselnde Scenerie großer Wasserspiegel, laubiger Berghöhen, Wiesen, Felder und niederer Felsen. Denn das ist ein bezeichnender Unterschied zwischen Schweden und andern Hügelländern: man wird fast immer darauf aufmerksam gemacht, daß der Boden, auf dem man sich befindet, doch ein Felsenboden ist, daß unter der Erdbecke und deren Thon, Lehm oder Sand der Granit liegt, der an tausend Orten zu Tage bricht, in Wänden und Schichten aufsteigt, in mächtigen Lagern die Oberfläche seines narbigen Rückens zeigt und unter den ungeheuern Trümmern und Rollsteinen sich verbirgt, welche den größten Theil des Landes bedecken.

Wenn man durch Jemtland hinfährt, auch an der Meeresküste bis Stockholm und weiter hinab bis in den Süden, findet man fast überall den Boden mit Felsentrümmer gleichsam übersäet. In den Wäldern sind mächtige Blöcke oft hoch übereinandergestürzt, andere ragen aus dem Schutt hervor, in dem die Beerfichte ihre Wurzeln geschlagen und mit der befruchtenden Asche ihrer verwitterten Leiber die Wildheit dieser Zerstörung zugedeckt hat. — Im milden Süden und im mittlern Schweden hat der Fleiß des Menschen die Wälder ausgerottet, die Hügel umgegraben, den Boden urbar gemacht, und statt der alten Wüste liegen dort jetzt gut bewohnte und so fruchtbare Provinzen, daß Schweden das Ziel erreichen konnte, nach welchem Norwegen vergebens strebt, daß es nämlich nicht allein so viel Korn gewinnt, als es braucht, sondern in guten Jahren auch noch dem Brudervolke von seinem Ueberflusse etwas abgeben kann.

Es liegt eine Gränzscheide der Natur zwischen jenem süd-

lichen milden und feuchtbaeeen und dem nöedlichen waldigen und raudeen Theil. Diese Geänzscheide ist die Daleif jenseits des 60sten Grades, wodurch zugleich das Land in zwei ziemlich gieiche Hälften getheilt wied. — Nach dee altrn Benennung zeefällt Schweden in eine Menge Peovinzen, die neuere Administration hat es jedoch in vieeundzwanzig Läne getheilt, Regierungsbeziele, wie wir sagen wüeden, welche nach den Hauptstädten darin, die der Sitz der Landeshöfdinge oder Präsidenten sind, den Namen fübeen.

In dem nöedlichen Theil liegen sechs dieser Läne, der südliche zählt achtzehn, aber jene wenigen mit ihren ausgedehnten Waldeen und Sümpfen sind doch um meheere hundeet Quadratmeilen gröfeee noch als diese, dagegen aber bei weitem nicht so bewohnt. In den sechs nördlichen Länen wohnen auf der schwedischen Quadeatmeile durchschnittlich 210 Menschen, in den südlichen achtzehn dagegen 2140.

Bemerkungen über den Golfstrom und die Seeströmungen überhaupt.

(Fortsetzung.)

Feanklins Entdeckung dee Tempeeatur des Golfsteoms wuede als sehe wichtig eeachtet, nicht bloß, weil sie dem Seemann im Winter einen Zufluchtsoet gegen den Schneesuem gewahet, sondern weil sie ihm auch ein vortreffliches Kennzeichen der Nähe dee Küste in jedem möglichen Wetter daedot. Damals war es nicht selten, daß Schiffe sich um 10 Gead in der Rechnung irrten, und somit setzt die Steömung waemen Wassers im Golfstrom und kalten Wassees auf dee amerikanischen Seite desselben den Seefabeer in den Stand, selbst im schlechtesten Wettee seine Stellung mit geaßer Sichee heit zu benetheilen. Die Aet, wie die Floeidasteaße sich gegen das atlantische Meer öffnet, die Umrisse der benachbarten Küste, der tiefe Einschnitt ins Ufer hier zwischen St. Augustine und Savannah, endlich dee Umstand, daß die Inseln an der Küste Spueen von Abreißung durch das Meee zeigen, alles deutet daeauf hin, daß dee Golfsteom hiee sehr zusammengedrückt ist, und eine Gegensteömung hervorgeeufen wird. Wenn dem so ist, so muß der Golfsteom, wie er sich ins atlantische Meee einmündet, sich etwas gegen Westen wenden statt gegen Noedosten, wie die Kaeten zeigen, und neuere Beobachtungen scheinen auch diese Annahme zu bestatigen.

Der Golfsteom ist, wie er aus der Floridastraße hervoetritt, dunkelindigoblau, und die Veebindungslinie zwischen ihm und den geünen Gewassern des atlantischen Meeees sieht man deutlich auf Hunderte von Meilen weit, und obwohl diese Linie, wo der Strom gegen Narden gebt, sich allmahlich dem Auge verliert, so eehalt sie sich doch für den Thermometee mehreee Tausend Meilen weit; dennoch sind die Geanzen des Golfsteoms, obwohl so deutlich dezeichnet, selbst in den besuchtesten Theilen des Meeees nue unsichee auf den Kaeten angegeben. Tausende von Schiffen duechkreuzen ihn jedes Jahe, viele machen auch Beobachtungen, aber es ist kein Zusammenhang darin, und jeder macht seine Beobachtungen nur für sich, und so gehen sie mit der Zeit wieder verloren.

Capitän Manbeuon schrieb in einem vor geraumer Zeit herausgekammenen Werke den Golfstreen der Einwiekung des Mississippi und anderer in den mericandschen Golf sich ausmündender Ströme zu; aber nach dem was wie täglich im Mitteimeet voegehen sehen, ist das Wasser dee Flüsse, namentlich im Sommer, wo diese niedrig stehen, der Golfstram dagegen seine geößte Geschwindigkeit hat, nicht hineeichend die Verdampfung des Wassers zu ersetzen. Ein anderee Schriftstellee nahm die Ansicht des englischen Capitäns ohne weiteres an, und behauptete, die Geschwindigkeit des Golfstroms werde durch die Anschwellungen des Mississippi bestimmt. Capitän Levingston warf alle diese Tdeoeien um, indem er nachwies, daß die Wassermasse, die durch den Golfstrom abfließe, die des Mississippi mehr als 3000mal übeetreffe. Ee selbst stellte dann die Ansicht auf, dir Geschwindigkeit des Golfsteoms „dänge van der Bewegung der Sonne in dee Ekliptik ab, und von dem Einfluß, den sie auf die Gewasser des atlantischen Meeees ausübe." Diese Ansicht wied von den nantischen Schriften dis jetzt noch ohne Cammentae aufgeführt, die allgemeinste Ansicht aber ist, daß dee Golfsteom dnrch die Passatwinde eezeugt werde. Diese sind ohne Zweifel eine dee Ursachen, reichen sie aber hin die ganze Erscheinung zu erklären? So weit wir bis jetzt die dynamischen Gesetze des Meeres kennen, ist dieß nicht dee Fall. Angenommen aber, dee Druck dee Gewässer, welche duech die Passalwinde in das karaibische Meee gedrängt weeden, sey die einzige Uesache des Golfstroms, so müßten das karaibische Meee und der mericanische Golf ein viel höheres Niveau haben, als das atlantische Meer. Majae Rennel veeglcicht den Golfstrom „mit einem ungeheueen Fluß, der von einem höhern Niveau in eine Ebene hinabfließt." Wir kennen aber die obere durchschnittliche Beeite des Golfsteoms in der Flaridastraße ziemlich genau, eben so die Schnelligkeit und Beeite desselben am Cap Hatteeas. Hier ist die Beeite 75 Meilen, in der Flaridastraße nue 32, die mittiee Geschwindigkeit aber am Cap Hatteras beei Knoten, in dee Floeidasteaße vier. Daeaus ergibt sich dann leicht, daß die Tiefe des Golfstroms bei Hatteeas nur etwa halb so geoß ist als in der Steaße bei Bemini, und daß folglich das Bett des Stroms, statt abwärts zu gehen, eine von Noeden her geneigte Fläche hinauf gehen muß. Nehmen wir die Tiefe bei Bemini etwa zu 200 Faden an, so eegeben die obige Breite und Schnelligkeit bei Cap Hatteras nur eine Tiefe von 114 Faden. Es stellt sich also eine ansteigende Bewegung von nicht weniger als 10 Zoll auf die Meile *) beaus.

Dee Niagara „ist ein unermeßlicher Steom, der in eine Ebene heeabsteigt," aber statt im See Ontario als gesandeeter Steom meheere hundert Meilen weit seinen Charaktee beizubehalten, beeitet er sich aus und seine Gewasser verliteen sich alsbald in denen des Sees. Warum sollte nicht dasselbe mit dem Golfsteom dee Fall seyn? Abee anstatt sich mit dem

*) Es sind stets englische Meilen gerechnet.

Ocean zu vermiſchen, behalten ſeine Gewäſſer gleich einem Oeiſtram ideen eigenthümlichen Charakter mehr als 3000 M. weit. Und während der Golfſtrom van ſeinem angeblich höhern Niveau im Süden gegen Norden fließt, kömmt eine kalte Strömung mit großer Schnelligkeit vom Noeden herad, und wa ſie mitten im Ocean die warmen Gewäſſee des Golfſtroms trifft, theilt ſie ſich, und fließt an der Seitr derſelben nach Süden, wa das Meer der Tdearie nach dach genug ſtehen ſoll, um einen Stram warmen Waſſers 3000mal geöſer als der Miſſiſippi quer durch das atlantiſche Meer zn ſenden.

Dieſe aon der Baffins-Bay derabkammende Strömung hat nun nicht allein keine Paſſatwinde zue Ceklärung, ſondern fließt geößtentheils unter der Oberflache, weit jenſeits der Teiedkraft jeden Windes. Alles läßt glauden, daß dieſe Palarſtrömung dem Golfſteom an Maſſe aollkommen gleich iſt. Haben ſamit beide nicht gleichaetige Uefachen? und wenn dem ſo iſt, was haben die Paſſatwinde mit dem einen mehr zu thun als mit dem andern?

Es iſt eine bei Seefahrern häufig geübte Sitte, Flaſchen mit einem Steeif Papier, waraus Zeit und Ort angegeben ſind, ins Meer zu werfen. Beim Mangel aller andern Nachrichten über die Strömungen ſind die Berichte dieſee ſtummen kleinen Seefahree von graßem Werth; ſie laſſen allerdings keine Spneen hinter ſich und man kann ihren Weg nicht verfolgen, da man aber weiß, wo ſie ausgeworfen und wa ſie gefunden wurden, ſo kann man ſich einen ungefähren Begriff van idrer Wanderung machen. Ich habe eine Karte, welche die Wanderung von mehr als hundert ſalcher Flaſchen — die einzigen aufgefundenen von vielen Tanſenden, die man ins Meer warf, — bezeichnet. Flaſchen, die man zwiſchen der alten und neuen Welt, in der Nahe der Küſten von Enrapa, Afrika und Amerika, weit im Norden oder tief im Süden auswarf, fanden ſich entweder in Weſtindien oder innecheib des wohlbekannten Bereichs des Golfſtroms.

Mitten im atlantiſchen Meere, in dem Raum zwiſchen Azoren, Canarien und den Inſeln des grünen Vorgebirgs iſt das Sargaſſo-Meer, das einen Flacheneaum bedeckt, ſa geoß, wie das Miſſiſippi-Thal, und das ſo dicht mit Seegras überzogen iſt, daß der Lauf der Schiffe dadurch aft aufgehalten wied. Als die Gefährten des Colombo dasſelbe ſahen, glaubten ſie es bezeichne die Geänzen der Schifffahet, und geriethen in Unruhe. Einzelne Maſſen ſalchen Geaſes ſieht man ſtets längs dem Galfſtram ſchwimmen; wirft man Stücke Kork oder Speen oder ſonſt einen ſchwimmenden Körper in ein Baſſin, und gibt dem Waſſer eine Kreisbewegung, ſa werden alle die leichtern Körper ſich nach der Mitte zu ſammeln, wo die geringſte Bewegung iſt. Ein ſolches Baſſin iſt nnn das atlantiſche Meer mit dem Golfſtrom, und das Sargaſſo-Meee iſt dee Mittelpunkt des Wirbels. Beobachtungen üder die Gränzen desſelben, die dis auf 50 Jahre zneückgeden, beweiſen, daß ſich deſſen Stellung ſeit dieſer Zeit nicht geändert hat. Die Andeutung einee Cirkelbewegung des Galfſtrams wird beſtatigt durch die oben erwähnte Flaſchenkarte, ſo wie duech andere Nachrichten. Warum alſo, wenn dem ſa iſt, der endloſen Strömung an dem einen Theile ein döheres Niveau geben, als am andern? Nach mehe; gerade in der Zeit des Jahrs, wo der Golfſtrom in größter Maſſe und Geſchwindigkeit durch die Straße von Florida ſich drängt und nach dem Narden eilt, kommt ein kalter Steom van der Baffinsbay, Labrador und den nördlichen Küſten herunter mit gleicher Geſchwindigkeit; beide Strömungen treffen ſich vorwärts der Neufundlanddänke, wo die kalte Strömung ſich ſpaltet, und ein Theil davon unter dem Golfſteom durchläuft, wie dieß die Eisberge beweiſen, welche in der Richtung quer durch den Golfſtrom hindurch fortgeführt werden. Die Wahrſcheinlichkeit iſt dafür, daß dieſe Gabeltheilung ſich nach Süden fartſetzt und ins karaibiſche Meer läuft, denn man fand die Temperatur des Waſſers in geringer Tiefe weit unter der mittlern Temperatue der Erde, und eben ſo kalt als in entſprechender Tiefe an den Ufern von Spitzbergen. Der zweite Arm läuft, wie ſchon erwähnt, zwiſchen dem amerikaniſchen Ufer und dem Galfſtrom. So weit man ihn bisher verfolgt hat, iſt zu vermuthen, daß er gleichfalls nach dem angeblich höhern Niveau des mexicaniſchen Golfes hinaufläuft. Wenn man den Golfſtrom durch die Paſſatwinde erklärt, wie will man dann die von Narden herabkammende Strömung erklären, wo kein Paſſatwind herrſcht, und wo überdaupt kein Wind eine Einwirkung ausüben kann, da die Strömung größtentheils unter der Oberfläche ſtattfindet. Hieraus ſcheint ſich zu ergeben, daß die Paſſatwinde mit dem allgemeinen Syſtem des Kreislaufs im Ocean nur ſehr wenig zu thun haben.

(Fortſetzung folgt.)

Außerordentliches Wachsthum.

Das große und ſchöne Gewächshaus im Jardin du Roi zu Paris, wo namentlich tropiſche Pflanten gezogen werden, zeigt gegenwärtig ein merkwürdiges Beiſpiel von Vegetationskraft, wie ſie in unſern gemäßigten Ländern ſelten iſt. In dem Theil des großen Pavillons, der längs der hintern Mauer hinläuft, findet ſich ein Bambusrohr (bambusa arundinacea), welches eine ſolche Entwicklung erlangt hat, daß es bereits durch das bekanntlich ſehr hohe Glasdach des Hauſes gehemmt iſt. Bis jetzt hat man nur einen einzigen Stängel ſtehen laſſen, und dieſer iſt es, der ſich ſo hoch erhoben hat, neben und am Fuße aber zeigen ſich neue Triebe, welche den erſten noch an Kraft und Größe zu übertreffen verſprechen. Einer dieſer neuen Triebe iſt ſeit etwa acht Tagen aus dem Boden herausgekommen, und hat ſich in dieſer Zeit zu einer Höhe von nahezu zwei Metres erhoben. Der mit der Beaufſichtigung der Gewächshäuſer ſpeciell beauftragte Gärtner, den dieß raſche Wachsthum nicht wenig in Erſtaunen ſetzte, will jetzt den Trieb täglich meſſen, leider etwas ſpät. Die Dicke des neuen Triebes iſt ſchon bedeutend größer, als die des erſten, denn er hat am Boden 5½ Decimetres im Umfang, während der erſtere nur 4 Decimetres hat. (Echo du Monde Savant vom 24 October.)

Bogota.

(Schluß.)

Die vornehmen Damen in Bogota sind vorzüglich reich an kostbarem Geschmeide von Smorogden, die eine besonders schöne grüne Farbe haben und ohne alle Risse sind, was bei diesen Edelsteinen selten der Fall ist und ihren Preis sehr erhöht. Diese Steine kommen alle aus den Minen bei Muzo, wo man einige der größten, die je entdeckt worden sind, gefunden hat. Sie waren im Besitz Ferdinands VII, Königs von Spanien, der einen derselben wegen seiner außerordentlichen Größe sogar als Briefbeschwerer zu gebrauchen pflegte. Der alte Pfarrer in Muzo hatte eine Weste mit Knöpfen aus Smaragden, die meistens in den Köpfen von Hühnern und Truthühnern, welche sie zur Verdauung verschluckten, gefunden worden waren.

Der Sage nach ist die Ebene von Bogota einst ein großer See gewesen, was allerdings nicht unwahrscheinlich ist. Man schätzt die Zahl der Einwohner von Bogota auf 40,000. Im Verhältniß zu dem Umfang der Stadt ist diese Bevölkerung nur gering, denn die Menge von Kirchen und Klöstern mit weitläufigen Gärten und die nur ein Stockwerk hohen Häuser nehmen vielen Raum weg. Die Einwohnerzahl wächst jetzt wegen der vielen Fremden, die beständig nach der Hauptstadt von Neugranada strömen, fortwährend, auch ist dadurch die Miethe für Logis in Zeit von einigen Jahren auf das Doppelte und Dreifache gestiegen und der Werth der Häuser sehr erhöht worden. Der Besitz von Ländereien in der Gegend von Bogota wird auch von Jahr zu Jahr einträglicher werden, und die Regierung sich immer mehr überzeugen, wie vortheilhaft es sey, den Fremden freien Zutritt in Columbia zu gestatten.

Zwei kleine Bergströme, deren klares Wasser dem heiligen Augustinus und dem heiligen Franciscus gewidmet ist, fließen durch die Stadt und ergießen sich in einiger Entfernung von derselben in den Bogotafluß.

Das jährliche Einkommen des Bischofs von Bogota beläuft sich auf 70,000 Dollars und besteht in Zehnten, Geschenken, Strafgeldern. Der vorige Bischof war der Bruder eines spanischen Marquis und lebte ganz wie ein weltlicher Fürst. Sein Haushofmeister erhielt zur Bestreitung der täglichen Ausgaben alle Morgen 100 Dollars.

Die Hochschule wurde im Jahre 1610 gestiftet, und die beiden vorhin erwähnten Collegien, aus denen sie besteht, wurden seitdem reichlich mit Einkünften bedacht. Im Jahre 1834 vermachte ein reicher alter Junggeselle der Universität sein ganzes sehr beträchtliches Vermögen. Viele Bücher aus der an seltenen Werken reichen Bibliothek wurden während des Bürgerkrieges verschleudert aber noch Spanien geschafft. Gegenwärtig ist man bemüht, die Lücken wieder auszufüllen.

Zu den in Bogota herkömmlichen Volksvergnügungen gehören besonders auch die Hahnengefechte, die gewöhnlich des Sonntags Nachmittag auf einem dazu bestimmten Kampfplatze angestellt werden und häufig zu großen Wetten Veranlassung geben. Der Engländer wundert sich bei den Besuchen, die er vornehmen Herren abstattet, auf ihrem Hofe oft mehrere Dutzend englische Kampfhähne zu sehen, die mit einer Schnur am Beine festgebunden sind und zu ihrem Unterhalt täglich einigemal frisches Wasser und Mais bekommen.

In Columbia herrscht noch die altspanische Sitte, daß man dem Fremden alles Vorzügliche, worauf man ihn aufmerksam machen will, zum Geschenk anbietet. Dieser sonderbaren Art von Höflichkeit sollten die Columbier, nachdem sie unabhängig und selbständig geworden sind entsagen, und nicht mehr anbieten, als sie wirklich geben wollen. Hr. Cade und ich konnten es nicht anders als höchst lächerlich finden, da wir eines Morgens von dem Secretär bei dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten ein in folgenden Ausdrücken abgefaßtes gedrucktes Billet erhielten: „a Señora de — tiene el honor de ofrecer a la disposicion de U. una niña, que ha dado a luz;“ zu deutsch: Frau von X übergibt Ihnen ehrfurchtsvoll ein kleines Mädchen, das sie geboren hat, zu Ihrer Verfügung!

Die vornehmen Herren in Bogota halten in den Umgebungen der Stadt, die ganz von herrlichen Bergen eingeschlossen ist, zuweilen große Jagden. Man hält hier zum Jagen des Wildes in den Gebirgen eine Art von großen Windhunden, die sehr schnell laufen und gut zum Spüren zu gebrauchen sind. Zu dieser Jagd gehört ein tüchtiger, entschlossener Reiter, da man auf dem Wege, der durch enge Gebirgspässe und über jähe Abgründe führt, beständig der Gefahr zu stürzen ausgesetzt ist. Den armen Hirschen wird es schwer gemacht durchzukommen, da die mit Flinten versehenen Reiter sich in den engen Defilés, durch die sie ihren Weg nehmen müssen, aufstellen und sie daselbst mit Schüssen empfangen. Manche von den Jägern sind auch mit Lassos versehen. Ist der Hirsch einmal bis auf die Ebene von Bogota getrieben, so kann er ungehindert mit vollem Laufe verfolgt werden. Hr. Johnstone, ein Obrist in columbischen Diensten, war besonders von dieser Jagd ein großer Freund. Man machte mir ein Geschenk mit dem Hirsche, der auf einer solchen Jagd erlegt wurde. Es war ein schönes Thier mit zackigem Geweih, doch hatte er nicht völlig die Größe unseres rothen Hirsches, und seine Farbe war etwas dunkler. Das Fleisch war zäh und mit dem der fetten Rehböcke in unsern englischen Parks gar nicht zu vergleichen. In den Wäldern um Bogota hält sich auch eine Art von kleinem Damwildpret auf, und die benachbarten Teiche und Seen wimmeln von wilden Enten und andern Wasservögeln. Mir wurde nachmals von einem verehrten Mann ein zahmer Hirsch zum Geschenk gemacht; er war von edler Gestalt und so kirre, daß er einem jeden aus der Hand fraß; zuletzt mußte ich ihn zurücklassen. Dieses Thier nahm die sonderbare Gewohnheit an, die Treppe hinauf in das Gesellschaftszimmer zu kommen und sich daselbst in einem großen Spiegel zu betrachten. Die Bedienten hatten dann Mühe ihn gutwillig und ohne daß er die Geräthe beschädigte, wieder hinunterzubringen. Gerste war sein Lieblingsfutter.

Das Theater zu Bogota ist sehr hübsch und nett eingerichtet; es wird aber nur gespielt, wenn erträgliche Schauspieler da sind — eine Anordnung, die man bei andern Bühnen nachahmen sollte. Zur Faschingszeit wird das Theater zu Maskenbällen verwendet.

Miscellen.

Ein Ungeheuer von Dicke. Ein Bauer aus dem Drome-Departement zeigt gegenwärtig seine sechsjährige Tochter, die von einer unförmlichen Dicke ist und 100 Kilogramme (2 Centner) wiegt. Auch hat sie eine für ihr Alter merkwürdige Stärke, indem sie kürzlich mit ausgestrecktem Arme einen Sack mit 60 Fr. in Kupfermünze hob. (Voleur vom 25 Oct.)

Der Monolith zum Sarkophage Napoleons wurde kürzlich 25,500 Kilogr. schwer aus den Porphyrgruben bei Morlaix ausgehoben. (ibid.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 310.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

5 November 1844.

Ein chinesischer Maler und seine Werkstätte.

(Revue de l'Orient. Oct. 1844.)

Das Haus des Malers, das zu Macao in der chinesischen Straße liegt, zeichnet sich von seinen Nachbarn nur durch eine kleine schwarze Tafel aus, die an der Thüre hangt, und worauf mit weißen Buchstaben Name und Geschäft Lam-kois — so heißt der Maler — verzeichnet sind. Alle Häuser dieser Straße bestehen aus zwei Stockwerken, von denen das obere gewöhnlich von den Kaufleuten bewohnt ist, und da keinem Fan-kwei (Fremden) gestattet ist, hier hinaufzusteigen, so werden die Kaufgegenstände in dem unteen Laden gefertigt. Die Läden der Maler haben aber das Eigenthümliche, daß Fremde und Kunden überall hingehen können, wo es ihnen beliebt, und daß die verschiedenen Arbeiten in den verschiedenen Stockwerken gemacht werden. Lam-koi selbst bewohnt den höchsten Theil seines Hauses, und man findet ihn an der Arbeit und umgeben von seinen Werkzeugen nur im obern Stockwerk. In dem ersten ist die Werkstatte, wo die Zeichnungen auf Reißpapier u. dgl. gemacht werden, waheend der Raum zu ebener Ede als Verkaufsladen dient. Dieß ist im allgemeinen die Einrichtung aller von den Künstlern der außern Stadt bewohnten Hauser; indeß liefern einige derselben nur Abbildungen von Schiffen, oder betreiben einzelne Zweige ihrer Kunst, wahrend andeee nur auf chinesische Art maien. Wir wollen nun die verschiedenen Zimmer durchlaufen, um die Reihenfolge der Arbeiten zu eeklären, und die verschiedenen Stoffe, so wie die Werkzeuge, womit sie ihee glänzenden Eezeugnisse zu Stande dringen, aufzuzählen.

Wenn man von der Straße ins Haus tritt, so kommt man zuerst in den Laden, wo die fertigen Sachen verlauft werden. Es sind dieß Zeichnungen auf Reißpapier, die für die besten geiten; sie sind über einander geschichtet, mit Glaskästen bedeckt und rings an den Wänden aufgestellt. Man findet hier indeß auch andere Dinge, die nicht zur Maierei gehören, sondern das Handelsgeschäft des Hauses ausmachen; z. B. verschiedene Arten Steine, die auf eine merkwürdige Weise gravirt sind; auch kann man hier alles kaufen, was zum Malen dient, Farbeschachtein mit Borsten, Pinsein u. s. w., alles mit golddrochirter Seide gedeckt. Reißpapier in Stöße von hundert Blätter getheilt ist ein bedeutender Handelsgegenstand, der größtentheils aus Nanking bezogen wird. Das Reißpapier in Ostindien wird aus der Schampflanze (aeschynomene paludosa) gefertigt, man glaubt aber allgemein, daß das chinesische das Ergebniß einer größern Malvenart sey; das Mark wird ausgezogen und dann zu Blättchen geschlagen, deren Preis nach Größe und Schönheit wechselt. Was den Tusch betrifft, so glaubte man lange, man bediene sich dazu eines gewissen Safts, den der Sepiafisch enthält, jetzt weiß man aber gewiß, daß der Tusch aus einem sehr feinen Ruß und Leim bereitet wird. Man findet deeierlei Arten zu Canton, die erste soll nach Angabe der Chinesen aus einem Orte, Namens Pan-kum, die zweite aus Nanking kommen, und die beitte sehr geringe Art wird zu Canton selbst gemacht. Die Chinesen beurtheilen die Güte des Tusches nach dem Geruch, und dann drechen sie ein Seück in der Mitte ab, um zu sehen, ob der Bruch glänzend und glasig ist. Den Geruch erhält der Tusch durch den darunter gemischten Moschus, denn da dieser sehr theuer ist, so kann man nur Tusch von erster Güte damit parfumiren.

Doch wir kommen auf Lam-koi's Haus zurück. Eine kleine Treppe, die ziemlich einer mit einem Geländer versehenen Leiter gleicht, führet in die Werkstätte des ersten Stockwerks. Hier findet man acht bis zehn Chinesen mit aufgestreiften Aermein und den langen Zopf um den Kopf gewunden, damit sie bei ihren zierlichen Aebeiten nicht dadurch gehindert werden. Die Luft fallt durch zwei Fenster an beiden Enden des nicht sehr großen Zimmers ein, dem die neu deendigten und an den Wänden herumdängenden Gemälde als einzige Zierrath dienen. Diese verschiedenartigen Arbeiten sind hier aufgestellt, um die Kunden anzulocken. Man bemeekt darunter europaische Kupferstiche, und neben denselben chinesische Copien theils in Oel, theils in Aquarell. Diese Kupferstiche rühren meist von Marineoffieteren her, welche dagegen chinesische Gemälde und Zeichnungen eintauschen. Man muß über die Treue und Zierlichkeit dieser Copien erstaunen. Das Colorit

Digitized by Google

namentlich ist glänzend und richtig, was um so mehr bemerkt zu werden verdient, als beim Copiren von Kupferstichen dieser Theil der Arbeit ihrem Geschmack und ihrer Beurtheilung überlassen ist. Die harmonische Wahl der Farben ist ein wahres Talent, das sie auszeichnet. Man sieht auch an den Mauern Zeichnungen von Schiffen, Dörfern und Landschaften, die manchmal grotesk genug aussehen.

In dieser Werkstätte stehen lange Tische, die von einander durch einen streng berechneten Raum getrennt sind, um die Maler frei herumgehen zu lassen. Die chinesischen Künstler lassen sich indeß durch die Anwesenheit und Neugierde von Fremden nicht stören, sondern fahren ruhig in ihrer Arbeit fort, lassen selbst sehen, was sie machen und beantworten die an sie gerichteten Fragen. So kann man bei nur einiger Aufmerksamkeit das ganze Verfahren, das sie bei ihren jetzt in Europa so geschätzten Zeichnungen auf Reißpapier anwenden, leicht fassen. Betrachtet man diese auf einem kleinen Tabouret vor ihrem Tisch sitzenden Leute, mit ihren wohl geordneten Werkzeugen zur Seite, so erstaunt man über die Reinlichkeit und Zierlichkeit, womit sie jede der einzelnen kleinen Arbeiten vollenden. Die Zeichnungen, die sie ausführen, sind weder ganz nach andern copirt, noch ganz original, und ein guter Theil davon ist rein mechanisch.

(Schluß folgt.)

Bemerkungen über den Golfstrom und die Seeströmungen überhaupt.

(Fortsetzung.)

Die Kraft, welche nöthig ist, um den Widerstand gegen eine solche Wassermasse, wie der Golfstrom, zu erklären, ist wahrhaft erstaunlich. Wir haben ein Mittel, diesen Widerstand mit einer gewissen Genauigkeit zu bestimmen. Bei der täglichen Umdrehung der Erde um ihre Achse wird das Wasser dieses Stroms mit einer Geschwindigkeit gegen Osten fortgeführt, die beim Eintritt in den atlantischen Ocean um 157 Meilen in der Stunde größer ist, als bei der Ankunft an den Bänken von Neufundland. *) Wegen der Verschiedenheit der Breite zwischen diesen beiden Strichen wird nämlich die gleichzeitige Bewegung um die Erdachse von 915 auf 758 M. in der Stunde vermindert. **) Die ungeheure Wassermasse stößt also auf ihrem Wege von den Bahama-Inseln nach Neufundland auf eine Widerstandskraft, die sie, und zwar nur in ihrer östlichen Richtung um $2\frac{1}{2}$ Meilen in der Minute zurückhalten sollte. Ohne Zweifel hemmt ihren Fortgang gegen Norden eine andere nicht minder große Widerstandskraft, denn ihr Lauf ist augenscheinlich das Resultat zweier in verschiedenen Richtungen wirkender Kräfte. Berechnet man den Widerstand nach den bisher angenommenen Gesetzen, so kommt er dem Druck mehrerer Atmosphären gleich, und man kann somit berechnen, wie unbedeutend der Druck eines leichten Passatwindes in Vergleich zu einer solchen Widerstandskraft seyn muß. Diese letzteren reichen also, so wenig wie die Annahme eines höhern Niveau's im mexicanischen Golf, zur Erklärung aus.

Wo Thatsachen fehlen, beginnt das Feld der Vermuthungen. Nimmt man eine Kugel von der Größe der Erde mit einem festen Kern an, überall gleichmäßig mit 200 Faden Wasser bedeckt, ohne alle Einwirkung von Hitze u. dgl., so haben wir eine stets ungestörte Wasserfläche. Tritt nun die tägliche Bewegung der Kugel ein, und nimmt man an, das Wasser innerhalb der Tropen würde auf 100 Faden Tiefe plötzlich zu Oel, so wäre das Gleichgewicht des Wassers gestört; ein allgemeines System von Strömungen und Gegenströmungen würde sogleich beginnen, das Oel würde auf der Oberfläche nach den Polen zu strömen, das Wasser aber in einer Unterströmung nach dem Aequator. Es würde sich ohne Wind ein gleichförmiges und fortdauerndes System von tropischen und Polarströmungen ergeben, von denen die tropischen wegen des Umschwunges der Erde eine östliche, und die Polarströmungen eine westliche Richtung haben würden. Ein ähnliches Verhältniß wie mit dem Oel muß nun auch das unter den Tropen erhitzte und somit specifisch leichter gewordene Wasser haben. Setzt man statt des runden festen Kerns der angenommenen Erdkugel den jetzigen mannichfach gestalteten Seeboden und das feste Land mit seinen mannichfach gezackten Küsten und Inseln, so wird das gleichförmige System der Strömungen durch allerlei locale Ursachen, ungleiche Wassertiefe, Küstenumrisse u. s. w. an einigen Orten gestört werden, es werden an dem einen Orte stärkere Strömungen als auf dem andern entstehen, immer aber ein System von Strömungen und Gegenströmungen von und nach dem Aequator bleiben. Die Entdeckungsexpedition *) fuhr am Aequator durch eine solche hyperboräische Strömung von 200 Meilen Breite; eine andere ist an der nordamerikanischen Küste, eine dritte an der Westküste Südamerika's, abgesehen von mehrern andern, aber sie sind meist submarinisch und darum wenig bekannt. Den Gegensatz gegen diese Polarströmungen bilden nun der Golfstrom, der Lagullus und die australischen Strömungen nebst mehrern andern minder bemerklichen. Aber weßhalb der eine nur aus dem mexicanischen Golf heraus, der andere längs der Küste von Afrika und Australien hinfließt, das scheint noch andere, nicht erörterte Gründe zu haben.

Indeß wir müssen von Theorien zurück zu den Thatsachen kommen, denn von diesen haben wir noch nicht genug, um überhaupt Theorien zu bilden, und ich werfe die obigen Ansichten nur in der Hoffnung hin, daß vielleicht in späterer Zeit jemand sie auffaßt und weiter fortspinnt.

*) Bei dieser Berechnung wird die Erde als eine vollkommene Kugel mit einem Durchmesser von 7,925,56 Meilen angenommen.

**) Oder 915,26 zu 758,60. Unter der Breite von Neufundland wendet sich die Strömung gegen Osten mit einer Schnelle von $1\frac{1}{2}$ Meilen in der Stunde; ihre wahre östliche Schnelle, den Umschwung der Erde mit eingerechnet, ist also 760 Meilen in der Stunde.

*) S. wissenschaftliche Expedition der Vereinigten Staaten. Jahrgang 1843, Nr. 293 ff.

Digitized by Google

In seinem Lauf gegen Norden wendet sich der Golfstrom natürlicher Weise mehr gegen Osten, bis er an den Bänken von Neufundland ankommt, wo sein Lauf völlig östlich werden soll. Man glaubt diese Banke wenden ihn von seinem Laufe ab, eine nahere Untersuchung wird aber, glaube ich, beweisen, daß diese Bankr die Folge und nicht die Uesache des veeandeeten Laufs sind. Hier teifft die kalte Steömung aus dem Noeden mit dem Golfstrom zusammen, duech dessen waeme Gewasser die Eisberge des ersteen schmelzen. Steine, Erde und Kies, welche diese Eisbeege mit sich gefuhrt, werden also hier abgelagert. Capitan Scoeesby zahlte weit im Norden 500 Eisberge, welche auf dieser kalten Steömung ideen Lauf nach dem Süden nahmen, und viele mit Schutt beladen sah man an diesen Banken steanden. Dirser Proceß von Ablagerung geht nun schon seit Jahehundeeten vor sich.

Die höchste Tempeeatue des Golfstroms ist 86° F. oder 9° über der Meeresstemperatur, welche der Breite zukommt. Wenn iezteee um 10° steigt, veriieet dee Golfstrom nur 2° von seiner Temperatur, und behalt, nachdem er 3000 Meilen gegen Noeden durchlaufen hat, noch immee seine Sommerwäeme. Mit dieser übeeschreitet er den 40° B., tritt dann über seine flüssigen Ufer, verbreitet sich über Tausende von Quadeatmeilen kalten Wassers, und bedeckt das Meer mit diesem warmen Mantel, der so sehr dazu beitragt, die Strenge des Winters in Europa zu mäßigen. Von da an geht die Bewegung langsamer, aber die wohlthatige Wiekung verbreitet sich weiter und endlich erreicht der Steom die brittischen Inseln. Diese spalten ihn; ein Theil aeht nach dem Polarbassin von Spitzbergen, der andere nach der Bay von Biscaya, beide aber mit einer Waeme, welche die der Meeresstemperatur bedeutend übersteigt. Eine so ungeheure Masse erhitzten Wassers muß nothwendig eine milde und feuchte Atmosphare über das Meer hinführen, und dieß ist es, was namentlich in England das Klima so mildert. Jeder Westwind, der auf seinem Weg nach Eueopa über den Golfstrom hinfahet, führt einen Theil dieser Wäeme mit sich, und mäßigt die winterlichen Winde. Der Einfluß des Golfsteoms auf das Klima ist es, der Erin zu der vielgerühmten Smaragdinsel macht, und die Ufer von Albion in ein immergrünes Gewand kleidet, während auf der amerikanischen Seite in gleicher Beeite die Ufer von Labeador in Schnee und Eis begraben liegen. Hr. Redfield bemerkt in einer weethvollen Abhandlung über Strömungen, daß im J. 1831 der Hafen von St. John in Neufundland bis zum Monat Junius durch Eis geschlossen war, wer hat aber je gehört, daß der um zwei Geade nördlicher liegende Hafen von Liverpool mitten im Winter je durch Eis geschlossen gewesen wäee. Baeon Humboldts Isothermaillinien beweisen, daß der wohlthätige Einfluß dieser Strömung bis nach Noewegen, ja selbst bis nach Spitzbeegen hinauf gefühlt werde. Das bloße Hinstreichen des Windes über eine große Meeeesflaehr ohne einen solchen warmen Strom reicht nicht hin, solehr Wiekungen auf das Klima hervorzubringen, wie sie sich hier nachweisen lassen, wenn man das Klima von Spitzbergen mit dem von andeen Ortrn in der Südsee vergleicht, dir wohl hinsichtlich der Winde und des Wassers, aber nicht hinsichtlich der Strömungen ähnlich gelegen sind.

Damit sind indeß dir wohlthätigen Einflüsse des Golfstroms auf das Klima noch nicht zu Ende. Der westindische Archipel ist eingeschlossen auf der einen Seite durch seine Inselkette, auf der andern duech die Cordilleeen, welche sich durch den Isthmus von Darien ziehen, und über dir Ebenen von Centralameeika und Merico hin erstrecken. Steigen wir von dem Gipfel dieser Kettr heead, so kommen wir zueest in die Tierea tempiada und dann in die Tierra caliente. Noch tiefer erreichen wir das Niean und dir Obeefläche des mexicanischen Golfs, wo ohne diesen schönen und wohlthatigen Keeislauf des Wassers, nach den eigenthümlichen Verhaltnissen des umliegenden Landes zu schließen, das heißeste, wo nicht das pestilentialischste Klima der Welt sich finden wüede. Wir das Wasser dieser beiden Kessel sich erhitzt, wird rs von dem Golfsteom foetgefühet und durch kühlerr Steömungen von dem kaeaibischen Meeer ersetzt, denn das Wasser, welches hier eintritt, ist an der Oberfläche 3° bis 4° kühler, als wenn rs den Golf verläßt, und in bedeutender Tiefr ist es 40° F. untee der Temperatur der Oberfläche. Dir Massr Hitze, welche somit taglich durch den Golfsteom abgeleitet wird, ist ungeheuer, und wer kann den wohlthatigen Einfluß dieser Steömung auf das Klima des Südens berechnen!

(Schluß folgt.)

Die wissenschaftliche Versammlung in York.

Zweiter Beirf.

Ich hätte beereits in meinem vorigen Beiefe bemeeken sollen, daß die Guild-hall zum Empfangssaal der ankammenden Fremden eingerichtet warden wae. Die mächtige Halle von 94 Fuß Länge und 43 Fuß Breite wae in aerschiedena Stände oder Sitze abgetheilt, wie man hier zugleich auch Nachricht über Logis, Table d'hôte und was sanst den Fremden interessiren kannte, erhielt. Ein Theil der Halle wae sogar für einen Postbeamten eingerichtet, von dem die Mitglieder jeden Morgen ihee mit der Generalpost aagekammenen Beiefe in Empfang nahmen. The Receptionroom, wie man diese Anstalt naante, wae daher jeden Moegen der allgemeine Versammlungsoet oder die wissenschaftliche Börsenhalle. In der angränzenden Rathsstube veesammelte sich am 25 Septembee das Geneealcommittee, um die Beamten der verschiedenen Sectionen, in die die verschiedenen Zweige der Wissenschaft eingetheilt waeen, zu wählen. Lord Fuße wurde zum Voesitzenden oder Präsidenten gewählt, worauf die übrigen Beamten folgten. Nachdem ein kleiner Streit über die Section, welcher die Ethnologie beigefügt weedrn sollte, aeetagt warden war, ergab sich aus der Rechnungsablage ein Ueberschuß von 456 Pfd., worauf nach Eeledigung einiger andern Punkte diese voeläufige Veesammlung geschlossen wuede.

Da es noch nicht spät am Tage wae, beschloß ich, die mir gebliebene Zeit dazu anzuwenden, mich etwas mit York bekannt zu machen.

Der alte Chronikenschreiber Geoffrey of Maamouth, Bischof von St. Asaph, welchre im 12ten Jahehundert lebte, berichtet, daß York von Ebraucus, dem Enkel des Aeneas, gegründet woeden sey, etwa 983

Jahre vor Chriſto. Dieſer Ebraucus, der zwanzig Weiber und fünfzig Kinder beſeſſen haben ſoll, wurde nach ſeinem Tode in dem Tempel der Diana begraben, der die Stelle eingenommen, auf welcher jetzt die Kirche der heiligen Helena ſteht. Leider will die ſkeptiſche Gegenwart weder den König Ebrucus, noch ſeine zwanzig Weiber und fünfzig Kinder anerkennen, und behauptet vielmehr, daß die Stelle, auf der ſich jetzt York erhebt, von den alten Britons Kuer genannt worden ſey, welches das alte celtiſche Wort für Sitz oder Stadt iſt. Kurz man hat ſich weidlich hin und her geſtritten, wem eigentlich die Ehre gebührt, York gegründet zu haben, und ich muß für meinen Theil geſtehen, daß ich ſie gern dem alten Ebraucus und ſeinen zwanzig Weibern zuſchreibe.

Drake in ſeiner Geſchichte Yorks nimmt an, daß Agricola im Jahre 80 n. Chr. hier ein verſchanztes Lager gebaut, um bei eintretendem Glückswechſel im Kriege ſeinen Rückzug decken zu können. Als Kaiſer Hadrian im Jahre 124 nach Britanien kam, ließ er hier die ſechste Legion (Legio sexta Victrix), worauf der Ort im Jahre 150 bereits zu einer anſehnlichen Stadt angewachſen war. 211 ſtarb der Kaiſer Severus hier und 306 Konſtantin Auguſtus, bis endlich 450 die römiſche Herrſchaft erblich und die Truppen zurückgezogen wurden. Kaum hatten die Caledonier die Nachricht erhalten, daß ſich die Römer entfernt, als ſie auch das Land überfielen. Die Britons riefen daher die Sachſen zu Hülfe, die auch die nördlichen Horden zurücktrieben, ſich aber ſelbſt im Lande feſtſetzten. Faſt ein und ein halbes Jahrhundert faigten nun die blutigſten Kriege, bis dieſe ſich endlich mit der Heptarchie endigten, wodurch York die Hauptſtadt einer der Abtheilungen des nördlichen Königreichs Northumbria, das bis zur Zeit Eduard des Bekenners die Deiri inne hatten, wurde. Eduard theilte das Königreich in Grafſchaften, und York blieb die Hauptſtadt der Grafſchaft gleiches Namens. Nach der Schlacht bei Haſtings ließ Wilhelm der Eroberer die Stadt ſchleifen und die vornehmſten Bewohner ermorden. Auch ſpäter ſehen wir York tief in die politiſchen Kämpfe verwickelt, namentlich in der Revolution des Jahres 1405 gegen Heinrich IV und in die Kriege der rothen und weißen Roſe. Je mehr York in der Vergangenheit geſitten, um ſo ſchneller iſt es zu einer der bedeutendſten Städte der Gegenwart angewachſen, in die ſie eine Menge Spuren aus ihrer Vergangenheit mit herübergebracht hat; ja ſogar viele ſeiner Thore und Mauern bekunden deutlich, daß ſie dem römiſchen Bauſtyl angehören. Dieß iſt namentlich an dem viereckigen Thurme im Garten des jetzigen Muſeums der Fall, welcher mit der Mauer, die ſich ſüdöſtlich vor ihm hinzieht, allgemein für einen Ueberreſt des alten Ebaracum gehalten wird. Intereſſant waren mir die römiſchen Mauerſteine, von denen einige ihrer Länge nach, andere dagegen aufrechtſtehend eingemauert waren. Mit dem Koſtenaufwande von 4000 Pfd. hat man ſeit 1831 bis 1844 die alten Mauern wieder hergeſtellt, ſo daß gegenwärtig York von außen ganz das Anſehen einer Stadt des Mittelalters bekommen hat.

Welch ſüßen Klang hat doch die Mutterſprache im fremden Land! — Und wenn der Vorwurf, den man ſo häufig den Deutſchen macht, daß er ſo gern alles, nur nicht ein Deutſcher im Ausland ſeyn will, ein gerechter ſeyn ſollte, ſo muß ich von vorn herein für meine Perſon dagegen proteſtiren. Ein Hr. B—, ein Engländer, der zum Localcommittee gehörte, ſprach mich in jener heute Morgen an und lud mich ein, bei ihm zu ſpeiſen. Da nicht allein er, ſondern auch ſeine Tochter, die mit Jugend und Schönheit die gediegenſte Bildung verband, das Deutſche vollkommen geläufig ſprachen und außerdem ſeine Wohnung auf einem freundlichen Hügel außerhalb der Stadt lag, von dem man die ganze ſchöne Ebene überſehen konnte, ſo gehörte dieſer Tag zu einem der genußreichſten, den ich ſeit lange verlebt. Bei dem herrlichſten Mondſchein und unter dem fortwährenden Getöne der Glocken, die immer noch ihren Willkommen den einwandernden Gäſten zuriefen, kehrte ich heiter nach der Stadt zurück.

Der dumpfe Klang der Münſter Glocke verkündete mir um 26 September, daß es bereits 8 Uhr ſey. Eilig ſprang ich aus meinem Bett, kleidete mich an und eilte nach dem Reception-Room, den ich beinahe ganz gefüllt fand. Die einzelnen Sectionen eröffneten heute ihre Sitzungen und jede Abtheilung verſammelte ſich in eigenen Localen, die zu dieſem Zweck von den Behörden der Stadt abgetreten worden waren. Der Kürze wegen wurden die einzelnen Sectionen nur mit den ihnen zukommenden Buchſtaben bezeichnet, und man würde es für eine ungeheure Verſchwendung der Zeit und Worte gehalten haben, wenn man anders als: ich gehe nach Section D oder E ſeine Abſicht hätte ausdrücken wollen. Das Muſeum hatte die Zoologie und Botanik zu ihrem Local angewieſen bekommen. Es iſt im rein doriſchen Styl aufgeführt und 200 Fuß lang. Unter andern naturhiſtoriſchen Merkwürdigkeiten zeichnet ſich namentlich ſeine geologiſche Sammlung aus, die ſich auf 16,000 Exemplare beläuft.

Unweit des Muſeums finden ſich die ſchönen gothiſchen Ueberreſte der St. Mary's Abtei, die nach Drake's Anſicht auf der frühern Stelle eines Mönchskloſters der Dänen und Sachſen, welches St. Olaf dem däniſchen König und Märtyrer gewidmet war, erbaut worden ſeyn ſoll. Die Ueberreſte, die gegenwärtig noch ſichtbar ſind, beſtehen aus der nördlichen Mauer des Schiffs der Kirche, dem Hoſpitium und einigen unbedeutenden Mauern.

Miscellen.

Vendetta-Geiſt in Corſika. Vielleicht erinnern ſich manche Zeitungsleſer an das Duell zwiſchen dem franzöſiſchen General Levaſſeur und dem Corſen Arrighi, der ihm mit einer furchtbaren Erbitterung verfolgt hatte. Arrighi fiel, und ſein Secundant, Caſabianca, ging nach Caeſira zurück, wo bald die Verwandten Arrighi's ſich um ihn umwandten und ihm Muth gaben, er ſey von dem General Levaſſeur erkauft worden und habe dieſem den Vortheil des erſten Schuſſes zugewendet. Dieſe Gerüchte, durch den Geiſt der Vendetta genährt, nahmen immer mehr zu, und endlich wurde beſchloſſen ſich an Caſabianca zu rächen. Einer der Verwandten traf ihn eines Tages auf einem öffentlichen Platze und feuerte eine Piſtole auf ihn ab, die ihn glücklicherweiſe nicht tödtlich traf. Der Angreifer wurde verhaftet und vor die Aſſiſen geſtellt, wo ihn die Jury für nicht ſchuldig erklärte. (Voleur vom 25 October.)

•

Ein merkwürdiger Adler. Am 15 October wurde zu Briquebaſq im Departement de la Manche ein Königsadler geſchoſſen, der ein goldenes Halsband trug, worauf mit gothiſchen Buchſtaben die Inſchrift ſtand: Caucasus patria, Fulgur nomen, Radinski dominus mihi est (1750) (der Kaukaſus iſt mein Vaterland, mein Name der Blitz, Radinski mein Herr. 1750).

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 311.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

6 November 1844.

General Houston, Präsident von Texas.

Das hier mitgetheilte Bildniß ist eine treue Copie desjenigen, welches sich in dem von uns auszugsweise mitgetheilten Werke der Mistreß Houstoun findet, die mit ihrem Manne eine Yachtpartie in dem mexicanischen Golf gemacht hatte. Die Mittheilungen, welche letztere Touristin über den Präsidenten Houstan macht, sind sehr mager, doch erfahren wir nachfolgende Umstände daraus: Hr. Houston ist ein geborener Kentuckier, und war zum Advocaten bestimmt; er heurathete frühzeitig, kam aber in Zerwürfniß mit seiner Frau und ließ sich scheiden. Indeß scheint ihn diese Trennung sehr geschmerzt zu haben, und er ging auf eine Zeitlang zu einem Indianerstamm, wahrscheinlich zu den Tschirokesen, und lebte mit diesen. Hier soll er sich auch das Trinken so angewöhnt haben, daß ihn die Indianer „drunken Sam“ den betrunkenen Samuel — dieß ist sein Taufname — nannten. Später — zu welcher Zeit ist nicht angegeben — schloß er sich den zahlreichen Auswanderern nach Texas an, und sein anerkannter Muth und seine Geistesgegenwart sicherten ihm bald allgemeines Vertrauen, das ihn auf den Präsidentenstuhl führte. Anfangs scheint er der Schilderung, welche Capitän Marryat in seinem Roman Violet von der Regierung der Republik Texas gibt, daß sie nämlich von 9 Uhr Abends an besoffen gewesen sey, durch sein Benehmen nicht ganz widersprochen zu haben; allein das Gefühl seiner Würde und der Einfluß seiner Frau, — er hatte aufs neue geheurathet — scheinen ihn nach und nach vom Trunke abgebracht zu haben.

Dieß ist es, was sich ungefähr über seine persönlichen Verhältnisse sagen läßt, seine politischen sind nicht sehr klar, was aber wohl kaum seine Schuld ist. Vergleicht man einige sehr verschieden lautende Urtheile mit seinen offenkundigen Handlungen, so kann man ihm persönliche Ehrenhaftigkeit und Uneigennützigkeit so wenig als militärische Eigenschaften absprechen, und sehen wir uns gedrungen, dieß Urtheil als das richtige anzusehen, so ergibt sich das Uebrige von selbst. Er suchte Ordnung in die zum Theil sehr zuchtlosen Reihen der Texaner zu bringen, und war gegen das Gesindel, das sich neben wahren Einwanderern mit nach Texas zog, sehr streng, wodurch er sich auf manchen Seiten eben keinen guten Freund machte. Ein zweiter Umstand, wodurch er sich den unruhigen Theil der Bevölkerung nicht sonderlich befreundete, war sein Bestreben, Friede mit Mexico zu erhalten, wozu namentlich auch gehört, daß er sich durchaus weigerte, eine texanische Flotille zu unterhalten, da diese nur dazu benützt wurde, um Mexico durch Landungen in Yucatan Verlegenheiten zu

Digitized by Google

berriten. Es fehlte nicht an Abenteurern und Speculanten, denen ein ſolcher Kriegszuſtand mit Mexico in den Kram taugte; Houſton hat ſich aber, ſo viel an ihm war, namentlich auch der ſchlechten Finanzen von Texas wegen, widerſetzt. Indeß ſcheinen ihm die Elemente der Unruhe zu ſtark geweſen zu ſeyn, und ſie haben wie es ſcheint dahin geführt, daß Texas als unabhängiger Staat nicht beſtehen kann, und jetzt fragt ſich was ſoll daraus werden? An Mexico zurückfallen kann das Land mit ſeiner faſt durchgehends angloamerikaniſchen Bevölkerung nicht mehr, es bleibt alſo nichts übrig, als ſich entweder an Nordamerika anzuſchließen, oder unter den Schutz einer europäiſchen Macht, namentlich Englands, zu begeben.

Man hat Houſton beſchuldigt, nicht bloß mit Mexico unterhandelt, ſondern ſich auch England verkauft zu haben. Was von den Unterhandlungen mit Mexico zu halten, kann man aus dem Obigen entnehmen, er wollte, wenn immer möglich, Friede mit demſelben halten. Gegen die letztere Beſchuldigung ſcheint nicht nur die ſonſtige Ehrenhaftigkeit ſeines Charakters zu ſprechen, ſondern auch der Umſtand, daß er keineswegs reich, nicht einmal vermöglich ſeyn ſoll, und nach Ablauf ſeiner Präſidentſchaft — für die neue Periode hat er ſich nicht als Candidaten aufgeſtellt — ſich wieder nach ſeinem Vaterlandr zurückbegeben will. Die Beſchuldigung ſcheint eine von den loſen Anklagen, wie ſie der Parteigeiſt acht- und tactlos aufnimmt, und die eben ſo leicht wieder verſchwinden als erſtehen. Betrachtet man vorurtheilsfrei ſein Benehmen, ſo ſcheint aus dem Ganzen hervorzugehen, daß er ſich von einer Stellung zurückziehen will, wo wenig Ehre zu holen iſt. Er kann die Elemente der Unordnung nicht bandigen, und will, wie es ſcheint, die Preißgebung der Unabhängigkeit von Texas nicht unterzeichnen; letzteres läßt ſich leicht erklären, wenn man annimmt, daß er als ächter Mann des Südens die Politik, wie ſie in der Union ſeit dem Nullificationsſturm herrſcht, nicht billigt. Jedenfalls ſcheint es ausgemacht, daß man den Präſidenten Houſton nicht mit dem Geſindel in Eine Claſſe werfen darf, das zahlreich genug ſich in Texas eindrängte, weil es Urſache hatte, vor der Juſtiz ſeines Gebietslandes zu fliehen.

Bemerkungen über den Golfſtrom und die Meerſtrömungen überhaupt.

(Schluß.)

In einer Tiefe von 240 Faden wurde die Temperatur der ins karaibiſche Meer eindringenden Strömungen 48° F. gefunden, während die Oberfläche 85° hatte. Eine andere Probe bei 386 Klafter Tiefe gab 43° gegen 83° an der Oberfläche. Die Orkane dieſer Gegenden regen das Meer in großen Tiefen auf; der von 1780 riß Felſen aus einer Tiefe von 7 Faden herauf und warf ſie ans Ufer; ſolche Stürme müſſen alſo Theile des untern kühlern Waſſers an die Oberfläche bringen. Dieſes kalte Waſſer kommt ohne Zweifel aus dem Norden, um das warme Waſſer zu erſetzen, das durch den Golfſtrom zur Mäßigung der Kälte in Spitzbergen entſendet wird, denn innerhalb des Polarkreiſes iſt das Waſſer in entſprechenden Tiefen an den Ufern Spitzbergens nur um einen Grad kalter als im karaibiſchen Meer, während an den Küſten von Labrador die Temperatur in der Tiefe 25° F. oder 7° unter dem Gefrierpunkt des ſüßen Waſſers iſt. Capitan Scoresby berichtet, daß an der Küſte von Grönland unter 72° B. die Temperatur der Luft 42°, des Waſſers an der Oberfläche 34° und in einer Tiefe von 118 Faden 29° war. Er fand hier eine nach Süden gehende Strömung, welche dieß außerordentlich kalte Waſſer nebſt einer ungeheuren Zahl Eisberge mit ſich führte. Es wäre merkwürdig, den Gang dieſer Unterſtrömungen auf ihrem Wege nach den Tropenländern, die ſie zu kühlen beſtimmt ſind, zu verfolgen. Man hat einen am Aequator gefunden, der 200 Meilen breit und 23° kälter iſt, als das Waſſer an der Oberfläche. Wenn nicht Land oder Untiefen dazwiſchen kommen, bildet ſein Weg gewiß eine Spiralkurve.

Vielleicht die beſten Andeutungen über dieſe kalten Strömungen gegeben die Seefiſche. Die Wallfiſche machten zuerſt auf den Golfſtrom aufmerkſam, indem ſie ſein warmes Waſſer vermieden; längs der nordamerikaniſchen Küſte fehlen alle die zarten Thiere und Seeerzeugniſſe, welche warmes Waſſer lieben; ſie weiſen durch ihre Abweſenheit auf die kalte Strömung hin, die, wie man jetzt weiß, an dieſer Küſte ſich findet. In der günſtigen Wärme des Meeres, um die Bermuden auf der einen und Californien auf der andern Seite, finden wir in großer Menge den ſchmackhaften Schellfiſch und die Korallenformationen, welche in der gleichen Breite an den Ufern von Südcarolina völlig fehlen. Derſelbe Fall iſt in Südamerika, denn hier reicht die kalte Strömung faſt bis an die Linie, und darum gibt ſich bis in dieſe Strecke kaum ein Anfang von Korallenbildung kund. Vor einigen Jahren erſchienen große Schaaren von Boniten und Aldercaſen, tropiſche Fiſche, die dem Golfſtrom gefolgt waren, in dem engliſchen Canal, und beunruhigten die engliſchen Fiſcher nicht wenig durch die Zerſtörung, die ſie unter den Sardellen anrichteten. Es iſt wohl möglich, daß die atlantiſchen Ufer Amerika's ihre vortrefflichen Fiſche, ſo wie die erfriſchenden Seebäder im Sommer dem an die Küſten hinſtreifenden Strom kalten Waſſers verdanken.

Die Temperatur des Mittelmeeres iſt 4° bis 5° über der Temperatur des Weltmeers in gleicher Breite, und die Fiſche daſelbſt ſind von untergeordneter Güte. Auf der andern Seite iſt die Temperatur längs der amerikaniſchen Küſte um mehrere Grade unter der des Weltmeeres, und von Maine bis Florida iſt man deßhalb mit den vortrefflichſten Fiſchen verſehen. Der in Virginien und den Carolina's ſo hoch geſchätzte Schafskopf verliert, wenn er auf den warmen Korallenbänken der Bahamas gefangen wird, ſeinen Geſchmack; bei mehrern andern wird das Fleiſch weich und unbrauchbar. Neuorleans holt deßhalb ſeine vorzüglichſten Fiſche aus den kühlen Gewäſſern an den Küſten von Florida.

Daſſelbe iſt der Fall in der Südſee, wo die Strömung kalten Waſſers aus dem Norden an den Küſten von Chili,

Digitized by Google

Peru und Ecuador heraufgeht und die Galapagos-Inseln unter der Linie erreicht. Auf dieser ganzen Strecke findet man die vortrefflichsten Fische in übergroßer Menge, wie kaum irgendwo auf der Welt. Aber weiter hinaus in der Südsee an den Gesellschaftsinseln, wo Korallen in großer Menge vorhanden sind und das Wasser eine höhere Temperatur behält, sind die Fische als Nahrungsmittel ziemlich unbeachtet, obgleich sie in ihren prachtvollen Farben mit den Vögeln, Pflanzen und Insecten der Tropen wetteifern.

Wer also die Wanderungen der Fische beobachten will, vereinige sich mit dem vorgeschlagenen System von Beobachtung der Strömungen, denn die wenigen Thatsachen, die wir bis jetzt über den Gegenstand kennen, scheinen darauf hinzudeuten, daß die Wohnstätten gewisser Fische die Temperatur des Wassers bezeichnen, und daß die warmen und kalten Strömungen des Meeres die großen Straßen bezeichnen, auf denen die Wanderfische von einer Meeresgegend zur andern ziehen.

Seefahrer haben oft ungeheure Massen von Seenesseln (Medusen) mit dem Golfstrom treiben sehen. Bekanntlich bilden sie die Hauptnahrung der Wallfische, wohin sie aber auf diesem Wege ziehen, das hat man öfters umsonst zu erforschen gesucht, denn die Wallfische fliehen, wie man weiß, das warme Wasser des Golfstroms nicht. Ein einsichtsvoller Seecapitän sagte mir, er sey vor einigen Jahren im Golfstrom an der Küste von Florida auf eine bisher nie erhörte Masse junger Seenesseln gestoßen. Das Meer war meilenweit damit bedeckt; er verglich sie auf dem Meere schwimmenden Seetulpen, und segelte auf seiner Fahrt nach England fünf bis sechs Tage durch sie hin. Sechzig Tage später traf er sie wieder an den Western-Islands, und fuhr wieder mehrere Tage durch sie hin; wahrscheinlich war es dieselbe Masse, denn er hatte sie nie in solcher Menge gesehen, und er ließ beidemal Eimervoll davon aufs Schiff ziehen und untersuchte sie. Die Western-Islands sind aber der große Sammelplatz für Wallfische. Wie merkwürdig ist es, daß der mexicanische Golf die Speise sammelt, die Tausende von Meilen weit den hungrigen Wallfischen zugeführt wird.

Unsere Nachrichten über das Sargasso-Meer sind höchst dürftig. Woher die Gewächse kommen, mit denen es bedeckt ist, und wo sie wachsen, darüber streiten sich die Gelehrten; was aber ihre Stellung in der Oekonomie des Meeres ist, darüber hat man nicht einmal eine Vermuthung. Und doch ist es gewiß, daß dieß Grosmeer nicht ohne Absicht in der Mitte des Oceans gepflanzt wurde, dagegen spricht die Zweckmäßigkeit, welche durch das ganze Schöpfungssystem geht.

Das System der Beobachtungen, welche ich hier vorgeschlagen, wird auch für den Meteorologen nicht ohne hohes Interesse seyn. Die Nebel von Neufundland, welche im Winter die Schifffahrt so gefährlich machen, danken ihr Daseyn ohne Zweifel den ungeheuren Massen warmen Wassers, das der Golfstrom herführt. Sir Philipp Broote fand die Luft auf beiden Seiten desselben am Gefrierpunkt, während das Wasser 80° F. zeigte, und die schwere, warme, feuchte Luft über der Strömung erzeugte große Unregelmäßigkeiten in seinen Chronometern. Die unmäßige Hitze, welche die Wasser des Golfstroms in diese Meeresgegend bringen, würde, wenn sie plötzlich aus dem Wasser entwiche, die ganze darüber liegende Atmosphäre zehnmal heißer als geschmolzenes Eisen machen. Bei einem solchen Element athmosphärischer Störung kann man Stürme der heftigsten Art erwarten, und in der That finden auch die wüthendsten Stürme, die auf dem Meere rasen, an und in der Nähe des Golfstroms statt.

In Verbindung mit dieser großen Pulsader des Meeres stehen mehrere kleinere Adern in Form von Wirbeln, Gegenströmungen u. dgl., alle von höchster Wichtigkeit für die Schifffahrt, und der Nichtbeachtung derselben hat man viele schwere Unfälle zuzuschreiben. Im J. 1804 verließ das englische Kriegsschiff Apollo den Hafen von Cork, um 69 Schiffe nach Westindien zu geleiten. Sie stießen hinter dem Golfstrom auf einen Ausläufer desselben, den sie nicht kannten, und am siebenten Tage nach ihrem Auslaufen litten der Apollo und 40 der von ihm geleiteten Schiffe an der Küste von Portugal Schiffbruch. Im Jahre 1825 gingen 800 englische Schiffe auf der See zu Grunde, und im Durchschnitt scheitern das Jahr hindurch täglich ein amerikanisches und zwei englische Schiffe meist in Folge unbekannter Strömungen. Der Gegenstand hat also in jeder Beziehung eine unermeßliche Wichtigkeit, und gehörig untersucht wird dieß System von Meeresströmungen und Meereskreislauf gewiß einen innern, nothwendigen Zusammenhang zeigen.

Ich habe hier nur einiger Strömungen im atlantischen Meere gedacht, es gibt aber noch andere, sowohl im atlantischen als im stillen Meere, die nicht minder interessant und kaum minder wichtig sind. Unter anderm ist es wohl einer Untersuchung werth, ob nicht auch ein Golfstrom sich im nördlichen stillen Ocean finde. Der Aufenthalt der Wallfische in der Nähe von Japan, wie am Neufundland in derselben Breite, das dem europäischen entsprechende Klima von Oregon, die in ungewöhnlichen Zeiten eintretenden Gewitterstürme in hohen Breiten des stillen Meeres und die Abwesenheit der Wallfische in derselben Gegend, alles scheint darauf hinzudeuten, daß zwischen dem nordwestlichen Amerika und dem nordöstlichen Asien eine große Masse warmen Wassers sich findet. Die Wahrscheinlichkeit einer solchen Strömung wird noch größer und seine Aehnlichkeit mit dem Golfstrom noch auffallender durch die Thatsache, daß die außerordentliche Kälte des nordöstlichen Asiens der im nordöstlichen Amerika entspricht, und auf das Daseyn einer kalten Strömung hinweist, ähnlich der an unserer atlantischen Küste, wo gewisse Kaltwasserfische sich sammeln. Admiral Dupetit Thouars fand tausend Meilen östlich von Japan die Temperatur der Oberfläche des Wassers 79° F., was deutlich auf eine Art Golfstrom hinweist, und Hr. Redfield bestätigt dieß durch mehrere Nachrichten, die er von Wallfischfängern erhielt; somit hätte man eine warme und eine kalte Strömung, letztere aus der Behringsstraße, welche der aus der Bassinsbay entspricht.

Wir haben gesehen, wie nützlich Strömungen in der Oekonomie des Meeres sind, und wie wichtig die Kenntniß

Digitized by Google

derselben für eine rasche und sichere Schifffahrt ist. Bei dem ineinander greifenden System kosmischer Verhältnisse in ihrer Einwirkung auf die Zustände unsers Erdkörpers spielen sie eine sehr wichtige Rolle; sie vertheilen nicht nur Hitze und Feuchtigkeit, und mildern das Klima, sondern sie verhindern auch Stockung im Meere; in ihrem Kreislauf transportiren sie Nahrung für die Bewohner der Tiefe von einer Meeresgegend in die andere, und tragen zur Bevölkerung und Belebung aller Theile bei. Aber auf diesen wichtigen Gegenstand werfen die bisherigen Nachrichten gerade Licht genug, um die Dunkelheit zu erkennen, in der wir uns befinden.

Ein chinesischer Maler und seine Werkstätte.

(Schluß.)

Der Künstler wählt sich zuerst ein Blatt Reißpapier aus, das so wenig wie möglich Flecken und Löcher hat, welche letztere die Chinesen indeß sehr künstlich zu verkleben wissen. Hierauf wird das Blatt durch Alaunwasser gezogen, und dieß im Laufe der Arbeit mehrmals wiederholt, damit die Farben nicht fließen und fester werden. Dann werden die Umrisse gemacht, was eine fast mechanische und nach bestimmten Vorschriften geregelte Arbeit ist, denn man hat Musterbücher, wo Menschen, Thiere, Pflanzen, Felsen, Gebäude unter verschiedenen Gesichtspunkten und in verschiedenen Lagen dargestellt sind. So werden, um eine Landschaft zu zeichnen, die im Modellbuch enthaltenen Berge copirt, man wählt angemessene Bäume, fügt Menschen, Thiere u. dgl. hinzu, und so erhält man durch verschiedenartige Zusammensetzung sehr mannichfache Bilder, die aber trotz dieser Mannichfaltigkeit eine ungemeine Aehnlichkeit zeigen — eine Folge der Arbeit nach bestimmten Mustern. Bei Lam-koi, so wie in andern Ateliers hat man Muster von Mandarinen, Vögeln, Bäumen u. s. w., die man unter das Reißpapier legt, dessen Durchsichtigkeit das Nachfahren der Umrisse erleichtert, so daß man allenthalben fast dieselben Gegenstände findet.

Das Verdienst des chinesischen Malers besteht in der mehr oder minder großen Vollendung des Colorits. Die Farben werden zum voraus zubereitet, und man wendet sie auf dieselbe Weise an, wie beim Oelmalen. Wenn man die Farben mit einer Glasmasse auf einer Porcellanplatte zerrieben und angefeuchtet hat, fügt man Alaun hinzu und sodann Leim, damit sie am Papier haften. In Europa zieht man das Gummi vor, die Chinesen aber bedienen sich des Leims, den sie stets warm neben sich haben in einem kleinen, nur 1½ Zoll im Durchmesser haltenden Pfännchen unter einem Dreifuß, unter welchem sie eine nußgroße, brennende Kohle unterhalten. Zuerst werden die Draperien und andere Nebensachen auf das Papier gemalt, aber um Fleisch darzustellen, werden die Farben auf der Kehrseite aufgetragen, um ihnen die Durchsichtigkeit zu geben, welche die europäischen Miniaturmaler mit dem Elfenbein erhalten. Für diesen Theil der Arbeit braucht der chinesische Maler seine Muster nicht zu befragen, denn das Colorit hängt ganz von dem Geschmack und der Geschicklichkeit des Künstlers ab. Erfahrene Maler copiren, so wie die Umrisse fertig sind, gar nicht mehr.

Wir haben jetzt nur noch die Art kennen zu lernen, wie die Chinesen die Einzelnheiten mit so viel Sorgfalt und Geschicklichkeit ausführen. Diese Art von Vollkommenheit entspringt theils aus der unglaublichen Fertigkeit der Maler, theils aus der Beschaffenheit des Reißpapiers, welches diese Art von Arbeit erleichtert. Die Pinsel, deren man sich bedient, gleichen denen, womit man schreibt, nur sind sie viel feiner. Auch die Farbe der Haare ist verschieden, es gibt weiße, graue und einige schwarze. Die Pinsel, die aus schwarzen Haaren bestehen, sind die besten; man findet sie manchmal zu Canton, kennt aber das Thier nicht, welches diese Art von Haaren liefert, und man behauptet, daß einige besondere feine Pinsel aus den Barthaaren von Ratten gemacht seyen. Die guten Pinsel sind sehr selten und theuer.

Wenn man einen Gegenstand zu malen hat, der eine Anzahl feinere Striche als sonst erfordert, so nimmt man zwei Pinsel, und zwar in folgender Art. Der kleinere Pinsel wird mit Daumen und Zeigefinger perpendiculär aufs Papier gehalten, während der dickere mit denselben Fingern in horizontaler Richtung gehalten wird, so daß die Stiele sich im rechten Winkel durchkreuzen. Mit dem ersten Pinsel macht man alle die zarten Einzelnheiten, er trägt die Farben genau da auf, wo man will, dann senkt man die Hand ein wenig, der kleine Pinsel kommt in eine horizontale Richtung, während der größere Pinsel, welcher angefeuchtet, aber ohne Farbe ist, vertical zu stehen kommt, und die Tinten mildert, die man mit dem feinen Pinsel aufgetragen hat. Vermöge dieses Kunstgriffes ist man nicht genöthigt, jedesmal die Lage der Hand zu verändern, um den Pinsel zu wechseln. Die chinesischen Maler handhaben diesen Doppelpinsel mit einer eigenthümlichen Geschicklichkeit. Der Leim, dessen sie sich statt des Gummi bedienen, hat den Vortheil, minder schnell zu trocknen und mehr Zeit zur Vervollkommnung der Arbeit zu lassen. Die perpendiculäre Haltung des Pinsels, mit dem man malt, hat auch noch einen Nebenvortheil in Bezug auf das Reißpapier, auf welches die Chinesen malen, nämlich daß man mit erhobener Hand malt, und sich bloß auf den Arm stützt. Die Empfindlichkeit des Reißpapiers macht diese Vorsicht unerläßlich.

Der größte Mangel der chinesischen Malerei, von dem Standpunkt des Geschmacks und der Kunstansichten Europa's betrachtet, ist die gänzliche Unkenntniß der Wirkungen von Licht und Schatten. Dieß unvollkommene Nachahmungssystem hangt mit der Grundansicht der Chinesen zusammen, Naturgegenstände nicht, wie sie scheinen, sondern wie sie sind, darzustellen, so daß sie beim Malen nachzuahmen suchen, wie man bei der Sculptur nachahmt.

Wirkung eines Windhose. Ein Hr. Chambon zu Toulouse schickte an die französische Akademie einen Bericht über die Wirkung einer Windhose. Sie hatte unter anderm von einer Hausthüre einen Riegel abgerissen, der, eben so wie einige anderer fortgerissene Gegenstände, Punkte zeigte, wo Schmelzung vorging. Er will daraus schließen, daß Windhosen durch Elektricität erzeugt würden. (Echo du Monde Savant vom 24 October.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 312.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

7 November 1844.

Der Handel zu Tauris.

Es ist ein merkwürdiger Umstand, daß der Handel mit dem innern Persien seit einer Reihe von Jahren einen ganz andern Weg genommen hat, wie früher; sonst kamen die Waaren meist aus Indien und den persischen Golf herauf, jetzt geht der Haupthandel über Konstantinopel nach Tauris. Die Gründe dieser Veränderung sind sehr mannichfaltig, doch möchten nachstehende die bedeutendsten seyn. Das Sinken der indischen Manufacturen, die durch die Concurrenz der englischen Maschinen und die hohen Zölle indischer Waaren in England vernichtet wurden, nimmt wohl die erste Stelle ein, denn mit diesen indischen Waaren kamen auch die englischen, die nach Bombay gebracht worden waren; seit aber die Zahl der indischen abnahm, war der Weg für die übrige Masse der Waaren zu weit und somit zu kostspielig. Der zweite Grund liegt ohne Zweifel in der gesunkenen Macht der Türkei, welche die Dardanellen nicht mehr in der Art sperren konnte, wie früher, und bald auch es ihrem Vortheil gemäß fand, dieß nicht mehr zu thun. Ein dritter Grund, freilich von geringerem Belang ist die Verlegung der persischen Residenz nach Teheran, und das feindselige Verhältniß, in welches der mehr rein persische Süden zu dem von den Turkamanen ganzlich beherrschten Norden trat, woran sich denn der Einfluß Rußlands schließt, das durch seine Nähe über die nordpersischen Märkte eine Macht ausübte, der man entgegenzutreten sich genöthigt sah.

Es ist wohl zu beachten, wie der Handel gegen Norden vorrückte. Anfangs, als man den Weg durch den persischen Meerbusen zu verlassen anfing, wurde Smyrna der Hauptstapelplatz, und die persischen Waaren, eben sowohl wie die kleinasiatischen, kamen durch Karawanen dahin. Bald aber concentrirte sich der Handel in Konstantinopel, und ging von da über Trapezunt und Erzerum nach Tauris. Diese Veränderung fing bald auch an den Donauhandel zu heben, und wären die politischen Hindernisse nicht, so würde ein mächtiger Verkehr die Donau hinab und geradenwegs nach Trapezunt gehen. So nehmen aber die europäischen Waaren, selbst die in Leipzig angekauften, gewöhnlich den Weg über Triest und Konstantinopel, und es hat sich die alte Straße wieder eingerichtet, welche einst die Genuesen nach Persien eingeschlagen hatten, denn man fand im Innern Kleinasiens auf dem Wege nach Erzerum Reste europäischer, wahrscheinlich von Genuesen angelegter Gebäude, die als feste Stationsorte gedient haben mögen. Dieser neu eröffnete Weg ist noch keine zwanzig Jahre alt, und ging somit der Eröffnung des Handels über Suez voran; man kann aber diese beiden Ereignisse als den Wendepunkt betrachten, in Folge dessen der Handel, wie ihn die Römer, später die Griechen und die Italiener nach dem Orient getrieben, wieder in die alten Bahnen einlenkt, an denen früh oder spät Deutschland seinen Antheil nehmen und so seinen südlichen Provinzen die Bedeutung zurückgeben muß, die ihnen seit Jahrhunderten verloren ging.

Am meisten gewann durch die obige Veränderung vorerst Trapezunt. Diese Stadt, früher in Handelsbeziehung so unbedeutend, wurde mit einemmal sehr wichtig. Seine Lage ist ganz vortrefflich für den Durchzug der Waaren, sowohl nach dem östlichen Kleinasien als nach Persien; bald mehrten sich seine Verbindungen mit Konstantinopel, und die persischen Kaufleute, welche schnell den Vortheil erkannten, ihre Waaren den weiten Weg zu Schiffe statt zu Lande quer durch Kleinasien hindurch nach Smyrna zu senden, verließen bald letztern ganz, und in dem Maaße als die Waarensendungen von und nach Konstantinopel sich mehrten, stieg auch die Zahl der Transportmittel, denen sich allmahlich Dampfschiffe beigesellten. Jetzt legen vier Dampfschiffe, zwei unter österreichischer Flagge und zwei unter türkischer, den Weg in drei Tagen zurück, und führen nicht bloß die Correspondenz und die Personen, sondern mehr und mehr auch die Waaren zwischen den beiden Städten hin und her. Die türkische Regierung suchte eine Zeitlang, wohl nicht ohne fremde Einbläserei, den unter türkischer Flagge fahrenden Dampfbooten ein Monopol zu sichern, aber Oesterreich beharrte auf seinem Recht, und sicherte dadurch den östlichen Provinzen seiner Monarchie einen Anfang von asiatischem Handel. Bald hatten alle bedeutenden Häuser Konstantinopels ihre Commanditen in Trapezunt, oder wenigstens ihre Correspondenten, und namentlich der englische Handel mit

Baumwollenwaaren nahm einen ungeheuren Aufschwung; man rechnete im Durchschnitt 25,000 Ballen theils weiße, theils gedruckte Waaren, jeden Ballen im Durchschnitt zu einem Werth von 80 Tomans, *) so daß also der Handel mit englischen Baumwollenwaaren allein 2 Mill. Tomans umsetzte, was alles seinen Weg über Trapezunt nahm.

Diese Summe englischer Baumwollenwaaren ist sehr bezeichnend, weil man den Werth der Handelsbewegung von Tauris jährlich zu etwa 4 Mill. Tomans anschlägt. Man darf indeß nicht glauben, daß nur englische Baumwollenwaaren hingehen, es kommen auch deutsche und amerikanische, ferner deutsche und belgische Tücher, holländische Leinwand, endlich russische Blechwaaren, Eisen, Glaswaaren und Pelze. **) Die persischen Ausfuhrwaaren, so weit sie über Trapezunt und Konstantinopel gehen, können die Einfuhr unmöglich decken. Deßhalb geht sehr viel baares Geld aus dem Lande, trotz dem Verbot des Schah, persische Goldmünzen auszuführen; die meisten Zahlungen werden aber in Ducaten oder Silberrubeln gemacht, welche als Handelswaare von Tiflis dahin gebracht werden, und meist einen sehr guten Vortheil abwerfen. Es gibt sich also ein merkwürdiger Kreislauf kund. Die Engländer führen für etwa 7 Mill. Pf. St. Rohstoffe aus Rußland aus, und kaum für den dritten Theil Waaren ein; aber eine bedeutende Masse Geld fließt England wieder auf dem Weg über Tauris zu.

Die ungeheure Einfuhr englischer Baumwollenwaaren in Persien hat für allen Gewerbfleiß in diesem Lande sehr ungünstig gewirkt. Die seit Jahren zunehmende Verarmung Persiens machte es vielen selbst vornehmen Leuten unmöglich, die theuern Seidenstoffe zu zahlen, und alle Welt nahm die wohlfeilen englischen Baumwollenwaaren. So verfiel die Seidenweberei fast ganz, und die einheimische Weberei von Baumwollenstoffen aus Handgespinnst, welche dauerhaftere, aber auch ums dreifache theurere Zeuge lieferte, mußte in gleichem Verhältniß sinken, ***) um so mehr, als die Perser, im Widerspiel mit andern Orientalen, der Mode fröhnen und Abwechslung lieben. Persien hat somit nur Ein ökonomisches Rettungsmittel; es muß auf jede Weise seinen Ackerbau zu heben suchen, um mit den reichen Erzeugnissen seines Landes, wozu wir namentlich die Seide zählen, die fremde Einfuhr zu bezahlen. Hier steht aber die schändliche, raubsüchtige Verwaltung als ein unübersteigliches Hinderniß da, und die Verarmung Persiens muß somit immer noch steigen, was zwar nicht hindert, daß die Krieger- und Hirtenstämme in vergleichungsweise bedeutendem Wohlstand leben, aber den Ruin der Städte unvermeidlich nach sich zieht, und in Folge desselben die ohnehin schon so tief gesunkene königliche Macht immer mehr schwächt, da im wesentlichen nur die Städte und deren Reichthum die baaren Mittel liefern können, um einen persischen König von den Häuptlingen der Hirten- und Kriegerstämme unabhängig zu machen; denn nur die Aufrechthaltung und prompte Bezahlung eines stehenden Heeres können dem König die nöthige Macht verleihen.

Es ist in keiner Weise zu erwarten, daß die persische Regierung in dieser Hinsicht durchgreifende Maaßregeln werde ergreifen wollen oder können, denn die ganze Verwaltung wird nach dem rohesten Erpressungssystem geführt, und in den wenigsten Köpfen dringt die Erkenntniß der wahren Lage des Landes durch, oder, wenn sie auch durchdringt, so muß sie unmächtig bleiben bei den zahllosen Schwierigkeiten, die einer bessern Verwaltung entgegenstehen; der Schah wird unter diesen Umständen immer mehr ein russischer Gouverneur werden, und die Spaltung des Landes in Süd und Nord, in ein persisches und ein turkomanisches Persien fortwährend zunehmen.

Die Entblößung des Landes und der Mangel an Capitalien wirkt natürlicherweise auch auf den Handelsbetrieb zurück, der sehr großen Fluctuationen ausgesetzt ist, und sich zum Theil nicht in den besten Händen befindet. Trotz der Vortheile, welche die Perser im eigenen Lande genießen, scheint es, daß der Handel sich ihren Händen entziehen will. Es gibt in Tauris kaum drei oder vier geborene Perser, die ein Vermögen von 30 bis 40,000 Tomans haben, andere suchen nur durch einen falschen Luxus die Augen der Fremden zu blenden. Nachfolgende Stelle aus einer Schilderung des Handels zu Tauris in der Revue de l'Orient gewährt eine ziemlich deutliche Einsicht in die Art wie er betrieben wird. „Zwei Dritttheile der englischen und andern Waaren, welche von Konstantinopel nach Tauris gehen, werden durch persische in ersterer Stadt seit langen Jahren angesiedelte Kaufleute abgesandt, welche meist nur Associés oder Geschäftsführer von acht oder zehn Kaufleuten in Tauris sind. Die einen, wie die andern sind unredliche, gewissenlose Menschen, die ihre Verbindlichkeiten schlecht erfüllen und oft den Sturz guter Häuser in Konstantinopel veranlaßten, was sie nicht hindert, fortwährend großen Credit zu begehren, den man ihnen nicht immer verweigert. Sie haben im allgemeinen wenig Capitalien, wissen aber das Wenige so klug zu benützen, daß sie oft die schlauesten griechischen, europäischen oder jüdischen Kaufleute hintergehen. Namentlich der Umstand, daß die

*) Jetzt nach der Entwerthung der persischen Goldmünzen ungefähr so viel als ein Ducaten; früher rechnete man den Toman zu 7½ fl. etwa.

**) Die Angaben wechseln hierüber sehr. Ein Correspondent der Revue de l'Orient schätzt die Einfuhr russischer Waaren auf nicht weniger als 100,000 T. an; die Russen selbst sind bescheidener, und führen z. B. für das Jahr 1843 wenig mehr als den zehnten Theil auf, nämlich 108,348 R. A.; darunter sind die zwei bedeutendsten Items für 23,348 R. A. Nanking und für 15,000 R. A. Wachslichter. Aber auch die Angabe der englischen Waaren ist wenigstens für dieß Jahr 1843 geringer, als die oben angegebene, denn die russischen Berichte (s. Journal für Manufacturen und Handel, Januar und Februar 1841 p. 226) führen nur 3,239,128 R. A. oder wenig über 300,000 Tomans auf statt der obigen 2 Mill. an. Freilich ist darunter wahrscheinlich nicht alles begriffen, und die durch Russen eingeführten Waaren aus Konstantinopel begreifen sicherlich viele englische.

***) Die Hauptorte Persiens, wo Weberei getrieben wird, sind Yezd und Jesdan; beide erhalten englischen Twist aus Bombay und noch vor kurzem wurde aus der Zettel aus englischem Garne gemacht, der Einschlag aber aus einheimischem Handgespinnst; auch dieß nimmt zusehends ab.

Zahlungen der Perser gewöhnlich in Ducaten oder Tomans geschehen, wodurch man allen Verlusten, die aus den täglichen Schwankungen der elenden türkischen Münze entspringen, entgeht, macht es gewissermaaßen nothwendig, den Persern Vertrauen zu schenken. Aber im J. 1837 sah man sich in Folge der Handelskrise, die mehr oder minder alle Handelshäuser Konstantinopels erschütterte, und durch die zahlreichen betrügerischen Bankerotte der Perser genöthigt, ihnen alles Vertrauen zu entziehen, und zwei Jahre lang lebten sie in Konstantinopel in gänzlicher Mißachtung." Den Commentar zu diesen Worten liefert eine von dem oben erwähnten russischen Journal mitgetheilte Tabelle über die Einfuhr von Tauris seit dem Jahre 1833. In den Jahren 1833 bis 1836 wurden eingeführt 15, 18, 33 und 40 Mill., und hievon durch persische Kaufleute 13, 15, 28 und 33½ Mill. R. A. Da brach die Krise aus, die Einfuhr sank gleich im nächsten Jahre auf nicht ganz 13 Mill., wovon die persischen Kaufleute nur 2 Mill. einführten. Seit dieser Zeit hat sich die Einfuhr wahrscheinlich wegen der Unfähigkeit Persiens, Zahlung zu leisten, nie mehr auf den vorigen Stand erhoben, und in den sechs Jahren von 1838 bis 1843 betrug die Einfuhr durchschnittlich nur 9 Millionen, während sie in den Jahren 1833/36 über 27 Mill. betragen hatte, ein deutlicher Beweis, daß die Consumtions-, d. h. Zahlungsfähigkeit Persiens in der Abnahme begriffen ist. Ein anderer für den Gang der Verhältnisse bedeutsamer Umstand ist der, daß der Handel immer mehr in die Hände russischer Unterthanen übergeht. Die Einfuhr in Tauris durch persische Kaufleute ist seit dem J. 1838 allmählich von 6,720,000 R. A. auf 2 Mill., die Einfuhr durch Fremde von mehr als 2 Mill. auf weniger wie 200,000 gefallen; die ganze Handelsthätigkeit ist an russische Kaufleute übergegangen, welche wenigstens vier Fünftheile der Einfuhr in Nordpersien vermitteln. Der Hauptgrund hievon liegt wohl in dem kräftigen Schutz, welchen die russischen Kaufleute bei Eintreibung ihrer Ausstände von Seiten der russischen Consulate finden, und wie es scheint, sind zu dem Ende auch einige armenische Häuser, namentlich das bedeutende Haus Kalli, besonders begünstigt worden. Letzteres Haus erweckte anfänglich unter den Handelsleuten in Tauris so großen Verdruß, daß sie sich verabredeten, mit demselben gar keine Geschäfte zu machen; aber dieser Widerstand dauerte nicht lange, denn das Haus Kalli war durch seine Capitalien, die man auf 4 Mill. R. A. berechnete, im Stande, den kleinen Handelsleuten, die im Lande herumreisen und am meisten Waaren absetzen, größere Vortheile zu gewähren, und seit dieser Zeit ist das Uebergewicht der russischen Handelsleute in Tauris völlig entschieden.

Eine Procession und ein Kloster in Südamerika. *)

In mancher Hinsicht ist Bogota eine der interessantesten Städte von Südamerika. In der Woche auf Palmsonntag finden große Processionen auf den Straßen statt. Die Geistlichkeit ist bemüht, diese heiligen Umzüge so pomphaft und glänzend als möglich zu machen, und wird darin von der Regierung unterstützt, die es für zweckmäßig hält, durch Prunk und Schauspiele dieser Art einige Abwechslung in das ermüdende Einerlei des Volkslebens zu bringen. Die jeweiligen Alcalden müssen die Kosten von allem tragen, was der Priester aus den Mitteln der Kirche nicht zu der Procession liefern kann; daher findet die Regierung nicht leicht Personen, die sich bereitwillig zeigen diese Stellen anzunehmen. Von einem Balcon sah ich einst eine solche Procession mit an. Jeder Heilige stand in Lebensgröße aus Wachs bossirt, mit einer großen Perrücke von Flachs und einer oft sehr unheiligen Kleidung auf einer Art von Tragsessel, der mit künstlichen Blumen und seidenen Stickereien geziert war und von acht bis zehn schwarzgekleideten, maskirten Männern getragen wurde. Die Last ihrer Bürde nöthigt die Träger zuweilen auszuruhen, die Procession hält dann still und der Tragsessel wird auf kleine Stühle mit eisernen Haken niedergesetzt. Da alle Kirchen und Klöster ihre heiligen Schutzpatrone haben, so wetteifern Priester, Mönche und Nonnen miteinander, den übrigen zu diesen feierlichen Aufzügen so stattlich als möglich zu schmücken, und das Volk wendet oft einen Theil seines sauer verdienten Taglohns an eine solche Procession, denn in Bogota stehen Katholicismus und alles, was darauf Bezug hat, in schönster Blüthe.

Der Procession, welche ich mit ansah, wohnten der Vicepräsident der Republik Columbia, die Minister, Generale, Richter und andere hohe Staatsbeamten bei, die alle große Wachslichter trugen; alle knieten in Demuth auf den harten Steinen vor der Jungfrau Maria und dem Christuskinde, die auf einem kostbaren Wagen aufgestellt waren. Eine Schaar von wohlgenährten Mönchen, Stiftsherren, Chorsängern und Priestern, die alle mit einem großen Wachslichte versehen waren, folgten dem Zuge, und Soldaten zu Fuß und zu Pferde nebst Haufen des staunenden Volkes bildeten den Nachtrab. Unter der einherziehenden Menge waren, in gewissen Entfernungen, Musikantentruppen aufgestellt. Auch werden Kinder aus vornehmen Häusern als Engel gekleidet, um bei den Processionen die Diener der Heiligen vorzustellen. Ich sprach einen General, als er gerade von der Procession zurückgekehrt war, bei der er die Ehre gehabt hatte, die Fahne eines Heiligen zu tragen. Er klagte über Hitze, Durst, Ermüdung, und war der Meinung, daß ungeachtet der vielen geistigen und geistlichen Genüsse eine kleine körperliche Erquickung und Erfrischung nicht überflüssig seyn würde.

Am Abend war die ganze Kathedralkirche mit allen andern Kirchen und Klöstern aufs schönste und prächtigste mit Wachslichtern erleuchtet. Das Altarstück der Kathedrale, an dem unzählige Kerzen flimmerten, gewährte, wenn man sich ihm von der gegenüber befindlichen Pforte nahte, einen vorzüglich imposanten und prächtigen Anblick, und der Glanz, der von den vielen goldenen und silbernen Verzierungen und den von den Nonnen schöngestickten kostbaren Sammetgewändern der Heiligen zurückstrahlte, in deren Mitte sich die Jungfrau mit dem Christuskinde befand, blendete fast das Auge.

Vor dem Altar knieten Andächtige aus allen Ständen und beteten. In einem andern Theil der Kirche erblickte ich einen Mann und eine Frau auf den Knien, die ihre Arme in der Biegung eines rechten Winkels emporhielten. Auf meine Nachfrage sagte man mir, daß es Büßende seyen, die zur Strafe für ihre Sünden anderthalb bis zwei Stunden unbeweglich in dieser Stellung bleiben müßten; ich dachte an die Anachoreten, an die Säulenheiligen der thebaischen Wüste, den Gründern des Mönchswesens. Bei dieser Art von Kasteiung werden

*) Aus den Reiseskizzen eines deutschen Touristen (Obeist Hamilton).

viele vor Entkräftung ohnmächtig; ein Fall dieser Art war erst kürzlich in der Kathedrale von Bogota vorgekommen; man mußte den armen, von Pönitenz und Zerknirschung überwältigten Menschen hinaus in die frische Luft bringen, damit er wieder sein Bewußtseyn erhielte. Ein anderer, den ich sah, büßte durch Selbstgeißelung seine Sünden. Es schien sich indessen etwas umzusehen und in Acht zu nehmen, nicht zu stark zu schlagen, wiewohl man aus seinem Wimmern und Klagen hätte schließen sollen, daß er unter den harten Züchtigungen fast erliegen müsse.

Man sieht in Bogota zuweilen Frauenzimmer im Klostergewande auf den Straßen umhergehen, die zu keinem geistlichen Orden gehören und Gebenedeite (beatas) genannt werden. Ich habe nie den Grund erfahren können, warum sie diese Kleidung tragen, nur so viel, daß sie verpflichtet seyen, es zu thun. Auch einige der hübschesten Mädchen, die in ihrem ganzen Wesen eben nicht viel Sprödigkeit verriethen, habe ich in dieser Tracht gesehen.

Während der heiligen Woche strömt eine große Menge von allen Seiten nach den Kirchen hin, besonders in die Vespern; viele sagen beim Gehen ihre Gebete laut her. Auch aus den benachbarten Dörfern kommen viele Landleute und bekehrte Indianer in die Stadt, um in der Kathedrale zu beten.

Nach den Osterfeiertagen besuchten wir das Franciscanerkloster in Bogota. Es ist ein Gebäude von ungeheuerem Umfange, selbst in Spanien erinnere ich mich nicht ein so großes Kloster gesehen zu haben. Dennoch versicherte uns der wackere Pater, der uns eingeführt hatte, daß das Franciscanerkloster in Quito hierin an Größe noch weit übertreffe. Wir brachten fast zwei Stunden mit der Besichtigung der Zimmer, Capellen, Bücherschätze, der Verpflegungsanstalt für Kranke, der Apotheke, der Küche, des Speisesaals und anderer Gemächer zu; alles schien uns von einer guten Ordnung und zweckmäßigen Einrichtung zu zeugen. Auch ließ man Zimmer zu warmen und kalten Bädern einrichten, was für diesen Ort, wo sich die Franciscaner mit der Wartung der Kranken beschäftigen, gewiß sehr passend war. Eine Gallerie, die zu einem großen viereckigen Gemach führt, ist mit Oelgemälden ausgeschmückt, von denen die zu unterst hängenden die Geschichte des heiligen Franz von Assisi vorstellen. Ueber denselben hängen die Bildnisse berühmter Männer aus dem Franciscanerorden, unter denen sich mehrere Cardinäle und fünf Päpste befinden. Vorzüglich gut hinsichtlich der Farbe und Vollendung ist das Porträt Ganganelli's.

Wir sahen hier auch mehrere Stücke von einem Maler, Namens Vasquez, der aus Bogota selbst gebürtig war und als der Murillo von Neuspanien betrachtet werden kann. Eine Madonna mit dem Christuskinde und ein heiliger Antonius von ihm sind vortrefflich gelungene Gemälde. Die Anmuth und Zartheit in dem Angesichte der heiligen Jungfrau und das unschuldige Lächeln des Kindes erregten unsere höchste Bewunderung; die Farbengebung ist herrlich, und in der Composition des Ganzen herrscht Würde und Wahrheit. Vasquez hatte sich in Italien aufgehalten, um daselbst die Werke der großen Meister zu studieren. Ein Porträt des damaligen Papstes, welches er malte, fiel so zu dessen Zufriedenheit aus, daß Se. Heiligkeit dem erprobten Künstler der neuen Welt einen kostbaren, mit Diamanten besetzten Ring, in den des Papstes Bildniß in Miniatur gefaßt war, zum Geschenk machte. In den Kirchen und Klöstern Bogota's befinden sich viele Gemälde von Vasquez, die meisten in einer kleinen Kirche, die nicht weit von der Kathedrale liegt. Zu bedauern ist es, daß viele der schönsten Stücke sehr dadurch verlieren, daß sie in einem höchst unvortheilhaften Lichte hängen. Wenn man bedenkt, daß Vasquez in einem Lande und zu einer Zeit lebte (seine Blüthezeit fällt in den Anfang des 18ten Jahrhunderts), wo seine Kunst so wenig geschätzt und belohnt wurde, so muß man die Vollkommenheit, zu der er es brachte, noch mehr bewundern, und anerkennen, daß er ein eminentes Genie gewesen.

In dem Kloster zeigte man uns auch die Zelle eines Mönchs, der einst Vicekönig von Neugranada gewesen war und als solcher mehrere Jahre in fürstlichem Glanze zu Bogota gelebt hatte, bis er endlich, der Eitelkeit der Welt müde, seiner hohen Würde entsagte und die Mauern dieses Franciscanerklosters zu seinem Zufluchtsorte wählte, wo er, wie weiland Karl V, sein Leben in der Einsamkeit beschloß.

Die Franciscaner gehören zwar zu den Bettelorden und dürfen weder Häuser und Ländereien, noch auch anderes Eigenthum besitzen; doch scheinen sie, nach der Corpulenz vieler zu urtheilen, hier in Bogota nicht schlecht zu leben. Als der König von Spanien und seine Verwaltungsbeamten noch die Heeren im Lande waren, hielt ein Franciscanermönch zu Caracs in einem dem Herrn Generalcapitän gehörigen Hause Bank, und einzelne Personen sollen zuweilen in einem Abend 30,000 Dollars an ihn verloren haben. Dieser Mönch, ähnlich dem, welchen Quevedo in seinem Gran Tacaño so meisterhaft schildert, hatte beständig einige Beutel mit 1000 Dublonen in den Händen, die, wie man sieht, nicht immer zum Gebete gefaltet waren. Man nannte mir den Namen dieses Gottesmannes, er ist aber meinem Gedächtnisse entschwunden. Dieser Mensch teilte sein Wesen zu der Zeit, wo der Friedensfürst in Spanien regierte und alle Stellen käuflich waren. Zu dem fidelen Mönch von Copmanhurst wäre dieser saubere Bruder Franciscaner kein übles Seitenstück.

Miscellen.

Mademoiselle Taglioni in Amerika. Man scheint in dem sonst so prosaischen und puritanischen Nordamerika so tanz- und kunstlieb geworden zu seyn, als irgendwo in Europa. Das Athenäum vom 26 October berichtet nach französischen Blättern, daß Mlle. Taglioni mit einem New-Yorker Speculanten, Hrn. Trenk, eine Uebereinkunft abgeschlossen habe, durch welche sie sich verpflichtet, ihn nach Amerika zu begleiten, und in allen Staaten und auf allen Theatern, die er bezeichnen wird, aufzutreten. Hr. Trenk zahlt dagegen alle Reise- und andere Ausgaben, theilt dagegen den Ertrag mit ihr, und garantiet ihr zugleich eine Minimumeinnahme von 5000 Pfd. Sterl. (60,000 fl.). Es scheint, daß Moseready's Lorbeern Mlle. Taglioni nicht schlafen lassen, denn ein amerikanisches Blatt berichtet, daß er nach allen Abzügen einen reinen Gewinn von 50 bis 60,000 Dollars gemacht, und solche großentheils in Ohio-Fünfprocents angelegt habe, ein Beweis, daß der Kunstsinn und die amerikanischen Papiere noch nicht so tief stehen, wie die bösen Zungen behaupten wollen.

Einfluß des Lichts auf Pflanzen. Ein Hr. Hunt hat über diesen Gegenstand eine kleine Schrift herausgegeben, worin er nachweisen will, was der Einfluß isolirter Lichtstrahlen auf junge Pflanzen gewesen; unter gelben Lichtstrahlen starben sie in wenigen Tagen, unter dem Einfluß des grünen Lichts starben sie langsam hin, nur unter dem Einfluß der rothen und blauen Strahlen war die Vegetation kräftig. (Echo du Monde Savant vom 27 October.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 313.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

8 November 1844.

Smyths Reise von Lima nach Para.

Abfahrt von Sarayacu. — Der Marañon.

Die Zeit unserer Abreise war endlich gekommen, der Padre hatte seine Ladung von Sarsaparilla, Tucuya (Baumwollenzeug) und Manteca (Schildkrötenöl), die er nach San Pablo senden wollte, vollendet, und wir überließen ihm alle die mitgebrachten Schmucksachen und andere Tauschgegenstände, wofür er uns Sarsaparilla und Tucuya gab; wir glaubten anfangs schlechte Geschäfte gemacht zu haben, fanden aber nachher, daß wir uns eben nicht zu beklagen hatten. Unsere Vorräthe waren gut untergebracht an Bord unserer Gorratea, welche 45′ lang und an ihrem breitesten Theile 6′ breit war. Unsere Schiffsmannschaft bestand aus eilf Mann und einem Knaben, nebst dem Neffen des Padre, der uns als Dolmetscher und zugleich als Supercargo die Waaren seines Oheims begleitete.

Unsere Freunde, Mojor Beltran und Lieutenant Azevedo, trennten sich hier von uns, um über Moyobamba, Chachapoyas und Trucillo nach Lima zurückzukehren. Der Padre sollte sie bis Yurimaguas am Huallaga begleiten, wohin er alle Jahre zwei- oder dreimal ging, um Beichte zu hören. Um halb zehn Uhr schifften wir uns ein: Schaaren von Indianern saßen am Ufer, bewachten jede unserer Bewegungen, und zerbrachen sich wahrscheinlich die Köpfe nicht wenig darüber, was uns wohl zu ihnen geführt habe, und in welchen Theil der Welt wir uns begeben würden. Unsere Ruderer waren lustigen Muthes, und als wir abstießen, begrüßte uns ein allgemeiner Zuruf der am Ufer versammelten Indianer. Auf dem bald erreichten Hauptstrom des Ucayale fuhren wir zehn Leguas weit nach Tierra blanca hinab, wo wir um halb sechs Uhr ankamen. Es ist ein kleiner Ort von vierzehn oder fünfzehn Häusern und steht auf sumpfigem Boden. Am folgenden Tage kamen vier Canoes und eine Balsa (Floß), welche die Ausfuhrwaaren des Padre an Bord hatten. Da die Balsa sehr schlecht gebaut war, mußten wir uns zwei Tage hier aufhalten, und konnten erst am 9 März wieder aufbrechen.

An diesem und den folgenden zwei Tagen kamen wir an mehreren Höfen der Conibos und Setebos vorüber und hielten an einigen an, theils um zu übernachten, theils unsern Vorrath von Schildkröten zu vermehren; allenthalben wurden wir freundlich empfangen. Am 12 landeten wir Nachts auf der Insel Sacarata, welche von zehn Personen vom Piros-Stamm bewohnt war, die von Santa Rosa, einer Stadt am Ucayale oberhalb der Einmündung des Apurimac, hieher gewandert waren. Wir bemühten uns ungemein, von diesen Leuten einige Nachrichten über die Schifffahrt auf dem Ucayale zu erhalten, aber nur Einer unserer Indianer verstand ihre Sprache, und die Schwierigkeit einer doppelten Dolmetschung, und durch solche Dolmetscher, war so groß, daß wir nichts Verlässiges herausbringen konnten. Am 13 erreichten wir Teptea Nueva, nach Sarayacu der größte Ort, den wir am Ucayale gesehen hatten; er enthielt etwa 200 Einwohner. Am 14 kamen wir an der Mündung des Tapiche vorüber, der aus dem Lande der Mayorunas auf der Ostseite des Ucayale herunterkommt. Wir wünschten zu landen, um die Lage des Platzes durch astronomische Beobachtungen zu bestimmen, aber unsere Ruderer fürchteten sich so sehr vor den Mayorunas, daß sie es uns durchaus nicht gestatten wollten, und auch nicht am Ufer schlafen ließen. So setzten wir denn unsere Fahrt die ganze Nacht fort, und erreichten etwa um fünf Uhr Morgens den Marañon.

Der erste Anblick dieses majestätischen Stromes machte einen starken Eindruck auf uns, denn er ist am Vereinigungspunkt mindestens um die Hälfte breiter als der Ucayale. Die Ufer des letztern sind nahe an der Mündung nieder und sumpfig, aber das entgegengesetzte Ufer des Marañon ist hoch und schön mit Bäumen geziert, die einen fortlaufenden Wald bilden, so weit das Auge reichen kann. Die Entfernung von Sarayacu nach dem Laufe des Ucayale, welcher stark gewunden ist, beträgt 279 (englische) Meilen, in gerader Richtung aber, welche nordöstlich ist, nur 158 Meilen. Seine Breite wechselt ungemein, denn an der einen Stelle ist er wohl eine halbe bis Dreiviertelstunden, an andern nicht über eine Viertelstunde breit. Sein Lauf beträgt drei bis vier englische Meilen in der Stunde, und die Tiefe im Hauptstrom ist durchschnittlich 12 Faden;

Digitized by Google

Tiefe und Breite aber wechseln nach den Jahreszeiten bedeutend; wädeend unseeee Fahet waren sie am geößten. Es finden sich viele Inseln, von denen in der teockenen Jaheeszeit viele mit dem festen Lande verbunden seyn mögen. Hinderniſſe in dee Schiffahet sind keine vorhanden, außer hie und da schwimmende Bäume, denen man leicht ausweicht. Die Insel Omaguas, nahezu eine Stunde lang und über 400 Schritte breit, liegt der Mündung des Ucayale gegenüber.

Wie gedachten die Nacht zu Nauta zuzubeingen, einem Ort am Noedufer des Marañon, nahezu zwei Stunden oberhalb der Einmündung des Ucayale. Wir eudeeten deßhalb stromaufwärts, indem wie uns an das südliche Ufer hielten, und kamen endlich Nauta gegenüber an eine Stelle, wa der Strom volle 4000 Fuß beeit ist und mit einee Schnelligkeit von viertheld (englischen) Meilen in der Stunde dahinfließt. Nauta ist ein bedeutendee, erst seit 1830 begeündeter Ort, wo Cocamas aus La Laguna angesiedelt sind. Die Einwohnee, 600 an dee Zahl, sind Chriſten und haben eine Kirche. Jhre Hauptbeschäftigung ist der Fang und das Einsalzen des Gamitanafisches,*) und sie gelten füe gute Schiffer. Wir landeten am Hause des Gouaeeneues Don Ramon Enriquez, dee abee geeade in der Kirche war und Messe las, da kein Priester hiee ist. Gleich nachdem der Gottesdienst vorüber wae, kam er, um unseee Päſſe zu untersuchen, und sagte, er habe Befedl von Moyobamba, uns jeden möglichen Beistand zu leisten, den wir glücklicherweise nicht nöthig hatten. Ee trug weder Schuhe noch Strümpfe, empfing uns abee sehr höflich, und gewädete uns ein Unteekommen füe die Nacht. Unsere Indianee zogen aus mit Bogen, Pfeilen und Eerbatanas (Blaseröhren), um sich Wildpeet zu verschaffen, wie sie dieß jeder Zeit tdaten, wenn wir frühzeitig genug iegendwa andielten; nie verfedlten sie Wildpeet mitzubeingen, als Affen, Schweine, Vögel ꝛc., denn sie essen fast alles, was Leben hat.

Wie deachen am folgenden Morgen nach Omaguas auf, das, den Windungen des Stromes nach geeechnet, 26 Meilen tiefer unten lag, und kamen diee Nachmittags um zwei Uhe an. Der Oet liegt unsern Berechnungen nach unter 4° 26′ S. B. und 73° 48′ W. L. v. Gr., etwa 60 Fuß übee dem Flusse auf einem trockenen gesunden Striche. Die Biegung des Flusses bildet hier eine gute Bay, wo Schiffe ungestöet vor der Steömung liegen können. Die Lage scheint sehr gut gewählt zu einer Verbindung mit dem Ucayale und den obeen Theilen des Maeañon. Der Ort ist einigeemaßen regelmäßig gebaut, und hat eine Plaza, so wie eine Kieche, in der abee nicht mehr als sechsmal im Jahre Messe gelesen wied, wenn der Priester von San Regis zu dem Ende heeabkammt. Die Einwahnee sind eine schönere Race, als wir bis jetzt eine gesehen hatten. Jhre Hauptbeschäftigung ist der Fang des Gamitana, den sie mit Salz aus den Beegen van Chasuta einsalzen. Die Zahl der Einwahnee beteägt etwa 600.

*) Dieß ist der einzige Fisch, welchee in diesen Gegenden eingesalzen wird; er hat eine Länge von 6 bis 7 Fuß, wird aber in dem Weeke nicht näher beschrieben.

Am Moegen des 17ten verließen wir Omaguas, und erreichten spät Abends Jquitas, das auf der Nachseite des Maraſion liegt, etwas oberhalb an einem Aeme des Nanay. Die Entfernung von Omaguas ist 39 Meilen und der Lauf des Stroms nordöstlich. Das Doef ist klein und hat nur etwa 60 Einwohner, denn der größte Theil des Stamms ledt 20 Tageeisen oberhalb am Nanay und besucht selten die Ufee des Maraſion wegen der Moskitos, die ihnen, da sie nackt gehen, uneeteäglich sind. Als wir landeten, regnete es heftig, und wie hatten Müde an den Baumstämmen, die statt der Treppen am abschüssigen Ufer angelegt waren, hinaufzuklettern, da der Regen sie sehe schlüpfeig gemacht hatte. Wir gingen zueest auf eine Hütte zu, welche man das Quaetiee (quartel) nannte, die aber, weil seit langer Zeit kein Mensch darin gewahnt hatte, so vall von Jnsecten war, daß wir erst ein Feuee anmachen und diese hinaustreiben mußten, ehe wir daselbst bleiben konnten.

Manite, auf dee Südseite des Marañon, wae unser Ruheplatz am 18 März; es ist 34 Meilen von Jquitos in noedöstliche Richtung entfeent, und desteht bloß aus einigen Hütten, welche einigen Jndianern van Oean gehörten, den Vorläufern ihees Stammes, dessen Absicht war, wegen der niedrigen und ungesunden Lage von Oran hiehee zu wandern. Wir fragten, ob sie sich nicht vor ideen Nachbaen, den Mayorunas, füechteten, sie sagten abee dee Stamm komme nie bis an die Ufer des Maeañan heead. Am 19ten kamen wir an der Mündung des Napo vorüber, ohne es, da eine Jnsel voelag, eher zu bemeeken, als bis wie unterhalb deeselben waren; der Strom ist etwa 50 Faden beeit, und wie sahen mehreee Baumstämme herabschwimmen. Unser Steuemann, dee mit dem Padre Plaza denselben hinaufgefahren war nach Quito, sagte uns, in der trockenen Jahreszeit sey derselbe vall Untiefen, über welche man die Kähne hatte hinaufzieben müssen, in der Regenzeit aber sey die Schiffahet sehr leicht. Der Steam führet etwas Gold heeab, und es sind Anstalten da, um es zu sammeln, der Haupthandel ist aber mit Sarsapaeilla, das gegen das Salz von Huallaga ausgetauscht wird. Wir hielten auf unserer Fahet einen Augenblick zu Oean an, und erreichten spat Abends Pedas, einem Ort am Nordufer, fast östlich von der Mündung des Napo mit einee ärmlichen Bevölkerung aon 200 Seelen. Die Kohlen, welche ein früheeee Reisendee hier gesehen haben wollte, sind nichts als ein dunkelblauer Thon.

Am 20sten fuheen wir nach Cochiquinas in etwas südöstlicher Richtung, und bemerkten um 3 Uhr Nachmittags eine sehe schwaeze Wolke gegen Nordosten. Unsere Ruderer erkannten sogleich daß einee der fuechtbaren Windstäße, die auf dem Maraſion so hanfig sind, bevoestehe; sie fudeen alsbald nach dem Südufer, wahrend wir in sie drangen, hach nach der Wetterseite umzulenken, da wir doet Obdach finden könnten, allein sie füechteten sich doet mehr vor den Bäumen, welche über ihe Fahrzeug hereingeschmetteet weeden könnten, als aor den Wellen am entgegengesetzten Ufer, und wir mußten uns iheer Ansicht unterwerfen. Den Regen sahen wie in Strömen herabgießen aus dee Wolke, durch welche hie und

Digitized by Google

da heftige Blitze zuckten, und wir fingen an den Donner rollen zu hören. Auf dem Strome herrschte noch eine Todtenstille, bis mit Einemmal ein furchtbares Krachen im Wald ankündigte, daß der Sturm da sey; unsere Leute ruderten mit aller Macht, konnten aber doch das Ufer nicht erreichen, ehe der Sturm uns befiel und mit Gewalt in das Schilfbett am Ufer des Flusses hineintrieb. Die Wellen brachen trotz des Schutzes, den das Schilf gewährte, über die Seiten herein, und es bedurfte aller Anstrengung, um das Wasser auszuschöpfen, daß das Fahrzeug nicht sinke. In einer Viertelstunde war der Sturm vorüber, die Sonne schien glänzend, und wir hatten eine prachtige Fahrt nach Cachiquinas, einem Dorf auf der Südseite des Stroms von etwa 120 Seelen, Auswanderer aus Moyabamba und einige civilisirte Mayorunas.

In den drei folgenden Tagen setzten wir unsere Fahrt weiter fort, ohne daß uns etwas Besonderes aufgestoßen wäre. Die Ufer des Marañon sind vom Ucayale bis zum Rio Negro im allgemeinen niedrig, und bieten, außer da, wo sie durch Einmündungen von Flüssen unterbrochen sind, eine fortlaufende Masse von Waldbäumen dar, die durch Schlingpflanzen wie zu einer Wand verbunden sind. Dieser Anblick ist im Anfang höchst interessant, aber wenn der Reiz der Neuheit vorüber ist, wird er durch die Monotonie langweilig. Am 24 März kamen wir endlich Morgens um 11 Uhr nach Tabatinga, der Gränzstadt des brasilischen Gebiets am Nordufer des Marañon. Hier ist ein Fort, das aber ganz in Trümmern liegt, und vier metallene Kanonen ohne Lafletten. Die Bevölkerung besteht aus Ticuna-Indianern, deren Anzahl aber stark wechselt, denn bald sind es 600, bald nur 400, da diese Indianer unaufhörlich umherwandern. Es befindet sich eine Kirche hier und ein Gemeindehaus, in welchem der Comandante wohnt, der sehr streng darauf hält, daß kein Schiff vorüberfahrt, ohne anzuhalten und mit ihm zu verkehren. Das ware bald einigen von unsern Begleitern schlecht bekommen, denn die Balsa mit den Waaren des Padre trieb den Strom hinab und kam im Abenddunkel dem Fort gegenüber; man rief sie an und befahl ihnen beizulegen, da aber die Indianer auf dem Floß so wenig portugiesisch verstanden, als die Schildwache die Landsprache, so achteten sie nicht darauf, und hatten auch, wenn sie die Aufforderung verstanden hatten, nicht darauf achten können, denn sie waren durchaus nicht im Stande, den Floß ans Ufer zu bringen. Die Folge war, daß mehrere Schüsse auf sie abgefeuert wurden, von denen zum Glück keiner traf, und der Strom hatte sie bald außer dem Bereich der portugiesischen Musketen gebracht.

(Fortsetzung folgt.)

Fahrt auf dem rothen Meere.

(Nach Will. Huntee.)

Die Matrosen theilten unter den Negerpilgern, die sich miteinander um Plätze stritten, tüchtige Schläge aus. Des Abends gingen wir unter Segel und ankerten nach Mitternacht bei einem alten Waarthurme, der auf Befehl des berühmten Chalifen Almonsor erbaut wurde. Von Klippen und Korallenbänken wimmelt dieses Meer, weßhalb Schiffer nicht vorsichtig genug seyn können.

Nach Sonnenaufgang fuhren wir ruhig ab. In allen Häfen des rothen Meeres ist es Sitte, um diese Zeit abzusegeln und Nachmittags in einem Hafen vor Anker zu gehen. Nie weichen die Seeleute von dieser Gewohnheit ab, als bis sie genöthigt sind, nach dem gegenüberliegenden Ufer zu steuern. Die Unwissenheit der Araber in der Schiffahrtskunde zwingt sie auf diesem gefährlichen Meere sich mit großer Vorsicht zu benehmen. Da sie sich ihres Mangels an nautischen Kenntnissen bewußt sind und die Unzulänglichkeit ihrer Fahrzeuge kennen, so vermeiden sie die offene See oder einen widrigen Wind. Die kleinern Schiffe haben weder Loth noch Compasse an Bord, oder wenn sie ja dergleichen haben, machen sie doch nie viel Gebrauch davon. Der Plan unseres Capitäns ging dahin, am Ufer bis Dschebel Mokna hinzufahren. Dieß ist die gewöhnliche Straße der Schiffe, welche von Suakin nach Dschidda segeln. Schiffe, welche von Suakin nach Mokha bestimmt sind, fahren gen Süden längs der afrikanischen Küste hin und gehen jeden Abend in einem Hafen vor Anker, bis sie Massaua erreichen, von wo sie nach der arabischen Küste übersegeln. In dem nördlichen Theil des rothen Meeres fahren die Schiffe, welche von Kosseir nach Dschidda bestimmt sind, nach dem nächsten Punkt der gegenüberliegenden Küste und segeln am Ufer fort bis zu dem Ort ihrer Bestimmung. Diese Küstenreisen sind vorzüglich für die Sklavenschiffe von Suakin nothwendig, weil diese gewöhnlich so voll von Passagieren und Sklaven sind, daß sie täglich einen ansehnlichen Wasservorrath einnehmen müssen.

Wir fuhren an dem mit einer Kuppel geschmückten Grabmal des Scheik Beegud vorbei, den die moslemitischen Matrosen als den Schutzpatron der Seefahrer verehren. Dann erblickten wir eine große Menge Delphine, welche von derselben Größe und Gestalt waren wie die, welche man häufig in der Nähe der Nilmündungen zu Gesicht bekommt; die Matrosen wollten mir nicht gestatten, mit einer Lanze nach ihnen zu werfen; verwundet man einen, so glauben sie, daß die Reise von Unglück begleitet seyn werde.

Die Bucht von Goyn ist einer der besten Ankerplätze an dieser Küste, und selbst große Schiffe können bei stürmischem Wetter hier eine Zuflucht finden. Der ganze Strand ist mit bunten Muscheln bedeckt, und zwischen den Korallenfelsen im Wasser schwimmen unzählige Fische von mancherlei Gestalt und Farbe. Unter den verkohlten Schalen sah ich auch die schöne Hummermuschel; hier ist reiche, interessante Ausbeute für Geologen. Ein Trupp Beduinen vom Stamm Ammeer kam an den Strand, um uns fette Schafe, Schellfische, gesalzene Fische und einige Hasen zu verkaufen und von dem Schiffsherrn die gewöhnlichen Geschenke in Empfang zu nehmen. Diese Leute verstanden nicht viel von der ächten arabischen Sprache.

Ein guter Wind brachte uns nach der Bucht von Deenes, wo wir vor Anker gingen, weil wir wußten, daß sich ein reichhaltiger Brunnen in der Nähe befände. Die guten Negerpilger begaben sich alsbald dahin und füllten da ihre Schläuche, und nach ihrer Rückkunft zwang sie der Capitän zum zweitenmal die Brunnen zu besuchen, um für die ganze Schiffsgenossenschaft einen hinlänglichen Wasservorrath zu besorgen. Diese armen Leute wurden bei jeder Gelegenheit mißhandelt, obgleich nicht ein einziger von ihnen seine Ueberfahrt der Mildthätigkeit des Capitäns zu verdanken hatte; die übermüthigen Passagiere von Suakin wagen sie Schiffsarbeit zu verrichten, während sie sich niedergesetzt

hatten, um gemächlich ihre Pfeifen zu rauchen. Auch wurden den armen schwarzen Pilgern aus Sudan von dem rohen Schiffsvolk das Wasser und die Lebensmittel gestohlen, und beklagten sie sich hierüber, so verhöhnte man sie. Die Kaufleute hatten jeden Morgen und Abend frisches Durrabrod, das man in einem kleinen Ofen auf dem Vordertheil des Schiffes zu backen pflegte; die armen Neger hingegen, denen man nicht gestattete, von dem Ofen Gebrauch zu machen, fasteten den ganzen Tag, bis sie sich ihr frugales Abendmahl am Ufer kochen konnten. Ehe sie sich in Suakin einschiffen, sind sie einer andern Unannehmlichkeit ausgesetzt; da man nämlich weiß, daß viele schwarze Kaufleute ihre Sklaven als Pilger verkleiden, um nicht den Leibzoll für sie zahlen zu müssen, so hat dieß der Aga zum Vorwand benutzt, Zölle von freigebornen Pilgern zu erheben, indem er behauptet, es seyen maskirte Sklaven. Auf diese Weise läßt er sich von jedem zwei Dollars zahlen, obgleich sie das Gegentheil zu beweisen im Stande sind.

Wir fuhren an einem zerstörten Castell vorbei, dessen malerische, von der Abendsonne beleuchtete Ruinen einen eigenthümlichen Anblick gewährten. Ein ehemaliger Pascha von Suakin soll diese Veste mit ihrem Thurm erbaut und einen Harem auserlesener Schönheiten daselbst gehabt haben. Die umliegenden Thäler sind mit zahlreichen Palmbäumen versehen, und man erblickt daselbst merkwürdige Ueberreste von alten Gebäuden und Felshöhlen.

Wir liefen in die Bucht von Hedscha ein; die Einfahrt ist bequem und der Ankerplatz geräumig. Wir eröffneten bald einen Markt mit einigen Beduinen, die uns vortreffliches Wasser brachten. Sie waren vom Stamm Kubab und leben an den Bergabhängen und am Strande in Zelten von schwarzen Ziegenhaaren. Das Zelt des Scheik war dicht an der Seite des Grabes seines Großvaters, der bei dem Stamm in großem Ansehen gestanden hatte. Des Abends kamen große Heerden Kamele, Schafe und Ziegen nach der Bucht hernatergelaufen, um aus einigen von Bäumen beschatteten Quellen dicht an der See ihren Durst zu stillen. In den Bergen gibt es Behälter von Regenwasser, allein diese Beduinen scheinen an das Wasser der Quellen gewöhnt zu seyn, und geben sich keine Mühe, süßes Wasser aus einer solchen Entfernung zu holen.

Als die Kamele sich satt gesoffen hatten molken sie ihre Eigenthümer, und man that die Milch in große Gefäße aus dichtgeflochtenem Schilf. Wir hatten insgesammt eine Quantität Durra und Tabak mitgebracht, die besten Tauschmittel auf dieser Küste. Wir thaten neben jedes Milchgefäß so viel von dem einen oder dem andern, als wir zu geben für gut fanden; so lange wir aber nicht so viel hingelegt hatten, als der Beduine haben wollte, befahl er uns fortwährend ganz naiv und trocken uns fortzupacken. Sie wollten durchaus von keinem Handeln etwas wissen, sondern wiederholten ihr Kak, Kak, d. h. geh' zum Henker! Bei andern Beduinenstämmen herrscht dieselbe Sitte bei dem Pferdehandel. Der Käufer bestimmt den Preis, und der Eigenthümer, ohne die Summe anzugeben, die er haben will, erwiedert jedes Gebot mit einem gewissen Ausruf, bis der Bietende zu dem Preise kommt, den er in Gedanken bestimmt hat. In der ganzen syrischen Wüste ist dieß der Brauch.

Mehrere von den Kaufleuten und Matrosen aus Suakin fanden hier bei den schwarzen Beduinenzelten einige schwarzäugige Freundinnen, und obschon unser Schiffscapitän befohlen hatte, es solle jedermann nach Sonnenuntergang an Bord zurückkehren, so blieben sie doch, von den Reizen dieser arabischen Phrynen gefesselt, am Gestade, und wir vernahmen die ganze Nacht hindurch ihre lärmenden Gesänge. Die Frauen gingen hier unverschleiert und benahmen sich deßhalb frei. Einer der Kaufleute erzählte mir, er habe die Nacht bei einem schönen Mädchen von Schendi zugebracht; das liebe Kind sey hier auf Besuch, denn gleich und gleich geselle sich gern. Für die intimen Gunstbezeugungen und der Liebe ganze Süßigkeit habe er am Morgen der holden Naderin einen ganzen Zuckerhut zum Geschenk gemacht. Von der Munterkeit und den guten Einfällen der Beduinenmädchen konnte er nicht genug erzählen; der wackere Mann schien sich köstlich amusirt zu haben.

Diese Beduinen haben schönes Vieh, und die Menge desselben setzt sie zuweilen den Ueberfällen fremder Feinde aus. Die Bewohner von Dembo kommen gelegentlich in kleinen Barken; sie sind mit Gewehren versehen und rauben das Vieh in der ganzen Gegend. Als Entschuldigung führen sie an, diese Strandbeduinen, die in ganz Arabien berüchtigt seyen, hätten einst mehrere von ihren Landsleuten ermordet, die an dieser Küste Schiffbruch gelitten. Kurz vor unserer Ankunft hatten die Beduinen ein Gefecht mit den Dembawi oder Bewohnern von Dembo gehabt; sie hatten mit Spießen und Schwertern tapfer gekämpft für sich und ihr Vieh.

In den nördlichen Theilen des rothen Meeres ist eine Bucht, die ehedem weit und breit berühmt war wegen der reichen Perlenfischerei, der man hier oblag. Der Capitän unseres Bootes, Seid Mustafa el Dschiddawi, war einmal da gewesen und hatte eine beträchtliche Menge Perlen mit nach Hause gebracht, die ihm nachmals der Statthalter von Dschetta oder Dschidda confiscirte. Er erzählte mir, der Boden der See sey in jener Bucht voll Perlenaustern, und man könne sie leicht auffischen, da das Wasser nicht sehr tief sey.

Ich hatte einen harten Kampf mit einigen Kaufleuten von Suakin, die auf alle mögliche Art die armen Negerpilger maltraitirten. In meinen Bemühungen für das Beste dieser so schmählich behandelten Leute ward ich von einem griechischen Christen unterstützt, der mit uns von Suakin abgesegelt war und dessen Erzählungen mir auf der ganzen Fahrt viel Unterhaltung gewährten. Er war aus Negroponte gebürtig und seines Gewerbes ein Seemann. Er hatte Frankreich und England besucht, wohin ihn der Pascha von Aegypten, in dessen Diensten er früher stand, mit verschiedenen politischen und mercantilischen Aufträgen abgeordnet hatte. Er war zu Suakin gewesen, um eine Schuld von einigen hundert Dollars von einem dortigen Kaufmann einzutreiben. Die Erzählung seiner Reisen in Europa machte mir großes Vergnügen, obwohl der gute Mann sich eine Menge handgreiflicher Lügen hatte aufbinden lassen, denn er gehörte zu den Leichtgläubigen.

Wir mußten einen Leck an unserem Schiff ausbessern, der am vorigen Tage durch das Anstoßen an eine Korallenbank entstanden war. Endlich entdeckten wir die Küste von Arabien und mit lauten Dankgebeten und Koransprüchen begrüßten die Muselmänner den geweihten Boden von Hedschas.

Vorsorge für den Handel in Algier. Die französische Verwaltung will nicht blos auf mehreren Punkten ihres Gebiets Fonduks oder Karawanserais zur Unterkunft fremder Araber mit ihren Lastthieren anlegen, sondern auch von Medeah bis Laghuat Kfars (befestigte Orte) in gewissen Zwischenräumen errichten. (L'Algérie vom 26 October.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 314.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

9 November 1844.

Der Negeraufstand auf Dominica.

Wir haben in Nr. 218 einen Bericht mitgetheilt von dem angeblichen Aufstand, der in Dominica bei Gelegenheit des Census stattgefunden haben sollte, und von dem wirklich vorhandenen bösen Blut, das sich mehr und mehr wiederum gegen die Weißen trotz der Emancipation entwickelt. Wenn wir hinzufügen, daß diese üble Stimmung sich keineswegs auf Dominica beschränkt, sondern über St. Vincent, St. Lucia u. s. w. ausbreitet, wenn wir ferner die Aufregung in den spanischen Colonien und die sichtlich gereizte Stimmung in den benachbarten französischen Colonien, namentlich Guadeloupe erwägen, wo eine Brandstiftung auf die andere folgt, und höchst wahrscheinlich größtentheils den Negern beizumessen ist, dann darf man nicht zweifeln, daß eine von der Emancipation unabhängige Bewegung sich mehr und mehr ganz Westindiens bemeistert. Der Grund liegt nicht in einzelnen schreienden Gewaltthaten, sondern in einer Masse kleiner Züge, wodurch die Pflanzer fortwährend kundgeben, daß sie die ehemalige unbeschränkte Herrschaft über die Sklaven nicht vergessen können. Was man in Dominica zu einem Aufstand emporgeschraubt hat, gegen welchen man mit Militär und Miliz auszog, war andern Berichten als den ersten officiellen zufolge, nichts weiter als ein Raufhandel, den man eben so wohl mit einem halb Dutzend Polizeileuten hätte beschwichtigen können. Statt dessen bot man alle Streitkräfte auf, über welche man im Augenblick verfügen konnte, und namentlich die Miliz, welche größtentheils aus Plantagenaufsehern u. s. w. kurz der niedern Classe der Weißen besteht, und bei der alle Vorurtheile gegen die Schwarzen in ihrer ganzen Rohheit hervortreten, benahm sich so gewaltthätig und grausam, daß sie unter anderm einige Neger, die sich ergeben hatten, niederschoß und ihre Köpfe auf Pfähle steckte. Nicht zufrieden damit, erließ der Generalgouverneur von Westindien, Sir Eb. Fitzroy, der auf die Nachricht von dem angeblichen Aufstand nach Dominica geeilt war, bei seinem Abschied eine der banalen Proclamationen an die Miliz, worin er, abgesehen von den in solchen Fällen gewöhnlichen Lobsprüchen den unglücklichen Einfall hatte, sie auch noch wegen ihres schonenden Benehmens (forbearance) zu loben. Die Krone setzte aber der jetzigen Rathspräsident, ein Plantagenbesitzer, Hr. Laidlaw, der in Abwesenheit des Gouverneurs an dessen Stelle fungirte und das Ganze geleitet hatte, dem gewaltthätigen Verfahren auf, indem er einen Mann, der einen Weißen leicht verletzt hatte, durch die aus Weißen bestehende Jury verurtheilen und aufknüpfen ließ, während zwei andere Schwarze, die einen dritten ermordet hatten, nur zu fünfjährigem Gefängniß verurtheilt wurden. Fünf andere angebliche Empörer waren gleichfalls zum Tode verurtheilt und sollten gehängt werden, als zum Glück noch der Generalgouverneur einschritt und die Hinrichtung hinderte. Zum guten Schlusse machten endlich die Zeitungen ein Schreiben des Colonialministers Stanley bekannt, worin nicht nur Hr. Laidlaw, sondern auch die Miliz wegen ihrer Thätigkeit und Klugheit gebührend belobt wurden. Unter diesen Umständen kann es nicht anders kommen, als daß die Schwarzen stets die Weißen ohne Unterschied als ihre Feinde und Verderber ansehen.

Man wird sich erinnern, daß das Whigministerium vor einigen Jahren die Verfassung von Jamaica suspendiren wollte, was aber die Tories hintertrieben. Der Gedanke war einfach der, eine Mittelmacht zwischen den ehemaligen Herren und den ehemaligen Sklaven aufzustellen, damit diese sich nicht unaufhörlich an einander reiben und auf eine gefährliche Weise erhitzen sollten. Die Richtigkeit dieser Ansicht zeigt sich nur allzu deutlich in dem Umstand, daß in mehrern Colonien methodisch dahin gewirkt wird, die Kronmagistrate, welche namentlich zum Schutze der Schwarzen gegen die Pflanzer aufgestellt waren, zu entfernen, was auch an einigen Orten, z. B. in Trinidad, bereits gelungen ist. Das englische Verwaltungssystem legt in die Hände der Reichen und namentlich der Landbesitzer eine sehr ausgedehnte Gewalt; die Verwaltung steht in sehr großem, und die Justiz kaum in geringerem Grade in ihren Händen; wie ist nun zu erwarten, daß die weißen Pflanzer und ehemaligen Herren sich in allen Fällen nicht bloß gerecht und menschlich, sondern auch mit der gehörigen Klug-

heit betragen werden. Die Berichte aus mehrern Theilen Westindiens sprechen in sehr bitterem Tone gegen das „Pflanzerregiment," und wenn nicht die Regierung bei Zeiten durch entscheidende Maaßregeln eingreift, so wird die böse Saat fortwuchern, und Englisch-Westindien trotz der Emancipation der Schauplatz greuelvoller Erscheinungen werden, woraus manche gewiß nicht ermangeln, die Unklugheit der Emancipation und die Nothwendigkeit, den Schwarzen in Sklaverei zu halten, hervorzuheben. Aber nicht die Emancipation, nur die Art derselben war verfehlt, und wenn andere, freilich aus eigennützigen Gründen, keine Lust haben, das Beispiel der englischen Emancipation nachzuahmen, so darf man sich eben nicht wundern. Indeß geben die Bemühungen der englischen Abolitionisten fort, in Bourbon hat man neuerer Zeit ganze Massen aufrüherische Proclamationen weggenommen, und will einer ausgedehnten Verschwörung auf der Spur seyn, die man geradezu den englischen Abolitionisten Schuld gibt. Aehnliches geht, wie schon erwähnt, auf Guadeloupe vor, und so treibt man in unseliger Verblendung emancipirte und nicht emancipirte Colonien einer ratdlosen Verwirrung und wahrscheinlich dem Blutvergießen entgegen.

Smyths Reise von Lima nach Para.

Abfahrt von Sarayacu. — Der Marañon.

(Fortsetzung.)

Der Comandante, ein brasilianischer Officier, empfing uns sehr artig und lud uns ein, bei ihm einige Tage zu bleibrn. Der Priester des Orts, Padre Bruno, ist auch der Haupthandelsmann, und treibt einen starken Handel Fluß auf- und abwärts mit den Producten des Landes, Wachs, Gummi, Harz und Sarsaparilla. Von Para herauf nach Tabatinga braucht ein Schiff in der Regenzeit acht Monate, hinab nicht mehr als zwei. Der Marañon und die meisten in denselben fallenden Flüsse, taugen für die Dampfschifffahrt so gut wie irgend ein Strom in der Welt, und an den Ufern von allen findet sich ein unerschöpflicher Vorrath von Brennmaterial. Den Vortheil, welchen die Beschiffung dieses Stroms mit Dampfschiffen haben würde, kann man daraus abnehmen, daß man die jetzige Länge einer Reise von Para nach Tabatinga mit derjenigen vergleicht, die ein Dampfboot nöthig hätte, was wahrscheinlich nicht über fünf Wochen betragen würde. Die Regenzeit stellt sich in den obern Theilen, in der Nähe der Anden, gegen Ende Septembers ein, in Para beginnt sie aber erst gegen Ende des Jahrs. In einigen Theilen des Marañon ist zwischen der Tiefe in der Regen- und der trockenen Zeit ein ungeheurer Unterschied, der, wie man durch Messungen ausgemittelt hat, zu Egas 40 Fuß beträgt; es ist aber kein Zweifel, daß der Strom für Schiffe von bedeutender Tragfähigkeit bis weit über die Einmündung des Ucayale hinauf zu allen Jahreszeiten schiffbar ist, und obwohl eine große Masse Baumstämme den Strom hinabschwimmt, so ist doch Raum genug vorhanden, um denselben auszuweichen. Das gegenwärtige Haupthinderniß der Schifffahrt ist der Mangel an arbeitenden Händen, denn die Indier, welche von den Brasilianern hart behandelt und gezwungen wurden, auf den Regierungsplantagen zu arbeiten, haben sich weit von den Ufern des Stroms ins Innere zurückgezogen; bei Dampfschiffen aber, welche so wenig Hände brauchen, würde dieser Mangel sich wenig fühlbar machen.

Wir verließen Tabatinga am 25sten Nachmittags und gelangten nach einer halben Stundr an drei große Inseln. Unsere Ruderer wollten sich an das linke Fahrwasser halten, weil es das kürzeste war, wir aber wünschten die Mündungen des Yavari zu sehen, welcher diesen Inseln gegenüber von Süden her in den Marañon fällt. Wir hielten an einer der Inseln an, und fuhren am folgenden Tage in den Yavari ein, der durch zwei Inseln in drei Arme getheilt wird, von denen der größte etwa 1200 Fuß breit seyn mochte, und bei einer Strömung von 2½ Meilen in der Stunde eine Tiefe von 16 Klaftern zeigte. Wir hatten später Gelegenheit zu San Pablo genauere Nachrichten über diesen Strom von einem Bewohner des letztern Orts, Don Matias Jose Bentez, einzuziehen, welcher mehreremale den Strom hinaufgefahren war, um Sarsaparilla einzukaufen; er schilderte ihn als schiffbar für Canoes von der größten Art so weit aufwärts, als man in einem Monat gelangen kann, dann aber werde er seicht und sey von Bergen eingeschlossen; von Leuten, die höher hinauf gekommen seyen als er selbst, habe er erfahren, daß sich derselbe dann bald in mehrere kleine Arme theile. Padre Plaza hatte auf Nachrichten hin, die er durch Indier erhalten, die Ansicht geäußert, der Yavari möchte der Unterlauf des Beni seyn, aber die Angabe von Hrn. Bentez, welche vollen Glauben verdient, zeigt die Unrichtigkeit dieser Ansicht.

Wir fuhren an diesem und den zwei folgenden Tagen ohne sonderliche Erlebnisse weiter, und erreichten am 28 San Pablo, was auch Olivença und Yavari heißt, welch letztern Namen die brasilianischr Regierung kürzlich der Stadt gegeben hat. Sie liegt am Südufer des Flusses und ist mindestens so groß wie Tabatinga, wir konnten aber nichts über die Bevölkerung erfahren. Es wird von hier aus ein bedeutender Handel mit Para in Sarsaparilla und Manteca getrieben, von welch letzterem auf den Sandbänken in der Nähe eine große Menge gewonnen wird; zu diesem Ende errichten hier die Indier in der trockenen Jahreszeit, wo die Schildkröte ihre Eier legt, Hütten auf den Sandbänken, wo sie von Insecten sicherer sind, als auf dem festen Lande. Wenn die Schildkröteneier ausgebrütet sind, sollen die Jungen in solcher Menge aus dem Sande hervorkriechen, daß sie manchmal zur Nachtzeit den Boden der Hütten ganz bedecken.

Das Schiff, welches uns von Sarayacu brachte, sollte nicht weiter gehen, und wir mußten hier unsere Schiffsmannschaft verabschieden, bei weitem die besten Ruderer, die wir auf der ganzen Reise gehabt hatten. Ihre Art zu rudern, verdient Beachtung: ihr Schlag ist sehr regelmäßig, und in den ersten drei Viertelstunden langsam, dann wird er allmählich schneller, bis nach anderthalb Stunden sich die Schläge so rasch wie nur möglich folgen, und das Canoe durch das Wasser

Digitized by Google

zu fliegen scheint. Einen Nachtheil hatte dieß für uns durch das Schüttern des Schiffs, das den Gang unserer Chronometer bedeutend störte. Endlich begannen die zwei Ruderer am Bug zu singen, die andern mäßigten sodann ihre Ruderschläge und fielen in den Chor ein; hierauf wechselten die beiden ersten ihre Plätze, um sich durch eine Veränderung der Arme das Rudern zu erleichtern, ihnen folgte dann das nächste Paar, und so fort, bis alle gewechselt hatten. Auf diese Weise ging es immer rasch vorwärts. Nach vier oder fünf Stunden hörten sie zu rudern auf, ruhten eine Stunde, während welcher sie das Schiff schwimmen ließen und Masata tranken, wovon immer ein Krug am Buge stand. Eine Kaladasse wurde mit Wasser gefüllt, eine Handvoll Masata hineingeworfen, ausgedrückt und mit der Hand umgerührt, worauf der Krug in der Reihe herumging. Es ist unglaublich, wie lange diese Leute die kurzen Zwischenräume abgerechnet fortzurudern im Stande sind. Unsere Schiffer hatten bisher auch unsere Küche gemacht, da wir von nun an aber dieß Geschäft für uns selbst besorgen mußten, so brannten sie eine gehörige Menge Kohlen, die uns fast bis zum Ende unserer Reise ausreichten. Wir hatten allen Grund mit ihnen zufrieden zu seyn.

Da wir also eine neue Reisegelegenheit suchen mußten, so wandten wir uns an Senhor Jose Bentez, den angesehensten Einwohner von San Pablo, und fragten, bis zu welcher Zeit wohl ein Schiff nach Para abgehe. Leider erwiederte er, daß vor dem December keines abgehen werde, dann wolle er uns in einem seiner eigenen Fahrzeuge weiter führen. Da der März noch nicht ganz zu Ende war, so kann man sich leicht denken, daß wir eben nicht sonderlich Lust hatten, acht und einen halben Monat zu San Pablo zu bleiben, und beschlossen endlich die Fahrt auf Padre Plazas Baisa zu machen, die ohnehin nicht stromaufwärts zurückkehren konnte. Am folgenden Tage fragten wir jedoch Senhor Bentez, ob wir kein Schiff kaufen könnten, und ob er nicht etwa eines abzulassen habe. Er verlangte für dasselbe 60 Piaster, da wir aber nur 30 hatten, so boten wir ihm Sarsaparilla als Zahlung an, und er nahm nach einiger Weigerung 15 Piaster in Geld und den Rest in Sarsaparilla und einigen andern Waaren. Unser neugekauftes Canoe war 25 Fuß lang und 8 breit, wir konnten aber zur Fahrt nach Tunantins nur zwei Ruderer und einen Steuermann miethen, und machten uns endlich am 2 April auf den Weg. Nach kurzer Fahrt, da wir erst Nachmittags aufgebrochen waren, landeten wir an der Insel Canima in einem Caño (oder Mündung) des Flusses Jça, den die Spanier Potumayo nennen. Die Fahrt diesen Caño hinauf bis zum Hauptstrom erfordert sechs Tage. Erst am 4 April erreichten wir die eigentliche Mündung des Jça, welche fast eine halbe Stunde breit ist und 16 bis 20 Faden Tiefe hat. Von einem Manne, der zu San Antonio, einem Dorfe zwei Stunden unterhalb der Mündung, wohnte, und mit dem Strome gut bekannt schien, erfuhren wir, er sey in der Regenzeit eine bedeutende Strecke hinauf schiffbar, aber nicht in den trockenen Monaten. Cacao und Sarsaparilla sind die Hauptproducte des Landes, durch welches er fließt. Wir brachten die Nacht in dem Hafen von San Antonio zu, das 3—400 Einwohner zählt von dem Stamme der Juris, deren Haar so dicht gelackt ist, daß es fast dem Wollenkopf eines Negers gleicht. Die Frauen hatten beide Wangen tättowirt.

Am 5 April kamen wir früh Nachmittags nach Tunantins. Das Dorf liegt artig eine kleine halbe Stunde aufwärts an einem Flusse gleichen Namens, der von Norden her in den Marañan fällt, und sieben Tagereisen weit aufwärts schiffbar seyn soll. Es wurde zuerst im J. 1813 von Senhor Moray, einem Portugiesen gegründet, der noch hier lebt, und von den Dorfbewohnern, die er stets mit großer Güte behandelte, als Vater betrachtet wird. Die Einwohner waren Indier vom Cayrana-Stamm, hundert an der Zahl. Senhor Moray's Haus war das zierlichste, das wir noch auf unserer ganzen Fahrt stromabwärts getroffen hatten. Er besaß einen kleinen Garten und Schildkrotenteich, nebst einigen Pisangs, alles eingehegt; auch sahen wir etliche Stücke Hornvieh, Schweine und Federvieh dagegen in Menge. Er nahm uns äußerst freundlich auf, versorgte uns mit allem Nöthigen und wollte nichts von einer Entschädigung hören. Schildkröten und Seekühe (Manatis) gibt es hier in Fülle, und wir erfuhren von ihm, daß jährlich nicht weniger als 1600 Töpfe Manteca gemacht würden, die man in Para für 8 bis 10 Piaster den Topf verkauft; auch wird eine große Menge Mehl aus Yuca und Mandioca gemacht und ausgeführt.

(Schluß folgt.)

Tamulische oder malabarische Druckerei.

Hr. Duvaic, apostolischer Missionär auf der Küste von Malabar, wurde kürzlich zum Correspondenten der orientalischen Gesellschaft ernannt, und gibt in seinem Danksagungsschreiben an den Vicepräsidenten interessante Details über die tamulische oder malabarische Druckerei, worin er großentheils selbstverfaßte Werke druckt, die zur Verbreitung des Glaubens unter den Malabaren bestimmt sind. Wir entheben aus dem Briefe, der vom 29 Februar 1814 aus Pondichery datirt ist und von der Revue de l'Orient (Octoberheft) mitgetheilt wird, nachstehende Mittheilung, welche über die Stellung der dortigen katholischen Missionäre und über ihre wissenschaftlichen Bestrebungen einigen Aufschluß gibt. „Ich beeile mich die Erzeugnisse der tamulischen oder malabarischen Presse einzusenden, welche ich leite; ein Theil dieser Werke sind die Frucht der Bemühungen meiner ehrwürdigen Vorfahren in der apostolischen Laufbahn, die andern habe ich selbst verfaßt, um für die dringenden Bedürfnisse unserer Missionen hinsichtlich der Vertheidigung der katholischen Kirche, des Unterrichts und der Erbauung unserer Neubekehrten zu sorgen. Es wird nicht unpassend seyn, Ihnen zu sagen, daß ich in den Controverseschriften manchmal die Ehre hatte, den französischen Namen gegen die lügenhaften Schriften der Ketzer zu vertheidigen. So z. B. findet sich in einer Geographie, welche die Protestanten vor einiger Zeit in malabarischer Sprache herausgaben, die Behauptung, der Papismus sey ein Hinderniß, daß die Franzosen sich nicht mehr, als wirklich geschehe, in den Künsten und Wissenschaften auszeichneten. Obgleich in meiner Eigenschaft als apostolischer Missionär meine erste Pflicht war, den in dieser Geographie, so wie in einer Menge anderer

Digitized by Google

Schriften, abscheulich entstellten und verunstalteten katholischen Glauben zu vertheidigen, so war es mir doch ein wahres Vergnügen, auch die im Angesicht von ganz Indien angegriffene Ehre der französischen Nation zu vertheidigen, und selbst durch protestantische Schriftsteller zu beweisen, daß dieß katholische Frankreich in allen Zweigen eine ohne Vergleich größere Anzahl Gelehrter hervorgebracht habe, als das protestantische England in derselben Zeit hätte hervorbringen können.

„Unter den Büchern, welche ich der ehrenwerthen orientalischen Gesellschaft übersende, finden sich auch solche, die ein Interesse für eine solche literarische Gesellschaft haben, z. B. die lateinisch-malabarische Grammatik des berühmten P. Beschi, der im Anfang des vorigen Jahrhunderts in Indien sich befand. Um das Studium der malabarischen Sprache und die Kenntniß seiner eigenthümlichen und schwierigen Orthographie zu erleichtern, habe ich einige Tabellen hinzugefügt, die auf wenigen Seiten eine allgemeine Uebersicht gewähren. Auch befindet sich eine kurze Abhandlung über das Ober-Malabarische dabei, das sich von dem gewöhnlichen Malabarischen so sehr unterscheidet, als einige französische Patois von dem eigentlichen Französischen; auch sind die Grundsätze der Versification angehängt, welche äußerst harmonisch combinirt ist und der Aufmerksamkeit der Gelehrten würdig ist. Ein anderer Gegenstand, der angemerkt zu werden verdient, ist eine neue Methode die malabarischen Monate mit den europäischen in Einklang zu bringen. Zwischen beiden herrscht eine große Verschiedenheit, denn die malabarischen Monate wechseln von einem Jahr zum andern. Die Auslassung einiger Minuten in der Berechnung des Jahres und die Annahme des Jahres 1800 als Schaltjahr haben einen Fehler von wenigstens zwei Tagen hervorgebracht. Dieser Irrthum wurde denn von anderer Seite berichtigt, aber durch ein sehr langes und schwieriges Verfahren. Unterstützt von einem unserer apostolischen Missionäre, Hrn. Monsset, habe ich die Schwierigkeit möglichst aus dem Wege geräumt, und einen ewigen Kalender hergestellt mit Angabe der Sonntage und heiligen Feste. Die Kalender des Landes, die man sich nur mit ziemlichen Kosten verschafft, dringen nicht überall hin, sind von Heiden oder Protestanten gemacht, und enthalten statt der katholischen Feste allerlei Heidnisches, so wie abgeschmackte Unterschiede zwischen guten und bösen Tagen.

„Um unsere Christen in den Stand zu setzen, diese Kalender zu entbehren, habe ich meinem Kalender zum Behuf der ländlichen Arbeiten die Voll- und Neumonde, auf welche die Indier am meisten achten, auf 22 Jahre astronomisch berechnet beigefügt, so wie bis zum Ende des Jahrhunderts die in Indien sichtbaren Sonn- und Mondsfinsternisse mit einigen kurzen Erklärungen über die Ursachen dieser Erscheinungen, damit die Christen immer mehr zurückkommen von den Irrthümern und abergläubischen Meinungen, welche die Braminen verbreiten, die ihre unvollständigen astronomischen Kenntnisse benützen, um das Heidenthum zu stärken. Man glaubt in diesem Lande allgemein, daß wenn eine Finsterniß stattfindet, eine große Schlange die Sonne oder den Mond verschlingt; dann zittert der abergläubische Hindu für sich und sein Eigenthum, und macht allerlei abergläubische Gebräuche, um sich gegen den Einfluß der fruchtbaren Luftschlange zu schützen.

„Für die Erzeugnisse unserer Presse muß ich um Entschuldigung bitten, denn ich leite die Druckerei nur aus Noth, weil unsere Missionen durchaus malabarischer Bücher bedürfen. Erst seit 1840 führe ich dieß Geschäft, und habe nur Eingeborne unter mir, die nur drei oder vier Jahren und zum Theil vor wenigen Monaten noch keine Druckerei gesehen hatten. Aber die Hindus lernen leicht, wenn sie sich einmal mit einer Sache befassen wollen. Die Vorsehung hat mich auch in manchen Dingen sichtlich beschützt, obgleich ich jeden Tag mit allen Arten von Schwierigkeiten zu kämpfen habe, da wir nur alte hölzerne Pressen besitzen, die durch den Einfluß des Klima's leiden und an denen jeden Augenblick etwas fehlt. Unsere Lettern sind alt und oft unzureichend; auch sind sie an verschiedenen Orten, theils von Engländern, theils von Franzosen, theils von Eingebornen gegossen, und stimmen weder in der Höhe, noch in der Zahl zusammen, so daß man sich namentlich bei der lateinisch-malabarischen Karte auf alle mögliche Art behelfen mußte. Mehrere Gebet- und Erbauungsbücher werden demnächst die Presse verlassen. Auch haben wir den Druck einer malabarisch-lateinischen Grammatik zum Behuf der Seminarien und anderer Erziehungshäuser begonnen, dann soll eine ganz malabarische Grammatik, um die Eingebornen ihre eigene Sprache nach Regeln zu lehren, ein lateinisch-malabarisches Wörterbuch und ein malabarisch-englisch-französisch-lateinisches folgen, das sowohl den französischen und englischen Missionären und andern Europäern zur Erlernung der malabarischen, als auch den Eingebornen, besonders den Seminarien und andern Erziehungshäusern, zur Erlernung der europäischen Sprachen unentbehrlich ist. Diese Arbeit ist bereits unternommen, aber ich bin mit andern Geschäften so überhäuft, daß ich, um fortzufahren, den Beistand eines gelehrten Mitbruders abwarten muß, der mir zugesichert ist.

„Ich übersende hier als Merkwürdigkeit ein inländisches Manuscript auf Palmblättern mit einem eisernen Griffel geschrieben. Ein solches Buch, das gewöhnlich durch die Unwissenheit der Abschreiber von Fehlern wimmelt, kostete sonst 12 bis 15 Franken; jetzt liefern wir dasselbe Buch gedruckt und gebunden zu 1 Fr. 20 C., und die nöthigen Schulbücher geben wir umsonst, was in einem so großen Distrikt, wie der des apostolischen Vicariats von Pondichery, keine Kleinigkeit ist."

Miscellen.

Die Schlangen in der Menagerie des Jardin des plantes zu Paris befinden sich in einem Saal, dessen Temperatur sorgfältig auf 15° oder 16° C. Wärme erhalten wird. Sie sind in Käfigen mit doppeltem Boden eingeschlossen, zwischen dem kupferne durch Wasserdämpfe erwärmte Röhren durchlaufen. Die, welche aus tropischen Ländern stammen, sind überdieß mit Wolldecken zugedeckt, die man, um sie sehen zu lassen, vorsichtig entfernt. Eine niedrigere Temperatur, als die ihnen zukommende, würde alle Schlangen in einen Zustand von Erstarrung versetzen, daß sie wie todt aussehen würden. In Folge der ihnen gewidmeten Sorgfalt begatten sie sich und ziehen ihre Jungen auf. (Voleur vom 30 Oct.)

Beranger's Arbeiten. Die Revue de Paris vom 24 Oct. will wissen, daß Beranger in seinem zurückgezogenen Leben keineswegs unbeschäftigt sey; seine seit 1830 gefertigten Gedichte sollen einen starken Band ausmachen. Chateaubriand, Lamartine und Lamennais, denen einige dieser Gedichte mitgetheilt wurden, sollen den Verfasser inständig gebeten haben, sie herauszugeben, Beranger aber habe geantwortet, sie sollten das Tageslicht nicht sehen, als bis seine Augen geschlossen seyen. Auch an einem Dictionnaire national soll er arbeiten, dessen Erscheinung aber gleichfalls erst nach seinem Tode erfolgt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 315.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

10 November 1844.

Löwenjagd bei den Azebo-Galla.

Hr. C. T. Lefebvre, schon bekannt durch seine Reisen in Abyssinien, erzählt in der Revue de l'Orient von einer Löwenjagd, welcher er im Lande der Azebo-Galla in der Nähe einer kleinen Stadt, Namens Edda Maheny, beiwohnte. Er hatte sich dort einen Gastfreund oder einen Vater, — denn ein Fremder muß dort von einem Einheimischen adoptirt werden, wenn er Schuz genießen soll, — erworben, und ging in Begleitung mehrerer Europäer und einiger Abyssinier nach Edda Maheny, wo sein Gastfreund ihm bald einen geübten Löwenjäger beigab. Als sie zur Jagd auszogen, bildeten sie eine Truppe von 30 Reitern und etwa 100 Fußgängern, und bald stießen sie in der Nähe eines Teichs auf die Reste einer in der Nacht verzehrten Antilope, auf die frischen Spuren eines Löwen. „Die Pferde wurden nach kurzem Marsche, zum sichern Anzeichen, daß ein Löwe nicht fern sey, von einer heftigen Bewegung ergriffen, mit stets emporgereckten Ohren und aufgetriebenen Nüstern gingen sie unsichern Schrittes weiter, und wären ohne Gewöhnung an diese Jagd keinen Schritt vorwärts zu bringen gewesen. Unsere Fußgänger begannen geschlossen zu marschiren, drängten die Schilde zusammen und hielten den Speer zum Wurf bereit. Jezt schlugen die Hunde an und näherten sich mit gesenktem Schweif und schutzflehender Miene. Alles schwieg. „Der Löwe kann nicht weit seyn," sagte jezt mein Führer, „und es ist zum Erstaunen, daß er sich bei dem Anschlagen der Hunde noch nicht gezeigt hat; ohne Zweifel ist er recht vollgefressen und faul und wird nicht zuerst angreifen." Einige Minuten gingen in der Erwartung hin, endlich sahen wir langsam einen ungeheuern Löwen herankommen; seine Augen waren halb geschlossen, als wäre er noch schlaftrunken. Als er auf Schußweite uns nahe gekommen war, hielt er einen Augenblick an, um uns zu betrachten, da er uns aber vermuthlich zu zahlreich fand, stieß er ein dumpfes Gebrüll aus, wandte sich etwas ab und sezte seinen Weg mit derselben ernsten Würde fort.

„Derjenige von uns, welcher den Angriff beginnen sollte, rüstete sich bereits, sein Pferd in Galopp zu sezen, hatte seinen schweren sichelförmigen Säbel gezogen und deckte sich mit seinem Schilde, ich kam ihm jedoch mit einem Flintenschuß zuvor. Der Löwe zitterte und wankte, aber nur einen Augenblick lang, dann wandte er sich und stieß ein furchtbares Gebrüll aus, daß alle Pferde sich bäumten. In der That weiß ich auch nichts, was mehr Schrecken einzuflößen geeignet wäre, als dieß entsezliche Gebrüll. Die Thiere errathen mit einem wunderbaren Instinct, wer sie angreift. In diesem Augenblick war der Löwe nur etwa 50 Schritte von uns; ich sah den Glanz seines Auges auf mich gerichtet, und da ich nicht zweifelte, daß ich das auserlesene Opfer sey, so legte ich mein jezt unnüzes Gewehr ab und ergriff die Lanze einer meiner Leute, um ihn auf abyssinisch zu empfangen. Jezt aber kam mir der Gallareiter zuvor, sprengte dem Löwen entgegen und war in seiner Nähe, ehe dieser einen Sprung thun konnte; zugleich bäumte sich das Pferd, und der Löwe, der sich auf seinen Hintertazen aufrichtete, zerriß ihm mit den Vordertazen die Brust. Beide stürzten nieder, jedoch nicht schnell genug, daß nicht der Galla Zeit gehabt hätte, einen kräftigen Säbelhieb auf den Kopf des Löwen zu führen und dann sogleich abzuspringen. Der Löwe schlug seine Tazen noch furchtbarer in den Leib des unglücklichen Pferdes ein, aber der Reiter hieb ihm mit einem zweiten Streich die Sehnen an einer Hinterpfote ab, was ihn zum Fall brachte. Er stieß einen furchtbaren Schmerzensschrei aus, aber ein geschickt in die Brust geworfener Speer schnitt ihm vollends den Lebensfaden ab. Das Pferd lag sterbend zu seiner Seite, der Galla aber hatte keine Wunde erhalten und begann sogleich den Triumphtanz, ein sehr rasches Trippeln, begleitet von einem aus der Kehle vorgestoßenen Gesang und einer Mimik voll wilder Wuth."

Smyths Reise von Lima nach Para.

Abfahrt von Sarayacu. — Der Marañon.

(Schluß.)

Wir entließen hier unsere Ruderer, und hatten unter Senhor Moray's Beistand keine Schwierigkeit, uns drei andere

Digitized by Google

bis Fonteboa zu verſchaffen. Unſere vorige Mannſchaft erhielt für den Tag eine halbe Elle Tucupa, was einem Real gleichgeachtet wird. Am 6 fuhren wir nach der unbewohnten Inſel Brabua, wo wir die Nacht zubrachten. Der Strom iſt beinahe auf dieſer ganzen Strecke (32 engl. Meilen) durch die großen Inſeln Itapea und Timoeteo in zwei ziemlich gleiche Ströme getheilt. Auf dem Norduſer, Brabua gegenüber, ſtrömt ein 4 bis 500 Schritte breiter Fluß, der aus dem Japura kommen ſoll, in den Maranon. Die Nacht des 7 brachten wir an der Mündung des Fluſſes Jutay zu, der von Süden her in den Marañon fällt, etwa 1000 Schritte breit iſt und in der Mitte 17 Klafter Tiefe hat. Ueber ſeinen Lauf oder ſeine Beſchiffbarkeit konnten wir keine ſichere Nachricht erhalten, unſer Steuermann verſicherte aber, er gelte eine große Strecke hinauf für ſchiffbar. Am 8 ſpät Abends legten wir zu Fonteboa an, das eine gute halbe Stunde aufwärts an dem gleichnamigen Fluſſe liegt, der ein ſchönes, klares Waſſer hat, von welchem er vermuthlich den Namen erhielt. Es iſt eine kleine Stadt von etwa 250 Einwohnern, einer Miſchung von verſchiedenen indiſchen Stämmen und einigen braſilianiſchen Creolen. Der Hafen iſt gut und hat hinreichende Tiefe für Schiffe jeder Größe.

Wir hatten hier einige Schwierigkeit uns neue Ruderer zu verſchaffen, denn als wir dem Juiz de Paz unſere Päſſe zeigten, konnte Se. Herelichkeit nicht leſen; einige ſeiner Begleiter nahmen ſie, um ſie ihm vorzuleſen, brachten aber einen ſolchen Galimathias heraus, daß der arme Mann vollends in Verwirrung gerieth, und wir ſie ihm ſelbſt vorleſen mußten. Aber auch, als dieß geſchehen war, wuede er nicht klüger daraus, und verlangte zu wiſſen, wer wir ſeyen, woher wir kämen und was wir wollten. Als wir ihm ſagten, wir ſeyen engliſche Seeofficiere, kämen von Lima und wollten aſtronomiſche Beobachtungen längs dem Marañon bis nach Para machen, ſchien die Verwirrung in ſeinem Kopfe noch zu ſteigen, wahrſcheinlich verſtand er unſere Erklärung ſo wenig wie den Paß, und ſagte uns endlich, er werde uns keine Ruderer liefern. Jetzt machten wir uns aber ihm ſelbſt verſtändlich, indem wir ihm rund heraus erklärten, wir würden über ſein Benehmen zu Para beeichten und er werde dann die Folgen ſchon fühlen.

Am 10ten kamen wir an die Mündung des Jueua, der von Süden her in den Marañon fließt und etwa 1200 Fuß breit ſchien, unſer Steuermann ſagte aber, er erweitere ſich in kurzer Entfernung von der Mündung und ſey weit hinauf ſchiffbar. Wir ſondirten und fanden in der Mitte des Stromes mit 20 Faden (120 Fuß) keinen Grund. Am 12ten kamen wir auf der Fahrt nach Egas an einer der Mündungen des Japura vorbei, welche dem Dorf Caiſſara gegenüber liegt; aber der Marañon iſt hier fünf Viertelſtunden breit, wir fuhren gerade fort am ſüdlichen Ufer hin, und da mehrere Inſeln zwiſchen uns und dem nördlichen Ufer lagen, ſo konnten wir uns aus eigener Anſchauung keinen Begriff von ſeiner Größe machen. Zu Egas ſagte man uns, er ſey dreißig Tagereiſen weit aufwaets ſchiffbar, wenigſtens in der Regenzeit, in der trockenen Zeit aber wegen ſeiner Untiefen kaum für einen kleinen Kahn fahrbar. Manteca, Sarſaparilla, Cacao und eine Art Muscatnuß, Puriri genannt, werden von den Handelsleuten dieſen Strom herabgebracht.

Wir erreichten Egas ſpät Abends, nachdem wir an dieſem Tage von dem See Guara aus 48 Meilen zurückgelegt hatten. Egas ſteht auf der Südſeite des Marañon, am Ufer eines Sees, der von dem Fluß Teffe gebildet wird. Der See hat über zwei Stunden Breite, aber der Canal, welcher zu demſelben führt und der eigentlich die Mündung des Teffe iſt, hat nicht über 250 Schritte Breite, iſt aber etwa eine Legua lang. Die Stadt hat, in Folge eines Beſchluſſes der braſilianiſchen Regierung, ihren Namen in Teffe umgewandelt, wie man überhaupt allen Städten innerhalb des braſilianiſchen Gebiets längs dem Marañon ihre indiſchen Namen zurückgegeben hat. Die Bevölkerung von Teffe iſt eine Miſchung von Braſilianern und mehrern indiſchen Stämmen, und beläuft ſich nicht über 300 Perſonen; die Stadt iſt ziemlich regelmäßig gebaut, aber die Häuſer ſind elend, ein einziges ausgenommen, das einem Senhor Cauper, einem Portugieſen, gehört. Dieſer kam uns ans Ufer entgegen und bot uns jeden Beiſtand an, der in ſeiner Macht ſtünde.

Da unſer Schiff einer Ausbeſſerung bedurfte und wir auch deſſen Seitenwände erhöhen mußten, um es für die Schiffahrt auf dem untern Theil des Marañon, der wegen ſeiner ungeheuern Breite das Anſehen eines Sees hat, tauglich zu machen, ſo beſchloſſen wir einige Tage hier zu bleiben. Sobald wir ausſtiegen, drangen unſere Ruderer daraus, daß wir ſie zurückgehen laſſen ſollten; wir weigerten uns aber, da wir im Augenblick nicht zu der unter anderm Gepäck vergrabenen Tucupa gelangen konnten, ſie erklärten jedoch, es liege ihnen nichts an der Zahlung, wenn wir ihnen nur etwas Mehl geben wollten; dieß thaten wir endlich und fügten noch einige Fetzen Tucupa hinzu, die wir in der Cajüte hatten. Am nächſten Morgen, als wir das Schiff wegen der Ausbeſſerung umluden, entdeckten wir die Urſache, weßhalb die Ruderer auf möglichſt baldigen Abgang ſo erpicht waren, denn es war ihnen gelungen unſere ganze Rolle Tucupa, womit wir die Ausgaben für den Reſt unſerer Reiſe hatten beſtreiten wollen, zu ſtehlen. Wahrſcheinlich hatten ſie dieß in einer der vorhergehenden Nächte gethan und den Ballen unter Gebüſch verſteckt, wo ſie ihn bei der Rückkehr leicht finden konnten. Wir waren alſo in der nichts weniger als angenehmen Lage, daß wir mit 15 Piaſter in der Taſche noch die Ausgabe für eine Reiſe von 1500 engliſchen Meilen beſtreiten ſollten. In dieſer Noth half uns Senhor Cauper freundlich aus, indem er uns für ein doppellaufiges Gewehr, das wir freilich nur ſehr ungern weggaben, 90 Piaſter in Salzfiſchen, Farinha, Tucupa und ein Segel für unſer Boot gab. Auch verſorgte er uns fortwährend mit Speiſen, ohne eine Entſchädigung dafür zu verlangen. Die Ausfuhrgegenſtände ſind dieſelben, wie wir ſie ſchon ſo oft angeführt, und den Tag nach unſerer Ankunft ging ein damit beladener Schooner nach Para ab. Wir wurden hier von Moskitos und Sandfliegen weniger geplagt, als an den meiſten

Digitized by Google

andern Orten, aber ein kleines rothes, dem bloßen Auge kaum bemerkliches Insect ersetzte sie reichlich; keine Kleidung war ein Schutz dagegen, und es erzeugte ein so unerträgliches Jucken über den ganzen Körper, daß eine Hiobsgeduld dazu gehörte, um nicht zu kratzen, Kratzen aber machte die Sache nur noch ärger; die einzige Erleichterung war das Einreiben von Branntwein. — Einige Indianer, welche oberhalb Teffe auf Cacaopflanzungen arbeiteten, benachrichtigten uns, daß der Fluß nur eine Tagereise weit beschifft werden könnte, und setzten hinzu, er sey ein Arm des Jurua, was uns gar nicht unwahrscheinlich vorkam. *)

Wir blieben bis zum 24 zu Ega, und erreichten am 27 den See Coari. Diese drei Tage hatten wir unaufhörlich Gewitter und Regen, was, da der Wind ohne Unterlaß gegen die Strömung wehte, auf der ungeheuren Wasserfläche einen solchen Wellenschlag verursachte, daß wir häufig unter das Schilf am Ufer uns flüchten mußten. Wir müssen hier bemerken, daß auf unserer ganzen Fahrt den Huallaga, den Ucayale und Marañon herab, der Wind, wie auch immer die Windungen des Stroms seyn mochten, stets gegen die Strömung blieb, außer im Fall eines der plötzlich eintretenden Gewitterstürme. Auf unserer ganzen Reise von Sarayacu nach Para war ein schöner Tag eine Seltenheit, Donner, Blitz und Regen waren unsere gewöhnlichen Begleiter. Hätten wir unsere Expedition vier Monate früher unternommen, so hätten wir wahrscheinlich die ganze Zeit über schön Wetter gehabt, aber wir brachen unglücklicherweise mit dem Eintritt der Regenzeit auf, und der Regen begleitete uns auch auf der ganzen Fahrt.

Die Mündung des Coari ist nicht über 1200 Fuß breit, aber in geringer Entfernung breitet sich der Fluß zu einem See aus, den drei Flüsse nähren, der aber dennoch in der trockenen Jahreszeit zu einem seichten Canal zusammenschrumpft. Die Stadt Coari, welche sich vom Wasser aus sehr hübsch ausnimmt, hat etwa 350 Einwohner, hauptsächlich vom Stamm der Cotanris, der den ganzen untern Theil des Coarifluſſes bewohnt, während die obern Theile im Besitz verschiedener kriegerischer Stämme sind, die keine Fremden zulassen. Am 1 Mai kamen wir an der Mündung des Purus vorüber, die wir höchstens eine Viertelstunde breit schätzen, über den Strom selbst konnten wir aber nichts erfahren, als daß er sehr bedeutend sey; dieß wurde uns auch durch einen handschriftlichen Bericht bestätigt, den wir zu Barra uns verschafften; er war von einem portugiesischen Missionär Namens Andre de Sousa verfaßt, der ein sehr einsichtsvoller Mann gewesen zu seyn scheint, und mehrere Jahre in den Ländern südlich und nördlich von dem Marañon umherreiste. Er sagt, der Puens entspringe in Peru, und laufe dem Madeira parallel. Wenn nicht fast alle Berichte, die wir über den Beni zu Gesicht bekamen, darin übereinstimmten, daß er in den Madeira falle, so würden wir die Vermuthung wagen, daß der Puens und Beni ein und derselbe Strom seyen.

*) Davon wissen freilich die Karten nichts. A. d. U.

Früh am Morgen des dritten Mai fuhren wir in den Rio Negro ein, dessen schönes, klares Wasser mit dem trüben Strom des Marañon einen starken Contrast bildet. Um 10 Uhr gelangten wir nach der Stadt Barra, jetzt Manoas genannt, die etwa 1000 Einwohner, fast lauter Indianer zählt; seit dem Aufstand des Jahres 1831, wo der Commandant getödtet wurde, scheint jedoch die Bevölkerung im Abnehmen. Die Garnison besteht aus 20 Mann, das Fort aber ist ganz zerstört und nicht eine Kanone übrig. Ein Hospital ist da, aber kein Arzt, zwei Kirchen, aber nur Ein Priester. Während unsers Aufenthalts hier trafen wir zwei Spanier, die von einer Missionsanstalt am Orinoco gekommen waren, und über den Cassiquiare, einen Zweig des Orinoco, der sich gegen Süden wendet und in den Rio Negro fällt, den ganzen Weg zu Wasser gemacht hatten. Der merkwürdige Lauf des Cassiquiare wird dadurch vollkommen bestätigt; er soll noch überdieß bis zu dem Punkte, wo er den Orinoco verläßt, zu allen Jahreszeiten schiffbar seyn.

Der Lauf des Marañon von Barra abwärts ist wohl bekannt, und da wir von hier aus größtentheils auch bei Nacht fuhren, und, um dem stürmischen Meer des Hauptstroms auszuweichen, in die kleinen Canäle einlenkten, so hat eigentlich unsere Beobachtungsreise an der Einmündung des Rio Negro ein Ende. Von Barra aus brauchten wir sechs Tage bis Santarem, bei weitem die größte Stadt, die wir am Strom noch gesehen hatten, denn sie enthielt 5 bis 6000 Einwohner. Sie liegt etwa eine halbe Legua aufwärts am Tapajos, und treibt einen bedeutenden Handel mit den Städten an diesem Fluß, der bis zur Einmündung des Preto unter 12° 10′ S. B. schiffbar ist. Von diesem Punkte an, bis dahin, wo der Cuyaba schiffbar wird, welcher letztere in den Paragnay fällt, ist nur eine Entfernung von 6 Leguas, so daß diese kleinen Zwischenräume abgerechnet, eine Wasserverbindung zwischen dem Marañon und La Plata besteht. *) Zu Santarem sind viele Juden angesiedelt, die den Tapajos hinaufgehen und Goldstaub, so wie Diamanten, in großer Menge herunterbringen; die letztern namentlich gewähren einen großen Profit und finden sich hauptsächlich in der Sierra zwischen den Quellen des Tapajos und Paragnay.

Während unsers Aufenthalts beobachteten wir den Strom sehr genau, ob wir den Einfluß der Fluth bemerken könnten, konnten aber nichts ermitteln, wahrscheinlich in Folge der Anschwellung des Stroms, denn sonst soll sich die Fluth bis Ovidos, 20 Leguas oberhalb Santarem, bemerklich machen. Zu Santarem warnte man uns auch, nicht nach Para zu gehen, indem dort alle Europäer von den Indianern ermordet würden; da wir indeß uns in die politischen Kämpfe nicht mischen wollten, so gingen wir getrost weiter. Eine andere Gefahr, vor der man uns warnte, war ein Stromräuber, ein portugiesischer Creole, Namens Jaco, den wir auch in der

*) Wenn diese Angabe richtig ist, so müssen unsere Karten hier sehr bedeutende Veränderungen erleiden, was vermuthlich kein großer Schade ist. A. d. U.

Digitized by Google

That persönlich auf der Insel Marajo trafen, allein er merkte bald, daß bei uns keine Schätze zu holen seyen, und so ließ er uns friedlich ziehen.

Am 29 Mai erreichten wir Para, wo wir vierzehn Tage blieben, aber wenig zu sehen bekamen, da man sich weder recht vor die Stadt hinaus, noch nach Sonnenuntergang wegen der zahlreichen Mordthaten auch nur auf die Straße wagte. Brasilianer und Portugiesen hatten sich fast sämmtlich entfernt, und die übrigen in den Häusern der Nordamerikaner und Engländer eine Zuflucht gefunden. Hier endete unsere Expedition, welche mit Einschluß der Landreise acht Monate und zehn Tage gedauert hatte; hoffentlich wird sie nicht ganz nutzlos seyn, und die Masse von Nachrichten, die man früher über die durchzogenen Länder hörte, wenigstens einigermaßen vermehren.

Notizen aus dem Innern Rußlands.

Am Ende vorigen Jahres wurde einem Dr. Mayer in Petersburg die Errichtung eines Kinderhospitals übertragen und vorläufig eine unentgeltliche ärztliche Rathserhalung eingerichtet, hauptsächlich für elternlose Kinder. Namentlich sollen auch nicht geimpfte Kinder daselbst unentgeltlich geimpft werden. (Vaterl. Memoiren. Januar.)

•

Unter den Bauern auf den Staats- und Kronländereien scheint die Stellung der Recruten eine Reihenfolge in den Familien zu beobachten, und sie haben das Recht statt der Verheuratheten nach ihrem Verlangen Unverheurathete zu stellen, wenn sie nur nicht unter 17 Jahren sind. Dieß Recht ist nun auch auf die Städtebürger und alle Personen freien Standes übergetragen. Daraus scheint zweierlei sich ergeben, erstens, daß man Kronbauern und freie Leute allmählich einander gleichstellen will, und zweitens eine Gewalt der Familien über ihre Mitglieder, daß sie sich der ihnen unangenehmen Subjecte leicht entledigen können. (Vaterl. Memoiren. Februar.)

•

Den Juden war bis jetzt der Eingang in die altrussischen Provinzen verboten, jetzt wird es ihnen in Kiew, dessen benachbarte Gegenden auf der Westseite von Juden wimmeln, gestattet, aber unter sehr erschwerenden Bedingungen. Beim Eintritt in die Stadt müssen sie am Schlagbaum ein Billet für einen Tag lösen, das die Polizeibehörde ausstellen kann, wenn sie aber drei Tage bleiben wollen, so muß man die Erlaubniß beim Gouverneur einholen; auf längere Zeit soll der Aufenthalt nicht gestattet werden. Wenn man sie ohne das Billet trifft oder sie die Zeit überschreiten, sollen sie das erstemal eine Woche, das zweitemal vierzehn Tage zu öffentlichen Arbeiten verwendet werden. Auch sind Vorkehrungen getroffen, ihren Handel auf den Märkten zu beaufsichtigen. (ibid.)

•

Im Gegensatz gegen diese Verordnung sollen die karaitischen Juden nun ihren Wohnorten das Ehrenbürgerrecht erhalten können, ohne die für die talmudischen Juden bestehenden Beschränkungen. (Vaterländische Memoiren. März.)

•

Die Juden, welche ohne Erlaubniß die Gränze überschreiten oder über die Zeit, welche in ihrem Paß bestimmt ist, ausbleiben, sollen, wenn sie zurückkehren, als Vagabunden behandelt und unter das Militär gesteckt werden; taugen sie aber zum Kriegsdienst nicht, so soll man sie unter die Veteranencompagnien bringen, und sie sollen sich weder in dem einen, noch in dem andern Fall loskaufen können. (ibid. Mai.)

•

Man scheint den Angelegenheiten der Juden eine ganz besondere Aufmerksamkeit zu widmen; im April dieses Jahres erfolgte die Bekanntmachung eines Eides, den die in den öffentlichen Dienst tretenden Juden zu leisten haben, und im Mai eine Bekanntmachung der Uebersetzungen derjenigen Eide, welche die Juden in Criminal- und Polizeisachen als Zeugen leisten sollen. (ibid. Junius und Julius.)

•

Für den Handel des Hafens von Odessa, welcher in diesem Jahre sein fünfzigjähriges Jubiläum feierte, war das Jahr 1843 eines der günstigsten; die gesammte Verkehrssumme betrug 17,161,486 R. S. Die Ausfuhr war in Menge und Preis höher als je zuvor, die Jahre 1817 und 1839 abgerechnet, denn sie betrug 11,780,531 R. S., darunter allein für 7 Mill. R. S. Getreide. Die Zufuhr erreichte dagegen das Jahr 1842 nicht, theils wegen des verminderten Begehrs, theils wegen der im Jahre zuvor erfolgten unmäßigen Zufuhr fremder Waaren. Die Zahl der angekommenen Schiffe war 749, der abgegangenen 706, die Dampfschiffe ungerechnet, welche einen fortdauernden Verkehr mit Konstantinopel unterhalten. Die Zölle trugen 1,467,494¾ R. S. ein. (Vaterl. Memoiren. April.)

•

Im Jahre 1843 wurden in Ostsibirien von Privatcompagnien 785 Pud Sandgold gewonnen, 306 Pud mehr als im Jahre 1842. Dieß Gold gewann man hauptsächlich in den Kreisen von Kansk und Jenisseisk, in dem Flußsystem der Bieinsa und Tunguska. Die Masse des ausgewaschenen Sandes betrug über 75¾ Mill. Pud, so daß im Durchschnitt 4 Solotnik Gold in 100 Pud gewonnen werden. Die Abgabe an den kaiserlichen Schatz betrug 126 Pud, etwa 1¾ Mill. Silberrubel. Außerdem erwartete man Gold aus den Privatwäschereien Westsibiriens 130 Pud, aus den uralischen 199 Pud, wovon die Steuer zusammen 50 Pud beträgt, so daß es mit den obigen 126 Pud 176 ausmacht, ein Werth von etwa 2 Mill. S. R. Aus den Kronwäschereien im Ural wurden 140, aus den altai'schen 30 gewonnen, das kolywan'sche Silber beträgt 30 und die Kastalien von Nertschinsk lieferten 10 Pud. So wurden im Ganzen, für die Krone und die Privaten zusammengerechnet, 1342 Pud gewonnen, ein Werth von mehr als 16 Millionen Silberrubel. (ibid.)

•

Einer Gesellschaft wurde das Recht ertheilt, Actien auszugeben zur Errichtung einer Dampfschifffahrt auf der Wolga, Kama und andern in dieselben fallenden Flüssen, zum Behuf die Zufuhr von Waaren aus Sibirien nach dem Markt von Nischnei-nowgorod zu befördern. (ibid.)

•

Eine Verordnung vom 16 Februar d. J. verordnet die Errichtung von vier Gestüten in den vier Kreisen des donischen Kosakenheeres. Die Anlage geht sehr ins Große; jedes Gestüt soll 20 Hengste, darunter drei asiatische, und 250 Stuten erhalten, davon 65 von reiner kabardinischen Zucht. Zugleich werden jedem Gestüt 20,000 Dessjätinen Land zugetheilt. (ibid. Junius.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 316.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

11 November 1844.

Skizzen aus London.

(Von Dr. Gamblhler.)

Londoner Volksschulwesen.

Diesen außerordentlich wichtigen Punkt habe ich schon vor Jahren im „Auslande" besprochen; das Folgende ist theils Ergänzung, theils ganz neue Darstellung. Wiederholen muß ich aber die leitende Idee des englischen Schulwesens, das sich besonders in London am scharfsten, schnellsten und für die Culturgeschichte am interessantesten herausgebildet hat. Diese Idee ist: Abwesenheit alles Schulzwangs; aller Unterricht ist freiwillig. Resultat: außerordentliche Erleichterung der Disciplin und durch diese Zeitgewinn; freie Methodik; freieste Entwicklung des constitutionell-demokratischen Princips in politischer Beziehung zur Sicherung der Verfassung und des Bürgerthums (wodurch anderweitig revolutionäre Bestrebungen in England geradezu unpopulär geworden sind); Existenz des Volksthums aus dem Volk. Die Mittel kommen alle aus dem Volke, welches zur praktischen Ausübung der Religion und Moralität in Beiträgen (für London allein eine wahre Enormität, fast Ueberschwänglichkeit!) dadurch die beste Gelegenheit hat; die Regierung hat nur wenige Schulen, die sie direct angreben; für die Masse der Schulen tritt sie da und dort nur, wie eine Privatgesellschaft, Mittel mittheilend auf. Jener Idee nächster Moment ist: Grundlage des religiösen Princips für alle Schulen, allein mit Vorwalten eines specifischen Unterschiedes, des directen Einflusses der hochkirchlichen Geistlichkeit oder des directen Einflusses der Nichtgeistlichkeit (des Laienthums); das Wirken des Laienthums ist entweder dissentirend, mit mancherlei Namen, oder christlich geradewegs, ohne geringste anderweitige Benennung. Unter letzterer Classe stehen die Lancasterschulen, deren Musterschule die British and Foreign School-Society mit ihrem schönen Schulhause in Borough road (Surrey) ist. Diese Schule bildet nicht nur nach Methodik und Princip, sondern auch nach der Zahl der Schüler einen specifischen Unterschied im Schulwesen. Dieser Unterschied hört nur da auf, wo die allgemeine Aehnlichkeit alles englischen Schulwesens in Frage kömmt, nämlich der praktischen Lebenstendenz; das matter of fact ist die Seele des englischen Lehrens und Lernens.

Ohne viele Erörterungen will ich statistisch zu Werke gehen. In London gibt es — abgesehen von den letztgenannten Lancasterschulen — nach dem ältern Systeme, mit vorherrschendem geistlich hochkirchlichem Einflusse und mit mehr directer Beziehung zu der Regierung folgende, theils classische, theils nichtclassische Schulen. Zeit: 1834—1844.

I. Classische (Grammar schools) City of London. 1) Christ Hospital (Blue coat school, Blaurockschule, da die Schüler blaue uniformirte Ueberröcke tragen). Governors: der Lord Mayor, die Rathsherren und zwölf andere Stadtbeamte (aldermen and councilmen). Unterricht: Classiker, Lesen, Schreiben, Rechnen, Religion (hochkirchlich); Schüler: vorzüglich Knaben 6 bis 10 Jahre alt, arm. Auch Mädchen für Normalunterricht. Einkommen 43,155 Pf. 4 Sh. 6 P. Stiftung: 7 Regier. Jahr Edward VI. Die Anstalt ist getheilt in London und Hertford. Schülerzahl 1148, davon 70 Mädchen. Hertford bildet die Vorbereitungsschule für alle Schüler, die Mädchen bleiben aber ganz hier und erhalten Kleidung und Wohnung. Die Knaben werden alle classisch erzogen; 105 sehr talentvolle erhalten höhern, mathematischen Unterricht; Abgang mit dem 15 Jahr, acht sogenannte Grecians bleiben, bis sie zur Universität reif sind. Diese und 16 Deputy Grecians (Untergriechen) lernen auch Mathematik; 46 werden in die Lehre gethan, 10 dem Seedienst gewidmet. Die Mädchen unterrichtet in Lesen, Schreiben, Rechnen, Geographie und Geschichte, dann weiblichen Arbeiten (needle-work); Lehrer, a) in London: 5 für Grammatik, 2 für Mathematik, 1 für Zeichnen, 2 für Schreiben mit 2 Assistenten, 1 für Singen; b) in Hertford: 1 für Grammatik mit 1 Unterlehrer, 2 für Schreiben mit Assistenten, 2 Lehrerinnen. Jeder Lehrer darf 6 Privatschüler annehmen. Die Spitalbeamten können ihre Söhne gratis in der Anstalt erziehen lassen.

2) St. Pauls, fundirt von Dr. J. Colet, Dechant von St. Paul, 1511. Vorstand: die Corporation der Kramer. Unterricht: Literatur, Griechisch, Latein; Autoren vorzüglich christliche zur Erklärung. Aufgenommen Kinder aller Nationen

Digitized by Google

und Länder, bis zur Zahl von 153 mit Elementarvorkenntnissen. Einkommen: 5252 Pf. 2 Sh. Lehrer: 1 Oberlehrer und 3 Unterlehrer. Die Schüler schaffen sich die Bücher, weiter nichts.

Von weniger Bedeutung sind die unter der Krämer- und Schneiderinnung stehenden classischen Schulen, und neben diesen die unter der Brauerinnung stehende Allhallows-Schule (Barking) mit nur 20 Zöglingen. In Westminster: St. Margaret, Totbillfields. Nur 50 Pf. Einkommen. Schüler 20 Knaben. Als Regel gilt für alle Schulen, daß wenn das Einkommen aus der Stiftung nicht ausreicht, das Uebrige durch mildthätige Beiträge gedeckt wird. Ferner: St. Martins in the Fields, mit 110 Pf. 12 Sh. Einkommen und 30 Schülern; der Oberlehrer muß geistlich seyn. — In nächster Umgebung Londons sind noch mehrere Grammar Schools: in Edmonton, Enfield, Hampton, Hornsey, Islington, Stepney, Tottenham ꝛc. In Hackney, dicht an oder besser in London, ist eine Dissenter-Theologische Schule mit 1500 Pf. Einkommen.

II. Nichtclassische Schulen. Derselben sind viele mit geringem Einkommen; die von mildthätigen Beiträgen zu deckenden Ueberschüsse sind bedeutend. Die Innungen zeichnen sich in Mildthätigkeit besonders aus. Die Schüler werden häufig gekleidet, ja auch genährt, in vielen Fällen auch in der Lehrlingszeit bei Handwerkern noch unterhalten (to be apprenticed). Die Schülerzahl geht selten über hundert; mehrere werden von Dissentergesellschaften erhalten. Die vorzüglichsten dieser Schulen sind: S. Bartholomew the great; St. Botolph, Aldgate mit 1542 Pf. 16 Sh. 10 P. Einkommen, die Schüler, 30 Knaben und Mädchen, ganz unterhalten. St. Bride, Neales mathem. school, zur Bildung praktischer Geometer, 19 Schüler. Es muß bemerkt werden, daß mehrere Schulen freie Stammschüler geringer Anzahl, oft aber sehr viele Zahlschüler haben, so daß die Stammschule fast nur eine Art Vorwand bildet; ja noch mehr, es gibt Anstalten, an welchen der Lehrer nur ein paar Pfund Sterling als Gehalt hat, allein dabei eine große Anzahl von zahlenden Schülern hält und so eine beträchtliche Schule bildet. — In St. James, Burlington Street, ist eine Schule mit 110 Schülern und 604 Pf. Einkommen. — Dann und wann bilden mehrere Schulen eine Anstalt, z. B. St. James national schools (Broad Street, Golden square). Einkommen 1000 Pf. bloß aus Subscription und Sammlungen. Die Anstalt hat fünf Schulen mit 1100 Schülern. Eine andere großartige Anstalt, in welcher die Knaben zum Seedienst erzogen werden, ist: St. Margaret grey coat hosp. in Tothill-Fields mit 2048 Pf. Einkommen, 60 Knaben, 30 Mädchen in allem unterhalten, sogar in der Lehrzeit. Für Handel insbesondere erzieht die St. Margaret green coat school, gestiftet von Karl I, 1633, mit 722 Pf. Einkommen, wobei die Lehrer auch bis 40 Zahlschüler annehmen dürfen. Eine Dame, Lady Daeres, stiftete 1594 die St. Margaret Emanuel hosp. school mit 729 Pf. Einkommen; 20 Kinder genährt, gelehrt, in Lehrlingszeit und weiter hinaus noch erhalten. Zu den ärmlichen Anstalten gehören in „the city of London" 14 Schulen, die mit den andern in gar keiner Verbindung stehen; sie existiren von unbedeutenden Vermächtnissen. In Londons Umgebung sind 31 Schulanstalten dieser Art mit mehr oder weniger Einkommen.

Von außerordentlichem Belange sind aber die Lancasterschulen, meist Armenschulen, mit einer christlichen Tendenz. In der erwähnten Musterschule in Borough Road (wohl die interessanteste Schule ihrer Art in der civilisirten Welt) sind im Laufe des Jahres 1843 bis 1844 nicht weniger als 781 Knaben aufgenommen worden (seit der Gründung 1808 die Schülerzahl = 27,141). Diese Schüler waren Knaben. In der weiblichen Abtheilung wurden 1843—1844 aufgenommen 450, seit der Gründung 16,162. Im Herzen Londons sind nach Zahl folgende Schulen: östlicher Theil, 39 mit 5683 Schülern; nördlicher Theil, Schulen 28, Schüler 4575; westlicher Theil, 32 Schulen mit 4790 Schülern; südlicher Theil, 25 Schulen mit 4990 Schülern. In Londons Umgebung (Landschulen) innerhalb 10 englischer Meilen 48 Schulen mit 5307 Schülern. Totalsumme: 25,345! Das Schulgeld die Woche ist in der Regel 2 Pence (6 kr. rhein.), selten 3 Pence, noch seltener 6 Pence, häufig aber nur 1 Penny, mitunter ganz frei. Jede Schule hat einen Secretär oder Schatzmeister; darunter sind nun viele Gelehrte von Bedeutung, alle aber beseelt von einem, den Zeitgeist hoch ehrenden Eifer. Der Unterricht wird von der Musterschule aus beaufsichtigt und geleitet; die Musterschule selbst ist über jeden Tadel erhaben und leistet das Vorzüglichste in ihrer Art. Der Unterricht ist öffentlich. Weitere Notizen enthält der Bericht, den ich vor zwei Jahren im Ausland gab.

(Schluß folgt.)

Nachricht über die Reise der HH. Galinier und Ferret in Abyssinien.

In der Sitzung der französischen Akademie vom 28 Oct. las Hr. Arago eine Mittheilung über die wissenschaftlichen Resultate der Reise dieser beiden Generalstabsofficiere aor, welche der Minister der auswärtigen Angelegenheiten im Laufe des Jahres abgesendet hatte, um die Sitten, Einrichtungen und Hülfsquellen dieses Landes näher zu untersuchen. Sie sollten während ihrer schwierigen Mission so viel wie möglich den Tauschhandel zu begünstigen suchen, den ein französisches Schiff an den Küsten des rothen Meeres mit den abyssinischen Kaufleuten anzuknüpfen wünschte. Die beiden Reisenden, welche sich wohl mit astronomischen Instrumenten versahen, um auch in dieser Beziehung den Wissenschaften Dienste zu leisten, schifften sich am 21 Oct. 1839 zu Marseille ein, und begaben sich ohne Aufenthalt nach Cairo, wo sie acht Monate blieben, um Arabisch zu lernen. Sie schifften sich dann zu Surz auf einer Barke ein, welche Pilger nach Mekka führte, und trafen hier mit den HH. Bel und Ronget zusammen, welche ihrerseits nach Abyssinien begaben, um Gegenstände der Naturgeschichte zu sammeln. Drrinnddreißig Tage später kamen sie nach Dschiddah, wo sie eine Karte der bis jetzt noch fast unbekannten Länder von Hedschas und Assir

Digitized by Google

entwarfen. Am 21 Oct. schifften sie sich, begleitet von den zwei Naturforschern zu Dschiddah ein, und langten nach neuntägiger Schifffahrt zu Massawa an. Eine mäßige Summe, welche sie an den Naib von Arkeko bezahlten, eröffnete ihnen diese Pforte des Continents; sie durchzogen die Wüste von Samahr, erreichten am 23 Dec. Dirah, eines der ersten abyssinischen Dörfer nach der Seite des rothen Meeres hin, und begaben sich von da ohne Aufenthalt nach Adua, der Hauptstadt von Tigré. Der Dedschesmatsch Ubie empfing sie günstig und erlaubte ihnen, seine Staaten zu besuchen.

Vom Monat Januar 1841 bis zum October desselben Jahrs erforschten beide mit hinlänglicher Sicherheit einen großen Theil Tigrés, später aber, als Ubie und der König von Gondar mit einander in Kampf geriethen, nahm ganz Abyssinien Theil am Kriege, und von dieser Zeit an konnten sie nur mit großer Mühe und stets mit den Waffen in der Hand ihre Forschungsreisen machen. Während dieser Zeit setzten die HH. Galinier und Ferret ihre geographischen Aufnahmen bis in einige den Europäern bisher unbekannte Districte von Tigré und Semen, in die Provinzen von Waguera und Gondar fort.

Die beiden unerschrockenen Reisenden kamen am 2 Mai 1842 nach Gondar zurück, wo sie schlechte Nachrichten erhielten. Der Dedschesmatsch Ubie war geschlagen worden, und nichts konnte sie gegen die gefährlichen Zufalle einer Reise mitten durch ungastliche Völker schützen. Sie wagten indeß doch nach Massawa zurückzukehren, jeder schlug aber eine verschiedene Straße ein, um nicht die Früchte ihrer Unternehmung auf Einen Glückswurf zu setzen. Derjenige, welcher über Dirah ging, sah seine Träger bei Tarenta angefallen und geplündert. Zum Glück legten die Räuber keinen Werth auf die Papiere, zerstreuten sie auf dem Wege, und man fand sie nach mehetägigem Suchen fast alle wieder. Am 28 Mai kamen die Reisenden nach Massawa, wo aber eine furchtbare Hitze von 52° C. um Mittag sie schnell wieder verjagte, und nach langweiliger Fahrt auf dem rothen Meer landeten sie in Cossir, von wo sie über Cairo und Alexandrien am 23 Febr. 1843 wieder in Frankreich eintrafen.

Die Hauptfrucht ihrer Reise ist eine Karte von einem ziemlich großen Theile Abyssiniens. Da sie durch die Umstände genöthigt waren, im allgemeinen nur die bei militarischen Recognoscirungen üblichen Methoden anzuwenden, beschlossen sie, um die bei solchen Aufnahmen oft sehr bedeutenden Irrthümer zu vermeiden, alles an einige astronomisch bestimmte Punkte anzuknüpfen. Diese Punkte, neun an der Zahl, sind die eigentliche Grundlage der Karte, und die Commission der französischen Akademie erklarte nach reiflicher Berathung, daß sie mit aller bei solchen Messungen erforderlicher Genauigkeit bestimmt seyen. Die Arbeiten der HH. Galinier und Ferret über das allgemeine Flußsystem Abyssiniens werden stets ihr Interesse behalten. Eine Kette, die vom Isthmus von Suez ausgeht, lauft längs dem rothen Meere hin, und theilt das Land, welches sie durchzieht, in zwei Regionen. Die eine ergießt ihre Gewässer in den arabischen Golf, die andere, bedeutend größere durch eine Menge Flüsse in den ägyptischen Nil. Die HH. Galinier und Ferret zeichnen nach ihren eigenen Beobachtungen die Wasserscheide von Suez, wo sie nur einige Metres Höhe hat, bis zu den ungeheuren Bergen von Lasta unter 12° N. B. Die Flüsse Abyssiniens waren bisher sehr unvollkommen gezeichnet, und die beiden Reisenden haben in dieser Beziehung die besten bisherigen Karten bedeutend berichtigt; der Assamfluß z. B., der die Hauptstadt von Tigré bespült, fließt gegen Süden, während alle ihre Vorgänger, Rüppell ausgenommen, ihn nach Norden fließen lassen. Das kostbarste von allem aber für die Geographie ist eine vollständige und detaillirte Karte der Provinzen Tigré und Semen mit einer langen erklarenden Abhandlung.

Unter die interessantesten Resultate der Expedition muß man die barometrische Bestimmung der Höhen gewisser Berge Abyssiniens rechnen. Adua, Hauptstadt in Tigré, liegt 1900 Metres über dem Meere, Intetschau 2150, Arum 2170, Diran 2200, Ad d'Jratt 2470, Atsbi 2700. In Semen erstiegen die Reisenden einen Berg, Detschem, der sich ihren Messungen nach 4620 Metres über das Meer erhebt, also nur um 200 Metres niedriger als der Montblanc. Frühere Reisende haben sich über die Höhe dieser Berge sehr getäuscht. *) Die Jesuitenmissionäre behaupteten ehemals, die Alpen seyen neben den abyssinischen Gebirgen nur Maulwurfshaufen; andere setzten den Detschem unter die Pyrenäen. Durch die Messungen der HH. Galinier und Ferret werden sehr falsche Ansichten über die Höhe des ewigen Schnees in Afrika aus der Geographie verschwinden. Auf der Höhe von Semen liegt ewiger Schnee bald auf dem Süd-, bald auf dem Nordabhang, je nach den Jahreszeiten; der Gipfel berührt also die Linie des ewigen Schnees. Auch haben die Reisenden die Meteorologie durch zahlreiche barometrische, thermometrische und pluviometrische Beobachtungen bereichert, und die periodischen Regen des Landes studirt. Auf ihrer Reise nach Hora maaßen sie die Temperatur einer warmen Quelle am Berge Pharao, und fanden sie 68° C. Die Dünste, welche die Grotte füllen, haben eine Temperatur von 43° C.

Interessante Nachweisungen über die Geologie und Naturgeschichte vervollständigen das Register der Arbeiten dieser beiden Reisenden, aber der Bericht des Akademikers Arago geht vorerst auf diese Gegenstände nicht ein.

Einiges über Damaskus. **)

Der Meidan. — Ländliche Bevölkerung. — Der Aga des Quartiers. — Lustbarkeit.

Wenn die Dome und Minarette von Damaskus, auf dem sie umgebenden Meere von Laubwerk sich erhebend, zuerst dem Blicke des Wanderers, der den Hügel von Salahieh hinabsteigt, sich zeigen, ist

*) Schimper nicht, welcher ziemlich genaue Messungen anstellte, und dessen Mittheilungen vor zwei Jahren in der Allg. Zeitung erschienen sind. A. d. R.

**) Aus der nächstens in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung erscheinenden Reise: „Die heutigen Syrier."

Digitized by Google

gewahrt er eine lange Vorſtadt, die ſich nam ſüdöſtlichen Ende der Stadt weit in den Ager Damascenus hineinerſtreckt. Dieß iſt der Meidan, das Faubnneg St. Antoine von Damaskus; denn wenn Unruhen entſtehen, ſo giebt dieſe volkreiche Vorſtadt ihre Tauſende von fanatiſchen und blutdürſtigen Männern in die Stadt aus, eben ſo bereit die Behörden zu ſchrecken, als ihre friedlicher geſinnten Mitbürger innerhalb der Mauern zu plündern. Bis zur ägyptiſchen Occupation behauptete dieſe Vorſtadt beſtändig eine Art wilder Unabhängigkeit von der Regierung. Kein türkiſcher Paſcha, ſo feſt auch ſein Anſehen in der Stadt Damaskus ſelbſt gegründet ſeyn mochte, wagte es jemals einen Lärmer des Meidan greifen zu laſſen; die einzige von dieſer ungezähmten Bevölkerung anerkannte Behörde bildeten die Meſchaikh elharat oder Agas des Quartiers, welche die Regierung immer aus der Zahl der einflußreichſten ihrer Häuptlinge zu wählen Sorge trug. Ein zufälliges Zuſammentreffen mit einem dieſer Agas verſchaffte mir eine Einladung zu einem Keif oder einer Unterhaltungspartie, was ich mir kaum erwartete, da die Leute des Meidan mir als ſolche beſchrieben worden waren, die den ſtärkſten Haß gegen die Franken nähreten.

Durch die „gerade Straße“ oder die Linie der Bazare wandelnd, kehrte ich mich links gegen die Moſchee Saanan Paſcha's, die auf dem Ort erbaut wurde, wo ein großer Schatz von Gold- und Silbermünzen gefunden worden war. Einige Fenſter dieſer Moſchee waren zierlich mit ſchöner eingelegter Töpferarbeit, ähnlich der Foyence, verziert; das Minaret, welches ganz mit grünen Ziegeln bedeckt iſt, ſieht in der Ferne einem Thurme von Bronze gleich und erhöht ſehr die maleriſche Wirkung der Stadt.

Unmittelbar hinter der Moſchee befindet ſich der Saunanipe-Bazar, der, bei ſeiner Breite von 35 Fuß, der umfangreichſte von Syrien iſt. Er iſt ganz von Stein gebaut und durch Bögen in ſechzehn Abtheilungen getrennt, da aber die Buden ſehr gewöhnlich ſind, ſo iſt der Blick mehr durch den orientaliſchen Charakter als durch Schönheit getroffen. Tritt man aus dem Bazar heraus, ſo fallen zwei Gegenſtände von ganz verſchiedener Natur in das Auge. Links befindet ſich ein gerlag ausſehendes Haus mit vorſpringenden Holzbalken. Dieß iſt das Tyburn von Damaskus — der Platz, wo Miſſethäter hingerichtet werden und wo man ſie zur Zeit der Chalifen aus dem Hauſe Omejja's ans Kreuz zu ſchlagen pflegte. Rechts iſt eine der ſchönſten Moſcheen der Stadt, im ächten Damaskener Styl gebaut, deſſen unterſcheidende Charakter darin beſteht, daß außer den Stalaktiten oder Honigwaben-Ornamenten am Eingang wenig oder keine Sculptur angewendet, und die Schwere der Mauern nur durch Zierrathen aus eingelegten ſchwarzen und gelben Marmorſtücken gemildert wird, ſo daß der Anſeiß der Moſchee in der Zeichnung etwas einem Moſaikfußboden gleicht. Der Meidan iſt in gewiſſer Hinſicht die Hauptſtadt des Hauran und der großen Wüſte. Beim Eintritt in denſelben war ich von der Wahrheit hievon betroffen. Zwei ſehr große Kaffehäuſer auf beiden Seiten des Weges waren von Perſonen angefüllt, die nicht den geringſten Anſpruch auf das ſtädtiſche Anſehen und die ſchöne Geſichtsfarbe der zierlichen Damaskener machten. Beduinen mit ihren hellen gelben ſeidenen Kopftüchern, die um ihre dunkelbraunen Geſichter hingen, grob gekleidet und in ihrem gurgelnden Dialekt laut ſchreiend, ſuchten ihre Producte an den Mann zu bringen. Vom rauhen Wetter abgehärtete Druſen aus dem Hauran, bis zu den Zähnen bewaffnet, ſchlürften ihren Kaffee, während ihre ungeſtriegelten, ungekämmten, abgerittenen Mähren von Männern gehalten wurden, die eher das Anſehen von Räubern als von Dienern hatten.

Als ich mit meinem Führer den Meidan weiter hinaufſchritt, bemerkte ich eine Anzahl von Zelten auf Gerüſten, gleich Zelten; ſie waren dazu beſtimmt, die Verkäufer von Geräthſchaften, die die Beduinen zum Kochen und Reiſen brauchen, als da ſind: Töpfe, Pfannen, Hacken, Meſſer u. ſ. f., vor der Sonne zu ſchützen. Reihen von Kamelen, mit Getreide aus dem Hauran beladen, und abſcheuliche blaulippige Weiber auf Eſeln zogen hintereinander, mit einem Beduinenaufſehen in ihrer Begleitung, der offenbar zum erſtenmal in ſeinem Leben die Stadt Damaskus ſah und durch den Contraſt dieſes Lärmens mit der Einſamkeit der Wüſte eben ſo ſehr verwundert ſchien, als Kotzebue's „Landjunker in der Reſidenzſtadt.“

Da wir durſtig waren, traten wir in ein Kaffehaus, und fanden, daß alle Männer blaue Hände hatten. Eine Gruppe plauderte mit einem Chriſten, der das Beyruter Coſtüm trug; dieß waren einige von den zahlreichen Färbern des Quartiers, die um die ſo eben angelangten Packen Indigo feilſchten. Der Beyruti ſtellte ſich entrüſtet über den niedrigen Kaufpreis, den man ihm vorſchlug. Der Färber heuchelte einen gewaltigen Zorn über die mit nutzloſer Negotiation vergeudete Zeit, und brachte eine gänzlich unglaubliche Lüge vor, die er noch mit einem ſchrecklichen Eid bekräftigte. Der chriſtliche Indigohändler, zu höflich, um der Behauptung zu widerſprechen, brachte eine noch unglaublichere Gegenlüge vor und bekräftigte ſie mit einem noch erſchrecklicheren Eide. Der jüdiſche Mäkler erſchöpfte alle Hülfsquellen ſeiner Diplomatik, die er durch verſchiedene Flüſterreden in das Ohr ſeines Beyruter Clienten nebſt telegraphiſchen Zeichen mit ſeinen Fingern und verſchiedenartigen Winken ſpielen ließ. Seine angenommene feierliche Unparteilichkeit gegen die Fächer wurde gelegentlich durch einen ſchlechten Witz gewürzt, der aber von beiden Parteien unbeachtet vorbeiging, wanne er ſich aber durch ein ſchallendes und unnatürliches Gelächter ſelbſt entſchädigte, wobei er ein Paar mit den Reſten von vier oder fünf ſchwarzen Zähnen verſehener Kiefern ſehen ließ. Endlich kam der Handel zu Stande, der Jude legte die blaue Hand in die braune und der Chriſt entfernte ſich, ohne Zweifel mit dem Vorſatze, ſeine Waare mit größerem Vortheil zu verkaufen, wenn er vor der Zeit der Ablieferung einen Abnehmer finden würde, während der Färber vermuthlich nie Abſicht hatte, nach dem Sprüchwort, auf groben Klotz ein grober Keil, zu handeln, bei der Verfallzeit den Wechſel nicht anzuerkennen und einen Zeugen ſich zu verſchaffen, der ſchwarz weiß ſchwöre.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Nyktalopie. Die Pariſer Gelehrten beſchäftigt gegenwärtig eine eigenthümliche Erſcheinung: ein junger Arbeiter ſieht nur diejenigen Gegenſtände, die vom Sonnenlicht erhellt ſind; ſobald die Sonne untergegangen iſt, unterſcheidet er nichts mehr, wenn auch die Gegenſtände durch ein noch ſo concentrirtes künſtliches Licht erleuchtet ſind. Man hat dieſer Krankheitsform, gegen welche bis jetzt kein Mittel anſchlagen wollte, den obigen aus dem Griechiſchen entlehnten Namen gegeben. (Voleur vom 30 Oct.)

Bienenkrankheit. Engliſche Blätter (Shipping Gazette vom 23 Oct.) melden von einer außerordentlichen Thätigkeit der Bienen in dieſem Sommer. Ein Paſtmeiſter in Redſhire hatte drei Körbe, von denen jeder zweimal ſchwärmte und 275 Pfund Honigartig lieferte.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 317.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

12 November 1844.

Forschungen über die russischen Städte.

Europäischer Einfluß. b) Städte deutschen Ursprungs.

Die deutsche Nationalität stand von alter Zeit her in nachbarlicher Beziehung zu dem jetzt von Rußland eingenommenen Gebiet. Selbst ihr erster Schauplatz in Europa, das mythische Asgard, befand sich in den Gränzen des jetzigen russischen Gebiets am schwarzen Meere; von da rückten die deutschen Stämme auf der Laufbahn ihrer Entwicklung gegen Westen. Den Namen der Gothen, der seiner Zeit von Gibraltar bis zum Nordcap wiederhallte, vernahm man fast noch bis in unsere Zeiten herab in der Halbinsel Krim. Zu dem großen Reiche Hermanerichs, das vom Don bis an den Niemen reichte, gehörte ein bedeutender Theil des jetzigen westlichen Rußlands. Aber auch diese Zeit, so wenig als die folgenden Jahrhunderte, wo das germanische Element, durch die ausschließliche Richtung nach Westen fortgezogen, ganz aus dem europäischen Osten verschwand, hat keine Spuren städtischer Einrichtungen, ja nicht einmal ihrer Ansiedlung überhaupt zurückgelassen. Jahrhunderte vergingen, in deren Laufe die slawische Nationalität allmählich zu einem gewissen Grade selbstständiger Bildung sich heranarbeitete. Dann erst begann aus dem Schooße Deutschlands, das inzwischen die höchste Stufe seiner eigenthümlichen Bildung erlangt hatte, eine rückkehrende Bewegung von Westen nach Osten, welche eine deutsche Nationalität mit allen den mannichfachen Früchten ihrer damaligen Civilisation, wozu auch die städtischen Einrichtungen gehörten, auf russisches Gebiet brachten.

Es versteht sich von selbst, daß diese Bewegung nur von Norden her stattfinden konnte, denn der russische Süden war damals Deutschland durch geographische und politische Hindernisse verschlossen. Auf dem festen Lande standen zwischen ihnen der Damm der Karpathen und die lebendige Mauer der wilden Ungarn. Der Weg zur See war sehr weit und zudem sorgsam von den eifersüchtigen Byzantinern bewacht. Allerdings fanden Versuche statt, indem die deutsch-italienische Civilisation nach den Ufern des schwarzen Meeres durchdrang und hier auf der Asche alter Römer und Griechen sich festzusetzen strebte. Noch vor dem Mongoleneinfall trieben die Venetianer einen bedeutenden Handel mit dem schwarzen Meere, und hatten in Tana, dem alten Tanais, dem jetzigen Asow, eine bleibende Handelsfactorei, welche nach damaliger Sitte eine abgesonderte Genossenschaft bildete, und wie eine kleine, nach den Gesetzen und Sitten der Metropole regierte Stadt erbaut war. Im 13ten Jahrhundert wurden die Venetianer durch die Genuesen verdrängt, welche sich an eine wirkliche Colonisation der Nordufer des schwarzen Meeres wagten, und sich in Kaffa auf den Trümmern des alten Theodosia festsetzten. Hier entstand eine Stadt im vollen Sinne des Worts, volkreich, mächtig und in der Hauptsache nach den Formen der deutsch-italienischen Municipalitäten verwaltet. In den nächsten zwei Jahrhunderten dehnte die Herrschaft der Genuesen sich über das ganze Südufer der Krim hin: Soldai, das jetzige Sudak, und Cembalo, das jetzige Balaklawa, bildeten sich zu genuesisch verwalteten Städten aus. Man weiß nicht recht, wie weit ihre Macht zu Tana reichte, von wo sie die Venetianer verjagten, gewiß aber ist, daß sie im heutigen Akkerman, dem damaligen Maurocastro, herrschten, und daß ihnen die jetzigen bessarabischen Städten Kilia und Soroka gehörten. Aber die exotische Civilisation, welche rasch heranwuchs, schlug keine tiefen Wurzeln. Wie sie gekommen war, so verging sie auch: plötzlich aus dem Nichts entstanden, ging sie auch plötzlich wieder spurlos unter. Mit der Einnahme von Kaffa durch die Türken war alles für immer zu Ende, als ob es nie dagewesen wäre. Welch merkwürdiger und lehrreicher Gegensatz zwischen alten griechischen und den neuern italienischen Niederlassungen im südlichen Rußland! Von den Griechen blieb kein Stein auf dem andern, alles wurde zerstört und dem Erdboden gleich gemacht, aber es blieben die Menschen, welche Sprache, Namen und Sitten ihrer Väter beibehielten. Dagegen stehen jetzt noch die Thürme und Mauern der von den Italienern errichteten Städte, aber keine lebendige Menschenspur ist in und um dieselbe übrig geblieben.

Nicht so war es im russischen Norden, wo das baltische Meer dem germanischen Element einen nahen und freien Weg darbot. Nach den in den Sagen erhaltenen Ueberlieferungen

Digitized by Google

drangen die normannischen Könige noch vor der Begründung des russischen Reichs, noch vor Anfang einer eigentlichen russischen Geschichte ins Innere des jetzigen Rußlands ein. Wer auch die sagenhaften Waräger gewesen seyn mögen, denen die erste Begründung eines Staats im russischen Lande zugeschrieben wird, ob Deutsche oder bloß von Deutschland dergekommene Leute; es ist unbestreitbar, daß mit ihnen ein Geist über Rußland hinwehte, der an Germanien im weiten Sinne des Worts mahnt. Aber damals gab es weder im eigentlichen Deutschland noch in Skandinavien wahre Städte, und die Städte, welche den „übers Meer her" gekommenen Warägern zugeschrieben werden, konnten nichts anders seyn, als Schlösser, Burgen, im ältern deutschen Sinne des Worts; aber zu deren Erbauung bedurfte man keiner Vorbilder von jenseits des Meers her, da die Fremdlinge das Land so reich an eigenen Buegen fanden, daß sie es Gardarike, das Reich der Städte oder Burgen, nannten. Eine derselben, wahrscheinlich das jetzige Alt-Ladoga trug sogar den deutschen Namen Aldeigaburg (Ladogaburg). Die Waräger jedoch waren nicht Träger städtischer Bildung *) und konnten es nicht seyn, da sie solche selbst nicht kannten. Aber ihre Ankunft und Ansiedlung trug dazu bei, den Weg nach dem russischen Norden zu eröffnen und bekannt zu machen. Es war der Argonautenzug in der Geschichte des baltischen Meeres; die Zeit kam, wo die gebildete und bildende Thätigkeit den Weg benützte, den die Korsaeen gebahnt hatten.

In der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts, das in Deutschland durch rasche, lebhafte Entwicklung städtischen Lebens und städtischer Thätigkeit ausgezeichnet ist, als an den Ufern des baltischen Meeres die Hanse sich bereits festgesetzt hatte, als mitten in der Ostsee die Insel Gothland aus einem Seeräubernest zum Mittelpunkt friedlichen Handelsverkehrs wurde, und die blühende Stadt Wisby sich verschönerte, trieb der Sturm ein bremer Kauffahrteischiff in die Mündung der Düna. Der Schlüssel zum jetzigen Ostseelande, der sich schon damals unter russischer Herrschaft befand, und zu dem großen Fürstenthum Polozk gehörte, wurde damit freilich nicht zum erstenmal entdeckt, aber zum erstenmal von den Deutschen zum Behuf des Handels erforscht und benützt. Bald spannen sich Verbindungen nicht bloß mit Bremen, sondern auch mit andern deutschen Städten an. Dreißig Jahre später führte ein lübisches Schiff nicht bloß Waaren, sondern auch den Mönch Meinhard hieher, der das ganze wilde Land durch Verkündung des Evangeliums der Aufklärung und Bildung sichern wollte. Mit Erlaubniß des Fürsten von Polozk erbaute er in Uerkull, unter dem Schutze einer Burg, zu der man die Materialien aus Gothland hatte kommen lassen, eine Kirche, die später (1188) durch den Erzbischof von Bremen mit päpstlicher Bestätigung zum Bischofssitze Livland von erhoben wurde. So war der Same ausgestreut, der mit erstaunlicher Schnelligkeit emporwuchs.

*) Das russische Wort für Bildung „grashdannost," kommt her von „grad" die Stadt, und „grashdanin" der Bürger.

Schon der zweite Nachfolger Meinhards verlegte (1200) den Bischofssitz von Uerkull nach der neuangelegten Stadt Riga mit Hülfe des deutschen Ordens, in den die deutschen Ritter so gern traten, und der bald seine Herrschaft so ausdehnte, daß drei neue Bisthümer nöthig wurden, eines für Esthland, anfangs in Leala, dann in Dorpat, für Semgallen in Seiona oder Selburg und für die Insel Oesel, ohne Zweifel in Arensburg. In das ganze dem Christenthum eroberte Land drang die deutsche Feudalverfassung ein, und die Ritter erhoben Wenden zur Hauptstadt ihres Ordens. Wenn auch der auf die Macht der Hansa und des Ordens eifersüchtige König von Dänemark seine Aufmerksamkeit gleichfalls auf diese Länder richtete, so baute er doch im wesentlichen auf dieselbe Nationalität und dieselben Formen der gesellschaftlichen Organisation; der Mittelpunkt seiner Besitzung war das im J. 1218 befestigt und im J. 1220 zum Bischofssitz erhobene Reval. Nach der Erhebung des Bisthums Riga zum Erzbisthum von Livland, Esthland und Preußen bildete sich ein allgemeiner hierarchischer Verband zwischen den Besitzungen des Ordens und der Bischöfe, und alles trat unter der Obhut des Ordens, der bald (1347) das dänische Esthland erwarb, in einen gemeinsamen politischen Bund, der das ganze südöstliche Ufer des baltischen Meeres von Narwa bis zur Weichsel beherrschte. So erhob sich im Verlauf von nicht mehr als anderthalbhundert Jahren in dem jetzigen Ostseelande Rußlands ein neues Deutschland, ein lebendiges Abbild des eigentlichen Deutschlands, zu dem es auch als ein Bestandtheil des heiligen römischen Reichs gezählt wurde. Dieselben Elemente, dieselbe Ordnung der Dinge mußte auch dieselben Folgen nach sich ziehen. Anfangs unter dem Schatten der bischoflichen Kirche, dann unter dem Schatten anderer Burgen, die den Bischöfen, dem Orden und den dänischen Königen gehörten, erhoben sich bald Städte in völlig deutschem Geist, mit deutschen Formen und Grundlagen.

(Schluß folgt.)

Skizzen aus London.

Londoner Volksschulwesen.

(Schluß.)

Besondere Notiz aber verdient das mit der Anstalt verbundene Schullehrerseminar. Der Mangel an tüchtigen Lehrern ist von jeher ein tief gefühlter gewesen, die Normalschule aber sucht demselben auf praktische Weise kräftig abzuhelfen. Mit Zeit- und Geldersparniß muß der bestmögliche Zweck tüchtiger Praxis errungen werden; die Oeffentlichkeit spannt den Eifer außerordentlich, und ich kann dir Resultate nur vorzüglich nennen. Im J. 1843 bis 1844 sind 175 Candidaten unterrichtet worden für die Knabenschulen. Im April 1843 waren 35 im Unterricht, dazu kamen 140, für inländische Schulen sind 91 empfohlen worden, vier sind über die See in fremde Stationen geschickt worden, 18 haben sich zurückgezogen, und nur 62 sind für 1844—1845 auf der Liste. In der weiblichen Anstalt sind in demselben Zeitraum 95 Candidatinnen

aufgenommen, 113 unterrichtet warden; von diesen 54 für inländische Schulen, 9 für ausländische Schulen, 13 haben sich zurückgezogen (meist wegen Unfähigkeit), und 37 sind nun in der Anstalt. Das Seminar (ein großer Theil der Candidaten wohnt im Haus) hat 12 Classen für folgende Unterrichtsgegenstände: 1) Grammatik und Aufsatz; 2) Wohlredenheit, Lesen in Prosa und Versen; 3) Arithmetik und Mathematik (Geometrie, II. III. IV. V. VI. Buch Euklids), Algebra und Trigonometrie); 4) Musterlectionen in Physik, Naturgeschichte, Botanik und Chemie; 5) Kunst des Unterrichts; 6) Unterrichtgeben (wobei der Unterrichtende beaufsichtigt und kritisirt wird von den Mitcandidaten); 7) Bibellectionen, theoretisch und praktisch (höchst interessant!); 8) Zeichnen (eine obere und untere Classe; man hat im Auge Landkartenzeichnung, Maschinen-, Bau-, Figuren- und Landschaftenzeichnung mit oder ohne Vorlage); 9) Geographie und Geschichte; 10) Arithmetik, praktisch, Tafel- und Kopfrechnen; 11) Experimental-Physik; 12) Vocalmusik (nach Hickson und Hullah). Die Lehrer der Candidaten sind eminente Gelehrte und ausgezeichnete Pädagogen. In den Unterredungen werden alle praktisch-pädagogischen Fragen erörtert; der vorzüglichsten Theorie wird augenblicklich praktische Anwendung unterlegt. In meinem ersten Berichte habe ich Hrn. Crossley's, des Musterlehrers der Anstalt, gedacht; dieser ist noch immer derselbe kräftige und rüstige Mann, und mit Hrn. Dunn, dem Secretär der Anstalt, Hebel derselben. Die moralische Praxis des Hauses ist musterhaft und außerordentlich streng, was ohnehin schon durch die angeborene englische Gesetztheit unterstützt wird. Die Prüfungen der Candidaten sind höchst interessant. Ihr gesammtes Lehren und Lernen wird übrigens Tag für Tag vom Publicum überwacht. Eine solche Fertigkeit im Vortrag und Fragen, wie in dieser Anstalt von Seite der Candidaten wird nicht leicht in irgend einem Lande, außer England, gefunden werden können. Dazu dringt es Disciplin und entschiedene Praxis mit höchster Zeitbenützung.

Man hat von jeher über den Mangel an guten Volkslehrern in England geklagt; so weit die durch Lancaster eingeführte und in neuerer Zeit außerordentlich verbesserte Methode des Unterrichts betheiligt ist, kann man diesen Mangel so ziemlich als beseitigt ansehen. Dann wird England, wie in Manufactur, auch im Schulwesen den andern Nationen vorstehen. Man bedenke nur, was London in so wenigen Jahren geleistet hat. Die 25,000 Schüler gehören immerhin einer Bevölkerung von zwei Millionen Menschen an, allein sie gehören auch nur zu Einer Classe, der ärmern; rechnet man die Reichen, die Wohlhabenden ab, ferner alle jene, welche in den Anstalten des anderweitigen Systems unterrichtet werden, so ist in diesem wichtigen Punkt die ärmere Classe, und im Ganzen dann jede Classe der Bevölkerung Londons, gut bestellt, Londons, welches noch vor nicht langer Zeit in dieser Hinsicht das Muster der Vernachlässigung bot. Der benannte Vortheil trifft, da die Verbesserung von so geringem Datum ist, freilich nur die eben jetzt im Anwachsen begriffene Generation, allein man sucht sogar das Versäumte nachzuholen. Nicht nur lassen sich in den Lancasteranstalten erwachsene Leute in den Elementen des Wissens unterrichten; ein Heer humanistisch gesinnter, wohlhabender Bewohner Londons unterrichten solche Leute unentgeldlich zu allen Zeiten der Muße, und zum Glück hält man das Unterrichten an Sonntagen für keine den Sabbath entheiligende Arbeit! Eine Menge solcher extemporirter Lehrer besuchen von Zeit zu Zeit die Musterschule in Borough road, um sich Geschick in der Methode zu erwerben. Kann hier nicht das Vorzüglichste geleistet werden, so ist doch, wie gesagt, das Versäumniß in etwas nachgeholt. Diese Spätfrüchte des Geistes sind nicht zu verachten. Wie wird es aber mit der heranwachsenden Generation in etwa 10 bis 12 Jahren? Ein solcher Blick in die Zukunft hält das Gemüth schadlos für das Bedauern der Mängel der Gegenwart!

Einiges über Damaskus.

Der Meidan. — Ländliche Bevölkerung. — Der Aga des Quartiers. — Lustbarkeit.

(Schluß.)

Als ich am Hause ankam, sah ich, daß es sehr verschieden von denen der innern Stadt war. Hier gab es keine Mosaiken, Arabesken und Fontänen, sondern ein guter dicker Teppich auf der Terasse, al fresco ausgebreitet und mit Diwankissen belegt, war der Platz für das Kief. Unsere Gesellschaft bestand aus einem Beduinenscheikh, der eine große Quantität Straußenfedern zum Verkauf hatte, einem Ma'atac des Meidans, einem türkischen Derwisch und mehrern andern unwichtigen Personen. Der Aga war ein sehr einfacher, gutmüthiger Mann, der wenig für sich zu sagen hatte, sondern statt aller Conversation wenigstens fünfzehnmal die Anerkennung der Ehre, die ich ihm angethan habe, wiederholte; „Schereft," du hast mich beehret (durch deine Gegenwart), kam immer vor, wenn das Gespräch der andern stockte. Der Repräsentant der unruhigen Bevölkerung des Meidans war ein Verwandter unseres Wirths — ein vollendeter Bohadil in seiner Art, der einen Säbel an der Kuppel von der Schulter herabhängend trug, obwohl er sonst wie ein Städter gekleidet war. Dieß gab ihm ein affectirtes Bragadoccio-Aussehen, das sich nicht verminderte, als er der englischen Tapferkeit während der syrischen Expedition ein Compliment machte, und, bei Gelegenheit dieses Thema's, nebenher seinen Antheil an der Mißhandlung und Ermordung eines Quartier-Aga's erzählte, der sich durch seine Willfährigkeit in der Ausübung des ägyptischen Conscriptionssystems unpopulär gemacht hatte, wobei er nicht unterließ einen Zug von Menschlichkeit und Großmuth, die er ausübte, anzuführen, indem er seine Gefährten dahin vermehrte, ihn auf einmal niederzuschießen, nicht aber zu hängen oder zu pfählen, wie einige unter ihnen vorgeschlagen hatten. Der Beduine war bescheiden und sagte im Anfang nichts; nach einer Weile aber verlangte er von mir, halb im Ernst und halb im Spaß, Scheikten, deren Zauber mächtig genug oder deren Angaben deutlich genug wären, um einige der Schätze aus den ostwärts gelegenen zerstörten Städten zu heben. Die Lärmkanone des Abends war der Derwisch, der gebrochen neudisch sprach; da hiezu noch eine kleine Undeutlichkeit der Aussprache kam, die mit einer ominösen Plattheit der Nase in Verbindung zu stehen schien, so war es ziemlich schwer

Digitized by Google

ihm zu folgen. Obwohl aufgeräumt und voll von Anekdoten über seine Reisen — eine unglaublicher als die andere — war er doch offenbar ein Fanatiker, denn bei meinem Eintritt machte er nicht die geringste Miene sich zu erheben, wofür ich mich dadurch rächte, daß ich nun ihm nicht mehr Notiz nahm, als absolut nothwendig war. Dieß war unglücklich, denn es theilte die Gesellschaft in zwei Hälften. Der würdige Ago sah es, und indem er seinen Geist zu einer großen Kraftäußerung emporhob, hörte er auf die Willkommsformel zu wiederholen, und mit allem Scharfsinn noch irgend einem Thema der Unterhaltung suchend, machte er endlich das Gespräch allgemeiner, indem er die Vergnügungen eines Aufenthalts zu Damaskus aufs Tapet brachte. Dieß hatte eine Discussion über die respectiven Vorzüge von Kairo, Aleppo und Bagdad zur Folge, welche Städte von mehreren Anwesenden besucht worden waren. Der Derwisch pries die Schönheiten von Konstantinopel und Brussa, aber der Babadil des Meidans und die übrigen, die ihm beistimmten, entschieden sich für das Heimathland, denn der Barada, obwohl viel kleiner als der Nil und Dedgel, wurde als bei weitem anmuthiger, denn beide genannten Flüsse, erklärt; die Datteln von Kairo seyen zwar gut, aber die Mischmisch-Aprikosen von Damaskus besser.

„Ah, aber eure Heuschnupfen!“ sagte ich, „nicht zu vergleichen mit den Wirkungen des Khamsins (des heißen Wüstenwindes) von Aegypten und des Soams von Bagdad.“

„Und was sagt ihr zum Klima von Aleppo?“

„Aleppo — sprecht nicht von Aleppo. Es hat weder Bäume noch Wasser. Scham ist ein Paradies, ein Dschinni, ein Zerdous.“

Zuletzt mußte ich zugeben, daß Damaskus die schönste Stadt der Welt und der Meidan der beste Theil von Damaskus sey. Scherz bei Seite, so glaube ich, daß, weil er höher liegt und trockener ist, als mehrere andere Theile der Stadt, er auch gesünder ist, und seine Einwohner stärker und kräftiger sind.

Die Gesellschaft war begierig das Kief bis zu einer spätern oder vielmehr frühen Stunde zu verlängern, da die Sänger gekommen waren und die Musik jedermann in gute Laune versetzt hatte. Der Derwisch und ich — wir versöhnten uns, sprachen türkisch miteinander und der Ago war befreit, der mühevollen Verantwortlichkeit enthoben zu seyn, die Ehern des Hauses mit Ostentation zu machen. Der Beduine, ermüdet, weil er den ganzen Tag zu Pferde gesessen war, fiel in tiefen Schlaf; Babadil legte von Zeit zu Zeit seine Hand an seine Wange und trällerte ein Lied nach einer Melodie, wie ich sie nie gehört habe, und auch sicherlich nicht Lust trage je wieder zu hören; aber um zwölf Uhr, nachdem er wenigstens zwölf Narghiles geraucht und beinahe zweimal so viel Zindschans Branntwein unter seiner Degenkuppel deponirt hatte, fiel er in eine müdeische Schläfrigkeit, und einige Zeit nach Mitternacht nahm ich meinen Abschied, von zwei bewaffneten Männern begleitet, die mich wohlbehalten bis innerhalb der Bazare brachten. Dann galt es aber an den aufeinanderfolgenden Thüren zu scheeren, bis die Bawabs oder Pförtner aus ihrem Schlummer erwachten und mich einließen. So wie ich in einem Bazar war, ließ ich seine düstern Bogen von meiner Stimme, als Signal für den andern Thürsteher, wiederhallen. Keiner Seele begegnete ich — selbst die Hunde waren auf den Bänken der Buden fest eingeschlafen, und nachdem ich meine Erkenntlichkeit an jenem Thor bezahlt hatte, gelangte ich endlich noch Hause, bei mir selbst überdenkend, daß es in der Welt noch schlimmere Gesellen gibt, als die „Burschi“ des Meidans trotz aller ihrer Fehler.

Außer den Moslemiten leben noch sechzehnhundert griechische Katholiken im Meidan; die syrischen Jakobiten in Damaskus bewohnen ebenfalls dieses Quartier, bestehen aber nur aus alter Familien. Einst bildeten sie eine zahlreiche Gemeinde in Damaskus; aber der größte Theil der Geistlichkeit und der Laien hatten das Supremat Roms anerkannt und werden jetzt syrische Katholiken genannt. Wenn nur dieses Supremat anerkannt wird, so zeigt sich Rom gefälligerweise tolerant in allem, was die Lehre und Disciplin der orientalischen Kirchen betrifft.

Während die Moslemiten des Meidans im allgemeinen Handel mit den Arabern und Bewohnern des Hauran treiben, sind die Christen größtentheils Maurer, Schmiede und Metallgießer.

Die Lustbarkeiten des Ramadan, der in gewisser Hinsicht der moslemitische Carneval genannt werden kann, begannen dieses Jahr im October. Während des Tages waren die Buden geschlossen und niemand sichtbar; aber gegen Nachmittag konnte man Männer langsam in die Khane treten sehen, um Anstalten für die Geschäfte des Tages oder vielmehr der Nacht zu treffen. Da erschallen drei Kanonenschüsse vom Castell — es ist Sonnenuntergang — jedermann nimmt seine Uhr und sieht sie an. Das Fasten ist vorbei und man kann das Frühstück nehmen. Zwei Stunden nach Sonnenuntergang beginnt die Lustbarkeit und die Nacht wird in Tag verwandelt. Ich pflegte jeden Abend um diese Stunde in die Derwischtyre mich zu begeben, welche den Boulevard des Italiens von Damaskus bildet, glänzend mit Lampen erleuchtet und gedrängtvoll von Tausenden fröhlicher Personen war, die theils um die Kaffeehäuser herumsaßen oder auf und ab spazierten. Gegen Mitternacht erlangte das Gemälde noch einen Zuwachs von Reiz durch den leuchten Strahl des vollen Mondes. Der Anblick der ornamentirten von Einwohnern verlassenen hölzernen Verandas der Derwischtyre bei Tage bildete einen gewaltigen Gegensatz zu denselben Gegenständen, in der Nacht gesehen, wenn sie von wohlgekleideten Gruppen gefüllt sind, und erinnerte mich an den Unterschied der zwischen der Probe eines Schauspieles, von den Coulissen aus gesehen, und seiner Aufführung bei Nacht mit gebührendem theatralischem Effect stattfindet. Nur gute Musik fehlte, um den Zauber zu vollenden. Zwar hatte die Bande des Pascha den Mittelpunkt des Seraglioplatzes inne, aber ich eilte hinweg, so weit bis die kreischenden Clarinetten und heisern Trompeten sich in dem angenehmern und unbestimmbaren Gedröhne vieler Fußtritte und vieler Menschenstimmen verloren.

Ich mochte die Rundreise durch alle Unterhaltungsplätze: Seiltänze, Taschenspielerkünste und die Possinaden des Karo Giöz, des orientalischen Hanswurstes, ergötzten das Volk bis nach Mitternacht. Manchmal schlenderte ich auf dem großen Platze vor dem Seraglio oder Regierungspalais, das bei Tageslicht gleich einer großen Kaserne aussieht, und bemerkte immer durch die Fenster der Schatzkammer, daß die Schneider, obwohl Christen und Juden, sich der moslemitischen Zeiteintheilung unbequemten und am Tage schliefen, bei Nacht aber arbeiteten.

Die Folgen falscher Zähne. Pariser Blätter (Voleur vom 30 Oct.) erzählen, daß ein Geck Jules Anacreon de B. sich in eine Reihe der reichsten Perlenzähne, die in einem sehr mäßig schönen Kopf staken, verliebt und sie geheirathet habe; den Betrug merkte er erst nach 18 Monaten und will sich jetzt scheiden lassen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 318.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

13 November 1844.

Ländliches Eigenthumsrecht in Algier.

Endlich nach langem Zögern hat die französische Regierung einen entscheidenden Schritt in der Colonisation gethan, nicht als ob nicht manche praktische Anfange vorausgegangen waren — denn man darf nicht verkennen, was durch den Generalgouverneur geschehen ist, — aber diese bisherigen Anfänge hatten hauptsächlich einen militarischen Zweck, man hat durch Militarsträflinge das Terrain herrichten lassen, man hat ausgetretenen Soldaten Land gegeben und Dörfer errichtet, die in einem militarischen Zusammenhang zu gegenseitiger Hülfe wie zur Schützung der Granze standen. Aber diese Regierungsmittel reichten nicht aus, und man sah die Nothwendigkeit, den Privatunternehmungsgeist in einem größern Maaße zu Hülfe zu nehmen, als es bisher geschehen ist. Zu dem Ende wurde am 1 Oct. eine Ordonnanz über den Grundbesitz erlassen, die namentlich darum von großer Wichtigkeit ist, weil hier europaische Rechtsbegriffe mit den unter den Moslems herkömmlichen in mannichfachen Conflict kommen. Lange scheint es, hat man gezögert, diesen heiklichen Punkt zu berühren, und die Commission, welche darüber berichten sollte, wurde schon im Dec. 1841, also vor beinahe drei Jahren niedergesetzt. Aber der Drang der politischen Verhältnisse gestattete keine Zögerung mehr, wie dieß der Bericht, welcher die Ordonnanz einleitet, ganz deutlich mit den Worten ausspricht: „es ist von hoher politischer Wichtigkeit, daß das Gebiet von Algier rasch bevölkert und angebaut werde, damit die Opfer des Staats nicht zu lange ohne Ertrag bleiben, und um Algier in den Stand zu setzen sich selbst zu genügen und allen möglichen Fällen die Stirne zu bieten." Vor dieser Rücksicht mußten die bisherigen Bedenklichkeiten weichen, und der dritte Artikel der besagten Ordonnanz setzt ohne Umschweife nachstehendes fest: „Kein Verkauf von Grundeigenthum von Seite eines Eingebornen an einen Europäer kann aus dem Grunde angetastet werden, daß nach muselmännischem Recht das Grundeigenthum unveräußerlich sey." Um diese Bestimmung noch durchgreifender zu machen, setzt der Art. 4 fest, daß Klagen wegen Nichtigkeitserklärung solcher Verkäufe vor die französischen Gerichte gebracht und nach französischen Gesetzen, namentlich nach der besagten Ordonnanz selbst, entschieden werden sollen. Damit ist der erste große Schritt geschehen, wo europäische Ansichten in der wichtigsten Rechtsfrage, in der über den Besitz des Grundeigenthums durchaus das Uebergewicht über das muselmännische Recht erhalten.

Aus dem Obigen schon geht hervor, daß man den Schritt durchaus nicht leichtsinnig gethan hat. Die Regierung hat kundige Männer zu Rathe gezogen, welche das muselmännische Recht zum Gegenstand ihres besondern Studiums gemacht haben, und sie fangt an die Früchte der langen Unterstützung zu ernten, welche sie den orientalischen Studien angedeihen ließ. Schon seit einiger Zeit erschienen im Journal Asiatique Artikel von Dr. Worms über das Grundeigenthum in moslemitischen Ländern überhaupt und in Algier insbesondere, *) und es scheint fast, als habe man diesen zum Berichterstatter über die dabei zu erörternden Fragen des moslemitischen Rechts gemacht, denn er sagt im Eingang seiner ziemlich umfangreichen Abhandlung: „jedermann erkennt, daß der bizarre Zustand, der unsichere Besitz und der unbekannte Ursprung des Grundeigenthums in Algier das bedeutendste unter den Hindernissen bilden, an denen alle bisher gemachten Versuche zum Fortschritt und zu einer dauernden Organisation gescheitert sind, und daß das einzige Mittel gegen diesen traurigen Zustand die definitive Feststellung des Eigenthums ist. Um aber diesen wünschenswerthen Zweck zu erreichen, um das Interesse der Sieger mit der Achtung für die erworbenen Rechte der Besiegten zu versöhnen, muß man genau wissen, was der Charakter des Grundeigenthums war zu der Zeit, wo das algierische Gebiet aus den Händen der türkischen Miliz in die Frankreichs überging." Einige Stellen dieses Eingangs zeigen, daß er von der Regierung selbst schon früher mit Erforschung der Rechtsverhältnisse in Algier beauftragt war, und er schildert die unendlichen Schwierigkeiten, die ihm

*) Die Artikel erschienen sehr zerstreut, die ersten schon im September- und Octoberheft 1842, dann im Februar und April 1843, und endlich in den zwei ersten Heften dieses Jahrs.

dabei aufstießen, denn die Mauren, welche sehr gefällig mit angeblichen Aufklärungen entgegen kamen, wußten die eigentlichen Fragen so kunstvoll zu verwirren, daß eine allgemeine, ihrem Haß, wie ihrem Eigennutz entsprechende Rechtsunsicherheit die Folge war, und weder die Verwaltung noch die Tribunale im Stande waren, über die Gültigkeit von Rechtsansprüchen ein gediegenes Urtheil zu fällen. Er wurde im Laufe seiner Untersuchung eingeweiht in die ganze Tiefe des Hasses und der Abneigung, welche die schlauen Mauren unter den freundlichsten Redensarten von Ergebenheit und Freundschaft verbargen, und er erkannte die Hohlheit aller der Regierungssysteme, die auf eine unausführbare Verschmelzung und Versöhnung der heterogenen Elemente gebaut waren. Hieraus wird man die folgenschwere Bedeutung des oben citirten dritten Artikels der Ordonnanz erkennen; es ist das Schwert des Siegers, das den unlösbaren Knoten durchhaut.

Das Grundeigenthum in Algier unter der mohammedanischen Herrschaft war mehr collectiv als individuell, der Boden oder dessen Nießbrauch gehörte den Stämmen, denen er gegen bestimmte Abgaben von dem Regenten verliehen war; dieß ist sehr natürlich bei Völkern ohne festen Wohnsitz. Allein in den Städten, wo der Besitz nicht anders als individuell seyn konnte, bestand doch ein ähnliches Verhältniß, das die Theilung und den Verkauf hinderte, die sogenannten Hadus oder Hades, nahezu dasselbe Verhältniß wie die Wakf in der Türkei.*) Um ein Eigenthum der Habsucht der Türken, der Beherrscher des Landes, zu entziehen, schenkte man es an eine religiöse Anstalt, an eine Moschee, eine Schule u. s. w. unter der Bedingung der Nutznießung für die Nachkommen bis zum Erlöschen der Familie. Ein Theil des Einkommens fiel immer an die religiöse Anstalt, und ein anderer Theil mußte für die Unterhaltung von Gebäuden u. s. w. verwendet werden. Theilbar war ein solches Besitzthum nicht, weil die Zahl der Erberechtigten sich bei dem Mangel an Geburts- und Sterberegistern nicht bestimmen ließ. Ging nun ein solches Eigenthum wie oft geschah, an Europäer gegen eine ewige Rente über, so war er nie gegen Reclamation desselben sicher, und konnte darum selbst dieß sein halbes Eigenthum weder verkaufen noch Geld darauf zu leihen bekommen, wenn er Verbesserungen anbringen wollte. So war, so lange man sich in diesem Cirkel drehte, weder in der Stadt noch auf dem Lande an ein sicheres, unbestrittenes Eigenthum zu denken. Die Ordonnanz schnitt daher alle die zahllosen Vexationen und Betrügereien, denen die Europäer ausgesetzt waren, durch, indem sie gegen ein auf rechtlichem Wege erworbenes Besitzrecht keine Einwendung nach muselmännischem Gesetz mehr gestattete, und um allen Schwierigkeiten mit einem Male zu begegnen, wurde die Geltung dieses Artikels auch auf die vor Erlassung dieser Ordonnanz geschlossenen Käufe ausgedehnt; nur, wenn wegen Uebervortheilung von einer oder der andern Seite geklagt wird, kann ein Rechtsstreit aber nur während eines Jahrs nach Promulgation der Ordonnanz stattfinden. Die rückwirkende Kraft, welche damit derselben gegeben wird, läßt sich, wenn irgend nur durch die Nothwendigkeit entschuldigen, eine Unzahl theils laufender, theils wahrscheinlicher Processe in der Geburt zu ersticken. Vollständig wird diese Maaßregel dadurch, daß die Regierung sich ermächtigt erklärt, allen Grund und Boden, auf den niemand ein Besitzrecht nachgewiesen hat, zu verkaufen, und wenn der Eigenthümer sich nicht in einem bestimmten Termin meldet und sein Recht nachweist, hat er im günstigsten Falle nur einen Ersatz des Kaufschillings zu erwarten. Damit ist der große Schritt geschehen, um die Colonisation in einem umfassenden Maaßstab zu betreiben, und die Folgen desselben, so hart sie auch den Landeseinbornen erscheinen mögen, werden sich zum bedeutenden Vortheil der französischen Ansiedlung in kurzem ausweisen.

*) Ueber den Unterschied beider, so wie über die genaue Bedeutung dieser in dem mohammedanischen Gesetz sehr wichtigen Worte s. die oben erwähnte Abhandlung von Dr. Worms.

Forschungen über die russischen Städte.

Europäischer Einfluß. b) Städte deutschen Ursprungs.

(Schluß.)

Die Erstlinge der städtischen Ordnung in diesem neuern Deutschland waren Riga und Reval, welche städtische Freiheiten und Rechte gleich bei ihrer Gründung erhielten, Riga von Bischof Albert, Reval vom Dänenkönig Waldemar I. Nach ihnen bildeten sich in der Folge die übrigen Städte des Landes; sie selbst entfalteten sich nach dem Muster der beiden Hauptstädte des nördlichen Deutschlands, Riga nach Hamburg, Reval nach Lübeck. Der Einfluß von Reval war aber sehr beschränkt. Nach seinem Vorgang wurden nur zwei Städte, Wesenberg und Narwa, mit lübischem Recht eingerichtet; später auch schon unter schwedischer Herrschaft Hapsal, das anfangs rigisches Recht gehabt hatte — denn Riga bildete allmählich ein eigenes Recht aus, auch diente es für die Mehrzahl der Städte, besonders der livländischen, als Vorbild. Aus einer chronologischen Aufzählung, wann die Städte lübisch-revalisches oder hamburgisch-rigisches Recht annahmen, ergibt sich, daß diese Städte-Einrichtungen die ältesten im Lande waren, und mit der Herrschaft des Ordens und der Bischöfe, die mit dem 16ten Jahrhundert (1562) zu Ende ging, zusammenfielen. Mit dem Aufhören der feudalhierarchischen Organisation des Landes dauerte die Erbauung neuer Städte nur da fort, wo noch einige Reste politischer Selbstständigkeit sich erhalten hatten, namentlich im Herzogthum Kurland, das sich unter polnischen Schutz begeben hatte: Bauske, Mitau, Libau, Friedrichsstadt, Jakobsstadt und Grobin fallen in diese Zeit. Alle diese Städte erhielten ihre besondere, mehr oder minder nach deutschem Städterecht gebildeten Einrichtungen. Die alten Städte bestehen noch jetzt als merkwürdige Ueberreste rein germanischer Civilisation, und bestehen in aller originellen Schnörkelhaftigkeit ihrer alten Einrichtungen, mit allem antiken Stand und Rost, der für ihren mittelalterlichen Ursprung zeugt. In vielen hat sich noch die alte Einrichtung der Gilden und Bruderschaften erhalten; in Riga und Reval bestehen sogar noch

Digitized by Google

wohlede Magistrate in früherer consularischer Pracht. Die russische Regierung hat die Zahl der Städte noch durch einige neuere, Weißenstein, den baltischen Hafen, Werea und Tukkum vermehrt, so daß man in der Geschichte dieser Stadtegründung drei Perioden, die des Adels und der Bischöfe (1200 bis 1562), die schwedische und polnisch-kurländische (1562 bis 1721 und 1794) und die russische (seit 1721 und 1795) unterscheiden muß. Dabei ist indeß nicht außer Acht zu lassen, daß eine Anzahl Städtchen und Flecken, deren ie ältere Geschichte erwähnt, fast spurlos verschwunden sind, während freilich auch einige andere unbedeutende Schlösser sich zu Städten erhoben haben, so Kreuzburg, wahrscheinlich früher Gerske, Sitz eines russischen Fürsten, der es von einem deutschen Erzbischof als Lehen nahm, Dünaburg und Rositten, jetzt Resdiza.

Ueberblickt man die Reihe der Städte, welche in dem Laufe von sechs Jahrhunderten in diesen Ländern gegründet wurden, so erkennt man den Weg, auf dem nicht bloß die deutsche Bildung, sondern auch die deutsche Nationalität in das Gebiet Rußlands eindrang und sich als lebendiges Element der Bevölkerung darin festsetzte. Darauf beschränkte sich aber die weitgreifende Thätigkeit des deutschen Geistes nicht. Wenn auch nicht so fühlbar, doch nicht minder mächtig und fruchtbar drang deutsche Bildung über Polen in Rußland ein, über Polen, das schon in sehr alter Zeit in engen Verhältnissen zu Deutschland stand, ja sich sogar einst zum deutschen Reich gezählt hatte. Bekannt ist, daß in Polen selbst die ersten Städte von Deutschen gegründet wurden; später drang auch in die von Eingebornen gebildeten Städte deutsches Stadtrecht, namentlich das magdeburgische und kulmische ein. Von Polen verbreitete sich dieser Einfluß leicht auch in Rußland aus, besonders seit dessen Westhälfte mit dem Großfürstenthum Litthauen, nach der bekannten Heurath Jagellos mit Hedwig, sich zu einem Ganzen mit Polen vereinigte. Das Beispiel der unmittelbar benachbarten Ostsee- und preußischen Städte war zu lockend, daß noch Gedimin, der erste litthauisch-russische Großfürst, der von ihm neuerbauten Stadt Wilna (1323) deutsches Recht schenkte. Vollständige städtische Einrichtung erhielt Wilna von Jagello nach magdeburgischem Recht (1387). Von dieser Zeit an wurde das magdeburgische Recht allgemein im ganzen litthauischen Rußland; jede Stadt, die von den litthauischen Großfürsten oder später von den polnischen Königen gegründet wurde, erhielt es, und darunter die ältesten mit den ersten Anfängen eines historischen Lebens in diesem Gebiet gleichzeitigen Städte, wie Polozk (1498), Minsk (1499), Witebsk (1503), Smolensk (1505), Kiew (1506) u. s. w. Leider ist wegen Spärlichkeit der schriftlichen Ueberreste und wegen Mangel an historischer Forschung noch nicht einmal die Zahl der Städte ermittelt, welche eine solche Einrichtung erhielten, so sehr auch der Gegenstand einer nähern Untersuchung werth ist.

Wir schließen mit der Bemerkung, daß die nach deutschem Recht eingerichteten Städte einen bedeutenden Einfluß auf die Stadteeinrichtung in Rußland überhaupt hatten. Ihr Beispiel flößte Petern den Gedanken ein, auch in Rußland die zerstreuten Elemente des städtischen Lebens zu sammeln, ein Gedanke, den Katharina durch ihre „Städteordnung" verwirklichte.

(Diese Mittheilung hat einen bedeutenden, schwerlich unabsichtlichen Mangel, denn die schwedische Städtegründung in Finnland und Ingermanland, die mit der ältern deutschen so eng zusammenhangt, ist gänzlich übergangen, so wie auch wohl aus demselben Grund der Uebergang von den Warägern zu der ersten Festsetzung der Hanse und des Ordens zu rasch ist, aber vielleicht erwähnte man nicht gern der Zeit, wo Schweden noch ganz Finnland und Ingermanland beherrschte, und ließ darum auch die ältere Nowgorodische Periode außer Acht, in welcher die Skandinavier eine so bedeutende Rolle spielten).

Die wissenschaftliche Versammlung in York.

Dritter Brief.

Außer dem allgemeinen Versammlungszimmer war jeder Section noch ein zweites Zimmer angewiesen, in welchem der Ausschuß zusammenkam, um sich über die Geschäfte des laufenden Tages zu besprechen und das zu verhandeln, was sich im allgemeinen auf die Sectionen bezog. In der Section der Zoologie (D) wurde die vertagte Frage über die Ethnologie wieder hervorgezogen und diese nach mehrfachen Erörterungen endlich zu einer Unterabtheilung der Zoologie erhoben. Es ist mir bis jetzt stets ein Räthsel geblieben, warum gerade diese Wissenschaft so wenig Theilnahme in England gefunden, obschon der staatliche Verband Englands fast die ganze Welt umfaßt und fast alle Menschenracen in sich einschließt. Die vor einigen Jahren gestiftete Gesellschaft für Ethnologie ist noch zu jung, um bereits namhafte Resultate ihres Wirkens liefern zu können, obschon ihr Secretär, Dr. Klag, allen anwendet, um auch sie einem rüstigen Mannesalter entgegenzuführen. Die Geschichte der Menschheit, als Wissenschaft, hat in England bis heute noch nicht das Kindesalter überschritten, und nirgendwo könnte man treffender sagen: „quelqu' interêt que nous ayons à nous connaitre nous-mêmes, je ne sais si nous ne connaissons pas mieux tout ce qui n'est pas nous."

Den Präsidentenstuhl der zoologischen Section nahm der Dechant Herbert ein, ein Mann, der wegen seiner Umarbeitung der Amaryllideen und der Monographie dieser Familie in der Wissenschaft einen so wohlbegründeten Ruf genießt. Herbert steht bereits im vorgerückten Alter, erfüllt aber die Pflichten eines Präsidenten noch mit Jugendfrische, was schon der Umstand beweist, daß er auch dießmal wieder gewählt wurde, obgleich sich mehrere Zoologen dadurch beleidigt gefühlt haben mußten, da bereits einige Tage nach der Wahl mehrere Aufsätze gegen diesen Beschluß in der Literary Gazette erschienen.

Schon nach 10 Uhr füllten sich die Straßen mit wohlgekleideten Herren und Damen, die nach allen Seiten in die Gegenden einbogen, wo sich die Versammlungslocale der einzelnen Sectionen befanden, die ihre öffentlichen Sitzungen um 11 Uhr begannen. Das beständige Oeffnen und Schließen der Thüren zeigte am ersten Tage nur zu deutlich, daß die belletristischen Neugier nach roth- und thatlos nach dem Eindrucke ihrer Wünsche herumjachten. Die Section D mochte heute wohl die besuchteste seyn. Unter den vielen namhaften Männern zog namentlich Dr. Edward Forbes, Professor der Botanik des Kings College in London, meine besondere Aufmerksamkeit auf sich. Sein Haar à la jeune France

Digitized by Google

tragend, haben seine scharfen Gesichtszüge etwas ungemein Frappantes, was jedoch den ersten Augenblick anzieht, während seine enthusiastische feurige Rede den Zuhörer unwillkürlich mit sich fortreißt, besonders dann, wenn das beim Beginn derselben etwas auffallende Anstoßen der Zunge überwunden ist. Ornithologie und ein Bericht über die Keimfähigkeit der Samen waren die Hauptgegenstände der heutigen Vorträge. So interessante Resultate auch letzterer Bericht an und für sich lieferte, so fanden sich doch auch zu viel Lücken in demselben, um als erschöpfend betrachtet werden zu können.

Die Section A, so reich an berühmten Männern, beschäftigte sich namentlich mit einem Berichte über die Ergebnisse der meteorologischen Beobachtungen, welche auf Kosten der Association in Inverneß angestellt worden waren. Nach diesen Beobachtungen stellte sich heraus, daß die Stunden der mittlern Temperatur des Jahres 8.30 Min. und 7.35 Min. wären, welche als Interval zwischen beiden 11.15 Min. geben, ein Zeitpunkt, den man den keltischen Moment nennen und ihn als ein bestimmtes Quantum annehmen könne. Die interessantesten Besprechungen knüpften sich jetzt an diese Beobachtung, an welchen Lord Rosse, Dr. Scoresby und Dr. Robinson den lebhaftesten Antheil nahmen, wobei der letztere besonders darauf aufmerksam machte, wie nöthig es sey, daß sich bei astronomischen Beobachtungen die Atmosphäre im günstigen Zustande befände, da außerdem auf keine derselben mit Sicherheit gerechnet werden könnte. Besonders sey es durchaus nöthig, daß sich der Feuchtigkeitszustand der Atmosphäre nahe am Saturationspunkt befinde, eine Zeit, die für sein Observatorium um 9 Uhr 20 Minuten einträte.

Dr. Robinson hat etwas Scharfes, ja fast möchte ich sagen Sarkastisches in seinem Vortrage, was den unbefangenen Zuhörer frappirt, da alle seine Bemerkungen einen viel beißendern und ätzendern Beigeschmack erhalten, als bestimmt selbst sein Wille ist. Mit seiner Rede geht sein äußerer Vortrag Hand in Hand. Er ist heftig, die Muskeln seines Mundes drücken unwillkürlich das aus, was dieser eben ausspricht, wodurch es fast den Anschein gewinnt, als wollte er seine überwiegende Gelehrsamkeit auch überwiegender machen.

Dr. Scoresby, der Monographist der Wallfische und berühmte arktische Reisende, rechtfertigt in seiner ganzen äußern Erscheinung unwillkürlich das innere Bild, welches sich der Leser seiner Werke aus diesen schaffen muß. Eine gleich liebenswürdige Erscheinung ist Obrist Sabine, bei dem nur zu beklagen, daß das Schnurrende seiner Stimme vielfach den Eindruck schwächt, den außerdem seine gehaltvollen Vorträge machen müssen. Obrist Sabine ist gegenwärtig einer der beiden Generalsecretäre. Seine wichtigen Versuche über die Pendelschwingungen und die damit verknüpften Reisen, die er im Auftrag der Regierung unternahm, zogen zuerst die Aufmerksamkeit der gelehrten Welt auf ihn, und erwarben ihm den Namen, den er gegenwärtig mit vollem Recht verdient. Seiner unermüdlichen Thätigkeit verdankt der Erdmagnetismus in vieler Hinsicht den hohen Standpunkt, den diese interessante und wichtige Erscheinung gegenwärtig, namentlich in England, im großen Kreise der Wissenschaft einnimmt. Capitän Sir James Ross hat der thätigen Theilnahme Obrist Sabine's an der Ausrüstung seiner letzten Expedition viel zu danken. Obrist Sabine und seine liebenswürdige Gemahlin sind zugleich die Uebersetzer von Admiral Wrangels Reise, die gegenwärtig bereits die zweite Auflage erlebt hat.

Nachdem die Section A ihre Vorträge für heute geschlossen, eilte ich nach der chemischen und mineralogischen Section (B), wo eben der in Chemie und Botanik so namhafte Daubeny seinen Vortrag begonnen. Professor Daubeny ist klein, dabei untersetzt, schnell im Denken, Handeln und Sprechen, weßwegen man ihn auch fortwährend im Streit und Kampf mit der ganzen Welt wähnt, eine Lebendigkeit und Unruhe, die um so charakteristischer erscheint, wenn sie sich dem ruhigen, gemessenen, aber dennoch mit jugendlicher Kraft gepaarten Wesen des Präsidenten dieser Section, des Professor Graham, gegenüber zeigt. Daubeny's Vortrag über das phosphorische Gestein in Estremadura hatte nicht allein eine Menge belehrender und interessanter Seiten, sondern regte auch vielfach das praktische Interesse an, da er zu dem Resultat gekommen zu seyn glaubte, daß diese Gesteine als ein treffliches Düngungsmittel verwandt werden könnten. Hunts Vortrag über den Einfluß des Lichts auf die Keimkraft und das Wachsthum der Pflanzen bestätigte seine schon früher ausgesprochenen Vermuthungen, daß das Licht hemmend auf die Keimung und das Wachsthum der Pflanzung einwirke, vollkommen. Die Resultate seiner sorgfältig angestellten Beobachtungen verdienten mit Recht das Interesse und die Theilnahme, die sie allgemein anregten.

Die interessanteste Section war ohne Zweifel heute die der Geologie und physikalischen Geographie. Die letzte Benennung ist ein Anhängsel ohne Bedeutung und Werth — eine nichtssagende Nonenität, denn physikalische Geographie ist eine Treibhauspflanze, deren Cultur man vergebens versucht. Murchison, der zeitige Präsident der geographischen Gesellschaft und einer der Generalsecretäre der Association, schien nun diesem Scheinleben auch so durch und durch überzeugt zu seyn, daß er sich vollkommen damit begnügte, sie wenigstens dem Verzeichniß der zu behandelnden Wissenschaften beigefügt zu haben. Was der physikalischen Geographie an innerer und äußerer Lebenskraft abging, ersetzte die Geologie unter dem Vorsitz des radicalen Parlamentsmitgliedes Warburton in doppeltem Maße. Henry Warburton, zugleich Präsident der geologischen Gesellschaft, hat bereits sein fünfzigstes Lebensjahr hinter sich. Seine Gesichtszüge haben etwas ungemein Interessantes und Anziehendes, seine hohe, schön gewölbte Stirne zeugt von tiefem Denken; sein Vortrag ist gleich tief eingreifend und bedacht, nur glaubte ich hie und da das Parlamentsmitglied und nicht den Mann der Wissenschaft zu hören. Der Marquis of Northampton, Präsident der königlichen Gesellschaft zu London, gehörte ebenfalls zum Committee dieser Section. Sobald der Gegenstand seiner Discussion ihn interessirt tritt seine schwächliche Constitution in den auffallendsten Contrast mit der Lebhaftigkeit und dem Feuer, mit welchem er jenen ergreift und behandelt. Ein einnehmendes und gewinnendes Lächeln spielt dann um seinen Mund, während er bei seiner blühenden Rhetorik seinem Vortrage die gespannteste Aufmerksamkeit zu verschaffen weiß, die nur dann momentan gebrochen wird, wenn er seinen rhetorischen Figuren im Eifer vollkommen den Zügel schießen läßt.

(Fortsetzung folgt.)

Neue Straßenart. Die Franzosen scheinen unerschöpflich in Erfindung neuer Methoden Straßen anzulegen. Diesmal handelt es sich darum den Sand durch Anbau von Haidekraut zu fixiren und ihm eine Festigkeit ähnlich der der Chausseen zu geben. Der Moniteur industriel vom 3 Nov. meldet, daß der Generalrath des Departements der Landes den Präfecten eingeladen habe, auf einer hinreichend großen Strecke eine Probe mit der von einem Hrn. Brana erfundenen Methode zu machen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 319.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

14 November 1844.

Cyprien Robert über die Griechen.

Unser alter Bekannter, Cyprien Robert, hat wieder nach kurzer Rast eine Reise durch die slawisch-griechische Welt unternommen, und theilt nach seiner Rückkehr die Früchte seiner Beobachtungen in der Revue des deux mondes mit. Wir sind keineswegs geneigt, alle seine Ansichten zu unterschreiben, auch trägt seine erste neuere Mittheilung, wo er die slawische Welt überhaupt umfaßt, sichtbare Spuren der Flüchtigkeit, und was er über Polen, Böhmen, Russen und Illyrier sagt, ist wohl wahrscheinlich größtentheils nicht aus eigener Anschauung entnommen. Wir übergehen es deßhalb, um uns an dasjenige zu halten, was sein eigentliches Feld ist, die griechisch-slawische Bevölkerung der Türkei, und wenn wir gleich nicht alle die Schlüsse unterschreiben möchten, die er daraus zieht, so sind doch seine Bemerkungen, als die eines vielfach erfahrenen Reisenden aller Beachtung werth, und wir geben sie, wenn auch etwas verkürzt, doch ungeschminkt, wie er sie selbst gibt, vorerst nur (nach Revue des deux mondes, 1 Nov.) den Abschnitt „über die Griechen und ihre Stellung den Slawen gegenüber."

„Trotz der geringen Zahl der Griechen gegenüber den großen slawischen Völkern der Russen, Polen, Tschechen und Illyrier, verdienen sie doch vor allen andern genannt zu werden wegen ihres alten Ursprungs und des Vortheils ihrer geographischen Lage. Diese Stellung ist der Art, daß sie in den Streitigkeiten der Mächte um den Orient stets nothgedrungen eine Rolle spielen werden. Man kennt nicht einmal auch nur annähernd die Zahl der griechischen Bevölkerung, und die höchste Schätzung ist drei Millionen. Zerstreut gleich den Juden über die Welt, sind sie allenthalben, ganz im Gegensatz mit den Juden, glühende Patrioten und für den Ruhm ihres Landes zu großen Opfern bereit. So traten sie in Syrien, in Aegypten, am Bosporus und selbst im südlichen Rußland auf, wohin sie zu Tausenden gewandert sind und ganze Städte füllen. Das griechische Volk, vielleicht auf ein Zehntel dessen, was es im Alterthum war, heruntergebracht, hat wenigstens noch den Vortheil, der einzige Bewohner seiner hauptsächlichsten Mittelpunkte zu seyn, und den Boden seiner Vater noch zu bebauen. Die griechischen Provinzen konnten verwüstet und die Bevölkerung hundertmal durch Barbaren erneuert werden; immer blieben genug Hellenen, um gegen die Eroberung zu protestiren, die maratische Herrschaft der eingedrungen Race fortzusetzen, und alle fremden Colonien mit sich zu verschmelzen. Wenn man das Gebiet mißt, wo die Griechen nach jetzt die Mehrzahl der Bevölkerung bilden, den Archipel, die jonischen Inseln, Morea, Rumelien, die Uferstriche Kleinasiens, so wird man finden, daß dieß Gebiet groß genug ist für eine Nation von 30 Millionen Menschen. Mit der Zeit wird die Natur vielleicht diese Zahl von Einwohnern wieder in den griechischen Ländern herstellen, aber nimmt man auch nur die Hälfte an, so bleibt noch genug übrig, um eine bedeutende Nation auszumachen.

„Frivole Touristen haben wiederholt, daß Griechenland todt sey, daß die alten Hellenen nicht wieder erstehen können, daß der Neugriche ein Barbar sey; das sind aber ganz grundlose Urtheile. Wenn man sich die Mühe geben wollte, den Grund der griechischen Natur zu untersuchen, so würde man zwischen dem alten und neuen Griechenland mehr Analogien als Verschiedenheiten finden, ja ich behaupte, daß der griechische Geist mit seinen alten Fehlern alle Eigenschaften behalten hat, die seinen Ruhm ausmachten: die edelsten Vorbilder von Heiden und Bürgern der klassischen Zeiten finden sich wieder unter den Volkshäuptern von Hellas; selbst die physische Schönheit hat sich unverändert erhalten. Die affectirte Verachtung der Touristen schadet nur ihnen selbst, es gibt aber andere Behauptungen, denen man ernsthaft widersprechen muß, denn sie verrathen den geheimen Gedanken einer um sich greifenden Politik. Die Slawisirung der neuern Griechen hat viele russische und russisch gesinnte Federn beschäftigt, man könnte aber mit gleicher Unparteilichkeit von einer Hellenisirung der Slawen reden. Alle alten slawischen Institutionen stammen aus Byzanz; die geringe Industrie, welche die slawischen Provinzen der Türkei besitzen, verdanken sie nur der unermüdlichen Thätigkeit der Griechen; was wäre Albanien ohne sie? was würde Serbien werden,

Digitized by Google

das so eifersüchtig auf den Romäos ist? In Serbien sind die besten Häuser, die besten Hane, die besten Schulen in den Händen der Griechen. Der Grieche ist die mens agitans molem im ganzen Orient; wo er sich nicht findet, da ist Barbarei.

„Man kann allerdings nicht läugnen, daß die slawischen Einbrüche im Mittelalter die alten Provinzen von Byzanz mit Fremden angefüllt haben. Was folgt daraus, wenn diese Fremden jetzt griechisch sprechen, in griechischer Art leben und denken? Der Grieche darf, weit entfernt über diese Erinnerungen zu erröthen, darauf stolz seyn. Ist es nicht zum Erstaunen, daß ein so kleines, ohne Unterlaß von Millionen Barbaren überzogenes Volk diese noch und nach in seiner Einheit anstösste, und, wenn auch durch die rohe Kraft besiegt, durch die Ueberlegenheit seines Geistes seine Herren unterjocht, so daß sie den Gebrauch ihrer eigenen Sprache verlieren? Statt mit den deutschen Gelehrten die Spuren der slawischen Einwirkung bei den Griechen zu verfolgen, sollte man vielmehr erforschen, durch welche unbekannte Wege, durch welche geheimnißvolle Kraft es dem Hellenismus gelang, sich wie ein elektrisches Fluidium bis zu den entferntesten Slawenländern auszudehnen. Das hellenische Princip ist das gemeinsame Band, der befruchtende Geist der Hälfte Europa's, ohne ihn hätten die Slawen des belebenden Einflusses ermangelt, der ihre Eigenthümlichkeit erhielt und stärkte; ohne ihn würde Europa nur mehr oder minder latinisirte Deutsche kennen und die römische Einförmigkeit allenthalben herrschen. Untersucht man den Glauben, die religiösen Gebräuche und Ceremonien der Slawen, sind sie nicht alle griechisch? Worin unterscheiden sich die Messe und das Symbol Petersburgs von denen Athens? Selbst die slawischen Costüme verrathen, trotz ihrer Mannichfaltigkeit, fast alle ihren byzantinischen Ursprung. Die serbische Kleidung ist noch jetzt fast ganz griechisch; es sind der Kopfputz, die Jacke des Poikoren und seine mit lebhaften Farben gestickten Hosenstiefel. Die griechische weiße Tunica ist von den Illyriern zu den Kosaken und allen Russen übergegangen. Der Kakoschnik, mit welchem die Frauen Moskau's ihren Kopf bedecken, scheint einer Mosaik Anatoliens nachgebildet. Wie der Bauer des Peloponneses flucht der Mushik von Petersburg die weißen Pelze seiner Schafe als Kleidung aus, und dreht im Winter das warme Fell nach innen. In den Künsten ist die Unterwerfung des Slawen unter den griechischen Geist nicht minder augenfällig. Wenn ich den Grod oder Kremi von Moskau, Prag, Kiew, Krakau und Nowgorod betrachte, so sehe ich nur eine Reihenfolge von Copien der Akropolis Athens. Alle slawischen Kathedralen ahmen die heilige Sophia am Bosporus noch und tragen sogar sehr häufig den Namen derselben. Die Sitten und der Aberglaube der Serben, Bulgaren und Wlachen sind ganz die der Griechen. Die Slawen haben selbst ihre heilige und profane Musik von den Hellenen entlehnt. So haben die Slawen Griechenland überzogen, so ist Griechenland slawisirt!

„Der griechische Geist trägt keineswegs die Spuren fremden Einflusses, vielmehr zeugt die Mannichfaltigkeit seiner Aeußerungen für seine Unabhängigkeit. Kein Land bietet so viel Contraste dar als Hellenien. Jeder Stamm hat trotz des allgemeinen Charakters seine eigenthümlichen Züge, seine besondern Physiognomien. Diese verschiedenen Familien stellen drei große Typen dar, den Romäos, den eigentlichen Hellenen, und den Insulaner. Die Romäi oder Rumelioten, von Epirus bis nach Konstantinopel verbreitet, streben nach dem Bosporus hin; die eigentlichen Hellenen oder die Bewohner des jetzigen Griechenlands waren zu allen Zeiten um Athen und das alte Lacedämon gruppirt.*) Endlich die Insulaner, deren griechisches Blut mit fränkischem, afrikanischem und asiatischem gemischt ist, wenden sich meistens dem Occident zu. Sie sind die thätigsten, oder auch die unruhigsten unter den Griechen, und haben durch allzu große Vorliebe für Frankreich oder England mehr als einmal das Geschick des Orients gefährdet.

Das ungeheure Rumelien birgt alle Extreme in seinem Schooße. Dieß Land der Poikoren hat in seinen gebirgigen Zufluchtsstätten die homerischen Sitten in ihrer großartigen Einfalt bewahrt, während ihre Kinder am Bosporus alle Ideen des modernen Europa angenommen haben, und in ihren Salons die ausgesuchtesten Raffinerien der pariser Eleganz enthalten. In dem Leben und den Einrichtungen der Rumelioten findet man die Spuren aller Zeitalter. Während die byzantinischen Sitten noch in den niedern Quartieren des Fanar herrschen, haben sich die rohen Sitten und die stolze Haltung des heidnischen Hellenismus bei den Bergstämmen erhalten. Das quasi-englische Manufacturleben einiger Stämme in den thessalo-macedonischen Thälern contrastirt seltsam mit der Einfachheit gewisser Ackerbaudistricte, welche sogar noch den von Hesiod beschriebenen pelasgischen Pflug erhielten. Der Militäraristokratie der Provinzen von Agrapha und dem Olymp kann man die einfache Demokratie der Wlachen gegenüberstellen, nomadische Stämme, die je nach den Jahreszeiten aus den Thälern nach den Höhen des Pindus hinauf oder von denselben herabsteigen. Das sind die verschiedenen Völkerschaften, die unter dem Namen Rumelioten das erste Element der hellenischen Nationalität bilden.**) Unter diesen

*) Ueber diese Behauptung kann man jetzt nur noch lächeln; daß gerade um Sparta der sich ächte Slawen niedergelassen und Jahrhunderte hindurch selbst unter fränkischer Herrschaft dort gehaust, leidet keinen Zweifel mehr, und was Athen betrifft, so genügt das Zeugniß Leake's, den man gewiß nicht der Parteilichkeit gegen die Griechen beschuldigen wird, daß ganz Livadien im Wesentlichen von Albanesen bewohnt ist, wie man ja auch in neuerer Zeit selbst ein albanesisches Tribunal in Athen errichten mußte. Das benimmt der Argumentation Hr. Roberts hinsichtlich der Hellenisirung oder vielmehr Gräcisirung der Slawen nichts, aber so gegen den Thatbestand hätte er doch nicht verstoßen sollen, er müßte denn Albanesen und Hellenen als Ein pelasgisches Volk betrachten. In diesem Sinne, aber auch nur in diesem hätte er zum Theil Recht. A. d. U.

**) Sind die Wlachen auch Hellenen? Ihre Geschichte, die ein besonderes wlachisches Reich im eilften Jahrhundert erwähnt, zeugt nicht dafür, und ihre Sprache, ein Gemisch von römisch und albanesisch, ganz entschieden dagegen. Die Wlachen sind aller Wahrscheinlichkeit nach die Abkömmlinge römischer mit den alten, allerdings pelasgischen, Urreinwohnern vermischter Colonisten, die durch den Einbruch der Slawen in die Gebirge gedrängt wurden.

Digitized by Google

zahlreichen Stämmen hat die fortdauernde Vermischung der Bulgaren und Serben mit den Romäi in Rumelien ein gemischtes Volk, die Tzinzaci erzeugt, die man auf 600,000 Menschen schätzt. Sie sprechen griechisch und slawisch zugleich, gehören durch Heurathe- und Handelsinteressen beiden Stämmen an, und dieß Mischlingsvolk, das ganz Europa durchwandert, hat mit dazu beigetragen, die Griechen in der öffentlichen Meinung herabzusetzen, denn sie besitzen nur die Fehler, nicht die guten Eigenschaften derselben. Die Tzinzari und die Fanarioten sind die bösen Geister Rumeliens, sie haben, die einen durch ihre Geld- und Freundschaftsverbindungen mit den österreichischen Kaufleuten, die andern durch ihre sklavische Unterwürfigkeit unter die Pforte stets alle Anstrengung der Romäer zur Erlangung ihrer Freiheit gelähmt, sie allein verlängern die Dauer des türkischen Jochs. Das jetzige Königreich Hellas zählte bis 1833 wenig Fanarioten und Tzinzaren unter seinen Einwohnern, und dieß ist eine der Ursachen, dem es seine Unabhängigkeit dankt.

(Schluß folgt.)

Reclamation des Reisenden Beke.

Dieser Reisende, welcher einen großen Theil Abyssiniens durchzogen hat und die Nachrichten darüber jetzt umständlicher, als bisher der Fall war, im Journal der geographischen Gesellschaft zu London herausgab, reclamirt bei der Redaction des Auslands wegen eines in Bezug auf seine Reise begangenen Verstoßes. Im Jahre 1842 Nr. 3 wurde im Ausland Bericht erstattet über einige von Dr. Beke in englischen Blättern mitgetheilten Nachrichten in Betreff seiner Reise, und dabei die Bemerkung gemacht, daß mehrere Umstände, namentlich der Gebrauch des unenglischen Worts „Watershed" für Wasserscheide, glauben ließen, der Reisebericht sey ursprünglich deutsch geschrieben worden und zwar von dem bekannten deutschen Missionär Krapf, der Hrn. Dr. Beke auf einem Theil seiner Reise begleitete. Gegen diese Schlußfolgerung reclamirt derselbe, und macht dabei bemerklich, daß der Ausdruck „Watershed" für Wasserscheide in neuerer Zeit in England, freilich mißbräuchlich, üblich geworden sey. Wir gestehen dem ausgezeichneten Reisenden Hrn. Dr. Beke mit Vergnügen zu, daß wir damit keineswegs seinen verdienten Ruhm als Reisender zu schmälern gedachten, und daß seine Versicherung eine hinreichende Bürgschaft ist, daß der Bericht aus seiner und nicht aus des Missionär Krapfs Feder geflossen ist.

Die wissenschaftliche Versammlung in York.

Dritter Brief.

(Fortsetzung.)

Ein Hr. Oldham, ein Irländer, trug seine gewonnenen Resultate über die unterirdische Wärme vor, die er aus den Beobachtungen erhalten, welche er auf Ersuchen der Association angestellt. Er hatte diese Experimente im Julius 1843 in der Kupfermine der Knockmahon-Compagnie in einer Tiefe von 774 Fuß begonnen. Der Thermometer wurde im untern Schacht 4 Fuß über der Sohle aufgehangen, der zweite in der Galerie dieses Schachtes, 774 Fuß unter der Oberfläche, der dritte unter dem Felsen in derselben Tiefe, der vierte in dem Metallgang selbst. Hr. Oldham setzte seine Beobachtungen elf Monate hindurch ununterbrochen fort, wo er als Mittel der äußern Temperatur 50°,026 F. fand, während sich das der Galerie zu 57°,176, das des Felsens zu 57°,369, in der Ader 57°,915 F. zeigte. Aus diesen Beobachtungen folgerte man, daß sich die Wärme für jede 91,82 Fuß Tiefe um 1° F. steigere.

Die medicinische Section zeigte so wenig Interessantes, ein Schicksal, dem sie schon seit einer Reihe von Jahren verfallen ist, daß sie kaum der Erwähnung verdient. Der thätige und gewissenhafte praktische Arzt hat wohl noch kaum so viel Zeit, um diesen Versammlungen beizuwohnen, weßhalb man auch nur städtische Medicinar in jenen findet.

Wenden wir uns jetzt zur statistischen Section, so treten uns hauptsächlich zwei Männer entgegen, die sich durch ihre unermüdliche Thätigkeit namhaft auszeichnen: Hr. R. Porter vom Handelsbureau und Obristlieutenant Sykes. Hr. Porter ist zugleich Stifter, und thätiger und umsichtiger Ordner der statistischen Gesellschaft in London. Obristlieutenant Sykes, der sich in einem riesigen Schnurrbart gefällt, hat in seinem ganzen Aeußern etwas ungemein Pikantes und Anziehendes, wie zugleich seine Gesichtsfarbe nur zu deutlich verräth, daß er sich längere Zeit in dem lederkennenden Klima Indiens aufgehalten hat. Bei seiner schönen männlichen Figur, seinem vortrefflichen Organ und seiner Gewandtheit und Fertigkeit im Ausdruck, würde er gewiß viel mehr gefallen, wenn mit diesen Vorzügen zugleich der der Ruhe verbunden wäre. Hrn. Porter hörte ich nicht sprechen, und kenne ihn nur aus seinen Schriften. Die wichtigen statistischen Berichte, die auf Befehl der Königin von Zeit zu Zeit dem Parlament über den Zustand der Colonien vorgelegt werden, sind die mühsamen Früchte der Thätigkeit Porters. Kurz vor meinem Eintreten in den Versammlungssaal hatte Hr. Porter eben seinen Vortrag über das Verhältniß der Mineralreiche zu denen Englands beendigt, aus dem sich hinsichtlich der Steinkohlen ergab, daß sich die des letztern zu denen des erstern wie 10:1 verhielten. Aus dem Vortrage des Obrist Sykes: über die Sterblichkeit in Calcutta, stellte sich als höchst interessante Thatsache heraus, daß das Religions- und Confessionsbekenntniß gewissermaßen ein Mehr oder Minder bedinge. Unter andern erwies es sich, daß die Sterblichkeit unter den Protestanten 3,34 Proc., unter den Katholiken 10,11 Proc. und unter den Muselmännern nur 2,29 Proc. betrug. So auffallend diese Thatsache auch manchem erscheinen mußte, so verliert sie meiner Ueberzeugung nach diese Seite ganz, wenn man die äußern Verhältnisse der einzelnen Confessionen im Auge behält, da gerade der Katholicismus hauptsächlich von Portugiesen, der arbeitenden Classe, repräsentirt wird.

Die Section für Mechanik (D) versammelte sich in der Halle der Kaufleute, ich weiß jedoch nichts weiter von ihr anzuführen.

Um drei Uhr waren alle Sectionen geschlossen, und die „hungrige, aber aufgeklärte Menge," wie ein englisches Blatt die Theilnehmer nannte, eilte den gastfreundlichen Tafeln des Erzbischofs in Bishopthorpe, drei Meilen von York, zu. Die vielfachen Erneuerungen und Veränderungen in dem alten, ehrwürdigen Gebäude haben nur wenig von dem ursprünglichen Bau übrig gelassen, wozu meiner Ansicht nach vor allem das Portal gehört. Der neuere Speisesaal ist wahrhaft imposant. Der ehrwürdige Erzbischof, der bereits in seinem achtzigsten Jahre steht und dessen wahrhaft christliche Milde und Liebe ihm aller Herzen gewonnen hat, präsidirte selbst an der reichbesetzten Tafel,

Digitized by Google

Unſer Liebig, ein zeitweiliger Hausgenoſſe des Erzbiſchofs, ſaß zur Seite des Feſtdechanten Wilberforce, dem Sohn des unvergeßlichen und herrlichen Wilberforce, und ich muß geſtehen, daß ich mich in der Aufmerkſamkeit, die Liebig allgemein zu Theil wurde, mit geſchmeichelt fühlte.

Da um acht Uhr die Generalverſammlung beginnen ſollte, ſo wurden die Freuden der Tafel viel früher unterbrochen, als es wohl außerdem der Fall geweſen ſeyn würde. Alles eilte jetzt nach York in die Aſſembly Rooms in Blake Street, die ſammt dem Feſtival Concert Room der Verſammlung zu dieſem Zweck überlaſſen waren. Beide Räume ſind durch hohe Flügelthüren miteinander verbunden und nach einem Plane des Grafen von Burlington erbaut. Der große Saal iſt 112 Fuß lang, 40 Fuß breit und eben ſo hoch, wobei das ganze Deckengewölbe auf 44 korinthiſchen Säulen ruht, die aber meiner Anſicht nach im Vergleich zur Höhe und Breite des Saales viel zu ſchwer erſcheinen und ſich dabei noch viel zu nahe ſtehen. Der daran ſtoßende Feſtival Concert Room iſt 85 Fuß lang, 60 Fuß breit und 45 Fuß hoch und ruht auf joniſchen Säulen.

In dieſem Saal wurde die Generalverſammlung gehalten, die Lord Roſſe damit eröffnete, daß er ſeinen bisherigen Präſidentenſitz ſeinem Nachfolger übergab, worauf er in ſeiner Abſchiedsrede einen gedrängten Ueberblick über das Gedeihen und die Reſultate der Geſellſchaft gab. „Nach einer dreizehnjährigen Zwiſchenzeit habe ſich die Geſellſchaft wieder an ihrer eigentlichen Geburtsſtätte zuſammengefunden, ein Zeitraum reich an Erfahrungen, gleich reich an Früchten für Wiſſenſchaft und Leben. Der Zweck der Geſellſchaft, wie er ſich bei ihrer Gründung klar und deutlich ausgeſprochen, ſey in dem Zuſammenwirken der einzelnen Kräfte nie aus dem Auge geſetzt und dadurch immer klarer und deutlicher erkannt und befeſtigt worden.“ Von da ging der Sprecher auf die große Wichtigkeit der mathematiſchen Wiſſenſchaften über, und bemerkte, wie froh er ſich ſeine, daß ſein Nachfolger, der Dechant von Ely, einer der ausgezeichnetſten unter den jetzt lebenden Mathematikern ſey.

Lord Roſſe's Rede, die vom Herzen und aus dem Herzen kam, ſprach daher auch wieder zum Herzen. Sein jugendlich kräftiges Ausſehen, ſein liebenswürdiger Charakter, die Ruhe und Würde in ſeinem äußern Auftreten und die bewunderungswürdige Geläufigkeit der Sprache, alles dieſes muß den Zuhörer gefangen nehmen, wäre Roſſe auch nicht der große Mann, der Herſchel ſeiner Zeit, der Erbauer und Ausführer des Rieſenteleſkops.

Nach Beendigung ſeiner trefflichen Rede trat Roſſe die Präſidentenwürde an den Dechanten von Ely*) ab, der ſich nun unter gemeſſenen Verbeugungen erhob und eine ungeheure Rede abias. Fern ſey es von mir in Abrede zu ſtellen, daß ſie voller Gelehrſamkeit war, doch es war nicht Lord Roſſe, der ſie ſprach, und daher auch für mich in ihrer Wirkung eine ganz andere, wie die des erſtern. Der Dechant eröffnete ſeine wohl concipirte Anſprache mit den anerkennendſten Lobſprüchen auf den Expräſidenten und die andern leuchtenden Sterne der Aſſociation, ein Eingang, der endlich mit einem allgemeinen Lobe der allergnädigſten bis zum geborenen, vom hochwürdigſten bis zum würdigen Mitgliede des Committee's, wie der ganzen Geſellſchaft ſchloß. Des Laufes und des Planes der Aſſociation wurde namentlich gedacht, das Ausgezeichnete dieſer beiden beſonders hervorgehoben, und die immenſen Reſultate, welche dieſe in ihrem Gefolge geführt, ſo das hellſte Licht geſtellt; den meteorologiſchen und magnetiſchen Beobachtungen ein beſonderer Platz eingeräumt, der jedoch dem größten Theil der Zuhörer zu ausgedehnt erſchien, dann darauf angeſpielt, daß man beabſichtige, einen beſondern Congreß für die Beförderer des Magnetismus zuſammenzuberufen, bis endlich der Dechant ſeinen voluminöſen Discurs mit den Worten ſchloß: „während wir ſo den thätigſten Antheil an den großen Fortſchritten der Wiſſenſchaften und der Civiliſation nehmen, während wir mit allen unſern Kräften dahin ſtreben, dieſe gewaltige Maſſe intellectuellen Reichthums noch gewaltiger anzuſchwellen, ſo laßt uns doch bedenken, daß, wir glänzend auch immerhin die errungenen und erkämpften Triumphe der Wiſſenſchaft ſeyn mögen, ſie doch endlich erſchöpft werden müſſen. Fern ſeyen daher von uns allen die verheerenden Gedanken, daß die ſeichten und ſchwachen Anſtrengungen unſerer Philoſophie je dahin reichen könnten, um auch nur das Allergeringſte und Unbedeutendſte (wenn man irgend etwas, das er geſchaffen, gering und unbedeutend nennen konnte) an jenen Anordnungen zu ändern, welche der große Schöpfer der Erde für die moraliſche und materielle Regierung des Weltalls angeordnet hat. Wagen wir es aber dennoch, uns mit unſern Erfahrungen dem Urquell aller Erkenntniß zu nähern, ſo ſoll und darf dieß nur mit einem demüthigen und ehrfurchtsvollen Gemüthe geſchehen, nur mit einem ſolchen dürfen wir es verſuchen, aus dem Baume ſeiner Weisheit zu trinken;“ eine Schlußäußerung, die im auffallendſten Contraſt mit den Gegebniſſen des folgenden Tages ſtand.

Da bei ſolchen Verſammlungen in England alles berückſichtigt wird, ſo widerfuhr dieſe Ehre auch dem finanziellen Rechenſchaftsbericht, den Hr. John Taylor vortrug. Hr. Profeſſor Phillips, der das Programm über den Geſchäftsgang für die beginnenden Vorträge u. ſ. w. mittheilte, zog dabei eine ſehr höchſt gelungene Parallele mit der Verſammlung vor 13 Jahren und der heutigen, worauf der Marquis of Northampton eine Menge Haupt- und Nebendankpunkte in Vorſchlag brachte, unter denen das für die herrliche Rede des very Reverend die Spitze und das ? für die glänzende Verſammlung, die der Marquis nächſtes Jahr zuſammenziehen würde, das Ende bildete, wozu ſich zum Ueberfluß noch die des Earl Fitzwilliam geſellten.

(Fortſetzung folgt.)

*) Die Kathedrale von Ely in der Stadt gleiches Namens liegt an der Ouſe in Cambridgeſhire.

Miscellen.

Eine Statue des Harpocrates. Man hat vor kurzem zu Bavai (im Departement du Nord) mehrere römiſche Münzen entdeckt, und dabei zugleich eine kleine Statue des Harpocrates von Bronze dargeſtellt mit den Zügen eines Kindes, halbnackt mit einer Schärpe, die von der rechten Schulter nach der linken Seite läuft und einen Theil ſeines Körpers deckt. Auf dem Kopf iſt der Lotus, auf dem Rücken ein Köcher und auf den Schultern trägt er Flügel. Mit dem rechten Arm hält er ein Gefäß und legt zugleich den Zeigefinger derſelben Hand an die Lippen. Mit der linken Hand ſtützt er ſich auf einen Krückenſtab, um den ſich eine Schlange windet. In ſeiner Nähe iſt ein Vogel, der einer Gans gleicht, zu ſeinen Füßen zeigt ſich ein Haſe und links erſcheint ein Falke. (Echo du Monde Savant vom 31 Oct.)

Preisſchrift auf Colbert. Die Akademie von Reims hat für das Jahr 1845 die Frage: welches war der Einfluß Colberts auf ſein Jahrhundert? ausgeſchrieben. (ibid.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 320.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

15 November 1844.

Zustände in Spanien.

(Nach Tauflis neuestem Werke.)

Verwaltung.

In keinem Staate Europa's faßt die Regierung zahlreichere Plane der Verbesserung, und in keinem Lande geschieht weniger, um diese guten Entschlüsse flott zu machen. Die Spanier haben selbst ein Sprüchwort, das den besten Befehl und den schlechtesten Gehorsam für sie in Anspruch nimmt. Seit der Errichtung der constitutionellen Verfassung wurde kein neues Ministerium gewählt, keine neuen Cortes zusammenberufen, ohne daß pomphafte Verheißungen ihren Amtseintritt bezeichneten; aber die Minister folgten auf einander, ohne geleistet zu haben, was sie versprachen; die Cortes, mit radicalen Reformen der Verfassung beschäftigt, versuchten zwar mehr Ordnung in den Geschäftsgang zu bringen, allein ihre Vorschläge wurden nicht in Praxis umgesetzt, vermehrten vielmehr nur die Verwirrung, während alte Uebelstände mehr und mehr das Recht verjährten Besitzes gewannen. Unordnung und Anarchie bilden fast den normalen Zustand der spanischen Verwaltung, und kein Faden wäre lang genug, um aus dem tiefen Labyrinth eines jeden Ministeriums wieder zum Tageslicht herauszuführen.

Die Organisation der obersten Verwaltung des Landes blieb im Grund dieselbe, wie sie zu den Zeiten des Despotismus war; nur sind die sechs Minister, welche damals hinter der Unverletzlichkeit des Throns eine sichere Zuflucht fanden, heutzutage sechs Proconsuln, oder vielmehr sechs Dictatoren, wenn sie gleich bald von den Cortes, bald von den einzelnen politischen Parteien, die sich in jeder Provinz gebildet haben, abhängen. Diese Volksdictatoren behalten noch alle Formen und den ganzen Geschäftsgang der absoluten Regierung bei. Ein Minister, welcher mit Uebernahme seines Portefeuilles durch einen Federzug die ganze Organisation seiner Provinz umstoßt, der das ganze Personal seiner Untergebenen neu besetzt, gibt gleichwohl auch nicht Eine Unterschrift in seinem Namen, sondern thut alles auf Rechnung der königlichen Gewalt, welche die Marionette seiner constitutionellen Parodien wurde. Ein spanischer Minister ernennt keinen Schreiber, erläßt nicht den mindesten Befehl auf seine Verantwortlichkeit, er thut alles im Namen dieser Königswürde, welche in den Händen eines Kindes liegt, das seit zwei Jahren auf eine Weise erzogen wird, die vermuthen läßt, man wolle ihm alle Eigenschaften, Titel und Rechte einer constitutionellen Königsgewalt gestissentlich geheim halten. Man sollte vermuthen, diese scheinbare Leichtigkeit, welche man den unbedeutendsten Beschlüssen gibt, verschaffe der Stellung der Beamten mehr Sicherheit und feste Gewähr, aber hievon findet gerade das Gegentheil statt: Titel und Amt sind zwei Dinge, die ganz und gar nicht Hand in Hand gehen müssen. Ein neuer Minister widerruft keinen Titel, er achtet die Beschlüsse und Decrete seines Vorgangers, welche bestimmte Beamte eingesetzt hatte. Er läßt den Titel und nimmt nur die Stelle. So wächst die Zahl der Beamten ins Unendliche, sie bilden einen eigenen Orden oder eine bestimmte Corporation, einen Staat im Staate.

Die Beamten theilen sich in active, cessantes oder außer Thätigkeit gesetzte, und in jubilados, d. h. solche, über die man noch verfügen kann, und diese haben wieder eine Masse von Unterabtheilungen. Die activen Beamten sind unregelmäßig bezahlt; oft schuldet man ihnen ihre Besoldung von zwei oder drei Jahren her. Die Jubilados werden nie ausbezahlt, wenn sie gleich ein Recht auf volle oder wenigstens theilweise Besoldung haben; ihre Zahl steht zu den Bedürfnissen des Landes in gar keinem Verhältniß. Es gibt vier oder fünfmal mehr Beamte mit Titeln, als in den verschiedenen Verwaltungszweigen wirklich Platz finden können. Darum sieht man auch in dem Budget für dieses Jahr die Cessantes und Jubilados mit der enormen Summe von 32 Mill. Realen (2½ Mill. Thaler) figuriren. Titel und Decrets sind in der That für die meisten bloße Namen. Es gibt Titulare, die nur wenige Monate im Dienst waren. Gleichwohl wünschen alle, welche zu der höhern Classe gehören, alle, welche die mindeste Erziehung und Unterricht erhielten, ja fast alle, die lesen und schreiben können, öffentliche Anstellung. Für viele von ihnen ist ihr Diplom so zu sagen ein Lotteriebillet, das

Digitized by Google

sie in fortwährender Hoffnung und Täuschung erhält. Da sie darauf hoffen, daß irgend welcher Minister sie einmal in Thätigkeit setze, unterlassen sie es, sich nach einer nützlichern Beschäftigung umzusehen; jede andere Arbeit würde ihnen Erniedrigung zu seyn scheinen, und der Müßiggang dünkt ihnen viel ehrenwerther. Sie begnügen sich mit einem Titel, welcher ihnen einen Rang in der Gesellschaft, eine Stellung bei ihrer Partei gewährt, und welcher sie zu berechtigen scheint, an den öffentlichen Angelegenheiten thätigen Antheil zu nehmen; und diese furchtbare Menge von Beamten ohne Amt trägt viel dazu bei, die politische Unruhe und Anarchie aufrecht zu erhalten.

Bei diesem bizarren Systeme kann es nicht fehlen, daß Bittschriften und directe Bewerbungen eine große Rolle spielen. Unter der absoluten Regierung bildete dieses eine Hauptbeschäftigung der Behörden, und der König gab ohne Unterschied allen Bewerbern Audienz. Die Monarchie und bürgerliche Gesellschaft hatten in Spanien stets einen demokratischen und religiösen Charakter; denn die Demokratie, d. h. das Volk, heißt den Absolutismus eben so willkommen, als die Republik, um sich des einen oder andern zu bedienen, um die höhern Classen zu beherrschen. Die Königswürde in Spanien behielt, wenn sie sich gleich mehr als in irgend einem andern Lande Europa's absolut erhielt, zugleich gewisse patriarchalische Formen, welche sie populär machten. Das Volk ging in die Paläste seiner Herrscher wie in seine Kirchen, nahte sich den Königen wie den Altären, und dieses fast zu jeder Stunde und ohne alle Ceremonie, und in den niedern Classen ist bis auf den heutigen Tag Verehrung des Königs ein Theil des Gottesdienstes. Selbst zu den Zeiten Ferdinands konnte sich jeder Bürger im Palaste zeigen und eine Audienz beim König erbitten; war die Zahl der Bittsteller zu groß, so schrieb man sich ein, und kam den kommenden Tag wieder. Man war gewiß, innerhalb 24 Stunden den König sehen zu können, ihm mündlich seine Bitte vorlegen zu können. Ferdinand hatte auf seinem Tische Geldrollen von verschiedener Größe, die er sehr häufig bei diesen Audienzen verarmten Adeligen, Soldaten und Beamten und jenen verschämten Armen austheilte, welche sich in Spanien in größerer Anzahl als irgendwo sonst finden. Wohl zog die Nation aus diesen Audienzen keine wirkliche Hülfe, aber sie fand in dieser unmittelbaren Berührung mit der königlichen Gewalt eine Art von Trost. Dem Beispiel des Königs gemäß gaben die Minister zwei oder dreimal täglich Audienzen, und dieses war ihre Hauptbeschäftigung.

Heutzutage sind zwar die Audienzen minder zahlreich, aber die Bittschriften eben so häufig, und die alte Sitte verwandelte die Vorzimmer der Minister in wahre politische Clubs; man geht fast aus Gewohnheitsinstinct dahin, eben so oft aus Langeweile als mit wirklichem Zwecke. Die Pretendientes (Bittsteller) sind von jedem Alter und Stand; neben der höchsten Aristokratie sieht man den niedrigsten Bürgersmann, besonders viele Frauen stellen sich immer ein, und erhalten von den Bedienten alle Zeichen der Aufmerksamkeit, denn die Galanterie gegen das schöne Geschlecht wurzelt sehr tief selbst bei der gemeinen Volksclasse in Spanien. Das Gespräch unter allen diesen Bittstellern ist allgemein und oft sehr witzig. Die Person des Ministers selbst, auf den man wartet, ist den beißendsten Sarkasmen ausgesetzt, und man will sich hiedurch zum Voraus für seine vergebliche Meldung rächen. Eben so wenig findet man es unpassend, laut seine Unzufriedenheit an den Tag zu legen, falls der Minister auf sich warten läßt. Wagt dieser vollends gar, die Audienz auf einen andern Tag zu verschieben, so hört man Drohungen ausstoßen, und es herrscht ein wahrer Aufruhr in den Zimmern und auf den Treppen des Ministers. Die gemäßigtsten Beweber scheuen sich nicht, diese Worte hören zu lassen: No les falta exactitud en cobrar sus sueldos (es fehlt ihnen nicht an Pünktlichkeit, um ihre Besoldung einzuziehen).

(Schluß folgt.)

Cyprien Robert über die Griechen.

(Schluß.)

„Das zweite Element der hellenischen Nationalität bildet das neue griechische Königreich, welches die diplomatischen Garantien Europa's theuer genug bezahlt hat. Das Einschreiten der drei Mächte zu seinen Gunsten reducirte die Bevölkerung eines Staats, der über zwei Millionen Einwohner zählte und sich von Candien bis nach Macedonien und Epirus hinein erstreckte, auf 800,000 Menschen. Man wird antworten, daß dieß officielle Hellas dennoch eine Oberfläche von 11 bis 1200 geographischen Quadratmeilen darbiete, und mit der Zeit 6—8 Millionen Menschen nähren könne, wenn es auch nur in dem Maaße, als das westliche Europa bevölkert sey, welche Stufe ein so fruchtbares, so günstig gelegenes Land leicht erreichen kann. Diese Bemerkung ist nicht ganz richtig; ohne Zweifel wird Hellas schnell sich heben, sobald es seine natürlichen Gränzen haben wird, aber kann es, so lange Thessalien, Epirus und Südmacedonien von ihm getrennt bleiben? Diese wesentlich ackerbauenden Provinzen, wo ohne die Wlachen und Tzintzaren zu rechnen, 700,000 rein griechische Landbauer schmachten, sind die Kornkammern von Hellas; sie haben zu allen Zeiten dem industriellen und handeltreibenden Griechenland die Rohstoffe geliefert; hält man diese Provinzen unter dem türkischen Joch zurück, so versperrt man Hellas die Aussicht auf Wohlstand.

„Man muß indeß anerkennen, daß die Macht Griechenlands hauptsächlich auf den Inseln beruht; die Inselbevölkerung, das dritte Element der hellenischen Nationalität, ist so zu sagen deren rechter Arm. Dieser letzte Zweig des Volks, Europa gegenüber durch die Sieben-Inselrepublik und den kleinen Staat Samos repräsentirt, ist ohne Zweifel allzu zerstreut, um mit Nachdruck zu handeln, aber die Vereinigung mit dem griechischen Continent würde den Inseln einen unberechenbaren Aufschwung geben. Um sich davon zu überzeugen braucht man nur an die Stellung zu denken, welche Candia Aegypten gegenüber, Cypern gegen Syrien, Rhodus und Chios

Digitized by Google

gegen Anatolien einnehmen. Man nehme nur diese vier Inseln, von denen jede allein ein blühendes Königreich abgeben könnte, und suche dann in der Welt eine andere Seemacht, welche sich mit dieser vergleichen ließe. Ein unwiderleglicher Beweis von dem Wachsthum des hellenischen Handels ist der Zustand seiner Handelsmarine, die vor dem Aufstand nur 600 bewaffnete Barken zählte und jetzt mehr als 3500 Segel beträgt, die Kriegsmarine ungerechnet.

„Ja! Griechenland wird groß werden auf dem Meer wie auf dem Lande; die scheinbare Lethargie, in welche dieß Land versunken ist, darf den Freunden seiner Sache keine ernstliche Furcht einflößen. Nicht die Hellenen tragen die Schuld an dem stockenden Zustande, sondern die Diplomatie, welche unter dem Vorwand der politischen Unbeweglichkeit die schlecht verhehlte Absicht birgt, den Orient zu theilen. Die Mächte hüten sich wohl, die zerstückten Theile der orientalischen Welt sich vereinigen zu lassen; darum erhalten sie die Trennung Griechenlands unter drei verschiedenen Regierungen. Diese Trennung hat aber eine Wirklichkeit nur in der Form, im Wesentlichen bilden die drei Hellas nur eine untheilbare Triade. Korfu, Athen, Rumelien werden nur getrennt bleiben, so lange die fremde Gewalt besteht, die sie auseinander hält. Hellas zeigt jetzt keine Ungeduld, keine Uebereilung; es erwartet die Zukunft mit Vertrauen, denn es weiß, daß seine Bestimmung ihm nicht entgehen kann.

„Die Provinzen, welche das griechische Volk bewohnt, danken es ihrer bewundernswürdigen Lage, daß sie die benachbarten Länder, die weit größer sind als Griechenland selbst, als ihre Verbündeten betrachten können, denn diese großen Landstriche werden durch die Nachtheile ihrer geographischen Lage stets der Handelswege und des politischen Einflusses in der Welt ermangeln, wenn sie sich nicht an Griechenland anschließen. An die Spitze dieser natürlichen Verbündeten des griechischen Staats muß man das Reich des Sultans stellen, wenn es, auf seine natürlichen Gränzen zurückgebracht, nur noch die mosaimitischen Provinzen Anatoliens und Thraciens umfaßte, den einzigen Theil Europa's, den die Osmanli noch wirklich bewohnen und ausbeuten. Dieser geheiligte Wohnsitz der türkischen Race wäre noch immer politisch bedeutend und kaiserlich, da er die Größe Frankreichs hätte, und Städte enthielte, wie Stambul, Brussa und Adrianopel, die für sich allein als reiche Provinzen gelten können. Der zweite Bundesgenosse des künftigen griechischen Staats ist Dacien oder Rumanien, bestehend aus den beiden verbündeten Fürstenthümern Walachei und Moldau. Rumanien, an der Vereinigungslinie der slawischen und griechischen Race gelegen, ist der Knoten, der sie verbinden kann, das neutrale Feld, auf dem sie sich begegnen können. Schon jetzt ist eine rege Verbindung mit Konstantinopel und später mit ganz Griechenland der einzige Ausweg, der den beiden Fürstenthümern übrig bleibt, um der politischen und commerciellen Blocade Oesterreichs und Rußlands zu entgehen. Außer dem Osmanli-Staat und Rumanien, für welche eine Douanenverbindung mit Griechenland fast eine Bedingung ihres Daseyns ist, gibt es noch zwei andere Länder, wo der griechische Handel und der griechische Geist seit dem höchsten Alterthum einen überwiegenden Einfluß ausgeübt haben. Diese beiden Länder sind die von christlichen Nationen, von Armeniern und Syriern bewohnten Provinzen Anatolien und Syrien. Gleich unfähig sich als unabhängige Nationen zu erhalten, werden sie der Knechtschaft nur entgehen, indem sie Schützlinge, d. h. Unterthanen des Occidents werden, oder Verbündete, d. h. Gleichberechtigte, der Griechen.

„So erstrecken sich die politischen Zudehören Griechenlands im Norden von Rumanien zum Ararat, im Süden in den Gebirgen der Mirditen Albaniens hin bis zum maronitischen Libanon, d. h. sie stoßen an die beiden freien Gebirge, an die beiden christlichen Zufluchtsstätten. Alle diese Zudehören Griechenlands würden, ohne die Slawen der Türkei zu rechnen, 12 bis 15 Millionen Menschen umfassen, von denen drei Viertheile Christen, der Rest Moslems sind. Dieß wäre die mögliche Ausdehnung der panhellenischen Union, die bei der Mannichfaltigkeit der Völker nur eine Föderation seyn könnte; aber die griechische Macht, welche die Haupthandelswege zur See beherrscht, würde auf die verbündeten Staaten eine unwiderstehliche Anziehungskraft ausüben, welche durch die Zustimmung des Bundesrathes im Fall einer gemeinsamen Gefahr ohne Mühe zur zwingenden Kraft werden könnte."

Die wissenschaftliche Versammlung in York.

Dritter Brief.

(Fortsetzung.)

Der neue Präsident würde sich als einen höchst undankbaren Mann erwiesen haben, hätte er diesen hohen Beifall nicht mit Dank anerkannt, weßhalb er nun nochmals das Wort nahm, und in einfachen Worten, die ihm mit viel mehr Wärme aus Gefühl vom Munde flossen, als seine künstlich geschriebene Rede, seinen Dank aussprach.

Damit schloß die Generalversammlung um die Mitternachtsstunde. Die freundlichste Mondnacht hätte sich über das alte Dock ausgebreitet, und am Arme meines neuen Freundes, des Riesenschmiedes, eilte ich in diese hinaus, um mir mit ihm eines der imposantesten und herrlichsten Gebäude einer vergangenen glaubensvollen Zeit, die Kathedrale, anzusehen. In dem phantastischen Lichte des größten aller Baumeister, des Mondes, trat ich heute zum erstenmal vor dieses wunderbare Gebäude, das mit seinen himmelanstrebenden Bogen und Pfeilern in lautlose Stille vor mir lag, die nur dann und wann von dem dumpfen Ton nah und fernen Glocken oder dem gellen Rasseln einer heimkehrenden Karosse unterbrochen wurde. Lange, lange stand ich sprachlos vor dieser Schöpfung einer Zeit, die uns in der Gegenwart fast zur Sphynx geworden, wie die Zeit nicht mehr fern seyn wird, wo uns solche Bauten einer glaubensbefähigten Welt gleich unverständlich sind, wie jetzt die Riesenbauten zu Memfis. Endlich riß mich der laute Ausruf der Bewunderung meines warmherzigen Irländers aus meinen Träumereien, in die mich der übermächtige Eindruck, den das Gebäude auf jeden Unbefangenen machen muß, so unplötzlich versetzt — mit vollem Herzen eilte ich nach meiner Wohnung, nachdem ich den warmen Händedruck meines Freundes genommen und wieder gegeben hatte.

Digitized by Google

Nachschrift vom folgenden Tage.

Daß heute etwas ganz Ungewöhnliches in der geologischen Section erwartet wurde, zeigte die gewaltige Masse modisch gekleideter Damen am Arme junger Herren, silberhaariger Naturforscher und schlichtgekleideter Bürger, die insgesammt dem Hospitium zueilte. Der Very Reverend Dechant von York, Dr. William Cockburn, hatte angekündigt, daß er seine kritischen Bemerkungen über Dr. Bucklands Bridgewater Treatise vortragen würde. Die Abhandlung rief gleich vom Anfang ein besonderes Interesse in das Leben, das sich am Ende derselben nach und nach in ein allgemeines Erstaunen verwandelte. Die Kühnheit des Dechanten, Sätze anzutasten, die sich in der Gegenwart für alle Geologen als Wahrheit bewiesen haben, die in den neuesten Entdeckungen auf diesem Gebiete auch neue Beweise für ihre Wahrheit erhalten, würde, wenn jene aus innerer Ueberzeugung hervorgegangen, in jedem Fall einen Muth bekunden, den man achten müßte, und der daher auch in sich selbst die Entschuldigung trägt, daß die Menge glaubte sich zu andern Ansichten und Vermuthungen berechtigt. Dr. Cockburn war nie ein Freund der Association, die er jetzt in der Person des Dr. Buckland, ihres thätigsten Beförderers, anzugreifen gedachte.

Dr. Cockburn warf seinen Scharfsinn zuerst auf einige Punkte in Bucklands Theorie, die allerdings nach der nähern Erklärung entgegensehen, und verweilte namentlich bei dem häufigen Vorkommen der Kalkbildung in den Formationen aller Perioden, bei dem Mangel einer vollkommenen Folge der einzelnen Gebirgsmassen, wie Steinkohlen zwischen altem und neuem Sandstein u. s. w. Da Dr. Buckland ferner alle Felsarten vom Urgranit ableitet, so frug der Dechant: von was wurden alle andern Gebirgsarten gebildet? Wo fand das thierische Leben Nahrung? Wuchsen die Bäume u. s. w. auf diesem nackten Urgranit? Lebten die Fische im Urfüßwasser nur allein von diesem? u. s. w. Nachdem endlich diese große Reihe von Fragen durchlaufen und aufgezählt war, ging der Dechant zu seiner neuen Theorie selbst über, die alle Anomalitäten auf das bestimmteste erklärte. Als die Welt geschaffen, d. h. in ihren Anfängen geschaffen war, verharrte sie etwa 2000 Jahre in diesem Kindesalter; nichts wurde hinzugefügt, nichts hinweggenommen. Erde, Luft und Wasser wimmelten dessen ungeachtet voller lebendiger Wesen, die sich ihres Daseyns erfreuten. Plötzlich aber wurde dieses gemüthliche Stillleben durch natürliche oder übernatürliche Mittel unterbrochen. Zahlreiche Vulcane tauchten über dem Niveau des Meeres auf, nachdem sie die granitische Rinde durchbrochen, und führten eine Menge zertrümmerter und pulverisirter Gesteine, vermischt mit Thon, mit sich. Nachdem sich das Meer wieder von diesem Schrecken erholt hatte und seine alte Ruhe eingetreten war, schlugen sich diese aufgeworfenen Massen in ihm nieder und bildeten die Uebergangsformationen. Kaum war dieß geschehen, als auch bereits ein neuer Ausbruch der Vulcane den alten Wirrwarr von neuem hervorrief und neue Combinationen der Gesteine bildete, nur mit dem Unterschiede, daß diese die Ruhe nicht erwarteten, sondern schon vorher auf den Meeresboden niedersanken, dadurch dem ganzen Meere ihre Gluth mittheilten, alle Fische tödteten, die nun, wie unsere gebackenen Fische im Mehlteig, in diese neuen Combinationen eingeschlossen wurden. Um nun aber auch die übrigen Geschöpfe mit in diese Bäckerei en gros hineinzuziehen, ßnezt unendlicher Regen vom Himmel, der die armen Thiere mit Gewalt in den frischen Teich hineinschlemmt. Als sich jene ersten Schichten auf dem Meeresgrund niederließen und bildeten, kannten sie natürlicherweise auch nur wenige Reptilien, Crinoideen und Trilobiten enthalten. Ganz anders aber verhielt es sich mit dem zweiten oder ruhigen Niederschlag, denn in ihm wurden alle Saurier u. s. w., die sich gerade am Meeresufer erlustieten, auch gleich anfänglich hineingespült. Nachdem auch diese Schicht erhärtet war, beginnt ein neuer vulcanischer Ausbruch, eine neue Regenfluth, der selbst die großen Thiere nicht wiederstehen können. Megatherium, Didelphys, Pterodactylus müssen ihr folgen, und so dieselben Ursachen eben so gut einige Wochen, wie einen Tag anhalten können, so wird alles Land durch diese weggewaschen, bis dieses endlich selbst niedriger ist als die Urrinde der Erde unter dem Wasser, die durch die unterirdische Thätigkeit der Vulcane hoch über das abgewaschene Land emporgehoben wurde. Der Bauch der Vulcane öffnet sich (eine Behauptung und Thatsache, für die er jedoch nicht vollkommen mit seinem Namen einstehen will), die Steinkohlen fließen heraus und die Grauwacke, die eigentlich ein Theil der Urerde war, fällt auf die vulcanischen Kegel nieder. Der Schiefer thon wird hoch in die Luft geschleudert, fällt mit großer Schnelligkeit zurück und reißt unterwegs eine zahllose Menge Wedel von Farrenkräutern, ja Zweige von Bäumen mit sich auf die gelagerte Kohle nieder. So wie dieß beendet, bedeckt der neuere Sandstein die ganze Geschichte, die sich nun noch und noch niedersenkt, wobei nach den Gesetzen der Schwere natürlich die schwereren Gesteine zuerst zur Ruhe kommen, bis endlich auch die Kalkgebilde die Reihe trifft, die, mit Thon vermengt, den Lias bilden, sich an die Ammoniten anhängen, diese mit hinabreißen, während der eigentliche Kalkstein, von den kochenden und zischenden Meereswellen hin- und hergeworfen, sich in kleine Kugeln zusammenballt und auf diese Art den Roggenstein hervorruft, der sich über gewaltige Strecken ausbreitet. Jetzt ist alles fertig; das Wasser läuft ab, die alte Erde ist weggewaschen, die Rinde bricht ein und sinkt tief unter den tiefsten Theil des alten Meeresgrundes hinab. Das Wasser muß nun natürlich auch vom alten Meere ablaufen, das nun die Erde bildet, wie wir sie gegenwärtig täglich vor Augen haben! Nachdem der Dechant zu diesem Schlusse gekommen, warf er allen jetzt lebenden Geologen kühn den Fehdehandschuh ins Gesicht und forderte sie auf, ihm auch nur eine Thatsache entgegenzustellen, welche sich nicht durch seine Theorie erklären ließe. Außerdem besitze aber dieselbe auch beiläufig noch den Vorzug, daß sie vollkommen mit der mosaischen Schöpfungsgeschichte übereinstimme, was er aber, wie schon erwähnt, nur en passant bemerke, da er seine Theorie nicht deßhalb für die einzig wahre hielt, sondern er ihr diesen Vorzug nur einzig und allein aus dem Grunde einräume, weil sie alle neuen Entdeckungen so klar und plan mit den schwierigsten Problemen in Einklang setze, ein Mangel, den keine Theorie so auffallend an der Stirne trüge, wie die Bucklands.

(Schluß folgt.)

Ein Fortschritt der Sklavenemancipation in Nordamerika. Die Shipping Gazette vom 31 Oct. meldet nach Bostoner Blättern, daß ein dortiges Tribunal kürzlich die Entscheidung gegeben habe, daß ein Negersklave an Bord eines Nationalschiffes nur so lange Sklave bleibe, als das Schiff sich innerhalb der Sklavengränzen des Landes halte (also südlich vom Potomac); im Augenblick, wo das Schiff diese Gränze überschreitet, kann der Sklave seine Freiheit verlangen. Wahrscheinlich haben zahlreiche widerliche Processe zu diesem Beschlusse geführt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 321.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

16 November 1844.

Bemerkungen über die Samojeden.

(Nach dem Journal des Ministeriums des Innern. Julius 1844.)

W. N. Latkin, aus dem Gouvernement Wologda gebürtig, machte in den Jahren 1840 und 1843 Reisen längs dem Flusse Petschora, der wie bekannt, die äußerste Nordostecke des europäischen Rußlands bewässert. Während dieser zweimaligen Reise, welche er zum Behuf der Errichtung einer Compagnie für den Petschora-Handel unternahm, hielt er ein genaues Tagebuch über alles Merkwürdige, was ihm aufstieß, und sammelte so einen reichen Vorrath der interessantesten Nachrichten über dieß so entlegene, wenig bevölkerte Land. Wie es scheint ist es jetzt leichter Nachrichten zu sammeln, als es in frühern Jahren war, da die Bemühungen der russischen Regierung zur Bekehrung der Samojeden nicht ganz ohne Feucht geblieben sind. Im August 1824 beschloß der Synodus eine Mission zur Bekehrung derselben auszusenden, der Archimandrit Wenjamin wurde mit dieser Arbeit beauftragt, und entledigte sich seines Amts fünf Jahre lang mit unermüdlichem Eifer; ein großer Theil der Samojeden nahm die Taufe an, im Ganzen gegen 3000 Menschen. Der eifrige Missionär, welcher für seine neue Heerde gern dasselbe seyn wollte, was der H. Stephan für die Syrjänen und Peemjaken gewesen war, studirte die Sprache der Samojeden und verfaßte eine Grammatik derselben, so wie mehrere andere Bücher. Die Regierung bewilligte ihm zur Erbauung von drei hölzernen Kirchen auf den von den Samojeden bewohnten Tundras 75,000 R. A. Die erste wurde im Lande Kanin am Flusse Nirß erbaut, die zweite auf der Tundra des sogenannten großen Landes am Flusse Kolwa; letztere, die im J. 1830 vollendet wurde, ist ziemlich groß. Zwei Priester, ein Diaconus und zwei Kirchendiener, die aus den Eingebornen entnommen sind, bilden den Kleros im District Kolwa, die Ansiedlung der Laien geht aber sehr langsam vor sich; bis jetzt sind nur sieben oder acht Familien ansässig, aber von den wandernden Stämmen gehören gegen 2800 zu diesem Kirchspiel. Die Zahl der Ungetauften ist immer noch ziemlich groß.

Im Sommer ist die Anzahl der Frommen in der Kirche sehr gering, allein im Winter strömen sie zusammen. Namentlich am Fest der heiligen drei Könige, am 6 Januar, ist die Kirche angefüllt mit Volk. Um diese Zeit ziehen die Samojeden, und manchmal auch die Bewohner von Ischma mit ihren Heerden auf die vortrefflichen Moosweiden an den Ufern der Kolwa.*) Die Samojeden sind im allgemeinen der Kirche eifrig ergeben, und glauben namentlich an die Fürsprache des heiligen Nikolaus, dem die Kirche geweiht ist. Selbst die Ungläubigen thun Gelübde, wenn sie in irgend eine Noth kommen, oder auf die Jagd gehen, und wenn die Umstände sich günstig wenden, oder die Jagd glücklich ist, bringen sie dem Heiligen Geschenke. Sie glaubten schon seit langer Zeit an den „großen Nikola," wie sie den Wunderthäter nennen, und versetzten ihn in ihren heidnischen Begriffen unter die Götter. Die auf seinen Namen gemachten Gelübde wurden heilig vollzogen, denn sie fürchteten im Fall eines Bruchs furchtbare Strafe. — Alle vier Jahre kommt in das Gebiet dieser fernen Heerde der Bischof von Archangel, und hält sich dann drei oder vier Tage in Kolwa auf, um sich von den Unannehmlichkeiten und Beschwerden der Reise zu erholen.

Die Samojeden heurathen nicht selten Russinnen, aber die Russen nehmen keine Samojedinnen. Während des letzten Aufenthalts des Bischofs Georg in Kolwa kam jedoch ein junger hübscher Mann aus Ischma mit seiner Braut, einer häßlichen Samojedin, dahin. Er soll sie aus Neigung selbst gegen den Willen seiner Aeltern geheurathet haben; die Liebe wirkt allenthalben Wunder, und in ihr muß man auch die Erklärung der seltsamen Zuneigung des jungen Mannes aus Ischma zu der mißgestalteten Jaränka suchen. Der Bischof befahl sogleich das junge Paar zu trauen, und schickte zu der seltenen Hochzeit eines Syrjänen mit einer Samojedin seinen eigenen Diaconus und die Sänger, damit die Ceremonie möglichst feierlich begangen werde. — Ich fragte gelegentlich, warum man zum Bau der Kirche einen so öden Ort gewählt

*) An den Ufern der Kolwa finden sich außerordentlich viele Moosebenen.

Digitized by Google

habe, man konnte mir aber nichts Bestimmtes sagen. Weit passender wäre es gewesen, dieselbe an der Vereinigung der großen Flüsse Usa und Petschora zu erbauen, einem Ort, der nicht bloß von den wandernden Kirchspielbewohnern, sondern von allen Handelsleuten, Fischern und Reisenden besucht worden wäre.

Die Geistlichen machen der Reihe nach ihren weiten Umgang durch das Kirchspiel selten zu Wasser auf der Kolwa, sondern im Winter und Sommer mit Rennthieren und auf dem Schlitten, nur mit dem Unterschied, daß im Winter zwei Rennthiere leicht einen Fahrenden ziehen, im Sommer aber zwei Paare nöthig sind; dafür ziehen sie aber auch den Reisenden über die waldlose hügelige Tundra, wie auf dem Schnee mit großer Schnelligkeit Hunderte von Werften weit fort. Nach der Aussage der Geistlichen sind die Samojeden sehr arm; nur wenige besitzen Rennthiere und der Reichste davon nicht über 500. Die Tundra ist namentlich dem Pater Innocenz sehr wohl bekannt, und ich lernte von ihm sehr vieles über die Geistlichen zu Kolwa, so wie über die Samojeden.

An einem Abend saß ich mit den Geistlichen und Hrn. Castrén zusammen, und es wurde viel gestritten über die Verwandtschaft der finnischen und syrjänischen Sprache, vielleicht auch der samojedischen. Zur Erforschung dieser Verwandtschaft hat sich Hr. Castrén, der gelehrte Finnländer, ausdrücklich nach den Tundras des Nordens begeben. Er sagt, daß er über hundert finnische Worte in der Sprache der Samojeden gefunden habe, und dieß ist nicht zu verwundern: die Samojeden sind in ununterbrochener Verbindung mit den Nachkommen der Finnen, und die Syrjänen sind ohne allen Zweifel leibliche Brüder der Bewohner von Finnland. Die unterrichteten Geistlichen von Kolwa führten den Streit fort, und urtheilten nach den Verfassern der russischen Grammatiken, die sich wohl im Traume nicht hatten beikommen lassen, daß man ihre Arbeiten in der samojedischen Tundra, an den Ufern der öden Kolwa, und zwar in einer nicht sehr empfehlenden Weise besprechen werde. Hr. Castrén, der von den Klängen der Sprache redete, saß auf seinem Steckenpferd, denn dieß scheint sein Lieblingsgegenstand; er erklärte lebhaft die Irrthümer der russischen Grammatiken, die Unrichtigkeit in der Aussprache der Worte u. s. w. Am folgenden Tage ging ich mit den Geistlichen in das Quartier Hrn. Castréns. Er stand an seinem aus zwei Tischen zusammengesetzten Pult, in seine philologischen Untersuchungen vertieft. Bei ihm befand sich sein Uebersetzer, Ponomar, ein geborner Samojede, welchen seine Mutter schon als Kind um 9 R. A. verkauft hatte; einige Zeit später, als sie erfuhr, daß man den Knaben an ihrer Nomadenwohnung vorüberführe, stürzte sie sich auf die Reisenden und nahm ihnen den Knaben wieder ab. Einige Jahre gingen hin, man fand den Knaben wiederum auf der Tundra, bemerkte seine Fähigkeiten, und seine Mutter vertauschte ihn abermals gern gegen ein Rennthier, ein Beispiel mütterlicher Liebe der Samojedinnen! der junge Mensch lernte gut lesen, und man machte ihn zum Kirchendiener in dem Distrikt von Kolwa; jetzt befand er sich als Uebersetzer bei Hrn. Castrén. Das Gesicht des jungen Menschen ist rein samojedisch, aber gar nicht übel.

Es sind bereits anderthalb Jahre verflossen, seit Hr. Castrén seine Heimath verließ, und zum Behuf philologischer Forschungen über die Sprache seines Vaterlandes in den Nordosten eindrang. Anfangs war er bei den Lappen, sodann besuchte er die Samojeden der Tundra des kleinen Landes; von hier ging er nach Ust-Zyima und hierauf in den District von Ischma zu den Syrjänen. An den Ufern der Petschora und Ischma nahm man den Gelehrten nicht sehr freundlich auf, denn die abergläubischen Bewohner von Ust-Zyima hielten ihn, einem wunderlichen Gerücht zufolge, bald für einen Zauberer, bald für einen Mordbrenner, bald für einen Arzt, der die Brunnen vergifte. Die Gewohnheit Castréns Abends und manchmal auch Nachts spazieren zu gehen, verstärkte diese einfältigen Gerüchte. Beinahe wäre die Sache bis an die Distriktsverwaltung gegangen. Die Leute besprachen sich unter einander, was mit dem Zauberer anzufangen sey, hielten ihn zweimal auf dem Wege an, und Gott weiß, wohin ihr einfältiger Aberglaube und ihr dummer Verdacht sie noch geführt hätte, wenn es nicht dem Fürsten Palawandoff, einem Beamten des Ministeriums der Staatsgüter, der in Ust-Zyima lebte, und von allen Bewohnern der untern Dörfer an der Petschora aufrichtig geachtet war, gelungen wäre, sie zu beruhigen.

(Fortsetzung folgt.)

Zustände in Spanien.

Verwaltung.

(Schluß.)

Doch seit einiger Zeit geben die Minister nur sehr selten Audienzen; die Zahl der Bewerber ist müde und bescheidener geworden; die Cortes gaben den Ministern einen Vorwand, sich dieser leidigen Sitte zu entschlagen. Uebrigens sind diese Bewerbungen um öffentliche Stellen durch gar keine Regel oder Gesetz in Schranken gesetzt. Früher ersetzte hoher Schutz, Familienverbindungen und Bekanntschaften Verdienst und Recht; es ist heutzutage nur eine andere Weise, denn Empfehlungen erstrecken sich auf alle Mitglieder derselben politischen Partei. Die Besetzung der Aemter wurde eine Parteisache, und man sieht jeden Tag Neulinge, welche nicht von der Schule aus gedient hatten, zu hohen Aemtern befördert. So wurde Domenech, ein Mann van Verdienst, der aber nie im Amt gestanden war, mit einem Mal zum Mitglied des Cassationshofes ernannt.

In der Armee wich alle Regel und Hierarchie vor den plötzlichen, zufälligen Beförderungen in Folge des Aufstandes. Die Juntas haben den Grad eines Officiers und Colonels vielen Leuten ertheilt, die nie in ihrem ganzen Leben gedient hatten. Eine unerhörte Menge von Officieren, illimitados, findet sich außer Dienst in den Kasernen, wo man ihnen statt des nicht ausbezahlten Soldes Lebensmittel geben muß. Mit

einer Armee von 60,000 Mann zählt Spanien Officiere und Generale für 600,000.

Die Bestechung, die sich ehedem in den Zimmern des Hofs und Adels concentrirte, stieg eine Stufe niederer herab und vollzieht sich in den Cabinetten der Minister, und noch mehr auf den Bureaux der Vorsteher der einzelnen Administrationszweige. Die hohen Beamten, die Directoren, Gefes de Mesa (Bureau-Chefs) entscheiden über das Loos der Pretendientes. Es ist bekannt, daß die größere Anzahl von Aemtern, besonders die im Departement des Finanzministeriums, nur gegen ein alboroque, dessen Taxe festgesetzt ist, besetzt werden; diese Taxe kommt in der Regel dem jährlichen Einkommen der fraglichen Stelle gleich. Vermag der Pretendiente nicht die geforderte Summe zu zahlen, so wird er übergangen, so sehr er auch immer durch mächtige Protectoren empfohlen seyn mag. Ein Kanzleitrost, der von einer Woche zur andern, von einem Monate zum andern gegeben wird, ermüdet den Beschützer, und der Bittsteller zieht sich verzweifelt zurück. Doch vermittelst positiver Gründe hören die Gefes de Mesa auf, sich gegen das Recht des Candidaten zu setzen; hat dieser erst seine Geldsumme erlegt, so sieht er seine Bittschrift schnell an den Despacho befördert, welcher sein Concedido darauf setzt.

Die wichtigen Geschäfte werden auf dem Cabinet des Ministers von einer kleinen Zahl von Beamten abgemacht, die ihm ganz ergeben sind. Da die Minister bei Uebernahme ihres Amtes genöthigt sind, in allen Theilen ihrer Administration Reformen einzuführen, so sind sie selbst zu der härtesten Arbeit verurtheilt. Der vorletzte Kriegsminister, General Serrano, arbeitete 15 bis 16 Stunden täglich auf seinem Cabinette, von 8 Uhr Morgens bis 5 Uhr Abends ununterbrochen, und eben so von 7 Uhr Abends bis Morgens 3 Uhr. Minister, die sich dieser furchtbaren Arbeit nicht unterziehen, lassen alles hängen, so sehr häufen sich die Geschäfte in einem so aufgeregten Lande, wie Spanien!

Minder wichtige Arbeiten werden auf den Bureaux abgemacht, mit einer Langsamkeit, einem Verzug, mit Förmlichkeiten und verwickeltem Geschäftsgang, welchen nur lange Uebung einlernen kann. Spanien ist mehr als jedes andere Land der Sitz althergebrachter Sitte und Routine. Jede Neuerung ist verhaßt, denn während sie einem Uebelstand abhelfen will, greift sie Ansprüche an, welche verjährte Usurpation zu Rechten erhob, und die sich von einem Beamten zum andern vererben.

Diese Anhänglichkeit an die Form, dieser Haß gegen alle Verbesserungen, dieses ängstliche Festhalten an allen Zugehörigkeiten einer Stellung sollten, scheint es, freilich durch den häufigen Beamtenwechsel aufgehoben werden. Doch dem ist nicht also. Die Maximen des Vorgängers fleischen sich bald bei dem Nachfolger ein. Wenn ein Minister fällt und mit ihm sein ganzes Personal abgedankt wird, so appelliren die Nachfolger gar bald an die Erfahrung ihrer Vorgänger. Die Jubilados und Cessantes stellen sich noch während einiger Zeit auf ihren Bureaux ein, um ihre Nachfolger zu unterrichten, und theilen mit diesen während dieser Zeit ihre Besoldung und die Emolumente des Amtes. Man glaube nicht, daß dieses Bild der spanischen Administration in zu starken Farben aufgetragen ist; nein, dieses System besteht in Wirklichkeit, und jetzt so gut als je, jedermann in Madrid kennt es, und die Gewohnheit macht, daß es ganz natürlich erscheint.

Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, ministre del despacho real, hatte früher den Vortritt vor seinen Collegen; er hat noch jetzt das ausschließliche Privilegium, in dem königlichen Palast zu wohnen, und den Hof auf seinen Wanderungen zu den verschiedenen königlichen Residenzen zu begleiten. Die Minister der Finanzen, der Justiz, des Kriegs und der Marine bewohnen den prächtigen, von Don Manuel Godoy erbauten Palast. Die Wohnung zeichnet sich durch ihren Baustyl und architectonische Monumente nicht aus, aber die innere Einrichtung ist bequem, geräumig, und die Decorationen in Malerei und Sculptur sind reichlich und geschmackvoll. Der Minister des Innern bewohnt den alten Palast des Großinquisitors.

Der Minister der Finanzen (hacienda) und der des Innern gobernacion) sind die beiden politischen Minister, aber so unumschränkt ihr Einfluß auf das Personal ihrer Administration ist, so nndedeutend, ja fast nichts besagend ist er in den Provinzen. Jede derselben ist durch einen Agenten repräsentirt, der unmittelbar unter ihrem Befehle steht und in der Hauptstadt der Provinz residirt. Der politische Chef, der unter dem Ministerium des Innern steht, hat die Ordnung und Polizei der Prooinz aufrecht zu halten; er ist, so zu sagen, die Königsmaschine der herrschenden Partei. Der Intendant, welcher vom Finanzministerium gewählt wird, ist der wahre Administrator. Diese beiden Beamten, an Rang sich gleich, leben in fortwährender Eifersucht und greifen einander fortwährend ins Amt, wo ihr Wirkungskreis nicht genau begränzt ist. Der politische Chef hat zwar den Vortritt vor dem Intendanten, aber dieser hat ein beträchtlicheres Einkommen und die Besorgung der öffentlichen Abgaben, welche ihm im Lande größern und reellern Einfluß sichert. In der Regel sind auch die Intendanten gebildeter als die Polizei-Chefs; sie dienten als Lehrling in den Bureaux des Finanzministeriums und haben mehr praktischen Tact. Uebrigens ist die Zahl der Gesetze, Verordnungen und Ordonnanzen, welche diesen beiden Beamten zur Handhabung gegeben sind, so groß, daß es oft bei ihren gegenseitigen Streitigkeiten vorkommt, daß jede Partei vermöge vorangehender Gesetze in seinem Recht ist und keine nachgeben will, bis der Minister einen von ihnen auf die Liste der Cessantes schreibt, oder bis ein Pronunciamento beide um ihre Stelle bringt.

Um die Verwirrungen und Streitigkeiten noch zu vermehren, übt die Deputirtenkammer der Prooinz eine beständige Controle über sie aus, und bildet in der That eine locale Souverainität; sie ist eine gesetzgebende Kammer im Kleinen, sie hat das Recht, bis zu einer beträchtlichen Summe der Provinz Abgaben aufzulegen, und nach ihrem Gutdünken alle Steuern und alle Aushebungen zur Armee, die von den Cor-

Digitized by Google

tes votirt wurden, umzulegen. Wenn gleich der politische Chef als Präsident der Provincialkammer, und der Intendant als Vicepräsident gilt, so kann diese Kammer doch gleichwohl zusammentreten, wann sie will, und die Anwesenheit Eines Mitgliedes und des Secretärs genügt, um Beschlüsse ergehen zu lassen, die häufig in directem Widerspruch zu den Befehlen der Minister oder zu den Entschließungen der Cortes stehen.

Man sieht hieraus, wie alles in Spanien erst zu organisiren ist; man muß die Centralgewalt wie die Administrativgewalt in den Provinzen verstärken. Das constitutionelle System, welches Spanien bei sich eingeführt sehen will, kann keine Früchte tragen, so lange die Municipal- und Provincial-Corporationen in ihrem jetzigen Zustande verharren.

Die Baffarin-Inseln (Islas Chaffarinas).

Diese Inseln sind von der Spanien gehörigen Festung Melilla nur 9 Leguas und von der Küste von Marocco nördlich vom Cap Aquo wenig mehr als ½ Legua entfernt. Die nördlichste Insel der Gruppe besteht aus Hochland, auf welchem vortreffliches Zimmerholz wächst, die zweite ist minder hoch, und die längste und östlichste ist nieder und flach. Ihre Lage ist im Dreieck und sie bilden somit eine natürliche Rhede mit dem schönsten Ankergrunde im Mittelmeer, die den größten Schiffen gegen jeden Wind, namentlich aber gegen die äußerst heftig wehenden Nord- und Ostwinde, gegen welche sonst auf der ganzen Küste kein Schutz zu finden ist. Ihre Entfernung von Oran beträgt etwa 20 Leguas. Der Besitz dieser Inseln muß im Fall eines Kriegs mit Marocco für die Franzosen von äußerster Wichtigkeit seyn, denn vermittelst unterirdischer Brunnen, die man hier graben könnte, oder aus dem Fluß am gegenüberliegenden Festland, wo vortreffliches Wasser in Fülle sich findet, könnte man eine ganze Flotte versorgen. Auf der niedern Insel liegen die verschiedenen Schichten so zu Tage und das Gestein ist für jede Art von Bau so passend, daß sich Festungswerke mit wenig Mühe und Kosten aufführen ließen. Hätten die Franzosen militärischen Besitz von dieser Insel, so könnten sie jeden Augenblick ins Innere von Marocco eindringen, Melilla, das nur 44 Leguas von Fez entfernt ist und die natürliche Schutz der Quadrana-Kette, welche der See parallel läuft und sich von Oran nach dem kleinen Atlas erstreckt, würde die Bewegung einer Armee sehr leicht machen. Die Bewohner dieses Landstrichs gehören zum Stamm der Mazuzi, einem kriegerischen Volk, das durch seinen steten Contrebandhandel sich von dem Kaiser großentheils unabhängig erhält, so daß er, um den Tribut einzusammeln, fast jedesmal eine Armee blasenden muß. Könnten die Franzosen einen so wichtigen Stamm für sich gewinnen, so hätten sie jeden Augenblick Zutritt ins Innere. (Morning Herald.)

Die wissenschaftliche Versammlung in York.

Dritter Brief.

(Schluß.)

Nachdem unter der erstaunten Menge wieder so viel Ruhe hergestellt war, daß die Worte eines einzelnen gehört werden konnten, trat He. Sedgwick auf und führte dem Very Reverend Dechant den Zweck und Plan der Association in das Gedächtniß zurück, wie er ihm darauf bemerkte, daß jenen zufolge seine Abhandlung gar nicht hieher passe. Nach diesen Vorbemerkungen ging Sedgwick auf die wüste Theorie selbst ein, und geißelte sie mit der ihm so eigenthümlichen Weise Punkt für Punkt, bis er endlich mit den Worten schloß: allerdings gibt es heute noch zahllose unbeantwortete Fragen, unweggeräumte Schwierigkeiten in allen Zweigen der Wissenschaft, wie es diese von jeher gegeben hat. Um diese aber hinwegzuräumen und zu beantworten, muß man sich ihnen ohne Furcht und Scheu nähern, und nicht wie Kinder die Augen zuschließen, um sich dadurch vor Gefahren zu retten. Die Wahrheit kann sich nie selbst entgegenstehen, und ihre Wahrnehmung, sey es nun in der physischen oder moralischen Welt, ist immer nur die eines Theils des Willens Gottes. Wenn er nicht fürchten müsse, von dem Präsidenten mit Recht zur Ordnung gerufen zu werden, so würde er es gern versuchen, die geologischen Phänomene mit dem Worte Gottes in Uebereinstimmung zu bringen, ohne den Ausgang eines solchen Versuches fürchten zu müssen, namentlich wenn letzterer mit Mäßigung und aus Liebe zur Wahrheit unternommen würde.

Die Erwiederungsrede Sedgwicks wurde mit allgemeinem Beifall aufgenommen, was den Dechanten jedoch nicht abhielt, einige Gegenbemerkungen aufzuwerfen, die darauf hinausliefen, daß er seine Theorie für eben so gut wie jede andere hielt.

Wie ich schon früher bemerkte, so war die Ethnologie zu einer Unterabtheilung der Zoologie erhoben worden, welcher der berühmteste Ethnolog Englands, Dr. Prichard, präsidirte, ein Gelehrter, der eine eben so hohe Stufe in der Wissenschaft, wie als Mensch überhaupt einnimmt. Missionär Richard las in dieser Section heute eine Abhandlung über den Ursprung der Bewohner Polynesiens vor, die er alle von asiatischer Abkunft hielt — eine Behauptung, die eine lebhafte Discussion zwischen Professor Latham, Dr. Hodgkin, Dr. King, dem Reisenden Dr. Schomburgk und Dr. Prichard hervorrief. Eine zweite Abhandlung: der Hund als Begleiter des Menschen, von Dr. Hodgkin, dem liebenswürdigen und menschenfreundlichen Quäker, bezog sich nur in indirecter Weise auf Ethnologie, insofern nämlich eine solche Untersuchung Aufschlüsse über das Geburtsland dieses oder jenes Stammes geben könnte, der diese oder jene Hunderace besitze. In der Discussion, die darauf folgte, bemerkte Dr. Schomburgk, daß die Eingebornen Guinea's ihre Hunde so theuer hielten, daß der Indianer für denselben Preis, den er für seinen Hund forderte, auch sein Weib oder seine Tochter verkaufte.

Miscellen.

Eine eiserne Kirche für Jamaica wurde kürzlich in England gebaut und abgesendet. Die Pfeiler sind von gegossenem Eisen und auf diesen ist das sehr sinnreich eingerichtete Gerüst des Daches aus geschmiedetem Eisen befestigt; das Ganze ist mit gerippten Eisen gedeckt und die innere Decke besteht aus viereckigen mit Filz bedeckten Eisenstücken, damit die Hitze nicht durchdringe. Die ganze Kirche ist 65 Fuß lang, 40 breit und kostet 1000 Pfd. St. (Glasgow Chronicle.)

Fromme Anstalten in Algier. In dem neuerrichteten Trappistenkloster zu Staweli sind acht Trappisten angelangt; eine eben so große Anzahl Schwestern von der christlichen Lehre kam um die Mitte Octobers zu Marseille an, um sich nach Algier einzuschiffen; sie sind nach Philippeville, Bona und Constantine bestimmt. (Algérie vom 22 Oct.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 322.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

17 November 1844.

Bewässerungen und Umgebungen von Damaskus. *)

Aleppo verdankt seinen Ursprung seinem Castell, Damaskus offenbar den reichlichen und Fruchtbarkeit verbreitenden Strömen, die, vom Antilibanon herunterfließend, den Bedürfnissen einer großen Volksmenge Genüge leisten können. Die Bewässerung der Zone von Gärten um die Stadt herum ist nicht weniger merkwürdig als das ungeheure System unterirdischer Wasserleitungen in der Stadt selbst, das offenbar von einer sehr entfernten Zeit sich herschreibt.

Die sieben Flüsse, oder eigentlich Arme des Farfar und Adana, die Damaskus und seine Umgebungen bewässern, sind der Barrada, Kaunuat, Tora, Banias, Yesid, Akrad, Derary. Alle diese vereinigen sich unterhalb der Stadt, erhalten dann den Namen Barrada und ergießen sich in den Bahr el merdj oder Wiesensee, fünf Stunden von Damaskus entfernt. Im Herbst, nachdem die lange Hitze des Sommers den Erdboden ausgedörrt hat und bevor die Regenzeit beginnt, verschwindet der See. Der Wanderer sieht nichts als weit ausgedehnte Wiesen, und die erste Notiz seiner Ankunft am Bahr el merdj empfängt er dadurch, daß sein Pferd bis an die Knie in den mit Graswuchs bekleideten Sumpf sinkt; kommen aber die Regengüsse, so erscheint der Bahr el merdj als ein See von weiter Ausdehnung.

Der Barrada, ungleich dem Kaik von Aleppo, überschwemmt selten seine Ufer, nach dem stärksten Regen steigt er höchstens zwei oder dritthalb Fuß. Erscheint der Fluß bei Hochwasser weiß, so ist es ein Zeichen, daß der Regen in den unmittelbaren Umgebungen von Damaskus, die kreidig sind, entstanden ist; die Röthe des Wassers zeigt an, daß der Regen im obern Antilibanon war.

Der Kaunuat-Arm des Barrada tritt in die Stadt durch eine prächtige alte Wasserleitung von 360 Bogen ein, aber der außerordentlichste Umstand bei der Versorgung der Stadt mit Wasser ist der, daß der Fluß Banias, anstatt seinen geraden Lauf zu verfolgen, auf die Seite geleitet und durch eine unterirdische Wasserleitung gerade durch die Stadt unter dem Kaunuat-Arm geführt ist, um den District Namens Schaghur zu versehen.

Die Sage der Stadt ist diese, daß Damaskus in der Vorzeit durch einen König, genannt Damaschka, gegründet wurde, dem Beschreibungen in glühenden Farben von der Schönheit der Lage und der Fülle von Wasser und Obstbäumen zugekommen waren. Als nun die Spione des Königs ihm die Anzeige gemacht hatten, daß der Wesir, dem eine große Summe zur Gründung der Stadt anvertraut worden war, dieselbe unterschlagen haben müsse, da man nirgends Häuser sehe, so kam der König selbst, um über die Sache zu urtheilen, und da er kein Haus bemerkte, wurde er zornig und sagte: „Wo ist die Stadt, die nach mir genannt werden soll?“ Aber als ihm der Wesir die prächtigen unterirdischen Wasserleitungen zeigte, rief er aus: „Wohl gethan, o Wesir; du hast mein Geld für gute Zwecke ausgegeben.“

Dem Ueberfluß an Wasser ist nicht nur die Kühle der Häuser im Sommer, sondern auch die bezaubernde Ueppigkeit der Vegetation in den Umgebungen zuzuschreiben. Der größere Theil der Bäume von Damaskus besteht aus Aprikosen- und Wallnußbäumen. Wenn die Aprikosen nicht frisch gegessen werden, so werden sie auf zweierlei Weise aufbewahrt: die Steine werden herausgenommen, die Aprikosen selbst flach gerollt, so daß sie einen dünnen süßen Teig bilden, der Mischmisch kamareddin heißt und nur in Damaskus gegessen wird; werden sie wie die Feigen eingemacht, so nennt man sie Nikud und sendet sie nach Aegypten und Konstantinopel. Die übrigen Obstarten sind Aepfel, Birnen, Pflaumen, Kirschen, Pfirsiche, Wasser- und Zuckermelonen, Feigen, Trauben, Mandeln, Himbeeren, Maulbeeren, Orangen, Citronen und Pistaziennüsse. Alle Arten von Korn und Getreide werden erzeugt, aber wenig Tabak.

Die Bäume, die im Ager Damascenus absterben, sind vollkommen hinreichend, um die Stadt mit Brennholz zu versehen; für die Backhäuser wendet man Schif an, für die Bäder Mist, der dunkelroth brennt, aber eine dauernde Hitze gibt.

*) Aus einem demnächst im J. G. Cotta'schen Verlag erscheinenden Reisewerke: „Die neuern Syrier.“

Digitized by Google

Im Sommer machen die vornehmen Einwohner Pikuk-Partien in die Umgegend, die mehrere Tage dauern, indem man Vormittags den Geschäften nachgeht, Nachmittags in die Gärten zurückkehrt. Die reichen Damaskener sind aber nicht so erpicht auf Jagdvergnügungen, wie die Emire des Libanon und Antilibanon. Es gibt keine Falken in der Nähe von Damaskus und man geht wenig auf die Jagd, ausgenommen auf Rebhühner; Hasen und Gazellen werden nicht gegessen. Wildschweine werden im Winter erlegt und von den Christen gegessen. Reißende Thiere gibt es im Gebiet von Damaskus nicht, außer dem Wolf, der Wildkatze und Unze. Im Antilibanon gibt es viele Panther, einige von großer Gestalt und großer Wildheit, so daß Menschenleben manchmal verloren gehen.

In frühern Zeiten muß eine bedeutende Bevölkerung im Norden der jetzigen Stadt vorhanden gewesen seyn. Als die Aegyptier das Castell wegen der alten Register über die Hausteuer durchstöberten, fanden sie eines aus der Zeit der Regierung Sultan Selims, also etwas mehr als drei Jahrhunderte alt, worin 1200 Häuser in einem Quartier jenseits des St. Thomas-Thores angegeben werden, wo jetzt alles mit Gärten bedeckt ist, und wo vor einigen Jahren ein prächtiges Marmorportal von einem Seraglio gefunden wurde.

Man kann das Klima von Damaskus für gemäßigt ansehen, denn die Palme des Südens und der Wallnußbaum des Nordens wachsen nebeneinander. Kein Winter geht vorbei, der nicht gelegentlich eine Decke Eis über die Fontänen breitet, und in einigen Wintern liegt Schnee auf dem Erdboden mehrere Tage hindurch. Der Frühling ist über alle Beschreibung entzückend. Als ich zum erstenmal nach Damaskus kam, war das Laub kaum ausgeschlagen, und ich fühlte mich in meiner Erwartung getäuscht, denn meine Einbildungskraft konnte die leeren Stellen der Landschaft nicht ausfüllen. Aber als die Jahreszeit vorrückte und die Gärten mit Graswuchs und Laubwerk bekleidete, war ich gezwungen, die unübertreffliche Schönheit der Umgebungen im Frühling zuzugeben. Im Sommer ist die Hitze während des Tages gewöhnlich dreißig Grad Réaumur im Schatten und fünfundzwanzig in den Gemächern mit Steinmauern und Springbrunnen. Die Damaskener leiden sehr wenig von den heißen Wüstenwinden, da diese, bevor sie die Stadt erreichen, durch und über viele Meilen dicker Vegetation zu streichen haben, andrerseits erhöhen aber die Kreidefelsen in der Nachbarschaft die Temperatur. Im August, September und in der ersten Hälfte Octobers gibt es Miasma und viele Fieber.

Bemerkungen über die Samojeden.

(Fortsetzung.)

So kam Hr. Castrén glücklich nach Ischma, aber das Gerücht war ihm auch dahin vorangegangen. Mit Schrecken erwarteten die Einwohner den furchtbaren fremden Zauberer. Und was geschah? Gleich in der ersten Nacht fingen die Dämonen, die Diener des Zauberers, an, mit den friedlichen Anwohnern der Ischma ihren Muthwillen zu treiben: in dem einen Hause warf eine unsichtbare Macht den Deckel vom Ofen herunter, in einem andern flog das Brennholz auf den Boden, und einem dritten fing das Wasser im Eimer an hin und her zu schwanken. Das letzte Wunder setzte die Abergläubischen am meisten in Erstaunen. Es wurden verschiedene Maaßregeln ergriffen, um den Zauberer zu bannen; alles Wasser gerieth ins Schwanken. Da sitzt unfehlbar der Teufel darin, dachten die guten Einwohner von Ischma; er kümmert sich um nichts, er hört nicht auf sich lustig zu machen! Endlich kam der Unterbeamte des Kreisbefehlshabers, der in Ischma lebte. Mit vollkommener Ueberzeugung von der Wahrheit des Vorgefallenen erzählen ihm Augenzeugen das schreckliche Wunder, das sie mit eigenen Augen gesehen. Zum Glück für Hrn. Castrén ließ sich der Beamte nicht überzeugen, und suchte nach andern Ursachen des Schwankens im Eimer, als den Tücken des Teufels. Es zeigte sich, daß die Bretter des Bodens, auf dem der Eimer stand, schwankten, sobald jemand darauf trat. Dieser bisher von keinem bemerkte Umstand wurde nun in Gegenwart aller mehrmals probirt, und die Leute, halb überzeugt, gingen auseinander, kratzten sich aber immer noch am Kopfe und sahen den furchtbaren Zauberer mit sehr mißtrauischen Blicken an.

Aus Ischma ging Hr. Castrén nach dem District von Kalwa, wollte den September über dort bleiben, dann auf der Usa zu den Samojeden jenseits des Gebirgs gehen, und von da am Norduser Sibiriens weiter bis zu den äußersten Gränzen des Samojedenstamms; er gedachte die Reise binnen sechs Jahren zu beendigen, und hoffte irgendwo in Sibirien mit Hrn. Sjögren zusammenzutreffen. Er arbeitet jetzt an einer syrjänischen und samojedischen Grammatik. Die Arbeiten dieses Gelehrten verdienen volle Achtung.*) Das Reisen in diesen Einöden ist mit zahlreichen Entbehrungen und manchmal mit Gefahren verknüpft. Hr. Castrén ist 28 Jahre alt; er hatte eine gute Stelle in Helsingfors und hat sie aufgegeben, fortgezogen durch seine leidenschaftliche Neigung zur Philologie der finnischen Sprachen. In seinem Zimmer fanden sich zwei oder drei Stühle, in der einen Ecke ein sehr großer Ofen, in der andern über der Bettstelle ein Vorhang, das unerläßliche Zubehör hiesiger Schlafstätten zum Schutz gegen die Fliegen; an den Wänden des Zimmers hingen geographische Karten des Landes.

Am folgenden Tage fand ich mich zeitig bei Vater Innocenz ein. Die Geistlichen nahmen mich mit aufrichtiger Freude auf; sie leben hier gut, da sie eine anständige Besoldung von 1000 R. A. erhalten; mir scheint, dieß ist nicht sehr viel für die Verpflichtung, in einer solchen Einöde zu leben, vielleicht aber haben sie auch noch einige Einkünfte von ihren herumwandernden Pfarrkindern. Sie sind wahre Einsiedler, abgeschieden von aller gebildeten Welt. Die Nachrichten von

*) Bei dem letzten Concurse erhielt die syrjänische Grammatik Castrens den demidow'schen Preis.

Digitized by Google

Archangel her gelangen manchmal erst nach einigen Monaten zu ihnen; die letzte Post hatten sie im April erhalten, und seitdem waren vier Monate verflossen, ohne daß sie auch nur etwas von Mesen gehört hätten. Manchmal erhalten sie ein Jahr lang keine Antwort aus ihrer Heimath von den Ufern der Dwina; oft gehen die Briefe, manchmal auch Geld verloren, und bei wem will man nachfragen? Darum muß man mit allem Nöthigen sich auf ein Jahr lang versorgen, und dazu sind den Geistlichen die Kaufleute von Tscherdon behülflich, welche auf der Petschora nach Pustoserst fahren, von da nach Kolwa gehen und die Einwohner mit allem Nöthigen versehen. Die Geistlichen leben sehr freundschaftlich untereinander, und mit wem sollten sie auch ihre Zeit theilen, wenn sie Feindseligkeit in einem so kleinen Kreis aufkommen ließen?

Getreide könnte man zuweilen hier bekommen, aber niemand beschäftigt sich mit dem Landbau. Die Anwohner der Kolwa sind noch nicht seit langer Zeit ansässig, dabei sind die Samojeden entsetzlich phlegmatisch, unglaublich faul und sorglos; nur die höchste Noth bringt sie dahin sich eifrig mit der Arbeit zu befassen, und so lange noch ein Stück Brod da ist, denkt der Samojede nicht an das Bedürfniß des kommenden Tages. Dieß ist nach allgemeiner Bemerkung ihr angeborner Charakter. Uebrigens leben sie im allgemeinen friedlich untereinander, und noch mehr mit ihren Nachbarn, von denen sie sehr geduldig Bedrückungen und selbst Ungerechtigkeiten ertragen. Indeß bringt die Noth sie manchmal zum Diebstahl, der jedoch seit kurzem erst in die Tundra eingedrungen seyn soll.

Die Samojeden, welche in der Tundra des großen Landes umherziehen, nannte man früher Samojeden von Pustoserst, die des kleinen Landes, oder die von Timan, nannte man früher die Samojeden von Mesen, sie aber nennen sich wie in den östlichen und westlichen Landen Sibiriens „Chasowo." Dieß beweist, daß sie nur einen Zweig eines einzigen großen Stammes bilden, der einst in Sibirien sehr bedeutende Räume einnahm. Fischer in seiner Geschichte Sibiriens bemerkt, daß die Ostjaken von Krasnojarsk und die Tamaschen von Tomsk ächte Samojeden seyen, und bestätigt dieß durch die Aehnlichkeit der Sprache, des Glaubens und der Benennung der Gottheit. Man sollte also das von den Samojeden im Kreise Mesen bewohnte Land Chasowien nennen, obgleich niemand noch erklären kann, woher dieser Name für die Samojeden kommt. In älterer Zeit nannten die Russen dieß Land Petschara nach dem Namen des Flusses, der einen großen Theil desselben durchströmt; der Name des Flusses Petschora kommt wahrscheinlich von einem Volke her, das in Höhlen (peschtschera) wohnte. Einige unterirdische, höhlenartige Wohnungen sind noch erhalten an den Ufern des Flusses Korotoicha, der ins Eismeer fällt, und an einigen andern Orten an den Ufern der Ströme und Flüsse; man findet darin Bruchstücke von eisernen und töpfernen Geschirren und menschliche Gebeine.

Den Namen Samojeden leiten einige von dem finnischen Worte „Sooma," der Sumpf, her, es ist aber wohl richtiger anzunehmen, daß das Wort Samojed, früher Samojad (zu deutsch: der Selbstesser), von der in älterer Zeit herrschenden Meinung herkam, als ob diese wandernden Wilden einander auffräßen. Die Samojeden essen jetzt noch manchmal rohes Fleisch, und früher aßen sie wahrscheinlich Fische und sonstiges Fleisch nie anders als roh. Man nimmt an, das eigentliche Vaterland der Samojeden sey um den Oberlauf des Jenisei gewesen, sie hätten sich von da anfangs in Sibirien ausgebreitet, dann aber seyen sie in der durch die Mongolen veranlaßten Völkerbewegung nach Norden gedrängt worden und hätten die öden Gegenden am Ufer des Meeres eingenommen, von wo sie allmählich durch die Moosweiden gelockt auf die Westseite des Urals hinübergingen. Daß die Samojeden keine Ureinwohner sind, das beweisen die russischen Namen der Flüsse und Gegenden.

Seit Johann III begann die Unterwerfung der Samojeden am Ob, unter Johann IV wurde die Stadt Beresow gebaut, unter Feodor Joannowitsch wurde ihnen ein Tribut auferlegt, und so kamen allmählich die in den entferntesten Gegenden wandernden Stämme unter russische Botmäßigkeit. Die Samojeden an der Petschora zahlten von Alters der Tribut an die Nowgoroder; das Land an der Petschora bildete ihre Dwina-Provinz, und gleich nach dem Fall Nowgorods machten die russischen Großfürsten sich zu Meistern dieser fernen Gegend. Den ersten Grund zu einer Verwaltung des Samojedenlandes legte die Regierung durch eine Aufstellung von Regeln über die Einsammlung des Tributs; diese erfolgte im Jahre 1745. In den Jahren 1822 und 1835 erschienen neue Verordnungen, durch welche den Samojeden gleich andern sibirischen Völkern mehrere besondere Vorrechte ertheilt wurden: man befreite sie für immer von der Recrutenaushebung, gab ihnen die Erlaubniß, sich in städtische oder Dorfgemeinden aufnehmen oder sich nach ihren eigenen Gesetzen und frühern Gewohnheiten durch ihre Stammeshäupter regieren zu lassen. Die Erhebung des Tributs wurde den Localitäten angepaßt, übrigens auch gestattet, solchen statt in Pelzen mit Geld abzutragen. Die von ihnen eingenommenen Ländereien wurden ihnen als Eigenthum überlassen, und den Russen streng verboten sich auf denselben anzusiedeln, und um allen Streit über das Landeigenthum auf den bereits in ihrem Lande angesiedelten Einwohnern zu beendigen, wurde befohlen, im Umkreis der Ansiedlungen 60 Dessjatinen für jeden Anwohner derselben auszumessen, worauf sich dieselben zu beschränken hatten, alles übrige Land aber auf den Tundras von Timan, Kanin und dem großen Lande sollte in erblichem Besitz der Samojeden bleiben. Uebrigens wurde den Samojeden nicht verboten, auch ihre Gränzen zu überschreiten, und sich im Kreise von Mesen sowohl als jenseits des Ural niederzulassen.

So viel ich erfahren konnte, sind die Samojeden des Kreises Mesen von sieben Stämmen entsprungen, welche Lachei, Tyssei, Waninta, Walei, Chatatschei, Wyutschei und Nogotes heißen. Der zahlreiche Stamm der Karatschei wohnt vom Ob gegen Osten am Ufer des nördlichen Meeres, zwischen den Buchten der Flüsse Ob, Jenisei u. s. w. Dieß ist ist ein sehr räuberischer boshafter Stamm, der häufig Einfälle

Digitized by Google

in das Gebiet der Samojeden von Pustosersk machte, und selbst diesen Ort angriff. Die letzten bekannten Einfälle geschahen in den Jahren 1719, 1730, 1732 und 1746; später scheinen keine mehr vorgekommen zu seyn. — Im Kreise Mesen rechnet man im Ganzen 4500 Samojeden.

Die Samojeden besaßen die Tundras von Alters her, trieben darauf Jagd und Fischfang; auch hatten sie Antheil an dem Fischzug im dolwanischen Meerbusen, wie man aus den im Landgericht Mesen aufbewahrten Documenten sieht. Später entriß man ihnen diesen Fischfang, bestätigte sie jedoch im Besitz und der Benützung der Tundras, die ohnehin ihr Eigenthum seit alter Zeit waren, und wovon sie früher dem Großen Nowgorod und dann den russischen Selbstherrschern Tribut zahlten. Dieser Tribut wurde von einem jeden erhoben, der einen Bogen besaß, und war je nach den Wohnsitzen verschieden; die am Meere Wohnenden brachten Pelze von Füchsen und andern wilden Thieren, die Waldbewohner Eichhörnchen und Hermeline. Nach der fünften Revision (1783) zählte man an Tributzahlenden der Samojeden männlichen Geschlechts 2390. In der Folge wurde die Steuer an Pelzen in eine Steuer von 26 K. A. vom Kopf umgewandelt, aber später auf 3 R. 30 K. A. erhöht.

Vor der Annahme des Christenthums folgten die Samojeden dem Schamanendienst, gerade wie die andern sibirischen Völker. Die Gottheit nannten sie Num, und betrachteten sie als den Schöpfer des Himmels und der Erde; sie glaubten aber auch an die Tadeyzys oder bösen Geister, die man durch Opfer und Gebet versöhnen müsse. Ihre Idole nannten sie Eheg. Nach der Ansicht der Samojeden übten die Geister ihren schädlichen Einfluß auf die Menschen gegen den Willen Nums aus, den sie für freundlich gesinnt hielten, und dessen Namen sie nur in der größten Noth oder Freude, bei Bitten oder Danksagungen, mit der größten Ehrfurcht aussprachen. Ihre Idole waren menschliche Bilder von sehr grober Arbeit, oft nur ein gerader, zubehauener Pfahl mit zwei oder drei Einschnitten, oder auch ein Stein von irgend einer besondern Form. Aber sie stellten nie Num selbst dar, denn diesen hielten sie für undarstellbar. Von einem künftigen Leben hatten sie nur sehr schwache Begriffe.

Die Ceremonien des Gottesdienstes bei den Samojeden bestanden hauptsächlich im Schlagen auf eine „Peser," eine Art Trommel, begleitet von dem Geschrei: hoi! hoi! hoi! Die dem Num darzubringenden Opfer wurden auf hohen Bergen vollzogen, und man nahm dazu gewöhnlich ein weißes Rennthier, das sie erwürgten, und das Fleisch davon roh aßen. Dem Teufel und den Geistern brachten sie Rennthiere und Hunde zum Opfer. Der Hauptort des gemeinsamen Gottesdienstes war bei den Samojeden des Großen Landes das dolwanische Vorgebirg auf der Insel Waigatsch, wohin alle Samojedenstämme selbst aus dem Gouvernement Tobolsk sich begaben. Die in der Höhle des dolwanischen Vorgebirgs sausenden Stürme erregten bei den Wilden einen abergläubischen Schrecken und flößten ihnen eine besondere Ehrfurcht für das Hauptidol ein, das an diesem öden Orte mitten unter einer Menge anderer stand. Der englische Capitän Barrow der im J. 1556 nach der Insel Waigatsch kam, fand am dolwanischen Vorgebirg eine Menge Idole mit blutbeschmierten Augen und Mäulern, was sich von den Opfern herschrieb; der Steuermann Iwanoff fand noch im J. 1825 unbrauchbar gewordene metallene und hölzerne Geräthschaften, die man den Idolen als Opfer dargebracht hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Fortschritte der Dampfschifffahrt im russischen Reiche. Die Shipping Gazette vom 31 Oct. meldet, daß diese sehr bedeutend sind. Die baltische Flotte zählt 17 Dampfboote, die des schwarzen Meeres 13, wozu noch fünf für den Hafendienst kommen; auf dem kaspischen Meere befinden sich vier. Hiezu kommen Dampfboote auf der Newa, dem Wolchow, der Düna, dem Dnepr und dem Peipussee. (Aus frühern Mittheilungen des Auslands wird man ersehen haben, daß auch auf dem Ladogasee, auf der Kuma und andern in die Wolga fallenden Flüssen, so wie auf dem Baikalsee Dampfschiffe im Gange sind; wenn wir uns recht erinnern, so ist auch im letzten Sommer ein Dampfschiff in Jekaterinburg vom Stapel gelassen worden, um zur Beschiffung der Ob zu dienen.)

Verwendung von Kohlenstaub. Die Shipping Gazette vom 31 Oct. meldet nach einem Tonloner Blatt, daß der Capitän eines Kriegsschooners, Namens Touchq, ein Mittel erfunden habe, kleine Kohlenbrocken und Kohlenstaub, die man bis jetzt nicht brauchen konnte, in feste Kohlenmassen umzuwandeln. Die Tonne solcher künstlichen Kohlenblöcke soll nur 9 Franken kosten, während dieselbe Kohle aus England hergeführt 22 Fr. kosten würde. Die Sache soll näher untersucht werden, und würde namentlich für die englischen Kohlendistricte von großem Vortheil seyn, da in den Kohlenwerken ungeheure Massen solchen Kohlenstaubes sich anhäufen, und da sie den Transport nicht werth sind, zu einer großen Unbequemlichkeit werden.

Hellenische Association in London. Die Morning Post berichtet in einer ziemlich höhnischen Weise von einer solchen Gesellschaft, welche den Unterricht der Griechen zum Gegenstand haben soll. Der Kreis ihrer Thätigkeit soll indeß nicht Griechenland selbst seyn, sondern sie will Jünglinge aus der Universität von Athen auswählen, sie nach England senden und dort für ihren Unterhalt, so wie für ihren Unterricht sorgen. Dr. Bowring soll an der Spitze stehen.

Dampfpfeife. Bekanntlich ist eine der gewöhnlichsten Ursachen des Springens von Dampfkesseln der Mangel an einer hinreichenden Menge Wasser im Kessel, wenn die Hitze eben sehr stark ist. Jetzt hat man in einer Fabrik in der Nähe von Leeds an den Dampfkesseln eine Röhre in einer solchen Höhe des Kessels angebracht, unter welche das Wasser nicht sinken darf, wenn nicht Gefahr des Springens vorhanden seyn soll. Am Ende dieser Röhre ist eine gewöhnliche Pfeife wie bei den Eisenbahnlocomotiven, und diese gibt, sobald das Wasser zu tief gesunken ist, ein hinreichend vernehmliches Warnungszeichen. (Shipping Gazette vom 26 Oct.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 323.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

18 November 1844.

Etwas über die schwedische Kirche.

(Aus Theodor Mügge's: Schweden im Jahre 1843.)

Es gehört nicht viel dazu, dem großen Haufen schreckliche Dinge vorzumalen von dem, was die sogenannten Aufklärer wollen. Es gehört nicht viel dazu, mit der Bibel in der Hand und der Hölle im Hintergrunde jeden freidenkenden Mann als einen Verdammten und Verfluchten darzustellen. Die Schweden sind darin viel weiter zurück, wie andere Völker. An ihnen offenbart sich die Erstarrung im historisch Ererbten eben so sehr wie an den Engländern, doch unbegreiflich bleibt es, wie ein Volk von so mannichfachen Verstandsgaben, Tüchtigkeit, gelehrter und geistiger Kenntniß sich so einzwängen und verdumpfen konnte, wenn nicht eben die Masse der Bildung im Volke so gering wäre. Man darf nie vergessen, daß Schweden im J. 1832 in allen seinen Städten nur 31,000 männliche Bewohner zählte, daß die ganze übrige Masse Bauern sind, und in welchen Verhältnissen der allergrößte Theil derselben lebt. Denkt man sich dieß arme, einsame Volk, gewöhnt an den Druck, gewöhnt zu ge en zu gehorchen und zu glauben, dabei sinnlich, leidenschaftlich und dem Branntwein zugethan, so kann man sich erklären, wie die Sekte der Leser entstehen konnte, aus denen die Predigtkrankheit hervorgegangen ist, welche sich jetzt, nachdem sie in Schonen zuerst vorgekommen, über den größten Theil des Landes erstreckt. Die „Laesare" sind, wie unsere Frommen, eine Sekte, die zu Bibellesen und gemeinsamem Beten und Predigen sich vereint hat, Conventikel hält und zu der manche Geistliche sich zählen. Tractätlein und fromme Bilder findet man auch in Schweden überall verbreitet, es wird damit ein weitläufiger Hausirhandel getrieben, der bis in den höchsten Norden reicht. Die Leser, erhitzt durch ihre vom Herrn begeisterten Redner, wurden selbst vom Geiste ergriffen, und manche von ihnen geriethen in einen Zustand nervöser Affectionen, zu dem man in Deutschland beim besten Willen noch nicht recht gekommen ist. In Schonen war zuerst vor einigen Jahren ein Bauernmädchen, die, nachdem sie eine Zeitlang wie in Erstarrung gelegen, plötzlich aufsprang und eine bilderreiche schwungvolle Rede hielt, deren heiße Phantasien einen tiefen Eindruck auf die Zuhörer machten. Sie ermahnte zur Buße und zur Bekehrung, malte das Elend und die Angst, welche den Sünder im Höllenpfuhle erwarten, und mischte in ihre heftigen, vorwurfsvollen Anklagen düstere Prophezeiungen, die mit Furcht und Entsetzen gehört wurden.

Dieser ersten vom Geiste Ergriffenen folgten bald mehrere, und nach und nach hat die Predigtkrankheit, wie man sie in Schweden nennt, im größten Theil des Landes sich gezeigt. Man hat sie vielfach als Betrug dargestellt, auch in Schriften; allein obwohl mancher Betrug mit untergelaufen seyn mag, so ist es doch gewiß, daß eine Nervenkrankheit in den meisten Fällen die Hauptrolle spielt. Welche Prophezeiungen und Wunder haben wir nicht in den Tagen des Mesmerismus bei uns erlebt! Welche Schauspiele bereiteten uns die Hellseherei und ihre Vertheidiger! Man denke an die Seherin von Prevorst und an den Geister- und Gespensterspuck, der sich viele Jahre umhertrieb und eine ganze Literatur hervorbrachte. Das Geheimniß der Nerven, ihr Leben und ihre enge Verknüpfung mit dem Geist ist noch nicht erforscht. Wie wunderbar aber nervöse Aufregungen wirken, dafür haben wir zahllose Beispiele. Daß der religiöse Fanatismus häufig in solche krankhafte Zustände hinausläuft, bekundet mehr als einmal die Geschichte.

In Schweden wird dieser Gipfel der religiösen Schwärmerei vorübergehen, wie er überall vorübergeht, erlöschend in sich selbst. Die düstere Einbildungskraft dieser nordischen Völker ist von jeher gewaltig gewesen. Mit ihrer Hülfe schufen sie die nebelhaften Riesen und Götter, die furchtbaren Gebilde ihrer Mythologie. Zu dieser beißen Einbildungskraft kommt der Branntwein. Neulich erst stand in der „Swenska Biet," der schwedischen Biene, einem Journale, das der rechte Träger jedes Obscurantismus ist, die Geschichte einer Predigtkranken, welche unter anderm ausrief: Jeder möge sich vor Deutschland hüten, von dorther komme die Sünde und die Ansteckung, dort gehe der Teufel schon sichtbar mit großen Hörnern umher und zeichne alle die ihm gehören, mit einem höllischen Eisen auf der Stirn.

Digitized by Google

Solche Merkzeichen ergeben, woher die Krankheit stammt. Viele Geistliche sehen aus Deutschland die Wetterwolke nahen, welche ihnen gefährlich wird, und nichts hat mehr Aufregung und wilden Verfolgungseifer aufgestachelt als die Uebersetzung des Lebens Jesu von Strauß, das zu Processen gegen die Veranstalter und Herausgeber, wie zu scharfen Verboten und den heftigsten Schriftkämpfen Anlaß gab. Priester und Laien bestrebten sich, die Schalen ihres Zorns auszugießen, und selbst Damen, wie Frederike Bremer, die Novellendichterin, traten auf, um mit ihren Empfindungsergüssen die kritische Gelehrsamkeit des deutschen Denkers zu Schanden zu bringen. Dennoch aber ist nichts so viel gelesen worden in Schweden, wie eben dieß Leben Jesu, und dieser Drang nach der verbotenen Frucht ist bezeichnend für den religiösen Zustand der Nation. Der gebildete Theil weiß recht gut, woran er ist, aber er ist indifferent, wie dieß meist überall der Fall ist. Eine kleine Anzahl tüchtiger und philosophisch gebildeter Köpfe vertritt den Kampf zum geistigen Fortschritt. Dagegen kann man gewiß behaupten, daß ein noch kleinerer Theil der Bildung zu frömmelnden Ansichten neigt. Der Gedanke, daß die Landeskirche einer durchgreifenden Reform bedarf, ist ein allgemein verbreiteter und hängt mit den politischen Reformen zusammen, die um so mehr die Geistlichkeit betheiligen, weil, wenn sie aufhört einen besonders vertretenen Stand im Staate, einen Reichsstand, zu bilden, ihr der wichtigste Quell zur Erhaltung ihrer alten Vorrechte abgeschnitten ist.

Die Geistlichkeit hat, je mehr sie in neuerer Zeit fürchten mußte, um so mehr auch gestrebt, die Freoler zu züchtigen. Tyrannei ist immer mißtrauisch und furchtsam. Am bekanntesten ist der Proceß, welchen sie gegen den Rector Almquist führte, einen philosophisch gebildeten freidenkenden Mann, der mit vielumfassender Gelehrsamkeit auch bedeutendes dichterisches Talent verbindet. Almquist gab eine Novelle heraus, deren Tendenz gegen den Zwang der Ehe gerichtet war. Als Mitglied der Geistlichkeit wurde er vor ein geistliches Gericht gezogen, vertheidigte sich hier jedoch so glänzend (die Vertheidigungsschrift soll nicht ohne Bethülfe Thomanders verfaßt seyn, der damit gegen die Orthodoxie in Upsala sich verband), daß eine Freisprechung erfolgte. Ganz Schweden war in Aufregung wegen dieses Processes, der eine kaum geringere Wirkung hervorbrachte, wie der Hochverrathsprozeß der Regierung gegen Capitän Lindeblad. Durch diesen litt die veraltete Staatsgesetzgebung und deren Anhang eine entscheidende Niederlage, weil man nicht wagte, veraltete blutige Gesetze zu vollziehen, durch jenen die Geistlichkeit, die eben so wenig den Muth hatte, auszuführen, wozu sie das Recht besaß, und der öffentlichen Meinung den Tribut zugestehen mußte, daß ihre innere Unmacht durch die äußere Schale sichtbar wurde.

Bemerkungen über die Samojeden.

(Fortsetzung.)

Der zweite Ort gemeinsamen Gottesdienstes war im Lande Kanin, ein heiliger Wald, an dessen Bäumen eine Menge bunter Fetzen aufgehängt war. In der Lehre der Samojeden, die als Ueberlieferung von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt wurde, befanden sich viele reine Sittensprüche, vielleicht von Christen mitgetheilt. Wenn sie diese Gebote streng erfüllten, so waren sie in der That sehr tugendhafte Leute. Es war ihnen verboten zu stehlen und andere zu beleidigen, aber geboten, enthaltsam zu seyn, sich vor Gott zu beugen, die Geister zu achten, Eltern und alte Leute zu ehren, für die Familie zu sorgen, den Armen Hülfe zu leisten u. s. w.

Die Priester hießen Tadibei, und ihre Würde war erblich; sie gaben vor mit den Geistern in unmittelbarer Verbindung zu stehen, die Zukunft vorhersagen, Krankheiten verursachen und heilen zu können. Bei den Opfern trugen sie eine besondere Kleidung. Bei den Heurathen war es streng verboten, ein Mädchen desselben Stammes zu heurathen. Inzwischen wurde in der weiblichen Linie keine Verwandtschaft anerkannt, und die Frau galt überhaupt als eine unreine Sache. Der bei ihnen wie bei allen Asiaten gewöhnliche Ankauf der Braut wurde mit Rennthieren bezahlt; Vielweiberei war gestattet. Die Todten begrub man in ein aus rohen Balken gezimmertes Viereck oder an waldlosen Orten in eine Grube, und auf dem Grabe wurde das Rennthier, das die Leiche herbeigeführt hatte, mit Messern niedergestoßen. — Ein Schwur wurde über einem spitz zugehenden Erd- oder Schneehaufen geleistet, von dem der Schwörende einen Theil mit dem Messer abschneiden mußte, zum Zeichen daß der Eidbrüchige auf dem Boden umhergestreut werden soll, wie die Erde, oder vergehen wie der Schnee; auch schwor man auf den Kopf eines Bären. Alle diese abergläubischen Gebräuche kommen jetzt allmählich ab.

Der bedeutendste und einträglichste Erwerbszweig der Samojeden ist die Rennthierzucht, ohne welche der Samojede verhungern oder sich als Arbeiter bei den Reichen verdingen müßte. Auf die Rennthierzucht folgt die Jagd, der Fisch- und Vogelfang. Die in der Nähe des Meeres herumwandernden Samojeden fangen Nerpas, Seekälber, Seehasen, manchmal auch Wallrosse, Störe und weiße Bären. Auf den Tundras jagen sie verschiedene Arten Füchse, Wölfe und wilde Rennthiere. Die, welche den Wäldern näher sind, schießen Eichhörnchen, Hermeline, Hasen, Vielfraße und schwarze Bären; früher fanden sich hier auch Ottern und selbst Biber, aber jetzt ist von diesen kostbaren Thieren nichts mehr zu hören. In den Seen und Flüssen fängt man Roth- und Weißfische; von Vögeln fangen sie Gänse, Enten, Taucher, Schweine, namentlich aber Schneehühner. Auf den Tundras wachsen verschiedene Arten von Beeren, als Preußelbeeren, Heidelbeeren, Rausch- und namentlich gelbe Himbeeren.

Als ein Beispiel der Art, wie hier der Fang von Seethieren betrieben wird, wollen wir die Jugorische Meerenge (Schar) nehmen, wohin sowohl Samojeden als Einwohner von Pustosersk kommen. Am St. Georgstag (23 April) beginnt hier auf dem Eise der Fang, und dauert bis zum Johannestag (24 Junius). Diese Zeit ist den Seekalbern am verderblichsten; man schießt sie, indem man sie durch eingehauene

Digitized by Google

Löcher aus dem Eise hervorlockt. Inzwischen gehen die Flüsse auf und es beginnt der Fischfang; dann folgt etwa um die Mitte Julius die Vogeljagd: die Gänse, die sich gemausert haben, werden in die Netze getrieben, geschossen, und auf den Seen selbst in Fischernetzen gefangen. Nach diesen Geschäften beginnt das eigentliche Treiben auf dem Meere: die kecken Seeleute aus der anstoßenden Tundra wagen sich kühn hinaus in ihren kleinen Karbasen auf das sturmbewegte Meer. Ende Augusts geht es wieder an den Fischfang in den Flüssen, und endigt nur dann, wenn die Flüsse sich mit Eis bedecken. Nach dieser Zeit beginnt der Rückzug aus dem äußersten Norden, und nun geht es an die Jagd der wilden Thiere, an das Wandern auf der Tundra, an den Verkauf der Waaren und deren Austausch gegen einige unerläßliche Bedürfnisse des Wandervolks.

Fast in derselben Weise geht es auf den Tundras von Timan und Kanin zu. Aber die Samojeden der Waldtundras, welche an der Usa umherziehen, beschäftigen sich nicht mit dem Fang der Seethiere, sondern nur mit dem der Fische, der Waldthiere und der Vögel. Früher gingen die Samojeden von Ischma oder die Waldsamojeden im Winter manchmal an die Ufer der Ischma, Kedwa, Uchta, Jajuga und anderer Flüsse. Damit geht der Winter vorüber, und nach dessen Ende beginnt wieder ein neuer Zug gegen Norden. So geht es Jahr um Jahr, und so sind Jahrhunderte vorübergegangen. Geselliges Leben und Civilisation mit ihren Bequemlichkeiten dringt langsam in die wilde Oede dieser fernen wenig besuchten Wüsteneien ein.

Die Ausdehnung der Tundras, auf denen die Samojeden herumwandern, ist sehr bedeutend; die größte ist die Tundra des großen Landes. Ihre Länge von Westen nach Süden beträgt in gerader Linie wenigstens 1000 bis 1150 Werste, die Breite 300 bis 450. Nimmt man 1100 Werst Länge und 400 Werst Breite an, so hat man einen Flächeninhalt von 440,000 Quadratwersten (über 8000 deutsche Quadratmeilen). Der nördliche und zum Theil auch der nordöstliche Rand des großen Landes ist vom Eismeer und dessen einzelnen Theilen, welche den Namen Petschora-Bucht, jugorische Meerenge und karisches Meer führen, umgeben; im Westen und zum Theil auch im Süden dient die Petschora als Gränze, im Osten und Südosten ist es der Fluß Kara und das Paudinische oder Uralische Steingebirge. Außer diesem, welches man auch das Samojedengebirge nennt, das vom Ural sich abscheidet, den nordöstlichsten Theil der Tundra vom Quelldezirk der Kara bis zur jugorischen Meerenge auf einer Strecke von etwa 400 Werften durchschneidet, in hohen schrecklichen Steilfelsen zu Tage geht, und, wie man allgemein glaubt, durch die eben erwähnte Meerenge und die Waigatschstraße nach den Inseln Waigatsch und Nowaja Semlja geht, erhebt sich auch etwa 40 Werste von der Petschora ein Erdrücken, den man das Gebirge des großen Landes nennt, und der, durch die ganze Länge der Tundra nach dem Ural sich erstreckend, mit seinen Biegungen einen Kamm von etwa 1500 Werst Länge oder drüber ausmacht. Von ihm laufen nach allen Seiten andere Gebirgsrücken aus, so daß der größte Theil dieser Tundra eine ununterbrochene Reihe von zum Theil sehr hohen Bergen darstellt, die mit Pflanzen und vielfarbigen Moosen bedeckt sind, welche an ihren Abhängen auf eine weite Strecke sich ausdehnen, so daß sie in der Ferne wie mit einem prächtigen Teppich bedeckt aussehen.

Der an die Petschora stoßende Theil der Tundra, namentlich da wo dieser Fluß eine Biegung nach Südwesten macht, ist an vielen Stellen mit Moorästen und Sümpfen bedeckt, der nach dem Flusse Usa zu liegende Theil ist ziemlich waldig, d. h. kleine Wälder erheben sich inselartig in der Mitte der waldlosen Oede. Auch an den Fluß Chaipudyrka und an einigen Seen wachsen diese Wälder, die meist aus Tannen, doch auch aus Laubholz bestehen. Sie dienen den Samojeden als Grabstätten. In den Thälern zwischen den Bergen und manchmal auch auf den Höhen finden sich zahllose Seen. Von den größern allein, wovon einige über 30 Werst im Umkreis haben, zählt man gegen 25; diese Wasserbecken der Tundra, in denen das Wasser gewöhnlich rein und durchsichtig ist, sind voll Fische.

(Schluß folgt.)

Spaziergang in Marocco.

(Von Charles Didier.)

Erster Abschnitt.

Wenn nicht schon der Name des Verfassers diesem Werkchen einige Aufmerksamkeit versprechen könnte, so dürfte gerade der Umstand, daß es vor den letzten Ereignissen geschrieben war, den gegebenen Ansichten und Prophezeyungen Interesse verleihen. Wir begnügen uns nicht länger mit dem statistischen und militärischen Skelett des alten Seeräuberstaates; wir möchten gern das Fleisch und die Haut des Mammuths vor Augen haben. Von dem verhältnißmäßig wenigen, was der Beschreiber von marocconischem Barbarleben selber gesehen und mit treffender Anschaulichkeit geschildert hat, läßt sich leicht das Bild des übrigen ergänzen; aber auch über die politische Stellung und Bedeutung des Reichs enthält besonders die Vorrede einige klare und schätzbare Uebersichten, die wir hier ausziehen wollen.

Marocco gehört der westlichen Civilisation an, welche nach dem souveränen Rechte der Intelligenz schon lange davon Besitz genommen haben müßte, hätte nicht eitele internationale Eifersucht die Herrschaft afrikanischer Barbarei erhalten und legitimirt. Man hat schon oft davon gesprochen, aus dem mittelländischen Meere einen französischen, einen englischen oder was sonst für einen Binnensee zu machen. Warum macht man nicht gleich lieber einen europäischen See daraus? Sicherlich kam es unsern Vorfahren, welche den Islam auf allen Punkten der westlichen Welt unterdrückten, niemals in den Sinn zu befürchten, daß ihre Kinder denselben, durch die christlichen Waffen in die Wüste zurückgedrängten Barbaren zinsbar seyn würden. Nicht bloß Schweden und Dänemark bezahlen Tribut an Marocco, auch die andern Mächte, England und selbst Frankreich, sind von dieser schimpflichen Steuer nicht ausgenommen, unter was immer für einem Namen von freiwilligen Geschenken und Entschädigungsgeldern bei Verträgen die Thatsache auch beschönigt ist. Die Geschenke Frankreichs beliefen sich nach den Budgets auf jährliche 30,000 Franken. Der Vertrag von 1760 kostete England

Digitized by Google

2 bis 5 Millionen Franken. Von 1787 bis 1814 stand Marocco mit 400,000 Fr. auf der englischen Subsidienliste, und noch jetzt bezieht der brittische Consul außer seinem Gehalt jedes Jahr zwischen 8 und 10,000 Fr. für Geschenke an die marocconischen Behörden. Hiezu kommen die galanten Geschenke an Kriegs- und Maineevorräthen, wozu England bei weitem den größten Theil des ganzen Bedarfs für Marocco liefert. Dafür genießt aber freilich auch England die Hälfte des marocconischen Handels, während Frankreich kaum ein Fünftel davon zu Theil wird.

Nach allem diesem gleichen die Unterhandlungen Europa's mit Marocco nicht denen zwischen gleichgestellten Mächten, sondern denen zwischen einem Vasallen und dem Oberlehnsherrn. Daher der Stolz dieser Barbaren, die sich, da man den Frieden mit ihnen so theuer bezahlt, nach ihrem eigenen nainen Geständniß für unüberwindlich halten. Was ihren blinden Stolz noch verwehrt, sind ihre Ansprüche, der Rahm des Islamismus, die unmittelbaren Erben der ersten Mohammedaner, die wahren und einzigen Gläubigen zu seyn. Der gegenwärtige Kaiser, Muley Abu-l-Fadl-Abd-er-Rahman ben-es-Sultan Muley Hisham, ist, in gerader männlicher Linie, der sechsunddreißigste Nachkomme von Fatme und Ali, der Tochter und dem Schwiegersohn Mohammeds. Trotz seines Uebermuths ist Marocco auf dem Wege gänzlichen Verfalls. An zwei Meeren gelegen, dem mittelländischen und dem atlantischen und den Durchgang von dem einen zum andern beherrschend, hat es schon seit lange keine Seemacht mehr.

Die berühmten Werften von Salé, dem einst so gefürchteten Carthago der Mauren, sind in Ruinen und seine fünfzehn Fregatten von Würmern zerfressen. Auch die übrigen Häfen, Rabat, Agadir und Mogador, auf der Seite des Oceans sind unbrauchbar geworden. Auf der Seite des mittelländischen Meeres findet man kaum noch Landungsplätze, mit der einzigen Ausnahme der von einem spanischen Präsidium beherrschten Bay von Melilla. Ohne Seemacht gibt es keinen Handel. An die Stelle gänzlichen Verbots sind die Tarife getreten, die aber in Marocco ohne alle bestimmte Regel sind und je nach dem Belieben des Souveräns und der Paschas, Kaids, Amins u. s. w. wechseln. Von der unermeßlichen Ausbeute, die der marocconische Handel gewähren könnte, sind bis jetzt die einzig benützten Ausfuhrartikel: Wolle, Leder, Ziegen- und Schaffelle, Gummi, Orseille, Oel, Wachs, Mandeln und das für Gibraltar angekaufte Schlachtvieh. Die Auflagen auf diese Artikel und auf die gesammte Einfuhr bildet den zuverlässigsten Theil des Budget oder vielmehr des kaiserlichen Schatzes, für welchen außerdem noch eine Art Zehnten von Producten des Landbaues und anderer Erwerbs- und Eigenthumszweige erhoben wird. Diese Steuer kann in den Städten und volkreichsten Gegenden mittelst des Stocks und der Peitsche leicht und regelmäßig erhoben werden, aber in den Gebirgen und dem offenen Lande überhaupt nur mit dem Patagan. Die aus den sechstausend berittenen Negern der marocconischen Garde unternommenen und mit Mord und Raub ausgefüheten Eintreibungen der Steuern führen oft zu den furchtbarsten Empörungen, wie die der Amazigen und Schellochen vom großen Atlas im Jahre 1818, welcher das Reich von Tafilet bis Tanger fünf Jahre lang in Flammen setzte und worin Suleiman, der Vorfahrer des jetzigen Sultans, achtzehn Monate lang in Mequinez belagert wurde.

Außer den erwähnten schwarzen Truppen und den mit der Polizei in den Städten beauftragten Soldaten gibt es in Marocco keine nur einigermaßen regelmäßige und stehende Truppe. Die andern Soldaten leben jeder an seinem Herd, bis im Fall des Kriegs, wo überhaupt jeder Mann Soldat seyn muß, sie sich ohne Uniform, ohne Disciplin und Taktik unter ihre Fahnen sammeln und nur vom Fanatismus und der Liebe zur Plünderung begeistert werden können. Uebrigens würde dennoch ein solches Heer in seiner Heimath und im Besitze der Gebirge und Engpässe den kampfgeübtesten europäischen Regimentern furchtbar werden können, da die Marocconer von Natur tapfer, vortreffliche Reiter und gute Schützen sind. Sie haben gute Pferde, aber schlechte Gewehre und noch schlechtere eiserne, ungeschickt bediente Kanonen. Das stehende Heer wird zwar gewöhnlich auf 20,000 Mann angeschlagen, Neger und Garnisonen, beträgt aber wohl mehr, und bei einem allgemeinen Aufgebot würde die marocconische Regierung bei weitem über 60,000, gewiß 100,000 Mann unter die Waffen stellen, deren Verpflegung jedoch in einem Lande ohne Straßen und Canäle die größte Schwierigkeit darbieten dürfte. Der afrikanische Guerillas-Krieg würde ohne Zweifel ganz den Charakter des spanischen von 1808 annehmen.

Nach einzelnen Beschreibungen von ganz neulich verübten politischen Treulosigkeiten und Grausamkeiten der Marocconer glaubt der Verfasser, daß der Zeitpunkt für die Unterdrückung dieser der europäischen Cultur feindlichen Nachbarn gekommen sey. Dieß Geschwader, vereinigt unter den Befehlen von vier königlichen Häusern, ein wahres Kreuzzug, mit Frankreich, dem natürlichen Beschützer der Staaten zweiten Ranges, an der Spitze, sollte Tanger, Ceuta, Larasch, Rabat u. s. w. einnehmen, befestigen und zur Entschädigung der einzelnen Theilnehmer behalten. Jeder würde seine eigene Stellung behaupten und einer den andern unterstützen. Tanger, Larasch und die andern Städte dieses wunderherrlichen Theils von Afrika, der schon so lange Zeit für die Cultur verloren gegangen war, würden auf diese Art wieder zu dem werden, was sie vormals waren und nie hätten aufhören sollen zu seyn, Präsidien und Vorstufen des Westens, aber vielmehr vorgeschobene Posten der Cultur und fruchtbare Keime eines neuen Europa's. Die Stunde für Marocco, so wie für alle mohammedanischen Staaten hat geschlagen. Der Islam ist ein erschöpfter, zu Tode schmachtender Leib, der kein eigenthümliches Leben mehr in sich hat und sich nur durch die Eifersucht der christlichen Mächte künstlich erhält. Der Halbmond erbleicht allseitig auf den Moscheen, auf denen von Fez und Tunis, wie von Konstantinopel und Ispahan. Das Gesetz Mohammeds ist ein Gesetz des Kriegs, und die Wohlfahrt der Welt fordert, im Gegensatz davon, Frieden und Einheit. Gott ist groß, auch unter dem Namen Allah, aber Mohammed ist nicht länger sein Prophet.

(Fortsetzung folgt.)

Seidenindustrie in Amerika. New-Yorker Blätter melden, daß im October die zweite jährliche Versammlung der Seidenzüchter und Seidenmanufacturisten stattfand. Hier wurde angegeben, daß in einer kleinen Stadt im Westen, welche Gloversville (Handschuhstadt) heißt, jährlich für 300,000 bis 500,000 Dollar Handschuhe gefertigt werden, wozu man jährlich etwa für 10,000 Dollar amerikanische Seide nimmt. Von einem Hrn. Van Schaick wurde in der Versammlung ein Preis von 1000 Dollar für das beste Stück verarbeiteter Seide ausgesetzt, und von ihm die Ueberzeugung ausgesprochen, daß in Nordamerika binnen kurzem für 20 Millionen Dollars Seidenwaaren producirt werden würden, indem die amerikanische Seide vor anderer große Vorzüge habe.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 324.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

19 November 1844.

Zustände in Spanien.

(Nach Tanski's neuestem Werke.)

Finanzen.

Da es dem Minister nicht möglich ist, den Cortes ein regelmäßiges Budget vorzulegen, und da er eben so wenig einen Credit sich votiren ließ, so fährt er mit Steuern und Abgaben auf dem alten Fuße fort. Seit langen Jahren ist das Finanzsystem in Spanien ein schwer zu lösendes Problem. Vielleicht keiner der Minister, welche sich der Reihe nach ablösten, wußte die wahre Sachlage der Einnahmen und Abgaben des Landes. Hat er die Wunde erkannt, so fand er sie so unheilbar, daß er kein Heilmittel versuchte; jeder Minister, jeder Wechsel der Politik vermehrte die öffentliche Schuldenlast und die Verlegenheit der Finanzen. Einst, erzählt man, waren die Mauern und Plafonds des königlichen Schatzes mit Balken gestützt, damit sie unter der Last des aufgehäuften Goldes nicht zusammenstürzten; heutzutage ist die Schatzkammer leer, der Credit so viel als Null, und das Deficit steigt von Jahr zu Jahr auf eine erschreckende Weise.

Zwar votiren die Cortes jedes Jahr ihre Budgets, aber bis auf diesen Tag hat noch kein Minister öffentliche Rechnung abgelegt. Wenn die Commissionen der Kammern oder einige Glieder des Senats und Congresses einigen Aufschluß über Einnahmen und Ausgaben von dem Minister fordern, so werden sie an die Bureaux gewiesen, und hier finden sie nun so große Anarchie und Unordnung, daß ihnen bald alle Lust vergeht, in diesem Augiasstall länger zu kehren. Die spanischen Finanzen, sagte mir eines Tages ein Staatsmann, sind Abgründe ähnlich denen des Meers, deren Tiefe man nicht ergründen mag und kann.

Diese Unordnung der Finanzen schreibt sich schon von lange her; auch wissen es die Spanier wohl, aber es fehlt ihnen an Ehrlichkeit und Muth, um diesem Uebel abzuhelfen. Die Finanzen, sagen sie selbst, sind erschöpft, nicht aus Mangel an Zuschuß und Geld, sondern por las muchas sangrias que hacen las manos por do passan (wegen der großen Aderlaße, welche ihnen die Männer vorschreiben, durch deren Hände sie laufen). Schon im 15ten Jahrhundert waren 100,000 Personen angestellt, um die Steuern einzutreiben, und ihre Besoldung belief sich auf mehr als 50 Millionen Reaien (600 Mill. Gulden.) Unter österreichischer Herrschaft wurden die Einkünfte des Staats gemeinhin an Agenten verpachtet, welche die meiste Zeit über Ausländer waren. Diese Pächter preßten das Volk, erlaubten sich alle Arten von Willkür und Gewaltthätigkeiten, streuten die Saat der Immoralität in den höhern Classen aus, und verursachten Unordnungen, die nicht selten die traurigsten Folgen hatten. Das alte Sprüchwort sagt: Los arrendadorcillos comen en plata y mueren en grillos (die kleinen Pächter essen auf silbernen Tellern und sterben in Ketten).

Das Haus Bourbon brachte einige Ordnung in die Finanzen Spaniens; die weisen Reformen, welche von diesem Haus im Staatshaushalt eingeführt wurden, verminderten die Abgaben, vermehrten die Einnahme des Staats; der Einzug der Gelder, welches zur Zeit der Arrendadores (Pächter) zumal in den südlichen Provinzen bis 28 und 30 Procent kostete, wurde auf 5 Proc. reducirt; die indirecten Abgaben erhöhten sich so sehr, daß die Einnahme für Tabak sich von 11 auf 24 Proc. erhöhte, und daß die Douanen statt 3, jetzt 12 Procent abwarfen. Diese Sachlage erhielt sich bis zum Ende des vergangenen Jahrhunderts. Die Sorglosigkeit Karls IV, der verderbliche Krieg gegen die französische Republik und gegen England, der Einfall Napoleons und der Verlust der Colonien stürzten die Finanzen Spaniens aufs Neue in eine Unordnung, die sich bis auf diesen Tag stets vermehrt.

Die Hauptursache dieses schlechten Finanzzustandes ist die fortwährend steigende Zahl von Beamten und ihr Mangel an Moralität; da die Beamten häufig nicht genügend, ja oft und viel gar nicht besoldet sind, so glauben sie in ihrem Rechte zu seyn, wenn sie Staatsgelder für sich bei Seite legen; beinahe möchte ich sagen, daß die Regierung stillschweigend ihre Zustimmung gebe für den Unterschleif, den sie treiben. Selbst die öffentliche Meinung beschimpft nicht einen Beamten, der Unterschleif treibt; im Gegentheil, wenn sich ein Mann auf

Digitized by Google

Kosten des Staats bereichert, so wird er eben wegen der Quelle seines Reichthums geschätzt und geachtet. Den Staat zu bestehlen ist in Spanien kein Verbrechen, sondern ein Zeichen von Gewandtheit und Verstand. Sehr oft ereignet es sich, daß in Epochen der Aufregung die Junta, die Generale und Officiere ihre Cassen plündern und damit davon fliehen; kommen sie später zurück, so zieht sie niemand zur Rechenschaft.

(Fortsetzung folgt.)

Bemerkungen über die Samojeden.

(Schluß.)

In dem Stein- und Erdrücken, so wie in den Seen entspringen eine Menge Bäche, die dann zu großen Strömen werden. Die bedeutendsten davon sind die Kara, Korotaicha und Chalpudyrka, die in den Ocean und das karische Meer fallen; sodann die Schapkina, Kolwa, Aswa oder Chyrmor, Rogowaja oder Churmor, Jelesuja, Lemwa und viele andere, die theils direct, theils durch die Usa in die Petschora fallen. Diese Flüsse durchschneiden die Tundra nach allen Richtungen, und sind reich an Fischen. Die ins Meer fallenden Flüsse gehen in der Mitte Junius auf, und bedecken sich in der Mitte oder am Ende Septembers wieder mit Eis. Die Usa geht größtentheils in der Mitte Mais auf, und friert Ende Octobers zu, aber an ihrer Quelle ist der Sommer viel kürzer.

Was läßt sich vom Klima sagen? Unter 70° B., wo die nördliche Gränze der Tundra ist, kann kein der Vegetation günstiges Klima seyn. Aber wenn in der fast ununterbrochenen Dunkelheit des langen Winters die Natur im allgemeinen rauh und ungastlich ist, so bietet dagegen der Sommer eine gewisse Fülle dar. Vom 10 Mai bis in die Mitte Julius sinkt die Sonne nicht unter den Horizont, häufig wehen warme Südwinde, es wird sogar heiß, aber stets sind die Nächte kühl, was jedoch für die nomadischen Bewohner des Nordens eine Nothwendigkeit ist, denn daher kommt es, daß es hier fast gar keine Fliegen gibt, was den dem Lande unentbehrlichen Rennthieren nicht sehr leid thut.

Die Tundra des kleinen Landes, von Timan, beginnt am linken Ufer der Petschora, wird im Norden und Nordosten von den Wellen des Oceans und der Bucht von Tschesch bespült, westlich gränzt sie an das Land Kanin, von welchem sie durch den Fluß Pescha geschieden wird, gegen Süden dienen ihr die Flußthaler von Zyima und Pesa als Gränze. Sie ist kleiner als die Tundra des großen Landes, denn ihre Länge von der Pescha zur Petschora ist 400, ihre Breite 200 bis 250 Werst, sie enthält also nur etwa 100,000 Quadratwerste. Vom Ocean in der Richtung nach dem Zyimafluß zu durchschneidet sie ein steinichter Bergrücken, dessen Ausläufer ins Meer vorspringt, und Tschaitschyn oder Tschaityn heißt, wie man sagt wegen der Menge Möwen (tschaika), die an dessen Steilfelsen nisten. Der Timanische Steinrücken — so nennt man ihn gewöhnlich — ist wohl ein Ausläufer des Ural, und hie und da mit Wald bedeckt; von ihm laufen mehrere andere Landrücken mit ziemlich hohen Bergen aus. Aber den größten Theil des Landes von Timan nehmen weite Thäler mit reichen Moosweiden ein, die nach allen Richtungen von zahlreichen Flußläufen durchschnitten oder mit Seen besäet sind, unter denen einige ziemlich bedeutende sich finden, die 10 bis 15 Werst im Umfang haben. Seen und Flüsse sind außerordentlich reich an Fischen.

Die kleinste Tundra ist die im Lande Kanin, welche der von Timan benachbart ist. Erstere wird auf drei Seiten vom Meer bespült, westlich vom weißen, nördlich vom Eismeer, östlich durch die Bucht von Tschesch; gegen Süden machen die Flüsse Mesen und Pesa die Gränze aus. Ihre Länge ist etwa 300, ihre Breite an einigen Stellen nur 60, weiter gegen Norden aber 130—160 Werst. Außer der Steinkette, welche von der Bucht von Tschesch nach dem weißen Meere geht, ziehen sich durch die ganze Tundra einige ziemlich hohe Erdrücken, die sich verzweigen und den ganzen nördlichen Theil der Kette hügelig machen. Viele Bäche entspringen darauf, welche die Tundra nach allen Richtungen durchschneiden; im Anfang und in der Mitte Octobers bedecken sie sich mit Eis, und um die Mitte oder Ende Mai's gehen sie auf. Große und kleine Seen finden sich auch hier in den Thälern zwischen den Bergrücken in Menge.

Das Klima im nördlichen Theile sämmtlicher Tundras ist ziemlich gleichmäßig rauh, nur mit dem Unterschied, daß je näher dem uralischen Gebirg, desto kürzer der Sommer ist, desto früher sich die Flüsse mit Eis bedecken, und desto später aufgehen; in dem südlichen Strich ist das Klima etwas gemäßigter, namentlich da, wo die Wälder das furchtbare Toben der Stürme des nördlichen Meeres aufhalten.

Die Tundra des Kreises Mesen ist das Grundeigenthum der Samojeden. Aus den Memoiren des Akademikers Lepechin geht hervor, daß die Bewohner von Mesen im J. 1800 anfingen, sich einen Theil dieser Landereien zuzueignen unter Bezahlung des Obroks an den Schatz, und daß sie im Kaninlande an den Ufern der Flüsse Wischas, Om, Pescha, Indega u. s. w. sich niederließen. In Folge hievon gab es wahrscheinlich viele Streitigkeiten über das Besitzrecht in diesen Tundras, aber diese Streitigkeiten mußten mit der Verordnung endigen, der zufolge den im Lande angesiedelten Russen 60 Dessjätinen auf den Kopf zugemessen werden sollten. In dem Bezirk Jschma zählte man 3140 männliche Einwohner, folglich wurden ihnen 188,500 Dessj. oder 1858½ Quadratwerst zugemessen, was eine durchschnittliche Länge und Breite von etwa 42½ Werst gibt. Nur diese Strecke dürfen sie benützen, ohne die andern Gegenden zu berühren, welche den Samojeden gehören oder den Einwohnern von Ust-Zyima und Pustosersk zugefallen sind, welche an die Tundra das gleiche Recht haben, wie die Bewohner von Jschma. Die Samojeden sollten also die Haupteigenthümer der Tundras, der Seen, Flüsse und zahlreichen Rennthierheerden seyn; in der Wirklichkeit verhält sich aber die Sache anders.

Digitized by Google

Die thätigen, klugen, erwerbungslustigen Einwohner von Jschma, welche mit den halbwilden Samojeden einen gewinnbringenden Handel trieben, namentlich durch Zufuhr starker Getränke, begriffen den Vortheil der eigenen Unterhaltung von Rennthierheerden auf den Tundras sehr wohl. Am Ende des verflossenen Jahrhunderts besaßen sie etwa 10,000 eigene Rennthiere, während die Samojeden der Tundra des großen Landes zahlreiche Heerden besaßen, deren Zahl sich auf 150,000 Stück belief. Seit dieser Zeit aber nahmen die Heerden der Bewohner von Jschma allmählich zu, die der Eingebornen immer mehr ab. Gegenwärtig zählt man bei den Samojeden nicht über 30,000 Rennthiere, während die Einwohner von Jschma nach officiellen Berichten 124,000, in der Wirklichkeit aber wahrscheinlich noch mehr besitzen. Ein solch rascher Uebergang von Ueberfluß zur Armuth auf der einen, von Armuth zu Reichthum auf der andern Seite mußte seine besondern Ursachen, Fehler und Unterlassungen auf der einen, Gewaltthätigkeit und Bedrückung auf der andern Seite haben. Während die Heerden aus der Hand der frühern Besitzer an die neuern übergingen, traf den größten Theil der Besitzer ein gleiches Loos. Viele Samojeden verarmten mit dem Verlust ihrer Rennthiere völlig. Die Nothwendigkeit sich die nöthigen Lebensmittel zu verschaffen, und mehr als alles, die unbezwingliche Leidenschaft zum Branntwein, stürzten sie in Schulden, die durch keine erneuerten Anstrengungen abbezahlt, vom Vater auf die Kinder übergingen und die ganze Familie in Knechtschaft stürzten. Die durch Schulden zu Leibeigenen gewordenen Unglücklichen gingen nach dem Willen der Creditoren von einer Hand in die andere über, und nicht selten wurden auf diese Weise die Familienglieder getrennt. Die armen Samojeden befanden sich somit in sehr klaglicher Lage.

Da drang plötzlich in die Nacht der kalten Steppen des Nordens das Licht des Glaubens herein. Die nomadische Kirche wurde durch schnellfüßige Rennthiere von einem Ende der Tundra zum andern getragen, um sie sammelten sich die wilden Bewohner des Nordens, das heilige Kreuz verband sie mit der Masse der Christen, und zwei Wohlthaten wurden ihnen dadurch zu Theil: sie wurden aus der Nacht des Heidenthums gerissen, und zugleich frei von den Bedrückungen der Fremden, wie man die Bewohner von Jschma nennen muß, denn sie fanden in ihren geistlichen Hirten Schutz gegen dieselben. Vielleicht sind die alten, eingewurzelten Gewohnheiten jetzt noch nicht ganz ausgerottet, aber wenigstens ist ein guter Grund dazu gelegt, und die Zeit wird kommen, wo der Same reiche und schöne Früchte tragen wird.

Gegenwärtig haben die armen Tundra-Bewohner mit ihren kleinen Heerden kaum freien Raum genug auf ihrem erblichen Grundeigenthum. Die Heerden der Bewohner von Jschma sind so zahlreich, daß sie nothwendig sich der besten Weiden bemächtigen mußten, und sie thaten dadurch nicht bloß den Samojeden Eintrag, sondern auch den Bewohnern von Ust-Zylma und Pustosersk, indem sie mit ihren Rennthieren auf der Tundra fortrückten und die Moosstrecken abweideten. Auch in der Tundra des kleinen Landes sind die Bewohner von Jschma thätig, aber auf die entlegenere und an die Stadt Mesen stoßende Tundra von Kanin haben sie ihren Einfluß noch nicht ausgedehnt. Darum sind auch, wie ich hörte, dort die Samojeden noch ziemlich reich und manche besitzen gegen 3000 Stücke Rennthiere.

Spaziergang in Marocco.

(Fortsetzung.)

Erster Abschnitt.

Nach dieser Einleitung führt uns der Verfasser nach Tanger, von welchem Ort er nachstehende Schilderung gibt. Tanger war bis zu Ende des 17ten Jahrhunderts, wo es von den Portugiesen den Engländern übergeben wurde, ein europäisches Präsidium. Letztere zerstörten bei ihrem Abzuge den Molo, wodurch der Ankergrund gegen die Westwinde unsicher geworden ist. Gegen die weniger gefährlichen Ostwinde ist er durch den Punkt von Malabat (Ras-el-Menas) geschützt. Tanger war seitdem wieder maurecanisch. Es ist eine Stadt von 9 bis 10,000 Einwohnern, von denen ungefähr ein Fünftel aus Juden besteht, welche hier nicht, wie in den andern Städten des Reiche, in einem besondern Quartier eingeschlossen, sondern mit der maurischen Bevölkerung vermischt leben und sich bloß durch ihre Nationalphysiognomie und schwarze Tracht unterscheiden.

Das erste, was ich in dieser Stadt der Ungläubigen erblickte, war ein kleiner Maure von neun bis zehn Jahren, der einen alten, demüthigen Juden an seinem weißen Barte durch die Straßen zog, und da der unglückliche Sohn Israels im Vorübergehen bei der Maschee seine Pantoffeln nicht schnell genug anziehen konnte, so verabreichte ihm ein Soldat einen starken Fußtritt, während eine alte Frau ihren Schleier aufhob, um ihm ins Gesicht zu spucken. Der arme Hebräer erduldete dieß alles ohne Murren, der geringste Widerstand hätte ihn das Leben kosten können, und er wäre unter Stockstreichen gestorben; für jetzt entging er der Verfolgung durch Winkelstraßen und Nebenwege. Nach wenigen Minuten würde er einer Procession der Jamducha oder Hamducha unter die Hände gefallen seyn.

Diese Jamducha folgen dem Gesetze Jamadscha und bilden eine mächtige, vielleicht die gefürchtetste Secte des Landes. Der Zufall führte mich ihnen gleich anfangs entgegen. Man kann sich nichts Wilderes vorstellen; das Haupt derselben (maurisch Mukaddem) war ein großer ansehnlicher Greis, in einen weiten, weißen Haik völlig eingehüllt; er ritt auf einem weißen Pferde und trug in seiner Hand eine weiße Fahne, wie die spanischen Hermandades. Während er selbst eine majestätische Unbeweglichkeit affectirte, tanzten oder stampften vielmehr seine Adepten, zu Fuß und halb nackt, nach dem Ton der Sackpfeife, Agual, und der großen Trommel, Tebel, wie Besessene. Um den Mukaddem gereiht und den Kopf bis zu den Füßen seines Pferdes niedergebeugt, überließen sie sich in schwindelnder Wuth den bizarrsten Bewegungen; ihr ganzer Körper wand sich in wahnsinnigen Verrenkungen. Die Musik machte sie nur noch wilder und das Volk hetzte sie mit Geschrei an.

In dieser Nervenaufregung werden die Jamducha völlig wüthend. Sie werfen sich auf die Thiere, zerreißen sie mit Zähnen und Finger-

Powered by Google

nägel und essen ihr rohes und blutiges Fleisch. Kämmel und Esel werden in diesem ihnen eigenthümlichen Wahnsinn zerfleischt. Sie rühmen sich moderne Psyllen und vielleicht Söhne der alten zu seyn, alle Gifte ungestraft berühren zu können und spielen auf den öffentlichen Plätzen mit Schlangen. In Ermangelung von Thieren wessen sie sich zuweilen auf die Juden, die sich bei dem Ertönen der furchtbaren Suckpfeife zitternd niederbergen. Aber auch die Christen haben sich vor diesen Tollhäuslern zu hüten, die man oft mit Spalieren von Soldaten einschränken muß.

So künstlich und affectirt auch diese zerfleischende Wuth der Jamducha seyn mag, von denen die starken Geister in Marocco als von Betrügern der Leichtgläubigkeit des Volks sprechen, so genießen sie doch allgemeine Verehrung, und das Volk küßte dem unbeweglichen Mukaddem bei seinem Eintritt in Tangee mit frommer Ehrfurcht die Knie. An demselben Abend fanden in Tanger neue Processionen bei Fackelschein und unter Flintenschüssen statt.

Diese Secten oder Verbrüderungen sind zahlreich in Marocco, obgleich ich nicht angeben könnte, wodurch sie sich eigentlich von einander unterscheiden. Eine Procession der Aissaua, Jünger des Sidi Ben Aissa, schien mir weniger verwildert zu seyn als die Jamducha, und die Gilala sollen noch sanfter seyn. Die Aissaua, welche zu Fez ein großes heiliges Gebäude besitzen, verbreiten sich im Monat Julius in großen Banden in die mittägliche Provinz Sus, um Schlangen für ihre Vorstellungen zu sammeln. Als eine vierte Secte nennt man die Amatscha, deren Eigenheiten mir nicht bekannt sind, und die Derkana, eine Art Derwische, welche durch die Städte und Dörfer, als Harlekins verkleidet, ziehen. Die Andacht der Gläubigen legt sich in Geschenken aller Art an den Tag; die Reichen geben Geld, die Armen Naturalien.

Neben diesen heerdenweisen Heiligkeiten gibt es auch einsame. Die Santons oder Einsiedler theilen sich in drei Classen. Die Narren oder Blödsinnigen, welche von den Mauren als heilig verehrt und behandelt werden, die bona fide Fanatiker und die Betrüger, wie überall. Alles ist ihnen erlaubt. Wenn sich einer beim Gang aus der Muschee auf eine Braut stürzt, fühlt sich der zuschauende Bräutigam beseligt, und die Gespielinnen und Verwandten der Schönsten aus einer Schaar badender Mädchen, die sich ein anderer Santon ausgewählt hat, preisen diese glücklich. Auch weibliche Santone gibt es, deren eine auf der Steaße nach Safft ihr mystisches Bündnis für die Vorbeireisenden aufgeschlagen hatte.

Ein alter Santon, der barfuß und unter wildem Geschrei durch die Straßen von Tanger lief und dessen Hände über Rockfalten die Gläubigen, besonders die Weiber, begierig küßten, trotz der Gefahr seines wirbelnd geschwungenen Stockes, mit dem er mich eines Tages streifte und dafür einen alten Juden an den Kopf traf, war wahrscheinlich derselbe, der schon vor ungefähr 15 Jahren Mr. Sourdeau, den französischen Consul, zu Baden schlug, auf dessen Beschwerde folgende merkwürdige Antwort von dem Sultan erfolgte: „Im Namen des gütigen und allbarmherzigen Gottes. Es gibt keine Macht als Gewalt, außer der des größten und höchsten Gottes, Amen! Consul der französischen Nation, Sourdeau! Heil sey dem, der auf dem rechten Pfade wandelt! Da du unser Gast bist, unter unserem Schutze und der Consul einer in unserem Reiche großen Nation, so bist du in unsern Augen der höchsten Achtung und erhabensten Ehrenbezeugungen werth. Demnach wirst du leicht begreifen, wie unleidlich das, was dir zugestoßen ist, uns geschmerzt haben mußte, sollte es auch unserem liebsten Sohne und Freunde zur Schuld fallen. Obgleich man den Beschlüssen der göttlichen Vorsehung nicht widerstehen kann, so mußte uns doch eine solche Behandlung unangenehm seyn, wenn sie auch dem schlechtesten Menschen und selbst dem Vieh widerfähre, und wir werden gewißlich nicht ermangeln, so Gott will, strenge Gerechtigkeit dafür auszuüben. Ihr Christen aber habt euer Herz dem Mitleid offen und seyd höchst geduldig gegen Beleidigungen, nach dem Beispiel eures Propheten, den Gott verherrlichen wolle, Jesu, des Sohns der Maria, welcher in dem Buche, das er euch im Namen Gottes überlieferte, euch befiehlt, dem, der euch auf die eine Wange schlägt, auch die andere darzubieten. Er selbst, welchen Gott ewig segnen wolle, vertheidigte und wehrte sich nicht, als die Juden kamen, ihn zu tödten, und deßwegen hat ihn Gott zu sich genommen. In unserem Buche wird uns durch den Mund unseres Propheten verkündigt, daß kein Volk durch Menschenliebe den wahren Gläubigen näher komme, als die, welche sagen, wir sind Christen, und dieß ist auch wahr, denn es gibt unter ihnen Priester und heilige Männer, die nicht von Stolz angeschwollen sind. Unser Prophet sagt uns ferner, daß es drei Classen von Menschen gebe, deren Handlungen man ihnen nicht zum Verbrechen anrechnen müsse, nämlich: den Unsinnigen, ehe er wieder zur Vernunft kommt, das kleine Kind und den Schlafenden. Der Mann aber, welcher dich beleidigt hat, ist unsinnig und nicht bei Vernunft. Indessen haben wir befohlen, daß sein Verbrechen nach Gerechtigkeit bestraft werden soll. Wolltest du ihm jedoch vergeben, so würdest du als ein großmüthiger Mann handeln und nun dem Allbarmherzigen belohnt werden. Bestehst du hingegen ausdrücklich darauf, daß dir schon in dieser Welt Recht werde, so ist dieß in deiner Macht, damit niemand in unserem Reiche sich über Ungerechtigkeit und Gewaltthat zu beklagen habe. Mit der Hülfe Gottes u. s. w. Den 12 Dschumadi-l-tsuni, 1235 der Hedschra (28 März 1820)."

Der Consul mußte sich natürlich zur Ehre des christlichen Namens großmüthig erzeigen.

(Fortsetzung folgt.)

Neue Mönchsritter. Die *Algérie* vom 2 Nov. meldet, man behaupte, daß ein religiöser Orden, der in Europa wohl dafür bekannt sey, daß er sich nicht in politische Dinge mische, dem Kriegsministerium vorgeschlagen habe, in Algerien drei Klöster nach der Art derer, die auf dem Berg Athos, auf dem Carmel und an mehrern andern Orten des Orients beständen, zu errichten. Die Bewohner dieser Klöster sollten sich ausschließlich dem Landbau widmen, und um den Einfällen der Araber Widerstand zu leisten, eine Art Mönchsmiliz bilden, die, ohne weltliche Soldaten zuzulassen, von der gewöhnlichen militärischen Behörde abhinge. Jedes dieser drei Klöster sollte etwa 600 Einwohner haben, die zur Waffenführung eben so, wie zum Landbau geeignet wären. Die bürgerlichen, wie die Militärbehörden sollten die vollständigste Aufsicht über diese neue Colonie haben, und das Drittheil aller Renten an die Hauptorte der verschiedenen Provinzen geliefert werden, um solche an arme Familien auszutheilen. Es wird versichert, daß der Plan sehr ernstlich gemeint sey, und daß eine große Anzahl junger Leute aus den vornehmsten Familien in diese neue Corporation zu treten gesonnen seyen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 325.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

20 November 1844.

Dampfbootfahrt von Rostow nach Taganrog.

(Nordische Biene vom 11 und 12 Oct.)

Die russische Regierung ließ in England ein eisernes Dampfboot ankaufen, um im Frühjahr und Sommer eine fortdauernde Verbindung zwischen Taganrog und Rostow zu unterhalten. Das Beispiel fand bald von Seite der Privatindustrie Nachahmung, und ein zweites Dampfboot, der Rostow genannt, gleichfalls von Eisen, wurde ganz in Rußland und von russischen Arbeitern gebaut. Beide Dampfboote, der Donez und der Rostow, unterhalten jetzt eine tägliche Verbindung zwischen den zu Wasser 90 Werste von einander entfernten Städten zum Preise von 1 oder 1½ R. S., während die Landfahrt 10 bis 12 R. kostet, und werden mit Anthracit geheizt, welcher bei Nawatscherkask am Flusse Gruschewka gewonnen wird, und für die Dampfschifffahrt auf dem schwarzen Meere von großem Vortheil zu werden verspricht. Zum drittenmal erklang die Glocke, das Zeichen zur Abfahrt, das Volk sammelte sich am Kai, am Hafen und auf der gegenüberliegenden Seite, und das Dampfboot fuhr stolz dahin zwischen den gedrangten Reihen der Kauffahrer und Barken.

Ich stützte mich auf das Geländer des Dampfbootes und dachte an die Vergangenheit. Einst war hier eine Wüste in vollem Sinn des Worts; hier hausten Kubaner, Tscherkessen, Kosaken, Asower und Nogaier, das Land war ein Räubernest, wo alles mögliche Gesindel sich sammelte; jetzt fähret man auf Dampfschiffen dahin, und freut sich über den Anblick des wohlhabenden Landes und der noch angenehmern Aussichten für die Zukunft. Rostow aber die Veste des h. Dimitri von Rostow am Don wurde im Jahre 1761 erbaut an der Stelle, wo seit 1750 der Hafen und die Zollstätte von Temernik bestanden hatten. Die Garnison und Einwohner der Veste St. Anna, welche wegen der für die Gesundheit nachtheiligen Frühjahrsüberschwemmungen aufgegeben wurde, waren die ersten Bewohner; hiezu kamen Kaufleute, Einhöfler, Kleinrussen, Griechen und Georgier; auf 20 Werste weit nach allen Seiten hin wurde den Einwohnern Land zugemessen, und auch das seiner Zeit berühmte Dalomanische Regiment, welches Peter der Große aus freiwilligen Kosaken gebildet und nach der Einnahme von Asow in dessen Umgebungen angesiedelt hatte, hieher versetzt. *)

Die Bedeutung Rostows schreibt sich indeß erst von der Verwaltung Neurußlands unter Graf Woronzow her, welcher die Vortheile seiner Lage für Gewerbe und Handel wohl erkannte und möglichst entwickelte. Der ganze Uferstrich auf beiden Seiten des Dons ist angefüllt mit verschiedenartigen Waaren, und allenthalben ist Bewegung und Thätigkeit; an einer Stelle findet die Ausladung der Waaren statt, welche mit sibirischem Eisen, Lindenbast, Birkentheer u. s. w. den Don herabkommen; an der zweiten Stelle werden die Schiffe aus wohlgebauten steinernen Magazinen mit Korn beladen; an einer dritten Stelle ist das Volk emsig mit Wollwaschen beschäftigt; **) an einer vierten werden See- und Flußfahrzeuge erbaut; an einer fünften ein bequemer Zugang zum Hafen hergerichtet u. s. w. Wenn man nach der Gegenwart schließt, so kann man zuversichtlich nach zwei oder drei Jahrzehnten Rostow ein glänzendes Loos voraussagen, und bereits ist auch der Regierung ein Plan zur Erweiterung und Vergrößerung der Stadt vorgelegt, demzufolge die regelmäßigen Straßen bis in die Veste hinein vorrücken sollen.

Gleich jenseits der Granzlinie der Stadt beginnt die sogenannte Gnilowskaja Staniza, deren Gründung im Jahre 1797 unternommen wurde, und die sich auf dem rechten Ufer sechs Werste weit ausdehnt. Diese Staniza treibt einen bedeutenden Fischhandel, der sich auf mehr als 3 Mill. R. A. ***) beläuft. Der Hauptpunkt des Fischfangs ist aber die Elisabethische Staniza, gleichfalls am Don, und ungefähr eben so alt als die Gnilowskaja. Hier steht ein Officier mit 50 Kosaken, um die Polizei des Fischfangs auf den untern Theilen des Don, seinen verschiedenen Armen und dem Meerbusen zu handhaben. Die Lage der Staniza auf einer niedrigen, flachen Insel, die vom Don und Jeik bespült wird, gewährt durchaus

*) Es hatte seine militärische Verfassung behalten und wurde erst von Katharina II aufgelöst.

**) Wollwäschereien gab es vor 10 oder 12 Jahren noch gar keine hier, jetzt finden sich über zehn.

***) Also nicht ganz eine Million R. Silber, da sich das Verhältniß der Assignaten zu dem Silber wie 3½ : 1 stellt.

Digitized by Google

keine Vortheile als den Fischfang; ohne von den Frühjahrsüberschwemmungen zu reden, setzt fast jeder Westwind die Stanitza unter Wasser, und in dem Boden selbst ist das Wasser in solcher Menge vorhanden, daß es keine Möglichkeit ist, Keller anzulegen. Man kann sich bei solchen großen Nachtheilen nicht genug verwundern, daß man nach langer Ueberlegung und Hin- und Herreden noch im Jahre 1822 beschloß, auf diesem Sumpf eine neue steinerne Kirche statt der alten zerfallenen hölzernen zu bauen, während gleich jenseits des Erik der Boden auf einer für die Einwohnerzahl hinreichend großen Strecke vom höchsten Wasserstande nicht erreicht wird. Diese Stelle heißt der Hügel (Bugor) und ist beachtenswerth durch unverkennbare Spuren alter Befestigungen, indem Reste eines regelmäßigen Walls, Waffen, Säbel, Piken, Schwerter, menschlicher Gebeine, verschiedene Metallsachen, Münzen, Gefäße von Thon u. s. w. gefunden worden. Wahrscheinlich haben die alten Griechen zugleich mit der Erbauung von Tanais (Asow) auch diesen Ort zum Schutz gegen die Einfälle der wilden Aboriginer befestigt, und später die Genuesen dasselbe gethan.

Auf dem rechten Ufer der Kalantscha streckt sich das Kosakendorf Aksuchoff mit 140 Höfen hin. Aus der Kalantscha kamen wir in die Kutjuema, in welcher an dem zunächst dem Meere liegenden Dorfe Rogosdkin das Fahrwasser 9 bis 10 Klafter beträgt, was Peter den Großen veranlaßte, hier eine Werfte zu gründen, auf der Schiffe verschiedener Größe gebaut wurden, und deren Spur man noch jetzt sieht. Aus der Kutjuema gelangt man in die Peerwoloka, der letzten Ausmündung ins Meer. Die niedern flachen Ufer des Don und seiner Arme erheben sich nur zwei bis drei Klaftern über die Meeresfläche, und senken sich immer mehr, bis sie mit dem Meere zusammenfallen. Eine unermeßliche Wasserfläche breitete sich jetzt vor uns aus, der Wind fiel und das Meer lag da wie ein Spiegel, hinter uns aber breitete sich das dichte smaragdene Grün des Donlandes aus, durchschnitten von den Stromarmen wie von silbernen Bändern. Im fernen Dunstkreis erhob sich bereits Taganrog, aber noch vermochte das schärfste Auge unbewaffnet nichts unter der Häusermasse zu unterscheiden.

Ich habe bis jetzt nichts von der Gesellschaft gesagt, die ich auf dem Dampfboote traf; sie bestand, nämlich die Cajütenpassagiere, aus 25 Personen, Russen, Griechen, Slawen aus Ragusa und Boca di Cattaro, Armeniern, Italienern, zwei Türken und einem Franzosen. Sieben verschiedene Sprachen wurden zu gleicher Zeit vernommen. Die meisten waren gereiste Leute, die in Handelsgeschäften viele Seestädte des Mittelmeeres besucht hatten, und welche über die Lage von Griechenland und der Türkei, über Konstantinopel, Athen, Smyrna, Alexandrien, Neapel, Toulon und Algier allerlei Interessantes mittheilten, so daß die Zeit ungemein rasch verstrich.

Inzwischen fing der Wind an das Meer zu kräuseln, und wurde mit jedem Augenblick stärker. Zehn Werste von der Mündung begann der Wellenschlag, er stieg durch den Westwind aufgeregt immer höher. Leider mußte jetzt die Zeltdecke, die über einem Theil des Verdecks ausgespannt war, abgenommen werden, weil der Wind sie in Stücken zu reißen drohte. So blieben wir unbedeckt der Sonnengluth ausgesetzt, denn unten in der Cajüte war es noch heißer und die Luft sehr gespannt. Die Passagiere sahen häufig nach der Uhr und berechneten die Entfernung, die wir noch nach der Stadt zurückzulegen hatten, welche immer deutlicher am Horizont hervortrat, und obwohl eine unermeßliche Staubwolke darüber hing, doch vom Meere aus gesehen einen schönen Anblick darbot. Sie steigt einen steilen, etwa 100 Fuß hohen Berg hinan, streckt sich über drei Werste ins Meer hinein, und besteht aus meist steinernen Häusern, deren Weiße mit dem Grün der Dächer verschwimmend die Augen angenehm festhält. Eine lange Linie von Kauffahrern dehnte sich vor uns aus, und häufig vernahm man Schüsse, zum Zeichen, daß neue Schiffe aus dem schwarzen Meere herkamen. Als wir uns der Stadt näherten, wurde der Wind ruhiger, und fiel ganz, als wir in dem Hafen anlegten. Genau um 5 Uhr hielt der Rostow am Molo, wo Droschken und andere Fuhrwerke der Reisenden harrten. Unsere Fahrt hatte 6½ Stunden gedauert, gewöhnlich aber wird sie in weniger als 6 zurückgelegt, und bei günstigem Wind, wo man die Segel aufsetzen kann, sogar in vieren.

Zustände in Spanien.

Finanzen. (Fortsetzung.)

Die Direction der Steuererhebung in einer Provinz besteht aus vier Sectionen, unter der Leitung des Intendanten: l'intendencia, la contaduria, l'administracion und la tesoreria, ohne noch los officiales undecimos de hacienda, d. h. die Beamten der eilften Categorie zu zählen. Jeder der Sections-Chefs ist beinahe unabhängig vom andern, jeder reißt so viel als möglich Geschäfte an sich und rivalisirt mit seinen Collegen in der Kunst, sich auf Kosten des Staats so schnell als möglich zu bereichern. Da die Beamten über ihr Loos ungewiß sind, so legen sie von den öffentlichen Abgaben möglichst bei Seite. Alles begünstigt sie bei ihrer Arbeit, die Schwäche der Centralregierung, die freche Anmaaßung der localen Behörden und der die Provinz befehligenden Generale, die sich häufig die Steuern ausliefern lassen.

Seit der Einführung der Constitution sollte der Einzug der Grundsteuer wohlfeiler als in irgend einem andern Staat geschehen. In der That ist den Ayuntamientos nur 2 Proc. angewiesen, und die Cobradores, d. h. die mit dem Einzug beauftragten Bürger haben nur 1 Procent, aber die Bestechlichkeit der Beamten, die Art und Weise, wie die Provincialkammern und Municipalitäten ihr Amt verwalten, macht diese Haupteinnahme des Landes ganz problematisch. So ist z. B. die Grundsteuer, welche für das J. 1843 auf 101,800,000 Franken berechnet wurde, ganz imaginär; sie steht in keinem Verhältniß zu dem Reichthum des Landes, und die Regierung erhält davon nur einen geringen Theil. Man kann ohne Uebertreibung berechnen, daß nur die Hälfte der von den Cortes votirten Steuern dem öffentlichen Schatze zu Gute kommt, die andere Hälfte wird vergeudet, oder bleibt unter den Händen der Administratoren aller Classen.

Digitized by Google

Die Veruntreuung der öffentlichen Gelder ist entschieden der größte Uebelstand für die spanischen Finanzen. Wenn wir hier in den verschiedenen Verwaltungsfächern einige Mißbräuche zur Sprache bringen, so wird man leicht begreifen, wie Spanien seine Verpflichtungen nicht halten, noch sein Budget genau bestimmen kann.

Da die Municipalbehörden mit der Beaufsichtigung der Unterbeamten beauftragt sind, und der Regierung über ihre politische und moralische Aufführung Bericht erstatten müssen, so erhalten sie dieselben eben dadurch in einer gänzlichen Abhängigkeit von sich. So kann ein Alcalde eines Dorfes oder eines Cabeza de Partida (einer Provinzialhauptstadt), welcher die Steuern zur bestimmten Zeit nicht einliefert, von den Fiscusbeamten nicht in Anklagestand versetzt werden, da diese fürchten müssen, der Alcalde setze sie unter dem Vorwand ihrer politischen Meinungen ab. Die Ayuntamientos behalten also die Staatsgelder so lange sie wollen bei sich, und treiben oft einen niederträchtigen Wucher damit; eben so gehört es nicht zu den seltenen Fällen, daß die Intendanten und Schatzmeister mit den Staatsgeldern speculiren, ja oft ereignet es sich, daß die obersten Finanzbeamten Nationalgüter, deren Verkauf ihnen anvertraut ist, falsch ansetzen lassen, um sich selbst mit geringem Geld in ihren Besitz zu versetzen.

Es gibt wenige Provinzen in Spanien, in welchen nicht jährlich drei bis viermal Markt gehalten wird, und die Abgaben für diese Märkte könnten dem öffentlichen Schatz bedeutende Summen abwerfen; aber die Ayuntamientos treiben ihre Willkür so weit, daß sie in Wirklichkeit allein die Nutznießung dieser bedeutenden Einnahme haben. So gibt z. B. ein Markt, welcher 200,000 Franken abwerfen könnte, oft nur 50,000, und dieser Verlust beschränkt sich nicht auf Ein Jahr, sondern ist normal geworden, denn der Anschlag der drei ersten Jahre gilt als Basis für die feste Steuer.

Die Abgaben, welche auf den Handel und die Industrie gelegt sind, lassen überall dem Unterschleif ein offenes Feld. Entschieden hat die Industrie in Spanien seit einigen Jahren große Fortschritte gemacht, gleichwohl haben sich die Einnahmen davon bedeutend vermindert. Dieses kommt daher, daß die Kaufleute die Bureaux-Chefs bestechen und Verluste vorgeben, welche sie verhindern, ihre Steuer an den öffentlichen Schatz zu bezahlen. Die Estancos, d. h. die Verwaltungsbureaux für Tabak und gestempeltes Papier werden von den Intendanten ihren Creaturen übergeben, und diese leisten nur falsche Caution; darum ist es immer die Regierung, welche bei einem Bankerotte verliert.

Noch weit größer und schimpflicher ist der Betrug bei den indirecten Abgaben. Jedermann weiß, mit welcher Frechheit die Schmuggelei an den Gränzen Portugals und in allen Häfen Spaniens betrieben wird; die Intendanten selbst erleichtern sie, die Militärcommandanten und andere Beamte bereichern sich auf diese unerlaubte Weise. Im J. 1842 berechnete man die Einnahmen des Zollamts auf 77 Millionen Realen (17,500,000 Franken); der Finanzminister hob die Zahl für das Jahr 1844 auf 90 Mill. R. (22,500,000 Fr.). Diese Erhöhung rechtfertigt sich ganz und gar nicht. Man erklärt sich diese Erhöhung nur dadurch, daß der Minister im Sinn hatte, ein großes Capital aufzunehmen, wofür er zur Garantie die Einnahmen des Zollamts stellte, die er eben darum willkürlich erhöhte. Im allgemeinen reichen die Zolleinnahmen kaum hin, um das zahlreiche Beamtenpersonal, das dafür in Diensten ist, zu bezahlen.

Die Fabrik des Stempelpapiers war immer in Spanien eine Hauptquelle des Betrugs. Mehrere ihrer Hauptbeamten wurden Millionäre, ohne irgend welche Gefahr zu laufen. Sie erhalten für jedes Tausend Rieß Papier eine gewisse Anzahl von Rießen für den Verlust; auf diese Weise lassen sie auf eigene Rechnung so viel Papier sie wollen, stempeln. Dieses geschieht mit Wissen der ganzen Welt, und doch hat die Regierung nie versucht, diesem Mißbrauch zu steuern. Die einzige Einnahme, auf welche sich mit Sicherheit zählen läßt, sind die verpachteten Steuern; aber die hauptsächlichsten sind in den Händen von Privaten, wie die des Branntweins, des Salzes und der Bergwerke von Almaden. Und diese Gruben werfen erst Geld ab, wenn sie von Ausländern ausgebeutet werden, so daß sich leicht wahrnehmen läßt, wie die Einnahmen Spaniens sogleich ums Viersache steigen würden, wenn sie von Ausländern eingezogen würden. So warfen die Bergwerke von Almaden noch vor zehn Jahren nur 150 bis 160 Franken für den Zentner Quecksilber ab; seitdem das Haus Rothschild sie gepachtet hat, stieg von Jahr zu Jahr die Summe ihres Betrags; im J. 1838 wurden 350 Fr. für den Centner eingenommen, und in diesem Jahre 451 Fr., d. h. der Erlös hat sich während dreier Jahre verdreifacht, und das Quecksilber wirft der Regierung eine reine Summe von 9 Mill. Fr. ab, welche sie oft zum voraus bezahlt erhält.

Die Gesammteinnahmen des Staats wurden im Budget von 1842 auf 219,798,350 Fr. berechnet, und die Ausgaben auf 385,409,950 Fr, was ein Deficit von 165,611,600 Fr. läßt. Für das laufende Jahr berechnete Calatrava die Einnahmen auf 215,275,492 Fr. und die Ausgaben auf 298,373,144 Fr., was nur ein Deficit von etwa 83 Mill. ließ. Allein dieser große Unterschied von vier und einer halben Million hat nicht eine Verbesserung des Haushaltes zum Grunde, sondern ist einzig auf einen Rechnungsfehler oder auf das Trugbild einer neuen Speculation zu schreiben. *)

(Schluß folgt.)

Spaziergang in Marocco.

Erster Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Uebrigens sind nicht alle Santone toll oder wollüstig; die Mehrzahl übt das einträglichere Handwerk von Propheten, Hexenmeistern und Thierärzten aus. Heute pnegiren sie im Stalle ein Kamel und morgen verkündigen sie das Schicksal der Welt. In der Zwischenzeit geben sie sich einem beschaulichen Leben hin, ohne Sorge für den kommenden

*) Vor dem Richterstuhl eines französisch gesinnten Berichterstatters kann freilich Espartero's Verwaltung, die einzige, welche sich ernstlich bemühte, aus dem Chaos herauszukommen, keine Gnade finden.
A. d. R.

Digitized by Google

Tag. Ihre Heiligkeit erbt sich auf die Kinder fort, wie ein Adelstitel oder die Vorrechte einer ägyptischen Kaste. Auch ist der Wohnort und die Begräbnißstelle derselben heilig und ein Asyl für Verbrecher. Eine rothe Fahne bezeichnet ihn. Bejid, der Großvater des jetzigen Sultans, hatte sich gegen den blutdürstigen Sidi Mohammed unglücklich empört und in eine solche heilige Kapelle in Tetuan geflüchtet. Der alte Sultan ließ, nach vielen vergeblichen Versuchen ihn durch Versprechungen herauszulocken, ein Heer von 6000 Negern gegen ihn marschiren und bot die ganze Provinz Tetuan auf. Die Soldaten widersetzten sich seinen Drohungen und kein Soldat wagte es einen Schritt zu thun. In dem plötzlichen Tode des wüthenden Keifers erblickte das Volk die Rache des Himmels und erwählte den rebellischen Bejid zu seinem Nachfolger.

Weder die unermeßliche Entfernung, noch die unzähligen Gefahren der Reise können die marocconischen Racen von der Pilgerfahrt nach Mecca abhalten. Jedes Jahr geht die heilige Karawane unter ihrem Emir-el-odschahs von Fez ab. Sie übersteigt den kleinen Atlas und durchschneidet die Wüste Angad, läßt Algier, Tunis und die andern Küstenstädte zur Linken liegen und zieht sich gerade nach Tripoli, von wo aus sie sich durch die gefährliche Wüste Barca und die zahmen Beduinenstämme wagt und über den Isthmus nach Arabien einzieht, wo sie in Mecca nach einer Reise von beinahe 2000 Meilen zum Fest Kurbon ankommt. Jeder rückkehrende Pilger trägt auf Lebenszeit den Ehrentitel Hadschi und eine besondere Art von Turban.

Wenn die Wahabiten und die Centralländer des Islamismus bereits dem Unglauben zueilen, so glühen die äußern Enden noch in vollem Fanatismus und Christenhasse. Nur in Tangee hat sich der letztere durch die lange Anwesenheit der Consuln und die vor 20 Jahren abgeschaffte Sklaverei der Christen etwas gemildert.

Außer den Consuln zählt man in Tanger ungefähr zwanzig christliche Familien, die sich unter dem Schutze der europäischen Flaggen daselbst niedergelassen haben, sogar ein Kloster, von zwei spanischen Franciscanern besorgt, den einzigen christlichen Priestern in Marocco, deren einer, der als Einsiedler auf dem Christenkirchhofe lebt, bei den Mauren in größerer Achtung steht, der andere, ein Lebe- und Weltmann, bei den Christen mehr beliebt zu seyn scheint.

Das erste, was dem Auge eines Europäers in einer arabischen Stadt auffällt, ist die Volkstracht. Die von Marocco ist malerisch, aber einfach, und unterscheidet sich hierin von der reichen und kostbaren der Algierer. Die westlichen Mauren sind der alten Einfalt treuer geblieben; sie tragen weder Gold noch Edelsteine. Das eigenthümliche Hauptstück des marocccanischen Costüms, das ihm seinen besondern Charakter gibt, ist der Haik, ein langer sehr weiter Rock von weißer Wolle, welcher den ganzen Körper einhüllt, und der römischen Toga ähnlich, wie diese, Anmuth und Würde vereinigt. Der Haik ist aus einem weichen Stoffe gemacht, der sich den Bewegungen anschmiegt, ohne sie zu hindern, und der Haltung und dem Gange Ernstes und Gefegtes gibt, was, wie die Mauren sagen, der Würde eines Mannes wohl ansteht. Diese Toga gehört allen Classen, von dem Sultan an bis zum ärmsten Taglöhner; da sie aber ziemlich theuer ist, so wird sie meist nur von wohlhabenden Leuten getragen und bezeichnet eine gewisse Vermöglichkeit. Man zieht darunter weiße leinene Unterhosen an und einen Kaftan, der um die Mitte des Leibes durch einen seidenen Gürtel zusammengehalten wird. An den Füßen trägt man Pantoffeln oder gelbe Stiefeln. Den Kopf bedeckt ein Turban.

Die Kleidung der Landleute und der ärmern Classe in den Städten besteht in einem groben Rocke von Leinwand oder Wolle, den man wie einen Sack über den Kopf zieht und der ein wenig unter das Knie herabfällt. Unter diesem wird weder Hose noch Hemd getragen: die Toilette eines Mauren ist demnach bald gemacht. Dieser Bauernkittel heißt Dschilabah und ist allgemein im Gebrauche.

Die Juden tragen den schwarzen Sulam, der auf den Schultern zusammengeheftet ist, und gehen mit bloßem Kopfe.

Die maurischen Frauen, reiche sowohl als arme, tragen alle den Haik; sie bedecken sich damit den Kopf, wie mit einem Schleier, so daß bloß die Augen frei bleiben. Von hinten angesehen erinnert diese Tracht an den Kopfputz, den man unsern alten Druidinnen beilegt. Einige tragen einen großen Strohhut. Oft haben sie kein anderes Kleidungsstück als den Haik, und da dieses bei ihnen aus einem feinern Stoffe besteht, als bei den Männern, so verräth er oft Formen, die nichts weniger als anziehend sind. Es ist bekannt, daß das Fettseyn zu den ersten Bedingungen maurischer Schönheit gehört; je dicker desto schöner. Um sich vollends zu vermastiren, umwickeln sie sich die Beine mit Leinwandstreifen, was ganz abscheulich aussieht. Uebrigens kann ich bloß von den Weibern reden, die mir in den Straßen oder im Freien begegneten. Das geheimnißvolle Innere ihrer Häuser ist für Europäer noch unzugänglicher, als für die Kinder des Propheten.

Das zweite Auffallende in den Städten nach der Tracht ist die allgemeine Stille. Sie ist so groß, daß man in einem Dorfe zu seyn wähnt; bei uns hat indeß jedes Dorf seine Glocke, eine maurische Stadt hingegen hat keine. Alle zwei Stunden steigt der Muezzin auf den Minaret, Soma; er pflanzt eine weiße Fahne auf und ruft mit eintöniger und zitteriger Stimme die Gläubigen zum Gebet. Man kann nichts Traurigeres hören, besonders in der Nacht, als diese Stimme aus der Luft.

Tangee hat nur Eine Moschee von einiger Bedeutung, von der ein hoher viereckiger Minaret aufsteigt, mit grünen Ziegeln bedeckt, die im Sonnenschein wie die Schuppen einer riesenhaften Eidechse glänzen. Die Moschee hat keine Thorflügel. Die Gläubigen gehen zu jeder Stunde des Tages und der Nacht hinein, lassen aber ihre Pantoffeln am Eingange zurück. Ich konnte nicht bemerken, daß der Priester eine andere besondere Kleidung trage, mahl aber entging mir der grimmige, auffressende Blick nicht, den er jedesmal auf mich warf, so oft ich an seiner Moschee vorüberging, wobei ihn am meisten zu ärgern schien, daß ich meine Stiefel anbehielt. An eine Einführung in das Heiligthum selbst ist nicht zu denken; ein Christ, der aus freien Stücken eine Moschee betritt, wird sogleich vor den Kadi geführt, wo ihm keine andere Wahl gelassen wird, als zwischen der Abschwörung seines Glaubens und dem Tode.

Wenn in Konstantinopel den Consuln aus besonderer Gunst, um die sie bei der Antrittsaudienz anzusuchen haben, erlaubt wird, die Sophienmoschee einmal zu besuchen, bei welchem Besuche der russische Gesandte von einer wüthenden Heerde eine Maulschelle erhielt, weil er unvorsichtig auf den Boden spuckte, so würde das in Marocco noch viel ärger ausfallen, und kein Gesandter, sey er auch noch so mächtig, dürfte es wagen das Einlaßverbot zu übertreten. Man durfte nur die drohenden Gebärden der Vorübergehenden ansehen, als ich mich der heiligen Schwelle zu nähern wagte, um nur einen Blick in das Innere zu erhalten. Ohne Begleitung würde ich nicht sicher in der Nähe geblieben seyn, und doch ist Tanger unter allen Städten des Reichs noch am meisten an den Anblick der Christen gewöhnt.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 326.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

21 November 1844.

Verhältnisse in Ostindien.

Die Armee.

Die gewöhnliche Annahme, daß die Engländer ihre Herrschaft über Indien kraft der dortigen öffentlichen Meinung üben, welche ihre sichere Herrschaft dem schwankenden Zustand der Dinge unter den einheimischen Fürsten vorziehe, ist nach und nach zugleich mit andern ähnlichen banalen Phrasen ganz sachte bei Seite gelegt worden, und man erkennt jetzt offen und unumwunden an, daß Indien durch das Schwert regiert wird, und daß nur die anerkannte militärische Ueberlegenheit der Engländer ihre Herrschaft stützt und die innere Ruhe aufrecht erhält. Daraus geht hervor, daß von allen innern Institutionen die Armee die wichtigste ist, denn ließe England diese zerfallen, so wäre seine Herrschaft und mit ihr alle übrigen von England geschaffenen Institutionen vernichtet. Eben diese Armee ist aber gegenwärtig — wir können nicht gerade sagen, in einem kritischen Zustande — wohl aber in einer Uebergangsperiode begriffen; die Frage aber, um welche es sich dabei handelt, dürfte kaum vor dem Jahre 1853 definitiv gelöst werden. In dem genannten Jahre muß nämlich der Freibrief der Compagnie erneuert werden, und es wäre gar nicht unmöglich, daß dann der ganze Rath der Directoren nebst allen andern Ueberresten der Compagnie-Einrichtung mit einem Mal beseitigt würde. So wenig genau wir von den Gründen der Abberufung Lord Ellenboroughs unterrichtet sind, so ist doch so viel ersichtlich, daß derselbe die wenn auch nur durch den Anstand gebotenen Rücksichten gegen die Directoren gänzlich bei Seite setzte, so daß diese, wenn sie sich nicht zu einer vorzeitigen Abdankung gezwungen sehen wollten, ihn abberufen mußten. Die Aufnahme, welche Lord Ellenborough von Seite der Regierung in England fand, zeigt hinlänglich, daß dieser „Elephant," *) dieser „moderne Simson," trotz einiger Extravaganzen keine eigentlichen Verstöße gegen die Regierungspolitik beging. Der Vorfall mit Lord Ellenborough dürfte indeß dazu beitragen, die bisherige Observanz, daß kein ehemaliger Compagniediener Oberfeldherr oder Generalgouverneur werden kann, zu beseitigen, *) den Unterschied, der jetzt noch zwischen königlichen und Compagnietruppen besteht, zu entfernen, und der anglaindischen Armee eine ganz andere Organisation zu geben. Inzwischen haben Regierung und Directorium für nöthig erachtet, die europäischen Truppen zu vermehren. Statt 20 Regimentern königlicher Infanterie stehen jetzt 23 dort, statt 4 Cavallerieregimentern 5, und die Zahl der europäischen Compagnietruppen, welche in England geworben werden, ist in den letzten zehn Jahren allmählich von 8 oder 10,000 Mann auf 15,000 gestiegen. Schlägt man die königlichen Regimenter auch noch so gering an, so wird ihre Gesammtzahl, da man sie möglichst vollständig zu erhalten sucht, doch nicht unter 24 bis 25,000 Mann betragen, so daß jetzt etwa 40,000 Mann europäischer Truppen in Indien stehen, oder 8 bis 10,000 Mann mehr, wie vor zehn Jahren.

Der Grund dieser Vermehrung liegt keineswegs allein in dem afghanischen Kriege und dessen Folgen, sondern das Bedürfniß machte sich schon früher kund in Folge der unklugen Neuerungen, welche Lord W. Bentinck im Heere einführte. Die Verminderung der Truppen, welche er, um dem knauserigen Kaufmannsgeiste der Directoren zu fröhnen, vornahm, ließ sich nach am leichtesten gut machen, freilich auf eine Weise, die der Regelmäßigkeit des Dienstes schadete. Die Präsidentschaft Bengalen hat an regelmäßigen Truppen 10 Cavallerieregimenter (höchstens 5000 Pferde), 76 Infanteriebataillons (höchstens 70,000 Mann), 10 Artillerie-, und 4 Ingenieurbataillone (zusammen höchstens 7000 Mann), was also die Stärke der bengalischen Armee auf etwas mehr als 80,000 Mann bringt, welche ein Gebiet decken sollen, das von Firozpur am Setledsch bis nach Arracan reicht, und zwischen 4 und 500

*) Der Elephant wurde Ellenborough schon vorher in England spottweise genannt, wir wissen nicht warum; den Spottnamen des modernen Simson aber brachte ihm der witzige H. B. auf, der ihn als Simson darstellte, wie er die Sandelholzthore von Somnath davon trug; gegen solche Spöttereien ist man aber in England geduldig und hat ein hartes Fell.

*) Man will sogar wissen, daß Sir H. Pottinger, langjähriger Diener der Compagnie, der muthmaßlich künftige Generalgouverneur sey, und allerdings könnte man kaum einen erfahrenern Mann dazu wählen.

Digitized by Google

deutsche Quadratmeilen lang und mindestens ein Drittel so breit ist. Dieß war nicht möglich, und so sind im Laufe der letzten 20 oder 30 Jahre eine immer größere Zahl von irregulären Corps aufgekommen, die man in den andern Präsidentschaften fast gar nicht kennt, und deren Zahl auch nicht hinreichend bekannt ist, da von diesen Truppen keine regelmäßigen Berichte einlaufen. Gewiß ist aber, daß die Zahl der irregulären Cavallerie die der regulären übersteigt, und die der Infanterie zwischen 15 und 20,000 Mann beträgt. Dieß wirkt ungemein nachtheilig auf den Dienst in der Linie ein, denn alle diese irregulären Corps, 30 bis 40 an der Zahl, entlehnen jedes drei, vier und mehr Officiere aus der Linie, so daß die ewige Klage über Mangel an Officieren aus Indien nach England geht.

Dieß ist einer der Uebelstände, an denen Lord W. Bentinck große Mitschuld trägt, indeß ist er vergleichungsweise unbedeutend, wenn man sich erinnert, wie er aus Popularitätssucht das Band des Vertrauens und der Unterwürfigkeit zwischen Officier und Sipahi auflockerte und im indischen Heere die Peitschenstrafe abschaffte, die er unter den europäischen Truppen bestehen lassen mußte. Wir sind keineswegs geneigt, das englische Peitschenregiment zu vertheidigen, obgleich wir in die maaßlosen Diatriben gegen dieselbe auch nicht einstimmen können, aber es war ein wahrhaft verbrecherischer Unsinn, *) sie in den Sipahiregimentern abzuschaffen, und in den europäischen beizubehalten, diese also in den Augen der vom Kastengeist erfüllten Hindus als eine untergeordnete Race hinzustellen, die nur mit Peitschenhieben in Zucht und Ordnung erhalten werden kann. Darum ist auch jetzt die Körperstrafe wieder eingeführt worden, und die Naval and Mil. Gaz. vom 15 Junius d. J. äußert sich hierüber folgendermaaßen: „seit jenem übereilten und verderblichen Befehl Lord W. Bentincks kann man deutlich die allmählige Auflockerung der bewundernswerthen Disciplin verfolgen, die früher in jedem einheimischen Regiment so klug und maaßhaltend zugleich aufrecht erhalten worden war. Die Regimenter, welche neuerlich sich empörten, würden sicherlich nicht auf die Stimme einiger Unzufriedenen gehört haben, wenn die heilsame Furcht vor einer schimpflichen Strafe — denn als schimpflich gilt die Körperstrafe bei den Eingedornen hoher Kaste — über ihnen geschwebt hätte. Wir sind durch Officiere von den drei Armeen Indiens genugsam von den schlimmen Folgen unterrichtet, welche die Abschaffung der Körperstrafe in den Sipahiregimentern hatte, und wenn es, wie wir glauben, wahr ist, daß ein Befehl nach Indien abgefertigt wurde, welcher die Verordnung Lord W. Bentincks wieder aufhebt, so wünschen wir den indischen Armeen zu einer so gerechten, klugen und durchaus nothwendigen Maaßregel Glück, denn der Befehl zur Abschaffung der Körperstrafe unter den Sipahitruppen hat geraume Zeit hindurch unglaublichen Schaden gethan." Diese Rückkehr zu einer strengern Disciplin läßt vermuthen, daß auch in anderer Beziehung den unklugen Maaßregeln Lord Bentincks entgegengearbeitet werde, nämlich der Leichtigkeit, mit der man nicht bloß von Seite der Soldaten, sondern selbst des Trosses Klagen gegen die Officiere annahm, ferner der geringen Befugniß der Regimentsbefehlshaber in Straffachen, so daß Dienstvergehen und selbst subordinationswidrige Handlungen oft Wochen und Monate lang unbestraft blieben, bloß weil der Officier nicht mehr als einige Extrawachen als Strafe dictiren konnte. Das Lehrgeld haben die Engländer durch wiederholte Meutereien bezahlt, und es zeugt für den guten Geist der Sipahis, daß sie meist nur bei gerechten oder wenigstens verzeihlichen Anläßen, wo man gegen die ihnen gemachten Zusicherungen oder gegen ihre religiösen Vorurtheile handelte, in solche Meutereien ausbrachen.

Es ist dieß bei so manchen ungünstigen Verhältnissen, welche in Indien einwirken, eine sehr tröstliche Aussicht, denn ein wahrhaft meuterischer Geist unter den Truppen würde die englische Herrschaft unmittelbar untergraben. Ein solcher ist aber höchstens in muselmännischen Regimentern wahrscheinlich, da England, wie wir schon früher bemerkt haben, durch eine Verkettung von Umständen der entschiedene Feind der Moslems und der Beschützer der Hindus geworden ist. Aber manchen Uebelständen wird begegnet werden, sobald einmal die Regierung freiere Hand hat, und nicht bloß die königlichen und europäischen Compagnietruppen in eine Armee, sondern auch Bombay und Madras in eine Präsidentschaft, die des Dekkan, verschmelzen kann, dann wird es nur noch zwei Armeen, die von Nordindien, und die des Dekkan geben. So lange es aber ein Directorium der ostindischen Compagnie gibt, stehen aber einer solchen Vereinfachung, welche auch der bisherigen Ungleichheit im Avancement der Officiere abhelfen würde, *) mannichfache Privatverhältnisse entgegen. Im J. 1813 wurde der ostindischen Compagnie der ausschließliche Handel mit Indien genommen und nur der mit China gelassen, im J. 1833 verlor sie den Handel fast ganz, und wurde nur noch als Regierungsmaschine beibehalten, die man wohl im J. 1853 vollends wegraumen wird; dann stehen den obigen Veränderungen keine besondern Hindernisse mehr entgegen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Um das Maaß voll zu machen, blieben die in den Sipahiregimenteen dienenden Portugiesen und andere Christen der Peitsche unterworfen, während Hindus und Moslems davon frei waren, und es sind auch wirklich Fälle vorgekommen, wo Christen gepeitscht wurden.

Zustände in Spanien.

Finanzen.

(Schluß.)

Die öffentliche Schuldenlast Spaniens ist schwer auch nur annähernd zu bestimmen. Die alten Könige Spaniens sind in der Geschichte berühmt durch ihre Treue und ihr Wortbalten; sie bezahlten ihre Schulden mit heiliger Gewissenhaftigkeit. Ferdinand V vermachte in seinem Testamente zur

*) Wie die Sachen jetzt stehen, haben alle drei Präsidentschaften gleiche Anrechte auf Avancement, so daß Bengalen mit 76 Infanterieregimentern, und Bombay mit 28 wieder gleichgestellt sind.

Digitized by Google

Bezahlung der Staatsschulden nicht nur seine Krone, seine königliche Auszeichnung und seine Juwelen, sondern auch sein eigenes Hausgeräthe. Man erzählt zum Beweis dieser alten castillanischen Treue folgenden ritterlichen Zug: ein spanischer General kam in Italien in so große Geldverlegenheit, daß er seine Truppen nicht bezahlen konnte; als Hypothek des von ihm aufgenommen Geldes gab er die Hälfte seines Schnurrbartes. Der Kasser Cids, der in den Gemächern der alten Kathedrale von Burgas aufbewahret wird, ist ein ewiger Fluch, welchen die Ehre der alten Spanier auf die jetzigen Generationen ausspeicht.

Die letzten Könige, Karl III und Karl IV, schlugen einige kluge Maaßregeln ein, um ihren Verbindlichkeiten nachzukommen. Selbst Ferdinand VII, wenn er sich gleich selbst aus dem Staatsschatz bereicherte, und die von den revolutionären Cortes in den Jahren 1821 bis 1823 aufgenommenen Schulden nicht anerkannte, gab sich große Mühe, die Schulden abzutragen; er beschenkte die Schuldentilgungscasse mit bedeutenden Renten. In kurzer Zeit wurden 50 Mill. Realen (13,500,000 Fr.) liquidirt und mit 5 Proc. eingeschrieben und 8 Mill. heimbezahlt. Das zu diesem Zweck aufgeführte Gebäude besteht noch immer, und trägt in großen Buchstaben die Inschrift: *Caja de Amortizacion*, aber seit vielen Jahren wird hier nichts mehr abgetragen. Im Augenblick halten sich in dem Gebäude die Verwaltungsbureaux der Nationalgüter auf.

Die spanische Regierung hat die Unkenntniß, in welcher man in Europa in Betreff des Staatsschatzes war, reichlich benützt, und selbst Wuchergeschäfte mit den öffentlichen Fonds angefangen, und nicht aufgehört, über Einnahmen und Ausgaben falsche Scheine auszustellen. Die alte Schuld der Cortes, welche in England und Frankreich im J. 1823 für 30 bis 56 Proc. aufgenommen wurde, und die Ferdinand nicht anerkennen wollte, wurde den Staatsschulden beigezählt. Neue Schulden wurden unter eben so drückenden Bedingungen gemacht, ohne daß man sich je die Mühe gab, an ihre Heimzahlung oder Sicherstellung zu denken. Bis jetzt gelang es noch nicht einmal, die Schulden zusammenzuzählen, und niemand weiß den wahren Stand der Finanzen in Spanien. Man schätzt im Lande selbst die Schulden auf 3 bis 5 Milliarden Franken. Spanien gleicht einem ruinirten großen Herrn, der immer groß fortleben will, der Geld entlehnt, ob er gleich wohl weiß, daß er nie heimzahlen will, und sich stets mehr verschuldet auf Kosten derer, welche von seinem alten Glanz geblendet sind.

Seit 35 Jahren gab es in Spanien 80 Finanzminister; in der letzten Epoche seit 1834 bis 1843 waren es 16, drei derselben, Mendizabal, Pita-Pizarro und Apllon kamen zweimal ans Ministerium. Aber machen wir eine Durchschnittsberechnung, so kommt auf keinen der Finanzminister eine längere Zeit der Verwaltung als 7 bis 8 Monate. Die Ministerien von Toreno, Mendizabal und Calatrava machten sich im Ausland am meisten berühmt. Der erstere war entschieden einer der gewandtesten Finanzmänner, welche Spanien je besaß, und der letzte der ehrlichste, welcher die besten Absichten hatte; aber Toreno hat vielleicht am meisten den Credit Spaniens geschwächt durch seine Verschwendungen und scandalösen Anlehen. Er hat zumeist in die Verwaltung Principien der Unordnung und Vermischung eingeführt, die seit dieser Zeit mehr und mehr überhand nahmen. Die guten Absichten von Calatrava scheiterten an den Mißbräuchen der Unterbeamten, an den Forderungen der Municipalbehörden und an den Ansprüchen der Darleiher. Uebrigens versuchte er nie eine durchgreifende Reform, und sein System bestand darin, so wohlfeil als möglich von einem Tag zum andern zu leben. Mendizabal, der unverschämteste Charlatan, flößte einige Zeit hindurch außerordentliches Vertrauen ein, aber er handelte immer mit unbegreiflichem Leichtsinn; er verkaufte den Schatz seiner sichersten Einkünfte, wie z. B. des Zehntens; er erschreckte die Capitalisten und Grundbesitzer durch seine erzwungenen Anlehen, und jene legten ihr Geld lieber auswärts an, als daß sie es dem Spiel des Bürgerkriegs preisgegeben hätten. Es gibt fast keinen Grundeigenthümer in Spanien, der 20 bis 30,000 P. Renten hat, welcher nicht die Hälfte seines Vermögens im Ausland, zumal in Frankreich stehen hat.

Die spanischen Finanzen stehen nicht in Harmonie mit der politischen Organisation und Verwaltung des Landes; bald beherrschen sie die Politik, bald hängen sie von ihr ab. Die vielen sich folgenden Revolutionen ließen die alten Privilegien nicht erlöschen, nur die Formen wurden verändert. Seit die Suprematie der Geistlichkeit vernichtet wurde, vermehrte sich das Ansehen der Municipal- und Verwaltungsbehörden bedeutend; der Unterschied ist nur der, daß die Geistlichkeit nur die Revenuen des Grundeigenthums, welches sie zugleich bebaute, verschlang, während die verschiedenen Beamten die Einnahmen des Staats, welche sie sehr schlecht verwalten, ganz verschleudern, und ihr unterschlagenes Geld im Ausland anlegen.

Spanien befindet sich in dem unseligen Trugschluß, daß es seine Finanzen neu organisiren sollte, und sie aus Mangel an Geld nicht organisiren kann. Es hat nicht nur im Ausland allen Credit verloren, sondern auch alles Zutrauen bei seinen eigenen Bewohnern. Vor allem muß es sich über seinen wahren Finanzzustand aufklären, und dieses offen und frei vor den Augen von ganz Europa!

Spaziergang in Marocco.

Erster Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Tanger, auf arabisch Tandscha, ist nichts weniger als eine schöne Stadt. Die Häuser sind niedrig, unregelmäßig, schlecht gebaut und ohne alle architektonische Zierde. Sie sind alle nach einem Muster zugeschnitten: eine große viereckige Masse, ohne Fenster nach außen, mit einer Terrasse statt des Daches, und alles weiß übertüncht. Man kann sich leicht vorstellen, daß diese großen weißen Würfel, einförmig und ohne Fensteröffnungen, nicht eben heiter aussehen und einer Stadt keine große Mannichfaltigkeit verleihen. Die Häuser sind einander im Innern eben so ähnlich als im Aeußern; sie haben alle, wie zu Pompeji einen viereckigen Hof, auf welchen sich ein Erdgeschoß und ein erstes

Stockwerk öffnen, sorgfältig mit eisenbeschlagenen und verriegelten Thüren verwahrt. Einige dieser Höfe werden von Weinstöcken oder Feigenbäumen beschattet.

Die Straßen, oder vielmehr die Fußsteige, welche sich zwischen diesen eifersüchtigen Festungen durchschlängeln, sind enge, krumm und voller Steine und Unrath. Eine einzige derselben ist noch ziemlich leidlich und gerade, sie durchschneidet die ganze Stadt von oben bis unten und geht nach dem Hafen hinunter. Sie wird durch einen großen Platz, den einzigen in Tanger, in zwei Hälften getheilt, deren obere mit zwei Reihen von Buden eingefaßt ist. Mit solchen ist auch der Marktplatz selbst umgeben: es ist das Palais Royal von Tanger. Aber welcher Schmutz! welcher Gestank! Eine maurische Bude ist eine Art schwarzer und tiefer Höhle, die in die Mauer eingesenkt ist, ohne Thüre, mit einem Fenster in der Höhe der Ellbogen, in welchem die Waaren zur Schau ausgestellt und durch welches hindurch die Kunden, welche außerhalb stehen bleiben, bedient werden. Gravitätisch unter seinem Schirmdache niedergekauert, versieht der phlegmatische Verkäufer sein Geschäft und raucht dazu den Kif oder die Haschischa, zwei Pflanzen, welche bei den Mauren die Stelle des Tabaks einnehmen. Alle Kaufläden werden von Männern gehalten, die Weiber werden eines so hohen Amtes nicht für würdig erachtet. Die letztern haben, als eigentliche Lastthiere, das Wasser und Holz zu tragen; oft gebraucht man sie zum Umtreiben des Mühlsteines in den Mühlen; sogar vor dem Pflug sieht man sie oft, neben einen Esel oder ein Maulthier eingespannt, und mit diesem die harte Arbeit und die Schläge und Stöße mit dem Treibstachel theilend.

Mit den Buden leicht zu verwechseln sind die Tribunale und Amtsstuben. Die hohen Beamten sitzen mit untergeschlagenen Beinen unter dem Fenster, wie der Krämer; in dieser Stellung spricht der Kadi das Recht und verwaltet der Muhtesib die Polizei. Man führt den Angeklagten vor, der Fall wird ohne viel Redens vorgetragen und das Urtheil auf der Stelle und ohne Appellation vollzogen.

In Polizei- und selbst in Criminalfällen kommen die Reichen meistens mit einer Geldstrafe davon. Die Armen, welche nicht mit ihrem Beutel genug thun können, haben mit ihrem Körper zu büßen; ihr Antheil sind die Hiebe. Je nach der Größe des Vergehens schlägt man sie entweder von vorn oder von hinten. Das Strafwerkzeug ist ein Ochsenziemer, genannt Kafil, welches die Schergen auf der Schulter zu tragen pflegen. In keinem Fall dürfen dem Angeklagten mehr als 999 Streiche gegeben werden; man zählt sie an einem Rosenkranze ab. Einem Diebe wird die Hand abgehauen.

Uebrigens hat man in Marocco eine große Mannichfaltigkeit von Strafen: bald wirft man den Verurtheilten in die Luft, so daß er beim Niederstürzen, je nach der Sentenz, einen Arm, ein Bein oder den Hals bricht, und die Scharfrichter sind so gut eingeübt, daß sie niemals ihren Wurf verfehlen; bald gräbt man denselben bis an den Hals in die Erde und gibt seinen Kopf den Mißhandlungen der Vorübergehenden Preis. In andern Fällen näht man ihn lebendig in einen todten Ochsen ein oder bindet ihn an den Schwanz eines Maulthieres, das man zum Galopp antreibt. Oft füllt man ihm auch die Nasenlöcher, den Mund und die Ohren mit Schießpulver und zündet es darauf an. Der Pfahl, der Trog, die Verstümmlung, der Haken sind eben so viele verschiedene Arten dieser schrecklichen Strafmethode. Aber das vorzüglichste und beliebteste Gesetz ist immer das Recht der buchstäblichen Wiedervergeltung; man wendet es in allen ähnlichen Fällen an. Man hatte kürzlich ein Beispiel davon, dessen bloßer Gedanke mit Schauder erfüllt. Ein Koch, welcher überführt war, in Oel gebackenes Menschenfleisch verkauft zu haben, wurde nach und nach in kleine Stücke zerschnitten, die man eines nach dem andern in einen siedenden Kessel warf und dann vor den Augen des Sterbenden den Hunden zu fressen vorwarf.

Da es keinem Mann erlaubt ist, die Hand an eine Person des andern Geschlechts zu legen, so gibt es für die Weiber eine eigene Scharfrichterin, welche per antiphrasin den Namen Ahrisa, die Duldende, führt, wie bei den Griechen die Furie, Eumeniden, die Wohlwollenden hießen. Diese afrikanische Eumenide verhaftet die Frauen, peitscht, köpft sie oder schneidet ihnen die Brüste und Ohren ab. Je älter und häßlicher sie ist, desto mehr Freude macht es ihr natürlicherweise, die Jugend zu martern und die Schönheit zu verstümmeln. Die weiblichen Strafen und Hinrichtungen gehen übrigens insgeheim vor sich.

Der Zufall, der mich am Tage meiner Ankunft in eine Procession der Jewdscha fallen ließ, machte mich am folgenden Tage zum Zeugen einer öffentlichen Hinrichtung. Man enthauptete vor dem Markthore zwei Schleichhändler von Kif. Sie waren des Verbrechens der beleidigten Majestät überführt, weil sie den Landesherrn um seine Zolleinkünfte betrogen hatten, und dafür schnitt man ihnen mit einem schlechten Taschenmesser langsam den Kopf ab, wobei man hinten beim Genick anfing. Die unerschrockenen Gebirgsmänner ertrugen diese gräuliche Marter mit stoischem Heldenmuthe; sie ließen keinen Klagelaut hören und starben schweigend. Nachdem die Köpfe vom Rumpfe getrennt waren, ließ man sie zur Beschimpfung durch einen Juden einsalzen, und in diesem Zustande wurden sie, zum warnenden Beispiel für die Menge, auf die Mauer gesteckt.

Sobald die Hinrichtung beendigt war, liefen die Henker, so schnell sie konnten, davon, begleitet von den Steinwürfen des Volks. Auf diese Art bezahlen die Zuschauer bei diesen schrecklichen Tragödien jedesmal ihre Plätze. Hierin läßt sich ebenfalls der Ueberrest eines spanischen Gebrauchs nachweisen. Zu Granada, der letzten Stadt, die dem Halbmond entrissen wurde, hat der Scharfrichter eine Wache vor seiner Thüre und geht niemals ohne Begleitung aus, was zu beweisen scheint, wie sehr noch die Granader in diesem Punkt Mauren geblieben sind, und daß dort der Henker denselben Verfolgungen ausgesetzt ist, wie seine Collegen diesseits der Meerenge.

(Schluß folgt.)

Frühes Schließen der Läden in London. Bekanntlich hat man sonst die Läden in den meisten Theilen Londons sehr spät erst gegen 11 oder 12 Uhr Nachts geschlossen, und da immer nachher noch geraume Zeit vorbeiging, bis die Läden wieder gehörig in Ordnung gebracht waren, so kam die zahlreiche Classe aller Ladeninhaber Londons mit ihrem Personal nie vor 1 oder 2 Uhr Nachts zu Bette. Die zahlreichen Nachtheile dieses Standes der Dinge für die Gesundheit und für die Sittlichkeit der jüngern Leute haben endlich die Nothwendigkeit fühlbar gemacht hier eine Abhülfe zu treffen. Die Innung der Tuchhändler ging mit ihrem Beispiel voran und begann um 7 Uhr zu schließen, jetzt aber hat sich eine „New London General Association of all Trades" gebildet, welche am 6 November eine Versammlung hielt, und alle diejenigen einlud, „welche durch die späten Geschäftsstunden in den Kaufläden sich benachtheiligt fühlen." Wahrscheinlich wird eine allgemeine Uebereinkunft zu Stande kommen die Läden um 7 Uhr zu schließen, was eine wesentliche Veränderung in den Lebensgewohnheiten der Londoner nach und nach zur Folge haben muß.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 327.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

22 November 1844.

Die *Πυρπυροῦνα* (Regenmädchen) bei den Neugriechen.

In Griechenland herrscht die eigenthümliche Sitte, daß, wenn wegen Mangels an Regen eine Dürre und Trockenheit zu befürchten steht, ein armes Waisenkind von etwa 10 Jahren entkleidet und vom Kopfe bis zu den Füßen mit Kräutern und Feldblumen umhüllt wird. Ein so geschmücktes Kind heißt *Πυρπυροῦνα* (wörtlich: Feldmohnmädchen, weil man wahrscheinlich sich der Feldmahndlumen hauptsächlich bei dieser Ausschmückung bedient). Im feierlichen Aufzuge wird nun dieses Kind von den andern Kindern von Haus zu Haus geführt, wo die *Πυρπυρούνα*, nachdem ihr von der Hausfrau oder von dem Hausherrn ein Eimer Wasser über das Haupt gegossen worden ist, als Sinnbild, daß der gütige Himmel die lechzende Erde ebenso durch Regen erquicken möge, eine kleine Gabe erhält. Bei diesem Umzuge singen die Kinder folgendes Lied:

Πυρπυρούνα περπατεῖ
Τὸν θεὸν παρακαλεῖ.
Θεέ μου, βρέξε μιὰν βροχήν,
Μιὰν βροχήν, μιὰν σιγανήν,
Νὰ φυτρώσουν, νὰ ἀνθίσουν,
Καὶ τὸν κόσμον νὰ πλουτίσουν
Τὰ σιτάρια, τὰ βαμβάκια,
Τὰ δροσερὰ χορταρίκια!
Μπάρακι, μπάρακι τὸ νερόν,
Καὶ σωρὸς τὸ γέννημα,
Κάθε στάχυ καὶ κοιλόν,
Κάθε κοίρβιον καὶ φορτόν!

Regenmädchen geht umher,
Betet, fleht zu Gott, dem Herrn:
Einen Regen gib uns, Gott,
Einen Regen, fruchtbar sanft,
Daß da keimen, daß da blühen
Und auf daß die Welt bereichern
Des Getreides grüne Saaten,
Und der Baumwoll' theure Pflanzen,
Und die frischen duft'gen Kräuter'
Wasser Pfützen, Pfützen hoch,
Und ein Haufen, Haufen Frucht,
Bring' ein Malter jede Aehr',
Jeder Weinstock eine Last,
Traube eine Wanne voll'

In Seebien, wo dieselbe Sitte herrscht, wird das Regenmädchen „Dodola" genannt. Bei dieser Gelegenheit verweisen wir auf eine Sitte im Teckenburgischen in Westphalen. Am Pfingstnachmittag ziehen die Kinder umher und treiben einen Jungen vor sich her, welcher über und über mit grünen Maieneisern und mit Ginster bedeckt ist, und deßhalb geführt werden muß; auf dem Kopfe trägt derselbe eine große Blumenkrone. Ein begleitender Mann nimmt die Gaben für ihn in Empfang. Der Gebrauch ist uralt und scheint eine Aufforderung zur Frühlingsfeier und zugleich Bestrafung der Langschläfer seyn zu sollen. Die Kinder singen dabei folgendes Liedchen:

Pinkster Blome,
Kunle Sunge,
Harrst du ehr upstann,
Harr't di keen Leid edann.

Verhältnisse in Ostindien.

Die Armee.

(Fortsetzung.)

Es ist ein sehr auffallender Umstand, daß von allen den Offizieren, welche die Angelegenheit der neuerlichen Meutereien besprachen, auch nicht Einer das Verfahren der Regierung vertheidigte oder auch nur entschuldigte, so sehr auch alle, wie sich von selbst versteht, die Meuterei selbst verdammten. Capitän Pastans, bekannt durch ein interessantes Werk über Sind, läßt sich darüber also vernehmen: „Der Sipahi hat, wie alle andern Sterblichen, seine Fehler und seine schlimmen Eigenschaften, und ein gewisser meuterischer Geist ist einer der Hauptvorwürfe, die man ihm macht, mit Einem Wort,

er versuchte oft die Bedingungen seiner Dienstleistung selbst festzusetzen, und zeigte eine Neigung den Dienst in gewissen Gegenden zu verweigern, wenn ihm nicht außerordentliche Zuschüsse gemacht würden. Untersuchen wir aber die Lage der Sachen unparteiisch, so müssen wir vor allem uns daran erinnern, daß er ein Miethling ist, aus Interesse dient, und sich dabei auf die Redlichkeit der Regierung verläßt, denn die Pünktlichkeit in der Erfüllung der gegen ihn eingegangenen Verpflichtungen ist die Hauptlockung, weßhalb er in den englischen Dienst eher als in den einheimischer Fürsten tritt. Diese geben häufig höhern Sold und bieten vortheilhaftere Bedingungen, aber statt der regelmäßigen, nie fehlenden monatlichen Musterung und Soldzahlung wird der Sold nur unregelmäßig, manchmal sehr freigebig, manchmal auch gar nicht ausbezahlt. Der Hindu ist sehr aufmerksam auf seine Interessen, und seine Treue und Anhänglichkeit als Miethling entspringen ganz allein aus dem vollkommenen Vertrauen auf die redliche Erfullung der gegen ihn eingegangenen Verpflichtungen. Aber sein Sold beträgt nur wenig mehr als er jeden Tag für sich und seine Familie in der Garnison braucht; wenn man ihn aber über die Gränze führt, und in Länder, wie z. B. Sind versetzt, wo er seine Frau und Familie zu Hause lassen und für sie sorgen muß, während er zugleich auf dem Marsche Extraausgaben hat, so beginnt seine Unzufriedenheit. Die Batta oder der außererdentliche Zuschuß auf dem Feldfuß war stets die Ursache von Uneinigkeit zwischen der Regierung und dem Sipahi, und man kann ohne Widerspruch behaupten, daß die Unzufriedenheit, welche von Zeit zu Zeit ausbrach, ganz oder wenigstens großentheils vermieden worden wäre, wenn die indische Regierung die Ansprüche der Sipahis aus einem minder knauserigen Gesichtspunkt betrachtet und seine Stellung richtiger erwogen hatte."

Dieß ist durchaus keine vereinzelte Stimme, vielmehr äußern sich alle Berichterstatter in gleichem oder ähnlichem Sinne, und die Willigkeit, mit welcher der Hindu den englischen Fahnen nach Mauritius, nach Java, China, nach dem Nil und selbst über den ihm so strenge verbotenen (Attok) Indus folgte, so wie die zahlreichen Verletzungen seines Religionsgebots, die er als Soldat begeht, und in friedlichen Beschäftigungen sich nie zu Schulden kommen lassen würde,*) sind ein Beweis, daß die Regierung, falls sie nur seine herrschenden Religionsansichten schont, seine wahren Bedürfnisse als Soldat und Familienvater zugleich ins Auge faßt und ihren Versprechungen treu ist, von dem Hindusoldaten nichts zu fürchten hat. Ob auch nicht von dem mohammedanischen, ist eine andere Frage, die wir nicht beantworten können, denn die englischen Berichte sind darüber sehr wortkarg, und fast möchte man glauben, daß geheime Befehle erlassen sind, welche zwar nicht die Anwerbung von Moslems verbieten, aber sie möglichst zu vermindern suchen; darauf deutet wenigstens eine neuere Verordnung der anglo-indischen Regierung hin, welche in der Bombayarmee vorschrieb, sich weniger in Hindostan, d. h. im Norden, als unter den eingebornen Mahratten zu recrutiren.

Wenn aber im allgemeinen der Hindusoldat ein sehr williges Werkzeug, keineswegs geneigt zur Meuterei, und seinen Officieren, wenn er freundlich behandelt wird, aufrichtig und mit einer unglaublichen Anhänglichkeit ergeben ist, so muß man um so mehr das Verfahren der Regierung tadeln, welche in neuern Zeiten wiederholt dem Sipahi Anlaß zu Unzufriedenheit und Meuterei gegeben hat. Der Grund liegt keineswegs in einzelnen Menschen, sondern in dem System der Compagnie selbst, deren Directoren *gesetzlich* das Ernennungsrecht zu einer großen Anzahl Civilstellen haben, und solches zum großen Vortheil ihres Beutels benutzen. Dieß System, für welches wir keinen andern Ausdruck haben, als das englische „Patronage," ist die Hauptursache, weßhalb man sich, wenn von Ersparnissen in Indien die Rede war, niemals an die unmäßigen Besoldungen und Einkünfte der Civilbeamten machte, sondern immer nur an den Militarausgaben herunterzuschneiden suchte. Die Folge war jedesmal Unzufriedenheit unter den Officieren und Meuterei unter der Mannschaft. Dann wurden die Beschlüsse eben so übereilt zurückgenommen, als man sie unbedacht gefaßt und in Ausführung gebracht hatte. Die Regierung wird aber diesem kleinlichen System, das den Grund zu einem meuterischen Geiste legt, dessen Folgen nicht zu berechnen sind, schwerlich mehr lange zusehen, ohne energisch einzugreifen.

Hinsichtlich der Knickerei der Directoren, welche dem schreienden Mangel an europäischen Officieren nicht abhelfen wollen, hat die Regierung denselben wenigstens die Bewilligung Eines weitern Capitans auf das Regiment abgedrungen, es ist dieß aber ein Tropfen ins Meer. Ein Sipahiregiment von 800 (auf dem Feldfuß von 1000 bis 1100 Mann) soll 2 Staabsofficiere und 21 Capitäns und Subalternofficiere haben. Von diesen 21 sind im Durchschnitt sechs beim Stab oder auf Urlaub abwesend; rechnet man wegen Zufälligkeiten im Feld, wegen Wunden, Krankheiten und Entsendungen noch vier ab, so bleibt Ein Officier für die Compagnie von 80 Mann. Die Fälle sind indeß gar nicht selten — man darf hierüber nur die zahlreichen anglo-indischen Correspondenzen in den Journalen nachlesen — wo nicht einmal auf jede Compagnie ein europäischer Officier kam. Es ist aber eine ausgemachte Sache, daß der Sipahi sich ausdauernd und muthvoll im Felde benimmt, so lange ihn die europäischen Officiere anfeuern, daß er aber, wo diese fehlen, häufig in Schrecken geräth und weicht. Welche Folgen dieß haben könnte, darüber wollen wir einen bewährten Officier *) sprechen lassen, der

*) Hielte der Hindu als Soldat fest an den Vorschriften seiner Religion, so könnten die Engländer nur Pariahs anwerben, denn selbst das Büffelleder, an dem sein Seitengewehr hängt, ist dem ersten Gesetz, welches Thiere als besonders unrein verbietet, entgegen, und das Tragen von Leder aus dem Fell des heiligen Thiers ist sonst ein Verbrechen, das durch nichts gesühnt werden kann; dennoch sind selbst die Braminen, von denen eine Menge als Sipahis dienen, in dieser Beziehung der Schuld theilhaftig.

*) Oberst Firebrace in einem Artikel betitelt: a chapter in the History of John Company. United Service Magazine. Sept. 1844.

sich über die bekannte Schlacht von Miani in Sind also äußert: „als das Gefecht in seiner größten Hitze war, und einige Officiere der Sipahiregimenter kampfunfähig gemacht waren, fingen die Sipahis in Abwesenheit europäischer Officiere an, ihre Zuversicht zu verlieren; da warfen sich Sir Ch. Napier und sein Stab selbst in die Bresche und führten die Truppen gegen den Feind. Wäre in Folge der angegebenen Ursache ein einziges Regiment von einem panischen Schrecken ergriffen worden und geflohen, so wäre das Unheil bei einer so kleinen Armee kaum wieder gut zu machen gewesen, und eine Niederlage unter den damaligen Umständen hätte zu einer zweiten Afghanistan-Metzelei geführt. Dieß wäre das Signal für alle Bergstamme geworden, in die Ebene herabzusteigen: alle Moslems in Indien hätten in ihrer Treue gewankt, und unsere ganze Herrschaft wäre in ihrem Grunde erschüttert worden, — alles das um den Sold von einigen Subalternofficieren zu ersparen." Die große Freude, welche der Sieg erregte, erklärte sich, wenn man weiß, was bei dem Treffen auf dem Spiel stand.

An der Spitze der englischen Regierung steht noch immer ein Mann, der aus Erfahrung weiß, was solche Reisen bedeuten, und darum ist zu erwarten, daß er auch noch vor dem Jahre 1853, wo man die alte Compagnieeinrichtung wahrscheinlich vollends ganz bei Seite liegen wird, dem Schlimmsten vorzubeugen gesonnen ist, worauf auch die neuesten Nachrichten hindeuten.*) Allein vor dieser Zeit kann er, so sehr ihn auch die Lust dazu treiben mag, dem ganzen System kein Ende machen, und dieß hat noch allerlei schlimme Nebenfolgen, die dem Dienst nicht wenig nachtheilig sind. Die „vierundzwanzig Könige in Leadenhallstreet," wie man spottweise die vierundzwanzig Directoren der ostindischen Compagnie nennt, haben an den Civilstellen, die sie vergeben, noch nicht genug; wenn der Civildienst nicht ausreicht, muß auch die Armee daran; die Schützlinge der Directoren lernen nur obenhin den Dienst kennen und werden dann zum Stab versetzt, wo sie bleiben und vorrücken, ohne je ernstliche Dienste zu leisten. Allerdings gibt es auch unter ihnen, wie unter den Directoren selbst, ausgezeichnete Manner, aber das System taugt nichts, und die Tüchtigkeit der Einzelnen entschuldigt nicht für die Unbrauchbarkeit der großen Mehrzahl. Hiezu kommt der schlimme Eindruck, den die Bevorzugung einer großen Anzahl solcher unbrauchbaren Militars auf die königlichen Officiere macht; diese bilden nie einen Theil des Stabs der anglaindischen Armee, genießen nie die Vortheile einer solchen Stellung, und doch sind die königlichen Regimenter ohne allen Vergleich besser mit Officieren versehen, wie die einheimischen Regimenter. Die königlichen Officiere bleiben 20 bis 23 Jahre in Indien stehen, ihr Avancement ist trotz der Mühseligkeiten des Dienstes und des ungünstigen Klima's nicht besser, als wenn sie in einem andern Theil der englischen Besitzungen stünden, und wenn nach zwanzigjährigem Dienst ein Compagnieofficier sich zurückziehen kann mit einer Pension, steht der königliche Officier nach gleich langer Zeit kaum besser da als vorher. Darum tragen erfahrene Officiere darauf an, allen Unterschied zwischen königlichen und europäischen Compagnietruppen gänzlich aufzuheben, und jedem europäischen Bataillon drei, vier oder fünf einheimische Bataillone beizugeben, so daß immer der vierte oder fünfte Theil jedweder Truppenmasse aus Europäern bestünde als Stütze für und nöthigenfalls auch gegen die einheimischen Truppen, denn man erinnert sich wohl der Stimmung dieser letztern, wie sie im Lager vor dem Kheiberpaß im Frühjahr 1842 sich kundgab, und nur durch die Anwesenheit des in Eilmärschen herangezogenen europäischen Dragonerregiments in Schranken gehalten wurde. Für ähnliche Lagen will man durch eine solche Einrichtung vorsorgen, daß allenthalben Europäer einen Theil der zu verwendenden Truppenmacht bilden.

(Schluß folgt.)

*) Man scheint durch Uebertragung mehrerer Madrasregimenter an die Präsidentschaft Bombay den ersten Schritt zu einer Verschmelzung beider Armeen thun zu wollen, auch sollen vier neue Regimenter in Bombay, namentlich zum Behuf der Besetzung von Sind, gebildet werden.

Spaziergang in Marocco.

Erster Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Wie barbarisch aber auch die marocconische Gesetzgebung sey, so muß man ihr doch das zum Ruhme nachsagen, daß ein Menschenleben darin niemals der Willkür untergeordneter Behörden preisgegeben ist; über alle Todesurtheile muß an den Sultan berichtet werden, und ohne seinen ausdrücklichen Befehl kann keine Hinrichtung stattfinden. Uebrigens bleibt es wahr, daß dieser Befehl gewöhnlich in unbestimmten und zweideutigen Ausdrücken abgefaßt ist und eine mehrfache Auslegung zuläßt. Dieß ist ein machiavellistischer Kunstgriff; der Sultan hüllt seine Meinung absichtlich ins Dunkel, um nach Gelegenheit die Verantwortlichkeit für einen schlecht verstandenen, weil schlecht ausgedrückten Befehl auf einen Kaid oder Pascha, den er verderben will, zurückschieben zu können. Zwar scheint es, daß ein so absoluter Despot, wie der Scherif aller Scherife, keines Vorwandes bedürfen sollte, um sich eines Mannes zu entledigen; aber es ist immer klüger, selbst in Afrika, wenn nicht das Recht, doch den Schein des Rechts auf seine Seite zu bekommen, und die Geldgierde oder andere Leidenschaften unter der Maske der Gerechtigkeit und des öffentlichen Wohls zu verstecken.

Man legt indessen dem jetzigen Sultan, Muley Abd-er-Rahman, nicht zur Last, daß er diese teuflischen Mittel mißbrauche; er soll ein verständiger Mann seyn, ziemlich gemäßigt für einen Barbaren, und einer der besten Herrscher, die seit langer Zeit den Scepter von Marocco gehandhabt haben. Noch zu keiner Zeit sind Hinrichtungen so selten gewesen, und das Reich genießt gegenwärtig einer tiefen Ruhe, welche jedoch Abd-el-Kader früher oder später stören wird. Suleiman, der Onkel und Vorgänger Abd-er-Rahmans, wie sehr er auch diesem an Einsicht und Charakter überlegen war, hatte sich bei weitem keiner so glücklichen Regierung zu erfreuen, sondern das Ende derselben wurde durch eine furchtbare Empörung der Amazigen blutig und stürmisch.

Die einzige Partie von Tanger, die etwas Charakteristisches gewährt, ist die Burg oder Kasbah, die auf dem Gipfel eines Hügels erbaut ist und die ganze Stadt beherrscht. Ein roher Fußsteig führt

Digitized by Google

im Zickzack hinauf und eines ihrer Thore geht auf das offene Land hinaus. Diese Citadelle mag ehedem fest gewesen seyn, aber gegenwärtig liegen ihre Gebäude vernachlässigt und fallen in Trümmer. Dieses baufälligen Zustandes ungeachtet bietet sie ein interessantes Denkmal maurischer Baukunst dar. Einen Plan des Ganzen würde man vergebens suchen; es herrscht da eine vollständige Verwirrung; Thürme, Mauern und Zinnen scheinen ganz aufs Gerathewohl hingebaut worden zu seyn: das Auge verliert sich in einem großartigen Chaos. Man gelangt durch einen schiefen und dunkeln bedeckten Gang ins Innere und tritt hierauf in einen mit unzweifelhaft römischen Säulen verzierten ersten Hof, auf welchen sich mehrere in dem Styl der Alhambra zu Granada oder vielmehr des Alcazar zu Sevilla erbaute, aber weniger geräumige und reiche Gemächer öffnen. Die gewölbten und mit ausserordentlich zartem Schnitzwerk in Holz verzierten Decken sind noch in ihrem holbarfallenen Zustande ausnehmend schön. Die Zeit hat wenig mehr von ihrer Vergoldung übrig gelassen. Das Täfelwerk war ursprünglich mit gemalten Arabesken geschmückt, man hat aber nun alles weiß übertüncht. Die Arabesken selbst haben sehr gelitten, und an mehrern Stellen blickt die bloße Mauer durch.

Die Thüren, welche mit eben so kunstreichem Schnitzwerk als die Plafonds bedeckt waren, sind wurmzerfressen und unbrauchbar; übrigens gibt es hier auch nichts zu verschließen, denn alle diese Gemächer sind den Schwalben und Haizlauben überlassen, die sich beim Eintritt eines Menschen schaarenweise erheben. Die Höfe sind mit Steinplatten, manche ganz geschmackvoll, gepflastert. Es ist kaum nöthig zu bemerken, daß alle Thore und Gewölbe in einem Dreiviertelbogen gerundet sind, dem geheiligten Zuschnitte des maurischen Bogens.

Eine, wie alles übrige, sehr zerfallene Treppe führt auf die obern Terrassen. Das Hinaufsteigen ist sehr beschwerlich, aber einmal oben angekommen, wird man für die Schwierigkeiten des Unternehmens reichlich entschädigt durch die reine Luft, die man einathmet, und den weiten Gesichtskreis, der sich vor den Augen ausbreitet. Diese Terrassen, von denen mehrere nicht ohne Anmuth angelegt sind, bilden keine gemeinsame Plattform, sondern erheben sich stufenweise in ungleichen Absätzen übereinander und werden durch die innern Höfe von einander getrennt. Von einem dieser Absätze bot sich meinem zufälligen Blick in die Tiefe ein unerwartetes Schauspiel dar. Der untenliegende völlig eingeschlossene Hof glich einigermaßen einem Garten; er hatte einen mit Rosen und Gesträuch umgebenen Springbrunnen in der Mitte: in einer Ecke desselben kauerte auf seinen Fersen ein alter Araber, gemüthlich seine Pfeife rauchend, und saß in seinem großen weißen Haik so unbeweglich da, daß man ihn für eine Bildsäule hätte halten können; ihm gegenüber saß in gleicher Unbeweglichkeit auf einem Ducalla-Teppich ein Frauenzimmer, so viel man von oben beobachten konnte, sehr jung und nach maurischem Geschmack außerordentlich schön, d. h. sehr fett. Statt des Haiks trug sie einen bunten goldgestickten Kaftan und einen nonnenartig zurückgeschlagenen seidenen Schleier. Ihre nackten Füße staken in rothen Pantoffeln und sie schien einen Rosenkranz zwischen den Fingern zu halten. Andere Weiber, wahrscheinlich Dienerinnen, worunter eine Negerin, gingen ab und zu. Die zwei Bildsäulen sahen einander an, ohne zu sprechen, und im Winkel der Terrasse, auf einem Beine stehend, schien ein Storch in der Sonne zu schlafen. Ein schwerer viereckiger Thurm krönte mit seiner gelblichen Masse das Gemälde.

Ich weiß nicht, wie lange ich diese unbewegliche Scene hätte anstarren können, wenn mich nicht ein rauher Schrei hinter mir und mein schwarzer Sclave, der voll Entsetzen auf mich zulief und die Gebärde des Köpfens machte, aus meiner Indolenz aufgeschreckt hätte.

Der Araber, den ich in seinen häuslichen Geheimnissen belauscht hatte, war ein Staatsgefangener, ein alter Kaid von Azamor, der wegen verübter Erpressungen hier mit seinen Weibern eingeschlossen war. Man hatte ihn schon 200,000 Piaster schwitzen lassen, und er hatte noch eben so viel zu entrichten, worauf man ihn vielleicht, wie dieß oft geschieht, in die Stadt, die er ausgeplündert hat, zum Straßenkehren schickt. Marocco ist das Land vollkommener Gleichheit: einen Schuhflicker macht der Sultan zum Pascha und einen Pascha zum Schuhflicker.

Außer dem von dem Gefangenen besetzten Thurm und einem andern, der zum Gefängnisse der Weiber dient, ist das Schloß unbewohnt: die Störche haben es in Besitz genommen; dieß ist der geheiligte Vogel der Moslems; sie zu tödten ist eine Todsünde.

Die gegenwärtige Besatzung besteht aus einer Wache von drei oder vier Soldaten, welche nichts zu thun haben, als zu schlafen. Einige Gruppen von zerfallenen Bauten um die Festung herum bilden eine Art von Vorstadt, die ihre eigene Moschee hat. In ihren Ringmauern wächst das Gras wie in einem verlassenen Kloster.

Von dem Schlosse übersieht man mit einem einzigen Blick die ganze Stadt; ich entdeckte ein Quartier derselben, wohin mich der Zufall noch nie geführt hatte, das elendeste in Tanger. Es sind nicht einmal Häuser darin, sondern bloß Hütten von Schilf, statt des Mörtels mit Koth verklebt. Es sieht aus wie ein Dorf oder vielmehr ein Douar inmitten der Stadt. Von der Vogelperspective aus betrachtet nimmt sich die Stadt malerisch aus; die Zusammenstellung der maurischen Häuser und der Consulatpaläste bildet einen interessanten Gegensatz, und wenn die Flaggen in der Luft flattern, sieht man alle Farben des Regenbogens der Sonne entgegenwogen.

Das Meer trägt vieles zu der Schönheit dieses Anblicks bei. Dieses Meer, das schönste der Welt, ist die Straße von Gibraltar. Es ist nicht mehr das mittelländische und ist noch nicht der Ocean: es hat die Anmuth des einen, seine durchsichtige und silberartige Bläue; es hat die Majestät des andern, seine langen Schwellungen und seine großen Windstöße. Tarifa schimmert bleich vom Fuße der andalusischen Berge her wie eine Dunstwolke.

(Schluß folgt.)

Das Londoner Polyglottenin stitut für juridische und commercielle Uebersetzungen. In London, wo so viel Handel aus allen Theilen der Welt zusammenströmt, stand es bisher mit diesen Aushülfsarbeitern sehr schlecht. Zwar finden sich 800 Uebersetzer, die meisten sind aber völlig unfähig, commercielle und juridische Urkunden genau zu übersetzen; außerdem halten etwa 500 Handelshäuser besondere Commis zu diesem Ende, und in der Nähe der Landungsplätze finden sich ungefähr 100 Personen, meist Juden und entlassene Couriere, welche für Seeleute Uebersetzungen und Ankäufe besorgen. Man will nun ein Institut gründen, das dem Handel und der Rechtsverwaltung eine Anzahl redlicher und geschickter Leute liefert, die unter der Aufsicht von besondern Directoren stehen. Das Ganze ist jedoch eine Privatunternehmung.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 328.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

23 November 1844.

Alterthümer in Cumä.

(Athenäum vom 9 Nov.)

Die wichtigen Gegenden Campaniens, die Nekropolis von Cumä, Pozzuoli und der Nachbarschaft von Bajä, enthalten, so oft sie auch schon untersucht wurden, noch immer wichtige Gegenstände, die irgend ein unternehmender Schatzgräber zu Tage fördert. Die Ausgrabungen Lord Vernons gehören zu den neuesten, und das Bulletino archeologico erwähnt einige derselben umständlich. Die bedeutendsten Entdeckungen waren einige Gräber in Cumä und Bajä, unter deren Inhalt die irdene Vase (lekythos) eines Parfumeurs mit einer griechischen Inschrift und einige Vasenbruchstücke mit Inschriften an den Füßen gehören. Diese Gegenstände aus der Nekropolis von Cumä gehören zu denen, welche der Zerstörung der griechischen Gräber entgingen; diese begann seit den Römerzeiten und dauerte fast ohne Unterlaß fort, so daß fast alles, was der griechischen Epoche dieser alten berühmten Stadt angehörte, fortgeschleppt, zerstört oder barbarisch verstümmelt wurde. Die neu aufgefundene Vase ist eine von den wenigen, die der Zerstörung völlig entgingen. Die Zierraten sind auf die natürlich rothe Farbe der Erde mit einer ins Rothe streifenden Farbe gemalt. Die Inschrift läuft um den Rand und daneben ist eine Art von Strahlenzierrath; die Form der Buchstaben, die Orthographie und der Dialekt sind bemerkenswerth. Die Uebersetzung lautet: „ich gehöre dem Parfumeur Tatai, wer mich stiehlt, wird blind." In der Form der Buchstaben erkennt man den schönen reinen Zug des archäisch-griechischen Alphabets, in welchem gewöhnlich die kurzen Inschriften der cumäischen Münzen geschrieben sind; eine Inschrift gibt uns die Form von 16 Buchstaben des ursprünglichen griechischen Alphabets. Die Orthographie ist rein, der Dialekt jonisch, entsprechend dem ältesten attischen. Was die Drohung betrifft, daß derjenige, welcher die Vase stiehlt, erblinden soll, so finden sich dergleichen häufig. — In einem andern Grab zu Cumä fanden sich außer einigen kleinen Figuren von Terra Cotta 12 Stücke Bronzegeld und 12 ägyptische Bilder.

Verhältnisse in Ostindien.

Die Armee.

(Schluß.)

Militärische Details sind gar häufig langweilig und erscheinen dem Uneingeweihten kleinlich; ob unter einem Officiercorps gegründete Ursache zur Unzufriedenheit herrscht über mannichfache, oft scheinbar kleinliche Dienstverhältnisse, ob unter den Soldaten über mangelnde Vorsorge Unzufriedenheit gährt, darüber wird nur zu oft vornehm hingeblickt; die glänzende Außenseite, die Ordnung und Regelmäßigkeit, welche die europäische Kriegsschule mit sich bringt, täuschen, und die Mängel brechen, wie geheime Wunden, oft erst zu einer Zeit auf, wo es zu spät ist, um wirksame Abhülfe zu treffen. Wenn dann das Unheil hereingebrochen ist, weiß jeder altklug die Ursache zu erklären, aber auf eine durchgreifende Weise abzuhelfen, ist nicht jedermanns Sache. Oberst Firebrace sagt über die letzten Meutereien in Indien: „wir haben recht schöne Berichte gelesen, wie dieser Aufstand durch eine „„Mischung von Festigkeit und versöhnlichem Geiste"" gedämpft wurde, ich fürchte aber, es war nur ein miserables Nachgeben aus Furcht, und wird auf Jahre hinaus die Disciplin der eingeborenen Truppen erschüttern." Es läßt sich nicht bezweifeln, die immer und immer wiederkehrenden Klagen über Mangel an europäischen Officieren haben noch einen andern Grund, als bloß die Sipahis am Tage der Schlacht ins Feuer zu führen, man will Aufseher und Wächter einer strengern Disciplin statt der wie es scheint theils lässigen, theils nicht ganz unschuldigen, eingeborenen Officiere.*) Die letzten Meutereien hätten ohne

*) Hiebei müssen wir bemerken, daß in der Bombay- und noch mehr in der Madrasarmee die Moslems in viel größerer Zahl als die Hindus Unterofficiere und Officiere geworden sind, aus einem ganz zufälligen Umstande. Die Dienstsprache ist Hindustani, das die Moslems, welche sämmtlich aus dem Norden stammen, meistens neben der Landessprache reden. Dieser Vortheil wirkte mehr noch als ihre sonstige unläugbare Tüchtigkeit zu ihrer Beförderung mit; wir haben aber bereits erwähnt, daß die Regierung Gründe hat, den Moslems im Militär zu mißtrauen.

Digitized by Google

Connivenz, vielleicht ohne Mitschuld der einheimischen Officiere nicht so weit gehen können, und deßhalb scheint man sich mit dem Plane zu tragen, die ganze innere Organisation der Sipahiarmee umzuschmelzen und die einheimischen Offiziere größtentheils abzuschaffen.

Das ist ein sehr wichtiger, nicht bloß militärischer, sondern auch politischer Schritt, über dessen Rathsamkeit wir uns kein Urtheil erlauben, sondern auf dessen factische Darstellung wir uns hier beschranken. In der ersten Zeit der Errichtung eindeimischer Truppencorps hatte ein Regiment oder Bataillon, was bei den Englandern meistens einerlei ist, nur zwei, selten drei englische Officiere mit Capitänsrang; der ganze innere Dienst wurde von den einheimischen Officieren versehen, und die europäischen Officiere waren ihnen nur beigegeben, etwa wie man in Europa im Kriege einzelnen Truppenabtheilungen Generalstabsofficiere als Führer beigibt. So kam es aber, daß die Compagnieofficiere vor jedem Geldschnabel der königlichen Truppen, der vielleicht den Tag zuvor sein Patent erkauft hatte, zurückstehen mußten. Diese Stellung, noch verschlimmert durch manche andere Nachtheile des Dienstes, veranlaßte endlich die Compagnieofficiere im Jahre 1795 zu einer allgemeinen Erklarung, worin sie von den Directoren der Compagnie die Errichtung von Regimentern in ähnlicher Art, wie die königlichen ertrotzten; es sollte ein indisches Regiment so viele Officiere, wie die königlichen haben. So war allerdings für den Augenblick ein bedeutender Rang und ein rasches Avancement gewonnen, aber die Sache hatte ihre sehr nachtheilige Seite: die einheimischen Officiere bis zum Subahdar (Hauptmann) hinauf waren dadurch factisch zu Unterofficieren gemacht, und es stand sich nun eine Reihe einheimischer und eine andere Reihe europaischer Officiere gegenüber, welche letztere sich um den innern Dienst in der Regel wenig kümmerten, und häufig von den europaischen Regimentern hinweg in eindeimische versetzen ließen, um auf der faulen Haut liegen zu können, häufig auch, weil sich mit den ruhigern Hindus überhaupt bequemer leben läßt, als mit den schwerer zu behandelnden europäischen Soldaten. Wie dem indeß auch seyn mag, die Unterhaltung einer Doppelreihe von Subalternofficieren ist auf der einen Seite kostspielig und hat auf der andern manche besondere Nachtheile, wozu die fortwährende Krankung, die in dem Verhaltniß zu dem europaischen, oft dem Rang nach untergeordneten Officiere liegt, keiner der geringsten ist.

Es scheint nun die Absicht, diese Doppelreihe von Officieren aufzugeben, und die Regimenter nicht nur mit europäischen Officieren, sondern zum Theil auch mit europaischen Unterofficieren zu versorgen, wahrscheinlich in einem gewissen numerischen Verhältniß zu einander. Dabei könnten denn auch europäische Unteroffiziere leichter zu Offizieren vorrücken, da sie in Indien mit ihrem Solde anstandig leben können, was in Europa und in vielen Colonien nicht der Fall ist. Man fühlt die Nothwendigkeit, allenthalben sich auf eine Anzahl Europäer stützen zu können; die Schwierigkeit ist nur immer eine hinreichende Anzahl Europäer zur Verfügung zu haben, denn man rechnet, daß jeder Mann bis er in Indien ans Land gesetzt ist, die Regierung 100 Pf. St. kostet. Man wird vielleicht fragen, warum man nicht die Kinder der zahlreichen, in Indien verheuratheten Engländer hauptsächlich zu solchen Stellen nimmt, allein es ist eine allgemeine Bemerkung, daß von allen europäischen, in Indien geborenen Kindern sieben Achttheile sterben, wenn sie in früherer Jugend daselbst bleiben. Man weiß sich den Umstand durchaus nicht zu erklären, aber es ist eine notorische Thatsache, daß derselbe der Schließung von Ehebündnissen in Indien wesentlich entgegenwirkt, indem die Kinder gewöhnlich theils der Gesundheit, theils der Erziehung wegen, größtentheils mit der Mutter, nach Europa geschickt werden müssen. Dieß zieht die Nothwendigkeit zweier Haushaltungen nach sich, und die Chronique scandaleuse beweist, daß letzteres nicht der einzige Nachtheil ist. Zudem werden Vater und Kinder durch eine Trennung von 12 bis 15 Jahren einander völlig fremd. Alles dieß hat dazu beigetragen, europäische Ehen in Indien wesentlich zu vermindern, und an ihre Stelle sind temporäre Verbindungen mit indischen Frauen getreten, deren Sprößlinge man gewöhnlich Halbkasten (halfcaste) nennt, und die vielleicht einst auf dem Schauplatz Indiens eine große Rolle spielen werden. Tritt der Zeitpunkt ein, wo man die jetzige Organisation des Militärs umstößt, und in den indischen Regimentern nur Eine theils europäische, theils indische Officiersreihe bestehen läßt, so möchte leicht die Zeit kommen, wo diese Halbkasten sich in größerer Zahl dem Militär widmen. Das Bedürfniß wird es nothwendig machen, nach dieser Classe zu greifen, und ob man ihnen dann dauernd die höhern Stellen verweigern kann, ist sehr die Frage.

Man wird hieraus ohne Müde entnehmen, welche Fragen bei einer Militärorganisation in Indien zur Sprache kommen. Wenn das frühere Militärsystem gleichsam nur die Localaristokratie in Anspruch nahm, die ihren Anhang zu den Fahnen führte, dann aber auch dafür mit dem Commando betraut wurde, wenn auch unter europäischer Aufsicht, so hat sich dieß Verhältniß allmählich sehr geändert; man hat, da genug Leute sich zum Militär melden, die Localaristokratie nicht mehr zum Behuf der Recrutirung in Anspruch zu nehmen, der individualisirende Geist der europäischen Gesellschaft hat allmählich schon starken Boden in Indien gewonnen, und es muß der Zweck der angloindischen Regierung seyn, die Localaristokratie, natürlich vor allem die regierenden Fürstenfamilien, niederzuhalten. Wie die Sachen bereits in Indien stehen, können die einheimischen Fürsten, den Sikhstaat mit eingeschlossen, der englischen Regierung zwar wohl noch Verlegenheiten, aber keine Gefahren mehr bereiten, ihre Macht ist zu sehr gebrochen. Aber eine ganz andere Frage ist es, ob man auch die ärmern Classen, zu denen zahlreiche Braminen und Kschatriyahs gehören, gleich ungestraft vor den Kopf stoßen darf. Das würde aber durch ein neues Militarsystem, wie es jetzt vorgeschlagen wird, unfehlbar geschehen, und ob man den Mangel an eigentlichen Hinduofficieren durch Halbkasten ersetzen könnte, steht noch dahin. Nicht mit der Macht der indischen

Digitized by Google

Fürsten haben die Engländer es mehr zu thun, sondern mit dem stillen Geist der Feindseligkeit, der durch den größten Theil der Bevölkerung geht. Dieser Geist der Feindseligkeit, dessen Vorhandenseyn sich unmöglich läugnen läßt, macht die Unterhaltung einer mächtigen Armee unerläßlich. Man hat die europäische Truppenzahl seit zehn Jahren um etwa 10,000 Mann vermehrt, und viele halten es für durchaus nothwendig, statt wie jetzt 40,000 Mann deren 60,000 in Indien zu unterhalten, und dennoch die einheimischen keineswegs zu vermindern, sondern eher die irregularen Corps in reguläre umzuwandeln; dieß hieße die bengalische Armee allein um 20 bis 25,000 Mann vermehren.

Vor solchen Ausgaben schreckt die Compagnie zurück, und in der That heißt es auch diesen Kaufleuten etwas viel zugemuthet. Ehe man der Compagnie den Handel nahm,*) war dieser die unmittelbarste financielle Hülfsquelle, womit die europäischen Forderungen von etwa 3 Millionen Pfd. St. jährlich berichtigt wurden. Diese Forderungen umfassen die Dividende der Compagnieactien, die Unterhaltung des Directoriums mit allen seinen Anhängsein, nebst Pensionen und Geschenken. Jetzt soll alles dieß aus der Landsteuer genommen werden, die schon so drückend ist, daß man sie kaum noch erhöhen kann, und bei diesen Abzügen wenig oder nichts für Straßen, Canäle u. s. w. übrig läßt. Unter solchen Umständen ist es leicht erklärlich, daß die Directoren von starker Vermehrung der Armee nichts hören wollen, aber sie werden nachgeben müssen, und das erste Opfer dürfte die jetzige kostspielige Civiladministration seyn. Ehe man jedoch diese opfert, wird man alles versuchen und selbst die Regierung um Geld angehen; aber die englische Regierung wird solches nur gegen die Abtretung aller und jeder wirklichen Macht von Seite der Directoren gewähren. Die Armee und ihre Bedürfnisse, mit andern Worten die innere und äußere Sicherheit des Reichs, sind der Angel, um den sich alle diese Fragen drehen, und zugleich bietet die Versorgung der Armee mit Officieren sociale Fragen dar, welche in anderer Form wieder die englische Herrschaft in Frage stellen.

*) Sie treibt indeß doch noch Handel vermittelst des Opiummonopols, und soll selbst etliche Schiffe noch auf ihre Rechnung unterhalten.

Spaziergang in Marocco.

Erster Abschnitt.

(Schluß.)

Auch die Landseite des Panorama's hat ihren Zauber; die Gegend um Tanger ist lachend, wo nicht großartig. Die um die Stadt herum und zum Theil ganz nahe an den Mauern gelegenen Gärten der Consuln umgeben sie mit einem Gürtel von frischem und duftendem Grün. Aber die Vegetation auf diesem Ufer ist eigentlich um nichts mehr afrikanisch, als auf dem jenseitigen. Ich habe noch keinen einzigen Palmbaum gesehen; nur die Feigenbäume der Berberei, von den Mauren christliche Feigenbäume genannt, Kaemus-al-Anfaraa, erreichen eine ungläubliche Größe; es steht unter andern einer derselben in dem französischen Garten, dessen Stamm von ungeheurem Umfange ist.

Von exotischen Bäumen besitzt der schwedische Garten eine Ehrenmonie aus Peru, die zu vollkommener Reife kommt und sehr schmackhafte Früchte trägt. Die Aloë, Cerfian, so wie der indische Feigenbaum erreichen eine gigantische Höhe. Hie und da findet man große Büsche von wohlriechendem Ginster, und der Oleander wächst überall, wo es nicht an Wasser fehlt. Zur Wässerung bedient man sich der Noria (des Schöpfrades), die in Spanien so verbreitet ist, und deren Ursprung, so wie ihr Name, Naurun, maurischen Ursprungs ist. Es ist einer der schätzbarsten Vermächtnisse, welches die Spanier von ihren Vätern, den Mauren, erhalten haben, und noch jetzt sorgfältig benützen.

Einige Meilen aus der Stadt, gegen das Cap Malabat zu, findet sich eine römische Ruine, welche das alte Tanger genannt wird, die aber weiter nichts ist, als ein altes Wachpostken oder ein Werft für die Galeeren. Die Mauren hatten eine Batterie daraus gemacht, welche die Bay beherrschte, die aber jetzt auf eine Kanone ohne Lafette reducirt ist.

Das alte Tingis, Hauptstadt von Tingitanien, nahm dieselbe Stelle ein, wie das heutige Tanger, und man entdeckt nach und zu Zeit römische Alterthümer. So verdrängt eine Civilisation die andere. Drei Nationen haben jetzt zu gleicher Zeit ihr Auge auf diese reiche Erbschaft gerichtet und ihren Fuß darauf gesetzt: Spanien hat sich in Ceuta gelagert, England in Gibraltar und Algier gränzt an Marocco. Aber für welchen der drei Nebenbuhler die Vorsehung die Verwaltung dieser Länder und Völkerschaften vorbehalten habe, ihre Zukunft ist nicht zweifelhaft; sie sind Europa zugesagt nach dem Rechte der Intelligenz, die westliche Civilisation wird sie früher oder später in ihren unwiderstehlichen Wirbel hineinziehen.

Auf meinem Hinabgange vom Schlosse begegnete ich mehrern Weibern, die mit Wasserkrügen und trockenem Brennholze beladen waren. Sie kletterten mühsam den Abhang hinauf, und wenn jung und hübsch, was jedoch nicht oft der Fall war, ermangelten sie nie, es durch das Aufheben eines Zipfels von ihrem Schleier zu zeigen.

Im Innern der Stadt wurde ich durch den Lärm der Trommel und Sackpfeife in einer benachbarten Straße angezogen. Ich erwartete wieder auf die Arsana zu treffen, es war aber eine Hochzeit, die Verwandten und Freunde der Neuvermählten brachten ihr ein Ständchen, und da diese Wilden immer Blut haben müssen, so hatten sie vor ihrer Hausthüre einen Ochsen geopfert. Die Hochzeitgäste trampelten im Blute des Opfers herum, und stießen dabei ein Freudengeschrei aus, das alle Juden meilenweit in der Runde zum Fliehen brachte. Ohne die Begleitung meines schwarzen Soldaten, der für mich dem Kaid verantwortlich war, wäre ich selbst nicht sicher gewesen.

Alle diese heiligen Ceremonien und Gelegenheitsfeste sind besteuert und müssen baar bezahlt werden; die Hochzeitsfeier ist die theuerste. Daher das Sprüchwort: „daß die Christen ihr Geld in Processen verschleudern, die Juden in religiösen Festen und die Mauren in Hochzeiten."

Bald darauf stieß ich auf eine andere Versammlung, die aber nichts Beunruhigendes hatte; ich fand mich vor dem Hause des Kaid, welcher, unter seiner Thürhalle sitzend, Audienz gab. Es war eine große Menge da versammelt; jeder wartete ruhig, bis die Reihe an ihn kam. Es kann nichts Einfacheres geben, als die maroccanischen

Digitized by Google

Behörden; der Muhteſib und der Kadi ſitzen unter dem Dache einer Bude, der Kaid auf der Schwelle ſeines Hauſes.

Der Kaid oder Paſcha, denn es iſt dieſelbe Würde unter einem andern Namen, wird von dem Sultan ernannt und vertritt denſelben unmittelbar. Er iſt ein mit der ausübenden Gewalt bekleideter Statthalter, der ſich in keine Civilgeſchäfte miſcht: die barbariſchen Völker werden von einem natürlichen Tact auf dieſes große Geſetz der Trennung der Gewalten, die Grundlage und Schutzwehr aller Gerechtigkeit, hingeleitet. Der Kaid ſteht der öffentlichen Sicherheit vor und befehligt die Truppen ſeiner Statthalterſchaft. Er vereinigt in ſeiner Perſon eine zu gleicher Zeit politiſche, criminelle, Municipal- und Militärbehörde, und da es kein anderes geſchriebenes Geſetzbuch gibt, als den Koran und die ſehr elaſtiſchen Commentare des Malek-Ben-Anes, ſo erfolgen ſeine Rechtsſprüche nach der abſolnteſten Willkür.

Hier müſſen natürlich der Charakter des Beamten und ſeine natürlichen Gaben auf die Beſchlüſſe den größten Einfluß haben; er entſcheidet nicht bloß über den Thatbeſtand, ſondern auch über die Strafe; noch mehr, er macht auch ſelbſt das Geſetz; mit Einem Wort, er iſt zugleich Geſetzgeber, Richter und Jury. Ungeachtet ſo vieler Verwirrung und Willkür herrſcht in den mauriſchen Städten ein erſtaunenswürdiger Grad von Sicherheit: die ganze Nacht hindurch machen Patrouillen die Runde unter den Befehlen eines Officiers, Kaid-el-Daur, und wachen über die Sicherheit der Straßen; für einige Unzen bewachen ſie die Buden auf ihre Verantwortlichkeit hin. Der fixe Gehalt des Kaid iſt ungefähr 100 Franken monatlich (20 Piaſter), und er hat der Schatzkammer einen jährlichen Tribut im Betrag des Doppelten und Dreifachen zu entrichten. Nach dieſem Verhältniß iſt alles eingerichtet, und es folgt daraus, daß jeder Beamte zu öffentlichen Erpreſſungen greifen muß. Wenn ein Kaid lange genug das Volk betrogen und bedrückt hat, ſetzt ihn der Sultan ab und confiſcirt alles, was er beſitzt. Ein ſolches Beiſpiel ſahen wir neulich an dem Kaid von Azamor.

Um dem Verdacht zu großer Erpreſſung zu begegnen, affectiren die reichſten Statthalter eine patriarchaliſche Einfachheit und ſpielen die Rolle der Armuth, wie man anderwärts den Reichen ſpielt. Der Kaid von Tanger bewohnt eines der einfachſten Häuſer in der Stadt und beſitzt eine Meile von den Stadtmauern entfernt einen kleinen Garten, wohin er jeden Tag auf einem Klepper reitet, begleitet von einem Soldaten zu Fuß, mit dem er ſich auf dem ganzen Wege unterhält.

Dieſen Abend gab es einen Fackelzug. Am Morgen hatte ich ein Hochzeitopfer geſehen, am Abend war es eine Taufe, ich wollte ſagen eine Beſchneidung. Man trug das Kind mit außerordentlichem Pomp und einem entſetzlichen Lärm in die Moſchee. Dabei wurde ein ſo lebhaftes Gewehrfeuer unterhalten, daß man einen Einfall der Kabylen hätte vermuthen können; bei dieſen Gelegenheiten iſt es Juden und Chriſten zu rathen, ſich fern zu halten.

Unter den Mauern von Tanger auf der Landſeite und ganz nahe am Thor iſt ein ganz von Matamores, tiefen und runden Gruben zur Aufbewahrung des Getreides, angefüllter Platz, wo der Boden dröhnt und manchmal unter den Füßen der Pferde einbricht. Hier wird zweimal in der Woche, am Montag und Donnerſtag, der Markt, Sauk, gehalten.

Es ſtehen da keine Koſtbarkeiten zum Verkauf, aber Güter aller Art, und man erhält einen ziemlich vollſtändigen Begriff von der einheimiſchen Induſtrie und Civiliſation. Man trifft weit weniger Verwirrung an, als man erwarten ſollte; die verſchiedenen Arten von Waaren ſind ordnungsweiſe ausgeſtellt, und man kann ohne große Schwierigkeit von einem Punkte zum andern umhergehen. Soldaten mit Flinten oder Stöcken bewaffnet gehen von Gruppe zu Gruppe, und ein beſonders ernannter Officier führt dictatoriſche Aufſicht über das Ganze. Wer die Polizeiverordnungen übertritt, wird an Ort und Stelle beſtraft, ſo wie auch diejenigen, welche in Maaß und Gewicht oder hinſichtlich der Güte und des Preiſes der Waaren betrügen. Dieſe wohlfeile Gerechtigkeitspflege hat ihre Vortheile und ihre Mißbräuche, iſt aber wohl die einzige, die ſich für ſo barbariſche Völker eignet.

Der Marktplatz wird von einem Hügel beherrſcht, auf deſſen Gipfel ſich eine offene Moſchee ohne Dach erhebt. Hier wird das Hammelsfeſt gefeiert. Im Monat Mai jeden Jahres ſchlachtet man vor der Moſchee einen Hammel; einer der Opfergehülfen, der für den beſten Läufer gilt, nimmt das blutende Thier auf die Schultern, das aber noch am Leben ſeyn muß, und rennt mit ſeiner Bürde der Stadt zu; er betritt ſie in fortgeſetztem Scharflauf, und wenn er damit zur großen Moſchee gelangt, ehe das ſterbende Thier ausgeathmet hat, ſo wird dieß als ein Zeichen angeſehen, daß das Jahr fruchtbar und die Ernten reichlich ſeyn werden; wenn dagegen das Opfer auf dem Wege ſtirbt, ſo iſt es ein Vorzeichen eines Mißjahres, und die ganze Bevölkerung zerſtreut ſich unter Seufzern und Klagen über das verkündete Unglück. Unfern dieſer Moſchee ſteht das Grabmal eines Santons, von der rothen Fahne überſchattet. Ein Mörder, aus Familienhaß, hatte ſich gerade dahin geflüchtet, vor dem die verfolgenden Soldaten niedergekauert wachten, ob ſie ihn nicht durch Hunger heraustreiben könnten, ohne es zu wagen, ihn mit Gewalt zu faſſen oder wie den Pauſanias einzumauern; ſie unterhielten ſich ſogar mit demſelben.

Der Kaid rief mich wieder den Hügel hinunter, deſſen Seiten von im Staube knienden Kameelen und angefeſſelten Pferden bedeckt waren, die auf das Ende des Marktes warteten, um mit Austauſchwaaren beladen auf die Weide zurückzukehren. Man ſieht hier zwar auch Zahlungen in Geld ſtatt des patriarchaliſchen Tauſchhandels, aber ohne nothwendige Veranlaſſung wird erſteres ſorgfältig verborgen.

Dieſes orientaliſche Amphitheater ſah großartig genug aus über der am Fuße des Hügels wogenden und brauſenden Menge. Einige der Pferde mit ſchachenartigen Sätteln und großen Steigbügeln, wie man ſie noch jetzt in Andaluſien hat, hieben ungeduldig den Grund auf; ruhiger drehten die Kameele ihre langen kahlen Hälſe nach Ladung und Treibern um. Hie und da aufgeſchlagene Zelte vermehrten noch die Wirkung, und gaben dem Ganzen das Ausſehen eines Haltes in der Wüſte. Auch an intereſſanten Volksſcenen fehlte es nicht: Seiltänzern, Ringſchaukeln mit lachenden Mourenkindern, ſchwarzen Stockkämpfern, Ringern von Riff, Schlangenzähmern, die ihren giftigen Halsbändern den Kopf abbeißen. Eine gutmüthige ſtille Wahnſinnige irrte in völliger Nacktheit, eine von der Sonne tiefgebräunte häßliche Geſtalt, umher.

Tanger kann trotz allem wahrhaft Barbariſchen den Einfluß der langen Berührung mit den Europäern nicht verläugnen. Um eine maureſiſche Stadt zu ſehen, die ihre Eigenthümlichkeit reiner erhalten hat, ohne zu tief ins Innere zu gehen, machte ich mich in Begleitung einiger jungen Männer von den Conſulaten und einem Soldaten des Kaid nach dem nur zwölf Stunden entfernten Tetuan auf den Weg.

München, in der Litterariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 329.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

24 November 1844.

Zustände in Spanien.

(Nach Tanstis neuestem Werke.)

Oeffentlicher Unterricht.

Spanien war ehedem die Schule des römischen Reiches; die Königin der Welt schickte nach Spanien die Eliten ihrer Redner und Rechtsgelehrten. Rom verdankt Spanien seine ausgezeichnetsten Kaiser, seine berühmtesten Redner und Dichter: Seneca, Lucanus, Quinctilian, Trajan und Marc Aurel stehen auf dieser Schuldliste. Während Rom das Scepter des Kriegs und der Politik schwang, theilte sich Spanien und das südliche Gallien in die Herrschaft der Industrie und der geistigen Bildung. Als mit der Völkerwanderung das übrige Europa von den Schlägen der Barbarei und Unwissenheit geschlagen wurde, erholte sich Spanien schneller als alle Nachbarländer aus diesem lethargischen Schlummer; die Mauren brachten ihm Bildung, Künste, Handel und Industrie. Spanien wuchs jugendlich empor unter dem Einfluß dieser neuen Eroberer; prächtige Denkmale erhoben sich von allen Seiten, Manufacturen erblühten, und große Bibliotheken verbreiteten Bildung und Unterricht unter den Menschen.

Doch kaum hatte Spanien seine Unabhängigkeit wieder gewonnen, und sich im Kriege ehrenvolle Lorbeeren geholt, als es von Neuem in das Dunkel der Unwissenheit und des Aberglaubens zurücksank; der Unterricht und die Bildung verließen die untern Classen, und fielen in die Hände der Geistlichkeit, welche sich des erstern bemächtigte und zu ihren Zwecken benutzte. Die Einfuhr fremder Bücher wurde unter Galeerenstrafe untersagt, um Spanien von der intellectuellen Bewegung des übrigen Europa's zu isoliren; jede neue Generation verfiel von der Wiege an an dieselbe Gewalt, an dieselbe Idee, und die Inquisition vermochte als unumschränkte Herrin den öffentlichen Unterricht einzuschränken, und ihn auf Theologie, scholastische Philosophie und canonisches Recht zu beschränken. Die zahlreichen religiösen Feste, die weiten Reisen übers Meer ließen einen fruchtbaren Boden ohne Bebauung, die Manufacturen ohne Arbeit; die größere Hälfte des Erdlandes lag brach; der Handel erschlaffte und die Reichthümer der neuen Welt, die mit so theurem Blute erkauft waren, passirten Spanien nur noch auf ihrem Durchzuge. Die Mauren, welchen Spanien seinen alten Wohlstand dankte, wurden bis zum letzten Manne aus dem Lande gejagt, welches sie bearbeitet hatten. Alles beugte sich vor der furchtbaren Inquisition.

Eine ziemlich große Anzahl von Universitäten hatte gleichwohl diesen Verfall der Bildung überlebt; aber auch sie standen unter dem übermächtigen Kirchenregimente, und lebten mehr in ihrem Namen als in ihren Werken. Jeder Unterricht blieb bis auf unsere Tage den Interessen der Gesellschaft und den Bedürfnissen des Landes ganz fremd. Die Naturwissenschaften, die Physik, Mathematik, die Landwirthschaft und das Staatsrecht wurden gänzlich aufgegeben; acht Jahre der Jugend wurden dem Studium des Rechts gewidmet, und die Hälfte dieser Zeit wurde speciell für das römische Recht in Anspruch genommen. Die Kinder aus der Volksclasse wurden nur mit religiösen Arbeiten beschäftigt, die Töchter des Adels erhielten eine Erziehung in Klöstern; nur der dritte Theil der adeligen Söhne wurde zu unvollständigem und beschränktem Unterricht zugelassen. Auf vielen Universitäten lebten die Studenten von Almosen, und durchzogen während der Vacanzen die verschiedenen Städte mit Betteln und Gesang; einige von ihnen verdingten sich als Bediente bei Adeligen, und bedungen sich nur einige Stunden zur Arbeit aus, ja, am Anfang unsers 19ten Jahrhunderts zählte man unter 300 Kindern nur ein einziges, das lesen und schreiben konnte.

So war Spanien nach einer Reihe von zwölf Jahrhunderten eines der Länder, in welchem das öffentliche Unterrichtswesen am Niedrigsten steht; nur Rußland kann hierin Spanien noch nachstehen. Trotz der Bestrebungen seiner Könige, trotz aller Anstrengung der jetzigen Regierung genießt nur der dreißigste Theil der Bevölkerung die Wohlthat eines öffentlichen Unterrichts.

Mehrere Herrscher bemühten sich mit regem Fleiß, Kunst und Wissenschaft allmählich zu verbreiten. Ward, Ensenada und Ustariz gaben den Studien einen neuen Aufschwung unter der Regierung Philipps VI. Eben so trug der be-

rühmte Feijoo, welcher die voltäriſche Philoſophie in Spanien einführte, zur Hebung des öffentlichen Unterrichts bei, indem er ohne Gnade die Schulfüchſe brandmarkte, und darauf hinwies, daß das Studium der franzöſiſchen Sprache weit nützlicher ſey als das des Griechiſchen. Später machten Jovellanos, Campomanes durch ihre Schriften über die Regierung und Geſetzgebung eine Lücke der Univerſitätsſtudien fühlbar, während Igleſias und Iriarte in reichem Maaße ſich über die Lehrer der Jugend luſtig machten. Karl III endlich gründete eigene Lehrſtellen für die Geſetzeskunde und andere Wiſſenſchaften, die auf der Univerſität ganz vernachläſſigt waren. Er bildete die ökonomiſche Geſellſchaft, die es hauptſächlich auf Mathematik und Ackerbau abgeſehen hatte, und gab durch die Vertreibung der Jeſuiten das Zeichen zur Emancipation des öffentlichen Unterrichts. Sein Nachfolger Karl IV fürchtete den Einfluß der revolutionären Ideen Frankreichs, und unterſtützte nicht mit derſelben Kraft die Hebung der allgemeinen Bildung.

Während der erſten Jahre der Regierung Ferdinands hatte man die Reform des Unterrichts mit Eifer weiter verfolgt; im Jahre 1820 hatte man den Unterricht des politiſchen und Völkerrechts begonnen, außerdem wurde die Lehrfreiheit beſchloſſen, d. h. die Erlaubniß, zu gleicher Zeit mehrere Vorleſungen zu beſuchen, und ſich in mehrern Fächern examiniren zu laſſen. Doch im J. 1824 erhob die Inquiſition von Neuem ihr Haupt, und alle Neuerung war ihr verhaßt; alles was zur Verbreitung allgemeiner Bildung geſchehen war, wurde widerrufen, und ein neues Geſetz gebot den Profeſſoren der Geſchichte, ſich zu ihren Vorleſungen nur der vorgeſchriebenen Lehrbücher zu bedienen. Der philoſophiſche Unterricht beſchränkte ſich auf die Scholaſtik, das römiſche Recht ging dem ſpaniſchen Recht vor; das canoniſche Recht wurde auf die ultramontanſten Schriftſteller beſchränkt. Eben ſo erhielten die Theologie und Medicin eine der retrograden Bewegung entſprechende Richtung.

Im Jahre 1836 wurde die Lehrfreiheit wieder hergeſtellt; man ereirte verſchiedene Lehrſtühle für Mathematik, Naturrecht, politiſches Recht, für phyſikaliſche und Naturwiſſenſchaften — ein Schritt, der eine größere Wirkung gehabt hatte, wenn man zu gleicher Zeit die Profeſſoren neu ernannt hätte, da die alten für die neue Richtung wenig geeignet waren. Zunächſt nahm die Philoſophie einen neuen Aufſchwung: Cardenas, ein junger, 24jähriger Profeſſor führte in ihr zuerſt eine Reform ein, indem er eine Idealphiloſophie an die Stelle des bisherigen ſcholaſtiſchen Syſtems ſetzte. Dieſe Neuerung mochte viel böſes Blut; die theologiſchen Lehrſtühle ſprachen über ihn das Verdammungsurtheil; die Univerſität, wenn es überhaupt eine ſolche in Spanien gibt, drohte ihm mit einer kirchlichen Cenſur, und Cardenas forderte dieſe ſelbſt für ſeine Beſchüre gegen den Neokatholicismus. Man beſchuldete ihn des Atheismus, und einige Jahre früher hätte er ſich darauf gefaßt machen können, bei einem Autodafé zu figuriren. Der junge Profeſſor von Sevilla, jetzt Director der Revue von Madrid, ſetzte gleichwohl während dreier Jahre ſeine Vorleſungen fort, und fand bei ſeinen zahlreichen Schülern großen Beifall.

Während dieſer Zeit beſchäftigte man ſich mit dem Elementarunterricht für die untern Claſſen. Das größte Hinderniß war die Unwiſſenheit der Lehrer ſelbſt, die ihre Zöglinge nur im Leſen und im Katechismus von Ripalda unterrichteten. Ein Erlaß von Maria Chriſtina vom 31 Auguſt 1838 datirt, befahl die Gründung eines Schullehrerſeminars in Madrid, aus welchem die Provinzen mit Lehrern verſehen werden ſollten. Zugleich wurden mehrere tüchtige Leute von der Regierung beauftragt, durch eigene Anſchauung ſich über das Unterrichtsweſen des Auslandes belehren zu laſſen. Dieſes letztere Mittel war bereits von Ferdinand VI angewendet worden. Den 16 Februar 1839 erſchien eine königliche Verordnung, in welcher die paſſenden jungen Leute aufgefordert wurden, ſich zu einem Examen für die Aufnahme in das Lehrerſeminar zu ſtellen. Das Seminar wurde wirklich den 8 März 1839 eröffnet; es iſt dieſes der letzte Act, durch welchen die Regentin Maria Chriſtina ihre rege Theilnahme für den öffentlichen Unterricht beurkunden konnte.

Nun iſt der Impuls gegeben; die Sicherung des conſtitutionellen Throns und die ruhigere Stimmung im Lande werden es der Regierung geſtatten, Spanien in kurzer Zeit auf das Niveau europäiſcher Cultur zu erheben. Nach einem Bericht, welcher im Monat April 1834 der in Madrid ſeit vier Jahren beſtehenden Geſellſchaft für Volksbildung gemacht wurde, beſtehen in dieſer Hauptſtadt ſechs Elementarſchulen, welche gegen 800 Kinder, 500 Knaben und 300 Mädchen aufnehmen. Der bei dieſer Gelegenheit von dem Secretär der Geſellſchaft Mateo Seoane geleſene Rapport berichtet, daß dieſe Art des Unterrichts ſich über die ganze Halbinſel mit reißender Schnelligkeit verbreite, trotz der politiſchen Lage des Landes und der Schwierigkeit, tüchtige Lehrer zu finden.

Doch vernachläſſigte die Regierung über dieſer Sorge für den Elementarunterricht die höhere Gymnaſialbildung nicht. Es wurden Schulen errichtet, in welchen die Zöglinge, außer dem Primärunterricht Arithmetik, Linearzeichnen, Geometrie, Geographie und Geſchichte Spaniens, ſo wie Phyſik und Naturwiſſenſchaften erlernen ſollen. Zu dieſem Zweck wurden botaniſche Garten angelegt, und Cabinete für Phyſik, Chemie und Naturgeſchichte. Außerdem eröffnete zu Madrid das Athenäum, der Herd ſpaniſcher Gelehrſamkeit, Vorleſungen, welche man denen der Sorbonne und des College de France in Paris vergleichen kann.

Die Profeſſuren wurden den ausgezeichnetſten Gelehrten Spaniens anvertraut: Donoſo-Cortes, Pacheco, Perez, Hernandez, Gallano laſen über politiſches Recht, Pidal behandelt die Geſchichte der ſpaniſchen Geſetzgebung.

Außerdem ſind noch zwei neu errichtete Schulen zu erwähnen, die eine für das Verwaltungsfach, über welches Posada lieſt, die andere für die Statiſtik. Die Handelsgeſellſchaft loſt über die Kunſt des Bücherführens leſen. Das Lyceum hat Profeſſuren für Künſte und Literatur; ſie ſind von tüchtigen Leuten bekleidet. Die Zahl der Privatinſtitute,

Digitized by Google

in welchen Unterricht in todten und modernen Sprachen, so wie in Realien ertheilt wird, verdoppelte sich beinahe seit einigen Jahren.

Die Universitäten von Madrid, Sevilla, Salamanca, Barcelona, Santiago und Valencia haben jede vier Facultäten, die philosophische, medicinische, theologische und juridische. Besondere Collegien sind in Madrid, Barcelona und Cadix zur Erlernung der Medicin und Pharmacie. Madrid besitzt eine Veterinär-, eine Ingenieurs- und eine Bergmannsschule; endlich haben Madrid, Valencia und Sevilla Handwerksschulen und Institute für Oekonomie.

So viel aber auch seit den letzten zehn Jahren für den öffentlichen Unterricht in Spanien geschehen ist, so verhehlt sich die Regierung doch nicht, daß ihre Aufgabe kaum erst angefangen hat sich zu lösen, und daß sie großer Beharrlichkeit und starker Willenskraft bedarf, um das Werk der öffentlichen Bildung tüchtig zu betreiben.

Das Klima der Kirgisensteppe.

(Nach einer Mittheilung Chanikoffs im russischen Journal des Ministeriums des Innern. Oct. 1844.)

Die Steppenregion, welche am Fuße des Thän Schan und Bolor-Tag beginnt, stößt im Südwesten an die Gewässer des kaspischen Meeres und fließt im Nordwesten mit den Ebenen Südrußlands zusammen. Die großen Flußläufe im Süden beweisen, daß die allgemeine Richtung des Abhangs hier den Meridianen von Norden nach Süden entspricht. Da aber die Oberfläche des kaspischen Meeres und aller Wahrscheinlichkeit nach auch die des Aralsees 12,7 Toisen unter der Meeresfläche liegt, so läuft die geodasische Nullinie, welche die Wolga zwischen Saratoff und Kamyschin durchschneidet, von da nach dem See Bogdo oder richtiger Boskuntschak gegen den Fuß des Tschaptschatschi-Berges hinab, steigt dann wieder gegen Norden und durchschneidet den Ural in der Nähe der Kalmükenfestung. Von hier an fehlt es an Höhenmessungen, und wir können deßhalb die weitere Richtung dieser Linie nicht genau angeben, wahrscheinlich aber trifft sie den Lauf des Sagis und der Emba ziemlich weit von ihrer Mündung und fällt, nachdem sie von den Muchadschar- (Mugodschar-) Bergen unterbrochen worden, mit dem Ende der Bucht des Aralsees zusammen, welche den Namen Sary-Tschaganak führt. Aus der bezeichneten Tiefe steigt der Boden zu der mächtigen Hochebene von Ustjurt an, deren mittlere Höhe über dem kaspischen Meere nach drei barometrischen Messungen, welche am 13 Jan. 1826 während der Expedition des Obristen Berg angestellt wurden, 640,6 engl. Fuß, deren absolute Höhe über dem Meere also 559,2 engl. Fuß beträgt. Dieß hohe Tafelland, dessen Rand den Namen Tschink führt, bildet die Landenge zwischen dem Aralsee und dem kaspischen Meere, gegen Norden und Osten endet es in steilen Schluchten, gegen Nordwesten fließt es in einer hohen Steppe mit dem Fuße der Berge von Mangischlak zusammen, im Nordosten aber verbindet es sich durch kleine Höhen, welche den Lauf des Tschegan begleiten, mit dem Meridiangebirge Muchadschar, das der Länge nach den allgemeinen Abhang unterbricht, und sich sowohl nach Südwesten als Südosten tiefer senkt, was auf der einen Seite durch den Lauf der Flüsse Sagis und Emba, auf der andern durch den des Flusses Irgis, so wie seiner rechten Zuflüsse und die gleichförmige Richtung aller Schluchten bezeichnet wird. Der höchste Punkt des Muchadschar-Gebirges, der Airük, findet sich am Südende eines Bergdreiecks, dessen Fläche über die gesammte Steppe, vielleicht nur mit Ausnahme des Ustjurt, emporragt, was bei dem Mangel von Höhenmessungen sich daraus ergibt, daß auf der Fläche dieses Dreiecks, welches 35 Werst in der Breite und 30 in der Länge hat, die Quellen des Or, der Emba und die Zuflüsse des Irgis liegen, von denen der erste nach Norden, die zweite nach Südwesten und die dritten nach Südosten laufen. Die von hier beginnende Senkung der Muchadschar-Berge bildet einen zweiten und zwar einen Querdurchbruch der Steppe, dessen westlich auslaufender Kamm die Thäler des Ilek, der Chobda und Utwa (oder Tschangyrlau) von den Thälern der Emba, des Sagis und Uly-Ull scheidet, und am Ural in der Nähe der Stadt Uralsk in abgerundeten Gipfeln zu Ende geht. Die östliche Richtung dieses Durchbruchs ist minder verfolgt, und alles Genauere, was sich darüber angeben läßt, beschränkt sich darin, daß an die Muchadschaberge von Osten der die Kamyschaklü-Berge stoßen, an denen ein Flüßchen gleichen Namens entspringt; über die weitere Richtung nach den Quellen des Tobol zu ist durchaus nichts Bestimmtes bekannt, weil der größte Theil der Reisenden diesen Fluß weit unterhalb seiner Quellen überschritt, und die wenigen, welche dort waren, wie z. B. der Stabscapitän Romanoff, haben durchaus keine Berge, folglich muß der Bergrücken Kara-Adyr, welcher, Gott weiß wie, das Bürgerrecht auf allen Karten der Kirgisensteppe erhalten hat, wenn nicht ganz zu den Fabeln gezählt, doch als sehr zweifelhaft angesehen werden.

Von allen genannten Unterbrechungen der Steppenoberfläche scheiden die Querdurchbrüche, obwohl von geringerer absoluter Höhe, doch ein verschiedenartigeres Terrain, als die Längen- und Meridiandurchbrüche. Die Nordabdänge der erstern, welche die Thäler des Tobol, Or, Ilek, der Chobda und Utwa scheiden, sind ohne Vergleich fruchtbarer als die südlichen, welche in die Thäler des Turgai, Irgis, der Emba, des Sagis und Uly Ull auslaufen. Hier trifft man nicht selten Dammerde, welche durch den aufthauenden Schnee und durch die Ueberschwemmungen der Flüsse und Bäche getränkt, sich mit zartem, saftigem Grase bedecken, und im östlichen Theile stehen sogar kleine Wälder; darum ist auch der Anblick dieser nördlichen Steppen ohne Vergleich erfreulicher, so lange sie noch hinreichend Feuchtigkeit haben, um durch reichliche Ausdünstungen den zerstörenden Einwirkungen der Sonnenstrahlen zu widerstehen. Obwohl das Auge fast an nichts haften kann, so eilt es doch ins Unermeßliche fort über die Flächen der Hügel und Höhen, die mit wohlthätigem Grün bedeckt sind; obgleich auch hier jeder Schritt den Wanderer von der menschlichen Gesellschaft entfernt und in die Wüste

Digitized by Google

führt, so fürchtet er sich doch nicht, weil noch alles die frische Farbe des Lebens trägt, alles noch die Hoffnung künftiger Wohnsitze darbietet, weil die Wüste hier gleichsam noch den Ton bewohnter Gegenden hat, und man nicht selten das Brüllen der Heerden, das Wiehern der Pferde, das fröhliche Gesumm der Insecten und den zitternden Gesang der Lerche vernimmt. Dagegen darf man sich nur in der Breite von Urkatsch auf den mit spitzigen Steinhaufen besäeten Muchadschar-Rücken begeben, so breitet sich vor dem Auge gegen Südosten und Südwesten die schrankenlose Ebene einer gänzlich todten Steppe aus, deren salziger Thonboden nur mit Sandhügeln (schichan), die der Wüstenwind nach Gefallen umherweht, abwechselt, oder von Salzkrystallen erglänzt. Hier wird mit jedem Schritt die Vegetation ärmlicher, faseriger, härter, die Form der Gräser häßlicher und eckiger. Alle Klänge in der Luft ersterben, und der traurige Eindruck, den die lebloſe Hülle unseres Planeten hervorbringt, wird nur gemildert durch das Schwanken der Atmosphäre am Horizont, und durch die reizenden, von der Luftspiegelung erzeugten Schwingungen und Durchrisse des Zauberkreises, in welchem man sich befindet. Dieselbe Lebloſigkeit am Boden selbst; nur selten schlüpft, erschreckt durch den gemessenen Gang der Karawane, eine behende Eidechse vorüber, oder eine verzagte Bewohnerin dieser furchtbaren Ebenen, eine Schildkröte, streckt den Kopf unter ihrem dunkeln Schild hervor, um sich an dem seltenen Anblick des Menschen zu weiden; höchstens flattert die traurige Vanessa (V. daphnae) von einem Busch zum andern.

Dieser schroffe Unterschied im Charakter von Landstrichen, die nur durch unbedeutende Hügelreihen geschieden sind, wird etwas begreiflicher, wenn man erwägt, daß die ganze von der geodätischen Nullinie begränzte Senkung sich südlich von dem Querdurchbruch befindet. Die Ebenen dieses Theils der Steppe mußten also später als die andern sich aus den Wellen des Meeres herausheben, und tragen darum noch den Stempel der verderblichen Herrschaft desselben. Langsam aber fortwährend haben die Gewässer des Oceans die ursprünglich auf der Erdoberfläche befindlichen Formationen verwaschen, den Thonboden aufgelöst, und mit verschiedenen Salzen getränkt. Diese beiden tausendjährigen Arbeiten des Meeres haben die unermeßlichen Massen von Salz und Sand aufgehäuft, von denen die ersten, nach Maaßgabe als das Wasser sein Gebiet der Luft und Trockenheit abtrat, durch die Winde über den gleichmäßig ausgetrockneten Thonsalzboden der Steppe verbreitet wurden, die letztern aber die sumpfigen oder trockenen Salzstriche bildeten, an denen die Steppen der innern und der kleinen Kirgisenhorde so reich sind.

Aus dem Gesagten ergibt sich, daß in der Kirgisensteppe sich einige Mittelpunkte der Sandanhäufung fanden, von wo aus derselbe sich weiter verbreitete, und deßhalb wäre es vor allem nöthig, die sandigen Striche in ursprünglicher und Flugsandstriche zu theilen. Das ist aber jetzt sehr schwer, denn die einzige Anleitung bei solcher Bestimmung wäre die Untersuchung der Tiefe der Sandlager und die Eigenschaften der darunter liegenden Formation; aber die Wildheit dieser Gegenden wird noch lange nicht gestatten, zu solchen Untersuchungen zu schreiten, und wir müssen uns mit der weniger wesentlichen Abtheilung in ständige und bewegliche Sandschichten begnügen. Die Sandlager der ersten Art, welche durch die Wurzeln der kleinen Gräser und Büsche festgehalten sind, die für Schafe, Pferde und Kamele eine gute Nahrung bieten, sind für die nomadischen Wanderer sehr nachtheilig, um so mehr, als das durchsickernde Wasser sich gewöhnlich in unbedeutender Tiefe findet. Die andern, welche gewöhnlich einen Thonsalzboden zur Unterlage haben, lassen durch ihre unaufhörliche Bewegung die Pflanzen keine Wurzel fassen, und haben weder hinreichende Tiefe, noch hinreichende Festigkeit, daß sie das unter ihnen sich sammelnde Wasser vor der Verdampfung schützen könnten; darum ziehen die Kirgisen ungern dahin, und geben diesen Stellen häufig den Namen „jaman kum“ oder „datkak kum,“ böser oder zäher Sand.

Von Nordwesten angefangen liegen die ersten bedeutenden Sandstriche im Gebiet der innern Horde. Man kann sie in drei verschiedene Theile theilen. Der erste und nördlichste heißt der Ryn- oder eigentlich Naryn-Sand, gehört zu den beständigen Sandstrichen und bietet eine mit kesselförmigen Vertiefungen bedeckte Oberfläche von 2½ bis 3 Quadratwerften dar; diese Vertiefungen sind größtentheils von schmalen und langen Flugsandhügeln begränzt, und mit Wittwenblumen (scabiosa atropurpurea) und andern für Schafe und Pferde nährenden Pflanzen bewachsen. Das Wasser ist hier nie tiefer als 2½ Fuß. Aus den Ueberlieferungen ist bekannt, daß die Kirgisen, als sie nach der Flucht der Kalmüken im J. 1771 hieher wanderten, noch einige ziemlich dichte Wälder fanden, von denen an einigen Stellen noch jetzt Ueberreste zu finden sind; an andern Orten stößt man hie und da auf Linsendämme, Schwarzpappeln, Spierſträucher, Hagebutten, Zwergrobinien u. s. w. Der zweite Sandstrich im Gebiet der innern Horde liegt südwestlich vom erstern und ist mit ziemlich bedeutenden Anhöhen bedeckt, von denen die eine, Arsagar genannt, 88 Werste von der Aktuba entfernt, besonders merkwürdig ist, da sie zehn steile Felsenkämme zeigt, die in der Ferne wie eine mächtige Stadt aussehen und deßhalb auch von den Kirgisen Akkala, die weiße Veste, genannt werden. Der dritte Sandstrich endlich liegt südöstlich vom erstern und besteht aus Flugsandhügeln, von Salzlaken unterbrochen, die näher nach dem kaspischen Meere hin immer größer werden, und diese für die nomadische Benützung mehr oder minder tauglich machen.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Bearbeitung des Herbariums von Deleſſert. Dies ungeheure mit großer Mühe und Kosten zusammengebrachte Herbarium ist von dem Botaniker Lasègne bearbeitet worden und der Druck des Werks ist bereits beendigt. (Echo du Monde Savant vom 10 Nov.)

Pflanzen aus französisch Guiana. Der Jardin des Plantes in Paris hat gegenwärtig wiederum eine bedeutende Sendung lebender Pflanzen aus französisch Guiana erhalten, welche der durch seine Reisen vielfach bekannte Leprieur gesammelt hat. (ibid.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 330.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

25 November 1844.

Die Vergifter in Indien.

Oberstlieutenant Sleeman, einer der Hauptverfolger der Thags hat kürzlich ein Werk „Streifereien und Erinnerungen eines indischen Beamten" herausgegeben, aus welchem wir ersehen, daß eine noch viel furchtbarere und schwerer zu erreichende Mördersecte die der Vergifter ist, von welcher er nachstehendes Bild entwirft: „Die Thags greifen die Reichen an, um sie zu plündern, allein die Vergifter tödten selbst die Aermsten um den ärmlichen Raub, den sie daraus gewinnen können. Das bei solchen Gelegenheiten gebrauchte Gift ist gewöhnlich die Dutorah (Datura? Stechapfel), und wird bald in einer Hukah zum Rauchen, bald in den Speisen gegeben. Wenn Kinder sowohl als Erwachsene, oder Brüder, welche nicht rauchen, getödtet werden sollen, so mischt man das Gift mit den Speisen. Die Absicht ist beinahe immer zu tödten, da „die Todten nicht reden," manchmal aber erholten sich die Vergifteten, was zur Entdeckung der Vergifter führte. Diese Fälle sind jedoch selten und noch seltener, daß man die Vergifter verfolgen kann oder will, denn die wenigsten unternehmen es, die Schuldigen bis vor das entfernte Districtsgericht zu bringen. Die Straflosigkeit, womit das Verbrechen allenthalben geübt wird, und die daraus hervorgehende Vermehrung desselben in allen Theilen Indiens gehört zu den größten Uebeln, womit gegenwärtig das Land heimgesucht ist. Die Vergifter sind über ganz Indien zerstreut, und in Bombay und Madras so zahlreich als in Bengalen. Keine Straße ist ganz frei davon, und viele Hunderte leben augenscheinlich von diesem Verbrechen allein. Sie verkleiden sich auf alle mögliche Weise, und da sie es hauptsächlich auf die ärmern Reisenden abgesehen haben, so müssen sie, um leben zu können, eine um so größere Zahl von Menschen tödten. Zwei oder drei Vergifter tödten manchmal acht oder zehn Reisende, mit denen sie einige Tage fortgezogen sind, unter dem Vorwand, ihnen bei Gelegenheit eines Familienereignisses ein Fest zu geben. Leute von allen Kasten und Ständen treiben das Geschäft, manche nur gelegentlich, andere ihr ganzes Leben lang; die Gewohnheit, mit Fremden, die anscheinend von derselben Kaste sind, am Wege zu kochen, zu essen, zu trinken und zu rauchen, erleichtert die Anschläge auf Reisende ungemein. Die kleinen Gesellschaften sind von einander unabhängig und niemals verbinden sich zwei zu einerlei Zuge. So kann man die Mitglieder Einer Gesellschaft manchmal überführen und zur Strafe bringen, aber das ist nur zufällig, denn das System, wodurch die englische Polizei in den Stand gesetzt wurde, die Thaggesellschaften zu unterdrücken, läßt sich durchaus nicht auf diese Pest der Gesellschaft anwenden."

Das Klima der Kirgisensteppe.

(Fortsetzung.)

Die ersten Sandstriche im Gebiet der kleinen Horde liegen an den Ufern des Ur-Ual. Diejenigen, welche die Thäler dieses Flusses und seiner Zuflüsse Dschan-Gilda, Karabai und Dschaksybai decken, heißen Taifugan, die am Ual zwischen den Mündungen des Kiil und Atschi-Ual heißen Barkin. Beide sind als Nomadenweiden brauchbar, obgleich an den letztern das Wasser selten in geringerer Tiefe als 3 bis 5 Klaftern sich findet; die Oberfläche ist an vielen Orten mit Gras und Schilf bewachsen, und nur an der Mündung des Atschi-Ual werden sie flugsandartig und zur Weide gänzlich unbrauchbar. Weiter südlich als sie, aber unter demselben Längengrad am nordöstlichen Ufer des kaspischen Meeres liegen die Sandstriche Ergene und Saksauldy-Arai. Gegen Norden von dem Berge Aktau springt die breite sandige Halbinsel Busatschi ins Meer vor; die Hügel auf derselben sind mit Sandweiden (Saksaul) bedeckt, und zwischen den Hügeln finden sich Pfützen mit gutem süßem Wasser, aber von den Ufern her dringen die Salzlacken mehr und mehr in die Thäler vor und machen sie völlig unfruchtbar. Auch gegen Süden von diesem Rücken laufen Sandsteppen hin, die mit den mächtigen, von den Turkmanen beweideten Sandstrichen am Ostufer des schwarzen Meeres in Verbindung stehen. An der Emba von Kuldenen-Temira an dehnen sich Flugsandlager hin, die aber wegen des Wassers nicht ganz unfruchtbar und an manchen Orten mit Schilf und Gras bewachsen sind; die Kirgisen

Digitized by Google

theilen diese Sandstriche in drei verschieden benannte Theile ab. Das nördliche Ufer des Aralsees ist gleichfalls von Sandstrichen umgeben, die aber durch Salzgründe vom Meere selbst getrennt sind; der westliche ziemlich breite Zweig derselben gehört zu den beständigen Sandstrichen, und man findet hier Sommer und Winter Nomadenlager der Kirgisen. Ein schmaler Strich Salzsümpfe scheidet diese Sandstriche von der wohlbekannten Sandwüste Kara-kum, welche die ganze Ecke zwischen dem rechten Ufer des Syr-Darja (Jaxartes) und dem Ostufer des Aralsees einnimmt; kleine Hügel sind hier mit Tamarisken und Sandweiden bewachsen, und in den Thälern, an den zahlreichen Sümpfen und Brunnen trifft man auf gutes Gras, so daß die unfruchtbaren Flugsandstrecken sich mehr in der Nähe des Aralsees, die wasserlosen näher am Syr Darja sich finden, weßhalb die wandernden Kirgisen sich mehr in der Mitte halten. Der nordöstlichste Theil von Kara Kum, der näher an den Vorbergen des Ulu Tau liegt, führt auch den besondern Namen Arys-Kum.

Viel reichlicher als die Sandstriche sind die Salzstriche auf der ganzen Vertiefung der Kirgisensteppe vertheilt. Von den bittersalzigen Bassins des kaspischen Meeres, des Aral- und Balkaschsees dringen sie in breiten Strichen in die Tiefen des festen Landes ein, und nur Bergrücken und bedeutende Erhöhungen trennen sie an einigen Stellen. Die bemerkenswerthesten sind ohne Zweifel diejenigen, welche im Westen des Gebiets der kleinen Horde liegen. Dort bilden sie den an Salz reichen Elton-See, ziehen sich dann im Norden und Nordosten um die Naryn-Sandstriche, und verlieren ihre Feuchtigkeit in dem Maaße, als sie in die Sandsteppen eindringen. Beim Uebergang aus dem nassen in den trockenen Zustand bilden sie anfangs Salzsümpfe, Chaki, von denen einer der bedeutendsten der Aral-Sor im Norden des Ryn-Sandstrichs ist. Einige dieser Sümpfe sind mit Wasser bedeckt, das im Winter nicht gefriert, andere füllen sich nur im Frühjahr und in der Regenzeit mit Wasser, das nicht über eine Arschine tief ist, und im Sommer bedeutend abnimmt, so daß um die Ufer nur ein von Salz durchdrungener Thonschlamm bleibt, der mit einer dünnen Schichte von krystallisirtem Bittersalz bedeckt ist. Diese Sümpfe sind indeß so tief, daß man unmöglich weder darüber gehen, noch darüber reiten kann, und wer hinein geräth, ist unvermeidlich verloren; im J. 1825 trieb der Sturm eine Pferdeheerde in einen solchen Sumpf, und gegen 2000 Stück kamen um; solche Unfälle ereignen sich nicht selten. Weiter gegen Süden verlieren die Salzstriche ihre Nässe ganz, und erhalten sie erst wieder, wenn sie mit den unmittelbar zu den Meerdurchbrüchen gehörigen Salzsümpfen zusammenstoßen. In den Steppen der kleinen Horde schließen sie die Karawanenstraße nach Chiwa ein, trockene Salzstriche füllen fast die ganze Ebene zwischen dem Ural und Sagis, und fangen auch das Wasser des Ulu-Uil ein, ohne es zum Meere durchzulassen. Dann überschreiten sie den Sagis, ziehen sich zur Embamündung, und unterhalten dort das dichte Schilf, welches durch seine alljährliche Zerstörung und erneuertes Wachsthum zur Versandung der Flüsse und zur Austrocknung des nutzlosen Bodens auf Kosten des fischreichen nützlichen Meeres beiträgt. Jenseits der Emba durchschneidet der Salzboden in mehr oder minder feuchten Armen die ganze niederre Steppe zwischen dem linken Ufer dieses Flusses und den nördlichen Schluchten der Hochfläche von Ustjurt, wo er Salzsümpfe bildet, dringt dann über die Muchadschar-Berge vor und selbst auf die Hochfläche von Ustjurt, wo er den ganzen Westrand der großen Sandstrecke wie mit einer Kette umgiebt. Von hier nach Süden verbindet sich der Salzboden mit den nassen Salzgründen, welche das Nordufer des Aral-Sees gegen den Sandeinbruch schützen. Auf der Ostseite des Aralsees verlieren sie sich in den Schilfsümpfen des Syrdelta, nachdem sie einige Seen durch fließende Salzbäche in Verbindung gesetzt haben. Gegen Osten dringen sie mitten in die Sandsteppe ein, und bilden hier einen von selbst Salz absetzenden See, der den Namen Kibaklin-Sor führt und gegen Norden in einer schmalen Reihe von Salzlacken sich fortsetzt. Ihre weitere östliche Richtung ist nicht genau bekannt, es unterliegt aber keinem Zweifel, daß sie durch den See Telekul und den Fluß Zni mit dem dritten großen bittersalzigen Bassin der Kirgisensteppe, mit dem Balkasch-See, in Verbindung stehen. Die verschiedenen Salzsümpfe hindern sowohl den Zug der Karawanen bedeutend, als auch die Verbindung der Kirgisen unter einander; noch im Jahre 1841 verlor die kaiserliche Mission, die nach Chiwa und Buchara ging, fast einen ganzen Tag mit Aufsuchung einer Furt über den Salzsumpf Tentäk-schur, und die Reisefchmiede mußte man beinahe im Sumpfe stecken lassen.

Die ganze von den Salzgründen eingenommene Fläche beträgt in runder Zahl 176.900 Quadratwerst, wovon nur 15000 der mittleren Horde gehören, der Rest aber im Gebiete der kleinen Horde liegt. Da nach kirgisischen Wirthschaftsansichten nur die Salzgründe unnützer Boden sind, so betragen, wenn man diese von der Gesammtausdehnung der den beiden Horden gehörigen Landereien, d. d. 901,460 Quadratwerst abzieht, die als Weidegrund nach brauchbaren Landereien 724,500 Quadratwerst, wovon nur 35000 auf die mittlere Horde kommen. Man darf indeß darum nicht glauben, daß die Kirgisen der kleinen Horde um so viel mehr Unterhaltsmittel hätten, denn die mittlere Horde gewinnt hundertfaltig an Sicherheit des Besitzes, was sie an Ausdehnung verliert. Die Kirgisen der mittleren Horde sind zwar innerhalb der bewohnten Gränzen des Reichs mancherlei Beeinträchtigungen ausgesetzt, welche die Regierung nicht immer verhüten kann, als z. B. das ungesetzliche Abweiden oder Abmähen ihrer Wiesen u. dgl.; dagegen danken sie dem mächtigen Schutze der russischen Gränze innern Frieden und äußere Sicherheit, während die Kirgisen der kleinen Horde, da, wo sie an die bewohnten Gränzen des Reichs stoßen, denselben Beeinträchtigungen ausgesetzt sind, und in der Tiefe der Steppe durch ihre innern Kämpfe (Baranta) und an der Südgränze durch die lästige Einmischung der Regierungen von Chiwa und Kokand leiden, die manchmal in Anfällen von zügelloser Willkür ganze Aule unglücklicher Kirgisen vernichten, ihnen die Heerden entreißen, die Weiber

Digitized by Google

fortführen und sie als völlige Bettler in die nackte ungastliche Steppe hinausjagen.

Am stärksten tritt die Armuth der Steppennatur aus der Bewässerung hervor. Auf dem ungeheuren Raum von 900,000 Quadratmeilen sind einige Gruppen von Süß- und Salzwasserseen und nur sechs tausende Flußsysteme. Die unbedeutende Höhe der Quer- und Längenketten macht den Abhang der Thäler noch sanfter, und den Lauf der Flüsse und Bäche somit noch langsamer; daher trocknen sie im Sommer größtentheils durch die Hitze aus, fließen nur streckenweise, überwachsen mit Schilf und Rietgras, gefrieren im Winter bis auf den Grund, und bilden vielmehr eine Reihe von Seen, die unter einander durch das unterirdische Durchsickern des Wassers verbunden sind, als ein Flußgebiet in der gewöhnlichen Bedeutung des Worts. Von den sechs Flußsystemen liegen die zwei bedeutendsten, die des Ural und Todol mit ihren Zuflüssen, auf dem Nordabhang der Querkette,*) die vier andern im Süden, und zwar das des Irgis und Turgai östlich, das der Emba, des Sagis und Usen westlich von den Muchadschar-Bergen.

Ohne uns in die Aufzählung der einzelnen Flüßchen und Bäche der Steppe einzulassen, führen wir hier nur die Länge des Laufs und den Flächengehalt des Gebiets der bedeutendsten Flüsse auf.

Ural,	Länge des Laufs	1200 M.	Flächengehalt	66,000 M.
Todol,	„	500 M.	„	25,200 M.
Ilu-Irgis,	„	425 M.	„	33,600 M.
Turgai,	„	425 M.	„	
Ulu Uti,	„	450 M.	„	30,600 M.
Sagis,	„	350 M.	„	
Emba,	„	550 M.	„	29,400 M.
Syr Darja	. . . . .		„	7800 M.
der kleine Usen	. . . . .		„	3000 M.

Die Gesammtmasse der durch die genannten Flüsse bewässerten Ländereien beträgt also 195,600 M., d. h. etwas mehr wie den vierten Theil der ganzen Ausdehnung der Steppe. drei Viertheile also, welche zusammen eine Fläche von 14,300 geographischen Quadratmeilen einnehmen, bleiben ohne alle Bewässerung.

(Fortsetzung folgt.)

*) Das System des Ural muß man auf den Nordabhang der Querkette verlegen, weil der Ural nur hier bedeutende Zuflüsse aufnimmt, und folglich ein Flußsystem bildet, im Süden fließt er fast ganz einsam.

Spaziergang in Marocco.

Zweiter Abschnitt.

Reise nach Tetuan.

An einem schönen Tage traten wir aler Europäer, nebst einem Maulthiertreiber und einem freiwillig mitgelaufenen Koch, alle schlecht beritten und alle unbewaffnet, außer dem kaiserlichen Soldaten, unsere Reise an. Der Soldat stellte die Autorität des Sultans vor, und so groß ist in dieser Mastermonarchie die Furcht vor der Strafe, daß man, Christ oder Jude, unter dem Schutz eines einzigen Mannes überall hin mit vollkommener Sicherheit reist. Dieser Beschützer war ein sechs Fuß hoher Neger aus dem Sudan, trotz seines abstoßenden Gesichts und der gläubigen Verachtung, die er gegen uns im Herzen trug, von verbindlichen und sanften Manieren, die ihn nur einmal verließen, da er den Maulthiertreiber und Koch an unserem verbotenen Weine Theil nehmen sah. Er war mit einem alten europäischen Säbel und einer auer vor sich über den Sattel gelegten, aber eingewickelten Pistole bewaffnet, und seine Kleidung hatte nichts militärisch Auszeichnendes, als die rothe Mütze unter seinem Turban. Nach einer Meile Reitens dem sandigen Ufer entlang gelangten wir auf eine weite mit Schierling, Löwenzahn und weidenden Kamelen überfäete Ebene. Auf dem Hügelzuge links standen Gruppen von zehn Fuß hohen, zuckerhutförmigen Hütten, deren je fünfzig aber hundert ein Dascar oder Dorf ausmachen, und die von dem ackerbauenden Theil der Bevölkerung bewohnt werden. Darauf folgte ein lachendes, grünes, bunt mit Feldblumen bedecktes Wiesenland, worauf statt der Kamele graue Kühe weideten, und das von einem mit Meerfichten und Oleander bepflanzten Bache begränzt war. Hinter demselben wurde die Ebene wellenförmiger und war von Schluchten durchschnitten. Die in der Ferne erscheinende Gebirgskette waren die letzten Vorsprünge des kleinen Atlas, der sich von dem großen Atlas weg gegen Gibraltar hinzieht. Nähere Hügel verdeckten sie bald dem Auge, die Gegend wurde uneben, ohne dadurch malerischer zu werden, hie und da von Steinhaufen zum Andenken und Begräbniß hier Gemarterter bezeichnet, auf welche jeder vorüberziehende Gläubige einen Stein wirft und ein Gebet dabei murmelt. Gegen Mittag machten wir Halt an einer mit großen Bäumen und buschigem Rasen bewachsenen frischen Quelle, Ain Joscheda, einer wahren Oase inmitten dieser eintönigen Wüstenei, und nahmen daer unser Mahl ein. Nahe dabei sollen Ueberbleibsel eines verschanzten römischen Lagers seyn. Nach einer großen, eben so einsamen Haide fing das Gebirge nun damit eine Art gebahnten Weges an, ein mit spitzigen Steinen und Baumwurzeln überlegter Hohlweg, an den jedoch die Landespferde gewohnt schienen.

Die Gegend wurde malerischer; das Gebirge ist sehr bewaldet, vor allem mit Korkbäumen und Steineichen, die oft eine ungeheure Größe erreichen, und deren frischer, undurchdringlicher Schatten nach dem langen Ritte in der Sonne höchst wohlthuend war. Große Kalkfelsen hängen oft über den Abgrund hinaus oder lehnen sich an knotige Eichenstämme, oft schließen sie sich zu Engpässen, durch die sich kaum das Pferd zwängen kann, oder bilden hier hohe Einsturz drohende Gewölbe, dort lange glatte Steinbänke. Ein tiefes Schweigen herrscht in diesen hundertjährigen Wäldern; kaum trifft man vereinzelte Holzhütten an in diesem Gebiete der Stürme, den ersten Höhen des Atlas. Auf dem Gipfel des Berges überfiel uns ein wüthender Windstoß, der unsere Pferde in den Abgrund zu werfen drohte, und vor dem sich ein heranfsteigender Zug Kamele instinctmäßig auf die Knie niederließ. Diese Thiere sahen, wie alle, die ich in Marocco zu Gesicht bekommen, elend aus; sie sind kahl am Hals und an den Seiten und dunkelbraun von Farbe. Ihr wohlfeiler Preis wird nach der Anzahl von Tagereisen bestimmt, die sie in einem Tage machen können:*) zwei, drei, vier Tagereisen, man spricht sogar von eilfen. Ihre Ausfuhr ist, so wie

*) Die Tagereise wohl zu 6 bis 7 Stunden gerechnet; man scheint in Marocco die Kamele auch zum schnellen Lauf abzurichten. A. d. R.

Digitized by Google

die der Pferde und des Rindviehes, ohne ausdrückliche Erlaubniß des Sultans eingeholt.

Wir hatten nun das Bassin von Tanger aus dem Gesicht verloren und das von Tetuan vor Augen, welches bei weitem reicher, fruchtbarer und pittoresker ist. Die Gränze zwischen beiden, der Berg Alkar, senkt sich allmählich in eine große Ebene hinab, wo man etwas Feldbau von Mais und Weizen findet. Der hier gebrauchte Pflug ist der einfache römische, und wird von einem Esel oder Maulesel gezogen.

Von jetzt an begegneten wir häufig Hirten oder Bauern, alle mit dem Dschilabah bekleidet, meist barhaupt und barfuß, die das Salama! oft sogar das Salam alikom! den Gruß der Gläubigen, auch uns zuriefen. Bei einem engen Durchgange jedoch, da unser Soldat weit voraus war, machten einige dieser Landleute drohende Mienen und Gebärden gegen uns.

Nach dem Uebergange über den jetzt trockenen Bousika, einen im Winter wilden Gebirgsstrom, verändert sich die Natur auf einmal. Man tritt in eine weite, malerisch zwischen hohen Gebirgen eingeschlossene Ebene. Einige der Berge sind völlig düer, andere bewaldet, mehrere bis zum Gipfel angebaut und mit Dörfern übersäet, deren ländliche Hütten man nur mit Mühe von unten aus unterscheiden kann. Diese Ebene ist mit kleinen niedrigen Palmen bedeckt, die sich höchstens einen Fuß über dem Boden fächerartig ausbreiten, gerade wie man sie in Sicilien und dem mittägigen Spanien findet und welche man in Marocco Dum nennt. Ich sah, so wenig als in Tanger, einen einzigen jungen Baum. Diese ganze Campagna ist verlassen; man trifft auf keine menschliche Wohnung; nur große Heerden von Kameelen weiden daselbst, deren sanftes und gelehriges Ansehen sehr mit dem rohen und unfreundlichen Wesen ihrer Treiber contrastirt, und mit denen sie bloß das wilde rauhe Gescheer gemein haben.

Am Ende des Horizonts erhebt sich Tetuan auf einem Hügel, von dieser Seite nicht so schön anzusehen als Tanger von der Seeseite; es macht jedoch den Eindruck einer befestigten Stadt. Ihre Ringmauern werden von viereckigen Thürmen flankirt und von einem stattlichen Schlosse beherrscht. Alles ist weiß übertüncht. So schlecht dieß in der Nähe aussieht, so harmonirt doch aus der Ferne diese weiße Farbe ziemlich gut mit den strengen Tinten der Alpenlandschaft. Um sechs Uhr des Abends langten wir nae dem Thore von Tetuan an. Hier aber hatten wir lange auf die Erlaubniß vom Pascha zu warten. Der Tag entwich, die Sonne beleuchtete nur noch die hohen Bergkämme; die niedern Gegenden und die ganze Stadt lagen in den Schatten des Zwielichts; die Höhen selbst verdunkelten sich endlich. Die Stadt war so stumm als das Land umher. Kaum vernahm man die zitternde Stimme des Muezzins von den Minarets, die sich wie das traurige Geschrei eines Nachtvogels erhob und auf welche die Stille noch tiefer wurde. Arbeiter in gelben Pantoffeln und Lederschürzen kehrten heim und trieben mit trockenen Dornen beladene Esel vor sich her oder trugen selbst den Pflug auf ihren Schultern. Endlich wurde uns die Erlaubniß des Pascha durch einen zu unserem Geleite bestimmten Fußsoldaten überbracht, und wir zogen durch eine lange verlassene Straße zum Marktplatze hin und von da in den Miltah oder das Judenviertel, denn es ist keinem Christen, selbst nicht dem englischen Viceconsul, erlaubt in der Mauerstadt zu wohnen. Bei einem kleinen alten, sehr dienstfertigen und demüthigen Juden, Samuel Bendelack, fanden wir nach vielem Suchen ein billiges Absteigequartier.

Hier erhielten wir sogleich Besuche von allen Consularagenten. Seit der Verlegung der Consularresidenzen von hier nach Tanger, welche auf die Ermordung einer Maorin hin erfolgte, aber vielleicht aus Eifersucht der Mauren für ihre Weiber, die die schönsten und den Europäern am meisten geneigt in der ganzen Berberei seyn sollen, sind alle diese Agenten, mit Ausnahme des englischen, Juden, welche nach den unbesoldeten, wenig einträglichen Stellen des dadurch gewährten Schutzes und Ansehens wegen sehr begierig sind, und hier in dem mannichfaltigsten und grotesksten europäischen Kleidungsstücken erscheinen.

Unser mitgelaufener maurischer Koch zeigte sich von größtem Nutzen, da die Juden, als am Vorabend des Sabbaths, weder für uns kochen, noch ein Licht anzünden durften; er bereitete uns den landesüblichen Kuskusu, eine Art von gedämpftem Compot aus feinem Mehl, harten Eiern, Hühnern, Lamm- und Hammelfleisch, alles vermengt, zusammengekocht und stark gewürzt, welches aus einem großen Kessel, um den man sich niederkauert, mit den Fingern gehalt und verzehrt wird.

Am nächsten Morgen wurden wir durch einen Officier zum Frühstück beim Pascha eingeladen auf seinen ein paar Stunden von der Stadt gelegenen Garten, vor dessen Thor wir eine Truppe Soldaten und vier ungemein steife, mit den Füßen zwischen zwei lange Seile gefesselte Pferde fanden. Aschasch (so heißt der Pascha) selbst saß unter dem Vestibul eines Lusthauses in der Mitte des Gartens und empfing uns majestätisch in seinem weiten Haik von der feinsten Wolle. Er ist ein ungeheuer dicker Mann von der Gestalt Ludwigs XVIII, und so schwer, daß ihn ein einziges Pferd nicht den ganzen Weg zur Stadt hin tragen kann. Ueber der ungeheuren Masse seines Leibes thront ein langer spitziger Kopf, dessen ganzer Ausdruck in zwei kleinen Augen liegt, die ganz besonders hinterlistig und gierig aus dem Fett blitzen.

Aschasch kann als ein Musterbild der Nationalleidenschaften angesehen werden. Seine Habsucht ist unersättlich, und er verschmäht kein Mittel, das ihm seine angeborene Treulosigkeit an die Hand gibt. Natürlich sind die Juden seine nächsten Opfer, deren Vermögen er als Haupt der Douane, deren Tarif und Gesetze er allein zu bestimmen hat, nach Belieben plündert. Seine Erpressungen sind zwar dem Hofe bekannt, aber reiche Geschenke verschaffen ihm Nachsicht, und man läßt den Schwamm sich anschwellen, um ihn dann auf einmal auszudrücken. Dieser Tag bleibt gewiß nicht für den Pascha aus, unterdessen genießt er sein Leben und befriedigt seine Gierde. Er ist der Sohn eines Maulthiertreibers, und ohne alle geistige Bildung oder Talente.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Der Abbé Paramelle, der bekannte Quellenfinder, befindet sich gegenwärtig im Jura und treibt hier sein Geschäft mit gewohntem Glück. Er hat schon für eine Menge Gemeinden die in dem Kalkboden häufig verschwindenden Quellen nachgewiesen. (Voleur vom 10 Novembre.)

Ein mehr als hundertjähriger Galeerensklave kam kürzlich nach seiner Vaterstadt Tulle zurück, nachdem er drei Viertheile seines Lebens auf der Galeere zugebracht hatte. Alles strömt herbei, um diesen merkwürdigen Menschen zu sehen, der nur noch aus Haut und Knochen besteht und fast durchsichtig ist. (ibid.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 331.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

26 November 1844.

Der Seeruf.

Man hat schon viel von den Naturlauten gesprochen, ohne daß man bis jetzt der Ursache derselben näher gekommen wäre. Der berühmteste unter denselben ist der Klagelaut, den man zu Zeiten auf Ceylon hört. Indeß sind auch andere Orte bekannt, an denen man ähnliche Laute vernimmt, so in der englischen Grafschaft Cornwallis der „Seeruf," welcher augenscheinlich mit der Witterung in Verbindung steht, obgleich man bis auf diesen Augenblick noch nicht sagen kann, in welcher Art sich derselbe bildet. Ein neulich bekannt gemachter Bericht der polytechnischen Gesellschaft von Cornwallis enthält darüber folgendes: „Da das Vorauswissen von baldigen Aenderungen der Witterung namentlich Fischern und Landbauern von Wichtigkeit ist, so lenke ich die Aufmerksamkeit auf eine sehr gewöhnliche, aber nicht allgemein bekannte Andeutung solcher Aenderungen. An der Mountsbay und wahrscheinlich an allen ähnlich gelegenen Orten hört man zuweilen landeinwärts in einiger Entfernung vom Ufer, einen eigenthümlich hohlen, murmelnden Ton, den man im Lande den Seeruf (calling of the sea) nennt; wenn derselbe aus einer von dem eben herrschenden Winde verschiedenen Richtung kömmt, so erfolgt fast immer ein Wechsel des Windes gewöhnlich innerhalb zwölf, manchmal auch erst innerhalb 24 oder gar erst 30 Stunden. Man hört ihn manchmal auf eine Entfernung von mehrern Meilen, obwohl am Ufer, von dem er ausgeht, die See vielleicht nicht lauter als gewöhnlich ist, während zu andern Zeiten, wo dieß der Fall ist, und anscheinend gleich günstige atmosphärische Zustände obwalten, derselbe nicht über eine (englische) Meile weit vernommen wird. Kommt der Ton bei schönem Wetter von den Felsenriffen im Westen oder Süden, so folgt auch Wind von einer dieser Richtungen her, meist von Regen begleitet. Kommt der Ton aus dem Osten oder Norden, so tritt auch Landwind von Osten oder Norden, im Sommer mit schönem Wetter, im Winter oft mit Frost ein. Alle Beobachtungen in dem letzten Jahre bestätigen diese Angabe, und von allen die ich fragte, erinnerte sich auch keiner einer Abweichung von dieser Regel. Man darf diesen Ton nicht mit demjenigen verwechseln, der von einer hohlen See (ground sea herkommt, denn dieß ist die wohlbekannte Bewegung am Ufer, die durch einen fernen Sturm veranlaßt wird, aber dieß Geräusch pflanzt sich in jeder Richtung fort, und hauptsächlich in der des Windes, während der Seeruf nur aus Einer Richtung kommt, und zwar gewöhnlich aus der dem Wind entgegengesetzten. Ueberdieß, wenn der Seeruf aus dem nordöstlichen oder innersten Theile der Bay kommt, und der Wind später von dieser Richtung herbläst, so könnte der Ton unmöglich die Folge einer hohlen See seyn, die durch einen entfernten Sturm in dieser Richtung erzeugt wäre. Hieraus ergibt sich, daß der Seeruf nicht mit den Zuständen des Meeres, sondern mit denen der Atmosphäre zusammenhangt. Auch sagte man mir, daß vor einer Aenderung des Windes alle fernen Töne am lautesten in der Richtung vernommen werden, welche der Wind später nimmt. Die Fischer zu Portleaen, welche alle Zeichen der atmosphärischen Aenderungen sehr genau beobachten, bemerken als ein fast unfehlbares Zeichen, daß der Wind an diesem Tage sich nach Südosten umwenden werde, wenn ein Morgennebel aus dem Loafumpfe in dieser Richtung nach der Bay hinzieht. Diese letzte Andeutung kann vielleicht dahin führen, der Ursache des Seerufs auf die Spur zu kommen."

Das Klima der Kirgisensteppe.

(Fortsetzung.)

Die oragraphischen und hypsametrischen Eigenthümlichkeiten des von uns beschriebenen Landstrichs mußten auf die Atmosphäre einen ungünstigen Einfluß haben, und in der That unterliegt die Rauhigkeit des Klima's der Steppen am kaspischen Meere nicht dem geringsten Zweifel. Seit den Zeiten Alexanders des Großen blieben alle erhaltenen schriftlichen Nachrichten über die Ungastlichkeit dieser Niederung gleichmäßig, wie folgt: „Die Atmosphäre ist hier außerordentlich ungeregelt, mitten im Sommer, wo in andern Gegenden die größte Hitze herrscht, treten hier Gewitter ein, wodurch eine Menge Menschen umkommen; zugleich fällt aber auch mächti-

ger Schnee. Hier herrschen oft so kalte heftige Stürme, daß die Menschen nur mit der größten Anstrengung sich auf dem Pferde erhalten können. Als wir uns bei der Horde befanden — so erzählt nämlich Plan Carpin — wurden wir durch den heftigen Wind zu Boden geworfen, und wegen des ungeheuren Staubs konnten wir durchaus nichts sehen. Auch regnet es hier im Winter niemals, sondern nur im Sommer, aber auch dann so wenig, daß es kaum den Staub niederschlägt und das Gras anfeuchtet. Auch fällt hier oft gewaltiger Hagel. Zu der Zeit, wo der Kaiser gewählt wurde und auf den Thron gesetzt werden sollte, fiel, während wir bei Hofe anwesend waren ein solcher Hagel, daß in Folge des Aufthauens über 140 Menschen in der Nähe ertranken; viele Gegenstände und Wohnungen wurden fortgerissen. Auch findet man hier im Sommer plötzlich eine heftige Hitze und gleich darauf eine furchtbare Kälte. Im Winter fällt an einem Orte ungeheuer viel, am andern sehr wenig Schnee." Und Rubruquis fügt hinzu: „Hier herrscht manchmal eine solche Kälte, daß dadurch Bäume und Steine gespalten werden." Aber alle diese Reisenden, welche durch die Kälte und die Hitze litten, und die heftigen Abwechslungen von Hitze und Kälte bezeugen, geben weder von der einen noch von der andern den Grad an, wovon man doch die Nothwendigkeit bald fühlte.

Schon im J. 1762 widmete der arbeitsame Rytschkoff in seiner „Orenburgischen Topographie" fünf Seiten den klimatischen Untersuchungen, aber auch er beschränkt sich aus Mangel an gehörigen Hülfsmitteln auf nachstehende allgemeine Bemerkungen: „Auf beiden Seiten des Uralgebirgs um Orenburg und die Festung Orsk, die am weitesten nach Süden liegen, tritt manchmal eine so große Hitze ein, daß man nicht mit nackten Füßen auf den Sand oder auf irgend einen festen Körper treten kann; wenn das Eisen einige Stunden in der Sonne liegt, kann man es nicht mehr mit den Händen anfassen, und die Wärme dauert manchmal die ganze Nacht hindurch. Aber wenn um diese Zeit ein Nordwind von den uralischen Bergen herabbläst, wo an einigen Orten der Schnee nie schmilzt, so verwandelt sich die große Hitze noch an demselben Tag in Kälte. Manchmal zeigt sich in den Sommermonaten Schnee in der Luft, und es fällt ein solcher Reif, daß die Gartenfrüchte erfrieren." Später spricht er von Regen, Schnee und Schneestürmen fast in derselben Weise, wie seine Vorgänger aus dem 13ten Jahrhundert, und setzt nur noch eine malerische Schilderung eines Wirbelwindes bei, der dort oft so heftig werde, daß er Dächer abreiße. Nach Rytschkoff haben die Reisen der Akademiker ins südliche Rußland am Ende des vorigen Jahrhunderts und verschiedene militärische Expeditionen, welche in den ersten 25 Jahren dieses Jahrhunderts in die Steppe hinein unternommen wurden, den Kreis unserer Kenntnisse von dem Klima bedeutend erweitert. Hr. Lewschin in seinem schönen Werke über die kirgis-kaisakischen Horden beschreibt den Zustand der Steppenatmosphäre schon viel genügender als seine Vorgänger, und führt zwei sehr bemerkenswerthe Extreme von Hitze und Kälte an, nämlich — 30° R. u. + 34° im Schatten. Am meisten trug aber zur Aufklärung des Steppenklima's der gelehrte Reisende Baron Humboldt bei; in seinem bekannten Werke, „asiatische Fragmente," zeichnete er mit einigen meisterhaften Umrissen die Eigenthümlichkeiten dieses Klima's, und bewog außerdem durch schriftliche und mündliche Ermahnungen viele Behörden und Personen dazu, meteorologische Beobachtungen anzustellen und die atmosphärischen Wechsel in Journalen anzumerken. Diese Bemühungen konnten nicht ohne Wiederhall bleiben, und die Früchte zeigten sich bald in der schönen Charakteristik des orenburgischen Klima's, welche unser gelehrter Geognost, Oberst Helmersen, in seiner Reise durch dieß Land niederlegte, so wie in den bemerkenswerthen Arbeiten des kasanischen Professors, C. Knorr, dessen unermüdlicher Thätigkeit wir die Einführung regelmäßiger Beobachtungen in allen Gymnasien des kasanischen Lehrkreises verdanken. Indeß sind alle diese Arbeiten trotz ihres unbezweifelten Verdienstes ungenügend aus Mangel an Zahlenangaben, und um so viel möglich diesem Mangel abzuhelfen, wollen wir hier Auszüge aus mehr oder minder langen Beobachtungen mittheilen, die in verschiedenen Gegenden der Steppe angestellt wurden. Natürlich kann man einige Jahre fortlaufende Beobachtungen nur an den Granzpunkten erwarten, um also einen nur annähernden Begriff von der Temperatur der mittlern Steppenstriche zu geben, müssen wir die meteorologischen Arbeiten der Expeditionen zu Hülfe nehmen, die in verschiedenen Jahreszeiten bis dahin vordrangen. Die Ergebnisse der ständigen Beobachtungen lassen sich in nachfolgender Tabelle zusammenstellen, wobei wir noch bemerken daß Astrachan unter 46°20′ Br. 65°,45′ O. L. von F., Uralsk unter 51°,11′ B. und 69°,2′ O. L., Orenburg unter 50°,45′ B. und 72°,46, O. L., zudem daß Astrachan 12 Tolsen unter dem Meeresniveau, Uralsk 25,4 und Orenburg 40,6 über dem Meere liegen.

Monate.	Beobachtungsorte. Astrachan	Uralsk.	Orenburg.
Januar	— 10°,75	— 15°,40	— 17°,34
Februar	— 6°,15	— 17°,90	— 12°,30
März	2°,13	— 10°,30	— 5°,99
April	11°,30	2°,60	6°,34
Mai	20°,92	13°,70	12°,49
Junius	22°,90	21°,30	17°,65
Julius	24°,98	25°,80	19°,54
August	25°,36	19°,60	16°,13
September	20°,17	15°,00	7°,51
October	10°,08	6°,30	1°,08
November	3°,81	—2°,40	— 8°,25
December	— 4°,48	— 13°,40	— 16°,48

Das Ergebniß temporärer Beobachtungen ist für den Winter 1826/27 — 15°,78, für den Winter 1839/40 — 19°,94, für den Sommer 1841 + 14°,95, was eine mittlere Temperatur der Kirgisensteppe von — 1°,45 ergäbe, eine Unmöglichkeit. Der Grund liegt nur darin daß die Winter 1826/27 und 1839/40 sowie der Sommer 1841 ungewöhnlich kalt waren. Nichtsdestoweniger beweisen diese Angaben, wie rauh die Witterung in diesen ungastlichen Einöden werden kann. Uralsk, das fast einen gleichen Sommer mit Konstantinopel, Triest, Venedig, Rom,

Digitized by Google

Nizza und Lissabon genießt, hat einen Winter, der nur um einen Grad wärmer ist als der furchtbare Winter von Nowaja Semlia; Astrachan, das 12 Taisen unter der Oberfläche des Meeres sich befindet, hat einen so strengen Winter wie der Schneegipfel des St. Gotthard und St. Bernhard, und einerlei Sommer mit Florenz, Barcelona und den Bermuden, Teneriffa und Seringapatam. Die obigen Angaben werden noch schlagender, wenn wir die mittleren Jahrestemperaturen von Astrachan, Uralsk und Orenburg vergleichen; sie beträgt in Astrachan 10°,03, in Uralsk 4°,60, in Orenburg 1°,63. Die 3°,17′ Längenunterschied zwischen den beiden ersten Städten drücken die Jahrestemperatur um 5°,43′, und der Längenunterschied von 3°,40′ zwischen Orenburg und Uralsk drückt sie um 2°,91, folglich für 7 Längengrade beträgt die Wärmeverminderung der Jahrestemperatur 8°,40; da aber Astrachan fast fünf Grade südlicher als Uralsk und Orenburg liegt, so kommt dieser Wärmeverlust nicht ganz auf Rechnung der Fortsetzung gegen Osten, und wenn wir mit Humboldt annehmen, daß vom Aequator nach dem Pol die jährliche Temperatur der Erdoberfläche nach dem Breitengrad um ½ °C. abnimmt, so müssen wir von den obigen 8°,40, um die ausschließlich von dem Längenunterschied herrührende Verminderung der Temperatur zu erhalten 2° abziehen. Somit ergibt sich daß hier mit jedem Grad der Länge die Jahrestemperatur um 0°,84 sinkt. Vergleicht man, um die Probe zu machen, in gleicher Weise die Temperaturen von Saratoff, Uralsk und Orenburg, so finden wir daß die Wärmeverminderung bei einem Längengrad 0°,56 beträgt, und nimmt man von diesen beiden Ergebnissen die arithmetische Mittelzahl, so wird man sich wohl nicht sonderlich irren, wenn man annimmt daß zwischen den Meridianen von Astrachan und Orenburg das Vorrücken gegen Osten um einen Grad der Länge eine Verminderung der Jahrestemperatur um 0°,70 zur Folge hat. Da aber dieß Fallen unmöglich mit derselben Schnelligkeit fortgehen kann, weil sonst Omsk (91°,40 B.) eine Jahrestemperatur von — 10°,90 haben und Troizkosawodsk (124°,24′ O. L.) viel kalter seyn mußte als der Nordpol, nämlich — 34°,07, so muß man annehmen daß etwas ostwärts von Orenburg und zwar in geringer Entfernung die Jahrestemperatur mit den zunehmenden Längengraden wieder steigt, und also in der Nähe dieser Stadt der Kältepol dieser ganzen ungeheuren Senkung sich finden muß. Die Wahrscheinlichkeit dieses seltsamen Factums wird um so größer, wenn wir fürs erste die ungewöhnliche Strenge des Winters zu Orenburg beobachten: in dem meteorologischen Journal des Hrn. Sen sind einige Zahlenangaben enthalten, die um so erstaunlicher sind, je weniger sich an der Richtigkeit derselben zweifeln läßt; so fiel z. B. im Januar und December 1828 der Thermometer sechsmal unter — 33,°5, vom 6 bis 7 Januar schwankte er gegen 24 Stunden lang zwischen—37,°5 und —52,°5; im Winter 29/30 fiel das Quecksilber in der ersten Hälfte des Winters dreimal unter — 33°,5, vom 28 bis 31 December schwankte es unaufhörlich zwischen —32°,5 und —47°,5, und im J. 1834 vom 26 bis 30 Januar war die höchste Temperatur —33°,75, die niederste —41°,9. Die zweite Bemerkung ist, daß die Jahrestemperatur von Kasan fast einen Grad höher, und die von Slatoust nur um 2° niedriger als die Temperatur von Orenburg sich zeigt, obgleich beide Städte um 4° nördlicher und Slatoust dreimal höher über dem Meere liegt. Drittens ist nordwärts von dem Obschtschei Syrt die Abnahme der Wärme bei jedem Grad Länge ohne Vergleich geringer als gegen Süden, so daß für z. B. zwischen Kasan und Slatoust, die bedeutend höhere Lage des letztern Orts nicht mit in Rechnung gebracht, nur 0°24 beträgt. Alle diese Umstände machen indeß unsere Behauptung nur wahrscheinlich, eine völlige Bestätigung ist erst von künftigen andauernden Beobachtungen im Osten von Orenburg unter gleicher Breite zu erwarten.

(Schluß folgt.)

Spaziergang in Marocco.

Zweiter Abschnitt.

Reise nach Tetuan.

(Fortsetzung.)

Da er sich seiner Dicke wegen nicht leicht von der Stelle bewegen kann, ließ er uns durch einen seiner Verwandten eine steile, enge Treppe hinaufführen, wo wir in einem kleinen ziemlich hübschen Boudoir Theeservice aus Porcellan auf den Fußboden aufgedeckt fanden. Wir setzten uns auf orientalische Art auf Polsteen herum, und genossen ein einfaches Frühstück aus Mandelkuchen, Efsak, und sehr schmackhaften feinen Mehlkuchen, Jeebisa, wobei der Verwandte und fünfzehnjährige Sohn Aschasch bloße Zuschauer blieben. Der letztere war von ausgezeichneter Schönheit, welche selbst sein glatt rasirter Schädel, auf dem er noch seinen Turban teng, nicht entstellen konnte. Seine lichtgebräunte Hautfarbe gab ihm ein schon männliches Ansehen, aber sein trotzig blitzendes Auge konnte die Verachtung gegen uns nicht verbergen. Nach dem Frühstück besahen wir den ärmlichen Garten und bestiegen nach Geschenken an die Beamten, die den Werth unseres Frühstücks zwanzigmal überstiegen, unsere Pferde. Diese Geschenke sind eine Abgabe für den Kaid selber, von denen die Empfänger den geringsten Theil behalten.

Der Officier, den uns der Pascha am Morgen gesandt hatte, blieb für zwei Viertel des Tages als Leibwache bei uns, und hatte Befehl uns zu beschützen und überall hin zu begleiten — eine Vorsicht, welche die fanatische Bevölkerung Tetuans höchst nöthig machte und die bei einigen Veranlassungen kaum ausreichte.

Eine Reihe von reizenden mit lebendigen Hecken eingefaßten Pfaden führte uns vom Pascha in den Garten des Sultans. Dieß ist ein unermeßlicher Wald von Orangebäumen, die damals alle mit Früchten beladen waren und die ich selbst in Sicilien nicht in solchem Reichthum getroffen hatte. Die Orangen von Tetuan sind die berühmtesten in der Berberei und vielleicht die besten in der Welt. Man versendet sie nach Spanien und Gibraltar, aber kein Unterthan darf die seinigen verkaufen, ehe die des Sultans alle abgesetzt sind. Uebrigens sind sie ungemein wohlfeil; wir gaben für 300 Stück dem kaiserlichen Gärtner 3 Fr., welche Bezahlung dieser sehr großmüthig fand. Alle diese Ländereien sind lachend, und mit einer Sorgfalt angebaut, welche an die Cultur von Murcia und Valencia erinnert; ein schöner Strom schlängelt sich

Digitized by Google

durch ihre Mitte, hohe Hecken von Mastixbäumen und Geisblatt dienen zur Einfassung, und Weinstöcke, deren Trauben weithin berühmt sind, wiegen sich lieblich an den Aesten der Bäume.

Nach der Seite der Stadt hin ist der Hoelzpat durch ein Amphitheater der großartigsten Gebirge beschränkt; nach der andern Seite hin ruht das Auge auf dem einfachen, ruhigen Spiegel des mittelländischen Meeres. Die Stadt, deren weiße Mauern man strichweise zwischen den Massen von Grün hindurch erblickt, ist keine von den geringsten Zierden der Landschaft. Von dem Hügel aufsteigend und von stillen Minarets ganz umspießt, herrscht sie weithin über die Ebene und das Meer. Nachdem wir auf unsern Pferden durch den hier tiefen Fluß geschwommen waren, erreichten wir um Mittag die Stadt wieder.

Wir verließen unser Judenquartier nach unserer Zurückkunft für heute nicht wieder, da man am Sabbath den Juden am besten in seinem häuslichen und Festtagleben beobachten kann.

Die Bevölkerung von Tetuan besteht aus 16 bis 18,000 Einwohnern, wovon die Juden über ein Viertheil ausmachen. Sie sind hier, wie im ganzen Reich, mehr geduldet als aufgenommen, und haben für diese Duldung theuer zu bezahlen. Ohne die außerordentlichen Contributionen zu rechnen, sind sie einem beträchtlichen jährlichen Tribut unterworfen und haben für alles zu zahlen, sogar für das Tragen von Schuhen, die sie zwanzigmal des Tages vor den Moscheen, den Heiligthümern, den Häusern der Santone und der Großen abzunehmen haben. Sie sind zu einer schwarzen Tracht, einer von den Mauren sehr verachteten Farbe, verdammt. Es ist ihnen verboten, arabisch zu lesen oder zu schreiben, auf Pferden zu reiten, und für den Gebrauch von Essig oder Mantelsein haben sie eine Taxe zu bezahlen. Ein Jude darf sich keinem Brunnen nähern, so lange ein Muslem trinkt, und für das Niedersitzen in Gegenwart eines Gläubigen würde er schwer gezüchtigt werden. In ihrem Quartier eingeschlossen, leben sie unter der Aufsicht eines von ihnen selbst erwählten hebräischen Kadi, der aber einem vom Sultan ernannten Scheikh unterworfen ist. Uebrigens ist ihnen die freie Ausübung ihrer Religion erlaubt und sie regieren sich nach ihrem eigenen Gesetz. Lächerlich abergläubisch vermengen sie die mosaischen Gebräuche mit allen Thorheiten des Talmud und der Kabbala. Sie sprechen alle spanisch und stammen beinahe alle, besonders die an den Küsten, von den aus Europa im Mittelalter vertriebenen Juden ab. Es gibt jedoch hebräische Stämme in den Gebirgen, die sich selbst Pitisin oder Philister nennen und unter den Amazirgen weniger unterdrückt leben. Diese erkennen bloß das alte Testament und einige chaldäische Paraphrasen an und werden von den andern Juden als Ketzer verachtet. Daß sie von den alten Sadducäern abstammen, wie man geglaubt, wird von den Rabbinern selbst für unwahrscheinlich gehalten.

Diese verschiedenen israelitischen Stämme machen zusammen 340,000 Seelen aus, etwa ein Fünfundzwanzigstel der ganzen Bevölkerung von Marocco, wiewohl eine genaue Statistik in einem Lande ohne Kataster und Census nicht möglich ist. Das hebräische Volk tröstet sich für die Beschimpfungen, denen es ausgesetzt ist, durch Handel und listigen Wiedergewinn dessen, was ihnen ihre Tyrannen durch Gewalt entreißen. So verschlagen und spitzbübisch auch der Maure ist, so findet er doch am Juden seinen Meister, und wird in beinahe allen Handelsgeschäften von dem letztern betrogen. Dieß ist die einzige, den Juden erlaubte Rache und zugleich die Bedingung ihrer Existenz. Natürlich haben sie allen erworbenen Reichthum auf das ängstlichste zu verbergen.

Demnach sind die zwei niedrigsten menschlichen Leidenschaften, der Geiz und die Furcht, die unterscheidenden Züge dieser unglücklichen Sklaven, und sie tragen den unauslöschlichen Stempel davon in ihrem Gesicht und ihrer ganzen Haltung. Ihr Blick ist scheu und unstät, und sie verstecken die Angst, von der ihr Herz erfüllt ist, unter einem süßlichen ekelhaften Lächeln. Der Jude spricht nicht, sondern lispelt nur; er geht nicht, sondern schleicht bloß längs den Mauern hin, oft mit den Schuhen in den Händen, um weniger bemerkt zu werden. Wenn man ihn anblickt, verdoppelt er seine Schritte, wenn man dabei stille steht, ergreift er die Flucht. Seine Häßlichkeit besteht nicht gerade in mißgestalten Zügen, sondern in dem unedeln und thierischen Ausdruck seines Innern, dem Erlöschenseyn aller höheren Intelligenz in diesen metallisirten Gehirnen. Man könnte sich keine bessere Personification jener materiellen Gesellschaft denken, die man uns alle Tage als das Ideal der Menschheit anpreist. Durch ein Phänomen, das sich nur aus der Verschiedenheit der Beschäftigung erklären läßt, sind die jüdischen Weiber in eben dem Grade schön, als die Männer häßlich sind. Ihre Schönheit hat einen eigenthümlichen Charakter, der sich sonst nirgends findet, es ist der orientalische Glanz, vereinigt mit europäischer Feinheit. Der Schnitt ihres Gesichts, ohne weder das griechische noch das römische zu seyn, hat etwas von beiden, er ist weniger rein als der erste, aber anmuthiger als der andere. Alle Jüdinnen haben schöne schwarze Augen voll Flamme und eine weiße Haut; sie sind von mittlerer Größe, aber schlank und wohlgebaut. Sie sind nicht, wie die Männer, einer einförmigen Tracht unterworfen und haben das Costüm ihrer Mütter beibehalten. Ihr Rock, kaiden, ist nach unten zu offen und mit zwei großen goldbrochirten Umschlägen verziert, die sich über dem Knie öffnen; ihr Leibchen, punta, von goldgesticktem Tuch oder Sammet, wird auf der Brust geschnürt, und darüber ziehen sie den caso, eine Art Weste von grünem, rothem oder blauem Stoff, an, der keine Knöpfe hat und frei über die Seiten herunterhängt. Die Jüdinnen tragen keine andern Aermel, als die des Hemdes, diese weit und hängend, so daß sie die Arme bis zum Ellbogen zeigen. Ihre kleinen nackten Füße stecken in rothen Pantoffeln. Die Sfifa, ein Diadem von Perlen, Smaragden und andern Edelsteinen, krönt würdig ihr anmuthigen Gesichter. Junge Mädchen tragen ihr Haar in langen Flechten; verheirathete Frauen schneiden es ab oder verstecken es. Das Ganze ist höchst malerisch und glänzend. Uebrigens nöthigt die maurische Polizei die Jüdinnen, sich öffentlich mit halbentblößtem Gesicht zu zeigen, zum Unterschied von den Mauerinnen, die kaum das Auge sehen lassen.

Die Jüdinnen gehen wenig aus, aus Furcht vor den Beleidigungen der Muselmänner, die immer unbestraft bleiben oder am Opfer selbst gerächt werden. Der kleinste von einer Jüdin begangene Fehler, ein bloßer Verdacht sogar, wird mit der Ruthe bestraft, und nicht, wie bei den Mauerinnen, durch die weibliche Rheisa, sondern der erste dazu kommende Soldat peitscht sie auf offener Straße ohne Scham und Mitleid. Eine Jüdin wird im 13ten Jahre mannbar, und heirathet gewöhnlich im vierzehnten; im fünfzehnten wird sie Weib und Mutter; im zwanzigsten Jahre ist sie verblüht und mit fünfundzwanzig Jahren eine Matrone. Durch die Heirath scheinen sie häßlicher und entwürdigt zu werden. Die jungen Mädchen sind naiv, anmuthig, indolent und schmachtend, und würden in jedem Lande für reizende Weiber gelten.

Die jüdischen Häuser sind nach demselben Plane gebaut, wie die maurischen, nur noch festere Verschlüsse.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 332.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

27 November 1844.

Zustände in Spanien.

(Nach Tantis neuestem Werke.)

Justiz und Räuber.

Das Ministerium Lopez zeichnete sich zumeist durch einen Erlaß aus, demgemäß eine Commission zur Revision der Gesetze und verschiedenen Rechtsbücher in Spanien niedergesetzt wurde. Diese Commission, an deren Spitze Cortina stand, wurde aus den tüchtigsten Juristen des Landes gewählt; unter ihnen waren Männer wie Perez, Hernandez, Gallardo, Gonzalez Bravo und Bismanos. Noch vor fünf Jahren gab es in Spanien mehr als 40 Fueros, d. h. 40 verschiedene Gesetzesverfahren. Seit 1834 wurde das Gerichtswesen besser organisirt, und die neue Provinzeintheilung entsprechender eingerichtet. Die Gerichtshöfe, welche in den Hauptstädten der Provinz errichtet sind, haben nicht mehr ihre ehemalige parlamentarische Stellung. Seit der Einführung der Constitution können sich diese richterlichen Gewalten nicht mehr in die Staatsangelegenheiten mengen; die Regierung zieht sie nicht mehr über die Gesetzesvorschläge zu Rathe und nimmt ihre Einsprache nicht mehr an.

Die Friedensrichter sind noch immer die Alcalde, welche vom Volke gewählt werden; sie urtheilen ohne Recoursrecht bis zur Summe von 200 Realen (50 Franken). Auf dem Lande ist ihr Ansehen noch sehr groß, wenn sie gleich ihre Gewalt im Allgemeinen auf eine mehr patriarchalische Weise handhaben. Ihre Beschlüsse haben Geltung und sind sehr geachtet; sie richten nach Einsicht und Gewissen, nach Art der arabischen Cadis, deren Namen sie selbst noch tragen. In einem Dorfe Altcastiliens, am Ebro gelegen, wohnte ich einem Gerichtsverfahren bei, wie es sonst nur noch bei den Nomadenvölkern Afrika's stattfinden mag. Der Alcalde welcher in einer Streitsache mehrerer Bauern zu entscheiden hatte, ließ sie ganz ruhig Strohhalme ziehen, was schnell den Proceß ohne alle Kosten zu Ende brachte.

Die Tribunale der ersten Instanz bestehen nur aus einem Richter und dem königlichen Procurator, welcher die alten Functionen des Alcalde-Major hat; nur haben sie nicht mehr die Polizeifälle zu entscheiden, was ihrem Ansehen großen Eintrag that. Der höchste Gerichtshof, der in Madrid seinen Sitz hat, ist zugleich Cassationshof und Staatsrath, und urtheilt über die Beamten, welche wegen schlechter Verwaltung und Geldunterschlags angeklagt sind.

Der Gang der gewöhnlichen Processe ist durch eine Masse von Formalitäten erschwert und zahlreichen Mißbräuchen ausgesetzt. Alles wird schriftlich durch Vermittlung von Advocaten und Gerichtsdienern abgemacht. Das Gesetz schreibt sogar 2 Escritos (Bittschriften) vor; der Richter kann zwar davon entbinden, aber thut es nicht, weil er für jede Bittschrift eine bestimmte Geldsumme zu erheben ermächtigt ist. Wenn ihm daher eine Bittschrift zukommt, begnügt er sich damit zu erklären, daß er nicht gehörig unterrichtet sey, und läßt sich von dem Kläger 4 Bittschriften, die immer in derselben Form abgefaßt sind, vorlegen. Die streitenden Parteien ruiniren sich, denn außer dem Richter muß man den Advocaten, den Gerichtsdiener und Schreiber bezahlen. Darum verzichten Kaufleute und kleinere Capitalisten in Geschäften, welche nicht die Summe von 1000 bis 3000 Franken überschreiten, oft auf ihre gerechtesten Ansprüche, um sich nicht den furchtbaren Kosten eines Processes auszusetzen.

Die Beamtenwelt bildete lange Zeit in Spanien eine durch die wissenschaftliche Tüchtigkeit und Ehrlichkeit ihrer Mitglieder ausgezeichnete Classe; sie war die letzte, welche sich zur Bestechung hergab; leider aber richtete diese in kurzer Zeit so große Verwirrungen an, daß Unwissenheit und Faulheit der Charakterzug dieser Classe wurde, welche einen so großen Einfluß auf die öffentliche Sittlichkeit ausübt. Die erste große Revolution, welche dieser Stand erlitt, datirt sich aus dem Jahr 1836. Die Regierung, welche die Zahl ihrer Freunde vermehren wollte, entsetzte die Mehrzahl der Richter erster Instanz und königlichen Gerichtsräthe, und ersetzte sie durch Neulinge, die mit dem Gesetzgang nicht bekannt waren. Ein Artikel der Constitution von 1837 besagt daß ein Gesetz den Cortes vorgeschlagen werden solle, um alle Vergehen durch Jury beurtheilen zu lassen. Diese Frage beschäftigt im Augenblick lebhaft alle Gesetzesmänner. Die Regierung glaubte

Digitized by Google

die se Bestimmung modificiren zu müssen, indem sie für politische Verbrechen und Veruntreuungen der Beamten eine Ausnahme statuirte. Die gegenwärtige Commission hat die Ideen von 1837 nicht adoptirt, und scheint die Jury gar nicht annehmen zu wollen, gegen die ausdrückliche Erklärung der Constitution. Und in der That flößt das Institut der Jury nur Furcht und Mißtrauen allen Gesetzesmännern in Spanien ein. Bis jetzt wurde die Jury nur bei Preßvergehen in Anwendung gebracht, und die Probe fiel nicht zum Besten aus; denn die Beschlüsse, statt einer scandalösen Willkür Gränzen zu setzen, ermuthigten nur diesen Mißbrauch, indem sie ihn von der Strafe frei sprachen. Dieses Resultat muß ebensowohl der Unwissenheit als den allzu liberalen und demokratischen Tendenzen der Jurys zugeschrieben werden. Oft wurde das Endurtheil nicht nach dem Mehr oder Minder der Schuld gefällt, sondern nach der politischen Partei des Angeklagten. Die Jury sind nicht unabhängige Männer, denn um wählbar zu seyn, genügt eine jährliche Steuerabgabe von 500 Realen (125 Franken). So sind es oft Handwerksleute und Bauern die vielleicht in ihrem ganzen Leben kein Zeitungsblatt in die Hände bekamen, welche über die schwierigsten Fragen ihr entscheidendes Wort abgeben müssen.

(Schluß folgt.)

Das Klima der Kirgisensteppe.

(Fortsetzung.)

Viel minder interessant sind die barometrischen Beobachtungen, die an der Gränze der Steppe angestellt wurden; sie dauern nicht so lange, daß die Meteorologie beachtenswerthe Resultate daraus entnehmen und sind nicht so zuverlässig, daß man genaue Schlüsse über die Höhe daraus zu ziehen vermöchte. Hiezu kömmt noch der allen Barometermessungen in flachen Gegenden gemeinsame Nachtheil, daß der Gebrauch des Barometers noch nicht so vervollkommnet ist, daß man daraus kleine Höhenunterschiede bestimmen könnte. Wir brauchen hierüber nur auf den alten Streit über die Höhe des kaspischen Meeres zu verweisen; die Barometermessungen in Gurieff würden die Lage des kaspischen Meeres zu 168,6 engl. Fuß unter der Meeresfläche ergeben, während die geodätische Nivellirung diese Senkung auf 81,4 festsetzt. Vergleicht man die in Astrachan angestellten Beobachtungen mit der mittlern Barometerhöhe in Gurieff, so findet man, daß Astrachan um 102,96 englischr Fuß höher als Gurieff, und somit auch höher als das kaspische Meer läge. Hält man endlich die Beobachtungen Sans mit denjenigen zusammen, die in Uralsk angestellt wurden, so entdeckt man, daß diese Stadt um 285,2 F. niedriger als Orenburg liegt, und aus der Vergleichung der mittlern Barometerhöhen von Uralsk und Gurieff geht hervor, daß Gurieff 130,3 F. über Urals läge, wonach der Ural aufwärts fließen müßte; Orenburg selbst liegt nach den Beobachtungen Sans unter, nach denen von Helmersen über der Meeresfläche. Dieß scheint hinreichend, um die geringe Zuverlässigkeit der Höhenbestimmungen nach barometrischen Beobachtungen zu beweisen.

Wir übergehen die genauen Nachweisungen der Barometermessungen, und machen nur auf den seltsamen Umstand aufmerksam, daß die Unterschiede des höchsten und niedersten Barometerstands innerhalb eines Jahrs mit dem Fortrücken nach Westen immer größer werden; wenn dieß nicht ein Zufall ist, so ergibt sich daraus ein charakteristischer Unterschied des Steppenklima's, der, wie uns scheint, mit der Theorie der entgegengesetzten Schwankungen des Barometers und Thermometers durchaus nicht übereinstimmt.

Auch der Wind, dieser brausende Herr der kirgisischen Steppen, hat seine eigenen Gewohnheiten und Lieblingswege, auf denen er Kälte und Wärme herbeiführt. Hier sind seine Richtungen ständiger als sonst irgendwo, weil die Oberfläche des Bodens seinem mächtigen Willen weniger Hindernisse entgegensetzt, und derselbe, wenn er die vier Weltgegenden durchlaufen hat, häufiger dahin zurückkehrt, von wo er mit der größten Macht über die ihm unterworfenen Ebenen hinfahren kann. Darum sind auch die Beobachtungen, welche in den Steppen hierüber gemacht wurden, ohne Vergleich zuverlässiger als andere, obgleich sie sich über eine nicht allzu lange Zeit erstrecken. Die Stärke des Windes ist in Orenburg = 0,107, in Uralsk 0,017, in Saratow 0,034, in Gurieff 0,270, in Astrachan 0,164, in der Steppe zwischen der untern Uralinie, den Muchadschar-Bergen und Ustjurt 0,307. Man kann sich aus dieser Angabe leicht überzeugen, welchen wohlthätigen Einfluß der sogenannte Obschtschei Syrt *) auf den nordwestlichen Theil der Steppe hat; trotz seiner unbedeutenden absoluten Höhe schützt er sie doch auf der ganzen Strecke von Orenburg bis Saratow gegen den erkältenden Einfluß der Nordwinde; aber seine geringe verhältnißmäßige Höhe kann den Luftwechsel von Norden her in den höhern Schichten der Atmosphäre nicht aufhalten. Darum haben im Süden dieses Bergrückens in der Breite von Gurieff und Astrachan die Nordwinde wiederum das Uebergewicht, und sie wenden sich um so mehr von der östlichen Biegung ab, je weiter sie sich von dem Meridiangebirg des Ural entfernen. Die Steppen, welche westlich von den Muchadschar-Bergen am Fuße des „Tschink" liegen, sind gleichfalls durch den Obschtschei Syrt mehr oder minder vor dem Einströmen der kalten Theile der Polaratmosphäre geschützt, dagegen begünstigen die Senkung der Muchadschar-Berge gegen Süden bei ihrer Vereinigung mit dem Ustjurt und die verhältnißmäßig bedeutende Höhe dieses Plateau's das Vorherrschen der Ostwinde mit unbedeutender Abbeugung gegen Süden. Gegen Osten von den Muchadschar-Bergen haben wir keine Beobachtungen, welche uns in den Stand setzen, die Hauptstraße des Windes genau zu bestimmen, nichts bestoweniger kann man mit Zuversicht behaupten, daß auch hier Nord- und Nordostwinde vorherrschen, weil man, abgesehen von der besondern Erfahrung hinsichtlich der Stätigkeit dieser Richtung, auch die Bemerkung gemacht hat, daß die Thiere diese Hauptrichtung des Windes kennen, und daß deßhalb die Schildkröte und die Zieselmaus

*) Das Hügelland auf dem linken Wolgaufer.

instinctartig in dem Theil der Steppe, wo der Boden locker und leicht beweglich ist, ihre Löcher immer gegen Südwesten öffnen, damit sie nicht mit Sand und Erde verstopft werden.

Am wenigsten Beobachtungen wurden in der Steppe in hygrometrischer Beziehung gemacht, was man zum Theil der Schwierigkeit in der Steppe mit Instrumenten zu reisen, andern Theils der erst kürzlichen Erfindung des Psychrometers Schuld geben muß, welche diesem Zweige der Meteorologie ein neues Leben gab. Die erste Stelle in der kleinen Liste der Beobachter gehört auch hier dem Baron Humboldt, der nebst Ehrenberg und Rose zuerst dem gelehrten Europa einige Zahlen mittheilte, welche von der unglaublichen Trockenheit der Luft in diesen Gegenden einen Begriff geben. Nach ihnen beschäftigte sich Helmersen mit demselben Gegenstand, und endlich in letzter Zeit Hr. Basiner, der die russische Mission nach Chiwa begleitende Botaniker. Aus seinen bis jetzt noch ungedruckten Beobachtungen *) lassen sich allerlei merkwürdige Schlüsse ziehen. Wir bemerken fürs erste, daß die geringste in Europa **) beobachtete Feuchtigkeit = 0,16 war, während in der Steppe die mittlere, d. h. die tägliche geringste Feuchtigkeit von 37 Tagen nur das Doppelte (=0,35) ergab. Der wirkliche niederste Stand der Feuchtigkeit übersteigt bei weitem alles, was bis jetzt in dieser Art bekannt war; da, wo er beobachtet wurde (in den Sandstrichen von Jaman kum am Ulu Irgis den 28 Junius [10 Julius]) waren bei einer Spannung der Dünste von 12,46 nur 8 Hunderttheile der Luft in der trockensten und 15 Hunderttheile in der feuchtesten Stunde des Tages damit gesättigt; somit war den ganzen Tag hindurch die Feuchtigkeit um 5 Hunderttheile geringer, als diejenige, welche Humboldt auf der platowischen Steppe beobachtete, und die, wie er selbst bemerkt, „oft citirt wurde, als der höchste Grad von Trockenheit, der je beobachtet wurde" (Humboldt Asie centrale Vol. III. p. 568). Dennoch bin ich überzeugt, daß selbst diese Zahl nicht die Gränze der äußersten Trockenheit angibt, und daß die Trockenheit der Luft in Kysylkum und vielleicht selbst in Kara kum noch größer ist. Diese Zahlen erklären besser als alle Beweise die Wasserlosigkeit der Kirgisensteppe, so wie auch die Schnelligkeit, womit in derselben die Wasserbassins verschwinden, namentlich wenn sie mit süßem Wasser gefüllt sind. Selbst die bitterfalzigen Wasser entgehen hier dieser natürlichen Austrocknung nicht. Vergleichen wir z. B. die Angaben des Landmessers Murawin, der im J. 1740 nach Chiwa gesendet wurde, mit dem jetzigen Zustand der Dinge, so finden wir, daß damals die Nordwestecke des Aralsees, der Meerbusen Sary-Tschiganak 84 Werste tiefer ins feste Land eindrang, wie jetzt. Ich, so wie alle andern, die sich mit diesem Gegenstand beschäftigten, schrieben dieß einem Irrthum des geachteten Landmessers zu, besonders weil man ihm andere Unrichtigkeiten nachweisen konnte. Als ich aber im J. 1841 selbst in der Umgegend dieses Meerbusens war, fiel mir der Anblick der ihn umgebenden Wüsten nicht wenig auf: die Salzhaltigkeit des Bodens, das Vorhandenseyn von Muscheln und die feuchten Salzlacken zeugten deutlich dafür, daß hier vor noch nicht langer Zeit das Meer geherrscht habe, und ich war sehr erfreut eine Ursache zu haben, von meiner frühern Ansicht zurückzukommen und dem Aeltervater unserer Landmesser in der Steppe Recht geben zu können. Ich suchte einen Punkt, der seit jener Zeit den Namen nicht gewechselt, den Altscha-Tau, verglich die Entfernung desselben von der Veste Orsk nach den jetzigen Aufnahmen und nach den Marschrouten Murawins, und überzeugte mich, daß der wahrscheinliche Verstoß auf die Werst nicht über 15 Klafter betrug. Somit kann man nicht zweifeln, daß der Aralsee von Norden her um 80 Werst austrocknete. Geht dieß in demselben Verhältniß fort, so bezeichnet nach 5000 Jahren nur noch eine trockene Höhlung das Bassin, in das sich jetzt zwei bedeutende, wasserreiche Flüsse ergießen.

(Schluß folgt.)

*) In dem Texte ist eine zwei Seiten lange Tabelle mitgetheilt, welche wir Kürze halber übergehen müssen. A. d. R.

**) Zu Berlin am 19 August 1842 um 2 Uhr Nachmittags.

Der Zug der zehntausend Griechen.

Unter dem Titel: Travels in the track of the ten thousand Greeks, hat der bekannte Reisende Ainsworth eine interessante Schrift herausgegeben, die vielleicht in Zukunft der unentbehrliche Gefährte von Xenophons berühmter Anabasis seyn wird. Wenige Ereignisse in der Geschichte haben mehr Aufmerksamkeit erregt, als der kühne Zug der zehntausend Griechen ins Herz des persischen Reichs hinein; nahe waren sie daran den persischen Thron umzustoßen, und ihr glänzender Rückzug durch ein unbekanntes, schwieriges Land, trotz des Widerstandes der Einwohner und der zahlreichen Armeen, die ihnen folgten, haben den Kriegsruhm der Griechen hoch erhoben. Sie haben zuerst Europa das Geheimniß der Schwäche orientalischer Heere gezeigt, und sie eröffneten den Triumphen des Agesilaus und den Eroberungen Alexanders den Weg. Ihr Kriegszug war freilich von der ungerechtesten Art; sie waren die Miethlinge des jüngern Cyrus, der gegen seinen Bruder, der ihm einen frühern Verrath verziehen, wiederum rebellirte; viele der Griechen, namentlich Xenophon selbst, waren aus Staaten, die mit dem Perserkönig in engem Bündniß standen, aber Muth und Standhaftigkeit haben stets eine Menge Fehler entschuldigt. Hr. Ainsworth hat nahezu fünf Sechstheile des von den Griechen auf ihrem Hin- und Rückmarsch durchzogenen Landes bereist, und war somit im Stande manche geographische Schwierigkeiten zu lösen. Xenophon, der nach seiner Rückkehr aus dem Gedächtniß niederschrieb, mag selbst in Ungenauigkeiten gefallen seyn, was die noch ungelösten Widersprüche erklären mag. Hr. Ainsworth führt den Leser Schritt für Schritt über den Boden, den dieser berühmte Zug für immer merkwürdig gemacht hat.

Spaziergang in Marocco.

Zweiter Abschnitt.

Reise nach Tetuan.

(Fortsetzung.)

Tetuan gilt im Reiche für eine schöne Stadt und verdunkelt in dieser Hinsicht gewißlich Tanger, trotz der Pracht der consularischen Gebäude in der letztern; sie hat einen mehr maurischen und eigen-

Digitized by Google

thümlichen Charakter. Viele ihrer Straßen sind bedeckt und bilden unterirdische Gänge mit Thoren oder Gattern. Andere sind mit Lauben überzogen, deren unerwartetes Grün eine köstliche Frische verbreitet.

Kaufläden finden sich daselbst in großer Menge und werden meist von Algierern gehalten, deren glänzende Tracht sehr von der marocanischen Einfachheit absticht. Diese Algierer scheinen civilisirter zu seyn als die Eingebornen und gelten für gewandter in Handelsgeschäften. Sie sind übrigens nicht sehr beliebt bei der Bevölkerung, die ihnen ihren Luxus und ihre religiöse Lauheit vorwirft und sie beinahe, wie die Türken, als Ketzer behandelt. Dieses ganze Viertel, man könnte es das algierische heißen, ist ziemlich reinlich und belebt. Ueberhaupt ist die maurische Stadt bei weitem nicht so unrein und stinkend als die jüdische; die Straßen sind zwar eng, krumm, voller Steine und einige sehr steil, aber man kann doch durchkommen, während im israelitischen Quartier oft Berge von Unrath den Paß versperren.

Man verkauft in diesem Bazar, al Caisserie, rohe Seide, Pantoffeln, Gürtel von Fez und alle Arten von Kramwaaren und Schmuck für den Gebrauch der Einwohner. Andere Producte einheimischer Industrie sind die Azulejos oder glasirten Ziegel für Fußböden und die Essenzas, Binsenmatten, die in Tetuan ungemein wohlfeil gefertigt werden. Ebenso fabricirt man Schießpulver, Tabak, irdene Gefäße und viele Pantoffeln, aber am meisten thun sich die Einwohner auf ihre Gewehrfabriken zu gute. Die Marocaner sind lächerlich eifersüchtig auf ihre Gewehre, so gut auch diese gearbeitet sind, und verbieten deren Ausfuhr streng, aus Furcht vor Nachahmung. Die halbnackten Arbeiter in diesen Schmiedewerkstätten sind von sehr wildem, kräftigem Aussehen, aber ihre Werkzeuge und ihr Verfahren sind noch in der Kindheit der Kunst. Von Percussionsschlössern haben sie noch nichts gehört.

Tetuan gilt für eine theokratische Stadt; man zählt darin gegen dreißig Moscheen. Die Hauptmoschee ist von großem Umfange und imposantem Aeußern. Aber das bloße Stehenbleiben nahe bei dem Eingange ist für einen Fremden gefährlich, und nur der bloße Säbel meiner Wache konnte mich schützen; am drohendsten schienen die Mienen. Um die Moscheen herum halten sich die Adul und die Taleb auf, die Gelehrten. Sie haben die Beschäftigung öffentlicher Schreiber und bewohnen Buden, in welchen sie wie die Schneider sitzen und mit Steatitröhrchen, ohne andere Unterlage als ihre linke Hand, die zierlichsten Charaktere in geraden Linien und auf reinlichen Blättern bewundernswürdig zusammenreihen. Man kann keine schönern Manuscripte sehen, und der Druck, den man in Marocco nicht kennt, könnte sie nicht schöner ausführen. Der Inhalt dieser Schreibereien ist dagegen um so thörichter und unbedeutender: außer Abschriften von Documenten und Verträgen sind es empirische Recepte, theologische Formeln oder cabbalistisches und astrologischer Unsinn.

Beinahe alle diese Taleb sind ausgezeichnet schöne Männer, die Elite der Bevölkerung. Herrliche Gestalten, beinahe alle durch eine Bildung ausgezeichnet, die sie noch verschönert und den Glanz des schwarzen und dicken Bartes, der auf ihre Brust herniederwallt, noch mehr heraushebt.

Um die Moscheen her finden sich auch die Schulen, Mektib. Hier werden Sprüche des Koran, auf die sich aller Unterricht beschränkt, auf kleine Brettchen geschrieben, von denen die Kinder lesen lernen. Man läßt sie dieselbe Lection bis zum Ekel wiederholen. Wenn sie dieselbe auswendig wissen, läßt man sie die Schriftzüge nachahmen, und so lernen sie schreiben. Die Lehrmethode hat viele Aehnlichkeit mit der Lancaster'schen und wird seit undenklichen Zeiten im ganzen Orient ausgeübt. Die Kinder verlassen diese Schulen, sobald sie lesen und schreiben können, aber viele bleiben darinnen, bis sie den Koran ganz auswendig gelernt haben. Darauf gehen sie zu den höhern Lyceen, Mudaei, über, von diesen geht es auf die Universität von Fez, genannt Dar-el-'lm, Haus der Weisheit. Dort wird, wer weiß auf welche Art, Grammatik, Theologie, Dichtkunst, Arithmetik, Astrologie und Medicin gelehrt; man erklärt die Ueberlieferungen und die Commentare des Koran, wozu noch endlich das bürgerliche und kanonische Recht kommt. Diese Universität war im Mittelalter sehr berühmt; sie schrieb poetische Wettkämpfe aus, welche die Zöglinge der Muse von allen Theilen Afrika's nach Fez zogen. Die gekrönten Sieger erhielten unter andern Preisen ein schönes Pferd und eine schöne Sklavin.

Noch heutiges Tages ertheilt die Universität Fez die Grade eines Taleb, Licentiaten, Fkih, Doctor, und eines Alem, Gelehrten. Das Haupt dieser verehrten Körperschaft ist der Mufti, dessen Gewalt sich nicht bloß in theologischen Angelegenheiten, sondern auch in Sachen der Gesetzverwaltung über das ganze Reich erstreckt. Die Sprache von Marocco ist das Arabische, mit den Idiomen der Amazigen oder Berbern vermischt, selbst mit spanischen Wörtern und andern fremdartigen Bestandtheilen.

Man stelle sich einen Haufen nackter oder lumpiger Kinder vor, unordentlich beisammensitzend in einer dunkeln mit Gestank erfüllten Halle; einen alten Meister, der in schmutziger Kleidung und zerknittertem Turban statt des Scepters einen frischharen Stock in der Hand hält, auf einem Tische sitzt, wie der Mogul auf dem Throne, und mit den Fingern in einem verwirrten, grünlichen Barte kraut, so erhält man ein gutes Bild der Schulen von Marocco. Die unglücklichen kleinen Gefangenen in dieser Höhle sagen in endlosem Chorus die Verse des heiligen Buches her. Bei jedem Fehler schilt sie der Pädagog aufs häßlichste, wenn er nicht anders sogleich den Stock gebraucht.

Man spricht so viel von muselmännischen Waschungen, daß ich in Tetuan erträgliche Bäder zu finden hoffte. Statt dessen führte man uns in einen elenden Winkel, von zwei oder drei Negern bedient, welche durch ihre Unreinlichkeit des Platzes würdig waren. Große in die Wand gemauerte irdene Urnen, in denen man sich nur mit Mühe niedergekauert erhalten kann, dienten als Badewannen. In diese fließt das Wasser durch enge offene Rinnen. Dieß war die ganze Pracht und Wollust orientalischer Bäder. Wir verließen diesen schmutzigen Platz mit Abscheu.

Tetuan wird durch eine einsame sandige Haide, auf der man kein Dach, nicht einmal einen Baum sieht, von dem mittelländischen Meere getrennt. Der Fluß Martil durchschneidet diese Wüste und ergießt sich zwei Stunden unterhalb der Stadt ins Meer. Die Mündung dieses Flusses ist groß und tief genug, um Schiffe aufzunehmen, und einige leicht ausführbare Arbeiten würden hinreichend seyn, die Aufsicht die Tetuan möglich zu machen. Die maurische Sorglosigkeit denkt aber so wenig daran, diesen natürlichen Canal vollends schiffbar zu machen, daß sie vielmehr die Mündung selbst zu einem solchen Grade versanden und verschlammen läßt, daß in kurzer Zeit die kleinsten Boote nicht mehr werden einfahren können.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 333.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

28 November 1844.

Das Klima der Kirgisensteppe.

(Schluß.)

Sehr lange schrieb man das rauhe Klima der Steppe deren absoluter Höhe zu. In diesem niedrigen Theile der alten Welt hatte die Einbildungskraft der Gelehrten eine Hochfläche erschaffen, die mit den Hochebenen von Tibet und Quito wetteifern sollte. Aber in dem Maaße, als die Wissenschaft mit Maaß und Gewicht in diese wilden Länder eindrang, verschwanden die vermeintlichen Erhebungen der Erdoberfläche, und als sie sich endlich nach unwiderleglichen Beweisen in eine völlige Senkung umgewandelt hatten, mußte man andere Grundlagen zur Erklärung des Klima's suchen. Zum Glück zerstörte zu derselben Zeit, wo die Wirklichkeit die Muthmaßungen der Gelehrten über die Steppenhöhe Lügen strafte, die geographische Forschung ein anderes Gebilde der thätigen Phantasie der Kartographen, nämlich die Queerkette, welche den Altai und Ural verbinden sollte, und alles, was die Meteorologie zur Erklärung des rauhen Klima's der Steppen durch die Thatsache ihrer tiefen Lage verlor, das gewann sie hundertfach durch die Reduction des Gebirgsrückens auf einige vereinzelte Hügel, welche die Ebenen gegen die kalte Einströmung von Norden her nicht schützen konnten. Jetzt genügt ein Blick auf die Karte der alten Welt, um sich zu überzeugen, daß die sibirischen Tundras zwischen den Meridianen des Ural und Altai unmerklich in die Ebenen Mittelasiens übergehen, so daß der letzte Absatz dieses Steppenstrichs gegen das Eismeer zu sich in Moossümpfen ausbreitet, während die oberste Stufe am Fuße des Hindukusch von Granat- und Mandelbäumen und der pyramidalischen Pappel beschattet ist. So sind diese gränzenlosen Ebenen, welche von dem Eismeer und dem indischen Ocean fast gleich weit entfernt sind, dem Einfluß des ersten völlig offen, während die Schneehöhen des Himalaya und Hindukusch sorgfältig verhüten, daß nicht manchmal eine warme Strömung tropischer Luft ungekühlt dahin gelange. Die Höhenverhältnisse dieser Länder haben einen nicht minder nachtheiligen Einfluß auf das Klima als ihre Orographie: ein ausgetrockneter, baumloser, mit Salzstrichen bedeckter Meeresboden, der seinen Salzgehalt selbst dem süßen Wasser seiner Oberfläche mittheilt, macht die über ihm schwebende Atmosphäre zu Uebergängen von unmäßiger Kälte zu unmäßiger Hitze geneigt, welche in andern Gegenden völlig unmöglich sind. Und wie der Umstand, daß diese Ebenen gegen den Einfluß des Kältepols unbeschützt sind, die Winterkälte erklärt, so erklärt auch der Mangel an Dünsten, welche anderswo nicht die ganze Masse der Sonnenstrahlen durchlassen, und bedeutende Wärmemassen die hier frei bleiben, gleich bei ihrer Bildung verzehren, die große Hitze des Sommers. Dazu trägt auch noch die Eigenthümlichkeit der hier vorhandenen Wassermassen bei, denn da diese mit verschiedenen Salzen durchdrungen sind, und eine starke Verwandtschaft mit den atmosphärischen Dünsten haben, so setzen sie der Einwirkung der Sonne um so mehr Widerstand entgegen, so daß der hygrometrische Zustand der Steppenluft beinahe gar nicht sich ändern würde, wenn auch durch den Verlust von zwei Drittheilen der ganzen Wassermasse alle salzigen Bassins sich in süße umwandelten. Der lange verschwundenen Herrschaft des Oceans verdanken die nördlichen Steppen die ungleichmäßige Erwärmung im Süden und im Norden während des ganzen Sommers hindurch. Die ungeheuren Sandeinöden unter einer Breite, wo die Meridianhöhe der Sonne vom April an 60° übersteigt, werden schon stark erhitzt, noch zu einer Zeit, wo die Steppen tief mit Schnee bedeckt sind, und ziehen, indem sie die überliegende Luftschichte verdünnen, immer neue Strömungen an, die mit den Ausdünstungen der aralischen Meere und Sümpfe beladen sind; diese Strömungen, welche ihren Vorrath an Feuchtigkeit auf den waldigen Höhen des Ural gelassen und den Frühling der nördlichen Steppen abgekühlt haben, treten an die Stelle ihrer von der Sonne vertriebenen und nach den Höhen des Balor und Hindukusch fortgezogenen Vorgänger, unter deren wohlthätigem Einfluß diese Schneegipfel, die ewigen Quellen des Sihun und Dschihun, durch ihr reichliches Thauen Fruchtbarkeit in den wenig bearbeiteten Strichen von Mawaralnahar *) verbreiten.

*) Dieser arabische Name für Transoxana ist im russischen Texte seltsam genug zu „Mauren-Jenseits" verkehrt. A. d. U.

Digitized by Google

Alle dieſe atmoſphäriſchen Veränderungen müſſen einen bedeutenden Einfluß haben auf alles, was in der Niederung der Kirgiſenſteppe lebt und wächſt. Wenn die Sonne mit ihren Frühlingsſtrahlen die nördlichen Steppen von der Schneedecke befreit, und aus der erneuten Erde ſaftige Gräſer zu kurzem Leben hervorruft, eilen die Kirgiſen und ihre Heerden Kräfte zu ſammeln, um die Laſt der übrigen Jahreszeiten deſto eher zu ertragen. Aber die Freude dauert nicht lange: denn im Anfange Mai's bieten die günſtigſten Theile der Steppenoberfläche meiſtens ſchon den traurigen Anblick einer gelben, mit ſonnverbranntem Graſe bedeckten Ebene dar; dann muß der Kirgiſe jede Woche ſeine leichte Wohnung nach einem andern Orte hin verſetzen, und nur indem er an den Ufern der Flüſſe und Bäche eine Zuflucht ſucht, kann er durch eine unaufhörliche Beweglichkeit ſich und ſeine Heerden vor dem Hungertod retten. In dieſer ſchwülen, trockenen Jahreszeit kocht die Natur gleichſam den ganzen Horizont der Steppe in ein wogendes Meerbild um, und der Kirgiſe muß ſich mit dieſem trügeriſchen Anblick des wohlthätigen Elements begnügen, das ſeinem Heimatlande ſo ſparlich zugemeſſen iſt. Der Herbſt mäßigt zwar die Hitze des Tages, bringt aber den wilden Steppenſtämmen, weil er größtentheils trocken und hell iſt, wenig Erleichterung, kein Tropfen Regen fällt auf die Erde und kaum ein Wölkchen iſt zu ſehen, dagegen bieten die finſtern Nächte der unbezähmbaren Luſt des wilden Menſchen die zu ſeinem phyſiſchen Wohlſeyn mangelnden Gegenſtände ſich mit Gewalt zu verſchaffen Vorſchub; er gedenkt der ihm und ſeinem Geſchlecht angethanenen Unbilden, und zieht bei Sternenlicht und dem Schimmer der Steppenbrände auf die „Baranta" aus. Der Uebergang zum Winter iſt größtentheils ſehr ſchroff, gewöhnlich fällt gegen Ende Novembers der erſte Schnee und führt furchtbare Schneeſtürme mit ſich, welche Puſchkin ſo treu und maleriſch beſchrieben hat. Aber die Herrſchaft der niedern Stürme, wo die Luft mit Schnee angefüllt iſt, den die Kraft des Windes von der Erde aufreißt, dauert nicht lange; unter dem harten Druck der Decemberkälte wird der Schnee feſt und glatt, und nur die obern Stürme reißen manchmal die ſchwachen Wohnungen der Kirgiſen nieder, und treiben ihre Heerden hinaus einige Duzend Werſte weit vom Aul weg, wo ſie in großer Menge umkommen. Indeß macht im Anfang des Winters die Kälte den Schnee nicht ſo feſt, daß die Heerden nicht ihn aufſcharren und ihr Futter ſuchen könnten. Wenn aber nach dem Frühlingseintritt die Mittagsſtrahlen der Sonne ſchon ſo viel Kraft haben, daß die äußere Schneedecke ſchmilzt, während die Nachtkälte wieder eine ſo feſte Rinde macht, daß ſie den Fußgänger, manchmal ſogar den Reiter trägt, dann tritt die härteſte Zeit für den unglücklichen Kirgiſen ein; die Pferde durchſtoßen mit Mühe die Eiſenrinde und erhalten ſich mit ärmlichen Steppengewächſen, Tebenewka genannt, während Kamele und Schafe, wenn ihnen nicht ein baldiges Aufthauen zu Hülfe kommt, in großer Zahl hinſterben, ſo daß ſehr häufig ein ſtrenger Winter einen reichen, wohlhabenden Kirgiſen zum hülfloſen Bettler (Baigutſch) macht, der nicht nur nicht Weide und Kinder ernähren, ſondern auch nicht einmal auf Raub ausziehen kann, um einem unachtſamen Nachbar ſeine Pferde wegzutreiben.

Zuſtände in Spanien.

Juſtiz und Räuber.

(Schluß.)

In keinem Lande ſind die Verbrechen ſo zahlreich wie in Spanien; man berechnete, daß hier die Mordverſuche 45mal häufiger als in Frankreich, und 27mal häufiger als in England ſind. Die Raubgier und Beſtechlichkeit der Geſetzesmänner iſt zum Sprüchwort geworden, und ehrliche Leute fürchten das Gericht mehr als die Räuber ſelbſt. Iſt ein Mord begangen, ſo geht man nicht zuerſt gleich dem Mörder auf die Spur, ſondern arretirt die Leute, welche den Leichnam aufnahmen oder die Bewohner des nächſten Hauſes. Die Dazwiſchenkunft des Geſetzes wird gerade für die am drückendſten, welche ihm behülflich ſeyn wollten; man begreift darum auch leicht, was daraus entſtehen muß. Sobald man in der Straße Angſt- und Hülfegeſchrei hört, werden alle Thüren geſchloſſen, die Einwohner verſchanzen ſich recht eigentlich hinter denſelben, nicht etwa aus Furcht vor den Mördern, ſondern weil ſie beſorgen, der Unglückliche möchte in ihrem Hauſe eine Zufluchtsſtätte ſuchen, und das Gericht möchte mit ihnen ſeine Unterſuchung beginnen. Kommt ein Alcalde dazu, ſo lang er noch Lebenszeichen am Verwundeten findet, ſo ſchickt er nach dem Beichtvater; an den Arzt denkt man nicht einmal. Vor zwei Jahren wurde ein Fremder mitten in Madrid auf dem Platz d'Oriente von einem Schlag getroffen; er fiel mit dem Geſicht zur Erde in eine kleine Waſſerlache. Zufälliger Weiſe fand ſich der Alcalde auf dem Platze ſelbſt, kommt herbei, legt ſeinen Stock auf den Körper des Unglücklichen, als Zeichen der gerichtlichen Beſitznahme, und läßt ihn in derſelben Lage, bis daß alle Formalitäten erfüllt waren, während ein ſchneller Aderlaß oder ſonſtige ſchleunige Hülfe dem Armen das Leben wieder geſchenkt hätte.

Das Land iſt in den Händen von Räuberbanden, welche offen die Provinzen durchziehen, in den Dörfern Steuern auflegen, die Poſten anhalten, die Reiſenden plündern und mißhandeln. Die Obrigkeit bekümmert ſich um dieſes ſtehende Raubſyſtem nichts, und gibt ſich keine Mühe, die Straßenräuber einzufangen; dieſe dagegen ſind eifrig und über alles wohl unterrichtet. Sie kennen alle Capitaliſten, ſie wiſſen ihre Finanzoperationen, die Tage, an welchen ſie ihr Geld ausſchicken. Vor einiger Zeit wurde ein Courier der franzöſiſchen Geſandtſchaft zwiſchen Burgos und Vittoria überfallen; die Räuber berechneten die Geldſumme, welche man ihm für ſeine Reiſekoſten ausbezahlt haben müſſe, die Poſten, die er bereits bezahlt hatte, und wehe ihm, wenn er verſucht hatte, den geringſten Theil deſſen, was ihm übrig blieb, nicht auszuliefern! Der Raub wird ſo zu ſagen an den Thoren von Madrid betrieben; das Gericht und die Behörden bleiben blind, und doch iſt es öffentlich bekannt, daß die Urheber

Digitized by Google

dieser Raubmorde in der Hauptstadt selbst ihre Niederlage haben. Uebrigens wird es einem in Madrid sehr eingeschärft, und das nicht bloß den Fremden, sondern auch den vermöglichen Einheimischen, nie vor Sonnenaufgang oder nach Sonnenuntergang die Stadt zu verlassen, und die Posten richten ihre Abfahrt oder Ankunft immer darnach ein.

Die Räuber haben eine gewisse Organisation; sie haben ihre Verwaltung, ihre Justiz und ihre Polizei, die Banden bestehen aus 15, 30 und 50 Mann. Die Hauptleute geben förmliche Contracte ein mit den Postcompagnien, den Expeditionshäusern, den Arrieros (Maulthiertreibern) und mit den angesehendsten Handlungshäusern. Sie besitzen oft genauere Nachrichten über den Handelsstand der Provinz als die Regierung selbst, und damit man sie nicht betrüge, haben sie ihre Wächter, welche Controleurs oder vielmehr wahre Finanz-Inspectoren sind. Diese lassen sich in den Wirthshäusern nieder, in welchen die Posten anhalten, und inspiciren aufs anständigste die Reisenden, denn sie erhalten eine gewisse Summe für jeden Kopf derselben; die Mayorals oder Conducteurs haben die größte Achtung vor ihnen und laden sie selbst zum Tisch der Reisenden. Dieses geschieht namentlich auf dem Weg von Malaga nach Grenada; man vermuthet sogar daß ein ähnlicher Contract auf dem Weg zwischen Madrid und Bayonne bestehe; denn es gibt kein Exempel, daß eine Post angefallen wurde, während fremde Courriere und die spanische Malle oft von Raubern geplündert wurden.

Den Reisenden genügt es, Vorsichtsmaaßregeln zu nehmen, um die Räuber zu hintergehen. So haben sie nur das für die Reise schlechthin nöthige Geld bei sich, und versehen sich mit falscher Münze, deren es eine große Masse in Spanien gibt, um der üblen Behandlung der Rauber zu entgehen; denn jeder Reisende, welcher nicht eine gewisse Summe bei sich hat, wird ermordet. An Vertheidigung denkt man nie. Diese Rauber sind über die Zahl, Beschaffenheit und Waffen der Reisenden sehr wohl unterrichtet, und richten dienach ihre Vorkehrungen. Setzen sie voraus, daß der Reisende sich vertheidigen wolle, so theilen sie sich in mehrere Banden, zum Angriff und zur Reserve. Sie suchen dann die Wägen in Gebirgspassen oder öden Ebenen zu überfallen; sie schießen von der Ferne auf den Postillon und die Pferde, und haben die Reisenden alle Vertheidigungsmittel erschöpft, so werfen sie sich auf sie, tödten sie und verbrennen die Wägen; aber diese Fälle sind äußerst selten.

Die Justiz ist bei diesen Räubern sehr eilfertig, doch werden dabei gewisse Formen beobachtet. Die Hauptlinge haben keine unumschränkte Gewalt, ihnen zur Seite steht ein Rath von Alten, der sie sehr häufig zum Tode verurtheilt und das Urtheil vollstrecken läßt. Sie haben in ihrem Codex einen Artikel, den sie aufs genaueste halten, nämlich den, daß dem Hausbesitzer, bei welchem sie Obdach fanden, kein Leid zugefügt werden durfe. Vor noch nicht langer Zeit zog der Graf von N...., einer der größeren Güterbesitzer Andalusiens, den Haß eines dieser Banditen auf sich. Dieser drückte gegen ihn die Flinte ab, die aber glücklicherweise versagte. Sogleich traten seine Kameraden zu einem Kriegsrathe zusammen und verurtheilten ihn zum Tode; sie erschossen ihn, nachdem sie ihm Zeit gelassen hatten, seine Gebete abzumachen und sich mit dem Himmel zu versöhnen. Die Räuber erfüllen gewöhnlich mit großer Genauigkeit alle Pflichten der äußern Frömmigkeit.

Die Bevölkerung, welche in den Städten oder größeren Dörfern aufeinandergedrängt lebt, überläßt das Land der Willkur dieser gefürchteten Menschen, die ebensowohl Mordbrenner als einfache Räuber sind. Wird eine Untersuchung eingeleitet, um die Uebeber einer Schandthat ausfindig zu machen, so verstummen die Dienstboten, wenn sie gleich die Mörder wohl kennen; sie haben nichts gehört, nichts gesehen, und oft fürchten die Richter selbst, ihre Nachforschungen mit Eifer zu betreiben, da sie sicher die Opfer ihrer Pflichttreue würden. Statt daß die großen Güterbesitzer sich zur Ausrottung dieser gefährlichen Banden verbänden, unterwerfen sie sich feig unter einen schändlichen Tribut, und werden selbst insgeheim die Mitverschwornen dieser Elenden, die sie heimlich unterstützen, indem sie ihnen die gerichtlichen Maaßregeln zu wissen thun, und ihnen selbst eine Freistätte anbieten, um sie gegen die Verfolgung der Gesetze zu schützen. Ja, man kann selbst ohne Uebertreibung behaupten, daß die Mehrzahl der Feldwachter, welche von den Gemeinden oder Privateigenthümern bezahlt sind, entschiedene Diebe, Rateros, wie man sie nennt, seyen, d. h. Leute, welche vereinzelte Reisende unterwegs plündern; aber diese Rateros werden von den Caballistas verfolgt, welche die Aristokratie unter den Räubern bilden. Diese klagen jene an daß sie nicht Caballeros seyen, und daß sie nicht nur plündern, sondern die Reisenden auch mißhandeln. Der wahre andalusische Caballista nimmt den Männern nie ihre Cigarren und Messer, und immer läßt er ihnen einige kleine Geldstücke, damit sie bis zur nächsten Herberge kommen können. Sehr oft hält er ihnen Zaum und Steigbügel, wenn sie sich wieder zu Pferde setzen. Die Frauen werden von ihnen noch mit Galanterie behandelt; sie lassen ihnen ihr Zuckerbackwerk, von dem sie immer einen großen Vorrath bei sich haben und berauben sie nie in Gegenwart ihrer Reisebegleiter.

Die keckſten Banditen, welche am meisten Schandthaten verübten, wissen sich fast immer Straflosigkeit zu verschaffen, bald durch die Furcht welche sie einflößen, bald durch Geld, welches sie zweckmäßig unter den Beamten zu vertheilen verstehen. Gelang es ihnen, sich ein gewisses Vermögen zu erwerben, so suchen sie sich Begnadigung auszuwirken, und dann benützt sie die Regierung, um die anderen Banditen, welche nicht acogerse al indulto (zur Gnade sich flüchten) wollten, zu verfolgen und auszutilgen.

Diejenigen von ihnen welche gefangen genommen werden, sind in ihrem Gefängniß der Gegenstand der regsten Theilnahme und der öffentlichen Wohlthatigkeit. In mehreren Städten sogar erlaubt der Gefängnißwärter seinen Gefangenen gegen Ehrenwort in der Stadt herumzuspazieren, wofern sie nur am Bein ihren eisernen Ring mit einer kleinen Kette tragen. Ein spanisches Journal sprach unlängst von einem dieser Gefangnißwärter, welcher die Gefangenen für sich aufs

Digitized by Google

Feld schickt, damit sie ihm ernten, oder Holz hauen helfen. Wenn die Gefangenen nicht für ihren Wächter arbeiten, so sieht man sie vor der Thüre des Gefängnisses auf Matten ausgestreckt, wie sie mit Karten und Würfeln spielen, oder ihre Cigarre rauchen, den Vorübergehenden Quodlibets, den Frauen Galanterien nachrufen, oder sie gehen die Straßen der Stadt entlang spazieren, als wären sie die achtbarsten Bürger. „Ihr Galeerenring, sagt dieses Blatt, bringt ihnen nicht nur keine Schande, sondern sie scheinen vielmehr damit Parade zu machen, als wäre es der Hosenbandorden."

Spaziergang in Marocco.

Zweiter Abschnitt.

Reise nach Tetuan.

(Schluß.)

Dieser Landungsplatz wird durch ein nach Art der spanischen Douanen angelegtes Zollgebäude vertheidigt, wo sich Aschasch beinahe den ganzen Tag aufhält, und wo er alle Spitzfindigkeiten und Kunstgriffe europäischer Fiscalverwaltung eingeführet hat. Man verladet hier Wolle, Häute, Wachs, Gummi und andere einheimische Producte. Auch bezieht von hier die Festung Gibraltar die Mundvorräthe für ihre Garnison. Alle diese verschiedenen Ausfuhrartikel sind Abgaben unterworfen, die um so drückender gefühlt werden, da sie willkürlich und demnach veränderlich sind. Der fremde Handel länft dem Gesetze des Korans entgegen, aber man umgeht das Verbot, indem man bei jedem mit einem Europäer gemachten Geschäft ein Pfund Kanonenpulver als Zugabe verlangt; „damit schadet man ja den Ungläubigen und der befohlene Kriegsfall bleibt bestehen."

Der innere Handel wird durch Karawanen geführt und ist ein Tauschhandel. Die Karawanen, Caffila oder Accabe genannt, gehen bis nach Tombuctu hin, von wo sie Straußfedern, Elfenbein, Sklaven und besonders Goldstaub zurückbringen. Das Maaspai für den europäischen Handel haben Tetuan, Larache, Rabat, Mogador und andere Seeplätze. Seit 1551, wo die erste europäische Expedition unter einem Engländer, Thomas Windham, mit einer Ladung von Zucker, Datteln und Mandeln von Agadir zurückkehrte, haben verschiedene Flaggen die marocanischen Häfen besucht. Die Genueser scheinen es schon frühe gethan zu haben. Die Familie Maciui hatte Niederlassungen in Rabat und in Fez selbst, und nach einer Volkstradition soll sogar die gegenwärtig regierende Familie von jenen Genuesern abstammen.

In einiger Entfernung von der Douane erhebt sich ein viereckiger Wachtthurm und beherrscht weithin die Wellen, aber der offene Schlund seiner roothigen Kanone ist nicht sehr furchtbar. Die Küste bildet hier eine imposante von der Welle mit Schaum umsäumte Krümmung. Im Norden erhebt sich der Berg der Affen, welcher Ceuta beherrscht, steil in die Wolken und weiterhin der große zerrissene Fels von Gibraltar. Gegen Mittag hin dehnt sich die Küste des Riffs mit ihren bläulichen Felsenzinnen, den letzten Kämmen des Atlas, in unabsehliche Weite.

Der Riff ist der wildeste, unemporkommendste Theil des Reichs und wird von einer unruhigen, unbändigen Race bewohnt. Der Sultan herrscht dort beinahe bloß dem Namen nach. In seinem Gebirge verschanzt, wie der Falke in seinem Nest, steigt der Riffbewohner nur zu Raub und Gewaltthaten herunter. Er ist weder Hirte, noch Kaufmann, noch Feldarbeiter; er ist Räuber. Seine ganze Industrie besteht in der Verfertigung langer scharfer Dolche, seine liebste Beschäftigung ist es, dieselben zu gebrauchen. Alles ungestraft zu verüben ist das Erbvorrecht dieser unabhängigen Stämme. Ihre Wildheit ist für ihre Nachbarn ein Gegenstand des Schreckens. Die Mauren selbst wagen sich nicht in diese furchtbaren Gegenden; wehe dem Schiff, das vom Sturm auf die Küste verschlagen wird! Die Spanier besitzen auf diesen Küsten einige Präsidien, die ihnen als Bagnos für Verbrecher dienen. Die unglücklichen Sträflinge, denen es gelingt zu entrinnen, finden statt der gehofften arabischen Gastfreundschaft den Tod. Selbst der von der spanischen Regierung ausgesetzte Preis von einem Piaster für jeden lebendig Zurückgebrachten hat wenig Gefalg gehabt. Die Wilden von Riff geben sich vorzüglich auch mit dem Schleichhandel ab. Diese unerschrockenen Piraten wagen sich ohne Bedenken auf schlechtgebauten Barken durch alle Stürme und führen von Küste zu Küste ihr verbotenes Gut, wobei die Liebe zu Gefahr und Abenteuern noch mächtiger zu wirken scheint als die Habsucht.

Der Riffbewohner trägt seine Seele in seinen Zügen. Ich begegnete auf meinem Gang zur Marine einem dieser Wilden, dessen Aussehen mir als ein getreues Musterbild seiner Race im Gedächtniß geblieben ist. Es war ein Mann von mittlerer Statur, aber wohl gebaut und gedrungen: er trug einen langen Leibrock als seine ganze Kleidung; der übrige Körper war nackt und sein Kopf völlig geschoren, mit Ausnahme eines langen Schopfes von schwarzen Haaren, die vom Wirbel bis zu den Seiten herunter im Winde flatterten. Die Farbe seiner kupferigen Haut schwebte zwischen roth und braun. Niemals habe ich eine trotzigere und entschlossenere Physiognomie gesehen. Sein etwas schiefes Auge glänzte von einem bösartigen, aber unerschrockenen Feuer; seine stolz aufgeworfene Lippe drückte Verwegenheit und schnellen Entschluß aus. Zwei Reihen weißer und geschlossener Zähne gaben seinem Munde etwas Wildes, Thierartiges, übrigens waren die oberen Theile des Schädels niedergedrückt, seine Nase etwas platt und sein Kinn spitzig. Sein fester, nackter Fuß trat die Erde wie ein Pferdehuf und hob sich ebenso.

Der kühne Gebirgsmann trug auf seiner Schulter eine Flinte länger als er selbst, und von seiner Brust hing wie ein Agnus ein Dolch herab. Er zog ein Maulthier am Zaume nach, das mit einer Decke von allerfarbigen Wolle belegt und mit, ich weiß nicht was für Waaren beladen war, die er auf dem Markt zu Tetuan eingekauft hatte. Auf unsere ungläubige Karawane warf er einen Blick voller Haß und Verachtung. Einen Juden, der ihm nicht schnell genug aus dem Wege ging, warf er mit einem Fußtritt auf die Seite. Diese Männer sind beinahe unsere unmittelbaren Nachbarn in Algier, und Abd-el-Kader oder jeder andere Feind des christlichen Namens wird sie stets zu ergebenen Verbündeten gewinnen können.

Der Riff ist unzugänglich von der Landseite und bietet von der See beinahe keinen Landungsplatz dar; nach allen Seiten hin umgeben es Berge mit einem Gürtel von unüberwindlichen Festungen, die seinen Bewohnern in jeder Empörung Sicherheit gewähren; die Abgeschlossenheit hegt und vermehrt ihre wilden natürlichen Leidenschaften.

Französische Arbeiterinnen in Algier. Arme Personen, die keine Arbeit finden und mit Sittlichkeitszeugnissen versehen sind, erhalten freie Ueberfahrt nach Algier, aber nur solche, die weniger als 33 Jahre alt sind; man scheint demnach zu erwarten, daß sie sich dort an Galeniſten verheirathen. (Algérie dem 16 Mai.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 334.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

29 November 1844.

Schweden im Jahre 1843.

(Von Theodor Mügge.)

Den Skizzen aus dem Norden von demselben Verfasser ist bei Zeiten das oben bezeichnete Werk gefolgt, das unter den gegenwärtigen Umständen, wo es sich für Schweden vielleicht um eine gewaltsame Aenderung der öffentlichen Verhältnisse handelt, von besonderem Interesse ist. Allerdings hat Adel und Beamtenherrschaft den alten freien Bauerngeist, der Norwegen so besonders auszeichnet, längst gebrochen, aber noch lebt eine Anzahl, wenn nicht reiche, doch wohlhabende Bauern frei auf ihren Gütern, und die Mühe und Noth, mit der sie unter einer harten Natur und oft noch harteren Verhältnissen zu kämpfen haben, macht sie rüstig und stark, so daß ihnen schwerlich auf lange hinaus das Billige vorzuenthalten seyn möchte. Das Verhältniß, wie es in Deutschland unter Karl dem Großen war, wo die kleinen Freien sich den größeren Gutsbesitzern zu Leistungen verpflichten mußten, daß diese den Kriegsdienst für sie thaten, erklärt den Gang der Dinge in Schweden genügend; die kleinen Landbesitzer wurden nach und nach als waffenunfähig mit Steuern und Lasten gedrückt, fast erdrückt, doch kam es nie bis zur Leibeigenschaft, und ein starker Kern von Bauern blieb übrig, der unter den Wasas oft genug mit den Königen gemeinsame Sache machte, um sich der Gewalt des Adels zu entschlagen.

Vom Kriegsdienst her, wie in Deutschland, scheidet sich die ungleiche Steuerlast der Güter, und alle Bemühungen, diese auszugleichen, Bemühungen, die großentheils von einigen Mitgliedern des Adels selbst ausgingen, wie auf dem letzten Reichstag von dem Grafen Björnstierne und dem Freiherrn v. Anckarswerd, scheiterten sämmtlich theils an der Abneigung der jetzigen Regierung gegen alle Aenderungen, theils an dem Eigennutz des übrigen Adels. „Ganz Schweden ist in Hemman und Mantal, Hufen und Stellen, getheilt; Hufen gibt es 65,665 und Stellen 186,893. Der Adel besitzt fast steuerfreie Krönhufen 3,862, die bei einem Werth von 23 Mill. Thaler dem Staat jährlich 337,000 Rthlr. B. zahlen. Wären sie den steuerpflichtigen Hufen im Tragen der Lasten gleichgestellt, so würden sie 774,000 R., also 2½mal so viel erlegen müssen. Außer den Kronhufen gibt es 10,520 adelige Hufen außerhalb der Kirchspiele und Hauptgüter, welche im Werthe von 43,372,000 R. dem Staate 1,388,000 R. Abgaben zahlen. Steuerten sie wie die Steuerhufen der Bauern, so müßten sie 54 Proc. mehr entrichten, und dasselbe ist der Fall mit den gemischten Hufen des Adels außerhalb und innerhalb der Kirchspiele." Dieser Stelle fügen wir noch eine zweite (l. p. 37) an, wo es heißt: „Bedenkt man, daß ⅞ der Bevölkerung Schwedens dem Ackerbau angehören, daß aber von den 8006,77 geogr. Quadratmeilen (= 3868 schwedischen) nur etwas über 160 in Cultur gesetzt sind, zu welchen 340 als Wiesen und Weiden kommen, im Ganzen also nur etwa 500 geogr. Quadratmeilen dem menschlichen Fleiß und der Ernährung des Bebauers anheimfallen, so sieht man leicht, daß ein sehr großer Theil derselben wenig davon haben kann. Die adeligen Güter und Hufen, größtentheils im Westen, in der Mitte und im Süden des Landes gelegen, nehmen das Meiste und Beste davon für sich, was übrig bleibt und dem Volk gehört, ist, obwohl mehr als zwei Drittheile des Bodens dazu zahlen, doch namentlich im Norden weniger cultivirbar, feuchtbar, angebaut, dabei getheilt und schwer belastet. Darf man sich also wundern, daß das Landvolk in seiner großen Masse arm und elend, daß es demoralisirt ist, und die Tabellen der Statistiker sowohl wie die Berichte der Reisenden meist nur unerfreuliche Bilder von seinen Zuständen geben können? Die Zahl derer, welche eigenes Land besitzen, ist höchstens 150,000, die welche fremdes Eigenthum bearbeiten 1,700,000, Kathenmänner (Hänsler) und Einlieger 500,000, Gesinde 300,000. 17,929 adelige Hufen, die besten im Lande, tragen wenig zu den Staatslasten bei, 44,205, welche zerstückt der arbeitenden Classe gehören, sind schwer belastet." Nach diesen Angaben darf man sich über die stets und immer wieder auftretenden Klagen, über die herrschende Unzufriedenheit im Lande und den immer lauter werdenden Wunsch nach Aenderungen nicht mehr wundern, denn in Schweden ist der Ackerbau fast alles, und wenn dieser so schwer und so ungleich belastet ist, so muß unter der großen

Digitized by Google

Masse Elend und Unzufriedenheit herrschen. Eben daraus erklärt sich aber auch ganz folgerichtig der Wunsch nach einer Veränderung der Verfassung, denn so lange die vier Stände bestehen, von denen immer einer den andern hindern kann, werden alle Reformen, wie die bisherige Erfahrung gezeigt hat, scheitern. Die Zahl der Einwohner Schwedens, die auf dem Lande und von Ackerbau leben, beträgt 2,500,000, die Städtebewohner 300,000, aber auch von diesen treiben viele bloß Ackerbau, da ein großer Theil der Städte eigentlich nichts als Dörfer sind. Nach statistischen Berechnungen gehört die Hälfte der Familien zu den Dürftigen, und von dieser Hälfte ist ein Drittheil, also ein Sechstheil des Ganzen völlig arm und hülfsbedürftig.

Entsittlichung, gesteigert durch die Branntweinpest, ist die unmittelbare Folge dieser Armuth; zwar haben sich Wohlthätigkeitsvereine gebildet, und auch mit Mäßigkeitsvereinen ist ein Versuch gemacht worden, aber diese Bemühungen, so gut sie auch gemeint sind, können nur von sehr theilweisem Erfolge seyn, so lange man nicht die reichlich fließende Quelle der Verarmung und des Elends, den furchtbaren und ungleichen Steuerdruck, aufhebt, denn dieser ist es auch hauptsächlich, welcher den Ackerbau zurückhält, so daß er noch immer nur in guten Jahren hinreichend Korn für den Gebrauch liefert; in schlechten Jahren muß theures fremdes Korn eingeführt werden, was dem geldarmen Schweden sehr lästig fällt, und die Lage der niedern Classen noch erschwert.

Es ist wahrhaft befremdend, daß, wie die Hauptquelle der Nahrung des Volks, der Ackerbau, so auch die Hauptquelle des Handels, der Bergbau, auf die mannichfaltigste Art belastet und in seiner Wirksamkeit gehemmt ist. Schweden könnte die halbe Welt mit Eisen versehen, und führt nur 60,000 Tonnen aus; es kann die Concurrenz mit England nicht halten, und doch ist der Taglohn unendlich niedriger als dort. Im Bergbau und in der Eisenindustrie liegt Schwedens Zukunft. Der Verfasser hat die unkluge Bevormundung geschildert (s. I. p. 119 ff.), und diese wirkt in manchen Beziehungen noch nachtheiliger als selbst die Besteurung. Ob der Ausschluß der Concurrenz fremder Eisenwaaren die Verarbeitung des Eisens wirklich so sehr zurückhält, daß England und Deutschland die meisten Waaren, namentlich Dampfmaschinen, billiger und besser liefern können (s. I. p. 125) als Schweden, müssen wir dem Urtheil von Sachkundigen überlassen, gewiß ist jedenfalls, und die Klagen der Zeitungen sprechen sich darüber ganz unverholen aus, daß die schwedische Eisenindustrie gegenwärtig in einer Krise begriffen ist, welche dem Lande sehr lästig fällt, und man speculirt, wie wohl die durch die fremde Concurrenz auf auswärtigen Märkten gedrückte Eisenfabrication sich wieder heben, und die jetzt unbeschäftigten Menschen sich wieder beschäftigen lassen. Man muß somit den jetzigen Druck der Eisenindustrie in Schweden nicht für vorübergehend halten, wo aber der Fehler liegt, können wir nicht genau angeben. Das Eisenerz ist in großer Menge und vorzüglicher Güte vorhanden, an Holz fehlt es bei den meisten Bergwerken nicht, der Taglohn ist niedrig, die Grundelemente einer blühenden Eisenindustrie sind also vorhanden, und die Capitalien würden bei begründeter Aussicht auf vortheilhaften Betrieb auch gewiß nicht fehlen, wenn sie auch im Lande selbst sich nicht finden. Der Fehler muß also wohl in allerlei innern Einrichtungen zu suchen seyn, und dieß ist um so mehr zu beklagen, als schon um die Bergwerke, namentlich um Danemora her, die Bevölkerung anwuchs, und der Ackerbau sich augenscheinlich hob. Die Schweden mögen sich vorsehen, daß ihnen nicht England auch den letzten Vorzug raubt, und ein vorzügliches mit Holzkohlen geschmolzenes Eisen aus Indien herbeischafft. *)

Diesen Grundlagen des Mißvergnügens reihen sich noch eine Menge anderer an, die theils in der Kirchen- und Rechtsverfassung, theils überhaupt in dem Schlendrian einer erstarrten Bureaukratie begründet sind. Man sollte meinen, gegen so allgemeine und schreiende Uebel müsse auch die allgemeine Stimme sich gleich stark erheben, allein hier eben zeigt sich die Eigenthümlichkeit Schwedens, die in dem fast gänzlichen Mangel einer Bürgerschaft besteht, in welcher sonst die Intelligenz sich am meisten sammelt und am meisten intensive Kraft erhält. Allerdings fehlt es Schweden nicht an einsichtsvollen Männern aus dem Bürgerstande, allein dieser Stand selbst ist zu schwach an Zahl. Wir haben oben gesehen, daß die Städtebevölkerung nur etwa 300,000 Menschen ausmacht, von denen noch überdieß die Hälfte vielleicht sich gleichfalls mit ländlichen Arbeiten beschäftigt. Unser Verfasser schildert den Bürgerstand (I. p. 196) folgendermaßen: „Was den Bürgerstand betrifft, so liebt dieser seine Privilegien, sein Zunft- und Gewerbzwangswesen, das Prohibitivsystem, das ihm erlaubt, faul und dumm zu bleiben. Der reichere Theil drängt sich an die höhern Stände, an den Adel, hat gern Excellenzen und Bettelte an seinen Tafeln, will besonders in Stockholm gern als Officier bei der Bürgergarde paradiren, irgend ein Bändchen oder Titelchen erhaschen; aber obwohl es schlecht genug in diesem selbstsüchtigen, wenig gebildeten Stande steht, so tauchen doch auch in ihm schon manche Bessergesinnte auf." Es ist in der That zu verwundern, und zeugt von dem tiefen Gefühl der Nothwendigkeit einer Aenderung, daß selbst in diesem so gestellten Stande, der in dem bisherigen Verhältniß eine Macht genießt, wie sie seiner Zahl und selbst seinen Vermögensumständen nicht zukommt, die Mehrzahl sich ganz entschieden auf die Seite der Reform und des Bauernstandes geschlagen hat, auf dem vorigen wie auf diesem Reichstage. Daß die Oppasition in diesem Stande, wenige Mitglieder ausgenommen, nicht so energisch ist, wie sie im Bauernstande auftritt, ist ganz natürlich, denn die ohnehin kleine Masse der Bürger fühlt den Druck der Zeit bei weitem nicht in gleichem Maaße wie dieser.

Um so auffallender muß es erscheinen daß der Priesterstand und der Adel so schroff sich allen Reformen entgegen-

*) In England selbst werden aus Mangel an Holz nur einige hundert Tonnen mit Holzkohlen geschmolzenes Eisen fabricirt. Dagegen holen sie 15,000 Tonnen aus Schweden.

setzt, das Erstaunen verliert sich aber, sowie man erwägt daß der Clerus, d. h. der höhere seine eigenen Interessen, nicht bloß die geistlichen sondern auch die weltlichen, bei einer Reform bedroht sieht; denn eine der ersten Maaßregeln einer reformirten Repräsentation würde eine neue Vertheilung des Kirchenvermögens seyn, das jetzt nur wenigen zu Gute kommt, während die große Mehrzahl der Geistlichen fast darbt. Bei dem Adel sollte man erwarten, daß die Besitzer ganz- oder halbsteuerfreier Güter sich der Reform am meisten widersetzen würden, dem ist aber nicht also, sondern gerade die reichsten und angesehensten Adeligen sind einer Reform günstig, einestheils aus einem Gefühl der Billigkeit und des Rechts, anderntheils in der klaren Erkenntniß, daß eine mäßige und allmählige Reform unerläßlich ist, wenn nicht eine solche mit einem Male und gewaltsam stattfinden soll. Aber der güterbesitzende Adel macht in dem Ritterhause eine nicht sonderlich zahlreiche Minorität aus: „Ich habe schon angeführt, sagt unser Verfasser II. p. 17.) wie wenig der Adel den adeligen Bodenbesitz vertritt. Er hat zum guten Theil nur sein Geburtsrecht, seine Güter sind längst ein Eigenthum des dritten Standes, und diese nicht adeligen Gutsbesitzer sind gar nicht vertreten, denn sie gehören nicht zum Adel, auch nicht zum Bürger- oder Bauernstand." *) Man muß aber Bauer seyn durch Geburt und Besitz, um gewählt zu werden; es gibt daher in Schweden eine zahlreiche begüterte Classe von Staatsbürgern, die von aller Vertretung ausgeschlossen ist, während Majore, Zähndriche, Beamte und Betitelte aller Art die Nationalrepräsentation zum größten Theil bilden." Von einer solchen Repräsentation war natürlich nicht viel zu erwarten, doch ist es merkwürdig, daß selbst Männer wie Graf Ankarswärd immer noch mehr von ihr erwarteten; sie hatte im J. 1840 das Princip der Selbstrepräsentation, vermöge dessen jedes adelige Familienhaupt auf dem Reichstag erscheinen und stimmen darf, aufgegeben, aber dießmal ist das Ritterhaus nicht einmal so weit gegangen, sondern hat alle und jegliche Veränderung verworfen, und der Priesterstand ist diesem unklugen Beispiel gefolgt, so daß bereits fast nur noch die Wahl zwischen gar keiner oder einer sehr radicalen Reform übrig geblieben ist.

(Schluß folgt.)

Spaziergang in Marocco.

Die vier Hauptvolksstämme von Marocco.

Der Markt von Tetuan ist sehr besucht und bietet eine Galerie dar, auf welcher die verschiedenen Racen, von denen Marocco bevölkert, vor dem Auge vorüberziehen. Man unterscheidet vier Hauptstämme: die Berbern oder Amazirgen, die Schilöchen, die Mauren und die Araber, auf welche sich alle Racenabtheilungen zurückführen lassen.

Die Amazirgen, mit Unrecht Berbern genannt, sind die unmittelbaren Abkömmlinge der ältesten Bewohner, nicht allein Marocco's, sondern des ganzen nördlichen Afrika's, vom Nil an bis zum atlantischen Weltmeer: sie scheinen dieselben alten Numidier zu seyn, von welchen die Ureinwohner Mauritaniens, Nubiens und Lybiens abstammen. Amazirgen ist ihr gemeinsamer Name; sie führen jedoch nach ihren jemeiligen Wohnorten besondere Namen; in dem Gebirge von Algier heißen sie Kabylen, in Tunis Suaven, im Staate Tripoli Ademen und in der großen Wüste Tuaren.

Die Amazirgen von Marocco sind über die ganze Gebirgsgegend des Atlas verbreitet, von dem Riffgebirge bis in die Provinz Tedla und in das ferne Königreich Tafilet. Man schätzt ihre Anzahl auf dritthalb Millionen. Sie sind unter sich in verschiedene Stämme oder Familien getheilt, die entweder nach ihrem ersten Führer, oder nach der Wiege ihres Stammes, oder nach ihren gegenwärtigen Wohnsitzen benannt werden. Der mächtigste und berühmteste derselben ist der Stamm Gomer.

Von dem Namen Berbern, unter dem sie in der Geschichte vorkommen, und der ohne Zweifel fremden, vielleicht arabischen Ursprungs ist, wissen sie selber nichts, könnten denselben auch kaum aussprechen, da ihrer Sprache der Buchstabe B fehlt. Sie selber geben sich nie einen andern Namen als Amazirgen, was so viel heißt als edel, frei.

Die arabischen Schriftsteller versichern uns, daß diese alten Herren des Landes von den durch Josua und andere israelitische Richter aus Palästina vertriebenen Amalekitern und Cananitern abstammen; sogar behaupten sie, daß sie schon vor jener Periode im Besitz von Nordafrika gewesen wären und dieselbe Sprache wie noch heutiges Tages gesprochen hätten, — eine Sprache, die von der hebräischen, phönicischen und arabischen verschieden ist. Die Orientalisten, welche sie studirt haben, finden dario nicht die geringste Verwandtschaft mit den semitischen Sprachen, welcher Umstand die Meinung ihres Geschichtschreibers Ibn-Khaldun unterstützt, der sie nicht von Sem, sondern von Ham abstammen läßt.

Die Amazirgen erkennen die Oberherrschaft des Sultans nur in so weit an, als sie es für die Anschaffung der nothwendigsten Bedürfnisse erforderlich und dienlich finden. Die Mehrzahl der Stämme lebt unabhängig, und duldet keine andere Gewalt über sich, als die ihrer Aeltesten, Omzargh. Diese Aeltesten sind eine Art von erblichen Häuptlingen, deren erste Sorgfalt darauf gerichtet ist, ihren Stammbaum unbefleckt zu erhalten; sie sollen stolzer auf ihre Würde seyn, als irgend ein Fürst Europa's. Eines dieser Stammhäupter, bekannt unter dem Namen Sidi El-M'hamed, hat sich in der jüngsten Zeit durch sein militärisches Talent berühmt gemacht. Er erhob und leitete im Jahre 1819 gegen den Sultan Suleiman eine furchtbare und mehrere Jahre unter großem Blutvergießen fortgeführte Empörung.

Einer der unterscheidenden äußerlichen Züge der Amazirgen ist ihr dünner Bartwuchs, und obgleich ihre Hautfarbe nicht entschieden weiß ist, trifft man nicht selten blonde Haare unter ihnen an, was sie mehr als ein nördliches Volk erscheinen läßt. Ihre Kleidung besteht in einem einfachen Hemde ohne Aermel. Sie leben unter Zelten oder bewohnen, wie die Troglodyten, Höhlen, die in den unzugänglichen Felswänden ihrer rauhen Gebirge eingefrißt sind. Sie sind mehr Hirten als Ackerbauer und ziehen viele Birnen. Geschickt im Schwimmen und unermüdlich im Lauf lieben sie die Jagd leidenschaftlich. Wie ihre Brüder von Riff, halten sie alles auf ihr Gewehr, und bringen die größten Opfer, um es mit Elfenbein und Silber zu verzieren. Sie sind klein von Statur, aber stark und unternehmend; stolz, kühn und unversöhnlich in ihrer Rache, hassen sie besonders den Christen mit einer fanatischen

*) Sie bilden einen bedeutenden Theil der sogenannten Unterprä-sentirten, für welche man im J. 1840 einen eigenen Reichsstand zu schaffen vorschlug.

Digitized by Google

Muth, die selbst die Intoleranz der Mauren hinter sich zurücklässt. Dennoch dulden sie eine große Anzahl Juden in ihrer Mitte leben, ohne sie zu beunruhigen, und man schreibt diese Duldung dem Glauben zu, der sich unter den Amazirgen erhalten hat, daß vor der Eroberung durch die Araber im 7ten Jahrhundert viele ihrer Vorfahren dem jüdischen Cultus zugethan waren, welche Meinung von mehrern arabischen und spanischen Geschichtschreibern des Mittelalters unterstützt wird. Nach einigen sollen noch zu Taeks Zeiten viele Berbern sich zum Judenthum bekannt haben, und ein Geschichtschreiber von Granada, Abu-Mohammed, der im 14ten Jahrhundert die Geschichte der Könige von Morocco beschrieb, sagt ausdrücklich, daß unter den Amazigen einige der christlichen Religion zugethan seyen, andere der hebräischen und noch andere dem Cultus der Magier, d. h. dem Gesetze Zoroasters.

Was den zweiten Hauptstamm, die Schellöchen, betrifft, so bewohnen diese in einer Anzahl von vierzehn oder fünfzehnhunderttausend Köpfen die mittäglichen Gegenden des Atlas. Im Gegensatz von den Amazigen leben sie mehr vom Ackerbau als von ihren Heerden, sind der Industrie ergeben und liefern selbst für den europäischen Handel einige kostbare Artikel. Statt der Zelte und Höhlen haben sie Dörfer und Städte: ihre Häuser aus Stein und Thon erbaut sind mit Ziegeln oder Schiefer gedeckt und mit Thürmen zur Vertheidigung versehen. Die Schellöchen sehen sich als directe Abkömmlinge von den Urbewohnern des Landes an: sie halten die Berbern für aus Palästina eingewanderte Philister, und behandeln die Juden nicht mit derselben Rücksicht, wie es jene thun, sondern verdammen sie zur härtesten Knechtschaft. Sie unterscheiden sich auch von ihren Nachbarn durch ihre Tracht, durch einen geringern Grad von Körperfülle und durch eine natürliche Vorliebe für Handwerke und Künste. Im allgemeinen sind sie leichter gebaut und einsichtsvoller. Diese höhere Civilisation hat zu der wohl unhaltbaren Annahme geführt, daß sie von einer Colonie Portugiesen abstammten, welche das Land im Mittelalter im Besitz gehabt, aber nach der Entdeckung von Amerika wieder aufgegeben hätten. Bei Dimnet, einer ganz schillöchischen Stadt in der Nähe von Morocco, findet sich eine Kirche, welche ganz mit lateinischen Inschriften bedeckt ist und deren Erbauung man den Portugiesen zuschreibt. Es geht die Sage, daß sie von Geistern besucht werde, und dieser Aberglaube hat sie ohne Zweifel vom Verderben errettet: die einheimischen Besucher wagten keine Hand an sie zu legen.

Obgleich die beiden Völker Nachbarn sind, so leben doch die Schellöchen völlig abgesondert von den Amazirgen und haben nichts Gemeinsames mit denselben; man erinnert sich keines einzigen Beispiels von einer Heurath zwischen beiden Stämmen. Rücksichtlich der Sprache ist es ausgemacht, daß sie einander nicht ohne Dolmetscher verstehen: sogar die Worte für die ersten Bedürfnisse sind völlig verschieden. Dessen ungeachtet scheinen die beiden Idiome von einer gemeinsamen Quelle abgeleitet zu seyn. Ein spanischer Geistlicher, der Pater Don Pedro Martin del Rosario, der unter beiden Völkerschaften gelebt ist und ihre Sprachen studirt hat, versichert, daß sich diese zu einander verhalten, wie das Englische zum Holländischen, und in Bezug auf den beiderseitigen Nationalcharakter pflegte er die Schellöchen, die Franzosen und die Berbern die Belgier von Marocco zu nennen.

Leo Africanus gibt folgende Schilderung von den erstern: „Es sind furchtbare und starke Menschen, welche sich aus der Kälte und dem Schnee nichts machen. Ihre Kleidung besteht in einem einfachen wollenen Leibrock, über welchen sie einen Mantel tragen; die Beine umwickeln sie sich statt der Strümpfe mit Bandstreifen und gehen zu jeder Jahreszeit barhaupt. Sie haben große Heerden von Rindvieh und Eseln. In der ganzen Welt gibt es keine größern Räuber und Mörder. Mit den Arabern leben sie in offener Feindschaft und berauben dieselben zur Nachtzeit. Uebrigens sind diese Gebirgsbewohner tapfer und ergeben sich im Kriege niemals lebendig. Sie fechten zu Fuß, mit Schwert und Dolch bewaffnet, und können bloß durch Reiterei überwunden werden."

Angesiedelt in der Region der Gewitter und von eben so stürmischem Geiste als die Amazirgen, sind die Schellöchen der Herrschaft des Sultans beinahe eben so wenig unterthan; sie leben in beinahe völliger Unabhängigkeit und empören sich bei der geringsten Veranlassung. Diese zwei verschwisterten Stämme machen allein die Hälfte der ganzen marocanischen Bevölkerung aus; die andere Hälfte besteht aus Mauren und Arabern.

Die Mauren stammen von Persien her und scheinen eine Mischung mehrerer asiatischer (?) Völkerschaften zu seyn; obgleich sie viel später als die Amazigen nach Marocco gekommen sind, hatten sie sich doch schon lange vor der geschichtlichen Epoche der Griechen und Römer daselbst festgesetzt. Sie werden häufig mit den Amazirgen verwechselt und wanderten in verschiedenen Zügen nach Afrika ein. Ihre erste Erscheinung wird auf die Zeiten Josua, 1400 Jahre vor der christlichen Aera, zurückgesetzt, aber später erhielten sie über Carthago hee Zuwachs von neuen Colonien. Die Geschichte erwähnt ihrer als eines nomadischen Volks, während die Amazirgen feste Wohnsitze hatten. Ihre Sprache ist das sogenannte westliche Arabisch mit vielen berberischen und spanischen Wörtern vermischt. Man gibt ihre Menge auf viertehalb Millionen an, aber dieß ist nur eine annähernde Zahl. Diejenigen, welche das Land zwischen dem Atlas und dem Meere bewohnen, stammen größtentheils von den nach der Eroberung von Granada aus Spanien verbannten Mauren ab und bilden die reichste und mächtigste Bevölkerung der Städte: sie haben die höhern Staatsämter und Officiersstellen inne, und sind die einzigen Eingebornen, welche unmittelbare Verbindungen mit den christlichen Nationen unterhalten, was sie jedoch nicht hindert, dieselben recht herzlich zu hassen.

Die Mauren sind im allgemeinen mager und wohlgebaut, aber gegen das reifere Alter hin werden sie in Folge ihrer trägen und sinnlichen Lebensart gewöhnlich fett. Die Weiber sollen anmuthig seyn und viel natürlichen Anstand haben, werden aber frühzeitig durch Corpulenz entstellt. Es ist bekannt, daß diese bei ihnen als ein Erforderniß der Schönheit betrachtet wird, und um sich noch schöner zu machen, färben sie sich die Augenbrauen und Wimpern schwarz.

(Schluß folgt.)

Vermehrte Sterblichkeit in London. Die fünfjährige Durchschnittszahl der Sterbefälle ist dieß Jahr im Sommervierteljahr um 805 überschritten worden, indem statt 11,020 11,825 gestorben sind. In den westlichen Districten betrug die Todtenzahl 1822 statt 1617, im nördlichen District 2293 statt 1966, im südlichen 2973 statt 2632. Diese Steigen entsprang hauptsächlich aus Ursachen, welche nach den im Gesundheitsbericht aufgeführten Thatsachen hauptsächlich im Typhus zu suchen sind. Die Durchschnittszahl der Todesfälle von Epidemien aller Art stieg von 2357 auf 3243. Diese Mittheilung des Morning Chronicle vom 13 Nov. ist darauf berechnet, daß in der Anstrengung, gesündere Häuser in der Stadt statt der alten Clooke herzustellen, nicht nachgelassen werde.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 335.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

30 November 1844.

Die Badaga-Leute auf den Nilgherris.

(Von einem dortigen Deutschen.)

Kotagiri, den 3 Sept. 1844.

Gestern ritten wir hinaus nach einem Badagatempel. Er steht auf einem Hügel zwischen zwei hohen Bergwänden neben einem kleinen Bauernhöfchen. Das Heiligthum besteht aus zwei einzeln stehenden Häuschen, welche nach Art der Wohnhäuser der Badagawer zwei Stuben haben. In die vordere führt die Hausthüre, welche beinahe ein Quadrat ist, eher einem Fenster als einer Thüre ähnlich; rechter Hand führt eine Oeffnung in der niedrigeren Mittelwand in die geräumigere Koch-, Eß- und Schlafstube. So sind die Wohnhäuser und so sind diese zwei Tempel gebaut. Kein Götzenbild ist darinnen aufgestellt. Ich konnte nichts sehen als eine lange gewaltige Tischbank an der linken Wand in der äußeren Stube. Zum Dienst braucht man keine Brahminen; die Badager besorgen alles selbst. Einmal des Jahres, wenn die erste Ernte geschnitten wird, kommt der Gauda (Vorsteher mehrerer solcher Höfe oder Weiler); zehn Männer in neue Tücher gekleidet, gehen miteinander in den Tempel, essen zusammen, und schlafen in derselben Nacht an Ort und Stelle, auf und unter der großen Bank in der vorderen Stube. Dieß ist aller Dienst welcher hier gethan wird. Der Name des Gottes ist: Hirideva (der Alte). Als ich nach dem Zweck des andern Tempelhäuschens fragte, hieß es, das gehöre dem Weibe des Hirideva. Bevor ich mehrere solcher Tempelchen gesehen, und an verschiedenen Orten ausführliche Erkundigung von den Leuten eingezogen habe, kann ich natürlich nicht mit Sicherheit urtheilen; allein auf den ersten Blick scheint es mir, als sey dieser Gottesdienst ein Dienst des ersten Ansiedlerpaares, welches das Dörflein gestiftet, den Fruchthügel angesaet, und die ersten Garben geschnitten hat. Die Badagarn haben auch noch andere Tempel, worin Brahminen den Dienst versehen, und in denen, soweit ich bis jetzt erfahren habe, Lingam's aufgestellt sind. Allein diese beiden Arten von Götzendienst haben wohl keine andere Beziehung zu einander, als daß die eine aber beschriebene die ursprüngliche und eigentliche Sitte ist, und daß die andere durch Brahminen hier eingeführt und eingeschoben worden. Diese Bergbrahminen sind selbst Badagarn, die von einem auf dieses Gebirge verschlagenen Brahminen abstammen. Ein solcher sey einst aus dem untern Lande heraufgekommen, habe die Tochter eines Badaga-Mannes geheurathet, und seinen Nachkommen die Ehre der Priesterschaft hinterlassen. Diese Badaga-Brahminen essen mit den andern Badaga-Leuten; sie nehmen für ihre Söhne immer Töchter der andern Badagarn, und ihre Töchter geben sie dagegen nie an Brahminen, sondern an andere Badagarn.

Sonderbar, daß die Dörfer dieser Bergbauern auf den malerischesten Punkten der Gegend angelegt sind. Ob sie wohl einen Sinn für schöne Aussichten haben? Fast möchte ich ihnen so etwas zutrauen, denn die Häuser der Vermöglicheren sind ausnehmend reinlich aufgeputzt und sehr niedlich ausgearbeitet, besonders das schöne dichte Strohdach, das auf gekreuzten Bambusstöcken oder auf Latten ruht. Doch läßt sich die Lage der Ortschaften auch auf andere prosaische Weise erklären. Die höchsten Berge wären zu windig und kalt gewesen, die Thalschluchten und Winkel zu nackt und ungesund; und so blieben für Ansiedlungen von Bauersleuten nur diese niedlichen Mittelhügel übrig, die jetzt nach der Ernte gelbfarbig, wie große Kornhaufen aussehen, und auf deren Gipfel die Weiler angelegt sind.

Die Kleidung dieser Leute besteht aus einem dicken, überaus starken Zeug, der weiß und nur mit einem oder zwei breiten rothen Streifen gezeichnet ist. Er ist nicht ganz anderthalb Ellen breit, und deßwegen werden zwei Stücke mittelst einer einen halben Fuß langen eisernen Nadel und eines starken Bindfadens zusammengenäht. Ein Tuch von gleichem Gewebe und gleicher Farbe liefert den Turban. Ich vermuthe aber stark, daß diese Kapibedeckung eine moderne Erfindung ist. Die Toda gehen noch immer baarhaupt, und auch die Kota haben gewöhnlich keinen Turban. Die Kleidung der Weiber besteht aus demselben Stoff; sie wickeln ihr Rocktuch über der Brust um den Leib, und sehen aus, als stäken sie in groben Säcken. Ueber den Kopf legen sie ein anderes Stück das die Stelle des Oberkleids vertritt. Dieses Kopftuch wird

Digitized by Google

knapp um die Stirne gewunden, gleich einer engen Rindenkappe, wie sie die Bantus und Billawers im Unterlande tragen. Die Männer schmieren hie und da Asche über die Stirne; die Weibsleute vom zehnten Jahre an sind auf der Stirne dunkelblau markirt mit zwei Ringen und einem sich gegen die Nase hin ziehenden perpendikulären Strich. Die kleinen Kinder gehen wie im Unterlande, trotz des kalten Wetters nackt. Die Männer tragen Ohrringe, klein und nicht auffallend, die Kinder eine Menge Korallenschnüre um den Hals und Spangen auf den Vorderarmen; die Weiber sind ganz beladen mit allerlei Zierrath in Ohren und Nase, um den Vorder- und Oberarm; besonders schleppen sie sich mit großen, schweren, übrigens zierlich gearbeiteten messingenen Reifen. Die Kotaru sind die Metallarbeiter dieser Berge, und die Künstler, aus deren Werkstätten jene verschiedenen Schmuckwaaren kommen. Um den Hals des Gauda in einem Dorfe, das wir vor ein Paar Tagen besuchten, hing eine schwere silberne Halsspange, welche einem Mangalur-Silberschmied keine Schande gemacht haben würde.

Ueber ein Dutzend Getreidearten werden von den Badaga gepflanzt. Gerste haben sie zweierlei: Berggerste, die ihre Väter schon gehabt haben, und Herrengerste (dhoreganji), welche Hr. Sullivan zuerst eingeführt hat. Weizen wächst viel; für eine Rupie bekommt man 40 Ser. Ragi und Korall sind wohl nach dem Weizen und der Gerste das gewöhnlichste; doch wächst auch viel Senf und Oelsaamen. Daneben haben sie viel und schönes Vieh, und Milch die Fülle. Kurz diese Badaga kommen mir wie wohlhabende und behagliche Alpenbauern vor. Der Schultheiß (Gauda), den ich oben erwähnt habe, spricht gut kanaresisch, hat einen vollkommenen, schulzenhaften Bauch, und setzte sich in seinen Badagamantel gehüllt, mit vieler Würde vor der Thüre seines reinlich schönen Häuschens, das von Kindern und Kindeskindern wimmelte (er hatte 10 Kinder und 15 bis 20 Enkel), neben uns in der Verandah nieder.

Schweden im Jahre 1843.

(Schluß.)

Unser Verfasser äußert sich über dieß Endergebniß in folgender Weise (II. p. 200): „Mit einem armen besitzlosen Adel, der auf seine Privilegien trotzend die Bänke des Ritterhauses füllt, mit einer Geistlichkeit, welche jeder Neuerung abhold ist, und die modernen Ideen des Rechts, der Vernunft und ihrer Aufklärung bitter haßt, ist kein Fortschritt zu erlangen. Adel und Geistlichkeit haben sich auf dem eben berufenen Reichstag entschieden gegen die Reform erklärt; sie können nicht anders, sie beschirmen ihre Vorrechte. Bürger und Bauernstand aber stehen ihnen einig in ihren Forderungen gegenüber. Ganze und volle Reform wird von ihnen begehrt, und dieß Verlangen wird, wenn auch noch einmal abgeschlagen, doch bald eine solche Stärke gewinnen, daß selbst der König, der, wie es scheint, eine vermittelnde Stellung einzunehmen gedenkt, nicht dauerhaft dieselbe wird bewahren können. Eine solche Stellung ist außerordentlich schwierig, weil die Gefahr darin liegt, mit beiden zu brechen." Die Lage Schwedens hat etwas ansnehmend Interessantes für uns, seine innern Verhältnisse sind wesentlich aus denselben Wurzeln erwachsen, wie die unsrigen, nur fehlt die große Bedeutung des deutschen Bürgerstandes; wie bei uns hat die Bureaukratie alles überwuchert, und ist an manchen Orten zum fressenden Uebel geworden; aber Schweden hat die Preßfreiheit gewonnen, welche wenn auch wegen der Ausdehnung des Landes und der spärlichen Communicationsmittel langsam, doch sicher die Mißstände ans Licht der Oeffentlichkeit zog, so daß die alte Partei zwar im vollen Besitz der Gewalt geblieben ist, diese Gewalt aber, wie bei Lindeblad und Almquist, nicht im ganzen Umfang mehr auszuüben den Muth hat. Das Naturrecht ist auf Seite der Opposition, welche gegen das verjährte, zum juridischen Recht gewordene Unrecht ankämpft, ebenso wie der irische Katholik gegen die Staatskirche juridisch im Unrecht, nach dem Naturrecht aber in seinem vollen Rechte ist. Werden Waffen diese beiden Streitfragen entscheiden? Die neue Zeit ist solcher Entscheidung durchaus abgeneigt, und es fragt sich also, wann und wie die herangereifte Erkenntniß die Fesseln des Unrechts sprengen wird.

Die Stellung der Kirche ähnlich der der englischen, nur daß sie nicht so viele Dissenter und Katholiken sich gegenüber hat, ist besonders merkwürdig, da noch Ohrenbeichte, Kirchenbußen und gottesdienstlicher Zwang *) ihr zu Gebot stehen. Dennoch ist im Wesentlichen ihr Reich nur auf die Meinung gegründet, und diese Meinung schon tief erschüttert. In der sogenannten gebildeten Classe herrschen wie allenthalben in Europa, theils Unglaube, theils wenigstens Unkirchlichkeit vor, und wie in Deutschland, so sind auch in Schweden diese Classen meist den jetzigen Kirchenformen entwachsen. Das stützt der bessere Theil des Clerus, und es hat sich deßhalb in seinem eigenen Schooße eine Partei des Fortschritts erhoben, welche der neuern Entwicklung des Protestantismus in Deutschland sich anschließt. Ihr durch Gelehrsamkeit und Geist gleich ausgezeichnetes Haupt ist Thomander, Professor in Lund, der wie wir früher gesehen (s. Etwas über die Geistlichkeit in Schweden Nr. 323) auch Almquists Vertheidigung geleitet. Auf den Namen einer protestantischen Kirche darf die schwedische keinen Anspruch machen, so wenig als die englische, die auch factisch darauf verzichtet hat, indem drei Viertheile der englischen Geistlichkeit dem Puseyismus ergeben seyn sollen. Allein gegen die Tendenzen solcher Kleriker findet sich ein starker Damm in dem Geiste des Volks; dieser Volksgeist Englands ist protestantisch, und darum haben die Puseviten, wohl auf den Rath ihrer weltlichen Freunde, für gut befunden, ihre anglikanisch-katholische Richtung zu mäßigen, um — ihre weltlichen Einkünfte zu sichern; man wollte den Schaden Josephs nicht zu offen vor aller Welt darlegen. So sind die puseyitischen Manifestationen verstummt, und nur diejenigen, welche

*) Wer eine gerichtliche Handlung vornehmen will, muß sich mit einem Zeugniß seines Geistlichen versehen, daß er die Kirche regelmäßig besucht.

Digitized by Google

gar zu schroff sich geäußert, haben den letzten Schritt gethan, und sind, da sie an der Errichtung einer anglikanisch-katholischen Kirche verzweifelten, folgerecht zur römisch-katholischen übergetreten.

Die schwedische Kirche sitzt gehäbig, oft nur allzu gehäbig in ihrem weltlichen Einkommen, das mancher schwedische Geistliche, wie so oft die englischen, fern von seiner Pfarre verzehrt oder vielmehr verprasst, während ein schlecht bezahlter Miethling die kirchlichen Geschäfte besorgt. In solcher Lage mag man nicht gerne gestört seyn, und wehrt daher alle und jede Neuerung ab. Damit aber verfällt auch der Stande, die ächte christliche Werkthätigkeit, und die Folge ist, daß der Pietismus in Schweden noch viel ärger als in Deutschland grassiet, denn der Pietismus ist in den untern Ständen was die Unkirchlichkeit in den obern ist, nämlich der Ausdruck der Unzufriedenheit mit der jetzigen Stellung und Thätigkeit der Geistlichen. Wie sich diese kirchlichen Zustände im allgemeinen entwickeln werden, ist jetzt noch sehr schwer zu sagen, in Schweden aber wird gewiß der Sturz der jetzigen politischen Kirchenverfassung jeder wesentlichen Veränderung vorangehen. Welche schlimme Folgen das jetzige System schon auf ganze Gemeinden ausübt, kann man aus dem Umstande ersehen, daß manche geistliche Stellen bereits an den Wenigstnehmenden vergeben werden. „Bei den von der Geistlichkeit zu vergebenden Stellen werden die Candidaten den steuerzahlenden Hufenbesitzern vorgeschlagen, vor denen sie Probepredigten halten und gewählt werden. Die Gemeinden sind zum großen Aerger der Geistlichen in neuerer Zeit so klug gewesen, mit den verschiedenen Candidaten zu unterhandeln und dann den Mindestfordernden zu wählen" (s. I. p. 173). Das sind die Früchte erstarrter kirchlicher Formen, deren Aufrechthaltung die Macht des Staats garantirt; das Heiligste wird zum gemeinen Handel, und ist man einmal in kirchlichen Dingen dahin gekommen, alles nach dem größern oder geringern Vortheil abzuwägen, so wird auch die gleiche Behandlungsweise in politischen Dingen nicht ausbleiben und ein gemeines Nützlichkeitsprincip über alles entscheiden. „Mit welchem Maaße ihr messet, damit wird euch wieder gemessen werden." Man hat zu allen Zeiten in der Geschichte die Verfolgung einer Idee, auch einer falschen, milder beurtheilt, als die gemeine Geldberechnung, und man wird die Nichtachtung des Höhern im Menschen noch schwer genug büßen.

Nachricht von dem Reisenden Grafen von Castelnau.

Das Schiff Industrie hat aus Puen für den Jardin des Plantes in Paris eine Anzahl naturhistorischer Gegenstände mitgebracht, welche im Innern von Brasilien durch die wissenschaftliche Expedition gesammelt wurden, die auf Befehl der französischen Regierung und unter der Leitung des Grafen von Castelnau das Land durchreist. Die Expedition ist nach mannichfachen Anstrengungen und Entbehrungen aller Art im Monat Julius am Ufer des Tocantins angekommen, dessen Mündung nun Para nicht sehr entfernt ist. Statt aber dem atlantischen Meere sich zu nähern, von dem sie sich etwa 400 Kilometres (50 geogr. Meilen) entfernt hatte, hat sie vielmehr ihren Weg weiter gegen Westen in der Richtung auf Peru fortgesetzt. Die Sammlung von naturhistorischen Gegenständen enthält viele für die Wissenschaft sehr interessante Dinge, namentlich aber sind die von Hrn. Weddill, dem Botaniker der Expedition, gesammelten Pflanzen von Wichtigkeit. Leider scheint aus Mangel an Papier nicht alles sonderlich gut verpackt zu seyn, denn die Pflanzen sind zum Theil dick aufeinandergelegt und dadurch einiges verdorben worden. (Echo du Monde Savant vom 17 Nov.)

Spaziergang in Marocco.

Die vier Hauptvolksstämme von Marocco.

(Schluß.)

Das Costüm der Mauren ist uns bereits bekannt. Was ihren Charakter betrifft, so sind Geiz und Treulosigkeit die Grundzüge desselben. In dem folgenden Zuge wird man die beiden Nationallaster in teuflischer Vollkommenheit verbunden sehen. Ein Mann war wegen Mordes gefänglich eingezogen; er sah dem Tode entgegen und erwartete von einem Tage zum andern den kaiserlichen Urtheilsspruch. Einem seiner Freunde lag seine Rettung am Herzen und er traf Anstalten ihn zu befreien. Einer der Kerkermeister versprach, für eine ansehnliche Summe Geldes die Bande des Gefangenen zu lösen und ihn der Freiheit wieder zu schenken. Man kam überein, daß er ihn um drei Uhr des Morgens seinem Freunde zuführen wolle.

Um Mitternacht begibt sich der Kerkermeister zum nächsten Verwandten des Getödteten, verräth ihm die neuerdenkliche Flucht des Mörders, und verspricht ihm zugleich, gegen eine neue Summe Geldes ihm seinen Feind um zwei Uhr in die Hände zu liefern, wann er die seiner Familie angethane Beschimpfung rächen wolle. Die verlangte Summe wird ausbezahlt, und zur bestimmten Stunde findet der Verwandte den Gefangenen am angezeigten Orte, stößt ihm kaltblütig den Dolch in die Brust und geht weiter.

Es wird drei Uhr; der Freund kommt und findet den entseelten Leichnam des Mannes, den er retten wollte. Er beicht in Verwünschungen gegen den treulosen Befreier aus, der ihm gelassen antwortet: „Ich habe mein Versprechen erfüllt und meinen Lohn verdient. Habe ich nicht euren Freund aus dem Gefängnisse geführt? Was sich nachher ereignet hat, geht mich nichts an. Nachdem er einmal frei war, hatte er selbst für sein Leben zu sorgen."

Die Berbern haben wenigstens ihre Kühnheit, ihren Muth, ihre Entschlossenheit für sich. Bei den Mauren findet sich nichts Großartiges: feige, kleinmüthig, unterwürfig gegen den Starken, übermüthig gegen den Schwächern, kennen sie weder Uneigennützigkeit noch Großmuth; die Vergnügungen des Geistes sind ihnen fremd, dagegen schleppen sie ihr Leben durch den Schlamm einer thierischen Wollust dahin. Sie haben keinen andern Ehrgeiz, als nach Reichthümern, die sie auf jedem Wege zu erlangen suchen und deren Besitz sie mit ängstlicher Sorgfalt verbergen.

Die Araber bilden den vierten Volksstamm des Landes und ihre Anzahl beträgt nicht viel mehr als 700,000. Sie sind die Eroberer des Landes: zur Zeit der großen Kriegszüge ihrer Nation aus Yemen gekommen, zwangen sie den überwundenen Völkerschaften ihre Sprache und Religion auf. Im Verlaufe der Zeit vermischten sie sich mit den-

Digitized by Google

selben. Uebrigens war diese Vereinigung niemals so enge, daß sich nicht jetzt noch die Race der Ueberwinder durch scharfe Züge von den andern unterschiede. Die Araber haben sanftere Sitten als die Mauren; sie sind tapferer, gastfreundlicher und getreuer ihrem Worte. Wenn sie auch das Eigenthum anderer nicht gerade unter allen Umständen achten, so sind sie doch weder processüchtig noch Meuchelmörder. Wenn sie im Zorn das Messer zücken, so sind oft die einfachen Worte: „Gedenkst an Gott und an den Propheten," hinreichend, sie zu entwaffnen und den Frieden wieder herzustellen.

Sie sind im allgemeinen ein ziemlich schöner Menschenschlag, aber schöner von Körperbau als dem Gesichte nach. Sie sind größer und gewandter als die Mauren, und nicht wie jene durch das schändliche Hinbrüten in immerwährender Trägheit entnervt. Ihre Tracht ist der weiße Haik; sie tragen ihre Haare kurz geschnitten und mit einem langen Band umbunden. Nur wenige bedienen sich des Turbans, und sie gehen lieber mit bloßen Füßen als in Sandalen. Sie rühmen sich, das Arabische des Korans in seiner ursprünglichen Reinheit zu sprechen, und es gibt kein Volk, das seine alten Gebräuche so unverändert beibehalten hat. Mit Ausnahme der Religion sind ihre Sitten noch heute dieselben, wie sie zu Hiobs Zeiten waren.

In treuer Anhänglichkeit an jenes Hirtenleben, das ihren gränzenlosen Ebenen, ihren brennendheißen Tagen und ihren kühlen Nächten so angemessen ist, ziehen sie von Gefilde zu Gefilde, führen ihre Kameele und die Heerden mit sich, die ihren ganzen Reichthum ausmachen, und wählen gewöhnlich entweder die Ufer eines Baches, oder die Quelle eines Flusses, oder die Nachbarschaft eines Heiligthums zu ihrem flüchtigen Wohnorte. An solchen frischen und geheiligten Stellen schlagen sie besonders ihre Gezelte und Hütten auf. Wenn die erschöpfte Weide zur Nahrung ihrer Heerden nicht länger hinreicht, brechen sie auf und suchen anderswo nährendes Gras und helles Wasser.

Die Liebe zur Unabhängigkeit und zum Nomadenleben ist so tief in der Natur der Araber gegründet, daß nichts sie jemals vermögen konnte, sich in Städten festzusetzen oder Dörfer zu bauen. Ihrer Bedürfnisse sind so wenige, daß sie überall die Mittel zu ihrer Befriedigung finden; Pythagoräer von Natur, fragen sie nicht viel nach dem Fleisch der Thiere und ihre Genügsamkeit ist zum Sprüchwort geworden. Die Milch und Wolle ihrer Heerden sind hinreichend für diese wandernden Stämme: ihr Lieblingsvergnügungen sind das Pferd und die Jagd. Die Weiber nehmen an ihren gemeinschaftlichen Arbeiten Theil; sie ziehen Bienen und Seidenwürmer; sie spinnen die Wolle für die Bekleidung der Familie und weben die grobe Leinwand fürs Zelt. So frisch und schön sie in den ersten Tagen ihrer Jugend sind, so frühzeitig vergeht ihr Glanz: die Arbeit verwittert schnell die Blüthe ihrer Schönheit. Von einem Jahr zum andern werden sie unkenntlich, und schon vor dem zwanzigsten Jahre sind sie alte Weiber.

Dieses ist nach heutiges Tages das Leben dieser Wanderstämme. Mit Mühe kann man sich vorstellen, daß sie die Eroberer seyen. Indessen ist der kriegerische Geist in diesen einfachen Gemüthern keineswegs erstorben; er mag wohl auf kurze Zeit schlummern, aber nur um im Augenblick der Noth desto mächtiger und kräftiger zu erwachen: das Wanderleben nährt und erhöht denselben statt ihn zu unterdrücken. Auf den ersten Ruf ist der Araber unter Waffen; sein Auge erglüht beim Kampfgeschrei so schnell, als sich das Ohr seines Renners beim Klange der Trompete spitzt.

Dieses patriarchalische Leben muß einen großen Reiz in sich haben, es muß einem tiefen Bedürfnisse der menschlichen Natur entsprechen, sonst könnten so tapfere Völkerschaften nicht so lange Zeit und mit so vieler Liebe darin verharren. Könige des Landes nach dem Rechte der Eroberung, wohnen sie als Fremdlinge darinnen, wie wenn sie es schon morgen wieder verlassen müßten. Sie begnügen sich damit, den Besiegten ihren Cultus und ihre Gesetze auferlegt zu haben, und lassen ihnen ihre Schätze und ihre Städte; alles was sie brauchen ist ein Winkel Landes, um ihre Zelte aufzuschlagen, und der freie Blick auf den Himmel zur Betrachtung der Gestirne und Verehrung Gottes.

Diese vier Racen theilen sich in den Besitz des Reichs von Marocco. Es erfordert kein sehr geübtes Auge, um sie bei öffentlichen Versammlungen, besonders auf den Märkten, von einander zu unterscheiden. Eine auffallende Zusammenstellung derselben gewährte mir der Markt von Tetuan, und ließ mich bedauern, daß ich kein Maler war, um meine vergleichenden Studien dieser verschiedenen Physiognomien anschaulicher mittheilen zu können. Die natürlichen Unterschiede waren nicht weniger in die Augen springend, als die Verschiedenheit der Trachten. Das männliche und trotzige Gesicht des Berbers bildete einen schneidenden Gegensatz zu den verweichlichten und argwöhnischen Zügen des Mauren, und der arabische Reiter, der sein Pferd zwischen den Kameelen herumtummelte, war ein leuer Repräsentant der Thatkraft und Kühnheit der alten Eroberer unter den besiegten Völkern.

Die Weiber waren hier in noch größerer Menge anwesend, als auf dem Sank zu Tanger; aber hermetisch verhüllt in ihre weiten Gewänder, ließen sie nichts als die Hände und die Augen sehen, welche beinahe bei allen sehr schön waren. Ihr Wuchs verschwindet in dem Faltenreichthum ihrer Kleidung, und alle Formen gehen darin für das Auge verloren. Diese unförmlichen Massen haben durchaus nichts Anmuthiges oder Verführerisches.

Miscellen.

Meteorologisches Centralarchiv in Italien. Hr. Antinori aus Florenz hat bereits in der Versammlung der italienischen Naturforscher Nachricht von diesem Unternehmen gegeben, und seitdem die Rede in größerer Ausdehnung durch den Druck bekannt gemacht. Es handelt sich darum die größtmögliche Masse von meteorologischen Nachrichten zu sammeln und auf eine übersichtlichr Art zusammenzustellen, da nur aus einer möglichst großen Masse von Thatsachen sichere Schlüsse in dieser schwierigen Wissenschaft gezogen werden können. Der Sitz dieses Unternehmens ist Florenz, und bereits haben elf Städte ihre Beobachtungen eingesandt, dreizehn andere haben ihre Einsendungen begonnen und versprechen sie regelmäßig fortzusetzen.

Ermäßigung der Preise im Tunnelbau. Der Moniteur industriel vom 17 Nov. berichtet nach dem West-England Conservative nachstehendes merkwürdige Resultat: „In einer Versammlung von Interessenten der Eisenbahn von Südwales zu Cardiff zeigte Hr. Bennet an, daß der Tunnel der Great-Western-Bahn 100 Pfd. St. per Yard kostete; der von Whitehall auf der Exeter-Bahn 53 Pfd.; der auf 136 Pfd. per Yard geschätzte Tunnel von Cheltenham nur 31 Pfd., und um zu beweisen, wie sehr diese Arbeiten im Preise gefallen seyen, bemerkte er, daß er seit drei Wochen Verträge zum Durchstechen von Tunnels zu 28 Pfd. per Yard unterzeichnet habe.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilagen: Intelligenzblatt Nr. 13 und Umschlag zum Monat November.)

№ 13.

Intelligenz-Blatt zum Ausland.

Samstag 30 November 1844.

[178] Bei Braumüller u. Seidel in Wien ist erschienen:

Vollständige

englische Sprachlehre,

die Syntaxis

in dreißig Lectionen eingetheilt,

durch Beispiele erläutert, von einer stufenweisen Reihe van Uebungen mit genauer Betonung der vorkommenden englischen Wörter begleitet und mit einem separirten

Schlüssel versehen,

wodurch jeder Schüler seine Fehler ohne Hülfe eines Lehrers selbst ausbessern kann,

von Karl Gaulis Clairmont,

a. ö. Professor der englischen Sprache und Litteratur an der k. k. Universität und an der k. k. Theresianischen Ritterakademie in Wien.

Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Wien 1844. Gr. 8. in Umschlag brosch. Preis mit Schlüssel 2 fl. C. M.; ohne Schlüssel 1 fl. 40 kr. C. M.

Handbuch englischer Gespräche

die gebräuchlichsten Ausdrücke

der Umgangssprache

mit Bezug auf die Gewohnheiten, Eigenheiten, Sitten und Verfassungen Englands,

eine Erklärung der englischen Pairie und ein Capitel über die See-Ausdrücke enthaltend.

Von **Karl Gaulis Clairmont.**

Wien 1844. in Umschlag broschirt. 2 fl. C. M.

Von demselben Hrn. Verfasser ist im Druck:

Poetisches Lesebuch für Anfänger in der englischen Sprache.

[179] Se vende por **F. A. Brockhaus** en **Leipsique:**

Romancero castellano

ó Colleccion de antiguos Romances populares de los Españoles,

publicada con una introduccion y notas

por *G. B. Depping.*

Nueva Edicion,

con las notas

de **Don Antonio Alcala-Galiano.**

Dos Tomos.

Gr. 12. 4 Thaler.

[191] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Ackerverfassung, die Zwergwirthschaft

und

die Auswanderung

von

Dr. Friedrich List.

Mit einer Karte über die Güter-Arrondirungen in den Gemeinden des ehemaligen Illerkreises im Königreich Bayern.

8. Velinpapier. broschirt. Preis 36 kr. oder 9 Gr.

Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'scher Verlag.

[180] Auf nachfolgende Werke, die in unserm Verlag erschienen und um die beigesetzten Preise durch alle Buchhandlungen zu haben sind, erlauben wir uns aufmerksam zu machen:

Schubert, Dr. G. H. v., Reise in das Morgenland in den Jahren 1836 und 1837. Drei Bände. Neue Auflage. Mit einer Karte und dem Grundriss von Jerusalem. Gr. 8. geh. 7 Rthlr. 16 gGr. od. 12 fl. 21 kr.

— — Wanderbüchlein eines reisenden Gelehrten nach Salzburg, Tyrol und der Lombardei. Zweite Ausgabe, mit der Reise über das Wormser Joch nach Venedig. Gr. 12. geh. 1 Rthlr. 12 gGr. od. 2 fl. 24 kr.

— — Reise durch das südliche Frankreich und durch Italien. Zwei Bände. Gr. 8. geh. Ausgabe auf milchweißem Druckp. 4 Rthlr. 8 gGr. od. 6 fl. 48 kr. Gute Ausgabe auf fein Velindruckpap. 5 Rthlr. 8 gGr. od. 8 fl. 24 kr.

— — Erzählungen. Drei Bände. Gr. 8. geh. Velinp. 4 Rthlr. 14 gGr. od. 7 fl. 15 kr.

Erlangen, im November 1844.

J. J. Palm & Ernst Enke.

[181] In Unterzeichnetem ist erschienen und an alle Buchhandlungen versendet worden:

Anleitung

zum Waldwegbau

von H. Karl,

Fürstlich Sigmaringen'schem Oberforstmeister.

Mit Tabellen und Figurentafeln.

8. Velinp. brosch. Preis 1 fl. 30 kr. od. 21 Gr.

Daß der geregelte Waldwegbau von großem Einfluß auf Herstellung und Erhaltung des bessern Waldzustandes, so wie auf Erhöhung des Geldertrags der Forste sey, wird von Niemand in Abrede gestellt werden wollen. Gleichwohl ist die gegenwärtige Beschaffenheit der Waldwege im allgemeinen eine sehr mangelhafte und unvollkommene zu nennen. Namentlich tritt der gerügte Mangel in kleinern und gesonderten Waldungen und am auffallendsten in Gebirgsforsten hervor, wo die nöthigen Wege oft ganz abgehen oder in so trauriger Beschaffenheit vorhanden sind, daß sie kaum gebraucht werden können. Die Ursache dieses Uebelstandes ist hauptsächlich in der unverdienten Geringachtung und oberflächlichen Behandlung zu suchen, welche der wichtige Gegenstand des Waldwegbaues gewöhnlich in den Forstschulen, so wie in den Compendien der Forstwissenschaft findet. Es dürfte daher gegenwärtige Schrift, deren Zweck es ist, dem Forstpersonal eine Anleitung zu geben, sich mit der Wichtigkeit und der grundsätzlichen Behandlung des Waldwegbaues vertraut zu machen, ein um so willkommener Beitrag zu nennen seyn und eine gewiß von jedem Forstmanne erkannte Lücke in der Forstlitteratur ausfüllen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Digitized by Google

[182] In unterzeichnetem ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der praktische Bäcker,

oder

vollständige und faßliche Anweisung schmackhaftes und nahrhaftes Brod aus jeder Fruchtgattung und mit jedem üblichen Gährungsmittel zu erzeugen.

Ein Hülfsbuch für Bäcker und Haushaltungen.

Nebst einem Aufsatze über Gemeindebäckereien und einigen geschichtlichen Bemerkungen.

Von

S. Th. Frank,

gewesenem Bäckermeistee in Wien.

Erfahrung ist nicht vieler Jahre, sondern vieler Beobachtungen Frucht.

Mit einer Lithographie und einer Scala der österreichischen Brodtaxe.

gr. 8. Velinp. brosch. Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 6 gGr.

Hauptabschnitte des Inhalts:

Einleitung. I. Von den Stoffen aus welchen das Brod erzeugt wird. II. Von der Gährung und Bildung des Brodteiges. III. Vom Backen des Brodes. IV. Von dem Baue der Backöfen, von der Bäckerwerkstätte und den Bäckerwerkzeugen. Anhang: **Ueber Gemeindebäckereien, als ein Mittel wodurch der Erzeugung eines schlechten und ungesunden Brodes auf dem Lande vorgebeugt werden könnte.**

Der Verfasser, ein eben so verständiger als thätiger Techniker, hat in diesem Werke erprobte Thatsachen, Regeln und Anleitungen gegeben, die nicht bloß dem Mann vom Fache sehr willkommen und belehrend, sondern auch bei der Wichtigkeit des Gegenstandes dem Laien überaus schätzbar seyn werden.

Es ist keine Kunst aus den besten Materialien und bei den vollkommensten Arbeits-Vorrichtungen ein gesundes und schmackhaftes Brod herzustellen; es erfordert aber gründliche Kenntnisse und Umsicht der schlechten oder minder guten Materialien und bei unvollkommenen Backeinrichtungen das erste und wichtigste aller Nahrungsmittel wohlschmeckend, gesund und kräftig zu bereiten.

In dieser für den Bäcker wie für das gemeine Beste gleich redlichen Absicht hat der Verfasser noch am Abende seines Lebens seine durchdachten Beobachtungen und Erfahrungen der Veröffentlichung übergeben und damit sich ein wesentliches Verdienst erworben, weßhalb wir sein Werk allgemein empfehlen.

Stuttgart und Tübingen, September 1844. **J. G. Cotta'scher Verlag.**

---

[183] In unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Versuch einer vollständigen Thierseelenkunde.

Von P. Scheitlin,

Professor.

2 Thle. gr. 8. Velinpap. Preis 7 fl. oder 4 Rthlr. 6 Gr.

Inhalt: 1) Bestimmung der Begriffe: Seele, Thiere, Thierseele und Thierseelenkunde. 2) Denkbarer Ursprung einer Thierseelenkunde des ersten Zeitalters. 3) Thierseelenlehre der Hebräer und Christen nach ihren Religionsurkunden. 4) Die religiöse Thierseelenkunde der Indier, Perser und Aegyptier. 5) Die Griechen und Römer. 6) Das alte Europa. 7) Der Talmud und der Koran. 8) Uebergang in die eigentliche Thierpsychologie durch die Dichter. 9) Ansichten der Philosophen und Naturkenner unter den Griechen und Römern, von Thales an bis ins Mittelalter. 10) Das Mittelalter bis auf Leibnitz. 11) Leibnitz und seine Nachfolger oder die neueste Zeit. 12) Andeutungen aus der Geschichte der Behandlung der Thiere oder der praktischen Thierpsychologie. 13) Die Mittel zum glücklichen Studium der Thierpsychologie. 14) Blick in die Thierwelt oder von der Erdpsyche. 15) Von der Psyche der Thiere im Besondern. 16) Psychologisches Thiersystem. 17) Charakteristiken unserer vorzüglichsten Hausäugethiere. 18) Das Allgemeine aus dem Besondern, oder von den psychischen Thätigkeiten der Thiere überhaupt. 19) Vom tellurischen oder vom Schein- und vom wahren Menschen. 20) Von den Verhältnissen des Thieres.

Wir hoffen mit diesem Werke jedem denkenden Menschen, besonders aber dem Freunde der Thiere, einen wahren Dienst erwiesen zu sehen. Der Herr Verfasser beabsichtigt durch die Mittheilung seiner Ansichten nicht den Menschen zu erniedrigen, jedoch das Thier höher zu stellen und den Menschen näher zu bringen, die zu groß gewordene, widernaturgeschichtliche, unwahre Kluft zwischen Thier und Mensch kleiner zu machen und Achtung und Liebe zu den niedrigern Wesen zu lehren und geschichtlich zu begründen, welche der allweise Schöpfer neben uns in das Welt-All gestellt hat.

Stuttgart und Tübingen. **J. G. Cotta'scher Verlag.**

---

[184] **Rumohrs Schriften,**

Geist der Kochkunst und Schule der Höflichkeit.

In unterzeichnetem sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geist der Kochkunst

von Joseph König.

Ueberarbeitet und herausgegeben von C. F. v. Rumohr.

Zweite vermehrte und verbesserte Auflage.

Gr. 8. Preis 1 fl. 48 kr. od. 1 Rthlr. 4 gGr.

Wenn der verstorbene, eben so geistreiche als vielseitig gebildete Hr. Verfasser in der Vorrede zu dieser zweiten Auflage sagt, daß sein Werk in einigen Capiteln darauf ausgehe, gewisse ästhetische Gemeinplätze und Stichwörter durch ihre Anwendung auf eine niedrig geachtete Kunst, doch ohne Bitterkeit, zu verspotten, und dabei behauptet daß bei der unbegränzten, unsichern, schwankenden Allgemeinheit ihrer täglichen Anwendung es ihm scheine als passen sie sich der einen Kunst so gut an wie der andern, und sey wenigstens der Gewinn dabei für beide gleich groß, so wird ihm diese Behauptung vielleicht nicht eben von allen Seiten unbestritten bleiben. Worin aber alle Leser, sowohl gallichte und leidende Gelehrte, deren Ehehälften vom Essen nichts verstehen als das Negative, nämlich das Appetitverderben, als reiche, lebensfrohe Gutschmecker, so Freunde als Feinde der bonne chère, so von Köchen, als von Köchinnen oder Hausmägden bediente, immer betrogene Hausfrauen, kurz, worin alle und jede Leser von der Gattung, der dreihundert und fünfundsechzigmal im Jahre denn doch das Essen obliegt, einverstanden seyn werden, das ist, daß es dem Verfasser vollkommne gelungen sey dem verständigen, leichtfassenden Deutschen gleichsam Appetit zu machen, das Product seines Bodens für den freilich vorübergehenden Tafelgenuß, allein zugleich auch für den mehr dauernden einer gut unterhaltenen Gesundheit, ganz auszunutzen. — Mögen durch sein Werk recht viele unserer schlechtessenden Landsleute künftig an dem feinen Aroma leicht zu erzielender Küchenkräuter, an der guten und gut bereiteten Qualität unserer Landesproducte ein recht zuträgliches Gefallen erwerben; möge es den Frauen weder als Eingriff in ihre Befugnisse, noch als lästige, unwillkommene Ermahnung an veraltete, vergessene Pflichten erscheinen, denn ihnen besonders möchten wir es empfohlen sehen.

Von demselben Verfasser:

Schule der Höflichkeit für Alt und Jung.

2 Thle. 8. brosch. Preis 2 fl. 48 kr. od. 1 Rthlr. 18 gGr.

In dieser Schule der Höflichkeit hat der Hr. Verfasser mit originellen Zügen gleichsam zu schildern gesucht, wie der in der Gesellschaft lebende Mensch sein Aeußeres mit Geschmack darzustellen und seinen Mitmenschen genießbar zu machen habe. — Wenn die gewöhnlichen Schriften über den Umgang mit Menschen leicht desto seichter und unersprießlicher werden, je mehr die Verfasser in Details eingehen und je mehr sie durch Regeln ihren Gegenstand zu erschöpfen suchen, so verbirgt dagegen diese geistreiche Skizze eines Menschenkenners, der neben der Frivolität der gesellschaftlichen Formen ihre Naturnothwendigkeit erkannt hat, hinter der Iro-

Digitized by Google

uie eine große Tiefe und die aphoristische Form umfaßt, wie es überhaupt das Wesen des wahren Witzes ist, ungleich mehr als auf den ersten Anblick erscheint.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[185] **Für Leihbibliotheken und Lese-Vereine.**

In Unterzeichnetem sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gesammelte Erzählungen

von der Verfasserin

der Bilder des Lebens.

Zwei Bände.

8. Brosch. Preis 6 fl. oder 3 Rthlr 16 gr.

Statt aller Empfehlung erlauben wir uns hier die in Nr. 34, 1839, der Blätter für Literatur und bildende Kunst stehende Beurtheilung anzuführen: „Der tiefe Sinn, das reine Gemüth, der edle Geist, welcher in den Bildern des Lebens waltet, deren Werth wir auch in diesen Blätteen deurkundet haben, findet sich auch in diesen gesammelten Erzählungen wieder. Sie zeichnen sich durch Innigkeit sowohl als durch Klarheit, vor allem aber durch ein ächt religiöses und rein sittliches Gefühl vor so vielen Tagserscheinungen aus, welche nur zu blenden, nicht zu erhellen, nur die Zeit zu verflüchtigen, nicht das Gemüth zu erheben suchen. Und darum eignen sie sich auch namentlich vor vielen andern ähnlichen Schriften zur Lectüre für Jungfrauen und Frauen, deren Sinn unverdorben und deren Geist auf das Höhere und einzig Wahre im Menschenleben gerichtet ist. Sie sind dabei eben so fern von jeder pedantischen Trockenheit wie von zelotischer Eiferung, sondern die lebenvollste Liebe spiegelt sich in ihnen anmuthig und mit den wärmsten Farben in allen Strahlenbrechungen ihrer innigsten Empfindungeu. Nur steht jedes Gemeine fern, und alles trägt den Stempel eines Seelenadels, der, seines innern Werthes sich bewußt, doch von der liebenswürdigsten Demuth durchdrungen ist. Unsere Leserinnen besonders werden mit uns übereinstimmen, wenn sie diese Erzählungen in Geist und Herz werden aufgenommen haben."

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[186] In Unterzeichnetem sind erschieneu und in allen Buchhandlungen zu haben:

Dichtungen

epischer und episch-lyrischer Gattung

von

Gustav Pfizer.

8. Velinpapier. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 gr.

Das Publicum erhält mit diesen ernstliebenden Dichtungen die neuesten Producte eines Sängers, in dessen Geiste die Reflexion mit der Anschauung sich auf jene wunderbare Weise vereinigt, wie sie der Deutsche an den Repräsentanten seiner nationalen Persönlichkeit, insbesondere an Schiller, von jeher als ein eigenthümliches Gut seines Volkes begrüßt und mit Liebe aufgenommen hat. In den Fußstapfen jenes großen Dichters scheitet auch Gustav Pfizer hier von der subjectiven Poesie zur objectiven, von der lyrischen Ideendichtung zur Ballade und Romanze fort. Die Aufnahme seiner frühern Gedichte läßt für diese reifen Erzeugnisse eines tiefsinnigen, aber dabei sich immer klarer werdenden Dichtergeistes die wärmste Aufnahme hoffen.

Stuttgart und Tübingen, 1844.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[187] In der literar.-artist. Anstalt in München ist erschieneu und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Kaiser Friedrich II.

Ein Beitrag zur Berichtigung der Ansichten über den Sturz der Hohenstaufen.

Mit Benützung handschriftlicher Quellen der Bibliotheken zu Rom, Paris, Wien und München verfaßt

von

Dr. Constantin Höfler.

gr. 8. geh. Preis: 3 fl. 36 kr. rhein. oder 2 Rthlr. 4 gr.

Wiederholte Reisen in das Ausland wie die Benützung werthvoller Handschriften der kgl. Bibliothek zu München haben den Verfasser in Stand gesetzt, die Geschichte des letzten großen hohenstaufischen Kaisers beinahe völlig neu zu geben. Insbesondere ist der so folgenreiche Streit mit Papst Innocent IV durch Benützung der Acten des päpstlichen Legaten Albrets v. Beham jetzt erst als geschlossen zu betrachten. Indem der Verfasser die Zustände des lebensvollsten Jahrhunderts des Mittelalters dem Leser vorlegte, war es seine Absicht nie dem Urtheile desselben vorzugreifen, sondern in möglichst treuer Schilderung entfernter Zeiten ihm Gelegenheit darzubieten, sich, soviel er will, in dieselben zu vertiefen. Die Leichtigkeit des Styles sollte ihm die Resultate strenger Forschungen zugänglich machen, und somit den wissenschaftlichen Anforderungen wie den auf Schönheit der Form gerichteten des größern Publicums Genüge geleistet werden, damit der Endzweck des Verfassers erreicht werde, ein Werk zu liefern das für die Geschichte des Mittelalters, und in wie ferne die Ereignisse des dreizehnten Jahrhunderts auch auf die neuern Zeiten Einfluß hatten, für die allgemeine Geschichte unentbehrlich sey.

---

[188] In Unterzeichnetem ist erschieuen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geschichte der Hexenprocesse.

Aus den Quellen dargestellt.

Von Dr. **W. G. Soldan,**

Gymnasial-Lehrer zu Gießen.

gr. 8. Velinp. Preis 3 fl. 45 kr. oder 2 Rthlr. 6 gGr.

Eine Geschichte der Hexenprocesse gehört unter die längst ausgesprocheneu Bedürfnisse. Ihre Nothwendigkeit ist nicht nue in vorschiedenen Zeiten anerkannt worden, sondern es hat auch nicht an vielfachen Bestrebungeu zur Herstellung derselben gefehlt. In allen bisherigen Sammelwerken ist indessen dem Bedürfnisse noch nicht abgeholfen. Die Gegenwart will das Ganze im Zusammenhange begreifen; man hat ihr jedoch selbst die äußere Erscheinung meist nur fragmentarisch vorgeführt und läßt den Schlüssel zum Verständnisse vergeblich suchen. Wo auf den Hexenproceß die Rede kommt, durchkreuzen sich die widersprechendsten, oft sehr wunderliche Ansichten, ja selbst hinsichtlich der einfachen Thatsachen werden noch täglich die irrigsten Voraussetzungen laut.

Bei dem gegenwärtigen Kampf des Alten und des Neuen in der Theologie wie in der Strafgesetzgebung dürfte daher eine Schrift, welche die traurigen Exteeme, zu welchen theologische und richterliche Befangenheit im Vereine mit dem Inquisitionsprocesse in ihrer Consequenz hinzuleiten vermag, historisch vorführt, das Interesse des Theologen und Juristen, wie des Geschichtsfreundes überhaupt, anzusprechen wohl berechtigt seyn.

Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[189] In der literar.-artist. Anstalt in München ist erschieneu und an alle deutschen Buchhandlungen versandt worden:

Die Lehre des deutschen Philosophen

Jakob Böhme,

in einem systematischen Auszuge aus dessen sämmtlichen Schriften dargestellt und mit erläuternden Anmerkungen begleitet

von Dr. **Julius Hamberger.**

gr. 8. geh. Preis 3 fl. rhein. oder 1 Rthlr. 16 gr.

Eine dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft entsprechende klare und umfassende und kundige Darstellung des ganzen Böhme'schen Lehrsystems, wie sie der Verfasser des oben genannten Auszuges zu geben hofft, hat bisher gemangelt, und eben hierin liegt der Grund, daß dieses System auf die Entwicklung der Philosophie und Theologie den Einfluß noch nicht hat ausüben können, der ihm bei der hohen Begeisterung und dem wunderbaren Tiefsinn seines Urhebers ohne Zweifel gebührt. Die diesem Auszuge vorangeschickte Einleitung enthält nicht nur Böhme's Biographie und eine kurze Geschichte seiner Lehre, sondern zeigt auch, in welchem Verhältniß dieselbe zur Theologie stehe, und, in welchen Punkten sie sich wesentlich von den übrigen philosophischen Systemen unterscheide. Als Anhang ist dem Werke noch eine Erklärung der vornehmsten Böhme'n eigenthümlichen Kunstausdrücke in alphabetischer Ordnung beigegeben.

[190] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

ALLGEMEINE
PHONOLOGIE,
ODER
NATÜRLICHE GRAMMATIK
DER
MENSCHLICHEN SPRACHE.

Mit specieller Anwendung auf das Hebräische, Griechische, Lateinische, Italienische, Französische, Englische, Deutsche und die resp. alten und neuen Mundarten.

Von **Max Wocher,**

Th. Lic., Professor und Convictverstand in Ehingen an der Donau.

gr. 8. Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 12 gr.

Inhalts-Uebersicht.

Einleitendes. §§. 1 flg. I. Abtheilung. Von der organischen Lautbildung im Allgemeinen. I. Abschnitt *Die Lautgesetze.* §. 3. Euphonie, das Grundprincip. *Erstes Hauptgesetz.* Euphonie für das Sprachorgan. §§. 4—9. Besondere Lautgesetze. §. 10. *Zweites Hauptgesetz:* Euphonie für das Ohr. §. 11. Das Musikalische im Symphonismus der Sprache. II. Abschn. *Allgemeine Anwendung auf Aussprache und Lautgestaltung.* §. 12. Symphonische Gliederung der Sylbenordnungen. (Sylbenabtheilung.) §. 13. Die feinern Unterschiede der Vocalaussprache durch Symphonie zu ermitteln. §. 14. Gibt es ursprüngliche Vocale? §. 15. Lautwandel je nach Symphonie. §. 16. Weitere Einflüsse der Symphonie: A) in Beziehung auf Sylbenquantität. §§. 17—22. B) Symphonie im Accent. §. 23. Einheit von Quantität und Accent in der Aussprache, die Bedingung des Wohllauts. §. 24. Gibt es Ausnahmen? II. Abtheilung. Das Walten des Sprachgeistes in Entwickelung und Ausbildung des Sprachorganismus. I. Abschn. *Das logische Element in der Gestaltung des phonetischen.* §. 25. Betrachtung des Sprachvermögens in Beziehung auf die intellectuelle Technik der Sprachen. I. Cap. *Entstehung der Flexion.* §§. 26—34. Artikel und Genus. Verhältnisse der Genere. Declinationen und deren Gliederung u. s. w. II. Cap. *Entstehung der Rection.* §§. 35—38. Phonetische Gestaltung der Rection; symphonische Ausbildung der Casusformen u. s. w. III. Cap. *Organische Gestaltung aller Bestandtheile eines Satzes.* §. 39 a. Symphonie in der Congruenz von Genus-, Personal-, Numerus- und Casusformen im Satze. §. 39 b. Das Verbum als Ergänzung eines andern Verbalbegriffes im Satze. §. 40. Casus absoluti. §. 41. Consecutio temporum et modorum. §. 42. Symphonische Wirkung der Partikeln. §. 43. Composition nach ihren logischen und phonetischen Momenten betrachtet. §. 44. Schlussbemerkungen: Ueber Entstehung der grammatischen Suffixe. II. Abschn. *Relatives Uebergewicht des phonetischen Elements über die Sprachform.* I. Cap. *Symphonische Eigenthümlichkeit eines jeden Sprachorganismus.* §. 45. Organische Ausbildung jeder Sprache und Mundart. §. 46. Behandlung der fremden Wörter. §§. 47—52. Die Mundarten. §. 53. Das Eigenthümliche der Schriftsprache. (Leitende Grundsätze.) II. Cap. *Vermittlung der Euphonie durch verschiedene Flexion und Construction.* §§. 54—63. Formenwechsel im Hebräischen, Griechischen, Lateinischen, Italienischen, Französischen, Englischen und Deutschen. §. 64. Wortstellung. Eigenthümliche Gebundenheit derselben nach logischen und phonetischen Momenten. §. 65. Fortsetzung: Wechsel der Wortstellung nach Symphonie. §. 66. Einwirkung des phonetischen Elements auf die logische Technik der Sprachform. III. Abschn. *Inniges Verhältniss des phonetischen und logischen Elements in der Gesammtentwickelung der Sprache.* I. Cap. *Unmittelbare Betrachtung dieses Verhältnisses.* §. 67. Das Onomatopoetische oder Symbolische des Lautes. §. 68. Die Principien der Bewegung und der Stetigkeit. §. 69. Inniges Verhältniss des phonetischen und logischen Elements. II. Cap. *Geschichtliche Veranschaulichung des innigen Verhältnisses im Entwickelungsgang der Sprachen.* §. 70. Das Hebräische, im Verhältniss zu den Dialekten. §. 71. Das Altgriechische. §. 72. Das Neugriechische. §. 73 flg. Das Lateinische, mit Rücksicht auf seine älteste Gestalt. §§. 75—77. Das Italienische, Französische, Englische. §. 78. Das Deutsche. Gothisch. §. 79. Altdeutsch; Mittel- und Neuhochdeutsch. §. 80. Rückblick und Schlussbemerkungen. Beilagen; S. 501—512.

Mottos: „Wer nichts auf wahrnehmungen hält, die mit ihrer factischen gewissheit anfangs aller theorie spotten, wird dem unergründlichen sprachgeiste nie näher treten." *J. Grimm.*

„Eine Sprache kann unter keiner Bedingung wie eine abgestorbene Pflanze erforscht werden. *Sprache* und *Leben* sind unzertrennliche Begriffe, und die *Erlernung* ist in diesem Gebiete nur Wiedererzeugung. *W. v. Humboldt.*

Durch treue und sorgfältige Naturbelauschung ist es dem Hrn. Verfasser gelungen, die einfachen grossen Gesetze zu ermitteln, die allem organischen Bilden und Gestalten des Sprachgeistes zu Grund liegen und auf unversuchten Wegen Resultate zu gewinnen, die sowohl durch und durch praktisch als auch theoretisch für die tiefere wissenschaftliche Sprachkunde manche Räthsel zu lösen geeignet sind. Was man sonst bei den Regeln der Grammatik nur als Willkür des Sprachgebrauchs, nur als zufällig Gegebenes zu betrachten versucht wird, das erscheint im Zusammenhang des hier dargelegten Systems (welches eben die einfachste und tiefste Grundlage alles rationellen Sprachstudiums ist) als tief begründet, als lautere Gesetzmäßigkeit. — Uebrigens möchte das Buch nicht blos dem Gelehrten vom Fach gewidmet seyn, sondern auch jedem Freunde anziehender, gründlicher Sprachstudien. Kenner und Liebhaber der alten und neuern Sprachen wird es namentlich anziehen, da auch die Feinheiten des Style, und mit den Mundarten auch die geschichtliche Entwickelung derselben (beim Deutschen auch das Gothische, Altdeutsche) zur Besprechung kam.

Stuttgart und *Tübingen.* **J. G. Cotta'scher Verlag.**

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,

mit

besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen

in

Deutschland.

Siebenzehnter Jahrgang

1844.

December.

Stuttgart und Tübingen,

in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1844.

☞ Dem Wunsche vieler Leser des Auslandes zu entsprechen, werden wir künftig für jeden Monat einen Umschlag mit Inhalts-Anzeige drucken lassen, um dieses Journal monatweise geheftet an diejenigen Abonnenten zu verschicken, welche es in dieser Form verlangen werden.

An diejenigen Abnehmer, welche sich hierüber nicht bestimmt aussprechen, erfolgt die Zusendung des Blattes auf die bisher übliche Weise.

Es erscheint von dieser Zeitschrift täglich ein Blatt, auch werden derselben zur Versinnlichung interessanter Aufsätze von Zeit zu Zeit Lithographien und Karten beigegeben. — Der Preis des Jahrgangs ist 16 fl. oder 9 Thlr. 8 gr. — Sämmtlich respective Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen darauf an. Erstere liefern sie täglich, letztere von acht zu acht Tagen oder in monatlichen Heften.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung

Der Beisatz zum Titel unserer Zeitschrift: „Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker" bezeichnet die allgemeine Bestimmung desselben, die freilich dem jeweiligen Redacteur einen weiten Spielraum läßt. Zeitgeschichte, namentlich fremder Welttheile, Schilderung der Sitten und Zustände anderer Völker ist die eigentliche Aufgabe, die jedoch immer nur sehr bruchstückweise gelöst werden kann, denn der Umfang ist groß, und es handelt sich deßhalb hauptsächlich darum, aus dem reichen Schatze der Nachrichten dasjenige auszuwählen, was für den Augenblick interessant und wichtig ist. Entwicklung der Thatsachen aus ihren verschiedenen Ursachen ist dabei ein Haupterforderniß. Dieser Zweck unserer Zeitschrift erfordert mannichfachen Wechsel, je nachdem die öffentliche Aufmerksamkeit sich auf diesen oder jenen Gegenstand der Weltbegebenheiten hinlenkt, und in diesem oder jenem Welttheil sich Merkwürdiges ereignet, und neue Erscheinungen sich kund geben.

Die Redaction glaubt diesem Zwecke um so gewisser treu zu bleiben, wenn sie es sich zur Aufgabe macht, das Gebiet der Erd- und Völkerkunde zu ihrem Hauptgegenstande zu machen, in so weit dieß, ohne in wissenschaftliche Erörterungen einzugehen, möglich ist. Diese Quelle hat sich auch so ergiebig gezeigt, daß die Verlagshandlung und die Redaction sich veranlaßt sahen, hinsichtlich dieses speziellen Gegenstandes eine Erweiterung eintreten zu lassen in der „Sammlung von Reisen und Länderbeschreibungen"; wenn auch diese noch so reichlich ausgestattet wird, so bleibt immer noch dem Auslande genug Ausbeute übrig.

So leicht die Aufgabe des Auslandes hinsichtlich andrer Welttheile zu stellen ist, so schwierig und noch weit fragmentarischer werden die Mittheilungen über Europa. Mit der steigenden Bevölkerung und Bildung werden die Verhältnisse, nicht nur die politischen, sondern auch die gesellschaftlichen, verwickelter, unklarer, und unterliegen mannichfachern Deutungen. Wer könnte auch dieß Gebiet übersehen, und mit nie wankendem Geiste die mannichfachen Erscheinungen erklären! Die europäische Welt ist in einem Uebergangsprozesse begriffen, in einem socialen nicht weniger als in einem politischen, wie wenig Begebenheiten stellen sich in dieser trüben Gährung klar heraus, und wie sehr werden sie durch Leidenschaften aller Art entstellt! Auch ist in Bezug auf Europa dem Ausland die Gränze schärfer gezogen; Alles was auf Tagspolitik Bezug hat, gehört nicht in sein Gebiet, und nur die rein menschliche Seite davon, die oft genug entstellt wird, darf es herausheben und zum Gegenstand seiner Schilderung machen.

Wenn man nach diesen allgemeinen Andeutungen über den Zweck des Auslandes die Ausführung betrachtet, so kann das Fragmentarische und Lückenhafte wohl keinem entgehen, und es ist auch um so verzeihlicher, da der mit jedem Tage wachsende und sich erneuernde Stoff nicht gestattet, Versäumniß nachzuholen. Daß indeß die Leser des Auslandes dem großen Umfange des gesteckten Ziels Rechnung getragen, und sich an dem Fragmentarischen und Lückenhaften nicht gestoßen haben, ermuthigt die Redaction, die einmal betretene Bahn trotz ihrer Schwierigkeiten nicht zu verlassen.

Die Unterzeichnete erlaubt sich die Leser des Auslands auf nachfolgende mit demselben in engster Verbindung stehende Werke aufmerksam zu machen:

Reisen und Länderbeschreibungen

der ältern und neuesten Zeit,

eine Sammlung der interessantesten Werke über Länder- und Staatenkunde, Geographie und Statistik.

Herausgegeben von **Dr. E. Widenmann** und **Dr. H. Hauff.**

Von dieser Sammung, welche thätigst fortgesetzt wird und als Erweiterung des Planes des „Auslandes" zu betrachten ist, erscheinen jährlich ein paar Lieferungen, je nachdem interessanter Stoff vorhanden.

Die Lieferungen werden einzeln verkauft, und wie man finden wird, zu den billigsten Preisen, für welche sie durch jede solide Sortiments-Buchhandlung bezogen werden können.

1ste Lfg. **Irlands gegenwärtiger Zustand.** Preis 1 fl. oder 16 gr.

2te — **Algier wie es ist.** Mit einer großen Karte. 1 fl. 30 kr. oder 21 gr.

3te Lief. **Alexander Burnes' Reisen in Indien und nach Bukhara,** Erster Band. Mit einem Steindruck. 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

4te — **Washington Irvings Ausflug auf die Prairien zwischen dem Arkansas und Red-River.** 1 fl. oder 16 gr.

5te — **Alfred Reumonts Reiseschilderungen.** 1 fl. 12 kr. oder 18 gr.

6te — **Briefe in die Heimath,** geschrieben zwischen October 1829 und Mai 1830 während einer Reise über Frankreich, England und die Vereinigten Staaten von Nordamerika nach Mexico, 1 fl. 24 kr. oder 20 gr.

7te — **Alexander Burnes' Reisen in Indien und nach Bukhara.** Zweiter Band. 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 gr.

8te — **John Barrow, jun. ein Besuch auf der Insel Island im Sommer 1834.** Mit Holzschnitten. 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr. 4 gr.

9te — **Thomas Pringle, südafrikanische Skizzen.** Aus dem Englischen übersetzt. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 gr.

10te — **Mexico in den Jahren 1830 bis 1832.** Vom Verfasser der „Briefe in die Heimath." Erster Band. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 gr.

11te — **Montenegro und die Montenegriner.** Ein Beitrag zur Kenntniß der europäischen Türkei und des serbischen Volks. Preis 1 fl. 24 kr. oder 20 gr.

12te — **Francis J. Grund, die Amerikaner** in ihren moralischen, politischen und gesellschaftlichen Verhältnissen. Aus dem Englischen übersetzt vom Verfasser. Preis 3 fl. 12 kr. oder 2 Rthlr.

13te — **Mexicanische Zustände aus den Jahren 1830 bis 1832.** Vom Verfasser der „Briefe in die Heimath ꝛc." Zweiter Band. Preis 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

14te — **Astoria oder Geschichte einer Handelsexpedition jenseits der Roky Mountains.** Aus dem Englischen des Washington Irving. Preis 1 Rthlr. 16 gr. oder 2 fl. 42 kr.

15te — **Reise durch Abyssinien im Jahre 1830.** Von A. v. Katte.

16te — **Skizzen aus Irland oder Bilder aus Irlands Vergangenheit und Gegenwart** von einem Wanderer. Preis 1 fl. 12 kr. oder 18 gr.

17te u. 18te Lfg. **Der Geist des Orients,** erläutert in einem Tagebuch über Reisen durch Rumili während einer ereignißreichen Zeit von Dr. Urquhart. A. d. Engl. übersetzt von Dr. F. G. Buck. 2 Bde. 3 Rthlr. 8 gr. oder 5 fl.

19te Lfg. **Rußland und die Tscherkessen.** Von K. F. Neumann. Preis 1 fl. 30 kr. oder 21 gr.

20ste — **Reisen auf den griechischen Inseln des ägäischen Meeres.** Von Dr. Ludwig Roß. Erster Band. Mit zwei Kupfern. gr. 8. brosch. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 gr.

21ste — **Ein Besuch auf Montenegro.** Von Heinrich Stiegliz. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 gr.

22ste — **Acht Wochen in Syrien.** Ein Beitrag zur Geschichte des Feldzuges 1840. Mit einer Karte vom Kriegsschauplatz. Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 4 gr.

23ste — **Reise durch Rußland nach dem kaukasischen Isthmus** in den Jahren 1836, 1837 und 1838 von Karl Koch. Brosch. Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 8 gr.

24ste — **Beschreibung von Kordofan und einigen angränzenden Ländern,** nebst einem Ueberblick über den dasigen Handel, die Sitten und Gebräuche der Einwohner und die unter der Regierung Mehemed Ali's stattgefundenen Sklavenjagden. Von Ignaz Pallme während dessen Anwesenheit in den Jahren 1838 bis 1839 verfaßt. Gr. 8. brosch. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 gr.

25ste — **Reisen auf den griechischen Inseln des ägäischen Meeres.** Von Dr. Ludwig Roß. Zweiter Band. Mit einem Kupfer, einer Karte und mehreren Holzschnitten. gr. 8. Velinp. brosch. Preis 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

26ste — **Reise durch Rußland nach dem kaukasischen Isthmus** in den Jahren 1836, 1837 und 1838. Von Karl Koch. Zweiter Band. Gr. 8. broschirt. Preis 4 fl. 48 kr. oder 2 Rthlr. 20 gr.

27ste — **Geschichte der Entdeckung und der Eroberung Peru's** von Francisco de Xerez, Pizarro's Geheimschreiber. Aus dem Spanischen von Dr. Ph. H. Külb. Nebst Ergänzung aus Augustins de Zarate und Garcilasso's de la Vega Berichten. Gr. 8. brosch. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 12 Sgr.

Stuttgart und Tübingen. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung**

Inhalts-Verzeichniß.

Größere Aufsätze.

Rückblicke Einleitung. Nr. 336. Maghreb. Nr. 337. Arabien und seine Gebenländer. Nr. 338. Türkei. Nr. 339. 340. Der Caucasus. Nr. 341. 342. Persien, Buchara, Indien. Nr. 343. Die Engländer in Asien. Nr. 344. 345. Die Sklavenfrage. Nr. 306. 347. Die schwarze Race in Amerika. Nr. 348. Nordamerika. Nr. 349. Mittel und Südamerika. Nr. 350. Bewegungen in der Südsee. Nr. 351. Das englische Colonialwesen. 352—354. England. Nr. 355—57. Die romanischen Völker. Nr. 358—361. Die germanischen Völker. Niederland. Nr. 362. Skandinavien. Nr. 363. Die slavischen Völker. Nr. 364. [illegible]. Schluß. Nr. 366. — Reisebriefe aus Spanien. I. Nr. 336. 337. II. Nr. 340. 341. III. Nr. 352. IV. Nr. 355. 356. — Etwas über italienische Belletristik. Nr. 337. — Die Soufrière auf St. Lucia. Nr. 338. — Aus Johnsons Tour in Ireland. ibid. — Caraccas. Nr. 339. — Der Süßwasserfer in Südafrika. Nr. 340. — Briefe über die Vorter Naturforschersammlung. IV. Nr. 341—343. V. Nr. 346. 347. VI. Nr. 348—350. Nachtrag Nr. 351. — Der Canton- oder Tigerfluß. Nr. 342. — Cosenza. Nr. 343. — Ueber den gegenwärtigen Zustand der walachischen Litteratur. Nr. 344—346. — Lattins Reise im Petschoragebiet. Nr. 345. — Etwas über Mollusken. Nr. 347. — Der Karagös und die Kaffeehaussängerinnen in Algier. Nr. 348. — Der Menschentiger in Indien. Nr. 349. — Zusammenhang des Mondesumlauf mit den atmosphärischen Störungen. Nr. 350. — Der Handel mit Theaterbilleten in Paris. Nr. 352. — Mongolenlieder. Nr. 353. — Die Pagoden von Ramisur. Nr. 354. — Die algierischen Juden. Nr. 356. — Ueber die Kurgane. Erster Artikel. Nr. 357. 358. Zweiter Artikel. Nr. 361. 362. — Die Indianer unter der Hudsonsbay-Compagnie. Nr. 359. — Reggio und seine Umgebungen. ibid. — Volterra und seine Umgebungen. Nr. 360. — Das Durga-Pudscha-Fest in Indien. Nr. 363. — Alterthümer in Mesopotamien und Persien. Nr. [illegible] — Die Staatsverwaltung [illegible] Nr. 366.

Kleinere Mittheilungen.

Die Bettler in Mittelasien. Nr. [illegible]. — Gallorömisches Bäder[illegible] Nr. 337. — Das Herz auf dem unrechten Fleck. ibid. — Eine merkwürdige Höhle in Südafrika. Nr. [illegible]9. — Herausgabe von Richelieu's Briefwechsel. Nr. 344. — Der Reisende Ochoa. ibid. — Chinesischer Granit in England. Nr. 34[illegible]. — Der älteste Holzschnitt. Nr. [illegible] — Antiquarisches aus Algier. Nr. 347. — Tabakverkauf der französischen Regierung. Nr. 348. — Schlechte Erwartung vom Theebau in [illegible]. Nr. 349. — Neue Unternehmung gegen Borneo. Nr. [illegible]. — Phosphorescenz im Regenwasser. ibid. — Das Abnehmen der Indianerbevölkerung in Guiana. Nr. 351. — Beschiffung des Kur[illegible]. Nr. [illegible]. — Die Baumpflanzschulen in Algier. ibid. — Zwei Märtyrer in Cirka. Nr. 354. — Erste Sitzung der syroägyptischen Gesellschaft in London. Nr. 355. — The jewish Chronicle. Nr. 356. — Mehemed Ali Pasha. ibid. — Ungeheurer Ertrag eines Goldsandlagers in S[illegible]. Nr. 357. — Die Colonie Mettray. Nr. 358. — Schwere L[illegible] in England. ibid. — Unglaublich wohlfeiles Reisen in England. Nr. [illegible]9.

Verbesserte Stahlfedern. ibid. — Einwanderung in Nordamerika aus England. Nr. 360. — Darstellung des Drachenfestes in England. ibid. — Unkosten des Hosenbandordens. Nr. 361. — [illegible] Burtons Reise nach dem Oranjeflusse. Nr. 362. — Die [illegible] St. Julien zu Tours. Nr. 363. — Ein ehemaliger Arm des [illegible]. Nr. 364. — Die Cederholzsäger in Australien. ibid. — Sonderbare [illegible] im Departement Haute Vienne. ibid. — Das Gemälde der [illegible] von Isly. ibid. — Die Juden in Algier. ibid. — Einwanderung in Algier. ibid. — Pensionsanstalt für Arbeiter. Nr. [illegible]5. — [illegible] Parmentiers. ibid. — Die Rothschilds excommunicirt. ibid. — [illegible]bahnarbeiten für die nächste Parlamentssession. Nr. [illegible] — [illegible]tungen für die freie Kirche in Schottland.

Nr. 336.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

1 December 1844.

Rückblicke.

Ein Hauptangenmerk unserer Zeitschrift ist und wae immee die Thätigkeit der Europäer in fremden Welttheilen. Seit drei Jahrhunderten sind sie es, welche Amerika befruchten, allmählich hat sich ihre Thätigkeit auch über die andern Welttheile ausgedehnt, und sie ist noch immer im Wachsen. Europa ist jetzt, wie wie schon in einem frühern Jahrgang dieser Zeitscheift demerkt, in seiner geistigen Entwicklung auf der Stufe angelangt, wa die Griechen aor Aleeander standen; wenn die Kraft sich nicht im innern Kampfe verzehren sall, so muß sie sich ausbreiten über fremde Welttheile. Wie der pelasgische Stamm zueest rastlos gegen Westen wanderte, dann in innern Kämpfen seine Kräfte stahlte, bis unter dem wahrhaft geaßen Aleeander nach mancherlei schwächern vorangegangenen Versuchen der Oeient voe dem griechischen Geiste erlag, so hat auch die westeuropäische Menschheit einige Jahrhundeete lang ihre Kraft in Kämpfen und Wanderungen nach der neuen Welt erpeobt, und jetzt scheint die Zeit gekommen zu seyn, wo sie sich alles Ernstes an dem erschütterten Orient versuchen will. Schweelich hätte die griechische Welt einen Alexander erwartet, um den entscheidenden Schlag gegen die persische Macht zu führen, wenn nicht die Eifersucht der verschiedenen griechischen Staaten hindernd in den Weg getreten wäre. So ist es auch jetzt mit den eurapäischen Staaten: nur die Eifersucht der Mächte unter einander erhält den Orieut in seinem jetzigen Bestand, eine Wahrheit, deren Verkennung zu mancheelei Irrthümern Veranlassung gegeben hat.

Es machen sich nämlich gegenwärtig in Eurapa zwei Ansichten über die islamitischen Länder den Rang streitig: die einen sehen diefelben als geistig todt an, und betrachten sie ais eine ieichte Beute, welche dem ersten entschlassenen Krieger in die Hand sallen müsse; die andern, als deren Wortsüheer man in gewissen Beziehungen Urquhart bezeichnen kann, speechen den islamitischen Staatskörpern keineswegs das Leben ab, sondern finden vielmehr eine wahre innere, wenn auch ungeregeltere Lebenskraft und arganische Ordnung, so daß sie ganz erstaunt ihrerseits den Gegnern Unwissenheit und falsche Ansichten vorwarfen, den innern Zustand dieser Länder von einer andern Seite anszufassen anfingen, und bis zu einem gewissen Grade den Glauben an ein nahe bevarstehendes Ende der islamitischen Reiche erschüttert haben. Dazu trug der Gang des russisch-türkischen Kriegs im Jahee 1828 und 1829 nicht wenig bei: man hatte beim Ausbruch desselben einen ununterbrachenen Siegesmarsch der Russen eewaetet, statt dessen stießen sie auf unerwartete Schwierigkeiten, die nue durch außergewöhnliche Anstrengungen überwunden werden konnten, und auch die innern Zeewürfnisse des Reichs, die, wie man meinte, mit jedem Augenblick eine Auflösung desselben herbeisüheen mußten, legten sich immer wieder auf die eine aber die andere Art bei, Beweis genug, daß man sich in den Ansichten van den inneen Zuständen der Türkei wesentlich getäuscht hatte. Indeß ist die herrschende Ansicht von der Schwäche der islamitischen Länder dach gegründeter, ais sie nach diesen und einigen andern Erfahrungen erscheinen möchte. Könnte eine eneopäische Macht, ahne Widerspruch andeeee gleich mächtiger oder noch mächtigerer europäischer Staaten zu fürchten, gegen die islamitischen Länder auftreten, so ist kein Zweifel, daß diese ohne weiteres unteeliegen würden; dagegen beweist die trostlose Schwäche gegen außen noch nichts für Desarganisation im Innern, und die vorlchnelle Ansicht, daß z. B. die Türkei in kurzem sich in ihre einzelnen Theile auflösen müsse, hat sich, wie bemerkt, bis jetzt keineswegs bewahrt, und zwar aus keinem andeen Grunde, als weil, wie Urquhart sehr richtig erkannt hat, den islamitischen Ländern und namentlich dem geordnetsten derselben, der Türkei, ein inneees Lebensprincip beiwahnt, welches dnech die bisherigen innern Unruhen keineswegs zerstört wurde, ja es läßt sich, wie dieß namentlich mit Mehemed Ali der Fall ist, der Beweis führen, daß die Rebellen die konseevatioe Partei sind, die Regierung dagegen neuerungssüchtig ist und an den alten Grundpfeilern des Staats eüttelt.

Letzteres ist ohne allen Zweifel die gefährlichste Erscheinung füe die islamitische Welt und führt sie iheem Untergang mit raschen Schritten entgegen. Die Regierungen haben die Entdeckung gemacht, daß sie den Europäern nachstehen, das Ge-

Digitized by Google

fühl ihrer Schwäche ist über sie gekommen, und aus diesem Gefühl entsprangen die unglücklichen Nachahmungen europäischer Einrichtungen, durch welche oft die Grundvesten des Staats angegriffen wurden, ohne daß ein erklecklicher Vortheil daraus hervorgegangen wäre. Der Islam ist auf die Eroberung durch das Schwert gebaut, die Verbindung des religiösen und politischen Princips ist vollständig, und daraus erklärt sich die Familienähnlichkeit mohammedanischer Staatseinrichtungen trotz aller Verschiedenartigkeit der Völker, bei welchen der Islam nach und nach Eingang fand. Das Wesen der alten Einrichtungen hat sich trotz der mannichfaltigsten Abweichungen erhalten, und wo man dieß Wesen verlassen will, wie z. B. im Hattischerif von Gülhane, wo die Gleichheit aller Religionen von dem Gesetz ausgesprochen werden sollte, hat sich die Unmöglichkeit einer derartigen Aenderung alsbald gezeigt. Ehe eine solche Platz greifen kann, muß man den politischen Bestand der mohammedanischen Reiche zuvor brechen, und ihnen den Satz, daß das Glück der Schlachten das Urtheil Gottes ist, gehörig einprägen. Alle Beobachter, welche die islamitischen Völker aus längerer eigener Anschauung kennen, stimmen darin überein, daß alle Bemühungen, die Mohammedaner zu europäisiren, oder gar durch Unterricht und Lehre zu bekehren, durchaus auf Täuschung hinauslaufen. Alexander Chodzko, ein Kenner des Orients, in welchem er zwölf oder vierzehn Jahre sich aufhielt, beantwortet die Frage, was wohl zu einer Umwandlung der islamitischen Völker führen werde, dahin: „Gewiß werden die Propaganda von Rom, von London und Paris dieß Wunder nicht wirken; die halben Maaßregeln ihrer Missionäre, Priester wie Laien, ihre süßlichen, furchtsamen Ermahnungen werden, das wissen wir aus guter Erfahrung, den Eindruck stets verfehlen; noch weniger werden die Verbesserungen, wie unsere Regierungen und unsere Philanthrophen sie im Orient versuchen, die Errichtung von Manufacturen, von Schulen, von europäisch exercirten Truppen u. s. w. dieß zu bewirken vermögen. Wir sehen in der Türkei, in Persien, in Aegypten, wie diese Dinge schnell sich erheben, und eben so schnell wieder zusammenfallen. Zu was soll das Alles? fragen die Orientalen; Gott hat uns davon im Koran nichts gesagt, vielmehr heißt es darin: die Werke der Ungläubigen gleichen dem Dunst, welcher sich in der Wüste erhebt, der durstige Wanderer läuft dahin, sucht Wasser, und wenn er sich genähert hat, so ist die Täuschung verschwunden." Eine wahre Aenderung der islamitischen Völker ist nur dann zu erwarten, wenn sie das Gewicht der christlichen Waffen gefühlt haben, und sich vor dem Sieger beugen müssen.

Der Umstand, daß die Araber zur Zeit als Mohammed auftrat, schon eine erobernde Richtung hatten, daß sie bereits den Persern ernstliche Schläge beigebracht, und zwischen Euphrat und Tigris weit hinauf ins Land vorgedrungen waren, hat dem Islam die völlig kriegerische Richtung gegeben; nach moslemitischem Recht ist der Krieg gegen die Ungläubigen heilige Pflicht: vor dem Beginn der Feindseligkeiten soll der Imam den Feind auffordern den Islam anzunehmen; weigert er sich, so folgt die zweite Aufforderung, die moslemitische Herrschaft anzuerkennen und sich der gesetzlichen Kopfsteuer (außer der Abgabe, welche auch der Moslem tragen muß) zu unterwerfen. Dieß ist wörtlich die Lehre ihrer Gesetzkundigen, und die lange Reihe von Siegen, welche von islamitischen Völkern gegen Andersgläubige, namentlich Christen, erfochten wurden, haben die Ueberlegenheit der Moslems über die Christen zu einer Art Glaubensartikel gemacht, gegen welche nur die unbestreitbare Thatsache vollkommenen Siegs etwas wird ausrichten können. Wir lesen mit Lächeln die Schilderung der türkischen Volksansichten, denen zufolge die Krale (Könige) der Christen nur die Vasallen des Padischah sind, aber die zahllosen lahmen Unterhandlungen der Diplomaten, die Geschenke, welche vielfach den mohammedanischen Machthabern vom Kaiser von Marocco an bis tief nach Persien hinein gemacht und als Tribut aufgenommen werden, geben dieser Ansicht einen Schein von Wahrheit, *) welcher hinreicht, die mohammedanischen Völker, so gut unterrichtet auch meist ihre Leiter sind, mit Hochmuth gegen die Christen zu erfüllen.

Die Zeit kann indeß nicht mehr fern seyn, wo unwidersprechliche Thatsachen den lächerlichen Bettelstolz beugen und den wahren Stand der Dinge in klarem Licht erscheinen lassen werden, wo Christen wiederum über die Länder herrschen, welche jetzt unter islamitischer Barbarei seufzen. Der Sieg wird, wenn erst die Streitigkeiten der Christen unter einander beseitigt sind, ein Spiel seyn, aber die Schwierigkeit wird beginnen, wenn es gilt, das durch leichten Sieg Gewonnene zu ordnen und zu erhalten. Die moslemitischen Länder sind mit Ausnahme weniger reichen Städte fast durchaus verarmt, theils durch die Raubsucht der Herrscher überhaupt, theils durch den Einfluß der europäischen Manufacturen, welche die Handarbeit größtentheils verdrängten, und endlich durch die Mittel, zu denen die Machthaber gegriffen haben, um ihren sinkenden Haushalt zu stützen und den neuen und größeen Ausgaben die Spitze zu bieten. Diese Mittel bestanden im schlimmsten Stück europäischer Staatsweisheit, im Anschreißen von Monopolen, und sie haben diese Monopole, um sie einträglich zu machen, gleich auf den Handel mit den nothwendigsten Lebenserzeugnissen ausgedehnt. In dieser Beziehung sind der christliche Pascha Milosch und der Janitscharenvertilger Hussein Pascha in Widdin, Mehemed Ali und der Pascha von Bagdad, der Bey von Tunis und der Kaiser von Marocco so ziemlich nach Einem System verfahren, was diese Völker natürlicher Weise noch tiefer ins Elend stürzen, zugleich die Macht in die Hände weniger reichen und angesehenen Häuptlinge bringen, somit Anarchie herbeiführen und den letzten Rest von alter einheimischer Bildung zerstören muß. Daß der Reichthum und die Bildung dieser Länder seit fünfzig Jahren in raschem Sinken begriffen ist, viel rascher wie vorher, unterliegt kaum einem Zweifel. Wenn nun der Tag kommt, wo die Christen Herren

*) Hiezu trägt das studirte Benehmen vieler Machthaber, die europäischen Geschäftsträger als sehr subordinirte Leute erscheinen zu lassen — worüber Fontanier in Betreff Mehemed Alis merkwürdige Beispiele anführet — und vollends die unkluge Sitte, die verachteten Juden zu Consularagenten zu machen, nicht wenig bei.

Digitized by Google

dieſer Länder werden, ſo haben dieſe es mit einem verarmten, verwilderten und darum nicht minder fanatiſchen Volke zu thun, welches um ſo grimmiger haſſen wird, je ſchwächer es ſich gegen ſeinen neuen Herrn fühlt, und das bei weitem nicht reich genug iſt, um die Koſten einer europäiſchen Verwaltung zu tragen. Die Centraliſationsverſuche, welche die Türkei ſeit achtzig Jahren macht, und der ähnliche aber nicht beſſere Weg, welchen Perſien ſeit der Thronbeſteigung des neuen Königs eingeſchlagen (ſ. über den adminiſtrativen Zuſtand Perſiens Nr. 212 ff.) haben ſich gleich ſchlecht bewährt, und wenn man den Berichten der Reiſenden aus Transkaukaſien trauen darf, ſo iſt die europäiſch geordnete Verwaltung der dortigen Länder ſo raubſüchtig geworden, wie nur immer die eines Paſcha, trotz der ſtrengen Oberaufſicht, unter der die Beamten ſtehen. Man kann daraus abnehmen, daß die Anforderungen an der europäiſche Regierungsweisheit nicht gering ſeyn werden.

Verlangt aber ſchon die materielle Behandlung dieſer Länder einen ungewöhnlichen Grad von Vorſicht und Klugheit, ſo iſt dieß hinſichtlich der geiſtigen Behandlung noch weit mehr der Fall. Nichts möchte unglücklicher ausfallen, als directe Bekehrungsverſuche. Um ein Beiſpiel von unſern europäiſchen Vorläufern im Orient, den Griechen, zu entlehnen, wollen wir nur an Antiochus Epimanes *) mahnen, welcher im tollen Eifer für die höhere griechiſche Civiliſation den jüdiſchen Gottesdienſt aufs wüthendſte verfolgte und den hartnäckigſten Geiſt des Widerſtandes gegen ſich hervorrief. Der herbe, trotzige Geiſt, welcher die damaligen Juden beſeelte, iſt reichlich auf die Söhne Ismaels und auf die Anhänger des Propheten übergegangen. Jeder directe Schritt gegen die moslimitiſchen Satzungen möchte ſich darum leicht aufs empfindlichſte rächen. Die Verehrung, mit welcher der Koran von Muſa (Moſes) redet, und die Aufnahme einer Menge talmudiſtiſcher Legenden beweiſt deutlich genug, aus welchen Quellen Mohammed ſchöpfte. Er kannte den Menſchen, und die religiöſen Formen welche er vorſchrieb, erfaſſen denſelben von Kindesbeinen an, ſo daß die Religion, wenn auch nur als Außenwerk, ſein ganzes Leben regelt und leitet. Die mohammedaniſche Geſchichte iſt in dieſen Beziehungen höchſt lehrreich; die Eroberungen der erſten Chalifen gränzen ans Wunderbare, noch wunderbarer jedoch iſt, daß die ſo raſch unterworfenen Völker — Völker, welche ihre eigene Nationalität und Sprache bis auf dieſen Tag erhalten haben — nach ſehr kurzer Zeit nicht im Namen ihrer alten Nationalität und Religion, ſondern als Eiferer für dieſen oder jenen Punkt der neuen Glaubenslehre ſich empörten. So hingen ſich die Aufſtände der Perſer frühzeitig an den Namen Ali's und ſeiner Söhne Haſſan und Huſſein, die der Berbern an die fanatiſchen Anſichten der Chaeddſchiten. Woher dieſe Erſcheinung, wenn nicht der Islam den ganzen Menſchen ergriff und ſein ganzes Leben ſo umſpann, daß bald an kein Los, laſſen mehr zu denken war? Dieſe Erſcheinung darf man nicht außer Acht laſſen, und wer auf islamitiſche Völker einwirken will, muß es in islamitiſchem Geiſte thun, mit islamitiſcher Gehorſamkeit und Bildung. Erſt wenn dieſe erſchöpft ſind, wenn ſich ihre Unzulänglichkeit gezeigt hat, wird das Bedürfniß der europäiſchen und chriſtlichen Geſittung ſich kund geben. Perſien bietet in dieſer Beziehung ein ſehr lehrreiches Bild dar; die Perſer ſind ohne Widerſpruch das bildungsfähigſte Volk des Islam, und es hat ſich bei ihnen nicht bloß eine Secte des Unglaubens, ſondern auch eine philoſophiſche Secte gebildet, welche die Lehren des Islam von den Freuden des Paradieſes, wie von dem Kampfe gegen die Ungläubigen myſtiſch deutet und der orthodoxen Theologie ſtark entgegentritt; und doch betrachte man die Maſſe des Volks! Obgleich perſiſch, alſo andern Stammes und anderer Sprache, hängt es ſich doch fanatiſch an die arabiſchen Helden ſeiner Religionsgeſchichte (ſ. das perſiſche Theater Nr. 226 ff.). Je näher die Zeit heranrückt, wo der lange verhaltene Sturm über die islamitiſche Welt hereinbricht, deſto mehr thut es noth, unbefangenen Sinnes den Geiſt ihrer Einrichtungen kennen zu lernen, und bis zu den ächten Quellen, aus denen er erkannt werden kann, hinaufzuſteigen, damit bei einem Zuſammenſtoß des Orients und Occidents nicht beide mehr ihre Laſter als ihre Vorzüge einander mittheilen. Das iſt der Text, welchen ein gründlicher Kenner des Orients ſeit Jahren in ſeinen Berichten über den Fortgang der orientaliſchen Studien (ſiehe Bericht der aſiatiſchen Geſellſchaft Nr. 271), dem europäiſchen Publicum einzuprägen bemüht iſt.

(Fortſetzung folgt.)

*) Der Raſende, ſpottweiſe ſo genannt, ſtatt Epiphanes, der Erlauchte.

Reiſebriefe aus Spanien.

(Von einem deutſchen Botaniker.)

I.

Valencia, im Junius 1844.

Ich eſſe hier alle Tage Zwiebeln und Knoblauch nach Herzensluſt und rauche Cigarritos, ob ſie mir gleich nicht ſchmecken, aber trotz allem dem werde ich überall für einen Engländer gehalten. Ich ſträube mich möglichſt gegen dieſe Ehre, um nicht auch als Engländer bezahlen zu müſſen, allein es hilft nichts. Von Deutſchland weiß man hier ſehr wenig, doch ſind die Deutſchen in Spanien ſehr beliebt, namentlich im Süden.

Valencia iſt ein ſchreckliches Neſt, dagegen ſind die Umgebungen bezaubernd ſchön. Seit vorgeſtern haben wir prachtvolles Wetter und eine furchtbare Hitze, die erſten Tage meiner Anweſenheit war es kühl und fortwährend regneriſch. Trotz der Hitze gehen aber die Spanier in ihre Mäntel eingewickelt mehr wie bei uns im Winter. Doch kommen unter den höhern Ständen die ſpaniſchen Mäntel immer mehr ab, ſo wie überhaupt die Herrenwelt hier und in Barcelona ſich ganz franzöſiſch und ſehr elegant trägt. Auch die Damen gehen franzöſiſch gekleidet, tragen jedoch mit wenigen Ausnahmen die Mantilla, welche ſtets ſchwarz, entweder von Atlaß oder Spitzen iſt und unbezweifelt die graziöſeſte Frauentracht, die es gibt. Sonſt finde ich die Frauen von Valencia weniger ſchön als die von Barcelona, aber ungemein graziös und gut gewachſen. Doch habe ich auf der Alameda einige ächt ſpaniſche und bedeutende Schönheiten geſehen, und es kann wohl

Digitized by Google

seyn, daß es deren viele gibt, denn die vornehmen Frauen fahren in ihren Tartanen, zweiräderigen eben nicht sehr comfortablen Karren spazieren, ganz wie die Italiener auf dem Corso. Diese Wagen fahren einer hinter dem andern langsam von der Puente del mar bis zur Puente de Real hinauf und dann auf der andern Seite der Alameda wieder hinab, so daß immer zwei Reihen von Wagen an einander vorbeifahren. — Die Frauen aus dem Volke gehen wie bei uns, ohne daß sie ihre bunten Kopftücher mantillenartig umnehmen. Dagegen verräth die Tracht der Männer vom Lande, daß man sich in Spanien befindet. Hier und in Catalonien gehen sie meist barfuß, tragen über alle Sandalen aus Binsen geflochten, weite Hosen, kurze Jacken und stets eine rothe wollene Schärpe um den Leib. Die Catalanier bedienen sich ohne Ausnahme der wollenen, gewirkten, rothen oder braunen, fast bis auf die Schultern herabhängenden catalanischen Mütze, welche auch schon in Südfrankreich sehr gewöhnlich ist. Auch viele Valencianer tragen sie, doch ist die eigentliche Kopfbedeckung der Valencianer der kleine spitze, stets schwarze Hut mit breiter an den Rändern aufwärts gebogener Krämpe, mit Sammet besetzt und oft mit Blumen geschmückt. Sehr gewöhnlich ist es außerdem, sich den Kopf mit einem bunten baumwollenen Tuche zu umwickeln. Catalanier sowohl als Valencianer schleppen immerwährend ihre als Mantel dienende große, viereckige, bunte Pferdedecke mit sich herum, die sie ganz malerisch um die Schultern zu schlagen wissen. Dabei gehen sie aber meist sehr schmutzig, und es nimmt sich seltsam aus, wenn man einen solchen oft sehr zerlumpten Kerl die Guitarre spielen sieht, wozu sie freilich einen entsetzlichen Gesang aufführen.

Gestern war ich im Museum, das sich in dem ehemaligen Convento de los Carmelitas befindet. Es gibt ungefähr 1500 Gemälde daselbst, meist von spanischen Malern, darunter einige sehr schöne, nur sind sie leider schlecht aufgestellt. In den beiden Höfen des Klosters stehen acht prachtvolle Dattelpalmen.

Hier und in Barcelona lebt man in den ersten Hôtels ganz comfortabel, die spanische Küche ist allerdings ganz anders als die deutsche und französische, doch finde ich sie bis jetzt ganz gut. Namentlich aber ist das Dessert, bestehend aus Erdbeeren, Kirschen, Orangen, Datteln, Mandeln und feinem Gebäck, ganz ausgezeichnet. Ich rathe Dir an, Dir folgendes sehr delicates einfaches Gericht zu bereiten, das die Spanier über alles lieben. Dieß besteht aus Erdbeeren mit Zucker, worüber man den Saft einer Apfelsine ausdrückt. Ein derartiges Gericht schmeckt in der That kostbar! Der valencianische Wein ist sehr gut, aber außerordentlich stark, so daß man ihn nur mäßig genießen kann. Die Spanier selbst trinken wenig Wein und immer viel Wasser dazu.

Zu meiner Verwunderung habe ich bis jetzt die Gasthöfe sehr reinlich und nett gefunden, auch bin ich von Ungeziefer verschont geblieben. Dagegen sieht man häufig auf den Gassen Leute, die sich gegenseitig l—. Bisweilen sind mehrere Personen über einem Kopfe mit dieser angenehmen Jagd beschäftigt.

Was die Sprache betrifft, so verstehe ich die Spanier viel besser, als es anfangs mit den Franzosen der Fall war, obgleich sie nicht weniger rasch sprechen. Die Sprache aller Gebildeten ist das Castilianische, von dem das Valencianische allerdings bedeutend abweicht, doch nicht so sehr, wie das Catalonische. — Entsetzlich ist hier die Bettelei! Aller Augenblicke wird man angerufen: Un quarto, Caballero, por misericordia! worauf sie eine lange Geschichte herbeten, von der ich nach kein Wort verstanden habe. Auf den Promenaden gibt es viele Jungen mit brennenden Lunten, die sie mit den Worten: „Fuego, Caballero," anbieten, um die Cigarre daran anzuzünden. Wenn man kein Feuer braucht, so bitten sie sich ganz naiv einen Quarto aus dafür, daß sie Feuer angeboten haben!

Das Theater ist groß und recht freundlich, und die Oper für Spanien recht gut. Am meisten amusirten mich die Nationaltänze, welche im Nationalenthusiasmus zwischen den Acten aufgeführt werden. — Die Cafés sind sehr schlecht und von Zeitungen gibt es nur el Diario de Valencia. In den Buchhandlungen findet man ziemlich viel Belletristik und Politik, von wissenschaftlichen Büchern aber nur wenig und meist Uebersetzungen ausländischer Werke. Unter letztern fielen mir Goethe's Werke, ins Spanische übersetzt, besonders auf.

Großen Spectakel gab es hier, als die Königinnen da waren. Das Diarium schwamm in Enthusiasmus und erfüllte seine Spalten mit Gedichten und Lobreden auf die innocente reina. Dem Palast gegenüber war eine Ehrenpforte errichtet mit der Bildsäule der Isabella. Dahinter war zu lesen: „A su Reina la junta de commercio de Valencia," und auf beiden Seiten folgende Verse:

Un trono de un angel
Y un cetro de flor,
De paz su reinado,
Sus leyes de amor.

(Schluß folgt.)

Die Bettler in Mittelasien. Chanykoff, bekannt durch seine Reisen in diesen Ländern, berichtet hierüber folgendes: die Armen im Orient bilden gewöhnlich einen Stand oder eine Brüderschaft unter verschiedenen Benennungen: Derwische, Fakirs, Kalender u. s. w. Dieses Streben nach Association gibt ihnen einen gewissen gesetzlichen Bestand, und die Regierung kümmert sich mehr oder minder um ihren Unterhalt. In ganz Mittelasien haben sie Zufluchtshäuser, Kalender-Chane, in denen sie umsonst wohnen, und umgehen, ohne jemand von ihrem Thun Rechenschaft zu geben. In Buchara gehen sie am Donnerstag und Sonntag zum Almosensammeln aus, zertheilen sich in verschiedene Colonnen und durchziehen unter Aufführung der ärgsten Schreier die Straßen der Stadt, werfen sich vor den Pferden der vorüberreitenden Vornehmen nieder, verlangen fast mit Gewalt ein Almosen und singen vor den Häusern der Reichen Hymnen auf den Propheten und die Heiligen. An den andern Wochentagen schicken sie einzelne der Bettlerschaft, meist Verkrüppelte, Blinde oder Blödsinnige, aufs Betteln aus. Auf die Bazare schicken sie Erzähler, die den ganzen Tag unter den sengenden Strahlen der Sonne mit eintöniger, singender Stimme allerlei thörichtes Zeug erzählen. In andern Städten des Chanats, wo die Regierungsgewalt nicht so groß ist, wie in Buchara selbst, zeigen Kalender Modelle vom Grabe des Propheten, aus Holz geschnitzte Pläne von Mekka und Medina, und Darstellungen von Strafen, welche in jener Welt die Kafirs (Ungläubigen) und Sünder erwarten. In Kars sah ich Kalender als Bärenführer. (Russ. Journal des Minist. des Unterrichts. Sept.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 337.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

2 December 1844.

Etwas über italienische Belletristik.

Ein Schreiben im Londoner Athenäum vom 2 Nov. gibt einige Nachrichten hierüber, die nicht ohne Interesse sind. „Die neuern Romane sind alle nach dem historischen Modell entworfen, das Manzoni in Italien einführte. Giuf. Rovani von Mailand schildert in seinem „Lamberto Malatesta" die Leiden Italiens im 14ten Jahrhundert; die Hauptcharaktere sind Malatesta, Bianca Capello und Franz, Herzog von Florenz. „Marietta Solieri" ist eine Novelle aus den Abruzzen von Dom. de Blasiis. Die Ereignisse fallen in eine der interessantesten Perioden der Geschichte der Abruzzen, in die Zeit des Kriegs der Barone. Die Erzählung ist gut angelegt, die Costüme treu gezeichnet, und der Charakter des Vaters von Marietta ist vollkommen abruzzisch; dabei ist der Styl ausgezeichnet elegant, der Dialog einfach und belebt. „Conte Ugolino della Gherardesca ed i Ghibellini di Pisa" ist eine historische Novelle von Giov. Rosini. Die Geschichte ist freilich in Italien sehr oft erzählt worden, aber ein italienisches Publicum wird stets an einem Gegenstande Gefallen finden, der ihm Dante, Beatrice Cavalcanti, Guido di Montefeltro, Brunetto Latini, Nicolo Pisano, Giotto und Cimabue vor die Augen führt. Zeugt das Werk auch nicht von besonderer Einbildungskraft, so hat es dagegen eine Menge werthvoller historischer Notizen, welche durch die Form, in der sie gegeben, nur noch mehr herausgehoben sind. Manzoni wird indeß noch immer in Mailand bewundert, und im nördlichen Italien folgen fast alle sklavisch seinem Beispiel. So hat eine gewisse Gattung Schriften in der Lombardei durch den Einfluß Manzoni's und der lombardischen Schule, welche an zu großer Nachahmung der Franzosen leidet, wenig Originalität. — In der Poesie gibt sich ein merkwürdiges Bestreben kund, die Operndichtung der unumschränkten Herrschaft der Musik zu entziehen. Castagnoli in Florenz und De' Virgilii in Neapel sind mit Dramen hervorgetreten, welche an den Versuch Pellico's in seinem Francesco da Rimini mahnen. Rossini, Donizetti und andere große Componisten wurden dabei zu Rathe gezogen, allein bis jetzt ist der öffentliche Geschmack noch einer solchen Reform entgegen.

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Maghreb.

Die islamitische Welt theilt sich in vier Hauptmassen, welche alle von jeher sehr verschiedene Schicksale durchgemacht haben, und auch im Verlauf der Zeit sich immer stärker von einander scheiden werden. Diese Theile sind 1) Maghreb oder Westafrika vom atlantischen Meere bis zur großen Syrte, wiewohl politisch Cyrenaika oder Barka gleichfalls dazu gehört; 2) die arabischen Länder im engern Sinne, nämlich Arabien, Syrien, Aegypten und Mesopotamien; 3) das türkische Reich diesseits des Taurus, und endlich 4) Persien mit seinen beiden Ausläufern, Indien und Transoxana, oder, wie dieser Name auf Arabisch heißt, Mawaralnahar. Da die Verhältnisse der christlichen Nationen mit allen diesen Länderstrichen sich, besonders seit die Engländer den Weg über Aegypten nach Indien nicht mehr entbehren können, von Jahr zu Jahr vermehren, und gerade das verflossene Jahr in der Entwicklung derselben einen großen Schritt vorwärts that, so wollen wir einen dieser Theile nach dem andern ins Auge fassen, und die europäischen Plane sowohl als den innern Zustand kurz beleuchten. Wir beginnen mit dem gegenwärtig vorzugsweise in Betracht kommenden Maghreb, dessen neuere Geschichte mit der Besitznahme von Algier durch die Franzosen anhebt.

Es ist in allgemeiner Erinnerung, daß die französische Regierung in Anbetracht der großen Schwierigkeiten, welche sich einer Ausbreitung französischer Herrschaft in Nordafrika entgegensetzen, lange geschwankt hat, welches System sie befolgen solle. Der Vertrag von der Tafna zeigt deutlich, daß sie anfänglich nur eine Besetzung der Küste beabsichtigte, aber sie kannte noch nicht genug den mosiemitischen Geist, der den Kampf gegen die Ungläubigen für eine Glaubenspflicht hält, und so war mit den Bewohnern des Innern kein Friede zu halten. Zuerst mußte, nachdem alle Unterhandlungen mit Ahmed Bey gescheitert (s. dessen Lebensbeschreibung Nr. 32 ff. 49 ff.) der Zug nach Constantine unternommen werden, dann

Digitized by Google

brach Abdel-Kader selbst los, und es begann zwischen ihm, dem Repräsentanten des Islam, und den Franzosen ein Kampf auf Leben und Tod. Seinen Verlauf kennen wir: nach zweijährigem Kampfe begann der Bund der Stämme zu wanken, am Ende des dritten Jahres (1842) war er völlig vernichtet, und seitdem setzt Abdel-Kader den Krieg nur unter sehr ungünstigen Verhältnissen fort. So sind die Franzosen halb mit, halb wider Willen ins Innere geführt worden, und es fragt sich jetzt einerseits: was ist der wahrscheinliche künftige Verlauf der Dinge, und welche Plane verfolgen die Franzosen? Abdel-Kader konnte, so lange er den Kampf mit den Franzosen auf algierischem Gebiet zu führen vermochte, für den Kaiser nur ein unbequemer, vielleicht gefährlicher Nachbar seyn, und darum herrschte gutes Einverständniß zwischen den Franzosen und Mulei Abderrhaman, wenn auch dieser einee Zufuhr von Waffen durch die Finger sehen mußte und äußerlich die größte Verehrung für den Vorkämpfer des Islam an den Tag legte. Aber diese auf den Schein berechnete Stellung konnte nicht andauern; sobald Abdel-Kabers Macht auf dem Gebiet von Algier zertrümmert war, und er sich auf entlegenere, d. h. in marocanischem Gebiet wohnende Stämme stützen mußte, so blieb dem Kaiser nur die Wahl Abdel-Kadern auszuweisen oder dessen Sache zu der seinigen zu machen. Widerwillig entschloß er sich zum letztern, denn so sehr ihm auch das Thörichte eines solchen Entschlusses einleuchten mochte, ließ ihm doch die allgemeine Stimmung seines Reichs, vermöge deren er, als Beherrscher der Glaubigen, den unglücklichen Kampfer des Glaubens unterstützen mußte, keine Wahl. Der durch die Beschießung von Tanger und Mogador, so wie durch mehrere Landschlachten schnell herbeigeführte Friede verspricht keine Dauer, denn er setzt voraus, daß Mulei Abderrhaman feindlich gegen Abdel-Kader auftritt, und dieß kann er nicht, ohne sich mit seinen fanatischeu Unterthanen, namentlich mit den ohnehin nur selten gehorchenden Berbern zu überwerfen. Einzelne Nachrichten wollen auch bereits wissen, daß der Aufstand an mehrern Orten um sich greife, und jedenfalls möchte die herrschende Stimmung in Marocco Abdel-Kadern schützen, somit einer baldigen Einmischung der Franzosen den Weg bahnen. Daß eine solche beabsichtigt oder als unvermeidlich vorausgesehen wird, erkennt man aus verschiedenen Voranstalten der Franzosen, z. B. an der Besetzung der Zaffarin-Inseln, welche einen großen Theil der Nordküste von Marocco beherrschen.

Inzwischen bis die Zeit neue Zerwürfnisse mit Marocco herbeiführt, und den Franzosen Veranlassung gibt weiter nach Westen vorzudringen, sey es daß der Kaiser selbst zum abermaligen Krieg durch seine Unterthanen genöthigt, oder gar durch Abdel-Kader vom Thron gestoßen wird, sind die Franzosen im Innern von Algier nicht wenig thatig; sie haben in Verfolgung der Chalifahs Abdel-Kaders nicht bloß die erste Bergkette, welche sie speciell den Atlas nennen, sondern auch eine zweite und dritte überschritten, und sind auf diese Weise in das Gebiet gekommen, wo der innere Karawanenhandel Afrika's beginnt. Bis zur zweiten Bergkette (Dschebel Amur) und selbst noch bis zur dritten (Dschebel Sahari) gedeihen die Cerealien, und die Vegetation ist im wesentlichen die des Mittelmeerbassins; aber jenseits der dritten Kette ist schon fast tropisches Land, die Dattelpalme trägt Früchte, und diese machen die Hauptnahrung des Volkes aus, während es die Cerealien nur durch den Handel erhält. Hiemit beginnt also eine neue, von der erstern gänzlich verschiedene Zone: das Volk in den wenigen befestigten Orten (Ksar) ist in der Regel entnervt und schlaff, die Stämme der Wüste sind wenig zahlreich und zu sehr an die befestigten Orte gebunden, als daß sie die Franzosen, wenn diese sich einmal daselbst festgesetzt haben, wieder vertreiben konnten. So haben denn diese letzteren eine Reihe Orte im Innern, namentlich Laghuat, Ain Maadhi, Tebschmont, Aweta, Assafia und vor allen Tuggurt in Besitz genommen und sind auf alle Weise bemüht, dem Handel aus der Sahara über Gadames nach den von ihnen besetzten Orten zu ziehen, so daß Reisende, welche mit dem Land und dessen Verhältnissen vertraut sind, geradezu behaupten, es sey die Absicht der Franzosen, sich sämmtlicher Küstenorte an der großen Syrte, nicht vom Meere sondern vom innern Lande aus, zu bemächtigen. So will man wissen daß sie den Aufstand der Araber gegen den türkischen Pascha in Tripoli begünstigt haben und mit Abdel-Dschellils Sohn (s. dessen Lebensbeschreibung Nro. 292) in Verbindung stünden, um den Handel des Innern, welchen dieser von dem Oase Tibbu aus großentheils in seiner Gewalt hat, an sich zu ziehen. Der Bey von Tunis ist von ihnen schon dadurch abhängig, daß sie ihn um ihres eigenen Vortheils willen gegen die Türkei und den Einfluß Englands schützen müssen, und in neuerer Zeit hat sich auch noch der Umstand ergeben, daß eine Anzahl tunesischer Stämme vor den Erpressungen des Bey's flüchtend sich auf französisches Gebiet herüber zog — ein Beweis, wie die gerechtere europäische Verwaltung, wenn sie nur die Vorurtheile schont, bald Proselyten werden kann. Es leidet keinen Zweifel daß die Franzosen das ganze Maghred allmählich in mittelbare oder unmittelbare Abhängigkeit zu bringen suchen werden.

Groß sind die Schwierigkeiten, welche sich einem solchen Unternehmen entgegensetzen, allerdings, aber sie wären noch ohne allen Vergleich größer, wenn die Bewohner dieses Landes eine gleichförmigere Masse ausmachten. Unsre Nachrichten über die Zahl der Bevölkerung des Maghred, d. h. des ganzen Landes von der großen Syrte bis zum atlantischen Meere, können nicht anders als sehr ungenügend seyn, und wir wollen deßhalb bloß bemerken daß die Zahl derselben zwischen 8 und 12 Millionen betragen mag. Davon möchten wohl zwei Fünftheile aus Mauren, die zwei andern aus Berbern (Kabylen, Amazirghen, Schellöchen, Schawiahs und wie sie sonst heißen mögen) bestehen, und nur etwa ein Fünftel dürften reine arabische Nomaden seyn; in Marocco machen letztere nach den besten Angaben noch nicht ein Siebentel der Bevölkerung aus. Die Araber sind ohne Zweifel den Franzosen am gefährlichsten, einestheils weil bei ihnen die arabische Nationalität und der Islam sich verschmolzen haben, anderntheils weil sie als Nomaden am wenigsten erreichbar sind. Die Berbern

Digitized by Google

werden zwar mannichfach als trotziger und unbeugsamer geschildert, aber da sie meist Ackerbau treiben, so sind sie schon darum abhängiger; indeß werden sie immer sehr halsstarrige Unterthanen seyn, wie denn überhaupt von einer Versöhnung und Verschmelzung mit der eingebornen Bevölkerung nicht die Rede seyn kann; Dr. Worms (s. das Grundeigenthumsrecht in Algier Nr. 318) hat ganz Recht, wenn er dieß alles als eitel philanthropische Phrasen bezeichnet, und die französische Regierung hat durch ihre neueste Verordnung über die Verhältnisse des Grundeigenthums bewiesen daß sie nach dieser Erkenntniß handelt. An Feinden wird es also den Franzosen beim geringsten Unfall niemals fehlen.

So lange indeß der europäische Frieden erhalten bleibt, haben alle Aufstände, auch wenn sie von außen her unterstützt werden, wenig zu sagen, und die französische Regierung ist deßhalb äußerst bemüht, sich selbst auf die Eventualität eines europäischen Kriegs vorzubereiten. Die eifrige Beförderung der Colonisation, namentlich auch der militärisch geordneten, ist darauf berechnet, daß ein französisches Heer nöthigenfalls im Lande selbst, wenn es auch für eine Zeitlang durch eine übermächtige feindliche Flotte von ihrem Heimathland abgeschnitten würde, sich erhalten konnte, und zu dem Ende gehen auch die Befestigungsarbeiten an den Häfen ihren Gang rasch vorwärts. Die französische Regierung ist um so mehr aufgefordert, diese Arbeiten sowohl als die Colonisation zu beschleunigen, weil die Ausbreitung und Befestigung ihrer Herrschaft in Nordafrika zugleich das sichere Mittel ist, die italienischen Staaten so wie die pyrenäische Halbinsel immer stärker in ihr Interesse zu verflechten und zu einem Bündniß mit Frankreich zu vermögen, welches nicht von jedem Winde des Zufalls abhängt. Indeß bewacht England die Fortschritte Frankreichs mit steigender Eifersucht, und mit Recht, denn das Mittelmeer, in welchem England die wichtigsten Punkte besetzt hält, ist die Hochstraße nach Indien geworden, und somit jetzt für die Engländer von unendlich größerer Wichtigkeit, als im vorigen Kriege. Wird aber Frankreich Herr im Maghred und knüpft es Italien und Spanien durch festes Bündniß an sich, dann ist diese Hochstraße gefährdet und der Weg nach Aegypten wird höchst unsicher. Es ist deßhalb äußerst interessant, die englische Presse in Bezug auf die Angelegenheiten Marocco's zu verfolgen; die besonnenern, aber dennoch vom Geist englischer Suprematie hinlänglich durchdrungenen Blätter, worunter wir die Naval and Military Gazette besonders hervorheben, mahnten anfangs von jedem Einschreiten ab, erklärten, Frankreich habe in seinen an Marocco gestellten Forderungen Recht u. s. w.; dann kamen sauersüße Betrachtungen über die schlechte Colonisationskunst der Franzosen, über die ungeheuren Kosten und den Menschenaufwand für den Krieg in Algier, gute Rathschläge, sich in einen so weit weit aussehenden Krieg mit einem so fanatischen Volke nicht einzulassen; doch wurde zugestanden, daß wenn Frankreich die Nordküste Marocco's mit Tanger und Tetuan besetze, dann Gibraltar vollends werthlos werde, und England in eine sehr widerwärtige Stellung gerathe. So lautete die Sprache, ehe der Krieg begann, als aber Tanger und Mogador beschossen, und vor letzter Stadt eine Insel besetzt war, als die Marocaner zu Land schon mehrere blutige Actionen bekommen hatten, da äußerte sich das eben erwähnte Blatt vom 24 August dahin: „es ist nicht zu läugnen, der Stand unserer Verhältnisse zu Frankreich ist sehr ernst geworden; wir wünschen nicht die Rolle von Miarmisten zu spielen, aber wir können unsere Augen gegen offenkundige Thatsachen nicht verschließen; die Franzosen haben es auf die Eroberung von Marocco abgesehen, und diese ist möglich, wenn England nicht einschreitet; so sehr wir die Erhaltung des Friedens wünschen, und so gut wir die furchtbaren Folgen eines Kriegs mit Frankreich einsehen, so können wir uns doch nicht die Thatsache abläugnen, daß ein Krieg mit Frankreich und zwar in nicht sehr ferner Zeit keineswegs unwahrscheinlich ist.“ Ueber den Abschluß des Friedens mit Marocco lauten die Ansichten desselben Blattes ganz einfach dahin, daß dieser Friede den Stand der Sachen keineswegs ändere, sondern nur hinausschiebe.

Wir haben nicht ohne Grund die Sprache eines so verständigen und gemessenen, aber mit allen Ansichten von englischer See- und Handelsherrschaft hinreichend getränkten Blattes hervorgehoben, denn sie drückt die Gesinnung des Militärs und der Marine Englands wenn auch in sehr gemäßigter Weise aus, und beweist, daß eine Festsetzung der französischen Macht in Nordafrika bei jedem Schritte weiter mit der Sicherheit Englands unverträglicher werde. Frankreich hat im ganzen Verlauf dieser Angelegenheit mit großer Klugheit gehandelt, es hat jeden ärmlichen Vortheil, wie die Bezahlung einer Kriegssteuer, die den Frieden nur verzögert, die Besetzung irgend eines Punktes an der maroccanischen Küste, welche die Eifersucht Englands nutzlos gereizt hätte, verschmäht, und sich mit dem einzigen großen und unläugbaren Vortheil begnügt, daß es das Haupt aller Gläubigen im Maghred vor der ganzen Welt gedemüthigt hat. Den Werth dieses Vortheils kennt Frankreich aus seinen Erfahrungen in Afrika zur Genüge, und hat überdieß aus den Kriegen Napoleons gelernt, welchen magischen Zauber der Sieg auf mohammedanische Völker ausübt. Nach dieser Demüthigung steht Mulei Abderrhamans Thron nicht mehr fest, und Frankreich kann in Ruhe die Folgen abwarten: die Verwirrungen im Nachbarreiche werden nicht ausbleiben, und ihm Gelegenheit geben, seinen Einfluß daselbst fester und immer fester zu gründen. Nur wenn Abdel-Kader im Verlaufe der Begebenheiten selbst sich auf den Thron von Marocco schwänge, oder irgend einen thronlustigen Scherif, deren es in Marocco eine Menge gibt, auf den Thron setzte und selbst als Emir el Omrah den heiligen Krieg organisirte, würden für Frankreich sehr ernste, nicht leicht zu besiegende Schwierigkeiten sich ergeben, obwohl es selbst in diesem Falle nicht ganz ohne Bundesgenossen in Afrika wäre.

In der moslemitischen Welt, wie in der europäischen, bekämpfen sich weltlicher und geistlicher Einfluß, und an den meisten Orten wird der äußere Kampf nur dadurch vermieden, daß alles Einem Emir al Mumenin, Einem Chalifen gehorcht, der nach den Grundsätzen des Islam die weltliche und geist-

liche Macht in sich vereint. Wo aber die Herrschaft des Chalifen erschlafft, bleibt es nicht bei geheimen Intriguen. So befehden sich z. B. seit langer Zeit in dem nur schwach mit der Pforte verbundenen Syrien die Janitscharenmacht und die Ulemas, welcher Kampf noch jetzt nach Vernichtung der Janitscharen fortdauert. Im Maghreb aber ist der Zwiespalt von ernsterer Art, weil die Macht des westlichen Chalifen zu schwach ist, und mit der des östlichen, des Sultans von Konstantinopel, in Conflict kam. Er ist kaum Herr in seinem eigenen Lande, die Berbern gehorchen ihm, wie oben bemerkt, nur sehr unvollkommen, und in das ganze Gebiet ist durch den Einbruch der Türken im 16ten Jahrhundert der Zwiespalt gekommen. Die Türken lasen das Kirchengebet für den Sultan, d. h. den Chalifen des Ostens, den Nachfolger der Abbassiden; dieß thaten sie so weit ihre Macht reichte, welche im Innern, z. B. in Laghuat, in Ain Maadhi und andern Ksars stets sehr schwankend und unsicher war. Gelang es einer einflußreichen Familie, die Türken aus einer Stadt oder Gegend zu vertreiben, so erkannte sie den Kaiser von Marocco als ihren geistlichen Oberherrn an, und ein Marabut, d. h. ein Eiferer für den Glauben, wurde Regent. Dieß Verhältniß hat allenthalben, wo nicht die Herrschaft der Türken oder des Kaisers von Marocco unbestritten war, einen Zwiespalt unter die ganze Bevölkerung gebracht, der durch das marocc anische Institut der fanatischen Dercawi (s. Nr. 270), namentlich in der Provinz Oran, genährt wurde, noch jetzt fortdauert, und die Fortschritte der Franzosen hauptsächlich im Süden der Provinzen Oran und Titeri wesentlich begünstigte. Abdel-Kader, selbst aus einer Marabutfamilie, stützte sich auf die Marabuts, wie er auch im ganzen Umfang seines Gebiets das Kirchengebet für den westlichen Chalifen verrichten ließ; die Franzosen haben demnach Anhänger an der Partei der von den Türken begünstigten Militäraristokratie. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet sind Frankreichs Aussichten sehr günstig, und es wird, wenn nicht durch fremde Gewalt verhindert, standhaft auf seinem Wege zu der Besitznahme des ganzen Maghreb fortschreiten.

(Fortsetzung folgt.)

Reisebriefe aus Spanien.

(Schluß.)

Neulich machte ich in Begleitung eines deutschen Kaufmanns aus Hamburg einen Ausflug nach dem fünf Stunden von hier entfernten Murviedro. Der Name dieser berühmten Stadt soll von muri veteres herstammen, und die Stadt so genannt worden seyn, weil sie auf den Ruinen des alten Saguntum erbaut worden ist. Der Weg dahin führt, sobald man die Huerta de Valencia verlassen hat, fast fortwährend zwischen Oliven- und Johannisbrodpflanzungen hin. Einige in sehr edlem Styl erbaute große Klöster, unter denen namentlich das schöne Monasteria de S. Miguel de los Reyes und die Cartucha de Ara Christi zu erwähnen sind, umgeben von großen Orangengärten, liegen auf beiden Seiten der Straße, und bald entdeckt man auf dem letzten nach dem Meere zu aufsteigenden Berge der Sierra de Murviedro die weißen Mauern des weitläufigen Castells dieser Stadt, das zum Theil noch aus den römischen Festungswerken besteht. Nachdem wir in der Posada der schlecht gebauten schmutzigen Stadt abgestiegen waren, begaben wir uns nach dem Castell, das hart an der Stadt liegt, und dessen Berg zum Theil mit undurchdringlichem Gebüsch von Cactus oder unserer sogenannten Wundfeige bedeckt ist, welche hier manneshoch wird und armstarke Stämme bildet. Da wir versäumt hatten, uns einen Erlaubnißschein vom Generalcapitän von Valencia, General Nancali, dem Sieger von Alicante, geben zu lassen, so wurden wir in das stark besetzte Castell nicht eingelassen. Am Ostabhang des Castellberges nach der Stadt zu befinden sich die Ruinen des noch ziemlich wohl erhaltenen Theaters von Saguntum, welches nicht sehr groß gewesen ist und kaum mehr als 3 bis 4000 Menschen gefaßt haben kann. Alle Stufen nebst den von den obersten Reihen bis an die Orchestra herabführenden Gängen sind noch ganz gut erhalten, von der Bühne aber ist nichts mehr vorhanden. Zu bewundern ist die ungeheure Festigkeit dieser römischen Mauern, die aus regelmäßigen Quadern zusammengefügt und durch einen Kalk verbunden sind, der noch so weiß und frisch aussieht, als wäre das Gebäude erst vor wenigen Jahren erbaut. Von den obersten Sitzreihen genießt man eine unbeschreiblich schöne Aussicht. Zu Füßen die Stadt mit der recht hübschen Alameda und der schönen Kirche de Santa Maria, umgeben von grünen wogenden Weizenfeldern, von Oliven-, Wein- und Johannisbrodpflanzungen, die bis an den Fuß der romantischen Sierra sich erstrecken, welche mit ihren steilen Felsenhäuptern den Horizont im Norden und Osten schließt, und endlich im Südosten das blaue Meer! Es ist ein prachtvoller Hintergrund für ein Theater. Ich hätte nichts gewünscht, als meinen Livius zu haben, um die Belagerung und Zerstörung dieser Stadt durch Hannibal nachlesen zu können. Ueberhaupt sollte man eigentlich alle diese Classiker an Ort und Stelle studieren, wenn dieß möglich wäre, dann würde man viel mehr Genuß und Nutzen von ihnen haben, als in unsern dumpfen Schulzimmern. Die jetzigen Bewohner haben freilich keine Ahnung mehr von ihren großen Vorfahren, und lächeln oder staunen über die seltsamen Zuglosen, für welche hier fast alle Ostrangeros gelten, die da kommen, um diese Steinhaufen anzusehen und zu bewundern. Dagegen gibt es in ganz Spanien keinen Dialekt, der noch so große Verwandtschaft mit dem Lateinischen hat, wie der valencianische. Die Dialekte haben mir übrigens schon viele Noth gemacht. Das Catalanische verstand ich gar nicht und das Valencianische lernte ich erst mit der Zeit verstehen. Auf dem Lande spricht nicht nur niemand Castilianisch, sondern es kommt auch oft vor, daß die Landleute das Castilianische nicht einmal verstehen.

Miscellen.

Ein gallo-römisches Basrelief. Man hat in der Nähe von Beaune bei der Anlegung der Eisenbahn ein Basrelief gefunden, das den Gott Lunus, den dreiköpfigen Mercur, den Gott Pan und den gallischen Hercules darstellt. (Echo du Monde Savant vom 21 Nov.)

Das Herz am unrechten Flecke. In dem Collegium von San Carlos zu Madrid soll man beim Secziren einer Leiche das Herz mit allen dazu gehörigen Organen auf der rechten Seite gefunden haben. Es ist dieß der vierte oder fünfte bekannte Fall dieser Art. (ibid.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 338.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

3 December 1844.

Die Soufrière auf St. Lucia.

(St. Lucia. By Henry Breen.)

Die größte Naturmerkwürdigkeit auf Sta. Lucia ist die Soufrière oder der Schwefelberg. Der Krater liegt etwa 1000 Fuß über dem Meere zwischen zwei kleinen, ganz von Vegetation entblößten Bergen, nimmt einen Raum von drei Acres ein und ist mit Schwefel, Alaun, Asche und andern vulcanischen Stoffen bedeckt, in der Mitte aber sieht man eine Anzahl Kessel, die in stetem Aufkochen begriffen sind. Ihre Zahl wechselt, je nachdem der Krater in stärkerer oder schwächerer Thätigkeit ist. In einigen ist das Wasser auffallend hell, in andern ist es aber ganz schwarz, kocht zwei bis drei Fuß hoch auf und stößt unaufhörlich dichte Wolken von Schwefeldampf begleitet von einem widerlichen, erstickenden Gestank aus. In Folge der vergleichungsweise schweren Luft, die den Berg umgibt, steigen diese Wolken langsam aufwärts, und folgen dann über dem Gipfel horizontal der Richtung des Windes. Wenn man drei Minuten lang auf irgend einem Theil der Kruste stehen bleibt, fühlt man die unterirdische Hitze durch den stärksten Schuh — ein Umstand, der zu beweisen scheint, daß der vulcanische Mittelpunkt nicht auf die kochenden Quellen beschränkt ist. In der That braucht man auch den Boden nur anderthalb bis zwei Fuß tief aufzuscharren, so dringt das Wasser von unten in die Höhlung und wandelt diese in einen Kessel um. Manchmal brechen neue Quellen von selbst auf, und dann nehmen einige andere kleinere ab und verschwinden nach und nach fast ganz.

Die Soufrière ist dadurch von allen andern Vulcanen verschieden, daß sie unaufhörlich in Thätigkeit ist. Sie hält natürlich hinsichtlich der furchtbaren Großartigkeit, selbst im ruhigen Zustande, keinen Vergleich mit dem Aetna, Vesuv oder andern berühmten Vulcanen aus, aber selbst die isländischen Geysers, mit denen sie viel Aehnlichkeit hat, spielen nur in Zwischenräumen, während die Soufrière im Zustand eines beständigen, wenn auch minder heftigen Ausbruchs ist. Was sie vor dreihundert Jahren war, ist sie noch, und wird es wahrscheinlich nach 300 Jahren immer noch seyn. Nach dem chaotischen Aussehen der umliegenden Gegend, namentlich der sogenannten Pitons (Gipfel) ist nicht zu zweifeln, daß diese Stelle einst der Mittelpunkt einer furchtbaren Erschütterung war, aber zu welcher Zeit, das läßt sich nicht mehr bestimmen, denn ein solches Ereigniß muß lange vor der Entdeckung der Insel vorgefallen seyn, da die Caraiben auch nicht eine Sage davon hinterlassen haben.

Eine andere Eigenthümlichkeit dieses Vulcans ist der ewige Zufluß von Wasser. Man glaubt, daß er es durch irgend einen unterirdischen Gang aus den Etangs oder Seen erhalte, die einige Tausend Schritte südöstlich davon liegen, und diese Annahme scheint auch nicht ganz unbegründet, wenn man erwägt, daß das Wasser in den Seen sichtlich mit jedem Jahre abnimmt. Jedenfalls könnte weder das Bächlein am Fuße des Kraters noch die Quelle, in dessen unmittelbarer Nähe seit Jahrhunderten die Wassermasse geliefert haben, welche täglich durch die unablässige Arbeit dieser merkwürdigen Naturerscheinung verzehrt wird. Die heißen Quellen und Mineralwasser der Soufrière waren in früherer Zeit wegen ihrer Heilkraft berühmt, und werden auch nach jetzt benützt.

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Arabien und seine Nebenländer.

Die Ereignisse im westlichen Afrika können nicht ohne bedeutende Einwirkung auf den Osten bleiben, namentlich was diesem zunächst vorgeht, der Kampf zwischen den Arabern und der türkischen Herrschaft. Seit dem Sturz der Familie Caramanli (s. Tripoli Nr. 287) hat die Pforte versucht ihre Macht daselbst aufs neue zu begründen, aber in dieser Macht ist nicht mehr das ehemalige politisch-religiöse Leben, sondern sie geht nur nach darauf aus, ihr altes Uebergewicht zur Plünderung und Aussaugung der Länder zu benützen. In Tunis mußte Frankreich um seines eigenen Interesses willen die Wiedereinsetzung der türkischen Macht zu hindern suchen, und hat es bis jetzt auch mit Erfolg gethan, aber in Tripoli wurde es

Digitized by Google

überlistet, und seit 1837 herrscht dort wieder ein türkischer Pascha. Dieser ist aber alsbald mit den arabischen Häuptlingen des Landes in tödtliche Fehde gerathen, welche zwar für den Augenblick durch Hinterlist und Verrath zu Gunsten der türkischen Herrschaft ausschlug, im Ganzen aber ihr moralisches Ansehen nur schwächen konnte. Aus der Art, wie englische und französische Agenten sich in die Sache gemischt, geht deutlich genug hervor, daß man nicht an eine Fortdauer der türkischen Herrschaft glaubt, und der Umstand, daß die Araber auch noch in ihrer Niederlage stark genug sind den Handelszug nach Tripoli zu hindern, hat diese Stadt bereits zur halben Wüste gemacht, und wird sie, so lange nicht die türkische Herrschaft abgezogen ist, immer mehr veröden. Diese einfache Thatsache, daß hier die Araber im offenen Kampf mit den Türken begriffen sind, daß das herkömmliche Recht der Osmanli seinen Zauber nicht mehr ausübt, ist bezeichnend für die türkische Macht in der arabischen Welt überhaupt. Dieser Widerstreit der Türken und Araber tritt auch im eigentlichen Arabien und in Mesopotamien sehr offen, immer deutlicher selbst in Syrien zu Tag, und nur in dem eigenthümlich gestalteten Aegypten, wo die Macht der Regierung zu concentrirt, zu groß ist, als daß ein einzelner Araberhäuptling sich dagegen auflehnen könnte, ruht der Streit noch, und die 15,000 Türken im Lande sind dessen unbeschränkte Herren. Aber je schwächer das türkische Reich wird, desto weniger wird sich diese unumschränkte Herrschaft behaupten lassen, seit Mehemed Ali's Traum einer selbstständigen Macht in der Art der ehemaligen Mamelukensultane verflogen ist. Kommen Zerwürfnisse mit christlichen Mächten, so kann das Ganze schnell zusammenbrechen.

Arabien und die angränzenden Länder, Syrien, Irak (Mesopotamien) und Aegypten sind rein arabisch, die Erstlinge der arabischen Eroberung, und darum hat die arabische Sprache in denselben nicht blos die andern semitischen Dialekte, das Hebräische, Chaldäische, Syrische und Babylonische überwältigt, sondern auch die Sprache des Nilthals völlig umgewandelt. In allen diesen Ländern, Irak und wohl auch einige nie ganz bezwungene Gebirgsdistricte ausgenommen, gibt es kein erbliches Grundeigenthum, und man muß die Verhältnisse des Grundbesitzes in dieser zweiten Heimath des arabischen Volks etwas genauer ins Auge fassen, wenn man die auf gleichen Grundlagen beruhenden politischen Verhältnisse anderer mohammedanischer Reiche richtig beurtheilen will. Der Boden ist durch eine Fiction des moslemitischen Rechts das Eigenthum der moslemitischen Gemeinde, und die jeweiligen Bebauer haben nur gegen Erlegung des Charatsch,*) der gewöhnlich ein Fünftheil, ein Drittheil, aber nie über die Hälfte des Ertrags beträgt, ein Besitzrecht. Dieß Verhältniß ist nicht ohne Interesse sowohl hinsichtlich der neuen Zustände Aegyptens, als wegen der wichtigen Fragen, die im Innern der Türkei zur Sprache kommen. Man hat Mehemed Ali beschuldigt, er habe die ehemaligen Eigenthümer des Bodens ihres Eigenthums beraubt, sich zum alleinigen Herrn des Bodens in Aegypten gemacht, und sogar alle frommen Stiftungen (Wakf) eingezogen. Beides ist völlig unrichtig. Sonst standen zwischen dem Regenten, welcher von Rechtswegen Verwalter des Guts der moslemitischen Gemeinde ist, und dem Bebauer des Bodens die Multezim (Pächter), welche mit der Erhebung der Landsteuer beauftragt waren, zugleich aber auch den Fellah zum Bau des Bodens anhalten sollten; alle aber verstanden die Kunst, weit über das rechtliche Maaß den Fellahs abzupressen, so daß vergleichungsweise wenig in den Staatsschatz floß. Mehemed Ali's Plane erlaubten nicht den besten Theil der Einkünfte des Landes in den Händen dieser Mittelspersonen zu lassen, er entsetzte sie sämmtlich mit einem Federzug, wies ihnen zur Entschädigung angemessene bestimmte Einkünfte an, und ließ die Steuern durch seine Gouverneure (Kascheſs) erheben. *) Dadurch kam die Landsteuer regelmäßiger ein, und die Fellahs wurden dem Druck und der Habsucht der Multezims enthoben. Mehemed Ali folgte hinsichtlich dieser Maaßregel nur dem Beispiel, das die Mamelukensultane beinahe vier Jahrhunderte zuvor in Syrien, wo ganz das gleiche Verhältniß bestand, gegeben hatten. **) Der Fellah war freilich bald um nichts besser, vielleicht sogar nach schlimmer daran; er ist rechtlich verpflichtet den Boden anzubauen, und so lange er dieß thut und seinen Charatsch zahlt, stört niemand sein Besitzrecht, aber der Regent kann ihm auch vorschreiben, was er anbauen soll, ***) und daraus entspringen die hauptsächlichsten Mißstände, weil die Zahl der arbeitenden Hände nicht die gleiche blieb, und doch neben den Handelserzeugnissen auch genug Lebensmittel erzielt werden sollten. Hier wirkte die Conscription am schlimmsten. Wäre die Zahl der Bewohner des Landes groß genug, so fänden sich, wenn einer das Land nicht bauen will, Leute genug, die an seiner Stelle dasselbe thun, und dagegen den Charatsch zahlen; sobald es aber an arbeitenden Händen fehlte, so mußte man die noch vorhandenen Fellahs mit Gewalt zur Arbeit anhalten. So erklärt sich, weßhalb man von einem Dorfe und selbst von

*) Auch Miri in Aegypten genannt; der Charatsch ist zweierlei, Landsteuer, die auch der Moslem zu zahlen hat, und Kopfsteuer, die nur den Ungläubigen trifft.

*) Die Behauptung, daß er alle frommen Stiftungen eingezogen habe, beruht auf einem reinen Mißverständniß, indem man das Wort Wakf durchaus nur als fromme Stiftung im engern Sinne nahm; aber das ganze Land Aegypten ist Wakf, d. h. es gehört der moslemitischen Gemeinde. Die besondern Stiftungen blieben durchaus unangetastet, Mehemed Ali war zu klug es in dieser Art mit der Geistlichkeit zu verderben; er hatte ihr ohnehin die Militäraristokratie vorgezogen.

**) Wahrscheinlich weil die vom Sitze der Regierung entfernten Multezims Syriens ihre Macht am scheerendsten mißbraucht hatten. Sultan Selim, zum Theil durch die Multezims berufen, bestätigte nach der Eroberung Syriens diese Maaßregel, behielt aber in Aegypten die Multezims gleichfalls bei.

***) Solche Fälle finden sich mehrere in der mohammedanischen Geschichte, weil die Bodenverhältnisse in allen mohammedanischen Ländern im wesentlichen dieselben sind. Von Aurengzib kennt man ein solches Decret, und die ostindische Compagnie, welche jetzt in einem Theile von Behar und Bengalen Opium bauen läßt und die Landbauer dazu zwingt, ist nach mohammedanischen Begriffen in ihrem Recht.

Digitized by Google

einem Distriet denselben Steuerbetrag forderte, wenn auch eine Anzahl Leute ausgehoben oder entflohen war; diese hatten den Boden nicht mit fortgenommen, die andern sollten bloß den von jenen verlassenen Boden gleichfalls anbauen, damit auch von diesem der Charatsch erhaben werden könne. Dieß ist die Erklärung von Mehemed Ali's viel besprochenem Steuersystem, bei welchem er die Granzen des mohammedanischen Rechts keineswegs überschritt, obwohl er es zum Theil mit unmenschlicher Härte durchführte.

Mehemed Ali ist für viele mohammedanische Machthaber das Muster hinsichtlich der Aneignung von Monopolen gewesen, und man muß gestehen, sie haben ihm eine Zeit lang hinreichend Mittel geliefert, daß er davon träumen konnte, sämmtliche arabische Länder, mit Ausnahme des Maghreb, unter seinen Scepter zu vereinigen; eine mächtigere Hand hat ihm Halt geboten; er hat nicht nur Syrien und Arabien aufgeben, sondern auch das Monopol des Handels mit dem Sudan fahren lassen müssen, denn sobald er die arabische Küste nicht mehr besaß, konnte er auch nicht mehr verhindern daß der Handel aus dem innern Afrika, namentlich über Suakim, an fremde Handelsleute, namentlich an die Engländer überging. Diese sichtbare Abnahme seiner Macht war es wohl auch, welche seinen im Sennaar commandirenden Gouverneur Ahmed zum Abfall bewog—ein Schlag, welcher nur mit Mühe, wahrscheinlich durch Anwendung von Gift, abgewendet wurde. Jetzt beruht Mehemed Ali's Wichtigkeit nur noch darauf, daß er den Weg über die Landgränze von Suez beherrscht und bei seiner jetzigen Machtlosigkeit drängt man ihn, diesen in fremde Hände zu übergeben. Das Interesse, welches England an dieser Landenge hat, ist bekannt: man behauptete bereits ein Vertrag sey mit England abgeschlossen, welcher diesem den Durchzug auch für Truppen auf alle Zeiten sichern solle, wogegen England die Thronfolge in seiner Familie anerkannt habe. Die Sache hat sich nicht bestätigt, dennoch aber gehen die Unterhandlungen fort, und der Streit scheint jetzt darüber zu seyn, ob ein Canal oder eine Eisenbahn angelegt werden soll. Man will wissen, die Engländer seyen für die letztere, während die Franzosen dieß auf alle Weise zu verhindern suchten, indem eine Eisenbahn, welche nur mit englischem Capital zu Stande kommen könnte, den Engländern einen gefährlichen Einfluß im Lande geben würde. Es ist dieß eben auch eine von den vielen ungelösten Streitfragen im Orient, über welche nur durch einen Krieg entschieden werden wird. Mehemed Ali soll, sehr vasallenhaft, die Entscheidung über diese häkliche Frage der Pforte anheimgestellt haben, welche sich jedoch für die Ehre bedankte und erwiederte, dieß sey seine Sache als Gouverneur von Aegypten.

Syrien, diese ehemalige Eroberung Mehemed Ali's, ist in dem möglichst schlechten Zustande, und nicht bloß die Christen, welche Ibrahim Pascha schützte, sondern selbst die Moslems wünschen ihn zurück, denn nirgends ist Sicherheit mehr, namentlich vor den Arabern, welche jetzt sogar Jerusalem blokirt halten sollen. Die Städte sind ohnehin den Erpressungen ausgesetzt, so daß in mehreren der Aufstand nur mit Mühe verhindert wird; das ärgste Schauspiel aber bietet der Libanon dar. Unsere meisten Leser werden wohl hinreichend satt seyn an den Beichten über die Verhältnisse des Libanon, an den Streitigkeiten über die Entschädigung, welche den Maroniten gebühren u. s. w. Wir führen hier aus einem neuern englischen Werke*) die Hauptsachen zur Erklärung dieser verwirrten Verhältnisse an. „Im Libanon gab es seit langer Zeit sieben Häuptlinge, und der Fürst des Libanon, welcher eine Mittelstellung zwischen ihnen und der türkischen Regierung einnahm, hatte in der Regel sehr wenig zu sagen. In frühern Zeiten war das Uebergewicht der Drusen entschieden, sie führten das Schwert, die Christen in der Regel nur den Pflug, aber in dieser friedlichen Beschäftigung nahm ihre Zahl zu, während die der Drusen, die unaufhörlich in Fehde unter einander verwickelt waren, ehee abnahm. So kam es daß allmählich Christen in alle drusischen Districte kamen, und dort auch, mit Ausnahme des Districts Schuf, die Mehrzahl bildeten. Dieß war schon an sich eine Revolution, welche durch den alten wohlbekannten Emir Beschir vollendet wurde. Dieser verließ den Islam, wurde Christ, stürzte mit Hülfe des Pascha von Akrae das mächtige Haus des Drusenscheichs Djoubelat **) und hob die Macht der Maroniten. Als Ibrahim Pascha ins Land eindrang, erklärte er sich für diesen, die Drusen aber für den Sultan, weßhalb eine Anzahl ihrer Scheichs nach Aegypten verbannt wurde. Als Mehemed Ali Syrien aufgeben mußte, konnten sie zurückkehren, wurden aan den Drusen mit großer Freude, aber von dem neu eingesetzten Fürsten des Libanon, Emir Beschir Kassim, sehr kalt aufgenommen. Nichts war natürlicher, als daß die Drusen sich für den von dem alten Emir Beschir erfahrenen Druck zu rächen wünschten. Ihre früheren Aufstände waren unterdrückt, und ihnen bei diesen Gelegenheiten eine Menge Güter entrissen worden. Jetzt benützten sie die Gelegenheit und setzten sich wieder mit Gewalt in den Besitz der ihnen früher entrissenen Ländereien, was die verwickeltsten Streitigkeiten veranlaßte, denn in vielen Fällen war das Eigenthum bereits in die dritte Hand übergegangen. Auf der einen Seite stand die Rechtseinwendung des bezahlten Kaufpreises, auf der andern die eines unverletzlichen Erbrechts. ***) Hiezu kam noch, daß der Patriarch des Libanon, unterstützt von seinen Bischöfen, sich nach dem Vorbilde des Wladika von Montenegro auch zum weltlichen Herrn des Libanon machen wollt "

Die Türken haben diese verwirrten Verhältnisse vortrefflich benutzt, um im Trüben zu fischen. Ihnen konnte ja wenig wie den Drusenhäuptlingen mit der Rückkehr des alten Emir Beschir gedient seyn, der ein erbliches Ansehen im ganzen Gebirg besaß, und sie bald zum Lande hinaus geschickt hätte. Die drusischen Häuptlinge wollten überhaupt keinen Fürsten und so verdrängten sie auch allmählich den neu eingesetzten

*) „Die neuen Syrier." Eine deutsche Uebersetzung wird demnächst davon ausgegeben.

**) Eigentlich Dschan-bulad, Herz von Stahl.

***) In diesen Verhältnissen liegt der Grund der Entschädigungsforderungen.

Emir Beschir Kassim, dessen Unfähigkeit sich bald kund gab. Die Türken gaben nach, suchten aber dafür einen türkischen Gouverneur (anfangs Omar Pascha den Renegaten, nachher einen gewissen Mehemed Reschid Pascha) einzusetzen, was die Drusenhäuptlinge noch weniger wollten, sich empörten und sogar mit den kurz zuvor angegriffenen Maroniten wieder in Verbindung traten. Nun wandte sich die Rache der Türken natürlich gegen die Drusen, und man bemächtigte sich ihrer Häuptlinge, deren man sich jedoch aus Furcht vor den Folgen nicht ganz zu entledigen wagte; kurz der türkische Machiavellismus verfolgte hier dasselbe Ziel wie anderswo, und suchte den einen Theil der Bewohner gegen den andern zu hetzen, um selbst unumschränkter Herr zu werden, und aus dem Libanon ein Paschalik, und aus den freien Söhnen des Gebirgs ein Steuer und Schoß zahlendes Geschlecht zu machen.*) Das ganze Verfahren ist ein deutlicher Beweis, wie sehr die wahre Kraft aus den Türken entwichen ist.

Ueber die Araber, selbst über die nördlichen, welche Ibrahim Pascha so gut im Zaum zu halten und dadurch Syrien zu schützen wußte, scheinen die türkischen Befehlshaber gar keine Macht mehr auszuüben, und somit ist Mesopotamien vom Reichsverband so gut wie abgeschlossen. In Untermesopotamien (s. Nr. 245 ff.) üben die Engländer eine größere Gewalt aus als die Gouverneure, und bestände nicht eine natürliche Feindschaft zwischen ihnen und den in der Nähe mächtigen Araberstämmen, so würden sie ganz unumschränkt gebieten. Aber die Handelsherrschaft der Engländer verletzt die Interessen der handeltreibenden Araber, und somit stützen diese die wankende Herrschaft des Sultans mehr als die Gouverneure, welche sich nur dadurch halten, daß sie immer eine mächtige Araberfamilie der andern entgegenzustellen suchen. Dieß elende Schaukelsystem wird fortdauern, bis endlich irgend ein Umstand die Engländer in die Nothwendigkeit versetzt, sich ganz und uneingeschränkt in den Besitz von Bassora und Bagdad zu setzen, oder bis ein neuer Wahabitensturm ausbricht, welcher keineswegs außer den Gränzen der Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit liegt, denn augenscheinlich geht im Innern von Arabien eine Bewegung vor, welche sich da und dort an den Gränzen fühlbar macht, ohne daß man genau angeben könnte, was sich dort entspinnt. Die türkische Herrschaft im westlichen Arabien ist nicht nennenswerth, und die Engländer sind, so weit nicht die Umstände sie nöthigen, keineswegs geneigt, sich von Aden oder vom persischen Meerbusen aus in die innern Angelegenheiten des Landes zu mischen. Die Häupter der Wüste sind wohl unterrichtet von dem Zustand der Dinge in der übrigen mohammedanischen Welt, und werden ihre Maaßregeln darnach ergreifen. So führt Fontanier einen Fall an, wo ein Häuptling zu Bassora nicht bloß die Verhältnisse Abdel-Kaders und die Lage von Algier vortrefflich kannte, sondern auch ihm selbst von dem Mißlingen des ersten Angriffs auf Constantine Nachricht gab, bloß 29 Tage nach dem Ereigniß. Die Zeit ist vielleicht nicht mehr ferne, wo die Araber frei vom türkischen Joch wieder selbstständig auf den Schauplatz der Welt treten und gewiß keine unbedeutende Rolle spielen werden.

(Fortsetzung folgt.)

*) Vielleicht sind wir bald im Stande, eine etwas umständlichere Darstellung des ganzen Verlaufs zu geben, der für die neueste türkische Geschichte von ungemeinem Interesse ist.

Aus Johnsons: Tour in Ireland.

Es ist wahrhaft erstaunlich, welche unwiderstehliche Neigung die Irländer aller Stände und Classen für Seebäder haben trotz den fast täglichen Regenbädern, die sie gratis aus den Wolken haben. Der überflüssige Vorrath von süßem Wasser während neun Monaten im Jahre scheint die Sehnsucht nach dem Salzwasser und dieß vielleicht wieder die Sehnsucht nach Pater Mathews Champagner zu erzeugen.

•

Es ist wirklich Schade, daß alle Irländer sich so stark auf Uebertreibung verlegen. Alles ist wunderbar, erhaben, riesenhaft! Mein Führer in der Grafschaft Wicklow zeigte mir den „Sprung des Liebhabers," den „alle großen Reisenden als das Schönste auf Gottes Erdboden anerkannten." Ich sprang selbst über die gefährliche Stelle und betrachtete nun die Scene umher mit der größten Ruhe von der Welt. Mein Führer war jetzt überzeugt, daß ich nicht im geringsten in Verwunderung ausbrechen würde. Er faltete die Arme über seine Brust und sah aus, als bejammere er meine Unempfindlichkeit. Die Aussicht ist artig, aber wer andere Gegenden gesehen hat, findet sie weder erhaben, noch auch nur romantisch. Dagegen ist das sogenannte Höllenthal wirklich romantisch, sogar mehr als das im Schwarzwald. Eine Sage knüpft sich daran von einer Nonne, einem Heinzen und dem Teufel, welcher letztere durch Kreuz und Weihwasser besiegt wurde, auf einen schön bewaldeten Berg niederstürzte und diesen zum ewigen Andenken entzwei spaltete. Die Geschichte ist nach der Versicherung meines Führers „so wahr wie die heilige Schrift," die gewöhnliche Betheuerungsformel.

•

Auf meinem Rückwege von Glendalough trat ich in eine Hütte am Wege, um deren Inneres zu sehen, und fand hier eine reinlichere als sonst angezogene Bäuerin. Ein Bett, bestehend aus Haidekraut und Heu und mit einem reinlichen groben Tuch bedeckt, nahm die Hälfte des inneren Raumes ein. Hier schliefen acht Menschen, die Frau, sechs Kinder und das Kind eines Nachbars, dessen Eltern am Fieber niederlagen. Ich fragte, ob ihr Mann noch lebe, sie erwiederte aber, sie sey nie verheurathet gewesen, dieß seyen die Kinder ihrer kürzlich verstorbenen Schwester, die einige Jahre vor ihrem Tod Wittwe gewesen sey. Nach dem Tod der Schwester nahm sie sich der Kinder an, und durch großen Fleiß und einige Beihülfe von christlich gesinnten Nachbarn erzog sie alle anständig; ich war gerührt und gab ihr beim Weggehen einen Schilling. Die Gefühle der Dankbarkeit überwältigten sie, und endlich sprach sie einen Segen aus, den ich nicht so leicht vergessen werde: „möge Gott der Allmächtige Eure Seele zum Himmel senden, und möget Ihr sie dort wohlbehalten finden, wenn Ihr sterbet." Ich verstand den Segen nicht, und erst mein Führer erklärte mir, daß sie wünsche, ich möchte in den Himmel kommen, ohne durch das Fegefeuer zu gehen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 339.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

4 December 1844.

Caracas.

(United Service Magazin. Sept. 1844.)

Caraccas, welches vor dem großen Erdbeben von 1812 über 50,000 Einwohner hatte, verlor durch dieß schreckliche Ereigniß 12,000, die unter den Ruinen begraben wurden, aber es erholt sich rasch nicht bloß von diesem Verlust, sondern auch von dem nicht minder zerstörenden guerra al muerte. Die architektonischen Verluste jener großen Katastrophe sind aber nicht so leicht zu ersetzen, denn der obere Theil der Stadt, früher der schönste, ist noch immer ein Ruinenhaufen. Wer von Laguayra herkommt, in der Hoffnung, daß er die schönste Stadt Südamerika's sehen werde, stutzt nicht wenig, wenn er die langen Reihen dachloser Klostermauern, zertrümmerter Kathedralen, Bogen, Thüreme und Terrassen früherer Zeit sieht, die jetzt schweigend und verlassen sind. Selbst wenn man über diese Stadt der Todten hinaus ist, mahnen die gesprungenen Thürme, die erschütterten Kirchen und die Häuser voll Sprünge in dem noch bewohnten Theile der obern Stadt an das „Fuit Ilium," welches jene Katastrophe den Mauern von Caraccas aufdrückt. Nichtsdestoweniger ist es noch immer eine schöne Stadt. Die Kirchen und Klöster sind zahlreich, und manche derselben wahrhaft schöne Gebäude; als Klöster sind sie jedoch aufgehoben, und die Gebäude sowohl als die Einkünfte für den öffentlichen Unterricht bestimmt. Auch gibt es mehrere öffentliche Plätze, darunter der größte der Marktplatz, dessen eine Seite die Kathedrale einnimmt, ein großes aber unregelmäßiges Gebäude, in welches seit kurzem die Asche des Liberators niedergelegt wurde. Der Kathedrale gegenüber ist der Municipalpalast und mehrere andere öffentliche Gebäude, links der erzbischöfliche Palast und ein schönes Kloster, und diesem gegenüber eine schöne Treppe mit Bäumen und Ballustraden, allerdings mit einer Reihe plebejischer Häuser im Hintergrund, aber hinter diesen erhebt sich der Silla, bei dessen Pracht man die schlechten Häuser vergißt.

Die Altäre und Capellen in der Kathedrale und in den andern Kirchen enthalten eine Menge Vergoldung und andere prunkende Zierrathen. Die Klöster, die öffentlichen Gebäude und Privatwohnungen, obwohl in Größe und Material verschieden, sind doch im allgemeinen nach demselben Plane gebaut, große Höfe, mit Brunnen oder Gärten in der Mitte, umgeben von ein, zwei, drei Stock hohen Gebäuden mit überdachten Galerien, die auf Pfeilerreihen ruhen. Die Zimmer des Präsidenten, obwohl recht anständig, zeichnen sich doch keineswegs durch besondere Eleganz oder Größe aus. Caraccas verdankt einen großen Theil seiner Schönheit dem prächtigen Sillaberg, der mit seinem sattelartigen Gipfel — daher der Name — über alles emporragt. Die Straßen sind alle in rechten Winkeln angelegt, die Kaufläden hübsch und wohl versehen, obgleich man wenig von einheimischer Manufactur darin findet, wohl aber gibt es französische Schuster, Yankee-Schneider und englischer Sattler in hinreichender Menge. Die neuen Gebäude sind selten mehr als Ein Stockwerk hoch, einige haben große Gärten dabei, und der des General Paez ist mit viel Geschmack angelegt.

Den Tag nach unserer Ankunft strichen wir in den Straßen umher, um uns die Stadt gehörig in Augenschein zu nehmen. Obgleich wegen der großen Höhe der Ebene die Luft Morgens und Abends ungemein kühl ist, so ist es doch um Mittag anders, wo die Sonne durch die reine Atmosphäre um so heftiger zu brennen scheint. Die Eingebornen beklagen sich, das Klima sey zu wandelbar, und ziehen das von Guayra vor, das für einen der brißesten Orte in der Welt gilt, und lange als das Hauptquartier des gelben Fiebers angesehen wurde, seit einiger Zeit aber diesen Ruhm mit einigen Orten von Westindien theilte. In Caraccas sind keine Räderwagen üblich und die Stadt ist erbärmlich gepflastert; wenige Leute reiten zum Vergnügen früher als zwei Stunden vor Sonnenuntergang aus, um welche Zeit sie gewöhnlich bereits gespeist haben; hie und da sieht man englische Sättel, aber die Eingebornen gebrauchen immer noch den alten Sattel maurischen Ursprungs. Damen bemerkt man selten auf der Straße, außer auf dem Weg in die Kirche; ein glänzendes Auge blitzt da und dort durch das Gitter eines der wenigen Fenster in langen klosterartigen Mauern der Häuser; die Besuchstunde ist der Abend.

Da wir gehört hatten, daß das Theater offen sey, gingen wir dahin, um den Zustand des Drama's kennen zu lernen, es war aber in der That nichts als ein Circus mit dem blauen Himmelsdach zum Zelt. Zwei amerikanische Pferde nebst einem klugen Pony spielten mit Beihülfe des nöthigen Personals die Geschichte vom ducklichten Schneider, und das Ganze endete mit einem Seiltanz. An einem andern Abend besuchten wir die Oper, die in dem eigentlichen Theater, einem ganz hübschen Gebäude, gegeben wurde. Mit Plaid ausgeschlagene Macintoshes, von den Schauspielern verkehrt über die Schulter geworfen, versetzten uns nach Schottland, denn die aufgeführte Oper war: Lucia di Lammermuir. Der Besuch war zahlreich und schien entzückt, wir aber waren nicht versucht ein zweitesmal zu kommen.

Die Venezuelaner haben gleich nach Errichtung der Republik ihre Aufmerksamkeit auf die öffentliche Erziehung gerichtet, die unter spanischer Herrschaft trotz der Universität zu Caracas und eines Collegiums zu Merida in sehr schlechtem Zustand war. Jetzt gibt es eine zweite Universität zu Merida, ein Collegium in jeder großen Stadt und zahlreiche Primärschulen. Die Regierung errichtet jetzt auch Pfarrschulen, und bereits ist ein Drittheil des Gebiets damit versehen.

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Türkei.

Während so die türkische Herrschaft im Süden des Taurus und jenseits des Meeres in sichtlichem Sinken ist, steht sie in Europa nicht viel besser, denn die Folgen der christlichen Hülfe im Jahre 1840 treten immer verderblicher hervor; der religiöse Mittelpunkt des Reichs ist in der Südhälfte, im arabischen Theile. Hätte man die Macht Mehemed Ali's wachsen lassen, so wäre hier beim Schwächerwerden des Hauptreichs ein zweites entstanden, welches den Kampf gegen die Christen und namentlich gegen Rußland aufs neue hätte aufnehmen können. Aber darum eben beförderte Rußland die Demüthigung Mehemed Ali's, um nicht, wenn Stambul gebrochen, am Taurus einen zweiten Kampf beginnen zu müssen. Jetzt erschöpft sich der nördliche Theil des Reichs in kraftlosen Versuchen, den südlichen in der Unterwürfigkeit zu halten — Versuche, welche um so verderblicher sind, je mehr sie die moslimitische Bevölkerung vermindern. Inzwischen speculirt man in Europa ganz gemüthlich, wie diese oder jene türkische Provinz zu einem halb- oder ganz unabhängigen Fürstenthum zu machen sey, und meint oft gar noch, es geschehe dieß, wenn auch gegen den Willen, doch zum wahren Vortheil der Pforte, die ja diese Provinzen doch nicht mehr halten könne; augenscheinlich erwägt man dabei nicht sonderlich, wie tief auf diese Weise in die ganze innere Einrichtung des mohammedanischen Staats eingegriffen wird. Wir haben oben bei Aegypten gesehen, was eigentlich der Charakter des Grundeigenthums in mohammedanischen Ländern ist, wie nach einer moslimitischen Rechtsfiction, die aber keineswegs ohne sehr praktische Folgen ist, der Boden eigentlich niemand angehört, sondern daß derselbe zum Vortheile der moslimitischen Gemeinde, d. h. des mohammedanischen Staats angebaut werde. Man trage dieß Verhältniß über auf solche eroberte Länder, deren Einwohner nicht, wie dieß in Aegypten der Fall ist, in Masse Moslems wurden, sondern Christen geblieben sind. Um das Verhältniß von Mohammedanern und Christen daselbst in Kürze zu bezeichnen, wollen wir die auch bei den türkischen Eroberungen streng befolgten religiospolitischen Vorschriften über eroberte Länder wörtlich hier anführen. „Wenn der Imam (d. h. der Anführer der Gläubigen) ein Land mit Waffengewalt erobert hat, so kann er es entweder an seine Soldaten vertheilen, oder den ursprünglichen Einwohnern überlassen, indem er ihnen eine Kopfsteuer auflegt und das Land mit einer Abgabe belastet. Läßt er das Land in solcher Weise in den Händen der Einwohner, so geschieht dieß zum Vortheil der moslemitischen Gemeinde, weil in diesem Fall die Landeseinwohner nichts anderes sind, als die Bebauer des Bodens zum Vortheil der Moslems, für deren Rechnung sie alle Arbeit thun müssen, ohne daß letztere eine Mühe oder Ausgabe dabei haben. Die Kopfsteuer ist eine Art Strafe, welche den Eingebornen wegen ihres hartnäckigen Verharrens in der Verbindung auferlegt wird. Sie darf deßhalb nicht bloß von den Zahlungspflichtigen eingesendet, sondern muß auf eine demüthigende und kränkende Art erhoben werden, indem der Steuereinnehmer sitzen bleibt, während der Steuerzahlende aufrecht steht." Wie diese Besteurung, so ist auch das Verbot, giriche Kleidung mit den Moslems zu tragen, auf Pferden zu reiten und Waffen zu besitzen, das Verbot des Aufbaues neuer Kirchen, kurz alle diese kränkenden Unterschiede zwischen Moslems und Ungläubigen nicht bloß eine Folge der herrschenden Ansichten unter den ersteren, sondern religiöser, aus ihren Gesetzbüchern nachweisbarer Vorschriften. Nun stelle man daneben den Hattischerif von Gülhane und urtheile, ob eine Gleichstellung der Rajas und Moslems im türkischen Reiche möglich ist.

Das Verhältniß wird indeß noch weit klarer, wenn man den Gang der Dinge im türkischen Reiche mit diesen Religionsvorschriften zusammenhält. Als die Türken über Kleinasien und die europäischen Länder bis an die Donau hereinbrachen, befolgten sie streng und regelmäßig die obigen Grundsätze. Das Land aber vielmehr die Einkünfte des von den Rajas angebauten Landes wurden an die Truppen vertheilt, oder der alte Adel, wie dieß namentlich in Bosnien der Fall war, blieb, mußte aber mohammedanisch werden. Die neuen türkischen Besitzer und der alte moslemitisch gewordene Adel bildeten zusammen unter dem Sultan die politisch-religiöse Gemeinde, verpflichtet, jeden Augenblick für den Glauben das Schwert zu ergreifen, wogegen sie ihren Unterhalt aus den ihnen zugetheilten Ländereien der Rajas bezogen, von deren Einkünften sie einen Theil an die kaiserliche Schatzkammer zu entrichten hatten. Daraus entsprang nun die ganz einfache türkische Verwaltung. Jeder Lehensträger — Sipahi, denn anfangs erhielten nur Reiter dergleichen — stand unter einem

Digitized by Google

Districtshaupt, Subaschi, mehrere Subaschi unter einem Alai-Beg, und dieser unter einem Provincialcommandanten Sandschak-Beg, d. h. Fahnenoberhaupt. Ueber diesen standen früher nur zwei Beamte, der Beglerbeg von Anadoli und die Beglerbeg von Rumili, mit andern Worten, der Heerführer von Kleinasien und vom europäischen Festland. Später erst wurden diese zwei großen Abtheilungen in kleinere getheilt, die von Wesirs oder Paschas befehligt wurden; auch diese waren nur Kriegshaupter, und mit ihnen kamen zwei andere kaiserliche Beamte, der Defterdar Kiayassi, oder Finanzsecretar, welcher die allgemeinen Einkünfte der Provinz, *) besonders von den Gütern des Kaisers, des Reichs und der Kirche zu überwachen hatte, und der Ziamet-Defterdar, oder Finanzbeamter der Lehen.**) Letztere waren keineswegs erblich, vielmehr ausdrücklich bestimmt, wenn ein Sipahi sterbe, falle man seinen Söhnen ein kleineres Lehen geben, auch war jede Entäußerung desselben durchaus verboten, so wie auch die Spahis auf ihren Gütern leben sollten. Das Lehen sollte im strengsten Sinne des Worts der auf Grund und Boden fixirte Kriegsfeld seyn. Unter Soliman I zählte man im Reiche nicht weniger als 200,000 solcher Lehensträger, die nicht nur selbst, sondern auch mit einer gewissen Anzahl Leuten im Feld erscheinen mußten; für je 3000 Asper, welche Summe ein Kildsch oder Säbel genannt wurde, mußte er einen Gepanzerten stellen.

Diese einst so furchtbare Kriegseinrichtung ist in ihrer Kraft allerdings verfallen, aber das gesellschaftliche System besteht noch in seiner ganzen Stärke. Die Christen sind in diesem System nichts als arbeitende Maschinen, und es ist das Interesse des Reichs, so wie das Interesse jedes einzelnen Sipahi oder Moslems, ***) daß das System der völligen Unterordnung der Christen aufrecht erhalten werde. Daher jener eigenthümliche Zusammenhang des Reichs, die nach den gräulichsten Aufständen oft so plötzlich wieder eintretende Ruhe; die ganze moslemitische Bevölkerung, namentlich in Europa, war die bevorrechtete Kaste, und die Wellen des Aufstandes legten sich, sobald für diese Vorrechte nichts mehr zu fürchten war. Daraus ergibt sich denn, weßhalb die Sultane, indem sie der Kriegszucht wieder aufhelfen wollten, zu Neuerern wurden, und die Empörer sich stets auf die religiösen Satzungen berufen konnten.*) Eine Reform der alten Einrichtungen durch Zurückführung auf den wahren Begriff der Militärlehen hatte sich allenfalls im Laufe langer Kriege durch kraftvolle Sultane, die ihre Befehle auch der That, nicht blaß dem Worte nach vom kaiserlichen Steigbügel datirt hatten, durchführen lassen, aber von den im Harem erzogenen Sultanen und von Großwesiren, die jede Weiberintrigue stürzen konnte, war eine so durchgreifende sociale Reform nicht zu erwarten, und man griff deßhalb zu jenen despotischen Mitteln, welche die Rechte der untersten Moslems und Sipahis, wie die der vornehmsten angriffen. Diese Maaßregeln sind aber selbst in militärischer Hinsicht größtentheils mißglückt, denn durch die Aushebung stieg man nicht wie in Europa zu einer bessern Classe von Recruten hinauf, sondern zum Gesindel herab, und während vorher die Elite der Nation den Kriegerstand bildete, erhielt man jetzt den Auswurf, **) da man nicht die Christen zu Soldaten ausheben konnte, und der alte, in vielen Provinzen allein die moslemitische Gemeinde bildende Militäradel sich sträubte und zum Theil empörte. Indem man eine stehende, europäisch organisirte Truppe errichtete, wurde die Militärkaste von ihrem Rang entsetzt, sie hatte in ihrer Art Recht, den Sultan Mahmud einen Gottlosen zu nennen, denn er verstieß mit seinen Neuerungen gegen den Geist und selbst gegen den Wortlaut der durch die Religion festgesetzten Reichsverfassung.

Nach diesen Vorbemerkungen ist es nicht schwer zu sagen, was die Losreißung einer Provinz vom Reichsverband sagen will; bis jetzt ist es nur in Serbien und in Griechenland geschehen, denn die an griechische Fürsten verpachteten moldowlachischen Länder kann man nicht hieher zählen. Die Losreißung einer Provinz ist nichts anderes als ein Aufstand sämmtlicher Bauern gegen ihre Gutsherren, die Vernichtung der gesammten höhern Classe. Die Geschichte Serbiens zeigt deutlich genug, welche furchtbare Gräuel eine solche Losreißung nothwendig begleiten müssen; auch in Griechenland ging es theilweise nicht besser zu, und wenn nicht allenthalben die gleichen Grauel wütheten, so lag der Grund nur darin, daß das Gebiet von Griechenland großentheils der kaiserlichen Familie gehörte, und die Zahl der Türken deßhalb viel geringer war, indem sich wenige Spahilik's fanden. An einigen Orten haben sich indeß die Türken durch die ganze Revolution hindurch behauptet, und in Euboea mußte die griechische Regierung mit schwerem Gelde die türkischen Vornehmen, die sogenannten Ayans, abkaufen; aber nicht die Güter wurden abgekauft,

*) Er hatte auch die Sekaet zu erheben, eine Abgabe, welche nebst der Reinigung, dem Gebet, dem Fasten und der Pilgerfahrt nach Mekka die fünf Hauptobliegenheiten des Moslem ausmacht. Sie wird erfüllt, so streng wie das Fasten des Ramadan, und bildet das Haupteinkommen des Reichs, dessen Bankerott wahrscheinlich seit langer Zeit nur durch diese Abgabe verhindert wird. Diese Abgabe hat einen vorherrschend religiösen Charakter, und muß sehr bedeutend seyn, da sie gewissermaßen den Zehnten von allen beweglichen Gütern oder wenigstens vom Ertrag derselben umfaßt. Nur diese bedeutende Abgabe war im Stande Abdel-Kaders Schatz zu füllen, und ihn zu seinen bedeutenden Unternehmungen fähig zu machen.

**) Ziamet heißen die Lehen überhaupt, dann bezeichnet man damit noch besonders die Lehen, welche über 20,000 Asper eintrugen; die kleinern heißen Timar.

***) D. h. Freigelassener, nämlich aus dem Janitscharendienst zu Roß, auf welche Kriegerclasse das System gleichfalls ausgedehnt worden war.

*) Die Pforte hatte aeglistig in einem Theile Bosniens die Spahilik's in Tschiftlik's, die Lehen in Allodien, umgewandelt, und dadurch das bestehende Schutzverhältniß zwischen Sipahi und Raja zerrissen, um die Uebermacht des bosnischen Adels zu brechen. S. Ausland 1843 Nr. 324.

**) Im ersten Enthusiasmus nach Vernichtung der Janitscharen stellte sich die vornehme Jugend mit großer Aufopferung in die Reihen, aber Rußland ersah sich seine Zeit, wollte diese neue Einrichtung keine Festigkeit gewinnen lassen und begann den Krieg im Jahre 1828, der den größten Theil dieser muthvollen Jugend hinraffte.

Digitized by Google

denn dieſe werden nach wie vor durch griechiſche Bauern bearbeitet, ſondern die alten, ihnen zugeſchiedenen Einkünfte vom Charatſch in allen ſeinen Unterabtheilungen mußten abgelöst werden, und mit Recht, denn die ehemals an die Türken bezahlten Abgaben fallen jetzt, wenn auch modificirt, der griechiſchen Regierung zu. Man braucht nicht erſt darauf aufmerkſam zu machen, was es heißt, die ganze herrſchende Claſſe eines Landes zu verjagen und zu vernichten. Sämmtliche Moslems in allen nach türkiſchen Provinzen ſind darum perſönlich dabei intereſſirt daß dieſe Emancipationen nicht weiter gehen.

Die bisherige Schilderung iſt im weſentlichen einer mehrere hundert Seiten umfaſſenden Abhandlung des Dr. Worms über das Weſen des Grundeigenthums in moslemitiſchen Ländern entnommen, und wir fügen hier noch die daraus gezogenen Schlußfolgerungen an, da wir ſie ſelbſt nicht beſſer und kürzer zuſammenfaſſen könnten. „In gänzlicher Unkenntniß des Geiſtes moslemitiſcher Staaten hat man die unglücklichen und unmöglichen Reformen Sultan Mahmuds in Europa als einen Fortſchritt aufgenommen, man hat geglaubt, ſie hätten eine dauernde Wurzel in der Geſinnung der Nation, während ſie dieſelben aufs tiefſte empören, und man hat den Hattiſcherif von Gülhane, den ſeine Urheber nie in Ausübung zu bringen gedachten, als eine ernſthaft gemeinte Maaßregel betrachtet. So haben in Folge einer falſchen Auffaſſung der Thatſachen die Mächte, welche bei der Erhaltung der Integrität des mohammedaniſchen Reichs das größte Intereſſe haben, die Emancipation der Rajas und die Reform der Auflagen und der Finanzen als die mächtigſten Mittel angeſehen, um den Sturz des ottomaniſchen Reichs zu verhindern, und ſie haben dem Ehrgeiz eines Cabinets gedient, das nie einen andern Zweck hatte, als dieſen Sturz zu beſchleunigen. Sie können ſich einer dem vorgeſetzten Zwecke ſo nachtheiligen Lehre um ſo weniger entſchlagen, als dieſe ſcheinbar auf hohen Gefühlen der Menſchlichkeit beruht, und durch die Zuſtimmung der Maſſe des Volks in allen chriſtlichen Ländern unterſtützt iſt. Allerdings iſt an und für ſich betrachtet die politiſche und geſellſchaftliche Unterordnung der Rajas eine betrübende Thatſache, und es iſt auch ganz natürlich, daß man das Loos derjenigen zu mildern und zu beſſern wünſcht, welche in demſelben Glauben, wie wir geboren, aber wegen ihrer Treue für dieſen Glauben der moraliſchen Herabwürdigung und der Unterdrückung verfallen ſind. Wenn aber ſolche Geſinnungen mit Recht das öffentliche Mitgefühl in Anſpruch nahmen, ſo müſſen ſie ſich doch auch dem Gebot der Vernunft unterordnen, und man darf nicht vergeſſen, was die Regeln der einfachſten politiſchen Klugheit, der Billigkeit, ja ſelbſt des Vortheils derjenigen, für welche man dieſe Rührung fühlt, erfordern. Wenn man ſich zurückverſetzt in die Zeit der Gründung des Islam und des türkiſchen Reichs, ſo muß man ſich überzeugen, daß der moslemitiſche Eroberer in der Behandlung der unterworfenen Nationen nach einer unwandelbaren Regel verfahren iſt. Allenthalben hat er den Beſiegten die Wahl gelaſſen zwiſchen der Bekehrung zum Islam mit dem Bürgerrecht und allen ſeinen Privilegien, oder der Erhaltung ſeiner Religion und deren bürgerlichen Rechten mit Tributpflichtigkeit, d. h. mit politiſcher und geſellſchaftlicher Unterordnung. Die Bedingungen dieſer Art von Contract ſind von beiden Seiten bis auf den heutigen Tag beobachtet worden; die chriſtlichen Völker haben ihren Glauben behalten, man hat ihnen ihre Kirchen gelaſſen, man hat ihnen die Selbſtverwaltung geſtattet, *) aber die Sieger haben ſich die politiſche und geſellſchaftliche Obergewalt vorbehalten. Was verlangt gegenwärtig Europa von der Türkei? Die Emancipation der Rajas; wer begreift aber nicht, daß die Erhaltung der türkiſchen Herrſchaft in Europa einzig von der durch die Eroberung erzeugten Ungleichheit abhängt? Daß die Türken, der Zahl nach geringer als die unterjochte Bevölkerung, nur dadurch die Herren bleiben, daß ſie bewaffnet und gerüſtet den Fuß auf den Nacken einer herabgewürdigten Maſſe von Landbauern und Handwerkern ſetzen, welche die Unterordnung, in der ſie zu leben gewohnt ſind, allein in der Unterwürfigkeit erhält? Emancipirt man dieſe Maſſe, theilt man die Herrſchaft mit ihnen, d. h. gibt man ihnen dieſelben Rechte, wie den ehemaligen Herren, ſo werden gewiß weder eine heilſame Gleichheit, noch Ruhe oder allgemeiner Wohlſtand die Folgen dieſer Maaßregel ſeyn. Die Türken, ſchwächer an Zahl, des Schimmers ihrer ehemaligen Obergewalt entkleidet, werden alsbald die Sklaven ihrer Rajas werden, und in kurzem von der Erde verſchwunden ſeyn unter dem Gewicht einer religiöſen Verfolgung, die um ſo grauſamer ſeyn würde, da die Sklaverei diejenigen, die ſie lange getragen haben, gewöhnlich weder Gerechtigkeit noch Mäßigung lehrt. Was bliebe alsdann um ein neues Reich zu bilden? Eine Haufe durch lange Sklaverei herabgewürdigter Menſchen, die von der Freiheit nur die Zügelloſigkeit verſtehen, und Europa in viel größere Verlegenheiten ſtürzen würden, als die ſind, welchen man jetzt ausweichen will." (Fortſetzung folgt.)

Eine merkwürdige Höhle in Südafrika. Einige neuere Reiſende fanden eine Kammer, eine merkwürdige von Buſchmännern viel beſuchte Höhle. Sie liegt an der Seite eines niedrigen Berges, und der Vordertheil zeigt einen mächtigen etwa 30 Fuß hohen und 40 Fuß weiten Bogen. Das Innere iſt gleichfalls merkwürdig und impoſant, denn es gleicht mit ſeinen Bogen und Spitzen einer geſchmückten Kathedrale. In der Mitte iſt ein ungeheuere Baſaltfelſen, der das gewölbte mit Stalaktiten geſierte Dach ſtützt. Die Tiefe dieſer Höhle wurde nicht erforſcht, da man ſich wegen der mephitiſchen Luft, welche keine Lichter geſtattete, nicht tief hineinwagte. In einigen Theilen der Höhle ſind an den Wänden rohe Zeichnungen der Eingebornen, Figuren von Menſchen und einige der größern Thiere des Landes darſtellend. (Asiat. Journ. April 1844.)

*) Manche Kirchen wurden ihnen freilich ſogleich nach dem Krieg entriſſen, ſchon weil es an Gläubigen fehlte, ſie zu füllen, aber die Selbſtverwaltung iſt herkömmliches Recht, und es iſt bemerkenswerth, daß nur in einer Zeit furchtbarer Reaction, nach dem Aufſtande der Rajas in Serbien gegen die Spahis, ein Verſuch gemacht wurde, in jedem Dorfe einen Suboſchi einzuſetzen, der mit zwölf Janitſcharen die Polizei gehandhabt hätte. Dieſe Maaßregel brachte aber alsbald einen zweiten Aufſtand hervor.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 340.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

5 December 1844.

Der große Süßwassersee in Nordafrika.

Bekanntlich ist dieser See schon lange eine wahre Noth für die Geographen, welche nicht wissen, was sie mit ihm anfangen sollen, da er ihnen immer wieder wie ein Schemen verschwindet, wenn sie ihn ziemlich genau bezeichnet zu haben glauben; nachstehendes ist (nach dem Asiat. Journ. April 1844) ein Beitrag zu den mannichfachen Ansichten.

Vor kurzem machten ein Hr. Bain, Capitän Steele und Hr. Pringle eine Reise durch einen großen Theil des Landes nördlich vom Oranjefluß. Der offenbare Zweck der Reise war die Jagd auf wilde Thiere, die sich in diesen wilden Gegenden in erstaunlicher Zahl finden. Der wahre Zweck ihrer Reise ist nicht angegeben, läßt sich aber bei dem Zustande der Dinge in der Capcolonie ohne Mühe errathen. Die Reisenden trafen an den Karritschani-Bergen mit Sadiqua, dem Häuptling der Bawanzketsi, zusammen. Sadiqua war auf einem seiner Kriegszüge auf einen Stamm, Namens Matlama gestoßen, der einen Strich Landes an diesem See bewohnt. Einige Leute, die den Zug mitgemacht hatten, befanden sich im Kraal Sadiqua's und berichteten über den See folgendes: „Sein Name ist Enhabi, er wird mit Kähnen befahren, und einer der Stämme, Makuta genannt, sind lauter Schiffer. Das Land umher ist dicht bewohnt. Ein anderer Stamm, der gleichfalls am Ufer des Sees lebt, besitzt Gewehre; die Leute sind große Jäger, und treiben, wie man glaubt, einen Handel mit den Portugiesen an der Delagoa-Bay. Man fand bei ihnen ein Stück Baumwollenzeug, ähnlich denen, wie man sie für die Sklavenbesitzungen der Portugiesen fabricirt. Man glaubt, daß die Portugiesen von Killamaine (Quilimanee) den Zimbezi (Zambeze) herauf zu ihnen kommen, denn dieser Fluß soll seine Quelle in dem See haben. Das Wasser des Sees ist vollkommen süß und durchsichtig; seine Ufer sind mit Rohr und andern Wasserpflanzen bedeckt, und er ist reich an Flußpferden, Fischen und Wild verschiedener Art. Gleich dem Nil überströmt er jährlich seine Ufer, wahrscheinlich in Folge der schweren Regen, welche periodisch in diesen Breiten fallen, die Luft ungesund und in solchen Jahreszeiten für den Weißen verderblich machen." Die Reisenden scheinen keine Nachricht über die Größe des Sees erhalten zu haben. Da aber mehrere verschiedenartige Stämme an seinen Ufern wohnen, da er ferner beschifft und augenscheinlich der Mittelpunkt eines großen Handels ist, so kann man seine Ausdehnung als sehr bedeutend ansehen. Hr. Bain hat sich vorgenommen, eine zweite Reise zu machen, um diesen interessanten See zu erreichen, und von da das Land bis an den indischen Ocean zu erforschen. Es ist auch nicht unwahrscheinlich, daß ein solches Unternehmen demnächst, wenn nicht von Hrn. Bain, doch von einem andern Engländer unternommen wird, denn die Lage dieser Länder und namentlich das Verhältniß zu den ausgewanderten Boeren machen eine genaue Bekanntschaft mit denselben sehr wünschenswerth, und sind vermuthlich auch die Ursache der eben erwähnten Reise gewesen.

Rückblicke.

Türkei.

(Schluß.)

Beurtheilt man die innern Ereignisse in der Türkei nach diesen Ansichten, so wird sich vieles aufklären; wie der erste Angriff der Pforte auf die Verfassung der Spahilik's in Bosnien, am Ende des vorigen Jahrhunderts, den Aufstand des bosnischen Adels zur Folge hatte, so haben die neuern Versuche der christlichen Mächte, der Pforte immer mehr einzureden und Verbesserung des Looses der Rajas zu verlangen,*) die neuen Aufstände in Macedonien und Albanien zur Folge gehabt. Die Wuth der Türken wendet sich gegen die Beschützten, da man die Beschützer nicht erreichen kann, und

*) Das Verlangen, daß die Pforte muselmännische Apostaten nicht mehr hinrichten lassen solle, gehört in dieselbe Kategorie; dieß ist nicht neues türkisches, sondern altes moslemitisches Gesetz. Man sagt freilich mit Recht, es ist ein trotziger Hohn, den die Türkei der Christenheit ins Gesicht wirft; bis jetzt hat Sir St. Canning aber mit allen solchen Einreden nichts erreicht, als den Fanatismus an allen Enden und Ecken wieder zu reizen. Das neue Pröbchen in Mossul ist sehr charakteristisch. man kann der Forderung Frankreichs nicht ausweichen, das zerstörte Gebäude muß hergestellt werden, so weit es vorher gebaut war, aber die Pforte verbietet, es dann weiter bauen zu lassen, denn es ist gegen moslemitisches Gesetz, neue kirchliche Gebäude aufzuführen.

Digitized by Google

die angeblichen Empörer, die man mit Waffengewalt zu Paaren treiben muß, finden in Konstantinopel eine sehr mildr Behandlung aus irlcht begreiflichen Gründen: sie sind die Verfechter des moslemitischrn Uebergewichts über die christlichr Bevölkerung und somit wahre Stützen drs mohammedanischen Staats, denn ohne dieß Uebrrgewicht kann das Reich nicht bestehen. Soll dir Idee ausgeführt werden, Albanien, Bosnien, Macedonien und Bulgarirn zu halb unabhängigen, christlichen Vasallenstaaten zu machen, so muß entweder der gesammtr Adel dieser Ländrr — dir freien albanesischen Gebirgsgemeinden ausgenommen — auswandern oder christlich werden. Da er weder zu dem einen, noch zu dem andern Lust hat, so wird er sich aufs Aeußerstr wehren, und krine der genannten Provinzrn wird ohnr äußerr Hülfr im Stande seyn, dir furchtbare gesellschaftliche Revolution durchzuführrn.

Es sind in den Aufständen dieses Jahres allerdings eine Menge Gräuel verübt worden, aber augenscheinlich hat man sich auch von rinrr gewissen Seite her bemüht, das christliche Mitlerd dafür regr zu machen, wir weiland in dem Anfang der zwanziger Jahre. Damals wurde das europäische Mitgefühl für die Christen des Orients rinr mächtige politische Waffe, aber man hat sir mißbraucht, und es will jetzt nicht mehr gelingen, öffentlichr Manifestationen wie zu jener Zrit hervorzubringen. Wenn dir Stunde schlägt, wo man es angemessen findrt, den Bulgaren das Zeichrn zum Aufstand zu gebrn, werden die losgelassenen Sklaven auch Gräuel ohne Zahl verüben, die man sämmtlich als gerechte Rache für jahrhundertlange Mißhandlung entschuldigrn wird. Aber die gesellschaftliche Revolution muß nothwendig eine politische nach sich ziehen, und in diesem Wirrwarr werden die Plane für die Türkei sich entwickeln. Dir jetzigen Einmischungen rurapäischrr Diplomaten führen direct auf dieß Ziel hin, und es ist merkwürdig, wie England, welches doch so sehr bei Erhaltung des Frirdens und der Türkei betheiligt ist, ganz vorzugsweise seinen Gesandten dahin instruirt, dir Türken zu hofmeistern. In allen Provinzen des türkischen Reichs, in Aegypten und Syrien so gut wir im europäischen Theile, gibt sich rine höchst gereizte Stimmung der moslemitischen Brvölkerung kund, in Folge der unaufhörlichen, mit den Gebotrn des Islam in Widrrspruch stehenden Forderungen der fränkischen Repräsentanten. Diesr Forderungen, sagt man, sind der Vernunft und der Menschlichkeit gemäß, wir können, so weit unser Einfluß gebt, solche Gräuel nicht dulden; wohl, so jage man dir Türken aus Europa hinaus, besetze eins der moslemitischen Ländrr nach dem andern, und richtr rine vernünftigere Regirrung ein. Wir sind vollkommen damit einverstanden, und dir Sprache des Sieges werdrn auch die Türken alsbald aus dem Grunde verstehen, aber das jetzt befolgte System heißt die Türken mit Nadelstichen zur Wutd stacheln und die gräurivollstr Anarchie vorberritrn. Augenschrinlich ist die Geduld der Türken erschöpft, sie werden dir geringste Widersetzlichkeit der Christen aufs furchtbarste bestrafen, und wenn endlich dir Verzweiflung die Rajas zum Aufstand treibt, wird man die christliche Menschenliebe anrufen und einr Einmischung rechtfertigen. Das wärr noch das Mindeste, wenn nur nicht das Spiel lange genug dauern könnte, um ganzr Geschlechter zu morden. Es ist in der That um die Menschenliebe und Christlichkeit unserer Zeit eine schlimme Sache.

So viel dürfte aus drm Obigen ersichtlich seyn, daß das vielbesprochene Ende der Türkei noch sehr weit rntfernt ist, wenn es nicht durch äußrrn Einfluß und äußere Gewalt hrrbeigeführt wird. Auf einer Leiche wachsen die Maden, und da man dir Türkei als einr Lriche ansieht, so sind auch die Plane, wie man sie zerfressen und verzehren könne, wie dir Maden darüber gewachsen. Es wäre eine undankbarr Mühe, diesr Plane sammeln und nach ihrer Schwächr und Stärkr beurtheilen zu wollrn, denn sie sind fast allr klanglos zum Orcus hinabgegangen. Wir werden wohl mit allen soliden Beurtheilern der Sachr rinverstanden seyn, wenn wir alle Theilungen als ritel Wind ansehen, so lange nicht über das Schicksal von Konstantinopel entschieden ist, denn diesrr Besitz ist durch seine militärische und commercielle Wichtigkeit allein ganzr Provinzen werth, und wer Konstantinopel besitzt, dem werden dir umliegenden Provinzen nach und nach von selbst zufallen. Das griechische Reich bestand noch geraume Zeit, ohne virl mehr zu besitzen als den Umkreis der Mauern Konstantinopels. Diese Erkenntniß ist allmählich in dir Köpfe eingedrungen, so wir die zweite, daß von allen diesseits des Taurus wohnenden Racen keine außer den Türken die Herrschaft zu führen im Stande ist. Auf diesr mehr negativr als positive Grundlage hat man nun rin neues, kaum minder imaginäres Gebäude aufgeführt, welches nur in so weit den modernen Ansichten schmeicheln wird, als es keinen gänzlichen Sturz der türkischen Herrschaft voraussetzt, sondern diesen Punkt klüglich umgeht. Das System läuft darauf hinaus, dir nördlichen Provinzen der Türkei, Albanien, Bosnien, Herzegowina, Macedonirn und Bulgarien zu unabhängigen Staaten zu erhebrn, und nebst dem Rest des türkischen Reichs in rinen srltsam genug panhellenisch genannten Bund zu vereinen, obwohl an diesem ganzen Bund, die Griechen selbst nicht ausgeschlossen, durchaus nichts Hellenisches ist. Der Grdanke scheint direct aus einem Schulmrisirrgehirn abzustammen, dankt aber keiner geringern Person das Leben, als Hrn. Cyprien Robert, welcher das illyrische Dreieck vom Süden nach Norden, und von Osten nach Wrsten durchzogen hat, die meisten Sprachen dirser Länder versteht, die Geschichte der innern Verhältnisse dieser Länder ziemlich genau kennt, und wenn es ihm gleich an einer gründlichrn historischen Bildung zu fehlen scheint, doch zu viel gesehen hat, um ohne Absicht rinen so grundlosen Plan in die Welt hinauszusendrn.

Cyprien Robert hat sich durch seine zum Theil wirklich meisterhafte Schilderung der Verhältnisse in der Türkei — wir erinnern nur an seine Darstellung des Aufstandes des bosnischen Adels in seinem Werke: les Slaves de la Turquie — schnell einen Ruf erworben, und die französische Regierung, wohl bekannt mit dem Einfluß solcher litrrarischen Cezeugnisse auf dir öffentliche Meinung und in Folge hievon auf die öffentlichen Verhältnisse, scheint sich seiner als einer Art lite-

Digitized by Google

rarischen Diplomaten zu bedienen, welcher statt diplomatischer Noten literarische Artikel schreibt, um gewisse Ansichten und Ideen, ausstaffirt mit allem Schmuck und allem Sparrenwerk reicher Detailkenntnisse, unter das Publicum zu bringen. Es ist dieß, wie sich von selbst versteht, eine bloße Vermuthung, welche aber mit den neuern Bestrebungen des französischen Cabinets allzu gut zusammenstimmt, um nicht viel Wahrscheinlichkeit zu erhalten. Frankreich ist wegen Algier und Tunis in einigem Zerwürfniß mit der Türkei, seine frühere Unterstützung Mehemed Ali's hat wohl auch einen Stachel zurückgelassen, aber kaum möchte alles dieß die auffallende Ungunst erklären, mit welcher dieser älteste Alliirte der Türkei seit geraumer Zeit von der Pforte behandelt wird. Auf der andern Seite ist es unverkennbar, daß Frankreich seit einiger Zeit Griechenland auffallend begünstigt, und selbst einer Ausdehnung seiner Gränzen gegen Norden sich geneigt zeigt, so daß von anderer Seite her schon Einspruch dagegen erhoben werden mußte. Die Aussicht, des türkischen Jochs ledig zu werden, muß freilich für sämmtliche Rajas dieser Provinzen viel Lockendes haben, während auf der andern Seite der Gedanke, den großen Tag der Entscheidung über Konstantinopel hinauszuschieben, für viele furchtsame Seelen gewiß sehr willkommen ist. Alle die neugebackenen Staaten Græcoslawiens — um uns des Ausdrucks in Hrn. Cyprien Roberts Darstellung zu bedienen, — müßten sich nothwendig für das Geschenk der Freiheit dankbar gegen Frankreich zeigen, und dem Einfluß dieses Landes, so wie allen möglichen Umtrieben der slawischen, aber nicht russischen, Partei wäre damit Thür und Thor geöffnet. Die Pforte müßte sich am Ende noch bedanken, daß man ihr über so entsetzliche Stürme hinüberhälfe, ohne ihr das Leben ganz abzusprechen, kurz der Plan scheint auf allen Seiten gut eingefädelt, und das Werk möchte den Meister loben. Indeß leidet er doch an einigen ziemlich augenfälligen Mängeln: fürs erste ist es ganz unrichtig, wenn Hr. Cyprien Robert behauptet, der Handel der moldowlachischen und der slawischen Donauprovinzen sey an Griechenland gekettet; diese Länder brauchen Konstantinopel, um ins Mittelmeer zu kommen, eine freie Donaufahrt stromaufwärts, um mit Deutschland in Verbindung zu treten, und stromabwärts über das Meer nach Kleinasien, mit dessen Nordküste sich, wie Hr. Cyprien Robert in seinem ersten Werke ganz richtig nachgewiesen hat, bald ein bedeutender Verkehr herstellen würde, sobald diese Länder sich mehr heben, als es unter den jetzigen gedrückten Verhältnissen möglich ist. Fürs zweite möchte der herrschende Einfluß zu Konstantinopel nicht so leicht zu beseitigen seyn, und wenn man auch gleich gegenwärtig in ungewöhnlicher Weise damit beschäftigt ist, die Dardanellen zu befestigen, so ist doch bekanntlich kaum eine Festung stark genug wo ein mit Geld beladener Esel den Eingang finden kann, und Konstantinopel, der Hauptschlüssel aller dieser Länder, möchte den Fortschritten des schönen Plans verschlossen seyn, ehe die Planmacher Nachricht davon erhalten. Diese Umtriebe dürften keinen andern Erfolg haben, als den Bruch, welchen man verhindern will, nur zu beschleunigen, während der Anfang des Plans durch Beunruhigung und Zerrüttung der ganzen europäischen Türkei nur Rußlands Absichten dienen könnte; letzteres läßt darum auch die französische Partei Griechenlands in ungestörtem Besitz der Macht; der französische und englische Gesandte mögen, wie eine spöttische Carrikatur es ausdrückt, so lange sie wollen, die griechischen Deputirten mit goldenem Köder zu angeln suchen; Rußland wird doch die Fische verspeisen.

Während ein französischer literarischer Diplomat seine Ansichten der Welt zum Besten gibt, und, um uns eines französischen Ausdrucks zu bedienen à pattes de velours auftritt, kommt ein plumper John Bull dazwischen,*) meint geradezu, über das endliche Schicksal des cisbosporischen Theils der türkischen Reichs sey bereits so gut wie entschieden, und es handle sich nur noch um den transbosporischen Theil. Ohne viel Federlesens geht er die verschiedenen Mächte durch, welche allenfalls Gelüste für diesen schönen Theil vom Fell des noch nicht erlegten, aber kranken Löwen haben könnten, fertigt Rußland, Oesterreich und Frankreich kurz ab und kommt darauf hinaus, daß nur die Engländer durch ihre Toleranz, ihre Gerechtigkeitsliebe und Gott weiß was für Tugenden noch dazu berufen seyen, ihre schützende Hand über Kleinasien auszubreiten, wo drei Militärgouverneurschaften zu Smyrna, Scutari und Trapezunt errichtet und drei Hauptgarnisonen zu Kiutahia, Angora und Siwas gehalten werden sollten. Man möchte über alle diese Luftblasen recht herzlich lachen, wenn nur nicht all dem Unsinn und den Superfeinheiten ein so tiefer Ernst zu Grunde läge, nämlich die wachsende Ueberzeugung, daß das türkische Reich in Trümmer gehe, und die Zeit nicht mehr fern sey, wo in ganz Europa und vielleicht auf allen Meeren der Kampf um diese Trümmerstätte entbrennt. Es ist ganz unnütz darüber zu speculiren, ob der Sturz des türkischen Reichs so gar nahe bevorstehe oder nicht, ob es wünschenswerth sey, den Sturz länger hinauszuschieben u. dgl. Das Schicksal wird seinen Weg finden, heißt es hier, wie in so vielen Dingen. Das ist aber unbezweifelt, daß man durch die Art, wie gegenwärtig von europäischer Seite in der Türkei verfahren wird, die Entscheidung, die vielen verderblich seyn wird und kaum Einem frommen kann, schneller und immer schneller herbeiführt; die verschiedenen Handelsinteressen stoßen gegen einander an, und die sichtliche Zunahme des russischen zum Nachtheil aller andern, selbst des englischen (s. der Handel in Tauris Nr. 312) ist nicht geeignet, friedfertige Gesinnungen zu pflegen. Ein besonderer Umstand freilich läßt erwarten, daß das Aeußerste nicht so schnell eintreten wird, als manche ungeduldig erwarten. Rußland, welches allen jetzigen Aspecten nach die nächste Anwartschaft auf Konstantinopel hat, ist gar nicht eilig, es kann warten und die Birne allmählich reifen lassen. Dagegen sind die Verhältnisse zwischen Frankreich und England durch die Fortschritte des erstern in Nordafrika und die Unentbehrlichkeit des Wegs über Aegyp-

*) In einem Aufsatz; to whom will Anatolia fall? United Service Magazin Oct. 1844.

Digitized by Google

ten für letzteres, viel dringenderer Art, und es könnte sich ein Kampf im Mitteimeer und um die südliche Hälfte des Reichs entspinnen, welche der nördlichen noch nicht nothwendig den Sturz bereiten, vielmehr ihr ärmliches Daseyn noch einige Zeit fristen müßte. Inzwischen geht im Innern eine Aenderung fort, welche das Reich langsam aber sicher auch ohne fremdes Zuthun dem Ende entgegenführen muß, die fortdauernde Abnahme der türkischen Bevölkerung hauptsächlich durch die Aushebung. Es ist kürzlich in England eine kleine Schrift über die Türkei erschienen unter dem Titl „Ansprüche der christlichen Ureinwohner", worin behauptet wird, daß nicht volle zwei Fünftheile der Einwohner des Reichs aus Moslems beständen, und von diesen zwei Fünftheilen seyen noch nicht die Hälfte eigentliche Türken oder Osmanlis, so daß also die Armee nur zu höchstens einem Sechstheil aus Türken bestehe. Dieser letzte Schluß ist völlig unrichtig, und eben darin liegt das Verderben der türkischen Race. Aus den zwei Fünftheilen der Einwohner welche Moslems sind, muß die Armee genommen werden, da nur Moslems im Heere dienen können. Nun wendet man alles an, um mohammedanische Albanesen und Slaven in den Dienst zu ziehen, aber gerade diesen Provinzen ist der Nizam Dschedid verhaßt, die Zahl der hier ausgehobenen Mannschaft somit gering, und man ist im wesentlichen auf die asiatischen Provinzen angewiesen. Wie groß die Noth ist, sieht man aus der neuerlichen Maaßregel Riza Pascha's, welcher die Milizregimenter den regelmäßigen Truppen einverleibte; kein Mittel wollte mehr ausreichen um die immer wieder sich lichtenden Reihen des Heeres zu füllen. (Fortsetzung folgt.)

Reisebriefe aus Spanien.

II.

Madrid, den 4 Julius.

Meine Reise von Valencia nach Madrid dauerte zwar bloß drei und einen halben Tag, aber doch immer noch zu lange, denn der Weg durch das baumlose Castilien bei drückender Hitze und erstickendem Staube ist abscheulich. Die Diligencen selbst sind recht bequem und nach dem Muster der französischen Diligencen gebaut. Auch geht es meist sehr schnell, denn die zehn Maulthiere, welche davor gespannt werden, müssen laufen, was sie können, und man könnte daher recht bequem in drei Tagen die 62 Legnas von Valencia nach Madrid zurücklegen, wenn nicht unterwegs so oft und so lange Zeit angehalten würde. — Am 18 Junius früh 11 Uhr reiste ich in Gesellschaft einiger spanischer Officiere, recht gebildete Leute, von Valencia ab, aber schon Nachmittags 5 Uhr wurde in der Venta del Rey nahe bei dem Städtchen Rogla angehalten und bis 12 Uhr Nachts gerastet. So lange man sich im Königreich Valencia befindet, ist der Weg sehr angenehm. Anderthalb Stunden geht die Straße durch die Huerta, den reichvollen Garten von Valencia, dann durch Oelbaum- und Algarobenpflanzungen, während die grünen Reisfelder der Albufera, deren Wasserspiegel man bisweilen erblickt, zur Linken bleiben. Sehr schön ist der Anblick der höchst malerischen Sierra de Cullera, die man fortwährend vor sich hat, und an deren Fuße die Thürme von Cullera und Sueca aus den grünen Baumpflanzungen hervorragen. Hinter der recht freundlichen Stadt Alberique, dem Geburtsorte des Malers Juanes, führt die Straße über den schmalen, aber sehr tiefen Fluß Jucar, das letzte Gewässer, welches man vor dem Tajo überschreitet; denn alle folgenden sogenannten Rios sind entweder völlig ausgetrocknet oder bloße Sumpflöcher. Das ganze weite Thal des Jucar ist mit grünenden Reisfeldern bedeckt, die einen herrlichen Anblick gewähren. Nachdem man einen niedrigen Bergzug überschritten hat, von dessen Höhe sich eine sehr schöne Aussicht nach rückwärts eröffnet, thut sich im Vordergrunde ein neues romantisches Gebirgsland auf, welches Valencia von der Provinz Murcia trennt. Namentlich nimmt sich die freundlich Stadt San Felipe mit ihren auf steilen, hohen Felsbergen liegenden Castellen recht gut aus. Dieser gegenüber an der königlichen Straße liegt die Venta de Rey, in der man sehr gut bewirthet wird und auch gute Betten bekommt, was ich von einer spanischen Venta nicht erwartet hatte. Ueberhaupt sind alle Ventas an den Hauptstraßen groß und leidlich eingerichtet, aber theuer. — Nach Mitternacht brachen wir wieder auf und befanden uns bei Tagesanbruch in einem Gebirgsthal, welches durch den Paß von Almansa geschlossen wird. Schade, daß alle diese Berge so kahl sind! Wären sie bewaldet, so müßte dieser Weg einer der prächtigsten in der Welt seyn. Der Puerto de Almansa bildet die Gränze zwischen Valencia und der theilweise zu Murcia gehörigen Provinz Albacete. Sobald man den Paß passiet hat, befindet man sich in einer von niedrigen Bergzügen begränzten Hochebene, in welcher das kleine, schlecht gebaute Städtchen Almansa mit seinem vielthürmigen auf einem steilen Kalkhügel erbauten Castelle liegt. Die ganze Gegend ist sehr wenig bewohnt und meist mit Weizenfeldern oder mit kahlen Weiden bedeckt. Die Bäume sind hier bereits sehr sparsam, und man merkt es deutlich, daß das fruchtbare Valencia hinter einem liegt. — In Almansa blieben wir von 8 bis 10 Uhr und erreichten Nachmittags um 5 Uhr die ziemlich große Stadt Albacete, die Hauptstadt der gleichnamigen Provinz. Die Gegend bis Albacete ist wenig hügelig, nur die Stadt Chinchilla mit ihrem Castell, welche zwischen zwei Bergen rechts von der Straße liegt, bringt einige Abwechslung in die einförmige Landschaft, so wie ein ziemlich langer sogenannter Wald von immergrünen Eichen, die aber sehr klein sind und sich mit unsern stolzen Eichbäumen durchaus nicht messen können, zwischen den ärmlichen Städtchen Bonete und el Villar. Albacete hat einige gut gebaute Gassen, auch ein Café, das aber sehr schmutzig ist, einen guten Gasthof und eine recht hübsche aus einer vierfachen Ulmenallee bestehende Alameda. In dieser Stadt gibt es viele Messerfabriken, und bald nach unserer Ankunft kamen mehrere Arbeiter in die Fonda und boten Messer zum Verkauf an, namentlich allerhand Sorten von Dolchen und besonders die ungeheuern castilianischen, jetzt sehr verpönten Taschenmesser, Abajos genannt, mit Klingen von mehr als einem Fuß Länge. Die Diligence blieb wieder die ganze Nacht hindurch bis früh 5 Uhr liegen, wir kamen durch den Ort la Gineta und traten nunmehr in die berühmte und berüchtigte Mancha ein. In dieser elendesten Provinz von ganz Spanien schwindet wirklich alle Poesie, und hätte sie nicht durch Cervantes einen poetischen Reiz bekommen, so wäre eine Reise durch sie rein zum Verzweifeln! Meilenweit sieht man keinen einzigen Baum, die Gegend ist völlig eben und nur spärlich bebaut, meist mit Haideland bedeckt, ja streckenweise sieht man den bloßen nackten Boden. Niegends erblickt man Wasser, und nur in langen Zwischenräumen kommt man an eine einsame Venta oder in ein erbärmliches, aus halb zerfallenen Häusern bestehendes Dorf oder Städtchen. Wahrlich gegen die Mancha ist die Gegend von Leipzig nach Lützen ein Paradies! —

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 341.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker

6 December 1844.

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Der Kaukasus.

Ehe wir weiter nach Osten gehen, und die Verhältnisse der dortigen mohammedanischen Länder überschauen, müssen wir einen Blick auf den Kaukasus werfen, welcher zum Theil selbst gleichfalls durch moslemitischen Fanatismus entflammt seinen grimmigen Widerstand gegen die Russen fortsetzt. Freilich ist hier der Islam eine untergeordnete Macht, islamitische Institutionen sind keineswegs tief eingedrungen, und der Widerstand würde stattfinden, auch wenn die lesghischen Stämme nicht fanatische Moslems wären, wie denn die Tscherkessen von jeher fanatische Glaubensboten schlecht aufnahmen und immer nach kurzer Zeit zurückgewiesen haben. Aber das Schicksal des Kaukasus steht mit dem der benachbarten islamitischen Länder im genauesten Zusammenhang, und so lang der Kaukasus frei ist, wird die Macht Rußlands nie so stark auf die islamitischen Völker im Süden drücken, als man sonst vermuthen sollte. Das verflossene Jahr scheint für die Russen sehr unglücklich gewesen zu seyn, man sprach selbst von Erstürmung Derbends durch die Bergvölker und Bedrohung der georgischen Hauptstadt Tiflis u. s. w. Das sind nun sichtliche Uebertreibungen, denn es fehlt den Bergvölkern an den nöthigsten Kriegsmitteln, um Vesten wie Derbend zu nehmen. Sicher scheint aber, daß in diesem Jahr Kachetien am Aufstand Theil nahm, daß derselbe sich somit in einen Theil Georgiens hinein ausdehnte. Seit mehreren Jahren sind die Russen trotz einiger Siege in entschiedenem Nachtheil, hauptsächlich im östlichen Kaukasus, wo Schamil, der einer unverbürgten Sage nach früher unter den Russen eine militärische Erziehung genossen haben soll, als Anführer der Tschetschenzen den Aufstand leitet. Die erneuerte Strenge der Blokade an der tscherkessischen Küste, in Folge deren kürzlich ein türkischer Oberst, welcher den Tscherkessen Kriegsvorräthe zuführen wollte, in ein sibirisches Bergwerk gewandert seyn soll, zeugt hinreichend von der gereizten Stimmung der Russen in Betreff des tscherkessischen Kriegs, und allerlei Symptome geben sich im Orient kund, daß der glückliche Widerstand der tapfern Bergbewohner nicht ohne Einfluß auf die Stimmung der Bevölkerungen und selbst der Machthaber geblieben ist.

Es mag darum nicht ohne Interesse seyn, eine Uebersicht des Kampfes und hauptsächlich seiner Einwirkung auf die benachbarten Länder zu geben, woraus denn ohne Mühe abzunehmen ist, welche Wichtigkeit die öffentliche Meinung auf diese Begebenheiten legt. Die große Anzahl Tscherkessen und namentlich Tscherkessinnen, welche sich in Konstantinopel befinden, unterhalten ohnehin den thätigsten Verkehr mit ihren Landsleuten, und diesen Familienverbindungen ist es hauptsächlich zuzuschreiben, weßhalb türkischerseits immer noch den Tscherkessen Vorschub geleistet wird, so wenig auch die Regierung als solche geneigt seyn kann, diesen Unterstützungen irgend ein amtliches Gepräge zu geben. Noch immer dauert der Handel mit tscherkessischen Mädchen fort, der bekanntlich in den Augen der Tscherkessen durchaus nichts Entehrendes hat, ja man behauptet, die Russen selbst seyen schon geneigt gewesen, diesen Handel zu regularisiren, wenn man ihn auf die ihm befreundeten Stämme beschränken wollte. Da nur die reichsten Türken solche Mädchen kaufen können, so kann man sich leicht vorstellen, welche einflußreiche Partei die Tscherkessen noch immer in Konstantinopel haben, und dazu kommt bei der Masse des Volks das religiöse Interesse, wenigstens in den Angelegenheiten des östlichen Kaukasus. Man hat von ähnlicher günstiger Stimmung in Georgien und Mingrelien gesprochen. Dieß kann aber nur von Einzelnen gemeint seyn, und ist im Ganzen widersinnig; mit den eigentlichen Tscherkessen kamen Georgien und Mingrelien wegen der schwierigen Verbindung des westlichen Kaukasus mit den südlichen Ebenen wenig in Berührung, und was den östlichen Kaukasus betrifft, so kennt man dort die Bergvölker fast nur als kecke Räuber, welche in Verbindung mit Persern und Türken die christlichen Gegenden überzogen. Wenn in Transkaukasien sich eine Stimmung zu Gunsten der Bergvölker kundgibt, so kann sie höchstens bei einem Theil der mohammedanischen Stamme vorhanden seyn, welche, ohnehin den Russen aus Glaubenshaß entgegen, durch die seit einigen Jahren eingeführte Civilaer-

Digitized by Google

waltung ziemlich erbittert scheinen. *) Indeß werden diese durch die russischen Garnisonen zu sehr im Zaum gehalten, als daß sie einen Aufstand wagen könnten; dabei hängt freilich viel von dem Fortgang des Kampfes im Kaukasus ab, welcher sich durchaus nicht berechnen läßt und seit dem Jahre 1840 für die Russen sehr ungünstige Resultate liefert.

Die Grundlage zu den Kämpfen im Kaukasus wurde schon von Peter dem Großen, ja, wenn man will, noch früher gelegt, doch erst seit dem letzten türkischen und persischen Krieg ist die Sache von großer Bedeutung für Rußland geworden. Peter, durch den Frieden am Pruth vom schwarzen Meer zurückgewiesen, wandte sich nach dem kaspischen und gewann, unterstützt durch die damalige Verwirrung in Persien nicht bloß Daghestan, sondern auch Ghilan; er hatte Handelspläne im Auge und seine Kriege waren nur eine Folge dieser letztern: er strebte aus allen Kräften dahin, den ehemaligen Handel Europa's mit dem Orient auf dem Landwege wieder einzurichten, und sich in den Besitz der dazu führenden Straßen zu setzen. Mit seinem Tode fiel alles: seine Nachfolger, unfähig die Handelspläne auszuführen und zu schwach, um politische Eroberungen zu machen, gaben alles wieder auf, und erst Katharina II trat wieder in seine Fußstapfen: sie errichtete im J. 1771 die Postenlinie am Kuban und Terek, und der Friede von Kutschuk-Kaluardschi (1774) gab ihr die Oberherrschaft über die beiden Kabardas. Sobald dieß erreicht war, ging eine halb religiöse, halb politische Mission zu den Osseten, um eine Verbindung mit diesen wieder anzuknüpfen und dadurch den freien Durchzug durch das große Thor des Kaukasus, die Schlucht von Dariel oder, wie man es jetzt gewöhnlich bezeichnet, den Paß von Wladikaukas zu erlangen. Verbindungen mit dem christlichen Georgien, welches durch die Einfälle der Türken, Perser und Bergvölker schwer litt, waren die Folge davon, und im J. 1787 bei dem neuen Ausbruch des Kriegs mit den Türken, wurden die Ostufer des schwarzen Meeres zum erstenmal der Schauplatz militärischer Operationen. Anapa wurde im Jahre 1791 mit Sturm genommen, mußte aber in dem ungünstigen Frieden von Jassy (1792) wieder aufgegeben werden. Nun fiel auch Aga Mohammed Schah in Georgien ein, um dieß dafür zu strafen, daß es sich unter russischen Schutz begeben hatte. Die russischen Truppen zwangen ihn bald das Land zu räumen, und nun wurde nicht nur Georgien, sondern auch Mingrelien russisch. Als Persien über dieß Umsichgreifen besorgt im J. 1806 wieder zu den Waffen griff, fielen nach einander Daghestan, die Provinzen Baku und Schirwan in die Gewalt der Russen, und der Friede von Gulistan (1814) bestätigte diese Besitzthümer. Im Jahre 1826 versuchte Persien nochmals das Glück der Waffen, aber mit gleich schlechtem Erfolg; im Vertrag von Turtmantschai (1828) mußte alles Land bis an den Araxes an Rußland abgetreten werden, welches sich dadurch in den Besitz sämmtlicher Uebergänge nach Persien setzte. So war Rußlands Stellung im Südosten befestigt, und gegen Südosten geschah dasselbe durch die Erwerbung des Paschaliks Achalzik durch den Frieden von Adrianopel, welcher zugleich die Tscherkessenküste, so weit die Türkei darüber verfügen konnte, an Rußland abtrat; das lange gewünschte, mehrmals genommene und immer nothgedrungen wieder abgetretene Anapa war darin mit eingeschlossen.

Während dieser letzten Kriege hatte Rußland das Nachtheilige seiner Stellung im Kaukasus kennen gelernt: die Lesgier, Tschetschenzen und Tscherkessen waren, von Persern und Türken aufgereizt, allenthalben gegen die Russen losgebrochen, hatten die ganze Verbindung gefährdet und mehrere Jahre nach dem Friedensschluß dauerte der Kampf gegen die empörten Stämme des Ostens, welche unter Kbasi Mullahs Anführung den Russen einen verzweifelten Widerstand entgegensetzten. Rußland hat nur vier Straßen nach Transkaukasien, zwei zur See auf dem kaspischen und schwarzen Meer, und zwei zu Lande, die eine durch Daghestan auf dem schmalen Raum zwischen dem Meere und dem undezwungenen Gebirg, die andere durch die Pforte Dariel; letztere ist für die Verbindung mit Transkaukasien die bequemste, weil sie in gerader Linie mit den innern Provinzen Rußlands in Verbindung steht, und auch weiter jenseits des Gebirgs ins Herz von Georgien führt. Bei dem Wege durch Daghestan muß man die Truppen und das Gepäck entweder einen ungeheuren Umweg machen lassen oder durch die astrachanische Steppe führen. Die Hauptstraße bleibt also immerwährend die durch den Engpaß von Dariel, sie ist aber so wenig sicher, daß man sich ohne Militärbegleitung nie dahin aufmachen darf. Das Land bietet sowohl längs des Kuban, als längs der Tereklinie den Russen sehr große Schwierigkeiten dar, es breitet sich nicht in Thälern aus, sondern erhebt sich von Norden nach Süden stufenweise in ungeheuren Ebenen, welche aber nach allen Richtungen durch tiefe, schluchtenartige Flußläufe unterbrochen sind, was die Anwendung von Reiterei sehr erschwert und die von Geschütz oft geradezu unmöglich macht. Im Osten längs des kaspischen Meeres fallen die Berge ziemlich steil ab, und nur wenig enge Thäler, in welche die Russen Festungen erbaut haben, öffnen das Land. Auf der Westseite läuft von Anapa bis Gagra eine Uferkette hin, welche zwar nur etwa 3000 Fuß Höhe hat, aber so von zerrissenen Felsen durchsetzt ist und so undurchdringliche Wälder darbietet, daß sie für europäische Truppen so ziemlich unübersteiglich ist. Südlich von Gagra, wo das Hauptgebirge ansteigt, beginnt Abchasien, ein Hügelland, das freilich den Russen nicht widerstehen konnte; aber von hier aus kann man auch nicht in das Land der nördlichen Tscherkessen eindringen, denn so stufenweise im Norden das Land ansteigt, so furchtbar steil fällt es hier gegen Süden ab, so daß der Zugang völlig verschlossen ist.

*) Diese Civilverwaltung ist auf den Bericht des Staatsraths Hahn in Transkaukasien eingerichtet worden, scheint sich aber durchaus nicht bewähret zu haben, wohl aus denselben Gründen, weßhalb man in Algier noch immer nicht eine Civilverwaltung der Militärverwaltung an die Seite setzen will. Die Umständlichkeit der Civilverwaltung ist, von andern Uebelständen abgesehen, diesen an rasche mündliche Erledigung der Geschäfte gewöhnten Völkern zuwider. Staatsrath Hahn soll auch in Ungnade seyn und die Civilverwaltung wieder aufgegeben werden.

Digitized by Google

Dieß sind aber bei weitem nicht die Hauptschwierigkeiten, welche sich den Russen entgegensetzen; die größten liegen im Transport von Menschen und Kriegsbedürfnissen. Die kaukasischen Provinzen sind durch wahre Wüsten von den innern Gouvernements Rußlands, den großen Mittelpunkten der Bevölkerung, getrennt, und um aus diesen nach dem Kuban und Terek zu gelangen, muß man einen Weg von mehr als 100 geographischen Meilen zurücklegen durch die Länder der Kasaken und Kalmüken, wo der Boden sowohl als die Bevölkerung selbst keine Cantonnirung von Reserven zuläßt. *) Hiezu kömmt noch das Klima. Die schöne Jahreszeit dauert kaum vier Monate, denn im Frühjahr und im Herbst sind die Straßen für Fußgänger unbrauchbar, und während des Winters ist die Kälte zu heftig, die Tage sind zu kurz und die Schneestürme halten oft Tage lang an, so daß nicht daran zu denken ist, Regimenter durch die unangebauten, öden Ebenen zwischen dem asowischen und kaspischen Meer marschiren zu lassen. Das kaspische Meer selbst kann wegen der öden Steppen, von denen es fast allenthalben umgeben ist, wenig benützt werden; Astrachan, die einzige Stadt an diesem Uferstrich, muß selbst seine Lebensmittel über 100 Meilen weit herkommen lassen. Für einen Theil des kaukasischen Corps muß man aber dennoch auf der Wolga Lebens- und Kriegsbedürfnisse nach Astrachan und von da zur See nach den einzelnen Hafenplätzen schicken. Mit den Ufern des schwarzen Meeres ist es zwar ein anderer Fall, aber die Tscherkessen greifen die Forts an der Küste meist nur während der schlechten Jahreszeit an, wo die Schifffahrt beinahe ganz unterbrochen ist, weil die Haupthäfen hier wie auf dem kaspischen Meer vier Monate lang zugefroren sind.

Diese Schwierigkeiten, verbunden mit dem verzweifelten Widerstande der Bergvölker, haben mehrfach zu Aenderungen im System der Kriegführung Anlaß gegeben; das einemal waltete die Ansicht vor, daß man mit starken Colonnen ins Land eindringen, die Aule zerstören und durch Schrecken eine Unterwerfung herbeiführen müsse, das anderemal suchte man sich auf der Defensive zu halten und bloß die Bergvölker immer mehr einzuschließen. Das letztere System zeigte sich aber durchaus als unpassend, und mußte schnell wieder aufgegeben werden, einestheils weil man ein so ungeheuer ausgedehntes Land nicht wirksam schließen kann, anderntheils weil die durch lange Kriege aufgereizten und erbitterten Völker jetzt selbst nicht mehr Ruhe halten wollen, die Russen bald da bald dort angreifen und leicht überwältigen, weil sie sich mit Macht auf einen einzelnen Punkt werfen. So sind sie im Lauf der letzten Jahre mehrmals nach Kislär und bis in die Straßen der Stadt **) gedrungen, und gegen Süden scheinen sich die Räuberzüge in diesem Jahre sehr weit ausgedehnt zu haben. Die Sache fängt an für die Russen sehr ernsthaft zu werden, denn ein fortgesetztes Waffenunglück im Kaukasus würde auf die Mohammedaner im Norden und Süden desselben den schlimmsten Einfluß haben. Das gegen den Kaukasus gesandte Heer beträgt auf dem Papier 160,000 Mann, in Wirklichkeit sollen aber selten mehr als 80,000 daselbst stehen, und diese durch Krankheit und Krieg so decimirt werden, daß man rechnet, das ganze Corps müsse alle vier Jahre völlig erneuert werden. Die schlechte Verpflegung der Truppen in Folge der Raubsucht der Befehlshaber trägt hieran die meiste Schuld, denn die schlecht genährten und durch den harten Dienst erschöpften Truppen werden sehr leicht eine Beute der namentlich am Ostufer des schwarzen Meeres herrschenden Fieber. Hiezu kommt noch, daß mehrfachen Nachrichten zufolge eine gute Anzahl Polen sich bei den Völkern des Gebirgs befinden sollen. Viele Russen haben zwar dieß lächerlich zu machen gesucht und behauptet, die Bergvölker behandelten Fremde so schlimm, daß niemand bei ihnen ausdauern könne; aber auch dieß ist von anderer Seite geradezu widersprochen und Fälle für das Gegentheil angeführt, dabei aber nicht geläugnet worden, daß die Bergvölker sehr mißtrauisch sind und wenn sie Grund zur Befürchtung haben, daß ein Fremder entfliehen wolle, allerdings grausame Mittel anwenden, um dieß zu verhindern, damit er den Russen nicht Nachrichten über das Innere des Landes gebe. Im J. 1831 schickte die russische Regierung die meisten Regimenter, welche sich in der polnischen Sache compromittirt hatten, nach dem Kaukasus, was die Folge hatte, daß eine Menge Polen entflohen. Russische Befehlshaber selbst wollen auf mehrern Punkten ganz regelmäßige, neuangelegte Befestigungen bemerkt haben, und jedenfalls ist nicht zu läugnen, daß die Bewegungen der Bergstämme seit einigen Jahren compacter werden und die einzelnen Unternehmungen besser in einander greifen.

Seit Jahren hat Rußland alle Kräfte angestrengt, um den Kaukasus mit Gewalt zu unterwerfen, und man hat weder Geld noch Menschen geschont, um dieß Ziel zu erreichen. Das Ziel ist aber nicht erreicht worden, vielmehr scheinen die Bergvölker mit jedem Jahr stärker zu werden, sie lernen den Krieg, der Erfolg steigert ihren Eifer und die alten Stammfeindschaften verschwinden mehr und mehr in der gemeinsamen Sache, da die Völker die Nothwendigkeit fühlen, einer Macht wie Rußland nicht mit vereinzelten Kräften entgegenzutreten. Rußland ist hier in ein Dilemma hineingerathen, aus welchem man noch kein Entkommen sieht: man kann den Krieg nicht einstellen, weil die Bergvölker ihn fortsetzen würden, und doch wird eine angestrengte Fortsetzung desselben mit jedem Jahr für das Heer und den Schatz lästiger. Dieser Stand der Dinge kann in kurzem sehr bedeutend auf Rußlands Stellung in Asien einwirken und das moralische Uebergewicht, das es gegenwärtig dort besitzt, wesentlich schmälern.

(Fortsetzung folgt.)

*) Daraus entspringt wohl zum Theil die in neuern Zeiten ziemlich regelmäßige Truppenanhäufung in der Krim.

**) Siehe über Kislär Nr. 28 ff. und 46 ff. Es sind in diesem aus russischen Journalen entlehnten Artikel wohl die ältern, aber nicht die neuern Einbrüche der Bergvölker erwähnt.

Briefe von der Yorker Versammlung.

Vierter Brief.

In der Section der Chemie las Caelo Matteucci, Pisa's berühmter Professor der Naturwissenschaften, eine Abhandlung in französischer

Sprache: über die Einwirkung des elektrischen Stromes auf die Vitalitäts-Aeußerung der Nerven aor, die er zugleich durch Demonstrationen an einem Frosche bewies. Der Frosch war ganz wie zu galvanischen Versuchen präparirt und an einem Faden aufgehängt. An die Extremitäten wurden Gewichte befestigt und das Thier mit einer galvanischen Batterie in Verbindung gesetzt. Ein Voltameter, der dem Kreise beigefügt war, gab zugleich die Kraft der Batterie, wie die Wirkung des Stromes auf die Nerven an, indem die Kraft der Expansion und Contraction der Muskeln das Gewicht über eine gradirte Scala zog. Unter den übrigen Versuchen, die Matteucci noch anstellte, war der eben angeführte unstreitig der unschaulichste, nur schien Professor Grace aus London vor, daß es gewiß besser seyn würde, wenn man sich statt des Voltameters des Galvanometers bediene, da ersterer schon einen sehr bedeutenden elektrischen Strom erheischt.

Einen der interessantesten Vorträge hielt Professor J. D. Forbes über die Beweglichkeit des Gletschereises. He. Forbes hatte während des Monats August seine Beobachtungen in Chamouni angestellt, wo sich ihm ergeben, daß die sich vermehrende Geschwindigkeit der Bewegung eines Gletschers von der äußern Seite nach dem Mittelpunkt hin durch das unmerkliche Weichen eines Theils des Eises hervorgerufen werde. Er beobachtete dieses Gesetz 17 Tage hindurch, fand aber, daß sich die Geschwindigkeit der Bewegung nicht über die ganze Masse gleichförmig erstrecke, wodurch eine Curve entstände, die sich mit ihrem convexen Theil zum Thal zukehre. Mit der größten Lebhaftigkeit vertheidigte er die Lehre von der Plasticität des Eises, wie zugleich die Behauptung, daß die Fluctuation durch wechselweise Verkrümmungen desselben hervorgebracht würde. Die lebhafteste Besprechung knüpfte sich an diesen Vortrag, der selbst noch einen großen Theil der nächsten Sitzung in Anspruch nahm.

Da die Gartenbaugesellschaft von York ihre gewöhnliche Ausstellung arrangirt hatte, so begab ich mich nach der Sitzung dorthin, um auch diese Erzeugnisse des Fleißes und der Kunst in Augenschein zu nehmen. Freilich durfte man jene in Chiswick und im Regentspark nicht gesehen haben, um das in der Yorker zu finden, was man mir in Aussicht gestellt hatte. Die Gemüse und Früchte waren jedenfalls vollendeter und schöner als die Blumen, denn solche Gurken, Mahrrüben, Krautköpfe u. s. w. erinnere ich mich nicht jemals gesehen zu haben. Die herrliche Musik des sechsten Carabinier-Regiments machte den Aufenthalt in dem Garten ziemlich angenehm, nur hätte ich gern das Geläute des Münsters schweigen lassen, das jedesmal anfing, so wie die Musik aufhörte. Einen eigenthümlichen Contrast gegen das Gewühl und Gelärm der schönen Welt, die sich en masse hier versammelt hatte, bildete der langsam gemessene Schritt des Dechanten von York, der Vater jener genlogischen Mißgeburt, der sich von der Dumpradtel nach dem Münster begab, wobei ihm ein Küster mit silbernem Scepter voran und ein untergeordneter Geistlicher in gleichem Tempo nachschritt.

(Fortsetzung folgt.)

Reisebriefe aus Spanien.

(Schluß.)

Am schlechtesten wird die traurige Landschaft in der Nähe von la Gineta bis zur Venta de Pinar, wo ein ziemlich großes Piniengehölz einige Abwechslung gewährt. Von hier aus zeigen sich auch wieder einige Hügel, die jedoch völlig baumlos sind. Auf einem Höhenzuge vor dem schlechten Nest la Mata del Cuervo, wo wir von 6 Uhr Abends bis 12 Uhr Nachts blieben, erblickt man nicht weniger als 16 Windmühlen in einer Reihe — der classische Ort von Don Quixote's famoser Schlacht! — In der Posada von la Mota war alles schlecht, selbst die gewöhnlichsten Bedürfnisse, die sonst überall gut sind. Das Brod war schlecht, das Oel ranzig, der Essig verdorben und der Wein kaum trinkbar! Selbst das Wasser war schmutzig, und als ich das Dienstmädchen darauf aufmerksam machte, antwortete es ganz naiv: „No, Señor, es la color natural del agua de la Mancha!“ Da ließ sich freilich nichts dagegen sagen.

Vor dem Städtchen Quintanar de la orden, eine Legua hinter la Mota, sieht man links an der Straße das elende, aber berühmte Dorf el Toboso! Eine Dulcinea ist mir aber nicht begegnet. Dagegen erinnern die Bewohner der Mancha sehr an Sancho Pansa und sind Kerls von abenteuerlichem Aussehen. Ueberhaupt paßt die Beschreibung, die Cervantes von der Mancha geliefert hat, noch heutigen Tages auf diesen Landstrich. Von dem Orte Corral de Almaguer an wird die Gegend wieder besser. Man erblickt hie und da Bäume, und das hügelige Land ist von grünen Weizenfeldern, auch hie und da von Olivenpflanzungen durchschnitten. — Um 9 Uhr Morgens, den 21 Januar, kamen wir nach Ocaña, der Hauptstadt der Mancha baja, welche dicht an den Gränzen des eigentlichen Neucastilien liegt. Nachdem man einige Zeit in einem von felsigen Höhen eingeschlossenen Thal fortgefahren ist, gelangt man auf die Höhe des Bergkammes, der Ocaña von dem Thal des Tajo trennt. Hier ändert sich auf einmal die Gegend. Man erblickt das weite grüne Thal des Tajo, und gerade vor einem ragen in der Tiefe aus dichtem Walde die Thürme und Kuppeln von Aranjuez empor. Eine Akazien- und Rhonenallee führt den Abhang des Berges hinab nach dem schön gebauten und wirklich paradiesischen Aranjuez, wo wir gegen 12 Uhr Mittags ankamen. Alle Straßen, die sehr breit sind, zieren schattige Alleen, besonders schön aber ist die Plaza de San Antonio, an deren linker Seite der Palast mit seinen weitläufigen Gärten dicht am Tajo liegt, der übrigens hier noch nicht sehr breit ist und über welchen eine elegante Kettenbrücke führt. Von hier aus geht die Straße durch den Paß von Aranjuez über eine Stunde lang, beschattet von majestätischen Ulmen und andern Bäumen. Beim Austritt aus dem Park überschreitet man auf einer sehr langen und schön gebauten Brücke den Jarama, der beinahe so groß wie der Tajo ist. Nun windet sich die Straße an einem Berge in die Höhe und man tritt abermals in ein baumloses, dürres, trostes Land. Auf einer Höhe hinter der schlecht gebauten Stadt Valdemoro zeigt sich Madrid, hinter welchem die hohen Kuppen der Sierra de Guadarrama aufsteigen, die zum Theil noch mit Schnee bedeckt waren. Der Weg ist von hier aus mit Bäumen bepflanzt und führt allmählich in das Thal des Manzanares hinab, an dessen anderem Ufer Madrid auf einem Hügel liegt. Die große vielthürmige Stadt nimmt sich aber nicht besonders aus, da die Umgebungen sehr kahl sind und keine freundlichen Landhäuser und Gärten die Nähe der Hauptstadt verkünden. Nachdem man endlich den erbärmlichen Manzanares auf der großartigen Brücke von Toledo passirt hat, führt eine Brücke zu dem Thor von Toledo, durch das man in die gleichnamige schöne und breite Straße gelangt, die auf den Plaza mayor endigt. Später berührt man die Puerta del Sol, den berühmten Klatschort der Madrider. Es war halb 5 Uhr Abends, als ich in Madrid ankam, und gleich darauf entlud sich ein furchtbares Gewitter unmittelbar über der Stadt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 342.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

7 December 1844.

Der Canton- oder Tigerfluß

ist gewiß einer der imposantesten Gegenstände, welche der Reisende in diesem merkwürdigen Lande trifft. Das Meer in der Nähe seiner Mündung ist mit zahlreichen Inseln übersäet, über welche man bei der Fahrt von Hongkong nach Macao eine gute Aussicht hat, und bei einer Fahrt nach Canton hinauf kommt man an einer Menge derselben vorbei, die meistens bergig sind, mit mächtigen Massen von Fels und gelbem Kiesthon die daraus hervorstehen und nur spärlich mit Vegetation bekleidet sind. Wenn man durch diese Inseln hindurchsegelt, und auf einigen derselben, die gut angebaut und beholzt sind, die niedlichen Häuser sieht, sollte man wähnen, in diesen heimlichen Wohnungen, fern von dem Lärm der Welt, müßten die Leute glücklich und unschuldig seyn, da für ihre wenigen Bedürfnisse reichlich durch den Reis gesorgt ist, welcher üppig um ihre Wohnungen her wächst, und durch die nie fehlenden Fische, die man leicht in dem Meer fängt. Aber diese Träume von Glück und Unschuld verschwinden bald, die ruhigen Dörfer sind voll von Seeräubern, welche häufig die kaltblütigsten Grausamkeiten begehen, und die Fahrten zwischen Hongkong, Canton und Macao sehr unangenehm und unsicher machen; vor kurzem fiel ein englischer Arzt in ihre Hände, als er von Hongkong abfuhr, um sich nach England zu seiner Familie zu begeben.

Eine Segelfahrt von wenigen Stunden bei ziemlich gutem Wind und Fluth brachte mich vor die berühmte Bocca Tigris, den Eingang in den Cantonfluß. Die vom Krieg zerstörten Forts sind jetzt in größerem Maaßstab wieder hergestellt, und wären sie mit englischen Truppen bemannt, so würde keine Flotte in der Welt durchkommen, ohne in den Grund gebohrt zu werden. Ich glaube indeß, daß den Chinesen, obgleich sie in der Kriegskunst eine solche Lection erhalten haben, daß ihre nochmalige Besiegung etwas schwieriger ausfallen möchte, doch gegen die Kriegskunst und Seetaktik der Engländer oder irgend einer andern Nation Europa's nur schwachen Widerstand leisten werden. Innerhalb der Bocca erweitert sich der Fluß bedeutend und gleicht einem Binnensee, der Anblick wird jetzt wahrhaft schön und malerisch, das flache angebaute Land an den Ufern bildet einen starken Contrast gegen die unfruchtbaren Berge außerhalb der Forts, und andere entlegenere Berge, obwohl gleich den ersten auffallend dürr, bilden doch einen schönen Hintergrund und scheinen eine weite Ebene einzuschließen. Wenige Stunden weiter aufwärts erblickt man die Schiffe bei Whampoa, die große Pagode an diesem Ort und weiterhin einige kleinere, abgesehen von zahlreichen Thürmen und Dschoßhäusern, die den Reisenden daran erinnern, daß er sich der weitberühmten Stadt Canton nähert, einer der reichsten und wichtigsten Städte des himmlischen Reichs. Der prächtige Strom mit seinen zahlreichen Verzweigungen bildet jetzt eine Menge Inseln, auf deren einer die Stadt Whampoa steht.

Reis wird sowohl auf den Inseln im Flusse, als auf den Ebenen des Festlandes in Menge gebaut, und gegen die Fluth sind Deiche aufgeführt, die man zur Bewässerung nach Gefallen schließen und öffnen kann. Auch die Deiche sind nicht leer, sondern man zieht Bananen darauf. Wo das Land zu hoch ist, als daß die Fluth es erreichen könnte, findet sich das Wasserrad, und es ist wahrhaft erstaunlich, wie viel Wasser durch diese einfache Maschine in kurzer Zeit gehoben werden kann. Auch Zuckerrohr wird in der Nähe von Whampoa in Menge gezogen, und vielfach in rohem Zustande verkauft. Man verarbeitet es auch zu Kandis- und Farinzucker, letzteren zum Theil von vorzüglicher Güte, aber doch von den Fremden im Lande selten gebraucht, denn sie ziehen den gestoßenen Kandis-Zucker vor. Nirgends im Lande fand ich unsern Hutzucker, und ich glaube, es wird gar keiner gemacht.

Eine große Menge der gewöhnlichen Fruchtbäume des Landes wachst auf allen Ebenen und in der Nähe des Stroms. Der Mango, Guava, Whampi (Cookia punctata), Litschi, Lungan, Orangen u. s. w. sind die hauptsächlichsten. Außer dem finden sich Cypressen, Thuya, Banianen- und andere Feigenbäume, und eine Art Fichte, von den Chinesen Wasserfichte genannt, weil sie immer an den Ufern der Flüsse und Canäle wächst. Der Bambus und die Thränenweide, von den Chinesen die Seufzerweide genannt und der unsrigen ziemlich ähnlich, trifft

Digitized by Google

man gleichfalls häufig. Große Massen von Wasserlilien oder Lotus werden oberhalb und unterhalb der Stadt an den Seiten des Flusses gezogen und die Felder sind eingedämmt wie beim Reis. Sie wird theils als Zierpflanze, theils wegen ihrer Wurzel angebaut, welche die Chinesen ungemein gern essen. (Athenäum 15. Nov.)

Rückblicke.

Der Kaukasus.

(Schluß.)

Die kaukasischen Provinzen Rußlands, welche an das schwarze und kaspische Meer, an Persien und die Türkei zu gleicher Zeit stoßen, sind eine vortreffliche Stellung diesen beiden Reichen und ganz Vorderasien gegenüber. Diese Stellung ist aber nur dann furchtbar und sicher, wenn die Stämme des Kaukasus überwältigt und unterworfen sind. So sagt Hommaire de Bell in einem Artikel über die Stellung der Russen im Kaukasus *) ausdrücklich: „Als Rußland sich der asiatischen Provinzen bemächtigte, war seine Lage im Kaukasus bei weitem nicht so kritisch, wie jetzt. Erst seit 12 bis 15 Jahren besteht dieser erbitterte Kampf zwischen der moscowitischen Herrschaft und der Freiheit des Gebirgs. Ich zweifle deßhalb sehr, ob Rußland jetzt gegen Persien auf dieselbe Weise zu verfahren wagt wie zur Zeit Katharina's und ihrer Nachfolger. Seine feindliche Stellung ist bedeutend modificirt, seit es im Rücken einen so thätigen, so drohenden Feind hat, wie die Völkerschaften im Kaukasus. England kann für seine Besitzungen in Ostindien ruhig seyn, denn die Straße von Afghanistan über Herat wird seinem Rivalen nicht so schnell offen stehen. Man kann deßhalb die hohe Wichtigkeit des Kaukasus für Rußland nicht in Abrede stellen. Die jetzige Unabhängigkeit der Bergvölker gefährdet die Gouvernements in Südrußland, **) und setzt die Sicherheit und die Zukunft der transkaukasischen Provinzen aufs Spiel, während sie zu gleicher Zeit den Ehrgeiz des Zaaren völlig lähmt; in diesem Sinne wird auch die Frage an dem Hofe zu Teheran aufgefaßt, der seine ganze Hoffnung jetzt auf den Krieg und die Verlegenheiten Rußlands im Kaukasus setzt." Die Stellung der Russen in diesem Kampfe ändert also die Lage der Sachen im Orient sehr bedeutend. Wäre vor sechs Jahren der Stand der Dinge daselbst bereits gewesen wie er jetzt ist, so würde England nicht daran gedacht haben, um Herats willen den ungeheuren Zug nach Afghanistan zu unternehmen, dessen Ausgang ihm eine so schwere, nur verharschte Wunde versetzt hat, und Macnaghten, Burnes und andere Russophoben hätten ihre Russophobie nicht in Afghanistan mit dem Leben gebüßt.

Im J. 1840, als die englische Eroberungshitze den höchsten Grad erreicht hatte, und der rasche, scheinbar so leichte Erfolg in Afghanistan alle Augen blendete, war von nichts geringerem die Rede, als von einem Marsch auf Herat, welcher in der That nur wegen sehr materieller Schwierigkeiten unterblieb, *) und noch sanguinischere Köpfe sahen die Engländer bereits auf Astrabad marschiren, um festen Fuß am kaspischen Meere zu fassen. Einen Vorgeschmack davon gaben allerdings die wiederholten Sendungen englischer Officiere nach Chiwa, um eine Uebereinkunft mit Rußland zu vermitteln und einem wiederholten Kriegszug nach Chiwa zuvorzukommen. Damals stand auch wirklich der Plan in Aussicht, daß Rußland an der Spitze der turkomanischen Völker von Aderbeidschan bis Buchara, den turkomanischen Perserkönig mit eingeschlossen, einen neuen Sturm von Turan über Iran hereinführe und möglicherweise durch seine wilden Horden einen Angriff auf Indien ins Werk setzen lasse, der bei der herrschenden Aufregung der Moslems in Indien furchtbare Folgen für die Engländer hätte haben müssen, auch wenn seine Herrschaft sich behauptet hätte. Es ist jetzt leicht, die damaligen Ansichten als Phantasterei zu verlachen; es war eine Wirklichkeit darin, und wenn es wahr ist, wie man vielfach behauptet, daß Rußland in der afghanischen Katastrophe und England in dem kaukasischen Krieg die Hand im Spiele hatten, so haben beide der Sache Asiens und des Islams wider Willen einen großen Dienst geleistet, denn seit dieser Zeit ist die Selbstständigkeit von Persien, Afghanistan und den Turkomanenreichen ohne Vergleich viel größer, als sie noch vor etlichen Jahren war.

Die Niederlagen der Russen im Kaukasus und die Katastrophe der Engländer in Afghanistan sind somit die zwei großen Wendepunkte in den neuen Verhältnissen Centralasiens, und das Zusammentreffen beider ist von großer Bedeutung. Wären diese beiden Ereignisse nicht eingetreten, so hätte ein Zusammenstoß der Russen und Engländer in Mittelasien, wenn auch vielleicht unter fremder Firma, erfolgen müssen, und der beiderseitige Einfluß, das Gold Englands und die von Rußlands Hand geleiteten Horden würden alles in die wildeste Verwirrung gestürzt haben. So aber müssen beide Theile sich der kriegerischen Mittel vorerst enthalten, und jetzt wirkt Englands Handelsmacht viel stärker als Rußlands Kriegsmacht. Der Handel Englands über Trapezunt nach Tauris ist ungemein groß, und wenn gleich nicht zu läugnen ist, daß es Rußlands Einfluß gelang, denselben großentheils durch seine Hand zu leiten, so kann es doch die englischen Waaren, welche besser und wohlfeiler als die seinigen sind, nicht entfernt halten, und muß diese sogar bis zu einem gewissen Grade in Transkaukasien zulassen. Wie jetzt die Sachen stehen, muß England in Vortheil kommen; der Einfluß Rußlands, welches seinen Kaufleuten zu Tauris, dem großen Waarenlager für ganz Nord-

*) In der Revue de l'Orient. Junius und Julius 1844.

**) Weil Kirgisen, Turkomanen, Kalmücken und Tataren einen weitergehenden Erfolg der Bergstämme zu benützen nicht ermangeln würden, um wo möglich einen Theil ihrer alten Unabhängigkeit, die man ihnen Stück für Stück abpreßt, wieder zu gewinnen.

*) Es fehlte nämlich an Kamelen zur Fortschaffung des Gepäcks, denn der Krieg hatte schon gegen 50,000 derselben aufgezehrt, und man wußte kein Mittel außer dem laufenden Bedürfniß noch 10—12,000 weitere zusammenzubringen, denn so viel wären für ein Corps von 4—5000 Mann erforderlich gewesen.

Digitized by Google

persien, das Uebergewicht über die einheimischen und fremden Kaufleute verschaffte, ist, da der Handel selbst mit englischen Waaren und englischem Capital getrieben wird, ephemer, und kann durch England bei kluger Benützung der Umstände auch wieder aufgewogen werden, denn wenn die Stellung der Russen im Kaukasus so nachtheilig bleibt, wie sie jetzt ist — und die Wahrscheinlichkeit spricht dafür — so wird der russische Einfluß am persischen Hofe bald aufhören der einzige zu seyn. *) England wird wieder einen Theil des Einflusses erlangen, welchen es sich durch sein höchst unklages Benehmen bei der Thronbesteigung des jetzigen Schah entreißen ließ. In dem Maaße, als durch die Ereignisse im Kaukasus der russische Einfluß am persischen Hofe abnimmt, wird die Furcht vor dem Einfluß der Engländer im südlichen Persien steigen, wenn gleich die erbärmliche persische Regierung nach lange zwischen zwei Befürchtungrn schwanken wird.

Gehen wir von Persien nach Osten, so finden wir bald, daß die Idee, welche der frühern Bewegung in Mittelasien zum Grunde lag, nämlich die Richtung nach Indien hin nicht mehr in der Art vorherrscht, wie bisher (s. Nr. 20. Verhältnisse in Afghanistan). Alles was dort vorgeht, läßt sich aus den herkömmlichen und nationalen oder religiösen Antipathien erklären, ohne daß man eine leitende Hand, wie früher darin zu suchen brauchte. Der Mittelpunkt der Bewegung ist gegenwärtig Buchara, dessen Amir zwar alle Härte und Grausamkeit eines orientalischen Despoten kund gibt,**) aber unverkennbar eine große Energie und Thätigkeit entfaltet, und man würde sich sehr irren, wenn man glaubte, daß Rußland seine jetzigen Bewegungen leitet oder auch nur sonderlich gerne sieht. Als die Engländer in Cabul standen, und vom Hindukusch hinabstiegen, als die Gefahr den Turkomanenstaaten immer näher trat, da mögen sie den Aufforderungen Rußlands Gehör gegeben haben; dieß hat sich aber mit der Katastrophe von Cabul wesentlich geändert. Seitdem ist der Amir von Buchara darauf bedacht, sein Reich nach allen Seiten hin auszudehnen, aber gewiß nicht im russischen Interesse. Der Zug nach Chiwa ist mißlungen, aber die Eroberung Chokands ist eine Thatsache, und jetzt streckt er keck die Hand nach den Ländern jenseits des Orus aus, um sie mit seinem Gebiet zu vereinen, denn die hier hausenden kleinen Usbekenhäuptlinge von Balk, Khullum, Kunduz u. s. w. sind seit dem Fall der Duranimonarchie ohne Herren, schwanken zwischen einer Abhängigkeit von Cabul und Buchara hin und her, und so ist es nicht zu verwundern, wenn der Amir sie definitiv seiner Herrschaft zu unterwerfen strebt. Er versammelt diese Häuptlinge um sich, und bildet eine Art turkomanischen Staatenbund, gerade wie andrerseits Dar Mohammed in Herat mit Dost Mohammed in Verbindung getreten und ein Bündniß sämmtlicher afghanischer Häuptlinge unter Dost Mohammed im Werke ist. Für Rußland können diese Bewegungen allerdings nicht ganz gleichgültig seyn, aber gewiß gehen sie nicht aus Voreingenommenheit für Rußland oder aus Furcht vor demselben hervor.

Wir führen hier zur Bestätigung unserer Ansicht eine Stelle aus General Harlans Pamphlet über Indien und Afghanistan an, da diesen Mann gewiß niemand der Partheilichkeit für die Engländer oder der Abneigung gegen die Russen beschuldigen wird. Er sagt daselbst p. 42 ausdrücklich: „So lange England hinter dem Setledsch blieb, und seine Vergrößerungspläne noch nicht enthüllt waren durch den mächtigen Schritt nach Mittelasien hinein, der die vier unabhängigen Länder Beluthistan, Afghanistan, Pendschab und Sind in den Kreis ihrer Macht zog, konnten die Usbeken wohl eine gleiche Eifersucht gegen Engländer und Russen hegen und sich schmeicheln ihre Neutralität zu behaupten, aber das unerwartete Vorrücken einer englischen Armee, die plötzliche Eroberung Afghanistans und die gefürchtete Nähe der Engländer bei einer bleibenden Besetzung Cabuls erweckte Schrecken und Furcht in den übrigen unabhängigen mohammedanischen Ländern Asiens, und trieb die Regierungen der Länder zwischen Cabul und Orenburg dahin, die Annäherung Rußlands zu wünschen, als des einzigen Gegners, der fähig ist, den Strom der brittischen Eroberungen einzudämmen, welche durch die Unterjochung Afghanistans auch die Provinzen Balkh, Khunduz, die Chanate von Chiwa, Buchara und Chokand zu verschlingen drohte. Diese Staaten sind geographisch und rammerriell mit dem russischen Reiche verbunden, so daß ihre Interessen auf der einen Seite und ihre Bedürfnisse und Neigungen auf der andern sie an Rußland in einer der brittischen Regierung feindlichen Weise binden." Was Harlan weiter über die Zuneigung sagt, welche sich Rußland in Mittelasien errungen, so können wir dieß füglich übergehen, denn andere und nicht bloß englische Berichte sprechen das gerade Gegentheil, vielleicht der eine mit so viel Recht wie der andere aus, und am Ende entscheiden Natd und Bedürfniß mehr als Liebe und Haß. Diese oben angeführte Stelle aber ist vor der Räumung Cabuls geschrieben,

*) Für den Augenblick ist er noch durchaus überwiegend, wie sich auch aus der Sendung des Grafen von Saetiges ergeben hat, welcher zu Gunsten der katholischen Missionäre am Urmiasee Vorstellungen machen sollte, und der sich selbst, wie seine die amerikanischen und katholischen Missionäre gethan, an den russischen Gesandten wenden mußte. Aus dem Schreiben eines katholischen Missionärs im Univers vom 12 Nov. d. J. ergibt sich der bezeichnende Umstand, daß der russische Gesandte auffallend Partei gegen die katholischen Missionäre genommen hatte, wohl in der Ansicht, daß dort der Katholicismus, nicht aber der amerikanische Puritanismus eine Zukunft habe. Man kann bei Durchlesung der Details dieser Streitigkeiten nur bedauern, daß christliche Missionäre den christlichen Namen bei den Moslems durch solche Zänkereien und Intriguen verächtlich machen.

**) Die Geschichte der englischen Officiere Stoddart und Conolly ist hinreichend bekannt, und die Journale haben sie oft genug besprochen. Beide Officiere wurden von dem Amir benützt, um sein Heer in gute Ordnung zu bringen, und ihre Hinrichtung hatte ihren Grund wahrscheinlich nur darin, daß sie es nicht über sich bringen konnten, allen seinen Despotenlaunen zu fröhnen. Indeß zieht der Amir immer noch Europäer in seinen Dienst, und gegenwärtig befindet sich bei ihm ein gewisser, zum Islam übergetretener Campbell, freilich ein sehr verdächtiges Subject, — und wenn wir nicht irren, wegen schlechter Streiche aus einem indischen Regimente gestoßen, — welches früher vor dem Einbruch der Engländer in Afganistan unter Dost Mohammed diente.

und wir können deßhalb die Beweisführung geradezu umdrehen; mit der Zurückweichung der Engländer ist die Ursache einer Annäherung an Rußland gehoben worden, und was diese Staaten jetzt thun, geschieht im Interesse ihrer eigenen Unabhängigkeit und Vergrößerung, welche noch überdieß für Rußland manche Nachtheile hat, da eine vereinte Macht der Ausdehnung des russischen Einflusses einen stärkern Damm entgegen setzen kann, als eine in viele kleine Fürstenthümer zertrümmerte Masse, ja es fehlt auch nicht an Symptomen, daß Rußland diese Ausbreitung zu hindern gesucht hat.

Nimmt man alles dieß zusammen, so kann man sich der Bemerkung nicht entschlagen, daß seit Entfernung der Engländer die Russen in diesen Ländern an Einfluß verloren haben müssen, und kommen Ereignisse wie die im Kaukasus dazu, so wird allerdings der russische Einfluß sich in dem Maaße mindern, als die Furcht sich mindert, welche jedoch in Buchara nie sehr groß gewesen zu seyn scheint, wenn sie auch in Chiwa allerdings nicht gering war. Das System Rußlands, welches die wilden Stämme der Kirgisen, Kalmüken und Turkomanen mehr und mehr in ihrer rohen Freiheit zu beschränken und sie dem Zwang einer russischen Polizei zu unterwerfen strebt, ist, abgesehen von der religiösen Abneigung, allen diesen Steppensöhnen höchlich zuwider, und die noch freien Stämme werden jedes Ereigniß, welches die Furcht einem ähnlichen System unterworfen zu werden hinausrückt, mit der größten Freude aufnehmen. Für Rußlands asiatische Politik sind die Ereignisse im Kaukasus sehr verderblich.

(Fortsetzung folgt.)

Briefe von der Yorker Versammlung.

Vierter Brief.

(Fortsetzung.)

Da Graf Fitzwilliam, der Präsident, den versammelten Naturforschern heute ein splendides Gastmahl gab, so waren diese auch bald aus der Blumenausstellung verschwunden. Unter andern Toasten fand auch der auf den wackern deutschen Liebig allgemeine Theilnahme, in welchen fast alle 170 Theilnehmer des Mahles einstimmten, worauf Liebig in einigen schlichten Worten seinen Dank aussprach. Vom Mahl eilte die heiter gewordenen Gelehrten nach den Assembly-Rooms, um Karl Lyells Vortrag über die Geologie Nordamerika's anzuhören, der zugleich von einer Riesenkarte und einigen wahrhaft malerischen Ansichten des Niagarafalles begleitet war. Nach Lyells Untersuchungen verbreiten sich die Steinkohlenlager im Staat Ohio über einen Flächenraum von 730 englischen Meilen von Nordost nach Südwest, während der Steinkohlendistrict in Illinois an Ausdehnung dem von England ganz gleichkommt. Unter den organischen Ueberresten dieser Kohlenformation machte er namentlich auf die Sigmaria aufmerksam, da diese eben so häufig dort, als in England gefunden wurde. Höchst interessant waren die Zeichnungen dieser Sigmarien, wie die erwähnten Ansichten des Niagara. Lyell wies nach, daß der Fall im Laufe der Zeit gewiß um 7 englische Meilen zurückgewichen sey, was seinen Grund unzweifelhaft in dem fortwährenden Wegspülen des Gesteins und Landes habe. Die Ansichten stellten den Fall dar, wie ihn die ersten europäischen Entdecker fanden und wie er jetzt ist. Es ist ungemein Schade, daß Lyells Vortrag einige Eigenthümlichkeiten hat, die in öffentlichen Reden nicht gerade einnehmen.

In der chemischen Section entwickelte Hr. Hunt seine neue Methode mittelst des schwefelsauren Eisens photographische Bilder zu fixiren. Er nennt den Proceß Eneegiatype, und ist der Ueberzeugung, daß dieser eine Menge Vorzüge vor dem gewöhnlichen besitze. Das Papier wird mittelst Bernsteinsäure und salpetersaurem Silber durch die desoxidirende Kraft des schwefelsauren Eisens vorbereitet, worauf das Bild durch Waschen mit ziemlich starkem Ammonium fixirt wird. Nach Beendigung seines Vortrags theilte Prof. Grove der Versammlung seine neu entdeckte Methode auf photographischem Wege Gemälde zu copiren mit, die ebenfalls das allgemeine Interesse vielfach in Anspruch nahm.

Der ergiebige Fundort des Guano's in Afrika konnte natürlich in den Versammlungen nicht unberücksichtigt bleiben, weßhalb auch der ganze übrige Theil der Zeit in der heutigen Sitzung von einer Discussion über den relativen Werth des peruvianischen gegen den afrikanischen Guano ausgefüllt wurde, woran Prof. Liebig den lebhaftesten Antheil nahm, und die Erfahrung mittheilte, daß je näher das Korn, die Erbsen, Bohnen, das Gras u. s. w. an der Küste wüchsen, sie auch um so mehr Soda enthielten, woher man wohl mit Recht annehmen könne, daß Pflanzen Soda für Pottasche substituiren könnten, ohne dadurch dem Wachsthum zu schaden. Sir John Johnstone führte dagegen die allgemeine Annahme auf, daß doch eigentlich der Werth des Guano's von dem Gehalt der Harnsäure abhänge, und er erlaube sich daher die Frage, ob für jene Behauptung Beweise aus Experimenten vorlägen, worauf ihm Liebig erwiederte, daß dieß bloß Vermuthungen seyen, für die aber bis jetzt noch kein einziger Beweis angeführt werden könnte.

In der ethnologischen Abtheilung las Prof. Cothom eine Abhandlung über die afrikanischen Sprachstämme vor, die er in fünf wesentlich in sich verschiedene Classen theilte. Nämlich: 1) die ägyptische oder koptische Classe oder Gruppe. 2) Die Berber-Gruppe. 3) Die kafferische Gruppe, welche beinahe alle Sprachen südlich des Aequators in sich schließe, mit Ausnahme der Hottentotten-Sprache, welche seine 4te Gruppe bildet. Die 5te schließt eine ganze Reihe von Sprachen in sich, zu denen namentlich die nubische, Mandinga, Jouluh, Ibo, Aschanti u. s. w. gehören, die alle zusammen eine Gruppe gleich der der indo-germanischen bilden. Mr. Schoolcrafts Abhandlung machte besonders auf drei Hauptsprachenstämme in Nordamerika aufmerksam, welche er die Algic-Gruppe nannte. Diese Gruppe zöge sich der ganzen atlantischen Küste entlang, verfolge das Gebiet des Ohio, Mississippi, St. Lawrence bis nach Canada und zur Hudsons-Bay. Er hielt sie für die klangreichste und zugleich vollste aller nordamerikanischen Sprachen.

Nach dem stürmischen Wetter in der geologischen Section am vorigen Tage folgte heute vergleichungsweise eine ziemliche Stille. Sir Henry De La Beche las eine äußerst interessante Abhandlung über die gesammten geologischen Erscheinungen und Erfahrungen der Gegenwart an, die er zugleich durch die Ordnance-Karte von Südwallis, des südwestlichen Theils Englands, so wie durch eine Section der silurischen Gebirge in der Gegend von Builth erläuterte.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 343.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker

8 December 1844.

Cosenza.

(Nach dem Englischen des W. Chambers.)

Schön bewachsene Gebirge ziehen sich von zwei Seiten zusammen, hie und da kommen in den dichtbelaubten Wäldern Holzhauer, Köhler, Schafhirten und schwarzbraune Troglodyten zum Vorschein. Am Abhang eines Berges, den auf beiden Seiten tiefe Thäler umgeben, in welchen links der Krates, rechts der Basenzius fließen, die sich an der Spitze vereinigen, liegt Cosenza. Oben befindet sich ein Castell, welches indessen zu keiner Vertheidigung geeignet ist, und auf den entgegengesetzten Ufern der beiden Flüsse liegen Reihen von Häusern wie Vorstädte, mit der eigentlichen Stadt durch Brücken verbunden. Diese ist als der Hauptort der Provinz Calabria citra hübscher und auch größer als die übrigen Städte; doch sind Häuser und Gassen immer noch düster genug, und nur einige wenige öffentliche Gebäude haben ein gutes Ansehen. Eine Menge Kramläden aller Art deuten indessen auf einigen Verkehr, und mehrere recht hübsche, man möchte fast sagen, elegant eingerichtete Kaffeehäuser lassen eine Art von Hauptstadt erkennen.

Alte Mauern der Stadt aus dem Mittelalter, wiewohl sehr verfallen, sind am Abhange und unten bei den Flüssen sichtbar; von dem alten Consentia ist aber keine Spur übrig, und in den Kirchen habe ich vergebens nach Basreliefs, Sarkophagen, schönen Säulen und Altarbildern gesucht. Jenseits des Krates ist ein alter Palast zum Gefängniß eingerichtet, und wie überall im Königreiche beider Sicilien gepfropft voll Gefangener; daneben in einem aufgehobenen Kloster hat die Gendarmerie ihre Hauptwache.

Die Hauptkette des Apennin zieht sich hinter Cosenza links hin, und man muß sie zum zweitenmal übersteigen, doch ist sie hier, wenn auch wild, zugleich ziemlich hübsch, aber die Straße wird bald nur für Saumthiere gangbar. Schon in der Stadt selbst fängt man an zu steigen, kommt nahe am Castell vorbei, bis zu welchem sich die Häuser hinaufziehen, und hat zuvörderst eine wunderschöne Aussicht auf das Thal des Krates mit seinen Gärten und Gartenhäusern, nachher auf das andere des Basenzo, dessen Abhänge ebenfalls mit Wein- und Olivenhainen bedeckt sind, und auch rückwärts gewährt Cosenza und das große Thal einen hübschen Anblick. Weiter zieht sich der Weg über niedrige Bergrücken hin, die oben mit Eichen und Kastanien, tiefer unten mit Weingärten bedeckt sind, zwischen denen eine Menge einzelner Häuser liegen. Dann nähert man sich wieder dem Krates, den man in der Tiefe rauschen hört, und jenseits eröffnet sich eine wirklich hübsche Aussicht auf die mit Ortschaften, Klöstern und zerstreut liegenden Häusern bedeckten Berge. Man reist auch hier noch immer in Sänften, die von Maulthieren getragen werden. Hin und wieder begegnet man Heerden mit schönen Glockengeläuten, bewacht von Hirten mit langen Stäben und Messern; gegen Wölfe und Räuber sind sie Tag und Nacht auf der Hut.

In dem Wirthshause zu Cosenza setzte ich mich am Abend zu den Calabresen an das Feuer und hörte ihren Gesprächen zu. Der Gegenstand derselben betraf anfangs die Jagd, dann aber, als einige Gendarmen hinzugekommen waren, wendete sich die Unterhaltung auf die in der Gegend vorgekommenen Räubereien, und die Gendarmen klagten gar sehr mit wie viel Mühe und Gefahr hier zu Lande ihr Dienst verbunden sey. Vor etwa vierzehn Tagen, erzählte einer, wurden vier von uns beordert, einen Bauern der in einem einsam gelegenen Hause wohnte, wegen einer Menge gegen ihn erhobner Klagen festzunehmen. Sie gehen zum Hause, der Bauer aber, welcher sie schon aus der Entfernung hatte kommen sehen und den Zweck ihres Kommens errieth, schießt, als sie sich ein wenig genähert haben, aus dem Fenster einen von ihnen nieder. Die übrigen drei laufen nun so schnell als möglich gegen das Haus, um unter dem Haus und unter dem gewölbten Thorwege Schutz gegen etwaige andere Schüsse zu finden und zugleich die Thüre einzuschlagen, doch hat jener schnell, wahrscheinlich mit einer Patrone geladen, thut einen zweiten Schuß aus dem Fenster und erlegt noch einen von den Gendarmen. Dann ladet er schnell sein Gewehr von neuem, ergreift noch eine Pistole und geht nun selbst hinunter den beiden die Thür zu öffnen, brennt aber auch sogleich die Pistole auf einen von

Digitized by Google

ihnen ab und verwundet ihn schwer; dann stößt er den andern auf die Seite und läuft davon. Dieser letztere schießt nun auf ihn, fehlt aber, und als er nachläuft um ihn mit dem Bajonnette niederzustoßen, findet er, was er nicht erwartet, daß nämlich jener noch einen Schuß im Gewehr hat und diesen nun gegen ihn anwendet. Die Verwundung ist stark, jedoch nicht tödtlich gewesen, ebenso wie die des andern, der den Pistolenschuß bekommen hat, die beiden erstern aber sind wirklich durch die Schüsse getödtet worden und der Urheber von allem ist glücklich ins Gebirge entkommen, ohne daß man seiner bis jetzt hätte habhaft werden können.

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Persien, Buchara und Indien.

Diese Länder, d. h. wenigstens die beiden ersten, sind fürs erste einem directen Einschreiten europäischer Mächte wohl entzogen. Auch ist in ihnen so wenig, wie in Aegypten, von einer andersgläubigen Mehrzahl die Rede; dagegen liegt hier die weltliche und geistliche Macht in einem Streit, wie man ihn in andern mohammedanischen Ländern nicht kennt, und dessen Fortführung eine geistige Reibung erhält, welche für den Fortschritt der Nation mit der Zeit von Wichtigkeit werden muß. Wir haben oben schon erwähnt, daß die Aufstände Persiens gegen die arabischen Chalifen frühzeitig sich in der Form von kirchlichen Ketzereien kund gaben, bis endlich im 16ten Jahrhundert mit den Sophis die schiitische Lehre zur herrschenden in diesem Lande wurde, wo es sogar eine Secte gibt, die Ali Allahi, welche Ali geradezu als Gottheit verehren. Ueberhaupt ist kein mohammedanisches Land so mit Secten, philosophischen und theologischen, gesegnet wie Persien; die philosophischen Gegner des Islam wagen freilich nicht mit ihren Lehren und Ansichten offen hervorzutreten, doch sind sie zahlreich genug, um auf den öffentlichen Geist nicht ganz ohne Einwirkung zu bleiben. Indessen können solche Ansichten doch immer nur als leichter Gährungsstoff dienen, und sind darum von geringerem Belang als in Europa, weil die Rechtsverfassung des Landes immer wieder auf den Islam zurückführt. Auch in Persien besteht die moslemitische Gesetzgebung über das Grundeigenthum in ihrer ganzen Stärke und ist ihrer Zeit auch mit nach Indien gewandert. Das Studium des Coran und seiner Commentare ist darum stets unerläßlich und an eine Losreißung des Volks vom Islam nicht entfernt zu denken. Darin eben beruht die Zähigkeit dieses letzteren, daß man nicht bloß die religiöse Ueberzeugung der Menschen, sondern zugleich alle Verhältnisse des öffentlichen und Privatrechts umstoßen müßte, wenn man ein völlig mohammedanisches Land bekehren wollte.

Indeß ist die Regierung auch in Persien von den alten Satzungen und Einrichtungen mannichfach abgewichen, zum großen Nachtheil des Landes, und die Abweichungen sind um so verderblicher geworden, als sie bei dem Widerstreit der geistlichen und weltlichen Gewalt eine Spaltung in die ganze Bevölkerung gebracht haben. Die frühern Sofis waren theils zu fromm und der Geistlichkeit zu ergeben, theils zu mächtig, als daß die Häupter der Priesterschaft, namentlich die Muschtehids, gewagt hätten, der weltlichen Gewalt gegenüber aufzutreten, aber ihre Macht wuchs durch reiche Schenkungen immer mehr an, und immer zahlreicher wurden die Güter, deren Einkünfte der Geistlichkeit zu gute kamen. Nadir Schah that den großen Schritt, welchen in Frankreich seiner Zeit Karl Martell gethan, und vertheilte die Güter der Geistlichkeit als Spahilik, — oder Tiuls, wie man sie in Persien nennt, — an seine Truppen, ja er ging mit dem Gedanken um, die schiitische Lehre in Persien gänzlich abzuschaffen und die geistliche Gewalt wieder mit der weltlichen zu vereinigen — ein Plan, von welchem er doch wieder ablam, wahrscheinlich weil er erkannte, daß er der von ihm so schwer gereizten Geistlichkeit keine solche Waffe an die Hand geben dürfe. Seit dieser Zeit hat der Streit zwischen der geistlichen und weltlichen Macht nicht mehr aufgehört, und ist namentlich unter dem Kadscharen-Stamm immer heftiger geworden, so daß jetzt zwischen der bürgerlichen und geistlichen Gerichtsbarkeit ein unversöhnlicher Hader besteht (s. über den religiösen Zustand in Persien Nr. 208), der in andern mohammedanischen Ländern eigentlich undenkbar ist. Die Sache scheint durch die Regierung des jetzigen Königs wesentlich verschlimmert worden zu seyn, und zwar in Folge der neuen politischen, mehr nach europäischen Ansichten geformten Verwaltung. Aga Mohammed, der Vorfahrer Feth Ali's, hatte recht eigentlich für diesen seinen Neffen unter den Großen Persiens aufgeräumt, so daß dessen vierzigjährige Regierung freier von innern Unruhen war, als vielleicht je eine in Persien. Feth Ali, welcher somit keine mächtigen Provinzialhäupter mehr zu scheuen hatte, begann frühzeitig das System, seine Söhne zu Gouverneuren zu machen, hauptsächlich um sich die Regierungslast zu erleichtern und bloß dem Vergnügen leben zu können. Von diesen soll er nur einen geringen Tribut erhoben haben, man sagt aber nicht, worin dieser Tribut bestand. Bei einiger Kenntniß mohammedanischen Steuerwesens aber läßt sich unschwer errathen, daß die Prinzen, wie die andern Gouverneure, die Einkünfte von den sogenannten Krongütern (Kasseh) einzuliefern hatten, abgesehen von den besondern Ehrengeschenken, welche am Feste des Naurus dargebracht wurden. Dagegen verblieben ihnen die Einkünfte der Staatsgüter (memalek) unbeschränkt, zu welchem Zweck und mit welchem Recht, das ergibt sich aus folgender Stelle des bekannten alten Reisenden Chardin, welcher zu seiner Zeit den Stand der Dinge in Persien sehr gut beobachtet und geschildert hat. „Die Staatsgüter, welche den größten Theil des Königreichs umfassen, sind im Besitz der Gouverneure, welche einen Theil behalten, um die Einkünfte davon zu genießen, und den andern ihren Officieren, Dienern und Soldaten überlassen, denn selbst der geringste Soldat hat seinen Sold auf ein Dorf oder einen liegenden Grund angewiesen." Hier ist das Feudalsystem, wie es in der Türkei besteht, sehr deutlich angezeigt; auch ersieht man daraus, wie große Gewalt ein Gouverneur in seiner Provinz über das Finanz-

Digitized by Google

wesen besaß, ohne daß deßhalb, da die Grundabgabe fixirt war, die Landleute hätten nothwendig durch Willkür leiden müssen.

Seit der Thronbesteigung des jetzigen Königs hat man (s. den administrativen Zustand von Persien Nr. 212 ff.) die ehemaligen Gouverneurstellen abgeschafft und Chane mit bestimmtem Einkommen ernannt; so wie dieß geschah, mußten die Einkünfte der Provinz von einer besondern Beamtenclasse verwaltet werden, der Unterschied von Kron- und Staatsgütern hörte auf, die politische Stellung der Chane war eine ganz andere, denn jetzt konnten sie, statt wie früher Unterkönige zu seyn, nur noch als Polizeibefehlshaber gelten, und hatten dabei ein für einen orientalischen Großen, der noch dazu seine Stelle erkauft hatte, unzureichendes Einkommen, zu dessen Vergrößerung er anfing seine Polizeigewalt aufs ärgste zu mißbrauchen, sie zu Erpressungen zu benützen, und zugleich die Gränzen des Gewohnheitsrechts (Urf) im Gegensatz gegen das geistliche Gericht zu erweitern. Daher entspringt wohl hauptsächlich die Erbitterung, welche zwischen der Geistlichkeit und den königlichen Beamten herrscht. Wir haben oben die sehr einfachen Grundsätze der türkischen Verwaltung gesehen, die Grundlagen sind aber in Persien durchaus dieselben, und wie früher in der Türkei der Pascha an den Rath und die Beistimmung der Ayans der Provinz, d. h. der angesessensten Lehnsträger, gebunden war, so hatte der Chan oder Beglerbeg die Vorstellungen eines Risch sefid (Weißbarts) zu achten. Diese Art von feudalreligiöser Einrichtung ist durch die neue Einrichtung, die ohnehin darauf ausgeht keinen Chan lange im Amte zu lassen, so gut wie gänzlich umgestoßen, und wir erhalten nun ein Bild von der Verwaltung, wie ein Hr. Sepsis in dem oben citirten Artikel sie geschildert hat. Daß dabei Persien, unter Mithülfe der Vernichtung seiner alten Manufacturen, einer immer tiefern Verarmung entgegengeht, wie sich schon aus dem Gange des Handels ergibt, bedarf keines nähern Beweises.

Mit dem zunehmenden Elend aber muß nothwendig der Einfluß der Geistlichkeit im Gegensatz gegen die verhaßte Regierung wachsen, um so mehr, als der Muschtehid seinen Sitz fern von dem König zu Ispahan hat, also näher an den eigentlich persischen Provinzen, in welcher sich ein immer heftigerer Antagonismus gegen die Kadscharenfamilie entwickelt. Wir erinnern hier nur an die Verhältnisse des Reichs beim Tode des vorigen Königs. Mohammed Mirza, der jetzige Schah, Sohn Abbas Mirzas und also Enkel Feth Ali Schahs, hatte, wie sein Vater, seinen Sitz in der Provinz Adserbeidschan; er war der Candidat Rußlands für den persischen Thron, aber nach orientalischen Ansichten war er nicht der eigentliche Thronerbe, sondern nach Abbas Mirzas Tode hatte dessen Bruder, nicht sein Sohn, das nächste Anrecht auf den Thron. Dieser Bruder war der Generalgouverneur von Fars, der größten und reichsten Provinz Persiens, und die öffentliche Meinung des Landes bezeichnete ihn als den von England beschützten Candidaten, da man im Lande einen Antagonismus zwischen Rußland und England als etwas ganz Natürliches ansah. England ließ sich, „um die Ruhe Persiens aufrecht zu erhalten," verleiten, den Throncandidaten Rußlands mit seinem Geld und seinem Einfluß gegen alle Mitbewerber zu unterstützen, und gab den Generalgouverneur von Fars gänzlich auf, obgleich sich für diesen die hohe Geistlichkeit Persiens erklärt hatte. Seit dieser Zeit ist England sehr in der öffentlichen Meinung Persiens gesunken, und Fars ist immer in haldem Aufstande, zu dessen Erhaltung der Muschtehid bisher, — er ist im Anfang dieses oder Ausgang des vorigen Jahres gestorben, — das Seinige redlich beitrug, wenigstens soll er mit einigen persischen Häuptlingen in Loristan in sehr engem Verkehr gestanden seyn. Diese Saat muß in einer nicht sehr fernen Zukunft ihre Früchte tragen; inzwischen aber leidet Persien an einer fast unheilbaren Schwäche, welche sich nicht eher heben kann, als bis Persien das fremde Element der Turkomanenherrschaft ausgestoßen hat. Dieß stützt sich aber auf Rußland, welches stets bereit seyn wird, die Legitimität des jetzigen Königshauses nöthigenfalls mit gewaffneter Hand aufrecht zu erhalten.

Man kann sich der Ansicht nicht entschlagen, daß das politische System, wie es Mohammed und seine Nachfolger in der Verfassung des Grundeigenthums stifteten, für homogene Völker ganz passend seyn mochte, aber durch die Uebertragung auf fremdartige Völker in seiner ganzen Härte hervortrat. So empören sich die Christen in der Türkei, so die Berbern in Nordafrika gegen den arabischen Herrn, die Araber Afrika's gegen die Fremden, Franzosen wie Türken, so die Perser ehemals gegen die Chalifen, später nach kurzer Herrschaft einheimischer Fürsten gegen die Mongolen und Turkomanen. Es ist ein Kriegssystem, welches in alle Adern des gesellschaftlichen Lebens eingreift; so lange freilich der unterworfene Stamm ruhig bleibt, findet sich der herrschende ganz behaglich, und in diesem Fall ist noch jetzt das Turkomanenland im Nordosten Persiens, wo die unterworfenen Sarten an die herrschenden Turkomanen Steuer zahlen. Jeder kriegerische Fürst, welcher das moslemitische System zu benützen und zu kräftigen versteht, kann in kurzem einen bedeutenden Staat zusammenerobern, und darin liegt wohl das Geheimniß des unmäßigen Wechsels der Reiche und Herrscher in mohammedanischen Ländern und der Leichtigkeit viele Länder unter Einer Hand zu vereinen, denn man braucht nur die devorrechtete Kriegerkaste in ihren Rechten zu schützen und in Kraft zu erhalten. So ist noch jetzt der Amir von Buchara, welcher auf den Titel eines Emir al Mumenin Anspruch macht und eine sehr strenge Orthodoxie aufrecht erhält, wiederum mit der Aufrichtung eines bedeutenden Reichs beschäftigt, und eine mächtige Ausdehnung desselben bis an den Hindukusch und bis tief in chinesisches Gebiet hinein liegt gar nicht im Reiche der Unmöglichkeit; selbst Rußlands Ostgränzen dürften bei dem Anwachsen desselben gefährdet seyn.

Wenn wir jetzt noch etwas über das mohammedanische Indien beifügen, so geschieht es nicht um auf das mehrfach besprochene feindselige Verhältniß der Engländer und Mohammedaner nochmals einzugehen, sondern um auf eine allgemeine Erscheinung aufmerksam zu machen, welche wiederum mit dem moslemitischen System des Grundeigenthums zusammenhängt. Das ganze flache Nordindien ist, vielleicht mit wenigen Ausnahmen, moslemitisch organisirt, während in Südindien nur einzelne Streiche diesem Gesetz unterliegen. Die Engländer

Digitized by Google

haben in Nordindien bekanntlich den großen Irrthum begangen, die Zemindars, ursprünglich nichts anders als die Multezims oder Pächter in Syrien und Aegypten, als Grundeigenthümer anzusehen, und haben dadurch dieselben Folgen herbeigeführt, wie die Pforte durch den machiavellistischen Plan, in Bosnien die Spahiliks in Tschiftliks umzuwandeln. Das Band, welches den Zemindar an der Wohlfahrt des Reiots theilhaftig machte, ist dadurch zerrissen worden, und der letztere ist nur noch der hartherzige Herr, welcher möglichst viel aus dem armen Reiot herauszuschlagen sucht, wie es ihrer Zeit die Spahis in Bosnien thaten, weil man sie nach Umwandlung der Spahiliks in Tschiftliks nicht mehr aus diesem Eigenthum vertreiben konnte. In Ostindien kommt noch der Umstand dazu, daß es an Menschen zur Bebauung des Landes nicht fehlte, wie das Sinken des Taglohns auf 2 Pence hinlänglich beweist. Darum sind die Reiots in Madras, wo der Irrthum vermieden wurde, vergleichungsweise sehr gut daran, während die Regierung in Bengalen die größte Mühe hat, die Steuern hereinzubringen. Weil nun zu gleicher Zeit die englische Maschinenindustrie in Indien wie in den andern mohammedanischen Ländern die alte blühende Handindustrie vernichtete, so müssen jetzt die Ausgaben des Staats im wesentlichen durch die Landsteuer gedeckt werden. Daraus erklärt sich, weßhalb die Compagnie gerade wie der um derselben Ursache willen sosehr angefeindete Mehemed Ali hartnäckig an ihrem Handelsmonopol festhielt und noch festhält, wie der als Monopol betriebene Opiumhandel beweist. Aber selbst dieß Opiummonopol füllt die Lücke, welche durch den Verlust des übrigen Handels entstand, nicht aus und nun muß, da die Zölle, weil man die englischen Waaren nicht nennenswerth besteuern darf, wenig Einkünfte abwerfen, die Landsteuer das Fehlende decken. Daher denn der furchtbare Steuerdruck, unter dem ganze Districte veröden, und der auch so offenkundig ist, daß ihn niemand mehr läugnet. Wenn aber die ostindische Compagnie mit allem Aufwand von englischem Wissen und englischer Energie diese Klippe nicht umschiffen konnte, so kann man sich eine Vorstellung von dem Stande der Dinge in andern mohammedanischen Ländern machen, jene ausgenommen, wo noch die alte ursprüngliche Einfachheit herrscht, wie in Abdel-Kaders Lager. Dagegen eilt Persien unter der schauderhaften Corruption und Gewaltthätigkeit rasch seinem Ruin entgegen. Die englische Regierung wird freilich am Ende andere Hebel anzusetzen wissen, wozu vor allem eine Regierungsveränderung, d. h. eine Absetzung der Compagnie gehört, aber wer wird dieß Experiment in den andern mohammedanischen Reichen ausführen? Das ist die Frage, welche gelöst werden muß.

(Fortsetzung folgt.)

Briefe von der Yorker Versammlung.

Vierter Brief.

(Schluß.)

In der zoologischen Section las der Secretär Dr. Lankester eine Arbeit über mehrere neue Pflanzen von Dr. Schomburgk vor. Dahin gehörte die Alexandra Imperatricis, ein riesiger Baum aus der Familie der Papilionaceen. Ferner über eine neue Barbacenia, Barbacenia Alexandrinæ, ein neues Calycophyllum, Calycophyllum Staninyanum; Lichtin Lemniscata aus der Familie der Bytlneriaceen und zwei neue Lauroceen, worauf Mr. Babington Exemplare von drei neuen Pflanzen Englands vorlegte, nämlich der Alsine stricta, Carduus setosus und Galium Vaillantii.

In der statistischen Section darf ich eine Abhandlung nicht unerwähnt lassen, welche Dr. Thurnham über das Verhältniß der männlichen Wahnsinnigen zu den weiblichen mittheilte. Dr. Thurnham verwarf die Annahme Esquirols, nach welcher das weibliche Geschlecht dem Wahnsinn mehr als das männliche unterworfen sey. Esquirol gibt dabei das Verhältniß wie 38:37 an. Dr. Thurnham aber fand unter 48,043 Wahnsinnigen, die in 31 verschiedenen Anstalten aufgenommen worden waren, 25,541 Männer und 22,502 Frauen. Hr. Tuke widerlegte zugleich die Behauptung, daß die Quäker mehr als jede andere religiöse Secte zum Wahnsinn incliniren, und suchte das Gegentheil zu beweisen.

Die Experimente des Lieutenant Caete, vermittelst einer Rakete einem nicht allzu weit vom Strande gescheiterten Schiffe ein Seil zuzuwerfen, um dadurch mit dem Lande in Verbindung zu kommen, gelangen auf das herrlichste. Die ganze Elite der Association war dabei gegenwärtig und gab ihren Beifall laut zu erkennen. Die Versuche wurden auf dem Spielplatze der St. Petersschule angestellt, in der sich auch die Modellsammlung befand. Das Interessanteste unter diesen war unzweifelhaft das des Riesenteleskops des Lord Rosse, welches Dr. Sroresby eingesandt hatte. Dann reihte sich ein anderes, das einer Eisenbahnbrücke über die Onse bei Selby und das einer Rechenmaschine, die ein Hr. Byrne in London erfunden hatte.

Am Nachmittag wurde den Mitgliedern der Association bekannt, daß der Dechant seine unglückliche Mißgeburt unter dem Titel: „Die Bibel, vertheidigt gegen die britische Association," habe drucken lassen. So groß auch das Erstaunen über diesen Schritt war, so wurde es doch bei den meisten nun einer gewissen Wehmuth begleitet, da er nur zu deutlich die grenzenlose Arroganz dieses Friedensträgers bekundete. In der Versammlung hatte der Hr. Dechant seine Abhandlung unter dem Titel: kritische Bemerkungen über u. s. w., vorgelesen, außerdem noch ganz ausdrücklich bemerkt, daß er seine Theorie nicht etwa deßwegen für schlagend halte, weil sie auch mit der mosaischen Schöpfungsgeschichte in Einklang stehe, sondern nur deßhalb, weil sie alle Probleme und Anomalien aus sich selbst erkläre. Seine jesuitischen Motive, der Abhandlung jetzt einen andern, dem ersten entgegengesetzten Titel zu geben und die ganze Versammlung der Irreligiosität anzuklagen, lagen dadurch nur zu deutlich aufgedeckt, sprechen aber noch deutlicher über den Charakter des Mannes selbst. Der folgende Sonntag sollte jedoch dem Ganzen erst recht eigentlich die Krone aufsetzen. Der Dechant predigte vor der Versammlung in der Kathedrale über 1 Korinther 3. 18, 19: „Niemand betrüge sich selbst. Welcher sich unter euch dünkt weise zu seyn, der werde ein Narr in dieser Welt, daß er möge weise seyn. Denn dieser Welt Weisheit ist Thorheit bei Gott; denn es steht geschrieben: die Weisen erhaschet er in ihrer Klugheit." Daß die Predigt nicht gerade von christlicher Milde gefärbt war, brauche ich wohl kaum zu erwähnen, besonders da dem eifernden Dechanten Prof. Sedgwick unmittelbar gegenüber saß.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 344.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

9 December 1844.

Ueber den gegenwärtigen Zustand der walachischen Literatur.

(Nordische Biene. Nr. 253. 254. 256.)

Lieder und Sagen, welche den ältesten Nationalreichthum aller Literaturen bilden, haben in diesem Lande noch nicht die gebührende Aufmerksamkeit auf sich gezogen und sind noch nicht gesammelt. Ich hatte Gelegenheit mit einigen gelehrten Walachen darüber zu sprechen, und diese beklagten sich stets über den Mangel an Theilnahme für solche Arbeiten bei ihren Landsleuten und namentlich bei den höhern Ständen. So fanden sich alle schönen Pläne der Gelehrten gleich im Anfang ihrer Entwicklung gehemmt. Indeß ist die Walachei an Liedern und historischen Sagen nicht arm, und man trifft wiederholt auf dergleichen Gesänge, die den Stempel historischer Wahrheit tragen. Die wandernden Musikanten, Zigeuner, die man hier Lentaren nennt, sind meistentheils die Verfasser solcher Lieder, die Räuberlieder ausgenommen, die größtentheils von Atamanen der Heiduken selbst herrühren. Zwei berühmte Räuber, Schian und Tuns, haben viele Lieder hinterlassen, namentlich der erstere, der unter dem Hospodar Karadscha sich herumtrieb. Seine eigene Geschichte ist nicht uninteressant. Durch seinen ältern Bruder des ihm gebührenden Antheils an dem Vermögen seiner Eltern beraubt, beschloß Schian ein Räuber zu werden, sammelte eine große Schaar um sich und raubte auf den Straßen; aber nur die Reichen litten durch ihn, die Armen entließ er ungekränkt, ja oft beschenkt. Das Gedicht, worin er erzählt, was ihn zur Ergreifung seines gefahrvollen Gewerbes bewog, hat sich erhalten.*) Schian, von den Armauten des Fürsten ergriffen, wurde auf Befehl desselben in die Salzbergwerke geschickt, wußte sich aber bald wieder in Freiheit zu setzen, sammelte eine neue Schaar, und bald verbreitete sich nun der Ruhm des schlauen Schian. Aber er wurde das unruhige Leben satt, stellte sich vor den Polizeibefehlshaber in Rymnik und versprach sein Gewerbe aufzugeben, wenn der Hospodar ihm und seiner Schaar Verzeihung angedeihen lassen, und ihm in Betreff des widerrechtlich entrissenen Erbes Gerechtigkeit erzeigen wolle. Man versprach ihm nicht nur Verzeihung und seinen Antheil am Erbe, sondern der Fürst verheurathete ihn auch und gab ihm eine Stelle, wogegen Schian sich verpflichtete nicht mehr zu rauben; er lebt noch jetzt auf seinem kleinen Gute in der Nähe der Donau.

Tuns ist nicht minder berühmt, und wird gleichfalls noch jetzt vom Volke besungen, indeß ist zu bemerken, daß die Lieder, welche die Räuberthaten von Schian, Tuns und ihrer Schaaren zum Gegenstand haben, hauptsächlich nur in den Gebirgsdistricten Mechedin und Kympe-Lungu zu Hause sind, wo die wilde Natur gleichsam mit den Haiduken in wilder Jugendkraft sich zeigt. Die Bevölkerung der kleinen Walachei ist viel kriegerischer als die des übrigen Landes, und dieß ist auch natürlich, denn alle Bergstämme zeichnen sich mehr oder minder durch Muth und Jugendkraft von den Bewohnern der Ebenen aus.

Der ausgezeichnetste Dichter der Rumunen, der Logothet Janokitza Wakaresko, hat viele Lieder hinterlassen, die völlig ins Volk gedrungen sind, meist Liebeslieder. Das Gerücht schreibt ihm ein artiges Liedchen „Turturika" (die Turteltaube) zu. Die arme Taube weiß nicht, wohin sie fliegen soll, nach dem Tode ihres Freundes ist es ihr allenthalben schwer zu Muthe; sie fliegt über den grünen Wald hin, will aber nicht ausruhen auf einem dreiästigen Linsenbaum, nein, sie setzt sich auf dem Berg auf den vertrockneten Zweig einer vom Blitz gespaltenen Eiche. Im Vorüberfliegen quält sie der Durst, sie sieht, wie unterhalb der Bach in seinem kühlen Wasser glänzt, aber sie will sich nicht niederlassen in die krystallklare Finth, nein sie sucht ein trübes Wasser auf! Da kommt ein Jäger daher, die Turteltaube schaudert zusammen, aber sie fliegt ihm entgegen, gerade unter den Schuß des Jägers, — was ist ihr das Leben ohne den Freund!

Ehe wir von den Volksliedern zur eigentlichen schriftlichen Literatur übergehen, halte ich es nicht für überflüssig einen flüchtigen Blick auf die Ansichten über die Abstammung der rumunischen Sprache zu werfen. Die jetzigen fanatischen Neuerer haben ihre Sprache so sehr durch Formen, die derselben ganz

*) Der Text theilt dieß mit, wir wagen aber nicht, die Uebersetzung nochmals zu übersehen. A. d. U.

Digitized by Google

fremd sind, verdorben und ohne alle Noth so viele fremde Wörter eingeführt, daß ein ächter Rumune die Schriften seiner Landsleute nicht versteht, und nicht einmal durchlesen kann. An der Spitze dieser Neuerer steht in der Walachei Hr. Eliadi, ein Mann von Talent, aber ganz eingenommen von der Idee, daß die Rumunen Nachkommen der alten Römer und folglich die rumunische Sprache die unmittelbare, wo nicht gar die erste Tochter der lateinischen sey. Ich kann es nicht wagen, den Ursprung der rumunischen Sprache nachzuweisen, mag mich auch nicht auf philologische Spitzfindigkeiten einlassen, sondern beschränke mich auf einige Thatsachen in diesem Streit der jetzigen rumunischen Literatoren.

Ich führe fürs erste die hauptsächlichsten Meinungen über den Gegenstand an. Die erste Kaste, deren Anführer, wie schon bemerkt, Hr. Eliadi ist, kämpft für den Ruhm ihrer Vorfahren der Römer, und löst den gordischen Knoten nach Art Alexanders. Diese Kaste ist nicht sehr zahlreich, und wird bereits von den verständigen Rumunen wegen ihrer Paradoxen verlacht. Hr. Eliadi behauptet zuversichtlich, daß ein Rumune*) oder wie er schreibt, Romane, seine Sprache nicht vollkommen verstehen könne, wenn er nicht alle Eigenthümlichkeiten der italienischen Sprache kennt, daß der Italiener nicht im Stande sey, die alte Sprache Italiens zu erlernen und seine Dichter zu verstehen, wenn er nicht rumunisch verstehe. Ist es nicht possierlich, daß die Italiener nicht Dante, Tasso, Boccacio sollen verstehen können, ohne die walachische Sprache zu kennen? Die zweite Kaste ist viel gemäßigter in ihren Ansprüchen, sie glaubt, die rumunische Sprache sey ein Zweig der lateinischen, verwirft aber das slawische Element nicht, oder klarer gesprochen, sie findet beide Elemente in ihrer Muttersprache, das Lateinische oder Römische, das sich in der gewöhnlichen Sprache des Verkehrs kund gebe, indem die Worte erster Nothwendigkeit ihrer Ansicht nach ohne Ausnahme lateinischen Ursprungs sind; das Slawische, das sich in den heiligen und kirchlichen Schriften erhalten hat.**) Indem sie aber diese beiden Elemente annehmen, sagen sie nichts von dem Einfluß der griechischen, türkischen und zum Theil der ungarischen Sprache. Die Sprache der Rumunen hat, wie ihr politisches Leben, unaufhörlich gewechselt, es fragt sich ob man mit vollkommener Zuversicht ein eigenes Grundelement der Sprache nachweisen kann? In den politischen Stürmen des rumunischen Stammes wurde entweder alles zertrümmert unter dem Schwert der Türken oder der Nachbarn, aber ausgelöscht unter den schlauen Fanarioten. Darum verstand die höhere Classe der Rumunen und versteht vielleicht noch jetzt die griechische Sprache besser als die seines Vaterlandes.***) Hier ist der Grund jener Kälte und Gleichgültigkeit gegen alles Vaterländische, wie wir es jetzt in der Moldau und Walachei sehen. Man wird mir entgegnen, daß die Masse des Volks bei allen Unterdrückungen, Unfällen und Umwälzungen das ursprüngliche Element der Sprache behalten mußte. Das ist richtig und ich verwerfe es auch nicht, das Volk hat seine Sprache behalten, die, streng genommen, von dem Lateinischen so entfernt ist, als von dem Slawischen.

Hr. Larian beweist in seinem „Tentamen criticum in linguam romanicam," daß die rumunische Sprache von der lateinischen abstammt. Das Buch ist mit der Gewissenhaftigkeit eines Gelehrten geschrieben, welcher nicht in den Tag hinein von einem schlecht untersuchten Gegenstand redet, sondern alle Eigenthümlichkeiten und Formen der Sprache gründlich kennt. Die vor demselben abgedruckte Dissertation zeigt aber gleich, mit wem man es zu thun hat. Die allgemeine Schwäche gelehrter deutscher Werke oder solcher Werke, die unter deutschem Einfluß geschrieben sind, ist die Menge der Citate, die oft gar nicht nothwendigen Verweisungen auf Bücher, welche in der gelehrten Welt nicht die geringste Aufmerksamkeit verdienen. Hr. Larian leidet auch an dieser Krankheit und citirte was ihm eben unter die Augen kam, ohne alle kritische Auswahl, und dabei leitet ihn noch manchmal die Etymologie vom rechten Wege ab. Indeß ist jedenfalls sein Werk sehr werthvoll, und ob ich gleich mit dem Grundsatz, nämlich der unbestreitbaren Abkunft der walachischen Sprache von der lateinischen, nicht übereinstimme, so billige ich doch seine Erklärung mancher grammatischen Formen völlig. Besonders merkwürdig sind seine Vergleichungen der aus der lateinischen Wurzel hervorgegangenen Mundarten.

Im tiefsten Alterthum war nach dem Zeugniß Herodots das Land zwischen der Donau und dem Dniester von zwei Stämmen bewohnt, die er Budinen und Geten nennt. Später sagt Strabo daß hier Geten oder Daken wohnten, und endlich spricht der verbannte Ovid gleichfalls von dem Volk der Geten. Dieß Volk war, nach dem Zeugniß vieler Schriftsteller, ein slawischer Stamm. Die Vermuthungen über die spateren Namen dieses Stamms, Rumunen, Wolochen (Walachen), halte ich für überflüssig hier zu berühren. Aus der Geschichte ist bekannt, daß Dakia das Verbannungsland für die Römer war, und daß allmählich ganze römische Familien sich in diesem Land niederließen; ohne Zweifel mußte der Einfluß des herrschenden Stammes der Römer auf die unterdrückten Daken vor allem zuerst in der Sprache sich ausdrücken, worin wirklich auf den ersten Anblick das lateinische Element das Grundelement zu seyn scheint. Geht man aber näher auf die Formen der Sprache ein, auf das Spiel der Buchstaben, so überzeugt man sich, daß das slavische Element das Uebergewicht hat.

Das rumunische Alphabet, wie es im 15ten Jahrhundert von dem Metropoliten Theoktist eingeführt wurde, war das slawische wie es noch jetzt besteht; die jetzigen Neuerer wollen aber wieder das lateinische einführen, ohne zu erwägen daß das lateinische nicht die Zeichen hat, um namentlich die Zischlaute vollständig auszudrücken.*) Das sind ungefähr die An-

*) Wir müssen bemerken, daß der russische Text „Romyn" sagt; eine in Jassy erscheinende Zeitung führt den Namen „Albina romaneasca."

**) Die Neuerer suchen mit aller Macht sämmtliche Worte mit slawischer Wurzel durch ihre neugebildeten zu ersetzen. A. d. U.

***) Dieß gilt doch aber nur von den höhern Classen, wie ja auch in Rußland viele Hunderte das Französische viel gründlicher als das Russische verstehen. A. d. U.

*) Das mag richtig seyn, aber schrieb man nicht das Rumunische

fichten über den Urſprung der rumuniſchen Sprache; ich wage aber nicht zu entſcheiden, ob eine von beiden fehlerfrei iſt, und werde mich in weiterem Verlaufe an das halten, was iſt, und nicht an das, was und wie es war. Auch beſchränke ich mich auf eine Kritik der walachiſchen Literatur vorzugsweiſe, ohne der ſiebenbürgiſchen und moldauiſchen Neuerer zu erwähnen, welche nicht mit gleichem Enthuſiasmus für den Ruhm der rumuniſchen Sprache ſtreiten.

(Fortſetzung folgt.)

Rückblicke.

(Fortſetzung.)

Die Engländer in Aſien.

Es möchte aus dem Obigen unſchwer zu entnehmen ſeyn, daß die Stellung der Engländer in Indien einer ſehr bedeutenden Veränderung entgegengeht; alle alte Hoheit iſt dort gefallen, und wenn auch nicht alle Fürſten zu einem ſolchen Schattenbild heruntergeſunken ſind, wie der Großmogul, ſo iſt doch keiner im Stande etwas Cenſibaftes gegen die Engländer zu unternehmen; der Pendſchab ſelbſt fällt bei der nächſten innern Erſchütterung, und dann beherrſcht England, theils direct, theils indirect ganz Indien, ja ſeine Herrſchaft reicht im Oſten noch über die Gränzen deſſelben hinaus. Alle die Staaten, welche noch vor wenigen Jahren ſo viel von ſich reden machten, wie Nepal, Birma u. ſ. w., ſind ganz in Vergeſſenheit geſunken, und wenn je einem derſelben in verblendetem Hochmuth noch der Einfall kommt, gegen England auftreten zu wollen, ſo genügt, wie vor zwei Jahren gegen Birma, eine einfache Demonſtration, um ihn wieder in ſein Nichts zurückzuſcheuchen, kurz das Anſehen Englands iſt ſeit den letzten 20 Jahren rieſenhaft geſtiegen, und ſelbſt der Schlag von Cabul hat daſſelbe nur vorübergehend erſchüttert, aber England darf nicht daran denken ſich ſorglos auf den Pfuhl der Ruhe hinzuſtrecken, weil kein Feind mächtig genug ſey ihm weſentlich zu ſchaden, denn es muß ſtets gegen mögliche innere Feinde, die von außen, namentlich von mohammedaniſcher Seite her geſtachelt werden, auf der Hut ſeyn. Ein anglo-indiſcher Officier ſchildert die Stellung Englands in Indien mit großer Wahrheit folgendermaßen: „eine wichtige Thatſache muß man ſtets im Auge behalten, die nämlich, daß bei der ungeheuren, übermäßigen Ausdehnung unſers jetzigen indiſchen Reichs ein Zuſtand ununterbrochener Ruhe niemals mehr zu erwarten iſt; ich ſage es mit Zuverſicht und mit Nachdruck: niemals. Allenthalben ſind Intereſſen und Haß gegen die britiſche Herrſchaft thätig und werden es ſtets ſeyn. Dieſe innerlichen Geſchwüre werden unaufhörlich aufbrechen, und müſſen im natürlichen Gang der Ereigniſſe unvermeidlich nicht auf eine Befeſtigung, ſondern auf eine Zertrümmerung dieſes mächtigen Baues, des anglo-indiſchen Reichs, hinauslaufen. Allerdings iſt dieß Endziel nicht ſobald zu erreichen, aber darum in der Zukunft nicht minder gewiß, und alle unſere Sorge und Vorſicht muß darauf hingehen, dieſen Zeitpunkt hinaus zu ſchieben. Laſſen wir uns deßhalb nicht durch eingebildete Sicherheit oder durch den Schein von Ruhe in Sorgloſigkeit einlullen. Wir müſſen uns hüten vor gefahrvoller Laſſigkeit. In vergleichsweiſe ruhiger Zeit, während wir die Künſte des Friedens fördern und für die Beſſerung des Looſes der uns anvertrauten Maſſen Sorge tragen, laßt uns ſtets und zu jeder Zeit zum Kriege bereit ſeyn. Wenn alles den freundlichſten Anblick zeigt und wenn wir nicht im mindeſten uns ſchlimmer Dinge verſehen, wird der ſchlaue Aſiate Plane zu unſerer Vernichtung ſchmieden. Möge man die Ereigniſſe zu Bellare und die neuen zu Heideradad und Karnul im J. 1839 nie vergeſſen. Wie furchtbar waren die Entdeckungen bei der Einnahme von Karnul, wo ungeheure Magazine ſich fanden, deren Daſeyn kaum geahnt wurde! Eine ungeheure Anzahl Kanonen, Bomben, Patronen, Feuerwaffen, kurz Kriegsvorräthe aller Art in einer Maſſe, daß es faſt unbegreiflich iſt, wie ſie in ſolcher Stille geſammelt werden konnten. Den ganzen Umfang der drohenden Gefahr hat man nie vollſtändig kennen gelernt, doch iſt es hinreichend hergeſtellt, daß die Verſchwörung weit verzweigt war, und daß Hindus und Moslems ſich gegen die engliſche Herrſchaft verbündet hatten. Solche Verſuche werden wahrſcheinlich nicht einzeln bleiben, Wiederholungen werden vorkommen, und wir müſſen wachſam und ſtets auf unſerer Hut ſeyn."

Es iſt bemerkenswerth, daß man die Anſicht, Indien werde ſich früher oder ſpäter von England losreißen unumwunden ausſpricht, um ſo mehr, als die Herrſchaft nicht wie in Amerika den Creolen zufallen wird — denn dieſe ſind mit wenigen Ausnahmen nicht lebensfähig geboren, welcher Umſtand bereits weſentlich zur Verminderung der Heirathen unter Europäern in Indien beigetragen hat; das Erbe wird den alten Beſitzern des Landes, vielleicht mit einer geringen Beigabe von europäiſchen Meſtizen, den Nachkommen von Engländern und eingebornen Frauen, zufallen. Was iſt nun geſchehen, um dieſe zur Uebernahme zu befähigen? Im Ganzen genommen ſehr wenig; eine Anzahl begabter Menſchen, ſowohl Hindus als Moslems, ſind europäiſch gebildet, aber dadurch theils ihren Landsleuten ſelbſt verdächtig geworden, theils zu vereinzelt, um irgend eine nennenswerthe Wirkung hervorzubringen. Ein wahrhaft drolliges Beiſpiel der Miſchung von aſiatiſcher und europäiſcher Bildung haben die Parſen zu Bombay in ihrem Streit gegen die chriſtlichen Miſſionäre gegeben, indem ſie die Bemühungen dieſer letztern anfangs von zoroaſtriſchem Standpunkt aus, welcher aber keinen Halt gab, ſodann vom rationaliſtiſchen bekämpften. Sie merkten indeß bald, daß ſie ſich mit dieſem Kampf auf ein dornenvolles Feld

vor dem 15ten Jahrhundert mit lateiniſcher Schrift, und braucht man dieſe nicht auch jetzt bei den ungariſchen Walachen? Bei dieſem Streit ſcheint mehr Abneigung gegen, oder Vorneigung für Rußland der Grund ſich für dieſes oder für jenes Alphabet zu entſcheiden. Mit der lateiniſchen Schrift wollen die Rumunen dem Abendland ſich nähern, während die Ruſſen ſie im Kreiſe ihrer oſteuropäiſchen Literatur und Schrift zurückhalten wollen. Es iſt in einem weitern Umfang derſelbe Streit, wie in Oſtgalizien, wo einige die ruſſiſche Schrift ſtatt der polniſchen Schreibart einführen wollen; es handelt ſich dabei nur um die Frage: ſollen ſie ſich zu den Oſt- oder Weſtſlawen zählen?

gewagt hatten, und brachen den Streit ab, welcher bis jetzt immer noch mehr blaß als ein Curiosum dasteht. Die von Hastings und Wellesley gegründeten Institute zur Erziehung und Bildung der Moslems und Hindus in allem Wissen ihrer Väter hat man vernachlässigt, obgleich auf diesem Wege allein ein weiteres Ziel zu erreichen steht, und hat es vorgezogen, einzelne reichere Classen und zum Compagniedienst bestimmte Jünglinge vermittelst der englischen Sprache mit moderner Weisheit anzupinseln, vielleicht nicht ohne die geheime Absicht, diese gebildetere Classe von ihren Landsleuten zu scheiden.

Nicht eben erfreulicher sieht es vorerst auf der materiellen Seite aus, denn das Land ist unter der Herrschaft der Compagnie tief verarmt, und erst seit kurzem geben sich einige Symptome von Besserung kund. Das engherzige System der Compagnie, welches Europäer vom Ankauf indischen Landbesitzes ausschloß, hat äußerst nachtheilig gewirkt, und diese Folgen weichen nur allmählich. Unter den großen Ausfuhren Indiens hat der Indigo den Anfang gemacht, dann folgte Zucker, als der Zoll auf den ostindischen mit dem auf den westindischen in England gleichgestellt wurde; hierauf Baumwolle, Kaffee, endlich Wolle, Flachs u. s. w., welche allmählich auch zu den bedeutendern Ausfuhrgegenständen durch die Anstrengungen einzelner Europäer erhoben wurden. Seit zehn Jahren gibt sich ein allmähliches Anwachsen der Ausfuhr kund (s. Bemerkungen über Ostindien Nr. 306 ff.), und es ist ganz bezeichnend, daß unter allen den wichtigen Ausfuhrgegenständen der Indigo den Anfang machte, denn diese Waare ist in Vergleich zu ihrem Umfang sehr theuer, die Frachtkosten sind also verhältnißmäßig unbedeutend, während bei Baumwolle, Zucker, Kaffee u. s. w. die Frachtkosten einen sehr bedeutenden Theil des Verkaufspreises ausmachen; seit der Gleichstellung des Zolls von ost- und westindischen Waaren *) ist die Ausfuhr aus Ostindien allerdings und zwar sehr bedeutend gestiegen, schwankt aber ungemein je nach den Preisen an den Seeplätzen; standen die Preise dieser Waaren hoch, so kam ziemlich viel auf den Markt, standen sie niedrig, so nahm die Ausfuhr sogleich ab, aus dem einfachen Grunde, weil bei dem Mangel an Wegen die Waaren größtentheils auf Lastthieren fortgeschafft werden müssen; wäre Indien wie durch einen Zauberschlag mit Eisenbahnen überzogen, so würde die Ausfuhr der meisten dieser Waaren sich sogleich verdoppeln, wo nicht vervierfachen. Hierin liegt eine Hauptklage gegen die Verwaltung, welche nicht bloß einer Unterlassungssünde schuldig ist, sondern auch thatsächlich die Erweiterung der Thätigkeit hinderte, indem sie unter anderm einer asiatischen Bank, welche mit einem Capital von 2 Mill. Pf. Sterl. die Förderung des Ackerbaues und Handels unternehmen wollte, ihre Zustimmung versagte, allem Anschein nach aus Handelsneid der Directoren. Indeß scheint hierin jetzt eine Veränderung vorzugehen; der Drang, englische Capitalien nach Indien zu werfen, wird zu groß, und die Widerstandskraft der Verwaltung gegen diese Neuerung nimmt sichtlich ab. So sind jetzt Compagnien zur Befahrung des Ganges mit einer größern Anzahl von Dampfboaten, zur Anlegung einer Eisenbahn von Bombay nach Punah, zur Errichtung von mächtigen Eisenwerken in Südindien u. s. w. im Gange, und werden sich wohl durch alle Hindernisse allmählich Bahn machen. Zudem fehlt es an mächtigen, zum Theil übermächtigen Capitalien in Indien selbst nicht, wohl aber an Unternehmungsgeist, und wenn einzelne große englische Compagnien mit ihrem Beispiel vorangehen, so werden auch die reichen Eingebornen bald nachfolgen. Man kann also einer thätigern Zukunft entgegensehen, aber wenn der Handel und die reichlichere Erzeugung von Handelswaaren zunimmt, wird die bereits begonnene Veränderung aller Vermögensverhältnisse in einem viel stärkeren Maßstab fortschreiten. Die Engländer werden sich bestreben, das Land mit großen Plantagen zu füllen, und das Verhältniß der Bevölkerung zu ihnen wird immer das einer dienenden Classe seyn, bis eine hinreichende Zahl eingeborner Asiaten oder Mestizen zu gleicher Thätigkeit und gleichem Geschäftstriebe angespornt wird; dann beginnt erst die große sociale Umwandlung Indiens. Das sind aber Aussichten in eine ferne Zukunft, und diese können jetzt noch nicht in Betracht kommen. Jetzt ist erst die Zeit, wo die noch schlummernde Kraft in Thätigkeit gesetzt werden muß, um allmählich die Masse des Volks genügend zu beschäftigen, und Indien den Jammer zu ersparen, seine Kinder zu wahrer Sklavenarbeit nach Mauritius und nach Westindien schicken zu müssen, denn 10,000 derselben sollten im verflossenen Monat October nach Jamaica, Trinidad und Guiana abgehen; so hat es die englische Philanthropie beschlossen, welche durchaus keinen Negerhandel duldet, aber die armen Hindus mitleidslos von einem Welttheil in den andern schleppte. Der Tag wird aber kommen, wo man allenthalben dieß Gewebe von Hinterlist und Habsucht, das man die Unterdrückung des Sklavenhandels nennt, in seinem wahren Lichte erkennen wird, und wie Achilles Lanze die Wunde heilte, die sie schlug, so wird auch die beste Aufklärung hierüber von England selbst ausgehen, wo es nicht an Leuten fehlt, welche den ganzen Bau der Politik gegen den Sklavenhandel als den großen Betrug *) (the great humbug) bezeichnen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Dieß wurde im Laufe dieses Jahres dadurch vervollständigt, daß auch Kaffee von Mysore, einem nicht unter directer englischer Herrschaft stehenden Land, als englische Colonialwaare angesehen werden soll.

Miscellen.

Richelieu's Briefwechsel. Die große Sammlung der noch nicht herausgegebenen Denkmäler der Geschichte Frankreichs wird sich jetzt mit einer Sammlung von Briefen, Memoiren und diplomatischen Instructionen des Cardinals Richelieu bereichern. Man hat dem Herausgeber Avenel alle Archive geöffnet. (Echo du Monde Savant. 28 Nov.)

Der Reisende Ochoa, den die französische Regierung zum Sammeln von Manuscripten nach Indien geschickt hatte, ist bereits mit einer kostbaren Sammlung zurück in Marseille angekommen. (Fr. Bl.)

*) Die Aborigines protection Society, welche freilich nie so viel Lärmen gemacht hat, als die Antislavery Society, wird der kleine Betrug (the lesser humbug) genannt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 345.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker

10 December 1844.

Latkins Reise im Petschoragebiet.

Wir haben vor kurzem nach den Mittheilungen Latkins im russischen Journale einige interessante Nachrichten über die Samojeden (s. Nr. 321 ff.) aufgenommen, und im Eingang bemerkt, daß der Hauptzweck Hrn. Latkins ein commercieller gewesen sey. Genauer war indeß dieser Zweck nicht angegeben worden, aus neuern Nachrichten aber ergibt er sich ganz deutlich und zeugt ungemein für die Thätigkeit, welche die Russen in diesem unwirthlichen Lande entwickeln. Latkin machte sich im vorigen Jahre am 13 Junius neuerdings von Petersburg auf den Weg, um das Gebiet zwischen dem Ob und der Petschora genauer zu untersuchen. Wir können die Einzelnheiten dieser Reise, welche ohne eine genaue Karte der dortigen Länder sehr undeutlich seyn würden, hier nicht wieder geben, und bemerken nur, daß es sich darum handelte, durch Auffindung einer bequemern Handelsstraße vermittelst der zwischen Ob und Petschora laufenden Flüsse den Transport der sibirischen Waaren zu erleichtern, und den langen mühseligen Weg über den Ural zu vermeiden. Zu diesem Ende wurde eine Compagnie für den Petschora-Handel errichtet, und diese beauftragte Hrn. Latkin, abermals eine Reise dahin zu unternehmen, um genauere Nachrichten über Fischfang und Jagd in diesen Gegenden, über die Wälder an den Ufern der Petschora, Wolschegda, Sysola und andern Flüssen, so wie über die Wasserverbindungen zu sammeln. Die Gouvernementszeitung zu Wologda und nach dieser die Nordische Biene vom 24 Oct. theilen das Nähere mit; wir heben aber nur die nachfolgende Stelle aus, welche auch ein geographisches Interesse hat, indem sie die starke Senkung des Urals in diesen Strichen beweist. „Am 17 Julius schiffte er sich an der Einmündung der Usa in die Petschora ein, und fuhr den erstern Fluß etwa 500 Werste weit hinauf bis zur Einmündung des Jelez, wo er Bauern aus Ischma traf, welche hier Fischfang trieben. Am 25 Julius fuhr er mit einem derselben den Jelez aufwärts, mußte aber schon am folgenden Tage wegen Untiefen die Schifffahrt einstellen, und ging dann etwa 20 Werste weit zu Fuß nach den Seen, welche in einer Spalte zwischen den uralischen Bergen am Scheidepunkt des Petschora- und Obgebiet liegen. Er fand auch den Fluß Sobi, der in der Nähe der Seen aus den Bergen kommt, wollte sich aber ohne Führer nicht weiter und mußte umkehren, da die Samojeden im Sommer weiter nach Norden gezogen waren. Hätte er diese getroffen, so wäre er auf Rennthieren nach dem Ob abgegangen, der nach den von ihm eingesammelten Nachrichten nur noch 150 Werste entfernt seyn konnte. Am 1 Aug. war Latkin wieder zurück an der Kolwo." Es ist somit gar nicht unmöglich, daß eine leichte Verbindung zwischen Sibirien und dem Petschoragebiet sich herstellen läßt.

Rückblicke.

Die Engländer in Asien.

(Schluß.)

Von Indien aus sind die Engländer nach Osten und Westen weiter gegangen gleich ihren Vorgängern auf dieser Bahn, den Portugiesen, und noch sind sie beinahe nicht einmal so weit, als diese gewesen sind. Die Portugiesen geboten im persischen Meerbusen zu einer Zeit, wo Persien viel mächtiger war als jetzt, und wenn die Engländer Aden besetzten, so hatten die Portugiesen einen fast noch wichtigern Punkt, nämlich Maskat, wo noch die Ueberreste portugiesischer Festungswerke sich finden; in Abyssinien, wo — gelegentlich bemerkt — der Wiederstreit zwischen Franzosen und Engländern noch in der alten Bürde steht (s. die Franzosen und Engländer in Abyssinien Nr. 127 ff.), und glücklicherweise zur Erforschung des Landes das Seinige beitragt, waren die Portugiesen ihrer Zeit ohne Vergleich weiter, und man hat noch nicht einmal das Ende ihrer geographischen Entdeckungen erreicht, trotz der Bemühungen Dr Beke's, welcher, in ihre Fußstapfen tretend, noch das Meiste geleistet hat. An diesen Tropenländern werden, so fest sich auch jetzt die Engländer zu setzen suchen, ihre Bemühungen mit der Zeit so gut abprallen, wie die der Portugiesen. Die Hauptfrage, um welche es sich jetzt handelt, ist die, ob Suez in ihre Hände fallen soll oder nicht; dieß führt uns aber auf den Streit zwischen französischem und englischem Einfluß in Aegypten

Digitized by Google

zurück, deſſen wir oben bereits gedacht haben. Suez ausgenommen würden alle Beſitznahmen von Häfen und anderen Punkten epidemere Erſcheinungen ſeyn, und die Engländer werden ſolche vermeiden, ſo lange ſie irgend mit den Eingebornen gut auskommen können, denn wenn wie noch Aden ausnehmen, deſſen Lage wegen des gegenüberliegenden Berbera von beſonderer Bedeutung iſt, möchten die Ausgaben den möglichen Gewinn nicht lohnen. Eine große Verlegenheit für England dürfte in dieſen Strichen ein Wahabitenſturm werden, der den größten Theil Arabiens unter Einem Haupt vereinigen und ſich nicht auf den Umkreis des innern Landes beſchränken würde.

Gegen Oſten haben die Engländer jetzt dem portugieſiſchen Macao das engliſche Hongkong entgegengeſetzt, und eine Stadt Namens Victoria daſelbſt gegründet, aber den Zweck, welchen ſie ſich dabei vorgeſetzt haben, fürs erſte nicht erreicht. Sie wollten aus Hongkong einen Freihafen machen, und verlangten von den Chineſen freie Ausfuhr für alle nach Hongkong aus chineſiſchen Häfen gehenden Waaren, wodurch Hongkong der Mittelpunkt für den Handel aller Völker mit China hätte werden müſſen, allein die chineſiſchen Mandarine waren klug genug nicht in dieſe Falle zu gehen; die Ausfuhr nach Hongkong iſt nur aus den geöffneten fünf Häfen, und nur unter ſtarken Ausfuhrzöllen geſtattet. Zugleich haben die Chineſen nicht geſäumt, den Amerikanern gleiche Handelsvorrechte mit den Engländern zu gewähren. Dadurch hat Hongkong viel von ſeiner geträumten Wichtigkeit verloren, und die Ungeſundheit des Orts ſtimmt die Hoffnungen noch mehr herab, *) Fieber und Dyſſenterien haben furchtbare Verheerungen angerichtet, und eine Zeitlang herrſchte allgemeiner Schrecken. Dennoch hat ſich die Stadt Victoria wie durch Zauber erhoben, die engliſchen Kaufleute zu Macao ſind unverzüglich herbeigeeilt, um ſich unter den Schutz der brittiſchen Flagge zu ſtellen und größere Sicherheit zu genießen, denn Seerand iſt für einen großen Theil der chineſiſchen Bevölkerung an der Küſte und auf den Inſeln das gewöhnliche, mit großem Eifer betriebene Gewerbe, und die Engländer werden auch, da die Seeräuber bei den Behörden oft genug Schutz finden werden, große Mühe haben, dieſelben auszurotten. Zum Schluſſe noch etwas über die Unruhen in Canton und die angebliche Escamotirung eines den Engländern viel nachtheiligeren Vertrags, wie derjenige iſt, welchen ſie wirklich abgeſchloſſen haben. Letzteres iſt ein baares Märchen, denn die Chineſen haben die Macht der Engländer zu gut gefühlt, um ſich durch ſolche Ausflüchte nochmals ihre Rache auf den Hals zu laden, ehe ſie ihre Zeit beſſer erſehen und es nicht allein mit den rothhaarigen Barbaren anzunehmen haben. Was die Unruhen in Canton betrifft, ſo haben ſie ihre natürliche Erklärung in dem Umſtand, daß die ganze Cantoner Bevölkerung tödtlich erbittert iſt, weil nicht mehr der ganze Handel Chinas durch ihre Hände geht, ſondern ſie denſelben mit den vier andern Häfen theilen müſſen. Dieſe Erbitterung macht ſich in Ausbrüchen gegen die fremden Kaufleute Luft, iſt aber ſicherlich eine vorübergehende Erſcheinung. Die große Frage für China iſt bloß dieſe: was wird der geſteigerte Verkehr mit den Fremden für einen geiſtigen Einfluß auf das Reich äußern, und welche Folgen wird die durch fremde Einfuhr ſtark verminderte, früher von der chineſiſchen Regierung ſo emſig gepflegte Handarbeit haben; die Zeit, welche ſeit dem Frieden verfloß, iſt aber viel zu kurz, als daß ſich bereits eine merkliche Aenderung hätte ergeben können. Schu's Denkſchrift (ſ. Nr. 153 ff.) zeigt hinreichend, daß die Chineſen gegen die Folgen des erweiterten Verkehrs mit den Fremden keineswegs blind ſind.

Auf dem Wege von Oſtindien nach China liegt das bekannte Singapur, ein Freihafen, von welchem aus der Handel nach allen umliegenden Ländern betrieben wird. Die Engländer ſuchen aber einen zweiten Ankerplatz zwiſchen Oſtindien und Hongkong, wenigſtens geben ſie vor, es ſey ihnen nur um einen Landungsplatz hauptſächlich für nothleidende Schiffe zu thun. Zu dieſem angeblichen Zwecke, in der That aber um den Handel mit dem öſtlichen Theil des indiſchen Archipels zu erweitern, ſind in dieſem Jahre neue Verſuche gegen Borneo gemacht worden, dießmal nicht, wie ſonſt, von Singapur, ſondern von Hongkong aus. Zwei brittiſche Fahrzeuge fuhren den Fluß Kootie hinauf, wurden von den hinterliſtigen Malayen mit allen Zeichen der Freundſchaft empfangen, bis ſie ſich von allen Seiten her geſammelt hatten, und nun die Schiffe angriffen, welche zwar glücklich entkamen, jedoch nicht ohne viele Mannſchaft und darunter ihren Anführer, Namens Mureay, zu verlieren. Die engliſchen Blätter von Hongkong und Singapur gingen ſo weit, dieß Ereigniß den hinterliſtigen Einflüſterungen der Holländer Schuld zu geben, obgleich dieſe die Engländer ſchon oft und vielfach gewarnt hatten, ſich mit dieſen Malayen nicht näher einzulaſſen. Die Engländer nahmen dieß für Handelsneid, und erneuerten ihre Verſuche, welche bis jetzt nicht ſonderlich günſtig ausgefallen ſind, obgleich ſich allmählich ein Handel von mehr als einer halben Million Dollars zwiſchen Singapur und Borneo entſponnen hat. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß die Engländer ihre Verſuche, ins Innere des gold- und diamantenreichen Borneo einzudringen, fortſetzen werden, bis ſie eine Gelegenheit finden, ſich definitiv an der Küſte feſtzuſetzen, ſo ſehr dieß auch gegen die mit Holland abgeſchloſſenen Verträge iſt. Die Holländer weiſen, nach dem in dem Vertrag von 1824 aufgeſtellten Grundſatz, die Engländer aufs feſte Land hin, und ſchlagen für den Fall, daß ſie wirklich bloß einen Haltplatz zwiſchen Singapur und Hongkong ſuchen, das Delta des Camdodjaſtromes vor. Dieß iſt cochinchineſiſches, nicht europäiſches Gebiet, gilt ſomit als gute Beute, nach der auch die Franzoſen Verlangen tragen (ſ. Aufenthalt in Cochinchina Nr. 204 ff.), aber ohne bis jetzt ſehr glücklich in ihren Bemühungen geweſen zu ſeyn, denn das Mißtrauen gegen Fremde iſt übermäßig; wenn man aber erwägt, wie die Europäer allenthalben zu Werk gegangen ſind, bis ſie ſich feſtgeſetzt und das Land in Beſitz genommen hatten, ſo kann man das Mißtrauen nicht anders als gerechtfertigt finden. England wird vorerſt den

*) Das Waſſer ſelbſt iſt häufig ſo ungeſund, daß man mit Fiſchen die Probe macht, ob ſie nicht darin crepiren.

Handel mit dem indischen Archipel den Holländern größtentheils überlassen und den chinesischen mit den andern seefahrenden Nationen theilen müssen. Neue große Ländererwerbungen, namentlich auf der hinterindischen Halbinsel sind aber nicht wohl zu erwarten, denn die Engländer werden fremde Erwerbungen nicht dulden, und um der Kosten willen nicht geneigt seyn, die übrigen auszudehnen.

Das Amsterdamsche Handelsblad vom 7 Sept. dieses Jahrs ist es, welches den Engländern den guten Rath gegeben, sich an die Verträge zu halten, und nicht auf den Inseln, sondern am Delta des Cambodia sich niederzulassen. Wohl haben die Holländer Grund, die Engländer möglichst entfernt zu halten; diese beklagen sich am meisten über die Seeräuber, geben sogar den Holländern Schuld, daß sie das Unwesen dulden, um fremden Handelsschiffen die Fahrt in diesen unsichern Gewässern zu entleiden, aber die Engländer selbst liefern den Eingebornen in ihrem Schmuggelhandel hauptsächlich Gewehre und Pulver, welche die niederländische Regierung ihren Handelsleuten verboten hat, um nicht die Kriegsmittel dieser Seeräuber zu mehren. Die Holländer werden ihr bisheriges Handelssystem im Archipel und manche Beschränkungen, welche nur den fremden Kaufleuten zu Gute kommen, aufgeben müssen, wenn sie ferner das Uebergewicht im Handel desselben und dadurch ihr Ansehen bei diesen Völkern aufrecht erhalten wollen. Man macht überhaupt den Holländern ein engherziges System zum Vorwurf, und wir sind nicht geneigt, ihr in Java befolgtes Verfahren, so viel sich auch zu dessen Entschuldigung anführen läßt, vertheidigen zu wollen; wenn sie aber den Engländern gegenüber auf ihrer Hut sind, so wird man ihnen dieß nicht sehr verargen können. Die Engländer haben erst in diesem Jahr wieder eine Maaßregel ergriffen, welche darauf abzweckt, einen bedeutenden Theil des holländischen Handels auf Java an sich zu ziehen; indem sie den nicht durch Sklavenarbeit erzeugten Zucker zu einem viel niedrigern Zoll in England zulassen, wollen sie durch die vermehrte Ausfuhr von Zucker aus Manilla und Java den Absatz von englischen Manufacturwaaren in diesen Colonien vermehren und ihren nach Indien und China gehenden Schiffen eine gute Rückfracht sichern. Die Holländer sahen wohl, um was es sich handle, waren, wie ihr ganzes Verhalten zeigt, sehr weit entfernt die vielleicht mögliche Zuckereinfuhr in England als ein Zugeständniß anzusehen, wofür sie andere Zugeständnisse zu machen hätten *), und verweigerten geradezu die Anstellung englischer Consuln, welche in Java die Identität des auszuführenden Zuckers als javanisches Product constatiren sollten; anscheinlich wollten sie sich nicht in ihren Handelsgeschäften allenthalben in die Karte sehen lassen. In Manilla sind die Plane der Engländer nicht minder klar, denn da dieser Hafen nach seiner Lage eine wichtige Zwischenstation für den Handel nach andern Ländern ist, gedachte man gleichfalls die Einfuhr englischer Waaren zu begünstigen. Wir wissen noch nicht, wie die spanische Regierung sich bei der Sache benommen hat, in England glauben aber viele, daß sie so gut wie die holländische den Uebergriffen der Engländer sich widersetzen werden. Es ist zwar leicht zu sagen, die holländische und spanische Regierung schade durch solche Beschränkungen nur dem Handel ihrer Länder, beide aber sind bemüht und wohl mit Recht, solchen nicht in die Hand der ohnehin übermächtigen Engländer fallen zu lassen, welche sonst den ganzen asiatischen Handel in kurzem an sich reißen würden. In welchem Zusammenhang die von England ergriffene Maaßregel mit dem allgemein englischen Handel und mit der Sklavenfrage steht, werden wir im Verfolg sehen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Die Sache ist ganz einfach: reicht der englische Colonialzucker für die Consumtion in England aus, so kommt doch kein holländisch-javanischer Zucker nach England; reicht die Zufuhr aus den Colonien nach England nicht hin für den Verbrauch, so wird doch ein Theil des auf den übrigen Märkten erkauften Zuckers nach England gezogen, und auf dem Continent müssen die Preise etwas steigen, während sie in England durch die geöffnete Concurrenz fallen; der Vortheil der holländischen Regierung liegt aber bei weitem mehr in einem Steigen der Zuckerpreise überhaupt, als in einer unsichern directen Einfuhr in England. Die Holländer sind so gute commercielle Rechner, als die Engländer, und in dem vorliegenden Falle wahrscheinlich bessere, wie denn auch das neue Zuckergesetz in England selbst starke Gegner findet, die keineswegs nach dem beschränkten Standpunkt westindischer Pflanzer urtheilen.

Ueber den gegenwärtigen Zustand der walachischen Literatur.

(Fortsetzung.)

Ein Muster von Regelmäßigkeit, Klarheit und Harmonie in der rumunischen Sprache ist ohne Zweifel die heilige Schrift und die Werke einiger geistlichen Schriftsteller, jetzt aber bei der Gährung der Geister kann man in der That nicht sagen, wer besser und regelmäßiger rumunisch schreibt. Simon Marcowitsch, der Uebersetzer von Youngs Nachtgedanken und Maemontels Belisar (1843), schreibt, ungefesselt durch den Neuerungsgeist, eine reine regelmäßige Sprache; namentlich ist die erste Uebersetzung ein Muster von fließender Harmonie. Ihm folgt unmittelbar der gelehrte Professor Aaron, der Geschichte an der Nationalakademie des heiligen Sawwa lehrt und den ersten Theil einer Geschichte des „Zeri Romyneschtsch", des rumunischen Landes, herausgab, aber ach! die Kälte der Rumunen für ihre vaterländische Geschichte ist so groß, daß der Verfasser sein wahrhaft unentbehrliches und schönes Werk einstellen mußte, und es ist kaum eine Hoffnung da, daß er diese Geschichte vollende.

Ueber gelehrte Gegenstände haben die Rumunen bis jetzt fast gar keine Bücher. Die Rhetorik von Marcowitsch, die Einleitung zu der Geschichte der Walachei von Aaron, die Uebersetzung der Geometrie von Legendre durch Poenari, das ist alles was in dieser Beziehung geschehen ist. Kürzlich wurde ein Originalwerk des Dr. Episcopesco unter dem Titel „Spiegel der Weisheit" gedruckt, aber in dieser Sammlung findet man sehr vieles, nur keine Weisheit. Dieser Spiegel ist eine Sammlung von unzusammenhangenden fremdartigen Dingen, Anthropologie, Kosmologie, Anatomie u. s. w., und alles das mit großem Anspruch auf Gelehrsamkeit.

Die poetische Literatur ist reicher an Originalerzeugnissen.

Den ersten Rang theilen wir dem kürzlich herausgekommenen Werkchen „Tschasurile de mulzumire" (Stunden des Genusses) zu. Es ist in zwei Theile getheilt; im ersten ist eine Uebersetzung von Byrons Manfred, von der namentlich das Ende, wo Manfred mit dem Abt und mit den unsichtbaren Geistern spricht, vortrefflich ist; die Uebersetzung verdient durch den Ausdruck und die Annäherung ans Original alle Aufmerksamkeit. Der zweite Theil enthält Originalpoesien Rosetti's, worunter sich eine Romanze unter dem Titel: „Kui e wina?" besonders auszeichnet; sie war bald in dem Munde des Volks, der beste Beweis für ihren Werth. Musik und Harmonie des Versmaaßes sind bezaubernd. Rosetti, das kann man keck sagen, ist einer der besten rumunischen Dichter. In seinen kleinen Gedichten zeigt sich sehr viel Verstand, Gefühl und Witz, z. B. in dem „Tribunal der Liebe," wo er das walachische Rechtswesen parodirt, namentlich das walachische Schudekat, Proceßverfahren. Der Kläger (pelimasch) Konstantin, ein treuer Liebhaber, klagt seine Geliebte Jelenkuza (Helena) an, daß sie trotz aller ihrer Schwüre ihn verrathen habe. Das Gericht untersucht die Sache und entscheidet zu Gunsten Konstantins, Jelenkuza muß ihm ihr Herz zurückgeben und alle Gerichtskosten und Schäden, d. h. den Kummer, die Unruhe, die Qual, die Leiden u. s. w., ersetzen. Konstantin dagegen hat nach allem diesem volles Recht sein Herz zu verschenken, wem er will. Unterschrieben sind: Präsident Cupido. Richter: Standhaftigkeit und Treue. Protokollist: Villerdour. Gegen diese Entscheidung wird Protest eingelegt. Der Procurator setzt auseinander, daß die Richter den ganzen Proceß falsch aufgefaßt haben, daß Helena das Recht hat, Konstantin nicht zu lieben, weil er ein armer Mensch ist und die Armen niemals liebenswürdig seyn sollen. Man muß in walachischen Tribunalen gegenwärtig gewesen seyn, um die ganze Richtigkeit dieser Parodie zu verstehen; der Verfasser sagt in einer Anmerkung, er habe Entscheidungen von walachischen Gerichten gesehen, die noch viel komischer gewesen seyen, als die des Tribunals der Liebe.

Zugleich mit Rosetti gab Cäsar Bolák ein Bandchen Gedichte heraus, seine Verse stehen aber in Fluß und Harmonie denen Rosetti's weit nach. „Maria von Besdat," eine seiner Balladen, lebt im Munde des Volks, und dieß Gedicht steht in gleichem Rang mit den leichtern Erzeugnissen Rosetti's. Der Gegenstand ist sehr einfach und darum gut. Die blonde Maria liebt einen armen Hirten Nicolai und will ihn heurathen. Die Eltern wissen, daß sie häufig das Haus verläßt, wenn Nicolai seine Kühe vorüber treibt; es wird ihr verboten ihn zu sehen, aber die Sburdalnika (Eigensinnige) weiß doch ihrem Geliebten einen Kuß zu geben, und frägt eine Wahrsagerin um Rath. „Mutter, sagt Maria, ich liebe Nicolai, ich möchte mit ihm zusammenkommen, aber ich fürchte mich vor der Mutter. Ich weiß, du bist gut und sere wiklescher (ohne Hinterlist); führe ihn hieher." Die Alte stellt ihr vor, sie werde erschrecken. „Umsonst, fährt Maria fort, ich liebe ihn, und achte keinen Schrecken." — „Gut, sprach die Wahrsagerin, du bist die Tochter reicher Leute und er? er ist ein Hirte (wekar)." — „Sprich nicht so von meinem Nicolai, entgegnete Maria, mögen die Türken mich in Stücke hauen, ich liebe ihn." — „Mag es seyn, immerhin ist er aber arm, wenn er auch dir gefällt." — „Nun gut, ich habe nichts mehr bei dir zu thun und bitte nicht länger, ich will dulden und zum Himmel beten." Die Alte läuft zur Mutter Maria's, erzählt ihr, was sie gehört hat, und setzt hinzu: „Fürchte dich nicht, ich weiß, wie man solche Noth heilt. Am Vorabend des Johannistages laß sie im Hause schlafen. Maria, nichts ahnend, legt sich zum Schlafen nieder, aber der Schlaf kömmt nicht, sie betet zum Himmel, er möchte sich ihrer Leiden erbarmen; in diesem Augenblick erglänzt ein Blitz und sie hört die Stimme der schlauen Alten, welche sich irgendwo versteckt hat: „Nein, Mädchen, suche dir nicht den Hirten zum Mann!" Maria schreit auf und fällt todt nieder; hierauf folgt eine kleine Lehre, die freilich niemand belehrt, dennoch aber wird die Ballade in der ganzen Walachei gesungen.

Die andern Gedichte Bolák's sind allzu sehr gesponnen, er will zu viel mit Gelehrsamkeit glänzen und spricht zu verschiedenartige philosophische Ideen aus. Das bunte Gewand taugt nichts in der Dichtkunst, und die schwülstigen Dissertationen sind in Versen nur lächerlich.

Aristia, der Uebersetzer Alfieri's und der Iliade, hat sich trotz seines Talents zu einem andern Extrem verleiten lassen; er bildet Worte, daß einem die Ohren gellen. Sein letztes Erzeugniß sind epische Stanzen: Vrynzul Romyn (der rumunische Fürst), geschrieben bei Gelegenheit der Wahl des jetzigen Hospodars; außer der Leichtigkeit des Verses in einigen Stellen haben sie aber nichts Poetisches. Aristia hatte die seltsame Idee, die ganze Ceremonie der Wahl des Hospodars in Verse zu übertragen; einige Momente sind allerdings festlicher Art, z. B. der Zug des Hospodars Bibesco nach der Kirche, wo er den Eid abgelegt hat im Geiste des organischen Statuts zu regieren. Hier ist Poesie, aber der Dichter könnte sein Talent besser und glänzender in einem lyrischen Gedicht entfalten, statt in langen, überlangen epischen Stanzen. Vollends die Reden des Hospodars an das Heer und die Civilbeamten in Verse übertragen, das ist gar zu episch! Als man dem Hospodar das Werk Aristia's vorlegte, sagte er nach Durchlesung desselben bloß: mon pauvre cheval! Wirklich hatte Aristia seine ganze poetische Hitze auf die Beschreibung des Pferdes verwendet, das Bibesco ritt.

Aristia besitzt unstreitig Talent, und da er Schauspieler ist, hat er einige Scenen aus Alfieri vortrefflich wieder gegeben, aber auch nur einige Scenen. Man erzählt von ihm, er habe in Athen, als er im Theater in einer classischen Tragödie auftrat, die Damen des neugebornen Hellas durch die Wahrheit seines Spiels so erschreckt, daß einige in Ohnmacht fielen. Er ist geborner Grieche und versteht die alte und neue griechische Sprache vollkommen.

(Schluß folgt.)

Chinesischer Granit in England. Nach einer Liverpooler Zeitung hat man kürzlich daselbst eine Masse chinesischen Granits, durch chinesische Arbeiter in viereckte Quadrate gehauen, zu 6 Sch. das Quadratfuß, etwa die Hälfte des sonst gewöhnlichen Preises, verkauft. Der Granit ist von ganz vorzüglicher Qualität und heller als man ihn in England findet. (Shipping Gazette vom 27 Nov.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 346.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

11 December 1844.

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Die Sklavenfrage.

Wenn im verflossenen Jahre von diesem viel besprochenen Gegenstande weniger die Rede war, so muß man darum nicht glauben, daß sie schlummerte; sie ist stets lebendig und wird für England mit jedem Jahre mehr ein Gegenstand der Verlegenheit. Die Zahl der Menschen in England selbst, welche das ganze bisher verfolgte System für verfehlt ansehen, ist nicht klein, aber man kann von einem seit 30 Jahren eingeschlagenen Wege nicht sogleich abgehen; das System ist in alle See- und Handelsverhältnisse Englands hineingewachsen, und fürs erste nach nicht daran zu denken, daß die englische Regierung eine andere Sprache führen werde, als sie seit Jahren geführt hat, aber die Sachen verwickeln sich und die Verlegenheiten nehmen zu, hauptsächlich in Folge des neuesten Zuckergesetzes, durch welches die Torypregierung die Consequenz ihrer Ansichten vor den Augen der Welt darzulegen suchte. Als Opposition hatten die Tories nur drei Jahren bei Gelegenheit der Zuckerfrage die Whigregierung zuerst vollkommen geschlagen; die Whigs wollten allen fremden Zucker ohne Unterschied zu 36 Sh. den Centner statt der bisherigen 63 Sh., einem Verbotszoll, hereinlassen; die Tories stellten sich als Verkämpfer der Negerfreiheit dar und verwarfen den Vorschlag. Indeß erkannten sie bald die Nothwendigkeit, fremden Zucker zuzulassen, und in diesem Jahre ist, nicht ohne heftiges Widerstreben der westindischen Pflanzer, der Antrag durchgegangen, fremden nicht durch Sklavenarbeit erzeugten Zucker zu 34 Sh. in England einführen zu können. Die Hauptabsicht bei dieser Maaßregel mag gewesen seyn, die Holländer zu Concessionen hinsichtlich des Javahandels zu vermögen, den englischen Handel im indischen Archipel zu erweitern und allmählich Holländer und Spanier möglichst zu verdrängen. Dieß möchte im Laufe der Zeit gelingen, vorerst aber drängen andere Sorgen: Brasilien hat nicht nur den Vertrag mit England zu Ende laufen lassen, ohne ihn zu erneuern, sondern droht sogar mit Differentialzöllen gegen England; es hatte verlangt, daß seine Erzeugnisse nur um zehn Procent höher als die der englischen Colonien besteuert werden sollten, und wollte um diesen Preis den Handelsvertrag erneuern, welcher die englischen Einfuhren besonders begünstigt. Das konnte England um seiner Colonien, aber, wie die officielle Sprache sich ausdrückte, wegen seines Abscheues vor dem Sklavenhandel nicht bewilligen, und alle Unterhandlungen schlugen fehl. Aber die Aussicht, einen bedeutenden Theil des brasilianischen Handels zu verlieren, stachelt das englische Ministerium, und man sieht einer abermaligen Aenderung des Zuckergesetzes entgegen, wenn nur irgend die frühere Erklärung gegen den Sklavenzucker, welche man durch das dießjährige Zuckergesetz auf eine so faienne Art erneuerte, zu umgehen ist.

England liefert hier wiederum einen offenkundigen Beweis, daß man mit Ideen nicht spielen darf: es hat die Freiheit der Schwarzen verkündet, und gewiß hat jeder redlich Denkende ihm darin vollkommen beigestimmt; die Geschichte wird einzelne Philantheopen Englands immer als Wohlthäter der Menschheit ehren, aber das Spiel, welches man zum eigenen Nutzen mit der großartigen Idee getrieben hat, auch gebührend brandmarken. Keine Sophisterei wird die Beschuldigung hinwegräumen, daß es eine baare Heuchelei sey, keinen durch Sklavenarbeit erzeugten Zucker zulassen zu wollen, dagegen aber von Sklaven erzeugte Baumwolle, Tabak, Kaffee u. s. w., welche bis jetzt in den englischen Colonien nicht in hinreichender Menge erzeugt werden, ohne weiteres hereinzulassen. *) Sich gegen diese letztern Waaren eben so wie gegen den Zucker zu erklären, das hätte dem Handel einen zu großen Schlag versetzt, dagegen hielt man durch Ausschließung des fremden Zuckers das Monopol der eigenen Colonien aufrecht. Alles andere sind hochtönende Phrasen, an welche kein Vernünftiger mehr glaubt. Noch ein Schritt weiter auf dieser Bahn und England gibt sich dem Gelächter der Welt preis: der Vertrag Englands mit Nordamerika macht die Einfuhr

*) Ganz abgesehen von der Abgeschmacktheit, daß das sklavenhassende England den Sklavenzucker selbst nicht verzehren will, ihn aber raffiniren und seinen eigenen Colonien zum Verzehren zuschicken darf.

Digitized by Google

nordamerikanischen Zuckers möglich, und dieser ist nicht nur selbst größtentheils durch Sklaven erzeugt, sondern auch jeden Augenblick durch Sklavenzucker zu ersetzen, so daß Nordamerika die Thorheit der Engländer benützt, sich selbst mit fremdem Zucker zu versorgen und seinen eigenen nach England zu senden; bereits sollen Ladungen von solchem Zucker in Liverpool eingetroffen seyn. *) Jetzt steht die englische Regierung zwischen dem Dilemma entweder einen bedeutenden Theil des brasilianischen Handels zu verlieren, oder ihren früheren Erklärungen gerade entgegen zu handeln. Letzteres möchte noch hingehen, denn es würde höchstens den Austritt einiger Minister zur Folge haben, aber eine solche Abweichung von den früheren Erklärungen bedingt auch eine wesentliche Abweichung in der Politik gegen den Sklavenhandel, wo nicht ein Aufgeben des ganzen bisher befolgten Systems, denn wozu soll man in die Länge ein solches System aufrecht erhalten, das jährlich 3—400,000 Pf. St. kostet, seinen Zweck größtentheils verfehlt und den Nutzen, den man nebenbei erwartet, nicht mehr leistet.

Alle Mittel, um den sinkenden Glauben an der Uneigennützigkeit des englischen Verfahrens bei Unterdrückung des Sklavenhandels aufrecht zu erhalten, wollen nicht mehr verfangen. Wenn man weiß, daß englische Unterthanen selbst offen und mit Connivenz ihrer Regierung auf der Ostküste von Afrika besonders durch Vermittlung des Imams von Maskat Sklavenhandel treiben, daß die englische Regierung selbst die aus Negerschiffen weggenommenen Schwarzen nach Westindien führt und dort an Pflanzer vermiethet, d. h. ihre Arbeit auf eine Reihe von Jahren hinaus verkauft, und wenn man die seit vier Jahren unausgesetzten Bemühungen der Westindier kennt, sich auf irgend einem beliebigen Wege, am liebsten aus Afrika, Arbeiter zu verschaffen, wenn man die in diesem Jahr vom Colonialministerium gefaßten Beschlüsse erwägt, vorerst 10,000, dann aber noch eine größere Anzahl Culis nach Westindien zu verschiffen (s. Arbeiterversorgung Westindiens Nr. 227), und diesem Menschenhandel — denn es ist durchaus nichts anderes — nach und nach eine immer größere Ausdehnung zu geben; wenn man alles dieß zusammennimmt, so gehört gewiß ein robuster Glaube dazu das Verfahren für baares Erzeugniß der Menschenliebe anzusehen. Das Arbeitsbedürfniß der westindischen Inseln muß befriedigt werden, sonst geht der Plantagenbau auf den größten und wichtigsten zu Grunde. Daraus entspringen die krampfhaften Bemühungen, sich von allen Seiten der Arbeiter zu verschaffen, und die Länder, wie Brasilien und Cuba, die in derselben Lage sind und ihr Bedürfniß mit neuen Sklaven decken, setzen sich gegen die Heuchelei der Engländer immer heftiger auf, England schadet sich immer mehr in der öffentlichen Meinung, und der Heiligenschein, der es in den Augen der Uneingeweihten immer noch umgab, wird mehr und mehr abgestreift.

Der Sklavenhandel bietet die merkwürdigsten Erscheinungen dar, mögen wir ihn nun von der ethnographischen oder politischen Seite auffassen; er wird im Norden, Westen und Osten Afrika's betrieben, und im Süden, wo er, die portugiesischen Besitzungen abgerechnet, nicht besteht, finden wir die blutigen Kriege eines Tschaka, Dingaan und Mosielekatsi, wodurch ganze Stämme untergehen. Im Norden ist der Sklavenhandel, wie sich bestimmt nachweisen läßt, schon Jahrtausende alt, denn bereits die alten Aegyptier schrieben Negersklaven gehabt zu haben (s. ethnographische Bemerkungen über Alt-Aegypten Nr. 308); daß die Karthager diesen Handel gleichfalls getrieben, ist mehr als blos wahrscheinlich, denn von ihnen haben wir den in ganz Nordafrika unbekannten Namen des Nigers *) erhalten. Daß die Araber den Handel trieben, seit sie in diese Länder eindrangen, ist ohnehin bekannt. Glaubenseifer und Habsucht haben sich vereinigt, um ihr Vordringen in Afrika immer weiter auszudehnen. Aber das Merkwürdigste ist, daß, seit der Sklavenhandel im nördlichen Afrika zum Theil durch die Bemühungen der Engländer wirklich abgenommen hat, die freiwillige Auswanderung der Schwarzen zunimmt. Wir führen zur Bestätigung nachstehende Stelle aus einem Memoire des Hrn. Subtil über den Handel in Gadames an: „Der Handel mit Sklaven war früher einer der Hauptzweige des von Gadames unterhaltenen Verkehrs. Diese Stadt kaufte einen großen Theil derjenigen ein, welche die Karawanen des Sudan mit sich brachten, und belieh sie wie ein Depot von Waaren, die man allmählich nach verschiedenen Punkten der Berberei absetzte, hauptsächlich nach Tunis, welches selbst 7—8000 jährlich auf die Märkte von Konstantinopel und Smyrna schickte; jetzt besteht aber seit beinahe vier Jahren der schändliche Handel in dieser Regentschaft nicht mehr, denn seit dieser Zeit hat der Bey den öffentlichen Verkauf der Sklaven im Umfang seiner Staaten, so wie die Aus- und Einfuhr derselben verboten. Die französische Besitzung von Algier hat auch die dortigen Märkte diesem Handel geschlossen, und nur Marocco und Tripoli erhalten noch Sklaven, aber ihre Anzahl ist sehr gering und vermindert sich täglich, denn diese beiden Länder wagen nicht mehr sie auszuführen, und kaufen nur noch für ihre Localbedürfnisse. Darum macht auch Gadames mit dem Ankauf von Sklaven keine Speculation mehr, die Einwohner kaufen mit Ausnahme einiger hübschen Negerinnen sehr wenig für sich selbst, denn die Anzahl der freien Neger ist so bedeutend, und ihr Taglohn so gering, daß das Bedürfniß von Sklaven mit jedem Tage sich weniger fühlbar macht. Dieser Mangel an Absatz hat den Preis der Sklaven gedrückt, und die großen Karawanen, die keinen Vortheil mehr dabei finden, bringen nur noch den zehnten Theil der frühern Zahl. Aber in dem Maaße, als der Sklavenhandel abnimmt, steigt die Auswanderung freier Neger, gewiß ein seltsamer Umstand, welcher beweist, daß die Neger für ihr Heimathland die angebliche Vorliebe nicht haben, aber daß sie durch Elend und Verfolgung daraus vertrieben werden; jetzt sieht man fast mit allen großen Karawanen des Sudan zahlreiche Familien, ja ganze Stämme freier Neger ankommen, welche den Süden

*) Das neue Zuckergesetz kam erst am 14 Nov. in Kraft, die Nordamerikaner haben also dergleichen Ladungen früh genug abgesandt, daß sie gleich nach diesem Termin eintreffen konnten.

*) Von dem semitischen Worte „neher“ der große Strom.

Digitized by Google

verlassen um sich im Norden anzusiedeln. Schon haben diese Auswanderer ganze Dörfer in der Cyrenaica, in der Provinz Taverga und im tunesischen Dscherid gegründet. Wenn die Auswanderer in Gadames anlangen, sind sie noch unsicher über die Wahl der Gegend, wohin sie sich wenden sollen: mehrere folgen den Karawanen bis nach Marocco, und man weiß, daß sie in einigen Strichen dieses Reiches ziemlich bedeutende Colonien gegründet haben. Der Kaiser hat die Ansiedlung dieser arbeitsamen Menschen auf seinem Gebiet auf alle Weise begünstigt und sogar Regimenter aus denselben gebildet, welche für die tapfersten und treuesten seiner Truppen gelten. Andere ziehen nach der Regentschaft Tripoli, und einige endlich ins tunesische Dscherid." So hat der Einfluß der europäischen Civilisation, ohne daß, Tunis ausgenommen, directe Schritte geschehen wären, dem Sklavenhandel in Nordafrika schon bald ein Ende gemacht, und Bugeaud hat in der Antwort auf das Schreiben, worin er aufgefordert wurde, den Sklavenhandel in Nordafrika zu verbieten, ganz richtig bemerkt, daß eine plötzliche, gewaltsame Aufhebung des Handels nicht bloß eine Unmöglichkeit, sondern selbst eine Grausamkeit gegen die armen Sklaven seyn würde, die übrigens bekanntlich in mohammedanischen Ländern viel besser behandelt werden als in christlichen.

Dem uralten Menschenstrom, der aus dem innern Afrika hervorbringt, wird also vorerst nicht mit Einem Mal Halt zu gebieten seyn; welche Verhältnisse in jenem Innern vorherrschen, und diesen Menschenstrom seit so langen Jahren ununterbrochen unterhalten, das wissen wir nicht, daß er aber seit Jahrtausenden angedauert hat, leidet keinen Zweifel; er geht nicht bloß nach Norden, sondern bekanntlich eben so wohl gegen Osten, von Bornu aus über Darfur und Sennaar nach Aegypten, dem rothen Meer und dem indischen Ocean. Zu diesem Negerstrom gehören auch die Unglücklichen welche Mehemed Ali in Sennaar jagen läßt. *) Ihre Bestimmung ist nicht bloß Aegypten und Syrien, sondern hauptsächlich Arabien, wo die Zahl der Negersklaven fortdauernd im Wachsen ist, und auch schon in der Farbe der Einwohner ganzer Districte sich bemerklich macht. Der Sklavenhandel geht hauptsächlich über Suakim, dann folgen aber die Züge über Abyssinien nach Tadschura und Zeila und der gleichfalls nicht unbedeutende Sklavenmarkt Berbera. An diesem Sklavenhandel haben die indischen Kauffahrer bedeutenden Antheil, den größten aber die Araber, und unter ihnen wiederum der Imam von Mascat. Indeß ist die ganze Ostküste jenseits des Cap Guardafui bis nach Mozambique hinab, so weit sie zugänglich ist, von arabischen Scheichs besucht, welche Streifzüge ins Innere machen und Sklaven holen. Einem Theil dieser Scheichs, welche sich zu Mambas, Zanzibar und der Umgegend festgesetzt, hat der Imam von Maseat das Handwerk gelegt, aber nur um es selbst in noch größerem Umfang zu treiben, besonders seit die Engländer im Jahr 1823 durch den Cap. Owen ihm einen vortheilhaften Vertrag anboten, wenn er den Sklavenhandel der Spanier und Portugiesen an dieser Küste hindern wolle. Der Imam hatte ohne Verzug eingewilligt, denn nach Entfernung der Concurrenz fiel der Preis der Sklaven, deren Fortschaffung nach Maseat und dem persischen Golf sein Monopol ist. Zudem bemächtigte er sich der Insel Zanzibar, und legte dort Pflanzungen von Zucker, Kaffee und Gewürznelken an, welche er durch seine Sklaven, deren er dort etwa 8000 hält, ganz nach Art der weißen Pflanzer in Westindien bauen läßt. Für seine Bemühungen zur Abschaffung des Sklavenhandels ernannte ihn die asiatische Gesellschaft in London zu ihrem Ehrenmitglied; er selbst ist aber, wie wir gesehen, an der ganzen Küste der größte Sklavenhändler, dem jedoch die Engländer keinen Einhalt thun, weil auf diesem Wege keine europäische Colonie mit schwarzen Arbeitern versorgt wird.

(Fortsetzung folgt.)

*) Leon de la Borde schlägt diesen Zug auf jährlich 20,000 an, was kaum hinreichen möchte (s. Revue de l'Orient. Oct. 1844). Er spricht aber auch von förmlichen Menschengestüten, Sklavenzüchtereien in größerem Maaßstab als die amerikanischen, welche von einzelnen Türken unterhalten würden; ob diese Angabe wahr ist, vermögen wir nicht anzugeben, bemerken aber doch, daß Ignaz Pallme der in seinem Werke über Kordofan die Türken und Mehemed Ali gewiß nicht schont, von solchen Anstalten nichts meldet, und er befand sich doch lange genug im Lande selbst.

Ueber den gegenwärtigen Zustand der walachischen Literatur.

(Schluß.)

Ich muß hier einiges über das Nationaltheater sagen, das vor einiger Zeit in Bucharest bestand. Viele gebildete Rumunen ergriffen damals (von 1832 an) die Sache mit aller Energie, mit dem Enthusiasmus der Jugend, die von einem neuen Gegenstand angezogen ist. Wohin man blickte erstanden Uebersetzer von Corneille, Voltaire, Racine, Molière, Schiller, Kotzebue, es war eine wahre Ueberschwemmung in der Dramaturgie, jetzt ist aber alles stille geworden. Die Rumunen sind, wie es scheint, mehr befangen von den Motiven Bellini's oder Donizetti's, als von den unverständlichen, halb italienischen Versen Eliadis, welcher eine Zeitlang (1836) sogar eine Theaterzeitung herausgab. Kürzlich hat er in Nachahmung Ossakis, eines moldauischen Dichters und Gelehrten, die Norma übersetzt, aber auf eine Art, daß kein Rumune sie versteht. Bei der Darstellung dieser Uebersetzung soll der Hospodar Bibesco seinen Dank mit den Worten ausgedrückt haben: „Ich danke Ihnen für die aus dem Italienischen ins Italienische übersetzte Norma!"

Die periodischen Schriften in der Walachei beschränken sich auf einige Zeitungen, die fast niemand liest. Hr. Eliadi steht auch hier an der Spitze, denn er ist Haupttheilnehmer oder Redacteur aller Zeitungen. Das Bulletin ist das Regierungsblatt, worin ausschließlich nur Verordnungen der Verwaltung-gerichtliche Anzeigen u. s. w. zu finden sind; der Courier ist eine politisch-literarische Zeitung. Im Laufe des Jahres fanden sich darin gar nicht schlechte Verse jungee rumunischer Dichter; die Zeitung für beide Geschlechter wird trotz des curiosen Titels doch von niemand gelesen. Karkaleki, Herausgeber und Redacteur des „Rumunischen Boten," spielt die Rolle eines

Digitized by Google

übernaiven alten Mannes. In seiner halbofficiellen Zeitung ist auch ein Feuilleton, größtentheils ein Abdruck moldauischer Blätter; diese Zeitung ist wenigstens ohne Prätensionen. Das Blatt für den Landmann (foja setæna) ist das beste Blatt, wenigstens dem Zweck nach, den sich die Redactoren vorgesetzt haben, Bildung unter den Landleuten zu verbreiten und ihren sittlichen Zustand zu verbessern. Ob aber auch dieß Blatt wirklich unter die Zegraus (Landleute) kommt?

Bei Gelegenheit der periodischen Schriften in der Walachei muß ich einer Zeitung erwähnen, welche in diesem Jahre zu Jassy unter dem Titel: „Literatur- und gelehrte Zeitung," begonnen wurde. Alle rumunischen Literatoren werden zu Beiträgen von Originalien oder Uebersetzungen aufgefordert, letztere aber sollen nur aufgenommen werden, wenn sie irgend welchen Bezug auf die Walachei oder Moldau haben. Es ist dieß eine wahrhaft erfreuliche Erscheinung in der öden Literatur der Rumunen. Der poetische und literarische Theil sind wirklich reich. Die Erzählung Alexandri's: „der Para und der Ducaten," ist sehr interessant. Donitsch, der Uebersetzer der Fabeln Krylosffs und der Zigeuner von Puschkin, übersetzt auch die Satyren des Fürsten Kantemir. Negruzzi arbeitet, wie es scheint nach dem Französischen, die Legende Toboriks um. Larian beschäftigt sich mit Untersuchungen über die Sprache der Rumunen, mit Einem Wort, es ist die beste Zeitung.

Bei allem dem sind wir überzeugt, daß bei der gegenwärtigen Richtung der Geister die Walachei noch lange keine eigene Literatur haben wird. Geschichte und Erfahrung zeigen, daß ein Volk, das nicht an seiner nationalen Conversationssprache arbeitet, zwar wohl eine Literatur, aber keine eigene haben kann. Man betrachte das neue Hellas! Dort schreibt und druckt man Bücher, welche von zwei Drittheilen der Griechen nicht verstanden werden. Die dortigen Schriftsteller verderben die Formen ihrer neuen romäischen Sprache durch althellenische, führen Worte und Wendungen ein, welche in die Volks- und Verkehrssprache gar nicht passen. Und wozu das alles? Glauben sie dadurch die alte Bildung und Literatur ihrer Ahnherren wieder zu erwecken? Ei, guten Tag! Das ist der babylonische Thurmbau! Es ist ungefähr dasselbe in der Walachei. Man höre, wie Hr. Eliadi die Rumunen auffordert ihrer Ahnherren, der Römer, zu gedenken und ihre Nationalität zu bewahren. Diese schwülstigen Aufrufe haben nie zu etwas geführt und werden nie zu etwas führen.

Briefe von der Yorker Versammlung.

Fünfter Brief.

Die Kunde, daß Lord Rosse heute eine Demonstration seines Riesenteleskops geben würde, hatte eine solche Menge Gäste herbeigezogen, daß der Raum nicht ausreichte und eine große Zahl der Wißbegierigen zurückgewiesen werden mußte. Die Modelle seines Riesenteleskops waren zu dem angegebenen Zweck nach dem Local der mathematischen Section gebracht worden. Das eine der Modelle zeigte das Teleskop mit seinen Pfeilern und Stützpunkten, um es in seiner Lage zu erhalten, wie zugleich die Maschinerie, vermittelst welcher es mit der größten Leichtigkeit bewegt werden konnte, das zweite Modell die Maschine, mit welcher das Speculum geschliffen und polirt worden war. Lord Rosse bemerkte, daß seine Aufmerksamkeit zuerst im Jahre 1828 auf die Idee gerichtet, da man zu dieser Zeit so ziemlich genau mit dem System unserer Erde bekannt geworden, und es ihm daher um so dringender erschienen sey, auch mit der Natur der doppelten Sterne und den Nebelflecken bekannt zu werden. Die damaligen Teleskope hätten keine Hoffnung gegeben, diesen Wunsch jemals befriedigt zu sehen, da diese Instrumente wohl hinlänglich vergrößert, nicht aber die Eigenschaft besessen hätten, so viel Licht aufzunehmen, um die Gegenstände, auf welche sie gerichtet, beobachten zu können. Um diesem Mangel abzuhelfen, habe er es unternommen ein reflectirendes Sehrohr nach Newtonischen Grundsätzen mit einer dreihundertfachen Vergrößerung zu construiren. Nach langen und oft vergeblichen Versuchen sey es ihm endlich gelungen eine Composition zu diesem Zweck zu finden, die aus 58.9 Zinn und 126.4 Kupfer bestände und allen Anforderungen entsprechen hätte. Seine zweite Aufgabe sey nun gewesen, einen reinen und fleckenlosen Guß dieser Composition zu erhalten. Nachdem er auch diese gelöst, sey es noch darauf angekommen, eine Maschine zu erfinden, womit eine solche Platte hätte geschliffen und polirt werden können. Zu diesem Zweck habe er im Jahre 1827 die Maschine construirt, von welcher das Modell hier vor ihm stände, die auch noch vielfachen Versuchen bewiesen, daß sie auf eine höchst genügende Weise die manuelle Arbeit ersetze. Die Focallänge des Sehrohres beträgt 50 Fuß, wobei der Spiegel gerade 6 Fuß im Durchschnitt enthält und 8400 Pfund englisches Gewicht wiegt. Um es leicht beweglich zu machen, wurde es auf einem Hebeapparat errichtet, welcher 2½ Tonnen (eine Tonne gleich 2240 Pfund) wog. Die Röhre selbst wiegt 6½ Tonnen und der übrige Apparat unter derselben 3 Tonnen. Um keine Zeit bei der Bewegung der Röhre zu verlieren, bedient er sich keiner mechanischen Mittel, sondern ganz einfach eines Gegengewichts, das die Kraft von 3 Centnern besitzt, und welches mittelst einer einfachen Maschinerie ein Mann ganz leicht handhaben kann. Nachdem er so alle Schwierigkeiten beseitigt und endlich zu seinem ersehnten Resultat gelangt, hoffe er, daß wiederum die Resultate, die man durch das seinige auf dem Gebiete der Astronomie erreichen, ihn reich für seine Mühen entschädigen und belohnen würden. Mittelst seines Teleskops könne er Gegenstände bereits eine halbe Stunde bevor sie die Mittagslinie erreicht und eine halbe Stunde nach ihrer Passage beobachten. Für praktische Zwecke könne es mit der Meridianhöhe beginnen, und dem Gegenstand wieder nach dem Meridian folgend, das Sehrohr auf seinen vorigen Standpunkt zurückbringen.

(Schluß folgt.)

Der älteste Holzschnitt. Bekanntlich hält man das Bild des heil. Christoph aus dem J. 1423 für den ältesten Holzschnitt, und nur drei Abdrücke davon sind bekannt. Vor kurzem wurde aber zu Mecheln zufälligerweise ein Bild entdeckt, das nicht nur um fünf Jahre älter ist, indem es deutlich die Jahrzahl 1418 trägt, sondern auch in der Ausführung das Bild des heil. Christoph weit übertrifft. Es ist die Jungfrau mit dem Jesuskind zwischen zwei Bäumen mit der heil. Katharina, Barbara, Dorothea und Margaretha, deren Namen in gothischen Buchstaben beigefügt sind. Alle Köpfe haben einen Heiligenschein, aber nur der des Kindes Jesus ist kreuzförmig, eine Zierrath, welche nur der Gottheit vorbehalten ist. Die heil. Jungfrau trägt eine kaiserliche, die heil. Katharina eine Königskrone. Der Holzschnitt wurde von Baron Reiffenberg alsbald für 500 Fr. angekauft. (Athen. 23 Nov.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 347.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker

12 December 1844.

Etwas über Mollusken.

Diese Thierclasse ist seit einiger Zeit der Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit der französischen Akademie geworden, und es wird sich demnächst ein öffentlicher Streit über dieselbe entspinnen. Wir wollen diesen Streit mit wenigen Worten erwähnen, ehe wir einige interessante Nachrichten d'Orbigny's über die Vertheilung der Mollusken ausheben. Die französische Regierung hat vor einiger Zeit Hrn. Milne Edwards und Hrn. de Quatrefages nach Sicilien geschickt, um über mehrere Gegenstände der vergleichenden Anatomie Forschungen anzustellen; Hr. de Quatrefages hatte vorzugsweise die Mollusken sich ausgewählt, und über einige dieselben betreffende Punkte besondern Bericht erstattet. *) Seit mehrern Wochen ist er nun zurück, und hat in der Akademie eine Vorlesung über einige bei gewissen Mollusken beobachtete Erscheinungen gehalten. Er will nämlich beobachtet haben, daß in der Oekonomie der innern Organe eigenthümliche Veränderungen vorgehen; so z. B. sollen Functionen, welche specielle, unabhängige Organe hatten, sich in einem und demselben Organ vereinigen, und so wichtig auch diese Veränderung ist, soll doch in der äußern Form des Thieres nichts die vorgegangene Revolution anzeigen. Eine solche Thatsache würde gewisse von Cuvier aufgestellte und gegenwärtig allgemein angenommene Grundsätze umstoßen. Die Behauptung des Hrn. Quatrefages, welcher auch von Hrn. Milne Edwards unterstützt wird, erregt lebhaften Streit, welcher, wie man glaubt, bei der Wahl zur Professur der bisher von Hrn. Geoffroy St. Hilaire vorgetragenen Naturwissenschaften zum Ausbruch kommen wird. Diese Wahl beschäftigt gegenwärtig die Akademie, und die Vorlesungen derer, die sich darum beworben haben, beginnen. Zu diesen Bewerbern gehört nun auch Alcide d'Orbigny, der zum Gegenstand seiner Vorlesung die Vertheilung der Mollusken längs der großen Meeresküsten nahm. Die Küsten Nordamerika's z. B. haben solche Umrisse, daß sie auf ihrer ganzen Ausdehnung die mannichfachsten Gestaltungen bilden, manchmal tiefe Einschnitte, an andern Orten steil abfallende Ufer. An der einen Stelle ist das Wasser gegen Wind und Wellen geschützt, an einem andern sind beim geringsten Windstoß die Wellen aufgeregt. Auch die Strömungen an den Küsten sind zahlreich und sehr verschieden, die einen sind sehr reißend und stark, die andern haben nur eine untergeordnete Wichtigkeit. Zu der Gestaltung der Küsten und der Macht der Strömungen kommt noch der Einfluß der Temperatur, welche nach den Breiten wechselt, und andere nicht minder wichtige Umstände. Alle diese Ursachen modificiren die Vertheilung der Mollusken wesentlich: gewisse Arten häufen sich in geschützten Stellen an, andere scheinen die Orte zu lieben, welche den Winden mehr ausgesetzt sind. Die von der Sonne erwärmten Stellen haben gleichfalls ihre anziehende und ihre abstoßende Kraft, manche Arten von Mollusken suchen sie, während andere sie zu fliehen scheinen. Endlich sind die Strömungen je nach ihrer Stärke und Ausdehnung die Sammelorte für Mollusken verschiedener Art: sie bilden gleichsam die große Straße, auf denen diese Massen der Wasserbevölkerung zusammenstoßen und sich vermischen. Hr. d'Orbigny hat eine Geographie der Mollusken an den nordamerikanischen Küsten entworfen, und so dem Reisenden eine Karte an die Hand gegeben, nach welcher ein Naturforscher sich in der Aufsuchung derjenigen Gegenstände, die ihn besonders interessiren, richten kann.

*) Sein Bericht so wie der des Hrn. Milne Edwards steht an einem Orte, wo man sonst dergleichen Dinge nicht sucht, nämlich im Moniteur Universel vom 17 Nov. d. J.

Rückblicke.

Die Sklavenfrage.

(Fortsetzung.)

So steht es um den Sklavenhandel im Norden und Osten von Afrika, in den portugiesischen Besitzungen auf der Ost- und Westküste wird er fortbetrieben, so weit ihn die englischen Kreuzer nicht hindern, aber die in neuern Zeiten bekannt gemachten Parlamentspapiere geben an (s. der Sklavenhandel in Brasilien Nr. 293), daß dennoch jährlich zwischen 20 und 30,000 in Brasilien eingeführt werden. Auch in Cuba

Digitized by Google

war die Einfuhr, wenigstens unter der Verwaltung des jetzt abberufenen O'Donnell, noch sehr stark, und daß auch in Texas nach afrikanische Sklaven eingeführt werden, ist von Engländern behauptet, so viel uns aber bekannt, nicht bewiesen worden. Dem sey indeß wie ihm wolle, und wenn auch die Angaben über Brasilien übertrieben seyn sollten, so geht aus dem Obigen genugsam hervor, daß der Sklavenhandel nicht bedeutend abgenommen hat, bekanntlich ist er aber um vieles grausamer geworden seit man die Sklaven auf Schiffen wie Häringe zusammenpressen muß, um desto leichter den englischen Kreuzern zu entgehen. Die Unterdrückung des Sklavenhandels durch äußere Mittel, nämlich dadurch, daß man die Negerschiffe hinwegnimmt, ist nicht nur ein sehr ungenügendes, sondern auch ein grausames Mittel, es heißt eine Hautkrankheit ins Innere treiben. Werden darum die innern Kriege aufhören, und werden sie nicht, wenn man die Gefangenen nicht verkaufen kann, nur blutiger werden, indem man sie ermordet? Allerdings hat der Sklavenhandel vielfach eine Menschenjagd hervorgerufen und dadurch Krieg erzeugt; dieß scheint aber doch nur an der Küste der Fall gewesen zu seyn, nicht im tiefen Innern, von woher die Sklaven oft in großen Massen kommen, und zu einem Spottpreis losgeschlagen werden; erhält man diesen Spottpreis nicht, so werden sie ermordet, oder kommen vor Hunger und Elend um. Der Handel mit Erzeugnissen des Bodens ist der einzige sichere Weg zur allmählichen Abschaffung des Sklavenhandels; denn dadurch erhält der Mensch einen Werth, weil man ihn vortheilhafter zum Anbau des Bodens verwendet, als verkauft. Darum sind alle Handelsposten an der afrikanischen Küste von großem Interesse, weil sie durch die vermehrte Ausfuhr von Landeserzeugnissen der Sklaverei steuern; dazu aber tragen Frankreich und Holland je nach ihren Mitteln und Kräften eben so viel bei als England, das freilich den Handel Afrika's gerne für sich allein ausbeuten möchte. Frankreichs Handel am Senegal, die Ausbreitung, welche derselbe in neuerer Zeit erhalten, die Bemühungen Frankreichs, auf dieser Seite immer tiefer ins Innere einzudringen (s. Entdeckungen in Senegambien Nr. 273) und endlich den seit Jahren genährten Traum einer Verbindung mit Algier zur Wahrheit zu machen, werden dem Sklavenhandel nach und nach mehr Abbruch thun, als jetzt noch die Bewachung der Küste trotz aller darauf verwandten Kosten zu thun im Stande ist.

Diese aber ist es, welche England in immer größere Verlegenheit stürzt. Seit es im Jahr 1842 durch den von Ashburton abgeschlossenen Vertrag das Recht der Durchsuchung von Schiffen unter amerikanischer Flagge ganz aufgegeben hat, ist eine neue Phase in dem Sklavenhandel und der auf dessen gewaltsame Unterdrückung gebauten Politik eingetreten. Amerikaner mögen vielfach den Sklavenhandel begünstigt haben, indem sie ihn durch ihre Flagge deckten, aber manche mögen auch die Flagge benützt haben, ohne dazu berechtigt zu seyn. Darum verlangten die Engländer, daß ihnen wenigstens gestattet seyn solle, die Schiffe zu untersuchen, ob sie mit Recht die amerikanische Flagge führen, aber auch dieß wurde abgeschlagen, die amerikanische Regierung war entschlossen, keine solche Seepolizei zu dulden, sie mag nach dem Grundsatz handeln: siamo Veneziani é poi Cristiani *) aber die Art, wie England sein angemaßtes Vorrecht benützte, als es noch die Macht besaß, dasselbe gegen Nordamerika durchzusetzen, rechtfertigt die amerikanische Regierung vollkommen, wenn sie es um keinen Preis mehr dulden will, jetzt wo sie Macht genug besitzt es zu verweigern. Das gestattete Durchsuchungsrecht hat schon einmal zum Kriege geführt, und die Amerikaner wollen sehen, ob die entschiedene Verweigerung desselben nicht den Krieg vermeiden hilft. Es sind auch nach dem Abschluß des Ashburtonvertrags Noten und Erklärungen über die Sache gewechselt worden, welche sich völlig entgegenstehen. Lord Aberdeen hat geradezu erklärt, England werde seinen Anspruch darauf, Fahrzeuge, die des Sklavenhandels verdächtig seyen, auch dann zu untersuchen, wenn sie amerikanische Flagge führen, nie aufgeben,**) aber die amerikanische Regierung hat ebenso bestimmt erklärt daß sie diese Forderung nie anerkennen werde.

So stehen jetzt die Sachen. Die Haltung der Vereinigten Staaten gegen England mag allerdings dem Sklavenhandel einigen Vorschub thun, denn die fünf amerikanischen an der afrikanischen Küste aufgestellten Kriegsschiffe können den Mißbrauch ihrer Flagge nicht hindern, um so weniger als derselbe öfters mit Connivenz amerikanischer Capitäne geübt wird. Dieser Uebelstand ist nicht in Abrede zu stellen, aber Nordamerika wird um einiger Sklavenschiffe mehr oder weniger nicht von seinem Rechte weichen und es aufrecht erhalten selbst auf die Gefahr eines Kriegs hin. Beide Mächte stehen sich auf die merkwürdigste Weise gegenüber, denn beide haben die Gewalt, einander die tödtlichsten Schläge beizubringen, aber England ist bei aller seiner Macht im entschiedensten Nachtheil. Oft und laut haben sich die Engländer gerühmt, daß es ihnen ein leichtes sey, den Brand in die südlichen Staaten der Union zu werfen, und die Sklaven zum Aufstand gegen ihre Herren zu führen, aber in diesem Fall bringt England Amerika allerdings einen schweren, sich selbst aber noch einen weit schwerern Schlag bei. Ein langer Aufstand würde die Baumwollencultur wenigstens auf einige Jahre vernichten, und Englands Fabriken diese ganze Zeit hindurch stocken, weil es die fehlende Million Ballen Baumwolle sich auf keine Weise verschaffen könnte; was würde aber aus seiner Arbeiterbevölkerung werden, wenn diese Zufuhr fehlte! Um einen solchen Schlag von sich abzuwenden, müßte England in ganz anderer Weise für die Emporbringung Indiens gesorgt haben, und wenn es auch jetzt alle möglichen

*) Bugeaud's oben schon erwähntes Schreiben sagt auch ganz naiv: consultons d'abord les interêts de notre patrie, puis soyons philanthropes autant que possible. Er hatte zuvor ganz richtig bewiesen, daß Frankreich mit einer gewaltsamen Aufhebung und Unterdrückung der Negersklaverei in Nordafrika weit mehr Uebels als möglicher Weise Gutes anrichten würde.

**) Ein solcher Fall soll kürzlich an der brasilianischen Küste vorgekommen seyn, wo der amerikanische Capitän dem untersuchenden englischen Officier mit der amerikanischen Flagge entgegentrat, ohne daß letzterer sich an der Untersuchung hätte hindern lassen. Die Folgen sind noch nicht bekannt.

Kräfte anspannt, und die mächtigsten Capitalien darauf verwenden will, so verfließt zum mindesten ein Jahrzehend, ehe Indiens Baumwolle die amerikanische ersetzen kann *); inzwischen aber wird Amerika nicht stille gestanden, seine Einwohnerzahl wird auf 25 Millionen gestiegen und das Machtverhältniß zwischen England und Amerika ein anderes geworden seyn. England hat also das dringendste Bedürfniß vorerst die gedrohte Brandfackel nicht nach Nordamerika zu werfen; denn sie könnte in England einen Brand entzünden, den keine Regierungsgewalt mehr zu löschen vermöchte und der England von Grund aus umkehrte. Solche Drohungen sind also gänzlich eitel und nicht gemacht, die Amerikaner, welche den Sachverhalt mit vollkommener Klarheit anschauen, im Mindesten zu schrecken. England wird also wohl sein Seerecht gegen Amerika nicht aufs Aeußerste treiben, es wird mit so wenig Geräusch wie möglich das mit dem Mantel der Philanthropie bedeckte Seerecht ermäßigen oder wenigstens schlummern lassen bis auf möglicher Weise günstigere Zeiten. Aber Frankreich wird jeden Rückschritt Englands mit spähenden Augen verfolgen, es wird auf solche Vorgänge gestützt Aufhebung des Vertrags von 1833 fordern, — falls dieß nicht bereits geschehen ist, — und dann muß England vor den Augen der Welt aussprechen, ob die mit andern Staaten abgeschlossenen Verträge dennoch eine Geltung haben sollen oder nicht, ob man diese als die Schwächern immer noch dem angemaßten Seerecht unterwerfen will.

Amerika's Name ist in Folge dieser Stellung zu England mit der Aufrechthaltung der Sklaverei verschwistert, so stellen es wenigstens die englischen Schriften dar, und es ist auch bis zu einem gewissen Grade richtig. Aber in Nordamerika selbst ist der Streit für und wider die Abschaffung der Sklaverei auf eine für dieß Land fast gefährliche Weise entbrannt, ja selbst in den südlichen Staaten und in Texas erheben sich Stimmen für Abschaffung der Sklaverei, welche, wie wir früher schon erwähnt, in Amerika unendlich mehr Schwierigkeiten hat, als in Westindien, wo die Pflanzer gewiß nie für sich die Aufhebung der Sklaverei beschlossen hätten, denn die oberste gesetzgebende Behörde des Reichs mußte die Freilassung der Sklaven ihnen aufdringen; wiederholt hatten die Maaßregeln der gesetzgebenden Versammlungen in den Colonien die öffentliche Stimme in England gereizt, gerade wie die Maaßregeln der südlichen Staaten in Bezug auf die Sklaven in den Abolitionisten des Nordens die schärfsten Tadler finden; diese Maaßregeln hatten durchaus denselben Geist geathmet, wie die, welche von den Sklavenstaaten der Union ergriffen werden, man verbot die Sklaven im Schreiben und Lesen zu unterrichten, und verhängte schwere Strafen gegen die Baptistenmissionäre, die sich der verwahrlosten, verwilderten Menge als barmherzige Brüder angenommen hatten. Vom moralischen Standpunkte aus standen die Westindier den Ansichten Englands gerade so gegenüber, wie die Sklavenstaaten im Norden der mächtigen und zahlreichen Abolitionistenpartei, aber diese letztere hat keine gesetzgebende Macht über den Süden, wie England gegenüber Westindien, während der moralische Einfluß des Nordens auf den Süden vielleicht größer, als je der Englands auf die Westindier hinsichtlich der Sklavenfrage gewesen ist. Aber die Abolitionistenpartei hat klüglich ihre Schritte gemäßigt, um nicht die Spaltung der Union zu erweitern und unheilbar zu machen. Es ist darum nicht gerecht, die Amerikaner als die Verfechter der Sklaverei darzustellen, wenn gleich nicht zu läugnen ist, daß einige derselben noch Sklavenhandel treiben mögen, was indeß, gelegentlich bemerkt, in neuerer Zeit auch noch Engländern schuld gegeben wurde. Der wahre Standpunkt für die Nordamerikaner ist die Unabhängigkeit ihres Landes, und in dieser Beziehung sind sie noch weit mehr als die Franzosen aufgefordert, jeden Schritt der Engländer in der Sklavensache eifersüchtig zu bewachen. Großbritannien hat mehr als einmal, und noch in neuester Zeit mit Bezugnahme auf Texas kund gegeben, daß es die Freiheit der Neger in der ganzen Welt zu fördern gesonnen sey. Wir wollen hier nicht an die Elasticität dieses Grundsatzes mahnen, welcher sich gegen den Imam von Maskat äußerst nachsichtig, gegen die amerikanischen Länder aber in seiner ganzen Strenge zeigt, sondern wir machen nur auf den Umstand aufmerksam, daß mit der Zulassung dieses Grundsatzes, gegen welchen jedoch eine Erklärung Calhouns alsbald remonstrirte, jede Einmischung in die innern Angelegenheiten der Sklavenstaaten sich rechtfertigen ließe, und daß er, gegen die Amerikaner überhaupt angewandt, noch zu weit mehr als einer drückenden Seepolizei führen würde. Die in den Vereinigten Staaten herrschende Aufregung wegen der Texasfrage hat, wie nicht zu läugnen, vor allem ihren Grund in der Sklavensache, wenigstens in den südlichen Staaten, welche hauptsächlich dabei betheiligt sind, wenn aber auch, zum angeblichen großen Erstaunen der Engländer, Staaten wie Newyork und Pennsylvanien, sich für die Erwählung des demokratischen Candidaten erklären, so liegt der Grund ganz einfach darin, daß der vermeintliche Eifer für die Negerfreiheit wiederum sehr durchsichtige Bestrebungen zur Erweiterung des Handels decken soll. Ein so durch und durch praktisches Volk wie die Amerikaner läßt sich aber nicht leicht durch Phrasen blenden, und es heißt dem gesunden Menschenverstand Hohn sprechen, wenn man behauptet, die Amerikaner hätten aus eitel Laune einen ziemlich unbekannten Mann wie Polk, welcher nichts anderes seyn kann und seyn soll, als eine Fahne, welche von der demokratischen oder eigentlich antienglischen Partei aufgesteckt wird, Hrn. Clay vorgezogen, dessen Verdienste um das Land, dessen hoher Charakter und umfassende Einsichten wohl bekannt sind. Gerade der Umstand, daß die Fahne über die persönlichen Eigenschaften des Gegners den Sieg davon trug, ist ein Beweis, wie verbreitet und tief gegründet die Ansicht ist, daß Amerika den Forderungen Englands auch nicht einen Schritt breit weichen dürfe. So hat Englands Verfahren in der Sklavensache einen Zustand der Dinge in Ame-

*) Amerika's eigener Baumwollenverbrauch möchte, wenn es noch zehn Jahre in gleichem Maaße fortgeht, den Absatz nach England großentheils entbehrlich machen; im J. 1830 verarbeitete ersteres kaum 100,000 B., jetzt bereits etwa 700,000, oder die Hälfte dessen, was England verarbeitet.

Digitized by Google

rika herbeigeführt, welcher die Ruhe der Welt bedroht, oder England eine Demüthigung bereitet.

(Fortsetzung folgt.)

Briefe von der Yorker Versammlung.

Fünfter Brief.

(Schluß.)

In der ethnologischen Abtheilung kamen heute zwei interessante Abhandlungen zum Vortrag. Prof. Latham sprach über die südlichen Gränzen der Esquimaux-Sprache, die er in der eigentlichen indianischen Race fand, unter der sich zuerst als namentlich von jener verschieden die Sprache der Chippeway- oder Objibbeway-Indianer abtrenne. Drei Vocabularien über diese Sprache, zwei von Mackenzie und eines von Dobbs, schließen zugleich drei unter sich ganz abweichende Dialekte dieser weit verbreiteten Sprache in sich. Dr. Schomburgk berichtete über die Eingebornen Guiana's. Nachdem Hr. Dr. Schomburgk seine Ansichten über Abstammung, Sprache und Lebensart mitgetheilt, gab er zugleich eine Uebersicht über die gegenwärtige Lage der Eingebornen innerhalb der Gränzen von brittisch Guiana. Nach seiner Behauptung betrug die Gesammtzahl dieser im Jahre 1840 noch ungefähr 7000; 1842 war diese bereits auf 6000 herabgesunken, die auf einem Flächenraum von 100,000 englischen Quadratmeilen zerstreut leben. Das Urtheil, das Schomburgk über ihre geistigen Fähigkeiten fällte, zeigte sich als ein ungemein günstiges, wie er zugleich behauptete, daß das Christenthum mit seinen Segnungen nur dann diese letztern über diese bisher so vernachlässigten Stämme ausbreiten könne, wenn ihnen ersteres auf einem vernunftgemäßen Wege entgegengebracht würde. Eine Reihe von Gypsabgüssen, Schädeln und Zeichnungen, die Dr. Schomburgk von Individuen der Stämme der Macusi, Arecuna, Wapisiana, Cariben und Paravilhana vorlegte, wie auch ein junger Macusi-Indianer, der Dr. Schomburgk nach Europa gefolgt war, erläuterten den Vortrag Schomburgks in vieler Hinsicht, worauf der Präsident Dr. Schomburgk den Dank der Versammlung aussprach.

Am Nachmittag versammelte sich das Generalcommittee, um den Ort zu bestimmen, an welchem sich nächstes Jahr die Association wieder finden sollte, und zugleich den Präsidenten, wie die übrigen Beamten für diese Zeit zu wählen. Von Bath, Cambridge und Southampton waren Einladungen dazu eingegangen; — Cambridge wurde auserlesen. Die Wahl zum Präsidenten fiel zur großen Befriedigung der Wählenden auf Sir John Herschel. Unter den Vicepräsidenten erwähne ich nur den Earl of Hardwicke, den Bischof von Norwich und Prof. Sedgwick. Die erste Versammlung wurde auf Donnerstag den 19 Junius festgesetzt.

Am Abend gab die Philharmonie Yorks den Versammelten ein großes Concert, dem ein glänzender Ball folgte. Für das erstere war ein Mr. Whitnall und der Veteran der Sänger, Braham, nebst seinen beiden Söhnen engagirt. Obschon Braham bereits in seinem siebzigsten Lebensjahre steht, so wurde „The Bay of Biscay" doch von ihm mit einer solchen Wirkung gesungen, daß am Ende des Gesanges ein enthusiastisches „Encore" den ganzen Riesensaal erfüllte. Mit demselben Feuer, derselben Kraft, derselben Innigkeit trug er es darauf zum zweitenmal vor, wo ihm ein gleich rauschender und gleich allgemeiner Beifall wurde. „God save the Queen" beendigte das Concert und eröffnete den Ball, an welchem ungefähr 800 Personen Theil nahmen. Gott sey Dank, daß ich nicht zu jener Classe gehöre, von welcher Mozart so einschmeichelnd singt: „Bei Männern, welche Liebe fühlen, und daß jene sanften Triebe durch die sengenden Strahlen der Sonne, wie das Feuer eines verloschenen Kraters durch Mangel an Stoff, ausgelöschet und verkümmert sind. Dessen ungeachtet muß ich offen gestehen, daß ich mich vergebens in meiner Erinnerung an eine frühere, längst vergangene Zeit nach einer Versammlung umsah, wo ich so viel weibliche Schönheit an einem und demselben Ort vereint gesehen hätte. Ich hatte bereits viel, sehr viel von der unendlichen Lieblichkeit, von dem unwiderstehlichen Reize, von dem selbst das äußerste Herzklopfen des Herzens durchdringenden Auge der Yorkshirer Damen gehört, doch selbst ich ausgebrannter, lebensloser Vulcan mußte gestehen, daß jene Versicherungen von der Wirklichkeit weit übertroffen wurden. Obschon die ihres Sieges bewußten Damen bereits vor dem Ball eine Menge Spitze und oft hämische Bemerkungen über die Ausstellung der Naturforscher im Vollsaal, über deren Inexpressibles ohne Siege u. s. w. hatten laut werden lassen, die sich als leise verhallendes Echo selbst noch im Saale fortsetzten, so schienen sie demnach vollkommen befriedigt, und Deutschland hatte in Prof. Liebig einen wackern Repräsentanten des Walzers, denn gleich einem Jüngling wirbelte er den Salon entlang und hatte kaum Zeit seinen dankbaren Landsleuten ein Wort zu gönnen, wodurch er bewies, daß die spöttischen Bemerkungen, die man bisher so oft über deutsche Gelehrte gemacht, für die Gegenwart nicht mehr anwendbar sind und nach und nach zu den Traditionen gezählt werden müssen. Was Liebig für die Wissenschaft bereits ist, das verspricht er auch für den Gelehrten im Umgang mit dem schönen Geschlecht zu werden.

Jammerschade war es, daß unmittelbar auf diesen Ball der „Weltweisheit" ein zweiter der Yorkshirer Husaren und fröhlichen Jäger (Hunting Ball) folgte, wodurch die schwachen Eindrücke, deren sich die würdigen Weisen vielleicht rühmen könnten, nur zu schnell verwischt worden seyn mögen. Sagt man auch im Englischen: comparisons are odians, so wäre es doch gewiß unbillig und ungalant, diese Warnung den Damen bei ihren Bemerkungen über das genossene Vergnügen zuzurufen.

Antiquarisches aus Algier. Der Artillerie-Capitän Delamarre, Mitglied der wissenschaftlichen Commission, hat eine Forschungsreise an den Küsten gemacht. Zu Budschia fand er eine neue Inschrift, welche mit der von Hrn. Peleur aufgefundenen und Hrn. Dureau de la Malle mitgetheilten Inschrift beweist, daß die Stadt Budschia wirklich das alte Saldä ist. Die Inschrift endet mit den Worten: SALDANI VII. IMMVNIS. Zu Dschidschelli hat Hr. Delamarre ein Panorama der Stadt und ihrer Umgebungen entworfen, die wenigen römischen Ruinen, die sich daselbst finden, besucht, und die einzige, wie es scheint unbedeutende Inschrift copirt; endlich hat er die Strecke, welche von Carthago nach Cäsarea der Küste entlang ging und bei Dschidschelli zwischen zwei Felsenhöhen durchführte, vermessen. Die besterhaltenen Ueberreste des Alterthums sind ohne Widerspruch die Gräber, welche in großer Anzahl in den Felsen hinein ausgehöhlt sind. (Algérie vom 12 November.)

Berichtigung.

Auf S. 1356, Sp. 2, Z. 20 v. u. steht „fanden die Reisenden eine Kurumer" statt „fanden die Reisenden am Kuruman"

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 348.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

13 December 1844.

Der Polichinell und die Kaffeehäuser-Sängerinnen in Algier.

Der Karagös, der Polichinell der mohammedanischen Länder, hat seit undenklicher Zeit das Recht, die ernsthaftesten Männer, die tugendhaftesten Frauen und die unschuldigsten Kinder durch gar arge Obscönitäten, vor denen der ärgste europäische Libertin erröthen würde, zu belustigen. Die tugendsame französische Polizei hat argen Anstoß daran genommen, und denselben vor einigen Jahren verboten, was man ihr am Ende wohl verzeihen konnte. Jetzt hat sie aber ihren Keuschheitskreuzzug auch auf die Sängerinnen in den maurischen Kaffeehäusern ausgedehnt, und darin ist sie doch wohl etwas zu weit gegangen. Die Algerie vom 2 Decemb. läßt sich darüber folgendermaßen vernehmen: „Allerdings kann man die algierischen Sitten nicht als Muster von Reinheit und Regelmäßigkeit aufstellen, und wie könnte dieß auch seyn in einer beginnenden Colonie, wo so verschiedenartige Bevölkerungen sich neben einander befinden! Die Sieger sind im allgemeinen Leute von kräftiger lebhafter Natur, fast sämmtlich ehelos, die Besiegten dagegen sind Mauren und Juden d. h. eine Bevölkerung die seit Jahrhunderten wegen ihrer Weichlichkeit und Feigheit verrufen ist, und von der ein Theil, die Mauren, ins Elend gesunken, die andern, die Juden, zu einem ungewöhnlichen Wohlstand, einer wahrhaft unerhörten Freiheit und eben damit auch zu einer unerhörten Zügellosigkeit gelangt sind. Die maurischen Kaffeehäuser sind die Freude der Eingebornen, ihr Theater, ihr Journal, ihre Poesie, ihre Geschichte und ihr Ball alles zu gleicher Zeit. Jetzt hat man die armen Sängerinnen unterdrückt, weil ihre Gesänge zu blutigen Streitigkeiten unter den von Opium oder Branntwein berauschten Mauren und Juden Veranlassung gegeben haben sollen. Gegen derlei Unfug gibt es noch zu Algier wie zu Paris ein Mittel, die Polizeiwache, ohne daß man so in die Sitten der Eingebornen einzugreifen brauchte. Es liegt eben so viel Eitelkeit als Unverstand darin, wenn man unter dem Vorwand der Tugendhaftigkeit sie ihres Vergnügens beraubt, ohne daß wir uns bemühen in unsern eigenen Vergnügungen sittlicher zu seyn. Der Karagös war nichts, war nur eine Fiction neben gewissen ekelhaften Wirklichkeiten, die wir auf offener Straße dulden und selbst patentieen. Die arabischen Sängerinnen lehren die Eingebornen in ihren Liedern und ihren Pantomimen nichts, was wir sie nicht seit der Eroberung Afrika's selbst auf der Straße gelehrt haben, denn niemals zeigte sich unter den Türken die Prostitution so offenkundig, wie seit unserer Besetzung Algiers, mit allem Pomp und aller Schmach, die sie in den Straßen unsrer Städte in Europa zur Schau trägt. Wir haben bereits den Mauren Gründe genug gegeben, sich aus unsern Städten zu entfernen; wir haben sie durch unser offenes und geheimes Eindringen in das Geheimniß ihres Hauses tausendfach beleidigt; wenn wir ihnen auch ihre lustigen und lebhaften Vergnügungen nehmen, die sie außerhalb des Hauses suchen, so haben wir ihre gänzliche Austreibung aus Algier vollendet. Wenn dieß das Ziel ist, das die Verwaltung sich vorgesetzt hat, so muß man ihr zu der Geschicklichkeit, die sie entfaltet, Glück wünschen."

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Die schwarze Race in Amerika.

Mit dem Gang der Sklavenfrage hängt die Sache der schwarzen Race in Amerika aufs engste zusammen: gleich einem Heer, das man zur Schlachtbank führt, und dessen vorderste Reihen vom feindlichen Feuer niedergemäht werden, so sind ungezählte Tausende aus Afrika herüber gekommen und haben, ohne Nachkommen zu hinterlassen, ihr Leben unter harten Arbeiten ausgehaucht, aber immer neue Schaaren sind nachgerückt, und endlich ein guter Theil Amerika's der schwarzen Race gewonnen worden, vor allem Westindien. Zwar bietet der Anblick desselben noch immer wenig erfreuliche Seiten dar, aber eines darf man mitten in dem Wirrwarr nie aus den Augen verlieren, und dieß ist, daß die Emancipation, was auch noch kommen mag, eine Wahrheit bleiben wird und nicht mehr rückgängig gemacht werden kann. So verschieden auch die einzelnen westindischen Inseln sind, so herrscht doch ein gewisser allgemeiner Zug vor, gegen welchen alle andern in den Hintergrund treten,

Digitized by Google

und das ist die Stellung der Farbigen unter sich, der Mulatten und der Neger, die allenthalben einander feindlich gegenüber stehen, wohl aus keinem andern Grunde, als weil die Mulatten, stolz auf das weiße Blut das in ihren Adern fließt, und in Folge ihrer Verhältnisse meist auch mit etwas mehr Bildung ausgerüstet, auf die Schwarzen hochmüthig herabsehen. So lange beide in gleicher Knechtschaft sind, bilden die Mulatten gewöhnlich die Anführer des Aufstandes, und gelingt dieser, so suchen sie über die Neger eine Herrschaft zu üben, welche selten mildee, oft weit härter als die der Weißen ist. In diesen Worten liegt das Schicksal Hayti's seit 40 Jahren. Bis zu den letzten Aufständen haben die Mulatten dort geherrscht, und die Herrschaft über die Neger keineswegs mit sonderlicher Milde geübt; der Haß gegen die Mulatten ist endlich zum Ausbruch gekommen, und ihre Herrschaft gestürzt worden; das ist das Ergebniß der langen und blutigen Bewegung auf Hayti. Ob England, ob Frankreich bei dieser Gelegenheit einen großen Einfluß gesucht, ob letzteres wohl gar an eine Wiederherstellung seiner alten Herrschaft gedacht, darauf kommt hier wenig an. Die französische Regierung hat solche Plane durchaus in Abrede gestellt, und selbst einen ihrer Agenten, welcher sich in dieser Beziehung in Unterhandlungen eingelassen hatte, abberufen. Weit wichtiger als solche unausführbare Plane, welche möglicher Weise erst dann zum Vorschein kommen werden, wenn es sich darum handelt, die Schuldverhältnisse zwischen Hayti und Frankreich auszugleichen, sind die, welche von den Mulatten selbst geschmiedet wurden, aber nach dem dazwischentretenden Aufstand gescheitert sind. Es läßt sich darüber natürlich nichts mit sonderlicher Bestimmtheit sagen, allein mehrere Umstände machen es höchst wahrscheinlich, daß die in Hayti herrschenden Mulatten, vielleicht angetrieben durch die Furcht vor der wachsenden Opposition der Neger im Innern, eine über den größten Theil Westindiens verbreitete Verschwörung angesponnen hatten, um sich der Weißen zu entledigen, — eine Verschwörung, deren Anfang schon 7 bis 8 Jahre zurückgehen soll. Als der Aufstand der Schwarzen auf Hayti gegen die Mulattenherrschaft ausbrach und Boyer verjagt wurde, habe er darüber mehrfache Mittheilungen namentlich der französischen Regierung gemacht, und besonders die in Betreff Cuba's entworfenen Plane auseinander gesetzt. Auf diese Angaben hin sollen die energischen Maaßregeln auf Cuba durch den Generalcapitän O'Donnell ergriffen worden seyn; mehrere Schritte des spanischen Befehlshabers, z. B. die Entfernung sämmtlicher freien Mulatten aus dem Lande, lassen sich auf keine andere Weise als durch eine solche Mulattenverschwörung erklären *). Auf den englischen Inseln sind allmählich eine nicht unbedeutende Anzahl Mulatten im Verwaltungs- und richterliche Aemter gekommen, und sehr viele sind im Besitz von Zeitungsredactionen; es ist aber eine sehr auffallende Erscheinung, daß sie fast ohne Ausnahme Partei gegen die Neger nehmen **). Schlan

*) Ein Mulatte soll auch zum Generalcapitän bestimmt, und die goldgestickte Uniform, in der er sich zeigen wollte, schon fertig gewesen, auch vorgefunden worden seyn.

**) Dieß hat sich namentlich auch in dem angeblichen Aufstand der Neger auf Dominica (s. Nr. 218. 314) gezeigt, wo mehrere von Mulatten redigirte Journale, besonders der „Dominican" auf eine höchst tadelnswerthe Weise die Gewaltmaaßregeln und Ungerechtigkeiten der Weißen in Schutz nahmen.

*) Die englischen Zeitungen zeigten diesen Beschluß der Regierung mit großer Freude und mit der Nebenbemerkung an, daß die englische Rhederei jetzt eine neue Gelegenheit zu vortheilhafter Fracht habe.

**) Siehe Fishers Colon. Mag. Sept. 1844.

schließen sie sich der jetzt herrschenden Classe der Weißen an, unterhalten die stolze Abneigung gegen die Schwarzen, über welchen sie durch das in ihnen fließende weiße Blut zu stehen meinen, und werden so zu Stützen des Pflanzerregiments, gegen welches die Regierung bei weitem nicht hinreichende Kraft entwickelt, so daß der Same des Racenhasses üppig fortwuchert.

Hiezu kommt das fortwährend ungünstige Verhältniß zwischen Pflanzern und Arbeitern. Es lag in der Natur der Dinge, und wir haben die Gründe mehrfach ausgeführt, weßhalb nach der Emancipation die Zahl der Arbeiter wesentlich abnehmen mußte; in natürlicher Folge stieg der Taglohn oft bis zu einer Höhe, daß ihn die Pflanzer wirklich ohne eigenen Verlust nicht mehr zahlen konnten; daher die unablässigen Bemühungen, sich weitere Arbeiter, namentlich aus Afrika zu verschaffen, — Bemühungen, welche die Regierung nicht in ihrem ganzen Umfang gut heißen und öfters vereiteln mußte, wenn sie nicht die Beschuldigung einen neuen Sklavenhandel zu beschützen, auf sich laden wollte. Darum ist sie jetzt auf das Auskunftsmittel verfallen, Culis aus Ostindien herbeizuführen, was im Laufe des Spätjahrs zur Ausführung kommen sollte.*) Anderntheils haben die reichern Colonien, z. B. Trinidad, durch alle möglichen Versprechungen Arbeiter aus den kleineren Colonien herbei zu locken sich bemüht, — Trinidad allein erhielt deren gegen 20,000 — und jetzt suchen die Pflanzer durch gemeinsame Besprechungen den Taglohn der Schwarzen wiederum gewaltsam herabzudrücken. Solche Dinge müssen Haß erzeugen, und die Stimmung zwischen den weißen Pflanzern und der schwarzen Landbevölkerung ist fortwährend sehr gereizt, wie sich aus dem oben schon angeführten Beispiel des sogenannten Aufstandes auf Dominica ergibt, wo eine unbedeutende Schlägerei zu einer ernsthaften Ruhestörung gestempelt und blutig bestraft wurde. Die Jury, ausschließlich im Besitz der Weißen und Mulatten, wird hier zum wahren Fluche. Die Emancipation hat einmal unwiederbringlich alle gesellschaftlichen Verhältnisse Westindiens in ihrem Wesen umgestaltet, wenn auch die Formen großentheils noch dieselben geblieben sind, und es handelt sich darum, den neuen Sachverhalt fest ins Auge zu fassen, und das Betragen danach einzurichten. Ein wohlwollender Pflanzer äußerte sich hierüber in allgemeiner, aber sehr richtiger Weise also **): „wir haben schon seit geraumer Zeit den weißen Colonisten Westindiens vor allem andern den Rath gegeben, jeden Rest der alten Farbvorurtheile abzuwerfen und sich zu bemühen, auch das Andenken daran, daß die Schwarzen jemals in Abhängigkeit von ihnen gestanden, wo möglich zu verwischen, nichts zu unterlassen, um alle Classen ohne Rücksicht auf Farbe sittlich und gesellschaftlich zu heben, und nicht nur zu ihrer äußern

Wohlfahrt, sondern auch zu ihrer geistigen Bildung möglichst beizutragen." An guten Ermahnungen hat es also nicht gefehlt, aber die Sklaverei, wie jede ungerechte Herrschaft, verdirbt nicht bloß denjenigen, welcher darunter leidet, sondern auch den, welcher die Vortheile daraus genießt. Solche Ermahnungen waren an die nähere Classe d. h. an die Mehrzahl der Pflanzer und Plantagenaufseher weggeworfen: statt des verschnlichen Betragens erfolgte gerade das Gegentheil, und die ungünstige Stimmung zwischen beiden ist in natürlicher Folge gestiegen; es ist gekommen, was unter diesen Umständen geschehen mußte, eine gute Anzahl Pflanzungen werden nicht mehr, andere nur mit Verlust gebaut oder rentiren wenigstens nicht, während nur die bestgelegenen einen mäßigen Gewinn abwerfen.*) Dagegen ist die Zahl der kleinen Grundeigenthümer fortwährend im Steigen,**) wie sich denn in Jamaica die Wählerzahl auf dem Lande bereits auf einige Tausende belaufen soll. Es ist aber diese Erscheinung durchaus nicht auf die englischen Inseln beschränkt, sondern zeigt sich in Hayti, wo die Mittel des Plantagenbetriebs natürlich viel geringer sind, in einem noch weit ausgedehnteren Maaße: sehr viele der großen Pflanzungen sind verlassen, dagegen die Masse der Ausfuhr mit Ausnahme des Zuckers gestiegen, denn der Zuckerbau erfordert einestheils größeres Capital und stätigere Arbeit, und andrerseits scheint sehr viel Zucker zu Tafia verbraucht zu werden. Es ist somit nichts anderes zu erwarten, als daß der große Reichthum Westindiens abnimmt, und eine Menge kleiner, wohlhabender, vielleicht aber in kurzem geldarmer Landleute sich bildet; wir sagen ausdrücklich geldarmer, weil die Pflanzer den hohen Lohn, der bisher unter der schwarzen Bevölkerung einen Geldüberfluß verbreitete, nicht mehr werden zahlen können, und dann die Neger bei weitem mehr auf den Ertrag ihres Bodens angewiesen sind.

Diese mächtige gesellschaftliche Umwälzung, welche für viele Plantagenbesitzer verderblich wird, schreitet unaufhaltsam vorwärts, und es wird Englands starker Hand bedürfen, daß diese Umwälzung nicht unter Blutscenen vor sich gehe. Man hat sich bemüht, europäische Einwanderer herbeizuziehen, um ein Gegengewicht gegen die Schwarzen zu bilden, aber die Einwanderungen aus dem nördlichen Europa sind wegen des Klima's mißglückt, und die aus Malta, den Canarien u. s. w., welche man mit Hinweisung auf die weiße Arbeiterbevölkerung von Portorico herbeizuziehen vorschlug, ist nie recht in Gang gekommen. Westindien ist also mit sehr wenigen Ausnahmen der schwarzen Race definitiv gewonnen, denn auch die Cuits werden auf die Masse der Bevölkerung schwerlich je einen nennenswerthen Eindruck machen. Wie lange es dauert, bis die schwarze Race auch zur politischen Herrschaft gelangt, ist nicht wohl zu sagen, aber für geraume Zeit noch ein solches Ereigniß nicht einmal in ihrem eigenen Interesse zu wünschen. Die englische Herrschaft wird ihnen vielleicht den blutigen Uebergang durch die Mulattenherrschaft ersparen, denn letztere ist ihrer Natur nach vorübergehend, wie aller Wahrscheinlichkeit gemäß die Mulatten selbst, indem es sich mehr und mehr herausstellt, daß wo nicht die Erzeugung von Mulatten durch Verkehr von Weißen mit schwarzen Frauen fortdauert, diese selbst unter sich nicht lange sich fortpflanzen, sondern allmählich wieder in der schwarzen Race verlieren. In Brasilien, wo keine starke Regierung die Bevölkerung im Zaume hält, dürfte die Mulattenherrschaft weniger unwahrscheinlich seyn, vielleicht gar allmählich eine Verschmelzung zwischen Europäern und Mulatten vor sich gehen, denn der weiße Hochmuth wird sich nicht mehr lange gegen die Kraft und Schlauheit der Mulatten halten. Dagegen wird in Guiana die schwarze Race durchaus überwiegend werden, während die Weißen und die Indianer immer mehr abnehmen. Der holländische Versuch, in dem Hochland eine weiße Bevölkerung zu gründen, verspricht keinen sonderlich guten Ausgang. Schon erheben sich Klagen aller Art, und wenn es schon wahr seyn mag, daß der Gouverneur an vielem die Schuld trägt,*) so sind doch die allgemeinen Verhältnisse einem solchen Unternehmen so wenig günstig,**) daß es ein halbes Wunder wäre, wenn den Holländern in diesem tropischen Gebiet die Stiftung einer dauernden Colonie von Weißen gelänge, welche selbst den Boden bearbeiten; vorerst müssen wir es durchaus bezweifeln. Indeß verspricht das Unternehmen noch ohne Vergleich mehr Erfolg, als das der belgischen Regierung zu Santo Thomas (s. Nr. 139), welches mißlingen wird und muß, und es ist in der That gewissenlos, wie die belgische Regierung und einige wohl schwerlich unbetheiligte Vorsprecher des Unternehmens in Deutschland Nordeuropäer zur Arbeit nach einem solchen Landstriche befördern mögen. Man kann dieß Treiben mit keinem gelindern Namen als mit Seelenverkäuferei bezeichnen. Es ist noch schlimmer als die Aufforderungen nach Texas zu gehen, wo doch die ungünstigen Verhältnisse mehr nur vorübergehender Art sind, und der Weiße, die heißen Küstenstriche ausgenommen, den Anbau des Bodens wenn auch nicht ohne starkes Lehrgeld wohl durchführen kann. Im Ganzen genommen wird der schwarze Stamm in diesen heißen Küstenstrichen längs des mexicanischen Golfs überwiegen, aber wegen der Schmalheit dieses Striches doch immer unter der Herrschaft des die innern Hochlande bewohnenden Stammes bleiben.

(Fortsetzung folgt.)

*) Dieß war natürlich nach der Localität sehr verschieden; auf den dichtbevölkerten Inseln Barbados und Antigua fühlt man den Uebergang bei weitem minder stark als anderswo, und in Trinidad hat die natürliche Fruchtbarkeit des jungfräulichen Bodens großentheils für den erhöhten Preis der Arbeit entschädigt.

**) Die englischen Berichte sind jedoch über alles, was die Neger speciell betrifft, sehr karg; nur in so weit der Handel oder die Streitigkeiten mit Gouverneuren u. dgl. die Erwähnung der Neger nothwendig machen, werden sie aufgesehen, selten ihr Leben und Treiben um ihrer selbst willen beobachtet und geschildert.

*) Ein gewisser Hr. Elias, gegen welchen sich von allen Seiten Klagen erheben; indeß darf man nicht vergessen, daß die alten Stapelwaaren dieser Colonie durch die Concurrenz von Java wesentlich in ihrem Werth gesunken sind, und mit ihnen der Güterwerth, so daß Noth an allen Ecken ist, und Mißgriffe um so schmerzlicher empfunden werden.

**) Man sehe den Bericht im Arnhemschen Courant Nr. 163 ff.

Digitized by Google

Briefe von der Yorker Versammlung.

Sechster Brief.

Ein Bericht Sir John Herschels über die magnetischen und meteorologischen Mitwirkungen beschäftigte die mathematische Section heute fast ausschließlich. Obschon sich mit nächstem Jahre die dem ursprünglichen Plane nach eingerichteten meteorologischen Beobachtungen, der anfänglich in unserem Humboldt seinen eigentlichen Vater hat, beschließen sollten, so wurde doch in Erwägung gezogen, ob man diese nicht noch verlängern und den Entschluß der dabei betheiligten Regierungen mittheilen sollte, um sie auch fernerhin zur weitern Mitwirkung aufzufordern. Dieser Vorschlag fand namentlich in den Berichten des Hrn. Kupffer, Director des magnetischen Observatoriums zu Petersburg, eine kräftige Unterstützung. Sir John Herschels Bericht über die Revision der Sternenkataloge u. s. w. folgten seine Bemerkungen über den Amphitype, einen neuen photographischen Proceß, durch welchen das Bild ganz das Ansehen eines Kupferstichs erhält. Leider ist das vollkommene Gelingen des Proceßes von einer Menge Bedingungen abhängig. Schließlich muß ich noch Prof. Phillips Bemerkungen über die Menge des Regens erwähnen, die sich auf mehrjährige Beobachtungen gründeten. Während 3 Jahren wurde der Regen in fünf Regenmessern aufgefangen, an deren Stelle er in den letzten 2 Jahren Trichter-Regenmesser benützt, bis er im Museumsgarten, entfernt von allen Gebäuden, 1½, 3, 6, 24 französische Fuß hoch aufgestellt hatte. Die erste Periode seiner Beobachtungen mit letzteren Instrumenten erstreckte sich vom 9 Januar 1843 bis zum 14 October desselben Jahres; die zweite vom 1 Januar 1844 bis zum 2 September, wo sich ihm folgende Resultate ergaben.

Höhe.	1843.	1844.	Summe.
	Zoll.	Zoll.	Zoll.
24	14,618	9,540	24,158
12	15,419	10,620	26,039
6	15,549	10,640	26,189
3	15,608	10,690	26,298
1½	15,619	10,940	26,559

Nach Beendigung dieser Bemerkungen erhob sich noch ein kleiner Wortwechsel über den Namen, den man Hunts Entdeckung beilegen sollte. Hr. Fox Talbot wollte Energiotype nicht gelten lassen, bis die Versammelten den Vorschlag Sir John Herschels, den Theil der Chemie, welcher mit den Sonnenstrahlen zu thun, Actino-Chemie zu nennen, adoptirten.

Bevor ich mich zu den heutigen Verhandlungen der Section D wende, muß ich der gestrigen Abhandlung des Hrn. Gould gedenken, der ich selbst nicht beiwohnen konnte. Sie wissen, daß wir Gould die gediegensten Monographien der Toukane und Trogons zu danken haben. Gould ist wahrer Enthusiast für seinen Zweig der Zoologie, wobei seine so glänzend ausgestatteten Werke unter seiner eigenen Hand entstehen, die eben so geschickt den Pinsel, wie die Feder zu führen versteht. Seine Sammlung der australischen Ornithologie steht einzig und bis jetzt noch unübertroffen da. In seiner gestrigen Abhandlung hatte er die Unterabtheilung der Odontophorinæ, der Rebhühner der neuen Welt, näher bestimmt. Die Tetrao guianensis wurde von Vieillot zuerst von dem alten Genus Tetrao geschieden und dafür der Name Odontophorus gewählt; Stephens und Wagler schlugen zwei andere Abtheilungen vor, die Ornithologen adoptirten aber jenen Namen für die Gruppe, welche sich durch den Mangel der Sporen aber dieser ähnlicher Fortsätze an den Tarsen und durch die zahnähnlichen processus an dem untern Mandibel auszeichnen. Gould vorgeschlagene Genera wurden durch herrlich ausgeführte Zeichnungen erläutert, so daß man allgemein mit Spannung der Publication seiner Monographie entgegen sieht. Monographien allein sind es gegenwärtig, welche die Wissenschaft fördern können.

An demselben Tage gab auch Hr. Parton eine Beschreibung in der Section für Mechanik über die Riesenfontäne zu Chatsworth, dem fürstlichen Schlosse des Herzogs von Devonshire, welche ihr Wasser von einem Reservoir erhält, das acht Acker Grund bedeckt. Der Fall des Wassers beträgt 381 Fuß, wonach man erwartet, daß die Fontäne ihren Strahl 280 Fuß hoch senden wird. Eine der interessantesten Abhandlungen war die des Prof. Forbes über die Morphologie des reproductiven Systems der sertularischen Zoophyten und deren Analogie mit Blüthenpflanzen, die mich aber zu weit von meinem Zweck abführen würde, wenn ich sie Ihnen genauer zergliedern wollte, weßhalb ich Sie auf die Abhandlung selbst verweisen muß, die offenbar die größte Beachtung verdient. Seinen gewonnenen Erfahrungen nach glaubt Hr. Forbes die Genera Sertularia und Plumularia vollkommen scheiden und die Sertulariadæ von der Hydraidæ und Tubulariadæ trennen zu müssen, weßhalb er sie auch als eine besondere Ordnung aufstellt, welche im Werthe jenen Familien vereinigt gleichkommt. Er empfiehlt daher die Abtheilung der Zoophyten unter vier Ordnungen, von welchen die bereits genannten Familien zwei bilden, während die Hellanthoidischen und Asteridischen Polypen die zwei andern in sich begreifen. Die Bryozoa versetzt er unter die Mollusken, wo sie nach seiner Meinung eine Familie, jener der vereinigten Tunicata gleichkommend, in sich begreifen werden.

An diese Abhandlung schlossen sich die Bemerkungen Dr. Carpenters über das mikroskopische Gefüge der Gehäuse der Schalthiere an, die zugleich durch eine Menge äußerst sorgfältig ausgeführter Zeichnungen erläutert wurden. Diese Untersuchungen hatten sich jedoch bis jetzt erst auf einige Species von Mollusken, Echinodermen und Crustaceen erstreckt.

In der Section C trug Hr. Murchison eine höchst sorgfältig ausgearbeitete Abhandlung: über die opularozoischen Gesteine Skandinaviens und Rußlands, namentlich in Beziehung auf ihre Basis oder die untern silurischen Gesteine, vor, wobei er zuerst die Folge der verschiedenen Gebirgsformationen in Rußland feststellte. Doch auch hier würde mich eine detaillirte Auseinandersetzung seiner Forschungen zu weit führen, um die Abhandlung im Auszug und Resumé verständlich zu machen, und ich muß Sie daher abermals auf die Abhandlung selbst verweisen.

Ein Vortrag des Dr. Schomburgk in der Section D „über die Forst- und Nutzbäume von brittisch Guiana" wies namentlich auf den wesentlichen Nutzen hin, den der aus allen der Schiffbau daraus ziehen könne. Viel Interesse erregte ein vertikaler Durchschnitt des Aspidospermum excelsum, eines Baumes, der ganz in der Form einer tief ausgekehlten Säule wächst, wie er zugleich seine übrigen Angaben durch eine große Anzahl von vorgelegten Proben zu erläutern suchte.

(Fortsetzung folgt.)

Der Tabakhandel der französischen Regierung, welcher etwa 100 Mill. Fr. einträgt, nimmt immer zu; im Monat Januar ist eine Lieferung von mehr als 9 Mill. Kilos und 10 Mill. Manillo-Cigarren ausgeschrieben. (Fr. Bl.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 349.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker

14 December 1844.

Die Menschentiger in Indien.

Gewisse abergläubische Meinungen scheinen ziemlich allgemein unter allen Völkern zu seyn; der deutsche Wehrwolf und der slawische Wilkolak haben ihre Verwandte in dem Menschentiger in Indien, nur daß letzterer nicht gespenstischer Natur ist, sondern am hellen Tage sein Wesen treibt. Sleeman erzählt in seinen schon erwähnten „Rambles and Recollections," daß ein Tiger, der einen Menschen verzehrt hat, von dem Geist desselben geleitet werde, auch noch andere Menschen zu verzehren, denn der Geist des Getödteten werde auf einmal von einer bösen Neigung erfaßt, andern dasselbe zu thun, was ihm geschehen. Dieser Glaube ist, wenn gleich thöricht, doch verständlich, denn ein Tiger, der einmal Menschenfleisch gekostet hat, sucht es immer wieder auf. Anders aber ist es mit dem durch ganz Indien verbreiteten Glauben, daß Menschen durch das Essen einer gewissen Wurzel zu Tigern würden. Zu Sagor hörte Hr. Sleeman von einem ganz ernsthaften, verständigen Manne folgendes erzählen: „Ich bin überzeugt, sagte dieser, daß die Tiger, welche jetzt den Wald zwischen Sagor und Diori unsicher machen, nichts anders sind, als Tiger gewordene Menschen — eine Verwandlung, die in den Wäldern Centralindiens weit häufiger vorkommt, als die Leute gewöhnlich glauben. Der einzige sichtbare Unterschied zwischen beiden besteht darin, daß der umgewandelte Tiger keinen Schweif, der Bora oder gewöhnliche Tiger aber einen sehr langen hat. In dem Wald um Diori gibt es eine Wurzel, die den Menschen, der sie ißt, augenblicklich in einen Tiger umwandelt, und wenn er in diesem Zustande eine zweite Wurzel essen kann, so wird er wieder ein Mensch; ein trauriges Beispiel hievon kam, als ich noch ein Kind war, in meines eigenen Vaters Familie vor. Sein Wäscher war, wie alle Wäscher, ein großer Trunkenbold, und hatte eines Tages den heftigen Wunsch zu wissen, was denn wohl ein Mensch als Tiger denke; er ging in den Wald, holte zwei von den Wurzeln, und sagte zu seiner Frau, sie solle sich neben ihn stellen, und im Augenblick, wo sie sehe, daß er ein Tiger werde, ihm selbst die zweite Wurzel ins Maul stopfen. Sie willigte ein, der Wäscher aß seine Wurzel, wurde sogleich ein Tiger, aber die Frau erschrack so sehr, daß sie mit dem Gegengift in der Hand davon lief. Der arme alte Wäscher ging nun in den Wald und verzehrte eine gute Anzahl seiner alten Freunde aus den benachbarten Dörfern; endlich aber wurde er erlegt, und man erkannte ihn an dem Umstand, daß er keinen Schweif hatte. Sie können ganz sicher seyn, schloß der Erzähler, wenn Sie von einem Tiger ohne Schweif hören, so ist es irgend ein Unglücklicher, der diese Wurzel gegessen hat, und von allen Tigern sind dieß die schlimmsten." Sleeman setzt hinzu, er wisse nicht, wie sein Erzähler sich selbst von der Wahrheit dieser Geschichte überzeugt habe, aber dieser glaubte steif und fest daran, und seine so wie Sleemans Diener nicht minder.

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Nordamerika.

Was aus der schwarzen Bevölkerung in den Vereinigten Staaten werden wird, das ist schon oft der Gegenstand lebhafter Speculation gewesen, und wird in Amerika selbst wohl mehr wie sonst irgendwo besprochen, ohne daß man bis jetzt darüber auf irgend eine genügende Lösung gekommen wäre; auch Featherstonehaughs Werk, „ein Ausflug in die Sklavenstaaten Amerika's" fördert die Lösung nicht im Geringsten, und wir lernen daraus nichts, als daß die Sklaverei vielfach die Sitten der Herren roh und die Herzen hart macht — eine Wahrheit, welche durch alle Geschichte zu sehr bethätigt ist, als daß sie noch einer neuen Bestätigung bedürfte. Wir haben oben schon bemerkt, wie sehr diese Frage in Verbindung mit der über Texas die Gemüther in Nordamerika aufregt und selbst die bevorstehende Präsidentenwahl entschieden hat; deßhalb brauchen wir über den Gegenstand kaum noch etwas hinzuzusetzen. Abgesehen von der Sklavenfrage waltet in der Angelegenheit von Texas noch eine Handelsfrage vor, welche für die Vereinigten Staaten eine Lebensfrage ist. Wir haben sie in den Rückblicken des vorigen Jahrs schon angedeutet (s. Nr. 355), und sie wird auch durch die Mittheilung der Mstrß. Houstons ausdrück-

Digitized by Google

lich bestätigt (s. Texas und der Golf von Mexico Nr. 291) Erreicht England, wonach es strebt, nämlich Texas von den Vereinigten Staaten loszureißen und selbst festen Fuß darin zu fassen, so schneidet es den Vereinigten Staaten die Verbindung mit Mexico ab, es führt seine Waaren ins Innere von Texas, und kann sie wegen der großen Leichtigkeit der Flußverbindung ins Gebiet der Vereinigten Staaten hineinschmuggeln, somit die Wirksamkeit des Tarifs zum großen Theil vernichten, dasselbe Ziel, welches England von Canada aus durch gesetzgebende Maaßregeln angestrebt hat, indem es das Korn der westlichen Staaten zu niedrigem Zoll in Canada und dadurch auch in England zulassen und mit seinen Manufacten bezahlen wollte, welche es größtentheils auf Schmuggelwegen hineinzubringen gedachte. Gelingt es in Texas, wie es in Canada gelungen ist, so wird nicht bloß die Handelsentwicklung der Vereinigten Staaten gegen Mexico hin gestört, sondern die Union ist auch in ihren Finanzen angegriffen, welche bekanntlich fast allein auf ihren Zöllen beruht.

Diesen Sachverhalt hat der alte Jackson, so weit es die Klugheit zuließ, in seinen offenen Schreiben bezeichnet, und dieß ist es, was der Wahl Hrn. Polks, d. h. der Vereinigung mit Texas, so großen Vorschub gethan hat; hiezu hat aber noch ein anderer Umstand nicht wenig beigetragen, und wir können denselben um so weniger unbeachtet lassen, als er eine nähere Einsicht in die amerikanischen Verhältnisse gewährt. Sowie England von Canada und Texas aus die Vereinigten Staaten zu umstricken sucht, so ist in natürlicher Rückwirkung Nordamerika bemüht, Englands Herrschaft ganz von amerikanischem Boden zu verdrängen. Amerikanische Einflüsse sind in Canada so wenig wie in Texas zu verkennen, und die Vorgänge in ersterer Provinz deßhalb von nicht geringem Interesse. Bekanntlich herrscht seit einiger Zeit in Canada, wo man nach englischem Muster eine gesetzgebende Versammlung und ein verantwortliches Ministerium gegründet hat, das somit aus der Mehrzahl der Abgeordneten genommen werden muß, ein Streit über die Besetzung des letzteren, der, an sich völlig unbedeutend, doch eine wichtige Streitfrage in sich schloß. Die frühere sprüchwörtlich gewordene Nachlässigkeit der englischen Regierung in ihren Colonialsachen hatte die Saat des Mißvergnügens und der Zerrüttung überreichlich aufgehen lassen. Die französische Partei, welche sich durch die englische Herrschaft in ihrer Nationalität verletzt fühlte und in der gesetzgebenden Versammlung Unter-Canada's die vollständige Mehrheit hatte, war endlich ganz unbändig geworden, so daß sie bis zum offenen Aufstand schritt. In Ober-Canada herrschte eine Anzahl einflußreicher Familien, der sogenannte Family Compact, theilte alle Aemter unter sich, und war durch ihre Geschäftskenntniß leicht im Stande, die Gouverneure selbst zu leiten. Neben diesen beiden Parteien, und eben in Folge ihres Treibens, war die englische Bevölkerung in Unter- wie in Ober-Canada, welche sich in ihren Interessen allenthalben hintangesetzt und mißachtet sah, äußerst unzufrieden geworden, und die Nähe der Vereinigten Staaten, welche in republicanischer Freiheit sich entwickeln, entzündete wie natürlich bei manchem den Wunsch, in die Fußstapfen derselben zu treten und das Joch des stiefmütterlichen Englands abzuwerfen. Auch diese Partei ging bis zum Aufstand, doch hatte diese trotz aller Sympathisers nicht die Bedeutung, wie in Unter-Canada, wo er auf eine feindselige Nationalität gestützt war. Die englische Regierung schlug die Aufstände an beiden Orten nieder, dann aber mußten die Maaßregeln folgen, um die Wunden zu heilen, und die Wiederkehr solcher Versuche wo möglich zu hindern. Der erste Schritt war die Verbindung beider Canadas zu Einer Provinz und eine solche Vertheilung der Repräsentanten, daß die französische Partei trotz ihrer Uebrzahl nie die Mehrheit in der gesetzgebenden Versammlung solle erhalten können; dann wurde durch Vermittlung des Mutterlandes eine Hauptklage der Obercanadier gehoben: diese hatten einen Canal längs der Seen geführt, um mit dem Lorenzstrom in directe Verbindung zu kommen, aber die gesetzgebende Versammlung der Unterecanadier hatte aus nationaler Eifersucht, und um das Mißvergnügen der Obercanadier gleichfalls bis zum Aufstand zu steigern, die Mittel zur Vollendung des Canals auf untercanadischem Gebiet stets verweigert. So waren also die Obercanadier mit einer schweren Schuldenlast beladen und kamen doch nicht zum Genuß des für ihren Handel so unentbehrlichen Canals. Die englische Regierung ordnete die Vollendung desselben an, und garantirte zu diesem Ende ein Anlehen von anderthalb Millionen Pf. St. Dieß versöhnte sehr viele Gemüther, was höchst nothwendig war, denn die Schwierigkeiten womit die verschiedenen Generalgouvernenee zu kämpfen hatten, waren nicht gering. Fürs erste hatte man durch die Vereinigung beider Canadas nicht bloß die franzöfische Partei, d. h. fast ganz Untercanada unversöhnlich vor den Kopf gestoßen, weil man doch ganz unverblümt auf die Unterdrückung ihrer Nationalität losarbeitete, sondern auch den Family Compact in Obercanada, welcher sich als die extraloyale Partei ansah, alle Ehren und Vortheile der Regierung für sich behalten wollte und einen Krieg mit den Vereinigten Staaten gar nicht ungerne gesehen hätte, weil derselbe ihr als der allein loyalbefundenen Partei unvermeidlich das Ruder in die Hand gegeben hätte. Dieß mußte aber um jeden Preis vermieden werden, theils weil man keinen Krieg mit den Vereinigten Staaten wollte, theils weil seine Herrschaft die Unruhe und das Mißvergnügen in Obercanada unterhielt. Aus dieser Darstellung ergibt sich, daß die Regierung nur auf eine sehr kleine Partei mit Sicherheit zählen konnte, nämlich auf die englische Partei in Untercanada und auf diejenigen Liberalen Obercanada's, welche noch nicht vom Geist des Republicanismus angesteckt, d. h. noch nicht Anhänger der amerikanischen Union waren. Die französisch-canadische Partei, obgleich in der Zahl der Repräsentanten gefliffentlich benachtheiligt, machte noch immer drei Achttheile der gesetzgebenden Kammer aus und stimmte wie Ein Mann; konnte sie nun theils von dem kaum minder beleidigten Family Compact, theils von der republicanisch gesinnten englischen Partei nur einen kleinen Theil auf ihre Seite ziehen, so war sie des Siegs in der Versammlung gewiß. Lord Sydenham (Poulett Thompson), ein ausgelernter Parteimann, hatte in diesem klippenvollen

Digitized by Google

Meere sich mit genauer Noth durchgewunden, ohne auf eine Klippe aufzurennen; sein Nachfolger aber, Sir Ch. Bagot, weit mehr Diplomat als Parteimann, saß bald fest; seine Regierung blieb in dem vereinigten canadischen Parlament in der Minorität, und somit sah er sich genöthigt aus der Opposition seine Räthe zu wählen. Diese Opposition bestand, wie aus dem Obigen ersichtlich, aus der französischen Partei und aus den zum Republicanismus sich hinneigenden Liberalen Obercanada's, welchen beiden man nicht mit Unrecht Schuld gibt, daß sie als constitutionelle Minister ihren constitutionellen Vicekönig annulliren wollten, um möglichst frei zu schalten und je nach den Umständen an die brittische Krone oder an die Vereinigten Staaten sich anzuschließen. Sir Ch. Metcalfe, nach Bagots Tode zum Generalgouverneur ernannt, war indeß nicht der Mann sich annulliren zu lassen, er verabschiedete seine constitutionellen Minister und vertagte die gesetzgebende Versammlung, in der Absicht sein Glück mit einer neuen zu versuchen; lange scheint er mit großen Schwierigkeiten gerungen zu haben, endlich aber glaubte er sich seiner Sache sicher, löste die Versammlung auf, und berief eine neue. Die Wahlen haben statt gefunden und sind sehr zu Gunsten Sir Ch. Metcalfe's, also gegen die einer Verbindung mit England abgeneigte Partei ausgefallen; seine entlassenen Minister, Baldwin und Lafontaine, sind somit geschlagen.

Auf diese den Vereinigten Staaten ungünstige Entwicklung dient nun Polks Wahl als Antwort. England hat sich durch sein kluges Verfahren in Canada wieder fester gesetzt, und alsbald tritt auch die Union ihm entschiedener entgegen. Auf zwei Seiten in Canada und in Texas, wo ein dem Anschluß abgeneigter Präsident gewählt worden seyn soll, zugleich geschlagen zu werden, das war zu viel für den Stolz und selbst für die Sicherheit der Vereinigten Staaten. So erklärt sich diese merkwürdige Bewegung, die seit der Botschaft des Präsidenten (s. Nr. 11 f.) den ganzen Gang der öffentlichen Angelegenheiten beherrscht. Auf einige innere Bewegungen können wir vorerst kein besonderes Gewicht legen; die Mormonenunruhen hangen theils mit der allgemeinen religiösen Bewegung in Alt- und Neuengland, theils mit der schwachen Gesetzesautorität in den westlichen Staaten zusammen, und können keine bedeutenden Folgen haben; wichtiger ist die Entstehung der Nativistenpartei, welche nur sehr zufällig ein antikatholisches Gewand annahm, im Grunde aber die erste, aus amerikanischer Quelle und nicht aus europäischen Reminiscenzen entsprungene Bewegung gegen die Ochlokratie in den Städten ist. Diese Partei wächst an, und wird die Whigs, deren Grundsätze sich seit ihrer Niederlage in der Banksache völlig überlebt haben, gänzlich umwandeln und zum Theil in sich aufnehmen; vorerst ist aber die Nativistenpartei noch im Embryonzustand, denn sie darf mit ihren Grundsätzen und Zwecken nicht offen vortreten, um nicht zu heftig gegen die herrschenden Ansichten zu verstoßen. An eine Einwirkung auf die allgemeine Politik des Landes ist noch nicht zu denken, und sie hat auch vorerst im Innern der mittlern Staaten, wo ihr Hauptsitz ist, genug zu thun.

Außer Texas haben Californien und das Oregongebiet, mit andern Worten die Frage, ob die mexicanische Union sich bis an das stille Meer ausdehnen soll, die öffentliche Aufmerksamkeit wiederholt, wenn auch in geringerem Maaße beschäftigt, und wir haben nur wenig darüber zu sagen. In Californien mehrt sich die Anzahl der Amerikaner fortwährend, und neuerdings wieder haben sich etwa 600 am Rio Sacramento niedergelassen. Der Gouverneur von Californien hat sich an den Präsidenten gewendet, um Truppen zu erhalten und diese Leute wieder vertreiben zu können, aber Santa Ana hat andere Dinge zu thun, und so werden wohl die Amerikaner, wenn sie nicht der Rache der Indier zum Opfer fallen, vorerst am Rio Sacramento bleiben. Es bildet sich demnach allmählich eine Niederlassung, welche die Frage über den Besitz factisch entscheiden wird. Aehnliches geht im Oregongebiet vor. Die Auswanderung dahin aus den Vereinigten Staaten dauert fort (s. Nr. 204) und ist wahrscheinlich größer als die Zeitungen melden. Nach Hrn. Duflot de Mofras genießt derjenige, welcher als Agent der Hudsonsbai-Compagnie dort fungirt, ein gewisser Mac Loughlin, so sehr das Vertrauen nicht bloß der zahlreichen französisch-canadischen Einwanderer, sondern auch der amerikanischen, daß man ihn als eine Art erwählten Gouverneurs ansehen kann (s. die Bevölkerung des Oregongebiets Nr. 243). So lange es nicht zwischen Nordamerika und England zum Krieg kommt, ist auch seine Stellung ganz haltbar; sollte aber ein Krieg ausbrechen, so muß er freilich zwischen beiden Theilen wählen, und dann möchte seine Wahl wohl hauptsächlich davon abhangen, welcher Theil der Bevölkerung, der amerikanisch oder der englisch gesinnte, der stärkere ist; darum sind die fortdauernden Einwanderungen von Amerikanern entscheidend. Schon seit geraumer Zeit hat man aus dem Oregongebiet nichts mehr vernommen; ein englisches Blatt aber, die Shipp. Gazette vom 25 Nov. d. J., gibt aus Nordamerika folgende kaum zweideutige Nachricht: „Ein Brief aus dem Oregongebiet in einem der Neuyorker Blätter zeigt an, daß die Bewohner dieses Gebiets einstimmig die Statuten des Iowagebiets als Grundlage ihrer Verfassung (for the regulation of the community) angenommen haben." Ist dieß wahr, so kann hinsichtlich des Uebergewichts der nordamerikanischen oder nordamerikanisch gesinnten Bevölkerung im Oregongebiet kaum mehr ein Zweifel seyn.

(Fortsetzung folgt.)

Briefe von der Yorker Versammlung.

Sechster Brief.

(Fortsetzung.)

Während der Dauer der Sitzungen der Association fanden überhaupt drei Soirées statt, unter denen besonders die erste und zweite in Folge ihrer gehaltvollen Vorträge namentlich angeführt zu werden verdienen; die dritte bedarf nur einer kurzen Erwähnung, da es mehr in den Bereich der Sinne als in den des denkenden Geistes gehörte. In der zweiten sprach Hr. Dr. Falconer ausführlich über die fossile Riesenschildkröte der Sivalik-Gebirge Indiens. Der lebendige, einfache

und prägnante Vortrag des Dr. Falconer, der als tüchtiger Botaniker und rüstiger Sammler Ostindiens so rühmlich bekannt ist, erhöhte den Werth der gedrungenen Abhandlung nur noch mehr. Bei seinen wissenschaftlichen Wanderungen in dem Bereich der Sivalik-Gebirge fand der Doctor mehrere versteinerte Theile eines Fossils, die sein Interesse in einem solchen Grade erregten, daß er seine Untersuchungen 4 Jahre mit seinen Begleitern ununterbrochen fortsetzte, wo es ihnen endlich gelungen war, den größten Theil eines vollkommenen Skelettes gefunden zu haben, das einer wahrhaft riesigen Landschildkröte angehört hatte. Das Rückenschild maß 12 Fuß 9 Zoll, während das ganze Thier, nach der Dimension der einzelnen Gliedertheile, gewiß 21 Fuß gemessen haben muß. Dr. Falconer glaubt, daß die Schildkröte der neuern Periode angehört hat und daß sie noch in die geschichtliche Zeitrechnung übergreife, wofür er auch die pythagoräische Fabel vom Elephanten und der Schildkröte anführte, da sie wenigstens vermuthen ließ, daß solch ein Thier dem frühesten Menschengeschlecht bekannt gewesen seyn müsse. Außer mehrern Theilen dieser fossilen Riesenschildkröte wurde der Versammlung auch eine kühn ausgeführte Zeichnung des Thieres in der wahrscheinlichen natürlichen Größe vorgelegt, welche die Aufmerksamkeit der Zuhörer lebhaft auf jene Zeit hinlenkte, wo Thier- und Pflanzenwelt sich nur in gigantischen Formen gefiel.

Mittwoch den 2 October versammelte sich das Generalcommittee zum letztenmal in der Zunfthalle, wobei zugleich die Ausschüsse der verschiedenen Sectionen ihre Gesuche und Berichte über die wünschenswerthen Zuschüsse zu ihren respectiven wissenschaftlichen Untersuchungen eingaben. Der ganze Betrag dieser belief sich auf 1421 Pfd. St. 11 Sch. 5 D., wovon allein auf den Sternenkatalog 615 Pfd. kamen. Das Generalcommittee faßte den Entschluß, alle meteorologischen Beobachtungen, die irgend mit welchen Unkosten für die Association verknüpft wären (wovon aber hoffentlich die des meteorologischen Observatoriums in Kew ausgeschlossen seyn werden), nicht weiter fortzusetzen, dafür aber für nächstes Jahr einen Congreß sowohl aller derer zusammenzuberufen, die sich bereits auf dem Felde des Magnetismus verdient gemacht, wie auch sich gegenwärtig noch dafür interessirten, um dann zu berathschlagen, ob es jetzt noch wünschenswerth sey, die gleichzeitigen magnetischen Beobachtungen fortzusetzen, die nächstes Jahr ihr Ende erreichten.

Das an und für sich schon so rege Leben Yorks hatte heute morgen noch eine neue Steigerung und einen neuen Impuls erhalten. Das helle Schmettern der Trompeten, der laute Schall der Pauken, das Rasseln klirrender Säbel und der weithin vernehmbare Hufschlag von Pferden verkündete deutlich ein militärisches Schauspiel. Die Yorkshirer Husaren, ein Regiment freiwilliger Landwehr, zogen eben unter dem Commando des Grafen de Grey in die Stadt, um ihre jährlichen Uebungen zu beginnen. Wohl fühlten die Jünger Minerva's, daß der anbrechende Tag der Diener des Mars ihrem ernsten Abend vielfach Abbruch thun könnte, weshalb sie noch zeitig genug zu dem weisen Entschluß kamen, den jungen lebenverheißenden Morgen mit ihren erblichenden Sternen zu verschmelzen und den Earl de Grey nebst dem ganzen Officiercorps der Husaren zur Generalversammlung am Abend einzuladen. Die Motion ging von Mr. Murchison, einem Mann aus, der, wo es die praktische Seite des Lebens betrifft, ohne Zweifel die besten Erfahrungen besitzt. Die glänzende Husarenuniform, die schönen, meistentheils so unwiderstehlichen Schnurrbärte würden gewiß so manche Dame von der Halle der Naturforscher zurückgehalten haben, hätte eben Mr. Murchison durch seine Motion nicht die Jünger und Zöglinge jenes Göttrepaares so weise zu vereinigen gewußt.

Die Abendversammlung war daher ungemein glänzend, der ungeheure Concertsaal beinahe gefüllt, und das suchende Auge fand die sprechendsten Beweise für das Urtheil des Herzens, daß in Hinsicht weiblicher Schönheit keine andere Stadt mit York wetteifern könnte. Die Versammlung wurde mit einer Rede des Dr. Peacock, Dechanten von Ely, eröffnet, worin dieser auf die glänzenden Resultate hinwies, die durch das Gesammtstreben der Association erzielt worden seyen, worauf er den ringelnden Strömen derselben die gehörige Menge Weihrauch auf die Opferschale der Anerkennung und Dankbarkeit streute — eine Libation, die natürlich zur unwiderstehlichen Lockspeise der folgenden Redner wurde. Nahm ich dieses Lobgepreise aus, so sprach die Rede des very venerable Dean viel mehr an, als die geschriebene und sorgfältig einstudirte, die er am vergangenen Donnerstag ebenfalls hier gehalten hatte. Der Marquis von Northampton, der einen ganz ansehnlichen Theil von jenem Weihrauch erhalten, verbrauchte das ihm gewordene Capital mit mehr als wucherischen Zinsen, und in je weitern Kreisen er seine Augen über die ihn umgebenden Naturforscher streifen ließ, um so mehr schwollen auch die dampfenden Wolken an; — da wurde der Opferdienst des Genius plötzlich durch das Eintreten des Lord de Grey und seines glänzenden Stabes unterbrochen. Glücklicherweise war noch nicht alles Material verbraucht, auch der Neuangekommene konnte noch sein beschieden Theil erhalten, unter dessen Ausspenden er sich auch nach dem ihm von Sir John Johnstone angewiesenen Sitz unter Naturforschern begab. Lord Rosse setzte durch seine herrliche Rede über Zweck und Ziel der Association und über die vielen herrlichen Resultate, welche die Wissenschaft bereits aus diesem Streben gewonnen, das Gleichgewicht wenigstens wieder einigermaßen her. Doch der Ruhende kann nimmer dem Echo gebieten zu schweigen, und der Generalsecretär schien doppelt die Zeit wieder ersetzen zu wollen, die Lord Rosse ohne Lobeserhebungen hatte verstreichen lassen können. Der Unparteiische würde ihm gewiß gern alle die gehäuften Hyperbeln, alle seine gesteigerten Gradationsbemühungen vergeben haben, wäre er nicht von der Aeme der Lobeserhebungen bis auf die tiefste Kellerstufe des Tadels herabgefallen, und wer war es, der diese sich so diametral entgegengesetzten Gefühle in den warm gewordenen Herzen des Sprechers erregten! Die armselige Versammlung deutscher Naturforscher, die eigentliche Mutter der glänzenden brittischen Association! Doch ich halte es für das beste, ganz darüber zu schweigen, da dieser so auffallende Tadel eigentlich gar keinen bewegenden Grund hatte. Freilich fühlten alle anwesenden Deutschen nur zu schmerzlich das Ungerechte des Vorwurfs, und wie glänzend auch Liebigs Empfang gewesen, wir dankbar verpflichtet sich auch die übrigen in York anwesenden Deutschen für diese ihrem Landsmann erwiesene Ehre und Gastfreundschaft fühlen mußten, der harte Vorwurf, daß Deutschlands Versammlungen keine andern Resultate als bei Gelag und Tafel verprahte Stunden aufzuweisen hätten, mußte alle jene Dankgefühle verwischen, da eben diese bittern Ausfälle und Vorwürfe von Mr. Murchison, dem Generalsecretär der Association, kamen.

(Schluß folgt.)

Mit der Erwartung vom Theebau in Assam soll es nach dem Calcutta Englishman definitiv zu Ende seyn. (Lit. Gaz. 9 Nov.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 350.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

15 December 1844.

Zusammenhang des Mondsumlaufs mit atmosphärischen Störungen.

Wir haben im vorigen Jahre (s. Nr. 209) einer merkwürdigen Bewegung der See in der Mounts-bay bei Penzance in Cornwallis erwähnt, und weisen hier darauf zurück, weil dieß naturgeschichtliche Ereigniß Gegenstand mehrfacher Forschungen geworden ist. Hr. Edmonds machte schon in den „Verhandlungen der k. geologischen Gesellschaft von Cornwallis im Jahre 1843" darauf aufmerksam, daß solche Ereignisse mit dem Mondslauf in einem gewissen Zusammenhang stünden, und in der Versammlung der oben genannten Gesellschaft am 20 Oct. d. J. führte er nun die Sache etwas weiter aus, und erwähnte mehrere Fälle des Zusammentreffens von Mondsumläufen mit bedeutenden atmosphärischen Störungen, mit See- oder Erdbeben, indem nämlich immer zwischen zwei solchen Ereignissen vier Mondsumläufe oder etwa 118 Tage verfließen, so z. B. im J. 1755, dem Jahr des großen Lissabaner Erdbebens, während und nach demselben, im J. 1761 und im J. 1843 zwischen den zwei großen Seebewegungen im vorigen Jahre. Diese Fälle hatte er schon im vorigen Jahrr angeführt, jetzt führte er zwei andere Perioden an, die äußerst merkwürdig sind. Die erste Reihe beginnt mit dem 23 Oct. 1841, und besteht aus sechs bemerkenswerthen Tagen, die alle durch je vier Mondsumläufe von einander getrennt sind. Am 1sten dieser Tage fand ein ziemlich bedeutender Erdstoß in Perthshire statt, am zweiten ein Staß in Cornwall, der dritte war der heißeste Tag des heißesten Junimonats seit 1826, der vierte zeichnete sich durch einen außerordentlich hohen Barometerstand aus, am 5ten war das große Erdbeben zu Guadeloupe, und am 6ten ein ungewöhnlich tiefer Barometerstand. Die zweite Reihe von vier Mondsumläufen beginnt mit dem 12 Nov. 1842, und besteht ebenfalls aus sechs Tagen; am ersten war ein ungewöhnlich tiefer Barometerstand, am zweiten ein Stoß zu Manchester, am dritten und vierten waren die Seebeben des vorigen Jahes in verschiedenen Theilen Englands, und der fünfte und sechste (26 Febr. und 23 Jan. d. J.) waren ausgezeichnet durch die größten Störungen in der Atmosphäre, welche im Laufe dieses Jahres stattfanden.

Jeder der obigen zwölf Tage war entweder der des ersten Mondsviertels, oder der Tag zuvor oder darnach, ausgenommen der 9 Oct. 1842, welcher zwei Tage vor dem ersten Mondsviertel fiel. Es zeigt sich also, daß am ersten, oder beinahe am ersten Mondsviertel vom Oct. 1841 bis Jul. 1844 der Barometer in England ungewöhnlich hoch oder nieder stand; mit diesem hohen oder niedern Barometerstand trafen Erdbeben zusammen und die drei trockensten Tage der drei trockensten Monate seit 1785 fielen immer auf ein erstes Mondsviertel, nämlich auf den 25 April, 25 Mai und 23 Jun. d. J. Aus diesem und andern Beispielen des Zusammentreffens der Mondsumläufe mit Erdbeben und besonders Barometerständen wird es höchst wahrscheinlich, daß in Gegenden die von Vulkanen entfernter sind, der größere Theil der Störungen der Atmosphäre, wie der Erd- und Seebeben durch den Einfluß des Mondes veranlaßt werden.

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Mittel- und Südamerika.

Was Mexico dem Staat Texas oder vielmehr den Vereinigten Staaten gegenüber thun wird, das läßt sich trotz der langen, wie man sagt, selbst von den Engländern unterstützten Kriegsrüstungen durchaus nicht mit einiger Sicherheit vorhersagen. Die Schwäche und Launenhaftigkeit der Regierung trotzen aller Berechnung. Wäre nicht England in Texas wie in Californien betheiligt, aus Besorgniß, die Amerikaner möchten hier übermächtig werden, so könnte man wohl mit Zuversicht behaupten, daß nichts geschehen werde. Das Abkommen, welches Mexico mit Yucatan getroffen hat, kann den Maaßstab dafür abgeben. Diese Uebereinkunft, welche am 15 December vorigen Jahrs von Mexico ratificirt wurde, ist so charakteristisch, daß wir uns nicht enthalten können, aus den 19 Artikeln desselben die bemerkenswerthesten auszuziehen: „Das Gebiet von Yucatan bleibt in seinen frühern Gränzen; Yucatan erkennt die provisorische Regierung und das am 12 Junius angenommene Grundgesetz an, wie es auch die bestehenden Namen und Formen der Behörden, und die Ein-

theilung des Gebiets beibehält." So viel um den äußern Schein zu bewahren, nun kommt aber im vierten Artikel die Bestimmung, „daß es seine Regierung selbst ordnet, und alle bürgerlichen und politischen Beamten ernennt," im fünften, „daß es kein Truppencontingent zum mexicanischen Heere stellt, sondern nur eine Anzahl Matrosen, welche es selbst bezahlt;" nach dem 9ten Artikel „ist der Congreß nicht befugt, Yucatan irgend eine Abgabe oder Contribution aufzulegen" u. s. w. Dieß mag hinreichen, um den Charakter der Uebereinkunft zu bezeichnen; man hat den Schein der Herrschaft gerettet und das Wesen derselben aufgegeben. Es ist demnach sehr erklärlich, weßhalb neuere von der nordamerikanischen Küste ausgegangene Versuche, z. B. der des unglücklichen Sentmanat und seiner Gefährten, Yucatan wiederum gegen Mexico in die Waffen zu bringen, gänzlich gescheitert sind, denn Yucatan hat gar keinen vernünftigen Grund mehr sich gegen die Scheinherrschaft Mexico's zu sträuben.

Gleiche, ja wenn man will noch größere Schwäche bezeichnet die innern Zustände Centroamerika's. Caerera, der Indianer, ist im Staate Guatimala immer noch Herr, und wie es scheint, ein folgsames Werkzeug in den Händen der aristokratisch-kirchlichen Partei, welche allerdings bei dem Vorherrschen der in Aufregung gekommenen Indianerbevölkerung allein im Stande zu seyn scheint, die Ruhe aufrecht zu erhalten. In der Provinz San Salvador und zum Theil auch in Honduras hat sich die alte liberale, vielleicht möchte man eher sagen die Creolenpartei wieder geregt, und einen Augenblick ging das Gerücht von einem Kriegszug gegen Guatimala und die dort herrschenden Indianer; alles ist aber wieder verstummt, denn die Schwäche von beiden Seiten ist zu groß. Der Staat Nicaragua, welcher mit den Engländern in Zerwürfniß kam, schickte einen Hrn. Castellon nach Paris und ließ der französischen Regierung eine Art Patronat mit gewissen Vorrechten anbieten, man hat aber von einem Erfolge bis jetzt nichts gehört. Die wahrscheinliche Veranlassung dieses auffallenden Schrittes war die Besitznahme des Mosquitogebiets durch die Engländer, eine Besitznahme, welcher die Blocade des Hafens von San Juan de Nicaragua vorangegangen war. Die Besitznahme erfolgte in dem Namen des minderjährigen Königs der Mosquitoküste. Ein amerikanisches Blatt, das New-York Journal of Commerce, berichtet diese in mancher Beziehung wichtige Begebenheit in folgender Weise: „Die brittische Regierung hat von dem Mosquito-Königreich formellen Besitz genommen; die brittische Flagge wurde am 6 Julius zu Blewfield, dem Hauptquartier der brittischen Diplomatie, unter Kanonensalven und den Hurrahs des Volks aufgezogen. Hr. Walker, früher Colonialsecretär und Oberrichter von Honduras, ist einer der von dem vorigen König der Mosquitoküste ernannten Commissare, um das Land während der Minderjährigkeit des Königs zu regieren. Der nördliche Theil des Königreichs ist dem Admiral Lowele, einem Eingebornen, der mittlere Theil Hrn. J. S. Bell, einem Schotten, und der südliche dem Capitän Sheppard, einem Engländer, anvertraut. Der König soll demnächst nach Belize geführt und in Gegenwart des Gouverneurs der englischen Niederlassungen und der Vornehmen des Reichs gekrönt werden. Großbritannien legt große Wichtigkeit auf diesen Theil des amerikanischen Continents; er ist fruchtbar, gesund und hat einige der größten natürlichen Häfen in der Welt — die Chiriqui-Lagune könnte tausend Linienschiffe fassen. Das Land hat 19 große Flüsse, worunter einige 100 (engl.) Meilen weit schiffbar sind. Der Hafen San Juan de Nicaragua bildet einen Theil dieses Gebiets, das den Engländern einen sichern Hafen und eine Werfte für ihre westindischen Flotten und wichtige Zufuhren aller Art gewährt. Im Fall eines Kriegs zwischen den Vereinigten Staaten und England würde diese Besitzung den erstern zu großem Nachtheil gereichen." An der Richtigkeit der Sache ist wohl kaum zu zweifeln, und sie gewährt eine Einsicht, wie England in aller Stille und unter fremden Namen der zweiten für den Welthandel entscheidenden Landenge näher rückt, denn die Lagune von Chiriqui, eben der oben erwähnte vortreffliche Hafen, liegt unter 84° W. L., die Landenge von Panama keine anderthalb Grade weiter gegen Osten; es ist also nur ein Schritt, England kann leicht vor jeder andern Seemacht sich dort festsetzen, und dann sind alle die schönen Plane, welche man auf Anlegung einer Wasserverbindung zwischen dem atlantischen und stillen Meer gebaut hat, leere Träume, denn die Engländer werden sicherlich die Landenge gegen alle Welt zu vertheidigen wissen. Indeß ist es gewiß, daß Frankreich und Nordamerika, welche die Sache zunächst angeht, gegen diese Gefahr keineswegs blind sind: die häufigen Sendungen von Ingenieuren, namentlich von Seite Frankreichs, beweisen zur Genüge, daß letzteres der Sache eine nicht gewöhnliche Aufmerksamkeit schenkt.

Die Republik Neugrenada hat kürzlich, wohl in der Ansicht, daß sie eine drohende Besetzung durch fremde Mächte nur durch Entgegenkommen beseitigen könne, eine Reihe Häfen, sowohl am atlantischen als am stillen Meere, darunter auch Chagres und Panama dem fremden Handel mehr geöffnet und letzteres auch zum Depothafen gemacht — ein Schritt, welcher freilich das Schlimmere nicht abwenden wird. Diese süd- und mittelamerikanischen Staaten sind sämmtlich in eine klägliche Lage, da sie sich des Einflusses fremder Mächte nicht recht erwehren können, und wenn ein mit der französischen Regierung in sehr nahen Verhältnissen stehendes Blatt von umfassenden „Protectionssystemen" in diesem Theil Amerika's spricht, so ist wohl darauf hingedeutet, daß die Mehrzahl der Staaten dem Einfluß dieser oder jener großen europäischen Seemacht wird folgen müssen. Indeß haben alle diese Länder den großen Vortheil, daß man ihnen im Innern nicht wohl beikommen kann, und daß keine Seemacht leicht die Häfen im Besitz der andern lassen wird. Dieß ist eine Garantie ihrer Unabhängigkeit, wenigstens so lange der Weltfriede erhalten bleibt. Inzwischen haben sich neuerer Zeit verdächtige Unterhandlungen angesponnen. Alle diese Staaten sind an England aus den Zeiten der, wo es galt, sie dem spanischen Joch zu entreißen, verschuldet, und Nicaragua, obwohl bloß Provinz, hat in der Abtragung seines Antheils an der Schuld Centroamerika's den

Digitized by Google

Anfang gemacht, solche mit Producten zu bezahlen. Jetzt hat auch Neugranada den englischen Capitalisten ähnliche Vorschläge gemacht, und soll so weit gegangen seyn, denselben eine Tabaksregie ähnlich der spanischen anzubieten. Wenn dieß alles nicht bloß ersonnen ist, um die englischen Capitalisten zu äffen, so würde es ihnen einen fast allmächtigen Einfluß in dem Lande verschaffen. Man erinnere sich nur, welche Macht Tabak- und Salzpächter in Spanien und Portugal üben, und welchen Antheil sie oft an den dortigen Revolutionen haben. *) Diese Anträge sind in England nicht zurückgewiesen worden, und die Sache wartet auf weitere Besprechung. Etwas unabhängiger scheint Venezuela zu stehen, dessen Finanzen von Jahr zu Jahr in immer blühenderen Zustand kommen **), und das nebst Chili als der einzige spanisch-amerikanische Staat angesehen wird, der eine größere Dauer und Stärke verspricht.

In Peru hat endlich, wie es scheint, das Uebermaaß des Uebels eine Art Heilung herbeigeführt. In keinem spanisch-amerikanischen Lande haben die Generale und Oberofficiere eine so schändliche Rolle gespielt, und das Land so unablässig und bloß zur Befriedigung ihrer Eitelkeit und Herrschsucht in Verwirrung gestürzt, aber in den sich stets wiederholenden Kämpfen mußten die Bürger der Städte, besonders der Hauptstadt Lima selbst, oft gleichfalls und manchmal sogar ernstlichere Kriegsdienste thun als die Truppen, während umgekehrt die Generale, namentlich der letzte Präsident Vivanco selbst, sich allmählich nur durch Feigheit auszeichneten. Da trat endlich zum allgemeinen Erstaunen ein Civilbeamter, der Präfect von Lima Don Dominga Elias auf, gab dem allgemeinen Mißvergnügen Worte, erließ eine Proclamation an die Militärhäupter ***) und forderte sie auf, die Waffen sämmtlich niederzulegen, und den Ausspruch über ihr Schicksal, so wie die Wahl eines Präsidenten einer Nationalversammlung zu überlassen; die Militärbefehlshaber wollten sich anfangs weigern, einige scheinen sogar im Sinne gehabt zu haben, gemeinsame Sache gegen den kecken Präfecten zu machen, allein einer nach dem andern fügte sich, bereits hat sich die Mehrzahl unterworfen, und einige sind schon in die Verbannung abgegangen. Ob Don Dominga Elias seinen wohl überdachten Plan wird völlig ausführen können, das muß sich in wenigen Monaten zeigen. Gelingt es, dann dürfte für das herrliche Peru eine bessere Zeit beginnen.

Eine großartige Aussicht für den europäischen Handel und Verkehr, so wie für die betheiligten Staaten Ecuador, Peru und Bolivia eröffnet sich in dem Plan der Beschiffung des Amazonenstroms (s. Nr. 299). Die Reise, welche Lt. Smyth im J. 1835 unternahm (s. Nr. 313 ff.), beweist hinreichend, daß von besonderen Hindernissen der Schifffahrt nicht die Rede seyn kann, denn die Tiefe nicht bloß des Amazonenstroms, sondern auch der meisten in ihn einmündenden Ströme ist zum Theil ungeheuer, und die Frage ist nur, was wird Brasilien zu einer solchen außer seiner Macht liegenden Benützung des großen Stroms sagen? denn daß es nicht ganz gutwillig dieselbe geschehen lassen wird, geht schon aus der Aeußerung des Ministers von Ecuador, Don Benigno Malo, hervor, welcher eine Einsprache vornweg als unberechtigt zurückweist, solche aber doch selbst zu befürchten scheint. Frankreich und England sind gleich bemüht, die Sache in Gang zu bringen, und wenn auch die ersten Unternehmungen keinen sonderlichen Gewinn bringen sollten, so sind doch namentlich die Engländer wohl die Leute, sich durch solche Rücksichten nicht abschrecken zu lassen. Das machtlose Brasilien wird aber die Sache um so weniger hindern können, als es in neuerer Zeit die Feindschaft Englands durch seine unabhängigen Handelsmaaßregeln gewaltig verscherzt hat. Die Feindseligkeit wird aber wohl, so lange der allgemeine Frieden erhalten bleibt, nicht viel weiter gehen, als daß man eine gute Masse Waaren ins Land einschmuggelt *), und den Fluß befährt, welchen Brasilien nicht vertheidigen kann.

Die Schwäche der südamerikanischen Staaten ruft solche eigenmächtige Handelswege hervor, aber auch, wo die einheimischen Staaten stark genug sind, ist der europäische und nordamerikanische Handel nicht geneigt, sich viele Hindernisse in den Weg legen zu lassen; dieß beweisen die Verhältnisse zwischen Buenos Ayres und Montevideo. Es ist dieß, wie wir schon wiederholt bemerkt haben, der alte Streit welcher sich schon zwischen Artigas und der argentinischen Republik entsponnen hatte, und der am Ende auch die Einmischung Brasiliens, einen dreijährigen Krieg zwischen diesem und Buenos Ayres und endlich unter Vermittlung Englands die Unabhängigkeit der Banda Oriental herbeiführte. Buenos Ayres will den Handel auf dem Laplata allein beherrschen und keinen Nebenbuhler wie Montevideo dulden. Wenn Buenos Ayres den Parana und Uruguay schließen und die Ausfuhr über Montevideo hindern kann, so ist es unumschränkter Herr aller der weiten Länder, deren Flüsse sich in

*) Salamanca, der Salzpächter, hat die vorjährige Revolution in Spanien allein für sich zu einem Drittheile gemacht.

**) Umfassende statistische Angaben über Handel, Bevölkerung und Staatseinnahmen werden jährlich zu Caracas auf Befehl der Regierung gedruckt. Im Jahre 1840/41 betrugen die Einnahmen 5,363,000 Pesos, die Ausfuhr 6,159,831, die Einfuhr 7,399,923. In dem Jahre 1829/30 hatte Aus- und Einfuhr zusammen nur 5,587,104 P. betragen, und die Zunahme war stätig.

***) Auch an Vivanco, den er geraume Zeit treu und emsig unterstützt hatte, in der Hoffnung, er werde dem Bürgerkriege ein Ende machen.

*) Brasiliens Handelsmaaßregeln, die Nichtanerkennung des Handelsvertrags mit England, welches vorzugsweise begünstigt war, und die Erhöhung des Tarifs, der dazu beitragen soll, Brasiliens zerrütteten Finanzen — es hat ein jährliches Deficit von einem Drittheil der Ausgaben — wieder herzustellen, hat in Europa, namentlich in Frankreich und England große Verstimmung erregt, und man ist mit Ausfällen nicht sparsam gewesen. (s. Brasilien im J. 1844. 3) Verwaltung, Industrie und Handel Nr. 225 f.) Aber Brasilien hat kaum eine Wahl als es auf diese Weise zu versuchen, trotz der von englischen Blättern geradezu ausgesprochenen Drohung, durch Einschmuggeln den Plan mit dem Zollverein sich in nähere Verbindung einzulassen, zu vereiteln, und dieses, der die Hauptmasse der brasilianischen Waaren verbraucht, besonders zu begünstigen. Es ist in der That merkwürdig, mit welcher Unverschämtheit die Engländer allenthalben, wo die Gesetze die Einfuhr ihrer Waaren nicht begünstigen, sie durch Schmuggel im Großen hineinzubringen suchen und sich noch desselben rühmen; so in Spanien über Gibraltar und Portugal, so in den Vereinigten Staaten über Canada und Texas, und jetzt wieder in Brasilien.

diese Riesenströme ergießen, und es hat die Gewalt sie zum Gehorsam zu zwingen. Daher der fanatische Haß, welcher sich in den innern Provinzen gegen die Unitarier, d. h. gegen die unbeschränkte Uebermacht von Buenos Ayres erhob, und mit Hülfe dessen sich Rosas zur Gewalt aufschwang. Jetzt aber ist Rosas durch seine Bestechungen selbst zum Unitarier geworden, und somit erhebt sich auch gegen ihn die Opposition. Seine Energie beherrscht noch sicher die Länder im Nordwesten, Westen und Süden von Buenos Ayres, aber Montevideo widerstrebt seiner Gewalt, zieht die argentinischen Provinzen Corrientes und Entrerios nach sich, welche gern die Wahl haben möchten ihre Producte über Montevideo oder Buenos Ayres auszuführen, und in neuester Zeit hat sich sogar ein Bündniß zwischen Montevideo und Paraguay gebildet (s. Nr. 262), welches letztere gleichfalls unter dem Bann leidet, den Rosas auf die Schifffahrt des Paraná gelegt hat. Endlich scheint auch, wie im J. 1824, Brasilien offen gegen Buenos Ayres aufzutreten, wie es sein wohlverstandener Vortheil erheischt, denn wenn Rosas auch in Montevideo gebietet, so leiden Brasiliens südliche und südwestliche Provinzen, und sind factisch ein Anhängsel der argentinischen Conföderation. Bis jetzt hat Rosas den bedeutendsten Widerstand in seinen Planen durch die starke Auswanderung von Franzosen nach Montevideo gefunden, denn letztere bilden dort in Verbindung mit den gleichfalls ziemlich zahlreichen Italienern eine Legion, welche bisher Montevideo mit großem Muth vertheidigt hat. Dieser Umstand setzt England in keine geringe Verlegenheit: es kann Rosas in seinen Planen nicht unterstützen, ohne sich selbst bedeutenden Schaden zuzufügen,*) siegt aber Montevideo, wie es sehr wahrscheinlich ist, besonders seit Brasilien mit in den Kampf getreten, so wird Frankreich durch die große Zahl seiner dortigen Einwanderer sicherlich einen überwiegenden Einfluß ausüben; daher die keineswegs sehr freundliche Sprache der englischen Blätter gegen Montevideo.

(Fortsetzung folgt.)

*) Ihm muß an der Sicherheit der südamerikanischen Ströme so viel gelegen seyn, als irgend jemand. Sehen wir ganz von den Aussichten ab, welche die Beschiffung des Marannon eröffnet, so dürfte der Paraná und Uruguay kaum minder glänzende dar, was von England wohl erkannt wird, wie die vorjährige Sendung eines Hrn. Gordon nach Paraguay beweist, die durch die Intriguen von Rosas mißlungen ist. Inzwischen ist es in Montevideo glücklicher gewesen, denn eine englische Gesellschaft hat auf 12 Jahre lang das Monopol der Beschiffung des Uruguay mit Dampfbooten erworben (s. Nr. 144).

Briefe von der Yorker Versammlung.

Sechster Brief.

(Schluß.)

Sedgwick folgte Mr. Murchison als Redner. Ich muß gestehen, ich hatte noch nie eine solche von beißendem Witz und belebendem Humor übersprudelnde Rede gehört. Vom Tempel der Minerva sprang er zum Opferaltar des Bacchus und der Ceres. Mit von innerer Aufregung strahlendem Gesicht bekannte er, daß der Jünger der ersten Göttin diese ohne die zwei letztern nicht würdig verehren könnte, woran sich ein gleich glühendes Phantasiegemälde der Kraft des englischen Roastbeefs und des Feuers, welches der Burgunder den Adern des Philosophen einflöße, ihn zu den höchsten Stufen des Alters führe, anschloß. O daß ich die Rabenfeder meines Freundes Crowquill oder des Punch zur Hand gehabt, um diese Episode fixiren zu können! Triumphirend saß Mr. Murchison auf seinem Stuhl, indem er nochmals seine Rede und die Ausfälle auf Deutschlands Naturforscher an dem Spiegel seiner Erinnerung vorübergehen ließ, während Sedgwick durch seinen glühenden Vortrag bewies, daß auch die englischen Philosophen „die guten Dinge dieses irdischen Jammerlebens" nicht gerade mit den Augen eines Trappisten betrachteten. In voller Verzweiflung suchte ersterer durch dieses und jenes fühlbare Memorandum Prof. Sedgwick in den feurigen Schilderungen Einhalt zu thun, doch der Gegenstand hatte den Redner so begeistert und ihn sich selbst entrückt, daß er diese seinem Winke nicht bemerken konnte; da ergriff er im rasenden Schmerz den Nackzipfel des entrückten Redners und es gelang ihm, obschon er durch diese Kraftanstrengung bald sein eigenes Gleichgewicht verloren hätte, den kühnen Pinselstreichen des Malers „der guten Dinge des Lebens" Einhalt zu thun.

Der ehrwürdige Vernon Harcourt folgte Sedgwick und gedachte der anwesend gewesenen Fremden, gedachte Matteucci und Liebig. So schmeichelhaft auch dieses war, so fühlte sich doch keiner von den anwesenden Deutschen veranlaßt und gedrungen, im Namen der bereits Abwesenden zu danken. Der würdige Harcourt, der unter den Chemikern einen so guten Namen hat, wies dann noch namentlich darauf hin, daß sich die Association vielleicht schmeicheln dürfe, nächstes Jahr Humboldt, Gauß, Kupffer und andere namhafte Deutsche in Cambridge gegenwärtig zu sehen! Sonderbarer Widerspruch!

Earl de Grey dankte in einer ganz ansprechenden Rede, die ihm alle Ehre machte und sein gewöhnliches Rednertalent bekundete, für das ihm gewordene Lob. Sir John Johnstone sprach über Gumma und Agricultur, Chemie, Geologie und Eisenbahnen; — Prof. Airey über Sterne und Erdmagnetismus, seine so eben beendigten Arbeiten, und der greise, liebenswürdige Prof. Owen über, was glauben Sie wohl, die Versammlungen der Naturforscher Deutschlands, denen er selbst beigewohnt, und wies mit sanfter Ruhe und inniger Ueberzeugungskraft die Vorwürfe zurück, die Murchison auf Deutschlands Gelehrte gehäuft. Einen liebenswürdigern, einen edlern Vertheidiger hätte sich Deutschland nicht wünschen können.

So endigte sich die Versammlung der brittischen Association für 1844; das gedruckte Verzeichniß nannte 650 einheimische und auswärtige Mitglieder. Nach dem Bericht des Schatzmeisters hatten sich 146 neue lebenslängliche Mitglieder einschreiben lassen, während der ganze Betrag der Einnahme sich auf 1186 Pfd. St. 4 Sch. belief, gegen die Einnahme vom vorigen Jahre etwa ein Mehr von 300 Pfd. St.

Miscellen.

Neue Unternehmung gegen Borneo. Trotz des unglücklichen Ausgangs der diesjährigen Unternehmung gegen Borneo, wobei Hr. Murray ums Leben kam, soll doch eine neue größere Expedition im Werke seyn, und ein Hr. Bethune wird als der Anführer genannt. (Lit. Gaz. vom 9 Nov.)

Phosphorescenz im Regenwasser. Hr. Dupiessy theilte der französischen Akademie der Wissenschaften in ihrer Sitzung am 4 Nov. mit, daß die Regentropfen, welche am Morgen fielen, Funken und eine Art knackenden Ton gegeben und einen merklichen Phosphorgeruch zurückgelassen hätten. (Fr. Bl.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 351.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker

16 December 1844.

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Bewegungen in der Südsee.

Unter den Ereignissen dieses Jahres in fremden Welttheilen haben wenige so viel Geräusch gemacht, als die von Taheiti. Das Lärmen der Engländee, die gewaltigen Expectorationen der Missionäre, die Rechtfertigungen der Franzosen haben einen nicht geringen Raum in den Jouenalen eingenommen, was keineswegs zu verwundern war, da beide Theile von ganz verschiedenen Grundlagen ausgingen. Dee Uebergang aus dem frühern in den jetzigen Zustand dieser Länder ist allerdings äußerst heed: man denke sich eine ziemlich rohe und sinnliche Bevölkerung unter der Obhut von persönlich achtungswerthen, aber etwas engherzigen europäischen Predigern, welche seit Jahren aus Leibeskräften daran gearbeitet haben, die alte Rohheit zu brechen, die sinnlichen Neigungen eines südlichen Volks im Zaume zu halten, und statt Waffenspiel, Tanz und Lustbarkeiten sein ehrbar singen und beten zu lehren. Auf einmal wird das ganze Gebäude geoßentheils umgestoßen, eine nichts weniger als sehr moralische Soldatenwirthschaft eingeführt, einige der nach weltlicher wie nach geistlicher Heeeschaft lüsternen Missionäre wiegeln das Volk auf, welches von rohen englischen vielleicht auch amerikanischen Matrosen angeführt, die neuen Herren einmal ums andere angreift. An Stoff zu Klagen und Beschuldigungen auf beiden Seiten konnte es dabei unmöglich fehlen, und es wäre thöricht, wenn man Recht und Uneecht überall genau austheilen wollte. Als einen Hauptpunkt heben wir fürs Erste nur hervor, daß in England selbst nicht nur ein Theil der Journale sich enthält, in manchen gar zu pharisäischen Jammer der Missionäre einzustimmen, sondern daß einzelne Stimmen die Partei der Franzosen gegen die Missionäre nehmen; wie erwähnen dieß hier nicht, um es auf den Gang der Dinge in Taheiti anzuwenden, sondern weil in England eine allmähliche Reaction gegeu die Missionäre sich kund gibt, welche für das ganze Missionswesen, und füe das in der Südsee insbesondere schwerlich ohne Folgen bleiben wird. Wie sind mit dem Verfahren der Missionäre in der Südsee keineswegs sonderlich einverstanden, nicht nur hat sich ein großer Theil derselben als beschränkte Köpfe gezeigt, sondern es hat sich auch manches Unkraut unter den Weizen gemischt, aber es wäre vollkommen thöricht, wenn man verkennen wollte, was sie für diese Völkee gethan haben, und die jetzige Reaction geht großentheils aus ziemlich selbstsüchtigen Absichten hervor; man hat die Missionäre in den Himmel erhoben, so lange sie als Schanzgräber dem englischen Handel Bahn machten; jetzt wo nicht bloß ihre Fehler, sondern auch ihre Tugenden lästig werden, wo sie dem Branntweinhandel und der zügellosesten Ausschweifung steuern, möchte man sie gerne ohne weiteres bei Seite schieben. Das wird aber nicht so leicht geben, denn die „Heiligen" haben noch eine geoße Partei in England und oft mehr Gewalt als gut ist. Obwohl man ihnen aber manches zu Gefallen thut und nachsieht, so ist man doch zu besonnen, um sich durch den etwas pfäffischen Ingrimm dieser Leute kopfübee in einen Krieg stürzen zu lassen.

Es sind überhaupt nicht diese geistlichen Tiraden von Exeter-Hall, welche in England die in Betreff der taheitischen Angelegenheiten allerdings sehr üble Stimmung hervorgerufen haben; ein ächter John Bull — wir carrikiren nicht, denn er bezeichnet sich selbst so, — läßt sich über den Ursprung der englischen Macht im stillen Ocean also vernehmen: „Keine Nation in dee Welt ist wanderungssüchtiger, keine hat mehr unternehmende Reisende und Seefahrer oder Colonisten hervoegebracht, als die englische, und doch ist keine so durch die Liebe zur Heimath ausgezeichnet. Die Folge hievon ist, daß wo ein Englandee sich niederläßt, er den Ort alsbald als seine Heimath ansieht, nicht indem er die Verehrung für sein Geburtsland aufgibt, sondern weil er seinen neuen Wohnsitz als eine Art Anhängsel, eine Zugabe, eine Erweiterung desselben betrachtet. Wo er einen Herd oder ein Dach aufrichtet, glaubt er, daß sein Heimathland ein gewisses Aneecht an dem Boden erwirbt, oder wenigstens daß, solange er auf dieser Stelle bleibt, dee Schatten dee englischen Flagge sie heiligt und so unveeletzlich macht, als einen Theil von Kent oder Middlsee. Und warum sollte es nicht so seyn? jedes Volk und jeder Mensch hat seine Bestimmung. Einigen ist's gegeben, Baumwolle, Korn odee Wein zu bauen, andeen sind Handel

Digitized by Google

und Manufacturen zugetheilt, ein Dritter sucht und findet vielleicht militärischen Ruhm, aber es ist im Rath der Vorsehung beschlossen, daß England Civilisation und Kenntnisse über den Erdboden verbreiten soll. Wir haben die meisten Nationen in den Künsten des Friedens und des Kriegs übertroffen, vor allem aber sind wir die bestallten Emissäre zur Verbreitung der Wahrheit unter den Unwissenden und Barbaren." Bisher glaubten wir, daß diese Mission nur dem leichtblütigern Volk am Seinestrom zugetheilt sey, da es seit zwei Jahrhunderten versichert, daß es an der Spitze der Civilisation stehe, ohne jedoch darum gerade den Besitz der ganzen Welt in Anspruch zu nehmen; die gröbere Natur der Engländer nimmt die Sache etwas ernstdafter, sie braucht bloß irgendwo den Fuß hinzusetzen, um den Boden als ein Anhängsel, eine Zugabe, eine Erweiterung ihrer Heimath anzusehen. So können sie es allerdings noch viel weiter bringen, als sie es bis jetzt gebracht haben. Man wird vielleicht einwenden, der Ausspruch eines solchen John Bull beweise nichts, und das ist wahr, er beweist nichts für die Ansprüche, welche die Regierung und überhaupt die Vernünftigern erheben, wohl aber beweisen solche Worte etwas für den Geist, der in der Masse lebt und viel mehr auf Regierungen und Völkerschicksale einwirkt, wie man gewöhnlich glaubt. Für diese Masse mußte die Besitznahme der Marquesas-Inseln und Taheiti's durch die Franzosen etwas höchst verdrießliches seyn, Hoch und Nieder hat seinem Unmuth auf alle Weise Luft gemacht, und die Widerhaarigkeit, welche sich dabei kund gibt, darf allerdings niemand befremden, eben so wenig daß ein guter Theil des Spleens sich auch auf die englische Regierung entlud, welche anfänglich einstimmend in das Geschrei der Masse, die Vorfälle mit Taheiti als eine „grobe, von absichtlichem Hohn begleitete Beleidigung" ansah, nachher aber doch diesen schneidenden Ton wesentlich milderte.

Der Grund, weßhalb die englische Regierung so verfuhr, ist leicht zu errathen: sie hatte die Uebernahme des Protectorats über Taheiti von Seite der Franzosen geduldet, und das Betragen der letztern ließ sich, wenn das Protectorat einmal zugegeben war, einige unnöthig harte Maaßregeln abgerechnet, wohl rechtfertigen. Das sieht man auch in England recht gut ein, und darum suchen die Gegner der nachsichtigen Politik der Regierung, welche durch das Benehmen der Missionäre, namentlich Hrn. Pritchards, in Verlegenheit gesetzt ist, auch gar nicht das Verfahren dieser letztern zu entschuldigen, sondern behaupten geradezu, diese seyen mit ihrem Widerstand vollkommen im Recht, denn die gewaltsame Aneignung des Protectorats sey schon an sich ein Unrecht gewesen und hätte allem spätern Verfahren der Franzosen den Stempel der Gewaltthat aufgedrückt, die Missionäre seyen demnach als Diener des Evangeliums und als Engländer befugt gewesen, sich durch alle ihnen zu Gebote stehenden Mittel der Gewaltherrschaft der Franzosen zu widersetzen. Die englische Regierung verwickelt sich durch ihr Benehmen in einen seltsamen Widerspruch: sie remonstrirt dagegen, daß die Franzosen weiter gegangen als das Protectorat besage, und verlangen deßhalb die Wiedereinsetzung der Königin Pomare, die sich auf ein englisches Kriegsschiff geflüchtet hat; nun ergibt sich aber, daß die Franzosen die Königin eingeladen haben, wieder ans Land zu gehen und die Zügel der Regierung zu ergreifen, daß aber die Engländer sie durch alle möglichen Vorspiegelungen und Einreden davon abhalten, weil sie wohl nicht mit Unrecht befürchten, daß die eben nicht wegen besonderer Tugend verrufene Königin, welche noch überdieß der Hofmeisterei der Missionäre mehr als einmal satt gewesen zu seyn scheint, sich am Ende mit den Franzosen ganz gut vertrage. Damit fiele denn alles Gerede von der Gewalt, welche man ihr angethan, zu Boden, und sie könnte unter ihren Unterthanen, welche keineswegs alle mit den Missionaren so zufrieden waren, leicht eine hinreichende Partei finden, welche sich mit den Franzosen und katholischen Priestern so gut und besser vertrage, als mit den Engländern und den Missionären. Die Zeit, wo diese lehrten und regierten, ist durch ein allgemeines Verkommen der Nation bezeichnet gewesen: Cook gibt die Bevölkerung auf 200,000 Menschen an; dieß mag übertrieben, die Inseln müssen aber jedenfalls stark bevölkert gewesen seyn; dagegen wissen die günstigsten Berichte vom J. 1830 nur von etwa 17000 S., die andern sind durch die bisher unbekannten Krankheiten, durch die Veränderung der Lebensweise, namentlich das unkluge Verbot der Leibesübungen und des Tanzes, so wie durch die Branntweinpest umgekommen. Wir sind keineswegs gemeint, die Abnahme der Bevölkerung lediglich den Missionären in die Schuhe zu schieben, und ihre strengen, wohl nur allzustrengen Maaßregeln gegen das Branntweintrinken haben wenigstens so viel bewirkt, daß seit 1830 die Bevölkerung sich wieder hebt, aber jedenfalls verbindet sich der Gedanke an das Verkommen des einst so blühenden Volkes mit der Anwesenheit der Missionäre und muß für diese ungünstig wirken. Ein Umschwung in der öffentlichen Meinung der Taheitier gegen die Missionäre, ohnehin vorbereitet durch die Bemühungen des schlauen französischen Consuls Moerenhout, ist somit nicht ganz unwahrscheinlich; wenn man aber dieser Veränderung Platz greifen läßt, wo bleibt denn die Aussicht diesen wichtigen Posten in der Südsee den Franzosen bald möglichst wieder zu entreißen? Denn es handelt sich doch offenbar um nichts anders, als um die Frage, ob Engländer oder Franzosen diesen wichtigen Punkt besetzt halten sollen.

Die englische Regierung hat anfänglich einen großen Fehler darin begangen, daß sie den Franzosen gestattete, das Protectorat über Taheiti an sich zu reißen; überfliegt man den Gang der Begebenheiten seit zehn Jahren, so kann man nicht umhin zu vermuthen, daß das Auftreten der katholischen Missionäre absichtlich veranlaßt war, um sie vertreiben zu lassen und dann die Vertreibung bestrafen zu können. Im J. 1836 erschienen die katholischen Missionäre und wurden, sobald man sie entdeckt hatte, gewaltsam aus dem Lande geschafft. Im J. 1838 erschien Dupetit Thouars zum erstenmal und verlangte als Genugthuung die Bezahlung von 2000 Piastern, eine schriftliche Entschuldigung der Königin und das Aufziehen der französischen Flagge, um sie feierlich zu begrüßen. Dieß wurde gewährt und die Missionäre schossen das Geld zusam-

Digitized by Google

men, welches die Königin nicht besaß. Als es bei der Unterhandlung zur Sprache kam, daß wenn Franzosen überhaupt freien Zutritt auf der Inselgruppe hätten, auch katholische Priester den katholischen Glauben predigen und die Gemüther des Volks in Verwirrung bringen könnten, erklärte Dupetit Thouars, mit der Intrigue seiner Regierung wie es scheint nicht vertraut, als ächter Indifferentist in Religionssachen, er habe es nicht mit Priestern, sondern nur mit Franzosen zu thun, und die Königin könne ein besonderes Gesetz machen, wodurch das Predigen eines andern als des protestantischen Glaubens verboten würde; dieß geschah, aber das von Dupetit Thouars begangene Versehen wurde im folgenden Jahre von Capitan Laplace gut gemacht, welcher Gewissensfreiheit und ein Stück Land, um eine katholische Kirche darauf zu bauen, forderte. Dieß hätte die englische Regierung aufmerksam machen können, denn die französische suchte offenbar nur eine Veranlassung zum Einschreiten, aber es geschah nichts, und so ging der französische Consul Moerenhout immer weiter und bewog im September 1841 vier Häuptlinge eine Urkunde zu unterzeichnen, worin sie Frankreich um Schutz baten. Ein Jahr später im September 1842 war der Königin dieß Protectorat aufgezwungen. Daß Dupetit Thouars dabei ohne Auftrag seiner Regierung gehandelt habe, wie Meinicke *) in seinem Werke „die Südseevölker und das Christenthum" behauptet, ist ein Mährchen, denn der ganze Gang der Dinge beweist, daß alle Schritte seit Jahren wohl berechnet waren. Wenn deßhalb die aus sämmtlichen Vorfällen genauer unterrichteten Engländer, so wie die Masse des Volks, welche das Hinterlistige des ganzen Anschlags fühlt, über das Verfahren der Franzosen erbittert waren, so darf man sich nicht verwundern. Die Art, wie diese das Protectorat herbeiführeten und erzwangen, war durch Hinterlist und Mißbrauch der Gewalt bezeichnet; hatte aber die englische Regierung das Protectorat einmal eingeräumt, so durfte sie sich über die Folgen nicht beklagen, und wenn eine Anzahl prüder Engländer den Franzosen ihre sinnlichen Ausschweifungen vorwerfen und daraus hauptsächlich den Aufstand der Tahaitier erklären will, so möchten sie stark im Irrthum seyn, denn es braucht wenig Belesenheit in der Geschichte der Südseeinseln, um zu wissen, daß man eben für die Keuschheit der tahaitischen Frauen keine Lanze einzulegen braucht. Häufig schwimmen den frisch angelangten Schiffen Dutzende von Weibern und Mädchen entgegen, um sich den Lüsten der Matrosen preiszugeben, und wenn wir auch den Orgien französischer Officiere, die solche wie es scheint den ehrbaren Missionaren zum Trotz veranstalteten, keineswegs das Wort reden wollen, so ist es doch ziemlich abgeschmackt zu behaupten, daß sie die Frauen und Töchter der Eingebornen mit Gewalt mißbraucht hätten. Tahaiti führt nicht umsonst seinen Namen Neuecythera, und es gehört mit zu den Mißgriffen der Missionäre, daß sie ein so sinnliches Volk in eine puritanische Bettstube einsperren wollten, wenn gleich ihre Bemühungen, der Zügellosigkeit zu steuern, alle Anerkennung verdienen.

Betrachtet man die Besetzung von Taheiti von der philanthropischen Seite, so kann man durchaus nur das Verfahren der Franzosen verdammen. Daß es ihnen um Religion und Gewissensfreiheit zu thun war, als sie den armen Taheitern diese Forderung aufzwangen, wird wohl niemand im Ernste behaupten, und daß die katholischen Missionäre sich zu einer solchen politischen Intrigue brauchen ließen, macht entweder ihrem Kopfe oder ihrem Herzen schlechte Ehre. Der Katholicismus mit seinem ceremoniösen Kirchendienst möchte ursprünglich für diese Völker besser gepaßt haben, als der nur auf die Ueberzeugung wirkende protestantische Lehrbegriff, aber einen Widerstreit der Religionen unter so ungebildete Völker bringen, einen Streit, welchen viel aufgeklärtere Völker noch nicht verdaut haben, ist wahrhaft grausam. Indeß treten vorerst alle religiösen Fragen in den Hintergrund, seit die Taheitier gegen die Franzosen aufgestanden sind; dieser Aufstand wird zweifelsohne von englischer Seite wenn auch nicht gerade von der Regierung genährt werden, denn die Engländer lieben es nicht, daß man sich in ihre Handelsverhältnisse in der Südsee viel einmischen könne, und offenbar hat die ganze Besetzung der Marquesas-Inseln, wie Taheiti's, nur den Zweck, eine sichere Schiffsstation zu gründen, um wenn es seyn kann, allmählich einen Handel einzuleiten, hauptsächlich aber, um im Fall eines Kriegs einen sicheren Punkt zu haben, von wo aus die Franzosen den Engländern Schaden zufügen können. Daher die Erbitterung, welche sich über die Angelegenheit von Taheiti selbst in den friedfertigsten Journalen kundgibt. Wir führen hier zum Schluß eine Stelle aus einer Handelszeitung (Shipp. Gaz. vom 23 Oct.) an, worin es heißt: „der eitle Vorwand eines Protectorats, worein unsere Regierung willigte, obwohl man damals schon wußte, daß es durch Gewalt und Drohungen erzwungen worden sey, kann nicht mehr benützt werden; die Taheitier selbst haben diese Frage abgemacht, ihr tapferer Widerstand gegen französische Herrschaft oder französisches Bündniß ist eine genügende Antwort auf die Depeschen des Admirals Dupetit Thouars und leider ein Verdammungsurtheil der Politik Englands, welche sie zu diesem Aeußersten führte. Diese Politik ist, was unsere Seemacht und Handel betrifft, für uns unerklärlich, und wir können bloß die Vermuthung hegen, daß man auf jede Gefahr hin Frieden mit Frankreich haben will und darum die Schiffe entfernt, deren Befehlshaber, empfindlich für die Ehre ihres Landes und ihrer Flagge, sich veranlaßt sehen konnten, unter erschwerenden Umständen einzuschreiten. Wir selbst sind die stärksten Fürsprecher einer friedlichen Politik, und würden fast jedes Opfer bringen für die Erhaltung des Friedens, aber dieß Opfer darf weder unsere Ehre, noch unser Uebergewicht zur See seyn. Von dem Augenblick an, wo wir ein Jota von unsern Ansprüchen auf Seeherrschaft aufgeben, wäre jedes andere Opfer umsonst, von diesem Augenblick an ließe sich auf die Fortdauer des Friedens nicht von einer Woche zur andern rechnen, von diesem Augen-

*) Wir werden auf dieß trotz einzelner Irrthümer sehr achtungswerthe Werk zurückkommen, da es das einzige ist, welches die Verhältnisse in der Südsee in einer übersichtlichen Darstellung zusammenfaßt.

Digitized by Google

blick an wäre in der That die Sonne von Englands Ruhm untergegangen.“ Diese Aeußerung eines durch seine Friedensliebe ausgezeichneten und die Ansichten der höhern Handelswelt vertretenden Journals beweist zur Genüge, daß die Franzosen mit der Besetzung Taheiti's einen sehr wunden Fleck getroffen, daß keineswegs bloß das geistliche Interesse der Missionäre auf dem Spiele steht, und daß die Regierung selbst nach dem ersten Fehler der Zulassung des Protectorats möglichst versuchen wird, auf indirecten Wegen denselben wieder gut zu machen.

(Fortsetzung folgt.)

Briefe von der Yorker Versammlung.

Nachtrag.

Daß es während der Dauer der Sitzungen nicht an allerlei öffentlichen Berichten fehlte, bedarf kaum der Versicherung. Die localen Yorker Blätter, die sonst kaum mit ihren Nachrichten halbe Druckbogen anfüllten, schwollen während den erwähnten Tagen zu wahrhaft englischen Broadsheet's an, die der Times in nichts nachstanden. Hätte jedoch der Ruf der Redner in den Versammlungen von diesen Berichten abgehangen, die Gelehrsamkeit Englands wäre in eine rigene Klemme gekommen. Sie müssen mir wirklich etwas Platz für einige dieser Berichte der öffentlichen Presse gönnen. Mr. Goadsir las in der Section D eine Abhandlung über die Kraft der Wiedererzeugung in der Classe der Crustaceen bei abgeworfenen oder durch äußern Zufall verloren gegangenen Theilen vor. Nun hören Sie, was die Localpresse Yorks darüber berichtete: „Horry Goodsir las eine interessante Abhandlung über jenen angeführten Gegenstand vor, welcher man sehr viel Aufmerksamkeit schenkte. Der Tisch Crustacea ist beinahe von derselben Statur wie der Krebs, und besitzt vor allen andern Thieren das merkwürdige Vorrecht, alle Glieder, welche durch Quetschungen oder dergleichen verletzt sind, abzuwerfen. In seiner Lebensart stimmt er ganz mit dem Krebs und dem Hummer überein.“ O shade of Linnæus und Lacepede! In der Sitzung selbst bemerkte Hr. Strickland, daß es ihm nach immer einfach zweifelhaft scheine, ob die Crustaceen überhaupt ihre Körperbedeckung abwürfen, wobei er sich an den Präsidenten der Section wandte, da man in diesem Fall doch sicherlich eine Menge alter, abgeworfener Schalen an den Küsten der Meere und Seen, an den Ufern der Flüsse u. s. w. finden müsse. Obschon er eben so häufig an den Ufern und Küsten herumgewandelt, könnte er sich doch nicht entsinnen, jemals eine solche gefunden zu haben. „Was wird aber aus denselben, He. Präsident, kann Hrn. Goodsirs Meinung richtig seyn?“ „Was wird dann aus den Eseln, die alljährlich crepiren?“ fing als Antwort der alte Präsident mit der größten Ruhe und Naivetät.

Eine zweite Probe aus dem Yorker Blatt: „Hr. Hugh Strickland las einen Bericht über die Fortschritte und den gegenwärtigen Zustand der Ornithologie. Er bemerkte im Verlauf desselben, daß die Holländer eine Nation wären, die man stets als eine solche betrachtet habe, welche die verschiedenen Species der Vögel eben sowohl wie irgend eine andere Nation der civilisirten Welt verständen, und ihr reiches und ausgebreitetes Museum enthielte die zahlreichsten Varietäten in der Naturgeschichte, die man je wo finden könnte. Dieselbe Abhandlung sprach auch von den Einwohnern Australiens, als einem Volksstamme, der einige der interessantesten und schönsten Vogelarten besitze.“ Schließlich noch ein Beispiel, es betrifft die Beschreibung einer neuen Species Barbacenia von ihrem Landsmann Schomburgk. „Der Verfasser hat, wie es scheint, eine Reihe von Jahren fremde Zonen und Regionen bereist, um hauptsächlich neue Species von Blumen, Pflanzen und Bäumen aufzusuchen. Es gelang ihm auch viele schöne und interessante Varietäten zu entdecken, eine dieser ist die Barbacenia, welche 8 bis 9 Fuß hoch wird. Diese merkwürdige Pflanze, die seit vielen Jahren ihre majestätische und edle Krone auf dem Gipfel eines schroffen Felsen, der vom Meere bespült wird, unbeachtet erhoben hat, ist nun durch die Ausdauer des Hrn. Schamburgk den Botanikern Englands zugeführt worden. Sie wird als eine Blume beschrieben, die an Schönheit und Wohlgeruch unsrer englische Rose bei weitem übertrifft. Die Blätter sind sehr breit, von einer feurigen Carmoisinfarbe und wächst in großer Anzahl unter 24° S. B.“ Jedoch genug des Unsinns.

Die Gastfreundschaft der Bewohner kannte wirklich keine Gränzen, und die Behörden hatten alles gethan, was man nur von den aufmerksamsten Wirthen wünschen konnte. Der ungeheure Reichthum an Schätzen des Alterthums trug außerdem unendlich viel dazu bei den geistigen Genuß zu steigern, weßhalb man auch bereits am ersten Morgen noch der letzten Versammlung eine Menge der Naturforscher umherwandeln sah, um nun, befreit von den Bürden, die sie bisher getragen, sich ungestört und ungehindert dem Beschauen jener Alterthümer hinzugeben.

Was ich gesucht, hatte ich nicht gefunden; was ich nicht erwartet, war mir geworden. Meine Gesundheit war durch diesen Ausflug nicht gebessert, ich trug das alte Uebel wieder nach London mit zurück, zugleich aber auch das Bewußtseyn, mir einige warme und biedere Freunde erworben zu haben, unter denen der Riesenschnupfer den Reihen anführte, wozu sich noch die Erinnerung an manche glücklich und froh verlebte Stunde gesellte.

Abnahme der Indianerbevölkerung in Guiana.

In der ersten diesjährigen Versammlung der ethnologischen Gesellschaft las Hr. Schomburgk, der bekannte Guiana-Reisende, eine Abhandlung über die verschiedenen dieß Land bewohnenden Indianerstämme. Die Arrowaaks, Warraus, Caraiben, Accowais, Macusis, Arecunas, Wapisianas, Atorais, Tarumas, Woyowais, Maopityans, Pianoghatto und Drios, deren Gesammtzahl nur 6850 beträgt und fortwährend noch abnimmt. Die Atarais sind nahezu ausgestorben, denn es gibt ihrer nur noch 40 von reinem Blut, von Maopityans nur 39. Diese lebten früher in zwei Niederlassungen, jetzt sind sie aber vereinigt in einer einzigen großen Hütte, entfernt von allen andern Stämmen. Die Form der Hütten bei den Indianern Guiana's bezeichnet den Stamm, denn während die einen, wie Warraus und Caraiben, nur eine Art Schuppen bauen, errichten die Macusis und Wapisianas häufig Häuschen von Lehm mit einem Dach fast orientalischer Art, das mit Palmblättern gedeckt ist. Er schloß seine Mittheilungen mit wohl begründeten Klagen über das rasche Aussterben einiger dieser Stämme, und drückte die Hoffnung aus, daß mit Hülfe der ethnologischen und einiger andern verwandten Gesellschaften wenigstens die Kenntniß der physischen und moralischen Geschichte derselben nicht verloren gehen werde. Schomburgks Mittheilungen waren von sehr charakteristischen Zeichnungen begleitet, welche sein Begleiter der Künstler Goodall entworfen hat. (Lit. Gaz. vom 30 Nov.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 352.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

17 December 1844.

Der Verkauf der Theaterbillete in Paris.

(Voleur 30 Nov.)

Die Eröffnung des Théâtre italien und des Odeon hat der wunderlichen Thätigkeit der Billetverkäufer einen neuen Schwung gegeben. Wir theilen hier einige Nachrichten über diesen fast unbekannten, von der Polizeipräfectur fast immer verbotenen Handel mit, der aber nichtsdestoweniger seit einigen Jahren ganz in die Sitten übergegangen ist. Zu London werden Sperrsitze und Logen bei den Buchhändlern verkauft, welche vor Eröffnung der Saison dieselben an sich gebracht haben. Der Preis wechselt mit jedem Tag, je nach der Laune des Verkäufers, dem Credit des Käufers und dem Interesse der Darstellung. In Italien bietet man einem in der Umgegend des Theaters Logen an, deren Preis gleichfalls wandelbar ist; man erhält den Schlüssel der Loge, den man dann der Pförtnerin zurückgibt. Die Logen sind hier ein unbewegliches Eigenthum, aus dessen Vermiethung man einen Gewinn zieht, wie aus der eines Hauses.

Gegen Ende 1831 organisirte sich zu Paris der Handel mit Theaterbilleten vermittelst ziemlich bedeutender Capitalien, namentlich an den großen Theatern. Robert der Teufel zog die Masse nach der Académie royale de Musique. Die Theaterlustigen ergriffen, um sich Billete zu verschaffen das Mittel, statt Abends in den zum Saal führenden Gängen sich anzustellen, gleich Morgens 10 Uhr in den schwarzen Corridor der Oper sich zu begeben, um gleich um 11 Uhr an das um diese Zeit eröffnete Bureau zu gelangen. Die Billetverkäufer erschienen zuerst, nahmen die besten Plätze und Logen weg, in der sichern Hoffnung, sie den Tag über mit Vortheil wieder zu verkaufen. Bald waren gegen Mittag alle Logen und besondern Sitze genommen, und wenn das eigentliche Publicum kam, mußte man ihm antworten, es seyen keine Billete mehr zu haben. Dagegen wurde man beim Herausgehen aus dem Bureau von Billethändlern, die alle Hände voll hatten, angefallen. Das Publicum beklagte sich, der Polizeipräfect verbot den Handel, und die Theaterdirection verweigerte den ihr bekannten Billethändlern die Logen und Plätze.

Dieß reichte aber bei weitem nicht aus, denn nun mußten sie sich durch alle möglichen Listen, durch Herfendung galonnirter Bedienten, durch Vorfahren mit prächtigen Wagen bald Logen und Plätze genug zu verschaffen, und das Publicum, das sich anfangs beklagt hatte, nahm bald am Handel Antheil. Bekannte Personen nahmen ganze Logen, und übergaben diese den Billethändlern, welche ihnen unter dieser Bedingung ihre einzelnen Sperrsitze zu einem mäßigen Preis abließen. Die Polizei schritt nochmals ein, und verbot den Verkauf auf öffentlichem Platze; jetzt zog sich aber diese bisher vagabundirende Industrie in eigene Laden bei Weinhändlern, in Kaffeehäuser u. dgl.; hier bietet man Theaterbillets für Logen und bestimmte Sitze aus, deren Lage man nach einem sehr genauen Plane des Theaters vollkommen richtig schätzen kann. Bei der Oper und im Théâtre italien miethen die Billetverkäufer in ihrem Namen und auf ein ganzes Jahr Logen, deren einzelne Plätze sie bei den jedesmaligen Vorstellungen mit Vortheil verkaufen. Die vornehmsten Namen scheuen sich nicht ihre Logen für einen oder zwei Monate wieder an Billethändler zu verpachten, und man empfängt Morgens seinen Billethändler eben so wie man den Makler empfängt. Dieser Doppelhandel von Logenkauf und Platzverkauf wird jeden Tag im Tilbury und Cabriolet betrieben, gibt übrigens manchmal auch Verlust; es darf nur ein beliebter Schauspieler nicht auftreten oder gegen 6 Uhr Abends sehr schlechtes Wetter einfallen, so kommt das Publicum nicht, und mancher Billethändler verliert 1000 bis 1200 Fr. im Tage. Das nennen sie boire un bouillon.

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Englische Colonien.

Je mehr seit dem Frieden nicht bloß England, sondern auch andere Nationen auf der Bahn des Handels und der Gewerbe Fortschritte machen, desto mehr muß sich England in mannichfacher Beziehung beengt fühlen; vor allem haben die europäischen Staaten keine Wahl, als die Fortschritte des Handels und der Gewerbe möglichst zu fördern, wenn sie ihre Stellung in Europa, andern Staaten gegenüber, bewahren und innern Unruhen vorbeugen wollen. Die natürliche Folge der

Digitized by Google

Sachlage, in deren Erkenntniß Europa mit großen Schritten vorwärts eilt, ist Verschließung mancher bisherigen Absatzwege für England und Theilnahme derjenigen Länder, welche bisher fast nur Manufacturen einführten, am Welthandel. In dem Maaße, als diese Theilnahme fortschreitet, sehen wir in England die kampfhaftesten Anstrengungen, sich neue Handelswege zu eröffnen, und der Jubel, womit z. B. die Eröffnung von China begrüßt wurde, kann einen Maaßstab abgeben, wie stark für England die Nothwendigkeit neuer Absatzwege ist. Indeß geben sich zwei sehr verschiedene Richtungen kund, welche jede auf ihre Weise dem Bedürfniß abzuhelfen suchen, und diese Richtungen sind zum Theil in den äußern Handelsverhältnissen, zum Theil in den innern Zuständen begründet. Die erste Partei ist die des freien Handels, die zweite setzt ihre größten Hoffnungen auf die Colonien. Insofern sind sie einander diametral entgegengesetzt, und ihre Grundsätze weichen völlig von einander ab, obwohl sie sich in einer Menge Einzelnheiten wieder begegnen, und am meisten in dem Streben, durch alle zu Gebot stehenden Mittel den englischen Handel über die ganze Welt auszubreiten.

Die Freihandelsmänner und ihre Vorkämpfer, die Gegner der Korngesetze, gehen von der Ansicht aus, daß alle Bevorzugungen einzelner Colonien nur eben so viele Hemmschuhe für den freien Verkehr seyen, daß England seine Bedürfnisse an Colonialwaaren und Rohstoffen aller Art von denjenigen Orten beziehen solle, wo sie am wohlfeilsten zu bekommen seyen, und der Ausfuhr von Colonialwaaren und Rohstoffen werde dann schon die Einfuhr englischer Manufacte direct oder indirect von selbst entsprechen. Ein Hauptargument für ihre Ansicht entnehmen sie aus den jetzigen Verhältnissen zu Brasilien, dessen ganzer Handel bei der Ueberlegenheit der Engländer in Capital und Kunstfertigkeit wenigstens zu neun Zehntheilen in die Hände Englands fallen müßte, wenn die Einfuhr von Kaffee, Zucker u. s. w. aus Brasilien eben so gut, wie aus Ost- und Westindien gestattet wäre. In natürlicher Folge dieser Ansichten erklären sie das ganze System der Verfolgung des Sklavenhandels, wobei England nur zu seinem eigenen Schaden die Rolle eines Don Quixote der Philanthropie spiele, für verfehlt und ermangeln nicht die schwache Seite dieses Systems, die in baare Heuchelei ausartenden Widersprüche und die mannichfaltigen daraus hervorgehenden Verlegenheiten mit starken Farben hervorzuheben. Die Vorsprecher der Colonien dagegen machen aufmerksam, wie ein solches Freihandelssystem einen großen Theil des ungeheuren, in den Colonien, namentlich in Westindien angelegten Capitals vernichten müsse, wie sich von verschiedenen Seiten feindliche Tarife gegen England erheben, und wie es darum den Interessen des Handels wie der Colonien am gemäßesten sey, die Verbindung mit denselben möglichst zu erweitern, und in diesen einen Ersatz für den verlorenen fremden Absatz zu suchen. Wir führen hier zur Bestätigung und Erläuterung dieser Ansichten eine Stelle aus dem erst seit Mitte dieses Jahrs gegründeten Journal of Commerce (vom 9 Nov.) an, weil sie die Sache am richtigsten zeichnet und auch für Deutschland bemerkenswerthe Lehren enthält: „Könnten wir die Aufmerksamkeit der Regierung und der Gesetzgeber, ja der Handelsclassen selbst nur einmal von den Visionen des Continentalhandels auf das wahre Feld für unsere Handelsunternehmungen lenken, wir sind überzeugt, daß manches Gute daraus hervorgehen würde. Wir wollen denen, welche am besten mit der Sache bekannt sind, jenen praktischen Männern, welche den Handel des Landes leiten, die Frage vorlegen, ob der Handel aus den Tractaten, die man seit 10 bis 15 Jahren mit den Continentalstaaten geschlossen hat, irgend einen Vortheil zog. Das einzige Resultat, das wir entdecken können, ist wo nicht die Zerstörung, doch die ernstliche Benachtheiligung eines wichtigen Nationalinteresses, der Rhederei. Klima, Producte, Bedürfnisse, Kenntnisse und Industrie der Continentalländer sind den unsrigen sehr ähnlich, sie haben wie wir eine Bevölkerung, welche sie vortheilhaft zu beschäftigen suchen müssen, sie haben aber nicht, wie wir, die ausgedehnten Märkte des Erdkreises, um ihre Erzeugnisse abzusetzen. Dieser letzte Umstand zeigt die Nothwendigkeit, in welcher diese Länder sich befinden, die Früchte ihrer Industrie so viel möglich in sich selbst zu verzehren, und um dieß thun zu können, die ähnlichen Erzeugnisse anderer Länder auszuschließen. Daher ist es völlig unvernünftig, zu erwarten, daß irgend ein Continentalstaat unsere Wollen-, Baumwollen-, Eisen- und andere Waaren einen Augenblick länger kaufen werde als bis er durch den Fleiß seiner Arbeiten sich selbst versorgen kann.*) Der Handel mit diesen Staaten, so weit er Manufacte betrifft, die sie selbst hervorbringen können, muß deßhalb der Natur der Dinge nach allmählich schwinden, und der Versuch, die Wohlfahrt des brittischen Handels auf einen solchen Verkehr zu gründen, kann nicht anders als fehlschlagen. Es ist vielleicht ein Glück, daß diese Stütze zu einer Zeit fällt, wo es so leicht ist, dem Lande zu zeigen, daß England die Fortdauer seiner Handelswohlfahrt nicht auf die Versorgung des continentalen Europa gründen darf; es muß den Umfang seiner eigenen, von fremden Staaten unabhängigen Hülfsquellen erkennen. Der innere Verbrauch eines sehr bedeutenden Theils der brittischen Erzeugnisse ist durch die dichte industrielle Bevölkerung gesichert, und unsere Colonien mit ihren Millionen Einwohnern erwarten von England ihre Versorgung mit den Gegenständen erster Nothwendigkeit, wie des verfeinertsten Luxus. Hier ist die wahre Quelle von Englands Handelsgröße und

*) Dabei geht der Verfasser freilich von der Ansicht aus, was vernünftigerweise seyn sollte, aber nicht von dem factischen Bestand der davon noch weit entfernt ist. Der Fortgang des Artikels spricht von Deutschland ganz speciell, und ob wir ihn gleich als nicht zur Sache gehörig hier übergehen müssen, so können wir doch nicht umhin, folgende Stelle noch hier auszuheben. „Was könnte es Deutschland helfen, Waaren, die jetzt durch den Fleiß seines eigenen Volks erzeugt werden, um 20 Proc. wohlfeiler in England zu kaufen, wenn darunter seine eigene Industrie litte, und die große Masse des Volks in Armuth gestürzt würde. Dieß hieße einige Wenige zum Nachtheil der Mehrzahl begünstigen." Es ist dieß eine ganz artige Antwort auf das Geschrei, daß man die Consumenten nicht den Fabricanten aufopfern solle, und eine gute Probe von dem Urtheil englischer Sachkundiger über die Freihandelstheorien deutscher Schwätzer.

dauernder Wohlfahrt. Auf den Verkehr zwischen dem Mutterlande und seinen fremden Besitzungen, und nicht auf Reciprocitätsverträge mit europäischen Staaten sollte Großbritannien seine Hoffnungen gründen."

Hier zeigt sich nun die Grundverschiedenheit beider Ansichten; die Freihandelsmänner, welche aber keineswegs allen Schutz der englischen Industrie aufzugeben gesonnen sind, hegen die Ansicht, daß die Uebermacht englischen Capitals, englischer Maschinen und englischer Industrie auf den großen Weltmärkten leicht die Gegner niederdrungen würde, und daß man deßhalb nicht nöthig habe, in seinen Bezügen von Colonialwaaren und sonstigen Rohstoffen sich an die englischen Colonien zu binden; die Vorsprecher der Colonien hegen starke Zweifel, ob dieß bei so manchen entgegenstehenden Tarifen und der Thätigkeit anderer Nationen wirklich der Fall seyn werde, und behandeln die Freihandelsmänner zum Theil als lustige Phrasenmacher. In der Verwaltung selbst haben die Vorsprecher der Colonien natürlich das Uebergewicht, und seit Jahren wird methodisch auf das Ziel losgearbeitet, die Colonien immer enger mit England und seinem Handel zu verflechten. Daher die Bevorzugung Canada's im Kornhandel, da es, wie man sich auszudrücken pflegte, „nicht schlimmer als eine englische Grafschaft behandelt werden soll," daher die in der letzten Tarifveränderung durchgeführte, wiewohl nicht immer praktisch befundene Ansicht alle Erzeugnisse der Colonien ohne Unterschied schwächer zu besteuern, als die fremden Länder. Bei diesen Vorarbeiten blieb man indeß nicht stehen, sondern jetzt begann trotz des widerstrebenden Colonialamts die systematische Beförderung der Auswanderung nach den Colonien, die freilich binnen kurzem noch in viel stärkerem Umfang betrieben werden soll, ferner das seit Jahren immer deutlicher hervortretende Streben, sich hinsichtlich der Rohstoffe von fremden, namentlich europäischen Ländern möglichst unabhängig zu machen und die Erzeugung derselben in den Colonien auf alle Weise zu fördern, da nicht nur diese an die englischen Manufacte größtentheils gebunden sind, und also der Absatz der letztern mit steigender Beschaffung der Rohproducte zunimmt, sondern auch England durch die Wohlfeilheit der Rohstoffe die Concurrenz auf dem Weltmarkt am leichtesten bestehen zu können hofft. Daher die Bestrebungen Baumwolle aus Ostindien, aus dem nördlichen Australien und Port Natal, wo man Anstalten zum Pflanzen derselben macht, Talg nicht bloß aus dem halbcolonialen Buenos Ayres, sondern auch aus Neusüdwales *), Flachs aus Ostindien und Neuseeland, Wolle aus Neusüdwales, Ostindien und dem Cap zu ziehen. Daher endlich die mächtigen Capitalien, womit man den Handel in Ostindien zu heben sucht, die Actienunternehmung, um Eisenwerke in Südindien nach einem riesenhaften Maaßstab zu betreiben, und das bisher aus Schweden und Rußland bezogene entbehren zu können, daher die Plane, Eisenbahnen an mehreren Orten der Halbinsel anzulegen, kurz daher die ganze jetzt nach Indien gerichtete Unternehmungslust, welche seit einiger Zeit in die englischen Capitalisten gefahren. Das oben erwähnte Journal of Commerce stellt das System sich ausschließlich aus den Colonien mit Rohstoffen zu versorgen, in seiner Nr. vom 2 Nov. mit den Worten dar: „von unsern Colonien, wenn sie gehörig geleitet werden, können wir in nicht sehr ferner Zeit erwarten, nicht nur daß sie uns alles Nöthige liefern, sondern, daß sie auch das ganze Erzeugniß unserer Industrie consumiren. England dankt seinen Colonien eine der Eigenthümlichkeiten seiner Stellung; da sie in allen Klimaten und unter jeder Breite liegen, so versorgen sie England mit den mannichfachen Erzeugnissen des Erdkreises, seyen es nun Rohstoffe zur Nährung seiner Industrie, oder Gegenstände des Lebensbedürfnisses. Kein Land hat die Macht Englands die Zufuhr abzuschneiden oder der Mittel zu berauben seine Industrie auszuüben." Allerdings hat das System seine Nachtheile, denn es muß die andern europäischen Länder anspornen, sich der englischen Waaren möglichst zu entschlagen, und mit Energie auf der Bahn der Gewerbsentwickelung fortzuschreiten, wie die Amerikaner bereits das Beispiel geben, denn in der sichern Voraussetzung, daß der Absatz ihrer Baumwolle in England ihnen mit der Zeit entgehen könne, haben sie ihrer Baumwollenindustrie eine riesenhafte Entwicklung gegeben, so daß bis jetzt noch die Amerikaner die Engländer, oder nicht die Engländer die Amerikaner entbehren können. Derselbe Weg muß auf dem Continent eingeschlagen werden, denn Englands System wird den Handel Europa's von dem Englands immer mehr abschneiden, so daß wir bald nur noch Waaren empfangen und keine mehr geben. Aber die Rücksicht auf das, was der Continent und vor allem Deutschland thut, halten den Gang der Dinge in England vorerst nicht auf, das System ist im Zuge, und muß erst eine gewisse Vollendung erreicht haben, ehe seine möglichen Nachtheile groß genug sind, daß sie besondere Abhülfe fordern. Für jetzt müssen erst die Hindernisse, welche der vollen Entwicklung desselben entgegen stehen, aus dem Wege geräumt werden, und darum wird gegenwärtig auf das Colonialministerium Sturm gelaufen. (Fortsetzung folgt.)

*) In Folge dieser Bemühungen ist der Artikel Talg seit 3 Jahren um 15 bis 20 Proc. gesunken, und Rußland darf sich hüten, daß nicht sein Talgabsatz, welcher in den letzten drei Jahren durchschnittlich 3½ Mill. Pud (1,400,000 Ct.) betrug, in kurzem bedeutend abnehme. Eben so ist es mit Flachs und Hanf, und daher rührt wohl die jetzige Geneigtheit Rußlands sich mit England in einen Handelstractat einzulassen.

Reisebriefe aus Spanien.

III.

Cortijo de San Geronimo en la Sierra Nevada, den 24 Juliut.

Beim Zwielicht, das durch das einzige halb mit Brettern vernagelte Fenster oder Loch in das enge, finstere Gemach eines spanischen Gebirgshauses fällt, bemühe ich mich, Dir meine jüngsten Erlebnisse mitzutheilen. Am 11 Julius kam ich nach einer dreitägigen Tag und Nacht währenden Fahrt in Granada an. Der Theil der Mancha, den man auf dieser Tour durchwiegen muß, ist leidlich, wenn auch wenig bewohnt und baumlos. Die Sierra Morena, ein sehr breites, ziemlich bewaldetes, zum Theil sehr wild romantisches Gebirge (namentlich ist der berüchtigte Puerto de Spinätopferos, durch welchen die Straße führet, ein großartiger Felsenpaß), wurde glücklich überstanden, ohne Bekannt-

Digitized by Google

schaft mit den andalusischen Rändern zu machen. Jaen habe ich bei Nacht, bei Sternenlicht und schlechter Straßenbeleuchtung gesehen. Der Weg von da nach Granada ist unbeschreiblich schön, fortwährend durch prachtvolle Gebirge führend. Nachdem man die Sierra de Jaen durcheilt hat, gelangt man etwa drei Leguas von Granada entfernt auf eine Höhe, von der man plötzlich die ganze Sierra Nevada mit ihren schneebedeckten Felsenhäuptern erblickt. Die Straße senkt sich nun, fortwährend zwischen Gärten von üppiger Vegetation hinführend, in die Vega de Granada, diese herrliche fruchtbare Ebene, ohne daß man die alte Maurenstadt eher, als etwa eine Stunde, bevor man sie erreicht, ansichtig wird. „Quien no viò à Granada, no ha visto nada!“ Dieses allerdings etwas übertrieben klingende Sprüchwort enthält dennoch viel Wahres. Granada, namentlich aber die zauberische Alhambra, ist ein wahres Paradies und unstreitig die am schönsten gelegene Stadt in ganz Spanien, die sich wohl allenfalls mit Neapel messen darf. Die Stadt selbst, obgleich besser gebaut als Valencia, ist dennoch ziemlich finster und unfreundlich, aber jedes Haus erinnert an die Herrschaft der Mauren.

In der Fonda de commercio, die mir empfohlen worden war, fand ich kein Quartier, bedauerte es auch nicht, da sie sehr schmutzig aussah. Ich war daher genöthigt, mich in einer sogenannten Casa de pupillos einzumiethen, Häuser, in denen man Fremde beherbergt. Ich bekam ein nicht sonderliches Zimmer und die Wirthsleute gefielen mir gar nicht; auch war es ziemlich theuer. Verdrießlich machte ich einen Spaziergang in die reizenden Promenaden am Xenil und stieg dann zum erstenmal auf die Alhambra hinauf, deren Hügel ein üppiger Ulmenwald, dessen breite Promenaden mit marmornen Fontänen geziert sind, umgibt. Die Sierra Nevada, namentlich der majestätische 11,000' hohe Picacho de Veleta, glühte eben im Schein der untergehenden Sonne, als ich durch das maurischr Haupthor der Festung, durch den Arco de justicia, eintrat. Eine Treppe führte mich auf den großen Platz, auf welchem der stolze nicht vollendete Palast Karls V neben dem unscheinbaren Palast der maurischen Könige steht. Während ich in der zauberischen Aussicht dieser Feenschlösser schwelgte, begrüßte mich ein schon bejahrter Spanier, der mir bereits bei meiner Ankunft seine Dienste angeboten hatte. Ziemlich verdrießlich fragte ich ihn, ob er die Alhambra kenne? Er antwortete mir: „Si, Señor, porque soy hijo de la Alhambra.“ Dieser „Sohn der Alhambra“ war derselbe, der Washington Irving begleitet hat, und seitdem scheint diese Antwort bei ihm stehend geworden zu seyn. Er nennt sich Matheo Gimenez und ist mir nicht mehr vom Halse gegangen, dabei aber ein sehr bescheidener, gutmüthiger und dienstfertiger Mann. Dieser führte mich in die Fonda de la Alhambra, einen innerhalb der Mauern dieser Burg liegenden kleinen Gasthof mit wenigen, aber hübschen Zimmern, die mir so sehr gefielen, daß ich mich sogleich einmiethete, da ich nicht nur viel besser, für meine Zwecke geeigneter, sondern auch viel billiger wohnte. Außerdem sind die Wirthsleute sehr gute und brave Menschen, auf die man sich verlassen kann. Ich zahle hier für den Tag, wenn ich abwesend bin, drei Reales, während ich in der Stadt sechs zahlen sollte. Bleibe ich den ganzen Tag in der Alhambra, so zahle ich für alles, Essen und Bedienung, einen Duro.

Die Vorbereitungen zum Abgange in die Sierra hielten mich länger, als ich wollte, in Granada zurück. Doch habe ich täglich Excursionen in die reichen Umgebungen der Stadt, so wie in die untern Thäler der Sierra gemacht und eine große Menge Pflanzen gesammelt. Vorigen Donnerstag unternahm ich die erste weitere Excursion nach dem Picacho de Veleta in Begleitung zweier Franzosen und eines Americaners zu Pferde. Es war mir seltsam zu Muth, als ich mich zum erstenmal in der Region des ewigen Schnees befand, wo es jedoch bedeutend heiß war. Die Sierra Nevada ist ein wunderbares Gebirge. Noch nie habe ich so kahle Berge gesehen, wie diese, und dabei so wasserarm! Selbst die Schneeregion ist unbeschreiblich dürr, die Stellen ausgenommen, wo gerade Schnee liegt. Alles andere besteht aus Gerölle oder nackten Felsen, in deren Spalten die niedlichen kleinen Alpenpflanzen wachsen. Die Ersteigung des Picacho ist beschwerlich und nicht ohne Gefahr, denn man muß theils über spiegelglatte Felsen, theils über schlüpfrige Schneefelder, theils am Rande des Corral de Veleta, eines ungeheuern Felsenkessels, den Schneegruben des Riesengebirgs ähnlich, fortklettern. Der Wind wehte hier eisig kalt und die Luft war so dünn, daß das Athmen merklich erschwert ward. Die Aussicht vom Picacho de Veleta ist ungeheuer, aber, wie auf allen sehr hohen Bergen, zu weit. Man überblickt ganz Andalusien und eine Menge Bergketten bis zur Sierra di Guadarama hinter Madrid. Gegen Süden sieht man das Meer in unermeßlicher Ausdehnung, begränzt von der Küste von Afrika, die wie ein Nebelstreifen, aber deutlich erkennbar, am Horizont sich hinstreckt. — Die Sierra Nevada ist so einsam, so wenig von Menschen bewohnt, dabei durch häufige Wölfe, so wie im untern Theil durch Räubergesindel so unsicher, daß man nicht wagen darf, allein einen Ausflug in dieselbe zu machen. Eben aus diesen Gründen hält es aber auch schwer, einen Begleiter zu bekommen. Matteo mußte mir jedoch einen zu verschaffen, einen in der Sierra sehr wohl bekannten, zuverlässigen Mann, Namens Vicente, der mich auch wirklich begleitete.

Seit gestern bin ich nun in diesem Cortijo, demselben, wo sich Boissier einige Zeit aufgehalten hat, und ich denke hier bis Ende September zu bleiben. Obwohl man nicht viel bekommt, ist es doch verhältnißmäßig sehr theuer, denn ich muß für mich und Vicente täglich 1 Duro zahlen. Doch sind die Bewohner hübsche, freundliche Leute. Dieses Gebirgshaus, etwa 4000' über der Meeresfläche, liegt übrigens herrlich an der rechten Thalwand des tiefen Grundes, durch welchen der Monachil, ein muntrer wasserreicher Gebirgsbach, strömt. Dem Hause gegenüber erhebt sich die linke Thalwand, bekannt unter dem Namen der Dehesa de San Geronimo, die sich bis in die Schneeregion hinauf erstreckt und ungemein reich an Pflanzen ist. Während man auf dem Wege zum Picacho gar kein Wasser erblickt und sich mit Schneewasser begnügen muß, um den Durst zu löschen, ist der Theil der Sierra, wo der genannte Cortijo liegt, sehr wasserreich und mit üppiger Vegetation versehen.

Ich bewohne hier eine Art Gemach, das als Hauscapelle zu dienen scheint. Es besitzt nur ein einziges kleines vergittertes Fenster, das durch einen hölzernen Laden, der nur zur Hälfte geöffnet werden kann, verschlossen wird. Vor dem Fenster erhebt sich eine Bretterwand, und in einer dem Fenster entsprechenden Oeffnung steht eine schlechte hölzerne Statue der Madonna, so wie ein hölzernes Kreuz, umgeben von Heiligenbildern und einem Leuchter. Vor diesem Verschlage befindet sich eine Art Gemüsetrog, den ich als Tisch benutze, und auf welchen durch das halbgeöffnete Fenster nur die Nische, in der die Madonna thront, gerade so viel Licht fällt, um allenfalls schreiben und lesen zu können. Den übrigen Raum des Gemachs nimmt das für einen Cortijo recht gute und reinliche Bett ein, das mir zugleich als Sitz dient, da es keine Stühle gibt. Man kann hier wirklich ein sehr beschauliches Leben führen!

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 353.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker

18 December 1844.

Mongolenlieder.

(Aus der Kasan'schen Gouv. Zeitung. S. Nord. Biene 18/30 Nov.)

Die Mongolen besitzen, wie alle nomadischen Völkee, in hohem Grade das Talent, die sie umgebenden Gegenstände poetisch darzustellen, denn dee Mensch überläßt sich seiner Phantasie weit mehr in der Einsamkeit als im Gedränge des gesellschaftlichen Lebens; dort hindert ihn nichts, seinen Gedanken nachzuhängen, er ist reich an Gefühlen, und diesee Reichthum strömt unwillkürlich über in seine Liedee; er zeebeicht sich den Kopf nicht über die Wahl des Gegenstandes, er hat sein Thema stets in Bereitschaft. So ist auch der Mongolr in seinem häuslichen Leben: rr zieht umher fern von seinen Verwandten nnd Freunden, seine Bedürfnisse sind gering, öffentlichr Inteeessen eegen ihn selten an, und alles, Wohnung, Nahrung und Kleidung, hat er bei dee Hand. Diese Abgeschiedenheit macht ihn tiefsinnig und stimmt ihn zne Träumerei, in seinem Liede spricht sich eine gewisse Traner aus, man vernimmt darin die Klage eines zu ermüdender Einsamkeit veenurtheilten Herzens, odee einen Wunsch, einen hoffnungslosen Ruf, auf den keine einladende Stimme antwortet. Dieß ist der allgemeine Charakter der mongolischen Lieder; es gibt indeß Augenblicke im Leben des Mongolen, wo ee aus seinem gewöhnlichen Kreise heraustritt, wo er mit der ganzen Menschheit in Verkehr kommt: im Kreise seiner Feeunde, bei der Arakschale ist er lustig und sein Gesang fröhlich; beim Zusammentreffen mit seinee Geliebten zittert sein Herz vor Entzücken nnd sein Lied ist leidenschaftlich; der Anblick der großartigen Natue weckt sein Staunen; er ist bezaubert und sein Lied erhebt sich in triumphirenden Klängen.

Wie halten es nicht für übeeflüssig, den Leser mit einigen mongolischen Liedern bekannt zu machen; sie mögen für sich selbst sprechen. Nachstehendes besingt die Schönheiten des in dee Mongolei berühmten Berges Summer, welchee Chan d. h. der König der Berge heißt. „Der Gipfel des Berges Bond gleicht dem prachtvollen Beege Summer, unter seinem Thronsitz dreitet sich dee fünffarbige Regenbogen aus, an seinem Fuße rauscht der klare Fluß Tola; dort sammeln sich die süßsingenden Schwäne, schmackhafte Früchte wachsen hier in Mengr. Die reizendrn Blumen Kgandi Badra verbreiten Wohlgeruch; die zarte Blume Dali-Ulbala, voll süßen Dufts, schwankt dort im Winde, die grünen Wiesen werden erfrischt vom kühlen Sommerregen; dann wachsen Blumen und Blättchen hervor, fein, zaet, leichter wie die Kleidung der Geister; dort sammeln sich verschiedenartige Thieee, und sorglos, ohne Furcht springen sie umher, schöne Rennthierr steeifen in Heeeden herum; unser hohee Beeg Chan ist eelch an allem, ee übertrifft alle Ländee der Welt, gleich dem Reiche dee Tengeri." *) Der hier desungene Berg liegt in den Chalkas-Eimak am linken Ufre der Tola, welche aus dem Gebirge Kgontei heeabkommt nnd in den Fluß Orchon fällt; er ist wichtig wegen seiner historischen nnd religiösen Bedeutung; hier werden die Volksveesammlungen gehalten, hier wird der Census aufgenommen nnd über die zum Wahle des Volks dienlichen Maaßeegeln beratschlagt. Dieser Berg ist dem Chutuchtu von Ufga gedeiligt, zu dessen Ehren dier peächtige Tempel ereichtrt sind; in den Thälern sind Jneten für dir Wachtposten aufgeschlagrn, welche daeüber wachen müssen, daß kein steedlicher Fuß die oeedotene Hödr berühre; in den Wäldern hrrrscht ewige Stille und die wilden Thiere wandern ungehindert umher.

In nachstehendem Liede schildert ein Mongolr der Geliebten seine Gefühle. „Beim Eescheinen leichtee Wolken fühlt der Pfau sein Herz sich erfreuen; wenn ich dich sehe, Geliebte, ist mein Sinn fröhlich; wenn du bei mie dist, sind alle meine Wünsche eefüllt; lebst du seen von mir, so ist meine Seele verdnnkelt, den Reiz standhaften Sinns teeffe ich stets bei dir; o dn, an der ich mich nicht satt sehen kann, wer kann dich vergessen; viele sind der mannichfachen Blumen, die im Winde soleln, aber die schönste Kgandi-Badlr kann nur in geringer Anzahl wachsen; obgleich ich viele Genossen habe, die mit mir eines Alters sind, so habe ich doch nur dich Geliebte ausgewählt zu meiner Gesellschaft; die Erscheinung des weißen Reifes veekündet den langweiligen Winter; das Heeankom-

*) Der Summer ist der ersterschaffene Berg, der nach der Ansicht der Buddhisten im Mittelpunkte der Welt liegt; auf seinem Gipfel wohnen die Tengeri oder Geister.

Digitized by Google

men der kecken Jugend bringt uns dem Ende des Lebens näher.“ Merkwürdig ist dieser Mangel an Leidenschaftlichkeit; er rast nicht, aber er ist von seiner Liebe durchdrungen, er bekennt, daß nur sie ihm sein ödes Leben verschönern kann.

Vernehmen wir nun die Klage eines Mädchens, das man an einen ungeliebten Mann verheurathen will. „Meine Mutter hat mich in einem zarten Lämmerfell gewiegt, mein Vater hat mich für ein Schaf mit dem Lamm verkauft; meine Mutter sang mich in den Schlaf, als ich in dem Kalbfell lag, mein Vater verhandelte mich um eine Kuh mit dem Kalbe; meine Mutter schaukelte mich im Fell eines jungen Hengstes, mein Vater gab mich für ein Kamel und sein Junges; mein Vater holt mit Begierde seine weißen Pferde, meine Mutter weint, daß er mich weggab in meiner Jugend; mein Vater holt willig die scheckigen Renner, meine Mutter jammert, daß er mich dingab, mich, die ihr so theuer war. Wenn man zehn Stück Vieh nimmt, wird man dadurch reich? Machen sie ein gutes Geschäft, daß sie mich verheurathen? Werden sie dadurch reich, daß sie zwanzig Widder nehmen? Thun sie wohl daran, daß sie mich weggaben, das einfache Mädchen?“ Hier entdeckt man einige Züge aus dem häuslichen Leben der Mongolen; weß Standes sie auch seyn mögen, die Kinder kennen keine andere Wiege als die Felle von Thieren, keine andere Kleidung als ihre Nacktheit; dann beklagt sie sich über den Eigennutz des Vaters, der sie einem ungeliebten Mann verkaufte. Die Verheurathung mongolischer Mädchen beruht stets auf Kauf und Verkauf, die Wahl des Herzens ist eine ganz zufällige Sache. Häufig schließen zwei Familien ein Ehebündniß, wenn die Kinder noch ganz jung sind; der Vater bestimmt den Kaufpreis seiner Tochter, und wer ihn bezahlen kann, dem wird auch der Vorzug gegeben; dem Mädchen bleiben nur Thränen und Klagen.

Nachstehendes Lied drückt ganz den melancholischen Charakter der Mongolen aus: „mein graues Pferd wiehert, wenn es an seine Heerde denkt; ich ein Jüngling singe die Erinnerungen meiner Mutter; ich singe nicht um zu singen, sondern weil mein Herz bewegt ist, und unwillkürlich fügen sich die Klänge meiner Stimme; jetzt weine ich, aber ich weine mit Absicht, und meine Seele wird friedlich und ruhig.“ Die Erlernung dieser Lieder ist bei Erforschung der Sprache äußerst nützlich; in ihnen finden wir die reine, freie, durch keine Nebenbeziehung eingeengte Sprache, wie sie frei aus dem Geiste des Volkes strömt; wir werden bekannt mit seinem häuslichen Leben, und lernen die hellen und die trüben Seiten seines Familienlebens kennen.

Rückblicke.

Englische Colonien.

(Fortsetzung.)

Wir haben vor kurzem erwähnt, daß die Colonial-Gazette (s. Nr. 293) wieder in andere Hände übergegangen sey, und ein völlig feindseliges System gegen die bureaukratische Langsamkeit und Unbeweglichkeit entwickelt. Die Wendung ist keineswegs zufällig, sie trifft genau zusammen mit den Ansichten, welche das Journal of Commerce wiederholt dargelegt hat, und diese letztere ist selbst nur eine Filiale der Shipping and Mercantile Gazette, welche man, wie oben bemerkt, als das Organ des höhern Handelsstandes ansehen kann. Alles ist in voller Bewegung, die Unzufriedenheit mit mehreren Maaßregeln der Torpyregierung ist im Wachsen, und die Geldmittel um den Angriff von allen Seiten zu beginnen, scheinen keineswegs zu fehlen. Das erste Blatt der umgewandelten Colonial Gazette bringt ein ganzes Register von Klagen, mit Canada angefangen, wo es die Frage aufwirft, ob das Ministerium im Sinne habe und im Stande sey, der Politik Sir Ch. Metcalfes, — deren Bedeutung wir schon bei Nordamerika entwickelt, — zu unterstützen, oder ob es sich den radicalen Angriffen Hume's und Roebucks gegenüber, wiederum auf seine sonstigen Gegner, namentlich Ch. Buller, — den bekannten Secretär Lord Durhams, — verlassen wolle. Neusüdwales heißt es weiter, ist gleichfalls in voller Gährung, Süd-Australien beklagt sich, daß es von der Regierung um sein Geld betrogen worden sey, und über Neuseeland ist in der Zwischenzeit ein Bericht erschienen (s. Neuseeland Nr. 235 f.), verfaßt von beinahe lauter ministeriellen Mitgliedern des Unterhauses, welcher das frühere so gut wie das jetzige Colonialministerium in einem sehr fatalen Licht erscheinen läßt. In Westindien, heißt es weiter, müsse der Versuch dasselbe mit freien Arbeitern aus tropischen Gegenden zu versorgen, in größerem Maaßstab, nicht auf eine so scheue ungenügende Weise gemacht werden u. s. w. Kurz das ganze Colonialwesen soll eine neue Gestalt gewinnen, „die Angelegenheiten aller unserer Colonien müssen nothwendig in der nächsten Session besprochen und die wichtigsten Fragen der Colonialpolitik in Bewegung gebracht werden, um alsbald zu irgend einer praktischen Entscheidung zu gelangen.“ Dieser übermäßige Eifer, dieses Sturmlaufen ist wohl schwerlich ohne besondere Gründe, und man braucht diese wohl auch nicht sehr weit zu suchen. Die Freihandelspartei, d. h. diejenigen, welche den Korngesetzen in England und der unmäßigen Begünstigung der Colonien entgegenwirken, macht besorgliche Fortschritte in England, und man muß ihr, ehe eine neue Parlamentswahl heranrückt, wo möglich ein erkleckliches Resultat entgegenstellen können. Hiezu kommt die Ausdehnung welche Amerika seinem Gewerbswesen, vor allem aber seiner Baumwollenindustrie gibt, und die sichere Aussicht, daß eine kaum minder bedeutende Woll- und Seidenindustrie (s. N. 218 und 323) nicht mehr in große Ferne steht; die Amerikaner besuchen außer den englischen Colonien alle Märkte der Welt, und sie sind so gut wie die Engländer, ja zum Theil mehr als diese allenthalben hingedrungen. Dieß ist ein Feind, welcher sich auf keine Weise mehr beseitigen läßt, und es fragt sich, will man ihm bloß in altem Stolz auf englisches Capital und englische Industrie ohne sonstige Vorbereitungen entgegen treten? Ist es nicht nöthig, in den Colonien sichere, immer steigende Absatzwege zu suchen, damit die Macht und der Umfang der englischen Industrie sich auf ihrer Höhe halte, und auch außerhalb

der Colonien mit den Amerikanern die Concurrenz behaupte? Dieß ist für England eine um so wichtigere Frage, als die Unvermeidlichkeit dieser Concurrenz in kurzem auch mächtige und sehr unbeliebte Aenderungen im Innern nöthig macht; man wird die Arbeiter gleich günstig, wie in dem fast keine Steuer zahlenden Amerika zu stellen suchen, und dieß läßt sich auf keine Weise erreichen, als wenn man ihnen einen bevorrechteten Absatz verschafft. Die pomphafte Ankündigung des Journal of Commerce, daß die englische Colonien bei gehöriger Leitung bald im Stande seyn würden, alle Erzeugnisse der englischen Industrie zu consumiren, ist eine Fabel, welche noch in langen Jahren nicht zur Wahrheit werden kann, aber es ist das Ziel, welches man verfolgt, und das als Sand dienet, um die Augen der Menge zu blenden, daß sie nicht zu heftig Veränderungen in den innern Zuständen, hauptsächlich Erleichterung der niedern Classen verlange, welche das jetzige gesellschaftliche Gebäude umstoßen müßte. Zu allen diesen Betrachtungen kommen die Bewegungen der Franzosen in der Südsee, von der afrikanischen Küste an, wo die befestigten Punkte auf Madagascar *) und Mayotte als Anhaltspunkte dienen, bis nach Tahiti und den Marquesas; wohl nicht ohne Grund ist auch schon von französischen Blatteen der Gedanke hingeworfen worden, im indischen Archipel eine ähnliche Stellung zu suchen, welche, für den Handel wie für Kriegsabsichten gleich geschickt, dazu dienen könnte, den Engländern bedeutenden Abbruch zu thun. Wer möchte mit Zuversicht behaupten wollen, ob nicht dieses Umsichgreifen der Franzosen im Einverständniß mit den Amerikanern stattfinde, die hier noch immer Anhaltspunkte fanden, wenn auch die französischen Schiffe vom Meere längst verscheucht wären! Anfangs spotteten die Engländer über das „Colonialfieber" der Franzosen, aber dieser Spott hat sich, seit die zerstreuten Unternehmungen der Franzosen eine gewisse Form annahmen, in eine gewisse Besorgniß umgewandelt und der verhaltene Zorn bricht bei jeder Gelegenheit aus. Alles dieß steigert die Thätigkeit der Engländer und ist die Hauptveranlassung der neuen Bewegung, welche man dem Colonialwesen geben will.

Als gründliche Leute, welche wohl wissen, daß äußere Vertheidigungsanstalten wenig helfen, wenn der Wurm im Innern zehrt, fangen die Engländer damit an, die innern Schäden in den Colonien bessern zu wollen. Wir haben aber schon bei Nordamerika bemerkt, mit welcher Consequenz sie ihren Weg in Canada verfolgten, und vorerst den innern Feind nicht bloß mit den Waffen, sondern auch durch kluge Maaßregeln besiegten. Der Triumph in England unter denjenigen, welche den Zustand der Dinge in Canada kannten, war nicht gering; sie sagten ohne Umschweif, daß der Sieg Sir Ch. Metcalfe's in den Wahlen nicht nur die Verbindung Canada's mit England, sondern auch den Triumph der monarchischen und aristokratischen Institutionen gesichert habe. Kaum ist indeß ein erster Sieg errungen, so treten alsbald wieder gewisse Lieblingsideen auf, die man in Ausführung zu bringen strebt, in der Ansicht, das begonnene Werk damit zu stützen. Ohne Verzug sind Aufforderungen an die Regierung ergangen, daß man einige Adelstitel namentlich an die französischen Canadier vertheilen solle, die, wie man glaubt, für solche Geschenke empfänglicher sind, als die Engländer. Das ist wohl ein höchst unglücklicher Gedanke: die Nähe der Vereinigten Staaten ist solchen Bestechungen nicht günstig, und ob „die monarchisch-aristokratische Gesinnung ein Band der Zuneigung zu Großbritannien" seyn, ob, wie einige sich sogar schmeicheln, „manche der liebenswürdigsten, gebildetsten und reichsten amerikanischen Bürger" sich dadurch bewogen finden werden, nach Canada überzusiedeln, möchten wir sehr bezweifeln. Man fühlt in den Vereinigten Staaten allerdings, namentlich in den Städten, das Nachtheilige einer zu weit gehenden Demokratie, und die Nativistenpartei hat in diesem Gefühl ihren Ursprung, aber ob sie es wagen würden, so der öffentlichen Meinung Amerika's Trotz zu bieten, ist eine große Frage. Der Ursprung alles Adels ist das Schwert, in Canada aber handelt es sich eben so wie in den Vereinigten Staaten um die Unterwerfung des Bodens durch Arbeit, jeder Mann soll der Sohn seiner Thaten seyn, und solche aristokratische Gelüste in einem Lande wie Nordamerika möchten eher schädlich als günstig wirken. Auch wird die Regierung wohl nicht geneigt seyn, auf solche Anmuthungen einzugehen.

Ueber Westindien haben wir nur noch äußerst wenig zu sagen. Die Pflanzer und die Leute des Handels denken alle zurück an die Sklavenzeit, wo es an Arbeitern nicht fehlte, und wenn es irgend anginge, hätten sie allenfalls gegen eine Wiedereinführung der Sklaverei wenig einzuwenden. Die Sache ist aber unmöglich, und es fragt sich nur, woher soll man die Arbeiter holen. Wir haben schon erwähnt, daß Afrika nicht genug liefern konnte, weil der Colonialminister die Ausfuhr im wesentlichen auf Sierra Leone beschränkte, während, wenn eine hinreichende Zahl kommen sollte, an ziemlich vielen Punkten der afrikanischen Küste befestigte Posten hätten errichtet werden müssen, um schwarze Arbeiter an denselben anzuwerben, mit andern Worten, von den Häuptlingen Sklaven zu kaufen. Dieß konnte die Regierung nicht zugeben, und so wurde denn die Auskunft getroffen, Culis aus Ostindien herüber zu führen, aber siehe da, die gesetzgebende Versammlung Jamaica's, der Hauptcolonie, die nächst Guiana am meisten leidet, will keine Culis, und setzt eine so geringe

*) Die Engländer werden von den Howas ziemlich willkürlich behandelt, beklagen sich bitter, und schieben die Sache den Franzosen in die Schuhe, wohl sehr mit Unrecht, denn die Franzosen arbeiten auf der Westseite der Insel, wo auch Nossi-Bé liegt, den Howas entgegen, indem sie die Emancipation der Sacalawas von der Oberherrschaft der Howas begünstigen. Aber die Engländer möchten gern für Mauritius Arbeiter aus Madagascar ziehen, wie sie selbst gestehen (Col. Gaz. 30 Nov.), und dem widersetzen sich die Howas auf alle Weise. Auch haben letztere einen großen Theil des Handels monopolisirt und auf einzelne Punkte beschränkt, was den Fremden ausnehmend lästig fällt. Die Franzosen setzen sich auf der Westküste immer fester, und die Engländer fordern ihre Regierung auf, dasselbe an der Ostküste zu thun; dort haben aber die Franzosen früher ihr Glück versucht, und hauptsächlich in Folge des Klima's jedesmal ihr Grab gefunden. Von der Westküste aus wird es ihnen dagegen leicht den wichtigen Canal von Mozambique zu beherrschen.

Summr für die Einfuhr derſelben aus, daß nur eine unbedeutende Anzahl eingeführt werden kann. Bittſchriften gegen jede neue Einwanderung waren nicht ſparſam und gingen, wie natürlich, von der ſchwarzen Bevölkerung aus, welche keine Mitbewerber auf dem Arbeitermarkt will, aber dieſe verfährt ſo ſyſtematiſch, ſo mit Berechnung aller Umſtände, daß man nicht umhin kann, zu vermuthen, ſie ſtehe unter weißer Leitung. Die Pflanzer und der Handel mit ſeinen Journalen ſind mit der Antwort gleich zur Hand. Die Miſſionäre ſind es, welche durch ihre Intriguen auch eine zahlreichere Einwanderung von Afrikanern verhindert haben, welche über das ſchwarze Landvolk gebieten, wie die katholiſchen Prieſter über das Landvolk Irlands, welche ihre Gemeinden zu politiſchen Clubs umbilden, und nicht zufrieden, durch ein ſolches Verfahren die geſetzgebende Verſammlung einzuſchüchtern, ſogar Bittſchriften unterzeichnen laſſen gegen jede fernere Geldbewilligung zu Gunſten der Staatskirche, nur damit ſie allmählich allein Herren im Lande ſeyen. Es iſt nicht ſchwer, die Quelle zu errathen, aus der dieſe Beſchuldigungen und Klagen ſtammen, denn die Pflanzer und der Handel ſind zu ſehr dabei betheiligt, daß der Plantagenbau ſo weit möglich in ſeiner früheren Blüthe erhalten werde, aber nicht leicht möchte zu ſagen ſeyn, wie viel an dieſen Beſchuldigungen Wahres iſt, oder vielmehr, ob die Baptiſten-Miſſionäre in ihren anlängbaren Beſtrebungen von wirklichen Motiven der Menſchlichkeit und des Chriſtenthums oder von geiſtlichem Stolz und Herrſchſucht geleitet werden. Wir beſitzen weit nicht hinreichende Data, um ein Urtheil zu fällen, und müſſen einfach dieſen Streit als eine Thatſache berichten, welche für Weſtindien entſcheidend werden kann. Bringen es die Baptiſten-Miſſionäre wirklich dahin, die Einwanderung zu verhindern, ſo geht der Plantagenbau in den größeren Colonien langſam aber ſicher zu Grunde, und mag ſich nur an den wenigen Orten halten, wo die üppige Fruchtbarkeit des jungfräulichen Bodens alle darauf gewandten Koſten, wie groß ſie auch ſeyn mögen, reichlich erſetzt. Für die künftige Beobachtung des Ganges der Dinge in Weſtindien iſt es aber von Wichtigkeit, dieſe zwei einander ſehr ſchroff gegenüber ſtehende Parteien von Weißen zu kennen, die Pflanzer und die Handelsleute, welche in England alles aufbieten, um den Verfall des Plantagenbaues durch künſtliche Mittel aufzuhalten, und die Baptiſten-Miſſionäre mit dem ſchwarzen, zur Wahl der Repräſentanten berechtigten Landvolk im Rücken, welche dem Pflanzerregiment auf alle Art und Weiſe entgegen zu arbeiten bemüht ſind.

Was die Frage betrifft, ob die Weſtindier ökonomiſch im Stande ſind, es mit dem Zucker aus Java, Manilla und Siam aufzunehmen, ſo müſſen wir uns bei den widerſprechenden Anſichten der beſtunterrichteten Engländer des Urtheils enthalten, und führen bloß an, daß ſie von Seite Manilla's nichts fürchten, Siam zu unbedeutend iſt um einzuwirken, und ſelbſt das Erzeugniß von Java, welches allerdings noch geſteigert werden kann, wohl den Preis in England einigermaßen drücken müßte; da aber irgend eine bedeutende Ausfuhr nach England auf den andern Märkten den Zuckerpreis alsbald ſteigern würde, und das Erzeugniß Java's in der Geſammtmaſſe kein entſcheidendes Gewicht hat *), ſo iſt ſehr die Frage, ob die Einwirkung auf den Abſatz Weſtindiens ſo groß wäre, als manche fürchten. Weit wichtiger als die Geſetze, welche den Zuckerhandel in England regeln, wird das Verhältniß zwiſchen der ſchwarzen und weißen Bevölkerung ſeyn, denn ſetzt die erſtere mit Hülfe der Baptiſten-Miſſionäre es durch, daß keine Einwanderung von Arbeitern, wenigſtens keine nennenswerthe mehr erfolgen ſoll, ſo iſt in keiner Weiſe zu erwarten, daß der Plantagenbau je wieder zu ſeiner vorigen Blüthe gelange. Nehmen wir vollends dazu, daß ſelbſt Mauritius, wo doch 30 bis 40,000 Culis als Arbeiter ſind, gegenwärtig in keineswegs guter Lage ſich befinden ſoll, ſo müſſen die Hoffnungen auf Beſſerwerden noch mehr ſchwinden.

(Fortſetzung folgt.)

Miscellen.

Beſchiffung des Kuran. In der Sitzung der Londoner geographiſchen Geſellſchaft wurde der Bericht eines Lieutenant Selby vorgeleſen, welcher in dem Dampfboot Aſſyria aus dem perſiſchen Golf oder eigentlich aus der Mündung des Euphrat aus, — denn er fuhr von Mahammera ab, — den Kuran bis auf eine halbe Stunde von der Stadt Schuſtee hinauffuhr. Ein Damm ſperrt dort die weitere Fahrt, aber mit Booten kann man leicht vollends nach der Stadt gelangen. Etwa zwei Drittheile des Wegs, den ein Dampfboot in 2½ bis 3 Tagen zurücklegen kann, hatte das Dampfboot Euphrates ſchon im Jahre 1836 gemacht. Bei Ahwas fällt der Diſful in den Kuran, und auch dieſen fuhr Lieutenant Selby hinauf bis Kaleh-Bendee, etwa 5 bis 6 Stunden von der Stadt Diſful. Er bemerkt über die Folgen dieſer Fahrten: „Die, wie ſich jetzt herausſtellt, leichte Beſchiffung dieſer Flüſſe führt bis ins Herz der ſüdlichen Provinz Perſiens, wo das Klima reizend, der Boden fruchtbar iſt und die Einwohner ſehr freundlich geſinnt ſind; es bietet ſich ſomit ein ſehr ſchönes Feld für die Ausdehnung des engliſchen Handels im Orient dar.“ (Lit. Gaz. vom 30 Nov.)

Die Baumpflanzſchulen in Algerien. Die Erſchaffung der erſten Pflanzſchule in Algier reicht in das Jahr 1832 hinauf, ſeitdem wurden auch andere in Bona, Philippeville, Conſtantine und Miſerghin, ſo wie gegenwärtig zwei neue zu Baffaeik und Mataganem gegründet. Die Pflanzſchule in Algier allein liefert jährlich 40 bis 50,000 Bäume, und es iſt zu erwarten, daß ſie in einigen Jahren 80 bis 100,000 liefern wird. Man wählt namentlich Fruchtbäume, Maulbeerbäume u. ſ. w., kurz ſolche, welche für den Anbau im Großen an Wichtigkeit werden können. Auch werden verſchiedene Arten Baumwolle, Tabak, Seſam und Cochenille-Nopal gezogen. (Algérie vom 6 Dec.)

*) Im J. 1842 ſchätzte man nach offiziellen Papieren das Erzeugniß Java's auf 60,000 Tonnen (1,200,000 Ct.) die höchſte Annahme iſt 90,000 Tonnen, wovon aber der Verbrauch in Java und dem indiſchen Archipel vorweg abgeht. Die Geſammtmaſſe des Zuckers welche auf den Weltmarkt kommt, wird auf 670—700,000 Tonnen angeſchlagen, wovon auf die engliſchen Beſitzungen wenigſtens 200,000 Tonnen kommen. Daß die Holländer auf Java das Maund Zucker zu 3 Rupien, alſo den Centner à 112 Pf. zu 4 Rupien oder 8 Sh. liefern können, möchten wie ſehr bezweifeln.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 354.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

19 December 1844.

Die Pagoden von Ramisur.

(Asiat. Researches vol. VIII.)

Die Insel Ramisur, welche man als die äußerste Gränzlinie zu betrachten hat, bis wohin sich die Religion der Hindus und die Eroberungen der aus Decan stammenden mahammedanischen Fürsten erstrecken, liegt nahe bei der Küste von Ceylan und ist von derselben nur durch einen Meerarm getrennt, der nicht über zwei englische Meilen breit und so seicht ist, daß hier keine schwerbeladenen Schiffe vor Anker gehen können. Diese Insel ist niedrig, sandig und wenig angebaut. Der Weg bis zu den Pagoden, die zu gewissen Jahreszeiten von einer großen Menge Pilgrimen besucht werden, beträgt ungefähr acht englische Meilen. Sie stehen nicht weit vom Seegestade und man hat vor denselben einen steinernen Damm angelegt, der aber nicht ganz vollendet ist. Ganz nahe dabei stehen die Häuser der Bramines (?) die wie gewöhnlich viereckig gebaut sind, und schnurgerade Straßen bilden. Vor der Fronte dieser reihenweise neben einander stehenden Häuser haben sie Terrassen von Lehm (Payals) aufgeführt, auf welchen man öfter die Gelegenheit hat, ihre Frauen und Kinder zu sehen, die hier im Schatten der vorragenden Strohdächer der Ruhe pflegen.

Die Pagoden von Ramisur sind große viereckige Gebäude und mit allerlei schnörkelförmigen Verzierungen überladen; sie haben pyramidenartige Spitzen von Backsteinen und lange Hallen an der Vorderseite, denen wir uns nicht nähern durften, nicht weiter, als bis an den Eingang. Hier konnten wir durch mehrere offenstehende Pforten bis in das Innere des Tempels sehen, an dessen äußerstem Ende wir eine kolossale Bildsäule des Buddha erblickten. Der Ort aber, wo man dieselbe aufgestellt hatte, war zu dunkel und zu weit von uns entfernt, als daß wir ihre Form und Gestalt deutlich unterscheiden konnten. Des Abends werden stets in den innern Gängen und Gemächern zahlreiche Lampen angezündet, was sich wunderschön ausnimmt. Die nämliche Zurückhaltung, welche die Brahminen der südlichen Gegenden in Betreff ihrer Tempel zu Tanjore, Seringam und anderwärts beobachten, verhinderte auch hier jede nähere Mittheilung. Diese Menschen beschäftigen sich, wie man uns versicherte, auf ihrer heiligen Insel weder mit dem Feldbau noch andern Handarbeiten, sondern leben bloß von dem, was ihnen die Milde der andächtigen darbietet, und niemand stört sie im ruhigen Genusse dieser Almosen, da sie, ringsum vom Meere umgeben, gegen jeden feindlichen Ueberfall gesichert sind. Einige benachbarte Radschas und Häuptlinge der Polygars verwenden jährlich sehr ansehnlicher Summen hieher; der Vorhof einer der Pagoden von Ramisur ist mit der Bildsäule eines dieser Wohlthäter, eines Häuptlings der Provinz Tinevelly, geschmückt. Bei Anfertigung dieser Statuen hat man zwar auf die Kleidung und die äußeren Zierrathen unglaublich viel Fleiß und Mühe verwendet, übrigens läßt sich aber nicht viel zu ihrem Lobe sagen, da es ihnen durchgehends an Symmetrie und Proportion gebricht. Unter den Figuren, welche man außen an den Wänden abgebildet sieht, kommt häufig der Lingam vor.

Diese heilige Insel steht unter der Aufsicht einer Familie von Andächtigen, deren Häuptling sich nie verheurathen darf. Wenn er stirbt, folgen ihm seine Schwestern oder Seitenverwandten, die allein das Recht haben, sich zu vermählen. Diese Einrichtung scheint mit jener viel Aehnlichkeit zu haben, die bei den Beherrschern von Travancore eingeführt ist. Der dermalige Aufseher ist ein schönes, freundliches Kind von sieben Jahren; es trägt einen gelbroth gefärbten, mit Glaskorallen geschmückten Turban und ein Kleid von weißer Seide. Dieser junge Oberpriester zeigte bei der Audienz, die er den hier angekommenen Europäern gleich nach ihrer Landung ertheilte, viel Anstand und Würde. Sein Oheim, der eigentlich die Stelle seines Ministers vertritt, stand neben seinem Sessel und erleichterte ihm die Mühe seine Gäste zu begrüßen.

Von den Pagoden zieht sich ein niedriger, sandiger Streif etwa 12 Meilen weit gegen Osten hin und endigt zuletzt in eine ganz schmale Sandspitze. Hier erblickt man mehrere einstöckige Wohnungen, in deren Mitte ein großer mit drei Brunnen versehener und von zwölf Kokospalmen beschatteter Hof sich befindet, wo die Pilger, welche nach diesem entlegen-

sten Theil der Insel wallfahrten, ein sehr bequemes und gemächliches Unterkommen finden. Hiee lassen sie sich abspülen von den Wogen des Oceans, denn unter allen ihren Ablutionen halten sie diese für die heiligste und wirksamste.

Rückblicke.

Englische Colonien.

(Schluß.)

Wenn sich in Westindien heftige Klagen erheben, gegen die Negerfreunde überhaupt und gegen die Baptisten insbesondere, wenn es nicht zu läugnen ist, daß dee bisherige Anbau des Bodens und viel englisches Eigenthum zu Grunde gehen muß, so erheben sich ähnliche und nicht minder eenste Klagen auf dem Cap. An beiden Orten tritt eine Reaction der öffentlicheu Meinung gegen den theoretischen Philanthropismus ein, welche große Beachtung verdient. Daß der schwarzen Race seit Jahrhunderten ditteres Unrecht geschehen, kann niemand läugnen, aber es ist hart für die jetzigen Besitzer von Grund und Boden, wenu sie das Jahehundert alte Uneecht allein büßen sollen. Darum ist es zu entschuldigen, weun sie sich mit aller Kraft weheen; sie sind bis jetzt in dee öffentlichen Meinung sehr ungünstig gestellt, denn jedee Schritt weichen sie thun, wird dargestellt als strebten sie nue die alte Sklaveeei, wenn auch in anderee Form aufrecht zu erhalten; das mag bei der roheren Masse wahr seyn, abee gewiß nicht bei den Veenünftigern. Auf dem Cay herrscht den Kaffeen gegenüee ein ähnliches Verhältniß: früher unter holländischer und geeaume Zeit noch unter englischee Heerschaft war es herkömmlich, wenn den Gränzbauern Vieh gestohlen wurde, dem Districtscommandanten (Feldcornet) Anzeige zu machen, der dann die Bueghers aufbot zu einem sogenannten Commando; man zog ins Land dee Kaffern hinein und nahm dem ersten besten Kraal eine gewisse Menge Vieh als Entschädigung ab. Daß bei einer so summarischen Justiz viele Ungeechtigkeiten vorgegangen seyn mögen, ist natürlich. Die Engländer suchten dieß System abzustellen, und um den Ruhm zu haben, allenthalben die Beschützer der Menschlichkeit zu seyn, wurde der Sache auf einmal Einhalt gethan; man handelte nach Rousseau'schen Ideen und betrachtete die Wilden als schuldlose Geschöpfe, welchen von den räuberischen Weißen nichts als Uneecht geschehe. Dee Wunsch, die holländischen Boeren, weiche sich mit her englischen Herrschaft nicht sehr zufrieden zeigten, zu drücken, kam dazu, und wie vorher dee Kaffer das Opfer gewesen, so wurde es jetzt der europäische Einwanderer. Die Aufhebung dee Sklaverei, welche die holländischen Boeren des größten Theils ihrer Dienee beeaubte, und wofür die Entschädigung nicht nur höchst ungenügend ausfiel, sondern auch mit zahlreichen Plackereien verbunden war, kam hinzu, und so entstand der Plan vieler Boeren, über die Gränze in das freie Land zu ziehen, wo abee die englische Regierung sie mit fanatischem Haß verfolgte und immer noch verfolgt. Indeß hatten allmählich auch Engländer sich im Geänziand angesiedelt, und bald erhoben sich von diesen ganz ähnliche Klagen, wie von Seite der Boeren, ja als Engländer glaubten sie sich beeechtigt, eine noch viel härtere Sprache gegen das herrschende System zu führen. Seit acht Jahren zählt man an der Kaffergränze einige hundert Mordthaten und Mordanfälle, so wie den Raub von 12 bis 15,000 Stück Vieh; die Beraubten dürfen nur die Spur des geraubten Viehes und die Räuber verfolgen, und sich dann um Ersatz an den Häuptling des Stammes wenden, dem der Räuber angehört; es läßt sich aber leicht denken, daß die Verfolgung einer solchen Spur, oft 40 bis 50 Stunden weit und über Flüsse hinweg gar nicht zu bewerkstelligen ist, so daß sie auch in den meisten Fällen als ganz unnütz aufgegeben wurde. Die Colonialbehörden konnten und wollten zum Theil nicht helfen; so wuede die Lage unerträglich und die Erbitterung der Gränzbewohner stieg mit jedem Tage. Im Anfang Augusts dieses Jahrs hielten die Boeren in Verbindung mit einigen Engländeen an der Kaffergränze eine Versammlung, woeiu sie eine Bittschrift entwarfen, ihre Klagen auseinandersetzten *) und geradezu erklärten, wenn ihren Klagen nicht abgeholfen werde, so würden sie ebenfalls **teekken**, d. h. über die Gränze ziehen, und sich ihren bereits ausgewanderten Brüdern anschließen.

Der Journalkrieg gegen die Mitgliedee des Colonialamts, weichen man hauptsächlich das bisher befolgte System Schuld gibt, würde uns zu weit führen, wenn wir ihn näher schildern wollten, nnd wir bemerken hier nur, daß der Unterstaatssecretär der Colonien, welcher nicht wie die Minister wechselt, sondern seit langen Jahren bei allen Ministeewechsein im Amte blieb, hauptsächlich beschuldigt wird, und daß man geradezu behauptet, selbst die in der Colonie befindlichen Beamten faßten ihre Beeichte so ab, wie sie wüßten, daß es dem Unterstaatssecretar, der selbst den Minister durch seine lange Geschäftskeuntniß beherrsche, am willkommensten wäre; so seyen seit Jahren die ungegründetsten Darstellungeu und Anschuldigungen der Granzdewohner in officiellen Berichten nach England gegangen. Dem sey indeß wie ihm wolle, die Sache nimmt jetzt durch die erneuerte Drohung der Gränzdewohner, gleichfalls über die Gränze zu ziehen, eine andeee und weit drohendere Gestalt an, die Schwierigkeiten häufen sich und man hat deeen schon genug an den bereits ausgewanderten Boeren, daß man nicht sehr geneigt ist, ihee Zahl noch zu vermeheen. Es tritt ein Umschwung in der öffentlichen Meinung ein, und man läßt den lange verleumdeten Boeren Geeechtigkeit widerfahren; sie, die man sonst als harte, rohe, grausame Menschen verschrien, werden jetzt anerkannt als redliche, solide Leute; man weiß aus Erfahrung, daß sie keine Prahlhänse und Schwätzer sind, und daß sie auf jede Gefahr hin ausführen, was sie sich vorgenommen haben. Es muß also gehandelt weeden, und schon ist der Gouverneur mit einer gewissen Truppenzahl ins Land der Kaffern gerückt, um den wiederholten Raubzügen zu steuern. Das leicht aber nicht aus, einige Friedensbestimmungen weiter machen dem Unwesen kein Ende, und die Sache

*) Der sehr lesenswerthe Bericht über diese Versammlung steht in der Colonial Gazette vom 9 Nov. d. J.

Digitized by Google

wird um so gefährlicher, als die Kaffern nicht nur allmählich ein Reitervolk, sondern auch trotz aller Klagen der Gränzbewohner und trotz der Verbote von Kaufleuten mit Feuergewehren in großer Menge versehen werden und immer drohendere Einfälle machen.

Zugleich rühren sich die ausgewanderten Boeren, sie wollen selbst in der Nähe von Port Natal durchaus nichts von englischer Herrschaft hören, und diejenigen, welche sich am Modderfluß und andern Zuflüssen des Oranjestroms niedergelassen haben, sind ohnehin nicht zu erreichen. Die Colonialregierung hat den Griquas (den ehemaligen Bastaarden) Waffen geliefert, um sich ihrer gegen die Boeren zu bedienen, allein das heißt nur selbst den Krieg hervorrufen, welchen man vermeiden will. Zugleich haben die Boeren im Innern das unläugbare Verdienst, daß sie zahllosen kleinen Kriegen der Stämme unter sich vorgebeugt, daß sie eine Anzahl derselben durch ihre Dazwischenkunft vom Untergang gerettet, diese dadurch zu einer Art Vasallen gemacht haben, so daß sie als die Schutzherren in sehr weitem Umkreis Gehorsam finden. Bricht ein Krieg mit den Kaffern aus, so muß man ohnehin die Boeren sich selbst überlassen, und wenn nicht ein unabhängiges Boerenreich mit völlig feindseliger Tendenz gegen die Herrschaft der Engländer auf dem Cap entstehen soll, so muß die Colonialregierung einen ganz andern Weg einschlagen: sie muß sämmtliche Kafferustämme zwischen der Colonie und Port Natal als englische Unterthanen erklären und selbst die Polizei in ihrem Lande handhaben, zugleich aber mehr ein Bündniß, als ein Unterthanenverhältniß mit den ausgewanderten Boeren herstellen, und ihre Herrschaft nicht nur bis zum Oranjefluß, sondern selbst bis darüber hinaus erweitern. Daß etwas der Art im Werke ist, zeigen die wiederholten Reisen englischer Beamten, welche unter dem Vorwand der Jagd (s. Nr. 340) tief ins Innere eindringen, augenscheinlich in keiner andern Absicht, als um die Verhältnisse der verschiedenen Völkerstämme unter sich und zu den Boeren kennen zu lernen. Ein Bündniß, wenn auch unter dem Namen der Unterwerfung, wird von den ausgewanderten Boeren nicht zurück gewiesen werden, während ein Verharren bei der jetzigen Politik zu weitern Auswanderungen und zu unabsehlichen Verwirrungen und Kampfen in Südafrika Anlaß geben würde. Darum räth man dem Colonialminister, die abgeschmackten Philanthropen, — humanity-mongers, Menschlichkeitshändler, wie man sie nennt — vor allem den Unterstaatssecretär, aus dem Ministerium zu weisen und ein vernünftiges, den Umständen angemessenes System anzunehmen. Die Sache wird unfehlbar in der nächsten Parlamentssession zur Sprache kommen, und mit um so mehr Eifer betrieben werden, als man aus dem Cap nicht bloß Wein und Wolle zieht, sondern auch bei Port Natal Baumwolle zu bauen anfängt, und so ein neues Feld der Thätigkeit eröffnen zu können hofft; die Handelspartei ist also auch sehr betheiligt.

Wenn man schon in Westindien und auf dem Cap über Missionäre und falsche philanthropische Ansichten und Bestrebungen klagt, so verschwindet doch alles in Nichts, wenn man es mit dem vergleicht, was in Neuseeland vorgeht. Die im vorigen Jahre vorgefallene Metzelei von 19 Engländern hat den Streit vollends entflammt, eine parlamentarische Untersuchung ist eingetreten, und der Bericht derselben erschienen, nicht aber die erhobenen Zeugenaussagen, auf welche sich derselbe stützt. Diese scheinen noch viel stärker zu sprechen, als der Bericht selbst, welcher, von großentheils ministeriellen Mitgliedern verfaßt, wie natürlich nicht bloß mit dem Ministerium, sondern auch mit der aus der Staatskirche hervorgegangenen Londoner Missionsgesellschaft möglichst säuberlich umgeht, obgleich die groben, seit sieben Jahren begangenen Mißgriffe so wenig verschwiegen werden konnten, daß Lord Stanley alles Ernstes entschlossen seyn soll, sich derjenigen Mitglieder seines Bureau's, welchen sie hauptsächlich zu Schulden kommen, zu entledigen. Der Secretar der Londoner Missionsgesellschaft, ein Hr. Dandeson Coates, hat gleich im J. 1837, als die neuseeländische Gesellschaft sich bildete, und mit ihm Rücksprache über ein gemeinsames Verfahren nehmen wollte, den Directoren derselben ganz ohne Umschweife erklärt, „daß er ihren Bemühungen durch alle in seiner Gewalt stehenden Mittel entgegenwirken werde." Das hat er denn auch redlich gethan, und dabei seine und seiner Collegen Zwecke keineswegs verdeimlicht. Das Bestreben der Londoner Mission ging nicht bloß offenkundig, sondern auch eingestandenermaßen dahin, in Neuseeland eine Regierung von Eingebornen unter der Leitung von Missionären zu errichten wie auf Taheiti. Mit solchen Planen vertrug sich nun die Laienauswanderung nach Neuseeland nicht, und deßhalb wurden der neuseeländischen Gesellschaft, selbst von den verleiteten Ministern, alle möglichen Hindernisse in den Weg geworfen, und die Eingebornen aufgereizt, bis es endlich zu blutigen Streitigkeiten kam, welche wir noch am Ende des vorigen Jahres berichtet haben (siehe Nr. 364.)

Man ersieht hieraus ohne Mühe, weßhalb es in England nicht an Leuten fehlt, welche den Missionären auf Taheiti nicht das Wort reden, und ohne Rücksicht auf die allgemeinen, für England aus der Besetzung Taheiti's durch die Franzosen hervorgehenden Nachtheile das Verfahren der dortigen Missionare verdammen; sie sprechen mit deutlichen Seitenblicken auf die Missionare in Neuseeland, welche sie der ärgsten Herrsch- und Habsucht beschuldigen, und die Landerwerbungen derselben — denn Kauf kann man sie nicht nennen — geben allerdings den Anklagen ein bedeutendes Gewicht. Man wird nun vollkommen verstehen, was die Colon. Gaz. vom 2 Nov. will, wenn sie sagt: „die Schneider, Schuhflicker, Grobschmiede und andere Katechisten der Mission würden die reichbegüterte Priesterkaste Neuseelands geworden seyn, wenn aber eine fremde Macht mit dieser Regierung von psalmensingenden Handwerkern in Streit gekommen wäre, und sie im ruhigen Besitz ihrer weitläufigen Güter gestört hätte, dann würden die Missionäre den heiligen Krieg gepredigt haben, wie einige Herren von gleichem Stempel jetzt in der Angelegenheit von Taheiti thun."

Die Missionsgesellschaften bilden indeß einen mächtigen Körper, die fünf bedeutendsten derselben haben zusammen ein jährliches Budget von 350—400,000 Pf., und zählen also eine bedeutende Masse freiwillige Steuer zahlender Anhänger; wenn

es ihren Gegnern gelingt, den Glauben an ihre Uneigennützigkeit zu stüzen *), so muß ihr Einfluß und ihr Einkommen in England auf einmal nicht wenig sinken; darum wehren sie sich wie Verzweifelte, und da sie unter ihren Mitgliedern sehr angesehene Leute z. B. Lord Glenelg, den ehemaligen Colonialminister und Hrn. Stephen, den Unterstaatssecretär der Colonien zählen, so kann man sich denken, daß es ihnen auch an Mitteln zum Widerstand nicht fehlt. Lord Glenelg war im J. 1837 Colonialminister, und so erklärt sich wie der sogenannte Vertrag von Waitangi zu Stande kam, worin die Souveränetät der neuseeländischen Häuptlinge anerkannt wurde. So schön diese Anerkennung auch lautet, so wäre doch die praktische Folge keine andere gewesen, als daß sie mit all' ihrem Souveränetätsrecht die gehorsamen Diener der Missionäre geworden wären. Die Laienansiedler sprachen ihre Ansichten über diese den herrschenden philanthropischen Ideen schmeichelnde Anerkennung der Souveränetät ganz offen aus: „durch Vermittlung der kirchlichen Missionsgesellschaft wurde ein neuer Grundsatz in die Politik Großbrittaniens eingeschwärzt, der mit allem und jedem Verfahren, das bisher von europäischen Staaten gegen wilde Stämme eingehalten wurde, in Widerspruch steht. Man erklärte daß die Wilden Neuseelands an ihren Ländereien ein Eigenthumsrecht hätten, so gut, wie ein brittischer Edelmann an dem seinigen. Vor 1837 nahm man allgemein an, daß wilde Stämme ein Recht hätten, bei beabsichtigter Ansiedlung in ihrem Gebiet um ihre Einwilligung gefragt zu werden, daß sie aber kein Peivateigenthumsrecht außer an die wirklich besetzten und angebauten Ländereien hätten, keinen persönlichen Rechtsanspruch an wüste Ländereien, den sie an einen Dritten verkaufen könnten. Allerdings erfordere die Menschlichkeit, daß man durch Geschenke ihre Erlaubniß sich niederzulassen zu gewinnen suchen solle, aber niemand fiel je ein zu behaupten, daß 100,000 Wilde, Männer, Weiber und Kinder zusammengenommen, die dünn über ein Land so groß wie die brittischen Inseln zerstreut sind, ein Recht hätten, die überströmende Bevölkerung Europa's zu hindern, diese wüste Ländereien, welche sie nicht benützten und nicht benützen konnten, in Besitz zu nehmen und anzubauen." Was man auch zu diesen Ansichten sagen mag, so sind sie jedenfalls ehrlicher, als die heuchlerische Anerkennung der Souverainetatsrechte der neuseeländischen Häuptlinge, und die Committee des Unterhauses hat in ihrem schon erwähnten Bericht letztere auch geradezu als eine unhaltbare Theorie verworfen. Inzwischen geht die von den Missionären ausgestreute Saat auf, sie hat im vorigen Jahre die bekannten blutigen Früchte getragen, und trotz dieser Metzelei ist der neue Gouverneur Fitzroy geradezu als der Beschützer der Eingebornen aufgetreten, hat gleich bei seiner Ankunft die Colonisten sehr streng angelassen, den Maoris, welche zu ihm traten, alsbald ganz cordial die Hand geschüttelt, die Ansprüche auf den rechtlichen Besitz des Bodens sind so unsicher wie je, die Reibungen mit den Eingebornen nehmen zu und die Forderungen derselben, da sie sich von dem Gouverneur beschützt glauben, werden, wie man von Wilden erwarten kann, allmählich so unmäßig und unverschämt, daß der Gouverneur selbst doch schon einigermaßen die Geduld verloren haben soll. Der Streithandel, wobei der ganze geistliche Einfluß in England auf der einen, die neuseeländische Gesellschaft und die Vorsprecher der Laienansiedlung auf der andern Seite stehen werden, muß in der nächsten Parlamentssession gleichfalls zur Sprache kommen, und wird einen hitzigen Kampf erregen, welcher nach dem Bericht des parlamentarischen Committee zu schließen nur ungünstig für die Missionäre und ihre Vorsprecher ausfallen kann und in der öffentlichen Meinung einen für sie sehr nachtheiligen Eindruck machen muß. Sollte es ja anders kommen, so sind Gewaltschritte gegen den Gouverneur und offener Ungehorsam gegen die Regierung von Seite der Laiencolonisten keineswegs unwahrscheinlich.

Die übrigen australischen Colonien bieten keine solche allgemeinen Fragen dar, wir können sie deßhalb ziemlich übergehen, und machen nur noch auf Neusüdwales aufmerksam, welches für jetzt die wichtigste dieser Colonien für England ist, nicht bloß wegen ihrer bedeutenden Bevölkerung, welche bereits 160,000 Seelen zählt, sondern wegen der wichtigen Handelswaaren, welche sie nach England sendet, nämlich Wolle und in neuerer Zeit besonders auch Talg. Indeß hat sich hier ein gewaltiger Streit entsponnen zwischen dem Gouverneur und dem einflußreichsten Theile der Bevölkerung, nämlich den großen Heerdenbesitzern im Innern, die sich selbst wunderlich genug den Namen Squatters gegeben haben; sie sind in der neuen Repräsentation dieser alten Verbrechercolonie wohl wegen ihrer Entlegenheit und ihres halb vagabundirenden Lebens am schlechtesten bedacht, und fühlen dieß auch bereits, nicht nur durch starke Taxen, welche man ihnen gegen frühere Versprechungen und gegen Billigkeit auferlegt, sondern auch durch die Unsicherheit, in welcher man ihren Landbesitz erhält, und den hohen Preis, den man verlangt, wenn sie ihn in festes Eigenthum verwandeln wollen. Indeß gilt es hier nicht allgemeine, in England selbst wurzelnde Mißbräuche, sondern nur den Eigensinn eines sonst verständigen und geachteten Gouverneurs, welcher dem ausgesprochenen Willen der angesehensten Bewohner des Landes schwerlich lange widerstehen wird.

(Fortsetzung folgt.)

*) Aus den officiellen Papieren gehen hinsichtlich des Landkaufes sehr schmuzige Geschichten hervor — ein gewisser Kendal z. B. erhielt von dem bekannten abenteuernden Baron Thierry 700 Pf. St., um eine gewisse Landstrecke zu kaufen; diese war so gut wie unbewohnt, und er erhielt sie von den Eingebornen um 36 Aexte abgetreten; den Rest des Geldes steckte er in die Tasche. Auf ähnliche Weise sind gar manche Verkäufe geschlossen worden, und die Regierung hat einen guten Theil ihrer auf 150—200,000 Acres sich belaufenden Landansprüche verworfen.

Zwei Märtyrer in Cirta (Constantine). Eine Inschrift an dem Felsen in dem Thal des Rummel hat die Geschichte des Märtyrerthums zweier Christen dieser Stadt aufbewahrt, welche unter Kaiser Valerian hingerichtet wurden; der neue Bischof von Algier hat das Andenken an dieselben durch einen Gottesdienst erneuert. (Algérie vom 6 Dec.)

München, in der Literaerisch-Aetistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 355.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker

20 December 1844.

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

England.

Wir haben in der Uebersicht des Colonialwesens gesehen, wie sich in der Lebensfrage Englands, in Handel und Gewerbe, zwei Ansichten schroff gegenüber stehen; die Regierung kann sich natürlich für keines von beiden Systemen ausschließlich entscheiden, neigt aber sichtlich zu der Partei hin, welche die Colonien als den Rettungsanker betrachtet und einer radicalen Veränderung der Handelsverhältnisse Englands entgegenstrebt. Dazu ist sie auch durch die Korngesetze noch besonders aufgemuntert, weil mit dem Fall dieser letzteren nicht nur ein Schlußstein des jetzigen Handelsgebäudes ausbricht, sondern weil dieser Fall auch die Aufrechthaltung der Staatskirche mit ihren Zehenten und andern Kirchensteuern unmöglich macht, zugleich ein großer Theil des verschuldeten Adels aus dem Besitz getrieben wird und die jetzige feudale Geschlossenheit der Güter, somit auch das jetzige Erbrecht nicht auf die Länge behauptet werden kann. Die Whigs haben in der einen wie in der andern Beziehung einen Mittelweg einzuschlagen gesucht, und daß es ihnen nicht gelungen, haben gewiß viele ihrer damaligen Gegner selbst zu bereuen angefangen, um so mehr als ein Schritt um den andern geschieht, welcher das alte Gebäude ganz niederreißt. Peel selbst, obwohl Haupt und Führer der Torypartei, hat die Außenwerke eines nach dem andern niedergerissen, nicht aus Wahl, sondern aus Nothwendigkeit. Die im Laufe dieses Jahres durchgeführte Bankmaaßregel ist die unabweisliche Folge seiner Bill im J. 1819, wodurch die Metallcirculation wieder an die Stelle des Papiers gesetzt wurde. Es liegt in dem natürlichen Gange der Dinge nicht bloß eine Nothwendigkeit, sondern auch eine Gerechtigkeit, welche sich unmöglich verkennen läßt. Als im Laufe des Kriegs der Regierung oder, wenn man will, der aristokratischen Partei die Mittel zur Fortsetzung zu fehlen begannen, erschien im J. 1797 die Bankrestrictionsbill, wonach die Bank ermächtigt wurde, ihre Noten nicht in baarem Gelde einzulösen. Dieß mußte bei dem steigenden Bedürfniß zum Mißbrauch führen, und das Verhältniß zwischen Metall- und Papiergeld stellte sich allmählich wie 100 : 141½ *). Nach dem Papiergeld war der Preis aller Landeserzeugnisse geregelt, und der Quarter Weizen stand, freilich auch in Folge der großen Bedürfnisse des Kriegs, häufig auf 100 bis 110 Sh. (gegenwärtig nicht ganz fünfzig), ja man glaubte selbst nach dem Krieg ihn auf diesem Standpunkt erhalten zu können. Aber so wie mit dem Ende des Kriegs der Verkehr mit der übrigen Welt wieder eintrat, zeigte sich alsbald die Unmöglichkeit: das Ausland hätte die durch den Papierüberfluß unmäßig gesteigerten Preise aller Dinge benützt, ungeheure Einfuhren in England gemacht, und das Geld, nicht das Papier aus dem Lande gezogen, so daß die Umlaufsmittel in England sich im wesentlichen auf Papier beschränkt, und ein financieller Sturz ähnlich dem, welchen Nordamerika in den Jahren 1837—1840 durchmachte, unmöglich hätte ausbleiben können.

Diese Rückkehr zu den Baarzahlungen der Bank war der erste, durch die Noth gebotene Schritt, um sich mit der übrigen Welt in Geldsachen wieder auf gleichen Fuß zu stellen; aber dieser Schritt blieb unvollständig, so lange es den Banken gestattet war, nach Belieben Zettel auszugeben, d. h. Geld zu machen. Strömte nun aus irgend einem Grunde, namentlich im Fall schlechter Ernte, eine große Masse Gold aus dem Lande, so wurde der Abgang von den Banken möglichst durch vermehrte Ausgabe von Zetteln ersetzt. Dieß führte aber solche Mißbräuche, solche scandalöse Bankerotte im Gefolge mit, es hatte noch überdieß den Nachtheil, die Geldverhältnisse Englands zu der übrigen Welt so unsicher zu machen, ja es konnte unter ungünstigen Umständen solche financielle Krisen herbeiführen, **) daß endlich Peel die Axt an die Wurzel legte und den ganz richtigen Satz aufstellte: wenn ein Papiergeld Sicher-

*) Das Gold steht nach englischem Münzfuß auf 3 Pf. 17 Sh. 9 D. und nach dem Papierfuß stand es in den letzten Jahren des Kriegs auf 5 Pf. 10 Sh.

**) Hauptsächlich durch das Verhältniß zu Nordamerika, das den Vorrath des schwebenden Handelscapitals England zu entreißen und an sich zu ziehen sucht, so daß man Peels Maaßregel als zunächst durch die Schritte der amerikanischen Regierung zur Vertilgung des Papiergelds veranlaßt ansehen kann.

Digitized by Google

heit gewähren solle, so müsse ein Papier, das ein Pfund Sterling bezeichne, auch wirklich ein Pfund Sterling werth seyn, und in jedem Augenblick sich dafür austauschen lassen. Damit ist ein Anfang gemacht, eine Gleichheit der Geldverhältnisse zwischen England und der übrigen Welt herzustellen. Diese Maaßregel muß in ihrer Wirkung das unnatürliche Uebergewicht, das in England die Capitalien allmählich errungen haben, einigermaßen brechen, muß das Hinausströmen des Geldes aus dem geldüberreichen England erleichtern, weil es eine vortheilhaftere Anwendung in fremden Ländern findet, somit allmählich das Geld seltener machen oder mit andern Worten seinen Preis steigern. Dabei sind denn nun freilich, wie schon durch Peels Acte geschehen, die, welche sich im Besitz des baaren Geldes und fixer Einkünfte befinden, in ungeheurem Vortheil, und diejenigen, welche durch Arbeit und Handel sich ihren Unterhalt verdienen müssen, im Nachtheil, weil die Gewinne sich verkleinern; aber die Rückwirkung kann nicht ausbleiben, denn die Masse des Volkes wird minder fähig, die großen Lasten zu tragen, und man wird sie also auf die Schultern der Besitzenden wälzen müssen: man wird die in früherer Zeit, namentlich während des Kriegs aufgehäuften ungeheuren Vermögen in ganz anderer Weise als bisher zu den Staatslasten beiziehen. Peel selbst hat es schon vor einigen Jahren erklärt, daß das System der indirecten Abgaben, d. h. derjenigen, welche unmittelbar auf den Verbrauchsgegenständen des Volkes lasten, sein Ende erreicht habe, und in dieser Ueberzeugung, keineswegs bloß um ein augenblickliches Deficit der Finanzen zu decken, hat er die Einkommensteuer eingeführt, welche einigen Andeutungen nach bald in eine Eigenthumssteuer wird verwandelt werden müssen. Die Zeit ist augenscheinlich eingetreten, wo das alte englische Finanzsystem, welches den größten Theil des Staatseinkommens auf den Erwerb, d. h. auf die arbeitende Classe warf, eine wesentliche Umänderung wird erfahren müssen, und die Vorzeichen sind auch ganz unzweideutig.

Ehe wir jedoch diese Vorzeichen besprechen, haben wir noch eine Folge von Peels dießjähriger Bankmaaßregel zu erwähnen. Ihre Hauptbedeutung liegt darin, daß sie eine Abschaffung der Korngesetze so gut wie unerläßlich macht, und dadurch nicht bloß dem Welthandel eine andere Wendung gibt, sondern auch wie oben schon erwähnt, die privilegirte Stellung des Adels und selbst die Pairie gefährdet. Die Nothwendigkeit der Abschaffung der Korngesetze wird sich bei der nächsten Mißernte ganz unzweifelhaft herausstellen. Die Bank von England gibt nur für 14 Mill. Pf. Papiergeld aus, welches der Staat garantirt, den Privatbanken hat man eine bestimmte nicht mehr zu überschreitende Summe zugestanden, aber was weiter an Papier circulirt, ist nur Repräsentant von den in der Bank liegenden Barren. In dem Maaße, als Gold aus dem Lande strömt, muß auch die Masse der umlaufenden Zettel vermindert werden; wenn nun wiederum einige schlechte Ernten auf einander folgen, wie in den Jahren 1838 bis 1840, so hat England die Aussicht seine innern Umlaufsmittel in kurzer Zeit um 10 bis 12 Mill. Pf. St. vermindert zu sehen, und die unvermeidliche Folge davon wird eine Verminderung der Preise aller Waaren seyn; wie sonst das Korn den Werthmesser bildet, so wird hier der sinkende Preis aller übrigen Waaren auch auf das Korn einwirken, das man auf künstliche Weise in der Höhe zu halten sucht; mit andern Worten, das Volk kann bei dem gesunkenen Werth aller andern Waaren unmöglich das unumgängliche Lebensbedürfniß mit dem gleichen Preis wie sonst bezahlen und wird die Aufhebung der Korngesetze erzwingen. *) Dann aber beginnt die große, bis jetzt durch alle möglichen künstlichen Mittel hinausgeschobene Umwandlung der englischen Gesellschaftsverfassung, welche in keiner Weise mehr aufzuhalten ist. Peel so wie seine Partei sehen dieß auch vollkommen ein, aber er hatte keine Wahl, er mußte seine Bankmaaßregel eindringen, oder das schwebende Handelscapital großentheils nach Amerika wandern sehen.

Inzwischen erschöpft sich seine Partei in nutzlosen Aufständen gegen ihren Führer, den sie doch nicht entbehren kann: zweimal hat sie ihn im Laufe dieses Jahres verlassen und ihn überstimmt, und zweimal mußte sie zähneknirschend wieder seiner Leitung sich unterwerfen, denn der Roturier Peel ist noch allein der Mann, welcher das Auseinanderfallen der Tories verhindert; aber er selbst täuscht sich wohl am wenigsten über seine Lage, er weiß, daß er seine Hauptstärke dem Umstand verdankt, daß keine parlamentarische Partei da ist, welche ein Ministerium bilden könnte. Die Whigs haben sich politisch auf längere Zeit unmöglich gemacht, und ein Ministerium von Freihandelsmännern, von Gegnern der Korngesetze wäre jetzt noch eine Revolution in England, denn es könnte im Oberhause nichts durchsetzen, obgleich sich allmählich auch hier eine Partei für Abschaffung der Korngesetze sammelt. Wenn nicht eine höchst unwahrscheinliche Vereinigung von Whigs und Tories zu Stande kommt, so gibt es nach Peel nur noch ein Revolutionsministerium. Peel weiß dieß, und er hat Mäßigung genug, diese Stellung nicht zu mißbrauchen, aber er kann den Gang der Dinge nicht aufhalten, er muß seiner Partei immer schlimmere Bedingungen auferlegen, wenn

*) Gegenwärtig ist die Masse des Volkes durch den blühenden Stand der Industrie ziemlich allgemein beschäftigt, und denkt weniger an Veränderung; wie sehr es auch unter dem jetzigen Zustande der Dinge leidet, so macht doch die Gewohnheit manches erträglich; um wie viel höher es aber seine Bedürfnisse zahlt, als nach dem natürlichen Verhältnisse statt finden sollte, das sieht man am deutlichsten aus dem gegenwärtigen Stande des Kornmarkts; die große Masse des in diesem Jahre gewonnenen, aber zum Theil sehr schlecht eingebrachten Weizens drückt die Preise und erhält den Zoll auf seiner ganzen Höhe; es ist Weizen in hinreichender Menge da, aber man kann ihn großentheils ohne Beimischung von fremdem altem Weizen nicht mahlen; deßhalb steht guter alter Ostseeweizen auf 52 bis 56 Sh., während der englische auf 40 bis 48 sich hält. Alter Weizen ist in Rostock um 26 Sh. zu kaufen; dazu kommen 4 Sh. für Fracht, 2 für andere Spesen und 20 für Zoll, so daß er gerade das Doppelte in England, und da er wegen seiner Güte beim Verkauf noch einen Gewinn abwirft, mehr wie das Doppelte kostet. Dieß Beispiel zeigt zugleich auch, wie die englischen Kornzölle darauf berechnet sind, den Getreidepreis auf dem Continent niedrig zu halten.

Digitized by Google

seine Stellung den andern Parteien und der öffentlichen Meinung gegenüber nicht ganz unhaltbar werden soll. Die Einkommensteuer läuft zu Ende und sie muß erneuert werden, denn die Finanzen haben sich nicht in dem Grade gebessert, daß man ein Einkommen von 5½ Mill. Pf. entbehren könnte, aber so populär die Auflage außerhalb des Parlaments ist, unter den arbeitenden Classen und zum Theil unter den Freihandelsmännern, so viele Gegner hat sie im Parlament, namentlich unter den Tories selbst, denn die höhern Classen halten derlei directe Steuern, namentlich wegen ihres inquisitorischen Charakters, zum Theil sogar für inconstitutionell, sind aber in Auflegung von nicht minder inquisitarischen Accisabgaben, von denen sie nicht persönlich erreicht werden, bekanntlich weit minder skrupulös. Indeß mögen diese auch in der Mehrzahl gegen die Einkommensteuer seyn, so werden sie doch der Nothwendigkeit sich fügen müssen, denn andere Auflagen, welche ergiebig genug wären, — wenn man nicht etwa die Dampfmaschinen jeder Art besteuern will, — lassen sich kaum aufschieben, wenigstens möchte niemand es für gerathen achten, neue Auflagen auf Lebensbedürfnisse der großen Volksmasse zu legen, vielmehr weist alles darauf hin, Steuern dieser Art abzuschaffen oder zu mildern. So ist die Aufhebung der Malzsteuer, die Ermäßigung der Zölle auf Zucker und Thee in Vorschlag.*) Alle haben außer der Erleichterung der Consumenten, welche zuerst vorgeschoben wird, noch manche Gründe für sich: die Ermäßigung des Thezolls soll eine vermehrte Einfuhr und dadurch einen gesicherten Handel mit China zur Folge haben, da letzteres die jetzige Handelsbilanz unmöglich lange aushalten kann; die Ermäßigung des Zuckerzolles würde die westindischen Pflanzer erleichtern, die Aufhebung der Malzsteuer aber, welche angeblich nur zum Vortheil der niedern Classen vorgenommen werden soll, aber von den Grundbesitzern (the landed interest) lebhaft bekriegt wird, hat vermuthlich einen etwas tiefern Grund. Seit der Einführung der unmäßig hohen Malztaxe hat der Verbrauch von Bier trotz der gestiegenen Bevölkerung eher ab- als zugenommen, und man kann ohne Uebertreibung behaupten, daß der Bierabsatz auf das Vierfache des jetzigen Quantums steigen und zugleich der schädliche Genuß des Branntweins bedeutend abnehmen würde, wenn das Bier wohlfeiler gegeben werden könnte. Werden die Kornge[illegible] abgeschafft, so können einige Millionen Morgen Landes nicht mehr mit Weizen bebaut werden, weil der Anbau sich bei der Concurrenz mit fremdem nicht mehr lohnte; darum denken die Grundbesitzer daran Gerste zu bauen, aber um dieser einen vortheilhaften Absatz zu sichern, muß der Bierverbrauch zunehmen, was ohne Aufhebung der Malztaxe nicht geschehen kann. Die Grundbrigentdümer schieben den für die arbeitenden Classen daraus entspringenden Vortheil vor, um ihrem Vorschlag einen dessern Eingang zu verschaffen, denn es ist gegenwärtig in England Mode geworden, etwas für die niedern Classen zu thun. Man hat es den Höhern so oft und so lange vorgeworfen, daß sie sich endlich dadurch überzeugt halten aber stellen, daß die ganze Einrichtung des Staats auf ihren Vortheil und nicht auf den der großen Masse berechnet ist. Daraus entspringt jetzt eine wahre Wuth sich der untern Classen anzunehmen, welche manchmal selbst bis ins Lächerliche *) geht, jedenfalls aber das Gute hat, daß man sich doch endlich um diese vernachlässigten Classen kümmert.

(Fortsetzung folgt.)

*) Die erste Auflage, welche man wird abschaffen müssen, ist die auf rohe Baumwolle mit 6 bis 700,000 Pf, denn sie lastet bei dem tiefgesunkenen Preise dieses Rohstoffes ziemlich schwer auf der Fabrication und beeinträchtigt somit auch den Handel.

*) Um den alten Vorwurf des hochmüthigen Herabschauens auf Niedere, der Exclusiveness, von sich abzuwenden, will jetzt Young England nach der alten Väter Sitte mit den Söhnen seiner Pächter Cricket spielen, und sich im Faustkampf üben.

Reisebriefe aus Spanien.

IV.

Guejar de la Sierra, den 26 August.

Seit acht Tagen befinde ich mich in diesem schlecht gebauten, aber im Thal des krystallenen über Marmorblöcke dahinbrausenden Jenil reizend gelegenen Dorfe. Nirgends, kaum um Granada, habe ich eine so üppige ächt südliche Vegetation gesehen, wie in den Umgebungen dieses Ortes, obwohl das Dorf in einer Höhe von wenigstens 2500 bis 3000' gelegen ist. Ungeheure bis 8000' hohe, theils aus Kalk, theils aus Gneiß bestehende Berge umringen es und bilden die Wände dieses grabartigen Alpenthales, welches im Hintergrunde von der Hauptkette der Sierra Nevada mit ihren höchsten Gipfeln geschlossen wird. Die nördliche Thalwand, die dem Dorfe gegenüber liegt, bekannt unter dem Namen der Peloza de Calvario, ist bis hoch hinauf mit guten Kastanien und immergrünen Eichen bedeckt, die hier doch eine Höhe von 40 bis 60' erreichen. Das Dorf ist umringt von üppigen Weizen- und Maisfeldern, Olivenpflanzungen, Feldern von Liebesäpfeln, spanischem Pfeffer, Bohnen und Kichererbsen. Alle Felder sind von Maulbeer-, Feigen-, Roß- und Nadelholzen eingehegt, so wie von Eschen, Ulmen und Bäumen von Celtis australis, und durchrankt von der Weinrebe, die sich in den mannichfaltigsten Gewinden von Baum zu Baum schlingt und von den höchsten Wipfeln bis auf den Boden herabhängt, über und über mit kolossalen Trauben beladen. Das Dorf selbst ist, wie alle spanischen Dörfer, stadtartig in Gassen gebaut, aber ein Muster spanischen Schmutzes. Die Häuser sind sämmtlich schlecht, höhlenartig, ohne Fenster und die Gassen unbeschreiblich kothig. — Ich wohne hier in einem einzelnen Hause bei sehr armen Leuten, die mich aber sehr gut behandeln. Freilich fehlt auch alles, was man Bequemlichkeit nennt! Mir ist ein Theil des Hauses im obern Stockwerk eingeräumt, das durch ein viereckiges eine halbe Elle ins Gevierte messendes Loch in der Mauer erhellt wird. Ein Heerd dient mir als Tisch, da es keinen gibt, und meine Pflanzenpresse als Stuhl. Das Zimmer hat keine Decke, sondern ist von dem aus spanischem Rohre bestehenden Dache gegen Wind und Wetter geschützt. Einen Schornstein gibt es auch nicht, und daher füllt sich mein Gemach, wenn die Hausfrau unten Feuer anzündet, gewöhnlich mit Rauch an. Zur Gesellschaft habe ich einige Hühner, welche theils vor, theils in meinem Zimmer in Körben und Schüsseln brüten oder Eier legen. Diesen Umgebungen entsprechend sind Kost

und Bett, welches letztere einen bedeutenden Ueberfluß an vorzüglich wohl gerathenem und äußerst munterem spanischem Ungeziefer hat.

Voelge Wache machte ich eine dreitägige Excursion, deren Ziel der höchste Gipfel der Sierra, der 11,600' hohe Cerro Mulahacen war. Begleitet von meinem Diener und meinem Packpferde verließ ich am 22 August früh 7 Uhr Guejar und ritt zunächst nach der eine halbe Stunde aufwärts am Jenil an der Einmündung der Maydena gelegenen Kupferfabrik Martinete. Weil Vicente behauptete, er kenne den Weg und habe sich denselben von Hirten genau beschreiben lassen, hatte ich keinen Führer gemiethet, was ich früh genug bereuen sollte. Mit Lebensmitteln und Wein auf drei Tage versehen, stiegen wir rüstig im Thal des Jenil empor. Dieser Fluß wird von zwei Bächen gebildet, von denen der eine aus dem Corcol de Veleta, einem schauerlichen am Fuße des 11,200' hohen Picacho de Veleta gelegenen Felsengrunde kommt, der andere am Fuße des Puerto de Vacares, eines Theils der Hauptalpenkette, links vom Mulahacen, entspringt. Der beide Thäler trennende und sich allmählich bis zu einer Höhe von 8000' erhebende Bergrücken wird das Calvario genannt. Wir kreuzten den von Vacares kommenden Bach und stiegen am Calvario empor. Hier trafen wir einige Hirten, die uns gastfreundlich aufnahmen und in ihrer aus felsichem Lorbholz erbauten Hütte mit Ziegenmilch und Käse bewirtheten. Alle diese Hirten, welche fast immer im Gebirge bleiben, sind der vielen Wölfe wegen wohl bewaffnet mit langen Percussionsflinten, und ich gewann mir ihre Herzen vollkommen, als ich ihnen Pulver, Schrot und Percussionshütchen gab, woran sie Mangel litten. — Als wir nun den steilen Bergabhang höher hinaufstiegen, verloren wir bereits einmal den sehr schmalen Pfad, fanden ihn aber nach einiger Zeit wieder. Es war etwa um 4 Uhr Nachmittags, als wir in die obere völlig kahle Alpenregion eintraten und das höchste Joch des Calloorio erreichten. Vor und neben uns zur Rechten thürmte sich die Hauptkette der Sierra in ungeheuren Massen empor, rechts der Corral de Veleta, überragt vom Picacho, vor uns der Cerro Mulahacen und links daneben der noch massenhaftere Cerro de Vacares. Der ganze Nordabhang dieser Hauptkette ist außerordentlich steil und von ungeheuren Felsenmassen bedeckt. Ich hatte mir nun vorgenommen, diesen Tag noch bis Vacares, angeblich einem Dorfe jenseits der Hauptkette am Südabhange gelegen, zu gehen. Der Weg führte über den eben nicht steilen und völlig gefahrlosen Puerto de Vacares. Wir verfolgten unsern Pfad noch über eine Stunde lang und stiegen wieder etwas herab, allein endlich bemerkten wir, daß der Weg aufhörte. Doch war es möglich mit unserem an das Gebirge gewöhnten Pferde noch dem nicht mehr fernen Puerto de Vacares zu kommen, an dessen Abhange wir den Weg erblickten. Wir stiegen deßhalb noch mehr abwärts und kamen auf sehr steile von zahllosen kleinen Bächen durchschnittene Alpenwiesen, los Prados de Vacares. Hier trafen wir einen Ziegenhirten, der uns zu unserer eben nicht angenehmen Ueberraschung eröffnete, daß Vacares kein Dorf, sondern bloß eine Höhle sey, die jenseits der Hauptkette wenigstens noch 3 Leguas (4 Stunden) entfernt liege. Weit und breit sey keine menschliche Wohnung. Es war bereits 6 Uhr Abends, weßhalb wir das Anerbieten dieses treuherzigen Hirten, Namens José, in seiner nahe gelegenen Höhle die Nacht zuzubringen, dankbar annahmen. Ich versuchte noch allein nach dem Puerto de Vacares emporzuklimmen, um mich zu orientiren, war aber, da ich bemerkte, daß ich vor Sonnenuntergang den Gipfel nicht erreichen würde, genöthigt, umzukehren. José erwartete mich und führte mich nun nach der von furchtbaren verticalen Schieferfelsen bedeckten rechten Thalwand des tiefen unter dem Namen Barranco del Rial bekannten schluchtenartigen Grundes, welcher den Höhenzug, auf dem ich mich befand, von der in größter Nähe gegenüberliegenden Hauptkette trennt und dessen wilder Bach auf den oben erwähnten Wiesen von Vacares entspringt. Ein enger Pfad geleitete zu der in einer Höhe von wenigstens 7500' gelegenen, theils aus überhängenden Felsen, theils aus aufgethürmten Steinen gebildeten Höhle Pollo de Vacares. Ein munterer Hirtenknabe zündete Feuer in einem Winkel der ziemlich geräumigen Höhle an und wir bereiteten uns dann das Abendessen nach besten Kräften. Außer den schon genannten Personen kam noch ein anderer Hirte dazu, und mein Wein nebst Eigaren erschlossen mir auch die Herzen dieser ehrlichen Gebirgssöhne. Mein Pferd nebst einer Anzahl den Hirten zugehörender Esel befanden sich vor der Höhle in einem von Steinhaufen umschlossenen Raume und die zahlreichen Schafe auf Plätzen, welche zwischen den Felsen lagen. Eine Menge wachsamer Wolfshunde umgaben die Höhle auf allen Seiten.

Da ich ziemlich ermüdet war suchte ich, nachdem ich noch einmal die großartige Aussicht der wilden vom Monde beleuchteten Gegend genossen hatte, das Lager. Zu diesem diente mir meine mit Weizenstroh gefüllte spanische Decke und als Kopfkissen benützte ich meinen andalusischen Hut. Leider gab es viele Ratten in der Höhle, die während der Nacht einen Theil unserer Lebensmittel, namentlich die mitgenommenen Früchte, verzehrten. Trotz der großen Höhe war es nicht kalt, auch hatten mich die Hirten bestens mit Schaffellen zugedeckt, allein gegen Mitternacht erhob sich ein furchtbarer Sturm, der aus den Schiefersand der Hauptalpenkette bis in unsere Höhle trieb und auch gegen Morgen noch nicht aufhörte. — Am andern Morgen machte ich mich um 8 Uhr, bloß von Vicente und dessen Hunde begleitet, wieder auf den Weg, mit der Absicht, zunächst nach dem jenseits am Fuße des Puerto de Vacares gelegenen Alpenteiche, Laguna de Vacares, zu gehen, dann den Mulahacen von der Südseite zu ersteigen und von diesem auf dem nämlichen Wege zurückzukehren. Die Hirten waren bereits zeitig ausgegangen und Vicente erklärte, es ließe sich diese Tour sehr gut bis Abends beendigen. Der Sturm hatte sich etwas gelegt und nach Uebersteigung des Puerto gelangten wir an die eben nicht große, aber unergründlich tiefe Laguna de Vacares, welche in der Schneeregion ungefähr 9500' hoch liegt. Von hier stiegen wir an dem steilen Abhange, der sich am Fuße des kolossalen Cerro de Vacares hinabzieht, empor, sehr durch den Wind aufgehalten, der sich mit jener Heftigkeit erhob. Wege gibt es in der Schneeregion niegends, und man ist daher stets genöthigt, sich diese selbst zu suchen. Der Schnee war ausserordentlich tief und daher alles weit und breit von grauem Glimmerschiefergerölle bedeckt.

(Schluß folgt.)

Die syroägyptische Gesellschaft in London hielt am 3 December ihre erste Sitzung, es kam aber außer einer sehr langen Inauguraldissertation über die Fortschritte der Entdeckungen in Vorderasien während der letzten fünfzig Jahre nichts Besonderes vor; nach den zahlreichen Geschenken zu schließen findet jedoch die Gesellschaft Anklang.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 356.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

21 December 1844.

Die algierischen Juden.

(Aus Blomfields. Algeria, past and present.)

Stirbt ein Jude, so wickelt man die Leiche in eine Art von bemaltem Tuche, welches die Gestalt erkennen läßt; so trägt man sie an das Thor des Kirchhofes, und die Begleitung erscheint dabei zum Zeichen der Trauer in sehr abgerissenen schmutzigen Kleidern und zieht in der größten Unordnung fort. Zuerst wird nun die Leiche nach dem Grabe des großen Rabbi Smiah Simon gebracht, am Fuße des Forts der „Vier und zwanzig Stunden," und von hier auf dem Wege nach dem Grab wird ein Gebet gesungen. Einige alte Männer und ein Rabbiner reichen sich dann die Hände, singen und tanzen um das Grab; einer derselben verläßt den Kreis und wirft kleine Goldmünzen aus, so oft die Männer das Grab umkreist haben. Ist das Gebet zu Ende, so trennen sich die Sänger, und die Leiche wird schnell an ihre Ruhestätte hinabgesenkt, denn sie glauben der Teufel sey stets bereit, Besitz von dem Todten zu ergreifen, und während „der alte Herr mit dem Pferdefuß" sie auffrißt, vergißt er das Grab, das schnell mit Erde gefüllt wird. Bei den Leichen der Frauen wird nie dieselbe Vorsicht gebraucht, denn sie sagen, Satan versuche nie sich derselben zu bemächtigen. Es ist nicht unwahrscheinlich daß die Rabbiner nachher kommen und die Goldstücke auflesen, was die närrische Sitte erklären mag.

Die Juden haben einige vortreffliche Eigenschaften, sie sind dienstfertig und menschlich gesinnt, bringen den Tag mit Arbeit und Gebet zu, und lassen ihre Kinder nicht wie die Araber und Mauren den ganzen Tag spielen, sondern nehmen sie frühzeitig mit zu ihrem Geschäft. Sie sind von Natur und aus Grundsatz mildthätig gegen alle, namentlich aber gegen ihre Religionsgenossen. Leider werden diese guten Eigenschaften durch eine unersättliche Habsucht in Schatten gestellt, und diese hat selbst auf ihre Almosen Einfluß, weil sie glauben, daß jedes ihnen zehnfach im Himmel vergolten werde, wo Gott über alle ihre Handlungen Rechnung halte. Sinnliche Ausschweifungen sind selten bei den Juden, noch seltener unter Männern als unter den Frauen, welche ihre Reize durch alle Künste der Coquetterie zu erhöhen streben. Ihre Hauptunterhaltungen bei den großen Festen sind Singen und Tanzen und Concerte, wo Männer und Frauen mit einander singen, aber getanzt wird ausschließlich von den letztern. Die Jüdinnen genießen große Freiheit, und junge Leute beiden Geschlechts kommen häufig vor der Hochzeit zusammen. Ein von der Hand des Geliebten angenommener Ring bindet die Jungfrau fürs Leben, selbst gegen den Willen der Verwandten. Junge Leute von geringem Vermögen spielen deßhalb oft Mädchen aus reichen Familien Ringe in die Hände, weil sie sonst keine Hoffnung haben, die Hand derselben zu erlangen, und so werden die Eltern überrascht und gezwungen die Tochter hinzugeben, oder sie mit großen Summen zurück zu kaufen. Seit der Besetzung Algiers durch die Franzosen ist eine große Veränderung mit den Juden vorgegangen; früher niedergedrückt und daraum furchtsam und mißtrauisch, nehmen sie jetzt oft eine wichtige Miene an, und die sonst demüthigen und unterwürfigen Sklaven spielen den Herrn; ihre veränderte Stellung hat sie stolz und übermüthig gemacht.

Rückblicke.

England.

(Fortsetzung.)

Die öffentliche Stimme hat entschieden, daß etwas für die armen Classen geschehen müsse, und diese öffentliche Stimme ist in England so mächtig, daß auch ohne Zweifel in kurzem etwas geschehen wird. Dieß vorherrschende Gefühl ist ein Hauptzug in der Geschichte dieses Jahres; was aber bis jetzt zu Tage gekommen, ist nicht viel Kluges. Lord Ashley machte mit seiner Zehnstundenbill den Anfang (s. Nr. 95), überstimmte anfangs die Minister, aber die trotzige Opposition mußte bald „ihre eigenen Worte essen," wie die Orientalen sagen; das Ministerium hatte Recht, die Popularitätssucht des edlen Lords und seiner Anhänger etwas zu dämpfen, und es herrscht in England genug gesunder Verstand, um dem Ministerium auch vollkommen Recht zu geben. Der Vorschlag war durchaus thöricht, denn es ist unvernünftig zu erwarten, daß die Fabrikherren für eine zehn-

Digitized by Google

stündige Arbeit so viel bezahlen würden als für eine zwölfstündige, abgesehen davon, daß es für sie nicht gleichgültig ist, ihre Dampfmaschinen einige Stunden kürzer oder länger gehen zu lassen. Der Hauptfehler des Vorschlags liegt darin, daß man eine Sache gesetzlich feststellen will, welche von dem freien Willen der Einzelnen abhängen muß; wenn man Kinder und Weiber nur zehn Stunden arbeiten lassen will, so zwingt man die Männer, welche die Arbeit der erstern nicht entbehren können, dasselbe zu thun; wer ersetzt aber dem Familienvater das mangelnde Brod, welches er seinen Kindern wegen geschmälerten Verdienstes nicht geben kann? Gewiß nicht die gesetzgebende Versammlung, welche ein so unkluges Gesetz erließe, das noch überdieß auf Baumwollen- und Wollen-, Seiden- und Leinwandfabriken sich beschränken soll, als ob nicht in fast allen Zweigen des Gewerbswesens sich Leute fänden, welche durch übermäßige oder ungesunde Arbeit verkümmern. Der Fabrikarbeiter muß in manchen Geschäftszweigen nothgedrungen von Zeit zu Zeit feiern, und wenn dann wieder eine Zeit der Blüthe kommt, ersetzt er die wider Willen müßig zugebrachte Zeit durch angestrengten Fleiß; will man ihm diese Möglichkeit abschneiden? oder kann die Gesetzgebung ihm auch versichern, nicht bloß, daß er nicht mehr, sondern auch daß er nicht weniger Arbeit als zehn Stunden haben werde? Es ist eine gar wohlfeile Philantheopie, auf Fabricanten loszuziehen und darüber zu jammern, daß die Leute oft in dumpfen, ungesunden Zimmern sich aufhalten mußten, statt in freier Luft bei stärkender Arbeit ihre Gesundheit zu bewahren. Wir wollen hier nicht sagen, wie viele Tausende das englische Feudalsystem, die Geschlossenheit der Güter nöthigt eine Zuflucht in den Fabriken zu suchen, um dort ihr Leben zu fristen, und wie sie nicht auf das Land zurückgehen wollen, weil die Politik der Grundeigenthümer ihnen hier ein weit schlimmeres Loos als in den Fabriken bereitet hat, aber wir fragen mit dem eben so menschenfreundlichen als klarsehenden Cooke Taylor *), ob es nicht besser ist Kinder in Fabriken zu beschäftigen, als sie verhungern oder als Diebsgesindel aufwachsen zu lassen. Die Regierungsberichte beweisen, wie Cooke Taylor ausdrücklich anführt, daß der moralische Zustand der Fabrikarbeiter besser ist, als der irgend eines Theils der arbeitenden Bevölkerung Englands.

Doch wir lassen diesen schon viel besprochenen Gegenstand, bei dem nicht mit diesem oder jenem unüberdachten Vorschlag, sondern nur durch eine gründliche Verbesserung des ganzen Steuerwesens, Aufhebung der Korngesetze und aller auf dem unmittelbaren Verbrauch lastenden Abgaben, wir wollen nicht sagen, geholfen, sondern nur erst die Hülfe angebahnt werden kann; die Regierung sah nicht sowohl Lord Ashley's Vorschlag, als die Sache selbst für bedeutend genug an, daß sie erklärte abzutreten, wenn er angenommen würde, da sie zu einem so thörichten Akte die Hand nicht bieten könne. Indeß wollte ein Theil des Adels auch nach dieser Niederlage noch werkthätig zeigen, wie ihm des armen Volkes Wohl am Herzen liege, und zahlreiche Plane tauchten auf, um den Armen freie Plätze zum Spazierengehen, Bäder, Waschanstalten, Plätze zum Cricketspiel und am Ende noch gar ein Stück Land zum Kohlbau zu verschaffen. Ansehnliche Summen wurden auf Anlegung von Parks verwendet, welche man auch noch mit Lesezimmern und Bibliotheken versah. Spötter wollten freilich bemerken, es sey recht schön, den Armen den Genuß der freien Luft zu verschaffen, da sie die Gesundheit erhalte und den Appetit schärfe, nur solle man denn auch dafür sorgen, daß sie den geschärften Appetit befriedigen könnten, wenn sie, statt vom frühen Morgen bis zum späten Abend aufs angestrengteste zu arbeiten, sich mit Spazierengehen im Park erlustigten. So wurde die Sache nicht unverdient zu einem Gegenstand des Spottes; denn sie nimmt sich wunderlich aus neben der einfachen aber kerngesunden Forderung des Arbeiters, der nichts verlangt, als: a fair days wage for a fair days work (einen guten Taglohn für eine gute Tagsarbeit), und meint, wenn man ihm dazu helfe, so werde er sich im übrigen schon selbst helfen. Ein anderer Vorschlag der modernen Philanthropie geht darauf hinaus, daß die Bauerschaft wieder, wie in der guten alten Zeit, die kräftigen, Leib und Seele stärkenden Spiele treiben solle. Warum treibt denn aber die Bauerschaft das Cricket-Spiel nicht mehr, oder schlägt den Ball? Warum muß sie jetzt durch aristokratisches Beispiel zu dieser gesunden Erholung angespornt werden? Aus keinem andern Grund, als weil Millionen von Armuth, Elend und Entbehrung niedergebeugt werden, während einige Tausende im Ueberfluß leben. Wo soll bei den Armen der Sinn und die Kraft für die Spiele der frühern Zeit herkommen? Nicht besser steht es mit den Bädern und Waschanstalten, welche von den vornehmen Herren und Damen als ein Mittel zur Verbesserung der Lage der Armen in großen Städten vorgeschlagen und unterstützt werden. Um zu zeigen, wie man in England selbst urtheilt, führen wir nachstehende Stelle einer gewiß nicht des Radicalismus verdächtigen Zeitschrift (Shipping and Mercantile Gazette vom 30 Okt.) an: „Wir sind sicherlich geneigt, jede Regung uneigennütziger Wohlwollens anzuerkennen und zu fördern, aber wie wenig kennen diese Leute, welche in solchen phantastischen Planen zur Linderung der Noth sich ergehen, den wahren Zustand der arbeitenden Armen! Was die Bäder betrifft, so bietet jeder Bach und jeder Fluß, von denen das Land so reichlich durchschnitten ist, eine natürliche Gelegenheit dar, wo die Söhne der Industrie ihre Waschungen so wirksam verrichten können, wie an den mit noch so großen Kosten für sie eingerichteten Orten. Auch die Waschhäuser scheinen uns dem Zweck der Linderung der Noth kaum besser zu entsprechen. Wie wenige der Unglücklichen, denen die Wohlthat zugedacht ist, werden drei, vier, oder ein halb Duzend Straßen durchwandern, um die Lumpen ihrer Elenden und Kinder in einer öffentlichen Waschanstalt zu waschen! Wie wenige können es auch nur, und wenn sie es thun, was wäre die Folge, als zahlreiche Unfälle bei den hülflosen Kindern, die man ohne Aufsicht daheim lassen müßte! Möchten doch die, welche solche Dinge vorschlagen, die Sache etwas näher im einzelnen untersuchen. Möchten sie die Höhlen des Elends und des Mangels

*) S. sein neuestes Werk: Factories and the factory System from parliamentary evidences and personal examination.

Digitized by Google

an solchen Orten, wie Spitalfields und Bethnal in Augenschein nehmen, um sich von der Nutzlosigkeit falscher Pläne zu überzeugen."

Aber das Beste kommt noch, die falsche mißverstandene Wohlthat bleibt immer noch ehren- und dankenswerth, wenn sie auch dem Zwecke nicht entspricht; aber hinter andern Wohlthaten stecken noch politische Absichten, die man mit dem philanthropischen Schleier zudeckt. So steht es mit der Ertheilung von Grundeigenthum an die armen Landleute aus, welche als Taglöhner gar nichts besitzen, nicht einmal einen Fleck Landes, um Kartoffeln darauf zu bauen. Man hat den Landeigenthümern Englands, die in so tugendhaftem Eifer sich der unglücklichen Fabrikarbeiter angenommen haben, lange und oft genug das Elend des Landvolkes vorgeworfen; jetzt raffen sie sich auf, und es soll ein Versuch gemacht werden, den Zustand derselben zu verbessern; ein Hr. Cowper hat schon in der letzten Session eine Bill eingebracht, welche vermuthlich in der bevorstehenden weiter verfolgt werden soll. Das Elend des Landvolkes in England hat seinen hauptsächlichen Grund darin, daß nach und nach die kleineren Pachthöfe großentheils eingegangen sind, und daß der unbemittelte Landbauer nicht durch Fleiß und Anstrengung sich kleine Grundstücke als Eigenthum erwerben kann; so wie einer nicht mehr Pächter eines größern Guts ist, sinkt er schnell zur Classe der Taglöhner herab, und der Taglohn auf dem Lande ist durch Concurrenz so tief gefallen, daß der Taglöhner nur eben noch das nackte Leben fristet. Es wiederholt sich somit auf den Dörfern, was in England überhaupt schon lange besteht, Reichthum bei den Wenigen, Armuth bei der Mehrzahl, und der Mittelschlag von Vermögen, derjenige welcher reich genug ist um nicht zu hungern, und arm genug um die Hände nie in den Schooß legen zu dürfen, dieser Mittelstand ist äußerst schwach. Wie nun im Staate Parteien entstehen, welche dessen ganze Einrichtung umzukehren nicht abgeneigt sind, so schwingt Swing auf dem Lande die Brandfackel und brennt den Ueberfluß der Reichen nieder. Dieser Stand der Dinge ist auf den sogenannten „Agricultural-Meetings," den Versammlungen der Landbesitzer und großen Pächter namentlich in diesem Jahre sehr ernstlich zur Sprache gekommen, und eine noch merkwürdigere Versammlung von wenigen Grundbesitzern und vielen armen Landleuten fand am 16 Oct. zu Higworth unter dem Vorsitz Lord Radnors statt. Hier wurde die Sache praktisch beleuchtet, und Lord Radnor bekam harte Dinge zu hören. Er hatte kleine Parcellen wüsten Landes an Arme zu einem Pachtzins gegeben, daß der Acre auf mehr als 5 Pf. St. kam; als nun die Armen den Boden umgebrochen und eine Zeit lang angebaut hatten, wurden sie entfernt, wenn ein anderer für den Boden mehr zahlen wollte. Diesem Uebel ließe sich noch abhelfen durch einen längern Pacht, aber dann wendet man ein: fall in England ein ähnliches System wie in Irland aufkommen mit Pachtungen von einem bis zwei Acres, wodurch eine elend genährte und elend gekleidete Bevölkerung erzeugt wird; die Concurrenz bei den kleinen Pachtungen, welche jeder mit der eigenen Hand bebauen kann, wird steigen, und wenn sonst ein Gut um anderthalb bis zwei Pfund Sterling per Acre verpachtet wurde, werden dann die oft verschuldeten Grundbesitzer widerstehen, wenn sie bei der Zerschlagung von Gütern 4, 5 und mehr Pfund für den Acre erhalten können? Bei der oben erwähnten Versammlung zu Higworth rief eine Stimme dem Lord Radnor zu: „gebt uns das Land zu demselben Pachtschilling, den die monopolisirenden Pächter zahlen!" In diesem Wort liegt die Erklärung der Unthaten Swings, und die agrarischen Frevel Irlands, die durch keine Polizei und keine Ermahnung der geistlichen und politischen Führer des Volks sich unterdrücken lassen, wurden in England eben so gut an die Tagesordnung kommen.

Dieß ist die eine Seite dieses sogenannten „Allotment-Systems," und die andere bietet noch viel dahlichere Fragen dar. Nach Hrn. Cowpers Bill soll die Zutheilung der kleinen Grundstücke eine Sache der Gunst und eine Belohnung des Wohlverhaltens seyn und der Geistliche des Orts nebst dem Grundbesitzer darüber zu entscheiden haben. Die Fälle sind bereits vorgekommen, daß man die Grundstücke den frommen, gedarsamen Schafen der Hochkirche gewährte und die Dissidenten mit Härte zurückwies; die Folgen lassen sich ermessen, und da die Sache in die jetzigen Streitigkeiten mit der Kirche tief eingreift, so wollen wir aus einem englischen Blatte, dem Morning Advertiser, eine Stelle anführen, welche das System mit scharfen Worten tadelt: „Niemand, der mit dem Verfahren der gewöhnlich von dem Grundherrn und einigen der vornehmsten Einwohner unterstützten Dorfgeistlichkeit bekannt ist, kann mit Gleichgültigkeit den Versuch betrachten, diese Gewalt zu vermehren, welche jetzt schon allzu groß ist und, wenige Fälle ausgenommen, schändlich mißbraucht wird. Der eingestandene Zweck der Partei, die sich Jung England nennt, geht dahin, die goldenen Zeiten, von denen sie unablässig am hellen Tage zu traumen scheint, zurückzubringen, die Zeiten, wo die Stuarts die Ruthe der Unterdrückung über den Häuptern des Volks schwangen, und priesterliche Unduldsamkeit alles that, um ihre stolzen Ansprüche zu unterstützen. Diese Zeiten sind aber darüber für immer, wie auch das Junge England sich gebärden mag, für immer. So verdorben auch das jetzige Unterhaus ist, so kennt es doch den Druck von außen allzu gut, um den lauten einstimmigen Forderungen des denkenden Theils der Bevölkerung entgegenzuhandeln, wenn man die Dorfgeistlichen mit der neuen Gewalt, wie sie die Allotment-Bill ertheilt, bekleiden wollte." Unter dem Vorwand, dem verarmten Landvolk aufzuhelfen, gedenkt man es also in neue, härtere Fesseln zu schlagen.

(Fortsetzung folgt.)

Reisebriefe aus Spanien.

(Schluß.)

Als wir auf das hohe Joch hinaufgekommen waren, erblickten wir unter uns zwei schöne Lagunen, umschlossen von grünen Alpenmatten, und jenseits derselben den ungeheuern Rücken eines hohen Berges, des Mulahacen, wie Vicente behauptete. Wir stiegen zu den

Digitized by Google

Alpenfera hinab, von da zu den nach tiefer liegenden Quellen des Flusses Poqueiro, der als ein beträchtlicher Gebirgsbach sich über Felsen in den langen Barranco de Paqueira hinabstürzt, und gelangten nun an den Fuß des ungeheuern Bergwalles. Auch diesen erklommen wir und genossen nun eine unbeschreiblich großartige Aussicht, obgleich wir uns lange noch nicht auf dem bedeutend höhern Gipfel befanden.

Unzählige hohe Bergkämme und tiefe Thäler, der ganze südliche Theil der Sierra, unter dem Namen der Alpujarres bekannt, die Sierra de Gador u. s. w., lagen vor unsern Blicken, und über diesen hoch hinauf in den Himmel ragend das Meer, vom Meerbusen von Almeira bis in die Gegend von Gibraltar. Mit einem Seerohr würde ich vermuthlich auch die Küste von Afrika gesehen haben. Nach beinahe einstündigem Emporsteigen, wo mit jedem Schritt der Wind an Heftigkeit zunahm, erreichten wir den höchsten Gipfel und erblickten — den kolossalen viel höhern Felsenkegel des Mulahacen neben uns zur Linken, durch ein tiefes mit vier Lagunen erfülltes, wenigstens eine halbe Stunde breites Thal von uns geschieden! — Wir befanden uns auf dem Cerro Alcaffava, einem bedeutend niedrigern, wenn auch mindestens 10,000' hohen Gipfel. Der Sturm tobte mit furchtbarer Heftigkeit, so daß wir uns kaum auf den Füßen erhalten konnten, die Luft war eisig kalt und die Uhr zeigte halb 5 Uhr Nachmittags. An eine Besteigung des Mulahacen, die von hier aus wenigstens 3 Stunden gekostet haben würde, war natürlich nicht zu denken, es galt bloß, für den Rückweg zu sorgen. Aber wohin sich jetzt wenden? Auf demselben Wege über die Laguna de Vacares nach der Höhle zurückzukehren, wozu wir über 8 Stunden Zeit gebraucht hatten, war unmöglich, und auf der Südseite war weit und breit keine menschliche Wohnung zu sehen, nur öde und wilde Berge und Thäler. Die Höhle Vacares, die vielleicht noch am nächsten lag, war uns unbekannt, und Vicente gestand, daß er gar keinen Weg weder nach Vacares, noch nach einem andern Punkte wisse. Wir hatten demnach bloß zu wählen, entweder auf der Nordseite der Alpenkette direct nach der Höhle hinabzusteigen, wohin es gar keinen Weg gab, oder eine Nacht ohne Obdach, ohne Feuermaterialien, ohne Wein und Lebensmittel (wir besaßen bloß zwei Stückchen Brod und zwei Eier) in der sturmdurchsausten Schneeregion zuzubringen. Letzteres schien denn doch nicht rathsam, und wir beschlossen daher, einen Weg am Nordabhange abwärts zu suchen.

Wir kletterten nun den Nordabhang des Cerro Alcaffava hinab, um auf den schmalen, schaafen Felsengrat zu gelangen, der den Cerro Mulahacen mit dem Cerro de Vacares verbindet und von dort das Hinabsteigen zu versuchen. Allein schroffe Felsen hinderten uns bis zu diesem Punkte zu gelangen, weßhalb wir uns genöthigt sahen, am Westabhange des Alcaffava beinahe bis zur Laguna de Caldera, einer der oben erwähnten vier Lagunen, hinabzuklimmen und sodann auf einem sehr steilen mit Gerölle bedeckten Abhange zu jenem Felsengrat emporzuklettern. Es war ein Viertel auf 6 Uhr Abends, als wir hier ankamen, allein schauerliche senkrechte Schieferfelsen und ein mehr als 5000' tiefer unter dem Namen Barranco de Val de Infierno (das Höllenthal) bekannter Abgrund gähnten uns an. Ein Blick auf die dem Horizont sich nähernde Sonne, der heulende Sturm und die Unmöglichkeit zurückzukehren, belehrten mich, daß keine Zeit zu verlieren sey, und ich bedeutete den bestürzten Vicente, mir zu folgen. Nach einigem Suchen bemerkten wir einen schmalen, ungefähr unter 50° geneigten Felsenrand, der sich an den senkrechten Wänden etwa 1000' tief hinabzog. Diesen stiegen wir hinab, uns mit den Händen an den Felskanten anklammernd, und gelangten nun an einen steilen, nach tiefern mit Gerölle bedeckten Abhang. Auch diesen legten wir, bei jedem Schritt ausrutschend, zurück und befanden uns nun an einem nicht gar so hohen, aber viel steilern und bloß mit losem Schiefersand bedeckten Absatz. Diesen hinabzuklammen schien völlig unmöglich, denn an ihm schloß sich ein neuer Felsenabhang an, und wieder hinaufzusteigen war ebenfalls unmöglich. Ich zog daher Alpenschuhe und Strümpfe aus, nahm in die eine Hand den Stock, in die andere meinen Spatel, legte mich auf den Sand, stemmte die Fersen ein und überließ mich meinem Schicksal, indem ich etwa 15 Klafter tief mit dem Sande hinabrutschte. Vicente folgte mir. Blutend an Händen und Füßen und mit zerrissenen Kleidern kamen wir im ersten Absatz des Höllenthales an, hier stürzten sich die Bäche über Felsen in den zweiten Absatz hinab, herrliche Wasserfälle bildend. Allein hier weiter nach unten vorzudringen war nicht möglich. Glücklicherweise fanden wir einen steilen mit Gras und Kräutern bedeckten quellenreichen Berghang, über den hinab wir endlich in den zweiten Theil des Höllenthales gelangten. Um nun geradeswegs die Höhle zu erreichen, stiegen wir an der rechten Thalwand wieder empor. Als wir auf dem Kamm ankamen, ging die Sonne unter und übergoß die furchtbaren Felsen des Mulahacen und des Höllenthales mit dunkelrother Gluth. Wir mußten einen zweiten Barranco kreuzen, worauf wir uns der Höhle gegenüber befanden, allein durch den ungeheuer tiefen Barranco del Real von ihr getrennt. Ein entsetzlich steiler mit Sand bedeckter Abhang auf unserer Seite und jenseits senkrechte Felswände machten einen directen Uebergang zur Höhle unmöglich. Wir mußten uns daher bequemen, den ganzen Barranco del Real zu umgehen, hatten aber nicht weniger als sechs Seitenthäler zu passiren, um auf die Prados de Vacares und von diesen zur andern Thalwand zu kommen. Kaum hatten wir den ersten Barranco zurückgelegt, so wurde es Nacht und das Geheul der Wölfe ließ sich in ziemlicher Nähe hören. Glücklicherweise kam bald darauf der Mond herauf und beleuchtete unsern mühsamen Pfad. Zahllose Bäche, Sümpfe, steile Abhänge überschreitend gelangten wir endlich auf die andere Thalwand und von dieser gegen 10 Uhr Nachts in die Höhle. Die Hirten wollten uns kaum glauben, als wir erzählten, wie und wo wir herabgestiegen waren. Am folgenden Tage kehrte ich nach Guejar zurück. In kurzem werde ich mich auf die Südseite der Sierra in die Alpujarras begeben und vom Doesr Tevevelez aus zum zweitenmal die Besteigung des Mulahacen unternehmen.

Miscellen.

The jewish Chronicle. Diese Zeitschrift hat eine neue Reihe angefangen und fünf Hefte sind davon erschienen. Das Bedeutendste ist, daß auch in England die Juden sich in Orthodoxe und Reformirte, Memorialisten und Antimemorialisten theilen und sich völlig die Wage zu halten scheinen. (Lit. Gaz. vom 7 Dec.)

•

Mehemed-Ali-Abad, die Stadt Mehemed Ali's, welche im tiefen Sennaar erbaut werden soll, ist der Gegenstand sorgfältiger Pflege des Vicekönigs; er hat neuerdings befohlen, daß alle Räuber und Diebe, ohne daß sie mehr die Bastonnade erhalten oder auf die Galeere kommen, wie sonst gewöhnlich, dahin gesendet werden sollen. (Shipp. and Merc. Gaz. vom 3 Dec.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 357.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

22 December 1844.

Ueber die Kurgane.

Erster Artikel.

(Vaterländische Memoiren. Junius 1844.)

Trotz der zahlreichen Forschungen der Gelehrten, um die historischen Zeitpunkte der Errichtung der Kurgane aufzuhellen, sind doch immer noch diese Grabaufwürfe hinsichtlich der Zeit und des Volks, dem sie angehören, sehr problematisch geblieben. Schon in den ältesten periodischen Schriften Rußlands finden wir einige Bemerkungen über die im Boden gefundenen Gegenstände, namentlich Münzen, woraus man ersieht, daß die Regierung seit langer Zeit ihre Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand wandte, anfangs weil man diese Sache ihrer Seltenheit wegen für sehr merkwürdig ansah, allmählich aber, weil man diese Funde als Thatsachen der alten Geschichte betrachtete und näher untersuchte. So melden die „russischen Nachrichten" vom J. 1703, daß man zwischen Kasan und Astrachan einen bedeutenden Schatz von mehreren Millionen gefunden habe, angeblich mit türkischen Umschriften, wahrscheinlich bolgarische Münzen. Katharina II wies ihre Beamten an, die in allen Grabaufwürfen im südlichen und östlichen Rußland gefundenen Gegenstände einzusenden, und legte sie dann in der akademischen Kunstkammer nieder. Leider sind sie bis jetzt so gut wie unbekannt und noch von Niemand gehörig beschrieben; man erwartet indeß, daß dieß in Bälde von dem Akademiker Köppen geschehe. Die südlichen Kurgane hat er persönlich besucht, und jetzt werden in Auftrag der k. Akademie der Wissenschaften und auf ihre Kosten 14 Kurgane am asiatischen Meere im Kreise von Melitopol durch den bekannten Mennoniten Kornis aufgegraben. Noch einige Daten, und Rußland verdankt Hrn. Köppen ein neues archäologisches Geschenk, der Classification der Grabhügel in Südrußland.

Unter der Regierung Katharina's hat der Akademiker Müller in seiner gelehrten Reise durch das östliche Rußland einige Gräber oder Kurgane aufgezählt, und nachstehendes ist ein kurzer Auszug seiner Beschreibung, die im J. 1764 auf Befehl der Kaiserin in der „Monatsschrift" eingerückt wurde. Die alten Gräber im südlichen Rußland und in Sibirien sind von verschiedener Form, obwohl der größte Theil derselben wahrscheinlich von Einem Volke stammt. Ueber einigen Gräbern ist die Erdaufschüttung sehr hoch, über andern sehr flach und niedrig. Die einen sind im Kreise, die andern und zwar die Mehrzahl im Viereck mit großen aufrechtstehenden rohen Steinen umsetzt. Das Innere ist bei den einen mit Backsteinen ausgelegt, manchmal mit einem Gewölbe, bei andern bemerkt man gar keine Mauern. Manchmal waren die Leichen in Gruben von einigen Klaftern Tiefe eingegraben, während die andern gerade auf der Erde lagen, und der Hügel über ihnen aufgeschüttet wurde. Die bei den Gräbern gebrauchten Steine sind wegen ihrer Größe, und noch mehr durch den Umstand bemerkenswerth, daß in den Steppen, wo die Gräber liegen, gar keine Orte sich finden, an denen man sie hätte brechen können, so daß sie wahrscheinlich von sehr weit hergeführt wurden. Auf den Steinen bemerkt man ausgehauene Figuren, welche menschliche Gesichter, Kreuze und dgl. darstellen, aber Umschriften hat man nicht bemerkt, während man auf andern Steinen und Götzenbildern Inschriften in einer unbekannten Sprache fand, welche nach Müllers Ansicht die Sprache der eingebornen Jugren war, von denen Tschingischan die Schrift entlehnte. Bei vielen Gräbern fand man vollkommene Pferde- und Menschengerippe, während in andern nur einzelne ganz verfallene und viele verbrannte Knochen gefunden wurden. Die Asche der verbrannten Körper, und sogar die Körper selbst fand man in feine Goldplättchen eingewickelt. In einem Grabe lagen manchmal mehrere Körper. Die hinsichtlich des Inhalts reichsten Gräber fanden sich an der Wolga, dem Tobol, dem Irtysch und Ob, die mittelmäßigen in den Steppen um den Jenisei, und die ärmsten jenseits des Baikals. In den letztern waren alle Gefäße und Geräthschaften aus Kupfer, selbst Messer, Dolche, Pfeile u. s. w., wozu das Eisen besser gewesen wäre, und man muß sie darum für älter als die andern Gräber ansehen. Dieselbe Armuth an aufgefundenen Gegenständen und an Eisen bemerkt man auch in einigen Gräbern um den obern Jenisei obgleich man dort hinwiederum welche trifft, deren Inhalt aus Silber oder Gold gefertigt ist. Weiter nach Westen nimmt der Reichthum der vergrabenen Gegenstände immer zu. Dieß allmähliche Reicherwerden der Gräber

Digitized by Google

hielt Müller für eine Andeutung des Zuges der mongolischen Eroberung und der allmählichen Bereicherung durch Krieg oder berung. Die ältesten Gräber aber schreibt er den Jugren zu. Die Mongolen hatten bekanntlich europäische Künstler, und der Name „goldene Horde" kann sich nur auf ihren Reichthum beziehen. Die Geäber an dem Flusse Irtysch, Ob und Jenisej wneden seit dem Anfang des 13. Jahrhunderts von den dortigen Einwohnern ohne Schonung aufgegraben, und alle so viel man deren noch bemerkte, sind untersucht und die Sachen daraus geraubt worden. Diese Arbeit bildete ein ziemlich einträgliches Gewerbe. Müller sagt, er habe von den Eingeboenen nicht heraus bringen können, an welchen Kennzeichen sie reiche Gräber herausfänden, ee habe sich aber durch Erfahrung überzeugt, daß sie solche Kennzeichen hätten. Auf den kolywanowoffkresenskischen Hüttenweeken kaufte er einige Goldsachen, die er an die kaiseeliche Kunstkammer sandte. Darunter findet sich das Bild eines Mannes zu Pferde und einige Münzen mit einer Rose aber ohne Umschrift. Das Gradgold ist selten rein, fast immer mit Silber gemischt, und das Silber häufig zur Hälfte mit Kupfer.

Melgunoff fand in den Steppen um den schwarzen Wald (im Gouv. Ederson, westlich vom Dniepr) und weiter nach Westen hin nicht so viele Geaber, wie in Sibirien, aber doch genug um Hoffnung auf neue Entdeckungen zu geben. Alle dasigen Geader sind zwei, drei, bis fünf Klafter doch, und bilden runde Hügel, deren unteeer Duechmesser 10 bis 15 Klafter und darüber beträgt. Um diese der findet man nicht die großen Steine, womit viele der alten Graber Sibiriens umgeben sind. Im J. 1763 ließ Melgunoff eines derselben öffnen: oben fand sich etwa zwei Fuß tief Dammerde, dann stieß man auf eine ungeheure Menschenfigur aus Sandstein, aber ohne Kopf, der nicht zu finden war; an den Brüsten erkannte man, daß die Figur ein Weib darstellen sollte. Als man noch etwa sechs Fuß tiefer grub, fand man, jedoch nicht in dee Mitte, sondern etwas mehr nach Westen, eine mit Steinplatten ausgelegte und bedeckte Stelle, in welcher Zieeeathen, Waffen und allerlei Gegenstande lagen. Aber eine Leiche oder Ueberreste einer solchen waren nirgends zu seben, man grub fast bis auf den Grund des Kurgans, fand aber nichts dergleichen. Müllee demerkt indeß, daß man zur Begrabung des Körpers in diesen Kurganen vor allem eine Grube machte, diese mit Holz und andern Brennstoffen füllte, die Leiche auf diesen Scheiterhaufen legte und alles mit einander verbrannte; über die Asche und Kohlen wurde dann Erde geschüttet, und alle ihrer Ansicht nach für den Todten nöthigen Dinge in diese vergraben. Nachstehendes sind einige in diesen Kurganen gefundene Gegenstande: 1) eine goldene Kette, die, wie es scheint, um den Hals getragen wurde; sie bestand aus drei Reihen künstlich unter einander verflochtener Ringe, und ist so rein und fein gearbeitet, daß man sie für ein Erzeugniß unserer Zeit halten sollte. An der Kette fanden sich 11 bewegliche Spangen, zwischen denen ein runder Carneol eingesetzt war. An dem Ende der Kette hängen sechs Kügelchen. Aehnliche Ketten werden auch jetzt noch in Ungarn getragen. 2) Ein dicker goldener Ring von ziemlich grober Arbeit, mit Buckeln nach innen und außen, so daß er unbequem an einer gewöhnlichen Hand zu tragen seyn mußte. 3) Ein eisernes Dolchheft mit eingelegtem ciselirtem Golde; das Eisen war ganz verrostet. 4) Die Scheide desselben Dolches aus Goldplättchen mit eingegrabenen Centauren und großen Fischen an der Seite; ferner zwei geflügelte Gestalten mit Rauchfässern in den Händen, einem Baum vor jeder derselben und einem fünfarmigen Leuchter zwischen ihnen. 5) Noch einige Goldplatten und Stücke von verschiedenen Gegenständen. 6) Vier silberne Leuchter, 2½ Pfund schwer. 7) Siebenzehn Kupferplatten mit der Abbildung eines Raubvogels ohne Füße und mit vier Henkeln an der Rückseite. 8) Vierzig kupferne Pfeilspitzen. 10) Zwanzig eiserne Nägel mit silbernen Köpfen. Außerdem verschiedene kleine Sachen aus Gold, Silber, Kupfer und Eisen, so wie eine Menge verbrannter Gebeine.

Müller schreibt diese Graber den Gothen, Hunnen, Awaren, Bulgaren, Jugern, Chasaren, Petschenegern u. s. w. zu, kurz allen ihm dem Namen nach bekannten Völkern aus der Zeit des spätern römischen Reichs, allein darauf ist wenig zu geben. Aus den neuern Forschungen ersieht man leicht, daß die alten Graber weder Einer Zeit noch Einem Volk angehörten; ihr Inhalt ist allzu verschiedenartig. Auch unterscheiden sich diese Erdaufwürfe nicht bloß durch ihren Bau und die darin gefundenen Sachen, sondern auch durch die Art des Begrabnisses. So sind z. B. in dem einen die Leichen verbrannt, in den andern unoerfehrt unter der Erdoberfläche in Gruben niedergelegt, noch in andern einfach über der Erde oder in einer gewissen Höhe, manchmal sitzend, manchmal liegend, bald auf dem Rücken, bald auf der linken Seite — ein Beweis, daß sie nicht von Einem Stamm oder wenigstens nicht von einer Religion waren, welche zu allen Zeiten an der Form des Begrabnisses einen großen Antheil hatte. Die in den Kurganen aufgefundenen Sachen zeugen gleichfalls von der verschiedenen Zeit des Begrabens.

(Schluß folgt.)

Rückblicke.

England.

(Schluß.)

Wenn wir bisher nur solche Dinge berührten, wie die allgemeinen Maaßregeln in Betreff der Industrie und des Handels, so wie den Zustand der untersten Classen, so hat dieß seinen natürlichen Grund in der Lage Englands. Die reichste und stolzeste Aristokratie der Welt, ausgerüstet nicht bloß mit Regierungsgewalt, sondeen mit allem, was auch ohne diese Einfluß und Macht geben kann, muß endlich die Wahrheit erkennen, daß in unserer Zeit alle wahre Gewalt in der Masse des Volks liegt, so teag und negativ dieser Körper sich auch gewöhnlich verhält. Weil man dieß verkannt hat, und vielfach allen wahren Inteeessen der großen Masse entgegen handelte, so ist aus den jetzigen Institutionen des Staats die Macht entwichen. Die „Lords and Commons" repraesentiren

Digitized by Google

nur noch sich selbst, und neben ihnen ist eine andere Macht emporgewachsen, welche sich ihrem Einfluß entzieht, und eine wenn auch nur negative, doch sehr bedeutende Gewalt ausübt. Die jetzigen Repräsentanten empören sich oft genug gegen ihren Führer, weil er nicht immer handelt wie sie wünschen, aber sie müssen sich immer wieder unterwerfen. Dreimal in diesem Jahre wurde das Schauspiel aufgeführt, und nicht mit Unrecht hat man bemerkt, daß es nicht oft wiederholt werden darf, wenn das Unterhaus — und das Oberhaus mit in den Kauf — noch einen Schatten von Ansehen bewahren wolle, nicht weil sie sich durch Inconsequenz Blöße geben, sondern weil sie das Geheimniß ihrer Schwäche aufdecken. Wäre das Unterhaus noch, für was es sich hält und ausgibt, der Repräsentant aller wesentlichen Interessen des Landes, nichts wäre leichter als Peel vom Ministerthron zu stoßen und Leute ihrer eigenen Wahl hinaufzusetzen, denn sie haben ja noch die Majorität; aber diese Majorität ist machtlos geworden, und würde, wenn sie mit ihren wahren Wünschen hervortrate, aus Furcht vor den Folgen durch den spruchwörtlich gewordenen „Druck von Außen" zur Minorität werden. Mit den nichtigen Anfällen gegen ihren Führer legt die sogenannte conservative Partei, die Partei der alten Vorrechte des Adels und der Kirche, kurz des alten englischen Staats, das Geständniß ab, daß sie das Land nicht mehr repräsentirt; der Minister ist nicht mehr, wie früher, das Oberhaupt einer Partei, welche sich allenfalls durch Kauf vergrößern läßt, er ist jetzt der Repräsentant des Staats, welcher zwischen den unabweislichen Anforderungen der Massen und den alten Vorrechten des Adels und der Kirche klug capitulirt. Diese Thatsache beherrscht alle Verhältnisse des Staats, die kirchlichen Wirren in England, wie die famose Repealfrage und die Kornsgesetze; es handelt sich um die Entscheidung der Hauptfrage, ob der alte englische Staat, bestehend aus König, Adel und Kirche aufrecht erhalten werden kann; ist diese Frage gelöst, so folgt alles andere von selbst. Ob der Feind in den alten Bau eindringen wird durch die Brücke, welche die Repeal, oder welche die Anti-Cornlaw-League geschlagen, das ist gleichgültig, der Sieg der einen führt den der andern unbezweifelt nach sich. Darum hat auch die Repealsache scheinbar viel von ihrer Bedeutung verloren: O'Connell hat gleich im Anfang dieses Jahres durch sein Erscheinen im Parlament stillschweigend erklärt, daß er Irlands Sache als die Sache des brittischen Reichs betrachte, und nicht daran denke, daß Irland je etwas anderes als ein integrirender Theil des brittischen Reichs seyn könne. Er hat dadurch vielleicht seine spätere Freisprechung vermittelt, welche durch eine Mehrzahl whiggischer rechtskundiger Lords erfolgte; denn wenn auch nicht, wie die Tories behaupten, eine Uebereinkunft zwischen ihm und den Whigs erfolgte, so hat er doch mit denjenigen Whigs sich verständigt, welche den Radicalen näher stehen und nicht jede Antastung der Hochkirche verwerfen; er hat also aus einer nationalen Frage eine Parteifrage gemacht, und die Phasen, die eine solche durchlauft, können für den Fernstehenden nur langweilig werden; mit den Franzosen hat er es aber ganz verdorben, weil er ihnen alle Aussicht abschnitt, daß, wenigstens so lange er lebe, Irland nie sich zu französischen Absichten gebrauchen lassen werde.

Die Hochkirche, die Arche des alten Staatsgebäudes, welche seit einiger Zeit einen mächtigen Anlauf genommen, um ihre apostolische Begründung nachzuweisen und ihren Stuhl neben den Stuhl Petri, oder eigentlich zu reden, über den Stuhl Petri zu setzen, hat in diesem Jahre kläglich Fiasco gemacht. Keck hatte der Puseyismus sein Haupt erhoben: von 12,000 Geistlichen der Hochkirche sollten 9000 ihm anhangen; in der Bedrangniß vor den Dissentern hatte er in den alten Satzungen der Kirche geforscht, und ohne Umschweife den Grundsatz aufgestellt, daß die Geistlichkeit von Gott eingesetzt sey, um über die Gewissen zu herrschen. Jahrelang ging der Puseyismus, oder mit andern Worten, die sogenannte Partei der hohen Kirche, emporgehobenen Haupts vorwärts, so wie er aber seine Ansichten ins praktische Leben einführen wollte, so wie er die Gemeinden aufforderte ihm zu folgen, so schwand er dahin wie ein Schemen, einige verlorene Schildwachen wurden öffentlich, was sie heimlich schon waren, römische Katholiken, die andern packten die schon ausgekramten Chorröcke ganz sachte wieder ein, und machten sich so still wie möglich, nachdem sie Jahre lang ihre Lehre laut genug verkündet; soll man den Schaden Joseph vor den Augen der Welt darlegen? Dazu ist man in die fetten Pfründen zu verliebt, und der Vorschlag zu einem Nationalconcilium, das die Wirren der Kirche schlichten soll, wird sicherlich nicht angenommen, weil nicht dieß die Geistlichen, sondern auch die Laien, als protestantische Gemeinde, ein Wörtchen mitsprechen würden, wie denn auch schon das Organ der Whigpartei, das Edinburgh Review (Oct. 1844), ihnen höhnisch nachgerufen hat, daß die starken Fortschritte der hochkirchlichen Grundsätze in den letzten Jahren nur ihr Schicksal beschleunigen würden, gerade wie dem Grauen des Tags die dunkelsten Stunden der Nacht vorangingen.

Seit einiger Zeit schon hatte, obwohl man sich um den theologischen Streit wenig kümmerte, die Unzufriedenheit unter den Laien gegährt, endlich aber kam sie auf drei Punkten, in den Diöcesen Exeter, Oxford und London zugleich zum Ausbruch. In mehreren Kirchspielen hatten die Geistlichen auf einmal wieder alte, seit fast zwei Jahrhunderten vergessene Ceremonien in Ausübung gebracht, die Gemeinden wurden unwillig, verklagten ihre Geistlichen bei dem Bischof, und dieser gab fast in allen Punkten den Geistlichen Recht und verwies die Gemeinden zur Ruhe. Damit aber hatte die Sache noch kein Ende. Eine einzelne Gemeinde im Londoner Sprengel schickte eine Deputation an den Bischof, um ihre Klagen selbst vorzutragen; er empfing sie aber sehr kalt, machte ihnen Vorwürfe über ihre Hartnäckigkeit, legte ihnen die Verantwortlichkeit für die in den Gemeinden herrschende Uneinigkeit zur Last, erklärte, die Ceremonien, gegen deren Wiederherstellung sie sich sträubten, seyen ausdrücklich von der Kirche vorgeschrieben, und gab ihnen die Weisung, zur Beruhigung der Gemüther nach Kräften mitzuwirken. Die Deputation ließ

Digitized by Google

sich damit nicht abspeisen, sondern beharrte in ihren Ansichten und der Streit dauerte fort, bis endlich ein Mitglied derselben den Vergleichsvorschlag machte, alle Aenderungen in den Formen des Cultus auf ein Jahr lang auszusetzen. Dieß wurde vom Bischof angenommen, und nun begann die Agitation in einer immer größern Anzahl von Gemeinden, so daß der Bischof sich bereits veranlaßt sah, Rückschritte zu machen, und man vermuthet, der Erzbischof von Cambridge werde die Sache in der nächsten Session zur Sprache bringen, um sie gänzlich beizulegen. Diese Auflehnung der Laien gegen die Anordnungen der Geistlichkeit kann den politischen Leitern der conservativen Parteien nur höchst ungelegen kommen, und man hat deßhalb den Eifer der Geistlichkeit alsbald zu mäßigen gesucht. Die Bischöfe sind ohne allen Zweifel formell in ihrem Rechte, aber die Behauptung dieses Rechts den Laien gegenüber, in welchen, wie man sich ausdrückt, noch immer der alte puritanische Sauerteig steckt, ist eine Unmöglichkeit geworden, wenn man nicht eine gänzliche Spaltung in der Kirche herbeiführen will. Die hochkirchliche Partei zieht also ganz entschieden den Kürzern, und die Fortsetzung der Bestrebungen der Puseyiten oder Traktarianer, wie man sie von ihren zahlreichen Traktätchen nennt, dürfte sehr ernsthafte Folgen für die Kirche haben. Bei einem so religiösen Volke wie die Engländer ist dieser Streit ungemein geeignet, eine Menge bisher nur schwach unter sich verbundener Parteien, wie Chartisten, Freihandelsmänner, Radicale, Dissenter und Katholiken zu einem gemeinsamen Sturme auf die Hochkirche und somit auf den ganzen alten Staatsbau zu vereinen. Keine von allen diesen Parteien hat, so lange die jetzigen Regierungsgrundsätze bestehen, Aussicht mit ihren Klagen durchzudringen, und sie werden vielleicht, wenn die Hochkirche unbesonnen genug ist, ihnen diese Blöße zu geben, nicht abgeneigt seyn, den Feind an der gefährlichsten Stelle zu treffen und die Spaltung der Kirche vor aller Welt Augen darzulegen. Aber eben die politischen Folgen eines solchen Ereignisses machen es wahrscheinlich, daß die hochkirchliche Partei die erlittene Schlappe in aller Stille einstecken wird.

Dieß wird ihr um so weniger schwer werden, als im Laufe der letzten Session das Ministerium selbst im Oberhaus durch die Kirche und ihre Anhänger geschlagen wurde, und auch hier dem Aufstand eine widerwillige Unterwerfung folgte. Die Regierung wollte den Anträgen einer seit 1835 niedergesetzten Commission zufolge zwei Bischofssitze (Bangor und St. Asaph) vereinigen, und dafür ein neues Bisthum in dem volkreichen Manchester gründen; zugleich sollten die bischöflichen Einkünfte gleicher getheilt werden. Man sieht leicht, daß die Regierung hier nach einem ähnlichen Grundsatz verfuhr, wie bei der Reform des Unterhauses, allein ein großer Theil der Geistlichkeit widersetzte sich, gestützt auf die Grundsätze der Oxforder Puseyiten, bezeichnete die Veränderung als *erastianische Ketzerei*, d. h. als eine unbefugte Einmischung des Staats, und deutlich trat die Tendenz hervor, die Kirche als einen unabhängigen, neben der Krone und über der gesetzgebenden Macht stehenden Körper darzustellen, welchen keine Laienhand berühren könne — ein Grundsatz, welcher dem englischen Staatsrecht, wonach der König das Oberhaupt der Kirche ist, schnurstracks zuwiderläuft. Die kirchliche Opposition gab endlich nach, griff aber die Regierung in ungemessenen Ausdrücken an. Es geht hieraus deutlich hervor, wie die hochkirchliche Partei viel weiter gehende Ansprüche hegt, als die Regierung zugeben kann, denn diese ist durch ihre ganze Stellung gezwungen, nicht nur die schreiendsten Uebel der Kirchenverfassung nach und nach anzugreifen, sondern auch im allgemeinen unbedingte Toleranz zu üben. So wurde trotz des Widerstands mehrerer Bischöfe eine Acte erlassen, worin die katholischen Priester namentlich aufgeführt *) und für ihr Auskommen Sorge getragen wird; so wurden die Ehen der Presbyterianer in Nordirland nachträglich für gültig erklärt, obgleich die hochkirchliche Geistlichkeit sie für ungültig erkannt hatte, weil sie nicht von einem Geistlichen der Hochkirche eingesegnet worden seyen; so wurden den Nonconformisten der Besitz ihrer Capellen, Schulen und Kirchhöfe gesichert, welche man ihnen als Ketzern mehrfach angestritten hatte. Die Regierung stößt dabei auf zahlreiche Hindernisse, nicht bloß von der Hochkirche, sondern von dem bigotten Geist der Engländer überhaupt, **) aber die Sache wahrer Toleranz macht dennoch sichtliche Fortschritte und ist eine Lebensfrage für England geworden.

(Fortsetzung folgt.)

Unglaublich reiches Goldsandlager in Sibirien. Ein Schreiben in der Nordischen Biene vom 23 November meldet von einem Goldsandlager an dem Bache Uderei, der in die Kamenka und durch diese in die Tunguska oder untere Angara fällt, wo auf einer Strecke von 70 Quadratwerst in diesem Jahre 350 Pud (1400 Pfund) Gold ausgewaschen wurden, und zwar in den fünf Arbeitsmonaten vom April bis September. Freilich sind dabei 10,500 Menschen beschäftigt, für welche bloß das Herbeischaffen der Lebensmittel ungeheure Summen kostet; ehe man zu dieser reichen Ernte gelangte, wurden über 5 Millionen R. A. ausgegeben. Das Goldsandlager gehört einer Fürstin Goetschakoff.

---

*) Nach den frühern, freilich durch die Emancipationsacte abgeschafften Gesetzen durfte ein solches Ding, wie ein katholischer Priester, gar nicht existiren, und er war straffällig bloß weil er ein Priester war. Jetzt ist freilich nicht nur die rechtliche Existenz der Priester anerkannt, sondern es sind auch Maaßregeln im Werke, ihre Heranbildung mehr als bisher zu sichern, und wenn man dem hochkirchlichen Dublin Mail trauen darf, hätte sich die Regierung sogar bis zu einer Art von Appropriationsclausel verstiegen.

**) O'Connell greift bekanntlich das Gesetz über die wohlthätigen Stiftungen in Irland an, weil nicht bloß Geistliche, sondern auch Laien zur Verwaltung dieser Stiftungen berufen sind, denn er behauptet, die Regierung suche dadurch nur Geistliche und Laien in Irland zu verunreinigen. Dieser Vorwurf läßt sich bei dem herrschenden Mißtrauen begreifen; daß aber die Dissenter, obwohl sie selbst im Sinne der englischen Hochkirche Nonconformisten sind, aber vor mehrern Jahren schon in ihren Stiftungen durch ein Gesetz sicher gestellt wurden, gegen dieselbe Sicherstellung zu Gunsten anderer Nonconformisten sich ereifern, ist ein neues Beispiel von bigotter Verblendung.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 358.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

23 December 1844.

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Romanische Völker.

Wenn wir von England nach den romanischen Staaten hinübergehen, so geschieht es diesmal, weil die Bestrebungen Englands in diesem Jahre vorzugsweise dahin gerichtet waren, diese Völker auseinander zu halten, während Frankreich alles, und wie es scheint mit großem Glück, ins Werk setzt, um sie immer enger unter einander zu verknüpfen und seiner Leitung zu unterwerfen. Das äußere Zeichen dieses Bestrebens, die Wiederherstellung des sogenannten Bourbonischen Familienvertrags, macht mit jedem Jahr größere Fortschritte, und greift immer stärker in das Geschick dieser Völker ein. Wir haben im vorigen Jahre gesehen, wie es hauptsächlich französischer Einfluß und französisches Geld war, welche Espartero's Regierung stürzten, ohne daß England aus kleinlichen Handelsrücksichten diesen Sturz gehindert hätte; denn Espartero hatte so viel an ihm war, dem englischen Schleichhandel Einhalt gethan, und es war zu erwarten, daß wenn seine Macht sich befestige, Spanien mehr und mehr ein festes, selbstständiges System befolge und den englischen Schmuggel allmählich ganz unterdrücke; so fand man sich nicht veranlaßt, nicht werkthätig für Espartero einzuschreiten und opferte das größere Interesse der Zukunft dem augenblicklichen Vortheil — ein Verfahren, dessen Fehlerhaftigkeit sich mehr und mehr herausstellen wird. Jetzt ist bereits Frankreichs Einfluß stark genug selbst die jetzige Regierung in Spanien aufrecht zu erhalten, so sehr sie sich auch durch Grausamkeit besudelt und verhaßt gemacht hat, und selbst wenn wieder ein Umschwung der Dinge in Spanien erfolgt, so möchte er wohl schwerlich zu Gunsten des englischen Einflusses ausschlagen. An Versuchen einen solchen Umschwung der Dinge herbeizuführen hat es in Spanien nicht gefehlt: gleich im Anfang des Jahres brach ein Aufstand in Alicante, Cartagena und Murcia aus, welcher nach kurzem Widerstand blutig unterdrückt wurde. Fast zu gleicher Zeit fanden auch Unruhen in Portugal statt, denn beide Länder sind namentlich seit dem Jahre 1820 so unzertrennlich mit einander verbunden, daß jede Regung in dem einen sich alsbald auch in dem andern fühlbar macht, wenn gleich die in einander greifenden Fäden dem Uneingeweihten entgehen. Was eigentlich der Zweck des portugiesischen Aufstands war, vermögen wir nicht zu sagen, auffallend muß es aber erscheinen, daß die Unterdrückung desselben gerade so schläfrig und so nachsichtig, als die des spanischen rasch und streng betrieben wurde.

So unähnlich das Verfahren beider Regierungen bei diesen Aufständen war, so ähnlich waren die Folgen; wir sehen in beiden Staaten mit ungewöhnlicher Anstrengung die Versuche erneuert, die Finanzen auf einen besseren Fuß und sich somit etwas unabhängiger zu stellen. Der Grund dieses Bestrebens mag weniger in dem Wunsche liegen, sich auswärtigen Einflusses zu entledigen, den sie aus ganz anderen Gründen noch nicht abschütteln können, als aus den Klauen einer Anzahl Bankiers zu entkommen, für welche man jetzt in Spanien einen besonderen Partei- oder vielmehr Coterie-Namen, die Contratistas, geschaffen hat. Seit Jahren haben beide Staaten bei den immer wiederkehrenden Geldverlegenheiten zu wucherischen Zinsen geborgt, und die Folge war nicht nur, daß die Borger sich überreichlich bezahlt machten, sondern auch immer größern politischen Einfluß suchten, um immer vortheilhaftere Geschäfte mit dem Staate machen zu können. Espartero hatte zuerst dem elenden Treiben widerstanden, und dafür auch den ganzen Haß der Contratistas auf sich geladen; Salamanca, der Salzpächter, war, wie wir schon im vorigen Jahre bemerkt, ein Hauptwerkzeug seines Sturzes, und als man nach dem Sieg die Beute vertheilte, wollte er nicht zu kurz kommen. Schon hatte man ein Anlehen von 400 Mill. unter ganz scandalösen Bedingungen, die ihn zum Besitzer des größten Theils der noch übrigen Nationalgüter gemacht hätten, mit ihm abgeschlossen, als die öffentliche Indignation die Minister zwang, ihr Versprechen zurückzunehmen; Salamanca rächte sich dafür, indem er an dem Sturze des Ministeriums arbeitete, und auch in der That großen Antheil an demselben hatte. Was später mit den Finanzen vorgegangen, ist ein Geheimniß, und nur so viel gewiß, daß man die schwarze Wäsche des gegen Espartero gerichteten Pronunciamento mit

Digitized by Google

reinem Golde abgewaschen hat, und Leute, wie Narvaez, die außer ihrem Degen nichts nach Spanien gebracht, mit Millionen bedachte, der Herzogin von Rianzares zu geschweigen, welche ihre für den Aufstand verwendeten Gelder reichlich zurückgezahlt erhielt. Ein solcher Zustand der Dinge ließ nur mit Gewalt sich aufrecht halten, und es herrschte auch in Spanien ein wahres Schreckenssystem, begleitet von blutigen Rachethaten für Handlungen, die seit Jahren der Vergessenheit überwiesen waren.

Unter diesen Umständen war es nicht zu vermeiden, daß man von Seite der Regierung ganz ernsthaft die Frage berieth, ob man überhaupt die Cortes noch einmal brauche, oder sich ihrer ganz entledigen solle. Es traten hier zum erstenmale in der, wahrscheinlich nur zum Spott sogenannten Moderadopartei zwei sehr scharf geschiedene Nuancen hervor, die eine, welche sich mehr zur carlistischen Partei hinneigte, die noch nicht verkauften Kirchengüter zurückgeben, für die verkauften Ersatz leisten, und eine Versöhnung mit Don Carlos herbeiführen wollte, die andere, ächte Afraneesados, welche die Unterdrückung der Municipalfreiheit vollenden und nach französischem Zuschnitt eine concentrirtere Regierungsgewalt mit mehr nur berathenden Cortes wollte. Da der französischen Regierung mit einer carlistischen Richtung in Spanien unmöglich gedient seyn konnte, entschied sie sich ohne weiteres für die Berufung der Cortes, aber zugleich für eine Aenderung der Verfassung zum Vortheil der Centralgewalt. Lange scheint der Streit wegen der mannichfachen geheimen Interessen unsicher geschwankt zu haben, endlich aber drangen die modernen Afrancesados durch, und die Berufung der Cortes wurde beschlossen. Bei der bestehenden Schreckensherrschaft konnte man auch mit ziemlicher Sicherheit darauf zählen, eine Mehrzahl dereitwilliger Anhänger gewählt zu sehen, um so mehr als alle die frühern Häupter der Progressistas, welche thöricht genug sich mit den „wüthenden" Moderados in einen Bund eingelassen hatten, Olozaga, Lopez, Cortina u. s. w., längst von der Nemesis ereilt und durch Hochverrathsprocesse und ähnliche Mittel entfernt waren. Die Cortes traten zusammen und das erste war, daß ihnen Martinez de la Rosa in einer wohlgesetzten Rede, deren Sinn Narvaez mit etwas minder süßen Worten, nämlich mit einer Hinweisung auf die ihm gänzlich ergebenen Truppen erläutert haben soll, eine neue Auflage seines Estatuto real vorlegte. Da die Erfahrung seit mehr als einem Jahr zur Genüge bewiesen, daß man sich über alle und jede gesetzgebende Bestimmungen hinaus zu setzen wisse, so könnte man, wenn nicht ganz andere weiter reichende Interessen mit ins Spiel kämen, eigentlich kaum recht einsehen, weßhalb man den Weg einer theoretischen Reform der Verfassung einschlug, welche den Feinden eine so bequeme Waffe in die Hand geben mußte, und auch nicht nur die bekannte Erklärung Espartero's, sondern sogar einen von Zuedano geleiteten, aber schnell unterdrückten Aufstand herbeiführte. Jedenfalls geht daraus hervor, daß die Regierung auf einen längern Bestand zu zählen scheint, als man sonst den „strengen Herren" zugestehen will. Indeß hatte die drohende Stimmung in verschiedenen Provinzen und der wirkliche Aufstand in einigen andern für die Regierung den Vortheil die drohende Zwietracht in den obersten Häuptern vorerst im Zaum zu halten, und man scheint auch von dem Traum einer unmöglichen Rückgabe der eingezogenen Kirchengüter zurückgekommen zu seyn.

Wie lange freilich dieser Friede dauern wird, läßt sich durchaus nicht sagen, wohl aber wird man mit ziemlicher Sicherheit behaupten können, daß das französische Regierungssystem sich nie einer sonderlichen Popularität in Spanien erfreuen wird. Zwar hat die französische Regierung selbst in neuerer Zeit den schroffen Charakter mehr abgelegt, aber Spanien hat noch nicht die Erfahrungen Frankreichs durchgemacht, daß man erwarten könnte, die im System liegende Härte werde sich durch gemäßigte Anwendung desselben ausgleichen. Die große Verlegenheit in Spanien war immer, den Provincialgeist mit einer die Staatseinheit bedingenden Organisation zu vereinigen. Der Provincialgeist wirkt keineswegs zerstörend für die Nationaleinheit, wohl aber widersteht er einer Centralisation; das spanische Volk war von alter Zeit her gewöhnt, im Staat zwei verschiedene Quellen der Gewalt anzuerkennen: das Königthum, welches Krieg und Frieden schließt, das Heer befehligt, für die öffentliche Sicherheit wacht, und die hiezu nöthigen Steuern erhebt, dann die Municipalmacht, welche allenthalben durch Local- und Provincialbeamte ausgeübt wird. Diese Ansicht besteht, trotz aller Aenderungen, welche die neue Zeit hervorgerufen hat, immer noch, und eine Centralisation der Gewalten wie in Frankreich ist geradezu unmöglich. Man hat behauptet, wenn die bisherige Gewalt der Ayuntamientos und Provincialdeputationen fortdauere, so werde der Weg zu einer Föderativrepublik angebahnt, aber abgesehen von der Stärke des royalistischen Gefühls in Spanien sind die Kräfte, welche eine föderalistische und republicanische Bewegung hätten hervorbringen können, ziemlich abgenützt; der Fanatismus der alten Provincialfreiheiten hat sich in dem Krieg von Navarra erschöpft, die republicanische Partei in Barcelona hat bei ihrem letzten Aufstand Anstrengungen gemacht, an denen die Parteien gewöhnlich langsam hinsiechen, die Nationalmilizen wurden mit Espartero besiegt und sind entwaffnet; alles dieß läßt glauben, daß die Regierung trotz des widerstrebenden Geistes der Bevölkerung eine größere Centralisation als bisher einführen könnte, wenn die am Ruder befindliche Partei sich zu mäßigen wüßte; das hat sie aber während der ganzen Dauer ihrer Herrschaft nicht verstanden, und dadurch einen vor 15 Jahren berüchtigten Ausdruck „le moulon enragé" zur Wahrheit gemacht.

Ist Spanien wirklich der politischen Discussionen müde? Dieß ist eine Frage, welche wohl keiner mit Zuversicht zu beantworten sich getraut; so viel aber scheint sicher, daß die jetzige Regierung nicht so leicht wie die vorige durch Mangel an Geld untergehen wird, nicht allein weil Frankreich in diesem Fall mit Hülfe nicht karg seyn darf, sondern auch weil man hier, wie in Portugal, ernste Anstalten macht, den Abgrund der Finanzen endlich zu ergründen: Hr. Mon, der Finanzminister, hat nicht nur, wie in Portugal Costa Cabral, zu neuen Steuern gegriffen, und lebt mit den Contratistas in heftigem Kampfe, sondern er scheint auch alles Ernstes in Calatrava's Fußstapfen treten und die Alcavala, diesen Krebs-

Digitized by Google

schaden alles Verkehrs in Spanien, angreifen zu wollen. Allerdings hat er eine undankbare Arbeit übernommen, welche er wohl nicht zu Ende führen dürfte, denn noch in diesem Jahre ist, freilich mit Zustimmung Mons selbst, ein schändliches Spiel mit den spanischen Finanzen getrieben worden, das an Toreno's berüchtigte Operationen erinnert. In Folge dieser Operationen haben sich auswärts, z. B. in Amsterdam, und wenn wir nicht irren auch in London, Verbindungen unter den Capitalisten gebildet, welche dahin wirken wollen, daß die spanische Regierung durch diplomatisches Zuthun angehalten werde, redlicher in ihren Finanzen zu verfahren. Aber die Finanzen sind in unserer Zeit das eigentliche Leben der Regierungen geworden, und welcher Einfluß wird im Stande seyn, die spanische Regierung anzuhalten, Licht und Ordnung in ihre Finanzen zu bringen. Wir sind nicht geneigt, Tanskis Schilderung (s. Nr. 299 ff.) als völlig wahr anzunehmen, aber wenigstens auswärts hat man noch keine deutliche Uebersicht des financiellen Zustandes von Spanien zu Gesicht bekommen.

Im Laufe des Jahres schien es eine Zeit lang, als ob Spanien, gereizt durch einige Vorfälle auf der afrikanischen Küste, besonders durch die Hinrichtung des Juden Darmon, der als spanischer Consul fungirte, an dem Kriegszug der Franzosen gegen Marocco thätigen Theil nehmen werde. Auch äußerte sich in Spanien die öffentliche Stimme nicht ungünstig darüber, so wenig als man in Frankreich eifersüchtig war die Lorbeeren allein zu ernten; aber England hat sich hier wie bei dem Streithandel zwischen Sardinien und Tunis deutlich seine Vermittlung eintreten zu lassen, damit nicht die ohnehin schon so große Uebereinstimmung beider Länder in den Angelegenheiten des Mittelmeers durch ein solches gemeinsames Auftreten noch genährt werde. Spanien hat von den Mauren so viel Genugthuung erlangt, als von solchen Völkern zu erhalten ist. England fürchtete wohl nicht mit Unrecht, Frankreich möchte, im Fall Spanien am Kriege Theil nehme, die wichtigsten Punkte der afrikanischen Küste durch Spanien besetzen lassen, nur um Gibraltar zu einer mehr und mehr nutzlosen und unschädlichen Besitzung zu machen. In französischen Journalen wird auch ganz ohne Umschweife gesagt, daß man Spanien und Italien an der Eroberung der Nordküste Afrika's Theil nehmen lassen müsse; so äußert sich ein Hr. Fabas folgendermaßen. „Das augenscheinliche Interesse Frankreichs ist mit Spanien und den italienischen Mächten die Eroberung und den Besitz des nordafrikanischen Ufers vom atlantischen Ocean bis zur libyschen Wüste brüderlich zu theilen. Die Ereignisse schreiten in dieser Richtung vorwärts; bereits haben wir gesehen, wie Sardinien Tunis bedroht, und der barbarische Fanatismus der Marocconer hat Frankreich und Spanien zu gleicher Zeit herausgefordert. Warum sollten wir nicht diese Umstände benützen, um die spanische Nation alsbald zu einer großartigen Unternehmung, welche sie mit etwas Hülfe von unserer Seite wohl ausführen kann, anzutreiben? Afrika ist der Boden, auf dem die südlichen Nationen ihre Kraft wieder stählen müssen, ehe sie gegen den Norden sich wenden können." Aber diese Birne ist noch nicht zeitig, und England rüstet sich mit aller Macht, daß sie nicht mit der Zeit in den Schooß Frankreichs falle, denn Frankreich scheint in Italien allmählich die politischen Antipathien überwunden zu haben, da es während der unruhigen Auftritte, die in mehrern italienischen Staaten im Laufe dieses Jahrs vorfielen, ein Benehmen einhielt, welches ausnehmend geeignet war das noch bestehende Mißtrauen zu beschwichtigen.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Kurgane.

Erster Artikel.

(Schluß.)

Die Abwesenheit des Eisens in diesen merkwürdigen Grabstätten und seine Ersetzung durch Kupfer bei der Bearbeitung der Waffen zeigt ihr hohes Alter. Auf einem dem Grafen Tolstoi gehörigen Gute Werchografie, im Kreise Swenigorod, Gouvernement Moskau, wurden im Jahre 1838 einige der dortigen Kurgane aufgegraben, und unter den vielen darin gefundenen Gegenständen war auch nicht ein einziger aus Eisen; anderthalb Fuß von dem Gerippe entfernt an der Seite bemerkte man Stücke von einem Fell. Das Gerippe lag auf der linken Seite, wie alle andern in dieser Kurganengruppe. In der Beschreibung dieser Kurgane wird bemerkt, das Leder sey wohl ein Ueberrest eines Gürtels, das ist aber nicht sehr wahrscheinlich, denn wenn man den Todten mit einem Gürtel begrub, so war dieser um den Körper geschlungen und lag nicht daneben, und er konnte auch nicht durch das Zerfallen in diese Lage kommen, weil die Leiche mit Sand zugedeckt war; wahrscheinlich war es ein Rest von irgend einem ledernen Geräthe. Karamsin erwähnt, daß die Slawen in Kiew und Wolhynien gewöhnlich mit den Leichen der Todten aus Riemen geflochtene Leitern eingruben. Es ist schade, daß der Fund in Werchografie nicht näher beschrieben wurde, denn es ist sehr wahrscheinlich, daß jene Lederstücke Reste solcher Riemenleitern waren, und wenn dieß der Fall ist, so kann man annehmen, daß die Kurgane lange vor Wladimir errichtet wurden. Es verdient Beachtung, daß einige von den Skeletten Ringe an den Zehen hatten, was gleichfalls für ihr hohes Alter zeugt, denn die Slawen zu Wladimirs Zeit brauchten diesen Schmuck nicht mehr. Dagegen kannten der Kurgane, welche ich selbst *) im Gouv. Twer aufgrub, nach den darin gefundenen orientalischen Münzen nicht früher als im 11ten Jahrhundert aufgeworfen seyn, und gehörten, wie es scheint, Fremdlingen aus der großen Tartarei an; ja wir kennen selbst noch Kurgane aus späterer Zeit.

Diese Verschiedenheit in der Zeit gibt einen deutlichen Begriff, wie verschieden die Kurgane in ihrem Innern seyn müssen, da sie sowohl einheimischen als fremden Völkern angehören, und wie wichtig für die Geschichte die kleinsten Eigenthümlichkeiten sind, die sie von einander unterscheiden. Die großeussischen Kurgane sind noch so wenig bekannt, daß sich nichts allgemeines über sie sagen läßt, weder hinsichtlich der Zeit,

*) Der Artikel ist N. U. unterzeichnet.

Digitized by Google

noch des Volks, dem sie angehören, so lange sie nicht auf vielen Punkten dieser großen Strecke durch kenntnißreiche und erfahrene Leute untersucht sind; aber ein solches Unternehmen, das größere Ausgaben, die gemeinsamen Bemühungen vieler Gelehrten und Einheit im Plane eefordert, kann nicht von Privatleuten unternommen werden, sondern muß Sache der Regierung seyn. Das Aufgraben solcher Kurgane durch Privaten bringt eher Schaden als Vortheil für die Wissenschaft. Ohne genügende Kenntnisse der alten Geschichte und der Naturwissenschaften, und ohne mit den vorangegangenen archäologischen Untersuchungen bekannt zu seyn, ist es schwer, ja fast nicht möglich diese Sache zu unternehmen. Selbst in ganz mechanischen Dingen ist eine gewisse Gewandtheit und Umsicht nöthig, welche sich nur durch die Erfahrung erwarten läßt. Dabei spreche ich noch von denen, welche die Arbeit mit einem nützlichen Zweck unternehmen, aber wie viele gibt es nicht welche Kurgane aufgraben, nur um die vermeintlichen darin verborgenen Schätze zu gewinnen, und wenn sie nichts als widerliche, halbverfallene Knochen, einige kupferne Knöpfe und Schnallen finden, die aufgegrabenen Kurgane wieder zuwerfen, und einen anderen umwühlen, bis sie ein halbes Duzend zerstört haben. In den letzten fünf oder sechs Jahren sind auf diese Weise mehr Kurgane zerstört worden, als je vorher. Die Sucht Grabhügel umzuwühlen, hat sich unter den russischen Gutsbesitzern ausgebreitet, wie sonst ein epidemisches Fieber um sich greift. Von allen Seiten schickt man nach Petersburg dicke Hefte der unsinnigsten und darum ganz unbrauchbaren Beschreibungen von Grabbefunden, die ohne Plan und ohne Sachkenntniß gemacht wurden, wenn auch vielleicht in lobenswerther Absicht. Solche Forschungen ergeben nicht nur keinen Nutzen, sondern sie hindern die richtige Erkenntniß dieser Denkmale, geben falsche Begriffe und eauben für die Zukunft die Möglichkeit der Erforschung durch aufgeklärtere Beobachter. Ich kenne solche Gutsbesitzer, welche in müßiger Zeit mit großer Arbeit aus den Kurganen eine Menge dem Werth nach ganz unbedeutende Gegenstände herausholen, Carneolkügelchen (Borotschki) halbsilberne Spangen, Münzen u.s.w. und diese an wandernde Juden für einen halben oder ganzen Rubel verkaufen. Köppen, dessen unermüdlichen Forschungen wir so viele nützliche Arbeiten im Gebiete unsrer vaterländischen Alterthümer verdanken, rügt in seiner Broschüre „Liste der bekanntesten Kurgane in Rußland," wie unverzeihlich es ist, Grabhügel aus gewissenloser Gewinnsucht oder aus leichtsinniger Neugier aufzugraben: „wie die hingeschwundenen Tage, so gehören auch die Gräber der Geschichte an, und nur die würdigen Diener derselben haben das Recht, den einst belebten Stand aufzuwühlen."

Die Sitte Erdhügel über den Leichen aufzuthürmen verliert sich ins tiefste Alterthum. Anhöhen galten immer als heilig und wurden für würdig erachtet, der bildlichen Darstellung der Götter als Fußschemel zu dienen, für passende Orte um der Gottheit Altäre zu errichten und Opfer darzubringen. Auch in den heidnischen Zeiten Rußlands wurden Tempel an hohen Orten ereichtet, und Nestor berichtet wörtlich: Wladimir befahl die Kirche des heiligen Wasili auf dem Berge zu errichten, wo der Tempel Peruns gestanden hatte." Aber nicht diese Erdaufwürfe allein sind es, welche die Aufmerksamkeit der russischen Archäologen auf sich ziehen, auch die Steine auf denselben, welche oft zu Männer- oder Frauenbildern ausgehauen, oder unbearbeitet, aber in einer besondern merkwürdigen Art aufgestellt sind. Solche Steine finden sich nicht auf allen Kurganen, und wo sie sich auch fanden, werden sie von Jahr zu Jahr seltener, denn die umwohnenden Gutsbesitzer, dürftige Alterthumsfreunde, führen sie hinweg, um sie statt Säulen irgendwo aufzustellen oder in einem Schuppen liegen zu lassen, wo niemals das Auge eines verständigen Beobachters hindringt. Solche Bildsäulen waren vermuthlich ein Gegenstand religiöser Verehrung und gehörten wie es scheint zu den Gradgöttern der alten mongolischen Stämme. In den Zügen erkennt man den Typus dieses einst für Asien und Europa so furchtbaren Stammes. Sibirien, namentlich das südliche, so wie die Ebenen an den Niederungen der Wolga, des Dons, Dniepers, Bugs, des Dniesters und der Donau, wo man gleichfalls eine Menge alter Gräber entdeckt, sind überreich daran. Manchmal trifft man sie auf den Gipfeln der Kurgane, manchmal in ebenen Gegenden, wo vermuthlich einst ein Schlachtfeld war. Aber nicht immer sind die Gräber durch solche Statuen ausgezeichnet, häufig treten an ihre Stelle gar nicht oder nur grob behauene Steine welche in Form eines Kranzes gelegt oder in einer gewissen Ordnung aufgestellt worden. Oft sind die Kurgane in ihrem Grunde mit rohen, ziemlich großen Steinen ausgelegt.

Das Aufrichten von Steinen an hohen Orten war gleichfalls im Alterthum eine heilige Sitte. Viele alte Schriftsteller gedenken der Steine, denen man göttliche Verehrung bezeugte, und unter letztere muß man auch den Stein der Kaaba zu Mecca rechnen. Als das Heidenthum schwächer wurde, gingen Steine und Götterbilder, so wie auch die hohen Erdaufwürfe an die Gräber der Todten über, anfangs nur an die der Vornehmen als eine Art Apotheose, dann aber verallgemeinerte sich die Sitte. Hier ist aber nicht der Ort, eine allgemeine Geschichte der Kurgane zu schreiben, obgleich die Materialien nicht fehlen; wir beschränken uns deßhalb auf die obigen Andeutungen und kommen im zweiten Artikel auf eine nähere Schilderung der russischen Kurgane.

Miscellen.

Die Colonie Mettray in Frankreich, wo verwahrloste un verlassene Knaben aufgenommen werden, um sie zu einem arbeitsamen Leben zu erziehen und im Ackerbau zu unterrichten, nimmt mit jedem Tag einen günstigeren Fortgang. Die Zahl der vorhandenen Knaben ist bereits so hoch gestiegen, daß man 250 Hektaren Landes anbauen konnte und der Anbau von 100 weitern vorbereitet ist. (Echo du Monde Savant vom 8 Dec.)

Die Localabgaben in England und Wales betragen die ungeheure Summe von 12 Mill. Pfd. St., wovon 10,750,000 auf England kommen. Davon werden 6 Mill. von einem Nettoeinkommen des Bodens von 30,500,000 Pfd. erhoben, dem Ertrag von 25,500,000. Diese Last, heißt es in dem Bericht über die Localtaxen, ist so schwer, daß man an mehrern Orten das Land unangebaut liegen läßt. (Shipp. Gaz. vom 13 Nov.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 359.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

24 December 1844.

Die Indianer unter der Hudsonsbay-Compagnie.

Auf das Buch des Amerikaners Greenhow über das Oregongebiet ist das Werk eines gewissen John Dunn, ehemaligen Dieners der Hudsonsbay-Compagnie gefolgt, der natürlich alle Verhältnisse der dortigen Länder zu Gunsten der letztern darstellt, aber durch unverhehlte Feindseligkeit gegen die Amerikaner zweifelsohne der Wirkung seines Buches schadet. Wir heben vorerst einiges über die Behandlung der Indianer im Gebiet der Hudsonsbay-Compagnie aus, welche freilich in einem viel günstigeren Lichte geschildert wird, als sie noch Rich. King in seiner „Narrative to the Shores of the arctic Ocean 1833, 1834 and 1835" geschildert hat.

„Die Hudsonsbay-Compagnie hat den Grundsatz angenommen und ihren Untergebenen aufs strengste eingeschärft, die Indianer mit Freundlichkeit und Nachsicht zu behandeln und den Gebrauch des Branntweins allmählich ganz zu unterdrücken; letzteres ist endlich in so weit durchgeführt worden, daß Branntwein völlig aufgehört hat ein Handelsartikel zu seyn, und zwar nicht nur auf ihrem eigenen Gebiet, sondern in dem mit den Russen zu Sitka abgeschlossenen Vertrag wurde ausgemacht, daß die Russen nach demselben Grundsatz handeln sollten. So wird künftig diese Quelle der Demoralisation ausgetrocknet seyn. Ferner war es der Wunsch und das Bestreben der Compagnie, sich keinen ungebührlichen Einfluß über die Indianer dadurch zu verschaffen, daß man sie mit Schulden überlud; es werden deßhalb Versuche gemacht, den Handel auf bloßen Tausch herunterzusetzen, und oft wurden die Schulden ganzer Stämme gestrichen, z. B. die der Tschippewäs zweimal. Aber diese guten Absichten haben namentlich bei den nördlichen Indianern noch nicht den gewünschten Erfolg gehabt, obgleich allenthalben ein Anfang zu bemerken ist. Die Tschippewä haben nämlich eine Sitte, die, so lange sie nicht ausgerottet ist, dem Fortschritt des Wohlstandes unter ihnen Fesseln anlegen muß: wenn ein Verwandter stirbt, so zerstören sie alles was er besessen hat, Gewehre, Munition, Wollteppiche, Kessel, kurz alles, ja sie reißen sogar die Hütte nieder, und wenn nun diese Ausbrüche des Kummers sich gelegt haben, so befinden sie sich in der größten Noth und müssen sich an die nächste Niederlassung wenden, um sich neuerdings mit dem Nothwendigen zu versorgen; so erneuern sich fortwährend ihre Schulden.

In einigen Theilen des indianischen Gebiets vererben sich die Jagdplätze unter den Eingebornen und auf dieß Eigenthumsrecht wird streng gehalten. Wo aber keine solche heilsamen Gesetze bestehen, würde der Hauptquell ihres Reichthums, der Biber, bald durch die eifrige Jagd zerstört seyn, wenn die Compagnie nicht verständige Maaßregeln ergriffen hätte, um die Ausrottung zu verhindern, denn sie hat seit mehreren Jahren alles mögliche gethan, die Eingebornen zur Verschonung der Jungen zu bewegen. Man macht sich aber keine Vorstellung, wie schwierig dieß ist wegen der Leidenschaft des Indianers die Thiere zu tödten, so daß es ihnen die größte Ueberwindung kostet, einen Vogel, ein vierfüßiges Thier oder einen Fisch vorbeizulassen, ohne solchen wo möglich zu tödten, wenn er seiner auch gar nicht bedarf. Diese Vernichtungslust ist ein gewaltiger Instinct ihrer Natur. Bei York Factory kam im Jahr 1831 ein merkwürdiger Zug dieser ihrer angeborenen Neigung vor trotz aller Vorstellungen der bei jener Factorei angestellten Beamten: es wurde nämlich eine ungeheure Rennthierheerde, während sie den breiten Nayesfluß übersetzten, mitten im Sommer bis auf das letzte Stück getödtet. Die Indianer nahmen einiges Fleisch mit für den augenblicklichen Gebrauch, aber Tausende von Leichen wurden der Strömung überlassen, und verpesteten theils das Ufer, theils trieben sie hinab nach der Hudsonsbay, um dort den Seevögeln und Polarbären als Speise zu dienen. Gleichsam zur Rache für diese muthwillige Niedermetzelung, an welcher Weiber und Kinder Theil nahmen, haben seitdem die Rennthiere diesen Theil des Landes nie wieder in gleicher Zahl besucht. Kurz die Indianer, gewohnt entweder zu fasten oder zu prassen, denken sehr wenig über die augenblickliche Befriedigung ihrer Begierden hinaus, und dieser Unvorsichtigkeit müssen die zahlreichen Fälle von Hungertod so wie das zuweilen vorkommende Verlassen von Kindern und alten Leuten zugeschrieben werden.

„Man sollte erwarten, daß die Indianer an die Factoreien in den nördlichen Gegenden eine hinreichende Menge Lebens-

Digitized by Google

mittel liefern würden, dem ist aber nicht also. Im Winter beschränkt sich diese Lieferung auf einige Rippenstücke und Zungen des Moosethiers, des Hirsches und Rennthiers, denen des leichtern Transports wegen die Knochen ausgenommen, und die im Rauch ihrer Hütten halb ausgetrocknet werden. Im Laufe des Sommers, wo die Thiere leicht zu jagen sind, und der Transport zu Wasser keine Schwierigkeit bet, bringen die fleißigen Familien gewöhnlich einige Ballen getrocknetes, in Streifen geschnittenes Fleisch, einige Blasen mit Fett oder einen Sack Pemmican *) ins Fort. Wenn die Bewohner eines Forts diese Lebensmittel nebst dem Ertrag ihrer Fischereien und einiger angebauten Bodenflecke nicht hinreichend finden für ihre Bedürfnisse, so nehmen sie zwei oder drei junge unverheurathete Indianer als „Fort-Jäger" in Dienst. Diese gelten als regelmäßige Diener, und ihre Pflicht beschränkt sich darauf, große Thiere für den Unterhalt der Niederlassungen zu tödten. Man erlaubte ihnen einen Theil des Fleisches für ihren eigenen Unterhalt zu behalten, der Rest wird auf Hundeschlitten durch Compagniediener nach dem Fort geschafft. Ein „Fort-Jager" zu werden ist ein Gegenstand des Edrgeizes für den nördlichen Indianer, es ist eine Anerkenntniß seiner Geschicklichkeit und Treue, und sichert ihm die stattlichste Kleidung."

Rückblicke.

Romanische Völker.

(Fortsetzung.)

Im vorigen Jahre haben die oben erwähnten Unruhen die öffentliche Aufmerksamkeit vielfach beschäftigt, wohl viel mehr als sie verdienten. Wenn es keinem Zweifel unterliegt, daß die Romagna sehr unzufrieden mit der päpstlichen Verwaltung ist, daß in Calabrien im Laufe dieses Frühjahes große Aufregung herrschte, so legte man doch dieser Unzufriedenheit etwas zu viel Wichtigkeit bei und ist noch immer geneigt, den Berichten französischer Journale mehr als billig zu trauen. Die Franzosen sind, abgesehen von der Einwirkung des Aufenthaltes vieler italienischen Flüchtlinge, bei den Angelegenheiten Italiens in gleicher Art betheiligt, wie bei denen am Rhein. So sagt Fabas in einem Artikel über den gegenwärtigen Zustand und die Zukunft Italiens ganz offen: „wenn wir durch die nordischen Mächte in einem Zustande der Erniedrigung und des stillen Druckes gehalten werden, so liegt die Ursache hauptsächlich in dieser Austilgung der italienischen Nation, wodurch das Gleichgewicht aufgehoben wurde. So lange Oesterreich seine Vorposten bis nach Savoyen vorschiebt, und uns die Degenspitze in die Seite setzt, so können wir nach dem Rhein hin nicht mit Zuversicht auftreten. Wenn aber morgen Italien sich erhebt, und unter eigenen Institutionen sich selbst angehört, so nimmt die französische Macht wieder ihren Rang in Europa ein; hier also müssen die französischen Ideen ihre Obergewalt wieder erlangen. Diese Ansicht herrschte in Frankreich unter allen Parteien und in allen Formen vor, keineswegs blos bei der Partei der französischen Revolutionsideen; es ist dieß nur diejenige, welche sich am lautesten macht, aber schwerlich die bedeutendste, weder in Italien noch in Frankreich.

In Italien machen die Ideen der Einheit sichtliche Fortschritte und werden auch nicht mehr so ängstlich gehütet, seit man von beiden Seiten erkannt hat, daß diese Einheit sich mit dem Bestand der italienischen Regierungen wohl vertrage. Dieß hat dem Haß beiderseitig die Spitze abgebrochen und den öffentlichen Geist in Italien wesentlich umgewandelt. Wir können nicht umhin, in Betreff dieser Fortschritte auf Mittermaiers „italienische Zustände" zu verweisen; er hebt ausdrücklich hervor, daß man diese Erscheinung gewöhnlich auf Rechnung des Verhältnisses setze, in welchem Italien längere Zeit zu Frankreich stand, daß dieß aber nur mit großen Beschränkungen als richtig angenommen werden dürfe, indem die französische Herrschaft nicht blos hier, wie allenthalben, durch ihre Raubsucht und ihren Uebermuth verletzte, sondern auch gegen den religiösen Sinn des Italieners und seine Anhänglichkeit an die Kirche stark verstieß; so findet auch jetzt noch die französische Poesie und Romantik wohl in einigen größern Städten, nicht aber in der Mehrzahl des Volkes Beifall, und die italienische Dichtkunst hat sich größtentheils von dem frivolen Einfluß der neuern französischen Literatur frei gehalten. Wenn gleich durch die französische Revolution und ihre Folgen die Idee der Einheit in den italienischen Völkern wieder erwachte, so ist doch die Abnahme der bisherigen Provincialabneigungen, die auf eine merkwürdige Weise fortschreitet, *) wesentlich im italienischen Volke selbst begründet, denn der geistige Verband der Nation, welcher zu allen Zeiten bedeutend war, ist in den letzten Jahren noch sehr gestiegen, und der praktische Sinn der Italiener, mit Hinblick auf das schicksalsverwandte Deutschland, auf die Idee eines Zollvereins verfallen, welcher auch in den Ereignissen dieses Jahres eine neue Nahrung erlangt hat in Folge der Hungersnoth, welche in einzelnen Theilen der Halbinsel herrschte und gewiß nicht so weit gediehen wäre, wenn die Handelsverhältnisse zwischen den verschiedenen Theilen Italiens in einem andern Zustande sich befanden. Die Noth hatte, besonders in Calabrien, ihren Ursprung in einer allerdings nicht sehr reichlichen Ernte, wurde aber durch andere Umstände zum Theil gewiß durch den harten Winter noch sehr vermehrt; auch weiß man recht wohl, daß reiche Eigenthümer Getreide in ungeheuren Massen aufgespeichert hatten und nur zu unmäßigen Preisen verkaufen wollten. Hiezu kam noch die schlechte Beschaffenheit der Straßen in den beiden Calabrien und eine kurz zuvor eingetretene Maaßregel des Finanzministers Ferri, welche die vom Minister Medici eingeführte sogenannte Scontobank

*) Pemmican ist getrocknetes, zu Pulver geriebenes Fleisch, das mit Fett zusammengeknetet ist.

*) Nur nicht zwischen Sicilien und Neapel, wo der alte Hader in einer fatalen Weise fortdauert, und sich sogar bis auf das wissenschaftliche Gebiet beider Länder erstreckt; am ärgsten freilich tritt der Antagonismus in den Handelsverhältnissen hervor.

Digitized by Google

aufgehoben und durch diese Beschränkung des Credits einen großen Geldmangel und Geschäftsstockung bei dem Mittelstande veranlaßt hatte. Alles dieß wirkte zusammen um die Noth zu steigern, und hat auch in der öffentlichen Meinung den Aufständen eine praktische Grundlage und weit mehr Wichtigkeit gegeben, als ihnen in der That zukam.

Was in Italien der Stand der Ansichten über einen italienischen Zollverein sey, das hat Mittermaier in seinem schon erwähnten Werkchen so klar dargestellt, daß wir uns keineswegs berufen fühlen etwas darüber zu sagen, aber wir können nicht umhin aufmerksam zu machen, welche große Fortschritte die Anlegung von Straßen in fast allen Theilen Italiens macht; abgesehen von den Eisenbahnen erinnern wir nur an die prachtvolle Straße durch die Maremmen von Toscana, an die neuen Straßen, welche die neapolitanischen Provinzen Capitanata, Basilicata und die Abbruzzen durchschneiden, der österreichischen Straßenbauten in der Lombardei nicht zu gedenken.

Während so Italien sichtlich in materieller Entwicklung und in der Idee der Einheit fortschreite, bereitet sich ganz sachte eine Veränderung im Innern der Staaten vor, und Neapel scheint ausersehen in dieser Hinsicht zuerst auf den Schauplatz zu treten. Im größten Theil Italiens haben die französischen Institutionen tiefe Wurzeln geschlagen, am tiefsten aber wohl in Neapel, wo in Folge derselben alle wahre Macht des Adels vernichtet wurde und mit Hülfe neapolitanischen Uebergewichts auch in Sicilien mehr und mehr ihrem Untergang entgegen geht, obwohl man die äußern Formen des Adels aufrecht zu halten sucht. Die Macht des Königs findet somit, da die kirchliche Gewalt gleichfalls der weltlichen Unterstützung bedarf, in keiner der alten privilegieten Körperschaften mehr einen Widerstand, denn die Gesellschaft ist in allen wesentlichen Beziehungen nivellirt. Daß an der Spitze der neapolitanischen Verwaltung sehr tüchtige Männer stehen, worunter wir vorzugsweise Pietro Calella namhaft machen wollen, hat auch schon Mittermaier hervorgehoben, aber mit den meistens schlecht bezahlten Unterbeamten sieht es desto schlimmer aus, die vortrefflichsten Verordnungen stehen auf dem Papier, aber die Handhabung ist so elend, wie möglich. Bestechlichkeit und Raubsucht sind an der Tagesordnung, denn das Bestreben der meisten geht dahin sich den Säckel zu füllen, um dann in der Hauptstadt ein gemächliches, unthätiges Leben zu führen. Diese Uebel haben sich namentlich während der Theurung dieses Jahres in sehr häßlicher und verderblicher Weise gezeigt, die Regierung hat zwar seit dieser Zeit die Aufsicht möglichst geschärft, Intendanten und Unterintendanten sind angehalten die genauesten Berichte einzusenden, aber man erkennt allmählich, daß alle Oberaufsicht entlegener Beamten ohne die Controle der öffentlichen Meinung am Ende nur sehr wenig besagen will, und zuverlässigen Berichten zufolge ist die Errichtung von Provincialständen im Werke — ein erster Schritt, um zu einer politischen Entwicklung zu gelangen. Die Maaßregel scheint allerdings durch die Nothwendigkeit geboten, wird aber sicherlich von Frankreich benützt werden, und Neapel in den Kreis der constitutionellen Staaten nach dem Zuschnitt des Juste Milieu*) hineinzuziehen. Wohl nicht ohne Rücksicht auf Italien hat Frankreich die spanische Verfassung zu einem wahren Scheinbild herabgebracht; Spanien übte von jeher auf Süditalien den mächtigsten Einfluß aus, und bewährt oder vielmehr behauptet sich die umgemodelte Verfassung in Spanien, so dürften auch italienische Regierungen, namentlich Neapel, minder abgeneigt seyn, ein solches Scheinbild von Nationalrepräsentation zu geben, wodurch sie unfehlbar immer mehr unter den Einfluß der französischen Regierung kommen und den Rückstoß aller politischen Erschütterungen Frankreichs fühlen würden. Für jetzt tritt Frankreich als der Verfechter des gemäßigten Fortschrittes in Italien auf, und scheint bereits nach oben wie nach unten bedeutende Fortschritte gemacht zu haben.

Unter diesen Umständen wäre es eben so wichtig als interessant, über die Verhältnisse des römischen Hofes zu den übrigen italienischen Staaten sowohl als zu der französischen Regierung genau unterrichtet zu seyn, leider aber müssen hier Vermuthungen und Ansichten einiger ausgezeichneten Männer ausreichen. Man hätte kaum glauben sollen, daß in unserer Zeit, wo die ghibellinische Ansicht der deutschen Geschichte das Uebergewicht über die welfische erhielt, in Bezug auf Italien, wo im Grunde alle Veranlassung dazu fehlt, die welfische wieder mit solcher Stärke der Ueberzeugung auftreten würde, wie dieß durch Gioberti geschah in seiner Schrift: del primato morale e civile degl' Italiani. Er erwartet das Heil Italiens, welches in geistiger Einheit wirken und dadurch mächtig werden soll, von einem politischen Bunde der italienischen Staaten unter der ordnenden und leitenden Gewalt des Papstes. Gioberti hat für seine Schrift, welche am Ende vorigen Jahres herauskam, viele Anfechtung erfahren müssen, drückt aber dennoch einen gemeinsamen Gedanken der meisten Italiener aus, wenn sie gleich das Unpraktische der Sache unter den jetzigen Verhältnissen wohl einsehen. Der Italiener hat nie vergessen, daß Rom unter den alten Römern wie unter den Päpsten die Welt beherrscht hat, und die Idee ist tiefer eingewurzelt, als man zu glauben geneigt ist, denn setzt man statt der geistlichen die geistige Macht, so erhebt der Italiener stets und mit Recht Anspruch auf eine hohe, ausgezeichnete Stellung unter den europäischen Völkern. Damit aber die geistliche Macht wieder in all ihrem alten Glanz sich erhebe, müßte sie eine wesentliche Umgestaltung erfahren und vermuthlich die weltliche Macht von selbst aufgeben, um sich der geistlichen unringeschränkt widmen zu können.

(Fortsetzung folgt.)

*) Auch Graf Balbo hält in seinem Werke „die Hoffnungen Italiens" die Einführung berathender Stände für ausführbar.

Reggio und seine Umgebungen.

(Nach dem Englischen des W. Chambers.)

Der Hafen ist nur eine Bucht, in welcher die Schiffe nicht besonders geschützt liegen. Die Umgegend von Reggio ist sehr schön, ganz die sicilianische Fülle der Vegetation: Aloën und Nopals von außerordent-

Digitized by Google

licher Größe, welche die Felder und Weingärten einhägen, Oelbäume und Granatbäume, Palmen und noch viele andere Gewächse und Bäume alle im schönsten Wuchse. Deüben nimmt sich die Küste von Sicilien herrlich aus, vorzüglich Messina mit seinen reizenden Umgebungen; hinter der Stadt erheben sich die schönen Berge, von der Spitze des Faro rasch aufsteigend, zu bedeutender Höhe: alle haben sehr malerische Linien, vorzüglich die von Taormina, über welche der Aetna hervorragt.

Längs dem Ufer zieht sich ein breiter Quai hin, wo an einer Stelle, hart am Meere, ein hübscher Pavillon zur Bequemlichkeit der Leute erbaut ist. Wenige Straßen von Reggio sind gepflastert und in noch wenigeren finden sich Trottoirs. Bei dem so nahen und so überaus vortrefflichen Hafen von Messina, der noch überdieß Freihafen ist, beschränkt sich der nicht sehr bedeutende Handel von Reggio lediglich auf Ausführung einiger Landesproducte. Zwar gibt es viele Kaufläden in der Stadt, die meisten haben aber ein etwas triftes Ansehen und die Kaffehäuser sind auch wenig elegant. Frauen sieht man in denselben niemals; Mädchen und Frauen kommen überhaupt wenig zum Vorschein.

Ich machte Ausflüge in die Umgebungen von Reggio. Allenthalben erblickt man ganze Citronenwälder, Orangenhaine, einzelne Palmen und an der Straße fortwährend Häuser mit Weinlauben vor der Thüre. Die Berge sind schön bewachsen und erheben sich terassenförmig hintereinander; gegenüber aber breitet sich Sicilien aus mit eben so reizenden Berglinien; in der Meerenge fehlen nur selten die Schiffe. Nach und nach nimmt aber die Cultur ab; mehrere breite, trockene Flußbetten durchschneiden den Weg und die Berge nähern sich dem Meere; doch bleibt die Gegend noch immer schön. Hinterwärts sah ich Messina in wundervoller Meeresspiegelung liegen.

Bei Cap Pellaro treten die Berge niedrig ins Meer vor; hoch an ihnen hinauf liegt auf spitzen Felsen der kleine Ort Motta San Giovanni, unten aber trifft man Ackerfeld mit Fruchtbäumen und Zäune von Aloën und indianischen Feigen. Doch werden auch die Berge nach und nach kahler und die ganze Gegend bekommt ein öderes Ansehen, bis endlich bei Cap Armi, dem alten Vorgebirge von Leucopetra, die untere schmale Ebene ganz aufhört und die kahlen Berge bis an das Meer vortreten. Oben haben alle diese Vorgebirge Wachthüsme, welche hier noch als Telegraphen dienen. Cap Armi bricht mit steilen, ausgespülten gelben Felsen im Meere ab und hier geht unten der Weg hindurch, der sehr schmal und sandig ist, doch bei stürmischer See einen schönen Anblick gewähret, wenn sich die Wellen an den zerstreut liegenden Felsstücken brechen.

Ein Küstenwächter steht sich hier recht gut, denn wenn er auch von der Regierung nur zwei Karlin oder zwanzig Kreuzer Conventionsgeld täglich bekommt, so weiß er durch Contrebande seinem Geschäfte nachzuhelfen. Die Sanitätscommissäre und Mauthaufseher befinden sich oben in den Ortschaften, die immer wenigstens etliche Miglien entfernt sind, so daß es gar zu weitläufig würde, jedesmal erst hinzuschicken, wenn ein Schiff bloß etwas Wasser einnehmen will; also erlauben dieß die Küstenwächter, finden aber dabei in so einsamen Gegenden die vortrefflichste Gelegenheit, Waaren an das Land und weiter hinein zu schaffen, ohne die Mauth zu incommodiren.

Ehemals flatterten die Barbaresken hier oft genug sehr ungelegene Besuche ab und führten Menschen und Vieh mit sich fort; selbst die Frau des Küstenwächters Giuseppe Bondi, dem ich eine Flasche herrlichen Faleerner abgekauft hatte, war als Mädchen von dreizehn Jahren geraubt und mehrere Jahre in Tripolis in der Sklaverei gehalten worden; doch schien sie sich nicht mit Widerwillen dieser Zeit zu erinnern, als sie davon sprach, sondern es kam mir vor, als habe ihr der Zuwachs an Erfahrung, den sie dort nothwendig gemacht haben mußte, recht wohl gefallen.

Hinter Melito dauert die geringe Cultur der Gegend noch eine Zeitlang fort, dann aber werden sowohl die Berge als die schmale Ebene am Meere kahl und öde; doch haben die erstern, die sich in mehreren Ketten hintereinander erheben, erträglich hübsche Linien. Eine Menge Bäche mit sehr breiten Betten, die gewöhnlich mit Oleander bewachsen sind, kommen von den Bergen herab, haben aber selten einen gehörigen Ausfluß ins Meer, sondern endigen fast immer in einem Sumpf, welcher durch seine Ausdünstungen die Gegend ungesund macht. Bald wird man links auf dem Felsen einen kleinen Ort mit einem alten Castell gewahr, und etwas weiter erblickt man auf einem steilen Berge und in beträchtlicher Höhe die nicht unbedeutende Stadt Bova in sehr fester und malerischer, aber freilich höchst unbequemer Lage erbaut.

In dem Fondaco, d. h. einem Orte, wo Stallung für die Thiere zu finden ist, wo ich als Mensch erbärmlich genug logiet, und es war mir hier auf dieser südlichsten Spitze von Italien gar nicht recht wohl. Schlechtes Brod und sehr guten Wein habe ich freilich bei dem Wirthe gefunden, aber weiter auch nichts; doch hatte mich bereits ein anderer Reisender, ein Bareneino, welcher aus Reggio nach Gerace ging und ebenfalls die Nacht hier zubrachte, auf ein Gericht Maccaroni eingeladen.

Die Gegend bis zum Cap Spartivento ist dieselbe, wie ich sie bereits gefunden hatte: gelbe Lehmberge, unten am Meere eine schmale sandige Ebene, nur stellenweise etwas cultivirt, aber von vielen Bächen durchschnitten, deren Mündungen sämmtlich durch eine Sandbank verstopft sind und die man daher an dieser Stelle passirt. Sobald man Cap Spartivento, Italiens Südspitze, hinter sich hat, erblickt man gerade vor sich die Berge hinter la Roccella und gegen Punta di Stilo zu, und bald nachher links auf einem steilen Berge den kleinen Ort Bovenaleone, dessen Bewohner als geschickte Töpfer und gewandte Schnapphähne berühmt sind.

Miscellen.

Wohlfeiles Reisen in England. Die Concurrenz zwischen der Compagnie des Forth-and-Clyde-Canals und der Edinburgher Eisenbahn ist so groß, daß die Canalcompagnie jetzt Canalpassagiere von Glasgow nach Edinburgh mit Vortheil zu weniger als einem Farthing (¼ Penny) auf die englische Meile führt. Seit dieser Herabsetzung der Fahrpreise durch die Canalcompagnie, welche vor ungefähr einem Jahre erfolgte, übersteigt die Zunahme der Passagiere fast allen Glauben, denn sie beträgt 235 Procent auf die Tages- und 209 Proc. auf die Nachtpassagiere. Der letzte Halbjahresbericht, aus welchem diese Angaben entlehnt sind, gibt noch weiter an, daß diese Vermehrung des Transports nur von einer Extraausgabe von etwa 30 Pfd. St. begleitet war. (Shipping Gazette vom 6 Dec.)

Verbesserte Stahlfedern. Die Zahl der Verbesserungen an den Stahlfedern von Perry u. Comp. ist schon sehr groß, noch immer aber wollten sie den Anforderungen nicht ganz entsprechen; jetzt soll aber eine neue Verbesserung das Mögliche leisten, denn sie haben auf eine sinnreiche Weise Kautschuk angewendet, um den beiden Zungen der Feder eine bisher unbekannte und sehr vermißte Weichheit zu geben. (ibid.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 360.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

25 December 1844.

Volterra und seine Umgebungen.

(Echo du monde Savant, 8 Dec.)

Hr. E. Breton las in der vierten Classe des historischen Instituts zu Paris ein Bruchstück aus seiner im Winter 1843/44 in Italien gemachten Reise vor, worin er sich über einen wenig besuchten Theil Toscana's verbreitete, nämlich über Volterra und seine Umgebungen. In der Stadt selbst macht er auf die verschiedenen Ueberreste der alten etruskischen Mauer aufmerksam, namentlich die Porta dell' arco, einen der schönsten Reste cyclopischer Baukunst, und gibt dann eine Hauptübersicht des Museums, worüber Inghirami schon Forschungen bekannt gemacht hat. Die sieben ersten Säle enthalten nicht weniger als 400 etruskische Urnen von Aladaster, Stein und weißem Marmor; nur fünf sind aus Terra cotta. Diese Urnen haben alle dieselbe Form: sie bestehen aus einer Art Sarg von 0,60 Meter Länge mit einem Basrelief, auf welchem die Figur des Todten liegt und gewöhnlich eine Schale in der Hand hält; andere Bilder halten ein offenes oder verschlossenes Buch, eine Art Diptych (Doppeltafel), manche auch ein Fullhoen. Die Basreliefs dieser letztern, obgleich von sehr verschiedenem Verdienst, sind doch stets besser als die Figuren des Deckels. Die Gegenstände sind außerordentlich mannichfaltig, meist aus der Mythologie, aus den Gedichten Homers, oder sie stellen religiöse Ceremonien dar. Volterra enthält auch eine ziemlich große Zahl interessanter Fresken von verschiedenen Malern des Landes, namentlich Daniel de Volterra. Die Abtei San Salvatore enthält sehr merkwürdige Arbeiten dieser Art von einem in der Kunstgeschichte ganz unbekannten Maler, Donato Maseagni, welcher am Ende des 16ten Jahrhunderts blühte.

Die Festung von Volterra dient seit 1818 als Gefängniß, wo die Gefangenen sich hauptsächlich mit Weben und Wollspinnen beschäftigen; sie sind 250 an der Zahl in zwei Abtheilungen, je nachdem sie bloß zur Gefangenschaft oder zur gezwungenen Arbeit verurtheilt sind, welch letztere Strafe in Toscana minder schwer ist als die Galeere. Der merkwürdigste Theil dieser Veste ist das berühmte Staatsgefängniß el Mastio, ganz isolirt mitten im Hof; das furchtbarste Gefängniß sind zwei in die dicke Mauer ausgehöhlte Zellen, die Zwillinge genannt, die nur durch eine mehrere Metres lange und nur anderthalb Zoll weite Oeffnung Licht erhalten. In der Mitte des Thurms sind mehrere runde, ziemlich geräumige Gefängnisse, in deren einem ein Unglücklicher 42 Jahre lang angekettet blieb.

Die Umgebungen Volterra's bieten mehrere Naturmerkwürdigkeiten von großem Interesse dar, die Salinen, die Minen des Monte Lotini und die Lagoni. Die Salinen liegen am Fuße des Berges, auf dem die Stadt steht; man erhält hier das schönste Salz von der Welt, indem man bloß das Wasser von einigen sehr reichhaltigen Quellen in der Nähe verdampfen läßt. Die Kupferminen gehören einem Franzosen, Namens Parte, der sie durch einen deutschen Bergbaukundigen, Namens Schneider, bearbeiten läßt. Diese Mine ist eine der reichsten Europa's, denn das Erz gibt 70 Proc. Metall. Die Lagoni oder Fumache von Monte Cerboli gehören zu den größten Wundern Italiens. Der Monte Cerboli ist ein wirklicher Vulcan, der zwar keine Flammen speit, aber allenthalben eine Menge kleiner Oeffnungen hat, die mit einer unglaublichen Heftigkeit einen glühenden Dampf ausstoßen. Ein Franzose, Namens Lamotte, hatte den Einfall, hier eine Borarfabrik anzulegen; später verband sich mit ihm ein anderer Franzose, Namens Larderel, der den glücklichen Einfall hatte, sich der Hitze des Vulcans zu bedienen, und so das Brennmaterial zu ersparen. Seitdem hat Hr. Larderel, der allein im Besitz der Ausbeutung blieb, ein ungeheures Vermögen erworben, und versieht fast ganz Europa mit Borax. Auf jede Dampfmündung oder Fumaca wird ein Gefaß mit Wasser gesetzt, welches letztere bald ins Kochen kommt; dieß Wasser sättigt sich mit dem im Dampf enthaltenen Salz, und nach einiger Zeit läßt man es in große Tonnen laufen, wo es sich erkaltet, und den Borax in großer Menge niederschlägt; man läßt ihn dann in Kufen trocknen, worauf er in Fässer gepackt und verschickt wird. Man kann sich keinen Begriff machen von einer Hölle, ähnlich der, welche die Lagoni darbieten, namentlich wenn die Kälte streng ist und die Gewalt des Dampfes

Digitized by Google

vermehrt. Man hat Mühe, mitten unter diesen kochenden Kesseln, wo ein starker Schwefelgeruch entwickelt wird, sich zu halten; allenthalben ist der Boden mit einer Kruste von Borax und Schwefelblüthe bedeckt, und man muß sich wohl hüten, auf unbekannten Boden zu treten, denn alles ist unterhöhlt, und man würde, wenn der Boden einbräche, für immer verschwinden.

Rückblicke.

Romanische Völker.

(Fortsetzung.)

Man ersieht aus dem Obigen, daß es sich hier vorerst nicht um eine tastbare, vor Augen liegende Sache, sondern um Ansichten handelt, die freilich bereits eine ziemliche Bedeutung erlangt haben, seit in Rom selbst eine geistliche Spaltung herrscht, und die Richtungen auf eine merkwürdige Weise aus einander laufen. Die katholische Geistlichkeit hat sich seit fünf und zwanzig Jahren nicht umsonst in politische Streitigkeiten gemischt und ist geharnischt gegen die weltliche Macht aufzutreten, wie dieß in Irland und in den Niederlanden, in geringerem Grade auch in Deutschland geschah. Der Kampf hat seine natürlichen Früchte getragen, und die Grundsätze, mit denen man andersglaubende Regierungen bekämpfte, werden jetzt gegen katholische gewendet, wenn man glaubt, daß ihr System nicht mit dem der katholischen Kirche zusammentreffe. Aber verlangen alle diejenigen, welche gegen die Regierungen auftreten, eins und dasselbe, bedienen sie sich an dem einen wie an dem andern Ort derselben Mittel, oder müssen sich diese nicht nach den Localitäten modificiren? Kann die Kirche alle diese Bewegungen überwachen, die oft nichts weniger als anständige Journalzänkereien einer heilsamen Controle unterwerfen? Der Grundsatz der katholischen Kirchen- und Schulfreiheit, wie man ihn in Belgien und in Frankreich aufgestellt, läßt er sich durchführen, ohne den anderen Doctrinen gleiche Freiheit zu geben? Man sieht unser ganzes bisheriges Kirchenrecht, unsre politisch-kirchlichen Einrichtungen erhalten auf einmal eine andere wesentlich demokratische Grundlage. In Belgien ist das Volk durchaus katholisch, streng katholisch, in Frankreich mit Ausnahme einiger Städte, wo indeß doch auch einige Reaction gegen die Freigeisterei eingetreten ist, kann man die Masse des Volkes gleichfalls für streng katholisch ansehen. Hier ist die Erscheinung eines Lamennais mit seinen demokratisch-theokratischen Ansichten begreiflicher, und seine Grundsätze können im ganzen romanischen Süden Beifall und Anhänger finden, wie es denn auch in Rom selbst der Fall seyn soll. Die einflußreichsten Männer aber sind und müssen dieser Ansicht entgegen seyn, weil sie nothwendig eine gänzliche Umgestaltung der Kirche und damit wohl auch eine Spaltung herbeiführen müßte, welche man gegenwärtig gewissen reformatorischen Bestrebungen gegenüber um jeden Preis bewahren möchte, und deßhalb mit einer kaum je geübten Strenge die Kirchendisciplin aufrecht erhält. Deßhalb können diese auch den in Frankreich ausgebrochenen Kampf über das Unterrichtswesen nur mit Ungunst ansehen, sie geben den Bischöfen, welche dem Unterrichtswesen eine mehr religiöse Richtung anweisen wollen, vollkommen Recht, aber die Mittel, welche von diesen in Bewegung gesetzt werden müssen, verflechten die Geistlichkeit immer tiefer in einen politischen Kampf, von dem kein Ende abzusehen ist. Es fällt zwar in die Augen, daß es in Frankreich mit dem abgestachten Voltairianismus und Jesuitenthum zu Ende geht, aber während man den Voltairianismus und die Aufklärerei bekämpft, wird eben so oft die geistige Errungenschaft unserer Zeit angegriffen, und da diese etwas gehaltvoller als die windige Aufklärerei ist, so wird der Streit so leicht nicht aufhören. Es ist hier ein ähnliches Verhältniß, wie mit den religiösen Streitigkeiten in Deutschland, wo katholische Schriftsteller gegen diesen oder jenen Mangel, diesen oder jenen Auswuchs protestantischer Kirchen zu Felde ziehen und den Protestantismus getroffen zu haben meinen, wenn sie einer solchen Kirche wirklich oder vermeintlich eine Schlappe versetzt haben. Für Rom ist aber dieser Kampf schon darum unangenehm, weil er die Gegner spornen muß, die innern Gebrechen der Kirche ans Licht zu ziehen, welche der größtentheils aus sehr würdigen Männern bestehende höhere Clerus Frankreichs nur mit Mühe im Zaume hält und den Augen der Welt verbirgt. Die liberalen Blätter Frankreichs, in kirchlichen Dingen ohnehin meist sehr unvollständig unterrichtet, drohen den niedern Clerus gegen die Bischöfe aufzurufen, ohne zu erwägen, daß sie damit das schwache Band, welches eine große Anzahl der Gemeinden noch an ihre Geistlichen bindet, vollends zu zerreißen drohen, denn die niedere Geistlichkeit ist nicht gerade der Bewahrer einer strengen Sittlichkeit des Clerus.

Während nun die Bischöfe vielfach Rom bestürmen, gewisse Reformen zuzulassen, geräth letzteres ins Gedränge; es würde wohl nicht ungern darein willigen, wenn nur nicht manche innere Schäden dadurch an das Tageslicht gezogen würden. Um dieser Nothwendigkeit auszuweichen, bestraft Rom Vergehen gegen die Kirchenzucht, wo immer möglich, freilich nicht offen aber in der Stille mit apostolischer Strenge, ja manche wollen behaupten mit Härte; es dünket allem auf, um die Kirche in ihrem Innern rein zu halten, um nicht der Reform einen mehr demokratischen Charakter lassen zu müssen, wie Lamennais und seine Freunde in Rom zu thun geneigt sind. Hier ist es, wo diese beiden Richtungen am gefährlichsten aus einander laufen. Sind diese Ansichten, wie wir glauben, gegründet, so kann Rom dem vermittelnden System der französischen Regierung im wesentlichen unmöglich abgeneigt seyn, und letztere sieht wohl der Entwicklung des Streits über die Unterrichtsfrage mit ziemlicher Ruhe entgegen, da sie den Bischöfen gewährt, was sie unter den vorwaltenden Umständen und bei der nothwendigen Förderung weltlichen Wissens nur immer gewähren kann. Minder beruhigt dürfte Rom seyn, dessen Sorgen mit jedem Tage wachsen. Während im reinromanischen Süden die innere Zucht und die äußere Einrichtung der Kirche vielfache Arbeit macht, und letztere in neuerer Zeit namentlich durch die spanische Revolution stark erschüttert wurde, ist Frankreich das Land, durch welches der nordische Protestantismus — dieß Wort im allgemeinsten Sinn genommen —

Digitized by Google

zu den romanischen Völkern sich den Weg zu bahnen sucht. Frankreich hat in den Kämpfen des 16ten und 17ten Jahrhunderts zur Bewahrung seiner politischen Einheit den Protestantismus niedergedrückt, und dieser war bis auf die neueste Zeit wie verschollen. Daß sich dennoch protestantische Gemeinden in ziemlich bedeutender Anzahl erhielten, ist eine wahre historische Curiosität, aber ein besonderes Leben haben dieselben nicht entfaltet, was auch die neueste Schrift des Grafen Agenor de Gasparin „über die allgemeinen Interessen des französischen Protestantismus" ohne Umschweif anerkennt, und ob diese Kirche je zu einer sonderlichen Bedeutung gelangen wird, möchten wir bei dem vorherrschenden System der französischen Regierung sich an die Spitze der katholischen Welt zu stellen, und den Katholicismus politisch auszubeuten, vorerst sehr bezweifeln.

Als man in Frankreich nach der Restauration der alten Bourbone auch der katholischen Kirche Frankreichs wieder ein neues Leben einzuhauchen bemüht war, tauchte alsbald die alte politische Idee Frankreichs sich an die Spitze der romanischen Völker zu stellen, wieder auf — eine Idee, welche seit dem Sinken der deutschen Kaisermacht die herrschende gewesen, und am klarsten von Ludwig XIV, der auch das schwächer gewordene Spanien in seinen Kreis zog, aufgefaßt, bekanntlich aber von Napoleon in noch umfassenderer Weise mit strenger Unterordnung der kirchlichen Gewalt ausgeführt werden sollte. Gegen diese strenge Unterordnung trat nun eine Reaction und die jetzige Bewegung der katholischen Kirche ist ihre natürliche Folge. Von protestantischer Kirche konnte bei diesem Stande der Dinge in Frankreich nicht die Rede seyn: Ludwig XIV hat die Lebenskraft in ihr auf lange Zeit hinaus gebrochen, und da sie in den historischen Erinnerungen Frankreichs nur mit der Zersplitterung der Nationalkraft zusammenhängt, so ist sie auch durchaus unpopulär; wenn auch hie und da die französischen Blätter gegen einzelne Bedrückungen protestantischer Gemeinden sprechen, so geschieht dieß nicht aus Vorneigung für das in ihnen liegende demokratische Princip, sondern aus consequenter Vertheidigung ihres Systems von allgemeiner Toleranz, die durch die dringendsten Bedürfnisse unserer Zeit gepredigt wird, und deren Verkennung schon so mannichfache Uebel auch über Frankreich gebracht hat. Während Ludwig XIV den kirchlichen Protestantismus brach, trieb er die Bewegung der Geister ins weltliche Gebiet, und das Zeitalter Ludwigs XIV, so viel gepriesen wegen seiner geistigen Cultur, ist die ächte Mutter der Philosophie des 18ten Jahrhunderts und der Revolution. Naturam expellas furca, tamen usque recurrit; er hatte die Protestanten aufs schändlichste unterdrückt, dann aber eben damit die Ruhe, unter welcher einige Nachfolger erliegen sollten, denn hätte er den Kampf der Theologen und theologischen Meinungen geduldet statt mit dem Schwerte drein zu schlagen, so hatte, da der theologische Kampf zum mindesten gelehrte Männer beraubt, die nachherige leichtfüßige Philosophie schwerlich solchen Anklang gefunden.

Indessen hingen sich an diese Philosophie allmählich die Forschungen der ernstesten Köpfe, und ob sie gleich allerdings am Ende auf reine Verstandessätze hinauslief, so führte sie doch zur strengsten, durch keinen Autoritätsglauben gebundenen Logik und bahnte dadurch dem wissenschaftlichen Geist der neuern Zeit den Weg. Rom hat allerdings in Frankreich eine Wiederkehr des in der Revolution zur Herrschaft gelangten gänzlich unkirchlichen Geistes zu fürchten, aber wenn es neben diesem unkirchlichen Geist auch den wissenschaftlichen Sinn der neuern Zeit bekämpft, so stößt es auf einen Gegner, welchen es nicht mehr bezwingen kann. Eine überdachte Führung des Kampfes und keine zelotischen Scheuer, wie man sie geraume Zeit hindurch in den französischen Seminarien gezogen hat, möchte ihm noch am ehesten frommen. Schon einmal hat die Hemmung des religiösen Fortschritts zur gänzlichen Herrschaft des weltlichen Princips geführt, und eine Wiederkehr ist, wenn nicht wahrscheinlich, doch keine Unmöglichkeit.

Der allerchristlichste König Ludwig XIV war aber nicht der allerkatholischste, denn während er den Protestantismus niederdrückte, sprachen die französischen Bischöfe auf seine Veranlassung die bekannten Grundsätze der gallicanischen Kirche aus, um der Macht des Papstes gewisse Fesseln anzulegen. Auch dieser Bau ist im Einsturz begriffen, denn die wenigen, welche noch daran halten, sterben nach und nach aus, die jüngern sehen dergleichen als altes Staatsgerümpel an, und der eifrige Theil des Clerus wollte sich ohnehin nie dadurch binden lassen. So ist der Kampf keineswegs mehr zwischen den gallicanischen Freiheiten und der größern oder geringern Macht des Papstes, sondern nach Hinwegraumung aller Mittelparteien zwischen den unkirchlichen Ideen der neuern Zeit überhaupt und dem Geist eines strengen kirchlichen Systems. Dieser Kampf ist in der Revolution nur durch einen gewaltigen Schlag vertagt, nicht durch gegenseitiges Hervortreten der Meinungen ausgefochten worden; jetzt soll dieß geschehen, und er greift deßhalb mit jedem Tage tiefer in das eigentliche Staatsleben ein. Die Anhänger der Revolution und des Kaiserreichs sind für die Bevormundung des Unterrichts in möglichst strenger Form, weil sie wohl wissen, daß die Revolution ihre Arbeit, den Umsturz der alten Meinungen und Glaubenssätze, nur auf eine höchst unvollkommene Weise durchgeführt hat, und daß ein Umschwung gegen diese radicale Ansicht, welche alle Geschichte vor der Revolution gleichsam austilgen und eine ganz neue Aera auf gesäubertem Boden beginnen wollte, bereits eingetreten ist — ein Umschwung, von dem der neuerwachte Antheil an der Geschichte und den Antiquitäten des Mittelalters hinreichend Zeugniß ablegt, wenn auch die religiöse Richtung in den größern Städten, selbst in der Hauptstadt nicht schon laut genug spräche. Darum verlangt jetzt ein großer Theil des Clerus nur die Freiheit des Unterrichts in der sichern Ueberzeugung, daß diese Freiheit genüge, ihm bald das Uebergewicht zu verschaffen. Gründlicher wird der Streit noch durch den Umstand, daß zwar die festgeborenen Kinder der Revolution ihre Grundsätze noch vermittelst der Staatsgewalt und der noch immer gültigen Gesetze des Kaiserreichs durchzuführen suchen, die Zweitgebornen aber, welche man jetzt die junge Linke zu nennen anfängt, die Ansprüche

des Clerus als rechtlich begründet erklären, und für dieſe ſelbſt in die Schranken treten. Der Clerus hat alſo jetzt einen unerwarteten Bundesgenoſſen, welcher freilich, ſobald das nächſte Ziel, die Freiheit des Unterrichts, errungen iſt, ſich geradezu gegen ihn kehren wird. Dieſer Bund dürfte aber jedenfalls länger dauern, als der politiſche der Radicalen und Legitimiſten, welcher bald wieder ein verdientes Ende erreicht hat. Der Kampf zwiſchen dem Clerus und den neuern Ideen wird erſt dann ſeine wahre ernſtliche Geſtalt annehmen, wenn die letzte Schranke der Bevormundung des Unterrichts, mit andern Worten, das Vorrecht der Univerſität, vollends gefallen iſt.

Vorerſt ſucht die Regierung nach Möglichkeit zu vermitteln, und durch einzelne Nachgiebigkeiten gegen den Clerus die Veranlaſſung des Streits mehr aus dem Wege zu räumen. Sie iſt jedoch in einer etwas falſchen Stellung, weil ſie gegen die Vorſprecher der Univerſität und der ſtrengen Staatsaufſicht über den Unterricht mit großer Nachſicht verfahren muß. Die Revolution hat ihren eigentlichen Boden in den Städten des nördlichen und öſtlichen Frankreichs ganz im Gegenſatz mit dem Weſten und Süden. Der Sieg, welchen die Langue d'Oui ſchon im Mittelalter über die Langue d'Oc davon trug, war bis zum Ende des Kaiſerreiches immer noch im Fortſchreiten; ſeit dieſer Zeit iſt der Wendepunkt eingetreten. Schon die alten Bourbone mußten aus einleuchtenden Gründen ſich mehr auf den Weſten und Süden ſtützen, um die Ideen des Nordens und Oſtens zu bekämpfen; während ſie aber dieß thaten, und zwar auf eine ſo ungeſchickte Weiſe, daß ſie ſelbſt darüber fielen, behielten ſie die revolutionären Werkzeuge und Beigaben, welche ihre Wurzel hauptſächlich im Norden und Oſten hatten, bei; ſo die Centraliſation auf der einen und ein ſehr ſtrenges Induſtrieſyſtem auf der andern Seite. Die Centraliſation, jetzt in den Händen der neuen Dynaſtie, regt den Süden Frankreichs entſchieden gegen ſich auf, und das zu weit getriebene Induſtrieſyſtem hat in Verbindung mit dem beſtehenden Steuerweſen den Weſten in ſeinen materiellen Intereſſen aufs empfindlichſte verletzt. Gleich nach der Julirevolution ſah ſich die Regierung genöthigt, im Sinne des dringendſten Intereſſes, der Selbſterhaltung, die Aufmerkſamkeit dem Oſten zuzuwenden, von woher ihr möglicher Weiſe Gefahr drohen konnte; allmählich aber, und namentlich ſeit dem Sturze von Thiers und der Schlappe, welche die alte Eroberungspolitik erlitt, wurde auch die Aufmerkſamkeit, wie in politiſchen Dingen dem Mittelmeer und der Ausbreitung des Handels, ſo in kirchlicher und nationaler Beziehung dem romaniſchen Süden zugewandt, und in Folge deſſen wird die Regierung immer ſtärker von dem Norden angefeindet, ohne doch aus Furcht vor dieſem den Wünſchen des Südens in größerem Umfang entſprechen zu können. Indeß iſt das Syſtem, welches die Vereinigung des romaniſchen Südens zum Zweck hat, in die franzöſiſche Politik allzutief eingewurzelt, und wohl zu ſehr eine katholiſche Richtung nothwendig, als daß nicht die Regierung dem Clerus möglichſt entgegenzukommen ſuchen ſollte. Daraus erklären ſich indeß die mehrfachen Schwankungen, welche die Verhandlungen des Unterrichtsgeſetzes in dieſem Jahre bezeichnen, und in der Pairskammer auf eine grelle Weiſe zu Tage traten. *) Es iſt darum von Seite der Regierung wohl nicht unrichtig gerechnet, daß man das Geſetz über den Unterricht von Thiers begutachten ließ, denn die Regierung ſuchte dadurch den Norden und Oſten zu beruhigen, während ſie auf der andern Seite dem Clerus ſo viel einräumte wie immer möglich.

(Fortſetzung folgt.)

Miscellen.

Das Drachenfeſt. Der Drache iſt bekanntlich das Sinnbild des chineſiſchen Reichs, und das Drachenfeſt wird mit einem großen Aufwand in den Städten des Reichs meiſt ſehr glänzend durch Illuminationen gefeiert. In der Sammlung chineſiſcher Merkwürdigkeiten, die in London ſeit Jahr und Tag zu ſehen iſt, hat nun der Eigenthümer dieß Feſt gleichfalls ſo glänzend als möglich dargeſtellt, und ein mächtiger Drache, deſſen ganzer Körper durchſichtig und erleuchtet iſt, hängt von der Decke der Galerie herab. (Engl. Bl.)

•

Auswanderung aus England nach Amerika. Die New York Expreß meldet hierüber folgendes: Wir haben keine Tabellen zur Hand, welche über die Einwanderung in den Jahren 1842, 43 und 44 Auskunft geben, aber wir haben Grund zu glauben, daß ſie die aller frühern Jahre überſteigen wird. Dagegen können wir eine genaue Liſte der Einwanderung aus England vom Jahre 1829 bis 1841 geben. Dieſe betrug nach Canada zuſammen 321,807, nach den Vereinigten Staaten 347,632, alſo durchſchnittlich im Jahre 26,800 nach Canada und 28,700 nach den Vereinigten Staaten. Die höchſte Auswanderung nach Canada fand in den Jahren 1831 und 1832 ſtatt, nämlich 50,254 und 57,746, die geringſte in den Jahren 1838 und 1839 (während der Aufſtände), nämlich nur 3266 und 7439. Nach den Vereinigten Staaten iſt die niedrigſte Zahl im Jahre 1829 mit 11,501 und die höchſte im Jahre 1836 mit 59,075. Wenn die durchſchnittliche Einwanderung aus England nach den Vereinigten Staaten 28,700 beträgt, ſo iſt die Geſammteinwanderung aus allen Ländern mindeſtens 50,000 des Jahres. Dieſer Bericht hat den Zweck, einen Beweis zu Gunſten der Antiniſtenpartei zu führen. Von den 50,000 Einwanderern, die man zum mindeſten annehmen kann, mögen etwa 40,000 männlichen Geſchlechts ſeyn, woraus man auf die ungeheure Anzahl fremder Stimmen in den Vereinigten Staaten ſchließen kann. Rechnet man nur 20,000, die jährlich das Bürgerrecht erhalten, ſo gibt dieß in 15 Jahren nicht weniger als 300,000 fremde Stimmen. Die Majorität bei der dießmaligen Präſidentenwahl wird wohl kaum 20,000 Stimmen überſteigen. Man beurtheilt alſo, ſagt die New York Expreß, eben keinen Geiſt herauf zu beſchwören, um zu der Einſicht zu gelangen, daß das Schickſal dieſer mächtigen Nation ganz in fremden Händen iſt.

*) Die Regierung hatte durch den Mund Villemains ihr feſtes Beharren auf einem der weſentlichen Fragpunkte ausgeſprochen, aber das Schloß, — wie man in Frankreich zu ſagen pflegt, — ſtrafte ihn am andern Tage durch den Mund Montalivets Lüge, und die Pairskammer ahmte das Beiſpiel des engliſchen Oberhauſes in umgekehrtem Sinne nach.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 361.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

26 December 1844.

Ueber die Kurgane.

Zweiter Artikel.

Wenn man die ungeheuren Massen von Kurganen, die man häufig in den großrussischen Gouvernements findet, überblickt, so denkt man unwillkürlich daran, welche Kräfte, welche Menge von Händen zur Aufführung dieser Sandhäufen in Bewegung gesetzt worden seyn müssen, und wie viel Zeit eine solche Arbeit erforderte; betrachtet man diese mächtigen Aufwürfe, die mit Jahrhunderte alten Fichten bewachsen sind, so führt uns die Einbildungskraft in die mythischen Zeiten zurück. Wem gehören diese Gräber? Den fremden Völkern, den wilden Horden Asiens, die so oft Rußland verheerten, oder den Bewohnern des Landes, die bei der Abwehr des fremden Feindes fielen? Beide Annahmen können und müssen richtig seyn; ein Blick auf den Inhalt der Kurgane berechtigt uns zu diesem Schluß. Alle Kurgane, welche verbrannte Körper enthalten, kann man aller Wahrscheinlichkeit nach als slavische Gräber ansehen, wovon ich mich abgesehen von der Sitte der Slaven die Leichen zu verbrennen, auch dadurch überzeugte, daß diese Kurgane stets eine besondere, von den andern etwas entfernte Gruppe bilden; wenn die Oertlichkeit es erlaubt, befinden sie sich immer am andern Ufer des Flusses oder der Seebucht. Es gibt auch Kurgane mit eingegrabenen ganzen Leichen, die gleichfalls zu den Gräbern der Landeseinwohner zu zählen sind, wie ich dieß schon im ersten Artikel von den Kurganen auf den Gütern des Grafen Tolstai bemerkte. Aber in beiden Fällen, die Gräber mögen nun Fremdlinge oder slavische Eingeborene beherbergen, so erweckt ihre Errichtung gleichmäßig unsere Aufmerksamkeit durch den kolossalen Maaßstab. Im ersten Falle kannten kriegerische Stämme, die von Osten her nach Rußland kamen, unmöglich lange genug bleiben, um ihre Todten mit solchen massenhaften Aufwürfen zu begraben, namentlich in unserem strengen Klima, wo man für solche Arbeiten, so wie für die Kriegszüge, nur die kurze Sommerszeit benützen kann; man muß also annehmen, daß die mangelnde Zeit durch die große Menschenzahl ersetzt, und die Arbeit dadurch abgekürzt wurde. Die Eingebornen konnten aber nach weniger lange Zeit auf solche Aufwürfe verwenden, wenn wir annehmen, daß sie bloß Gräber der im Kampfe Gefallenen waren. Zu Grunde gerichtet durch die damals so verheerenden Kriege, mußten sie eher an die Ersetzung ihrer Verluste durch Arbeiten anderer Art denken: an die Erbauung ihrer zerstörten Wohnungen, an die Herbeischaffung von Unterhaltsmitteln. In jedem Fall muß man eher annehmen, daß an diesen Aufwürfen sehr zahlreiche Haufen arbeiteten und das Ganze in kurzer Zeit vollendeten. Wir wollen, worauf noch kein Geschichtschreiber oder Archäologe verfallen ist, die Zeit, welche dazu nöthig war, annähernd zu bestimmen suchen, und die Kurgane bei Sarogosh als Beispiel nehmen. Einer von diesen hat 14 Arschinen senkrechte Höhe und 60 Klafter am Boden im Umkreis; sein mit der größten Genauigkeit gemessenes Profil ergibt $46^{61}/_{72}$ □Klafter (Saschenen) und der kubische Inhalt beinahe 440 Kubik-Klafter. Solche Kurgane finden sich drei bei einander so wie 11 andere von 2 bis 5 Arschinen Höhe, die wir hier für die Hälfte eines großen Kurgan annehmen wollen. Wir haben schon bemerkt, daß man in unserm Klima nur den Sommer zu solchen Arbeiten benützen konnte, denn wovon hätten im Winter zahlreiche Schaaren leben wollen, da sie sich nicht von ihren Heerden nähren konnten, weil der Boden fünf Monate lang mit Schnee bedeckt ist. Man schaffte die aufgeschüttete Erde gewiß nicht aus der Ferne her, denn man bemerkt noch um einige Kurgane her eine Vertiefung im Vergleich mit der sonstigen Oberfläche des Bodens — ein Beweis wenigstens, daß man das Material so nahe nahm wie möglich; je höher der Kurgan war, eine desto größere Strecke wurde rings umher ausgegraben. Die Arbeit verzögerte sich auch dadurch, daß die Kurgane stets am Ufer von Seen errichtet wurden, und die Fläche, aus der man den Sand nahm, sich nur auf Einer Seite des Ufers ausdehnen konnte. Ich kenne Kurgane, zu denen der Sand in einer Entfernung von nur 7 oder 8 Klaftern gesammelt wurde, dagegen sah ich aber auch welche, zu denen der Sand in [illegible]nen Schichten aus einer Entfernung von fast einer Werst zusammengeholt werden mußte. Für hohe Kurgane, wie die von Sarogosh, ist die mäßigste Entfernung, aus der man den Sand herholte, auf 200 Klafter anzuschlagen. Rechnet man nun, daß ein Mann

Digitized by Google

diesen Weg mit einer Last Sand zwanzigmal im Tage macht, und jedesmal 2 Pud trägt, so werden, da 440 Kubiklaster 150,920 Kubikfuß geben, ein Kubikfuß aber 3 Pud, folglich die ganze Masse 452,760 Pud wiegt, 15,092 Menschen nöthig seyn, um einen solchen Kurgan in Einem Tage aufzuführen; da aber bei Sarogosch drei, und wenn man die kleinen Kurgane dazu rechnet, 3½ solcher Massen von 440 Kubiklaftern sind, so wären dazu 52,822 Menschen erforderlich, um dieselben in einem Tage aufzuführen. Aus dieser annähernden Berechnung ersieht man, daß eben nicht eine unmäßig große Anzahl Menschen nöthig war, um solche Kurgane in 10 — 15 Tagen zu errichten.

Nicht alle Kurgane dienten als Begräbnißstätten; einige waren bloß Wachtthürme und bildeten eine Art Kette längs der Gränzen; sie wurden an ohnehin hohen Punkten aufgeführt, damit die aufgestellten Wachen möglichst weit über die umliegenden Ebenen hinschauen und durch verabredete Zeichen die Annäherung des Feindes von einem Kurgan zum andern verkünden könnten. Nach der Beschreibung Stanewitschs findet sich im Gouv. Kursk ein ganzes System solcher Aufwürfe, die zu den strategischen Bauten der Alten gehörten. Glinka, welcher die Kurgane in den zu dem Gouv. Twer gehörigen Karelien beschreibt, ist gleichfalls der Ansicht, daß sie ein Vertheidigungssystem gegen fremde Einfälle bildeten. Diese Ansicht ist vielleicht bis zu einem gewissen Grade richtig, aber dann sollten diese zu solchem Zweck in regelmäßigen Reihen aufgeführten Kurgane nur einfache Erdaufwürfe seyn, und in ihrem Grunde weder verschiedenartige Steine, noch eine regelmäßige Pflasterung, noch Kohlen oder *ein schwarzes pechartiges Pulver* enthalten. Alles dieß weist auf eine andere Bestimmung hin, und mir scheint, daß diese Kurgane doch auch zugleich als Grabdenkmale dienten, unter denen die Asche der verbrannten Leichen aufbewahrt wurde. In dieser Ansicht bestärkt mich die Aehnlichkeit der hier beschriebenen Kurgane mit denen in anderen Theilen des Gouv. Twer, die ich selbst Gelegenheit hatte aufgraben zu lassen. Die letzteren waren mit rohen Steinen eingefaßt, und im Grunde waren Steine zusammengewälzt, die eine Art Schuttpflaster bildeten, auf welchem der reinste Sand aufgeschüttet war; über diesem Sand erst fanden sich Kohlen, Asche und ein dickes, mit Sand gemischtes Pulver. Der obere Theil des Schuttpflasters, das an einigen Stellen über den Sand hervorragte, zeigte Spuren einer heftigen Hitze, und alles verrieth, daß hier Leichen verbrannt worden waren. Das schwarze Pulver, das man in den Kurganen des twerischen Karelien fand, scheint ohne Zweifel thierische Kohle zu seyn. Wir sind Hrn. Glinka für solche genaue Nachforschungen über einen Gegenstand, auf den noch die Aufmerksamkeit gebildeter Beobachter so wenig gerichtet war, sehr verbunden. Die poetische Schilderung des alten Lebens der Alannen lockt unwillkürlich die Einbildungskraft in eine für uns verschwundene Welt, und reizt vielleicht mehr als Einen verständigen Vaterlandsfreund, sich mit den alten russischen Denkmalern und Volkssagen näher zu befassen. Aber ehe Privatleute im Stande seyn werden, sich mit so genauen Nachforschungen zu beschäftigen, hat die Regierung sich bereits der Sache angenommen und Geld und Personen dazu bestimmt, um Nachforschungen in den Kurganen auf den merkwürdigsten Punkten Rußlands anstellen zu lassen. Die Sammlung solcher Forschungen wird dann vielleicht ein kostbares Material für den gelehrten Alterthums- und Geschichtsforscher darbieten.

(Schluß folgt.)

Rückblicke.

Romanische Völker.

(Fortsetzung.)

Aus dieser Vorstellung geht wohl zur Genüge hervor, daß es sich hier nicht um diese oder jene Form des Unterrichts, diesen oder jenen Grad der Aufsicht über die Studien handelt; das hat Hr. Thiers vortrefflich in seinem Berichte abgehandelt; aber über die eigentliche Frage, welche Stellung der französische Staat der katholischen Kirche gegenüber einnehmen werde, darüber erhalten wir nur die allgemeinen bekannten Dinge über das *jus circa sacra*. Das sind aber stumpfe Waffen, — sollen es wohl auch nur seyn, — wenn die Richtung des ganzen Systems der Geistlichkeit günstig ist und in der öffentlichen Meinung selbst ein entschiedener Umschwung eintritt. Die Frage ist die: sollen die Grundsätze der römisch-katholischen Kirche maaßgebend in dem ganzen Unterricht werden, oder soll das weltliche Princip, wie die Revolution es aufgestellt, die Oberhand behalten. Wir nehmen keinen Anstand zu erklären, daß unserer Ansicht nach die revolutionäre Partei ihr Spiel schon mehr als bald verloren hat, und daß die vorherrschende, auf den romanischen Süden dirigirte Politik der Regierung hierzu das Ihrige in vollem Maaße beitrug. Darum sind die Bewegungen in der katholischen Kirche so außerordentlich interessant und wichtig, denn die Wendung, welche hier die Sache nimmt, wird entscheidend für den ganzen Süden Europa's. Widerstrebt Rom fortwährend den Forderungen der Bischöfe, so ist ein Schisma nicht unmöglich; gibt es den Forderungen nach, so tritt eine andere Spaltung ein, die nämlich in Nationalkirchen, so sehr man auch dieß Ergebniß zu verbergen suchen wird. Wir haben nicht nöthig auf die Folgen eines solchen Ereignisses aufmerksam zu machen; von dem Augenblick an, wo die deutsche Kaisermacht den Kampf mit dem Papst glücklich zu führen begonnen, flüchtete sich letzterer nach Frankreich, das nicht unterließ, einen mächtigen Einfluß auf das Verhalten der päpstlichen Curie auszuüben. So wird auch, wenn die Bewegung in der Kirche zur Entscheidung kommt, Frankreich wieder den Beschützer des Papstes spielen, aber nicht um geringen Sold: der Papst soll ein dienstbares Werkzeug für seine Plane werden; fügt er sich diesem Wunsch, so werden ihn selbst die französischen Radicalen loben, wie mehr als Ein Beispiel bereits gezeigt hat, denn die politische Größe ist der Götze, auf dessen Altar alles geopfert wird. Gegen eine solche Knechtschaft der Kirche remonstrirt Lamennais und will ihr eine neue breitere Grund-

Digitized by Google

lage geben; eben so Giaberti, welcher die politische Unabhängigkeit Italiens durch die kirchliche Gewalt aufrecht erhalten will. Aber wir haben schon gesehen, welche Rolle allen Anzeichen nach Frankreich in Spanien und Italien spielt, wie es seine Macht in Nordafrika ausbreitet, wie es sich des Katholicismus und der regen Thätigkeit der katholischen Missionäre in Oceanien bedient, um dort seine Herrschaft auszubreiten, sehr unbekümmert darum, ob in dem Widerstreit der beiden Religionsbekenntnisse diese Völker verwildern. Man kann dieß ganze zusammenhängende Bestreben als gewissenlos verdammen, aber man kann der französischen Regierung nicht absprechen, daß sie, namentlich seit vier Jahren, mit einer merkwürdigen Consequenz ihr Ziel verfolgt, und den Haß gegen England klug als Mittel benützt, um die Nation auf diesem Wege vorwärts zu treiben und zu verhindern, daß nicht allenfalls die alte Revolution aus ihrem Schlummer erwache. Wenn ein solcher Zwischenfall drohen sollte, dann wird man den Krieg gegen außen beginnen, und England, welches allerdings auf der maritimen Entwicklung Frankreichs schwer lastet, zum Kampf herausfordern, den, so seltsam dieß auch klingen mag, England mehr als Frankreich zu scheuen hat, nicht als ob Englands Macht nicht der französischen gewachsen und zur See bei weitem überlegen wäre, aber Englands jetzige Existenz ist zu sehr an friedlichen Erwerb gebunden. Wer soll in England die Kriegskosten tragen? Die Masse des Volks nicht mehr wie im vorigen Kriege, sondern die reichen Classen, und wenn der Erwerb stockt, so steht eine soziale Revolution in Aussicht. Daß im Falle eines Kriegs Frankreich alle Schläge gegen diesen Erwerb, gegen den Handel in allen seinen Theilen richten wird, das hat Joinville's schwerlich absichtslos erschienene Broschüre zur Genüge ausgesprochen, und in einem solchen Krieg wird Nordamerika Frankreichs treuer Bundesgenosse seyn.

Wir haben dem Verhältniß zwischen Rom und der französischen Regierung eine längere Aufmerksamkeit geschenkt, weil sie mehr als alles andere die Stellung der letztern bezeichnet, und erwähnen hier einiger andern, wenn gleich in hohem Grade interessanten Gegenstände nur im Vorübergehen, da ein Eingehen ins Detail, auch wenn solches hier möglich wäre, wohl nicht mehr besagen würde, als eine bloße Andeutung. Hervortretend sind in diesem Jahre die Bestrebungen eines großen Theils der Presse, die Eisenbahnen aus den Händen der Bankiers zu ziehen und die Regierung anzuspornen, die Anleihen künftig durch allgemeine Concurrenz des Publicums und nicht durch Bankiers zu bewerkstelligen. Was vorerst die Eisenbahnen betrifft, so haben wir unsere Ansicht über die absolute Nothwendigkeit, daß der Staat früh oder spät die Eisenbahnen auf seine Rechnung nehme, mehrfach ausgesprochen, und wenn wir eine Gewähr für die Richtigkeit dieser Ansicht bedürften, so würden wir nur auf England hinweisen, wo die Regierung und das Parlament zwar mit großer Vorsicht, aber mit unverkennbarer Consequenz auf dieß Ziel losarbeiten. Die Eisenbahnen sind, was man auch noch an einigen Orten gegen sie einwenden, wie sehr man die dazu nöthigen Anleihen zu vermeiden suchen mag, eine allzu große Nothwendigkeit in dem modernen Staats- und Nationalhaushalt geworden, als daß man sie vermeiden könnte; sie geben aber einen zu ungemessenen Einfluß auf den Verkehr, als daß der Staat nicht Vorsorge treffen müßte, auch dieß Monopol auf die wirksamste Weise in Schranken zu halten. In so weit verfolgen die Führer der radicalen französischen Presse gewiß ein richtiges Ziel. Ebenso hinsichtlich der Anleihen, wobei ein Staat mit so geordneten Finanzen und so bedeutenden Hülfsmitteln gewiß der Hülfe der Bankiers so gut und noch mehr entbehren kann, wie Belgien, das sein letztes Anleihen direct durch das Publicum gemacht hat. Diese Bestrebungen, sich von der Obermacht einzelner Geldmänner frei zu machen, sind ein tüchtiges Zeichen, daß die öffentliche Einsicht in Angelegenheiten der Staatswirthschaft bedeutende Fortschritte gemacht hat und aus dem gestiegenen Reichthum der Völker Vortheil zu ziehen weiß. Die französische Regierung ist den Anforderungen der Presse mehrfach ausgewichen, hinsichtlich der Anleihen wohl vor allem aus dem Grunde, um nicht die Reduction der fünfpracentigen Rente durchsetzen zu müssen, wodurch sie sich in Paris selbst, dem Mittelpunkt ihrer Macht, eine Menge Feinde machen würde; was die Eisenbahnen betrifft, so hat sie sich alle mögliche Mühe gegeben, durch Concurrenz die Forderungen der Compagnien bedeutend zu ermäßigen, und namentlich die Zeit, während welcher die Bahnen Eigenthum der Compagnien seyn sollen, wesentlich zu vermindern; auch scheint sie darauf bedacht, den Compagnien, welche bereits ausgeführte Eisenbahnen bewirthschaften, möglichst im Zaume zu halten, zum mindesten haben sich die Klagen darüber sehr vermindert. Wenn aber die Regierung nicht weiter auf die Forderungen der Presse, und zum Theil auch der Kammer, einging, so liegt wohl noch eine andere Ursache, als der ihr vorgeworfene Schiendrian zum Grunde, nämlich die Absicht, aus England eine immer größere Masse von Capitalien herbeizuziehen. Die englischen Courszettel führen von den dort sehr verbreiteten französischen Eisenbahnactien namentlich acht auf, bei denen englische Häuser besonders betheiligt sind, und welche sämmtlich sehr günstig stehen. *) Eben so scheint auch das neue Anleihen darauf berechnet, den Zug des Geldes aus England nach Frankreich zu befördern, wozu die neue englische Bankmaaßregel, wie wir oben gesehen, das Ihrige besonders beiträgt. Solche Absichten lassen sich freilich nicht beweisen, aber die englischen Handelsjournale sprechen diese Besorgniß so oft aus, unterstützen sie mit so mancherlei Gründen, und rathen den englischen Capitalisten so sehr ab, ihre Capitalien auf diese Weise in ein „feindliches" Land zu schicken, daß die Sache wohl ziemlich gegründet seyn muß.

Die Regierung handelt hierin vielleicht mit einer sehr klugen Voraussicht, nicht bloß für den möglichen Fall eines Kriegs, sondern überhaupt, um den Zinsfuß in Frankreich niedrig zu halten, da sie demnächst hinsichtlich des Baden-

*) Die Eisenbahn von Paris nach Lyon etwa 150 Proc., Paris-Rouen und Paris-Orleans 200 Proc., Rouen-Havre 270 Proc. Orleans, Tours und Bordeaux 320.

besitzes ein anderes System einführen muß, wenn nicht ein immer möglicher Krieg eine gänzliche Zerrüttung des Landeigenthums herbeiführen soll, was um so verderblicher wäre, als das Landeigenthum im Fall eines Kriegs hauptsächlich die Mittel zur Führung desselben liefern muß. Man berechnete schon im Jahre 1840 die auf Immobilien lastenden Hypotheken zu 11,500 Millionen, für welche, alle Kosten mit eingerechnet, jährlich 10 Procent oder 550 Mill. gezahlt werden müssen. *) Hiezu kommen noch über 300 Mill. directe Steuern und über 100 Mill. sogenannter Droits d'enregistrement u. s. w., so daß man im allgemeinen rechnet, das undewegliche Vermögen habe 1600 Mill. Fr. Einkünfte, 11,500 Mill. Schulden und 1000 Mill. jährlicher Lasten, wonach nur ein starkes Drittdeil frei bliebe. Diesem Uebelstande abzuhelfen, müssen die Hypothekengesetze geändert werden, was auch jetzt im Werke seyn soll, und eine Erleichterung der Grundsteuer, welche namentlich den kleinen Landmann neben den andern Ausgaben sehr hart drückt, ist dringend nötdig, denn unterrichtete Franzosen sagen geradezu selbst, der Bauer sey jetzt vielfach ein Helote der Städter, so gut als vorher der Feudalherren. Soll hier eine Besserung eintreten, so muß dem Lande wiederum eine bedeutende Masse Geld zuströmen, das man ihm durch allerlei künstliche Mittel entzogen hat, um eine große Masse Geld in den Städten und namentlich in Paris zu vereinen, wo es bisher dazu diente, die Curse hoch zu erhalten. Man scheint die Absicht zu haben, Maaßregeln zu treffen, daß dieß Geld wieder mehr an seine Quelle zurückströme, um die allenfallsigen Lücken zu Paris durch englische Capitalien zu decken.

Es wird der französischen Regierung überhaupt in den nächsten Sessionen der Stände nicht an Arbeit fehlen; die Klagen über den Zustand der Industrie noch mehr aber der Rhederei werden immer lauter. Die Klagen der Industrie trotz des unmäßigen Zollschutzes, den einzelne Zweige genießen, sind leicht erklärlich. Der Tarif von Nordamerika hat den Absatz dahin, welcher in den Jahren 1836 bis 40 übermäßig groß war, sehr heruntergebracht, der Zustand der Colonien ist nicht sehr günstig, darum die Ausfuhr dahin nicht im Steigen, und doch wirkt der gezwungene Handel mit den Colonien äußerst nachtheilig auf den Absatz nach andern Ländern ein; so kann der Absatz nach Cuba und nach Brasilien unmöglich steigen, weil es an Retouren fehlt: wenn man verkaufen will, muß man auch kaufen wollen. Was die Rhederei betrifft, empfindet die öffentliche Stimmung gerade jetzt, wo man eine Erweiterung des Seehandels so sehr im Auge hat, die Abnahme derselben besonders ungünstig. Es sind die alten Klagen und die alten Gründe. Es ist eine Thatsache daß die fremden Schiffe in Frankreich für etwa 500 Mill., die französischen Nationalschiffe nur etwa für 270 Mill. Waaren einführen. Das Mißverhältniß tritt noch stärker hervor, wenn man auf die Tonnenzahl sieht; im J. 1843 liefen 13,202 fremde Schiffe ein und aus, mit einem Tonnengehalt von 1,609,000 T., während nur 7392 französische Schiffe mit 612,006 T. aus und einliefen. Hiezu kommt noch, daß unter den 7392 französischen Schiffen 3522 bloße Küstenfahrer waren, daß also bei weitem die Mehrzahl der Schiffe von langer Fahrt (long cours) Fremde waren. Man verlangt jetzt steengere Differentialzölle zum Schutz der einheimischen Schiffahrt, das wahre Hinderniß der Entwicklung ist aber der theure Preis aller zum Schiffbau nöthigen Dinge, namentlich des Eisens, und so lange hier nicht geholfen wird, ist alles andere ziemlich unnütz. Frankreich hat sich in einen Kreis von Prohibitionen eingesperrt, aus welchem es nur mit Mühe herauskommen wird, und das Schlimmste ist, daß die Verhandlungen über Zoll- und Schiffahrtsangelegenheiten in der Kammer das widerlichste Schauspiel darbieten: entweder sind die Bänke leer, oder man rauft sich fast, um die Privatinteressen durchzusetzen. Es sind Unterhandlungen mit dem Zollverein angeknüpft worden, der die Einfuhr mehrerer französischen Waaren beschränkte, aber die Vortheile, die man hat, standen mit denen, die man verlangte, so außer allem Verhältniß, daß die französischen Blätter selbst bei der Beurtheilung der Sache ihrer Regierung geradezu Unrecht geben. Am meisten aber wurde in Frankreich der Abschluß des Vertrages zwischen Belgien und dem Zollverein gefühlt: während man mit der größten Umsicht fortfuhr die romanischen Nationen an sich zu ketten, hat man sich den Einfluß auf Belgien entschlüpfen lassen, weil in Folge der Handelsgesetzgebung eine gute Anzahl von Industriellen, namentlich aber die Eisenhüttenbesitzer, von einer Verbindung mit Belgien nichts hören wollten.

(Fortsetzung folgt.)

*) Die Hypothekengesetze sind wesentlich mangelhaft, dunkel und verworren, darum die Anlehen ausnehmend kostspielig; die Landleute finden meist nur zu wucherischen Zinsen Geld, weil die Darleihrer für die Gefahr sich durch hohe Zinsen entschädigen wollen.

Die Kosten des Hosenbandordens. Die Nordische Biene vom 25 November entnimmt wahrscheinlich aus einem englischen Blatt einiges über die Kosten, welche ein neuer Ritter des sehr edlen Hosenbandordens zu bestreiten hat, und zwar nur die gesetzlich bestimmten Geschenke, ganz abgesehen von denen, welche sonst die Höflichkeit mit sich führet. Die Gesammtsumme der ersteren beläuft sich auf 204 Pfd., eine nicht unbedeutende Summe, wenn man erwägt, daß die Verordnung, auf der sie beruhen, sich schon aus der Zeit der Königin Elisabeth herschreibt, wo das Geld noch einen viel höhern Werth hatte, wie jetzt. Merkwürdig ist die Vertheilung dieser Summe. Beim Eintritt muß bezahlen: ein fremder König 16 Pfd., ein Herzog 8 Pfd., und zwar für die Vicarien, Choristen und Glockenläuter; dem Heroldmeister, Thürsteher und den Herolden 13 Pfd. Für sein Costüm zahlt ein Fürst 60 Pfd., ein Herzog 55 Pfd. Nach dem Eintritt zahlt ein fremder König 30 Pfd., ein Herzog 25 Pfd. Der Portier erhält außerdem noch von jedem Ritter, je nach dem Range, von einem fremden König 20 Pfd. und eben so viel von einem Herzog, ein Marquis bezahlt nur 10 Pfd. Den königlichen Dienern zahlt jeder Ritter: den Trompeteen 12 Pfd., den Obertrompeteen 2 Pfd., den Musikanten 16 Pfd., den Trommlern und Flötisten 4 Pfd., den Köchen 3 Pfd., den Kammerdienern 3 Pfd., den Officianten 3 Pfd., dem Kellermeister 3 Pfd. Fremde Monarchen wurden später, wahrscheinlich bei der Uebersendung des Hosenbandordens, von diesen Zahlungen frei, ihre Gesandten aber zahlten ungefähr eben so viel, wenn auch nicht in baarem Gelde, doch in Geschenken an den Orden, der außer seinen Beamten auch 26 Pensionäre oder arme Ritter hat.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 362.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

27 December 1844.

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Die germanischen Länder.

Niederland.

Während wir im Süden die romanischen Länder durch eine kunstvolle Politik, welche sich indeß nicht minder auf solide Interessen gründet, um das mächtige Frankreich sich schaaren sehen, geht eine ähnliche Bewegung im Norden unter den germanischen Völkern vor sich, aber in ihrer eigenthümlichen Art, mit größerem Streben nach Autonomie; das selbstständige Leben, welches sie seit der Schwächung des deutschen Reiches erlangt haben, geben sie nun mit Widerwillen auf, und zum Theil lassen ihre Verhältnisse auch ein solches Aufgeben vorerst gar nicht zu. Es ist daher charakteristisch, daß Belgien, welches Deutschland am meisten entfremdet war, wo lange ein fremdes Geschlecht herrschte und seine Sprache zur Sprache der Gebildeten machte, zuerst sich enger an Deutschland anschließt, eben darum wohl, weil es früher eigentlich nie selbstständig gewesen war. Holland und Dänemark zeigen sich viel widerwilliger, nur daß ersteres, dessen Interessen enger als die Dänemarks an Deutschland geknüpft sind, seine Zurückhaltung mit großer Klugheit motivirt, während in Dänemark ein ganz zufälliger Umstand Anlaß zu gewaltigen und zum Theil höchst seltsamen Ausfällen gegen Deutschland gibt. Belgien fängt an zu erkennen, daß nicht nur seine Interessen, d. h. sein Handel und Gewerbe, sondern auch die alte Stammverwandtschaft es an Deutschland weisen. Daß letztere Erkenntniß so rasch und so kräftig, fast möchte man sagen zu kräftig aufblüht, hat seinen Grund darin, daß der wallonische Theil des Landes dem flamändischen hinsichtlich der Sprache seine Rechte nicht zuerkennen will; in dem Kampf um das Recht ihrer Muttersprache entwickelt sich die Anhänglichkeit an das stammverwandte Hauptland, und dieß Gefühl, so wenig man es der Politik gelten lassen will, tritt allmählich mit einer Energie auf, welche fast einen Rückschlag besorgen ließe, wenn nicht glücklicher Weise die materiellen Interessen auf dasselbe Ziel leiteten. Durch seine Revolution an Frankreich gerettet und längere Zeit von Deutschland zurückgestoßen, hat diese Gesinnung auf eine sehr mühsame Weise sich Bahn brechen müssen, und erst das Spiel, welches Frankreich mit Belgien trieb, indem es große Handelsvortheile stets in Aussicht stellte, aber nie gewährte, während man dasselbe auf alle Weise von Deutschland zu entfernen trachtete, um es mürbe zu machen, und ihm endlich bei gelegener Zeit eine Einverleibung mit Frankreich als Gnade bieten zu können, — dieß Spiel öffnete allmählich die Augen, und die Erkenntniß, daß man das Land durch den bekannten Linnenvertrag nur in eine französische Douanenlinie und dadurch in völlige Abhängigkeit hineinzuziehen gedenke, mußte das endliche Ziel auch dem Blindesten klar machen. Was darum auch die Politik noch für Rücksichten gegen Frankreich gebieten mag, so ist doch in Belgiens öffentlicher Meinung ein Schritt geschehen, dessen Folge keine andere, als ein immer engerer Anschluß an Deutschland seyn kann.

Die zahlreichen Verhandlungen dieses Jahrs in der Kammer, wie unter den Diplomaten geben von der Stellung Belgiens den deutlichsten Begriff, und liefern auch den Beweis, daß die Regierung mit großer Sicherheit ihren Weg ging. Der erste Punkt ist der alte Streit zwischen der liberalen Partei und der Geistlichkeit, von denen die erstere mehr auf die wallonische, die letztere mehr auf die flamischen Provinzen fußte. Die Geistlichkeit hat alles errungen, was sie ohne den Rechten anderer zu nahe zu treten nur immer erringen kann, nämlich volle Freiheit des Unterrichts; sie kann sich also nicht beklagen, daß sie ungünstig gestellt sey, und dennoch möchte man sagen, daß ihr Einfluß in Belgien einigermaßen abnehme. Wir wollen keinen besondern Nachdruck auf den Vorfall in Verviers legen, wo eine Masse Volks sich gegen die Einführung der Jesuiten mit solchem Ungestüm erklärte, daß man sie mit guten Worten und Versprechungen zufrieden stellen mußte. Der Vorfall, unbedeutend an sich, ist als Symptom nicht unwichtig, um so mehr als die Regierung, welche das Benehmen des Bürgermeisters von Verviers getadelt hatte, weil er das Volk durch die Versicherung, es würden keine Jesuiten kommen, zu beruhigen gesucht, diesen Tadel zurücknehmen mußte. Bedeutsamer ist ein Vorgang ähnlicher Art in der Deputirten-

Digitized by Google

kammer, wo die Geistlichkeit selbst nachgeben mußte. Es handelte sich darum, wer die Prüfungsjury zu Ertheilung der akademischen Grade ernennen solle. Es war zwischen den Forderungen der liberalen Partei und der Geistlichkeit kein Mittelweg zu treffen, als der, die Ernennung im Wesentlichen der Regierung zu überlassen. Die Kammer verwarf mit 49 Stimmen gegen 42 diesen Vorschlag, und die Minister hätten nun eigentlich abtreten sollen; dieß geschah aber nicht, denn es lag vor Augen, daß kein Ministerium, welches die Angelegenheiten der Geistlichkeit mehr fördere als das jetzige, eine Aussicht auf Bestand habe. So ließ man sich endlich den Ausweg gefallen, daß die Regierung die Prüfungsjury ernenne. Die belgische Geistlichkeit muß den Forderungen der Zeit sich noch etwas mehr anbequemen, wenn sie sich ihren Einfluß bewahren will. Der Streit erregte Aufmerksamkeit, aber keine Bewegung im Lande, denn man war ähnlicher Streitigkeiten schon zu gewohnt, als daß man großes Gewicht darauf gelegt hätte.

Anders war es mit den Handelsfragen, welche freilich für Belgien von immer größerer Bedeutung werden, je mehr man Frankreichs Spiel durchschaute. Das erste war der Vorschlag, die belgische Schifffahrt durch Differentialzölle zu schützen. Antwerpen, als Hafen natürlich für größtmögliche Freiheit, war entgegen, eine deßhalb niedergesetzte Commission aber hatte eine sehr strenges Differentialzollsystem in Antrag gebracht, die Regierung, von der Unerläßlichkeit einer solchen Maaßregel überzeugt, erklärte sich dafür und ermäßigte nur einigermaßen die Ausführung. Der Streit war lebhaft, um so mehr, als Holland, England und Frankreich alle Minen springen ließen, und im Fall der Annahme des Gesetzes mit Vergeltungsmaaßregeln drohten. Die belgische Regierung wußte aber zu gut, daß sie von den sogenannten Wiedervergeltungsmaaßregeln nichts zu fürchten habe, indem England, Frankreich und Holland doch nichts von Belgien nahmen, was sie anders woher wohlfeiler beziehen können, und ließ sich nicht irre machen, obgleich sie sich selbst gestehen mußte, daß die Annahme eines Differentialzollsystems von Seite eines kleinen Staats Nachtheile habe, die bei großen Staaten hinwegfallen. Das System wurde angenommen und kann als der erste Schritt angesehen werden, um mit Deutschland zu einer günstigen Uebereinkunft zu gelangen. Der zweite Schritt war das Gesetz über den Tabak, dessen Zoll nicht bloß erhöht, sondern dessen Anbau besonders belastet werden sollte, ein Anfang zu einem französischen Controlsystem. So sah man es wenigstens von mehrern Seiten an, und es wurde deßhalb bloß die Erhöhung des Zolls, nicht aber die Steuer auf den Tabakbau angenommen.

So weit waren diese Fragen über den Handel gediehen, als im Julius der Streit mit Preußen ausbrach, und erst am Ende Augusts beigelegt wurde. Belgien hatte dem Zollverein zugesagt, daß ihm die Zollbegünstigung auf Wein und Seide verbleiben solle, so lange Frankreich sie genieße, hatte aber der Zusage zuwider die Begünstigung eingezogen. Preußen antwortete damit, daß es das belgische Eisen um 50 Proc. höher besteuerte, als fremdes, was in Belgien große Aufregung zur Folge hatte. Die Regierung ergriff Repressalien und erklärte, daß preußische Schiffe künftig nicht zu den bevorrechteten gezählt und der Scheldezoll nicht mehr zurückbezahlt werden solle; indeß überzeugte man sich bald, daß durch solche Maaßregeln Belgien sich selbst am meisten schadr, die Unterhandlungen wurden wieder aufgenommen und schnell mit dem bekannten Vertrag vom 1 September zu Ende gebracht. Eine nähere Ausführung dirrs letztern ist überflüssig, und wir bemerken nur, daß der Zollverein dadurch einen Seehafen erhält, welcher ihm erlaubt, Differentialzölle zu Gunsten seiner und der belgischen Schifffahrt einzuführen, eine nothwendige Folge dieses Vertrags, wenn derselbe überhaupt einen Sinn haben soll. Für Belgien steht jetzt noch in diesen Handelsfragen ein wichtiger Punkt in Aussicht, nämlich die Frage über dir Fortdauer drs Linnenvertrags mit Frankreich, welche Belgien um Flanderns willen wünschen muß. Um Deutschland einen Vortheil, sich selbst aber die Möglichkeit rines guten Tauschmittels gegen Frankreich zu verschaffen, wurde der Zoll auf Baumwollenwaaren stark erhöht, und nur Frankreich und drr Zollverein von dieser Maaßregel ausgenommen. Englische und Schweizerwaaren sind dadurch fast völlig ausgeschlossen, und die französische Einfuhr wird gleichfalls bedeutend leiden, wenn Frankreich im nächsten Jahre, wo der Linnenvertrag zu Ende läuft, denselben nicht erneuert. Es ist dieß eine sehr wichtige Frage, wobei das deutsche Interesse für Aufhebung des Vertrags ist, aber Flanderns Interesse wird wohl überwiegen, falls nicht die französische Regierung selbst den Vertrag aufhebt, was nicht ganz unwahrscheinlich ist, da in Frankreich selbst sich schon mehrere Stimmen dagegen erhoben haben. Wir aber auch diese Frage entschieden werden mag, die Verbindung des deutschen und belgischen Handels wird in kurzem so innig werden, daß sie nicht mehr so leicht zu zerreißen ist. Die Eisenbahn zwischen Köln und Antwerpen vermittelt einen ungeheuren Verkehr, der jetzt schon alle anfänglichen Schätzungen weit übertrifft und durch die Einrichtung der belgischen Freilager mit jedem Jahre zunehmen muß. Wie sehr die Beziehungen zu Deutschland wachsen, kann man aus dem Umstande ersehen, daß in Antwerpen der Plan zur Errichtung einer deutschen Zeitung auf dem Tapet ist. Wenn man ein solches Ereigniß vor 15 Jahren, ja noch vor fünfen vorhergesagt hätte, so würde jeder mitleidig die Achseln gezuckt haben; unsere Zeit aber schritt schnell.

Wer die Geschichte Hollands in dem verlaufenen Jahre schreiben will, muß genau eingehen in die financiellen Zustände des Landes, welche trotz aller Aufklärungen der Regierung noch immer nicht ganz klar sind. Der Anfang des Jahres ließ sich sehr ungünstig für das Land an, Mißtrauen und Besorgniß vor der Zukunft herrschten allenthalben, denn man kannte das Defizit der Staatscasse, welches, ein Jahr ins anderr gerechnet, 6 Mill., wenigstens in den drei Jahren 1841 — 1843 über 17 —, nach den officiellen Angaben, 17,152,500 fl. — betragen hattr, und dessen Verminderung in der Zukunft noch nicht abzusehen war. Eine große Partei in den Generalstaaten selbst drang darauf, daß eine Aenderung der Verfassung

Digitized by Google

der Regelung der Finanzen vorangehen müsse, weil die Regierung, wenn sie nicht durch die Finanznoth gedrängt wäre, die ziemlich allgemein für nothwendig erkannte Aenderung des Grundgesetzes unaufhörlich vertagen würde. Diese Ansicht wurde mit 30 Stimmen gegen 24 verworfen, eine beachtungswerthe Zahl, denn sie zeigt, daß in den nach der veralteten Wahlart zusammengesetzten Generalstaaten eine ziemlich radicale Opposition nahezu die Majorität erreicht hat. Nach dieser Abstimmung schritt man zur Begutachtung der finanziellen Gesetzentwürfe zur Deckung des vorhandenen und des voraussichtlichen Deficits. Es gab nur zwei Mittel, entweder eine freiwillige Anleihe oder eine außerordentliche Vermögenssteuer von 35 Millionen auf einmal zu erheben; die freiwillige Anleihe mußte natürlich al pari und zu einem Zinsfuß erhoben werden, wie man das Anleihen nicht auf dem gewöhnlichen Geldmarkt hätte bringen können. Die Alternative ward nach hitzigem Kampfe angenommen; die Furcht, die Anleihe von 127 Mill. zu 3% möchte nicht zu Stande kommen war allgemein, aber noch größer die Furcht vor den Folgen der außerordentlichen Einkommensteuer, denn die Besorgniß, daß diese eine allgemeine Widersetzlichkeit der Nation zur Folge haben werde, wurde ganz laut ausgesprochen. Die Holländer aber gaben jetzt den Beweis, daß sie in der Noth des Staats wohl ein Opfer zu bringen wüßten, und daß es ihnen auch an den Mitteln dazu keineswegs fehle. Die Anleihe kam glücklich zu Stande, und zwar trugen die zwei Provinzen Noord- und Südholland zusammen allein über 82 Mill. bei. Der Staat war durch den Gewinn seiner Bürger noch einmal von einer augenscheinlichen Gefahr befreit; das Anleihen lieferte, in Verbindung mit der noch von Belgien zu zahlenden Summe von 80 Mill. in 2½proc. Renten, die Mittel nicht bloß das Deficit zu decken, sondern auch einen nicht unbedeutenden Theil der Schuld abzutragen und 400 Mill. 5proc. Schuld in 4proc. umzuwandeln, wodurch natürlich eine erhebliche Ersparniß bewirkt wird. Aber die Frage drängt sich dennoch auf: ist der Staat durch das ungeheure Opfer seiner Bürger auch wirklich vom Verderben gerettet? Das möchten wir sehr bezweifeln, da die Jahresausgaben keineswegs so sehr vermindert sind, daß das bisherige Deficit ganz getilgt seyn sollte; ist aber dieß nicht der Fall, und wird also auch keine Minderung der Steuerlast, welche namentlich den Mittelstand fast zu Boden drückt, möglich, so hat man das Uebel nur für wenige Jahre hinausgeschoben. Damit dem nicht so sey, wird jetzt auf eine wesentliche Aenderung der Verfassung, namentlich directe Wahl der Mitglieder der Generalstaaten durch das Volk statt durch die Provincialstände gedrungen, und der Antrag ist auch bereits in den Generalstaaten gemacht. Der Zweck ist einerseits zu einer Vereinfachung der Staatsmaschine somit zu einer Ersparniß zu gelangen, andererseits aber, da die Ersparniß fürs erste nur unbedeutend seyn kann, die Last mehr auf Schultern zu wälzen, die sie besser tragen können, denn in Folge der unmäßigen Steuerlast macht der Pauperismus furchtbare Fortschritte. Hierin liegt die Gefahr, welcher vorgebeugt werden muß.

Was die Handelsverhältnisse zu andern Ländern betrifft, so handelt Holland mit kluger Zurückhaltung, und hat z. B. ein engeres Bündniß mit Frankreich gegen England wohlweislich abgelehnt; in seinem Verhältniß zu Deutschland temporisirt es, wie Deutschland selbst; führt der Zollverein Differentialzölle ein, wie er es jetzt nach der Verbindung mit Belgien thun kann, so hat Holland keine Wahl, es muß sich dem Zollverein anschließen und sich mit Deutschland viel enger verbinden. So lange der Zollverein diesen entscheidenden Schritt nicht thut, wird es temporisiren, und kann auch kaum anders handeln; die demnächstige Berathung des Tarifs wird darüber genügend Aufschluß geben. Daß es sich unter solchen Umständen mit England in keinen Handelsvertrag einläßt, kann man von so guten commerciellen Rechnern erwarten. (Fortsetzung folgt.)

Ueber die Kurgane.

Zweiter Artikel.

(Schluß.)

Im vorigen Jahre wurde vom Ministerium des Innern ein erfahrener Archaolog, Hr. Tereschtschenko, zu dieser Arbeit ernannt, und machte sehr merkwürdige Nachgrabungen in den Kurganen des Gouvernements Saratow, bei der Stadt Zarewo. Ich sah diese prachtigen Kurgane im Jahre 1823; viele davon waren schon damals angetastet und umgegraben durch gewinnsüchtige Schatzgräber, dennoch versprachen sie noch reiche Entdeckungen, und ich las mit der lebhaftesten Neugierde den Bericht über die Arbeiten, der viele interessante Beschreibungen enthält, trotz einiger Verwirrung in der Darstellung. In allen Kurganen fand Tereschtschenko steinerne Bauten, ähnlich denen in Kertsch, manchmal prachtvolle Bruchstücke von Karnießen, vergoldete Fließe, Mosaiken, hohe Kuppeln und Stuccatur an den Wänden, was man in den Grabbauten zu Kertsch nicht findet; alles versprach reiche Ausbeute sowohl in historischer Beziehung, als in der Menge kostbarer Metalle, zum Mindesten nach der Analogie mit den Entdeckungen in Kertsch. Der Akademiker Müller, der sich gleichfalls zu einem gelehrten Zweck mit dem Aufgraben vieler Kurgane abgab, versichert aus Erfahrung, daß die Grabhügel, je weiter nach Süden und Westen, desto reicher an kostbaren Metallen werden. Diese Thatsache diente ihm zur Entwicklung einer schönen Theorie über den Ursprung der Kurgane bei den Wanderungen der alten Völker von Osten nach Westen, die sich durch Plünderung und Verheerung allmählich bereicherten. Die Entdeckungen Tereschtschenko's bestätigten zu vielfacher Verwunderung die Theorien Müllers nicht, wahrscheinlich darum, weil einige Kurgane früher schon aufgegraben und geplündert waren. Die armen Kurgane des Gouvernements Twer, die ich selbst aufgraben ließ, liefern stets eine Menge Gegenstände und Münzen, haben aber keine prächtigen Bauten noch Mosaiken oder vergoldete Fließen — ein für den praktischen Archäologen sehr bemerkenswerther Umstand.

Da Tereschtschenko's Arbeit nicht bloß in beschreibender literarischer Beziehung, sondern auch durch ihre archäologischen Resultate sehr interessant ist, so müssen wir hier etwas näher

Digitized by Google

darauf eingehen. *) Tereschtschenko begann seine Arbeit mit dem von ihm vorzugsweise sogenannten „großen Kurgan," der ungefähr 280 Klafter im Umfang hat. In diesem Kurgan fanden sich drei Kammern mit Steinwänden, darunter eine aus Mosaikstießen, und noch eine ganz runde Steinhöhlung, die Tereschtschenko als eine Art Eingang oder Vorhalle ansieht. Zu diesem Bau gehörte noch ein Antritt mit einer steinernen Treppe. Hier fand sich auch das mit Backsteinen ausgelegte Grab mit Knochen von Ochsen, Kühen, Pferden und Menschen, so wie mit verfaultem Holze. Leider ist nicht mit Genauigkeit bemerkt, in welcher Lage die Knochen, namentlich die menschlichen sich befanden, auch nicht ob sie Spuren kostbarer Verzierungen an sich trugen, wie die Knochen in den Kurganen von Kertsch. Hier wurde aus dem Kurgan Kulodach über ein Pud Gold an Verzierungen der darin befindlichen Skelette gewonnen, bei denen sich auch wie hier Pferdeknochen fanden, mit Einem Worte, diese Gräber haben unter sich eine ungewöhnliche Aehnlichkeit, nur mit dem Unterschied, daß die von Tereschtschenko beschriebenen viel prächtiger sind. Indeß fanden sich in denen bei Zarewo nur einige kupferne und silberne Münzen, von denen wenige mit Grünspan überzogen waren, und ein buntscheckiges Busina Schiffchen. Dieß läßt vermuthen, daß das Grab schon früher geplündert war. Von diesem Kurgan ging man zu den noch unberührten; darin fanden sich Stücke von componirtem Metall mit Knochen verschiedener Thiere, die man zur Festmachung der Farben und der glasartigen Mosaikverzierungen gebraucht hatte, und „Bruchstücke von thönernen Lampen." Hr. Tereschtschenko glaubt, daß auch wohl hier Arbeiten begonnen worden waren, daß man aber nichts gefunden hatte. Neunhundert Klafter von dem großen Kurgan auf einem mit Grabaufwürfen übersäeten Felde wurden deren acht aufgegraben. Sie waren innen mit Backsteinen ausgelegt, auf denen nackte Skelette paarweise lagen, aber es fand sich sonst nichts darin als einige ganz verrostete Nägel und verfaultes Holz „ohne Zweifel von Särgen." Hr. Tereschtschenko sagt leider nicht, in welcher Richtung die Skelette lagen, was in religiöser Beziehung von Interesse wäre. Der Boden auf dem die Leichen lagen, war grün geworden, „wahrscheinlich von der verfaulten Kleidung," aber meinen wiederholten Erfahrungen nach eher von den hier gewöhnlich gefundenen kupfernen und silbernen Gegenständen.

In geringer Entfernung von diesem Kurgan fand man sechs Skelette in Einer Reihe, und Hr. Tereschtschenko vermuthet, es habe hier eine Moschee gestanden, aber wiederum fanden sich durchaus keine Gegenstände, wie sie sonst in Gräbern gefunden werden. In einem Kurgan an dem sogenannten „Zucker-See," der 22 Klafter lang und 16 breit war, — die Höhe ist leider niegends angegeben, — fand man eine Busina, ein kleines Thongefäß, dessen Hals auf beiden Seiten abgeschlagen war, fünf kupferne Münzen, drei Eisenstück u. s. w. Diese Kurgane hatten mit Stukkatur verzierte Zimmer, und es fanden sich Stücke von Gefäßen die einen metallischen Klang gaben. In einem Grabe fand sich eine Urne von Backsteinfarbt, mit thoniger Erde, Vogelknochen und Käfern gefüllt. Leider ist nicht angegeben, was es für Käfer waren, sonst hätten sich wichtige Schlüsse daraus ziehen lassen. Jedenfalls stoßen uns hier Käfer in Grabaufwürfen zum erstenmal auf, und namentlich in einer Urne mit — gleichfalls nicht bestimmten — Vogelknochen gemischt, müssen sie die besondere Aufmerksamkeit der Archäologen auf sich ziehen. Bekanntlich spielte der Ateuchus sacer oder Scarabäus in der ägyptischen religiösen Symbolik und besonders in den Begräbnissen eine große Rolle. Dieselbe Art findet sich auch im Gouvernement Saratow, und unterscheidet sich leicht von den Aaskäfern (Necrophorus), die von dem Geruch der faulenden Vögel gelockt in die Urne hätten kriechen können. Eine solche Entdeckung kann zu sehr merkwürdigen Vermuthungen über den religiösen Glauben der hier begrabenen Menschen führen, und demnach ist es höchst interessant zu bestimmen, welcher Art die Käfer sind, und was die Gestaltung der Hirnschädel ist, wenn sich solche hier fanden. Es ist zu verwundern, daß dieser Gedanke Hrn. Tereschtschenko nicht in den Sinn kam.

Weiterhin grub Hr. Tereschtschenko andere Kurgane auf, warf sie aber wieder zu, als er nichts fand, und entschloß sich einen Wall anzugraben, der eine mit Kurganen überdeckte große Strecke umgab. Hier fanden sich an einem Orte Bruchstücke von einem thönernen Gefäße, ein Schiffchen, ein kupferner Ring, zwei kupferne Münzen, ein Metallknopf, zwei Hälften eines kupfernen Schlosses, die Spitze eines kupfernen Pfeils u. s. w. Alle diese Dinge wurden ans Ministerium der innern Angelegenheiten eingeschickt. Man ersieht aus dieser kurzen Angabe, wie interessant in archäologischer Beziehung diese Forschungen sind, da sich neue unerwartete Thatsachen ergaben. Die von Tereschtschenko gefundenen Münzen sind noch ganz unbekannt, *) zum mindesten nicht beschrieben. — Ich halte es nicht für überflüssig hier zu bemerken, daß die Münzen, welche ich in den Kurganen des Gouvernements Twer fand, von dem Akademiker Frähn bestimmt wurden; sie gehören sammtlich der Dynastie der Samaniden in der großen Bucharei an; die älteste ist aus dem Jahr 293 der Hedschra (906—7 n. Chr.), die neueste aus dem Jahr 373 (983—4 nach Chr.). Außerdem fanden sich dabei drei unächte Münzen, schlechte Nachahmungen der samanidischen Münzen, wie Frähn glaubt, und vermuthlich von den Bolgaren an der Wolga gleichfalls im 10ten oder im folgenden Jahrhundert geschlagen.

Reise nach dem Oranjefluß. In der Sitzung der geographischen Gesellschaft zu London am 11 Nov. zeigte Lieutenant Narton an, daß er ins Innere von Afrika abzureisen im Begriff stehe, und zu dem Ende an einem ganz ungewöhnlichen Ort, nämlich an der Mündung des Oranjeflusses, landen werde.

*) Die ganze Darstellung scheint übrigens darauf berechnet, Hrn. Tereschtschenko wegen seiner ungenügenden Nachforschungen zu perstiliren, wo nicht gar demselben noch etwas Schlimmeres Schuld zu geben. A. d. U.

*) Im Text heißt es oben: „alle aufgefundenen Sachen und 250 tatarische Münzen," seyen von Tereschtschenko an das Ministerium geschickt worden, so daß man nicht ersehen kann, ob die Münzen in den Gräbern gefunden wurden oder nicht; letzteres scheint der Fall zu seyn, und Hr. Tereschtschenko die sonstige Geringfügigkeit seiner Grabbefunde durch diese Einsendung zu ersetzen gesucht zu haben. A. d. U.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 363.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

28 December 1844.

Das Durga-Pudscha-Fest in Indien

ist für die Eingebornen eine Art Carneval, die Gelegenheit zu großen Ausgaben und für die neuangekommenen Europäer ein Gegenstand lebhafter Aufmerksamkeit. Das Durga-Pudscha wird zu Ehren der Göttin Bhagavati, der Gattin Schibs gefeiert; sie heißt Durga bei diesem Fest, weil sie einen furchtbaren Riesen dieses Namens niedergeschlagen hat. Durga hatte drei Welten erobert und die Götter gezwungen, ihm zu huldigen. Auch einen andern Riesen Namens Mahischa, der gleichfalls die Götter besiegt und genöthigt hatte als Bettler umher zu wandern, hatte sie niedergeworfen. Die Kriege und Thaten dieser Göttin sind in dem Buche Tschandi, das einen großen Ansehens genießt, des breiteren beschrieben. Das Bild der Göttin ist gewöhnlich von Thon und hat die Gestalt einer Frau mit 10 Armen. In einer ihrer rechten Hände hält sie eine Lanze, womit sie Mahischa durchstößt, mit einer linken Hand hält sie den Schweif der Schlange und den Kopf des Riesen, den die Schlange in die Brust beißt. Alle andern Hände halten Kriegswerkzeuge. Die Söhne der Göttin, so wie mehrere Göttinnen stehen zur Seite des Bildes.

Das Fest begann dieß Jahr am dritten Tage des wachsenden Monds, welcher dem 17 October entspricht, und dauerte bis zum 21. Am ersten Tage feierte man die Ceremonie Bodhan; dieß ist das Erwachen der Göttin, welche man in Gesellschaft aller andern Gottheiten seit dem Feste Schaspan Ekadaschi als eingeschlafen betrachtet. Der nächste Tag ist den Opfern (sankalpa) gewidmet; der Priester bietet der dießmal unter dem Bild einer mit Wasser gefüllten Schale dargestellten Göttin Blumen, Früchte, Zuckerwerk u. dgl. an. Am 19 Morgens kommt die Praupeatischta oder Lebendigmachung der Göttin; der Priester liest die Formeln des Aufrufs der Geister, berührt mit den zwei ersten Fingern die Augen, die Stirne, die Wangen und die Brust des Götzen, und sagt: „mögt die Seele Durgas glücklich ruhen in diesem Bilde!" Wenn dieß auf solche Weise geweiht ist, so legt man Früchte, Reis und Kleidungsstücke als Opfer dar. Massen von Volk strömen herbei, um dem wunderbaren Bilde ihre Verehrung zu bezeugen und den Flitterstaat desselben zu bewundern. Der 20ste ist der für die blutigen Opfer bestimmte Tag. Die Enthauptung der brüllenden Opfer, das von allen Seiten fließende Blut, die rasenden Tänze der Opferer und Beistände, das betäubende Geräusch der Tamtams und das Geschrei der Menge möchten den fremden Zuschauer die Ansicht einflößen, er befinde sich eher unter einer Gruppe von Teufeln als von menschlichen Wesen.

Die Thiere, die man opfert, sind meistens Büffel, Ziegen und Schafe, der Gottheit bietet man nur die Köpfe mit etwas auf einem Bananenblatte gesammelten Blute dar. Das Fleisch der Ziegen und Schafe wird von den Opferern verzehrt, und das der Büffel wird gewöhnlich den Schustern und andern Leuten der niedern Kasten überlassen, welche dieß Fleisch als eine Leckerspeise ansehen. Die Hindus von der Secte Wischnu's, welche kein Blut vergießen dürfen, opfern statt der lebendigen Thiere Kürbisse und Zuckerrohr, das man mit dem heiligen Messer vor dem Bilde der Göttin entzwei schneidet.

Am 21sten feiert man die Ceremonie der Bisordschun oder Eintauchung des Götzenbildes in den Strom. Der Priester nimmt zuerst Abschied von der Göttin mit den Worten: „O Göttin, ich habe dich aus meinen besten Kräften angebetet, jetzt gehe in deine Behausung und laß uns die Hoffnung, dich das nächste Jahr wieder zu sehen." Hierauf wird das Idol auf ein Gerüste von Bambusstäben gelegt, das hundert Menschen auf ihre Schultern nehmen, um es nach dem Strome zu tragen. Man tritt in ein Schiff, rudert eine Zeit lang unter abscheulichen Grimassen und Gebärden auf und ab, und wirft dann das Bild mit all seinem Flitterstaat in den Strom. Das Volk entfernt sich dann, um sich mit einem Absud von Hanfblättern zu berauschen, und das Fest endet häufig mit Scenen schändlicher Völlerei.

Man gibt bei diesem Feste ungeheure Summen aus, und mancher Eingeborene, der zum Almosengeben zu geizig, wirft die Rupien zu Tausenden weg, um einen Nebenbuhler an Ostentation zu überbieten. Reiche Hindus haben dieß Jahr gedruckte Einladungskarten an zahlreiche Europäer erlassen, da diese Feste bei einzelnen Personen oft mit theatralischen Darstellungen, Seiltänzen u. dgl. gefeiert werden. (Constit. 7 Dec.)

Rückblicke.

Die germanischen Völker.

(Fortsetzung.)

Dänemark.

Der trübselige Streit zwischen Dänemark und seinen deutschen Ländern dauert immer noch fort, und es ist, obwohl Dänemark immer mehr und mehr in Nachtheil kommt, doch noch kein Ende abzusehen. So verworren die Stimmen sind, wo es sich um Dänenthum und Deutschthum, um Staatseinheit oder Absonderung einzelner Theile handelt, so ist es doch nicht schwer, in dieser mehr scheinbaren Verwirrung den Faden zu behalten, und es fehlt auch keineswegs an ächt dänisch gesinnten Männern, welche das Wesen des Streits mit völlig klarem Auge betrachten, wenn sie gleich den wahren Grund des sogenannten Schleswig-Holsteinismus nicht gelten lassen wollen und, weil sie Dänen sind, auch nicht gelten lassen können. Dieser früher schon oft angeführte Grund ist der, daß Holstein und Schleswig an der Noth der dänischen Finanzen, welche mit der steigenden Wahrscheinlichkeit der Aufhebung des dänischen Sundzolls bei den jetzigen Staatseinrichtungen ziemlich rettungslos ist, keinen Theil haben wollen. Daher das Widerstreben gegen die Einführung der dänischen Bank in den Herzogthümern, daher das unwandelbare Bestreben das Finanzwesen Schleswigs so gut wie Holsteins von dem dänischen gänzlich zu trennen, was von den Ständeversammlungen dieses Jahrs mit dürren Worten gefordert wurde, daher auch das hartnäckige Beharren der Dänen auf ihrer Idee von Staatseinheit, zu welchem Ende in der jütischen sowohl wie in der Roeskilder Ständeversammlung die eigenthümlichsten Anträge gemacht wurden. Erstere trug abermals auf eine Repräsentation des gesammten dänischen Staats an, und zwar in einer Weise, daß die Abgeordneten der Herzogthümer hätten nothwendig in der Minorität bleiben müssen.*) Während so die jütische Ständeversammlung von populären Grundlagen ausging, wollte die Roeskilder sich auf die absolute Königsmacht stützen, und verlangte, daß der König kraft seiner unbeschränkten Gewalt das Erbrecht ändere, und sämmtliche dänische Lande für untheilbar erkläre. Beide Vorschläge, namentlich aber der letztere, sind ein Beweis, daß man die Sache nahezu für verloren ansieht. In neuester Zeit ist auch von anderer Seite her ein wunderlicher Versuch gemacht worden, die Staatseinheit durch Einheit der Erbfolge herbeizuführen und dem Herzog von Augustenburg, welchem die Erbfolge in den deutschen Herzogthümern nach dem Aussterben des Mannsstammes in Dänemark zufällt, auch die Nachfolge in Dänemark zu sichern. Es heißt aber das Wesen des Streits gänzlich verkennen und in einer argen Täuschung persönlicher Wichtigkeit verkehren, wenn man glaubt, dadurch die Wirren lösen zu können; der Streit würde, vielleicht in veränderter Form, aber in unverminderter Stärke fortdauern; andere Mittel müssen, wenn die Sache ohne Friedensstörung abgehen soll, ins Werk gesetzt werden.

Die Fehler, welche das jetzige Staatschaos, — so nennt man es ungescheut in Dänemark, — herbeigeführt haben, sind schon vor Jahren begangen worden, und Capit. A. F. Tscherning hat sie in einer Abhandlung über „Holstein und die holsteinische Armee" aufs klarste auseinandergesetzt. Er findet sie hauptsächlich in der Ertheilung des Instituts der Provincialstände, welche ein Gährungselement in das Staatsleben brachten, Mittel zur Auflösung und Trennung an die Hand gaben, ohne eine entsprechende Entwicklung der Staatsmacht und Staatseinheit. Mehrere Dänen und auch Schleswig-Holsteiner hatten schon im Jahr 1832 gesucht, durch eine ächt-demokratische Richtung Deutschland in der politischen Entwicklung zu überflügeln und dadurch eine Kluft zwischen ihm und dem durch seinen Vertrag mit Dänemark politisch-freien Holstein zu bewirken. Aber weder der Regierung noch dem einflußreichen Adel der Herzogthümer war mit einer demokratischen Entfaltung gedient, und letzterer trat dieser Bestrebung gegenüber mit der Regierung in Verbindung, was man ihm sehr zum Danke rechnete, wenn es gleich ein Ausfluß seines eigenen Interesses war. „Eine ewige Verbindung, sagt Tscherning in dem oben angezogenen Artikel, sollte Holstein an Schleswig knüpfen, und diese bestand, wie man meinte, in der völligen Wirksamkeit des adeligen Nexus; die Mitglieder der Ritterschaft hatten in der torenusischen Sache, — dieß sind eben die oben erwähnten demokratischen Bestrebungen, — sehr unzweideutige Beweise der Hingebung für den Thron gegeben; wenn man sich nur daran hielt, und Schleswig zum ersten Glied in dem schleswig-holsteinischen Bund machte, so würde Holstein durch Schleswig mit Dänemark verbunden bleiben. Dieß war der feine Faden, an welchem man sich in dem politischen Labyrinth hielt, worein man gerathen war, weil man nicht ernstlich reformirend in die ganze Staatsmaschine eingreifen wollte. Hochstehende Männer im Staate waren für die schleswig-holsteinischen Ansichten und für die Bedeutung der alten Documente zugänglich, worauf die Verbindung zwischen den Herzogthümern sich stützte, und glaubten, daß man durch diese und mit einiger Geschicklichkeit Dänemark den ungestörten Verband mit Holstein sichern könne. Christian I. hatte mit so viel Klugheit die schleswig-holsteinische Verbindung befestigt und befördert, um seiner Familie den Besitz von Holstein zugleich mit dem dänischen Thron zu sichern. Christian IV. hatte für dieselbe Sache durch Erbfolgeordnungen, durch die Anlage von Altona und Glückstadt u. s. w. gewirkt; dieselbe Staatsklugheit sollte auch noch jetzt zu demselben Resultat führen. Aber während man so in Christians I und IV Fußstapfen zu treten und deren Staatsklugheit fortzusetzen vermeinte, indem man die Schleswig-Holsteiner an Holsteins festerer Verbindung mit Dänemark durch Schleswig als Bindemittel arbeiten ließ, war man auf einen völligen Abweg gerathen. Die Erbfolgeeventualität kam unversehens dazwischen, und statt Holstein durch Schleswig

*) Zu diesem Ende sollte eine Anzahl vom König ernannter Mitglieder Sitz und Stimme haben, und da diese höchst wahrscheinlich Dänen gewesen wären, so war den dänischen Interessen das Uebergewicht gesichert.

Digitized by Google

an Dänemark zu binden, zogen die Schleswig-Holsteiner Schleswig durch Holstein zu Deutschland hinüber." So hat man durch Festhalten an alten Staatsmaximen unter den neuern gänzlich veränderten Verhältnissen gerade das Gegentheil dessen herbeigeführt, was man erreichen wollte; die günstige Stellung der Stände in Schleswig und Holstein, die Verlegenheit der Regierung und die unbehagliche Stimmung in Dänemark sind die unvermeidlichen Folgen einer überfeinen Berechnung und der Ertheilung von Provincialständen, die entweder erfolglos sind oder die Staatseinheit immer mehr zerreißen müssen, wie wir es gegenwärtig in Dänemark sehen.

Seit einiger Zeit ist die dänische Partei mit minderer Energie, oder vielleicht richtiger mit weniger Siegeszuversicht aufgetreten, und man dürfte sich nicht wundern, wenn sie bei der Nutzlosigkeit ihrer bisherigen Bestrebungen einigermaßen erschlaffte; ihre Stellung ist allzu ungünstig und sie findet sich auf allen Seiten eingehemmt. Selbst die skandinavische Idee hat den Zauber der Neuheit verloren, und noch will sich nichts recht Praktisches daraus gestalten; die Bestrebungen in Nordschleswig, die dänische Sprache und Literatur auszubreiten sind gleichfalls ins Stocken gerathen, weil diejenigen, deren unterdrückter Nationalität man zu Hülfe kommen wollte, die Hülfe verschmähten oder, zum Mindesten gesagt, die enthusiastischen Bestrebungen sehr lau aufnahmen. Man klagt über das Sinken und Zurückweichen der dänischen Sprache, und Prof. Petersen spricht in dem kürzlich erschienenen vierten Band seiner „Erzählungen von den Fahrten der Isländer" von Untergang und Auflösung. Es liegt in solchen Klagen etwas Wahres, und doch sind sie in dieser Art aufgefaßt, unrichtig: die dänische Sprache wird so wenig untergehen als die niederdeutsche und schwedische untergeht, aber ihren Herrschaftsansprüchen muß sie entsagen; — eben diese Herrschaftsansprüche sind es, an denen sie kränkelt, und welche den skandinavischen Bestrebungen der Dänen hemmend im Wege stehen. Petersen weist in seiner Klage zurück auf die Zeiten der calmarischen Union, wenn er sagt: „die dänische Sprache hatte einst einen weit größern Umkreis als jetzt; das weiß man. Es war eine Zeit, da man in Stockholm die Verordnungen dänisch erließ, und wo man selbst die in schwedischer Sprache ausgefertigten kaum in der Sprache von der dänischen unterscheiden konnte; das ist eine Thatsache. Die dänische Sprache hatte festen Fuß auf jener Seite des Oeresunds, und in einer der fruchtbarsten Landschaften sprach und schrieb man sie in einer Form, die sich der ältern dänischen sehr näherte; sie wurde dort vertrieben, und die schwedische Sprache breitete sich bis an den Oeresund aus. Von dieser Seite ist der Schlagbaum für beständig gefallen. Dieß war der Wendepunkt." Allerdings war dieß der Wendepunkt; das kleine Dänemark hatte durch Glück und ausgezeichnete Menschen unterstützt zu einer ungewöhnlichen Machtentwicklung sich entfaltet, und in Südschweden ist die Sprache dem Dänischen fast ähnlicher als dem scheelstmößigen Schwedischen. Was sollen aber solche Reminiscenzen neben den skandinavischen Bestrebungen? Hat die dänische Schriftsprache irgend ein Vorrecht vor einer andern nordischen?

Die dänische Sprache herrschte auch in Norwegen, d. h. sie war die officielle Sprache; Norwegen ist nicht mehr dänisch, aber seine Literatur ist es noch. Indeß schleichen sich, wie dieß bei einer so völlig demokratischen Verfassung und gänzlicher Preßfreiheit auch nicht anders seyn kann, die localen Ausdrücke des Volks immer mehr in die Schriftsprache ein, ja es gibt in Norwegen Narren, welche nach den Mitteln suchen, um aus dem norwegischen Wörterbuch die dänischen, namentlich die sogenannten halbdänischen, dänisch-deutschen Worte auszumerzen. Ein gewisser Holmboe hat in diesem Jahre eine kleine Schrift mit hierauf bezüglichen Vorschlägen in Christiania herausgegeben. Solcher Particularismus ist lächerlich und mahnt an einige Holländer in Belgien, welche nicht zufrieden daß die Flamänder niederdeutsch sprachen, auch noch verlangten, daß sie das holländische Niederdeutsch sprechen sollten. Wird aber durch solche Dinge die dänische Sprache untergehen, ja wird das Norwegische sich auch nur, wie Petersen meint, je wesentlich von dem Dänischen unterscheiden? Mit Nichten; der skandinavische Zweig der germanischen Sprachen wird nur durch solche Bestrebungen aus der ewigen Quelle des Volkslebens bereichert werden und geht einer andern Entfaltung entgegen.

Schlimmer sieht es freilich im Süden aus, wo das Deutsche seit Jahrhunderten die Eider, die ehemalige Gränze des Dänischen, überschritten hat, und mitten in Schleswig steht. Wir wollen nicht den banalen Trost geben, daß ja die deutsche Sprache doch auch eine so nahe verwandte Sprache sey; das Gebiet der dänischen Literatur verengert sich immer mehr, und wie schon Oehlenschläger seine Dichtungen dänisch und deutsch niederschrieb, so werden bald andere folgen, welche nur noch deutsch schreiben wollen, weil sie in dieser Sprache von vielen Millionen gelesen werden. Das ist ein Gang der Dinge, gegen welchen sich nicht wohl ankämpfen läßt, und Petersen sagt nicht ganz unrichtig: „das Deutsche hat bereits zur Hälfte das Dänische erobert, unser halber Wortvorrath ist bereits verdeutscht, und das Deutsche sollte so bescheiden, so zurückhaltend seyn, nicht auch das zu nehmen, was selbst die Arme ihm entgegenstreckt?" Die Fortschritte der deutschen Sprache und Literatur sind allerdings nicht zu hindern, aber so arg, wie Hr. Petersen meint, sieht es doch noch nicht aus, und sein Vorschlag, als Gegengewicht gegen diese Fortschritte auf die Entwicklung einer allgemeinen nordischen Schriftsprache hinzuwirken, ist wenig mehr als ein Traumbild. Aber eine Sprache, wie die dänische, die auf eine so reiche Literatur gegründet ist, wird darum nicht untergehen, wenn sie auch einige Metamorphosen durchmachen muß. Wir wissen überhaupt noch nicht anzugeben, was bei der fortschreitenden Ausbreitung der Schriftsprachen aus den Dialekten, d. h. aus den Sprachen der minder zahlreichen Nebenstämme werden soll. Die Herrschaft der Schriftsprachen dauert erst seit etwa 300 Jahren, bis jetzt ist sie in fortwährender Zunahme, ob sie aber je die Sprachen der Nebenstämme ganz unterdrücken wird, möchten wir sehr bezweifeln. Bis jetzt haben die Provincialsprachen von Frankreich, Deutschland, Italien und Spanien wenig gelitten, und für die dänische Sprache ist noch für die nächsten Jahrhunderte wenig zu besorgen.

Digitized by Google

Schweden.

In Schweden hat es sich eine Zeitlang angelassen, als ob die skandinavischen Bestrebungen ein großes Gewicht erlangen wollten, die Zahl der Mitglieder der skandinavischen Gesellschaft wuchs, und angesehene Personen nahmen Antheil, wie es scheint, um der Jugend Rücksichten für bestehende Verhältnisse aufzulegen, was auch nach Karl Johanns erfolgtem Tode bei dem beabsichtigten Studentenzug nach Kopenhagen sich als gar nicht überflüssig auswies. Der Tod Karl Johanns verschlang indeß bald die Aufmerksamkeit auf die mehr idealen Bestrebungen der skandinavisch gesinnten Jugend, denn mit Karl Johann wich das größte Hinderniß einer Umgestaltung Schwedens, welche, schon lange erstrebt, nicht mehr lange ausbleiben kann. Der von dem jetzigen Reichstag zur Berathung stehende Vorschlag zu einer Repräsentationsveränderung wurde auf dem neu versammelten Reichstag von dem Bürger- und Bauernstand angenommen, vom Priesterstand und dem Adel, welcher sich zu diesem Ende besonders zahlreich in Stockholm eingefunden hatte, verworfen. Damit war indeß die Sache keineswegs abgethan, das Gefühl der Nothwendigkeit einer Veränderung ist zu stark, und so bildeten sich alsbald Privatvereine zum Entwurf von Repräsentationsvorschlägen. Dieser Privatvereine waren drei: der erste unter dem Haupt der bureaukratischen Partei, dem Hrn. van Hartmannsdorf, der zweite unter dem Vorsitze des Freiherrn von Sprengporten, den man als das Haupt des liberalen Adels betrachten kann, welcher seine keineswegs hoffnungslose Sache nicht mit der völlig hoffnungslosen der bureaukratischen Partei vermengen will, der dritte endlich bestand aus acht Mitgliedern der radicalen Partei, je zwei aus jedem Stande. Die Einzelnheiten dieser Vorschläge sind vorerst ganz unwesentlich, denn die Hauptsache ist die Aufhebung der Selbstrepräsentation des Adels, die Trennung in vier Stände und die Anerkennung daß eine Nation und nicht bloß Stände existiren; jedoch können wir nicht umhin zu bemerken, daß der von dem Verein des Freiherrn von Speengporten ausgegangene Vorschlag bei der radicalen Partei sehr wenig Anklang findet und wahrscheinlich von ihr verworfen werden wird. Die Gemüther scheinen allmählich sehr in Gährung zu gerathen, wie sich auch aus dem Umstand ergibt, daß unter den Officieren Zusammenkünfte gehalten wurden, worin man sich sehr heftig in einem jeder Veränderung feindseligen Sinn aussprach, so sehr, daß der König sich veranlaßt sah, den Officieren solche Zusammenkünfte, welche nur die Gemüther erhitzen konnten, zu untersagen. Es fragt sich jetzt, kann der König eine gemäßigte Reform der widerstrebenden Partei der Bureaukratie und des verarmten Adels aufdringen, oder dricht sich die Bewegung eine ungesetzliche Bahn. Der Ton in den Journalen, der Ingrimm, womit man dem Adel seine feudere Geschichte vorwirft, alles dieß läßt kaum einen friedlichen Ausgang hoffen.

Man hat in Schweden wie allenthalben die Aenderungen und Verbesserungen so lange hinausgeschoben, bis man endlich auf das letzte und eigentliche Hinderniß jeder Reform, die Verfassung, nämlich die Selbstrepräsention des Adels und die Trennung der Repräsentation in vier Stände hinaufstieg. Schon wenn an der jetzigen Verfassung gar nichts geändert würde, sondern nur der Bürger- und Bauernstand als eine untere Kammer, der Priesterstand und Adel als eine Art Pairskammer zusammenträten, so würden sich wegen des erleichterten Geschäftsgangs am Reichstag die nöthigsten Veränderungen, wenn auch nicht ohne große Mühe, allmählich einführen lassen; wenn man aber erwägt, wie schleppend der Geschäftsgang in den vier Ständen ist, daß ferner der Beamtenstand, größtentheils aus verarmtem Adel bestehend, um wenigstens die Hälfte reducirt, daß das Heer wesentlich vermindert, das sogenannte eingetheilte (indelta) Heer aufgehoben und durch eine viel einfachere und minder kostspielige Miliz ersetzt würde, lauter Einschränkungen, welche für das arme Schweden ungemein nothwendig wären und eine Ersparniß von wenigstens drei Millionen oder etwa ein Drittel der gesammten Staatsausgaben ergeben würden, so kann man sich denken, wie sehr die Betheiligten sich gegen ein solches Ergebniß sträuben, und diese Betheiligten aber ihre Verwandten haben das Stimmrecht im Ritterhause, auch wenn sie nichts ihr Eigenthum nennen können, als ihren Degen und die oft sehr unbedeutende Besoldung, welche sie beziehen. Rechnet man dazu, daß der Priesterstand (s. die Geistlichkeit Schwedens Nr. 313) gleichfalls zum Theil im Besitz fetter Pfründen bedroht ist, daß eine freiere Bewegung der Kirche es unmöglich machen muß, oft ganz unwissende Menschen zu einträglichen Pfründen zu befördern, kurz daß viele Tausende, wenn nicht gerade in ihrem eigenen Einkommen, doch in der Möglichkeit, ihre Kinder und Verwandte mit Leichtigkeit in guten Stellen versorgen zu können, bedroht sind, wenn man erwägt, daß einige Dutzend Personen in hochbezahlten diplomatischen Stellen, die für das arme Schweden sehr überflüssig sind, alsbald nach einer Reform zur Seite werden geschoben werden, so kann man sich einen Begriff machen, welche Stimmung in dem größten Theile der vornehmen Welt gegen eine Reform besteht. Aber alle Bemühungen der bösen Stunde wo die Reform dennoch eintreten muß, zu entgehen, haben bis jetzt nur dahin geführt, das Begehren zu steigern, und der Bauernstand, d. h. fünf Sechstheile der schwedischen Bevölkerung, fühlt den Druck der Steuern, welche noch überdieß ungleich vertheilt sind, zu sehr, und hat zudem die Erfahrung gemacht, daß alle Bemühungen, die niedern Volksclassen aus der Demoralisation hervorzuheben, umsonst seyen, so lange man nicht den Steuerdruck mindert, da unter dem Elend das moralische und religiöse Leben des Volkes in gleichem Maaße, wie das physische leidet. Das kommende Jahr dürfte wohl ein entscheidendes für Schweden werden.

(Fortsetzung folgt.)

Die Abteikirche St. Julien in Tours ist ein Gebäude mit Spitzbögen von schönem Styl, aber seit der Revolution, wo es verkauft wurde, verlassen. Der Erzbischof von Tours wünscht dieß schöne Denkmal alter Kirchenbaukunst zu retten und dem Cultus zurückzugeben, weßhalb er eine Subscription eröffnet hat, da die Eigenthümer 300,000 Fr. dafür verlangen. (Fr. Bl.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 364

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

29 December 1844.

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Die slavischen Völker.

Der Gang der Dinge in Schweden erweckt im ganzen Norden die lebhafteste Aufmerksamkeit, namentlich aber in dem benachbarten Finnland und in Rußland. Der Tod des Königs von Schweden ist für letzteres insbesondere ein wichtiges Ereigniß, denn so wie in Schweden eine Veränderung vorgeht, welche mehr demokratische Elemente in die Regierung bringt, so wird der Haß des Volks gegen Rußland bei erster Gelegenheit sich Luft machen und Finnland bedrohen. Man sage nicht, was kann das kleine auf 4 Millionen Menschen reducirte Schweden gegen das kolossale Rußland? Schweden besitzt eine gefährliche Energie, und Finnland fängt an die russische Herrschaft sehr lästig zu finden (s. Nr. 219). Man kann überhaupt dieß Jahr nicht unter die günstigen für Rußland zählen: nicht nur hat es im Kaukasus mehr als eine nicht unbedeutende Schlappe erlitten, sondern der Kampf wird überhaupt hoffnungsloser und übt mehr und mehr einen ungünstigen Einfluß auf Rußlands asiatische Verhältnisse aus. Zugleich macht sich der alte Polenhaß hie und da Luft, wenn gleich meist in sehr unklugen Ausdrücken, welche aber immerhin von der Tiefe des herrschenden Grolles zeugen, und endlich hat Rußland ein Geschlecht gegen sich gereizt, welches zwar nicht die Waffen führt, aber durch tausend geheime Canäle einen mächtigen Einfluß übt, die Juden, deren Versetzung ins Innere von der polnischen Gränze weg allmählich zur Ausführung kommt. An Widerstand gegen einmal beschlossene Maaßregeln ist nicht zu denken, aber das russische Uniformitätssystem stößt doch auf allerlei Hindernisse, welche nicht so leicht zu brechen sind, wenn sie auch jetzt biegen.

In andern Beziehungen hat dieß strenge russische System gleichfalls nicht ganz günstige Folgen. Kein Staat hat den Gedanken eines Industriesystems mit so eiserner Strenge durchgeführt, eine Industrie wie aus dem Nichts geschaffen. Der Grundgedanke war ganz richtig: wenn Rußland fortwährend die fremden Waaren in derselben Weise wie früher zuließ, so mußte es verarmen; der unmäßigen Einfuhr mußten Schranken gesetzt und eine Industrie für die Bedürfnisse der großen Masse des Volks geschaffen werden. Aber das System ging für die Handelsinteressen zu weit, und es trat jetzt der umgekehrte Fall gegen früher ein; wenn sonst das Geld zu stark aus dem Lande ging, so wurden jetzt zu viel Rohstoffe, namentlich nach England abgesetzt, ohne daß dagegen eine entsprechende Masse von Waaren geliefert werden konnte, so daß England endlich alle Segel aufsetzte, um sich von einem so theuren Kunden unabhängig zu machen. Politische Ansichten kommen dabei wohl auch ins Spiel, da man es als gefährlich ansah, von dem Nebenbuhler in Asien hinsichtlich der Lieferung mancher Rohstoffe abhängig zu seyn. So wurde alles angewendet, um die Hauptwaaren, Flachs, Hanf und Talg, wo möglich aus andern Orten her zu beziehen, und jetzt erhält auch England Flachs in wachsender Menge aus Ostindien und Neuseeland, Talg aus Buenos-Ayres und Australien. So sieht sich Rußland genöthigt sein System zu ermäßigen, wenn der Absatz seiner Rohproducte sich nicht bedeutend mindern soll, und ein Handelsvertrag mit England soll am Abschluß seyn. Die englischen Blätter haben dem Kaiser vorgerechnet, daß von den 12 Mill. Pf. St. an Rohstoffen, welche Rußland ausführt, sieben nach England gehen, daß also Rußland guten Grund habe, sich diesen Absatz möglichst zu sichern. Die russischen Zölle sollen in den letzten 20 Jahren von 15 Mill. Silberrubel auf 35 gestiegen seyn, andern Nachrichten zufolge aber wäre noch eine bedeutend höhere Einnahme durch Herabsetzung des Zolls auf fremde Manufacte, welche Rußland bei weitem nicht in gleicher Güte und zu gleichem Preis wie weiter vorgeschrittene Länder liefern kann, mit Sicherheit zu erwarten.

Wenn aber auch diese Aussicht für die russische Regierung viel Lockendes haben muß, so darf man doch nicht glauben, daß alsbald eine bedeutende Aenderung in dem russischen Zollsystem bevorstehe. Die russische Regierung hat noch im Anfang dieses Jahres in einem Artikel über „die Geschichte des russischen Manufacturwesens" ihre Ansichten ziemlich umständlich dargelegt und wir heben aus dem Schlusse desselben einige der wichtigsten Stellen aus *). „Es wäre überflüssig den Nutzen

*) Der Artikel steht in dem Journal des Minister. des Innern. Januar bis März.

Digitized by Google

nachzuweisen, welchen die Ausbildung der Manufacturen in diesem Reiche haben muß, das von der Natur mit einem Ueberfluß an allen Lebensbedürfnissen gesegnet ist. Rußland, die Königin des Nordens, welche in ihrem Gebiet auch Länder mit glücklicherem Klima einschließt, kann selbst eine Menge Stoffe erzeugen, die zur industriellen Thätigkeit nothwendig sind, z. B. Farbstoffe, ja auch Baumwolle und Seide; seine weiten Steppen geben die Möglichkeit feinwollige Schafe zu ziehen. Rußland hat also einen augenscheinlichen Vorzug vor den übrigen nordischen Mächten Europa's, welche diese Gegenstände aus andern Ländern beziehen müssen. Bekannt ist der Streit zwischen dem Ackerbau- und Mercantilsystem, aber wenn der Ackerbau unerläßlich ist, die rohen Stoffe der Natur abzugewinnen, so sind es die Manufacturen nicht minder, um diese zu verarbeiten. Ein bloß ackerbauender Staat kann nicht blühend seyn, denn die übermäßige Fülle von Ackerbauproducten wird eine Last. Sehen wir nicht Beispiele, daß in fruchtbaren Strichen das Korn verfault, ohne daß man es zu benutzen wußte, oder doch um einen Preis verkauft wird, der die Arbeit in keiner Weise mehr lohnt? Jedes Land sucht seinen Bedarf selbst zu befriedigen, und selbst das so stark bevölkerte England hat oft keine Zufuhren nöthig, an wen soll also der Ackerbauer seinen Ueberfluß absetzen? Darum ist ein bloß ackerbauendes Volk mitten unter der Productenfülle arm, und leidet Noth mitten in dem von der Natur gespendeten Reichthum. Die Grundlage unseres Reichthums liegt allerdings im Schooße der Erde, und darauf müssen unsere Thatigkeit, unser Unternehmungsgeist und unsere Capitalien vor allem gerichtet seyn, aber dieß kann und darf nicht hindern, auch die Manufacturthatigkeit zu entwickeln, und wir haben Mittel genug dieß zu thun, nicht bloß ohne Schaden, sondern selbst zum wesentlichen Nutzen des Ackerbaues. Allerdings besteht bei uns das arbeitende Volk größtentheils aus Bauern, die man dem Boden nicht entreißen kann, aber im Norden, wo der Winter den größten Theil des Jahres hindurch die Erde mit einer Schneerinde deckt, hat der Bauer viel freie Zeit, die er den landlichen Arbeiten nicht widmen kann. Was soll er, was sollen seine Frau und seine Kinder thun? Gewiß ist eine Arbeit in den Fabriken oder am häuslichen Webestuhl besser als ein müßiges Nichtsthun, die Mutter aller Laster. Ebenso ist es mit den Kleinbürgern unserer Seadte, von denen kaum der vierte Theil nützlich beschäftigt ist. Warum sollen diese nicht guten Lohn in den Fabriken suchen, und durch anhaltende Arbeit zu guten Familienvatern und nützlichen Bürgern werden? Alles dieß beweist, daß unser Wohlstand zum großen Theil von industrieller Thätigkeit bedingt ist, und daß die Regierung nicht ohne Grund für ihre Förderung möglichst gesorgt hat und noch sorgt."

Dieß zeugt hinreichend dafür, von welchen Ansichten die Regierung in Handels- und Industrieangelegenheiten geleitet wurde, und daß man vielleicht die Art der Ausführung, aber nicht das System selbst tadeln kann. Die Bemühungen der Regierung blieben auch keineswegs fruchtlos; im Gouvernement Moskau allein, freilich dem gewerbreichsten von allen, befanden sich nach officiellen Berichten vom J. 1842: 1174 Fabriken mit 96,152 (ständigen) Arbeitern, 46,502 gewöhnlichen und 5894 Jacquardstühlen. Das Gesammterzeugniß der Fabriken belief sich auf einen Werth von 41,504,596 S.R. (nahe an 45 Mill. Pr. Thlr.) Es ist nicht uninteressant, ein wenig ins Detail dieser Industrie einzugehen, von welcher man vor 20 Jahren noch sehr wenig wußte; die Baumwollenspinnereien lieferten für einen Werth von 2,839,196 R. S., baumwollene und halbbaumwollene Gewebe beliefen sich auf 9,561,779 R.S., die seidenen und halbseidenen auf 4,319,588, die Wollenwaaren auf 10,263,639 S. R., die gedruckten Waaren auf 3,013,433 S. R. Diese Haupterzeugnisse betragen demnach zusammen etwa 30 Mill. S. R., nicht volle drei Viertheile des Ganzen. Sämmtliche andere Industriezweige, 57 an der Zahl, lieferten unter einer Million Werth, aber man ersieht daraus die Mannichfaltigkeit der im Gouvernement Moskau betriebenen Gewerbe. Die russische Regierung ist auch ausnehmend thatig für diese Gegenstände, und äußerst bemüht ihren Fabricanten nicht bloß das Neueste aus der Gewerbskunde, sondern auch über den Stand der großen Weltmärkte, so weit er sie interessiren kann, mitzutheilen, was durch das Journal für Manufacturen und Handel geschieht, welches von der Regierung geleitet und wohl auch größtentheils bezahlt wird. Einen Beweis für die Thätigkeit der russischen Industrie liefert unter anderem auch der Umstand, daß im vorigen Jahre für nicht weniger als eine Million Rubel Silber nur an Maschinen in Rußland eingeführt wurden.

Diese gewerbliche Entwicklung hat allmählich auf die socialen Verhaltnisse einen Einfluß geäußert, welchen man nicht mehr außer Acht lassen kann; nicht nur hat sie unter den niedern Classen eine Menge praktischer Kenntnisse und Begriffe verbreitet, sondern auch unter demjenigen Theil der Leibeigenen, welcher nicht sowohl an den Boden geheftet ist, als in eigentlicher Sklaverei sich befindet, einen gänzlichen Umschwung verursacht und ein ungeduldiges Streben nach Freiheit hervorgerufen. Die Hausssklaven, früher mehr ein Luxus und eine Last des Herrn, sind jetzt eine nicht unbedeutende Quelle des Einkommens geworden, und die Regierung fängt an indirect Sorge dafür zu tragen, daß die bisherige unbeschränkte Gewalt der Herren, leibeigene Bauern zu Hausssklaven und umgekehrt Hausssklaven wieder zu leibeigenen Bauern zu machen und nach Gefallen anzusiedeln, allgemach beschränkt werde. Der Adel nimmt häufig jetzt gemiethete Diener, und entläßt seine Hausssklaven auf Odrok, d. h. sie müssen dem Herrn gewisse Abgaben zahlen, die derselbe oft nach Willkür steigert; denn da sie sich in dieser Lage ernähren können mit was sie wollen, und oft in sehr vortheilhafte Geschäfte hineinkommen, so wirkt die Furcht, wieder auf ein Dorf hinaus zum Ackerbau geschickt zu werden, gewöhnlich stark genug, um ihnen alles abzupressen, was man verlangt. Da oft ein Paar solcher Leibeigenen das einzige Vermögen der Adeligen sind, so kann man sich denken, daß alle möglichen Mittel angewandt werden, um von ihnen das Nöthige zur Bestreitung des gesteigerten Luxus zu erlangen. Dieß gilt weit weniger von den alten reichen Adelsfamilien — deren Zahl jedoch, beiläufig

Digitized by Google

gesagt, seit 60—70 Jahren sehr zusammengeschmolzen ist, — und von ihren Bauern und sonstigen Leibeigenen, als von den zahlreichen Adeligen, welche jährlich durch die Dienstpragmatik zum Rang von Edelleuten und zum Recht Leibeigene zu halten, emporsteigen. Die ganze zahlreiche Classe der auf Obrok entlassenen Leute, von denen sehr viele in den Fabriken selbst oder sonst durch den gesteigerten Verkehr beschäftigt sind, steht zu dem Leibherrn in einem ganz andern Verhältniß, als die leibeigenen Bauern, welche allerdings den größten Theil des Ertrags ihrer Felder an ihre Herren und die Krone entrichten, dafür aber auch in schlechten Jahren von dem Herrn gegen Mangel geschützt werden müssen; daraus entspringt eine Anhänglichkeit an den Herrn so wie an den Boden, der sie nährt, während bei den auf Obrok entlassenen keine Spur eines solchen patriarchalischen Verhältnisses mehr besteht, da ihr Herr ihnen durch gar nichts bekannt ist, als das Geld, was er jährlich von ihnen erheben läßt. Nur diejenigen, welche einflußreichen Großen angehören, finden in dem Schutz, welche diese ihnen gegen die Plackereien der niedern Beamten gewähren, eine Entschädigung, bei der Mehrzahl ist dieß aber nicht der Fall, und der Leibeigene kann sich in der Regel darauf gefaßt machen, daß der Herr ihm direct oder indirect so viel als nur möglich abnimmt, wenn es gleich gegen Sitte und Herkommen verstößt, auch noch gar nicht vorgekommen seyn soll, daß der Herr dem Leibeigenen geradezu das Seinige nimmt, wozu er doch das Recht hat. Ein solcher Leibeigener ist also durch seine Lage genöthigt, wo immer möglich die Freiheit zu suchen, und die Regierung kommt ihm hierin auch insofern entgegen, als sie die Freilassungsverträge zwischen dem Herrn und Leibeigenen unter den Schutz der Behörden stellt, und letztern zehnjährige Freiheit vom Militärstande und andern Leistungen zusichert.

Die Regierung muß natürlich in einer Sache, welche so tief in die Vermögensverhältnisse der einflußreichsten Classe des Landes eingreift, sehr vorsichtig auftreten, und ihr bisheriges Verfahren zeigt auch, daß sie nur so weit geht, als sie glaubt gehen zu müssen, wenn nicht Aufstände nachfolgen sollen; daraus entspringt denn auch wohl die barbarische Bestrafung von Leibeignen, die sich auflehnen, wovon dieß Jahr ein furchtbares Beispiel geliefert hat. Indeß herrscht unter allen Classen, hohen wie niedern, die Ansicht vor, daß der jetzige Zustand der Dinge sich nicht mehr lange aufrecht halten könne, und die Macht des Kaisers ist hier die natürlichste Vermittlung, wenn gleich die höheren Classen, welche im Besitz so bedeutender Vorrechte sind, diese Vermittlung keineswegs immer mit Vergnügen sehen, so sehr auch fast alle Schritte, welche die Regierung seit langen Jahren in dieser Hinsicht gethan hat, von einem Geiste großer Vorsicht bezeichnet waren. Es ist darum nicht zu verwundern, wenn der Adel, namentlich der höhere, unabhängigere, einer ziemlich strengen Bewachung unterworfen ist; indeß scheint der Geist, welcher in den Jahren 1816 — 25 einen großen Theil des russischen Adels bewegte und eine nationale, wenigstens aristokratisch-nationale Umwälzung herbeizuführen drohte, so ziemlich erloschen, und die Veränderungen, welche künftig im Ganz der russischen socialen Verhältnisse eintreten, werden eher eine Frucht der Ideen Westeuropa's seyn, als aus einheimischer Wurzel emporwachsen. Der damalige Plan hatte eine auffallende Aehnlichkeit mit den Verschwörungen der Polen, bei denen ebenfalls der Adel das kraftvolle nationale Element repräsentirte, nur war der Zweck der Polen augenfälliger, jedem einzelnen klarer, als dieß bei der russischen Verschwörung der Fall war, wo die Ansichten sehr stark von einander abwichen. Jedenfalls ist aber die damalige russische Verschwörung gänzlich verschieden von den frühern Palastrevolutionen, wo es sich nur um Prioatintriguen und Privatehrgeiz handelte. Daß im Jahr 1825 etwas ganz anderes im Spiele war, zeigt der merkwürdige Umstand, daß während neun Jahren niemals ein völlig eingeweihtes Mitglied die Verschworenen verrieth, und daß die Untersuchung herausstellte, daß kaum Eine der bedeutendern Adelsfamilien ganz unbetheiligt bei der Sache war. Das wahre Haupt der damaligen Verschwörung war nicht Trubetzkoi, sondern der Oberst Pestel, ein Mann von ganz anderem Gepräge, von dessen Bedeutung man sich einen Begriff machen wird, wenn man weiß, daß er selbst ein neues russisches Rechtsbuch (russkaja prawda) verfaßt hatte, welches nach dem Mißlingen der Verschwörung in die Hand der Regierung fiel und aus dem vieles in die neue Gesetzsammlung Rußlands übergegangen seyn soll.

Wenn wir hier jener Verschwörung gedenken, so geschieht es darum, weil schon zu jener Zeit die Idee des Panslaoismus in vielen Köpfen steckte, und zwar ein Panslavismus, der auf viel nationaleren Grundlagen beruhte, als der jetzige, welcher, obgleich immer noch thätig, die öffentliche Aufmerksamkeit nicht mehr in gleichem Grade in Anspruch nimmt, wie vor einigen Jahren der Fall war; ob man aber Ursache hat sich einschläfern zu lassen, ist eine andere Frage, die wir hier nicht erörtern wollen. Pestels merkwürdige Verschwörung entdeckte im Laufe ihres Daseyns drei andere von ihr unabhängige Gesellschaften, die der „russischen Ritter," welche sich verbunden hatten, um allen zu ihrer Kenntniß gelangenden Mißbräuchen möglichst entgegenzuwirken, „die Gesellschaft für die Unabhängigkeit Polens," und die sogenannten „Vereinigten Slaven," welche sämmtliche slavische Länder unter verschiedenen localen Verwaltungen zu einem Bundesstaat zu vereinigen strebten. Letztere Gesellschaft bestand, wie schon aus der Art des Zweckes hervorgeht, meist aus jungen Enthusiasten, aber sie zeigt welche Ideen schon zu jener Zeit in einem Theil der Slavenländer im Gange waren. Das selbstständige, das autonomische Leben ist in Rußland darnieder gedrückt, der Geist der Centralisation und der Unterwerfung unter Eine Form beherrscht alles, und dieser kann den Ideen von Freiheit und selbstständiger Entwicklung, wie sie in andern Slavenländern auftauchen, nicht sehr günstig seyn. Darum zeigt sich unter den West- und Südslaven, während Einzelne sich unlängbar zu Rußland hinneigen, in der Mehrzahl der Stimmführer doch eine entschiedene Abneigung, welche nur dann weichen würde, wenn ihnen jede Aussicht, auf der jetzigen Bahn zu einer bessern nationalen Entwicklung zu gelangen, dahin-

Digitized by Google

schwände. Dem ist aber noch keineswegs so, und eben darum liegt in dem russischen Uniformitätssystem bis jetzt noch ein bedeutendes Gegengewicht gegen den Panslavismus.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Ein ehemaliger Arm des Jaxartes. In der Versammlung der Londoner geographischen Gesellschaft am 11 November wurde ein Schreiben des Russen Chanikoff vorgelesen, worin er über den jetzt ausgetrockneten Arm des Sye oder Jaxartes, früher unter dem Namen Tanghi-Darja bekannt, handelte. Die erste Nachricht von der Austrocknung dieses Armes des Syr brachte Baron Meyendorf und Prof. Baermann nach Europa, und sie schreiben dieselbe der Verdunstung zu. Hr. Chanikoff beweist, daß dieß nicht der Fall seyn könne, und löst das Problem durch folgende Thatsache. Im Jahre 1815 erfuhren die Chokander, daß die Chiwaer die Absicht hätten, Colonien an dem Ufer des Tanghi-Darja anzulegen. Da sie nun die Nähe so unruhiger Nachbarn fürchteten, führten sie einen starken Damm an der Stelle auf, wo der Tanghi-Darja sich vom Sye abscheidet. Das noch im Bette vorhandene Wasser floß bald nach dem Aralsee ab, und ließ ein trockenes Bett zurück, das im Jahre 1820 in einen dicken Wald von Saxaul (Salzweide, anabasis amodendrum) verwandelt war. Hr. Chanikoff erfuhr durch den unglücklichen, in Buchara hingerichteten Conolly, daß dieser den erwähnten Damm mit seinen eigenen Augen gesehen und in allen Einzelnheiten untersucht habe. Der letzte Europäer, der den Tanghi-Darja in seinem vollen Wasserlauf sah, war der Dolmetscher der russischen Gränzcommission zu Orenburg, der in den Jahren 1809 und 1810 daselbst setzte. Der Gegenstand veranlaßte eine längere Besprechung, und General Monteith (bekannt durch seinen langen Aufenthalt in Persien) versicherte die Versammlung, daß die jetzt trockene Verbindung eines Armes des Oxus mit dem kaspischen Meere auf eine ganz ähnliche Weise abgeschnitten worden sey. (Lit. Gaz. vom 16 Nov.)

•

Die Cederholzsäger in Australien. Hodgkinson sagt in seiner „Beschreibung Australiens von Macquarie nach Moreton-Bay" von diesen Leuten: „Diese führen ein Leben, mit welchem verglichen das der Lumberers oder Holzhauer in Canada die Civilisation selbst ist. Diese Leute sind meistens frei gewordene Verbrecher, welche paarweise in dem dichten Buschwald hausen; ihre Wohnungen bestehen bloß aus etwas abgestreifter Rinde, da sie stets im Suchen nach neuem Cedernholz begriffen immer auf der Wanderung sind. Hier leben sie den Myriaden schädlicher Insecten ausgesetzt, von denen der Buschwald voll ist, während bei der dichten Masse der Vegetation nicht Ein frischer Luftzug durch kann. Die Cederholzhändler liefern ihnen von Zeit zu Zeit Salzfleisch, Mehl, Thee und Zucker, und alle drei oder vier Monate wandern die Säger hinab an die Mündungen der Flüsse, um mit den Holzhändlern ihre Rechnung abzuschließen. Diese sind eben nicht sonderlich wegen Gewissenhaftigkeit verrufen, und machen die Rechnung sehr summarisch ab. Sie versehen sich mit einem guten Vorrath von Kleidern, Tabak u. dgl., die sie um das Dreifache des Preises in Sydney an die Arbeiter abgeben, und dieß nebst einem Fäßchen Rum oder Wein, an dem sie einen halben Monat lang zu trinken haben, gleicht in der Regel die Rechnung aus. Die Scenen, die ich bei solchen Gelegenheiten sah, übersteigen alle Begriffe, Männer und Weiber, denn viele der Säger haben Frauen, liegen Tag und Nacht besoffen auf dem nackten Gras, und kommen nur zu sich, um ihre Orgien von neuem anzufangen; eingeschlagene Fässer, deren Inhalt man in Kübeln herumreicht, rasende Männer und eingeborne Schwarze, denen man gleichfalls Branntwein gab, und die nun brüllen und schreien wie die bösen Geister, — das sind einige Bilder aus den Trinkgelagen der Säger. Endlich wenn sie genug getrunken haben, um die Rechnung ins Reine zu bringen, so gehen sie abermals in den Wald mit ihren Rationen, um dort bis zur nächsten Abrechnung zu bleiben. Die einheimischen Wilden können nicht viel uncivilisirter und wilder seyn, als diese Auswürflinge Europa's."

•

Sonderbare Gräber im Departement Haute Vienne. In der Nähe von Chateuet entdeckten kürzlich einige Arbeiter zwei große runde Steine unter dem Boden; einer lag über dem andern, und als der obere entfernt war, zeigte sich eine Höhlung im untern, welche eine große Glasurne enthielt. Eine Art von Braune und einige halb verbrannte Knochen zeigten, daß dieß ein Grab sey; solche Gräber sollen in dem Departement nicht selten seyn. (Literary Gazette vom 7 December.)

•

Das Gemälde der Schlacht von Jsly. Horace Vernet, der Maler im Galopp, wie ihn das Charivari dargestellt hat, scheint mit seinem die Schlacht von Jsly darstellenden Gemälde bald fertig zu seyn, aber das Journal l'Artiste versichert, es sey eine Zeitlang befürchtet worden, das Bild könne nicht auf der nächsten Ausstellung im Louvre figuriren, weil — das Louvre nicht groß genug sey. Man hat jedoch jetzt das Maaß genommen, und es findet sich, daß die Mauer des viereckigen Saals, in welchem die bekannte Hochzeit von Cana hängt, gerade die nöthige Größe hat, um das Gemälde aufzunehmen.

•

Die Juden in Algier. Die Freiheit und Gleichheit vor dem Gesetz, welche die Juden in Algier seit der französischen Besetzung des Landes genießen, scheint ihnen manchmal schlecht zu bekommen; sie können sich augenscheinlich nicht mäßigen und mißbrauchen ihre Stellung den Mauren gegenüber, welche natürlich erbittert sind über das hochmüthige Benehmen der von ihnen sonst so verachteten und mißhandelten Classe. Allenthalben beklagt man sich über den Uebermuth und die Unverschämtheit der Juden, und es ist so weit gekommen, daß man behauptet, die arabischen Häuptlinge, welche gegenwärtig in Frankreich reisen, seyen entschlossen den König zu bitten, daß er die Juden wieder in dieselbe untergeordnete Stellung wie früher zurückweise; das ist nun freilich nicht möglich; aber die französische Regierung scheint sich überzeugt zu haben, daß etwas geschehen muß, um den von Zeit zu Zeit ausbrechenden blutigen Händeln vorzubeugen. Kürzlich beleidigte ein Jude zu Constantine den Kadi des arabischen Bureau auf eine unverschämte Weise; dieser gerieth in Zorn und ließ ihm zur Rache eine solche Bastonnade geben, daß der unglückliche Jude wenige Tage darauf starb. (Algérie vom 12 Dec.)

•

Die Einwanderung in Algier ist gegenwärtig so stark, daß in den zehn Tagen vom 21 bis 30 Oct. 348 Arbeiter von allen Nationen, darunter 177 Franzosen, in Algier ankamen. (ibid.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 365.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

30 December 1844.

Alterthümer in Mesopotamien und Persien.

Bagdad, 30 Oct.

Während der französische Consul in Mossul die gelehrte Welt durch seine Entdeckungen in Chorsabad, von denen uns ein Theil hier durch das Journal der asiatischen Gesellschaft in Paris zugekommen ist, in Erstaunen setzt, bereiten sich hier andere Entdeckungen in Mesopotamien und Persien vor, welche von geringerem Umfang, aber nicht minder von dem größten Interesse für die Wissenschaft sind. Der englische Generalconsul dahier, Major Rawlinson, ist ein Gelehrter, der in Europa durch seine neuen Abhandlungen über die Geographie von Altpersien, die in dem Journal der geographischen Gesellschaft in London erschienen sind, rühmlichst bekannt seyn muß. Er hatte früher ein Regiment in Persien als Oberst commandirt und alle seine Mäesche benützt, Gegenden zu untersuchen, die einem europäischen Reisenden so gut als unzugänglich sind. Unter anderem schrieb er die berühmte Inschrift auf dem Felsen von Bisutun ab, von welcher alle Reisenden in Persien sprechen, die aber keiner abzuschreiben im Stande gewesen war, weil sie 150 Fuß hoch an einem perpendiculären Felsen eingehauen ist. Es war einer der Zwecke der Reise des unglücklichen Dr. Schulz, sich eine Abschrift davon zu verschaffen, er wurde aber ermordet, ehe er an die Stelle kam. H. Rawlinson ließ, ich weiß nicht wie, ein Gerüst aufschlagen, auf welchem er die Schrift abschreiben konnte. Man hatte früher geglaubt, sie komme von Semiramis her, andere schrieben sie Salmanasser zu, und hielten ein Basrelief, auf dem zehn Gefangene vor einem König zu Boden liegen, für die Darstellung der zehn jüdischen Stämme. Rawlinson fand aber, daß die Inschrift von Daeius Hystaspes herkomme, und in drei ungeheuren Colonnen bestehe, deren erste in persepolitanischer, die zweite in medischer, die dritte in babylonischer Keilschrift geschrieben sey. Jede Colonne hatte ursprünglich etwa 500 Linien, aber nur die erste ist noch vollständig erhalten; die zweite nur zum Drittheil, und die dritte fast ganz verwischt. Zum Glück ist die erste gerade die, welche entziffert werden kann, seitdem Burnouf, Lassen und Rawlinson selbst das persepolitanische Keilalphabet entdeckt haben. Darius gibt in diesem großen historischen Document Rechenschaft von der Consolidirung seines Reichs durch die Unterwerfung von zehn Königen, und wer diese sind, findet man auf dem Rücken der Gefangenen des Basreliefs, deren jeder seinen Namen und den seines Landes trägt. Man sieht auf den Basreliefs von Chorsabad ebenfalls, daß die Gefangenen Inschriften auf ihren Tuniken tragen, und es ist wahrscheinlich, daß die Figuren wirkliche Porträts sind. Hr. Rawlinson soll im Begriff seyn, die Inschrift und seine Uebersetzung davon nach England zum Druck zu schicken. Ein Document dieser Art und dieser Ausdehnung muß nothwendig viele streitige Punkte in der alten Geschichte des Orients festsetzen, für die Kritik von Herodot und den Rest der griechischen Schriftsteller ein unstreitiges Kriterium abgeben, viele Lücken in ihren Erzählungen ausfüllen, und die Kenntniß, welche die Bücher von Zoroaster und den bisher erklärten Keilschriften uns von der altpersischen Sprache gegeben haben, bedeutend vermehren. Rawlinson ist unermüdlich im Studium der Reste der Alterthümer in Mesopotamien, und hat kürzlich eine Reise in Kurdistan gemacht, auf der er in Schahrisur ein etwas neueres, aber doch sehr merkwürdiges Monument gefunden hat, nämlich einen der Feuertempel, welche Ardeschir Babegan, der Stifter der sassanidischen Dynastie, errichtete, als er den zoroastrischen Cult, welcher unter den Parthern in Verfall gekommen war, wieder einführte. Dieses Monument war von einer großen Inschrift bedeckt welche in parthischer und in Pehlewi-Sprache die ganze Façade einnahm, aber leider sind die Platten, auf denen sie eingegraben waren, herabgefallen, und es ist noch ungewiß, ob man sie wieder so zusammenlegen kann, daß sich ein zusammenhängender Sinn herausbringen läßt. Sie scheint halb historisch halb religiös zu seyn, und es wäre um so wichtiger sie zu besitzen, als die Geschichte von Ardeschir eine der dunkelsten Epochen der persischen Geschichte ist. Ebenso wird die Inschrift einen Schlüssel zu den bis jetzt noch nicht gelesenen paethischen Inschriften geben, welche in den östlichen Provinzen von Persien bis an die Gränze von Indien hin häufiger zu seyn scheinen als man vermuthete, und die nothwendig viele

Digitized by Google

Aufschlüsse über die uns nur aus Münzen und daher sehr unvollständig bekannten Revolutionen geben würden, welche in den Ländern am Orus und obern Indus in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung vorgegangen sind. Diese Entdeckungen werden ohne Zweifel zu neuern führen, und Mesopotamien, Susiana, Kurdistan und die anliegenden Provinzen enthalten noch eine Menge von Resten des höchsten Alterthums, die man freilich nicht hoffen kann zu entdecken, wenn man bloß auf der Karawanenstraße reist, wie die Europäer Jahrhunderte lang gethan haben. Man muß einen dauernden Aufenthalt im Lande machen, um sich Freunde zu erwerben, welche den Reisenden in den unwirthbaren Gebirgen beschützen können; man muß sich der Gefahr aussetzen, Jahre lang umsonst zu suchen, bis man durch eine große Entdeckung belohnt wird, aber dieß kann dem ja nicht fehlen, welcher seine Station mit einiger Sachkenntniß wählt.

Rückblicke.

Die slavischen Völker.

(Fortsetzung.)

Rußland hat immer noch, wir wollen nicht einmal sagen die fremden, sondern selbst die slavischen Nationalitäten in seinem Innern nicht überwunden und sich assimilirt; eben so wie die Polen widerstreben noch immer die Kleinrussen, welchen man das Joch der Leibeigenschaft zuletzt aufgelegt hat, und welche auch am meisten dagegen sich setzen; die Beispiele von Aufständen der Leibeigenen gegen ihre Leidherren finden meistens in Kleinrußland statt. Allerdings drängt sich die großrussische Bevölkerung immer mehr gegen Südwesten in die kleinrussische Bevölkerung hinein und modificirt sie in manchen Theilen, aber dieß reicht doch bei weitem nicht aus, um den uralten Charakter dieses merkwürdigen Slavenstammes umzugestalten. Die Kleinrussen sind im Allgemeinen den Großrussen an Verstand und noch mehr an Willenskraft überlegen. Bulgarin fing dieß Jahr in der nordischen Biene eine Schilderung der slavischen Stämme im Umkreis des russischen Reiches an, und hatte die Absicht hervorzuheben, was jeder derselben für das Gesammtreich gethan. Der erste und einzige Brief (s. Nr. 12 ff.) betraf die Kleinrussen, deren Wichtigkeit für den Staat seit und selbst vor Peter er besonders, jedoch weit nicht in genügendem Maaße hervorhob. Aber es ist keine Fortsetzung erschienen, wahrscheinlich weil man in Rußland solche Stammesunterscheidungen nicht liebt. Es war eine Art Versuch, die Idee der „Vereinten Slawen" auf literarischem Wege wieder zu verfolgen, aber die stets widerwilligen Kleinrussen mögen die Sache etwas zu lebhaft aufgefaßt haben, denn wie sie der Polenherrschaft Jahrhunderte lang widerstrebten, so jetzt der großrussischen, und diese Stimmung wird noch genährt durch den Aufenthalt zahlreicher Polen im Lande, denen meist die Schlösser gehören. Dieß Volk hat seine Geschichte in eigenen kleinrussisch geschriebenen Werken, die zum Theil im Manuscript circuliren, und überhaupt sind Anfänge einer selbstständigen kleinrussischen Literatur nicht zu verkennen, wenn sie gleich, wie natürlich, von oben her nicht die mindeste Unterstützung, sondern eher das Gegentheil zu gewärtigen hat. Solche Versuche, wie sie Bulgarin angestellt, sind interessant, weil sie ihren Gegensatz in ähnlichen literarischen Bestrebungen der Polen haben. Schon im vorigen Jahre haben wir einen Aufsatz aus polnischen Zeitschriften „Schilderung des nordöstlichen Europa's" mitgetheilt, welche Rußland ganz aus dem Spiele läßt und das alte Polen in seinem weiten Umfang, freilich scheinbar nur vom geographischen Gesichtspunkt behandelt; aber es tritt sichtlich darin die Idee auf, daß das alte Polen wieder erstehen könne, jedoch mit einer naturgemäßen Abtheilung, so daß kein Theil sich eine Herrschaft über den andern anmaße, während sie durch gemeinsame Interessen und eine gemeinsame Oberleitung verbunden seyn könnten. In diesen Ländern, wo die Masse des Volks nicht als Lesepublicum, sondern nur in seinen allgemeinen Zu- und Abneigungen in Betracht kommt, werden solche Winke von den höhern Classen, an welche sie gerichtet sind, vortrefflich verstanden. Das polnische Leben, politisch vernichtet, entfaltet sich immer stärker in seiner Literatur, und wenn irgend, so gilt hier das alte Wort: „noch ist Polen nicht verloren!"

Es ist kein Zweifel, wenn Rußland von seinem Centralisationssystem abgehen, d. h. wenn es seine moskowitische Vergangenheit von sich werfen und einem föderativen Geiste huldigen könnte, so hätte es weit größere Aussichten als jetzt. Dieß ist aber, wie die Sachen einmal stehen, eine Unmöglichkeit, die russische Regierung ist von dem altslawischen System abgewichen, sie hat sich den romanischen Begriffen von unbeschränkter Kaisermacht ergeben, allmählich haben sich die Stände des Reichs so gegeneinander gestellt, daß diese Kaisergewalt auch nothwendig zur innern Ruhe ist, aber eben damit hat es auch die Aussicht auf eine friedliche Vereinigung der slawischen Stämme verscherzt; jetzt könnte diese nur noch durch Gewalt oder durch große Fehler der Gegner ins Leben gerufen werden. Hieraus erkennt man die Bedeutung der polnischen Literatur, von deren Entwicklung in den letzten zwölf Jahren wir aus Mangel einer bessern eine freilich fast nur nomenclatarische Uebersicht (s. die polnische Literatur Nr. 183 ff.) gegeben haben. Ihre Mannichfaltigkeit, das umsichgreifende Studium der deutschen Philosophie, welche freilich nach vielfach im Unklaren verkehrt, wie ja in Deutschland selbst, zeigt ihren westeuropäischen Charakter in voller Entwicklung, und sie schließt sich dadurch eng an die böhmische an, welche trotz der mannichfachsten Hindernisse einer neuen Blüthe entgegengeht.

Aber damit diese Blüthe bald und naturgemäß sich entfalte, wünschen die Böhmen, und müssen es wünschen, daß der Unterricht nicht bloß in den untern Stufen, sondern auch in den mittlern und höhern in der Nationalsprache ertheilt werde, weil nur dann eine wirklich nationale Literatur und somit eine natürliche Bildung des Volks möglich wird. Dieß führt uns auf den bekannten Streit des Tschechenthums und Deutschthums in Böhmen, ein fataler Gegenstand, weil so viel Unklares, zum Theil auch ganz Fremdartiges von beiden Seiten unterläuft. Die Böhmen beschweren sich über zahl-

Digitized by Google

reiche Hindernisse, welche man ihrer Nationalsprache und Nationalliteratur entgegen setzt, und im Eifer darüber wird von unklaren Köpfen und heftigen Gemüthern ein allgemeiner Haß gegen Deutsche gepredigt. Sorgsam wird in böhmischen Zeitschriften jedes in deutscher Schrift erscheinende ungeschickte oder übereilte Urtheil über böhmische Zustände aufgezählt, und wenn man wollte, so ließe sich eine gar reiche Nebrenlese der heftigsten Ausfälle gegen Deutschland als Gegenstück aus denselben Journalen zusammen finden. Was hälfe es aber einen Streit und einen Haß zu nähren, welcher nur schon zu tief gefressen hat; da werden in Novellen und Gedichten Swatopluks Reich und die Kämpfe gegen Deutschland verherrlicht, und Kollar klagt in beredten Worten über die Jahrhunderte alten Unbilden, von Deutschen gegen Slawen verübt. Wenn mit Recriminationen etwas geholfen wäre, so könnte man wohl fragen, ob denn die Besetzung des unbezweifelt früher völlig deutschen Böhmen so unblutig vor sich ging. Was hilft es aber die rohen Kämpfe der alten Zeit, das Hin- und Wiederwogen der Völker in dieser Weise wieder aufzuwärmen; wir haben es mit der Gegenwart zu thun und jetzt wohnen neben 4½ Millionen Tschechoslawen in Böhmen und Mähren nahe an 2 Mill. Deutsche, genug Aufforderung, ganz abgesehen davon daß sie unter Einer Regierung stehen, sich mit einander zu vertragen. Die Böhmen werden freilich sagen, die Deutschen hätten gut Frieden predigen, ihre Sprache habe in Böhmen eine unbillige Obergewalt, während die ihrige sich als die unterdrückte betrachten müsse. Wir stellen dieß nicht in Abrede, und wünschen sehnlichst, daß beiden mit gleichem Maaß gemessen werde, aber das Uebel wird durch Aufreizung zum Nationalhaß nicht besser, und wenn die Böhmen behaupten, was in ihren böhmischen Journalen gegen Deutschland geschrieben werde, sey reichlich aufgewogen durch das was in deutschen gegen Böhmen gesündigt werde, so befinden sie sich in starkem Irrthum: wir sind zwar bereit einzuräumen, daß in deutschen Journalen gar manches leichtfertige Urtheil über böhmische Zustände und böhmische Bestrebungen stehe, Urtheile, die wie gerne ausgemerzt sehen würden, aber zwischen dem Gerede der deutschen und der böhmischen Journale herrscht ein sehr wesentlicher Unterschied: die öffentliche Aufmerksamkeit in Deutschland kümmert sich ungemein wenig um böhmische Zustände, die Artikel deutscher Journale darüber werden gelesen, und dann gleichgültig bei Seite gelegt, während der gereizte Ton böhmischer Journale in Böhmen nur zu willige Ohren findet. Böhmische Streitfragen werden oft von verschiedenen Correspondenten in deutschen Journalen verhandelt, und machen wohl in Böhmen, in Deutschland selbst aber nicht das mindeste Aufsehen; dieß ist unter den bestehenden Verhältnissen natürlich, aber darum nicht minder schlimm.

Die böhmischen Journale haben uns in diesem Jahr auch davon berichtet, daß in Schlesien der slawische Theil der Bevölkerung wieder Sinn für seine Nationalsprache und Nationalliteratur zeige, und in der That sind auch manche in dieser Richtung thätig, weßhalb sie nur zu loben sind, da dieß nebst den edlen Bemühungen der Geistlichkeit zur Unterdrückung des Branntweintrinkens das einzige Mittel ist, dieß bisher so lange verwahrloste Volk geistig und sittlich zu heben. Von deutsch-nationaler Eifersucht gegen eine solche Bewegung kennen wir kaum eine Spur, und in der That spaßhaft muß es erscheinen, wenn ein Franzose, der uns wohlbekannte Cyprien Robert sich über Schlesien in folgender Weise vernehmen läßt: „Es ist nicht zu läugnen, das tschechoslawische Volk ist von zu schwacher Zahl, und bedarf einer Stütze, eines Hebels im Schooße der slawischen Welt, um sich politisch Deutschland gegenüber zu halten. Darum beschäftigt sich Böhmen so sehr mit dem Loose Polens, denn vereinigt hätten diese beiden Nationen weder von Deutschland, noch von Rußland mehr etwas zu fürchten, da beide, dem westlichen Europa sich zuneigenden *) Nationalitäten der slawischen Welt, bereits durch Schlesien beinahe verschmolzen sind. Diese unglückliche, von seinen Herren so unwürdig ausgebeutete Provinz, dieß Schlesien, das man für völlig deutsch geworden ansah, hat sich als slawisches Land wieder erhoben, (s'est éveillé slave) und, der Sprache nach halb tschechisch halb polnisch, liest es jetzt die Journale beider Völker, und nimmt eifrig an den von ihnen besprochenen Fragen Antheil. Gestützt auf Prag und Posen beginnt Schlesien ein neues Leben." Der gute Cyprien Robert hat sich von irgend einem slawischen Enthusiasten eine arge Thorheit aufbinden lassen, und leider steht diese Thorheit nicht vereinzelt; ähnliche kommen in nicht ganz kleiner Zahl vor, worunter wir nur die in diesem Jahr erschienene, in slowenischer Sprache geschriebene Geschichte der Steyermark ausheben. Die Steyermark, welche selbst Kollar als slawisches Land völlig aufgibt, wird von neuem als slawisches Eigenthum vindicirt. Solche Dinge sind nur lächerlich, und wenden die Aufmerksamkeit ab von einem Streit, welcher des Wahren und Ernsten nur zu viel in sich trägt, und jetzt in Ungarn namentlich durch die Beschlüsse des letzten Reichstages über die ungarische Sprache eine fast gefahrdrohende Höhe erreicht hat.

Selten sind die deutschen Jornale im Laufe eines Jahrs in gleichem Maaße mit den Angelegenheiten Ungarns beschäftigt gewesen, wie dießmal; die Städtefrage, das Recht der Unadeligen zu Landbesitz und Aemterbekleidung, die Streitigkeiten über die Religionsverhältnisse, über die Besteuerung des Adels und eine Menge anderer Dinge sind äußerst lebhaft besprochen worden. Unter allen andern Punkten ragt aber die Frage über die Sprache hervor, indem jetzt nach den Reichstagsbeschlüssen die magyarische Sprache die herrschende des Landes und der Gesetzgebung seyn, in allen Schulen gelehrt und in öffentlichen Angelegenheiten allein gebraucht werden soll. Wenn wir dieser Frage ein Uebergewicht über alle andern zuertheilen, so liegt der Grund darin, daß das Recht der Unadeligen, Aemter zu bekleiden in einem Lande, wo der Adel überhaupt noch so mächtig ist und den größten Theil der Stellen vergibt, von sehr geringer Bedeutung erscheinen muß; weil die Berechtigung der Unadeligen zum Landbesitz von keinen großen Folgen seyn kann, so lange das Gesetz der Ma-

*) Cyprien Robert bezeichnet diesen Begriff mit dem einfachen Worte „lateinisch", was wohl im Französischen, aber nicht im Deutschen verständlich ist.

Digitized by Google

ticität noch Gültigkeit hat; weil die Städtefrage nach allen Anzeichen an der Befürchtung der magyarischen Partei in den Städten ein fremdes, nicht magyarisches Element groß zu ziehen gescheitert ist, und endlich weil der Beschluß über die Sprache eine Erbitterung unter der slawischen und selbst unter der deutschen Einwohnerschaft erregte, welche der Magyarenherrschaft nichts Gutes weissagt. Der Reichstag hat eingestandenermaßen sehr geringe Resultate geliefert, und nachdem er auseinander gegangen, hat es an Recriminationen, wem die Schuld davon beizumessen, in keiner Weise gefehlt. Die Magyaren, deren zum Theil sehr lobenswerthen Bestrebungen für Verbesserung des Looses ihrer Unterthanen man jetzt wie früher Gerechtigkeit widerfahren lassen muß, können aus dem Gang dieses Reichstags sich eine bittere Lehre ziehen, und diese ist, daß man auch bei vortrefflichem Willen aus einem solchen, durch Gesetze und Herkommen umschanzten mittelalterlichen Zustand nicht so leicht herauskommt, als die gesunde Erkenntniß seiner Fehlerhaftigkeit zu versprechen scheint. Der Ausgang des Reichstags ist in jeder Beziehung beklagenswerth, und die Vertröstung auf den nächsten um so unzulässiger, als theils der Verlauf, theils der Ausgang des Reichstags selbst allzu viele bittere Gefühle erregt hat, welche sich in der Zwischenzeit nur zu üppig entwickeln werden, um so mehr, als bei der autonomischen Verfassung der Comitate sich die Bestrebungen, welche auf dem Reichstag scheiterten, gewiß in den einzelnen Landestheilen fortspinnen.

Das Verderblichste bleibt immer das Sprachedikt, weil es auf den allgemeinen Zustand des Landes eine so unheilvolle Wirkung äußern wird; wir haben schon in frühern Jahren erwahnt, daß Ungarn berufen seyn könnte, das Land zwischen den Karpathen und dem Balkan, zwischen dem adriatischen und schwarzen Meere unter seiner und Oesterreichs Herrschaft zu vereinen, aber dieß ist nur durch eine Vereinigung der Magyaren und Slawen, durch eine Art Bundesverfassung zu erreichen, aber nicht auf dem Wege der Herrschaft Eines Stammes, so viele Documente dieser auch für seine Berechtigung beibringen mag. Die Aussicht auf eine solche Föderativerfassung ist durch das Sprachedict vorerst abgeschnitten, und eine Menge Kräfte werden in nutzlosen innern Kämpfen sich verzehren. Der magyarische Grundsatz: „Tot nem ember," der Slawe ist kein freier Mann, wird, wenn die ultramagyarische Partei in der jetzigen Weise fortfährt, der Fluch des Landes werden.

Szentkiralyi hat in der Verhandlung über die illyrischen Umtriebe ein vollständiges Plaidoyer gegen den Panslawismus und seine Tendenzen gegeben, und bewiesen daß derselbe keineswegs bloß literarischer Art sey, wie manche angeben; er hat Kollars „Slawy dcera" citirt und darauf aufmerksam gemacht, wie sehr auf alle Weise der Haß der Slawen gegen Fremde gegen Magyaren und Deutsche gestachelt werde, allein was wird durch alles dieß bewiesen? Nichts als was man schon lange weiß, und was hundertmal gesagt worden ist, daß die Anhänger Rußlands in allen slawischen Landen geschäftig sind, um eine für Rußland günstige Stimmung zu erwecken, jeden zu ermuntern, slawische Stimmung zu wecken und fremde Herrschaft abzuschütteln, damit einst Rußland auf diesem Felde ernten könne. Aber wird ein solches Ergebniß, welches jedenfalls noch in ziemlicher Ferne steht, abgewendet, wenn man die Fesseln der Slawen fester zieht und das Gefühl des Unmuthes unter fremder Herrschaft zu stehen noch steigert. Die Frage für Ungarn ist die, ob ein Bündniß mit den Slawen nicht eine mächtigere Waffe gegen die russische Herrschaft sey, als Sprachenedicte und beschränkende Maaßregeln, ob nicht die Zahl der wirklichen Russenfreunde sehr gering ist im Vergleich mit denjenigen, welche wirklich bloß eine freiere nationale Entwicklung erstreben; diesen Beweis ist Szentkiralyi schuldig geblieben. Sehen wir jedoch von diesen bis jetzt unfruchtbaren Induktionsbeweisen ab, so finden wir daß die Südslawen in der neu eröffneten Bahn der Literatur rüstig fortschreiten; ein kleines Journal entsteht nach dem andern, bereits auch an der Seeküste, wo früher nur italienische Zeitungen bestanden oder hingelangten. Merkwürdig genug erstreckt sich diese Bewegung bis nach Bosnien hinein, wie denn vor einiger Zeit ein bosnischer Aga, ein geborner Slawe, nach Agram kam und dem Herausgeber der Agramer Volkszeitung, dem bekannten Ljudewit Gaj, zwei junge Menschen zuführte, welche bei ihm das Geschäft eines Setzers und Druckers erlernen sollten. Wie weit sich allmählich die illyrische Bewegung — denn so müssen wir sie jetzt nennen, da dieß Wort der Parteiname geworden ist — noch ausbreiten und wie sie sich entwickeln wird, ob, wie manche Magyaren glauben, alles hauptsächlich in russischem Interesse geschieht, das muß eine nicht sehr ferne Zukunft lehren.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Die Rothschilds excommunicirt. Die Gazette des Tribunaux vom 9 Dec. meldet aus Jerusalem, daß die Synagoge dieser Stadt, deren Mitglieder bekannt sind wegen ihres tiefen Abscheues gegen jede Neuerung, einen Excommunicationsschluß gegen alle Israeliten erlassen haben, welche als Sammler oder Schenker an der jetzt in Europa eröffneten Subscription Theil genommen haben, um den Ackerbau unter den Juden Asiens zu begünstigen, und zu Jerusalem für dieselben armen Juden ein ausgedehntes Hospital und Schule für Erwachsene und Kinder beider Geschlechter zu gründen. Unter den Personen, gegen welche dieß Anathema erlassen wurde, stehen auch die Häupter der verschiedenen Zweige des Hauses Rothschild, welche für diesen edeln Zweck 100,000 Fr. unterzeichnet haben.

•

Pensionscasse für Arbeiter. Die Gründung einer Pensionscasse für Arbeiter beider Geschlechter ist zu Paris im Werk; man hat den Plan dem Finanzminister vorgelegt, der den Grundsatz vollkommen billigte, und geneigt seyn soll die Sache in Ausführung zu bringen. (Moniteur industriel vom 12 Dec.)

•

Denkmal Parmentiers. In unserer denkmalreichen Zeit soll auch diesem Mann, dessen Name allerdings nicht sehr bekannt ist, ein Denkmal gesetzt werden. Er hat das Verdienst die Kartoffeln in Frankreich eingeführt zu haben. (Echo du Monde Savant vom 15 Dec.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 366

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

31 December 1844.

Die Städteverwaltung in Centralasien.

(Nach Chanikoff. Journal des Ministeriums der Volksaufklärung. September.)

Das bürgerliche Leben in Mittelasien hat sich auf eine ganz originelle Weise entwickelt. Hirtenvölker gingen zur Ansässigkeit über, nicht allmählich durch Gründung von Döfern, sondern unmittelbar duech Anlegung von Städten und nur dem Uebeefluß der Städtebevölkerung erlaubte man sich in kleinern Gemeinden anzusiedeln. Das Alterthum der Städte und die glückliche Wahl der von ihnen eingenommenen Striche befestigte das Uebergewicht der städtischen Einrichtung über jede andere; dee Begriff der Herrschaft floß mit dem Begriff von Stadt so unzertrennlich zusammen, daß noch jetzt es keinem Regenten Mittelasiens einfällt, sein Volk anders beherrschen zu wollen, als von der Höhe einer Citadelle herab, hintee einer gezahnten Lehmmauer hervor. Um einen Begriff von der Stadtverfassung zu geben, müssen wir aus dem allgemeinen Chaos der durch vielhundertjährige Wiederholung eingewurzelten Verwaltungseinrichtungen dasjenige ausheben, was unsern europäischen Begriffen von dem Zweck einer städtischen Verwaltung entspricht, nnd müssen asiatisches Herkommen mit den Namen europäischer Einrichtungen bezeichnen. In der nachfolgenden Skizze der Stadtverfassung Mittelasiens beschränken wir uns ausschließlich auf Buchara, theils weil dieses Chanat das gebildetste ist, theils weil die in Buchara eingeführte Ordnung mit geringen Veränderungen auch in Chiwa, Chokand, Taschkend u. s. w. gilt.

Stadt heißt in Mittelasien jeder bewohnte Ort, der von einem Wall umgeben, von einer gezahnten Lehmmaner eingeschlossen ist, nnd eine Citadelle (Arik) so wie eine große Moschee hat. Die Hauptstraßen, welche von den Bazarplätzen nach den Stadtthoren (gusar) führen, theilen die Stadt in mehrere Quartiere, welche nach den sie begränzenden Straßen genannt werden, und diese Quartiere werden nur von kleinen, engen Sträßchen (Kutsche) durchschnitten. Das städtische Vermögen bildet kein ausschließliches Eigenthum der Gemeinde, sondern hängt gänzlich vom Emir ab, dem überhaupt alles gehört, was er nicht in Privathände übergeben hat; man kann es eintheilen in solches, das dem Schatz, d. h. dem Emir ein Einkommen gewährt, oder was der öffentlichen Benützung unentgeltlich zugetheilt ist. Zu dem ersten gehören die Caeawanserais, die auf Rechnung des Schatzes errichteten Bazare nnd die öffentlichen Bäder; zu dem zweiten die Moscheen, die Unterrichtsanstalten (Madräse), die Armenanstalten (Kalender-Chane), die Klöster (Chanaka), die Begräbnißorte, Canäle, Wasserleitungen, Brunnen, Brücken, nnd endlich die Gefängnisse; alles dieß wird vom Emir erbaut nnd unterhalten aus den von der Stadt erhobenen Einkünften.

Die Verwaltung der Hauptstadt hängt unmittelbae vom Emie ab, ist aber von ihm dem Wesir oder Kusch Begi, dem Reis, Miri Schab nnd Miri-Ab übertragen. In andern Städten des Chanats werden von dem Emir Befehlshaber (Hakims) ernannt, welche sich seldst ihre Unteebeamten wählen. Der Antheil des Wesirs an der städtischen Regierung besteht in der Sorge für die Ordnung des Handels, die äußere Sicherheit der Stadt, die Versorgung mit Lebensmitteln und die Aufsicht über den nicht muselmännischen Theil dee Bevölkerung. Der Reis wacht über die strenge Erfüllung der Grundgesetze des Koeans, die Reinheit dee Sitten, die Ordnung und Sicherheit dee Stadt bei Tage. Bei Nacht geben die zwei letzten Obliegenheiten an den Miri Schab über, den darum die Bucharen den Herrn der Nacht nennen. Der Miri Ab wacht über die Versorgung der Stadt mit Wasser, so wie über die regelmäßige Bewässeeung der Felder im Umkreis der Stadt. In Gemäßheit dieser Theilung der Arbeit wählen die Oberbeamten sich ihre Unterbeamten selbst aus dem sie umgebenden Gefolge. Diese Unterbeamten heißen deßhalb auch nur die „Leute des Wesirs, des Reis" u. s. w. Bei dem Wesie befinden sich 1) Beamte zur Aufsicht über den regelmäßigen Verlauf des Handels auf den Bazaren, d. h. zur Erhebung von 2½ Proc. des Verkaufspreises von allen auf die ihm untergebenen Märkte geführten Waaren; 2) Beamte zur Aufsicht über den eegelmäßigen Gang des Handels in den Caravanseeais, an denen je zwei angestellt sind; sie müssen den Wesir benachrichtigen von der Ankunft der Karawanen, der Zahl der Kamele, der Menge der Ladungen, von der Beschaffenheit der in

denselben befindlichen Waaren, und endlich müssen sie darüber wachen, daß nichts verkauft werde ohne Bezahlung des Zolls, für dessen Abtragung sie den Kaufleuten mit dem Siegel des Wesirs versehene Quittungen ausstellen. Sie wie die andern müssen jeden Abend das empfangene Geld dem Diwan-Bey oder Schatzmeister des Wesirs einhändigen, welcher dem Wesir über den täglichen Bestand des Schatzes ganz einfach mündlich berichtet. Für die äußere Sicherheit der Stadt stellt der Wesir Thorwächter an, welche verpflichtet sind, die Thore jedesmal nach dem Abendgebet zu schließen, und die Schlüssel dem Wesir zu bringen, der sie ihm auch nicht früher, als nach dem Morgengebet zurückgibt. Für die Aufsicht über die nicht muselmannischen Einwohner, welche für das Recht, in der Stadt zu wohnen eine besondere Steuer, Dschasia, bezahlen müssen, sind in den ihnen angewiesenen Quartieren Aufseher angestellt, welche dem Wesir bei der Erhebung der Dschasia, die er persönlich zweimal im Jahre vornehmen muß, beistehen. In den städtischen Gebäuden beaufsichtigt der Wesir die Caravanserais, Bazars und die Paläste des Emirs. Außerdem stehen die unbebauten Plätze innerhalb der Stadt, die ein persönliches Eigenthum des Chans bilden, gleichfalls gewissermaßen unter dem Wesir oder dem Oberaufseher der Andersgläubigen, denn auf diese Unglücklichen fällt größtentheils die lästige Verpflichtung, um einen unmäßigen Preis kleine Stücke dieses Landes zu kaufen, da das Verbot, sich in den Quartieren der Muselmänner anzusiedeln, es ihnen unmöglich macht, Häuser und Ländereien von Privaten zu kaufen.

Der Reis vollzieht die ihm obliegende Pflicht, indem er die Stadt zweimal des Tages umwandert. Seine Unterbeamten, deren Zahl von ihm abhängt, müssen fast alle um ihn seyn, und laufen gewöhnlich zu Fuß paarweise hinter seinem Pferde drein. Bei diesen Wanderungen hält er nach Gefallen die Vorübergehenden an, läßt sie die „Pharsegain" oder muselmannische Glaubensformel hersagen, und im Fall sie es nicht können, hat er das Recht, ihnen sogleich zum Beispiel für jeden 1 bis 30 Schläge aufzählen zu lassen; er tritt in die Caravanserais und die kleinen Buden, zu den bekannteren Kaffeh- oder Gastwirthen, und sieht darauf, daß niemand in der Zeit der vorgeschriebenen Gebete zu Hause bleibe. Die nähere Aufsicht über die Sittlichkeit legt der Reis den Imams und Aksakals (Weißbarten) der verschiedenen Stadttheile auf. Die Imame haben darauf zu sehen, daß ihre Heerde nicht gewisse abergläubische, ihnen von ihren Vorältern hinterlassene Gebräuche vollziehe, welche im Koran nicht geboten sind. Auf die Anzeigen der Imams und Aksakals mischt sich der Reis nicht selten in häusliche Angelegenheiten. Sie haben das Recht, in die Lehranstalten zu gehen und darauf zu achten, daß die Mudarris oder Lehrer in ihren Vorträgen keine der reinen Lehre Mohammeds fremden Ideen einmischen. Selbst die städtischen Fleischer, welche nach dem Gesetz das Vieh unter Beobachtung einiger besonderen Ceremonien schlachten müssen, erhalten die Erlaubniß, ihr Gewerbe auszuüben, nur nach einer vor dem Reis abgelegten genügenden Prüfung.

Mit dem Untergang der Sonne und den letzten Worten des Gebetes tritt der Chustan Miri Schab in sein Amt ein. Seine Thätigkeit ist namentlich auf Verhütung nächtlichen Raubes und Diebstahls gerichtet, zugleich muß er aber auch über die Ruhe der Stadt wachen, d. h. daß nirgends lärmende Versammlungen oder Vergnügungen den ruhigen Schlummer der Gläubigen unterbrechen. Zu diesem Ende verhaftet er jeden, der ihm nach dem Abendgebet auf den Straßen aufstößt, und stellt ihn am andern Tage dem Emir vor, der jeden Morgen hinter dem, in einem der Höfe seines Palastes aufgezogenen Vorhang heraustritt, um seinen Unterthanen Recht zu sprechen; der Reis tritt auch in die Häuser, aus denen er die Klänge von Liedern und Musik erschallen hört, läßt die Zechenden ergreifen und sperrt sie zur Abbüßung ihrer Schuld ins Gefängniß. Die Mannschaft des Miri Schab besteht aus Wachen, die jede Nacht an allen Hauptstraßen aufgestellt, und mit Messern, manchmal auch nur mit Stöcken bewaffnet sind; sie müssen sich durch das Schlagen auf kleine Trommeln Nachrichten geben und sich vereinigen, sobald sie das Zeichen vernehmen, daß Unruhen vorfallen. Jede Nacht überzeugt sich der Miri Schab zweimal durch persönliche Aufsicht von der Wachsamkeit seiner Untergebenen, reitet zu dem Ende in Begleitung von 10 bis 15 Dienern durch die Straßen, und schlagt zuweilen auf Pauken, die am vordern Bogen des Sattels angebracht sind; alle Wachen an den Kreuzstraßen antworten ihm, sowie er sich nähert, gleichfalls durch Schläge auf Trommeln. Von den städtischen Gebäuden sind nur die Gefängnisse seiner unmittelbaren Aufsicht untergeben. Er muß jeden Freitag den Emir von dem Zustand der darin befindlichen Verbrecher unterrichten, und stellt denselben alle im Laufe der Woche ins Gefängniß gekommenen Leute vor, über welche noch kein Entscheid gefallt ist. Das Amt des Miri Ab beschränkt sich bloß darauf, daß im Sommer jede Woche, im Winter alle zwei oder drei Wochen frisches Wasser in den Stadtcanal und die Wasserleitungen gelassen werde. Er hat auch die Oberaufsicht über die Reinigung des Canals, die jedes Frühjahr von Arbeitern vorgenommen wird, welche von den am Ufer des Schahri Rud wohnenden Hauseigenthümern gestellt werden.

Zum Schluß haben wir noch einiges über die zwei unglücklichen Classen der Gesellschaft anzufügen, welche einen bedeutenden Theil der Einwohnerschaft bilden und keinem der obengenannten Beamten direct untergeben sind. Dieß sind die Bettler und die Aussatzigen; für die erstern, welche allenthalben in den Städten des Orients einen besondern Stand bilden, sind Aufnahmehäuser hergerichtet, in denen sie unentgeltlich wohnen. Den Aussatzigen ist ein besonderer Stadttheil angewiesen, und da diese Leute als von Gott verworfen angesehen werden, so betritt denselben kein Gesunder. Sie haben ihre eignen Bazare, Buden und Polizei; jedermann fürchtet sie, wie Verpestete, und nur dieser Schrecken hindert einigermaßen die Verbreitung der Krankheit.

Obgleich die Aufsicht über die Stadt so vielen Personen anvertraut ist, so sind die Hauseigenthümer doch keinen besondern Beschränkungen unterworfen; jeder baut, wo er kann und mag, deßhalb sind die Straßen eng und krumm. Niemand

kummert sich um Reinlichkeit, denn was man zu Hause nicht brauchen kann, das wirft man auf die Straße, und obgleich in Buchara keine Beispiele solcher widerlichen Unreinlichkeit sind, wie Conolly sie in Herat sah, so muß man doch oft ganze Blutlachen überschreiten, weil die Fleischer ihr Gewerbe treiben wo sie wollen; besonders trifft sich dieß vor den großen muselmanischen Festen. In den Canälen badet man die Pferde, wascht Kleider und sonstige Zeuge, dadurch wird das Wasser oft völlig schädlich, und wer es dann unvorsichtig trinkt, wird krank. Die Oberfläche der Straßen und Plätze ist gleichfalls dem Schicksal überlassen, und obgleich einige derselben mit großen Steinen gepflastert sind, so wird doch das Pflaster nie erneuert und ausgebessert. Im Frühjahr sind einige Straßen völlig ungangbar. Das Material zum Bauen darf man allenthalben nehmen, und faule Arbeiter ziehen es vor den Lehm gerade um das Haus her von der Straße zu nehmen, so daß Gruben entstehen, die niemand ausebnet, indem man es vorzieht, sie zu umgehen, bis Zeit und Regen die Vertiefung wieder ausgleichen. Der Canal hat nirgends Geländer und das Ufer wird auf keine Weise festgemacht. Die Anstrengungen der Regierung für die Sicherheit sind auch nicht außerordentlich, weil die Wachen des Miri Schab auf den Straßen dahermarschiren, während Diebe und Spitzbuben auf den flachen Dächern herumsteigen. Auch die Maaßregeln des Emirs und seiner Beamten zur Versorgung der Stadt mit Lebensmitteln sind nicht ausgezeichnet; sie übersehen nur die Gegenwart, und wenn Hunger unerwartet einbricht, wie im Jahr 1831 geschah, so weiß der Emir nichts besseres zu thun, als die Kornspeicher der Privaten aufbrechen zu lassen, und das Korn wohlfeil aber zum Vortheil des Schatzes zu verkaufen.

Rückblicke.

(Schluß.)

Diese literarisch-nationale Bewegung, die allmählich eine Menge kleiner Völker ergreift, welche früher in dieser Beziehung gar nicht genannt und bekannt waren, gibt ein großartiges Zeugniß für die allgemeine Bildung der Staaten, oder Staatensysteme denen sie angehören. Außer den kleinen slawischen Völkern und den Walachen, welche zum Theil durch böhmische und polnische Literatur angelockt, zum Theil aber auch durch die geistige Regsamkeit von Deutschland aufgemuntert wurden, sehen wir zwei merkwürdige Beispiele solcher Particularliteratur in Finnland und in Wales. Im letztern Falle ist dieselbe durch die Jahrhunderte alte Freiheit am meisten entwickelt, während sie in dem stammverwandten Irland und in der Bretagne sehr schwach ist, wohl eine Folge des mannichfachen Druckes, der auf diesen Ländern lastete. In Finnland ist es merkwürdiger Weise der erobernde Stamm selbst, welcher nicht nur die Poesie des überwundenen Volkes aus dem Dunkel hervorzog, sondern auch seine Sprache neben dem Schwedischen zur Herrschaftssprache erheben will, und von einer finnischen Nationalität spricht (s. Nr. 100). Die allgemeine Grundlage der ganzen Bewegung ist ohne Zweifel die Humanität unserer Zeit, welche auch den Widerstrebenden zwingt, wie die oft mißverstandene Menschenwürde des Einzelnen, so die Individualität eines Volks zu achten, so klein auch seine Zahl ist und so wenig es auf der Weltbühne aufzutreten Anspruch macht. Es läuft dabei viel unlauteres und thörichtes mit unter, wie in allen menschlichen Dingen, und so kommt es, daß der eine die Schriftsprache seines Volkes auf verwandte Stämme übertragen, der andere für einen kleinen Theil eines Stammes eine eigene Sprache schaffen will. So haben wir oben bei Norwegen eines thörichten Unternehmes gedacht, eine eigene norwegische Sprache zu stiften, und so dürfte es nicht minder thöricht von Seite der Slowaken Ungarns seyn, in ihrem Bereich eine besondere Schriftsprache zu gründen, wie bereits versucht worden ist. Indeß möchte hier die Gränzlinie nicht sehr leicht zu ziehen und der Grad der Berechtigung schwer zu bestimmen seyn. Es mag von Seite der Slowaken ein thörichter Versuch gewesen seyn, aber kaum dürfte man den, für die Russinen Galiziens eine eigne, etwa mit der kleinrussischen übereinkommende Schriftsprache zu versuchen, mit dem gleichen Namen beigen, da das Volk entschieden nicht polnisch spricht. Es ist gewiß unausführbar, Polnisch und Böhmisch zu verschmelzen, wie vorgeschlagen wurde, denn beide haben eine alte wohlbegründete Literatur hinter sich, welche keiner von beiden Theilen wird opfern wollen, aber es kann dem thätigen Gaj gelingen, sämmtliche Illyrier bis tief in die Türkei hinein zu Einer Schriftsprache zu vereinen, weil sie früher keine eigentliche Literatur, wenn auch einzelne Schriftsteller hatten. Historische Einflüsse und geistige Regsamkeit des Volks wirken in diesen Dingen am meisten, und jeder Versuch, welcher nicht auf diese gegründet ist, wird sich auf die eine oder andere Weise bestrafen. Auch die geographische Lage ist ein bedeutendes Element, und in dem eben angeführten Falle Gaj's wird sich dieß sehr wirksam erweisen.

Eroberungen dieser Art kann es in dem übrigen Europa eigentlich nicht geben, sondern hier wird nur von Eroberungen der Schriftsprache über Dialekte die Rede seyn; Holland und Belgien, welche niederdeutsch schreiben, werden schwerlich Eroberungen im übrigen Niederdeutschland machen, weil die übermächtige deutsche Literatur ihnen hemmend in den Weg tritt, während in der Slawenwelt kein Land über die andern verwandten Länder ein solches literarisches Uebergewicht ausübt; keine moralische Gewalt eines Hauptlandes zieht die übrigen immer mehr von selbst in dessen Kreis, denn von Rußland, so mächtig es auch ist, läßt sich dieß in keiner Weise sagen. Die russische Literatur übt auf kein anderes Slawenland einen bedeutenden Einfluß aus, nicht einmal auf die des unterworfenen Polens, und seine eine Zeitlang durch zahlreiche Uebersetzungen und Bearbeitungen fremder Werke ziemlich angeschwollene Literatur hat dem eigenen Geständniß der Russen zufolge (s. die Literatur im J. 1843 Nr. 75) wenig von Bedeutung geliefert, ja man muß die Leere noch für eine Art Glück ansehen, da sie ein Beweis ist, daß man den Wust fremder Einflüsse und Richtungen allmählich satt bekommt. Man darf die russische Literatur nicht nach dem Maaßstab

der westeuropäischen bemessen, weil sie im wesentlichen sich an ein ganz anderes Publicum wendet, als die westeuropäische. Die vornehme Classe in Rußland, die allein lesehungrige, während es im übrigen Europa so ziemlich die große Masse ist, füttert ihren Appetit eben so gut und noch mehr an fremden als an einheimischen Erzeugnissen; für die große Masse derjenigen aber, welche in Rußland überhaupt lesen, hat der Fabeldichter Kryloff mehr gethan als hundert andere zusammengenommen, und seine Dichtungen verbreiten sich auch auf eine in Rußland beispiellose Weise; *) der Grund liegt darin, daß die Fabeldichtung, welche sich im westlichen Europa ziemlich überlebt hat, in Rußland noch zur Verbreitung einer Menge von Begriffen und Ideen beiträgt. Die Schnelligkeit, womit man in Rußland, wie in Deutschland, die Erzeugnisse fremder Literatur zu Markt bringt, — die Vaterländischen Memoiren, monatlich zwischen 20 und 30 Bogen, liefern oft in einer oder zwei Lieferungen ganze Novellen Englands oder Frankreichs — hat in beiden Ländern sehr verschiedene Folgen; während sie in Deutschland bloß den Lesehunger befriedigt, bringt sie in Rußland zugleich eine Menge philosophischer und religiöser Ideen in Umlauf, welche in Deutschland, wo die Gesellschaft größtentheils nivellirt ist, keine sonderliche Bedeutung mehr haben, aber für die russischen Gesellschaftszustände oft wahres Gift sind. Kurz Rußland ist in literarischer Beziehung noch für geraume Zeit mehr empfangend als gebend, und steht trotz der hohen Bildung Einzelner nicht auf der Stufe, um ein moralisches Uebergewicht über die andern slawischen Stämme ausüben zu können. Es gibt kaum ein schlagenderes Beispiel des Unterschieds materieller und geistiger Macht, als die Vergleichung der Wirkung, welche Rußland und welche Deutschland auf die ihnen stammverwandten Völker ausüben.

Hierin liegt auch ein Fingerzeig für die Zukunft. Die herrschende Ansicht ist jetzt allerdings, daß die verwandten Nationalitäten sich anziehen, und daß diese Anziehungskraft einen überwiegenden Einfluß habe. Ferne sey es von uns die Kraft dieser Blutsverwandtschaft zu verkennen, denn die Verwandtschaft selbst ist ja nichts Zufälliges; oder ist es etwa zufällig, daß die romanischen Nationen in einem Halbkreis um das Mittelmeer herumliegen, und daß sie außer den verwandtschaftlichen Sympathien auch durch ihre Interessen zusammengehalten werden? Aber diese Verwandtschaft ist keineswegs immer das überwiegende Princip, namentlich nicht bei denjenigen Völkern, wo die öffentliche Meinung zur Erkenntniß ihrer Interessen gelangt ist. Wir sind mit England sehr nahe verwandt, und doch besteht eine eingewurzelte Abneigung, hervorgegangen theils aus der verschiedenartigen socialen Entwicklung, theils aus dem Uebermuth des Reichthums und der Uebervortheilung in Handelssachen. Noch enger sind Nordamerika und England verwandt, und doch haben die widerstreitenden Interessen und die Verschiedenheit der Entwicklung zahlreiche Mißverständnisse und eine entschieden gegenseitige Abneigung hervorgerufen. Die jetzt so stark hervortretende Anziehungskraft der Nationalitäten h[a]
leicht nachweisbaren Ursachen, und wird au[ch]
werden, als bis diese Ursachen aus dem
Aber es ist kein Grund vorhanden zu glauben,
kraft immer in gleicher Stärke fortdauern
gegen alle Erfahrungen der Geschichte.

Die zwischen Deutschland und Rußland
welche sämmtliche in den Ländern zwi[schen]
Meere und der Ostsee anstauchende Frage
ist einfach die, welches Land wird den ver[schie]
liegenden Völkern die größte Summe von
stigem Wohlseyn verschaffen können? Ruß
nationale Anziehungskraft, Deutschland kann
freie Entwicklung aller geistigen Kräfte
welche Waffen dieser Kampf entschieden wer
wir hier nicht zu untersuchen, und es w[äre]
thöricht, es untersuchen zu wollen; noch
Frage, wann es zum Kampfe kommen w[ird]
da, und wird mit den mannichfaltigst[en]
Wenn Rußland die Einheit des Willens
sich hat, so steht ihm auch sein daraus he[r]
tätssystem entgegen; Deutschland in sein[em]
recht erhaltenen Autonomie seiner eig[enen]
nicht daran denken, bei diesen Völkern er[obern]
len und zu wünschen; überhaupt bleiben
der Thätigkeit, welche Oesterreich und Pre[ußen]
anderen als geistige Mittel, um diesen lang
Jahren aber immer offener zu Tage tret[enden]
ren, aber wir hoffen und erwarten, da
strebungen, an denen Deutschland so ret[ch]
Macht gründen werden, als die jener

pagod things of sabre sway
With fronts of brass and fe[et]

*) Im Jahre 1837 erschien eine 33ste Auflage; Kryloff starb in diesem Jahre.

Miscellen.

**Eisenbahnarbeiten für die nä[chste]
session.** Die bloße Aufzählung der vorgesch[lagenen]
das Geschäftsregister der nächsten Parlamentsse[ssion]
entsetzlicher Länge, denn sie nimmt 19 ruggedru[ckte]
neuen Eisenbahnen oder Ausdehnung schon v[or]
England allein 195, für Schottland 7, für Ir[land]
225 Bills. Das Capital was zur Ausführ[ung]
aufgebracht werden soll, ist übermäßig groß.
neue Linien auslaufen, von denen zwei nach
4 Mill. Pfd. St. kosten würden. Die Eisen
auf 2,200,000, die von London nach York auf
nach Chatham und Nord-Kent auf 1½ Mill.
laufende auf 4 Mill. und die Eisenbahn von M[an]
veranschlagt. Das sind die niedersten Schätzung
fragen, wo soll all dieß Geld herkommen neben
zahllosen Speculationen? (Shipping Gazette v[om]

Schenkungen für die freie Kirche
Beweis, welchen Fortgang diese Schenkungen
der Umstand, daß kürzlich 19 Personen, darun
nicht Mitglieder der freien Kirche sind, 19,000
haben, um eine Unterrichtsanstalt für die Ge
gründen. (Schott. Bl.)

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilagen: Jahresregister, Intelligenzblatt Nr. 14 und Umschlag zum Monat Decemb

Digitized by Google

№ 14.

Intelligenz-Blatt zum Ausland.

Dienstag 31 December 1844.

[191] **Wichtiges Werk über Texas.**

Das seit kurzem erst in die Geschichte und Politik eingetretene neue Land Texas erregt die allgemeine Aufmerksamkeit, als eine neue Welt, die bestimmt scheint, von dem Strome der deutschen Auswanderung befruchtet zu werden.

Dennoch fehlte es unserer Litteratur an einem Führer, an Werken, aus denen wir das Land kennen lernen könnten. Der „große Unbekannte" hat es uns aufgeschlossen; er gibt uns eine lebendige, wahre und frische Anschauung des Landes und insbesondere des Kampfes mit Mexico in seinem Werke:

Das Cajütenbuch,

oder

nationale Charakteristiken.

2 Bände. Preis 4 Thlr.

(Bei **Julius Bädeker** in **Elberfeld** und in allen Buchhandlungen zu haben.)

„In den Werken des „großen Unbekannten" (die kürzlich in Amerika ins Englische übersetzt worden) hat die freie große Natur sich eine freie große Poesie geschaffen; ein urwaldfrischer Hauch weht durch dieselbe. Mit Vorliebe behandelt der Verfasser den Menschen in freiem Naturzustand und jene Naturschilderungen erheben sich dann zur hinreißendsten Gewalt, wenn er die Unermeßlichkeit des Meeres vor uns aufrollt, oder uns Führer ist durch die grandiosen tellurischen Verhältnisse der neuen Welt; die Natur in ihrer einsamen Jungfräulichkeit uns vorzuführen, darin ist er ganz unübertrefflich."

Das ist das Urtheil der Kritik! — Die Treue und Wahrheit der Schilderungen bezeugt die allgemeine Anerkennung und Verehrung, welche dem unbekannten Verfasser in beiden Welten bereits geworden ist. Es sprechen dafür alle Berichte von unparteiischen Augenzeugen. — Unsere Litteratur ist durch ihn um eine Reihe von classischen Werken bereichert worden.

---

[192] Im Verlage der Unterzeichneten ist erschienen:

Die Entdeckung von Amerika

durch die Isländer im 10ten und 11ten Jahrhundert.

Von

Dr. K. H. Hermes.

Gr. 8. Mit 1 Kpfr. Velinp. Geh. 20 gGr.

Die vielseitig interessante und bestrittene Frage, welcher Nation die erste Entdeckung Amerika's mit Recht zugeschrieben werden darf, ist in dieser geistreichen Schrift in einer Weise besprochen und erledigt, die den Gelehrten wie den gebildeten Laien gleichmäßig anziehen muß und die wir der Aufmerksamkeit Aller empfehlen.

Braunschweig, October 1844.

Friedrich Vieweg und Sohn.

---

[193] Bei A. Marcus in Bonn ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Denkwürdigkeiten

des

Hauptmanns Bernal Diaz del Castillo,

oder wahrhafte Geschichte

der Entdeckung und Eroberung von Neu-Spanien,

von einem der Entdecker und Eroberer selbst geschrieben, aus dem Spanischen ins Deutsche übersetzt und mit dem Leben des Verfassers, mit Anmerkungen und andern Zugaben versehen

von **Ph. J. v. Rehfues.**

Zweite vermehrte Ausgabe.

4 Bände, broschirt. Preis 4 Thlr. od. 7 fl. 12 kr.

---

[194] So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Zu

Scandinavien.

Nordlichter.

Von

Eduard Boas.

8. geh. 21 Bogen. Preis 1½ Rthlr.

Leipzig, December 1844.

Fr. Ludw. Herbig.

---

[195] In Unterzeichnetem ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Savonarola.

Ein Gedicht

von

Nicolaus Lenau.

Zweite durchgesehene Auflage.

Velinpapier in Umschlag broschirt. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 gGr.

Gründliche historische Studien haben in unserer Zeit ein neues Licht auf den florentinischen Reformator geworfen. Ein anerkannter Dichter entlehnt in gegenwärtiger Darstellung die Fackel der Geschichte, und sie wirft in seiner Hand den verklärenden Schimmer der Poesie über einen der edelsten Kämpfer für eine Sache, deren — zu früh, von einer aufgeklärteren und glücklicheren Nachwelt beweinter — Märtyrer er geworden ist. Dabei hat der Verfasser allen Versuchungen widerstanden, zu weichen ihn eine Verwechslung der Zeit, die er zum Gegenstand seiner Dichtung gewählt hat, mit spätern Erscheinungen verführen konnte. Als Dichter hat er, mit künstlerischer Besonnenheit, die Flammen, durch welche Savonarola starb, zur poetischen Glorie verklärend, ihn doch nicht von dem historischen Boden, in welchem seine Thätigkeit und seine Geisteseigenthümlichkeit wurzelte, losgerissen, um ihn in ein ideales Vacuum zu stellen; er hat durch tieferes Eingehen in den Geist jener Zeit mit all' seinen Zügen, seinen Gebrechen und Flecken, welche einem großen und reinen Charakter zur Folie dienen, ebenso der Wahrheit die Ehre gegeben, als die poetische Wirkung rein erhalten und verstärkt. Savonarola erscheint als das, was er war, als der Arzt der damals kranken Kirche, und die im Gegenstand selbst liegende Poesie ist, wie man es von dem Verfasser erwarten durfte, durchaus keinen äußerlichen, mit der eifersüchtigen Selbstständigkeit der Muse unverträglichen Zwecken dienstbar gemacht. Wir hoffen, daß die zweite Auflage dieser Dichtung, in welcher ächte Poesie aus einer frischen und tiefen Begeisterung für die Herrlichkeit des christlichen Glaubens Hand in Hand geht, sich wie die erste recht viele Freunde erwerben werde.

Stuttgart und Tübingen,

J. G. Cotta'scher Verlag.

Digitized by Google

[196] In der J. G. Calve'schen Buchhandlung in Prag ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Taschenbuch zur Verbreitung

geographischer Kenntnisse.

Eine Uebersicht des

Neuesten und Wissenswürdigsten im Gebiete der gesammten Länder- und Völkerkunde.

Herausgegeben

von **Johann Gottfried Sommer.**

1845. (23. Jahrg.) Mit 5 Stahlst. und 1 Karte. — Gr. 12. Prag, geb. in engl. Leinwand 3 fl. C. M. — 2 Rthlr. od. 3 fl. 36 kr. rhn.

Wie bei den frühern Jahrgängen wird auch diesmal eine *allgemeine Uebersicht der neuesten Reisen* gegeben, worin das Wichtigste mitgetheilt wird, was in der letzten Zeit Neues entdeckt wurde. Den weitern Inhalt bilden folgende Aufsätze:

I. Ein Auszug aus: *Fellows* Prachtwerk über seine *Reisen* und *Entdeckungen in Kleinasien.*

II. *Beschreibung der Insel Zanzibar* von Ruschenberger.

III. *Dieffenbachs Reisen in Neuseeland.*

IV. *Erinnerungen aus Esthland.*

V. *Zur Kenntniss von Montenegro.* Eine *grosse Karte* nach einer Originalzeichnung bildet eine besonders werthvolle Beigabe zu diesem Aufsatz.

VI. *Harris' Gesandtschaftsreise nach Schoa.*

Die trefflich ausgeführten Stahltafeln stellen vor: I. Das Innere eines türkischen Privathauses. II. Ein Karawanserai. III. Felsengräber bei Myra. IV. Den Berg Egmont auf Neuseeland. V. Den Pik von Memrat in Schoa. Eine weitere Beigabe bildet die Karte von Montenegro, *die erste*, welche über dieses Land veröffentlicht wird.

Die Jahrgänge 1823—1842 dieses belehrenden und unterhaltenden Taschenbuches haben wir *auf die Hälfte* des frühern Preises a 1 Rthlr. od. 1 fl. 50 kr. C. M. pr Jahrgang *herabgesetzt*; nur werden die vier ersten Jahrgänge nicht mehr einzeln, sondern blos bei *completer* Abnahme gegeben.

---

[197] Vollständig ist nun erschienen:

Die Geheimnisse von London

von Sir Francis Trollop.

Uebersetzt von **Dr. Ludwig Eichler.**

Vier Bände (oder 11 Hefte).

Erste Ausgabe in Octav.

Zweite Ausgabe in Duodez.

Preis jeder Ausgabe vollständig 3⅓ Thlr.

Leipzig bei Friedrich Fleischer.

Der während des allmählichen Erscheinens immer gestiegene Absatz dieses Werkes, welcher schon vor seiner Beendigung eine zweite Auflage nöthig machte, dürfte vielleicht den besten Beweis abgeben, daß hier ein Werk von allgemeinem und großem Interesse vorliegt, welches nun, da es vollendet ist, wohl noch einer bedeutenden Verbreitung fähig seyn möchte. Einzene Hefte, zur Vervollständigung, sind jederzeit à 10 Ngr. zu erhalten.

---

[198] In unterzeichnetem sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Mythologische Forschungen und Sammlungen

Wolfgang Menzel.

Erstes Bändchen.

8. Velinp. broch. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 gr.

Inhalt: I. Die Schöpfung des Menschen. Vergleichende Uebersicht der darauf bezüglichen Mythen und Dichtungen. — II. Eros. — III. Monographie der Bienen. — IV. Die Mythen des Regenbogens. — Nachträge.

Die erste Abhandlung entfaltet in einem sehr weiten Panorama solche Mythen, die das classische Alterthum nur wenig berühren, aber desto tiefer in die Ideenwelt des Orients und des christlichen Mittelalters eingreifen, und die dem Herrn Verfasser zugleich eine mythologische Recognoscirung in allen Welttheilen verstatteten. Die zweite verweilt vorzugsweise unter den lieblichsten Phantasien des alten Hellas. Die dritte und vierte legen Proben von der Art und Weise ab, wie Gegenstände der Natur im Reflex der Symbolik, Mythologie und Poesie aufzufassen sind. — Zu wissen, wie derselbe Gegenstand oder dieselbe Idee sich in den verschiedensten Vorstellungsweisen der Völker von den ältesten Zeiten an abgespiegelt habe, ist ein Bedürfniß, das sich den Forschern in mehr als Einer Wissenschaft aufdrängt, zunächst aber von denen empfunden wird, die sich mit ästhetischen Ideen beschäftigen und im weiten Gebiete der Phantasie zu orientiren haben. Die unbefangene, wenn wir so sagen dürfen, naturgeschichtliche Behandlung der Mythologie, die möglichst vollständige Sammlung und Vergleichung aller Symbole, Mythen und Dichtungen, die sich auf denselben Gegenstand beziehen, ist ohne Zweifel die zweckmäßigste und günstigste für das ästhetische Bedürfniß, und wir hoffen daher, daß diese allen Freunden der Poesie und Kunst gewidmete Forschungen und Sammlungen den strengen Forderungen der Gründlichkeit und Vollständigkeit nachkommen und allgemeinen Anklang finden werden.

Stuttgart und Tübingen. **J. G. Cotta'scher Verlag.**

---

[199] In mein
und ist durch all
C

Kaise

Aus dem köni
thèque de B

Dr.

Leipzig,

---

[200] In unte
nen und durch
ziehen:

Boehmer

gesta Impe
usque ad
Regesten
Heinrich R
Rudolf, Ad
rich VII. 1
beitet. X
Auf Schre
4 Rthlr.

Dieses Werk
betreffenden Ab
nen Kaiserrege
Arbeit. Es ent
wesenen Jahr
Titel genannter
Auszügen, daß
Gebrauch in de
vollständigen Te
selben waren d
hier zum erstenm
tungen über die
telt, die Thater
Geschichtsquelle
den Auszügen i
Nachweisung d
gleichzeitigen Ch
terungen und e
dazu schicklichen
hang enthält die
und vermischten
schichte des deut
tig sind. Es w
für die betreffen
eine urkundliche
Brauchbarkeit zu
keine Bearbeitur
nicht aus dem
derselben berücksichtigt und er
Stuttgart
J

---

[201] In unter
durch alle Buch
J

Rechtserzeug
in

Ein Vortrag
Advocate
von
Rechts-Co
Gr. 8. in Um

Stuttgart und
J.

Digitized by Google

[202] In Unterzeichnetem ist erschienen und kann durch alle Buchhandlungen und löblichen Postämter bezogen werden:

Das Zollvereinsblatt,

ein Centralblatt für alle Interessen des Handels und der Schifffahrt, der Industrie und des Ackerbaues, der Handelspolitik und der National-Unternehmungen Deutschlands und insbesondere des deutschen Zollvereins, so wie überhaupt für die Discussion aller die National-Oekonomie und die materiellen Interessen Deutschlands betreffenden Fragen.

Herausgegeben

von **Dr. Fr. List.**

Preis des Jahrgangs 6 fl. 48 kr. oder 4 Rthlr.

Inhalt. Nr. 49—50. Bremens Handel. — Deutschlands Zucker- und Kaffeeverbrauch. — Promemoria über die deutsche Leinenindustrie. — Ueber den Verkehr mit Baumwollenwaaren in Oesterreich. — Ueber die preußischen Ostseeprovinzen in commercieller und industrieller Beziehung. — Miscellen.

Inhalt: Nr. 51. Die Industrie im Erzgebirge. — Handelszustände in Aegypten. — Oesterreichischer Verkehr in Südfrankreich. Zur Zollvereins-Statistik. (Statistische Uebersicht der wichtigsten Gegenstände des Verkehrs und Verbrauchs im deutschen Zollverein.)

In das Abonnement kann jedes Vierteljahr für den Rest des Jahres eingetreten werden.

Stuttgart und Tübingen. **J. G. Cotta'scher Verlag.**

---

[203]

J. G. v. Herders ausgewählte Werke.

Ausgabe in Einem Bande,

mit dem Bildniß des Verfassers in Stahl gestochen und einem Facsimile seiner Handschrift.

Preis broschirt 14 fl. oder 8 Rthlr.

Hübsch cartonnirt 14 fl. 36 kr. oder 8 Rthlr. 8 gGr.

Hauptabschnitte des Inhalts:

Herders Lehen. — Gedichte. — Der Cid. — Legenden. — Dramatische Stücke und Dichtungen. — Stimmen der Völker in Liedern. — Geist der ebräischen Poesie. — Aeltester Urkunde des Menschengeschlechts. — Ideen zur Geschichte der Menschheit. — Adrastea. — Briefe zur Beförderung der Humanität. — Sophron. — Christliche Reden und Homilien. — Homilien über das Leben Jesu.

Außerdem sind noch zu haben.

J. G. von Herders sämmtliche Werke in Taschen-Format. 60 Bändchen. Preis 24 fl. oder 14 Rthlr.

Einzelne Abtheilungen einzeln:

I. Religion und Theologie. 18 Bdchn. Preis 7 fl. 12 kr. oder 4 Rthlr. 6 gGr.

II. Litteratur und Kunst. 20 Bdchn. Preis 8 fl. oder 4 Rthlr. 18 gGr.

III. Philosophie und Geschichte. 22 Bdchn. Preis 8 fl. 48 kr. oder 5 Rthlr. 6 gGr.

Einzelne Bändchen aus diesen Abtheilungen werden für 24 kr. oder 6 gGr. abgegeben.

— — **Der Cid.** Nach spanischen Romanzen. Neue unveränderte Ausgabe, 16. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 6 gGr.

— — — — Illustrirte Ausgabe mit 70 Holzschnitten. Nach Zeichnungen von E. Neureuther. Zweite Auflage. Preis 6 fl. 24 kr. oder 4 Rthlr.

— — **Gedichte.** Herausgegeben von J. G. Müller. Neue Ausgabe. 8. Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 8 gGr.

— — **Christliche Reden und Homilien.** Herausgegeben von J. G. Müller. 3 Theile. 16. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 12 gGr.

— — **Sophron.** Gesammelte Schulreden. Herausgegeben von J. G. Müller. 16. Preis 1 fl. 48 kr. od. 1 Rthlr.

M. Caroline v. Herder, Erinnerungen aus dem Leben J. G. v. Herders. Herausgegeben von J. G. Müller. 3 Theile. 16. Preis 1 fl. 48 kr. oder 1 Rthlr. 4 gGr.

Stuttgart und Tübingen. **J. G. Cotta'scher Verlag.**

Digitized by Google

[204] **Schiller's Werke in 10 Bänden gr. 8. nunmehr vollst**

In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Schiller's
sämmtliche Wer

Gr. 8. in 10 Bänden auf feinem Velinpapier,
geschmückt mit dem Porträt des Dichters in Stahlstich.

Preis 10 fl. 48 kr. oder 6 Rthlr. 16 gGr.

Diese sehr schön ausgestattete neue Octav-Ausgabe wird vielen Verehrern Schillers eine willkommene wir uns dahrr anzeigen zu können, daß vollständige Exemplare derselben nunmehr durch alle deutschen Bu Auslandes bezogen werden können.

Schiller's Porträt in Stahl gestochen von Ra

gr. 4. auf chines. Papier. Preis 48 kr. oder 12 gGr.

Stuttgart und Tübingen, im December 1844. **J. G. C**

In demselben Verlag sind erschienen und gleichfalls durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Zehn Stahlstiche
zu Schillers Werken. Octav-Ausgabe in zehn

Preis 1 fl. od. 16 gGr.

Inhalt: Rudolph von Habsburg. — Die Braut von Messina. — Die Räuber. — Wallensteins Lag Jungfrau von Orleans. — Fiesco. — Maria Stuart. — Don Carlos. — Turandot.

Stuttgart und Tübingen, im December 1844. **J. G. C**

---

[205] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Neueste unveränderte Auflage.

Das nationale System der politischen Ö

Von

Dr. Friedrich List.

Erster Band.

Der internationale Handel, die Handelspolitik und der deutsche Zo

Gr. 8. brosch. Preis 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr.

Inhaltsanzeige.

Vorrede. Einleitung.

Erstes Buch. Geschichte. — Die Italiener. — Die Hansen. — Die Niederländer. — Spanier und Portugiesen. — Die Franzosen. — Die Deutschen. — Die Russen. — Die Nordamerik Geschichte überhaupt.

Zweites Buch. Theorie. — Die politische und die kosmopolitische Oekonomie. — Die Theorie die Theorie der Werthe. — Die nationale Theilung der Geschäftsoperationen und die Conföderation der Nati Privatökonomie und die Nationalökonomie. — Nationalität und die Oekonomie der Nation. — Volk politische und Nationalökonomie. — Die Manufacturkraft und die persönlichen, socialen und politischen Manufacturkraft und die natürlichen Productivkräfte. — Die Manufacturkraft und die Instrumenta tair). — Die Manufacturkraft und das Agricultur-Interesse. — Die Manufacturkraft und der Ha turkraft und die Schifffahrt, die Seemacht und die Colonisation. — Die Manufacturkraft und die Circula Manufacturkraft und das Princip der Stetigkeit und Werkfortsetzung. — Die Manufacturkraft und duction und Consumtion. — Die Douane als Hauptmittel zu Pflanzung und Beschützung der innern Douane und die herrschende Schule.

Drittes Buch. Die Systeme. — Die italienischen Nationalökonomen. — Das Industriesystem Mercantilsystem genannt). — Das physiokratische oder Agriculturs-System. — Das Tauschwerthssystem Industriesystem genannt). — Adam Smith. — J. B. Say und seine Schule.

Viertes Buch. Die Politik. — Die Insularsuprematie und die Continentalmächte. — Nordameri Insular-Suprematie und die deutsche Handelsunion. — Die Continentalpolitik. — Die Oekonomie der deutsc

Stuttgart und Tübingen, 1844. J.

Digitized by Google

ranz Stedeler
binderei
dt/Do.